

Die Gegenwart

Die Gegenwart.

Wochenschrift

für

Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben

von

Richard Nordhausen.

Fünfundsechzigster Band.

(Nr. 1—26.)

Berlin 1904.

Verlag der Gegenwart.

Register.

Fünfundsechzigster Band.

1. Politische und rechtswissenschaftliche Aufsätze.

2. Naturwissenschaftliches, Medicinisches und Technisches.

3. Vermischte Aufsätze.

4. Gedichte, Novellen, Feuilletons.

Register.

Am meisten zündeten seine Gedichte in der Verbannung, die den Titel: „Die Züchtigungen" („Les Châtiments") führten. Ich hatte eines davon in's Deutsche übertragen und erhielt durch Vermittelung des mit dem Dichter befreundeten **Louis Blanc** ein anerkennendes Schreiben Hugo's, der, was wohl auch wenig bekannt, von Großvaters Seite her deutscher Abkunft war und einst selbst geschrieben hatte: „es rinne gothisches Blut in seinen Adern".

Als der Krieg von 1870 kam, war Hugo auf Seiten der grimmigsten Chauvinisten. Einer seiner Söhne schämte sich nicht, in einem Pariser Blatte zu schreiben: Der Preuße müsse über den Rhein geworfen werden, mit einem Tritt in den Hintern (avec un coup dans le derrière). Selbst nach 1871 beging Hugo die Thorheit, zu erklären: es müsse, ehe das goldene Zeitalter des allgemeinen Friedens anbrechen könne, ein letzter Krieg geführt werden, um Mainz, Trier, Koblenz, Köln und Aachen wieder mit Frankreich zu vereinigen!

Im Gegensatze zu Victor Hugo muß Louis Blanc das Zeugniß ertheilt werden, daß er sich vor Kriegsausbruch durch Zuschriften an den Pariser „Temps", dessen Mitarbeiter er von London aus war, bis zuletzt im Sinne der Erhaltung des Friedens bemüht hatte. Wir waren mit einander in stetem freundschaftlichen Verkehr. Nicht weit von mir wohnend, kam er in bewegten Zeiten häufig in mein Haus, um mich zu Rathe zu ziehen oder allerhand Erkundigungen zu holen, z. B. zur Zeit des Schleswig-Holsteinischen Krieges von 1863/64. Er verfocht da im „Temps" unsere nationale Sache. In London hatte er eine Deutsche, Fräulein Groh, geheirathet und sah Deutsche gern in Gesellschaft.

Eine Zeit lang — nach Mitte der sechziger Jahre — hatte Louis Blanc mit seiner, ihm kurz vorher vermählten Gattin seinen Wohnsitz nach dem Seebade Brighton verlegt. Ich war gerade mit meiner Frau auf ein paar Tage dort bei ihm zu Gaste in seinem Hause, als ein Brief eines Freundes in London (Dr. Karl Schaible's) anlangte, worin zu meinem Erstaunen gesagt war: Louis Blanc habe im „Temps" Andeutungen über die Nothwendigkeit einer Grenzberichtigung nach dem Rheine zu gemacht.

Da wir so gute Freunde waren und Louis Blanc mir gegenüber nie irgend dergleichen hatte verlauten lassen, hielt ich es für das Beste, ihn kurzweg darüber zu befragen. Er wurde ganz aufgeregt, bestritt die Sache unbedingt, ging sofort an den Pack zusammengehefteter Blätter, die seine Beiträge zum „Temps" enthielten, durchmusterte sie, und erklärte dann: er könne Nichts darin finden, was zu solcher Behauptung den geringsten Anlaß gebe.

Nachher sprachen wir nochmals über die Angelegenheit. Da meinte er: Bei allen Grenzfragen wäre es das Beste, die Wünsche der Bevölkerung durch Abstimmung zu erforschen. Ich antwortete ihm:

„Eine Grenzfrage liegt in diesem Falle sicherlich nicht vor. Warum sollten wir in Deutschland eine solche Abstimmung vornehmen? Würden Sie es in Frankreich thun? Die Deutschen auf dem linken Rheinufer, in den preußischen, hessischen, bayerischen Rheinlanden sind eben so vaterländisch gesinnt, wie die auf dem rechten Ufer. Daß ein Fluß zwischen ihnen fließt, macht es doch nicht nöthig, darüber abzustimmen, welchem Volke sie angehören wollen. Wohin käme man auch damit? Würden es die Franzosen nicht als eine Beleidigung erachten, wenn die auf der einen Seite eines Stromes Wohnenden darüber abstimmen sollten, ob sie im Staatsverband mit den auf dem anderen Ufer Wohnenden bleiben wollen?"

Louis Blanc, mit dem ich nicht bloß bis zum Krieg, sondern noch viele Jahre nachher in bester Beziehung geblieben bin, und den ich auch nach 1871 wiederholt noch in London und Brighton sah, wohin er manchmal zeitweise zurückkehrte, war zu höflich und zu akademisch in seinem ganzen Wesen, als daß er nach dieser Auseinandersetzung auf dem Abstimmungs-Vorschlag hätte beharren wollen. Indessen hatte er, wie so viele seiner Landsleute, die Gewohnheit, gelegentlich zu sagen: „Frankreich marschire an der Spitze der Civilisation", und „französische Nationalität sei nicht auf einen einzigen Volksstamm oder auf Sprachgemeinschaft zu beschränken".

Die Spitze der Civilisation konnte ich ihm nicht zugeben. Ich erwiderte: es seien noch andere Völker da, wie das deutsche und das englische, die jedenfalls einen starken Antheil an der Führerschaft beanspruchen könnten; doch sei es am Besten, derlei Ansprüche überhaupt nicht zu erheben. Die andere Andeutung über Volksstamm und Sprachgemeinschaft beruhte auf unleugbaren Thatsachen. Indessen gab ich ihm deutlich zu verstehen, daß eine Vergrößerung der französischen Nationalität bei dem Wunsche der umliegenden Völker, unabhängig zu bleiben, natürlich ausgeschlossen sei.

VI.

Kurz vor der französischen Kriegserklärung von 1870 waren wir in Louis Blanc's Hause in London zu Tisch. Sein Bruder **Charles Blanc**, der hervorragende Kunstkritiker und Leiter der „Akademie der schönen Künste" unter der Februar-Republik — eine Stellung, die er vier Jahre bekleidete und unter der Dritten Republik wieder aufnahm — war von Paris herübergekommen. Ebenso der bekannte Maler **Chenavard** und andere Franzosen. Der belgische General-Consul **Delepierre** und ein amerikanischer Schriftsteller gehörten mit zur Gesellschaft.

Vor Tisch erzählte Charles Blanc, daß Herr **Duruy**, der Minister des öffentlichen Unterrichts unter Napoleon III., ihm eines Tages in seinem Privatcabinet die „Karte des öffentlichen Volksunterrichtes in Frankreich" gezeigt habe. Weiße Farbe, dunkle Schraffirung und schwarze Farbe zeigten den Grad an, in welchem die Kenntniß des Lesens und Schreibens verbreitet war. Die weiße, auf allgemeine Kenntniß deutende Farbe war nur in den an Deutschland und die Schweiz grenzenden Gebietstheilen zu sehen. Die anderen Departements waren dunkel schraffirt oder ganz schwarz, da sie in ihrer übergroßen Mehrheit mehr als 50, ja bis zu 75 Unwissende vom Hundert enthielten.

„Wie weit sind wir doch in der Volksbildung zurück!" rief Charles Blanc mit einem Seufzer aus.

Dann sprachen wir von dem drohenden Krieg. Da warf Charles Blanc, der soeben die Rückständigkeit seines Landes beklagt hatte, plötzlich gelassen das Wort hin: „Die deutschen Rheinlande, die wir besessen haben (les provinces rhénanes que nous avons eues)," und zwar in einem Tone, der auf Wiedereroberungs-Wünsche schließen ließ. Nach seiner Aeußerung schien er zu glauben, Frankreich habe diese Länder seit langer Zeit besessen, und sie seien ihm ungerechter Weise entrissen worden.

„Wie lange denken Sie wohl, daß Frankreich diese deutschen Länder besessen hatte?" fragte ich ruhig.

„So im Augenblick," erwiderte er verlegen, „könnte ich das nicht genau angeben."

„Nun ungefähr?"

Er wich abermals aus, und ich mußte ihm eine kurze Vorlesung halten, daß es nur ein paar Jahre unter Napoleon I. gewesen sei. Er schien sehr betroffen, als ich ihm dies sagte und hinzufügte: das Volk in jenen Rheinlanden sei an Abkunft und Sprache ebenfalls deutsch. Da entschuldigte er sich ziemlich beschämt. Ein Mann von solcher Bildung hatte die einfachste geschichtliche Thatsache nicht gekannt.

Herr Delepierre, der trotz seines Namens ein guter belgischer Fläming — das heißt ein Niederdeutscher — war, trug sein Theil zur Belehrung von Charles Blanc bei. Die anderen Franzosen schwiegen. Als diese Wolke sich verzogen hatte, begann das Mahl.

Einige Tage nachher waren Louis und Charles Blanc, der bekannte englische Schriftsteller Hepworth Dixon und

seine Gemahlin, der aus Berlin herübergekommene demokratische Führer Franz Duncker („Volks-Zeitung") und mehrere deutsche Freunde und Bekannte bei uns zu Tisch. Immer dunkler gestaltete sich die Lage zwischen Frankreich und Deutschland. Doch ging diesmal in Gesellschaft alles politisch ruhig ab. Aber als bei freundlicher Erwähnung von Charles Blanc's Schriften über alt-hellenische Kunst das Gespräch ganz wissenschaftlich auf die Abkunft der Neu-Griechen kam und des starken slavischen und albanesischen Bluteinschlages gedacht wurde, der — die Eilande und einige Küstenstriche im Peloponnes ausgenommen — bei der Mehrzahl der heutigen Griechen stattgefunden hat, da erhob sich plötzlich ein Sturm. Charles Blanc gerieth in eine so heftige Aufregung, daß eine der englischen Damen erschreckt aufstand. Es wurde ihr bei einem solchen, noch nie erlebten Auftritt so unwohl, daß sie sich auf einige Minuten vom Tisch zurückzog. Ein paar Augenblicke nachher war der sonst so höfliche und rücksichtsvolle Kunstkenner, der mir zur Seite saß, wieder besänftigt und ganz heiter.

Mehr als einmal habe ich hochgebildete Franzosen so plötzlich umschlagen sehen. Aehnliches kommt gelegentlich auch unter den ihnen theilweise stammverwandten Iren vor. Man hatte den Eindruck, als habe die über Europa lagernde Gewitterschwüle auf die leicht erregbare, eben so leicht aber wieder beschwichtigte französische Gemüthsart elektrisch gewirkt. Auf politischem Gebiet kommt die gleiche Erscheinung oft vor.

VII.

Mit **Ledru-Rollin**, der in unserer nächsten Nähe, nur eine Straße von meinem Hause entfernt, wohnte, war ich eben so befreundet, wie mit Louis Blanc, und zwar schon von Paris (1849) her. Eines Tages kam die Nachricht aus München über Verhandlungen in der bayerischen Kammer wegen einer für die revolutionäre Erhebung in der Rhein-Pfalz zu erlassenden Amnestie. In Kolb's „Statistik" ist zu lesen: „Ein einziges Urtheil des Pfälzischen Appell-Hofes von 1850 erkannte gegen 333 Personen Anklage auf Tod wegen Hochverraths. Bereits im October 1851 waren wegen des Aufstandes in der Pfalz abgeurtheilt: 42 Personen vor Special-, 310 vor Schwur- und 244 vor Zuchtpolizei-Gerichten, zusammen 596; ungerechnet alle Militär-Personen." Die Masse der ausgewanderten Flüchtlinge war, gleichwie in Baden, ungeheuer.

Nicht genug damit, suchte man von Seiten der Regierung die Gesinnung derer, die sich mit den Waffen in der Hand für Deutschlands Freiheit und Einheit erhoben, ihr Leben, ihr Vermögen und ihre Stellung auf's Spiel gesetzt hatten, durch verläumderische Beschuldigung vaterlandsverrätherischer Absichten zu verunglimpfen. Ich setzte bei Anlaß jener Verhandlungen eine in der ganzen deutschen Presse vielfach abgedruckte Erklärung ab, worin ich die betreffenden Behauptungen als „von A bis Z erlogen" bezeichnete. Dies las ich **Ledru-Rollin** vor, und er bestätigte mir, was Frankreich betraf, die volle Richtigkeit meiner Angaben. Seine Gemahlin war der deutschen Sprache durchaus mächtig.

Bei dieser Gelegenheit kam, durch Ledru-Rollin selbst, die Unterhaltung auf die Zustände im Elsaß. Da überraschte mich seine ganz unerwartete Aeußerung: „Wenn die Elsässer sich mit Deutschland vereinigen wollen, habe ich nichts dawider zu sagen!" Ich erwiderte, daß wir unsererseits, wenn wir nicht angegriffen würden, diese Sache keineswegs aufzurühren gedächten.

In späterer Zeit, als die Verhältnisse Ledru-Rollin's, dessen Gemahlin ihm ein sehr großes Vermögen zugebracht hatte, nach langen, durch seine Flucht entstandenen Schwierigkeiten geregelt waren, gab er ein Gastmahl in seinem schönen Hause in St. John's-Wood-Park in fast auffallend großem Styl. Es waren eine Anzahl seiner Mitverbannten anwesend; darunter Herr **Savoye**, ursprünglich Deutscher von Geburt aus der Rhein-Pfalz, der nach dem Hambacher Feste als Flüchtling nach Frankreich gegangen war, dort Bürgerrecht erlangt und in der Gesetzgebenden Versammlung von 1849 einen Sitz eingenommen hatte. Er war es gewesen, der damals als Parlamentsmitglied den durch meine Verhaftung begangenen Bruch des Völkerrechtes zur Verhandlung brachte. Ferner war Oberst **Valentin** zugegen, der nachher (1870) in Straßburg eine leitende Rolle spielte, und viele andere Franzosen.

Ich saß zwischen Frau Ledru-Rollin und Oberst Valentin. Nach altfranzösischer Sitte saß uns, an der Mitte des Tisches, Ledru-Rollin gegenüber, neben dem meine Frau ihren Platz hatte. Im Laufe des bis dahin ganz heiteren Gespräches brachte Valentin plötzlich die Frage der „natürlichen Grenze" auf's Tapet. Um die Gemüthlichkeit der Tischgesellschaft nicht zu stören, zumal da ich die Wirthin zu meiner Rechten hatte, antwortete ich Herrn Valentin mit einigen Worten des Scherzes. Da er aber nicht nachließ, von der Grenze des „alten Galliens" sprach, und dabei geschichtliche Verstöße machte, erwiderte ich ihm mit geschichtlichen Thatsachen. Ich erinnerte ihn an die „drei Theile" des bloß geographischen Begriffes „Gallien", das zufolge Cäsar von den ihrer Mehrzahl nach germanischen Belgiern (plerosque Belgas esse ortos a Germanis), den Aquitaniern (Basken) und den Kelten bewohnt war, welche grundverschiedenen Völker „durch Sprache, Einrichtungen und Gesetze getrennt sind". Auch bemerkte ich, daß die natürliche Grenze doch eigentlich nicht am Rhein, sondern an den Vogesen zu finden wäre.

Valentin war Professor an der Kriegsschule zu St. Cyr gewesen und erhitzte sich im Wort und im Gesicht zusehends, als er gegen klare geschichtliche Zeugnisse nicht aufzukommen vermochte. Indessen bemühte ich mich, ihn zur Ruhe zu bringen. Da er gleichwohl fortfuhr, vom Rhein als der natürlichen Grenze zu reden, nahm ich scherzend ein Obstmesserchen auf, richtete es gegen ihn und fragte lachend: „Sie wollen uns also den Krieg erklären?"

Ein Wort gab das andere. Da sagte ich endlich über den Tisch hin: „Und Sie, Ledru-Rollin, was sagen Sie zu Oberst Valentin's Aeußerung?"

Zu meinem Erstaunen hatte der sonst so frei von der Leber redende Freund nicht den Muth, ein Wort zu erwidern. In Gegenwart seiner Landsleute zog er es vor, zu schweigen. Er blickte verlegen auf den Tisch.

„Und Sie, Herr Savoye, der Sie von deutscher Abkunft sind, was sagen Sie dazu?"

Savoye aber entschuldigte sich, er wünsche in den Streit nicht einzutreten und möchte keine Meinung abgeben. Der ganze Auftritt kam einer merkwürdigen Enthüllung gleich.

Ich war in jener Zeit unablässig in der englischen, deutschen, italienischen und amerikanischen Presse gegen die Tyrannei des zweiten Kaiserreiches und für die Sache der Wiederherstellung der Republik thätig. Bei der Spaltung, die unter den französischen Verbannten theils wegen grundsätzlicher Verschiedenheit, theils aus persönlicher Eifersüchtelei herrschte, bemühte ich mich auch — weil von dem zur Versöhnung geneigten Louis Blanc, von dem socialdemokratischen Arbeiterführer Greppo und Anderen darum dringend gebeten —, eine Zusammenkunft und ein Zusammenwirken unter ihnen zu erzielen; was freilich nicht gelang. Selbst als Ledru-Rollin und Louis Blanc einmal zufällig bei mir zusammentrafen und wieder so vertraut zu werden schienen, daß Louis Blanc nachher frohlockend mir bemerkte: „Endlich ist das Eis gebrochen!" („Enfin, la glace est brisée!"), hatte die Sache keine weitere Folge.

Es war doppelt peinlich, zwischen solchen Bemühungen auf Rheingrenz-Gelüste zu treffen, die die ganze Stellung der beiden Völker zu einander in Frage stellten. (Schluß folgt.)

Literatur und Kunst.

Das Militärthema in der modernen Literatur.

I.

Von Rolf Wolfgang Martens.

Als vor drei Jahren Otto Erich Hartleben's „Rosenmontag“ einen intensiven Erfolg errang, sprachen kluge Leute von einer „neuen Canjunctur“, die in der Dramatik begann, nämlich die des „Officierthemas“. Wir hatten Arbeiterdramen und Bauernstücke gesehen; die Kaufmannssphäre war in allen möglichen Variationen auf der Bühne dargestellt worden &c. Jetzt kam das Officiersmilieu an die Reihe. Es war ein unbeackertes Feld, denn die beiden Einacter „Fritzchen“ von Sudermann und „Der Abschied vom Regiment“ von Hartleben müssen als blaße Vorläufer angesehen werden, und außerdem war es nur von den Schönthan's und Kadelburg's zum Hintergrunde für ihre Possen benutzt worden. Jetzt, zum ersten Male, wurde versucht, die der Classe speciellen Conflictsarten dramatisch aufzurollen. Hartleben zeigte uns die Dissonanz in den Anforderungen des Officiersberufes und dem Menschen mit seinen natürlichen Instincten. Da sich der Confliet am intensivesten auf erotischem Gebiete äußert, so ging der Dichter von diesem Brennpunkt des menschlichen Willens aus. Sein Leutnant Rudorf muß, da die Anschaunngen der Officierskaste in Bezug auf die Wahl einer Gattin mit der ehrlichen und echten Neigung seines Herzens nicht zu vereinen waren, zu Grunde gehen. Auch Beyerlein nimmt im „Zapfenstreich“ das Liebesmament zum Ausgangspunkte, aber das wahre Motiv seiner Militärtragödie ist ein anderes, nämlich eine Stagnation in der Armee: die Achtung vor den militärischen Sacrilegien ist während der langen Friedenszeit mehr äußerlich geworden. So beginnt ein sich vereinsamt fühlendes Leutnantchen mit der Tochter eines alten ehrwürdigen Wachtmeisters eine Liebelei; er empfindet keine Schen, in die Rechte des Mannes einzugreifen, „der noch den Feldzug mitgemacht hat, der die ganze Attacke bei Vionville mitgeritten hat“ und „im ganzen Regiment gewissermaßen als Renommir- und Paradestück ästimirt wird“. Indem sich in der Brust des alten Soldaten das Ehrgefühl und der natürliche Instinet, Rache zu nehmen, gegen die Disciplin kehren, sehen wir den Beginn der Selbstzersetzung im Heere.

In seinem Roman „Jena ader Sedan?“, der sich in Bezug seiner Verbreitung im Publieum mit „Jörn Uhl“ messen kann, was mir ein näheres Eingehen auf den Inhalt erspart, zeichnet Beyerlein unter demselben Gesichtswinlel das militärische Milieu mit allen möglichen Einzelheiten. Früher, in den Kriegszeiten von 1864, 66, 70, entschied über die Bewerthung und den weiteren Gebrauch von militärischen Institutionen der Ernstfall; heutzutage hat man als Werthmesser allein die speculative Annahme und das Manöver. Und bei diesem ist es allzu häufig nur um den Beifall des Höchstcommandirenden oder des regierenden Herrn zu thun. Beyerlein führt uns einen Cavallerie-Officier vor, der beim Manöver im Aufklärungsdienst sich mit dem betreffenden Kameraden der feindlichen Armee verständigt, um einen recht eleganten Zusammenstoß beider Heertheile zu construiren und auf diese Weise den zu hoch geschraubten oder ganz unmöglichen Anforderungen von oben gerecht zu werden. Weiter zeigt der Autor, wie diejenigen höheren Officiere, welche beim Diner und im geselligen Verkehr den maßgebenden Persönlichkeiten am meisten zu imponiren verstehen, im Stande sind, die genialsten Strategen und tüchtigsten Frontofficiere zu überflügeln. Es ist nur zu einleuchtend, daß, wenn der richtige Werthmesser fehlt, der für militärische Dinge einzig und allein der wirkliche Krieg ist, der Steuerung ein weiterer Spielraum gelassen ist und die persönliche Willkür den Ausschlag giebt. Die gründliche Handhabung des Dienstes, die auf die möglichst tüchtige Wehrhaftigkeit im Kriege abzielt, ist in Gefahr, sowohl beim Regimentscommandeur, wie beim letzten Unterofficier, nachzulassen, sobald die Erkenntniß eintritt, daß die Geltung bei den Vorgesetzten und das Avancement von anderen, mehr zufälligen Dingen abhängen, als van Pflichterfüllung und Tüchtigkeit. Indem Beyerlein seinen Roman in die rhetorische Schlußfrage austönen läßt, wird der nächste Krieg uns ein „Sedan“ oder „Jena“ bringen, klingt als Unterton stark der dringende Mahnruf, die Verhältnisse zu ändern, mit.*)

Der Roman des Leutnant Bilse, für den die kriegsgerichtliche Verhandlung eine schier unerhörte Reclame gemacht hat, bietet uns nach Beyerlein's Buch nichts Neues. In ungelenkem Styl und mit der Weltauffassung eines Secundaners, — was besonders im vierten Capitel hervortritt, in dem ein Ehebruch durch ein unglaublich naives Theoretisiren über die freie Liebe eingeleitet wird, — schildert der verbitterte Leutnant die Officiere und Zustände seiner Garnison, ohne auch nur den Versuch zu machen, menschliche Verfehlungen auf menschliche Art erklären zu wollen.

In beiden Romanen ist auch das Thema der Soldatenmißhandlungen berührt. Beyerlein, der übrigens die Sache mehrmals streift, läßt einen Unterofficier, der zuvor wegen Mißhandlung mit sechs Wochen bestraft ist, den wehrlosen Soldaten aus Rache erst recht quälen. Durch den Befehl, den er einem danebenstehenden Recruten ertheilt, schmutzige Stiefel mit der Zunge rein zu lecken, — was der arme Teufel in seiner Rathlosigkeit auch thut —, und durch verletzende Schmähreden reizt er die beiden Soldaten zu solcher Wuth, daß sie, keiner Ueberlegung mehr fähig, über ihn herfallen, und sich damit natürlich unglücklich gemacht haben. Bei Bilse sehen wir, wie ein betrunkener Wachtmeister einen Gefreiten bei der Fütterung unter die Pferde stößt, so daß dem Manne von dem scheu gewordenen Thier ein Auge ausgeschlagen wird.

Das gleiche Thema ist in unzähligen Leitartikeln, Simplicissimuswitzen und Caricaturen, je noch Standpunkt und Geschmack des Verfassers, abgewandelt worden. Der Kernpunkt ist meines Erachtens folgender. Die ungeheure Gewalt, die dem Officier oder Unterafficier über den Mann gegeben ist, birgt für den Vargesetzten die Gefahr in sich, leicht übermüthig zu werden. Allzu schnell wird er vergessen, daß ihm vom Staate die Macht nur verliehen ist, um seinen Untergebenen zu einem möglichst tüchtigen Soldaten heranzubilden, und so kommt er in Versuchung, sich in seinem Herrscherthum sonnen zu wollen. Er möchte das Machtgefühl ganz auskosten, indem er gegen die Leute mit einer bis zur Grausamkeit sich steigernden Strenge verführt und sie behandelt, daß sie, wie der Commißausdruck lautet, „Oel lassen“. Solch Drang zur Ueberhebung liegt nun mal in der menschtichen Natnr. Und meines Erachtens nach muß ebenfalls der Unterofficier über ein hohes Maß von sittlicher Bildung verfügen, wenn er nicht bei begriffsstutzigen und ungeschickten Recruten anstatt der beschwerlichen, geduldерfordernden Belehrung in unbeobachteten Augenblicken mit einem kleinen Kolbenstoß nachhelfen sollte. Gerade weil es sa nahe liegt, verlangt das Gerechtigkeitsgefühl, dergleichen um sa energischer zu rügen. Wie aber die Militärs wiederum ausführen, versucht so mancher „schlappe Passjagier“, der die Strenge des Dienstes übel empfindet, unter salchen Anklagen seine Laschheit zu bemänteln. Von der Ausbildung zum kriegstüchtigen Soldaten gilt, wie von jeder anderen Erziehung das Wort: *Ὁ μὴ δαρεὶς ἄνθρωπος οὐ παιδεύεται.*

---

*) Zur Sache selbst möchte ich bemerken, daß ich, selbst wenn dergleichen betrübendswerthe Verhältnisse im weiten Umfange das Heer beherrschen sollten, für uns keine so große Gefahr erblicken kann, da die Armeen der Nachbarn sich ja unter denselben Bedingungen fortentwickelt haben und in Folge dessen dieselben Schäden aufweisen werden.

Beide Standpunkte, die, meiner Meinung nach, durchaus nicht unvereinbar sind, werden noch auf unabsehbare lange Zeit der Inbegriff für alle mögliche Literatur bleiben.

Die Ueberhebung des Persönlichkeitsempfindens in vielen Officieren bringt noch ein anderes Moment, das ebenfalls viel böses Blut erregt, hervor, nämlich die Nichtachtung des Civilisten und seiner Rechte. In der Literatur hat es der Oesterreicher Arthur Schnitzler in dem Drama „Freiwild“ und in der Novelle „Leutnant Gustl“ behandelt. In beiden werden Leutnants, die in herausfordernder Weise Civilisten beleidigt haben, von diesen, die hier zufällig die körperlich Ueberlegenen sind, thätlich gezüchtigt. Die beleidigte Officiersehre verlangt blutige Rache. Der Oberleutnant in „Freiwild“ tödtet den Civilisten, als er ihm das Duell verweigert, durch einen plötzlichen Revolverschuß, und dem Leutnant Gustl, dessen sensible Natur durch die erlittene Mißhandlung völlig außer Gefecht gesetzt ist, wird durch den Zufall, daß der Urheber und einzige Zeuge seiner schmählichen Züchtigung, in der Nacht stirbt, Leben und Stellung gerettet.

Tiefer geht Karl Bleibtreu dem Problem zu Leibe. In seinem von begeistertem Vaterlandsgefühl getragenen Drama „Zorndorf“ weist ein Civilist die Duellforderung eines Officiers zurück, indem er die Ungleichheit der Aussichten betont: „Ihr Handwerk ist die Waffe; in Degen und Pistole sind Sie geübt, — ich nicht!“ Durch Umstände gezwungen, muß der Officier von seinem Vorhaben abstehen, und als er dann selbst in Verhältnisse geräth, die ihn erkennen lassen, wie relativ der Ehrbegriff, wie abhängig er von rein äußerlichen Dingen ist, über die der Mensch keine Macht besitzt, — als er dann sieht, wie jener Civilist, so erfüllt von Muth und wirklicher Vaterlandsliebe, daß er gern sein Leben hingeben will, für seinen großen König, für die Landsleute und Kameraden, die da drüben bei Zorndorf, gehindert von den Sümpfen, vergeblich gegen die Russen kämpfen, — daß er gern sterben will, wenn er ihnen nur den Weg zur Rettung und zum Siege zeigen kann, — da reicht der Militär, in der großen Erkenntniß der gemeinsamen Gesinnung, dem Bürger die Bruderhand. Das dünkt mich auch das wahre Verhältniß beider Theile zu einander.

Es ist nun nicht zu verhehlen, daß die angeführte Militärliteratur in der Hauptsache, wenn auch nicht grade heeresfeindlicher, so doch *kritischer* Art ist. Und die betroffenen Kreise haben sich auch weidlich darüber entrüstet. — Es scheint, als ob die eiserne Rüstung, die jedes Volk im Hinblick auf seine gepanzerten Nachbaren anzulegen gezwungen ist, hier und dort empfindlich drücke und sogar wunde Stellen scheuere. Darüber entsteht Klage und Empörung! — Warum das plötzlich, müssen wir fragen, über Zustände, die schon immer bestanden haben? Die Schäden werden jetzt nicht, wie vordem, als selbstverständlich, als nothwendiges Uebel, was der Militarismus nun mal mit sich bringt, hingenommen, sondern man philosophirt darüber, z. B. bei Soldatenmißhandlungen, ob die Unbill denn rechtlich oder auch nur nöthig gewesen sei, und weiter, ob überhaupt Soldaten und Kriege in der Welt nothwendig seien ꝛc. Solche Raisonnements finden ihren Niederschlag als Kunstinhalte.

Die Gründe des plötzlichen Auftauchens sind meines Erachtens verschiedenartig. Zunächst mag die lange Friedenszeit die Nothwendigkeit des Krieges und somit der Armee (— *Nothwendigkeit*, soweit es wenigstens unser Jahrhundert betrifft —), aus vieler Menschen Gesichtskreis gerückt haben. Ferner hat sich unzweifelhaft das persönliche Ehrgefühl der Leute verfeinert, so daß wörtliche oder gar thätliche Beleidigung, die früher wie etwas Unabänderliches hingenommen wäre, heute ganz gewaltigen Protest hervorruft. Zugleich hat sich das Solidaritätsgefühl der Menschen verstärkt, durch welches die öffentliche Meinung immer auf Seite des Gekränkten stehen wird. Schlimme Wirkung hat auch die Sucht jüngerer Officiere, mehr sein zu wollen und Vorrechte vor dem Civil zu beanspruchen, was sich bis in die kleinsten, gesellschaftlichen Dinge erstreckt. Das bringt mehr böses Blut hervor, als man gewöhnlich glaubt, entfesselt Ströme von Galltinte und setzt den Stift des Caricaturzeichners in Action. Wenn sich Militärs über die Unbeliebtheit ihres Standes in der Nation beklagen, so mögen sie sich hierher wenden, wo die Ursachen zum großen Teil liegen und beseitigt werden können. Daß die Kunst das Militärmilieu, wie jedes andere Stück aus der Natur, wenn sie grade darauf stößt, zum Object ihrer Darstellung nimmt, ist ihr gutes Recht, und kein Protest aus Militärkreisen wird ihr das wehren können. Gerade *in Folge* des Metzer Kriegsgerichts träufelt der Saft verfluchten „Bilsenkrauts“ in die Ohren der Bevölkerung. — Natürlich steht es wiederum dem Einzelnen frei, sich, sobald aus dem Kunstwerk eine Tendenz herausleuchtet, ein Urtheil darüber zu bilden und Stellung zu nehmen, wie zu dem Inhalte des Leitartikels schließlich. Die Militärs mögen sagen und schreiben dagegen, was sie wollen, denn sie sind ärgerlich, weil sie den schützenden Mantel der Autorität von sich gerissen sehen und mit denselben Schwächen und Gebresten, wie die gewöhnlichen Sterblichen, vor den Augen des Volkes stehen. So Etwas ist unangenehm, namentlich, wenn man es nicht gewöhnt ist. Aber sie sollen ihre Angreifer nicht des Mangels an *Patriotismus* verdächtigen, weil einzig und allein ihr *Kasteninteresse* verletzt ist. Sind die Officiere so, wie sie sein sollen, dann wird die Autorität nicht schwinden: die Befürchtung einer unberechtigten Verallgemeinerung der Ausnahmefälle von Seiten des Volkes, wie sie auch in dieser Zeitschrift von einem „altpreußischen Officier“ ausgesprochen wurde, vermag ich in Ansehung der Praxis nicht zu theilen. Der Soldat kennt bald seinen Vorgesetzten durch und durch und gewinnt Achtung vor seinem wirklichen Wert. — Socialistischer Parteifanatismus und desorganisirende Tendenzen sehen anders aus, als Beyerlein's, auch als Bilse's Ausführungen, und in dem öffentlichen Aufdecken von Schäden sehe ich die erste Bedingung zu ihrer energischen Beseitigung. Ein Ueberschminken der gelben Todtenblässe des Kranken macht ihn nicht gesund; solch Vertuschen wäre den betheiligten Kreisen wohl angenehmer gewesen, verbürgt aber nicht die Besserung der Zustände. Darauf kommt es aber an, denn die Armee ist der Nation willen da und nicht umgekehrt.

Die Literatur, welche die entrüsteten Militärs jetzt „die heeresfeindliche“ nennen, kann ich nicht beklagen, wohl aber die Zustände, die zu ihr Veranlassung gaben. Dahin möchte ich jedoch meine Wünsche mit denen jener Herren vereinigen, daß recht bald jede Discrepanz zwischen Heer und Volk verschwinden möge. Dann würde mir vielleicht die Freude zu Theil, von einer solchen Militärliteratur berichten zu dürfen, welche Soldaten aufweist, die, wie der alte Reiteroberst Kottwitz in Heinrich von Kleist's unsterblichem Patriotenstück „Prinz von Homburg“, sprechen:

„Herr, das Gesetz, das höchste, oberste,
Das wirken soll in Deiner Feldherrn Brust, . . .
. . . Das ist das Vaterland, das ist die Krone! . . .
. . . Schütt' ich mein Blut Dir an dem Tag der Schlacht
Für Sold, sei's Geld, sei' Ehre, in den Staub?
Behüte Gott, dazu ist es zu gut!
Was, meine Lust hab', meine Freude ich,
An Deiner Trefflichkeit und Herrlichkeit! . . .
. . . Und sprächst Du, das Gesetzbuch in der Hand,
Kottwitz, Du hast den Kopf verwirkt! so sagt' ich:
Das wußt ich, Herr; da nimm ihn hin, hier ist er,
Als mich ein Eid an Deine Krone band,
Mit Haut und Haar, nahm ich den Kopf nicht aus,
Und Nichts Dir gäb ich, was nicht Dein gehörte!“

II.

Von Miles.

„Zapfenstreich“, „Jena oder Sedan“, „Aus einer kleinen Garnison“, das sind die Erzeugnisse, die gegen-

wärtig den Markt beherrschen, die ersten beiden Elaborate von Beyerlein, das dritte von Bilse. Zweifellos werden die Verfasser Galdkörner sammeln, und ebensa zweifellos wird dieses Feld weiter beackert werden. Ja, es schwirrt schan in der Luft herum, ein Theaterschriftsteller habe sich mit dem Helden Bilse zusammengethan, um ein neues Drama, „Wahrheit“ betitelt, erscheinen zu lassen, in welchem unter nndern Scenen auch eine mit einem sehr klugen Leutnant und einem sehr dummen General vorkommen wird. — Diese Sorte Literatur wird sa lange bestehen, bis Andere nuf die goldenen Körner der Verfasser eifersüchtig werden und deren Machwerke erbarmungslos herunterreißen. Diese Sarte Literatur ist entstanden — seit Einführung der öffentlichen Militärgerichtsbarkeit.

Die Armee verträgt nun einmal in ihren inneren Einrichtungen die Oeffentlichkeit schlecht. Gerade jetzt und an diesen literarischen Erscheinungen, die, mit Ausnahme van „Jena oder Sedan“, höchst minderwerthig sind, zeigt es sich, daß hohe Militärs gar keine Ahnung davon haben, was heute die Oeffentlichkeit eigentlich ist. Da ist das Schauspiel „Zapfenstreich“. Inhalt: Ein Officier verführt eine Feldwebeltochter. Der Feldwebel sordert den Officier. Es kammt zur Gerichtsverhandlung. Der Feldwebel wird hart, der Officier milde bestraft. — Wer genauer hinsieht, wird finden, daß das ganze Stück gegen die Militärgerichtsbarkeit gehen sall, besanders gegen den vielfach angefeindeten „Gerichtsherrn“. Aber das fühlt aus der Menge nicht Jeder heraus, im Graßen und Ganzen steht die verführte Feldwebeltochter im Vardergrunde, und an der ist das Widersinnige des ganzen Aufbaues sehr bald zu erweisen. Eine heutige Feldwebeltochter nämlich ist — abgesehen von ganz vereinzelten, leicht nachweisbaren Ausnahmen, höchslens — fünf Jahre alt! Die Feldwebel von heute dienen nämlich ihre 12 Jahre ab, nehmen ihre 1000 Mark Prämie und gehen mit dem Civil-Versorgungsschein auf den Rath, in Berlin auf den Geheimrath, — Rechnungs-, Haf-, Kanzlei- vulgo Tintenrath — los. Da Unterofficiere erst als Sergeanten ihre 300 Mark-Braut heimführen dürfen und erst nach etwa sechsjähriger Dienstzeit diesen Grad erreichen, so kann ein Feldwebeltöchterchen höchstens fünf Jahre alt sein — quod erat demonstrandum. Als es aber noch alte Feldwebel gab, mit verführbarem Töchterlein — da gab es kein öffentliches Gerichtsverfahren! — Damit richtet sich der „Zapfenstreich“ van selbst. Aber da hat nun der Commandirende General des IV. Armeecarps den Officieren und Mannschaften verbaten, dieses Stück sich anzusehen, und damit dem Autar wie den Theaterdirectoren eine große Freude gemacht. Nun natürlich geht jeder kleine Mann in Magdeburg in das Theater, die Officiere und besser situirten Unterafficiere kaufen sich das famose Stück, was selbst ein Cammandirender General nicht verbieten kann. Der Kronprinz war bei der ersten Aufführung des „Zapfenstreichs“ im Lessing-Theater; gleich entsteht die Mär: das sei ihm schlecht bekommen, und der Herr General habe, statt das Stück seinem Armeecarps fern zu halten, wie er sich das dachte, gerade das Gegentheil mit seinem Befehl erreicht.

Kein Mensch, kein Saldat, kein Officier wird die Forbacher Verhältnisse beschönigen wollen. Ritterlich hat der neue Kriegsminister eine Lanze für den Train gebrochen. Das ist sehr anerkennenswerth van ihm, aber das rettet doch den Train nicht. Der Train ergänzt sich nun einmal theils aus Fahnenjunkern, theils aus hineinversetzten Officieren. Als eine Bevorzugung hat es wahl noch Niemand empfunden, in den Train versetzt zu werden. Van fünf meiner Bekannten ist keiner lange dort geblieben. Einer kam van der Fußartillerie Schulden halber hin und zog nach einem halben Jahr Schulden halber wieder fort über den großen Ententeich. Von zwei Premier-Leutnants der Ulanen, die als Rittmeister beim Train Verwendung finden sallten, ging einer gar nicht hin, der andere blieb ein Jahr — der Rittmeisterpension wegen. Ein Feldartillerist, den sein Cammandeur abschab, weil er seiner Meinung nach zu jung geheirathet hatte, trat zur Reserve über, studirte Medicin und ist schon viele Jahre lang Arzt. Nummer fünf war es gelungen als Concessiansschulze, mit bürgerlichem Namen in das vornehmste Garde-Infanterie-Regiment Berlins zu kommen, wa man ihn sehr freundlich aufnahm. Er fühlte sich auch sehr wahl und sah sich ein Jahr später beim Train. Da setzte er sich denn auf die Hosen, ging auf die Kriegsakademie und wurde wieder zur Linien-Infanterie versetzt. — Alsa gern geht Niemand hin.

Fahnenjunker lieben auch wohl kaum diese „Waffe“. Es ist einmal die recht hübsche Unifarm, welche zieht, dann will man nicht zu Fuß laufen, sandern der junge Mensch kommt sich wie eine Art Cavallerist vor. Ferner kammt man des Mangels an Officierersatz wegen leicht an, und endlich — steht der Train, mit alleiniger Ausnahme von Farbach, in sehr guten aber nahe bei sehr guten Garnisanen. Es ist daher immerhin erklärlich, daß der eine ader der andere junge Mensch als Fahnenjunker zum Train geht, wenngleich ihm auf der Kriegsschule seine Waffe höchlich verleidet werden muß, da er „Cavallerie für sich“ spielen kann und eigentlich nicht sa recht zu den andern gehört, was ihm sehr deutlich gemacht zu werden pflegt. Daß aber Jemand, der einmal beim Train gestanden hat und zu den Reserve-Officieren übergetreten ist, nachmals den Trieb fühlt, wieder bei dieser Truppe activ zu werden, wie Bilse, dürfte noch kaum vorgekammen sein, und daß Bilse angenommen wurde, zeigt, wie schwer es ist, Trainafficiere freiwillig zu bekommen.

Als Bilse's Raman erschienen war, wurde er natürlich auch besprochen, und das geschah recht abfällig — von irgend welcher Sensation war gar nichts zu bemerken. Da kam die Militär-Gerichtsbarkeit, und aller Welt Augen richteten sich nach Metz. Gewiß bemühte man sich, in valler Oeffentlichkeit zu verhandeln. Man schlug sogar gehörig dabei über die Schnur, denn es ist wirklich nicht einzusehen, weßhalb ein Officier von Forbach nach Metz var Gericht als Zeuge citirt wird, nur um zu sagen, daß er ein starker Esser sei. Jedenfalls hat man der Armee nicht genützt mit dem ganzen Aufrühren der Angelegenheit, die sich sehr gut ohne den großen Apparat hätte regeln lassen. Denn wozu giebt es Vargesetzte, die mit einem ganzen Trainbataillan im Handumdrehen aufräumen können? — Da ist denn nun eine Menge Zeug über kleine Garnisanen geschrieben worden, und die Vorschläge zur Verbesserung der Verhältnisse sind Legian. Aber solche Verhältnisse wie in Forbach sind einmal ganz abnorm, außerdem steht in kleinen Garnisanen kein Trainbataillan mit sieben bis acht Officieren, saudern mindestens ein Bataillan mit der doppelten Anzahl, und dann ist das Leben in diesen Batgillanen ein zusammengefaßteres. Man braucht nur an die Jägerbataillone zu denken und an ihre Garnisanen: Ortelsburg, Culm, Lübben, Hirschberg, Oels, Bückeburg, Schlettstadt, Ratzeburg — da sind salche Verhältnisse wie in Forbach nicht möglich.

Den Schilderer der Forbacher Affairen mag getrieben haben, was da walle — für salche Bereicherung unserer Ramanliteratur muß man sich höchlich bedanken. Ein guter Beabachter, den noch dazu eine gewisse verbissene Niederträchtigkeit leitet, findet an jedem Vorgesetzten, an jedem Kameraden, an jedem Menschen überhaupt etwas auszusetzen, und führt er eine unbekümmerte Feder, verfügt er über etwas Phantasie, so hat er seine Ramanfigur. Geschimpft wird überall, nicht zu knapp in der Armee; das ist bekannt. Vernünftige Vorgesetzte wissen das sehr wahl und wissen es auch richtig aufzufassen, weil sie es früher selber nicht anders gemacht haben. Aber man schimpft hübsch unter sich und bringt salche Sachen nicht zu Papier mit

starker Selbstberäucherung seiner Persönlichkeit, an der auch nicht viel dran ist. Das war bisher nicht Mode, und diese zweifelhafte Mode hat der Train-Leutnant Bilse aufgebracht. Er wird Nachfolger haben, die wie er Geschäfte machen wollen. Diese Sorte Literatur gereicht dem deutschen Volk indeß nicht zur Ehre, während sie die Armee nicht allzu sehr schädigen wird. Man wirft die schmutzigen Elemente eben hinaus, und das ist gut und nützlich.

Homer's Objectivität.

Von Dr. Karl Fries.

Die dichterische Persönlichkeit, der wir die homerischen Epen verdanken, hat für uns etwas Ungreifbares, Zerfließendes. Hin und wieder bei der Lectüre, an einzelnen Stellen, wo von Nausikaa's zarter Neigung in leisesten Andeutungen die Rede ist, oder wenn der duldende Held auf der Insel der Nymphe Kalypso weinend am Ufer sitzt, da glauben wir den Dichter auf einer subjectiven Gefühlsäußerung zu ertappen, und gleich entschwindet er uns wieder! Er hüllt sich in eine Wolke unnahbarer Objectivität, aus der nichts, kein noch so ergreifender Vorgang, keine noch so erschütternde Situation ihn herauszulocken vermögen. Wir haben in Immanuel Kant eine Gestalt, die in ihrer eisernen Abgeschlossenheit von jeder rein menschlichen Gefühlsäußerung für uns Modernen ein psychologisches Räthsel scheint. Haben wir doch an dem Dichterphilosophen Nietzsche gelernt, daß selbst der abstracteste Denker die Frucht seines Forschens in subjectiv farbenglühender Form darzubieten vermag. Verzichtet nun gar ein Dichter völlig auf die lebendige Aussprache des Innern, so wird er uns zum Räthsel, zum psychologischen Problem. Wenn man früher mit den Schlagworten Naiv und Sentimental auskam, so hat das für uns nur noch den Werth einer begrifflichen Scheidung. Wir aber brauchen psychologische Analysen der geschichtlichen Facta, die unterscheidenden Begriffe zählen wir uns schon an den Fingern ab. Der Ursprung des Dramas ist uns interessanter als seine Technik, seine Bestimmung &c., an die wir doch nicht mehr recht glauben. Wir fragen bei allem historisch Gegebenen nach dem Woher? und daraus ergiebt sich das Wie? ganz von selbst. Die Schulbegriffe Kunst- und Volkspoesie sind für die moderne Anschauung nicht mehr bindend. So fordert auch das Problem der homerischen Persönlichkeit unseren Scharfsinn heraus, und wenn wir ihm mit ernstem Wollen näher treten, muß es sich uns z. T. enthüllen. Versuchen wir nun, eine Handhabe zu finden.

Wie erscheint uns der Standesgenosse Homer's, der Sänger, in den Heldengedichten? Er weilt am Hofe der Fürsten, seine Harfe hängt im Palaste des Phäakenkönigs, er lebt von der Gunst des Herrschers. Sein Interesse ist es, die Würde des Mannes nach Möglichkeit zu heben. Treten wir mit diesem Gedanken an die Dichtung heran, so gewinnt manche Stelle ein eigenes Licht, das auf den Sänger der betr. Verse selbst zurückstrahlt.

Penelope verläßt ihre Kemenate und begiebt sich hinunter in die Halle, in der die Freier hausen.

Phemios steht in der Mitte der schmausenden Freier und singt die Rückkehr der troischen Helden.

Thränenden Auges wendet die edle Frau sich an den Rhapsoden: er wisse genug der schönen Lieder, von diesem Gesange möge er abstehen, er durchbohre ihr Herz und erinnere sie an die ganze Fülle ihres Unglücks.

Was wird darauf geschehen? Nach unserem Gefühl müßte der Sänger die Laute niederlegen, der Sohn Telemach müßte ihm befehlen, zu schweigen und die Gefühle seiner Mutter zu schonen. Das scheint uns selbstverständlich, ebenso wie Alkinoos dem Sänger der Phäaken zu schweigen befiehlt, da er Odysseus in Thränen sieht.

Das Entgegengesetzte, das Unbegreifliche tritt ein. Telemach fordert die Mutter auf, den Sänger nicht zu unterbrechen (Odyssee I, V. 346 f.):

> Meine Mutter, warum verargst Du dem lieblichen Sänger,
> Daß er mit Liedern uns reizt, wie sie dem Herzen entströmen?

Warum? Eine seltsame Frage im Munde des Telemach! Oder verbindet er mit diesen Worten eine besondere, geheime Absicht, um die Freier zu täuschen? Keineswegs; er fährt nämlich fort:

> Nicht die Sänger sind des zu beschuldigen, sondern allein Zeus,
> Welcher die Meister der Kunst nach seinem Gefallen begeistert.

Sie solle also nicht zürnen, weil Phemios die Leiden der Griechen besinge. Denn der neueste Gesang erhalte vor allen anderen Gesängen stets den lautesten Beifall. Eine mindestens befremdliche Ausführung, die uns an der Kindesliebe des Telemach irre werden läßt. Muß Penelope sich nicht entrüstet von einem solchen Sohn abwenden? Wie anders begegnet Telemach der Mutter an anderen Stellen des Epos, so, wenn sie in die Versammlung der Freier tritt. Stumm und bescheiden hört er ihre Vorwürfe, daß er den Fremdling mißhandeln lasse; und hier das Gegentheil!

Aber vielleicht redet er den Freiern zu Gefallen? Indessen singt Phemios ja das Lob des Odysseus und die traurige Heimfahrt der Helden. Wie kann er sagen, daß diese dem Herzen entströmenden Lieder auch ihn erfreuen? Obendrein hatte ihn Pallas Athene in Mentors Gestalt kurz vorher zur Rache an den Freiern angestachelt und ihm das Beispiel des Orest vorgehalten.

Die Lösung ist: Jene Verse dienen nur zur Verherrlichung des Sängerstandes. Ueber dieser Absicht vergißt der Dichter ganz seinen Zusammenhang, er fällt aus der Rolle und — wir haben ihn überrascht — er giebt sich selbst! Was bei Schiller Kaiser Rudolf sagt, spricht hier der Sänger selbst, wie in Goethe's Ballade. Den Sängern soll kein irdischer Machthaber befehlen, sie stehen in der Hand des Zeus, der sie begeistert, wie er will.

Der Zusatz, daß der neueste Gesang immer den meisten Beifall finde, nimmt sich hier geradezu frivol aus. Das Lied von Odysseus ist ja jetzt das allerneueste, also laß uns doch gewähren! Eine empörende Bemerkung, selbst wenn ein Freier sie spräche. Der Dichter fällt, wie gesagt, aus der Rolle.

Dem Sänger soll Niemand befehlen, als Zeus! In Goethe's Sänger und im „Grafen von Habsburg" haben die analogen Aussprüche über den Sänger eine ideale Grundlage, Rousseauthum und Neuhumanismus spielen da mit.

Weit anders bei Homer! Erinnern wir uns, daß die Sänger zur Priesterkaste gehören und aus ihr hervorgegangen sind, bei Babyloniern, Indern, Griechen u. A. Dies Moment tritt hier hervor, das ergiebt sich auch mit unzweifelhafter Gewißheit aus anderen Stellen des Epos.

Es ist hier der Priestersänger, zu dessen Vasallen Telemach sich hergiebt. Penelope ist hier nicht die liebende Gattin für den Dichter, sondern die Vertreterin der Herrschenden! Willkürlich will sie den Gesang des Aöden unterbrechen, Telemach verweist ihr das; nur die Götter haben dem Sänger, der „in des höheren Herren Pflicht" steht, zu gebieten. Kein König hat dem Sänger oder vielmehr dem Priester zu befehlen! Geistlichkeit und Weltmacht! Papst und König! Thron und Altar! Die uralten Gegensätze der beiden einst weltbeherrschenden Mächte treten in dieser Episode sich gegenüber. So gewinnen die — im Rahmen der Dichtung selbst unser Gefühl empörenden — Worte Telemach's einen tiefen, culturhistorischen Sinn. Homer der Priester-

zögling redet mit uns! Wenn das auch dem Dichter dieser Verse vielleicht nicht ganz bewußt war, so liegt doch etwas Derartiges dieser Stelle entschieden zu Grunde.

Penelope kehrt ahne ein Wort der Erwiderung in ihre Gemächer zurück, staunend über die klugen Worte ihres Sohnes. Telemach aber preist sogleich noch einmal den Sänger, dessen Lied das Herz mit Wonne erfüllt. Ein unzärtlicher Sohn!

Alle Freier und all' ihr Gesinde, Knechte und Mägde werden von Odysseus und den Seinen getödtet, nur einer wird gerettet: der Sänger!

> Tödte mich nicht, Du würdest hinfort es selbee bereuen,
> Wenn Du den Sänger erschlügst, der Göttern und Menschen gesungen.
> Mich hat Niemand gelehrt; ein Gott hat die mancherlei Lieder
> Mir in die Seele gepflanzt!

Man versteht nicht, weßhalb Phemios das zu seiner Vertheidigung vorbringt, aber wir begreifen vielmehr, daß die ganze Episade von der Rettung des Phemias wieder nur zur Verherrlichung des eigenen Standes dienen soll.

Viele griechische wunderschöne Sagen berichten von wunderbaren Errettungen edler Sänger. Vor hundert Jahren berauschte man sich an der edlen künstlerischen Lebensauffassung, der idealistischen Verehrung des Dichters. Unsere Classiker haben das aufgegriffen und herrlich weitergebildet. Vom „Sänger“ und dem „Grafen von Habsburg“ war schon die Rede, „Die Kraniche des Ibykus“, Schlegel's und Tieck's Balladen „Arion“ u. A. gehören ebendahin. Man muß das jetzt realistischer ansehen. Diese vermeintliche ideale Lebensauffassung und Verehrung der Poesie und ihrer Vertreter geht von diesen letzteren aus und verfolgt durchaus reale Zwecke.

In einem Gesang schilt Antinaos, einer der übermüthigsten Freier, den göttlichen Sauhirten, weil dieser den Bettler in die Stadt geführt habe. Man erwartet als Erwiderung des Eumäus einen Hinweis auf die Pflicht der Gastfreundschaft und einen Verweis wegen der van Antinaos an den Tag gelegten Gefühlsrahheit.

Statt dessen äußert der Sauhirt:

> Edel, Antinoos, bist Du, allein Du redest nicht schicklich,
> Denn

(die folgende Mativirung dieses Ausspruches ist höchst eigenthümlich)

> Denn wer gehet wohl aus und ladet selber den Fremdling,
> Wo er nicht etwa im Volk durch nützliche Künste berühmt ist,
> Als den erleuchteten Seher, den Arzt, den Meistee des Baues,
> Oder den göttlichen Sänger, der uns durch Lieder erfreuet?
> Diese laden die Menschen in allen Landen der Erde.
> Aber den Bettler, dee nur belästiget, lüde wohl Niemand.

Man kann kaum glauben, daß die Verse alt und echt sind. Die Lagik des Eumäus ist zu brüchig! Man ladet keine Bettler ein, sandern den Seher, Sänger u. s. w.! Erscheint ihm Odysseus denn nicht als ein Bettler? Er tadelt also an Antinaos' Rede nur die Zumuthung, daß er, Eumäus, den Bettler eingeladen habe. Dann erst besinnt er sich eines Besseren und wirft dem Freier vor, er sei stets hart gegen die Knechte gewesen. Es ist eben wieder eine Einlage pro domo. Streng scheidet Eumäus zwischen dem darbenden Bettler und zwischen dem Sänger, die Beide am Hafe von der Gnade und Gunst des Fürsten leben, aber dieser als Vertreter der Gottheit und ihres Priesterthums, jener ohne jeden Rückhalt.

Es handelt sich eben um spätere Einschiebsel aus einer Zeit, in der der Rhapsode es sehr nöthig hatte, einen Appell an die Großmuth der Mächtigen zu richten. Mit zunehmender Aufklärung sank das Ansehen des Priesterthums und mit ihr des Sängerberufs. Die Priesterclasse der „Parasiten“ sank zu jener lächerlichen Stellung herab, die sie in der Komödie später einnahm.

Bei Hesiad werden schan Handwerker und Bettler mit den Sängern in eine Kategarie gestellt:

> Mißgunst hegel dem Schmiede der Schmied und dem Töpfer dee Töpfer,
> So ist der Bettler dem Bettler verhaßt und der Sänger dem Sänger.

Aus dem Rhapsaden, der am Fürstenhof eine mächtige Ralle spielt, weil er den Herrscher mit seiner Leier verherrlicht, wird in einer Zeit, in der die Fürstenmacht erbleicht und die Völker zur Selbstbesinnung gelangen, ein überflüssiger Kostgänger, der in veralteten Anschauungen lebt und gern die Vergangenheit in die neue Zeit hinüberretten möchte. Die großen Burgen, wie sie in Kreta, in Argos, in Mykene in majestätischen Trümmern nach unser Staunen erregen, verfallen, und in ganz Griechenland erwachsen die Demokratien. Was blieb in dieser Welt für den Fürstensänger übrig? Er verfiel dem Gespött seiner Zeitgenossen, die kein Interesse mehr doran hatten, ihn zu beköstigen. Der priesterliche Parasit wird, wie gesagt, zur Possenfigur.

Das Interessante ist nun, daß nicht nach den Homerischen Gedichten erst dieser Wandel eintritt, sandern daß wir ihn schon in ihnen selbst wahrnehmen könnnen, wenn wir genau hinsehen.

Euripides unterschied sich von Sophokles und Aeschylus dadurch, daß er die Nachtseiten des Lebens, die Unzulänglichkeiten und Gebrechen der Menschennatur schilderte, während jene die Menschheit als ein Heroen- und Königsgeschlecht angesehen hatten. Das lag an den veränderten Zeitläuften. Die Generation der Marathankämpfer war ausgestorben. Die Epiganen erschöpften sich in kleinlichen Händeln und erlagen dem Schwert Spartas. Ebenso verhalten sich Ilias und Odyssee zu einander. Die Iliasmenschen sind Kraftnaturen im Sinne Nietzsche's, im Sinne des Renaissance-Ideals; in der Odyssee waltet die Decadence. Andere Zeiten, andere Lieder. Wie Euripides immer wieder van dem ungezagenen Liebling der Grazien mit seinen Bettelhelden, seinen geflickten Lumpenkönigen aufgezogen wird, sa ist die Phantasie des Odysseedichters von einer Bettlergestalt erfüllt. Wie königlich ragt Achilleus in der Ilias über die flache Alltäglichkeit des Daseins empor! Welche Fülle van Glanz und Lebensbejahung! Dem Odysseedichter gelingt der Bettler Odysseus besser als der nachherige König. Er überbietet sich in meisterlich erlauschten Einzelzügen, wo es gilt, die Armuth, die Noth des Daseins, das Elend der Abhängigkeit zu schildern. Seine Erfindungskraft ist unerschöpflich, wenn er die gedrückte Lage der social Entmündigten beschreibt. Nirgends durchlebt er seine Dichtungen so, wie wenn er auf dem Gehöfte des Eumäus mit seinen kläffenden Hunden und seinen nächtlichen Hürdengesprächen die Noth der Zeit beklagt. Es ist der Dichter selbst, der sich hier giebt. Trauert Eumäus über den Wandel der Dinge, seit Odysseus fortgezogen und verschollen sei, so seufzt der Dichter ebensa, daß die Fürsten nicht mehr leben, deren Gnade ihm einst lächelte, daß das rauhe Geschlecht der Gegenwart seine Lieder nicht mehr belohnt. Dieser tiefe Realismus ist nicht mehr wahrnehmbar, wenn der Herr von Ithaka die Hülle abstreift und als rächender Held seine Pfeile in den Freiersaal sendet. So schön und impasant der Schluß der Odyssee auch gebaut ist, an die Höhe der Ilias reicht er nicht heran.

Die mageren Jahre waren eben gekommen. Die Theorie des Bettelns wird erwogen. Der Arme darf nicht schüchtern sein, heißt es oft, er muß zu den Reichen gehen, Alle bitten; die Schüchternheit ist ihm verderblich.

> Scham ist wahrlich ein schlechtes Geleit dem darbenden Manne,
> Ist sie dem Menschen zum Heil, so ist sie zugleich ihm verderblich,
> Aengstlich ist immer die Noth, und der Reichthum immer verwegen!

singt der hierin seelenverwandte Hesiod.

Ein Gefährte des Odysseus erklärt einmal:

> Zwar ist jeglicher Tod dem armen Sterblichen furchtbar,
> Aber so jammervoll ist keiner, wie Hungers zu sterben.

Ganz ähnlich, aber noch drastischer, giebt sich die rein irdische Tendenz des Sängers in Indien kund. In den heiligen Hymnen des Rigveda verschmäht der Dichter, nachdem er den Gott Indra oder Varunas &c. in den kühnsten Ausdrücken gefeiert hat, es nicht, den Gott schließlich dringend zu bitten, ihm doch die Gunst und die offene Hand reicher Gönner zu verschaffen. Dieses Anliegen kehrt fast überall mit monotoner Eindringlichkeit wieder und erweckt in uns seltsame Vorstellungen von dem Vedensänger. Damals herrschte in diesem Punkt eine weit größere Unbefangenheit.

Goethe glaubte in seinem „Sänger“, der das Gold des Königs verschmäht, weil er wie der Vogel in den Zweigen singt, gewiß den echten, ehrwürdigen Homer zu reconstruiren:

> Das Lied, das aus der Kehle dringt,
> Ist Lohn, der reichlich lohnet.

Das ist ein Herder'sches Ideal; Ossian und andere mittelalterlich-unklare Phantasiegestalten, die humanistisches Schönheitsgefühl veredelt, ist hier zu einer wunderlich utopischen Gestalt umgeschaffen worden. Der wahre Homer war das strikte Gegentheil jenes Idealisten. So unmittelbar wie sein indischer Collega sprach er die Sehnsucht nach dem Unentbehrlichen nicht aus, er kleidete sie wohl in die Form seiner Anspielung, wie sein Odysseus es thut, wenn er frierend von Eumäus einen Mantel erlangen möchte. Aehnliches wissen wir ja auch aus dem Mittelalter von unserem Walther von der Vogelweide. Die letzten Nachfahren der edlen Zunft leben noch heute, wenn auch in höchst verkümmerter Gestalt.

So löst sich die Homerische Idealgestalt, deren literarische Einheitlichkeit schon Friedrich August Wolf in seinen epochemachenden Prolegomena zerstörte, auch persönlich auf. Es war nicht der Rhapsode mit wallendem Talar und philosophischer Weltverachtung; es war ein durchaus mit den Nothwendigkeiten des engen Lebens rechnender Mann. Ein Kapitel aus der Geschichte des Priesterthums ist es, das die homerische Zeit uns entrollt. Die ganze Macht dieser geistig herrschenden Kaste spiegelt sich in der Ilias, in dem mächtigen Eingreifen des Chryses, der sein Recht fordert, dessen Zorn Pest in das Heer der Achäer bringt, dessen Einfluß den Streit zwischen Agamemnon und Achilleus hervorruft, und der Zorn des Peliden ist ja der Angelpunkt des ganzen Epos! Der trojanische Heereszug wird gehemmt durch das Machtwort des Kalchas: Iphigenie muß getödtet werden. Das Schicksal des Atridenhauses hängt an diesem Wort. Agamemnon, Klytämnestra und Aegisth fallen ihm zum Opfer. Ueberhaupt spielt in griechischer Sage das Priesterthum eine machtvolle und gebietende Rolle. Oedipus stürzt, das Königshaus von Theben erbebt unter den Sehersprüchen des Tiresias. Odysseus unternimmt die Fahrt in die Unterwelt, um den Tiresias zu fragen. Auf einem Orakelspruch beruht der Argonautenzug. Im historischen Griechenland spielte das Priesterthum keine Rolle mehr. In der Tragödie wird es oft beschimpft, oft verspottet. Parallel läuft die Entwickelung des Sängerthums. Die Glanzzeit lag in weiter Ferne, die Macht der Kaste culminirte im Ausland, in Egypten, Indien und gewiß auch in Babylon, Griechenland war nur eine Dependenz hiervon. In die Zeit des aufstrebenden Bürgerthums und des Schwindens der Priestermacht fällt der energische Aufschwung auch der hellenischen Halbinsel. So scheint es, daß in Griechenland ein herrschender Priesterstand nicht vorhanden gewesen ist. In der Sage besteht eine ausschlaggebende Hierarchie, der Rest jedenfalls einer früh verblaßten Potenz. Allerdings liegt hier des Unklaren und Unbezeugten noch gar viel, aber die Umrisse festigen sich immer mehr.

Und nun Homer's Objectivität, von der wir ausgingen! Das Wort ist schon ein gewaltiger Anachronismus. Man kann sich den Dichter jener Zeit, die nun etliche Jahrtausende hinter uns liegt, nicht naiv genug vorstellen. Er tritt mit seiner Person, mit seinem persönlichen Empfinden nirgends hervor, weil er es nicht darf. Denn er befindet sich in abhängiger Stellung! Er ist Hofaöde, dem Fürsten verpflichtet, auf ihn eingeschworen! S e i n Lob hat er zu singen, dem Fürstenhaus allein hat er sich zu widmen. Daher die Aristieen des Diomedes, des Ajas, des Odysseus, jene Episoden der Ilias, wo diese Helden ganz besonders hervortreten. Das war bestellte Poesie. Heut' würde man das byzantinisch nennen. Aehnlich wurde Ludwig XIV. von seinen Hofpoeten in Epen, Dramen und Oden verherrlicht, er und die Geschichte seines Hauses. An sich zu denken war nicht gestattet; von sich zu sprechen, wäre geschmack- und taktlos erschienen. Es war also z. T. unfreiwillige Bescheidenheit, was uns am Homer als edle Zurückhaltung und göttliche Objectivität anmuthet. Wo sprechen Racine und seine Collegen am Pariser Hof von sich? Desto voller ertönt ihre Leier von Ludwig. So haben wir uns die Homerische Objectivität zu erklären. Denn daß der Schulbegriff der Naturpoesie noch auf Homer anwendbar sei, bedarf keiner Widerlegung mehr. Homer war das, was man früher einen „Kunstdichter“ nannte, nicht ein Herder'scher Volksdichter. Das Stereotype seines Styls beruht offenbar auf zünftischer Tradition und einer Art von Ceremoniell.

Von theoretischen Kunstbetrachtungen hatte unser Poet wohl keine Ahnung, so sehr sein Werk die höchsten ästhetischen Forderungen auch erfüllt. Daß vieles von dem, was man bisher als Homerische Eigenthümlichkeit ansah und nachahmte, auf älteren, mittelbar babylonischen Vorbildern beruhte, hat erst die neueste Zeit uns gelehrt. Das große, düster gewaltige Gilgamesch-Epos der Babylonier weist mehr als eine Entsprechung zum griechischen Epos auf. P. Jensen in Marburg, vielleicht der bedeutendste der lebenden Assyriologen, und auch andere, arbeiten jetzt auf diesem Gebiet mit Feuereifer und graben nach neuen Wahrheiten.

Das Interessanteste an einer solchen Zergliederung der angeblichen Homerischen Objectivität, die auf unsere Classiker noch so imponirend wirkte und die man künstlich nachahmte, ist vielleicht die Beobachtung, wie ästhetische Gesetze zusammenstürzen, wenn die Facta, auf die man sie gründet, sich vor der historischen Kritik als unhaltbar erweisen, wie das hier und wie es z. B. bei der Aristotelischen Theorie des Dramas u. a. m. der Fall ist. So ist die Kunst einerseits das wissenschaftliche Object der theoretischen Betrachtung, andererseits giebt aber diese, die historische Wissenschaft, erst den Sockel, auf dem das Kunstgesetz errichtet werden kann.

Aber wir verlieren nichts an dem Altvater Homer, wenn wir ihn historisch und realistisch betrachten. Er kann diese Kritik ertragen. Wie warm wird es uns um's Herz, noch heut' und immerdar, wenn wir uns mit ihm beschäftigen! Wir danken den Fürsten, die das Werden solcher Gesänge begünstigten, wir möchten den Wandel der Zeit wie der Odysseedichter beklagen, beklagen möchten wir die Hochfluth der neuen, demokratischen Zeit, die diese schönheitsvollen, gesangreichen Fürstenschlösser fortspülte, denn auch der epische Gesang verstummte nun. Aber die Zeit rast über ästhetische Wünsche und Liebhabereien erbarmungslos dahin, ihren alleinigen, immanenten Gesetzen folgend. Das Schöne, das sie von jeher gebracht, tröstet uns zu der Hoffnung, sie werde es auch fürder thun, und so ergeben wir uns in ihren Lauf.

> Denn der Boden zeugt sie wieder,
> Wie von je er sie gezeugt!

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Und morgen?

Von M. Zehme

Hans Liebreich's Vater war Bürgermeister in einer kleinen Stadt; Kinder, so viel, wie in einem Kaninchenbau — Vermögensziffer 0.

Das gab eine schlechte Abrechnung und legte der Nachkommenschaft schon im Wickel moralische Scheuklappen allen geldkostenden Freuden des Lebens gegenüber an.

Im Alter zwischen 18 und 19 Jahren machte Hans sein Abiturium mit gleichzeitigem Verzicht auf freie Berufswahl. Dafür erwarb sich ein einflußreicher Verwandter das Anrecht auf unveräußerliche Familiendankbarkeit, indem er dem Neffen die höhere Steuercarriere mundgerecht machte und ihm den Eintritt unter günstigen Avancementbedingungen zu verschaffen versprach, so bald Hans das militärische Dienstjahr hinter sich hatte.

Unter den sieben Gymnasialabiturienten war Hans der einzige zur Quasizwangsarbeit Verurtheilte, und sein deutsches Gemüth blieb in den drei Wochen zwischen Examen und Dienstanfang von sentimentalen Anwandlungen nicht verschont. — Aber sie kamen und gingen wie eine Kinderkrankheit, und die öffentliche Meinung über ihn brauchte sich nur in den Worten, nicht im Sinne umzuprägen.

Aus dem „netten Jungen“ von der Schule wurde im Dienst ein „famoser Kerl“, von Vorgesetzten und Kameraden in gleicher Weise gewerthet. Er selbst war gern aus dem Familienneste mit seinem ewigen Liebesfrühling herausgekommen; der strengen Körperzucht sich mit gewissem Ehrgeiz hingebend, bewährte er sich physisch gut und erhielt sich auch bei Laune, denn trotz aller geforderten Disciplin durchwehte diese Zeit ja noch ein imaginärer Freiheitshauch der Zukunft gegenüber.

Sein Avancement ging flott von statten. Er wurde als Erster seiner Compagnie Gefreiter, Unterofficier und bestand eine Woche vor Ablauf des Dienstjahres das Officiersexamen.

Gerade wie den Uniformrock, so hatte er von heute zu morgen nur einen Dienst mit dem anderen zu vertauschen. Dazwischen aber wollte die grüne Jugend noch einen Abschied comme il faut feiern.

Hans stand kein Ortswechsel bevor. Er war für das ganze nächste Jahr beim Steueramt in derselben Stadt zur Bureauarbeit angenommen worden.

Am ersten April punkt sieben Uhr Morgens mußte er antreten, wollte er im weiteren Verlauf der Carriere mit Vorbemerk berücksichtigt werden.

So fiel auch eigentlich die Verpflichtung der p. p. c.-Besuche in den Familien, bei denen er verkehrte, für ihn fort.

Er benutzte aber doch diesen Wendepunkt seines Lebens dazu, sich einer großelterlichen Freundin, der verwittweten Frau Majorin Quast, nach verhängnißvoll langer Zeit wieder einmal vorzustellen. Vernachlässigungen verzieh sie schwer und noch weniger, seitdem ihr einziger Sohn, Officier, stark verfrüht abgegangen worden war und nun als Director eines Duodezbades sein Leben beschloß.

Einen Tag vor dem letzten im Dienst sprang Hans die beiden Treppen zu ihr hinauf. Offenbar stand sie gerade unter dem Eindruck eines Briefes von ihrem Sohne; denn sie erleichterte bald nach der ersten Begrüßung ihr Herz mit den Worten:

„Sie können Gott nicht genug danken, daß Sie durch Ihren Onkel so bequem in eine später vollständig gesicherte Lebensstellung kommen. Ihr Weg ist Ihnen vorgeschrieben, nun halten Sie sich brav, nicht rechts, nicht links sehen, nur immer voran. Sie stehen nun auf der untersten Sprosse einer hohen Leiter, da heißt es klettern und sich nichts zu Schulden kommen lassen. Beim Militär ist das ja was Anderes. Statt Avancement kommt unverschuldet plötzlich der blaue Brief, und aus ist's mit der Herrlichkeit.“

Hans Liebreich's Gesicht spiegelte zwar nicht die gleiche Begeisterung für den schnurgeraden Weg wieder. Aber durch Erfahrung klug gemacht, gab er seinem unbewußten Oppositionsgelüst nur in den Worten Ausdruck:

„Morgen wird noch ein kleiner Abschied gefeiert.“

„Morgen? So — so — und am anderen Tage früh um sieben Uhr heraus mit klarem Kopfe?“

„Er wird schon klar genug sein für die Rolle,“ antwortete Hans etwas obenhin und griff nach dem Seitengewehr, sich's umzuschnallen.

„Der erste Eindruck eines Menschen auf uns ist maßgebend.“

„Es ist nicht der erste, Frau Majorin, ich mußte mich viel früher bereits vorstellen. Morgen werde ich vereidigt.“

„Nun, jedenfalls denken Sie hübsch an ihre Familie und seien Sie vernünftig.“

Jungenhaft ungeduldig nahm er die guten Rathschläge entgegen und sauste dann die Treppen hinunter. Auf der Straße stieß er mit dem seiner Kameraden zusammen, der die morgende Bowle halten wollte, mit Avantageur Herzberg, Fahnenjunker in spe, einem ziemlich begüterten, fröhlichen Kerlchen.

Wenn Hans bis vor einer halben Stunde noch geschwankt hatte, die Aufforderung zur Abschiedsbowle anzunehmen, jetzt that er's, sogar in einer besonders schneidigen Weise.

In letzten Dienstpflichten ging der 31. März noch langsam herum — ein sommerlich warmer Tag.

Dieses Jahr war Alles der Zeit voraus, die Bäume blühten schon. Im Restaurationszimmer des der Caserne gegenüber gelegenen „Kaiser Wilhelm“, der Stamm- und Mittagskneipe der Unterofficiere und Einjährigen, ging's fidel zu. Der Bowle war eine Flasche Sect zugesetzt worden, von illuminirte sie, vergoldete die Zukunft und machte redselig. In Hans Liebreich's Augen blitzten Lichter auf, die die Anderen noch gar nicht gesehen hatten, und über seinen geschorenen Blondkopf fahrend, versicherte er wiederholt, daß er sich vom ersten selbstverdienten Gelde, zu dem er ja durch Commissorien schon bald kommen könnte, ein tadelloses Civil anschaffen würde, tadel — los, dunkelblau — wegen der blonden Haarfarbe — sectfarbige Cravatte, weicher Filz mit Beule! Er schwelgte und drehte die dünnen Schnurrbartspitzen.

„Und wem wollen Sie damit und mit Ihrem Barte imponiren?“ frug Herzberg harmlos spöttelnd.

„Zu Befehl — Niemand,“ antwortete Hans prompt, aber mit mädchenhaftem Erröthen, so daß er von Allen ausgelacht wurde bis auf Einen, der verfrühte, traurige Erfahrungen gemacht hatte und durch Reminiscencen keinen Wermuthstropfen in seinen Becher fallen lassen wollte.

„Die Weiber bleiben aus dem Spiel!“ sagte er mit bezeichnender Geste, „und Bacchus lebe hoch!“

Und so feierten sie Bacchus in ausgiebiger Weise: denn der kleine Herzberg ließ springen, bis er nichts mehr springen lassen konnte. Als er sich schließlich vor leeren Gefäßen des leeren Geldbeutels erinnerte, war's Morgen.

„Liebreich, in drei Stunden müssen Sie Ihren Eid ablegen mit die Oogen,“ sagte der einzige Märker unter lauter Schlesiern, „wie is Dich zu Muthe, mein Kind?“

„Machen Sie ihm doch nicht bange,“ lallte Herzberg mit schwerer Zunge, „bange machen gilt nicht! Der Alte von der Steuer war auch mal jung und wird's noch nicht vergessen haben. Nein, bange machen gilt nicht — gilt nicht —“

Warmer Regen rieselte vom Himmel, als sie aus dem Restaurant traten. Feucht glänzte die stille Straße.

Das Auseinandergehen verkürzte noch beträchtlich die Zeitspanne, die Liebreich blieb, sich auszuschlafen. Mit schweren Füßen und einem in Seligkeit ertränkten Pflichtbewußtsein ging er auf seine Bude.

Und der Regen rieselte und tröpfelte weiter über Sonnenaufgang fort in verführerischer Schlummermelodie.

Es hatte eine Weile vorher zehn geschlagen, als Liebreichs Wirthin nach der Uhr sah und sich dann anschickte, sein Zimmer zu reinigen. Da es Jener aus Sparsamkeitsrücksichten vorzog, sich sein Frühstück allein zu beschaffen, hatte sie ihn anders nicht zu bedienen.

„Meine Güte, der junge Herr sind noch da?! ich denke —“

Hans fuhr aus den Kissen.

„Wie spät?“ frug er, die Tragik der Situation noch nicht umfassend.

„Zehne vorbei.“

Das traf ihn wie ein Blitzschlag.

Der Kopf war mit einem Male klar, die Erinnerung lückenlos und traurig genug. Obgleich nicht ganz eingeweiht, konnte es die Wirthin dem jungen Gesicht gut ablesen, daß ein wichtiger Anschluß verpaßt war. Sie zog sich discret zurück und blieb indiscret hinter der Thür stehen, bis sie constatirte, daß drinnen Toilette gemacht wurde.

Kurz vor Mittag kam Hans aus seinem Zimmer.

„Essenszeit?“ fragte die Wirthin freundlich.

Er nickte, ging aber am Speisehaus direct vorüber.

Er trug sein Civil aus dem letzten Schuljahre, dem er im Militärdienste gründlich entwachsen war. Und in unbewußter Anknüpfung an diesen Umstand trat die pecuniäre Armseligkeit seines Vaterhauses noch übertrieben vor seine Seele. Bis an die Kehle im Wasser fühlte er sich, ohne schwimmen zu können. Er hatte die Eltern in ihrem festen Vertrauen auf sich getäuscht, die Carriere durch Leichtsinn preisgegeben.

Einen Augenblick durchquerte ihn der Gedanke, sich an seinen Hauptmann zu wenden. Seine tadellose Führung beim Militär, seine gerühmte Pflichttreue und Gewissenhaftigkeit hätten ihn vielleicht herausgerissen. Aber gerade die Erinnerung daran, sein zum ersten Mal erschüttertes Selbstbewußtsein hielten ihn davon zurück, sich seinen Vorgesetzten nach dieser moralischen Niederlage zu präsentiren. Und in der wachsenden innerlichen Noth zog es ihn noch am meisten zu dem Kameraden Herzberg. In dessen Wohnung erfuhr er jedoch, daß dieser abgereist war.

Nun lief er planlos durch die Straßen mit der sich von Minute zu Minute steigernden Empfindung einer verpfuschten Existenz.

Da tauchte plötzlich in seinem Gesichtskreis eine weibliche Gestalt auf, die er gut kannte, die ihn aber im Augenblick um den letzten Rest der Besonnenheit brachte, die Frau Majorin Quast mit ihrem mißvergnügtem Gesicht unter dem Sammthut, der eine Vergangenheit hatte, unter dem flaumigen Radmantel ihre formlose Figur verbergend.

Verstörten Blickes sah Hans sie auf sich zukommen, ihm war's, als drücke man ihm die Kehle zu.

Wie ein Schatten war er vom Fußsteige verschwunden im Wagengewirr, wo es am dichtesten war und sein Leben so rasch zerstörte, wie ein Licht ausgeblasen wird ...

Durch Meilen vom Schauplatze dieser Tragödie getrennt, kam zur selben Stunde der Bürgermeister Liebreich vom Rathhause. Er zog die Uhr und sagte mit einem Erleichterungsseufzer zu dem ihn begleitenden Collegen vom Magistrat:

„Jetzt steckt er im grünen Rock!“

Aus der Hauptstadt.

Verschönere die Natur!

Schwerer als von anderen Vorurtheilen hat sich die moderne Menschheit von dem Aberglauben frei gemacht, daß es nicht ihre Aufgabe sei, das Angesicht der sogenannten Mutter Erde zu verniedlichen. Die backfischhafte Schwärmerei der Rousseauzeit, Goethe's kritiklose Naturvergötterung und der blinde Bewunderungstaumel der Epigonen zogen den Irrwahn groß, daß Jehova am siebenten Tage Recht gehabt habe, als er sein Werk gut fand. Ihm kann man diese Autoreneitelkeit schließlich nicht verdenken; der fortgeschrittene Europäer aber sollte behutsamer urtheilen. Deßhalb feiere ich mit Hurrah die anscheinend unsinnige und philisterhafte Idee, den Zauber des Loreleyfelsens durch ein Denkmal sinnenfällig zu machen, so daß endlich auch der Spießer ihn erkennt. Deßhalb habe ich es seinerzeit begrüßt, daß gerade Poeten und Künstler unserer Tage aufgeklärt genug waren, in Artikeln und Festprogrammen einer Verschönerung der Natur das Wort zu reden. Ich habe mich für Hendrich's Walhalla-Bude im Harz und für seine Rübezahl-Burg im Riesengebirge eingelegt, selbstverständlich ohne einen Beitrag zu leisten. Ich bin ein überzeugter Anhänger der Entbaumung des Berliner Thiergartens und halte jenen preußischen Landrath für den kommenden Mann, der in seinem Kreise alle Bäume und Sträucher längs der Fluß- und Bachläufe niederschlagen lassen wollte. Gehen die Vertreter der Kunst voran, dann folgen die Bureaukraten ganz von selber. Es hat lange genug gedauert, ehe das Feldgeschrei: Verschönere die Natur! durchdrang, aber nun ist die siegreiche Bewegung hoffentlich nicht mehr aufzuhalten.

Werden wir uns zunächst, um die so beliebten weiteren Kreise für unsere mindestens ebenso weitausschauenden Pläne zu gewinnen, darüber klar: Was ist Verschönerung der Natur?

Es hängt gottlob allein von uns Menschen ab, ein Stück Natur schön oder häßlich zu finden. Das Hochgebirge, das heute ja allgemein anerkannt ist, galt noch vor zwei Jahrhunderten als scheußliche und widerwärtige Steinwüste, und während man damals die Tulpen für die niedlichsten Blumen erachtete, concurrirt augenblicklich die Rose mit der Chrysantheme. Nach fünfzig Jahren nimmt vielleicht der nichtblühende Cactus die Ehrenstellung als reizendstes Kind Floras ein. Unser Geschmack, meine Herrschaften, entscheidet eben souverän. Aus diesem Grunde sollten wir endlich mit veralteten und unbequemen Schönheitsidealen aufräumen. Wirklich schön kann immer nur sein, was wirklich praktisch ist. Zeigen Sie mir den Corsettfabrikanten, der die Venus von Milo mit ihrer ordinären Taille schön nennen wird! Ein Ideal, das ihm sein Geschäft verdirbt, ist kein Ideal mehr. Die neue Zeit darf nicht dulden, daß rückständige Anschauungen sie einengen und bevormunden. Wir müssen durchaus eine Natur verlangen, deren Schönheit sich unserem verfeinerten Geschmacke anpaßt. Eventuell hat die Verschönerung bewußter Natur umgehend zu verfolgen.

Poesie- und Bildungs-Onkel, die in Schulbuch-Erinnerungen schwelgen, treten noch immer für eine überwundene, industrie- und profitfeindliche Romantik ein. Sie gerathen in Harnisch, wenn das Project erwogen wird, den Rheinfall bei Schaffhausen nach Art der Trollhättanfälle auszunutzen, obgleich die Carbidfabriken an den Trollhättanfällen jeden einsichtigen Menschen zum Ankauf von Acetylenactien entflammen müssen. Die Sentimentalen sperren sich gegen die Abtragung des Siebengebirges und des Elbsandsteingebirges; sie verwünschen den Kahlhieb und die forstgerechte Bewirthschaftung unserer Wälder, und sie haben es durchgesetzt, daß die preußische Regierung den oben erwähnten uferregulirenden Landrath rüffelte. Was ist denn so besonders Herrliches an einem bewachsenen Steinhaufen, den Rhein oder Elbe bespülen? Und Rührselige können Eichendorff's abgeleiertes Lied mit derselben Ergriffenheit in neuer Fassung singen: Wer hat dich, du schöner Wald, abgeholzt so hoch da droben? Das Siebengebirge und das Binger Loch sind, um eine bei den Romantischen beliebte Redensart zu gebrauchen, sagenumwoben. Rechtfertigt ihre Sagenumwobtheit die völlige finanzielle Ertraglosigkeit dieser Institute? Ein Urwald verzinst sich schlecht; die Papierstoff-Fabriken verlangen normal gewachsene Stämme, wie sie nur in der Wald-Caserne, in Reih und Glied, aufmarschiren. Wünscht Jemand durchaus eine Waldwildniß zu sehen, so mag er sich ein Billet zum Freischütz kaufen; auch manches Wagner'sche Werk bringt so etwas. Er hat aber kein Recht, das Werden der neuen Schönheitsbegriffe zu stören.

Jede Zeit hat, ich wiederhole es, ihre eigene Schönheit, und Zeit ist Geld. Der gebildete Mensch wendet an sich Nichts gegen die Landschaften ein, welche Baedeker mit einem Stern versieht, obgleich ihm das mit demselben Stern geschmückte Gasthaus oder dreisterniger Hennessy mehr behagen. Unserer Ferien wegen brauchen wir das Gebirge, und so lange die Berliner Monumente aus Marmor hergestellt werden, statt aus Granit oder Kalkstein, werden wir ja auch immer einzelne Höhenzüge behalten. Dabei darf jedoch nicht vergessen werden, daß sämmtliche Berge leider sehr verkehrsfeindlich angelegt sind. Es geht immer schräg hinauf, und man muß langsam steigen. Das verschlingt unnütz viel Zeit. Deßhalb dienen die Bergbahnen, die hydraulischen Aufzüge 2c. gerade der Verschönerung der Natur. Schön ist, was bequem ist und Zeit erspart. Schön sind die großen Hôtels auf den Berggipfeln, wo man bei der Table d'hôte im Frack erscheinen muß, und schön ist das gute Essen und Trinken. Auch der Geschäftsmann wird seine Mußestunden gerne im Gebirge verleben, sobald man von jedem Gletscher aus fahrplanmäßigen Anschluß zur Börse hat. Man male sich doch die glückliche Epoche aus, wo auf jeder Zinne in Tyrol ein Warenhaus steht, wo man per Automobil auf fast ebener Chaussee zur Zugspitze hinauffährt, an hübsch geglätteten, senkrechten Felswänden hin, welche in meterhohen Buchstaben die wichtige Mittheilung tragen: Zacherlin ist das Beste gegen Flöhe! Kurella's Magenpulver hilft sicher gegen Verstopfung! Kauft Spratt's Hundekuchen!

Von den Anstrengungen, welche unsere Verschönerungsvereine und unsere industriösen Künstler machen, bis zur Erreichung des soeben skizzirten Ideales ist es freilich ein weiter Weg. Aber wir haben den ersten Schritt hinter uns, et c'est le premier pas qui coûte. Jedes Bedürfnißhäuschen, das von freier Bergkuppe weit in's Land hineinschaut; jedes Bergtheater, das uns mitten im Hochwald grüßt; jede unpassende Phantasieburg, jede überflüssige Drahtseilbahn und jeder Steinbruch, der irgend ein Hauptthal ziert, bringt uns dem ersehnten Ziele näher. Statt der Allerwelts-Schönheit, wie sie in vergilbten Poesiebüchern rumort, heischen wir individuelle Schönheit, das heißt auf deutsch einen guten Happenpappen, Gelegenheit zu Dividendenphantasien und ein Fremdenbuch, in welches man Namen, Stand und Einkommensteuerstufe eintragen kann.

Aus unseren Kunstsalons.

Auch in diesen letzten Wochen vor Weihnachten kam die Kunst um der Kunst willen nicht zu kurz. Also nicht etwa bloß Verkaufswaare im weiteren Sinne des Wortes gab's und giebt's zu sehen.

Vielmehr, wenn wir auch diese hier ganz ausschließen, giebt's unter den Uebrigen immer noch hübsch zu sichten. Im Interesse der Raumverhältnisse, mit denen ich hier zu rechnen habe. Nur Einiges also. An die Spitze stelle ich

Louis Corinth.

Man wird gewiß eine Uebereinstimmung Aller in dem Urtheil feststellen können, daß er eine bedeutende Künstlerpersönlichkeit ist. Ganz abgesehen davon, ob diese Persönlichkeit im Uebrigen eine „angenehme“ ist. Die Einen mögen an seiner „genialen Schmiererei“, Andere an seinen grotesken oder derbsinnlichen Einfällen Anstoß nehmen. Aber Alle werden ihn kennen. Er ist eine Erscheinung, die sich Einem einprägt und an der man nie achtlos vorübergegangen ist. Und das etwa nicht um seiner grotesken und derbsinnlichen Einfälle, sondern um seiner hohen malerischen, also rein künstlerischen Eigenschaften willen. Dabei braucht man die über „geniale Schmiererei“ Klagenden nur etwa auf solche Studien zu verweisen, wie sie zur Zeit auf der Secessions-Ausstellung zu sehen sind, die Prüden aber z. B. auf einige seiner Bildnißarbeiten, um sie gleich eines Besseren zu belehren ...

Wer sich im Uebrigen über den ganzen Bildungsgang Corinth's belehren lassen will, der hat Gelegenheit hierzu auf einer Sonderausstellung bei Paul Cassirer. Sie führt 30 Arbeiten vor aus den Jahren 1886—1903. Das Meiste aber stammt aus den letzten acht Jahren. Das älteste Bild ist ein Motiv aus Kiel. Er malte es am Schlusse seines vierjährigen Pariser Aufenthaltes. Unschwer läßt sich hier Millet's Einfluß erkennen, wie bei einer vier Jahre später entstandenen „Susanne im Bade“ der Bouguereau's in's München'sche übersetzt. Dazwischen aber entstand das Bildniß des Vaters des Künstlers (1887): ganz Eigengewächs und vom besten. Und in der zweiten Hälfte der neunziger Jahre finden wir dann in Bildern wie „Die Versuchung des St. Antonius“, „Die Hexen“, „Bacchantenzug“ die Münchener Marke noch deutlicher ausgesprochen als in der „Susanne“ Aber wiederum zwischen diesen Bildern und jenen — eine Arbeit wie die „Grablegung“ (1895) in altdeutscher Manier mit stark naturalistischen Accenten, in der Raumcomposition sehr bedeutend, im Colorit mit sichtlicher Vorliebe für stumpfe, gebrochene Töne. In rascher Folge dann die alten guten Bekannten: die „Salomé“, verhältnißmäßig zahm in der Pinselführung, glänzend im Colorit, mit starker Betonung der Perversität der Titelheldin, und das wundervolle Bildniß Peter Hille's, das hier seiner Zeit nach Gebühr gewürdigt worden ist — eine der meisterlichsten Tafeln Corinth's.

Das virtuose Können beherrscht fast Alles aus den letzten Jahren. Nur — warum solche Sachen ausstellen, wie „Der Morgen“ oder „Das Strumpfband“? Die Motive sind denn doch für eine öffentliche Ausstellung schon gar zu cynisch! Aus dem letzten Jahren stammen allein 15 Gemälde und Studien. Ein ausgezeichnetes Freilichtbildniß des Musikers Conrad Ansorge in weißem Sommeranzug und grauem Hut auf dem beschatteten Rasen eines Gartens. Das ist breit und flott und derb sorgsam studirt gegeben. Ein richtiges Virtuosenstückchen ist dann wieder der „Athlet“. Fast von grotesker Wirkung mit der bunten Tätowirung, mit der fabelhaft breitzügig herausgearbeiteten Muskulatur. Eine Reihe von Farbenstudien interessiren lediglich als solche: der Neue See im Thiergarten mit bunten Flaggengeflatter, ein durch

einander wirbelndes, Formen auflösendes Caroussel; eine Bauchtänzerin in Schwarz und Violett bei Lampenlicht; die Costümkammer von Baruch mit der Doppelwirkung von Tageslicht und electrischem und dem Farbenspiel glänzender Rüstungen, bunter Rittertrachten, zum Theil hinter Glasthüren großer Spinde, davor die dunklen Silhouette einiger Leute. Das Alles, wie auch ein liegender Act zeigt sein coloristisches Können, zeigt aber auch eine gewisse Absichtlichkeit in der Nichtachtung der Formen und Perspective. Denn ihm gelten ja diese Sachen wohl als „Bilder“. Verfehlt, nicht bloß in seiner Unähnlichkeit, ist das Doppelbildniß von Georg Hirschfeld mit Gattin. Etwas Steifes, Auseinanderfallendes in der Gruppirung, etwas Stampfes, Mißliebiges im Gesammten, wie im Einzelnen. Ein paar Landschaften vom Ostseestrande sind interessant, weil Corinth nur sehr selten ein Figurenbild so erweitert, und hier sind nun gar die Figuren ganz Nebensache ...

Jef Lambeaux und Jan Toroop

sind die Haupttrümpfe, die Keller & Reiner dieses Mal ausspielen — der belgische Bildhauer und der niederländisch-javanische Maler. Beide haben mich dieses Mal einigermaßen enttäuscht. Man darf bei Lambeaux nicht an seine größeren Landsleute, die Meunier, van der Stappen, Lagae denken — seine Arbeiten verlieren zu viel bei dem Vergleich. Es ist da ja viel anspruchsvolle Pose und kokette Süßlichkeit in manchen Büsten und Einzelfiguren und Gruppen. Aber in der großen Gruppe „Adam und Eva“, wie sie eilen, vor dem Schöpfer sich zu verbergen, da spüren wir ein mächtigeres Empfinden in der ganzen Linienführung und Formengebung und nicht zum wenigsten in der Art, wie das scheue Schuldbewußtsein in der Haltung zum Ausdruck gebracht ist. Eine kräftigere Formensprache führt Lambeaux auch in einer starkbewegten Kämpfergruppe, im seltsam großzügigen „Säemann“, in dem an Rodin gemahnenden Relief „Vierges folles“. Und was Toroop betrifft — man weiß, wie diese Künstlerpersönlichkeit einst durch phantastische Mystik und wilde Naturkraft der Entwürfe interessirte. Jetzt wandelt er bald in den Spuren des pointillistischen Neo-Impressionismus eines Rysselberghe oder auch Sisley, bald wieder in denen Fernand Khnopff's. Mitunter nicht ohne Geschmack und Geschick, wie z. B. in dem einen Herrenbildniß und dem einer Dame im sonnigen Garten oder in dem bei aller Khnopff-Nachempfindung doch originellen Einfall „Den Ocean entlang“ — vier Frauen- und Mädchenköpfe im Sturm am Oceanwellen vorübergleitend, auf denen die Männer und Brüder dieser Weiber allstündlich vom Tode bedroht sind; von großem Reiz namentlich in der linearen Anlage. Aber was soll man zu der schreienden Geschmacklosigkeit der „Wächter des Meeres“ sagen? Und dann — überhaupt diese Wandlung! Warum? Warum gab Toroop es auf, ganz er selbst zu sein? ...

* * *

Das ist noch immer Arthur Johnson. Ein junger Amerikaner, aber in Berlin ausgebildet, obschon unsere Akademie ihm nicht sonderlich viel gegeben haben mag. Mehr dürfte ihn Ludwig von Hofmann beeinflußt haben. Gewiß erinnert er an ihn, obschon er seine eigene Sprache führt bei der Schilderung seiner phantastischen Farbengesichte und decorativer Farbenträume. Sie sind, möchte ich sagen, visionärer und glanzvoller als die Hofmann'schen, wenn sie sich auch wie oft genug bei diesem aus jungen blühenden Mädchenleibern, glühender Blumenpracht, Sonnenlicht und Wasserglanz, tiefen Schattengeheimnissen und dunklen Laubmassen zusammensetzen. Er werthet dabei in reizvoller Weise die realistische Landschaft, von der er ausgeht, und die er mit seinen Traumgestalten bevölkert, völlig um, überträgt ihre Eindrücke nicht bloß in's Decorative, wie Hofmann, sondern auch in's Märchenhafte. Man erinnere sich nur des „Sonnenkusses“, des „Sonnenrausches“, des „Träumendes Wasser“, die er im vorigen Jahre an derselben Stätte zeigte. Ganz leicht erschließt sich sein inneres Schauen dem Dritten nicht, aber bringt man nur genügend Empfänglichkeit mit, so erfaßt man sein Wesen bald tiefer und weiß es zu schätzen. Außer zwei jenen verwandten Bildern hat er jetzt auch ein schönes Frauenbildniß ausgestellt voll lebendiger Charakteristik und mit einem fesselnden Zusammenklingen stumpfgrüner und braunrother Töne ...

Gute Bilder von Franz Slardina, Hans Hermann, Al. Schmit-Michelsen und Anderen noch sind bei Keller & Reiner im Augenblick auch zu sehen. Aber zu besonderen Bemerkungen geben sie nicht Anlaß.

Bei Eduard Schulte

liegt die Sache dieses Mal auch ähnlich. Eine Fülle von Künstlern hat dort zum Theil sehr große Collectionen ausgestellt. Und doch kann man sich kurz fassen: es ist nur wenig vorhanden, was uns Neues sagt, als Werk oder Künstlererscheinung. Die Schilderungen aus dem ungarischen Bauernleben von Franz Paczka z. B. gehören hierher. Man weiß, daß er solche Bilder sehr gut malt. Aber hervorheben möchte ich seine lichtgrüne Frühlingslandschaft, denn diese Vertiefung in eine glücklich erfaßte Naturstimmung zeigt er nicht eben häufig. Interessant ist, daß seine Gattin Cornelia Paczka-Wagner in ihren Bauernbildern eine männlichere Vortragsweise bethätigt, als der Gatte. Ihr eigentliches Element — die Ideenmalerei, vertritt dieses Mal u. A. eine große Tafel „Trostsuchende Seelen“, die von starkem, dramatischem Empfinden durchzittert ist. Daß sie den Act meisterhaft behandelt, das wissen wir aus zahlreichen Algraphien und Radirungen. Solche hat sie dieses Mal nicht ausgestellt, aber das Gleiche gilt auch von dem lebensgroßen Act einer jungen, in einen Abgrund Blumen streuenden Frauengestalt, dem Bruchstück eines näher nicht bezeichneten Gemäldes.

Eine Reihe von Arbeiten, die auf den letzten großen Münchener Ausstellungen zu sehen waren, seien hier angeschlossen; so z. B. die mancherlei Pferde und Rinder im Waldessonnenschein des Zügel-Schülers A. Lüdcke, der seinem Meister nichts mehr abzugucken hat; oder Otto Prophetrr's junge Frau v. Sch. im reizvollen dunklen Straßencostüm, die so ernst, fast könnte man sagen düster blickt, ein Kopf, den man nicht so bald vergißt, denn er ist sehr individuell aufgefaßt und gegeben; ferner P. Wolff-Zamzow's biedermeierisches Liebespaar auf Bergeshöhe — ein in letzter Zeit sehr beliebtes Motiv, mit zur Abwechslung 'mal florentinischer Landschaft, in sehr zarten Farbenwirkungen; auch Kaspar Ritter's Bildniß des Schweizer Dichters J. C. Heer mit dem schön modellirten Kopf und seine Dame in grün-schwarz-rosa Toilette aus Seide und Spitzen mit den wunderbar leuchtenden Fleischtönen der Brust und Arme und dem Halblicht des Gesichts, waren schon zu sehen. Eine neue Erscheinung ist für mich Antoon van Welie, der einige Damen und Herren aus der holländischen Aristokratie in flott und doch sehr gewissenhaft gemalten Bildnissen von ganz verschiedenem künstlerischen Wesen vorführt. Dieser alte Kammerherr ist für sich eine ganze Lebensgeschichte, das Ovalbild einer jungen Blondine in Weiß ein Liebesgedicht, mit Schalmeienbegleitung vorgetragen, dieser Knabe Louis Botha mit des Vaters Säbel — eine Verheißung und ein Zukunftstraum der Buren. Jedes Bild in anderer Weise gemalt: immer paßt sich der Vortrag der Individualität an. Dann zeigt er auch mystisch verzückte Figuren und Gruppen: „Liebeslied“, „Prinzessin und Edelknabe“, „Verzückung“, in zartesten Farbenklängen, in glattester, feinster Pinselführung. Auch Artur Haimt zeigt ganz verschiedene Manieren. Sehr süß und weichlich sind seine Pastellen, ganz abgesehen natürlich von dem Material; kräftig, breit, energisch wirkt er aber als Oelmaler im Bildniß, wie in der Landschaft. Und weiß dabei doch so überzeugend liebliche Kinder wiederzugeben, wie das kleine blonde Friedl.

Ernst Liebermann mit seinen feinen deutschen Landschaften in farbigen Zeichnungen, Agathe Hermann, eine der sinnigsten deutschen Landschafterinnen, Wilhelm Nagel, Halleck-Weithmann seien bloß noch genannt von Vertretern deutscher Kunst, wie die treffliche englische Aquarellmalerin und gemüthvolle Feenmärchenerzählerin Katharine Cameron, der holländische Pointillist Ferd. Hart-Nibbrig, der spanische Zigeunermaler Claudio Castelucha, der über ein großes, aber noch in verschiedenen Manieren willkürlich hin und her schillerndes Talent verfügt, von den Vertretern des Auslands.

Schön einfache Plakette von großem Stylempfinden zeigt Al. Kraumann, feine kleine Bronzen von zierlicher Bewegungsanmuth Max Unger, während Eberlein's colossale Mommsenbüste Einem ein Kopfschütteln abnöthigt.

J. Norden.

Offene Briefe und Antworten.

„Warum sie nicht heirathen wollen.“

Nr. 26 v. J. dieser Zeitung brachte einen Artikel von A. v. Hartmann: „Bildung und Ehe“, welcher ja mancherlei Ansichten über die Ehe — wie sie sein sollte — und über die Vorbildung der Mädchen für ihren Beruf als Frau und Mutter enthielt, denen ich nur warm beipflichten kann, aber — warum die Ehescheu der geistig höher stehenden Frauen zunimmt, — darüber ist die Verfasserin denn doch sehr im Unklaren. Zuerst möchte ich hier einschalten: wenn sich die Zunahme der Ehescheu bei geistig höherstehenden Frauen constatiren ließe, so würde das vielleicht nur beweisen, daß man jetzt mehr solcher Frauen findet als früher. Außerdem galt ehemals ein altes Mädchen für ein der Lächerlichkeit anheimgegebenes, in der Gesellschaft überflüssiges Möbel, und das mag der Grund gewesen sein, weßhalb so Manche sich zur Ehe überreden ließ, die weder Talent noch Neigung für den Hausfrauenberuf verspürte. Um jeder Mißdeutung vorzubeugen, als gehöre ich zu denjenigen, welche das „Los vom Manne“ predigen, muß ich vorausschicken, daß wohl wenige Frauen die Fehler ihres Geschlechtes gründlicher studirt und schärfer gegeißelt haben, als ich, mündlich und schriftlich. Das schließt aber nicht aus, daß ich die Männer in ihren Fehlern und Untugenden ebenso genau kenne.

A. v. Hartmann bringt das Beispiel einer Lehrerin, „die von einem ehrenwerthen Manne zur Ehe begehrt wurde, und erklärte, sie fühle keinen Beruf in sich, Haushälterin und Köchin zu sein, und wolle ihre Kräfte lieber einer weiteren geistigen Ausbildung widmen, wozu sie als verheirathete Frau nicht mehr im Stande sei, da die täglichen hausfraulichen Sorgen jeden Aufschwung der Seele hemmten.“

A. v. Hartmann knüpft an diesen Fall Betrachtungen über die Ehe, und jene Damen, welche an Ehescheu leiden, „und nur dann von ihrer geistigen Höhe heruntersteigen würden, wenn — die Liebe alle Berechnungen über den Haufen wirft“!! Möchte mir die Verfasserin wohl erklären, aus welchem Grunde jene Lehrerin den Antrag

des „ehrenwerthen“ Mannes hätte annehmen sollen?! Weil er ehrenwerth war? Um dem Manne gefällig zu sein? Um einer guten Versorgung willen? Würde es ehrenwerther oder auch nur wünschenswerth sein, daß sie jenen Mann ohne Liebe geheirathet hätte? Gottlob, daß es noch Frauen giebt, die anständig genug sind, um in solchem Falle einen Bewerber abzuweisen!

Nehmen wir an, daß die Antwort dieser Lehrerin wirklich typisch für eine größere Anzahl von jungen Mädchen wäre — giebt es nicht auch eine Menge Männer, die aus psychologischen Gründen nicht zur Ehe taugen? Und auch diese rekrutiren sich meist aus geistig und seelisch höher entwickelten Menschen.

Warum aber soll das beim Weibe geistiger Hochmuth sein?

Zugegeben, daß es in vielen Fällen der Grund wäre — hat denn das einzelne Individuum nicht das Recht der freien Selbstbestimmung! A. v. Hartmann meint, daß gerade die geistig höher entwickelten Frauen verpflichtet sein sollten, staaterhaltend zu wirken, indem sie möglichst viel Kinder in die Welt setzten — „die Völker, die Sieger bleiben wollen im Weltproceß, müssen zunächst durch ihren Geburtenüberschuß ihre Tüchtigkeit zum Wettbewerb beweisen, und ihre Frauen dürfen nicht feig davor zurückschrecken, sich an dem großen Ziel der Culturentwickelung zu betheiligen“! Das klingt wunderschön, wenn ein Socialpolitiker das sagt, und nun sollten sich wohl die Familien beeilen ein halbdutzend oder mehr Kinder in die Welt zu setzen! Aber wer ernährt denn den Geburtenüberschuß?? Dann soll Vater Staat nur zuerst völlige Lehrmittelfreiheit gewähren! Aber bei dem heutigen erbitterten Existenzkampf ist es schon nicht leicht, 2—3 Kinder standesgemäß zu erziehen, und mit der nöthigen Bildung für höhere Berufe zu versorgen. Und bei dem ohnehin rapiden Wachsthum der Bevölkerungsziffer seit 1870 werden wir in 30 Jahren das dichtbevölkertste Land der Welt sein. Erscheint der Verfasserin **das** so erstrebenswerth? Wohin dann mit dem Ueberschuß an Arbeitskräften?!

Aber sehen wir uns dann doch die Ehen einmal näher an. Gering gerechnet die Hälfte wird — entweder von einer oder beiden Seiten — aus Berechnung geschlossen. Die Liebe, welche doch die einzige Triebfeder zur Paarung sein sollte, läuft so ein Bißchen nebenher. Er verliebt sich in das hübsche Gesicht oder das Vermögen seiner Zukünftigen, und sie möchte einen „ehrenwerthen“ Mann, der ihr eine Stellung in der Gesellschaft giebt oder sie ist vermögenslos und braucht einen Ernährer — das sind so die Durchschnittsehen. Mindestens $^{9}/_{10}$ aller Mädchen **wollen** heirathen, unter allen Umständen heirathen, und da die Frauen weitaus in der Mehrzahl sind, beginnt die widerwärtige Jagd nach dem Manne. Das ganze gesellschaftliche Leben töchtergesegneter Familien ist doch einzig für den Heirathsmarkt zugeschnitten. Darf man sich wundern, wenn feinempfindende Männer sich von diesem Treiben angeekelt fühlen? Soll man es geistig hochstehenden Frauen — die da wissen, daß sie sich auf die eigene Kraft verlassen können, daß sie eine Persönlichkeit sind, — verdenken, wenn sie ihr Heil **nicht** in solch einer Durchschnittsehe sehen! Wenn gerade diese Mädchen **sehr selten** einem Manne begegnen, mit dem sie ein ganzes, langes Leben alles tragen möchten, was vom Schicksal auferlegt wird! Wie viel Männer giebt es denn, die an **ihrer** Frau die höhere geistige Bildung schätzen? Steht der Mann selbst auf einer höheren Bildungsstufe, so sieht er meist überlegen auf das auch denkenwollende Weib herab; steht er dagegen auf einem niedrigen geistigen Niveau, so empfindet er die Ueberlegenheit seiner Frau als eine Beleidigung, als eine Verletzung seiner männlichen Oberhoheit. Sehr, sehr selten wird er so groß denken, um sich der geistigen Höhe seines Weibes zu freuen; meist wird seine Eitelkeit empfindlich gekränkt sein.

Seit mehreren Jahrzehnten beginnt sich das gegenseitige Verhältniß der Geschlechter zu verschieben, und ich bin fest überzeugt, daß es nicht nur die Sorge um die Existenz ist, welche das Vordringen der Frauen auf allen Gebieten begründet. Vielmehr erscheint mir ein Rückgang des männlichen Geschlechtes, in Bezug auf die physischen Kräfte, die Veranlassung zu sein. Zum Theil mag ja dies durch die erschwerten Existenzbedingungen hervorgerufen sein, die weitaus meisten Männer sind aber durch ihren ausschweifenden Lebenswandel degenerirt. Vielleicht haben die Männer früherer Jahrhunderte ihre Kräfte genau so vergeudet, dafür aber waren sie nicht den jetzt so über alle Maßen erschwerten beruflichen Anstrengungen, dem hastigen, entnervenden Leben und Treiben der heutigen Generation ausgesetzt. Schon während der Studienjahre wird die Gesundheit durch das unvernünftige Trinken untergraben, und nachher wird dann lustig weiter gesündigt, bis die Sorge für die Ernährung der Familie hinzukommt. — Daß auf die Weise die Kräfte der Männer schneller verbraucht werden als jene der Frauen — wer wollte das leugnen!

Nein, der Geburtenüberschuß ist **nicht** ausschlaggebend für den Sieg der Völker — wie A. v. Hartmann meint — sondern einzig **gesunde** Eltern, die in **Liebe** gesunde, kraftvolle Kinder zeugen, und nicht mehr als wie sie gut ernähren, und für den Kampf des Lebens mit der vorzüglichsten Bildung ausrüsten können. Es kommt bei einer ausschlaggebenden Bewerthung doch einzig auf die Qualität, und nicht auf die Quantität an! Der Geburtenüberschuß — freilich, — er bringt dem Staat Soldaten — liegt denn aber darin die Macht und Größe eines Volkes? Ich sollte doch meinen, zwei gut genährte Menschen leisten dem Staate mehr, als sechs halb verhungerte und nur nothdürftig gebildete. Diese Sechse vergrößern einzig die Masse der Unzufriedenen im Reiche, denn der Besitzende wird schwerlich an Umsturz der bestehenden Verhältnisse denken.

A. v. Hartmann schreibt: „Jede Familie ist ein kleines Staatswesen, und die Hausfrau ist zugleich Gesetzgeber, Finanz- und Cultusminister.“ Und weiter: „Ebenso muß! die Uebersicht über die Einnahmen ihr zu jeder Zeit offen stehen, damit sie am Anfang des Jahres im Stande ist, ein Budget für das kommende Jahr bis in's Einzelne genau aufzustellen. Leider wird diese finanzwirthschaftliche Ausbildung der Hausfrau von den Männern, die sich nicht gern in die Karten sehen lassen wollen, wenig begünstigt.“ Ja, ja, da liegt der Hase im Pfeffer! Nur eine Bestätigung meiner Worte, daß die Männer mit Vorliebe über die Minderwerthigkeit und Dummheit ihrer Frauen zu Felde ziehen, aber beileibe keine kluge Frau wollen, die ihnen in die Karten sehen könnte! Das wäre unbequem für den Herrn Gemahl! Gerade dies ist typisch für die besitzenden Classen. Die Kleinbürger- oder Proletariersfrau kennt die Einnahmen des Mannes genau, richtet das Hauswesen danach ein und ist bemüht, die Einnahmen durch einige Verdienste zu erhöhen. Aber die Frauen der Fabrikanten, Großhändler, Börsianer — die haben keine Ahnung von dem Vermögensstand, und das um so weniger, sobald die pecuniären Verhältnisse zurückgehen. **Gerade dann** wird jede Einschränkung der Lebensführung vermieden — um den Credit nicht zu schädigen!! Durch und durch ungesunde Verhältnisse! Wenn die Verfasserin **diesen** Zuständen gelegentlich mit ihrer Feder zu Leibe gehen wollte, so würde sie sich jedenfalls ein größeres Verdienst erwerben als dadurch, daß sie jene Frauen, die nun einmal keine Neigung für den ehelichen Beruf verspüren, zum Heirathen animirt und die Gründe für diese Abneigung unter eine schlecht geschliffene Lupe nimmt!

Nicht, weil die geistig höher veranlagte Frau die „Plackerei des Haushaltes“ fürchtet, **nicht** weil sie zu bequem ist, um Kinder zur Welt zu bringen, und **nicht** aus geistigem Hochmuth versagt sie sich die Ehe!

Wir finden genug bedeutende Frauen, die mit Vorliebe sich häuslich beschäftigen, und die wohl ohne einen Ehemann, aber nicht ohne Kind leben mögen. Wenn diese den Muth der Wahrheit haben, und unabhängig genug sind, um ihn zu bethätigen, so schlagen sie der Gesellschaft in's Gesicht und werden Mütter. Denn das ist und bleibt der natürlichste Beruf des Weibes, Mutter zu sein, und es wird sehr, sehr wenig alleinstehende ältere Mädchen geben, die sich nicht in stillen Stunden nach einem kleinen Wesen gesehnt hätten, das ihnen gehört, dem sie den ganzen unverbrauchten Schatz ihrer Liebe und Sorge geben könnten. **Wenn** aber die Allbezwingerin Liebe kommt — dann wirft sie alle Bedenken über den Haufen, triumphirt lächelnd über Vernunft und grübelnde Erwägung, und auch die geistig noch so überlegene Frau beugt sich ihrer Macht. Aber die Liebe fragt nicht nach dem „ehrenwerthen“ Manne, sie feilscht nicht lange — sie giebt.

Anna v. den Eken (München).

Notizen.

Schweizerisches Dichterbuch. Herausgegeben von Emil Ermatinger und Eduard Haug. (Huber & Co., Frauenfeld, Schweiz.) Das Schweizerische Dichterbuch, dessen erster Band soeben erschienen ist, bietet keine Blumenlese aus schon erschienenen deutsch-schweizerischen Dichtungen, sondern es ist, wie es in der „Einführung“ heißt: „ein Organ, in dem kleinere, gelegentlich auch größere Werke deutsch-schweizerischer Dichter zum ersten Male veröffentlicht werden.“ Wir haben es demnach, sozusagen, mit einem Premierenbuch zu thun, wenn auch nicht durchweg mit Dichter-Erstlingen. Den Reigen eröffnet Silvia Andrea (Johanna Garbald-Gredig in Castasegna im Bergell, deren Erzählungen aus Graubündens Vergangenheit nicht unbekannt sind) mit einem ernsten Gedicht über Leben und Tod. Nach Form und Inhalt recht glatte und gemüthvolle Dichtungen sind die vom Bülacher Landwirth Fritz Bopp. Das Buch, gediegen ausgestattet, wird auch über die Berge der Schweiz hinaus Manchem die Mußestunden anregend beleben.

Die Reisefeuilletons **„Von Marokko nach Lappland“**, die **Victor Ottmann** bei W. Spemann, Stuttgart, hat erscheinen lassen, zeichnen sich durch anspruchslose Liebenswürdigkeit aus. Es ist das Geplauder des mit gründlicher Kenntniß nicht beschwerten Touristen, der Land und Leute unbefangen auf sich wirken läßt und etwa so recht aus dem Herzen der Theilnehmer an einer Gesellschaftsreise heraus schreibt. In einer Zeit, die die reiselustigste seit Anbeginn der Weltgeschichte ist — die Völkerwanderung nicht ausgenommen — sind so freundliche Pioniere wie Ottmann willkommen. Sie wecken Lust und Laune zu immer weiteren Ausflügen und dienen so jenem Culturwerke, das der Festredner eines der letzten Levante-Abende, Herr Dr. Manz, im Auge hatte, als er alle Herrschaften, die einmal mit Stangen von Hamburg per Dampfer nach Constantinopel reisen, ganz im Ernst deutsche Culturträger nannte.

Von der verdienstvollen Hebbel-Ausgabe, die **Richard Specht** im Auftrage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung, Stuttgart veröffentlicht, liegt der vierte Band vor. Er bringt Hebbels große Nibelungendichtung

und das Moloch-Fragment. Den Nibelungen ist trotz wiederholter Versuche — wir erinnern an die Aufführungen im Berliner Schauspielhause — die Eroberung der deutschen Bühne noch nicht ganz gelungen; wenn aber erst der Leser sich mehr mit Hebbel befaßt, dann wird auch der **Theaterbesucher** nach ihm verlangen. Den Zweck, Hebbel volksthümlicher zu machen, wird die Cotta'sche Sammlung seiner ausgewählten Werke sicher erreichen. Sie ist trefflich und wohlfeil.

Der Verlag W. Spemann, Stuttgart, läßt soeben die zweite Auflage des Julius **Allgeyerschen „Anselm Feuerbach"** erscheinen. Um das schöne Buch hat sich Prof. Dr. Carl Neumann bemüht, der den Nachlaß des Verfassers benutzte. Wir besitzen in dem groß angelegten, zweibändigen Werke ein köstliches und ergreifendes Bild von Künstlers Erdenwallen, das dank dem reichen, darin verarbeiteten Briefschatz Feuerbachs sehr häufig den Charakter einer Autobiographie trägt. Die zweite Auflage wird sich rascher noch als die erste die Gunst des kunstfreundlichen und kunstverständigen Publikums erwerben.

Karl **Henckell** hat seine Verse zum Kranz geflochten in den beiden Sammlungen **„Mein Liederbuch"** und **„Neuland"**. (Karl Henckell & Co., Leipzig.) Der Name des Dichters klingt heute nicht mehr so hell hervor wie in den achtziger Jahren des Sturmes und Dranges; aber seine Schöpfungen sind frisch und stark geblieben, und wer wohllautender, dabei männlich kräftiger Lyrik zugewandt ist, dem werden die beiden Büchlein reichen Gewinn bedeuten. Wir glauben sie noch besonders durch Wiedergabe von zwei Strophen aus dem trotzigen „Mein Lied" empfehlen zu sollen, das den Poeten prächtig und wahrhaftig charakterisirt, wobei ausdrücklich zu bemerken ist, daß Henckell fast immer über der Tendenz steht und, als rechte eherne Lerche über Kampfgedichten süßere Weisen nicht vergißt:

Ich bin kein gotterkorener,
Kein himmlischer Prophet,
Ich bin ein staubgeborener,
Ein irdischer Poet.
All meines Geistes Glut
Ist Menschenmark und -Blut,
In meiner Mutter Schoß
Keimt' auf mein Dichterlos;
Ich bin kein Sterngesendeter,
Kein Engel aus der Höh',
Ich bin ein Unvollendeter
In Wonnen und im Weh.

Ich bin ein schwertgegürteter
Vorkämpfer in der Schlacht,
Ich bin ein zartbewehrteter
Spielmann auf stiller Wacht.
Protzt die Verlogenheit,
Bin ich zum Hieb bereit,
Lied' ich ein süßes Kind,
Wind' ich ein Angebind;
Kein Wahn von himmlisch blinkender
Unsterblichkeit mich narrt,
Ich bin ein zukunftwinkender
Poet der Gegenwart.

Den **Litterarischen Rathgeber für Weihnachten 1903**, den die Allgemeine Verlagsgesellschaft m. b. H., München, versendet, möchten wir auch für andere als die weihnachtlichen Bücherkäufe empfehlen. Der gewissenhafte sachliche Ernst seiner Bücherbesprechungen paart sich erquicklich mit heiligem Ernst der Gesinnung, die alles Hohle und Aufgedunsene ablehnt und echtem deutschen Geiste das Wort redet. Die Betonung des katholischen Standpunktes ist nicht aufdringlich und beschränkt sich ganz auf das sittliche Gebiet. Besonders hervorheben wollen wir den vorzüglichen Essay des Dr. Karl Storck über Belletristik, den kein Bücherfreund ungelesen lassen sollte.

Zwei Broschüren, die dem Verlag von Lipsius & Tischer, Kiel, entstammen, verdienen ein warmes Wort der Empfehlung. Es ist zunächst Prof. Georg **Adler's** Streitschrift **„Franz Mehring als Historiker"**, die unbarmherzig mit dem federgewandten, allzu federgewandten Geschichtsschreiber der deutschen Sozialdemokratie ins Gericht geht, und dann Otto Alfred Paetz' interessante Studie: **„Eine rothe Regierung . . .?"** Man wird nicht mit allen positiven Vorschlägen des an Anregungen und Reformideen fast überreichen Buches einverstanden sein, aber die Analyse unserer neuzeitlichen Politik ist von hinreißender Klarheit und Schärfe. Politisch Interessirte werden dem Autor dankbar und gefesselt folgen.

Juhu-Juchu! Appenzeller Land und Appenzeller Leut'! Von G. **Baumberger** (Verlagsanstalt Benziger & Co., A.-G., Einsiedeln). Freunde des schönen Alpsteingebietes seien auf das munter und flott geschriebene Buch hingewiesen, das mit herzlicher Liebe von den stolzen Bergen und Wäldern, mit noch herzlicherer Teilnahme von ihren Bewohnern erzählt. Ein genauer Kenner und ein Versteher spricht hier, durch dessen humorvolle Schilderungen der frische Hauch der Höhen weht. Carl **Liner** hat für hübschen Bilderschmuck gesorgt.

Felix Dahn's Gesammelte Werke erscheinen in einer neuen Ausgabe bei Breitkopf & Härtel in Leipzig. Es bedarf wohl nur einer Notiz, um die zahlreichen Freunde des Dichters auf diese günstige Gelegenheit zur Erwerbung seiner Schriften aufmerksam zu machen. Die uns vorliegenden Lieferungen sind sehr hübsch ausgestattet und werden dazu beitragen, den im besten Sinne nationalen Romanen und Erzählungen Dahns zu den alten Freunden auch neue zu schaffen.

Die **Verbindung für historische Kunst**, die heuer das Fest ihres fünfzigjährigen Bestehens feiert, hat von Max Jordan eine stattliche Denkschrift herausgeben lassen, die das rührige Wirken des Vereins in ein helles Licht stellt. Das prächtig ausgestattete Buch enthält eine größere Anzahl von Kupferätzungen berühmter Gemälde, welche die Verbindung erwarb und verbreitet hat. Besonders diesen schönen Blättern gebührt reiches und uneingeschränktes Lob. Es ist nichts Hervorragenderes auf dem Gebiete der künstlerischen Reproduktionen erschienen.

Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin, Redaction Berlin W 30, Gleditschstr. 8; Expedition: Berlin W 57, Kulmerstr. 4 I. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 2. Berlin, den 9. Januar 1904. 33. Jahrgang. Band 65.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. | Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. | Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt:

Im Kampfe gegen den Luxus der Officiere.

Von Carl von Wartenberg.

Seitdem es feststeht, daß es dem deutschen Officier-Corps an dem genügenden Ersatz fehlt, will der in ihm herrschende Luxus als eine der wesentlichsten Ursachen dieses Uebelstandes gar nicht mehr aus den Erörterungen der öffentlichen Meinung scheiden. Bisher ließen sich jedoch nur Politiker von Fach und pensionirte Officiere, denen der Abschied gewissermaßen die Zunge gelöst hatte, vernehmen. In neuester Zeit hat sich über den unter unseren Officieren immer mehr überhandnehmenden Luxus auch ein actives Mitglied des preußischen Officier-Corps geäußert, das bereits zu den höchsten Rangstufen der Militärhierarchie emporgestiegen ist. Es konnte nicht anders sein, als daß die Ausführungen des Herrn Generals von der Goltz, des jetzigen commandirenden Generals des I. Armeecorps, eingehende Beachtung, und da sie dem Kampf gegen ein von aller Welt beklagtes Uebel galten, bei der gesammten deutschen Tagespresse und auch im Reichstage die vollste Anerkennung fanden. Vielen schien endlich das befreiende Wort gesprochen zu sein, und sie glaubten, daß nunmehr die Tage des unsere Officiere entnervenden Luxus gezählt seien. Zum Mindesten zweifelhaft dürfte es indessen sein, ob der Herr General die militärischen Kreise in demselben Maße überzeugt hat, wie die politischen. War er wirklich ein Berufener, der in der ernsten Frage seinem Volke und den Kameraden in der Armee die Binde von den Augen nehmen konnte? Nur flüchtig hat er sich inmitten preußischer Officier-Corps aufgehalten. Täuscht mich das Gedächtniß nicht, so gehörte er schon als Leutnant dem Generalstab an; und als er in die höheren Stellen einrückte, verließ er die preußische Armee, um in der Türkei Dienste zu nehmen. Nach seiner Rückkehr von dort betrat er aber Officierscasinos nur als gebietender General, der dort schon deßhalb keine eingehenden Studien machen konnte, weil die Officiere, die sich ihm näherten, naturgemäß ängstlich darauf bedacht waren, sich auf keinem Gebiete irgendwelche Blößen zu geben. Aus dem Born reicher, in der Praxis gesammelter Erfahrungen hat General von der Goltz sein Urtheil über den im deutschen Officier-Corps herrschenden Luxus nicht geschöpft.

Nur der nicht ausreichenden Kenntniß der einschlagenden Verhältnisse ist es sicherlich zuzuschreiben, daß der Herr General die glänzenden officiellen Festlichkeiten und die übrigen repräsentativen Zumuthungen, die an den Officier herantreten, nur nebenher berührt, trotzdem gerade sie die Hauptschuld an dem immer mehr um sich greifenden Luxus tragen. Vergeht wohl ein Tag in der Woche, an welchem nicht eine größere Feier in einem Officier-Corps unserer Armee in Aussicht gestellt oder eine Feier, die bereits stattgefunden hat, eingehend geschildert wird? Bald ist ein Stiftungstag zu begehen, bald ein Regimentschef besonders zu ehren, bald eine erlauchte Persönlichkeit als Gast zu begrüßen. Jedes Mal sind die Officiere genöthigt, „alle Wasser springen zu lassen"; und so glänzend bei derartigen Gelegenheiten ihre Uniform ist, so glänzend ist dann auch ihr Casino und vor Allem die Tafel ausgestattet, an der sie die Eingeladenen oder aus freien Stücken Erschienenen bewirthen wollen. Und niemals ist an Gästen Mangel. Namentlich dann sind sie zahlreich, wenn das Officier-Corps durch den Besuch einer fürstlichen Persönlichkeit ausgezeichnet wird. Denn in ihrem Gefolge befinden sich nicht nur ihre persönlichen Adjutanten, sondern auch ihre dienstliche Begleitung, d. h. alle diejenigen höheren Officiere und Generäle, die in mehr oder weniger engen amtlichen Beziehungen zu dem Regiment des feiernden Officier-Corps stehen. Zu seinem Vergnügen veranstaltet dieses aber die Festlichkeit nicht. Wenn der Commandeur ihm darlegt, daß es beim besten Willen um sie nicht herum kann, so geschieht es fast immer mit einem Seufzer; und nur seufzend fügen sich auch seine Officiere in das Unvermeidliche. Alles spitzt sich in der Welt auf den leidigen Geldpunkt zu, und eine glänzende officielle Feier im Casino ist wahrhaftig kein Pappenstiel, nicht einmal für die bemittelten Officiere. Von dem Augenblick an, wo das Officier-Corps pflichtschuldigst der Ansicht des Herrn Obersten zustimmt, daß es sich zu viel vergeben würde, wenn die Feier mit weniger Glanz von Statten gehen würde, beginnen die Abzüge vom Gehalt zur Deckung der Kosten; und sie hören erst auf, wenn sich die bewirtheten Gäste kaum mehr der ihnen bei der Festlichkeit gebotenen Genüsse erinnern können. Möglich, daß trotz dieses bitteren Bei- und Nachgeschmackes und trotz ihres officiellen und daher fast immer auch frostigen Charakters die Feier auch den Gastgebern schließlich einige fröhliche Stunden bereitet. Aber wie theuer werden sie erkauft! Ist es denn mit der geldlichen Einbuße abgethan? Jeder Officier hat es im Gefühl, daß der bei der Festlichkeit getriebene Aufwand im Gegensatz zu dem Umfang seines Geldbeutels steht. Aber sehr glatt kommt er über die sich hieraus ergebenden Bedenken hinweg. „Der Bien muß ja!" Ihn persönlich kann keine Verantwortung treffen. Und dann! Stehen sich Gaumen und Magen bei

dem nun einmal nicht zu umgehenden Schwelgen nicht ganz vortrefflich? Wer will sich noch wundern, wenn ein Officier, der in seiner Lebenshaltung bisher innerhalb der Grenzen seiner Mittel geblieben ist, nach zwei oder drei größeren officiellen festlichen Veranstaltungen, deren Kasten auch er hat tragen müssen, sozusagen das Rennen aufgiebt, und munter im großen Styl weiter darauf loslebt, ohne darnach zu fragen, ob er es auch darf?

Und nun noch die übrigen repräsentativen Lasten, die den Officier bedrücken! Sie sind ein wahrer Hahn auf die in verschiedenen Ordres wiederkehrende Bestimmung, nach welcher nur die commandirenden Generäle zu repräsentiren haben. Wie der Officier officielle Feste zu geben hat, die sonst nur ein Grand-Seigneur zu veranstalten pflegt, so wird ihm auch zugemuthet, den Grand-Seigneur in Erweisung officieller Aufmerksamkeiten zu spielen. Will ein Student oder ein Referendar oder ein Assessar dem Drange seines Herzens salgen und dem scheidenden Freunde ein Angebinde mit auf den Weg geben, so wählt er hierzu vielleicht eine Cigarrentasche oder auch nur eine Cigarrenspitze. Ein Officier-Corps muß aus dem gleichen Anlaß einen Gegenstand von größerem Werthe schenken, um den Schmerz der Trennung in die schickliche Form zu kleiden. Und hieran wird es auch dadurch nicht irre, daß es bei ihm wie in einem Taubenschlage zugeht. Fast allmonatlich scheidet in Folge von Versetzung oder Verabschiedung ein Officier aus, und Jeder erhält ein Angebinde, ob er im Regiment von der Pike auf gedient oder nur vom Generalstab aus eine kurze Gastrolle gegeben oder endlich nur zwei Jahre als Oberstleutnant beim Stabe fungirt hat. Wie Grand-Seigneurs haben die Officiere vollends aufzutreten, wenn es gilt, hochgestellten Persönlichkeiten Beweise der Verehrung und der Anhänglichkeit zu geben. „Meine Herreu,“ so hört man nur zu aft Commandeure eine Versammlung eröffnen, „ich habe Ihnen die freudige Mittheilung zu machen, daß unser hoher Chef dem Regiment sein Bild geschenkt hat. Es ist noch nicht eingerahmt. Natürlich muß der Rahmen der hervarragenden Bedeutung des Bildes angepaßt sein. Außerdem möchte ich Sie daran erinnern, daß Se. Excellenz in wenigen Wochen sein fünfzigjähriges Jubiläum feiern wird. Ich bin der Ansicht, daß wir dem verehrten Herrn, schan als Revanche für das uns übersandte Bild, zu diesem Jubiläum einen Ehrendegen überreichen. Ich zweifle nicht, daß Se. Excellenz die Gnade haben wird, die Ehrengabe anzunehmen.“ Steht aber irgend eine erlauchte Dame à la Suite des Regimentes, sa kann sie kein Familienfest aber keinen Erinnerungstag begehen, ohne daß sich das betreffende Officier-Corps verpflichtet fühlt, ihr irgend einen kostbaren Gegenstand zu Füßen zu legen. Wie grosartig gestaltet sich ferner die Repräsentation der Officier-Corps bei Begräbnissen! Hat ein alter Herr, der vor 40 Jahren varübergehend dem Regiment angehört hat, das Zeitliche gesegnet, sa genügt es nicht, daß ein Kranz aus den schönsten Blumen und von ungewöhnlichem Umfang den nächsten Leidtragenden übersandt wird. Nein, es muß sich zur Beerdigung auch eine aus mehreren Mitgliedern bestehende Abordnung begeben, die nach ihrer Rückkehr außer der Rechnung über die Kranzspende auch noch die Liquidation der Reisekasten den Kameraden zur Begleichung vorlegt. Um ein Uebel auszurotten, muß es an der Wurzel angefaßt werden. Sall dem überhandnehmenden Luxus im Officier-Corps gesteuert werden, so beseitige man zuerst diejenigen Anlässe, die es dazu verleiten, wie die Grand-Seigneurs aufzutreten und hierbei weit über ihre Verhältnisse zu leben. Van oben allein kann die Abhülfe kommen. Das liegt doch auf der Hand. In den Ausführungen des Herrn Generals van der Goltz befindet sich aber hiervon kein Sterbenswörtchen. Warum hat er sich nicht bei älteren, einsichtsvollen Officieren, die jahraus jahrein in den Casinos ihrer Regimenter zu verkehren hatten, Raths gehalt, bevor er seine Philippika gegen den Luxus schrieb, wenn er unter allen Umständen in den Kampf dagegen eingreifen mußte?

Das hat aber auch der Herr General van der Goltz erkannt, daß die Kameradschaft ein sehr theuerer Artikel ist. Und niemals ist er sa theuer gewesen wie jetzt, wa die luxuriöse Lebensführung der Officiere bereits bedenklichen Umfang angenommen hat. Für einen guten Kameraden gilt derjenige, welcher stets dabei ist, wenn etwas gemeinschaftlich unternammen wird, während wieder diejenigen, die sich ausschließen, leicht in den Ruf eines ungeselligen, an Ueberhebung leidenden Gefährten gelangen. Nach den Gründen, derenwegen er nicht „mitmacht“, wird nur selten gefragt. Wer will aber für einen schlechten Kameraden gehalten werden? Bis auf wenige starke Charaktere betheiligt sich daher auch der unbemittelte Officier an den Genüssen und Zerstreuungen der Bemittelten. Dies muß den Unbemittelten natürlich sehr bald auf eine schiefe Ebene bringen, und damit er sie nicht betrete, farbert ihn der Herr General von der Goltz auf, denselben Stolz der Armuth zu zeigen, der früher ein Ruhmestitel des Officiers gewesen sei. Die Mahnung ist entschieden sehr gut gemeint. Aber auch sie beweist, wie wenig der Herr General mit den Bedingungen vertraut ist, unter denen unsere Officier-Corps ihr Dasein fristen. Wie soll denn der unbemittelte Officier lernen, den Stolz der Armuth zeigen, wenn Alles geschieht, die ersten Regungen dieser Art im Keime zu ersticken? Er ist berechtigt zu dem Anspruch, daß der Aufwand des Officier-Corps seinem schmächtigen Geldbeutel angepaßt wird. Wird er aber von der wohlhabenden Mehrheit — und heutzutage bilden in jedem Regiment die wohlhabenden Officiere die Mehrheit — nicht jedesmal majarisirt, wenn neue Ausgaben zu bewilligen sind? Ein besserer Psychaloge kann es oft dem armen jungen Leutnant vom Gesicht ablesen, wie gern er protestiren möchte. Aber er schweigt lieber. Denn in der ihn majorisirenden Mehrheit befinden sich auch die Vorgesetzten, vor Allem der Regimentscommandeur, die zu verstimmen doch seine Bedenken hat. So wird er auch hier wieder auf officiellem Wege mittelbar angeleitet, mehr Geld auszugeben, als er eigentlich hat. Und er müßte kein mit allen menschlichen Schwächen behafteter Sterblicher sein, wenn er jetzt noch den Stalz der Armuth fände, der erfarderlich ist, den Verlackungen der bemittelten Kameraden zu kostspieligen Genüssen und Zerstreuungen zu widerstehen. Auch hier kann die Gesundung nur von oben kommen, nicht wie der Herr General van der Goltz meint, von unten. Die Regimentscammandeure müssen angehalten werden, sich in allen Fragen, die die wirthschaftliche Lage des unbemittelten Officiers berühren, stets auf dessen Seite zu stellen, indem sie Varschläge zur Bewilligung von Geld für allgemeine, vornehmlich repräsentative Zwecke gar nicht zur Abstimmung bringen und vor dem gesammten Officier-Carps die Ablehnung mit den auf ihn, den unbemittelten Officier, zu nehmenden Rücksichten begründen. Bei einem derartigen Rückhalt wird sich der Stolz der Armuth unschwer geltend machen und auch behaupten können. Denn kaum irgend welche Ueberwindung dürfte es den unbemittelten Officier mehr kosten, nein zu sagen, wenn er aufgefordert werden sollte, sich an diesem ader jenem mit unerschwinglichen Ausgaben verbundenen Vergnügen zu betheiligen. Ja, sehr wahrscheinlich wird eine derartige Versuchung überhaupt nicht mehr an ihn herantreten. Die Auffarderung Seitens der bemittelten Kameraden wird schan deshalb unterbleiben, weil sie von vornherein wissen, wie der Bescheid lauten würde. Und weit entfernt, ihn einen schlechten Kameraden zu nennen, werden sie vielmehr geneigt sein, dem von ihm bewiesenen Stalz der Armuth ihre aufrichtige Anerkennung zu zallen. Man ahnt gar nicht, welche Ueberzeugungskraft die Worte eines Commandeurs haben, in dessen Hände die Zukunft der seinem Befehle unterstellten Officiere gelegt ist.

Jedes Zuviel ist vom Uebel, daher auch die häufige Wiederkehr der Liebesmahle in dem Officiers-Corps. Wean der Herr General von der Goltz sich gegen diese wendet, so ist er von vornherein der Zustimmung aller Urtheilsfähigen sicher. Er will aber auch von der Musik nichts wissen, von der die Liebesmahle in der Regel begleitet sind. Auch in dieser Forderung tritt wieder der Theoretiker zu Tage. Denn Officiere, die in den Officiercasinos alt und grau geworden sind, müssen vielmehr auf Grund ihrer Erfahrungen verlangen, daß die Musik dart, wo sie bei dea Liebesmahlen noch gefehlt hat, sabald als möglich eingeführt werde. Es soll ja gar nicht bestritten werdea, daß Tafelmusik zum lauten Sprechen und dieses wieder zur intensiveren Anfeuchtung der Kehle Anlaß giebt und in Folge dessen ein jüngerer Officier einmal mehr trinkt, als ihm eigentlich dienlich ist. Aber ist dies denn wirktich ein so großes Unglück, daß darüber sofort Lärm geschlagen werden muß? Heißt es nicht schoa im Liede: „Wer niemals einen Rausch gehadt, Der ist kein braver Mann“? Und das ist doch auch eine nicht umzustoßende Wahrheit, daß Mänaer, die uaunterdrochen die Pfade der Tugend gewandelt sind, die niemals Vorschrift und Gesetz aus den Augen verloren haben, mit einem Worte Musterknaben waren, auf dem Schlachtfelde nicht zu gebrauchen sind. Dorthin gehört der frische Wagemuth, dem es gar nicht darauf ankommt, fünf einmal auch grade sein zu lassen. Indessen hiervon ganz abgesehen! Würde nicht, wenn die Musik bei den Liebesmahlen fortfiele, der mit diesen gesellschaftlichen Vereinigungen verfolgte Zweck vollkommen illusorisch werden? Was führt denn die Officiere zu einem solchen Mahl zusammen? Etwa die ihnen winkenden kulinarischen Genüsse? Ach, diese sind wahrhaftig nicht besonders verlockend. In der Regel giebt es bei Tische einen Gang mehr als sonst und zum Schluß noch Butter und Käse. Nein, die Kameraden, die alten wie die jungen, wollen einmal mit eiaander in aller Harmlosigkeit verkehren. Wann kommen sie sonst *dazu?* Nicht einmal im Casino. Versammelt dort der Herr Commandeur das Officiers-Corps zu Besprechungen, so pflegt es nichts weniger als harmlos zuzugehen. Mir ist ein Oberst bekannt, der fast bei keiner solchen Gelegenheit unterließ, verschiedenen Herren mit dem Abschied zu drohen. Nichts aber vermittelt so schnell und so sicher den harmlosen Verkehr wie die Klänge belebender Musik. Sie öffnen Herzen uad Gemüther und führen sie zu einander. Sie reißen auch die Schranken nieder, die den strengen Vorgesetzten von dem zurückhaltenden Untergebenen trennen. Hat der Musikdirigent für die Mittagstafel die richtigen Stücke ausgewählt, so kann es nicht ausbleiben, daß an ihrem Schluß sofort Tisch uad Stühle bei Seite geschoben werden und der Tanz beginnt oder andere Kurzweil getrieben wird. Und hierbei werdea die Alten wieder jung. Da tanzt der jüngste Leutnant mit seinem Obersten und der Bataillons-Commaadeur mit dem jüngsten Fahnenjunker. Da steht der Regiments-Commandeur mitten in Reih' und Glied, wenn aus irgend einem Anlaß ein Kamerad durch einen Parademarsch zu ehren ist, und lacht vielleicht am Herzhaftesten von Allen über die vernichtende Kritik, die der Gefeierte am Schlaß der Ehrung zu halten hat. Da erkühnt sich der ein wenig angeheiterte Compagnie-Officier seinem Hauptmann sub rosa unter die Nase zu reiben, daß er mit dem ihm neulich ertheilten Rüffel gründlich varbeigeschossen habe, während dieser ihm für die liebenswürdige Offenherzigkeit in Aussicht stellt, daß er ihn bei der nächsten Gelegenheit noch ganz anders „fassen“ werde. Kaum ist die Drohung aber ausgesprochen, sa zieht der Hauptmann den Leutnant zu einem Walzer mit sich fort, der den Herren vom Königlichen Ballet zum Ruhme gereichen würde. Nur Duckmäuser gehen von einem Liebesmahl, das so verlief, unbefriedigt nach Hause. Bei den Anderen wirkt die Freude an dem harmlosen Zusammensein noch in dem Maße nach, daß bei den dienstlichen Berührungen des nächsten Tages das Necken und Scherzen über die getriebene Kurzweil kein Ende nehmen will. Alles dies hat aber lediglich die Musik zu Staade gebracht. Wer die Vereinigung der unverheiratheten Officiere eines und desselben Regiments im eigenen Heim zu gemeinschaftlicher Mittagstafel van Amtswegen angeregt, der hat sich zweifellos um das Vaterland ein großes Verdienst erworben. Nur ihre Casinos machen die Officier-Corps zu einer in sich abgeschlossenen Corporation. Nicht minder verdienstvoll war aber die Einführung von Liebesmahlen, zu denen die Regimentsmusik aufzuspielen hat. Sie schweißen das Officier-Corps vollends zasammen. Es mag lächerlich klingen, aber darum ist es doch wahr: ein Officier-Corps, das stets zu seinen Liebesmahlen die Musik herangezogen hat, leistet vor dem Feinde mehr als ein salches, dessen Liebesmahle ohne Musik von Statten gehen mußten. Die Angehörigen des ersteren stehen sich viel näher und halten in kritischen Stunden auch enger zusammen als die Officiere, die in Folge der ausgeschlossenen Musik auch beim Liebesmahl nur strenge Vorgesetzte und zurückhaltende Untergebene blieben. Es ist mit Sicherheit anzunehmen, daß die Officier-Corps des dem Befehl des Herrn Generals von der Goltz unterstellten Corps bei ihren Liebesmahlen die Musik ausscheiden werden, nachdem ihr an einflußreicher Stelle das Verdammungsurtheil gesprochen worden ist. Von erfahrenen Officieren muß dies aber auf's Tiefste bedauert werden. Um so instäadiger hoffen sie, daß die Officier-Corps der anderen Armeecorps unbeirrt an dem segensreichen Brauch festhalten werden, den nur Unkenntnis ihrer Daseinsbedingungen versuchen konnte zu erschüttern. Nicht den Luxus fördert das Liebesmahl mit Musik, sondern echte Kameradschaft.

Selbstverständlich ist das Bemühen des Herrn Generals von der Goltz, auch an seinea Theile dem Luxus unserer Officiere entgegenzuwirken, durchaus anzuerkennea. Aber einen Dienst hat er diesea mit seinen fast ausschließlich der Theorie entlehnten Ausführangen, die jetzt die Runde durch die gesammte deutsche Presse gemacht und aach das Placet des in rebus militaribus competenten Abgeardneten Eugen Richter erhalten haben, keineswegs erwiesen. Nur die Herren aben hat er sich verpflichtet. Sie vor allen tragen die Schuld an dem bedrohlichen Umsichgreifen des Luxus im Officier-Corps; und gerade sie bleiben von jedem Vorwurf verschant. Und was wird aller Wahrscheinlichkeit nach hiervon die Falge seia? Nun, das Liebesmahl beraubt man vielleicht seiner segensreichen Eigenart. Die Officier-Corps werden aber fortfahren im Style der Grand-Seigneurs in glänzenden Festen und im Erweisen kostspieliger Aufmerksamkeiten zu repräsentiren, während der unbemittelte Offizier auch ferner vergeblich nach Schutz gegen die ihn majorisirende wohlhabende Mehrheit ausschauen und weiter der Versuchung erliegen wird, mehr auszugeben, als er darf. Ist da nicht der Wunsch begreiflich, daß der Kampf gegen den Luxus, insoweit ihn Offiziere führen, ausschließlich alten Praktikern unter den inactiven Officieren überlassen werden möge, die sich nicht durch Rücksichten gegen die Herren oben beengt fühlen?

Republikanische Führer Frankreichs vor und nach dem Kriege.

Von Karl Blind.

(Schluß.)

VIII.

Einer der krassesten Fälle trug sich eines Abends in Gesellschaft in meinem Hause zu. Unter den anwesenden Deutschen befand sich der mir gegenüber wohnende Dr. Friedrich

Althaus. Von Franzosen war Herr E. Lefevre zugegen, der in London während der Herrschaft Maximilian's in Mexiko den Präsidenten Juarez in vertraulicher Weise vertrat. Er war der Verfasser einer werthvollen „Geschichte der französischen Einmischung in Mexiko“ und früher Herausgeber des Blattes „La Tribune de Mexico“ gewesen.

Mit Lefevre stand ich im besten Verkehr. In seiner Wohnung zeigte er mir die aus dem Privatcabinet Maximilian's erbeuteten Schriftstücke mit dem Namenszuge des abenteuernden habsburgischen Prinzen, dessen Kaisertraum in Queretaro geendigt hatte. Lefevre überschickte mir sein Werk, in welchem die durch den Jesuiten-Pater Fischer angerathene, furchtbare Standrechts-Politik Maximilian's urkundlich belegt ist, mit der Widmung an mich: „Hommage de l'auteur“.

Nun denn, eines Abends platzte Herr Lefevre, von dem ich Solches nie erwartet hätte, mit der Bemerkung heraus: „Wenn wir in Frankreich die Republik wieder haben, werden wir nach dem Rhein hin marschiren!“

Ich traute kaum meinen Ohren. „Wirklich? Noch dem Rhein?“ frogte ich ruhig.

„Ja,“ antwortete er ganz unverfroren, „sogar wenn wir ganz Deutschland auf den Rücken bekämen! (même si nous aurions toute l'Allemagne sur le dos!)“

„Nehmen Sie sich in Acht!“ lautete meine Antwort; „wenn Sie Deutschland einmal auf dem Rücken haben, werden Sie es nicht so bald los werden! (Prenez garde! Si, une fois, vous aurez l'Allemagne sur le dos, vous ne vous en débarrasserez pas si tôt!)“

Sofort erhob ich mich, zum Zeichen, daß ich dieser Unterhaltung ein Ende zu machen wünsche. Herr Lefevre zog sich auch alsbald zurück. Ich sah ihn von da an nicht wieder.

IX.

Im October und November des Jahres 1891 hatte ich mit dem berühmten Akademiker, Philosophen und ehemaligen Minister des Auswärtigen unter der dritten Republik, Herrn Barthelemy St. Hilaire, einen höchst merkwürdigen, über mehrere Wochen sich ausdehnenden Briefwechsel, die Rhein-Grenze betreffend. Ich will nur mit wenigen Worten die Hauptsache mittheilen.

In der „Times“ war eine Pariser Unterredung mit St. Hilaire erschienen, zu Folge der er gesagt hatte: „Die natürlichen Grenzen Frankreichs sind vollkommen bestimmt. Es sind die beiden Meere, die Pyrenäen, die Alpen und der Rhein. Der Rhein ist unbestreitbar die wahre Grenze im Osten.“

So sprach ein für gemäßigt geltender, früherer Minister des Auswärtigen, der noch dazu, als er dies Amt bekleidete, unter seinen Landsleuten geradezu als liebedienerisch gegenüber der Berliner Regierung angegriffen worden war. Ueber 21 Jahre waren seit dem von Victor Hugo als „Schreckensjahr“ bezeichneten Kriege verflossen. Barthelemy St. Hilaire stand, als er jene Aeußerung that, in seinem 87. Jahre.

Mir schien der Bericht über die Unterredung beinahe unglaublich in Anbetracht des Rufes, dessen dieser Mann in Deutschland genaß. Ich wandte mich in einem Briefe an ihn, und siehe da! er bestritt, daß eine solche Unterredung stattgefunden habe. Nachdem ich dies der „Times“ mitgetheilt, wurde jedoch schließlich durch ihren Berichterstatter klar festgestellt, daß von ihm Alles ganz richtig geschildert worden war. So mußte denn Herr St. Hilaire gute Miene zum bösen Spiele machen und klein beigeben.

In dem weiteren, zwischen ihm und mir geführten Briefwechsel, in dem er sich durchweg der äußersten Höflichkeit befleißigte, sah er sich, da ich ihn immer mehr zur klaren Aeußerung drängte, genöthigt, offen zuzugestehen, daß Frankreichs Ziel auf die Erwerbung des gesammten linken Rheinufers gerichtet sein müsse. Ich machte ihn darauf aufmerksam, daß dies die Eroberung des größeren Theiles der Schweiz, aller unserer Rheinlande, Belgiens und eines Stückes Holland bedeute. Er verneinte dies nicht, gebrauchte immer die allgemeine Redensart von der Rheingrenze, wollte zwar die Frage jetzt nicht mit Waffengewalt erhoben wissen, vertraute aber auf die Zukunft.

Das sind einige meiner traurigen persönlichen Erfahrungen. Barthelemy St. Hilaire hatte zuerst unter Armand Carrel im „National“, zur Zeit der Regierung Ludwig Philipp's, politische Schule gemacht, war später mit Thiers befreundet, und hatte als Senator, nach dem Kriege von 1870—71, seinen Sitz unter der republikanischen Linken genommen. Man hielt ihn in Deutschland für einen sicheren Mann. Niemand hätte wohl, bis zu jenem Vorfalle, glauben mögen, daß er das „pré carré“, die Vierecks-Form Frankreichs, nach Art der Politik Ludwig's XIV., erstrebe. Das aber bekannte er zuletzt als ausgesprochenes Ziel.

X.

Um des europäischen Friedens, um der französischen Republik selbst willen, deren Erhaltung dem allgemeinen Fortschritte dient, kann man diese Verirrungen nur beklagen und bloß hoffen, das sich das seit 1870 herangewachsene Geschlecht, sofern es dem Freistaate zugethan ist, nicht in ein neues Abenteuer wird hineinreißen lassen. Denn das ist sicher, daß die Republik, in welche Frankreich 1870, um es kurz zu sagen, hineingeschlagen worden war, bei einem abermaligen Kriege jedenfalls gestürzt werden würde. Ein siegreicher Heerführer würde die Macht an sich reißen, sie behalten oder einem neuen König- oder Kaiserthum die Bahn ebnen. Ein geschlagenes Frankreich — was der viel wahrscheinlichere Ausgang wäre — würde, wie dies wiederholt (1813 und 1870) der Fall gewesen ist, die vorhandene Regierungsform dafür büßen lassen und zur Rache und scheinbaren Selbstbefriedigung eine andere Regierungsform an die Stelle setzen.

So auffallend es klingen mag, es bleibt unbestreitbare Thatsache, daß die Wiedervereinigung von Elsaß-Lothringen mit Deutschland geradezu die Republik gestärkt hat. Hätte Frankreich keinen Stein einer Festung, keinen Zoll seines geheiligten Bodens („le sol sacré de la France“) abtreten müssen, so wären ränkeschmiedende Generale und Officiere bald übermächtig geworden. Man hätte dem leicht beweglichen Haufen vorgeredet: der barbarische Feind („cette vieille Germanie barbare“) habe selbst noch dem Unglücke, das Frankreich durch „Verrath“ betroffen, nicht gewagt, an seinen geheiligten Boden zu rühren. Und die Folge wäre gewesen, daß die wirklichen Republikaner, mit denen schon Marschall Mac Mahon und später General Boulanger hatten aufräumen wollen, immer mehr in's Gedränge gerathen wären.

Ja, man darf getrost sagen, daß unter den Mitgliedern des militärischen Ringes sich wohl Mancher gefunden hätte, der bereit war, Frankreich planmäßig in ein neues gefährliches Abenteuer zu stürzen, weil dessen Ausgang, wie schon gesagt, in jedem Falle den Sturz der Republik herbeigeführt hätte. Gegen solche Pläne bildete der Wiederanschluß Elsaß-Lothringens an Deutschland eine eiserne Mauer.

Zum Schlusse sei hier Sir Tollemache Sinclair's Umdichtung des Becker'schen Rhein-Liedes mitgetheilt.

The Ever-German Rhine.

No! France shall ne'er obtain thee,
Thou free, thou German Rhine,
Though thirsting to regain thee
Her eagles scream: "Thou'rt mine!"

Not ne'er while grandly flowing
Between thy banks so green,
Whilst one youth, fear unknowing,
Who sails on thee, is seen.

No! France shall ne'er possess thee,
Thou free, thou German Rhine,
So long as free hearts bless thee
And drink thy matchless wine.

Ne'er while thy mighty water
Thy rocks eternal laves;
The routs of France have taught her
That Germans ne'er were slaves.

No! France shall ne'er surround thee,
Thou loved, thou German Rhine,
While warriors brave around thee
With beauteous dames entwine;

While on thy banks still hover
Our bards' enchanting strains —
Ne'er till thy depths close over
The last man's lifeblood-stains.

Entwickelungstendenzen der Säugethiere.

Von Curt Grottewitz.

Es ist noch nicht geklärt, warum plötzlich zu Beginn der Tertiärperiode ein so gewaltiger Aufschwung in der Entwickelung der Säugethiere erfolgte. Vorher, noch in der Kreidezeit, spielte diese Thiergruppe offenbar der Individuenzahl, besonders aber der Formenzahl nach eine sehr untergeordnete Rolle. Sie war so unbedeutend, wie heutzutage etwa bei uns die Amphibien; gegenüber der gewaltigen Erdenherrschaft der Reptilien kamen die kleinen, wenig entwickelten Säuger kaum in Betracht. Ihre Vertreter standen auf der niederen Stufe der Beutelthiere und der Cloakenthiere: in der Tertiärzeit ist noch kein einziges Säugethier bekannt, das eine höhere Staffel in der Säugethierentwickelung erreicht hätte.

Da plötzlich, ohne erkennbaren Uebergang, traten gleich zu Beginn der Tertiärzeit Säugethiere in äußerst großem Formenreichthum auf. Was mochte vorgegangen sein, um diese Thiere, die bisher ein unbeachtetes Dasein neben den Reptilien geführt hatten, zu Herrschern der Erde zu machen? Zu Beginn der Tertiärzeit, als jene große Epoche der Säugethiere begann, in der die Erde noch jetzt steht, war die Macht der Reptilien bereits gebrochen. Die Säugethiere lösen die Reptilien gewissermaßen ab. Wer kann aber sagen, ob die Ablösung nur zeitlich oder wirklich causal war? Ob der Niedergang der Saurier die Ursache war zu dem Emporsteigen der Säuger?

Manche Forscher haben die letztere Frage bejaht. Es ist die Meinung aufgetaucht, daß die Säugethiere die Reptilien durch Verzehren ihrer Eier zur Bedeutungslosigkeit herabgedrückt hätten. Andere wollen in den Säugethieren eine überlegene Thiergruppe erkennen, welche den sich verändernden Verhältnissen des Erdballs besser gewachsen waren. Auf das feuchtheiße Klima der Secundärzeit folgte ein weniger warmes Klima, die Saurier waren aber höchst wahrscheinlich hitzeliebende Thiere wie die heutigen Reptilien. Wurde das Klima weniger heiß, so sank ihre Macht. Zumal ihre Eier mochten, um sich entwickeln zu können, einer sehr bedeutenden gleichmäßigen Wärme bedürfen. Die Säugethiere, deren Eier in Bruttaschen oder gar im Innern des Körpers zur Entwickelung kamen, waren dabei viel besser gestellt, abgesehen davon, daß sie überhaupt der Wärme nicht so sehr bedürfen. Aber der Schutz der Jungen war ganz im Allgemeinen viel besser bei den Säugethieren wie auch bei den Vögeln, welche ja ebenfalls erst nach dem Niedergang der Saurier recht zur Geltung kamen. Die Reptilien bekümmern sich in der Regel nicht um die Entwickelung ihrer Eier, geschweige denn um die Aufzucht ihrer Jungen. Die Säugethiere, die so ganz im Allgemeinen die Neigung haben, die Pflege ihrer Nachkommenschaft so weit wie möglich zu treiben, hatten also sicher die größte Aussicht, sich zu vermehren. Mag es nun sein, daß ihre Jungen im Mutterschooße die unentbehrliche Wärme fanden, mag es sein, daß sie von den Alten ernährt wurden, oder daß sie von ihnen gegen die Angriffe von Feinden geschützt wurden, jedenfalls liegt eine sehr große Wahrscheinlichkeit darin, daß es die allgemeine Fürsorge der Eltern für die Jungen war, welche den Säugethieren die Ueberlegenheit über die Reptilien sicherte.

Damit sind wir aber auf eine der Entwickelungstendenzen gekommen, die der Gruppe der Säugethiere von Anfang an innewohnte. Das kann man ihre sociale Entwickelung nennen. Bei den Säugern macht sich jedoch fast noch mehr eine andere Tendenz bemerkbar, und vielleicht war auch diese schon die Ursache, welche ihnen das Uebergewicht auf der Erde bereits zu Beginn der Tertiärzeit verschaffte. Die Säugethiere besaßen nämlich einen Kopf mit einem respectablen Gehirn. Gewiß hatte sich dieses noch nicht zu der Größe entfaltet wie bei den heutigen Säugern, aber doch waren die Thiere in der Schädelcapacität und darum offenbar in geistiger Hinsicht den Reptilien weit überlegen. Diese waren siegreich geworden durch ihre Stärke, durch ihren colossalen Körperbau. Ihre Entwickelungstendenz war eben dahin gegangen, immer größer und stärker zu werden und durch ihre gewaltige Kraft die Feinde zu bezwingen, die Beute zu überwältigen. Diese Säugethiere dagegen konnten der Kraft die Klugheit, die geistige Beweglichkeit entgegenstellen. Und der Geist erwies sich als stärker denn die Körpergröße und Körperkraft. Vielleicht war es die geistige Regsamkeit zugleich mit der Fürsorge für die Jungen, welche die Säugethiere den Sieg über die Saurier davontragen ließ. Doch mag es selbst sein, daß die Ablösung der Letzteren durch die Säuger nur eine Sache zeitlicher Aufeinanderfolge war, jedenfalls lagen diese beiden Entwickelungstendenzen in dem Werdegang der Säugethiere von Anfang an.

Wer beweisen will, daß das, was geworden ist, werden mußte, der hat eine leichte und dankbare Aufgabe. Ich glaube aber, in den meisten Fällen können wir von dem verschlungenen Netz von Causalitäten, in denen irgend ein Geschehniß verstrickt ist, nur einige belanglose Fäden entwirren. Wir können indeß die Tendenzen, den Zug der Entwickelung feststellen. So können wir zwar auch nicht wissen, ob es nicht noch andere Möglichkeiten gegeben hätte, eine Landthiergruppe so wie die Säugethiere zur Herrschaft in der tertiären und gegenwärtigen Erdperiode zu bringen. Aber wir können doch beobachten, wie die Entwickelungsrichtung, welche die Säuger einschlugen, für diese vortheilhaft war. Der Angelpunkt aller Veränderungen des Säugethierkörpers lag ohne Zweifel in der Wachsthumsfähigkeit des Gehirns. Dieses nahm an Größe stetig zu. Alle die verschiedenen Ordnungen der Säugerclasse haben eine weit größere Gehirnmasse als ihre Vorfahren in der tertiären Zeit. Uebrigens gilt dasselbe auch von den Vögeln und von mehreren anderen Thierclassen, und man kann daraus ersehen, welche große Bedeutung in dieser Entwickelung liegen muß. Von allen Säugern haben die Herrenthiere (Affen) und von diesen wieder der Mensch das größte Gehirn. Die Ueberlegenheit des Menschen über alle anderen Thiere liegt in seiner größeren Lernfähigkeit. Diese ist es nach der Ansicht E. Ray-Lankester's, welche zu der Größe des Gehirns in directer Beziehung steht. Der Mensch besitzt wenig Instincte, das heißt, sein Gehirn verfügt nur über wenig ererbte feststehende Nervenmechanismen, dagegen hat es die Fähigkeit, immerzu neue zu bilden. In jeder neuen Lage kann es neue hervorbringen. Der Mensch kann überall Neues lernen, er wird sich daher in jeder Lage zurechtfinden. In beschränkterem Maße gilt das aber auch für die Thiere. Nur wird ihre Lernfähigkeit nach den niederen Stufen zu immer geringer, in demselben Grade, wie das

Gehirn immer kleiner wird. So war sicher auch die Lernfähigkeit der Säuger in der frühen Tertiärzeit noch sehr gering. Ihr Gehirn arbeitete in ererbten feststehenden Instincten. Aber es lag in ihm die Entwickelungstendenz, neue Nervenmechanismen hinzuzubilden. Und so nahm das Gehirn im Laufe der Zeit immer mehr zu, immer mehr erhoben sich die Säuger über das bloße Justinctleben, ihre geistigen Fähigkeiten bildeten sich immer mehr aus, jedes Thier sammelte persönliche Erfahrungen und verwerthete sie in zweckmäßiger Weise. Durch gute Beobachtung, Klugheit, List, ja durch eine wenn auch noch primitive Vernunft erhöhten die Säugethiere ihre Lebensfähigkeit. Im Kampfe mit solchen geistig regsamen Thieren mußten jedoch auch andere Thiergruppen sich nach derselben Richtung hin auszubilden suchen. So finden wir dieselbe Entwickelungstendenz, wenn auch in bedeutend schwächerem Maße, bei allen Wirbelthieren, ja auch bei manchen Wirbellosen. Die Zeit vom Tertiär an steht daher im Zeichen der allgemeinen geistigen Entwickelung. Zu Beginn des Tertiärs war das Gehirn aller Säuger ziemlich klein, dann treten die Affen auf, bei denen die Gehirnausbildung auf eine höhere Stufe gelangt war. In der zweiten Hälfte des Tertiärs erscheinen die Menschenaffen mit einer noch höheren Entwickelung des Schädels, dieses beweglichen Panzers des Gehirns, der sich diesem in jeder Wachsthumsstufe so gut anpaßt. Endlich gegen den Ausgang des Tertiärs entsteht aus einem Anthropoidengeschlecht der Mensch. Noch ist sein Gehirn sehr klein und steht etwa in der Mitte zwischen dem eines Gorillas und eines Gegenwartsmenschen. Aber nun geht die Ausbildung mit Riesenschritten vor sich. Bald nach dem Typus des Pithekanthropus erscheint, zu Anfang der jetzigen quartären Epoche, der Neanderthalmensch, und ihm folgt in der jüngeren Steinzeit bereits der Homo sapiens, der, wenn auch noch nicht so weise wie ein deutscher Professor, doch bereits alle geistigen Qualitäten eines Gegenwartsmenschen besaß.

Es ist wahrscheinlich, daß auch die andere Tendenz, die wir in der Entwickelungsgeschichte der Säuger finden, die zunehmende Fürsorge für die Jungen mit der Vergrößerung des Gehirns und der geistigen Fähigkeiten in Zusammenhang steht. Ein geistig vollkommen stumpfsinniges Thier wird keine Liebe zu den Jungen empfinden können. Bei einem Menschen unterscheiden wir zwar zwischen Verstand und Gemüth, aber Gemüth kann es doch ohne Gehirn nicht geben. Das Fühlen, auf dem das Gemüth beruht, ist eine geistige Erscheinung, es hängt natürlich nicht etwa mit dem Herzen zusammen, denn das Herz im anatomischen Sinne hat mit dem Gemüth nicht das Geringste zu thun. Wir brauchen dieses Wort in übertragener Bedeutung für gewisse Gefühlserscheinungen unseres Intellects. Also auf einer gewissen niederen Stufe, wie sie etwa die Fische in der Gehirnausbildung einnehmen, giebt es die höheren Gefühle, wie die Liebe zu den Jungen, Solidarität mit den Stammesgenossen, u. dgl. noch nicht oder wenigstens nur in sehr geringen Ansätzen. Wir können aber an den Säugethieren verfolgen, wie in dem Grade ihrer geistigen Entwickelung auch das Gefühlsleben immer complicirter wird. Vor Allem prägt sich das altruistische Gefühl, der sociale Sinn immer stärker aus. Er besteht bei sehr niederen Thieren in einem Geselligkeitssinn, der selbst wieder in verschiedenen Stufen auftreten kann. Wenn Thiere wie die Ratten oder Lemminge zusammen wandern, so beruht das sicher auf einem Instinct, der das Gefühlsleben nur wenig in Anspruch nimmt. Anders sind schon die Heerden der Rinder und Rennthiere, bei denen es Leiter und Wachtposten giebt. Noch höher stehen wohl die Verbände der Affen, bei denen die Leitung noch vielseitiger und die gegenseitige Hülfsleistung bedeutsamer wird. In der Liebe zu den Jungen, in der Aufopferung für die Familie und den Stamm zeigt sich aber die Entwickelung des Gefühlslebens am deutlichsten. Auch hier giebt es wieder eine Stufenleiter, die von den gewöhnlichen Säugethieren über die Affen zum Menschen emporsteigt. Darin zeigt es sich, wie die Höhe des socialen Gefühls mit der Größe der geistigen Entwickelung im Zusammenhang steht. Und wir können daraus folgern, daß von Beginn des Tertiärs an in den Säugethieren die Tendenz zur Vertiefung des socialen Sinnes mächtig war. In dem Menschen erreichte dieser sociale Sinn seinen Höhepunkt. Und man weiß ja, wie er sich hier vom Familiensinn und von der Stammessolidarität zur allgemeinen Menschenliebe zu entwickeln strebt.

Von der Wachsthumstendenz des Gehirns muß man auch ausgehen, wenn man noch eine andere Tendenz in der Entwickelung der Säugethiere recht verstehen will, nämlich die große Specialisirung oder Individualisirung der Organe. Vergleichen wir die nicht geringe Zahl von Säugethieren, deren Ueberreste wir aus den ältesten Schichten tertiärer Ablagerungen, namentlich aus Nordamerika kennen, so fällt nichts mehr auf als ihre Ausbildung in typisch verallgemeinernden Formen. Da können wir noch nicht die heutigen so differenten Gruppen Raubthiere, Nagethiere, Hufthiere 2c. unterscheiden, da sind alle Säuger nach einem gewissen idealen Schema gebaut. Alle besitzen viele, ziemlich gleichartige Zähne, nicht sehr lange Beine mit je fünf Zehen, langen Schwanz, langgestreckten Kopf mit niederem Schädel. Kurzum, wenn man von allen heutigen so stark individualisirten Säugethieren einen Idealtypus herstellen wollte, so müßte man wohl zu den Formen jener ältesten Tertiärschichten gelangen. Allmälig aber sogar sehr rasch trat eine Specialisirung ein. Und wahrscheinlich war es die geistige Entwickelung, die der Ausbildung von Specialisten günstig war. Der rege Geist, der viel früher begriff und viel schneller wünschte, als die Organe den Gedanken und Wünschen Rechnung tragen konnten, spornte jene doch zu eifriger Thätigkeit an. Der lebendige Geist machte die Organe lebendiger, die Glieder regsamer. Diese wurden daher viel häufiger gebraucht als sonst, und der Gebrauch formt sie bekanntlich um. Er formte sie natürlich nach der Richtung hin um, in welcher sie zur Verwendung kamen. Das Bein der Paarhufer wurde schlank und elastisch, der Fuß wurde zum Theil noch zur Verlängerung der Beinsäule benützt und die überflüssigen Zehen schwanden, die übrig bleibenden wurden lang und geschmeidig. So entwickelten sich bei den meisten Paarhufern die Beine zu außerordentlich gewandten Laufarganen um, deren Elasticität ihnen besonders auf Grasländereien und unebenem Terrain zu statten kam. Dagegen wurde bei den Unpaarhufern das Bein zu einem ausgezeichneten Laufargan für die Steppen, für festen und ebenen Baden. Kurzum es trat in dem Organismus der Säugethiere eine sehr große Specialisirung ein. Die Tendenz ging dahin, aus den typisch verallgemeinerten, starren und wenig gegliederten Formen immer speciellere und feiner differenzirte zu machen. Die ersten Säugethiere des Tertiär hatten, als die großen Reptilien verschwunden waren, ein verhältnißmäßig leichtes Leben; ihre geistige Begabung und ihr socialer Sinn eroberten ihnen in kurzer Zeit die Welt, ohne daß sie im Uebrigen sich einem speciellen Aufenthaltsort und einer speciellen Lebensweise anzupassen brauchten. Als sie aber den Erdboden hinreichend bevölkert hatten, da mußten sie, um Platz und Nahrung zu bekommen, jede Gegend, jede Nahrungsquelle besser ausnutzen, und das erreichten sie eben durch größere Specialisirung ihres Organismus. Nun thaten, jagten, verzehrten nicht alle dasselbe, nicht alle bewohnten dieselbe Landschaft, sondern die eine Gruppe sah es auf Insecten, die andere auf Fische ab, die eine bewohnte den Laubwald, die andere die Wiese. So konnte die Erde weit mehr Säugethiere fassen als zuvor. Jetzt ist diese Specialisirung nun schon seit Langem durchgeführt, vielleicht hat sie schon ihren Höhepunkt erreicht. Im Anfang des Tertiärs waren alle Säuger sehr kleine Thiere, die Vorfahren des Pferdes und der Rinder waren von der Größe

eines Fuchses. Aber sehr bald nahmen die Säugethiere an Größe zu, die Zeit war für sie offenbar sehr günstig. Und schließlich wuchsen sich viele Formen in's Gigantische aus. Gegen Ende des Tertiärs traten Gestalten wie Mastodon und Mammuth auf. Später wurde das Leben auf der Erde für die Säugethiere wohl in Folge ihrer starken Vermehrung schwieriger, und so ging die Körpergröße etwas zurück. In neuerer Zeit geräth die Säugethierwelt immer mehr unter die Vorherrschaft des Menschen, in dem alle die erwähnten Entwickelungstendenzen besonders stark hervortreten. Bei ihm beeinflußt die Gehirnentwickelung noch bedeutsamer das ganze Werden. Es könnte scheinen, als ob der Mensch weniger bewegliche, weniger differenzirte Glieder besäße als manches hochstehende Säugethier. Und rein körperlich genommen ist das auch richtig. Aber der menschliche Geist hat dem Menschen tausendfältig gegliederte Organe geschaffen. Die Eisenbahnlinien, die den Erdball umgürten, die Dampfer, das Telephon, ja die Gesetze, die ihn schützen und mit denen er herrscht, die Cultur, die ihm das Leben angenehm macht, das sind alles Organe, die die ganze Welt umspannen. So geht die Specialisirungstendenz in der Entwickelung der Säugethiere beim Menschen in's Unermeßliche. Aber so ist auch seine Macht über alle anderen Thiere in's Unermeßliche gestiegen. Und sie wirkt auf diese zurück. Um vor dem Menschen zu bestehen, müssen alle Thiere lebhafter, klüger, verschlagener werden. Und das sind die Säugethiere bereits, während sie z. B. auf Inseln, auf denen es keine Menschen giebt, in ihrem alten Stumpfsinn und ihrer Arglosigkeit verharren. Wohin mag jetzt die Entwickelung gehen, seitdem sie im Menschen eine so gewaltige Höhe erreicht hat? Ein kleiner Theil der Säuger, die Hausthiere, sind mit dem Menschen in Symbiose getreten, um alle Anderen scheint es schlecht bestellt zu sein. Wohl ist ihre geistige Beweglichkeit noch im Steigen begriffen, und sie wird unter dem Einfluß des Menschen noch mehr steigen; wird sie aber mit der menschlichen Ueberlegenheit Schritt halten, oder ist das Ende der Säugethiere gekommen?

Literatur und Kunst.

Vom modernen Geist in Frankreich.

Von Dr. Gustav Thurau.

J'„évolue", comme on dit. Par conséquent, je ne sais pas exactement où j'en suis ... Dégoût et absence d'espoir, voilà mon „état d'esprit," comme tu dis pompeusement ... La seule chose dont je suis sûr, c'est mon changement ... Ni pour le catholicisme, ni pour la Révolution, — ni par conséquent, sur les deux formes monarchiques que la France a connues, — je ne sens comme je sentais autrefois. So lautet, wenn auch nicht in ihrem äußeren Zusammenhange wiedergegeben, die sociale Bekenntnißformel, die in einigen bemerkenswerthen Artikeln des Echo de Paris Jules Lemaître unlängst*) veröffentlichte, und deren problematischen Charakter er noch verstärkte, indem er sie nicht als seine eigene Ueberzeugung hinstellte, sondern als Aeußerung eines fingirten Freundes discutirte, eines angeblich wunderlichen, zu Uebertreibungen neigenden Menschen, immerhin aber des Repräsentanten einer groupe d'esprits qui n'est pas négligeable. Man darf diesen nachdenklichen, vorsichtigen Scepticismus bei der Kennzeichnung einer Zeit, welche wie die gegenwärtige sich auch in Frankreich durchaus als eine Periode des Ueberganges, der Vorbereitung, der Experimente und der Widersprüche bekundet, wohl gelten lassen.

Es sind heutzutage ihrer schon gar viele, die der Zeit den Puls zu fühlen und die Diagnose auf ihre „Krankheit" zu stellen versuchten. Zumal seit Max Nordau's zum Theil vortreffliche, zum Theil paradoxe, nach jüngst durch sein Buch über „Zeitgenössische Franzosen" bekräftigte Ansichten populär geworden sind, hat sich um dieses Thema auch auf französischem Boden eine umfangreiche, in ihren einzelnen Erscheinungen schwer abzuschätzende Literatur angesammelt. Politischer Hader, republikanische Principienreiterei, nationalistische Voreingenommenheit treiben auch auf diesem Felde, wo nur exacte Sachlichkeit und kühle Beobachtung den Weg zur Wahrheit weisen, oft ihr verwirrendes Spiel und gefallen sich bald in einem vagen Optimismus, bald in noch verderblicherer Schwarzmalerei. Neben den wissenschaftlichen Werken dieser Art macht sich die Belletristik, die im Theater und Roman sociale Thesen behandelt, sehr lebhaft geltend. Was insbesondere den Roman betrifft, so ist, wenn die von der Revue des Revues vor Kurzem**) begonnene Enquête über die im französischen Buchhandel ausgebrochene Krisis ein richtiges Bild giebt, gerade die sociale und historische Studie seine einzige Gattung, die sich gegen die übermächtige Concurrenz des Dramas und des Journals in der Gunst des Publicums noch halten kann. Für den Nichtfranzosen ist allen diesen Verhältnissen gegenüber die größte Zurückhaltung und Bedachtsamkeit im Urtheil geboten. Es giebt im innersten Wesen jeder Nation mancherlei verborgene Kräfte und geheime Regungen, Instincte, deren Aeußerungen im socialen Leben dem Fremden leicht unverständlich bleiben, ganz unbefangen jedenfalls von ihm erst gewürdigt werden können, wenn jahrelanger, ununterbrochener Verkehr ihn mit der Volksseele vertraut gemacht und eine Art geistiger Verwandtschaft ihn mit ihr in engere Fühlung gebracht hat. Nordau, wenn auch nicht Franzose von Geburt, erschüttert gleichwohl in seinen Lesern selbst dann, wenn er den Widerspruch herausfordert, nicht die Ueberzeugung, daß er mit den Dingen, die er kritisirt und interpretirt, allmälig auf's Engste verwachsen ist. Der Engländer Bodley, dessen „Essay" über Frankreich auch in's Französische übersetzt**) und selbst von Franzosen, obwohl in seinen Einzelheiten keineswegs schmeichelhaft für ihre Einrichtungen, als Meisterwerk anerkannt worden ist, dehnte seinen nur auf einige Monate berechneten Aufenthalt in dem Lande, dem seine Untersuchung galt, auf fünfzehn Jahre aus, um sich schließlich ganz zu französiren. Wer den Charakter und die Entwickelung eines Volkes, wenn auch noch so gewissenhaft, nur aus Büchern oder als eiliger Gast im fremden Lande studirt hat, wird immer noch einzelne kleinere oder größere Gebiete vor sich sehen, in denen er sich mit dem Standpunkte des relata refero bescheiden und auf eine eigene, maßgebende Ansicht verzichten muß.

Unter den literarischen Neuigkeiten dieses Jahres erschien ein Band von Emile Pierret mit dem Titel L'Esprit moderne***), die Ergänzung zu des Verfassers La Patrie en danger und mit diesem Buche unter der Aufschrift Le Relèvement national zusammengefaßt. Das Werkchen enthält keine großen Offenbarungen, es ist eine methodische, gut orientirende Zusammenfassung der wichtigsten socialen Erscheinungen der Gegenwart und der verschiedenen Beurtheilung die sie gefunden haben, aber es ist dabei ausgezeichnet durch eine seltene Unparteilichkeit, Gründlichkeit und Ehrlichkeit und documentirt auch unabhängige, den trügerischen Schmuck der

*) Unter dem Titel Un nouvel état d'esprit, 14. September, 8. und 10. October 1903, wiederholt in der nationalistischen Revue L'Action française, 15. October 1903.

*) 15. October: La crise du livre en France I.

**) La France. Essai sur l'histoire et le fonctionnement des institutions politiques françaises. Paris, Guillaumin.

***) Paris. Perrin 1903.

Phrase verschmähende Meinungen. Diese Meinungen liegen außerhalb der engbegrenzten Kreise der lärmenden Parteien des Tages, sie entwickeln sich in der Mitte zwischen den „Intellectuellen“ oder Freidenkern, mit denen man die gegenwärtige Regierung zu identificiren pflegt, und den „Nationalisten“, denen diese Regierung, welche die letzten Consequenzen der republikanischen Staatsidee zu verwirklichen glaubt, bereits als deren antinationale, freiheitsfeindliche Entartung erscheint. Diese nicht bestimmt formulirte Vermittelung würde politisch als Neo-Royalismus erscheinen, welchen Namen Lemaître ihr giebt, und auf eine Dictatur hinauslaufen, der Kirche gegenüber als sociales Christenthum auftreten, für welches das Zeugniß der Cardinäle Lavigerie und Gibbons angerufen wird. Es ist eine bittere, aber bestechende Kritik, die Pierret, gestützt auf respectable Belesenheit und scharfe Dialectik, an den Errungenschaften der großen Revolution und der Republik übt: Was sind ihre hochtönenden Schlagworte Liberté, Fraternité, Egalité heute geworden? Lügnerische Etiketten, hinter denen Gift verborgen ist. Das freie Spiel der Kräfte, die unbeschränkte Bethätigung der Individuen hat in der Politik zur schmählichen Interessenvertretung und Cliquenwirthschaft, in der Gesellschaft zum brutalsten Egoismus im Kampfe um's Dasein, in der Literatur zur Zügellosigkeit und Verachtung aller Ideale geführt, die Lösung der religiösen Bande hat die Moral auf's äußerste gefährdet, Verbrechen und Widerspenstigkeit um Nichts verringert. Für die staatliche Ordnung muß die Vernunft eine starke weltliche, aber auch eine kirchliche Autorität verlangen, eine Religion, welche die Gewissen bindet und als speculativer Idealismus jenseits der Grenzen menschlichen Erkennens auch mit der Wissenschaft verträglich ist.

Man darf sich allerdings mit einigem Rechte fragen, ob ein temperamentvolles Volk wie die Franzosen zu seinem politischen Gleichgewichte nicht einer festen Leitung, wie sie nur durch eine starke Persönlichkeit ausgeübt werden kann, bedarf, und ob nicht auch seine lebhafte Intelligenz und seine Moral unter dem officiellen Zügel geistiger Autoritäten sich gesünder entwickeln würde als in der absoluten Freiheit. Der kriegerische Ruhm und die historische Größe Ludwig's XIV. und des ersten Napoleon, mit deren Regierung die stolzesten Erinnerungen der Nation verknüpft sind, fascinirt die Franzosen noch immer, und seitdem die Welt die Grévy-, die Wilson-, die Panama- und andere Affairen gesehen, hat man es sich auch abgewöhnt, die strenge Republikanertugend gegen die Laster der Autokratie auszuspielen. Die classische, wegen ihrer starren Gesetzmäßigkeit so viel berufene Literatur der Franzosen muß auch noch immer als der großartigste, ihrem ursprünglichen Wesen am besten entsprechende Ausdruck ihrer poetischen Begabung angesehen werden, und, so mächtig die romantische Revolution einsetzte, ihre Erfolge und ihre Ausläufer in der „Moderne“ haben diese Classik nicht ersticken können.

Das kleine Buch Pierret's wimmelt von treffenden Citaten nach französischen und anderen Philosophen, Politikern, Dichtern, Gelehrten. Das Stichwort für alle Capitel jedoch, mögen sie die Literatur, die Presse, die Kirche, die Regierung und ihre Beamten, die Erziehung, die Gesellschaft, das Volksleben in Stadt oder Land betreffen, ist die Anarchie, nicht in dem Sinne des hoffnungslosen Zusammenbruchs, sondern einer allgemeinen Unordnung und Unsicherheit, eines absoluten Mangels an Gemeinsinn, an geistiger und sittlicher Zucht. Was dabei im ersten Augenblick überrascht, ist der Umstand, daß Pierret sich berechtigt glaubt, die Sitten der Pariser Lebewelt, die Ausschweifungen und Thorheiten der oberen Zehntausend, der Monde zu verallgemeinern, von der verhältnißmäßig kleinen Gruppe dieses sogenannten Tout Paris und von dem Geiste der Boulevards auf das ganze Volk zu schließen. Aber man kann ihm nach einigem Nachdenken nicht ganz Unrecht geben. Es ist wohl richtig, daß diese Monde nur eine winzige Minorität bildet, daß sie aus zum Theil sehr minderwerthigen Elementen besteht, aber sie ist thatsächlich die herrschende Crême, der Kern der „guten Gesellschaft“, auf die Aller Augen „neugierig, moquant, neidisch, haßerfüllt“ gerichtet sind, von denen die tyrannische Mode ausgeht, der Ton angegeben wird, den Alle nachzuahmen versuchen. Denn die „mondainen“ Ambitionen der Demokratie sind groß, und ignorer le boulevard bedeutet auch für sie gewissermaßen einen Mangel an Bildung und Geschmack.

Die Lascivitäten der modernen Literatur und des Theaters in Frankreich pflegte man bisher vielfach als bloße jeux littéraires, als bedeutungslose Ausbrüche nationaler Sinnenlust hinzunehmen und dabei die französische Manie, Alles, zumal die Liebe und das Laster, zu „affichiren“, noch besonders in Anrechnung zu bringen, jene Manie, die den Franzosen so leicht zu einem fanfaron de ses vices macht. Pierret aber weist darauf hin, daß die suggestive Macht dieser Literatur und namentlich der verderbliche Einfluß der Schaustellungen der Petits Théâtres mit dem gewaltigen Zuwachs ihres Publicums bedeutend zugenommen hat, und daß die gewissenlose Speculation auf die schlechten Instincte dieses Publicums die Productionen immer mehr auf jenen gefährlichen Styl einrichtet. Die Presse schließlich, diese allmächtige, aber mit wenigen Ausnahmen verkommene, von Skandal und Pornographie lebende Journalliteratur, ist die große école primaire des Volkes geworden und vergiftet in seiner Seele, was eine ungeschickte Erziehung und böse Beispiele noch gesund gelassen haben, vollends.

Pierret läßt dahingestellt, ob es die Regierung gewesen ist, die das Volk verdorben hat, oder die Nation, welche die Regierung zu Grunde richtete. Rettung sieht er nur in einer moralischen Läuterung, die Jeder an sich vornehmen möge; freilich steht dem wieder die allgemeine Gleichgiltigkeit entgegen, mit der die große Menge die öffentlichen Interessen behandelt. Wie sein Gesinnungsgenosse Léon Bazalgette, der unter z. Th. anderen und weiteren Gesichtspunkten in seinen Büchern A quoi tient l'infériorité française und Le Problème de l'Avenir Latin*) ein noch düstereres Gemälde entrollt, hütet auch Pierret sich, den Propheten zu spielen. Er rechnet mit sympathischem Patriotismus auf die latenten Kräfte seines Volkes, auf dessen gesunde, stählerne Natur, die dem Gifte, das der moderne Geist ihr zugeführt, siegreich widerstehen werde.

In der legeren Manier des Romans hatte Pierret selbst zu seinem Thema schon früher einen Beitrag geliefert: Un ménage moderne*), die etwas trockene Geschichte einer Vernunftehe zwischen einem verwöhnten jungen Lebemann und einer reichen Erbin. In dem Augenblick, als die übliche Scheidung droht, führt das Unglück, der Verlust des Familienvermögens, das junge Paar wieder zusammen. In einer neuen, zwischen Arbeit und Erholung abwechselnden Existenz entwickelt sich der gesunde, natürliche Kern ihres Wesens; Sport, Mode, Chic, für die sie vordem in thörichter Verblendung gelebt, verlieren in dem soliden bürgerlichen Milieu, das sie nun vollauf befriedigt, ihren Werth, und das wahre Glück, das ihrem in Verschwendung und Müßiggang verbrachten Leben ferngeblieben war, ist ihnen in der sparsamen, demokratischen Häuslichkeit für immer gesichert. Die simple Historie giebt sich wie eine Fabel, deren Nutzanwendung auf des Verfassers spätere Ausführungen über das relèvement national zielen. Große, gewaltsame Erschütterungen, die den ganzen Organismus zum Widerstande aufrütteln, gelten im physischen und moralischen Leben des Menschen wie in der politischen Geschichte der Nationen als heilsame Katastrophen, als reinigende, befruchtende Gewitter. In der Entwickelung der Völker hat man diese Bedeutung meist dem Kriege gegeben, der die Massen aus dem erschöpfenden Wohlleben und

*) Paris, Fischbacher 1903.

materiellen Streben, aus der Ruhe eines faulen Friedens aufscheucht und wieder zu idealen Aufgaben, zu Aufopferung und nationalem Sinn erzieht. Der „moderne Geist“ hat auch diese Wahrheit etwas modificirt: der Daseinskampf der Völker ist ein „friedlicher Wettstreit“ geworden, vielfach ebenso mitleidlos und opferreich wie eine Schlacht, gefährlicher, weil kein Sammelruf den Augenblick der Entscheidung verkündet. Bazalgette hält diesen Kampf — den Industrialismus — für Frankreich, ja für die ganze lateinische Race für hoffnungslos. Er wie Pierret verkünden schon die „friedliche Invasion“ der Gegner, der Deutschen, der Engländer, verkünden, daß Frankreich weder im Handel noch auf geistigem Gebiete mehr den Vorrang behaupten kann.

Unter ähnlichem Titel wie Pierret's frostiger Thesenroman tritt das jüngste Opus der Gyp, Un Ménage dernier cri*), auf, eine Farce, die eigentlich schon außerhalb der Grenzen literarischer Kritik steht, voll von widerlichem „Snobismus“, den die Verfasserin nur zu cariciren vorgiebt. Sie spottet ihrer selbst und weiß nicht wie. Ein junger Aristokrat, hübsch, elegant, geistvoll, im vornehmsten Geschmack erzogen, verschuldet und leichtfertig, heirathet, um sich zu arrangiren, die Tochter eines „Banquiers“, — reich, dumm, fett, gewöhnlich, getaufte Jüdin von — deutscher Herkunft. Das Schicksal dieser modernen Ehe ist vorauszusehen. Der Gegensatz zwischen den aristokratischen Gewohnheiten der alten Adelsfamilie, für die übrigens Gyp trotz des Aufgebots vornehmer Affectation Sympathie nicht zu erwecken vermag, und dem „Simili“ der Parvenüs, deren Albernheit in's Unmögliche verzerrt ist, macht die Katastrophe zur Nothwendigkeit. Die junge Frau, die sich zuerst den ehelichen Pflichten aus Schönheitsrücksichten versagt, dann aber aus demselben Grunde, doch vergeblich, sie zu erfüllen, wünscht, tröstet sich mit Anderen, der Ehegatte ebenso. Schließlich geht er verzweifelt zur Fremdenlegion nach Afrika, und sie brennt mit dem früheren Liebhaber ihrer Mutter durch. Das Stücklein ist in dem bekannten Zwitterstyl, der nicht Roman und nicht Drama ist, und einem greulichen Jargon geschrieben. Der famose Humbertproceß liefert die pikante Sauce zu diesem Ragoût. Literarisch wenn möglich noch tiefer steht das groteske Zukunftsbild, das als Histoire de France tintamarresque de 1887 à ... la fin du monde**) soeben bekannt geworden ist: Frankreich besiegt u. A. Wilhelm II. in der großen Schlacht bei St.-Quentin, nimmt Elsaß-Lothringen zurück, verzichtet großmüthig auf jede Kriegsentschädigung &c. &c.

Zu den Erfolgen dieser Büchersaison rechnet man auch Abel Hermont's Confessions d'un homme d'aujourd'hui***), die Fortsetzung seiner Confessions d'un enfant d'hier, stellenweise flüchtig an Rousseau und Musset anklingende Bekenntnisse eines modernen Franzosen — Abenteurers möchte man fast sagen —, der sich schlecht und recht durch fremde Länder schlägt, ein Vermögen erwirbt, eine Pariserin heirathet, von ihr betrogen und geschieden wird und sich schließlich mit der Vaterliebe zu dem illegitimen Sprößling seiner verstorbenen Maitresse tröstet. Es ist ein fesselndes Buch, das mit der capriciösen Suffisance und dem Cynismus eines Mannes, der die Welt kennen gelernt hat, aber auch mit einem gewissen egoistischen Idealismus geschrieben ist. Unter den Bemerkungen über die Pariser Gesellschaft findet man u. A. den Satz: Le vrai monde est un groupement d'oisifs, qui se réunissent pour dépenser entre soi leur excédent de sociabilité, au moyen de conversations inutiles et d'illégitimes intrigues; l'adultère y est de rigueur. In der heute mit im Vordergrund des Interesses stehenden Religionsfrage entscheidet dieser Homme d'aujourd'hui sich zu einem Neo-Jakobinismus, einer Opposition gegen die absolute Religionslosigkeit ungefähr nach dem Recept Lemaître's.

*) Paris, E. Flammarion.
**) Oeuvres compl. de Touchatout. Paris, A. Charles.
***) Paris, P. Ollendorff, 1904.

Mit der Jahreszahl 1904 bereits versehen ist auch Camille Mauclair's Roman contemporain: La Ville Lumière*), ein Künstlerroman, ein Bild des verderblichen Einflusses, den Paris, die „Lichtstadt“, aber auch der Alles verschlingende „Moloch“, auf den Geist des Künstlers ausübt, der dort zum elenden Handwerker, zum verächtlichen Geschäftsmann herabsinkt. Die Käuflichkeit der Kritik, der Presse, der Verfall des Familienlebens, der Kunst wird in den krassesten Farben geschildert. Aus dieser Cloake rettet sich der Held, ein Maler, nachdem er dort seine Freunde und fast auch seine Ideale verloren hat, mit der Geliebten, deren Leben die Schwindsucht bedroht, in seine provenzalische Heimath, die dem Paare geistige und körperliche Gesundheit wiedergiebt. Merkwürdig sind die Schlußworte, mit denen die Paris verdammenden Worte des Helden berichtigt werden: Oui, les hommes que tu as vus sont souvent médiocres et impuissants à comprendre le divin qui fut placé en eux. Mais sont-ils mauvais? Qu'est-ce que nous savons du sens de cet mot effrayant, qu'en déciderions-nous, nous faillibles aussi? ... toute cette génération qui t'a déçu ne compte pas. C'est une coulée du métal humain, c'est toujours du métal, de quoi refondre. Tu t'es penché sur le brasier ... Avec ces ratées, ces âmes convulsées se nourrit la pâte incandescente qui prendra la forme des héros. Il y a ainsi quelques moules colossaux ouverts au milieu des sociétés humaines, tout y roule, laves et scories, et aucun n'est plus formidable que cette gueule monstrueuse et béante où va bouillir l'incohérente humanité! Et c'est de tout cela ... que sort la sérénité tragique de Rodin, la noble sauvagerie de Feuillery, la pensive volonté de Delcombe, les âmes supérieures que tu as rencoutrées ... C'est la proportion qu'offre le spectacle de l'humanité à ceux qui l'aiment en n'oubliant jamais que la vie règne au delà de la vie ordinaire. Klingt das nicht wie ein deutliches Echo jener Philosophie, die Maxim Gorki im „Nachtasyl“ predigt, jener Philosophie, die auch den Verlorenen, den Verirrten und Verkommenden den Adel einer der Entwickelung zur Vollkommenheit dienenden Menschheit verleiht?

Entspricht dem häßlichen Bilde, das diese Bücher geben, nun aber eine ebenso trostlose Wirklichkeit? Sicherlich nicht ganz. Libri volant, facta manent. Die französische Nation, die ihre Kraft in der Schöpfung einer so vielfach vorbildlichen Cultur bewiesen, für die es schlimmere Zeiten gegeben hat, als die jetzigen sind, die aus der letzten großen Niederlage sich zu neuem Ansehen und Wohlstand erheben konnte, wird auch aus den Gefahren der Gegenwart den Weg zu einem Ziele finden, das seiner glänzenden Vergangenheit würdig ist, das seinen nationalen Bedürfnissen und auch einer über die politischen Grenzen hinauswirkenden Humanität entspricht. J'évolue! ist am Ende das passendste Wort für die gegenwärtige Krisis.

„Louis Seize“.

Von Dr. Heinrich Pudor.

Die Herrschaft des Rococostyles hatte in Frankreich nahezu fünfzig Jahre gewährt. Wenn man an die Ausartungen denkt, die dieser Styl, abgesehen von den Ausartungen, die er schon in sich begreift, hatte zu Tage treten lassen, wird man es verständlich finden, daß allmälig ein Ueberdruß an dem freventlichen Spiel mit geschwungenen Linien um sich griff. Etwas ganz Aehnliches findet ja heute statt. Der moderne sogenannte Secessionismus hat kaum

*) Paris, P. Ollendorf.

zehn Jahre ein noch dazu begrenztes Dasein geführt, und heute schon ist das Publicum der „krummen Züge“, wie sie Sturm seiner Zeit nannte, der Linienirre und des Liniencultus satt und sehnt sich wieder nach Einfachheit und Geradlinigkeit, daher der einstweilen wieder wachsende Gefallen am Louis Seize und am Empire und daher auch das von Wien aus stark und machtvoll einsetzende Betonen des Geradlinigen und Rechtwinkeligen.

Aehnlich seiner Zeit in Frankreich. Man hatte sich satt gesehen an den C- und S-Formen, man bekam eine physische Uebelkeit davon, man konnte sie nicht mehr verdauen, man hatte genug davon. Und da traf es sich gut, daß gerade zu jener Zeit die Vorliebe für die Antike durch die Ausgrabung von Pompeji neue Nahrung erhielt. Siebzehn Jahrhunderte hatte diese Stadt unter der Asche der Vulkane verschüttet gelegen. Ein Zufall führte schon im Jahre 1748 gelegentliche Funde und Ausgrabungen hierbei, und vom Jahre 1763 bis 1775 wurden die Ausgrabungen planmäßig vorgenommen. Es ist erklärlich, daß diese Ausgrabungen in der ganzen gesitteten Welt ein lebhaftes Interesse erweckten, dem Studium der antiken Kunst und Cultur neue Nahrung gaben und Begeisterung für die Antike erweckten. Es mag wohl in jener Zeit auch schon mehr oder weniger unbewußt in den Köpfen der Gedanke aufgetaucht sein, daß eine Weiterentwickelung des Styles Louis XV. in der gleichen Richtung unmöglich war, daß nur eine Umkehr erlösend wirken könne, daß nur eine Rückkehr zur Antike Befreiung und Erlösung bringen könne. Diesem noch unbewußten Sehnen gab der deutsche Kunstforscher Winckelmann Ausdruck, der im Jahre 1755 ein Werk „Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke in der Malerei und Bildhauerkunst“ herausgab. Im Jahre 1764 folgten die „Geschichte der Kunst des Alterthums“ und das Sendschreiben von den herkulanischen Entdeckungen. Das Leitwort der Winckelmann'schen Doctrin war die edle Einfalt und stille Größe der antiken Kunst. Dieses Wort wirkte wie eine Erlösung. Man hatte gleichsam den Bauchtanz bekommen von der Ruhelosigkeit und Linienwirrniß des Rococo. Mit jedem Tage und mit jedem Werke suchte man die Muschelmotive und Formen wilder und bizarrer zu gestalten. Man jagte nach Outrirtheit, nach ornamentalen Excessen, nach decorativer Fratzenhaftigkeit. Und doch war man innerlich satt davon und empfand einen ästhetischen Koller. Aber den Ariadnefaden, wie man aus dieser Verwirrniß herausgelangen könnte — Winckelmann fand ihn, als er die edle Einfalt und stille Größe der griechischen Kunst auf sein Schild erhob.

Im Mai 1763 schrieb der Baron Grimm in seiner „Correspondance“: Alles will heute griechisch sein („tout se fait aujourd'hui à la grecque“) und er fügt hinzu, daß die Formen in Folge dessen heute schon nobel und angenehm sind, während sie noch vor 10—12 Jahren bizarrer und absurd gewesen wären. Darnach irren sich also die Brüder Goncourt, wenn sie den Umschlag in die griechische Mode erst vom Jahre 1780 datiren lassen.

Uebertrug sich doch die griechische Sitte in jener Zeit selbst auf die Toilette und auf die Frisur. Carmontelle, ein dramatischer Schriftsteller, war es, welcher die Bewegung für Reformkleidung im griechischen Styl ironisirte. Herren- und Frauenkleidung sollten nach dieser Mode ganz einfach gehalten sein und die fünf griechischen Ordnungen im Schmuck zeigen.*) Auch eine Mode à la J. J. Rousseau gab es in jener Zeit.

Hand in Hand mit diesen mehr ästhetischen und stylistischen Gedanken und Empfindungen gingen die moralischen Empfindungen. Der Styl Louis Seize liegt der Zeit nach vor der Revolution. Man hat sich oft darüber gewundert, was ein solcher Styl mit den Vorboten der Revolution zu thun haben solle. Wir werden sehen, daß sich der Zusammenhang recht wohl nachweisen läßt. Aber noch mehr könnte man sich wundern, daß dieser Styl Louis Seize noch in die Zeit der größten Sittenverderbniß Frankreichs fällt. Eine Maintenon war zwar schwer zu überbieten, und auch eine Pompadour hatte es recht arg getrieben. Die noch mehr berüchtigte du Barry gehört ebenfalls noch Louis XV. an. Aber auch unter Louis XVI. hielt die Leichtfertigkeit jenes Jahrhunderts noch an, in welchem man, wie es Taine ausdrückt, einer Dame einen Strumpf rauben, und sich ihn zur Huldigung als Feder auf den Hut stecken konnte. Für Möbelkünstler bieten eine ergötzliche Illustration dieser Leichtfertigkeit jene Schränke, deren „geheimnißvolle Tiefen den Zugang zu einer verborgenen Stiege bargen und als bequemes Versteck bei so manchem intimen Liebesabenteuer dienten. So war zu jener Zeit ein drehbares Schränkchen im Hause der Frau von Popelinière berüchtigt, das den Durchgang in's Nebenhaus versteckte, in dem der Cardinal Richelieu wohnte, der damals schon wirklich stark über die erste Jugend hinaus war“.*) Ich sage, die Sittenlosigkeit unter Louis XIV., der selbst seine Morgenwaschungen mit ein ganz klein wenig Alkohol vornahm, war schwer zu überbieten. Aber erst weit später trat der Naturforscher Buffon auf, der die physische Liebe für die einzige erklärte, die es auf Erden giebt — und hundert Jahre vor Schopenhauer.

Was hatte denn nun mit dieser Leichtfertigkeit der einfach-vornehme, gesetzte und steife, das Rechtwinkelige betonende auf die Antike zurückgreifende Styl Louis XVI. zu thun, so kann man mit Recht fragen. Darauf ist erstens einmal zu erwidern, daß ganz im Gegensatz zu Louis XV. der König Louis Seize eine ehrbare Persönlichkeit war, die unschuldig am Schaffot büßen mußte, was die autokratische Willkür Louis XIV. und die Leichtfertigkeit Louis XV. gesäet hatte. Und auch seine Frau war im Vergleich zu einer Madame Pompadour ein Engel an „Einfalt und stiller Größe“. Sie versuchte zwar auch den Regenten zu spielen, aber die geniale Selbstsicherheit der unvergleichlichen Marquise ging ihr ab. Bis 1774 lebte sie sogar ohne Hofetiquette im Kreise Vertrauter, am liebsten im Petit Trianon, einfach und wenig kostspielig. Man wundere sich übrigens nicht, daß ich so oft und so lange bei den gekrönten Häuptern verweile: alle diese französischen Königsstyle sind ausgesprochene Hofstyle, nicht bürgerliche Style. Ein bürgerliches Frankreich gab es zu jener Zeit noch gar nicht. Die ganze Kunst ging im Hofe auf, wurde für den Hof geschaffen und lebte vom Hof. Nach dem Gesetz von 1760 waren nur diejenigen Adelsgeschlechter hoffähig, deren Vorfahren schon im Jahre 1400 „nobles de race“ waren. Im Duellgesetz von 1769, Art. 16, wurden die Nichtadeligen als ignobles abjects et indignes bezeichnet.

Doch wir kommen zurück auf die Frage, wie in jener sittenlosen Zeit ein Styl sich bilden konnte, der nicht graciös, sondern steif, nicht ungebunden, sondern gesetzt, nicht ausschweifend, sondern einfach, wenn auch zugleich vornehm war. Auch in der Literatur nämlich machte sich diese Rückkehr zur Einfachheit bemerkbar — vergleiche Mably, die sogenannten Physiokraten Quesnay und Dupont, welche von der Civilisation zum einfachen Landleben zurückwollten, ganz abgesehen von dem schon obenerwähnten, einen kolossalen Einfluß ausübenden Jean Jaques Rousseau, der die Menschheit zur Natur zurückführen wollte und es wahrhaftig ehrlich dabei meinte.**)

Ferner gewannen in jener Zeit die Freimaurer eine große Verbreitung, welche Toleranz und Humanität predigten.

*) Vergl. hierüber die Correspondance Grimm's und Diderot's, die indessen nur Andeutungen bietet.

*) Vergl. Neera, Das galante Jahrhundert, Dresden 1903.

**) Neera, in dem obengenannten Buche, beurtheilt Rousseau ungerecht. Näher darauf an dieser Stelle einzugehen, muß ich mir versagen.

Die Loge „Le grand Orient“ wurde 1773 gestiftet. Vor Allem aber wuchs die Oppositionsliteratur, besonders die gegen den Clerus gerichtete, in jener Zeit in's Ungeheuere.

Kurz, wir sehen, daß die Vorboten der Revolution sich nicht nur in der Gefolgschaft Voltaire's, der Encyklopädisten und de la Mettrie's bemerkbar machten, sondern auch in dem bewußten Versuch einer Rückkehr zur Einfachheit und Sittenreinheit. Und mit dieser Bewegung Hand in Hand geht der Styl Louis Seize. Er lenkt nahe vor der Revolution ein und will den letzten Versuch der Einkehr machen und der Rückkehr zur classischen edlen Einfalt und stillen Größe. Also nur sehr indirect hat er mit der Revolution zu thun. Einen eigentlichen Revolutionsstyl giebt es nicht und kann es nicht geben. Und nach der Revolution knüpfte der Kunststyl sehr folgerichtig da an, wo vor der Revolution die Kunstentwickelung aufgehört hatte: aus dem Louis Seize- entwickelte sich der Empire- und Napoleon Premier-Styl.

Auf welche Weise aber nun ließ der Louis Seize-Styl die Anregungen der Antike auf sich wirken? Der Hauptcharakterzug des Louis Seize ist wie gesagt, die Geradlinigkeit und Rechtwinkeligkeit des Aufbaues und der Rahmenconstruktion des Möbels. Die J-, Z-, C-, C- und S-Formen verschwinden nun mehr und mehr und gerade Linien treten an die Stelle. Aber nach wie vor bildet die Bronce den wesentlichen Schmuck des Möbels. Doch fallen die ausschweifenden Broncearnamente fort und broncene Tropfenstäbe, welche den geradlinigen Rahmen parallel laufen und hier und da durch Bronceroseetten unterbrochen werden, werden eingeführt. Die Füße sind meistens gedreht und verjüngen sich nach unten. Oben sitzt auf ihnen als Capitäl ein Würfel auf, dessen quadratischer Rahmen stark betont wird und in der Mitte entweder wiederum eine Bronceroseette oder Vierblatt trägt. Der Rahmen des oberen Theiles des Möbels wird meist durch antike Säulen dorischen und jonischen Styles gebildet — in dieser Beziehung berührt sich also der Louis Seize-Styl mit dem Renaissancestyl, doch fehlt ersterem grundsätzlich das Flächenornament des Pilasters, also die Groteske und Arabeske.

Das Material bildet nach wie vor in der Hauptsache Mahagoni. Der Farbenschmuck war ebenfalls nach wie vor Gold und Silber, die zu den zarten Farben der seidenen Gobelins trefflich stimmten.

Grundlegend für die Charakteristik des Louis Seize-Styles ist ferner die verschwenderische Anwendung der Möbelstoffe. In der That hat wohl kein Styl derartiges an Kostbarkeit des Polsterbezuges, d. h. des Gobelins geleistet, wie der Louis Seize-Styl. Unsummen gab man hin für einen Möbelbezug. Ein Canapé war oft ein kleines Rittergut werth. Von dem Gobelinstoff, welcher l'histoire du Roy nach Charles Lebrun darstellte, kostete das Meter 1905 Frs. Daraus sieht man, daß es mit der Leichtfertigkeit am Hofe Louis XVI. noch nicht zu Ende war. Nicht nur Leichtfertigkeit, sondern geradezu Verschwendungssucht!

Vorbedingung dieses Luxus war das reiche gesellschaftliche Leben, das Frankreich im 18. Jahrhundert in den Salons der Gesandten und der Finanzwelt entfaltete. Receptions gab es in dem Paris jener Zeit so Viele*), daß manche Dame nur dann zu Hause war, wenn sie selbst empfing. Und bei diesen Empfängen, Gesellschaften und Bällen wurde verschwenderischer Luxus entfaltet und denkbar größte Leichtfertigkeit in Scene gesetzt. Ein Beispiel für diese erste sei hier aus den Memoiren der Madame de Genlis angeführt. Sie selbst war es, welche die Tänze nach Sprichwörtern einführte. Der Zweck war nämlich, durch unzweideutige Zweideutigkeit zu reizen. Das Sprichwort „guter Ruf ist mehr werth als ein dickes Kleid**)“, wurde so getanzt, daß Madame de Lauzun, nur mit einem Schleier angethan, mit Monsieur de Belzunce tanzte. Die Toiletten waren so kostspielig, daß z. B. Madame Matignon ihrem Schneider jährliche Zinsen von 600 Frs. bezahlen mußte; daß ein einziges Kleid 10 000 Frs. kostete. Die Herzogin von Choiseul ließ sich für die Hochzeit der Lauzun ein Kleid machen, die Robe aus blauem Satin, mit Gold und Diamanten besetzt, von den Diamanten war jeder einzelne in einen Stern von Silber gefaßt, umgeben von einer goldenen Paillette.*)

Ein charakteristisches Beispiel für die Verschwendungssucht bildet auch jene Geschichte des Prinzen Conti, welcher einer Angebeteten die Miniatur eines Vögelchen verehren wollte, das ihr gestorben war. Er ließ sie in einen Ring fassen und einen großen, dünn geschliffenen Diamanten als Glas darüber setzen. Aber die Dame nahm nur die Miniatur, die Diamantenfassung wies sie zurück. Da ließ er den Diamanten zu Staub mahlen und bestreute damit das billet doux, mit dem er ihr seine Antwort schickte. Taine erzählt diese Anekdote; man darf sie also wohl glauben. Ist sie nicht wahr, so ist sie doch gut erfunden. Nach alledem kann man sich nicht wundern, wenn man für einen Sophabezug ein kleines Capital ausgab. Die Gobelinmanufacturen wurden nun erst recht in Nahrung gesetzt. Und man muß sagen, an Delikatesse in Farbe und Material ließen sie keinen Wunsch offen.

Die Königin Marie Antoinette, die das Volk „die Oesterreicherin“ nannte, wurde beschuldigt, die französische Seidenindustrie zu Ungunsten der holländischen und belgischen Leinenindustrie geschädigt zu haben, so daß Lyon drei Viertel seiner Seidenindustriebevölkerung verlor. Sie sollte nämlich die Mode zu Ungunsten der Seide verändert haben; thatsächlich waren Seidenstoffe nicht mehr in Mode, und thatsächlich ließ die Königin ihre Kammerfrauen sich weiß kleiden. Batist kam in Mode. Und da nun ganz Frankreich dem Pariser Hofe die Mode nachmachte und ganz Europa Frankreich, so kann man die Größe des Schlages, der die Lyoner Seidenindustrie traf, ermessen. Die Stadt ließ ein Memoire ausarbeiten und dem König überreichen. Aber es nützte nichts. Die Seidenfabrikanten suchten darauf der Königin zu schmeicheln und ihre Haarfarbe in Mode zu bringen, was ihnen gelang. Aber es nützte nichts. Der Hof blieb einfach. Man konnte nicht mehr eine Herzogin von einer Schauspielerin unterscheiden, wie Monjoye klagt. Und Soulavie entblödet sich nicht, in seinen Memoiren die Schuld an der Revolution der Königin und dem König beizumessen, die die fruchtbarste französische Industrie in's Grab gebracht hatten. Aber was die Königin angeht, so muß man von den Schmähungen, die man ihr angedeihen ließ (vergl. Soulavie's Memoires) das abziehen, was auf den Nationalhaß über ihre österreichische Abstammung kam.

Dargestellt waren auf den Gobelins meist Schäferscenen oder galante Scenen, auch wohl Landschaften und mythologische Scenen. Man empfand in jener Zeit nichts Unangenehmes dabei, sich auf ein Sopha zu setzen, dessen Sitzbezug Amor und Psyche in Umarmung zeigte. Neben der Manufaktur von Beauvais war die Pariser Gobelinmanufactur nach wie vor maßgebend. Auf Oudry folgte hier im Jahre 1765 Boucher, den der Marquis de Marigny, der Bruder der Marquise von Pompadour ernannte. Die Gobelinmanufactur stellte jetzt nicht nur die Möbelstoffe her, sondern auch die Broncebeschläge und die Tischlerarbeit — sehr zum Vortheile der Möbel selbst, welche in Folge dessen eine größere Einheitlichkeit zeigten und wahre Kunstwerke vornehmer Ausführung wurden.

Es erscheint mir indessen nach dem Vorhergesagten nothwendig, zu betonen, daß das classische Ideal, das sich

*) Madame de Boufflers z. B. gab dreimal in der Woche ein großes Souper und empfing jeden Tag zwischen 12 und 14 Personen.

**) Bonne renommé vaut mieux que ceinture dorée.

*) Vergl. Lettres d'Horace Walpole, Janet 1818 und La femme aux dix-huitieme siècle von E. und J. de Goncourt.

Winckelmann nach der Antike construirte, in den Möbeln Louis Seize nur sehr einseitig zum Ausdruck kam. Denn wer wollte wohl behaupten, daß jene 100 Frs. Möbelbezüge aus echtem Gobelinstoff mit der Darstellung galanter Scenen mit der edlen Einfalt und stillen Größe der Antike etwas zu thun hätten? Nicht eine antike Gestalt, sondern immer noch eine Madame du Barry oder Madame d'Epinay, die es verstand, Rousseau für lange Zeit zu girren, oder aber eine Katharina II., die es ruhig dulden ließ, daß der berühmte Encyklopädist Diderot sie in's Bein zwickte und ihr die Perrücke in's Gesicht warf, wenn er nur mit ihr geistreiche Worte tauschte, oder eine Gräfin Genlis*), welche aus dem Lande ihrer Sehnsucht schrieb: „Ich badete sehr häufig in Rom und stets gegen Abend. Sowie ich im Bad war, ließ ich den Cardinal Bernis davon verständigen, der gleich mit seinem Neffen kam und dreiviertel Stunde mit mir plauderte**)“ — nur solche Frauen kann man sich auf jenen kostbaren Seidensitzen denken, kurz, Damen einer Zeit, in der man wohl Treue pflegte, aber nur außerhalb der Ehe.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Streik!

Skizze von Max Wundtke.

„Es ist schlimm, wenn man Nichts weiter gelernt hat.“

Aber gleich darauf schien die Frau das Wort zu bereuen. Sie ließ die Kinderjacke, der sie eben einen Flicken aufsetzte, sinken und legte ihre Hand auf das Knie des Mannes, der neben ihr saß.

„Sei nicht böse, Karl! Du weißt, daß es nicht so gemeint ist. Die Noth macht bitter. Achte nicht drauf.“

Der Mann stieß einen tiefen Seufzer aus.

„Wenn ich das gewußt hätte!“ sagte er vor sich hin.

„Ich wollte auch, wir wären in unserm kleinen Neste geblieben,“ meinte die Frau. „Wir hatten ja dort auch nicht das Nöthigste; aber etwas war doch immer da. Doch hier in der großen Fabrikstadt ...? Und das hatte man sich hier so leicht vorgestellt! Als ob die Leute hier bloß auf Einen warten!“

Der Mann hatte allerdings nichts weiter gelernt als die paar Handgriffe und besaß auch wohl nicht Beweglichkeit des Wesens genug, um umzusatteln. Er gehörte zu den kreuzbraven Naturen, die ihr Leben lang kaum einen originalen, selbstständigen Schritt machen. So wie es ihn gelehrt worden, so trieb er es weiter. Es war schon viel, daß er vor einem halben Jahre dem Drängen seiner Frau nachgab, in die Stadt zu ziehen.

Freilich, Recht hatte sie ja. Am Anfang, als sie heiratheten, da reichte der knappe Verdienst noch leidlich für Beide. Und schließlich verdiente sie auch noch einige Groschen dazu. Aber dann kam das Kind, und die junge Mutter hatte wichtigere Pflichten. So fiel ihr Verdienst fort; aber die Anforderungen stiegen. Das wurde immer schlimmer, als das zweite Kind kam ... knapp im zweiten Jahre ihrer Ehe. Und das ging so fort ... jedes Jahr eins. Sechs hatten sie nun, und schon schwebte sie wieder zwischen Furcht und Hoffen ... Wenn ihr das siebente doch nur erspart bleiben würde ... wenigstens jetzt! Später, wenn ihr Mann wieder besseren Verdienst hatte ... o, dann hätte sie keine Angst! Sie fürchtete sich nicht vor der Mutterschaft, und vor der Kinderplage erst recht nicht. Wo sechse essen, wird auch das siebente satt, war ihre Rede. Aber wenn schon sechse hungerten ...?

Du lieber Gott, sogenannte bessere Leute haben es leicht, die Nase darüber zu rümpfen. Diese armen Menschen haben ja außer ihrer Sorgenlast nichts weiter als sich; und die Noth schweißt die Menschen noch viel dichter zusammen als alles Andere; und sie haben noch mehr Hunger nach ein Bißchen Wärme und Liebe als die, welche an der vollen Tafel sitzen und nur zuzugreifen brauchen. So kam eins nach dem anderen.

Nun wollte es aber gar nicht mehr reichen.

Einer Nachbarin Mann war Vorarbeiter. Sie waren in die Stadt gezogen, und er sollte dort heidenmäßig viel Geld verdienen ... zehn Thaler die Woche! Die Frau hatte es ihr selber, auf einer Ansichtskarte geschrieben. Zehn Thaler! Wie herrlich müßte man davon leben können! Geld hätte sie sparen wollen! ... Und da ließ sie nicht nach, bis ihr Mann ebenfalls dem Glücke nachzog, dem Glücke ...

Nun waren sie da; schon ein halbes Jahr; aber die goldenen Berge kamen nicht. Karl war den ganzen Tag unterwegs, um Arbeit zu finden. Ja, hin und wieder bekam er für einen Tag Beschäftigung aber mehr nicht. Was war das für sechs hungerige Kindermäuler, die beiden Alten gar nicht gerechnet?

Ein Stück ihrer Möbel und ihrer noch von der Mutter herrührenden verhältnißmäßig reichen Wäscheausstattung nach dem anderen wanderte in's Leihhaus. Vom Zinsenzahlen oder gar vom Einlösen konnte nicht die Rede sein, und so kam sie bald dahinter, daß die städtischen Pfandleihen doch recht wenig auf die Sachen gaben. So ging sie mit dem Rest ihrer Habe in ein Privatgeschäft und bekam mehr, wenn auch die Zinsen höher waren. Was fragte sie jetzt nach den Zinsen!

Aber schließlich war Nichts mehr da zum Versetzen, und Karl hatte noch immer keine Arbeit. Wenn sie nicht manchmal ein paar Groschen mit Waschen verdient hätte, dann wären sie Alle wohl längst in dem Lande gewesen, in dem man das Essen nicht nöthig hat.

„Es ist schlimm, wenn man Nichts weiter gelernt hat!“ Das hatte sie schon oft denken müssen; aber es war ganz in der Stille ihres Herzens geblieben. So war nun ihr Mann! Sie hatte ihn ja herzlich lieb; er war ein braver, nüchterner, ruhiger Mann, der gern auch sehr fleißig gewesen wäre. Und darum that sie ihm auch nicht gern weh. Aber heut' war es ihr doch einmal aus dem Munde gesprungen, der Vorwurf: „Du hast Nichts weiter gelernt!“

Der Mann war nicht aus so feinem Thone geformt, daß er hätte sollen beleidigt sein; aber einen leisen Anstoß hatte sein Wollen doch erhalten. Als er auf seine gewohnte Tour ging, um wegen Beschäftigung vorzusprechen, da tauchten Vorsätze in ihm auf, an die er vorher nie gedacht hatte.

Müde und hungrig kam er am Abend nach Hause. Seine Frau hatte ihm schon vorher in Aussicht gestellt, daß nur für die Kinder heut auf ein kärgliches Abendbrod zu rechnen sei. Aber das verdroß ihn heut nicht. Er kam sogar recht froh nach Hause. Morgen sollte er ja „anfangen“! Er hatte Arbeit bekommen. Und zwei Mark fünfzig für den Tag ... viel war's ja nicht; aber wenn er erst ein paar Wochen bei dem Unternehmer war, dann sollte er auch einen Thaler pro Tag bekommen.

Nun konnte man doch wieder etwas freier in die Zukunft sehen!

„Vielleicht borgt der Kaufmann noch einmal,“ sagte die Frau. „Er kriegt zwar schon zwei Thaler von uns; aber Du kannst doch morgen früh nicht hungrig auf Arbeit gehen.“ Und sie stieg die vier Treppen hinab und erzählte dem Kaufmann von dem großen Glück, das ihr Mann gehabt habe.

„Na, wenn's man auch wahr ist,“ meinte der Kaufmann scherzend, fügte aber gleich beschwichtigend hinzu: „Wollen's schon noch mal notiren. Ihnen trau ich schon! Sind ja eine ehrliche Frau.“

Und oben legte sie aufathmend ein Landbrod, ein viertel Pfund Schmalz und einen Käse auf den Tisch.

Am nächsten Morgen ging der Mann auf Arbeit.

Es war eine ungewohnte und darum anstrengende Beschäftigung; aber er arbeitete gern und fleißig. Die Arbeitsgenossen beobachteten ihn und fällten alsbald ihr Urtheil: Ein Streber und Schmier!

„Hör mal,“ sagte der eine Arbeiter in der Frühstückspause zu ihm, indem er ihm die Branntweinflasche hinhielt, „bist Du organisirt?“

Karl Eckert sah den Fragenden verwundert an. Die Schnapsflasche übersah er.

„Na Kerl, denn sauf doch erst mal! Ich meine, gehörst Du zum Verband?“

Nun begriff er.

„Ich ... bin ... kein Socialdemokrat“ —

„Rulpe!“ rief ihm der Genosse zu; „denn jibt's ooch keen Nordlicht!“

„Ich danke; ich trinke nie Schnaps,“ gab Eckert zurück.

„Fatzke!“ höhnte es zurück. Andere hatten sich dazu gefunden.

„Der faule Kunde will keen Socialdemokrat sin,“ erklärte der Erste mit der Schnapsflasche.

„Det wird er sich woll noch ieberlejen. Hier sind Alle roth, Aujust, verstehste? Merk Dir det!“

Man ging wieder an die Arbeit.

Eckert schüttelte den Kopf.

Socialdemokrat! Er kannte das! Was ging ihn denn dieser ganze Streit an? Er wollte arbeiten und Geld verdienen, damit seine Kinder nicht zu hungern brauchten. Mit den Rothen laufen? Er wußte, daß man da einen Groschen nach dem andern abladen mußte. Die brauchte er nöthiger. Und dann hatte er auch einen ausgesprochenen Widerwillen gegen die Leute, die bei jeder Gelegenheit ihre witzig sein sollenden Glossen über den lieben Gott machten. Das war ihm Alles viel zu roh; er scheute davor zurück. Ueberhaupt ... er war kein solcher, der Streit und Reden liebte; er that seine Schuldigkeit und damit basta.

Aber eben diese Schuldigkeit schienen ihm seine Arbeitsgenossen übel zu nehmen. Das ging den ganzen Vormittag mit Sticheleien und Hänseleien; doch that er, als hörte er Nichts. Das schien sie immer noch mehr zu erbosen. Am Mittag war seine Jacke fort. Erst nach

*) Die Erzieherin des Königs Louis Philipp, sie erlebte es gelassen, daß ihr Mann am Schaffot starb.

**) Vergl. Neera a. a. W., S. 195.

langem Suchen fand er sie. Und nun waren die Taschen voll Sand und Erde gefüllt.

Ein maßloser Zorn ergriff ihn. Hätte er den Menschen, der ihm heute Morgen die Schnapsflasche angeboten, hier gehabt ... weiß Gott, jenem wär's schlecht gegangen. Mit Karl Eckert war darin nicht zu spaßen. —

Am Nachmittage trat wieder Einer zu ihm.

Wenn er sich jetzt in den Verband aufnehmen lassen wolle ...

Eckert dankte.

„Ich thu' meine Arbeit und kümmere mich um die Andern nicht. Ich bin kein Socialdemokrat. Ich danke dafür, Alles kurz und klein zu schlagen."

Die Sticheleien gingen zu Schimpfreden und häßlichen Drohungen über.

Am Abend rief der Unternehmer den Mann zu sich.

„Lieber Eckert ..." er lächelte verlegen und schob ihm zwei Mark fünfzig Pfennige hin ... „so leid es mir thut ... ich muß Sie entlassen. Ich habe Nichts gegen Sie. Sie sind still und fleißig. Es thut mir leid; aber die anderen Arbeiter, wissen Sie ... die wollen nur Verbandsmitglieder unter sich dulden. Sie legen mir sämmtlich morgen die Arbeit nieder, wenn ich Sie nicht entlasse. Und ich habe doch auch meine contraktlichen Verpflichtungen ... wissen Sie ... und muß meine Termine innehalten. Also da ist's schon besser, wir trennen uns. Wie gesagt ... es thut mir leid. Ich hätte gern mehr solcher ruhigen, fleißigen Arbeiter."

So stand Karl Eckert draußen und hatte wieder keine Arbeit. Als er nach Hause kam, durchfuhr seine Frau ein jäher Schreck. Nun sollte also das Elend wieder von vorn losgehen? Und der Kaufmann unten ... was würde der nun sagen? Würde der nicht im besten Falle glauben, ihr Mann sei ein unbrauchbarer Mensch, den Niemand behalten wolle?

Sie starrte ihren Mann fassungslos an, und als sie endlich Alles begriffen hatte, schlug sie die Hände vor das Gesicht und weinte. Und die drei größten Kinder drängten sich zur Mutter und weinten auch. Die Anderen hatten schon vorher geweint; das war überhaupt ihre tägliche Beschäftigung; das mußten sie dann später in der Schule ihre selige Kinderzeit nennen.

So vergingen einige Tage.

„Draußen in der Fabrik, wo ich gearbeitet habe, steht ein Plakat: hier werden Arbeitswillige angenommen," erzählte Eckert eines Tages.

„Nanu?"

„Ja; aber rein bin ich nicht gekommen. Alle die Arbeiter standen da und schrieen und ließen Niemand dazu."

„Was ist denn da los?"

„Streiken thun sie. Sie verlangen mehr Geld. Nun sind sie entlassen, und der Unternehmer braucht Leute ..."

Seine Frau sah ihn fragend an. Er verstand, was sie meinte.

„Ja," sagte er; „ich dachte auch: Hast ja mit der Sache Nichts zu thun. Arbeit kannst Du brauchen, und Geld verdienen mußt Du; wirst hineingehen! Er hatte ja gesagt, mich nähm' er alle Tage wieder. Aber die Menschen ließen mich nicht. Sie schüttelten die Fäuste und schrieen mich an: Streikbrecher! Wir schlagen Dich todt!"

„Mein Gott, dürfen denn die Menschen machen, was sie wollen? Die wissen ja gar nicht, wie Hunger thut! Sie würden doch sonst nicht einen Andern hindern, für seine sechs Kinder Brod zu schaffen. Waren denn keine Schutzleute da?"

„O ja! Die trieben die Menschen fort. Mich jagten sie auch fort; sie dachten wohl, ich gehöre mit zu denen. Da trat ich wieder vor und sagte zu dem Schutzmann: Lassen Sie mich hinein; ich möchte arbeiten, meine Kinder hungern. Arbeiten wollen Sie? fragte der Beamte. Gehen Sie in Gottes Namen hinein! — Streikbrecher! Wir schlagen Dich todt, Du Hund! schrieen die Arbeiter. Schutzleute trieben sie auseinander. Gehen Sie nur! Sie stehen unter unserem Schutz. Das Gesetz schützt die Leute, welche arbeiten wollen. So ging ich hinein. Und morgen soll ich anfangen —"

Die Frau athmete erleichtert auf; aber es war doch eine gewisse Angst in der Freude. Mit den wüthenden Menschen war nicht zu spaßen. Freilich hatte der Unternehmer versprochen, die Leute, die bei ihm arbeiteten, zu einem Hinterpförtchen hinauszulassen, damit sie mit den Andern nicht zusammenstießen; aber war den Andern zu trauen? Sie konnte die Furcht nicht los werden und bat ihren Mann, ja recht vorsichtig zu sein. Wenn sie nur nicht das Vorletzte gehabt hätte! Das Kleinste blieb ja ruhig in der Wiege liegen, wenn es auch schrie; aber das Andere kletterte und rutschte in alle Winkel; man konnte es nicht gut allein lassen; wie bald war da ein Unglück geschehen! Sie hätte sonst gern ihren Mann bis zur Arbeitsstätte begleitet und ihn auch wieder abgeholt; er war dann doch sicherer. Aber sie konnte ja von den Kindern nicht fort.

Am ersten Mittag kam er ganz heil und froh nach Hause.

„O, es kann wohl nichts geschehen," lachte er. „Es sind ja viele Schutzleute da, und sie gehen sogar noch ein Stück Weges mit. Die Sache ist gar nicht so ängstlich."

Als er auch am Abend unbehelligt, wenn auch von schimpfenden Jungen verfolgt, nach Hause kam, legte sich die Angst der Frau. Der Unternehmer hatte sich sogar bereit erklärt, für den Tag fünfundzwanzig Pfennige zuzulegen. Nun war sie wieder ganz froh. Das ist ein halber Thaler in der Woche; das macht schon etwas aus.

Der nächste Tag war ein Sonnabend. Vor den Thoren lärmten die streikenden Arbeiter heut' mehr als je. Gegen Abend hatten sie sich ihre Streikgelder geholt, und nun kreiste fleißig die Branntweinflasche. Der Unternehmer empfahl für heut' doppelte Vorsicht.

Karl Eckert schlüpfte mit noch zwei Andern zwischen zwei Planken hindurch und stand nun in einer Seitenstraße. Es blieb ihnen aber nichts übrig, als die Hauptstraße zu queren. Die Streikenden hatten sie sogleich erkannt. Ein Tumult erhob sich. Ein Schutzmann trat hinzu. Die Menschen zerstreuten sich scheinbar, um sich aber hinter der nächsten Straßenecke wieder zusammenzurotten und um die drei schimpfend und drohend umherwogend. Man wurde immer dreister. Eckert wurde sogar angerempelt. Er sagte nichts.

„Streikbrecher! Lump, elendiger!" schrie Jemand und schlug ihm die Mütze vom Kopfe.

Als er sich bücken wollte, sie aufzuheben, bekam er einen Stoß, daß er glatt auf das Pflaster fiel. Seine Begleiter sprachen tadelnde Worte. Im Nu war die Schlägerei im Gange. Frauen und Kinder kreischten; Männer schrieen nach dem Schutzmann; ein wilder wogender Knäuel hatte sich gebildet. Da ertönte der Ruf:

„Achtung! Die Blauen!" und im Augenblick war der Haufe zerstoben. Aber zuletzt noch ein ächzender, gurgelnder Schrei, und Eckert lag in seinem Blute auf dem Bürgersteig. Die Streikenden verschwanden.

Schutzleute hoben den Verletzten auf und brachten ihn nach der nächsten Sanitätswache. Noch während der Untersuchung starb er. Das Messer des Wüthenden hatte zu gut getroffen.

Einen todten Mann brachte man der Frau in's Haus, die mit ihren sechs Kindern auf den Verdiener und das karge Wochenlohn wartete.

Das war zu viel für sie. Der Schmerz warf sie vollends zu Boden. —

Zwei Tage später las man in der Zeitung, daß eine Frau sich und ihre sechs Kinder mit Kohlengas vergiftet habe. Die Kinder waren bereits todt, als man sie fand; die Mutter lebte noch; aber es war keine Hoffnung mehr, sie am Leben zu erhalten. Es lag ihr wohl auch Nichts daran ...

Aus der Hauptstadt.

Brevier für 1904.

Dunkle Weissagungen.

Das neue Jahr bringt viel Aerger mit,
Bringt Zeichen des Hasses im Trab an;
Die tödtlichste Feindschaft aber tritt
Zu Tag zwischen Rußland und Japan.

Es fliegt ihr Puls, ihr Auge rollt,
Nichts kann sie zum Frieden locken,
Denn der Zar liest Annoncen von Kupferberg Gold,
Der Mikado von Henckel Trocken. —

Herr Sudermann fährt zur nachhaltigen
Erholung in Japans Weiten;
Sein nächstes Stück wird gewaltigen,
Ja punischen Schrecken verbreiten.

Einen Rachezug plant die Kritik, vereint,
In seines Arbeitsaals Hallen;
Doch wär' es verroht und feig, den Feind
Im Schlaf zu überfallen.

Viel freundlicher spricht man in Dresden-Stadt
Von neuem Ehebunde —
Der arme Sprachlehrer Giron hat
Schon lang' keine gute Stunde!

Weil Gräfin Lonyay ihr Lebensglück fand,
Ziehen alle geistig starken
Prinzessinnen in den Civil-Ehestand —
Jedoch mit Kontre-Marken.

Im Haine Mamre Frau Sarah schenkt
Dem Abram ein neues Büberl;
Doch weil sie der Gräfin Kwilecki gedenkt,
So lacht sie nicht darüber!

An's preußische Heer setzen, blut'ger denn je,
Beruf'ne das kritische Messer;
Im Anfang schuf Gott Militärs a. D.;
Die machten dann doch Alles besser.

Der Revisionismus nimmt seinen Lauf;
Bald treten enterbte Bettler,
Proleten als Salonlöwen auf —
Zunächst nur im Salon Schettler.

Vier Wechsel fälscht der Ungar Ugron,
Herr Fresl geht einmal baden;
Bei ihrer kräftigen Constitution
Wird's ihnen nicht weiter schaden.

Callezs liest Moritz Meyerlein
Gegen Schwindler, Pumper und Schnorrer;
Dagegen geh'n Bilse und Beyerlein
In Garnison nach Gomorrha.

Auch dort schützt die fromme Kreatur
Der Herr auf's Wunderbare:
Pech regnet's für die Beschriebenen nur,
Für die Schreiber Honorare.

Begeistert schrei'n sie bei off'ner Thür
In die Welt der eigenen Leut' Schand;
London verleiht ihnen Orden für
Verdienste im Kampf gegen Deutschland.

Im Uebrigen steigt höher und höh'r
Der Marmorpreis, Leichnern zum Segen —
So bringt das Neujahr lauter Malheur
Den Vielzulauten.

Dagegen:

Den Unbeschollt'nen in Politik
Und Kunst ein Geld-wie-Heu-Jahr,
Bei Rheinweinwünschen und Walzermusik
Und blonden Zöpfen! Prosit Neujahr!

Timon d. J.

Wohlthätigkeitssport.

Vor ein paar Jahren war einmal in irgend einem Witzblatt eine hübsche Scene dargestellt. Von einer reich besetzten Tafel hat sich aus den Reihen der Gäste ein älterer, würdiger Herr, gesättigte Correctheit in den Mienen, erhoben und etwa Folgendes zu reden begonnen: „In unserer festlich gehobenen Stimmung ziemt es sich, auch Derer nicht zu vergessen, mit denen es das Schicksal nicht so gut gemeint hat, wie mit uns. Der Armen und Elenden wollen wir gedenken und uns stets der Pflichten bewußt bleiben, die wir an ihnen zu erfüllen haben. In diesem Geiste, meine lieben Freunde, möchte ich Sie bitten, mit mir einzustimmen in den Ruf: Die Armen unserer Stadt, sie leben hoch!“ — An jenen correcten Herrn muß ich allemal wieder denken, wenn ich mit der nahenden Wintersaison von all' den Vorbereitungen höre und lese, die da und dort getroffen werden, um Dilettantenaufführungen, Bälle, lebende Bilder, Bazare und was Alles sonst noch zu veranstalten — zum Besten der Armen. Die bittere Noth des Lebens der Vorwand zu rauschenden Vergnügungen, die Wohlthätigkeit der Deckmantel unter welchem platte Eitelkeit, Genußsucht und gewöhnliches Protzenthum ihre Orgien feiern und das Ganze von einer heuchlerischen Presse oft noch umkleidet mit dem Nimbus der opferwilligen Nächstenliebe — wahrhaftig kein grausamerer Hohn könnte ersonnen werden auf die socialen Ideen, welche unser Zeitalter beherrschen.

Wenn sich in fröhlicher Festesrunde der Wunsch regt, auch der Enterbten zu gedenken, wenn ein nur der geselligen Freude dienender Verein von seinem Ueberfluß den Armen ein Schärflein zukommen läßt, so ist das ein anerkennenswerther Ausfluß humaner Gesinnung. Nicht entfernt können sich damit jene Bestrebungen vergleichen, die gegenüber der klar erkannten Noth, für die dringendsten Mißstände kein anderes Heilmittel kennen als den Appell an die eigensüchtigsten Triebe im Menschen. Ich bin davon entfernt, die gute Meinung Derjenigen anzuzweifeln, die sich an die Spitze solcher Veranstaltungen stellen. Man thut eben mit, weil es nun einmal so der Brauch ist. Manche werden sich wohl auch mit der billigen Ausrede vom guten Zweck beruhigen, der die Mittel heiligen müsse, und sich im Stillen ihre eigenen Gedanken machen über jene Wohlthäter und Wohlthäterinnen, die ihre Reize und Talente in den Dienst der guten Sache gestellt haben. Von Leuten, die als Realpolitiker gelten möchten, wird einem auch oft der Einwand entgegengehalten, auf andere Weise sei es überhaupt nicht möglich, die Mittel zusammen zu bringen, um wenigstens den dringendsten Mißständen abzuhelfen. Ich weiß nicht, ob die, welche so reden, schon mit dem gleichen Eifer wie für Bazare und Festlichkeiten für die Erweckung der stillen, prunklosen Caritas thätig gewesen sind, aber das ist doch wohl nicht zu bestreiten: eine Gesellschaft, die nur durch eine Art frommen Betruges, nur durch Befriedigung der Eitelkeit und der Genußsucht zur Erfüllung ihrer socialen Pflichten aufgerüttelt werden könnte, hätte sich selbst ihr Verdammungsurtheil gesprochen.

Ich will ganz davon absehen, daß die Unkosten jener Festivitäten, daß Saalmiethe, Decorationen, Personal, vor Allem auch Costüme und Toiletten zumeist so bedeutende Summen verschlingen, daß von dem ganzen Aufwand für den eigentlichen Zweck gewöhnlich nur ein verhältnißmäßig kleiner Bruchtheil übrig bleibt. Denn diese financiellen Bedenken, so berechtigt sie auch sind, treten doch an Bedeutung weit zurück hinter der Thatsache, daß die ernstesten Fragen der Gesellschaft in läppischer, spielender Weise behandelt, daß in der jüngeren Generation über sociale Mißstände ganz verkehrte und oberflächliche Anschauungen groß gezogen werden. Menschliches Elend und jauchzende Freude geben niemals einen harmonischen Klang. Alles Gute, was sich durch jene Besteuerung der Vergnügungssucht erzielen läßt, wird tausendfach aufgewogen durch die Gedankenlosigkeit und Plattheit, die damit auf Seiten der Besitzenden gezüchtet wird. Die socialen und wirthschaftlichen Gegensätze sind in unserem Zeitalter so mächtig geworden, das gewaltige Ringen des vierten Standes um einen höheren Antheil an den Gütern des Lebens, die zunehmende Proletarisirung der Mittelclassen, all' das läßt furchtbare Kämpfe und Stürme erwarten. Nicht nur die Männer und Frauen, welche selbst im Erwerbsleben stehen, auch die in günstigeren Lebensbedingungen geborenen Mädchen müssen als Mütter und Erzieherinnen der künftigen Generationen eine unbefangene Vorstellung gewinnen von dem Wesen und der Bedeutung der socialen Schichtungen. Auch die höhere Tochter müßte heute eine Ahnung davon haben, daß jene patriarchalischen Zeiten, in denen die Armuth wie eine unabänderliche, geradezu berechtigte Erscheinung angesehen wurde, endgiltig dahin sind. Wer seine Arbeitskraft oder seine Kenntnisse auf den Markt bringt, der verlangt nicht nach Wohlthaten, sondern nach seinem Recht auf auskömmliche Lebenshaltung. Vieles, was in früherer Zeit als Wohlthat gepriesen wurde, erscheint uns heute als ein Act ausgleichender socialer Gerechtigkeit. Des Wohlthuns im eigentlichen Sinne sollten nur Krankheit, Arbeitslosigkeit, verschuldetes und unverschuldetes Elend bedürfen, aber auch dann immer im Sinne der Erfüllung einer socialen Pflicht der günstiger Situirten.

Ob wohl solche Gedanken in den Köpfen jener jungen Damen dämmern mögen, die auf den Bazaren mit neckischer Liebenswürdigkeit den Herren ihrer Bekanntschaft die Börsen erleichtern oder in lebenden Bildern ihre plastischen Reize wirken lassen? Zum Nachdenken fehlt es an Zeit und Anregung, und die Presse, deren Aufgabe es sein sollte, erzieherisch zu wirken thut nur selten etwas zur Aufklärung. So wird gedankenlos an der bitteren Noth vorbeigetändelt, und man glaubt alles Ernstes noch ein gutes Werk zu thun, wenn man bei jenen Veranstaltungen mitwirkt oder Geld springen läßt. Selten nur macht Jemand auf den Widersinn aufmerksam, der darin liegt, Feste zu feiern und der eigenen Lust Hunderte zu opfern, damit ein spärlicher Rest den Hungrigen und Elenden zu Gute komme. Kaum einmal wird jener platten Herzlosigkeit die Maske heruntergerissen, die nur dann etwas für menschliche Noth übrig hat, wenn sie selber dabei auf ihre Kosten kommt. Wenn man diese Dinge mit dem Ernst behandelte, den sie verdienen, sicherlich würden Mancher und Manche, die heute gedankenlos mitthun, im Innersten erschauern und einen anderen Begriff bekommen von Wohlthätigkeit und Nächstenpflicht. Bitter noth thut unserer in socialen Kämpfen zerklüfteten Generation eine Annäherung der getrennten Schichten, eine versöhnlichere Gesinnung trotz aller obwaltenden Gegensätze. Und gerade den besser Situirten legt ihre höhere Bildung die Pflicht auf die ersten Schritte zu thun und in jener Verbitterung, die vielfach in den unteren Schichten herrscht, eine nothwendige Begleiterscheinung des ganzen Entwickelungsganges zu erkennen. Versöhnend und ausgleichend können aber jene festlichen Veranstaltungen nimmermehr wirken; im Gegentheil, die Wohlthaten werden angenommen, wo man ihrer bedarf, aber in den Herzen der Beschenkten muß sich Alles andere eher regen denn Dankbarkeit und Anerkennung, wenn sie hören und lesen, wie gut man sich dort oben amüsirt hat — zum Besten der Armen.

„Die Armen leben hoch!“ Das Geschichtchen ist freilich carricirt, aber es ist doch recht bezeichnend für jene correcte Oberflächlichkeit, die sich den unerfreulichen Anblick der Armuth erspart und mit Gott und der Welt zufrieden ist, wenn von ihrem Tisch ein paar Brosamen abfallen für die Enterbten. Das Gefühl der Pflichten gegen die wirthschaftlich Schwachen groß zu ziehen in den Herzen der jungen Generation, ist eine der wichtigsten Aufgaben unseres Zeitalters. Und schon darum ist es hohe Zeit, endlich einmal aufzuräumen mit jenen Ueberbleibseln einer überwundenen Weltanschauung, die statt wahrhaft altruistischer Gesinnung nur deren widerliche Grimasse zur Schau tragen.

A. Fuld.

Dramatische Aufführungen.

Der Strom. Drama in drei Aufzügen von Max Halbe. (Neues Theater.) — Der Meister. Komödie in vier Acten von Hermann Bahr. (Deutsches Theater.)

Max Halbe hat sich die Eigenschaften seines neuen Werkes erst in Wien, München und andererarts bescheinigen lassen, ehe er damit vor das angeblich blutdürstige Berliner Publicum trat. Aber das Stück ist dadurch nicht wesentlich besser geworden, und der freundliche Beifall, den es hier im Theater Reinhardt's fand, ist mehr auf Rechnung des Reinhardt'schen Glückes, als auf Rechnung der Halbe'schen Kunst zu setzen. Unser Poet hat nämlich den Versuch gemacht, unter die Coulissen-Dramatiker zu gehen. Er bedachte, daß Symbolismus modern und derb zupackende Actschlüsse zwar unmodern, aber noch immer sehr wirksam sind, und daß in gewissen Jugendarbeiten Halbe's allerlei Poesiegold verborgen liegt, das noch nicht gehörig ausgemünzt worden ist. So stellte er denn wieder das Frühlingstoben des Weichselstromes, Eisgang und Sturmgeheul, in den Vordergrund, ersann sich jedoch eine sogenannte starke Handlung dazu. Erfindungsgabe ist nun so wenig seine Sache wie die Anderer von unseren Neuesten. Was er deßhalb der Stromtragödie aus Eigenem hinzuthat, die romantische Erbschleichergeschichte, dient nur zur Belastung und Belästigung des Werkes. Und es half Nichts, daß er Maeterlinck bemühte, von dem er sich die feinhörige, gespenstische Alte auslieh, oder daß er Ibsen'sche Technik im Uebermaß anwandte. Dieser Peter Doorn, der ein verderbliches Testament unterschlug, weil es das Gut getheilt und damit ruinirt hätte, berührt sich dem Dichter zu Liebe allzu befremdlich. Solch einem brutalen Eroberer glaubt man es nicht, daß er sich von jähem Schicksalsschlag zu Boden schmettern und zu einer Beichte hinreißen läßt, die ihn für immer in die Gewalt seines Weibes giebt. Solch einem klugen Kopfe glaubt man es jedoch auch nicht, daß er drei oder vier todsicheren Zeugen gegenüber trotzig auf dummem Leugnen verharrt, statt sich, nun er das Spiel durch eigene Schuld verloren hat, im Guten mit den Brüdern zu einigen. Es kann ihm nicht schwer fallen, zu beweisen, daß er, genau genommen, nur ihr Bestes wollte, und sie sehen's mit eigenen Augen, daß seine rastlose Thätigkeit das verlotterte und versandete Anwesen auf glanzvolle Höhe gebracht hat. Peter's Gemahl ist nun gar eine unglückliche Figur. Daß sie in dem Tode ihrer beiden Kinder ein Gottesgericht sah, mag ihren abergläubischen Regungen gutgeschrieben werden; daß sie aber geruhig an der Seite des Verbrechers weiter lebt, dessen That nach ihrer Meinung die Kinder gemordet hat, und sich Jahre lang auf melancholisches Gerede nebst Kopfhängerei beschränkt, stimmt durchaus nicht zu der später von ihr aufgewandten Energie. Dies geistig bedeutende und gemüthstiefe Weib mußte von vornherein anders handeln. Freilich, sie wie Peter versündigen sich am eigenen Wesen, dem Dichter zu Liebe. Das Drama wäre unmöglich, wenn sie alle richtige Menschen von Fleisch und Blut sein dürften. Gleich ihnen thut die Natur, thut der Strom Alles des Dichters wegen: unterwürfig gehorsam wie gelehrte Pudel achten sie auf sein Commando. Abendsonnenglanz fluthet über die Bühne, sobald Halbe ihn zu poesievollen Darlegungen braucht. Echter Mosenthal! Der Eisgang setzt mit furchtbarer Wucht zwei Minuten vor'm Fallen des Vorhanges ein, genau in dem Augenblick, da Peter's Schandthat an den Tag kommt und die Brüder sich Brust an Brust gegenüberstehen. Schlechter Mosenthal! Zu deutlich darf man's dem Publicum nicht machen, daß sich trotz der Reinhardt'schen festen Decoration all' das Schreckliche doch nur zwischen Pappendeckel und Leinwand abspielt: zu laut darf das Uhrwerk nicht schnarren. Auch der dritte Act mit seinen unleidlichen, ermüdenden Retardirungen zeigt, daß Halbe doch noch nicht der gerissene Theatraliker ist, der er zu sein glaubt. Im Vergleich mit der köstlichen Mutter Erde des Dichters, die wahrlich eine Auferstehung verdient, taugt der Strom wenig. Aber Halbe wird sich von der gefährlichen Bahn, die er betreten hat, abwenden, sobald er erkennt, daß er mehr als ein Macher ist und gerade deßhalb mit den Fingerfertigsten der Macher nicht concurriren kann.

Solch beschämender und warnender Pathos wäre nun allerdings Herrn Hermann Bahr gegenüber nicht am Platze. Ihm eignet keine Dichtergluth. Nun, das ließe sich ertragen, wenn er wenigstens Gluth zu malen, vorzutäuschen verstünde. Aber seine Komödie „Der Meister“ ist nicht vollsaftig genug, um die gewisse zahlende Schicht der Theaterbesucher anzulocken. Ein klug erklügeltes, niedlich aufgeputztes Werkchen, das doch an keiner Stelle die Hundeschnauzen-Temperatur überschreitet. So steht die These: man soll mit seinem Liebsten nicht immer auf stillen Geisteshöhen wandeln, denn man verliert es dann. Oder aber: auch die abgeklärteste Frau sehnt sich nach Zärtlichkeit und Leidenschaft; versagt man ihr die im Hause, so sucht sie sie, ganz wie der Mann, irgend wo anders, in Gasthäusern, Meiereien u. dgl. Bei Bahr hat sich der Uebermensch daran gewöhnt, in seinem Weibe nur die Gefährtin seiner erlauchten Gedanken zu grüßen. Das Thier, das auch in ihm rumort, führt er in dunkle, der Uebermenschenwelt ferne Winkel, wo es sich nach Kräften austoben darf. Daß der große Mann seiner Ehefrau verzeiht, als ein jählings ausbrechender Brand sie und noch Jemand Anderen dazu zwingt, in sehr vernachlässigter Gewandung auf die Straße zu flüchten, ist vielleicht verständlich. Denn erstens freut sich jeder Philosoph und Thesenschmied, wenn er für seine Philosophie und seine These als Märtyrer am Schandpfahl stehen darf, und zweitens übt der Verführer bei Bahr die Functionen eines wirklichen Grafen aus. Auch die Feuersbrunst muß als mildernder Umstand gelten. Das Paar hat wirklich gethan, was in seiner Macht stand, um Skandal zu verhüten; die heimliche Liebe auch gegen Brandschaden zu versichern, darauf konnte es nicht verfallen. Solche Ideen hat höchstens ein Theaterdichter. Bahr's genialer Ehering erträgt, wie gesagt, die Schande mit überlegener Ironie. Er hält dem Schuldigen einen gediegenen und geistreichen Vortrag über spitzbübische Bediente, Cigarrenkisten usw., producirt sich ihm außerdem als Kunstschütze und hinterläßt in dem Grafen sicherlich das Gefühl unauslöschlicher Dankbarkeit. Einen Kunstschützen von Geist bekommt man doch eben nur auf Bahr's Variété zu sehen. Es ist schlimm für den vielgewandten Helden, daß seine heroischen Opfer und seine weltmännische Fähigkeit schließlich nutz- und werthlos sind der Liebessehnsucht des entflammten Weibes gegenüber. Man läßt ihn allein, und wenn der komische kleine Japaner nicht wäre, der eine so umfangreiche Weisheit und einen so geringen Wortschatz besitzt, dann hätte der Meister zuletzt Niemanden mehr, mit dem er sich überlegen unterhalten könnte. Das Stück erinnert in mehr als einer Beziehung an das neueste Berliner Spielzeug: über einem Stühlchen liegt eine Haut, die man aufbläst und die dann Menschengestalt annimmt. Aber der aufgeblasene Meister stößt mit jeder Secunde mehr von der ihm zugeführten Luft aus, wird mit jeder Secunde schmächtiger, dürftiger, wesenloser, bis er zuletzt überm Stuhl zusammenbricht und wieder als schlappe Haut daliegt.

Notizen.

Der deutsche Spielmann heißt ein neues Unternehmen des Herausgebers Ernst Weber und des Verlags Georg D. W. Callwey und Karl Haushalter G. m. b. H. in München. Der „deutsche Spielmann“, eine Auswahl aus dem Schatze deutscher Dichtungen, mit Bildern von deutschen Künstlern, ist aus der modernen Jugendschriften-Bewegung entstanden und bietet das, was jüngst auf dem Deutschen Kunsterziehungstag in Weimar einer der Führer dieser Bewegung verlangt hat: daß nämlich der Jugend nur solche Werke in die Hand zu geben seien, die vom Dichter nicht vom Jugendschriftsteller herrühren. Kinderbücher zu schreiben solle in Zukunft nicht mehr bloß eine Sorge der Pädagogen, sondern der Dichter sein; diese sollten sich der Kinderschriften annehmen. Und hierbei seien solche dichterische Erzeugnisse vorzuziehen, die das gemeinsame Interesse der Eltern und Kinder erwecken; dieses Jugendbuch soll literarischen Werth haben und müsse ein Kunstwerk sein. Den vornehmen Bildschmuck liefern erste Namen: Ernst Kreidolf, J. v. Cissarz, W. Weingärtner, Franz Hoch, Julius Diez u. s. w. Die bisher erschienenen Bände (Kindheit, Wanderer, Wald, Hochland, Helden, Schalk, Meer, Preis je 1 Mk.) haben in den maßgebenden, besonders Lehrerkreisen lebhaften Beifall und in den Fachorganen wärmste Empfehlung gefunden.

Im Wechsel der Zeit. Roman von Paul Grabein. (Verlag von Rich. Bong in Berlin.) Brosch. 2 Mk. „Im Wechsel der Zeit“ bildet den Schlußband der Romane aus dem Universitätsleben, welche Paul Grabein unter dem Gesammttitel: „Vivat Academia!“ hat erscheinen lassen. Der Verfasser hat es in vorzüglicher Weise verstanden, den „Entwickelungsgang der einzelnen Persönlichkeiten durch das akademische Studium hindurch bis mitten in den Ernst des Berufes und der Arbeit“ zu zeichnen. Die Bücher können allen jetzigen und ehemaligen akademischen Bürgern nur empfohlen werden. Sie werden den Kämpfen und Siegen Hellmrich's und seiner Freunde nicht ohne tiefe Antheilnahme folgen.

Anton Schott: Der Bauernkönig. Roman. Mit Bildern von R. Ruckstäschel. (München, Allgemeine Verlags-Gesellschaft m. b. H.) Der Roman schildert die Laufbahn eines Bauernsohnes, der von seinem reichen Hof fort in den Wiener Reichsrath einzieht als ehrlicher Vertreter von Bauernrechten. Er erweist sich in seiner politischen Aufgabe als glücklicher Mann, sein Seelenleben indessen erschüttert mancher schwere Schlag. Eine Kabale entfremdet ihn seiner Geliebten, er macht eine Mißheirath, das nicht einwandfreie Treiben seines Vaters bringt ihm schwere Stunden und die Leute des heimathlichen Dorfes, die in ihm ihren Gott, ihren „Bauernkönig“ erblickt hatten, zweifeln an ihm und murren wider ihn, als er in eitler Selbstgefälligkeit ein Adelspatent erschlich. Der Charakter dieses Menschen, an dem so viel des Guten und Schlimmen heraustritt, ist leider nicht genügend scharf beleuchtet; dagegen sind eine ganze Anzahl anderer Typen des Romanes mit scharfen Strichen vorzüglich skizzirt. Die Handlung ist lebendig und voll origineller Momente, während die etwas manierirte Sprache des Buches manchmal störend wirkt.

Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W 30, Giebitzstr. 6. Expedition: Berlin W 57, Kulmstr. 41. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 3. Berlin, den 16. Januar 1904. 33. Jahrgang. Band 65.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. | Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. | Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt:

Reformgymnasium oder Reform des Gymnasiums?

Von J. v. Unger.

I.

Das maßlose Anwachsen der großen Städte Deutschlands hat neben manchen anderen Nachtheilen auch den im Gefolge, daß fast in jedem Jahre irgendwo die Erbauung einer neuen höheren Schule erforderlich wird. Dabei entsteht denn jedesmal die Frage: welcher Art soll die Schule sein, damit sie den so völlig veränderten Verhältnissen und Anforderungen der Gegenwart entspreche? Die Frage ist geradezu brennend geworden.

Die ganz Deutschland so lebhaft aufregende Schulreformbewegung des Jahres 1890 verlief im Sande, weil Kaiser Wilhelm II. sie fallen ließ. Die eine Folge aber hat sie gehabt: man hat es mit einer neuen Art von Gymnasium versucht, dem Reformgymnasium. Dieses soll an die Stelle des bisherigen Humanistischen Gymnasiums treten. Zwischen diesen beiden Arten wird zu wählen sein, so oft es sich um die Errichtung eines neuen Gymnasiums handelt.

Das Reformgymnasium unterscheidet sich von dem Humanistischen wesentlich durch fünf Punkte.

1. Es besitzt einen dreiclassigen lateinlosen Unterbau und beginnt erst in Tertia mit dem Lateinischen.

2. Es lehrt bereits von der untersten Classe an statt des Lateinischen das Französische.

3. Es schließt das Griechische völlig aus.

4. Es hat das Englische als obligatorischen Lehrgegenstand.

5. Es legt bedeutend mehr Werth auf Mathematik und Naturwissenschaften als das Humanistische.

Zuletzt ist der Streit, ob Humanistisches Gymnasium oder Reformgymnasium in Dresden und in Darmstadt ausgefochten worden.

Dresden ist vorsichtig und gründlich zu Werke gegangen. Es entsandte eine Commission von drei Schulmännern nach Hannover und Frankfurt a. M., um die Leibnitz-Schule und das Goethe-Gymnasium, die hervorragendsten Anstalten der Reformart, einer genauen Prüfung zu unterziehen. Beide Schulen haben ausgezeichnete Resultate ergeben. Von den sodann zur Erstattung von Gutachten aufgeforderten vier Gymnasialdirectoren Dresdens haben sich zwei für das Reformgymnasium ausgesprochen, zwei dagegen. Danach haben sich die Stadtverordneten mit einer Majorität von 50 gegen sechs Stimmen für die Erbauung eines Reformgymnasiums erklärt.

In Darmstadt ist die Sache umgekehrt verlaufen. Dort hat man außer den Schulmännern und Behörden auch die Familien befragt, welche künftig die Schüler für das neue Gymnasium liefern würden; 33 Familien haben für das Reformgymnasium gestimmt, 85 dagegen; in Folge davon hat man das Reformgymnasium fallen lassen.

Nur zu bald wird die Frage irgendwo wieder auftauchen. Es ist daher wohl an der Zeit, ihr einmal voll und unbefangen in's Auge zu schauen und rücksichtslos mit den herkömmlichen Vorurtheilen und Redensarten aufzuräumen.

Die Dresdener bringen der neuen Gattung von Gymnasium viel Sympathien entgegen. Natürlich. Der Oberbürgermeister hat sie in seinen Reden und Erlassen stets mit dem Namen: Reformgymnasium bezeichnet; Reform aber bedeutet einen Fortschritt zum Besseren. Auch daß das Englische künftig zu seinem Rechte kommen soll, gefällt ihnen; denn es leben hier eine große Zahl von Engländern und Amerikanern, da ist es wichtig, sich mit ihnen verständigen zu können. Auch die günstigen Berichte über die Leibnitz-Schule und das Goethe-Gymnasium haben fruchtbare Reclame gemacht.

Bei diesem letzten Punkte hat man nun freilich völlig übersehen, daß das Urtheil der Dresdener Sachverständigen zwar ein hocherfreuliches Zeugniß für die Lehrer und Schüler jener Anstalten ablegt, aber nicht den mindesten Anhaltspunkt für die Lösung der Frage bietet: Gewährt das Reformgymnasium eine bessere Vorbereitung für die Universität und das spätere Leben als das Humanistische? Hierüber ist überhaupt zur Zeit noch kein Urtheil möglich — wir werden damit 20 Jahre warten müssen, bis die jetzigen Schüler als Männer in voller Berufsthätigkeit stehen. Jetzt können wir nur voraussagen und hoffen.

Ist also anzunehmen, daß zur Erreichung des Zweckes, dem beide Gymnasien zustreben, das Reformgymnasium das Humanistische übertreffen und überflügeln werde?

Ich meinerseits antworte hierauf: Nein! und hundertmal nein!

Die Gründe werde ich nicht schuldig bleiben.

Schon die beiden ersten der oben aufgeführten Unterscheidungspunkte enthalten zwei schwere pädagogische Fehler.

Fragt man die Gebildeten unserer Gesellschaft: weßhalb habt Ihr Euch denn vom neunten Jahre an mit dem Lateinischen plagen müssen, da doch, den Papst ausgenommen, kein

Mensch mehr lateinisch schreibt oder spricht? — so werden die Meisten antworten: Nun, es stand auf dem Stundenplane. Das läßt sich hören und zeugt auch von guter Gesinnung. Die Einsichtigeren werden sagen: Für den gebildeten Mann ist die Vertrautheit mit dem Alterthume und seiner Cultur von größter Wichtigkeit, und zu dieser gelangen wir durch die alten Sprachen und durch die antike Literatur.

Auch das scheint richtig, ist aber nicht wahr. Die beiden alten Sprachen sind gar nicht das Mittel, um uns in's Alterthum einzuführen; die antike Literatur, von der wir doch nur einen geringen Bruchtheil kennen lernen, erst recht nicht; sie sind nur die Gelegenheit dazu. Was wir vom Alterthum wissen, das verdanken wir ausschließlich den Belehrungen, welche uns beim Tractiren der alten Sprachen vom Lehrer in deutscher Sprache zu Theil geworden sind, und dem, was wir in deutschen oder französischen Büchern über das Alterthum gelesen haben. Es klingt unglaublich, ist aber dennoch wahr: die Meisten von uns haben keine Ahnung davon, von welcher Bedeutung das Lateinische und Griechische für uns ist. Selbst viele unter den Lehrern wissen es nicht. Darum sei es hier nochmals kurz und unumwunden ausgesprochen.

Mit Recht sagt Treitschke (Die Zukunft des Gymnasiums, 1890, S. 21):

„Die Erziehung des jungen Menschen muß damit beginnen, ihn an ein strenges gesetzmäßiges Denken zu gewöhnen."

Hierzu giebt es nun aber kein anderes auch nur annähernd so geeignetes Mittel als die lateinische Sprache und Grammatik.

Die lateinische Sprache ist die Verkörperung der Logik. Für jeden Begriff hat sie ein bestimmtes, diesen genau bezeichnendes Wort; für jede Aenderung des Begriffes oder seiner Beziehungen eine dies deutlich kennzeichnende Aenderung in der Form des Wortes. Das Erlernen dieser Formen zwingt den Schüler, die Begriffe scharf zu fassen und zu sondern; das aber ist die Grundlage alles Denkens. Durch die lateinische Sprache wird dem Knaben der „Geist wohl dressirt", es wird Ordnung in seinem Kopfe, er wird zur Regelmäßigkeit und zur Scheu vor allem Regelwidrigen angeleitet, im Ausdruck und Folgeweise in der Sache. Namentlich auch alles Ueberflüssige scheidet die lateinische Sprache aus — daher ihre Kürze. Um den Ausspruch des Petronius: Habes, habeberis zu übersetzen, bedürfen wir Deutschen sieben Worte; um den Wahlspruch des Caligula: Oderint, dum metuant neun Worte.

Diese Präcision und Einfachheit machen aber das Lateinische nicht nur zur vollendetsten unter allen Sprachen, sondern auch zur leichtesten. In keiner giebt es weniger Regeln und weniger Ausnahmen.

Nun liegt aber zweierlei auf der Hand.

Zuvörderst: mit der Anleitung zum richtigen Denken muß bei dem jungen Menschen so zeitig begonnen werden als irgend möglich, d. h. in dem Alter, wo überhaupt das eigene Denken beginnt, also im zehnten Jahre, dem ersten Schuljahre des Gymnasiums. Bisher galt das als selbstverständlich. Nun soll das Lateinische bis zum 13. Jahre hinausgeschoben werden. Dadurch gehen drei kostbare Jahre verloren, und gerade die allergeeignetsten. Und ist es nicht ein ganz unbilliges Verlangen, daß ein junger Mensch, der im Deutschen und vielleicht auch im Französischen schon ganz gut Bescheid weiß, plötzlich dazu herabsteigen soll, corona zu decliniren und amo zu conjugiren. Das liegt denn doch Berge tief unter ihm.

Weßhalb in aller Welt das Lateinische um drei Jahre hinausschieben?

„Um dadurch," so lautet die Antwort, „Raum für das Französische zu gewinnen."

Unzweifelhaft ist das Französische für das ganze Leben von hervorragender Wichtigkeit. Man verständigt sich in ihm mit unseren Nachbarn und mit der ganzen Welt. Aber es gut sprechen und gut schreiben, das lernt Niemand dadurch, daß man bereits in Sexta beginnt, es ihm grammatikalisch beizubringen. Ein ganz anderer Weg führt dahin: man theile nach vorgängigem hinreichenden Elementarunterricht die Schüler der drei obersten Classen in kleine Gemeinschaften von zehn Personen, und lasse diese durch gute Lehrer, wo möglich geborene Franzosen, so lange in der französischen Conversationssprache üben, bis diese ihnen geläufig ist. Dann sind sie gut für's Leben ausgerüstet; das französische Schreiben findet sich von selbst, und für die Literatur von Racine bis Zola bleibt ihnen ihr ganzes Leben übrig.

Nicht minder wichtig ist der zweite Tadel, den ich auszusprechen habe. Ein unantastbarer pädagogischer Grundsatz lautet: Beginne mit dem Leichteren, und schreite zum Schwereren fort. Das Reformgymnasium verletzt ihn auf's Eclatanteste. Von allen Disciplinen ist, wie gesagt, das Lateinische die leichteste; Französisch ist weit schwerer, schon durch die, wenigstens nach meinen Begriffen vorhandene Differenz zwischen Schreibweise, durch die Schwierigkeiten einer fehlerlosen Aussprache und durch die weit complicirtere Grammatik. Es ist völlig unzulässig, mit dem Französischen zu beginnen, und ihm drei Jahre später das Lateinische nachfolgen zu lassen. Daß ein so hervorragender Schulmann wie Prof. Stürenberg, der Rector der Kreuzschule zu Dresden, in seinem Gutachten einem solchen Attentate auf den gesunden Menschenverstand hat das Wort reden können, erscheint unbegreiflich. Sollte vielleicht ein gelinder Druck auf ihn ausgeübt sein?

Nicht minder verwerflich ist sein Verlangen, es sollen in den untersten Classen durch eingehenden deutschen Unterricht die grammatikalischen Grundbegriffe zunächst in der Muttersprache zum Bewußtsein gebracht und dadurch dem Lateinischen wirksam vorgearbeitet werden. Denn etwas Ungeeigneteres zum Unterricht in der Grammatik als die deutsche Sprache giebt es überhaupt nicht. Legion von Regeln vom kleinsten Umfange, weit mehr Ausnahmen als Regeln; Willkür und Principlosigkeit in fast allen Punkten, sogar in der Orthographie. Ueberhaupt — wozu sollen wir denn deutsche Grammatik lernen, theoretisch etwas tractiren, was wir praktisch bereits können? Wir sprechen es richtig, wenn wir's im Elternhause gelernt haben, und wem das fehlt, der lernt es auch nicht durch grammatikalische Schulstunden.

Mit voller Entschiedenheit muß auch ein Lob zurückgewiesen werden, welches gedankenlos ausgesprochen und gedankenlos nachgesprochen wird: Der späte Beginn des Lateinischen auf dem Reformgymnasium biete den Eltern der Schüler den Vortheil, daß sie über die Zuführung ihrer Söhne in eine Lateinschule oder in eine Realschule sich erst dann zu entscheiden brauchen, wenn sich über deren Befähigung aus den Ergebnissen des deutschen und französischen Vorunterrichts schon wesentlich sicherer urtheilen lasse. Worte, nichts als Worte! Jeder junge Mensch, der nicht ein Trottel ist, kann ohne Scheu auf's Gymnasium geschickt werden. Ueber die Wahl des künftigen Berufes aber entscheidet überhaupt nicht die geistige Befähigung eines Knaben, sondern die pecuniären, die Standes- und Familienverhältnisse. Oder wird ein Elternpaar aus unserem Stande sagen: Unser Sohn ist zu dumm, um auf dem Gymnasium zu bleiben, nun mag er auf die Realschule gehen und meinetwegen Lohgerber werden.

Eine sehr schwer in's Gewicht fallende Schattenseite des Reformgymnasiums ist dagegen jedenfalls, daß bei einer Veränderung des Wohnortes (und wie häufig trifft dies Beamte, Officiere, Aerzte, ja selbst Gewerbetreibende) der Schüler des Reformgymnasiums auf dem Gymnasium des neuen Wohnortes, weil im Lateinischen rückständig, zumeist mehrere Classen tiefer gesetzt werden wird, in deren übrigen Unterricht er gar nicht hineinpaßt.

Es muß daher dabei bleiben: der wissenschaftliche Unterricht eines Knaben beginne mit nichts Anderem als mit dem Lateinischen.

Einen großen, vielleicht den allergrößten Theil seiner Sympathien verdankt das Reformgymnasium dem Umstande, daß es das Griechische völlig über Bord wirft. Was nützt es, so fragen selbst viele hochgebildete Leute, daß wir uns sechs Jahre lang mit Dualis, mit Medium, mit Optativ, mit den Aoristen und den Verbis auf mi haben herumschlagen müssen! Gottlob, daß Preußen den Weg zur Abschaffung dieses Unfuges betreten hat.

Die Frage erscheint nur zu berechtigt, und sie ist weit ernster als sie scheint. Hier ist die Antwort; sie wird Manchem sehr überraschend klingen.

Bringen wir zuvörderst etwas auf's Klare.

Braucht der Arzt zu seinem Berufe Griechisch? Keineswegs. Hippokrates und Galenus sind längst todt und begraben, und wer von ihnen etwas wissen will, dem steht eine vorzügliche deutsche Uebersetzung zu Dienst. Die 2—300 griechischen Kunstausdrücke, deren die Medicin sich jetzt zu bedienen liebt, die kommen in keinem griechischen Wörterbuche vor, und Jeder kann sie ohne Mühe binnen vier Wochen auswendig lernen.

Braucht der Jurist das Griechische? Noch weit weniger. Für ihn sind die deutschen Gesetzbücher und wissenschaftlichen Schriften maßgebend und auch völlig ausreichend.

Aber der Theologe? Nein, auch der nicht. Für alle guten Christen, namentlich für die Protestanten, reicht Luther's Uebersetzung des Neuen Testamentes, dieses Meisterstück aller Uebersetzungen, völlig aus. Wohl enthält sie kleine Ungenauigkeiten und Mängel, z. B. Ev. Joh. Cap. 1, V. 1. Aber diese zu ergründen, abgesehen davon, daß sie längst ergründet sind, das übernehme der protestantische Geistliche nicht selbst, das überlasse er den Universitätsprofessoren; er hat Wichtigeres und Näherliegendes zu thun. Und wer will behaupten, die katholischen Geistlichen, die doch zumeist kein Griechisch verstehen, seien weniger geschickt und treu ihr Amt zu erfüllen, aber hätten weniger Einfluß auf die ihrer Obhut Anvertrauten, als die protestantischen?

Und die übrigen Angehörigen des Staatswesens? Nun, man nenne mir einen Einzigen, der zu seiner Hantirung des Griechischen bedürfte. Weßhalb also nicht das Griechische in's Meer der Vergessenheit senken?

Aus einem Grunde von höchster Wichtigkeit.

Nicht für ihren Beruf bedürfen die Genannten die Kenntniß des Griechischen, wohl aber für ihren Stand.

Von jeher hat die Welt sich getheilt in Herrschende und Beherrschte oder, wie man es jetzt milder auszudrücken pflegt, in Leitende und Geleitete. Bei uns sind die Leitenden die Oberen Hunderttausend, welche durch ihre Bildung die Uebrigen überragen. Sie bilden die Aristokratie des Geistes; ihnen unterwerfen sich die weniger Gebildeten willig, weit williger als die weniger Besitzenden den mehr Besitzenden. Die Bildung aber, welche die Oberen Hunderttausend von den Uebrigen auszeichnet, ist die classische. Und das unterscheidende Kennzeichen der classischen Bildung ist die Kenntniß der griechischen Sprache. Die classische Bildung hat bisher der Staat von seinen höheren Beamten, von den Geistlichen, von den Aerzten als unerläßliche Bedingung gefordert; überhaupt verlangt man sie von den höchsten Classen der Gesellschaft. So steht das Griechische als Engel mit dem feurigen Schwert am Eingange zum Gefilde der Oberen Hunderttausend. Dies und nichts Anderes ist für uns der Sinn und der wahre Werth des Griechischen. Freilich ist diese Stellung rein äußerlich, der Schutz, den sie gewährt, ich möchte sagen rein mechanisch. Aber er ist kräftig; und wer will eine Disciplin erfinden, welche an die Stelle des Griechischen treten könnte?

Und das Eine ist unzweifelhaft: Die classische Bildung hat bisher dem Eindringen unberechtigter und ungeeigneter Elemente in die höchsten Sphären der bürgerlichen Gesellschaft gewehrt, solcher, die ihren ganzen übrigen Verhältnissen nach in diese nicht hinein gehören. Und das ist und bleibt von höchster Wichtigkeit. Kein Staatswesen kann auf die Dauer bestehen, wenn es nicht ein starkes aristokratisches Element enthält. Die geistige Aristokratie der Oberen Hunderttausend müssen wir aber um so beharrlicher festhalten, als die Aristokratie des Besitzes (wer will es leugnen) der brutalen Plutokratie das Feld zu räumen beginnt.

Es war eine höchst bedeutsame, zugleich eine höchst bedauerliche Concession an das demokratische Princip, daß man für ganz Deutschland den Eintritt in den Stand der Aerzte nicht mehr von der classischen Bildung, d. h. der Kenntniß der griechischen Sprache abhängig gemacht hat. Gerade der Arzt muß zu den Höchstgebildeten gehören, wenn er die Hochschätzung und das Vertrauen aller Classen des Volkes besitzen soll. Das wird nun künftig nicht mehr der Fall sein, und der ganze ärztliche Stand wird um eine Stufe herabsteigen.

Und nun hat gar Preußen dieselbe Concession den Juristen gemacht, und in Württemberg schickt man sich an, diesem Beispiele zu folgen. Dieser verhängnißvolle Schritt muß um jeden Preis zurück gethan werden. Im Jahre 1890 sagte mir einer der Führer des Braunschweigischen Vereins für Schulreform: Wir werden nicht eher ruhen, als bis wir es dahin gebracht haben, daß Jemand Minister werden kann, der kein Wort Lateinisch und Griechisch versteht. Nun, die abschüssige Bahn dazu ist betreten. Es steht viel auf dem Spiele. Nur die classische Bildung kann den Idealismus erzeugen und erhalten, der bis jetzt die Oberen Hunderttausend in Deutschland ausgezeichnet hat; nur dieser Idealismus kann die verderbliche Gier nach dem Gelderwerb zügeln, welche uns vom Guten und Schönen abwendet, alle Poesie aus unserem Leben verbannt, und nur den materiellen Gewinn und Genuß als das Ziel des menschlichen Strebens aufstellt. Und auf dieser verderblichen Bahn ist das Reformgymnasium ein entschiedener Schritt.

II.

Auf die zweite Hälfte der Frage: Reform des Gymnasiums? lautet allerdings die Antwort ebenso entschieden: Ja!

Es ist völlig begründet, die Humanistischen Gymnasien sind im Wesentlichen Anstalten für das Erlernen der alten Sprachen geblieben, und haben den berechtigten Anforderungen der durch das Erkennen und die Verwendung der Kräfte der Natur völlig veränderten Verhältnissen nicht Rechnung getragen. So hoch die classische Bildung und der ihr entspringende Idealismus zu schätzen ist, sie dürfen einer richtigen und tüchtigen Vorbereitung des jungen Mannes für seinen künftigen Beruf und sein Leben nicht im Wege stehen. Das ist aber jetzt entschieden der Fall.

Ich werde meine Behauptung beweisen.

Harmonische Ausbildung des Körpers, des Geistes und des Charakters, das erstrebten und erreichten die Gymnasien der Alten. Und das sollten die unserigen, welche sich nach ihnen benennen, gleichfalls wieder auf ihre Fahne schreiben.

Ausbildung des Körpers, das ist die unerläßliche Grundlage zu Allem. Wie steht es damit? Nun, es wird einige Male in der Woche geturnt. Schon vor 15 Jahren hat der Schulausschuß für Elsaß-Lothringen die Forderung aufgestellt: Nicht weniger als zwei Stunden täglich für körperliche Uebungen. Sein Ruf ist ungehört verhallt. Nun liegt das Unheil in erschreckender Weise zu Tage, für Jeden, der nicht absichtlich die Augen schließt. Wohl führt man hochtrabend das Wort im Munde: mens sano in corpore sano. Aber wie sieht die Hälfte unserer Gymnasiasten aus! Blutarm sind sie, neurasthenisch — sie greifen zum Selbstmord. Dr. Cohn fand auf den Breslauer Gymnasien von den

Primanern nicht weniger als 69% kurzsichtig. Das ist ein Verbrechen an der Menschheit.

Auch die Unterweisung in den Wissenschaften bedarf auf den Gymnasien einer gründlichen Umgestaltung.

Dahin sind wir ja Gottlob endlich gelangt (was auszusprechen in meiner Jugend als ein Hochverrath betrachtet worden wäre), daß auf den deutschen Schulen das Deutsche die Hauptsache sein und bleiben muß. Damit ist freilich durchaus nicht gesagt, daß ihm die größte Zahl der Unterrichtsstunden zufallen müsse. Diese muß dem Lateinischen verbleiben. Aber was leisten denn die Abiturienten unserer Gymnasien? Sie können wohl einen guten Aufsatz über ein erzählendes oder gar ein philosophisches Thema machen — leider nur finden sie im späteren Leben für diese Fertigkeit gar keine Verwendung. Aber welcher Primaner ist im Stande, einen eleganten Brief zu schreiben, wie fast jeder Franzose es versteht? Wie viele von ihnen können ein ihnen noch unbekanntes Gedicht gut vorlesen, namentlich dialectfrei? Wie viele über ein gegebenes Thema, selbst wenn sie es vollkommen beherrschen, sich gut und klar in mündlicher Rede aussprechen? Wer viel im Auslande gewesen ist, wird mir bestätigen, daß der Franzose, der Engländer und der Italiener seine Sprache weit besser spricht als der Deutsche. Schon unser Nationalgefühl sollte uns treiben, das nicht länger zu dulden. Und, last not least, welch eine entsetzliche Handschrift schreiben so viele unserer Gebildeten! Undeutlich sprechen ist eine Unhöflichkeit; undeutlich schreiben eine weit größere. Die Realschulen entlassen doch ihre Zöglinge zumeist mit einer guten Handschrift — weßhalb soll nicht an die Gymnasien die Forderung gestellt werden, das Gleiche zu thun?

Endlich — wer will es leugnen — sind auch die Realanstalten der Gymnasien in der Mathematik, den Naturwissenschaften und den neueren Sprachen voraus. Ist das nicht geradezu schimpflich? Bedürfen die Angehörigen der höchsten Kreise dieser Dinge nicht ebenso sehr, wie die auf der Stufenleiter zunächst unter ihnen Stehenden?

Ja, ja — das ist Alles richtig —, aber woher denn die Zeit zu alledem nehmen?

Darauf giebt es nur eine Antwort: Durch die Beschränkung des Unterrichts in den alten Sprachen.

Ist das möglich? wird dadurch die eben für so segensreich erklärte classische Bildung nicht ernstlich gefährdet?

Keineswegs — wenn man es nur recht angreift. Man stecke ihr nur ein etwas anderes Ziel, und greife zu einer richtigen Unterrichtsmethode.

Seien wir doch endlich einmal aufrichtig.

Das Eine ist ja unerläßlich, daß in den drei untersten Classen behufs der „Dressur des kindlichen Geistes" das Lateinische auf's Intensivste betrieben werde. Aber sobald die lateinische Literatur an die Reihe kommt, kann und muß ein Nachlassen eintreten. Jetzt gehen wir offenbar zu weit. Wer den Ovid und den Livius mit Leichtigkeit liest, und im Horaz gut Bescheid weiß — der weiß in Wahrheit genug. Weßhalb uns noch mit Tacitus und den übrigen „ollen Drähnbartels" quälen, die wir ja doch nie im Leben wieder aus dem Bücherschranke nehmen! Es reicht aus, wenn an die alten Sprachen in Prima noch die letzte Feile angelegt wird; dazu genügen vier Stunden wöchentlich, nicht vierzehn wie jetzt.

Und nun gar das Griechische!

Wohl steht mit Recht unter den Arkaden im Hofgarten von König Ludwigs Hand:

Unerreichter Homer! — fester als sie noch Dein Ruhm!

Und es ist in Wahrheit der Mühe werth, seine schönklingenden Hexameter in der Ursprache zu lesen. Aber damit sei es nun auch genug! Für die Kenntniß des Griechenthums ist ein Capitel aus der Voyage du jenne Anacharsis weit fruchtbringender als die ganze Cyropädie und Anabasis, welche obendrein gar nicht in Griechenland spielen. Von Platon's Gastmahl ist uns nicht einmal das Menu aufbewahrt worden, so hochinteressant uns dieses sein würde. Und um den jungen Mann in die Schönheiten des Sophokles einzuführen, giebt es ein weit besseres Mittel, als das mühselige Lesen mit dem Wörterbuche in der Hand. Der Schuldirector Gravenhorst zu Braunschweig, der geistvolle Nachdichter der Odyssee, ließ alljährlich durch die Selectaner auf dem Sommertheater vor den Verwandten und den Freunden der Jugend eine sophokleische Tragödie aufführen, aber nicht, wie man mit sträflicher Verletzung der Ehrfurcht vor König Albert von Sachsen auf der Fürstenschule zu Meißen gethan, in griechischer Sprache, sondern in der Donner'schen Uebersetzung. Wer gesehen hat, wie meisterhaft diese Darstellungen ausfielen, welches Feuer sie in der Jugend entzündeten, und in welchem Grade sie auch die Zuhörer hinrissen, der muß sagen: ja, hier ist das Alterthum in seiner ganzen Größe und Schönheit vor uns auferstanden! Also fort mit dem sophokleischen Urtext und dem Wörterbuche!

Durch weise Einschränkung der alten Sprache wird nun auch Raum für das Englische. Und das ist von hoher Wichtigkeit. Räumlich beherrscht jetzt die englische Sprache die Welt; schon trennt nicht mehr das Meer England und Deutschland; wir sind Nachbarn geworden. Die englische Romanliteratur beherrscht Deutschland; Shakespeare ist uns fast mehr ein Nationaldichter, als den Engländern selbst. Aber wir müssen auch mit den Engländern sprechen können; denn wir begegnen ihnen überall, sei es in Freundschaft oder in Feindschaft. Da muß denn das Gymnasium endlich die vornehme Zurückhaltung aufgeben und sich entschließen, dasjenige zu lehren, dessen wir dringend bedürfen.

Die Liebe für's Alterthum und die Bewunderung seiner Leistungen auf dem Gebiete des Wahren, des Guten und des Schönen ist fast das Beste, was das Gymnasium seinen Zöglingen in's Leben mitzugeben vermag. Freilich, sie will erweckt sein, und das vermag nicht jeder Lehrer; denn sehr Vielen von ihnen fehlt sie selbst. Woher sollte sie auch kommen? Aus den lateinischen und griechischen Büchern wahrlich nicht. So komme ich denn auf einen Vorschlag zurück, den ich schon vor 15 Jahren gemacht habe (Grenzboten 1888) und von dem natürlich Niemand Notiz genommen hat. Man errichte in Rom, vielleicht im Anschluß an das preußische archäologische Institut, eine deutsche philologische Akademie; in diese nehme man je 100 von den Universität mit ausgezeichneten Zeugnissen abgegangene junge Philologen auf Staatskosten auf und lasse sie ein Jahr lang durch vorzügliche Lehrer in der Geschichte, den staatlichen und socialen Verhältnissen, vor Allem aber in der Kunst des Alterthums unterweisen; die 50 besten unter ihnen schicke man dann auf ein halbes Jahr nach Athen. Wer das Leben in Rom kennt, der wird meine Ueberzeugung theilen, daß diese jungen Leute als völlig Andere heimkehren werden. Sie werden die Begeisterung mitbringen für Alles, was sie selbst gesehen haben, für den Jupiter von Otricoli, den Apollo des Belvedere, das Colosseum, die Tempel von Pästum, das Parthenon und den Löwen von Chäronea. Schon nach Verlauf von 10 Jahren werden an den deutschen Gymnasien 1000 für das Alterthum begeisterte Lehrer wirken, und das wird der classisch gebildeten Jugend den Idealismus geben und erhalten, der sie vor den nur auf das Nützliche Dressirten auszeichnet und der allein uns vor dem Versinken in Rohheit zu bewahren vermag.

Ob fast Allem, was ich gesagt habe, werden die Schultyrannen und ein großer Theil der Lehrer Kreuzige! Kreuzige! rufen. Natürlich — sie kämpfen pro domo. Ist thunlichst viel Lateinisch und Griechisch zu wissen der höchste Gipfel der Bildung — wie stehen sie dann da! Aber Mancher unter ihnen wird im Herzen denken: der Mann hat Recht!

Vor Allem werden es die Eltern denken und sagen, deren Söhne jetzt in so unverständiger Weise dem Moloch Wissenschaft geopfert werden. Höchst ungerecht ist es aber, wie so häufig geschieht, dafür die Lehrer verantwortlich zu machen; diese erfüllen nur, und zumeist mit großer Gewissenhaftigkeit, die Aufgaben, welche ihnen durch die in Kraft stehenden Vorschriften gestellt sind. Die Schuld trifft die Eltern selbst. Weßhalb begnügen sie sich damit, ingrimmig zu knirschen, anstatt auf dem gesetzlichen Wege dafür zu sorgen, daß Wandel geschaffen werde.

Dixi animamque salvari!

Egoismus und Altruismus.

Von Irma v. Troll-Borostyáni.

Es giebt eine Weltanschauung, welche lehrt, daß der Egoismus die Wurzel alles Bösen, die Quelle aller socialen Leiden sei. Dieser Anschauung gegenüber steht die Ueberzeugung, daß die allen Lebewesen an- und eingeborene Ich-Liebe die Achse sei, um welche sich die Welt dreht, der letzte Urgrund Alles dessen, was geschieht, was je geschehen ist und jemals noch geschehen wird, und daß somit nicht nur alles Böse, sondern auch alles Gute auf sie zurückzuführen sei. Jene erheben, ihrer Anschauung gemäß, die sittliche Forderung an den Menschen, den Egoismus auszurotten aus seinem Herzen und an dessen Stelle den Altruismus, die Liebe zum Anderen, die Menschenliebe, zu pflanzen. Diese erklären den Glauben an die Erfüllung dieser Forderung für eine Utopie, da aller Wille zum Leben in der Ich-Liebe begründet sei, und wo letztere erlischt, auch ersterer aufhören würde.

So stehen beide Anschauungen — beide auf thatsächlichen Erscheinungen des Lebens aufgebaut — einander gegenüber, jede behauptend, daß auf ihrer Seite die Wahrheit liege.

Wer hat nun Recht?

Beide, und doch keine ganz, denn auf beiden Seiten liegen Wahrheit und Irrthum neben einander.

Niemals wird die natürliche Ich-Liebe, die im Gehirn des größten Genies wie in der Hülle des Wurmes wohnt, auszulöschen sein im Menschenherzen, denn sie ist der innerste Kern aller Kreatur, die letzte, oft tiefverborgene Ursache jeder Gefühls- und Willensregung in der Thier- und Menschenwelt. Aber niemals auch wird eine gute That vollbracht, die nicht im Altruismus ihre Wurzel hat, denn Egoismus und Altruismus — die Selbstliebe und die Liebe zum Anderen, zur Menschheit — sind keine unversöhnlichen Gegensätze, der Altruismus ist nur eine höhere, schönere, verklärte Form des Egoismus. Die erleuchtete Selbstliebe kann nicht auf Kosten des Wohles Anderer, sondern nur mit und in dem Anderen sein eigenes Glück empfinden.

Hierin liegt die Brücke zwischen den beiden scheinbar so gegensätzlichen Anschauungen und der einzige Weg, um den naturgemäßen Egoismus durch intellectuelle Entwickelung und sittliche Herzensbildung zu einem moralischen Factor im socialen Leben werden zu lassen, und hier liegt das einzige Mittel, um die natürliche Ich-Liebe, die sich bei dem Rohen und sittlich Ungebildeten als ein antisocialer, die Gesammtheit schädigender Impuls äußert, zu einer die Glieder der Gesellschaft nicht trennenden, sondern sie verknüpfenden Triebfeder, zu einem Werkzeug für das allgemeine Wohl umzugestalten.

Derjenige, dessen seelisches Empfindungsvermögen nicht weiter reicht, als seine Sinnesnerven, der taub, blind und stumpf ist gegen allen Schmerz und alles Wohlbehagen, das nicht unmittelbar seine eigene Person betrifft, der fähig ist, in einem mit dem Wehe eines Anderen erkauften Zustand Genuß zu fühlen, steht auf der niedrigsten Stufe des Menschenthums. Auf der höchsten steht der, dessen Herz für die ganze Menschheit schlägt, dessen Liebe Alles umfaßt, dessen Auge fremdes Leid zu nässen, dessen Wange fremdes Glück zu röthen vermag, dem das Schaffen, Wirken und Arbeiten für das Wohl seiner Mitmenschen höchste Freude und Befriedigung gewährt, so der sogar in der Selbstaufopferung für diesen Zweck Glück und Seligkeit findet.

Man pflegt die Gefühls- und Willensrichtung des ersteren als Egoismus, jene des letzteren als Altruismus zu bezeichnen. Mit Unrecht, denn das Grundmotiv, welches das Handeln beider bewirkt, ist das gleiche: der Naturtrieb, das eigene Glück zu begründen. Jene finden es im Kitzel des Gaumens, im Wohlgefallen des Ohres u. s. w.; diese finden es in der erhabensten Bethätigung menschlichen Hochsinnes, in der freudigen Hingebung für das Wohl Anderer. Das fremde Wohl ist bei diesen in ihrem Vorstellungsvermögen so innig und unzertrennlich mit dem eigenen verknüpft, daß sie sich oft gar nicht bewußt werden, daß der letzte Grund ihres Handelns doch der Wille des eigenen Glückes ist, weßhalb diese Auffassung oft auf so hartnäckigen Widerspruch stößt, ihre Wahrheit so schwer erkannt wird.

In jüngster Zeit hat auch die urtheilslose Bewunderung und das blinde Mißverständniß der genial-paradoxen Ideen des großen Dichter-Denkers Nietzsche viel dazu beigetragen, um eine falsche begriffliche Vorstellung zu schaffen von den Berechtigungsgrenzen des Egoismus und des in diesem wurzelnden Cultus des Individualismus. Seichte Köpfe glauben in Nietzsche's Lehren eine Sanctionirung für ein schrankenloses Walten brutal-selbstsüchtiger Instincte zu finden. Nietzsche's vielberufenes und vielmißdeutetes Wort: „Werdet hart, o meine Brüder!", seine Verurtheilung des Mitleides als einer Schwäche, die „sofern sie wirklich Leiden schafft, das Leiden in der Welt vermehrt", gilt ihnen als ein Freibrief für Ableugnung aller humanen Pflichten, für gehirnstützige Verkennung oder fanatische Verneinung des doch so klar am Tage liegenden Gesetzes, daß nicht nur das Individuum Rechte hat auf die Anderen, sondern auch die Anderen auf den Einzelnen.

Eine solche falsche Deutung von Nietzsche's Lehren muß jedoch als eine verhängnißvolle Irrung zurückgewiesen werden. Aus Nietzsche's Bekämpfung des Mitleides als eines „schädigenden Affectes" die Schlußfolgerung seiner Bekämpfung der Humanität, des Mitgefühles mit Anderen an und für sich, der Anerkennung der „Rechte, die Andere auf uns haben" und die er als „unsere Pflichten" erklärt, ziehen zu wollen, muß man als eine Fälschung von Nietzsche's Lehren bezeichnen. Als eine Fälschung, die nur durch gewaltsames Herausreißen einzelner seiner Aussprüche aus ihrem logischen Zusammenhang ermöglicht wird. So sagt er beispielsweise: „Wer gar als Arzt in irgend einem Sinne der Menschheit dienen will, wird gegen jene Empfindung (das Mitleid) sehr vorsichtig werden müssen, — sie lähmt ihn in allen entscheidenden Augenblicken und unterbindet sein Wissen und seine hilfreiche Hand." („Morgenröthe".) Und an anderer Stelle in demselben Werke: „Wie? Das Wesen des wahrhaft Moralischen liege darin, daß wir die nächsten und unmittelbarsten Folgen unserer Handlungen für den Anderen in's Auge fassen und uns darnach entscheiden? Dieses ist nur eine enge und kleinbürgerliche Moral, wenn es auch Moral sein mag: aber höher und freier scheint es mir gedacht, auch über diese nächsten Folgen für die Anderen hinwegzusehen, und entferntere Zwecke unter Umständen auch durch das Leid des Anderen zu fördern . . . warum sollten den kommenden Geschlechtern nicht einige Individuen der gegenwärtigen Geschlechter zum Opfer gebracht werden dürfen? so daß ihr Gram, ihre Fehlgriffe und Angstschritte, ihre Unruhe, ihre Verzweiflung für nöthig befunden wurden, weil eine neue Pflugschaar den Boden brechen und fruchtbar für Alle machen

sollte? ... über unser Mitleid hinweg gegen uns selber den Sieg erringen wollen, ist dies nicht eine höhere und freiere Haltung und Stimmung, als jene, bei der man sich sicher fühlt, wenn man herausgebracht hat, ob eine Handlung dem Nächsten wohl oder wehe thut?"

Wer, der diese Warte liest, kann verkennen, daß es Nietzsche fern gelegen, einen harten engherzigen Egaismus verherrlichen zu wallen, der, die Rechte Anderer mitleidslos zerstampfend, auf Kasten fremden Wahles das eigene Glück, die freie Entfaltung dee eigenen Individualität sucht und findet, — wie man Nietzsche's Lehren allzugern deutet.

Freilich weist er auf valle, freie Kraftentwickelung, auf höchstpatenzirte Glücksempfindung hin als auf des Individuums höchstes Ziel, aber nur, auf daß es sein kraftvolles Können, frei von allen lähmenden, kleinen Unter- und Nebenrücksichten, in souveräner Fessellasigkeit in den Dienst der Menschheit stelle, im Kampfe gegen den Jammer, gegen den Ekel und das Elend der Welt Licht verbreite und Freude säe, denn Zarathustra „liebt den, dessen Seele sich verschwendet, der nicht Dank haben will und nicht zurückgiebt: denn er schenkt immer und will sich nicht bewahren."

Sa ist in Wahrheit der mächtige, siegreiche Egaismus des Nietzsche'schen Uebermenschen kein Feind des menschheitliebenden Altruismus, sondern die in ihm verkörperte Ich-Liebe liebt das eigene Ich als Brücke zur Befreiung und Beglückung der fernen, zukünftigen Geschlechter.

Hätte sich erst einmal die Erkenntniß allgemein Bahn gebrochen, daß der Egoismus, als naturgegeben, ein unveräußerlicher Lebenstrieb aller Wesen ist, und daß er zur altruistischen Menschenliebe, die man mit vallem Recht als die Wurzel aller maralischen Gefühle und Thaten betrachtet, nicht in einem unversöhnlichen Gegensatz steht, saudern durch eine richtige Herzens- und Geistesbildung zu dieser nur scheinbar selbstlosen Menschenliebe als in seine höchste Entwickelungsfarm geläutert werden kann, so wäre ein graßer Schritt gethan im graßen Werke der maralischen Erziehung und zum socialen Frieden.

Noch aber halten wir recht weit van der allgemeinen Verbreitung dieser Erkenntniß. Und die Milliarden nach dem Glück des eigenen Ich ringenden, aber auf Irrwegen es suchenden Willenscentren haben den uralten und ewig neuen Kampf um's Dasein geschaffen, der durch ihre Irrung zum dunkelen Schaaß der Sünde und des Leides geworden.

Und wenn Sünde und Leid zu unerträglicher Schwere anschwillt, dann erheben sich die Massen der in diesem harten struggle for life von den an List oder Stärke Ueberlegenen zurückgedrängten Ich's gegen jene, um ihnen mit verzweifelter Anspannung ihrer Kräfte die errungenen Vartheile zu entreißen.

Ote-toi que je m'y mette! schreiben die Aufstände, Revolutianen, Freiheitskriege mit blutigem Finger in die Geschichte der Menschheit. „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit!" klingt die stolze Devise der hungernden Anstürmler. Doch wenn sie die Rollen tauschen mit den Satten, Besitzenden, verstummt ihr Schlachtruf plötzlich. Nach Freiheit dürstet der Unterdrückte, nach Gerechtigkeit der Verkürzte, dem die Kraft fehlt, sich sein Recht mit Gewalt zu halen. Der Starke, der Herrschende, der Bevorrechtete trägt selten ein Verlangen nach Gerechtigkeit und Brüderlichkeit, „da er glaubt, dabei nicht zu gewinnen, sondern zu verlieren. Freigelassene Leibeigene, die von amerikanischen Pflanzern als Sclavenaufseher angestellt wurden, zeichneten sich gegen ihre früheren Leidensgenassen durch größere Grausamkeit aus als die weißen Sclavenvögte

L'état c'est moi, sall der vierzehnte Ludwig van Frankreich gesagt haben, und noch wird dieses Wart citirt als ein Beispiel autakratischen Größenwahnwitzes. Wenn es der wissenschaftlichen Technik, die uns bereits Berge und Gewässer auf fernen Planeten erblicken läßt und ungeahnte Geheimnisse des Mikrokosmos dem Auge entfällt, wenn es ihr gelänge, ein Instrument zu erfinden, mittels dessen man klar und sicher zu erfarschen vermöchte, was durch das Labyrinth der Menschenbrust wandelt in der Nacht, ein Caraskap, das die Mysterien der Menschenseele bloßlegte, wie das Mikraskap die feinsten Verästelungen des Nervengewebes: man würde mit Staunen die Entdeckung machen, daß es salcher Louis Quatarze in Hülle und Fülle giebt, welchen — freilich ohne es auszusprechen, ja meist auch, ohne sich selbst dessen klar bewußt zu sein — ihr eigenes kleines Ich weit wichtiger ist, nicht nur als der Staat, dem sie angehören, sondern auch wichtiger als die ganze übrige Welt, und die, wenn es auf sie ankäme, Tausende von Menschen würden mit Gemüthsruhe leiden, ja zu Grunde gehen lassen, bloß um dem werth geschätzten Ich eine unbehagliche Stunde zu sparen.

Nicht Größenwahn zeitigt die Frucht derartigen Empfindens, sandern eine irregeleitete Selbstliebe, die nicht erkennt, daß in salcher Gefühls- und Willensrichtung die Bedingung eines Krieges Aller gegen Alle liegt, und daß der Einzelne, wenn er sich in rücksichtslaser Verfalgung seinee Eigeninteressen in feindseligen Gegensatz zu den Interessen der Gesammtheit stellt, die Bedingungen schafft, daß er verdient, van jener zermalmt zu werden.

„Wa die Lieb erwacht, da stirbt das Ich, der dunkele Despat" — sagt Friedrich Rückert sehr zart und sinnig. Aber dieses Wort, sa duftig es auch klingt, ist dach nur in sehr beschränkter Bedeutung richtig. Denn die Liebe im landläufigen Sinne des Wartes ist nicht der Gegensatz der Selbstsucht, sandern nur eine Maske und oft keine schöne. Freundesliebe, Eltern- und Kindesliebe, sa opferfreudig und selbstlos sie sich auch geberden mag, ist doch nur der Ausfluß der Eigenliebe. Und die Geschlechtsliebe — —! Grattez le russe et vaus trouverez le tartare lautet ein französisches Mot. Noch sicherer wird eine Variation dieses Spruches den Nagel auf den Kapf treffen: grattez l'amour et vous trouverez l'égoïsme.

Den Geschlechtstrieb Liebe zu nennen, wenn er auf einen bestimmten Gegenstand concentrirt, zu Tage tritt, ist barer Unsinn. Denn die Liebe findet das eigene Glück in dem des Geliebten, während der Geschlechtstrieb, unbekümmert um das Wahl und Wehe des begehrten (ganz unrichtig des „geliebten" genannten) Gegenstandes, nur seine eigene Befriedigung sucht. Man könnte vielleicht einwenden, dies sei nur bei dem Manne der Fall, bei der Frau sei es anders. Sie gebe seinen Wünschen nach aus wirklicher Liebe, ihm zu gefallen, ohne dabei an sich zu denken. Dies scheint zuweilen sa. Dach thatsächlich handelt auch sie dem natürlichen, Befriedigung suchenden Triebe gemäß, wenn auch — zumeist — unbewußt, während der Mann zweck- und zielbewußt Befriedigung seines Verlangens sucht.

Die größten Verbrechen, mit welchen die Menschheit sich je geschändet, hat die Selbstliebe des Ich in brutalem Ringen nach Sättigung der beiden Grundtriebe aller Kreatur, Hunger und Liebe, verübt. Es giebt keine Missethat, keine Schmach im Leben des Einzelnen wie der Völker, in der Vergangenheit wie in der Gegenwart, die nicht, als auf ihre Wurzel, zurückzuführen wären auf rahe Gewaltthat des „dunkelen Despoten" Ich. Um ihre verheerende Wirkung einzudämmen, um den Krieg Aller gegen Alle im wüsten und doch naturgemäßen Kampf um's Tasein nicht zur Selbstvernichtung des menschlichen Geschlechtes emparwachsen zu lassen, ist eine Anzahl einsichtsvoller Individuen auf den Einfall gekommen, Schutzgesetze aufzustellen. Sie und ihre Anhänger, deren Zahl die Erkenntniß ihrer bedrahten Existenz rasch vermehrte, wachten mit bewehrter Faust über deren Wahrung — und der erste Staat war entstanden. Seitdem ist man eifrig bestrebt, zur Erhaltung der sogenannten öffentlichen Ordnung, d. h. zum Schutze des Besitzes der Besitzenden, der Macht der Mächtigen, der Varrechte des Privilegirten, die in das

Thränensalzwasser ungesättigten Hungers und geknechteten Freiheitsdranges getauchte Zuchtruthe des Strafgesetzbuches durch Vermehrung seiner Paragraphen — immer den Anforderungen der jeweiligen socialen Verhältnisse entsprechend — stetig zu vergrößern, welche Wahrnehmung schon Goethe zu den bekannten Versen begeisterte:

„Es erben sich Gesetz und Recht
Wie eine ewige Krankheit fort,
Sie schleppen von Geschlecht sich zu Geschlecht
Und rücken sacht von Ort zu Ort.
Vom Rechte, das mit uns geboren ist,
Von dem ist, leider! nie die Frage."

Da aber selbst sehr scharfsinnig ausgeklügelte Strafgesetzparagraphen dem Hungernden keine Nahrung, dem Frierenden keine warme Kleidung und schützendes Obdach, dem Arbeitslosen keine Mittel zu genügendem Erwerb zu schaffen vermögen, so schreit man nach Religion, wie man bei Diebstahl oder Einbruch nach der Gensdarmerie ruft. Die Furcht vor der Strafe Gottes soll helfen, wo die Furcht vor jener der Menschen nicht ausreicht. Die populär-wissenschaftlichen Werke, welche die Errungenschaften moderner Naturkenntniß den breiten Schichten des Volkes zugänglich machen, unter diesen den Samen der Aufklärung säen, werden angeklagt, das Volk zu verderben. „Natur und Geist! So spricht man nicht zu Christen!" Die natürliche Weltanschauung wird bezichtigt, die Unzufriedenheit mit dem Bestehenden zu nähren, Zündstoff zu liefern für ein beunruhigend aufflackerndes Ringen und Drängen der Massen, beim „Gastmahl des Lebens" auch ihr Theil zu bekommen, bei welchem — der Theorie einiger hochgelehrter Nationalökonomen zu Folge — nun doch einmal für sie nicht gedeckt ist. Von religiösen Zweifeln inficirt, will die Summe der enterbten „Ich" noch während ihres irdischen Daseins am Tische des Lebens Platz finden und sich nicht mit dem halbvergessenen Dichter mit der Hoffnung begnügen:

„Einst komm' auch ich im Feierkleid
Und setze mich an's Mahl."

Ja, die Religion soll helfen. Wie man Kindern Zuckerplätzchen verspricht, auf daß sie still sitzen und nicht schreien und lärmen und Unruhe stiften, so soll das Vertrauen auf süßen Tugendpreis im seligen Jenseits das Seinige thun, um Ruhe und Ordnung im Diesseits zu erhalten und bescheidene Zufriedenheit mit dem irdischen Lebensloose, im trostreichen Hinblick darauf, daß, wer hier der Letzte war, dort der Erste sein wird.

Denn so groß ist menschlicher Edelmuth, daß die, welche im Diesseits die Ersten sind, die Letzten nicht beneiden, die Letzten zu sein, wiewohl dieser Glücklichen doch das Jenseits harrt, wo sie die Ersten sein werden und das jenseitige Leben ewig währt, das irdische aber nur eine kurze Spanne Zeit.

Und um die entgötterte Welt wieder zurückzuführen zum sprudelnden Born des Glaubens, auf daß die Mühseligen und Beladenen mit dem Glauben auch fromme Ergebung trinken, die Bürde ihres Elendes stumm und willig zu tragen, darum wogt der Kampf so heiß um die geistige Besitzergreifung der Jugend, darum soll die Schule gewonnen werden, wo man den heranwachsenden neuen Geschlechtern das Brod des Wissens verabreicht, wo die junge Seele, weich und schmiegsam, von der Hand ihres geistigen Führers ihre festen Formen erhält, die sie nur in den seltensten Fällen später aus eigener Kraft umzugestalten vermag.

Aber trotz aller Anstrengungen wird es nicht gelingen, den Völkern die köstlichen Schätze des Wissens, welche die aufopferungsvolle Forscherarbeit ihrer geistigen Pionniere gehoben, wieder zu entreißen. Scheinerfolge kurzer Dauer mögen von Denen errungen werden, die sich bemühen, den natürlichen Entwickelungsproceß der Menschheit zu hemmen, doch kein bleibender Sieg. Ein Strom läßt sich für Augenblicke stauen, aber nicht zwingen, rückwärts zu fließen.

Aus den mit mythologischem Epheu umrankten Ruinen einer zerbröckelten Weltanschauung, die dem von der naturberechtigten Selbstliebe des Individuums gerungenen Kampf um Verbesserung und Hebung seiner Existenzbedingungen keine Schlichtung zu bringen vermochte, nur die von diesem Kampf geschlagenen Wunden in einer schöneren Welt zu heilen versprach — aus ihren Ruinen wird die Erkenntniß einer möglichen Versöhnung erblühen. Einer Versöhnung durch die Erziehung der Menschheit zu freigewallter Gerechtigkeit, welche der Friede ist, der Gerechtigkeit, die dem Schooße der seelischen Befähigung, im Wohle des Anderen eigenes Glück zu empfinden, entspringt, auf welchem Wege die natürliche Selbstliebe des Ich, der Grundtrieb alles Seienden, in die Liebe zur Menschheit, als in ihre einzig menschenwürdige Entwickelungsstufe, übergeht.

Literatur und Kunst.

Eduard Moerike's Briefwechsel.

Von * * *

Man sucht Eduard Moerike in neuerer Zeit populär zu machen. Nicht allein in seiner engeren schwäbischen Heimath, sondern auch über die schwarz-rothen Grenzpfähle hinaus in Nord und Süd. Als im Beginn dieses Jahres des Dichters Wittwe in Neu-Ulm, als vor etlichen Wochen seine Schwester, das bekannte „Clärchen" und vor einigen Tagen die Tochter seines Busenfreundes Hartlaub starb, da ergriff man begierig die Gelegenheit, um den Namen Eduard Moerike's wieder dem deutschen Volke in's Gedächtniß zurückzurufen. In der schwäbischen Residenz, von der die ganze Moerike-Bewegung ausgeht, hat man schon in diesem Jahre eine Gedenkfeier für den Dichter veranstaltet, dessen 100jähriger Geburtstag in das Jahr 1904 fällt, und die Moerikelieder Hugo Wolf's feiern neue Triumphe. In den letzten zwei Jahren sind nicht weniger als zwei umfangreiche Moerikebiographien, von Harry Mayne und Karl Fischer erschienen, nun liegt uns auch noch der erste Band der von Rudolf Krauß und Karl Fischer veranstalteten Sammlung „Eduard Moerike's Briefe" (Berliner Verlag von O. Elsner) vor und ein weiteres Buch von Karl Fischer soll demnächst erscheinend Moerike's künstlerisches Schaffen und dichterische Schöpfungen behandeln. Das ist ein plötzlicher Reichthum, der einen beinahe stutzig machen könnte, zumal wenn man dran denkt, daß der Mann, dem all' diese Liebesmüh gilt, sein Leben lang mit einer beinahe krankhaften Aengstlichkeit sich ferne hielt von dem Markt des Lebens und seinem lauten Lärm. Schon der zwanzigjährige Student schrieb einmal an den Dichter Waiblinger: „Es ist in meinem Zustand ein besonderer peinlicher Zug, daß alles, auch das kleinste, unbedeutendste, was von außen Neues an mich kommt, irgend eine mir nur einigermaßen fremde Person, wenn sie sich mir auch nur flüchtig nähert, mich in das entsetzlichste, bangste Unbehagen versetzt, und ängstigt, weßwegen ich entweder allein oder unter den Meinigen bleibe, wo mich nichts verletzt, mich nichts aus dem unglaublich verzärtelten Gang meines inneren Wesens herausstört und zwingt." Und wenn er später seinem Freund Hartlaub gegenüber von seiner kranken Aengstlichkeit oder seiner vis inertiae spricht, aber einem anderen Freund gegenüber bekennt, daß er sich mehr an guten Vorsätzen, als an guten

Thaten nähre, sa hat er sich damit wahl selbst am besten gezeichnet.

In der That bleibt Eduard Moerike, und diesen Eindruck nehmen auch seine Briefe nicht hinweg, eine der eigenartigsten und keineswegs erquicklichsten Erscheinungen in der neueren Dichtung. Das Uebermaß von Weichlichkeit und der Mangel an jeglicher innerlichen und äußerlichen Selbstzucht, das manchmal recht widerwärtige Kakettiren mit seinen leidenden Zuständen, das weibische Behagen an der zärtlichen Pflege und ängstlichen Sarge der Seinigen, kurzum, sein ganzer rücksichtslaser Egaismus, der ja auch in der Geschichte seiner Ehe eine sa verhängnißvalle Ralle spielte, und das ewige Schwanken und Wanken zwischen tausenden van Entschlüssen zusammen mit seiner an einem Manne doppelt unerfreulichen Unlust zu jeder stäten und dauernden Arbeit, das Alles läßt uns ihm gegenüber kein rechtes Behagen, kaum ein warmes Gefühl aufkammen, auch wenn wir uns noch sa sehr mühen, den Dichter vom Menschen zu trennen. Das ist ja auch immer noch die Streitfrage, ab und inwieweit eine salche Trennung zu Recht besteht, ab ein salcher Dualismus auch für denjenigen gelten sall, der in dem Menschen den natürlichen und unentbehrlichen Cammentar zu dem Dichter sieht, und darnach die ganze Persönlichkeit zu bewerthen sucht. Ich meines Theils kann mir eine derartige Trennung, eine salche eigenmächtige Einzelbehandlung eines arganischen Ganzen nicht denken, hüben ader drüben muß man dabei nach einer Beschönigung und nach Verlegenheitsphrasen greifen, mit denen zuletzt alles nur nichts Gutes gemacht ist. Giebt es denn nicht auch in der literarischen Kritik einen gesunden und vernünftigen Realismus; sall man denn nicht auch hier mit dürren Warten die Wahrheit sagen dürfen, anstatt sie immer mit allerlei künstlichen Windungen und Drehungen zu umgehen, und soll man beispielsweise nicht gerade bei Moerike darauf hinweisen, daß ihm zu dem, was man einen männlichen Charakter heißt, beinahe alles fehlte? Es mag sich dann ein jeder ja nach Belieben das psychologische Räthsel des Canflictes zwischen dem Menschen und dem Dichter lösen. Ich meines Theils stelle ihn als Dichter, will sagen, als Lyriker hoch, sagar sehr hoch; um seiner klingenden und schmeichelnden, zwischen Traum und Wachen dahinschwebenden Melodien, um seiner weichen, sich in das Dämmerdunkel der Mystik flüchtende Wehmuth willen, füge ich mich auch in seinen gratesken, manchmal etwas künstlich mit Warten spielenden Humor, der sich sa gerne in allerlei Kleinlichkeiten ergeht, und seine Spitze gegen Schwächen anderer wendet, in denen nur er eine dichterisch-kamische Seite findet. Aber ein Räthsel ist und bleibt es mir, wie der Mann mit dem grämlichen und verbitterten Herzen, mit dem Ekel van der mannhaften Erfassung des Lebens, und mit dem stetigen Jammer und Seufzen über dies und das doch auch ein echter und gerechter Dichter sein kann, dem die Welt im Sannenschein getaucht erscheint, und der dem Leid Töne zu geben weiß, die nach einer ganz anderen Meladie gehen, als derjenigen des conventianellen und faden Weltschmerzes.

Maerike's Briefe, wie sie uns in dem ersten Bande der Sammlung vorliegen, gehen vam Jahre 1816 bis zum Jahre 1840, alsa van seinem zwölften bis zu seinem sechsunddreißigsten Lebensjahr! Die Zeit ist's, wa der Knabe zum Mann wird, wo er aus den Träumen und dem Glauben der Kindheit und der Jugend sich hinübergerungen hat in die Welt der Wirklichkeit mit all' ihren Gegensätzen und Widersprüchen, mit ihrem ganzen Kreislauf zwischen ewigem Werden und Vergehen, in dem sich nur der einen sicheren Stand wahrt, der das Streben in die Weite sein eigen nennt, der sich von ihm emportragen und leiten läßt auf dem Wege nach dem Glauben an die sittlichen Mächte, die unser Leben bestimmen. Van alle dem und van allen sich daran knüpfenden Fragen findet man bei Moerike nichts, aber auch gar nichts. Der Mann, der sich mühsam und seufzend, durch alle nur denkbaren Ideen, Gedanken und Entwürfe hindurch endlich in's stille Pfarrhaus Cleversulzbach gerettet hat, ist noch ebensa unklar in seinen schwärmerischen Gefühlen und ebensa schwach in seinen Versuchen, sich in der Welt der Thatsachen zurechtzufinden, wie der Knabe, der an Mutter und Geschwister, wie an die Freunde die Briefe seiner Träume und Pläne aus dem thealogischen Seminar in Urach und nachher van der Tübinger Hochschule sendet. Der Dichter Waiblinger ist eine Zeit lang der Vertraute seines Herzens, später und als einziger, dem er sein ganzes Leben lang treu blieb, ist es sein Freund Hartlaub, ein wackerer schwäbischer Pfarrherr, eine Zeit lang, freilich nicht ahne zeitweilige Verstimmung, ist es auch der schwäbische Dichter Hermann Kurz, und wieder eine Zeit lang in diesen Jahren ist es Luise Rau, nicht die erste Liebe natürlich, aber doch die erste Braut Moerike's, mit der er sich im Jahre 1829 verlabt, von der er sich nach vierjährigem Brautstand trennt aus Gründen, denen wir auch später bei der Trennung van seiner wackeren Frau begegnen. Seine schan genannten Biographen, und auch die Herausgeber seiner Briefe helfen sich über die Erläuterung mit allerlei allgemeinen Redensarten hinweg. Sie fühlen, daß, wenn sie ehrlich sein wallten, der Dichter durchaus nicht von der Schuld freigesprochen werden könnte, durch sein ewiges Zaudern, durch seine traurige Angst vor jeder Berufsarbeit und durch sein stetes Mitleid mit sich selbst, das Herz eines braven Mädchens getäuscht zu haben. Harry Mayne meint, Luise habe ihn nicht verstanden, Karl Fischer und Rudalf Krauß sprachen nur von der Thatsache der in die Brüche gegangenen Brautschaft, und Moerike selbst deutet erst Monate später in einem Briefe an Schwester Clärchen, die ja leider für ihn in allen Herzenssachen die aberste Instanz damals schan war, die ganze leidige Geschichte an, indem er schreibt: „Gerade den liebsten Persanen gegenüber kostet's mich am meisten Ueberwindung, die Feder in die Hand zu nehmen, denn ihnen gegenüber bin ich versucht, und von Herzen gedrungen, gewisse Dinge zur Sprache zu bringen, die mit dem innersten Interesse meines Wesens zusammenhängen, die aber sa, wie sie bis jetzt noch immer liegen, sa wenig zur Kunde und Reife gediehen sind, daß sie sich auf dem Papier womöglich noch nicht gestalteten und unheimlicher ausnehmen würden als in meinem Kopfe.“ Man mag aus diesen Warten herauslesen was man will; hier wie in der späteren Zeit seines Lebens steht Moerike da als ein Mann, der äußeren Einflüssen und namentlich offenbar denjenigen seiner Schwester Clärchen zu leicht zugänglich, sich dadurch in einen Wirrwarr van Gefühlen und Stimmungen versetzt sah, aus denen er um seiner Ruhe und Behaglichkeit willen dann nur einen Ausweg sah, die wenig Muth beweisende Trennung. Darüber hilft kein Beschönigen und kein Vertuscheln hinweg. Moerike, den wir aus seinen Briefen heraus doch in erster Linie als Menschen und Mann zu beurtheilen haben, steht jeder ernsten Krise in seinem Leben, jedem Canflict, der ihm Energie und Selbstlasigkeit zur Pflicht macht, klein und feig und haltlos gegenüber, und gerade darum ist sein Jammer über die Misère des Lebens, ist seine Entrüstung über die Schlechtigkeit der Welt und seine Resignatian auf alle Freude ahne jeden Eindruck auf den, der als des Lebens Inhalt nicht nur die Liebe zum eigenen Ich erkennt.

Luisens Briefe haben sich nicht erhalten. Nach Lösung der Brautschaft hat sie sie zurückverlangt und zurückerhalten. Moerike selbst schildert einmal dem Freunde Hartlaub die Braut in den glänzendsten Farben. „Ein einfaches, heilig unschuldiges Wesen“ schreibt er, „das, weil andere es verkannten, lange im Unklaren über seinen eigenen tief verbargenen Werth war; seitdem ich sie kenne, erhab sich ihr Gefühl und Geist mit schöner Zuversicht, doch bildet ihre Schüchternheit noch immer ein reizendes Gemisch mit diesem neuen Leben. Sie ist verständig, vorsichtig, entschieden und im Affect sagar überbrausend, zumal wenn's einem edlen

Gedanken gilt, den man ihr bekämpft. Bei der Lektüre leitet sie besonders in Dingen, die über dem unschuldigen, keuschen Mädchenhorizont hinausliegen, ein niemals irrender Instinct, dessen verlegener, kindlich origineller Ausdruck mich oft zur seligsten Freude vermocht hat. Gewöhnlich lachen wir dann Beide herzlich und ich fühle ganz den zauberhaften Punkt im Stillen, der mich von Anfang an sie fesselte. Mir ist sie so ergeben, als es nur ein Mensch dem andern sein kann."

Moerike's Briefe aus dieser seiner Brautzeit gehören in der That zum Schönsten und Innigsten, was man je gelesen. Sie sind keine stürmische Leidenschaft, sie sind der Ausdruck des freudigen Ineinanderlebens und einer gemeinsamen Hoffnung, an deren Zerstörung Niemand glaubt, der sie liest. Sie sind in dem manchmal ermüdenden Einerlei der anderen Briefe, deren Inhalt sich in dem engen Kreise weniger Freunde bewegt, und zumeist nur die Wanderzüge und Pläne Moerike's für eine künftige literarische Existenz zum Vorwurf hat, eine Erquickung durch die Reinheit ihrer Empfindung und die seltene Echtheit ihres Gefühls.

Man findet in den Briefen des ersten Bandes nur wenige Thatsachen und noch weniger Namen, die die damalige Literatur Deutschlands vertreten. Gelegentliche Bemerkungen über Den und Jenen sind's ja wohl, aber sie gehen nicht tiefer, als anderes auch, sie streifen manche Zeitgröße, aber sie zeigen auch deutlich, wie wenig sich Moerike schriftlich mit Dingen und Menschen beschäftigen mochte, über die sich nicht in der Laune des Augenblicks, sondern in dem Mühen, ihr Innerstes zu erfassen und zu verstehen, ein Urtheil bilden ließ. Man findet vielleicht aus demselben Grunde auch nur wenig Erörterungen über religiöse oder gar politische Fragen, der Dichter ging den Erörterungen darüber so gut wie möglich aus dem Wege, und aus den Briefen wenigstens erfahren wir es darum von ihm nicht, was ihm den geistlichen Beruf so wenig sympathisch erscheinen ließ. Es hatte eben, wie ich aus seinen Briefen zu erkennen glaube, auch sein religiöses Leben keine Entwickelung und keine Stationen in negativer oder positiver Richtung. Ihm gefiel auch hier das müde Behagen in phantastischen Träumereien und der Gedanke, daß alles Ringen und Streiten um Dogmen und Bekenntnisse nur Unruhe und Zwiespalt mit sich bringe, hielt ihn ferne von Allem, was man Kampf und Ringen um seinen Glauben heißt. In den langen Jahren, da er nach Beendigung seiner akademischen Studien landauf landab als Vicar zog, da er da und dort wegen einer literarischen Stellung vorstellig wurde, da er sich mit dem Gedanken an ein Hohenstaufendrama trug und an seinem Maler Nolten schrieb, in dieser langen Zeit, in der er sogar einmal in den Verdacht kam, Schauspieler werden zu wollen, in der er so viel begann und so wenig vollendete, suchen wir vergeblich bei ihm nach einem festen Entschluß. Wir finden aber um so mehr unzufriedene Klagen, um so mehr Freude an phantastischen Liebhabereien, mit denen er die Zeit vertrödelt, und um so mehr Unzufriedenheit und Selbstqual mit Aergernissen, die mehr in seiner Phantasie, als in der Wirklichkeit bestanden.

So legen wir den ersten Band des Moerike'schen Briefwechsels nicht mit der Empfindung reiner Freude und ungestörten Genusses aus der Hand. Das Gefühl läßt uns nicht los, daß hier ein Theil eines Lebens vor uns liegt, das so reich, so vielgestaltig und so erquickend und beglückend für sich selbst und für Andere hätte werden können, wenn ihm die Selbstschulung, wenn ihm die Energie des zielbewußten Handelns zu eigen gewesen wäre.

Und doch möchte ich mit alle dem, was wir über Moerike und seine Briefe gesagt haben und mit Anschluß an den zweiten Band derselben noch sagen werden, das Verdienst der Herausgeber nicht schmälern. So viel sich schon aus dem ersten Band erkennen läßt, haben sie ihre schwere Aufgabe außerordentlich ernst und gewissenhaft genommen. Sie wollten nicht alle Briefe Moerike's an die Oeffentlichkeit bringen, und sie wollten sie auch nicht zum Gegenstand philologischer Untersuchung und Kritik machen. Die einzelnen Abtheilungen der Briefschaften mit kurzen biographischen Einleitungen erläuternd, wollten sie die Kenntnisse des Inhalts in bequemer Form einem möglichst weiten Leserkreis vermitteln. Ob sie freilich mit ihren Zukunftsträumen von Moerike's wachsender Bedeutung Recht haben werden, steht dahin. Die Herausgeber selbst fühlen es, daß gerade die Briefe Moerike's keine weiten Perspectiven eröffnen. Von seinem dichterischen Schaffen und Werden berichten sie so gut wie gar nichts. „Ihren hauptsächlichen Werth," so sagen sie in der Vorrede, „tragen sie doch in sich selbst, in dem höchst bedeutenden Stimmungsgehalt, in dem wunderbaren Naturzauber, den des Dichters mit lyrischen wie epischen Reizen getränkte Darstellungsweise ausgießt."

Herrenreformkleidung?

Von Dr. Heinrich Pudor.

Die Frage ist schon gestellt worden: Warum hat die Reformkleidung bei der Frau angefangen und bei der Frau Halt gemacht und warum hat sie nicht auf die Herrenkleidung sich erweitert? Ist etwa die Männerkleidung einer Reform weniger bedürftig? Und was diese letztere Frage anbelangt, so muß man zugeben, daß in einem wichtigen Punkte die heutige Frauenkleidung organisch und ästhetisch tief unter der Herrenkleidung steht. Denn der Mann trägt kein Corset. Doch dürfte dieses Moment durch andere Dinge, z. B. durch das Monstrum des Frackes wett gemacht werden, auf welchen letzteren wir übrigens noch zurückkommen. Außerdem kommt bei der Herrenkleidung der Bau des Körpers insofern mehr zur Geltung, als hier die Zweitheilung des Unterkörpers in den Beinen in Wirkung tritt, während der tonnenartige oder auch schlauchartige Bau des weiblichen Rockes für mich immer noch weit mehr ein Gegenstand ästhetischen Entsetzens gewesen ist, als das Corset.

Aber sehen wir nun einmal von der Frauenkleidung ganz ab und treten wir nochmals an die Frage heran, inwieweit die Herrenkleidung einer Reform bedürftig ist. Das sicherste logisch-ästhetische Richtmaß bildet auch hier der organische Bau des Menschen. Die Schönheit der Menschengestalt liegt wesentlich in der Harmonie, nämlich in dem harmonischen Aufbau, derart, daß der Mensch aus einem Stück gegossen erscheint. Diese Harmonie, diesen einheitlichen Aufbau, diesen Guß des Menschenleibes sozusagen zerstört aber eben die Kleidung, insofern sie den Mann dreitheilt, und ihn äußerlich in ein Hosenstück, ein Westenstück und ein Rockstück zerlegt. Von diesen drei Betonungsmitteln ist dasjenige der Weste allerdings am schwächsten und der Rückenansicht nach erscheint die Theilung nur zweifach. Auch wirkt der Gehrock, der indessen mehr und mehr abkommt, nicht nur annullirend auf das Westenstück, sondern auch verbindend auf Rock und Beinkleid. Die moderne Sitte, Westen zu tragen, die in Farbe und Schnitt von dem Anzug verschieden sind, ist aber wiederum natürlich, wenn auch unbewußt, darauf gerichtet, aus der Zweitheilung eine Dreitheilung zu machen.

Nach alledem muß es darauf ankommen, wofern man eine Weiterentwickelung der Männerkleidung auf organisch differenzirter Basis im Auge hat, die mehrfache Theilung der Kleidung zu beseitigen und eine Kleidung aus einem Guß und in einem Stück zu schaffen.

H. Widmer in Berlin hat es vor einigen Jahren versucht. Die illustrirten Zeitschriften brachten Abbildungen

seiner Herrenreformkleidung. Es blieb dabei. Er selbst nicht einmal wagte sein Kleid auf der Straße zu tragen. Niemand folgte ihm.

„Alles Sprunghafte ist mir verhaßt", sagte Goethe. Und auch der Zeitgeschichte ist alles Sprunghafte verhaßt. Die Entwickelung nimmt ihren Weg. Einstweilen bleibt die Dreitheilung bestehen und wir müssen zufrieden sein, wenn ganz allmälig eine engere Zusammenziehung jener drei Momente erfolgen würde.

Will man also Rathschläge von praktischem Werth für eine Verbesserung der Herrenkleidung geben, muß man nothgedrungen von jenem die Construction betreffenden Kernpunkt absehen und sich anderen ähnlich wichtigen Fragen zuwenden.

Im Vordergrund solcher Fragen steht diejenige nach der Farbe. In der modernen Herrenkleidung spielt die Farbe gar keine Rolle. Hin und wieder, im modernen englischen Jagd- und Sportcostüm ist sie zur Geltung gekommen. Hiervon abgesehen stellt sich die moderne Herrenkleidung in charakteristischer Weise als Schwarz-Weißzeichnung dar. Das Weiß repräsentirt die Wäsche, das Schwarz der Anzug. Beiläufige Farbenwerthe bilden hierbei nur Schlips, Kette und Ring, unter Umständen das seidene Taschentuch. Und von vornherein müssen wir uns klar darüber werden, daß in der That dem modernen Leben, wie es unter dem Zeichen der Elektricität, bezüglich des electrischen Lichtes steht, diese Schwarz-Weiß-Wirkung des modernen Herrenanzuges am besten zu Gesicht steht. Mutatis mutandis. Erst recht der Tag verlangt sein Leben. Und im Sonnenstrahl wirkt jene Schwarz-Weiß-Kleidung blässend und fahlend auf Gesicht und Wange. Am farbenprangenden Tage wirkt daher der Schwarz-Weiß-Anzug wie ein Schlag in's Gesicht, komödiantenhaft, sogar bedientenhaft, ähnlich wie ein bunter Anzug in der Abendgesellschaft nicht nur pöbelhaft, sondern unästhetisch wirkt.

Nach alledem kann man also vom ästhetischen und vom logischen Gesichtspunkt aus die Forderung stellen, für den Tagesanzug farbiges Tuch zu wählen.

Von der Farbe abgesehen ist es der organische Gliederaufbau des Menschen, welcher in der Kleidung mehr zur Geltung kommen müßte und zwar vermöge des Schnittes und der Naht der Kleidung. Gerade die Nähte, wenn sie nur dem Wuchs und dem Gerüst des menschlichen Baues entsprechen, bilden ein hervorragendes Mittel der organischen Ausdrucksfähigkeit. Beispielsweise sollten sie am Rücken das Rückgrat und den Ansatz des Schulterblattes, an der Brust die Vertheilung der Brustwirbel betonen, letzteres durch Applicationen oder durch aufgenähte Schnüre oder auch einfach durch ihre eigene Linie.

Gerade in dieser Beziehung wird in der Kleidung viel gesündigt. Sie nimmt auf Wuchs, Aufbau, Knochengerüst, Wirbel- und Muskelvertheilung nicht nur keine Rücksicht, sondern construirt diesen organischen Linien entgegengesetzt: Hierin liegt wesentlich das unfreiwillig Komische, Fratzenhafte, Ueberbrettlartige des modernen Kleidermenschen begründet. Denken wir nur an den Kragen. Der Hals, welcher den Kopf des Menschen trägt, ist so gebaut, daß er die subtilsten Wendungen und Neigungen in weichen Linien ausführen kann. Der moderne steife Kragen aber macht diese Weichheit der Bewegung zu Nichte und schafft dem Manne ein Halscorset, das dem weiblichen Brustpanzer an Organwidrigkeit um nichts nachsteht. Ist der Witz, der kürzlich in einem Blatte zu lesen war, nicht bezeichnend und zugleich tief tragisch, daß Dandy X. an seinem Stehkragen erstickt war? Die geschraubte Steifheit und innere Hohlheit moderner Cultur spricht sich in diesem hohen Stehkragen in bezeichnender Weise aus. Zugleich unterliegt es aber keinem Zweifel, daß die moderne Cultur dahin drängt, uns von diesem hohen, steifen Stehkragen zu befreien und zum weichen Hemdkragen, mag er nun von Seide oder von Leinen sein, zurück- oder hinzuführen. Als Uebergang hierzu ist gewiß der moderne Manschettkragen anzusehen. Der nächste moderne Kragen wird dieselbe Form weich in Seide bringen, dem Sporthemdkragen ähnlich. Und eben dies Princip, eine wünschenswerthe Weichheit der Bewegung zu gewährleisten oder zum mindesten nicht zu hindern, muß für die gesammte Herrenkleidung leitend werden. Steife Wäsche ist ja heute sogar in der Frauenkleidung Mode geworden. Margarethe Bruns hat mit Recht dagegen geeifert. Zugleich spricht sich aber hier ein tiefer psychologischer Zug aus. Jene steife Herrenwäsche wird mit Vorliebe von jenen Frauen getragen, welche selbst ein Vermännlichungsstreben des Weibes darstellen und den Mann im Weibe repräsentiren. Wenn ich nun den weichen Linien bei der Herrenkleidung das Wort rede, will ich nicht für diejenigen Männer, welche weibliche Züge tragen, das Wort führen — es handelt sich ja hier auf beiden Seiten um Stufen, nicht um Abschlüsse — sondern es kommt mir darauf an, von den Uebergangsphasen abgesehen der Berücksichtigung des organischen Aufbaues des menschlichen Körpers in der Kleidung das Wort zu reden. Das Halsgelenk, das Schultergelenk, das Hüftengelenk und das Armgelenk ist dazu da, daß wir es bewegen können. Eine Kleidung, die diese Bewegung unmöglich macht oder hindert, ist unter allen Umständen vom Uebel. Wer sich weiter in diese Materie vertiefen will, dem empfehlen wir, auf das Buch des Hofrath Dr. Faust aus dem Jahre 1793 zurückzugreifen, aus dem er lernen wird, daß das Hauptübel des männlichen Kleides im Beinkleid sitzt — ein valum irreparabile, wie es scheint, aber immerhin der Ueberlegung werth. Man muß den Denkermuth eines Nietzsche haben, um zuzugestehen, daß die Kleidung der Schotten — der schottischen Soldaten, welche vom Beinkleid absieht, die organisch zweckmäßige ist.

Es ist Mode geworden, den Frack schlecht zu machen und selbst unter Officieren und Beamten findet man heute solche, welche sich kritische Seitenhiebe abfälliger Art auf den Frack gestatten. Aber das Beinkleid ist wie gesagt ein weit schlimmeres Uebel als der Frack. Der Frack giebt wenigstens eine Art Folie für den Brustbau, gleichsam für den Spiegel des Menschen. Ganz abgesehen von der oben berührten Schwarzweißwirkung. Und die Schwänze, die er dem Rücken ansetzt, kann ich zum Mindesten nicht für mehr verabscheuungswerth finden, als die Röhren des Beinkleides, die in gänzlich unorganischer Weise in den Oberkörper einmünden. Daß der Kellner- und Bedientenfrack abkommt, ist gewiß sehr erfreulich. Im Ballsaal aber werden wir auf geraume Zeit hinaus kein mehr brauchbares „Kleidungsmöbel" erfinden können, als es der Frack gewesen ist. Wer kennt nicht das Selbstporträt Whistler's. Wie künstlerisch, wie ästhetisch wirkt da nicht der Frack! Auch Nicholson, einer der bedeutendsten Schwarz-Weiß-Künstler der Gegenwart hatte diese ästhetischen Werthe des Frackes wohl begriffen.

Nach alledem scheint uns also für die nächste Zukunft gerade vom ästhetischen Standpunkt aus der empfehlenswertheste Weg der zu sein, in der Herrenkleidung nicht nur der Individualität der Person nach zu variiren, sondern auch dem Gebrauchszwecke nach. Der Gebrauchszweck, der heute für das gesammte Kunstgewerbe als einer der leitenden Factoren in's Feld geführt wird, kann uns auch hier Führer sein. Für die Straße schickt sich nicht das gleiche Kleid, wie für den Ballsaal, für das Land nicht das gleiche Kleid, wie für das Bureau, für das Gebirge nicht derselbe Anzug, als für den Strand, für die Morgentoilette nicht derselbe Anzug, wie für den table d'hote u. s. f. Auch Klima, Jahreszeit, Witterung, Alter, persönliche Individualität spielen hier eine große Rolle, und diejenigen Menschen, welche künstlerisches Temperament haben, dürfen als wichtigstes Argument — die Stimmung anführen. Aber wer hat heute Stimmungs-

intensität genug, um das Bedürfniß, sich der Stimmung entsprechend zu kleiden, so intensiv zu empfinden, daß er es thut? In der neueren Geschichte giebt es nur zwei Beispiele: Richard Wagner und Ludwig II.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Die beiden Untröstlichen.*)

Von A. v. Hedenstjerna.

Unten an der Südwestküste Schwedens liegt nur ein kurzes Viertelstündchen Promenadenweg von der Bahnstation entfernt ein kleiner, recht netter Ort, halb Großstadt, halb Kleinstadt, mit Kaufleuten und Beamten, einem schönen Restaurant „Zur Höhe“ mit großem Garten auf einem Hügel draußen und einem großen Saale mit Piano, mit einem wirklichen Hotel und reizenden kleinen Häuschen in dem Städtchen. Hier baden alljährlich über dreihundert Personen in der See, frei von der Unrast allen Gesellschaftslebens, von Vergnügungscomités und dem Toilettenzwange der eleganten Bäder. Man scheint sich dort auch weniger, als anderwärts, mit Neugier und Aufdringlichkeit zu plagen, vielleicht weil es dort keine Miethskasernen, keine „Villen für Badegäste“, nichts Gemeinsames, außer der Badeanstalt und den Mittagen im „Restaurant zur Höhe“ giebt. Jeder lebt dort still für sich in einem der kleinen Häuschen unten im Städtchen, und man sieht manchen Badegast nicht öfter, als wenn man ihm auf dem Wege zu oder von den „Meerfelsen“, mächtigen Klippen am Meeresstrande etwas südwärts vom Orte, begegnet.

Aber die beiden „Untröstlichen“ werden in einem Sommer von allen bemerkt. Er wohnt oben bei dem „Restaurant zur Höhe“, sie in dem kleinen, von einem Garten umgebenen Häuschen des Uhrmachers, wo der bezaubernde Reiz ihrer brünetten Schönheit die hochstämmigen Rosen verdunkelt, wenn sie sich nicht ganz in schwarze Crêpe einpuppt und ihr Blick sich nicht gegen Jeden, dem sie begegnet, mit einem Ausdrucke waffnet, in dem man liest: „Versuch' mich nicht! Für mich ist alle Lebensfreude vorüber ...“

Dieser Blick ist so traurig, diese Inschrift darin so deutlich, daß dem widersprechenden Zeugnisse ihrer jungen, elastischen Gestalt, ihrem runden, nur dreißigjährigen Gesichte keiner zu glauben wagt.

Der andere der beiden „Untröstlichen“ ist ein blonder, stattlicher Mann in mittleren Jahren, der auch stets ganz schwarz gekleidet geht. Es giebt ja Trauernde, besonders im Sommer, die nur in grauen Kleidern mit einem schmalen, schwarzen Stoffringe um den Arm herumgehen. Das ist ihm offenbar nicht genug. Der lebensmüde Blick aus den schönen blauen Augen und die drei wechselweise angewandten, tiefschwarzen Röcke weisen jeden Gedanken an Trost in diesem Leben ab.

Jeder fühlt sich bei dem Anblicke des anderen zugleich ein Wenig ernst und bedrückt gestimmt. Die Liebenden flüstern: „Mein Gott, wie sie ihn geliebt haben muß!“ Oder: „Würdest Du mich so betrauern, wie er sie betrauert?“ Denn so viel wissen Alle, daß Beide durch den Verlust dessen, den sie im Leben am liebsten hatten, gebrochen sind.

Keiner von ihnen wagt sich dem andern zu nähern, und sie selbst halten den Schmerz des andern für zu heilig, um ihn mit einem Worte zu stören. Aber er „ist tief gerührt“, als sie ganz eilig den guten Apfelcompot des „Restaurants zur Höhe“ fortschiebt und von der Veranda hinauseilt, ihre Augen mit der Hand verschattend. Sie hat gleichsam eine Ahnung davon, wie furchtbar er leidet, da er im Stande ist, gleich nach dem Mittage eine eben angezündete, herrlich duftende Cigarre in die Fluthen zu werfen, wie er da, an einen der Pfosten der Balustrade gelehnt, über das blauende Meer mit einem Blicke hinausstarrt, der nichts Irdisches sieht.

Er steht oft auf einer Klippe weit draußen auf den „Meerfelsen“, wenn der Sturm heult und die Wogenspitzen weiß schimmern. Es ist ihm, als wenn der Wind seine Klage singt und die Woge sein zerrissenes Herz ist, das ohne Rast und Ruhe vorwärts gejagt wird. Als er an einem Tage sich dort draußen auf der Klippe umwendet, sieht er die nachtschwarze Frauengestalt, eine Aphrodite in der Weichheit der Linien, eine Niobe in dem erstarrten Schmerze der Gesichtszüge, mitten vor sich mit einer zurückweichenden Bewegung, als wenn sie gerade den Platz aufgesucht hätte, auf dem er steht. Er entblößt sein Haupt, wie vor einer Königin, und läßt ihr den Platz frei, an ihr vorbeischreitend mit einer Haltung, wie die eines todesverdammten Gladiators, der den Kaiser begrüßt.

Beide suchen ängstlich die Einsamkeit, und da die Gegend kein amerikanischer Urwald ist, treffen sie oft bei diesem Suchen zusammen. Als sie an einem Abende auf die „Meeresfelsen“ herauskommt, findet sie ihn draußen auf der Klippe von bebendem Schluchzen geschüttelt liegen. Sich störend in eine Sache einzudrängen, ist etwas Anderes, als zu beweisen, daß man menschliches Mitgefühl hat, und sie blickt nach ihm mit einem hörbaren Seufzer hin.

Ein anderes Mal findet er sie am Strande, den Kopf in die Hand gestützt, und die Thränen rieseln an den feinen, weißen Fingern hinab. Da kann er nicht vorbeigehen, ohne leise und würdevoll zu sagen: „Weinen Sie, liebe Frau, das erleichtert! Er war sicher Ihrer Thränen werth ...“

Erst fährt sie bei dem Laute seiner Stimme heftig zusammen. Dann verzieht sich ihr schönes Antlitz zu erhöhtem Schmerze, und sie reicht ihm schweigend ein offenes Medaillon hin. Er beugt sich vor und sieht einen eleganten, wirklich vornehmen Herrn in gutsitzendem Sommeranzuge, aber mit etwas spärlichem Haarwuchse. In solcher Lage hat die Sprache keine passenden Worte. Er nimmt achtungsvoll seinen Hut vor dem vornehmen Herrn mit dem spärlichen Haare ab, verneigt sich tief vor der Untröstlichen und entfernt sich lautlos.

Dieses, daß er nicht einen einzigen Laut von sich giebt, erregt sie stark, aber angenehm. Sie beginnt eine Ahnung zu bekommen, daß sich doch auf Erden noch Einer außer ihr findet, der würdig und tief trauern kann.

Er entschwindet drei Tage ihrem Blicke. Als sie ihn wiedersieht, sitzt er in der Abendsonne auf einer Bank in der abgelegensten Ecke des Parkes des „Höhe-Restaurants“. Der feine, nachtschwarze Strohhut liegt neben ihm auf der Bank, und die letzten Strahlen der erlöschenden Julisonne spielen in seinem blonden, lockigen Haare. Er trägt den gutsitzenden, schwarzen Gehrock, sein Gesicht ist bleich, und er betrachtet unverwandt ein Cabinetporträt in schwarzem Lederetui, das in der Tasche getragen werden konnte. Als die Untröstliche vorbeigeht, streckt der Untröstliche den Arm mit dem Porträt mit derselben flehenden Bewegung aus, wie ein Bettler seinen abgenutzten Hut vorstreckt, und sagt mit zärtlich zitternder Stimme: „Gönnen Sie der armen Sally da unten in der dunklen, kalten Erde einen einzigen Blick!“

Sie beugt das Haupt, ergreift das Porträt mit beiden Händen und sieht ein kleines, liebevolles Weib, fast wie ein Kind; aber ihr weiblicher Instinct kann sich nicht enthalten, eine Stumpfnase und eine sehr niedrige Stirn zu entdecken. Dann drückt sie ein paar schmerzvolle Küsse auf das Bild, reicht es ihm hin und eilt nach Hause zu Uhrmachers, wobei es in seinem Herzen sticht, als er sieht, wie sehr ihre geschmeidigen, anmuthvollen Bewegungen denen seiner unvergeßlichen Sally gleichen.

Als sie sich das nächste Mal draußen auf den „Meeresfelsen“ treffen, leuchtet ein Schimmer der Sympathie in den Augen Beider, und schüchtern und zögernd stammelt sie ein: „Guten Abend!“ Rücksichtsvoll und feinfühlend suchen seine fragenden Augen einen kleinen Platz auf der Klippe ganz nahe bei ihr, und mit dem traurigen Behagen einer neugewordenen Wittwenkönigin antwortet sie mit einem Blicke „Kommen Sie!“

Und er setzt sich.

Wenn die kleine Sally und der vornehme Herr mit dem dünnen Haare aus dem Himmel das Gespräch anhören könnten, das nun beginnt, hätten sie zufrieden sein können. Die zwei Untröstlichen bauen in entzückten Schilderungen Bilder vor einander, wie die auf Altären auf. Niemals haben sie ihren Verlust tiefer und schmerzvoller empfunden, niemals deutlicher die Unmöglichkeit jedes irdischen Trostes begriffen.

So geht es zwei Wochen. Es ist am letzten Tage vor der Abreise, und in ergreifenden Tönen klingen die Worte der Wehklage wieder von ihren zitternden Lippen.

Da erhebt sich der Untröstliche plötzlich, streckt die Hand nach der Zerschmetterten an seiner Seite aus und flüstert:

„Laß uns unsere Trauer theilen! Laß uns unsere Thränen mischen, laß das Blut unserer beiden Herzen auf denselben Lebensweg fallen!“

Erst erbebt sie und erröthet. Dann drückt sie sanft seine Hand und sagt scheu:

„Wir Frauen sind so schwach. Ich vermag nicht, Sie fortzuweisen, um Sie vielleicht sich eines Tages einem anderen Weibe hingeben zu sehen, ohne Pietät für die Trauer, ohne die Läuterung der Verzweiflung, ohne die Rücksicht für die Erinnerungen ... um Sally's Willen ...“

Der Trostlose drückt sie so heftig an sein Herz, daß sie mild abwehrend stammelt:

„Nicht so, nicht so! Das paßt nicht für uns ...“

Er beugt sich zu ihr nieder und flüstert:

„Die ewig Unvergeßliche gönnte mir alles ... Meine Freude war ihre Freude!“

Sie schmiegt sich ein wenig fester an ihn und sagt mild:

„Freude! Was ist das für ein Wort auf unseren Lippen! Doch — auch mein Eduard, dessen Bild niemals aus meinem Herzen schwinden wird, wollte immer, daß ich glücklich sein sollte ...“

Die Sommernacht senkt sich herab. Die Untröstlichen erheben sich, umarmen sich und reisen zu seinem Heime, so glücklich, als man es mit gebrochenem Herzen sein kann.

*) Mit Erlaubniß der Verlagsbuchhandlung den eben erschienenen „Lebensbildern“ des Verfassers entnommen. (Ulrich Meyer, Berlin.)

Aus der Hauptstadt.

Professor Meyer's.

Noch ehe das Jahr sich neigte, ist ein heller Stern am Himmel der neuesten Berliner Gesellschaft erloschen. Mit wenigen Schlägen nur, aber schwer und bang, tönten die Zeitungsglocken Grabgesang. Das Stehauf-Männchen, dem kein Unglück so nahe ging, daß es ihn für länger als höchstens zwei Tage niederwarf; der Herr eines Cabarets und einer lebenslustigen Frau von Unterwelt; der Verbündete des noch immer gefürchteten Hugo Löwy — vor der Zeit und gänzlich unerwartet sank er unter den Streichen der Philister dahin. Jener Philister, denen der Sinn für die Schneider-, Schuhmacher- und sonstigen Pump-Witze der „Fliegenden Blätter“ fehlt. Die selbst von einer Koryphäe den Wein bezahlt haben wollen, und die eine Hundertmark-Corsage deßhalb nicht umsonst hergeben, weil die vielbewunderte Frau Professor rastlos Chocolade-Päckchen aus ihr herauszog und Goldmünzen dafür hineinwerfen ließ. Eine dumme Zufälligkeit, beschränkte Spießerei hat Meyer's Laufbahn in dem Augenblick zerstört, wo die junge Sonne von Austerlitz ihre ersten rothen Strahlen darauf warf. Was sind das für alberne und unwissende Menschen, die Meyer am Ende seiner Thaten glaubten? Nun er — auf höchstens zwei Jahre — zerschmettert zu Boden gestürzt ist, hat man's ja leicht, dem kleinen Napoleon Fußtritte zu versetzen und gut unterrichtet zu erklären, dahin habe es nothwendig kommen müssen, das habe man deutlich vorausgesehen. Professor Meyer ist jedoch bei all' seiner Eigenart ein so hübscher Inbegriff spreeweltstädtischer Geisteskraft, und er zeigt sich daneben als ein so begabter Vorläufer des Werdenden, daß psychologische Leckermäuler sich wenigstens in seinem Falle nicht mit etlichen verlegenen oder verlogenen Zeitungsphrasen abspeisen lassen sollten. Dieser Mann darf mit Fug zu seinen Jahrhundertsgenossen sagen: Zwischen uns sei Wahrheit!

Aus reiner Langeweile, und weil sein historischer Augenblick noch nicht gekommen war, befaßte Meyer sich in den letzten Monaten mit der Leitung von Cabarets. Wer ihm zumuthet, er habe das gethan, um kärglichen — ach, sehr kärglichen — Lebensunterhalt zu gewinnen, der kennt das innere Wesen dieses verkürzten Grandseigneurs schlecht. In öder Zeit und während es nothgedrungen brach liegen muß, verkürzt sich auch das Genie die endlosen Stunden mit leichter Spielerei. Zumal wenn eine geliebte junge Frau mit behutsamer Zügelführung den Angetrauten dahin lenkt. Meyer's hatten es wahrhaftig nicht nöthig, auf die paar Silbermark Eintrittsgeld zu sehen, welche so ein Cabaret im günstigen Falle abwirft. Meyer's haben nie poetisch und malerisch gedarbt. Ihre überelegante Wohnung lag im allerbesten Westen; in ihrem Keller reckte französischer Sect die Goldköpfe, und der wüthende Annoncenkampf zwischen Kupferberg und Henkel Trocken berührte sie nicht. Auf gleicher Höhe erlesenen Geschmackes standen die kleinen Mittag- und Abend-Essen des erlauchten Paares. Gewiß, oft genug mußten die Gäste in's Portemonnaie greifen und das Essen oder den Champagner auslösen, ehe man die Hände zum lecker bereiteten Mahle erheben durfte. Wer das jedoch unwürdig, unvornehm oder curios findet, der beweist damit nur, daß ihm die Bräuche der Zwischenschicht bedauerlich unbekannt geblieben sind. Es galt immer als feinster Reiz der Gastereien, welche ein berühmter Berliner Theaterdirector, Dichter und Lebemann vor Jahren veranstaltete, daß die Natives und der Fasan regelmäßig erst aus den Klauen des Gerichtsvollziehers gerettet werden mußten, und zwar von den Geladenen. Die Edelblüthe des Thiergartenviertels war unter diesen Geladenen. Und wie seine Intimen trotzdem mit freudigem Stolz an ihm hingen, und wie sich die westliche Gesellschaft um ihn riß, so standen auch Meyer's allewell auf der Höhe. Regelmäßig, wenn Arme zum Besten der Berliner Vergnügungssüchtigen verunglückten, also bei jedem Wohlthätigkeitsbazar und jeder menschenfreundlichen Veranstaltung mit darauffolgendem Souper und Ball, spielte Frau Professor Meyer eine Rolle. Ihr angeblich sehr freies Benehmen erregte erst Anstoß, als der Zusammenbruch erfolgt war. Vorher wußte Jedermann, daß Chansonettenblut in ihren Adern perlte, echtes Heidsieck-Blut, und Keiner war, der ihr vorwarf, daß sie vor dem Professor Meyer noch zahllose andere Meyer beseligt hatte. Wir sind doch keine Somali oder Bondelzwarts! Und Niemand verlangt von einer Brettl-Diva, die gut geheirathet hat und ihre Zauberkunst in den Dienst der Humanität stellt, daß sie das Grethchen am Spinnrade markire.

Meyer's galten durchaus für voll. Es ist unberlinischer Cant, wenn man jetzt so thut, als habe man sie immer nur widerwillig geduldet.

Denn der Professor hatte noch hohen Curswerth. Sein kleines Unglück bei der „Vossischen Zeitung“ war vergeben und vergessen; außerdem lag es klar auf der Hand, daß ein Gentleman seiner Classe nicht mit vier- oder fünftausend Mark Jahresgehalt auskommen konnte, sondern üppige Nebenverdienste suchen mußte. Wer tagtäglich von Männern gefeiert wird, die ebenso viel in einer Woche einnehmen wie der Gefeierte in einem Jahre, der empfindet die Schmach dieses Mißverhältnisses zu brennend, als daß er nicht mit allen Kräften darnach strebte, es zu verbessern. Moritz Meyer hatte, so genialisch leichtsinnig er in Geldsachen auch war, doch durchaus den Trieb, auf fester materieller Grundlage zu stehen. Die neuberlinische Alchymistenkunst, aus Bleibuchstaben Gold machen zu können, war in ihm ebenso lebendig wie der heiße Drang nach dem Golde. Das wußte die Welt; das verzieh sie nicht nur, sondern das erkannte sie an. Und wenn dem Moritz auch schon der Titel eines Handelsredacteurs genommen worden war, so blieb er doch Professor. Kein Professor von Profession, allerdings, sondern nur Amateur. Die paar Vorlesungen, die er irgendwo über Handelsfragen gehalten hatte, machten sich indeß trefflich bezahlt. In der Hochconjunctur von 1900, als die Treberactien stiegen und Hugo Löwy, eben aus dem Gefängnisse entlassen, mit Cassel in Verbindung trat, Anno 1900 wollte der Stern des Professors wieder leuchtend aufgehen. Und wahrlich, es lag nicht an ihm, wenn das schmucklose Haus mit der Ziegelsteinfaçade, das auf den Berliner Hafenplatz sieht, keine sturmfreie Hochburg der Speculation wurde. Es lag nicht an ihm, daß der gerissene Löwy, seinem Rathe zuwider, allzuviel von den Trebern fraß. Exner und Schmidt sanken in die Kniee, der gerissene Löwy riß abermals nach London aus. An Meyer's Integrität freilich wagte damals kein Staatsanwalt zu rühren. Doch was nützt einem die Integrität, wenn sie keine Dividenden abwirft? In dumpfer Stille verharrte, was Börse heißt; verharrte jahrelang. Selbst gute Papiere fanden nur schwer Käufer unter den Mißtrauischen; für Meyerwerthe war da kein Boden. Aber unermüdet trieb der Aufrechte seine mageren Kühe zur Weide, sorgte durch gelegentliche gute und packende Finanzaufsätze dafür, daß man auch bei den Schreibenden seiner nicht vergaß, und spähte getrost nach Osten, nach dem Morgenroth einer schönen Zeit, aus.

Dies Morgenroth flammt jetzt auf. Die Thürme der Fondsbörse, die weit weniger abschreckend aussehen, als die rohen Bergfriede der mittelalterlichen Raubburgen, stehen schon in hellem Glast; Haussegeschrei gellt durch die Säle. Und Meyer ist fern, vom Frühling ausgeschlossen. So leicht bricht dem zähen Berliner ja nichts das Herz — aber ein solches Pech mag selbst ihn erschüttern. Wie Wedekind's König Nicolo singt auch er, melancholischen Humors voll, das hoffnungsfreudige, traurige Kerkerlied:

> Am Abend kehret Dein Vater zurück
> In strahlender Siegespracht . . .

Der neue Morgen hätte seinen Abend vergoldet. Meyer's wären, Ende 1904 allem Volke erschienen, strahlender, geliebter und geachteter als zu Beginn der glorreichen Saison 1903. Spießbürgerliche Zahlungsängste vernichteten leider schon im zarten Keim, was tausendfältige Freude über unseren Westen ausgegossen hätte. Der Chronist hat die traurige Pflicht, den Untergang holder Blütenträume zu melden. Aber er darf die Hoffnung daran knüpfen, daß es der ungebrochenen Schaffensfreudigkeit des hochbegabten Mannes vergönnt sein möge, die Kerkerhaft so gesund und munter zu überstehen, wie einst den Verlust des Redacteurpostens. Dann ist der dritte Aufstieg Meyer's gesichert, und das Professorpaar wird wieder allenthalben für voll gelten. Madame bereitet sich schon auf neue Humanitätsstrapazen vor und läßt die Chocolade-Corsage erweitern. Unser Jahrhundert ist, besonders in Berlin, zu wohlthätig, als daß Leute von Welt selbst im Gefängniß ausruhen dürften.

Bilse als Drama.

Bilse's Roman „Aus einer kleinen Garnison“ ist von Hugo Busse zu einem fünfactigen Schauspiel verarbeitet worden.

Der erste Aufguß genügte zwar schon,
Doch giebt's nun zu höh'rem Genusse
Noch einmal die kleine Garnison
— Fünf Acte der Rohheit, von Busse.

Der Stall wird zum Musenstall; Zeu-Tempel darf
Man in Musen-Tempel verwandeln;
Doch sollt', wer Recruten-Mißhandlung verwarf,
Auch den guten Geschmack nicht mißhandeln.

Wer sich's nur irgendwie leisten kann, flieht
Entsetzt dies Premièren-Verhängniß;
Am Besten ist Bilse dran — er sieht
Und hört Nichts in seinem Gefängniß.

Timon d. J.

Offene Briefe und Antworten.

Zwei militärische Existenzfragen.

1. Wie erhalten wir uns unseren Officierersatz?
2. Auf welche Weise halten wir unser Unterofficier-Corps auf der Höhe?

Wer hätte wohl vor etwa 15—20 Jahren daran gedacht, daß diese Frage der Erörterung bedürfe? Und doch ist sie heute eine der wichtigsten in unserem militärischen Leben geworden und sie wird von Jahr brennender werden. Gewiß sind die Officier-Corps der Garde, Cavallerie, Feldartillerie, Pioniere, Fußartillerie und der Infanterie in großen Garnisonen noch recht vollzählig — wie sieht es aber in den kleinen lothringischen, ostpreußischen, posenschen und oberschlesischen Grenzgarnisonen aus? Weisen da nicht die Etats recht bedenkliche Lücken auf, und fehlt der Nachersatz nicht theilweise vollkommen? Es ist dies ein Zeichen der Zeit, aber für uns Soldaten kein günstiges; die deutsche Gesellschaft ist anspruchsvoller geworden und hat leider den Officierstand mit in ihren Strudel gerissen. Man will zwar gern mit Leib und Seele seinem König dienen, aber nur bei Leibe nicht in Mörchingen, Schrimm, Cosel oder wie sonst die Schreckgeizrenste der Leutnants heißen mögen. Verdenken kann man es heutzutage keinem jungen Menschen, wenn er sich dagegen sträubt, in einem elenden polnischen Nest zu hausen und sein Leben zu vertrauern, während seine Kameraden und Altersgenossen alle Vortheile einer großen Garnison für sich haben. Die kleinen Garnisonen müssen nun zwar auch bestehen bleiben, und man kann die fehlenden Officiere durch Versetzungen aus Regimentern ersetzen, die noch selbst besseren Ersatz haben, allein doch nur bis zu einem gewissen Grade und für eine gewisse Zeit. Denn wie gesagt, der Andrang zum Officierstande, besonders zur Infanterie läßt nach und wird weiter von Jahr zu Jahr gradatim zunehmend nachlassen, wenn nicht durchgreifende Gegenmaßregeln getroffen werden. Worin ist nun aber die Ursache zu suchen, daß nicht mehr wie in früheren Zeiten der junge Mann gebildeter Gesellschaftsclassen seine Ehre hineinsetzte, des Königs Rock als Officier zu tragen? Hauptsächlich liegt dies darin, daß die Weltanschauung mehr oder minder ihre Ideale verloren hat und realer geworden ist. Neben den idealen Zielen, die hoffentlich bei jedem jungen Mann das Leitmotiv für die Wahl seines Standes sind und waren, hatte das zweierlei Tuch eine begehrte Zugkraft. Es ist dies gewiß eine Aeußerlichkeit, aber leider sind mit ihr auch die geschätzten Ideale verblichen; denn die dem Gewinn nachjagende und nachhetzende Welt fragt mehr denn je, was kann man in dem Stand, den man zu wählen im Begriffe steht, verdienen. Früher war der Officierstand der Beruf, in dem der junge Mann in jungen Jahren, entgegen seinen Altersgenossen, sofort in ein, wenn auch noch sehr kärgliches Gehalt kam, in dem er allerdings viele Jahre blieb, während deren ihn wieder seine Schulkameraden bei Weitem überholten. Aber es war für die Eltern doch nicht ganz unwesentlich, wenn der Sohn ihnen wenigstens einigermaßen aus dem Geldbeutel wuchs. Ist dem nun heute auch noch so? Im Vergleich zu den anderen Ständen im Staatsdienst haben sich die Verhältnisse nicht verschoben, die Industrie dahingegen ist der Factor gewesen, die hier Aenderungen hervorgerufen hat. Bei dem ungeheueren Menschen- und Kräfteverbrauch und der gefahrbringenden Thätigkeit ist es selbstverständlich, wenn die Gehälter recht ansehnlich sein müssen. Da immer noch Kräfte fehlen und bei der hoffentlich sich stetig weiter entwickelnden Industrie stets Kräfte fehlen werden, so ist es ganz klar, daß die jungen Leute sofort in Gehälter kommen, die diejenigen ihrer Altersgenossen im Officierstande und im Staatsdienst bei Weitem überschreiten. Den Vortheil, den der Officierberuf entgegen anderen Ständen früher bot, hat die Industrie an sich gerissen und ihn in bedeutendem Maße erweitert. Müssen denn aber nicht die jungen Leute, die unseren Officierersatz bildeten und auch noch bilden, nach gewinnbringender Thätigkeit sich umsehen? In der Hauptsache sind und waren es die Söhne von Officieren und Beamten. Die Väter haben in ihrem Beruf keine Glücksgüter sammeln können, da das geringe Gehalt für repräsentative Verpflichtungen, Uniformen, Pferde kurzum all' die vielen Ausgaben, die unseren Stand gegenüber den anderen vertheuern, verbraucht worden ist. Es konnte mithin nicht nur nicht Geld zurückgelegt werden, sondern unvorhergesehene Unglücksfälle, die Erziehung der Kinder hat das vorhandene Capital ganz oder theilweise verschlungen, so daß, wenn der Ernährer der Familie die Augen zu macht, die Kinder, öfters als man denkt, vis à vis de rien stehen. Ist es dann nicht selbstverständlich, daß die Söhne sich nach einer gewinnbringenden Thätigkeit umsehen, die ihnen erlaubt, Mutter und Schwestern zu unterhalten? Denn von der Wittwen- und Waisenpension können sie doch nicht leben. Wäre es nicht ein himmelschreiendes Unrecht, wenn der Sohn den Officierberuf mit keinem Zuschuß wählen würde, wo das unglückliche Schicksal des Vaters gezeigt hat, daß zu diesem Stande Geld, ja sehr viel Geld gehört? Gewiß giebt es charakterfeste Leute, die sich mit wenig und nichts durchschlagen, jedoch warum den jungen Mann erst in Versuchung führen? Am meisten tritt diese Versuchung an den ehemaligen Cadetten heran. In spartanischer Einfachheit getreu den altpreußischen Grundsätzen groß gezogen, ist er für seinen Beruf vorzüglich vorgebildet. Allein die ganze Erziehungsmethode hat doch einen gewaltigen Haken und das ist der, daß die jungen Leute nie gelernt haben, mit Geld umzugehen. Nun treten sie nach der klösterlichen Abgeschiedenheit der Anstalt in die Welt, die sich ihnen mit vollen Armen öffnet. Ist es da ein Wunder, wenn ein nicht unbedeutender Procentsatz der hoffnungsfrohen Menschen strauchelt, da ihnen Geld und Geldeswerth unbekannte Dinge sind? Ich komme hier bei dem Officierersatz aus dem Cadetten-Corps noch gleich zu einem anderen Punkt. Früher war es obligatorisch, daß die jungen Leute, die das Studium daselbst absolvirt hatten, in die Armee traten, und nur selten ergriff einer einen anderen Beruf, weil inzwischen aufgetretene körperliche Mängel ihn zum Officier untauglich gemacht hatten. Heute ist es anders, seit das Abiturientenexamen im Cadetten-Corps demjenigen eines Realgymnasiums gleicht, d. h. also den jungen Leuten die entsprechenden Berufszweige öffnet. Während also früher die jungen Leute ohne Weiteres in die Armee traten, weil ihnen ein anderer Weg nicht offen stand, so ist heute freie Bahn in der Wahl des Berufs geschaffen, und wer könnte es den Eltern verargen, wenn sie zwar gern die Vortheile der billigen Erziehung im Cadetten-Corps mitnehmen, dann aber trotzdem ihren Sohn nicht Officier werden lassen, weil die Geldmittel fehlen? Also auch hier ist ein Rückgang im Officierersatz zu erwarten.

Was erwartet denn nun aber den jungen Mann, wenn er mit geringeren pecuniären Mitteln doch Officier geworden ist und zwar in Folge dessen, dem Rath gehorchend, nicht dem eigenen Triebe, in einer kleinen Garnison? Sehr viel intensiven praktischen Dienst, durch den er für seine Zukunft viel lernen kann und reges kameradschaftliches Leben. Das ist viel Gutes, aber auch Alles. Hat er nicht selbst den Trieb, sich zu beschäftigen, so fehlt ihm jegliche geistige Anregung, jeder Verkehr mit der Außenwelt. Die Folge davon ist, daß der junge Mann, der mit Leib und Seele Soldat wurde, abstumpft und der Kneipe anheimfällt. Ist es da zu verwundern, wenn junge Leute das Leben in einer Privatstellung mit hinreichendem Einkommen in einer Großstadt dem vorerwähnten Beruf vorziehen? Gelingt es nun aber dem jungen Officier, eine von den heutzutage so beliebten Geldheirathen zu machen, so rangirt er vielleicht seine pecuniären Verhältnisse und kann sich manche Annehmlichkeiten schaffen; ob aber der Einfluß der jungen Frau auf ihn für unseren Beruf günstig ist, lasse ich dahin gestellt. Jedenfalls sind die Damen häufig sehr verwöhnt und können sich mit der in einem Officier-Corps unbedingt nöthigen Einfachheit nicht anfreunden, auch bringen sie oft Ansichten mit, die sich mit unseren altpreußischen hergebrachten Gebräuchen schwer in Einklang bringen lassen. Also auch die Geldheirath bringt dem Officier und in Folge dessen auch ganzen Stande wenig Nutzen. Ich komme nun zum Dienst selbst. Er ist in Folge der zweijährigen Dienstzeit derartig anstrengend, daß Körper, Geist und Nerven binnen kurzer Zeit abgebraucht und verbraucht sind, wenn nicht anderweitige geistige Anregungen, die eben nur eine große Stadt bieten kann, erfrischend wirken. Es ist eine unumwundene Nothwendigkeit, daß der Officier in jedem Jahr einige Wochen aus der Tretmühle heraus in andere Verhältnisse kommt.

Ich bin am Schluß meiner Betrachtungen angelangt. „Geld! Geld! und immer wieder Geld!“ heißt die Losung überall in unserem Beruf, und mit ihr gehen wir der Zukunft entgegen, daß unser idealer Officierstand allmälig ein Opfer und zugleich die Prärogative der Plutokratie wird, wenn nicht eingreifende Reformen von Staats wegen stattfinden. Ich meine dabei in erster Linie Dienstalterszulagen in den Dienstgraden der Hauptleute und Oberleutnants, damit nicht wie bisher Officiere mit 15 Dienstjahren immer noch nur ein Gehalt von 125 Mk. beziehen. Ferner Zulagen an Officiere, die in den kleinen Grenzgarnisonen stehen, und ihre Versetzung in größere Städte nach einer Reihe von Jahren, zum Mindesten bei ihrer Beförderung in die nächst höhere Charge. Commandirung von älteren Oberleutnants auf ein bis zwei Jahre zur Cavallerie und Feldartillerie, d. h. nicht wie bisher aus deren eigenen Mitteln, sondern von Staatswegen, einerseits um ihren Gesichtskreis zu erweitern, andererseits aber auch um ihnen, die 13—15 Jahre tagaus tagein allen Dienst zu Fuß mitgemacht haben, in dem letzten Jahre vor dem Hauptmann den Fußdienst zu ersparen und sie durch diese Abwechselung für das zwölfjährige sorgenvolle Amt eines Hauptmannes körperlich und geistig wieder frisch zu machen. Ferner umfangreichere Gewährung von Reisebeihülfen an die Officiere, die Sprachstudien treiben; Gewährung von Unterstützungen und Reisebeihülfen an alle Officiere, die in Folge der Einwirkung des Dienstes krank geworden und genöthigt sind, sich irgend einer Badekur zu unterwerfen. Erziehung der Söhne von Officieren und Staatsbeamten in Cadetten-Anstalten kostenfrei oder zu noch geringeren Erziehungsbeiträgen wie bisher, jedoch bei Leibe nicht mit der Verpflichtung, in Folge dessen dermaleinst Officiere werden zu müssen. Es würde dies für den Einzelnen sowohl wie für das Heer nur zum Nachtheil sein.

Schließlich Beobachtung der größten Einfachheit in den Officier-Corps: keine unnöthigen Ausgaben durch Liebesmahle, Sammlungen, Beiträge, Geschenke, Anschaffung von neu geschaffenen Uniformen u. dergl. mehr. Man gebe den gemeinsamen Essen, zu welchem Zweck es auch immer sei, obligatorisch einen bestimmten Charakter, bei dem in erster Linie der Kostenpunkt maßgebend ist. Ueberhaupt vermindere man die Zahl der Herren-Essen und setze an ihre Stelle sogenannte Bierabende. Ich glaube einem versetzten Officier wird die Form, in welcher sich Kameraden, Freunde und Bekannte um ihn zum letzten Mal versammeln gleichgiltig sein; ihm liegt nur daran, noch einmal mit ihnen vereint zu sein, um ihnen dann Lebewohl sagen zu können. Was ich hier über Einfachheit in der Allgemeinheit gesagt habe, gilt für den Zuschnitt eines Officierhaushaltes ebenfalls im Einzelnen. Es ist gewiß sehr anstrebenswerth, wenn innerhalb eines Officier-Corps ein reger Familienverkehr herrscht; ist dieser aber bei den heutigen Anforderungen möglich? Doch nur für sehr wohlhabende Leute. Ich gehe doch auch nicht in das Haus eines Kameraden, um mich voll zu essen und zu trinken, so viel um satt zu werden, bekomme ich im eigenen Hause. Ich gehe doch nur hin der Menschen halber. Da ist es dermalen nicht nöthig, daß man sich gegenseitig etwas vormacht, Sect fließen läßt, Austern und Hummern

u. dergl. Delikatessen einander vorsetzt, um nachher krumm liegen zu müssen. Warum thun sich nicht die Familien eines Officier-Corps zusammen und sagen: „Wir geben unsere Abendgesellschaften in diesem oder jenem Zuschnitt, so daß selbst der wenigst Bemittelte die Kameraden in seinem Hause sehen kann.“ Wir können uns darauf verlassen, daß wir bald Nachahmung in den Beamtenkreisen finden würden, und wem diese Art und Weise nicht paßt, der braucht ja nicht zu kommen, er kann sich ja seinen Geldbeutel bei Dressel oder Uhl erleichtern. Wir können nicht mit den reichen Großindustriellen mit unseren Dinees concurriren und wollen es auch nicht. Denn wir stellen die Kameradschaft als unsere erste Pflicht hin, und die gebietet uns, unser Leben so einzurichten, daß selbst die Aermsten mitmachen können. Haben wir mehr Geld, mit dem wir nicht wissen was wir anfangen sollen, so machen wir schöne Reisen und erweitern dadurch unseren Gesichtskreis oder treiben jeden gesunden, Körper und Nerven kräftigenden Sport.

Das wäre im Großen und Ganzen das, was ich zu der ersten Frage zu sagen hätte; es ist viel verlangt, jedoch wer viel fordert, erreicht vielleicht etwas.

Die Beantwortung der zweiten Frage deckt sich in vielen Punkten mit der ersten. Der Grund ist darin zu suchen, daß wir zu wenig Unterofficiere haben, daß diese zu schlecht besoldet und daß die wenigen überlastet sind. Das Fehlen an Unterofficieren liegt wieder an dem colossalen Menschenverbrauch der Industrie und den hohen Löhnen, die dem jungen Mann verführerisch winken. Die Folge davon ist natürlich, daß sie nach vollendeter Dienstzeit in der Vollkraft ihrer Jahre diesem Beruf zustürmen, in dem sie eine gesicherte Existenz erhoffen. Welchen Ersatz kann der Soldatenstand dafür bieten? An materiellen Gütern Nichts, es bleibt nur die Ehre, des Königs Rock zu tragen, Gut und Blut jederzeit für König und Vaterland in die Schanze zu schlagen und dem Staate königstreue Unterthanen heranzubilden. In ihrem Hasten und Drängen nach Geld und Reichthum übersieht aber die Welt diese idealen Güter und fragt nur danach wie und wo kann ich was verdienen. Daher das Fehlen des Andranges zum Soldatenstande. Gott sei Dank giebt es ja immer noch junge Leute, die sich aus Lust und Liebe dem Soldatenberufe widmen, auch stellen die Unterofficierschulen noch ein leidlich genügend hohes Contingent, so daß die Etats ziemlich voll sind. Diese sind aber an und für sich zu gering bemessen, da sie durch dauernde Abcommandirungen geschwächt werden und in Folge dessen die bei der Truppe Verbleibenden mit Dienst überlastet sind. Diesem Uebelstande will ja zwar die Militärverwaltung im diesjährigen Etat Rechnung tragen. Es fehlen uns aber andererseits alte erfahrene Unterofficiere, da die älteren sich einerseits natürlicher Weise auf Commando befinden, während es andererseits verschwindend wenig Unterofficiere giebt, die länger als zwölf Jahre dienen, d. h. nominell, in Wirklichkeit $10^{1}/_{2}$—$10^{3}/_{4}$ Jahre. Denn die letzten 1—$1^{1}/_{2}$ Jahre befinden sie sich im Civildienst zur informatarischen Beschäftigung commandirt oder zum Suchen einer Civilstelle beurlaubt. Gerade aber unter diesem Uebelstand hat die Truppe außerordentlich zu leiden, und Abhülfe ist dringend nöthig. Thatsächlich kann man es keinem Unterofficier verdenken, wenn er nach zwölfjähriger Dienstzeit den Civilrock anziehen will. Er hat für seine Zukunft mit der Auszahlung der 1000 Mk. Dienstprämie das erreicht, was er erreichen konnte, seine körperliche Spannkraft hat durch die Anstrengungen des Dienstes nachgelassen, er sehnt sich nach einem ruhigeren Leben. Will er ein solches anfangen, so muß er sich sagen, daß es die höchste Zeit dafür ist, denn er ist mittlerweile einige 30 Jahre alt geworden. Wir müssen also den Unterofficieren ermöglichen, daß sie auch nach Ablauf ihrer zwölf Jahre noch in ihrem Einkommen steigen und daß sie sich ein Anrecht auf einen gewissen Procentsatz davon erdienen können. Auf deutsch heißt dies Dienstalterszulagen und pensionsfähiges Einkommen, wie bei den Officieren nach zwölfjähriger Dienstzeit. Wenn hierdurch die Existenz des Unterofficiers auf etwa 25 Jahre gesichert ist, so wird er es sich, glaube ich, sehr überlegen, ob er nach zwölfjähriger Dienstzeit einen anderen Beruf wählt. Selbstverständlich muß dann für diese etwa 45 Jahre alten Unterofficiere erst recht gesorgt werden, denn für sie wird es sehr schwer halten, noch für ihren Lebensabend eine einträgliche Stellung zu finden.

Des Weiteren müßte man diesen Unterofficieren den Rang und die Stellung von Feldwebelleutnants und ihnen bei ihrem Ausscheiden den Titel als Leutnant geben.

Ferner müßten ohne Weiteres die Söhne solcher Unterofficiere in Unterofficierschulen kostenfrei erzogen werden, ohne die Verpflichtung zu haben, für jedes Erziehungsjahr zwei Jahre activ dienen zu müssen. Lasse man die jungen Leute nach Absolvirung dieser Schulen den Beruf ergreifen, der ihnen zusagt, es ist für alle Theile am Besten.

Würde man auch noch die gesellschaftliche Stellung der Unterofficiere heben, so würde man gewiß Leute aus gebildeten Ständen unseren Unterofficier-Corps zuführen und so überhaupt den ganzen Stand heben.

F. v. P.

Notizen.

Der „Heidjer“ ein niedersächsisches Kalenderbuch auf das Jahr 1904, herausgegeben von Hans Müller-Brandes, mit Zeichnungen von Hugo Friedr. Hartmann. (Verlag von Gebrüder Jänecke, Hannover.) Der Kalender hat seinen Namen von der Bezeichnung, die den Bewohnern des norddeutschen Haidelandes beigelegt wird. Als echter Heidjer voll Stammesbewußtsein und Stammesstolz führt sich auch der Kalender ein, der unter diesem Titel die Oeffentlichkeit angetreten hat. Es ist ein künstlerisch ausgestattetes Jahrbuch, das mit seinem reichen Buchschmuck und seinen prächtigen Bildern das Auge erfreut. Der junge Hugo Friedrich Hartmann hat damit neuerdings einen starken Beweis seines hervorragenden Könnens gegeben.

Ad. Jos. Cüppers: Leibeigen. Historischer Roman. Mit Bildern von Phil. Schumacher. (München, Allgemeine Verlagsgesellschaft m. b. H.) Der Autor führt uns in die Zeit der Leibeigenschaft in Deutschland zurück und läßt uns die harten Schicksale eines Bauerndorfes kennen lernen, das der Herrschaft eines durch großes Leid verbitterten Grafen unterworfen ist. Die Bauern werden maßlos gereizt und empören sich schließlich wider ihren Herrn. Dem blutigen Tage folgt endlich der Friede, der in dem allgemeinen Glück auch das Glück liebender Paare bringt. Dies der kurze Inhalt des Romanes, der gerade nicht allzu historisch gehalten ist. Eine in liebenswürdiger Art erzählte Liebesgeschichte, die die Haupthandlung begleitet, mildert die starken Effecte, mit denen der Autor sein Thema „Leibeigenschaft“ ausgestattet hat.

Friede den Hütten, von M. v. Ekensteen, preisgekrönter Roman. (München, Allgemeine Verlagsgesellschaft m. b. H.) Ein reicher Aristokrat, der nur des Lebens Sonnenseiten kennen gelernt hat, wird anläßlich eines Ehrenhandels schwer verwundet und dann im Hause eines Mannes gesund gepflegt, der freiwillig zum Landmann geworden ist und sein Lebensziel darein gesetzt hat, die Bewohner eines einsamen oberbayerischen Gebirgsdorfes zu glücklicheren Menschen zu machen. Die von reiner Nächstenliebe durchzogene Atmosphäre dieses Hauses, das ideale Familienleben und nicht zum wenigsten die Schönheit von Gottes Natur und der Zauber der Arbeit, wecken die schlummernden, edlen Seiten in dem Genesenden; er fängt an, im Dasein einen Zweck zu suchen. Zwar versucht er es nochmals, in die gewohnten Kreise der Großstadt zurückzukehren, doch bald treibt ihn der Ekel wieder in die Ferne, und da erinnert er sich, daß er selbst große Güter und Eisenwerke im Neckarthale besitzt, die seinem Drange, Gutes zu thun, ein naheliegendes Feld der Thätigkeit bieten könnten. Dort lernt er Noth und Elend vieler Arbeiter kennen, und mit der ganzen Kraft seiner edlen Natur und mit Hülfe seiner reichen Mittel beginnt er eine sociale Reformthätigkeit, die ihm als schönsten Lohn das Bewußtsein giebt, beigetragen zu haben zum „Frieden der Hütten“. Neben diesem inneren Wandlungsprozeß geht noch die Geschichte seiner Liebe, die den verwöhnten Liebling der Gesellschaft zur Tochter des Volkes zurückführt und zum wahren Glück. Anziehende Schilderung, tiefernste Moral und warme, zu Herzen sprechende Ueberzeugung sind diesem Werke in vollem Maße zu eigen und machen es für die christlichen Familien durchaus geeignet.

Hirt's Bilderschatz zur Länder- und Völkerkunde. Für die Belehrung in Haus und Schule zusammengestellt von Prof. Dr. A. Oppel und A. Ludwig. 432 Abbildungen nebst erläuterndem Text. 21.—24. Tausend. (Leipzig, Ferdinand Hirt & Sohn.) Der Inhalt dieses bekannten und verhältnißmäßig sehr billigen Bilderwerkes ist nach wohlüberlegtem Plane so gegliedert, daß 1. allgemeine Erdkunde, 2. Landschaftskunde, 3. Völkerkunde, 4. Wirthschaftskunde durch sorgfältigst ausgewählte und in künstlerischer Vollendung ausgeführte Bilder vor Augen gestellt werden. Die Verlagsbuchhandlung ist ohne Rücksicht auf die Kosten bemüht gewesen, das Werk in der vorliegenden neuen Ausgabe wiederum zu verbessern und zu ergänzen; insbesondere hat auch das für die praktische Benutzung so wichtige Wort- und Sachregister eine Erweiterung erfahren, und der erläuternde Text ist einer sorgfältigen Durchsicht unterzogen worden. Für die heranwachsende Jugend dürfte es kaum ein nützlicheres Geschenkwerk geben als Hirt's Bilderschatz, ein geographisches Anschauungsbuch in des Wortes bester Bedeutung.

Lessing's Leben und Werke von Adolf Wilhelm Ernst. 34 Bogen in feinster Ausstattung mit Lessing's Bild. Verlag von Carl Krabbe in Stuttgart. Geh. 5 Mk., geb. 6 Mk. Mit aufrichtiger Liebe zur Sache wie zur Person des zu schildernden Dichters ist der Autor der vorliegenden gemeinverständlichen Biographie Lessing's an's Werk gegangen, und es ist ihm trefflich geglückt. „Wer einen vielseitigen Geist wie Lessing schildern will, muß nothgedrungen auch die hauptsächlichsten geistigen Strömungen der Zeit, darin er wurzelte, betrachten," heißt es in der Vorrede, und gerade weil dieser Erwägung Raum gegeben wurde, ohne das Buch auch nur im Mindesten mit unnöthigem Ballast zu beladen, steht das Bild des Dichters und Denkers so lebensvoll vor dem Auge des Lesers da. Besonderen Reiz besitzt das Capitel „Ueber Lessing's Sprache", in dem die Entwickelung der deutschen Sprache einer eingehenden Schilderung unterzogen ist, und der letzte Abschnitt, in dem verschiedenartige Aussprüche Lessing's in sinnreicher Anordnung nochmals Einblick in das reiche Leben und Schaffen eines erleuchteten Geistes gewähren. Die Sprache des Werkes ist ungesucht, die Schilderung lebendig und immer interessant.

Eine gewaltige Eroberung hat Capitän Sverdrup auf friedlichem Wege ausgeführt, indem er, wie er in seinem soeben in zwei prächtigen Bänden erschienenen Werke „Neues Land" (Leipzig, F. A. Brockhaus, geb. 20 Mk.) in interessanter Weise schildert, im Namen König Oskars von Schweden und Norwegen ein Gebiet von nahezu 300000 qkm in Besitz nahm, ein Gebiet, welches fast so groß ist wie das ganze Königreich Preußen! Wenn ihm und seiner Handvoll kühner Gefährten auch nicht feindliche Menschen entgegengetreten sind, so hatte die Expedition in den vier Jahren ihrer Thätigkeit mit viel grimmigeren Gegnern, mit den finsteren Mächten des Nordens zu thun, die ihnen mit Vernichtung drohten. Der Fleck, nach welchem Capitän Sverdrup auf Nansen's berühmtem Schiff, der „Fram", ausgezogen war, ist in jenem Theil des Polargebietes gelegen, der die meisten Menschenopfer gefordert hat. Dort spielte sich einst die Tragödie des Unterganges der Expedition Franklin's ab, dort fand das amerikanische Expeditionsschiff „Polaris" ein grauenhaftes Ende. Nun aber war diese Gegend, die von der Natur so hartnäckig gegen jedes Eindringen des Menschen vertheidigt wurde, der Schauplatz von Erfolgen, die nach dem Zeugnisse der berühmtesten Forscher zu den bedeutendsten gehören, die die Polarforschung seit langem erzielt hat. Durch Capitän Sverdrup ist der Charakter des Ländergebietes westlich von Grönland ein für allemal auf's genaueste bekannt geworden. Man muß das auf's reichste mit Abbildungen und Karten ausgestattete Werk zur Hand nehmen, um zu beurtheilen, welche Thatkraft und welcher Muth dazu gehören, volle vier Jahre im höchsten Norden, abgeschlossen von der Menschheit, thätig zu sein, nur der Wissenschaft wegen! Nur Männer wie Sverdrup waren derartigen Anforderungen gewachsen. Durch seine Erzählung geht ein erfrischender Zug von Lebenskraft, die nicht lange grübelt, sondern sofort handelt, auch in den schwierigsten Lagen, die aus den größten Gefahren einen Ausweg zu bahnen weiß. Man denke an den Brand der „Fram"! Dem wackeren Schiff droht der Untergang; der Tod tritt aber auch in mancherlei anderen Gestalten an die Mitglieder der Expedition heran, bis sie nach vier langen Jahren die Heimath wiedersehen, umjubelt von ihren Landsleuten und mit Ehren überschüttet. Sverdrup's „Neues Land" ist ein Buch für alle Kreise des Volkes, die theilnehmen an den Abenteuern und Erfolgen schlichter Männer. Frisch, lebendig und humorvoll geschrieben und glänzend illustrirt, ist es so spannend wie ein Roman und muß Jung und Alt fesseln.

Marc Aurel. Selbstbetrachtungen (bei Eugen Diederichs in Leipzig). Marc Aurel's Selbstbetrachtungen, von denen Ernest Renan mit Recht gesagt hat, daß sie wohl niemals veralten werden, erscheinen jetzt endlich einmal in einem Gewande, das des römischen Philosophen würdig ist. Ohne jede störende Interpretation und ohne jedes philologische Beiwerk ist Marc Aurel hier in ein Deutsch übertragen, durch das sich der Herausgeber dieser Ausgabe, Dr. Otto Kiefer, nicht nur philosophisch, sondern auch künstlerisch verdient gemacht hat. Es ist eine Uebertragung, die, ohne dem Original untreu zu werden, nirgends als Uebersetzung oder undeutsch wirkt. Wie neben Schleiermacher, Renan, Taine und in neuester Zeit vor allem Maeterlink unter dem directen Einfluß dieses römischen Kaisers stehen, ist äußerst interessant. Eine dem Buche beigegebene kleine Monographie unterrichtet in ansprechender Weise über die culturelle Bedeutung des Marc Aurel'schen Bekenntnißbuches. — Die Ausstattung des Buches ist, wie sich das bei dem Diederichs'schen Verlage fast von selbst versteht, würdig und künstlerisch und macht den Wunsch rege, daß dieser Verlag für die deutsche Buchausstattung vorbildlich werden möge.

Dr. Heinrich Ilgenstein.

Zur gefälligen Beachtung.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens, zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W 57, Katzlerstr. 4 I.**

Dagegen sind alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W 30, Gleditschstr. 6**, zu senden.

Für unverlangte Manuscripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaction irgend welche Verbindlichkeit.

Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W 30, Gleditschstr. 6; Expedition: Berlin W 57, Kurfürstenstr. 41. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 4. Berlin, den 23. Januar 1904. 33. Jahrgang.
Band 65.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Weßhalb Rußland dem Einfluß Japans in Korea entgegentreten muß.

Von Franz Eißenhardt (Berlin).

Das Streitobject zwischen China und Japan war Korea so lange gewesen, bis sich als dritte Macht Rußland eingemischt hat, das allmählich soweit im Osten Asiens erstarkt war, um mit beiden Streitenden fertig werden zu können, und dem energisch nur Japan entgegentreten kann. Auf den ersten Blick will es scheinen, als ob Rußland, das weite Länderstrecken seiner Macht unterworfen hat, als der gewaltige, unersättliche Eroberer an der Ostküste Asiens und darüber hinaus aufzutreten gedenkt, aber bei näherem Eingehen auf die Verhältnisse ist diese Ansicht kaum richtig, und weit eher will das Japanervolk als eroberungslüstern erscheinen. Das große russische Reich, der geschlossene Koloß, der vielleicht angreifbar und für einige Momente zu schädigen, niemals aber zu erobern oder ernstlich zu erschüttern ist, hat an seinen Grenzen wohl vier Meere. Eins davon ist fast das ganze Jahr vereist: das Weiße Meer. Aus zwei anderen kann man nicht heraus: aus der Ostsee und dem Schwarzen Meer, und so ist es nur folgerichtig und nothwendig, daß an dem vierten Meer, dem Theil des Stillen Oceans, Rußland mit allen Mitteln danach strebt, sich nicht auch dort von einer fremden Macht Vorschriften machen zu lassen. Rußland muß Herr der Meere an seinen ostasiatischen Küsten sein, das gebietet ihm seine Weltstellung. Rußlands Wünsche nach dieser Richtung hin sind durchaus nicht so unbescheiden. Einige eisfreie Häfen an der Küste als befestigte oder Handelsendpunkte seiner Eisenbahnlinien nach Ostasien will man haben. Daß eine Großmacht wie Rußland solche Ziele verfolgen muß, ist nur natürlich, und die Verhältnisse werden sich auch demgemäß entwickeln. Solche Häfen nun finden sich auf Korea, und das ist sonach ein Punkt, welcher es Rußland wünschenswerth erscheinen läßt, sich mit den Koreanern gut zu stellen und seinen Einfluß auf sie stark zu betonen. Andererseits will Japan Korea seiner Machtsphäre unterwerfen, ja glaubt nach dem für ihn so günstigen Ausgang des Feldzuges gegen China ein Recht mehr auf Korea zu haben als vordem, und deßhalb ist Korea wiederum Streitobject zweier Mächte in Ostasien wie 1893, wo diese Streitigkeiten bekanntlich schnell zum Kriege führten. Damals schrieb die „Vossische Zeitung“ am 15. Februar 1893: „Die Last eines Militärstaates auf sich zu nehmen, dazu hat das japanische Volk keine Lust, am Ende wird ihm die Europäisirung leid, die sich bisher nur in der Steuerhöhe äußert und am Ende in kriegerische Abenteuer ausartet.“ — Japan hatte aber sehr Lust zum Militärstaat, zu Militärlasten und kriegerischen Abenteuern wie heute auch, wo vielfach in den Tagesblättern noch die Friedensschalmeien laut erklingen. Rußland wäre es sehr lieb, noch einige Wochen das Friedensverhältniß fortsetzen zu können, dann ist nämlich Contre-Admiral Wirenius vom Mittelmeer mit dem Linienschiff „Oslobja“, den großen Kreuzern „Awrora“ und „Dimitri Donskoi“ und vielleicht auch Linienschiff „Imperator Alexander II“, Flaggschiff des Mittelmeer-Geschwaders mit Contre-Admiral Maloß, wohlbehalten in Ostasien bei der russischen Flotte angelangt.

Wenn Rußland Korea nicht gegen japanische Invasion in Schutz nimmt, so ist Korea verloren, wird von japanischer Einwanderung überfluthet, und das Reich Korea wie die koreanische Bevölkerung müssen untergehen. Dafür hat denn Rußland einen Militärstaat als Nachbar, der nicht gesonnen ist, sein Schwert, wenn er es mit großen Kosten geschliffen hat, ruhig in der Scheide zu tragen, und den Nachbar hat Rußland dann nicht auf einem Inselreich, sondern auf dem Lande neben sich. Die Eroberungen eines Inselreiches sind nie von langer Dauer, das zeigt England, das eigentlich nie in Frankreich festen Fuß gefaßt hat, und die politisch militärischen Verhältnisse zwischen Japan und England ähneln sich sehr. Natürlich muß es im Interesse Rußlands liegen, sich nicht in eine solche nachtheilige Lage bringen zu lassen, und es muß daher Korea unterstützen. Dazu kommt, daß der Koreaner der japanischen Ueberfluthung keineswegs sympathisch gegenübersteht, im Gegentheil, er haßt den weidlich, der seiner Selbstständigkeit, Cultur und Rasse den Untergang bereiten will. Der Koreaner also tritt schon aus Selbsterhaltungstrieb dem Russen gegen den Japaner bei und sieht sehr wohl ein, daß ihm Seitens Rußland niemals Vernichtung seiner Rasse droht, er auch noch auf lange Zeit seine Selbstständigkeit wird bewahren können. Denn an Korea liegt Rußland herzlich wenig, Naturschätze, wie sie Korea bietet, harren in weit größerem Maße der Hebung noch in dem näheren Sibirien; es genügt ihm, einen oder mehrere eisfreie Häfen dort zu besetzen, dagegen liegt ihm sehr viel daran, daß

Japan sich nicht auf der Halbinsel festsetzt, und da sich in diesem Punkt seine Ansichten mit denen der Koreaner decken, so gehen die beiden Hand in Hand gegen Japan.

Aber Rußland leitet seine Rechte auf den Einfluß in Korea auch aus früherer Zeit her, aus der Zeit, als es noch mit Japan befreundet war. Damals war die beiderseitige Politik dahin gehend, daß Rußland auf den einstigen Besitz Koreas hinstrebte, Japan auf den Formosas. Jetzt hat Japan seinen Theil, und da ist es auf den Geschmack gekommen und will — auch den Theil des andern haben. Zuerst trafen Russen und Japaner gegen Ende des 17. Jahrhunderts auf den Kurilen zusammen, ohne aber in dauernde Verbindung zu treten. Zar Peter der Große soll bereits die Mündung des Amur als einen für Rußland wichtigen Punkt bezeichnet haben, und hat jedenfalls auch sein Augenmerk auf Japan gerichtet, denn er gründete in St. Petersburg eine Schule der japanischen Sprache, die nach seinem Tode einging. Dann stießen Russen und Japaner erst zu Anfang des 19. Jahrhunderts auf einander, und die ersten Berührungen waren recht wenig freundlicher Art. Rjesanow wurde 1804 nach Japan gesandt, um Handelsverbindungen anzuknüpfen, womöglich Verträge abzuschließen, wurde aber gänzlich abgewiesen und versuchte nun auf der Insel Sachalin, auf der sich bereits japanische Niederlassungen befanden, Russen anzusiedeln, worauf Japan eingriff und Rußland erklärte, die Besitznahme sei ein Versehen, officiell auf die Insel verzichtete und alle Beziehungen abbrach. Murajew, der eigentliche Erschließer des Amur-Gebietes, legte erst wieder 1853 zwei kleine Militärposten, Due im nordwestlichen und Aniwa im südlichen Theil der Insel Sachalin an, letzteren mitten unter japanischen Niederlassungen, was natürlich in Japan böses Blut machte. Aber bereits 1854 hob Admiral Putiatin den Japan unliebsamen Posten zu Aniwa auf und verbot den Russen, den von Japanern besetzten Theil der Insel zu betreten, wodurch ein so freundliches Verhältniß geschaffen wurde, daß Volk und Regierung Japans sich der Mannschaft der verunglückten russischen Fregatte „Diana" gastfreundlich annahmen. 1855 kam dann der erste Handelsvertrag zwischen Rußland und Japan zu Stande; Sachalin sollte von Russen und Japanern gemeinsam besetzt werden.

Dieser freundschaftliche Zustand hat lange Zeit, abgesehen von geringen Trübungen, ununterbrochen fortbestanden, denn Rußland vermied es kluger Weise, sich an dem Eingreifen der europäischen Mächte in die Verhältnisse Japans zu betheiligen. Die unhaltbaren Verhältnisse auf Sachalin mußten allerdings zu Störungen führen, denn noch am 18./30. März 1867 kam eine Convention zu Stande, welche bestimmte: „Russen und Japaner haben das Recht, zu gleichen Theilen die auf der ganzen Insel noch nicht förmlich in Besitz genommenen Punkte zu besetzen." Beide Theile occupirten nun darauf los, und es entstand ein Wirrwarr von angeblichen Besitzthümern. Da Sachalin seiner neu entdeckten Kohlenlager wegen für Rußland hohe Wichtigkeit erhielt, einigte man sich durch Vertrag vom 25. April (7. Mai) 1875 dahin, daß Rußland ganz Sachalin erhielt, dafür an Japan die Kurilen abtrat, und das freundschaftliche Verhältniß war wieder hergestellt, bis zum japanisch-chinesischen Kriege, oder vielmehr noch bis zu den Friedensverhandlungen zu Shimoseki, die Japan Geld und Formosa eindrachten, es dagegen hinderten, auf dem Festlande Fuß zu fassen.

Wenn Japan die damaligen Verhandlungen eingehend durchsieht, so muß es zu dem Schluß kommen, daß es der Wille aller in Betracht kommenden Mächte war, Japan das Herübergreifen auf das Festland nicht zu gestatten. Es ist nicht anzunehmen, daß sich in dieser principiellen Frage die Ansichten der Mächte seither wesentlich geändert haben. Es müßten also in diesem Punkte die Mächte hinter Rußland stehen, jedenfalls ihm nicht hinderlich sein, wenn es mit seinen Kräften den Japaner hindert, sich auf dem Festlande zu etabliren. Außer England dürfte das zutreffen. Eine der an Rußland japanischerseits gestellten Forderungen soll damit begründet sein, daß Japan sich für verpflichtet hält, China in seinem vollen Besitzstande zu erhalten, dasselbe China, welches es vor wenigen Jahren so viel als möglich zerkleinern wollte — eine eigenartige Form, die den Japaner als Schiedsrichter in Ostasien zeigen soll. Diese Pose wird ihm wenig Sympathien erwecken. Japan führt zu seinen angeblichen Rechten auf Korea an, daß man es brauche, weil die japanische Rasse sehr klein werde und durch Vermischung mit der kräftigeren koreanischen aufgefrischt werden könne, dann weiter, weil Japan auf die Dauer seine Bevölkerung nicht ernähren könne. Daraus zu folgern, daß man mit Recht über seine Nachbarn herfallen dürfe, ist echt — asiatisch gedacht. Endlich leitet Japan noch Rechte auf das „asiatische Italien" daher, daß es schon im 15. und 16. Jahrhundert siegreiche Feldzüge auf Korea geführt habe. — Jene Feldzüge sind insofern höchst lehrreich, als sich die damalige Situation der heutigen sehr ähnlich zeigt, und sie haben mit dem Rückzug der Japaner geendet. Wenn die Japaner aus jenen Feldzügen „Rechte" auf Korea ableiten, hat Frankreich gleiche Rechte auf das Deutsche Reich, auf Italien, Spanien, Holland, Rußland und Egypten, wo es auch einmal siegreiche Feldzüge geführt hat.

Der japanische Napoleon Hideyoshi (gewöhnlich Taikosama genannt), niederem Stande entsprossen, hatte nach vielen Kämpfen 1585 allen inneren Widerstand in Japan gebrochen, das Land geeint und pacificirt. Aber nun war die gewaltige Heeresmacht von 500000 Kriegern geschaffen, man wußte nicht wohin mit ihr und ihrem Thatendurst, und so wurde denn Eroberungspolitik getrieben, zu welchem noch ermunterte, daß Hideyoshi die seit 40 Jahren verkehrenden Spanier und Portugiesen begünstigt hatte und von ihnen Pulverwaffen erhielt. So wurde denn der Plan gefaßt, Korea und China zu erobern, und ein Vorwand darin gefunden, daß der Kaiser von China im diplomatischen Verkehr Hideyoshi nur „König von Japan" angeredet hatte. Japan brach also damals wie 1894 den Krieg vom Zaune. Der Kriegsplan war, 300000 Mann Truppen in zwei Staffeln auf ca. 4000 Transportschiffen nach Korea überzuführen, Korea zu erobern und auf Nanking, die damalige Hauptstadt, vorzudringen. Im Jahre 1592 wurden zuerst 150000 Mann zunächst nach der Insel Kyushu, von der auch jetzt die Unternehmungen gegen Port Arthur ausgehen sollen — nämlich vom Kriegshafen Sasebo — übergeführt, von dort nach der Insel Tsushima und dann, in einem Tage mit Segelschiffen erreichbar, nach der Südspitze Koreas. Die zweite gleich starke Armee folgte bald. Korea, das nicht in der Lage war, eine auch nur annähernd so zahlreiche und gleich gute Armee aufzubringen, erlag bald, Söul, die Hauptstadt, wurde genommen, dann, nach blutiger Schlacht, die wichtigste Stadt Ping Yang, aus der dem Könige nur mit knapper Noth die Flucht gelang. In zwei Monaten waren die Japaner Herr von Korea und zum Einmarsch in China bereit. Zur Besetzung der zahlreichen Plätze und zur Sicherung der rückwärtigen Verbindungen waren bedeutende Truppenkörper nothwendig. Der fernere Marsch führte durch wüstes Land, das absichtlich als Grenze zwischen China und Korea brach liegen gelassen wurde, die Verpflegung stieß auf ernste Schwierigkeiten, und so wurde die Flotte, die an der Südspitze Koreas lag, beordert, Verstärkungen an Truppen, vor allem aber Proviant, für die siegreiche Operationsarmee heranzuschaffen.

Aber die Flotte blieb aus! — Als zu Lande alles verloren war, erschien die noch intacte koreanische Flotte unter ihrem Admiral Yisunsin (japanisch Rishinrin), die auch ein Panzerschiff, mit Rudern bewegt und mit schildkrötenartigem Panzer überwölbt, besaß, auf der See, griff die auf der Fahrt nach Norden zum Heere befindliche Flotte der Japaner an und brachte ihr eine vernichtende Niederlage bei; das

Panzerschiff allein soll 37 feindliche Schiffe gerammt und zum Sinken gebracht haben.

Damit war das Schicksal der japanischen Armee entschieden. Sie stand in fremdem, wüsten Lande, ohne Truppenzufuhr und ohne Lebensmittel, abgeschnitten von ihrer Operationsbasis, die jenseits des Meeres lag, das der Feind beherrschte, und nun begann der Kleinkrieg der Koreaner gegen die Eindringlinge. Von einem Feldzug gegen China konnte keine Rede mehr sein, sondern die Japaner räumten eiligst Korea, froh, beim Uebergang nicht nochmals von der koreanischen Flotte angefallen zu werden. — Genau dasselbe Schauspiel hat sich dann 1598 — sechs Jahre später — wiederholt. Die Japaner drangen bis zur Hauptstadt vor, alles Erreichbare verwüstend. Dann erschien Admiral Yisunsin mit der koreanischen Flotte, die diesmal mehrere Panzer-Rammschiffe zählte, schlug die japanische Flotte, und der Rückzug der Armee mußte erfolgen.

Wenn aus diesen Feldzügen die Japaner „Rechte" auf Korea ableiten wollen, so ist das eine ganz eigenartige Auffassung ihrerseits, und bei den Koreanern ist die Erinnerung an jene Zeit der Invasion noch nicht erloschen. Dafür sorgt das Grabmal des Retters Koreas, des Admiral Yisunsin, ein kleiner Tempel auf bewaldetem Hügel bei dem Vertragshafen Mokpo. — Die „Rechte", nach welchen Japan glaubt dem Vordringen der Russen in Ostasien Halt gebieten zu müssen, sind sonach recht zweifelhafter Natur. Darüber, daß der Krieg zwischen beiden Mächten unausbleiblich ist, herrscht wohl nun Uebereinstimmung, nur möchte Rußland noch gern bis etwa Mitte Februar warten, denn das Verstärkungsgeschwader unter Contre-Admiral Wirenius wäre in Ostasien sehr nützlich, und diesem könnte nach Ausbruch des Krieges auf dem langen Wege an vier britischen Seeplätzen — Aden-Colombo-Singapore-Hongkong — allerlei Unangenehmes passiren. Im Jahre 1904 wird sich genau wie 1592 und 1596 der Krieg darum drehen, wer die Herrschaft zur See durchführt. Rußland wird seine Flotte nicht in die Häfen „Port Arthur" und „Wladiwostok" sperren, wie man vielfach lesen kann, denn zu solchem Zweck hat es sie nicht in Ostasien versammelt, sondern es wird sie zur Schlacht stellen, wozu sie hingeschickt ist, und da wird sich denn ja zeigen, ob der Japaner, der bisher noch keinen ernsthaften Gegner vor sich gehabt hat, mit den Aeußerlichkeiten auch den kriegerischen Geist der Fremden sich zu eigen gemacht hat. Schon klingt die Phrase, daß Japan die Integrität Chinas beschirmen will. — Das fallende China wird Japan nicht stützen und wird schon in nächster Zeit genug zu thun bekommen, im eigenen Hause Ordnung zu halten, um den Rückgang zu vermeiden. Denn Japan steht finanziell keineswegs gut und wird nach einem Kriege mit Rußland, sollte es auch sehr günstig abschneiden, noch schlechter stehen. So naiv wird man dort wohl nicht sein, von Rußland Geld zu erhoffen.

Wenn aber der Krieg da ist, wird dann Deutschland einen Staatsmann sein Eigen nennen, der die koreanische Frage in für Deutschland günstigem Sinne zu beherrschen versteht? Für was ist was, heißt es auch in der Politik — aber nur für den, der sie richtig im Interesse des Vaterlandes zu handhaben versteht. Wir können günstigere Zollverträge mit Rußland sehr gut gebrauchen, und wenn wir die haben wollen, so ist der richtige Weg zur Erreichung dieses Zieles der, daß man in einem Zeitpunkte an Rußland mit dahingehenden Anträgen herantritt, wo es versöhnlich gegen den einen Nachbar sein muß, weil er sich mit dem Andern schlagen will; Rußland hat sich auch nicht genirt, 1870/71 aus seinem Verhalten Preußen gegenüber für sich Vortheile einzuheimsen. Die koreanisch-japanisch-russische Frage geht das Deutsche Reich sehr wohl etwas an, und es ist nur zu hoffen, daß sie in gehöriger Weise benutzt wird, denn mit ritterlichem Zuschauen kommt man heute in unserer wirthschaftlich denkenden Zeit nicht weit, und wer es versäumt, günstige geschäftliche Momente auszunutzen, wird ausgelacht. Deutschland kann es gleich sein, ob Japan oder Rußland in Korea seinen Einfluß geltend macht, aber wenn es aus dieser Affaire günstige russische Verträge erzielt — dann sei die koreanische Frage freudig begrüßt.

Versicherung gegen Streikgefahr.

Von Kreisgerichtsrath Dr. Benno Hilse (Berlin).

Ueber den Ocean kommt die Nachricht herüber, es sei in Amerika die Idee einer neuen volksbeglückenden Versicherungsart aufgetaucht, nämlich die Uebertragung oder Uebernahme des Risicos aus der Streikgefahr. Bei der großen Bedeutung, welche in maßgebenden Kreisen jeder Einrichtung beigelegt zu werden pflegt, deren Ursprung in Amerika zu suchen ist, kann es nicht auffallen, wenn die Tagespresse sich dieser zuwendet und in Lobeserhebungen über den amerikanischen Erfindungsgeist ausbricht. Hat doch der preußische Handelsminister Möller in seinen Ansprachen zu Köln und Osnabrück es scharf betont, daß die Staatsregierung Commissare nach Amerika entsenden werde, um die dortigen Einrichtungen sorgsam daraufhin zu studiren, inwieweit sie zur Förderung des deutschen Handwerks verwendbar seien. Es liegt deßhalb der Gedanke nahe, daß auch dieser angeblich neuen Versicherungsart eine größere Bedeutung beigelegt wird, als sie verdient, und daß sie als ein Kind amerikanischen Scharfsinns gepriesen und zur Nachahmung empfohlen wird. Deßhalb erscheint es gerechtfertigt, sowohl dem Ursprunge wie der Zweckmäßigkeit nach dieselbe genauer zu prüfen.

Daß die wirthschaftlichen Nachtheile aus den neuerdings stetig gewordenen Arbeiterkämpfen für beide Gruppen der erwerbthätigen Bevölkerung sehr groß sind, wird kein Einsichtsvoller in Abrede stellen können. Die Verluste der Arbeitnehmer sind in ihrem Umfange mehr absehbar. Denn sie beschränken sich auf den entgangenen Arbeitsverdienst, welcher bei den jetzt fast allgemein üblichen, von den Gewerkschaften geforderten Normallohnsätzen in seiner Höhe ziemlich sicher sich vorab bestimmen läßt. Anders liegt dies auf Seiten der Betriebsunternehmer. Sie haben mit zwei Factoren zu rechnen: nämlich mit dem entgangenen Unternehmergewinn in Folge des Ruhens der Arbeit in ihren Werkstätten, sowie mit den Entschädigungsbeträgen, welche sie den Arbeitswilligen, aber wegen des Ausstandes einzelner Arbeitergruppen, beschäftigungslosen Gewerbegehülfen zugestehen oder welche sie als Vertragsstrafen wegen der nicht innegehaltenen Fertigstellungsfristen den Bestellern zahlen müssen. In Folge dessen ist in Deutschland schon längst die Zweckmäßigkeit erkannt worden, dieses Risiko gegen im Voraus festgesetzte Prämien von dem Einzelnen abzunehmen und auf eine Mehrheit zu übertragen. Zu diesem Behufe hatte bereits 1897 der „Bund der Industriellen" durch ein von ihm eingesetztes Comité die Vorarbeiten für eine Versicherungsgesellschaft auf Gegenseitigkeit unter dem Geschäftsnamen „Industria, Versicherungsactiengesellschaft gegen Verluste durch Arbeitseinstellung", vorgenommen. Hierbei durfte jedoch nicht unberücksichtigt gelassen werden, daß der preußische Minister für Handel und Gewerbe in einem Erlasse vom 14. März 1892 die Genehmigung derartiger Versicherungsgesellschaften nur unter der Voraussetzung für statthaft erklärte, daß die Entschädigungen oder Unterstützungen bloß solchen Theilnehmern sollten gewährt werden dürfen, welche nachweisen, daß sie über die zum Ausstand führenden Streitigkeiten ein Einigungsverfahren vor dem zuständigen Gewerbegericht

beantragt hatten, daß dies Einigungsverfahren aber ohne ihr Verschulden zur Beilegung des Streiks nicht geführt hat. Demgemäß war in den bezüglichen Satzungen vorgesehen, daß der Versicherungsnehmer nicht nur zu einem einmaligen, unter Umständen vielmehr zu einem zweiten, ja selbst zu einem dritten Einigungsversuche veranlaßt werden könne, um den Anspruch auf Entschädigung sich zu sichern. An dieser Bestimmung mußte jedoch das geplante Unternehmen scheitern. Denn einer solchen Verpflichtung glaubten die Arbeitgeber in Großbetrieben sich Angesichts der Thatsache nicht unterwerfen zu können, daß die Lohnkämpfe der jüngeren Zeit weniger die Erzielung günstiger Lohn- und Arbeitsbedingungen in das Auge faßten, sich vielmehr zu einer bloßen Kraftprobe darüber gestalteten, wer in den Betrieben gebieten solle, was, wie unter welchen Bedingungen gearbeitet und wer dabei beschäftigt werden dürfe, ob also in seiner Betriebsstätte dem Geschäftsinhaber oder dem Gewerbegehülfen die Herrschaft zufalle. Deßhalb lehnte der „Centralverband der deutschen Industriellen“ seine Betheiligung ab, was dahin führte, daß am 10. October 1898 der Bundesvorsitzende Wirth sich zu der Erklärung veranlaßt sah, „mit schwerem Herzen das lang gehegte Kind der Hoffnungen haben preisgeben zu müssen“.

Während in Deutschland offen der Versuch als ein lebensunfähiger Embryo bezeichnet wurde, hat sich in Oesterreich eine gleiche Wandlung, obschon mit weniger Offenheit vollzogen. Auch dort versuchte im Jahre 1900 der „Bund österreichischer Industrieller“ eine Versicherung gegen Streikschäden in das Leben zu rufen. Insofern geschah dies mit einem scheinbar günstigeren Erfolge, als das von ihm ausgearbeitete Statut bereits die behördliche Genehmigung erhalten hat und die Aufnahme des Geschäftsbetriebes für Anfang September 1903 vorgesehen war. Allein sie sollte erst dann erfolgen dürfen, wenn 250 Firmen mit 25000000 Kronen an jährlichen Gehältern und Löhnen ihren Beitritt erklärt haben. Die Gesellschaft sollte auch hier auf Gegenseitigkeit beruhen, einen Gründungsfond von 250000 Kronen aufbringen, einen anzusammelnden Sicherheitsfond von 2000000 Kronen erhalten, während die Prämien bereits auf 4 v. H. festgesetzt und selbst die Aussicht auf einen Gewinnantheil eröffnet wurden. Doch scheint entweder später die Einsicht gekommen zu sein, daß diese Vorbedingungen sich nicht erfüllen lassen, oder die Hoffnung auf ausreichenden Beitritt sich als trügerisch erwiesen haben. Denn der Eröffnungstag ist abgelaufen, ohne daß der Betrieb thatsächlich seinen Anfang genommen hat.

Vielleicht wird in Amerika den Enthusiasten für dieses Versicherungsunternehmen ein gleiches Geschick nicht erspart bleiben, so laut sie auch zur Zeit noch in das Horn blasen, um das Heil zu verkünden, welches der leidenden Menschheit von dort aus beschieden werden soll. Denn zur Zeit fehlen noch jegliche Anhaltspunkte dafür, auf wie hoch die Entschädigungsbeträge sich jährlich belaufen können, in welchem Verhältnisse sie zu den in einem gleichen Zeitabschnitte gezahlten Arbeitslöhnen zu stehen kommen, auf wie hoch mithin das zu übernehmende Risico sich herausstellen kann und wie sich der Prämiensatz zu den gezahlten Löhnen der Einzelbetriebe gestaltet. Sind dies bereits erhebliche Schwierigkeiten, welche der Ausführung des Planes sich entgegensetzen, so werden sie hier noch dadurch gesteigert, daß nicht, wie es in Deutschland und Oesterreich in Aussicht genommen war, die gefährdeten Betriebsunternehmer auf Gegenseitigkeit die Vertreter der Versicherung sein sollen. Es vielmehr eine Erwerbsgesellschaft diese Versicherungsart in das Leben rufen will. Sie beansprucht selbstverständlich einen Unternehmergewinn für sich, so daß neben den für Entschädigungszwecke und für Verwaltungskosten erforderlichen Aufwendungen auch noch dieser Geschäftsgewinn durch die gezahlten Versicherungsprämien aufgebracht werden muß. Ohne die Industrie erheblich zu belasten und in ihrer Concurrenzfähigkeit auf dem Weltmarkte zu gefährden, erscheint das Gelingen dieses Planes kaum erreichbar. Zum Glück für die deutschen Industriellen muß ein neues Versicherungsunternehmen Seitens des Reichsaufsichtsamtes für Privatversicherung gutgeheißen sein, bevor es seine Netze auf Gimpel, die sich einfangen lassen, hier ausbreiten kann. Und deßhalb dürfte deutsches Geld den amerikanischen Erfindern auf diesem Gebiete schwerlich zufallen, Deutschland also von dieser Wohlfahrtseinrichtung verschont bleiben.

Damit soll aber nicht gleichzeitig ausgesprochen sein, es sei der Gedanke unbedingt von der Hand zu weisen, die wirthschaftlichen Nachtheile aus Arbeitskämpfen dem Einzelnen abzunehmen und auf die Schultern der Gesammtheit eines in sich abgeschlossenen Industriezweiges zu übertragen. Im Gegentheile wird die Zweckmäßigkeit eines derartigen Vorgehens ausdrücklich anerkannt. Nur fehlen zur Zeit noch die Voraussetzungen zur Prüfung, wie die Ausführung dessen sich ermöglichen lasse. Kurz, die Frage ist noch nicht spruchreif. Es giebt wohl kaum eine Gruppe von Betriebsunternehmern, bei welcher nicht das Bedürfniß erkannt wurde, die Kräfte zu sammeln, um in festgeschlossener Phalanx der vereinigten Macht der Gewerkschaften entgegentreten zu können, also in den mehr als bloße Kraftprobe sich kennzeichnenden Arbeiterkämpfen gleichgewaffnet sich gegenüberzustehen. Dies ist aber nur angängig, wenn der Capitalsschwächere durch den Capitalsstärkeren gehalten wird, letzterer also die Unterstützung des Ersteren, insoweit dieser solcher bedarf, mit übernimmt und die Ansammlung eines größeren Streikfonds vorgesehen wird. Denn unterbleibt solches, dann liegt die Gefahr nahe, daß die kleineren Betriebsunternehmer die Forderung der Arbeiter willenlos zugestehen, wodurch die Ausständigen zum Beharren in ihren Bedingungen bestärkt werden. Der Innungsverband Deutscher Baugewerksmeister ging von dieser Erwägung aus, als er am 6. September 1898 zu Breslau die Gründung örtlicher Arbeitgeberverbände und deren Zusammenschluß zu einem Deutschen Arbeitgeberbunde im Baugewerbe anempfahl. Dem Bunde sollte auch die Aufgabe zufallen, die capitalsschwächeren Fachgenossen wegen ihrer erlittenen Nachtheile thunlichst schadlos zu halten. Hierbei verhehlte man sich nicht die Thatsache, daß, je schwächer ein Betrieb sei, er desto leichter zum Zugestehen einer Vertragsstrafe für den Fall des nichtinnegehaltenen Fertigstellungstermines dem Besteller gegenüber sich verpflichten werde, um sich auf diese Weise den Auftrag zu verschaffen. Seine Verluste in Folge eines Arbeiterausstandes würden also nicht nur auf den entgangenen Gewinn, vielmehr neben diesem auch noch auf die verwirkte Vertragsstrafe sich erstrecken. Dadurch würden aber diese mit Versicherungsprämien nur gering herangezogenen Mitglieder mit hohen Entschädigungsansprüchen das Unternehmen überstark belasten, so daß hier die Prämie in argem Mißverhältniß zu dem Risico stünde. Aus diesem Grunde wollten die Einen die Streikklausel, d. h. die Bestimmung in die Satzungen aufgenommen haben, daß jedes Mitglied eine Bauausführung nur unter der Bedingung übernehmen dürfe, es solle um die Dauer eines Arbeiterausstandes die vereinbarte Fertigstellungsfrist sich verlängern. Andere hielten dies übrigens in Uebereinstimmung mit der Rechtsüberzeugung des Reichsgerichtes für unangänglich und deßhalb eine Versicherungnahme für geboten, weil durch eine solche Jeder im Voraus sich gegen die ihm drohende Verlustgefahr decken könne, also im Voraus zu bestimmen vermöge, auf wie hoch er sein etwaiges Risico schätze. Dieser letzteren Auffassung dürfte der Vorzug zweifellos zuzugestehen sein. Ihre Verwirklichung ist aber nur durch eine Gesellschaft annähernd gleicher Betriebszweige auf Gegenseitigkeit erreichbar. Um das Verhältniß zwischen Prämien und Entschädigungsbeträgen annähernd richtig zu gestalten, mithin das zu übernehmende Risico einerseits, den Prämientarif andererseits zutreffend

abzustufen, sind jedoch sorgsame statistische Erhebungen über den Umfang der Streikgefahr und der daraus zu besorgenden Verluste unentbehrlich. Sie vorzunehmen, dürfte sich als nächstliegende Aufgabe der Industrie aus dem veröffentlichten Plane der Schöpfung einer Versicherung gegen Streikgefahr herausstellen.

Literatur und Kunst.

Friedrich Hebbel's Philosophie des Dramas.

Von Heinrich Driesmans.

Eine künftige Zeit wird einmal das wesentlichste Moment zur Bewerthung der deutschen Volksnatur nicht nur in ästhetischer, sondern auch in ethischer Hinsicht darin erkennen, daß sie keinen großen Dramatiker hervorgebracht hat, und diese Thatsache zu ihrem „Ethos“ in Beziehung zu setzen wissen. Um so eifriger sehen wir die deutschen Dichter bemüht, sich eine Begabung, die ihnen mehr als allen anderen rasseverwandten Völkern versagt ist von der Natur, auf künstlichem Wege sich einzuverleiben; in dem instinctiven Zuge nach Bethätigung und Uebung gerade des schwächsten und schlechtest entwickelten Organs, gleichwie ihr Altmeister Goethe sich nicht damit zufrieden gab, nur ein großer Dichter zu sein, sondern durchaus noch ein großer Zeichner werden wollte.

Die Engländer haben ihren Shakespeare, die Franzosen ihren Molière, die Spanier ihren Calderon, wir unseren Schiller. Merkwürdig, daß auch die Italiener, zumal in der dramatisch so bewegten Zeit der Renaissance, kein großes Drama gezeitigt haben. Schiller, der ein um eben so viel größerer Denker wie geringerer Dramatiker war, scheiterte, so sagt man, an seiner überwiegenden Reflexion. Er arbeitete schwer, um so viel schwerer, wie jene leicht, und nicht seine Reflexion, die war ihm nur Mittel, Auskunftsmittel und Krücke seiner Natur, sondern, so sagen wir, sein Ethos stand ihm im Wege und verlegte ihm den Aufstieg zum großen Dramatiker. Die Deutschen arbeiten zu viel, ihre Natur ist zu sehr darauf eingestellt, als daß sie leicht große Dichter und Künstler zeitigen könnten. Bis auf Goethe's Lyrik ist die gesammte Kunst und Dichtung schwer erarbeitetes Gut. Es fehlt die Unmittelbarkeit des Verkehrs mit der Natur und dem Leben, der psychophysische Contact. Und am „pflichteifrigsten“ haben sich unsere Dramatiker gezeigt. Wer in das geheime Schaffen der Otto Ludwig und Friedrich Hebbel hineinsieht, der muß über dieses unermüdliche, liebevolle Bemühen erstaunen und gerührt werden. Aber es mischt sich etwas wie Mitgefühl und Mitleid hinein, und das leidet die Kunst nicht, das schließt die ganze, große, unmittelbare Kunst aus. Ein Künstler, der „Liebe“ erweckt, ist keiner im vollen Sinne. Seine schöpferische Kraft soll dämonisch wirken auf die Mitlebenden und ihn Erlebenden. Eben weil uns das Dämonische fehlt, das vor Allem die griechischen Dramatiker zeigen, darum ermangeln wir der deutschen. Einzig Goethe hatte es in Etwas; Schiller versuchte es nach dem Vorbild der Griechen zu haben — mit dem bekannten Pflichtgefühl und der deutschen Gründlichkeit.

Eine der „tragischesten“ Gestalten unter den deutschen Dichtern ist in diesem Sinne Friedrich Hebbel. Er versprach mehr als Schiller, und ich halte ihn auch für den größeren Dramatiker; aber verhängnißvoller Weise stand ihm die Reflexion, oder, nach meiner Auffassung, das deutsche Ethos, in noch weit stärkerem Maße im Wege, als seinem Vorgänger.

Als letztes Ziel des künstlerischen Schaffens wie des Lebens schwebte ihm die Form der „Tragikomödie“ vor, in der das ewig Lebendige sich durch seinen eigenen Gegensatz bezwingt, indem es überall sein Correctiv sucht und findet, vermöge dessen es sich über sich selber hinaushebt und sein eigenes Wollen und Werden wie von einer jenseitigen Höhe aus überschaut, bestimmt und leitet. Diese Form hat Hebbel erdacht, nicht geschaffen, und das ist wiederum das Bezeichnendste für ihn als deutschen Dramatiker. Ich kann mir in der That nichts Dämonodramatischeres denken, das tragischer und komischer zugleich wäre, als diese Selbstbezwingung des Lebens aus seinem eigenen Gegensatz heraus, und nur ein Deutscher konnte auf diese Auskunft verfallen. Es ist die Pädagogik des Lebens an sich. Wenn ein Dichter erst einmal anfängt zu denken, dann ist es mit seinem Schaffen vorbei. Und Hebbel hat in diesem Punkte in gewissem Sinne zu Ende gedacht. So sind wir wieder einmal um das eigentlich deutsche große Drama, die Tragikomödie, gekommen. Hebbel wäre der Mann dazu gewesen und bemühte sich redlich darum — da, als er diese höchste Form zu fassen glaubte, schlug ihm das deutsche Ethos eben in seinem redlichen Bemühen lachend die Thüre vor der Nase zu. Er erwachte aus seinem reflexiven Traum und sah ein Luftgebilde entschweben, das zu schaffen er darüber vergessen hatte. Er hinterließ uns nur „Julia“ und „Maria Magdalena“ als schwache Verwirklichungen dessen, was er sich „erdacht“ und im Reflectiren zu realisiren verabsäumte. Deutsche Tragikomödie!

In seinen Bemerkungen „Zur Julia“ hat Hebbel Worte geschrieben, die den Grundriß seines dramatischen Schaffens aufdecken und seine Philosophie des Dramas enthüllen. „Ich behaupte,“ heißt es da, „daß gar kein Drama denkbar ist, welches nicht in allen seinen Stadien unvernünftig oder unsittlich wäre. Ganz natürlich, denn in jedem einzelnen Stadium überwiegt die Leidenschaft und mit ihr die Einseitigkeit oder die Maßlosigkeit. Vernunft und Sittlichkeit können nur in der Totalität zum Ausdruck kommen und sind das Resultat der Correctur, die den handelnden Charakteren durch die Verkettung ihrer Schicksale zu Theil wird.“ Hier findet sich in der That die ganze Lebensphilosophie Hebbel's als dramatische Philosophie in Form gefaßt. Und noch deutlicher wird er an einer anderen Stelle, in der er an Shakespeare rühmt, daß er selbst seine furchtbarsten Charaktere auf Naturbedingungen zurückzuführen wisse, die ihnen die Existenzberechtigung sichern. Dasselbe gelte aber auch vom Geschichtsschreiber. „Denn das Drama ist nur darum die höchste Form der Kunst“ heißt es da, „und die Tragödie wieder die höchste Form des Dramas, weil das Gesetz des Dramas dem Weltlauf selbst zu Grunde liegt und weil die Geschichte sich in allen großen Krisen immer zur Tragödie zuspitzt.“ Daß in Romeo und Julia die Alten so gut ein relatives Recht haben, wie die Jungen, daß im König Lear die grausamen Töchter in dem unnahbaren Jähzorn des Vaters wenigstens ihre halbe Entschuldigung finden, daß ein Zauderer, wie Hamlet, einem Usurpator, wie Claudius, nicht rein wie ein Engel des Lichts gegenübersteht, das leuchte auch dem Kurzsichtigsten ein. Daß aber „in der Reformation und der Revolution sich das gleiche Gesetz vollzieht, daß Katholizismus und Protestantismus, Conservatismus und Liberalismus auf gleiche Weise und unter gleichen Bedingungen mit einander kämpfen, und daß es auch hier keinen Moment giebt, wo irgend ein Unrecht zu begehen, sei das eine auch noch so groß und das andere auch noch so klein, daß es sich also immer nur um Verhältnisse, um ein moralisches Plus oder Minus, nicht aber um definitive, gewissermaßen chemische Scheidungsprocesse handelt, das,“ meint Hebbel, „wird schwerer erkannt und ist doch ebenso wahr. Was nun ein Dramatiker werth ist, der für diesen Dualismus des Rechts keinen Sinn hat, weiß Jeder, aber der Historiker, dem er fehlt, sollte nicht höher im Preise

stehen; wer nur schwarz und weiß kennt, der kennt gar nichts, wer mir nicht Ignaz von Loyola und den Laroche-Jacquelin zeichnen kann, dem erlasse ich auch den Luther und den Mirabeau."

So gestaltet sich die Geschichte für Hebbel's Auge überall dramatisch, und das individuelle Schicksal wie die individuellen Strebungen werden ihm zur Tragikomödie, über welche die „ewige Rechtsidee" der ausgleichenden, heilig schaffenden Lebensgewalt hinwegschreitet. Denn daß diese siege, darauf kommt es allein überall an, nicht daß das Individuum „gerächt" werde und zu seinem Rechte komme. Die Moral der Gesellschaftsordnung ist die des bürgerlichen Trauerspiels, in dem die Tugend siegen und der Böse seinen verdienten Lohn empfangen muß, auf daß das Gesetz befestigt und die öffentliche Ruhe nicht gestört werde. Zu dieser steht die Moral des großen Lebens und seiner tragikomödischen Gestaltung antithetisch. Diese ist, um mit Nietzsche zu reden, „moralinfrei", und auch für Hebbel wird, was dort Moral, zur Unmoral hier, und umgekehrt. Und den moralisirenden Historikern sagt er die schneidenden Worte: „Es ist ein großer Irrthum deutscher Wissenschaft, wenn sie auch in diesem Kreise die Vermittelung für ihre Aufgabe hält, und es steht ihr fast komisch, wenn sie für die reine Wäsche der historischen Gestalten sorgen zu müssen glaubt" — nämlich, damit das Vertrauen zur sittlichen Weltordnung und ewigen Gerechtigkeit nicht gefährdet werde. In diesem Sinne stellt er besonders den „Fall Sokrates" heraus, und weist die gangbare Meinung zurück, die Menschheit verliere ebenso viel, als Sokrates verlöre, wenn seine Gegner Recht hätten. „Es liegt an und für sich wenig daran," meint er, „ob auch einmal die Masse — und wäre es die Masse von Athen — eine Sünde begeht; sie steht in ihrer Ungebundenheit noch unter dem Einzelnen, der in seiner Persönlichkeit Schranken findet, welche jene nicht kennt. Aber es liegt allerdings daran, daß das, was als Sünde in die Welt tritt, und was in Bezug auf diejenigen, die es zunächst veranlaßten, auch immerhin Sünde bleiben mag, von höherer Hand die Taufe der Nothwendigkeit erhalte; es liegt daran, daß das Schicksal die That blinder Leidenschaft adoptire; wir müssen uns überzeugen, daß nur Sokrates, nicht aber die ewige Rechtsidee selbst, welche, einmal feierlich hingerichtet, die Welt zur Schädelstätte der Gottheit machen würde, weil sie niemals wieder aufstehen könnte, den Giftbecher trank." Aber man glaubt fast Nietzsche reden zu hören, wenn er fortfährt: „Und so war es, die Athener thaten mit bösem Gewissen und aus unlauteren Gründen das Rechte; Sokrates stand seiner Zeit mit dem scharf geschliffenen Schwert einer neuen Philosophie gegenüber; seine Zeit, stärker als er, entwaffnete ihn und tödtete ihn mit seinem eigenen Schwert, mit dem Schwert, mit dem er tödten wollte. Er errichtete dem „unbekannten Gott" den ersten Altar und ward dem alten Donnerer als letztes Opfer geschlachtet; wir mögen das Opfer beklagen, aber — und dessen freuen wir uns — wir haben nicht nöthig, die Opferer zu verdammen."

Das ist der dramatische Ausgleich des großen dämonischen Lebensstyls, der wie in einer geheimen Absichtlichkeit der sittlichen Welt- und moralischen Gesellschaftsordnung in's Gesicht schlägt, wie um überall sein Herrenrecht geltend zu machen: sic volo, sic jubeo — nicht wie ihr wollt, sondern wie ich will! Das Leben ist kein bürgerliches Trauerspiel, aber wir hegen eine dementsprechende Auffassung von ihm und möchten es womöglich in ein solches umschaffen. In dieser Hinsicht ward Hebbel nicht allein der dramatische, sondern auch der philosophische Erlöser aus einer kleinbürgerlichen Welt und Lebensauffassung, und er hat dem Zarathustra-Philosophen vorgearbeitet, der das Leben wiederum in seine ureigene, ursprüngliche Dämonalogie hineinstellte und aus dieser rechtfertigte. Seine dramatische Philosophie als tragikomödische Form hohen Styls klingt mit des Letzteren „amor fati" und heiligem Jasagen zum Leben zusammen.

„Das Leben, in welcher Phase es sich auch befinde, hat immer Form, wenn auch zuweilen eine mit Händen nicht greifbare, es ist stets in Gährung, aber nie in Fäulniß; seine Form geht ihm jedoch eben verloren, wenn wir es mit den tyrannisirenden Allgemeinheiten, die sich vom Großvater auf den Enkel vererbten, in Einklang zu bringen suchen, dann erstarrt es, und den Strom, der uns das köstlichste Bad gewähren könnte, können wir höchstens noch zur Schlittenbahn umschaffen." Aber es erscheint ihm schon als ein Unglück, „daß die menschliche Gesellschaft der auf nichts Ursprüngliches zurückführenden Form des Staates bedarf, denn die genialsten Richtungen und Entwickelungen der Individualitäten werden dadurch im Keime erdrückt, und es ist die Frage, ob die übrigbleibenden, die allerdings innerhalb der Wälle und Mauern besser, wie sonst, gegen Wind und Wetter geschützt sind, in ihrer süßereichsten Ausbeute für die zurückgehaltenen und erquetschten Ersatz leisten." Und diesen Gesichtspunkt unmittelbar wiederum auf die Kunst angewandt: „Wollt Ihr dem Geist sogar auf seinem eigensten Gebiet unter dem hammelfrommen Namen einer Aesthetik die Constitution abdringen? Was kommt dabei heraus? Freilich, Ihr könnt dann gesetzlich schimpfen, Ihr könnt heute ein Gefühl wegen Trunkenheit in die Wache setzen, morgen einen Gedanken über Beleidigung eurer Majestät auf die Festung schleppen, und übermorgen eine Phantasie wegen ihrer allzukühnen Flügel in's Tollhaus schicken. Das Leben ist sein eigenes Gesetz und seine eigene Regel, aber Ihr wollt den Gott noch immer erst anbeten, nachdem Ihr ihn gekreuzigt habt. So lange der Baum grün ist, schneidet Ihr ihm die Zweige ab, und aus dem dürren Gefällten macht Ihr — nicht eine Welle für Eure Mühlen, sondern ein Götzenbild."

Wir sehen in diesen wenigen citirten Sätzen eine ganze Philosophie niedergelegt; aber was mehr ist, kein philosophisches System, sondern eine dramatisch belebte Philosophie als Gegenbild der lebendigen Tragikomödie selber, in der gleich wie im Drama „Vernunft und Sittlichkeit nur in der Totalität zum Ausdruck kommen und das Resultat der Correctur sind, die den handelnden Personen durch die Verkettung ihrer Schicksale zu Theil wird." So soll, wie er im Vorwort zu „Maria Magdalena" sagt, die dramatische Kunst den welthistorischen Proceß fortsetzen, indem der Mensch nicht, wie man ihm schuld giebt, neue und unerhörte Institutionen, vielmehr nur ein besseres Fundament für die schon vorhandenen wolle, nämlich daß diese sich auf nichts als auf Sittlichkeit und Nothwendigkeit, die identisch sind, stützen sollen. Das Leben erscheint ihm als „Kategorie der Möglichkeiten", und wie Nietzsche in ihm ein Experiment des Erkennenden sehen wollte, so Hebbel ein solches des Schaffenden, ein Experiment der lebendigen Dämonalogie, des Willens zum Leben, der mit sich selber spielt in den mannigfachen Formen seiner Individuation und vermöge der unausgesetzten Correctur dieser letzteren und Reibung an einander sich gleichsam in die Höhe spielt, sich spielend hinauf hebt von Form zu Form, von Stufe zu Stufe. Reibung und Correctur bilden die Tragikomödie des wirklichen Lebens, das man weder einseitig ernst noch heiter, sondern nur aus einer jenseitigen Perspective in einer höheren Synthese ernst und heiter zugleich, nehmen darf — „tragikomödisch": in höchster Lust wie in tiefstem Leid nur als Medium der Steigerung seines Forminhalts. Freude und Schmerz sind nur Begleiterscheinungen, Krücken der Natur, äußerliche Symptome grundlegender Vorgänge, deren Wollen und Werden uns verborgen bleiben, und die den Wesenskern des Lebens nicht berühren. Dieser ist ein Dämon, der die einzelnen Individuationen gegeneinander ausspielt zu seinen dämonisch-übermenschlichen Zwecken und das ganze Leben solchermaßen in eine grandiose, dramatisch bewegte Handlung verwandelt. Aber während die Individua-

tionen untereinander handeln und ihre kleinen Geschäfte austragen in Freude und Leid, Lust und Schmerz, und dergestalt das Leben zu leben glauben, zieht er die Summe, die Essenz aus ihrem Thatengang und knetet aus dem, was sie an Wirkungen und Wirklichkeiten, an potenzirten Kräften hinterlassen, den neuen, werdenden Menschen zurecht, als ein anderer Prometheus, der als Totalität nur geistig über der dramatischen Handlung schwebt und wie ein Gespenst hindurchschreitet als ausgleichend-ergänzende, ewige Rechtsidee, aber mehr und mehr verkörpert und wirklich wird in dem Grade, wie eine Individuation um die andere sich auslebt, erschöpft und von der Bühne abtritt, um neuen, höheren Kategorien der Lebensmöglichkeiten Platz zu machen.

Das ist der erheiternde Ausblick und Lichtstrahl, der in die düstere Welt der dramatischen Handlungen Hebbel's fällt. Es giebt eine Lebensmöglichkeit auch für den Schuldbeladenen und vam Unglück tief Gebeugten. In „Maria Magdalena“ sagt der Secretär in der Schlußscene zum Meister Anton: „Er hat sie auf den Weg des Tades hinausgewiesen, ich, ich bin schuld, daß sie nicht wieder umgekehrt ist. Er dachte, als er ihren Jammer ahnte, an die Zungen, die hinter ihm herzischeln würden, aber nicht an die Nichtswürdigkeit der Schlangen, denen sie angehören ... ich, statt sie, als ihr Herz in namenloser Angst vor mir aufsprang, in meine Arme zu schließen, dachte an den Buben, der dazu ein Gesicht ziehen könnte ...“ Und auch Meister Anton werde nach einmal sprechen: „Tochter, ich wollte doch, Du hättest mir das Kopfschütteln und Achselzucken der Pharisäer um mich her nicht erspart, es beugt mich doch tiefer, daß Du nicht an meinem Sterbebett sitzen und mir den Angstschweiß abtrocknen kannst.“ So erkennt der Secretär den Schuldbeladenen die Kraft und die Pflicht zu, der Welt zu trotzen, die Schuld auf sich zu nehmen und die zischelnden Zungen zu verachten. Damit wird eine Weltwende gekommen sein, wenn die Schuld stalz geworden, sich nicht mehr schamhaft vor dem Pharisäerblicke krümmt und in den Tod flieht. Opfer müssen dafür fallen, damit die edlen schuldbeladenen Seelen leben können, dürfen, und Maria Magdalena ist ein solches, über das des Menschen Weg zu höherer sittlicher Freiheit geht. Zwar bleibt Meister Anton fest bis zum letzten Augenblick. „Er war's nicht werth, daß ihre That gelang.“ Aber sein Schlußwort: „Ich verstehe die Welt nicht mehr,“ deutet an, daß mit ihm das alte Leben und seine sclavische Auffassung zu Grabe geht.

Eine andere, neue Lebensmöglichkeit. In der „Julia“ sagt Graf Bertram: „Sie meinen, ich will aus der Welt gehen, weil die Welt zu schlecht für mich ist? Sie irren sich, es treibt mich fort, weil ich zu schlecht für die Welt bin.“ Und dann zu Antonio und Julia: „Wir bleiben zusammen, so lange das Schicksal will! Aber wenn ich sterben sollte, eines natürlichen Todes sterben sallte ...“ Antonia: „Dann wollen wir uns fragen, ob wir noch glücklich sein dürfen.“ Julia: „Wir wollen uns fragen, ob wir noch glücklich sein können!“ Das Ja zum „Dritten im Bunde“, indem Jedes seine Schuld auf sich nimmt, in den Worten Antonio's: „Wir Alle haben zu büßen und ich zumeist.“ Das Ja zu einem neuen Leben, in neuen ungeahnten Formen, das auch dem noch das Dasein gönnt und ihm die reine Freude daran verheißt, den die alte sittliche Welt- und Gesellschaftsardnung unerbittlich zum Tode verurtheilt.

Herodes und Mariamne. „Kann ich mit dem noch leben, der in mir nicht einmal Gottes Ebenbild mehr ehrt?“ Titus: „O, fühlt' er das und käm' van selbst, und würfe sich Dir zu Füßen.“ Mariamne: „Ja! Dann hätte er den Dämon überwunden, und ich könnte ihm Alles sagen.“ Sie verstellt sich gegen Herodes, um ihn auf die höchste Prabe zu stellen; stellt sich schuldig. Er besteht diese Prabe nicht. Es war die Rache ihrer Liebe zu ihm, daß sie das Geheimniß ihrer Unschuld mit in's Grab nahm, so daß ihn der Schlag dann dappelt treffen mußte. Er bricht ihn nicht: „Auf jetzt, Pharisäer, empört Euch gegen mich.“ Auch Herodes bäumt sich unter ihm noch zu düsterer Größe empor. „Wäre meine Krone mit allen Sternen, die am Himmel flammen, besetzt: für Mariamne gebe ich sie hin und, hätt' ich ihn, den Erdball mit. Ja, könnte ich sie dadurch, daß ich selbst, lebendig, wie ich bin, in's Grab mich legte, erlösen aus dem ihrigen, ich thät's, ich grübe mich mit eigenen Händen ein! Allein ich kann's nicht! Darum hab' ich noch und halte fest, was ich noch hab'!“ Und führt nach einen leidenschaftlich blutigen Schlag nach dem „Wunderknaben“ aus David's Stamm, bevor er zusammenbricht. Die verkannte beleidigte Unschuld nahm sein Geschlecht in ihrem Schooße mit in's Grab, den „Sahn“, den sie ihm anders geboren hätte, und reißt ihn mit dahin, so fest er sich noch im letzten Augenblick an's Leben klammert. Die Thore der Zukunft schlagen var der alten Menschheit zusammen, die sich selbst, verblendet, dahin richtet. Und sie nimmt bewußt den Tod auf sich, um dem neuen Geschlecht Raum zu geben, das der Wunderknabe verheißt, das ein Leben in reineren Formen sich zubereiten wird.

So klingt Hebbel's dramatische Philosophie überall in ein Jasagen zum Leben aus, zu einem Leben, das der Schuld nicht mehr sclavisch-feige erliegt, sondern sie stolz und zukunftsfreudig trägt, in dem erhebenden Gefühl, Stufe zu sein, über die des Menschen Sohn zu reineren, heiteren Lebensformen emporsteigt. Nicht der Tod erlöst fürder vom Leben, sondern das Leben. Denn Er will nicht, daß der Sünder sterbe und verderbe, sondern daß er lebe. So war auch Mariamne, die keusche Unschuld der Antike, noch nicht reif für das Leben, in ihrem Stalz, die Schuld ihrer Unschuld auf sich zu nehmen, und auch Sokrates, der dem „unbekannten Gott“ den ersten Altar errichtete, mußte noch dem alten Donnerer als letztes Opfer geschlachtet werden; auch er schuldig, und erst dem Wunderknaben den Weg bereitend, der die Schuld vom Tod erlöste durch sein Leben.

Ueber die letzten Dinge.

Von Max Kempff.

Wer seinem Werke Gedeihen wünscht, darf es mit den Mächtigen nicht verschütten. Das ist Pfennigweisheit. Darum halten die Reichen wenig von ihr. Aber man muß — so lehrt eine andere spottbillige Sentenz — den Pfennig ehren, um des Thalers werth zu sein, und man muß sich nicht einbilden, daß die Mächtigen der Erde sämmtlich Kronen tragen oder mit dem Titel Excellenz angeredet werden. Ich fürchte, in dieser Beziehung hat es Otto Weininger versehen. Sein Buch vom Geschlecht und Charakter wird sich nur mühsam durchringen, weil einigen übermäßig empfindlichen Großmächten unserer Zeit Unangenehmes, Allzudeutliches darin gesagt wird und weil sie deßhalb Ursache haben, diese That todtzuschweigen. Der Israelit Weininger hat den Fehler begangen, eine nicht eben günstige Charakteristik des Judenthums zu schreiben. Dergleichen liebt man in den Redactianen von Wien und Berlin nicht. Wenn das Genie uns auf die Hühneraugen tritt, leugnen wir seine Genialität. Und Weininger hat einen so unerhört groben Tritt gehabt ...

Dem Dreiundzwanzigjährigen, der zum Revolver griff, um nicht zu versinken, ist ein süßsaurer Nachruf rasch geschrieben. Todte schweigt man damit am besten todt. Seine Jugend war bewaffnet mit der ganzen Bildung des Jahrhunderts, sein Scharfsinn wandelte tigerängig durch alle Finsternisse, und er handhabte die deutsche Sprache, wie ein Meister Florett und Säbel handhabt. Also resümiren wir: ein Wunderkind. So ein Bacsey der Metaphysik. Na ja ... Schade um ihn! Hätte was leisten können, wenn er bei

Zeiten vernünftig geworden und zu Kreuz gekrochen wäre. Nun aber hat sein Buch nur Curiositätsreiz, ist nur das Document eines total verpfuschten Lebens. U. s. w. R. i. p.

Den Nachlaß Weininger's*) hat M. Rappaport mit einem liebevollen biographischen Vorwort versehen, das die Weltanschauung des Verstorbenen zu deuten versucht und den Selbstmord aus ihr erklärt. „Jeder Mensch enthält etwas vom Nichts, vom Chaos, vom Teufel (der für Weininger bloß das personificirte Nichts ist) und etwas vom All', vom Cosmos, von der Gottheit. Diese beiden Mächte ringen miteinander; ihr Kampf ist der Sinn des menschlichen Lebens. Und zwar bestimmt die specifische Art seines Chaos, seines ‚Nein', bei jedem Menschen die Entwickelung und Ausbildung gerade desjenigen ‚Ja' aus dem Reiche des Cosmos, der Gottheit, welches seinem Nein, seiner Form des Chaos genau entgegengesetzt ist." — „Die Gottheit incarnirt sich im Menschen, um dort im Kampfe gegen das Nichts ihrer selbst sich bewußt zu werden." Dieser innere Kampf war in Weininger's Seele gewaltig und verzehrte seine Kraft. „Es giebt," sagte er einmal, „drei Möglichkeiten für mich: den Galgen, den Selbstmord und eine Zukunft, welche so glänzend ist, daß ich sie mir gar nicht auszudenken getraue." Hätte die Gottheit gesiegt, dann wäre die glänzende Zukunft sein gewesen — doch Teufel und Galgen drohten nicht minder. So blieb nur der Selbstmord. Ein melancholischer Ausweg. Weininger's Theorien vom ethischen Dualismus, den er, ein anderer Faust, in sich selbst so übertrieben scharf ausgeprägt fand, machten ihm das Weltbild durchsichtig und erklärten ihm die letzten Räthsel. Wie fest er sich darin einspann, geht beispielsweise aus aphoristischen Bemerkungen über die Thiere hervor, die er, frei nach Mephistopheles, zum Theil für Geschöpfe des Teufels erklärte (des bewußten Weininger'schen Teufels). So galt ihm die Tiefsee-Fauna als Verkörperung von verbrecherischen Principien, da sie den Aufenthalt so fern vom Licht gewählt hat. Er schreibt in einem seiner letzten Briefe an Rappaport: „Sind die Pferdebremse (die übrigens eine gewisse sodistische Schönheit hat) und der Floh und die Wanze auch von Gott geschaffen? Das will und kann man nicht annehmen. Sie sind Symbole für etwas, wovon Gott sich abgekehrt hat."

Es fehlt den hinterlassenen Aufzeichnungen Weininger's selbstverständlich die eherne Geschlossenheit, welche „Geschlecht und Charakter" zu so wuchtiger Wirkung erhebt.. Aber reicher an Anregungen, an Blitzlichtern und kostbaren Goldfunden ist kein Buch unserer Tage. Das funkelt und glitzert, das schürft jedoch auch, mühselig und unverdrossenen, allerehrlichsten Fleißes, in die Tiefe und gräbt Gedankenstollen, die weiter befahren werden müssen. Die Studien und Speculationen über die Einsinnigkeit der Zeit, über Raum und Wille; die Versuche einer Thierpsychologie, die Werthung von Kunst und Wissenschaft stellen Weininger als Beobachter und Erkenner gleich hoch. Ihm eignet die Kunst Friedrich Nietzsche's, Probleme zu stellen und mit fein geschliffenen Epigrammen zu lösen; wie Nietzsche ist er der Herr des Aphorismus. Unbändige Kraft verleitet ihn dann zu Satanesken, besonders seiner theoretischen Nichtleidenschaft, dem Weibe, gegenüber: „Das Innenleben der Frau dauert immer höchstens neun Monate." — Seine Universalität ist echt; nie spielt er mit den Dingen, und nie sucht er gleißnerisch zu blenden. Wenn er sein Können an literarischen und künstlerischen Fragen erprobt, so wird man ihm oft widersprechen, doch der Oberflächlichkeit wird man ihn nicht zeihen. Wie wunderbar fein sind seine Randglossen zu Wagner's Parsifal! Und was er über Henrik Ibsen und dessen Peer Gynt sagt, ersetzt die größere Hälfte der gesammten Ibsen-Literatur. Freunde und Feinde des Norwegers sollten sich darin vertiefen, um ihn gerechter beurtheilen zu lernen, und wer nicht Partei ergreifen mag, wird, unbekümmert um den Stoff, an dieser liebevollhelläugigen Durchdringung eines Dichterwerkes reine Freude haben. Daß Weininger unserm Friedrich Schiller arg zusetzt, liegt an der Verschiedenheit beider Männer: Schiller der Einheitliche, Weininger der dualistisch Zerrissene. Hier vergreift sich der Philosoph nicht unbeträchtlich. Ueber Schiller's psychologische Kunst sollte man nicht aburtheilen, ehe man Schiller's Technik gründlich zergliedert hat, und Schiller „im Grunde einen Epiker, keinen Dramatiker" zu nennen, zeugt von allzu unüberwindlicher Voreingenommenheit. Gerade Schiller hat den dramatischen Instinct wie kein zweiter besessen.

Jede Zeile des Weininger'schen Buches ist Anregung, und seine krystallene Sprache erhöht noch die farbige Schönheit der Gedanken. Feinschmeckern wünsche ich zu ihrem abendlichen Maximin Grünhäuser und der schmalen Bock das köstliche Testament des dreiundzwanzigjährigen Großen. Es ist ein Genuß, um den Mächtige sie beneiden werden — insgeheim auch die Mächtigen, denen Weininger durchaus nicht paßt.

*) Ueber die letzten Dinge. Von Otto Weininger. (Wilhelm Braumüller, Wien). Die „Gegenwart" brachte neulich interessante und bezeichnende Auszüge aus dieser Schrift.

Der deutsche Künstlerbund.

Von J. Norden.

„Alles fließt . . ." In zwei Jahren wird die „Deutsche Kunstgenossenschaft" ihr 50jähriges Jubiläum feiern können. Liest man in älteren Künstlerbiographien und in Memoiren, mit welchem Jubel in vielen Künstlerkreisen sie damals begrüßt wurde, die in Düsseldorf angeregte, in Bingen begründete Genossenschaft, um deren Zustandekommen sich namentlich Hermann Becker, dann E. Lentze, A. Michelis, Robert Krause, der Münchener Gisbert Flüggen verdient gemacht haben — so lächelt der Philosoph dazu.

Die Versammlung in Bingen war von Vertretern der meisten deutschen Kunststädte besucht. Nur die Anhänger der Akademie und die Professoren, nämlich die Düsseldorfer, blieben ihr fern. Man plante deutschnationale Kunstausstellungen, man betraute die Genossenschaft mit der Wahrung der Interessen freier deutscher Kunst und Künstler nach außen hin. Aus dem Geist der zweiten Hälfte der vierziger Jahre heraus war die Idee zum „Malkasten" herausgeboren. Etwas von diesem Geiste lebte auch in der „Kunstgenossenschaft", die sichtlich ein Gegengewicht gegen Bureaukratisirung der Kunstpflege und gegen akademischen Zwang bilden sollte . . .

Setzt man für Bingen — Weimar, so paßt Alles auch heute noch, nur daß die Weimarer Versammlung sich des Schutzes eines Fürsten erfreut hat. Und die Künstler-Versammlung zu Ilm-Athen richtet sich — gegen dieselbe Künstlergenossenschaft, deren Begründung damals als eine freiheitliche That begrüßt wurde.

„Alles fließt!" . . . Und abermals in 50 Jahren — wer weiß, wie dann der Ruf des jetzt in vielen Künstlervereinen mit Jubel aufgenommenen „Deutschen Künstlerbundes" sein wird?

Aber uns Zeitgenossen kümmert nicht, was in 50 Jahren sein wird. Wir wehren uns unserer Künstlerhaut, so gut wir können, und wir freuen uns der neuen Genossenschaft, und wir wünschen ihr Friede auf Erden und Wohlgefallen bei den Menschen, so für Kunst ein ehrliches Interesse besitzen.

Der Zusammenschluß aller secessionistischen Vereine und aller Kunst, die nicht durch hohe Protektion in ihrer Entfaltung behindert und verkümmert werden will, lag schon lange in der Luft. Insbesondere in dem größten Theil des nördlichen Deutschlands, wo von Staats wegen eine

veraltete Kunstanschauung immer mehr und mehr die „Dissidenten“ als Minderwerthige zu behandeln für nothwendig hielt.

Soll hier verweilt werden bei den Aeußerungen dieser veralteten Kunstanschauungen von für die staatliche Kunstpflege maßgebendster Stelle aus? Sie sind ja unvergessen, wie sie — um nur der letzten beiden Jahre zu gedenken — u. A. laut wurden namentlich anläßlich der glücklichen Beendigung der Siegesallee und der Eröffnung des Pergamonmuseums, wie sie sich ferner bethätigt haben in der Beurtheilung des Wirkens des Directors der Nationalgalerie, in der Stellungnahme zu geplanten Auszeichnungen „moderner“ Künstler und Ankäufe ihrer Werke für die staatlichen Sammlungen; in dem Personalwechsel im Decernat der Kunstpflege im Cultus-Ministerium; in der Behandlung jüngst der Frage von der Vertretung deutscher Kunst in St. Louis, die zuerst durch eine gemischte Commission, in der Künstler aus ganz verschiedenen Lagern saßen, geregelt werden sollte, dann aber plötzlich unter Aufhebung dieser mit Freuden begrüßten Maßnahme der „Kunstgenossenschaft“ übertragen wurde. Das schlug dem Faß den Boden aus: die deutschen Secessionen erklärten, unter solchen Umständen St. Louis fernbleiben zu müssen.

Hier von mangelndem Patriotismus sprechen zu wollen, wäre unbillig. Gerade weil ihnen deutsche Kunst hochsteht, wollten sie Nichts zu thun haben mit einer Organisation, von der sie von vorn herein eine ablehnende Haltung gegenüber ihren eigenen Bestrebungen annehmen konnten, wie auch daß am Ende mehr persönliche als sachliche Gründe mitwirken würden bei der Entscheidung in jedem einzelnen Fall.

Aber doch faßte andererseits die Ueberzeugung Platz, daß Nichts unversucht bleiben dürfe, um die deutsche Kunst in Amerika würdig und allseitig zu vertreten, damit es nicht wieder ein so böses Fiasco gäbe, wie 1900 in Paris.

So wurde St. Louis der Anlaß, daß es zu einem Zusammentritt kam nicht bloß etwa secessionistischer Künstler, sondern auch anderer, denen es unter dem Banner der „Kunstgenossenschaft“ nicht wohl ist, und zur Begründung des „Deutschen Künstlerbundes“, der jedem „wirklich schaffenden Künstler“ offen stehen soll, wie neulich ein Hauptführer der Berliner Secession erklärte. Der Nachdruck liegt hier auf allen drei Wörtern gleich stark: wirklich — schaffender — Künstler, obschon eigentlich das Wort „Künstler“ allein genügen sollte. Indessen — was Alles nennt sich heute nicht so? Wieviel Dilettantismus, Talentlosigkeit und — Streberthum segelt unter dieser Flagge!

Sehr bedeutsam ist bei der Begründung des „Künstlerbundes“ zweierlei: einmal, daß ganze Künstlerverbände als solche ihm gar nicht beitreten können und dürfen, sondern immer nur einzelne Künstler; sodann daß im Vorstande auch Nicht-Künstler Sitz und Stimme haben sollen, aber natürlich Männer, an deren wirklichem Kunstinteresse und Kunstverständniß kein Zweifel besteht. So wird zwischen dem Bunde und der praktischen Kunstpflege und praktischen Kunstinteressen ein lebendiges Band geknüpft.

Von Berlin aus wurde die Weimarer Versammlung angeregt: Max Liebermann und Walter Leistikow waren die Männer, die die Idee in's Rollen brachten. Hier trat ihr u. A. gleich Arthur Kampf bei, der Präsident der beiden letzten — „Großen Berliner Kunstausstellungen“. Wie er, betheiligten sich auch eine ganze Reihe anderer „wirklicher“ Künstler, die Nicht-Mitglieder irgend welcher Secessions-Verbände sind, an den Verhandlungen. Ich nenne z. B. die Düsseldorfer Gregor von Bochmann sen. und Eugen Kampf, den „Worpsweder“ Karl Vinnen, den Münchener Karl Marr. Andererseits begegnete man dort einer Anzahl unserer bedeutendsten Museumsvorstände und Kunstgelehrten: Alfred Lichtwark-Hamburg, Georg Treu-Dresden, Gustav Pauli-Bremen u. A. Daß der Director des Museums zu Weimar, Graf Harry Keßler eine führende Rolle auf der Versammlung spielte, versteht sich von selbst, wie auch, daß er in den Vorstand gewählt wurde. Von Nichtkünstlern gehören zu diesem auch noch Lichtwark und Pauli, ferner der Münchener Schriftsteller Wilhelm Wiegand, Freiherr Eberhard von Bodenhausen-Heidelberg und sogar ein Königlich sächsischer Cultusbeamter, Geheimrath von Seydlitz. Zum Unterschied von der Kunstgenossenschaft giebt's im Künstlerbunde kein allgemeines Stimmrecht; vielmehr wird der übrigens aus 35 Mitgliedern bestehende, auf je fünf Jahre zu wählende Vorstand mit der gesammten Geschäftsführung auch in Ausstellungsangelegenheiten betraut, bei deren Berathungen nur die Bundesglieder eine Stimme haben sollen, die sich wirklich an der gegebenen Ausstellung betheiligen. Auch das scheint mir ein sehr wichtiger Punkt im Programm des Bundes zu sein.

Weimar bleibt natürlich Sitz des Bundes und Mittelpunkt seiner Ausstellungen, die aber auch in anderen Kunststätten stattfinden sollen, wenn nicht anders so gar in eigenen Gebäuden . . .

Es waren nach Allem, was darüber zu hören war, schöne Tage in Weimar, das so wieder einmal in den Vordergrund deutschen Geisteslebens gerückt ist. Tage voll schöner Hoffnungen. Denn was vor Allem bezweckt wurde, das war die Schaffung einer Organisation neben der Kunstgenossenschaft, der die gleichen Rechte, wie dieser, bei allen Ausstellungen im Auslande zugestanden würden.

Aber — aber es gab gleich eine böse Enttäuschung. Eine doppelt böse, weil so nun auch die letzte Aussicht geschwunden ist, daß in elfter Stunde noch ermöglicht würde, deutsche Kunst auf der amerikanischen Weltausstellung würdig und vollständig vorzuführen. Denn wenn die alleinherrschende kunstgenossenschaftliche Commission auch die Absicht haben sollte, etwa aus Museen Werke auch von solchen Künstlern über das große Wasser zu senden, denen sie im Uebrigen ein „apage satana“ zuruft, so würde das doch nur den Stempel des Zufälligen tragen und wohl zudem bloß unter der Voraussetzung gehöriger „Säuberung“ ausgeführt werden. Und, nebenbei bemerkt — was sollen die auf solche Weise wider Willen vertretenen Künstler zu derartiger Vergewaltigung sagen?

Eine Deputation mit dem Präsidenten des Künstlerbundes, dem Grafen Kalckreuth an der Spitze, wurde aus Weimar nach Berlin entsandt, mit der Erklärung, der Bund würde sich an der Ausstellung doch noch betheiligen, wenn man ihm drüben nur ein Drittel des vorhandenen Raumes und eine eigene Jury bewilligen wollte. Ein Ausweg war also da; in elfter Stunde wie gesagt. Und — und die Abordnung wurde von Herodes zu Pilatus gesandt und kehrte schließlich mit abschlägigem Bescheid zurück und der erneuerten Festnagelung der traurigen Sachlage, daß es im Deutschen Reiche zwei Gruppen von Künstlern giebt: solche mit Rechten und solche ohne Rechte — ausgenommen das Recht, Ja und Amen zu sagen zu den Beschlüssen der anderen ihnen feindlich gesinnten Gruppe.

Pflicht der Presse wird es sein, auf dem Weltmarkte am Mississippi diese traurige Sachlage in's rechte Licht zu rücken und wenn auch nur im Interesse — der deutschen Kunst selbst. Denn im Uebrigen werden diese Stiefkinder sich schließlich zu trösten wissen: „wenn nicht, nun dann nicht“ und Alles thun, die wirklich freie Kunst nach bestem Wissen und Gewissen wirklich frei zu pflegen.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Fatum.

von Marie Marx-Koning.

Autorisirte Uebersetzung aus dem Holländischen von Frida von Rüden.

Mit etwas mehr Kraft als nöthig war, riß sie die Zimmerthür auf und stand strahlend schön in ihrem lose wogenden, hellblauen, mit viel Spitzen garnirten Kleid in der Thüröffnung.

„Sag', wie findest Du mich jetzt?“ ... fragte sie triumphirend, das kokette Köpfchen mit den hochgekämmten röthlichblonden Haaren herausfordernd erhoben, im Scherz übertrieben elegante Schrittchen machend.

Er saß an dem Tische mit einer Zeitung, in der er mit gespannter Aufmerksamkeit las.

„Hm? ...“ fragte er zerstreut, ohne aufzublicken.

„Wie Du mich jetzt findest? ...“ sagte sie, mit etwas weniger strahlendem Gesichtchen.

Jetzt sah er auf, ließ seine Zeitung ein wenig sinken

„O ... schön ... wunderschön.“

Aber er hob die Zeitung wieder höher und las weiter ...

Wie eine Blume, die zusehends verwelkt, stand sie da, mitten im Zimmer. Ihre Wangen wurden schmäler, ihre Augen matt. Sie fühlte ein unangenehmes Kribbeln in ihren Handflächen.

Hinter ihr kam eine Welle kalten Luftzuges hinein. Der rothschwarze Corridorteppich hob sich ein wenig, auf der weißen Mauer waren merkwürdige Schatten, die die Corridorlampe hinwarf.

Er blickte auf.

„Mach' die Thür zu, Kindchen! Es zieht so ...“, sagte er mit einem flüchtigen Blick nach ihr hin.

Langsam drehte sie sich um; so schwer war plötzlich ihr Körper, daß sie kaum gehen konnte.

Sie machte die Thür zu, sah unbewußt einen Augenblick den Corridorläufer an, die unangenehmen Schattenflecken, ging dann zu einem Fauteuil und ließ sich hineinfallen. Die bis an die Ellbogen bloßen Arme lagen unter den weißen Spitzen auf den Lehnen; ihr Blick war geradeaus in's Zimmer gerichtet.

Sie sah nichts: langsam füllten sich ihre Augen mit einem Thränenflor, der zu dicken Tropfen schwoll, die sie mit einer Art Wohlbehagen über ihre Wangen kriechen und langsam über ihr Kinn rollen fühlte, bis sie sie auf ihr lichtblaues Kleid fallen mußten.

Plötzlich bog sie sich vor, schlug die Hände vor ihre Augen und fing an, laut zu weinen.

Erschreckt blickte er auf, knitterte die Zeitung auf den Tisch nieder. Sein Mund blieb unbeweglich offen. Dann fragte er ganz erstaunt:

„Was ist denn jetzt in Gottes Namen wieder?“

Aber sie fing an, noch lauter zu weinen.

Er stand auf, ging auf sie zu und versuchte die festen kleinen Fäustchen zu ergreifen, die sie krampfhaft in ihre Augenhöhlen drückte.

„Aber Kindchen, Kindchen, was ist Dir denn?“ beruhigte er ihr unaufhörliches Weinen. „Was hast Du denn ... Bitte, sag' es mir wenigstens.“

Endlich zwischen dem Schluchzen brachte sie vor:

„Du hast mich nicht mehr lieb! ... Oh ... Oh ... Oh! ...“

„Aber warum denn, um Gottes Willen! Emmy, bitte, benimm Dich doch nicht wie ein kleines Kind!“

„Weil ... weil .. Du hast mich nicht einmal angesehen!“

„Aber ich habe wohl gesehen ... Wie kannst Du so thöricht sein?“

„Du sahst in die Zeitung! In die Zeitung! Die Zeitung ist viel wichtiger als ich, nicht wahr? An der Zeitung liegt Dir mehr als an mir.“

„Aber, Emmy, sei doch nicht so ungerecht. Ich habe wohl gesehen!“

„Nein! ... Du siehst nicht so wie ... so wie früher ...“

Und wieder begann sie ungestüm zu schluchzen, stieß ihn von sich, kroch in sich zusammen, schüttelte schluchzend ihren Körper, daß das lose rothblonde Haar sich löste und in schönen eigenartigen Wellen von ihrem kleinen Kopf herabfiel.

„Aber Emmy, denk' doch an das Mädchen!“

„Nein! ... ich denk' nicht an das Mädchen, das Mädchen kann mir gleichgiltig sein!“ weinte sie weiter.

Er verstand es nicht; konnte also auch kein Mitleid zeigen. Eine Falte grub sich zwischen seine Augenbrauen, seine Wangen wurden blaß vor zurückgehaltenem Zorn. Wie gejagt fing er an, auf und ab zu laufen, während er an seiner Cigarre kaute; mit einem gewissen Vergnügen hörte er seine knarrenden Schuhe gegen das nach seiner Ansicht unsinnige Geheul protestiren.

Sie war ruhig geworden; lag ganz geknickt an die Rückwand des Fauteuils gestützt, die Augen geschlossen, die Hände zu Fäustchen geballt, dazwischen ein zerknittertes Taschentuch.

Die Petroleum-Lampe flackerte auf. Die knarrenden Schuhe sprachen allein weiter.

„Möchtest Du das schreckliche Auf und Ablaufen nicht lassen ...?“ jammerte Emmy.

Mit einem Ruck fiel er auf den ersten Stuhl, der ihm in den Weg kam, saß einen Augenblick an der Cigarre kauend und auf die Erde starrend.

„Möchtest Du mir endlich einmal sagen, was ich jetzt wieder gethan habe?“ frug er dann, seinen Ton zur Ruhe zwingend.

Sie machte die Augen auf, sah ihn an; und in ihrem Blick lag so viel aufrichtiger Schmerz, daß er plötzlich Rührung empfand.

Er warf seine Cigarre in einen Aschbecher und kam wieder ganz nahe zu ihr.

„Was hast Du jetzt, Kindchen, sag's!“ fragte er, sie an sich pressend.

Sie schlang die Arme um seinen Hals und küßte ihn heftig auf seine Wange.

„Hast Du mich wirklich noch lieb? ... wirklich?“

„Ach Gott, aber natürlich, Kind!“

„Warum siehst Du mich dann nicht an?“

„Aber ich sah ja!“

„Du sahst nicht! Gar nicht!“

„Auf Dein Kleid? Aber ganz gewiß!“

„Das hab' ich noch dazu selbst gemacht.“

„Es ist süß!“

„Das meinst Du nicht in Wirklichkeit Dann würdest Du es wohl gesehen haben.“

„Aber Kindchen, ich war gerade in irgend etwas vertieft.“

„Das ist es ja eben. Früher würdest Du nicht in irgend etwas vertieft gewesen sein ...!“

Er bekam plötzlich ein ödes Gefühl in seiner Magengegend. Da war es wieder, das Wörtchen „früher“. Großer Gott! Da war es wieder. Sie waren jetzt doch Mann und Frau! Emmy konnte nur nicht verstehen, daß ..

„Du mußt nicht immer wieder so drauf zurückkommen auf ‚früher‘,“ sagte er dann, etwas unwillig.

„Drauf zurückkommen! Nennt man das drauf zurückkommen!“

„Na ja, das ist nur ein Wort, aber ich meine, daß wir nun ‚jetzt‘ haben und nicht ‚früher‘.“

„Aber Frits, verstehst Du denn nicht, wie schrecklich das für mich ist? ... Ich sitze den ganzen Tag und arbeite mich ab mit dem Kleid! Ich komme hinein und denke, daß Du ...“

„Na ... was?“

„Ach, ich kann's nicht sagen ...“

„Dann kann ich es auch nicht wissen. Hätte ich vor Dir auf meine Kniee fallen müssen?“

„Das würdest Du früher gethan haben!“

„Pfui, Em ...! Hör' jetzt doch auf mit dem ‚früher‘. Es ist jetzt nicht ‚früher‘. Früher sah ich Dich fast nie. Alles, was Du thatest, war neu für mich. Das war ganz etwas anderes!“

„Also ..., jetzt langweile ich Dich!“

„Das sag' ich nicht. Du bist mein liebes, hübsches Frauchen; aber ich kann unmöglich in ewiger Verzückung leben, da würden meine Nerven zu viel drunter leiden,“ bemühte er sich, zu scherzen. „Uebrigens: Gestern kamst Du auch mit einem Kleid herein, da warst Du auch hübsch. Vorgestern kamst Du auch mit einem Kleid herein, und warst da auch hübsch Du bist immer hübsch und kommst immer mit einem Kleid herein ... und das weiße mit dem schwarzen Sammt hast Du doch auch selbst gemacht.“

„Das ist es doch eigentlich nicht ...“ jammerte Emmy, mit ihren schönen, sonst wohl etwas koketten Augen tragisch ins Zimmer starrend.

„Was denn, Liebstes? Diese Zeitung? Ich will's nicht wieder thun, hörst Du! Aber ich muß die Zeitung doch lesen.“

„Ich weiß eigentlich nicht recht warum, aber früher ...“

„Em ..., sag' doch nicht wieder ‚früher‘. Wahrhaftig, da machst Du mich toll damit ... Laß' mich's jetzt ansehen? ... Wunderschön, hörst Du .. Schade um die rothen Augen und das rothe Näschen.“

„Ja ... jetzt hältst Du mich zum Narren!“

„Also! ... jetzt stell' Dich mal auf ... in's Licht.“

Wieder flackerte die Lampe auf — „Laß mich jetzt mal sehen. Prachtvoll, hörst Du! ... prachtvoll!“

„Findest Du mich hübsch?“

„Prachtvoll!“

„Steht es mir?“

„Außerordentlich!“

„Und so billig! Stell' Dir vor, nur zwölf Gulden das Ganze.“

„Mit Spitzen und Allem?“

„Alles in Allem!“

Sie war jetzt wieder etwas heiterer geworden; steckte das röthlich blonde Haar fest, bot ihm ihre Lippen, ihre immer sehnenden Liebeslippen ...

Und froh, zufrieden, daß sie wieder lachte, küßte er sie mit langen, innigen Küssen.

Dann seufzte sie und griff mit der Hand an ihre Stirn.

„Ach, ... ich hab' solche Kopfschmerzen bekommen!“

„Verrücktes Frauenzimmerchen!“

Sie sah müde aus, senkte ihren Kopf an seine Brust.

„Ich werde nun zu Bett gehen, willst Du dann dem Mädchen sagen ...“ sagte sie mit einem Blick auf das benutzte Theeservice.

„Gewiß, Kindchen“ und drückte ihre Hand „Geh' jetzt nur“

„Kommst Du dann, mich zudecken?“ schmeichelte sie.

„Ja, ich geh auch früh.“

„Aber jetzt kommst Du mich zudecken.“

„Jawohl, kleines verwöhntes Mädchen!“

Wieder seufzte sie tief.

„Ach ja, verwöhn' mich nur ein wenig,“ sagte sie mit einer traurigen Gelassenheit, die ihn einen Augenblick — warum wußte er selbst nicht — rührte.

Er küßte sie noch einmal und noch einmal ... und dann ging sie.

Der Corridor ließ wieder die unheimliche Aufregung von vorhin in ihr wach werden. Sie zitterte. Am Ende des Laufteppichs machte das Mädchen die Küchenthür auf. Ein wenig stehen bleibend, sagte sie:

„Ach Pietje, räumst Du den Theetisch ab?“

„Jawohl, gnädige Frau,“ murmelte das Mädchen schläfrig

Dann stieg sie die krachenden Stufen der Treppe hinauf, schloß ihr Schlafzimmer auf und zündete Licht an.

Sie zog ihr Kleid aus, hielt es ein wenig von sich ab, legte es über eine Stuhllehne und ordnete etwas vorn an den Spitzen.

Schön war es ... sehr schön ... Morgen würde sie nur noch eine Rüsche an den Hals heften und die Häkchen oben etwas zurücksetzen. Der Verschluß vorn klaffte etwas ... Ein wenig zögerte sie noch, zog dann die Haarnadeln aus ihrem vollen Haar, und schüttelte das lose Haar um ihre Schultern.

Sie wußte, daß sie schön war, so mit ihren vollen Locken und schlanken bloßen Armen. Nie konnte sie der Lust widerstehen, sich so ein wenig in den Spiegel zu sehen, sich einmal über die matte Atlashaut der Oberarme zu streichen, zu sehen, ob ihr Hals keinen einzigen Schatten habe bei den Schlüsselbeinen Das war schön, wenn man das nicht hatte: und das war bei ihr so. Sie war schön. Sehr schön war sie. Eigentlich war nichts Häßliches an ihr. Ihre Brust auch, die war auch schön. So rund ...! Und wenn sie nackt dastand, von sehr schönen Formen. Das gäbe es nicht oft, hatte Fritz einmal gesagt. Und der mußte es wissen. Geradezu rund heraus hatte er es nie gesagt; aber sie glaubte wohl, daß er früher viele Frauen ...

Doch zu dumm, daß Männer eine Zeit in ihrem Leben hatten, wo sie immer eine andere Frau liebten ... Fritz sagte: Das wäre kein Liebhaben; aber es kam doch eigentlich auf dasselbe heraus ... und daß sie, wenn sie dann verheirathet waren, ihr ganzes Leben ...

Ach, wie unangenehm dieser Kopfschmerz! Schließlich — morgen würde er wohl wieder vorüber sein.

Sie ließ ihre Röcke fallen, stampfte ihre Hose hinunter und legte dann ihre Sachen ordentlich auf einen Stuhl.

Sie war sehr ordentlich. Das gehörte sich so, wenn man nun einmal Hausfrau war. Was hatte man davon, seine Sachen so zu verschlampen. Sie hatte das übrigens nie gethan, als junges Mädchen auch nicht.

Jetzt, rasch das Nachthemd an. Es war so kalt. Schnapperad schlug sie die Decken auf und legte sich ins kalte Bett. Ach, wie wohlig. Jetzt nur noch ein Bißchen schnappern und dann durch und durch warm sein.

Woran dachte sie doch eben vorhin? ... ach, ja, daß es so merkwürdig war, daß Männer, wenn sie verheirathet waren, ihr ganzes Leben bei einer Frau blieben ... es gab natürlich auch schlechte Männer, aber das waren doch Ausnahmen ... Glücklicher Weise! ... Schrecklich schlecht, wenn man verheirathet ist ... aber warum eigentlich ... das war doch genau dasselbe ...

Da kam Fritz schon ... Die Treppe krachte, ihre sehnsuchtsvollen Augen blickten nach der Thür ... Da war er ... So drollig vorsichtig machte er die Thür auf ... Gerade, als ob es nicht sein dürfte, daß er zu ihr käme ...

Sie lächelte .... Närrisch würde es sein, wenn er's mal nicht dürfte ... eigentlich sehr drollig würde es sein ...

„Warum lachst Du?“ fragte Fritz, sich über sie beugend, das lose Wellenhaar aus ihrer Stirne streichend.

„Ach, ... wegen nichts ...“

„Ist es wieder ganz vorüber?“

„Ja, höre, ganz ...“ zauderte sie

Dann zog sie ihn an sich, fest, ganz fest an sich und sagte ein wenig geheimnißvoll:

„Sag' Fritz, wie merkwürdig, daß Männer, wenn sie verheirathet sind, plötzlich bei einer Frau bleiben!“

„Na, man bleibt doch immer nur bei einer Frau ...“ wich Fritz etwas aus. Er mochte Emmys inquisitorische Anfälle nicht.

„Ja, aber immer ...!“

„Ja, wenn man Jemanden lieb hat!“

„Ja, aber Fritz, das ist doch eigentlich genau dasselbe!“

„Nein, nicht wahr. Das ist ganz was Anderes.“

„Wieso: ganz was Anderes?“

„Nun ... eine ganz andere Liebe.“

Sie schwieg einen Augenblick; sah nach der Decke: ganz weiß mit einem runden Rändchen an den Seiten.

„Gute Nacht, Kind.“ Fritz küßte sie.

Aber sie hielt ihn fest.

„Nein, erst noch sagen, daß Du mich toll, toll lieb hast.“

„Ich habe Dich toll, toll, toll, toll lieb“, sagte Fritz, sie bei jedem „toll“ küssend.

„Und genau so sehr wie früher?“

„Und genau so sehr wie früher.“

„Und daß Du mich immer lieb haben wirst.“

„Und daß ich Dich immer lieb haben werde,“ scherzte Fritz ihre Stimme nachmachend.

„Nein ...! es muß Ernst sein!“

„Es ist Ernst! Es ist immer Ernst gewesen, Kindchen.“

„Nu ... geh' dann nur wieder zu Deiner göttlichen Zeitung.“

„Ich werde mich auf ein Wochenblatt abonnieren,“ neckte Fritz. „Schlaf wohl und morgen keine Kopfschmerzen haben.“

„Kommst Du bald?“

„Ja gewiß. Nur meine göttliche Zeitung noch.“

Wieder drehte er dumm vorsichtig den Thürknopf um, und wieder mußte sie darüber ein wenig lachen.

Ihr Kopf pochte ein wenig. Sie legte sich so, daß sie es weniger fühlte und streckte behaglich die Beine aus.

So sah sie gerade das blaue Kleid, durch welches ihre Gedanken wieder zurückkehrten, zu dem, was diesen Abend passirt war.

Es war doch wohl wahr ... Fritz war nicht mehr so wie früher ... früher entzückte ihn alles ... alles, was sie that ... und jetzt, jetzt hatte sie sich so ein Fest daraus gemacht, wieder einmal sehr schön vor ihm zu sein ... und jetzt hatte er nicht einmal von seiner Zeitung aufgeblickt ... und solche Enttäuschungen hatte sie jetzt jedes Mal. Jedes Mal mußte sie ein Wenig weinen. Es war doch ganz anders als früher. Früher war er noch viel aufmerksamer ... Da konnte sie sich nicht bewegen, ohne daß er es bemerkte ... Ist das wohl immer so bei Männern, wenn sie ein Weilchen verheirathet sind? ... daß sie dann so ... so alltäglich gegen einen werden? ... Es war doch sehr elend ... es gab so eine Leere ... und wenn es schlimmer wurde, noch schlimmer, dann wußte sie keinen Rat mehr ... Nein, er küßte sie auch nicht mehr so wie früher ... fast nie mehr so leidenschaftlich ... früher konnte ihr ganz ängstlich dabei werden ... Jetzt sehnte sie sich wohl manchmal danach ... denn ... jetzt hatte sie selbst ihn so viel lieber als damals ...

Das war so närrisch: sie hatte ihn lieber und er sie weniger lieb als früher ...

„Nein, nein, nein“ — dabei starrte sie ängstlich nach der Decke. Das durfte sie nicht denken ... das wollte sie nicht denken ...

Doch ist es so ... doch ist es so ... sprach es in ihr. Der Kopfschmerz wurde schlimmer. Ihre Schläfen klopften, ihre Wangen glühten. Das schöne, mit so viel Mühe gemachte Kleid, ein hellblauer Fleck, der über alles andere, das im Zimmer war, triumphierte, schien sie auszulachen.

Sie zog ihre Kniee etwas hinauf und drehte sich so, daß sie das Kleid nicht sehen konnte. Aber groß, dann schien es sich zu erheben von dem Stuhl und sich über sie zu beugen, so daß sie es sehen mußte ...

Sie schloß die Augen, versuchte an etwas Heiteres zu denken ... an ... an ... den Fußsack, den sie für Fritz arbeitete, in den Stunden, wenn er nicht zu Hause war ..., wie schön der werden würde ... und wie wohl Fritz sich darüber freuen würde ...

Aber sie konnte ihre Gedanken nicht bezwingen. Sie arbeiteten sich wieder durch: doch ist es so ... doch ist es so ... er hat mich doch nicht mehr so lieb als früher ... doch nicht mehr so lieb ...

Dann krümmte sie sich zusammen ... und ihr glühendes Gesicht in's Kissen pressend, schluchzte sie leise, ganz leise, ganz für sich ... so wie Jemand, der weiß, daß es keinen Trost gibt.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Er war hinunter gegangen, ein wenig nachdenklich ...

Im Wohnzimmer räumte das Mädchen ungeschickt das Theeservice ab. Er nahm die Zeitung; versuchte zu lesen. Nein, es ging nicht! ... Das Geklapper mit den Tassen! ...

Endlich; sie ging Gott sei Dank fort!

„Gute Nacht, gnädiger Herr!“

„Gute Nacht, Pietje!“

Noch ein ungeschicktes Zumachen der Tür, und er war allein mit der Lampe.

Er nahm die Zeitung wieder vor, runzelte die Brauen und fing an, zu lesen.

Aber er war mit seinen Gedanken nicht dabei. Einzelne Worte von Emmy, die ganze Scene, erfüllten seinen Kopf. Das kam jetzt alle Augenblicke vor, daß sie weinte. Und um Alles! Er konnte nichts mehr thun, worüber es nicht Spektakel gab. Sollte er jetzt wirklich nicht einmal mehr die Zeitung lesen dürfen?

Eigentlich ein verdammter Unsinn, die ganze Ehe! Die Ruhe war beim Teufel! Er hatte Em lieb! ... wirklich! ... aber ... na ja, wenn man eine Frau eine Weile gehabt hat, kommt nun einmal ein Rückschlag ... Ob man jetzt verheirathet war oder nicht, das war eigentlich ganz egal. Man konnte nicht ewig Verliebter bleiben ...

Doch verdammt dumm ... daß es bei Frauen so ganz anders war ... Em war noch lieber als früher ... Eigentlich abscheulich, daß Männer so sind ... Eigentlich verdammt eklig für die Frauen ...

Dumm! ... er hatte darüber noch nie so nachgedacht; aber es war so ... und kein Wunder, daß Em es merkte ...

Es war eigentlich immer so bei ihm gewesen ... Auch früher mit anderen Frauen ... Immer nach einer Weile Thränen und Scenen und dann, endlich ... aus!

Aber Em liebte er doch so ganz anders .. Und doch war es genau dasselbe ... sie hatte es eben in ihrer Unschuld selbst gesagt ...

Es war doch eigentlich genau dasselbe ... sie errieth unklar, was es war ... sonst hatte sie nicht so nachgedacht über „andere Frauen“ ...

Er faltete die Zeitung zusammen, legte sie mechanisch auf den Tisch, gerade unter die Lampe ganz genau in die Mitte eines Musters der Tischdecke und drehte nachdenklich erst die eine, dann die andere Ecke auf.

Eigentlich hatte Em Recht ... Er hatte das schöne Kleid nicht angesehen, das das gute Kind gemacht hatte, um ... na ja, um ihn zu entzücken ...

Ein verdammt grober Esel war er eigentlich! War und blieb so ein schönes, liebes, junges Geschöpfchen mit der vollen Liebe in den Augen nicht immer interessanter als alles Andere auf der Welt?

Aber das machte die Gewohnheit ... die machte, daß man das Schöne nicht mehr sah ...

Er stand auf und begann nervös im Zimmer auf und ab zu gehen.

Sie weinte jetzt so oft ... Er machte sie nicht glücklich! ... Und er selbst konnte auch nichts für die Scenen, die wohl immer mit einer Versöhnung endigten, aber doch ein unsicheres Gefühl in einem zurückließen ...

Verwünschte Gewohnheit auch ... die machte, daß das Schönste und Liebste einem endlich wird wie der Boden unter den Füßen ... wie die Zimmerdecke über dem Kopf ... wie die Luft, die man athmet ... wie die eigene Haut.

Aber das war es nicht ... nicht das allein zum Mindesten ... denn Em blieb ja wie sie früher gewesen war ... war sogar noch lieber ... ging noch mehr in ihm auf.

Armes Mädchen! jetzt hatte sie das schöne Kleid angezogen, und er, dummer Esel ...

Er machte die Zimmerthür auf, drehte die Lampe aus und ging leise die Treppe hinauf. Sie schlief vielleicht schon.

Vorsichtiger als je drehte er die Klinke der Schlafzimmerthür um. Das erste, was er sah, war das große, blaue Kleid, wie ein tragischer Vorwurf.

Auf den Zehen ging er an's Bett. Sie lag still ... schlief gewiß schon ... er beugte sich über sie ... ihr Athem war nicht der einer Schlafenden.

„Em,“ flüsterte er.

Sie bewegte sich nicht; aber er sah ihren Körper beben.

„Bist Du wach,“ fragte er leise.

„Ja,“ antwortete sie, eigenthümlich klar, kühl wie in überwundenem Schmerz.

„Kannst Du nicht schlafen?“

Er griff mit der Hand auf ihre Stirn, fühlte, daß ihr Kissen naß von Thränen war, erkannte, daß ihr Beben leises Weinen gewesen war ...

Dann sank er auf seine Kniee vor dem Bett, bog seinen Kopf zu dem ihren und sagte mit gebrochener Stimme, zwischen mühsam hervorsickernden Männerthränen:

„Em! Liebchen! Frauchen! ... Es war häßlich von mir ... Em! Ich werd's nie wieder thun! Kindchen, Kindchen, verzeih' mir's nur ... es thut mir so leid ... Sei nicht böse ...“

Und sie wieder mit kühl-klarer Stimme aus ihrem Leid heraus:

„Ich bin nicht böse, Fritz ... und ich habe Dir längst verziehen ... Und eigentlich weine ich auch nicht, weil Du es so machst, ... nur weil es so ist . . . .“

Und in der wehen, weichen Stimmung seines eigenen Leids empfand der Mann dieses Mal vollkommen das Tieftragische dieser einfachen Wahrheit.

Aus der Hauptstadt.

Auf! in den Kampf, Herero!

Wochenlang währt nun schon die Spannung des großen Publicums: Wird das Theater wieder eröffnet werden? Durch alle Zeitungen geht das Hin und Her, ob wohl die beiden anerkannten großen Kräfte, Zar und Mikado, mit ihren Truppen auf der Weltbühne auftreten werden. Und siehe, die Pforten des Theaters öffnen sich. Die Zuschauer nehmen Platz. Da plötzlich tritt Regisseur Mars vor den Vorhang und verkündet zu unserem erstaunten Mißbehagen, daß an Stelle der berühmten Stars, die für's Erste abgesagt haben, ein Herr Samuel Maharera sich produciren wird.

Im Ernst, im bitteren Ernst: unerwarteter ist das deutsche Volk wohl noch niemals in Händel verstrickt worden, als in diesen Aufstand seiner Colonie. Ueber den Ausgang der Sache kann ja kein Zweifel sein; sie kann Geld kosten, unter Umständen sehr viel Geld; sie kann Blut kosten, unter Umständen sehr viel Blut; sie kann lange dauern, unter Umständen sehr lange; aber das Ende ist entweder die Unterwerfung der Empörer oder eben — ihr Ende.

Unsere Erfahrungen mit Colonien sind noch sehr unreif. Man hat uns deßhalb schon oft vorgeschlagen, bei den Vettern jenseit des Canals in die Schule zu gehen, und kein Einsichtiger wird bestreiten, daß wir viel von ihnen lernen können. Jedoch nur bis zu einer gewissen Grenze. Alle Vortheile des englischen Systems wiegen seine Charakterfehler nicht auf. Der deutsche Geist ist eben anders, wie der britische. Das hat er gerade jetzt bewiesen in der Art, wie er die Hiobsposten aus Südwest-Afrika aufnahm, und diese Aufnahme ist das seit Langem einzig Erfreuliche im öffentlichen Leben unseres Vaterlandes. In England würde die gleiche Nachricht nur ein gellendes: „Auf! in den Kampf, Herero!“ auslösen. Die Bosheit der Rebellen, die Gerechtigkeit der eigenen Sache wäre für die öffentliche Meinung ebenso selbstverständlich, wie die dringenden Siegestelegramme und die langsamen Berichtigungs- und Beschwichtigungsbriefe. Wenn England durch den Burenfeldzug an moralischem Credit so ungeheuer verloren hat, so lag das weniger an dem an sich unvermeidlichen Krieg mit den fossil und unmöglich gewordenen Freistaaten, noch weniger an dem Mißgeschick seiner Feldherren, sondern an der heuchlerischen Herbeiführung des Conflicts und namentlich an der verlogenen Berichterstattung. Das deutsche Volk hat sich anders benommen. Nicht aus der Unruhe der Furcht vor dem Gegner, sondern aus der Unruhe der Ehrlichkeit steigt allgemein die Frage auf: wie kommt es, daß ein seither friedlicher Hirtenstamm, der bislang uns zugethan und ergeben war, plötzlich den für sich so gefährlichen Waffengang mit uns herausfordert? — Ganz allgemein ist der diesmal ehrende Argwohn, daß von uns selbst schwere, sehr schwere Fehler begangen sein möchten. Das Schweigen der zur Aufklärung berufenen Stellen verschärft solche Stimmung. Unsere Colonien selbst haben in weiten Schichten der Bevölkerung viel mehr Freunde, als man nach der Parteipresse und den Parlamentsgewählten annehmen sollte; unsere Colonialverwaltung aber hat viel weniger Freunde selbst in den Kreisen, wo sie solche suchen zu dürfen glaubt. Die Art, wie sie ihre Gelder, ihren Einfluß, ihre Befugnisse verwirthschaftet: ihre Reichscommissare und ihre Attachés, ihre Verträge mit Land-, Minen- und Eisenbahngesellschaften, die tönenden Phrasen, mit denen sie ihre Forderungen begründet, haben ihr das Vertrauen abgegraben vielleicht auch dann und dort, wo und wann sie es noch mehr verdient hätte. Ist doch sogar von unbedingt colonialfreundlicher Seite die Sorge laut geworden, der Aufstand der Hereros möge nur der natürliche Widerstand gegen ihre entschädigungslose Verdrängung aus ihren Wohnsitzen zu Gunsten einer terraingierigen, fremden Eisenbahngesellschaft sein. Hier wird dieses und dort jenes vermuthet. Möge die Regierung wenigstens diesmal verstehen, in der Seele der Besten zu lesen!

Was aber verlangt man diesmal von ihr?

Erstens Wahrheit über alles Vergangene, auch über das Verfehlte und Versäumte. Wer seine geschehenen Irrthümer eingesteht, dem traut man gern zu, daß er sie wieder einrenkt. Wer sie jedoch hartnäckig verleugnet, findet keine oder nur zaudernde, widerwillige Helfer.

Das deutsche Volk will indeß auch die unbedingte und ungeschminkte Wahrheit bezüglich der kommenden Ereignisse. Nur keine Kitchener-Depeschen, nur kein ungerechtfertigtes Verächtlichmachen des Gegners! Oder meint man wirklich, es könne Angesichts einer großen Verlustliste beruhigend und tröstend wirken, daß man uns Anfangs erzählte, der Feind wäre „bloß“ mit „Pavianspfaten“ bewaffnet gewesen? Nur nicht kleinlich, nicht unwürdig werden! Terrain, Klima, Uebermacht ermöglichen Schlappen. Aber der Starke wird unüberwindlich, wenn Selbsterkenntniß ihn vor der Wiederholung kleiner Fehler im Großen bewahrt.

Allein nach dem Siege walte die Gerechtigkeit. Cultur und Religion in ihrer Vollendung kennen keinen Eigendünkel und keinen Rassenstolz. Hat der braune Mann nichts weiter gethan, als nach Kaffernart seine Heerden und Weideplätze vertheidigt, so gebe man ihm Beides wieder, wenn er besiegt ist, und halte seinen Appell an Wurfkeule und Pfeilgift seiner Unkenntniß zu Gute. Er wußte ja nicht, qu'il y a des juges à Berlin.

-rb-

Götze Publicum.

Es mag für Geibel einer der glücklichsten Augenblicke seines Lebens gewesen sein, als er auf einer Rheinfahrt einem Kahne begegnete, von dem ihm aus den Kehlen fröhlicher Studenten sein eigenes Lied, das er in ferner Jugendzeit gedichtet, entgegentönte. Die höchste Auszeichnung die einem Dichter gewährt werden kann, wurde hier dem alternden Geibel zu Theil: Volksthümlichkeit.

Wie jeder napoleonische gemeine Soldat nach dem Feldmarschallstab strebte, ihn gewissermaßen im Tornister trug, so hat jeder Künstler unbestritten das Recht, den höchsten Gipfel irdischen Lebens, den Gipfel der Unsterblichkeit zu erstreben. Ob's ihm aber gelungen ist, diese hehre Höhe zu erklimmen, das kann nicht er beurtheilen, sondern die Welt. In den seltensten Fällen thut's die Mitwelt; gewöhnlich nimmt erst die Nachwelt dazu Stellung. Bei dem Dichter — und um den ist es uns hier besonders zu thun — ist mit der Unsterblichkeit die Volksthümlich-

keit untrennbar verknüpft. Die volksthümliche Unsterblichkeit hat nichts mit der Person des Dichters zu schaffen, sondern nur mit dessen Werken. Geibel hatte, wie bereits erwähnt, das seltene Glück, ein sicheres Zeichen für seine Volksthümlichkeit zu empfangen. Wäre es ihm bei dieser Gelegenheit möglich gewesen, die singenden Musensöhne nach dem Verfasser des über die Fluthen des Rheines erklingenden Liedes zu fragen, wahrlich die meisten Kehlen wären stumm geblieben. Wie sich ein Kind über sein Bilderbuch oder über seinen Hampelmann freut, ohne des Gebers zu gedenken und nie durch das Gefühl der Dankbarkeit, sondern nur durch Dressur zu dem üblichen „Danke sehr“ veranlaßt werden kann, so nimmt das Volk in echt kindlichem Egoismus Gaben an, bewahrt sie als höchsten Schatz von Mund zu Mund, von Generation zu Generation. Nie wird der Genuß durch die Frage „Woher“ oder durch das Gefühl des Dankes verdunkelt. Und offen gestanden, was wäre gewonnen, wenn wir plötzlich den Namen des genialen Schöpfers der Venus von Milo erfahren würden, aber was hätte es mit der künstlerischen Genußfähigkeit zu thun, wenn mit unumstößlicher Sicherheit nachgewiesen würde, daß wirklich nicht Shakespeare, sondern Bacon der Verfasser der englischen Königsdramen sei? Für das Volk existiren solche hochnothpeinlichen Fragen nicht. Und wenn Jemand die Volksthümlichkeit — sagen wir Goethe's, wie es vor einiger Zeit Mode war, — dadurch ermitteln will, daß er jeden Schneider, Schuster, Arbeiter, jedes Dienstmädchen u. s. w. mit den beiden Fragen attackirt „Wer war Goethe?“ und „Was wissen Sie von Goethe?“ um dann durch eine einfache Procentrechnung festzustellen: Goethe ist noch nicht volksthümlich geworden und diese Behauptung durch eine sorgfältig und gewissenhaft aufgestellte Statistik unterstützen will, so behaupte ich, der Mensch hat keine Ahnung, was Volksthümlichkeit ist. Wer sich einmal der Mühe unterziehen würde, den Geist eines Arbeiters oder eines Dienstmädchens nicht mit zwei Fragen zu berennen, sondern intim zu beobachten, der wird bald die Ueberzeugung gewinnen, daß es wohl kaum einen Deutschen geben dürfte, der nicht einige Goethe'sche Verse aufsagen könnte und eine ganze Reihe Goethe'scher Sprüche und Citate bei seiner Umgangssprache gebraucht. Allerdings wird selten einer über die Herkunft dieser Edelsteine Auskunft geben können. Das Glück des alten Geibel hat Goethe nicht gehabt. Erst lange nach seinem Tode begann seine Volksthümlichkeit. Hoffen wir, daß sie sich von Jahr zu Jahr steigere.

Diejenigen Schichten des Volkes, in denen wir die wahren volksthümlichen Kunstschätze zu suchen haben, haben nichts mit dem Theater- oder Lesepublicum zu thun. Wenn dieses glaubt, daß durch sein Verhalten der Werth oder Unwerth eines Kunstwerkes bestimmt wird, so ist das eine so hochmüthige Selbstüberhebung, die nicht scharf genug verurtheilt werden kann.

Als Eckermann zu Goethe von einem Gedichte sagte: „Es wird Wirkung thun, wenn es beim Publicum hervortritt,“ seufzte Goethe: „Ach, das Publicum!“ Er kannte es, ja verachtete es vielleicht.

Es darf wohl angenommen werden, daß das Theaterpublicum in Weimar zu Goethe's Zeiten mindestens dem unserer Großstädte in künstlerischer Genußfähigkeit gleich zu achten ist. Und wie verhielt sich dieses einem unserer schönsten Kunstwerke, Kleist's „Zerbrochenem Kruge“, gegenüber? Franz Dingelstedt schreibt darüber: „Das Stück fiel durch, — fiel durch mit ungewöhnlichem Glanze! Nicht genug, daß es in den Hofkreisen mit erbittertem Hohn zu Fetzen zerrissen wurde; nein, auch das Publicum — das lammfromme Publicum der Musenstadt an der Ilm, welches grausame Experimente wie Jon, Alarkos, der Zauberflöte zweiten Theil, die Saalnixe in mehreren Fortsetzungen, über sich ergehen lassen mußte, ohne mucksen zu dürfen — dies Publicum empörte sich, murrte, zischte, pfiff den „Zerbrochenen Krug“ zu Tode. Einmal ward er gegeben und nicht wieder.“ Einem herzoglichen Beamten allerdings, der herzhaft mitgepfiffen, ist dies schlecht bekommen; denn er „ward auf Serenissimi lauten Befehl aus der Loge von den Husaren sofort festgenommen und drei Tage auf die Hauptwache gesetzt.“

So verhielt sich seiner Zeit das deutsche Publicum dem besten deutschen Lustspiel gegenüber. Hat dieses Kunstwerk durch ein solches Verhalten an seinem Werthe um einen Deut eingebüßt?

Wie erging es Klinger, als er sein erstes größeres Werk „Das Parisurtheil“ in Berlin ausstellte? Cornelius Gurlitt schreibt darüber: „Er hatte eine halbe Stunde vor seinem Bilde gestanden, seinem ersten großen Oelgemälde, an das er alle Kraft, auf das er alle Hoffnung gesetzt hatte, und mußte nun die Urtheile der Berliner hören: Heerjeh! von wem is denn das?! Der muß nach Dalldorf; den darf man nicht frei rumlaufen lassen? In der Tonart war es fast unausgesetzt gegangen. Klinger, bis in's Tiefste verletzt und den Thränen nahe, forderte sofortige Zurückziehung des Bildes. Ihn durch eigene Anerkennung und Bewunderung, durch Vertröstung auf das Urtheil der Presse dazu zu bewegen, das Bild zunächst noch hängen zu lassen, war Fritz Gurlitt nur mit schwerer Mühe gelungen.“

Und was that die Presse?

„Die Kreuzzeitung schrieb einen Leitartikel über den Verfall der Sitten und des Idealismus! Die Presse aller Parteien erhob ein allgemeines Wehegeschrei; sie fühlten sich in den tiefsten Tiefen ihrer Sittlichkeit verletzt.“

Als drittes und letztes Beispiel von der Urtheilsfähigkeit des Publicums sei die erste Aufführung von Hauptmann's „Vor Sonnenaufgang“ am 20. October 1889 in der Freien Volksbühne erwähnt. In allgemeiner Enttäuschung ging der erste Act, so berichtet Adalbert von Hanstein, ganz friedlich vorüber. Die Familienscene in Hofmann's Hause hatte ganz gut gewirkt. Die Gegner verhielten sich schweigend und ließen den Autor dreimal vor seinen klatschenden Anhängern erscheinen. Aber das genügte diesen nicht, und so lärmten sie denn so lange, bis sie den Widerspruch geweckt hatten. Und nun gab sich Alt und Jung und rechts und links dem jungenhaften Vergnügen hin, mit Radau-Flöten und Stiefelabsätzen den neuen Mann zu empfangen, wenn er auf der Bühne erschien. Von Act zu Act wuchs der Lärm. Schließlich lachte und jubelte, höhnte und trampelte man mitten in die Unterhaltungen der Schauspieler hinein, und als der Höhepunkt des Stückes sich nahte, erstieg auch das Toben seinen Gipfel. Hier kam die Stelle, wo auf der Bühne nach einer Hebamme gerufen wurde, und hier zog der Tageblatt-Schreiber Dr. Isidor Kastan eine Geburtszange aus der Tasche, um sie auf die Bühne zu werfen. Rasender Tumult erhob sich. Einige wollten ihn aus dem Theater werfen, Andere traten für ihn ein. Man spielte das Stück mühsam zu Ende, lachte den Helden des Dramas aus und jubelte doch wieder den Verfasser hervor — um dann zu zischen.

Auf der Rennbahn, im Circus, in den Theaterpremièren: überall dasselbe Publicum, das nur auf den geeigneten Moment wartet, um die „Bestie im Menschen“ los zu lassen. Natürlich liegt es mir fern, alle Theater- und Concertbesucher in Bausch und Bogen zu verdammen. Das harte Urtheil gilt nur für die Radaubrüder, von deren sonderbarer Bethätigung in der Regel das Schicksal eines Kunstwerkes in den ersten Jahren bestimmt wird.

Einen Künstler, der an sich glaubt und ein hohes Selbstgefühl besitzt, wird das Urtheil dieses Publicums nicht beeinflussen. Er ist unabhängig davon, allerdings sein Geldbeutel nicht. Da wir aber von einem Schaffenden erwarten, daß er etwas Anderes zu thun hat, als täglich Courszettel zu studiren, so dürfte der schnöde Mammon wohl nicht sein Verhalten zum Publicum bestimmen. Und doch treibt so Mancher diesem gegenüber einen förmlichen Götzendienst.

Die Ruhmesblüthe Volksthümlichkeit wird jedem Künstler, der sie verdient, zu Theil. Ob während oder nach seinem Leben, ist für seinen Ruhm nicht von Belang. Greifen, pflücken oder abbrechen läßt sie sich nicht. Ueberhaupt kann die Person nichts für die Volksthümlichkeit thun, das thun allein die Werke. Wenn also ein Künstler bei jeder sich bietenden Gelegenheit mit dem Publicum in Beziehung tritt, von dem ihm ein großer Theil verhaßt oder mindestens gleichgiltig ist, so treibt er damit eine schlimme Prostitution.

Ich will gar nicht reden von dem Zuwillensein der Dramatiker, sich auf jeden Wink des Publicums in Person vor den Lampen zu zeigen. Aber wenn in sogenannten literarischen Gesellschaften bekannte Literaten für viele hundert Mark wenige ihrer eigenen Gedichte vorlesen und ihr findiger eminent praktischer Verleger an den Eingangsthüren Prospekte, die die Werke des Vortragenden marktschreierisch anpreisen, vertheilen läßt, so mag dieses Opfern an Zeit dieses Dienern vor einem zahlungskräftigen Publicum in pecuniärer Beziehung recht einträglich sein, aber sehr ruhm- und ehrenvoll ist es nicht.

Die Gleichgiltigkeit gegen die realen Dinge des Lebens wie sie Multatuli gezeigt und Peter Hille heute noch zeigt, darf man natürlich nicht von Jedem verlangen. Aber wenn sich ein Schaffender dem Publicum gegenüber wie ein Virtuose und dem Gelde gegenüber wie ein Geizhals verhält, so möchte man ihm doch etwas von dem so oft bespöttelten und doch so berechtigten Künstlerstolz wünschen.

Wilh. Föllmer.

Dramatische Aufführungen.

Der keusche Casimir. Schwank in drei Acten von **Mars** und **Desvallières.** (Residenz-Theater.) — **Der Meister.** Komödie in drei Acten von **Hermann Bahr.** (Deutsches Theater.)

Der Zander und der Putenbraten, die Rindslende und die Pücklerbombe beherrschen jetzt das Feld, und schwer aufseufzend stürzt sich der Culturmensch in die Freuden der winterlichen Geselligkeit. Zander und Putenbraten, Rindslende und Pücklerbombe — wer erträgt dies nahrhafte Einerlei, ohne daß seinem Geiste Schaden geschieht? Es macht nichts aus, daß Hummern und Fasan die fette Heimsuchung bisweilen verlockender gestalten; unsere Magenverstimmung bleibt am Ende dieselbe. Verdüsterten Gemüthes quält man sich auf dem Heimwege mit dem Gedanken, ob die heutige Tischdame nicht noch gräuslicher als die von vorgestern ist, und während der Heimfahrt klingen einem Gustav Falke's sehr vernünftige Verse durch den Kopf: „Herr, laß mich hungern dann und wann, satt sein macht müd' und träge“. Es ist ein unfruchtbarer Winter, der heurige. Wollten wenigstens die Russen und Japaner ihre

Pflicht thun und einen kleinen Weltbrand entzünden, damit unsereins in die Lage kommt, andächtig lauschen zu dürfen, wenn der unvermeidliche Fachmann dreißig Minuten lang über Tokioer Sitten spricht und damit alle anderen männlichen Tischgäste der peinlichen Aufgabe, geistvoll zu plaudern, enthebt! Aber die großen Bankgruppen sind knauserig, so daß auf kein fröhliches Gemetzel am Gelben Meere zu hoffen ist. Aehnlich steht's mit den Uniform-Aenderungen, auf die sich alle handwerksmäßigen Spötter und Nörgler schon so gefreut hatten. Welch' unerschöpfliche Fülle von Bosheiten, patriotischen Unkenrufen und umstürzlerischen Weissagungen wäre zwischen Fisch und Geflügel auf uns niedergeströmt; wie lustig hätte es sich mit dem gnädigen Fräulein über die Frage streiten lassen, ob blau oder jägergrün die Uniform kleidsamer macht! Auch damit ist es nun nichts. Der Gesellschaftsmensch mag sich drehen und wenden wie er will — auf die Gefahr hin, für einen Tropf gehalten und als Schaute in Verruf erklärt zu werden, muß er heuer bei Tische Kunst simpeln.

Das war leicht und amüsant, so lange es Sarsaparilla gab, die alle Welt gesehen hatte, und deren Erörterung ganz von selbst dazu anregte, den blonden oder dunklen Schönheiten rechts und links gefällige Complimente zuzuflüstern. Zum Beispiel Monna Vanna! Jeder Mann von Bildung hatte sich aus weniger gelesenen Witzblättern eine stattliche Sammlung von Mantelscherzen angelegt, behutsamen und fidelen. O, dann glitzerte und funkelte die Conversation, unaufhörliches Kichern rann um die Tafel, und wenn Alles vorbei war, sagte Fräulein Meyer zu Fräulein Mayer, ihrer Busenfreundin: „Nein, dieser Lehmann ist doch eigentlich ein zu netter Mensch!“ So etwas giebt's diesmal nicht. Auch ohne den Brand des Iroquois-Theaters wäre es im Januar 1904 unmodern gewesen, sich dramaturgisch zu ereifern. Da ist nichts, was sich der Mühe lohnt. Selbst Lautenburg versagte. Der französische Schwank, den Bisson und Feydeau zu so heiteren Höhen hoben, liegt im Sterben. Die Neueren erfinden keine neuen Situationen mehr, sondern arbeiten mit zerdrückten Clichés, und ihre Witze sind so mühsam, daß man schon die Gemüthsart Johanns, des munteren Seifensieders, besitzen muß, um sie mit gequältem Lächeln begrüßen zu können. Den Pariser Boulevard-Poeten scheinen die letzten Jahre das Gleichmaß der Seele erheblich gestört zu haben, sie sind ernst geworden, wie Minister und andere Auguren, und genieren sich davor, öffentlich zu lachen. Ihre Technik nähert sich der von Blumenthal und Kadelburg an. Ein Notizbuch mit den glänzendsten Einfällen hervorragender Autoren, das ist nun auch ihres Schaffens Grundlage geworden. Im „Keuschen Casimir“, an den jetzt Alexander vom Residenz-Theater allabendlich seinen grotesken Humor verschwendet, spielt die Hauptrolle nicht er, sondern der Maschinenmeister. Und es war der beste Witz des Stückes, daß die erste Aufführung verschoben werden mußte, „der umständlichen und schwierigen Maschinerien wegen“. Casimir bewohnt zwei aneinanderstoßende Zimmer, die aber in zwei verschiedenen Straßen, ja verschiedenen Stadttheilen, liegen. Rechts lebt der Held als biederer, züchtiger Arbeitsmensch, links tollt er sich am Halse schöner Frauen aus. Ein schlichtes, aber gut verdecktes Drehwerk in der Wand ermöglicht es ihm, jeder Zeit aus dem Schaf zum Wolfe zu werden. „Umständlicher und schwieriger“, aber dramatisch doch weniger wirkungsvoll ist der Scenenwitz, der eine Spielhölle Augenblicks in einen Krankensaal verwandelt. Es genügt der übliche Druck auf den Knopf — und der Jeutisch wird zum Operationstisch, frisch überzogene Betten tauchen auf, in die sich die verängstigten Spieler verkriechen, und die Diener ihrer Leidenschaften verwandeln sich in ernste Krankenwärter. Der Trick ist nicht neu; wir kennen ihn aus einem älteren Stück Bisson's oder Valabrègue's, wo das lasige Absteigequartier im Augenblick der Gefahr alles Verfängliche abstreift und sich als würdiges Mode-Atelier präsentirt. Der ältere Witz ist besser, weil er sehr vergnüglich und sozusagen vernünftig die recht leichte Toilette der anwesenden Damen erklärt, und weil er den Maschinenspaß energischer ausnützt. Im keuschen Casimir langweilt man sich zuweilen — Niemand greift ohne dringende Noth zu Witzblättern aus dem vergangenen Jahrhundert. Und für scenische Effecte, die von Clowns belebt werden, ist der Circus geeigneter als die moralische Anstalt, von der Friedrich Schiller so sehr viel hielt.

Mit Zusammenstoppelungen sucht nach wie vor auch Hermann Bahr den Schein künstlerischen Strebens zu erwecken. Der vielgewandte Wiener findet neuerdings in der Donaustadt nicht mehr den freundwilligen Beifall und die wagemuthige Unterstützung der Volkstheater-Directoren. Während Halbe sich von Berlin nach Wien geflüchtet hat, führt Bahr seine Geistesproducte nach dem Spreelande aus, ehe er noch den mißgünstigen Phäaken ihren Anblick gönnte. Seine neue Komödie „Der Meister“ besteht aus drei Stücken, die altem Herkommen nach Acte genannt werden und insofern lose mit einander verbunden sind, als ziemlich dieselben Personen darin auftreten. Ein genialer Chirurg, der den Uebermenschen markirt; ein sehr actueller japanischer Arzt, der über geringen Wortreichthum und erstaunliche Weltweisheit gebietet und dadurch ein im Bahr'schen Sinne origineller Räsonneur wird. Die Nebenfiguren kommen wenig in Frage; sie haben nur den Zweck, unserm Uebermenschen als Folie zu dienen und unserm Japaner Anlaß zu gesellschaftskritischen Bemerkungen zu geben. Im ersten Stück sagt der große Chirurg, nachdem er ein rhachitisches Prinzlein curirt hat, allen Spießbürgern gründlich die Wahrheit. Sobald das Genie amtlich anerkannt worden ist, Würden und Ehrenzeichen besitzt, darf es sich solche Ausschreitungen erlauben. Im zweiten Stück erfahren wir, daß die echte Ehe ohne echte Liebe Unglück gebiert. Wohl mag es schön klingen, wenn Du Deiner Frau schmeichelnd sagst, Du suchest in ihr allein die geistige Gefährtin; wohl magst Du es für sauberer halten, das Thier in Dir außerm Hause spazieren zu führen. Aber dann öffnet Dir eines Tages Dein Frauchen die Augen. Weil sie ohne Liebe des Herzens nicht sein kann, zieht sie Dir irgend einen hübschen Dümmling vor. Es ehrt sie noch, daß sie gleich Dir das Thier in sich außer'm Hause spazieren führt. — Was nun den dritten Einacter, den dritten Act anbetrifft, so nimmt er sich etwas belanglos aus. Er lehrt, daß kein Uebermensch gegen Thränen gefeit ist, kein Philosophem vor Eifersuchtsqualen schützt; daß große Chirurgen mit Pistolen trefflich umzugehen wissen und kleine Japaner bis zuletzt immer das richtige Wort finden, so arm sie auch an Wörtern sein mögen . . . Bahr's Stück wimmelt von Anlehnungen und Reminiscenzen. Daß der Kritiker desselben Namens viel liest, macht ihm Ehre; daß er seine Lectüre jedoch dazu mißbraucht, um aus Lesefrüchten neue Dramen zu schmoren, ist nicht brav. So böse Beispiele können leicht gute Sitten verderben.

Für die winterliche Geselligkeit ist mit litterarischen Gaben dieses Kalibers wenig anzufangen. Wer überhaupt noch vom Theater spricht, der schäkert über Harry Walden, den glücklich heimgekehrten Erbprinzen Karl Heinrich, und über Frau Sorma, die sich, so hoffen wir, an der zusammengebrochenen Helene Odilon ein warnendes Exempel nehmen wird. Man reist — nein, man rast nicht ungestraft Monate lang durch Deutschland und Oesterreich, von einem Gastspiel zum andern, verbringt nicht ungestraft in jeder Woche drei bis vier Nächte auf der Eisenbahn, um am Sonntag in Innsbruck oder Düsseldorf die Nora, die Madame Sans Gêne zu spielen und am Montag Morgen in Wien oder Berlin den Anfangsproben beizuwohnen. Der Künstler richtet sich zu Grunde dabei, und seine Kunst desgleichen. Thut sich die Muse als Geschäftsfrau auf, wie darf man es dann ihren früheren Bewunderern verdenken, daß sie von ihr schweigen? Bei Zander und Putenbraten ist, das gilt als vornehmste Anstandsregel, jede Erörterung geschäftlicher Angelegenheiten ausgeschlossen.

Offene Briefe und Antworten.

Aus Weininger's Nachlaß über Friedrich von Schiller.

(Gegenwart Nr. 50, Seite 378.)

Ihr „jungen, hohen Geister“, laßt sie ruh'n,
Die uns zu uns'rer Zeit gelebt,
Zerfasert lieber heut'ger Dichter Thun!
Wenn heiß und tief das Herz durchbebt
Der wunderbaren Sprache hoher Sinn,
Des Geistes Flug zu lichten Höh'n
Ist das uns Alten lieblichster Gewinn.
Mir graut, muß ich „Modernes“ seh'n,

Wo mit Gemeinstem nur das Herz im Streit
Und jederzeit die Dirne siegt.
Des Lebens Schmutz und feile Niedrigkeit
Ist das Problem. Die Schönheit liegt
Im Staub, verlacht wird sie, veraltet, fad
Nennt jeder grüne Junge schon,
Was eine ganze Welt begeistert hat!
Gebt nur der Häßlichkeit den Thron —
Was wird die Ernte sein aus solcher Saat?
Die Zeit bringt's, daß mit Recht und Fug,
Vor lauter Hochmuth, Unklarheit und Drang —
Wo sonst die Schönheit sonnwärts trug —
Der grause Wahnsinn lauert blöd' und bang.

Begeifert nicht, ihr „großen, jungen Meister",
Der reinen Sprache hellkrystall'nen Laut,
Die hohen Werke jener edlen Geister,
Die einst für uns, für ew'ge Zeit gebaut!

Sie schufen eine hehre Götterhalle —
Ihr träumt Euch selbst als „Uebermenschen" schon,
Habt Acht, daß über's Menschliche nicht falle
Der blinde Uebermuth — der Welt zum Hohn!

S. Sch.

Notizen.

Die Jesuiten. Von H. Boehmer-Romundt. (Verlag von B. G. Teubner in Leipzig.) Preis geschmackvoll geb. Mk. 1.25. Ein Büchlein nicht für oder gegen, sondern über die Jesuiten, also der Versuch einer gerechten Würdigung des vielgenannten Ordens. Daß ein solcher Versuch zeitgemäß ist, bedarf keines Beweises; denn die bisherigen populären Darstellungen der Ordensgeschichte sind alle mehr oder weniger mythologisch. Um möglichst gerecht zu sein, sucht der Verfasser dem Leser auch einen Ueberblick über die gesammte Wirksamkeit des Ordens zu geben. Er handelt darum nicht nur von der sogenannten Jesuitenmoral oder von der Ordensverfassung, sondern auch von der Jesuitenschule, von den Leistungen des Ordens auf dem Gebiete der geistigen Kultur, von dem Jesuitenstaate u. s. w. Dies ist verbunden mit einer Darstellung der geschichtlichen Entwicklung des Ordens, die, mit einer Charakteristik der interessanten Persönlichkeit des Stifters beginnend, die Entstehung der „Compagnie Jesu", ihren Siegeszug durch Europa, ihre Eroberungszüge in den heidnischen Ländern, schließlich Verfall und Aufhebung am Ende des 18., Neugründung und Entwicklung im 19. Jahrhundert schildert. Er giebt sonach ein umfassenderes und klareres Bild als all die bisherigen Darstellungen dieser Art, und damit auch solchen, welche die großen Quellenwerke nicht studiren können, die Möglichkeit, über den Orden gerecht und zutreffend zu urtheilen.

Die Düsseldorfer Monatshefte für deutsche Art und Kunst, die jetzt in dem emsigen Verlage von Fischer & Francke (Düsseldorf) erscheinen, stellen sich in ihrer neuen Gewandung recht stattlich dar. Die litterarischen wie die künstlerischen Beiträge erwecken ein durchaus günstiges Vorurteil für das Unternehmen: echtes Rheinlandblut quillt darin. Wir hoffen, noch öfter empfehlend und zu guter Stunde wohl auch eingehender auf diese Monatshefte zurückkommen zu können.

Das Familienbuch „Soll und Haben von Eichborn & Co. in 175 Jahren" (W. G. Korn in Breslau) darf sich mit Fug den Untertitel „Beitrag zur vaterländischen Wirthschaftsgeschichte" beilegen. Denn das altpreußisch tüchtige und stolze Haus hat in stillen und bedrohten Zeiten seinen Mann gestanden, und wenn es auch, wie Breslau selbst, allmälig aus dem Mittelpunkte des Verkehrs herausgerieth, so ist es doch bis in unsere Tage der Repräsentant kaufmännischer Vornehmheit geblieben. In den Schicksalen von Eichborn & Co. spiegelt sich die Entwicklung unseres wirthschaftlichen Lebens. Freilich kann man dem Spiegelbilde gegenüber einen leisen Seufzer nicht unterdrücken: Warum mußten in neuerer Zeit im Handel und Wandel so ganz andere Elemente den Ton angeben, als die klugen und würdigen Patrizier Eichborn'scher Art? — Kurt Maritz — Eichborn hat das prächtig ausgestattete Werk mit jener warmherzigen Liebe geschrieben, die den Leser von Anfang an gefangen nimmt; er zeigt sich gleichzeitig als unbefangener und kritischer Beobachter, der dazu berufen ist, den Zeitgenossen solch' ein Buch — ein historisches Buch — zu bescheeren. Gewissenhafte Freunde der preußischen Geschichte werden es eifrig studiren müssen.

„Meine wälschen Ahnen" nennt Felix Dahn das Bändchen freundlicher, historischer Phantasien, welches er soeben bei Breitkopf & Härtel, Leipzig, hat erscheinen lassen. Von den Tagen Julius Cäsar's bis zu dem Tode des schlimmen Simon von Montfort, dessen Untergang Nikolaus Lenau in den Albigensern so glorreich beschreibt, reicht die eigenartige, fesselnde Chronik. Sie wird nun den zahlreichen Verehrern Dahn's eine sehr angeregte helle Stunde verschaffen.

Wir haben bereits auf das schöne Unternehmen der Verleger Georg D. W. Callwey und Carl Haushalter (München) hingewiesen: auf ihren „Deutschen Spielmann", von dem bis jetzt sieben Bände vorliegen. Die Auswahl von Gedichten und Geschichten, welche uns in den Heften „Das Meer", „Hochland", „Helden", „Schalk" begegnet, ist fast durchweg geschmackvoll und zeigt von einer klugen Belesenheit, die zu sichten weiß. Ein für den niedrigen Preis (der Band kostet nur eine Mark!), überraschend reicher künstlerischer Schmuck, gutes Papier und vorzügliche Ausstattung machen die Sammlung doppelt begehrenswerth. Wir empfehlen sie angelegentlich. Sollte der prächtige Jungbrunnen von Fischer & Francke wirklich zu rieseln aufgehört haben, so wünschen wir dieser seiner Fortsetzung von Herzen Glück.

Jokabe, „eine Gestalt und Geschichte aus dem Zürich von ehedem", (Verlag des Art. Instituts Orell Füßli, Zürich) ist ein liebenswürdig anspruchsloses Buch, für das die Verfasserin Goswina von Berlepsch unser Compliment verdient. Es werden uns die braven Biederseelen aus der Limmatstadt so vorgeführt, daß man nicht nur an ihnen, sondern auch an der ungekünstelten Kunst der Verfasserin seine helle Freude hat. Wer schlichte, freundliche Gaben liebt, die gerade durch ihre Einfachheit manch' pomphaftes Modebuch ausstechen, dem empfehlen wir Goswina v. Berlepsch's Erzählung. Das Züricher Leben und Züricher Landschaft sind besonders berücksichtigt.

Zur gefälligen Beachtung.

Alle geschäftlichen Angelegenheiten erledigt ausschliesslich der **Verlag**, Berlin W 57, Katzlerstr. 4 I.

Dagegen sind Manuskripte, Recensions-Exemplare, redactionelle Anfragen etc. ausschliesslich an **Richard Nordhausen**, Berlin W 30, Gleditschstr. 6, zu senden. Nur in diesem Falle kann für prompte Erledigung Gewähr geleistet werden.

Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W 30, Gleditschstr. 6; Expedition: Berlin W 57, Kaplerstr. 4 1. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 5. Berlin, den 30. Januar 1904. 33. Jahrgang. Band 65.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt:

Der sociale Gedanke im bürgerlichen Recht.

Von Dr. jur. Ad. Thiesing (Burgdorf).

Auf der Thatsache, daß der Mensch einerseits für sich als einzelnes Individuum Geltung und Bedeutung hat, andererseits aber das Glied einer Gesammtheit bildet, bauen sich zwei gegensätzliche Weltauschauungen auf. Die eine rückt den ersteren Gesichtspunkt in den Vordergrund, sie betont die Eigenschaft des Menschen als eines Einzelwesens, auf dessen Wohl und Wehe es in erster Linie ankommt, während die andere allen Nachdruck auf seine Zugehörigkeit zum großen Ganzen legt und ihn daher vor allem in dem Lichte eines winzigen Bestandtheils, eines Atoms erblickt. Selbstverständlich läßt sich keine dieser beiden Anschauungen bis in ihre äußersten Consequenzen durchführen, und die auf ihnen beruhenden Principien des Individualismus und des Socialismus scheiden sich im Wesentlichen dadurch, daß der eine die individuelle Selbstständigkeit, der andere die sociale Zusammengehörigkeit grundsätzlich vertritt. Dabei muß Jeder praktische Zugeständnisse an die entgegengesetzte Richtung machen. Gleichwohl kann man sie je nach dem Ueberwiegen des einen oder des anderen Princips eine Zeitepoche als individualistisch oder social bezeichnen.

Zweifellos ist das sociale Empfinden noch niemals mächtiger gewesen, als in den letzten Decennien, so daß es sicherlich einen der hervorstechendsten Züge im Charakterbild unserer Zeit darstellt. Die Macht der socialen Ideen ist überall siegreich vorgedrungen, alte und eingewurzelte Vorurtheile über den Haufen werfend, Neues und Eigenartiges schaffend. Die socialpolitische Gesetzgebung, bei ihrer Inangriffnahme als ein Sprung in's Dunkle, auf das heftigste bekämpft, ist längst als ein Culturwerk anerkannt, über dessen Ausgestaltung im Einzelnen wohl Meinungsverschiedenheiten herrschen, dessen Beseitigung aber ernstlich von Niemandem verlangt wird.

Zeigen sich hier die socialen Tendenzen in reinster Form, so ist ihr Einfluß doch auch auf einem anderen Rechtsgebiete in die Erscheinung getreten, das für derartige Erwägungen seiner Natur nach am wenigsten zugänglich ist, nämlich auf dem des Privatrechts. Da es der Zweck des Privatrechts ist, die Interessen des Einzelnen zu regeln und zu schützen, so ist seine Basis von jeher ein ökonomischer Individualismus gewesen, und es erscheint daher so recht eigentlich als der Tummelplatz des privaten Egoismus. Gleichwohl kommt auch ihm nach moderner Auffassung, allerdings unter Wahrung der Grundgedanken unserer capitalistischen Gesellschaftsordnung, eine sociale Aufgabe zu. Selbstverständlich ist dies bei denjenigen Materien, die schon an sich wegen ihrer Bedeutung für das Allgemeinwohl einen theilweise öffentlich-rechtlichen Charakter tragen und daher in vieler Hinsicht der Willkür des Einzelnen entzogen sind, wie das Ehe-, Familien- und Erbrecht. Aber auch auf dem Gebiete des Vermögensrechts ist der manchesterliche Grundsatz vom freien Spiel der Kräfte durch unser neues bürgerliches Recht nicht ausnahmslos adaptirt worden. Vielmehr hat sich die Forderung des modernen Rechtsgefühls, daß der wirthschaftlich Schwache einen erhöhten rechtlichen Schutz haben müsse, erfolgreich geltend gemacht. In bewußter Abkehr vom gemeinen Recht und dem ersten Entwurf des Gesetzes, denen die abstracte Gerechtigkeit als Ideal galt und die demgemäß das Princip der Vertragsfreiheit möglichst streng durchführten, ist das Bürgerliche Gesetzbuch vor Eingriffen da nicht zurückgeschreckt, wo es galt, das wirthschaftliche Stärkeverhältniß auszugleichen und der Ausbeutung des Schwächeren durch den Mächtigeren einen Riegel vorzuschieben. Daß dies der wahren Gerechtigkeit mehr förderlich ist, als eine mechanisch festgehaltene, rechtliche Gleichstellung von wirthschaftlich ungleichen Parteien, liegt auf der Hand. Die Schwierigkeit besteht nur darin, die richtige Grenze inne zu halten und nicht durch plumpe Eingriffe in die Vertragsfreiheit das unendlich complicirte Getriebe modernen Wirthschaftslebens zu verwirren und in hemmende Fesseln zu schlagen.

Ob dies dem Bürgerlichen Gesetzbuch gelungen ist, ist keine a priori aus der Theorie zu beantwortende Frage, sondern läßt sich nur durch die Feuerprobe praktischer Anwendung erhärten. Der wichtigste Factor für das Gelingen der Absichten des Gesetzgebers ist demnach ein seiner Aufgabe gewachsener Richterstand, der mit offenem Blick die wirthschaftlichen Vorgänge zu beurtheilen versteht und sich von einer lediglich formal-logischen Behandlung der Dinge ebenso fern hält, wie von dem vagen Subjectivismus allgemeiner Billigkeitserwägungen. Wenn man daher den Gewerbegerichten — übrigens zu Unrecht — nachgesagt hat, daß sie im Gegensatz zu den ordentlichen Gerichten sich nicht sowohl durch die Bestimmungen des positiven Rechts, als durch die Rücksichten der Billigkeit leiten ließen, so ist das ein sehr zweifelhaftes Lob; denn eine Rechtsprechung, die statt des Gesetzes das ihr im concreten Falle zweckmäßig Erscheinende anwendet, ist keine Rechtsprechung mehr, sondern eine Urtheils-

findung salomonischer Natur, deren Bethätigung an Stelle fester Normen den schwankenden Untergrund persönlichen Empfindens setzt. Die aequitas, die den Leitstern für die großen Juristen der classischen Epoche des römischen, dieses eminent individualistischen Rechtes, bildete, bedeutet etwas ganz Anderes; sie bedeutet die Kunst, dem Einzelfalle das Recht zu geben, das ihm gebührt und zwar unter Innehaltung der Schranken des seinem Sinne nach auszulegenden Gesetzes.

Diese Fähigkeit verlangt nun das Bürgerliche Gesetzbuch vom Richter in höherem Maße, als alle früheren Codificationen, dadurch, daß es, aller engherzigen Casuistik abhold, dem „billigen Ermessen“ unter Verweisung auf Treu und Glauben und „die Verkehrssitte“ den freiesten Spielraum gewährt.

Die Wirkungsart des Gesetzbuches, insbesondere in socialer Hinsicht, ist also in erheblicher Weise in die Hand der Rechtsprechung gelegt. Um so mehr ist deshalb der bereits von anderer Seite betonte Umstand zu bedauern, daß das Reichsgericht für denjenigen Zweig des Privatrechts, bei dem, seiner Natur nach, die socialen Gesichtspunkte am meisten zur Entfaltung kommen, nämlich für den Dienst- oder Arbeitsvertrag, nahezu ausgeschaltet ist. Der Grund hierfür liegt in der Vorschrift der Civilproceßordnung, wonach die Entscheidung des Reichsgerichts regelmäßig nur beim Vorliegen eines Beschwerdegegenstandes von mindestens 1500 Mk. angerufen werden kann, während sich die Streitigkeiten aus dem Arbeitsverhältniß doch nur höchst selten um Beträge von dieser Höhe drehen. Die Folge ist, daß sich eine einheitliche Rechtsauffassung in den wichtigen, schon jetzt vielfach streitigen Fragen des Arbeitsrechts, da der regulierende Einfluß des höchsten Gerichtshofs fehlt, nicht oder nur sehr schwer bilden wird, und daß das Reichsgericht an socialer Bedeutung erheblich verliert und in den Augen der arbeitenden Bevölkerungskreise leicht als ein Classengerichtshof für die begüterten Schichten erscheint. Ob und wie sich diesem Uebelstande abhelfen lassen wird, kann hier nicht erörtert werden. Einstweilen muß die wissenschaftliche Durchdringung und Verarbeitung der einschlägigen Bestimmungen unter ausgiebiger Benutzung der Judicatur der unteren Gerichte, die ja zum Theil, vor allem die der Gewerbegerichte, publicirt und so allgemein zugänglich gemacht wird, den Mangel einer oberstrichterlichen Auslegung zu ersetzen versuchen.

Wie schon erwähnt, haben sich während der noch nicht vierjährigen Geltungsdauer des neuen Rechts bereits zahlreiche Controversen auf dem Gebiet des Arbeitsvertragsrechts entwickelt, die zum Theil von einschneidender Bedeutung sind. Ich erinnere z. B. an die auch im Reichstag zwischen dem Abgeordneten Stadthagen und dem Eisenbahnminister zur Erörterung gelangte Frage, ob die Vorschrift des § 394 Bürgerlichen Gesetzbuchs, wonach gegen eine der Pfändung nicht unterworfene Forderung auch die Aufrechnung nicht stattfindet, absoluten Charakter trage oder durch die Parteien beim Abschluß des Arbeitsvertrags, wie es die Eisenbahnverwaltung gethan hatte, aufgehoben werden kann, und an den ferneren über dieselbe Bestimmung entbrannten Streit, ob das Aufrechnungsverbot auch die Zurückbehaltung des unpfändbaren Lohnes, was wirthschaftlich durchaus den gleichen Effect hat und nur in der juristischen Construction etwas Verschiedenes ist, ausschließe, und endlich ob der Arbeitgeber nicht wenigstens mit Ansprüchen aus vorsätzlicher Sachbeschädigung des Arbeiters gegen dessen Lohnforderung aufrechnen könne. Diese Probe möge genügen, um zu zeigen, wie sehr die Interessen des Arbeitgebers und -nehmers von dem Ausfall der Entscheidung in diesem oder jenem Sinne berührt werden.

Wichtig für die richtige Auslegung dieser und ähnlicher Bestimmungen ist es, sich ihren Zweck als socialer Maßregeln zum Schutze der durchschnittlich wirthschaftlich schwächeren Partei vor Augen zu halten. Sollen sie diesen Zweck erfüllen, so müssen sie zwingenden Rechtes, d. h. der vertragsmäßigen Abänderung durch die Parteien entzogen sein, da sonst der Stärkere seine Ueberlegenheit dazu benutzen würde, dem anderen Theil den Verzicht auf die gesetzlichen Rechte als Bedingung für den Vertragsabschluß zu stellen. An vielen Stellen hat nun das Gesetz den zwingenden Charakter der betreffenden Vorschriften ausdrücklich ausgesprochen. Wo dies nicht geschehen ist, muß der Wille des Gesetzes durch Auslegung gefunden werden. Dient die Bestimmung socialen Zwecken, so ist sie unverzichtbar. Ob sie allerdings socialer Natur ist, kann ebenfalls streitig sein, wie beispielsweise der § 616 BGB. Er schreibt vor, daß der Arbeitnehmer den Anspruch auf die Vergütung behält, selbst wenn er für eine verhältnißmäßig nicht erhebliche Zeit durch einen in seiner Person liegenden Grund, aber ohne sein Verschulden die Dienste nicht leisten kann. Wäre diese Vorschrift eine Norm der socialen Gerechtigkeit, so würde sie zwingend sein.' Nun erklärt aber das Gesetz selbst im § 619 zwar die Bestimmungen der §§ 617 und 618, die dem Arbeitgeber nach gewissen Richtungen hin eine Fürsorgepflicht für den Dienstverpflichrten auferlegen, ausdrücklich für unverzichtbar, während es über den § 616 schweigt. Daraus ergiebt sich unabweislich die Folgerung, daß dieser Paragraph nicht zu zwingendem Recht gestempelt werden sollte, demnach kann sein Zweck auch nicht sociale Gerechtigkeit sein, sondern er beruht lediglich auf individualistischer Grundlage, da er nur den Ausgleich der individuellen Interessen der Parteien als Einzelpersönlichkeiten bezweckt.

Anders steht es mit den oben erwähnten Fürsorgepflichten, die darin gipfeln, daß der Arbeitgeber Vorkehrungen zum Schutze des Dienstpflichtigen gegen Gefahr für Leben und Gesundheit soweit, „als die Natur der Dienstleistung es gestattet“, und wenn der Dienstpflichtige zum Hausstand gehört, auch die mit Rücksicht auf die Sittlichkeit und Religion erforderlichen Einrichtungen und Anordnungen zu treffen und in Krankheitsfällen Verpflegung und ärztliche Behandlung bis zu sechs Wochen zu gewähren hat, ohne Rücksicht darauf, ob die Krankheit aus Anlaß des Dienstes entstanden ist oder nicht. Diese Vorschriften sind rein socialpolitischen Charakters. Im Gegensatz zum römisch-gemeinen Recht, nach dem es sich auch bei Dienstverträgen ebenso wie bei den übrigen obligationenrechtlichen Verhältnissen nur um den nackten Austausch von Leistung und Gegenleistung handelte, verkennt das Bürgerliche Gesetzbuch nicht, daß der Gegenstand der Leistung des Dienstverpflichteten die menschliche Arbeitskraft ist und sich von allen anderen „Gütern“, die Objecte des Rechtsverkehrs sind, fundamental unterscheidet. Auch hier hat das Gesetz jedoch nur einen allgemeinen Rahmen aufgestellt, den mit dem richtigen Geiste zu erfüllen Sache der Rechtsprechung ist. Sie hat zur Geltung zu bringen, was der socialen Gerechtigkeit entspricht, und hat sich vor Engherzigkeit in gleicher Weise zu hüten, wie vor einer allzuweit ausgedehnten Interpretation. Auch Letztere kann eine Gefahr bedeuten. Die mächtig fortschreitende Technik läßt täglich neue Schutzapparate entstehen, die die Unfallgefahr zu verringern und die Hygiene zu fördern geeignet sind. Ist der Arbeitgeber stets und sofort zu ihrer Einführung verpflichtet, will er sich nicht einer Klage auf Schadensersatz, falls ein Unfall eintritt, aussetzen? Oder kann — um ein anderes Beispiel zu geben — ein in einem protestantischen Hause angestellter Katholik an den Fastentagen entsprechende Beköstigung oder an sämmtlichen katholischen Feiertagen Zeit zum Kirchenbesuch verlangen? Die Entscheidung solcher Fragen hängt eben ganz vom Tact des Richters ab. — Ein näheres Eingehen auf die in gleicher Richtung liegenden Bestimmungen des Arbeitsrechts, wie die Regelung der Kündigung, die z. B. bei Personen, die mit festen Bezügen zur Leistung von Diensten höherer Art angestellt sind, nur mit sechswöchiger Frist zum Schluß des Kalendervierteljahres erfolgen kann, (weil sie nicht so leicht eine neue Stellung finden können), verbietet sich hier. Doch

mag in diesem Zusammenhange noch der sehr segensreichen Vorschrift gedacht werden, daß eine unverhältnißmäßig hohe Vermittlergebühr auf Anrufen des Arbeitnehmers vom Richter auf den angemessenen Betrag herabgesetzt werden kann. Gerade auf diesem Felde stand und steht die schamloseste Ausbeutung der Stellensuchenden in schönster Blüte, man braucht nur an die Praxis mancher Theateragenturen zu erinnern.

Dasselbe richterliche Ermäßigungsrecht ist übrigens auch bei zu hoch bemessenen Conventionalstrafen und zwar ganz allgemein zum Schutze aller Schuldner statuirt. Wenn man bedenkt, welch' gefährliche, den Gegner wirthschaftlich ruinirende Waffe eine solche Strafe in der Hand scrupelloser Gläubiger ist, so muß man das Ermäßigungsrecht trotz seiner Anfeindung von capitalistischer Seite doch als einen Ausfluß berechtigter socialpolitischer Fürsorge bezeichnen. Bemerkenswerth ist, daß auch die kaufmännischen Angestellten, die sich einer sogenannten Concurrenzclausel unterworfen haben, dieses Schutzes theilhaftig sind, während sonst im Gebiet des Handelsrechts das Ermäßigungsrecht außer Anwendung gesetzt ist.

Nicht in dem Maße, wie beim Dienstvertrage, aber doch in deutlich wahrnehmbarer Weise tritt beim Miethrecht ebenfalls das Bestreben des Gesetzes hervor, die Position des Miethers gegenüber seinem Contrahenten zu stärken. Wenn auch die Anschauung, daß der Miether der wirthschaftlich schwächere Theil ist, sich als Regel nicht mehr festhalten läßt, so ist sie doch noch in zahlreichen Fällen, zumal in den Großstädten, zutreffend. Die organisirten Hausbesitzervereine machen jedenfalls von ihrer Ueberlegenheit einen ausgiebigen Gebrauch, und die unter ihrer Führung aufgestellten Miethformulare, denen sich die Miether häufig einfach unterwerfen müssen, sind nicht gerade von socialem Hauche, sondern von stark ausgeprägtem Classeninstinct erfüllt. Zwar wollen sie dies nicht wahr haben, allein die Verhandlungen ihres Centralverbandes lassen über den in ihnen lebenden Geist nicht lange im Unklaren. So ist ihnen denn auch die dem Richter eingeräumte Bewegungsfreiheit ein Dorn im Auge. Heißt es doch in dem jüngsten Geschäftsbericht, der über die Rechtsprechung, besonders „über die freie Beweiswürdigung" Klage führt, wenn der richterlichen Freiheit Alles anheim gegeben sei, dann werde die Rechtsprechung ein reines Zufallsspiel, eine Ansichtenlotterie. Und doch hat das Reichsgericht (allerdings ein Strafsenat) vor einiger Zeit eine Entscheidung getroffen, die in totaler Verkennung der leitenden Gedanken des Bürgerlichen Gesetzbuchs ein wichtiges Schutzmittel des Miethers illusorisch macht. Bekanntlich hat der Vermiether an den eingebrachten Sachen des Miethers ein Pfandrecht, das sich aber, um dem Miether die Aufrechterhaltung seiner wirthschaftlichen Existenz zu ermöglichen, auf die nach der Civilproceßordnung der Pfändung nicht unterliegenden, weil nothwendigen, Gegenstände nicht erstreckt. Trotz dieser Vorschrift hat nun das Reichsgericht eine Vereinbarung, wonach sich der Vermiether ein Zurückbehaltungsrecht an sämmtlichen, auch den unentbehrlichsten Sachen des Miethers ausbedingt, für gültig erklärt. Daß die Geltendmachung dieses Rechts den Miether genau so ruiniren würde, wie das gesetzlich verbotene Pfandrecht, liegt auf der Hand. Die Unhaltbarkeit der reichsgerichtlichen Ansicht ist bereits von berufener Seite mit rein juristischen Gründen überzeugend dargethan; sie ergiebt sich aber auch aus der Erwägung, daß eine derartige Vertragsberedung, die genau denselben wirthschaftlichen Effect herbeiführt, wie das gesetzlich ausgeschlossene Pfandrecht, so handgreiflich mit dem Geiste des Gesetzes in Widerspruch tritt, daß sie als bloße Umgehung und auch als Verstoß gegen die guten Sitten erscheint.

Leider ist im Miethsrecht der zwingende Charakter nur ausnahmsweise vom Gesetz besonders ausgesprochen. Ob und in welchem Umfange noch in anderen Fällen die Unverzichtbarkeit angenommen werden darf, ist zweifelhaft. Ausdrücklich für unverzichtbar erklärt ist die Befugniß des Miethers, eine gesundheitsschädliche Wohnung jederzeit ohne Einhaltung einer Kündigungsfrist aufzugeben. Interessant ist aber ein Erkenntniß des Reichsgerichts, wonach der Miether dieses Rechts dann verlustig geht, wenn er durch eigene Nachlässigkeit den Zustand der Wohnung erst bewirkt hat. Denn, so führt das Reichsgericht aus, die Gewährung dieser Befugniß auch in solchem Falle würde den socialpolitischen und hygienischen Zielen des Gesetzes geradezu entgegen wirken. Dieser Anschauung kann man ihres erzieherischen Werthes wegen nur beipflichten.

Außer diesen dem Specialrecht gewisser Geschäftsarten angehörenden Bestimmungen finden sich auch Vorschriften zum Schutze des Schwächeren, die allgemeiner Natur sind. Zu erwähnen ist hier das Wucherverbot, das eine erhebliche Verschärfung erhalten hat. Die Bekämpfung des Wuchers ist ein Problem, an dem sich schon das römische und canonische Recht, die Landrechte und städtischen Reformationen des späteren Mittelalters abgemüht haben, ohne jedoch ein anderes Mittel zu finden, als das gänzliche Zinsverbot oder die Festsetzung eines Zinsmaximums. Nach einer durch das Bundesgesetz von 1867 eingeleiteten Periode völliger Wucherfreiheit, die nur durch die auch in das Bürgerliche Gesetzbuch übernommene Bestimmung ein wenig gemildert wurde, daß dem Schuldner eines mit mehr als 6% verzinslichen Capitals ein unverzichtbares Kündigungsrecht gewährt wurde, ging die Reichsgesetzgebung dem Wucher wiederum zu Leibe und zwar in zweckmäßigerer Weise, als durch Schaffung einer Maximalgrenze für den Zinssatz, indem sie alle diejenigen Creditgeschäfte als wucherisch verbot, bei denen sich der Gläubiger unter Ausbeutung der Nothlage, des Leichtsinns oder der Unerfahrenheit des Schuldners irgend welche Vermögensvortheile gesichert hatte, die in auffälligem Mißverhältniß zu dem gewährten Credit stehen. Erst im Jahre 1893 wurden diese Maßnahmen auch auf Nichtcreditgeschäfte ausgedehnt (sogenannter Sachwucher), jedoch mit der Einschränkung, daß nur der gewerbs- oder gewohnheitsmäßige Betrieb solcher Geschäfte verboten wurde. Diese Beschränkung hat das Bürgerliche Gesetzbuch fallen lassen, so daß nunmehr auch das einzelne Geschäft civilrechtlich unwirksam ist, wenngleich nach dem gegenwärtigen Stande unseres Strafrechts zur Strafbarkeit noch Gewerbs- oder Gewohnheitsmäßigkeit nachgewiesen werden muß.

An sich ist das Wucherverbot nur eine besondere Ausgestaltung des alten, vom Bürgerlichen Gesetzbuch übernommenen Satzes, daß Rechtsgeschäfte, die gegen die guten Sitten verstoßen, ungiltig sind, ein Satz, dessen allgemein gehaltene Fassung wiederum beweist, wie sehr es auf eine auf der Höhe stehende Rechtsprechung ankommt. Es finden sich übrigens noch verschiedene derartige Anwendungsfälle im Gesetz, indem manche Geschäfte bestimmten Inhalts wegen ihres Charakters ein für allemal verpönt werden. Bei ihnen bedarf es also nicht der Prüfung, ob sie im concreten Falle contra bonos mores sind, sondern der ganze Typus ist vom Gesetzgeber im socialen Interesse beseitigt worden. Dies sociale Interesse kann sowohl wirthschaftlicher als auch ethisch moralischer Natur sein. So ist die Veräußerung seines künftigen Vermögens und ein Vertrag über den Nachlaß eines noch lebenden Dritten (mit einer Ausnahme) unzulässig. Ebenso sind Spiel- und Wettschulden wegen ihrer socialen Gefährlichkeit und der versprochene Ehemaklerlohn wegen der Verwerflichkeit eines solchen Versprechens wenigstens für nicht einklagbar erklärt.

Andere Geschäfte, die wegen ihres unwirthschaftlichen Charakters nicht unbedenklich sind, hat das Gesetz an eine mehr oder weniger erschwerte Form geknüpft, wie das Schenkungsversprechen und die Bürgschaft, desgleichen auch den Vertrag über die Veräußerung eines Grundstücks, um der Mobilisirung des Grund und Bodens möglichst vorzubeugen, eine Vorschrift, über deren Zweckmäßigkeit die Ansichten aller-

dings schon so sehr getheilt sind, daß ihre eventuelle Aufhebung bereits Gegenstand der Verhandlungen des letzten Juristentages gewesen ist.

Auf weitere Einzelheiten einzugehen ist hier nicht der Ort. Nur mag zum Schluß noch auf eine Vorschrift des Eigenthumsrechts, das seiner Natur nach das individuellste aller Rechte ist, aufmerksam gemacht werden. Das Gesetz stellt nämlich folgende in dieser Bestimmtheit und Allgemeinheit bisher noch nicht anerkannte Regel auf: Jeder Eigenthümer muß es dulden, daß ihm seine Sache fortgenommen, beschädigt oder zerstört wird, wenn dieser Eingriff in seine Eigenthumssphäre erforderlich ist, um eine gegenwärtige Gefahr, sei es nun für Leben, Gesundheit, Freiheit, Sittlichkeit aber auch nur für das Vermögen irgend einer anderen Person abzuwenden, vorausgesetzt nur, daß der aus der Gefahr erwachsende Schaden unverhältnißmäßig größer ist, als der Schaden, der dem Eigenthümer durch den Eingriff entsteht. Natürlich kann er aber hinterher wenigstens Ersatz dieses Schadens verlangen. Die Tragweite dieses Satzes ist sehr groß. Einer unserer bekanntesten Rechtslehrer stellt zu ihrer Illustrirung in seinem Lehrbuch folgendes Beispiel auf: Zwei ausgebrochene Zuchthäusler irren an einem Winterabend im Gebirge umher, bis sie wegen Hungers und Müdigkeit in einem völlig einsam gelegenen Bauernhof Halt machen müssen. Hier darf ihnen der Bauer nicht verbieten, daß sie sich in seiner Speisekammer ein einfaches Abendessen zusammenstellen und sich auf dem Boden ein Nachtlager bereiten. Als dann in der Nacht einer der Gesellen zum Dank bei dem Bauer einzubrechen versucht und sich dabei schwer verletzt, darf es der Bauer wiederum nicht verbieten, wenn der Andere sich aus dem Stalle ein Pferd holt, um die durchaus nöthige ärztliche Hülfe rasch herbeizurufen. — Ist dieses Schulbeispiel zutreffend, so würde eine vor einiger Zeit ergangene, Aufsehen erregende Entscheidung französischer Gerichte auch unserem Rechte entsprechen. Es wurde nämlich eine Frau, die für ihre darbenden Kinder einem Bäcker Brod zur Stillung der Hungrigen entwendet hatte, von der Anklage des Diebstahls freigesprochen. Natürlich würde die Berufung auf dieses Nothhilfsrecht nur dann anerkannt werden dürfen, wenn es nothwendig war, d. h. wenn andere Wege, z. B. das Anrufen der Armenpflege, die Möglichkeit eines sonstigen Erwerbes im Augenblick völlig ausgeschlossen waren. Hierdurch schrumpft die Gefahr, die mit Proclamirung des „Rechts auf Diebstahl" heraufbeschworen zu sein scheint, ziemlich zusammen, wenngleich es zur Anwendung des fraglichen Rechtssatzes nicht erfordert wird, daß die Nothlage unverschuldet war.

Die vorstehenden Ausführungen, die sich selbstverständlich durch zahlreiche Beispiele ergänzen ließen, werden doch schon einen Begriff davon gegeben haben, daß auch in unserem Privatrecht sich der Einfluß modern-socialer Gedanken in erheblicher Weise geltend gemacht hat.

Die Gelehrsamkeit der jetzigen Oberlehrer.

Von Dr. Günther Koch.

Wer hätte in seinem Leben nicht schon diese oder jene Bratenrede, mit deren Inhalt er nicht einverstanden war, über sich ergehen lassen, ohne sich vom Platz zu erheben und Widerspruch einzulegen! Mit Bratenreden nimmt man's eben nicht so genau. Aber wenn die Bratenrede nachträglich ausgearbeitet und im Druck einem größeren Publicum vorgelegt wird, wenn die Veröffentlichung auf Wunsch der Redaction eines Blattes geschieht, das den Interessen eines ganzen Standes dienen will, und die Redaction durch Schweigen ihr völliges Einverständniß mit dem auffallenden Inhalt kund giebt — ja darf man sich auch mit Bratenreden beschäftigen, ohne den Vorwurf auf sich zu laden, daß man diesem gegenwärtig auch in der Politik geschätzten Mittel, die Pausen auszufüllen, einen ungebührlich hohen Werth beilege. Ich meine die Ausführungen in Nr. 20 des „Correspondenzblattes für den akademisch gebildeten Lehrerstand", die sich mit der Gelehrsamkeit der jetzigen Oberlehrer beschäftigen und — wie der Verfasser in der Einleitung mit erfreulicher Genauigkeit angiebt —, an einem westfälischen Philologentage „zwischen den dicken Bohnen und den gebratenen Hühnern" zuerst dem Zaun seiner Zähne entflohen sind. Der Verfasser giebt ohne Weiteres zu, daß den früheren Oberlehrern die jetzigen an Gelehrsamkeit (oder Gelahrtheit, wie er einmal spöttisch sagt) nachstehen, entwirft dann aber von der Gelehrsamkeit Jener ein so abschreckendes Bild, daß das deutsche Volk mit der Wandlung der Dinge in der That sehr zufrieden sein müßte, wenn das Bild richtig wäre. Nach seiner Meinung kommt dem Wort „gelehrt" ein doppelter Sinn zu: ein althergebrachter, einseitiger, vulgärer und ein erweiterter, moderner. In ersterem Sinne gilt als Gelehrter ein Mann, „der eine eingehende, wissenschaftlich begründete Kenntniß der Vergangenheit, besonders des griechisch-römischen Alterthums besitzt, das heißt nicht etwa bloß eine Kenntniß der geistigen Eigenart, der dauernd werthvollen, wissenschaftlichen und künstlerischen Ideen des Alterthums, sondern nicht zuletzt — zuweilen ausschließlich — die Kenntniß des rein Thatsächlichen, des wissenschaftlichen Kleinkrams, selbst der Raritäten und Curiositäten." Ich staune. Was soll dabei so einseitig sein? Die Gelehrten der Naturforschung sind ja allerdings nicht berücksichtigt. Aber sehen wir von den Wenigen ab, die am Stoff hängen bleiben (es können nach der ganzen Ausdrucksweise ja nur ein paar sein), so werden uns Gelehrte in dem angegebenen Sinne recht wohl gefallen. Selbst ein Mommsen gehört dazu. Denn natürlich hat er zuerst Kenntniß des wissenschaftlichen „Kleinkrams" erworben und dann uns seine römische Geschichte und sein römisches Staatsrecht geschenkt und uns so die „geistige Eigenart" des römischen Volkes auf's Herrlichste erschlossen. Wie soll es denn in der Wissenschaft überhaupt anders sein, so lange nicht Schwätzer das große Wort führen sollen? Nun wird allerdings im Folgenden als Typus dieses Gelehrtenthums der Philologe (muß genauer heißen: Schulmann) alten Styls angeführt, der in einer ungeheuern Aufstapelung gedächtnißmäßigen Wissens, vor Allem auf dem Gebiet der Grammatik und des Vocabelschatzes, sein Hauptkennzeichen hatte und sogar in lateinischer Sprache zu reden und zu dichten verstand, aber zu „streng wissenschaftlicher, methodischer Kritik", der Voraussetzung jeder „productiven wissenschaftlichen Thätigkeit", nicht befähigt zu sein brauchte. Ich staune abermals. Mit bloßer Vocabel- und Grammatik-Kenntniß oder mit lateinischen Versen kann man doch unmöglich in die „dauernd werthvollen wissenschaftlichen und künstlerischen Ideen des Alterthums" eindringen. Diese Aufgabe des Gelehrten im althergebrachten Sinne erfordert viel mehr, und da dieses Mehr zum Wesen des lateinisch redenden und dichtenden Schulmanns gar nicht gehört, wie kann man diesen sogar als Typus jener Gelehrsamkeit anführen? Also Wirrwarr, nichts als Wirrwarr!

Ueberlassen wir es aber, um uns in unserer als „großzügig" bekannten Zeit nicht etwa den Vorwurf logischen Kleinkrams zuzuziehen, der Willkür des Verfassers, in welche Kategorie er seinen Philologen alten Styls rechnen will. Auch will ich ihm die Unfreundlichkeit, mit der er die Gelehrsamkeit in althergebrachtem Sinne zunächst in so pedantischen Vertretern brandmarkt, um sie kurz nachher den „Universitätslehrern und allen sonst dazu Berufenen" als Domäne zuzuweisen, weiter nicht übel vermerken. Dagegen möchte ich mir seinen philologischen Meergreis etwas genauer betrachten. Daß dieses Geschöpf lateinisch sprach und dichtete,

wissen wir schon; nachträglich werden seine ciceronianischen Perioden und sein Color latinus hervorgehoben. Natürlich, denn es stand ja mit Zumpt und dem Antibarbarus auf Du und Du. Seine Lieblingsbeschäftigung war, seltene lateinische Vocabeln mit der Liebe des Briefmarkensammlers zu thesauriren, und so lebte es, unbekannt mit den Nöthen der Zeit, glücklich in seinem Winkel und hatte von dem beständigen Fluß der Dinge, vom Fortleben der Vergangenheit in der Gegenwart so gut wie keine Ahnung. Wenn der Verfasser mir versichern wird, daß er mehrere solcher Narren gekannt hat, nun, so will ich ihm auf's Wort glauben. Aber eine Berechtigung dazu, mit ihnen die Gymnasien der 60er und 70er Jahre — denn weiter zurück wird er die von ihm so hoch gepriesene Gegenwart sicher nicht rechnen — geradezu zu bevölkern, hat er auch dann nicht. Wir alle wissen, daß auf den Gymnasien ehedem die Grammatik zu sehr in den Vordergrund getreten ist und der Erklärung der Schriftsteller, insbesondere der Dichter, zu viel Zeit und Kraft entzogen hat. Wir fühlen uns über diesen Verlust auch dadurch nicht völlig getröstet, daß wir viel mehr Griechisch und Lateinisch vom Gymnasium mit wegnahmen, als die jetzigen Abiturienten, nämlich so viel, daß wir Schriftwerke, die von der Schullectüre ziemlich weit abliegen, mit Leichtigkeit lesen konnten. Aber ebenso fest steht Folgendes: Der Unterricht bestand im Allgemeinen nicht in einem geistlosen Einpauken, sondern strebte, und vielfach mit Erfolg, die Grammatik als eine Schulung in der Logik zu verwerten, und die Männer, die ihren Unterricht darauf zuspitzten, thaten das nicht, weil sie von Gottes Welt nichts Anderes wußten, sondern weil sie die logisch-grammatische Schulung für etwas durchaus Wesentliches, für das Fundament der höheren Bildung hielten. Als Beispiel würde ich, wenn er nicht noch lebte, einen meiner eigenen Lehrer nennen, der es allerdings selbst in den Sophokles-stunden nicht verschmähte, den Bedeutungsunterschied der Bedingungssätze zu erörtern, dafür aber auch nicht selten die Ergebnisse seiner Studienreisen auf classischem Boden heranzog, einen unentgeltlichen Cursus im Italienischen einrichtete und sich schließlich — bei einer Vertretung — als fesselnden und humorvollen Erklärer der horazischen Satiren entpuppte. Auch fanden die Grammatiker, wenn sie ihre Forderungen zu hoch schraubten und es etwa dem unerbittlichen Ciceronianer Moritz Seyffert in Berlin nachthun wollten, an Mitgliedern desselben Collegiums, nicht selten auch am Director, leicht einen gewissen Widerstand, der auf Betonung der Realien und auf ästhetische Betrachtungsweise drang. Die Männer der letzteren Art namentlich verfügten über ein Wissen, das in der Gegenwart, wo der junge Lehrer eine peinlich geregelte Vorbereitungszeit durchmachen muß, die ihn im Verein mit anderen Umständen der Fachwissenschaft leicht entzieht, nur in Ausnahmefällen noch erreicht wird. Zwar richteten sie sich im Unterricht nicht genau nach „Formalstufen", wußten aber das Interesse der Jugend längst in den Dienst des Unterrichts zu stellen, bevor das als Quintessenz der Didaktik allgemein ausgeschrieen worden ist. Sie machten davon als von etwas Selbstverständlichem nur kein Aufhebens. Ihr Hauptvorzug aber war, daß sie stets aus dem Vollen schöpften und aus den vielen ihnen stets und ohne alle Präparation geläufigen Einzelheiten ein viel genaueres und farbenreicheres Bild der Vergangenheit aufstellen konnten, als heutzutage manche Lehrer, die bei aller aufgewandten Unterrichtskunst keinen rechten Eindruck machen, weil sie nicht in den Dingen leben, die sie vortragen. Um nicht ganz ohne Beispiele zu bleiben, weise ich darauf hin, daß mehrere Jahre vor und nach 1870 ein thüringisches Gymnasium so glücklich gewesen ist, drei hervorragende Philologen, die zugleich äußerst tüchtige Lehrer waren, in seinem Collegium zu haben: Karl Rehdantz, Wilhelm Dittenberger und Ernst Klußmann, von denen der Erste zugleich Geschichte, der Zweite Deutsch auf der Oberstufe unterrichtete, während der Dritte in den mit der Anstalt verbundenen Realclassen den englischen Unterricht ertheilte und aus Neigung der neueren französischen Literatur, insbesondere der Geschichtschreibung und der Romandichtung, ein eingehendes Studium widmete. Wo war da etwas von Einseitigkeit der wissenschaftlichen Interessen zu spüren? Und wie weit war Rehdantz von philologischer Verknöcherung entfernt, wenn er, um in seinen noch jetzt äußerst werthvollen, wiewohl zum Gebrauch für Schüler etwas weitschichtigen Commentaren Ereignisse des Alterthums möglichst anschaulich darzustellen, sogar moderne Naturforscher und Geographen heranzog, aber wenn er in geharnischten Nachworten textverbessernde Heißsporne von Demosthenes zurückwies, in dessen gewaltige und mit gewöhnlichen Maßstäben nicht zu messende Redegewalt man sich vielmehr erst mit Liebe und Fleiß einleben müsse. Klußmann erörterte das Wesen der Fetialen nie ohne einen völkerrechtlichen Ueberblick überhaupt; nicht die von Livius überlieferten vielen Einzelheiten, so hübsch sie sind, sondern der Sinn der Einrichtung war ihm die Hauptsache. Aus seinen Horazstunden gewannen die Schüler einen Einblick in die verschiedenen Seiten des öffentlichen und des privaten Lebens zur Zeit des Augustus. Doch ging die Darstellung keineswegs lediglich darauf aus, ein antiquarisches Interesse zu befriedigen, sondern wurde durch die treffendsten Vergleiche mit späteren und insbesondere durch Ausblicke auf unsere Verhältnisse belebt und historisch fruchtbar gemacht. Die Aehnlichkeit im Entwickelungsgang der römischen Bürgerkriege und der französischen Revolution führte schon damals auf den Begriff der historischen Gesetzmäßigkeit, kurz, was der Verfasser des erwähnten Aufsatzes verlangt, daß das Alte in engste Beziehung zum Neuen gesetzt und so historischer Sinn geweckt werde, wurde in ausgedehntem Maße geübt. Was endlich Dittenberger anlangt, der von den drei genannten Philologen allein noch lebt, so dünkt es mich völlig unnöthig, ihn auch nur gegen einen der dem Gelehrtenthum im hergebrachten Sinne gemachten Vorwürfe in Schutz zu nehmen. Nur das Eine soll erwähnt werden, daß er dem Wohl der Stadt, in welcher er lebt, genug Interesse widmet, um als Beweis gelten zu dürfen, wie wenig es im Wesen dieses Gelehrtenthums liegt, sich einzuschließen und den Grundsatz λάθε βιώσας an die Thüre zu schreiben.

Wenn ich nun dem Verfasser auch bereitwillig zugebe, daß man heutzutage im Unterricht öfter und zielbewußter von einer Materie — nach Lessing's Ausdruck — in die andere sieht und insbesondere das Alte in Beziehung zum Neuen setzt, so sind seine Beispiele doch nicht alle glücklich gewählt. Auch Sophokles, meint er, werde wie manch Anderer nicht um seiner selbst Willen heutzutage gelesen, sondern weil sein Gedankeninhalt und selbst seine sprachliche Form immer noch „Gegenwartswerth" besitze. Also kann doch einmal die Zeit kommen, wo man ihn mit Recht unter das alte Eisen wirft? Glückliches Jahrhundert, wo man den vergessen darf, der nach Lessing's und Herder's einstimmigem Urtheil an tragischer Wirkung keinem Geringern als Shakespeare gleichkommt! Hoffentlich ist man dann allgemein, auch in Oberlehrerkreisen, so weit vorgeschritten, daß man bei der Beurtheilung von Dichtern nicht den „Gedankeninhalt" zur Hauptsache macht. Aber wie? Gesetzt, Sophokles ist überwunden. Repräsentirt er dann nicht immer noch am besten die griechische Tragödie, wie Shakespeare die nordische, und muß dieser von Herder entdeckte und auf der Verschiedenheit des Volksnaturells und der geschichtlichen Entwickelung beruhende Unterschied nicht immer der Besitz des Gebildeten sein, so lange man Literaturgeschichte überhaupt treibt? Also müßte Sophokles aus historischem Interesse dann wieder hervorgeholt werden. Doch lebe ich immer noch der Hoffnung, daß er überhaupt nicht verstoßen wird, wenn er immer in erster Linie als der Dichter, der für empfängliche Herzen aller Zeiten und Völker gedichtet hat, genossen und nicht voreilig als Glied einer historischen Entwickelung eingereiht

wird. Nicht minder befremdlich ist es, wenn der Verfasser, um den modernen Unterrichtsanforderungen nachzukommen, sich bei der Erklärung des ersten Buchs der Tusculanen dazu gedrungen fühlt, „einen Blick auf die heutige Psychologie zu werfen“. Meint er, wie wahrscheinlich, die Psychologie Wundt's und seiner Schüler, so ist da mit einem „Blick“ gar nichts gethan. Noch rosiger ist der Optimismus, wenn der Verfasser glaubt, der Lehrer könne in „gelegentlichen“ Aeußerungen, wenn sie nur sichtlich einer starken Ueberzeugung entsprängen, den Abiturienten so viel geistige Wegzehrung mit in's Leben geben, daß sie vor Irrungen wie Materialismus, Uebermenschenthum u. A. bewahrt blieben. Das heißt sowohl den bestrickenden Zauber verkennen, mit dem moderne Lehren den innersten Instincten des natürlichen Menschen schmeicheln, namentlich wenn er im Vollsaft der Jugend steht, als auch ihren philosophischen Ausbau, gegen den viel schwereres Geschütz anzufahren ist, wenn er das Ansehen seiner Festigkeit und Undurchdringlichkeit verlieren soll. Schon die Erziehung zu Arbeit und Pflichttreue — ein Gebiet, auf dem das alte Gymnasium unübertroffen dasteht — ist als Mittel gegen Verführung wirksamer als der Versuch, eine Weltanschauung einfach zu übertragen. Weltanschauung ist die reifste Frucht der Persönlichkeit und will errungen werden. Wohl dem, den ernste philosophische Betrachtung in den Stand gesetzt hat, die arrogante Kurzsichtigkeit in der Art und Weise, wie sich der Materialismus als Weltanschauung giebt, zu erkennen. Das Gymnasium kann dazu einen Anfang machen, wenn es an Plato recht festhält und womöglich auf der obersten Stufe noch einen metaphysischen Kursus, etwa nach dem Deussen'schen Lehrbuch, einführt.

Am wenigsten kann ich dem Verfasser beipflichten, wenn er neben die Gelehrsamkeit im althergebrachten Sinne eine moderne, „vielseitigere“ Gelehrsamkeit stellt, die dem Streben der Gegenwart nach encyclischer Bildung dienen müsse. Eine solche „Gelehrsamkeit“ ist selbst nur ein höherer Grad encyclischer Bildung und treibt, je mehr sie sich in ihrem Wesen ausbildet, um so sicherer einem Dilettantismus zu, der von den höheren Schulen in ihrem eigensten Interesse fern zu halten ist. Es ist nichts als Willkür, vom Begriffe des Gelehrten das Merkmal, daß er auf Grund sicherster Quellenkenntniß die Entwickelung einer Wissenschaft nicht nur kenne, sondern auch zu beurtheilen wisse, einfach auszuscheiden. Ist er im Stande, eine geltende Ansicht als irrig zu erweisen oder gar vermittelst neu gewonnenen Erkenntnißmaterials oder scharfsinniger Combination des schon Vorhandenen gleich das Richtige an die Stelle des Falschen, das Erschöpfende an die Stelle des Mangelhaften zu setzen, so ist es wünschenswerth, wenn er — ob er nun Lehrer ist oder nicht — zur Feder greift und das Gefundene mittheilt. Denn nur so kann dieses verwerthet werden und seinerseits wieder zur Fortbildung beitragen. Dabei ist es auf sprachlichem und geschichtlichem Gebiete ebenso wenig rathsam wie auf naturwissenschaftlichem, etwas Gewonnenes von vorn herein als „Kleinigkeit“ vornehm abthun zu wollen. In den rechten Zusammenhang gebracht, kann auch eine scheinbare Kleinigkeit sehr aufklärend wirken, und aus vielen mühsamen Einzelbeobachtungen gehen noch jetzt Werke hervor, die unsere Ansichten über Dinge der Vergangenheit wesentlich anders gestalten. Lernen, viel lernen müßte sogar der Schulmann, der weiter nichts zu thun hätte, als seinen Schülern Virgil zu erklären; denn die Werthschätzung dieses Dichters ist noch in beständigem Fluß, und seine Kunst ist neuerdings in Werken behandelt worden, die der Betrachtungsweise vielfach ganz neue Wege öffnen. Und nun vollends, wenn Sophokles und Goethe hinzukommen! Die Theorie der Tragödie allein erfordert ein eindringliches Studium nicht bloß der Literaturwerke selbst, sondern auch der ästhetischen Bücher, die von Aristoteles bis auf Volkelt darüber geschrieben worden sind, und was Antigone und Iphigenie im Besonderen anlangt, so gilt es dort, mit der ehrwürdigen, bis auf Hegel zurückreichenden Auffassung zu brechen, hier zu verhindern, daß eine neue, pietistische sich einschleicht; beides erfordert Muth und Anstrengung. Wer ferner etwa an Stelle der oberflächlichen Behandlung der germanischen Laute und insbesondere der Entstehung des Neuhochdeutschen, wie sie in gangbaren Lehrbüchern steht, etwas Gediegenes setzen will, muß bei unsern großen Germanisten immerfort in die Schule gehen, und auch das ist anstrengend und zeitraubend. Nun will ich einen mit Correcturen stark beladenen Schulmann nicht eben verurtheilen, der seine Kunde wissenschaftlicher Wandlungen nur einem der letzten Bücher aus der ganzen Reihe verdankt, das sich etwa durch bequeme und übersichtliche Zusammenstellung empfiehlt. Aber viel mehr vermag im Unterricht unstreitig der Schulmann zu leisten, der den Gang der Forschung auf einem Gebiete bis in's Einzelne verfolgt oder sich an ihr gar selbstständig betheiligt hat. Denn nur er vermag aus ehrlichster Ueberzeugung zu reden; nur er vermag aus der Masse das herauszuheben, von dem das meiste Licht ausgeht; nur er kennt die Begeisterung des glücklichen Erringens, aber auch nur er weiß zu beurtheilen, ob man wirklich schon das Ziel erreicht hat oder vielleicht nur auf einer diesem näher gelegenen Zwischenstufe angekommen ist. Der Staat hat also alle Veranlassung, die Gelehrsamkeit im guten alten Sinne als seinen höhern Schulen durchaus förderlich, als das rechte Ideal des höhern Lehrerstandes zu hegen und zu pflegen, um so mehr, als die Vertreter dieser Gelehrsamkeit häufig auch über ein beträchtliches natürliches Lehrgeschick verfügen und im Uebrigen einer verständigen didactischen Ausbildung durchaus nicht abgeneigt sind. Vor Allem ist die Pflichtstundenanzahl herabzusetzen. Denn wenn auch am alten Gymnasium die Pflichtstundenanzahl nicht geringer, sondern oftmals höher war, so ist im Unterrichtsbetrieb doch Manches freier gewesen, was jetzt glücklicher Weise fest geregelt ist, aber natürlich auch mehr Aufwand an Zeit und Mühe mit sich führt. Schon daraus geht hervor, daß bei der Herabsetzung der Pflichtstundenanzahl die Lehrer der mittleren und unteren Classen gleichfalls zu bedenken sind, ganz abgesehen davon, daß auch diesen wissenschaftliches Weiterarbeiten frommt. Mir ist ein Geschichtslehrer bekannt, der für seinen Unterricht in Quarta und Tertia viele Quellenschriften nicht nur, sondern auch umfangreiche wissenschaftliche Werke der Neuzeit excerpirt, um mehr concrete, den Unterricht belebende Züge zu gewinnen, als in den üblichen Handbüchern zu finden sind. Welchen Gewinn brächte es für den geschichtlichen Unterricht, wenn er einmal Zeit fände, die Ergebnisse seines Suchens zu veröffentlichen!

Sehr bald freilich würde der Oberlehrerstand gänzlich aufhören, ein gelehrter Stand zu sein, wenn die in dem Aufsatz, der uns hier beschäftigt, niedergelegte Ansicht maßgebend werden sollte, daß es zu den Verpflichtungen des Oberlehrerstandes gehöre, nicht bloß die Schüler zu unterrichten und mit zu erziehen, sondern auch den Erwachsenen in allen „culturellen und nationalen Fragen die Führer und Sprecher zu liefern“, insbesondere bei gemeinnützigen und populär-wissenschaftlichen Veranstaltungen eine große Rolle zu spielen und den Bedarf an patriotischen Festreden zu decken. Eine so ausgedehnte Thätigkeit außerhalb der Schulinteressen verträgt sich schon schwer mit der modernen „vielseitigen,“ geschweige denn mit der alten gründlichen Gelehrsamkeit. Verschieben wir doch nicht muthwillig den Schwerpunkt des Lehrerberufs, gefährden wir nicht das, was sein Wesen und seinen Werth ausmacht! Gewiß wird mancher Oberlehrer, der Lust und Talent dazu hat, auch zur Bildung des Publicums beitragen und wird, wenn er nicht in die Modesucht verfällt, gerade von Vorträgen das größte Heil zu erwarten, auch nützlich wirken können. Doch muß man unbedingt daran festhalten, daß er dadurch nicht schon höher steht als ein anderer Oberlehrer, der es nicht thut — was doch der Fall

sein müßte, wenn die gemeinnützige öffentliche Wirksamkeit zu den Pflichten des Oberlehrerstandes gehörte.

Wer einmal einen Haufen von Schulprogrammen durchblättert, kann die unerfreuliche Bemerkung machen, daß sich als „wissenschaftliche" Beigaben da schon Verzeichnisse alter Schüler, dilettantische Uebersetzungen aus antiken Dichtern, Festbeschreibungen u. dergl. eingefunden haben, während vordem die Zahl der Arbeiten nicht klein war, die entweder starke pädagogische Anregungen gaben oder die Wissenschaft förderten und deßhalb auch in den Kreisen der Universitätslehrer beste Aufnahme fanden. Sollte das schon ein Zeichen des beginnenden Niedergangs sein?

Das Schlagwort von der Entartung.

Von Eduard Sokal.

Entartung — ein düsteres, trauriges Wort, welches aus der Gegenwart die Zukunft deutet, ein prophetischer Bannfluch, der mit dem Anspruch auftritt, eine exacte Vorhersage zu bringen. Was wird nicht alles heutzutage von mehr oder minder berufenen wissenschaftlichen Laienpriestern dem Schwert der Nemesis zur Hinrichtung überantwortet, und was für sonderbare Schergendienste werden nicht selten von dieser vielbeschäftigten Dame verlangt, welche für Richter und Delinquenten wohl nur dasselbe müde Lächeln einer ironischen Verzeihung übrig hätte. Ein „geistreicher" Schriftsteller, der sich emsig bemüht hat, seine paradoxen Anschauungen durch den Gedankenkitt der Banalität zu einem System zusammenzuschweißen, bezeichnet in einem viel genannten Werke beinahe die ganze zeitgenössische Literatur als entartet und citirt dieses vielköpfige Ungeheuer vor den Richterstuhl der arterhaltenden Naturgewalt. Der bezeichnet die Bestrebungen der Frauenrechtlerinnen als entartet, einem Anderen scheint die hysterische Reizbarkeit ein Zeichen der Degeneration zu sein, der Dritte hält das Verbrechen und der Vierte das Genie für eine Entartung des Menschengeschlechts. Wo ist der Ariadnefaden, der aus diesem Labyrinth hinaus hilft? In solchen Fällen pflegt nach altbewährter Sitte die Staatsgewalt ihre Meinung nicht schuldig zu bleiben, und es wäre gar nicht mehr so verwunderlich, wenn die Polizei sich demnächst für befugt erachten sollte, alles „Entartete" vorläufig zu verbieten und so in ihrer Art zur Klärung der Sachlage beizutragen.

So hat denn die Wissenschaft den Göttern die Blitze und der Kirche das Anathema entwunden, nur um sich selbst mit ihrer einfältigen Weisheit an deren Stelle zu setzen und die süße Gewohnheit der Segenssprüche und Flüche fortzuführen? Sollte der Mensch es ohne Hölle, Todesurtheil und Verdammniß, ohne Pech und Schwefel gar nicht aushalten können? — Zunächst merkt man ohne Schwierigkeit, daß den Meisten unserer wissenschaftlichen Daseinsrichter das volle, starke Brustpathos der Entrüstung fehlt und daß sie sich nicht selten zu komischen Fisteltönen versteigen. „Von des Gedankens Blässe angekränkelt", sieht es fast aus, als hätten sie sich nach Schauspielerart Haß und Zorn auf die Wangen geschminkt. Wie der Ablaßprediger Tetzel, so sprechen auch manche wissenschaftliche Pfaffen viel zu leichtfertig über unser Körper- und Seelenheil ab, als daß nicht eine Reform an Haupt und Gliedern heraufbeschworen werden könnte. Zum Glück findet der gesunde Menschenverstand immer wieder Argumente, um sich der vielspältigen Autorität zu erwehren, die sich ihm gebieterisch aufzudrängen sucht.

Dies gilt natürlich nur von den halbwissenden aller Welts-Heil- oder Unheilverkündern. Daß es nicht ausnahmslos für Alle gilt, denen sich zuweilen ein herbes Wort auf die Lippen drängt, bewiese schon das Beispiel des bedeutenden Neuropathologen P. J. Möbius, der in einer scharfsinnigen Abhandlung „Ueber Entartung" (Wiesbaden, J. F. Bergmann), der geschwätzigen Hin- und Widerrede müde, welche sich auf diesem Gebiete bemerkbar macht, nach einer wissenschaftlichen begrifflichen Formulirung der „Entartung" strebt. „Die Wissenschaft ist ein spätgeborenes Kind," bemerkt er am Eingange seiner Betrachtungen. Die Begriffe, mit denen wir wirthschaften, sind meist nicht zum wissenschaftlichen Gebrauch gebildet worden, sondern im alltäglichen Lebensfluß entstanden. Der Begriff der Entartung ist nun einmal üblich, und daher versucht Möbius ihn so scharf zu fassen, daß man ihn, ohne dem Sprachgebrauch Gewalt anzuthun, als wissenschaftlichen Begriff verwenden kann. Zunächst bedeutet also Entartung Abweichung von der Art und zwar im ungünstigen Sinne. Zweierlei scheint ferner vorausgesetzt werden zu müssen: daß die Abweichung eine gewisse Größe habe und daß sie dauernd sei. Zweifellos gehören vorübergehende Abweichungen nicht zur Entartung; ein Mensch, der z. B. einen starken Schnupfen hat, ist nicht normal, er ist auch krank, aber entartet ist er nicht. Schwieriger ist die Sache mit der erforderlichen Größe der Abweichung. Jedenfalls muß diese Größe als eine „intensive" gedacht werden, denn auch ausgedehnte dauernde Veränderungen berechtigen nicht immer zur Bezeichnung „entartet". Verlust eines Beines, Beschädigung der Haut durch Blatternarben, Blindheit und vieles Andere dürfte kaum Jemand zur Entartung rechnen. Für Möbius scheint nun die Fassung am schärfsten und zutreffendsten zu sein, welche die Uebertragbarkeit auf die Nachkommenschaft zum entscheidenden Merkmale nimmt, und entartet ist demnach der, der vererbbare Abweichungen vom Typus zeigt. Die Art ist eben das, was bei der Zeugung übertragen wird. Alle individuellen Abweichungen, die nicht übertragbar sind, verändern die Art nicht. Da es sich aber nicht immer um Uebertragung derselben Abweichung handelt, kann man einfacher sagen, daß die Entartung in Abweichungen besteht, welche Nachkommenschaft schädigen können.

Diese Definition der Entartung nach Möbius ist aber für die „Werthschätzung" der Entartung von grundlegender Bedeutung. Wenn im Kampfe um's Dasein die natürliche Zuchtwahl blindwüthend eine jede Generation der künftigen opfert und das Individuum durch das Medium seiner Lüste und Leidenschaften über die Ziele getäuscht wird, denen es zu folgen glaubt, so hat es doch auch niemals an Stimmen gefehlt, welchen die „Völker nur Umwege der Natur für das Hervorbringen einiger genialer Luxusgeschöpfe" waren (Nietzsche) und die selbst jedes einzelne Individuum, dem sein Wohl und Wehe als eine incommensurable Größe erscheint, trotzig auf sein selbstherrliches Daseinsrecht pochen und auf seinen Glücksschein bestehen ließen (Stirner a. A.). Die Gebote der Art-Hygiene finden eben Grenzen ihrer Geltung in dem Individuum, das ihre Ziele verschmäht. Ein Alkoholiker, der durch übermäßigen Genuß geistiger Getränke taub geworden war, gab einmal auf die mahnenden Vorstellungen seiner Umgebung folgende Antwort: „Ich habe zwar das Gehör verloren, aber Alles, was ich in meinem bisherigen Leben gehört habe, war nicht so gut wie der Branntwein." In diesem curiosen Ausspruch ist klar die Grenze bezeichnet, über welche hinaus alle hygienischen Bestrebungen niemals werden dringen können. Nach der üblichen modernen Terminologie müßte man sagen, daß, wo sich die „Umwerthung" der „Werthe" in dem Sinne vollzogen hat, daß die Gesundheit nicht mehr das höchste Gut ist, auch das Terrain für die Hygiene unwiederbringlich verloren bleibt. Man wird dem Selbstmörder vergeblich erzählen, daß der Revolverschuß eine unhygienische Maßregel ist. Man wird aber auch dem Künstler, dessen Nerven bei der Gestaltung seiner Phantasiebilder sich aufreiben, oder dem wissenschaftlichen Forscher, für den die Welt nur als Vorwurf seiner Gedankensymbole Werth und Sinn hat, nicht mit hygienischen Bedenken kommen dürfen.

Ist denn aber die Moral nicht auch eine Hygiene? War die tiefsinnige Auffassung des Weltenlaufes als einer ewigen Verkettung von Schuld und Sühne dem in qualvollen Fragen sich verzehrenden Menschengeiste nicht ein Heilmittel ohne Gleichen? „Alle Schuld rächt sich auf Erden“ — da man Alles, was sich auf Erden rächte, Schuld genannt hat: in diesem Glauben lag aber Balsam für alle Wunden, Linderung und Trost für alle Leiden. Jener wundersamen Kette der altdeutschen Sagen vergleichbar, die aus den zartesten Geweben gesponnen war und dennoch jeglicher Gefahr trotzte, hielten diese seidenen Bande den brutalen Egoismus der Menschennatur nicht selten auch dann im Zaume, da die eisernen Fesseln des Gesetzes nicht Stand halten konnten. Auch der uralte Apparat der engherzigen Philistermoral und Lebensführung ist nichts Anderes als eine art-hygienische Schutzmauer, die von Vielen zum Schaden und von Manchen zum Nutzen ihres Wohlbefindens durchbrochen wird. Hier liegt die Grenze der Art-Hygiene, und wir sehen, daß sie keineswegs eng gezogen ist. Für Völker und Staaten werden ihre Regeln stets Anspruch auf unbedingte Geltung erheben können — wenn auch das Individuum es seit jeher zuweilen vorgezogen hat, verderblichere Pfade zu wandeln.

Dieser Gegensatz, der unzweifelhaft besteht, muß nicht auf die Spitze getrieben werden und ist nicht nothgedrungen von erschütternder Tragik. Er ist so wenig, daß er bei manchen seiner Vertreter zu unfreiwilliger, zwerchfellerschütternder Komik geführt hat. In der gewaltigen Hexenküche der Natur, die aus Hunger, Liebe, Rückenmarkslust und Gehirnimpulsen Menschen formt, gelangen keine reinen Stoffe zur Verwendung, und so zeigen denn die entstehenden Gebilde bedenkliche Blasen, stürmische Wallungen, aber nur selten einfache, unvermischte, furchtbare Giftwirkungen. Die ideellen und materiellen Gegensätze leben sich nicht vollständig aus, man betrügt, um sich aufzuopfern, und wenn man sich aufopfert, so geschieht es nicht selten aus frommem Selbstbetrug. Besteht nicht zwischen Mutter und Kind auch ein formaler Interessengegensatz, der sich bekanntlich selbst in der Thierwelt nicht mit voller Kraft auslebt? Ist der Gegensatz zwischen Thier und Engel in der Liebe immer tragisch, und scheint da nicht zuweilen das Thier berufen, die Seele vor der Verdammniß zu retten? So werden denn auch die „Entarteten“ diesen Namen nicht nach Geusenart zum Kampfruf nehmen müssen, und man braucht auch nicht nach Pech und Schwefel zu greifen, um sie auszurotten.

Literatur und Kunst.

Sittlichkeit!

Von Johannes Gaulke (Berlin).

Seit den Tagen der großen Sittlichkeitsdebatte im Deutschen Reichstage, als es sich darum handelte, die Literatur und Kunst vollkommen mundtodt zu machen, hat die Staatsanwaltschaft mit einem, einer besseren Sache würdigen Eifer immerfort den Beweis erbracht, daß es sich auch ohne eine lex Heinze „regieren“ läßt. In diesen Tagen ist der im Magazin-Verlag (Leipzig) in deutscher Uebersetzung erschienene Roman „Die Liebe im Menschen“ von Camille Lemonnier beschlagnahmt worden. Ich kenne nicht die Gründe, welche die Staatsanwaltschaft zu diesem Act väterlicher Fürsorge für des gemeinen Volkes Nutz und Frommen veranlaßt haben. Man könnte annehmen, daß es sich hier um ein von Lascivitäten schwerster Art strotzendes Buch handele, etwa nach Art der obscönen Straßenliteratur, die namentlich in Berlin auf alte und junge Jubelgreise eine außerordentliche Anziehungskraft ausübt. Aber nichts von Alledem. In dem als sittenverderblich erkannten Buche habe ich auch nicht eine Spur gewollter Frivolität, noch eine banale Redewendung entdecken können, ja es ist im Gegentheil vom Uebersetzer Alles vermieden worden, was äußerlich Anstoß erregen könnte. Trotzdem glaubte der Staatsanwalt das deutsche Lesepublicum vor der dem Buche innewohnenden demoralisirenden Kraft in Schutz nehmen zu müssen. Auf den Familientisch gehört es allerdings nicht, ebenso wenig wie die Bibel, in der ja auch sexuelle Angelegenheiten in einer heute nicht mehr gebräuchlichen Derbheit behandelt sind. Das auf den Index gesetzte Buch interessirt auch mehr den Psychologen und Pathologen als den auf das Sensationelle erpichten Abonnenten unserer Leihbibliotheken. Der Staatsanwalt mag sich beruhigen: als Lesefutter für die breite Masse, wie etwa der „Sitten“roman eines im Nebenberuf schriftstellernden Leutnants, ist das Buch keineswegs geeignet; es dürfte auch ohne die staatsanwaltschaftliche Empfehlung kaum andere als die intimsten Literatenkreise interessirt haben. Es ist, rein künstlerisch betrachtet, eine viel zu gewaltige Leistung, als daß es im breiten Publicum Verständniß finden könnte. Es entbehrt die „spannende“ Handlung sowohl, wie das für den Durchschnittsleser immer anziehende, derb aufgetragene Localcolorit. Es ist mehr die Arbeit eines Moralphilosophen, als die eines Romanziers schlechthin.

Camille Lemonnier ist für Deutschland noch ein Neuling, obgleich er auf eine fruchtbare literarische Thätigkeit zurückblicken kann. Er gehört dem Kreise des „Jungen Belgiens“ an, aus dem Huysmans, Verhaeren, Maeterlinck, Ekhoud u. A. hervorgegangen sind. Sie Alle haben, so verschieden sie auch in ihrem Temperament und ihrer Lebensauffassung geartet sind, der Dichtung eine Fülle von neuen Darstellungsgebieten erschlossen. Hierzu gehört das weite Gebiet der Sexualpsyche, jener neuentdeckten Zone unseres Geisteslebens, über die sich während eines fast zweitausendjährigen Zeitraumes christlicher Weltherrschaft tiefste Nacht gesenkt hat. Die Erforschung jener unbekannten Zone, die eine eigenthümliche Triebkraft auf alle Menschen ausstrahlt, galt als eine unsittliche und sittenverderbliche Bethätigung. Das große Leitmotiv des classischen Alterthums, das „Erkenne Dich selbst“, war aus der Mode gekommen, bis es die Emancipation von der Kirchenherrschaft wieder zu Ehren gebracht hat.

Die Literatur der Sexualpsyche hat — ich möchte fast sagen — einen beängstigenden Umfang angenommen — die natürliche Reaction auf die lange gepflegte Verheimlichungsmanie in sexuellen Dingen. Der moderne Liebesroman, der im Gegensatz zu der alten Liebesromantik mit ihrem sentimentalen Plunder stets unter dem Gesichtswinkel des Psychologen zu betrachten ist, wurde plötzlich Mode — zu einem guten Absatzartikel. Durch „Nanna“ wurde selbst die Dirne salonfähig. Was Wunder, wenn viele kleine Geister es dem großen Meister nachmachen wollten; wenn sie ihn gar, ohne die ethische Bedeutung seiner Sittenschilderungen zu begreifen, durch Anhäufung erotischer Excesse und lüsterner Redewendungen übertreffen wollten! Wie kann es uns weiter Wunder nehmen, daß der Staatsanwalt in Folge der „Ueberproduction“ auf diesem Gebiet nervös wurde und die Urtheilskraft einbüßte! So nur können wir es uns erklären, daß er in seiner Eigenschaft als Beschützer der Sittlichkeit so viele Mißgriffe begangen hat.

Das Bevormundungssystem beschränkt sich aber bei Leibe nicht auf die Grenzen des Deutschen Reiches. Lemonnier's „Die Liebe im Menschen“ ist zugleich mit dem Buche seines Landsmannes Eckhoud „Escal-Vigor“ wegen Gefährdung der Sittlichkeit beschlagnahmt und ihre Verfasser sind in den Anklagezustand versetzt worden. Im altersgrauen Brügge,

der Stadt der wandelnden Mumien, sollte die gefährdete Sittlichkeit gerettet werden, aber es geschah etwas Ungewöhnliches: Freispruch der Angeklagten.

Es überrascht mich fast, daß sich bisher kein deutscher Staatsanwalt gefunden hat, der Eekhoud's Roman, der vor Kurzem in deutscher Uebersetzung (Max Spohr, Leipzig) erschienen ist, oar den Kadi geschleppt hat. Vam Standpunkt der herrschenden Maral läge hier ein viel stärkerer Grund zum Einschreiten vor. „Escal-Vigor“ ist, wie Oscar Wilde's „Dorian Gray“, der Roman und die Tragödie der heterosexuellen Liebe. Das Buch ist von einer wahnwitzigen Leidenschaft, von einem verzehrenden Feuer durchglüht; es handelt van dem Sehnen und den Qualen eines pervers Veranlagten und van seinem tragischen Ende, während Lemannier „nur“ die Liebe, die sinnliche Zuneigung, den Drang nach Vereinigung zum anderen Geschlecht zu seinem Vorwurf gemacht hat. Es sind gewaltige Töne, der Schrei nach der Natur, nach sinnlicher Befriedigung, untermischt mit der Stimme des Gewissens und der Scham — der ganze Zwiespalt der Menschennatur, die zu den höchsten Lichtquellen strebt und im tiefsten Schlamm versinlen muß, wird uns in diesem Buche enthüllt ... „Kreatnr, inmitten Deiner, tiefer als Dein Antlitz, doch näher den Schlägen Deines Herzens, zuckt ein Heerd flammender Ergüsse, die Triebfeder selber Deines Lebens und aller der Leben, die dem Deinen gleichen ... Du fühlst es, einen Theil Deines Lebens, mit unwiderstehlichem Trieb leben: als ein Wesen von Fleisch und Blut, eins mit dem Träumen Deines Geistes. Und dennoch ist dies das Niedrige, Unaussprechliche; sieh zu, daß Du Dich nicht daran in Deinem Wohlgefallen als Thier erkennst.“

In diesen Sätzen ist der Abscheu der asketischen Religian gegen das Leben und die unbegrenzte Erzeugung neuen Lebens ausgedrückt. Generationen sind sie in der einen oder anderen Form als goldene Lebensregel gepredigt; immer von Neuem ist durch das Wort des Priesters der Zwiespalt in die Menschennatur getragen worden. Der Held des Romans ist unter den hergebracht sittlichen Ideen erzogen, aber dessenungeachtet wird er schon als Knabe in tiefe Widersprüche verwickelt. Er lernt frühzeitig die scheinheilige Moral des Vaters erlennen und verachten und berauscht sich an der derben, grobsinnlichen Art des Großvaters, des alten Satyrs, der hinter jedem Mädchen her ist. In der Schule wurde er von den Kameraden in die Geheimnisse des Geschlechtslebens eingeführt; das verschleierte Bild wurde ihm enthüllt, um sofort von Neuem und undurchdringlicher als zuvor verhüllt zu werden. Er lernte die Natur in ihrer Reinheit nicht schauen, sondern nur ihren unklaren, unschönen Schattenriß. Das Weib wurde ihm die Priesterin eines verderbten Dienstes. Seine Verwirrung aber stieg noch mit seinem glühenden katholischen Eifer. Er konnte nicht an das sechste Gebot denken, ahne daß Schrecken und Begier auf ihn einstürmten. „Keiner meiner Mitschüler,“ so klagt er, „war in dem Gedanken erzogen worden, daß die beiden Geschlechter nur zwei Offenbarungen einer Lebenseinheit sind und nur in Absicht auf eine Vereinigung in Schönheit und Harmonie verschieden erscheinen.“

Unbekümmert um alle Reflexianen bricht sich die Natur Bahn. Das Fleisch bleibt Sieger. Aber der Sieger wird dieses Sieges nicht frah. Unser Held erlebt alle die lleinen eratischen Abenteuer, auf die Knaben im Bewußtsein, von der verbotenen Frucht genascht zu haben, so stolz sind. Eine Dirne führt ihn in den Tempel der unkeuschen Liebe ein. So war ihm die Zeit seiner Einweihung einer der schmerzlichsten Lebensabschnitte. Er empfand ein gemischtes Gefühl van Schande und Stalz, das gleichzeitige Bewußtsein eines sittlichen Falles und einer Entfesselung seiner Kräfte, und mit einem Fluch auf die falsche Sittlichkeit der Erziehung, die Trennung der Geschlechter von einander während der Kinderjahre, die graße Scham über unsere Nacktheit, die wir nach dem Gebote der Religion empfinden sollen, tritt er in's Leben.

Bevor er einer großen starken Regung fähig war, hatte die widerspruchsvolle Erziehung im Bunde mit der Verheimlichungsmanie schon seinen inneren Menschen vergiftet. Eine krankhafte Reizbarkeit stellte sich bei ihm ein, ein krankhafter Zug nach dem Unbekannten im Wesen des Weibes. Er durchlebt alle Qualen des jugendlichen Neurasthenikers. Ein seltsames elektrisches Zittern ging bei der Annäherung eines Weibes durch seine Glieder. In diesem Zustande absoluter Willensschwäche begegnet er dem Weibe, das alle thierischen Instincte zu einer wahnwitzigen Bethätigung anstachelt. Aude, die Geliebte, ist das Thier im Menschen, die verlörperte Sinnlichleit, das Geschlecht an sich, keiner anderen als einer rein sexuellen Regung fähig. Es beginnt für ihn ein Leben neuer Qualen, aber auch der tollsten Orgien. Bis auf den letzten Rest wird das keusche Empfinden von diesem „Thier“ in ihm ausgelöscht ...

„Der Mensch ward alt und verachtete die jungfräuliche Liebe, wie sie Gott wollte. Aus der Tiefe seines Wesens stieg ein neues Chaos, der Wächter der Vorhölle, eine Geburt van Blut und Feuer, hervor. Das Element brüllte, von einer unreinen Kraft getrieben ... die liebenden Paare sahen den Himmel nicht mehr. Die Liebe brüllte wie ein Stier, sie schnaubte mit dem Rüssel einer Bache, rasend wie ein brünstiger Bock. In ihrem Wahnwitz verschmähte sie den zarten feierlichen Kuß, die feuchte Verzückung glänzender Augen und Lippen. Sie war nicht mehr die Vermählung unter Blumen und Bächen des Staffes mit dem Stoffe, nicht mehr die tiefe Freude, sich eins mit dem Gesang der Sterne, ein Abbild der großen glücklichen Eintracht der Welt, selbst göttlich und ewig zu den Sphären entzückt zu fühlen. Heuchlerisch und hinterlistig geworden, suchte sie ihresgleichen, die Nacht, wo die Seele nicht mehr die Seele erblickt, wo traurige, schmerzliche Schatten irren ...“

Mit diesen Worten ist die Gesammtverfassung, die scheußliche Perversität, in die der Held des Romans tief versunken ist, wunderoall charakterisirt. Er macht verschiedene Versuche, sich aus den Klauen des „Thieres“ zu befreien. Vergebens, immer wieder fällt er in den tallen Sinnestaumel zurück. Mit einer wuchtigen Anklage schließt das merkwürdige Buch:

„Ich bin gestraft für einen Irrthum, den ich nicht beging. Hätte man mich jung die Schönheit meines Leibes und der Frau gelehrt, ich hätte den Drang nicht empfunden, der mich verderbte. Man hatte mir gesagt: Dein Fleisch und alles menschliche Fleisch birgt die Schande. Da empfand ich Hunger und Durst nach dieser Unreinheit des Fleisches, ich ward verdammt, kein Weib anders als um des bitteren Sündengeschmackes willen zu lieben.“

Klingt aus diesem Satz, der eine Anklage enthält, nicht zugleich eine hohe sittliche Forderung und die Sehnsucht nach Reinheit und Schönheit? Um sa weniger ist mir die Handlungsweise des Staatsanwalts verständlich. Wenn nun einmal ein Buch eine Tendenz haben muß, so kann man diesem Roman von Lemannier eher eine maralisirende zusprechen. Tolstoi, der letzte graße christliche Ethiler, hat in „Auferstehung“ viel derbere Wahrheiten in Bezug auf das Geschlechtsleben gesagt und viel Schmutz aufgedeckt, ausschließlich von dem Beweggrund geleitet, die Menschen durch Anschauen des Gemeinen und Häßlichen zum Edlen und Guten zu bekehren. Warum sollte Lemonnier nicht eine ähnliche Wirkung bezweckt haben? Der Held seines Romans ist eine psychapathische Gestalt, wie sie zu hunderten und tausenden auf allen Straßen umherlaufen, die unangefachten das Gift, van dem sie inficirt sind, von Haus zu Haus verbreiten. Unsere Zeit mit ihren ungezählten Widersprüchen und Gegensätzen hat nothwendig solche Gestalten hervorbringen müssen. Die Ursachen einer Erscheinung zu ergründen, ist wichtiger und zweckentsprechender, als sie zu verdecken. Ich glaube, daß Lemannier in dieser Beziehung eine graße ethische

Aufgabe vollzogen hat, nur die alten Pädagogen und Sittenlehrer, die in der Verdrehung der Thatsachen im Sexualleben sich stets von Neuem überbieten, können darüber anderer Meinung sein. — Wir haben jedenfalls allen Grund, uns den Namen Camille Lemonnier, der bei uns weniger bekannt ist, als seine Schüler Maeterlinck, Verhaeren, Eekhoud, zu merken. Er ist eine ungewöhnlich starke Künstlerindividualität, er durfte das stolze Wort sprechen: „Meine Bücher sind meine Waffen und meine Trophäen. Ob man sie auch zerbricht, sie werden bleiben." Hoffen wir, daß diese Waffe auch in dem bevorstehenden Proceß gegen sein Buch sich glänzend bewährt! Dann ist der Staatsanwalt zu einem unfreiwilligen Förderer echter Sittlichkeit geworden.

Neue Publicationen zur italienischen Kunstgeschichte.

Von Otto Granloff (München).

In unseren Tagen ist die Literatur über Italien in's Unermeßliche gewachsen. Jährlich, ja monatlich bringen deutsche und ausländische Verleger hunderte von wissenschaftlichen, belletristischen und feuilletonistischen Werken über italische Cultur und Kunst auf den Markt, die nur zu einem sehr geringen Theil einem Bedürfniß, einer Nothwendigkeit entsprechen. Gar zu oft werden in ihnen nur die Werthe, die Goethe, Hehn, Taine, Nietzsche, Gobineau, Lermoleff, Pater, Kloczko, Burckhardt und Justi schufen, breit getreten; um diese Erfinder von neuen Werthen dreht sich im Allgemeinen die Literatur über Italien. Auch hier ist voll von lärmenden Possenreißern der Markt. „Unzählbar sind diese Kleinen und Erbärmlichen". Und doch ist über Italien noch nicht das letzte Wort gesprochen; es gilt noch viele und große Einzelarbeit zu verrichten, ehe einmal ein Großer den Werdegang von Italiens Kultur und Kunst in ein abschließendes, alle Regungen der Menschenseelen in dieser Epoche gerecht werdendes Werk zusammenfassen könnte.

Es fehlt uns heute vor Allem noch eine Geschichte der Künste in Italien auf socialer Grundlage. Taine besonders hat ja auch diesen Stoff in das Bereich seiner Darstellungen gezogen; aber Erschöpfendes haben hier weder Taine noch Burckhardt gebaten. Es fehlt uns ferner eine Kunstgeschichte als Entwickelungsgeschichte der Empfindung. Auch über dieses Stoffgebiet finden sich in den Werken von Taine, Pater und besonders von Muther werthvolle Perioden; aber es sind und bleiben in jedem Werk nur Perioden, nur kurze geistreiche, mehr aber minder tiefsinnige aperçus. Muther ist sicher auf diesem Gebiete am weitesten hinabgestiegen in das Seelenleben der Künstler; aber es fehlt ihm die Methode: er ist zu nervös, zu sprunghaft, zu oft verliebt in geistreiche Einfälle, die er gern um ihrer selbst willen zu Tode hetzt. „Langsam ist das Erleben aller tiefen Brunnen."

Heinrich Pudor hat vor anderthalb Jahren in der Gegenwart die Forderung nach einer Kunstgeschichte als einer Geschichte der Empfindung aufgestellt. Diese werthvolle Anregung ist verhallt und verklungen, vielleicht nur, weil Pudor in dem gleichen Essay die Kunsthistoriker mit herben und ganz ungerechtfertigten Vorwürfen überhäuft, als wenn er die immensen, staunenswerthen Fortschritte der zeitgenössischen Kunstgeschichtsschreibung leugnen könnte, als wenn alle philologische Arbeit auf dem Gebiet der Kunstgeschichte nutzlos und überflüssig wäre. Mag hier und da Doctrinarismus und Pedanterie die Kunstgeschichtsschreiberei beherrschen; jede Archivforschung, jede mit noch so trockner Akribie aufgesetzte Lebensbeschreibung unbekannter oder noch nicht genug gekannter Größen fördert neues Material zu Tage, aus dem ein Zweiter und ein Dritter ein universaleres Ganze bilden kann. Vorerst müssen die Bausteine zu einem Fundament zusammengetragen werden, das eine universale Geistesgeschichte tragen kann. Und je solider die Bausteine sind, umso stolzer und sicherer wird der Bau nachher dastehen. Nicht von neu gebackenen Doctoren können wir eine alle Gebiete des Geistes umfassende Geschichte einer großen, gewaltigen Epoche erwarten. Es ist verkehrt, wenn junge Kunsthistoriker von kaum zehn Semestern, aber gar Kunstschriftsteller, deren Geist nie eine exacte Schule genoß, glauben, eine solche Arbeit leisten zu können. Es gehören zur Bewältigung einer so außerordentlichen Aufgabe nicht nur Kenntnisse, sondern vor Allem Methode und Erfahrung im weitesten Sinne des Wortes auf allen Gebieten der Wissenschaft und des Lebens. Warum ich auf diese Dinge so schweres Gewicht lege? Weil wir (man verzeihe diesen neuen Titel für unser Jahrhundert) im Zeitalter der Wissenschaften in der Westentasche leben. In den Schaufenstern finden wir Bücher: Was muß der Gebildete von der Kunstgeschichte, von Nietzsche x. x. wissen, Preis 1 Mk.; ferner Künstlermonographien und Kunstgeschichten, geschrieben von jungen Leuten, zu ungefähr den gleichen Preisen. Es ist richtig, jeder Philologe im zweiten oder dritten Semester kann oder könnte eine Lebensbeschreibung von Raphael, Tizian, Rubens oder Rembrandt — vielleicht sogar mit einigen geistreichen Bemerkungen — aufsetzen. Ist aber irgend Jemanden mit einer solchen — meist unreifen — Darstellung gedient? Wird durch solche Bücher die Bildung eines Volkes aber gar die Wissenschaft gefördert und vertieft? Wie aber, wenn nun gar Kunstschriftsteller, die die Methode wissenschaftlichen Arbeitens niemals durchlebten, einen solchen Stoff bearbeiten? (Und das kommt ja heute des Oefteren vor.) Ihre Bücher werden und müssen werthlos sein, Eintagsfliegen, die den Tag ihres Erscheinens kaum überleben.

Ich legte vorhin besonderes Gewicht auf die Erfahrung. Jeder denke da an sich selbst, wie er mit fünfzehn, mit zwanzig, mit fünfundzwanzig, dreißig Jahren Botticelli, Michelangelo, Rubens, Rembrandt und andere gegebene Größen verstand. Ist es nicht so, daß Jeder von Jahr zu Jahr — besonders in seinen Jahren der Entwickelung — tiefer in das Wesen dieser Geister eindrang? Mit dreißig Jahren ist im Allgemeinen der Mensch fertig gebildet; für die Mehrzahl sind diese Jahre die Zeiten der reichsten und tiefsten, inneren Erlebnisse; und sie haben ihre Nachwirkungen. Die geschlechtlichen Kämpfe, die Lust- und Schmerzempfindungen der Liebe, die seligen Hoffnungen, die Kämpfe um Erfolge und Ehren drücken Furchen und Narben in die Seele des Menschen; sie weiten den Horizont, sie schärfen den Blick und öffnen uns die Abgründe und die Tiefen des Lebens, in die wir schaudernd hineinsehen. Und wenn in allen trüben und heiteren Stunden die Kunst uns immer begleitete, so empfinden wir jetzt klar und mit Entzücken, daß dort einer ebenso selig war vor Glück, daß hier einer ebenso süß und schmerzlich litt wie wir. Und dieses Erkennen, dieses Wiederempfinden uns verwandter Empfindungen in der Menschenbrust einer früheren, längst verklungenen Zeit ist berauschend schön. So nur lernen wir diesen oder jenen Künstler bis in seine tiefsten, feinsten Fasern verstehen und mit einer heiligen Inbrunst lieben, die in Keuschheit und Ungetrübtheit ihres Gleichen im bürgerlichen Leben nicht findet. Dann baut sich leicht auf der früher gelegten Basis philologischen Wissens die Entwickelungsgeschichte eines Künstler-Geistes auf.

Man glaube doch nicht, daß die Künstler der Renaissance alle dem Typus entsprechen, den wir im vulgären Sinne mit „Renaissancenatur" bezeichnen; es waren nicht alles Herrenmenschen, nicht Alles glücklich-heitere, göttlich-harmonische Naturen wie Tizian, Andrea del Sarto oder Raphael; es waren unter ihnen — ach ja Viele — die gerade wie wir heute am Leben litten. Es waren auch unter ihnen (um einen Ausdruck unserer Zeit zu gebrauchen) decadente Naturen; ich nenne nur den Einen, dessen seltsam zwiespältiger

Geist in so weiter Amplitüde unruhig hin- und herschwang. Wie Vielen aber außer Botticelli hat Savonarola die Lebenskraft gebrochen, wie Vielen ist dieser herrschsüchtige, ehrgeizige Geist, dem alle Kräfte, die ihm zuströmten, das Hirn in wildem Fanatismus erglühen ließen, ein schlimmes Verhängniß geworden. Die Macht dieses tobsüchtigen Moralisten hat so Vielen bittere, schmerzliche, geistige und geschlechtliche Kämpfe bereitet. Hätte ohne Savonarola Michelangelo seine Sklaven und seine Mediceerdenkmäler schaffen können so, wie er sie geschaffen hat? Aus tiefsten Schmerzen sind diese Werke geschaffen von einem der Größten in seiner stillsten Stunde. Gerade bei der unvollendeten Matthäus-Natur und bei den Sklaven des Louvre hat das Rein-Formalistische bisher die Köpfe zu sehr beschäftigt, als daß man das Seelisch-Ergreifende bis auf den Grund ausschöpfen konnte. Wir citiren heute so gern vor den Sklaven Tristan: „Mich sehnen — und sterben! . . . . Im Sterben mich zu sehnen, vor Sehnsucht nicht zu sterben." Und auch in dem Tempel der Mediceer preßt uns die überwältigende Stimmung manche Strophe aus diesem Musikdrama voll höchster Lust und tiefsten Leides auf die Lippen.

Die Kunstwissenschaft ist heute noch zu sehr Wissenschaft (ich sagte vorhin, sie müßte es vorläufig noch sein), um die letzten Räthsel solcher Denkmale zu lösen. „Wo der Kritiker, das heißt der wissenschaftliche Mensch allmächtig herrscht, da ist auch die Barbarei der Uebercultur nahe", sagt Wilhelm Weigand einmal. Hüten wir uns davor! Es ist übrigens bedauerlich, daß dieser Feinste der Feinen unter den Lebenden niemals bisher über die Renaissance in Italien ausführlich gearbeitet hat; schon nach seinen wenigen Essay's, die lange nicht bekannt und geschätzt genug sind, dürfen wir ihn als den klügsten und universellsten Schüler von Taine in Deutschland bezeichnen; zudem verfügt er über eine ungewöhnliche Methodik.

Wie aber gelangen wir nun am Besten zum Verständniß der Cultur und der Kunst der Renaissance?

Vauvenargues hat ein prächtiges Wort geprägt, das Jedem gilt, der in diese lange Epoche eindringen will: „Die Gluthen der Morgenröthe sind nicht so hold, als der erste Blick des Ruhmes." Sainte Beuve knüpft daran die Bemerkung: Wer ein Talent nur spät kennen und es in seiner Fülle, in seinem letzten Werke schätzen gelernt hat, wird nie ein vollkommenes, natürliches, einzig lebendiges Bild erhalten, wie Derjenige, der es im ersten Moment seines Aufschwunges und seines Glanzes erblickte." Dasselbe gilt auch für eine Zeit, für eine zusammenhängende Culturepoche. Es ist nicht nur Modesache, daß man heute in Amateur- und wissenschaftlichen Kreisen den Präraphaeliten das stärkste Interesse zuwendet. Es ist die bewußte oder unbewußte Erkenntniß einer zwingenden Nothwendigkeit; und Heinrich Wölfflin's an sich vortreffliche Betonung der „classischen Kunst" anknüpfend an Hermann Grimm's Raphael als Weltmacht geschieht meiner Ansicht nach zu unrechter Zeit, zu früh.

Was wir gegenwärtig in Deutschland an Handbüchern und Wegweisern durch Italiens Gallerien für Laien (ich spreche natürlich nur von solchen, für die der Baedeker nicht ausreicht) und Kunststudirende besitzen, genügt den Zwecken nicht. Es ist unerfindlich, warum der Verlag von E. A. Seemann in Leipzig nicht einen Neudruck der ersten Auflage des Burckhardt'schen Cicerone veranstaltet; so wie der Cicerone jetzt vorliegt, ist er als anregender, angenehmer Führer ungenießbar in seinem Inventarisationscharakter, wenn er selbstverständlich dem Forscher noch wie vor ein unschätzbares und unentbehrliches Handbuch bietet. Ein jüngerer Berliner Kunsthistoriker, Paul Schubring, der sich sowohl als methodischer Arbeiter in wissenschaftlichen Kreisen, wie als geistreicher Schriftsteller im Publicum einen klangvollen Namen gemacht hat, ist nun kürzlich an die Aufgabe herangetreten, einen Führer vorläufig durch die Florentiner Sammlungen abzufassen. Das Buch liegt bereits seit einigen Monaten vor; und man muß gestehen, daß Schubring diese so dringlich eine Lösung heischende Aufgabe im Allgemeinen auf's Glänzendste gelöst hat. Nach meinen vorangegangenen Ausführungen, in denen ich fast alle Schwierigkeiten einer solchen Arbeit streifte, brauche ich hier nicht mehr noch einmal und besonders hervorzuheben, was die glückliche Lösung dieser bedeutenden Aufgabe durch einen jüngeren Kunsthistoriker für ein ausgezeichnetes Lob in sich schließt. Es ist der knappe, concentrirte, geistreiche und immer anregende Styl des Buches hervorzuheben. Schubring brillirt niemals mit Capricen und Geziertheiten, er ist niemals geistreich, um es zu scheinen, sondern bewegt sich immer auf wissenschaftlicher Basis. Es ist das Buch eines reifen Mannes, mit warmem Temperament beweglicher Phantasie und zartester Sensibilität. Ein ganz besonderer Werth dieses Buches liegt in seiner Betonung des Didactischen. „Man vergleiche das venetianische Frauenporträt mit dem der Florentiner, man suche ihre entscheidenden und unterschiedlichen Merkmale heraus." „Man suche nach dem Grund solcher Thatsachen." „Man frage nach den Ursachen, nach den Absichten, nach den Unterschieden zwischen Diesem und Jenem". Solche klugen und vortrefflichen Sätze der Anregung und Fingerzeige zu eigenem Denken stellt Schubring jedesmal an das Ende der Haupt- und Grundzüge eines Werkes, eines Meisters oder einer Schule. Jeder kann auf das Leichteste den Gedanken weiterspinnen; ja mit dieser Methode klopft Schubring auf immer wache Instincte beim Durchschnittsmenschen. Die Meisten sind viel zu eitel, sie wollen sich nicht beschämen lassen, denken wirklich weiter und werden auf diese „hinterlistige" Weise gezwungen, sich tiefer in die Kunstwerke zu versenken und sich eigene Urtheile zu bilden. Solche Bücher sind berufen, das Kunstverständniß zu heben und zu fördern.

Auch die Anlage dieses Führers ist zu loben. Das Schwergewicht in der Darstellung ist auf die Primitiven gelegt; dem Erwachenden, dem Werdenden, den Frühlingstagen der Kunst, dem Trecento und dem Quattrocento findet Schubring die feinsten, empfindsamsten Worte, die als das Ergebniß einer glänzenden Analyse, eines feinen Erfassens der Hauptmomente suggestiv auf uns wirken; und der Verfasser protzt nicht etwa mit Detailkenntnissen und beschwert den Geist seiner Leser nicht unnöthig.

Zu wenig Gewicht ist dem Historischen, der Geschichte Florenzens beigemessen. Bei Schubring's concentrirter Schreibweise hätten ein Mehr von fünf, sechs Seiten genügt, um auf das Nothwendigste aus den Geschicken der Stadt hinzuweisen; einzelne Gestalten wie Botticelli und Fra Bartolomeo wären dadurch plastischer herausgetreten. Wer war Savonarola? Wie kam es, daß Florenz reif war für diesen verwegenen Zerstörer seiner Heiterkeit? Warum ward ihm die gewaltige Macht, so viele stolze Geister zu knicken und zu verdüstern? Diesen Fragen sucht der Laie vergeblich eine Antwort.

Es erfreut, daß Schubring einen so kühnen Neuerer und bedeutsamen Künstler seiner Zeit wie Baldovinetti zu Ehren kommen läßt; ihn aber den Pleinairisten unserer Tage auch nur flüchtig zu vergleichen, führt den Laien irre und giebt ihm ein Schlagwort in die Hand, mit dem er schnell Mißbrauch treiben wird. Sehr geistreich sind Schubring's Parallelen zwischen Michelangelo, Correggio und Rubens. Warum aber übergeht er Caravaggio's „Amore dormante" in der Sala d'Iliade im Pitti-Palast? „Nur wer den Tiefstand ernsthaft lothet, wird die Wonne der neuen Zeit ganz mitfühlen können," sagt Schubring, und doch bringt er den Tiefstand der Kunst im Sei- und Settecento an keinem Beispiel mit klaren Worten zum Ausdruck, um Caravaggio, diesen modernen Naturalisten, und Tiepolo andererseits dem Verständniß näher zu bringen, um von ihnen mit einigen Worten den Uebergang zur Kunstübung unserer Tage leichthin

zu skizziren. Auch den Tiefstand der Kunst, wie wir ihn in Bologna's Pinakothek studiren können, müssen wir lachen. Und ein paar Worte darüber wären hier von Nöthen gewesen. Dasselbe gilt vom zweiten Theile, dem Führer durch den Bargello, wo ein paar Worte über Bernini, Bandinelli und die pathosgeschwollenen Phraseure wohl am Platze gewesen wären.

Es sei mir gestattet, noch ein paar Irrthümer zu berichtigen. In Theil I, Seite 12 findet sich ein Druckfehler: Jacopo Sellaia's drei Tafeln mit der Geschichte der Esther tragen die Nummer Nr. 66—68 (nicht 88); sie hängen im Corridor; diese Angabe fehlt, obwohl die kleinen Tafeln schwer zu finden sind. Im Saale des Hugo van der Goes befindet sich kein Teppich, der das Getrampel dämpft! Ich bedauere sehr, diese Angabe leider berichtigen zu müssen. Es sei hier gleich bemerkt, daß dieser neu eingerichtete quadratische Saal dem herrlichen Portinari-Alter gar nicht günstig ist; er ist viel zu klein; auch das Oberlicht wirkt höchst unvortheilhaft. Theil II, Seite 21 weist Schubring ein durch süße Zartheit überhauchtes Mädchenporträt in leicht geneigter Kopfhaltung dem Carpaccio zu; es ist Nr. 14 der Sammlung Carrand im Bargello; Nr. 8 (wie Schubring schreibt) ist: Ritratto di Donna di profilo a sinistra con velo in testa per Giovanni di Paolo. Es liegt hier sicher lediglich eine Verwechselung vor; denn Schubring wird diesen unzweifelhaften Sienesen nicht mit Carpaccio in eine Linie gestellt haben wollen. Theil II, Seite 157 bespricht Schubring Tafel 92: Lorenzo di Credis, Anbetung der Hirten und schreibt: „Noch ein niedlicher Zug: Ochs und Esel trotten freiwillig auf der Straße heran, nach dem Jesaiaswort: Es kennt der Ochs die Krippe seines Herrn." Das ist ein Irrthum; auf der Tafel, von der auch ein Detail abgebildet ist, finden sich keine Thiere; wohl aber auf der Tafel 93, ebenfalls einer Anbetung von Lorenzo di Credi. Endlich ist dem Verfasser bei Besprechung der berühmten Tafel: Tobias und die drei Erzengel ein Irrthum unterlaufen. Es befindet sich auf dem Bilde im Hintergrunde nicht eine ummauerte Stadt, sondern eine weite Landschaft des Arnothales mit dem Arno, an dessen Ufern Bäume und Sträuche wachsen und auf Hügeln verstreut einige Villen liegen. Dieses Bild, eine Perle der Akademie in Florenz, wird neuerdings auch von Schubring dem Botticini zugewiesen, während es früher Botticelli und Verocchio hieß. Für Botticini bringt auch Felix Rosen neue Argumente bei. Diese wenigen Irrthümer und Druckfehler sind so belanglos, daß sie nicht geeignet sind, den Werth dieses modernen Cicerone, dessen Erscheinen lebhaftem Bedürfniß entsprach, auch nur irgendwie herabzusetzen.

Und doch wird Paul Schubring vielleicht bedauern, daß er schon geschrieben ist, wenn er jetzt das Werk Felix Rosen's „Die Natur in der Kunst" gelesen hat, das auch ihm sicher viele neue Anregungen gegeben hat. Hätte er dieses vortreffliche Buch, diese Forschungen auf ganz neuem Gebiet und die klugen Resultate, die sich aus ihnen ergaben, noch für seinen Cicerone benutzen können, sein Styl wäre womöglich noch blühender, noch poetischer, noch schwungvoller und duftiger geworden.

Felix Rosen ist ein Schüler des vor wenigen Jahren verstorbenen Breslauer Professor Ferdinand Julius Cohn, des Botanikers, der 1866 in Breslau das pflanzenphysiologische Institut begründete und ihm bis zu seinem Tode vorstand. Er selbst hat schon in Abhandlungen und Vorträgen, besonders in seinen letzten Jahren, sich mit dem Thema der Darstellung der Pflanze in der bildenden Kunst beschäftigt; es ist sogar möglich, daß sich in seinem bisher ungeordneten Nachlaß noch bedeutsame Schriftstücke finden, in denen er eingehend dieses seltsamer Weise ziemlich neue und hochbedeutsame Thema abgehandelt hat. Felix Rosen war sein Assistent; und es ist nicht ersichtlich, wie weit Ferdinand Julius Cohn bei diesem Buche, das den wichtigsten Erscheinungen auf dem Gebiet der Kunstliteratur beizuzählen ist, Gevatter gestanden hat. Rosen stützt sich natürlich zum großen Theile auf Victor Hehn's bekanntes Werk: „Culturpflanzen und Hausthiere", das im Jahre 1870 zum ersten Male erschien und seitdem eine rühmenswerthe Verbreitung gefunden hat; für die Kunstwissenschaft ist Rosen's Buch entschieden bedeutungsvoller als das Hehn'sche Werk. Aber es verlangt so nachdrücklich wie wohl selten ein kunsthistorisches Werk, daß man es vor den Originalen selbst liest und benutzt; denn, mögen die Landschaften auf den Bildern alter Meister dem Gedächtniß sich noch so fest einprägen, das rein Botanische, die einzelnen Pflanzen und ihre Behandlung werden wohl den Wenigsten im Gedächtniß sein; auch vermögen hier Photographien nur in den wenigsten Fällen auszureichen. Nach der Lectüre des Buches wird Mancher, den Kopf schüttelnd, der Frage nachsinnen, wie es möglich war, daß bis zum Jahre 1902 Niemand dieses Thema behandelte. Mag in der Archäologie dieses Gebiet längst schon ausführlich bearbeitet sein, in der neueren Kunstgeschichte wird hier zum ersten Male die Entwickelung der Pflanze, und der Landschaft durch den Wandel der Jahrhunderte geschrieben. Rosen's Werk ist das Resultat vieljähriger mühseliger Arbeit, die nicht hoch genug eingeschätzt werden kann. Es muß dem Breslauer Botaniker ein hohes Maß von Geduld, Unverdrossenheit und Fleiß eigen sein, sonst hätte er diese schwierige Arbeit niemals bewältigen können. Er hat die Geschichte der Künstler und der Bilder genau verfolgt und hat sich dann jedesmal dorthin begeben, wo die Bilder entstanden, um die Natur, die den Meister umgab, dem Bilde zu vergleichen; schon durch diese strenge Methode ist er theilweise zu überraschenden und wenig anfechtbaren Resultaten gelangt. Aber auch durch den Vergleich der Naturdarstellungen auf den Bildern der Meister unter einander resultiren sich sichere Zuweisungen. Und wieder treten uns die Primitiven näher. Von Cimabue geht es zu Giotto, von Giotto zu Taddeo Gaddi; von ihm zu Niccolo Pisano, Fra Filippo Lippi und Piero della Francesca: Jan und Hubert van Eyck sind die Sterne des Nordens. Die frühesten Trecentisten haben kein Auge für der Natur reiche, blühende Wunder. Dann erwacht leise, leise der Sinn für der Pflanzen köstliche Schönheit. Es gilt die Madonna mit dem Herrlichsten, was die Erde bietet, zu schmücken; es gilt die Geburt des Menschheitserlösers als ein schönheitsschwangeres Fest in einem fernen exotischen Märchenlande darzustellen; und die Könige kommen und des Morgenlandes Weise und bringen der Gottesmutter die ganze, herrliche Schönheitsfülle dar, so die Erde im Frühlingsrausch gebiert an Farbenorgien und düfteschwangeren Blumen. Der Eine sieht die Palme und den Lorbeerbaum als die kostbarste Gabe der Erde; der Andere findet Primeln und Tausendschön und malt sie der Madonna zu Füßen; einem Dritten gilt die viola odorata, die Lilie und der Hahnenfuß als das Köstlichste; und bald wird die Schwertlilie ein bedeutsames Attribut der Himmelskönigin. So sehen wir mit köstlichem Entzücken den Natursinn mälig erwachen; mit unendlicher Liebe, mit einer unbeschreiblich ergreifenden und naiven Freude sehen wir die Meister sich in der Natur Sprießen und Grünen vertiefen. Wie Verliebte, wie ein Bräutigam hat Dieser und Jener diese und jene Blume zärtlich und innig geliebt, die kein Anderer vor ihm je gekannt, gesehen, geliebt oder gar mit dem Pinsel verewigt hat. Wer dieser Entwickelung der Natur in der Kunst mit offenem Auge und feinem Spürsinn nachgeht, durchlebt ein köstliches Gedicht. Dann wird die Natur im Cinquecento Allgemeinbesitz; die Freude am Einzelnen geht verloren; es wird nur noch die Summe der Erfahrungen und Erfindungen dargestellt, und die ist dann allerdings in diesem Sinne langweilig. Doch aber hat Felix Rosen Unrecht und muß sich scharfen Widerspruch gefallen lassen, wenn er am Schlusse seines Buches schreibt: „Nun war das große Programm erfüllt, die Natur gehörte dem Maler. Die Zeit

des poetischen Werbens um ihre Huld und Gunst — vorbei, bald vergessen. Die Prosa des gesicherten Besitzes darf sich nun breit machen. Der schönste Brautstand schließt mit einer gleichgiltigen Ehe ab." Aus diesem einseitigen Urtheil spricht der Botaniker, der hier die Bedeutung eines Meisters an seinen botanischen Kenntnissen messen will; denn jetzt zog ein anderes Moment in die Landschaft ein: die Stimmung. Die Landschaft wurde Selbstzweck; um die Stimmung in einer Landschaft herauszuarbeiten, müssen ihr die Maler alles Detail, alles Accessorische unterordnen. Sind Rembrandt's Drei Bäume, Ruben's Heuernte im Palazzo Pitti, Salvator Rosa's heroische Küstenbilder und Tizian's üppig blühende Landschaften keine Meisterwerke? Sollen wir vor diesen Werken uns zum Tadel zwingen, weil diese Meister vielleicht keine Botaniker, keine Pflanzenentdecker waren? Von Tizian spricht Rosen: „er schnitzte sich billige Pfeile aus Giorgione's Rohr .... und hat einen Schatten von Giorgione's „Schlafender Venus" mehrfach mit copirt, aber ohne den Baum, den er wirft! Geistvoll, nicht wahr?" Auf so billige Art läßt Tizian sich nicht erledigen; es ist thöricht, den Schatten auf Tizian's „Himmlischer und irdischer Liebe" von Giorgione herleiten zu wollen und Tizian blödester Copistenleistung eilfertig zu zeihen.

Gilt der Stimmungswerth dem Botaniker nichts, uns ist er viel, unendlich werthvoll; er ist uns Heutigen mehr als botanische Akribie. Wer von uns möchte die Errungenschaften eines Claude Gelée, eines Turner, Corot, Millet und Manet missen? Auf die Lyrik in der Darstellung der Natur in der Kunst folgt die epische, auf sie die dramatische Darstellung der Natur; daran reiht sich dann in unseren Tagen die luministische Landschaftsmalerei. Den Anfang der Sonne, den Einzug der Atmosphäre in die Kunst feierten wir als ein seltenes Fest; soll uns dieses Fest reuen? Nimmermehr! Doch Rosen können wir in Anbetracht seiner Verdienste seine Einseitigkeit leicht verzeihen; er hat uns die Entwickelung der Natur in der italienischen Malerei gezeigt und Streifzüge auf diesem Gebiet in die Anfänge der niederländischen Malerei unternommen; wer wird das gleiche Thema uns in der deutschen Kunst behandeln, wer wird uns die Meister Hans Burgkmaier, Michael Pacher, Altdorfer und Ulrich Apt, den Schöpfer des blumensprießenden, Münchner Universitätsaltars in ihrer Naturliebhaberei enträthseln; wer sagt uns, wie das ward? Ein verlockendes Thema!

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Gestalten.

Von Carl Ewald.

Autorisirte Uebersetzung aus dem Dänischen von D. Weeschner.

Adam und Eva.

Adam saß eines Tages in seiner Stube und betrachtete Eva. Sie hatte seinen Sohn trocken gelegt und seinen Schreibtisch abgestaubt. Jetzt war sie im Begriff, seine Strümpfe zu stopfen.

„Das Leben, das Du führst, ist eines menschlichen Wesens unwürdig," sagte Adam. „Es giebt tausend wichtige Aufgaben in der Welt, und Du sitzt da und stopfst Strümpfe. Es macht Dich dumm und ist für die Gesellschaft ein ungeheuerer Kraftverlust. Du hast eine Seele und Verstand. Steh' auf, entwickele Dich und werde ein Mensch!"

Eva that, wie er sagte. Sie schnitt ihre Haare kurz ab, zündete sich eine Cigarre an und machte ein Examen. Sie bekam eine Stellung in einem Bureau, gründete Vereine, vertheidigte Frauenrechte und fluchte, weil sie nicht in den Reichstag kommen konnte.

Einige Zeit später fühlte Adam sich müde und fing an, für die Empirezeit zu schwärmen. Er zog seines Großvaters Vatermörder und lange Jacke an; die Kniehosen strich er aus Mangel an Waden. Er gefiel sich in dieser Tracht, als aber sein Blick auf Eva fiel, ward er sehr unzufrieden.

„Du hast Deine Bestimmung verfehlt," sagte er. „Du sollst schön sein und weiter nichts. Deine Haare sollen wie ein Rahmen um Dein Gesicht liegen. Dein Mund soll süß, und Deine Augen sollen fromm sein. Setze Dich hierher, ... in den alten Stuhl, ... und fange an Leinewand zu säumen ... Langsam ziehst Du mit Deiner weißen Hand die Nadel durch, leise singst Du ein Lied." ...

Eva that, wie er befahl. Sie band ihren Gürtel an der Stelle fest, wo bei ihrer Großmutter die Brust gesessen hatte. Sie machte sich schlank und schmalschulterig und bedeckte die Stirn, die neulich so große und mächtige Gedanken eingeschlossen hatte. Dann setzte sie sich in den alten Stuhl und sah aus wie die personificirte Poesie des Lebens ...

Einige Zeit später fühlte Adam sich alt; er war des Lebens müde und schämte sich über Dinge, die ihm früher Freude bereitet hatten. Sein Mund verzog sich vor Schmerzen, seine Stirn legte sich in tiefe Falten, die Hände faltete er zum Gebet.

Eines Tages fuhr er zornig und verzweifelt auf und schüttelte die Faust gegen Eva.

„Hebe Dich hinweg, Satanas!" schrie er. „Du, nur Du bist die Versuchung. Fliehen will ich Dich wie die Pest, mein Fleisch will ich kasteien, ... ich gehe in's Kloster ..."

Er ging, Eva aber beugte den Kopf und betete zu Gott: „Herr, nimm' mich fort von hier, wo ich zu keines Menschen Freude mehr bin!"

Der gute Gott hatte Mitleid mit ihr; er machte sie wieder zur Rippe und setzte sie dorthin, von wo er sie genommen hatte.

*

Selbstmord.

Ein junges Weib wurde verlassen von ihm, dem sie Hand und Herz geschenkt hatte.

Verzweifelt warf sie sich in den See. Und während ihre Leiche im Schilf lag, kam ihre sündhafte Seele vor dem Throne Gottes an.

„Weßhalb thatest Du mir das?" fragte der Herrgott. „Wer erlaubte Dir, meine Absichten zu vereiteln?"

Das junge Weib fiel vor Gottes Füße nieder und flehte um Verzeihung.

„Als er mich betrog, den ich liebte, konnte ich nicht länger leben," sagte sie.

„Gab es denn keine anderen Männer auf der Welt," fragte der Herrgott. „Ich habe die Erde erschaffen und auf ihr Männer und Frauen, deren Herzen sich in Liebe nahen sollen. Du bist noch jung und schön; weßhalb mußte Dich dann die Treulosigkeit dieses einen Mannes in den Tod treiben?"

Das Weib hob den Kopf und sah Gott verwundert an.

„Davon weiß ich Nichts," sagte sie. „In den Büchern, die ich las, stand geschrieben, daß es nur eine einzige echte und wahre Liebe giebt. So lehrten mich die Menschen, als ich noch Kind war, daß diejenigen, die bis zum Tode den Einen lieben, tausend Mal besser sind, als die Anderen. Und der Prediger, der unsere Hände in einander legte, sagte, wir gehörten uns für ewig."

Da schüttelte der Herrgott den Kopf und lächelte klug und sanft.

„Sie haben Dich betrogen, mein Kind," sagte er. „Die Dichter, die so schrieben, liebten oft und immer aufrichtig, und der Prediger schläft jetzt ruhig und zu meiner Ehre bei seiner dritten Ehefrau. Was Du gethan, sei Dir verziehen, weil Du nicht besser wußtest. Steh' auf und sei mit mir im Paradiese."

*

Menschen.

Ich bin krank gewesen und fahre jetzt jeden Tag in der Droschke spazieren, und nehme meinen kleinen Jungen immer mit. Als wir gestern so sitzen, jeder in seinen Gedanken versunken, fühle ich plötzlich seine Hand in der meinen, und er sagt mit dem Ausdruck der höchsten Spannung: „Papa, findest Du es eigentlich hübsch, ein Mensch zu sein?"

Die Frage trifft mich unvorbereitet; ich hätte sie erst einige Jahre später erwartet. Aber ein Vater muß schnell mobil machen können, und es dauert nicht viele Secunden, ehe meine Truppen fertig zum Abmarsch sind. „Darüber sind die Ansichten verschieden," sage ich. „Ein Vater, der das Bein gebrochen hat, wird vielleicht Nein sagen. Ein kleiner Junge aber, der jeden Tag Droschke fahren kann, meint natürlich Ja."

Aber ich habe noch nicht das Rechte getroffen. Mit der Nichtachtung, die Kinder Erwachsenen gegenüber fühlen, die sie nicht verstehen, sieht er mich an. — Ich fahre fort: „Nun, z. B. Müller dort auf dem Bock. Wenn wir bis zum Wirthshaus gefahren sind, kann er seinem Pferd ein Stück Brod geben, er kann es aber auch bleiben lassen. Das bestimmt er selbst; er ist eben ein Mensch. Er kann das Pferd schlagen; er kann es gut oder schlecht behandeln, ganz wie er will."

Mein Junge nickt, und am selben Nachmittage sehe ich, daß er mich verstanden hat. Wir haben nämlich einen Hund, der nicht uns gehört, der aber jeden Tag zu uns kommt und mit der Pfote an die Küchenthür klopft. Dann giebt ihm mein kleiner Junge eine Stulle.

Heute komme ich zufällig hinaus, während sie da sind.

Der Junge ist auf den Küchentisch geklettert und hat die Stulle auf ein Brett gelegt. Es ist eine ganz besonders schöne Stulle, die selbst dem verwöhntesten Hunde den Mund wässerig machen kann. Das Thier ist auch ganz toll. Es bellt und pfeift, springt und kokettirt, es ist vor allen Dingen außer Stande, das Ganze zu verstehen ... Der Junge sieht mit einem außerordentlich zufriedenen Gesichte abwechselnd den Hund und die Stulle an.

Ich aber nehme die Stulle herunter und gebe sie dem Hunde. „Du mußt erst größer werden, mein Junge,“ sage ich traurig. „Wenn Du recht böse sein willst, mußt Du furchtbar groß und stark werden, stärker als alle anderen Menschen. König, Kaiser und Papst in Rom mußt Du dann werden.“

Und ich gehe in mein Zimmer, nachdenklich geworden durch das Gesicht, mit dem der Junge die Stulle, die er gar nicht haben wollte, in den Hund, den er liebt, verschwinden sah.

Aus der Hauptstadt.

Berliner Verkehr.

Stümper in der Kunst des Exorcismus suchen den Teufel mit Beelzebub auszutreiben. Die Berliner Presse wirft sich, aus Haß Micke's, für die Hochbahngesellschaft in's Zeug und eifert gegen seine Drohung, die Weiterführung der Untergrundbahn bis zum Spittelmarkt verhindern zu wollen. Trotz der Darreichung von Gratis-Abonnements muß Herr Micke jetzt lesen, daß er ein reactionärer Feind des Verkehrs sei, ein Mensch, dessen Profitgier ihn blind mache für die Lebensinteressen Berlins, und so weiter. Glorie umstrahlt dagegen das Haupt der Hochbahn-Direction. Sie fördert und segnet, wo Micke, der Straßenbahn Gewaltige, tückisch die kalte Teufelsfaust ballt.

Nun hat Herr Micke insofern Recht, als nach der Eröffnung einer zum Spittelmarkt oder Alexanderplatz führenden Untergrundbahn seine einträglichste Linie völlig entwerthet sein wird. Andererseits bedarf die Hochbahngesellschaft, deren Dividende heuer sicherlich keine 4 v. H. erreicht, unbedingt der Ellbogenfreiheit für die Eroberung der Innenstadt. Im heutigen, ganz ungerechtfertigt hohen Kurse ihrer Actien scheint mir diese Eroberung bereits escomptirt, und die großen Anlagen unter'm Waarenhause Wertheim beweisen, daß man den Sieg schon in der Tasche zu haben glaubte. Freilich mischt sich die Direction nicht in den Kampf der Meinungen und heuchelt vornehme Gleichgiltigkeit — aber das Schweigen ihres in letzter Zeit schlecht berathen gewesenen Preßbureaus bemäntelt nur ungeschickt die schlotternde Furcht. Wenn die geplante neue Untergrundbahnlinie ein Lebensinteresse der Stadt Berlin genannt wird, so verdient sie diese schmeichelhafte Bezeichnung viel mehr für die Hochbahngesellschaft. Mißlingt der Sturm auf den Spittelmarkt, dann kommt das Siemenskind nie auf einen grünen Zweig.

Seit der Oberbürgermeister Kirschner die Rechtslage als zweifellos hingestellt hat, weiß Jeder, daß sie äußerst zweifelhaft, vielleicht sogar verzweifelt ist. Micke kann die Friedensbedingungen dictiren. Er wird für seine Actionäre Concessionen über Concessionen herauszuschlagen versuchen, und er hat, wie man weiß, eine glückliche Hand in dieser Beziehung. Alle Kriegskosten aber soll Berlin zahlen; die Hochbahngesellschaft bürdet der Stadt alle Verantwortung auf und verlangt Millionenopfer, ehe sie uns die Gnade erweist, Millionen an uns zu verdienen.

Es ist nicht anzunehmen, daß sich selbst unter den Vätern unserer größten Stadt eine Mehrheit findet, welche auf diese entweder sehr naive oder sehr dreiste Zumuthung eingeht. Wir büßen jetzt für die Fehler der Vergangenheit, haben es jedoch nicht nöthig, dabei neue Fehler zu begehen. Der Hochbahngesellschaft, die sich so trefflich darauf verstanden hat, die Sympathien des Publicums zu verscherzen, dürfen keine Liebesgaben zu Füßen gelegt werden. Einigt die Stadt sich mit Micke, indem sie ihm die Einwilligung zum Bau der unentbehrlichen Linie abkauft, oder erzwingt sie diese Einwilligung gerichtlich, so darf nur sie, nicht der Fremdling, den Nutzen daraus ziehen. Entweder stellt sie die Verbindung Potsdamer Platz-Spittelmarkt selbst her, oder sie läßt sich von dem Unternehmer ihre Auslagen auf Heller und Pfennig wieder erstatten. Im Uebrigen hat sie mehr Zeit, als die Hochbahngesellschaft und kann es länger aushalten als sie. Haben wir den Berliner Verkehrsjammer ein volles Jahrzehnt lang mannhaft ertragen, so ertragen wir ihn wohl auch noch etwas länger. Eine Verstadtlichung der Hochbahn und der Straßenbahn, für die jetzt so fleißig agitirt wird, wäre heute mindestens unzeitgemäß. Besser einstweilen keine Lösung, als diese allzu kostspielige. Hochbahn und Straßenbahn werden beide sehr bald bedeutend billiger zu haben sein. Den Teufel und Beelzebub sich gegenseitig auffressen, oder beide in ihrem Fette schmoren zu lassen, das ist die beste Berliner Finanzpolitik und der beste Exorcismus.

Prinz Vogelfrei.

Aus unseren Kunstsalons.

Henry Caro-Delvaille und Désiré Lucas.

Zwei Franzosen, die für den Berliner, soweit er nicht Gelegenheit hat, Pariser Ausstellungen zu besuchen, neue Erscheinungen sind. Er kann sie jetzt bei **Eduard Schulte** kennen lernen, wo Beide größere Sammlungen von Bildern zeigen inmitten vieler anderer Einzelausstellungen und Einzelgemälden.

Ich hebe sie besonders hervor, weil es nicht bloß neue, sondern auch interessante Erscheinungen sind.

Caro-Delvaille, noch nicht 30 Jahre alt, debutirte in Paris überhaupt erst vor noch nicht 3 Jahren, wußte aber gleich die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Der junge Künstler hat unverkennbar ein starkes Talent, das sich namentlich auf dem Gebiet des Coloristischen bethätigt. Daß sich die Einflüsse älterer Künstlergrößen bis auf Velasquez zurück zeigen — das thut weiter nichts. Caro-Delvaille versteht darum doch auch mit eigenen Augen zu sehen, nicht bloß mit denen Manet's und Renoir's, und wenn wir seine Farben auf der Palette des großen Sevillaners wiederfinden, so verwendet er sie schließlich doch anders, und er weiß sie mit der Hellmalerei des Rococo zu verbinden, übrigens gerade wie Renoir auch.

Velasquez' Palette. Gewiß — schwarz, weiß, grau, bald in's Grünliche, bald in's Bräunliche oder Gelbliche hinüberschillernd, im Effect aufgehöht hier durch ein stumpfes Rosa, Malvenroth oder ein mattes Grün — eine Blume, eine Vase, ein Gürtel, eine Schleife oder was sonst es sei — das kehrt immer wieder in seinen lebensgroßen Bildnissen mondänenhaft-lässiger Frauen und Mädchen, die er mit Vorliebe malt. Bald liegend auf einer Couchette, im weißen Spitzenkleide von der schwarzgekleideten Bonne mit dem Frühstück bedient in einem lichtgrauen Raum, eine gelb und schwarz gestreifte Dogge zur Seite, die am schwarzen Halsband eine rothe Blume oder Schleife trägt; bald bäuchlings im weißwollenen Morgenkleide auf der Chaiselongue ausgestreckt, die mit mattgrünem Stoff überzogen ist, die rasige Hand einer schwarzgekleideten Manicure überlassend, und an der graugrünen Wand hängen, vom Rahmen durchschnitten, schwarzgerahmte, weiß-schwarze Kupferstiche; dann im weißen, schwarzgesäumten Batistkleide, unter dem schwarzbeschuhte und bestrumpfte Füßchen hervorgucken, in kühner Verkürzung auf breitem gelbweißen Bette, von dem der schwarzhaarige Kopf und das schwarzseidene Bolerojäckchen der Ruhenden sich so plastisch abheben; oder sitzend auf malvenfarbigem Sessel im Empirestyl jene Dame im weißseidenen Unterkleide, über das ein ganz durchsichtiges schwarzes Gazeüberkleid fällt, mit dem rosa Hortensiastrauß in der Hand, an der grauen Wand dahinter eine rothbraune Rococo-Commode; im selben Raum dann auf einem anderen Bilde Großmutter, schwarzgekleidet, stehend, mit der Enkelin in grau und rosa (in Paris war auf dem Bilde im vorigen Jahre die Enkelin weiß gekleidet, der Künstler hat es augenscheinlich übermalt, da man ihm „Härte“ vorwarf); oder jene andere Dame in Weiß mit dem gelbrosa Strohhut, die im Gehen begriffen ist; zwei junge Damen in Schwarz und in Weiß, am brandenden großen Meer an einer Quaibalustrade dem Spiel der Wellen zuschauend; der Act eines rosigen Mädchens, auf weißem Bette lesend u. s. w. ... Uebrigens nicht bloß die Farbenharmonie haben alle seine Bilder gemeinsam, sondern auch noch etwas Anderes: in der Haltung meist gut getroffen, zeigen die Damen fast durchweg geistlose, wenn nicht gar leblose Gesichter. Nur bei der Großmama steht was drin geschrieben, und bei der sitzenden und bei der forteilenden Dame finden wir wenigstens Ansätze zu einer Charakteristik. Man denkt immer wieder an das, sozusagen protocollarisch aufgenommene, müde und gelangweilte Modell. Auch in der anatomischen Durchbildung der bekleideten Körper ist die Hand noch nicht immer sicher genug. Aber immerhin — ein ganz hervorragendes Talent, das in jedem Bilde durch den coloristischen Wurf des Ganzen und durch schöne Einzelheiten gefangen nimmt und dem es mit der Zeit wohl gelingen könnte, Velasquez-Manet'sche Farbenreize mit Gandara'scher Liniengrazie zu vereinigen, die heute ihm allerdings noch recht fern zu liegen scheint.

Ganz anderer Art ist **Désiré Lucas**. Hier haben wir es mit einem fertigen Künstler zu thun. Und mit einem, der Respect vor der Arbeit, vor dem **Können** und auch ein ehrliches Wollen hat, was zu können. Das ist selten genug in unserer Zeit impressionistischer Nervosität und nervöser Impressionsmalerei. Lucas nimmt sich Zeit. Es ist staunenswerth, wie sorgfältig er seine Bilder untermalt, diese oft recht pastose Untermalung schleift und glättet und endlich mit fein abgewogenen Lasuren das Ganze vollendet. Und so erreicht er eine wundersame Tiefe der Farbe und einen reizvollen, oft an die Kunst der alten Niederländer gemahnenden braungoldigen Gesammtton, in dem aber doch jeder Localton zur Geltung kommt. Aus der jetzt so beliebten Bretagne, der feindunstigen mit ihren ernsten, stillen Menschen, holt er sich seine Motive — Landschaften und bäuerliche Interieurs, mit Menschen oder Thieren belebt. Bald führt er uns an die Küste zur Zeit einer stillen Ebbe, bald auf's flache Land. Mit ihren plumpen Dächern und breiten Schornsteinen in der Silhouette burgähnlich wirkende bretonische Dörfer stehen dunkel gegen den gelblichen Horizont eines schwergrauen, trüben Wolkenhimmels. Er versetzt uns dann wieder in einen Bauernhof, wo die Fermière ihre Hühner füttert; zeigt uns die Mutter mit ihren Kindern am Heerdfeuer; einen alten Bauern, der seinen in die Welt ausziehenden Söhnen Lehren mit auf den Weg giebt; die alte Hausfrau am Butterfaß auf dem Flur. Oder er läßt Sonnenschein auf grüner

Wiese sein Spiel treiben, oder ein Kätzchen auf dem Heerd sich wärmen. Dazwischen giebt's mal ein Ochsengespann in düsterer Landschaft, oder einen sinnenden alten Bauer mit der kurzen Pfeife im Mundwinkel.

Und nicht bloß an alte Niederländer — auch an Millet denkt man gegenüber diesen Bildern: es ist die gleiche Zusammengehörigkeit von Mensch und Scholle, dasselbe Bemühen, vornehmlich das Typische der Züge und Stimmungen herauszuarbeiten in ihrer elementaren Sprache.

* * *

Aus der Fülle des Uebrigen bei Schulte nur noch zwei Werke: eine dunkeltönige glatt gemalte „Heimkehr“ von Uhde aus dem Jahre 1891. Das Bild ging damals gleich aus dem Atelier nach England, von wo es jetzt als etwas für uns Neues zurückkehrt. Eine sehr düstere spätherbstliche Abendlandschaft. Auf der weidenbestandenen Landstraße schreiten ein Zimmermann und sein Weib mit einem Kindlein auf den müden Armen eilig und wie angstvoll daher. Das Kind hat einen Glorienschein. Also eine „Flucht nach Egypten“ in Uhdesprache. Wir sind aber vor und nach 1891 wärmere, innigere Töne von dieser Sprache gewöhnt.

Das andere Werk ist eine Sculptur. Von dem auch bei uns hochgeschätzten Brüsseler Jules Lagae: ein vlämischer Stier in Bronze. Auch im kleinen Format von circa 40 cm Höhe von gewaltiger Wirkung.

J. Norden.

Offene Briefe und Antworten.

Noch einmal Reformgymnasium oder Reform des Gymnasiums.

I.

Die „Gegenwart“ hat in Nr. 3 dieses Jahrganges einen Aufsatz eines Herrn J. v. Unger gebracht: „Reformgymnasium oder Reform des Gymnasiums?“ Es wird in ihm auch des Berichtes gedacht, den ich dem Rathe zu Dresden über den Besuch der Reformgymnasien in Frankfurt a. M. und Hannover erstattet habe, und dabei über die von mir, wie von vielen anderen Schulmännern, geäußerte Ansicht, das Latein stelle größere Anforderungen an die Auffassungsfähigkeit der Knaben, als das Französische, Folgendes geäußert: „Daß ein so hervorragender Schulmann wie Prof. Stürenburg, der Rector der Kreuzschule zu Dresden, in seinem Gutachten einem solchen Attentate auf den gesunden Menschenverstand hat das Wort reden können, erscheint unbegreiflich. Sollte vielleicht ein gelinder Druck auf ihn ausgeübt sein?“ Ich verzeihe es sehr gern, daß mein Name falsch wiedergegeben wird, schon weniger, daß ich ohne Verdienst und Würdigkeit ein hervorragender Schulmann genannt werde; geradezu unverzeihlich ist es aber, daß der Meinung Raum gegeben wird, ich könne bei Erstattung eines Gutachtens einem „gelinden Drucke“ nachgegeben, d. h. wider meine Ueberzeugung gesprochen haben. Man nennt das im gewöhnlichen Leben eine Verdächtigung. Was für ein Recht hat Herr J. v. Unger, eine solche gegen mich auszusprechen? Er hätte auch aus meinem Gutachten ersehen können, daß ich schon im Jahre 1884 in einem Berichte für den Verein für Socialpolitik der Herstellung eines gemeinsamen lateinlosen Unterbaues für die höheren Schulen das Wort geredet habe. Auf welcher Grundlage übrigens die Kritik der Reformgymnasien durch Herrn v. Unger beruht, dafür genügt es, die fünf von ihm gleich zu Anfang aufgestellten Unterscheidungspunkte zwischen humanistischem und Reformgymnasium herauszugreifen, von denen mindestens zwei ganz falsch sind. Er behauptet in völlig unbegreiflicher Unkenntniß, die Reformgymnasien schlössen das Griechische völlig aus, während es von ihnen in den vier obersten Classen vier Jahr lang mit 7—8 Wochenstunden betrieben wird und so auch von der gymnasialen Oberabtheilung des Dresdner Reformgymnasiums gelehrt werden wird! Ebenso falsch ist, daß sie das Englische als Pflichtfach trieben.

Dresden, 20. Januar 1904.

Prof. Dr. Stürenburg,
Rector der Kreuzschule.

II.

Nr. 3 der „Gegenwart“ (16. Januar 1904) enthält von J. v. Unger einen Artikel: Reformgymnasium oder Reform des Gymnasiums? Darin wird unter den fünf Punkten, durch die sich das Reformgymnasium von dem humanistischen unterscheiden soll, als dritter der angeführt, daß das Reformgymnasium das Griechisch völlig ausschließe.

Herr v. Unger hätte, ehe er seinen Artikel schrieb, Einblick in den Unterrichtsplan einer der beiden von ihm angeführten Reformschulen thun sollen. Dann würde er gesehen haben, daß auf dem Reformgymnasium das Griechisch in einem Umfange betrieben wird, der ihm selbst für das humanistische Gymnasium, wie er es haben möchte, noch zu weitgehend ist.

Was die weiteren Aeußerungen und Meinungen des Verfassers in dieser Sache betrifft, so sind die angeregten Punkte schon so oft in gründlicher und umfassender Weise behandelt worden, daß es überflüssig erscheint, jetzt näher darauf einzugehen, wo das Reformgymnasium sich so gedeihlich und fruchtbar entwickelt hat. Man kann dem Verfasser nur rathen, nicht aus der Ferne zu urtheilen, sondern mit eigenen Augen den Betrieb einer solchen Anstalt anzuschauen und die Ergebnisse des Unterrichts zu prüfen.

Hannover. Dr. Weise, Professor an der Leibnizschule.

Die Einfuhr künstlicher Theerfarbstoffe.

Vielleicht wird es Ihren Herrn Mitarbeiter Dr. H. Pudor, der unlängst in Ihrem Blatte die Ansicht vertrat, daß die künstlichen Theerfarbstoffe zu uns aus Amerika importirt würden, interessiren, folgende Daten zu hören.

Das U. S. Geological Survey schreibt über diesen Gegenstand (Chem. Ztg. Nr. 6 vom 20. Jan. 1904): Der Werth der im Jahre 1903 eingeführten Kohlentheererzeugnisse betrug 7690855 Doll., davon Kohlentheerfarben und -farbstoffe im Werthe von 5252611 Doll. — Die Sache liegt also doch etwas anders, als Herr Dr. Pudor denkt.

Höchst a. M.

Mit vorz. Hochachtung
Dr. Alex. Otto, Chemiker.

Zur gefälligen Beachtung.

Alle **geschäftlichen** Angelegenheiten erledigt ausschliesslich der **Verlag, Berlin W 57, Katzlerstr. 4 I.**

Dagegen sind Manuskripte, Recensions-Exemplare, redactionelle Anfragen etc. ausschliesslich an **Richard Nordhausen, Berlin W 30,** Gleditschstr. 6, zu senden. Nur in diesem Falle kann für prompte Erledigung Gewähr geleistet werden.

Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W 30, Stedingstr. 6, Expedition: Berlin W 57, Kopierstr. 41. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 6. Berlin, den 6. Februar 1904. 33. Jahrgang. Band 65.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt:

Die um Naumann und der neue Liberalismus.

Von Wilhelm Schack (Hamburg).

Golden ging nach den Februar-Erlassen Wilhelm's des Zweiten und nach dem Fallen des Socialistengesetzes die Sonne der Socialreform auf. Man muß versuchen, sich in die Stimmung jener Zeit zurückzuversetzen, um den Uebereifer zu begreifen, mit dem sich Naumann, der aus dem Kyffhäuserverband deutscher Studenten hervorgegangene Schüler Stöcker's, von seinem Lehrmeister trennte, um 1896 in Erfurt den nationalsocialen Verein zu begründen. Naumann wurde zum Mittelpunkt der neuen Richtung, ja er verkörperte sie geradezu, und dieser Umstand ward ihr zum Verhängniß. Was wollte Naumann? Nach seinem eigenen Bekenntniß „die deutsche Massenbewegung dadurch beeinflussen, daß er der internationalen Socialdemokratie eine nationale Concurrenzpartei entgegenzustellen versuchte“. Daß ihm dies nicht gelingen würde, ist ihm vorhergesagt worden. Mögen auch Fäden von dem rechten Flügel der Socialdemokratie zu den Nationalsocialen hinübergeführt haben, sie dienten doch nur dazu, die Socialdemokratie zu stärken, die als von vornherein größere Gruppe auch die stärkere Anziehungskraft besaß. Nur so ist es erklärlich, daß Nationalsociale über die Köpfe der Führer hinweg Anschluß bei der Socialdemokratie suchten. Die Führer erleichterten ihnen den Uebertritt durch eine geradezu würdelose Verbeugungs- und Schmeichlertactik gegenüber dieser Partei. Die Plutokraten und verkommenen Aristokraten trieben Byzantinismus gegenüber der Person des Monarchen, die Socialdemokratie trieb den Byzantinismus gegenüber der Masse, aber die Nationalsocialen trieben ihn gegenüber beiden Majestäten. Eine Auflösung des Reichstages in Folge Verweigerung der Mittel zur Stärkung des Heeres oder Flotte würde dieser kleinen Gruppe nun wahrscheinlich den Stoß gebracht haben, den sie gebrauchte, um sich parteipolitische Geltung zu verschaffen. Die Nationalsocialen haben damals redlich an der Aufklärung des Volkes zur Flottenbegeisterung mitgearbeitet. Daß sie trotzdem keinen politischen Gewinn daraus zogen, war nicht ihre Schuld, sondern diejenige des Centrums, das klug genug war, es nicht zu einer Auflösung des Reichstages kommen zu lassen. Als dann nach der Fluth nationaler Stimmungen diejenige wirthschaftlicher Fragen einsetzte, als der Zolltarif erschien, setzte Naumann die ganze Zukunft seines Vereins auf diese eine Karte und — verlor. Wiederum nicht durch seine Schuld. Er und seine Freunde haben beim Brodwuchergeschrei im Wettbewerb mit dem Freisinn und der Socialdemokratie geradezu Hervorragendes geleistet. Sie verleugneten ihre ganze Vergangenheit, um zu siegen, aber sie erlagen dem Fluche der Halbheit, als die ihre Anschauungen der Arbeiterschaft und dem Kleinbürgerthum erscheinen mußten. Die Erfolge blieben aus, die Stimmenzahl blieb ungefähr die gleiche wie vor fünf Jahren, der Traum der nationalen Socialisten war ausgeträumt.

Naumann, derselbe Naumann, der einst als Frankfurter Pfarrer seine „socialen Briefe an die reichen Leute“ schrieb, hat Unterschlupf in der baufälligsten und, was die Reinheit deutscher Gesinnung anbetrifft, unsaubersten Hütte des deutschen Parteilebens gefunden. Er spricht von einer Durchwinterung seiner Gedanken. Sind sie derart, daß sie die Durchwinterung in den seidenen Betten des Thiergartenviertels besser vertragen, als in dem harten Frost, mit dem Charaktere ihre Anschauungen umgeben?

Es ist ein langer Weg, den Naumann durchwanderte, so lang, daß man staunen muß, wie ein Mann ihn in dem verhältnißmäßig kurzen Zeitraum von sieben Jahren durcheilen konnte. Man spricht von einem Umdenken, einem Hinzulernen. Naumann sagte bei der Auflösung in Göttingen: „Die Frage, ob Naumann sich gleich bleibt oder sich ändert, beantwortet sich durch eine Beobachtung von 25 Jahren. Mein „Arbeiter-Katechismus“ stammt aus dem Jahre 1888. Seitdem habe ich viel gelernt, viele einzelne Gedanken geändert, aber zwischen allen besteht eine Continuität bis heute.“ Das ist ein Blender, nichts weiter. Natürlich lernen wir Alle, die wir im öffentlichen Leben stehen und uns Führer zu sein anmaßen, täglich hinzu, natürlich ändern wir einzelne unserer Gedanken, aber nicht die Grundlagen des Lebens und Denkens. Ist das doch der Fall, dann haben wir bescheiden von der Bühne abzutreten und haben das Recht, Führer zu sein, verwirkt. Wie kann man einem Führer Vertrauen entgegenbringen, wenn er beständig grundlegenden Wandlungen ausgesetzt ist? Weiß man, wo er noch einmal landen, wohin er uns führen wird? Mit einem Satze, wie dem vorstehenden von Naumann, kann schließlich sogar eine Gesinnungslumperei gerechtfertigt werden. Zwischen der Gefolgschaft, die Judas dem Heiland leistete, bis zu seinem Verrath bestand doch auch eine Continuität der Gedanken. Ueber geistige Wandlungen weiß ich ein schönes Wort:

„Jeder Mensch hat nur eine Jugend, in der er sein

geistiges Knochengerüst erhält. Von da ab giebt es Stoffwechsel, Wachsthum, Verminderung, aber keine totale Neubildung. Gott sei Dank, wer in der Jugend den christlichen Glauben und den vaterländischen Sinn fand. Er hat zwei große Güter gewonnen."

Dies Wort schrieb Naumann im April des Jahres 1896, um seine bis dahin erkannten Wandlungen zu rechtfertigen. Kann er mit diesem Wort auch noch seine letzten vertheidigen? Am 19. Mai 1895 schreibt Naumann von Stöcker: „Er ist und bleibt der Vater unserer Bewegung, auch wenn es ihm geht, wie manchem Vater mit seinen Kindern, daß sie später eigene Wege suchen. Von ihm ist zuerst der Eifer und die Begeisterung geweckt worden, die uns jetzt vielleicht weiter führen als er für recht hält. Er hat dem Wort „christlich-social" zuerst freie Bahn gemacht, er hat zuerst von den großen socialen Aufgaben des evangelischen Christenthums im öffentlichen Kampfe geredet, — als wir jung waren und eben die Augen öffneten für das politische Leben, da stand er vor uns mit den Idealen, die uns immer treu sein werden, Vaterlandsliebe und Evangelium, und er trug diese Ideale in die großstädtische Masse."

Von Stöcker, dem Judengegner, bis zu Barth, dem Judenschützer, ist allerdings eine continuirliche Gedankenreihe vorhanden ...

Der nationalsociale Katechismus stammt von Naumann, er allein will noch dem Vorwort für den Inhalt verantwortlich sein. Es heißt dort: „Im Mittelpunkte des geistigen und sittlichen Lebens unseres Volkes steht uns das Christenthum" (§ 7 der Grundlinien). Derselbe Katechismus bejaht einwandsfrei das Bestehen einer Judenfrage und stellt ebenso klar als Ursache die Stammesverschiedenheiten fest. Minder klar ist allerdings die dort angegebene Lösung der Judenfrage. Ueber den Gegensatz zwischen Deutschen und Juden wird gesagt: „Es ist begreiflich und wird als gesellschaftlicher Gegensatz nur insoweit überwunden, als die Israeliten deutsche und christliche Denkweise annehmen." Man denke, das „Berliner Tageblatt" und christliche Denkweise! Das „Berliner Tageblatt", das wie kein anderes von jeher das Christenthum verhöhnt und beschimpft hat!

In Naumann's Sammlung „Christlich-social" befindet sich ein ergreifendes Gebet an Jesus Christus, wie denn Naumann überhaupt die hehre Lichtgestalt unseres Heilandes mehr als manchem Christen lieb war, in den Bannkreis politischer Gedanken hineingezogen hat. Ist es auch nur denkbar, daß jenes Gebet etwa einmal im „Berliner Börsen-Courier" abgedruckt werden könnte?

Das Christenthum war der Ausgangspunkt der nationalsocialen Bestrebungen. Da aber keinerlei, auch nicht die allergeringste Aussicht vorhanden ist, die Grundlagen der nationalsocialen Bestrebungen, nämlich das Christenthum, zur Grundlage der Freisinnigen Vereinigung zu machen, so bleibt Naumann und seinen Freunden, wenn sie politische Erfolge erringen wollen, nur noch die Wahl — ich spreche das mit voller Ueberlegung aus — mit einer völligen Absage an ihre Vergangenheit charakterlos zu werden.

Und nun die Judenfrage! Es gereicht dem Judenthum zur Ehre, daß es die Nationalsocialen nicht unbesehen aufgenommen, sondern sie vorher einem „confessionellen" Rigorosum unterworfen hat. Ich wünschte, wir Deutsche wären ebenso unnachsichtlich und zähe in der Verfolgung nationalpolitischer Aufgaben und Ziele. Uns ist die Zähigkeit des Judenthums auf diesem Gebiete ja nichts Neues mehr, und für jeden von uns war es klar, daß den gewesenen Nationalsocialen das Abschwören ihrer antisemitischen Vergangenheit nicht erspart bleiben konnte. Wenn es nur nicht gar so würdelos geschehen wäre, wenn sie nur nicht so schmählich ihre früheren Ideale verleugnet hätten! Der erste, der behende durch das caudinische Joch kroch, war natürlich der frühere Mitarbeiter Stöcker's am „Volk", Herr von Gerlach. Ich sage „natürlich", weil dieser ehemalige Christlichsociale, Nationalsociale und jetzige Freisinnige eine geradezu fabelhafte Befähigung zum „Umdenken" besitzt und in der Art, wie er unmittelbar nach einer neuen „Umdenkung" alle früheren verleugnet und verhöhnt, eine der unerfreulichsten Erscheinungen unseres parteipolitischen Renegatenthums darstellt.

Herr v. Gerlach schrieb im August v. J., also noch vor der Auflösung der nationalsocialen Gruppe, in dem früher von ihm verlästerten „Berliner Tageblatte":

„Thatsächlich hat sich die ganze Politik des nationalsocialen Vereins in den sieben Jahren seines Bestehens nicht etwa in antisemitischen Bahnen bewegt aber auch nur antisemitische Unterströmungen gefördert, sondern ist, wie gegen jede Reaction, so auch gegen den Antisemitismus offensiv vorgegangen. Jeder Schritt weiter in der Politik brachte uns immer mehr zu der Ueberzeugung, daß man Politik und Religion reinlich scheiden müsse. Eine Anzahl von Israeliten hat mit Begeisterung und Hingebung in unseren Reihen für die nationalsocialen Ideale gekämpft. Die Antisemiten aller Schattirungen aber haben uns mit ihrem bittersten Haß beehrt — vermuthlich, weil sie uns für ihre heimlichen Bundesgenossen hielten!"

Was diesen Kotau vor dem einst geschmähten Judenthum so würdelos macht, das sind die damit verknüpften Unwahrheiten.

Es ist nicht wahr, daß die ganze Politik des nationalsocialen Vereins in den sieben Jahren seines Bestehens gegen den Antisemitismus offensiv vorgegangen ist. Soweit sich der vorhin erwähnte Katechismus mit der Judenfrage beschäftigt, hat die Mehrheit der Nationalsocialen und mit ihnen Herr v. Gerlach ihm durchaus zugestimmt. Der „Katechismus" ist sogar für eine Schließung der Ostgrenze gegen nicht deutsche Elemente, bekanntlich eine der grundlegenden antisemitischen Forderungen, zu haben („Wenn es möglich ist, den Wandertrieb von Osten nach Westen durch staatliche Mittel einzuschränken, so werden wir ohne Zweifel zustimmen"). Ja, Herr v. Gerlach ging bei der Berathung der Judenfrage im nationalsocialen Verein noch weiter. Zwar wurde der § 3 der Grundlinien, der die staatsbürgerliche Gleichheit fordert, angenommen, aber zu denen, die die Streichung dieses Satzes verlangten, gehörte gerade von Gerlach.

Aber die Judenfrage ist nicht der einzige Prüfstein. Man kann mit Fug und Recht erwarten, daß die ehemaligen Nationalsocialen sich auch in anderen Fragen, die ihnen und uns gemeinsam am Herzen gelegen haben, den Traditionen der „Freisinnigen Vereinigung" beugen müssen.

Nach vollzogenem Bündniß drahteten die Nationalsocialen ihren neuen Freunden: „Wir erhoffen bei Euch Arbeit für den nationalen, freiheitlichen und socialen Fortschritt." Die neuen Freunde aber antworten mit der Hoffnung, daß die Fusion „den Einfluß des Liberalismus stärken, die Schaffung freiheitlicher und social fortschrittlicher Gesetze und Maßnahmen fördern werde."

Das Wort national ist ausgelöscht worden.

Waren die Nationalsocialen denn wirklich national? Ich sage, sie waren es nicht. Eine nationale Politik kann sich nicht auf die Bewilligung von Flottengeldern beschränken.

Bei einer nationalen Partei darf die Judenfrage nicht durch einige Sätze im Katechismus erledigt werden; eine nationale Gesinnung setzt Liebe zum Deutschthum voraus und die Sehnsucht, schädliche Fremdkörper abzustoßen. Weltpolitik war ihnen Weltbürgerthum. Diesem Begriff opferten sie Alles, was an edlen Regungen des Volksbewußtseins im deutschen Volke schlummert. Die Stellung der Nationalsocialen den Buren gegenüber enthält den Beweis für meine Behauptung. Daß sie sich auch dabei irrten und England gar nicht daran denkt, uns die Erlaubniß zum Einschlagen

eines Nagels in Südafrika zu geben, sei nur nebenbei erwähat.

Waren die Nationalsocialen denn social? Ich sage nuch hier: Sie waren es nicht. Sie vergaßen, daß nicht nur der vierte Stand zur Besserung seiner Lage socialer Reformen bedarf. Sie spatteten des Mittelstandes und seiner Sorgen. Statt der Versöhnung aller schaffenden Stände predigten sie den kritiklasen Haß — der preußische Junker warde zum Erbfeind des deutschen Volkes gestempelt. Wer dus so oft predigt, daß er es schließlich selber glaubt, der muß bei dem natürlichen Gegner der schaffenden Stände, bei der Partei des internationalen Großcapitals lunden.

Wer hat die Macht? Wie bekommt man Macht? Das ist für Naumann die Urfrage aller Politik Jetzt werden uns seine Handlungen und Wandlungen verständlich. Er will Macht haben! Diesem Verlangen apfert er seine Vergangenheit, die Verehrung weiter Kreise, seine Volksthümlichkeit.

Denn diese ist unwiederbringlich dahin. Nichts verbindet das Volk mit dem internationalen Großcapital und der Hochfinanz.

Naumann's wesentliche Verdienste beruhen nuf seinem Einfluß, den er in akademischen Kreisen bis heute unleugbar besessen hat. Daß er diesen Kreisen das sociale Gewissen schärfte, soll ihm nicht vergessen werden. Wenn er damit bei der Hochfinanz, an deren Tisch er sich jetzt gesetzt hat, nur halb so viel Erfalg erzielt, wollen wir ihm danken. Wahrscheinlich wird er aber erfahren, daß Besitz und Bildung nicht immer bei einander wohnen, Besitz und Idealismus aber noch seltener unter einem Dache hausen. Will er daneben auch noch den kleinbürgerkichen Schichten, die als Stimmvieh für die Freisinnige Vereinigung mißbraucht worden sind, sociales Verständniß beibringen — wohlan, er wird dann etwas von der schweren Arbeit spüren, die wir seit mehreren Jahren hinter uns haben, ohne die wir vielleicht einige Mandate mehr haden würden. Im Uebrigen aber wird der „neue“ Liberalismus, wie alles Neue, wohl die Neugierde reizen, aber sie ist leicht befriedigt. Die Masse wird sich das Haus von draußen ansehen und es dabei bewenden lassen.

Deutsche Dörfer nach dem Osten.

Eine patriotische Phantasie von Fr. Guntram-Schultheiß (Posen-Jersitz).

Machtvoll und zielbewußt hat in diesen Tugen der preußische Staat dem deutschen Drung nach Osten neue Bahnen gewiesen. Nur eine Staatsauffassung, der die historischen Mamente mangeln, kann in Bausch und Bogen die neue Ostmarkenpolitik als Ausnahmepolitik, als Verleugnung des angeblichen liberalen Standpunktes vom gleichen Recht aller Staatsbürger befehden. Ist es denn nöthig, immer wieder darauf hinzuweisen, daß Preußen mit der Durchführung des Gesetzes vom 26. April 1886 über die Beförderung deutscher Ansiedelungen in den Provinzen Westpreußen und Posen gar nichts Anderes thut, als es von jeher gethan hat, worauf seine historische Existenz überhaupt beruht? Seit fast 1000 Jahren ist die Colonisation ostelbischer Länder, zugleich eine Regermunisation, im Gange; nur die Zeiten nationalen Niederganges konnten es vergessen, daß der weite Osten früher den Germanen gehörte, daß nur der Drang nach dem Süden, eine historische Krankheit des Germanenthums, die zurückgebliebenen Bestandtheile der nusgewanderten Stämme slavischer Ueberfluthung preisgegeben hat. Die Anfänge der brandenburgisch-preußischen Staatsbildung sind colaniale Wurzeln in slavisch gewardenem Boden. Was die Markgrafea von Salzwedel und Stendal, die Bischöfe von Havelberg und Lebus, die Cistercienser von Lehnin, Chorin und Zinna, die deutschen Ritter von der Marienburg und Königsberg für die Rückaerdeutschung geplant und geleistet haben, das hat das Haus Hahenzallern zusammengefaßt und weitergeführt und das hat der Großstaat Preußen im Namen des deutschen Volksthums neu aufgenommen: die Verpflanzung deutscher Ansiedler in die Ostmark. Was die Ansiedlungscammission bisher schon geschaffen und vorbereitet hat, berechtigt zu schwellenden Haffnungen. Wunderlich genug, daß kleingeistige Abmessung der bisherigen Erfolge schon wieder zaghaft werden kann, weil die Setzlinge nicht sofort zu schattenden Bäumen gedeihen, als ob es nicht für den Anfang schon etwas wäre, daß die Ableger der alten deutschen Stämme hier im Osten einen breiten Spielraum zur Entfaltung deutschen Lebens finden.

Gewiß, die Schwierigkeiten sind größer als die aufschäumende nationale Begeisterung der räumlich fernestehenden Vaterlandsfreunde glauben mochte, affen oder stillschweigend zugestanden; schweres Lehrgeld mußte entrichtet werden, und noch Mancherlei bleibt zu wünschen übrig. Aber daß es allenthalben leichter ist zu tadeln und zu wünschen, darf die Kritik nicht vergessen, wenn sie auch das Recht in Anspruch nimmt, an dem Ideal der Zukunft die Arbeit der Gegenwart zu messen. Und in dem halben Menschenalter seit dem Erlaß des Gesetzes hat sich eden aach das Ideal schärfer ausgeprägt, hat der abstracte Begriff der deutschea Ansiedelung sich mit dem lebendigen Inhalt der schan vorhandenen Schöpfungen und der Vorbilder für die Zukunft gesättigt. Es gilt nicht nur, deutsche Ansiedler in's Land zu bringen, die hier ihr Auskommen finden, es gilt, dem Deutschthum die Formen zu schaffen, in denen es ein stärkeres und tieferes Leben entfalten kann, als im Allgemeinen bisher im Lande zu beabachten ist. Denn gerade der Mangel des altansässigen Deutschthums an nationaler Geschlossenheit, an Zähigkeit, an Widerstandskraft gegenüber dem üppig wuchernden Polenthum ist einer der Hauptgründe, daß die Gefahr, aus den nationalgemischten Provinzen ein vorherrschend slavisches Gebiet werden zu sehen, seit einem Menschenalter drohend, ja scheinbar unaufhaltsam empargewachsen ist. Das Abfließen des Deutschthums aus der Provinz Posen ist im letzten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts in stärkerem Verhältniß erfalgt als der deutsche Zuzug, und das Polenthum hat nuch Zahl und Besitz mächtige Fortschritte gemacht. Die wirthschaftliche Kräftigung des Polenthums, auf die hier nicht weiter eingegangen werden sall, beweist zur Genüge, daß es ihm unter preußischer Herrschaft sehr gut geht; eine Ueberlegenheit dem Deutschthum gegenüber beruht aber doch vielmehr auf anderen Gründen. Es sind vor Allem zwei, die raschere Vermehrung und der „Heerdentrieb“ des polnischen Volksthums, das an der katholischen Geistlichkeit eine Stütze findet, wie sie dem Deutschthum nicht entfernt in solcher Verbundenheit auf Leben und Tod zur Seite steht.

Den Vorsprung der Polen in der Zahl und der Vermehrung, sowie in der Organisation des Volksthums einzuhalea, bedeutet eine Aufgabe für Generationen. Für die Zahl hat die Ansiedlungscommission mit Erfolg begannen, Varsorge zu treffen und wird das Fortschreiten des Ansiedlungswerkes weiter wirken. Die andere Schwäche des Deutschthums in Pasen und Westpreußen aber scheint bisher fast nur solchen Beobachtern in's Auge gefallen zu sein, die aus dem westlichen ader südlichen Deutschland nach dem Osten gekommen sind und die alle Lebensgebiete umfassende Ausgestaltung des uralten Stummesthums ihrer Heimath vermissen. Wie in einem Land wesentlich indiaidueller Colonisatian selbstverständlich, haben sich bei den Nachkammen der ersten Einwanderer die charakteristischea Züge der Stammesart mannigfach vermischt und abgeschliffen; es ist ein Deutschthum entstanden, dem zwar die Ecken in Mundart und Brauch fehlen, dem aber damit auch ein gutes, vielleicht das beste Stück nationalen Erbes abhanden gekommen ist. Diese

Auffassung mag wohl manchen Leser befremden, der sich vielleicht an dem Particularismus der süddeutschen Stämme, aber auch der Rheinländer und Westphalen stößt. Aber unleugbar ist, daß von allen deutschen Bauerncolonien in der weiten Welt die der Schwaben am zähesten das Deutschthum festhalten, weil sie die ausgeprägteste Stammesart mitgebracht haben und, wo sie in geschlossenen Ansiedlungen hausen, in der Union oder in Kaukasien oder sonstwo, zu bewahren wissen.

Die bisherige Thätigkeit der Ansiedlungscommission hat sich im Wesentlichen darauf beschränkt, den zuziehenden Ansiedlern Haus und Hof bereit zu stellen unter dem Gesichtspunkt der wirthschaftlichen Förderung. Jeder Colonist sitzt in seinem Haus, möglichst in der Mitte seines Besitzes, und die Häuser, die zusammen eine Ansiedlung bilden, sind auf einem weiten Gebiet verstreut. Die Häuser selbst sind meist nach rein praktischen Gesichtspunkten erbaut, die Wünsche der Ansiedler in Bezug auf Bauart und Eintheilung wurden im Allgemeinen berücksichtigt, nicht immer, und vielfach wurden solche Wünsche überhaupt nicht erhoben. Die aus rothem Backstein errichteten Häuser tragen deßhalb auch keinerlei Charakter, sie könnten ebenso gut in einem industriellen Vorort stehen als Behausungen von Fabrikarbeitern. In den Ansiedlungen sind die Angehörigen verschiedener Stämme bunt durcheinander gewürfelt, oder richtiger, zwischen den allenthalben vorwiegenden Ostelbiern sind die Westphalen, Rheinländer, Hessen und Süddeutschen vereinzelt eingesprengt. Das Gemeindeleben beschränkt sich auf das Nothwendigste, auf Kirche und Schule. Es giebt eben — mit wenigen Ausnahmen — keine eigentlichen deutschen Dörfer, sondern nur Verwaltungseinheiten. Eine Ausnahme allerdings verdient Hervorhebung: es ist die württembergische Ansiedlung Karntol im Kreise Znin mit 28 Häusern.

Der hochverdiente erste Vorsitzende der Ansiedlungscommission, der damalige Oberpräsident der Provinz Posen, Graf Zedlitz-Trützschler, hat kürzlich Gelegenheit genommen, dem Deutschthum der Provinz ein kräftiges Heimathsgefühl zu wünschen; es mangle ihr zu sehr an eingeborenen Söhnen, die mit zäher Anhänglichkeit an dem Boden, der sie nährt, festhalten. Von der ersten Generation der Neu-Eingewanderten kann man diese wohl noch weniger fordern, als von der länger ansässigen Bevölkerung. Aber wer bietet wohl mehr Aussicht mit der neuen Heimath innig zu verwachsen: der Ansiedler, der wie der amerikanische Farmer ein völlig neues, von allen gemüthlichen Beziehungen zur Umgebung abgelöstes, nur dem Erwerb gewidmetes Leben führen muß, oder der Bauer, der in Haus und Hof und bei den Nachbarn ein Abbild der verlassenen Heimath in der Fremde wiederfindet? Das deutsche Gemüth ist eine Macht, wenn man es zu behandeln versteht. Von den gemischten Ansiedlungen ist viel weniger zu erwarten, daß sie die Heimath eines echten deutschen Bauernthums mit all' seinen guten Eigenschaften werden möchten, als von Dörfern, die nach den stammesthümlichen Forderungen und Sitten angelegt, vielleicht gar nach bestimmten Vorbildern aufgebaut, nur von Leuten einer Mundart bewohnt werden. Rein wirthschaftlich mag wohl Manches dagegen vorzubringen sein — aber der Mensch lebt doch nicht vom Brod allein, und gerade der deutsche Bauer nicht, und mag er sich noch so sehr als nüchterner, erwerbsüchtiger Filz geben. Der trauliche, künstlerische Reiz, mit dem ein schwäbisches oder fränkisches, ein Schwarzwälder oder oberbayerisches Bauernnest, auch wenn es eine gehörige Patina sich zugelegt hat, gewiß nicht nur auf den gebildeten Wanderer, sondern wohl noch tiefer, wenn schon weniger reflectirt auf den Insassen wirkt, das Gefühl der trauten Heimath — das ist doch ein Stück Deutschthum, dem in den östlichen Provinzen eine Mission übertragen werden könnte. Warum nicht Dorf an Dorf mit Stammescharakter, bewohnt von ungemischten Schwaben, Hessen, Franken in der Ostmark? Die Rebenhügel des Neckar, die Tabakfelder Badens mit dem Blick auf den blauenden Schwarzwald lassen sich freilich nicht verpflanzen, aber die vermißt der Ansiedler wohl leichter, als den Klang der vertrauten Mundart bei den Nachbarn, als die gewohnten Giebelhäuser mit dem Fachwerk, als die Dorfgassen der Heimath, als die niedere Wirthshausstube mit dem hemdärmeligen Wirth! Denn Goethe's Wort: „Saure Wochen, frohe Feste" muß auch für die deutschen Ansiedlungen im Osten beherzigt werden.

Die Deutschen haben zu allen Zeiten ihrer Geschichte und in allen Formen colonisirt. Die Geschichte dieser Colonisation von der Urzeit und der Völkerwanderung an giebt in Hülle und Fülle Lehren für die Gegenwart und die Zukunft. Vor Allem ergiebt sich daraus als oberster Gesichtspunkt — den ja auch die Ansiedlungscommission unbeirrt durch locale Anfechtungen festhält! — daß nur die bäuerliche Colonisation die Anwartschaft auf dauernde Verschiebung der Sprachgrenzen bietet. Die ruhmvollen Eroberungen der Ost- und Westgothen, der Vandalen und der Langobarden sind zerronnen wie Eisschollen im offenen Meer; deutsch geblieben ist nur, was fränkische, alemannische und bayerische Bauernschaaren mehr noch mit dem Pflug als mit dem Schwert auf römischen Provinzialboden erworben haben. Nun hat freilich die bureaukratisch geleitete Colonisation in unserer Ostmark nicht mit solchen Massen zu hausen — aber sie kann sich dafür die Erfahrungen zu Nutze machen, die bei der mittelalterlichen und neuzeitlichen Colonisation des Ostens gemacht worden sind. Die Entwickelung des Deutschthums in Ungarn bietet handgreifliche Analogien zu der Thätigkeit unserer Ansiedlungscommission.

Wie war es möglich, daß das kleine Völklein im Siebenbürger Sachsen, fernab vom Mutterland, mitten unter wildfremde Völkerschaften verschlagen, Jahrhunderte hindurch allen Stürmen getrotzt und dabei die angeborene Art in solcher Treue gewahrt hat, daß heute, wo die Wissenschaft sich erst darauf besinnt, den tiefsten Kräften des Volksthums nachzuspüren, die wunderbare Gleichheit der Mundart bei den Deutschen in Siebenbürgen und denen in Lützelburg das abgerissene Band neu knüpfen kann? Nur darin liegt des scheinbaren Wunders Erklärung, daß die deutschen Ansiedler Siebenbürgens nicht eine bunte Menge aus mancherlei Stämmen gewesen sind, sondern im Wesentlichen ein Ableger der Moselfranken, der den gesammten geistigen Besitz des Stammes in Mundart, Sitte und Brauch als Inhalt des Deutschthums in den neuen Boden verpflanzen konnte. Und in dieser festen Stammesart wieder wurzelte der Einheitsdrang, der alle die sächsischen Gemeinden, sobald die Gunst der Könige die äußere Form der Universitas gewährte, zu einer politischen „Nation" verschmolz und selbst kleinen und kleinsten Gemeinden einen geistigen Rückhalt schuf. Und ganz ähnlich hat das Deutschthum in der Zips, am Fuß der hohen Tatra, sich in der Hauptsache aus Schwärmen eines Stammes gebildet, aus Schlesiern, die selbst wieder im Grundstock Ableger der Thüringer sind — und ist deßhalb und nicht etwa nur durch die Gunst königlicher Privilegien eine Universitas, eine geschlossene Gemeinschaft, wie die der Siebenbürger Sachsen geworden und geblieben, bis sie gewaltsam zerrissen wurde. Und selbst in den Trümmern, die offene und listige Untergrabung überdauern konnten, lebt noch ein Rest der ehemaligen Zähigkeit fort, unter der Tünche der neuen Magyarisirung.

Auch das starke Deutschthum in Südungarn, vor Allem dessen Kern im Banat, erwuchs aus gemeindeweiser Colonisation und belegt die fast unverwüstliche Lebenskraft deutschem Bauernthums auf neuem Boden, die auch von der jungen Ansiedlungsthätigkeit in Posen zu erhoffen ist, wenn sie erst die rechten breiten Wege gefunden hat. Das Deutschthum des Banats hätte sich nicht zu den heutigen Massen entwickeln, in fünf bis sechs Generationen von höchstens 70 bis

80000 auf nahe an eine halbe Million anwachsen können, wenn die Ansiedler nicht wenigstens in ihrem Grundstock dasselbe Stammesgepräge besessen hätten aber völlig zersplittert der schweren Mühe des Einlebens sich hätten unterziehen müssen. Weßhalb sollten sie Schwaben heißen aber von den fremden Mitbewohnern genannt worden sein, wenn nicht die Mehrzahl wirkliche Schwaben gewesen wären? Auch so hatten die einzelnen Gemeinden manche innere Spannung zu überwinden, weil auch Leute verschiedener Stammesbürtigkeit, Rheinländer, Elsäßer, Lothringer, Pfälzer, Hessen in den schwäbischen Gemeinden eingesprengt wurden. Noch mehr gilt das von den Ansiedlungen in der Batschka zwischen Donau und Theiß, deren Deutschthum deßhalb heute nach erfolgter gegenseitiger Abschleifung bei persönlicher Tüchtigkeit im Ganzen doch ein matteres Gepräge zeigt. Rücksicht auf Stammesart, so beim Hausbau u. dgl. lag den bei der Ansiedlung thätigen Beamten völlig fern, es handelte sich einfach um die Ansetzung guter Landwirthe und Handwerker, denen man die Existenz auf jede Weise erleichterte — man stellte ihnen meist fertige Häuser und Gassen zur Verfügung, die nach der Schablone und im Dutzend gemacht waren. Nüchterne Gleichförmigkeit, gepaart mit äußerster Reinlichkeit haftet deßhalb diesen fiskalischen Ansiedlungen an, ein großer Unterschied von den Dorfanlagen der Siebenbürger Sachsen, deren Höfe den fränkischen Typus auch bei Umbauten festhalten und daher auf den Besucher aus dem Reiche sofort denselben anheimelnden Eindruck machen wie ihre Städte.

Die Ansiedler im südlichen Ungarn haben auch sonst kein so innerlich gefestigtes Volksthum mit sich genommen, wie die Vorfahren der Siebenbürger Sachsen im 12. und 13. Jahrhundert, es waren meist, ja fast ausschließlich, Leute, die der Noth in Deutschland sich entzogen, unternehmend und entschlossen, mit dem zurecht zu kommen, was die neue Heimath gab.

Aus den Umständen der Ansiedlung der Banater Schwaben und der sonstigen Deutschen in Südungarn ergab sich mit innerer Nothwendigkeit zunächst eine Abschwächung des mitgebrachten Stammesgefühls — erst in allerjüngster Zeit scheint sich ein solches in bewußter Anlehnung an das Schwabenthum des Mutterlandes tiefer begründen zu wollen. Der ungarische Patriotismus, die Anhänglichkeit an das Land, das den Eingewanderten zur neuen Heimath wurde, hätte früher vielleicht zu einer Verschmelzung mit dem Magyarenthum führen können, wenn — es im Banat ein solches nur überhaupt gegeben hätte. Allerdings könnte auch heute noch gegenüber der rücksichtslosen Vergewaltigung der Magyarisirung das fast nur auf die Mundart fußende Deutschthum kaum einen ausreichenden Widerstand leisten. Aber für den Banaten Schwaben hat von Anfang an der geistige Inhalt seines Alltagslebens vor Allem im Gemeindeleben feste Formen gefunden, es ist ein Glück für die Erhaltung des Deutschthums im Banat geworden, daß bei der Ansiedlung auf die Schaffung selbstständiger entwickelungsfähiger, und — was sehr zu beachten! — im Allgemeinen nicht zu kleiner Gemeinden alle Sorgfalt verwendet worden ist. Die Widerstandskraft des südungarischen — aber auch des siebenbürgisch-sächsischen — Deutschthums beruht nicht zum Mindesten auf seinen volkreichen geschlossenen Dörfern, an die sich die schwächeren anlehnen. Weit vorgeschobene kleine Ansiedlungen sind allenthalben von der Entnationalisirung weit mehr bedroht, als große — ein Gesichtspunkt, der wohl auch bei der neuen deutschen Colonisation in Posen mehr Beachtung verdient, als er bisher gefunden hat.

Die im Vorstehenden gewünschte Berücksichtigung der verschiedenen deutschen Stammesarten bei der Ansiedlung in Posen, nach der Begründung geschlossener deutscher Dörfer, die wenigstens in der Hauptmasse von Leuten gebildet sein sollten, die sich in Mundart und Sitte von vornherein nahe fühlen, hat ja ohne Zweifel noch mehr Schwierigkeit der Ausführung, als die bisher fast ausschließlich geübte Praxis. Die Anmeldungen scheinen bisher weit weniger aus den Gebieten reichentwickelten Stammeslebens, aus dem Süden und Westen zu erfolgen, als aus den ostelbischen, näheren Strichen und von den deutschen Colonisten in Rußland und Galizien. Das hängt aber doch wohl gutentheils zusammen, daß die bisherigen Formen der Ansiedlung den in mehrfacher Hinsicht anspruchsvolleren Bauern aus dem westlichen und südlichen Deutschland eben nicht das bietet, worauf diese mehr Werth legen als die ostelbischen Deutschen oder die Rückwanderer aus Rußland und Galizien. Daß sich aber die Commission grundsätzlich für die zerstreute Ansetzung der Colonisten gebunden hatte, ist um so weniger anzunehmen, als schon mehrmals geschlossen Gemeinden gebildet worden sind. Am allerwenigsten dürfte die persönliche Initiative des letzten hochverdienten Präsidenten der Commission bemängelt werden. Und wenn bisher die Ostelbier, Deutschrussen und Deutschgalizier wegen ihrer Bescheidung mit Nahrungsstellen als bequemeres Material bevorzugt worden sind, so rechtfertigt sich das durch den Wunsch recht bald auf greifbare Erfolge gegenüber einer nicht immer wohlwollenden Kritik wichtiger Factoren hinweisen zu können. Versäumt ist noch lange Nichts.

Immerhin mag es jetzt, wo die Ansetzung ein rascheres Tempo einschlagen soll, am Platze sein, daran zu erinnern, daß auch die frühere Colonisation in Preußen es von Fall zu Fall für möglich und gerathen erachtete, der Stammesart neuer Ankömmlinge volle Rücksicht zu schenken. So, um ein Beispiel des letzten Jahrhunderts zu wählen, bei der Unterbringung der protestantischen Zillerthaler, die sich 1837 durch einen Abgesandten an König Friedrich Wilhelm III. mit der Bitte um eine Heimath wandten, weil der Landtag von Tyrol, für „Glaubenseinheit" eifernd, Gewissenszwang an ihnen übte. „Lassen Ew. Majestät uns huldvollst in einer Gemeinde beisammen bleiben. Das wird unsere Hülfe, unseren Trost gegenseitig vermehren. Setzen uns Ew. Majestät gnädigst in eine Gegend, deren landwirthschaftliche Verhältnisse mit unserem Alpenland einige Aehnlichkeit haben" — so lautete ihre Bitte. Sie war nicht ganz leicht zu erfüllen, da Preußen nur im Riesengebirge einigermaßen ähnliche Lebensbedingungen bieten konnte, aber doch nicht über den Grund und Boden ohne Weiteres zu verfügen hatte, bedurfte es noch weitläufiger Verhandlungen, bis in der Gegend von Erdmannsdorf und Seidorf ein neues Zillerthal begründet werden konnte für die 64 Familien der Einwanderer. Bei dem Aufbau der Häuser fanden ihre Wünsche für die Ausmaße der Stuben und Stallungen volle Berücksichtigung, und nach den Wirthschaftsformen des Alpenlandes wurden die Häuser inmitten der zugehörigen Felder und Wiesen errichtet. So ist es möglich geworden, daß die Zillerthaler fern von der alten Heimath Mundart, Tracht und Sitte auf ihre Nachkommen vererbt haben. Noch trägt man dort die großen Filzhüte mit den goldenen Troddeln, die graue Joppe, die rothen Hosenträger und den breiten Gurt, noch schallt der Jodler und erklingt das Schnaderhüpfel wie im Alpenthal. Und damit pflanzt sich auch der treuherzige Biedersinn, der frohe Lebensmuth der ungemischten Bajuvaren in den schlesischen Bergen fort, die Anwandlungen von Heimweh, von denen die erste Generation noch zeitweilig heimgesucht war, sind aber gewichen, und Jung und Alt wurzelt mit ganzem Herzen in der neuen Heimath und ist stolz darauf, dem preußischen Staat anzugehören. So bildet die Ansiedlung dieses Volkssplitters ein durchaus erfreuliches, zum Gemüth sprechendes Capitel in der Geschichte hohenzollerischer Colonisation im Osten.

Was hier im Kleinen durchgeführt worden ist, das kann und muß im größten Maßstab in der Ostmark geleistet werden, um diese dauernd zu einem deutschen Lande zu machen. Die gewaltige Aufgabe ist ja in ihrem vollen Umfange feierlich

übernommen worden; es ist eine der größten, die Preußen in seiner ruhm- und mühevollen Geschichte erwachsen sind. Ein ganz unberechtigter Vorwurf ist es, daß die Ansiedlungsthätigkeit zu langsam fortschreite. In Gottesnamen noch langsamer für die nächsten Jahre, wenn nur dafür um so gründlichere Arbeit geleistet wird, nicht für die Gegenwart, sondern für Jahrhunderte.

Gegenüber dem Polenthum, das aus den niederen Schichten immer neue Kräfte ungebrochenen, scharf ausgeprägten Volksthums emportreibt und zu dem Adel und der Geistlichkeit, den umsichtigen Führern und fanatischen Vorkämpfern auch den im alten Polen ausgefallenen bürgerlichen Stand gewonnen hat, bedarf das zurückweichende Deutschthum nicht nur des Zuwachses an landwirthschaftlichen Nahrungsstellen, es bedarf einer durchgreifenden Auffrischung aus den tiefsten Quellen deutschen Volksthums, die zwar nicht ausschließlich, aber doch vor Allem in dem Bauernthum, heute wie vor 2000 Jahren, zu suchen sind. Der hochragende, weitschattende Baum deutscher Cultur wurzelt im Bauernthum als der ältesten Schicht des Volksthums, wenn auch manches fremde Reis im Laufe der Geschichte ihm aufgepfropft worden ist. Und das deutsche Bauernthum ist doch, wo es am kräftigsten und zähesten lebt, zunächst deutsches Stammesthum. Aber nicht der vereinzelte Ansiedler vermag es in neuen Boden zu verpflanzen, sondern nur die Gemeinde als lebensfähiger Ableger. Wenn der Landschaftsgärtner eine schattengebende Anlage zu schaffen hat, so setzt er nicht zarte Bäumchen ein, sondern starke Bäume, die er mit weitem Wurzelwerk und dem daran haftenden Erdreich ausgehoben hat. Aehnlich verfährt eine Colonisation, die in fremdes, üppig wucherndes Volksthum einen stärkeren Keil treiben will. Also deutsche Bauerndörfer, gruppenweise in landsmannschaftlicher Geschlossenheit, Schwaben und Thüringer, Hessen und Franken nach der Ostmark — und deutsches Volksthum wird hier grünen und blühen wie nie zuvor!

Literatur und Kunst.

Literarische Ueberproduction?

Von Mit Richter (Leipzig).

Statistische Vergleiche haben ergeben, daß vor Jahrzehnten wesentlich weniger auf dem Gebiete der Literatur producirt wurde als heute. Daraus hat man gefolgert, daß hier eine Ueberproduction vorhanden sei. Diejenigen freilich, die im literarischen Schaffen eine nothwendige Bethätigung des menschlichen Geistes, eine nutzbare Anwendung der vorhandenen Bildungsschätze erblicken, betrachten diese zahlenmäßige Steigerung der literarischen Erzeugnisse von Jahrzehnt zu Jahrzehnt, von Jahrhundert zu Jahrhundert als einen Aufschwung. Denn in diesem gesteigerten, intensiveren Schaffen kommen jene Culturwerthe zum Ausdruck, wie sie auf keinem anderen Gebiete menschlicher Thätigkeit sich zeigen. Deßhalb ist auch die Literatur ein getreuliches Spiegelbild der geistigen Entwickelung eines Volkes; sie ist gewissermaßen der Werthmesser des Bildungsstandes einer Nation, und wenn wir deren Culturhöhe ermitteln wollen, so verhilft uns dazu ebenfalls das Gesammtbild der Literatur. Aufschwung und Ueberproduction ist daher etwas durchaus Verschiedenes. Auch auf anderen Gebieten haben wir unter dem Begriff des Aufschwunges die Vorstellung einer Entwickelung, die etwas Erfolgreiches, Vervollkommnetes und Befriedigendes darstellt; der Aufschwung erfreut, erhebt, beglückt uns. Die Ueberproduction dagegen hat den Beigeschmack des Fabriksmäßigen, der Hastigkeit; man denkt nur an eine quantitative Arbeitsleistung, die keine Rücksicht auf den Werth des Geschaffenen nimmt. Man hat das Gefühl der Uebersättigung: es fehlt der Appetit nach den vorhandenen geistigen Speisen, die man achtlos bei Seite schiebt, weil man sie interesselos, gleichgiltig, mit einem gewissen Widerwillen betrachtet. Diese Vorstellung muß man nothgedrungen auch erhalten, wenn man von einer literarischen Ueberproduction spricht. Und deßhalb liegt in dieser Auffassung, sobald sie zur Behauptung wird, ein Vorwurf gegen die gesammte Literatur und ihre Producenten, die sich geistig oder gewerblich an dieser Ueberproduction betheiligen; ein Vorwurf auch gegen das gesammte literarische Publicum, das, weil es nicht genügend Geschmack, Interesse und Verdauungsfähigkeit an den Früchten der Literatur zeige, diesen Zustand hat herbeiführen helfen. Alles in Allem liegt in diesem Worte eine Anklage unserer Cultur.

Suchen wir die Frage, ob eine Ueberproduction vorhanden ist oder nicht, einmal zunächst an der Hand statistischer Thatsachen zu beantworten. Wie sich nach genaueren Feststellungen ergeben hat, umfaßt die jährliche literarische Production sämmtlicher Culturländer durchschnittlich rund 140000 Werke und 65000 Zeitschriften und Zeitungen, welch' Letztere hierbei aber nicht in Betracht kommen. Die Anzahl der Werke ist auf den ersten Blick gewiß eine stattliche. Doch sehen wir weiter zu, wie viele literarische Erzeugnisse insbesondere Deutschland producirt. An dieser Gesammtproduction ist „das Land der Dichter und Denker" mit jährlich rund 26000 Büchern (8000 Zeitschriften und Zeitungen) betheiligt. Da nun diese Anzahl Werke in einem Jahre durch die Druckerpresse wandert, so erscheinen alltäglich rund 70 Bücher und Schriften. Auch das mag etwas hoch erscheinen, allein diese Zahlen täuschen. Wie viele hundert anderer Artikel, die noch dazu Luxusartikel sind, werden dagegen in anderen Branchen producirt! Diese Zahlen täuschen den Unkundigen daher vor Allem über die Höhe des Bedarfes an geistiger Nahrung hinweg, die die einzelne Person in Anspruch nimmt. Da nun die Literatur doch wohl die hauptsächlichste Quelle zur Befriedigung der geistigen Bedürfnisse ist, so erscheint es gewiß nicht uninteressant, einmal festzustellen, in welchem Umfange diese Bedürfnisse nach geistiger Nahrung Seitens der einzelnen Person befriedigt werden. Hierüber geben uns neuerliche Berechnungen einige Aufklärung. Es ist nämlich angenommen worden, daß der jährliche Absatz der deutschen „wirklichen" Sortimentsbuchhandlungen, deren Zahl rund 4500 beträgt, im Durchschnitt mehr als 20000 Mark ausmacht. Das würde also insgesammt ein Verbrauch von mehr als 90 Millionen Mark sein. Aber selbst angenommen, diese Abschätzung träfe nicht ganz zu, der wirkliche Absatz wäre vielmehr bedeutend höher, es würden also alljährlich rund 30 Millionen Mark mehr für Bücher ausgegeben, so daß insgesammt ein Verbrauch von rund 120 Millionen Mark im deutschen Reiche vorhanden wäre, so würde auf die einzelne Person (Deutschland mit 56 Millionen Einwohnern gerechnet) ein jährlicher Bücherbedarf von etwas über 2 Mark kommen. Das ist die durchschnittliche Ausgabe für die jährliche geistige Nahrung pro Kopf! Das ist die Aufwendung, die alljährlich für die geistige Unterhaltung, Belehrung, Erbauung und Fortbildung gemacht wird! Man suche irgend einen anderen beliebigen Artikel, der leiblichen Bedürfnissen dient, und vergleiche den Bedarf der einzelnen Person mit dem an literarischen Erzeugnissen. Welch ein erschreckendes Mißverhältniß wird sich da herausstellen! Dabei muß aber noch berücksichtigt werden, daß schon jedes Kind in den Erstlingsjahren seine Bilderbücher für zwei bis fünf Mark erhält und daß sich jedes Schulkind für den gleichen Betrag im Jahre Bücher zuzulegen hat, so daß auf die erwachsenen Personen ein noch viel

geringerer Betrag am Bücherverbrauch kommt. Außerdem giebt es gewiß einen großen Theil Leute, die namhafte Summen für literarische Erzeugnisse ausgeben. Daraus folgt dann weiter, wie groß die Zahl derer sein muß, die keine Bücher kaufen. Dieses Fehlen jeglichen Bücherbedarfes bedeutet aber nichts weiter als ein Manko an geistiger Nahrung, die durch die Literatur vermittelt wird. Sollte daher nicht vielmehr dieses Manko eine Ursache jener verwünschten Ueberproduction sein?

Vergleichen wir nun weiter die literarische Production der einzelnen Länder mit einander. Was Deutschland betrifft, so haben wir bereits gesehen, daß die jährlichen Erzeugnisse der Druckerpresse 26000 betragen. Demnach kommt auf rund 2150 Einwohner ein Werk. Frankreichs literarische Jahresproduction beträgt rund 20200 Werke, und es entfällt demnach auf rund 3770 Einwohner ein Werk. In Italien erscheinen im Jahre rund 10000 Werke und es kommt demnach ebenfalls auf 3030 Personen ein Werk. Bei den übrigen europäischen Culturstaaten ergiebt ein derartiger Vergleich dasselbe Verhältniß, insbesondere ist dies bei den nordischen Ländern der Fall, denn es entfällt je ein Werk in Schweden auf 2950, in Belgien auf 2600, in der Schweiz auf 2200, in Dänemark auf 1950, in Holland aber auf nur 1730 Einwohner. Ein noch klareres Bild erhalten wir jedoch, wenn wir den umgekehrten Vergleich ziehen, nämlich untersuchen, wie viel Werke auf einen bestimmten, gleichmäßigen Bruchtheil der Einwohnerzahl entfallen. Da ergiebt sich, daß auf eine Million Einwohner in Deutschland rund 465 Werke, in Holland aber 570, in Dänemark 520, in der Schweiz 454, in Schweden 340, in Italien 300 und in Frankreich 265 Werke kommen. Es steht Deutschland hiernach hinsichtlich der Productionsmengen erst an dritter Stelle. Hierbei ist aber zu berücksichtigen, daß wohl keine Nation eine so vollständige, alle Erscheinungen enthaltende Statistik besitzen dürfte als gerade Deutschland. Schon im Jahre 1899 wies daher der Leipziger Handelskammerbericht darauf hin, daß die Zahlen der deutschen Bücherproduction stets am höchsten seien; die deutsche Bibliographie umfasse nicht nur die Erscheinungen fast aller Länder, sondern sie verzeichne auch alle nur denkbaren Publicationen. Welches Bild ergiebt sich aber weiter, wenn wir die Bücherproduction im Verhältniß zur Einwohnerzahl in früheren Jahrzehnten ausrechnen? Wie wir gesehen haben, kommen heute auf eine Million Einwohner 465 Werke; auf die gleiche Einwohnerzahl entfielen 1885: 354, 1871: 270, 1867: 283, 1852: 260, 1834/40 aber 360 und 1816: 121 Schriften. Man sieht aus dieser Zusammenstellung zweierlei: Erstens, daß zwar ein geringes Steigen der Bücherproduction im Laufe der Zeit zu verzeichnen ist, daß es aber wohl auf die Entwickelung der Bildungsverhältnisse zurückgeführt werden muß und zweitens, daß der eigentliche Aufschwung im Büchergeschäft mit dem wirthschaftlichen Aufschwunge des deutschen Reiches zusammenfällt. Wenn man aber heute von einer Ueberproduction spricht, so hätte sie, wie aus diesen vergleichenden Zahlen hervorgeht, Ende der dreißiger Jahre in noch viel stärkerem Maße vorhanden sein müssen.

Alles in Allem geht aus diesen Vergleichen der literarischen Production in verschiedenen Ländern und zu verschiedenen Zeiten deutlich hervor, daß Jungdeutschland im Allgemeinen die verhaßte Druckerschwärze nicht mehr mißbraucht, als dies Seitens der anderen Staaten geschieht. Immerhin muß hierbei beachtet werden, daß der allgemeine Bildungsstand in Deutschland den übrigen Ländern doch um ein Beträchtliches voraus ist. Aber gerade dieser höhere Bildungsstand eines Volkes hat größere geistige Bedürfnisse, ein regeres geistiges Leben und damit auch eine umfangreichere Production literarischer Erzeugnisse zur Folge. Was will es also beweisen, wenn man gerade unserer heutigen Zeit den Vorwurf der Ueberproduction machen will! Ist es nicht ganz selbstverständlich, daß in früheren Jahren viel weniger gedruckt wurde als heute? War es doch die geistige Entwickelung, die diesen Aufschwung der Literatur mit sich brachte!

Doch die Ueberproduction auf dem Gebiete der Literatur scheint nun einmal als eine Krankheitserscheinung erkannt worden zu sein, und man will ihr dann auch mit rationellen Heilmitteln zu Leibe gehen. Man will die schlechte Literatur ausratten, so daß nur noch die besten Erzeugnisse dem Publicum vorgelegt werden können. Was ist nun aber in der Literatur gut, und was ist schlecht? In der Regel rechnet man zu der letzteren Art die Erscheinungen vom Schlage der „Modernen“, weil sie den Geschmack des Publikums und die gute Sitte verderben sollen. Und doch werden gerade diese Bücher am meisten gelesen; ja sie bilden sogar einen Brodartikel der Sortimentsbuchhandlungen. Oder sind sie darum schlecht, weil sie von einem großen Publikum gelesen werden? Nach welchen Gesichtspunkten will man überhaupt den Inhalt eines Buches bewerthen? Vor einer Reihe von Jahren verweigerte ein Sortimentsbuchhändler die Lieferung einiger Zola'scher Romane mit der Bemerkung, er könne solche Schundromane aus der Pariser Halbwelt nicht führen, seine Kunden verlangten andere Speise. Kurze Zeit darauf wurden die Werke des französischen Autors in einer großen angesehenen Familienzeitschrift abgedruckt, und heute sind sie auch in jener Buchhandlung zu haben. Was also heute von einer Anzahl Leute als schlechte Bücherwaare bezeichnet wird, bildet vielleicht schon in kurzer Zeit einen der bedeutendsten Standard-Artikel des Büchermarktes. Wollte man diesem derartige Bücher, weil man sie für minderwerthig hält, entziehen, so hieße das doch wohl ihn wirthschaftlich entkräften, seine Lebensfähigkeit unterbinden. Andererseits gehört aber doch ein großer Theil der guten Literatur zu den weniger gangbaren Artikeln. Hervorragende ästhetische Werke, Monographien und Erzählungen, die Niemand anstehen würde, als gut oder sehr gut zu bezeichnen, giebt es erfreulicherweise in großer Anzahl, aber sie werden herzlich wenig gekauft. Woran erkennt man die gute Literatur? Wird nicht ein überzeugter Katholik nur diejenigen Erzeugnisse als gut bezeichnen, die am meisten seinen confessionellen Standpunkt vertreten? Andere sind für ihn minderwerthig, schlecht. Ist es doch vor gar nicht langer Zeit vorgekommen, daß eine Zeitung die „Römische Geschichte“ eines Theodor Mommsen, deren Inhalt doch weder confessionell, noch parteipolitisch ist, als Machwerk bezeichnete. Und so könnten hunderte von Fällen aufgeführt werden, die die widersprechendsten Ansichten darüber erkennen lassen, was gut und was schlecht ist. Aber das ist eben das Eigenartige: Was wir als hervorragend und nützlich bezeichnen, bietet keineswegs in der Hauptsache die geschäftliche Grundlage des Buchhandels. Deßhalb ist es thöricht, die Ueberproduction einschränken und beseitigen zu wollen durch Maßnahmen, die eine rein ästhetische Bewerthungstheorie, wie es die Beurtheilung der Bücher ist, eine bloße Geschmacksfrage zur Voraussetzung haben. Das wirthschaftliche Leben — und die Bücherproduction ist eine seiner wesentlichen Grundlagen — wird nicht durch derartige Geschmacksfragen regulirt, sondern durch Bedürfnisse.

Literar-historisch und wirthschaftlich ist die Ueberproduction ein Zeichen des Aufschwunges. Wer in ihr lediglich eine Krankheitserscheinung erblickt, klagt die Literaten und Bücherproducenten als Krankheits-Förderer an, und wenn dies Jemand als Bücherproducent thut, so fällt die ganze Anklage auf ihn zurück. Denn der Verleger als Bücherfabrikant würde doch diesem Uebelstande, wenn er den literarischen Aufschwung für einen solchen hält, einfach dadurch steuern können, daß er zunächst seinen Betrieb einstellt. Aber das thut Niemand, weil eben Jeder seine eigenen Bücherfabrikate für die besten hält. Soll also das Literatenthum allein dafür verantwortlich gemacht werden, daß die literarischen

Erscheinungen wie Pilze wachsen? Nein, eben gerade dieses Wachsthum beweist, daß der Boden außerordentlich fruchtbar ist, auf dem die Literatur wurzelt. Je mehr aber die Production wächst, desto mehr ist es nothwendig, den Bedarf zu steigern. Diese Aufgabe fällt der Presse, insbesondere der Kritik, und dem Buchhandel zu. Gerade die literarischen Bedürfnisse müssen in weit größerem Maße als diejenigen irgend einer anderen Richtung im Publicum geweckt werden und es ist daher ganz natürlich, daß mit dem steigenden Bildungsdrange des Volkes auch die geistigen Bedürfnisse und damit die Schätze der Literatur wachsen. Bieten diese daher schon an sich ein unverkennbares volkspsychologisches Interesse, so wiederspiegeln sie andererseits auch den Inhalt der geistigen Entwickelung, des Lebens und der Cultur.

Von Spinnrad und Kinderwiege.

Von Leonhard und Hilde Adelt.

Mit dem Erwachen des socialen Gewissens wandte sich das allgemeine Interesse in den letzten Jahren auch wieder den primitiven Aeußerungen zu, in denen die Gefühlswelt des einfachen Volkes mit ihren unbewußten Sehnsuchtsträumen ihren poetischen Niederschlag gefunden hat und mit denen noch die Verkommenen und Verstoßenen des Glückes ihr Leben wehmüthig umkränzen. Die Dichtungen des Naturalismus, von Zola's „Germinal" über Hauptmann's „Weber" zu Gorki's „Nachtasyl", aber um den gleichen Weg auf einem Sondergebiete, dem der modernen Frauenlyrik, zu kennzeichnen: von Ada Christen über Ada Negri zu den beiden pommerschen Landsmänninnen Klara Müller und Margarethe Beutler, sind ebenso natürliche und nothwendige Aeußerungen und Folgerungen dieser Allgemeinstimmung wie das Hinabsteigen der Paul Göhre, Aimée Adelt-Duc, Hans Ostwald und Anderer in die niedersten socialen Schichten. Das sociale Mitleid nahm sich die Literatur der Zeit zum Anwalte einer Bevölkerungsschicht, die, derart in das Licht des allgemeinen Interesses gerückt, nunmehr auch selbst zu reden beginnt, und zwar nicht nur politisch, sondern auch literarisch — so in der Selbstbiographie des Arbeiters Karl Fischer und in dem Erstlingsroman des Deutschamerikaners Hugo Bertsch.

Der Charakter unserer Zeit als einer socialen Zwischenstufe spiegelt sich jedoch auch in dem Verhältniß der breiten Masse zur Dichtung. Zwar hat der moderne Socialismus, wenn schon nicht annähernd in dem Maße wie der revolutionäre Liberalismus der vierziger Jahre, bereits seine Sänger gefunden: Karl Henckell, Georg Weerth, Jakob Audorf, den verstorbenen Mystiker Johannes Wedde u. A. Dennoch ist es unverkennbar, daß sich das eigentliche *poetische* Volksempfinden auch heute noch von aller socialen Leidenschaft und politischen Satyre fern hält. Um zum Beweise dafür nur zwei moderne Anthologieen zu erwähnen: Hans Ostwald's „Lieder aus dem Rinnstein", die hier kürzlich unter die kritische Lupe genommen wurden, werden vielleicht in den Kreisen der gebildeten social oder literarisch Interessirten, nicht aber im Volke selbst das Verständniß finden, das dort den von Jacobowski gesammelten „Liedern für's Volk" zu Theil geworden ist. Während unsere städtische Arbeiterbevölkerung eines Theils meist überhaupt jeder poetischen Begleitung ihres arbeitsharten Lebens entwöhnt ist und sich an colportirten Schundromanen schadlos hält, zum andern, vorerst noch geringen Theile aber hocherfreulicher Weise direct literarische Neigungen zeigt, ist auf dem Lande noch das alte naive Volkslied zu Hause. Im Bauernhause und auf dem Acker bei der Arbeit und am Abend, wenn das Spinnrad surrt, von den Mägden gesungen, verirrt es sich durch vom Lande kommende Dienstboten vorübergehend wohl auch zu den Küchen und Kinderwiegen der großen Städte, zwischen deren Mauern es wie eine wehmüthige Heimathsklage dahinstirbt — gleich dem Gefangenen, von dem es singt:

Steh' ich hier am Eisengitter
In der stillen Einsamkeit,
Klage laut und weine bitter,
Klage Gott mein Herzeleid.

Das Volk ist conservativ in seinem Empfinden. Weil das Primitive und Naturgegebene seines Gefühlsausdruckes, ob es auch stofflich auf dem Vergänglichen und Zeitgebundenen treibt, in seiner naiven Subjectivität doch stets im Allgemein- und Rein-Menschlichen verankert bleibt, behält dieser poetische Ausdruck seine Geltung heute wie vor hundert oder vierhundert Jahren, und dieselben Lieder, die wir im Mecklenburgischen gesammelt haben und von denen wir hier einige charakteristische Stichproben geben möchten, tönen im Hannöverschen, im Pommerschen und Preußischen. Poetisch sind diese Lieder ganz ungleichwerthig. Neben rührender Unbeholfenheit und kläglicher Mache finden sich lyrische Perlen, in denen sich der Hang des Volkes zur Schwermuth — des *deutschen* Volkes, das darin den Slaven näher steht als den Romanen — ergreifend ausprägt. Es seien folgende Verse citirt, die man in Mecklenburg vielfach als Grabinschrift auf Kindergräbern lesen kann und die dieser Art auch in Luise Algenstaedt's Novellenbuch „Kraut und Unkraut vom Heimathsboden" verwandt wurden:

Vater, wenn Dich Mutter fragt:
„Wo ist unser Liebling hin?" —
Sag's ihr, wenn sie weint und klagt,
Daß ich in dem Himmel bin.

Vater, wenn die Mutter weint,
Trockne ihr die Thränen ab;
Pflanze, wenn die Sonne scheint,
Eine Thräne mir auf's Grab.

Rein lyrische Stücke wie dieses schlichte Lied und die oben angeführte Klage des Gefangenen sind jedoch im Verhältniß selten. Das Volk liebt es im Allgemeinen mehr, sein lyrisches Empfinden: Heimathssehnen, Liebesklage, Elternschmerz, an ein möglichst romantisches und tragisch verlaufendes Ereigniß oder Erlebniß anzuknüpfen. An dieser Verknüpfung des subjectiven Empfindens mit objectiv darzustellender Handlung, die immerhin schon eine gewisse technisch-künstlerische Fertigkeit erfordert, scheitern die meisten balladenartigen Volkslieder: das Gefühl schlägt in Sentimentalität um, das Tragische soll durch Häufung des Schaurigen und Grauenhaften verstärkt werden oder wird damit verwechselt. Wir hören gleich als Anston eines Liedes die schreckhafte Strophe:

In einer finstern Mitternacht,
In der ja nur die Eule wacht,
Stand vor der Thür ein Räuberheer
Mit Dolch, Pistol und Mordgewehr.

Das naive Nachahmen technischer Kunstmittel der Ballade stürzt diese Art Volksdichtung in unfreiwillige Komik. Die Schauerballaden, die man bisweilen auch, neben besungenen Morithaten neuesten Datums, auf Jahrmärkten zu hören bekommt und die Liliencron in seinem letzten Gedichtbande „Bunte Beute" recht drollig parodirt hat, geben würdige Gegenstücke zu den überromantischen Colportageromanen ab, deren „Goethe" Goethe's Schwager Vulpius, Verfasser des „Rinaldo Rinaldini", war. Nur eines der uns bekannt gewordenen Volkslieder, die anspruchslose Geschichte eines Seeräubern in die Hände gefallenen Deutschen, der nach dreizehnjähriger Gefangenschaft von seinem Fürsten losgekauft und nach Stettin zurückgebracht wird, ist als poetische Erzählung zu bezeichnen. Einige markante Stellen aus diesem Poem mögen hier eine Statt finden:

Es waren meine Wünsche und Gedanken,
Die Berge in der off'nen See zu seh'n;
Doch aber ach — das Schiff gerieth in's Schwanken,
Der Mastbaum brach — das Schiff mußt' untergeh'n.

Ganz mühsam rettete ich mir mein Leben
An einem Mastbaum, den ich schnell ergriff;
Schon längst wär' ich den Wellen preisgegeben,
Jedoch erblickt' ich in der Fern' ein Schiff.

Ich schwamm drauf los und ward auch aufgenommen,
Ich dankte Gott, daß ich gerettet sei;
Doch aber ach, wär' ich doch nie gekommen!
Verkauft man mich in eine Sclaverei!

Dann tritt der freikaufende Fürst auf:

Wir fielen dankend vor dem Retter nieder,
Er aber sprach: Ich reise nach Stettin,
Dort geb' ich Euch dem Vaterlande wieder,
Dann lebt in Freiheit Eure Jahre hin!

Die übrigen Gedichte sind Balladen, die robust auf ein dramatisches Moment lossteuern. So unbeholfen and unnatürlich es gewöhnlich ouch erreicht wird, so verfehlen doch der grellste Effect und die gröbste Mache niemals ihre Wirkung ouf das in naiver Gläubigkeit folgende Volk. Die Liebestragödie stellt den weitaus größten Antheil:

Eine Heldin wohlerzogen,
Mit Nom' Elisabeth,
Sie schoß mit Pfeil und Bogen
So gut als Wilhelm selbst.*)

Ein Ritter jung an Jahren,
Mit Namen Eduard,
Bei einem Ringelspiele
In sie verliebet ward.

Er bot ihr in der Stille
Den schönsten Ritterstrauß;
Doch nichts brach ihr den Willen —
Sie wies sie alle aus.

Da thut er den Schwur, sie solle ihr Leben lang Thränen um ihn weinen; er hüllt sich in eine Bärenhaut, und die Spröde, eine große Jägerin, erschießt ihn auf der Jagd:

Sie weint, sie schreit, sie jammert,
Reißt sich die Haare aus,
Setzt sich auf's Pferd und reitet,
Halb todt, halb Leich', nach Haus.

Und nach Verlauf sechs Wochen —
Vom Gram verzehrt sie ward —
Begräbt man Elisabeth's Knochen
Im Staub des Eduard.

Eine andere Schauerballade voll unfreiwilliger Komik ist ein Beispiel für das manchmal recht naiv hervortretende Bemühen des Volksliedes, Formen der Kunstpoesie zu copiren und ihre Steigerungseffecte nachzumachen — in diesem Falle möchte der erste und dritte Vers dem Zuhörer die Ahnung des tragischen Verhängnisses, eine gewitterschwangere Stimmung übermitteln:

Christinchen saß im Garten,
Ihren Bräutigam zu erwarten.
Das hatte sie schon längst am Himmel geseh'n,
Daß sie im Rheine müßt' untergeh'n.

Da kam eine Kutsche gefahren
Mit siebenundsiebzig Wagen.
Die eine, die war mit Gold beschlagen —
Darin sollt' Braut Christinchen fahren.

Sie fuhren wohl längs dem Wege,
Begegneten sie einer Schwalbe:
„Ach, Schwalbe, Du fliegst, wo Freude ist,
Ich aber muß, wo Trauer ist!"

Sie fuhren wohl über die Brücke,
Das Brett brach in der Mitte.
Dahin fiel Christinchen, die schöne Braut —
In's tiefe Wasser ward sie getraut.

Der Vater stand von ferne
Und sah sein Töchterchen schwimmen:
„Ach, hätt' ich doch ein seid'nes Band,
Das ich könnt' knüpfen an ihre Hand!"

Die Mutter stand von ferne
Und sah ihr Töchterchen gerne:
„Könnte dies, könnte das wohl möglich sein,
Daß sie ertrunken ist in dem Rhein!"

Der Bräut'gam zog das Messer
Und dachte, so ist's besser:
Er stachte sich in's eig'ne Herz
Vor lauter Liebe und lauter Schmerz.

Ritter Ewald kehrt vom Kampfe heim, ein Grab kündet ihm den Tod der geliebten Minna oder Lina, gebrochenen Herzens stirbt auch er; eine Mutter eilt an das Lager ihres in der Schlacht verwundeten Sohnes, er ist gestorben, sie bricht todt an seiner Bahre zusammen, und wie in Schiller's „Wilhelm Tell" bei Geßler's Tode barmherzige Brüder zur Stelle sind, so begraben hier Nonnen die arme Mutter, dort Mönche den armen Ritter Ewald. Ein Räuber überfällt einen Reisenden und findet bei ihm ein Medaillonbild seiner Mutter: der, den er eben morden wollte, ist sein Bruder ... und

Dann küßten sie, dann küßten sie sich Beide:
„Ein Herz und eine Seele woll'n wir sein!"

Ein sehr feines und reines lyrisches Gedicht, das sich zwar auch nicht in „Des Knaben Wunderhorn" findet, das aber deßungeachtet den meisten Lesern bekannt sein dürfte, ist das folgende:

Müde kehrt ein Wandersmann zurück
Nach der Heimath, seiner Liebe Glück.
Doch bevor er tritt in Liebchens Haus,
Kauft er ihr den schönsten Blumenstrauß.
Und die Gärtnersfrau, so hold und bleich,
Führt ihn in den Blumengarten gleich.
Doch bei jeder Blume, die sie bricht,
Rinnen Thränen ihr vom Angesicht.
„Warum weinst Du, holde Gärtnersfrau?
Um die Veilchen, schön und dunkelblau?
Oder um die Rosen, die Du brichst?"
„„Nein, ach nein, um Blumen wein' ich nicht.
Um den Geliebten wein' ich nur allein,
Der gezogen in die Welt hinein,
Dem ich ew'ge Treu' geschworen hab',
Die ich als Gärtnersfrau gebrochen hab'.""
„Dein Geliebter kehret nun zurück
Nach der Heimath ... seiner Liebe Glück.
Blumen hast Du treulich mir gepflegt —
Treue Liebe hast Du nicht gehegt.
Mit dem Blumenstrauße in der Hand
Will ich weiter zieh'n von Land zu Land,
Bis mir einst mein müdes Auge bricht.
Lebe wohl, vergiß mein nicht!"

Das Volk ist leicht beweglich wie ein Kind, Lachen jagt sich mit Weinen, das tragische Moment löst sich in Tändelei auf wie in dem Liedchen von Schäferin und Edelmann. Es beginnt:

Ein Edelmann ritt vor's Thor hinaus,
Die Schäferin weidet die Lämmlein drauß.

Dieses Lied ist ebenso wie ein zweites von uns aufgezeichnetes („Ein Müller wollte früh aufsteh'n") noch besonders bemerkenswerth dadurch, daß es sich bei ihnen beiden um selbstständige Variationen zweier Volkslieder handelt, die auch in „Des Knaben Wunderhorn", das erste aus Elwert's, das zweite aus Herder's Sammlung von Volksliedern übernommen, Aufnahme gefunden haben. Es sind gleichsam Pendants: in der von uns gehörten Fassung geräth der Edelmann mit der Schäferin, bei Elwert mit dem Schäfer zusammen; in dem anderen Liede trifft der Müller im Walde auf seine sterbende Geliebte, bei Herder umgekehrt das Mädchen auf den sterbenden Knaben. Im Uebrigen aber ist sogar der Wortlaut bis auf minimale Abweichungen, wie sie bei mündlicher Ueberlieferung nie ausbleiben, derselbe, ausgenommen die Schluß-

*) Wohl verstümmelt aus Wilhelm Tell.

wendung in dem Schäferliede. Während die Pointe in der in „Des Knaben Wunderhorn“ mitgetheilten Fassung klar herauskommt, daß nämlich Vater und Mutter bei dem über eine kecke Antwort des Schäferburschen erzürnten Edelmanne nichts ausrichten, vor den Bitten der Schäfersbraut aber sein Zorn dahinschmilzt, überrascht in der neueren Variation der unvermittelte und unbegründete Umschlag zum Guten in der Stimmung des Edelmannes denn doch einigermaßen — es sei denn, daß man das ganze Zwiegespräch von vornherein mit uns als eine harmlose Neckerei ansieht, was zwar nicht in dem Sinne des Vorwurfes an sich liegt, aber in seiner Verwendung als einer Art Gesellschaftsspiel und Wechselgesang.

In ähnlicher Weise läßt die verblüffende Schlußpointe eines anderen vielgesungenen Volksliedes dessen Sinn unklar: Zu einer Jungfrau tritt ein Jüngling — das Lied behauptet davon:

Gedankenversunken, ich ward es nicht gewahr,
Daß nahe in der Ferne ein Jüngling bei mir war.

Er versichert, ihr Robert sei gestorben, und sie jammert und klagt:

Mein Gott, was muß ich hören, was muß ich halten aus!
Ich faß' mir in die Haare und reiß' sie alle aus! . . .
. . . Da schwenkte der Jüngling noch dreimal seinen Hut:
„Ade, Du Feinsliebchen, ich bin Dir herzlich gut!“

Anscheinend ist, ähnlich wie — aber selbst nach dem alten, wundervollen Volksliede „Es sah eine Linde in's tiefe Thal“, der fremde Jüngling mit ihrem Geliebten identisch, und sie erkennt ihn, in ihren Schmerz und ihre Sehnsuchtsgedanken ganz eingesponnen, nicht, worauf er — entweder empört oder aber über ihre Treue beruhigt! — schnurstracks kehrt und sich wieder auf und davon macht. Man mag aus diesen Gegenüberstellungen immerhin ersehen, mit welcher Selbstständigkeit das Volk seine Lieder behandelt und nach seinem Gefallen ummodelt, sodaß man in der That, ob auch das Lied ursprünglich von einem Einzelnen herrührt, auch in dieser Hinsicht das Volk als den Dichter bezeichnen darf.

Daß all' diese Lieder gesungen werden — in kunstlosen, deßungeachtet aber keineswegs unangenehm klingenden Melodien — wird als allgemein bekannt vorausgesetzt; gerade dadurch erhalten sie sich frisch von Geschlecht zu Geschlecht und von Jahrhundert zu Jahrhundert. Treffend bemerkt der alte Vilmar, daß „ein nicht gesungenes Volkslied eigentlich gar keines oder doch nur ein halbes sei“. Wie der Ort der Entstehung und die Grenzen ihrer Verbreitung, so ist auch die Entstehungszeit der meisten Volkslieder nur ganz ungefähr oder gar nicht festzustellen. Ob zwar die Blüthezeit des deutschen Volksliedes auf die erste Hälfte des 16. Jahrhunderts anzusetzen ist, so dürften die hier mitgetheilten oder angeführten balladen- und romanzenartigen Stücke doch später entstanden sein; wenigstens bietet Aequivalentes erst die Literatur des 18. Jahrhunderts. Nun ist ja das Primäre einer literarischen Strömung immer eine — allgemeine oder auch beschränkte — Volksströmung, die durch die Dichtung, als das Secundäre, vertreten wird oder aber zu der sie sich in bewußten Gegensatz stellt; und es ist um so wahrscheinlicher, daß die damalige Romanzen- und Balladendichtung der Weiße, Löwen, Gotter auf — vielleicht allerdings recht alte — Volkslieder zurückgriff, als sie sich, auf ein bewußtes leichtes Parodiren ausgehend, über die Naivetät ihrer Stoffe heimlich lustig macht. So Christian Felix Weiße (1726—1804) in dem seiner Operette „Die Jagd“ entnommenen, noch heute bekannten Liede „Als ich auf meiner Bleiche ein Stückchen Garn begoß“ und Daniel Schiebeler, mit dem eine Weiterführung zur Travestie in der Art des Aloys Blumauer erfolgt und der eine seiner Trauer- und Schauerballaden also schließt:

Dies sind der schnöden Neubegier
Beklagenswerthe Früchte.
Ihr lieben Weiber, bessert Euch
Aus dieser Mordsgeschichte.

Mit Bürger und — um einen der Kleineren zu nennen — Pape und weiter mit der eigentlichen Romantik kehrte dann, von Herder und Goethe ganz zu schweigen, eine ernste Auffassung der tiefgegründeten Naivetät des Volksliedes zurück; das werthvollste Document dessen ist „Des Knaben Wunderhorn“, dieser köstliche und unversiechbare Jungbrunnen deutscher Volkskraft und Volkskunst. Wie jene Romantik dem Sturm und Drang gefolgt war, so ergab sich als natürliche Reaction gegen den modernen Naturalismus die Neuromantik, und wie in der literarischen Poesie, so verstärkt sich auch für die Volksdichtung über den Versuchen des Socialismus, sich der Volkskunst als eines wirksamen Kampfmittels zu bemächtigen, die Liebe und Treue des schlichten Volkes zu seinen anspruchslosen Liedern, die seine Schmerzen und Freuden und sein Träumen als alte, liebe Freunde verstehen und mitempfinden.

Vergessene Möbelformen.

Von Dr. Heinrich Pudor (Berlin).

Es gab eine Zeit, wo die Hallen der deutschen Wohnhäuser fast gar keine Möbel aufwiesen. Die Truhe und Truhenbank, das Bett, ein paar Lehnstühle für die Herrin des Hauses und hohe Gäste war Alles, was sich an Möbeln vorfand. In unserer Zeit finden wir die Zimmer mit Möbeln derartig überladen, daß man sich häufig, um sich setzen zu können, erst durch allerhand Schränke, Tische und Stühle hindurchwinden muß und dabei noch Gefahr läuft, die Nippsachen, die in Ueberfülle auf Schränken und Etagèren stehen, umzustoßen. Trotz dieser Ueberfülle von Möbeln in unseren modernen Innenräumen kann man jedoch von einer Reichhaltigkeit der Möbelformen nicht sprechen. Ob nun die Einrichtung im Secessionsstyl oder im Renaissancestyl, im im romanischen Styl oder sonst einem anderen mehr oder weniger streng durchgeführten historischen Styl ausgeführt ist, so handelt es sich doch immer nur um dieselben überall wiederkehrenden Möbel-Typen. Es dürfte daher vielleicht willkommen sein, eine Anregung zu einem größeren Reichthum der Möbelformen zu geben. Wenn ich dabei auf die Vergangenheit zurückgreife, so will ich nicht veranlassen, daß die hier geschilderten, heute vergessenen Möbelformen streng copirt werden, sondern nur zu einer auf ähnlichem Wege sich vollziehenden Bereicherung unserer modernen Möbelformen anregen.

Eine sehr reizvolle und viel zu wenig bekannte Möbelform der gothischen Zeit ist das Lesepult (lutrin, pulpitre), das in allen möglichen Formen gebaut wird. Am beliebtesten ist die circulare, d. h. Rundform (roe-roue). In dieser Form ist das Lesepult eine Art runder Tisch, der zum Drehen eingerichtet ist. Auf der oberen Tischplatte tragen drei kleine Säulen eine zweite kleinere, runde Platte, an welche die Bücher gelegt werden. Oberhalb der oberen Platte befindet sich ein Leuchter, der zugleich die Bekrönung bildet. Dieses Lesepult stellt man nun an den Stuhl, in welchen man sich setzte, um zu schreiben und zu lesen. Diese Stühle waren ebenso sinnreich, wie schön ausgeführt, um dem gesagten Zwecke zu dienen. Den Sitz bildete wiederum die Truhe, auf welcher sich die beiden Armlehnen befanden; die Rückenlehne war ebenfalls sehr hoch und trug reich verzierten Himmel. An der Vorderseite der Armlehnen befand sich eine Vorrichtung zum Auflegen eines Brettes, auf welches das Manuskript gelegt wurde; damit Letzteres nicht herunterrutschen konnte, wurde es durch zwei Schnüre, deren an der Vorderseite herunterhängende Enden mit Bleistücken beschwert waren, festgehalten. Bei einfacheren Stühlen wurde auch wohl das Bücherbrett an der unteren Seite durch einfache Haken fest-

gehalten, während die obere Kante in der Schrägstellung durch eine von der Rückenlehne des Stuhles ausgehende Schnur festgehalten wurde. Diese Lesepulte und -Stühle waren natürlich besonders in den Klosterbibliotheken in Gebrauch. Sie sollten dazu dienen, das Lesen und Abschreiben der Handschriften der Bibeltexte zu einer möglichst genußreichen, behaglichen und bequemen, oder, um einen modernen Ausdruck zu gebrauchen, comfortablen Beschäftigung zu machen, und zwar besonders zur Nachtzeit. In den Handschriften der gothischen Zeit findet man eine große Anzahl von Abbildungen dieser Lesepulte, von denen Champeaux einige in seinem Buche „le meuble“ veröffentlicht hat. Auch andere, als die oben beschriebenen Formen finden sich. Immer geht der Zweck darauf hinaus, die Lese-Arbeit recht behaglich zu machen. Man sieht runde Tische, auf deren Platte Lesepulte befestigt sind, die zum Drehen eingerichtet waren, so daß man sich das Buch stets in die gewünschte Lage vor das Auge bringen konnte, und zwar sowohl beim Sitzen als Stehen.

Als eine weitere Möbelform des Mittelalters haben wir die „Credenz“ kennen zu lernen. Das Wort selbst, welches ja heute wieder modern geworden ist, schreibt sich daher, daß der Wein in der Kirche von diesem besonderen Möbelstück aus „credenzt“, d. h. den Gläubigen zugesprochen wurde. Diese Credenzen waren schrankartige Tische, welche truhenartige Kasten zum Aufbewahren der Geräthe hatten. Wenn sie mit einem stufenförmigen Aufbau zum Zwecke der Schaustellung von Geräthen oder Geschirren im nicht-kirchlichen Gebrauche versehen wurden, hießen sie „dressoir“ = Schautisch. Noch später versah man sie mit Rollen an den Füßen und nannte sie „servante“ = Selbstbediener. „Buffet“ war dagegen ursprünglich ein Zimmer, in welchem Vasen, Schmuck, Trinkgefäße verwahrt wurden. Im 14. Jahrhundert bezeichnete man mit „Buffet“ nach Bucher einen Aufbau in der Mitte des Speisesaales, der mit kostbaren Stoffen behangen wurde.

Eine größere Zahl neuerer Möbelformen wurde in Frankreich und England zur Zeit des Rococo und des Louis Seize geschaffen. Wir erwähnen zunächst den Weinservirtisch oder Herrengesellschaftstisch („Gentleman Social Table“). Eine seiner Formen ist folgende: in der Mitte befindet sich ein kleiner circularer Tisch auf Bockgestell, dessen Platte Vertiefungen für Flaschen enthält und sich drehen läßt. An diesen schließt sich ein halbkreisförmiger Tisch, um welchen herum sich die Gesellschaft stehend gruppirte. — Die andere Form ist wohl die raffinirteste Möbelform, die sich denken läßt. Der Tisch ist hufeisenförmig oder halbkreisförmig, die Platte ist an der inneren Circularlinie weit ausgeschnitten und an dem hierdurch entstehenden offenen Raum mit einem Netz überspannt für die Biscuits, die man zum Wein zu reichen pflegte, oder auch — für die Gläser, die bei guter Laune ihrer Herren nicht zum Stehen kommen wollten. Außerdem enthielt der innere Rand der Platte noch einige schiebbare Behälter für die Weinflaschen (Flaschenwagen). An der Stelle des größten Durchmessers des Kreises war eine Ziehgardine angebracht, hinter der sich die Dienerschaft verbergen konnte, falls es wünschenswerth erschien. Auch wurden halbkreisförmige Tische für Rauchzimmer gebaut. In diesem Falle wurde der Tisch mit der Innenseite nach dem Feuer zu (Kamin) gestellt, während sich um den äußeren Zirkel die Herren gruppirten, um ein Glas Wein oder Whiskey zu trinken und zu rauchen.

Eine sehr hübsche Möbelform dieser Zeit sind auch die „Urn Strands“, kleine kreisrunde mit hohen Füßen versehene Tische, auf welche der Samovar zu stehen kam.

Weiter kam zu dieser Zeit der Wandschrank für Hausmedicin auf, der später zum Geschmeideschrank wurde.

Der Speisetisch war ebenfalls zum Zusammenschlagen eingerichtet, häufig in Halbkreisform, um welche Sophabänke gruppirt werden. In der Mitte des Kreises befand sich der Servirtisch („dumbwaiter“ = stummer Kellner) mit drei oder vier pyramidenartig aufgebauten circularen drehbaren Platten für das Geschirr, gekrönt von einem Leuchter.

Die Aufgabe der Phantasie bestand zu jener Zeit vornehmlich darin, an Raum zu sparen, d. h. im Möbel selbst möglichst viel Platz und möglichst viele Fächer zu gewinnen. Die Geheimfächer kamen in jener Zeit auf. Shearer construirte einen sogenannten Harlequin-Tisch: wenn man seine Platte aufschlug, konnte man, indem man an eine Feder drückte, aus dem Innern Fächer über Fächer sich aufthürmen lassen. Bei den Toilettentischen ließen sich nach allen Seiten und Richtungen Fächer und Spiegel stellen und öffnen. Spieltische waren zusammenzuschlagen und an die Wand zu stellen.

England übernahm zu jener Zeit auch die von den französischen Rococo-Künstlern Delafosse und Liard erfundenen neuen Polstermöbelformen: die sogenannte „Confidante“, ein Sopha in gestreckter Halbkreisform durch Armlehnen in vier oder fünf Sitze getheilt; ferner die „Duchesse“, eigentlich aus drei Stühlen bestehend, nämlich zwei Fauteuils mit den Sitzen gegenübergestellt, dazwischen ein hineinpassender Sessel, so daß das Ganze ein einziges Möbel bildete: wie man es gebrauchte, überlassen wir der Phantasie der Leser.

Ich bemerkte schon, daß die Kreisform besonders beliebt war. Wir finden sie auch bei dem Damenarbeitstisch (Ladies work table) mit einer Vertiefung in der Mitte, um die Arbeit hineinlegen zu können. Achteckig ist dagegen die „Cellarette“, zu übersetzen etwa „Wein-Kellerchen“, zum Gebrauch für das Speisezimmer, welches vier Weinflaschen enthielt, außerdem Platz für die Flaschenhälse, welche damals zum Oeffnen der Flaschen gebrochen wurden, wenigstens in lustiger Gesellschaft.

Auch W. Ince und J. Mayhew schufen in England einige neue Möbelformen, z. B. den Spieltisch mit Behältern für Lichter und Spielmarken, den Liegestuhl (Lehnstuhl mit verlängertem Sitz) und eine praktische Form für den Damentoilettentisch mit aufstellbarem Spiegel (die beiden Hälften der Tischplatte sind aufzuschlagen und bilden alsdann Behälter zum Abstellen von Toilettengegenständen). A. Hepplewithe wandte zum ersten Male „Japanning“ an, d. h. die chinesische Lackarbeit à la Martin (Paris). Diese Mode verbreitete sich sehr rasch und wurde bald auf jede Art von Möbel angewandt. Uebrigens finden sich auch im Schloß Monbijou eine Reihe derartiger Lackmöbel aus der Zeit des deutschen Louis Seize, besonders Cabinetschränke.

Hepplewithe darf auch als Urahne sozusagen von Thonet angesehen werden, denn er war der Erste, welcher mit Erfolg gebogenes Holz in Mode brachte, besonders an Betten, Sophas &c.

Hierzu das „Bar-Back-Sopha“, vier an den Rückenlehnen in durchbrochener Arbeit mit einander verbundene Stühle mit gemeinsamem gepolsterten Sitz.

Ferner brachte er das Tabouret in Mode, besonders als Fenstersessel (window stool) gedacht, gearbeitet in Seidenholz oder Mahagoni mit Polstersitz. Charakteristisch sind ferner die Piedestale Hepplewithe's in Louis Seize-Styl durch eine Vase im gleichen Stil zu bekrönen. Oft diente aber dieses Möbel als Gebrauchszweck für das Eßzimmer, insofern statt der Vase eine Urne oder Cisterne auf dem Piedestale zu stehen kam, welche Eiswasser enthielt (zum Verdünnen des Whiskey). Die Cellarettes (Kellerchen, gardes du vin), welche unter die Buffets zu stehen kamen, wurden schon erwähnt. Das Buffet selbst (sideboard) enthielt meistens einen Raum für Wasser zum Spülen der Gläser, denn wie der Engländer heute noch keine Wäsche gebraucht, die er nicht vorher vor den Kamin gehängt hat, so dazumal kein Glas, das nicht vorher durch's Wasser gezogen war. Bau und Linie des Buffets wurde durch Hepplewithe veredelt, bis Sheraton die gewissermaßen englische Form schuf. Auch Bureaux und Schreibtische verbesserte Hepplewithe; die Kästen und Dächer legte er dabei häufig innen mit Seidenholz aus, denn in

jener Zeit wurden so viele seltene Hölzer eingeführt, daß Hepplewithe selbst vom Mahagoni als einem gewöhnlichen Holz spricht.

Hepplewithe's Wundermöbel ist der Toilettenzaubertisch (reflecting dressing table). Geschlossen ist er ein gewöhnlicher viereckiger Tisch. Drückt man an eine Feder, so springen an drei Seiten Kasten heraus, welche Fächer für Toilettengegenstände und Spiegel, die sich aufstellen lassen, enthalten. Eine mechanische Spielerei, über die sich schon Sheraton lustig machte.

Kleiderschränke brachte in England Sheraton auf. Bis dahin wurden die Kleider in einer Art Alkoven, die durch Thüren verschlossen waren, aufgehangen.

Jene hohen Schränke, welche wir unter Louis Seize in Frankreich wie in Deutschland finden, wurden in England „tall boys“ genannt, zu übersetzen etwa mit „lange Kerle“. (In Berlin sieht man besonders schöne Beispiele im Schloß Sanssouci in Potsdam. Hepplewithe brachte sie in England in Mode; die Bekrönung bildeten natürlich Vasen.)

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Der blaue Rubel.

Eine Grenzgeschichte von Josef Stutzin.

Iwan Iwanowitsch Iwanow, ein kleiner kleinrussischer Soldat, stand in einer mürrischen Herbstnacht Posten, um die heilige russische Erde vor einer preußischen Invasion zu schützen.

Das Gewehr im Arm, die Hände in die weiten Mantelärmel geschoben, ging Iwan Iwanowitsch Iwanow die vorgeschriebenen Schritte auf und ab und dachte — ja, woran er dachte, ist schwer zu sagen. Ob er an die zwei kerngesunden Zähne dachte, von denen ihn sein Feldwebel erst gestern durch eine unfreiwillige Liebkosung befreit hatte und deren Spuren sich in einer derart geschwollenen Wange zeigten, daß die beiden Lider wie zwei gequollene Pappdeckel aneinander hafteten? Oder ob er an seinen Kameraden und Landsmann Stepan Stepanowitsch Kremarenko dachte, der, wenn er Posten gestanden, Tage lang nachher das edle Wodki in Strömen fließen ließ, während ihm selbst, dem Iwan Iwanowitsch, eine unstillbare Sehnsucht nach diesem nektarischen Getränke die Kehle zerkratzte.

Ich nehme an, daß ihn der letztere Gedanke am meisten beschäftigte.

Zur selben Zeit gab es noch einen, der dachte, aber das war diesseits von Schwarz-Weiß-Roth, im ehrsamen Dorfe Deutsch-Krottingen, Poststation Bajohren, bei Memel in Ostpreußen. Der seltsame Mann, der zu denken wagte, hieß Anton Kukureit, ein litauischer Bauer mit einem glattrasirten pastoralen Gesicht, aber noch schlauer als zehn Jesuitenpatres zusammen. Was Anton Kukureit dachte, weiß ich zufällig ganz genau. Er dachte nämlich also: Ich, Anton Kukureit, bin mit Hülfe der heiligen Jungfrau zweiundsiebzig Jahre alt geworden. Das Auge ist nicht mehr das des Luchses, das Ohr nicht mehr das des Windhundes, das Bein nicht mehr das des Häschens, und ein kleines Sümmchen habe ich auch, gelobt sei Joseph und Maria. Also mögen sie fünfundzwanzig Teufel holen, wenn die Schmuggler Leute brauchen, sollen sie sich Andere suchen. Ich schmuggle nicht mehr ... genug ... nein, nur noch ein einziges Mal ... das letzte Mal ... Aber dem „kann nich deitsch“ soll der Kamm schwellen, daß er platzt ... Und Anton Kukureit's Gesicht leuchtete auf, verklärt vom Widerschein einer hehren Eingebung.

Draußen war es finster und mürrisch, und es troff von allen Seiten. Der Himmel war ein Stück feuchter Nebel, und der Wind kroch träge und schleppend wie ein getretener Frosch auf dem Rücken der durchnäßten, gleichmäßig schwarzverhüllten Erde.

Iwan Iwanowitsch aber war gerade in seinen tiefen Gedanken versunken, als er in der Dunkelheit etwas zappeln sah. Es schien, als ob eine riesige schwarze Walze immer näher herankugelte ... Finger am Hahn und „Wer da?“ ... „Ik nix russ' verstehn,“ legitimirte sich Anton Kukureit in seinem besten Deutsch und mit den delicatesten Flüstertönen, drückte dem kleinen Kleinrussen einen Haufen Papier in die Hand und war in einigen Secunden mit seinen zwei riesigen Ballen verschwunden — wie eine Katze hinterm Zaun.

Iwan Iwanowitsch stand mit aufgerissenem Munde da, hielt die Scheine krampfhaft umklammert und erwog, erschreckt und entzückt zugleich, den Inhalt eines Haufens.

Ob es Fünfrubelscheine waren? Nein, Fünfrubelscheine sind kleiner. Zehnrubelscheine also, fünf Zehnrubelscheine! Eine Fluth der bezauberndsten Phantasien ergoß sich in das Hirn des zwanzigjährigen blutarmen Menschen.

Da — klatsch! — flog ihm etwas an die Backe, daß Funken aus den Augen sprühten, und nochmals klatsch, und nochmals klatsch ... Ein baumlanger Mann stand vor ihm, riß ihm die Scheine aus der Hand, schlug und fluchte ...

„Warte nur, Du Hundssohn ... dazu stehst Du Posten, Teufelsaas ... Für preußische Schmuggler stehst Du Posten, so, so ... Warte nur ... Auf drei Jahre könnte ich Dich bringen, wenn ich wollte ... Hundssohn gemeiner ... Aber ich hab' Mitleid mit Deiner alten Mutter, Rabenstant Du ... Aber das ist das letzte Mal, sag' ich Dir ... sonst ...“

Damit entfernte sich der inspicirende Vorgesetzte, in gedämpftem Tone hinfluchend und die Scheine in der Tasche ...

Wieder stand Iwan Iwanowitsch mit aufgerissenem Munde da, zusammengeschreckt wie ein angeschossenes Kaninchen, und vergaß sogar, sich das Blut abzuwischen, das ihm in klebrigen Streifen über den Mantel quoll.

Plötzlich — ein Schuß — ein zweiter — ein dritter ... Wieder stand der Vorgesetzte vor ihm, schob ihm die Scheine in die Hand zurück und murmelte zähnefletschend: „Schafskopf ich will Dich nicht schonen ... Du blinder Hund ...“

Die Patrouille kam, Iwan Iwanowitsch wurde forttransportirt.

Iwan kam vor's Kriegsgericht.

„Das hat Dir der Preuße gegeben?“ fragte der Vorsitzende.

„Zu Befehl, Excellenz“ erwiderte Iwan.

Der Vorsitzende hebt die blauen Scheine hoch, und Alle lachen laut auf: Es waren — Reclamezettel einer Memel'schen Schweineschlächterei ...

Iwan erhielt drei Jahre Arrestanten-Compagnie, und dies, wie besonders die Schande, von einem Preußen betrogen worden zu sein, bewogen ihn, das Gelübde zu thun, sich niemals mehr bestechen zu lassen — wenn er sich die Scheine nicht genauer angesehen.

Aber auch Anton Kukureit hielt sein Gelübde und lebte glücklich und zufrieden bis an sein seliges Ende — vom Schmuggel.

Aus der Hauptstadt.

Luxus.

I.

„Recht haben sie,“ sagte Herr Krüger ingrimmig, indem er sein Leibblatt bei Seite legte und die kurze Pfeife auf dem Tischrand ausklopfte. „Eine wahnsinnige Verschwendung wird getrieben! Ein Luxus, der natürlich vom Gehalt nicht bestritten werden kann, obgleich es schon zehnmal zu hoch ist! Daß dabei nationaler Wohlstand, Zufriedenheit und altpreußische Einfachheit der Sitten in die Binsen gehen — wen kümmert's noch?“ Erregt trat er auf sein biederes Eheweib zu, das indeß heute noch weniger Interesse als sonst für politische Gedankenflüge hatte. „Wirklich, diese Officiere —“

„Zieh' Dir ein reines Hemde und den Gehrock an!“ mahnte sie. „Um acht Uhr kommen die ersten Gäste.“

„Es hat Keiner abgeschrieben?“ Herr Krüger seufzte vernehmlich.

„Nein, leider. Hätt' ich das geahnt, dann wär' ich beim kalten Buffet geblieben.“

„Kaltes Buffet!“ Herr Krüger wurde ärgerlich. „Wir sind doch nicht Hinz und Kunz. Ich kann mich doch vor den Collegen nicht bis auf die Knochen blamiren. Gericke's hatten sogar Fasan, und bei Schmulinski giebt's, wie ich höre, Austern. Es ist schon so ein Jammer, was wir den Leuten für 'nen Schandwein vorsetzen.“

„Ja, könnte man noch Bier nehmen!“ jammerte Madame. „Aber wir thun's doch nur Klärchen zu Liebe — was sollte der Postsecretär denken, wenn es bloß Bier gäbe! Schmulinski suchen ihn uns so wie so fortzuangeln.“

Im Corridor ging die Klingel.

„Das wird die Fruchtbombe sein,“ rief Frau Krüger eifrig. „Da muß ich selber hingehen. So Etwas ruiniren Einem die Mädchen immer.“

Herr Krüger stopfte sich eine neue Pfeife und zündete sie rasch an, ehe Madame zurückkehrte. Denn Madame liebte den Pfeifenrauch nicht. Erstens verdarb er die Gardinen noch mehr als Cigarrendampf, und zweitens war er ordinär, zumal kurz vor einem so großen und festlichen Abendessen.

„Es war nicht die Fruchtbombe, es war der Schuster,“ bemerkte die Gemahlin, als sie sich wieder am Tisch zu schaffen machen konnte. „Daß dies Volk mit seiner Geldbettelei gerade immer dann kommt, wenn man alle Hände voll zu thun hat!“

„Geldbettelei ist gut," lachte Herr Krüger. „Er wartet schon seit October auf Zahlung, Jettchen!"

„Uze mich nur noch!" Die Dame war ernstlich erzürnt. „Oder ist es etwa meine Schuld, wenn Du ein so knappes Gehalt hast, daß wir weder Schuster noch Schneider bezahlen können! Und überhaupt — mach' und zieh' Dich an! Dein Knaster verpestet die ganze Luft!"

Herr Krüger entfernte sich ohne Widerrede. Und während er in der engen Hinterstube, dem ehelichen Schlafgemach, das salonfähigste Oberhemd aussuchte — ach, es ging arg bergab mit seinen Wäscheschätzen! — konnte er es sich nicht versagen, lesegierige Blicke in den Leitartikel des geliebten Leibblattes zu werfen. „Dieser Stand muß zu Grunde gehen, weil er sinnlos über seine Verhältnisse hinaus lebt. Man ist nicht mehr etwas, man will etwas scheinen; durch roh materielle Genüsse sucht man sich zu betäuben, Andere zu blenden, statt nach der Väter Art auch mit kleinem Einkommen redlich Haus zu halten. Solche Lebensführung streift an Gaunerei —"

„Gut haben sie's denen gegeben!" Herrn Krüger's schlechte Laune war verflogen, er nickte eifrig mit dem Kopfe und entschied sich dann dafür, die hochschließende Seidenweste anzuziehen. Sie verdeckte wohlthätig die ärgerliche Ausfranzung um das mittlere Hemdknopfloch.

II.

Der Regierungspräsident mußte seinem Gaste, dem Wirklichen Geheimen Commerzienrathe zugeben, daß sehr viel Wahres in dem Aufsatze stand. Nur meinte er, unnöthiger und gefährlicher Luxus würde nicht allein von den Officieren und der Beamtenschaft, sondern auch von den Vertretern des Handels getrieben.

Seitdem der Commerzienrath den Regierungspräsidenten an die Siebzigpfennig-Upman gewöhnt hatte, die er selber rauchte, griff er gern in die dargebotene Cigarrenkiste. „Mag sein, wir übernehmen uns," sagte er. „Aber haben die Kaufleute nicht ein gewisses Recht darauf, mit dem unmittelbar Erworbenen zu prunken? Die Herren Officiere könnten sich's genügen lassen an der Empfindung, die erste Kaste im Reiche zu sein. Den Herren Beamten sollte die ihnen verliehene Macht, ihre Regentenherrlichkeit allen rauschenden Pomp ersetzen. Statt dessen dringen sie in unsere Domäne ein, wollen uns erreichen oder gar überstrahlen. Das dürfen wir uns nicht gefallen lassen. Folglich kaufen wir unseren Frauen doppelt so viel Brillanten wie sie den ihrigen, obgleich sich zum Beispiel meine Frau aus Brillanten nichts macht. Oder wir geben Rothschild Mouton zu zwanzig Mark, obgleich mir, offen gestanden, Ihrer für acht Mark doppelt so gut schmeckt."

Der Regierungspräsident lächelte süßsauer zu dem Compliment.

„Es ist eben eine Schraube ohne Ende," fuhr der Wirkliche Geheime behaglich fort. „Jeder will uns heutzutage verblüffen. Ich bin vorgestern bei dem dramatischen Dichter Ypsilon Zet gewesen — wissen Sie, der Mensch erstickt seine Gäste ja in Trüffeln! Ein Poet, ein Mann des weltfernen Ideals, und dies Menü! Aber seien Sie mir nicht böse, wenn ich's offen heraussage — von den Lärmprotzen, die mit fünfzehntausend Mark Gehalt oder hunderttausend Mark zufälliger Jahreseinnahme den Trimalchio übertrimalchiren, von denen läßt sich unsereins nun doch nicht übertrumpfen. Es macht mir immer einen diebischen Privatspaß, zu sehen, daß ihr Athem am Ende doch nicht lang genug ist."

„Sie fassen das zu kaufmännisch nüchtern," entgegnete der Regierungspräsident. „Luxus schmeckt nur so lange gut, als man ihn auf Borg hat und mit Entbehrungen erhungert. Es können das" — er lächelte dabei, wie Herr Krüger gelächelt hatte — „ja unter Umständen Entbehrungen Anderer sein. Im Uebrigen wiederhole ich: dieser Aufsatz gegen die Luxusgefahr ist glänzend. Wie vaterländisch! Wie gesinnungsstark! Ich werde es morgen dem Verleger sagen."

III.

Die Hoheit: Ein vorzüglicher Artikel, trotzdem er aus Berlin kommt. Als ob ich ihn selbst geschrieben hätte! Er trifft den Nagel auf den Kopf. Und, Baron —

Der Vertraute: Hoheit haben eine Idee?

Die Hoheit: Ja. Ich bin entschlossen, die Consequenzen dieses Artikels zu ziehen. Der Autor hat Recht: von unten und von oben zugleich muß der Krieg gegen den Luxus begonnen werden. Es wäre verfehlt, ihn nur bei den Officieren, den höheren Beamten zu bekämpfen.

Der Vertraute: Hoheit meinen, auch beim niederen Volke? Durch eine Luxussteuer vielleicht?

Die Hoheit: Nein, mein Lieber! (Mit Größe.) Sondern auch bei mir! (Pause.) Daß unsereins mit dem Couponsreichthum und den Speculanten in geldlicher Hinsicht ohnehin auf die Dauer nicht wetteifern kann, ist mir schon längst klar. Nun gut. Meiden wir einfach diesen ihren renommirenden Luxus! Entfalten wir Pracht und Glanz auf einem Gebiete, wohin sie uns nicht folgen dürfen oder uns nicht folgen können, ohne sich lächerlich zu machen! Führen wir Stiergefechte bei Hofe ein! Alterthümlichen Kleiderprunk! Bedecken wir das ganze Land mit Marmorkirchen nach der Art des Mailänders Doms!

Der Vertraute (stotternd): Eine grandiose Idee! Ja — indeß —

Die Hoheit: Nicht wahr, der Autor wird sich freuen, daß seine Anregungen gerade bei uns so fruchtbaren Boden gefunden haben!

IV.

Der gute Herr Verleger: Ihr Aufsatz hat allgemein, bis in die höchsten Kreise hinein, sehr gefallen. Solcher Männer wie Sie, die dem Krebsschaden des Luxus mit unerschrockener Thatkraft zu Leibe gehen, solcher überzeugungstreuen Vorkämpfer altpreußischer Art gebrauchen wir mehr. Hier, nehmen Sie als Zeichen meiner Anerkennung diesen Hundertmarkschein extra! ... Nun? Sie sagen nichts?

Der glückliche Verfasser: Hm — weil ich noch schwanke, ob ich mir für das Geld heute einen vergnügten Abend mache, oder ob ich es als Anzahlung auf ein Automobil verwende!

Caliban.

Dramatische Aufführungen.

Lessing's Minna von Barnhelm im Neuen Theater. — **Maria Theresia.** Lustspiel in vier Acten von **Franz v. Schönthan.** (Berliner Theater.) — **Novella d'Andrea.** Schauspiel in vier Acten von **Ludwig Fulda.** (Deutsches Theater.) — **Der grüne Zweig.** Schauspiel in vier Acten von **Felix Philippi.** (Königliches Schauspielhaus.) — **Die Doppelgänger.** Komödie in drei Scenen von **Adolf Paul.** (Kleines Theater.) — **Familie Schierke.** Schwank in drei Acten von **Gustav Kadelburg.** (Lessing-Theater.) — **Der keusche Kasimir.** Schwank in drei Acten von **Mars** und **Desvallières.** (Residenz-Theater.) — **Madame X.** Schwank in drei Acten von **Gavault** und **Beer.** (Trianon-Theater.)

Reinhardt's Neues Theater hat Minna von Barnhelm in überraschend guter Aufführung herausgebracht, und diese Aufführung gefiel mir um so besser, als ich nicht darüber zu schreiben brauchte. Da war Frau Sorma, die sich ja manchmal virtuosenhaft ein Bißchen überlud und übernahm, sonst aber den Gotthold Ephraim Lessing wie einen blitzblanken Dichter von heute herunterspielte. Der schon ordentlich ehrwürdig gewordene Dialog funkelte nur so, die Sätze jagten vierspännig, im Tempo der Boulevard-Komödien, über die Bühne — kurz, wenn nicht der grundechte Humor Lessing's, sein feiner Geist und seine saubere Technik gewesen wären, dann hätte man glauben können, der Première eines modernen Lustspieles beizuwohnen. Wie die Sorma, war auch Engels. Er schob seinen spitzbübischen Wirth mitunter gar zu dreist in den Vordergrund, zeigte zu selbstbewußt, daß er ein Star des Neuen Theaters und ein Schauspieler mit sehr hohem Gehalte sei — aber sonst spendete er Köstliches. Reinhardt gab den Just, herzbezwingend grotesk, als treuen Rassepudel, der vorm Wasser einige Abscheu empfindet, und nicht bloß, wenn er hineingefallen ist. Keine Spottgeburt, aber im richtigen Wortsinn von Dreck und Feuer. Indessen — ich wollte ja nicht darüber schreiben. So erwähne ich nur noch, daß Meister Menzel sich persönlich um die Ausstattung der Novität bemüht hatte und daß den Wachtmeister Paul Werner ein Mime verkörperte, welcher für dies Experiment 1000 Mk. Strafe zahlen mußte. Werner-Kayßler war die Sensation des Abends. Er hatte sich bei Brahm-Abramson des Contractbruches schuldig gemacht, und dieser Theaterdirector, der die heiligen Ueberzeugungen des gleichnamigen Schriftstellers abgestreift hat, wie sein Vorhemd, erwirkte einen ehernen Gerichtsbeschluß, worin dem p. Kayßler bei zunächst 200 Mk. Geldstrafe für jeden Fall das Auftreten an fremden Bühnen untersagt wurde. Als trotzdem in Kayßler's Brust der schauspielerische Muth seine Spannkraft übte und aller Welt verkündet ward, er werde die 200 Emm opfern, um sich wenigstens einmal wieder künstlerisch bethätigen zu können, da griff Brahm-Abramson fester zu. Auf seinen Antrag erhöhte das Gericht die Buße um volle 800 Mk. Kayßler, der, wie alle Künstler, den Werth des Geldes offenbar nicht zu schätzen weiß, trat dennoch auf. Sein Wachtmeister Werner mag nun zwar mit 200 Mk. zur Genüge bezahlt gewesen sein, und 1000 Mk. waren für diese Leistung ganz entschieden zu viel. Aber das Neue Theater hatte eine große Sensation, die Sorma und Engels und Menzel übertraf. Und das ist gut und gern 1000 Mk. werth.

Dessenungeachtet zweifle ich daran, daß diese sozusagen immerhin künstlerische Sensation die gleiche Zugkraft ausüben wird wie das Kaiserehe-Ausstattungsstück, welches zur Zeit im Berliner Theater die berühmten vollen Häuser macht. Schönthan's „Maria Theresia" ist ein Heirathsspiel, dessen Verfasser bei der Arbeit sicher weniger an die Heirath als an's Sterben gedacht hat; wenigstens ist das Opus zum Sterben langweilig. Es tritt Fräulein Jenny Groß drin auf, in sechzigjähriger Jugendlichkeit und den dazu gehörigen Toiletten; ihre grobschlächtige Madame Sans-Gêne war ein Ideal menschendarstellender Kunst im Vergleich mit der schrecklichen Kaiserin, die sie diesmal auf derbe Beine stellte. Aber das Stück zieht. Es wird die Minna überziehen. Denn wenn ein Kaiser und sein Kaiserlich Gemahl sich vor den Augen der ehrfürchtigen Plebs just so benehmen, wie diese ehrfürchtige Plebs sich zu Hause auch benimmt, das ist doch zum Schreien, ist zum Entzücken gar, das muß man entschieden gesehen haben. Die Liebessehnsucht des gekrönten Weibleins, ihre eifernde, brünstige Leidenschaft, ihr dalberndes Gezänk mit dem schönen Franzl, den sie schließlich doch mit dem üblichen hochwogenden Busen in seiner Clausur besucht —

solche Enthüllungen aus allerhöchsten Kreisen schlürft man gierig ein. Selbst noch in armseliger Imitation auf dem Theater.

Ein gleichgiltiger Stoff, ein nicht minder gleichgiltiges Publicum — so ungefähr stellt sich Fulda's Novella d'Andrea und ihr Erfolg dar. Niemand wendet mehr das verbrauchte Cliché von den „reichen Hoffnungen" an, die dieser vielversprechende Dichter erweckte, Niemand wirft sich mehr in kritischen Harnisch wider ihn und betont daher schadenfroh sein „graziöses Formtalent". Ludwig Fulda und das deutsche Theater sind mit einander fertig. Das war wohl der letzte und haftende Eindruck in Wien, das ist er auch in Berlin gewesen. Psychologische Unmöglichkeiten und Unmöglichkeiten der Handlung; dramaturgisches Mißgeschick, das nebensächliche aber abstoßende Scenen pomphaft herausstellt, entscheidend wichtige Vorgänge dagegen in die Zwischenacte verlegt; und dann eine spitzenlose, glanzlose Verssprache, wie man sie dem Taitdiamantenhändler Fulda nun schon wirklich nicht zugetraut hätte. Vor vier Jahren noch hätte das Opus eine Opposition entfesselt, denn vor vier Jahren noch würde sich von dem damals in Gunst stehenden Autor kein Premièrenmensch dergleichen haben bieten lassen. Heute blieb man milde und gelassen. Milde und gelassen, daß es den Verfasser zur Verzweiflung bringen mußte. Die schöne Dame, welche aus lauter Verliebtheit und Zärtlichkeit das corpus juris und hundert schwarze Schmöker allergründlichst studirt; das schwesterliche Gänschen; der Sangiorgio, dem zu hohe weibliche Gelahrtheit den Muth nimmt, sich zu erklären; der lederne epheische Prinz im Alt-Heidelberg der Renaissance, und diese Renaissance selbst — wie unlebendig, wie farblos ist das Alles! Weder die Schauspieler, noch die Hörer wurden auch nur minutenlang warm. Es war kein guter Abend.

Da traf Felix Philippi es schon besser. Sein Grüner Zweig ward fröhlich ausgezischt, ausgezischt im königlichen Schauspielhause, im Hause der Ganzruhigen und Strenggesitteten. Damals, als die Literaturrevolution einsetzte, hatte man Philippi verächtlich lachend zu den Todten geworfen; heute ist er noch lebenskräftiger als der Herr Präsident der Freien Bühne und feiert den Triumph, entrüstet ungeblasen, mit scharfer Wehr bekämpft zu werden, während gegen Fulda überhaupt Niemand in die Schranken tritt. Philippi's neues Schauspiel ist nicht schlechter denn seine früheren, natürlich auch nicht besser. Er hat sich diesmal bloß aufrichtiger, echter gegeben, und das war sein Verderben. Sein Held ist eine von jenen, im Bummelliede besungenen Gestalten, die nichts erheirathen und nichts ererben. Er gebraucht aber dringend Geld, denn seine kranke Frau muß postwendend nach Nauheim, sonst stirbt sie im beschleunigten Verfahren, und der Gerichtsvollzieher steht auch schon vor der Thür. Selbstverständlich schleicht auf dicken Socken die Versuchung herbei. Siebenlist heißt der Schändliche, der 15000 Mark bietet, wenn der Held ihm ein kleines Geschäftsgeheimniß verräth. Furchtbar in der Sünde Qualgedanken sieht man den Verlassenen schwanken. Schon will, nach etlichem Hin und Her, die weiße Buchhalterseele unterliegen, da geht das holde Töchterlein, welches jener Siebenlist ergebnißlos umwarb, durch's Zimmer und sagt nur, „Väterchen!" Das wirkt. Der Buchhalter weist den Teufel von sich. Diese psychologische Feinheit hat Philippi von dem gleichfalls psychologisch feinen Georg Ebers entlehnt. Bei Ebers will eine junge, gut verheirathete Dame sich eben in glühender Leidenschaftlichkeit dem Jugendfreunde schenken, als dieser unvorsichtige Herr ihr das Wort: „Geliebtes Weib!" zuflüstert. Ha, Weib! Das durfte nicht kommen. Weib! Nun erinnert sich Maria — die Brave hieß also Maria — daß sie bereits das Weib eines Andern ist. Und entschlossen stößt sie den Verführer von sich. Wie Ebers, so führt auch Philippi Alles zum Guten. Ein Sohn des Buchhalters hat sich gegen den Willen des Herrn Vaters der Malerei in die Arme geworfen; in letzter Stunde kommt aus Paris das Telegramm, welches die ehrenvolle Erwähnung seiner Ausstellungsarbeit meldet. Dies genügt. Damit man nun auch weiß, weßhalb das Stück „Der grüne Zweig" heißt, sei verrathen, daß erstens Forstakademiker darin auftreten, die den grünen Zweig auf der Uniform tragen; daß zweitens mit der so beliebten sprichwörtlichen Redensart vom „auf keinen grünen Zweig kommen" ausgiebig gewirthschaftet wird, und daß drittens die Cousine dem Malercousin einen zufällig vorhandenen Lorbeerzweig spendet, wofür er sich mit einem gleichfalls bereitgestellten Myrthenzweig rächt. Dieser poetische Symbolismus entfesselte eine dröhnende Lachsalve, und der Abend schloß unter allgemeiner Heiterkeit.

Adolf Paul, der junge, schon mit einem ganzen Packen historischer und unhistorischer Dramen belastete Poet*), hätte für seine „Doppelgänger-Komödie" manches von dieser Heiterkeit gebrauchen können. Der Titel ist ein bißchen anspruchsvoll; man glaubt den Extract alles Doppelgängerwitzes, die Doppelgänger-Komödie kat exochen vorgesetzt zu bekommen und ist einigermaßen enttäuscht, wenn ein zwar ganz erträgliches, aber im Grunde doch gerade nicht verblüffend lustiges Königsspäßlein über die Bühne flattert. Der Geiger Mattei ähnelt seinem Landesvater, wie ein Adlerei dem andern, und benutzt das, um dem gekrönten Herrn allerlei Streiche zu spielen, sich von dem Volke bejubeln zu lassen, Verurtheilte zu begnadigen, Würden auszutheilen. Wie er einmal in der Mitte des hurraschreienden Haufens schloßwärts zieht, ergrimmt der richtige Monarch und schießt auf seinen Doppelgänger. Sofort wird er verhaftet, Mattei besteigt den Thron, und die Täuschung ist um so allgemeiner, als selbst die Königin, die den Betrug wohl erkennt, mit dem Tausche zunächst durchaus zufrieden ist. Denn ihr erlauchter Gemahl hat sie seit Langem ungebührlich vernachlässigt; sein Erbe wird, wie sie hofft, liebenswürdiger sein. Leider kann sich die Majestät Mattei hierzu nicht entschließen. Und da auch sein eigenes Eheweib ihm auf die Schliche kommt — die Frauen sind in solchen Dingen eben immer klüger als Adams leicht bethörte Söhne — so räumt der Geiger zuletzt dem alten Könige wieder den Platz. In etlichen Scenen, welche das Höflings- und Schranzenthum geißeln, funkelt fröhliche Satire; das Ganze aber wirkt zu kühl und kalkig in der Farbe, zu erklügelt und wesenlos. Immerhin läßt die große Schaffensfreudigkeit des jungen Finnen hoffen, daß dem regen Fleiße genügend viel Talent entsprießen wird und daß wir dann mit werthvollen Gaben von ihm beschenkt werden.

Neben den Lustspielen und Komödien hat es auch wirkliche Schwänke gegeben — wirkliche Schwänke wenigstens nach Angabe der Theaterzettel. Gustav Kadelburg trachtete darnach, den Siegeslauf des „Zapfenstreiches" im Lessing-Theater mit seiner „Familie Schierke" abzuschwächen. Ich habe das Werk nicht gesehen, obgleich ein Kadelburg ohne Blumenthal als Sehenswürdigkeit gelten darf. Wenn indeß die Bekundungen einwandfreier Zeugen richtig sind, dann that ich wohl daran, mich zur Jahreswende nicht an Kadelburg's komischem Genie, sondern an einem regelrecht gebrauten und doch künstlerisch freien Schloßpunsch zu berauschen. — Leidlich amüsant, Dank Alexander's groteskem Humor, war Mars' und Desvallières „Keuscher Kasimir". Eine verkleidete Thür ermöglicht es Herrn Kasimir, sich binnen zwei Minuten aus dem puritanischsten aller Rechtsanwälte in einen erbarmungslosen Wüstling zu verwandeln. Die Thür führt aus seinem Bureau direct in ein lauschiges Liebesnest, das aber im Nebenhause, in einer anderen Straße, ja in einem anderen Stadttheil liegt. Solche Zimmergegensätze machen sich vortrefflich auf der Bühne, und auch die aufgefrischte Idee, eine Spielhölle durch einfachen Druck auf den Knopf in einen Krankensaal zu verwandeln, gefiel den anwesenden Freunden gediegener Circusspäße. Da das neue Stück des Trianon-Theaters, „Madame X", solcher spanischen Effecte entbehrte, sondern nur eine Dame vorführte, welche ihren und alle anderen Eigennamen vergessen hat und dadurch einen braven Spießbürger in schreckliche Unannehmlichkeiten bringt, so triumphirte Lautenburg diesmal über seinen Nebenbuhler. Ich gönn's ihm, wenn's ihm schmeckt.

Die Münchener Secession in Berlin.

Sie hatte sich bekanntlich mit unseren Herren in der Kantstraße überworfen und blieb ihrer Ausstellung im Sommer fern. Aber Berlin selbst wollten diese Münchener doch nicht bei Seite lassen, trotz der Verstimmung, die der hauptsächlich von hier aus angezettelte Streit über München als Kunststadt erregt hatte.

Das war recht so. Und nicht besser hätte man das Wort von dem „Niedergang" widerlegen können, als durch eine glänzende Ausstellung.

Was jetzt im Künstlerhause zu sehen ist, verdient diese Bezeichnung nicht. Ich will nicht sagen, daß sie es besser nicht hätten machen können; aber ich möchte bedauern, daß sie es nicht besser gemacht haben. Gerade im Hinblick auf jenen Streit mit der Berliner Secession und wegen jener Zeitungspolemik.

Gewiß — Einzelnes ist gut und interessant. Aber die Gelegenheit als Gesammtheit zu blenden, zu überwinden, hat man ungenützt gelassen. Franz Stuck, Rudolf Riemerschmid, Bernhard Buttersack u. A. sind ganz fortgeblieben; Andere, wie z. B. Heinrich Zügel, Christian Landenberg, Ernst Oppler, sind zum Theil nur äußerst dürftig vertreten; wieder Andere von den Hervorragendsten, wie Fritz von Uhde und Hugo von Habermann, haben längst bekannte Bilder geschickt; so Uhde seine „Atelierpause", die bereits vor zwei Jahren in Dresden viel bewundert wurde, so Habermann, neben einem Halbact in unleidlich grauen und rothen Tönen und in den altbekannten manierirten Schraubenlinien, das Porträt einer Rittergutsbesitzer-Familie im Freien vor einem alten Schloß, das in München auch schon vor bald zwei Jahren ausgestellt gewesen ist.

Auch sonst begegnet man allerlei Bekannten, selbst wenn man die letzte Sommerausstellung der „Münchener Secession" in ihrer Heimath nicht besucht haben sollte. Und im Uebrigen lassen sich in der Technik keine neuen Wege nachweisen. Eine merkwürdige Vorliebe für pastose Aufmauerung der Farben, selbst da wo die Wirkung durchaus einen dünnflüssigen, durchsichtigen Farbenauftrag voraussetzt, wie z. B. bei der Laubmasse über dem Wasserfall, den Richard Pirtzsch gemalt hat, oder wie bei dem Sonnenschein auf dem Schaukelpferde von Ludwig Herterich, oder bei den Wolken über der bunten Kleinstadtstraße von Rudolf Nissl. Andererseits eine unausrottbare Vorliebe für Dunkelmalerei, wie sie Habermann, Benno Becker u. A. pflegen, man weiß nicht eigentlich recht warum, da es nur selten durch's Motiv bedingt ist.

Unter den Bildnißmalereien ragen natürlich die von Leo Samberger hervor. Seine Sybille mag auf Manchen freilich den Eindruck einer Vermengung von — Lenbach und Stuck machen, aber das, man möchte fast sagen, freche impressionistische Können in der Behandlung

*) Sie sind im Verlage von Breitkopf & Härtel, Leipzig, erschienen.

des Kopfes des Malers Dasio — man sehe sich nur an, wie z. B. das Piacenez gemacht ist — und die ungeheuer flotten Kohlenzeichnungen, die andere Münchener Collegen von ihm porträtiren, sind von großem individuellem Reiz. Eine Ueberraschung bereitet Otto Greiner seinen Freunden mit der „Atelierscene“: eine schwarzgekleidete Dame, die sich von einer Dienerin den Stiefel schnüren läßt. Das Ganze in schwarzen und grauen Tönen gehalten. Der Körper der mit erhobenen rechten Fuß dastehenden Dame ist vortrefflich modellirt, aber der Ausdruck des brünetten Kopfes hat etwas Gezwungenes. Zwei der bedeutendsten Münchener Coloristen Albert von Keller und Julius Exter gehören auch zu denen, die mit den hier ausgestellten Arbeiten ihre Bedeutung sicher nicht erreicht hätten und von denen man schon viel Größeres gesehen hat. Exter's Freilicht-Akt eines Mädchens („Auf Lauscherposten“) interessirt nur durch den sonnigen Glanz der Rückenfläche und seine kleine „Cellospielerin“ geht in einem wilden Kampf von rothen Tönen unter. Anmuthender sind die „Abendklänge“, durch eine symbolische Lautenspielerin dargestellt, denen ein Liebespaar lauscht: hier giebt's eine Farbenpoesie, aber man wird stark an den Engländer Albert Moore erinnert. Von Keller wäre nur der im Motiv allerdings nicht ganz verständliche, aber coloristisch sehr feine „St. Georg“ zu nennen: ein junges schwarzhaariges, rothgekleidetes Weib, von der nur die Büste zu sehen ist, lehnt an einer Säule, die eine gepanzerte Georgs-Figur trägt. Das kleine Bildchen „Adam und Eva“ hat einen unangenehmen gelben Ton, und die „Tänzerin“ ist weder in der Bewegung noch im Colorit besonders anmuthend, obschon das Streben, gerade „Besonderes“ zu geben, dieses Bild, wie viele andere der Ausstellung in auffälliger Weise charakterisirt.

Zu diesem „Besonderen“ gehört auch die Wirkung, die Ludwig Herterich in seinen „Zimmerleuten“, Friedrich Attenhuber, vermuthlich ein Schüler von ihm — es ist ganz dieselbe Palette — im Akt eines in Verkürzung daliegenden Mannes anstrebt. Beides ist brillant gemalt, mit einer virtuosen Schneidigkeit; dort wie hier ein Gewoge von leuchtenden rothen, gelben, violetten, grünen Tönen, die dort Hobelspäne und frisch durchgesägte Bohlen, hier glänzende Menschenhaut darstellen in einer Zeichnung und Modellirung, die ganz durch zielbewußte, zwecksichere Vertheilung der einzelnen Farbenflecke erreicht wird. Nur etwas ungemein Nervöses zittert und fiebert in beiden Arbeiten, und diese Nervosität theilt sich dem Beschauer mit. Der Pariser Albert Besnard hatte einmal auch eine solche Periode, ehe er sich zu größerer geschlossener Wirkung durchkämpfte, ohne darum in seiner Palette an Reiz einzubüßen. Hier liegt aber, was Herterich betrifft — Attenhuber ist für uns eine neue Erscheinung — die Sache umgekehrt: man kennt frühere Werke von ihm, die sich weit geschlossener in der Wirkung ausnahmen.

Eine solche Wirkung erzielt dagegen durchaus Angela Jank in seinem Damen- und Pferdebildniß-Ausschnitt „Elly und Bella“. Eine schöne Harmonie in Braun und Rothbraun und Gelb und Grau. Vorzüglich auch im lächelnden Ausdruck des schönen Frauenkopfes. Durch meisterhafte Beobachtung der Bewegung und eine ungeheuer temperamentvolle Farbenbehandlung zeichnet sich seine Jagdgesellschaft aus. Man vergleiche damit, wie gewisse Berliner Maler solche Bilder zu malen pflegen: hier ganz Illustration, dort pulsirendes Leben und ein malerischer Effect. Sehr gut sind auch die Zügelschüler vertreten: Emanuel Hegenbarth mit seinen Jägern unter herbstlichen Birken und den Ackergäulen in der Sonne, und Rudolf Schramm-Zittau mit seiner „Hühnerfütterung“, wo man besonders den metallischen Glanz des lieben Federviehes bewundert, und dem Tümpel mit den aufgeregt und schnatternd durch einander wirbelnden und plätschernden Gänsen. Dramen des Hühnerhofes malten der treffliche Hubert von Heyden und Charles Tooby, die über das rein Malerische der Zwecke jener Künstler doch noch beträchtlich hinausgehen, indem sie der Psychologie der Thierseele tiefer auf den Grund gehen. Heyden z. B. im feder- und farbenstiebenden Kampf zwischen einem Truthahn und einem weißen Hahn, der sich in dem rothen Mannesstolz des Puters so fest verbissen hat. Und Tooby in „Nach dem Kampf“: der Sieger, der Besiegte, der todt am Boden liegt, und die Henne, der der Kampf galt.

Hans Borchardt mit einem blaugrauen Interieur und der jungen Frauengestalt an der Thür kommt hier mit anderen Farbenscalen als sonst und ist auch in der Zeichnung weicher, ich möchte sagen träumerischer. Carl Piepho, der einen der in München jetzt so beliebten Spaziergänge schlanker, modischer Damen über Feld giebt, ist noch besser, stimmungsvoller und gewissermaßen natürlicher in einem zweiten kleineren Bilde, wo dieselbe weißgekleidete Dame in derselben abendlich getönten Landschaft mit dem weiten Fernblick einsam unter einem Baume steht. Als reiner Landschafter thut sich Alois Hänisch hervor: wundervoll ist die Stimmung in „Nach dem Regen“ erfaßt, wo über Baumgruppen auf einer Hügelspitze graue und weiße Weiden von metallischem Glanze langsam abziehen. Von den beiden vertretenen Dachauern fesselt Hans von Hayek mit dem „Moosbach im Winter“ mehr, als Adolf Hölzel in „Es will Frühling werden“; gerade das beseligende Frühlingsahnen ist hier weder in den beiden Kindern noch in der Landschaft so recht überzeugend herausgebracht ...

Auch Aquarell, Radirungen, Lithographien sind zu sehen. Ernst Stern giebt feuilletonistisch behandelte demimondäne Straßenscenen, Julius Diez Humoristisches, wie im großen Pastellbilde „St. Hubertus“ oder in der „Wolke“, eine wundersame Darstellung des Philisterhaften, oder Phantastisches, wie in der farbigen Zeichnung „Nachtfalter“, bei der das Ornamentale wohl das Interessanteste ist. In anderen Blättern hat es ihm das Preciösenthum der Rococozeit angethan. Federzeichnungen von Becker-Gundahl, radirte Büchereizeichen von Otto Greiner, Lithographien von Meyer-Basel kann ich nur flüchtig nennen.

Zu den mehr als neunzig Werken der Malerei kommen dann noch gegen dreißig der Plastik: viel Gutes darunter, das weit ab liegt von der in Berlin officiell gehätschelten Richtung, aber nicht sonderlich glücklich ausgestellt. Man vergleiche nur z. B. Hermann Hahn's „Liszt“ (für Weimar) mit etwa Eberlein's „Wagner“, und man wird verstehen, was ich meine. Oder sein Kopf Professor Wölfflin's in seiner fast antiken Schlichtheit und doch von so realistischer Wirkung. Auch sein „Christus“ (Marmor) wird trotz der herben Linienwirkung und des herben Gesichtsausdrucks nicht verfehlen, starken Eindruck zu machen. Und Adolf Hildebrand's in Haustein empfundenes, hier einstweilen in getöntem Gips zu sehendes Relief „Grabengel“, Josef Floßmann's abermals so schlichte und dabei so anmuthige Zierfigur für eine Töchterschule, eine der zehn Jungfrauen aus dem biblischen Gleichniß, Georg Roemer's Jahresfest-Medaillen in Altsilber in altdeutschem Styl, Georg Wrba's leichtgetönte Marmorbüste einer Frau — ja, wie zeugt das Alles von den hohen Zielen Münchener Bildhauerkunst und dem schönen Stylgefühl ihrer Vertreter.

Ich möchte gerade das Studium dieser Münchener Plastik den Besuchern der Ausstellung im „Künstlerhause“ besonders an's Herz legen.

J. Norden.

Notizen.

Vom Nervensystem, seinem Bau und seiner Bedeutung für Leib und Seele im gesunden und kranken Zustande. Von Prof. Dr. R. Zander. (Verlag von B. G. Teubner in Leipzig. Preis geh. 1 Mk., geb. 1,25 Mk.) Der Verfasser bespricht zunächst ausführlich den Bau und die Leistungen des Nervensystems. Dabei beginnt die Darstellung bei den einfachsten Anlagen des Nervensystems bei den niederen Thieren, schreitet dann zu den verwickelten und zusammengesetzten der höheren fort und ermöglicht so ein Verständniß der außerordentlich schwierigen Verhältnisse beim Menschen. Was von den Krankheiten des Nervensystems und den Störungen der nervösen Vorgänge angeführt wird, ist zwar nicht erschöpfend, aber ausreichend, um dem Laien eine Vorstellung von der Bedeutung der nervösen Leiden, von ihrem Einfluß auf Körper und Geist, auf Charakter und Gemüth, auf Denken und Handeln zu geben. Das Erkennen dieser Leiden, ihre Heilung oder Linderung ist Sache des Arztes. Ihre Verhütung steht nicht immer, aber doch oft, in unserer Macht, und eine Belehrung darüber, was zu thun und zu lassen ist, um das Nervensystem gesund und leistungsfähig zu erhalten, ist eine ebenso wichtige als dankbare Aufgabe. Diesem Zweck, der Hygiene des Nervensystems, ist ein besonderes Capitel gewidmet, das für Jedermann viel Beherzigenswerthes enthält. Die Darstellung ist durchweg streng wissenschaftlich, trotzdem aber allgemeinverständlich.

Naturwissenschaft und Technik in gemeinverständlichen Einzeldarstellungen. 1. Band: „Die Physik des täglichen Lebens“. Von Prof. Leopold Pfaundler. Geb. 7.50 Mk. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.) Ein wirklich zeitgemäßes Unternehmen! Man braucht nur etwa die Abschnitte über die Dampfmaschine, über den Bau und die Einrichtung des Auges, des Ohres und über die Electricität und ihre Anwendung zu lesen, um sich davon zu überzeugen, in welch' hervorragender Weise der Verfasser seine schwierige Aufgabe gelöst hat. Sein Buch ermöglicht es in der That einem Jeden, ohne weitere wissenschaftliche Vorkenntnisse die schwierigsten Probleme der Physik verstehen zu lernen und sich über alle physikalischen Erscheinungen des täglichen Lebens klar zu werden. Außerordentlich geschickt ausgewählte Beispiele aus Haus und Küche, Stadt und Land, aus der freien Natur wie aus den Stätten der Industrie beleben die Darstellung und machen sie, in Verbindung mit 464 Abbildungen, so anschaulich wie nur möglich.

Zur gefälligen Beachtung.

Alle **geschäftlichen** Angelegenheiten erledigt ausschliesslich der **Verlag**, Berlin W 57, Katzlerstr. 4 I.

Dagegen sind Manuskripte, Recensions-Exemplare, redactionelle Anfragen etc. ausschliesslich an **Richard Nordhausen**, Berlin W 30, Gleditschstr. 6, zu senden. Nur in diesem Falle kann für prompte Erledigung Gewähr geleistet werden.

Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W 30, Gleditschstr. 6; Expedition: Berlin W 57, Kulmstr. 41. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 7 Berlin, den 13. Februar 1904. 33. Jahrgang.
Band 65.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt:

Deutschlands Neutralität in Ostasien.

Von Franz Eißenhardt (Berlin).

Wie sich auch die Verhältnisse im „fernen Osten“ gestalten mögen — Deutschland bleibt neutral. In diese Ansicht hat man sich im Reich anscheinend völlig hineingelebt. Es kann gar nicht anders kommen, denn wer sollte Deutschland dazu bringen können, handelnd gegen die sich dort befehdenden Mächte aufzutreten. Mit dem gewissen vergnüglichen Schmunzeln glaubt man zuschauen zu können, wenn da hinten die Völker auseinanderschlagen. Mancher denkt wohl auch schlau: Wenn Zwei sich zanken, freut sich der Dritte, und hofft auf allerlei Profit.

Wirklich scheint Deutschland recht wenig engagirt zu sein und keine bedeutenden Interessen zu verfechten zu haben. Der deutsche Handel nach Korea ist höchst unbedeutend. Der Handel nach Japan und China will zwar durchaus nicht den ihm vor Jahren prophezeiten Aufschwung nehmen, sieht sich aber kaum ernstlich bedroht. Weder die Colonie Kiautschau noch unsere Interessen im Yantse-kiang-Thale erscheinen bei einem Kriege gefährdet, und außerdem sind ja alle die anderen Mächte, die dort durch Geschwader vertreten sind und Handel treiben, gleichfalls neutral.

Diese Ansichten entbehren durchaus nicht der wohl zu vertheidigenden Grundlage. Es ist sogar anzunehmen, daß sie sich thatsächlich als richtig erweisen werden. Die Stimmung hat, Dank Rußlands tadelloser Politik, gegen Japan in letzter Zeit scharf umgeschlagen, und allgemein wird der Japaner nunmehr als das hingestellt, was er auch wirklich ist oder zu sein gedenkt: als Eraberer, dem es nicht darauf ankommt, einen Krieg zu provociren, sobald er ihm aussichtsvoll erscheint. Japan wird von den anderen Mächten mehr und mehr isolirt und var die Alternative gestellt, auf eigene Fanst und ohne die Hoffnung auf wirksame Hülfe von anderer Seite zu handeln. Die moderne Regierung des ersten Kaisers hat ein gewagtes Spiel getrieben. Siegt sie nicht, so ist sie und vielleicht der Thran verloren. Und wie will man Rußland „besiegen“?

Mit großer Ruhe, ja wie etwas ganz Natürliches und Selbstverständliches aber wird die Neutralität Englands vielfach aufgenommen, desselben England, das als intimer Bundesgenosse Japans allgemein galt und es auch wahl gewesen ist. — England bleibt neutral! — Aber diese Erscheinung ist keineswegs natürlich und selbstverständlich, sandern eigentlich überraschend, nach dem hohen Tone zu urtheilen, den England sonst bei solchen Affären anzuschlagen pflegte. Kein Zweifel: In England wird stark zum Rückzug geblasen. Man hat keine Lust, activ einzugreifen, man fürchtet stark, sich zu blamiren und besten Falls vielleicht die Ehre zu retten, ahne alle Hoffnung, je für die gewaltigen Ausgaben Entschädigung erhalten zu können, und — ahne business ist England schwer bereit zu finden. Deutschland ist neutral und hat die Absicht, neutral zu bleiben. Es kann heute neutral bleiben in Ehren, und weil es das kann, deßhalb ist sein Verhalten van großem, nicht zu unterschätzendem Einfluß auf die Stellungnahme Englands. Ein schwaches, zur See unbedeutendes Deutsches Reich würde kein großes Gewicht in die Schale der Entscheidung britischer Politik werfen, wohl aber ist das der Fall bei einem auf dem Meere kräftigen Deutschland, das wir nun, Gott sei Dank, einigermaßen wenigstens besitzen.

England hat seit 1889 ungeheuere Aufwendungen für seine Flotte gemacht. Es ist heute jeder einzelnen Macht gewaltig überlegen, auch den beiden nächstgrößten Flotten ist es mehr als gewachsen, vielleicht sogar dreien. Zudem geht die Marine seines bisherigen Hauptgegners auf dem Wasser, der französischen Republik, dank Pelletan und seinen Genossen, so eigenartige Bahnen, daß Frankreich als Rival um die Seeherrschaft der Welt heute gar nicht mehr in Betracht gezogen wird. Aber trotz der gewaltigen Flotte mit ihrer impasanten Zahl van Linienschiffen, Panzerkreuzern und Torpedofahrzeugen, schwimmt England doch nicht so impanirend auf dem Wasser, daß seine Herrschaft ganz gesichert erscheint, wenn alles sich dagegen wendet. Im Schwarzen Meer, im Mittelmeer, im Atlantic und in Ostasien zugleich und zwar stets siegreich auftreten zu müssen, ist eine ungeheuere Aufgabe, und sie ist so groß und verantwortlich, daß auch der energischste Staatsmann leicht vor ihr zurückschrecken kann. Und dazu kommt die nothwendig zu behauptende Herrschaft in der Nordsee! Sollte England an Japans Seite treten, sa wird schwerlich ein Weltkrieg ausbrechen. Die Verbündeten können vielleicht dann die russische Flotte, soweit sie in Ostasien sich befindet, schlagen, falls die sich nämlich unter solchen Verhältnissen zur Schlacht stellen sollte, was ihr wahrscheinlich nicht einfallen wird. Dann kann man die Seefestungen Wladiwostock und Port Arthur mit der dort befindlichen Flotte belagern und vielleicht einnehmen. Damit sind aber die Möglichkeiten des Erfolges für England zu Ende. Russischen Seehandel giebt es in Ostasien nicht zu vernichten, weil keiner vorhanden

ist — nur 20 Dampfer, 7 Segler von zusammen 12319 To. haben die russischen Rhedereien, das ist so viel wie ein einziger großer deutscher Dampfer der Hamburg-Amerika-Linie. Zu Lande wird Englands tapfere Armee schwerlich den Russen ihre Kraft zu zeigen beabsichtigen.

In das Schwarze Meer vermag England kaum einzudringen. Sollte es ihm aber durch irgend welche diplomatischen Erfolge gelingen, die Engen um Konstantinopel, die Dardanellen und den Bosporus, passiren zu dürfen, so wird man die russische Schwarze-Meerflotte wohlverwahrt im Hafen von Sewastopol finden, in dem neu befestigten Sewastopol, dessen Einnahme vor einem halben Jahrhundert den Engländern allein nimmermehr gelungen wäre, und das schließlich in erster Linie die Franzosen erstürmten. Im Schwarzen Meer sind für England keine Lorbeeren zu holen.

Wer wird aber England die Ostsee verschließen? Im Verein mit den Ostseemächten kann Deutschland das thun, weil es eben heute die Mittel dazu hat. — Deutschland wird nicht dulden, daß ein britisches Geschwader in die Ostsee einläuft und Rußlands Küsten bedroht, und man wird auch kaum englischerseits eine solche Absicht aussprechen, weil man die abschlägige Antwort erwarten muß und gezwungen ist, sie zu respectiren — — weil Deutschland eine Flotte besitzt, die Respect beanspruchen kann und darauf brennt, sich welchen zu verschaffen. — Einst war England der Herrscher an den Küsten Deutschlands. Da schielten die Hanseaten über die Nordsee ehrfürchtig hinüber, da wurde die schwarz-roth-goldene Flagge des Reiches von 1848 als Piratenflagge erklärt, da verbot nach 1864 England der österreichischen Flotte in die Ostsee einzulaufen, betrachtete die Ostsee also als „sein" Meer! — Dagegen hatte man gegen das Einlaufen der Franzosen zur Beunruhigung der deutschen Küsten 1870/71 gar nichts einzuwenden. Das ist noch nicht lange her und muß unvergessen bleiben. Doch es war einmal. Jetzt liegen die Sachen anders, und daher muß man auch im meergewaltigen England mit ihnen rechnen, wenn es auch noch so ungewohnt sein mag, statt des zur See ohnmächtigen Preußenvolkes, das so oft als britische Landmacht gewirkt hat, heute ein Reich vor sich zu sehen, das seine Handelsflotte als immer mehr gefährlicher Concurrent über alle Meere sendet und das seine Kriegswimpel stolz und zielbewußt, ja auch thatendurstig, über ebenbürtigen Schiffen wehen läßt.

Der über alle Welt ausgedehnte Seehandel Englands, der auch nicht annähernd geschätzt werden kann und von dem Englands Lebensfähigkeit überhaupt zum Theil abhängt, der zwingt zu Concessionen. Das ist unbestreitbar, aber England hat auch in den großen Kriegen um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts sehr große Verluste an Handelsschiffen erlitten und sie glänzend ausgeglichen, so bald es mit seiner Kriegsflotte, die der Gegner vernichtet hatte. Ein Krieg gegen Englands Handel kann sehr unbequem, sehr theuer werden, wird aber England schwerlich zu ihm nachtheiligen Zugeständnissen zwingen. Die Kriegsflotten dagegen sind entscheidende Factoren, und die Kriegsflotte des Reiches, wie sie Kaiser Wilhelm II. geschaffen hat, ist solch ein Factor. Auch drüben, jenseits des Canals, wird er genügend hoch eingeschätzt werden.

Von diesem Gesichtspunkt muß man Deutschlands Neutralität betrachten. Dann ist es zu verstehen, weßhalb England den Säbel nicht zieht und auch zu begreifen, daß eine starke, schlagfertige Flotte ein, obgleich billiges, so doch zuverlässiges und brauchbares Werkzeug ist zur Erhaltung des Friedens.

Der neue Kriegsminister.

Von Freiherr v. Gayl<del></del>en.

Schon lange bevor der jetzige Kriegsminister von Einem die Erbschaft des Generals von Goßler antrat, galt er für den kommenden Mann; und dies nicht bloß in militärischen Kreisen, welche wußten, welcher hohen Werthschätzung er sich an maßgebender Stelle erfreute, sondern auch in parlamentarischen. Diese glaubten seine Befähigung zur Leitung der Heeresverwaltung vor Allem aus der glücklichen Abfertigung socialdemokratischer Beschwerdeführer im Reichstag folgern zu können. Wer mit solchem Hohn wie seiner Zeit Herr von Einem den Abgeordneten Zubeil und Genossen zuzudecken verstand, der war unbedingt die gegebene Persönlichkeit für einen Posten, der bei seinem Inhaber neben fachmännischem Blick und fachmännischer Kenntniß eine sichere Beherrschung des Wortes mit einer beträchtlichen Dosis von militärischer Schneidigkeit voraussetzt. Niemand zeigte sich daher auch überrascht, als verlautete, Herr von Goßler habe dem General von Einem den Platz machen müssen. Als aber nach der Einberufung des neuen Reichstages der neue Kriegsminister in der ersten Lesung des Etats Rede und Antwort zu stehen hatte, geschah dies in einer Weise, daß auch der letzte Zweifel an der Richtigkeit der getroffenen Wahl gehoben zu sein schien. An allen Ecken und Enden des weiten deutschen Reiches wurde sein Lob gesungen; und wo Officiere bürgerlichen Politikern begegneten, wurden sie und die Armee zu diesem wirklich hervorragenden Kriegsminister beglückwünscht. Nicht alle Officiere vermochten jedoch die von den Gratulanten bekundete große Genugthuung zu theilen. Ist denn Herr von Einem wirklich ein anderer Kriegsminister? War nicht vielmehr zu erwarten, daß er den von seinen Vorgängern in der gegenwärtigen Aera gesponnenen Faden ruhig weiter spinnen würde? Ja, wer unter den klarer schauenden Officieren besonders gut unterrichtet war, der hatte es sogar im Gefühl, daß das deutsche Heer unter dem Kriegsminister von Einem in verschiedener Hinsicht noch schlechter fahren wird, als es unter den Generälen von Goßler, von Bronsart II und von Kaltenborn der Fall gewesen ist.

Nein, Herr von Einem ist kein besserer Kriegsminister. Wenn er sich überhaupt von den erwähnten Vorgängern unterscheidet, so sicherlich nur nach der unvortheilhaften Seite. Daß die verabschiedeten Officiere z. B. von den früheren Kriegsministern besonders rücksichtsvoll behandelt worden waren, wird Niemand behaupten wollen. Den seit etwa fünfzehn Jahren geltenden Gepflogenheiten entsprechend, hat man sie stets als Abgethane links liegen gelassen. Sie aber bewußt zu kränken, blieb nur Herrn von Einem vorbehalten. In einer seiner verschiedenen Reden zur ersten Lesung des Etats rief er dem Reichstag zu: „Meine Herrn, glauben Sie den Männern, die von Seiner Majestät in die verantwortlichen Stellen berufen worden sind und hören Sie nicht auf die ‚gewesenen' Officiere". In der Armee ist der neue Kriegsminister als Mann von außergewöhnlichem Selbstgefühl bekannt; und wenn man in bürgerlichen Kreisen über ihn bisher anders gedacht haben sollte, so war die Photographie, auf welcher sein Conterfei vor einiger Zeit in einer weit verbreiteten Wochenschrift ausgestellt wurde, sehr geeignet, diese Angelegenheit zu corrigiren. Wer sich zu einer photographischen Aufnahme, von der er weiß, daß sie bis in den entlegensten Winkel der Welt getragen werden wird, in seinem Arbeitszimmer so an den Schreibtisch stellen kann, wie es Herr von Einem gethan hat, der sagt damit ganz unumwunden, wie sehr er sich über den hohen Werth seiner Person im Klaren ist. Um glatt durch's Leben zu kommen, ist freilich ein gewisses Maß von Selbstgefühl erforderlich. Aber was zu viel ist, ist zu viel. Es darf doch nicht so weit gehen, daß die lieben Mitmenschen unter ihm zu leiden haben. Das Selbstgefühl, welches dem Herrn Kriegsminister von Einem

eigen ist, hat ihn verleitet, von den verabschiedeten Officieren verächtlich als „gewesenen" Officieren zu sprechen. Und nicht bloß dies; unter ihrer Einwirkung hat er sich auch erkühnt, ihnen die Glaubwürdigkeit abzuerkennen. So verletzend waren seine Worte, daß die Zuhörer sie auf eine unglückliche, rednerische Entgleisung hätten zurückführen können, wenn anders der Reichstag im Stande wäre, sich Rechenschaft von einer Unbill zu geben, die nicht der eigenen Partei, sondern Staatsbürgern zugefügt worden ist, die außerhalb dieser stehen. Weder vor der Logik, noch vor dem Thatsächlichen kann die Aufforderung des Herren von Einem bestehen, auf die „gewesenen" Officiere nicht zu hören. Giebt es denn überhaupt „gewesene" Officiere? Gewiß. Es sind diejenigen, welche aus dem Officierstand haben entfernt werden müssen, weil sie seiner unwürdig geworden sind. Diese als unglaubwürdig hinzustellen, wäre doch sehr überflüssig gewesen. Leute vom Schlage des Leutnant Bilse mögen sagen und schreiben, was sie wollen. Nur auf Sensationslüsterne werden sie Eindruck machen. Mit den „gewesenen" Officieren hat der Herr Kriegsminister vielmehr nur auf die verabschiedeten Officiere hinweisen können und auch nur hinweisen wollen, welche noch Angehörige des deutschen Officierstandes sind und trotzdem sich herausgenommen haben, mit kritischer Feder an Geschehnisse und Zustände in der deutschen Armee heranzutreten; Ehrenmänner vom Scheitel bis zur Sohle, erfüllt dabei von einer Vaterlandsliebe, wie sie bei unseren Regierenden leider nicht immer angetroffen wird. Was trieb diese „gewesenen" Officiere denn zur Kritik? Etwa die Lust am Nörgeln? Oder weil sie es nicht mit ansehen konnten, wie auch ohne sie die Armee glücklich vorwärts schreitet? Ihr sachkundiger Blick hat sie nur die schweren, unserem Heerwesen anhaftenden Schäden erkennen lassen und das Gewissen ihnen geboten, sie aufzudecken, damit sie abgestellt wurden, ehe es zu spät sei, d. h. ehe sie das Vaterland auf dem Schlachtfelde zu büßen haben würde. Nichts Widersinniges ist es, was sie ihren Landsleuten vortrugen, sondern fast ausnahmslos der Niederschlag reicher, in der Praxis erworbener Erfahrung. Und ein so gestütztes Urtheil soll dermaßen verkehrt und bedenklich sein, daß die Vertreter der deutschen Nation nicht dringend genug vor ihm gewarnt werden können? Dürfen streng genommen die von Herrn von Einem geschmähten Kritiker für sich nicht mit größerem Rechte die Glaubwürdigkeit in Anspruch nehmen als die Herrn oben, die sie ihnen nur gar zu gern absprechen? Wo haben denn die jetzigen leitenden Persönlichkeiten die Praxis so kennen gelernt, daß sie auf diese ein sachkundiges Urtheil gründen können? Immer mehr macht sich der Uebelstand geltend, daß in die höchsten Stellen nur noch Offiziere rücken, denen eigentlich bloß Gelegenheit gegeben worden ist, sich theoretisch zu bewähren. Ein Stabsofficier, der durch's Leben und durch den Frontdienst mit offenen Augen gegangen ist, vor dem Regiments-Commandeur aber seine militärische Laufbahn hat abbrechen müssen, kann unbedingt in vielen Fällen mehr als Autorität gelten, als der gegenwärtige Kriegsminister, der den größeren Theil der bis jetzt von ihm zurückgelegten Dienstzeit auf den Geschäftsstuben des Generalstabes zugebracht hat. In den Parlamenten werden den Rednern ihre Reden zur Durchsicht vorgelegt, bevor sie dem Druck übergeben werden. Auf diese Weise ist es ihnen möglich, Wendungen, die ihnen nachträglich nicht ganz einwandfrei erscheinen, anders zu fassen. Es müßte sonderbar zugegangen sein, wenn Herr von Einem gerade die Rede, welche den die verabschiedeten Officiere kränkenden Passus enthielt, nicht mehr auf die ihm genehme Richtigkeit geprüft haben sollte. Nein, er hat bei der Durchsicht der Rede auf jeden Fall die betreffenden Worte wieder gefunden und sie mit voller Absicht stehen gelassen. Wessen kann sich, frage ich, die deutsche Armee von einem Kriegsminister noch versehen, der lediglich aus ungewöhnlich hoher Einschätzung der eigenen Person außer Stande ist, dem begründeten Urtheil Anderer gerecht zu werden und kein Bedenken trägt, seinem Unmuth darüber, daß dieses Urtheil dem seinigen vielleicht gegenüber gestellt werden kann, in unerhörten Kränkungen Luft macht? Nur kleine Geister können berechtigten Widerspruch nicht ertragen und vergelten ihn mit verletzenden Ausfällen. Nicht ein einziger seiner Vorgänger in der gegenwärtigen Aera dachte von der eigenen Person so hoch wie Herr von Einem. Aber auch keiner von ihnen dürfte sich auch aus diesem Grunde so wenig zum Kriegsminister geeignet haben als wieder Herr von Einem.

So treu das in der Wochenschrift ausgestellte Bild des Herrn Kriegsministers die ihm eigene außergewöhnliche Selbsteinschätzung wiedergiebt, so unähnlich ist es in anderer Hinsicht. Auch bei nur flüchtiger Betrachtung gelangt man zu der Ansicht, man habe es mit einem starken Charakter zu thun, der bereitwillig für das von ihm zu Verantwortende eintritt. In militärischen Kreisen ist es aber schon längst kein Geheimniß gewesen, daß Herr von Einem gegebenen Falles der dienstlichen Verantwortlichkeit gewisse Grenzen ziehen kann; und jetzt haben es auch die bürgerlichen Politiker erfahren, welche ihn bei der Vertretung der Heeresverwaltung dem Reichstag gegenüber und in der Ausführung kaiserlicher Anordnungen mit einiger Aufmerksamkeit beobachtet haben.

Bei der ersten Lesung des Etats stand im Vordergrund der Erörterungen die Blamage von Forbach. Weidlich wurde sie von allen Denen ausgenutzt, die es drängte, endlich einmal ihr Müthchen am deutschen Heere zu kühlen. Die von diesem Heer in den letzten großen Kriegen vollbrachten Thaten hatten sie genöthigt, ihre große Abneigung ein wenig zu zügeln. Nach Forbach schien ihnen aber die Bahn zu neuen gehässigen Angriffen wieder frei zu sein. Aber selbst die abscheulichsten Verleumdungen deutscher Officiere konnten den Herrn Kriegsminister nicht aus der Fassung bringen. Stets blieb er verbindlich, stets war er glücklich, wenn es ihm gelang, die Lacher auf seine Seite zu bringen. Nicht als schneidiger Soldat wollte er sich hier bewähren, sondern als vielgewandter Diplomat. Und ein diplomatischer Tric sollte entschieden auch die Behandlung der Forbacher Blamage durch ihn als einer jeder symptomatischen Bedeutung ermangelnden Einzelerscheinung sein. Die Officiere des Forbacher Trainbataillons, dies der Gedankengang Sr. Excellenz, seien gar keine preußischen Officiere gewesen; nur zu Unrecht hätten sie deren Uniform getragen. Und der Ort, nun ja der Ort gehört zwar nicht zu den allerbesten Garnisonen des deutschen Reiches; aber die Mobilmachung eines Trainbataillons und namentlich eines solchen, das zu einem Grenzcorps gehöre, sei ganz besonders schwierig; und da sei auch die Belegung eines so bescheidenen Städtchens wie Forbach mit Traintruppen nicht zu vermeiden gewesen. Nur in dem zu Beifall für die Regierenden stets aufgelegten Reichstag konnte auch dieser diplomatische Tric glücken. Außerhalb des Reichshauses wurde auf's Schärfste die Fahrlässigkeit getadelt, mit welcher die Ergänzung des Officiercorps des Forbacher Trainbataillons betrieben worden war. Außerhalb des Reichshauses machten auch ältere Officiere aus ihrer Entrüstung über die Harmlosigkeit kein Hehl, mit welcher der Leiter der deutschen Heeresverwaltung sich über die große Bedeutung der Garnison Forbach für die Mobilmachung ausgesprochen hatte. In der Armee nimmt Jeder sofort eine geheimnißvolle Miene an, wenn nur das Wort Mobilmachung fällt. Die gleichgiltigsten Dinge, die aber auf sie Bezug haben, dürfen nur in mehrfach versiegelten Schreiben mitgetheilt werden; und im Reichstag konnte der preußische Kriegsminister unseren westlichen Nachbarn sagen, welche Rolle der Ort Forbach mit seiner Garnison bei Beginn eines Krieges mit ihnen zu spielen haben wird. Warum in aller Welt gab sich aber Herr von Einem so schlimme Blößen? Indem er für die Forbacher Blamage nur die weniger einwandfreien Persönlichkeiten des Forbacher Officiercorps und die Forderungen einer schnellen und sicheren Mobilmachung verantwortlich machte, glaubte er aller Wahrschein-

lichkeit nach dem Vorwurf die Spitze abbrechen zu können, daß sie, nämlich die Blamage, in erster Linie von der Heeresverwaltung selber verschuldet worden sei. Es sollte nicht eingestanden werden, daß Forbach dem deutschen Officiercorps erspart geblieben wäre, wenn man oben die eindringlichen Warnungen nicht in den Wind geschlagen hätte, die aus der Mörchinger Affäre und aus der Thatsache zu entnehmen waren, daß die trostlosen kleinen Grenzgarnisonen in unserem Westen zu den mit schlichtem Abschied zu entlassenden Officieren das stärkste Contingent stellen. Herr von Einem wollte nicht zugeben, daß die Grenzgarnison Forbach wesentlich zu dem geistigen und sittlichen Rückgang der entgleisten Officiere des Trainbataillons beigetragen, und daß die Heeresverwaltung schon seit vielen Jahren den ernstesten Anlaß gehabt hat, den überaus nachtheiligen Einflüssen des längeren Aufenthaltes in den kümmerlichen Grenzgarnisonen auf unsere Officiere zu begegnen. So böse auch die praktischen Folgen dieser diplomatischen Behandlung der Forbacher Blamage als Einzelerscheinung ohne jede symptomatische Bedeutung sein werden, so wurde trotzdem gegen sie von keinem Volksvertreter Einspruch erhoben. Was gilt der Mehrheit des Reichstages das deutsche Officiercorps? Seinetwegen wird sie es nicht mit den Machthabern im Reiche verderben wollen. Indessen, Herr von Einem hätte wieder bedenken sollen, daß außerhalb des Reichstages doch auch noch Leute wohnen, von denen Viele nicht das Bedürfniß haben, sich um jeden Preis mit den Regierenden gut zu stellen. Um diese von der Unschuld der Heeresverwaltung an der Forbacher Blamage zu überzeugen, um deren Forderungen nach einem gründlichen Wandel in der Belegung der kleinen Grenzorte im Westen mit Truppen zum Schweigen zu bringen, um endlich vor ihnen seine geringe Neigung zur Uebernahme der Verantwortung für den Forbacher Scandal zu verbergen, dazu hat seine diplomatische Kunst denn doch nicht ausgereicht.

Wer aber auch nach der eigenartigen Behandlung der Forbacher Angelegenheit durch den Herrn Kriegsminister sich hinsichtlich der Charakterstärke noch nicht dazu verstehen will, seinem Bilde in der Wochenschrift die Aehnlichkeit abzusprechen, der wird sich hierzu schließlich durch die Rolle gezwungen sehen, die er in der Frage der jüngsten Aenderungen der Uniform unserer Officiere gespielt hat. Sehr selten kommt es vor, daß die deutsche Tagespresse über dieselbe Sache eines Sinnes ist. Seit vielen Monaten aber kämpft sie mit wohlthuender Einmüthigkeit gegen das übermäßige Bestreben an, die Bekleidung unserer Soldaten und Officiere in höchst zweckloser Weise anders zu gestalten. Mit vollem Rechte erblickt sie hierin nicht nur eine überflüssige Inanspruchnahme des Staatssäckels und des Geldbeutels der Officiere, sondern auch eine wesentliche Erschwerung der Operationen auf dem Kriegsschauplatz. Welche verhängnißvollen Irrthümer können dort nicht durch die Unkenntniß der Uniformen im eigenen Heere heraufbeschworen werden? Und wird diese Unkenntniß durch die unaufhörlich an ihnen vorgenommenen Veränderungen nicht künstlich geschaffen? Mit solcher Deutlichkeit ist dies Alles von der deutschen Presse dargelegt worden, daß auch die verbissensten Skeptiker auf eine Wirkung des einmüthigen Protestes glaubten hoffen zu können. Kaum war aber der Reichstag in die Weihnachtsferien gegangen, kaum der Herr Kriegsminister seines mit den Reden zur ersten Lesung des Etats errungenen zweifelhaften Ruhmes froh geworden, als sich ergab, daß schon wieder äußerst kostspielige Aenderungen der Uniform der Offiziere angeordnet worden und die Anordnung weiterer Aenderungen zu erwarten war. Dies schien dem Faß den Boden auszustoßen. Auf der ganzen Linie loderte die Entrüstung auf, und es war schwer zu sagen, wer die schärfere Tonart anschlug: die socialdemokratischen Blätter oder die Zeitungen ultraconservativer Richtung. Nicht einmal das wirkte auf die erregten Gemüther besänftigend, daß doch eine der jüngsten Aenderungen als zweckmäßig anerkannt werden mußte, wenn sie auch nicht gerade den vortheilhaften Eindruck der Uniform erhöhte. Und nach dem Kriegsminister wurde recht vernehmlich gefragt, der auch die neuesten Zumuthungen an den Geldbeutel der Officiere hatte verantworten können. Denn nach der Ansicht aller urtheilsfähigen Politiker ist Herr von Einem verpflichtet gewesen, dem Drange, Aenderungen der Uniform nur der Aenderung halber zu bewirken, kräftig entgegenzutreten. An neuen Namenszügen, Schabracken und Schabrunken, meinten sie, hätte das deutsche Heer bereits mehr als genug. Müsse trotzdem noch geändert werden, so passe man doch die Uniform der Soldaten den Anforderungen des modernen Krieges an. Verleite diese nicht zu dem Glauben, daß die Haager Friedensconferenz, mit der Rußland die ganze civilisirte Welt zum Besten gehalten hat, wirklich den ewigen Frieden garantirt habe? Wohl eigene sich der Anzug unserer Soldaten vortrefflich zu Paraden. Aber hält denn das deutsche Reich das ganze Jahr hindurch eine halbe Million Krieger nur deßhalb auf den Beinen, damit die Schaulust befriedigt werden könne? Zu solchen Angriffen wollte der Gescholtene oder konnten vielmehr seine Freunde nicht schweigen. Was die Regierenden sich scheuen in officiöse Berliner Blätter oder in die „Kölnische Zeitung“ zu lanciren, das findet seit den Tagen des alten Hohenlohe seinen Weg nach München, wo verschiedene größere Blätter sich sehr gern von Berlin aus speisen lassen. So stieß man plötzlich in einer Münchener Zeitung auf den Versuch, die Passivität des preußischen Kriegsministers den abermaligen Aenderungen der Uniform gegenüber dem Volke verständlich zu machen. Ihn für diese verantwortlich zu machen, sei doch im hohen Grade ungerecht. Was gingen sie ihn denn an? Da sie nicht den Militäretat, vielmehr nur die Officiere persönlich belasteten, welche ja die Kosten aus der eigenen Tasche zu bestreiten hätten, so bedeuteten sie auch keinen vom Kriegsminister gegenzuzeichnenden Regierungsact, sondern ausschließlich eine persönliche Handlung des Kriegsherrn. Also eine Maßregel, von der viele tausend Officiere recht empfindlich getroffen werden, berührt den verantwortlichen Leiter der Heeresverwaltung nur insofern, als er sie selber zu beachten hat. Ja, was ist dann aber noch ein Regierungsact des Monarchen? Und wo tritt die Verantwortung des Kriegsministers noch in Kraft? Möglich, daß der Buchstabe des Gesetzes Herrn von Einem hier zur Seite steht. Aber außer seinen Freunden wird ihn im ganzen deutschen Reich kaum Einer von der moralischen Verantwortung für die jüngsten Aenderungen der Uniform entbinden. Der Artikel, der von Berlin nach München gewandert ist, wollte die Gemüther beschwichtigen. Aber statt des Wassers wurde Oel in's Feuer gegossen. „Ja, wenn die Dinge bei uns so liegen,“ hallte es zurück, „dann ist ja auch nicht ausgeschlossen, daß der neue Kriegsminister durch die jüngsten Aenderungen der Uniformen ebenso sehr überrascht worden ist, wie die übrigen deutschen Officiere.“ Und da soll die in der Wochenschrift ausgestellte Photographie des Herrn von Einem, insofern sie auch auf große Charakterstärke schließen läßt, ähnlich sein? — Nach der Rückkehr des Reichstages aus den Weihnachtsferien wurde der Herr Kriegsminister veranlaßt, sich zu den Aenderungen der Uniformen, die inzwischen erfolgt waren, in der Budgetcommission zu äußern und hierbei auch auf die 34 Aenderungen hingewiesen, die man in den letzten fünfzehn Jahren allein an der Uniform der Officiere vorgenommen habe. Und Herr von Einem war redlich bemüht, sie zu rechtfertigen. Hinter die „Einheitlichkeit“ verschanzte er sich hierbei, die doch für die Uniform der deutschen Armee zu erstreben sei; als wenn die Rückenfalte an den Paletots der Officiere, andere Schabracken, andere Schabrunken, Namenszüge an Stelle der Regimentsnummer auf den Achselstücken, weithin leuchtende Brustschilder aus Messing, endlich die Vervollständigung der Garderobe der Officiere um fast das Dreifache diese „Einheitlichkeit“ förderten. Sonst sind

Gründe so wohlfeil wie Brombeeren. Auf die „Einheitlichkeit" konnte man aber nur verfallen, weil sich absolut kein anderer Grund ausfindig machen ließ. Läßt sich nicht schon aus dieser krampfhaften Begründung allein die gar zu geringe Neigung ableiten, die Aenderungen zu verantworten? Daß Herr von Einem trotzdem versucht hat, sie zu vertheidigen, beweist hier gar nichts. Was blieb ihm denn anderes übrig, wenn er nicht von seinem Posten weichen wollte?

Jeder mit Bewußtsein denkende Mensch ist nicht nur den Anderen, sondern auch sich selber ein psychologisches Räthsel; und mit der geistigen Regsamkeit scheint die Zahl der Widersprüche zu wachsen, die er in seiner Brust birgt. Fast bei jedem Wechsel des Milieus zeigt er sich von einer neuen Seite. So will auch bei Herrn von Einem zu der wahrnehmbaren Scheu vor der Uebernahme von Verantwortungen wenig die kühne Entschlossenheit stimmen, mit welcher er sich im Reichstag und zwar ebenfalls während der ersten Lesung des Etats anheischig gemacht hat, die Soldatenmißhandlungen auszurotten. Fürwahr ein stolzes Wort! Leider hat Herr von Einem nicht verrathen, wie er es einzulösen gedenkt. Voraussetzung zur Ausrottung der Soldatenmißhandlungen ist entweder die Abschaffung der Heere oder das Austreiben des alten Adams aus unseren Officieren und Unterofficieren. Weder der eine noch der andere Weg dürfte aber gangbar sein. Der Aera des ewigen Friedens sind wir vielleicht noch niemals so fern gewesen wie gerade jetzt, wo derselbe Zar, der im Jahre 1898 diesen Frieden einläuten wollte, im Begriff steht, zur Befriedigung russischer Ländergier die Kriegsfurie im Osten loszulassen. Welcher Staat wird mit der Abschaffung seines Heeres beginnen wollen? Und da keiner das gute Beispiel giebt, behalten sie sämmtlich nicht nur ihre Rüstung bei, sondern suchen sie beständig noch stärker zu machen. Die Befreiung der Officiere und Unterofficiere von den ihnen anhaftenden menschlichen Schwächen würde aber Herr von Einem ungeachtet seiner kühnen und aller Anerkennung werthen Entschlossenheit eben so wenig zu Stande bringen, wie sie denen gelungen ist, die vor ihm an der Vervollkommnung des Menschengeschlechtes seit seinem Bestehen gearbeitet haben. Wo menschliche Handlungen in Frage kommen, müssen diese Schwächen stets mit in den Kauf genommen werden. Und wenn ein Heer mehr sein soll als eine ungefügige Horde zusammengewürfelter Individuen, so kann es ohne Manneszucht nicht abgehen, die ihrerseits sich wieder ohne willkürliche Ueberschreitung der Machtbefugnisse durch einige wenige besonders heißblütige und besonders rohe Vorgesetzte nicht herstellen läßt. Man vergegenwärtige sich nur: viele tausend Officiere und Unterofficiere zählt die deutsche Armee, und Herr von Einem will es durchsetzen, daß sie alle ohne Ausnahmen Engelsnaturen werden, die Hände von den Untergebenen lassen, sie als homines sacro sancti ansehen, jeder Zeit Herren ihrer Nerven sind. Unmöglich kann der Herr Kriegsminister sich dem Wahne hingeben, daß er jemals das dem Reichstag gegebene Versprechen wird einlösen können. Und der Reichstag? Wird er einmal ihn beim Wort nehmen wollen? So groß auch sonst seine Unerfahrenheit in militärischen Dingen ist, das sagt auch er sich, daß Herr von Einem mehr versprochen hat, als er wird halten können. Warum wurde aber dann überhaupt das stolze Wort gesprochen und mit zustimmendem Schweigen angenommen? Es machte sich so schön und war gleichzeitig so billig. Wenn im Reichstag freundliche Scenen aufgeführt werden, so haben nicht bloß die Acteurs ihre Freude daran, sondern oft auch noch Etliche im Volke, die noch harmlos genug sind, für Wirklichkeit zu halten, was nur Schein ist. So viel steht aber fest, ein preußischer Kriegsminister, der von Kindheit an in preußischen Anschauungen aufgewachsen ist, hätte das stolze Wort nicht über seine Lippen gebracht; auch nicht der Kriegsminister von Bronsart II, der es gleichfalls liebte, auf dem Reichstag und die Nation mit volltönenden Wendungen zu wirken. Wenn es Herr von Einem sprechen konnte, so erklärt es sich vielleicht daraus, daß er von Geburt Hannoveraner ist und sich erst beim Eintritt in das preußische Heer mit preußischen Lebensanschauungen bekannt machen konnte. Was die kühne Entschlossenheit des Herrn Kriegsministers betrifft, so ist das in der Wochenschrift ausgestellte Bild wohl in der Hinsicht ähnlich, daß sie in der That ihm entnommen werden kann. Es läßt aber auch den Mann des Vollbringens ahnen; und in diesem Punkte muß nicht, kann aber, wie wir gesehen haben, die Aehnlichkeit wieder bestritten werden.

Nur einige wenige charakteristische Züge sind näher beleuchtet worden. Aber schon aus diesem dürfte hervorgehen, daß die Copie oft zu einer unzutreffenden Beurteilung des Originals führt, daß der Herr Kriegsminister in der gegenwärtigen Aera eben so wenig, vielleicht noch weniger das Zeug zu einer für das Vaterland heilsamen Leitung der deutschen Heeresverwaltung hat wie seine Vorgänger, mithin kein Anlaß vorlag, die Armee zu seiner Berufung an ihre Spitze zu beglückwünschen. Nicht einmal des besonderen Hinweises darauf bedarf es noch, daß nach seiner ebenfalls im Reichstag ausgesprochenen Ansicht an Paradedrill nur an sehr wenigen Stellen mehr geleistet wird, als erforderlich ist, während doch fast das ganze Jahr hindurch, bald in Norden, bald im Süden, bald im Osten und bald im Westen die Trommel zum Parademarsch gerührt und der Präsentirmarsch angeschlagen wird. Und weil das Bild doch gar zu ungenau das Original wiedergiebt, wäre es vielleicht zweckmäßiger gewesen, auf seine weite Verbreitung überhaupt zu verzichten; ganz abgesehen davon, daß sie im Widerspruch zur preußischen Tradition steht. Nach dieser darf der Officier nur vermittelst einer rühmlichen That in die Oeffentlichkeit treten und muß die Ausstellung des eigenen Bildes in untergeordneten Tagesblättern oder in illustrirten Wochenschriften ruhmsüchtigen Künstlern und Schriftstellern überlassen, die da glauben, hierdurch der Unvollkommenheit ihrer Werke nachhelfen zu können.

Principienreiter in der Thierwelt.

Von Dr. Th. Zell.

Neuerdings bemüht man sich, den Thieren gegenüber mehr Gerechtigkeit abwalten zu lassen und sie nicht bloß als Reflexmaschinen zu behandeln. Wie thöricht es ist, in den Thieren nur Maschinen zu sehen, geht schon daraus hervor, daß alle Pferde- und Hundebesitzer ihre Thiere durch Zurufe zu größeren Leistungen anspornen, was doch bei Locomotiven oder Automobilen der größte Unsinn wäre, ferner daß der Herr eines großen Hundes unbesorgt seine Hand in dessen Rachen legt, obwohl ein einziges Zubeißen genügen würde, sie für immer zu verstümmeln, oder daß ein betrunkener Knecht sich zwischen seinen Pferden schlafen legt, ohne Furcht zu haben, daß sie ihn treten, während kein Locomotivführer oder Kraftwagenbesitzer es jemals wagen würde, sich ähnlichen Gefahren bei ihren Maschinen auszusetzen.

Ich persönlich bin der Meinung, daß die Aehnlichkeit zwischen thierischen und menschlichen Handlungen noch weit größer ist, als man gewöhnlich annimmt. Und wenn auch mancher Leser ungläubig den Kopf schütteln mag, wenn er von „Principienreitern in der Thierwelt" liest, so hoffe ich doch, er wird am Ende zugeben, daß meine Erklärung für gewisse, sonst unverständliche Handlungen der Thiere wenigstens den Vorzug der Einfachheit hat, und daß sich eine andere schwerlich dafür wird beibringen lassen.

Zunächst will ich betonen, daß die bei den Menschen als Bureaukratismus bekannte Eigenart des Handelns bei den

Thieren etwas ganz Gewöhnliches ist. Hier seien folgende Beispiele angeführt, wo die Thiere ihren eingefleischten Trieben folgen, genau wie der Bureaukrat, der aus Gewohnheit eine Handlung dort begeht, wo sie nicht am Platze ist.

Das Scheuen der Pferde erklärt sich beispielsweise zum Theil aus der Macht der Gewohnheit. In der Wildniß handelt das Pferd als fliehender Pflanzenfresser am zweckmäßigsten, wenn es eiligst die Flucht ergreift, weil es in seiner Heimath weder Bäume noch Häuser giebt, gegen die es rennen kann.

Der sogenannte Selbstmord des Skorpions, wenn er in einen Kreis glühender Kohlen gesetzt wird, erklärt sich aus demselben Grunde. Im Freien verbirgt sich das Thier so schnell wie möglich unter einem schützenden Steine oder dergleichen und handelt nun in seiner Todesangst genau ebenso wie sonst. Hierzu kommt, daß es Nachtthier ist, also am Tage sich nicht in normalen Verhältnissen befindet. Setzt man dagegen einen Maikäfer in einen Kreis glühender Kohlen, so begeht er keinen Selbstmord, nicht etwa deßhalb, weil er klüger ist, sondern weil seine Flucht durch Fortfliegen erfolgt.

Daß der Stier eine Abneigung gegen die rothe Farbe hat, ist bekannt. Mir scheint die Erklärung am einfachsten, daß auch hier ein Fall ererbter Gewohnheit vorliegt, indem für die wilden Rinder die rothe Farbe etwas anzeigte, das sie zum wüthenden Kampfe aufforderte. Da nun für die Büffel der Tiger mit seinem rothen Felle der gefährlichste Feind ist, vor dem sie nicht fliehen (das Rind ist ein wehrhafter, kein fliehender Pflanzenfresser), sondern mit dem das Haupt der Heerde, der Stier, den Kampf aufnimmt, so ist das Verhalten nicht so unbegreiflich.

Das Resultat ist also folgendes: das Thier hält eine ihm zur zweiten Natur gewordene Gewohnheit bei, — ganz wie der Mensch — sollte sie im gegebenen Falle auch noch so thöricht sein.

Betrachten wir nun von diesem Standpunkte folgenden Bericht über den Fang von Affen:

Drolliger Affenfang. Am Orinokoflusse in Südamerika bedient man sich eines sonderbaren Mittels, die Affen zu fangen. Die Affen finden alle einen sonderlichen Geschmack an dem Maiskorn. Davon thut man nun etwas in ein Gefäß, welches einen langen und zugleich sehr engen Hals hat, so daß ein Affe nur eben die eine Pfote hineinbringen kann. Und dieses Gefäß stellt man dann unter einen Baum, worauf man einen Affen sitzen sieht, und geht davon. Kaum hat der Affe es bemerkt, so steigt er herab, steckt sein Pfötchen in den engen Hals und nimmt eine Hand voll Mais vom Boden auf. Nun kann er aber die geschlossene Pfote nicht wieder zurückziehen, und sie aufzumachen und den Mais, dessen er sich einmal bemächtigt hat, wieder fahren zu lassen, dazu kann er sich auch nicht entschließen, es koste, was es wolle. Er fängt also ein klägliches Geschrei an, als wenn er in großen Nöthen wäre, ungeachtet es nur bei ihm steht, sich wieder frei zu machen. Aber seine Begierde nach dem Mais ist so groß, daß er sich lieber tödten als seine Beute fahren läßt. Die Jäger versichern, niemals erlebt zu haben, daß auch nur ein einziger die Pfote aufgemacht hätte, um sich durch die Flucht zu retten.

Was zunächst die Glaubwürdigkeit des Berichtes betrifft, so ist von diesem Verfahren auch von anderen Naturforschern berichtet worden, so daß man nicht gut daran zweifeln kann. Mich persönlich überzeugt der Umstand, daß das Verhalten der Affen gar nicht so dumm ist, wie es auf den ersten Blick erscheint, ferner, daß es ganz in Uebereinstimmung mit andern Handlungen von Thieren steht, die ich selbst mit angesehen habe.

Der Durchschnittsleser wird nach Kenntniß des Berichts sagen: Nein, was sind diese Affen, die ich doch sonst immer noch für leidlich gescheute Geschöpfe gehalten habe, für entsetzlich dumme Kerle! Die benehmen sich ja so dumm, daß man deßwegen die ganze Geschichte nicht glauben kann. Anstatt die Hand aufzumachen und davonzulaufen, lassen sie sich lieber fangen. Da sieht man doch wieder, wie selbst beim Affen das „unvernünftige Vieh" zum Durchbruch kommt.

Ich, wie gesagt, theile diese Ansicht von der Dummheit der Affen in keiner Weise und will zur Begründung meiner abweichenden Ansicht Folgendes anführen, wobei ich nothgedrungen einige Ausführungen über die Principienreiterei bei Menschen machen muß.

In seinem berühmten Buche „Der Kampf um's Recht" erörtert der bekannte Jurist Rudolf von Ihering, weßhalb so häufig, namentlich von Bauern, Processe um geringfügige Objecte mit der äußersten Hartnäckigkeit durch alle Instanzen geführt werden. Er schreibt darüber Folgendes: „Die tägliche Erfahrung zeigt uns Processe, bei denen der Werth des Streitobjectes außer allem Verhältniß steht zu dem voraussichtlichen Aufwand an Mühe, Aufregung, Kosten. Niemand, dem ein Thaler in's Wasser gefallen ist, wird zwei daran setzen, ihn wieder zu erlangen — für ihn ist die Frage, wie viel er daran wenden soll, in der That ein reines Rechenexempel. Warum stellt er dasselbe Rechenexempel nicht auch bei einem Processe an? Man sage nicht: er rechne auf den Gewinn und erwarte, daß die Kosten auf seinen Gegner fallen werden. Der Jurist weiß, daß selbst die sichere Aussicht, den Sieg theuer bezahlen zu müssen, manche Parteien vom Proceß nicht abhält. Wie oft muß der Rechtsbeistand, welcher der Partei das Mißliche ihrer Sache vorstellt und vom Proceß abräth, die Antwort vernehmen: sie sei fest entschlossen, den Proceß zu führen, er möge kosten, was er wolle.

Wie erklären wir uns eine solche, vom Standpunkt einer verständigen Interessenberechnung geradezu widersinnige Handlungsweise?

Die Antwort, die man darauf gewöhnlich zu hören bekommt, ist bekannt: es ist das leidige Uebel der Proceßsucht, die reine Lust am Streit, der Drang, am Gegner sein Müthchen zu kühlen, selbst auf die Gewißheit hin, dies ebenso theuer, vielleicht noch theurer bezahlen zu müssen als jener.

Lassen wir einmal den Streit der beiden Privatleute aus den Augen, setzen wir an ihre Stelle zwei Völker. Das eine hat dem andern widerrechtlich eine Quadratmeile öden, werthlosen Landes genommen; soll letzteres den Krieg beginnen? Betrachten wir die Frage ganz von demselben Standpunkt, von dem aus die Theorie der Proceßsucht sie bei dem Bauern beurtheilt, dem der Nachbar einige Fuß von seinem Acker abgepflügt oder Steine auf sein Feld geworfen hat. Was bedeutet eine Quadratmeile öden Landes gegen einen Krieg, der Tausenden das Leben kostet, Kummer und Elend in Hütten und Paläste wirft, Millionen und Milliarden des Staatsschatzes verschlingt und möglicher Weise die Existenz des Staates bedroht! Welche Thorheit, für ein solches Object solche Opfer zu bringen!

So müßte das Urtheil lauten, wenn der Bauer und das Volk mit demselben Maße gemessen würden. Gleichwohl wird Niemand dem Volke denselben Rath ertheilen, wie dem Bauer. Jeder fühlt, daß ein Volk, welches zu einer solchen Rechtsverletzung schwiege, sein eigenes Todesurtheil besiegeln würde. Einem Volke, das sich von seinem Nachbar ungestraft eine Quadratmeile entreißen läßt, werden auch die übrigen genommen, bis es nichts sein Eigen nennt und als Staat zu existiren aufgehört hat, und ein solches Volk hat auch kein besseres Loos verdient."

Ihering hat mit diesen Ausführungen vollständig Recht. Solche Fälle, wo anscheinend um ein werthloses Ding die größten Opfer gebracht werden, sind durchaus nicht selten. Das Regiment opfert sich bis zum letzten Manne der Fahne wegen; es ist nicht das Holz und die paar Ellen Zeug, um die es sich hierbei handelt, sondern das in diesem Wahrzeichen verkörperte Symbol der militärischen Ehre. Deßhalb

würde noch nicht ein Regiment geopfert werden, wenn z. B. bei einer Uebung zu Friedenszeiten der Sturm eine Fahne in einen hochangeschwollenen Fluß entführen würde. — Die Verletzungen der militärischen Disciplin pflegen „unverhältnißmäßig“ streng geahndet zu werden, unverhältnißmäßig aber nur in dem Sinne, wenn man an die Bedeutung des Gehorsams für den Civilstand denkt. Erwägt man hingegen, daß die Disciplin für das Heer eine Säule bedeutet, auf der nicht zuletzt seine Tüchtigkeit ruht, so ist die Höhe der Strafe keineswegs unverhältnißmäßig.

Doch sehen wir jetzt von den militärischen Verhältnissen ab, wo vielfach besondere Gesichtspunkte Berücksichtigung finden müssen, so zeigt uns auch der Civilstand unzählige Analoga. Der Kaufmann läßt seinen Angestellten, dem er vielleicht ein jährliches Gehalt von 5000 Mark zahlt, wochenlang darnach suchen, wie eine Differenz von einem Pfennig sich aufklärt. Die Steuerbehörde fordert die Zahlung eines sehr geringfügigen Betrages, obwohl der Botenlohn das Object übersteigt. Der Concursrichter übersendet den Erlös von einigen Pfennigen, obwohl das Porto und das Bestellgeld den Betrag völlig verzehren. Ein Stromer wird todt auf der Landstraße gefunden; die Recherchen, die Seitens der Polizei- und der Justizbehörden veranstaltet werden, um festzustellen, ob hier nicht ein Verbrechen vorliegt, verschlingen vielleicht ein Vermögen. Unterdessen verüben vielleicht ehrenhafte Männer, die zu stolz zum Betteln sind, aus Nahrungssorgen Selbstmord. Derselbe Staat giebt also für einen todten Strolch mehr aus als für hungernde Ehrenmänner. Um ein Bäumchen, das von Frevlerhänden abgeschnitten ist und das vielleicht einen Werth von dreißig Pfennigen hat, entstehen nicht selten mehrere Strafprocesse, die das Tausendfache kosten!

Wenden wir diesen Grundsatz, der für menschliche Verhältnisse unzweifelhaft feststeht, auf die Thierwelt an. Da ist es klar, daß für alle in Heerden lebenden Thiere — und hierzu gehören die Affen — es eine Existenzfrage sein muß: Laß niemals das, was Du einmal genommen hast, wieder los! Ein Heerdenthier, das leichtfertig seine Beute freigäbe, wäre in kurzer Zeit dem Hungertode verfallen. Denn ließe es einmal Etwas ohne Ueberwältigung los, so würde ihm regelmäßig Alles genommen.

Zum Beweise hierfür will ich mich auf den Hund berufen. Manche sonst gut gezogenen Hunde lassen sich selbst von ihrem Herrn keinen Knochen fortnehmen. Hieraus sieht man, wie tief dieser Grundsatz den Heerdenthieren — und der wilde Hund jagt in Heerden — in Fleisch und Blut übergegangen ist. Viele Hundearten, z. B. Bullenbeißer*), packen so fest zu, daß man sie mit dem gefaßten Gegenstande, z. B. einem Stock, herumschleudern kann, ohne daß sie an Loslassen denken.

Fast immer muß sich die Hyäne mit ihren Genossinnen um die ekelhaften Reste eines Aases balgen. Deßhalb ist auch ihr der Grundsatz, unter keinen Umständen ihre Beute los zu lassen, ganz besonders fest eingeprägt. Ich will mich zunächst auf Brehm berufen, der darüber Folgendes schreibt: „Von der Beute, welche eine Hyäne gefaßt hat, läßt sie sich nicht wieder abtreiben. Sie nimmt wenigstens ein Stück davon mit, und was sie einmal im Rachen trägt, giebt sie lebendig nicht wieder her, selbst wenn sie geschlagen oder sonstwie gemißhandelt werden sollte.“ Man kann sich aber auch jetzt in Berlin von der Wahrheit dieser Behauptung überzeugen. Im zoologischen Garten finden die sehr interessanten Vorführungen der Raubthierspielschule statt. Unter den Schauspielen befindet sich auch folgendes: Inspector Havemann giebt einer Hyäne einen großen Holzlöffel und wendet nun alle Kunstgriffe an, ihr diesen zu entreißen. Schlagen, Stoßen, Zerren, auf den Rücken werfen, Umdrehen — Alles ist vergeblich, die Hyäne hält ihren Löffel fest.

Wenn ein Thier, ohne zu zucken, die ärgsten Qualen aussteht, z. B. beim Sichtodtstellen, um sich nicht zu verrathen, so halten wir das für sehr verständig, was wir z. B. beim Opossum, auch bei unserem Fuchse beobachten können. Ebenso flößt es uns Achtung ein, daß das Opossumweibchen unter keinen Umständen gestattet, daß ihr Beutel geöffnet werde, um die Jungen zu betrachten. „Sie hält,“ sagt Brehm, „jede Marter aus, läßt sich sogar über dem Feuer aufhängen, ohne sich solchem Verlangen zu fügen!“ Ebenso halten wir den Klopfkäfer, die sogenannte Todtenuhr, nicht für dumm, der sich selbst dann todtstellt und nicht rührt, wenn man ihn in die Flamme steckt, weßhalb man ihn auch Trotzkopf nennt.

Und doch ist eigentlich in den letztgedachten Fällen die Handlungsweise genau genommen sehr thöricht. Weßhalb stellt das Thier sich todt? Die Antwort kann nur lauten: Um sein Leben zu retten. Wenn es sich nun eher braten läßt, als die Verstellung aufzugeben, so kann doch der eigentliche Zweck, die Lebensrettung, nimmermehr erreicht werden.

Wenn wir uns in solchen Fällen davor scheuen, von Thorheit zu reden, so kommt es daher, weil wir wissen, daß wir genau dieselben Principienreiter sind. Wir haben die höchste Achtung vor dem römischen Soldaten, der lieber im Aschenregen von Pompeji untergehen, als sein Leben retten wollte. Fichte gilt bei uns als ein großer Philosoph, der ein solcher Wahrheitsfanatiker war, daß er selbst einer todtkranken Mutter auf die Frage, ob das Neugeborene lebe, wahrheitsgemäß dessen Tod zu verkünden rieth. Sie verdiene zu sterben, meinte er, wenn sie nicht die Wahrheit ertragen könne — gewiß ein schöner Fall höchster Principienreiterei.

Ich meine daher, wir messen bei Menschen und Thieren mit zweierlei Maß. Den athenischen Soldaten, der das feindliche Schiff unter keinen Umständen loslassen wollte, indem er es, als ihm die rechte Hand abgeschlagen war, mit der linken faßte, als er auch diese verlor, mit den Zähnen packte, feiern wir als Helden, den Affen hingegen, der sich lieber fangen als seine Beute loslassen will, halten wir für unbeschreiblich dumm.

*) Auch Terrier, Pudel, überhaupt alle temperamentvollen Hunde. R. N.

Literatur und Kunst.

Wilhelm Schmidt-Bonn.

Von Felix Heilbut.

Auf Wilhelm Schmidt-Bonn ward ich aufmerksam, als ich sein Drama „Mutter Landstraße“ las, in welchem er das Gleichniß vom verlorenen Sohn förmlich ad absurdum führte, indem er einen viel interessanteren und gesünderen verlorenen Sohn zeichnete, dessen Gesundheit darin sich zeigt, daß er sich wiederfindet, weil ihm vom Vater kein Kalb geschlachtet wird.

Mir bereitete das Lesen des Dramas eine solche Freude, daß ich mich veranlaßt sah, auch die früher erschienenen Arbeiten des Verfassers kennen zu lernen. Da las ich „Uferleute“, Geschichten vom untern Rhein (Berlin 1903, Egon Fleischel & Co.).

Ich versprach mir nicht viel davon. Die guten Dramatiker pflegen keine guten Erzähler zu sein, wie es ja auch umgekehrt der Fall ist. Hier aber war ich überrascht. Und angenehm überrascht. Hatte mir schon sein Drama gefallen, so kam mir jetzt die Ueberzeugung, daß er ein ganz

besonders großer Dramatiker geworden wäre, wenn er nicht ein weit größerer Erzähler gewesen wäre. Seine Begabung auf diesem Gebiet muß einen großen Theil seines dramatischen Könnens absorbirt haben. Und wiederum muß das auch umgekehrt der Fall sein. Nein — nicht muß — müßte sollte es hier heißen. Denn seine Erzählungen stehen auf bedeutender Höhe. Auf einer Höhe, auf der sie vielleicht nicht stehen würden, wenn sie nicht — wie ich annehme — vor seinem Drama entstanden sind. Und deßhalb ist es nur zu wünschen, daß er durch die voraussichtlichen Erfolge seines Dramas nicht in Versuchung geführt wird, sich auch in Zukunft der dramatischen Thätigkeit hinzugeben, so verlockend diese und ihre Erfolge auch im Vergleich zur „nur“ erzählenden Thätigkeit ist. Seine Befähigung legt ihm Pflichten auf. Zwar bedeuten diese Pflichten ein scheinbares Einschränken: aber das ist fast sämmtlichen Pflichten gemeinsam — und dann hat das Publikum doch auch gewisse Rechte. Es wäre zu traurig, wenn die subtilen Empfindungen Schmidt's durch das Alles vergröbernde Theater auch nur im geringsten irgend welche Einbuße erlitten.

Ich hörte, er sei noch sehr jung: Anfang der Zwanzig. Als ich aber seine „Uferleute“ gelesen hatte, fiel es mir schwer, an solche Jugend zu glauben. Nicht etwa der Styl würde mir die Zweifel daran erweckt haben. Man lernt ja in der Schule Aufsätze schreiben, und es ist nichts Seltenes, daß man bei Tertianern auf starkes Stylgefühl stößt. Und auch diejenigen schriftstellerischen Eigenschaften, welche durch intensives Arbeiten erworben werden, können trotz Jugend vorhanden sein; auch manche große Gefühle, und ebenfalls das dafür nöthige Ausdrucksvermögen. Aber nicht alle Gefühle. Um Empfindung für eine große Menschlichkeit, für große Güte, für die große Güte zu besitzen, bedarf es vieler Zeit, und fast immer auch einer befruchtenden Leidensperiode; gleichsam als Humus, nothwendig, um den im Innern befindlichen Keim für diese Gefühle nicht nur nicht verdarren, sondern zu einer kräftigen Blüthe sich entfalten zu lassen. Und darum fällt es mir schwer, an die Jugend Schmidt's zu glauben, nachdem ich ihn durch Lesen seiner Arbeiten ein wenig kennen gelernt, und ihm näher zu treten mich bemüht habe. Denn in seinen „Uferleuten“ finden sich diese Gefühle in seltener, fast einzig dastehender Art und Bedeutung zum Ausdruck gebracht.

Unter seinen Novellen befindet sich allerdings manche, die über schon häufig Gebotenes nicht hinausragt, wenn auch darin die große Gefühlsfülle, welche Schmidt auszeichnet, nicht zu verkennen ist. Und seine große Fähigkeit zu sehen, und das Gesehene in einfacher, ergreifend schöner Prosa wiederzugeben, macht auch diese Erzählungen bemerkenswerth. Sein Styl ist immer gut, aber er ist sich nicht immer gleich. Und das spricht wieder für Schmidt. Das läßt aber auch wieder an seine Jugend glauben, an seine literarische Unverdorbenheit. An seinem Styl ist weder Schule, noch Methode, noch Manier erkennbar. Schmidt schreibt unter dem Eindruck des Stoffes, den er gerade behandelt. Bald ergeht er sich in weitläufigen Schilderungen, bald schreibt er so lapidar, wie nur irgend möglich. Zuweilen läßt er auch scheinbar Lücken offen; er erzählt etwas kurz und sachlich wie ein Reporter, um dann plötzlich abzubrechen, wenn er glaubt, das Interessante nun erschöpft zu haben. Ein Anderer würde fortfahren, würde versuchen, die seelischen Vorgänge zu erklären. Er unterläßt es und hat auch das Recht, es zu unterlassen. Denn seine Schilderung nimmt derartig gefangen, hält den Leser so stark im Bann, daß dieser innerlich die Erzählung weiter verfolgt und gerade, als ob er auf einem schnurgeraden, auf beiden Seiten von Mauern begrenzten Wege ginge, kommt er an's Ziel, an dasselbe Ziel, wohin ihn der Verfasser führen wollte. Er muß dahin kommen: es ist ihm unmöglich, Irrwege einzuschlagen. Schmidt hat daher das Recht, auf lange psychologische Begründungen sich nicht einzulassen. Er zwingt den Leser, das, was ihn zum Schreiben getrieben hat, nachzuempfinden. Und darin liegt seine Größe.

Es macht bei Schmidt nichts aus, wenn er sich gelegentlich einmal eine stylistische Ungeschicklichkeit zu Schulden kommen läßt. Seine Jugend mag ihn entschuldigen, und andererseits kann er es sich trotz seiner Jugend erlauben. Zum Beispiel schreibt er einmal ungefähr: Um so fröhlicher sprangen heute wie jeden Abend die vier Männer von ihren Trittbrettern auf die Erde herunter. Doch es waren heute nur drei Männer. — Ein solcher Lapsus ist fast unentschuldbar. Trotzdem bleibt die Novelle „Nur noch drei“ sehr gut. Drei Eisenbahnbeamte, Bremser, sind froh, ihr Tagewerk hinter sich zu haben. Sie warten auf den vierten Collegen zum gemeinschaftlichen Heimweg, und finden dann seinen Leichnam zwischen den Puffern. Und danach handelt es sich darum, daß Einer von ihnen es der jungen Frau des Todten mittheilen soll. Der Betreffende findet nun in seiner sprachlichen Ungeschicklichkeit nicht die richtigen Worte, und hat wiederum zu viel Gefühl, um ohne Vorbereitung mit der Thatsache herauszurücken. Und so bleibt es bei der schwerfälligen Vorbereitung. Er sagt, ihr Mann käme erst in zwei Stunden. Damit nun das warme Abendbrod nicht verdirbt, theilt er es mit der Frau. Und als es schließlich hohe Zeit zum Gehen wird, meint er, ihr Mann käme wohl erst am nächsten Tag nach Haus, und er denkt „jetzt ist sie doch wenigstens noch eine Nacht lang glücklich“. — Bei der kurzen Wiedergabe hier könnte man etwas wie Tragikomik darin finden. Beim Lesen der Novelle ist das ausgeschlossen. — In einer anderen Erzählung erzählt Schmidt von einem jungen Priester, der am Aschermittwoch in der Frühe eine Bußpredigt halten soll. Doch der weiß nicht, wem er Buße predigen soll; denn die Leute, die Fastnacht gefeiert haben, sind nicht in der Kirche, und umgekehrt. Da findet er ein Mädchen, welches betrunken im Rinnstein liegen geblieben und eingeschlafen ist. Und wieder bringt er es nicht über sich, Buße zu predigen: er wird zum liebevollen Pfleger und Freund und kann sich kaum ihrer Küsse erwehren. — Ein anderes Mal erzählt Schmidt, wie ein Soldat seine Truppe verläßt, weil er zwischen den Bäumen eine blaue Schürze gesehen hat, deren Trägerin ihn nicht losläßt. Und man glaubt an die Triftigkeit eines solchen Grundes.

Ich führe diese kurzen Inhaltsangaben nur an, um zu zeigen, wie Schmidt nach den verschiedensten Richtungen hin beobachtet. Ehe ich aber schließe, möchte ich aber noch kurz auf die bedeutendste der Novellen hinweisen. Zwei lernen sich lieben, ohne es zu dürfen, sie geben sich einander hin und gehen dann, wie Keller's Romeo und Julia, in's Wasser. Für mich steht diese Erzählung, „die Sünde im Wasser“ über Gottfried Keller, obgleich ich diesen Meister der Erzählkunst ungeheuer verehre. Aber Schmidt gelangt hier zu einer Ausdrucksweise — in dem, was er sagt und in dem, was er verschweigt —, die überwältigend ist. Und er schildert die angebliche Sünde mit so sehr großer Reinheit und Keuschheit! Philistermoral kann danach nichts mehr bieten.

Wenn man — ihn lesend — sich in der Gesellschaft Schmidt's befindet, so sitzt, um einen Ausdruck von ihm zu gebrauchen, ein unausgesprochenes Glücksjauchzen mit in der Reihe.

Das mannweibliche Moment in der Kunst in religiöser Beleuchtung.

Von Johannes Gaulke.

Eine Besonderheit der antiken Kunst, die Anlaß zu mannigfachen Erörterungen gegeben hat, beruht in der harmonischen Vereinigung männlicher und weiblicher Formen.

Wir treffen in der griechischen Plastik kaum einen ausgesprochen männlichen Typus an, wie ihn Michelangelo geschaffen hat. Namentlich die alten Götterstatuen sind es, die uns durch eine ungewöhnliche Weichheit der Formen, die manchmal hart die Grenze des Weiblichen streift, überraschen. Der Apollo von Bellevedere, der allerdings einer nach unserer Auffassung decadenten Zeit angehört, zeigt, wie an den schwellenden Brüsten ersichtlich, ein geradezu weibisches Gepräge. Und selbst der dem sogenannten hohen Styl angehörende Hermes weist feminine Züge auf, nicht allein im Gesichtsausdruck, sondern auch in der allgemeinen Formengebung. Dasselbe gilt von dem berühmten Zeus von Otrikoli und den Parthenosskulpturen bis zurück zu den Werken des sogenannten archaischen Styls. Auf der anderen Seite sehen wir die weiblichen Götterstatuen stark mit männlichen Elementen durchsetzt. Die zahlreichen Athene- und Artemisstatuen zeichnen sich nicht selten durch eine ungewöhnliche straffe Muskulatur und eine kühne männliche Bewegung aus. Die Geschlechtsgrenzen erscheinen bei den Olympiern, abgesehen von den äußeren Geschlechtscharakteren, fast verwischt. Selbst die Aphodrite ist in ihren verschiedensten Darstellungen keineswegs als das sinnenbestrickende Weib aufzufassen, wie wir sie in der Kunst späterer Zeit antreffen. Der antiken Kunst fehlt der Typus Vollmann und Vollweib. Die Götterstatuen sind — um einen modernen Ausdruck zu gebrauchen — sexuelle Zwischenstufen, das heißt Individuen, in denen sich männliche und weibliche Merkmale und Eigenarten willkürlich mischen. Auch die griechische Mythe dichtet den Göttern ohne Unterschied des eigentlichen Geschlechtes bald männliche, bald weibliche Eigenschaften an. Fast alle Olympier sind ränkesüchtig und geschwätzig wie ein Weib, die Göttinnen dagegen nicht selten von einem männlichen Muth und Thatkraft beseelt.

Die griechische Kunst ist zeitweise von der soeben charakterisirten androgynen (mannweiblichen) Tenderz derart beherrscht gewesen, daß sie es sich angelegen sein ließ, den Idealtypus Mensch zu erfinden, das heißt ein Gebilde zu schaffen, das weder als Mann noch als Weib angesprochen werden kann. Das Berliner Museum besitzt die Statue eines Hermaphroditen, die als eine Copie des Hermaphroditos nobilis des Polyklet bezeichnet wird. Die Grundidee dieser Statue ist die Vereinigung der activen, zeugenden mit der passiven, empfangenden Kraft. Die Rumpf- und Beckenpartien zeigen in der äußeren Linie ein männliches Gepräge, ebenso das Geschlechtsorgan, dagegen sind die Extremitäten von einer bemerkenswerthen Weichheit und Rundung, das weibliche Element ist ferner durch die knospenden Brüste angedeutet. Die vornehme Haltung und der schwermüthige Gesichtsausdruck des Hermaphroditen deuten auf alles andere als auf eine bewußte Frivolität hin. Eher könnte die Gruppe Satyr und Hermaphrodit im Berliner Museum diese Auslegung zulassen. Spätere Zeiten, denen die ursprüngliche androgyne Idee abhanden gekommen war, haben, das kann nicht geleugnet werden, die Vereinigung männlicher und weiblicher Formen mit bewußtem Raffinement gepflegt.

Zur Erklärung der androgynen Idee hat Dr. v. Römer, Amsterdam*), ein höchst beachtenswerthes Material zusammengestellt. Römer weist zunächst auf den Umstand hin, daß wir überall in der Natur zwei Principien beobachten können: nämlich das active, erzeugende, generative und das passive, empfindende, vegetative. Der Mensch ist sich bereits im Anfang der Cultur dieser Principien bewußt geworden und hat sie auf das Wirken einer Urkraft, der Gottheit, zurückgeführt. Gott muß demnach die männlichen wie die weiblichen Kräfte umfassen, um Etwas aus dem Nichts hervorrufen zu können. „Kann es uns wundern, wenn man sich die Gottheit als Einheit dachte, sich materiell als Mannweib, als Androgyne vorstellte?" Fast in jeder Religion ist Gott als Mann und Weib, als Androgyne gedacht und in der Kunst entsprechend dargestellt worden. Die beiden Natur- oder Gottheitsprincipien sind in der Religion der Indier als Wasser (Wischnu) und Feuer (Çiva) symbolisirt worden. In der Religion der Egypter und vorderasiatischen Völker treten obige Principien ebenfalls klar hervor. In der weiteren Entwickelung der Religion verschwindet gewöhnlich die Geschlechtseinheit, und es treten bestimmte Geschlechtscharaktere, männliche und weibliche Götter an die Stelle des eingeschlechtlich gedachten Urwesens. Die androgyne Idee lebt aber noch lange in der Kunst wie in dem Volksbewußtsein weiter. Plato*) spricht vom dritten Geschlecht mit größter Ueberzeugtheit: „Die menschliche Natur war ja einst ganz anders. Zunächst gab es einst drei Geschlechter, drei und nicht wie heute zwei: neben dem männlichen und weiblichen lebte ein drittes Geschlecht, welches an den beiden ersten gleichen Theil hatte; sein Name ist uns geblieben, das Geschlecht selbst ist ausgestorben. Ich sage, dieses mann-weibliche Geschlecht hatte einst die Gestalt und den Namen des männlichen und weiblichen Geschlechts zu einem einzigen vereinigt, und heute ist uns von ihm nur der Name erhalten, und der Name ist ein Schimpfwort . . . Groß und übermenschlich war ihre Stärke, ihr Sinnen war verwegen, ja sie versuchten sich sogar an den Göttern. Was Homer von Ephialtos und Otos erzählt, sagt man auch von diesen Menschen: sie wagten den Weg zum Himmel hinauf und wollten an den Göttern sich vergreifen." Plato spricht auch in seinem Gastmahl von zwei Göttinnen der Liebe und zwei Eroten, von der himmlischen Aphrodite, der mutterlosen Tochter des Uranos und der irdischen Aphrodite, der Tochter des Zeus und der Dione. Auch diese Auffassung des Eros, die ja spätere Zeiten mit ihm getheilt haben, dürfte als Ausfluß der androgynen Idee aufzufassen sein.

In der griechischen Mythologie ist die androgyne Idee überhaupt am klarsten ausgedrückt. Zeus war ursprünglich mann-weiblich gedacht. Aus ihm sind alle anderen Götter entstanden. Seinem Haupte entsprang das Mannweib Pallas Athene. Von seinen Söhnen weisen namentlich Dionysos und die beiden Dioskuren, Castor und Pollux, stark androgyne Züge auf. Dasselbe gilt natürlich auch vom Priapos, dem eigentlichen Gott der Sexualität. Priapos wird häufig als Herme dargestellt mit ungewöhnlich großem Phallus, die Körperformen sind von weibischer Rundung, der Gesichtsausdruck ebenfalls weibisch. Die Auffassung ist meistens eine derartig obscöne, daß sie wohl kaum mit der ursprünglichen religiösen Idee in Einklang gebracht werden kann. Anders steht es mit dem Eros, der das Streben nach harmonischer Vereinigung beider Geschlechter versinnbildlicht. Der Eros wird meistens mit männlichem Körper und Geschlechtstheil dargestellt, im Uebrigen aber ist er von einer außerordentlichen Zartheit und weiblichen Anmuth. In späteren Zeiten wurde er auch mit den charakteristischen Merkmalen beider Geschlechter ausgerüstet.

Am Klarsten ist die androgyne Idee im Dionysos ausgedrückt. Römer citirt eine Stelle aus Johannes Lydus, die in seiner Uebersetzung lautet: „Er ist der warme Geist, der aus allem Erzeugten, von jedem geistig Lebenden zusammenbringt zum Lebendigwerden und Wachsen, von Allem, was in der Welt ist . . . Mann-weiblich wird er genannt, weil, nachdem die mann-weiblich Erzeugten sich nach zwei Richtungen differenzirten, d. h. männlich oder weiblich wurden, Jeder von Beiden aus sich selbst nichts fortbringen kann, sondern sie zusammenkommen müssen und so das Lebendige, das dadurch entsteht, erzeugen. Und sie sagen, daß er vernichtet und wiedergeboren ward, weil Alles, was aus ihm erzeugt ist,

*) Ueber die androgynische Idee des Lebens. Von L. S. A. M. von Römer. Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen. V. Jahrgang, Leipzig, Max Spohr.

*) Plato's Gastmahl. Nach der Uebersetzung von Rudolf Kaßner. Neu erschienen bei Eugen Diederichs. Leipzig, 1903.

fortwährend vernichtet wird und zum Leben wieder erwacht.“ Dionysos stellt den Begriff des ewigen Werdens und Vergehens dar. Nach der Mythe wird Dionysos vom Perseus getödtet, aber er steht vom Tode auf und steigt mit seiner Mutter Semele zum Himmel empor. Der Sinn der Mythe ist leicht zu deuten: ewige Verjüngung der Natur. Die Mannweiblichkeit des Gottes wird übereinstimmend von vielen Schriftstellern des Alterthums betont. Er ist männlich und weiblich, ein schöner Jüngling, aber auch eine erblühte Jungfrau, von männlicher Kraft und weiblicher Nachgiebigkeit. Viele Statuen und Cameen des Alterthums weisen deutlich auf seine Doppelnatur hin.

Das classische Alterthum läßt uns ohne Einschränkung und Bemäntelung die Zusammenhänge zwischen Religion und Sexualität an den Werken der Kunst erkennen. Der Mensch war sich in einem dunklen Drange der Doppelnatur seiner selbst bewußt geworden. War es die Rückerinnerung an ein längst überwundenes Entwickelungsstadium, das sich hierin ausdrückt? Wer vermag es zu wissen, wer das Problem zu lösen? Plato hat dies Streben der Geschlechter nach Vereinigung auf metaphysischem Wege zu erklären versucht und zu dem Zweck das „dritte Geschlecht“, die verloren gegangene Unschuld, construirt. Das dritte Geschlecht (das ist der absolute Mensch) wurde den Göttern gefährlich, darum beschloß Zeus, den Menschen in zwei Theile zu schneiden. „Als nun auf diese Weise die ganze Natur entzwei war, kam in jeden Menschen die große Sehnsucht nach seiner eigenen anderen Hälfte, und die beiden Hälften schlugen die Arme um einander und verflochten ihre Leiber und wollten wieder zusammenwachsen und starben vor Hunger und wild und wirr, denn Keine wollte ohne die Andere Etwas thun ... Von dieser Zeit her, Freunde, ist Eros den Menschen eingeboren und da, damit er die Menschen zu ihrer alten Natur zurückbringe und aus zwei Wesen eines bilde und so die verletzte Natur wieder heile.“ (Platon's Gastmahl.)

Liegt nicht ein ähnlicher Sinn der jüdischen Mythe von der Erschaffung des Menschen zu Grunde? Adam war ursprünglich der absolute Mensch, kein Mann. Aber: „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei; ich will ihm eine Gehülfin machen, die um ihn sei.“ Mit der Menschenherrlichkeit war es für immer zu Ende, sobald die „Männin“ auf der Bildfläche erschien. „Und sie werden sein ein Fleisch.“ Hier hätte der Bibelchronist mit Plato schreiben können: „Von dieser Zeit her ist Eros den Menschen eingeboren.“ Der Kampf der Geschlechter begann, es mußte der Sündenfall kommen und Weiteres mehr.

Die androgyne Idee ist, wie aus der Schaffung des Menschen ersichtlich, auch in der jüdischen und christlichen Religion vorhanden und von christlichen Mystikern vielfach interpretirt worden. Römer citirt zum Beweise dessen den deutschen Mystiker **Jakob Böhme** (Von der Menschwerdung Jesu Christi. Mysterium Magnum. Beschreibung der drei Principien göttlichen Wesens u. A.). Nach Böhme war Adam kein Mann und auch kein Weib, sondern eine Jungfrau voller Menschheit und Reinigkeit als **das Bild Gottes**. „Er hatte keine Scham und Brüste, er durffte sie auch nicht. Er hatte gebohren in Liebe der Zucht, ohne Wehe oder Eröffnung seines Leibes, eine Jungfraw, wie er war.“ Die verloren gegangene Einheit wird durch Christus wieder hergestellt. „Die Zerbrechung Adams seiner Essenz, als das Weib ward aus ihme genommen, ist die Zerbrechung des Leibes an Creutze ...“

Es seien noch einige Stellen aus Jakob Böhme, die sich auf die androgyne Idee des Christenthums beziehen, nach Römer's Aufzeichnungen im Folgenden citirt:

„Und als Christus am Creutz unser **jungfräulich Bild** wieder erlösete vom Manne und Weibe, und mit seinem himmlischen Blute in göttlicher Liebe tingirte; als er dies vollbracht hatte, so sprach er: Es ist vollbracht.

„Christus und die Jungfrau Sophia sind nur **eine** Person, als die wahre **männliche Jungfrau Gottes**, welche Adam vor seiner Heva war, da er Mann und Weib, und doch der keines war, sondern Jungfrau Gottes.

„Von Adam haben wir alle den Tod geerbet, von Christo erben wir das ewige Leben: Christus ist das jungfräuliche Bild, das Adam aus sich sollte gebähren mit beyden Tincturen. Weil er aber nicht konnte, ward er zertheilet, und mußte durch zween Leiber gebähren, bis der Siloh kam, das ist, der Jungfrawen Sohn, welcher aus Gott und Menschen gebohren ward.“

Bei den Kirchenvätern und Mystikern finden wir Christus als den Bräutigam, die Kirche als die Braut, als ein wirkliches Weib gedacht. Es fehlt bei ihnen nicht an Analogien zwischen Adam und Christus. Wie Eva aus der Seite Adams gemacht war, so entstand die Kirche aus Christi Geist, als er den Kreuzestod starb.

In der christlichen Kunst finden wir keine Darstellungen, in denen die androgyne Idee klar zum Ausdruck kommt, was nicht auffällig ist, da das sexuelle Moment hier überhaupt nicht hervortritt. Römer erwähnt nur zwei Bilder aus der Biblia Pauperum (Original in der Lyceumsbibliothek zu Constanz), von denen das eine den Kreuzestod Christi und die Erschaffung der Eva zeigt. Zwischen beiden Vorgängen ist wohl ein mystischer Zusammenhang construirt worden, doch kann die Darstellung als ein Beweis der androgynen Idee des Christenthums kaum gelten.

Feuilleton.

Die Geige.

Von Walther Koester (Kiel).

„Horch,“ sagte die Wäscherin Finnemann zu ihrer Tochter Sophie und stellte ihre Seite des großen Wäschekorbes, den die beiden gerade zum Boden heraufstrugen, auf eine Treppenstufe, um sich auszuruhen, „horch, Candidat Berg spielt ...“

Und so leise wie möglich schlürften sie mit ihrer Last an der Kammerthür vorüber, aus der die süßen Geigentöne hervordrangen.

In der Dachkammer des vierstöckigen Miethhauses aber, dessen Decke an einer Seite schräg hinunterlief, stand der blasse Student vor dem alten, schon wurmstichigen Stehpult, den Kopf auf die Violine geneigt, und ließ den Bogen leicht über die vibrirenden Saiten streichen. Und das Instrument schien unter seinen Griffen Leben zu gewinnen, es lag in seinen Armen wie eine Geliebte, der er Alles, Freud' und Leid, anvertraute, ihres Mitgefühls gewiß.

Längst sah er nicht mehr auf die vergilbten Notenblätter auf dem Pult; sein Auge blickte, ungehemmt durch die weißgetünchte Wand, in unendliche Weiten, und was es dort erschaute, das tönte, bald lauter, bald leiser, die geliebte Geige wieder ...

Leise, in den höchsten Tönen, ließ er endlich seine Phantasien ausklingen. Dann betrachtete er noch einmal zärtlich den schlanken, harmonischen Bau, die ebenmäßige Wölbung und den dunkel schimmernden Oellack des Instrumentes, ehe er es vorsichtig mitsamt dem Bogen im Kasten verschloß, den er sorgfältig wegstellte.

Alles, was er an Erinnerungen hatte, was Andere an ihrer Familie, an Vater, Mutter, Geschwistern besaßen, verkörperte ihm, dem Armen, früh Verwaisten, seine Geige.

Wohl waren auch die paar ärmlichen Möbel, die seine Dachkammer ausstatteten, das Stehpult, der Tisch, die zwei Stühle, sowie das Bett, sein eigen, aber an ihnen hing sein Herz nicht so, wie an jener. Denn sie konnten ihm nicht genommen werden, und es ging ihm wie einer Mutter, die zärtlicher, wie ihre frischen, rosigen, gesunden Kinder das eine, kranke liebt, um dessentwillen sie in steter Furcht und Besorgniß sein muß ...

Und in dieser Furcht und Besorgniß mußte Gottfried Berg um seine Geige sein, denn er hatte Schulden ...

Aber was ihm noch viel weher that, als der bloße Verlust seiner geliebten Violine, das war der Umstand, daß sein eigener Leichtsinn schuld daran war.

Gottfried Berg machte sich in dieser Stunde wohl mehr Gewissensbisse, als der Erbe eines Millionen-Vermögens, der es verpraßt hat und nun auf die Gnade seiner Verwandten angewiesen ist.

Das war so gekommen:

Im ersten Stock des Hauses, das mitten im Studentenviertel der nordischen Universität lag, hatte ein adliger Student, der auch für sehr reich galt, zwei elegant möblirte Zimmer inne. Eines Abends spät, als Gottfried Berg vom Besuche eines Freundes zurückkehrte, fand er den jungen Herrn vor der Hausthür, wie er Lärm machte und wüthend gegen die verschlossene Thür trat, die keine Schelle hatte. Er hatte seinen Hausschlüssel verloren oder vergessen, eines von Beiden, das wußte er nicht mehr genau, denn er war sichtlich etwas angetrunken.

Als Gottfried Berg ihm aufmachte, wurde der Andere ohne besondere Ursache so gerührt, daß er den bescheiden abwehrenden Studenten mit in seine beiden eleganten Zimmer nöthigte und sich nicht eher zufrieden gab, bis jener der Einladung folgte.

Respectvoll hörte der Candidat die nicht immer ganz klaren, aber um so verbindlicheren, fast zärtlichen Reden des Herrn v. Bohrfeld an und trank mit ihm auf dringende Nöthigung hin eine ganze Flasche Sherry und hinterher noch einige Cognacs aus.

Am folgenden Morgen hatte er nur eine ganz unbestimmte Vorstellung von der neuen Bekanntschaft und außerdem einen rasenden Katzenjammer, so daß er beim besten Willen nicht im Stande war, die Privatstunden, womit er sich seinen Lebensunterhalt und die Mittel zum Studium der Philologie verdiente, heute abzuhalten.

Wenn er aber geglaubt hatte, daß die vornehme Bekanntschaft mit diesem Anfang zugleich ihr Ende erreicht habe, so war er im Irrthum. Denn Herr v. Bohrfeld hatte Geschmack an dem neuen Gefährten gefunden, vielleicht, weil Gegensätze eine gewisse Anziehungskraft auf einander ausüben, und kam bei nächster Gelegenheit die drei trennenden Treppen heraufgestiegen, um Gottfried Berg einen Besuch zu machen. Und als Beide dann gar eine gemeinsame Neigung für das edle Schachspiel entdeckten, da war ein solider Untergrund für die neue Freundschaft geschaffen.

Allmälig fand Herr v. Bohrfeld, daß sein neuer Freund ein „famoser Hecht“ sei, und nur der Umstand, daß Berg allzu bescheiden, Bohrfeld nannte es bei sich „schlotig“, gekleidet war, hinderte ihn, sich öffentlich mit ihm zu zeigen und auch seine Freunde, besonders einen ebenso hochadligen Herrn v. Falke, mit ihm bekannt zu machen. Aber auch hierfür fand sich ein Ausweg, und eines Tages nahm Herr v. Bohrfeld den Candidaten Berg, der der allgemein-menschlichen Schwachheit, stolz auf den neuen feinen Verkehr zu sein, ebenso unterlegen war, wie es die meisten Anderen wären, mit zu seinem „feudalen“ Schneider, der, wie er äußerst beruhigend erklärte, „bis zur Abfuhr“ pumpte.

Der Kleiderkünstler nahm natürlich keinen Anstand, einen ihm von solcher Seite zugeführten Kunden prompt zu bedienen, und da in seinem Laden fast alles zu haben war, dessen ein Mann von Eleganz an Aeußerlichkeiten benöthigt, so war Candidat Berg, der in einen unbegreiflichen Leichtsinnstaumel gerathen war, mit sachkundiger Hülfe der Herren Falke und Bohrfeld bald ein solcher. Daß die Rechnung ungefähr so viel betrug, wie Berg's Eltern ihm, auf der Sparcasse deponirt, hinterlassen hatten, ahnte dieser nicht. Da er als eleganter Mann nun auch Geld in der Tasche haben mußte, so griff er das kleine Erbtheil an, und zwar so kräftig, daß allmälig nicht mehr viel übrig blieb. Leichten Sinnes hatte er außerdem die Absage von zwei oder drei wöchentlichen Privatstunden hingenommen, die ihm jetzt ohnehin nicht mehr recht passend zu sein schienen. Denn seine neuen Freunde hatten ihm, als er ihnen einmal bei Gelegenheit seine Lage auseinander setzte, leichthin erklärt, sie würden ihn gern als Hauslehrer irgendwo auf einem der umliegenden Güter empfehlen.

Gleichzeitig waren sie aber doch über diese Eröffnung etwas stutzig geworden und behandelten Berg mit etwas mehr Zurückhaltung. Man wollte keines Falls eine Verantwortung auf sich nehmen, — nein, durchaus nicht! Obwohl Berg ja ein erwachsener Mensch war, der wissen mußte, was er sich erlauben konnte!

Am Ende des Semesters zog Herr v. Bohrfeld aus seiner bisherigen Wohnung aus und kehrte zu Beginn des neuen Halbjahres nicht wieder an die nordische Universität zurück.

Während er abwesend war, erhielt Candidat Berg die Rechnung des „feudalen“ Schneiders, die ihn mit Entsetzen erfüllte.

Er that dann nach Ansicht des Herrn v. Bohrfeld so ziemlich das Thörichtste, was er thun konnte, ging nämlich zu dem Kleiderkünstler hin und beschwerte sich. Natürlich wurde dieser Mann, der sonst wohl auch gern und anstandslos Geduld gehabt hätte, stutzig, und zog alsbald Erkundigungen über den Candidaten Berg, den „Freund“ des Herrn v. Bohrfeld, ein.

Und als nun Berg's ärmliche Verhältnisse an's Tageslicht kamen, da verwandelte sich der freundliche und gefällige Geschäftsmann in einen groben, unerbittlichen Gläubiger, der in höchsteigener Person die vier Treppen hinaufstieg und manches von Hochstapelei und dergleichen erwähnte, was Candidat Berg mit Thränen in den Augen, schuldbewußt anhörte. Denn er sah nun seinen Leichtsinn und dessen schlimme Folgen ein.

„Wenn Sie mir bis Anfang Februar nicht wenigstens eine Abschlagszahlung von hundert Mark gemacht haben, Herr Berg, so zeige ich Sie der Staatsanwaltschaft an“, sagte der Mann und ließ seine Augen in der ärmlichen Dachkammer umherschweifen, um vielleicht irgend etwas Pfändbares zu entdecken. Da blieb plötzlich sein Blick an der Geige hängen, wie Berg mit Schrecken bemerkte.

Er besah sie hin und her und kam am nächsten Tage mit einem Sachverständigen wieder, der sie ebenfalls mit seinen schmutzigen Fingern betastete und probirte, während Gottfried Berg wie ein ganz Ueberflüssiger und Unbetheiligter, aber im tiefsten Herzen zerknirscht und empört über diese Entweihung des Liebsten, das er auf Erden besaß, daneben stand.

Schließlich bot ihm der Sachverständige achselzuckend hundert Mark, und Gottlied war schon im Begriffe zuzuschlagen, als sich der Schneider in's Mittel legte.

Denn jener hatte bemerkt, was Gottfried Berg in seiner Betrübniß und Verzweiflung völlig übersehen hatte, nämlich, daß die Augen des Kenners, der nebenbei ein Jude war, gierig aufgeleuchtet hatten. So billigen Kaufes sollte er denn doch nicht daran kommen, wenigstens seine ganze Rechnung wollte er bezahlt haben. Umsonst war das zornige Zwinkern des Andern, das besagen sollte: „Du wirst Deinen Theil am Raube schon erhalten!“ Das wußte der geriebene Kaufmann ganz genau, daß keine Macht der Erde den Juden zwingen konnte, auch nur einen Pfennig heraus zu rücken, wenn er das Instrument erst ein Mal für hundert Mark in seinen Besitz gebracht hatte.

Etwas Lebenskenntniß aber hatte Candidat Berg wenigstens durch die vornehme Freundschaft gewonnen, wenn es auch der einzige Nutzen gewesen war. So kam ihm denn die Erleuchtung durch das Dazwischentreten des Schneiders noch gerade zur rechten Zeit, und die beiden Herren mußten heute unverrichteter Dinge abziehen. Das thaten sie denn auch, aber das ganze Haus hörte sie auf der Treppe heftig mit einander streiten und schelten. Das ging so fort, bis sie um die nächste Straßenecke verschwunden waren, dann aber kam plötzlich dem sachverständigen Juden ein Gedanke, und einige Minuten später verhandelten die erbitterten Gegner eifrig und wie es schien, in voller Einigkeit ...

Gottfried Berg aber schöpfte von neuem Hoffnung. Wenn seine Geige wirklich eine echte Amati war, so bot er ja genügende Sicherheit, und am folgenden Tage begab er sich zu seinem Gläubiger, um ihm eine Uebereinkunft anzubieten, der zu Folge er ihm jeden Monat eine gewisse Summe abbezahlen wollte. Denn seine Geige mochte er unter keinen Umständen hergeben.

Der Schneider ging darauf ein unter der Bedingung, daß jener ihm die Geige verpfände, eine bloße Formalität, wie er versicherte, der sich denn Berg auch nicht zu widersetzen wagte. Und bald klebte der Gerichtsvollzieher seine Marke auf den schön geschwungenen, wunderbar glänzenden Leib der Violine.

Kaum aber war das geschehen, da nöthigte mit einem Male eine geschäftliche Krise, wie er schrieb, den Schneider, mit allem Nachdruck sein Geld im vollen Betrage der Schuldsumme einzutreiben, und so sehr Candidat Berg auch bat und flehte, wurde dennoch ein Versteigerungstermin für einen der nächsten Tage festgesetzt.

Beschämt, und bis ins innerste Herz gedemüthigt vom vergeblichen Bitten, ging Berg betrübt nach Hause, und zum letzten Male nahm er dort seine stumme Freundin, die doch so süß, wie mit Engelszungen, singen konnte, zur Hand, und strich leise mit dem Bogen über die Saiten.

Das war an jenem Abend, wo die Wäscherin Flunemann mit ihrer Tochter Sophie auf der Treppe draußen horchte ...

Und als Gottfried Berg nun die Geige wieder in ihr Futteral gelegt hatte, seufzte er tief und schwer auf und dachte nach. Da kam ihm ein schöner und ein häßlicher Gedanke.

Der schöne Gedanke war, daß nun plötzlich die Thür aufgehen werde und ein hochherziger und grundgütiger Wohlthäter einträte und ihm die benöthigte Summe vorschösse ..

Dann hätte er seine geliebte Geige behalten können und vielleicht später einmal Gelegenheit gehabt, ihm alles mit Zins und Zinseszins zurückzuzahlen.

Aber solche Wohlthäter giebt es leider in Wirklichkeit nicht viele, und diese wenigen sind selten zur rechten Zeit an der rechten Stelle.

Der häßliche Gedanke aber war der, daß er mit seinem scharfen Federmesser einen kleinen, unsichtbaren Spalt in den schönen, tiefdunkel glänzenden Lack schneiden wolle, damit der heimtückische Jude keine Freude an seinem Raube habe ...

Aber da Gottfried Berg ein anständiger Mensch war, der sich sagte, daß er selbst am Ende aller Dinge der Schuldige sei, so gab er auch diesem häßlichen Gedanken den Abschied.

Am folgenden Tage wurde die Geige an den Meistbietenden, der eben jener Jude war, versteigert. Der Schneider erhielt seine Rechnung voll ausbezahlt und der Ueberschuß betrug etwa so viel, wie Candidat Berg früher auf der Sparcasse gehabt hatte.

Von jenem Tage aber hat er an keinem leichtsinnigen Vergnügen mehr Freude gefunden, und vornehme Freundschaften hat er nie mehr gesucht und nur noch mit Mißtrauen angenommen.

Aus der Hauptstadt.

Der Teufel.

Der Teufel ist, wie man weiß, sehr schwer zu fangen. Er benimmt sich durchaus unauffällig, betrinkt sich nie und giebt keine Witzblätter heraus. Das überläßt er den dummen Teufeln. Weil es noch niemals gelang, ihn zu arretiren und gerichtlich zu bestrafen, was doch sonst in Deutschland Niemandem erspart bleibt, hat sich allmälig das Gerücht verbreitet, es gebe überhaupt keinen Teufel. Ein recht albernes Gerücht!

Nun trug es sich zu, daß der Teufel dritter Classe auf der Hochbahn fuhr, seines chronischen Fußleidens halber den Zug nicht schnell genug verlassen konnte, von einem überarbeiteten Bedienten der Bahn wüthend angeschrien und sodann wegen grober Beamtenbeleidigung verhaftet wurde. Er hatte zwar während des ganzen Vorfalles kein Sterbenswort gesagt, aber der Bediente nahm es auf seinen Dienst- oder irgend einen anderen Eid. So kam der Teufel nach dem Alexanderplatz, wo ein zufällig anwesender Sachverständiger seine Identität mit Beelzebub, dem Fürsten der Hölle, feststellte. Man kann sich denken, wie erstaunt der Polizeipräsident war, als der Sachverständige ihm Meldung von dem merkwürdigen Vorfalle machte. Er erkannte sofort, wie man zu sagen pflegt, die ganze Tragweite der Entdeckung und fuhr ungesäumt — es war drei Uhr Nachts — in's Ministerium. Nachdem er dort acht Stunden gewartet hatte, wurde er in's Vorzimmer geführt und konnte um halb zwei Uhr Nachmittags die zufällig anwesende Excellenz selber sprechen. Obgleich Excellenz nicht der Kriegsminister und auch sonst nicht ballistisch-artilleristisch vorgebildet war, so erkannte doch auch er die ganze Tragweite der Entdeckung und berief unvermittelt alle in Betracht kommenden staatlichen Autoritäten zu sich.

„Meine Herren!“ rief er ihnen entgegen, vor Erregung zitternd. „Welch' ein Triumph! Welch' eine Fügung! Alle Noth, alle Sünde, aller Parteihaß, alle Opposition — sie verschwinden aus der Welt, nun wir den Teufel gefangen halten! Fürwahr, wir sind reich begnadet!“

Aber die Autoritäten fielen ihm nicht bei.

Tiefes Schweigen herrschte im Saale.

Dann wurde ein Räuspern laut.

Die Autoritäten sahen sich sehr unschlüssig an.

„Wird die Geschichte bekannt, so reizt sie die Gewinnsucht der Unterthanen,“ sagte endlich der Finanzminister. „Man wird sich wieder wie früher massenhaft dem Teufel verschreiben und Consols für das viele Höllengeld kaufen, statt den Weltmarkt zu erobern und den Cours der Bankactien zu steigern. Die Handelsverträge holt dann der Teufel.“

„Kommt so viel Mammon in's Land, dann werden uns die Agrarier übermüthig,“ meinte sorgenvoll der Landwirthschaftsminister. „Außerdem ist der Teufel auch derjenige, welcher im Auftrage von Goethe's Faust einen Canal glücklich fertiggestellt hat. Solche Leute dürfte es von Rechts wegen in einem geordneten Staate nicht geben.“

Der Cultusminister sah nach der Uhr und seufzte, denn er hatte sich heute das Mittagessen sehr zeitig bestellt. „Es tritt mit diesem Teufel Jemand zwischen uns und den lieben Gott,“ warnte er. „Das halte ich für verhängnißvoll — es muß unsern Respect bei den Unterthanen vermindern; denn es degradirt uns um eine Stufe.“

Sein oberster Geheimrath befürchtete, durch das Auftreten des Teufels könnte die Secession gefördert werden. Sie erhielte dadurch neue Anregungen und neuen Anlaß, Anton v. Werner zu ärgern.

Des Kriegsministers Excellenz sprach sich mißbilligend über die völlige Dienstuntauglichkeit Satans aus. Man dürfe böse Beispiele nicht gute Sitten verderben lassen.

Am entschiedensten wandte sich der anwesende, mehrfach decorirte Vertreter von Aufklärung und Wissenschaft gegen die Zulassung des Teufels. „Er lebt, kein Zweifel!“ führte er aus. „Aber indem wir der Wahrheit die Ehre geben, öffnen wir längst überwundenem, mittelalterlichem Aberglauben Thür und Thor, gefährden alle geistigen Errungenschaften, alle Erkenntniß-Theorie des Jahrhunderts. Der Teufel mag existent sein, aber er darf nicht existiren.“

Da es eben drei Uhr schlug, schloß die Haupt-Excellenz unverzüglich die Berathung. Man kam überein, den Vorfall als Staatsgeheimniß zu behandeln, den Teufel aus der Haft zu entlassen und ihm nahe zu legen, ein paar Raubmorde zu begehen, damit er nicht wieder von der Polizei gefaßt werden und der Staatsregierung Unannehmlichkeiten machen könne.

Caliban.

Berliner Carneval.

Daß der Berliner lustig sein kann, so recht übermüthig, so ein bißchen knabenhaft lustig, das zeigt er im Jahre nur ein einziges Mal. Unser Fasching ist kürzer als der im Süden; er dauert vier, wenn's hoch kommt sechs Stunden. Punkt zwölf Uhr in der Neujahrsnacht hebt er an, und sobald der junge Tag graut, meist noch viel früher, hat er seine zarte Seele schon wieder ausgehaucht. Freilich, während dieser Zeit weiß er zu leben. Wir sitzen fünf Minuten vor Ausbruch des Berliner Sylvesterfaschings noch ganz gesittet im gesitteten Weinhause, kümmern uns um keinen Nachbarn, keine Nachbarin, und denken insgeheim bei uns: Lägst Du alter Narr (mancher sagt auch: Esel) doch erst zu Hause im warmen Federbett, statt Dir hier bei immerhin mäßigem Mosel die Nacht um die langen Ohren zu schlagen! Mitten in solche Bußgedanken hinein schlägt die Uhr, bringt der milde Duft dampfenden Punsches, und auf einmal bricht ein Geheul aus ... ein Geheul, das vor Jericho besser als die berühmt gewordenen Posaunen gewirkt hätte. Gleichzeitig steht Dein Kumpan auf, Dein trockener, langweiliger Kumpan, und giebt ganz unvermittelt dem sehr blonden und sicherlich sehr anständigen Fräulein am Nebentische einen durchaus vernehmbaren Kuß. Jetzt erwartest Du natürlich, daß dem Kumpan eine Weinflasche oder eine, hoffentlich nur noch halb gefüllte Punschbowle an den Kopf fliegen und daß der Wirth mit seinem Gesammtaufgebot von Hausknechten auf der Bildfläche erscheinen wird. Nichts von alledem! Der Wirt erscheint ja wohl, aber nur, um in das höllische Gebrüll mit einzustimmen, und Dein Kumpan erhält von dem ehrbaren Herrn am Nebentische, welcher des hochblonden und hochanständigen Fräuleins Vater ist, ein gut gefülltes Glas Punsch, die gut gefüllten Pfannkuchen werden ihm von der Mama gereicht. Es ist nicht, daß sie in dem Verwegenen einen annehmbaren Freier sehen; nein, menschenfreundliche Selbstlosigkeit dictirt heute ihr Thun. Also geräthst auch Du in Stimmung („in Stimmung gerathen“ ist berlinerischer als „in Stimmung kommen“; uns gelingt dergleichen nicht von selbst, sondern wir müssen uns einen Ruck dazu geben). Und Du spazierst gleichfalls zwischen den Tischen hin, heulst „Prosit Neujahr!“ und küssest, was Dir gefällt. Gute Beispiele verderben eben böse Sitten. Manchmal passirt es, daß Jemand Dir in den Kuß fällt mit der freundschaftlichen Mahnung: „Sie, halt, das ist meine Frau!“ Dann entgegnest Du ihm entweder: „Um so besser für die Dame!“ oder Du verlangst die standesamtliche Bescheinigung zu sehen. Nachher kann ein gemeinsames Lied, Deutschland, Deutschland über Alles, oder Santa Lucia gesungen werden. Deutschland, Deutschland über Alles wird vorgezogen, weil es manche Menschen ärgert.

Gegen sechs Uhr merkt man, daß es Einem auf räthselhafte Art gelungen ist, nach Hause zu kommen. Da man vorsichtiger Weise seinen Cylinder in der Weinstube zurückgelassen hat, konnte dieser Apparat nicht den bösen Buben in die Hand fallen, so auf der Straße ihr sylvesterliches Unwesen trieben. Gelingt es Dir, Dich der Weinstube zu erinnern, dann ist es ein Leichtes, den besagten Prunkhut wieder zu bekommen. Gelingt es Dir nicht, dann hast Du wenigstens Deinem sich lichtenden Haupthaare eine ebenso ausgiebige wie gesunde Durchlüftung zu Theil werden lassen. Dieser hygienische Vortheil wiegt einen Cylinderpreis auf.

* * *

Recipe: Ein Kilogramm Zucker wird mit drei Viertellitern Wasser bis zur Siedehitze erwärmt, worauf man zwei Flaschen alter Liebfrauenmilch und eine halbe Flasche sehr guten Kingston hinzufügt. Dies Gemisch muß nochmals bis zur Siedehitze erwärmt und dann abgebrannt werden. Darauf wird die ganze Flüssigkeit durch ein Leinentuch in die Bowle gegossen, der man vorher den durchgeseihten Saft von einer frischen Citrone anvertraut hat. ...

Statt der Liebfrauenmilch ist auch Johannisberger zu empfehlen. ...

Tränken wir dies Gebräu nicht nur in der Neujahrsnacht, sondern auch in den ihr folgenden 42 Nächten, dann bekämen wir vielleicht doch noch einen Carneval. So aber beschränkt sich in Berlin der königliche Hof darauf, seinen Ballgästen das oben beschriebene königliche Getränk darzureichen. Na, und bei Hofe verzichten just die Maßgebenden auf Faschingsstimmung. Da sprechen die Herren Leutnants dem Schloßpunsch lieber nicht zu nachhaltig zu. Sie bewahren dadurch bessere Haltung.

Auf den anderen vornehmen Bällen wird kein Fünfertrank gereicht. (In Klammern: Schiller, den ich liebe, redet immer von vier Elementen im Punsch. Er hat den Rum oder den Rheinwein vergessen und dafür zu viel Wasser genommen. Es war eben ein Dichter. Das ist sein mildernder Umstand.) Tanzvolk und Zuschauer ersetzen den Punsch durch deutschen Sekt, fangen jedoch zu spät damit an, so daß die belebende, aufreizende Wirkung ausbleibt. Wir bekommen auf diese Manier einen gehaltenen, würdevollen Fasching, der genau weiß, was er sich selber und was er uns schuldig ist. Bleibt der Saal halb leer, so meint man zuweilen, einer ganz besonders feierlichen Ceremonie beizuwohnen. Kein Mensch wagt ein lautes Wort; wer lacht, erhält einen halben Saal voll strafender Blicke zugeschleudert. In ernstem Schweigen tobt sich der Carneval aus. Hervorragend peinlich sind die Maskenbälle. Jeder verständige Mensch genirt sich natürlich, wie ein Affe in bunten Lappen herumzuhopsen, und die Vorstellung, daß irgend ein Vorgesetzter oder ein guter Kunde dazu kommen könnte, wenn man gerade eine Pappnase aufgesetzt hat, diese Vorstellung schmettert jeden leichtfertigen Gedanken zu Boden. Nein, zum Fatzke machen wir uns nicht. Man geht doch nicht zu seinem Vergnügen auf den Ball, sondern nur, weil es die Braut, die Frau, die Töchter, die Schwiegermutter rc. verlangen.

Der Punschrausch und der Sylvesterrummel sind bloß einmal im Jahre statthaft.

* * *

Zuweilen ist der Ballsaal überfüllt.

So regelmäßig beim Pressefest die Räume der Philharmonie, dieses beinahe idealen Tanztempels.

Mehr als fünfzig oder sechzig Paare tanzen dann allerdings nicht, aber es ist auch kein Platz für mehr. Die Masse der Besucher drängt und preßt und keilt sich um die fünfzig Paare herum, in wohlanständiger Flüsterunterhaltung. Wer weise ist, sichert sich bereits um zehn Uhr einen Tisch im Nebensaal, den er dann nur noch unter Protest verläßt, und der im Schmuck geleerter Flaschen für Lebensart und Creditwürdigkeit des Inhabers beredt zeugt. Von elf Uhr ab ist kein Tisch und auch kein Stuhl mehr zu haben. Im Hauptsaale, aus dem die Musik der beiden Capellen und das maschinenmäßige Commando der Tanzmeister herunterdringt, verharrt man in weihevoller Stimmung. Mit stummem Entzücken starrt die festliche Menge auf die Ministerloge, auf Bülow den Reichskanzler, der leider ohne seinen Pudel erschienen ist, auf Studt und Hammerstein, Podbielski und Kraetke, Senden-Bibran, Budde und die anderen Excellenzen. Viertelstunden lang steht der andächtige Bewunderer und glotzt ergebungslos die Gefeierten an. Endlich wenden sie ihm, wie Oberländer's hypnotisirter Löwe, die Rückseite ihrer glänzenden Erscheinung zu. Weiter wogt dann der Toilettenpomp, die Ordenspracht, die kriegerische Uniform vorbei. Das schönste weiße Fleisch Berlins, die gefeiertsten Geister Berlins — das Starke paart sich (in allen Ehren natürlich) mit dem Zarten, wobei das Starke Femininum, das Zarte Masculinum ist. Doch der gute Klang bleibt aus. Klang klingt, und aller Lärm sei hier verpönt! Hieratisch steife Pracht, würdiges Gewoge, fein bürgerliche Repräsentation.

Auch wenn die neuen Lackstiefel nicht drückten, würde man frühzeitig heimpilgern.

Aber schön war's doch, und im nächsten Jahr gehen wir natürlich wieder hin.

* * *

Wenn schon die andere Erde Faschingsgelüste, Faschingsblut hat und sogar nach Aussage ernster Gelehrter ein Ball ist — die berlinische Erde ist es nicht. Sie dreht sich nicht um ihre eigene Achse. Das sieht zu wenig reputirlich, zu wenig ernsthaft aus.

Aus unseren Kunstsalons.

Max Slevogt.

Es scheint, als ob Paul Cassirer in seinem Salon in der Viktoriastraße nach einander alle Führer der „Secession" in großen, famosen historischen Ausstellungen zu Worte kommen lassen will. Auf Louis Corinth neulich ist jetzt Max Slevogt gefolgt.

Eine ebenso ausgesprochene künstlerische Persönlichkeit, wie Corinth. Der heute 36jährige ehemalige Diezschüler wandelt seit bald 15 Jahren seine eigenen Wege. Allerdings zunächst gewissermaßen an der Hand Manet's, wie die „Dame am Fenster", die „Dame in der Brandtreppe", das „Bad", die „Ringer", auch die „Zeitungsleser" mir das deutlich zu zeigen scheinen. Manchem wird er in diesen Bildern sicher willkommener sein, als in seinen späteren Arbeiten. Eine ungemein sichere Hand im „Arrangement", dieses selbst von großer Einfachheit und Natürlichkeit, dazu ein fein empfundenes, meist recht dunkeltöniges Colorit ohne Blender und Ueberraschungen — das ist's, was diese Bilder alle auszeichnet, in denen er mit scheinbar ganz wenig Farben sucht zu erreichen was er will. Die „Ringer" mit den nackten Leibern auf dunkelrothem Teppich in einem graugetünchten Zimmer, die „Dame" im schwarzweißcarrirten Kleide, die so seelenruhig und bequem zurückgelehnt im dunkelbraunen Sopha sitzt, das kleine Selbstporträt — es sind lauter Arbeiten, die zum Besten gehören, was Slevogt je geschaffen hat. Aber es genügte ihm nicht, und er suchte nach anderen Ausdrucksmitteln. Eine „Kellnerin" aus dem Jahre 1896 steht auf der Grenze zwischen Einst und Jetzt. Was später entstand, wird immer temperamentvoller, immer eigenartiger, immer unbekümmerter um die Forderungen „wohlaccreditirter" Kunst. Man weiß, welch' einen Lärm sein „Verlorener Sohn" erregte und daß seine Scheherezade desgleichen vielfach mißverstanden wurde. Zweierlei aber ward Allen klar: daß Slevogt vornehmlich als Colorist ganz feine eigenen, oft sehr kühnen Recepten folgte, wenn anders hier das Wort „Recept" gebraucht werden kann — hat man es doch immer mit einer augenblicklichen Eingebung zu thun, die aber dabei doch durchaus an eigene Gesetze gebunden ist. Sodann, daß er sich bei seinen Entwürfen stets durch die coloristischen Wirkungen, die er zu erzielen sucht, an erster Stelle leiten läßt. Jene beiden Bilder fehlen hier, wie auch der „weiße" Don Juan-d'Andrade und manches Andere noch. Aber der „Sommermorgen" mit dem Mädchen auf sonnigem Rasen ist da, und auch die Studie zum wundervollen „Reiter" aus dem vorigen Jahre ist da, sogar zweimal: einmal ist der Reiter eine Bure, das andere Mal der uns bekannte Dragoner. Und merkwürdig, wie hier einmal Naturstudie und Atelierbild bis in's Kleinste hinein durchaus mit einander übereinstimmen. Das Meiste aber von den nahezu fünfzig Studien, Skizzen und Gemälden ist neu und unbekannt. Darunter zwei große Bilder: „Don Juan" in Schwarz und Gelb, vor nachtdunklem Hintergrund, mit einem halb verstörten, halb trotzverbissenen Ausdruck, die Linke am Griff des Stilet's im schwarzen Wams, die kalte Marmorhand des Comthurs ergreifend. Ausdruck, Haltung, Farbenharmonie — Alles zusammen zeigt den Künstler auf der Höhe seines Könnens. Ich stelle das Bild über den „Ritter" in blinkender Rüstung, vermuthlich in irgend einem Harem, von verzweifelt kämpfenden Weibern umgeben, die ganz nackt oder halbnackt, theils am Boden liegend, theils stehend sich an dem mächtig fort Drängenden anklammern und ihn vergeblich zurückzuhalten suchen. Zwei der Weiber, eines vorn, das des Ritters Beine umfaßt, das andere hinten, sind mit aus einander flatternden Gewande rückwärts gestürzt und liegen in sehr gewagter und grotesk häßlicher Verkürzung da; rechtwinklig zu des Ritters Beinen liegt eine ganz Nackte platt am Boden und umklammert sein Bein, während eine Vierte ihn von hinten bei den Armen faßt und ihr nacktes Fleisch an seine Panzerschienen preßt. Auf schwarzblauem Teppich, vor einem gelbgrauen Vorhang, den eine fünfte Frau, in Grün gekleidet, auseinander zieht, um Hülfe herbeizurufen, spielt sich die ganze Scene ab. Der Contrast des Metallglanzes und der leuchtenden Hauttönen, und der zwischen diesen und den farbigen, blauen und rothgelben und braunrothen Gewändern und dem leuchtend blauen, rothgemusterten Kissen, über das die hinten Liegende gestürzt ist — er ist unleugbar von starker Wirkung und auch die Bewegung ist eine impulsive. Nur anatomisch sind nicht alle Verkürzungen ganz geglückt — im Gegentheil — und man muß weit zurücktreten, um das Fleisch nicht für Holz zu halten und seltsam ist der wahrscheinlich wohl gewollte Unterschied in den Größenverhältnissen zwischen dem Ritter und den Haremsschönen. Das Bild wird viel von sich reden machen.

Einige schöne Stillleben, namentlich die Erdbeeren und die hängenden Schneehühner, die Raubthierstudien aus dem Zoologischen Garten, der fabelhaft pastos zusammengekleisterte, farbenprangende Herbstwald, im Gegensatz dazu das fein hingestrichene grautönige Maximilianeum und das ebenfalls braungrautönige Dorf in Regenstimmung — wohl zwei Arbeiten aus früherer Zeit, sind auch nicht zu übersehen. Wie desgleichen nicht die abermals an Manet gemahnenden „Bräute", die eine weiß, die andere schwarz, auf braunsammtener Canapé, und die weiße Katze zwischen weißgelblichen Decken im Korbe, von einer erstaunlichen Sicherheit in der Benutzung ganz weniger Ausdrucksmittel.

Doch es sei genug. Ich kann nicht Alles besprechen und was den Künstler, sein Wollen und Können besonders klar kennzeichnet, ist hier zudem genannt.

* * *

Mit ihm stellen noch einige andere Berliner Secessionisten aus. Paul Baum, der Landschafter, der jetzt der pointillistischen Technik der Neuimpressionisten ganz Herr geworden ist, was er namentlich im herbstlichen Dorf in Flandern, im Weidenbach, im Frühling, in dem Garten mit den großen, blühenden Malven, in der flandrischen Ebene zeigt: da ist überall viel Luft und Tiefe, und Baum und Strauch und Dach sind von greifbarer Plastik, ohne aufdringlich zu wirken. Und dieser feine herbstliche Duft, diese keimtreibende Frühlingsluft! Curt Herrmann bringt zwölf Stillleben in der gleichen Technik. Auch ihm zeigt sie sich gefügiger als früher, aber denke ich noch weiter zurück, an jene Zeit, wo der Künstler seine eigensten Ausdrucksmittel hatte — er war mir damals doch lieber. Immerhin — er beginnt wieder sicherer zuzugreifen, das Tappen der letzten Zeit ist verschwunden. Wer so die hochgefußte Glasschale malen kann, wie die auf dem Bilde mit der Apfelsine und dem Apfel, oder solch' Farbenconcert, wie in jenem anderen, wo vor blaurother Wand auf blaugedecktem Tische eine blaue Schale und in blau-grün-rothem Majolika-Becher ein gelber Blumenstrauß steht — da ist's schließlich ganz gleich, mit welcher Technik man das erreicht. Endlich Heinrich Hübner. Seine beiden Freilicht-Damen-Bildnisse sind gute Malerei und weiter Nichts. Mehr ist das Interieur mit dem gedeckten Tisch vor dem Fenster, durch das man in sonniges Grün schaut, und mit dem braunen Kachelofen in der Ecke, neben dem der alte Lehnstuhl steht: da giebt sich ein Temperament rückhaltlos und ganz, giebt sich mit schönem Können und feinstem Geschmack.

* * *

Georges de Feure.

Vor ein paar Jahren lernte man den in Paris lebenden Holländer, der sich dieses französischen Decknamens bedient, als einen pikanten und geistreichen Plakatzeichner von der Art Jules Chérets kennen. Jetzt zeigt er sich in einer größeren Sonderausstellung bei Keller & Reiner noch von vielen anderen Seiten, als Landschafter, als Plastiker, Kunstgewerbler auf verschiedenen Gebieten. Es sind da Möbel von ihm zu sehen und Porzellanfiguren, Vasen und Verglasungen, Teppiche und Möbelstoffe.

Als Maler und Zeichner giebt er sich in einer Mischung von Japanismus und Rococo, gesehen und empfunden mit einem specifisch modernen Temperament. Etwas Schlaffes, Müdes, Uebersättigtes und seltsam Parfümirtes kennzeichnet seine Kunst, die man eine Boudoirkunst nennen möchte. Steht man zwischen seinen Bildern — Landschaften aus den Fontainebleau'schen Wäldern und mondaine Frauen von den Pariser Turfplätzen, von den Dünen und aus den Casinos der Luxusseebäder und Mode-Kurorte — so ist's, als hörte man weiche Seide rascheln, sähe man

zarte Spitzen flattern, athmete man feinen Ambroduft ein … Stumpfe, gebrochene Farben und Töne, ein mattes Graugrün, ein verstaubtes Türkisblau, ein verblichenes Rosa, ein welkes Gelb herrschen vor. Weithin schleppen die Gewänder, die oben und in der Mitte den Körper eng umschließen, nach unten zu aber sich plötzlich erweitern und von den Knieen abwärts mit phantastischen Ornamenten gestickt sind, zu denen Schmetterlinge und Schwalben, Irisblüthen und Muscheln und auch geometrische Gebilde Farben und Formen verleihen. Den Eindruck von künstlerischen Modekupfern machen mitunter diese Frauenbildnisse, wie den von Gobelins die Landschaften.

In Summa — keine uninteressante Erscheinung und durchaus eine stark persönliche. Das Raffinement dieser Kunst wird durch den Geschmack gemildert, sozusagen erträglicher. Aber als Möbeldichter und Vasencomponist ist er mir entschieden lieber, denn als Maler und Zeichner. In einem Boudoir-Ameublement weiß er Louis XV. und Van de Velde ebenso geschickt stylistisch zu verschmelzen, wie als Zeichner eben Japanismus und Rococo.

Ein Buch von ihm illustrirt denke ich mir erschlaffend, ein paar seiner Bilder an der Wand werden immerhin geschmackfördernd wirken, vorausgesetzt — daß man das entsprechende Zimmer herumbaut.

Etwas Aehnliches thaten Keller & Reiner, die den ganzen Saal mitsammt den Sitzmöbeln grau und rosa ausstaffirt haben und mit Feure'schen vergoldeten Vitrinen, die Feure'sche weiße und graue und rosa Vasen und Schalen und Figuren mit schlicht stylisirtem Pflanzendekor tragen. In der großen Nische aber ist eine mit Säulen geschmückte, ganz lichtfarbige Estrade hineingebaut: da stehen die Feure'schen Möbel, darunter ein Toilettentisch, groß und bequem und von schöner Liniensprache, aus mattfarbenem Ahornholz mit wundervoller Faserung …

Wenn man in dieses Milieu etwa Slevogt's „Ritter“ hineinversetzen wollte — dann würde man ganz verstehen, was ich meine, wenn ich sage: um Feure'sche Schöpfungen muß immer ein entsprechendes Zimmer herumgebaut werden. …

J. Norden.

Notizen.

Goethe. Sein Leben und seine Werke von Dr. Albert Bielschowsky. (C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung; Oscar Beck, München.) Wir kommen auf das schöne Buch, das in der „Gegenwart“ bereits besprochen worden ist, zurück, um Bielschowsky's prächtige Worte über den „Faust“ wiedergeben zu können. „Mehr als sechs Jahrzehnte hatten an ihm gearbeitet. Das Straßburger Münster und das Sesenheimer Pfarrhaus, die Frankfurter Mansardenstube und die Wetzlarer Wiesen, die Offenbacher Gärten und die Schweizer Alpen, die Villa Borghese und die Sixtinische Capelle, die Weimarisch-Jenaischen Thäler und Berge, der Thüringer Wald und tausend andere Plätze und Winkel, viele der geliebtesten Freunde, weltbewegende Ereignisse hatten seinen Aufbau bald als Beschauer, bald als Gehülfen zugesehen; es war aus dem alten römischen Reiche, das es noch verspotten konnte, in den neuen deutschen Bund hineingewachsen, es war bei der ersten französischen Revolution schon alt und bei der zweiten noch nicht vollendet. Und so glich es am Ende jenen großen mittelalterlichen Domen, an denen ganze Zeitalter sich abgemüht, die romanisch begonnen, gothisch weitergebaut, von der Renaissance und dem Barock ihre letzten Zierrathen und Anbauten erhielten, deren edles Innenwerk bald in Halbdunkel sich hüllt, bald in magisch buntem Lichte erglänzt, und die auf dunkler, gewundener Treppe uns zu hohen Thürmen führen, von denen wir das heitere Tageslicht schauen und sich unser in unendliche Fernen verliert.“ Es bedarf, meinen wir, nur dieses Citats, um die ganze Köstlichkeit des Werkes überzeugend darzuthun.

Classiker der Kunst in Gesammtausgaben. Bd. I. Raffael. Des Meisters Gemälde in 202 Abbildungen. Geb. 5 Mk. Bd. II. Rembrandt. Des Meisters Gemälde in 405 Abbildungen. Geb. 8 Mk. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.) Wie jeder Gebildete die Classiker der Literatur in Gesammtausgaben besitzt, so soll es ihm auch möglich sein, die „gesammelten Werke“ der großen Meister der bildenden Kunst in zuverlässigen, billigen, gut ausgestatteten Ausgaben sein eigen zu nennen. Und vor der Fülle der Anschauungen, vor dem Genuß des unmittelbaren, unbefangenen Sehens, wie sie eine solche „Gesammtausgabe“ bietet, darf und muß das beschreibende Wort zurücktreten. Keine langathmigen ästhetischen Analysen und Reflexionen, keine verwickelten historischen Untersuchungen und weitschweifigen Excurse sollen den empfänglichen Beschauer aufhalten, wenn er sich liebevoll in die Werke der großen Meister versenken will. Eine biographische Uebersicht als Einleitung, genaue chronologische Anordnung und die sachlich nothwendigen über Größe, Material und Standort der einzelnen Kunstwerke geben das wissenschaftliche Fundament; im Uebrigen steht der Kunstfreund sich Aug' in Auge dem Künstler gegenüber, dessen Schaffen und Wesen zu ihm sprechen soll. Der Preis dieser Bände ist bei aller Reichhaltigkeit des dargebotenen Stoffes, bei der sorgfältigsten Ausführung der Reproductionen und bei solidester, geschmackvollster Ausstattung so niedrig bemessen, daß ihre Anschaffung auch den Minderbemittelten möglich ist. Wohl hat es bisher schon monumentale Sammelausgaben einzelner Künstler gegeben, wie den Bode'schen Rembrandt, das Gutbier'sche Raffaelwerk; aber sie anzuschaffen, war nur öffentlichen Sammlungen und den reichsten Privatleuten möglich. Die beiden ersten Bände der „Classiker der Kunst“ bieten die sämmtlichen Gemälde Raffael's in 202 Bildern gebunden für 5 Mark, die Schöpfungen Rembrandt's in 405 Abbildungen gebunden für 8 Mark. Man darf diese dankenswerthe That der Verlagsbuchhandlung lebhaft begrüßen.

Auf Max Lehmann's stolzes Werk „Freiherr vom Stein“ (Verlag von S. Hirzel, Leipzig) hat in dieser Zeitschrift bereits Kurd v. Strantz warm empfehlend hingewiesen. Aber das groß angelegte Buch, das in die traurigste und doch vielleicht schönste Zeit der preußischen Geschichte führt, verdient es, daß wir unsere Leser mehrmals auf seine Vorzüge aufmerksam machen. Es giebt keine Schilderung jener Zeitläufte von gleicher Kraft und Eindringlichkeit, es giebt kein Werk, das uns das schwere und großartige Reformwerk, diese Grundmauer preußisch-deutscher Macht, näher bringt. Die Gestalt des Reichsfreiherrn hat in Lehmann den congenialen Bildner und Nachschöpfer gefunden. Gerade unserem Leserkreise glauben wir das Buch mehrmals an's Herz legen zu sollen.

Unter dem Zeichen des Verkehrs. Von Otto Jentsch, Kaiserlicher Oberpostinspector. Mit 180 Abbildungen. In Leinwand geb. 5 Mk. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.) Nach einer einleitenden Uebersicht bespricht der Verfasser, der in ganz besonderem Maße die Fähigkeit besitzt, technische Fragen dem Verständniß der Laien zu erschließen, die Fortschritte der Post und Telegraphie, so vor Allen den Schnelltelegraph von Pollák und Virág, das deutsch-amerikanische Telegraphenkabel und die Funkentelegraphie. In dem folgenden Abschnitt, der die Entwickelung des Fernsprechwesens behandelt, werden die Abhandlungen über Ocean- und Lichttelephonie, sowie über den Telephonograph ganz besonderes Interesse erregen. Die den Eisenbahnen gewidmete Abtheilung führt uns deren technische Errungenschaften bis zur Gegenwart vor, also auch die Dampf- und die elektrischen Schnellbahnen, die Schwebebahnen, die geleislosen elektrischen Bahnen u. s. w. Mit der Entwickelung der Schifffahrt, dem Wachsen der Handelsmarine und dem Ausbau der zu ihrem Schutze nothwendigen Kriegsmarine befaßt sich der letzte Abschnitt, in dem auch die neuerdings so viel besprochenen Unterseeboote nicht fehlen. Die gebildeten Leser aller Berufsclassen werden das hübsch ausgestattete Buch, in dem das neuangebrochene Jahrhundert als das der Elektricität gekennzeichnet wird, mit Vergnügen und mit Nutzen lesen; ganz besonders möchten wir es für Schüler der höheren und mittleren Lehranstalten empfehlen, um auch bei ihnen das Interesse für die Technik und deren staunenswerthe Fortschritte zu erwecken.

Gährungen — Klärungen. Wiener Roman von Franz Josef Gerhold (Oesterreichische Verlagsanstalt in Wien). Die Erzählung giebt ein lebendiges Bild von dem Einflusse, den ein jüdischer Emporkömmling in seiner Eigenschaft als leitender Redacteur und Verleger einer großen Zeitung auf die Bildung der öffentlichen Meinung im Laufe der Zeit errungen hat. Auf der anderen Seite zeigt sie, wie die rücksichtslose Ausbeutung dieses Einflusses dem Antisemitismus die Wege geebnet hat. Es handelt sich also hier um einen politischen Tendenzroman, und zwar um einen solchen, der in antisemitisch-liberalem Sinne geschrieben ist. Die Darstellung ist im Ganzen geschickt durchgeführt, das Buch fast durchweg sehr fesselnd und lesenswerth.

Willibald Apelt: Leben, träumen. Gedichte. (Breitkopf und Härtel, Leipzig.) Eine besonders tiefe und eigenartige Persönlichkeit ist Apelt nicht. Trotz aller starken Worte hat sich die Liebe ihm nicht als die Muse genaht, die ihm die Kraft gegeben hätte, aus höchster Lust und tiefstem Weh neues Leben zu gestalten. So sind denn viele seiner Lieder durchaus traditionell. Dazwischen zerstreut aber finden sich Verse, die einen Vorzug haben, den Vorzug poetischer Stimmung.

Goethe's Werke. Unter Mitwirkung mehrerer Fachgelehrter herausgegeben von Prof. Dr. Karl Heinemann. (Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien.) Von Goethe's Werken in der Heinemann'schen Ausgabe liegen der vierte und der zweite Band fertig vor als elfter und zwölfter in der Reihe der 15 Bände. Der vierte Band bringt zunächst „Achilleis“ und den „Westöstlichen Diwan“ mit den Noten und Anmerkung von Dr. Georg Ellinger. Die Bearbeitungen des Fragments „Achilleis“, dessen geplante Fortführung Ellinger nach hinterlassenen Schemata Goethe's sorgfältig behandelt, zeigt den Aufwand größter Mühe und Genauigkeit, und auch von der anmuthig eigenartig fremden Gedichtsammlung, dem „Diwan“, geben genaue Commentare über Zeit, Ort und Art der Entstehung Aufschluß. Das echt deutsche humor- und geistvolle Epos „Reineke Fuchs“, erläutert von Professor Gotthold Klee, schließt sich diesen Werken an und ist vom Bearbeiter vortrefflich in die Gesammtgeschichte der Thierdichtung eingereiht. Der zweite Band ist wie der erste von Dr. Heinemann selbst bearbeitet und liefert eine Fortsetzung der Gedichte. Gerade in diesem Band war sehr viel über Gelegenheiten und Anlässe zu sagen, viel Polemisches zu erklären. Die umfangreichen Nachweise bieten denn auch eine Fülle von weither zusammengetragener, übersichtlich geordneter und wirklich fruchtbar gemachter Gelehrsamkeit, die vor Allem dem

Literarhistoriker umso willkommener sein wird, als der dieser Bearbeitung entsprechende Apparat der Weimarer Sophienausgabe noch nicht vorliegt.

Prinz Emil von Schönaich-Carolath: Gedichte. (G. J. Göschen'sche Verlagsbuchhandlung, Leipzig.) Gesundheit, Kraft und Innerlichkeit können wir diesen Gedichten nachrühmen. Mit Klagen um verlorene Liebe beginnt der Band. Vielleicht ist hier das gleiche Thema zu oft abgewandelt. Aber wahr und tief empfunden sind diese Lieder aus der Jugendzeit alle. Die schönen Schlußverse aus dem Gedicht ver sacrum, das wir im letzten Theile finden, mögen auch hier für den Dichter sprechen:

Wir wollen vom Haupt uns streifen
Der Kränze sengenden Saum,
Das fiebernde Lustergreifen,
Den großen Griechentraum
Wir wollen die Hand erfassen
Des Schiffsherrn von Nazareth,
Der, wenn die Sterne verblassen,
Nachtwandelnd auf Meeren geht,
Der tief in Wellen und Winden
Verlorenen Stimmen lauscht,
Um Städte wiederzufinden,
Darüber die Sintfluth gerauscht,
Der aus dem brausenden Leben,
Drin unser Gut verscholl,
Versunkene Tempel heben
Und neu durchgöttern soll.

Goethe's sämmtliche Werke. Jubiläumsausgabe in 40 Bänden. 33. Band: Schriften zur Kunst I. Theil. XVI. 331 S. (J. G. Cotta Nachf., Stuttgart.) Goethe's Schriften zur Kunst sollen in der neuen Cotta'schen Ausgabe drei Bände füllen. Der Secretär der Berliner Akademie der Künste, Professor Wolfgang v. Oettingen, bearbeitet die Schriften, die in chronologischer Folge erscheinen. Da erfreulicher Weise so reichlich Platz geschaffen ist, können nicht nur die Schriften zur Kunst, die Goethe in die Ausgabe letzter Hand mit aufgenommen hat, gedruckt werden, sondern „auch aus den 20 Bänden der nachgelassenen Werke, sowie aus dem ferner hinzugewonnenen Material in reicher Auswahl Alles dargeboten werden, was wirklich Goethe'schen Ursprunges ist und, durch Inhalt und Form bedeutend, von den Studien und Bestrebungen des Meisters auf diesem weiten Gebiete Zeugniß giebt.“ Gleich der erste Band bietet viel Anregendes, nicht zum Wenigsten für den, der die Wandlungen im ästhetischen Urtheil beobachten kann. Wie viel von dem, was Goethe an der Renaissance bewunderte, ist seit Jakob Burckhardt so gut wie entwerthet!

Grillparzer's Werke. 5 Bände in Leinenband 10 Mark. Meyer's Classikerausgaben. (Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien.) Der soeben erschienene zweite Band von Grillparzer's Werken, bearbeitet von Dr. Rudolf Franz, bringt die Tragödie „Sappho“ und die Trilogie „Das goldene Vließ“. Eine gut orientirte Einleitung und eine Reihe von Anmerkungen am Schluß des Bandes über das Sagengeschichtliche, über antike Bearbeitungen desselben Stoffes, das Bühnengeschichtliche und Metrische machen uns mit dem Stoff im Einzelnen genauer vertraut und führen uns den Dichter mit seinen Werken näher. Eine kleine Auswahl aufschlußreicher Lesarten und einige wenige Fußnoten tragen dem Literarhistoriker Rechnung. Daß Rudolf Franz in seiner Bearbeitung das Richtige getroffen hat, tritt bei diesem zweiten Band der Ausgabe noch mehr zu Tage.

Mathilde Gräfin Stubenberg: Eisblumen. Neue Gedichte. (Leipzig, Breitkopf & Härtel.) Die Dichterin hat sich durch ihre Gabe, leicht und gefällig Verse zu machen, zuweilen verleiten lassen, auch nicht selbst Empfundenes in ein Gedicht zu verwandeln. Die Gedankenwelt der Dichterin ist überhaupt klein, bisweilen sogar eng. Und wo sie allgemeine, philosophische, sittliche oder künstlerische Probleme behandelt, versagt sie vollständig. Aber wo ein Gedicht aus jenen Thränen, die in stiller Nacht geweint werden, herausgeboren ist, da giebt uns die Dichterin etwas, weil sie uns in ein tiefes, weibliches, bei allem Schmerz abgeklärtes Empfinden blicken läßt.

Trude Ibbertt. Roman von F. v. Zobeltitz. Illustrirt von M. Barascudts. (Stuttgart, Verlag von Karl Krabbe.) 3 Mk. Der Roman gehört zu der Gattung der leichten und eleganten Unterhaltungslectüre, in der Fedor v. Zobeltitz es zu einer besonderen Meisterschaft gebracht hat. Dem Verfasser gelingt es, die Conflicte in spannender Erzählung zuzuspitzen und auch das decorative Beiwerk fesselnd zu schildern. Als leichte und anregende Lectüre darf der von Barascudts sehr flott illustrirte Band freundlicher Aufnahme sicher sein.

Nietzsche's Philosophie. Von Dr. Arthur Drews. (Karl Winter's Universitätsbuchhandlung, Heidelberg.) Das Endurtheil Drews über Nietzsche spiegelt sich in folgenden beiden Stellen des Schlußcapitels wider, welche eben hierdurch den Standpunkt des Drews'schen Werkes selbst am anschaulichsten kennzeichnen. S. 540 f. erklärt der Verfasser: „Nach alledem kann das wissenschaftliche Ergebniß von Nietzsche's Philosophie bei allen ihren fruchtbaren Anregungen im Einzelnen im Ganzen nur als negativ bezeichnet werden. Pflegt die Bedeutung eines Philosophen nach dem Grade abgeschätzt zu werden, in welchem er den objectiven Schatz unserer Erkenntniß in positiver Weise bereichert hat, so kann Nietzsche folglich nicht zu den großen Philosophen, den Geistern vom Range eines Spinoza, Leibniz, Kant, Schelling, Hegel und Schopenhauer gerechnet werden. Dazu ist sein Princip des alogischen individuellen Willens zur Macht zu einseitig und zu unergiebig, und seine Art der Weltbetrachtung zu sehr durch subjective Elemente getrübt, welche den objectiven Wahrheitsgehalt seiner Philosophie auf ein Minimum zusammenschrumpfen lassen. Nietzsche erleuchtet nicht, sondern blendet nur und kann daher auch allen Denen Nichts sein, die von der Philosophie etwas mehr, als eine bloße gelegentliche Anregung, nämlich Aufklärung und Erleuchtung der gesammten Wirklichkeit, verlangen.“ Das hierzu durchaus nothwendige „Ergänzungsurtheil“ aber fällt Drews auf S. 544: „Es ist der Zauber seiner edlen, bedeutenden und hochstrebenden Persönlichkeit, von welchem der Einfluß Nietzsche's auf die Gegenwart vor Allem ausströmt: der große Immoralist, der in seinen Werken die Moral bekämpft, wirkt praktisch, als Persönlichkeit, in moralischem Sinne. In einer banausischen Zeit, die über dem Haschen nach äußeren Glücksgütern den Sinn für die großen Probleme des Daseins vielfach eingebüßt hat, hat Nietzsche den Satz, daß die Wahrheit über allem äußeren Behagen steht und für sie kein Opfer zu groß ist, nicht bloß gelehrt, sondern auch gelebt. So hat er, als das moralische Gewissen seiner Zeit, die Letztere aus der Zerstreuung der Civilisation zur Einkehr in ihr eigenes Selbst zurückgerufen und dem Streben nach Freiheit der Persönlichkeit und damit nach Cultur einen ungeheueren Aufschwung verliehen.“

Familie Roland. Roman von Adolf Wilbrandt. (J. G. Cotta'sche Buchhandlung, Stuttgart.) Der Roman ist mit einem gewissen geschulten Geschick entworfen und auch zu Ende geführt, sie kriegen sich, die Alten und die Jungen, aber Niemand wird den Eindruck haben, daß es ein Roman der Wirklichkeit ist. Auch das scherzhafte Moment, welches der kleine Roland hineinbringt, wird spielerisch, und beeinträchtigt außerdem die Haltung der um den drolligen Kleinen sich gruppirenden Erwachsenen in ungünstiger Weise. Die beabsichtigte Täuschung unserer Vorstellung, daß wir es mit lebenden Menschen zu thun haben, die so sind, wie sie erscheinen sollen, ist mißlungen; insbesondere die Anspielung dieser Geschichte im Rahmen einer Stadt, wie Bonn, werden wir niemals begreifen.

Zur gefälligen Beachtung.

Alle **geschäftlichen** Angelegenheiten erledigt ausschliesslich der **Verlag**, Berlin W 57, Katzlerstr. 4 I.

Dagegen sind Manuskripte, Recensions-Exemplare, redactionelle Anfragen etc. ausschliesslich an **Richard Nordhausen**, Berlin W 30, Gleditschstr. 6, zu senden. Nur in diesem Falle kann für prompte Erledigung Gewähr geleistet werden.

Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W 30, Gleditschstr. 8; Expedition: Berlin W 57, Kohlerstr. 4? Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 8. Berlin, den 20. Februar 1904. 33. Jahrgang.
Band 65.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt:

Die Hohenzollern-Legende.

Von v. S.

Das Liman'sche Buch vom Kaiser*) bedarf keiner lobenden Beurtheilung. Der Inhalt läßt sich in dem Ausdruck der bangen Sorge jedes ernsten Vaterlandsfreundes zusammenfassen. Mangels persönlicher Kenntniß unterschätzt der Verfasser jedoch den bestimmenden Einfluß von unheitvoller Wirkung Seitens unverantwortlicher Rathgeber aus der Verwandtschaft und Bekanntschaft des Herrschers. Fanden sich doch in diesem bunten Kreis die altenglische Königin und interessirte Geschäftsleute wie Siemens und der unchristliche Ballin zusammen. Der Erfinder der unpraktischen und kaum schönen grauen Litewka dürfte der frühere hessische Dragoner v. Scholl sein, der sich seiner heimathlichen Commodjacke nach österreichischem Waffenrockschnitt erinnert haben dürfte und jetzt eine neue Tracht als Generalcapitän der Haustruppen erhalten hat, wie der loyale Localanzeiger schrieb. Solche Aeußerlichkeiten sind ja harmlos, geben aber dem Simplicissimus unerwünschten Stoff zur Verspottung unseres Heeres.

Das Buch bietet jedoch Anlaß zur Beleuchtung der Hohenzollern-Legende, die im außerpreußischen Deutschland schweren Anstoß erregt, zumal $^2/_3$ des deutschen Reiches hierzu gehören. Als Sproß thüringischer Dynasten und späterer märkischer Junker halte ich mich schon familiengeschichtlich für sachverständig gerade vom Adelsstandpunkt aus. Noch das 14. Jahrhundert zeigt die Hohenzollern und mein Geschlecht als dynastische Standesgenossen. Das einträgliche Burggrafenamt Nürnbergs war bloß ein Reichslehn und eigentlich standesmindernd. Als die Hohenzollern durch ein Pfandgeschäft keineswegs ritterlich die Mark erwarben, gehörte mein Geschlecht zu deren Anhängern, die seine Herrschaft erst ermöglichten. Hätte sich nicht die Mehrzahl des brandenburgischen Adels für die geschickten Kaufleute von Nürnberg erklärt, so hätte auch das bürgerliche Geschütz gegen die Ritterburgen nichts vermocht. Im Städtekrieg stützte der Adel den neuen Kurfürsten.

Zum Dank brach der große Kurfürst die Verfassung, indem er die ständische Mitregierung unterdrückte, obwohl er sich im Anfang seiner Regierung noch bescheiden vor den Schweden und Kaiserlichen ducken mußte. Die kurfürstlichen Befehle an einem meiner Ahnen als Befehlshaber etlicher Dragonercompagnien (die brandenburgische Heeresmacht bestand bloß aus den Trabanten und sechs Dragonercompagnien) im Berliner Staatsarchiv beweisen die jammervolle Lage des jungen Landesherrn, der stets zur Nachgiebigkeit mahnt. Erst das einzige hohenzollern'sche Genie erhob Preußen zur europäischen Macht. Er wußte, was er seinen Junkern als Officieren und Gutsbesitzern schuldet, die trotz der Grundsteuerfreiheit für ihre Bauern hafteten. Aber die treue Pflichterfüllung pour le roi de Prusse stand dem Undank des Hauses Habsburg gleich. Der siebenjährige Krieg sicherte dem Könige die reichste Provinz, und ein beträchtlicher Theil des märkischen Adels mußte wegen der Kriegsschulden von Haus und Hof weichen. Darunter mein Geschlecht, dessen sämmtliche erwachsene Mitglieder im Felde gestanden hatten. Einzelne Generäle, Provinzialminister und Hofleute wurden entschädigt oder reich begabt; zur Unterstützung des übrigen Adels reichte ja auch das Staatsvermögen nicht aus. Lessing's Tellheim und dessen Geschick sind ein typisches Bild jener Tage; die günstige Wendung am Schlusse hat die dichterische Gerechtigkeit aus Eigenem hinzugefügt. Aber der alte Fritz war kein Dichter, konnte auch keiner sein.

Als das Haupt meiner Familie als Commandeur des Leibregiments (gegenwärtig 1. Garderegiment zu Fuß) in der Schlacht bei Prag fiel, ordnete der König noch in der Nacht eine königliche Verwaltung des Stammgutes Sieversdorf für den unmündigen Sohn an. Als die staatliche Verwaltung endete, waren die Schulden verdreifacht und bald mußte der Besitz verkauft werden.

In diesen Kriegszeiten hatte das Bürgerthum als nicht wehrpflichtig zu Hause gesessen und war in den Städten viel weniger Unbilden ausgesetzt gewesen, als das platte Land, so daß der bürgerliche Junkerhaß wohl kaum begründet war und ist. Mit königlicher Unterstützung wurde der Buchhändler Mendelsohn Seidenfabrikant und schließlich Banquier, was in der damaligen Geldnoth ein noch besseres Geschäft als heute war. Gegenwärtig wohnen dessen Nachkommen auf den adligen Gütern und in Berlin, wo einst die Adelshäuser standen. Jetzt besitzt kein märkisches Geschlecht ein Berliner Stadthaus mehr, wie noch meine Vorfahren.

Das Königthum kann also nach geschichtlichem Recht keinen Dank von dem Uradel verlangen, der vor ihm im Lande und theilweise standesgleich war. Trotzdem ist der alte Adel selbstlos die treueste Stütze der Monarchie

*) Dr. Paul Liman, Der Kaiser, Berlin 1904, Schwetschke & Sohn.

geblieben und wird als solche vom Staate in Anspruch genommen, ohne daß er dafür Dank geerntet oder verlangt hätte. Dies mögen die Hohenzollern nicht vergessen, die ein glückhaftes Geschlecht gewesen sind. Den Rest gaben dem Adel die napoleonischen und die Befreiungskriege, aber diesmal litt und stritt das ganze Volk. Unsere Entwickelung ist durchaus wünschenswerth gewesen, und der monarchische Undank soll kein Vorwurf für die Gegenwart sein, wo auch das ganze Volk unter Bismarck's*) und Moltke's Leitung den kaiserlichen Thron der Hohenzollern aufrichtete. Nicht das Verdienst dieses Geschlechtes, das durch die drei letzten Friedrich Wilhelm eine schwere Schuld am deutschen Volke zu sühnen hatte, erhob es an die Spitze der deutschen Fürsten, sondern die durch kluge Staatsmänner geförderte überwiegende Hausmacht, die Preußen zur deutschen Vormacht gestaltete. Was bisher eigennütziges Interesse war, wurde jetzt eine nationale Forderung.

Wir verlangten ein Reich und einen Kaiser, gleichgiltig aus welchem Stamme. Die ernestinischen Wettiner hatten sich in den beschränkten Köpfen der Reformationskurfürsten untüchtig gezeigt; die jüngeren Albertiner, Moritz und August, fanden die Gelegenheit bereits verpaßt. Dem großen bayerischen Kurfürsten Max im 30jährigen Krieg zeigten sich die habsburgischen Ferdinande noch ebenbürtig, wie ja auch sein Stammvater Ludwig, dessen Söhne auch die Mark besessen hatten, das deutsche Königthum in seinem Hause nicht festhalten konnte. So mußte dem Erben Friedrich's des Großen die ausgespielte Rolle der weiblichen Habsburger zufallen, freilich bloß im kleindeutschen Reich, und die stille Größe des ersten hohenzollern'schen Kaisers gab die Gewähr einer würdigen Nachfolge.

Die nachbismarckische Zeit weist uns schon den bedenklichen Rückschlag auf. In der auswärtigen Politik Minderung des überseeischen Besitzes und Verfall des Bismarck'schen Prestiges. Die deutsche Vormacht ist hinter den Weltmächten England, Nordamerika, Rußland und selbst Frankreich wegen seines Colonialreiches zurückgetreten und auf die Stufe von Italien und Oesterreich gesunken. Im Innern reden die drei Millionen rother Stimmzettel eine deutliche Sprache. Die öffentliche Meinung macht wohl mit Recht die Regierung dafür verantwortlich.

Hochwasserschäden und Canäle.**)

Von Karl Walcker (Leipzig).

Im September vorigen Jahres fanden in Preußen, Oesterreich rc. abermals große Ueberschwemmungen statt. In Preußen betrug der Gesammtschaden nach dem Minister v. Hammerstein ungefähr 29500000 Mk. Davon kamen auf Schlesien 20000000 Mk., Brandenburg 4250000 Mk., Posen 3000000 Mk., Pommern 600000 Mk., Westpreußen 500000 Mk. Auch in Oesterreich, z. B. in Gastein, waren die Verheerungen sehr groß.

Die Frage einer rationellen Wasserwirthschaft eines Großstaates, z. B. des Deutschen Reiches, ist sehr verwickelt. Es handelt sich um die Be- und Entwässerungsinteressen der Landwirthschaft, das Trinken und Baden der Menschen und des Viehes, die Fischerei, die Triebkraft für Mühlen und Fabriken, die Verunreinigungen der Flüsse, ihre sogenannte Selbstreinigung, die Schifffahrt auf Flüssen und Canälen, das militärische Interesse an Canälen und Anderes. Trotzdem kann man vier Hauptarten des Verhaltens eines Ackerbauvolkes zur Wasserfrage unterscheiden:

1. Man läßt Bewässerungsanlagen verfallen, ehemals blühende Gegenden werden vom Sande der Wüste bedeckt, wie z. B. in gewissen Ländern Asiens.

2. Man treibt Waldverwüstung, es kommt zu Ueberschwemmungen und zur Dürre, aber das Land verödet nicht völlig.

3. Man leistet Anerkennenswerthes, ja, Musterhaftes auf dem Gebiete der Forstwirthschaft, auch rationelle Wasserbauten kommen vor, aber die ganze Wasserwirthschaft entbehrt der gehörigen Vollständigkeit und des gehörigen Zusammenhanges. Die Folgen sind davon furchtbare Ueberschwemmungen. Das ist ungefähr die Lage Deutschlands und anderer Culturstaaten.

4. Ganze Strom- und Landseen-Gebiete werden systematisch, in planmäßigem Zusammenhange, zum Nutzen der Landwirthschaft, Fischzucht, überhaupt der Volkswirthschaft, be- und entwässert. Das ist das zu erstrebende Ideal, das sicherste Schutzmittel gegen Ueberschwemmungen.

Annäherungen an dies Ideal sind schon im Alterthum und Mittelalter in Mesopotamien, Egypten, der Provinz Valencia, der Lombardei und anderswo vorgekommen. Der Gedanke einer planmäßigen, methodischen Wasserwirthschaft war bereits vor 1871 den französischen, deutschen rc. Sachverständigen, den sogenannten Culturingenieuren, nicht unbekannt; aber die Sache war doch etwas in Vergessenheit gerathen, als 1871 eine kleine, bahnbrechende Schrift des Berliner Professors F. Reuleaux über das Wasser erschien. In ähnlichem Sinne schrieben F. W. Toussaint 1872, E. Perels 1880 und Andere. Ersterer, ein höherer Beamter, Culturingenieur, erwarb sich große Verdienste um die elsässisch-lothringische Wasserwirthschaft. Der bekannte Socialdemokrat G. v. Vollmar schrieb 1877 „Waldverwüstung und Ueberschwemmung", 1880 „Der gegenwärtige Stand der Waldschutzfrage". 1883 erschien bei Th. Ackermann in München eine „Denkschrift, betreffend die bessere Ausnutzung des Wassers und die Verhütung von Wasserschäden". Im Auftrage des Verbandes deutscher Architekten- und Ingenieurvereine verfaßt. Zu den fünf Autoren gehört auch der Aachener Professor O. Intze, der in den 1890er Jahren in das preußische Herrenhaus berufen wurde. Die nur 24 Folioseiten umfassende Denkschrift ist wegen der Sachkunde der Verfasser sehr wichtig, auch für Laien verständlich. Ueber Bewässerungen heißt es: „Nicht selten läßt sich mit mäßigem Aufwande der doppelte und dreifache Ertrag gegen früher ... erzielen." Vom finanzwissenschaftlichen und politischen Standpunkte aus kann man einwenden, daß die Denkschrift zuviel von der Staatshülfe, sozusagen von Staatsgeschenken, zu wenig von der Selbsthülfe erwartet. Dadurch werden aber die technischen Ausführungen der Denkschrift nicht berührt. Aehnlich rentabel wie Bewässerungen sind Drainagen, Entwässerungen. Nach A. v. Lengerke und Roscher sind in Preußen, Belgien und England die aufgewandten Capitalien mit 25—70 Procent jährlich verzinst worden.

Zahlreiche wasserwirthschaftliche Schriften und Abhandlungen sind 1889 vom Schreiber dieser Zeilen in der Berliner „Vierteljahrsschrift für Volkswirthschaft, Politik und Culturgeschichte" angeführt und besprochen worden. Ich habe daselbst auch die Frage der Kostendeckung erörtert. Aus der neuesten Zeit sind die Arbeiten H. v. Samson-Himmelstjerna's hervorzuheben. Er kennt die Wasserfrage gut, er ist z. B. selbst in Valencia gewesen. 1899 erschien von ihm eine kleine, populäre Schrift über die Wasserwirthschaft, 1903 ein großes Werk „Die Wasserwirthschaft als Voraussetzung und Bedingung für Cultur und Friede". Schon der Titel enthält eine

*) v. Poschinger, Bausteine zur Bismarckpyramide, Berlin 1904, Stille. Diese neueste Veröffentlichung von Bismarckurkunden bestätigt nur die dankbare Bescheidenheit des alten Kaisers und die überragende Größe des regierenden Staatsmannes, dem der Herrscher seinen begründeten Ruhm dankt.

**) Die Walcker'schen Ausführungen geben ein treffliches Bild des gegenwärtigen Standes der Canalfrage und sind für Canalfreunde wie -Gegner gleich lehrreich. Die starken Einwendungen wider den Mittelland-Canal, die auch in der „Gegenwart" vorgebracht worden sind, entkräftigen sie freilich nicht. R. N.

gewisse Uebertreibung. Große innere Reformen, wasserwirthschaftliche und andere, können allerdings dem Frieden dienen, aber unnöthige Kriege sind trotzdem unter Umständen möglich. Der Verfasser behauptet, in Italien und Griechenland habe es in historischer Zeit nie (?) einen freien Bauernstand gegeben. Das Werk enthält sogar theologische, hier nicht zu erörternde Ausführungen. Ueber Preußen heißt es (S. 35), der Rhein-Weser-Elbecanal (der sogenannte Mittellandcanal) solle nur oder hauptsächlich der Industrie und dem Handel, nicht der Bewässerung, dienen. Die ostelbische Landwirthschaft, der oberschlesische Kohlenbergbau, Hamburg und Altona seien gegen den Canal. Trotz den Mängeln des Buches enthält es viele beachtenswerthe Ausführungen. Der Deutsch-Oesterreich-Ungarische Verband für Binnenschifffahrt hielt im September 1903 in Mannheim einen Congreß ab, auf dem der Ingenieur Adshoff aus Hannover einen interessanten Vortrag über Wasserwirthschaft und Landwirthschaft hielt, für eine einheitliche Wasserwirthschaft in Deutschland plaidirte. (Vgl. seine kleine Schrift „Wasserwirthschaft und Landwirthschaft", Berlin 1903, A. Troschel.) Organ des Verbandes ist die Berliner „Zeitschrift für Binnenschifffahrt".

Die Geschichte des preußischen Canalstreites, der Gründe und Gegengründe, kann hier aus räumlichen Rücksichten nicht gegeben werden. Viel Literatur über preußische, sächsische, bayerische, österreichische, ungarische und andere Canalfragen, überhaupt Wasserwirthschaftsfragen, ist in den neuesten, 1902 erschienenen Bänden des Kataloges der Bibliothek der Dresdener Gehe-Stiftung und der Bibliothek der Leipziger Handelskammer zusammengestellt. Für den gegenwärtigen Stand der preußischen Canalfrage sind besonders zwei Umstände von Bedeutung, nämlich das Wiederauftauchen der Idee, den Canal ohne Staatshülfe, auf Kosten von Provinzen, Kreisen, Industriellen, Bergwerksbesitzern 2c. zu bauen, und der erschütternde, zu großen Reformen drängende Eindruck der letzten Ueberschwemmungskatastrophen. Man hat eingewandt, die Idee eines Actiencanals sei aussichtslos, denn der preußische Staat müsse eifersüchtig seine Tarifhoheit in Betreff der Eisenbahnen und Canäle wahren. Darauf ist zu entgegnen, daß es in Preußen, Sachsen 2c. Privatbahnen, Actienbahnen, unter staatlicher Verwaltung gab und giebt. Aehnlich kann ein Actiencanal unter Staatsverwaltung stehen, schließlich vielleicht verstaatlicht werden. Ein Staatscanal kann ferner in der Weise gebaut werden, daß die eben angeführten nächsten Interessenten den größten Theil der Kosten tragen. Gewisse Canalfreunde besorgen, oder behaupten, daß Speculanten die zum Canal nöthigen Landstreifen angekauft haben, und vom Staate, von den Steuerzahlern, zu hohe Preise verlangen werden. Wenn das der Fall ist, so könnte der Staat sich leicht helfen, indem er das Terrain zu seinem ursprünglichen Werth als Acker, Wiese 2c. expropriirt, ähnlich wie man Land zu Eisenbahnen expropriirt. Selbst manche Canalfreunde übersehen ferner Folgendes. Waaren, die leicht verderben, z. B. frische Fische, und andere Eilgüter eignen sich nicht für den Canaltransport. Es ist aber den Consumenten gleichgiltig, wie lange Bausteine, Kohlen 2c. unterwegs gewesen sind; vorausgesetzt, daß diese Waaren oft genug, etwa täglich, auf den Canälen ankommen, stets in genügender Menge zu haben sind. Canäle bringen auch dadurch großen Nutzen, daß sie die Industrie und die Bevölkerung decentralisiren, der Wohnungsnoth der Großstädte und alten Industriebezirke entgegen wirken. Am Kaiser Wilhelms-Canal sind bereits viele blühende Fabriken entstanden. Auch General W. v. Blume plaidirt in seiner Schrift „Die Grundlagen unserer Wehrkraft", 1899 (S. 85 ff.) für Fabrikenverlegungen. Viele Angaben über Verlegungen von Londoner, Pariser, Berliner, Leipziger 2c. Fabriken sind von mir 1903 in den Annalen des Deutschen Reiches zusammengestellt worden.

Aus solchen und ähnlichen Gründen liegt es nahe, an eine Reichsenquete über die ganze Wasserfrage zu denken, ähnlich wie das Reich schon zu Zeiten des Fürsten Bismarck Enqueten über die Lage der Eisen-, Textil-, Tabaksindustrie und Anderes veranstaltet hat.

Die Hauptarbeit würde dabei naturgemäß dem erwähnten Verbande deutscher Architekten- und Ingenieurvereine zufallen, obgleich auch hervorragende Landwirthe, Industrielle, Mühlen- und Schiffahrtsinteressenten, Kaufleute, Banquiers, Eisenbahnbeamte, Officiere 2c. zu den Gliedern der Commission gehören sollen, oder wenigstens Gelegenheit haben sollen, ihre Gutachten mündlich oder schriftlich vorzubringen. Major a. D. B. Kurs hat bekanntlich über Canäle geschrieben, und andere Officiere berühren den Gegenstand gelegentlich. General C. Freiherr von der Goltz schrieb bereits 1883 in seinem berühmten Werke „Das Volk in Waffen" im Abschnitt über die Verpflegung der Heere im Kriege: „Ein kleiner Spreekahn kann 1000 Centner laden. Eine große Armee heutigen Styles von 800000 Mann und 300000 Pferden braucht in 3 Wochen, abgesehen von Heu und Stroh, 2 Millionen Centner. 2000 Schiffe wären dafür nöthig. Eine solche Anzahl ist 1870 auf den mit dem Aufmarschgebiete in Verbindung stehenden Wasseradern, nämlich dem Rhein, dem Main, dem Ludwigscanal, der oberen Donau und Mosel sicherlich vorhanden gewesen, ohne jedoch in vollem Umfange benutzt worden zu sein. Schleppdampfer können den Transport beschleunigen."

Die Wasserfrage hat sogar eine internationale Seite. Für den Rhein kommen auch die Schweiz und die Niederlande, für die Elbe und Oder Oesterreich, für die Weichsel Oesterreich und Rußland in Betracht.

Es war dem Fürsten Bismarck, dem Kaiser Wilhelm I. und anderen Männern nicht leicht, das Interesse der deutschen Nation für die verwickelte, schwierige Sache der Arbeiterversicherung zu gewinnen. Trotzdem ist sie zu Stande gekommen. Zeitungsnachrichten sind manchmal unrichtig. Trotzdem kann es kaum einem Zweifel unterliegen, daß Kaiser Wilhelm II. und Prinz Ludwig von Bayern sich für Canalfragen interessiren, die ja mit den übrigen wasserwirthschaftlichen Fragen in logischer und praktischer Beziehung eng zusammenhängen. Wenn die öffentliche Meinung erst für die Reform gewonnen ist, so wird sich das Uebrige leichter finden, als Manche glauben. Von unüberwindlichen bautechnischen Schwierigkeiten kann man schwerlich reden. Die moderne Wissenschaft und Praxis, Technik, hat nicht selten auf anderem Gebiete weit größere Schwierigkeiten überwunden. Der wirkliche und scheinbare Gegensatz der Interessen kann durch geschickte, tactvolle, gerecht und billig denkende Männer, durch Compensationen, überwunden werden. Man kann einwenden, wegen der hohen Verschuldung mancher Großgrundbesitzer und Bauern seien große Be- und Entwässerungen nicht möglich. Dieser Einwand ist durch in- und ausländische Erfahrungen längst widerlegt worden: Die wenigen rettungslos überschuldeten Landwirthe können sich so wie so nicht halten; und eine mäßige Verschuldung wäre kein Hinderniß, weil ja, wie erwähnt, durch die wasserwirthschaftlichen Reformen die Roh- und Reinerträge, folgerichtig auch die Verkaufswerthe, der Güter sehr steigen würden. Ein volks- und weltwirthschaftlicher Mangel an Capital wäre auch nicht zu besorgen, selbst wenn das Deutsche Reich und die übrigen Culturstaaten aller Erdtheile in eine wasserwirthschaftliche Reformära einträten. Alljährlich werden so riesige Summen erspart, daß der Zinsfuß seit langer Zeit eine starke Tendenz zum Sinken hat. Ueberdies würden auch ausländische Capitalisten, Engländer, Holländer, Belgier, Franzosen, zum Theil selbst Amerikaner, Oesterreicher, Ungarn, Russen 2c. Geld in bezüglichen deutschen Werthen anlegen. Das wäre auch aus volkswirthschaftlichen und politischen Gründen wünschenswerth.

Zur Psychologie der modernen Cultur.*)

Von Prof. Dr. Th. Achelis (Bremen).

Amerika, Du hast es besser
Als unser Continent, der alte,
Du hast keine verfallenen Schlösser
Und keine Basalte, —

so rief der Altmeister einst im Gefühl einer geistigen Gefährdung durch ein Uebermaß bloß äußerlichen Wissens dem beneidenswerthen Neuland jenseits des Oceans zu, und diese Abneigung gegen den riesenhaften Stoff der Thatsachen, gegen die rein kritische Behandlung des Materials blieb ihm auch zeitlebens eigen, so daß sich daraus das bekannte Wort ergab: Das Beste, was wir von der Geschichte haben, ist die Begeisterung, die sie erregt. Nun wird zwar keiner von uns den ununterbrochenen Zusammenhang aller geschichtlichen Entwickelung irgendwie antasten wollen, weder für die engere Fachwissenschaft, noch für den weiteren Rahmen einer populären Betrachtung. Aber die Ueberzeugung werden wir uns anderseits auch nicht nehmen lassen, die Voltaire bereits in seiner grundlegenden Arbeit: essai sur les mœurs et l'ésprit des nations ausdrückte: Wenn man das Unglück haben sollte, in seinem Kopfe die chronologische Folge aller Dynastien aufzuzählen, würde man Nichts als Worte besitzen; ebenso sehr wie man die großen Thaten der Fürsten kennen muß, welche ihre Völker besser und glücklicher gemacht haben, ebenso kann man die große Menge der Könige ignoriren, welche nur das Gedächtniß belasten. Aber, was uns noth thut, das ist das, was man mit Tylor eine Culturwissenschaft nennen könnte, d. h. eine empirische, objective Darstellung der geistigen Entwickelung der Menschheit, ihrer Gesittung nach den wesentlichsten Factoren, um neben den allgemeinen Grundzügen zugleich die besonderen ethnographischen Abweichungen zu erhalten. Dann würden wir, ohne befürchten zu müssen, in dem Wust der Einzelheiten zu ersticken, die Erkenntniß des gesetzmäßigen Zusammenhangs im Ganzen und zugleich der wirksamen Ideen in den verschiedenen Epochen gewinnen. Diese Culturpsychologie, wie wir diese Perspective nennen möchten, würde sich, freilich nicht völlig gleichmäßig, an die Geschichte, Geographie, Völkerkunde und Philosophie im weitesten Sinne des Wortes vertheilen. Es ist z. B. sehr bezeichnend, daß das Werk von Helmolt im weiten Umfange diesen Ansprüchen, die stets dringlicher an die moderne Bildung herantreten, gerecht zu werden sucht. In einem besonderen, umfangreichen Abschnitt, betitelt: Westeuropas Wissenschaft, Kunst und Bildungswesen vom 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart, wird in großen Umrissen das Ergebniß dieser mächtigen Bewegung gezogen. Ich möchte mich hier auf die Geschichtsschreibung und die schöne Literatur beschränken.

Zunächst die für Manche gewiß interessante Notiz, daß die übliche Dreitheilung der Geschichte, die ja noch heutzutage, es ist freilich kaum glaublich, für uns maßgebend ist, in eine alte, mittlere und neuere erst aus dem Ende des 17. Jahrhunderts stammt, nämlich von zwei Professoren, die sich dadurch das Anrecht auf die Ewigkeit gesichert haben, Namens Georg Horn aus der Oberpfalz und Christoph Cellarius aus Schmalkalden. Gegenüber der compacten Einheit des durch große politische und religiöse Ideale in sich gefestigten Mittelalters stellt freilich das neuere Westeuropa einen ziemlich lose gegliederten Organismus dar, aber er hat sich das erobert, was jenem mächtigen Bau fehlte, nämlich die persönliche Freiheit, die wir der Renaissance und noch mehr der Revolution verdanken. Dies sind denn auch neben der für das sittlich-religiöse Gebiet ganz besonders ausschlaggebenden Reformation die Grund- und Eckpfeiler unserer modernen Cultur, so daß schon um deswillen alle Angriffe, sei es eines radicalen Anarchismus, der schließlich stets zur Knechtschaft führt, sei es eines bigotten, herrschsüchtigen Clericalismus in welchem Gewande auch immer, auf das entschiedenste abgewehrt werden müssen. Am nachhaltigsten wirkte wohl, wie auch hier hervorgehoben, der rastlose Vorkämpfer für individuelle Selbstbestimmung Jean Jacques Rousseau, der Herold des Umsturzes, der erst seit ihm als unausbleiblich erklärt worden ist. Wohl zogen ihn die Aufklärer an sich; aber seine Natur widerstrebte dem Zusammengehen mit einer Partei, deren Ueberfeinerung ihm, dem geborenen Proletarier, den classenmäßigen Gegensatz immer wieder zum Bewußtsein brachte. Er schlug das Thema an, das der moderne Socialismus weiter geführt hat; doch Rousseau war auch Zögling eines Zeitalters, das für das Recht des Einzelnen gegen die aufsaugenden Gesammtheiten im Feuer stand. Als Künstler und Philosoph vertrat er die Ansprüche des Herzens gegen den kalten Verstand und die starren Schranken von Gesellschaft und Staat. Voll Vertrauens auf die ursprünglich gute Menschennatur, worin er mit den übrigen erbsündefeindlichen Aufklärern übereinstimmt, entwirft Rousseau in seinen beiden Hauptschriften: Emile und Du Contrat social (Beide 1762), die Grundzüge des Plans, wie der mit dem Culturfluche behafteten, naturentfremdeten Menschheit geholfen werden könnte. Im Gesellschaftsvertrage knüpft Rousseau an die Naturrechtslehre und die Vertragstheorie seiner Vorgänger an. Eine Art von demokratischer Republik geringen Umfanges, wie die Schweizer Cantone oder die Stadtstaaten des Alterthums, entspricht seiner Vorstellung vom vergleichsweise besten Staat. Doch der Kern des Buches predigt die Berechtigung der Massendespotie und die Nichtigkeit jedes Gruppen- oder Einzelrechts innerhalb des Gemeinwesens; daraus entnahmen die Schreckensmänner von 1793 das Recht, alle materiell und geistig Begüterten zu Gunsten der niederen Classen auszurotten (S. 470). Das wäre m. E. für eine wahrhaft tiefgründige Zergliederung unserer Gesittung in ihrem organischen Zusammenhange eine sehr dankbare Aufgabe geschichtlicher oder culturpsychologischer Darstellung, die uns erst das Verständniß zu manchen sonst räthselhaften modernen Erscheinungen und Bestrebungen eröffnen würde. Nicht minder bedeutsam ist in dieser Hinsicht die Gestalt des gerade in diesen Tagen mit Recht gefeierten Joh. Gottfr. Herder's, des großen Apostels der Humanität, bei dem man um so mehr den unseligen, nie geschlichteten Zwiespalt zwischen Denken und Gemüth bedauern mag. Auch in seinem bedeutendsten Werke, den Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit, lähmt dieser verhängnißvolle Widerstreit den Fortschritt des Ganzen, das ja dann auch als Torso liegen bleibt. Aber unvergessen soll ihm bleiben, was auch hier berührt ist, daß er zum ersten Mal erfolgreich Geographie, Ethnographie, überhaupt die Naturwissenschaft mit der bislang so einseitig betriebenen Fachwissenschaft verknüpfte, und so die Grundlage zu unseren heutigen Arbeiten schuf, insbesondere zu dem Helmolt'schen Werke selbst, wenn auch natürlich nur im weiteren Zusammenhange. Unsere heutige Culturgeschichte verdankt unzweifelhaft ihre glücklichen und weitreichenden Ergebnisse dem Zusammenwirken dieser verschiedenen Forschungen, wobei der Völkerkunde, als dem jüngsten Sprößling, noch ein besonderes Wort gegönnt sein möge. Naturwissenschaft einerseits, strengste empirische Untersuchung, möglichst ausgedehntes Material und anderseits seine behutsame psychologische Erklärung, namentlich auf Grund der so massenhaft und sich von allen Seiten geradezu aufdrängenden Analogien und Parallelen aus allen Erdenwinkeln, — das sind die wichtigsten Hülfsmittel für ihre weltumspannenden Arbeiten gewesen, die zum ersten Mal, wenn auch nur im kleinen Maßstab, das verwirklicht haben, was die „Weltgeschichte" vordem vergebens anstrebte: nämlich eine umfassende Darstellung der Menschheit als solchen, gegliedert selbstverständlich in eine Reihe einzelner Völker. Als die hervorragendsten

*) Mit besonderer Bezugnahme auf Helmolt's Weltgeschichte, 8. Band, Westeuropa 2. Theil. Der Atlantische Ocean (Bibliograph. Institut, Leipzig und Wien, 1903.)

deutschen Vertreter auf diesem im gewissen Sinne völlig neuen Gebiete nenne ich die im Ziel einigen, wenn auch in den Mitteln der Methode häufig nicht unerheblich von einander abweichenden Koryphäen: Adolf Bastian und Friedr. Ratzel. Hiermit wieder eng verknüpft erscheint die Sociologie, auch durch anderweitige, nicht immer ganz einwandfreie Strömungen getragen, die Wirthschaftsgeschichte im engeren Sinne und zusammenfassend und trotzdem sich wieder in eine Menge einzelner Fächer zerlegend, die eigentliche Culturgeschichte. Wenn ich Männer namhaft mache, wie Ratzenhofer, v. Schäffle, Schmoller, Wagner, Lamprecht, Honegger, Lippert u. A., so weiß jeder einigermaßen Gebildete Bescheid.

Nicht minder umfassend und vielseitig ist der Abschnitt, der die schöne Literatur von der Aufklärung bis zur Gegenwart behandelt, selbstverständlich, was noch besonders betont sein mag, unter Berücksichtigung des außerdeutschen geistigen Lebens. Ich möchte hier mit einigen Bemerkungen die „jüngstdeutsche" Schule streifen, die ja so energisch in den Verlauf der Dinge eingegriffen hat. Weitgreifende sociale Momente haben hier mitgewirkt, der fast bis zum Uebermaß gesteigerte Wirklichkeitssinn, starke socialistische Erregungen, thörichter Despotismus Seitens der bisher tonangebenden Kreise und Kritiker, die wachsende Bedeutung einer sich immer mehr differenzirenden Presse u. A. Der Aufruhr entlud sich zuerst in Gestalt eines kritischen Gewitters in Berlin, wie es hier heißt, einer papiernen Götzendämmerung, worin das ganze bisherige Schriftthum versinken zu müssen schien. Doch bald konnten die Jüngstdeutschen, das vierte Literaturgeschlecht seit dem Sturm und Drang, bemerken, daß die Großen, die Todten, von ihren historischen Fußgestellen nicht heruntergefallen waren; selbst die lebendigen Vertreter der alten Schule waren mit etwas Aerger, dem Verlust ihres Alleinrechtes und mit der Schmälerung ihres Ansehens davon gekommen. Den rechten Erfolg heimsten auch nicht die Allermodernsten ein, sondern eben die, die zu vermitteln verstanden. Und obwohl die Jüngstdeutschen ihr Bestes als Lyriker leisteten, so mußten sie sich den weltläufigeren Dichtungsarten zuwenden, schon um den Wettkampf mit den Alten fortführen zu können. Sie mußten um die Gunst der Romanleser und der Theaterbesucher buhlen, wobei es manchem von ihnen unbenommen blieb, im Mißerfolge die Probe seiner Künstlerschaft zu erblicken (S. 512). Schlimm ist es und für die Dauer geradezu gefährlich, daß die meisten der Helden in modernen Tragödien keinen rechten gereiften, thatfrohen Optimismus vertreten, sondern umgekehrt einen recht krankhaften, zerfressenen Pessimismus. Wie kommt es (fragt unser Gewährsmann), daß uns die doch als Spiegel der Zeit geltende Dichtkunst gleichzeitig und hinterdrein die Willens- und Thatmenschen schuldig geblieben ist, die Fleisch und Blut gewesen sind und das deutsche Reich geschaffen haben? Die Antwort lautet: Die Helden der großen Zeit von 1870 entstammen einer anderen Zucht, einer anderen Umwelt als das Volk der Künstler. Zwischen dem that-, befehls- und gehorsamsfreudigen Adel und der bürgerlichen Ritterschaft des Geistes hat die Geschichte einen Unterschied geschaffen wie zwischen zwei blutsfremden Rassen. Was die Einen thun, die Anderen dichten, das kann nicht miteinander übereinstimmen. Dies ist keine neue Thatsache, sondern seit der Verbürgerlichung der Literatur immer so gewesen. Nur wird es durch das Nachwirken und die gelegentliche Wiederaufnahme classischer und romantischer, mithin adliger Motive zuweilen dem Bewußtsein entrückt. Das gilt zum Theil auch, wie wir hinzufügen möchten, für die fremde Literatur; sehen wir von Tolstoi ab, der ja gerade in dem einfachen Menschen, dem Bauer und Bürger, das sittliche Ideal ausprägt, so sind die meisten Autoren auf diesem Wege des Niederganges begriffen, selbst der große Idealist und Wahrheitsfanatiker Ibsen gelegentlich nicht ausgenommen. Um diesen Mangel jener starken, einheitlichen Strömung noch empfindlicher zu machen, so kommt dazu neuerdings, seit ungefähr gut zwei Decennien, das Hervortreten einer fast revolutionär wirkenden Mystik und Neoromantik, die in seltsamen Contrast stehen zu dem früher so schwärmerisch begrüßten Naturalismus. Es ist sehr bezeichnend, daß gerade in unseren Tagen wieder Novalis, freilich der tiefsinnigste unter den Romantikern, seine Liebhaber findet, oder daß Maeterlinck die Herzen so vieler ungezählter mit seinem visionären Zauber im Sturme erobert. Auch an Gerh. Hauptmann, dem Führer der Moderne, läßt sich dieselbe Beobachtung eines Umschlages vom Naturalismus in den Symbolismus und die Märchenpoesie machen. Daß dieser Entwurf, eben in seiner Knappheit um so schwieriger, eine ungeheure Arbeit in sich schließt, bedarf wohl keiner besonderen Betonung. Eine gewisse Lückenlosigkeit (nach Art des Conversationslexikons) mußte sich einer tiefen psychologischen Beherrschung des weitschichtigen Materials stets unterordnen. Schon aus diesem Grunde ist es vielleicht zweckmäßig gewesen, die geschichtliche Entwickelung der übrigen Geisterwissenschaften (der Philosophie, der Sprach-, Staats- und Rechtswissenschaften), die der Naturwissenschaften und der bildenden Künste seit dem Ende des 18. Jahrhunderts einem folgenden Bande zu überweisen. Inzwischen kann die vorliegende Darstellung nach Form und Inhalt nur dringend empfohlen werden.

Die Bescheidenheit.

Von Rudolf Klein (Berlin).

Nur Lumpe sind bescheiden, lautet ein viel citirtes Wort Goethe's. Und in der That, wohl keine Eigenschaft und ihr Wesen ist so bezeichnend für Begabung und Dummheit, Vornehmheit und Gemeinheit, wie die Tugend, die sich Bescheidenheit nennt und in der Schopenhauer — wie fein! — nur eine Abwehr der Auserwählten gegen den Pöbel sah; eine Deutung, die obigem Satz zuwider scheint.

Und doch ist kein sichereres Zeichen des Edlen denn Bescheidenheit. Wie Alles an dem nach der Zahl, nicht dem Wesen nach bemessenen Volke unecht ist, so auch seine Bescheidenheit. Gäbe es Widerlicheres als das Gebahren Jener, die sich vor materieller Macht winselnd beugen, jeden inneren Werth verkennen und mißachten, um hinter dieser Mächtigen Rücken die Nase hoch zu tragen wie der Lakai, der seinem Herrn aus Rache in die Suppe spuckt!

Wahrhaft bescheiden ist nur der Begabte, der Vornehme, der Adelige. Sein ganzes Werden ist Nichts, denn eine Entwickelung in dieser Richtung und die zunehmende Vergeistigung alles Materiellen seines Wesens, die fortschreitende Erkenntniß des Irdisch-Eitlen öffnet ihm täglich weitere Perspectiven in die Wunderwelt Gottes. Ihre erhabenen Gesetzmäßigkeiten erfüllen ihn mit der Ohnmacht des armen Sünders, der das Brod des Daseins aus der gnadenvollen Hand des Herrn empfängt, auch ohne in Sack und Asche Buße zu thun.

Die Bescheidenheit als die persönliche Erkenntniß Gottes wäre somit Eines, das allein dem durch die Gnade der Begabung Bevorzugten zugänglich ist und ihn von dem geistig Zurückgebliebenen unterscheidet. Diesem ist Gott wohl in Symbol und Dogma ein Nothwendiges, unter dessen Zeichen er aber weder sein Brod isset, noch dessen Nähe er im Zwitschern des Vogels ahnt. Den Gleichheitspredigern ein Fingerzeig für den Werth der Individualität!

In weltlicher Beziehung sehen wir daher selten einen Bescheideneren, denn begabte Fürsten. Auf ihnen lastet so das Gefühl der Nichtigkeit und der Ohnmacht der Kreatur, daß man wohl schlecht einen Atheisten unter ihnen findet

oder einen solchen, der dem Nächsten freiwillig sein Recht verwehrte. Ihre Stellung wie ihr Schicksal führen sie nothwendig zu Gott.

Anders als bei ihnen zeigt sich die Bescheidenheit der Begabten ohne materielle Macht und Güter, die der Künstler, auf den ersten Blick nicht allzu groß. Sie verleitete wohl zu dem eingangs citirten Wort und auch zu dem des Schopenhauer. Denn der Künstler befindet sich beständig in der Defensive. Sein Werth bleibt der Menge verschlossen, und er wird verhöhnt, weßhalb er einmal gezwungen ist, sich rücksichtslos zu betonen, dann wieder zu verbergen, um nicht einfach seelisch gelyncht zu werden. Aber welcher Begabte wäre vor sich selbst und im Stillen unbescheiden, wer an ihnen kniete nicht in Demuth vor dem Höchsten im Gegensatz zu Jenem, der die Nase hoch trägt und den Großen mimt vor einem Hülflosen, den er ungehindert verletzen und verleumden darf!

So sehen wir denn auch Künstler unter Zunahme materieller Güter, die sie in Unabhängigkeit von der Menge setzt, mehr und mehr die Bescheidenheit jener Fürsten annehmen, die freilich in einem gewissen Grade, durch allzugroßes Verzichtleisten der künstlerischen Production, nicht immer lobenswerth ist. Muß doch der Streit als Vater des Gedankens gelten und nicht jene beharrliche Ruhe, die nur zu begünstigen ist als Erkenntniß des Letzten am Abend eines reichen Lebens.

Die entgegengesetzte Wirkung sehen wir beim Unbegabten die Zunahme materieller Güter üben: sie bedingt hier Frechheit und Anmaßung, eine Zunahme, die eben zumeist durch Glücksfälle bedingt ist und nicht dem Gang der inneren Entwickelung und Werthe Schritt hielt. Daß aber zwei Drittel aller Menschen zu diesen gehören, könnte den Einsichtigen in Verzweiflung treiben, ihm eine Sinnlosigkeit des Daseins scheinen, wenn er nicht im nächsten Augenblick in dieser Unvollkommenheit den beständigen Fluß der Dinge und sein Triebrad sehe. Das Gegentheil wäre ja der Himmel auf Erden, der doch sauer verdient sein soll und von dem nur die Stunde productiver Empfängniß ein Vorgeschmack für den Begabten ist, wie für den Niederen allein die Stunde des Alles vergessen machenden Rausches der Vereinigung der Geschlechter.

Den Typus, dessen materielle Macht und innerer Werth in so schriller Dissonanz stehen, nennen wir Parvenü, und wir kennen ihn Alle. Aber welcher Parvenü hätte sich selbst je erkannt mit dem Vorsatz der Besserung! Und so ist weder die Hoffnung jener socialdemokratischen Utopisten zu wünschen, die das ganze Proletariat von heute auf morgen in eine höhere Stufe gerückt sehen möchten, noch ihr Haß gegen die angebliche Dummheit der Reichen berechtigt, da diese ja nur — in den zur Klage geeigneten Fällen — zu Unrecht gehobenes Proletariat sind. Der Begabte ist im Volk so gut zu finden wie unter den oberen Zehn, doch hier wie dort gleich selten. Und daß er sich nicht nur in einer Classe findet, ist um so wünschenswerther, da nur durch ihn ein Schein des Schönen und Guten auch die niederen Schichten der unbedingt graduell zu gliedernden Gesellschaft erhellt, den man diesen sonst rettungslos nehmen würde, damit aber auch jede Möglichkeit zur Cultur.

Besteht die Minderwerthigkeit des Typus Parvenü in der Unausgeglichenheit zwischen materiellem und geistigem Besitz, so ist sie doch nicht immer gefährlich. Er wird unbequem, wenn man ihn reizt und auf seine Dummheit anspielt, abgesehen davon, daß er dem Eilenden ein Stein im Wege ist. Gefährlicher ist sein Halbbruder, der mit eingebildetem geistigen Besitz protzt. Meist nicht eben reich, drängt er sich in den Vordergrund, schweifwedelnd und auf dem Bauche rutschend, Aemter und Würden an sich zu reißen: eine hündische Lakaienseele.

Seine Geistessignatur trägt die breite Ziffer derer, deren Einzelnen man den „mittelmäßigen Menschen“ nennt. Ihn finden wir in allen Gesellschaftsclassen, und sein markantestes Mal ist die Unproductivität und seine geradezu perfide Wuth gegen Alle, die nicht sind wie er. Mit dem beständig wachen Instinct des boshaften Thieres lauert sein Mißtrauen auf jedes Eigene und fletscht die Zähne gelben Neides selbstständigem Wallen entgegen. Zu eigenem Urtheil unfähig, ist er ein Geist des reinen Widerspruches, der sich erst behaglich an's Mahl setzt, wenn die letzten Funken des knisternden Scheiterhaufens sorglich ausgetreten sind, auf dem die Prediger der Werthe langsam verkohlten. Unfähig zu der Einsicht, daß jede große neue Wahrheit im Grunde eine alte bestätigt, veranstaltet er ein wahres Kesseltreiben gegen ihre Propheten, er, der eingebildete Hüter der Heiligthümer, deren tieferer Sinn ihm eine leere Phrase bleiben muß, da er allem Lebendigen verständnißlos gegenübersteht.

Der Pharisäer, der einst Christum an's Kreuz schlug; der Akademie-Professor, der den individuellen Künstler verhöhnt und unterdrückt; der Staatsanwalt, der den Dichter verurtheilen läßt, sie Alle sind der „mittelmäßige Mensch“ in seiner schlimmsten Form, sie Alle sind Feinde Gottes, als dessen Fürsprecher sie sich doch aufspielen. Sie, diese wandelnden Leichname in Rosengärten, diese Todtengräber des Lebendigen, diese Hexenbrenner jungfräulicher Wahrheiten, wittern in Jedem einen Volksfeind oder einen armseligen Narren, wenn er nicht bereit ist, aus dem unreinen Brunnen ihrer Oberfläche und Phrase zu schöpfen und abseits vom Wege wandelt und träumt. Und wer anders verfiele wohl in jene ohnmächtige Wuth des verbissenen Hasses und der Rancune als diese durch den Glanz eigenen Werthes unter allen Umständen Beleidigten, wofür sie Rache bis in's dritte und vierte Glied zusagen.

Wer nicht ist wie sie, meidet sie, und wird dafür gesteinigt.

Wie anders der Künstler, sagen wir der productive Mensch. Sein Verkehr mit der Welt ist aus Abhängigkeit nicht uncomplicirt. Meist mit maßlosem Hochmuth, der die Grenze des Erlaubten oft überschreitet, schaut er herab auf Alle, die nicht vom Fach sind, während der Commercienrath nur den Künstler gelten läßt, dessen Ruhm seinem Reichthum adäquat scheint, denn das Genie-Entdecken ist nicht seine Sache. Es verlangt die Eigenschaften des productiven Menschen. Doch solche Ungereimtheiten bedingt das verwirrende Spiel des Lebens auf beiden Seiten. Es gilt, zu erkennen, wo wahre Intelligenz zu Grunde liegt. So wird der Werth des Reichthums und der Nachtheil der Armuth im andern als üblen Sinne leicht verkannt. Man sieht nicht immer, wie der Reichthum auch ein Mittel zur Tugend ist, zum Erlangen werthvoller Eigenschaften, die dem in Armuth Darbenden versperrt sind. In gewissem Sinne hat daher der Reiche, vor Allem zur bestimmten Stunde und unter bestimmten Umständen, einen Vorzug dem Armen gegenüber, den kein Menschenfreund wegdisputiren kann und den nur das Wesen wahrer Intelligenz zu ersetzen und zu überbieten vermag.

Das Wesen der wahren Intelligenz ist, der Idee zu dienen und das Gute zu wollen, während die Dummheit stets das Schlechte wirkt, selbst wo sie sich dessen nicht bewußt sein sollte. Ich sage ausdrücklich, das Schlechte, nicht etwa das Böse oder gar das Schlimme. Dazu gebricht es ihr an Kraft und Muth, ja, moralische Stärke gehört oft nach hierzu. Und nie wird die Dummheit gefährlicher, als wenn die Intelligenz sich mit ihr einlassen und abfinden muß. Es entsteht ein Guerillakampf. Sie wird zur Bestie. Ein Abgrund von Perfidie, Gemeinheit und Verleumdung thut sich auf, ein wahres Arsenal widerlicher Eigenschaften und Niedrigkeiten, von denen sich kein Kluger je träumen ließ. Der genialste Dämon, ein Genie der Hölle ist nicht fähig, die Summe von Gemeinheit zu erdenken, die, ach wie oft, die kriechende, armselige Dummheit dem harmlos Starken an die Fersen heftet, vor der er entwaffnet dasteht, von der er sich hülflos kreuzigen lassen muß.

Das Leben schiene dem Schaffenden unerträglich, wenn er auch nur ahnte, welche Summe von Niedertracht der liebe Nachbar bei ihm als selbstverständlich annimmt und selbst bereit hält, und wie unfaßlich er seinen Vorzügen gegenüber steht. Diese Gottsucher sieht man oft entsetzt die Augen aufreißen, wenn sie bei dem Einen oder Anderen, den sie längst classificirt hatten, nicht jene Summe von Niedrigkeit entdeckten, als ein zufälliges Streiflicht einen winzigen seiner Vorzüge erhellte. Vermag der Geringe aber in der That einmal den Schaffenden vor den Kadi zu schleifen, so ist sein Triumph vollkommen.

Dabei kann der Productive harmlos die Grenze des Erlaubten streifen und findet eine mehr denn verdiente Strafe schon in seinem Freimuth und dessen Folgen. Die Dummheit hütet sich, dieser Grenze zu nahen und begeht Verbrechen der Feigheit und des Heuchelns. Der Schaffende sündigt heute und hat morgen die Kraft zu genesen, das Vergehen zu vergelten; die Dummheit ist die Krankheit selbst und das Dunkel und die Finsterniß, in der das Schlechte keimt, dahin kein Sonnenstrahl dringt, noch ein reinigender Luftzug.

Und wenn man dann die Anmaßung sieht, mit der diese Kreaturen sich im Leben breit machen — wie vernichtend wäre diese Einsicht, beschliche nicht der versöhnende Gedanke der Nothwendigkeit den Erkennenden, sähe er nicht ein, daß es diesen Wichten das Leben absprechen hieße, wenn man ihnen auch nur ein einziges Mal ihre ganze Nichtigkeit enthüllte.

Der wahrhaft Intelligente ist der wahrhaft Gute; Genie und Liebe sind im Grunde Eins. Einen Augenblick giebt es, da diese Erkenntniß im Herzen des dämonischsten Satans aufleuchtet, mag er auch bald wieder aus Unvollkommenheit an sein höllisches Zerstörungswerk gehen. Lucifer war der erste Engel, aber sein Werk ist das der Rache, und das Licht Jesu Christi scheucht ihn bis in die letzte der Finsternisse.

Vom Uebel aber erlöst allein die durch Gnade geweihte Erkenntniß des in wahrer Demuth und reiner Bescheidenheit sich Neigenden.

Literatur und Kunst.

Ueber den Mangel an Tiefe in den Werken Fritz Reuter's.

Von Prof. Arnold Fokke.

In allerneuester Zeit hat einer der „tiefgründigen“ Kritiker unserer Tage die überraschende Wahrheit an's Licht gebracht, daß es den Werken Fritz Reuter's an Tiefe fehle. Wenn man nicht wüßte, daß es den Leuten in ihrer Geistesnoth, wie König Richard III. in seiner leiblichen Bedrängniß um ein Pferd, so für jeden Preis um ein neues Etwas zu thun ist, das sie dann, mag es sein was es will, als Laufbrett für ihre lahmen Sprünge gebrauchen, so sollte man rabiat werden und mit dem Hammer antikritisiren. Fritz Reuter keine Tiefe! — Natürlich, woher sollte sie denn auch kommen? Das Dasein verlief ihm so glatt und eben wie keinem Anderen, Weh und Leid, wie es sonst der Menschen Brust zusammenkrampft, ist ihm nicht zum Bewußtsein gekommen, und die finsteren Gewalten, die von innen und von außen her anderer Menschen Lebensfreude in den Abgrund zerren, hat er niemals kennen gelernt. Nur eine Handbreite tief brauchte er deßhalb zu fassen, als er sich später zum Schreiben niedersetzte, um all' das fahrige, gehaltlose Gesindel in Bewegung zu setzen, wovon es in seinen Romanen und Erzählungen wimmelt.

Was kann aus Israel Gutes kommen? Klaus Groth hat schon darauf hingewiesen, daß unter Bauernvolk bei Pferdeknechten und Stallmägden keine tiefen und edeln Gedanken hochwachsen können: sage mir, mit wem Du umgehst, und ich will Dir sagen, wer Du bist. — O, Ihr Hohenpriester am heiligen Altare des Apoll, daß Ihr nicht merkt, mit welcher Lauge von Spott Ihr die eigenen Köpfe überschüttet, und keine Ahnung habt von der Dicke der Knüppel, die Ihr Euch selbst zwischen die Beine werft! Der Mangel an Tiefe ist nicht in Reuter, sondern im Kopfe dessen von Euch, wo diese neueste Blase hoch kam. Nicht einmal eine Seifenblase, denn die schillert wenigstens in prächtigen Farben, sondern eine Wasserblase, aus flachem Moorboden aufgestiegen, deren Trübung von dem Zustande seines Gehirns Kenntniß giebt.

Ueber die Tiefe des Menschengeistes und seiner Werke läßt sich viel sagen, vor allem Andern aber ist die Bemerkung unerläßlich, daß es sehr darauf ankommt, mit welcher menschlichen Thätigkeit man zu thun hat. In einem wissenschaftlichen Buche wird die geistige Tiefe des Verfassers unmittelbar erkannt, während sie in einem Kunstwerke nur mittelbar geschaut wird. Es liegt für den, der an geordnetes Denken gewohnt ist, auf der Hand, daß in einer wissenschaftlichen Ausführung der Autor der einzige Handelnde ist, und daß auch an der Einheit dieser Handlung verhältnißmäßig leicht das Urtheil über die Klarheit oder die Verworrenheit, über die Tiefe oder die Flachheit der Beweisführung gewonnen wird. Dagegen erscheint in den Werken des Dichters, der nicht Wissenschaft, sondern Kunst zu leisten hat, wenn man vom Lyriker absieht, die Handlung auf viele Personen vertheilt, woraus dann auch wieder unweigerlich folgt, daß, je größer diese Zersplitterung ist, um so vielseitiger und mühsamer auch die Fassung des Urtheils sein muß.

Eine Einheit ist auch hier, und auch sie findet ihre Spitze in der Persönlichkeit des Dichters. Dies ist eine alte Wahrheit, und daß die Fäden von jeder einzelnen Figur seiner Dichtungen in dem Gehirn ihres Schöpfers zusammenlaufen, ist ein anderer Ausdruck für denselben Gedanken, aber es kommt doch sehr darauf an, wie man sich diesen Zusammenhang hergestellt denkt. Von Fritz Reuter, der seine Stoffe aus den mittleren und unteren Schichten des Volkes nimmt, ist Einer leicht zu glauben geneigt, daß er seine Gestalten so aufgreift, wie er sie auf der Straße umherlaufen sieht, und daß er sie an einem höchst losen Gängelbande, wie es gerade kommt, in seinen Geschichten einher stolpern läßt. Eingestanden oder nicht eingestanden wird dabei von der Voraussetzung ausgegangen, daß im Leben des Bauern und des Ackerbürgers, des Handwerkers und des Tagelöhners andere Gründe wirksam sind, als die die Geistes- und Gemüthsevolutionen höher geschichteter Classen bestimmen. Gewiß, die Form und die Ausdrucksweise sind verschieden, aber das bewegende Etwas, das die Erscheinung an die Oberfläche treibt, ist im Könige wie im Bettelmann das gleiche. Der Schmerz und die Lust mögen auf der Tonleiter ihrer Ausbrüche in der Brust des vornehmen Mannes anders ausklingen als in der des geringen, wie denn auch die Erhabenheit und die Niedertracht der Gesinnung sich in den unteren Lagen anders giebt als in den oberen, aber die Handlungen, die Zeugniß von alledem geben, steigen aus derselben Tiefe empor, und der Faden des Senkbleies, das diese ergründen und erkennen soll, mißt in dem einen nicht kürzer als in dem anderen.

Schon hieraus geht mit aller Deutlichkeit hervor, daß die Annahme, die Darstellung irgend welcher Menschlichkeit sei auf niederen Stufen leichter als auf den höheren, eine Täuschung ist. Vielleicht kann man sogar sagen, daß mit der zunehmenden Mannigfaltigkeit des Lebens nach unten hin sich auch die Anforderungen an die darstellende Kunst des Dichters steigern. Doch mag das dahin gestellt bleiben,

und nur die Bemerkung sall hier Platz finden, daß die Nothwendigkeit scharfer und feiner Beabachtung für die Wiedergabe des Valkslebens nicht minder zwingend auf dem Erzähler aber dem Dramatiker liegt, als an irgend einer anderen Stelle des sich zuspitzenden Menschenthums. Nicht allein wegen der Abtönung und feinen Nüancirung der Arten und der Individualitäten, sondern auch um des Maßhaltens und der Beschränkung willen, die auch hier den Meister kund thut. Allein in einer salchen Beherrschung des Stoffes, die jedem Ding sein Maß zukammen läßt, ahne es zu kürzen, noch es überfließen zu lassen, liegt schon die Eigenschaft, die man als Tiefe bezeichnen könnte. Denn sie beruht auf dem Vermögen, aller Menschennatur so auf den Grund zu kommen, daß keinen Augenblick Zweifel darüber bleibt, was dieser aber jener Figur nach den auf sie wirkenden Mativen zu thun aber zu lassen zukommt.

Will man mit diesen Sätzen als Maßstab (und es ist nicht um sie herumzukommen, wenn man ihnen auch eine bessere Fassung zu geben vermöchte), an die Reuter'sche Kunst hinangehen, sa müßte jede ernsthafte Beurtheilung zu dem entgegengesetzten Ergebniß von dem gelangen, das ihr die Tiefe abspricht. Sawohl unter den lebenden Erzählern, wie auch unter denen, die seine Zeitgenassen waren, ist auch nicht ein einziger, der eine salche Fülle von wirklich lebendigem Menschenmaterial vor uns aufmarschiren läßt, wie er. Und gäbe es einen, sa kann doch van Keinem behauptet werden, daß er es besser als Reuter verstanden habe, selbst die kleinsten seiner Gestalten mit dem ihm eigenthümlichen und zu seiner Umgebung („Milieu!") passenden Inhalt zu erfüllen.

Das unscheinbarste seiner Geschöpfe hat Reuter in fester Hand und führt es sicheren Ganges durch das Leben, worin er es stellte. Da sind keine „Allzuvielen", die der Zufall oder das Spiel der Laune oder das ungeardnete Denken am Wege auflas, sandern alle sind an der Handlung fördernd und hemmend betheiligt, und alle sind Ausstrahlungen eben desselben Geistes, der dem Ganzen die Einheit giebt. Tratz der Vielstimmigkeit ein wunderbarer Zusammenklang, ein Orchester, warin auch nicht die kleinste Stimme überflüssig erscheint oder gar störend wirkt. Während der Zeit unserer letzten großen Literaturepoche, wo Goethe und Schiller die Stimmführer waren, hielt man meist fein säuberlich Alles auseinander. Es gab histarische Dramen großen Styles und antikisirende Tragödien, da waren Helden- und bürgerliche Schauspiele, in denen allen sich ein gesandertes Leben abspielte. Im Raman verfolgte man denselben Gang. Auf den Spuren van Shakespeare wiesen zwar einige von den Großen in eine neue Richtung, am deutlichsten Lessing mit seiner Minna van Barnhelm und Goethe mit dem Goetz. Auch Schiller rang nach neuen Formen, in denen das ganze Leben den einigenden Ausdruck finden sollte. Aber auf der einen Seite blieb er ganz mechanisch in der Repraductian des griechischen Chores stecken, und auf der anderen stellte er im Wallenstein, anstatt es unterzumischen, das Volksleben gesandert vor das Ganze.

In der Folgezeit hat sich dann, gleichen Schritt mit der Demakratisirung unseres natianalen Lebens haltend, der neue Geist auch in der deutschen Literatur immer weiter Bahn gebrochen, und es sind hier viele Namen zu nennen, die einen rühmlichen Klang haben, vor Allen Immermann. Zu dem häufig ausgesprochenen Tadel, daß dessen „Münchhausen" unheilbar in zwei Theile zerfalle, mag an dieser Stelle noch hinzugefügt werden, daß selbst in der Hälfte, die die pasitive genannt werden könnte, im „Oberhaf" manche Persanen keineswegs fest in die Handlung eingefügt sind, sandern nur „arabeskenartig" an der Geschichte hängen. Die Varzüge dieses graßen Ramans beruhen auf anderen Eigenschaften, aber in der Festigkeit des Aufbaues sind ihm viele Andere überlegen, besanders Fritz Reuter. Die Vargänge in den ramantischen Erzählungen Reuter's spielen sich nicht in den höchsten Regianen ab, aber andererseits ragen ihre Spitzen auch in die Kreise der Gesellschaft hinein, die um den Thron gelagert sind. Alles jedoch, was sich an diese ragenden Höhen nach abwärts hin anschließt, fügt sich in fester Gliederung zu einer sa geschlassenen Gesammtheit in einander, daß man unter dem Eindruck steht: hier haben wir es mit dem Pathas aber den Schicksalen eines ganzen Valkes zu thun.

Es ist keine seichte, sandern eine tiefgehende Arbeit, die sich uns in der dichterischen Kunst des plattdeutschen Mecklenburgers affenbart. Wenn Reuter tief erscheinen wallte, ahne es in Wahrheit zu sein, dann hätte er sich sein Mühen um die Kunst leichter machen können. Er hätte nur bei den passend scheinenden Gelegenheiten die eigenen philosaphischen Betrachtungen einzuflechten brauchen, und er würde dann die Leute, die gern von Tiefe sprechen, ahne sie selbst zu besitzen, wahrscheinlich höchlichst befriedigt haben. Aber wenn er auf diese Manier verfallen wäre, sa hätte er seine Aufgabe nur sehr schlecht verstanden und ihr den größten Schaden zugefügt. Die Wissenschaft unter die Kunst zu mengen ist für den Dichter das thörichtste Beginnen, dessen er sich schuldig machen kann. Denn der ersten nützt er mit der Verpflanzung nichts, und der zweiten schlägt er damit die Beine unter dem Leibe weg. Die Kunst kann nicht gehen, wenn die Wissenschaft ihr im Wege ist. Selbstverständlich ist damit die Wissenschaft als sache gemeint, die vam Dichter ausgeht. Denn in den Persanen des Dramas und des Epos kann das Wissen auch Handlung sein, nur muß es als durchaus und blaß van ihnen vallzogen erscheinen. Mit anderen Worten, wir haben es an diesem Punkte mit der Objectivität zu thun, wavan der Dichter für seine Zwecke kaum Vorrath genug haben kann.

Wenn an irgend einer Stelle, sa sallte deßhalb auch an dieser jede Kritik einsetzen, deren Ergebniß die Wahrheit sein soll. Jeder wahrhafte Dichter kann und muß verlangen, daß man ihn sa anfasse, nicht am wenigsten Reuter. Van Lessing an giebt es keinen Erzähler, der ihm in der strengen Thatsächlichkeit in der Behandlung seiner Staffe überlegen wäre. An keiner Stelle seiner vielen, graßen und kleinen Erzählungen kommt man unter den Eindruck, als ob das Subject des Dichters, selbst da, wa er sein Ich einmischt, durch den Mund seiner Geschöpfe redete. Vielmehr sprechen und handeln alle Reuter'schen Menschen sa, wie erstens ihre Art und ihre Individualität, und zweitens ihre Umgebung im Allgemeinen und die Situatian im Besanderen verlangen. Nirgends anders: Fritz Reuter verschwindet hinter seinen Werken, wie der Schöpfer hinter dem Varhange der Natur.

Wie würde es wohl sein, wenn der Schöpfer hin und wieder und hier und da den bergenden Schleier lüften und sich in irgend einer erkennbaren Gestalt den Menschen zeigen wallte? Würde man ihm auch glauben, und wenn es der Fall wäre, was würde die Wirkung sein, wenn er zu der Gewalt seiner Werke, die Jeder sieht, hört und versteht, die Erklärung und die Weisheit seiner Warte hinzufügen wallte? Es liegt auch darin ein Wiederschein van der Alles und Alle umspannenden Liebe über den Dichtungen Fritz Reuter's, daß, wie der Himmel es regnen und die Sanne scheinen läßt über Gerechte und Ungerechte, sa auch dieser Nachahmer der Dinge der Welt alle Geschöpfe, die er aus der Werkstatt seiner Kunst entläßt, mit der gleichen Hingebung und derselben Selbstverleugnung umfangen hält. Wie könnte es wohl anders sein? Ein Mann, der die Verfalgungen einer harten Zeit und die Basheit grausamer Menschen mit salcher Sieghaftigkeit in sich überwunden hat wie Reuter, der kann die Arbeit seines Lebens nur ausüben mit der Tiefe, die Alles ergründet und mit der Liebe, die Alles verzeiht.

Künstlerische Möbel für Arm und Reich.

Von A. L. Plehn (Berlin).

Die Inhaber der Werkstätten für Handwerkskunst in Dresden (Blasewitzer Straße 17) haben im dortigen Kunstausstellungsgebäude um Weihnachten eine umfassende Uebersicht über ihr eigenes Schaffen und zugleich ein Bild vom derzeitigen Stande des deutschen Kunstmöbels veranstaltet. Ein Vergleich mit England, dem Altlande einer Umgestaltung häuslicher Cultur, war wenigstens durch einige Beispiele angeregt. Macintosh und Baillie Scott waren eingeladen.

Und dann sollten billige Möbel gezeigt werden. Man bietet sie in der Voraussicht gesteigerter Nachfrage an, durch die ihre Herstellung allein lohnend gemacht werden kann. Um die Reclame wirksam zu machen, spricht man von Arbeiterhausrath und von Einrichtungen für den kleinen Mittelstand.

Nun werden allerdings solche Möbel für's Erste voraussichtlich in anderen Kreisen gekauft werden, als an welche man sich zu wenden angiebt. Denn so lange das Abzahlungsgeschäft noch billiger als mit einem Schlafzimmer für 300 Mark oder mit einem Wohnraum für 570 Mark versorgt, wird es seiner Kunden sicher sein. Außerdem vergiebt dieser gefällige Lieferant nebenbei immer noch irgend welchen heiß begehrten Ungeschmack. Und es wird jedenfalls noch einige Zeit dauern, bis die „kleinen Leute“ die gediegene Einfachheit dem überladenen Schund vorziehen.

Dagegen werden solche gefälligen Möbel unter Künstlern und denen, die mit Künstler-Anschauungen Fühlung haben, schon jetzt ihre Freunde finden. An Plätzen, wo diese Menschenart zahlreich bei einander wohnt, sollte man versuchen, in diesem Sinn Propaganda zu machen. Es ist so bedauernswerth wie erstaunlich, daß in Berlin dieser Gedanke noch nicht ernstlich für geschäftsmäßige Ausbeutung durchgeführt worden ist. Und doch haben hier Einzelfälle gezeigt, daß das Verlangen nach Besserem als der billigen Erbärmlichkeit vorhanden ist.

Um auf die Dresdener Ausstellung zurückzukommen, so erwähne ich die nach Schulze-Naumburg's bewährter Abschreckungsmethode ausgeführte Gegenüberstellung eines unter den letzten Ausläufern des wildesten Jugendstyles ausgesuchten Kleiderschrankes mit einem Möbel gleicher Bestimmung von der schlichtesten Form und dem auf ein Minimum beschränkten Ornament. Die beiden Plakate mit der großen Inschrift: „Schlechtes Beispiel“ und „Gutes Beispiel“ waren leserlich genug. Aber ich bin trotzdem nicht ohne Sorge, daß es Augen giebt, die auch die kräftigste Druckerschrift übersehen und denen zähe Gewohnheit dasjenige Stück, an welchem mehr zu sehen ist, dennoch als das schönere erscheinen läßt.

Von jenen ganz billigen Möbeln waren diejenigen, die Riemerschmid für eine Küche entwarf, die vorzüglichsten. Er begnügte sich nicht mit dem Fortlassen des Störenden, seine Lust zum Construiren bethätigte sich auch an Küchenbank und Stuhl und gab dem rohen Fichtenholz die Vornehmheit der Eigenart. Er hatte die vordere Hälfte der Sitzplatte schräg gestellt dadurch, daß die Füße an dieser Seite erhöht waren. Ein Gewinn an Bequemlichkeit für den Sitzenden war das Resultat, da auf diese einfache Weise eine bessere Unterstützung geboten wird als das flache Brett bieten kann.

Dasselbe Holz, das in der Küche am besten die Naturfarbe behält, da es oft gescheuert werden soll, erhält für das Schlafzimmer durch blauen Lackanstrich feinere Behaglichkeit. Krause entwarf die Zeichnungen für diesen Raum. Schon die Rücksicht auf die geringere Widerstandsfähigkeit des weichen Holzes dazu die Nothwendigkeit, mit der Arbeit zu sparen, damit sie durchweg tadellos ausfallen könne, empfahl hier die glatten Conturen und führte am Schrank oben und unten zu den abgerundeten Kanten, welche zugleich das Möbel kleiner und gefälliger erscheinen lassen, als es den Maßen nach ist. Die Blumenmalerei, welche nach dem Bauernstyl einmal zum gestrichenen Holz gehört, trat mit Zurückhaltung nur an wenigen und zwar an den größten Flächen, an Bettwand und Schrankthür in Kranzform auf und bestand aus ein paar einfachen Punktreihen in abstechender Farbe.

War hier kein Versuch gemacht, mit anspruchsvollerem Lebensstyl in Concurrenz zu treten, so streifte in dem von C. H. Walther ausgestatteten Wohnzimmer die Mahagonibeize auf Erlenholz ein wenig an solches Streberthum. Die Purpurfarbe nimmt auf dem geringeren Holzmaterial einen anderen Ton an, als den gewohnten, und obgleich man hier so wenig wie beim harten Holz die Berechtigung des Färbens bestreiten kann, so erhält man doch einen gewissen Eindruck von Minderwerthigkeit, weil an die prächtigere Qualität erinnert wird. Sonst sind auch an diesen Möbeln die schlichten Umrisse, die behäbige Kastenform des Sophas, sein grün-blau gemusterter Polsterbezug Eigenschaften, die Allen willkommen sein müßten, welche ruhige Stimmung und echtes Wesen in ihrer Umgebung zu würdigen wüßten.

Neben diesen im Verhältniß zu ihrer Solidität ganz wohlfeilen Möbeln zeigten die Werkstätten in einer stattlichen Zimmerreihe, daß sie auch für Ansprüche an gediegene Eleganz bis zur festlichen Würde zu sorgen vermögen. Auch hier hielten sich manche der Preise noch auf immerhin mäßiger Höhe im Vergleich zu dem, was sonst oft für Künstlermöbel verlangt wurde. Zimmereinrichtungen für 12- oder 1300 Mk. waren darunter.

Hier war es, wo man die sehr verschiedenen Individualitäten der Künstler bequemer vergleichen konnte, als sonst bei den großen internationalen Wettbewerben, wo sich jede Nation mit ihren Erzeugnissen von den übrigen absondert.

Behrens ist immer feierlich würdig und nimmt mit seinen Möbeln gerne mehr Platz in Anspruch, als sich für die moderne Privatwohnung eignet. Seine Anrichten, an denen viele Diener gleichzeitig hantiren können, die von vielen parallelen Horizontalstäben umfriedigten Sitze und die immer durch doppelte oder vierfache Stützen getragenen Platten und Fensterumkleidungen sind für Repräsentationsräume öffentlicher Körperschaften gedacht. Aber auch für diese möchte vielleicht eine leichtere Beweglichkeit wenigstens, was das Gewicht der Stühle anbetrifft, dem modernen Wesen noch mehr entsprechen.

Von Riemerschmid sprach ich schon. Er ist besonders im Handwerklichen erfinderisch und betont das Constructive so absichtlich, daß er unsere an Glätte gewöhnten Augen zuweilen befremdet. Lehnen und die verlängerten Möbelstützen, Polster und tragendes Gestell, Thüre und Schrank, den sie verschließt, jedes ist mit dem anderen absichtlich so verbunden, daß Jeder von ferne die Verbindungsstellen erkennt. Das giebt Charakter und knorrige Linie, wenn es auch zuweilen nicht ganz so gut motivirt ist, wie an der Küchenbank. Aber sicher sieht man gerade bei diesem an Einfällen reichen Geist zahlreiche Entwickelungsmöglichkeiten. Auch er liebt gleich Behrens ziemlich große Maßstäbe, aber er ist nicht so würdevoll wie dieser, sondern in der Regel bürgerlich schlicht. Kommt es darauf an, so kann er auch die zusammengefaßte Vornehmheit darstellen. So that er in dem Präsidialzimmer für den sächsischen Ständehausneubau mit dem großen Arbeitstisch und den Actenschränken in rothgebeiztem Kirschbaumholz mit reichem Messingbeschlag. Die Stühle dieses Raumes haben aber im Gegensatz zu den unverrückbaren Möbeln den Charakter bequemerer Beweglichkeit. An den großen Flächen dieses Mobiliars ist unter dem weit ausgebreiteten Beschlag ganz discret und besonders ausgebildet eine Verzierungsweise angebracht, die Riemerschmid auch sonst bevorzugt. Es ist dies die Zusammensetzung der Holzplatte aus Stücken, deren Maser in verschiedener Richtung läuft, so daß sie sich trotz des völlig gleichen Materials in verschiedener je nach dem Aussichtsstandpunkt wechselnder Farbe zeigen. Besonders für

einen, der die Verschwendung des Ornaments verschmäht, ist solche Flächenbehandlung, die zugleich der Dauerhaftigkeit der Arbeit dient, sehr empfehlenswerth.

Neben diesen Deutschen, die Beide darin übereinkommen, daß sie — der Eine mehr als der Andere — aus der Zusammenfügung der Theile eine Gliederung der Gesammtform des Möbels ableiten, stehen abstechend an Charakter die beiden Ausländer, die ich am Eingang nannte.

Beide Schotten haben die englische Zweckmäßigkeit ein wenig in's künstlerische Pasiren übersetzt. Aber sie sind nicht abgewichen von dem Grundcharakter des englischen Möbels, das aus der Kastenform hergeleitet wurde. Im Gegentheil haben sie diesen Geist ganz besonders betont und entwickelt. Bei dem großen Einfluß, den englische Initiative im Kunsthandwerk wie auf das übrige Europa auch auf Deutschland geübt hat und bei der fortgesetzten Mahnung zum Zurückgehen auf schlichte Verhältnisse als der besten Gewähr für beruhigende Wirkung fällt doch schon heute ein Vergleich der Entwickelung des deutschen Künstlermöbels mit der des englischen in mancher Beziehung nicht zu Ungunsten unserer heimischen Production aus.

Gerade Macintosh und Baillie Scott, die bei uns meist gesehenen und meist genannten Vertreter der Edinburger angewandten Kunst, haben sich bei der Unentwickelungsfähigkeit der stets wiederholten Kastenform dazu führen lassen, Unterscheidungen in den Schmuckzuthaten, also im Aeußerlichen und manchmal sogar auf Kosten der Zweckmäßigkeit zu suchen. Aber ehe ich auf diesen Punkt eingehe, muß ich ausdrücklich hervorheben, daß der entwickelte Farbengeschmack und die fein abgewogene Linienführung von allen Beiden den Aufenthalt in ihren Räumen für den, der sie nicht bewohnt, zu einem Genusse macht. Macintosh scheint der Monotonere von ihnen zu sein. Weiß als Hauptfarbe gehoben durch kleine Beigaben von dem blau gewordenen Rosa der Centifolie, welche mehrere Tage im Wasser gestanden hat, kommt bei ihm immer wieder vor. Einmal fügt er etwas Schwarz und Kupfergrün hinzu, das andere Mal — wie jetzt in Dresden — Blaugrau und das Gelb von Messingstangen. Der Lackanstrich des Holzes, die Simsvorsprünge in gewissem Abstand von der Decke kehren immer wieder, um die Zimmer niedrig erscheinen zu lassen.

Baillie Scott stellt zu Natureiche Perlmuttereinlage und grüne Vorhänge, bringt daneben ein in der Decoration selten gesehenes kaltes Lichtblau in Streifenzusammenstellung mit Violett, getrennt durch schmale Säume von Schwarz-Weiß. Das klingt, als wäre es bunt, und doch ist die Harmonie von der lichtesten Delicatesse. Man bemerkt gar nicht die Farbenhäufung, wenn man sie nicht notirt. Der Nebenraum ist durch schwarzes Holz und rothlila Polster in einen wirkungsvollen Gegensatz gebracht.

Aber nun die Neigung zum spielend Absonderlichen und die Entgleisungen in's Gebiet des Unzweckmäßigen.

Für den Schrank in Kistenform läßt sich Manches sagen. Schließlich kosten alle Abweichungen vom Rechtwinkligen — Raum, und in den aus vor- und zurückspringenden Schachtelsystemen zusammengesetzten Schränken läßt sich weniger unterbringen als in der durch gleichmäßige Brettertheilung erzielten Fächerfolge. Aber Macintosh begnügt sich zu Gunsten der Delicatesse seiner Raumeintheilung zuweilen mit so schmächtigen Garderoben und Schubfächern, daß keine Dame ihren Staat darin unterbringen könnte. Wäre das Möbel groß genug, so würde es nämlich plump erscheinen, besonders da es meistens ohne Füße mit ganzer Fläche auf dem Boden steht.

Dann sind da die Salonmöbel mit den zahllosen, winzigen Schubkästen. Sie sind aus der Schreinerei Großbritanniens speciell der des Baillie Scott auf dem Umweg über Wien auch zu uns vorgedrungen. Und doch kann sie eigentlich nur der Münzensammler verwenden.

Auch aus Möbeln, die ihrer Natur nach Nichts mit dem Kasten zu thun haben, wird gelegentlich ein von rechteckigen Flächen umschlossener Schrein hergestellt. An einem Waschtisch hat man erst eine Klappe und zwei Thüren auseinander zu schlagen, die einem dann bei jeder Hantirung im Wege sein müssen.

Die vielen Einlagen im Holz, die zuweilen bemalte Schnitzerei, ja, gelegentlich sogar die etwas abgebrauchte Symbolik vom Schwan im blauen Wasser am Waschtisch nehmen mehr Beachtung in Anspruch, als ihnen bei einer sich entwickelnden Tischlerei zukäme, die im Technischen ihre Haupterfahrungen zu sammeln hätte.

Ferner: Polster werden auf den Möbeln mit ganz feinen Schnüren festgebunden, an denen kleine Knöpfe hängen, die jeden Augenblick abreißen können. Sollen die Kissen abnehmbar sein, so muß ihre Befestigung auf eine solidere Art erfolgen (Riemerschmid wählt dazu breite Lederbänder, die mit Maschinennath am Möbelstoff festgenäht sind und die mit einem wohlversicherten Knopfloch auf einen Metallhalter gehängt werden). In das gleiche Capitel gehören die breiten flachen Glasperlen, mit welchen Stickereien auf Leinendecken und seidenen Scheibengardinen vervollständigt werden. Was soll man damit anfangen, wenn es zur Wäsche gehen soll? Ueberhaupt die vielen überaus zartfarbigen Stoffe, die Wasser und Seife weder entbehren können, noch gut vertragen — das Alles bezeichnet diese Einrichtungen trotz vieler Vorzüge doch als eine Ausstellungsproduction, die der dauernden Anwendung nicht gut Stand halten würde.

Trotz alledem will ich nochmals betonen, daß bei Engländern und Schotten immer wieder viel zu lernen ist und das haben auch manche Deutsche gethan. Andere haben sich an Behrens' und Riemerschmid's Beispiel gehalten. Dieser selbst verdankt sicherlich Van de Velde's Betonen der Construction viel. In Dresden zeigt sich wieder Hempel als Riemerschmid's erfolgreicher Nachfolger, während Walther, Krause und die Gräfin Egmont Geldern direct oder indirect (Manchen sind die Einflüsse durch Schulze-Naumburg vermittelt) mit der englischen Tischlerei zusammenhängen, wo sie gesund und nüchtern ist. Das Alles zusammen giebt gute Aussichten für die weitere Entwickelung, nur fehlen jetzt vor Allem Diejenigen, welche geschmackvolle Möbel kaufen wollen.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Die Uhr.

Von Maria Konopnicka. Deutsch von Eduard Münz.

Nichts im Leben war mir jemals so vollkommen, so wunderschön erschienen, wie diese Taschenuhr. Als ich sie zum ersten Mal erblickte, ward sie, hoch über mir, an einer dünnen Kette von meinem Papa geschwungen. Mir schien es, als schwebe sie durch eigene Zauberkraft in der Luft.

Plötzlich kam sie vor meine Augen, eine mystische Erscheinung voll stillen, geheimnißvollen Lebens. Bei genauerer Betrachtung erschien mir ihr, im reinsten Saphirblau erstrahlender, mit ungezählten, kleinen Edelsteinen besäeter Deckel, wie ein Ausschnitt aus dem reichgestirnten Himmel einer klaren Sommernacht. Außerdem besaß die Uhr noch einen anderen mystischen Reiz; sie kam aus weiter Ferne.

Sie war weder in unserer, noch in einer anderen Straße der Stadt, ja nicht einmal auf dem Ringplatz, wo sich die feinsten Geschäfte befinden, gekauft. Keiner der stadtbekannten Uhrmacher hatte sie verfertigt.

Eine kleine Schachtel aus schwarzem Saffian barg das geheimnißvolle Räthsel.

Es war ein ergreifender Augenblick; heute noch klopft mir das Herz, wenn ich daran denke. Papa war, nach langer Abwesenheit, aus Paris heimgekehrt, als sehr eleganter, uns ein wenig entfremdeter Mann.

Er schien in der That ein Anderer, flotter, mehr auf sein Aeußeres bedacht, fröhlicher, beinahe ausgelassen; sein schöner Vollbart hatte einem

koketten französischen Bärtchen — „Henri-quatre" nannte es Mama — weichen müssen. Papa pfiff und sang, tänzelte umher, klopfte uns auf die Schulter und blinzelte dabei so eigenthümlich; Mama nannte er „ma Biche", statt sie, wie früher, beim Namen zu nennen, aber so oft er es gesagt, gab er sich einen Klaps auf den Mund, blickte zu Boden und machte dabei ein so komisches Gesicht. Er war förmlich jünger, schlanker, zugänglicher geworden.

Mama hatte im ersten Augenblick freudiger Ueberraschung keine Zeit zu Beobachtungen. Mit dem Rufe: „Josef!" fiel sie Papa um den Hals. „Viktoria, ein Beefsteak für den Herrn!" war ihr zweiter Ruf und dann verschwand sie in der Küche. Sofort ließ sich dort ein Lärm, ein Gepolter hören, wie an den größern Feiertagen.

Der denkwürdige und feierliche Abend endete damit, daß ein sehr schwarzes, sehr flachgeklopftes Stück Fleisch aufgetragen wurde, das Mama „Rostbraten" nannte. Papa blickte durch sein Monocle, ein wenig ärgerlich auf den mißlungenen Braten und fragte, wo denn der Salat bleibe.

Allgemeines Gelächter erschall bei Tische.

Mama sah dem Papa erstaunt in's Gesicht. Salat? Im December — Salat? Was sollten wir denn im Juni und Juli essen, wenn wir im December Salat haben sollten?

Mit einem Anflug von Geringschätzung erklärte uns Papa, daß es in Paris jederzeit Salat gäbe.

Sofort schwand unser Lächeln; beschämt senkten wir die Augen zu Boden, fast gedemüthigt. Nur Mama konnte sich von ihrem Erstaunen noch nicht erholen, wir fühlten Alle etwas Unbestimmtes, gleichsam eine Erschütterung der Fundamente unseres Familienlebens.

Als ich auch ein Stück Rostbraten bekam, begann ich die Ursache von Papas Mißstimmung zu begreifen.

Dennoch verlor er nicht den Humor, blickte lächelnd auf das rothwangige, nach Zwiebel duftende Dienstmädchen und ging, ein Operettenliedchen trällernd, gerade auf seinen Reisekoffer zu, den man im ersten Trubel in die gute Stube gestellt hatte.

Selbstverständlich folgten wir Alle Papa auf dem Fuße. Mama blieb allein im Speisezimmer zurück, um ein gut Theil des Bratens, den Papa unberührt auf seinem Teller gelassen hatte, für den anderen Tag aufzubewahren. In jenem Augenblicke war's, vor dem geöffneten Reisekoffer, aus dem Papa helle Handschuhe, Cravatten, moschusduftende Taschentücher an's Tageslicht förderte, als ich die Uhr zum ersten Mal erblickte.

Noch stand ich wie versteinert und starrte mit weitgeöffneten Augen auf die fast überirdische Erscheinung, die sich immer näher und näher zu mir herniederzusenken schien, als Papa mir, durch mein Verhalten belustigt, zurief: „Junge, halt' fest! Die Uhr ist für Dich!" Mit einem Schrei unendlicher Glückseligkeit streckte ich meine Hände nach dem teueren Geschenke aus.

Noch hatte ich es nicht zu ergreifen vermocht, als Mama eintrat und als sie bemerkte, um was es sich handelte, rasch Papa die Uhr fortnahm. „Nein, nein! In die Hand nicht! Um Nichts in der Welt, in die Hand! Eine so teuere Sache! Zur Trauung hatte ich keine bessere! So eine Uhr — dem Kinde!"

Und auf der Stelle verschwand alles Blau, aller Zauber der sternklaren Sommernacht in ihrer geschlossenen Faust.

In diesem Momente erstarb die Seele in mir. Papa versuchte sich in's Mittel zu legen.

„Aber bitte! Aber laß doch! Was soll das wieder? Der Junge soll sich doch wenigstens heute daran satt sehen, satt freuen, er soll wissen, daß die Uhr ihm gehört!"

Mama jedoch blieb unerbittlich.

„Sie geht ihm nicht verloren, fürchte nicht. Er mag sie später anschauen und sich damit freuen, wenn er erwachsen ist. Jetzt gebe ich sie für keinen Fall aus der Hand! Er wird sie gewiß fallen lassen und zerbrechen!"

Papa widersprach noch immer.

„Ach was, er wird sie nicht zerbrechen! Er ist doch schon ein großer Junge!"

Er wandte sich an mich: „Nicht wahr, Du wirst schon achtgeben?"

Ich aber konnte kein Wort hervorbringen. Die Kehle war mir zugeschnürt, meine Lippen bebten. Mit stummer Verwunderung sah ich bald meinen Vater, bald meine Mutter an. Mir nicht in die Hand geben? Warum? Lieber Himmel! Weßhalb soll ich dies Wunder, dies Glück nicht in die Hand nehmen? Habe ich die Hände denn nicht eben dazu um mein Glück zu ergreifen und festzuhalten?

Zerbrechen? Ich sollte das zerbrechen? So viel Licht, so viel Schönheit, so viel Wonne vernichten? Meinen Augen entperlten zwei große, schwere Thränen.

Papa und Mama entschwanden durch den Thränenschleier meinem Anblick. Sie schienen mir ganz in silberfarbenes Grau getaucht, immer nebelhafter, immer geisterhafter. Zuletzt sah ich sie gar nicht mehr. Ich fühlte nur, wie zwei feindliche Mächte um mein Glück kämpften, meines Herzens Sehnsucht, bald ertödtend, bald von Neuem belebend, und daß ich armes, wehrloses Kind in diesen Kampf nicht eingreifen konnte.

Plötzlich tönte Mamas Stimme an mein Ohr: „Nun gut! Mag er sie ansehen, so viel er will! Ich werde die Uhr auf's Clavier legen. Sieh, hierher! Aber untersteh' Dich nicht, sie anzufassen! Gott behüte! Hast Du verstanden?

Ich verstand.

Die beiden, großen, schweren Thränen, die mir schon lange in den Augen gestanden, rollten wie harte Kugeln über meine erhitzten Wangen.

Ich begann die Uhr zu betrachten.

Das war keine leichte Sache. Das Clavier reichte mir fast bis zum Kinn. Ich hob den Kopf in die Höhe, stützte das Kinn auf den Mahagonideckel des Pianos und . . . sah hin.

Die Uhr lag jetzt in der offenen, schwarzen Schachtel, die einem kleinen, schwarzen Sarge glich. Ihre Saphire waren verblaßt, ihre Sterne glänzten nur matt, denn es war in diesem Winkel des Zimmers recht dunkel. Ich war meinem Schatz so nah und doch so fern! Fern, weil er mitten auf dem Clavier lag, wo es mir unmöglich war, ihn zu erreichen, fern auch durch das strenge, nicht mißzuverstehende Verbot meiner Mutter.

O, dies in seiner klugen Berechtigung unbarmherzige Verbot himmlischen Glückes! O unbefriedigende Wonne, die man nur aus respectvoller Entfernung genießen darf!

O ihr hungernden Herzen am gedeckten Tische des Lebens! O ihr durstenden Lippen an den Kelchen der Freude, doch nie gestillt! O erste Sehnsucht in dunklem Sarge geborgen! O Philosophie der Verneinungen, die Du den Seelen das Bewußtsein eigener Kraft und Stärke raubest! O verheißenes, doch nie betretenes Land!

O ihr Hände voll fiebernden Verlangens! O ihr Finger, zusammengekrampft durch ein Verbot! O ihr Arme, die ihr in's Leere greifet! O, du nahes, doch unerreichbares Ideal!

O, Du Großes im Leben, was man uns im Namen Gottes zu meiden gebietet! . . .

Als ich so stund, das Kinn auf den Deckel des Clavieres gestützt, die Finger krampfhaft in einander geschlungen, begann die Uhr zu raunen, zu singen und zu sagen.

Es war ein eigenartiger, unbegreiflicher, undeutlicher Ton, er glich dem Duft der Zauberblume, dem Gruß, den uns der Himmel durch den Regenbogen sendet. Es klang wie eine Saite von unbekannter Hand gerührt, es klang so süß, beruhigend, daß ich all' das vorangegangene Leid, den Kampf und das Entbehren vergaß und daß unendlicher, traulicher Friede meine junge Seele erfüllte.

Was die Uhr mir zuraunte, fand einen Widerhall in meinem Herzen.

Immer deutlicher erschien mir ihr geheimnißvolles Ticken, immer hörbarer rief sie mir zu: „Ich und Du . . . ich und Du . . . ich und Du . . ."

Es war wie das Aufleuchten und der Glanz zweier bläulicher Flämmchen, von denen eines erlosch, wenn das andere sich entzündete, eines dem anderen abwechselnd Glut und Farbe lieh. Immer rascher wechselten die Flämmchen Glanz und Licht, immer schneller folgten Aufleuchten und Erlöschen, so daß gar bald eine feurige, goldene Brücke von der Uhr zu mir herüberzuführen schien. Auch die Töne verschmolzen zu einem wundersamen Liede, wie nie ein schöneres zu einem menschlichen Ohre gedrungen. Es war das Lied der Sehnsucht, der niegestillten, des köstlichsten Empfindens, das ein Menschenherz erfüllt, schmerzlich und süß, demüthigend und erhebend zugleich, das Lied der herben Enttäuschung und des neuen Hoffens . . .

Es war mehr, als ich ertragen konnte. Ich schloß die Augen, meine Finger lösten sich von einander, matt fielen die Hände nieder, ich wußte nicht, wie mir geschah. Da weckte mich Mamas Stimme unsanft aus meinen Träumen:

„Was, Junge? Du schläfst im Stehen? Zieh' Dich aus und marsch zu Bett! Zehn Uhr . . . Genug geschaut!"

Als ich die Augen öffnete, war die schwarze sargähnliche Schachtel geschlossen und die Uhr meinem Anblick entzogen.

*

Als ich am anderen Morgen meine Uhr sehen wollte, meinte Mama, das sei Nichts für Wochentage. Ich war darob enttäuscht und stolz zugleich. War es doch etwas Erhebendes, im Besitz eines Gegenstandes zu sein, „der nicht für Wochentage war".

In den ersten Wochen nach Papas Rückkehr, als alle bekannten Damen Mama Besuche machten, wurde diese Einschränkung nicht allzu streng eingehalten. Im Gegentheil, bei jedem Besuch wurde die Uhr hervorgeholt und gezeigt. Etwaigen Ausdrücken des Lobes, der Bewunderung fügte Mama einfach nur die Bemerkung „aus Paris" hinzu, worauf die Damen die Uhr erst recht zu bewundern pflegten.

Diese schönen Tage gingen jedoch bald vorüber, ich bekam seitdem meine Uhr nur an Sonn- und Feiertagen zu Gesicht. Wochentags fehlte die Zeit dazu. Nicht etwa mir, sondern Mama, die unser Mädchen entlassen mußte, weil es immer mehr nach Moschus roch, wie Papas Pariser Taschentücher, und die deßhalb selbst einholen und kochen mußte.

Salat gab es immer noch nicht, und das Wanken der Fundamente unseres Familienlebens wurde eine recht häufige Erscheinung.

Papa trug noch immer sein Spitzbärtchen, summte französische Liedchen, doch klopfte er uns nicht mehr scherzend auf die Schulter und nannte Mama nicht mehr „ma biche".

Er war jetzt selten zu Hause. Namentlich seit ein Circus bei uns eintraf, in dem geschulte Fräulein auf gelehrigen Pferden ritten, sahen

wir ihn fast nur des Abends. Es zeigte sich, daß Papa ein ganz besonderer Liebhaber geschulter ... Pferde war.

War er aber einmal zu Hause, hatte er meist Kopfschmerzen und schlief angekleidet auf dem Sofa. Erst gegen Mitternacht pflegte sich sein Befinden zu bessern, er ging frische Luft schöpfen und passirte dabei unser Zimmer, um Mama nicht zu stören.

Das lange, oft Wochen währende Entbehren des geliebten Anblickes meiner Uhr versetzte mich in einen Zustand der Erregung, peinigender Unruhe, der unerträglich war.

Montag, Dienstag sogar Mittwoch hielt ich es noch einigermaßen aus. Schon der Donnerstag war kaum zu ertragen. Es war mir einfach unmöglich, irgend Etwas zu arbeiten, wenn ich fühlte, daß die Uhr, dort in dieser schwarzen Schachtel ruhte und ich sie nicht sehen konnte. Zu meiner Erleichterung begann ich vor dem Schränkchen stehen zu bleiben, wo sie aufbewahrt war und horchte, ob ihr mystisches Raunen nicht bis zu mir dringen würde.

Und es drang wirklich zu mir.

Erst später, viel später erfuhr ich, daß es das Klopfen meines eigenen Herzens gewesen. Die Uhr wurde nämlich nur jeden Sonntag aufgezogen und lag die ganze Woche stumm und leblos da.

Dafür aber am Sonntag, welch' rasende, ungeheuere, wenn auch kurze Freude! Das Herz stand mir vor Erwartung still, sobald ich das Etui öffnen hörte. Plötzlich leuchteten in Mamas Hand alle Sterne des Himmels für mich auf, überirdische Farben erstrahlten und athemlos mit ausgestrecktem Halse harrte ich des ersehnten Anblickes, die Brust erfüllt von den geheimnißvollen Tönen des Zauberliedes der Sehnsucht.

Dieser Wechsel von höchster Erregung und darauffolgender Erschlaffung, von himmlischer Begeisterung und ungestilltem Begehren ward mir verhängnißvoll. Ich wurde zerstreut, traurig, ungeduldig und verschlafen. Ich lebte ganz meinem Glücke und seiner Erwartung, was eine fatale Rückwirkung auf meine Censur hatte.

Das Schlimmste jedoch war, daß Mama, so oft ich etwas angestellt oder schlechte Classen heimgebracht hatte, statt mich wie früher zu bestrafen, nur den Kopf schüttelte und mit unheilverkündender Stimme mir zurief:

„Oho, aus ist's! Die Uhr ist nicht mehr Dein!"

Welche Verzweiflung ergriff mich da, welch' bitterliches Schluchzen drang da aus meiner schwachen Brust, welch' Aufschrei des Protestes ertönte aus meiner Kehle, wieviel bittere, brennende Thränen hab' ich da vergossen!

Erst als ich so einige Tage und Nächte in unsagbarer Qual zugebracht, Schlaf und Appetit verloren hatte und mein Zustand den Bekannten auffiel, meinte Mama:

„Nun gut, die Uhr ist Dein, aber merke Dir's!"

Gott weiß, wie sehr ich's mir merkte. Dessenungeachtet hörte die Uhr von Zeit zu Zeit immer wieder auf, mein zu sein. Das Schmerzlichste war, daß ich sie verlor, ohne sie je ganz besessen zu haben. Ich galt nämlich immer noch nicht für alt genug, um sie in die Hand zu bekommen.

Mein Leben schwankte jetzt in dem beständigen Dilemma: War die Uhr mein, oder war sie nicht mein? Mitten in der Nacht erwachte ich aus dem Schlummer und stellte mir, zwischen der Hoffnung mein Glück wiederzugewinnen und der Angst es zu verlieren, die bange Frage: „Mein oder nicht mein?"

Um diese Zeit verreiste mein Papa wieder. Einige Abende vorher litt er an Kopfschmerzen und ging nicht einmal in den Circus, da die gelehrigen Pferde auch schon fort waren. Mama schien darüber ganz außer sich und vergoß bittere Thränen. Sie fand keine Gelegenheit, Papa den Koffer zu packen noch auch ihm Braten für die Reise mitzugeben, denn Papa wollte sie nicht stören und ging allein in der Nacht durch's Kinderzimmer zur Bahn und nahm nur seine Reisetasche mit.

Einen Monat lang war die Uhr immer mein. Nicht etwa, weil ich artiger geworden war, sondern weil Mama jetzt stets ärgerlich und traurig war. Hatte ich einen schlechten Streich verübt, so bekam ich gleich auf der Stelle meine Schläge, und von der Uhr war keine Rede mehr. Ganz erfüllt von innerer Glückseligkeit, harrte ich des Sonntages.

Und bald kam ein Sonntag, an dem Mama die Schachtel mit der Uhr nicht aus dem Schränkchen nahm.

Ich wartete den ganzen Morgen — vergeblich. Nach dem Essen, das ich vor lauter Unruhe kaum hinunterwürgen konnte, ging ich zu Mama. Sie saß übelgelaunt in einem Winkel.

Zum ersten Mal bemerkte ich, wie sehr Mama gealtert war. Die tiefen Falten gaben ihrem Antlitz einen noch härteren, strengeren Ausdruck als sonst, so daß ich entmuthigt in Stillschweigen verharrte und nicht wußte, wie zu beginnen. Sie ward mich endlich gewahr.

„Was stehst Du hier herum? Du hast Mittag gegessen, nimm' Deine Bücher und lerne."

Ich nahm meinen ganzen Muth zusammen.

„Und die Uhr? Heut' ist Sonntag."

Mama wandte sich fort und bemerkte bitter:

„Die Uhr ist nicht mehr da. Sie ist versetzt. Wenn wieder Geld da ist, wird man sie einlösen."

Ich verstummte und blickte überrascht auf meine Mutter.

„Was? Die Uhr ... meine Uhr ist fort?"

Ein Blitz schlug in meine Seele ein und vernichtete alles Leben, alle Hoffnung.

Rothe Funken flimmerten mir vor den Augen und mit Flammenschrift leuchtete plötzlich das Menetekel auf:

„Die Uhr — meine Uhr ist fort! Versetzt!"

Mama erhob sich mit einem unterdrückten Seufzer von ihrem Platze und verließ das Zimmer. Ich blieb allein.

Unverzüglich erwachte in mir die Unternehmungslust; ein instinktives Streben, meinen Schatz zu retten.

Noch am selben Tage erhielt ich vom Portier wichtige Aufklärungen. Ich erfuhr nämlich, was „versetzt" bedeutet, ferner wo sich meine Uhr befand und wie ihr jetziger Aufenthalt hieß.

Tagsdrauf schwänzte ich die Schule und ging hin. Es war ein großes, gelbes Haus in einer Seitengasse. Da die Thür nur angelehnt war, schlich ich mich in's Zimmer und blieb, die Mütze in der Hand klopfenden Herzens an dem Eingange stehen. Das Gemach war fast leer. Ein Herr sah von seinem Schreibtisch auf und fragte:

„Was willst Du?"

Ich verbeugte mich, unsagbar verwirrt.

„Nichts, bitte, mein Herr, meine Uhr ist hier ..."

Der Herr streckte die Hand aus.

„Dein Schein?"

„Ich habe keinen."

„Ohne Schein wird hier Nichts herausgegeben."

Ich grüßte noch mal und ging auf den Flur. Da auch hier Niemand da war, lehnte ich mich an die Thüre und horchte.

Ich war überzeugt, fest überzeugt, daß durch die verschlossene Thür das Ticken meiner Uhr zu mir drang. Ich bebte vor Erregung, ein Strom von Thränen rann unaufhörlich über mein Antlitz.

Dienstag kam ich aus der Schule mit einem Tadel des Lateinprofessors und der beseligenden Hoffnung heim, bald wieder das entzückende Raunen zu hören. Gleich nach dem Essen rannte ich in's Versatzamt, drückte auf die Klinke und war im Bureau.

Der Herr, der soeben gekommen zu sein schien, ordnete seine Papiere, probirte eine neue Feder, nahm Platz und streckte wieder die Hand aus:

„Dein Schein?"

Ich wurde feuerroth.

„Bitte, lieber Herr, ich will nur ...

Der Herr jedoch hielt die Hand ausgestreckt:

„Dein Schein?" wiederholte er.

„Ich habe keinen Schein."

Ungeduldig fuhr er auf:

„Zum Donnerwetter! Ich habe Dir doch gesagt, daß man ohne Schein keine Pfänder herausgiebt."

„Bitte, lieber Herr, es ist ja kein Pfand, sondern meine Uhr."

Er blickte mich mit einem aus Zorn und Geringschätzung gemischten Gefühle an und schlug dann heftig mit der Hand auf den Tisch.

„Bitte mich nicht zu belästigen. Stör' mich nicht! Sage zu Hause, daß ein Erwachsener den Schein und das Geld bringen soll."

Ich grüßte und ging beschämt davon. Noch im Fortgehen jedoch vermeinte ich das Ticken meiner Uhr zu hören.

Seitdem wagte ich nicht mehr das Bureau zu betreten, sondern blieb auf dem Hausflur stehen. Ich konnte zwar da nichts hören und nichts sehen, aber ich war in ihrer Nähe. In demselben Hause, in dem sich meine Uhr befand. Eines Tages jedoch kam ein Mann in Uniform auf mich zu und sagte:

„Hier darf man nicht stehen bleiben. Hast Du was zu thun, so geh' in's Bureau, sonst mach', daß Du fortkommst."

Ich schlich davon.

Am anderen Tage setzte ich mich auf die steinernen Stufen, die von der Straße in den Hausflur führten und sah zum Fenster hinein. Es war ein harter, unbequemer Platz, immerhin war ich meiner Uhr näher als zu Hause.

Die Zeit verrann, es wurde Sommer. Monde vergingen, es kam der Herbst. Es war regnerisch, windig und kalt.

Erhitzt, abgemagert, zitterte ich wie Espenlaub, als ich mich in meinem alten, verschossenen Anzug auf die Steinstufen setzte.

„Um Gotteswillen, Junge, sitz' doch nicht in dieser Kälte auf den feuchten Steinen, Du wirst Dir ja eine Krankheit zuziehen!" sagte zu mir einer der Beamten, als er das Bureau verließ. Ich blickte zu ihm auf.

„Aber meine Uhr ist ja hier."

Er lächelte, schüttelte den Kopf, seufzte und ging seines Weges.

Und die Sehnsucht nagte an mir wie eine schwere Krankheit.

Ich lernte sehr wenig. Mama schlug mich deshalb öfter als früher, aber ich fühlte fast gar keinen Schmerz, so sehr erfüllte mich eine Sehnsucht, ein einziges Verlangen. Geld war noch immer nicht im Hause, die Uhr konnte nicht eingelöst werden.

Vor dem Christfest kam mir der Gedanke, Papa mein Leid zu klagen. Ich riß sofort ein Blatt aus meinem Diktandoheft heraus und die ungelenken Buchstaben, mit heißen Thränen netzend, schrieb ich:

„Lieber Papa! Ich theile Dir, lieber Papa, mit, daß ich sehr unglücklich bin, denn meine Uhr ist versetzt und ich habe sie nicht mehr.

Lieber, theurer Papa, komme recht bald und löse die Uhr ein, denn ich bin sehr unglücklich, und es ist sehr kalt.

Ich küß die Hand, lieber Papa, und bitte sehr, komme bald.

Dein treuer Sohn

Stanislaus."

Ich faltete das Blatt zweimal zusammen und schrieb auf die reine Seite die Adresse: „An meinen lieben Papa." Trotzdem es schon ziemlich spät war, rannte ich zur Post und warf meinen Brief in den Briefkasten.

Die Hoffnung auf baldige Rettung gab mir neues Leben. Mit fieberhafter Ungeduld erwartete ich den Briefträger und eilte ihm mehrere Male des Tages entgegen. Es kam jedoch keine Antwort. . . . Ich wartete eine Woche, zwei, drei . . . vergeblich.

Da stürzte ich wieder zu dem großen, gelben Hause hin. Ich hatte die Absicht, dreist einzutreten und dem Beamten zu sagen: „Papa kann jeden Tag heimkommen, würden Sie vielleicht so freundlich sein, mir inzwischen meine Uhr herauszugeben?"

Dort aber herrschte ein Gedränge und ein Lärm, der mich fast betäubte. Weder auf dem Flur, noch auf den Stufen, noch an der Thür war für mich Platz. Man stieß mich hin und her und schimpfte, daß ich den Leuten den Weg vertrete.

Da fragte ich den mir zunächststehenden Herrn, weshalb heute so viele Leute da seien und warum sie so schrieen.

Der Herr sah mich von oben herab an und antwortete mir nicht.

Plötzlich erfaßte mich eine unerklärliche Angst. Ich entschloß mich, um jeden Preis in's Bureau zu gelangen.

Ohne zu wissen wie, befand ich mich mit einem Male mitten in der Menge. Wie von einer Woge getragen, gelangte ich zwischen Männer und Frauen, Händlern und Packträgern in den Saal. An der Barrière athmete ich wieder auf. Ich hatte einen freieren Platz gefunden. Ich hob den Kopf in die Höhe. Da . . . Was war das? . . .

Hoch über mir, schwang sich meine Uhr an einer goldenen Kette in der Luft. Wie von einer unsichtbaren Hand gehalten. Ihr herrliches Saphirenblau erfüllte das ganze Gemach, und goldene Sterne, wie man sie nur in der herrlichsten, klarsten Sommernacht sehen kann, leuchteten an den Wänden, von der Decke überall.

Im selben Augenblicke erfüllte das geheimnißvolle Lied meine Seele, die ganze Welt . . . „Die Uhr! . . . Meine Uhr!" rief ich im Ausbruch einer rasenden Glückseligkeit, und streckte die Hand nach der Uhr aus.

Doch eh' ich sie erreichte, ertönte eine rauhe, überlaute Stimme: „Und zum drit . . . ten . . . Mal!"

Ein Händler, der neben mir stand, nahm all' die goldenen Sterne, die schimmernden Saphire aus der Luft, legte meine Uhr in die schwarze, sargähnliche Schachtel und versenkte diese in die ungeheure Tasche seines schäbigen Ueberziehers.

O, verheißenes, doch nie betretenes Land!

Aus der Hauptstadt.

Das Dasein auf Pump.

Schon lange konnte man als ausgepichter Elegant durch die Prachtstraßen der Hauptstadt wandern und während des Kokettirbummels zehntausend bewundernde Blicke einheimsen, ohne daß Einem die so allgemein bewunderte äußere Erscheinung auch wirklich gehörte. Dabei hatte man nicht einmal das plötzliche Auftauchen seines Schneiders zu fürchten, denn der Kleider-Leihvertrag lag, gewissenhaft paragraphirt und von beiden Parteien unterzeichnet, zu Hause. Gegen eine monatliche Abonnementsgebühr von 6 bis 30 Mark lieferte die renommirte Firma zwei bis sieben Anzüge jährlich; in den höheren Classen kamen noch die erforderlichen Sommer- und Winterüberzieher, gegebenen Falles auf Seide gearbeitet, hinzu. Der Abonnent hatte nur nöthig, die erste Rate zu zahlen, und durfte dann unter den „gediegensten Prima englischen Stoffen, first novelty" beglückende Auswahl treffen. Für pünktliche Abhalung der übrigen Abonnementsbeträge sorgte die Firma von selber. Ebenso erinnerte sie den Leihvertragskunden daran, wenn die Saison abgelaufen war, und in dieser Beziehung war sie gewissenhafter als Schneeglöckchen und Nachtigallen. So bald der Frühling in's Land zog, forderte sie ihre Abnehmer auf, sich Sommerhosen und dazu passende lyrische Jacketts bauen zu lassen; unmittelbar nach Lieferung dieser Kostbarkeiten nahm sie die Wintersachen zurück. Aufgebügelt und gesäubert, erfreuten diese dann noch jene ahnungsvollen Engel, welche mit Lust in den von Cavalieren abgelegten Kleidern schwelgen. Die viel gesuchte und noch mehr besprochene Lösung der socialen Frage war hier gefunden, wenigstens was das menschliche Gewand betraf. Der vornehme und der kleine Mann trugen denselben Rock, nur ein zeitlicher Unterschied blieb bestehen. Und was der demokratischen Idee zu noch höherem Triumph verhalf: dem kleinen Mann gehörte als freies Eigenthum, was der vornehme nur geliehen erhielt. Trotzdem hatte der Aristokrat nicht unbeträchtlich mehr zu zahlen als der schlichte Plebejer. Selten ist eine Sphinxfrage so salomonisch einfach und zu so allseitiger Zufriedenheit beantwortet worden, wie in unserem Falle die Bekleidungsfrage. Der Gedanke reizt geradezu zu weiterer Ausgestaltung. Hier liegt eines von jenen Problemen vor, die den schaffenden Menschengeist nicht eher ruhen lassen, als bis er sämmtliche Consequenzen gezogen hat.

Mit Recht behauptet das Sprichwort, das Hemd sei Einem näher als der Rock. Niemand, der die Entwickelung unserer Hochcultur scharfäugig beobachtet, konnte deshalb erstaunt sein, als eines Morgens die Zeitungen die frohe Botschaft verkündeten: „Sie brauchen keine Wäsche mehr zu kaufen! Wir (die unterzeichnete Wäsche-Lieferungsgesellschaft m. b. H.) liefern Ihnen Ihren ganzen Bedarf an Oberhemden, Kragen, Manschetten, Nachthemden, Unterbeinkleidern, Taschentüchern xc. kostenlos gegen die einzige Verpflichtung, daß Sie Ihre Wäsche in der Wäscherei der Gesellschaft waschen lassen. Jedermann, der Abonnent der Wäsche-Lieferungsgesellschaft wird, entledigt sich ein- für allemal der Nothwendigkeit, sich je wieder Wäsche kaufen zu müssen, da er, insolange er Abonnent der Gesellschaft bleibt (sei es auf 10 oder 20 Jahre) immer die abgetragene Wäsche kostenfrei durch neue ersetzt bekommt." Mochte auch das Deutsch dieses Wasch-Evangeliums nicht tadellos sein, so waren es doch die näheren Bedingungen. Man hat thatsächlich für die Gratiswäsche der G. m. b. H. nur wenige Pfennige mehr an Wasch- und Plättgeld zu zahlen als in den Waschanstalten, die beim alten Zopfe verharren und uns zwingen wollen, unterm gepumpten Rock und überm pumpenden Herzen ein eigenes Oberhemd zu tragen. Diese sociale Rückständigkeit wird sich bitter rächen in einem Jahrhundert, dessen begnadete Theilnehmer Alles leihen, ausgenommen dem Hilfesuchenden das Ohr.

Ob die Wäsche der Wäsche-Lieferungsgesellschaft m. b. H. schließlich ebenfalls in's Eigenthum armer, aber ehrlicher Familien übergeht, oder ob sie zu wohlthätigen Zwecken auf wohlthätigen Bazaren (mit Souper und Ball) verlost wird, das steht noch dahin. Für uns ist das auch nicht die Hauptsache. Für uns handelt es sich vielmehr darum, ob erleuchtete Männer jetzt die Verallgemeinerung des Systems in die Hand nehmen werden. Ich will es mit den Anti-Alkoholikern nicht verschütten und darum keinen Getränke-Leihvertrag das Wort reden. Aber die Reform der heutigen Art und Weise, für des Leibes Nahrung zu sorgen, scheint mir unabweislich. Mit welchen heiligen Empfindungen wird man in Zukunft Austern (und Chablis) im Abonnement genießen, wenn man weiß, daß sie nur halb so viel kosten wie früher und daß die Schalen (und geleerten Flaschen) armen Familien wohlfeil abgelassen werden! Von nun an umwittert die großen Festmähler bei Borchardt ein starker Hauch socialen Gefühls. Der Schlemmer von ehedem sagt sich bescheiden, daß er den aufgetischten Herrlichkeiten zwar auch heute alle Gerechtigkeit widerfahren lassen darf, daß er sie aber gewissermaßen nur geliehen bekommt, während das Proletariat, dem die übrig gebliebenen Kartoffeln und Knochen gegen billiges Entgelt zufallen, sich hochmüthig als deren Eigenthümer bezeichnen darf. Ich sehe den Tag kommen, wo der „Vorwärts" diese Schmausereien in seiner „Socialen Umschau" liebevoll erwähnt. Dann erst werden die üppigen Gastereien, von denen uns auf dem Dresdener Parteitag erzählt wurde, und die Sect-Liebesmähler der Bebel, Braun und Mehring den antimonarchischen Anstrich verloren haben.

Doch genug von der rohen Materie! Leicht läßt sich das System der Leih-G. m. b. H. auch bei den vergeistigten Freuden des Daseins anwenden. Schon heute steht, wie Forbach, Pirna, das Berliner Biergartenviertel und andere kleine Garnisonen lehren, die Verleihung von Ehefrauen in Schwung. Es ist nur noch erforderlich, daß ein tüchtiger Geschäftsmann die Geschichte methodisch betreibt. Das heuchlerische Geschrei über Ehe-Irrungen wird sofort aufhören, wenn alle Welt weiß, daß sie zu Gunsten unserer Handelsbilanz vorgenommen werden und die Steuerkraft der Unternehmer wohlthuend erhöhen. Wie Graf Trast überzeugend dargethan hat, ist alle Sittlichkeit Auffassungssache. Sie muß den Menschen künstlich beigebracht werden, dann geht's. Noch bestehen, gerade was die Heiligkeit der Ehe anbelangt, hier und da rauhe Vorurtheile. Längere und wiederholte Inserate, welche die Geschäftsprinzipien der dafür eingerichteten G. m. b. H. energisch darlegen, werden rasch Wandel schaffen. Und während die Vielweiberei dank der üblen Lage des Sultans und unter den Einwirkungen des Börsengesetzes zurückgeht, darf die Vielmännerei auf eine glorreiche Zukunft hoffen.

Inwieweit der moderne Leihvertrag sich den sogenannten geistigen Interessen anpassen läßt, ist einstweilen noch nicht zu übersehen. Er besteht freilich schon bei unseren dramatischen Dichtern zu Recht, wird aber von ihnen immer nur einseitig gehandhabt. Der Schuldner pflegt nämlich dem Gläubiger nichts von der vorgenommenen Entleihung zu sagen. Ueberrascht man einen modernen Bühnenschriftsteller, der im Nebenberufe auch Schwänke liefert, bei der Arbeit, so muß man auf seine verdrießliche Frage: „Glauben Sie denn, daß ich meine Zeit gestohlen habe?" wahrheitsgemäß erwidern, daß seine Zeit allerdings das Einzige ist, was er nicht gestohlen hat. Niemand stiehlt, was er nicht versteht. Die kommende dramatische Lieferungsgesellschaft m. b. H. wird Ideen und witzige Bemerkungen genau nach den Grundsätzen der Garderobe-Abonnementsfirmen in's Haus schicken, Alles nach Maß, mit der Bedingung der Rückgabe nach Schluß der Saison. Dadurch gelangen die wirklichen Erfinder in den Genuß eines kleinen, noch genau zu tarifirenden Tagelohnes, während anderseits die Bühnenpoeten zweiten und dritten Ranges abgelegte Stoffe billig erwerben und wie neu aufarbeiten können, ohne daß mißgünstige Recensenten ihnen aus ihrem reellen kaufmännischen Betriebe fürderhin einen Vorwurf machen dürfen.

Die Alkohol-Reform.

Die preußische Regierung will den Flaschenbierhandel schärfer bewachen lassen und erschweren. Ihre Beauftragten haben in Arbeiterwohnungen ungeheure Mengen leerer Bierflaschen gesehen; in den Arbeitervierteln trafen sie ganze Familien, mit Weib und Kind und Kostgängern, von Flaschenbier bekneipt auf der Straße.

Der Alkohol, des Daseins Zier,
Ist doch Moral-Regierung;
Am meisten kränkt der Flaschenbier-
Kleinhandel die Regierung:
„Trotz blauem Kreuz und Muckerthum
Steigt Jahr für Jahr der Bierconsum:
Der Suff in Flaschenbieren
Ist drum zu suspendiren.“

Res drang in's Ministerium
Zu dem papierumpackten
Herrn Chef. (Er schob die vierte Numm
Rasch zwischen seine Acten.)
„Ach, warum untersagtet Ihr
Doch meinem Schorsch das Flaschenbier?
Der Kerl ist nicht zu bessern —
Jetzt trinkt er's gleich aus Fässern!

Einst leert' er Flaschen, drei, vier Stück,
Heut' läßt er's stramweis' rinnen —
Wie soll ich nie der Ehe Glück,
Den Mann zurückgewinnen?“
Wild sah sich der Gewalt'ge um
Und schielte nach der vierten Numm,
Zu stammeln nur vermocht' er:
„Sauf gleichfalls, liebe Tochter!“

Timon d. J.

Aus unseren Kunstsalons.

John Lavery.

Den Namen hören und an zartfarbige englische Frauenschönheiten denken, ist für den Kenner Eins. Freilich — der Kenner weiß auch, daß der in London lebende schottische Künstler, einer der Vornehmsten unter den „boys of Glasgow“, einst ein farbenfunkelnder Genremaler war. Dann aber, so um 1890 herum, bekannte er sich zu einer mehr kühlen Palette und zu den Anschauungen Whistler's, die er in der Folge in seinen zahlreichen Bildnissen bethätigte. Und eben als solch' Maler englischer Frauenschönheit ist er auf dem Continent vor Allem bekannt geworden. Hieße es nicht am Ende gar besser „Farbenschönheit“? Denn die „Frau“ selbst ist ihm meistens doch nur Mittel zum Zweck. Man hat immer die Empfindung, als ob er von einem bestimmten Farbenconcert ausginge und dann sich dazu das geeignetste „Modell“ aussuchte, um das innerlich Geschaute in Wirklichkeit zu übertragen. Daher kommt's auch, daß nur in seltenen Fällen der individuelle Charakter dieser oder jener Lady oder Miß herausgearbeitet wird: die Porträtähnlichkeit hat für ihn nur ein geringeres Interesse. Da kehrt z. B. jetzt auf einer Ausstellung bei Eduard Schulte viermal eine gewisse „Mary“ wieder, mal „in Schwarz“, dann „in Weiß“, „in Grün“, „im Profil“ — und jedes Mal sieht sie eigentlich ziemlich anders aus. Nur entfernt ist die Aehnlichkeit in den vier Bildern unter einander. Andere Bildnisse heißen: „Dame in Braun“, „Das grüne Sopha“ u. s. w. Die großen englischen Bildnißmaler um die Scheide des 18. und 19. Jahrhunderts, die Gainsborough, Reynolds, Raeburn u. A., schufen „documents humains“ ihrer Zeit. Lavery giebt, gleich Whistler in erster Linie, „Arrangements“ in „Rosa und Grau“, in „Schwarz und Grün“ u. s. w. Er malt in einem kühlen grauen Corridor eine junge Dame in einem duftigen weißen Kleide aus Batist, einen niedrigen breitkrämpigen Hut auf den schwarzen Locken; im rechten Arm hält sie einen köstlichen Strauß von weißen Blüthenzweigen — „Miß Y.“? Nein — „Frühling“ heißt das Bild . . . Eine Dame im schwarzen Badeanzug, den gelbweißen Bademantel um Schultern und Hüften drapirt, mit der Rechten einen lichten japanischen Schirm über dem niedlichen Köpfchen haltend; dahinter gelb und bläulich, dunstig das Meer, vorn flach über den Sand laufend — „Sommer“. Ueberall steht das Farbenbouquet, eine Harmonie kühler grauer, schwarzer, weißer, rosa und bläulicher Farben im Vordergrunde. Selbst in den wenigen Landschaften, die er zeigt: die Küste am Aermelcanal, Tanger, die hochgebaute, marokkanische Feste. Nur einmal giebt's ein Bild auch im erzählenden Sinn: eine junge Dame liegt in einer Hängematte, die sie im Parke unter tief herabhängenden Kastanienzweigen ausgespannt hat. Aber auch hier ist die Farbenwirkung des Weiß und stumpfen Grün, des Grau und Schwarz und Lichtbraun die Hauptsache.

Soll ich noch Einzelnes hervorheben, so möchte ich auf die lebensgroße „Mary in Grün“, das Kleid im Biedermeierschnitt, auf das weiße „englische Fräulein“ mit der Perlenschnur, auf „Miß Wedgewood“ in Schwarz und wedgwoodblauem Mantel, auf die Symphonie in Blau und Grau: „Valentin und seine Mutter“, auf „Vera Christie“ in grauem Hut und schwarzem Kleid, seitwärts aufgestützt sitzend, hinweisen. Hier findet sich überall mehr als ein Ansatz auch zu seelischer Charakteristik.

Im Uebrigen bin ich überzeugt, daß wir bald Wirkungsspuren dieser Ausstellung bei unseren Jungen und Jüngsten werden entdecken können. Aber sie werden sich wohl bald davon überzeugen, daß das Nachahmen hier sehr schwer fällt. Es ist eine ganz eigenartige Culturwelt, in der diese Kunst entstehen konnte, und die eigenartige Culturwelt mußte gesehen werden mit einem ebenso eigenartigen Temperament.

„Jagd und Sport“.

Die Künstlergruppe, die unter diesem Namen alljährlich beim Ausgange des Winters in Schulte's Kunstsalon eine größere Ausstellung veranstaltet, interessirt in erster Reihe wohl immer nur ganz exclusive Kreise — die Freunde und Jünger „edlen Weidwerkes“ und des „Turfs“. Der Kunstfreund im engeren Sinne kommt da nur selten auf seine Kosten: der „interessante Fall“, die „Anekdote“, die „Curiosität“, das „Hunde-“ oder „Pferdeporträt“ sind der Endzweck dieser Malerei.

Dieses Mal ist aber sogar für diese Kreise die Auslese recht dürftig. G. Koch, Rich. Friese, C. Wagner, Chr. Kröner, C. Zimmermann — sie haben Alle schon Bedeutenderes und schließlich doch auch malerisch Interessanteres zu zeigen gehabt. Nur Ernst Otto und Carl Kappstein bieten mehr. Dieser neben den schon neulich im „Künstlerhause“ ausgestellt gewesenen farbigen Handdrucken in stimmungsvoller Landschaft ein paar Vorstehhunde von großer Lebendigkeit, jener einige Episoden aus dem Thierleben, mit Witz und Kunstgefühl vorgetragen: Teckel vor dem glühenden Atelierofen, einfallende Enten in abendlicher Sumpflandschaft, Füchslein, die aus ihrem Bau einen neugierigen Blick in die Welt thun.

Bei den Plastikern der Gruppe herrscht heuer der „Keiler“. R. Rusche zeigt ihn „sichernd“, Joseph Pollenberg in einer großen Broncegruppe bei der „Hatz“ im Kampf mit Rüden, R. Pfretzschner ebenfalls in Bronce durch den Schnee (aus Marmor) seinen Weg sich bahnend.

* * *

Ja — wenn sie Alle dem Thier so viel Liebe entgegen brächten wie der Schwede G. A. Fjaestad dem — Schnee und Reif. Welch' wundervolles Studium verrathen seine großen Raubreifmotive! Bald im fahlen Wintersonnenschein, bald bei dunstigem Mondlicht oder in Grauwetterstimmung — immer ist der Eindruck von überzeugender Wahrheit und von feinem durchdringenden Kunstgefühl in der Auffassung.

* * *

Aus dem Uebrigen, was sonst noch bei Schulte jetzt zu sehen ist nur ganz weniger: eine Reihe von Landschaften von W. Obeonski läßt erkennen, wie ein ehemaliger Brachtschüler sich bemüht, seine eigene Sprache zu finden; der bekannte Zeichner Hanns Anker legt einige Originale zu Illustrationen und mehrere große Studien vor, von denen namentlich die Regenstimmungen von überzeugender Wahrheit und feinem Farbengefühl sind; endlich der Pariser E. P. Ullmann, von dem man früher allerlei nächtliche und abendliche Bahnhofsbilder sah, und der jetzt verschiedene Küstenmotive in Stölen'scher Auffassung ausstellt.

J. Norden.

Offene Briefe und Antworten.

An Anne von den Eken.

In Nr. 1 der „Gegenwart“ befindet sich eine Entgegnung auf einen Aufsatz von A. v. Hartmann, von Anne von den Eken, die ich mit vielem Interesse gelesen habe. Bezüglich einiger darin berührter Punkte, die zwar nicht zum Hauptthema gehören, aber doch im Zusammenhange mit ihm stehen, möchte ich meinerseits mir ein paar Bemerkungen erlauben. Fräulein von den Eken sagt, daß, während die Proletariers- und Kleinbürgersfrau die Einnahmen ihres Mannes genau kennt und das Hauswesen danach einrichtet, die Frauen der Fabrikanten, Großhändler und Börsianer keine Ahnung von dem Vermögensstand haben. Dies ist im Allgemeinen richtig, doch trifft es nicht zu, wenn sie meint, die Männer der besitzenden Klassen wollten sich überhaupt nicht von ihren Frauen in die Karten sehen lassen und zögen daher eine dumme Frau einer klugen vor. Die Unkenntniß der pecuniären Verhältnisse der Familie seitens der Frauen hat nicht das Mindeste mit der socialen Stellung und Bildung zu thun, sondern sie hängt in erster Linie mit dem Beruf des Mannes zusammen, und weiterhin ist sie meist Schuld der Frau und nicht des Mannes. Wo er ein feststehendes Einkommen besitzt oder beide Theile Hand in Hand arbeiten, da weiß die

Frau selbstverständlich auch, wie viel die Familie jährlich zu verzehren hat, wo aber die Einnahmen sowohl aus der alleinigen Thätigkeit des Mannes fließen, als auch betreffs ihrer Höhe von dessen Maßnahmen abhängen, da weiß sie es eben nicht. Da das Erstere aber fast immer in den unteren Classen der Fall ist, für die oberen jedoch eben so oft das Letztere gilt, so folgt daraus mit zwingender Nothwendigkeit, daß die Proletarier- und Kleinbürgerfrauen im Durchschnitt ihre pecuniäre Lage besser kennen, als die Damen der höheren Schichten. Wenn in den Kreisen des Volkes ein Mann als selbstständiger Unternehmer auftritt, ohne daß die Frau ihm bei seiner Thätigkeit hilft, so weiß sie in der Regel ebenfalls nicht, was er verdient. Die Unwissenheit in dieser Hinsicht ist, wie bereits bemerkt, eine Begleiterscheinung der Berufsart des Mannes. Aber freilich brauchte es nicht so zu sein, und daß leider die Männer, welche als Unternehmer auftreten, ihren Frauen ängstlich den Stand ihrer Vermögenslage zu verbergen bestrebt sind, kommt meist nicht auf das Schuldconto der Männer, sondern der Frauen. Die Letzteren sind ja in der Mehrzahl so kleinlich, wo es sich um Berufs- oder geschäftliche Dinge handelt, sie scheuen jedes Risico und beurtheilen Alles nur nach dem Erfolg — daß irgend welche Maßnahmen, die nicht von materiellem und zwar raschem Erfolg gekrönt sind, dennoch geboten sein können, werden sie fast nie begreifen —, und was das Schlimmste ist, sie liegen den Männern fortwährend mit Klagen und Bedenken in den Ohren. Wer vermag es ihnen daher zu verargen, wenn sie, um sich die Freiheit des Handelns und die Arbeitsfreudigkeit einigermaßen zu sichern, den Frauen nicht reinen Wein über ihre Verhältnisse einschänken und sogar ihnen von Erfolgen vorschwindeln, die sie nicht gehabt haben? Die meisten Männer würden mit Freuden alle Berufs- und Geschäftsangelegenheiten mit ihren Frauen besprechen, sofern sie nur einiger Aufmunterung und dem nothwendigen Verständniß für ihre Individualität oder für einen höheren Gesichtspunkt der betreffenden Sache begegnen möchten. Aber die Frauen gefallen sich darin — falls sie klug genug sind, die Sachlage richtig zu beurtheilen —, alle Klippen zu zeigen und dem Manne die Illusionen zu nehmen, — daß diese Illusionen oft der halbe Erfolg sind, bedenken sie nicht. Viele Menschen bringen Unerhörtes zu Stande, wenn sie an sich und ihre Sache glauben, und die Frauen halten es leider Gottes meist für ihre Pflicht, den Männern diesen Glauben zu zerstören. Welche Unsumme von Talenten, Genialität und Energie bei Männern wird nicht durch das ewige Rabengekrächze der lieben, vorsichtigen und vernünftigen Gattinnen vernichtet! Wer kennt nicht Männer, die als Künstler, Schriftsteller und Geschäftsleute, bevor sie verheirathet waren, zu den glänzendsten Hoffnungen berechtigten, und die, nachdem sie den verhängnißvollen Gang nach dem Standesamte angetreten hatten, im Staube der Alltäglichkeit untergingen! Die Frau kennt eben in der Regel kein höheres Ziel als die feste Anstellung mit Pensionsberechtigung, und diesem Ziel opfert sie den Frieden ihrer Ehe und die stolzesten Zukunftsaussichten. Wenn der Mann nun die Kraft in sich fühlt, sich durchzusetzen als unabhängig Schaffender, sofern man ihm nicht Bleigewichte an die Füße hängt, so bleibt ihm ja gar nichts Anderes übrig, als Madame mit erlogenen pecuniären Erfolgen den Mund zu stopfen. Denn vor diesen hat sie doch immer einigen Respect. Die Frauen, welche ihren Männern immer neuen Muth zusprechen, wenn der ihrige erlahmt, die sie über finanzielle Mißerfolge trösten und die Zuversicht zu ihrem Können ihnen zu erhalten suchen, sind im Roman zwar häufig, im wirklichen Leben aber selten zu finden. Ich für meine Person halte es für schmachvoll für eine kluge Frau, wenn sie nicht über die pecuniäre Lage ihres Gatten unterrichtet ist, denn entweder hat sie ihm die Lust, sich mit ihr auszusprechen, verleidet, oder sie versteht es nicht, sein Vertrauen zu gewinnen. Mit der inbrünstigen, sentimentalen Bitte oder der kategorischen Forderung, ihr Vertrauen zu schenken, ist da doch Nichts gethan — wer eines Menschen Vertrauen gewinnen will, fängt es anders an. Wenn eine Frau wirklich klug ist, so sollte sie ihre Klugheit hierzu nützen.

Weiterhin möchte ich mich noch gegen Fräulein von den Ekens Behauptung wenden, daß die Männer überhaupt lieber geistig minderwerthige Frauen heirathen. Sie sagen es oft, der lieben Tradition zu Gefallen, aber sie handeln nicht danach. Ich habe im Gegentheil immer gefunden, daß in unserer Gegenwart die Mädchen, welche zwar ausgezeichnete Haushälterinnen, im Uebrigen aber recht herzlich unbedeutend sind, auf dem Heirathsmarkt keine guten Geschäfte machen. Wirthschaftliche Tugenden stehen zur Zeit eher zu niedrig, als zu hoch im Preise. Geistig hervorragende Frauen pflegen dagegen, wenn sie nicht gar zu sehr von den Grazien verlassen sind, genug Bewerber zu haben.

Margarethe Koffok.

Notizen.

Golgatha. Roman von Edith Gräfin Salburg. (Dresden, Verlag von Carl Reißner.) Die Verfasserin hat es sich zur Aufgabe gemacht, das, was ihr an den österreichischen Zuständen faul erscheint, zu geißeln. Und das ist nicht wenig: Klerus und Judenthum, der die Arbeiter ausbeutende, rohe Geldprotz und der Adel, der den ruinösen noblen Passionen mit fremdem Gelde fröhnt, corrupte Zustände im Parlament, in Stadt und Land und das zunächst ohnmächtige Ringen des allmälig erwachenden Volkes dagegen, das in Wohlstand, bäuerlichem Selbstbewußtsein und Seßhaftigkeit zurückgeht, verfällt ihrer herben Kritik. Und sie ist schonungslos. Daher überwiegt die gereizte, düstere, drohende Stimmung, die scharfen Gegensätze haben etwas überaus Feindseliges, die Leidenschaft regiert und nur an Nebenpunkten zittert schüchtern ein versöhnender Strahl höherer Erkenntniß, wirklicher Liebe und besserer Gestaltung der Dinge.

Meyer's Großes Conversationslexicon. Sechste, gänzlich neubearbeitete und vermehrte Auflage. Fünfter Band. (Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien.) Aus dem neu erschienenen Bande heben wir an erster Stelle die trefflichen Artikel über Elektricität hervor, ein Gebiet, das in den letzten Jahren eine Fülle von neuen Erfahrungen fast in jeder Richtung aufweist, wie kaum ein anderes. Sehr interessant sind auch die dem Gebiete der Wirthschaftskunde angehörigen Artikel über das Eisenbahnwesen, das Verkehrswesen, die Versicherung, Verwaltung, die Hygiene u. s. w. $3^1/_2$ Bogen sind dem Eisen, der Gewinnung, Verhüttung und weiteren Verarbeitung bis zur himmelstürmenden Construction des Skyskrapers und des Eiffelthurmes gewidmet. Daß die Illustrirung auch dieses Bandes mustergiltig ist, ließ sich nach den Erfahrungen nicht anders erwarten.

Der schmale Weg zum Glück. Ein Roman von Paul Ernst. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt). Paul Ernst erzählt uns, wie der Held seines Buches im Leben und durch das Leben erzogen und zu einem ganzen Mann herangebildet wird. Die Idylle des Förstersohnes Hans im elterlichen Hause, sein Schulbesuch und das Erwachen des geistigen Lebens, die Jahre auf dem Gymnasium der Kleinstadt sind ebenso anziehend, eindringlich und lebenswahr beschrieben wie die Studienzeit in Berlin, wo Hans in die Kreise der literarischen Bohème geräth und sich für die socialistischen Ideen begeistert. Sein Ringen und Irren wird in ergreifender Weise vorgeführt, bis dann beim Uebergang zum eigentlichen Mannesalter der Augenblick kommt, in dem der auf das Krankenlager gesunkene Hans körperlich und geistig völlig gesundet und ihm das Ziel seines Lebens klar wird. Jetzt endlich erkennt er den schmalen Pfad, der zu seinem Glücke führt, und ist fähig geworden, ihn muthig zu beschreiten. Ein lesenswerthes und feines Werk! Von ganz persönlicher Eigenart sind Styl und Sprache, schlicht und einfach und dabei von einer Kraft und Schönheit, die nicht den geringsten Reiz des Buches ausmacht.

Uarda. Roman aus dem alten Egypten von Georg Ebers. Mit Bildern von Richard Mahn. 2 Bände geb. 12 Mk. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt). Die Wirkung der „Uarda“ ist so nachhaltig bis auf den heutigen Tag geblieben, daß sich die Deutsche Verlags-Anstalt veranlaßt gesehen hat, eine neue illustrirte Ausgabe mit 160 wirkungsvollen Bildern von berufener Künstlerhand zu veranstalten. Das Buch wird wohl auch im neuen Gewande ein beliebtes Geschenkwerk bleiben.

Boeck, Dr. Kurt, Durch Indien in's verschlossene Land Nepal. Mit 36 Separatbildern, einem Panorama und 240 Abbildungen sowie einer Kartenskizze. 10 Mk. (Leipzig, Ferdinand Hirt & Sohn.) Die „verschlossenen“ und „verbotenen“ Länder Asiens sind augenblicklich sehr actuell. Da verdient Boeck's schönes Buch doppeltes Interesse. In spannender Form, die Unterhaltung mit der Belehrung in glücklichster Weise verknüpfend, giebt der Verfasser die Quintessenz seiner Beobachtungen in Britisch-Indien wieder, denen er aber sofort als fesselnden Gegensatz seine Eindrücke in dem Vielen kaum dem Namen nach bekannten Himalaja-Königreiche Nepal anreiht, einem für Europäer so gut wie verschlossenen Lande, das zugleich der einzige von den Engländern wirklich ganz unabhängige Staat in Ostindien ist. In den 277 von Dr. Boeck mit bekannter Meisterschaft und Eigenart photographisch aufgenommenen Illustrationen führt der Verfasser die bemerkenswerthesten Vorkommnisse seiner vier großen Reisen in allen Theilen Indiens, einschließlich Birmas, Ceylons und dieses geheimnißvollen, mit Tibet nahverwandten Landes Nepal vor. Nicht nur für Männer und Jünglinge aller Stände, sondern auch für Damen, die neben dem gefühlwarmen Erzählerton und einer oft ungemein spannenden Handlung die in so schmackhafte Hülle eingebetteten wissenschaftlichen Schätze zu würdigen wissen, wird dies prächtig und vornehm ausgestattete Buch jederzeit ein Geschenk von bleibendem Werthe sein.

Zur gefälligen Beachtung.

Alle **geschäftlichen** Angelegenheiten, besonders die Versendung von Beleg-Exemplaren, die Honorierung u. dgl., erledigt **ausschliesslich** der **Verlag**, Berlin W 57, Kulmerstr. 4 I.

Dagegen sind Manuskripte, Bücher, redactionelle Anfragen etc. stets an **Richard Nordhausen**, Berlin W 30, Gleditschstr. 8, zu senden. Nur in diesem Falle kann für pünktliche Erledigung Gewähr geleistet werden.

Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W 30, Gleditschstr. 8; Expedition: Berlin W 57, Kulmerstr. 41. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 9. Berlin, den 27. Februar 1904. 33. Jahrgang. Band 65.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. | Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. | Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Unsere Verwaltung von Südwest-Afrika.

Von Kurd von Strantz.

Bisher haben anläßlich der bedenklichen Eingeborenenaufstände im alten Lüderitzland Beamte, Officiere, Angestellte der Gesellschaften und Ansiedler ihre Ansichten in der Presse verkündet, ohne eine Lösung der Schwierigkeiten in der Entwickelung des Schutzgebietes geben zu können. Es ist daher vielleicht erlaubt, aus der diplomatischen Kenntniß des einstigen politischen Referats für die Westküste Afrikas in der damals eben eingerichteten Colonialabtheilung des Auswärtigen Amtes in Verbindung mit der Erörterung der Besiedelungsfrage, also vom ziemlich sachverständigen, vielgeschmähten grünen Tisch aus eine vorurtheilslose Prüfung der fortgesetzten Mißerfolge unserer praktischen Colonialpolitik in unserem südafrikanischen Steppenland eintreten zu lassen. Der erste Colonialleiter glaubte bei großem Fleiß seiner Pflicht zu genügen, wenn er eine schöne Gerichtsverfassung für das von Weißen überhaupt nicht bewohnte Land entwarf und die Hoheitsrechte des Reiches an angeblich zahlungsfähige, größtentheils englische Gesellschaften verhenerte. Sein maßgebender Rath war als späterer Generalconsul in Capstadt so engländerfreundlich, daß er bei seinem Abschied gleich in diese englischen Unternehmen eintrat.

Freilich muß ich beide insofern entschuldigen, als sich kein deutsches Großcapital fand, das ja lieber in einträglichen Vermittelungsgeschäften dem dummen deutschen Publicum exotische Anleihen anschmierte. Also nicht pflichtgemäße Vorsicht, sondern der schnelle Börsengewinnst in fremden Werthen hielten das deutsche Bankenthum von der Betheiligung ab. Nur Hansemann machte eine erfreuliche Ausnahme. Außer einigen gleich ursprünglich englischen Bergbaugesellschaften saß die südwest-afrikanische Colonialgesellschaft mit ihren mittellosen Staatssecretären a. D. und sonst höchst ehrenhaften, geschäftlich jedoch gänzlich unerfahrenen Beamten und Rentnern als Theilhabern auf ihrer Gerechtsame, ohne in der Lage zu sein, einen Pfennig für die Erschließung der ihr verliehenen weiten Landstrecken zu opfern. Sie bettelte beim Reich, das aus Sparsamkeit die Pferde der Schutztruppe ohne Ersatz verkommen ließ, so daß die unberittenen Leute gänzlich dienstunfähig waren. Die angeblich so uneigennützige Gesellschaft schlug sodann beträchtliche Theile ihres in dieser Weise freilich gänzlich unnützen Besitzes an englische los, die ihren Sitz in London haben. Das nothdürftige nationale Mäntelchen, das einige deutsche Aufsichtsrathsmitglieder vorsah, war doch sehr kurz, da diese Deutschen keinerlei nationalen Sinn zeigten und auch bei ihrer Stimmenminderheit nach der englischen Pfeife tanzen mußten.

Unter dem zweiten Berufsjuristen Buchka konnten sich die Verhältnisse natürlich nicht ändern. Als jedoch Hohenlohe auf kurze Zeit unsere noch fortdauernde amtliche Anglomanie unterbrach, entwand sich das Schutzgebiet wenigstens der politischen Knechtung durch England. Nach François hatte den Befehl, nur bei thätlichem Angriff gegen die Witboileute und ihre englischen Hintermänner einzuschreiten. Der Händler Lewis war ein Geschäftsagent des capländischen Ministerpräsidenten Rhodes, der trotz seiner amtlichen Eigenschaft Waffen und Munition in's Land einschmuggeln ließ. Dafür wurde er später als Freund Deutschlands amtlich gepriesen, setzte er doch klugerweise ein deutsches Vermächtniß für Universitätshörer aus, die dann wohl als freiwillige englische Geschäftsführer aus Dankbarkeit wirken sollen. Vom allein maßgebenden englischen Standpunkt aus war freilich der verstorbene ungekrönte König von Südafrika ein hervorragender Staatsmann, dem sein Vaterland den ganzen Süden des Erdtheils dankt, der sonst an die Buren und, auch nach Bismarck's sonst so zurückhaltender colonialpolitischer Absicht, an uns gefallen wäre. Der Altreichskanzler hatte bei der Abgrenzung des deutschen Einflußgebietes die örtliche Verbindung mit dem Orangefreistaat vorgesehen. Der Zanzibarvertrag überließ dann England die Hälfte unseres Colonialbesitzes, und gerade von Angra Pequena fielen der Osten des Griquo- und Betschuanalandes mit dem Ngamisee an England, wodurch wir dieses bisher vom Norden abgeschnitten hatten. Der Ruf vom Cap bis zum Nil konnte erst jetzt erschallen.

Diese üble Sachlage mußte die Colonialverwaltung übernehmen, ohne etwas daran ändern zu können. Der diplomatische Kurs führte auch bald wieder mit der Aufgabe der Buren in's englische Fahrwasser. Die Geschichte wird nicht hart genug über diese Englandsfreundlichkeit urtheilen können, die ein coloniales Olmütz bedeutet und lediglich verwandtschaftlichen Einflüsterungen entsprang. Auch die hohen Beamten zerflossen schließlich vor Bewunderung der englischen Herrlichkeit, wie sich dies bei einem der letzten, so unvolksthümlichen Kaiserbesuche auf englischem Boden gezeigt hat. Ja sogar die Stänkerei unter den Pflanzern auf Samoa zerfällt schließlich in die Bevorzugung der englischen Sprache durch den weltklugen Gouverneur, der dem Berliner Thier-

gartenfreisinn nahe steht. Bezeichnet sich doch jetzt sogar der Reichscommissar für die Weltausstellung in St. Louis amtlich in englischer Sprache, was doch nicht allein seiner undeutschen Herkunft, sondern mehr dem englischen Wind an den höchsten Stellen zuzuschreiben ist. Freilich ist diese würdelose Ausländerei nur zu deutsch.

Die Austheilung des Landes unter größtentheils englische Gesellschaften war nicht rückgängig zu machen, wurde aber durch allerhand Zugeständnisse der Betheiligten in ihrer schädlichen Wirkung etwas beschränkt, um wenigstens einen kleinen Theil für Siedelungszwecke*) in der Hand zu behalten. Erfolgreicher wäre es gewesen, für geeignete Weideplätze die Zwangsenteignung einzuführen und die Entschädigung in Berggerechtsamen zu ertheilen. Aber da stand das böse England immer wieder im Hintergrund und vor diesem rücksichtslosen, selbst aber in Burennöthen befindlichen Widersacher fürchtete sich unsere Diplomatie, die in dieser Beziehung erheblichen Einfluß auf die Colonialverwaltung ausübt. Indessen nicht nur unsere thatenscheue Auslandspolitik, sondern auch die Landesverwaltung war der Aufnahme flüchtiger Buren hinderlich. Die militärische Leitung unserer beiden größten afrikanischen Colonien hat sich wieder einmal unzulänglich gezeigt, da eben der Leutnant nicht Alles kann, vielmehr Mangels jeder Verwaltungsvorbildung ein höchst ungeeignetes Mittel zur Landeserschließung ist. Als Polizisten und Vertreter geschulter Verwaltungsbeamten sind die thatenlustigen Offiziere am Ort, aber nimmermehr als Leiter der Regierung. Freilich sind andererseits die höheren Civilbeamten fast stets unpraktische Gerichtsassessoren ohne Verwaltungsvorbildung, worüber Herr von Richthofen auch im Consulatsdienst amtlich klagte.

Ueber den augenblicklichen Gouverneur von Südwest-Afrika hat die Herero-Erhebung schon ihr Verdammungsurtheil gesprochen. Er saß mitten im Aufstandsgebiet und merkte nichts. Er ließ die Feldbatterie zur Ausbesserung nach der Heimath senden, ohne für Ersatz zu sorgen, da gerade das Geschützfeuer gegen die Wilden am wirksamsten ist. Gewehre neuesten Musters haben sie selbst in Hülle und Fülle. Es geht sogar das Gerücht, sie wären ihnen mit Wissen des Landeshauptmanns verkauft worden, anstatt die erforderliche Entwaffnung durchzuführen. Genug, der Gouverneur hat die ansiedelungslustigen Buren aus dem Schutzgebiet herausgegrault. Die Befürchtung, ihr Freiheitssinn möchte sich dem bureaukratischen Schreibwerk nicht fügen, bezeichnet das Verständniß der Verwaltung. Unsere leidige Dienstpflicht spielte auch eine Rolle, obwohl die Angst vor der Wehrpflicht die Auslandsdeutschen häufig ihr Vaterland aufgeben läßt. Es ließe sich wohl ein Ausweg finden, um dem burischen Zuzug die harte Kriegspflicht zu erleichtern, wo sie doch ständig auf der Wacht gegen Hottentotten und Neger stehen müssen. Die wieder aus dem Lande entwichenen 400 Buren hätten uns jetzt wesentliche Dienste geleistet.

*) Vgl. 1. Hartmann, Die Zukunft Deutsch-Südwest-Afrikas, Berlin 1904, Mittler. Eine fleißige Zusammenstellung mit erschöpfendem Stoff. 2. Wagner, Die Strafinseln, Stuttgart 1904 Lehmann. Sehr richtig wird neben den anderen Schutzgebieten auch Südwest-Afrika als passender Verschickungsort für Sträflinge empfohlen, was jetzt höchst zeitgemäß ist. 3. Rohrbach, Deutschland unter den Weltvölkern, Berlin-Schönberg 1903, Buchverlag der Hülfe. Der Kenner von Land und Leuten im Morgenland politisirt und erwähnt hierbei auch das Schutzgebiet, dessen Landeomnissar er inzwischen geworden ist. Der Freisinn — Rohrbach ist eigentlich Journalist — ist jetzt Trumpf im auswärtigen Dienst. Der Hülfsarbeiter im Preßreferat des liberalen Grafen Bülow ist ein waschechter Freisinniger. Auch der Preßrath des Ministeriums des Innern stammt aus dem hannöver'schen Courier, was freilich besser ist, als wenn er ein Welfe wäre. Aber aus Hannover muß jetzt jeder Anwärter auf eine schnelle Laufbahn sein. Es wäre wohl richtiger gewesen, einen landwirthschaftlichen Kenner der südafrikanischen Steppe als Ansiedelungs-Sachverständigen zu bestellen, da Kleinasien mit dem „Veldt“ nicht zu vergleichen ist. Uebrigens verräth das Buch den byzantinischen Naumannjünger in seinem hohlen Kaiserlob und blinden Agrarierhaß.

Wir werden noch ganz andere Elemente zur Ansiedelung heranziehen müssen und dürfen vor leichten Strafgefangenen an schlechten Plätzen und im wilden und tropischen Ovambolande nicht zurückschrecken. Der Widerspruch Englands ist zu beseitigen, falls unsere Diplomaten nicht ganz unfähig sind, was trotz aller Anglomanie doch nicht der Fall ist. Wir müssen nur die unbrauchbaren Günstlinge in der Diplomatie entfernen und für besseren Nachwuchs sorgen, als ihn der Cavallerieleutnant bietet, wenn er nicht die Lücken seiner Bildung vorher gründlich ausfüllt.

Die bisherige Besiedelungsart hat Schiffbruch gelitten, und eine dünne Bevölkerung selbst an der leicht zerstörbaren Bahn bildet eine stete Gefahr, reizt auch zu feindlichen Ueberfällen. Da hauptsächlich Viehzucht in Frage kommt, wird es nie zu geschlossenen Ansiedelungen in beträchtlichem Umfange kommen, sondern die Viehzüchter werden in zerstreuten Höfen wohnen. Trotz der großen räumlichen Ausdehnung müssen sich die einzelnen Weideplätze eng aneinander schließen, damit die Weißen im Nothfall sich schnell Hülfe leisten können. Die kleinen Wachtposten haben versagt. Nur der in genügender Anzahl zur Abwehr vorhandene Siedler kann hier helfen. Die Landpreise waren zu theuer, die angesetzten Schutztruppler müssen mit hohen Beihülfen an Geld und Vieh versehen werden, damit thunlichst der ganze Abgang im Lande verbleibt. Auch verheirathete Soldaten sind nicht nur zu dulden, sondern zu begünstigen. Je früher der Schutzreiter heirathet, dessen eher entschließt er sich zum Bleiben. Die schändliche Ermordung zahlreicher Siedler wird jetzt natürlich die Austheilung der Weideplätze hemmen; eine Stockung der Besiedelung ist nur zu menschlich. Das Reich muß daher mit außerordentlichen Mitteln vorgehen. Auch die Buren begaben sich unter die feindlichen Kaffern und wurden gelegentlich unter scheußlichen Martern überfallen. Sie hielten aber mit eigener Faust den tückischen Schwarzen schließlich in Schranken. Wir helfen dem Ansiedler mit über 1000 Mann geschulter Krieger und mit verderblichem Geschütz. Wir dürfen im Nothfall vor der Vertreibung oder Ausrottung der räuberischen und hinterlistigen Eingeborenen nach englischem Beispiel nicht zurückschrecken, weil der „Vorwärts“ für diese feigen Mörder an deutschen Frauen und Kindern Partei nimmt. Schicken wir socialistische Redacteure als Strafgefangene unter diese Schwarzen, und unsere verblendeten Landsleute werden sich ihrer Haut schon zu wehren wissen. Der Humanitätsdusel ist ja eine echt deutsche, weltfremde Eigenschaft, die uns aber nationalpolitisch bereits so unendlich geschadet hat.

Der Hinweis auf die Ausbeutung der Bodenschätze, die noch immer nicht gehoben und deren lohnender Abbau noch nicht festgestellt ist, darf uns nicht das Besiedelungswerk aufschieben lassen. Eine bergbauliche Erschließung ist ja sehr wünschenswerth und reiche Kupferlager sicherlich anzutreffen, aber als Grundlage einer Besiedlung wird eine unruhige, wechselnde Bergwerksbevölkerung niemals dienen. Auch hier müssen wir nach englischem Muster handeln. Albion hat sich nicht auf die größtentheils englische Minenbevölkerung von Kimberley und Johannisburg verlassen, sondern siedelt jetzt im größten Maßstab Volksgenossen an, da es genau weiß, daß sonst Südafrika doch dem Niederdeutschthum wieder anheimfällt. Auf dem bisherigen langsamen Wege der bedeutungslosen Besiedelung durch Ansetzung weniger Soldaten und vereinzelter Auswanderer werden wir niemals zum Ziele kommen. Zwanzig Jahre unserer Herrschaft sind Dank einer wenig thatkräftigen Verwaltung fast nutzlos verflossen. Die Entschuldigung ist auch nicht triftig, daß die Volksvertretung und die maßgebenden und zahlungsfähigen Kreise gerade dieses Schutzgebiet besonders spärlich bedacht haben. Der Deutsche will leider erst von seiner Regierung angeregt werden und bedarf des derben Stachels, um schöpferisch in wirthschaftlichen Dingen thätig zu werden.

Die Vertretung einer kräftigen Ansiedelungswirksamkeit im Reichstag ist allzu lau Seitens der Colonialverwaltung betrieben worden, deren Steckenpferd vielmehr Ostafrika war. Dort sind aber alle wirthschaftlichen Unternehmungen verkracht. Ich selbst gehöre zu den Opfern der Panganigesellschaft, wo mit dem eigenen Geldbeutel betheiligte Sachverständige sich höchst leichtfertig benommen und die Leitung jede gründliche Aufsicht hat vermissen lassen. Sicherlich trifft auch bei dem Fehlschlagen der Kaffeepflanzungen die Regierung keine Schuld. Um so mehr mußte sie ihr Augenmerk jetzt auf den Sandfleck richten, der nicht schlechter als die kapländische Steppe ist, um die England mit dem Aufgebot seiner ganzen Macht gekämpft hat. Die coloniale Soldatenspielerei, die leider an hohen Stellen mehr, als der wirthschaftliche Aufschwung Interesse erregt, ist nur gerechtfertigt, wenn sie die Früchte unserer Arbeit sichert.

Die erste Probe hat der wirthschaftlich unzulängliche Militarismus nicht bestanden, und eigentlich müßte eine kriegsgerichtliche Untersuchung eingeleitet werden, wie solche unbedeutenden „wilden“ Streitkräfte unsere kriegerische Macht über den Haufen rennen konnten. Die weite Ausdehnung des Kampffeldes bildet keine Entschuldigung. Die verderbliche Ausfuhrbegeisterung und der Industrialismus haben uns auch amtlich verführt, in landwirthschaftlichen Colonien keinen werthvollen Zuwachs zu sehen, obschon allein solche Gebiete unsere Weltmacht wirklich stärken, wo auch der deutsche Auswanderer eine sichere Heimath ohne Verlust des Volksthums findet. Südafrika haben wir fast schon verloren, Südamerika geht dem gleichen Schicksal entgegen, weil wir uns vor dem Säbelgerassel des großmäuligen Yankees fürchten, statt es auf eine Kraftprobe ankommen zu lassen. Nur leere Worte, keine Thaten, dies ist das Kennzeichen der nachbismarckischen Zeit.

Freilich muß ein gründlicher Wechsel der Colonialbeamten eintreten. Militärische Gouverneure haben sich mit Ausnahme Liebert's stets unzulänglich gezeigt. Liebert betonte aber den wirthschaftlich bewußten Verwaltungsbeamten. Der Colonialassessor ist lediglich Jurist ohne jede volkswirthschaftliche Vorbildung und nicht die Auswahl unter den Anwärtern des auswärtigen Dienstes. Ich spreche aus persönlicher Erfahrung. Der Officier wie dieser Assessor sind beide untauglich zur Lösung ihrer Aufgaben und ist ihrem Ungeschick neben der Theilnahmlosigkeit des Capitals die Vereitelung einer fortschreitenden Colonialpolitik zuzuschreiben. Die Ansiedler finden sich nicht von selbst, zumal die Arbeiternoth im Osten Deutschlands alle landwirthschaftlichen Hände gern in der Heimath zurückhält und tüchtige Bauern in der inneren Colonisation durch die Ansiedelungscommission sichere Ackernahrungen finden. Das Reich muß also durch besondere Vortheile leistungsfähige Siedler gewinnen und den heißen Norden des Schutzgebietes oder magere Weideplätze mit Zwangszüchtern versehen, wozu sich Arbeitshäusler und Strafgefangene mit leichtem Sündenregister sehr wohl eignen. Der Widerstand der Gesellschaften, die unfähig sind, muß gesetzlich gebrochen und die Staatshoheit nachdrücklichst geltend gemacht werden. Wir wollen endlich auch in den Schutzgebieten Thaten sehen, da die bisherigen Anläufe ohne Ergebniß geblieben sind. Ein Riesenbeamten-Apparat in Berlin und den Colonien und keinerlei Erfolge!

König Wilhelm I. und Bismarck am Vorabend des Krieges 1866.

Von Major a. D. Karl von Bruchhausen (Friedenau).

Das Bild König Wilhelm's I. gewinnt mit jeder Veröffentlichung aus seinem intimen Leben und Wirken an Zauber; immer mehr lernen wir den in früherer Zeit vielfach Verkannten achten, verehren und lieben. Um so weniger ist es daher angebracht, ihm, wie Prof. Ottokar Lorenz, „der Verkleinerer Bismarck's“, in seinem Werke: Kaiser Wilhelm und die Begründung des Reiches“ gethan, Züge und Thaten beizulegen, die vor einer unbefangenen Geschichtsprüfung nicht Stand halten. Daß dies der Fall ist, beweist neuerdings ein von mir aus dem Italienischen übersetztes, soeben erschienenes Buch: „General Govone, die italienisch-preußischen Beziehungen und die Schlacht bei Custoza 1866“. (Berlin, 1904, Vossische Buchhandlung.)*)

General Giuseppe Govone befand sich 1866 von Mitte März bis in den Juni hinein als militärischer Adlatus des Gesandten Graf Barral bei den Verhandlungen, die zu dem Bündnißvertrage vom 8. April 1866 führten und sich weiter daran schlossen, in Berlin. Klug, skeptisch, weltgewandt beobachtete er die Entwickelung der Dinge; fast alle paar Tage hatte er eine Unterredung mit Bismarck. Er war verblüfft über dessen Offenheit, er mißtraute ihm zeitweilig, er faßte das Bündniß hin und wieder als eine societas leonina auf, in der Italien nicht die Rolle des Löwen spielte. Aber er läßt Bismarck schließlich volle Gerechtigkeit widerfahren und schreibt: „Ich muß anerkennen, daß Graf Bismarck immer den Weg gewandelt ist, den er mir am ersten Tage gezeigt hat.“ Das Ziel dieses Weges war eben der Krieg und ein wichtiger Factor für seine Erreichung war der König. Der aber verhielt sich widerstrebend.

Zwar sagte Bismarck gleich bei der ersten Unterredung mit Govone (14. März 1866), der Charakter König Wilhelm's „gewähre ihm eine sichere Bürgschaft dafür, daß die früher in den Vertrag von Olmütz auslaufende Lösung diesmal durch den Krieg herbeigeführt werde.“

Und weiter: „König Wilhelm habe nun seine allzu legitimistisch-engen Skrupel aufgegeben, und er könne ihn jetzt mit in seine Berechnungen ziehen.“ Aber es sei zur Erlangung der Zustimmung des Königs nothwendig, schon jetzt ein Bündniß mit Italien zu schließen.

Später setzte Bismarck dem Italiener noch auseinander, daß er den Gasteiner Vertrag (1865) nur deßhalb abgeschlossen habe, um seinem Herrn und Könige die letzte Illusion über die Möglichkeit eines dauernden Einvernehmens mit Oesterreich zu rauben. Dann auch ein klein wenig, um Oesterreich durch das Anlegen vertraglicher Fesseln zu reizen. „Es giebt Hunde,“ soll Bismarck geäußert haben, „die fromm und ruhig bleiben, so lange man sie in Freiheit läßt; wollt Ihr sie bissig machen, so bindet sie nur an!“

Am 17. März sollte Govone in erster Audienz vom Könige empfangen werden. Es hatte sich zwischen Ersterem und Bismarck in Bezug auf das abzuschließende Bündniß die sehr erhebliche Meinungsverschiedenheit ergeben, daß Italien ein Bündniß zum sofortigen Losschlagen verlangte, Bismarck dagegen nur einen Eventualvertrag für später schließen wollte. Eine Brücke zwischen den beiden Meinungen ließ sich sobald nicht schlagen . . . und da Bismarck nun befürchtete, der König werde nach einer unverhüllten Darlegung des italienischen Standpunktes vom Zusammengehen mit Italien nichts mehr wissen wollen, bat er Govone vor der Audienz zu sich, und ihm in Bezug auf das dem Könige zu Sagende seine Wünsche mitzutheilen. „Es hat mich,“ sagte Bismarck, „viel Mühe gekostet, Sr. Majestät meine Auffassung annehmbar zu machen. Ich habe zu dem Zwecke ein Bündniß mit Italien am Horizont erscheinen lassen. Der König steht in einem Alter, in dem ruhiges Ueberlegen die erste Rolle spielt, und er würde vielleicht wenig geneigt zur

*) Ich möchte bei dieser Gelegenheit auch auf Friedrich Regensberg's empfehlenswerthes Buch „Custoza“ hinweisen (Franck'sche Verlagsbuchhandlung, Stuttgart), das die diplomatische Vorgeschichte des italienisch-österreichischen Krieges knapp entrollt, das Schwergewicht aber auf die anschauliche und wirklich lebendige Schilderung der Schlacht selbst legt. R. R.

Durchführung der von mir gewünschten Politik sein, wenn Sie das Bild am Horizont zerstörten, das ich ihn sehen ließ. Das geschähe aber, wenn Sie erklärten, daß Italien lediglich zu sofortiger Action bereit sei und daß sich Ihre Instructionen hierauf beschränkten." Nach anfänglichem Widerstreben ging Govone denn auch auf Bismarck's Wünsche ein.

Unter'm 2. April berichtete der General seiner Regierung: „Hier nun ein Wort über die hiesige Auffassung der Wahrscheinlichkeit eines Krieges. Da Graf Bismarck sich in die Frage der Herzogthümer so tief eingelassen hat und sie durch Demonstrationen nicht zu lösen vermag, dürfte er zum Kriege schreiten. So glaubt Jeder, der ihn kennt; aber die ältesten Diplomaten Berlins glauben, daß der König ihm niemals so weit folgen wird; ja, sie halten dafür, daß eines schönen Tages die Entsendung eines Generals nach Wien dem ganzen Zwiespalt ein Ende setzen könnte."

„Graf Bismarck übt wirklich Einfluß auf den König aus, aber dieser wird auch von anderen, rastlos arbeitenden Einflüssen getrieben. Täglich erzählt man sich Anekdoten hierüber. Als z. B. vor ein paar Tagen ein Herrn v. Bismarck ergebenes Blatt einen stark kriegerischen Artikel zu drucken beabsichtigte, wollte der König nichts davon wissen. Der Minister bestand lange Zeit auf der Veröffentlichung und verließ das Palais als Sieger; als aber die ersten Nummern des Blattes zur Vertheilung gelangt waren, wurde die weitere Ausgabe verhindert . . ."

Und noch ein paar ähnliche Züge führt Govone an. Das Bündniß kam zu Stande und wurde am 8. April unterzeichnet. Bismarck legte einen etwas abgeänderten Text vor und berief sich auf direct ausgesprochene Wünsche des Königs: ein Beweis dafür, daß dieser bei allem Einfluß, den Bismarck auf ihn ausübte, durchaus nicht ein blindes Werkzeug in seiner Hand war.

Govone erzählt weiter:

„Als wir uns nach der Unterzeichnung verabschiedeten, sagte der Ministerpräsident, Preußen werde am folgenden Tage dem Bundestage seine Vorschläge betreffs Reform der Bundesverfassung, des deutschen Parlaments und des allgemeinen Stimmrechts vorlegen. Als er mit dem König darüber gesprochen, habe Se. Majestät erwidert: „Aber das ist ja die Revolution, was Sie mir da vorschlagen!" Er, der Minister-Präsident, habe darauf geantwortet: „Was kann Ew. Majestät daran gelegen sein, wenn Ew. Majestät bei dem allgemeinen Schiffbruch auf einem vom Wasser nicht überflutheten Felsen stehen, auf dem Alle, die nicht untergehen wollen, Rettung suchen müssen?"

Am 20. April Abends sagte dann der sich schlecht befindende Graf Bismarck in einem, den General Govone betroffen machenden Tonfall über die Mobilmachung: „Wenn also der König mir in meiner Auffassung der Dinge folgen will . . ."

Woher diese niedergedrückte Stimmung? Govone berichtet seiner Regierung unter dem 21. April, es gehöre in Berlin „zu den wesentlich bestimmenden Dingen der Wille eines bei großen Entscheidungen zaudernden Souveräns . . ."

Und am 23. April:

„Die Erkrankung des Grafen Bismarck läßt den kriegsfeindlichen Einflüssen in der Nähe des Königs freien Spielraum und hat daher mit diesen Dingen viel zu thun. Aber bisweilen kommt es doch vor, daß weniger entschlossene Charaktere sich weit über ihre ursprüngliche Absicht hinaus mit fortreißen lassen, und zwar gerade deßhalb, weil sie des langen Zauderns endlich müde geworden sind."

Es kam später zu Meinungsverschiedenheiten hinsichtlich der Tragweite des Bündnisses vom 8. April. War Preußen verpflichtet einzugreifen, wenn der Krieg in Italien ausbrach? Bismarck stellte das in Abrede; die Auffassung des Königs sei die gleiche. Im Verlaufe einer Unterhaltung über diese Frage am 1. Mai meinte Bismarck: „man dürfe das Zaudern und die friedliche Denkart des 70jährigen Königs nicht außer Rechnung lassen. Der König würde nie seinen Namen unter eine Abmachung setzen, die uns (die Italiener) ermuthigen könnte, weiter vorzugehen und Preußen wider seinen Willen in einen Krieg zu verwickeln . . ."

Und weiter sagte Bismarck bei dieser Gelegenheit, „daß die in der nächsten Umgebung des Königs sich geltend machenden Einflüsse Sr. Majestät manchmal (hinsichtlich der Kriegserklärung an Oesterreich) zum Zweifeln und Zaudern brächten; daß seine (Bismarck's) Erkrankung ein weiteres Hinderniß zu andauernder Einwirkung auf den Geist des Königs sei, so daß es schwer falle, ihn zu Entschließungen zu bringen, die seiner friedlichen Veranlagung widerstrebten . . ."

Trotz der Zuspitzung der Lage durch das unkluge und herausfordernde Verhalten Oesterreichs in Italien blieben die Zweifel, ob es gelingen werde, den König zur Ergreifung der Offensive gegen Oesterreich zu bestimmen, noch bis in den Juni hinein fortbestehen. Am 2. Juni Abends verabschiedete sich Govone von Bismarck. Eine volle Stunde schritten die Beiden im Garten des Auswärtigen Amtes auf und ab. Bismarck erzählte dem Hochaufhorchenden, dessen ganze Hoffnung im Interesse seines Vaterlandes der baldige Kriegsausbruch war, daß der König die Hoffnung auf Frieden immer noch nicht aufgegeben und in allerletzter Zeit ohne sein (Bismarck's) Vorwissen geheime Verhandlungen mit Wien geführt habe, die aber glücklicher Weise gescheitert seien . . .

Als der Vorschlag des Pariser Congresses aufgetaucht sei, habe der König sofort den bereits erlassenen Befehl zum Abgange der Garde nach der Grenze zurücknehmen wollen. „Heute haben ich und mehrere Generale darum kämpfen müssen, daß er sich doch zur Absendung der Garde entschloß. Er wurde zornig, gab aber schließlich nach, und morgen geht das Gardecorps ab."

Bismarck erklärte weiter, daß es ihm sehr schwer fallen werde, den König zur Ergreifung der Offensive zu bestimmen. „Für diesen sei es Religionssache, ja eine Art Aberglauben, daß er nicht die Verantwortung für den Ausbruch eines großen europäischen Krieges auf sich nehmen dürfe."

„Er (Bismarck) sprach von dem zögernden Verhalten des Königs, drang in breiter Ausführung darauf, daß wir zuerst die Oesterreicher angreifen möchten, und sagte: „Wenn ich über den König verfügen könnte, wenn ich ihn immer in meiner Nähe hätte . . . dann würde sich Alles machen; aber wie Sie sehen . . . lastet eine gewaltige Verantwortung auf mir; toute l'Europe me taquine et je n'ai pas seulement la liberté des coudes . . ."

Der große Mann hatte es dem skeptischen Italiener schließlich doch angethan. In einer rückschauenden Darlegung der Lage schreibt General Govone unter'm 11. Juni 1866 nieder: „Ich brauche nicht erst zu sagen, daß Graf Bismarck mit seinem starken Charakter, unbekümmert um solche Gefahren und die Meinung der ihm feindlich gesinnten Parteien, auf seinem Wege vorwärts schreitet."

Und dieser Weg führte zum Ziele.

Ein Blick auf die geistige Vorarbeit von „Babel und Bibel".

Von H. Leben.

Was die große Masse gerade der Gebildeten stets am Meisten zu fesseln vermag, ist der Reiz des Geheimnißvollen; und es macht Nichts aus, wenn sich auch die Bewunderer bei ein klein Wenig Nachdenken sagen müssen, daß ihre eigene Unkenntniß das Geheimniß erst gewoben hat, und nun für

sie aufrecht erhält. Da jedoch unsere Zeit nicht besonders geeignet ist, Geheimnisse lange bestehen zu lassen, sobald die Oeffentlichkeit sie zu erörtern begonnen hat, wirkt jedes widerstandsfähigbleibende Räthsel mit doppelter Stärke auf die Gemüther ein. Man darf nicht leugnen, daß Professor Friedrich Delitzsch's Vorträge über „Babel und Bibel" einen solchen Reiz des Geheimnißvollen in hinreichendem Maße besitzen, und daß die umfangreiche Discussion mit ihrer verwirrenden Fülle von Gesichtspunkten diesen Reiz noch gemehrt hat. Es kommt hinzu, daß der gewöhnliche Sterbliche noch immer eine seltsam naive Vorstellung vom Ursprung der beiden Vorträge Prof. Delitzsch's festzuhalten scheint. In Babel wird seit Jahren fleißig gegraben, so sagt man sich etwa, und Ende 1901 waren offenbar die Ergebnisse schon reich genug, daß Delitzsch seinen ersten Vortrag vom Januar 1902 auf dieser von ihm durchforschten Grundlage aufbauen konnte. Bis zum folgenden Winter fand sich dann so viel Neues hinzu, daß der zweite Vortrag ungleich sensationeller wirkte. Und gewiß „steckt noch viel mehr dahinter".

Nur die letzterwähnte Muthmaßung enthält wirklich Richtiges, denn die Alterthumsforscher des Orients könnten in der That sehr viel weiter gehen und noch ganz andere Vergleichungspunkte zwischen Babel und Bibel an's Licht stellen, als Delitzsch für gut fand. Die wissenschaftliche Behutsamkeit aber, eine rechte Tochter der heilsamen Herrscherin Convenienz, hindert sie daran, es in gemeinverständlicher Form zu unternehmen. Sonst aber gehört die soeben entwickelte Vorstellung von Delitzsch's Vortragsmaterial eher in den Bereich der unfreiwilligen Komik. Was der Gelehrte dargelegt hat, beruht fast durchweg auf Forschungsresultaten, die ihm und seinen Fachgenossen schon seit vielen Jahren, theilweise Jahrzehnten geläufig waren. Aber die Draußenstehenden, in unserem Falle also zunächst die Deutschen, hatten Nichts davon erfahren. Somit erhebt sich die berechtigte Frage, wie es geschehen konnte, daß derartig wichtige Kenntnisse bis 1902 ein Veilchendasein führen konnten.

Ein merkwürdiges, für die Geschichte des menschlichen Geistesbesitzes höchst anziehendes Capitel wird durch diese Frage angeschnitten, denn, um es kurz zu sagen, — man hat den allergrößten Theil der Zeit einfach dazu verbraucht, um die schon entzifferten Keilschrifttexte zu begreifen. Die Gelehrten verstanden den Wortlaut der Urkunden auf's Beste, sie wußten die Stellen genau, wo dieser Name, jenes Zeitwort vorkam, — Prof. Delitzsch selbst hat schon vor langer Zeit ein assyrisches Wörterbuch und die bisher einzige assyrische Grammatik verfaßt, — aber die ganze Fülle von historischen und linguistischen Kenntnissen einem weltgeschichtlichen Begriff einzuordnen oder ihm nur zu nähern, war nicht geglückt und auch nicht mit dem rechten Ernst unternommen worden. In Deutschland gehen die Alterthumsforscher — von den Paläontologen abgesehen — ja aus den Philologen hervor, und diese haben in ihren eigenen Disciplinen so unendlich viel Wissen zu sammeln, daß sie es nothgedrungen in der Regel versäumen, sich mit dem Wesen der Geschichtskunde rechtzeitig zu befreunden. Das wird „nachgeholt", aber erst, wenn die eigentlichen Studien vorüber sind, und das Nachholen besteht gewöhnlich nur darin, daß der Betreffende sich mit Ueberzeugung für die „philologische Methode der Geschichtsforschung" erklärt. Die Erfolge eines solchen Quidproquo waren natürlich auffallend gering und haben schließlich die skeptische Folgerung gezeitigt, daß eine derartige Methode den Charakter des nicht zulänglichen Surrogats trage, wie ihre Früchte erkennen ließen.

Sehen wir vom Auslande ab — was in Bezug auf die altorientalischen Forschungen eigentlich unerlaubt ist, hier aber einmal durchgehen muß — so kannte unsere historische Literatur nur zwei Werke, die den Anspruch erhoben, eine geschlossene „Geschichte des Alterthums" unter ausgiebiger Würdigung der orientalischen Völker zu bieten: Max Duncker's und Eduard Meyer's so betitelte Arbeiten. Duncker ist längst verstorben und seine Leistung mit ihm, obgleich sie von der Klaue des Löwen zeugte und ihrer Zeit das Bild in ausreichenden Farben bot, das zu geben möglich war. Aber es fand sich kein Neubearbeiter, und die alten Duncker'schen Bände müßten heute schon mit einer Warnungstafel versehen werden. Professor Meyer aber lebt und hat sein Werk auf dem Laufenden erhalten. Als begabter Historiker verlieh er ihm den universellen Zug, der dem Ganzen großen Reiz und Eindruck sichert. Nur daß man über den positiven Nutzen von Meyer's Auffassung der historischen Treue streiten kann. Bei aller Freiheit im Einzelnen und manchem kühnen Wurf ist diese Treue streng im allereigentlichsten Sinne. Wer sich mit Meyer einverstanden erklärt, der ist zugleich mit der Geschichtsforschung fertig; was an letzten Worten zu sagen ist, wird von Meyer gesagt. Wo aber der Zweifel einmal trotzdem Fuß fassen kann, ist dann auch kein Halten mehr. Eduard Meyer hat entweder ganze Anhänger oder ganze Gegner; unter Letzeren nicht wenige, die nachträglich abgefallen sind. Insofern erinnert seine Stellung an die Treitschke's.

Es fehlten uns moderne Geschichtschreiber des alten Orients, die dessen Studium ursprünglich als Specialität betrieben und sich dann durch unbefangenen weiteren Umblick zum weltgeschichtlichen Standpunkt durchgerungen hatten. Sowohl Meyer's wie Duncker's Weg war in umgekehrter Richtung verlaufen, so daß Beide oft nur einordnen, wo sie folgern müßten und auch zu folgern glauben. Derjenige deutsche Gelehrte aber, welcher die jetzt nothwendigen Voraussetzungen am Glänzendsten vereinigt, ist unstreitig Dr. Hugo Winckler. Leider hat er seine vielbändigen Studien, unter denen sich vollständige Einzelgeschichten Babyloniens, Assyriens und Israels befinden, noch nicht zu einer „Geschichte des Alterthums" condensirt, sofern wir seinen plangemäß nur skizzenhaften Beitrag zu Helmolt's Weltgeschichte außer Rechnung lassen. Nichts desto weniger steht Winckler's Name am Eingang der universalhistorischen Betrachtungsweise des alten Orients. Kein Lehrer, sondern ein Lernender, fordert dieser Forscher die Leser zum Mitlernen auf. Allerdings hatte dieses Verlangen, das den meisten Menschen, insgeheim sogar manchem Gelehrten, immer bald lästig fällt, Winckler's Publicum für die neunziger Jahre auf einen erlesenen Kreis beschränkt, und erst die Jahrhundertwende änderte das Verhältniß zum Vortheil des Autors. Seine Bedeutung und rastlose schöpferische Thätigkeit empfanden natürlich die Fachkreise schon früh, und es wiederholte sich hier das alte Schauspiel: ehrliche, aber doch zurückhaltende Anerkennung durch den congenialen Theil der Fachgenossen, völlige Reserve der realpolitisch veranlagten Charaktere, und thörichte Mäkelei oder unbesonnene Angriffe Seitens Derer, die schon Schiller als die „Brodgelehrten" kennzeichnete. Ein Feuergeist, wie Winckler es im Grunde nicht anders sein kann, blieb die treuherzige Antwort auch ungern schuldig. Während aber heute seine Leistungen aus der Entwickelungsperiode sich völlig durchgesetzt haben, ist er selbst weiter geschritten zu einer großartigen und fascinirenden, wahrscheinlich auch richtigen Idee von der inneren Einheit des antiken Heidenthumes, deren Quelle die babylonische Gestirnlehre mit ihrem wissenschaftlich-mythischen Inhalt gewesen ist.

Läßt sich der Einfluß, den Winckler's Gedankenwelt auf die Gestaltung, in welcher die Babel-Bibel-Bewegung zur Erscheinung gelangte, ziemlich scharf umschreiben, so ist es schon schwerer, die Früchte der Wirksamkeit eines anderen Historikers zusammenzufassen. Im Herbst 1893 erschienen zwei Arbeiten eines bisher unbekannten Verfassers: der erste Band einer „Geschichte des ebräischen Zeitalters" und eine Studie zur Herstellung des Debora-Liedes, von Carl Niebuhr. Man konnte dem erstgenannten Buche unschwer anmerken, daß es eine Erstlingsarbeit war. Der Styl war schwerflüssig und

verzwickt, die Gedankenarbeit nahm den deutschen Satzbau nicht zum Interpreten, sondern zum Knecht, so daß der Leser fortwährend innehalten, von Neuem beginnen mußte, um sich das Gesagte anzueignen. Der wunderliche Titel wurde also durch die Form des Ganzen gerechtfertigt: Carl Niebuhr beabsichtigte nämlich, eine Geschichte des Alterthums vom Beginn der Quellen bis zum Ende des neubabylonischen Reiches zu geben; der erste Band reichte freilich nur bis zum Tode Josua's. Weil nun unser Empfinden, das ja mit dem Ergebniß der historischen Entwickelung übereinkommt, in diesem langen Zeitabschnitt das „vorclassische" Alterthum erblickt, nahm Niebuhr, in Abwehr des teleologischen Nebenwerthes dieser Begriffsbildung den Ausdruck „Ebräisches Zeitalter" auf.

Delitzsch schreibt 1903: „Man bedenke: der allmächtige Gott, ‚der Allumfasser, der Allerhalter', der Unschaubare, Unnahbare, er verkündet unter Donner und Blitz, aus Gewölk und Feuer heraus seinen heiligten Willen, Jahve, ‚der Fels, dessen Thun vollkommen' (5. Mos. 32, 4), behaut mit seinen eigenen Händen zwei steinerne Tafeln und gräbt in sie mit den eigenen Fingern, die die Welt im Gleichgewicht halten, die zehn Gebote, — da wirft Mose im Zorn die ewigen Tafeln des ewigen Gottes von sich und zerbricht sie in tausend Stücke. Und dieser Gott schreibt zum zweiten Mal andere Tafeln, die seine erste und letzte eigenhändige Offenbarung an die Menschheit darstellen, Gottes einzigste greifbare Offenbarung, und Moses hält es nicht für der Mühe werth, seinem Volke und damit der Menschheit wortgetreu mitzutheilen, was Gott auf jene Tafeln gegraben."

Carl Niebuhr schrieb im Sommer 1893: „Hastig, sogar unüberlegt handelt Jahveh oft gleichgiltigen Dingen gegenüber, dann thut es ihm wieder leid — selbst die Schöpfung, an der er freilich unschuldig gewesen ist, will er rückgängig machen (1. Mos. 6, 7 f.); beinahe unverständlich verlaufen Erzählungen wie 2. Mos. 19, 20 ff. Dort hat er einen soeben ertheilten Befehl vergessen und schickt Mose, trotz dessen Richtigstellung, noch einmal vom Berge zur Verkündung herab, etwa wie ein Departementschef, der etwas sich zu vergeben fürchtet. Bei dem Rache-Aufstand nach Korah's Ende läßt Jahveh den Mose nicht erst dazu kommen, „sein (des Gottes) Antlitz zu streicheln", sondern beginnt schnaubend die angedrohte Vernichtung; jedoch der alte Zeit weit besser auf seines himmlischen Gebieters Renommée bedachte Führer zwingt ihn, nachträglich einzuhalten ... Eine wilde Unversöhnlichkeit gegen andere Culte, kleinliche Vigilanz ..., fortwährende Drohungen auch bei schlecht geeigneten Gelegenheiten, schließlich Einschraubung des gesammten Lebens in umständliche Gesetze ohne ein anderes Resultat, als daß die Gefahr des Anstoßes bis zur Grenze des Ersinnlichen dringt und dennoch nebenher ungebundenen Spielraum behält — das kennzeichnet diese Gottheit."

In beiden Fällen wendet sich die Kritik gegen das Bild Jahveh's, das auf Grund der Mosebücher zu Stande kommt. Wurde vor zehn Jahren Niebuhr's „Sarkasmus" noch unerhört gefunden, so ist sein Gedankengang heute durchgedrungen. In den beiden Citaten aber kommt ein Stück Geschichte des Wissens vom alten Orient greifbar zum Vorschein, wenn auch nur für den, welcher sowohl Delitzsch's Vorträge als Niebuhr's „Ebräisches Zeitalter" wirklich kennt. Das mögen ihrer Wenige sein; vermuthlich hat auch Prof. Delitzsch zur Zeit jenes Vortrages das Niebuhr'sche Werk nur dem Namen nach gekannt. Aber der geistige Einfluß dieses Buches, das ein stilles Dasein geführt hat und niemals zum zweiten Band gedieh, war von der Gewalt eines ruhigen Luftstromes, der die frühere Stagnation unmerklich, aber durchgreifend aufhebt.

Erklärungsbedürftig mag die äußere Nichtbeachtung der Niebuhr'schen Arbeit trotzdem sein, wenigstens für den Laien. Der Satz, daß die Umwälzung einer wissenschaftlichen Grundanschauung häufig, beinahe regelmäßig, durch einen nicht zünftigen Geist bewirkt wird, kann heute in der Theorie als anerkannt gelten. Die Praxis aber nimmt sich in jedem Einzelfalle so lange Zeit als irgend möglich. Auch Winckler, obgleich Universitätslehrer, hat einmal in bitterem Wahrheitsdrange die legendenbildende Beflissenheit zu Gunsten des Erfolggekrönten den Leiden gegenüber gestellt, welche über den verhängt werden, der im Dunkel ringt. Carl Niebuhr ist der akademischen Laufbahn fremd. Seine beiden Werke verdankt er, so weit ein Lehrgang in Betracht kommt, sich selbst, und als er, ein gereifter Mann, nach ihrer Vollendung die Universität bezog, soll es in den betreffenden Collegien lebhafter als sonst hergegangen sein. Die Eigenschaften Niebuhr's als Historiker gruppiren sich um seine große Souveränität dem Stoff gegenüber, die auf einer ungewöhnlich entwickelten kritischen Ader basirt, um seine vielseitige Sachkenntniß, um die Fähigkeit, sich auch von den gewohnheitsmäßigsten Voraussetzungen rasch zu befreien, und endlich um einen merkwürdigen Spürsinn für den Humor. In der Studie über das Deboralied tritt diese letzte Gabe in glänzender Weise zu Tage: die natürliche und doch durchweg ignorirte Verwandtschaft zwischen Combinationsvermögen und Witz ist an einem wissenschaftlichen Problem erhärtet. Den guten Semitisten standen darob die Haare zu Berge! Ein schottischer Kritiker meinte, Deutschland, das Quellgebiet so mancher abschreckenden Theorie, habe noch niemals ein rasenderes Product gezeitigt; ein deutscher Theolog rief im ersten Entsetzen aus, dies sei eine Frucht der Berliner literarischen Kaffeehäuser, allwo der verruchte Spott zum Sport herangezüchtet werde. Am Besten fuhren die Leser, denen die Gabe des Humors überhaupt fehlte: sie sahen nichts Arges, als ein paar ungewohnte Ausdrücke, prüften und fanden die Ergebnisse vielleicht kühn, doch keineswegs von der Hand zu weisen.

Eine zweite Errungenschaft Niebuhr's flößte den Methodikern noch größeres Grauen ein, weil sie nicht im Stande waren, den Werth des Verfahrens nachzufühlen. Carl Niebuhr hat die experimentelle Hypothese in die Geschichtsforschung eingeführt — schwerlich zum ersten Male, aber für unsere Zeit gewiß als etwas Neues. Ein sehr besonnener Jenenser Professor urtheilte, Niebuhr baue die prächtigsten Paläste, so lockend und scheinbar so sicher, daß man oft drauf und dran sei, da einzuziehen. Es klang wie die ehrliche Besorgniß einer Landratte, die zum ersten Male einen modernen Lloyddampfer besteigen soll. Und doch kann man ohne die experimentelle Hypothese, streng genommen, gar keine Geschichte des Alterthums schreiben, und die meisten der heute gerade eingewurzelten, von der Methode approbirten Annahmen über historische Zusammenhänge jener Zeiten sind solche Hypothesen, die einst aufgestellt wurden, ohne daß ihr experimenteller Charakter zum Bewußtsein kam. Niebuhr hat mit vollem Bewußtsein in dieser Weise gearbeitet; war es ihm gelungen, den schmalen Begriff der historischen Wahrheit zu packen, so machte er in logischer Consequenz die experimentelle Hypathese (bei ihm in jedem Einzelfalle ein Ergebniß feindurchdachter Combination, die alles Vorhandene kritisch benutzt) stets sichtbar und legte ihren Werth für die geistige Bewältigung des Stoffes klar. Dem Fachmann ist dies Verfahren in allen seinen Schriften kenntlich; ein richtiges Probestück dafür ist seine Studie über „Einflüsse der orientalischen Politik auf Griechenland im 6. und 5. Jahrhundert".

Den Haupterfolg aber hat der Historiker Carl Niebuhr bisher auf moralischem Gebiet erfochten: er hat die Gedankenfreiheit in seinem wissenschaftlichen Gebiet in ihre wahren Rechte eingesetzt, und zwar auf eine Art, die zu der Erkenntniß zwang, wie tief die Forscher und Geschichtschreiber bereits in der bloßen Convenienz verstrickt saßen. Und dabei geben doch die Jahrtausende der Alterthumskunde das Recht auf freie Bahn! Schon Hugo Winckler war früher in denselben Kampf eingetreten. Aber Winckler's Humor ist zähflüssiger, galliger, und wenn er einmal sagt: „Ich predige

nun Jahr und Tag die gleichen Dinge ...", so erwähnt er damit einen nicht unwesentlichen Zug seiner ganzen Richtung. Carl Niebuhr predigt nicht; davor bewahrt ihn die Eigenart seines Humors.

Es liegt unglaublich viel Suggestion in Niebuhr's Verfahren, daß sein Styl, der inzwischen eine Entwickelung zu seinem Vortheil durchlaufen hat, mit großer Wucht unterstützt. Und diese Suggestion hat auf die besseren Geister gewirkt, die Gedankenfreiheit ist ganz langsam, aber ohne Halten wieder in ihre Rechte getreten. In der Geschichte einer Wissenschaft, die, wie gerade die Keilschriftkunde, aufwärts zu schreiten gezwungen ist, hat es schwerlich jemals eine ähnliche Periode der Dürre und allgemeinen Kraftlosigkeit gegeben, wie die zwischen 1880 und 1890. Nicht viel anders stand es mit der Forschung über Israel, am ärgsten vielleicht mit der egyptologischen. Gewiß, es erschienen Bücher und Aufsätze genug, darunter brauchbare Materialsammlungen und leidliche Uebersichten des Erreichten. Von einer intellectuellen Vorwärtsbewegung war jedoch nicht die Rede: die Losung hieß Quieta non movere; die ruheliebenden Beamtennaturen unter den Gelehrten nahmen dabei zu, befanden sich wohl und gaben den Ton an. Mißfiel schon Winckler's Geist und Energie den herrschenden Evangelisten der Sattheit — der Mann war ja „so wild" — wie konnte ihnen Carl Niebuhr gefallen, der — ein Unzünftiger — zuweilen sogar die Maske Eulenspiegels nicht verschmähte, um der steif thronenden Autorität eins zu versetzen!

Wenden wir uns nun zu Friedrich Delitzsch, so bestätigt sich die von vornherein naheliegende Annahme, daß dieser Forscher dem Kampfe um die Principien bis in die letzten Jahre hinein ziemlich ferngestanden haben muß. Ein Vierteljahrhundert hindurch widmete er sich der anstrengenden Aufgabe, die sprachlichen Schätze der Keilschriftkunde wieder zu einem Gebäude zu erheben. Ueber den Erfolg läßt sich sagen, daß Delitzsch's Name für die Nachwelt auch dann an der Spitze seiner deutschen Zeit- und Fachgenossen stehen würde, wenn er nie in Babylonien gegraben und niemals seine Vorträge gehalten hätte. Die innere Wahrheit und Güte von Delitzsch's Charakter kannten seine zahlreichen Schüler, den großen Zug seines Wesens aber haben die Vorträge in helles Licht gebracht. Sie sind durchweht von dem Geiste der Gedankenfreiheit, den Delitzsch vorfand, als er sich anschickte, an die weite Oeffentlichkeit zu treten. Es wäre dem Forscher ein Leichtes gewesen, den deutschen Professor hervorzukehren und sich in „wohlthuender Enge" zu bewegen. Die Gegner allesammt werfen ihm im Grunde nichts Anderes vor, als eben sein Heraustreten in die geistige Bewegung, deren Pulsschlag er gefühlt und als das lebendige Moment anerkannt hat. Friedrich Delitzsch wird schwerlich so weit gehen, daß er in die Vorhut der Bewegung geriethe, aber ihr untreu zu werden, ist er zu wahrheitsfest. Den Weg zu öffnen, war ein Verdienst Früherer, ihn muthig zu beschreiten und damit das nothwendige Beispiel für die Nachfolge zu geben, war aber erst die That, auf welche Alles ankam. Wir dürfen stolz sein, daß Friedrich Delitzsch hier nicht zögerte, sondern vorwärts geschritten ist.

Literatur und Kunst.

Theodor Johannsen, der Maler-Dichter.

Von J. Norden.

Selten nur bekommt man etwas von ihm zu sehen. Auf einer Atelier-Ausstellung, die er mitunter veranstaltet, oder in einem unserer Salons. Den großen Ausstellungen bleibt er gern fern. Er hält nichts von dem Zulauf eines großen Publicums. Und wenig genug auch mag ihm die Anerkennung in Kunstberichten der Presse gelten. Eine einsame Künstlernatur; einer von Jenen, die abseits von der großen Heerstraße lauten, lärmenden Erfolgbewerbes vornehm ihres Weges ziehen als Ringer und Kämpfer im Dienste einer bestimmten Lebensauffassung und Weltanschauung ...

Wenn man so dem großen muskulösen, blonden frischfarbigen Nordschleswiger mit dem treuherzigen Blick in den klaren Augen gegenübersteht, so möchte man gar nicht glauben, daß es ein Träumer und Spintisirer in Farben und Ideen ist. Als solchen aber lernte ich ihn vor Jahren kennen; als solchen kenne ich ihn auch heute noch. Ein höchstens 26- oder 27jähriger war er damals, als ich zum ersten Mal ihn in seinem Atelier aufsuchte. Allerlei Symbolistisches und Landschaftliches in ganz individueller Auffassung zeigte es mir. Manches darunter noch nicht ausgereift; Documente seiner Sturm- und Drangperiode, die ihn bald von der Berliner Hochschule für bildende Kunst fortgetrieben hatte, denn diese hatte ihm nicht allzuviel bieten können. Kaum mehr als das Zeichnen hatte er dort gelernt. Und mehr bedurfte es für ihn auch nicht: das Uebrige holte er aus sich selbst heraus. Ja mit der Zeit eignete er sich auch eine besondere Technik der Oelmalerei an. Eine höchst eigenartige Technik mit selbstbereiteten Harzfarben, die dem Bilde den Glanz und die Consistenz fast einer Majolikatafel geben.

Solche Bilder waren in den letzten Jahren mitunter in Salons, z. B. bei Keller & Reiner, zu sehen.

Sie und andere schilderten norddeutsche, namentlich auch märkische Landschaften. Intime Naturausschnitte, groß meistens im Format, von feinfühliger Harmonie in vornehmen hellfarbigem Gesammtton; ein Flußufer mit Schilf; träumerisches Gewässer unter herbstlich halbentlaubten Bäumen; einsame Bauernhäuser im Sonnenschein, oder Dorfgärten in knospender, blühender Frühlingsstimmung; das eine und andere mitunter belebt von schlichten Menschen, bei der Feldarbeit, bei häuslicher Hantirung, organisch zusammenhängend mit der Landschaft und ihrer jeweiligen Stimmung, Mensch gewordener Erdgeruch der heimathlichen Scholle ... Wer dem Künstler tieferes Interesse entgegenbrachte, der bekam dann wohl auch in seiner Werkstätte noch Anderes zu sehen: kräftige, durchaus nicht symbolistische, sondern ganz realistische Studien, wie er sie in seinen Mappen liegen hat: Blätter in Blei und Kreide, die Motive aus dem wildromantischen Böhmerwald oder aus dem anmuthigen Havelgeläude festhalten in sicheren Umrissen und feiner Abschätzung der Farbenwerthe in Schwarz und Weiß; allerlei Eindrücke aus Variété-Theatern und Café-Chantants, namentlich kühne Bewegungsstudien; bravouröse Acte u. dgl., Notizen und Uebungen. Daneben dann auch wieder Geträumtes und Symbolistisches in höchst interessanten Tuschzeichnungen, oft ganz dunkel gestimmt, Weiß aus Schwarz herausgearbeitet, in der Wirkung bald mehr an die geschabte Schwarzkunst, bald an die Punktirmanier des Stuckes erinnernd. Wie er sich denn überhaupt viel mit der technischen Seite der Illustrationskunst beschäftigt hat, im Interesse vor Allem eines ganz modern empfundenen Buchschmuckes. In diesen Dienst stellte er bald vor Allem seine Schwarzweißkunst und scheute sich nicht, sie in solchem Sinne bis zur äußersten, letzten Consequenz fortzuentwickeln. Im Sinne nämlich eines rein graphischen Schmuckes, der nichts mehr gemein hat mit dem Begriff einer „Illustration" in landläufiger Auffassung, sondern ganz und gar Eins wird mit Schrift und Druck. So zwar, daß es ihm mitunter nur noch auf die Wirkung schwarzer und weißer Flächen und Punkte an und für sich ankommt, ohne Ansehen dieser oder jener gegenständlichen Bedeutung des „Bildes". Oft ist's eben nur noch eine bildähnliche Vorstellung, die erzeugt wird; häufig füllt eine gleichförmig schwarze Fläche den größten Theil einer Seite

des Buches. Aber durch verschiedenartige Schraffirung, durch kühne, scharf umrissene Silhouetten, kräftig aufgesetzte Lichter, Alles Schwarz gegen Weiß, oder Weiß aus Schwarz herausgearbeitet, und durch Punktirmanieren wird doch nicht selten eine erstaunliche Tonfülle und ein rauschender Klangreichthum erzeugt. Auch versteht es sich von selbst, daß dort, wo Silhouetten und Risse sich zum bestimmt Gegenständlichen formen, zu Bäumen und Menschen, Bauten und Wolken, Wassern und Felsen, sie immer nur dem inneren Wesen nach eine Begleitung zum Texte bilden. Und ebenso selbstverständlich ist's, daß das schwere massige Schwarz eines solchen Buchschmuckes voraussetzt, daß man, um ein Gegengewicht von ausreichender Wirkung zu schaffen, in einem also „illustrirten" Buche nur eine große, massige Schrift verwenden kann, wie z. B. fettes größtes englisches Borgis.

* * *

Man hat wohl schon gemerkt, daß ich hier von einem ganz bestimmten Buche spreche. Es ist jüngst im Verlage von Hermann Costenoble-Berlin erschienen und sein Titel lautet: „Die Erziehung zur Sehnsucht — Wort und Bild von Theodor Johannsen." Als Dichter-Maler also tritt er uns hier entgegen.

Ein seltsames Buch. Nicht leicht liest es sich, und nur für ethisch und ästhetisch gleich voll ausgereifte Persönlichkeiten ist es bestimmt.

Eine Art novellistische Beichte, wo aber das rein äußere Geschehniß, das oft wohl nur symbolisch aufzufassen ist und so kühn sich hinwegsetzt über alles Conventionelle, zurücktritt hinter den Gedankengehalt und die Empfindungswelt. Die psychologisch fein differenzirte Darstellung eines Künstlerwerdegangs; das Glaubensbekenntniß auch des praktisch arbeitenden Künstlers, der eben nicht bloß Träumer und Spintisirer ist und wie er sich — ich zeigte es erst — mit allerlei technischen Fragen eingehend beschäftigt, so hier, im Buche, auch Stellung nimmt zu Publicum und Kritik, zum Schaffen und „Fabriciren"; immer aber im Rahmen des Novellistischen und nicht etwa im Wege langathmiger theoretischer Auseinandersetzungen.

Eine große, fein Künstlersein befruchtende Liebe steht am Anfang jenes Werdegangs, eine andere, ohne daß jene aufgehört hätte, an seinem einstweiligen Ende. Diese — die Erfüllung, die Vollendung jener, wie die Geburt die Vollendung der Empfängniß ist ...

„Ein Weib blieb meine Erfüllung, die Welt in ihrer Schönheit und sinnverwirrenden Sehnsucht meine Grenze, die Kunst der Ausdruck meines liebenden, sehnenden Herzens."

Dies die Schlußworte des Bekenntnisses ... Und der Sinn des Buches, das in einer Sprache voll glühender Leidenschaft bald und bald visionären Träumens oder mystischen Tiefsinns, hier und da zur Höhe mächtig hinrauschender rhythmischer Harmonien sich erhebend, zu uns redet?

Ich will es mit des Künstlers eigenen Worten wieder sagen:

„Leiden und Sehnen, nichts Anderes erfüllt die Welt, und es ist ihr ganzer Zweck, um durch Leiden zur Sehnsucht zu führen!" Und: „Schönheit und Leiden — Du Inhalt der Welt, Du Sinn der Welt, Du verliebtestes Paar — ewig gebärend den Drang, das Wollen! ...."

Man wird unserem Dichter-Maler vielleicht nicht überall hin folgen können oder wollen in dieser „Erziehung zur Sehnsucht", aber man wird ihn immer achten können und müssen um seines Strebens und seiner Ehrlichkeit willen. Wie denn aus Allem, was er schafft, mit der Feder oder mit dem Stift, der Geist heißer Arbeit, eisernen Fleißes, das Ringen um Vollendung, das Streben, Ganzes zu geben, zu uns spricht. Eine Persönlichkeit, die sich immer und überall ganz und rückhaltlos giebt.

Das ist viel in unserer Zeit der Pose und der Phrase, die so oft als — „Individualismus" gepriesen werden in verhängnißvollem Unverstand.

Das Gold in Sage und Dichtung.

Von Oberlehrer Dr. E. Meinck (Liegnitz).

Nach Golde drängt,
Am Golde hängt
Doch Alles! Ach, wir Armen!

Der Ausspruch Goethe's gilt heute wie vor tausend und aber tausend Jahren, ja heute noch in erhöhtem Maße, denn das Gold ist durch Einführung der Goldwährung zur allvermögenden Culturmacht geworden. Alles Hasten und Jagen, alles Rennen und Plagen der modernen Menschheit — wem gilt es? Im Grunde genommen doch nur dem Golde! Die auri sacra fames ist heute zur tragischen Leidenschaft entwickelt, und die verderbliche Sucht nach Gold, d. i. der Materialismus, beherrscht mehr oder weniger alle Stände und Kreise. „Geburt, Rang, Gestalt, was sind sie alle gegen das Geld?" sagt Goethe im „Groß-Kophta" (II, 1).

Im Golde liegt der Quell der persönlichen Freiheit und des Einflusses auf Andere. Der Arme ist unfrei, der Reiche ist mächtig; diese Sätze leuchteten schon unseren Vorfahren überall ein, als sie noch dem Heidenthum anhingen, und deßhalb bei ihnen jenes Ringen nach Reichthum, das uns aller Orten hervorgrinst, jenes Werben um das Gold, das zum Einsatz das eigene Leben giebt, weil ein Leben in Armuth kein Leben sei.

Als der Reisende Burckhardt von Basel einmal den Vicekönig von Egypten, Mehmed Ali, bewundernd fragte, wie er es denn so weit gebracht habe? ergriff dieser mit der Rechten einen Säbel und mit der Linken einen Beutel voll Gold und sagte: „Siehe, mit dem Eisen da habe ich mir Gold erbeutet, und mit dem Golde da wieder Männer bezahlt, die das Eisen zu führen verstehen." Das ist ein kurzer Auszug aus der profanen Weltgeschichte überhaupt, von der Görres einmal gesagt hat, daß sie weiter nichts als ein Argonautenzug nach dem goldenen Vließe sei. Gold ist auch jetzt das erste und vorzüglichste Mittel der Unterjochung des Menschen, es ist „geronnene Gewalt"; wer Gold besitzt, hat Diejenigen, die keins besitzen, im Sacke, und nach Bismarck's Ausspruch hat der die Macht, „wer den Daumen auf den Beutel hält".

Dieser Macht des Goldes gegenüber scheint es angemessen, sich einmal zu vergegenwärtigen, daß in Sage und Dichtung kein Werth auf den Besitz großen Reichthums gelegt wird, daß das Gold vielmehr dem Fluche ausgesetzt ist. Dem Nibelungenmythus liegt die sittliche und tragische Idee vom Fluche des Goldes zu Grunde, nach dessen Besitz der Mensch mit dämonischer Gier trachtet, dem er sein edleres Selbst opfert, um deßwillen er „verthiert und verteufelt". „Erinnert man sich der wilden Goldgier des germanischen Alterthums, die aus der Wichtigkeit eines Hortes als Grundlage jeder Herrschaft hervorging und eine reiche Quelle von Blutvergießen, Verrath und Mord bildete, so scheint es sehr natürlich, daß die meist gefeierte Sage jenes Alters die unheilvollen Wirkungen des Goldes in der Welt darstellte" (Max Rieger). Karl Lachmann scheint der Sinn der Sage zu sein: „Gold und Schätze gehören der Unterwelt an, es ruht ein ewiger Fluch darauf, der Besitz giebt den unterirdischen Göttern preis, selbst ein Gott (Siegfried) wird hierdurch ihr Knecht und muß sterben."

„Von dem Reiz nach dem Besitz des unermeßlichen Goldes" werden selbst die herrlichsten Gestalten unserer Sage, welche die Welt mit dem Glanz ihres Ruhmes erfüllen, mit

unwiderstehlicher Gewalt in sein furchtbares Walten verschlungen, und das Streben, es zu erlangen, ruft die finstersten Mächte des Menschenherzens, als Verrath, Meineid, Meuchelmord und feige, tückische Hinterlist in ihrem Busen wach. Von der Gewalt dieser Mächte getrieben, stürzen sie um so unaufhaltsamer dem Verderben, in das sie verschlungen sind, entgegen, je lebendiger die Stimmen der Weissagung und Warnung es vor die Seele stellen, bis endlich unter der ergreifendsten Todesverachtung auch die gefallen sind, welche allein außer den Asen die Stätte wissen, wo „in den rollenden Wogen des Rheins die Walringe leuchten", und das Gold somit zu den Geistern der Tiefe zurückgekehrt ist, von wannen es stammt" (Raßmann, Die deutsche Heldensage und ihre Heimath, I. Band, S. 106, Anm.).

In den um die Mitte des vorigen Jahrhunderts von den berufensten Sagengelehrten aus dem Munde des Valkes gesammelten und aufgezeichneten deutschen Volkssagen finden sich manche Erinnerungen und Anklänge an die Hortsage und den Fluch des Goldes: ein Beweis, wie die große Sage bis auf die heutige Zeit noch ihre Verwandlungen durchgeht, wie sie noch ein Pflanzenleben führt, nachdem der Geist ihr abgestorben, wie zäh daher ihr Leben ist, bis sie endlich in Trümmer und einzelne Bruchstücke zerfallen wird, mit deren Auflösung sie dann völlig untergeht. „Diese Ueberzeugung rholt sich hundertmal in den Volkssagen, wer den Schatz erlangt, muß bald sterben. Das liegt in dem tiefen und durchgreifenden Eindruck, den die Hortsage hinterlassen hat; denn alle darauf bezüglichen Volkssagen und Märchen sind nichts als Variationen desselben Themas, die jede Ueberlieferung ihrer Zeit, ihrem Ort und ihren Umständen anpaßt, so gut es geht, ahne der gemeinsamen Quelle bewußt zu sein." (Mone, Anzeiger für Kunde des deutschen Alterthums 1838, S. 51 Anm.).

Einige dieser Sagen seien als Beispiele angeführt. Ein armer Hirt, der den Galdsand in der Tidianshöhle des Harzes entdeckt hat, verflucht seinen Herrn, der ihn aus Gier nach Golde geblendet hat, und alle stehen bei dem Fluche stumm und betäubt, allein der Burgherr verlacht höhnisch die Prophezeiung (Gräße, Sagenbuch des preuß. Staates I, Nr. 612). Der Mystiker Jacob Böhme trifft auf der Landskrone bei Görlitz einen Schatz, der nach etlichen Jahren von einem fremden Künstler gehoben und hinweggeführt worden ist, worüber solcher Schatzgräber, weil der Fluch dabei gewesen, eines schändlichen Todes verdorben ist (Das Leben J. Böhme's, Amsterdam 1682). Ein großer Fisch, bald Karpf, bald Hecht, in der Naab bei Pfreimdt hat den Schlüssel zum größten Schatz in Europa (Panzer, Beitr. z. Deutsch. Myth. II, Nr. 329). Da in der nordischen Sage, die das Ursprüngliche, der gemein-germanischen Sage Gemeinsame länger bewahrt hat als die deutsche, der schatzbesitzende Zwerg Andvari in Hechtsgestalt gefangen wird, so liegt es nahe, jene wunderbar großen Hechte der unterweltlichen Gewässer, die nicht undeutliche Merkmale von Zwergen an sich tragen, und als goldhütend, schatzbesitzend, ring- oder schlüsseltragend vorgestellt werden, auf Andvari zurückzuführen, besonders da der gefangene Fisch oft Diejenigen, die ihn zurückhalten, furchtbar bedroht, ihnen ankündigt, sie sollten ihres Lebens nicht wieder froh werden, oder aber eine Stimme erschallt, die drohend etwas zurückverlangt, wobei die von diesen Drohungen Betroffenen nicht selten mit dem Leben büßen müssen oder ihnen irgend ein Unglück geschieht (Kuhn und W. Schwartz, Norddeutsche S. Nr. 180; Kuhn, Westfäl. Sagen I, Nr. 388). In dem Märchen vom „Fischer und syner Fru" (Grimm, Kinder- und Hausmärchen Nr. 19), wo der in Fischgestalt gefangene Alp sich durch Gewährung von Wünschen löst, erkannte Max Rieger (Pfeiffer's Germania III, S. 181) einen Nachklang unseres Mythus. — Im Zobtenberge in Schlesien ruht ein großer Schatz. Einen Frommen, der durch Zufall in den Berg kommt, fordern drei verwünschte Männer auf, von dem Golde zu nehmen:

„Das Geld sei ja der Hort der Welt,
Und alles Sinnen, alles Streben,
Der eitlen Menschen ganzes Leben,
Sei nichts als Ringen nach dem Geld."

Doch da Jener siegreich der Versuchung widersteht, wird der Fluch gelöst, und der Schatz verschwindet.

Auch im Norden wußte man in Sagen, Mythen und Märchen von dem verderblichen Einflusse des Goldes zu erzählen. Der schwedische König Sigtrug erhielt von den Göttern die Zusage, daß Stahl und Eisen ihn nicht verwunden würden, vor Gold aber solle er sich hüten. Er wird durch eine Streitkolbe erschlagen, in die sein Feind ein Stück Gold gelegt hat; was so erklärt wird, daß einige Verräther mit Gold erkauft wurden. — Unter dem friedliebenden Könige von Schweden Frotho III. oder Frodi herrschte nach nordischer Ueberlieferung (Saxo Grammaticus) der mythische Urfrieden des ersten unschuldigen Weltalters: dieser soll Gold öffentlich ausgestellt haben, ohne daß Jemand darnach gegriffen, es habe keine Diebe gegeben, und ein Goldring habe lange Zeit auf der Haide gelegen, ohne daß ihn Jemand mitgenommen, bis endlich ein Weib ihren Sohn beredet, es zu stehlen. — In der Edda (Völuspa) spielen die Götter im Stande der Unschuld mit goldenen Scheiben im Grase und kennen die Gier des Goldes noch nicht. Seit aber die Asen in Streitvaters Halle Goldes Masse stoßen und schmelzen, kommt zuerst Mord und Krieg in die Welt, und das Gold selbst wird als wandernde Hexe dargestellt, die stets üblen Volkes Wonne war. So geht mit dem ersten goldenen Zeitalter die selige Wirklichkeit verloren, und es bleibt nur die Erinnerung davon und die Sehnsucht darnach zurück. Das Gold aber, in der Zeitlichkeit unsichtbar, wird in der deutschen Sage nur wiedergesehen in den heiligen Stunden der eigentlichen Sommer- und Winteranfänge und am Johannistage, wenn die Sonne am höchsten steht, wo man sich die ganze Geisterwelt geöffnet, die Schätze unter der Erde aufgethan dachte. „Wenn die alte Burg Hohenschwangau in Oberbayern im glänzenden Sonnenlichte steht, dann sagen die Thalbewohner: der in den Tiefen verborgene Schatz steigt aufwärts und sonnt sich" (Panzer, Beitr. z. Myth. S. 16, 28 f.).

Im Anschluß an die Sage behandeln Dichtungen die unheilvollen Wirkungen des Goldes. In Roupach's Nibelungendrama, das ziemlich in Vergessenheit gerathen ist, sagt der Zwerg Eugel zu Siegfried:

„Hast Du bedacht, ob er (der Hort) Dir frommen wird?
Denn Uebermacht gebiert wohl Uebermuth,
Und Goldesklang und Diamantenlicht
Weckt in Euch Menschen leicht die bösen Geister,
Und nur, wenn diese schlafen, seid Ihr gut."

In Hebbel's Trauerspiel heißt es:

„Es ist ein altes Wort,
Daß Zaubergold noch durstiger nach Blut
Als ausgedörrter Schwamm nach Wasser ist."

und in Simrock's Heldenbuch:

„O laß Dich nicht verleiten des Goldes gelben Schein:
Gefährlich mag das Eisen, das mörderische, sein,
Gefährlicher die Wunden, die Gold Dir schlagen mag,
Gar selten wird gesunden, wer seinem Schimmer erlag."

In dem Gedichte von Gaudy: „Das Orakel" wählt ein Knabe, dem zwischen Thaler, Apfel und einer in Goldschnitt eingebundenen Bibel die Wahl gestellt ist, sich Letztere selbst als sein Todesloos:

„Am goldig gleißenden Schnitte — Erkennt er sein Erbesstück."

Das in der Mauer am Krökenthore zu Magdeburg eingemauerte Kind kann sich nur dadurch vor dem Tode retten, daß es nicht nach dem Golde greift:

„Das Kind sitzt vor dem Tische, vor ihm liegt Gold und Brod.
Ach, Kind, greif' nach dem Brode, das Gold droht Dir den Tod.
Doch durch den Glanz bestochen, greift nach dem Gold der Knab',
Ahnt nicht, daß er ergriffen mit ihm das dunkle Grab."
(W. Schmidt.)

Auch deutsche Sprichwörter warnen vor dem Golde: „Wo Gold vorregnet, da regnet es Laster noch.“ „Gold liegt im Berge, oder der Koth am Wege.“ „Ein Quentlein Gold wiegt mehr als ein Centner Recht.“ „Gold geht durch alle Thüren, ausgenommen durch die Himmelsthüre.“ „Großen Frieden trennt ein klein Säcklein mit Gold“ u. A. m. (Simrock, Deutsche Volksb. V, S. 202).

Bei Shakespeare sagt Romeo (V, 1) zum Apotheker:

Da ist Dein Gold, ein schlimm'res Gift den Seelen
Der Menschen, das in dieser ekeln Welt
Mehr Mord verübt, als diese armen Tränkchen,
Die zu verkaufen Dir verboten ist.
Ich gebe Gift Dir, Du verkaufst mir keins.

Im „Kaufmann von Venedig“ verschmäht der Freier der Porzia das goldene Kästchen: „Deßhalb, Du gleißend Gold, des Mida's harte Kost, ich will Dich nicht“; in Cymbeline (II, 3) heißt es:

„Gold ist's ja,
Das Zutritt kauft, sehr oft; ja es besticht
Dianen's Förster, daß sie selbst das Wild
Dem Dieb entgegentreiben; Gold ist's ja,
Was Brave mordet und den Räuber schützt;
Ja, manchmal Dieb und Redlich bringt zum Galgen“.

Und in Heinrich IV. (2. Theil, IV, 4) stellt der König, als sein Sohn sich die Krone aufgesetzt, Betrachtungen darüber an, „wie schleunig die Natur in Aufruhr fällt, wird Gold ihr Gegenstand“.

Bekannt ist die Stelle in Schiller's „Wallenstein“:

„Den Edelstein, das allgeschätzte Gold
Muß man den falschen Mächten abgewinnen,
Die unterm Tage schlimmgeartet hausen.
Nicht ohne Opfer macht man sie geneigt,
Und Keiner lebet, der aus ihrem Dienst
Die Seele hätte rein zurückgezogen.“

Am Schlusse meiner Ausführungen sei darauf hingewiesen, daß R. Wagner in seiner Tetralogie: „Der Ring des Nibelungen“ das mit dem Golde verknüpfte Unheil zum Grundgedanken gemacht und ja der alten Hortsage, die er in ihrer Echtheit wieder hergestellt, eine Deutung in modernem Sinne gegeben hat. Wagner schreibt selber (Bayr. Bl. 1881, S. 36): „So viel Kluges und Vortreffliches über die Erfindung des Geldes und seines Werthes als allvermögender Culturmacht gedacht, gesagt und geschrieben worden ist, so dürfte doch seiner Anpreisung gegenüber auch der Fluch beachtet werden, dem es von je in Sage und Dichtung ausgesetzt war. Erscheint hier das Gold als der Unschuld würgende Dämon der Menschheit, so läßt unser größter Dichter endlich die Erfindung des Papiergeldes als einen Teufelsspuk vor sich gehen. Der verhängnißvolle Ring des Nibelungen als Börsenportefeuille dürfte das schauerliche Bild des gespenstischen Weltbeherrschers zur Vollendung bringen.“

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Wenn die Sonne wieder kommt*)

Von Alfred af Hedenstjerna.

Ein Tag war wie der andere, und war der vierte oder fünfte Wochentag gekommen, so konnte Eva die einzelnen nicht mehr von einander unterscheiden. Die alten, grauen Thüren drehten sich in ihren Angeln, öffneten sich und schlossen sich heute, wie alle Tage in den dreiunddreißig Jahren, die sie es gesehen hatte, und sie wußte genau, welches Gesicht hineinblicken oder welche Person hineinkommen und das Zimmer durchschreiten würde, wenn sie sich öffneten. Uebrigens hörte sie schon an den Schritten, ob es Papa oder Mama, die Mägde Algot und Stina oder Schwester Elly war.

Dieselben verwilderten Dornenbüsche schlugen noch mit ihren Aesten an die unteren Fensterscheiben, wie in Eva's Kindheit. Der Herbst und der Vorfrühling waren stets düster, grau und kahl. Der Sommer brachte kleine, unbedeutende Blumen, der Winter Eiszapfen und Eisblumen.

Wenn die Uhr, die alte Uhr im Wohnzimmer, die Mama mit in's Haus gebracht hatte, Sechs schlug, fuhr Eva in die Höhe, zog schnell ihre Kleider an, ging in die Wohnstube und in die Küche hinaus und verrichtete ihre Arbeiten, jahraus, jahrein dieselben, die sie fast im Schlafe hätte verrichten können. Die Dielen in der Küche wurden immer humpliger, die Handeindrücke an der Speisekammerthüre, an der Stelle, wo Mama, sie und Stina immer hinfaßten, wurden immer dunkler und tiefer, der alte Holzblock zum Fleischhacken immer ausgehöhlter und das Rattenloch unten am Paneel immer größer und größer. Aber sonst blieb Alles stets gleich.

Der alte Glockenthurm auf dem Gesindeflügel des Hauses war abgefault und ein neuer aufgesetzt; aber die verrostete Glocke mit ihrem heisern Tone, deren Rufen ein humoristischer Stallknecht mit dem Verschen geschildert hatte: „Alle Knechte — kommt herbei — zu dem Hering — und Griesbrei!“ war dieselbe geblieben. Sie rief die Leute um acht Uhr zum Frühstück, um neun Uhr zur neuen Arbeit, um zwölf Uhr zu Mittag, um vier Uhr zum Vesper, um sieben Uhr zum Abendbrod.

Eva mußte um neun Uhr Elly dieselben Kenntnisse beibringen, die sie früher Anna, Gustav und Adolf eingepaukt hatte: die Schreibkunst, das Einmaleins, den Katechismus und die vaterländische Geschichte, und dabei strickten die fleißigen Finger an einem Strumpfe oder häkelten an Gardinenspitzen, indem ihre müden Augen durch das Fenster nach den fünf Ahornbäumen hinausstarrten, die sie dort am Zaune hatte aufwachsen sehen und an denen sie jeden Ast kannte.

Und wenn das Mittagessen herannahte, gab es neue Arbeit, und ein paar Mal im Monat kamen zum Mittagessen auch „Fremde“. — „Fremde“! Eva waren sie „alte Bekannte“. Sie kannte jedes Wort, das sie sprechen würden, jede Falte in ihren Kleidern, jeden Gegenstand in ihren Arbeitstaschen.

Alt und grau war Alles. Das einst gelbe Strohdach des Kuhstalles war grau geworden und zerfurcht. Die weiße Farbe des Wohnhauses und der Seitenflügel war abgefallen und nun schauten die grauen Mauern hindurch. Papa, Mama, die alte Stina hatten graue Haare, und sie hatte ein graues Kleid, weil diese Farbe sich am besten in der Küche und Milchkammer hielt.

Dann kam die Nacht und die Ruhe. Meist streckte Eva sich im Bette lang aus und schlief sofort ein, ohne Gedanken, ohne Erinnerung, ohne Wehmuth oder Freude, wie ein müdes Arbeitsthier.

Nur nicht denken, denn dann konnte die Nacht vergehen, ohne daß der Schlummer in ihre großen, starrenden Augen kam, ohne daß der Busen sich im ruhigen Schlafe einen Augenblick hob und senkte.

Nun liegt sie und starrt auf die großen, flachsartigen Blumen auf den zwanzig Jahre alten Tapeten und denkt daran, wie es würde, wenn das Unglück geschieht, daß Vater und Mutter sterben, das Gut verkauft, die Schulden bezahlt und das Wenige, was übrig bleibt, getheilt werden wird. Ob dann wohl ihre Schwester Anna, die gut verheirathet ist, und die Brüder, die alle sichere Stellungen haben, ihr, der „großen Schwester“, die vielen Jahre, die sie sich wohl am meisten für sie abgeplagt hatte, anrechnen würden? Wenn das nicht geschieht, würde das, was sie bekommen wird, selbst mit dem, was sie mit der schlechtbezahlten weiblichen Handarbeit hinzuverdienen könnte, nicht einmal für ein ganz kleines Zimmerchen und das, was sie sonst bei größter Sparsamkeit brauchte, hinreichen, und sie würde ihre letzten Lebenstage darben müssen.

Aber von diesen düsteren Zukunftsaussichten wenden sich die Gedanken schönen Vergangenheitserinnerungen zu. Das ist lange, lange her, in jenen Jahren, als sie als Hauslehrerin auf einem Gutshofe weilte, wo das Leben auch nicht allzu heiter und angenehm war, aber in der Nachbarschaft sich ein junger Mann befand, der sie mit einem Paar wunderbar blauer Augen warm und innig ansah und dessen weiche, sympathische Stimme so zärtlich zu ihr sprach von — ja wovon, das wußte sie nicht. Vielleicht war es nur darum so interessant, weil er es war ...

Aber dann schrieb plötzlich ihr Vater, Mama würde schwach und müßte Hülfe haben, ehe ihre Kräfte mehr abnähmen, und es sei ihre Pflicht, ihm das zu vergelten, was er für ihre Ausbildung gethan habe. Da mußte sie heim! Zwischen ihr und ihm war, als sie sich noch ein paar Mal trafen, kein bindendes Wort gesprochen, und nun ist Alles zu Ende. Sie hat Stiche in der Brust, und ihr sind die Flachsblüthentapeten und die Dornenäste, die an die Fensterscheiben schlagen, und das zerfurchte, graue Strohdach und die Arbeitstasche der Frau Pfarrerin und die Frau Pfarrerin selbst und das ewige Abplacken und das ganze Leben so zuwider!

— — — — — — — — — — — —

*) Mit Erlaubniß der Verlagsbuchhandlung entnehmen wir diese Skizze dem prächtigen neuen Werkchen Hedenstjerna's: „Lebensbilder“ (Ulrich Meyer, Berlin).

— — Da schlägt die alte Uhr, und Eva springt gewohnheitsgemäß unter dem Zwange des Pflichtgefühls aus dem Bette, taucht die glühenden Wangen in die Waschschüssel, zieht ihr graues Kleid an und geht an die alltägliche Arbeit.

„Alle Knechte
Kommt herbei
Zu dem Hering
Und Griesbrei!"

ruft die alte Eßglocke durch Herbststurm und Regen.

„Elly … bring' den Kaffee hinein und sag' Papa und Mama, ich hätte solche Kopfschmerzen, daß ich ein Stückchen gehen muß! Ich geh' dann gleich zum Dorfe herunter und hole die Postsachen!" ruft Eva der Elly zu.

* * *

Als Eva von der Post zurückkommt, ist Elly im Wohnzimmer. Die „große Schwester" beugt sich nieder, umfaßt zärtlich ihren Hals und küßt sie innig. Das Kind blickt auf und lacht erfreut, als sie Eva's hellleuchtende Augen und glühende Wangen sieht.

„Du bist die Schönste, die es giebt!" jubelt Elly in naiver Bewunderung und schließt sie in ihre Arme.

„Närrchen! Aber nun müssen wir uns an die Geschichte von Karl XII. machen und die Rechenstunde abhalten!"

Und die Geschichte von Karl XII. geht heute mit Glanz, und die Rechenstunde verläuft lustig und lebhaft und Elly hilft Eva beim Bereiten und Auftragen des Essens, daß Alles wie im Fluge auf den Tisch kommt.

Und wie sie bei Tische sitzen, kommt die Sonne hervor. Wie schön da das alte, liebe Heim ihr erscheint und die prächtigen, alten Ahornbäume, und wie malerisch das zerfurchte, graue Strohdach gegen den sich aufklärenden Himmel aussieht!

Sie fühlt das Bedürfniß, Alle zu umarmen, Alle froh zu machen.

„Da, sieh' 'mal her, Stine," sagt sie zu dem Mädchen in der Küche. „Diesen Rock, der noch sehr gut ist, sollst Du bekommen! Der Saum ist zerrissen, und wenn ich ihn umnähen wollte, würde der Rock zu kurz für mich!"

„Vielen Dank, Fräulein!"

„Ach, Du liebe, alte, gute Stine, Du bist ja der gute Geist in dem alten Hause!"

Das alte Haus! Wie reich ist es ihr plötzlich an Erinnerungen! Dort den Flecken auf dem Wohnstubenthürpfosten, wo die Farbe fort ist, machte Evchen, als sie sich mit ihren Händchen am Thürpfosten festhalten mußte, um nicht zu fallen, wenn sie über die Schwelle krabbeln wollte. Und der braune Klecks auf den alten Flachsblüthentapeten ist eine Erinnerung an eine aufgesprungene Flasche von Mamas herrlichem Weihnachtsbier, das einmal dort auf dem Tische stand.

Ueber der Eva liegt heute gleichsam ein Glorienschein von Sonne, Freude und Lebenslust.

„Liebes Kind, wie nett ist es, Dich so heiter zu sehen!" sagt die Mutter und streichelt zärtlich ihre Hand.

„Herzensmütterchen! Verzeih' mir, wenn ich bisweilen mürrisch und unlustig gewesen bin! … Ach sieh, da geht der alte Stall-Johann. Er soll auch eine Tasse Kaffee haben, er auch!"

Und dann eilt sie wie ein schimmernder Sonnenstrahl hinaus.

„Wie seltsam verwandelt das liebe Mädel ist!" murmelt der Vater gerührt.

„Ja, es ist merkwürdig, wie gut ihr der Spaziergang gethan!" erwidert die Mutter.

Der Abend kommt und der Regen peitscht wieder gegen die Scheiben. Eva zündet die Lampe an und holt Handarbeit herbei. Es ist, als liebkosen ihre Finger all' diese alten Sachen, die sie berührt.

„Still! Hört, wie der Sturm die dünnen Zweige gegen die Fensterscheiben peitscht! Ach, die lieben, alten Dornhecken! Wie reich und schön ist ihr Blüthenschmuck im Sommer!"

— — — — — — — — — — — —

Alle im Hause schlafen, außer Eva. Alle Lichter im Gutshofe sind erloschen, außer dem kleinen, dünnen Lichtchen in ihrem Leuchter. Aber es ist nicht die arme, müde Eva, die sich beeilt, in das schmale Feldbett mit einfachem, grobem Laken und abgenutzter Decke in dem kleinen Zimmer mit lahmen Stühlen und wackligem Tische zu kommen, nein, es ist eine strahlende Braut mit leuchtenden Augen.

Sie schmiegt sich behaglich in's Bett, zieht einen Brief hervor und liest nicht Zeile für Zeile, sondern überfliegt die Seiten mit dem Blick und verweilt nochmals bei einigen besonders schönen Stellen:

„Es giebt auf der Welt so viel Trug und so viele gebrochene Worte, und ich war damals so ungewiß über meine eigene Zukunft, daß ich schwieg, so sehr mich auch mein Herz drängte, zu reden! Und warum sollte ich auch reden? Hatte ich recht gesehen in Eva's Augen, dann würde sie mir Keiner rauben; hatte ich nicht recht gelesen … dann gab es für mich kein Glück mehr auf Erden.

— — — — — — — — — — — —

Ich stehe nun am Ziele meines sechsjährigen Strebens und Träumens. Ein sicheres Heim, wenn auch ein schlichtes nur. Willst Du es theilen? Kommst Du jetzt in meinen Arm, dann kommst Du als die Freie, von keinem Worte Gebundene, aus eigenem Herzenstriebe, je nachdem wie Dein Herz spricht. Und nur so will ich Dich haben, nicht ein Weib, dessen Gefühle sich geändert haben, das aber muthig hingeht, ein Gelübde zu erfüllen.

Liebst Du mich nur halb so, wie ich Dich liebe, wirst Du mich, der so lange geschwiegen, vielleicht grausam nennen!

— — — — — — — — — — — —

Als ich meinen Brief schließen will, werde ich plötzlich von furchtbarem Schrecken ergriffen. Wenn ich doch in Deinem Blicke falsch gelesen hätte, wenn Alles, was ich gehofft und geglaubt hatte, nur ein trügerischer Wahn des eitlen Eingebildeten gewesen wäre? Wofür hätte ich dann gestrebt und gekämpft?"

Es strahlt in Eva's Augen hell auf. Sie drückt den Brief an ihre Lippen und jubelt laut:

„O, Du großer, lieber, Du thörichter Liebster, Du!"

Aus der Hauptstadt.

Die Grenadiermütze.

Was wäre hienieden wohl so nichtig wie eine Grenadiermütze aus Blech, die einer fast zwei Jahrhunderte zurückliegenden Epoche entlehnt worden ist, um in unserem Zeitalter der Elektricität und des sich geradezu überstürzenden Fortschrittes als Parade-Uniformstück zu fungiren! Dennoch hat eine solche Mütze selbst neben gewaltigem Kriegsgeschrei zwei Wochen die Tagespresse diesseits und jenseits des großen Wassers beschäftigen können. Der Commandeur des Alexander-Regiments in Berlin hatte sie dem Herrscher aller Reußen überbringen dürfen. Brauchten sich aber die Politiker deßhalb zu erhitzen? Dem Ueberbringer und seinen Auftraggebern bereitete sie nur Kosten. Und was kann der Empfänger mit ihr anfangen? Nachdem er sich auf's Freundlichste für die freundliche Gabe bedankt hat, wird er sie seinem reichen Schatz an blinkenden Parade-Uniformstücken einreihen, d. h. in einen Schrank hinter Glasscheiben stellen lassen, wo sich ungestört Jahrzehnte hindurch auf sie grauer Staub wird lagern können. Indessen so unbegründet, wie es schien, war das öffentliche Interesse an der blechernen Grenadiermütze denn doch nicht. Beleuchtete nicht auch sie wieder einmal die unserer Heeresverwaltung eigene und von Laien wie Kundigen seit Menschengedenken beklagte und getadelte Vorliebe für das decorative Moment? Bot nicht andererseits die zu ihrer Ueberreichung angeordnete Sendung die beste Gelegenheit, die hervorragenden diplomatischen Fähigkeiten, welche unseren gegenwärtigen Reichskanzler auszeichnen, in ihrem ganzen Umfange zu würdigen?

Im Herbst vorigen Jahres war es, daß der russische Zar von Seiten der deutschen Machthaber mit Ehrungen geradezu überschüttet wurde, als er sich nach mehrwöchentlichem Verweilen auf deutschem Boden endlich dazu entschlossen hatte, Kaiser Wilhelm II. seine Aufwartung zu machen. Um vor ihm bei dem Einzuge in Wiesbaden — auf andere Weise können heutzutage regierende Herren überhaupt nicht mehr eine deutsche Stadt betreten — Spalier zu bilden, war eine ganze preußische Division auf die Beine gebracht worden, deren Regimenter in der Nähe in Garnison lagen. Damit der Zar aber auch noch bei der Einfahrt in den Hof des Stadtschlosses mit besonderem Glanze begrüßt werden konnte, war hier eine Compagnie des Kaiser Alexander-Regiments aufgebaut worden, die man mit beträchtlichem Kostenaufwand vermittelst Bahntransportes von Berlin herangezogen hatte. Das Alexander-Regiment gehört nämlich zu denjenigen preußischen Regimentern, die den russischen Herrscher ihren Chef nennen können. Selbstverständlich hatte die Compagnie Parade-Uniform angelegt und in Folge dessen auch die Fridericianischen Grenadiermützen aufgesetzt. Als der Zar nach der Galatafel im Schlosse später Cercle abhielt, wandte er sich auch an den Commandeur des Alexander-Regiments, um ihm zu sagen, wie sehr ihm die Mützen der Ehrencompagnie gefallen hätten. Hierbei drückte er sich so aus, daß es zweifelhaft erscheinen konnte, daß er sie schon gekannt hatte. Ob er sie nicht aber schon bei Paraden des Ersten Garde-Regiments zu Fuß wiederholt gesehen haben sollte? Dieses erscheint bei allen größeren oder bedeutungsvolleren militärischen Schaustellungen doch stets in den Grenadiermützen.

Charakteristisch ist die Art, wie die Grenadiermützen in der preußischen Armee wieder aufleben konnten. Ursprünglich waren sie nur ein Geschenk eines alten preußischen Generals an die Leibcompagnie des Ersten Garde-Regiments zu Fuß, welcher die Erinnerung an die glorreiche Zeit Preußens unter Friedrich den Großen wach erhalten wollte. Und die mit dem Geschenk verfolgte lobenswerthe Absicht ließ bei seiner Annahme darüber hinwegsehen, daß die Mützen des achtzehnten Jahrhunderts zu der Uniform des neunzehnten durchaus nicht

stimmten. Unter Kaiser Wilhelm I. wurde mit ihnen das ganze Regiment beglückt, also auch die verhältnißmäßig kleinen Füsiliere des letzten Bataillons. Natürlich wurde hierdurch der Widerspruch zwischen den historischen Mützen, die bestimmt waren, an die baumlangen Grenadiere der weltbekannten Potsdamer Wachtparade zu erinnern, und ihren heutigen Trägern nur noch größer. Aber auch hiermit fand man sich schließlich noch ab als mit einer Connivenz gegen die Anschauung, daß Reminiscenzen zu den Imponderabilien gehören, die manchmal Gutes bewirken können. Kaiser Wilhelm II. aber verlieh die Mützen auch dem Alexander-Regiment. Und dabei hatte es geschienen, als wenn die Reminiscenz bereits in genügendem Maße zu ihrem Rechte gelangt war. Hierzu kommt noch, daß an die baumlangen Grenadiere der Potsdamer Wachtparade die Mannschaften des Alexander-Regiments noch weniger heranreichen, als die Mannschaften des ersten Garde-Regiments zu Fuß. Daher gab es für das Publicum auch jedesmal eine große Ueberraschung, wenn bei Paraden sogar dieses Regiment in den friedericianischen Blechmützen vorüberzog. Wäre es unter solchen Umständen nicht auch begreiflich und zugleich verzeihlich, wenn auch der Zar nicht gewußt haben sollte, daß jetzt sein Regiment sie ebenfalls tragen darf?

Mag dem jedoch sein, wie ihm wolle. Das Eine ergab sich für den Commandeur des Alexander-Regiments aus der Bemerkung des Zaren, daß dieser eine Grenadiermütze noch nicht besaß, ja vollständig auch sonst seine Alexanderuniform gewesen sein mochte. Was lag somit näher, als daß der Oberst die Erlaubniß nachsuchte, sie ihm später im Namen seines Offizierscorps zu Füßen legen zu dürfen, und daß diese Erlaubniß huldvollst ertheilt wurde? Nachdem die Mütze fertig gestellt worden, ist der Regimentscommandeur in besonderer Mission nach Petersburg geschickt worden, um das Paradeuniformstück dem hohen Chef zu überreichen. Bis heute wußten mit einiger Sicherheit vielleicht nur die Berliner, daß auch die „Alexandriner“ sich zu Paraden friedericianisch kleiden dürfen. Durch die Sendung ihres Commandeurs nach Petersburg zu dem angegebenen Zweck ist nun die Thatsache zur allgemeinen Kenntniß gelangt, und einsichtsvollen Politikern drängt sich die Frage auf die Lippen, ob denn die preußische Armee wieder ganz friedricianisch werden soll. War nicht erst vor wenigen Jahren der friedericianische Paradegriff für ein ganzes preußisches Armeecorps eingeführt worden zum Leidwesen Aller, die dem deutschen Reiche ein möglichst schlagfertiges Heer wünschen? Und nun greift man im größeren Umfange sogar noch auf die Grenadiermützen der Potsdamer Wachtparade zurück! Zu keiner Zeit hatte Frau Bertha von Suttner so wenig Aussicht wie jetzt, ihren Traum vom ewigen Frieden in Erfüllung gehen zu sehen. Bismarck hatte gemeint, daß der Krieg der normale politische Zustand sei und der Friede nur seine Unterbrechung darstelle. Immer kürzer werden auch die Unterbrechungen. Alle zwei Jahre lodert nicht an einer Stelle, nein, an mehreren Stellen der Welt zugleich die Kriegsflamme empor. Und trotzdem glaubt man diese außergewöhnliche Pflege des Decorativen im Heere verantworten zu können, die sich nur bei glänzenden Schaustellungen bezahlt macht, Zeit und Aufmerksamkeit für die Ausbildung unserer Offiziere und Soldaten für den Ernstfall aber mindert? Allenfalls ließe man sich diese Pflege noch gefallen, wenn mit dem friedericianischen Griff und mit den friedericianischen Mützen auch der friedericianische Geist in die Armee einzöge. Aber wer kann nach Allem, was diese in den letzten fünfzehn Jahren erlebt hat, sich derartigen Hoffnungen noch hingeben? Stellte Friedrich der Einzige nicht die Pflicht gegen den Staat über Alles und daher auch über seine persönlichen Neigungen? Wer nicht blind ist, muß auch in der Einführung friedericianischer Gewehrgriffe und friedericianischer Paradeuniformstücke ein weiteres Symptom dafür erblicken, daß in der Heeresverwaltung das Verständniß für die friedericianische Auffassung von der Pflicht in bedenklichem Grade verblaßt ist.

Vielleicht wird man fragen, wo denn Graf Bülow bleibt, auf den ebenfalls oben angespielt wurde. Allerdings ist er der einzige dem Reichstag verantwortliche Functionär der verbündeten Regierungen, und auf der anderen Seite ist das deutsche Heer die vornehmste und wichtigste Institution des Deutschen Reiches. So gern sich aber auch Graf Bülow dem jedes Mal erstaunten Publicum in der Uniform eines Obersten der Königshusaren zeigt, und so fließend er sich auch als stets sieghafter Redner über Ursache und Wirkung des Forbacher Skandals und die Nothwendigkeit, die Oeffentlichkeit in den militärgerichtlichen Verhandlungen zu wahren, ausließ — —, keinem Politiker, der noch bis drei zählen kann, wird es einfallen, die übertriebene Pflege des Decorativen im Heere und die vielen anderen Mißstände, die sich hier innerhalb der letzten fünfzehn Jahre in der verhängnißvollsten Weise fühlbar gemacht haben, auf sein Conto zu setzen. Nicht an dem intensiven Wiederaufleben der friedericianischen Blechmütze ist der Herr Reichskanzler mit seiner Verantwortung betheiligt, wohl aber als Leiter der auswärtigen Angelegenheiten an der Sendung des Obersten des Alexander-Regiments nach Petersburg zu der Ueberreichung dieser Mütze an den Zaren, und vor Allem an dem für die Sendung gewählten Zeitpunkt. Am 8. Februar Abends war in hochofficiösen Berliner Blättern zu lesen, daß der Oberst von Schenk sich aus dem erwähnten Anlaß an das Hoflager des russischen Monarchen begeben werde; und als die politische Welt am Morgen des 9. erwachte, wurde sie mit der Nachricht überrascht, daß zwischen russischen und japanischen Kriegsschiffen die Geschütze gespielt hatten. Konnte wohl für die Ueberreichung der Blechmütze eine ungünstigere Stunde gewählt werden? Was ist dies denn Anderes als ein Art höfischen Zeitvertreibs? Und dazu sollte der Zar in dem Augenblick aufgelegt sein, wo die Meldung einlief, daß Rußland nicht an, sondern schon auf der Schwelle zu einem äußerst ernsten Krieg steht? Allerdings hatte seine Regierung schon lange eine gründliche Abrechnung mit Japan geplant. Aber sie wollte zu einem Zeitpunkt losschlagen, der ihr genehm war. Und nun mußte der Zar den hingeworfenen Fehdehandschuh aufnehmen, bevor sein Heer die Vorbereitungen zum Kampf beendet hatte. Und nicht bloß dies. Mit der unerwarteten Meldung über den Ausbruch des Kampfes traf auch die weitere Nachricht ein, daß die Japaner der russischen Flotte eine sehr unangenehme Schlappe beigebracht und damit dem Prestige des Zarenreiches einen bösen Stoß versetzt hatten. Freilich hat die russische Regierung auch jetzt wieder, wie immer auch Biamogen, den Mund sehr voll genommen. „Hundertfach“ will sie den heimtückischen Ueberfall, den übrigens der Commandant eines der beiden in dem Hafen von Tschemulpo vernichteten russischen Kriegsschiffe nach seinen brieflichen, jetzt veröffentlichten Aufzeichnungen schon im December voraussah, rächen; und es wird auch wahr sein, daß die gegen Japaner losgelassenen Kosacken keine Gefangenen machen, sondern Alles niedermetzeln werden, und daß Japaner, die bei dem Versuch der Sprengung einer Brücke ertappt worden sind, hingerichtet wurden. Aber weiß der Zar nicht, daß mit bestialischer Kriegführung allein die Japaner noch nicht überwunden werden, und daß der größere Aufwand von Prahlerei noch nicht über den Ausgang des Krieges zu Rußlands Gunsten entscheidet? Einer so tiefen Verstimmung dürfte er seit Langem nicht erlegen sein, wie in den Tagen, wo er den Commandeur des Alexander-Regiments zur Entgegennahme der vor einigen Monaten in Wiesbaden bewunderten Blechmütze zu empfangen hatte. Zwar konnte die Tagespresse berichten, daß der Oberst von Schenk in Petersburg auf's Wärmste aufgenommen worden, daß er dort über acht Tage hätte bleiben dürfen, und ihm beim Abschied vom Monarchen ein Handschreiben an seinen Souverän mitgegeben worden sei. Aber mußte er nicht in seiner gegenwärtigen Lage, wo die Freunde, wie wir an Frankreich sehen, so rar sind, gute Miene zum bösen Spiel machen? Unter allen Umständen bleibt die Sendung des Commandeurs des Alexander-Regiments nach Petersburg um die jetzige Zeit und zu dem geschilderten Zweck ein bitterer Hohn auf die augenblickliche Gemüthsverfassung des Zaren wie überhaupt auf die bedrängte Situation der russischen Regierung. Und sie wirft daher auch ein wenig vortheilhaftes Licht auf die viel gepriesenen und von der Mehrheit des Reichstags stets angestaunten diplomatischen Fähigkeiten des Grafen Bülow. Fast jedes Blatt der deutschen Geschichte zeugt von der Unzulänglichkeit preußischer Diplomatie. Bis auf Otto von Bismarck, den Begründer des Deutschen Reiches, pflegen preußische Diplomaten stets, um mit dem Berliner zu reden, aus dem Mustopp zu kommen. Nur ein preußischer Dutzenddiplomat ist auch Graf Bülow. Schwere Vorwürfe hat er auf der Börse und in der Presse Seitens der deutschen Handelswelt zu hören bekommen. Im Vertrauen auf die beruhigenden Mittheilungen, die er bis in die allerjüngste Zeit in der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung“ geben ließ, versäumten unsere großen Kauf- und Handelsleute Vorkehrungen gegen einen bevorstehenden Krieg zu treffen, während die Handelswelt anderer europäischen Staaten, nicht durch einen unbegründeten Optimismus ihrer Regierung geblendet, sich rechtzeitig vor drohenden Verlusten sichern konnte. So weit ging bei einigen Enttäuschten der Zorn, daß sie Graf Bülow vorwarfen, er hätte aus bekannter Liebedienerei gegen Rußland diesem auch hier wieder Vorspanndienste geleistet, indem er durch Schönfärben der allgemeinen politischen Lage hätte helfen wollen, die energischen Rüstungen des östlichen Nachbarn auf den Krieg zu verschleiern. Nein, Graf Bülow hat von der wirklichen politischen Lage der letzten Wochen thatsächlich keine Ahnung gehabt. Viele Gefälligkeiten hat er schon dem Zaren erwiesen, viele wird er ihm sicherlich auch noch im Verlauf des gegenwärtigen Krieges erweisen. Aber bewußt hat er die deutsche Handelswelt nicht den großen Verlusten ausgesetzt, die sie jetzt durch die ungenügende Vorbereitung auf den Krieg erlitten hat. Wenn in dieser Hinsicht etwas für seine Unschuld spricht, so ohne Frage die angeordnete Reise des Obersten der „Alexandriner“ nach Petersburg zur Ueberreichung der Grenadiermütze. In der Rücksichtnahme gegen den Zaren kommt der deutschen Regierung nicht einmal die französische gleich. Und Graf Bülow hätte gerade jetzt ihm höfischen Zeitvertreib bereiten wollen? Nur ein wieder einmal völlig ahnungsloser Reichskanzler, ein echter preußischer Dutzenddiplomat, konnte dem zustimmen, daß eine Grenadiermütze aus Blech von einem preußischen Obersten gerade in den Tagen übergeben wurde, wo die Japaner mit unverkennbarem Erfolg die ersten Schüsse auf ein russisches Geschwader abgaben.

Gewiß, an und für sich ist heut zu Tage eine Blechmütze aus friedericianischer Zeit ein entsetzlich nichtiger Gegenstand. Wer will aber leugnen, daß sie durch ihr intensives Wiederaufleben in der Armee und durch die Rolle, die sie jetzt in Petersburg spielte, eine große symptomatische Bedeutung erhalten hat?

Ajax.

Kunst und Schutzmann.

Ein Zeitalter voller Triumphe war das 19., wird das 20. Jahrhundert für die Physiologie; nur einem Geheimniß ließ sich der Schleier nicht lüften, dem Räthsel des Schlummers. Indeß, wo die menschliche Vernunft ein Resultat der Natur nicht in seine Factoren nach wirkenden Ursachen zerlegen kann, versucht sie doch eine Surrogaterklärung, indem sie die Summanden der äußeren Erscheinungsformen an einander reiht, und so unterscheidet die Schule von Theben fünf Arten des Schlafes, den gesunden Schlaf des Gerechten, den bleiernen Schlaf des Trunkenen, den poetischen Schlaf von Dornröschen, den Dauerschlaf des Ulanen und den Goethebundschlaf oder den schlechthinigen Schlaf an und für sich. Der Letztere ist das eigentliche Problem der modernen Forschung. Von den ersten Beiden steht der normale, von den anderen Beiden der anormale Charakter fest; hingegen hat die Wissenschaft noch nicht geklärt, ob die Verschlafenheit des Goethebundes seine eigentliche Natur oder eine krankhafte Entartung bedeutet. Die Stellungnahme zu der so gefaßten Frage hängt aber ganz von der Beurtheilung der allerdings seltenen Intervalle dieses Schlummers ab, weil die Intervallzustände auch sonst, auch bei Nichtmitgliedern der Vereinigung, sich beobachten lassen. Mit einem Wort, es handelt sich um die Daseinsberechtigung des ästhetischen Blankollers, der maniakalischen Reaktion gegen das, was als obrigkeitlicher Eingriff in die freie Welt künstlerischen Schaffens verschrieen ist. Doch ist der Gegenstand zu wichtig, auch der Gegner zu werth, um ihn spottend abzuthun. Für eine leidenschaftslose Erörterung ist gerade jetzt die beste Zeit, wo kein äußerer Anlaß die Gemüther erhitzt.

Um was es sich handelt, weiß Jeder und ist bald gesagt: freie Kunst und öffentliche Ordnung, wie sollen sie zu einander stehen? Weder mit ästhetischen, noch mit verwaltungsrechtlichen Theorien läßt sich der Frage beikommen. Es ist eine Anmaßung, sie aus dem Wesen der Kunst, eine Thorheit, sie aus dem Wesen des Staates allein beantworten zu wollen. Die nüchterne Berücksichtigung der Wirklichkeit führe auch in diesem Falle das Erkennen von der Beobachtung zur Erfahrung, von der Erfahrung zum Gesetz.

Auch die Kunst hat ihre drei Aggregatzustände, den gasartigen der Musik, den flüssigen der Rede, den festen des auf den Gesichtssinn wirkenden Schaffens. So kennt sie ein Jeder, aber in chemischer Reinheit nur der Künstler selbst im flüchtigen Augenblick des Schaffens, sonst Keiner. Ein Concert, ein Buch, eine Illustration, ein ausgeführtes Denkmal, ein reproducirender Kupfer-, Stahl-, Stein-, Holzstich, eine Photographie ist schon eine Verunreinigung, was Niemand mehr empfindet, als der Schöpfer selbst. Ein anderes ist das Kunstwerk in des Künstlers Seele, ein anderes außerhalb. Dieses Außerhalb, das so verschieden sein kann, wie die ganze Mannigfaltigkeit des überhaupt Möglichen, hat seine eigenen Gesetze, denen zwar nie der Künstler, aber stets das Kunstwerk unterworfen ist. Den klarsten und sinnenfälligsten Beweis hierfür gewährt die veranschaulichende Kunst des Bildners, Malers, Zeichners u. s. w.

Von Salomo wissen wir: „Alles hat seine Zeit.“ Er hätte hinzufügen sollen: „Alles hat seinen Ort.“ Für diese Binsenwahrheit sei eine krasse Verdeutlichung gestattet. Wir bauen Kirchen, um zu beten, und Bedürfnißanstalten, um auszutreten — für dieselben Menschen. Das Göttliche wie das Thierische heischt seine Befriedigung an gewiesenem Platze. Würde Einer auf offener Straße psalmirend niederknieen oder das Andere thun, so brächte ihn der Schutzmann unweigerlich in's Krankenhaus oder auf die Wache, und Jeder fände das in Ordnung. Gleicher Weise bedarf die Kunst ihrer Stätten; das fordert ihre eigene Würde, das fordert die Oeffentlichkeit, die etwas Anderes ist als eine geschlossene Gemeinde von Immer-Aesthetikern. Freilich die Kunst ist stets sittlich, ist stets rein. Allein nicht bloß die Reinheit, sondern ebenso die Gemeinheit gehet gerne nackt, wenn schon aus den entgegengesetzten Gründen. Nur ein Bildungsbanause mag damit gleißen, daß die Nacktheit, daß das Irdisch-Unbekümmerte der Kunst ihm aller Orts und aller Wegen als künstlerische Offenbarung erscheine. Man hänge gewisse Gemälde, vor denen im Bildersaal die stumme Andacht des Kenners verzückt die Hände faltet, in die chambres séparées, und sie wirken sogar auf den nämlichen Beschauer wie eine lüsterne Zote. Die gleiche Illustration mit nacktem Sujet, die eine Kunstzeitschrift zieren kann, möchte von selbst im kleinen Witzblatt zur Cochonnerie werden. Man sehe doch den Dingen in's Gesicht und ziehe die Folgerung aus Vordersätzen, die so platt und alltäglich sind, daß es fast genirt, auf sie zurückzugreifen. Die stoffliche Kunst hat gar nichts Selbstverständliches an sich; sie heischt Begabung gleicher Weise wie tiefe Bildung und unausgesetzte Arbeit. Das gilt vom wahren Könner und vom wahren Kenner in ihr. Kein großer Bildner, Maler, Zeichner, kein großer Kritiker ohne den Ernst, den keine Mühe bleichet, ohne das eindringendste Studium der Natur und der Technik. Gewiß hat der unverbildete Mensch, hat jedes reine Gemüth Angesichts einer großen Kunstschöpfung ein dunkles Ahnen, daß hier der Genius waltet, vorausgesetzt daß dieses Ahnen nicht durch Nebeneindrücke verwirrt wird. Gewiß ist der Gedanke begeisternd, daß aus und an solchen Ahnungen auch ein einfaches Menschenkind den ungeländerten, schmalen, steilen Bergpfad in's freie Reich des Schönen hinauf sicher steigen möge. Jedoch das ist im günstigsten Falle nur möglich, wenn die Kunst zweifelsfrei als Kunst geglaubt wird und ein allmäliges Verständniß angebahnt wird. Da wirkt viel Aeußerliches mit, woran kein Theoretiker leicht denkt. Vergessen wir z. B. nicht, daß wir ein nordisches Volk sind: mindestens fordert unser Klima geschlossene Kleidung. Nicht wie in Hellas findet darum die Darstellung des Nackten bei uns ein von vornherein unbefangenes Auge. Nur so weit ein Kunstverständniß bereits gewonnen, eine gewisse Gewöhnung vorhanden ist, wird auch bei uns der Anblick enthüllter oder nackter Glieder, zumal bei Darstellungen des anderen Geschlechtes, bloß künstlerisch bestimmte Bewerthungen auslösen, sonst ist der erste Eindruck Mißbehagen oder Sinnenreiz. Einen gewissen Vortheil hat hier der Großstädter vor dem Provinzialen, indem seine Denkmäler, die er von klein auf sieht und darum ohne Wundern sieht, durch ihre Allegorien und Symbole solche Nebeneindrücke etwas ausschalten. Wie aber auf einen Primaner aus Dingsda der Begasbrunnen und auf die höhere Tochter aus Pensionshausen der Herkules vom Lützowplatz beim ersten Anblick wirkt, das steht in keinem Lehrbuch der Kunstgeschichte und der Aesthetik. Immerhin ist hier, wenn sonst der Sinn nicht prüde und die Herzen sauber sind, dieser Begleitgeschmack bald verflogen, weil schon in dem öffentlichen Monumentalcharakter das Werk den Anspruch, eine Kunstleistung zu sein und darum anders betrachtet zu werden, suggerirt. Selbst der vom Stamme der Banausen, die nie aussterben, weil sie nie lieben, hat hier, aber wo sonst garantirte Kunst zu haben ist, das Gefühl, es liegt an Dir, wenn Du nur „genante“ Eindrücke empfängst. Auch der Nicht- oder Noch-nicht-Verstehende durchwandelt die Räume eines Museums, einer Ausstellung mit jener benommenen Achtung, mit der ein Andersgläubiger in einer fremden Kirche dem Cultus beiwohnt. Jedoch das soll mir Keiner vorreden, daß die Leda-, Jo-, Venus-, Evabilder in unserem Museum auf einen nicht bereits künstlerisch reich und tief gebildeten Menschen als große Kunst wirken. In den Auslagen der Passagen nun gar und der Friedrichstraße, wo hinter und neben dem Beschauer das berlinisch derbe Froufrou halbweltlicher Jupons aufknistert, wirken sie ganz anders, und der Goethebund verzeihe mir, daß ich nicht sage, wie. Man erspare sich den billigen Witz, womit man „Pfaffen und Philisteen“ so gern den Mund stopft, mit dem „Von sich auf Andere schließen“. Ich mache kein Hehl daraus, wie es mir selber ging. Von Hellas, vom Götterreich des Phidias hatte auf dem Katheder der Tertia Einer mit dem ganzen Feuer einer Candidatenseele gefabelt, und eine längst vorhandene Sehnsucht trieb mich in Schinkel's Tempel. Mit dem Herzen horchend stand der Junge in dieser steinernen Welt, aber sie redete ihm noch nicht. Wie im Traum schlich ich durch die Säle, bis in die Gemäldeabtheilung. Ich schäme mich nicht zu sagen, daß ich mich schämte bei diesen nackten Frauen, die nicht mit der Kälte des Marmors, sondern in des Fleisches blühender Lebensfarbe plötzlich das Gesichtsfeld beherrschten, aber um des Ortes Willen brannte mir mehr noch auf der Seele, daß hier die Scham zum Schämen war. Doch hielt ich mich zuerst an andere Bilder. Die vielen „hl. Sebastiane“ fielen mir auf. Die konnte ich ruhig ansehen, trotzdem sie nackt waren, und ich starrte sie an, weil sie nackt waren, und ich grübelte, warum wohl der Maler bloß um des nackten Körpers Willen das Bild gemalt habe. Denn daß ihm die Legende selbst Nebensache war, schloß ich aus dem Fehlen der Henker. Dunkel empfand ich das Unirdische der Kunst, zunächst aber als ein Unnatürliches. Wie in einem Paradiese fühlte ich mich, aber wie ein Verschlagener, nicht Hingehöriger, bis ich zu Dürer's Holzschuher kam. Auch den verstand ich damals nicht, aber den frohen Trost nahm ich mit, daß ich noch einmal verstehen würde. Doch wie, die wir zur Höhe drangen, dürfen uns nicht zum Maßstab machen. Wohl ist die Kunst frei wie der menschliche Gedanke selber, aber die Menschen sind nicht frei, an die sie kommt.

Es wird heutzutage so viel geredet von der Erziehung des Volkes von und zur Kunst. Erziehung aber ist immer ein Hinaufführen zur eigenen Höhe durch Herabsteigen auf des Zöglings annoch tieferes Niveau. Das setzt zunächst eine eigene Höhe voraus. Der Erzieher muß eine in sich ruhende Persönlichkeit sein; nichts ist trauriger, als „Schulmeister lernen“. So muß die Kunst stets sich selbst zum Zwecke haben, ohne die leiseste Concession. Der Erzieher wird aber nur das an seinen Zögling kommen lassen, was diesem entspricht. Das ist der beste Lehrer, der die Stücke so wählt, daß der Schüler voll Lerneifer auf das Ganze geht. So ist die erzieherische Aufgabe des Künstlerthums, gewisse Schöpfungen herauszustellen, welche die Lust an der Kunst überhaupt nähren. Daraus folgt zweierlei. Im Museum, in der Galerie, im Kunstsalon, im inneren Kunsthandel, im Atelier, in der Privatwohnung ist die Kunst bedingungslos Selbstzweck, bedingungslos frei. Hier will die Kunst aufgesucht sein, und Wer sie aufsucht, Der bringt auch den Glauben an sie mit. Wer an sie glaubt, Dem ist sie auch immer sittlich, und ein Fußtritt dem Hund, der sie hier auf Unreinheit beschnüffelt. Wir wollen nicht den heiligen Oelbaum niederschlagen, weil auch ein paar Raupen an seinen Blättern schmarutzen können. So ist und sei die Kunst frei in ihrem Bereich. Offen ist und bleibe ihr Bereich für Jedermann. Aber — das ist der springende Punkt — sie muß dort aufgesucht werden, gleich, ob in edler oder unlauterer Absicht. Wo sie jedoch hingeht, da untersteht sie dem anderen genius loci, genau wie der Ausländer in die Gesetze und Bräuche der Fremde sich schicken muß. Wie der Afrikareisende sich nicht wundert, wenn sein mitgebrachter Hassan, ehe er mit ihm Unter den Linden spazieren gehen kann, die aus einem einfachen Spazierstock und Cylinder bestehende Garderobe seiner Heimath sehr bedeutend vervollständigen muß, so ist es genau mit der Kunst auf der Straße. Gräfe's bekanntes Bild ist im Arbeitszimmer eines Dichters die traumhaft schöne Verkörperung des Märchens, die Phanta-

graphie davon im Schaufenster nur ein nacktes Mädchen, und Bertha Rothe gehört auf die Straße nur im Costüm. Die Kunst, die ungesucht in Jedermanns Auge fällt, die als Kunst erst erkannt werden muß, die anspricht und die da begehrt, allgemein gesehen zu werden, unterliegt derselben Schicklichkeit, die auf der Straße zu bewahren keinem Menschen von Erziehung schwer fällt, sondern höchstens dem Zuhälter und der Dirne.

Wer soll nun hier die Grenze ziehen? Um des Himmels Willen nicht eine Commission von Kunstkennern, auch kein verständnißvoller, feinfühliger hoher Rath, sondern er, der Vielgehaßte, der Unentbehrliche, der vierschrötige, achtzehnkarätige, durch zwölfjährige Dienstzeit immunisirte Commißknüppel, der Schutzmann, über den man sich ärgert, wenn er da ist, und dem andererseits merkwürdig die Nachrede anhaftet, er wäre nie da, wenn man ihn braucht, was schließlich doch nur beweist, daß wir zu wenig von seiner Sorte haben. Er ist auch im übertragenen Sinne das, was die Aerzte für ihre Praxis „unangenehm gesund“ nennen. Gerade seine Verständnißlosigkeit für andere Interessen machen ihn zum berufenen Hüter der Ordnung der Straße, die für Alle in jedem Sinne geschützt sein muß. Ihm imponirt kein edles Gespann. Frisch-fröhlich notirt er den Zu-Schnell-Fahrer. Er „soll auch nicht an diesem hingestreckten Leibe den Inbegriff von allen Himmeln sehen“, sondern sehr energisch die Schnittwaarenjünglinge und Putzmamsells, die sich vor dieser Auslage mit Monocleaugreifen drängeln, auseinander jagen, daß es nur so raucht und dem Herrn Ladeninhaber freundlichst das Strafmandat vermitteln. Gerade das Competenzgebiet des Constablers kommt in Betracht. Ungefähr so weit die Macht der Pickelhaube reicht, so weit sollte die bildende Kunst dem Alltagsmenschen, dem Philister, der Kleinmoral der Nichtkenner, der Schwachen und Armen am Geist bedingungslos sich fügen. Das wäre die Straße und das Schaufenster, die Lesehalle, die Kneipe, die Barbierstube, das Hausiergewerbe, der fliegende Handel. Wehe der Kunst, wenn ihr dieser leichte Zwang schwer fiele; wehe unseren Kunstbestrebungen, wenn sie solcher Propaganda nicht entrathen könnten.

Gäbe die Künstlerwelt das zu, so dürfte sie auch auf ein weitest gehendes Entgegenkommen rechnen; denn die so arg verschrieenen Reactionäre sind meistens — das unter uns — unter sich auch Kenner. Möge die Auseinandersetzung zwischen Kunstfreiheit und öffentlicher Ordnung, die kommen muß, friedlich schiedlich sein. Suum cuique!

-rb-

Dramatische Aufführungen.

Der einsame Weg. Schauspiel in 4 Aufzügen von Arthur Schnitzler. (Deutsches Theater.) — Schwester Beatrix. Legende in 3 Bildern von Maurice Maeterlinck. — Der Schlachtenlenker. Komödie von Bernard Shaw. (Neues Theater.)

Die strenge Form des mehractigen Dramas vermag Arthur Schnitzler nicht zu meistern. Er gießt zu viel, und gießt es mit zu hohem Druck in das dünnwandige Gefäß, das ihm dann unter den fleißigen Händen rissig wird oder knallend zerspringt. So beim „Vermächtniß“, einem selbst von Schnitzler's Freunden gering eingeschätzten, wohlgemeinten, aber in seinen Voraussetzungen zu unklaren Gesellschaftsstücke. So im „Freiwild“, dem allerdings die Tendenz zu Hülfe kam; so im „Schleier der Beatrice“. Gleich anderen modernen Theaterdichtern hat auch Schnitzler versucht, sich von scheinbar veralteten Handwerksregeln zu befreien. Er tastete nach der neuen, seiner Persönlichkeit angemessenen Technik. Bedeutsames, kunstvoll und künstlerisch zu sagen, Poet und Menschenkünder zu sein, dessen Arbeit nicht vom klopfenden Räderwerk der Coulissenmaschine abhängt — das reizte den klugen und feinen Wiener. Doch wer die Bühne erobern will, darf uns nicht zu klug und zu fein kommen. Sie schreit nach klarer Einfachheit; Schnitzler giebt die Vielgestaltigkeit, die dunkel und verworren ist wie das Leben. „Der Schleier der Beatrice“ war den Leuten zu bunt und reich, verdeckte ihnen aber auch zu viel. Sobald der Mensch im Parkett nicht ganz klar sieht, wird er unruhig. Er will, daß der Verfasser ihn vom Anfang an zum Vertrauten mache — wehe, wenn man statt dessen mit ihm Versteck spielt! Ich fürchte sehr, Schnitzler scheitert mit seinen Bemühungen wie Hundert vor ihm. Er glaubt, es zwingen zu können, und verwechselt dabei die unbegrenzten Machtmittel des Epikers mit denen des eingeengten Dramatikers. Seine Stoffe sind für das Buch, nicht für die Bretter geeignet; nur wenn er sie in knappe Dialoge, in seine rühmlichen Einacter, zusammenpreßt, lächelt ihm das Theaterglück. — Nun ist auch „Der einsame Weg“*), Schnitzler's neueste Gabe, eindruckslos am Publicum des Deutschen Theaters vorübergegangen. Und zwar nicht nur am Premièrenpublicum. Bei der ersten Wiederholung klang der Beifall gleichfalls matt. Die Hörer gingen nicht mit. Das Schicksal dieser beiden Genießlinge, die bettelarm sind, weil keine Menschenseele ihnen gehört, löste keine Theilnahme aus. Da wendet der Sohn sich vom Vater, der ihm das Geheimniß seiner Geburt offenbart

*) Arthur Schnitzler: Der einsame Weg. Schauspiel in fünf Acten. (S. Fischer, Verlag, Berlin.) Geh. 2 Mark.

und zu spät erkennen muß, daß schrankenlose Selbstsucht uns sogar die Liebsten entfremdet, sogar die Stimme des Blutes — diese auf dem Theater immer noch so wirkungsvolle Stimme — zum Schweigen bringt. Da läuft die Erkorene des alternden Junggesellen in's Wasser, weil sie dem unheilbar Kranken nicht angehören mag. Ihr Selbstmord verblüffte die Menge, und Einzelne belachten den Entschluß. Was das Schlimme ist: beide Handlungen sind nicht fest genug miteinander verkettet, durchkreuzen sich, zerstören sich gegenseitig die Perspectiven. Mühsam nur, ruckweise geht es vorwärts. Schnitzler hat sein Werk so reich ausgestattet, so viel dichterisches Empfinden, so viel vornehme Feinheiten darüber ausgegossen, daß er dieser Fülle nicht Herr wird. Sie lastet wie rosiges Morgengewölk auf dem Drama, sie überfluthet die Scenen, drängt die Begebenheit zurück. Die Begebenheit, um derentwillen wir doch vor der Schaubühne sitzen! Ein paar von den Anwesenden lauschen mit freudiger Andacht der Weisheit, der ziselirten Sprache des Dichters; die Masse starrt rathlos nach Handlungen aus. Sie starrt und harrt, zuerst geduldig und ein bißchen genirt, weil sie weiß, daß der alte Ibsen ja ähnlich arbeitet wie dieser Schnitzler, und weil sie sich nicht bloßstellen möchte. Sobald aber ein Unverblüffter mitten in die breite Scene hineinlacht, faßt auch sie Muth und rächt sich für die ausgestandene Marter. — Ich habe oft darauf hingewiesen, daß der Dramatiker so lange Knecht und Sclave der Handwerksregeln ist, als er sie nicht souverän meistert. Diese Meisterschaft besitzt Schnitzler noch nicht. In seinen Einactern zeigte er dafür gesunden Bühneninstinct, drängte vorwärts, illuminirte hell für Hans Jedermann seine Absichten oder verstand sie in Stimmungszauber einzuhüllen. Jede Scene, jeder Satz des „einsamen Weges“ ist klug bedacht und auf seine Festigkeit geprüft worden. Jeder Satz und jede Scene, für sich betrachtet, bestehen auch: aber an das Gerüst, an das Skelett der Handlung sind sie nur leicht angeschraubt. Hier wollte der Künstler zu sehr Künstler sein; hier glaubte er, der Idee seiner Arbeit zu Liebe, die altmodischen Bauregeln bei Seite schieben, sich eine neue Technik schaffen zu dürfen. Und das Gerüst brach zusammen.

Maeterlinck's Bewunderer sind übrigens heuer nicht minder enttäuscht worden als die von Schnitzler. Seine „Schwester Beatrix“ ist ein hübsches Bilderstück, ein prächtig ausgestattetes Märchen, bei dem man aber Innerlichkeit und in die Tiefen des Herzens steigende Dichterkraft umsonst suchen würde. Die holdselige Nonne erliegt, nach langem und brünstigem Gebete vorm Bilde der Mutter Gottes, dem süßen Liebeszauber. Damit Niemand ihr sündiges Thun merke, Niemand ahne, daß sie mit dem schönen Prinzen davongeritten ist, steigt die heilige Jungfrau vom Altare herab und thut selber den Dienst der Entflohenen. Weil Beatrix vergessen hat, die Glocke zur rechten Stunde zu läuten, und weil man sie bezichtigt, den Diebstahl des nun verschwundenen Marienbildes durch ihre Unachtsamkeit ermöglicht zu haben, soll sie gegeißelt werden. Aber Rosen regnen vom Himmel ohne Unterlaß, Glorie umstrahlt die Himmelskönigin im Gewand der armen Nonne. „Schwester Beatrix ist heilig!“ rufen verzückt ihre Genossinnen. Und Rosen regnen vom Himmel ohne Unterlaß und Glorie strahlt … Nach fünfundzwanzig Jahren kehrt die Sünderin Beatrix in's Kloster zurück, um dort zu sterben. Kein Verbrechen, das nicht auf ihr lastet; kein wilder Bußgedanke, der sie nicht zerfleischt. Am Altare hingestreckt, auf dem nun endlich das Marienbild wieder lächelt, finden sie die Schwestern. Keine von ihnen versteht Beatrixens furchtbare Selbstanklagen; „die größten Heiligen werden vom Bösen am grimmigsten heimgesucht,“ sagt die Oberin. Sind sie doch alle gestern Abend geruhsam mit dieser Schwester Beatrix, die fünfundzwanzig Jahre lang als Vorbild und Leuchte bei ihnen lebte, schlafen gegangen; ahnt doch keine, wer in diesen Jahren den Dienst der Pflichtvergessenen that … Das Neue Theater hat einen wundersamen Rahmen für das Wunderbild geschaffen, und fromme Musik, Weihrauchdüfte, Frau Sorma's köstliches Spiel vollendeten den Sieg. Doch diese Beatrix sagt uns Nichts. Es ist ein prächtiges Kirchenstück, und wenn in unseren Domen noch Mysterien aufgeführt würden, dürfte die Geistlichkeit an Maeterlinck's Heldin nicht vorübergehen. Unseren Seelen aber hat die Beatrix Nichts zu sagen, und von dem wahren Leid des armen Menschenkindes, das im Schmutz der Welt versank, erfahren wir nur Oberflächliches.

Wie von dem Napoleon, den Herr Bernard Shaw, der jetzt vielgenannte Ire, in seinem „Schlachtenlenker“*) auf die Beine stellt. Der Sieger von Lodi hat ein befremdliches Abenteuer mit einer opfer- und auch sonst muthigen Dame, die durchaus nicht zugeben will, daß er schlimme, compromittirende Briefe von Frau Josephine liest. Denn die Dame liebt den corsischen Parvenü und sucht ihm deßhalb Gram und Schmerz zu ersparen. Zu dem Zwecke verwandelt sie sich in einen kecken Bengel, der bemeldete Briefe stiehlt, kommt in den dringenden Verdacht der Spionage und kämpft mit dem ersten Consul etwa dreiviertel Stunden lang um Josephinen's leichte Correspondenz. Dieses Shaw-Spiel beginnt damit, daß Napoleon rothe Tinte, in ihrer Ermangelung Menschenblut, bestellt, und endet damit, daß er und die Dame sich verlangend in die Augen sehen. Eine Groteske, die Charakterstudie sein möchte; ein Ulk, der Lustspieltöne anschlägt; ein Spaßgefunkel, hinter dem ein geistreicher Kerl, aber kein Dichter steht. Shaw weiß mit seinem Witze nicht zwei Minuten lang Maß zu halten. Einem derben Spaß zu

*) Bernard Shaw: Der Schlachtenlenker. Comödie in einem Act. (S. Fischer, Verlag, Berlin.) Geh. 1,50 Mk.

Liebe vernichtet er bedenkenlos mühselig herbeigeführte feinere Wirkungen; ein Kalauer zerstört plötzlich sehr saubere Charakterstudien. Immerhin sieht man gespannt den größeren Schöpfungen dieses ungebärdigen Talentes entgegen. Ich fürchte nur, sie erfreuen, wie der „Schlachtenlenker", den Leser zehnmal mehr als den Theaterbesucher.

Notizen.

Wilhelm Holzamer. Inge, ein Frauenleben. (Leipzig Hermann Seemann Nachfolger.) Ein Hauch zarter Poesie und Romantik liegt fast immer über den Werken Wilhelm Holzamer's. So ist er auch überall da am stärksten, wo es sich um die künstlerische Wiedergabe des Zarten und Stimmungsvollen handelt; die Poesie und die Sehnsucht junger, noch unentwickelter Menschenkinder weiß er wie kaum ein Anderer unserer modernen Literatur zu schildern, aber Holzamer scheint mir mehr am Stimmungsvollen haften zu bleiben, als in die Tiefe zu gehen. Eine wirklich prächtige Gestalt im vorliegenden Buch ist der alte Justizrath Maltau; ganz wie in den Dämmerabend des Lebens gehüllt erscheint seine Gestalt, aber doch Kraft und innerliche Stärke verrathend. Wie in dem kleinen Hans Sturm allmälig der junge Künstler erwacht, wie es überall Feiertag wird, wo er seine junge Kunst ausübt, das ist, wenn auch zuweilen recht romantisch, doch mit einer Innerlichkeit geschildert, die den echten Dichter verräth. So erscheint auch Inge, die eigentliche Heldin der Erzählung, besonders gut gezeichnet, so lange der großväterliche Park, die eigene Kindheit, die Freundschaft mit dem Nachbarsjungen und die kleinen Züge eines intimen, täglichen Verkehrs zwischen einem gemüthvollen Knaben und einem warmherzigen Mädchen einen eigenen Stimmungsreiz bilden. Nachdem jedoch Inge, groß geworden, in das klare Licht des realen Lebens gestellt ist, verblassen ihre Farben ebenso wie die, welche dem jungen Hans Sturm so viel Poetisches gaben. — Wir sehen nicht die Entwickelung, sondern werden besonders bei Inge, vor das Resultat der Entwickelung gestellt. So erscheint Holzamer, mehr Lyriker als Seelenkenner, auch in diesem Buche poetisch und stimmungsvoll; aber es fehlt ihm an Tiefe.

Dr. Heinrich Ilgenstein.

Gustaf af Geijerstam: Nils Tufvesson und seine Mutter. Bauernroman. (S. Fischer Verlag, Berlin.) Geijerstam hat sich durch seinen poetisch mit Recht sehr geschätzten Roman „Das Buch vom Brüderchen" bei uns bekannt gemacht. In diesem wie in dem zweiten Roman „Die Komödie der Ehe" war neben oft schon fast unerbittlich scheinender Natürlichkeit doch immer noch das Zarte und Stimmungsvolle vorherrschend. Das vorliegende Buch ist weniger reich an zarten Partieen, aber innerlich sicher das Stärkste, was uns der Dichter bisher gegeben hat. Die Vorgänge — es handelt sich um eine verbrecherische Liebe zwischen Mutter und Sohn — sind fast grausig zu nennen, aber sie erwecken Andacht in uns. Das Buch zeugt von hoher Künstlerschaft.

H. J.

Die „Gedichte" von Wolfgang Buchwald, bei E. Pierson in hübscher Ausstattung erschienen, bringen die Verse und Lieder eines Mannes, dem der Sinn aufgeschlossen ist für die stille Schönheit märkischer Heiden und Waldseen, den der Frühling von Herzen fröhlich macht und der Herbst sterbenstraurig, dem das Auge feucht wird und die Zunge wundersam beredt, wenn er an seine todte Mutter denkt, und der endlich aus liebesschwülen Jungmannstagen Liebes und Leides zu erzählen weiß. Diese gesunden, innigen Gefühle sind schlicht und geradehin ausgesprochen, in einem keuschen Sichenthüllen, das nichts weiß von den gezierten Mätzchen, mit denen buhlerische Gefallsucht ihr Gewand fallen läßt. Da wird das Abendroth nicht mit einer Schüssel Rothkohl verglichen, die der große Pan gegen die Messingwand des Himmels schleuderte, im Zorn, weil sie ihm nicht schmeckte, wie ich neulich schaudernd in einem modernen Dichter las. Es giebt da keine in schweißtreibender Hirnstrapaze aufgebrachten verblüffenden Bilder, keine veitstänzelnden Versmaße, kein gesuchtes Ringelreigenreimgerüttel. Buchwald hat sich um keine der mühselig angequälten Wunderlichkeiten bemüht, mit denen unsere Heutigen lyrische Eigenart vortäuschen wollen, aber bloß den Eindruck erreichen, als sei die moderne Lyrik nichts weiter denn das Stenogramm der verrückten Flackerreden eines Morphinistenkränzchens. Die Anspruchslosigkeit, mit der sich Buchwald giebt, führt an manchen Stellen bis zum Mangel einer löblichen und pflichtgemäßen Selbstkritik. Da stolpert ein Gedicht in der Sammlung so störend rauh über metrische Unebenheiten, die sich mit geringer Mühe hätten aus dem Wege räumen lassen. Nicht weit nach diesem folgt Eines, das am Besten ganz aus dem Buche fortgeblieben wäre. Es ist von jener trügerischen Art, die sich in ihrer Geburtsstunde aus dem Tiefsten des Sängerherzens emporringt, so tief empor, als wolle sich jetzt sein Allergeheimstes, Allerbesonderstes, Allereigenstes von diesem ringenden Herzen lösen. Und wenn dann das prüfende Auge des Lesers den Schaden besieht, so ist das so verheißungsvoll Geborene ein Allerweltsgefühl in glatten Versen, ein poetisch überzuckertes Gemeinplätzchen. Zwischen diesen beiden mißrathenen Geisteskindern aber steht ein Lied, so schön und rein und frisch, so voll heimlicher Musik in seinem weichen Dahinfließen, daß es eine starke Talentprobe bedeutet. Ob dieses Talent sich jemals voll entfalten wird? Ich glaube nicht. Zu solcher vollen Entfaltung gehört unermüdliche Kunstthätigkeit, und der Mann ist Arzt, Landarzt sogar. Zu Rade oder im Wagen fährt er täglich sein halbes Dutzend Dörfer ab. Aber auch die Stunden, die ihm die Berufsarbeit übrig läßt, gehören noch nicht völlig ihm. Da stellt noch die etwas pfahlbauernhafte Geselligkeit seines dörflichen Wohnsitzes ihre Ansprüche an den Honoratioren. Das ist auch kaum ein Unglück. An voll entfalteten und ausgeschroteten Talenten haben wir keinen Mangel. Dagegen ist es fast schon zur Seltenheit geworden, daß solches Geschenk der Natur um seiner selbst willen gepflegt wird, ohne Hinblick auf einen späteren Abbau. Solchen feinsinnigen vornehmen Dilettantismus gab es früher, bis zu Goethe's Zeiten etwa. Ja, er, der Große und Ganze von Weimar, war selber in manchen Stücken solch' ein Dilettant, so in seinen wissenschaftlichen Bestrebungen, zumal in der Farbenlehre. Ein liebenswürdiger Spätling dieser vergangenen, ganz und gar auf das Aesthetische im Leben gerichteten Zeiten ist die literarische Erscheinung Wolfgang Buchwald's.

Gustav Johannes Krauß.

Zur gefälligen Beachtung.

Alle **geschäftlichen** Angelegenheiten, besonders die Versendung von Beleg-Exemplaren, die Honorirung u. dgl., erledigt **ausschliesslich der Verlag**, Berlin W 57, Katzlerstr. 4 I.

Dagegen sind Manuskripte, Bücher, redactionelle Anfragen etc. stets an **Richard Nordhausen**, Berlin W 30, Gleditschstr. 6, zu senden. Nur in diesem Falle kann für pünktliche Erledigung Gewähr geleistet werden.

Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W 30, Gleditschstr. 8; Expedition: Berlin W 57, Kaplerstr. 4 I. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 10. Berlin, den 5. März 1904. 33. Jahrgang. Band 65.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. | Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. | Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt:

Grincements de dents.*)

Von Kurd von Strantz.

Die stets patriotischen Franzosen verübeln es den anderen Völkern, wenn deren bekümmerte Vaterlandsfreunde die groben Fehler der auswärtigen Politik rügen und der Staatsleitung mit guten Rathschlägen beizustehen versuchen. Daher beunruhigt sie die Erörterung über die etwaige Erneuerung des alten Dreikaiserbündnisses, zumal der Reichskanzler geflissentlich die Pflege guter Beziehungen zur Ostmacht betonte und sogar trotz seiner oolglatten Höflichkeit in seinen antisocialistischen Reden den schwatzhaften Querkopf Bebel wider die diplomatische Gewohnheit derb und deutlich abfertigte, als er als waschechter Demokrat das heilige Rußland rüpelhaft angriff. Leider irrt der französische Journalist, wenn er in meinen Ausführungen amtliche Bestrebungen wittert, da die diplomatische Thätigkeit längst hinter mir liegt und nur den Anlaß gegeben hat, mich später eingehend mit der Frage des großen Deutschlands unter Abweisung einer nebelhaften Weltpolitik zu beschäftigen. Nicht einmal alldeutsche Absichten im Sinne des Alldeutschen Verbandes verrathen sie, da ich dessen Leitung für ziemlich unpraktisch halte, seit sie für chinesische Abenteuer und anatolische Bauernansiedlung schwärmt. Denn sie gab dem ziemlich thatenlosen Grafen Bülow den willkommenen Anlaß, über die unverständige Burenpolitik sonst doch so vaterlandsliebender Männer abfällig zu reden, deren Reihen so dünn im Reiche gesäet sind, seitdem Handels- und Industrie-Interessen die wirklich großen Aufgaben der deutschen Zukunft überwuchern. Vor lauter Socialismus und Geldgewinnst übersieht man die heiligsten Pflichten des eigenen Volksthums, denen die anderen Weltmächte mit zielbewußtem Eifer obliegen.

Unsere Stellung zu Rußland ist der heikelste Punkt unserer Auslandspolitik, hinter dem das Verhältniß zu den angelsächsischen Staaten weit zurücktritt. Unser gefährlichster Gegner bleibt Rußland, da es in Frankreich einen stets kampfbereiten Verbündeten hat. Aber die Petersburger Politik zeigt zwei Gesichter, und selbst der Europa zugewandte Peter der Große trieb bereits eine klare asiatische Politik. Er trat zu Persien in ein nahes, abwechselnd freundliches und feindliches Verhältniß und leitete die Türkenkriege ein, deren Ruhe noch jetzt noch nicht abgeschlossen sein dürfte. Der gegenwärtige Herrscher fühlt sich als persönlicher Sachkenner Ostasiens, wo jetzt die wahre Culturarbeit Rußlands liegt. In China und Persien ringt aber der russische vordringende Einfluß mit dem schwindenden englischen. Frankreich spielt nur eine Zuschauerrolle oder hat eher Anlaß, auf der britischen Seite zu stehen, um sich in Südchina ausdehnen zu können, was ihm der in Südasien stets angreiferische, englische Leu sanft leicht verwehren könnte.

In Persien und Afganistan müssen England und Rußland bald feindlich zusammenstoßen. Daher versucht das schwächere England die russische Aufmerksamkeit auf den fernen Osten zu lenken, wo es ziemlich plump Japan aufgehetzt hat, damit es die englischen Kastonien aus dem Feuer hole. Frankreich spielt fraglos eine unbestimmte, vielleicht sogar zweideutige Rolle, da es nach Faschoda es räthlicher fand, sich freundschaftlich mit England auseinanderzusetzen, so daß es an einem Bunde wider Albion direct gehindert ist. Die augenblickliche Weltlage hat zunächst Rußland und Oesterreich zusammengeführt, um die macedonischen Wirren zu localisiren.

Leider hat es Italien Dank der montenegrinischen Verwandtschaft verstanden, sich auch in diesen Bund unauffällig einzuschmuggeln. Hier liegt eine Gefahr für Oesterreich und uns, da sich Italien in Albanien festsetzen und die Küstenherrschaft Venedigs fortsetzen will, die Oesterreich bedroht. Es benutzt die Italienisirung der westlichen Balkanküste, um darauf nationale Ansprüche zu gründen, die volklich und politisch völlig unberechtigt sind. Die Albanesen sind ein thrakischer Stamm mit starker germanischer Mischung, was noch in der Sprache deutlich hervortritt, wo die deutschen Sprachwurzeln die römischen um $^{2}/_{3}$ überwiegen. Italisches Blut fließt überhaupt nicht in ihren Adern. Es hat aber den Anschein, als ob in Oesterreich und Deutschland darüber Unklarheit herrscht, die zum Schaden des Donaustaates ausgebeutet wird. Oesterreich vermag als Erbe des Westbalkans bis Salaniki aufzutreten, wenn es sich auch mit einer bloßen Schutzherrschaft über das unbändige albanische Bergvolk begnügt.

*) Eine französische Tageszeitung hat unter dieser Ueberschrift (Zähneknirschen oder richtiger «fletschen) meinen Aufsatz: „Die Vereinsamung Deutschlands und ein Dreikaiserbündniß in Sicht" in Nr. 46 der „Gegenwart" vom 14. November 1903 ziemlich vollständig und wörtlich mit den üblichen höhnischen Bemerkungen vom chauvinistischen Standpunkt aus abgedruckt.

Wie in Bismarck's Tagen kann das deutsche Reich wieder der ehrliche Makler im Südosten sein und dadurch in eine engere Verbindung mit den beiden Oststaaten treten. Damit ist das neue Dreikaiserbündniß gegeben, das Rußland völlig freie Hand in Asien läßt. Sichern wir Mesopotamien durch die Bagdadbahn deutschem Einfluß, der jetzt noch keineswegs überwiegt, so können wir Rußland ruhig Südpersien überlassen und dadurch in drohenden Gegensatz zu dem englischen Wettbewerber bringen, was uns nur nützlich sein sein wird. Thatsächlich beunruhigt sich Rußland Dank englisch-französischer Aufwieglung über die vermeintlich deutsche Bagdadbahn, deren Vollendung noch in weitem Felde liegt. Da sich sogar schon Caprivi durch die unerhörten Zugeständnisse des Handelsvertrages um Rußlands Gunst beworben, das er kurz vorher thörichterweise brüskirt hatte, so kann der russische Bär nicht an der Aufrichtigkeit unserer Friedensliebe mehr zweifeln. Diese Friedensliebe und Neutralität wird er gerade jetzt zu schätzen wissen. Sollten jedoch panslawistische Strömungen in Oesterreich uns Rußland weiter abwendig machen, so haben wir einen sicheren Trumpf in der Hand. Wir können uns jeden Augenblick mit ihm zum Schaden Oesterreichs verständigen, indem wir über seinem Kopf durch Ueberlassung Galiziens mit Rußland Frieden schließen, wo $4^1/_2$ Mill. Polen $3^1/_2$ Mill. Ruthenen oder Rothrussen gegenüberstehen. Nutzen wir also die günstige Weltlage, um die sichtbare Erkaltung des russisch-französischen Einverständnisses zum Grundstein des alten Bundes zu machen, der Rußland dem Osten zuweist, wo es mit leichter Mühe große Erfolge erringen und England in Indien immer ernstlicher bedrängen kann. Aber etwas mehr einträglichere Geschäftigkeit in dieser Richtung ist unserer Politik zu wünschen, die wir bisher nur am unrechten Ort gezeigt haben. Leider sind die beiden Kaiser anscheinend keine näheren Freunde, obschon die politische Klugheit die politische Freundschaft gebietet.

*) Vergl. Krahmer, Die Beziehungen Rußlands zu Persien, Leipzig 1903, Zuckschwerth, der höchst wichtiges amtliches russisches Material beibringt.

Buddhismus und Materialismus.

Von Dr. M. Zeitlin (Leipzig).

Die wahre, rechte Erfassung des Lebens als eines an sich zu Bejahenden liegt auf dem schmalen Pfade, welcher zwischen zwei von einander völlig verschiedenen Verneinungen des Lebens den Uebergang bildet. Dieses sind: einmal die mit Bewußtsein geforderte Verneinung des Buddhismus (Askese), andererseits die unbewußt geübte Vernichtung des Lebens, die die materialistische Weltanschauung an sich im Gefolge hat. Dies bedarf einer näheren Darlegung. In seiner Lehre:

„Geburt ist Leiden,
Krankheit ist Leiden,
Alter ist Leiden,
Tod ist Leiden"

faßt der Buddhismus bewußt das Leben als Leiden und strebt seine Ueberwindung an durch bewußtes Verneinen. Hingegen geht der Materialismus davon aus, daß das Leben sehr wohl bejahenswerth sei; führt aber auf dem von ihm hierbei eingeschlagenen Wege des unbeschränkten Sinnengenusses nothwendig zur Vernichtung des von ihm selbst gewollten Lebens, also zu seiner eigenen Selbstaufhebung.

Aber auch beim Buddhismus führen die Mittel und Wege, welche er behufs Ueberwindung und Verneinung des Lebens lehrt, über dieses sein eigentliches Ziel hinaus.

Beginnend mit der Weltentsagung erfährt der Asket, den Wünschen erstorben, dem Schlechten entronnen in sinnend gedenkender, ruhegeborener seliger Heiterkeit die Weihe der ersten Schauung. Von hier zur Einheit des Gemüthes (zweite Schauung), zur gleichmäßigen Einsicht (dritte Schaunng) zur völligen Verwerfung von Freud und Leid, zur Vernichtung einstigen Frohsinns und Trübsinns, zur leidlosen, freudlosen, gleichmäßig einsichtigen völligen Reinheit (vierte Schauung); hierauf zu den Erkenntnissen „Grenzenlos ist der Raum", „Grenzenlos ist das Bewußtsein", „Nichts ist da", zur „Grenzscheide möglicher Wahrnehmung" endlich zur „Auflösung der Wahrnehmbarkeit" — und dann — ist des weise Sehenden Wahn aufgehoben. Dies also, die unerschütterliche Gemüthserlösung, ist Zweck und Ziel des Asketenthums, es ist ein positives Endziel. Und zwar wird sie ausdrücklich als ein vom Tode sich wesentlich abhebender Glückszustand erklärt. Beim Tode ist die Lebenskraft aufgezehrt, die Wärme verflogen, sind die Sinne zerstoben; nicht so beim Mönche, der die Vernichtung der Wahrnehmbarkeit erwirkt hat: seine Lebenskraft ist nicht aufgezehrt, die Wärme nicht verflogen, die Sinne sind gestillt — ein Zustand freilich, dessen eigenartige Beschaffenheit sich auch nur von ungefähr in der Phantasie vorzuführen kaum gelingen dürfte.

Indem so der Buddhismus nach der Willensseite über das Ziel, das er sich selbst gesteckt, hinausschießt, mag für seine Verwirklichung nicht übersehen werden, daß Letztere wegen der materiell nothwendigen Basis der Ernährung durch Almosen nur einem Theile des Menschen möglich werden kann. Dabei ist es eigenartig, wie bei der gedanklichen Begründung der Hinfälligkeit des Lebens intuitiv Gedankenresultate, beispielsweise über Erkenntnißvorgänge, Ich-begriff, vorweggenommen werden, zu denen der Menschengeist auf dem langsamen Pfade mühevoller Arbeit der Wissenschaft erst allmälig gelangt, so daß Neumann*) seine Einleitung zu seiner großen Uebersetzung von Buddha's Reden mit den Worten schließen kann: „Die Reden stammen aus dem sechsten Jahrhundert vor Christus, aber sie machen zuweilen den Eindruck, als gehörten sie in das sechste Jahrhundert nach Schopenhauer." — Gelangen so die von entgegengesetztem Streben inspirirten Lehren des Buddhismus und Materialismus bei dem Versuche ihrer Verwirklichung zu Resultaten ihres Gegentheils, so kann eine Auffassung des Lebens, die diesen Fehler zu vermeiden sich bestrebt, nur auf der Mitte zwischen jenen Beiden liegen. Wenn nämlich der auf praktische Bejahung gerichtete Lebenswille von dem stets wachzuhaltenden Bewußtsein der Relativität, Schwäche, Vergänglichkeit des Lebens sein nothwendiges Correctiv erhält, wird der Mensch unter Vermeidung von Kasteiung wie von Völlerei zur Mäßigkeit geleitet, seiner Aufgabe in der Entfaltung und Gebrauch der Körper- wie Seelenkräfte sich annähern.

Es ist dies das Ziel, welches den monotheistischen Religionen vorschwebt.

*) Die Reden Gotamo Buddha's aus der mittleren Sammlung Majjhimanikayo des Pali-Kanons. Zum ersten Mal übersetzt von Karl Eugen Neumann, Leipzig, Wilhelm Friedrich, 3 Bd., 1896—1908.

Die Urheimath des Menschengeschlechts.

Von Curt Grottewitz.

Nach dem alten biblischen Mythus hätte die Wiege des Menschengeschlechts in Vorderasien gestanden. Auch als man den mythologischen Charakter der alten Mosesbücher erkannt hatte, hielt man noch lange an der Anschauung fest, daß in jenem Erdstrich die Urheimath des Menschengeschlechts zu suchen sei. Hier hatten ja die ältesten Culturvölker, die Assyrier, Babylonier, Phönizier, Juden ihren Sitz gehabt, und von hier konnten auch die Egypter sich leicht in das benachbarte Nilland verbreitet haben.

Später dann, als die vergleichende Sprachwissenschaft ihre ersten gewaltigen Entdeckungen machte, wurde die Aufmerksamkeit wieder auf denselben, oder doch einen direct angrenzenden Erdstrich geführt. Hochasien, etwa der Hindukusch, also die Wasserscheide zwischen Vorderasien und Indien galt nun als die Heimath des Menschen oder wenigstens der großen europäisch-asiatischen Sprachfamilie. Dabei war die Annahme leicht zu machen, daß die Völker dieses Sprachcomplexes oder doch ihre gemeinsamen Vorfahren von dem Euphrat- oder Tigrislande ein wenig weiter nordwestlich gewandert seien, während die semitischen Völker in der Urheimath verblieben oder sich nur wenig weiter nach Süden und Osten ausgebreitet hatten.

Nach dem Hindukusch wies die merkwürdige Thatsache hin, daß die Sprachen der Inder, Perser, Griechen, Römer, Kelten, Germanen, Letten und Slaven auf gemeinsame Wurzeln zurückgehen. Daraus folgerten die Sprachvergleicher, daß die Völkerstämme, die diese Sprachen sprechen oder gesprochen haben, auf einen gemeinsamen arischen Urstamm zurückzuführen sind. Die indische Sprache hat von allen die ursprünglichsten Merkmale bewahrt. Also mußten die Inder wohl am nächsten der alten Urheimath verblieben sein. Nun haben die sämmtlichen indogermanischen Völker gleiche Bezeichnungen für gewisse Cultur- und Naturproducte. Aus der Bedeutung dieser gemeinsamen Wörter hat man sich die alte Urheimath zu reconstruiren gesucht. Es war ein kühles Hochland, in dem Wolken und Stürme eine regelmäßige Erscheinung waren. Der Boden war mit Wald bedeckt, doch luden auch offene Ländereien zum Anbau von Spelt und zur Haltung von Weidevieh ein. Ein solches Hochland ist nun dasjenige des Hindukusch, das wegen seiner Nähe zu Indien in erster Linie als Ursitz des indo-europäischen Volksstammes in Betracht kam.

Das war die allgemeine wissenschaftliche Anschauung schon vor dem Auftreten Darwin's. Jetzt brachte die Entwickelungslehre eine Fülle neuer Gesichtspunkte für die Frage der Urheimath des Menschen. Zunächst, kann man sagen, wurde diese specielle Frage sogar etwas in den Hintergrund gedrängt. Denn war der Mensch aus einem Thiere hervorgegangen, so war es zunächst wichtiger, dieses Thier kennen zu lernen, und den Entwickelungsgang der Menschwerdung zu verfolgen, als zu wissen, wo der Vorgang stattgefunden hatte. Nun eröffnete jedoch die große naturwissenschaftliche Lehre überhaupt viel weitere Gesichtspunkte. Was besagten jetzt geschichtliche und sprachgeschichtliche Thatsachen, wo es sich doch nicht um eine Zeitspanne von einigen tausend Jahren sondern um eine Entwickelung über verschiedene Erdperioden handeln mußte!

Die Lösung der Frage wurde nunmehr ganz von der Naturwissenschaft übernommen. Da es aber zunächst an einem sicheren Anhalte fehlte, so bemächtigte sich eine Zeit lang die Speculation der Angelegenheit. So klang es sehr plausibel, die heißen Länder als Urheimath des Menschen anzunehmen. Hier waren einmal die Affen, zumal die Menschenaffen zu Hause, die doch die nächsten lebenden Verwandten des Menschen sind. Außerdem schien für den von der Natur verhältnißmäßig ungünstig ausgestatteten Menschen die Natur des Tropenlandes mit ihren reichen Schätzen ein günstiger Entstehungsplatz gewesen zu sein. Der Verlust des Haarkleides konnte nach dieser Meinung auch nur in einem warmen Lande vor sich gegangen sein. Darwin selbst war der Meinung, (Abstammung des Menschen, 6. Cap.) daß das heiße Afrika die Geburtsstätte des Menschen gewesen sei. Er sieht Gorilla und Schimpanse als die nächsten Verwandten des Herrn der Erde an und indem er angiebt, daß fossile Formen da gefunden werden, wo ihre lebenden Verwandten weilen, kommt er auf die Ansicht, daß die gemeinsamen Vorfahren, von denen der Mensch sich abzweigte, in Afrika gelebt haben. Darwin war aber viel zu vorsichtig, um seine Meinung als etwas Anderes wie als Hypothese zu bezeichnen. Er selbst weist darauf hin, daß ein fossiler Menschenaffe, der Dryopithekus, im Jungtertiär Europas gefunden worden ist.

Der Weg zu einer wissenschaftlichen Lösung der Frage war damals aber besonders dadurch erschwert, daß man über den einheitlichen Ursprung des Menschen noch nicht einer Meinung war. Einige Forscher sahen die heutigen Rassen als verschiedene Arten des Homo sapiens an. Jede solche Art konnte aus einem anderen Wesen entstanden sein, und so konnte natürlich auch der Entstehungsort ein vielfältiger sein. Aber selbst wenn man die Arteinheit der heutigen Menschenrassen anerkannte, blieb doch immer die Möglichkeit bestehen, daß nicht alle Menschen von einem Menschen abstammten, sondern daß von der thierischen Vorfahrenart verschiedene Individuen sich zu Menschen weiter entwickelt hätten. Dann konnte, so nahm man an, die Menschwerdung immer noch an sehr verschiedenen, wenn auch nicht so weit von einander entfernten Punkten der Erde wie im ersteren Falle stattfinden.

Die Möglichkeit, daß nicht alle Menschen von einem einzigen abstammen, ist allerdings auch jetzt noch in Erwägung zu ziehen. Aber dir Folgerung ist doch, wie wir sehen werden, eine andere. Dagegen kann die Arteinheit der heutigen Menschenrassen als feststehend angenommen werden. Alle sind bis in weite Details hinein, bis in die Grundzüge ihrer Vorstellungen und Gewohnheiten so gleichartig angelegt, daß es verkehrt wäre, verschiedene Arten von Menschen annehmen zu wollen. Der ausgezeichnete Anatom und Anthropologe G. Schwalbe kommt nach Untersuchung der verschiedensten Menschenrassen (Vorgeschichte des Menschen, Vortrag auf der letzten Naturforscherversammlung) zu dem Ergebniß, daß alle Menschenformen der Gegenwart, der historischen Zeit und selbst der Urzeit bis weit in das Diluvium hinein, einer Art zuzurechnen sind. Im ältesten Diluvium dagegen finden wir eine Menschenform, die unstreitig eine tiefer stehende Art als die heute lebende darstellt. Der Urmensch des ältesten Diluviums bezeichnet somit eine niedere, aber doch noch menschliche Entwickelungsstufe des Menschengeschlechts, ja selbst der Pithekanthropus muß bereits zur Menschenfamilie gerechnet werden. Aber er gehört einer Seitenlinie an. Doch der ihm entwickelungsgeschichtlich parallel laufende wirkliche Vorfahre des Menschen kann als die erste Stufe der Menschwerdung betrachtet werden. So giebt es denn bis zu dem pithekanthropusähnlichen Vorfahren allerdings verschiedene Menschenarten, aber diese lösen doch einander ab, sie entwickeln sich aus einander und insofern stellt der Mensch eine einheitliche Stammbaumreihe bis zu jenem halbthierischen Vorfahren dar. Es kann ja in früherer Zeit auch Seitenlinien gegeben haben, aber diese sind ausgestorben und kommen so wenig in Betracht, denn der heutige Mensch stellt nur eine Art dar. Und wir wollen doch die Ahnenart des heutigen Menschen kennen lernen.

Allerdings verstehen wir unter der Urheimath nicht eigentlich denjenigen Erdstrich, aus dem der sogenannte Urmensch (Neanderthalmensch) hervorging, sondern mehr den, in welchem die Menschwerdung aus dem pithekoiden Material stattfand. Dieser Unterschied wird von den meisten Forschern freilich nicht hervorgehoben, und hier kommen wir zu einem Punkte, der die Complicirung vielleicht aufhebt, welche durch die Unsicherheit der einzelnen Vorarten des Homo sapiens entstehen könnte. Der Mensch ist nämlich sicher erst am Ende der Tertiärzeit entstanden, und bereits im Diluvium finden wir die heutige Menschenform. In jenen alten Zeiten aber war die Wanderung für den noch wenig intelligenten Menschen ohne Zweifel sehr beschwerlich. In einer so kurzen Zeit vom Ende des Tertiärs bis in den Beginn des Diluviums konnte sich die Gattung Mensch, selbst wenn sie in mehrere Seitenlinien zerfiel, noch nicht sehr weit verbreitet haben. Der thierische Vorfahre, aus dem der vor-

zeitliche Mensch, vielleicht mehrere Menschenarten hervorgingen, blieb aller Wahrscheinlichkeit nach mit seinen Ahnenarten ungefähr in dem Lande oder Ländercamplexe, in dem jene Entwickelung vom Thier zum Menschen stattgefunden hatte. Diese Annahme hat jetzt allgemein Geltung. Ob sie ganz streng richtig ist, fragt sich immerhin. Ganz ausgeschlassen ist es jedenfalls nicht, daß der Mensch bereits zu Beginn seiner Menschwerdung sich von seiner Heimath weit entfernte.

Jetzt stehen sich nun in der Frage nach der Urheimath zwei Meinungen gegenüber. Die eine hat sich von Neuem Asien zugewandt. Und die Auffindung des Pithekanthropus auf der Insel Java hat dieser Meinung neue Nahrung gegeben. Von Vorderasien ist also die Menschenwiege nach und nach weit nach Hinterasien gerückt. In Indien ist auch ein fossiler Menschenaffe gefunden worden. Also ist immerhin einiger Anlaß gegeben, das alte Asien, den Sitz der ältesten Culturvölker, den Sitz nicht nur der arischen und semitischen Sprachfamilien, sondern auch der Chinesen als Urheimath des Menschen anzunehmen. Neuerdings hat sich Klaatsch besonders mit dieser Meinung befaßt, und er führt als weitere Stütze dieser Anschauung die niedere Entwickelungsstufe der Australier an. Er hält diese nach eingehenden anatomischen Studien für diejenige Menschenrasse, die den menschlichen Vorfahren noch am nächsten steht. Darum ist er nicht abgeneigt, die Urheimath des Menschen selbst etwas weiter „nach hinten", nach Australien zu verlegen. Hier giebt es weite offene Ländereien, welche den Ahnherrn des Menschen zur Annahme des aufrechten Ganges einluden. Denn in einem reinen Waldgebiete kannte kein Baumthier das Baumleben aufgeben. In Australien fehlen ferner die größeren Raubthiere, die dem Menschen hätten schädlich werden können. Andererseits luden eine Menge von kleineren Jagdthieren dazu ein, die rein frugivore Lebensweise aufzugeben.

Wenn so auch manche Gründe für Hinterasien oder selbst Australien als Urheimath des Menschen sprechen, sa ist doch keiner der Gründe ganz durchschlagend. Gewiß ist es möglich, daß hier die Wiege der Menschheit gestanden haben kann, aber sie kann ebenso gut irgend wo anders gestanden haben. Die niedrige Culturstufe der Australier aber kann ganz und gar nicht als Argument dafür angeführt werden, daß Australien die Urheimath unserer Ahnen gewesen sei. Denn es ist fast Gesetz, daß von einer Thiergruppe die niedersten Formen am entferntesten von der Urheimath angetroffen werden, und am nächsten von ihr die höchstentwickelten. In Australien giebt es nur die auf der niedersten Stufe stehen gebliebenen Säugethiere, auf Madagaskar nur die ältesten Formen des Affenstammes. Daraus folgt aber nicht, daß Australien die Urheimath der Säugethiere, Madagaskar der Ursitz des Affenstammes sei. Vielmehr wissen wir in den beiden und in vielen anderen Fällen, daß nach Ausweis der fossilen Formen die Heimath der betreffenden Thiere an ganz anderer Stelle zu suchen ist. Wo heute sich noch niedere Formen bewahrt haben, da hatte das Land nicht die Kraft, die hierher verschlagenen Thiere weiter umzubilden. Diese blieben daher, fern van der umgestaltenden Kraft der Heimath, auf dem alten Entwickelungniveau. Dagegen bildeten sich die Thiere, welche in ihrer alten Heimath verblieben, immer weiter in der Richtung aus, in welche der Heimathboden von Anfang an die Entwickelung geleitet hatte. Nach diesem Gesetz wären auch die Australneger deßhalb auf einer so niederen Entwickelungsstufe verblieben, weil sie sich fern von der Schöpferkraft der Heimath in dem weltabgeschlassenen Australien niedergelassen hatten.

Das ist das Hauptargument, weßhalb Forscher wie W. Haacke und neuerdings besonders Ludwig Wilser den Norden als das Heimathland des Menschen betrachten. Wilser speciell nimmt den Narden Eurapas als Wiege des Menschengeschlechts an. Wenn er nun freilich als solche das Land bezeichnet, das heute von ewigem Eise oder von Meeresfluthen bedeckt ist, so fehlen dafür doch die durchschlagenden Gründe. Eher käme Europa im Allgemeinen in Betracht. Denn hier sind die meisten fossilen Vertreter von Großaffen gefunden worden, und hier ist außerdem die Heimath der ältesten fossilen Menschenart, des Urmenschen ader Neanderthalmenschen. Wie bereits erwähnt, ist nur ein vorzeitlicher Menschenaffe auf außereuropäischem Gebiete gefunden warden. Dazu kommt noch der Pithekanthrapus. Eine gewisse Wahrscheinlichkeit spricht also sicher für Europa. Hier, wo im Miocän und Pliocän, den beiden letzten Abschnitten des Tertiärs eine Anzahl von Menschenaffen lebten, wo zu Beginn des Diluviums der Urmensch zu finden ist, wo sich dann der Homo sapiens in ununterbrochener Entwickelungskette von der Culturstufe der älteren und der jüngeren Steinzeit bis zur Höhe der Gegenwart erhob, hier kann sehr wohl die Wiege der Menschheit gestanden haben. Der Menschenaffe, der im nordwestlichen Indien, also immerhin von Europa nicht weiter als von Java, gefunden worden ist, repräsentirte somit einen Stamm, der sich von der Urheimath entfernt hatte. Der Pithekanthropus aber hätte sich alsdann sehr weit von der Heimath verirrt. Aber für die weite Entfernung von der Urheimath des Affenmenschen spricht in der That ein gewichtiger Umstand. Er lebte ganz am Schlusse der Tertiärperiode, also in der Zeit, wo es in Europa aller Wahrscheinlichkeit nach bereits wirkliche Menschen gab. Der Pithekanthropus hätte also damals noch auf einer sehr niederen Entwickelungsstufe gestanden, und das würde nach dem oben erwähnten Verbreitungsgesetz eben dafür sprechen, daß er sich sehr weit von der vorwärts treibenden Schöpferkraft der Heimath entfernt hätte.

Sa spricht denn nach dem heutigen Stande der Wissenschaft viel dafür, daß Europa der Entstehungsheerd des Menschengeschlechts ist. Aber mit Sicherheit können wir doch nicht diese Annahme als untrüglich hinstellen. Wenn in anderen Erdtheilen noch keine, respective sehr wenige Formen von fossilen Menschenaffen gefunden, keine vorzeitliche ältere Menschenart hier entdeckt worden ist, so kann das doch wohl daran liegen, daß andere Continente, allerdings mit Ausnahme Amerikas, paläontologisch noch wenig erforscht sind. Wer weiß, was uns die Zukunft da noch für Ueberraschungen bringt. Inzwischen werden wir uns mit der Lösung der Frage noch gedulden müssen. Durch indirecte Schlüsse scheinen wir nie zu einem sicheren Ergebnisse gelangen zu sollen, denn der Möglichkeiten giebt es viele. Aber nach den bedeutsamen Funden des letzten Jahrzehnts, die uns von dem menschlichen Entwickelungsgange ein so deutliches Bild vorgezeichnet haben, glückt es vielleicht doch endlich, den wirklichen Ahnherrn des Menschengeschlechtes aufzufinden. Dann ist mit vielen anderen auch die Frage der Urheimath des Menschen gelöst.

Literatur und Kunst.

Noch einmal Eduard Mörike's Briefwechsel.

Von Dr. Heinrich Ilgenstein (Berlin).

Vor Kurzem erschien in der „Gegenwart" über den jüngst herausgegebenen Briefwechsel Eduard Mörike's (Berlin, O. Elsner) ein Aufsatz, der nach meinem Dafürhalten aus verschiedenen Gründen nicht unwidersprochen bleiben darf. Den Briefwechsel Mörike's interessant oder uninteressant zu finden und den Dichter zu schätzen oder nicht zu schätzen, ist natürlich das gute Recht des Referenten. Bedenklich aber

ist, wenn man von vornherein Scheu hat bei der Beurtheilung eines Dichters, wie es Mörike immerhin gewesen ist, mit seiner Persan und seinem Namen einzutreten. Was bezweckt, um bei der Ueberschrift zu beginnen, der Verfasser damit, daß er statt seines Namens drei Sterne hinsetzt? Sich eines einmal gewählten Pseudonyms zu bedienen ist das unangefochtene Recht jedes Autors, aber sich hinter Anonymität zu verstecken, das ist mindestens recht bedenklich und läßt gewisse Schlüsse zu, die ich lieber ungesagt sein lassen möchte. Also, mein Herr * * *. Sie sind ganz auf dem richtigen Wege, aber ziehen Sie erst Ihr schönes Kostüm mit den drei Sternen ab und dann treten Sie mit offenem Auge und warmem Herzen auf den Kampfplatz. Sie haben sich die edle Aufgabe gestellt, ohne Rücksicht auf rechts oder links für das Schöne zu kämpfen. Aber glauben Sie mir, der Mantel schadet Ihnen. Er nimmt Ihnen das Franke und Freie, er raubt Ihnen den schönsten Schmuck, die künstlerische Ehrlichkeit. Wissen Sie nicht, daß derjenige, der für Kunst und Schönheit kämpft, mitten im hellsten Sonnenschein steht? Mantelträger haben keine Begeisterung, denn sie fühlen nicht die Strahlen der Sanne. Giebt es aber etwas Traurigeres als einen Kämpfer ohne Begeisterung? Ich hoffe also, daß der Herr mit den drei Sternen das nächste Mal etwas freier auftritt. Man kann nicht im Schatten stehen und doch für die Kunst kämpfen. Nun zum Aufsatz selber.

Wenn der Herr Verfasser am Eingang seiner Ausführungen darauf aufmerksam macht, daß man in neuerer Zeit in dem Bestreben, Mörike populär zu machen, vielleicht des Guten etwas zu viel gethan hat, so hat er unzweifelhaft nicht unrecht. Wenn mau, wie das in der schwäbischen Residenz, im Herbst des verflossenen Jahres geschehen ist, ein Jahr vor dem 100jährigen Geburtstag diesen feierlich begeht, so entbehrt das nicht des komischen Beigeschmacks und muß als ein richtiger Schwabenstreich angesehen werden. Wenn aber in der Besprechung behauptet wird, daß die ganze Mörike-Bewegung der letzten Zeit von Stuttgart ausgeht, so ist das sicher ein von Sachkenntniß nicht gerade getrübtes Urtheil. Ich selbst habe über ein Jahr in Schwaben gelebt und habe mit Erstaunen wahrgenommen, wie wenig eigentlich Mörike bei dem breiteren Publicum seines engeren Vaterlandes bekannt war. Man wußte allenfalls, daß er Pfarrer gewesen oder dieses oder jenes Gedicht gemacht habe. Im Ganzen aber konnte ein Prophet in seinem Vaterlande nicht weniger gelten als er. Außerordentlich geschätzt wird er nach den Beobachtungen, die ich gemacht habe, dort allerdings in den literarischen Kreisen, was wohl niemand, der Mörike's Gedichte kennt, Wunder nehmen wird. Bis auf eine werthvolle, aber wenig umfangreiche Manographie des Dichters aus der Feder des Tübinger Literarhistorikers Herrn Professor Hermann Fischer lag wirklich Wesentliches bis vor zwei Jahren über den Dichter nicht vor. Man kann also viel eher für gewisse Zeiten von einer argen Vernachläsigung Mörike's von Seiten seiner Landsleute sprechen. Die praktischen Vertreter der in kurzer Zeit so angewachsenen Mörike-Bewegung unserer Tage, sind aber — und das scheint dem Herrn Anonymus unbekannt zu sein — bezeichnender Weise nicht Schwaben gewesen. Von den beiden Mörike-Biographen ist Karl Fischer Badenser, Harry Mayne Norddeutscher und der Verfasser des Schriftchens: „Mörike und Goethe", d. h. ich, wie ich bestimmt versichern kann, an der Ostsee zu Hause. Von einer systematischen Mörike-Agitation, die etwa in Stuttgart als der Hauptstadt Schwabens ihren Mittelpunkt hat, kann man also unmöglich sprechen. Der Herr Anonymus glaubt nun Mörike schon deßhalb als eine unerquickliche Erscheinung in der Geschichte der deutschen Dichtkunst ansehen zu müssen, da bei dem Dichter eine gewisse nicht zu leugnende Weichlichkeit des Charakters, ein gewisser Mangel selbstständiger Männlichkeit und zudem ein stark hervortretender Egoismus allzu auffallend sind. In der That ist Mörike sehr weichlich, sehr wenig selbstständig und nicht selten egoistisch gewesen. Ob man Mörike wirklich Mangel an jeglicher innerlicher und äußerlicher Selbstzucht vorwerfen kann, ob sein Behagen an zärtlicher Pflege thatsächlich weibisch genannt werden kann, ob er in der Geschichte seiner Ehe wirklich, wie der Herr Anonymus meint, als rücksichtsloser Egoist aufgetreten ist, möge dahingestellt bleiben. In dem Aufsatze heißt es jedoch weiter: „Aber ein Räthsel ist und bleibt es mir, wie der Mann mit dem grämlichen und verbitterten Herzen (sic!), mit dem Ekel von der mannhaften Erfassung des Lebens und dem stetigen Jammer und Seufzen über dies und das doch auch ein echter und gerechter Dichter sein kann, dem die Welt in Sonnenschein getaucht erscheint und der dem Leid Töne zu geben weiß, die nach einer ganz anderen Meladie gehen als derjenigen des conventionellen und faden Weltschmerzes." Mit Recht weist der Herr Verfasser darauf hin, daß man unmöglich den Dichter von dem Menschen trennen kann; wenn er jedoch das Herz des Menschen Mörike grämlich und verbittert nennt und gleichzeitig bewundert, wie der Dichter Mörike die Welt in Sonnenschein zu tauchen und dem Leid echte Töne zu geben weiß, so trennt er, was eben so mißlich ist, den Menschen Mörike von dem Dichter. Der Dualismus aber läßt sich gerade bei dem Einfachen und Gegenständlichen so zugethanem Dichter wie Mörike unmöglich aufrecht erhalten. Wenn der Lyriker Mörike, wie der Verfasser selbst zugiebt, einer derer gewesen, die nur künstlerisch Echtes gaben, so muß nothwendiger Weise der Mensch Mörike anders ausgesehen haben, als er in dem Aufsatz gezeichnet wird. Man ist nicht grämlich und verbittert und trägt gleichzeitig den Reichthum wirklicher Künstlerschaft in sich. Gewiß wäre es erquicklicher, wenn Mörike in mancher Hinsicht mehr Mann gewesen wäre; die mangelnden Eigenschaften bedingen indeß nicht, wie der Verfasser meint, ein psychologisches Räthsel zwischen dem Dichter und Menschen. Ich möchte vielmehr behaupten, daß sie in mancher Hinsicht die guten Eigenschaften des Dichters erklären und daß die Fehler des Menschen dem Künstter — übrigens eine häufige Erscheinung in der Geschichte der Künste — zur Tugend geworden sind. Jeder echte Lyriker wird a priori von einer gewissen Weichheit sein, die im praktischen Leben nur zu oft als Weichlichkeit erscheinen mag. Große Künstler erscheinen überhaupt in ihrem Empfindungsleben etwas von dem, was sonst als specifisch männlich geschätzt werden mag, einzubüßen oder, wie das bei Mörike der Fall ist, überhaupt nur in sehr geringem Maße zu besitzen. Sie sind — eins der interessantesten Prableme der Psychalogie — wie ein Mittelding zwischen Mann und Weib. Sie stellen gewissermaßen eine höhere Einheit oder ein drittes Geschlecht dar. Ich habe in meiner Schrift über Mörite und Goethe schon darauf hingewiesen: Das Weib füllt in der Welt der Kunst die Stelle aus, die der Mann in der Natur als Erzenger einnimmt; der Mann hat in der Kunst die Aufgabe zu erfüllen, der das Weib in der Natur gerecht wird. Dem Künstler liegt es ob, das Kunstwerk hervorzubringen; aber er hat noch nichts wirklich Graßes hervorgebracht, wo die Befruchtung durch das Weib auf directem oder indirectem Wege fehlte. Man kann daher bei dem Künstler, wie in der Natur bei dem Weibe, von einer Empfängniß sprechen. Es zeigt das unendtich Große alles wirklich Künstlerischen, daß in der Kunst wie in der Natur bei der Entstehung des Individuums das weibliche und männliche Element zusammenwirken muß, um etwas Lebensfähiges hervorzubringen. Durch das In-Sich-Aufnehmen des Femininen kommen in den inneren Styl jene weichen Linien, nach denen jeder Künstler in Dichtung, bildender Kunst und Musil strebt. Der Mann als solcher hat von der Natur zu viel Brutales mitbekommen; nur derjenige, dem es gelingt, dies Brutale unter dem befruchtenden Einfluß des Weibtichen von sich abzustreifen, wird ein graßer Künstler

sein. Es ist durchaus kein Zufall, daß großen Dichtern das feinere, seinem Ursprung nach vom Weibe stammende Empfinden oft schon von der Natur durch erbliche Veranlagung von Seiten der Mutter — Mörike ist hier ein ebenso treffliches Beispiel wie Goethe — mitgegeben wird. Bei vielen wegen anderer Qualitäten großen Künstlern ist die Befruchtung durch das Feminine hingegen nicht intensiv genug gewesen. Diesen — man denke an Schiller — fehlt daher vielfach der Schmelz, der sie zu Künstlern allerersten Ranges machen würde. Mörike's Lyrik hat aber deßhalb gerade so viel Schmelz und Harmonie, weil bei ihm eine fast restlos aufgehende Vereinigung des Femininen und des Künstlerischen stattgefunden hat. Große Lyriker werden nie oder wenigstens sehr selten starke Naturen im Kampfe des Lebens sein. Ich bin überzeugt, daß Goethe, in die widrigen Lebensumstände Schiller's gestellt, sich vielleicht als Philosoph mit Anstand in sie hineingefunden, aber wohl kaum mit der Energie des großen Schwaben den Kampf dagegen ernstlich aufgenommen hätte.

Ein anderer Umstand, der dem Verfasser des besprochenen Aufsatzes bei dem Dichter Mörike als ein unlösbares Räthsel erscheint, ist neben der Weichheit ein gewisser Grad von Egoismus. Dieser ist kaum zu leugnen. Aber auch er ist bei einem Künstler nicht so räthselhaft, wie der Herr Verfasser es meint. Denn man sagt wohl nicht zu viel, wenn man behauptet, daß fast alle großen Künstler besonders in Dingen des Gefühlslebens mehr oder minder große Egoisten gewesen sind. So wäre es nicht schwer beispielsweise aus Goethe bei unpsychologischer, aber sich an nackte Thatsachen haltender Betrachtungsweise einen Egoisten von gefährlicher Art zu machen. Sein Liebesleben, insbesondere die Idylle von Sesenheim, bietet in dieser Hinsicht Belastungsmaterial genug dar. Auch sein Verhalten in politischer Beziehung und der gänzliche Mangel patriotischer Begeisterung in den Tagen der Freiheitskriege ließen sich hierbei heranziehen. Richard Wagner nun gar ist, wenn man an die Geschichte seiner Ehe und an sein Verhalten zu Hans von Bülow denkt, ein wahrer König unter den Egoisten gewesen. Wie geschickt wußte ein dem Ideellen so zugewandter Dichter wie Schiller das rein Kaufmännische und Vortheil Bringende in Rechnung zu ziehen? Hat Uhland's Privatleben nicht direct einen nüchtern praktischen Zug, und ließe sich Walthers von der Vogelweide Verhalten in den politischen Fragen seiner Zeit — er trat nacheinander für Otto IV., für Philipp von Schwaben und Friedrich II. ein — nicht doch ebenso wie sein ständiges Streben nach Lohn und Besitz Egoismus nennen? Eine Betrachtungsweise, die den Menschen vom Künstler trennt und an Künstler den Maßstab gewöhnlicher Sterblicher anlegt, muß, wie man sieht, zu einem ebenso ungerechten wie falschen Urtheil führen. Der Egoismus bei dem Künstler ist eben ganz anders geartet als der Egoismus des Durchschnittsmenschen. Dieser dient der Prosa, jener aber der Poesie des Lebens. Nicht der Egoismus an sich ist ein Zeichen von Niedrigkeit, sondern das, worauf der Egoismus gerichtet ist. Es giebt einen Egoismus der Krämerhaftigkeit und einen Egoismus des Adels; dieser kann vielleicht zu einem mißverstandenen und verhängnißvollen Uebermenschenthum, aber nie zur Charakterlosigkeit führen. Wenn Goethe sein Verhältniß zu Friederike löst, wenn Mörike in seinem Anspruch auf Glück nicht gerade selbstlos erscheint, so spiegelt sich in diesem Egoismus nur das starke Empfindungsleben wirklich künstlerischer und ihres Werthes sich bewußter Naturen wieder. Künstlerschaft setzt immer einen starken Glauben an sich selbst voraus. Wer aber an sich in höherem Maße als der Durchschnittsmensch glaubt, wird seine eigene Person nicht so leicht unberücksichtigt lassen, wie dieser es zuweilen thut. Läßt man dies nicht außer Acht, so wird Mörike anders erscheinen, als er in dem besprochenen Aufsatz gekennzeichnet ist. Wir müssen an ihn den Maßstab des Künstlers legen, wenn wir ihm gerecht werden wollen. Seine Briefe aber sind uns als die Bekenntnisse eines großen Künstlers ein kostbarer Besitz.

Die neueste Phase.

Eine Münchener Kunstbetrachtung von Erich Felder.

Als ich die Stiergefechte unserer bildenden Künstler zu verfolgen begann, da meinte ich, jeder Mann von Charakter müsse sich, sei es den Idealisten, Materialisten, Stylisten, Naturalisten, kurz irgendwelchen -isten anschließen, um kein Calfacter zu heißen. Etwas später merkte ich dann, daß es nicht schwer ist, jeden Einzelnen nach Belieben unter jeden einzelnen dieser Begriffe zu subsumiren, sobald man's nur halbwegs los hat, mit Worten zu jongliren. Und schließlich ging mir das Verständniß des Ibsen'schen Wahrspruches auf, daß eine Wahrheit nie älter wird als etliche Jahrzehnte, und daß auch gewisse künstlerische Wahrheiten für die jeweilige Kunstepoche triftiger sind als für eine beliebige andere Zeit.

Der viel befehdete Impressionismus, das Schlagwort „l'art pour l'art“ war sehr richtig in einer Periode der literarischen Malerei. Heute aber handelt es sich darum, *von der Studie endlich wieder zum Bilde zu gelangen.* Ohne Preisgabe der technischen Errungenschaften kann nur so weitergebaut werden, daß wir das Gemälde als ein in sich abgeschlossenes, constructives Werk betrachten, das umso vollendeter ist, je *bewußter* es geleistet wurde. Hierbei müssen wir bei der Binsenwahrheit beginnen, daß die Malerei in der Uebertragung der Körperwelt auf die Fläche besteht, und daß diese Uebertragung, technisch betrachtet, durch Farbe und Linie geschieht. So wenig wir unseren Porträts falsche Nasen aufsetzen können, eben so wenig vermögen wir ihnen eine Seele einzublasen.

Aber das Seelische spielt in der Kunst trotzdem wieder die Hauptrolle; wie fangen die modernen Techniker es an, sie in ihre Rechte einzusetzen? Sie machen sich klar, daß alle Kunst in der Ausnützung der *Contraste* und in deren Ausgleich besteht, daß auch die alten Meister in ihren vollkommensten Werken durch *Ton und Rhythmus* auf unsere Empfindungen wirken, just wie es in der Musik der Fall ist. Whistler und die Schotten haben diese Verwandtschaft der Schwesterkünste in ihren Tonharmonien besonders nach der *coloristischen* Seite hin betont, ebenso manche der neuesten Pariser, die Vuillard, Bonnard, Roussel, während der große Puvis de Chavannes und seine Nachtreter den Haupt-Accent auf den *Rhythmus* legen. Klimt hat Beides in sich aufgenommen, aber seine coloristische Empfindung ist heute noch stärker als seine Raumbeherrschung; immerhin ringt er mehr und mehr nach Harmonie, Maß, Formenruhe. Berlin steckt noch völlig im Impressionismus und Pleinairismus, ohne auf dieser Basis aller modernen Malerei auch nur weiterbauen zu *wollen.* Und München? — München hat trotz all' seiner feinen Coloristen nur *eine* Richtung aufzuweisen, die heute völlig *bewußt* in ihrer Lehre, aber auch in ihren Werken das *Bildmäßige* betont, — jene der *Dachauer.* Ludwig Dill, ihr Begründer, war durch eine besonders reiche *Intuition* berufen, im einheitlichen Tonklang wie in den edlen Formverhältnissen seiner Werke dieses Princip in die That umzusetzen, der frühverstorbene Colorist A. Langhammer wußte die schlichtesten Motive mit einem Märchenhauche zu umweben, aus dem es uns wie kosender Fliederduft entgegenströmt, aber er *suchte* noch mit wechselndem Gelingen nach dem harmonischen Ausdruck, den nur begnadete Ausnahmsmenschen wie Dill schon im Naturstudium finden. A. Hölzel endlich, der Dritte im Bunde, der scharfsinnig nach- und vorausspürt, wie

in dem Heute schon das Morgen wandelt, wendet die constructiven Principien mit bewußter Berechnung an. Ahnungslose Kritiker nennen seine Werke meist kurzweg „fein empfunden", — ein Beweis, daß die Gefühlsübertragung durch formale Mittel gelang.

Das ist nichts Geringes, denn das liebe Publicum hat es selbst bei gutem Willen nicht leicht, die Seele einer Kunst zu ergründen, die mit der Technik keinen Dualismus bildet, sondern die, man möchte sagen, diesfalls einer monistischen Anschauung huldigt. Noch schwieriger wird es dem Laien dadurch gemacht, sich über die Neubeseelung der modernsten Kunst Klarheit zu verschaffen, daß ja dem gegenständlichen Motive nach wie vor die secundäre Rolle zugewiesen bleibt. Nur im Ton und Rhythmus liegt die Seele der neuesten Malerei, gerade wie bei der Musik!

Nun sind aber die Lasterweibchen, die Münchnerkindl-Gläser, die Löwenbrunnen und Brunnenlöwen noch lange nicht überwunden. All dies Teufelszeug hat uns bei Dingen, die normaler Weise zunächst durch ihre Form wirken sollten, Jahrzehnte lang geradezu systematisch daran gewöhnt, nicht auf die edle Linie, sondern immer und überall auf die Anekdote zu achten. Um ein modernes Bild überhaupt erst so betrachten zu lernen, wie es gesehen sein will, müssen wir zuerst den Blick am Hausrath, an den Möbeln, an den Gebrauchsgegenständen unserer täglichen Umgebung geschult haben. Van de Velde hat ja die Prolegomena geschaffen, auf deren Grundlage eine moderne decorative Kunst „überall möglich wird", und schon das heutige Kunstgewerbe erzeugt schlicht-vornehme Geräthe, die, wie geschulte Diener, mit gefälliger Geste zum praktischen Zweck ausholen.

Von da ausgehend, können wir allmälig zum Ausbau der modernen Errungenschaften in der Malerei, in der Plastik, in der Architektur gelangen, und zwar je eher, je mehr die verschiedenen Gebiete ineinandergreifen. Es war nur ein erster Versuch, aber ein Versuch, der unermeßliche Zukunftsmöglichkeiten in sich birgt, als Ludwig Dill uns in der Karlsruher Jubiläums-Ausstellung seine Bilder in dem modern eingerichteten Läuger-Zimmer als Juwel, als Decor des modernen Wohnraumes im höchsten Sinne des Wortes, vorführte.

Die Wahrheit von heute, daß die bewußte Anwendung der künstlerischen Mittel unter Hinweglassung aller Nebendinge schließlich von der bloßen Technik zu jener Harmonie führt, der die deutsche Musik ihre Triumphe dankt, hat auf dem Gebiete der Münchener decorativen Kunst Hermann Obrist am beredtesten gelehrt und durch die That bewiesen.

In seinen Brunnen, seinen Mausoleen, die ohne kleinliche gegenständliche Zuthaten lediglich durch die großzügige Formvertheilung auf die Empfindung wirken, strebt er Dasselbe an, was, eine Stunde von seinem Atelier entfernt, die Dachauer wollen und in's Werk setzen. Hier wäre also die ersehnte Heilige Allianz der bildenden Künste angebahnt? — Prost Mahlzeit! Der Verkehr — ich spreche da nicht etwa vom persönlichen Umgang — der geistige Contact zwischen beiden Lagern ist etwa so lebhaft wie zwischen Mars — und Erdbewohnern.

Als Obrist und Debschitz uns kürzlich eine ganz famose, unglaublich vielseitige Schul-Ausstellung vorführten, da schnitt die Malerei am schlechtesten ab; Brunnen, Möbel, Schmuck, Geräthe — jedes Object bildete ein geschlossenes, organisches Ganzes für sich, Alles das war bewußt construirt.

Daß es beim Bilde ebenso sein sollte und könnte, daß es bei den größten Meisterwerken der Malerei stets eben so war, das wird der rastlose Obrist nicht müde zu lehren. Wenn ich ihm aber sage, daß ante portas der Münchener Stadt eine bekannte Malschule seine Ideen, besser gesagt, die Ideen der Zeit, schon seit Jahr und Tag in die That umsetzt, dann wird er hellauf lachen; und die Dachauer werden lächeln, wenn ich ihnen erzähle, daß die Thätigkeit der Decorativen sammt ihrem streitbaren Obristen auf den nämlichen Wahrheiten von heute beruht, zu denen sich die reifige Avantgarde der Malerei bekennt — — —

O über uns deutsche Partikularisten!

„Biedermeier"

Von Dr. Heinrich Pudor (Berlin).

Der bekannte Verfasser des „Schmuckbuches", R. Rücklin ließ kürzlich in der Deutschen Goldschmiedezeitung einen Artikel erscheinen, in welchem er über die Vorboten eines neuen Styles spricht, welcher letztere mit dem Biedermeierstyle nahezu zusammenfalle. Man könnte nun meinen, daß wir von „neuen Stylen" gerade genug haben und vielleicht gerade deßhalb den Styl nicht bekommen, weil wir zu viele Style haben und auch zu viel nach neuen Stylen suchen. Aber Thatsache ist es, daß in unserer Zeit eine Vorliebe für den Biedermeierstyl unverkennbar zu Tage tritt, und daß wir heute gerade auf dem Gebiete der Möbelindustrie Tendenzen verfolgen, welche sich mit denen des Biedermeierstyles nahezu decken. Bevor wir aber hierauf eingehen, wollen wir uns klar werden, was man unter Biedermeierstyl zu verstehen hat.

Der Name legt die Erklärung nahe. In der Geschichte der Möbelstyle nimmt der Biedermeierstyl eine einzig dastehende Rolle insofern ein, als er der erste bürgerliche Styl der neueren Zeit ist. Louis XIV., Rococo, Barock, Louis Seize waren Hofstyle, Palaststyle, die mit den Lebensbedürfnissen des Bürgers Nichts zu thun hatten. Wurden sie in Anwendung gebracht auf die Wohnung des einfachen Mannes, so trat etwas Schiefes, Deplacirtes, Erzwungenes und Erheucheltes, Renommirsüchtiges und Parvenuartiges in Erscheinung. Vielleicht schreibt sich aus diesen Zeiten die Sitte des „guten Zimmers" her, dessen vornehmste Eigenthümlichkeit darin bestand, daß es nicht benutzt wurde. — Mittlerweile aber war der Bürgerstand emporgekommen und reich und ansehnlich geworden. Er verlangte nach seinem eigenen Style. Ein solcher Bürgerstyl mußte die charakteristischen Eigenschaften des Bürgers ausdrücken, also das Einfach-Schlichte, etwas Behäbige, etwas Gediegene und zugleich etwas Gedrungene. Diesen Bedürfnissen kam nun die Geschmacksveränderung, welche sich zugleich in Kunst und Kunstgewerbe in jener Zeit vollzog, entgegen. Rococo und Barock hatten abgewirthschaftet, nicht am wenigsten insofern, als man der unruhigen Linien, der Unruhe des Denkens und Empfindens, die diese Style zum Ausdruck brachten, satt war. Man sehnte sich nach der geraden Linie, nach rechtwinkeligem Aufbau, nach Einfachheit und Sachlichkeit des Entwurfes, nach Vermeidung alles Ueberflüssigen, rein Ornamentalen, Ausschweifenden und Luxuriösen. Aus dem Bewußtsein dieser Reaction eben erstand der Louis Seize, der Empire und der Biedermeierstyl. Der letztgenannte Styl ging dabei am consequentesten vor und schaltete die Unsachlichkeit am rücksichtslosesten aus.

Etwas ganz Aehnliches vollzieht sich heute bei uns. Der moderne Rococostyl ist der Secessionsstyl; hier wie da ist die geschwungene Linie das A und O im Aufbau wie im Ornament. Die Reaction hat bei uns seit etwa einem Jahre, in Dänemark schon früher begonnen. Eine Art modernen Biedermeierstyles ist es, der heute aller Orten in unserer Möbelindustrie eingesetzt hat. Geht man doch, indem man die Consequenzen zieht, stellenweise so weit, jedes Ornament als etwas Ueberflüssiges anzusehen und die Nüchternheit als Ideal zu proclamiren. Soweit geht stellenweise heute England, und Muthesius trat hierfür kürzlich in einem Vortrage im Berliner Kunstgewerbeverein ein. Als Erscheinung der Reaction gegen die Ausartungen des Secessionsstyles, wie oben erläutert, ist dieses Bekenntniß eines kunstgewerblichen Stoikers ohne Zweifel sehr interessant.

In der That finden wir schon im Biedermeierstyl seligen Angedenkens das Ornament zurückgedrängt und die Nüchternheit proclamirt. Nur die Profile werden mit Liebe und Sorgfalt ausgearbeitet; im Uebrigen soll das Möbel durch seine Form, und zwar durch eine etwas schwere Kastenform wirken.

Beiläufig erwähnt sei hier, daß zwar auch in der historischen Entwickelung ein Reiz den anderen auslösen muß und daß daher auf Rococo-Secessionsstyl der Biedermeier folgen mußte und folgen muß, daß aber im Uebrigen die Nüchternheit niemals ein kunstästhetisches Princip sein darf. Mag sein, daß wir diese Nüchternheit als Heilmittel, als Arznei gegen die Linienirre nöthig haben. Aber die Kunst selbst soll nicht nur kahle Stämme und Aeste, sondern Blätter und Blüthen geben: blühen soll es in ihr und sprossen und keimen — nicht Nüchternheit, sondern Phantasiereichthum und blühendes Leben ist die Nährmutter der Kunst. Aus der Kunst das Ornament verbannen wollen, hieße dem Leben die Liebe, dem Himmel die Sterne und dem Acker die Blumen rauben.

Als recht actuell darf darnach eine Publication bezeichnet werden, welche soeben in Wien bei A. Schroll & Co. herausgekommen ist: Innenräume und Hausrath der Empire und Biedermeierzeit in Oesterreich-Ungarn, herausgegeben von Josef Folnesics. 60 Lichtdrucktafeln mit geschichtlich erläuterndem Text. Der illustrative Theil des Werkes steht auf der Höhe und bringt ein reiches und interessantes Material in vorzüglichen Reproductionen. Die Decorationsfähigkeiten des Empire- und Biedermeierstyles sind besonders betont, aber meines Erachtens überschätzt Folnesics sie. Vom rein künstlerischen Standpunkt aus sind sie durchaus zu verdammen. Das erhellt schon daraus, daß der Biedermeierstyl und deutsche Empire sich nicht scheuen, Materialfälschungen nach allen Richtungen zu begehen, Marmor durch Stuck zu imitiren, Stoffbespannung der Wände durch Malerei vorzutäuschen, daß sogar Säulen- und Pfeiler-Architectur gemalt wird.

Auch die Vorliebe des deutschen Empire für Draperie gehört hierher. Folnesics spricht mit Recht von der Schwärmerei für den classischen Faltenwurf. Er erwähnt sie im rühmenden Sinne. Aber es ist kein Zweifel, daß die abscheuliche Decoration unserer Fenster und Thüren, wie sie gegen Ende des 19. Jahrhunderts Sitte war, auf Rechnung des deutschen Empire kommt. Man versuchte schon in jener Zeit durch künstliche Faltengebung kannelirte Säulen, langgestreckte Rhomben und förmliche Sonnen darzustellen. Das Wiener Musterbuch von Fr. Weiner bietet hierfür genügende Belege. Folnesics bringt auf Seite 4 einige charakteristische Abbildungen, die die decorativen Verbrechen des deutschen Empire in helles Licht setzen.

Auch die Vorliebe dieses Styles für die Allegorie ist recht bedenklich. Die etwas affectirte und oberflächliche Begeisterung jener Zeit für die Antike spielt dabei mit. Winkelmann, dessen große Verdienste um die Wiedererweckung antiken Geistes unbestreitbar sind, hat nach dieser Richtung schädlich gewirkt. Er gab schon 1766 in Dresden einen „Versuch“ einer Allegorie „besonders für die „Kunst“ heraus und glaubte damit, wie Folnesics nach Gurlitt anführt, der Kunst „eine größere Tiefe, eine neue Zukunft und einen wahren Inhalt zu geben“. 1788 veröffentlichte die Berliner Akademie ein Wörterbuch der Allegorie. Diese Vorliebe für Allegorie, welche in der Zimmerdecoration des deutschen Empire reichlich ausgelebt wird, trug wesentlich dazu bei, die innere Kälte und die Armuth an rein künstlerischen Ideen des deutschen Empire in verstärktem Lichte erscheinen zu lassen. Es geht in der That ein englisch-dilettantischer Zug durch den ganzen deutschen Empirestyl. Diese Verwandtschaft des Biedermeierstyles mit dem englischen Louis Seize (Adam, Shearer, Sheraton, Hepplewhite) ist oft übersehen worden. Thatsächlich ist aber der Biedermeierstyl vom englischen Louis Seize, theilweise auf Umwegen über Frankreich, stark befruchtet worden. Ich habe in diesen Blättern hierauf schon bei Besprechung des englischen Louis Seize hingewiesen. Auch Folnesics betont diesen Thatbestand. In gewisser Beziehung knüpft der Biedermeierstyl mit Umgehung und theilweiser Verneinung der Principien des Empire an den Louis Seize-Styl an: das Gegensätzliche dem Empire gegenüber ist die Beseitigung des Pompösen, des Imperialistischen; nach dieser Richtung bedeutete der Empire ein Wiederanlehnen an barocke Tendenzen. Vom Louis Seize aber nahm der Biedermeierstyl die Vorliebe für die einfache gerade Linie, für den rechtwinkeligen Aufbau und die Vereinfachung des ornamentalen Beiwerkes; kurz, der Zug in's Nüchterne, der den Biedermeierstyl, wie bemerkt, am meisten kennzeichnet, war andeutungsweise schon im Louis Seize vorhanden. Besonders im englischen Louis Seize. Einige der Hepplewhite'schen Möbel machen den Eindruck deutscher Biedermeiermöbel. Die Vorliebe für zusammenschlagbare Möbel, für mechanische Spielereien, wie Harlequin-Tische, für die Ausbildung der Lehnen in Lyra-Form finden sich im englischen Louis Seize in gleicher Weise wie im deutschen Biedermeierstyl.

Man muß aber den deutschen Empire vom deutschen Biedermeierstyl wohl unterscheiden. Der deutsche Empire hat immer noch Merkmale der alten Königsstyle, der Palaststyle, während der Biedermeierstyl gesucht bürgerlich-patriarchalisch ist. Infolgedessen ist er noch weit einfacher und nüchterner als der Empirestyl. Eigentliche Abneigung gegen das Ornamentale hat der erstere, nicht der letztere. Auch die verschwenderische Anbringung von Broncereliefs und -Ornamentik an den Möbeln finden wir mehr beim deutschen Empire, der sie aus dem französischen Empire als Erbtheil der französischen Königsstyle übernahm, als beim Biedermeierstyl. Der letztere, in seiner reinsten Gestalt, verschmäht das Broncеornament und läßt selbst die Einfassung der Schlüssellöcher in Holz ausführen, und dies Bestreben des deutschen Biedermeierstyles darf man als sehr heilsam gelten lassen, denn die französischen Hofstyle hatten durch ihre verschwenderische Anbringung von Broncereliefs und -Ornamenten uns ganz vergessen lassen, daß der eigentliche Charakter des Möbels in seiner Holzconstruction liegen muß, daß aber ein Holzmöbel nie und nimmer durch angesetzte noch so künstlerisch ausgeführte Broncеornamente, zu einem Kunstwerk werden kann. Hier war eine Reinigung von Nöthen. Das französische Möbel war mit der Zeit zu einem Mittelding zwischen Bronceplastik und Möbelschreinerei geworden; oft genug überwog die erstere, und die größten Künstler der französischen Möbelstyle waren in erster Linie Bildhauer und Ciseleure, wie z. B. Caffieri, Oeben, Riesener u. s. w. Es darf dem Biedermeierstyl hoch angerechnet werden, daß er wieder zu dem rein tischlermäßigen Möbel zurückführt und den Holzcharakter in den Vordergrund stellt. Aber auch diesem Gang der Dinge hatte der Louis Seize-Styl vorgearbeitet.

Hand in Hand mit dem vorerwähnten Princip geht der Umstand, daß das Biedermeiermöbel den architektonischen Charakter des Möbels zurücktreten läßt. Auch in dieser Beziehung bewegt er sich im Gegensatz zum deutschen Empire. Der letztere baute seine Möbel immer noch als Architekturen aus und verfolgte auch in dieser Beziehung barocke Tendenzen. Anders der Biedermeierstyl. „Die besten Möbel des Biedermeierstyles,“ sagt treffend Folnesics, „sind die, welche von Architektur so gut wie nichts mehr erkennen lassen. Es ist damit nicht jene Architektur, welche sich aus der Construction des Möbels und aus den Erfordernissen des Materiales von selbst ergiebt, sondern jene übertragene Architektur, die das Haus oder den Palast als Schema ansicht, nach welchem der Tischler arbeiten muß, und die die für Stein geschaffenen und beim Bauen bedeutungsvollen Formen mit größeren oder geringeren Veränderungen auf das Holz überträgt und sie dadurch bedeutungslos macht, während sie die Bedeutung der aus dem Möbel selbst hervorgehenden Formen unterdrückt und verfälscht.“

Ein weiteres Verdienst des Biedermeierstyles liegt in der Betonung der Zweckmäßigkeit. Dies Princip folgte aus dem der Bürgerlichkeit. Denn bürgerlich kannte nicht ein luxuriöses Möbel, sondern nur ein zweckmäßiges, sachliches und sachentsprechendes sein. Nach dieser Richtung knüpft der Biedermeierstyl enger an den Empire-Styl als an den Louis Seize-Styl an. In der That war diese Zweckmäßigkeit für den Biedermeierstyl gleichbedeutend mit etwas Aesthetisch-Künstlerischem. Treffend sagt Folnesics: „Der ästhetische Eindruck, den diese Möbel hervorrufen, beruht in hervorragender Weise auf der Darstellung von Zweckmäßigkeit, Bequemlichkeit, Festigkeit und Dauerhaftigkeit. Ihr Anblick weckt die Vorstellung körperlichen Behagens und damit die Voraussetzung ästhetischen Genießens."

Es hieße Wasser in's Meer oder Feuer in die Sonne tragen, wollte man über die Behaglichkeit und Gemüthlichkeit der Inneneinrichtungen des Biedermeierstyles viele Worte machen. Denn hierin eben liegt ihr hauptsächlicher, genügend bekannter und geschätzter Werth. Und auch hier muß man sie den französischen Königsstylen gegenüberstellen, um die Vorzüge, die sie nach dieser Richtung bieten, zu erkennen. Auch dem Empire-Styl gegenüber bedeuten sie hierin eine Steigerung und Vervollkommnung. Es liegt dies im ganzen Zeitcharakter. Der Cäsarismus hatte abgewirthschaftet, selbst der Hof und der Adel berauschte sich an dem bürgerlichen Ideal und schwärmte für bürgerliche Schlichtheit und Einfachheit. Man sehnte sich nach Ruhe, nach Beschaulichkeit des Daseins: dem Gemüth wurden zum ersten Male wieder Concessionen gemacht — hier knüpft der Biedermeierstyl an die Tendenzen des gothischen Styles an. Er ist zugleich im Gegensatz zu den Königsstylen und zum Empire in diesem Sinne deutsch, nicht keltisch-romanisch. Aber freilich darf er an innerem Kunstwerth sich nicht entfernt mit dem gothischen Style messen. Der letztere floß gleichsam über von Reichthum an künstlerischer Phantasie, an ornamentalen Ideen. Der Biedermeierstyl ist, selbst Folnesics kann es nicht leugnen, obwohl er pro domo schreibt, künstlerisch armselig. Er übersieht, daß die Nüchternheit, auch wenn sie bewußt und gewollt ist, niemals ein künstlerisches Princip sein kann. Inneneinrichtungen, wie die aus dem Schlosse zu Schönbrunn oder der Gräfin Zichy oder aus dem Schlosse zu Windischgrätz sind vielleicht gemüthlich und wohnlich, aber wenig künstlerisch. Und der künstlerische Werth der Möbel des Biedermeierstyles wird nicht am wenigsten dadurch in Frage gestellt, daß ihre Originalität sehr fraglich ist, insofern in den meisten Fällen für den eigentlichen künstlerischen Entwurf des einzelnen Möbels der englische Louis Seize-Styl, wie schon bemerkt, die Vorbilder lieferte. Einen zureichenden Beleg hierfür bietet die Inneneinrichtung des Schlosses Dobritschau in Böhmen; jedes einzelne dieser Möbel ist eine fast getreue Copie eines englischen Möbels von Sheraton oder Hepplewhite. Der Ruf Chippendale's und seiner Nachfolger hatte nicht nur bis Berlin, sondern auch bis Wien und Paris nachgeklungen, und nach mancher Hinsicht kann man den deutschen Biedermeierstyl geradezu als einen Ableger des englischen Louis Seize-Styles bezeichnen.

Feuilleton.

Venus.

Von Max Hoffmann (Berlin).

Seit mehr als zwei Jahren war ich nicht in Paris gewesen. Aber ich hatte von dem steigenden Ruhm meines Freundes Charles Deulon, von dem großartigen Erfolge seiner letzten Gemälde gehört. Sogar Broschüren waren schon über ihn und seine Kunst geschrieben worden, und die Kunstkritiker aller Länder beschäftigten sich beständig mit ihm. Vor einem Jahr hatte er mir durch einen Brief, aus dem sein Glück herausklang, seine Verheirathung angezeigt, und mich dann verschiedentlich gemahnt, ihn sobald wie möglich in seinem neuen Heim zu besuchen. Kaum weilte ich daher in diesem Winter seit einem Tage in der Seinestadt, als ich seiner Einladung nachkam.

Bei den außerordentlich hohen Preisen, die für seine Gemälde gezahlt werden, war es mir verständlich, daß er eine eigene Villa mit ausgedehnten Gartenanlagen bewohnte; aber ich war doch überrascht durch die Größe und Pracht des Ateliers, in dem er mich empfing. Seltene, mit dem erlesensten Geschmack ausgewählte Kunstgegenstände füllten den ganzen Raum, ohne den großen Eindruck der Studien, Skizzen und Bilder von seiner Meisterhand, die mit feinem Kunstsinn vertheilt waren, zu stören. Er zeigte mir Alles mit der ungezwungenen Herzlichkeit, die ihn mir schon immer so lieb gemacht hatte und die jetzt noch um einige Grade gesteigert zu sein schien. Sein ganzes Wesen schien von einem sicheren Glücksgefühl durchhaucht zu sein, und ich nahm mit Genugthuung wahr, wie sehr der Erfolg einem Künstler Kraft und Schwung zu verleihen vermag. Doch er sprach von seinem Ruhm mit einer solchen Gleichgiltigkeit, daß hier noch etwas Anderes sein mußte, das ihm diese stolze Heiterkeit gab. Aber wo hatte ich denn auch meine Gedanken? Dort stand ja auf einer Staffelei das Porträt einer Dame, deren wunderbare Schönheit mir sofort sagte, daß es seine Frau, seine Muse sein müsse. Nie hatte ich ein schöneres Frauenbildniß gesehen. Dieses reiche, mattblonde Haar, die tiefblauen Augen, der zarte Fleischton des classischen Antlitzes, das vollkommene Ebenmaß der ganzen Erscheinung ließen sie mir als eine neue Venus erscheinen, der man nur mit stiller Andacht zu nahen wagt.

„Deine Frau?" fragte ich begeistert.

Mein Freund sah mich betroffen an. Dann lächelte er bedeutsam und sagte: „Nein, nur meine Schwägerin. Meine Frau ist ganz das Gegentheil von der, die Du hier dargestellt siehst."

Auf meine fragende Miene fuhr er fort: „Ja, ja, Du kannst es ruhig aussprechen, meine Frau ist häßlich, im Vergleich zu ihrer Schwester sehr häßlich. Außerdem ein wenig verwachsen. Aber das thut Nichts. Ich liebe sie doch mit allen Fasern meines Wesens, und ihr Verlust würde meinen Tod bedeuten."

Ich wußte Nichts darauf zu antworten. Er zog mich zu einem Diwan und sagte:

„Du wirst ja meine Frau gleich selbst kennen lernen, aber es wird gut sein, wenn ich Dir vorher einige Aufklärungen gebe. Ich werde Dir die Geschichte meiner Heirath erzählen, und dann wirst Du Alles verstehen."

Er begann:

„Es war schon ziemlich herbstlich geworden, als ich im Parke von St. Cloud malte. Jene Dämmerungsstimmungen, die ich damals besonders studierte und deren Wiedergabe ja auch zuerst die allgemeine Aufmerksamkeit auf mich gelenkt hat, hatten mich ganz in ihren Bann geschlagen, und ich malte Tag für Tag am Rande einer Straße, ohne mich besonders um die Vorgänge rings um mich zu bekümmern. Da fuhr eines Tages eine Equipage dort vorüber, deren Insassen sofort das größte Interesse in mir erweckten. Oder vielmehr eine von ihnen. Denn die ältere würdige Dame und die Kleinere von den beiden jüngeren boten nichts Auffallendes. Aber die eine, kurz die, die Du hier auf dem Bilde siehst, hatte es mir angethan. Wie eine vom Himmel herabgestiegene Erscheinung kam sie mir vor, und ich merkte sogleich, daß ich hier nicht bloß mit den Augen des Malers, sondern mit denen des Verliebten sah.

Schnell packte ich meine Geräthschaften zusammen und begann Erkundigungen einzuziehen, wer jene drei Damen waren. Dank meiner unermüdlichen Nachforschungen gelang es mir endlich, Namen und Adresse zu erfahren. Es war die Gemahlin eines deutschen Kommerzienrathes, die sich nach dem Hinscheiden ihres Gatten mit ihren beiden Töchtern in Paris niedergelassen hatte. Meine Detectiv-Eigenschaften entwickelten sich bedeutend, und ich machte es möglich, immer in dem Theater zu sein, das sie gerade besuchten. Leider aber fehlte stets die schöne Tochter, und nur die andere, deren Häßlichkeit bei der Erinnerung an die Schwester besonders auffiel, war mit der Mutter zusammen. Es war mir klar: Das schöne Mädchen sollte gehütet werden, die Mutter hielt sie wohl absichtlich von Allem fern, weil sie den unvermeidlichen Schwarm der Verehrer fürchtete. Aber ich brachte es schließlich heraus, wann ihr Jourfix war, und begab mich an einem solchen Tage mit einem befreundeten Bildhauer, der dort verkehrte und schon öfter meinen Namen erwähnt hatte, nach dem Hause jenes Engels. Denn nicht anders nannte ich sie in meiner Verliebtheit, obwohl ich wußte, daß sie Hertha hieß, während ihre Schwester den einfacheren Namen Maria trägt.

Es war eine kleine, auserwählte Gesellschaft. Die Mutter empfing mich mit der liebenswürdigen Freundlichkeit einer wahrhaft vornehmen Dame, und auch Maria sprach einige Worte zu mir. Aber ich hatte nur Sinn für Hertha. Meine Blicke wanderten zu ihr, die still abseits auf einem Diwan saß, und es war, als wenn mich eine magische Gewalt zu ihr hinzöge.

Bald war ich bei ihr und machte ihr meine tiefe, ehrfurchtsvolle Verbeugung. Sie lächelte bezaubernd, zeigte neben sich auf den Diwan und sagte: „Setzen Sie sich doch!"

Verwirrt kam ich ihrer etwas sehr eiligen Aufforderung nach. Aber ich mußte doch etwas sprechen, nahm mich zusammen und begann: „Gnädiges Fräulein lieben es, hier abseits die stille Beobachterin zu machen?"

Sie lachte. Es war ein unheimliches, seltsam herzloses „Hihihi!" Dann streichelte sie eine blaue Atlasschleife an ihrem Kleid und sagte: „Schön, nicht wahr?"

„Jawohl, sehr schön, gnädiges Fräulein. Aber nichts kann schön genug sein, um die lebendige Schönheit zu schmücken."

„Hihihi! Meine Puppe hat auch solche."

„Wie? Sie haben noch eine Puppe?"

„Hihihi! Zwei so große und drei kleine. Soll ich holen?"

In mir dämmerte bereits etwas, und die leise Ahnung wurde zur schrecklichen Gewißheit, als ich bemerkte, daß die Mutter mit wehmüthigem Kopfnicken zu uns herüberblickte.

Ich machte noch einmal einen Versuch zur Unterhaltung: „Die Puppen würden wohl nicht recht in die Gesellschaft passen. Gnädiges Fräulein haben ja da eine reizende Kette."

„Ja, und auch eine Uhr!" Sie zog sie heraus und zeigte sie mir. „Sie geht richtig. Mama oder Maria ziehen sie auf und stellen sie. Wieviel ist es jetzt?"

„Sie kennen noch nicht die Uhr?"

Sie schüttelte betrübt ihr schönes Haupt.

Ich war auf's Tiefste erschüttert. Stell' Dir vor: Hier war die herrlich erblühte Erscheinung einer zwanzigjährigen Jungfrau mit dem tadellosen Körper und dem berückenden Antlitz einer classischen Venus, und in diesem anbetungswürdigen Wunderbau der Schöpfung steckte der in der Entwickelung vollkommen zurückgebliebene Geist eines fünfjährigen Kindes!

Während ich sie noch ergriffen anstarrte, wovon sie in der Nacht ihres kindischen Daseins nicht das Geringste merkte, kam ihre Schwester herbeigesprungen. Sie fühlte offenbar, wie sehr mich die Erkenntniß, zu der ich so plötzlich gekommen, niederdrückte, und es war rührend, wie sehr sie sich bemühte, meine schmerzlichen Empfindungen zu verscheuchen.

Noch ganz betäubt von dem Dämpfer, den mein Rausch soeben empfangen hatte, bot ich ihr meinen Arm und wandte mich mit ihr nach einem Nebenzimmer, wobei uns Hertha unbeholfen nachrief: „Aber bald wiederkommen, ja?"

Das zugleich schelmische und geistvolle Geplauder Marias lenkte allmälig meine Aufmerksamkeit auf sie, die ich bis dahin nur flüchtig beachtet hatte, und belehrte mich, daß ein natürlicher Scharfsinn, verbunden mit hoher Bildung und feinstem Kunstverständniß, in diesem von der Natur so sehr vernachlässigten Körper wohnte.

Aber dieser plötzliche Schlag hatte mich zu schwer getroffen, und ich verabschiedete mich bald von der Frau des Hauses, die mich wohl verstand und schmerzlich bewegt entließ.

Ich verbrachte eine schlaflose Nacht.

Am Morgen stand es bei mir fest, daß ich eine größere Reise unternehmen müsse, um meine aufgeregten Nerven wieder in's Gleichgewicht zu bringen. Ich traf die nöthigen Vorkehrungen und war am Mittag gerade dabei, den Wagen zu besteigen, um nach dem Bahnhof zu fahren, als mir der Postbote noch einen Brief brachte. Die eigenartige, charaktervolle Schönheit der Schriftzüge, die aber durchaus nichts schulgemäß Schablonenhaftes an sich hatten, fiel mir sofort auf und fesselte mich. Er war von Maria! In herzlichen, ungekünstelten Worten sprach sie ihr und ihrer Mutter Mitgefühl aus für die grausame Enttäuschung, die ich erfahren hatte, und ließ zum Schluß ihr lebhaftes Bedauern durchblicken, wenn sie mich deßhalb nicht wiedersehen sollten.

„Ich weiß wohl," schloß sie in bewundernswürdiger Aufrichtigkeit, „wer ich bin und wie ich bin. Aber diese Thatsache erlaubt es mir zugleich, offener und unbefangener zu sein, als sonst ein Mädchen zu einem Manne. Niemand hat von mir für den Frieden seines Herzens zu fürchten, und auch ich habe von vornherein darauf verzichtet, in meinem Herzen Flammen emporlodern zu lassen, die mich nutzlos verzehren müßten. Und deßhalb darf ich es Ihnen ganz frei sagen, daß der Geist, der aus Ihrer Kunst und Ihrem frischen Gespräch leuchtet, mir wie ein Lichtstrahl erschienen ist, den ich nicht missen möchte. Bitte, vernachlässigen Sie uns nicht ganz, soweit es Ihre kostbare Zeit erlaubt! Darf ich wenigstens auf eine schriftliche Antwort hoffen?"

Ich steckte den Brief in die Tasche und reiste ab. Und merkwürdig, ich mußte von nun an mehr an das Gespräch mit Maria denken, als an das vorher so sehnsüchtig erwartete Zusammensein mit Hertha! Nach acht Tagen antwortete ich von Rom aus, und es entspann sich ein Briefwechsel, der beständig an Reiz für mich zunahm. Ich lernte Maria aus ihren Briefen immer mehr schätzen, bewundern und — gewann sie herzlich lieb. Ihr reines Gemüth, ihr herrlicher Geist und ihre reiche, umfassende Bildung haben sie immer mehr vor meinem inneren Auge, so daß ich schließlich nur die ideale Schönheit ihrer wunderbaren Seele sah.

Ich konnte endlich nicht mehr fern bleiben, eine merkwürdige, bisher unbekannte Sehnsucht zog mich nach der Heimath, und ich kehrte zurück. Sobald wie möglich eilte ich nach dem wohlbekannten Hause. Ich zitterte selbst bei dem Gedanken, daß mir vielleicht mein ästhetisches Empfinden einen Schlag versetzen, daß meine geistige Liebe einen Stoß erleiden könne, aber meine Befürchtung war thöricht. Ich sah über die äußere Erscheinung Marias als etwas Unwesentliches hinweg, ihre Augen strahlten von einem verborgenen göttlichen Feuer, und ich fand ihr Gespräch ebenso klug wie ihre Briefe. Sie offenbarte sich auch bald als eine wirkliche Virtuosin auf dem Flügel und als Meisterin des Gesanges. Und ich sagte mir: Man spricht so viel von dieser und jener Venus. Ist es nicht eine armselige Beschränktheit, wenn man dabei nur das Körperliche im Auge hat? Soll es nicht auch eine Venus des Geistes geben? Ja, hier hatte ich eine solche vor mir! Ich liebte sie mit einer unendlich verfeinerten, übersinnlichen Liebe, und schon ein halbes Jahr nach meiner Rückkehr feierten wir die Hochzeit ..."

Er sah mich fröhlich an. Ich suchte eben nach einigen Bemerkungen zu seiner Erzählung, als es leise an der Thür hinter der Portiere klopfte. Er rief beim Oeffnen:

„Aber bitte, liebe Maria, Du weißt doch, daß Du niemals störst!"

Frau Maria trat ein. Ohne die vorhergegangene Beichte meines Freundes hätte mich ihr Aussehen mindestens überrascht. Nun aber erschien auch mir das Alles ganz nebensächlich, und ich küßte ehrfurchtsvoll ihre schlanke weiße Hand.

„Und nun," sagte der Maler, „sollst Du auch, da wir gerade in der Stimmung sind und dann doch diesen Raum verlassen, meine Frau kennen lernen als meinen guten Genius, als die Zauberin, die immer neue Schaffenskraft in meine Adern zu gießen versteht. Bitte, liebe Maria!"

Er war an die eine Seitenwand getreten und hatte einen schweren seidenen Vorhang zurückgezogen. Eine tiefe, hohe Nische ward sichtbar, die ganz von einer Orgel ausgefüllt wurde.

Ohne sich zu sträuben nahm Frau Maria auf der Bank Platz. Nach einem kurzen Vorspiel erbrausten die mächtigen Klänge einer Bach'schen Fuge, und als die gewaltigen Harmonien den ganzen Raum erfüllten und sich wie mit Riesenfittigen emporschwangen in das Reich des ewigen Lichtes, da fühlte ich, wie nichtig die irdische Schönheit jener armen Venus war, und was dagegen eine Frau wie diese hier einem Manne, einem Künstler sein mußte!

Aus der Hauptstadt.

Börsen-Panik.

Einen glanzvolleren Cylinder trägt Keiner, und Keiner wandert mit königlicherem Stolze durch die Säle. Er beherrscht den Rentenmarkt, er kennt die Tips; willenlos und blind folgt ihm das Gewühl der kleinen Speculanten. Wie sollten auch sie, die von der Hand in den Mund leben und oftmals bitter spaßend den Himmel um Schnee bitten, damit sie endlich auf ehrliche Weise ihr Brot verdienen können — wie sollten auch sie, die „Arbeitslosen der Börse", gegen den Liebling der Hochfinanz aufzubegehren wagen? Oder ihm und seinem Glücke auch nur secundenlang mißtrauen? Es thut so wohl, in schweren Tagen einen Führer zu haben, der seine Inspirationen den Göttern, den Großbankdirectoren selbst, verdankt. Einen Führer, der ihnen Schrittmacherdienste leisten darf, der in ihrem Auftrage den Markt auf neue Rentenausgaben vorbereitet und von dem man ganz genau weiß, daß sich die Mächtigen mitunter zu ernsthaften Besprechungen mit ihm herablassen. Die Verpflichtungen des kühnen Condottiere sind ungeheuerlich. Man spricht von fünfzehn, zwanzig Millionen, die er in Renten und Bergwerkspapieren festgelegt hat. Und in Wahrheit sind es fünfundzwanzig oder dreißig Millionen! Dafür aber grüßen ihn auch die Diener mit Ehrfurcht, gleich als gehöre er schon zu den unantastbar Großen, und die Makler machen sich ein Vergnügen daraus, ihm Credit zu gewähren. Ihm, dem Herrscher im Reiche der Consols!

Seinem glanzvollen Cylinder entspricht das Zwanzigtausendmark-Automobil und die Wohnung in der Corneliusstraße, seinem königlichen Stolze die schwerreiche Verwandtschaft. Meyer ist schon an und für sich ein bekannter Name: Fritz Meyer hat ihn berühmt gemacht. Das ist der Meyer, der im vorigen Jahre klar erkannte, daß jetzt die Zeit zu kräftigen Schlägen gekommen war, und der dann sofort mit fanatischer Thatkraft in die Hausse ging. Wer ihm folgte, gewann ein Nabobsvermögen. Die kleinen Priester im Burgstraßen-Tempel suchen sich Abend nach dem Theater, wenn sie mit den Frauen beim Glase Wein sitzen, gegenseitig über Fritz Meyer's Pläne auszuholen. Dann weist wohl Einer mit etwas bänglicher Miene darauf hin, daß der starke Meyer jetzt auffallend viel verkaufe und auffallend lange mit dem Mankiewicz von der Deutschen Bank conferire. Doch der Bängliche gilt als Miesmacher. Zwar thut Jeder so, als gebe er ihm Recht, und Jeder äußert sich bedenklich über die Wirkungen des Krieges. Insgeheim aber ist Jeder entschlossen, morgen zu kaufen.

* * *

Am Samstag hatte es dann wieder einen furchtbaren Ruck gegeben. Schon war man drauf und dran gewesen, über die Kriegsgefahr — das heißt, über die Gefahr, die der Krieg den Kursen bringt — zu spotten, und schon hatte man geglaubt, sich mit den Verlusten, die Port Arthur der russischen Flotte und den europäischen Haussiers gebracht hatte, von weiteren Opfern frei gekauft zu haben. Und nun, nach einer Reihe sonniger Tage und aussichtsvoller Kursbesserungen, urplötzlich dieser wuchtige Rückschlag! Damit war alle Sicherheit auf lange hinaus vernichtet. Es stürzten von stolzer Höhe selbst solche Papiere herunter, die im ganzen Leben nichts mit dem ostasiatischen Kriege zu thun haben konnten. Ob zwischen Wladiwostok und Hakodate noch so fleißig Schüsse gewechselt wurden, deshalb fuhr in Berlin kein Mensch weniger mit der Straßenbahn. Dennoch sank ihr Kurs um 4,5 v. H. Zuweilen sah es sogar aus, als würde man demnächst mit preußischen Consols sein Rauchzimmer tapezieren können. Rasendes, verzweifeltes Angebot und niemand, der als Käufer in die Bresche sprang. Meyer sogar, Fritz Meyer hielt sich zurück. Der Einzige, der bisher überhaupt noch etwas gewagt, etwas zu verdienen gegeben hatte! „Man soll nicht sagen," meinte ein Veteran. „Was sind anderthalb Millionen Vermögen, wenn man zehnmal so viel Türken und Rumänier hat!"

Nach dem heulenden Sturm der Panik trat im Saal eine an diesem Ort seltsam berührende Ermattung, hilflose Schlaffheit zu Tage. Wer würde der Nächste daran sein? Jean Fränkel, Max H. Meyer, der kleine, und nun auch der große Meyer lagen zerschmettert am Boden, und Ultimo war noch fern … Misere, Misereee! Man stand in kleinen Gruppen umher und sprach erregt auf einander ein, aber die Stimmen hatten nichts von ihrer gewöhnlichen lauten Härte. Der betäubende Schrecken lastete auf allen Gemüthern. Wenn die großen Banken morgen Schluß machten und neue Deckung forderten, dann würden am Montag zehn, zwölf Coulissiers auf der Strecke liegen. Wie ein dunkles Gewässer, das eben vom Sturm bis in die Tiefen aufgepeitscht worden ist und nun zitternd den nächsten schweren Stoß des Orkans erwartet, so war die Berliner Börse an diesem schwarzen Sonnabend.

* * *

Siebenundzwanzig Millionen betrugen seine Engagements! Den Passiven in Höhe von über drei Millionen standen ganze hunderttausend Mark an Activen gegenüber! Die Deutsche Bank verzweifelt daran, ihn zu retten. Das giebt morgen einen großen Leichenzug, Executionen ohne Ende! … Es war kein Friede und kein friedvolles Genießen an diesem Abend, und wenn man auch in die Theater und die Weinhäuser ging, so lachte man doch nicht und erzählte sich nicht wie sonst die letzten Witze aus Meseritz und Krotoschin. Etwas wie bleiche Furcht, wie nicht zu bannende Sorge lag auf den Gesichtern. „Morgen thut sich 'was!" flüsterte es. Der helle Stern war zerschellt, der glückliche Nachfolger Wilmersdörffer's, der Liebling der Hochfinanz, ihr Mittelsmann und Prophet, durch den sie zum Volke herabstiegen — Fritz Meyer war nicht mehr. Ausgerissen! Unbekannt verzogen! Das mußte den Markt vollends zerrütten. Die Börse würde morgen richtiger „Die Börse oder das Leben!" heißen, jede Bank zur Schlachtbank werden …

Statt dessen stiegen die Kurse. Statt dessen konnten am Dienstag Abend die Blätter zum ersten Male nach langen, dunklen Tagen wieder eine stolze Liste „gebesserter Werthe" veröffentlichen. Fritz Meyer ließ man fallen, aber in seine Engagements traten die Großbanken ein, die ja fast alle Leidtragende waren. Nun wußte plötzlich Jeder, daß es ja „so kommen gemußt" hatte. Baarer Wahnsinn, diese verstiegenen Speculationen eines Schwächlings; unglaublich, daß ihm solche Credite hatten eingeräumt werden können! Um halb zehn, im Zwischenact der Medea, erzählte Herr Mayer (mit a) Madame Maier (mit i) freudestrahlend den neuesten Witz vom Bürgermeister in Filehne. Madame Maier lachte, mit einem Versuche, zu erröthen, denn die Scherze aus Posen verlangen, daß man nach der Pointe erröthet. Und zu Herrn Maier, dem Gemahl, sagte der Scherzbold, jetzt aber ganz ernsthaft: „Unsere Börse ist doch wie von Eisen — sie hält Alles aus."

* * *

In Wien ist ein interessanter Proceß zu Ende gegangen, der Proceß gegen den Advokaten Dr. Zinner, der die Depôts seiner Clienten mit erhabener Seelenruhe für sich verwandt und jeden auf Pump entnommenen Gegenstand unverzüglich zu Geld gemacht hatte. Allerdings war an diesem Proceß weniger der traurige Held als vielmehr die Hörerschaft interessant, welche immer wieder für den überführten Hochstapler Partei ergriff, seinen Vertheidiger mit „stürmischen Bravorufen" bejahte, den Staatsanwalt dagegen durch „Oho"-Geschrei und „Heiterkeit" zu unterbrechen suchte, so daß der geduldige Präsident die Zinner-Enthusiasten aus dem Saal entfernen lassen mußte. Diese Vorgänge sind ein Wiener Sittenbild von köstlicher Farbenbuntheit; sie machen manche Wiener Stimmung verstehen und erklären die Wiener Geschichte der letzten fünfzehn oder zwanzig Jahre. Dem Wiener Zinner und seinen Getreuen steht der Berliner Meyer mit seinen Ungetreuen gegenüber. Für Gauner soll man — außer in Criminalromanen — keine Sympathie empfinden, und in diesem besonderen Falle weiß ich mich von aller Sympathie besonders frei. Indessen — dem schnitzlerisch weichen Anatol Zinner, dessen verbrecherische Kraft sich zwar gleich der Fritz Meyer's auf Depôts erstreckte, der aber nur betrog und unterschlug, um gemüthlich bummeln zu können, diesem Molluskenkerl ziehe ich doch unseren Meyer vor, der wenigstens ein fester Hallunke war, ein verwegener, frecher Spieler um hohen Einsatz. Mehr noch gefällt mir die berlinische Garde. Sie kennt keine Sentimentalität; ein Kumpan oder ein Handlanger, dem der Athem ausgeht und der die Genossen zu gefährden beginnt, muß über die Klinge springen. In Wien laufen die Freunderln in die Gerichtssäle mit und führen dort ekle Komödien auf, tauschen noch vorm Tribunal den Bruderkuß mit dem geständigen Lumpen. Als es aber ihn zu retten galt, da hatte Niemand eine Krone zu hundert Hellern beizusteuern. Die Berliner geben eine echte, goldene Krone auf Credit; doch wer sie leiht, muß sie auch als König zu tragen wissen. Sonst läßt man ihn fallen, ob er gleich zum kriegerischen Uradel der Meyer gehörte.

Die agrarische Woche.

Fünfzehntausend Menschen, die auf einen Schub, sozusagen, nach Berlin kommen, vermehren die Einwohnerzahl von zwei Millionen ziffernmäßig zwar nur wenig, machen ihre Anwesenheit aber doch recht deutlich bemerkbar. Zumal wenn sich die Mehrzahl von ihnen scharf vom Normaltyp des Eingeborenen unterscheidet. Darum giebt die „agrarische Woche" der Stadt oder richtiger dem Stadtinneren — denn über die Grenzen des Centrums dringt unser Besuch selten hinaus — stets einen besonderen Anstrich. Im hastenden Gebraus der Friedrichstraße freilich fällt der gesundwangige Landwirth mit dem derben Gliederbau, den derben Kleidern und der Mütze bei Weitem nicht so auf, wie unsere Localplauderer es Wort haben wollen. Wo der vorstädtische Arbeiter am eleganten Nichtsthuer und Borchardt-Stammgast vorüberstreift, das Dienstmädchen an der aufgedonnerten Nichtdame und der vornehmen Edelfrau, ohne daß irgend Jemand sich hinstellt und erstaunte Augen macht — neben diesen schreienden Gegensätzen verschwindet der zwischen Stadt und Land völlig. Etwas anderes ist es um die Gasthöfe, die beliebten Vergnügungsstätten und die Hallen, wo man einen Guten schenkt. Hier spürt man die Bedeutung der agrarischen Woche. Nicht, daß sich unsere Bauern und Gutsbesitzer jenen wilden Ausschweifungen hingeben, von denen orientalisch üppige Phantasie jahrelang gefabelt hat. Vorm Circus Busch sind wohl die Geschäftsempfehlungen einiger mit Recht hoch mißachteter Ballsäle sehr freigebig vertheilt worden; an einen Erfolg glaubten indeß die Herren Directoren selber nicht. Weniger die Tugend des Landwirthes — peccatur intra muros et extra — als vielmehr sein gesunder Menschenverstand und seine nüchtern-kluge Auffassung der Sachlage halten ihn davon ab, Zweimark-Sekt mit zwanzig Mark zu bezahlen und Musterung unter den Veteraninnen der letzthin vielgenannten Schlacht bei Waterloo zu halten. Dagegen besetzt der Agrarier, mit oder ohne züchtige Hausfrau, sämmtliche Münchener Bierhäuser, und die „Weinstuben des Mittelstandes", in denen sonst die Brünetten unbedingt vorherrschen, zeigen während der agrarischen Woche einen starken blonden Einschlag. Reizende Bilderchen, die sich dann darbieten: die hübschen, kernigen Töchter des Hauses mustern verstohlen das schwirrende Gewühl, um sofort auf's weiße Tischtuch zu blicken, wenn sie sich von Mama oder Jemand am Nebentische beobachtet fühlen. Papa gießt fleißig ein, am fleißigsten sich selbst, und Mama markirt heute die neutrale Macht: sie intervenirt nicht. In den mittleren Theatern belegen unsere Gäste die mittleren Rangplätze — Sensations-Neuheiten wie der „Zapfenstreich" sind besonders beliebt —, das Parquet jedoch ändert sein gewöhnliches Aussehen kaum. Von einer agrarischen Ueberfluthung können höchstens etliche Singspielhallen sprechen und etliche Cafés. Denn das ist wahr: mit den Hühnern geht unser Besuch nicht schlafen. Er will dies Berlin gründlich auskosten und hat deshalb zu Hause tüchtig Vorrath geschlummert. Man sieht ihn die ganze Woche über zu jeder Stunde auf den Beinen. Das sind die Enakssöhne, die nach zwei durchschmarutzten Nächten die dritte schon Morgens um acht Uhr beginnen und jeden dann über Kopfweh Klagenden verständnißlos auffordern, „er solle doch nicht so thun".

Saure Wochen, frohe Feste! Einundfünfzig Wochen lang freut man sich draußen auf die zweiundfünfzigste, die agrarische. Sie ist wie eine Kirmiß, in der Weltstadt gefeiert. Gäbe es in Berlin Winterresidenzen des reichen Landadels, wie in Paris und Wien, dann würde auch gesellschaftlicher Glanz sie umweben; jetzt aber trägt die Woche durchaus einen volksthümlichen, gut bäuerlichen Charakter. Man erkennt das schon ohne weiteres im Circus Busch, bei der Generalversammlung des Bundes der Landwirthe, welche die Reihe von guten Tagen eröffnet. Der blitzblanke Habig von 1904 thront nur auf wenigen stolzen Häuptern, und wenn er sich auch nicht genirt fühlt — „die Scholle schafft den Edelmann, die Arbeit giebt den Adel" — so macht er doch auch keine Versuche, die im Uebrigen einheitliche Stimmung der braunen, grünen, grauen Kopfbedeckungen zu stören, auf die Holtei's Mantellied gedichtet sein könnte. Was die Versammlungen im Circus Busch so eigenartig imponirend macht — ich spreche hier nicht als Politiker, sondern als unbetheiligter Zuschauer, der an Massenwirkungen seine Freude hat —, das ist ihr echt bäuerliches Profil. Lateinische Oekonomiker, zimperliche Herren, denen die Mistgabel und der Dreschflegel nicht das A und das O gesunder ländlicher Lebensführung scheinen, sind hier selten. Und man mag den Bestrebungen des Bundes gegen-

überstehen wie man wolle — wenn sich beim Kaiserhoch die im riesigen Steinbau versammelten Zehntausend dröhnend erheben, gleich als recke ein ungeheueres Vorweltgeschöpf die furchtbaren Glieder, wenn zehntausend Arme in die Luft, Mützen und Hüte von den Köpfen fliegen, als seien sie schwarze Schwärme aufgescheuchter Vögel, wenn der ungeheure Raum unterm Jubelgeschrei dieser Bärenstimmen dröhnt und bebt — das ist ein gewaltiges Bild, und es löst etwas wie Schauer der Geschichte aus.

Während der agrarischen Woche wird übrigens weit mehr gearbeitet als man gemeinhin annimmt. Es ist ja wohl in der Hauptsache dieselbe Arbeit, die „Congresse" zu leisten pflegen, es ist theilweis recht fröhliche Wissenschaft; aber das ernste Mühen tritt nicht völlig hinter vergnügtem Lebensgenuß zurück. Da hält — um nur einiges herauszugreifen — die Landwirthschaftskammer für die Provinz Brandenburg Obstbau-Vortragskurse ab und besichtigt Gärtner-Lehranstalten; da tagen Forstvereine, Fischereivereine, Geflügelzüchter, Pferdezuchtgenossenschaften und Milchwirthe. Die Vereinigung der Steuer- und Wirthschafts-Reformer debattirt, zahllose Sonderausschüsse der Deutschen Landwirthschafts-Gesellschaft arbeiten — mit welchem heiligen Eifer, weiß jeder Fachmann. Schweinezüchter schlechthin und Züchter des veredelten deutschen Landschweins, Trabrennstall-Besitzer und Traberzüchter, Stärke-Interessenten, Teichwirthe, Punktierfreunde, die Spiritusfabrikanten Deutschlands und der Verein für ländliche Wohlfahrts- und Heimathspflege: alle finden sich während der agrarischen Woche zu gewissenhafter ausgedehnter Thätigkeit zusammen. Wer den guten Willen hat, der kann manche werthvolle Anregung von Berlin mit nach Hause nehmen. Ein großer, allgemeiner Ideen-Austausch, ein Markt der Erfahrungen, das ist für den strebsamen Landwirth die agrarische Woche. Ganz besonders hat sich heuer der Verein zur Förderung der Moorcultur im Deutschen Reiche hervorgethan. Sein segensreiches Wirken verdient so reiches Lob, wie der Vaterlandsfreund nur aufbringen kann; die große That der inneren Colonisation liegt mit auf seinen Schultern. Er hat diesmal eine Ausstellung zu Stande gebracht, die in Luch und Moos, in's dunkle Torfmoor hineinführt und der Oeffentlichkeit Rechenschaft über jahrzehntelanges, unermüdliches Schaffen giebt. Schade, daß die Oeffentlichkeit sich selber von dieser Ausstellung ausschloß! Es war immer recht leer draußen in Moabit. Nach der jüngsten Kochkunst-Ausstellung, wo sich die Sulzen und die Würste, die Majonnaisen und das Geflügel in Aspik drängten, fand eine Völkerwanderung statt, obgleich man für den Eintrittspreis auch nur das Recht erkaufte, lüstern und läppernd vor den aufgethürmten Köstlichkeiten zu stehen. Der Magen tyrannisirt uns wahrhaftig. Selbst seine launischen Phantasien zwingen den schwachen Erdensohn stärker in Bann als irgend ein segensreiches volkswirthschaftliches Problem. Es ist verständlich, wenn Jemand die schwerste Gänseleberpastete dem leichtesten nationalökonomischen Lehrsatze vorzieht, aber wenn man die Wahl hat, einen gesottenen Hummer oder das Modell einer Torfstreufabrik zu betrachten — wohlgemerkt, nur zu betrachten —, dann sollte man menschliche Größe markiren und sich für den Torf entscheiden.

Draußen im Moabiter Landesausstellungspark entrollte sich ein so fesselndes Bild von deutscher Moorcultur, daß dem Beschauer die eisige Kälte der ungeheizten Hallen kaum noch zum Bewußtsein kam und glühendes Interesse den Frost in den Füßen vergessen machte. Wunderthaten sind in Hannover, Mecklenburg, Oldenburg vollbracht worden. Aus eigener Kraft haben die armen Siedler der hannoverschen Moorbezirke ganze Quadratmeilen neuen Bauernlandes dem Luch abgerungen: wo vor kurzem noch saures, giftiges Gras auf trügerischem Schlamm ein Hungerleben führte, da weiden jetzt stattliche Rinderheerden, wiegen sich gelbe Getreidefelder. Und Wrunken von Goliathsgestalt, behäbige Futter- und Zuckerrüben grüßen ringsum, Riesenkartoffel, die aber diesmal das Wort vom dümmsten Bauer zu Schanden machen. Neuerdings hat der Staat, haben wohlmeinende Privatmänner und Vereine mit größeren Mitteln eingegriffen: geordnete Drainage, ausgiebige Verwendung von Thomasschlacke und Kainit, Herausschaffung der werthvollen Kuhlerde aus der Tiefe sind die Hauptmittel gewesen, die traurige Wüsten in Weiden und Aecker umwandelten. Hans vom Ende in Worpswede hat die Vergangenheit und die Zukunft des Moores in zwei lehrreichen Bildern dargestellt: dort die öde, pumpernickelbraune Fläche, die mit tückischen Wasserlachen besprenkelt ist und deren Nässe nur magere Birken, häßliches Unkraut trägt; hier eine lachende, vom breiten, schiffbaren Canal durchzogene Landschaft, deren Torfboden dicke Roggenähren, saftiges Gemüse, von frohen Menschen bevölkerte Dörfer entsprießen. Aber wie sehr man sich auch über solche Zukunftsträume und über die stolzen Leistungen der Gegenwart freuen mag, die ja nur möglich waren, weil die Gesammtheit Opfer brachte — mit bewegterem Herzen und inniger Rührung steht man vor dem Werke der Kleinen, denen Niemand half, die nichts besaßen als ihr Gottvertrauen und ihren unermüdlichen Fleiß und doch Sieger blieben. „Der armselige Moorbauer, der zähe Haidbauer, das sind die Männer der Zukunft!" rief Riehl, als er sie bei der Arbeit sah. Mit ihm ziehen wir alle, welcher Partei wir immer angehören mögen, den Hut vor diesen Treuen und Tapferen. Denn die innere Colonisation, die Vergrößerung Deutschlands in Deutschland selbst liegt jedem Patrioten am Herzen. Hier finden wir uns alle zusammen und dieses Glanzstück der Berliner agrarischen Woche macht unser aller Augen glänzen.

Glossen zum russisch-japanischen Kriege.

Mit politischen Prophezeihungen ist ein mißliches Ding; namentlich, wenn es sich um Krieg oder Frieden handelt. Aber es ist viel leichter, den Letzteren vorauszusagen, als den Ersteren, denn stets spricht die Wahrscheinlichkeit dafür, daß auch bei ernsten Interessenconflicten — und andere als Interessenkriege giebt es nicht mehr; ihre Spitze würde der Börsenkrieg sein — der Friede gewahrt bleiben werde, mögen die Dinge auch zeitweilig haarscharf auf des Messers Schneide stehen.

So war es im letzten Menschenalter mehr als einmal, und daher ernhten die Kriegspropheten so ziemlich überall überlegen lächelnde Ablehnung. In unserem vorgeschrittenen, mit Friedensideen und Rechtsgefühlen durchtränkten Zeitalter noch barbarischen Krieg? Nie und nimmer.

Man vergaß, daß sich zwischen zwei Völkern, wie jetzt im fernsten Osten zwischen Japan und Rußland, so tiefeinschneidende Interessen-Gegensätze entwickeln können, daß jedes von ihnen sein Alles an die Durchführung seiner legalen oder illegalen Wünsche setzen muß; man vergaß, daß das letzte Mittel der Politik der Krieg ist und stets bleiben wird; man übersah geflissentlich die vielfachen, kaum mißzuverstehenden Vorboten des Krieges, als da sind: umfangreiche Ankäufe von Verpflegungsmitteln und Kohlen im Auslande Seitens der in Frage kommenden Mächte, Aufnahmen von Anleihen, Einberufung der sibirischen Reserven und der Beurlaubten der japanischen Flotte, Entlassung aller japanischen Arbeiter Seitens der russischen freiwilligen Flotte, Börsenstürze in Japan, Zerstörung japanischer Häuser in Wladiwostok, Prügeleien zwischen russischen Matrosen und Japanern in koreanischen Häfen, ängstliche Nothschreie des braven Kaisers Yihöng von Korea &c. &c.

* * *

Das Alles hat auch die gute Bertha v. Suttner übersehen — es kann nicht achtlos an ihr vorüberschreiten, wer diesen Krieg glossirt — als sie in einem Neujahrsausblick in die Zukunft sich des Dank der Friedensliebe von Väterchen Zar glücklich vermiedenen Krieges zwischen Japan und Rußland freute. Ein wahrer Triumphgesang auf die werbende und wirkende Kraft des Friedensgedankens! Ich schnitt ihn mir hübsch aus dem „Tag" aus, fest überzeugt, daß ich ihn über kurz oder lang — wahrscheinlich über kurz! — wieder vorholen und mich an seiner übernaiven Weltauffassung und Hoffnungsfreudigkeit baß ergötzen werde. Gar bald geschah das — aber es sind schon so viele Schalen blutigen Hohnes über das Haupt der temperamentvollen Friedens-Prophetin ausgegossen, daß es keinen Zweck hat, noch ein Schälchen dazu zu thun. Und dann hat die in ihren Illusionen unverwüstliche Dame, als schon der erste Schuß gefallen, noch den thörichten, weil von vornherein ganz und gar aussichtslosen Brief an den Präsidenten Roosevelt geschrieben und ihre Lage damit wahrlich nicht verbessert ... es ist schwer, ihr gegenüber nicht auf der Bank der Spötter zu sitzen. Hat Frau von Suttner etwa das Zeug zu einer Katharina II. in sich? Man setze sie auf des guten Nikolaus Thron — er wird ihr, regierungs- und weltmüde, gewiß gern Platz machen — und sie wird dann in ein paar Jährchen erfahren, daß die zwingende kalte Staatsraison allemal obsiegt über die idealsten Friedensträumereien. Ja, ich glaube, Rußland wäre nicht durch den Krieg überrascht worden, wenn die streitbare Bertha die Geschicke Rußlands gelenkt hätte; eher wohl wäre der Krieg schon früher ausgebrochen, denn man darf doch einen Krieg nicht scheuen, wenn es gilt, den ewigen Frieden herbeizuführen ...

* * *

Noch eines Friedensapostels sei gedacht. Er hat ein anscheinend mit großem Scharfsinn und strenger Logik geschriebenes Büchlein herausgegeben („Weder Jena noch Sedan") und heißt Alfred H. Fried. Nach ihm sind die Heere verrottet — Beyerlein's „Jena oder Sedan" dient ihm als zuverlässige Geschichtsquelle für diese Behauptung. Der überlebte Militarismus führt, durch seinen widersinnigen inneren Zwiespalt zusammenbrechend, zur kriegslosen Zeit; die modernen Staaten sind trotz aller Kriegsbereitschaft heute gar nicht mehr im Stande „ihren Individualwillen" rücksichtslos zur Geltung zu bringen. Sie sind mehr als je gezwungen, ihren Willen mit dem Willen der anderen Staatenindividuen in Einklang zu bringen ... Die Kriegsunmöglichkeit ist durch die Ueberspannung der Wehrkräfte nun einmal gegeben. Gegenbeweis: Der Krieg im Osten. Nun wird der Autor sagen, daß es sich dort um rückständige asiatische und halbasiatische Mächte handele, die seine erhabenen Ideen und weichlichkeitssüchtigen Gesichtspunkte noch nicht aufgesogen haben. Ich kann das nicht gelten lassen. Ein ähnlicher Widerstreit der Interessen kann auch im culturfrohen Europa nicht anders gelöst werden als durch Krieg; nun kann man sagen, daß er sich hier weniger leicht herausbildet; indessen ... Elsaß-Lothringen ... Balcanländer ... terre irredente ... Slavismus contra Germanismus! ...

* * *

Auch den Papst hat, wenn die italienischen Blätter Wahres berichten, beim Zaren einen schüchternen Versuch zum Friedenstiften gemacht; der Mikado stand ihm wohl allzu fern. Hier Christus, hier Buddha! — Im Uebrigen ist das Friedenstiften ja des Papstes Geschäft und in der

Regel ein erfolgloses Geschäft. Auch 1898 erhob Leo XIII. vergeblich seine Stimme, als es zwischen den Vereinigten Staaten und Spanien losging. Vox clamantis in deserto! So auch jetzt.

* * *

Der Haager Schiedsgerichtshof? Von Fall zu Fall wird klarer, daß er nur ein Gerichtshof für internationale staatliche Bagatellsachen und zur schiedsrichterlichen Entscheidung in Geldstreiten ist. Nie aber für Fragen, bei denen wirkliche Lebensinteressen der Staaten mitspielen. Das gelangt auch in den — nebenbei bemerkt gänzlich überflüssigen — Schiedsgerichtsverträgen, die im letzten Jahre zwischen einzelnen Mächten geschlossen wurden, klar zum Ausdruck. Dieses Jahr trieft von Friedensversicherungen und Förderung des Schiedsgerichtswesens und hinterher der Krieg — ohne Schiedsgericht, ohne Vermittelungsversuche. Was diese Letzteren anbetrifft, so hat Japan von vorn herein erklärt, daß jegliche Vermittelung für es unannehmbar sei. Das war klug, denn ein sich anbietender Vermittler fühlt sich derb vor den Kopf gestoßen, wenn man nicht geneigt ist, von seinen guten Diensten Gebrauch zu machen ... Rußland war trotz des Friedensfürsten an seiner Spitze derartigen Anträgen überhaupt nicht ausgesetzt. Man kannte seine politischen Gebahrung. Darin liegt ein bitterer Hohn auf das ganze Friedenswerk unter der Aegide des Zaren.

* * *

Für oder gegen Japan? fragt man in deutschen Bier- und Weinstuben. Wem die Sympathien schenken? Das kann den beiden kriegführenden Mächten ganz gleichgiltig sein, denn Sympathien locken keinen Hund hinter dem Ofen weg und drängen keine Regierung von dem vorgezeichneten Pfade ab. Wenigstens bei uns. Gut gegen die Russen und höflich gegen die Japaner scheint an leitender Stelle die Parole zu sein. Aber ich glaube, daß sich die Mehrzahl der Deutschen doch mehr oder weniger klar bewußt auf die japanische Seite stellt. Wer liebt so recht von Herzen den Moskowiter, der uns verwandte Stämme mit wenig schönen Mitteln russificirt, der mit lächelnder Gleichgiltigkeit über Grenzverletzungs-Beschwerden hinweggeht, der umworben zu sein wünscht, wenn er ein freundliches Gesicht zeigen soll, und glaubt etwas Uebriges zu thun, wenn er sich uns gegenüber verhält, wie es einfach Rechtens ist; der sich mit drohender Wucht im Osten erhebt und dessen zahllose Reitergeschwader einbruchsbereit an der keilförmig in unsere Marken vorspringenden Westgrenze stehen ... Realpolitik verlangt, daß wir dem zweifellos mächtigen Nachbarn — uns gegenüber ist er mächtiger als Japan gegenüber — ein freundliches Gesicht zeigen müssen. Aber Einem, dem gegenüber man so etwas thun muß, pflegt man nicht gerade seine Sympathie zuzuwenden.

Indeß ist nicht zu leugnen, daß es auch bei uns ehrliche Russenfreunde giebt; viele freilich kaum. Dann giebt es solche, die mit Bezug auf diesen Krieg auf Rußlands Seite stehen, weil sie hinter den Japanern die Engländer wittern und diese — aus verschiedenen, praktischen Gründen — durchaus nicht mögen. Andere richten sich nach dem Winde, der wie sie glauben, von oben weht. Dieser Glaube dürfte zu einer seltsamen Kundgebung geführt haben. Wie pro-russische Blätter mit Genugthuung berichten, hat eine Classe unseres Groß-Lichtenfelder Cadettenhauses den Zöglingen der Petersburger Nicolai-Ingenieurschule in einem russisch geschriebenen Briefe die besten Wünsche für den kommenden Krieg ausgesprochen. Alle Achtung vor der Sprachkenntniß der jungen Herren; im Uebrigen aber dürfte ihnen dieser politisch angehauchte Schritt nicht gut bekommen, auch wenn wirklich der Wind so wehen sollte. Die daran von einem Blatte geknüpfte Bemerkung, daß die Cadetten nicht ohne Genehmigung ihrer Vorgesetzten gehandelt haben könnten, ist ganz und gar hinfällig.

Dann giebt es eine Gruppe, die aus Gründen einer wirthschaftlichen Weltpolitik den Japanern einst den Sieg wünscht. Die gelbe Gefahr! Dazu werden die Japaner als zwar höfliche, aber lügenhafte und dünkelvolle Menschen dargestellt. Ganz glatt kommen nur Wenige über diese Punkte, insbesondere das Ueberlegenheitsgefühl des weißen Mannes, hinweg, aber diese dunkelen Schatten genügten doch nicht, um jedes Sympathiegefühl für die kleinen, schneidigen Kerle im Keime auszurotten.

Da ist bereits ein Grund genannt, der zur Sympathie mit den Japanern führt. Ihre militärischen Leistungen im Kriege mit China 1894/95 und dann jetzt wieder bei Beginn des Krieges, ihre fröhliche Offensive, nehmen manchen kernigen deutschen Mann, und ganz besonders manchen deutschen Soldaten für sie ein. Auch auf der Seite der Gegner ein helles Bild militärischer Tugenden, aber doch abgedämpft durch eine gewisse Schwerfälligkeit, etwas geistlos Vorwärtstappendes.

Dann das Mitgefühl mit dem Schwachen; mit den Spaniern 1898, mit den Buren 1899—1902, mit den Japanern jetzt. David gegen Goliath! Freilich hinkte der Vergleich, denn das Mißverhältniß der Kräfte ist gar nicht so groß, wie vielfach angenommen wird; auch bei einem Dauerkampfe nicht. Und ferner: Wer war denn im Grunde genommen stärker, David oder Goliath? Wer ist stärker: Reineke Fuchs oder der muskulösere Isegrimm?

Weiter halten es natürlich Alle mit Japan, denen England Vorbild und Leitstern in allen Dingen ist. Leider Gottes giebt es ja solche Leute, und zwar sonst ganz gescheute ...

Endlich sind — und bei ihnen ist es Parteisache — die Socialdemokraten für Japan; sie, die sich rühmen, „das Volk“ zu sein. Bei ihnen ist die einzige Triebkraft: Haß gegen das zarische Rußland, Hoffnung auf Revolution dort, die den „geknuteten Brüdern“ Befreiung bringt und ihre Kreise vielleicht auch über die Landesgrenzen hinaus schlägt ...

* * *

Der Krieg ist ein ernstes Ding, ein erschrecklich ernstes und dabei häßliches Ding. Wohl dem, der ihn nicht zu sehen bekommt, denn seine erhebenden Momente verschwinden für den fernerstehenden Zuschauer hinter dem Grauenhaften. Doch das Sensationsbedürfniß moderner Menschen und die Sehnsucht nach gruseligem Nervenkitzel sind groß. Aber den Krieg für so etwas auszunutzen zu wollen, ist doch den smarten Amerikanern vorbehalten geblieben. Zwei Tage nur nach dem Kriegsausbruch schlug die Schifffahrtsgesellschaft von San Francisco eine Vergnügungsfahrt (!) nach dem Kriegsschauplatze vor. Mächtige Plakate an Häusern und Säulen: „Reiset Alle hin, um Euch den ersten modernen Seekrieg anzusehen! Absolute Sicherheit! Unsere Schiffe sind die schnellsten im Pacific, unsere Ingenieure verstehen ihr Geschäft; mächtige Scheinwerfer werden die nächtlichen Unternehmungen erhellen.“

Naive Gemüther, diese Unternehmer, wenn sie glauben, daß die kriegführenden Parteien einen solchen groben Unfug auch nur 24 Stunden dulden würden, trotz Sternenbanners! Und sehen würden diese Kriegszuschauer — eine neue Classe von Kriegstheilnehmern — sicherlich nichts.

Major a. D. Karl von Bruchhausen (Friedenau).

Dramatische Aufführungen.

„Waterkant“. Schauspiel in drei Aufzügen von Richard Skowronnek. (Berliner Theater.) — „Stella und Antonie“. Schauspiel in vier Aufzügen von Otto Julius Bierbaum. (Berliner Theater.)

Den süßen Lockungen der Bühne widersteht niemals mehr, wer ihnen einmal erlegen ist. Sein künstlerischer Instinct mag es dem Dichter noch so eindringlich sagen, daß der Stoff, den er eben unter die Feder nehmen will, epische Behandlung verlangt, daß ein prächtiger Roman aus ihm aufsprießen würde — der betreffende Dichter wird, sofern er sich mit Frau Thalia schon bekannt gemacht hat, den schönen Stoff dramatisch verschandeln. Es thut einem herzlich leid um so manche starke Begabung, die sich in der Bühnenarbeit aufreibt. Ja, wenn alle unsere Dramatiker Männer wie Herr Richard Skowronnek wären, die unbekümmert auf's Ziel losgehen und dem schaulüsternen Publicum Schaustücke, weiter nichts, liefern! Ihnen gelingen leicht große Würfe. Da ist Skowronnek's „Waterkant“. Der erste Act spielt an Bord der „Iltis“; Matrosen exerciren, Bootsmänner fluchen, es heult die Sirene — welch eine erfrischende Abwechselung, das Seedrama nach all' den Landrattenstücken der letzten Zeit! Und dann will eine Mutter ihren letzten Sohn nicht auf's tückische Meer hinaus lassen und kämpft verzweifelt um ihn, bis der Trieb im Blute, die Leidenschaft für den Ocean doch über die Mutterliebe siegen. Es ist wunderschön, alles so einfach und ergreifend. Ach, daß es so viele Grübler unter den Poeten giebt, welche ihr Werk mit Gedankenfracht belasten, sich und den Leuten im Parkett zur Pein!

Gottlob, wir haben Skowronnek, der nicht so ist, und wir haben Otto Julius Bierbaum! Dessen „Stella und Antonie“ ist noch lieblicher als die coulissentechnisch ganz geriebene „Waterkant“: das fröhlichste, ungenirteste und unbekümmertste Dilettantenstück des allerdings erst vor Kurzem begonnenen Jahrhunderts. In seinem Schöpfer haben wir den Dramatiker kennen gelernt, der vorsichtiger Weise immer zwei Schlußacte zur Verfügung hält. Gefällt in München der ganz tragische nicht, dann nimmt er in Berlin den zweiten mit nur einem Morde, und in Wien läßt er die Sache vielleicht als Lustspiel enden. Zuweilen scheint es, als habe der Entdecker des lustigen Ehemanns in „Stella und Antonie“ das P. T. Publicum faschingsmäßig verulken wollen, doch es scheint nur so. Bierbaum treibt keinen Scherz mit Entsetzen. Ganz unverkennbar klingt aus den wilden Klagen Johann Christians, des zwischen zwei Heubündeln schwankenden Bierbaum'schen Helden, so viel Selbsterlebtes, und ganz offenbar steckt in der hübschen Scene am Bett Antoniens so viel anmutiger, gehaltener Humor, daß ein Einacter mit demselben Stoffe berechtigtes großes Glück gemacht hätte. Dann wäre der lästige vierte Aufzug beiden Parteien erspart geblieben und der gar nicht lustige dritte auf wenige Scenen zusammengeschrumpft. Doch man wollte den Abend füllen. Und das kann man nicht, wenn Einem jede Kenntniß von der Perspective des Theaters fehlt. Das kann man nicht mit einer Handvoll Ueberbrettl-Liedern und einer graziösen Kaffeefidelität. Dazu gehören gewisse Talente, die unbekümmerte Sorglosigkeit nicht ersetzt.

Johann Christian, Director einer wandernden Theatertruppe, ist von seinem Weibe Stella schmählich betrogen worden. Mit dem häßlichsten Kerl der Gesellschaft, dem Souffleur dazu, hat sie ihn verlassen. Wir erfahren nicht recht, weshalb, denn weder der Charakter der Stella, noch die Wesensart Johann Christians, noch gar die des Souffleurs

werden uns bekannt gegeben. (Wobei ich bemerke, daß mich just der Souffleur am meisten interessirt! Es muß etwas an diesem Scheusal gewesen sein, das Stella für ihn entzündete. Leider vermeidet es Bierbaum ängstlich, die interessanten Menschen und die interessanten Scenen seines Schauspiels auf die Bühne zu bringen.) Johann Christian jammert der Davongelaufenen in sehr beweglichen, sehr lebendigen Worten nach. Als er dann vor Gräfin Antonie treten und ihr ein Verlobungs-Carmen declamiren muß, da kommt die brütende, monologisirende Leidenschaft zu theatralischem Ausdruck. Geblendet von Antoniens Schönheit, überwältigt von der wehevollen Erinnerung an die geliebte Ungetreue, wirft er sich auf das adelige Fräulein und will es erdrosseln. Es liegt allerlei gespreizte Unnatur, allerlei psychologische Unwahrheit in diesen Scenen, doch auch so viel dichterische Schönheit, daß man dem Spiel aufmerksam folgt. Noch aufmerksamer macht der zweite Act. Johann Christian soll wegen seines Verbrechens unterm Fenster der jungen Gräfin ausgepeitscht werden. Sie läßt sich die Vorbereitungen zur Peitschung genau beschreiben. Schon wird dem Delinquenten das Kleid abgezogen, schon schnallen sie ihn auf die Bank — da gellt Antoniens „Halt!", da verliert sie die Lust am Sadismus (weßhalb soll ich das liebe Modewort nicht auch gebrauchen?) und will sich am Anblick des Verbrechers ergötzen. Ihr gräflicher Bräutigam ist so langweilig; die Eltern, der Hausarzt, die ganze Welt um sie herum sind über die Maßen beschränkt, und ihr, der geistreichen Herrlichen, gelüstet es darnach, auch einmal mit einem anderen Geiste zu reden. Johann Christian wird am Bette der Schönen von ihr in Sitte und Anstand unterrichtet. Sie bändigt den Wilden mit solchem Erfolge, daß er ihr Kammerdiener wird; Kammerdiener mit ungemein weitgehenden Vollmachten. Darnach kommt der schon erwähnte dritte Act. Ich will mich nicht doppelt über ihn ärgern und erwähne nur, daß Stella zurückkehrt und ihren anscheinend doch rettungslos in Antonie vernarrten Theaterdirector und Kaffeelakai ohne Weiteres nur durch ein paar sehr mäßige Liedlein wieder erobert. Im Schlußaufzug (endgiltige Fassung) begegnet die junge Gräfin noch einmal auf ihrer Hochzeitsreise dem Paar. Mit kalter Verachtung wendet sie sich von dem halb betrunkenen, arg verwilderten Johann Christian, der sich darauf in seiner Verzweiflung umbringt. Ganz anders klingt es in der ersten Fassung. Hier glüht Antonie noch für ihren Kammerdiener a. D., und die eifersüchtige Stella bohrt ihr den Dolch in's Herz, worauf der Liebling Beider Selbstmord vollzieht.

Keine Kritik des Schauspiels kann so grausam sein wie die, welche Bierbaum selbst geschrieben hat, indem er zwei Fassungen des Schlußactes veröffentlichte, einen ursprünglichen und einen Nothausgang. Ohne daß er auch nur eine Scene, ja, auch nur ein Wort in den ersten drei Aufzügen zu ändern für nöthig gehalten hätte, änderte er grundlegend den letzten Aufzug. Gesinnungen, Reden, Handlungen seiner Hauptpersonen — sie sind urplötzlich in's Gegentheil verkehrt worden. „Mit Ekel" wendet sich in Ausgabe II Antonie von ihrem Christian, während sie in Ausgabe I noch ihm schmachtet und dafür von der eifersüchtigen Stella erdolcht wird. Welch eine Technik! Welch eine kindlich naive Anschauung! Alles ist todtes Fratzengaukelspiel, kunstloses Getändel mit Holzpuppen. Der Autor freilich durfte sich das leisten, denn nirgendwo im ganzen Stücke hat er versucht, lebendige Menschen hinzustellen, zu charakterisiren oder gar zu gestalten. Durchwegs wirthschaftete er mit Reminiscenzen, gab Gelesenes wieder und fühlte nicht, daß er seiner selbst spottete. Einem organisch gewachsenen Kunstwerk läßt sich kein neuer Kopf aufpappen; schlägt man dem Baum die Krone ab und klebt ihm eine anders gewachsene an, so daß Niemand es merkt, dann ist's ein Versatzstück und nicht von Gott oder vom göttlichen Genie, sondern vom Decorationsmaler geschaffen. Auf den Bierbaum dieses verunglückten Bühnenwerkes läßt sich anwenden, was Goethe, in ganz anderem Sinne, von Johann Christian Günther, dem heimlichen Kaiser des Bierbaum'schen Stückes, sagte: „Er wußte sich nicht zu zähmen und so zerrann ihm sein Leben wie sein Dichten." Der fleißige Kunstfreund wußte sich von den Lesefrüchten nicht frei zu machen; und dies aus zweiter Hand Empfangene, dieser Bücherkram triumphirte über sein Eigenes und Erlebtes.

Aus unseren Kunstsalons.

Bei Paul Cassirer

stellen zur Zeit einige französische und deutsche Impressionisten aus.

Viel Neues haben uns weder die Einen, noch die Anderen zu sagen. Aber gerade in der Zusammenstellung erregen sie ein besonderes Interesse. Man überzeugt sich auf's Neue davon, was ich hier schon wiederholt hervorgehoben habe, daß die deutschen Nachahmer der französischen Receptgeber in den meisten Fällen sich damit begnügen, sich an das „credo" der letzten Periode dieser mehr oder weniger frei anzulehnen. Immerhin sei aber auch festgestellt, daß sie ein gewisses Bestreben bekunden, darüber hinauszuwachsen und über das rein Aeußerliche der gegebenen Technik hinüberzukommen. Aber doch ist die nahe Nachbarschaft der ausländischen Künstler manchem unserer einheimischen Secessionisten nicht ungefährlich. Namentlich die Damenbildnisse Robert Breyer's verlieren ganz entschieden, wenn man sie mit den vorhandenen Arbeiten der Franzosen vergleicht. Wie wirkt er z. B. hart, der knallrothe Vorhang hinter der weißen Dame mit dem Cacadu auf der Schulter, während aber der blonde Kopf dieser Dame und ihre Haltung, wie sie leicht auf dem Rande eines Rothholz-Tisches im Styl Empire sitzt, glücklicher behandelt sind. Nur der Cacadu schädigt den Eindruck des Kopfes. Daß Breyer Geschmack besitzt, beweist er dagegen in einigen Stillleben und Intérieurs. Besonders möchte ich das große Stillleben hervorheben mit der dunkelgrünen Vase mit weißen Blumen auf graugrünlichem Tisch vor abermals grauer Wand. Sehr breit gemalt, macht das Ganze doch einen schön geschlossenen Eindruck und wie verschiedene graue Töne zusammenklingen, gerade weil sie so fein auseinander gehalten sind, das zeugt von Können.

Auch Philipp Klein hat Gutes zu zeigen. Vor der Form zeigt er immer mehr Respect, ohne darum seine flotte Vortragsweise aufgegeben zu haben. Der übrigens unnöthiger Weise allzu „pikant" ausgefallene Brustact eines jungen Weibes mit umgehängter schwarzer, rothgefütterter Jacke, das weichtönige graue Flußmotiv mit den Werften und Fabrikschloten und Schiffen an den Ufern, das große Bildniß eines lesenden Herrn an einem alten Secretär, das Stillleben eines Damenmodenstaats mit all' seinem Spitzen- und Seidenfroufrou, der Besnard nachempfundene Act eines am Boden kauernden weiblichen Modells zwischen rothem Kaminfeuer und grünem Stuhl, das lachende Selbstbildniß — das sind lauter Documente eines ehrlichen Arbeitens ... Coloristisch sehr interessant ist Leo von König's Herr in tressenbesetzter, ordengeschmückter rother Hoftracht; das Brustbild der jungen schwarzhaarigen Dame, die er im letzten Sommer in ganzer Figur zeigte, wirkt fast lebendiger, als damals das große Bild; entsetzlich häßlich aber ist der Act eines dickbäuchigen kleinen Mädchens. Wozu wird überhaupt so was ausgestellt, ebenso wie der Knäuel einer ganzen Menge von Mädchenacten, die Breyer auf einer Leinewand zusammenge—bürstet hat? ...

Von Wilhelm Trübner interessiren zwei ältere Bilder: ein Entenstillleben, mit der peinlichen Sorgfalt eines Hans Holbein d. J. bis in's Kleinste hinein ausgemalt, und die lebensprühende Studie einer alten Frau von schöner Farbe und jener gemäßigt breiten Pinselführung, wie sie eine Zeit lang auch für Wilhelm Leibl bezeichnend war, dessen Einfluß auf den Frankfurter Maler ja damals recht stark gewesen ist.

* * *

Unter den Franzosen nenne ich zunächst zwei Todte. Ueber Edouard Manet jedes Mal wieder etwas Neues zu sagen, hält schwer. Sehr bezeichnend für seine Auffassung ist jedenfalls das kleine Rennplatzbildchen mit den beiden Damen in Grau und in Gelb am Tau der Pelouse. Es stammt aus der Mitte der 60er Jahre, wie auch das höchst originelle Mannesbildniß, das in zwei Theile zerfällt: links Alles hellgrau und rechts tiefdunkel; dort sehen wir in einen zweiten Raum, wo eine Dame, uns den Rücken zuwendend, zum Fenster hinausschaut. Mit den lichten grauen und gelblichen Tönen hier contrastirt seltsam der braunschwarze Schirm oder Vorhang rechts, vor dem ein schwarz gekleideter brünetter Herr in Lebensgröße sitzt, dessen Gesicht auf diesem Hintergrund förmlich leuchtet. Man könnte das Bild in der Mitte durchschneiden und erhielte dann zwei Bilder, von denen jedes einen geschlossenen Eindruck macht, und doch vertragen sich auch beide zusammen in einem Rahmen gut miteinander — dank der Kunst Manet's.

Der Andere ist der jüngst hochbetagt verstorbene Camille Pissarro, der Vornehmsten Einer unter den Führern der Pariser Impressionisten. Die seiner Zeit in Aussicht gestellte große „retrospective" Ausstellung, die man zu seiner Erinnerung veranstalten wollte, ist's freilich nicht, die hier geboten wird. Wir sehen nur Anfang und Ende seines Schaffens gekennzeichnet — die Entwickelungs-Bindeglieder dazwischen fehlen einstweilen noch. Ein lichter, silbergrauer Tuileriengarten aus dem Jahre 1900 vertritt seine letzte Kunstperiode, aber auch in mehr gemäßigter Form. Mehr ist aus den sechziger Jahren vorhanden, wo Pissaro von dem pointillirenden Impressionismus der letzten Zeit noch weit entfernt war. Ein paar Landschaften aus der Mitte der sechziger Jahre zeigen ausgesprochene Verwandtschaft mit Corot'scher Auffassung und andererseits, obschon Corot sich von Rousseau sehr wesentlich unterschied, doch auch mit diesem. In dem Motiv aus Pontoise (1866) freilich stehen vor einem im Corot'schen Geiste empfundenen Hintergrunde kahle Apfelbäume, die bereits ahnen lassen, welch' ein Umschwung sich einst im Maler vollziehen würde ...

Neben diesen älteren Franzosen ein jüngerer, den wir nicht zu den Impressionisten strenger Observanz zu rechnen pflegen: Lucien Simon, neben Cottet der bedeutendste Führer der bretonischen Malergruppe. Aber es giebt dieses Mal weniger Bilder mit den bekannten Motiven aus der herben dunkeltönigen Bretagne mit ihrer ernsten schweigsamen Bevölkerung. Es sind vornehmlich Bildnisse und Stillleben, die wir von ihm hier zu sehen bekommen. Da ist die alte Dame in Schwarz mit dem stillen Blick und den seelenvollen Händen, die Simon 1892 eine goldene Medaille eintrug; da ist, vermuthlich aus derselben Zeit, das alte dunkel gekleidete Ehepaar auf braunrothsammtenem Canapé vor der graubraunen Tapete, an der gerahmte alte Familienporträts hängen; da ist das Bildniß einer Dame in einem ganz durchsichtigen blumengemusterten schwarzen Kleide über Weiß, die vor einem dunkelrothen Boule-Tisch mit einem Strauß feurig rother Nelken und neben einem lichtseidenen vergoldeten Sessel Louis XV. steht; die Wand deckt

eine blaugraue Tapete, ein goldgerahmter kleiner Spiegel hängt an dieser Wand, und gerade vor ihm kommt der überaus fein charakterisirte Kopf zu stehen. Ebenso brillant gemalt und in einer ganz verwandten Farbenharmonie gehalten ist der Act eines jungen Mädchens, das in einem großen alterthümlichen Sessel inmitten eines behaglichen Zimmers ruht, während ihre Kleider auf einem andern Stuhl liegen. Man begreift, daß Simon es hier um den Contrast der glänzenden Fleischtöne und den mehr gebrochenen und stumpfen des Zimmer und seiner Einrichtung zu thun war — aber das „Arrangement“ dieser Nudität in einem Wohnzimmer wirkt zunächst etwas befremdend.

Von den mancherlei anderen Simon'schen Bildern sei nur noch eines genannt, ein Stillleben von größtem malerischen Reiz: auf einem marmornen Kaminsims steht eine weiße Vase mit rothen Blumen neben einem schlichten Messingleuchter; sie spiegeln sich im Kaminspiegel, in dem wir auch die eine Seitenwand des Zimmers erblicken mit einem weißen Fenster, das die hellste Stelle des ganzen Bildes ist. Bei aller Einfachheit des Vorwurfes in der Ausführung von größtem Raffinement ...

Franz Flaum.

Vor ein paar Jahren erinnere ich mich von diesem talentvollen Bildhauer in einer kleinen Atelier-Ausstellung was gesehen zu haben. Dann zeigte er mitunter bei Keller & Reiner die eine und andere Arbeit. Meist durchaus erotisch empfundene kleine Statuetten nackter Frauen und Mädchen.

Im Zeichen der Erotik steht auch eine größere Ausstellung, die er soeben in der Amelang'schen Kunsthandlung veranstaltet. Im Zeichen der Erotik und — Auguste Rodin's. Der ganz und gar impressionistischen Ausdrucksmittel des berühmten Franzosen bedient auch er sich. Si duo faciunt idem non est idem. Es besteht immerhin ein Unterschied zwischen Flaum und — Rodin. Wie immer zwischen Copie und Original. Das Herausentwickeln einer Halbgestalt aus dem Block ist beim Pariser Meister ein wirkliches Werden und Uebergehen; bei Flaum — ein Zusammengekittetsein möchte ich sagen. Man sehe sich den „Kuß“ und den „Felsen“ an. Die „Welle“ hat was von Rodin'scher visionärer Weiberplastik, aber die „Vision“ des Jünglings mit dem Frauenkopf ist wiederum ganz uneinheitlich im Styl. Sogar bis auf den Titel ahmt übrigens Flaum Rodin nach: „Der Dichter und das Weib“... Aber mir sind diese Rodin-Nachempfindungen entschieden immerhin noch lieber, als das ganz „originale“ „Geschlecht“. Hier haben wir sich selbst geißelnde Erotik, dazu noch in grotesk häßlicher Form.

Eine kleine Liszt-Statuette zeigt den Bildner auf anderen Wegen — Vielen werden diese willkommener sein, als jene anderen ...

J. Norden.

Offene Briefe und Antworten.

„Von Männern und Frauen.“ An Margarethe Kossak.

Ja, Sie entfernen sich ganz bedeutend von dem Hauptthema: „Warum geistig höherstehende Frauen nicht heirathen wollen“ — (von können war nicht die Rede). Sie haben gefunden, daß in der Gegenwart geistig vermögte Frauen höher eingeschätzt werden, als solche mit häuslichen Tugenden? — Möglich, daß sich ein Umschwung in der Schätzung der Werthe bemerkbar macht. Aber unter hundert Ehen finde ich mindestens achtzig Frauen, die nicht befähigt sind, dem Gatten das zu sein, was sie sein sollten — Gefährtinnen seiner Sorgen. Statt dessen werden sie sich ihm wie ein Bleigewicht anhängen und die Schwingen lähmen, daß er den Höhenflug nicht wagen kann. Jawohl. Aber — aus welchen Gründen hat sich denn der Mann diese Frau gewählt?? Wenn es in der blinden Thorheit einer Jugendliebe geschehen, wo der junge Mann noch dachte — d. h. wenn er überhaupt daran dachte — sich das junge Weib erziehen zu können — gut, dann wäre es noch eine Entschuldigung. Wie viele Männer sind denn aber in der Lage, in solchem Alter heirathen zu können? Wenn aber ein reifer Mann, der Welt und Menschen kennt, sich ein Weib auswählt, das ihm nicht das sein kann, was er braucht — so verdient er nichts Besseres. Und Niemand wird abstreiten können, daß da andere Berechnungen bei Eingehung der Ehe mitspielten. Wenn aber ein Mann nach Geld oder anderen Vortheilen heirathet, so wär's verwunderlich, wenn er als Dreingabe, und zur Belohnung, auch noch ein Weib fände, das geistig hoch genug steht, um ihm Freund und Kamerad zu sein!

Sie sagen: Viele Menschen bringen Unerhörtes zu Stande, wenn sie an ihre Illusionen glauben. — Illusionen? Ein Geschäftsmann soll mit klarem Blick und sicherer Hand operiren, nicht mit Illusionen. Illusionen — gewagte Speculationen — Börsenschwindel —! Und Sie nehmen es den „vernünftigen“ Gattinnen übel, wenn sie durch ihr „Rabengekrächze“ solchem Treiben wehren wollen? Ich nicht. Ist dann der große Krach da, das von der Frau eingebrachte Vermögen „illusorisch“ geworden, so rettet sich der Mann mit seinen „Illusionen“ nach Amerika, oder entflieht der Schande und den Verpflichtungen gegen seine geschädigte Familie durch eine Kugel. Ich meine, solcher Beispiele hätten wir genug.

Es ist nicht angängig, daß Sie die Künstler und Schriftsteller hier in die Debatte ziehen. Das sind Ausnahmemenschen, die mit der Geschäftswelt nichts zu thun haben. Die brauchen Illusionen, brauchen ein Wesen, das an ihren Stern, ihren Genius glaubt, das ihnen Flügel giebt. Der Geschäftsmann aber braucht eine solide Basis, keine Illusionen. Und wir sprachen von den Frauen der Geschäftsleute. — Sie sagen: „eine Frau kennt in der Regel kein höheres Ziel, als die feste Anstellung und Pensionsberechtigung“ — nun, dann wird sie vermuthlich einen Beamten heirathen und keinen Kaufmann oder Künstler. Mir scheint fast, als wenn Sie einen bestimmten Fall im Auge hatten, wo es sich um Aufgabe eines festen Einkommens handelte. Wir können uns hier aber nicht mit Ausnahmefällen aufhalten. — Wenn ein Mann seiner Frau „Erfolge vorschwindeln“ muß, so ist das nur ein Zeichen, daß er nicht der Mann seiner Frau war, sondern — daß sie die Hosen anhatte. Es ist entweder Feigheit oder unvernünftige Rücksichtnahme — Beides rächt sich früher oder später. Kann ein Mann seine Frau nicht mit Güte und Vernunft zur Vernunft bringen, dann — mag er „die Peitsche nicht vergessen“.

Nach meinen Beobachtungen brauchen die meisten Männer ein Weib, das sie versteht, dem sie sich anvertrauen können — dazu suchen sie sich dann eine Freundin, bei der sie finden was die Ehefrau ihnen nicht geben kann. Nun — wollen Sie mir wohl erklären, warum ihre Wahl trotzdem auf eine minderwerthige Frau fiel?? Wenn Sie meine Behauptungen widerlegen wollten, so hätten Sie mir beweisen müssen, daß die Mehrzahl der Männer kluge, geistig ebenbürtige Frauen habe, aber nicht das Gegentheil! Ihr Schlußsatz stößt ja Alles, was Sie vorher gesagt haben, um!

Nach meinen Ausführungen könnte man mich für eine Männerfeindin halten. Das ist aber durchaus nicht der Fall. An anderer Stelle trete ich mit Schärfe gegen die Frauen auf, die sich über die Männer beklagen. Ich kann Ihnen mit kurzen Worten meinen Standpunkt präcisiren: Wenn die Frauen bessere Männer wollen, so sollen sie zuerst bessere Frauen werden. Sie haben ja das Vorrecht, Männer zu gebären und zu erziehen — traurig genug, wenn sie der Welt nichts Besseres geben können, als minderwertige Frucht! Wie wär's aber möglich, daß Frauen, die selbst nichts sind als Puppen, Decorationsgegenstände oder Köchinnen, Kindern Kräfte und Tugenden vererben, die sie selbst nicht besitzen? Die Erziehung des Kindes vor der Geburt — wie wichtig — aber welche junge Frau denkt daran! „Geprägte Form, die lebend sich entwickelt“. — Und dann der Einfluß einer guten Kinderstube — noch beim Greise macht er sich bemerkbar. „Schlecht gezeugt und schlecht gesäugt“, und das sollen Vollmenschen, Höhenmenschen werden! Die Früchte einer verlotterten, degenerirten Gesellschaft — bemitleidenswerthe, schon mit dem Keime der Fäulniß belastete Geschöpfe, die zu keiner großen That, keinem befreienden Gedanken mehr fähig sind. — Und was kann man von den Kindern solcher Ehen erwarten, wo beide Theile sich unbefriedigt fühlen, und nur aus Gewohnheit, oder um äußerer Vortheile Willen bei einander bleiben?

Wenn ich nun Ihre Ausführungen kurz zusammenfasse, so sagen Sie:

1. Die Unkenntniß der Frauen über die Einnahmen des Mannes hängt mit dem Berufe zusammen.

2. Es brauchte aber nicht so zu sein, doch kommt dies nicht auf das Schuldconto der Männer, sondern der Frauen, von denen die Mehrzahl kleinlich ist, dem Manne Arbeitsfreudigkeit raubt, seine Illusionen zerstört, und sich ihm wie Bleigewichte an die Füße hängt.

3. Behaupten Sie, daß die Männer nicht minderwerthige, sondern geistig hervorragende Frauen zur Ehe bevorzugen — —

Widersprüche!

Anne v. den Eken.

Notizen.

M. zur Megede: Narren. (F. Fontane & Co., Berlin.) Das Buch der bekannten Verfasserin führt uns in das seit Sudermann's „Frau Sorge“ so beliebte Milieu der ostpreußischen Grundbesitzer. Dies ist auch theilweise sehr trefflich und lebenswahr geschildert. Die sehr auf das Aeußerliche gerichtete Heldin des Buches weiß hingegen nicht innerlich zu interessiren. Außerdem spielt der Zufall an entscheidender Stelle eine zu große Rolle. Das Beste an dem Buch sind die kecken und frisch aus dem Leben herausgegriffenen Sittenschilderungen.

Dr. Heinrich Ilgenstein.

Zur gefälligen Beachtung.

Alle **geschäftlichen** Angelegenheiten, besonders die Versendung von Beleg-Exemplaren, die Honorirung u. dgl., erledigt **ausschliesslich** der **Verlag**, Berlin W 57, Katzlerstr. 4 I.

Dagegen sind Manuskripte, Bücher, redactionelle Anfragen etc. stets an **Richard Nordhausen**, Berlin W 30, Gleditschstr. 6, zu senden. Nur in diesem Falle kann für pünktliche Erledigung Gewähr geleistet werden.

Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W 30, Gleditschstr. 6; Expedition: Berlin W 57, Kaplerstr. 4 I. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 11. Berlin, den 12. März 1904. 33. Jahrgang.
Band 65.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt:

Deutschland ein geographischer Begriff.

Von Kurd von Steantz (Berlin).

Lamprecht*) hat bei Beschreibung der deutschen Gegenwart nicht nur in geistiger Beziehung zuerst wissenschaftlich in Fortsetzung unserer Geschichtskunde, die von Meisterhand bloß bis 1871 reichte, das kleindeutsche Reich nicht als Erfüllung des staatlichen Gedankens des deutschen Volkes angesehen, sondern das deutsche Volksgebiet trotz der äußeren Einigung eines Theiles unter preußischer Führung auch fernerhin als geographischen Begriff im politischen Sinne bezeichnet, dem der staatliche Rahmen noch fehlt. Als ich im Jahre 1886 in einer kleinen Schrift**) auf die schweren Unterlassungssünden des Frankfurter Friedens hinwies, der sich national nur wenig von den beiden Pariser Friedensschlüssen von 1814 und 1815 trotz Erlangung des größeren Theils vom Elsaß und eines lothringischen Stückchens unterschied, stand ich allein. Auch der viel später entstandene alldeutsche Verband schweifte lieber nach Osten als nach dem Westen. Erst in Albrecht Wirth***) erwuchs mir ein Mitstreiter, der auch in einer Festlandspolitik allein die Möglichkeit einer deutschen Staatseinheit sah, ohne eine beginnende Weltpolitik abzuweisen. Außerhalb Europas giebt es aber nur drei Siedlungsgebiete, um unser Volksthum zu erhalten, Südafrika, Südbrasilien und Nordamerika, wo allein 25 Millionen Deutsche hausen, wenn auch nicht mehr als $^1/_8$ ihre Muttersprache noch reden, und selbst das leider mit starken englischen Anklängen. Unsere so ruhmredige und so thatenlose Weltpolitik hat Südafrika aufgegeben, fürchtet sich in Südamerika vor dem groben Bruder Jonathan und umschwenzelt das anglisirte Sternenbanner in schlimmster Anglomanie.

Die Mehrzahl unseres Volkes steht außerhalb der Bismarck'schen Schöpfung, und der unpolitische Lamprecht kommt daher zu dem erfreulichen Schluß, daß diese Außenlande, die im Westen sogar Kernlande und im Osten die Erblande des deutschen Kaiserthums seit dem Ausgang des Mittelalters sind, unmöglich dauernd von der Vereinigung mit dem kleindeutschen Reiche ausgeschlossen werden dürfen. Er beschränkt freilich den deutschen Volksboden im Westen und Süden auf das vlämische Belgien und Holland, sowie die sogenannte deutsche Schweiz. Er weiß aber sehr wohl, daß die französischen Niederlande bis zur Somme oder wenigstens bis zur Authie rein deutsch ihrer Volksart noch sind. Leider hat er sich durch Geschichte und Prüfung des Volksthums noch nicht von der Thatsache unterrichtet, daß die vermeintlichen Wallonen gar keine Franzosen, sondern verwelschte Vlamen, d. h. salische Franken, wie die Kölner sind. Das urdeutsche Erzstift Lüttich, das bis 1803 zum alten Reich gehört hat, ist erst seit der spanisch-österreichischen Herrschaft verwelscht. Auch die Westschweiz ist rein deutsch bis auf das burgundische Genf, das daher noch keineswegs trotz der Sprache französisch ist. Als der westliche Theil Oberschwabens ist die sogenannte französische Schweiz nebst der Freigrafschaft Hochburgund (Franche Comté) allemanisch auf dem Grunde ursprünglicher burgundischer, also auch germanischer Siedlung. Die Berner Landvögte haben den verwelschenden Jura und das Waadtland wieder völlig verdeutscht. Freilich die enge politische Verbindung der Eidgenossenschaft mit den Bourbonen, denen sie ihre besten Officiere und Mannschaften lieferte, und die französische Cultur des 18. Jahrhunderts, die Deutschland von den Alpen bis zur See zum französischen Affen erniedrigte, öffneten der Verwelschung der schweizerischen Grenzlande Thür und Thor, nachdem das spanische Hochburgund als deutsches Bollwerk der französischen Ländergier gleich dem Elsaß zum Opfer gefallen war.

Lamprecht hält auch Lothringen von jeher für welsch. Doch will ich zu seiner Ehre annehmen, daß er damit die heute französisch redenden Theile des jetzigen Reichslandes und den französisch gebliebenen Hauptkern meint. Doch schon bei Metz ist er zweifelhaft. Hätte er das lothringische Urkundenwerk des Grafen d'Haussonville gelesen, so würde er wissen, daß die alte deutsche Bischofsstadt in Sprache und Volksthum nicht nur im 12. Jahrhundert noch theilweise deutsch gewesen ist, sondern daß dies bis zum Verrath der protestan-

*) Carl Lamprecht, Zur jüngsten deutschen Vergangenheit, drei Ergänzungsbände zur deutschen Geschichte, Freiburg i. B., 1903/4, Heyfelder. Der Nachtrag würdigt außer der Politik die geistige, wirthschaftliche und sociale Entwickelung unseres Volkes in meisterhafter und geistvoller Weise als Ergänzung der Treitschke-, Sybel- und Friedjung'schen Werke, denen Lamprecht völlig ebenbürtig ist. Leider ist sein sonst so klares Gelehrtendeutsch auch noch recht humanistisch verseucht, eine förmliche Fremdwörtersucht, der Fluch unserer classischen Bildung!

**) Kurd v. Strantz, Das verwelschte Deutschthum jenseits der Westmarken des Reiches (Französisch-Niederlande, das französisch gebliebene Lothringen, Hochburgund, der elsässische Sundgau, die verwelschte Westschweiz), zweite vermehrte Auflage. Berlin und Leipzig, 1903, Fr. Luckhardt.

***) Vergleiche auch sein jüngstes treffliches Werk: Die Weltgeschichte der Gegenwart, Berlin 1904, Gose & Tetzlaff. In seinem „Volksthum und Staatsmacht", München 1900, Bruckmann, verficht er ausdrücklich eine continentale Reichspolitik, ohne die Uebersee zu vernachlässigen.

tischen Fürsten und dem Raube Heinrich's II. der Fall gewesen ist. Ich habe durch die Ortsnamen des staatsrechtlich französisch gebliebenen Lothringens den Nachweis des Deutschthums in der Eingangs gedachten Schrift geliefert. Leider vergißt Lamprecht auch den elsässischen Sundgau gänzlich, dessen Zugehörigkeit zum deutschgewordenen Stammland doch außer Zweifel steht. Mömpelgard ist erst 1806 von Württemberg im Austausch gegen rechtsrheinische, reichsunmittbare Herrschaften endgültig an Frankreich abgetreten worden. Belfort, deutsch Beffert, weßhalb auch die Franzosen noch heute das l nicht aussprechen, hat eine auf Unkunde seiner politischen Berather beruhende Schwäche Bismarck's bei Frankreich belassen, trotz Moltke's berechtigtem militärischen Widerspruch, da uns die trouée de Belfort als französische Einfallspforte mindestens ein volles Armeecorps als Beobachtungsheer kostet und den Uebertritt der Franzosen in die Schweiz Zwecks Durchmarsches über die schweizerische Hochebene nach Süddeutschland und insbesondere Bayern erleichtert, auf dessen rheinbündische Gesinnungen man am Quai d'Orsay noch heute vertraut.

In der Schweiz erkennt Lamprecht das Zurückweichen unserer Mundart selbst im reindeutschen Sprachgebiet an, übersieht aber, daß der deutsche Volksboden bis Genf reicht, das eine so starke deutsche Einwanderung aufweist, daß man diese einzige, wirklich welsche Stadt der Schweiz fast als deutsche ansprechen darf. Aber die verwelschte allemanisch-burgundische Bevölkerung der Westschweiz französirt zielbewußt selbst den reichsdeutschen Zufluß, indem sie grundsätzlich keine deutschen Schulen, trotz der verfassungsmäßigen Gleichberechtigung unserer Sprache, in der Eidgenossenschaft errichtet und deutsche Kinder in die rein französischen Unterrichtsanstalten zwingt. Freilich ist es ja feiner, französisch zu radebrechen, als dütsch zu reden.

Indessen nagt auch südwärts das Welschthum in italienischer Gestalt am deutschen Felsen und leider mit fortschreitendem Erfolg. Der Wiener Congreß ließ die deutschen Thalschaften der Tosa bis Duhm (Domo d'Ossola) bei Piemont und des Veltlin mit Kleven (Chiavenna) bei der Lombardei, obwohl beide Landschaften bisher zu Wallis und Graubünden gehört hatten, mit denen sie auch sprachlich und stammlich zusammenhängen. Aber Oesterreich verwelschte mit kirchlicher Hülfe als Gebieter Venetiens auch die uralten Gemeinden unseres Volkes zwischen Verona und Vicenza und das noch halb deutsche Friaul mit Weiden (Udine). In den setti und tredeci communi wurde noch um die Mitte des vorigen Jahrhunderts eine altbayerische Mundart gesprochen. Wir dürfen nicht vergessen, daß bis zum Po nicht allein deswegen altdeutsches Volksgebiet liegt, weil die Longabarden sprachlich Hochdeutsche und ihrer örtlichen Herkunft von der Unterelbe nach Niederdeutsche sind, sondern weil Oberitalien mit allemanischem und bayerischem Blut erfüllt ist, wie noch jetzt der Augenschein lehrt. Hier fließt kein Tröpflein wirkliches italisches Blut. Die Sprache des Cantans Tessins bis zum Langen See (Lago Maggiore) war im 18. Jahrhundert deutsch. Erst seit dieser Zeit geberdet sich die Bevölkerung südlich des Gotthards italienisch. Die allgemeine Unkenntniß dieser Einzelheiten, wo es sich bloß um geringe Volkssplitter handelt, ist aber trotzdem bezeichnend, da sie den Grad unserer volklichen Gleichgiltigkeit zeigt und das nationale Uebergewicht der Romanen in den deutschen Marken erklärt. Diese Selbstbescheidung hat uns noch 1871 an dem kleindeutschen Reiche genügen und Oesterreich-Ungarn slawisiren und magyarisiren lassen, des Deutschenhasses in der oberdeutschen Schweiz und dem niederdeutschen Holland gar nicht zu gedenken. Nur die belgischen Vlamen waren zu ihrem Volksbewußtsein erwacht, aber sie fühlten sich nicht als Deutsche, was sie allein sind, sondern als schattenhafte Germanen, wozu jedenfalls die Nordfranzosen ihrer rein fränkischen Abstammung nach auch sämmtlich gehören. Der unselige Sondergeist unseres Volkes fürchtete förmlich die Staatseinheit, die Frankreich und England längst besitzen und selbst die entarteten und national unter sich so verschiedenen Italiener mit fremder und schließlich unserer Hülfe errungen haben.

Es handelt sich natürlich zur Zeit gar nicht um eine politische Einheit, vielmehr nur um eine anzubahnende nationale Geschlossenheit gegenüber den übrigen national geeinten oder bestimmt national gefärbten Weltmächten. Die amerikanische Union ist höchstens zu einem Drittel englisch, aber äußerlich ein britisches Staatswesen, obwohl die Hauptträger der romanisirten angelsächsischen Sprache die keltischen Iren sind. Das schwierigste Problem bildet der trotz 1866 noch bestehende Dualismus der nunmehrigen beiden deutschen Kaisermächte. An Stelle Preußens ist dessen kleindeutsche Reichsschöpfung getreten und die Lösung nur aufgeschoben. Wir können aber nicht nur unserer 12 Millionen Volksgenossen in der Ostmark nicht entrathen, sondern müssen die 2—8 Millionen slawisirter und magyarisirter Brüder wieder gewinnen und dem ganzen Habsburger Staat den alten deutschen Stempel von Neuem und unvergänglich aufdrücken, der ihm sein altehrwürdiges, ruhmreiches geschichtliches Gepräge verliehen hat. Der deutschen Sendung Oesterreichs wider die Türken verdankt der Doppeladler seine europäische Stellung, die sich freilich auf das zwar verrottete, aber doch opferwillige, heilige römische Reich deutscher Nation stützte. Der Türkenpfennig und das Reichsheer eroberten die Donauebene bis Belgrad.

Erst die italienische Erbschaft entzog das Kaiserthum dieser nationalen Aufgabe, die ein Josef II., leider unglücklich, wieder aufnahm. 1866 befreite den Donaustaat von dem welschen Ballast, der auch die Italienisirung Südtyrols und des Küstenlandes durch die thörichte Versöhnungspolitik verschuldet hat, die stets aufrührerischen Welschen durch übertriebene Förderung ihres Volksthums an Wien zu ketten. Das schwache deutsche Volksgefühl wurde dafür selbst diesseits der Alpen verdorben, und die Abkömmlinge italienischer Abenteurer niederster Herkunft bilden jetzt einen erheblichen Bruchtheil des österreichischen Hochadels, der fast grundsätzlich undeutsch fühlt. Im Südosten hatte inzwischen Rußland dem Nachbarland den Rang abgelaufen, indem es gemeinsamen Glauben und Abstammung als wichtige Werbemittel zur Stärkung seines Ansehens unter den zerrissenen und geknechteten Südslawen geschickt benutzte.

Erst Bismarck wies den einstigen Gegner auf Bosnien, nachdem er sich die Donauländer hatte entgehen lassen. Doch ist die Unabhängigkeit des rumänischen Nationalstaates ein besserer Schutzwall gegen die nordische und südliche Slawenfluth, als wenn Oesterreich unmittelbar im Besitz der Donaumündung und damit selbst der Prellbock wäre. Die Walachen sind unsere einzigen und nothgedrungenen Freunde in Europa und ein starker Pfahl im slawischen Fleische des Südostens, was sich die Herren Magyaren bei ihrer Unterdrückungssucht zu Gemüth führen möchten, aber auch die ungarländischen Deutschen beherzigen sollen, um gemeinschaftliche Sache gegen den gemeinsamen Widersacher, das aufgeblasene mongolische Magyarenthum, endlich und thatkräftig zu machen. Da die Söhne Arpad's die Verfassung gebrochen haben, muß Gewalt wider Gewalt gesetzt werden. Macht ging immer vor Recht, und die nicht magyarischen Ungarn haben die $^2/_3$ Mehrheit über ihre schlitzäugigen, verjudeten Peiniger, die nur das Deutschthum und der Dreibund vor der Verslawung und volklichen Vernichtung schützen. Das deutsche Schwert hat Ungarn vom Türkenjoch befreit, während die „ritterlichen" Magyaren in gewohnter Treulosigkeit ihre habsburgischen Herrscher verriethen und zur Hälfte unter dem Halbmond fochten. Sind sie doch finnisch-ugrischen Stammes und die nächsten Verwandten der Türken, so daß das arische Europa an der Aufrechterhaltung dieses der Gesittung unzugänglichen

Reiterstammes als Nachläufers der Hunnen und Avaren sicherlich keinerlei Interesse hat. Droht doch ferner die magyarische Unabhängigkeitspartei Kossuth's, der, o Ironie des Schicksals, ein Slowake ist, offen mit dem Abfall, welcher Abfall freilich eine österreich-deutsche Eroberung und damit den Untergang jedweden magyarischen Selbstständigkeitsgelüstes ermöglichen würde. Das wissen die staatsklugen Magyaren und lenken daher stets nach solchen kindlichen Drohungen wieder in das loyale Fahrwasser ein.

Doch die greisenhafte Milde des Kaisers ist bei seinem Nachfolger nicht zu erwarten, der seinerseits ein Tschechenfreund ist. Das Deutschgefühl haben ja die österreichischen Herrscher längst verlernt und wundern sich doch über die schwindende Staatstreue ihrer Deutschen, die allein den Kitt des Reiches bilden. Darin liegt aber die Stärke der Ostmark. Nur die Durchdringung der gesammten habsburgischen Lande mit unserem Volksthum kann diese Schöpfung deutschen Colonialgeistes vor dem drohenden Zerfall bewahren und darum muß das ganze deutsche Volk für seine Ostsiedelung eintreten. Wir dürfen außer Galizien keinen Zoll breit dieses Staatsgebietes verlieren, und auch von dem Schlachtzizenland gebührt uns ein breiter westlicher Grenzstreifen, der einst zu Schlesien und Mähren gehört hat. Auch Neumarkt in der Hohen Tatra ist deutscher Volksboden. Seit der polnischen Mißwirthschaft unter dem Doppelaar in Galizien sind fast 200000 Deutsche äußerlich polonisirt, wenn sie sich auch Namen und Sprache erhalten haben. Nur 100000 haben sich noch offen als Deutsche bekannt. Ueberlassen wir Galizien seinem Schicksal, so wird es russisch und ruthenisch, was wir den edlen Polen herzlich gönnen, zumal sie bisher vom Gelde der übrigen österreichischen Steuerzahler gelebt haben.

Im bisherigen Staatsverband sind daher die Ruthenen werthvolle Bundesgenossen der Deutschen, die sich der ruthenischen Interessen vielmehr annehmen müßten. Hat doch der Berliner Kwileckiproceß die Verkommenheit des polnischen Adels und seine arbeitsscheue Herrschsucht auch bei uns genügend bewiesen. Der deutsche Adel Oesterreichs sollte sich schämen, mit den galizisch-polnischen Hochstaplern und Amtscassendieben als Standesgenossen zu verkehren und parlamentarisch deren Geschäfte zu besorgen. Rumänen und Ruthenen*) sind Leidensgefährten, denen sich in beiden Reichshälften der mitbuldende Deutsche zu gemeinschaftlicher Abwehr der frechen magyarisch-slawischen Angriffe gesellen müßte, um zugleich wieder die Staatsleitung zu übernehmen, deren Zügel ihm Dank eigner Schuld und der undeutschen Haltung des Erzhauses entglitten sind. Noch ist es nicht zu spät, und erst die Noth der Zeit bringt den Deutschen zum Bewußtsein seines sonst gering geachteten Volksthums. Das Deutsche Reich könnte durch häufigere Beschwerden der preußischen Regierung über polnische, von Lemberg ausgehende Umtriebe dem Polen Goluchowsky am Ballhausplatz die deutsche Grundlage des Bündnisses öfters vor Augen führen und damit zugleich die Stellung des österreichischen Ministerpräsidenten stärken. Leider wurstelt das amtliche Kleindeutschland fast in österreichischer Art fort und läßt trotz aller schönen Reden die bescheidenste That vermissen.

Die nationale Ergänzung des Reiches, die Erblande eines stolzen deutschen Kaisergeschlechtes, dessen jetzige Träger freilich der lothringischen Westmark entstammen, beruht auf der wiedergewonnenen Machtfülle des deutschen Volkes; sind doch die undankbaren Tschechen und die übertünchten Magyaren so stark mit deutscher Bildung erfüllt, daß sie unter der russischen Knute die größten Deutschen-Freunde würden. Um so mehr ist unser kleindeutsches Reich verpflichtet, auch außerhalb seiner engen Grenzen sein Volksthum zu betonen und ihm zum Sieg im Bereich unseres alten Volksbodens zu verhelfen. Dieser erstreckt sich aber im Westen über unsere alten Außenlande, die deutschen Strommündungen an der Nordsee und die Alpengrenze. Der böse „Vetter"streit stimmt freilich schlecht zu den herrlichen Versen des Schweizer Dichters in seinen „Hutten"*), obwohl der Berner Professor bloß bescheiden von einer deutschen Geistesprovinz in Rücksicht auf seine oberschwäbische Heimath geredet hatte, die freilich bis zum Genfer See reicht:

> „Unsinn, daß Ihr Euch täglich reizt und rauft,
> Landsknecht und Schweizer! Beide deutsch getauft."

und

> „Geduld, es kommt der Tag, da wird gespannt
> Ein einig Zelt ob allem deutschen Land!"

Glaubt die Schweiz, daß ihre welsche Schwesterrepublik anders geartet sei, als die erste Republik, die unter dem Vorwande der Freiheit die plündernden Sansculotten in's Land der Bourbonenschützer sandte, um es der großen Schwester anzugliedern und zu verwelschen, was jetzt im Frieden die alliance française mit schamloser Dreistigkeit unter Förderung der Berner Behörden fortsetzt? Auch in Holland wird der Deutsche muff verachtet und der Franzose, der sogar französisch spricht, mit bedientenhafter Dienstfertigkeit geehrt. Schweizer und Holländer sind eben echte Deutsche. Das indische Reich Insulinde wird eine englische oder amerikanische Beute werden, sofern nicht unsere Schiffskanonen die Sundainseln vor den ländergierigen Nachbarn schützen. Unsere gemeinschaftliche Grenze in Neuguinea bewahrt jedoch die Niederlande vorläufig vor diesem Schicksal, das auch dem Congostaat von England und Frankreich droht, wie wir überhaupt erst die Gründung dieses Staates auf dem Berliner Congreß ermöglicht und ihn bereits von der gewaltsamen Pachtung eines Grenzstreifens Seitens Großbritanniens befreit haben, der den Nil mit dem Kap verbinden sollte. Die Verhältnisse des holländischen Ostindiens sind nicht gesund, wie sie freilich übertrieben schon Dekker**) aus eigener amtlicher Erfahrung schildert. Holland ist schon jetzt nicht in der Lage, seinen Besitz vor fremder Aneignung dauernd zu schirmen. Es hat sich die Festsetzung der Engländer auf Nordbornea und Neuguinea gefallen lassen müssen, obschon einst Australien und Hinterindien zum holländischen Colonialreich gehört hatten, von Vorderindien nicht zu reden. Das deutsche Mutterland allein kann dem Angelsachsenthum auf beiden Seiten des Weltmeeres erfolgreich die Spitze bieten und sein Vorland Holland vor dem Angriff dieser Nachbarn schützen. Hoffentlich ersteht dann das alte niederländische Colonialreich in alter Größe. Den philippinischen Bissen werden die Amerikaner so wenig, wie die Spanier, verdauen, und vielleicht weht einst die holländische Flagge ob der ganzen malayischen Inselwelt unter deutschem Schutz.

Die eiserne Notwendigkeit zwingt alle deutschen Staaten zu innigem Zusammenschluß eines Bundesstaates, für dessen staatsrechtliches Gefüge unser kleindeutsches Reich vorbildlich ist. Wie sich die deutsche Ueberfee in Amerika und Afrika dazu stellt, wird die Zukunft lehren, in der aber das gute deutsche Drittel der Vereinigten Staaten nicht verengländern darf, so lange noch der Sinn für Volksehre in deutschen Herzen wahnt.

*) Die in deutscher Sprache erscheinende, vortrefflich geleitete „Ruthenische Revue" in Wien sollte von der deutschen Presse und unseren Politikern eifrig gelesen werden. Auch der preußischen Regierung sei sie zum Polenstudium empfohlen, da Galizien das polnische Hauptquartier für Preußen bildet.

*) Konrad Ferdinand Meyer.

**) Vergl. die Schriften Multatulis (Pseudonym Dekkers), besonders den ergreifenden Colonialroman Max Havelaar, Minden 1903, Bruns, 3. Aufl., billige Ausgabe.

Ueber die geschichtliche Bedeutung des Atlantischen Oceans.*)

Von Professor Th. Achelis (Bremen).

Das Schiff, gleich vollkommen als Werkzeug und als Waffe, ist seit nebelumspannenen Zeiten des Völkerlebens bis auf unsere Tage der treue Begleiter und Träger menschlicher Gesittung gewesen, und schon die folgende Schilderung eines namhaften Prähistorikers wirft auf diesen Zusammenhang ein bedeutsames Streiflicht: Dieselbe Energie, mit welcher die Kelten, schlecht gerüstet, in den Atlantischen Ocean hinausfuhren, mit der griechische Seeräuber und Colonisten der karischen und phönizischen Thalassakratie im östlichen Becken des Mittelmeeres ein Ende bereiteten, mit der das bäurische Rom, über Nacht eine Seemacht geworden, Karthago zu Boden schmetterte, — dieselbe Energie weht und wallt in den Wimpeln der späteren Normannen, Dänen und Sachsen und schwellt in den Wimpeln der Genuesen, Portugiesen, Holländer, Engländer. Wohl erzählt die Geschichte anderer Mittelmeervölker von den Tharsisschiffen der Phönizier, von der Capumsegelung im Auftrage egyptischer Pharaonen und von den Entdeckungen der Punier an der Westküste Afrikas, sie weiß auch von dem Opfermuth einzelner Capitäne, die lieber ihr Schiff scheitern ließen, als daß sie nachfolgenden Concurrenten den Weg in's Zinnland verriethen, Rühmliches zu berichten. Aber von einem Todestrotz gleich dem der Wikinger, die im Sturme alle Segel aufzogen und lieber im heulenden Abgrund versinken, als dem Zorn des Meeres weichen wollten, von einer wilden, nordischen Abenteuerlust, wie sie seit dem Beginn des Mittelalters an allen Vorgebirgen jauchzte, alle blühenden Küstenstriche überfiel und die Eisenrüstung zu einem Merkmal anderer, unwiderstehlicher Menschenart erhob, davon weiß jene Geschichte mit all' ihrem klugen und erbaulichen Inhalt Nichts zu melden. Erst, als solche Fäuste am Steuer lagen, hat das unvergleichliche Werkzeug ganz und gar gehorcht; erst unter dieser Herrschaft hat es sich seiner hohen Aufgabe, das Antlitz der Erde umzuformen, gefügig erwiesen. (M. Hörnes, Urgeschichte des Menschen, S. 150.) Wie gesagt, mit der sich vervollkommnenden Technik wurde das Meer immer mehr zu einer Völker verknüpfenden Straße, das auf die Geschichte der Anwohner einen tiefen, nachhaltigen Einfluß ausübte, den Horizont unendlich erweiterte, gewaltige, umfassende Reiche entstehen ließ, die freilich durchweg an einer zu schmalen Basis krankten, — Karthago, Venedig, Spanien, England sind dafür verhängnißvolle Belege. Schon das schmale Becken des Mittelmeeres hat eine ganz neue, einheitliche Culturwelt geschaffen, die im imperium romanum späterhin ihren kraftvollsten Ausdruck fand, aber welch ein ungleich umfassenderes Bild stieg aus den Fluthen des Atlantischen Oceans vor den Augen der Europäer auf, als sie sich allmälig bewußt wurden, in der That eine neue Welt entdeckt zu haben, auf die sie sich mit wilder Eroberungslust stürzten! Jetzt erst konnte im eigentlichen Sinne des Wortes die Aufgabe unseres Continents, sich die Welt unterthan zu machen, die Weltherrschaft sich zu erringen, heranreifen, ein glänzendes Ziel, das gerade jetzt, wo vielleicht in absehbarer Zeit die Erfüllung nahen könnte, durch die unerschöpfliche Expansionskraft der Vereinigten Staaten Nordamerikas mehr als sonst in Frage gestellt zu sein scheint.

Mit dem Zeitalter der großen Entdeckungen tritt eine vollkommene Aenderung des bisherigen Weltbildes ein, und es beginnt nun, wenn auch gleichsam zögernd, der Kampf um den Welthandel, der ganz von selbst zu einem Streit um die Weltherrschaft führt. Alle früheren Mächte, so tüchtig ihre Einzelleistungen auch sein mochten, die Spanier, Portugiesen, Holländer, Franzosen, Deutsche, vermochten nicht die eiserne Energie und unerschütterliche Beharrlichkeit und andererseits nicht den großen politischen Blick zu entfalten, den bis auf den heutigen Tag das so viel geschmähte Krämervolk der Engländer auszeichnet. Auch der gefeierte Kampf gegen den Korsen hatte, darüber wird schwerlich bei Unbefangenen ein Zweifel aufkommen, den sehr begreiflichen egoistischen Zweck, die französische Seemacht zu brechen und sich die Alleinherrschaft auf dem Meere zu sichern. Das war um so bedeutsamer, als die Geschichte überall und stets die Erkenntniß gezeitigt hatte, daß das Meer an und für sich keine willkürlichen Trennungen und Ansprüche zuläßt, wenn eben nicht eine entsprechende Flotte diesem Ansinnen den erforderlichen Nachdruck verleiht. Eine einschneidende Bedeutung für die Entwickelung des Atlantischen Oceans darf die bekannte nordamerikanische Unabhängigkeitserklärung vom Jahre 1776 beanspruchen; denn obwohl zunächst noch das Uebergewicht des Mutterlandes in gewisser Weise trotz der politischen Ablösung bestehen blieb, so bildete sich doch allmälig, zunächst auf wirthschaftlichem Gebiete, eine verhängnißvolle Selbstständigkeit des jungen Staatenbundes heraus. Es ist gewiß kein Zufall, wenn die größten und bedeutendsten Städte und Staaten Nordamerikas am Ostrande liegen, trotz der riesenhaften Entwickelung des Westens, wenn zu Folge des immer wachsenden Schnelldampferverkehrs der Atlantische Ocean lediglich noch als ein größerer Strom für unsere Zeit und Raum überwindende Technik erscheint, aber dem gegenüber darf man in dem sonst so kläglich wohlfeilen Sieg über Spanien vom Jahre 1898 doch nicht, wie Weule (der Verfasser des vorliegenden Abschnittes) mit Recht bemerkt, ein weiteres Symptom vergessen: Es ist die erste größere überseeische That der Vereinigten Staaten. Dadurch haben sie offenkundig mit der bis dahin durchgeführten Beschränkung auf eigenes Staatsgebiet gebrochen. Lediglich deßwegen kommt sie für die Mitwelt in Frage, nicht wegen der dabei gezeigten militärischen Leistungen —, ähnlichen wird jede europäische Großmacht bis auf Weiteres gewachsen sein, zu Wasser wie zu Lande. Viel bedenklicher als dies kriegerische Ausgreifen ist für die Culturvölker Europas vielmehr die in fast geometrischer Progression wachsende wirthschaftliche Entwickelung Nordamerikas. Sie hat es zunächst mit sich gebracht, daß die heimische Production auf vielen Gebieten heute nicht nur den persönlichen Bedarf deckt, sondern in rasch steigendem Maß in Asien, Afrika und der Südsee den europäischen Erzeugern einen fühlbaren Wettbewerb bereitet oder sie sogar in ihren eigenen Gebieten erfolgreich aufsucht; die ungeheure Fülle an wirthschaftlichen Machtmitteln hat aber außerdem dazu geführt, sogar die bisherige Art des transatlantischen Schifffahrtsverkehrs wesentlich zu Gunsten der Vereinigten Staaten abzuändern. Zwar schwächer an Zahl kann die jetzt schon verwirrend dichte Masse der den Atlantischen Ocean überspannenden Dampfer- und Seglerlinien unter der 1902 zur Thatsache gewordenen thätigen Mitwirkung des nordamerikanischen Großcapitals nicht werden. Aber das größere oder geringere Ausmaß der amerikanischen Controlle über den gesammten englischen und einzelne Theile des festländischen transatlantischen Verkehrs bedeutet sicherlich schon jetzt eine Schwächung der europäischen Vormachtstellung (S. 606). Man muß sich die gelegentlich nicht ausreichend gewürdigte Thatsache vor die Augen stellen, daß wir es jetzt mit den Yankees als einer durch sociale und politische Interessen und eine freilich nicht lange geschichtliche Vergangenheit geeinigten Nation von ungewöhnlicher Energie und Leistungsfähigkeit zu thun haben. Selbst die frühere intellectuelle Abhängigkeit der Vereinigten Staaten von der Alten Welt hat neuerdings, man kann sagen, seit zwei Decennien, wenn nicht aufgehört, so sich doch sehr gelockert. Ueberall suchen es die amerikanischen Hochschulen, die ja bekanntlich mit einer fürst-

*) Mit besonderer Bezugnahme auf Helmolt's Weltgeschichte. 8. Band. Westeuropa. 2. Theil Der Atlantische Ocean (Bibliograph. Institut, Leipzig u. Wien, 1908).

lichen Munificenz ausgestattet sind, ihren Vorbildern zuvor zu thun, von den Wunderwerken der Technik gar nicht zu reden. So stellt sich die Zukunft uns nicht gerade in einem sehr rosigen Lichte dar, wenngleich uns Deutsche das zunächst ausschlaggebende politische Moment wenig berühren kann. Das ist der springende Punkt für Albion, das das mehrfach errungene Dominium, wie Weule erklärt, nicht mehr aufrecht zu erhalten vermag, eben so wenig wie über irgend ein anderes Meer. Die Unmöglichkeit beruht zunächst in der Eigenheit der modernen, auch zur See beachtenswerthen Großmächte, dann in der drohenden Nachbarschaft der Union. Deren auf Grund einer glänzenden Entfaltung neuerdings eingeleitete Ausgriffe über See haben den Atlantischen Ocean aufhören lassen, ein altweltliches Randmeer, der Okeanos zu sein, — heute ist er ein Mittelmeer zwischen zwei Welten. Wie das kleine in die Alte Welt eingelagerte Becken des europäisch-afrikanischen Mittelmeeres einst die leiblichen und geistigen Güter des Alterthums an seine Ufer bannte, wie es der Vermittler, Träger und der Erhalter einer persönlichen Cultur gewesen ist, so schlägt heute der Atlantische Ocean das für unsere erdumfassende Cultur Wesentliche namentlich an seinem nördlichen Ufer nieder, als ein unzerlegbares Bindeglied zwischen ihren beiden Hauptheerden, als Träger und Vermittler einer neuen Cultur (S. 610). So hat sich auch dies Meer, das bis vor etwa hundert Jahren noch als eine Kluft in der Oekumene nach Ratzel's Ausdruck zu betrachten war, als ein mächtiger Erzieher bewährt zur Lösung von Problemen, von denen frühere Generationen nichts ahnten. Die Amerikaner, Russen, und mit ihnen diesmal eines Sinnes die Japaner, meinen, daß nur der Stille Ocean den Atlantischen ablösen müsse; das wird aber wohl bis auf Weiteres ein schön gedacht Project bleiben, da die geschichtliche Entwickelung zunächst ohne allen Zweifel den Schwerpunkt an die Ränder gerade des letzteren Meeres verlegt hat. Wie der Proceß weiter verlaufen wird, ist lediglich Sache wohlfeiler Muthmaßungen; hingegen darf man wohl nach früheren Analogien so viel behaupten, daß früh oder später, d. h. mit der selbstständigeren Gestaltung der einzelnen Staaten die große Union in mehr oder minder unabhängige Gruppen zerfallen wird, — das Vorspiel dazu, freilich aus ganz besonderen Gründen, haben wir ja schon seiner Zeit erlebt.

Literatur und Kunst.

Shakespeare-Räthsel.

Von Eugen Reichel.

Unter dem Titel „Shakespeare-Räthsel" hat der vielseitige, allzuvielseitige Eduard Engel kürzlich ein Büchlein erscheinen lassen*), das eine Reihe von Aufsätzen enthält, denen man zwar schon in verschiedenen Zeitungen und Zeitschriften begegnet ist, die man aber trotzdem gern auch einmal im Zusammenhange lesen mag; schon deßhalb, um den Trugschlüssen und Irrthümern, mit denen der geschäftige Shakespeare-Enthusiast seit Jahren und Jahrzehnten arbeitet, etwas genauer auf den Grund zu gehen. Das Shakespeare-Problem ist nämlich (wie ich dies schon vor etwa Jahresfrist in dieser Zeitschrift ausgesprochen habe) so tief ernst, daß es sich wohl der Mühe verlohnt, Allen, die für die Herrlichkeit (um nicht zu sagen: Heiligkeit) der uns überlieferten Shakespeare-Dramen und zugleich für die große Dichterpersönlichkeit des Stratforders Shakspere mit ehrlicher oder geheuchelter Begeisterung eintreten, auf den Zahn zu fühlen, und bei der Gelegenheit das Oberflächliche, Spielerische in den Beweisführungen aller dieser „strengwissenschaftlich" vorgehenden Enthusiasten zu beleuchten.

Für Eduard Engel ist es nicht nur eine über jeden Zweifel erhabene, unerschütterlich feststehende Thatsache, daß Shakespeare eine „ungeheure, alle dramatischen Dichter des Alterthums wie der Neuzeit überragende Erscheinung" ist; sondern er nimmt auch jeden Zweifel an dem Glauben, daß der 1564 zu Stratford geborene Shakspere diese angeblich so wunderbaren dramatischen Meisterwerke selbst verfaßt habe, komisch; so komisch, daß er die armen „Baconianer", die sich doch wenigstens eine dürftige Dosis kritischen und skeptischen Geistes bewahrt hatten und bewahren, rücksichtslos mit den schwersten Schimpfworten abstraft.

Nun sind zwar Schimpfworte in geistigen Fehden nicht eben seltene Waffen; aber sie sind noch stets bedenkliche Waffen gewesen und Anzeichen der Unsicherheit, in der sich derjenige, welcher sie mit Vorliebe verwendet, dem Feinde gegenüber befindet. Wer seiner Sache gewiß ist, schimpft nicht; ihm genügt eine ruhige Gegenbeweisführung, die doch am Ende die einzig zuverlässige und eines Forschers und geistigen Streiters würdige Waffe ist. Die Sache, für die Engel mit unablässigem Eifer ficht, würde unter allen Umständen ein besseres Ansehen gewinnen, wenn der lebhafte Mann sich in seinen Worten mehr mäßigen wollte. Ich glaube ohne Weiteres, daß ein so orthodoxer Shakespeare-Anbeter wie Eduard Engel über Jeden ehrlich entrüstet ist, der auch nur an die Dichterpersönlichkeit des Mannes aus Stratford (geschweige denn an die übermenschliche Herrlichkeit der „Dramen" und „Gedichte" des britischen Halbgottes) zweifelt; aber ein so kluger, an Wissen und Weisheit reicher Schriftsteller sollte diese Entrüstung entweder gar nicht an sich merken lassen, oder sie wenigstens in Worte kleiden, die nicht wieder die Entrüstung des Lesers, auch dessen, der nicht auf Seiten der Beschimpften steht, wecken müssen. Ich glaube mich nicht zu irren, wenn ich annehme, daß die Zahl derer groß ist, die es bedauern, daß Engel in Beziehung auf die Baconianer stets nur von „schmählichen Täuschungen", von „lächerlichen Phantastereien", von „unerhörtestem Blödsinn und Schwindel", von „wahnwitzigen Faseleien", von „sinnlosem Aberwitz", von „halb oder ganz verrückter Rechthaberei" u. dgl. m. spricht; daß er die Baconianer für „ausgemachte Narren", die von ihnen aufgerollte Frage für eine „Thorenfrage" hält, und mit Worten wie „Bacon-Narren", „Bacon-Narretei", „Bacon-Seuche" u. dgl. m. gewissermaßen Fangball spielt. Eduard Engel wird mir ohne Weiteres zugeben, daß auch sehr kluge Köpfe sich in Irrthümer verstricken können; und daß man sie deßhalb noch keinesfalls zu Thoren und Narren stempeln darf. Ich würde es mir wenigstens nicht gestatten, Eduard Engel für einen Narren zu halten, weil er das Problem der neueren Shakespeare-Kritik, das heute kaum noch ein Problem genannt werden darf, nicht sehen will oder nicht zu sehen vermag. Ich zucke vielleicht stillschweigend die Achseln darüber; aber ich achte selbst in dieser blinden Begeisterung und begeisterten Blindheit des Mannes den Mann, den Menschen, und vergesse nicht, daß wir im höheren Sinne nicht nur allzumal Sünder, sondern auch allzumal Narren sind und kein Recht haben, ehrlich nach Klarheit und Wahrheit ringende Menschen als Extra-Narren zu brandmarken. In jedem Allerweltsglauben steckt mehr Narrheit und Stupidität als in irgend einer ketzerischen Gesinnung. Ein Ketzer hat jedenfalls über den Glauben, in dem er aufgewachsen ist, nachgedacht; und wer nachdenkt, hat doch unter allen Umständen gedacht, selbst wenn er zu „falschen" Denkergebnissen gekommen sein sollte. Also bitte, Herr Professor, der ich Sie ob mancher Verdienste auf anderen Gebieten hochschätze: seien Sie duldsam, seien Sie maßvoll und zurückhaltend in Ihrer Polemik, Ihr kluger

*) Leipzig, Hermann Seemann.

Kopf wird dann vielleicht befähigt werden, das Shakespeare-Problem unverschleiert zu betrachten und sich der von Alters her überlieferten Irrthümer zu begeben.

Dieses varausgeschickt, will ich nun versuchen, in aller Kürze die innere Haltlasigkeit der „Beweisführungen" Engel's zu beleuchten.

„Es giebt nicht den Schatten eines Beweises dafür, daß irgend Jemand sanst als der Bürgermeistersahn William Shakespeare aus Stratfard die Dramen geschrieben, die nahezu 300 Jahre ahne jede Anzweifelung unter seinem Namen durch die Welt gegangen sind." Mit diesen Warten beginnt Engel die Reihe seiner Aufsätze. Auf die Frage: Wer hat die Dramen Shalespeare's geschrieben? hat er nur die eine, van Entschiedenheit und Ueberlegenheit stratzende Antwart: William Shakespeare (er müßte natürlich von Rechtswegen schreiben „Shakspere", denn sa und nicht anders schrieb sich der Mann) aus Stratfard. An der ganz einzigen, noch van keinem anderen Sterblichen erreichte Graßartigkeit der Dramen zweifelt Engel, wie schan erwähnt, nicht im Geringsten; er hält es alsa auch keines Wartes für werth, sich mit den verschiedenen kleinen Geistern, die in dieser Beziehung anders und ganz anders denken, auseinanderzusetzen. Alles dagegen kommt ihm, wie seinen Gegnern, den vielverlachten „Bacon-Narren", auf den Namen des Urhebers jener eiländischen Kleinodien au; und seine ganze geistige Kraft ist nur darauf gerichtet, der Welt die Ueberzeugung beizubringen davan, daß der Mann aus Stratfard, und nur Er, die „Dramen" verfaßt habe. Zwei Beweisgründe sind es hier var Allem, auf die er sich stützt: 1. Shalespeare aus Stratfard ist ein hochgebildeter Mann gewesen, der alle Fähigkeit besaß, dramatische, vielfach einen auf der höchsten Gelehrtenbildung seiner Zeit stehenden Urheber verrathende Kunstwerke zu schreiben. 2. Shalespeare's Größe war schan von seinen Zeitgenassen anerkannt.

Die Thatsache, daß Shakspere aus Stratford von schlicht bürgerlicher Herkunft war und selbst die Kunst des Schreibens nur kümmerlich auszuüben vermachte, daß er nachweislich Geld auf Wucher auslieh und im Graßen und Ganzen ein untergeardnetes, liederliches Kamödiantenleben führte, hat seit mehr denn 100 Jahren nachdenkliche Menschen zu der Ueberzeugung gebracht, daß der Stratfarder im allergünstigsten Falle über die dürftige Durchschnittsbildung seiner Zeit verfügt haben kann, daß er alsa nach unseren Begriffen ein ungebildeter Mann gewesen sein muß. Eine Schulbildung in unserem Sinne gab es damals in England eben sa wenig wie anderwärts; nur auf einigen, verhältnißmäßig auch noch sehr tief stehenden Hochschulen konnten die Söhne wohlhabender und reicher Eltern sich eine höhere oder gar eine gelehrte Bildung aneignen. Das Beste mußte Jeder (falls er nicht van einem gelehrten Vater erzogen wurde), sich selbst aus gelehrten Büchern zu Eigen machen, und dazu bedurfte er der genauen Kenntniß der alten Sprachen. Söhne armer Eltern zumal kannten nur dann höhere Bildung gewinnen, wenn sie sich dem geistlichen Stande widmeten; die geistlichen Genassenschaften sargten dann für die Erziehung des Zöglings. Van einem „Ansliegen" der Bildung, wie es heutzutage, da Bildungsstoffe jeder Art der Menschheitmasse durch tausend Canäle zufließen, alltäglich ist, kannte damals keine Rede sein. Wissend und gebildet ader unwissend und ungebildet — ein anderes „ader" gab es damals nicht. Nun ist es aber klar, daß ein wirklich ungebildeter Mann, ein Mann, der allenfalls bis zu seinem 14., 15. ader 16. Lebensjahre die Schule eines kümmerlichen Landstädtchens besucht hatte, nicht 37 Dramen und einige, dach immerhin eine gewisse geistige Cultur voraussetzende Gedichte verfaßt haben kann, auch wenn wir deren künstlerischen Werth noch sa gering anschlagen. Sall alsa die Fiction, daß der Stratforder die „unvergleichlichen" Dramen verfaßt habe, aufrecht erhalten bleiben, sa muß dieser mit allen erdenklichen Mitteln auf eine Bildungshöhe gehaben werden, die es ahne Weiteres klar erscheinen läßt, daß er die Fähigkeit besessen hat, Dramen oder wenigstens Theaterstücke zu schreiben und sich in ihnen nicht nur als einen humanistisch Gebildeten, sandern auch als einen auf verschiedenen Gebieten der Rechtswissenschaft und der höheren Staatskunst genau bewanderten, wichtige palitische Fragen mit geistiger Ueberlegenheit behandelnden Kenner (um nicht zu sagen Fachmann) zu offenbaren. Engel sieht den Ernst, die Wichtigkeit der Frage: „kann ein ungebildeter Mann die Shakespeare-Dramen und zumal die graßen geschichtlichen Tragödien mit ihrem weiten palitischen Gesichtskreis verfaßt haben?" ahne Zweifel ein; aber er macht sich die Beantwartung, bei aller Redseligkeit, sa leicht, daß man ihm den Varwurf der Oberflächlichkeit nicht ersparen kann. Da wir eben von Shakspere nur wissen, daß er nicht viel gewußt haben kann, sa begiebt sich Engel jedes Beweises vam Gegentheil und behauptet nur kurzweg, daß „dem Sohne des Bürgermeisters von Stratford alle Quellen, aus denen man in jener Zeit höchste Bildung schöpfen kannte, reichlich geflassen sind". Und sie mußten ihm fließen, weil er eben der Sohn eines Bürgermeisters war und eine Schule besucht hatte, in der den kleinstädtischen Buben auch etwas Latein, vielleicht sogar auch ein paar Brocken Griechisch beigebracht wurden! An den Bürgermeistersssohn klammert sich Engel mit besanderer Hartnäckigkeit. Man stelle sich die gesellschaftliche Stellung des Bürgermeisters eines mittelalterlichen Landstädtchens van 1000 oder 2000 Einwahnern var! Und man wird nicht anders als lächeln können, über das unausgesetzte Kakettiren Engel's mit dem „ersten Bürger" Stratfards, dessen Sahn ganz naturgemäß eine, der hohen gesellschaftlichen Stellung des ehrsamen Metzgermeisters und Grundbesitzers entsprechende Bildung erhalten mußte! Aber Engel meint auch: „Schan der Umstand, daß Shakespeare Schauspieler und Mitbesitzer des angesehensten Londaner Theaters war, beweist, daß er zu den höchstgebildeten Classen gehörte; denn ungebildete bedeutende Schauspieler hat es überhaupt nie gegeben, damals sa wenig wie heute." Diese „sa sannenklare Wahrheit, an der jetzt kein ernster Shakespeare-Farscher (und wie „ernst" nehmen sie sich alle, diese „Forscher"!) zweifelt", ist leider nebelhafter, als Engel zu ahnen scheint. Was zunächst das „angesehenste Landaner Theater" anbetrifft, sa darf nicht vergessen oder auch nur verschwiegen werden, daß selbst die „angesehensten" Theater im damaligen Landan nichts als überaus dürftige, van aller Kunst verlassene Buden waren, um die sich, wie das Engel selbst verschiedentlich zu seinem Verdrusse bestätigen muß, kein Mann van Bildung bekümmerte, und denen höchstens mal ein durchreisender deutscher Fürst seine flüchtige Aufmerksamkeit widmete, um eben das Londaner Leben jener Zeit auch van dieser Seite kennen zu lernen. Das Unglück will jedach, daß der eine deutsche Herzag, van dem wir wissen, daß er im Jahre 1603 auch einige Landauer Theater besucht hat (Philipp Julius van Pammern-Walgast) gerade das angeblich „angesehenste" Theater, nämlich das Globetheater, an dem Shakspere „Theilhaber, Schauspieler und erster Bühnendichter" war, nicht besucht hat. Und doch war Shakspere, nach Engel's, auf einige, keiner ernsthaften Kritik Stand haltenden zeitgenössische Aeußerungen sich stützende, Meinung, der gefeierte, van aller Welt gekannte Dramatiker, der im Mittelpunkte des literarisch-künstlerischen Lebens „jenes unvergleichlichen Jahrhunderts" (d. i. jener traftlosen „Epoche", die wir ja nicht nur aus Mittheilungen Giordana Bruno's genau kennen, und von der nur die „ernsten Shakespeare-Farscher" nichts wissen) stand. Was aber den „höchstgebildeten bedeutenden Schauspieler" anbelangt, sa muß Engel einige Zeilen später selbst bekennen, daß wir nicht „mit Sicherheit wissen, ab Shakespeare ein besanders hervorragender Schauspieler gewesen". Wir haben es alsa mit einem mittelmäßigen Schauspieler eines Theaters zu thun, um das sich

selbst theaterfreundliche Fremde nicht kümmerten und das, gleich dem Schauspieler und den angeblich von ihm verfaßten Meisterwerken, von keinem intelligenten, geistig und gesellschaftlich hervarragenden Manne Londans und Englonds jemals auch nur erwähnt wird — und trotzdem stützt sich Engel auf das „angesehenste“ Theater und den „bedeutenden Schauspieler“, um zu „beweisen“, daß Shakspere aus Stratford ein „höchstgebildeter“ Mann gewesen sein muß! Obwohl er doch wissen könnte, daß es selbst heute noch bedeutende Schauspieler giebt, deren „Bildung“ sehr fadenscheinig ist; und daß es für einen Bühnenkünstler weniger auf „höchste Bildung“ als vielmehr auf Talent und Temperament ankommt. Daß der Stratforder „ein gewitzter Bursche“ war, wissen wir aus dem Munde seines Collegen Burbage; und von manchem lustigen Streiche des Mannes, der nachweisbar einige derbe, natürlich längst verschallene, an den Geist ihres Urhebers keine Ansprüche stellende Possen verfoßt hat, ist nns ebenfalls Kunde erhalten geblieben. Was wir sonst an „Urkunden“ über das Dasein und die „Dichterhoheit“ Shakspere's besitzen (Engel spricht in seiner Weise stets von „zahtlosen urkundlichen Beweisen“!), rührt von unbedeutenden, erst durch die Shakespeare-Gelehrten berühmt gewordenen Persönlichkeiten her und ist noch abenein sa nebelhaft, doß jedensalls nicht mit Bestimmtheit angenammen werden darf, mit „Shakespeare“ sei stets nur der Stratforder Shakspere gemeint. Im Gegentheil: wer jene „Urkunden“ kritisch geprüft und sie mit den Lebensumständen Bacan's in Beziehung gebracht hat, für den ist es (auch wenn es gar keine anderen, zwingenderen Beweise für Shakespeare-Bacan gebe) endgiltig ausgemacht, daß, wenn der ebenfalls ungelehrte, seichte und verbrecherisch leichtfertige, aber juristisch und politisch routinirte Streber Bacon schon nicht der eigentliche Verfasser der Shakespeare-Dramen ist, jene „Urkunden“-Verfasser doch Bacon meinten, wenn sie sich über den dilettirenden, überall auf Federnraub ausgehenden „Juristen“ und „Shake-scene“ *lustig* machten, oder „den Umgang für einen König“*) mit literarisch werthlosen und vor Allem unverbindlichen seichten, liebedienerischen Phrasen als den selbst die alten Dichter überragenden Meister priesen. Die einzige literarische Persönlichkeit, die einentheils herablossend wohlwollend über den Stratforder Shakspere, anderseits liebedienerisch huldigend über den Mann, der „Elisabeth und Jakab erfreute“, sich geäußert hat, ist Ben Jonson, der literarische Mitarbeiter des „Schriftstellers“ Bacon. Wenn man nun erwägt, zu welcher Zeit und unter welchen Umständen Ben Janson den berühmt gewordenen „Nachruf“ sieben Jahre nach dem Tode des Stratforders nn die Oeffentlichkeit gelangen ließ: sa denkt man sich als denkender Mensch das seine und lächelt über den Eifer der Shakespeare-Orthadaxen, der uns einreden will, Jonson, der, nicht ahne Berechtigung, auf den Komödianten aus Stratford bei dessen Leben hochmüthig-wahlwollend hinabgesehen, habe sieben Jahre nach dessen Tode sich an einer, von keinem Menschen verlangten und wohl auch von keinem literarischen Menschen berücksichtigten, höchst nachlässig gedruckten Gesommtausgobe der Werke Shakspere's betheiligt und dem Verstarbenen urplötzlich in überschwänglichen, die „Absicht“ nur zu sehr verrathenden, Versen gehuldigt.

Weil ich mich leider auf wenige Spalten beschränken muß, so habe ich nur die zwei, von Engel am anspruchsvollsten hervorgehobenen „Beweise“ für die große Dichterpersönlichkeit des Stratforders näher beleuchtet; aber ich glaube, die Hinfälligkeit dieser „Beweise“ wird jedem denkenden Leser zum Bewußtsein bringen, was er van Engel's Beweisführung zu halten hat. Andere Behauptungen wie: daß in damaliger Zeit „so viele junge Männer Ruhm und Geld“ bei der Bühne gesucht und gesunden — daß Shakespeare „schon den Urtheilsfähigsten seiner Zeitgenossen als Haupt- und Mittelpunkt der ganzen englischen Literatur erschien“ — daß Shakespeare „im Gegensatz zu manchen großen Dramatikern anderer Zeiten und anderer Völker schon bei seinen Lebzeiten eine überragende Bühnengeltung in England besessen“ — brauche ich wohl nicht erst zu widerlegen. Der ruhige Kenner der Theatergeschichte weiß, was er van diesen in's Blaue hinein geredeten Behauptungen zu hatten hat. Er weiß, daß verunglückte Studenten und andere, aus der Gelehrtenaufbahn gefallene Leute zu jener Zeit des öfteren die Kamödiantenlnufbahn einschlugen, um sich vor dem völligen Untergange zu retten; daß aber weder Ruhm nach Geld bei der Bühne zu holen war. Er weiß, daß die „urtheilsföhigsten Zeitgenossen“ des Stratforders sowohl, wie Bacon's, sich weder um den Einen noch um den Andern bekümmerten, ja kaum von ihnen wußten; und er weiß, daß weder Shakspere noch Shakespeare (außerhalb des „Nachrufs“ van Ben Jonson) irgend eine „Bühnengeltung“ geschweige denn eine „überragende“ besessen hat. Die Frage, ob „Shakespeare“ in Italiea gewesen sei aber nicht, ist zwnr für Engel ziemlich bedeutsam; aber selbst die Thatsache, daß Bacon einmal flüchtig durch Oberitalien gereist ist und daß doher die paar Localanspielungen in den „Dramen“ stammen mögen, braucht uns nicht weiter zu beschäftigen. Schließlich sei noch darauf hingewiesen, daß nicht „Einer der tallsten Baconianer“ die Behauptung aufgestellt hat, der Tad des Strotfarders sei an der Mitwelt ganz unbemerkt vorübergegnngen, sandern daß diese Thatsache geschichtlich feststeht. Selbst der große Shakespeare-Weise Ulrici mußte s. Z. gestehen, daß „am 27. April 1616 der Güastling zweier gekrönter Häupter (der, wie in den Sonetten zu lesen, gelegentlich der Königin den Baldachin tragen durfte!!!), der gefeiertste, größte dramatische Dichter seiner und vielleicht aller Zeiten starb, ohne daß die Welt Natiz davon nahm.“

Vieles tieße sich hier noch über Bacon sagen, den Engel anspruchsvall in seine Beweisführungen hineinbezieht, um nachzuweisen, daß der Lordkanzler ein ganz unfähiger, unliterarischer und schlecht gebildeter Mann gewesen sei. Ich habe 1886 über Bacon die ousreichendste Klarheit verbreitet in meiner, kürzlich in zweiter Auflage erschienenen (auch von Engel erwähnten) Schrift: „Wer schrieb das Novum Organum von Froncis Bacon?“ (Gottsched-Verlog, 2 Mk.) und gebe Engel in seiner Verurtheilung dieses „interessanten“ Menschen bedingungslos Recht. Aber Engel ist selbst in Beziehung ouf Bacon noch viel zu sehr befangen und steht zumal den Schristen Bocon's, obschon er sie mit kräftigen Warten verwirft, fast ebensa unkritisch gegenüber wie seinen über Alles geliebten „Shakespeore-Dromen“.

Charakteristisch ist es übrigens für die „Beweisführungen“ Engel's sawohl wie der anderen Shakspere- oder Bacon-Enthusiasten, daß auf die Werke, um die es sich handelt, stets nur mit graßen Worten hingedeutet wird; da es doch nicht nur Pflicht der Bewunderer wäre, sandern auch sehr leicht sein müßte, klipp und klar das entscheidende Große dieser „Dramen“ zur Kritik zu stellen, falls es überhaupt in ihnen, soweit sie orgaaisirte Kunstgebilde sein sollten, vorhanden ist. Davon schweigen indessen die Shakspere- wie Bacon-Enthusiasten — und dos ist eben so charakteristisch. Das Charakteristischste an Engel's „Beweisführungen“ ist jedoch, daß sie ouf meine Kritik der Dramen und des Bacan'schen Hauptwerkes keine Rücksicht nehmen. Auf's ängstlichste hütet er sich, van den Thatsachen, die ich auf unerschütterliche Grundlagen gestellt habe (man lese mein Hauptwerk „Shakespeore-Literatur“), Notiz zu nehmen. Weit er weiß, so gut wie Andere es wissen, daß sein künstliches Banwerk

*) Als solchen rühmt ein Sir John Davies „Shakespeare“, d. h. nach Engel's Meinung den Mann, der seit Jahren als stiller, abgelebter Rentier in Strotford ein ganz unbeachtetes Dasein führte! Dieser Sir John Davies war übrigens der Mann, den Bacon in einem uns noch erhaltenen Briefe bat, seine Interessen vor König Jakob wahrzunehmen und „heimlichen Dichtern gut zu sein“!

vor meiner Kritik zusammenbrechen müßte, so drückt er sich an dieser Kritik vorbei und schweigt sie todt, wie Andere sie todt geschwiegen haben. Oder sollte er sie wirklich nicht kennen? Sollte ein Mann, der in Shakespeare-Dingen mitreden will, von einem Hauptwerke der Literatur über Shakespeare Nichts erfahren haben? Ein Thor nur wird das glauben. Will aber Engel meine Shakespeare-Kritik nicht sehen, obwohl er mir in einer Kritik der Schrift über das „Novum Organum“ nachsagt, daß ich ein „belesener und wissenschaftlich forschender Mann“ sei — so spricht das eine Sprache, deren Beredtsamkeit ich hier wohl kaum noch durch Erläuterungen zu steigern brauche. Wenn sich Engel mit allen anderen Shakespeare-Orthodoxen an meiner Shakespeare-Kritik schweigend vorbeidrückt, so giebt er dadurch selbst zu erkennen, daß sein künstliches Bauwerk eine ernsthafte, rücksichtlose Kritik nicht verträgt — und damit ist sein ebenso heftiges wie schwärmerisches Eintreten für den Stratforder und seine „erhabenen Dichterwerke“ gerichtet. Schon aus diesem Grunde sollte er mit seinen Schmähreden gegen die Baconianer zurückhaltend sein. Denn, um es noch einmal zu sagen: wer seiner Sache gewiß ist, schimpft nicht. Sollte am Ende Engel selbst an seinen „Shakspere“ und an seine Shakespeare-Begeisterung nicht glauben? Wer kann's wissen?

Ueber die, durch meine Kritiken geschaffene Lage des Shakespeare-Problems, das doch endlich dem seichten Geschwätz entrückt und ernsthaft zur Austragung gebracht werden muß, vielleicht bei nächster Gelegenheit an dieser Stelle mehr. Inzwischen mögen nachdenkliche Leute sich mit Engel's „Shakespeare-Räthseln“ beschäftigen und die innere Haltlosigkeit seiner Beweisführungen selbst prüfen; haben sie erst den richtigen Standpunkt zur Beurtheilung dieser Artikelreihe gefunden, dann werden sie befähigt sein, auch aus meinen Kritiken das Nöthige zu lernen.

Die Stuttgarter Theaterbau-Frage.

Von Rudolf Krauß (Stuttgart).

Schon hat sich zum andern Male jene Schreckensnacht gejährt, in der das altehrwürdige Hoftheater auf dem Stuttgarter Schloßplatz ein Raub des feurigen Elementes geworden ist, und noch immer gewährt die Stätte einen unser Auge wie unseren Schönheitssinn beleidigenden Anblick der Zerstörung und Verwilderung. Langsam ist die Ruine abgetragen, der Schutt fortgeräumt worden; allzu gründlich wird bedacht und erwogen, wohin man die dabei zum Vorschein gekommenen Baureste des berühmten Lusthauses verpflanzen, welcher Bestimmung man den freigewordenen Platz widmen soll.

Wie aus dem Gemäuer des abgebrannten Theaters jene Stücke einer verblichenen architektonischen Herrlichkeit hervorgewachsen sind, so hat sich aus der Frage des Theaterneubaues die der Wiederherstellung des Lusthauses herausgeschält, die merkwürdiger Weise anfänglich die Gemüther stärker erregte, die öffentliche Meinung lebhafter beschäftigte als jene. Das Stuttgarter Lusthaus, eines der schönsten Denkmale deutscher Renaissance-Baukunst, war unter Herzog Karl Eugen als Opernhaus eingerichtet und durch wiederholte Umbauten unter vollständiger Vernichtung seines ursprünglichen Charakters allmälig zu jenem wenig anmuthigen und unzweckmäßigen Theaterkasten umgewandelt worden, der eben vor zwei Jahren ein Raub der Flammen geworden ist. Der Untergang des alten Lusthauses ist gewiß beklagenswerth, doppelt beklagenswerth, weil sein Fortbestand wahrscheinlich dem heutigen Schloßplatz ein einheitlicheres architektonisches Gepräge gesichert und die unglückliche Mischung verschiedenster Stylarten, die hier im 19. Jahrhundert Platz gegriffen hat, verhindert hätte. Aber etwas anderes ist es, das Vorhandene zu erhalten oder das vom Erdboden Verschwundene wieder neu zu errichten. Wer vermöchte, selbst wenn sich ein Meister fände, der Geschick und Selbstentäußerung genug besäße, um das Werk ganz getreu im Geiste des Originals zu vollenden, den Edelrost und damit den Gefühlswerth des ursprünglichen Gebäudes der Nachbildung zu verleihen? Wie nähme sich heute dieser Renaissancebau in der gänzlich veränderten architektonischen und landschaftlichen Umgebung aus? Das zum Vergleich herangezogene Beispiel des Campanile ist doch etwas völlig anders. Der venetianische Glockenthurm war gewissermaßen das Wahrzeichen der Stadt und als solches der ganzen Bevölkerung theuer, sein Sturz dem ganzen Volke von Venedig schmerzlich. Durch seinen Wiederaufbau wird dem Volksbewußtsein Rechnung getragen, es handelt sich zugleich um eine unmittelbare Fortexistenz, denn die wenigen Jahre der Unterbrechung werden aus der Erinnerung rasch entschwunden sein. Das Stuttgarter Lusthaus ist umgekehrt seit anderthalb Jahrhunderten zerstört, keiner von uns Lebenden hat es mehr gesehen, keiner unserer Väter, kaum die Großväter. Den Verlust empfindet nur eine verhältnißmäßig kleine Anzahl Kunstverständiger, die das Gebäude aus Beschreibungen und Plänen längst kannten, deren Phantasie durch die neuerdings aufgetauchten Baureste mächtig angeregt wurde; die große Menge kann das Lusthaus nicht vermissen, von dem sie bis vor kurzem nichts gewußt hat, und für sie wäre es, wenn es wirklich wieder erstände, etwas vollkommen Neues.

Doch alle diese besonnenen Erwägungen blieben zunächst unberücksichtigt. Es war, als ob ein Fieber die ganze Stuttgarter Kunstwelt ergriffen hätte; der lang zurückgehaltene Thatendrang hatte endlich ein Ziel gefunden. Durch die Wiederherstellung des Lusthauses sollte die schwäbische Kunst zu Ehren und Ansehen gebracht werden. Der in solchen Fällen übliche Apparat wurde entfaltet: Comité, Preßfeldzug, persönliche Agitation, sogar das Project einer großen Lotterie. Ueber den Erfolg einer solchen dachte man sehr optimistisch, wegen der Zweckbestimmung des neuen Gebäudes machte man sich wenig Sorgen. Endlich übersah man vollständig — und das war das Schlimmste —, daß man in einem Lande, wo die für Kunstzwecke aufzubringenden Mittel ohnehin knapp genug sind, durch eine solche kostspielige archaistische Spielerei nicht beträchtliche Summen dem ungleich wichtigeren Theaterneubau entziehen dürfe.

Es gab kluge Leute, die von vornherein der Ansicht waren, man solle den Sturm ruhig austoben lassen; die Lusthausidee werde rasch an ihrer eigenen Unfruchtbarkeit zu Grunde gehen. Sie scheinen recht behalten zu haben. Wenigstens ist es seit länger als einem Jahre von jenem Plan ganz still geworden, und gleichzeitig ist, wie es sich geziemt, die Theaterfrage in den Vordergrund gerückt. Es mag sein, daß nur die Lösung dieser abgewartet wird, um den Gedanken des Lusthaus-Neubaues wieder mit frischer Kraft aufzugreifen: aber das kann man mit Gleichmuth abwarten, weil dann damit kein großer Schaden mehr angestiftet werden kann.

Die Stuttgarter Hoftheaterleitung sah sich nach der Brandkatastrophe in der angenehmen Lage, wenigstens in beschränktem Maße die Vorstellungen ununterbrochen weiterführen zu können, weil ihr das — allerdings auf der Peripherie der Stadt gelegene — K. Wilhelmatheater zur Verfügung stand. Und dann gelangte man zu dem einzig richtigen Entschluß, unweit von dem alten Kunsttempel ein sogenanntes Interimtheater zu erstellen, das denn auch mit rühmlicher Geschwindigkeit vollendet und schon im Herbst 1902 eingeweiht wurde. Damit war die Möglichkeit gegeben, nach nur achtmonatiger Pause den Betrieb wieder voll aufzunehmen, und zugleich konnte man nun die Frage des endgiltigen Ersatzes mit der einer so wichtigen Sache geziemenden Ruhe und Ueberlegung behandeln.

Die hauptsächliche Debatte drehte sich von vornherein um zwei Punkte, die einander eng berühren: die Frage nach dem

Platz und die nach der Zahl der zu erbauenden Häuser. Alles begegnete sich in dem Wunsche, das neue Hoftheater wiederum in möglichst centraler Lage erstehen zu sehen. Von den etwa in Betracht kommenden Plätzen schieden die meisten aus verschiedenen Gründen bald wieder aus, und heute stehen nur noch der alte Theaterplatz und der Waisenhausplatz ,in engerer Wahl. Die Bewegung zu Gunsten der Stätte, auf welcher das alte Haus gestanden, hat sehr weite Kreise gezogen. Die Anhänglichkeit an das Hergebrachte, eine schwäbische Stammeseigenschaft seit Menschengedenken, pflegt in Stuttgart nicht selten den Ausschlag zu geben: darum mußte das neue Rothhaus an der Stelle des alten erbaut werden, und ebenso möchte man es nun mit dem Theater halten. Und doch sprechen gewichtige Bedenken dagegen: der Platz ist entschieden zu klein, der neue Prachtbau würde durch die Nachbarschaft des Schlosses und des Königin-Olga-Baues gedrückt erscheinen. Manche begeistern sich wohl ouch nur aus Diplomatie für dieses Project, weil sie dadurch den Plan des Lusthaus-Neubaues oder andere vermeintliche Absichten hintertreiben möchten. Muß denn überhaupt der ehemalige Theaterplatz wieder überbaut, der Schloßplatz, wie man sich ausdrückt, einen architektonischen Abschluß erhalten? Es liegt gar keine künstlerische Nothwendigkeit vor, diesen, ouf dem sich ohnehin allzuviele Stylarten aus verschiedenen Jahrhunderten tummeln, um eine weitere zu bereichern. Es ist doch wahrlich nicht zu verachten, wenn sich für eine Großstadt Gelegenheit bietet, einen neuen freien Platz in ihrem Centrum zu gewinnen, der anmuthig bepflanzt, eine natürliche Verbindung zwischen den schönen gärtnerischen Anlogen des Schloßplatzes und den königlichen „Anlagen“, jenem mit Recht bewunderten großen Park der Residenz, herstellt.

In der Controverse, ob ein oder zwei Häuser zu erbauen seien, ist die Hoftheaterintendanz sofort mit dem stärksten Nachdruck für letzteres eingetreten. Sie konnte sich dabei auf die deutlichsten eigenen Erfohrungen stützen, schlimme wie gute. In den weiten Räumen des alten Theaters war das gesprochene Wort und damit die Wirkung aller Conversationsdramen zur Hälfte verloren gegangen; das hatte sich noch kurz vor der Katastrophe aus Anlaß eines Sorma-Gastspieles in verblüffender Weise gezeigt. Auf der kleinen Wilhelmabühne umgekehrt kam jedes Wort, jede Geberde, jeder Gesichtsausdruck der Schauspieler zu so vollkommener Geltung, ließ sich ein so flottes, natürliches und stimmungsvolles Zusammenspiel erzielen, daß man von oft gehörten Stücken gänzlich neue Eindrücke empfing. Die Intendanz thot also einfach ihre Pflicht, wenn sie für die künftige Kunstpflege zwei Häuser forderte: ein größeres für die große Oper und das classische Drama, ein kleineres für Spieloper und modernes Drama. Denn anders konnte sie keine Bürgschaft übernehmen, daß jede dramatische Gattung diejenige stylvolle Wiedergabe finden werde, welche die gesteigerten Ansprüche der Gegenwart nun einmal verlongen. Das Bedürfniß, daß die Bühnenleitung zwei verschiedenartige Häuser zur Verfügung haben müsse, ist heute auch allgemein anerkannt. Genügt es aber nicht vielleicht, nur das große Theater neu zu errichten, ist das kleinere nicht etwa schon vorhanden? Die bejohende Beantwortung dieser Frage scheint zu überwiegen. Das Wilhelmatheater kommt wegen seiner ungünstigen Lage allerdings nur als dritte, auch von der Hoftheaterintendonz zu betreibende Bühne für Cannstott und die dahinterliegenden Theile des künftigen Groß-Stuttgart in Betracht. Aber das Interimtheater — kann es nicht ols kleineres ständiges Hous dauernd verwendet werden? Dann müßte mon doch die halbe Million, die es gekostet hat, nicht einfach abschreiben! Das Interimtheater erfüllt seinen jetzigen Zweck vollständig. Aber es ist eben ein — Interimtheater, rasch und billig gebaut, in der ganzen räumlichen Anlage sehr eng, nicht einmal von allen Plätzen des Zuschauerraumes freien Ausblick ouf die Bühne gewährend. Es ist außerdem ein Compromißhaus mit allen künstlerischen Mängeln eines solchen: zur Massenentfaltung die Bühne zu klein, für die feineren Wirkungen des Conversationsstückes die Räume nicht traulich genug, überdies nicht von tadelloser Akustik. Auf Jahrzehnte oder gor auf Jahrhunderte hinaus wird es also höheren künstlerischen Forderungen nicht genügen.

Nun hat der Stuttgarter Hoftheaterintendant, Baron zu Putlitz, frühzeitig einen neuen Gedanken in die Erörterungen geworfen, nämlich den eines Doppelhauses. Ursprünglich war dieses so gedacht, daß die beiden Bühnen Rücken an Rücken stehen sollten und im gegebenen Falle die eine ols Verlängerung der anderen zu verwenden gewesen wäre. Bei genauerer Betrochtung sprachen jedoch dagegen mancherlei Bedenken, während eine andere Idee um so bestimmtere Gestaltung gewann: zwei parallel stehende Häuser, durch einen quer dazwischen liegenden, Verwaltungszwecken aller Art dienlichen Mittelbau verbunden. Pläne sind bereits dafür angefertigt, wobei der hierzu wie geschaffene Waisenhausplatz zu Grund gelegt worden ist. Und am 8. November 1903 hielt darüber im Foyer des Interimtheaters vor einer geladenen Gesellschaft der Münchener Intendant Professor Ernst von Possart aus seinen reichen Münchener und sonstigen Erfahrungen heraus einen klaren und klärenden Vortrag. Verlockende Perspectiven thaten sich auf: zwei ideal angelegte Theater, das größere mit amphitheatralischem Zuschauerraum. Zugleich regte Possart gegenüber dem ursprünglichen Entwurf eine weittragende Verbesserung an: der Unterschied beider Häuser, führte er aus, dürfe nur in der Tiefe der Bühne und in der Tiefe des Zuschauerraumes liegen, die Breite und Höhe der Bühne müsse für die zwei Theater genau dieselbe sein. Diese Forderung stellte Possart sowohl mit Rücksicht auf das architektonische Bild des Gesammtcomplexes als auch aus Gründen der Sparsomkeit auf; denn nur dann können dieselben Decorationen und Coulissen für beide Häuser verwendet werden. Die Ausführung dieser Ideen würde nicht nur eine ideale Kunstpflege ermöglichen, sondern auch das ganze Verwaltungswesen in höchst erwünschtem Maße vereinfachen und verbilligen. Possart berechnete die Betriebsersparnisse in einem Doppelhaus gegenüber zwei räumlich getrennt liegenden Häusern auf jährlich 30000 bis 40000 Mark.

Wie lebhaft die ganze Frage die Gemüther bewegt, geht auch daraus hervor, daß ein Stuttgorter Künstler, Professor Theodor Fischer, durch das bereits zum Patent angemeldete Project eines theilbaren Theaters einen Ausweg gefunden zu haben glaubt. Durch eine bewegliche Decke soll das große Haus nach Bedürfniß in ein kleineres verwandelt werden. Damit wären allerdings die Vortheile zweier räumlich verbundener Häuser erreicht mit Vermeidung ihrer großen Kosten. Aber die Illusion würde durch einen solchen Mechanismus doch wohl empfindlich gestört, und die Möglichkeit, auf beiden Bühnen gleichzeitig zu spielen, fiele donn vollständig fort, worauf zum mindesten für die Sonn- und Feiertage unter keinen Umstönden verzichtet werden könnte.

Wie verhielt sich nun die öffentliche Meinung im Lande zu den Putlitz-Possartschen Ideen? Man konnte nicht umhin, sie vom künstlerischen Stondpunkt aus sehr schön zu finden: „aber“, fügte man kleinmüthig hinzu, „es geht nicht!“ Warum, hieß es weiter, soll gerade Württemberg zu einem solchen Experiment sich hergeben, seine Haut und sein Geld zu Morkt tragen? Das letztere ist der Angelpunkt der ganzen Angelegenheit. Man schätzt die Ausführung des Doppelhausprojectes auf ungefähr 10 Millionen. Eine Summe in dieser Höhe auf einmal für Kunstzwecke zu verausgaben, ist für ein nicht reiches Land wie Württemberg freilich keine kleine Sache. Verfossungsgemäß ist der Staat verpflichtet, das Gebäude herzustellen. Daß etwa schon durch Errichtung des Interimtheaters dieser Pflicht Genüge geschehen sei, behauptet niemond im Ernst. Den Kammern soll in der nächsten Tagung von Seiten des Finanzministeriums ein entsprechender Entwurf

zugehen, über dessen Inhalt nach nichts Sicheres in die Oeffentlichkeit gedrungen ist. Unmöglich kann bei der keineswegs günstigen Finanzlage den Ständen zugemuthet werden, eine unverhältnißmäßig hohe Summe zu verwilligen. Dafür wäre auch eine Mehrheit gar nicht zu haben: denn das Centrum nimmt hier wie anderwärts eine kunstfeindliche Haltung ein, und überdies macht sich ein gewisser Interessengegensatz zwischen der Residenz mit ihrer nächsten Umgebung und dem übrigen Lande fühlbar, mit dem man rechnen muß, wie wenig er berechtigt ist. Doch es giebt auch noch andere Mächte, die am Zustandekommen der neuen Theaterbauten betheiligt und nach Kräften mitzuwirken bereit sind. König Wilhelm II. hat sich, wie verlautet, den sehr kostspieligen Waisenhausplatz durch einen Eventualvertrag gesichert und ist bereit, ihn großmüthig als Schenkung zu dem schönen Kunstzweck zur Verfügung zu stellen. Auch die Stadt Stuttgart, auf deren weiteres Emporblühen die glückliche Lösung der Theaterfrage von Einfluß ist, wird vermuthlich mit einem größeren Beitrag einspringen. Sollten durch das einmüthige Zusammenstehen von diesen drei Factoren, Staat, Krone und Hauptstadt, die erforderlichen Summen nicht ganz aufgebracht werden, so bleibt immer noch übrig, privaten Beistand in Anspruch zu nehmen. In einer Stadt, die über hundert Millionäre, darunter manche vielfache, in ihren Mauern beherbergt, wird man nicht umsonst den Kunstsinn der bevorzugten Classe anrufen, werden sich gewiß auf dem Wege freiwilliger Spenden ganz erkleckliche Summen aufbringen lassen. Endlich könnte auch die zu Gunsten des Lusthauses geplante Lotterie auf den Hoftheaterneubau übertragen werden, obschon ein großer Gewinn davon kaum zu erwarten ist.

Vor allem aber darf man ja nicht übersehen, daß es sich keineswegs um sofortige Ausgaben handelt, daß die Kosten vielmehr auf eine Reihe von Jahren vertheilt werden können. Zuerst möge das große Haus gebaut, dann, unter Umständen nach einer mehrjährigen Pause, mit dem kleinen begonnen werden; in der Zwischenzeit kann das Interimtheater stehen bleiben und als Schauspielhaus weiter dienen. Es schadet gar nichts, wenn die ganze Entwickelung bis zur Vollendung des Werkes ein dutzend Jahre und darüber beansprucht. Die Hauptsache ist, daß man jetzt schon zu einem bindenden Entschluß für die Zukunft gelangt, der die ganzen Stuttgarter Theaterverhältnisse in großzügiger Weise auf absehbare Zeiten hinaus endgiltig festlegt. Nichts wäre verfehlter, als wenn man sich daran genügen ließe, der augenblicklichen Nothdurft Rechnung zu tragen.

Die Geschichte des Stuttgarter Hoftheaters ist an einem entscheidenden Wendepunkt angelangt. Es erhebt sich die folgenschwere Frage: soll die bisherige immerhin rühmliche, aber doch beschränkte Art des Betriebs aufrecht erhalten werden, aber soll die Kunstanstalt in gleiche Reihe mit den drei ersten deutschen Hoftheatern in Berlin, München, Dresden, den großen Stadttheatern in Frankfurt und Hamburg rücken? Der Grundsatz, der für das Privatleben Geltung hat, daß man so lebt, wie man wohnt, findet auch auf öffentliche Institute Anwendung. Das geplante Doppeltheater wird ohne Frage auch der Kunst, die darin geübt wird, zu großartigerer Entfaltung verhelfen. Man erschrecke nicht! Nur ganz allmälig und fast unmerklich würde dies geschehen, und die sich mehrenden Ausgaben brauchten den vergrößerten Einnahmen nicht vorauszueilen. Man muß, wenn einmal schon vom Budget die Rede ist, die Sache auch noch aus einem andern Gesichtspunkt betrachten. Es handelt sich zugleich darum, ob künftig in Stuttgart die zur Zeit hier ziemlich bedeutungslosen Privattheater in Aufschwung kommen sollen. Das Hoftheater wäre durch einen gesteigerten und verbesserten Betrieb, wie ihn das Doppelhaus brächte, in der Lage, diese Concurrenz ziemlich unschädlich zu machen. Privatbühnen sind hier um so eher entbehrlich, als die Stuttgarter Hofbühne, die in freisinnigerem Geiste als irgend eine andere geleitet werden darf, das dramatische Schaffen der Gegenwart in ausgiebigem Maß berücksichtigt und andererseits auch die leichtere Gattung bis zur Operette pflegt. Das gesammte hiesige Kunstbedürfniß könnte also auf lange Zeit hinaus ausschließlich von seiten des Hoftheaters gedeckt werden — eine für dessen Kasse besonders verlockende Aussicht. Da sein Betrieb der K. Civilliste zur Last fällt, so kommen alle Ersparnisse mittelbar wieder der Kunst zu gut, deren Aufwand also erhöht werden kann; denn die Civilliste selbst verfolgt natürlich keine eigennützigen Absichten.

Gewiß könnte ein großartiger Theaterbau dem ganzen Stuttgarter Kunstleben kräftige Antriebe geben. Und deren ist es wahrlich bedürftig! Zwei Menschenalter sind vergangen, seitdem der schwäbische Dichterkreis unter der Führung des vielgewandten Gustav Schwab eine maßgebende Rolle in dem deutschen Geistesleben gespielt hat: von der ganzen Herrlichkeit ist nichts mehr übrig geblieben, und die Literatur in Schwaben führt heutzutage ein schwächliches Epigonendasein ohne eigenartige Regungen. Unter Herzog Karl Eugen war Stuttgart im besten Zug, der Mittelpunkt der süddeutschen Kunstwelt zu werden: aber man hat auch auf dem Gebiet der bildenden Künste den Vorsprung nicht ausgenutzt und sich endgiltig von München überflügeln lassen. Doch Stuttgart ist ja Musikstadt! Was will man mehr? Gewiß, aber eben nur im reproduzirenden und genießenden Sinn, ohne jegliche schöpferische Erlöserthaten. Also soll Stuttgart Theaterstadt werden? Man hält dem mit dem Anschein guten Grundes entgegen, daß nicht einmal das jetzige, räumlich beschränkte Haus jeden Abend gefüllt sei, daß viele Kreise dem Theater völlig fern bleiben. Doch mit dem Münchener Bierphilisterthum ist das ja ähnlich. Und „Gelegenheit macht Diebe“. Ein schönes Doppeltheater mit entsprechendem Kunstbetrieb müßte die Theaterlust und den Theaterbesuch gewaltig steigern. Stuttgart mit seinem nun einmal bei werdenden Großstädten üblichen Eingemeindungshunger wächst und wächst und wird, wenn einmal erst die Nachbarstadt Cannstadt angegliedert ist, bald eine viertel Million Einwohner erreicht haben. Endlich die Fremden! Ein neues Anlockungsmittel für solche ist ganz und gar nicht überflüssig, und da kann man sich nichts Zugkräftigeres, weil nichts Eigenartigeres, denken als das geplante Doppeltheater.

Die Entscheidung naht heran. Die Augen der ganzen deutschen Kunst- und Theaterwelt sind auf Stuttgart gerichtet. Wenn hier das Problem des Doppelhauses in Angriff genommen und glücklich gelöst würde, so könnte das für den Theaterbau und Theaterbetrieb der Zukunft vorbildlich wirken. Nochmals ist dem Württemberger Land und seiner Hauptstadt so die Gelegenheit in die Hand gegeben, in einem Bezirk des Kunstlebens das Banner voranzutragen, etwas Selbstständiges zu leisten. Wird der Ruf des Schicksals auch diesmal ungehört verhallen?

Feuilleton.

Der Dämonbär.

Eine russische Dorfgeschichte von A. Theinert.

Von großen Verkehrsstraßen wird das kleine russische Dorf Spaß nicht berührt, und die dort in stiller Abgeschiedenheit lebenden Muschiks haben sich ihre urwüchsige Einfalt und den von den Vätern überkommenen Aberglauben so ziemlich ungeschmälert bewahrt.

Großer Popularität erfreute sich in Spaß Tatiana Danilowna, und das aus verschiedenen Gründen. In erster Linie war sie Wittwe und Mutter einer Kinderschaar, mit der sie sich durchschlug, schlecht und

recht, ohne zu betteln, eine Leistung, die allein schon in jedem russischen Dorfe die arme Frau vor anderen Frauen in ähnlicher Lage ausgezeichnet haben würde. Abgesehen von den weiterhin zu erwähnenden Talenten, über die sie verfügte, konnte nämlich Tatiana für den eigenen Unterhalt und den ihrer fünf noch unerwachsenen und zur Aufbesserung des Familienwohlstandes Nichts beitragenden Sprößlinge nur auf ihres verstorbenen Mannes Mitberechtigung zur Bewirthschaftung des Communallandes greifen. Persönliches Vermögen besaß sie keins, und der Ertrag des Antheils, der von jenem Lande auf eine einzige „Seele“ entfiel, reichte natürlich nicht aus für Sechse.

Was für eine durstige, trinklustige Seele die des biederen Paschka Schagin, des Vaters der fünf hoffnungsvollen Rangen, gewesen war, als sie noch in ihrer irdischen Hülle geweilt hatte! — Doch das nur so nebenbei bemerkt.

Wäre also Tatiana ausschließlich auf das angewiesen geblieben, was sie von besagter Parzelle erntete, dann hätte sie langsam aber sicher mit ihren Kindern verhungern können. Doch sie besaß, wie schon erwähnt, Talente, die sich nutzbringend verwenden ließen: Tatiana war eine „Schnacharka“.

Diese Bezeichnung wird im russischen Volksmunde solchen Persönlichkeiten beigelegt, die in den verzwicktesten Lagen sich und Anderen zu helfen wissen, und zwar, wie das ja bei so erstaunlichen Erfolgen gar nicht anders sein kann, mit der Unterstützung durch überirdische Gewalten.

Sich zu drehen und zu wenden, Gelegenheiten beim Schopfe zu fassen und aus allem Möglichen kleine Vortheile zu ziehen, das verstand Tatiana wirklich merkwürdig gut, wenn's schon mit ihren Kenntnissen auf den Gebieten der allerelementarsten Schulgelehrsamkeit sehr schlecht oder richtiger gar nicht bestellt war.

Sie ertheilte ihren geheimnißvollen Segen allen Pärlein, die in den Stand der Ehe zu treten im Sinne hatten, denn solche, die so tollkühn gewesen wären, zum Traualtar zu gehen, ohne vorher Tatiana consultirt zu haben, gab's in Spask keine, dazu war die Furcht vor dem „bösen Blick“, dessen schreckliche Wirkungen die Zaubersprüche der Schnacharka lahm legen konnten, viel zu allgemein verbreitet.

Daß in und um Spask böse Geister und Dämonen ihr Wesen trieben, das wußte Jedermann im Dorfe; Jedermann wußte aber auch, daß Tatiana solche Unholde zu bannen verstand. Wegen derlei Beschwörungen und Austreibungen ließ man nicht gern den Popen aus dem nächsten, aber immerhin noch starke zehn Werst entfernten Kirchdorfe kommen. Der Pope war etwas freidenkerisch angehaucht, er war geneigt, über den Dämonenglauben zu spötteln, und wenn er sich herbeiließ, den Leuten zu Willen zu sein, dann machte er sich mit seinem Weihwasserkessel selbstverständlich nicht umsonst auf den Weg. Er wollte honorirt sein, höher honorirt als Tatiana, und dazu mußte er während seines Verweilens in Spask nicht nur gespeist, er mußte auch getränkt werden — und das nicht mit Wasser. Tatiana dagegen war Abstinenzlerin. Nicht etwa aus Liebhaberei — o nein! Sie hätte manchmal gern einen längeren und tieferen Zug aus der ihr gereichten Wudkiflasche genommen, aber sie war sich der Nothwendigkeit bewußt, ihre fünf Sinne allezeit zusammenzuhalten, wollte sie anders nicht ihr Ansehen und das Vertrauen an ihre Unfehlbarkeit gefährden. Das „Kabak“, die Dorfkneipe, betrat sie nur dann, wenn sie darum angegangen wurde, einen stark angeduselten Muschik zu überreden, in den Schooß der seiner harrenden Familie zurückzukehren, ehe er sich bis zur Sinnlosigkeit vollgesoffen.

Des Weiteren prakticirte Tatiana als selbstbestallte Hebamme. Kein Wichtlein kündete in Spask mit weinerlichem Geschrei seinen Eintritt in dieses irdische Jammerthal an, ohne daß die Schnacharka ihm dazu verholfen hätte.

Mit ausgezeichnetem Erfolge spielte sie den Medicus. Wahre Wunder hatten ihre Kräuter und Mixturen, im Verein mit dem festen Glauben der Patienten an die Heilkraft selbiger Mittel schon gewirkt. Die Kunst der Schnacharka war jeder Krankheit gewachsen, es sei denn, daß nach Gottes Rathschluß den Leidenden der Tod ereilen sollte, in welchem Falle natürlich weder Tatiana, noch der verstorbene Professor Virchow, noch Dr. Koch oder Dr. Schweninger, noch irgend eine andere medicinische Größe das betreffende Menschenkind wieder hätte gesund machen können.

Tatiana verkaufte auch um wenige Kopeken Amulette an unglücklich Liebende, an Mütter und an junge Frauen, die Mütter werden wollten, und sie verstand's, Pferde, Kühe und Schweine, Hunde, Katzen und Hühner zu curiren, daß es eine Art hatte — selbstverständlich immer unter Vorbehalt der force majeure in Gestalt eines nicht vorauszusehenden ungünstigen Eingreifens des Schicksals.

Wenn ich noch erwähne, daß Tatiana der Abgott aller Kinder war, denen sie fette Küchlein zuzustecken pflegte, wenn immer eines ihrer Geschäfte als außergewöhnlich lohnend sich erwiesen hatte, und daß die gesammte Bevölkerung von Spask und Umgegend der Schnacharka mit einer aus Furcht, Respect und Dankbarkeit gemischten Hochachtung begegnete, dann dürfte in Vorstehendem die gute Frau Danilowna genügend charakterisirt worden sein.

* * *

Die Zeit der Heuernte war gekommen, und die Spasker hatten sich vollzählig, Männer, Weiber und Kinder, auf der Gemeindewiese versammelt, die mit einer ihrer schmalen Seiten, und zwar mit dem Tatiana zugewiesenen Streifen, an den Wald grenzte, der nach Norden und Osten hin über viele Quadratwerste sich erstreckte. Tatianas Gras war, wie immer, das erste gewesen, das die Gemeindegenossen in der Morgenfrühe abgemäht hatten, und ehe es Mittag geworden, arbeiteten die Schnitter ein paar hundert Schritte vom Waldesrande weg, in dessen Schatten man die Proviantvorräthe: Brotstücke, Heringe und Speck, eingewickelt in bunte Tüchlein, und dickbäuchige mit „Kwaß“ gefüllte Flaschen abgelegt hatte. Im Schatten der Bäume ruhten auch ein Dutzend Wickelkinder, deren Mütter mit dem Werfen und Wenden des Heues beschäftigt waren. Niemand dachte daran, daß den Kleinen irgendwelche Gefahr drohen könnte, und der plötzlich laut werdende Ruf: „Ein Bär! — Ein Bär!“ verbreitete nicht geringe Bestürzung.

Und es war kein blinder Alarm; auf Tatiana's Wiesenstreifen war wirklich ein Bär, ein colossaler Bär aufgetaucht.

Seit Menschengedenken hatte man in diesem Theile Rußlands von einem solchen Raubthiere Nichts mehr gesehen oder gehört, und wie gelähmt standen die Bauern eine Weile der unerwarteten Erscheinung gegenüber.

Der Bär machte sich mit den Proviantbündeln zu schaffen und näherte sich dabei bedenklich den schlafenden Kindern. Doch inzwischen hatten auch die Leute vom ersten Schrecken sich erholt und erhoben, Sensen und Gabeln schwingend, einen Mordsspektakel. Der Bär richtete sich auf, knurrend und zähnefletschend; er schien nicht übel Lust zu haben, die Offensive zu ergreifen, besann sich aber schließlich anders und trottelte brummend in den Wald zurück, auf seinem Wege eines der Babies streifend, das, auf so unsanfte Weise geweckt, zu schreien anfing.

Der Abgang des Meister Petz belebte den Muth der Bauern, sie eilten an Ort und Stelle und fanden dort das immer noch weinende Kind unverletzt. Aber sonderbar! — Das Kind war eine Nichte Tatiana's, und von allen Proviantbündeln hatte der Bär gerade dasjenige Tatiana's zerrissen und den Inhalt verschlungen. — War das Zufall? — Nein, nein! — Das konnte kein gewöhnlicher Bär, das mußte ein böser Geist gewesen sein, der Bärengestalt angenommen, die Widersacherin aller bösen Geister und Dämonen zu verhöhnen und herauszufordern. — So argumentirten die abergläubischen Muschiks und hefteten fragende Blicke auf Tatiana.

Tatiana fühlte, daß man Etwas von ihr erwartete, sofort erwartete, und sie zeigte sich der Situation gewachsen.

Nachdem sie sich dreimal bekreuzigt und dreimal ausgespuckt hatte, richtete sie ihren Blick starr auf den Busch, hinter dem der Bär verschwunden, und murmelte leise eine ihrer geheimnißvollen Beschwörungsformeln, dann aber begann sie wild mit den Augen zu rollen, mit den Armen durch die Luft zu fuchteln, mit den Füßen zu stampfen und mit aller Lungenkraft eine Fluth von Verwünschungen so haarsträubender Natur herauszusprudeln, daß, wenn auch nur ein kleiner Bruchtheil davon eingeschlagen hätte, jenem Bären und seiner ganzen Verwandtschaft das Leben für alle Zeiten zu unerträglicher Marter hätte werden müssen.

Tatiana's Leistung fand uneingeschränkten Beifall, und fest überzeugt davon, daß der Dämon im Bärenfelle es nie wieder wagen würde, die Gegend unsicher zu machen, marschirten die Spasker am Abend wohlgemuth in's Dorf zurück, wo im Kabak das große Ereigniß des Tages auf's Eingehendste erörtert und zu Ehren der weisen Schnacharka ein Gläschen um's andere geleert wurde.

Aber o weh! — Fürchterlich, wie Tatiana's Verwünschungen geklungen, und niederschmetternd, wie sie auf den Bär hätten wirken sollen, zeigte sich's leider gar bald, daß sie machtlos am Ziele abgeprallt. Am nächsten Tage schon begegnete ein Muschik, der im Walde Pilze sammelte, der Bestie, die weit davon entfernt, entmuthigt zu sein, ganz im Gegentheil, wie der Muschik berichtete, nur um so grimmiger sich geberdet hatte. Das Unthier habe ihn sogar eine Strecke weit verfolgt und würde ihn unfehlbar erwischt und getödtet haben, wenn er auf seiner Flucht nicht glücklicher Weise über eine breite Lichtung gekommen wäre, die der böse Feind bei Tageslicht doch nicht zu kreuzen wagte.

Das waren böse Nachrichten für Tatiana; schweigsam und in sich gekehrt ging sie ihren Geschäften nach, und die Spasker wußten nicht, was sie von der Sache halten sollten.

Und es kam noch schlimmer. Andere Bauern stießen im Walde auf den Bär und entrannen ihm nur mit knapper Noth. In der dritten Nacht nach seinem ersten Auftreten machte Meister Petz einen Besuch im Dorfe und raubte — arme Schnacharka! — Tatiana's Hund, und zwei Tage später fiel ihm das dreijährige Knäblein eines in Spask wohnenden Kohlenbrenners zum Opfer.

Tatiana's Ruf und Ansehen geriethen recht bedenklich in's Schwanken. Schon waren etliche Leidende genesen, ohne die Schnacharka zu Rathe gezogen zu haben, und ein Kranker hatte sich sogar auf den Weg nach dem fernen Kirchdorfe gemacht, den dort residirenden Bader zu consultiren. Eine solche grelle Mißachtung ihres medicinischen Genies war für Tatiana etwas noch nie Dagewesenes und wurmte sie bitter. Wie sollte das enden? Was sollte sie thun? Wenn sich nicht bald Etwas ereignete, der Sache eine Wendung zu geben, dann hatte sie, das sah sie deutlich genug, ihre Rolle als Schnacharka ausgespielt.

Nachdem der Bär im weiteren Verlaufe der Zeit noch allerlei Schandthaten verübt, unter Anderem zwei Kühe und ein Pferd auf der Weide angefallen und zerrissen, auch in den Haferfeldern arge Verwüstungen angerichtet hatte, geriethen die Spasker ganz aus dem Häuschen, und Tatiana's Lage gestaltete sich geradezu kritisch. Die

verdammte Schnacharka habe all' das Unheil heraufbeschworen, hieß es jetzt, sie sei eine Hexe, die es verdiene, verbrannt oder ertränkt zu werden.

In ihrer Bedrängniß fing Tatiana an, im Walde herumzustreifen, bewaffnet mit einer haarscharf geschliffenen Sichel und erfüllt von unbestimmten Hoffnungen, daß ein Zusammenwirken günstiger Umstände es ihr so oder so ermöglichen würde, über ihren Erzfeind, den verhaßten, den verfluchten, den dämonischen Bär zu triumphiren.

An einem Nachmittage war sie, etliche Werst vom Dorfe entfernt, damit beschäftigt, Weidenruthen zum Korbflechten zu schneiden. Sie hatte eben diese Arbeit unterbrochen und hinter einem dichten Busch zu kurzer Rast sich niedergesetzt, als ein Ton an ihr Ohr drang und sie aufschreckte. Die Zweige des Busches behutsam aus einander biegend, schaute sie nach der Richtung hin, aus der jener Ton gekommen, und erblickte, kaum hundert Schritte weit weg, ihren Feind, den Bär, wie er knurrend und winselnd sich abmühte, von dem meterhohen, senkrecht abfallenden Ufer des Flusses das Wasser mit der Zunge zu erreichen.

Instinctiv, dem ersten Impuls folgend, wollte Tatiana davonschleichen, bald aber stand sie still und überlegte. Bot sich hier nicht die ersehnte Gelegenheit? Der Versuch mochte tollkühn sein, aber war es denn nicht besser, das Leben einzusetzen bei einem kühnen Wagniß, als es so qualvoll weiter zu schleppen, wie in den letzten Wochen?

Ein kurzes Schwanken, und ihr Entschluß war gefaßt. Vorsichtig näherte sie sich der ahnungslosen Bestie, die so weit über den Uferrand sich gebeugt hatte, daß es sicherlich keines starken Anstoßes bedurfte, sie aus dem Gleichgewicht zu bringen. Der Wind war Tatiana's Vorhaben günstig, und unbemerkt gelangte sie bis auf zehn Schritte direct hinter den Bär. Einen Augenblick nur zauderte sie noch, dann stürzte sie sich, einen gellenden Schrei ausstoßend, mit der vollen Wucht ihres Körpers gegen das breite Hintertheil des Thieres.

Ein lauter Platsch, und Bär und Schnacharka verschwanden in den Fluthen der Desna.

Tatiana konnte schwimmen wie eine Ente, rasch kam sie an die Oberfläche, ein gutes Stück vom Feinde weg, und erreichte mit ein paar starken Stößen das steile Ufer, an dem sie mit Zuhülfenahme überhängender Weidenzweige sich emporarbeitete. Kaum hatte sie auf dem Uferrande festen Fuß gefaßt, da war auch der Bär zur Stelle, doch ihm konnten die schwachen Weidenzweige Nichts nützen. Krampfhaft krallte er sich in den lockeren, abbröckelnden Boden, Tatiana aber war nicht faul, Tatzen und Kopf des Ungethüms mit der scharfen Sichel zu bearbeiten. Der Bär ließ, brüllend vor Schmerz und Wuth, seinen Halt fahren und versuchte sein Glück weiter stromabwärts, aber dort erging's ihm nicht besser als vorher.

Das mochte sich ja eine halbe Stunde an verschiedenen Uferstellen wiederholt haben, da versagten dem Bären die durch Anstrengung und Blutverlust erschöpften Kräfte gänzlich; er fiel in den Fluß zurück und versank, er tauchte auf und versank wieder, nochmals und nochmals, und trieb schließlich als leblose Masse einer Sandbank zu, wo er strandete.

Zwei Stunden später betrat Tatiana das von kneipenden Muschiks gefüllte Kabak.

Hohngelächter empfing sie, Verwünschungen und Drohungen wurden ausgestoßen: „Was machen die bösen Geister?“ — „Wie geht's dem Bär?“ — „Hast ihn wieder gefüttert mit Beschwörungen?“ — „Willst uns ganz zu Grunde richten, Du Hexe?“ So schwirrte es durch einander.

Stolz und verächtlich überschaute Tatiana von der Schwelle aus die lärmende Gesellschaft. „Ich habe eine Vision gehabt,“ sprach sie mit gehobener Stimme. „Der Erzfeind, der Dämon unseres Dorfes wird Niemanden mehr gefährden, wird kein Vieh mehr umbringen, kein Haferfeld mehr verwüsten! Todt liegt er auf der Sandbank im Flusse, da wo am anderen Ufer die alte Birke steht mit dem Doppelstamme.“

Ehe die Bauern von ihrem Staunen sich erholt hatten, schlug die Thüre des Kabaks zu, und Tatiana war verschwunden.

Um Mitternacht schleifte ein Haufen Männer den Cadaver des Bären in's Dorf, und der Schein lodernder Kienfackeln erhellte triumphirende Gesichter. Die Stimmung der abergläubischen, wankelmüthigen Muschiks hatte total umgeschlagen. Die ganze Bevölkerung war auf den Beinen und tobte vor Tatiana's Häuschen ihre Begeisterung in stürmischen Kundgebungen aus.

Von jener Nacht an strahlte der Glücksstern der Schnacharka heller als je zuvor, und der Ruf der weisen Frau von Spask verbreitete sich weitum im Lande; von den entlegensten Ortschaften kamen die Leute, sie um Rath und Hülfe anzusprechen.

Die Bezwingung und Tödtung des Bären wurde dem heiligen Sergius gutgeschrieben, an dessen Namenstage der Dämon sein Leben ausgehaucht hatte. Doch der Heilige würde, so hieß es, seinen starken Arm nicht zum Wohle der schwer geprüften Gemeinde erhoben haben ohne Tatiana's Vermittelung, ihr gebührte daher Dank und Anerkennung in erster Linie. Bescheiden nahm sie Alles hin; sie wußte ja, und glücklicher Weise nur sie allein, wie die Sache verlaufen war. Neidlos gönnte sie dem heiligen Sergius seinen Theil an dem Ruhm, den fürchterlichen Dämonbär unschädlich gemacht zu haben. Für sie war der allgemeine Glaube an ein wunderbares, von ihr veranlaßtes Eingreifen überirdischer Gewalten die vortheilhafteste Erklärung, das Fundament einer neubelebten, glorreichen und ergiebigen Praxis als Schnacharka.

Aus der Hauptstadt.

Glossen zum russisch-japanischen Kriege.

II.*)

Der erste Schuß! Wer hat ihn abgefeuert? — Das ist schon für mehr als einen Krieg die ewig ungelöste Frage geblieben. Jeder sucht den ersten feindseligen Act auf den Anderen abzuwälzen. Sonderbar. Wenn schon einmal die Kriegsnothwendigkeit zu Tage getreten ist, dann kann es doch nicht schänden, den ersten Schuß abgegeben zu haben. Die Russen behaupten, daß es Seitens der Japaner geschehen sei: am 8. Februar Nachmittags vor Tschemulpo, als das russische Kanonenboot „Korjetz“ von diesem Hafen mit Depeschen nach Port Arthur zu dampfen versuchte, aber vor dem drohend herankommenden japanischen Geschwader Kehrt machte. Nach Angabe der Japaner hätte hierbei der „Korjetz“ den ersten Schuß abgegeben. Die Russen behaupten, daß die im Hafen von Tschemulpo stationirten beiden Schiffe gar nichts vom Kriegszustande gewußt hätten. Aber warum machte der „Korjetz“ denn Kehrt, warum fuhr er nicht seelenruhig an den japanischen Kriegsschiffen vorbei? Sie sollen ihm nachgefeuert und damit den Krieg eröffnet haben. Behauptung steht gegen Behauptung.

Der erste Schuß! Mehr als einmal hat er — vielleicht aus Versehen, vielleicht aus Unbedachtsamkeit ganz untergeordneter Persönlichkeiten abgefeuert — im Leben der Völker unmittelbar zum Ausbruch des vielleicht noch zu vermeiden gewesenen Krieges geführt. Diesmal erhellte er nur „blitzartig“ die Lage. Denn der Krieg mußte bei dem unversöhnlichen, starken Interessen-Gegensatz der beiden Mächte über kurz oder lang doch kommen. Nur russische Selbstvergötterung konnte das verkennen: es schien den durch europäische Liebedienerei verwöhnten russischen Staatsmännern schier unfaßbar, daß der japanische Zwerg sich überhaupt erdreisten könne, mit dem heiligen, die Geschicke der Welt bestimmenden Rußland einen Waffengang zu wagen. Die Folgeerscheinung des ersten Schusses in den ostasiatischen Gewässern (zunächst bekannt wurde der Torpedoangriff auf die vor Port Arthur liegende russische Flotte in der Nacht vom 8./9. Februar) war denn in Petersburg auch Verblüffung, Unwillen, Aerger des mit einem tüchtigen Knüttel bewaffneten Mannes, der von einem frechen Köter angekläfft wird. Der Ernst der Lage wurde den Russen erst viel später klar ....

Man lernt in Rußland nur durch Erfahrungen am eigenen Leibe, und auch durch diese nicht immer. Während man, empört über die brüske Abbrechung der diplomatischen Beziehungen, sich zum Nachdenken anschickte, ob das wirklich den Krieg bedeuten könne, beschädigten japanische Kriegsschiffe vor Port Arthur mehrere russische ernstlich und legten damit den Grund zu einer unerwartet glücklichen Einleitung des Krieges. Hat denn von den weisen Leuten an der Newa Niemand an das Jahr 1898 gedacht? Als Spanien unter dem Drucke unannehmbarer Forderungen der Vereinigten Staaten die diplomatischen Beziehungen abbrach, befahl Mc Kinley in selbiger Stunde den Anfang der Operationen. Russische Schwerfälligkeit, gepaart mit Selbstüberhebung und Unterschätzung des Gegners, hat sich in Ostasien übertölpeln lassen.

* * *

Wenn irgendwo auf der Welt ein Krieg ausbricht, geräth der himmlische Lenker der Erdenschicksale in eine schwierige Lage. Auf beiden Seiten appellirt man dringend an seine werkthätige Hülfe. Bitt-Gottesdienste, Weihrauchwolken .... wem soll er helfen? Diesmal hat er es insoweit bequem, als man nur aus Rußland von solchen Veranstaltungen gelesen hat. Der buddhistische oder schintoistische Japaner ist zu skeptisch veranlagt. Vom Christenthum insbesondere will er nicht viel wissen. Wie viele Bekenner des evangelischen Glaubens es in Japan geben mag, ist mir nicht bekannt. An Katholiken sind es, trotzdem der Missionsthätigkeit keinerlei Hinderniß in den Weg gelegt wurde, bei fast 50 Millionen Einwohnern nur 62000 Seelen. Besser wird es mit den Protestanten auch nicht stehen. Was da die 50000 Bibeln in japanischer Sprache nützen sollen, welche die englische Bibelgesellschaft im japanischen Heere hat vertheilen lassen, ist nicht recht ersindlich.

* * *

Und als der erste Schuß gefallen und der Himmel um seinen Beistand angegangen war, begann der diplomatische Krieg. Auch das ist eine Gewohnheitserscheinung. Jede Macht sucht ihre Sache als die gerechte, sich als zu dem gehaßten Kriege gezwungen darzustellen. Das vergossene Blut und die vergossenen Thränen sollen dem Gegner auf's Schuldconto geschrieben werden. Die Friedensfreunde könnten an diesem Gedanken ihre Freude haben und Hoffnung aus ihm schöpfen ... denn es geht daraus hervor, daß man den Krieg für etwas Verwerfliches hält Welche von den beiden Parteien führt nun in Ostasien einen „gerechten“ Krieg? Meines Erachtens Beide, denn Beide haben sehr wichtige, mit einander unvereinbare Interessen zu verfechten. Wie in der

*) Im I. Theil der „Glossen“ (Gegenwart Nr. 10) ist ein bösartiger Druckfehler stehen geblieben. Aus der „vox“ des in der Wüste Rufenden ist ein „don“ geworden. Der geehrte Leser wird den Fehler schon verbessert haben.

zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ein Krieg zwischen Preußen und Oesterreich um die Vormacht in Deutschland kommen mußte, so jetzt der Krieg zwischen Rußland und Japan. Fast will mir der Letztere noch unabweislicher erscheinen, als es der von 1866 war.

Darum hätte Rußland gar nicht nöthig, Japan durch langathmige Documente in's Unrecht setzen zu wollen; und Japan hätte nicht nöthig, sich zu rechtfertigen. Solche Ergüsse finden ja doch nur im eigenen Lande Glauben.

Bei Rußland muß die Schreibseligkeit um so mehr auffallen, als sie neu ist. Man hat sich dort früher beim Beginn eines Krieges um die Stimmung und die Urtheile des Auslandes verzweifelt wenig gekümmert. Warum denn jetzt mit einem Male? Ist es das Zeichen wankenden Ansehens im Völkerconcert? Oder soll damit dem Lächeln über den kriegführenden Friedenszaren vorgebeugt werden? Oder hat man an der Newa Japan gegenüber doch ein etwas schlechtes Gewissen?

Und dann noch eine regelmäßige Begleiterscheinung eines jeden Krieges: Die Versicherung beider Parteien, daß sie nicht auf Eroberungen ausgehen. Nachher kommt's dann anders. Auch jetzt versichern Rußland wie Japan im Brustton der Ueberzeugung das Gleiche. Na, man wird ja sehen. Die proclamirte Schutzherrschaft Japans über Korea ist schon so etwas wie Eroberung. Und Rußland würde es im Falle des Sieges niemals ohne Masampho, den vorzüglichen Hafen an Koreas Südküste, thun.

* * *

Ein Blick auf die ersten Folgen. Kopfschütteln, Staunen, Verblüffung: je nach dem Grade der vorhergehenden Friedensseligkeit und der Gefährdung der Interessen aller Orten. Bei uns noch ganz im Besonderen ein Abflauen der Theilnahme für die colonialen Kämpfe in Deutsch-Südwestafrika, obwohl dort unsere eigenen Söhne und Brüder die Haut zu Markte tragen. Das Persönliche trat hinter dem Weltgeschichtlichen zurück. Dann Kursschwankungen an den Börsen aller Länder, Kursstürze in mehreren; alle Werthe sinken, auch die solidesten. Warum gehen preußische, französische, spanische, portugiesische Renten, warum die consolidirte englische Anleihe herunter, wenn im fernsten Osten Rußland und Japan auf einander schlagen, von den Staatspapieren der betheiligten Mächte ganz zu schweigen? Dem Nicht-Börsenverständigen — und das bin ich — ist der Zusammenhang nicht ganz klar. Sind diese Papiere mit einem Schlage weniger werth? Geben sie weniger Zinsen? Nein — trotzdem erleiden Einzelpersonen starke Verluste. Oder sah man einen Weltkrieg voraus? Dazu lag zunächst keine Veranlassung vor. Und doch hat der Kriegsausbruch auch in den unbetheiligten Ländern gewaltige Opfer gefordert — die Börse ist, was Krieg angeht, außerordentlich empfindlich.

Ein Weltkrieg? Es giebt keinen Staat, der nicht die Absicht, neutral zu bleiben, mit volltönender Stimme verkündet hätte, obgleich das nicht im Mindesten nöthig war. Denn es ist ganz selbstverständlich, daß ein moderner Staat die Pflichten der Neutralen auf sich nimmt, sofern er nicht activ eingreift. Freilich wird über die Auffassung dieser Pflichten, sowie über die neutralen Staaten im Einzelnen noch ein Wort zu reden sein. Zunächst noch etwas Weiteres über die ersten Folgen.

Wie der Ruf „Krieg“! das Bild verschiedt! Kaum war er erschallt, da schlug England in Tibet-Noten eine Tonart wider Rußland an, die ihm bis dahin fremd war. Gottesfürchtig und frech, würden wir „im Volkston“ sagen. Es vergalt mit sichtlichem Wohlbehagen die schlechte Behandlung, die ihm Rußland in verschiedenen Fragen zur Zeit des Burenkrieges hatte angedeihen lassen. Damals war Großbritannien festgelegt, jetzt Rußland, und zwar in weit höherem Grade. Denn es ist blasse Renommage, wenn das halbamtliche Rußland in die Welt ruft, daß es trotz des Krieglein mit Japan bequem einen Krieg gegen Britisch-Indien führen (was würde wohl aus der russischen Flotte?), und zugleich noch 200000 Mann nach der Balkanhalbinsel senden könne. Wie unmöglich das ist, wissen auch Alle. Bulgarien „behält sich seine Schritte vor“; in Belgrad hält der russische Vertreter es für nöthig, auf den König von Mörders Gnaden ein Hoch auszubringen; die hohe Pforte zögert mit der Ausführung der für Macedonien zugesagten Reformen; Oesterreich schickt sich an, zu deren Erzwingung allein die Execution zu übernehmen, und Italien, das allzugern an Rußlands Stelle auf der vielgeprüften Halbinsel treten möchte, regt sich über die Truppen auf, die Oesterreich an der italienischen Nordostgrenze sammelt. Giebt es denn keinen Dreibund mehr? — Deutschland wird plötzlich von den Russen als der theuerste und zuverlässigste Freund angesprochen... es war nicht immer so...

Und dann als eine weitere erste Folge die veränderte Stellung Koreas: vereinbarte japanische Schutzherrschaft mit weitgehenden Besatzungsrechten, genau so wie Rußland sie — ohne Vertrag mit dem Landes-Souverän — in der Mandschurei ausübt; die nicht weit von der Yalumündung gelegene Stadt Widschu, die Rußland trotz ihrer Lage auf koreanischem Boden bereits als eine Enclave der Mandschurei betrachtete und deren Oeffnung für den internationalen Handelsverkehr es mit Hartnäckigkeit und Glück bislang zu verhindern gewußt hatte, dem fremden Handel erschlossen: es ist jetzt gar kein Gedanke daran, daß sich die Mächte den wichtigen Platz wieder werden verschließen lassen ... und das dreist gewordene China öffnet alsbald ein paar Städte der Mandschurei den Fremden; und das längst schon dreiste Amerika will in eine davon (Mukden), also mitten hinein in den Kriegsschauplatz, flugs seinen Consul senden, läßt sich dann allerdings auf Rußlands entschiedenen Einspruch bewegen, es nicht zu thun.

Auch im Innern bekam Rußland allerlei Unfreundliches zu spüren: Die Finländer rühren sich. Polnische Studenten demonstriren in Kiew; und in Polen selbst, in dem verhätschelten, mit Zuckerbrod gefütterten Polen, zeigen sich bedenkliche Symptome. Aufrufe werden verbreitet, in denen — genau wie bei uns in den schwulstigen Kundgebungen der socialdemokratischen Partei — das Zarenthum als Quelle allen Uebels bezeichnet wird. Nachrichten über russische Niederlagen müsse man mit Freude aufnehmen ...

In Warschau vor dem Consulate Hochrufe auf England und Japan ... in Prag Störungen gelegentlich des russischen Bitt-Gottesdienstes ... in Bern eine Sympathie-Kundgebung russischer Studenten für die Japaner ...

Eine weitere Folge des Kriegsausbruches war die Aufrüttelung auch der unbetheiligten Mächte. Besorgnisse, ein plötzliches Verantwortlichkeitsgefühl der leitenden Kreise und auch mancher Volksvertreter tauchten auf und regen zu Thaten an, bis — der alte Schlendrian, das alte „laissez aller“ wieder in sein Recht tritt. Für unseren diesjährigen Flottenhaushalt kommen die scharfen Torpedoschüsse vor Port Arthur und die im Hafen von Tschemulpo aus dem Wasser ragenden Masten des „Warjag“ und des „Korjetz“ grade geschlichen: mancher Flotten- und Kriegsminister würde froh sein, wenn er sich zur richtigen Zeit einen kleinen oder großen Krieg da hinten, fern in der Türkei, oder auch anderswo, bestellen könnte. Freilich — auf unsere Budget-Commission haben die ostasiatischen Begebenheiten keinen tiefen Eindruck gemacht. Sonst hätte sie wohl den Haushalt der ostasiatischen Besatzungsbrigade — wer weiß wozu sie Angesichts dieses Krieges noch berufen sein mag? — weniger nörgelig und weniger abstrichlustig behandelt. In dem Streben, Pfennige zu sparen, giebt man ein Stück nationaler Würde preis. Ein englischer Major hat ein Buch über die gelegentlich der Chinawirren verwandten Contingente der Mächte geschrieben: Darin kommen die Deutschen, was ihre Bekleidung und Ausrüstung betrifft, recht schlecht weg. Entrüstet wollte ich, als ich die Schrift las, etwas Scharfes dagegen schreiben. Da besuchte mich zufällig ein eben aus China zurückgekehrter Kamerad. Als ich ihm voll flammenden Zornes meine Absicht kund gab, schüttelte er nachdenklich den Kopf. „Lassen Sie es lieber, der Mann hat recht.“ — Jetzt hat der Kriegsminister in Budget-Commission den Grund enthüllt: es fehlte an Geld ..... Wenn man auf dem Präsentir-Teller vor dem Auslande steht, soll man nicht knausern. Und nun erst den Ersparnissen nachspüren, die ein Officier der ostasiatischen Besatzungsbrigade seiner Gattin heimsendet, und daraus folgern, daß die Gehälter zu hoch sind: ich finde nicht die richtigen Worte zur Kennzeichnung dieses Verfahrens. Noblesse oblige. Den Herren jener Brigade kann man nur rathen, daß sie recht viel Sect trinken und recht wenig Geld nach Hause schicken. Ersparnisse compromittiren.

Major a. D. Karl v. Bruchhausen.

Die Gefahren der Statistik.

Zahlen beweisen! Eines der vielen Schlagworte unserer Zeit, und das mächtigste vielleicht! Wir sind skeptischer geworden als es je ein Volk vor uns war, und nur an die Beweiskraft von Zahlen haben wir einen Glauben, der durch nichts erschüttert werden kann. So sind wir groß geworden. So ist unser Handel, unsere Technik und vor Allem unsere Wissenschaft zu einer in früherer Zeit ungeahnten Blüthe gekommen.

Mit der Astronomie ist es angegangen, und dann sind nach und nach alle naturwissenschaftlichen Disciplinen dem Vorgange gefolgt, haben dem gewonnenen Beobachtungsmaterial durch Zahlenwerthe den Stempel der Wahrheit oder mindestens der Glaubhaftigkeit aufgedrückt.

Auch die Statistik, obwohl ihre Anfänge sich bereits in's graue Alterthum zurückverfolgen lassen, verdankt ihre heutige Bedeutung dem Glauben an die Beweiskraft der Zahlen. Dieser Glaube vermag viel Gutes zu stiften, er kann aber auch, wenn er kritiklos hingenommen wird, wenn alle Welt einfach für wahr hält, was die Zahlen beweisen, zu Gefahren führen.

Die Meteorologie ist zwar keine statistische Wissenschaft, aber sie bedient sich der Statistik in ausgedehntestem Maße. Ist es auch ihre eigentliche Aufgabe, die Ursachen und den Zusammenhang atmosphärischer Erscheinungen zu erforschen, so hätte sie damit kaum populär werden können. Dem Durchschnittsmenschen ist es im Allgemeinen nicht so werthvoll zu wissen, warum es heute, sondern ob es morgen regnet.

Der Glaube, daß es gelingen wird, das Wetter mit Sicherheit auf nicht nur einen, sondern eine Reihe von Tagen vorauszubestimmen, bewirkt die Popularität dieser Wissenschaft und führt ihr reichliche Mittel und eine über die ganze Welt verstreute Mitarbeiterschaft zu. Dieser Glaube wird befestigt durch die bisherigen, recht ermuthigenden Ergebnisse der Meteorologie, und die Thatsache, daß die Prognosen oftmals nicht zutreffen, kann man mit der Jugend dieser Wissenschaft genügend entschuldigen. Auch Gefahren entstehen vorläufig nicht, denn das Gros richtet sich bei den vom Wetter beeinflußten Handlungen heute noch nicht

nach der Wetterprognose, höchstens daß einige Sonntagsausflügler sich durch die Vorhersage guten Wetters verleiten lassen und dann verregnet werden. Der Landmann, für den ja die Witterung eine große Rolle spielt, ist in der Beziehung ein arger Zweifler; er vertraut mehr seinen eigenen Erfahrungen. Auch sind diese Prognosen heute noch Weissagungen, die den Bauern zu spät erreichen.

Aber wir müssen weiter kommen, es ist denkbar, daß wir in absehbarer Zeit Prognosen für 48 Stunden erhalten, und daß der Glaube an deren Richtigkeit allgemein wird, im anderen Falle müßte im Laufe der Zeit diese Wissenschaft sehr stark an Ansehen einbüßen. Nicht aber ist wahrscheinlich, daß wir es zu absolut sicheren Resultaten bringen werden. Barometrische Minima werden auch später die Eigenthümlichkeit beibehalten, einen nicht vorausgesehenen Weg einzuschlagen, und Vorgänge im Weltraume, besonders auf der Sonne, werden bei der Unmöglichkeit, dort Beobachtungsstationen zu errichten, oft genug das Concept verderben. Hier liegt eben die Gefahr.

Alle die enttäuschten Ausflügler, die Wirthe, die sich auf einen schönen Tag vorbereitet haben, die Vereinsmeier, die um eine Festesfreude gekommen sind, und hauptsächlich die Bauern, die ihr Getreide in der Erwartung guten Wetters gemäht haben, werden den Racker Staat für ihr Mißgeschick verantwortlich machen. Ein Bauern-Bebel wird den für diese Materie verantwortlichen Minister des Zukunftsstaates interpelliren. Ich meine dabei nicht Bebel's Zukunftsstaat, sondern einfach den sich durch Evolution herausbildenden Staat der Zukunft, der in viel höherem Maße als unsere heutigen Staaten für das Wohlergehen der Bürger verantwortlich ist.

Ministerstühle vermögen dann in Folge des Zornes des himmlischen Sonnengottes wackelig zu werden, während sie heute nur den Zorn irdischer Sonnengötter zu fürchten haben.

Der Staat hat sich heute schon mit vielen anderen statistischen Arbeiten belastet. Da ist vor Allem die Handelsstatistik. Diese ist noch sehr mangelhaft, da sie im großen Ganzen nur den Außenhandel umfaßt, während sich die innere Thätigkeit ihrem Machtbereiche entzieht. Aber auch der Außenhandel kann nur soweit controllirt werden, als er taxirbare Waaren betrifft. Geistiger Güteraustausch ist uncontrollirbar. Wenn wir nichtsnutziges Menschenmaterial nach fremden Ländern abstoßen, können wir gar nicht beurtheilen, ob dieses nicht in einer neuen Heimath im Werthe steigt. Manche Perle haben wir auf diese Weise schon hingeworfen. Anderentheils kommen uns Werthe zu gute, die wir selbst am niedrigsten einschätzen. Die Ueberbleibsel unserer alten Cultur locken zum Beispiel die Leute der neuen Welt, die so etwas zu ihrem großen Verdrusse nicht aufzuweisen haben, und veranlassen sie, unsere Handelsbilanz aufzubessern. Auch sonst fällt die Handelsbilanz und Glücksbilanz eines Volkes in den seltensten Fällen zusammen.

Die Handelsstatistik bringt insofern für den Staat keine große Gefahr, als er sie gewöhnlich nur dazu benutzt, nach neuen Einnahmequellen auszublicken und sich wohlweislich hütet, eine Prognose für das zukünftige geschäftliche Wetter aufzustellen. Das besorgt in diesem Falle das handelnde und gewerbetreibende Publicum selbst, und hier liegt eben die große Gefahr. Vor noch nicht vier Jahren war Alles voller Entzücken. Die Zahlen sprachen ja so deutlich, und Jedermann glaubte an ihre Beweiskraft. Dann ein plötzlicher Umschlag. Die Zahlen hatten sich als schlechte Propheten erwiesen. Leerstehende Fabrikneubauten, entwerthete Papiere, Concurse, schmähliche Processe und arbeitslose Menschen zeugten von der Verheerung, die eine solche Prognose anzurichten vermag.

Ein besonderer Zweig der staatlichen Statistik versucht, für die Socialpolitik geeignete Unterlagen zu schaffen. Hier handelt es sich also darum, auf Grund von Zahlenwerthen Prognosen zu stellen und dann entsprechend in unser wirthschaftliches Getriebe einzugreifen. Mit besonderem Vergnügen macht der Staat diese wissenschaftliche Arbeit nicht, denn abgesehen von dem Bewußtsein, daß durch eine falsche Prognose Unheil angerichtet werden kann, legen gerade die Nutzanwendungen solcher Ergebnisse dem Staate schwere finanzielle Opfer auf. Aber hier giebt es kein Zurück, die Forderung ist viel zu allgemein. Die Art der Erwerbsthätigkeit hat eine weitgehende Umgestaltung erfahren, und diese hat Schädigungen für die Allgemeinheit mit zur Folge gehabt, für deren wenigstens theilweise Beseitigung Sorge getragen werden muß, nachdem diejenigen, die von der Umgestaltung der Dinge Vortheil gehabt haben, ihren socialen Verpflichtungen nicht nachgekommen sind. Es kann auch keine Frage sein, daß auf diesem Wege bereits Gutes erreicht worden ist, und es steht zu hoffen, daß noch mehr erreicht wird. Ist es doch eine ganz natürliche Forderung, daß Einrichtungen für den Schutz des Arbeiters gegen Schädigung der Gesundheit getroffen werden, daß er, trotzdem er von einer Krankheit heimgesucht oder von einem Unfall betroffen, Verpflegung findet, daß, wenn er auf die eine oder andere Art untauglich geworden ist, nicht wie eine ausgequetschte Citrone weggeworfen wird, ebenso daß ihm über beschäftigungslose Zeiten hinweggeholfen wird.

Diese Forderungen sind um so berechtigter, als ja auch die Unternehmer früherer Zeiten sich nicht ganz über solche moralische Verpflichtungen hinweggesetzt haben oder sich nicht hinwegsetzen konnten, also andernfalls unsere so viel gepriesenen Fortschritte gewissermaßen einem Rückschritt verzweifelt ähnlich sähe. Allerdings ist zwischen dem Erreichbaren und dem Wünschenswerthen eine große Kluft, die zu überbrücken uns leider nur mit unseren Illusionen möglich ist. Wir müssen bei unserer Industrie, die ja hochgradig vom Export abhängig ist, verschiedene Arten der Erzeugung unterscheiden. Die glücklichste von allen, wo deutsche Kraft und Geschicklichkeit und deutsche Geistesarbeit Erzeugnisse hervorbringt, die von anderen Nationen nicht erreicht werden können! Sie verträgt auch große Opfer für das Wohl seiner Erzeuger. Weniger glücklich, wo wir in Folge mäßigerer Ansprüche der Arbeiter gute Erzeugnisse billiger herstellen können als andere Nationen. Hier ist schon die Gefahr gegeben, daß bei höherer Belastung mit socialpolitischer Verbesserung unser Vorsprung eingeholt wird. Am schlimmsten aber, wo es sich um minderwerthige Erzeugnisse handelt, die nur in Folge einer staunenswerthen, durch Hungerlöhne erzielten Billigkeit entstehen können. Sie gedeihen nur auf dem Boden, wo Armuth zu Hause ist.

Unsere ernsthaft zu nehmenden Socialpolitiker wissen ganz gut mit diesen Verhältnissen zu rechnen und beschränken sich in ihren Anforderungen auf das thatsächlich Erreichbare. Hier liegt auch nicht die Gefahr der Arbeitsstatistik, sondern bei den Millionen anderer, die sich für sich selbst eine Prognose gestellt haben. Diese lautet: Glück. Der schwer definirbare Begriff „Glück" heißt aber bei ihnen vielfach nicht: gesicherte Arbeit, ein behagliches Familienleben, nahrhafte Kost, und wenn die Arbeitskraft schwindet, eine auskömmliche Pension. Nein, so viel Glück wie möglich, so viel mindestens, wie sich ein Millionär um sein Geld zu schaffen vermag.

Diesen überschwenglichen Hoffnungen muß natürlicherweise eine entsprechende Ernüchterung, eine Entmuthigung folgen, die auch ohne Umsturz die schwersten Schädigungen des Erwerbslebens zur Folge haben kann.

Die Ernüchterung müßte auch dann kommen, wenn das Erreichbare weit überschritten werden könnte, weil man gewissermaßen bei dieser Gelegenheit Generalabrechnung halten und Forderungen erfüllt sehen möchte, die Jahrtausende vergebens gestellt haben, Forderungen, die nichts mit höherem Lohne und besserer Lebenserhaltung zu thun haben, sondern mit dem Seelenleben zusammenhängen, für die es keine Statistik giebt.

Das ist überhaupt die Schattenseite aller Statistik, daß sie immer nur die Aeußerlichkeiten des Lebens zu treffen vermag. Sie kann, um einen Vergleich zu nehmen, bestimmen, wie viel Saiten auf einem Klaviere sind, wie sie heißen, ob sie aber gut oder schlecht gestimmt sind, davon weiß sie nichts und auch wie darauf gespielt wird, entzieht sich ihrer rechnerischen Kunst.

Diese Unvollkommenheit kommt besonders zur Geltung, wenn sich die Statistik auf Gebiete verliert, auf denen das Seelenleben die hauptsächlichste Triebfeder ist. So muß sie sich in der Moralstatistik darauf beschränken, festzustellen, wie das Verhältniß zwischen verheiratheten und unverheiratheten Personen, zwischen legitimen und illegitimen Kindern ist, und wie viel schließlich Dirnen noch am Geschlechtsleben theilnehmen. Letztere Feststellung gelingt allerdings nicht mit der wünschenswerthen Genauigkeit. Daraus nun werden Prognosen geschmiedet. Dabei ist der Begriff Sittlichkeit selbst noch recht schwankend und undefinirbar. Wenn man den Sittlichkeitsfanatikern glauben darf, ist der Idealzustand erreicht, wenn jedes heirathsfähige Mädchen, soweit dies mit Rücksicht auf den Mangel an Männern möglich ist, unter die Haube kommt, wenn die andern irgendwie untergebracht sind, wo ihnen nichts anderes möglich ist, als ein sittsames Leben zu führen, wenn es ferner keine unehelichen Kinder giebt, und die Dirne vom Schauplatz verschwunden ist. Andere wieder meinen, die höchste Sittlichkeit ist diejenige, bei der eine möglichst kräftige, gesunde Nachkommenschaft gesichert ist, und achtet nicht auf die Form. Wir haben ganz ernsthaft zu nehmende Stimmen gehört, die verlangen, daß die Bewilligung zur Ehe von einem durch ärztliche Untersuchung festzustellenden Befähigungsnachweise abhängig gemacht wird. Beide Extreme dürften, abgesehen von ihrer Unausführbarkeit, ihren Zweck nur unvollkommen erreichen. Die ärztliche Heiraths-Recrutenaushebung hätte jedenfalls die Folge, daß die außerehelichen Kinder und gefälligen Frauen sich in's Ungemessene vermehren würden. Das eine kann man wohl verbieten, aber das andere nicht verhindern. Wenigstens sind die Experimente hier nicht so zahlreich wie auf anderen Gebieten, nur die Polizei betreibt seit Jahrhunderten Sittlichkeitspolitik, ohne etwas Anderes zu erreichen, als die armen Geschöpfe noch tiefer hinabzudrücken, als eigentlich nöthig wäre.

Ein anderer Theil der Statistik befaßt sich mit der Sterblichkeit und den Krankheiten des Menschen. In ersterem Falle erzielt sie exacte Resultate, in letzterem ist sie mehr als ungenau. Auch der Begriff „Krankheit" ist nicht in allen Fällen mit Sicherheit zu definiren, und eine große Anzahl von Kranken entzieht sich der Statistik dadurch, daß sie ihren eigenen Arzt spielt.

Diese Statistik hat gezeigt, daß die Sterblichkeitsziffer im Abnehmen ist, was man wohl mit Recht unseren sanitären Maßnahmen und dem bisher erfolgreichen Kampfe gegen ansteckende Krankheiten zu Gute rechnen darf. Deßhalb großer Jubel. Wir können das Durchschnittsalter des Menschen erhöhen; die Zahlen beweisen es. Eine wilde Speculation hat sich dieser Materie bemächtigt; Fachleute und Laien bemühen sich, der Menschheit auf diesem Wege das Glück zu bringen.

Ist dieser Jubel auch berechtigt? Ja, wenn uns die Statistik ebenso klar sagen könnte, der Gesundheitszustand des Volkes hat sich gleichzeitig gebessert oder wenigstens nicht verschlechtert. Aber hier versagt sie vollständig. Immerhin läßt das, was wir sehen, einige Schlüsse zu, wenn es überhaupt noch gestattet ist, ohne ziffernmäßiges Material

zu besitzen, auf etwas zu schließen. Sanatorien, Höhenluftkurorte, Bäder und andere Kurmaschinen schießen wie Pilze aus der Erde, tausende von Heilmitteln werden der Menschheit angepriesen, und Niemand kann sich derartige Reclamespesen leisten wie der Erzeuger irgend eines Heilmittels. Dickleibige Bände, die massenhaft Absatz finden, erzählen der Menschheit, wie sie sich selbst heilen kann. Selbst aus unseren modernen Romanen strömt uns Jodoformduft entgegen, und der gefürchtete Tod scheint uns aus allen Winkeln anzugrinsen. Wenn wir so fortfahren, kommen wir sicher noch auf den Standpunkt, daß uns der Kampf gegen den Tod und um die Gesundheit mehr kostet als unser bewaffneter Friede.

Wir und andere Nationen mit uns haben die größte Aussicht, in die Lage des Mannes zu kommen, der sein Geschäft gesundheitshalber aufgeben muß.

Ja, wenn unsere hochgespannten Erwartungen, die wir auf unsere socialpolitischen Maßnahmen setzen, sich nicht erfüllen, wenn gleichzeitig die Degeneration weitere Fortschritte macht, und unsere Müdigkeit noch weiter zunimmt, so gehen wir allerdings einem großen Kladderadatsch entgegen, dessen Folgen freilich anderer Art sein werden, als ein Theil der Socialdemokraten sich so gern ausmalt. Eine entmuthigte, degenerirte und todesfürchtige Masse kann wohl zertrümmern, aufbauen kann aber nur, was sich gesund, stark und todesmuthig fühlt.

Doch das ist eine Sache der Zukunft. Was wir aber heute schon von der Ueberschätzung der Beweiskraft der Zahlen auf allen Gebieten des menschlichen Lebens sehen, ist nichts weniger als erfreulich. Der innere Werth macht nicht mehr den Erfolg, sondern der durch irgend welche Mittel, und wären es die verwerflichsten, erreichte Erfolg bestimmt den Werth einer Sache, einer menschlichen Thätigkeit, weil eben der Glaube an die Sprache der Zahlen in's Unglaubliche gestiegen ist, während die Beweiskraft der That entsprechend an Werthschätzung verloren hat.

Und doch: „Thaten beweisen".

Eine große That hat Deutschland zu dem gemacht, was es heute ist, viele kleine Thaten haben seine Ueberlegenheit auf dem geistigen und industriellen Leben geschaffen. Wo jetzt stattliche Fabriken stehen, standen größtentheils einstmals kleine unscheinbare Buden, in denen ein Mann mit den Widerwärtigkeiten des Lebens kämpfend, unbekümmert um seine Gesundheit, des Tages schwer arbeitend, des Nachts denkend und träumend, mitwirkte, den heutigen Wohlstand unseres Landes zu begründen. Das waren Thaten, und Thaten müssen es wiederum sein, die es verhindern, daß wir dem Ansturm um die Vorherrschaft auf dem Erwerbsleben schließlich erliegen. Der deutsche Arbeiter muß geschickter sein als irgend ein Arbeiter der Welt, seine Leistungsfähigkeit darf durch keinen andern übertroffen werden. Die deutsche Industrie muß bessere Erzeugnisse schaffen als irgend eine Industrie, der deutsche Forscher muß mehr finden als irgend ein anderer Forscher, und alle müssen ihre kleinen Interessen diesem großen Ziele unterordnen. Dann haben sie auch alle das Recht, zu verlangen, daß sie an den Erfolgen solcher Thaten profitiren, dann kann sich Deutschland auf die Dauer eine Arbeiterfürsorge erlauben, um die sie alle Anderen mit Recht beneiden dürfen.

Zahlen beweisen, wohl aber ist ihre Sprache nur zu oft trügerisch. Thaten beweisen immer, aber ihre Beweiskraft erkennt die Menge gewöhnlich erst an, wenn sie zu Schaden gekommen ist. Wenn aber Thaten und Zahlen zusammensprechen, dann giebt es einen guten Klang und zwar nicht nur nach Gold, sondern einen Klang, der im Innern des Menschen einen freudigen Widerhall findet.

Josef Rieder.

Notizen.

C. 33 und Anderes. Von Hanns Heinz Ewers. (Verlag von E. Eisselt. Großlichterfelde-Berlin.) Das Buch mit dem ungewöhnlichen Titel „C. 33" setzt sich aus einer Reihe novellistischer Skizzen und Gedichte zusammen. „C. 33" ist die Zuchthausnummer Oscar Wilde's. Die betreffende Skizze nennt Ewers „Eine Erinnerung an O. Wilde". Sie ist aber mehr als das, man könnte sie seinen Nekrolog und Apologie des unglücklichen Dichters nennen, ein bilder- und farbenreicher Extrakt der Weltanschauung Wilde's, dem das Leben lediglich ein ästhetisches Problem war. Die Skizzen „Delphi" und „Auferstehung" sind an Stimmungsgehalt und künstlerischer Darstellungskraft der vorigen gleichwerthig. Das Beste, was der Poet Ewers zu geben vermag, hat er in dem Cyclus „Blumen brach ich" zusammengefaßt. Hier sind Töne von einer Zartheit angeschlagen, die man bei dem kecken, zu Extravaganzen geneigten Ueberbrettl-Dichter kaum vermuthet hat. Der Blumencyclus kann den besten Darbietungen der modernen Lyrik zugezählt werden; Ewers hat den vollwerthigen Beweis erbracht, daß er was kann und zu noch größeren Leistungen befähigt ist — vorausgesetzt, daß er nicht in seinen Ueberbrettlton zurückfällt. Die letzte Skizze „Die Tapharbraut" erinnert etwas an alte Scherze. Im Uebrigen bildet das Buch ein geschlossenes Ganzes, aus dem eine dichterische Eigenart spricht.

J. G.

Zur gefälligen Beachtung.

Alle **geschäftlichen** Angelegenheiten, besonders die Versendung von Beleg-Exemplaren, die Honorirung u. dgl., erledigt **ausschliesslich** der **Verlag**, Berlin W 57, Katzlerstr. 4 I.

Dagegen sind Manuskripte, Bücher, redactionelle Anfragen etc. stets an **Richard Nordhausen**, Berlin W 30, Gleditschstr. 6, zu senden. Nur in diesem Falle kann für pünktliche Erledigung Gewähr geleistet werden.

Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W 30, Gleditschstr. 6, Expedition: Berlin W 57, Kanzlerstr. 41. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 12. Berlin, den 19. März 1904. 33. Jahrgang. Band 65.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. | Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. | Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt:

Krieg.

Zeitgemäße Randglossen von Theodor von Sosnosky.

Baronin Suttner hat mit ihren Friedensbestrebungen entschieden Unglück. Im Jahre 1889 ließ sie ihren berühmten Friedens-Schlachtruf „Die Waffen nieder!" erschallen und fand dafür ein vieltausendstimmiges, begeistertes Echo in der ganzen civilisirten Welt. Die Anhänger der Abrüstungsidee thaten sich zusammen und riefen die Gesellschaft der Friedensfreunde in's Leben, die unter der Leitung der Baronin Suttner das Evangelium des Friedens predigte und die allgemeine Abrüstung verlangte. Leichtgläubige und optimistische Seelen mochten von diesem mit sehr viel Reclame inscenirten Krieg gegen den Krieg den Anbruch einer neuen Zeit erwarten, mochten das goldene Zeitalter des ewigen Friedens nicht mehr fern glauben; aber es sollte ganz anders kommen. Gerade das Gegentheil geschah: ein Krieg reihte sich an den anderen. Der japanisch-chinesische im Jahre 1894/95 eröffnete den blutigen Reigen, und fortan verging kaum ein Jahr, das nicht Krieg brachte: 1897 den griechisch-türkischen, 1898 den spanisch-amerikanischen, 1899 den Burenkrieg, der sich durch nahezu drei Jahre hinschleppte, und damit noch nicht genug, brachte das Jahr 1900 überdies den Feldzug gegen die Boxer, der alle 6 Großmächte Europas und dazu noch Japan und die Vereinigten Staaten in Mitleidenschaft zog. Es war, als hätte sich das Schicksal über die Bestrebungen der Friedensliga lustig machen wollen, denn seit den Tagen Napoleon's des Ersten war die Zeit nicht so kriegerisch gewesen wie gerade seit dem Bestehen der Friedensgesellschaft. Und die Pointe dieser drastischen Ironie lag darin, daß das süße Friedensgeläute der Haager Abrüstungs-Conferenz im Sommer 1899 sein Echo im — Kanonendonner von Ladysmith fand. Drastischer ist nicht leicht je eine Bestrebung ad absurdum geführt worden.

Aber all' das focht Baronin Suttner und ihre Anhänger wenig an, es spornte sie nur zu immer lebhafterer Thätigkeit, und es gelang ihr auch, für ihre Idee einflußreiche, namhafte Anhänger zu finden — abgesehen vom Zaren, dessen Theilnahme an ihren Bestrebungen mehr platonischer Art ist —; besonders in den Reihen der Socialdemokratie — man denke nur an Jaurès' flammende Philippika gegen den Krieg! — aber auch in anderen und sehr angesehenen Kreisen. Und so geschah's, daß, ungeachtet des warnenden Fiaskos vom Haag, sich im Herbst des vergangenen Jahres in Wien eine neue internationale Friedensconferenz zusammenfand, bei der von Parlamentariern aller Zungen mit mehr oder weniger Wortaufwand gegen den Krieg gepredigt wurde. Aber wie nach dem Haager Congreß, blieb das Schicksal auch diesmal die Antwort nicht schuldig und zündete, recht zum Hohne auf all' die salbungsvollen Friedensreden, die Kriegsfackel im fernen Osten an. Frau von Suttner beschwor zwar den Präsidenten Roosevelt, er möge den zum Kampf Bereiten in die erhobenen Arme fallen, aber begreiflicher Weise hatte er keine Lust, diesem sonderbaren, ebenso naiven wie anmaßenden Wunsche zu willfahren, und so giebt's denn wieder einmal Krieg, zum sechsten Mal seit zehn Jahren! Man sieht: Baronin Suttner hat kein Glück. Sie selber sollte das doch auch erkennen und aus diesen ihren sechs Niederlagen endlich die Lehre ziehen, daß es ein ohnmächtiges Beginnen ist, in die Speichen des rollenden Schicksalsrades zu greifen; und ein lächerliches noch dazu. Denn man stellt seine Ohnmacht damit nur vor aller Welt zur Schau, indem man diese zum Zeugen der eigenen Niederlage macht.

Nichtsdestoweniger darf man mit unbedingter Sicherheit darauf rechnen, daß sich Baronin Suttner und ihre Trabanten auch durch diese neue Niederlage in ihrem Feldzuge gegen den Krieg nicht werden irre machen lassen, daß sie nach wie vor mit aller Lungenkraft die Friedens-Trompete blasen werden. Diese Ausdauer, diese Hartnäckigkeit, die sich durch keine Niederlage von ihrem Ziel abbringen läßt, die sich immer wieder kampfbereit aus dem Sande erhebt, in den sie so unsanft geworfen worden: sie wäre bewunderungswürdig, wenn es sich nicht um eine phantastische Utopie handelte; so aber, da sich's um eine solche handelt, gleicht diese Beharrlichkeit dem unüberzeugbaren Starrsinn des Monomanen, den kein Beweis, keine Logik von der fixen Idee bringen kann, die sich in sein Gehirn eingenistet hat; und statt bewundernd Beifall zu klatschen, können wir nur mitleidig die Achseln zucken und lächeln; allerdings auch staunen, darüber nämlich, daß eine Thorheit so ansteckend sein und selbst ernste Männer ergreifen kann.

Denn eine Thorheit, eine Utopie ist die Friedensbewegung, eine im Grund edle und humane, zugegeben, aber doch eine Thorheit, weil jeder Versuch, Unmögliches möglich zu machen, thöricht ist. Unmögliches? Soll die Idee des ewigen Friedens wirklich unmöglich, soll der blutige, wilde Massenmord, den der Krieg darstellt, wirklich etwas Unvermeidliches sein? Die Friedensfreunde bestreiten es, sie halten die Verwirklichung der Friedensidee für möglich (vorausgesetzt, daß sie nicht bloß so thun, als ob sie das glaubten) und darum

durchaus nicht für eine Utopie. Eben darin aber bekunden sie ihre erstaunliche Kurzsichtigkeit, ihre völlige Unfähigkeit, mit den realen Verhältnissen zu rechnen. Denn wer ein bißchen weiter denkt, als seine Nase reicht und wer sich vom dunstigen Qualm gewisser „Fortschritts“phrasen weder das Auge trüben, noch den Verstand betäuben läßt, der muß nothgedrungen zur Erkenntniß gelangen, daß der Weltfriede und mit ihm die allgemeine Abrüstung nicht nur derzeit, sondern, so weit wir überhaupt in die Zukunft zu schauen vermögen, einfach unmöglich ist. Das ist nicht etwa eine subjective Ansicht, die sich anmaßt, ein Dogma zu sein; es ist eine Behauptung, die lediglich das Resultat der gegebenen Verhältnisse ist und sich leicht beweisen läßt.

Daß die Zumuthung der allgemeinen Abrüstung sehr naiv ist, daß begreiflicher Weise kein Staat den Anfang machen will, weil keiner — und mit Recht — dem anderen traut: das braucht nicht erst bewiesen zu werden, das versteht sich von selbst.

Und fast ebenso selbstverständlich erscheint es, daß die Völker und Staaten nicht in dauerndem Frieden neben einander leben können, wenn man bedenkt, daß schon wenige Menschen nicht ohne Zank und Hader zusammen zu sein vermögen, ja nicht einmal zwei, die sich aus Liebe zusammengethan haben — siehe Ehe! Die Menschen sind nun einmal streitsüchtig und werden es voraussichtlich bleiben, so lange sie überhaupt die Erde bevölkern. Trotz allem Fortschritt, trotz unserer Cultur, auf die wir uns so viel zu Gute thun, ist es uns noch immer nicht gelungen, Gewaltthätigkeiten unter uns hintanzuhalten, weder im persönlichen Verkehr — Mord, Todtschlag, Rauferexcesse, noch im öffentlichen — Wahlschlachten, sociale und nationale Prügeleien; nicht einmal in den gebildetsten Kreisen — Duell! Wie soll es bei solcher Beschaffenheit der menschlichen Natur ohne Krieg abgehen!?

Man wird freilich dagegen einwenden, trotz all' dieser nicht zu leugnenden Thatsache sei heutzutage bei keinem Culturvolke mehr wirkliche Kriegslust vorhanden, jedes fürchte den Krieg vielmehr als das böseste aller Uebel und sei daher von dem lebhaftesten Wunsche erfüllt, von seinen Greueln verschont zu bleiben.

Das läßt sich nun allerdings nicht in Abrede stellen. Wir leben wirklich nicht mehr in einer heroischen Zeit und finden es im Allgemeinen süßer, für das Vaterland zu leben, als dafür zu sterben; wir wissen, daß bei der allgemeinen Wehrpflicht der Krieg das Leben von vielen Hunderttausenden, das Glück von Millionen bedroht. Dennoch vermag diese Abneigung, diese Erkenntniß des Uebels dessen zeitweiliges Auftreten nicht hintanzuhalten, und gerade die geistig höher stehenden Kreise sind es, die es herbeiführen, die Staatsmänner und die Journalisten. Sie blasen in die Kriegstuba, sie entfachen das Kriegsfieber. Die große Menge hat durchaus kein Verlangen nach dem Krieg, sie kümmert sich im Grunde sehr wenig um die angebliche oder wirkliche Verletzung der nationalen Ehre durch den fremden Staat, ihr Patriotismus ist schwerfällig und mehr localer Art und daher nicht leicht bis zur Kriegslust zu entflammen. Sie könnte, da sie die erdrückende Mehrzahl bildet, den kriegerischen Gelüsten der Staatsmänner und der Presse einen sehr wirksamen Widerstand entgegensetzen, sie könnte streiken, indem sie sich weigert, die Mittel zum Kriegführen herzugeben, Menschen und Geld: aber sie thut es nicht. Gewohnt, blind den Leithammeln nachzutrotten, thut sie, was diese wollen. Schließlich wird auch sie trotz ihrer Hartnäckigkeit und Trägheit ein wenig vom Kriegsfieber ergriffen, und es giebt Krieg. Aber selbst angenommen, es gäbe bei den Völkern nicht nur keine wirkliche, sondern auch keine erkünstelte Kriegslust, es wäre die Erkenntniß der Verderblichkeit des Krieges thatsächlich stärker als nationale Empfindlichkeit, verletzte Eitelkeit und commerzielle Habsucht: was würde das viel helfen? Diese Erkenntniß wäre doch zunächst höchstens bei den ersten Culturstaaten anzunehmen, nicht aber bei den wilden und halbwilden Völkern. Man braucht dabei nicht einmal an einen anderen Erdtheil zu denken, es genügt schon Europa vollauf zum Belege dafür. Man braucht Auge und Ohr nur der Balkanhalbinsel zuzuwenden, diesem gewaltigen Vulkan, in dessen Schoß es unablässig drohend grollt und murrt, über dessen Gipfel schon seit Jahr und Tag eine düstere Rauchwolke lagert, in der es von Zeit zu Zeit verdächtig aufblitzt. Jeder Ausbruch dieses Vulkans zieht aber ganz Europa in Mitleidenschaft, denn es kann diesem, zumal den benachbarten Staaten, durchaus nicht gleichgiltig sein, wie sich die Dinge auf der Balkanhalbinsel gestalten. Eine Verhinderung oder Unterdrückung dieser Eruption, wie sie die Friedensfreunde etwa im Sinne haben, ist völlig undenkbar. An dem Charakter der betheiligten Völker werden alle die eingeleiteten und wohlgemeinten Reformen kläglich zu Schanden werden; sie können den Losbruch wohl verzögern, vielleicht sogar dämpfen; unterdrücken aber nicht. Und es ist nicht einmal zu hoffen, daß es bei einer einzigen Eruption bleiben werde, sondern im Gegentheil mit Sicherheit anzunehmen, daß eine ganze Reihe von solchen bevorsteht. Denn es handelt sich um das Schicksal von sechs Völkern — Türken, Bulgaren, Serben, Montenegrinern, Albanesen und Griechen — und welchen Völkern! Bis sie alle jene Ordnung ihrer nationalen und politischen Verhältnisse erzielt haben, die Gewähr für einen dauernden Frieden leisten würde — wie viel Jahrzehnte — wahrscheinlicher vielleicht noch Jahrhunderte wird es dauern! Und die Balkanfrage ist nicht einmal das einzige Friedens-Hinderniß in Europa, denn seit einiger Zeit ist neben ihr die österreichische Frage aufgetaucht, die vorläufig zwar noch nicht so acut und drohend, für die Zukunft doch eine sehr düstere Perspective bietet, da sie durch die mehr centrale Lage der habsburgischen Monarchie und deren historische und politische Bedeutung die anderen Staaten noch näher und empfindlicher berühren muß als die orientalische Frage. Bei dem selbstmörderischen Draufloswüthen der nationalen Parteien dieses Reiches ist dessen Untergang unvermeidlich, falls nicht eine sehr starke Hand noch rechtzeitig eingreift und dem babylonischen Tohuwabohu, das zur Zeit daselbst besteht, ein drastisches Ende macht. Der Zerfall dieses alten Reiches aber wäre das Alarmsignal für ganz Europa, und es würde sich um die Trümmer ein so wildes, wüthendes Ringen erheben, wie Europa es seit den Tagen Napoleon's des Ersten nicht erlebt hat.

So steht es in Europa mit den Friedensaussichten. Und nun erst in den andern Welttheilen! Was die Balkanhalbinsel für Europa, das sind die central- und südamerikanischen Republiken für Amerika. Das Kriegsfieber ist da endemisch geworden und artet bald hier bald dort in einen wilden Paroxysmus aus. Dazu kommen die imperialistischen Gelüste der Vereinigten Staaten, die der mühelose „Sieg“ über das wehrlose Spanien in den Yankees geweckt hat und die sich mit dem Begriff des Weltfriedens nicht eben gut vereinen lassen.

Und erst Asien! Da ist vor Allem der Riesenzankapfel China, dessen Fäulnißproceß von den Seemächten dreier Welttheile mit ungeduldig zuckenden Händen und beutegierigen Augen verfolgt wird, dessen Verwesungsatmosphäre sie zu wilder Kriegslust erregt. Wieviel Generationen müssen da noch entstehen und vergehen, bis dieser Proceß völlig zu Ende, bis die Habgier der interessirten Mächte völlig gesättigt ist, bis dort der Friede einzieht!?

Was sich eben jetzt unter Kanonendonner am Golf von Petschili abspielt, ist nur eine der vielen Kampf-Episoden, die der Welt dort noch bevorstehen.

Nach China ist es Vorderasien — Afghanistan und Persien — das eine Drachensaat birgt, die dereinst üppig in die Halme schießen und blutige Früchte tragen wird. Denn hier wird sich das gewaltige Ringen abspielen, in dem der

britische Löwe und der russische Bär ihren alten Grall austragen. Auch in Hinterindien, auf den großen Sunda-Inseln Borneo und Celebes, ferner in Neu-Guinea stoßen die Interessen-Sphären der Colonialmächte auf einander, und es ist nicht anzunehmen, daß es ohne blutige Reibungen abgehen wird.

Ebensowenig in Afrika, das eigentlich nichts mehr ist als eine, allerdings noch höchst unfertige Filiale europäischen Handels und europäischer — Waffen.

Die Consolidirung der Staaten und Völker ist eben noch in der Entwickelung begriffen, ist selbst im alten Europa noch lange nicht beendet und in den anderen Welttheilen zum Theil noch im Anfangsstadium. Wie im Leben des einzelnen Individuums die Entwickelungszeit selten ohne Krankheit und Erregungszustände vorübergeht, so auch im Leben der Völker. Das ist doch nichts Neues und sollte den „Friedensfreunden" bekannt sein; es ist daher geradezu unverständlich, wie diese sonderbaren Schwärmer die Verwirklichung ihrer Idee in absehbarer Zeit auch nur entfernt für möglich halten können. Sie werden vielleicht einwenden, inzwischen müsse die Humanität und mit ihr die Erkenntniß der Verderblichkeit des Krieges schon soweit vorgeschritten sein, daß die Staaten und Völker sich über ihre politischen Ansprüche in friedlicher Weise einigen würden. Angenommen — aber bei Weitem nicht zugegeben! — es wäre so, und zwischen den Staaten und Völkern herrschte idyllischer Friede, so würde das noch immer nicht den Krieg aus der Welt schaffen. Denn diese ideale Friedensliebe kann doch nur bei den gegenwärtigen Culturvölkern angenommen werden, nicht aber bei solchen Völkern, die heute noch in den Kinderschuhen der Cultur stecken oder gar noch von ihr ganz unbeleckt im Urzustande herumlaufen. Welcher gewaltigen Summe von Zeit wird es bedürfen, um diese Völker dahin zu bringen, wo wir Culturmenschen jetzt sind! Darüber dürften Jahrhunderte vergehen, denn solche Völker giebt es zur Zeit mindestens 1000 Millionen, also zwei Drittel der ganzen Menschheit. Tausend Millionen!

Man denke nur, was das besagen will! Und was wäre für den Frieden damit gewonnen, wenn endlich nach so und so viel Jahrhunderten diese jetzt noch wilden, unwissenden Völker so weit sind, wie wir heutzutage? Dann wären sie eben bei der allgemeinen Wehrpflicht, bei der nationalen und socialen Frage angelangt, also noch sehr, sehr weit vom ewigen Völkerfrieden. Und je weiter diese Völker in der Cultur fortschreiten, desto größer wird ihre Gefährlichkeit für die Ruhe der Welt im Allgemeinen und der alten Culturvölker im Besondern werden; denn dann wird sich Eines nach dem Andern seiner ursprünglichen Selbstständigkeit entsinnen und kein Mittel scheuen, die europäische Fremdherrschaft abzuschütteln. Was die Nordamerikaner vor 125 Jahren England gegenüber, was die Südamerikaner vor 80 Jahren Spanien und Portugal gegenüber gethan haben, das werden in vielen hundert Jahren auch die Neger- und Malayenvölker Afrikas und Asiens thun, die höher entwickelten Völker Indiens und Nordafrikas natürlich schon viel früher. Diese Losreißung der Colonien von ihren verschiedenen Mutterländern wird aber voraussichtlich nicht ohne Blutvergießen abgehen; denn so lammfromm dürften die europäischen Culturstaaten denn doch auch dann noch nicht geworden sein, daß sie gemüthlich zusehen, wie die kostbaren überseeischen Schätze, die sie sich mit so ungeheuren Blut- und Geldopfern errungen haben, ihren Händen entrissen werden. Es ist vielmehr mit größter Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß sie sich gegen diese Verlustgefahr mit allem Nachdruck zur Wehre setzen werden. Im Geldpunkte pflegt die Gemüthlichkeit ja bekanntlich aufzuhören. Und da diese Freiheitskämpfe der heute noch abhängigen Völker Asiens und Afrikas (vielleicht auch Australiens, wenn dessen autochthone Bevölkerung inzwischen von der europäischen „Cultur" nicht schon ausgerottet worden ist) sich nicht auf einmal abspielen werden, sondern einer nach dem andern, je nach dem Tempo ihres Entwickelungsganges, so wird dafür gesorgt sein, daß die Welt nie ganz zur Ruhe kommt und von Zeit zu Zeit immer wieder einen Krieg über sich ergehen lassen muß.

Angesichts dieser Perspective, den Weltfrieden und die Abrüstung zu predigen, wie die „Friedensfreunde" es thun, heißt doch wahrlich gegen Windmühlen kämpfen, und man darf ein solches Beginnen unbedenklich als utopistisch bezeichnen, in Anbetracht der beständigen Niederlagen, die es durch die Logik der Thatsachen erfährt, überdies als lächerlich.

Den „Friedensfreunden" wird diese Behauptung zweifellos als Ausdruck reactionärster Zopfigkeit und Borniertheit erscheinen. Das kann ihnen natürlich nicht verwehrt werden. Damit sie aber sehen, daß ihre Agitation auch von solcher Seite verurtheilt wird, der man auch beim besten Willen doch rückständige Gesinnung und Militärcult nicht vorwerfen kann, seien hier die Aeußerungen wiedergegeben, die Edward Bellamy, der bekannte Verfasser des Zukunftbildes „Looking backward", in seinem Buche „Equality" über die Friedensbewegung und den Krieg gethan hat. Er nennt diese Bestrebungen „unglaublich kurzsichtig", da sie die Abschaffung des Krieges verlange, während im socialen Leben doch ein noch viel mörderischerer Kampf wüthe, der vor Allem abzustellen wäre. Er vergleicht beide Arten Krieg, indem er einer seiner Personen folgende Worte in den Mund legt:

„Von unserem Gesichtspunkte aus waren Eure Kriege zwar sehr thöricht, aber verhältnißmäßig menschlich, wenn man sie mit dem brudermörderischen Interessenkampfe vergleicht ... Da gab es keine Frauen, keine Kinder und alten Leute; die Schwachen wurden ausgeschlossen, die Verwundeten, ob Freund oder Feind, sorgfältig gepflegt und dem Leben zurückgegeben ... Die Kriege appellirten an die Hingebung und den Opfermuth des Volkes, und wenn auch die Ursachen des Krieges dieses Opfer nicht werth waren, so gehörten die Tugenden, welche er erzeugte, doch zu den seltensten und größten.

Vergleichen Sie mit einem solchen Kampf die Umstände, welche den wirthschaftlichen Krieg begleiteten. Hier waren die Krieger nicht eine auserwählte Schaar. Die ganze Bevölkerung aller Länder — wenige reiche Leute ausgenommen — wurde zum Dienste gezwungen. Nicht nur mußten Frauen und Kinder, Alte und Kranke daran theilnehmen, sondern je schwächer der Streiter, desto schwerer war der Kampf. In diesen Gefechten fanden die Verwundeten keine Pflege und die Besiegten weder Gnade noch Barmherzigkeit. Seine (des Krieges) erschöpften, verwundeten und sterbenden Opfer wurden mit Füßen getreten, und wohin das Auge sah, erblickte es das Elend in immer neuer Gestalt. Das vergebliche Flehen der Unterliegenden, ihre Seufzer und Klagen drangen zu jedes Menschen Ohr. Und dieser Krieg kam nicht ein- oder zweimal in hundert Jahren, nein, er war ohne Ende, ohne Waffenstillstand — lebenslang. Nicht Edelmuth und Selbstlosigkeit wurden dabei entwickelt, sondern Gemeinheit, Falschheit und Grausamkeit — auf die schlechtesten Regungen des Menschenherzens wurde ein für allemal ein Preis gesetzt."

So schreibt ein Republikaner, ein Demokrat, ein Idealist. Was sagt Baronin Suttner, was sagen ihre Getreuen dazu?

Der Lebenslauf und die Thätigkeit Th. Edison's.

Von Eduard Sokal (Berlin).

In einem soeben erschienenen vortrefflichen Werke von Franz Pahl*) wird zum ersten Male in deutscher Sprache der Versuch gemacht, den Lebenslauf eines der größten Erfindergenies, des Amerikaners Thomas Alva Edison zu zeichnen. Diese Schilderung wirkt in ihrer Frische und Bewegtheit wie ein belebender Windhauch in der dürren Wüste sandiger, einförmiger Philisterexistenzen. Sie muthet uns eigenthümlich an, die wir in dem alten, müden Europa leben, wo die Menschen ihre Daseinsstrecke mit Scheuklappen zurücklegen und alle Gehege hübsch sorgfältig abgezäunt sind. In der Sahara giebt es unterirdische Flüsse, die niemals

*) Th. Alva Edison, der Erfinder, Leipzig, Voigtländer 1903.

on's Tageslicht gelangen und unter der Sandschichte sich mühselig fortbewegen; ein ähnliches Schicksal müßte Leute von Edison'scher Veranlagung in unserer Mitte treffen.

Thomas Alva Edison wurde am 11. Februar 1847 im Städtchen Milan an den Ufern des Ohiocanals geboren. Väterlicherseits gehört er einer alten holländischen Müllerfamilie an, die ungefähr um das Jahr 1737 in Nordamerika eingewandert war. Sein Vater, Samuel Edison, ließ sich nach mehrfachem Ortswechsel in Milan nieder und betrieb dort einen schwunghaften Getreide- und Holzhandel, dem der rege Canalverkehr gute Nahrung gab, so daß er zum wohlhabenden Manne wurde. Jedoch dieser Sonnenschein eines sorgenlosen Daseins, dessen sich die Familie erfreute, dauerte nur wenige Jahre; ihre Lage wurde durch einen plötzlichen Umschwung der Verhältnisse äußerst dürftig, und so war denn Thomas Edison schon im Alter von zwölf Jahren genöthigt, sich noch irgend welchem Verdienst umzusehen, um den Eltern helfen zu können. Es gelang ihm, eine Stelle als Zeitungsjunge an der Eisenbahn zu erhalten, die Port Huron mit Detroit verbindet. Zwischen diesen beiden Stationen fuhr Edison hin und her, um den Reisenden Zeitungen, Süßigkeiten, Früchte und Erfrischungen zu verkaufen und verschaffte sich dadurch eine bescheidene Einnahme, die er zum größten Theil seinen Eltern brachte. Die übrige Zeit weilte er meistens in der städtischen Volksbibliothek, die mit ihren nach Tausenden zählenden Bänden auf ihn eine so große Anziehungskraft ausübte, daß er sich im Stillen vornahm, nicht eher zu ruhen, als bis er alle durchgelesen hätte. Er begann der Reihe nach alle Bücher zu lesen, ohne Auswahl, wie sie gerade kamen, und hatte sich bald, wie er später selbst erzählte, „15 Fuß weit" in die lange Bücherreihe hineingelesen. Auch des großen Newton Principia waren ihm unter die Finger gerathen, doch aus Mangel an mathematischen Kenntnissen hatte er sie nicht verstehen können. Als ihm dann Jemand auf sein Befragen den Inhalt jenes Werkes ohne Anwendung mathematischer Ableitungen mit klaren Worten verständlich machte, faßte er ein Vorurtheil gegen die Mathematik, das er sein ganzes Leben hindurch behielt.

Es würde mich zu weit führen, hier dem documentarisch treuen Gange der Pahl'schen Erzählung zu folgen, aus der hervorgeht, unter welch' brutalen und peinlichen Daseinskämpfe sich die geistige Entwickelung Edison's vollzog, und wie er zunächst als Zeitungsträger, dann als Telegraphist sich die Muße für die grundlegenden Studien und ersten Entwürfe seiner Erfindungen abzuringen wußte. Im Alter von 21 Jahren finden wir ihn in Boston als Angestellten des sogenannten Franklin'schen Telegraphenamtes. Hunderterlei Pläne über die Nutzbarmachung der elektrischen Kraft trug er bereits damals in seinem Kopfe, während er bei Nacht im Telegraphenbureau seinen Pflichten oblag, war er am Tage mit der Verwirklichung seiner Ideen beschäftigt oder studirte Faraday's Schriften, welche so viele die Kenntniß von den Erscheinungen der Elektricität fördernde Entdeckungen enthielten. Die erste Erfindung, die er während dieser Zeit machte, war merkwürdiger Weise ein Abstimmungstelegraph, welcher die zeitraubende Arbeit des Zählens bei Abstimmungen im Parlamente ersparen sollte. Jeder Abgeordnete konnte von seinem Platze aus durch zwei Anschlüsse, einen für „ja" und einen für „nein" seine Abstimmung auf ein durch den elektrischen Strom in Thätigkeit gesetztes Zählwerk übertragen, das am Schlusse der Abstimmung sofort alle „für" oder alle „gegen" eine Vorlage abgegebenen Stimmen anzeigte. Edison setzte große Hoffnungen auf diese Erfindung, scheute weder Geld noch Mühe, ein Patent darauf zu erlangen, und als er es im Jahre 1868 erhalten hatte, es auch zu praktischer Anwendung zu bringen. Schließlich waren alle diese Bemühungen vergeblich; Edison mußte zu seiner schmerzlichen Enttäuschung erfahren, daß seine Erfindung für das Parlament unbrauchbar genannt wurde. Die Minderheit, so sagte man, würde durch sie mit gebundenen Händen der Mehrheit überliefert werden, während es bei dem bisherigen Systeme der Abstimmung noch allerlei kleine Mittel gäbe, eine parteiische Alleinherrschaft der Mehrheit zu verhindern. Das war ein arger Schlag für Edison; allein nach diesem ersten mißlungenen Versuche machte er sich zur Regel, sich zunächst von der Verwendbarkeit einer Erfindung zu überzeugen, bevor er an ihre Ausführung ging.

Von Edison's bewunderungswürdiger Arbeitskraft berichtet Pahl aus der Bostoner Zeit, daß er manchmal, wenn er Morgens drei Uhr von seinen Dienststunden heimgekommen war, sich sofort in das Studium Faraday's vertiefte, bis sein Freund Adams aufstand; gingen dann Beide gemeinsam von ihrer in der Harrison-Avenue gelegenen Wohnung zu dem anderthalb Kilometer entfernten Speisehaus in der Hannover-Straße, so war Edison's Kopf voll von dem Gelesenen und in seiner Ungeduld, das Studium fortzusetzen, sagte er einst zu seinem Begleiter: „Adams, ich habe so viel zu thun, und das Leben ist so kurz, daß ich laufen will!" Mit diesen Worten begann er einen Dauerlauf nach der Hannover-Straße, um nach eingenommener Mahlzeit auf dieselbe Weise noch seiner Wohnung zurückzueilen und seine Studien mit treibendem Fleiße wieder aufzunehmen. Was er gelesen hatte, wurde sofort in Experimente umgesetzt, bei denen ihn Charles Williams, ein Mechaniker, mit großem Eifer zu unterstützen pflegte.

Zwei Problemen wandte Edison damals zunächst seine Aufmerksamkeit zu. Das eine war die Herstellung eigener telegraphischer Druckapparate für die Mittheilung der Curse im Börsen- und Geldverkehr. Das andere war die Mehrfach-Telegraphie, d. h. die Benutzung eines Drahtes zur gleichzeitigen Sendung mehrerer Depeschen. Zu Beginn des Jahres 1869 waren Edison's Arbeiten an dem Problem der Mehrfach-Telegraphie so weit vorgeschritten, daß er zwei Apparate fertig hatte und sie auf ihre praktische Brauchbarkeit hin prüfen konnte. Obwohl die Versuche keine befriedigenden Resultate lieferten, zweifelte Edison nicht einen Augenblick daran, daß die Erfindung durchführbar sei und eine große Zukunft habe. Das Mißlingen schob er zum Theil auf die Ungeschicklichkeit des am anderen Ende arbeitenden Beamten, der in Folge der etwas verwickelten Schaltungen die Bedienung des Apparates nicht verstand und daher nicht in der von Edison angegebenen Weise handhabte. Der 22jährige Erfinder hatte bei der Verfolgung seiner Pläne und der Herstellung seiner Apparate keine Mühe und keine Geldopfer gescheut und war sogar über seine Mittel hinausgegangen, so daß ihn eine Schuld von mehreren hundert Dollar drückte. Da es ihm trotzdem nicht gelingen wollte, einen wesentlichen Erfolg zu erzielen, so war ihm Boston verleidet und er beschloß, für seine erfinderischen Pläne ein weiteres Werbungsfeld zu suchen. Ein solches hoffte er in New-York, dem Mittelpunkte des amerikanischen Geschäftslebens, zu finden.

Das widrige Geschick, von dem Edison bei seinen ersten Erfindungen verfolgt worden war, schien freilich auch in New-York anfangs nicht von ihm weichen zu wollen. Alle seine Gänge zu den Directionen telegraphischer Gesellschaften, alle seine Bemühungen, bedeutende Geldfirmen für die Verwirklichung und Ausbeutung seiner Erfindungsgedanken zu gewinnen, waren vergeblich. Da kam ihm, wie so oft in seinem Leben, ein glücklicher Zufall zu Hülfe: während eines kritischen Börsentages stockte auf einmal der telegraphische Hauptapparat in der Centralstelle der Gold-Reporting Company von Law, und Edison, der gerade vorbeiging, und durch die allgemeine Aufregung auf das Vorkommniß aufmerksam wurde, gelang es, sofort die Ursache der Betriebsstörung zu entdecken und den störrischen Apparat in Thätigkeit zu bringen. Law knüpfte mit dem Helfer in der Noth sofort Verhandlungen an und Edison wurde bei ihm am nächsten Tage als Oberinspector des telegraphischen Betriebes mit einem Gehalt

von 300 Dollar monatlich angestellt. So wurde denn der Noth, die ihn bereits arg bedrängte, mit einem Schlage ein Ende gemacht und er sah sich finanziell in einer weit günstigeren Lage als je zuvor. Sein Kampf mit der wechselnden Laune des Glückes war jetzt zu Ende und von diesem Zeitpunkte an sehen wir ihn schnell zu einer glänzenden Stellung emporsteigen.

Bei seiner neuen Thätigkeit war es natürlich, daß Edison sich zunächst wieder der Herstellung telegraphischer Apparate für die schnellere und bequemere Mittheilung von Kursberichten zuwandte. Seine Verbesserungen und sein System von neu erfundenen „stock printers“ — in wörtlicher Uebertragung „Actiendruckerei“ — rief eine Umwälzung auf diesem Gebiete des Geschäftsverkehrs hervor, die ihn — schließlich um seine Stellung brachte. Er war aber inzwischen in New-York schon so bekannt geworden, daß er sofort in einer Fabrik für elektrische Apparate Anstellung fand. Er richtete sich gleichzeitig eine umfangreiche Werkstatt ein mit allem Zubehör, um selbst die Fabrikation seiner Erfindungen betreiben zu können. Innerhalb weniger Jahre mußte er sie wiederholt gegen eine größere vertauschen, um allen Bestellungen gerecht zu werden. Inzwischen hatte er unablässig an dem Problem der Mehrfach-Telegraphie gearbeitet und sich auch der automatischen Telegraphie zugewandt. Seine Versuche waren so weit gediehen, daß er praktischen Erfolg mit Bestimmtheit voraussehen konnte, und so schloß er 1873 mit zwei Gesellschaften einen Vertrag ab, nach welchem diese ihm eine hohe Summe behufs endgiltiger Durchführung seiner neuen Ideen zahlten und für das ausschließliche Benutzungsrecht aller seiner neuen Erfindungen auf dem Gebiete der Verkehr-Telegraphie sich zur Zahlung sehr bedeutender Beträge verpflichteten. In der Stadt Newark, welche New-York am anderen Ufer des Hudson gegenüberliegt, wurde ein großes vierstöckiges Gebäude für ihn erworben, das genügende Räumlichkeiten für die Thätigkeit von einigen hundert Arbeitern bot und noch in demselben Jahre 1873 siedelte Edison mit seinen Maschinen, Werkstatt-Einrichtungen und seinem Laboratorium dorthin über, um seinen Betrieb in ausgedehnterem Maße weiter zu führen.

So war im Verlaufe einiger Jahre aus seiner Werkstatt eine Fabrik geworden, die 300 Arbeiter beschäftigte. Edison's Name hatte schon eine gewisse Berühmtheit und erfreute sich auch in der Geschäftswelt eines guten Klanges. Die Leitung des mächtig anwachsenden Fabrikbetriebes stellte an seine Arbeitskraft neue Anforderungen und eigenartig, wie sein ganzer bisheriger Lebensgang war, auch die Art, wie er diese neuen Aufgaben erfüllte. Seine Geschäftsführung, die Einrichtung des Fabrikbetriebes, die Eintheilung der Arbeitszeit, sein Verkehr mit seinen technischen Assistenten und seinen Arbeitern wichen vollständig von den hergebrachten Formen ab. Die Erfahrung, daß sein Buchhalter einmal einen Ueberschuß von 7500 Dollars herausrechnete, während in Wirklichkeit ein Deficit von 1500 Dollars vorhanden war, hatte ihn mißtrauisch gegen den Nutzen eines solchen Beamten gemacht; er erklärte nun in seiner Art sofort jede Buchführung für einen kostspieligen unnützen Schwindel und führte sein Geschäft ohne Buchführung weiter. Seine Untergebenen hatten keine bestimmt geregelten Arbeitsstunden; je nachdem gerade viel oder wenig zu thun war, schwankte die tägliche Arbeitszeit. Dies würde die größte Unsicherheit und Verwirrung im Betriebe zur Folge gehabt haben, wenn nicht Edison mit seinen Untergebenen in einem fast kameradschaftlichen Verhältnisse gestanden und ihre Liebe wie ihre Bewunderung im höchsten Maße genossen hätte. Seine Persönlichkeit stand im Mittelpunkte des Ganzen und umspann Alle mit gleichem Zauber; von ihr ging die anregende Kraft aus, welche die gesammte Thätigkeit in einer Bewegung erhielt, die nicht dem monotonen Gange eines todten Uhrwerkes, sondern dem lebendigen Schlage des menschlichen Herzens glich. Lag eine dringende Sache vor und bedurfte es von allen Seiten der äußersten Anstrengung, so ging er durch die Räume seines Laboratoriums, vertheilte mit freigebiger Hand an jeden seiner Mitarbeiter Geschenke und feuerte sie durch launige Bemerkungen oder ermunterndes Lob zur schärfsten Anspannung ihrer Kräfte an. Dabei gab er selbst ihnen das Beispiel einer Arbeitskraft, die oft Uebermenschliches leistete. So hatte er einst für 30000 Dollars „stock printers“ zu liefern, die aus irgend einer verborgenen Ursache nicht richtig functioniren wollten, sie mußten aber rechtzeitig in tadelloser Vollendung abgeliefert werden; er ließ daher die Apparate in sein Laboratorium bringen, schloß die Thüre ab und sagte zu seinen technischen Mitarbeitern und Assistenten: „Wohlan, Kameraden! Ich habe die Thür abgeschlossen und Ihr müßt hierbleiben, bis diese Arbeit beendet ist.“ Ohne Murren und Widerspruch blieben Alle; sechzig Stunden angestrengtester Arbeit folgten, in denen sie kaum die nöthigste Nahrung zu sich nahmen und Edison selbst sich keinen Augenblick der Ruhe, nicht eine Minute Schlaf gönnte; aber nach Verlauf dieser Zeit waren alle Schwierigkeiten gehoben. Ein sechsunddreißigstündiger Schlaf war die nothwendige Folge dieser Gewaltleistung, doch erwachte er darnach in alter Frische und wandte sich, ohne eine Abspannung zu spüren, neuer Schaffensthätigkeit zu. Nur ein durch keine Ausschweifung geschwächter Körper konnte solche Anstrengungen ohne Schädigung der Gesundheit und ohne Beeinträchtigung der geistigen Kräfte ertragen.

Drei Jahre lang, von 1873 bis 1876, bildete die Fabrik in Newark den Mittelpunkt der Thätigkeit Edison's. In diese Zeit fällt die Vollendung seiner ersten bedeutenden Erfindungen, welche die Mehrfach- und automatische Telegraphie betrafen. In wie gedrängter Reihenfolge sein fruchtbares Genie Erfindungen zeitigte, beweist der Ausspruch des damaligen Patentamtdirectors, der Edison als einen jungen Mann bezeichnete, „dessen Schritte den Weg zum Patentamte“ nicht kalt werden ließen. Nichtsdestoweniger ließ sich die Doppelthätigkeit, die er einerseits als Erfinder, andererseits als Geschäftsmann und Fabrikleiter ausübte, auf die Dauer nicht durchführen. Dazu kam noch, daß seine beginnende Berühmtheit viele lästige Besucher nach Newark lockte, deren müßige Neugier seine kostbare Zeit in Anspruch nahm. Andererseits hatte Edison längst eingesehen, daß ein Erfinder nur durch die Fabrikation der eigenen Erfindungen sich vor Ausbeutungen schützen könne, und es war ihm zur Gewohnheit geworden, die zahllosen Versuche, die zur Lösung eines Problems erforderlich waren, ohne Rücksicht auf ihre Kostspieligkeit anzustellen und gewissermaßen auch die geistige Arbeit zahlreicher Hülfskräfte zu organisiren. Er beschloß daher, sich nur von der persönlichen Leitung seines Fabrikbetriebes zurückzuziehen und sich außerhalb Newarks niederzulassen, um seine Hauptkraft der Gestaltung neuer Erfindungsgedanken zuzuwenden.

Zu diesem Zweck verlegte er seinen Wohnsitz nach Menlo Park, das ungefähr 38 Kilometer von New York entfernt liegt. Aehnlich wie er den ersten Verdienst von 40000 Dollars sofort in der Gründung einer eigenen Werkstatt anlegte, verwandte er seinen Reingewinn der drei Jahre in Newark, der sich auf 400000 Dollars belaufen haben soll, in Menlo Park ein umfangreiches Grundstück zu kaufen und auf diesem ein großes Laboratorium zu bauen. Für die Ausstattung beschaffte er die vollkommensten und kostbarsten physikalischen und chemischen Apparate, so daß er hierzu allein ein Viertel jener Summe verbrauchte. In diesen, eines großen Erfinders und Forschers in jeder Hinsicht würdigen Besitz hielt nun Edison 1876 seinen Einzug, begleitet von einer Schaar tüchtiger Mechaniker und geschulter Arbeiter, sowie von einem Stabe technisch und wissenschaftlich gebildeter Assistenten, die er im Laufe von sechs Jahren allmälig um sich versammelt hatte. Bei Weitem der bedeutendste unter diesen war Charles

Bachelor, der, aus London gebürtig, seit 1870 mit Edisan zusammen arbeitete und ihm durch die seltene Vereinigung hoher geistiger Fähigkeiten und eines hervorragenden, alle amerikanischen Verhältnisse mit meisterhafter Klarheit beherrschenden Geschäftssinnes unentbehrlich geworden war. Die wissenschaftlichen Untersuchung, deren Edison für seine Zwecke bedurfte und für die er nur kurze Andeutungen über Weg und Ziel zu geben pflegte, wurden von dem Professor Marc Intry im Verein mit zwei Assistenten ausgeführt. Von den übrigen Gliedern seines damals aus einem Dutzend Personen bestehenden Stabes sei noch der frühere Telegraphendirectar Griffin erwähnt, der mit Edison eng befreundet war und ihm als Privatsecretär diente. Alle diese bezogen ein festes Gehalt, nur Bachelar machte davon eine Ausnahme; seine Dienste waren für Edisan fast unschätzbar und so erhielt er für jede fertige Erfindung einen bestimmten Gewinnantheil.

Die Zurückgezogenheit, in der Edison in seinem neuen Asyl lebte, und seine völlige Unzugänglichkeit für neuigkeitslüsterne Berichterstatter waren die Ursachen, daß die abenteuerlichsten Nachrichten über ihn und seine Thätigkeit die Spalten in- und ausländischer Zeitungen füllten und die wunderlichsten Gerüchte über den „modernen Doctar Faust“, den „Zauberer van Menla Park“ umliefen. Zauberkraft allerdings war die Schnelligkeit, mit der in den zehn Jahren, die er dart weilte, seine Schöpfungen auf einander falgten. Jenes Decennium ist wohl das Fruchtbarste seines Lebeas, und Menla Park wurde zur Geburtsstätte seiner bedeutendsten Erfindungen. Sein Ruf verbreitete sich bald über alle Länder der Erde. Jede Weltausstellung zeigte den staunenden Besuchern, welch ein fruchtbares Genie in der Abgeschiedenheit van Menla Park an der Dienstbarmachung der elementaren Naturkräfte arbeitete; auf jeder folgenden wurde die Abtheilung größer, in der Edisan's Erfindungen in schönster, technischer Vollendung vorgeführt wurden. Eine Fülle van Ehren und Reichthümern floß ihm zu und hob den Erfinder zu immer höherer Lebensstellung empor.

Die fast unbegreifliche Schnelligkeit des Entstehens und Wachsens großer Unternehmungen, die uns Europäer bei der Betrachtung des nordamerikanischen Lebens in Erstaunen setzt, findet in Edison ein hervorragendes Beispiel. Im Jahre 1868 noch ein unbekannter junger Telegraphist, der ohne einen Cent in der Tasche in New York nach einer Stellung sucht, die ihn vor Hunger und Noth schützen kann, und ein Jahrzehnt später ein weltberühmter Erfinder, ein Millionär, der eines der großartigsten Laboratorien der Welt sein Eigen nennt und unter dem zu arbeiten, anerkannte Größen der Wissenschaft sich zur Ehre rechnen. Bei keinem Manne finden wir nach Pahl's vortrefflicher Charakteristik die Wahrheit des Wartes mehr bestätigt, daß das Genie eigentlich nichts Anderes ist, als die Fähigkeit zu ausbauernder Arbeit, oder vielmehr die Fähigkeit, seine eigene und in diesem Falle auch die geistige Thätigkeit Anderer in einem bestimmten Sinne zu organisiren. In der That war Edison ein Graßcapitalist der geistigen Arbeit, wie ihn die Welt zuvor noch nicht gesehen hat. Nach Tausenden zählen die Versuche, die er anstellte oder anstellen ließ, um zur Ausführung einer neuen Erfindung zu gelangen, und sah er ihre praktische Möglichkeit vor Augen, näherte er sich ihrer endlichen Gestaltung, sa trieb er unwiderstehlich vorwärts, war Tag und Nacht ununterbrochen thätig und gönnte sich keine Ruhe, bis er sein Ziel erreicht hatte.

Wie er selbst gleich Napolean und anderen Willensriesen in hohem Maße die Fähigkeit besaß, bei steter Schlafenthaltung tagelang angestrengt zu arbeiten, so mußten auch seine Mitarbeiter unter Umständen eine ähnliche Arbeitskraft besitzen. Um aber für die Beurtheilung der schöpferischen Thätigkeit Edison's den rechten Anhaltspunkt zu gewinnen, muß ausdrücklich hervorgehoben werden, daß er nicht ein wissenschaftlicher Forscher, sondern lediglich ein genialer Erfinder ist. Er stellte bei seinen Experimenten keine Frage an die Natur, um den Gesetzen auf die Spur zu kommen, welche die Wirkungsweise ihrer Kräfte bestimmen, sandern er fragte sie nur nach den Bedingungen, unter denen die Naturkräfte am besten in Wirksamkeit gesetzt werden können, um den Menschen bei seiner Arbeit und im geschäftlichen Verkehr praktischen Nutzen zu gewähren. Mit der Bescheidenheit, die jedem wahrhaft großen Manne eigenthümlich ist, hat Edisan dies selbst häufig genug ausgesprochen. „Ich halte mich nicht für einen Mann der reinen Wissenschaft“, sagte er er gelegentlich einer Unterredung, „der ich nach dem Urtheil mancher Leute sein soll. Ich forsche nicht nach den Naturgesetzen und habe auch keine solche Gesetze entdeckt. Ich bin nur ein berufsmäßiger Erfinder.“ Niemals hat sich auch Edisan bei der Conception seiner technischen Entwürfe einer anerkannten und geltenden wissenschaftlichen „Wahrheit“ mit genialem Trotz entgegengestemmt, um seine instinctive Ahnung dann siegreich zu behaupten. Er war nicht ein großer Säemann, sandern gewissermaßen eine wunderbar organisirte, hundertköpfige, geistige Erntemaschine. Durch diese Einschränkung kann jedoch sein Ruhm durchaus nicht geschmälert werden, und werden auch seine Verdienste nicht im Geringsten herabgedrückt. Wena er auch nicht zu den graßen Männern gehört, welche die wissenschaftlichen Grundlagen der modernen Elektrotechnik schufen und deren Namen in den Bezeichnungen des elektrischen Maßsytems fartleben, so steht er doch in der Geschmeidigkeit, mit der sein Talent ihre Errungenschaften den Bedürfnissen des praktischen Lebens anpaßte, unerreicht da.

Zahllos sind die Patente und Erfindungen, welche aus dem Edison'schen Laboratorium in Menla Park hervorgegangen sind: die Mehrfach-Telegraphie, der Elektro-Matagraph, das Mikrophon, des Kineteskop, der Phonograph, mannigfache Typen und Verbesserungen der Dynamomaschine, das Glühlicht und viele andere von mannigfaltigster Natur und Anwendungsart. Wohl Keiner hat mehr dazu beigetragen, den Ruhm seines Namens zu erhöhen und in der ganzen Welt bekannt zu machen, als der Phanograph. Der Gedanke, daß es möglich sein müsse, die menschliche Sprache gleichsam aufzubewahren und eine Maschine herzustellen, die jeden Ton, welcher in sie hineingelangt, treu wiedergiebt, tauchte schan bald nach der Erfindung der Photographie auf. Bereits im Jahre 1839 heißt es in einer englischen Schrift: „In diesem Jahrhundert der Erfindungen, wo ein seldstthätiges, zeichnendes Papier entdeckt worden ist, könnte da nicht irgend ein künftiger Daguerre oder Herschel eine Art schreibendes Papier ausfindig machen, das Alles wiederhalt, was es hört?“ Demselben Gedanken begegnen wir auch später in den verschiedensten Formen wieder. Allein alle diese Aeußerungen waren doch mehr oder weniger bloße Phantasien und es hat sich vor Edisan kein Forscher mit ihrer Verwirklichung auch nur beschäftigt. Durch seine Arbeiten an der Verbesserung des Telephons ist Edison zuerst auf die Möglichkeit, einen sprechenden Apparat zu construiren, gebracht worden. Der einmal gefaßte Gedanke ließ ihn nicht mehr ruhen. Es lag nahe, daß er zunächst einen Papierstreifen, wie er bei der Telegraphie gebraucht wird, benutzte, um auf ihm durch den an der schwingenden Membran angebrachten Stift Eindrücke hervorzurufen. Er schrie ein kräftiges „Hallo“ in den Seuder, und als er nachher den Papierstreifen wieder unter dem Stift durchführte, hörte er wirklich ein schwaches „Halla“ als Erwiderung. Nun zweifelte er nicht länger an der praktischen Durchführbarkeit des Gedankens, sann über die Einrichtung nach, die er einer solchen Maschine wohl am besten geben könnte, zeichnete eine flüchtige Skizze derselben und gab seinen Mitarbeitern die für ihre Herstellnag nöthigen Aufträge. Als er ihnen erklärte, daß es ein Apparat werden sollte, der sprechen könnte, begegnete er ungläubigem Erstaunen, und der vorhin erwähnte

Charles Bachelar wettete mit ihm um eine Tonne Aepfel, daß es nicht gehen würde. Das Modell des Phonographen war jedoch bald nach Edison's Angaben fertig gestellt und als sein Assistent mit dem fertigen Apparate kam, konnte auch dieser seinen Zweifel nicht unterdrücken und sah mit einem stillen Lächeln zu, wie der Meister eifrig in die Maschine hineinsprach. Als aber Edison sie für die Wiedergabe der Stimme einstellte und Beide deutliche Töne aus ihr heraus kommen hörten, fiel der skeptische Assistent vor Schreck beinahe um, und auch den Erfinder selbst beschlich ein eigenartiges Gefühl. Die Tonne Aepfel war gewonnen, und der Gewinner freute sich, nach seinem eigenen Geständniß, mehr darüber, als über viele Ehren und Auszeichnungen, die ihm später wegen der Erfindung zu Theil wurden.

So entstand im Jahre 1878 im Laboratorium zu Menlo Park der Phonograph, von dem Edison selber sagt: „Dieses zungen- und zahnlose Instrument, ohne Schlund und ohne Kehlkopf, eine todte, tonlose Masse, ahmt nichtsdestoweniger nach, spricht mit Deiner Stimme, äußert Deine Worte; und Jahrhunderte, nachdem du längst in Staub zerfallen bist, wird es einem Geschlechte, das Dich nicht kannte, jeden müßigen Einfall, jeden Lieblingsgedanken, jedes flüchtige Wort wiederholen, daß Du gegen diese dünne eiserne Platte zu sprechen beliebst."

Bedeutet der Phonograph die geistreichste, so ist das elektrische Glühlicht wohl die einträglichste Erfindung des Edison'schen Laboratoriums geworden. Hier handelte es sich eigentlich gar nicht darum, Etwas zu erfinden, sondern nur zu finden. Schon gleich nach Grove war man in Europa zu der Erkenntniß gelangt, daß dünne Metalldrähte als Glühkörper nicht gut verwendbar seien, da kein Metall auf längere Dauer den großen Hitzegrad aushalten kann. Russische und französische Techniker hatten daher bereits die Kohle als das einzig brauchbare Material bezeichnet. Als Mittel, die Verbrennung der Kohle zu hindern, war auch bereits vorgeschlagen worden, sie in einem luftleeren Glasballon zur Weißgluth zu bringen. Damit war die grundlegende, eigentliche erfinderische Arbeit für das elektrische Glühlicht beendet. Man brauchte nicht mehr den Widerstand einer Naturkraft zu bewältigen, sondern es blieb nur noch übrig, die träge, widerstrebende Materie in die für den Glühkörper richtige Form zu bringen. Unzweifelhaft kam dem Gelingen der Edison'schen Problembehandlung in erster Linie der gewaltige Reichthum seiner experimentellen und sonstigen Hülfsmittel zu Gute. Alle Substanzen, die sich irgend nur verkohlen ließen, wurden im Laboratorium zu Menlo Park auf ihre Verwendbarkeit untersucht, Tag und Nacht wurde gearbeitet, um Kohlenfäden herzustellen, zum Glühen zu bringen und ihre Standhaftigkeit zu prüfen. Rücksichtslos wurden große Geldsummen geopfert, um alle Materialien, von denen man sich Erfolg versprechen könnte, in die Kreise der Untersuchungen zu ziehen. Zahllose Versuche hatten Edison schließlich nach mannigfachen Peripetien, deren Schilderung sich wie ein spannender Roman liest, darauf geführt, daß nur Pflanzenfasern nach ihrer Verkohlung genügende Widerstandsfähigkeit bewahren, und am 21. October 1879 gelang es Edison, aus verkohlten Bambusfäden einen brauchbaren Glühkörper zu gewinnen, der durch 48 Stunden brennend erhalten werden konnte. Nun kamen weitere Vervollkommnungen in rascher Folge hinzu, und noch in demselben Jahre trat das elektrische Glühlicht seinen Siegeslauf durch die Welt an.

Bei der gegenwärtigen Herstellung der Glühlampen ist man von der Verwendung der Bambusfaser abgegangen und benutzt statt dessen eine künstlich hergestellte Cellulosenmasse. Anfänglich legte Edison gerade auf die Beschaffung einer für seine Zwecke möglichst geeigneten Bambusart großen Werth, weil dieser Stoff allein ihm brauchbare Kohlenfäden zu liefern schien. Er sandte wiederholt Forscher aus, welche Japan, China und Indien durchsuchen sollten, um die verschiedenen Bambusfäden auf ihre Brauchbarkeit zu prüfen. Mehr als hunderttausend Dollar hat er für Expeditionen zur Auffindung passender Bambusarten geopfert. Im Februar 1888 schickte er Hn. Ricalton nach Ceylon und Hinterindien; nach mehr als einjähriger Abwesenheit kehrte dieser zurück, stolz darauf, daß er nach mühevollem Suchen, nach sorgfältiger Prüfung von mehreren hundert Bambusarten, endlich zwei Sorten gefunden hatte, die bessere Eigenschaften besaßen als das von Edison ihm mitgegebene Probestück. Allein Letzterer war schon damit beschäftigt, die künstliche Kohlenfaser herzustellen, welche weit besser zu werden versprach, als alle Bambusfasern. Als Ricalton sich in seinem Laboratorium einstellte, um über den Erfolg der Reise zu berichten, und seine beiden Bambusarten vorzulegen, war Edison so beschäftigt, daß er nur im Vorübergehen dem Zurückgekehrten lächelnd die Hand reichte, ihn kurz fragte: „Haben Sie's gefunden?" und sofort wieder an seine Arbeit ging, ohne ein Wort darüber zu verlieren, daß er die mühsame Jahresarbeit eines Mannes und eine Summe von 30000 Dollars nutzlos geopfert hatte, — ein für Edison's Wesen höchst charakteristischer Vorfall. Eigenartig wie seine Kunst, die Materie nach vorgesetzten Zwecken zu gestalten, war auch seit jeher seine Achtlosigkeit gegen die Geldmittel und gegen die Arbeit, die der Erreichung dieses Zieles diente.

Ein bleibendes symbolisches Denkmal dieser Edison'schen Arbeitsmethode, welche die schöpferische Phantasie selbst zu discipliniren, den glücklichen Einfall zu erzwingen und die launische Erfindungsgabe der Einbildungskraft durch das stetige Finden der rechnenden Versuchsstatistik zu bannen sucht, ist der „Vorrathsraum" des gegenwärtigen Edison'schen Laboratoriums zu Orange, wohin der Erfinder 1886, diesmal wohl zu endgiltigem Aufenthalte, übersiedelt ist. Dieser „Vorrathsraum" ist eine Institution, welche einzig in ihrer Art dasteht. In einer gewaltigen Halle findet man die Stoffe der Erde in so angenäherter Vollständigkeit vereinigt, daß der Verwalter im Stande ist, das kostbarste Mineral, den seltensten Handelsartikel, die Producte der entferntesten Weltgegenden sofort vorzulegen. Bei der Einrichtung seines Laboratoriums suchte Edison offenbar den Gedanken zu verwirklichen, daß in ihm Alles gegenwärtig sei, was auf naturwissenschaftlichem Gebiete den Besitzstand der Menschheit ausmacht. Er wollte also nicht nur das zur Verfügung haben, was der menschliche Geist bisher geleistet hat, sondern es sollten ihm auch in jeder Zeit alle möglichen Stoffe und Producte der Erde in jeder bearbeiteten, wie unbearbeiteten Form zugänglich sein, wenn er bei der Durchführung einer erfinderischen Idee irgend etwas davon brauchen sollte. Besucher des Laboratoriums berichten denn auch, daß sie bei einer solchen Musterung von dem Gefühl überwältigt wurden, sich gleichsam an der Ausgangsstelle zahlloser Kraftlinien zu befinden, welche das Leben des Menschen treibend und fördernd durchdringen.

Wohin wird der Strom dieser geistigen Kraftwellen noch führen? Neue, verwegen großartige Ziele soll sich der nimmermüde Sinn Edison's gesetzt haben. Bekanntlich sind wir bei der Gewinnung der Elektricität (wo nicht von der Natur direct gebotene Kraftquellen, z. B. Wasserquellen, zur Verfügung stehen) auf die Benützung von Dampfmotoren angewiesen, welche von der Verbrennungsenergie der Kohle nur ungefähr ein Siebentel in mechanische Arbeit umzuwandeln vermögen, während die Umwandlung der letzteren in Elektricität noch weitere Verluste bedingt. Diesen gewaltigen Verlust zu vermeiden, bildet das Grundproblem der modernen Technik, welche die Beschaffung billiger Energie auf ihre Fahne geschrieben hat. Auch Edison beschäftigt sich angelegentlich mit diesem Problem und suchte seine Lösung durch Construction des sogenannten „pyromagnetischen Motors" anzubahnen. Wenn seine Experimente aber auch beweisen, daß es möglich ist, die Wärme brennender Kohlen direct zur

Erzeugung elektrischer Ströme zu benützen, so sind doch die erzielten Resultate vorläufig bei Weitem nicht ausreichend, um zu einer praktischen Verwendung zu führen. Wird das gewaltige Ringen seines Geistes schließlich doch von Erfolg gekrönt werden? Es würde mit diesem Erfolge ein Zeitalter beginnen, in welchem die direct aus der Kohle gewonnene Elektricität alle Verkehrsmittel, alle maschinenmäßig hergestellten Bedarfsartikel der Menschheit bedeutend billiger liefern und den Kraftverschwender Dampf gänzlich entthronen würde. Als eine Vorarbeit für dieses „Problem der Probleme“ wäre in einem gewissen Sinne die letzte Erfindung Edison's der „Nickelaccumulator“ anzusehen, über den allerdings die wissenschaftlich-technische Discussion noch nicht geschlossen ist.

Literatur und Kunst.

Goethe's Lyrik.

Von Dr. Heinrich Ilgenstein (Berlin).

Vor nun bald zwei Jahren wurde die Welt mit dem Versuche bekannt gemacht, Beethoven ein wirklich würdiges Denkmal zu setzen. Klinger, sicher einer der genialsten Künstler unserer Zeit, hatte diesen Versuch unternommen. Er hatte sein ganzes reiches Können und einen in unserem Zeitalter der technischen Oberflächlichkeit in den bildenden Künsten unerhörten Fleiß daran gesetzt, seiner großen Aufgabe gerecht zu werden. Mit gespanntem Interesse sah die Kunstwelt dem angekündigten Werke entgegen. Man wußte, wer sich dessen angenommen hatte und man erwartete mit Recht etwas Großes. Es herrscht aber heute wohl kaum noch ein Zweifel darüber: Klinger hat uns mit dem Werke enttäuscht; er bietet uns eine prächtige Statue mit genialen Einzelheiten, aber er ist uns Beethoven schuldig geblieben.

Die große Summe, wofür die Stadt Leipzig noch langen Kämpfen schließlich das Werk ihres großen Bürgers erstand, ist Klinger's Arbeit sicher werth. Aber die kleinste Beethoven'sche Sonate giebt uns mehr von dem Wesen dieses Componisten als das eingehendste Studium dieses an sich großen und eigenartigen Kunstwerkes. Die Enttäuschung, die uns Klinger mit dem Werke bereitet hat, liegt aber nicht, wie das von vielen Seiten behauptet worden ist, an einzelnen Fehlern oder dem Unvermögen des Künstlers. Beethoven in der bildenden Kunst ein würdiges Denkmal zu setzen, ist vielmehr eine a priori verfehlte, nie zu lösende Aufgabe. Wir werden wohl — ich denke an den Homburger Entwurf — einmal ein befriedigendes Bismarckdenkmal haben, aber es wird niemals gelingen, Künstlern wie Beethoven oder Goethe ein Denkmal zu setzen, das wirklich etwas von dem Hauch ihrer künstlerischen Persönlichkeit an sich hat. Es ist kein Zufall, daß in dem jetzt so denkmalreichen Berlin das Denkmal des großen Kurfürsten und das des alten Fritz unzweifelhaft die künstlerisch werthvollsten sind. Heldenhafte Haltung im Kampfe des Lebens, persönliche Thatkraft, Herrschergröße sind Dinge, denen der Bildhauer durch gewisse Stellungen und bestimmte Linienführungen sehr wohl Ausdruck verleihen kann. Großen Dichtern und Musikern aber ein Denkmal zu setzen, hat, so weit dabei versucht wird, die künstlerische Grundnote ihres Schaffens zum Ausdruck zu bringen, für mich immer etwas Komisches. Den Menschen Goethe möge ein Bildhauer darstellen, aber den Dichter Goethe in Stein, und sei es auch Marmor, darzustellen ist direct barbarisch. Gott ist ein Begriff. Deßhalb ist — selbst nicht in Berlin! — noch Niemand auf den Gedanken gekommen, ihm ein Denkmal zu setzen. Auch Goethe und Beethoven sind zu Begriffen geworden. Man setze ihnen deßhalb keine Denkmäler mehr. Sie werden jeden Stein zersprengen und jeden Künstler niederringen; wer, wie das Klinger unglückseliger Weise versucht hat, ein künstlerisches Genie in Stein zum Ausdruck zu bringen strebt, begeht die Sünde wider den heiligen Geist der Kunst. Nur durch das lebendige Wort können Begriffe dargestellt werden.

Fast ebenso sehr wie bei der bildnerischen Darstellung großer Künstler wird bei der Interpretation ihrer Werke gesündigt. Hier giebt es beispielsweise eine bestimmte Art von Literarhistorik treibenden Philologen, deren kunstfremde Art geradezu vernichtend wirkt. Durch keinen philologischen Wissensreichthum kann bei so einem Interpreten der Mangel an künstlerischem Empfinden ersetzt werden. Sie verleiden einem geradezu die Dichter, deren Verständniß sie unterstützen wollen. Von dem Geiste der zu interpretirenden Dichtung oft keinen Hauch verspürend, klammern sie sich an Einzelheiten und Aeußerlichkeiten und nennen das gründlich sein. Die Geringschätzung, mit der diese natürlich stets grundlegende Arbeiten schreibenden Philologen auf ein Buch wie etwa Hermann Grimm's prächtige und großzügige Vorlesungen über Goethe sehen, ist durchaus bezeichnend. Sie können aber wollen nicht verstehen, daß derjenige, der Kunstwerke ihrem inneren Gehalte nach interpretirt, selbst in gewissem Sinne Künstler sein muß. Wo dies nicht zutrifft, hat der Interpret etwas von dem Kastellan, der das Publicum in einem Königsschlosse oder einem Dichterhause umherführt, und der dabei oft überraschend viele und genaue Daten über die einzelnen Räume und Gegenstände mit jener Trockenheit vorträgt, die fein empfindenden Menschen nur zu oft den ganzen Besuch verleidet. Vorigen Sommer hatte ich das Glück, zum ersten Mal das Goethehaus in Weimar besuchen zu können. Der übliche Kastellan führte mich herum und erklärte. Zu einer Dichtung mit Quellenangaben oder vielmehr zu einer philologisch unantastbaren Quellenangabe mit etwas trotz allen Versuchen nicht zu unterdrückenden Dichtung wurde unter seiner kundigen Zunge das ganze Haus. An Goethe's Sterbezimmer angelangt, bat ich, etwas nervös gemacht, den übereifrigen Kastellan, seinen Erklärungen jetzt für einige Minuten Einhalt zu thun, da es mich jetzt absolut nicht interessire zu erfahren, an welchem Tage und zu welcher Stunde Goethe gestorben sei. Darob große Entrüstung eines anderen Besuchers, der mein Betragen empörend und die Art des Kastellans durchaus correct fand. Mit Rücksicht auf den Ort, an dem wir uns befanden, verzichtete ich auf eine Erwiderung. Draußen angelangt, glaubte ich aber doch dem Herrn ob seiner Einmischung und der mir ertheilten Note zur Rede stellen zu müssen. — Er bat schließlich um Entschuldigung und sagte: „Ich bin Goethephilologe. Sie werden also verstehen.“ — „„Na, also,““ sagte ich und verschwand. Der Stand der Philologen, dem ich selbst mit Stolz angehöre, ist natürlich nicht dafür verantwortlich zu machen, daß es so viel Schloßdiener und Kastellane unter ihnen giebt. Gegen die oft nicht ungefährlichen Arbeiten der Letzteren kann man sich am besten schützen, indem man ihre Veröffentlichungen möglichst todtschweigt. Derer, die lebendig und mit künstlerischem Empfinden ihre Aufgabe erfassen, ist glücklicher Weise immer noch eine beträchtliche Zahl. — Berthold Litzmann, wohl der trefflichste Hölderlinkenner in Deutschland, gehört unzweifelhaft zu diesen. Trotzdem überkam mich ein leises Bangen, als ich sein soeben erschienenes Werk*): „Goethe's Lyrik. Erläuterungen nach künstlerischen Gesichtspunkten“ in die Hand bekam. Litzmann nennt seine Arbeit vorsichtiger Weise einen Versuch. Und er hat Recht daran. Auch die grundlegendste Arbeit über Goethe's Lyrik wird in Anbetracht der Heiligkeit des

*) Egon Fleischel & Co., Berlin.

zu behandelnden Stoffes ebenso wie das oben gekennzeichnete Unternehmen Klinger's auch im besten Falle immer nur ein Versuch bleiben. Aber auch Versuche können von hohem Werthe sein. Zwar giebt es nicht Wenige, die immer wieder mit dem abgebrauchten Einwand kommen, daß diese Art Arbeiten eigentlich nur da seien, um den reinen Genuß der Dichtung zu stören. Dies trifft, wie oben hervorgehoben, bei künstlerisch indifferenten Interpreten freilich nur zu oft zu, wer aber da glaubt, unsere großen Dichter gegen die Erklärung an sich in Schutz nehmen zu müssen, der schießt sicherlich weit über das Ziel hinaus. Jede von einem wirklich künstlerisch Empfindenden gegebene Erklärung wird die Freude an dem betreffenden Kunstwerk nur erhöhen und vielleicht den Wunsch rege machen, sich mit diesem noch einmal und noch eingehender zu beschäftigen. Kommt bei einem Interpreten neben seiner Empfindung noch wie bei Lietzmann eine wissenschaftlich so sichere Beherrschung des Stoffes hinzu, so werden solche Erläuterungen nicht nur für den Fachmann, sondern auch für weitere Kreise mehr als ein „überflüssiger Commentar" sein. „Es ist nicht meine Absicht," sagt Lietzmann selbst von seinem Versuch, „im Folgendem die Entwickelung Goethe's als Lyriker in den verschiedenen Epochen seines Schaffens darzustellen. Diese Blätter sollen nicht ein Capitel einer Goethe-Biographie sein. Ich stelle hier wesentlich ästhetische Gesichtspunkte in den Vordergrund. Das, worauf es mir vor Allem ankommt, ist, die Grundelemente Goethe'scher Lyrik dem Leser so lebendig wie möglich durch meine Betrachtungsweise zur Anschauung zu bringen. Ich hoffe, meinen Zweck am besten zu erreichen, wenn ich hier eine Art Interpretatorium Goethe'scher Gedichte gebe, bei dem ich die Unarten, die Pedanterie und Oede der landläufigen Goethecommentare zu vermeiden hoffe. Ich möchte vielmehr gerade den Beweis liefern, daß es eine Form der Erläuterung einer Dichtung giebt, die nicht geisttödtend und nicht kleinlich an sich ist, und nicht alle unbefangene Freude und Genuß zerstört, sondern ihn erhöht." Lietzmann ist dies in Vielem sehr wohl gelungen. So wird er wohl Jedem mit dem ansprechenden Capitel, das der Erläuterung der „Zueignung" gewidmet ist, die Freude an diesem herrlichen Gedicht nicht wenig erhöhen. Wie sehr die Kenntniß einer einzigen Briefstelle für das Verständniß einer ganzen Dichtung von Werth sein kann, das zeigt er gerade bei der „Zueignung" sehr hübsch. Wie Mancher hat sich den Kopf darüber zerbrochen, wen oder was Goethe gemeint hat, wenn er in diesem Gedichte ein Weib auftreten läßt, das wie eine überirdische Erscheinung auf ihn wirkt:

> Da schwebte, mit den Wolken hergetragen,
> Ein göttlich Weib vor meinen Augen hin,
> Kein schöner Bild sah ich in meinem Leben,
> Sie sah mich an und blieb verweilend schweben.

Will man sich nun aus den folgenden Strophen der „Zueignung" ein einigermaßen klares Bild von der den Dichter fast blendenden Erscheinung machen, so dürfte auch der scharfsinnigste Interpret kaum zu einem befriedigenden Resultat kommen. Eine Allegorie, etwa die Muse der Dichtkunst, hat Goethe unmöglich damit gemeint. Es ist ein Wesen, das in Goethe's Leben eine Rolle gespielt haben muß, denn sie begrüßt ihn mit den Worten:

> Kennst Du mich nicht? sprach sie mit einem Munde,
> Dem aller Lieb' und Treue Ton entfloß:
> Erkennst Du mich, die ich in manche Wunde
> Des Lebens Dir den reinsten Balsam goß?

Und dann glaubt man wieder die Göttin der Wahrheit in ihr sehen zu müssen, denn der Dichter ruft ihr zu:

> Dich nenn' ich nicht. Zwar hör' ich Dich, von Vielen
> Gar oft genannt, und Jeder heißt Dich sein,
> Ein jedes Auge glaubt auf Dich zu zielen,
> Fast jedem Auge wird Dein Strahl zur Pein.

Einmal scheint es sich lediglich um eine Erscheinung zu handeln, dann sieht es wieder ganz wie ein Erlebniß aus. Da giebt, wie Lietzmann zeigt, eine Briefstelle den Fingerzeig, der auch dem Laien den besonderen Sinn des Gedichtes offenbart und uns die Dichtung selbst sicherlich noch werthvoller macht. Am 24. August 1784 schließt nämlich Goethe einen Brief an Frau von Stein mit den Worten:

„Je finis par un vers allemand qui sera placé dans le poême que je cheris tant, parce que j'y pourrai parler de toi, de mon amour de toi sous mille formes sans que personne ne l'entende que toi seule.

> Gewiß, ich wäre schon so ferne, ferne,
> So weit die Welt nur offen liegt, gegangen,
> Bezwängen mich nicht übermächtige Sterne,
> Die mein Geschick an Deines angehangen,
> Daß ich in Dir nur erst mich kennen lerne,
> Mein Dichten, Trachten, Hoffen und Verlangen
> Allein nach Dir und Deinem Wesen drängt,
> Mein Leben nur an Deinem Leben hängt."

Wenn wirklich kein Zweifel ist, daß Goethe mit jenem „poême que je cheris tant" die Zueignung gemeint hat, so hat Lietzmann sicherlich Recht, wenn er nunmehr die persönlichen Beziehungen an erster Stelle bei der Erfassung des Inhalts berücksichtigt. Vieles an dem Gedicht bekommt für den Leser durch die Kenntniß dieser Briefstelle ein anderes Gesicht. Vorher völlig unverständliche Stellen bekommen die Realität des Erlebnisses. Es ist ein hübsches Beispiel dafür, wie bei Goethe ganz im Gegensatz zu den Romantikern auch ganz abstract oder nur allegorisch Erscheinendes immer aus dem realen Sein hervorwächst, wie bei ihm das Reale die das Leben spendende Voraussetzung des Abstracten und das Irdische der Ausgangspunkt des Ewigen ist. Goethe's Verhältniß zum Diesseits und Jenseits ist das große Geheimniß seiner stets im Harmonischen bleibenden künstlerischen Wirkung. Die Wirklichkeit ist das Fundament, auf dem Alles, auch das Gedankliche bei ihm ruht. Verdichten sich bei anderen Poeten oft ganz abstracte Ideen zu scheinbar aus dem Leben genommenen Figuren, so sind bei Goethe auch allegorische Erscheinungen nur in losere Formen gekleidete Geschöpfe des realen Seins. So läuft er nicht wie so Viele Gefahr, sich im Allegorischen oder Phantastischen zu verlieren, sondern er wird sich stets selbst darin finden. Um dies im Einzelnen nachzuweisen, sind einzelne von Lietzmann in seinem neuen Buche gegebene Daten von großem Werthe.

Das Goethe'sche „Haideröslein" wird zwar Jedem auch ohne Erklärung in seiner schlichten Schönheit lieb und verständlich sein. Wer sich heute, sofern ihm nicht schon durch die Schule der Genuß daran verdorben ist*), Goethe's Gedichte kauft und etwa nach langer Zeit dem kleinen Liede zum ersten Mal wieder begegnet, der wird es lieben und seine Freude daran haben. Und er wird es restlos zu verstehen glauben wie das Blau des Himmels oder das Rauschen des Flusses. Eine klare, lebenswarme Situation wird in dem Gedichte geschildert, die um so weniger einer Erklärung bedarf, als das Maß von Symbolik, das dem Ganzen zu Grunde liegt, wohl Jedem ohne Weiteres verständlich ist. Immerhin kann man es verstehen, wenn Herder in den Blättern von „deutscher Art und Kunst", wo das Haideröslein in etwas anderer Fassung und nicht unter Goethe's Namen erschien, das Gedicht als ein Lied für Kinder bezeichnet. Wenn man aber weiß, daß das Lied Goethe's Liebe zu Friederike, also der Straßburger Zeit, die Entstehung verdankt, sieht man sogleich, daß es für Goethe nie ein Kinderlied im eigentlichen Sinne des Wortes gewesen ist. Weiß der Leser aber, daß er das Gedicht auf Goethe's Erlebniß mit Friederike beziehen

*) Zum Auszählen des Metrums ꝛc. sollte man in der deutschen Stunde nur künstlerisch indifferente Gedichte verwenden. Wer sich, wie das in der Schule, die ich besuchte, der Fall war, an Perlen deutscher Lyrik zu diesem Zwecke vergreift, treibt Kirchenraub.

muß, so thun sich ganz neue Weiten auf, in denen Alles einen anderen Sinn bekommt. Das, was vorher mehr liebenswürdige Naturlyrik schien, wird zu einer Dichtung mit tief tragischem Hintergrund. Das Schuldbekenntniß, das Goethe in der Stella, in des Ritters Götz von Berlichingen Schwester Marie, in Nausikaa und im Gretchen ablegte, kommt hier am unmittelbarsten und ergreifendsten zum Ausdruck. Die Naturpoesie bekommt wie fast immer bei Goethe durch die Poesie des Lebens und des Erlebten Weite und Inhalt, und das, was gerade bei harmonischer Lebensaufgabe der Sinn des Seins ist: den Schmerz. Es ist also ein durchaus nicht überflüssiges, sondern kunstförderndes Unternehmen, wenn Lietzmann einmal im Zusammenhange und in diesem Sinne auf das aufmerksam macht, was bei den einzelnen Gedichten in Goethe's Lyrik als Beichten und Bekenntnisse aus dem Leben des Dichters anzusehen ist. Durch solche Erläuterungen können die Farben nicht verblassen, sondern nur neue und erhöhte Leuchtkraft bekommen. Wie sehr übrigens Goethe an dem für sein Verhältniß zu Friederike im „Haidenröslein" gefundenen Bilde hing, das kann man sehr hübsch daraus ersehen, daß er in seinem Christiane Vulpius gewidmeten Gedichte „Gefunden" wieder darauf zurückkommt. Mich wundert, daß Lietzmann darauf nicht aufmerksam gemacht hat. Es sind fast dieselben Worte, dieselbe Situation, nur daß diese jetzt nicht zur Schuld, sondern zum Glück führen.

Im Haidenröslein heißt es:

Knabe sprach: Ich breche Dich,
Röslein auf der Haiden!
Röslein sprach: Ich steche Dich,
Daß Du ewig denkst an mich,
Und ich will's nicht leiden:
Röslein, Röslein, Röslein roth,
Röslein auf der Haiden.

Und der wilde Knabe brach
's Röslein auf der Haiden;
Röslein wehrte sich und stach,
Half ihr doch kein Weh und Ach,
Mußt' es eben leiden:
Röslein, Röslein, Röslein roth,
Röslein auf der Haiden.

Und im Gedichte: „Gefunden":

Ich ging im Walde
So für mich hin,
Und nichts zu suchen,
Das war mein Sinn.

Im Schatten sah ich
Ein Blümchen steh'n
Wie Sterne leuchtend,
Wie Aeuglein schön.

Ich wollt' es brechen,
Da sagt' es fein:
Soll ich zum Welken
Gebrochen sein?

Ich grub's mit allen
Den Würzlein aus,
Zum Garten trug ich's
Am hübschen Haus.

Und pflanzt' es wieder
Am stillen Ort;
Nun zweigt es immer
Und blüht so fort.

Erst durch die Zusammenstellung dieser beiden Gedichte wird es offenbar, was jedes von ihnen in Goethe's Leben bedeutet. Das „Haidenröslein" ist der Morgensonnenschein, „Gefunden" das erste Dämmern des Abendroths in dem so reichen Liebesleben des Dichters. Wild, mit dem ganzen Ungestüm wie der lachende Morgen selbst kommt der Knabe im „Haidenröslein" dahergestürmt. Die glühende Rose muß sein werden wie die Sonne und das Leben und Alles ringsum. Zwar klingt das „Röslein, Röslein, Röslein roth, Röslein auf der Haiden" zum Schluß wie Schuld und unstillbare Sehnsucht in den Morgen hinaus. Aber auch im Ausdruck des Schmerzes wohnt noch der Uebermuth desjenigen, der mehr erobern als besitzen will. Wie sollte auch der, welcher noch nicht einmal den Mittag gesehen, an den Abend und seine Stille denken. — Wie anders in dem Gedichte „Gefunden" bei ganz gleicher Situation! Langsam und still geht der Mann da einher, wo einst der Knabe im hellen Uebermuth stürmte. Ein Mann, auf den sich der ganze Reichthum eines richtig erfaßten Lebens gelegt hat, geht durch den Wald, nicht müde, sondern reich von der Wanderung durch das Leben geworden. Jetzt auch die Blumen sehend, die im Schatten stehen, bricht er sie nicht mehr. Der einst stürmische Eroberer ist zum stillen Gärtner geworden, der den Sinn der Natur als den Sinn des Lebens erkannt hat und deßhalb wohl nur noch wärmer lieben, aber nicht mehr zerstören kann. Das sichere Glücksbewußtsein, das aus dem Gedichte „Gefunden" spricht, ist auch für den alternden Goethe durchaus bezeichnend. Ihm bedeutete eben nicht wie den meisten Menschen das Schwinden der Jugend ein Verlust, da ihm nichts Erlebtes verloren ging. So wie er hat kaum ein Künstler mit dem natürlichen Verlauf des menschlichen Lebens in absoluter Uebereinstimmung gestanden. Ein Ausruf wie die bekannte Klage Walther's von der Vogelweide:

Owê war sint verswunden allin minin jâr!
ist mir min leben getroumet, oder ist az wâr?

wäre in Goethe's Munde ganz unmöglich.

Lietzmann hat, um auf sein Buch zurückzukommen, wirklich etwas geschaffen, das unsere Goethekenntniß bereichert. Auch den Lehrern dürfte es bei der Erläuterung von Goethe's Lyrik wesentliche Dienste leisten. Hin und wieder stört übrigens das mit Recht so berüchtigte Gelehrtendeutsch, denn es enthält Sätze, bei denen, wenn man sie vorlesen wollte, Einem der Athem ausgehen könnte. Im Uebrigen aber hat das Buch Qualitäten, die ich manchem unserer Herren Goethephilologen von Herzen wünsche.

Wirkungen unseres Theaters.

Von O. Wentorf.

Ich wohnte einst auf der Gallerie einer Vorstellung des „König Lear" bei. Im dritten Aufzug durchschauerte Lear mit seinem Narren auf der Haide in seinem wahnsinntiefen Leid die Herzen bis auf den Grund, während Regan und Goneril durch die Auftritte in Glosters Schloß auch noch den letzten Tropfen Galle aufrührten. Der Vorhang fiel am Actschluß. Ich stand noch stumm, während vor und unter mir der stürmische Beifall erscholl. Da wandte sich mein Nebenmann zu mir, ein graubärtiger Hüne mit funkelnden Augen in dem starkzügigen Gesicht. Fast fuhr er mich an: „Was glauben Sie, weßhalb die Leute dort klatschen?" Und ehe ich antwortete: „Glauben Sie, daß von allen Frauen dort auch nur eine einzige morgen ihren Vater mehr ehrt oder mehr dankbar ist?" Ich schaute damals Welt und Bühne nur in vertrauensseligem Idealismus und war natürlich der Meinung, daß sich der Wirkung eines solchen Stückes Niemand entziehen könne, und sei er noch so schurkisch. Hätte ich damals Schiller, auf den sich mein Idealismus gründete, besser gekannt, dann hätten mir jene Worte einfallen müssen, in denen er das Gegentheil gelten läßt: „Ich gebe zu, daß Eigenliebe und Abhärtung des Gewissens nicht selten die beste Wirkung der Schaubühne vernichten, daß sich noch tausend Laster mit frecher Stirne vor ihrem Spiegel behaupten, tausend gute Gefühle vom kalten Herzen des Zuschauers fruchtlos zurückfallen."

Doch so blieb ich vorläufig totaler Gegner des Alten, der übrigens einer der interessantesten Menschen war, die mir je in flüchtiger Bekanntschaft begegnet sind. Ich erinnere noch deutlich, wie er im weiteren Verlauf unseres Gesprächs mir mit fanatischem Eifer klar zu machen suchte, daß eben alles Gute beim Menschen nur aus Nothwendigkeit und Zwang hervorgehe. Die Folge dieser Unterhaltung war, daß ich seit jenem Abend nicht unterlassen konnte, an mir selbst und meiner Umgebung Beobachtungen anzustellen und über die Wirkungen des Theaters im Allgemeinen nachzudenken.

Was man an Bedeutung der Schaubühne zugestehen und an Wirkung ihr zutrauen kann, hat Schiller ihr zugestanden und zugetraut. In dem Aufsatz „Die Schaubühne als moralische Anstalt betrachtet“ ruft er aus: „So gewiß sichtbare Darstellung mächtiger wirkt als todter Buchstabe und kalte Erzählung, so gewiß wirkt die Schaubühne tiefer und dauernder als Moral und Gesetze!“ Ja, mehr noch, die Bühne vermag nicht nur sittlich und religiös zu wirken, sie vermag auch Völkerstämme zu einer Nation zusammen zu schweißen. Es war nach Schiller's Ansicht die Wirkung der Bühne, welche das griechische Volk zusammenkettete. Der vaterländische Inhalt der Stücke, der griechische Geist, der in ihnen steckte, das große überwältigende Interesse des Staates und der besseren Menschheit, das sie ausathmeten: das war es, was sie unwiderstehlich zur Bühne zog und sie zusammenzwang. So wagt der erste große vaterländische Dramatiker auszusprechen: „Mit einem Wort, wenn wir es erlebten, eine nationale Bühne zu haben, so würden wir auch eine Nation.“ Es erscheint uns heute fraglos, daß nicht die Bühne sich eine Nation, höchstens eine Nation sich eine nationale Bühne schafft. Der eine Theil dessen, worauf Schiller's Sehnsucht ging, ist ja wesentlich erfüllt. Wir Deutschen sind eine Nation geworden. Wo aber ist heute, nach mehr als 100 Jahren, die von vaterländischem Geist durchdrungene Bühne, die da Freude predigt am Gewordenen, das Gefüge festigt, Zwietracht hindert, Zerstreutes sammelt und bindet, die da deutsches Wesen in seiner ganzen Tiefe und Weite zu einer Einheit prägt?

Man kann von der Wirkung des Theaters natürlich nicht reden wie von irgend welchen Kräften, die durch Experimente streng erweisbar sind. Es wird immer mit subjectiven Fehlern zu rechnen sein. Gutes wie Schlechtes erfahren vielleicht unerlaubte Verallgemeinerungen, aber man schätzt von einem falschen Standpunkt aus Beides zu klein. Es wird sich darum vielleicht empfehlen, erst die Vorfrage zu beantworten: Was soll denn das Theater leisten?

Die Bühnenkunst hat vor allen anderen Künsten eins voraus, sie stellt das Leben durch Leben dar. Nirgend anders wirkt dargestellte Handlung darum mit solcher Wucht wie auf der Bühne. Dabei schreitet sie in ihren Stoffen den ganzen Kreis unseres Lebens aus. Vor uns ersteht der Mensch in seinen hundertfältigen Beziehungen zu den Mitmenschen und in seinem unwandelbaren Verhältniß zum ehernen Schicksal, der Mensch in seiner Nacktheit und Schwäche, aber auch in seiner trotzigen Größe und Kraft. Wenn irgendwo, so ist in der dramatischen Kunst Gelegenheit, den höchsten Typus Mensch herauszuarbeiten und darzustellen. Und das wäre das Ideal eines Theaters, das Jeder verließe, in seinem Gefühlsleben vertieft, an Willen gestählt, an Herzensbildung und Lebensweisheit reicher! Die Bühne sollte eine Stätte zur Anregung und Pflege seelischen Wachsthums, eine Stätte der Befriedigung unserer höchsten geistigen Bedürfnisse sein. Sie braucht an Ernst und Würde hinter der Kirche nicht zurückzustehen. Dazu wäre allerdings eine gänzliche Umgestaltung des Spielplanes unserer jetzigen Theater nöthig. Alles Inhaltlose, alles der blaßen Unterhaltung wegen Vorhandene müßte fallen, dagegen inhaltlich zusammengehörige Cyklen aufgestellt werden, die ein Problem von verschiedenen Seiten her darstellten und ausschöpften. Die wirklich werthvollen, Kräfte spendenden Stücke müßten öfter erscheinen, die Novitätenjagd aufhören. Man wundert sich eigentlich, daß sie immer noch besteht. Die Mehrzahl der Stücke verschwindet ja doch bald, das Publicum hat nichts davon, der Bühne ist Zeit, Geld und Kraft verloren. Zur Erweiterung des Spielplanes sollte es genügen, einen kleineren Kreis von urtheilsfähigen Männern zu hören. Erkennen sie in einem Stück eine wirkliche Bereicherung des Spielplanes, enthält es neue Lebenswerthe, so sollte es ruhig gegeben und wiederholt werden, wie sich das Publicum auch zunächst dazu stelle. Denn von welchen Launen sind Premièren abhängig! Manches Stück wird darum beklatscht, weil man es zum zweiten und dritten Mal nicht zu sehen braucht, und manches, bei dem das nöthig wäre, sieht man nicht, weil es zuerst nicht beklatscht wurde. Wunderliche Zufälle!

Wir forderten, die Bühne solle uns den höchsten Typus Mensch zeigen. Doch erheischt das noch eine Ergänzung dahin, daß das Menschenthum in nationaler Ausprägung erscheine. Wir können unsere Nationalität nicht wechseln wie ein Kleid, der Deutsche kann nicht denken und fühlen wie ein Franzose und Russe und umgekehrt. Darum sei unsere Bühne deutsch. Nur die fremden Dichter haben auf deutschen Bühnen etwas zu suchen, die etwas zu geben haben, was sich dem deutschen Geiste assimilirt und was wir in unseren eigenen Dichtern nicht besitzen.

Kurz gefaßt fordern wir also als Ziel und Wirkung des Theaters höchstes Menschenthum in nationaler Ausprägung. Doch liegen in dem Wesen des Theaters zwei Gefahren begründet, die auch bestehen bleiben, wenn die Stücke und ihre Anordnung dem Ideal entsprächen. Zunächst neigen die Schauspieler dazu, ihre Kunst vor das darzustellende Werk zu schieben. Sie lenken mit Absicht oft die Aufmerksamkeit des Zuschauers auf die Kunst ihres Spieles. Im Vordergrunde des Interesses soll stehen, wie sie darstellen, nicht was sie darstellen. Von der zweiten Gefahr kann man erst in jüngster Zeit reden. Früher schützten vor ihr die Sparsamkeit und die Bequemlichkeit. Ich meine das Bühnenbild, die Decoration. Das Bühnenbild ist für die Illusion nicht unwesentlich, und eine treffliche Decoration kommt immer auch dem Inhalt zu Gute. Aber ein Bühnenbild, das sich prunkend und protzig vordrängt, das da auffordert, als Kunstwerk für sich betrachtet zu werden, lenkt von der Hauptsache ab. Seine Aufgabe ist keine andere, als sich in den Dienst der dramatischen Idee des Stückes zu stellen.

Wenn man nun, von der Idealauffassung ausgehend, die Wirkungen unseres Theaters überschauen will, muß man zunächst eine Gruppierung vornehmen. Auf wie viel verschiedenen Stufen auch die einzelnen Theaterunternehmungen stehen, so wird man doch zwei Hauptgruppen bilden können. Die eine Art von Bühnen dient nur dem Amüsement. Ihr Zweck ist Befriedigung der Schaulust, Unterhaltung und Zerstreuung durch Reize niederer Art. Ihr Repertoir besteht aus den sogenannten Ausstattungsstücken; Decoration und Ballet nehmen möglichst breiten Raum ein, der Geist ist auf ein Minimum beschränkt. Der Sinn, der im Inhalt steckt, ist meist blöder Sinn, bestenfalls bescheidener Possenwitz. Eine große Zahl von Stücken benutzt auch Pikanterien, sei es in Rede oder in Situationen, um zugkräftig zu wirken. Solcherlei Bühnen pflegen in jeder Großstadt zu sein, und ihr Publicum ist der Zahl nach nicht gering. Man wird schwerlich etwas ausfindig machen können, was zu ihrem Gunsten spräche. In ihrem Bannkreis muß der Geist stumpf werden, das Gefühl verrohen, alle Genußfähigkeit sich vergröbern. Man führe einen gewohnheitsmäßigen Besucher solcher Theater einmal vor eine gute Bühne, vielleicht in ein psychologisches Stück. „Zum Sterben langweilig! Keine Verwandlung, keine Lichteffecte, kein Wasserfall, keine Reise

im Traum um die Erde, keine Fahrt im Luftballon, kein Ballet — aber auch rein gar nichts zu sehen! Wovon reden die paar Menschen da eigentlich immer? Ich werde nicht daraus klug; da müßte ich ja Satz für Satz mit Anstrengung verfolgen. Ich bin doch nicht in's Theater gegangen, um zu arbeiten, davon hab' ich am Tag genug." So Aehnliches wird man vernehmen.

Daß zu der geistigen Arbeit, die der Besucher eines besseren Theaters leisten muß, ein gewisses Maß von geistiger und körperlicher Frische nöthig ist, liegt auf der Hand. Aber daraus soll man nicht die Existenzberechtigung jener Theater herleiten wollen, die darauf verzichten. Wer so sehr der Erholung bedürftig ist, mag sie durch einen Gang in die Natur oder durch ein gemüthliches Gespräch im Freundeskreis bei einem guten Glase zu gewinnen suchen. Nein, es ist ganz zweifellos, daß solche Art Bühnen schädlich und nur schädlich wirken. Der verbildete Mensch ist eine niedere Stufe als der nicht gebildete, denn er ist von der Entfaltung edlen Menschenthums weiter entfernt als dieser. Er muß erst den Schritt zurückthun, um wieder vorwärts kommen zu können.

In die zweite Gruppe stellen wir alle die Bühnen, welche sich als Ziel setzen, durch Darbietung von Kunstwerken höheres Leben zu geben und solches in den Zuschauern zu fördern oder zu wecken. Sie suchen in ihren Wirkungen nicht die Sinne, nicht niedere Triebe, sondern das Seelische zu treffen. Leider können sie ihrem Ziel nicht rein leben — Publicums wegen. Sie arbeiten an gewissen Abenden mit ehrlicher Kraft an ihrer hohen Aufgabe, müssen aber im Uebrigen den Spielplan nach dem Geschmack des Publicums einrichten. Es mögen die Theater, die sich wirklich das höchste Ziel stecken, selten sein. Es mag häufig vorkommen, daß ihre Leiter nur „anstandshalber" classische Stücke, einige Werke der bedeutendsten Dichter der Gegenwart, um die man nicht herum kann, in den Spielplan aufnehmen. Doch ändert das nicht sehr viel. So oder so betrachtet, geben die besseren Durchschnittsbühnen immer noch am häufigsten leichte Marktwaare. Ihre Spielpläne gleichen Wüsten, nur in Abständen erscheinen Quellen und lebendiges Grün.

Welcherlei Wirkungen lassen sich nun für dieses Theater feststellen? Da sitzt zuerst im Parquett, in den Logen und im ersten Rang ein Publicum, nobel, hochnobel. Gesellschaftsanzug tadellos, Roben, die in jeder Falte und Schleife, in dem was sie ent- und verhüllen, höchstes Raffinement bekunden. Die Leute besuchen vorzugsweise Premièren, um die Höhe ihrer künstlerischen Bildung, die Schärfe ihres kritischen Sinnes zu beweisen. Darum ist für sie von einer ergrimmten Natur der Name Premièrentiger erfunden. Doch muß man bezweifeln, ob wirklich Tigerpranken und Raubthierintelligenz vorhanden sind. Jedenfalls hat ihr Urtheil nicht das Minderwerthige vertilgt. Daß diese Leute irgendwelche Wirkungen erfahren, ist wohl ausgeschlossen. Höchstens könnte man das Theater hier der Begünstigung des Hochmuthes anklagen.

Dann sind da zweitens die Abonnenten, zur größeren Hälfte Damen. Ihnen ist der Theaterabend so nothwendig wie das wöchentliche Kränzchen oder das Kegelschieben. Trifft's ein Lustspiel, lacht man gut, trifft's ein Trauerspiel, ist man gerührt. Im Uebrigen geht im Hause Alles seinen gewohnten Gang, man liebt sich nicht mehr, man zankt sich nicht weniger. Die Töchter freilich bringen etwas mit nach Hause. Sie sprechen in dem Tonfall und mit den Gesten der berühmtesten Schauspielerin und spähen heimlich, wie weit die Jünglinge ihrem Ideal, dem „einzigen" ersten Liebhaber entsprechen. Sie haben nicht umsonst sein Bild mit seinem Namenszug erworben!

Viel besser steht es auch nicht um die Wirkung des Theaters auf die Zuschauer, die mehr zufällig anwesend sind. Sie besuchen ein Schauspiel, weil sie lange keins gesehen haben, oder sie kommen, weil man das Stück doch sehen muß, das zum so und so vielten Male gegeben wird u. s. w.

Endlich seien nicht die vielverspotteten Liebhaber vergessen, die spätestens eine Viertelstunde vor Beginn am Platze sind, in stummer Erwartung harren und mit entrüsteten Blicken Jeden durchbohren, der zu spät kommt oder durch ein Flüstern mit dem Nachbar stört. Man glaubt meistens, daß sie nur auf den niederen, oder buchstäblich richtiger den höheren und höchsten Rängen vertreten seien. Aber hier fallen sie wohl nur mehr durch die genannten Aeußerlichkeiten auf. Gott sei Dank giebt es auch Liebhaber unter denen, die es „sich leisten können". Ihnen ist das Theater eine Kunststätte, aus der sie Lebenskräfte gewinnen. Sie suchen Erhebung und Stärkung des Geistes. Sie erfassen höchste Lebensfragen und bewegen sie so lange in ihrer Seele, bis sie zur persönlichen Klarheit gekommen sind. Sie kommen nicht zu oft, denn sie prüfen fleißig den Spielplan und finden, daß sie nicht einmal wöchentlich etwas vor der Bühne zu suchen haben.

In Summa also wenig Erfreuliches, was wir an Wirkungen des Theaters sehen. Nehmen wir nun noch die Beobachtungen hinzu, die man in den Wandelgängen während der Pausen und im Café oder Restaurant nach den Vorstellungen machen kann, so werden wir noch vorsichtiger in der Werthschätzung der Bühne. Da wird ganz ungenirt der Klatsch getrieben, der vielleicht eben vom Dichter gegeißelt ist, da bringt man die Erschütterungen, die eine Tragödie verursacht hat, wieder in's Gleichgewicht durch die Reize eines leckeren Mahles oder die Süßigkeit von Bäckergebilden.

Ein guter Satyriker würde noch in viel schärferer und treffenderer Weise die üblen Wirkungen unseres Theaters aufzeigen können. Auch Verehrer und Freunde werden zugestehen müssen, daß es mehr eine Vergnügungsanstalt als eine Bildungsstätte ist. Und dennoch wäre es falsch, das Theater gering zu schätzen, es vielleicht in unentwegtem Idealismus zu verwünschen wegen seiner verflachenden, veräußerlichenden Wirkung auf die Nation. Es würde etwa dasselbe heißen, als dem gesammten Zeitungs- und Zeitschriftenwesen den Tod zu wünschen wegen seiner zu Tage liegenden unerfreulichen Wirkungen. Die nach Schwächen spähende satyrische Betrachtungsweise, die in unserer Zeit fast allgemein herrscht, ist immer ungerecht und giebt nur ein scheinbar wahres Bild. Denn sie sieht das Gute und Brauchbare einer Sache entweder gar nicht oder sieht es zu klein. Die schätzenswerthen Wirkungen unseres Theaters fallen eben nicht so in die Augen. Sie sind innerlicher Art und offenbaren sich oft erst nach längerer Zeit. Schon das sollte man nicht gering anschlagen, daß das Theater doch wenigstens von schlechteren Genüssen fern hält und daß es doch wenigstens Gelegenheit zur geistigen Anregung giebt. Ich meine sogar, daß man trotz Allem das Theater als einen bedeutenden Factor in der geistigen Entwickelung unseres Volkes ansehen muß. Man denke sich nur, Schiller's Dramen wären nie auf deutschen Bühnen gespielt. Es kann doch manch' ein Stück Licht und Leben spenden, das in der Buchausgabe verschollen wäre. Manch' ausgestreutes Samenkorn geht auf im Geheimen, manche Wahrheit klopft an mit stärkerem Finger als die gelesene. So gut wie Schiller sich für die zunehmende Toleranz auf Lessing's Nathan beruft, so gut können wir auch der Bühne einen Antheil an dem thatsächlich vermehrten socialen Interesse unserer Zeit zumessen. Ebenso hat die Bühne dazu beigetragen, daß wir bei Verfehlungen des Nächsten heute mehr als früher zum theilnahmsvollen Verstehen, weniger zum lieblosen Richten geneigt sind. Auch die Darstellung des Eheproblems, im weiteren Sinne des Problems der Geschlechter bedeutet einen Segen. Dabei sei zugestanden, daß man auch von einem Unsegen reden kann — wenn man nämlich an die von der Bühne gebotenen Stücke denkt, in denen von unkünstlerischen, zum Theil von unfähigen und frivolen Händen diese Probleme mißhandelt werden. Das ist das Unselige bei unseren Theatern, daß sie das, was sie

aufbauen, selbst wieder niederreißen. Sie wollen ihr Publicum emporheben und bilden und müssen es doch, um es überhaupt nur zu bekommen, verbilden. Wo ist ein Ausweg aus dieser Noth, von der schon Schiller redete: „Bevor nicht das Publicum für seine Bühne gebildet ist, dürfte wohl schwerlich die Bühne ihr Publicum bilden.“ Die Bühne wird aber doch wohl den Anfang machen müssen. Sollte nicht Schritt für Schritt das Werthlose ausgemerzt, das Durchschnittsniveau des Spielplans gehoben werden können? An den finanziell unterstützten Theatern sollte es doch gewiß möglich sein, da durch die Ausscheidung von einer Zahl von Stücken, die für wenig Aufführungen bedeutende Kosten verschlingen, schon viel gespart würde. Eine energische Bewegung nach dem Ziel, das Theater zur Stätte edelsten Genusses aber auch der höchsten Bildung zu erheben, ist nothwendig. Denn sonst wird die Gegenbewegung immer gefährlicher, die das Theater zur bloßen Vergnügungsanstalt hinabdrängt. Man wende nicht ein, daß die Häuser dann leer sein würden. Wenn der Theaterbesuch seltener stattfände und einige Bühnen eingehen müßten, so wäre das kein großer Schade. Wir haben übergenug. Daß das Publicum überhaupt versagen würde, glaube ich nicht. Es hieße doch, allen Glauben an die Gesundheit und Bildungsfähigkeit unseres Volkes aufgeben, wenn man an der Möglichkeit einer Erziehung zum Genuß echter, inhaltsvoller Kunst verzweifelte.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

„Woher? Warum? Wohin?“

Eine Jugenderinnerung von Carl Schultes.

Es war an einem frühen Maimorgen des lustigen Jahres 1849, als ich aus unserem Wohnhause in der Damenstiftsgasse zu München heraustrat, und von dem weit und breit bekannten jungen Hafenbinder-Philosophen Seppl Ullmer, der auf dem schmalen Bürgersteige ein paar glasirte Kochtöpfe meiner guten Mutter mit Drathnetzen umspann, also begrüßt wurde: „Guat'n Murg'n, Herr Leutnampt! Ihr Sprücherl: ‚Woher? Warum? Wohin?‘ das liegt mir stets im Sinn! Macht mi' fast damisch, helf'n S' mir a Wengerl; denn die drei Frag'n son fokrische Luada, und wann ma glabt: Hiatz hab' i was erwischt, nacha hat der Haf'n a Loch, und die G'schicht is grad für die Katz'!“

„Ja, ja, liebe Sepp, da hab'n schon viel G'scheidtere wie wir Zwei drüber nachdenkt, und sind heut' so klug wie vorher!“

„Zum Dunnerwetter, die Frag': ‚Warum bin i of dee Welt?‘ muß doch rausz'krieg'n sein.“

„Erscht recht nöt; denn nacha hätt'n wir die G'schicht von der ganzen Menschheit klar vor uns lieg'n! Na, Pfüad God, Sepp, und machen's um Ihr'n Kopf a Drathnetz, daß er nöt springen konn!“

Wie kam nur dieser Mann aus der unteren Volksschicht zu solchen Grübeleien? Der Sepp Ullmer war nicht nur der bekannteste, sondern auch in Wahrheit geschickteste Hafenbinder der Haupt- und Residenzstadt München. Sein Geschäft ging so gut, daß er im Sommer von Margens 5 Uhr bis Mittags 1 Uhr ohne Ruhepause zu arbeiten hatte, so daß man auf den Gedanken kommen konnte: Sämmtliche Töpfe Münchens seien mit einem Male reparaturbedürftig geworden. Anderen Falles konnte man auch annehmen, daß alle Köchinnen und Küchenmadeln in den kraftstrotzenden, hübschen Mann von kaum 30 Jahren sich verliebt hatten, weil sein klarer Bariton das lang andauernde, fast athemraubende Ausrufewort: „Ho . . . o . . . a . . . febind!“ zu einem Kunstgenusse für das Volk machte, im Gegensatze zu dem Geheul der anderen Hafenbinder. Der Sepp achtete aber gar nicht auf das schöne Geschlecht, da er bereits verheirathet war, und zwar sehr glücklich, wenn auch seine Mali sechs Jahre mehr zählte als er; denn sobald er seine Arbeit bei Seite gelegt und sich gewaschen hatte, war er Philosoph, der wohl wie Kant denken mochte, als man ihn fragte, warum er sich eine so häßliche Frau genommen habe? „Bei Nacht sind alle Katzen grau!“*)

Das Jahr 1849 war wirklich lustig, denn der derbe Volkswitz kehrte sich gegen das neu aufgedrungene, ultramontane Ministerium des Grafen Armansberg und dessen Creaturen allüberall auf.

*) Kant war ja aber gar nicht verheirathet.

So z. B. bei der Zerstörung des Ladens vom „Paternoster-Bäcker“ gegenüber der Kürassiercaserne. Der Ullmer-Sepp soll da die Hauptperson gespielt haben, da er den Rammbalken, der gegen die dreifach verwahrte Thüre des frommen Brodwucherers gebraucht wurde, selbst dirigirte, und mit seinem klingenden Bariton bei jedem Stoße sang: „Heilig!“ Pums! „Heilig!“ Pums! „Heilig ist der Herrgott Zebaoth!“ Die ganze Volksmenge stimmte bald tactgemäß ein, bis Thüren, Fenster und der Laden total caput waren.

Ein Glück für Sepp war es, daß alle Zeugen — selbst die Spitzel — zu Gunsten Sepp's aussagten: „Der Ullmer Sepp hat, als die Thür eing'stoß'n war, ganz laut gerufen: ‚Wer ein einzig's Brod wegnimmt, ist derselbe Schuft wie der Brodwucherer, der Paternoster-Bäcker!‘“ und außer zertretenen Semmeln, Kipfeln und Laibeln fehlte auch nicht ein einziges Brod.

Als dem Sepp, der noch nie, selbst bei dem Militär nicht bestraft war, verkündigt wurde, er sei zu vier Wochen Einzelhaft verurtheilt, wurde er kreidebleich und zitterte wie ein Lamm, das zur Schlachtbank geführt wird. Bei dem Abschiede weinten Mali und ihr Sepp so herzbrechend, daß der Gensdarm, der den großen Verbrecher zu escortiren hatte, lachend sagte: „Kinder; Ihr thut's ja grad so, als ob der Sepp köpft wer'n sollt'!“

„Woaßt (weißt) Du, ob sa viee Woch'n Alloasei' nöt a an Kopf kost'n kinna? Hiatz da kunnt ma' döß ‚Woher? Warum? Wohin?‘ leicht af andere Weis' erklär'n: Aus der goldigen Freiheit weg'n reiner Wahrheit in's finst're Loch! — Pfüad God, mei' Mali, scham Di' meiner nöt, und laß' unsa Häus'l nöt wegtrag'n!“

Als Sepp aus dem Gewahrsam herauskam, schien der sonst so frischlebige Mann vollkommen gebrochen. Er vernachlässigte sein Geschäft; denn er könne nicht mehr ausrufen, da die Leute mit Fingern auf ihn zeigen würden, und Einem, der vier Wochen lang eingesperrt war, nicht mehr über den Weg trauten. Seine Mali hatte aber das Haus in Ordnung gehalten, und so viel nebenbei verdient, daß es dem Sepp an nichts gebrach, worüber er sich gar nicht zu wundern schien.

Damit der Sepp aber nicht ganz hintersinnig wurde, ging Mali auch zu den Kunden und bat, daß sie die Arbeit abholen dürfte, da Sepp es augenscheinlich auf der Brust habe und nicht mehr ausrufen könne. Er arbeitete auch, was ihm seine Frau mit guten Worten vorlegte. Wenn er jedoch anfing laut zu denken: „Woher? Warum? Wohin?“ dann war aller Liebe Müh' umsonst. Er ließ Alles liegen und stehen, schaute mit weit aufgerissenen Augen in's Blaue und schien der Welt entrückt. Das dauerte fast ein Jahr, und trotz bester Pflege sah Mali mit Entsetzen, daß ihr guter, stiller Sepp zum Gerippe abmagerte.

Eines Tages ging es von Haus zu Haus, von Küche zu Küche: „Wißt Ihr's scho'? Der Ullmer-Sepp is verruckt wor'n, hat alle Hafen Pfannen und Töpf', die eig'nen wie die fremd'n z'sammakelt, und nacha sich in aner Drahtschlinga aufhäng'n woll'n, wozu er immer g'schrie'n hat: ‚I hab's etz raus, was der Mensch is!‘“

Es war jedoch gar nicht so schlimm; denn Sepp, der von seiner Mali rasch beruhigt wurde, wollte sich halb todtlachen, als die hohe Obrigkeit mit Spießen und Stangen erschien, um den gemeingefährlichen Kerl in's Narrenhaus nach Giesing zu bringen.

Seine Mali fest bei der Hand haltend, trat er ruhig lächelnd dem Polizeibeamten gegenüber, und sagte mit voller Ironie: „Geb'n Sie sich ka Müh' um mich, i bin net verruckter wie die Andern a, von die Allerg'scheidtesten von den G'scheidten anfangend!*) Nur aus Freud' hab' i Alles z'samm'g'schlag'n, weil i 's endli' raus hab', was der Mensch eigentli' is!“ Der Gerichtsarzt Herr Dr. Ringbauer, dem der Sepp und seine Marotte längst bekannt war, und der hier an erster Stelle zu entscheiden hatte, that nach kurzer Untersuchung das Gescheidteste, was er thun konnte, er schickte die Behörde, die mit ihm gekommen war, um den Narren einzufangen, kurzer Hand wieder heim, indem er sagte: „Der Sepp is nöt verruckter wie ich und Andere auch, die an klanen Zweck'n im Hirn hab'n, und ganz ungefährli'! Ich werd' nähern Bericht erstatten. Recht schön' gut'n Morg'n! Frau Mali, san S' ruhig, Ihr Sepp bleibt bei Ihnen; denn ersch im Narrenhaus könnt' er a richtiger Narr werd'n!“

Frau Mali, die bisher ihren Sepp am Arm gehalten hatte, um ihn gegen den Standarl (Gensdarm) mit ihren Fingernägeln zu vertheidigen, wenn es nöthig gewesen wäre, ließ Sepp mit einem erleichterten Aufseufzer los und erwiderte: „Hiatz bin i ruhig, da i merk', daß Sie mein' Sepp richti' beurtheil'n, der koan Kinderl was z' Leid thun kann. Er is halt grad af seine G'schicht so versess'n wie unser Herr Pfarrer af die seinigt' a, der ihm hat einfiltriren woll'n, daß döß ganze Leb'n im Voraus von unserm Herrgott bestimmt sei, worauf der Sepp ihn einfach g'fragt hat: ‚Bei die Haid'n und Wild'n a, deren Zahl doch viel größer is, als die der Christen?‘“

„Ha, ja!“ lachte Sepp, „da san mir halt am Bergl g'stand'n, und endli' sagt der Herr Pfarrer: ‚Die zähl'n nöt mit, weil's ersch eine Frag' is, ob des überhaupt Menschen san!‘“

„Schön!“ sag' i, „und für die paar Hundert Millionen Christen, da son Bücher ang'legt, nach denen sich die Eng'l oder Teuffi' richt'n müaß'n, die für an Jed'n bestimmt werd'n?! O na, Herr Pfarrer, döß is nix; denn da wär' jo unser guater Herrgod für a jede Schlechti'keit oda Dummheit verantwortli', die Aner macht!“

*) Hatte der Sepp wohl eine Ahnung von dem Molière'schen: „Tous sont fous, à commencer par les sages!“

„Na, und was hat der Herr Pfarrer da drauf g'sagt?"

„Um mich mit Ihnen in weitere Erklärungen einzulass'n, Herr Ullmer, sind Sie nicht gebildet genug! Behüt' Gott!"

„Das war sehr schwach vom Herrn Pfarrer."

„So schwach, daß i eahm (ihn) am Aermel festg'halt'n und g'fragt hab': ‚Wissen Sie, was a Mensch is? Können Sie sich das: Woher? Warum? Wohin? mit Ihrer Annahm' von Vorherbestimmung klar mach'n!' da lachte er kurz auf und sagte: „Lassen Sie das Sinniren, Herr Ullmer, denn solche unverdaute Sachen müssen über kurz oder lang in das ... Irrenhaus führen!"

„Es is scho' wahr a (auch), wär' der Herr Pfarrer an Ihrer Stell' g'wes'n, lieber Herr Doctor Ringbauer, nacha wär' i zum Narr'n g'macht war'n!"

„Und haben Sie denn Ihre Weisheit bei dem Herrn Pfarrer angebracht?"

„Wohl, wohl Herr Doctor! Er is ada mit an hochrath'n Kopf katschans gangen. Ihnen aber und dem Herrn Leutnampt, der durch sein Sprüch'l: ‚Woher? Warum? Wohin? das liegt mir stets im Sinn!' die ganze Remassuri ang'stellt hat, will i a mei — haha — Weisheit no' auskramen, dann aber woll'n wir Alles sein lass'n, gel' meine gute Mali, und recht fleißl' wieda Haf'ndind'n, damit wir schön z'led'n had'n? Alsa aufpaßt, Herr Doctor! Woher? Aus einem Gelüsten meines Vaters der sich den Teuxl drum kümmert hat, daß er grad mich in die Welt setzt. Warum? I din af der Welt, damit ka Anderer die Steizen aus-z'halt'n g'habt hat, die mich zum ersch't'n Hafendinder in München g'macht had'n! Wohin i kimm? In die allgemeine Rumpelkammer für alte, caputte Häfen, die ma' die Vergessenheit hoaßt. Mit G'stank kimmt der Mensch in die Welt, im Leben stänkert er futterneidig gegen Andere, die 's besser hab'n wie er, und wann die allerletzte Verdauung vorüber is, dann stinkt der reiche Erdengott viel ärger, als der ärmste, fast verhungerte Teufel! Und was schließ' i aus dem Allen? Das sich über Alles so hoch erhebende Menschenthier is weiter nix als a armseliges Mistviecherl! — Na, Herr Doctor, bin i a Narr oder kaner?"

„Mein lieber Seppl Ullmer," sagte der Doctor, dem Erregten die Hand herzhaft drückend, „wenn Sie, wie ich, Arzt wären, vor dem die Menschen nicht in Sonntagskleidern erscheinen, dann würden Sie von dem Diminutiv, das heißt, von der Verkleinerung ‚Viecherl' keinen Gebrauch machen, da der Mensch im Ganzen und Großen doch nur ein ..."

Da fiel ihm Seppl in die Rede: „Ja, mei' lieber Herr Doctor, i hab' ja auch nur aus Respect vor Ihnen das — Vieh — unterdruckt!"

Da lachten denn die Drei, wie nur große Kinder lachen können.

Aus der Hauptstadt.

Die Schildkröte.

Das Meer lag veilchenblau und still, mit leichtem, silbernen Schimmer darüber, dem bethörenden Glanz des Südens. Vor mir dehnten sich die Häfen der alten Stadt, verschlammt, versandet, und drüben zog eine gelbliche Hügelkette hin, von deren Gipfeln ehedem Wachen auf die See gestarrt hatten. Sonst war nichts mehr von verschollener Weltmacht und Handelsherrlichkeit zu sehen als die mächtigen Cisternen, in welche die Römer später ihre eignen Brunnen hineingebaut hatten. Kein Stein, keine Säule ... nichts, nichts. Ringsum erbärmlicher Sand, dem kaum hier und da Kakteengebüsch entsproßte; widerliche, todestraurige Verwüstung, gestaltloses Chaos. Ein paar Araberkinder, die mit falschen Münzen handelten, sprangen darin herum, und am Wege stand ein zartes braunes Bettelweib, das ihr Jüngstes an der holdseligen Brust hielt, während sie die linke Hand anmuthig geöffnet hielt. Sie lächelte dabei ... Dies bist Du, Meereskönigin, deren Flotten Europa schreckten, die den Hasdrubal gebar und Hannibal. Dies bist Du, Karthago. Diesen Zukunftstraum, wer von deinen Staatsmännern und Dichtern hat ihn je geträumt?

Das junge Weib an der Kakteenhecke lächelte, wie ich ihr mit betrübter Miene zwei Kupferstücke gab. Sie wollte mich trösten; sie verstand, daß man sehr betrübt sein kann, wenn man zwei Kupferstücke verschenkt, und deßhalb bückte sie sich, immer das Jüngste an der Madonnenbrust, zu dem Korbe hinunter, der neben ihr stand, und holte eine kleine Schildkröte heraus. Es war wirklich eine sehr kleine Schildkröte, aber mir schien sie über die Maßen kostbar. Als hätte die Göttin dieses Sonnenlandes selber sie mir geschenkt. Ein Gruß Afrikas, beinah ein Abenteuer. Ich nahm das Thier nach Tunis mit, besichtigte, die Schildkröte in der Tasche, den Palast des Bey's, der zu Ehren Loubet's frisch angestrichen war, aber nur so weit, wie man Loubet führen wollte; ging im weißen Sonnenlicht durch die weißen Straßen mit den niedrigen weißen Häusern, ohne einem von den berühmten schönen Judenmädchen zu begegnen und etwaige antisemitische Neigungen gleich an Ort und Stelle revidiren zu können. Mit der Schildkröte in der Tasche kam ich an Bord zurück.

Es wäre nur eine ordinäre Schildkröte, meinte der Schiffskoch, und Suppe ließe sich nicht daraus kochen. Man müsse ihr Mohrrüben geben, Salat und frisches Wasser; vielleicht halte sie sich dann. Auch etwas Schabefleisch thue ihr gut. Er nahm sie in Pension, und der Schildkröte schien es baß zu behagen. Ich schleppte meinen Faulenzer auf's Hinterdeck, obgleich die tunesische Sonne Beweise dafür hat, daß man mit ihrer Hülfe und mit Brenngläsern recht gut ganze Flotten in Flammen setzen kann. Indessen war ich so der Schildkröte näher und konnte ihr, wenn sie zum Spazierengehen Lust hatte, dabei interessirt zuschauen.

In Malta und Athen blieb sie mir treu. Afrika und afrikanische Kreaturen sind heute zu gesittet, um noch nach karthagischer Weise an europäischen Küsten zu landen. Dagegen fand es sich bei der Ausschiffung am Zollhause Sr. Majestät des Sultans, daß die Schildkröte verschwunden war. Abends vorher hatte sie noch, zum ersten Male in ihrem Leben, Schabefleisch gegessen.

Der Koch behauptete, der Engländer mit der Shagpfeife habe sie in seinen Tabaksbeutel gesteckt. Ich glaubte es ihm, einmal weil der Engländer geschwinder als wir an Land gekommen war, und zweitens ...

* * *

Zweitens, weil alle colonialen Abenteuer Deutschlands damit endigen, daß sich ein Engländer hineinmischt, und weil alle colonialen Erwerbungen Deutschlands den Engländern in die Hände fallen.

Warum hatte ich die Schildkröte nicht in eine Schachtel gethan und wohl verwahrt? Warum sie frei umherspazieren lassen, sie mit kostbarem Schabefleisch, Salat und Mohrrüben gefüttert, so daß sie auf extravagante Gedanken kommen mußte? Es geschah mir Recht, daß sie England in die Hände fiel.

Wäre mir schon damals die Sache mit den Herero bekannt gewesen, so hätte ich daraus vielleicht gelernt, wie man Afrikaner behandeln muß. Andererseits, wäre den regierenden Herren in Swakopmund mein Erlebniß mit Afrika, der Schildkröte und dem Engländer bekannt gewesen, so hätten sie möglicher Weise Verdacht geschöpft und bei Zeiten Vorkehrungen getroffen.

Was Afrika anbelangt, so scheinen wir Deutschen nicht die rechten Colonisatoren zu sein. Wir begehen allesammt dieselben Fehler. Und es hat ja gar keinen Zweck, daß wir uns das gegenseitig vorwerfen.

Dies ist auch der Grund, weßhalb ich Nichts gegen die Regierung wegen des Herero-Aufstandes schreibe, und weßhalb ich mich mit keiner Silbe lustig gemacht habe über die beiden Geschütze von Windhuk, welche vor einem halben Jahre durchaus zur Reparatur nach Deutschland mußten, worauf Windhuk ohne Kanonen blieb und leicht angreifbar wurde. Ich verlor kein Wort darüber, denn ich dachte an meine Schildkröte.

Caliban.

Aus unseren Kunstsalons.

Die Elbier,

jene Gruppe junger Dresdner Künstler, die sich vornehmlich um Meister Kuehl geschaart haben, stellen zum zweiten Mal in Berlin geschlossen aus.

Im „Künstlerhause" finden wir ihre fünfzig Gemälde, Studien, Skulpturen und kunstgewerblichen Entwürfe. Walter Sintenis ist der Bildhauer der Gruppe, Josef Goller der Schöpfer eines Glasfensters mit einem Kreuzigungs-Motiv und der Entwürfe zu Deckenmalereien. Von Goller, dem eigenartigen Placatzeichner, dem Maler schöner Theatervorhänge, interessirt um so mehr der Glasmalerei-Entwurf. Er ist ernst und streng in der Zeichnung und im Colorit. Auch Sintenis' Büsten zeichnen sich durch einen großen Ernst in der Auffassung aus, durch Schlichtheit in der Ausführung. Die Woermann-Büste bringt das Durchgeistigte dieses Kopfes eines Kunstforschers fein zum Ausdruck.

Die Maler der Gruppe sind: Fritz Beckert, Arthur Bendrat, Walter Besig, Ferd. Dorsch, Walter Friederici, Georg Müller-Breslau, Johannes Ufer, August Wilckens. Dazu kommt noch Georg Erler, der aber dieses Mal nichts ausstellt.

Wie bei den Bracht-Schülern, findet man auch bei diesen Kuehl-Schülern — die meisten, wie gesagt, sind es — mehr oder weniger Streben nach Selbstständigkeit. Wären sie sonst überhaupt Künstler? Aber je stärker des Meisters Individualität, desto schwerer natürlich, sich von seiner Vorbildlichkeit zu befreien. Am wenigsten gelingt das wohl noch Johannes Ufer in seinen großen Aquarellbildern, Rococo-Interieurs mit Figuren. August Wilckens und Walter Friederici zeigen namentlich in zwei Interieurs desgleichen ganz Kuehl'sche Auffassung Kuehl'scher Motive, aber Friederici's Liebespaar im Park und das exquisite kleine Bildchen: „Ein Sommertag" beweisen, daß er durchaus seine eigene Sprache zu reden vermag. Und was ist noch von Kuehl übrig in den großen Wilckens'schen Figurenbildern: „Gottesdienst" (fromme Bäuerinnen im Gestühl einer Dorfkirche) und „Wochenbesuch" (sechs Kaffeeschwestern bewundern das Neugeborene bei Kuchen und Kaffee)? Viel mehr denkt man hier an Bantzer, den anderen Dresdner Meister.

Auch Ferdinand Dorsch, der begabtesten Kuehlschüler Einer, wandelt durchaus eigene Wege in dem „Spaziergang“ eines jungen Paares aus der Biedermeierzeit oberhalb eines sonnigen Thales, in das wir auf einem zweiten Bilde von der Höhe eines Burgweges noch einmal gern hineinblicken. Man wird bei diesen und einigen anderen rein landschaftlichen Bildern, z. B. von Beckert und Besig, eher an gewisse Münchener Art erinnert, etwa an die der „Scholle“. Arthur Bendrat, der ungemein feinsinnige Landschafter zeigt uns sein geliebtes, so sehr malerisches Danzig mit dem imposanten Sanct Marien-Thurm 'mal in tiefblauer, sternenfunkelnder Nacht, mit traulich leuchtenden Fenstern unten in den Gassen. Eine sehr große Weichsellandschaft, von oben über Baumwipfel hinweggesehen, fesselt durch die Tiefe, die hier erreicht ist, und durch die flimmernde Sommerluft, die über der weiten Fläche liegt, in der auf gewundenen blausilbernem Strom Kähne hinziehen. Wie Bendrat, so malten auch Beckert und Dorsch mehrere Nachtbilder, aber mit leuchtenden Mondscheineffecten. Der „Markt mit dem Brunnen“ von Beckert und Dorsch's „Alter Winkel“ sind von diesen Mondscheinbildern diejenigen, die romantische Reize mit Naturtreue am glücklichsten verbinden. Ein Zug zur Romantik und auch zum Rococo ist übrigens der ganzen Gruppe eigen. Nur Müller-Breslau fällt aus diesem Milieu stark heraus mit seinen mehr dem Classicismus in Auffassung und Vortragsweise zuneigenden Bildern: „Hesperiden“ und „Sirenen“, die aber in der Farbe weit weniger kräftig sind, als man es sonst bei ihm gewohnt ist. Das Motiv von „Rapallo“ dagegen zeigt starke Gegensätze von Hell und Dunkel und fesselt durch den Schwung der Linien. Die Wirkung der Pinien-Silhouetten ist sehr kräftig.

Ein sehr gewissenhaftes Arbeiten zeichnet die ganze Gruppe aus. Das ist mindestens ebenso erfreulich, wie daß die Meisten dieses tüchtige Arbeiten in den Dienst eines sehr starken Talents zu stellen „in der Lage“ sind. Daher wird sich auch die Individualität der Einzelnen ohne Zweifel immer fester bethätigen.

* * *

Im Künstlerhause auch, inmitten einer ungeheuer buntscheckigen Sammlung Berliner Malereien, die zu Verkaufszwecken ausgestellt sind, eine große Menge auch von Werken kleinplastischer Kunst von E. Herter, E. Seger, R. Küchler, R. Pfretzschner, A. Kraus, O. Riesch, H. Latt und vielen Anderen noch. Allerlei Mythologisches, Allegorisches oder Studien und Porträts nach der Natur. U. A. von Seger ein prächtiger Charakterkopf in graugetöntem Gyps: Maler Henschel, von sprechender Lebendigkeit. Von ihm auch eine anmuthige nackte Frauengestalt in Marmor, „Amazone“ getauft, obschon sie nichts Amazonenhaftes hat. Der Oberkörper ist anatomisch besonders glücklich behandelt. Riesch's Mandolinenspielerei, Latt's weibliche Costümfigur, Küchler's Fechter, Hermann Hidding's keramische Arbeiten, zum Theil aus Cadiner Thon, seien aus der Masse im Fluge hervorgehoben.

Bei Eduard Schulte

begegnen wir starken Gegensätzen. Eduard von Gebhardt's neueste „Bergpredigt“ und eine — Sammlung neuer Arbeiten von Hermen Anglada; Bertha von Scharfenberg mit ihren hyperimpressionistischen landschaftlichen Farbenstudien und Willy Döring's sorgfältigst ausgeführten Oelporträts u. s. w.

Hermen Anglada ist uns kein Fremder mehr. Aber Vielen wird er es doch immer bleiben, so oft er auch wiederkommen mag. Auch einer von den Künstlern, von deren Werk es heißen kann: „c'est à laisser ou à prendre“ — discutiren läßt sich da nicht, denn es ist nicht bloß Sache des Verständnisses, sondern — und vor Allem des Geschmackes. Die Einen finden ihn trotz seines außerordentlichen Könnens und der Feinheit seiner visionären Palette „einfach scheußlich“: die Anderen, trotz mancher Rohheit und trotz eines posirenden Raffinements, das mitunter augenfällig wird — „sublim“! … Vor Jahr und Tag habe ich seine Art hier beleuchtet: ein seltsames Gemisch von Daumier, Besnard und Zuloaga, und doch nirgends Nachahmung. Die Motive so ziemlich die gleichen wie früher: köstliche Gäule im Helldunkel des Stalles; Zigeunerinnen, im Felde Nachts sich räkelnd hier, während nebenbei eine alte Hexe grell beleuchtete Granatäpfel ausschüttet, mit Hündchen in der Abenddämmerung spielend dort; Visionen aus der Halbwelt der Pariser Missionär-Cafés und Variété-Gärten, zuckende, sprühende, blendende Licht- und Farbeneffecte, in deren Dienst allerlei seidenes Froufrou, Lampionsguirlanden, glänzend illuminirte Hauswände hinter dunklen Laubmassen, geisterhaft blasse Gesichter mit lasterhaften Augen, welke Bänke und welke Rosen, elektrisches Glühlicht in dumpfer Restaurantluft gestellt sind … Dann wieder ein großer „Hahnenmarkt“ nebst dazu gehöriger Studie. Hier setze man selbst sein Studium ein, will man die Technik des Künstlers ganz verstehen und — bewundern lernen. Die zahlreichen kleinen Studien und Skizzen, Intérieurs und nächtliche Straßenscenen, erleichtern Einem dann dieses Verstehenwollen. Ein buntes Mosaik pastoser glänzender Farbenflecke — aber wie fügt es sich zusammen, zweckbewußt und zielerreichend für den, der sie zu sehen versteht. Z. B. auch die abendliche Saalecke mit dem aufgeschlagenen Flügel, dessen innere Deckelseite die Bilder der gegenüberliegenden Wand wiederspiegelt. Wer macht's Anglada so nach?

* * *

Eine Collection von Bildnissen zeigt der Münchener Adolf Heller. Auch Pariser Cachet, aber mehr Marke Manet, also wieder auf Velasquez zurückgehend; dazu eine japanisirend scharfe Zeichnung. Der schwarzgekleidete Herr im Profil mit der Kopenhagener Porzellanfigur, die weiße Dame auf weißer Bank im Garten, eine Guirlande im Schooß — zeigen sein Wollen und Können wohl am ehesten.

Eine andere Collection stellt Max Tille aus, der Landschafter. In buntem Wechsel: graue Motive aus der Bretagne, farbenleuchtende von der spanischen Küste; dann wieder eine Reihe von Licht- und Regen- und Sturmstimmungen von Bornholm, Saßnitz, von der Elbe zwischen Hamburg und Cuxhaven, das Meiste sehr fein empfunden und überzeugend gegeben ohne alles Experimentiren und Verblüffenwollen.

Nach längerer Zeit 'mal wieder was von Eugen Bracht. Und zwar was Neues: eine Försterei in Mecklenburg an einem Wasser mit sehr hochgelegenem Horizont in regenfeuchter Luft, neu in dem vorherrschenden licht-braungrauen Ton, der dann vorne durch das rothe Dach und den gelben Sonnenschein noch einen besonderen Reiz erhält; dazu ein Stück Alpenwelt: das Matterhorn in frischem Schnee. Immer neuen Farbenmelodien in der Natur spürt der, wie wir ja jetzt leider sagen müssen — Dresdner Professor nach.

* * *

Eduard von Gebhardt, der Düsseldorfer Meister, bleibt sich in seiner so modernen und dabei doch so altzeitlich kindlich frommen Religionsmalerei in Geist und Form und Farbe gleich, nachdem er einmal seine eigene Ausdrucksweise gefunden hat, die die Frucht langer suchender Arbeit ist. Die „Bergpredigt“ hat er auch früher schon wiederholt gemalt. Diese neue Variation ist, wenn ich nicht irre, die Benutzung des Entwurfs zum Wandgemälde in der Düsseldorfer Friedenskirche. Er zeigt viel Verwandtes mit den früheren Fassungen, manche Einzelfigur und Gruppe ist fast die gleiche, wie auf dem kleineren Gemälde von 1893, das seinerseits sich an das Wandgemälde im Kloster Loccum anlehnte. Auf dem neuen Gemälde sitzt Christus nicht rechts, sondern steht links, in der Haltung, als sagte er: „Kommet her zu mir Alle &c.“ Die grasenden Schafe vorne fehlen, dafür sind hier rechts und links Gruppen von Köpfen angeordnet, die über dem Rahmen auftauchen am Rande des Hügels, auf dem der predigende Heiland steht. Auch die Landschaft ist hier anders als 1893, und Frühling hat hier seinen Einzug gehalten, während dort es Hochsommer ist. An jener tiefen Innigkeit des Ausdruckes steht auch diese Schöpfung wieder auf der Höhe des Besten, was der berühmte und einzig-artige neuzeitliche Religionsmaler geschaffen hat.

* * *

Nur mit wenigen Worten kann ich zum Schlusse der

Zweiten Ausstellung der Künstlervereinigung für Original-Lithographie

gedenken, die, ebenfalls bei Schulte, 46 meist farbige Blätter vorlegt. Der Kreis der Künstler ist inzwischen noch größer geworden. Es sind jetzt schon 25, die sich in diesem vornehmen Kunstzweige üben. Walter Leistikow, Friedr. Kallmorgen, Ludwig von Hofmann, Fritz Donzette, Rich. Friese, Wilh. Friedrich, Eugen Bracht, August v. Brandis, Otto Propheter, Victor Freudemann &c. — man sieht, daß ganz verschiedene Richtungen und Lager vertreten sind. Das ist besonders erfreulich. Einmal ein Verein, der lediglich einer Sache dient. Gegen früher zeigt sich bei Vielen eine freiere Behandlung der Farbe. Seine Eigenart verleugnet dabei natürlich Keiner.

Und billig sind diese im Verlage von Ad. O. Troitzsch erscheinenden Blätter, mit denen man sich ein schönes Stück Kunst in's Haus hineinträgt. Das ist nicht das Letzte, was an ihnen zu rühmen ist.

J. Norden.

Zur gefälligen Beachtung.

Alle **geschäftlichen** Angelegenheiten, besonders die Versendung von Beleg-Exemplaren, die Honorirung u. dgl., erledigt **ausschliesslich** der **Verlag,** Berlin W 57, Katzlerstr. 4 I.

Dagegen sind Manuskripte, Bücher, redactionelle Anfragen etc. stets an **Richard Nordhausen,** Berlin W 30, Gleditschstr. 6, zu senden. Nur in diesem Falle kann für pünktliche Erledigung Gewähr geleistet werden.

Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W 30, Gleditschstr. 6; Expedition: Berlin W 57, Kaplerstr. 4 I. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 13. Berlin, den 26. März 1904. 33. Jahrgang. Band 65.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. | Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. | Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt:

Generäle und Priester in Bayern.

Von Dr. Cajus Moeller (Berlin).

„Die bayerische Ministerrepublik" ist ein zorniger Ausdruck König Ludwigs I., wenn er sich über die Steifnackigkeit seines Beamtenthums beklagen will. Man kann leider nicht behaupten, daß sich diese Gesinnung bei den verantwortlichen ersten Rathgebern der Krone Bayern fortgepflanzt hätte; in dem jüngsten Jahr haben sich mehrere dieser Würdenträger über die Grenzen der Schönheitslinie hinaus gebeugt. Zwar nicht vor dem monarchischen, wohl aber vor dem Kammerwillen. Geht es so weiter, wie in den jüngsten Monaten, dann wird Bayern wohl thatsächlich annähernd „eine Priesterrepublik" sein. Der Kirchenstaat im Deutschen Reich, wie ein vor einiger Zeit gefallenes Wort sagt. Ohnehin herrscht in den früher geistlich gewesenen Gebieten des Landes noch immer weit weniger dynastische als confessionelle Gesinnung, was besonders auch von Unterfranken mit den vormals fürstbischöflich würzburgischen und kurmainzischen Territorien gilt. „Primassisch" ist in der Aschaffenburger Gegend der technische Ausdruck; als letzter Erzkanzler des alten Reichs und späterer rheinbündischer Fürstprimas lebt dort Karl Theodor v. Dalberg im Volksbewußtsein typisch fort. Obschon er nicht ultramontan war.

Wollte man freilich einer gewissen Presse glauben, dann wäre der zweitgrößte Einzelstaat des Deutschen Reiches „eine Generalsrepublik". Bundesrathsbevollmächtigter General v. Endres in Berlin, Kriegsminister General v. Asch in München; diese Herren werden als eine Art von modernen Wallenstein's dargestellt. Die Publizistik der Münchener Kammermehrheit verlangt stürmisch ihre Entlassung und da bei jener Partei die Publizisten selbst im Landtag sitzen, kommt in ihren Forderungen „der Volkswille" zu Wort. D. h. der Volkswille, wie ihn Kanzel und Beichtstuhl geläutert haben. Von der klerikalen Seite wird hier und da ein bescheidener Versuch mit Ableugnung jener Wahlfaktoren angestellt, der freilich auf recht kurzen Beinen läuft; in erregten Zeiten rühmt sich diese Partei öffentlich, daß in ihr die Priester an der Spitze der Gläubigen in den Kampf ziehen, allerdings nicht zu Roß und gepanzert, sondern unter der Kirchenfahne. Wenn gerade Anträge vorliegen, wie der des Reichsraths Grafen Moy auf künftige Einschränkung der Landtagswählbarkeit für Geistliche aller Confessionen, dann möchte man freilich von diesem wahlpolitischen Einfluß des katholischen Klerus möglichst wenig zugeben, indeß die Zeiten ändern sich und Kenner der Verhältnisse können nicht einen Augenblick über den wirklichen Sachverhalt auf diesem Gebiet zweifelhaft sein. Praktisch aussichtslos wie jener Antrag eines katholischen Magnaten augenblicklich ist, hätte er doch niemals gestellt werden können, liehe er nicht der Stimmung und Verstimmung sehr einflußreicher gut katholischer Kreise Ausdruck; der Kammerklerus hat es dafür zu arg getrieben und zwar in beständig gesteigertem Maße. Schon jetzt gehört der fünfte Teil des Kammercentrums der katholischen Geistlichkeit an, und die gehoffte Beschleunigung der kirchenamtlichen Laufbahn durch den Landtagssitz wird den Zudrang unvermeidlich von Wahl zu Wahl verstärken. D. h. bis das natürliche Mißtrauen des katholischen Landvolks gegen den geistlichen Mandatsträger dieser Bewerbung gewisse Schranken ziehen wird.

Um das altbayerische Landvolk wird bei den allgemeinen Kammerwahlen im Sommer 1905 vorzugsweise gekämpft werden. Der Bauernbund war dort lange in sich durch individuelle Streitigkeiten gespalten; diese aber sind jetzt zurückgetreten, und man darf auf einen kräftigen Aufschwung der Bewegung gerade in den altangestammten Gebieten Bayerns rechnen. Besonders geschadet hat dem Centrum dort das offen proklamirte Bündniß mit der Sozialdemokratie; von dieser ist jenes kraftvolle Landvolk kein Freund. Ein Theil der katholischen Kampfespresse räumt bereits selbst ein, daß dieses Bündniß in seiner unumwundenen Verkündung ein Mißgriff war. Gerade die Besorgniß vor dem Bauernbund hat das Centrum auf der Durchführung des Wahlgesetzes in der von ihm beliebten Form bestehen lassen. In der Abgeordnetenkammer ist das Gesetz gefallen, da es nicht die nötige Zweidrittelsmehrheit fand; vielleicht erhält es in der Reichsrathskammer eine annehmbarere Form, mit der sich trotz der gegentheiligen Betheuerungen dann auch die Volkserwählten einverstanden erklären könnten. Auf jeden Fall wird in der künftigen Kammer der Bauernbund im Vergleich mit der bisherigen Bedeutung an Einfluß zunehmen.

Die am 10. März vom General v. Endres gehaltene Reichstagsrede hat lebhafte Controverse hervorgerufen. Wenn man, wie der freisinnige Dr. Müller-Meiningen, die Bildung des bayerischen Offizierkorps höher stellt als die des preußischen, dann ist das in dieser Allgemeinheit doch wohl kaum richtig.

Den Vorzug einheitlicherer Bildung besitzt das erstgenannte Offizierkorps allerdings, während in Preußen bekanntlich der betreffende Zugang aus drei verschiedenen Quellen fließt. Ohne Zweifel hat sich gerade in der bayerischen Armee das geistige Niveau im Vergleich mit früher sehr gehoben, wenn man auch nicht ihre Offiziere sämmtlich nach denen der Münchener Garnison beurtheilen darf. Diese werden aus dem ganzen Lande auserwählt, wohl nicht überall zum Nutzen der Provinzregimenter. Die entschieden reichsdeutsche Gesinnung in der Rede des bayerischen Militärbevollmächtigten aber hat überall in jenem Offizierkorps lebhaften Widerhall erweckt, Zeugniß noch jüngst ein Festgruß des in Zweibrücken stehenden 22. bayerischen Infanterie-Regiments, an die gleiche preußische Regimentsnummer in Oberschlesien.

Sehr scharf trafen dann am 14. März in München selbst der Kriegsminister und Herr Domkapitular Dr. Pichler aus Passau aufeinander. Der auch im Reichstag sitzende Geistliche ist ein befähigter Herr, aber von unstillbarem Ehrgeiz; sein Hang zur Ausnützung des parlamentarischen Mandats für Einflußnahme auf die Staatsverwaltung hat ihn schon in Eisenbahnfragen einigemale öffentlich unrichtige Angaben machen lassen und jetzt hatte er einem lügenhaften militärischen Simulanten zur Dienstbefreiung verhelfen wollen. Den Verdruß über seine Bloßstellung durch die Unwahrhaftigkeit seines Schützlings suchte er nun in Vorwürfen über die Indiskretion des Kriegsministers zum Ausdruck zu bringen. Jetzt werden die Gerichte zu entscheiden haben; in der letzten gewechselten Kammerreplik erklärte der Kriegsminister nachdrücklich, an der Disciplin der Armee von Niemandem rütteln lassen zu wollen. Das war deutlich. Die Benützung des Mandats zum Vorbringen von Petitionen und Empfehlungen aller Art ist ein alter Schaden des bayerischen Constitutionalismus; daß er nicht geringer wird, wenn der Mißbrauch vorzugsweise von geistlicher Seite ausgeht, werden auch unbefangene katholische Priester einzuräumen geneigt sein.

Köstlich zeigt sich dabei wieder die Naivetät jenes bürgerlichen Radikalismus, der den wohlerworbenen Ruf als geistverlassenste deutsche Partei mit löblichem Eifer aufrechtzuerhalten und zu erhöhen sucht. Jetzt klagt man dort in allen Tonarten über die „Pfaffenherrschaft“ im Reiche, in Preußen und in Bayern. Jawohl. Aber wer hat sich z. B. aus Haß gegen den Fürsten Bismarck an die Rockschöße des Centrums gehängt und für Wahlunterstützung dieses letztere zum entscheidenden Faktor im deutschen Verfassungsleben machen geholfen? Jetzt ist der schwarze Mann dem blaßrothen Knirps zu groß geworden, und jetzt ruft dieser kläglich nach Hilfe.

Vor Port Arthur.

Von Franz Eisenhardt (Berlin).

Die zahlreichen Beschießungen der Werke von Port Arthur aber besser ausgedrückt: das viele Schießen der Japaner gegen einige Werke der Seefront von Port Arthur hat zu ganz irrigen Vorstellungen von der Widerstandskraft einer modernen Festung, die energisch vertheidigt werden soll, geführt. So natürlich es erscheint, daß die Tagespresse sich genöthigt sieht, das Publicum mit sensationellen Nachrichten vom Kriegsschauplatz zu beglücken, so ist doch nicht gerade nothwendig, alle die Fabelmären wiederzugeben, die sich erfahrungsgemäß, und zwar just gleichen Inhalts, bei jedem Kriege, namentlich zu Anfang einstellen. Bei einem Kriege, wie ihn Rußland und Japan führen, kommt es weder auf einen Kosaken noch auf ein Torpedoboot an, und wenn ein Berichterstatter auf einem Küstenwerk keine Besatzung bemerkt, dagegen vier Rauchsäulen in weiter Entfernung gesehen hat, so mag das sehr interessant für ihn gewesen sein. Wenn er daraus aber auf einen Brand der Stadt Port Arthur und die Räumung des großen Waffenplatzes Seitens der Russen geschlossen hat, so ist ihm höchstens zu seiner Phantasie zu gratuliren. Trauriger aber will es erscheinen, wenn große deutsche Blätter darauf hineinfallen und ganz ernsthaft von einer Räumung Port Arthurs sprechen. Wie denkt man sich denn solche „Räumung“? Die große Flotte, wo bleibt die? Wohin geht die etwa 30000 Mann Besatzung? Verschwindet die so zwischen 12 und 1 Uhr plötzlich von der Bildfläche? Es dürfte doch schon so mancher Deutsche einmal ein Regiment Infanterie im Zuge durch die Straßen gesehen haben — nun: So stark etwa ist ein mobiles Bataillon mit seinen Trains, und da denke man sich dreißig solcher Bataillone ganz plötzlich unsichtbar gemacht, wie wenn man Bleisoldaten in die Schachtel packt.

So einfach ist die Bezwingung einer starken Feste denn doch nicht, und genau besehen, haben die Japaner sich ihr ernstlich noch gar nicht genähert. Denn die Hauptkämpfe fielen zwischen den Flotten auf der Außenrhede vor, den Küstenwerken aber näherten sich die japanischen Schiffe bisher sehr vorsichtig und führten den Artilleriekampf auf sehr weite Entfernungen — über 6000 Meter, theilweise auf 8000 —, auf welche eine Niederkämpfung der Küstenartillerie sicher nicht stattfinden wird. Zu Lande ist der Versuch einer Einschließung überhaupt nicht gemacht. Einen solchen Platz regelrecht zu belagern, dazu fehlen den Japanern Erfahrung und Mittel. Besitzen sie ja doch nicht einmal einen Belagerungspark. Das Port Arthur von heute ist eben ein ganz anderes wie das von 1894, und andere Männer haben den Platz zu vertheidigen.

Es ist sicher, daß viele der Meldungen von Ostasien schlecht aber falsch übersetzt werden, und daß man sie falsch auffaßt. Das geschah auch früher, und als besonders drastisch sei ein Vorfall aus dem Burenkrieg als Beweis angeführt. — Die Engländer hatten einen kleinen Sieg zu verzeichnen, meldeten ihn nach Hause und fügten bei, besonders hätten sich bestimmte Truppentheile ausgezeichnet. Von da kam die Meldung nach Berlin und nahm folgende Form an: „Besonders aber zeichneten sich die farbigen Truppen aus“. Nun aber hatte England gar keine farbigen Truppen in Süd-Afrika, und als der Sache nachgespürt wurde, stellte sich heraus, daß black Watch auf „farbige Truppen“ übersetzt war, während in Wirklichkeit the black Watch das berühmte national schottische Hochländer-Regiment ist. Das hatte sich ausgezeichnet. Mitte Februar hieß es: Port Arthur habe nur noch auf 14 Tage Kohlen. Eine Festung braucht nun zwar keine Kohlen, also konnte nur die Flotte zu Port Arthur gemeint sein. Da es nun völlig ausgeschlossen ist, daß ein solcher Kriegshafen so mangelhaft mit Kohlen versehen würde, so kann man die Meldung, die sehr wohl in gutem Glauben abgesandt sein mag, dahin deuten: Die russischen Schiffe können nur auf 14 Tage Kohlen nehmen, was ungefähr stimmt.

Die Kriegsgeschichte lehrt, daß das Aushungern von Plätzen schwer ist, und als falsch muß die Ansicht bezeichnet werden, daß mehr Festungen dem Hunger als den Waffen erlagen, eine Meinung, die auch in letzter Zeit mehrfach auftauchte. Im Kriege 1870/71 erlagen nur Metz und Paris dem Hunger, Paris sehr viel später als angenommen wurde, nachdem es seine Aufgabe, nämlich so lange zu widerstehen, bis sich Ersatzheere gebildet hätten, längst erfüllt hatte, und Metz, weil die Rheinarmee dort eingeschlossen war. Die Festung Metz hätte im Laufe des Krieges nicht durch Hunger bezwungen werden können. Die anderen Festungen: Straßburg, Toul, Verdun, Thionville etc. erlagen den Waffen. Ssewastopol wurde gestürmt, und im Burenkrieg gelang es den siegreichen

Buren weder mit den Waffen nach durch Hunger auch nur einen der drei eingeschlossenen befestigten Orte in ihre Gewalt zu bringen. Man erinnere sich, wie aft Ladysmith und Kimberley auf dem Papier genommen waren und wird dann vorsichtiger im Glauben an den Fall van Port Arthur werden.

Der Kreuzer „Nowik" ist schan ein halbes Dutzend mal zusammengeschassen, — ebensa das Linienschiff „Retwisan" — melden die Japaner, die ihrerseits stets „keine Verluste" haben. Batterien werden zusammengeschossen oder zum Schweigen gebracht; später stellt sich dann heraus, daß sie geschwiegen haben, weil sie auf so weite Entfernungen ihre Munition nicht nutzlos verschießen wollten, was sehr vernünftig ist. Vier Rauchsäulen werden im inneren Hafen bemerkt. Daß eins der russischen Schiffe dampfklar zum Auslaufen gemacht werden könnte, und daher Rauch aus seinen vier Schornsteinen quillt — darauf kommt der Recognoscirer nicht, das wäre zu natürlich, sondern er construirt sich daraus einen — Brand der Stadt, die am Innenhafen liegt, und da er bei Morgengrauen keine Geschütze und keine Leute auf einem Werk sah, braucht er keineswegs daraus zu schließen, daß es geräumt war, sondern kann als das naheliegendste annehmen, daß die Geschütze hinter dem Wall standen, und die Besatzung — schlief. Weßhalb sollte sie nicht; es war ja weit und breit von den Japanern nichts zu bemerken?

Die allgemeine Annahme der Fachlente geht dahin, daß moderne Küstenwerke artilleristisch den Schiffen überlegen sind, das heißt alsa: daß auf Seiten der solche Werke energisch angreifenden Schiffe ein bedeutendes Uebergewicht an Artillerie vorhanden sein muß, um Aussicht auf Erfolg zu haben. Nur Linienschiffe können solchen Angriff wagen, und Japan besitzt nur sechs maderne Linienschiffe mit zusammen vierundzwanzig 30,5 cm und sechsundsiebzig 15,2 cm, welche Geschützarten allein in Frage kommen. Jedem einzelnen Werk ist diese Artillerie sehr erheblich überlegen, aber andererseits kann man schwerlich das Feuer aller sechs Linienschiffe auf ein Werk concentriren. Schiffe in der Bewegung treffen schlecht, Schiffe vor Anker treffen besser, bieten jedoch auch der Küstenartillerie dann bessere Ziele. Jedenfalls steht fest, daß die Japaner mit den Werken von Port Arthar einen Entscheidungskampf noch nicht geführt haben, und daß es ihnen nicht gelungen ist, die Werke ernstlich zu beschädigen.

Ueber die Befestigungen von Port Arthur befindet man sich recht im Unklaren, denn selbst die vom Reichs-Marineamt durch die „Marine-Rundschau" herausgegebene Karte zeigt die Befestigungen, wie sie zur Zeit der Chinesenherrschaft bestanden. Wenn auch anzunehmen ist, daß die Hauptwerke auf denselben Stellen neu errichtet wurden, so sind doch zweifellos noch mehr hinzugekommen. Jedenfalls bildet den Kern der Befestigungen, die Einfahrt völlig beherrschend, die Anlage auf den Goldenen Berg schon beim Anlaufen auf zwölf Meilen (Seemeilen à 1852 m) sichtbar, 459 Fuß über dem Meeresspiegel. Bis dahin sind die Japaner noch niemals vorgedrungen. Nebenbei sei bemerkt, daß die chinesischen Werke nach deutschen Plänen erbaut waren. Oberstleutnant Wagner erhielt Anfangs der 80er Jahre vom damaligen chinesischen Gesandten in Berlin Li Fong Pao den Auftrag, Entwürfe für die Befestigung der Küsten Chinas anzufertigen. Das Werk wurde auch pünktlich geliefert und — verschwand. In jenem Werk waren die Befestigungen von Port Arthur und Wei-hei-Wei warm empfahlen, zugleich aber wurde in ihm hingewiesen auf die hohe Bedeutung von Kiautschau. Alsa Oberstleutnant Wagner hat den Platz entdeckt, und Niemand anders, wie es den Anschein haben könnte, als Deutschland ihn, mehr als ein Jahrzehnt später, in Besitz nahm.

In der Kriegsgeschichte liegen Beispiele vom Angriff auf Seefestungen mit der Flotte, die lehrreich sind, weit zurück. Die Japaner griffen 1894/95 Port Arthur und Wei-hei-Wei von der Landseite her an, aber beim Angriff auf Wei-hei-Wei machte es ihnen bedeutende Schwierigkeiten, trotz großer Uebermacht, das einzige Inselfort zu bewältigen, das erst durch Capitulation in ihre Hände fiel. Die mit ungeheuerem Munitionsaufwand unternommenen Beschießungen der Amerikaner von Santiaga de Cuba und San Jouan de Puertorico waren ohne Erfolg, trotz der jammerbaren Armirung der spanischen Werke, und zeigen keinen großen amerikanischen Schneid. Bei der Beschießung von Alexandria 1882 war Seitens England die Mittelmrer- und Canalflotte als überwältigende Macht gegen die gering und mit mangelhaften Geschützen armirten egyptischen Forts aufgeboten worden. Im Jahre 1870 wagten die Franzosen in der Ostsre keinen Angriff auf die befestigten Plätze. Aber das Jahr 1866 bietet ein ganz hervarragendes Beispiel dafür, welche großen Mittel dazu gehören, um mittelst einer Flotte einen energisch sich wehrenden Platz zu nehmen — der Angriff auf die Insel Lissa Seitens der italienischen Flotte unter Admiral Conte Persana. Dieses Beispiels mag hier kurz gedacht sein. Hier verfügten die Oesterreicher um den Hafen von St. Giorgia, auf welchen sich der gesammte Angriff der Flotte conrentrirte, über acht Werke, bestückt mit 36 Kanonen, 16 Haubitzen und Mörsern; die Besatzung der Insel zählte 1833 Köpfe, davon 1200 Mann Marine-Infanterie. Dagegen verfügte die Angriffsflotte, 28 Schiffe stark, und mit etwa 2200 Mann Landungstruppen an Bord, über elf Panzerschiffe mit 241 schweren Geschützen. Am 18. Juli gegen Mittag begann der anscheinend recht ungleiche Kampf. Kurz nach 1 Uhr flog eine Batterie auf und schwieg. Explosionen erfolgten in anderen. Nach sechsstündigem Kampf stellte das Hauptwerk, das Fart Gearg, das Feuer ein, eine Anzahl von Batterien schwiegen ebenfalls. Am Abend sandte Admiral Persano einen Dampfer nach Ancona, um telegraphiren zu lassen: „Das Gibraltar der Adria ist bezwungen." — Ganz ähnlich wie jetzt von Ostasien. — Aber Lissa war nicht bezwungen. In der Nacht zum 19. Juli wurden die Schäden ausgebessert sa gut es ging, und am Morgen standen alle Werke bis auf die aufgeflogene Batterie schußbereit da, obwohl ein Drittheil der Geschütze nicht mehr kampffähig war. Wieder begann die Kanonade. Nach wenigen Stunden schwiegen die Oesterreicher, und Admiral Persana befahl einigen Panzern, in den inneren Hafen einzudringen und den letzten Widerstand zu brechen. Nacheinander liefen vier Panzer, zuerst „Formidabile", ein, überschütteten in schneller Fahrt die am Eingang liegende Batterie Zupparina mit Kartätschen und wandten sich gegen die Befestigungen im Innern, vornehmlich gegen die Batterie Madanna. Die war aber noch intact, und hier spielte sich auf Gewehrschußweite der Kampf ab, in dem sich bald zeigte, daß die Batterie mit ihren vier gezogenen 24-Pfündern, vier 30-Pfünder-Granatkanonen, trotz Panzer und 20 schweren Geschützen des „Formidabile", der Stärkere war. Bei Einbruch der Dunkelheit war der Panzer so zugerichtet, daß er nur noch schwach antworten konnte, viel Wasser zog und mit Verlust von drei Todten, 41 Verwundeten den Hafen räumen mußte, was vor ihm die anderen drei Panzer schon gethan hatten. Er hatte 603 Granaten, 45 Vollkugeln, 40 Kartätschen gegen die Batterie Madonna auf 300 Meter Entfernung verfeuert, ahne sie bezwingen zu können.

Am Morgen des 20. Juli 1866 erschien dann Tegetthoff mit der Flotte Oesterreichs, Persano sammelte seine Schiffe — die Sreschlacht von Lissa begann, die für die Italiener mit dem Verlust der Panzer „Re d'Italia" und „Palästro" und dem Rückzug nach Ancona endete. Lissa war gerettet und hatte dem übermächtigen Gegner mit einem Verlust van 24 Todten, 70 Verwundeten widerstanden, dabei 2733 Kananenschüsse abgegeben worden und am Schluß noch — 15 Geschütze zu St. Giorgia in allen acht Werken gebrauchsfähig waren. Die italienische Flatte, welche etwa die dappelte Anzahl

Geschosse verfeuert hatte, verzeichnete an den beiden Tagen vor der Seeschlacht 16 Todte, 96 Verwundete auf ihren Schiffen, die dann folgende Seeschlacht brachte für die Italiener weitere Verluste von mit denen vor San Giorgo 612 Todten 36 Verwundeten gegen 176 Todte und Verwundete der Oesterreicher mit der Flotte. Und das waren drei Tage zur Zeit der gegen heute viel geringeren Geschoßwirkung. Daher lege man dem einen Kosaken oder dem einen Torpedoboot vor Port Arthur nicht allzuviel Gewicht bei, wie überhaupt nicht Dingen und Vorkommnissen, welche als Episoden anzusehen sind, in den Gang der Verhältnisse aber nur sehr wenig oder gar nicht hineingreifen.

Der Japaner hat geglaubt, nach vorbestimmtem Programm handeln zu können: Siegreiche Seeschlacht, Zurückgehen der Russen nach Port Arthur, Hineindrängen der Torpedoboote in den Innenhafen, Capitulation von Flotte und Festung; ganz à la 1894/95. Nun läßt sich dies Programm nicht durchführen, weil die Russen nicht Chinesen sind, und bis zum Falle von Port Arthur heißt es für die, welche ihn wünschen oder ersehnen, wie der zum Kriegsschauplatz abreisende General Kuropatkin sagte: „Geduld — Geduld — Geduld"!

Die Vivisection.

Ein philosophischer Versuch von Emil Lucka (Wien).

Seit jeher hat die Frage, ob es erlaubt sei, im Interesse der Wissenschaft Operationen an lebenden Thieren vorzunehmen, eine doppelte Antwort gefunden, eine andere bei den Wissenschaftlichen, eine andere bei den Mitleidigen. Die folgenden Erörterungen wollen sich nicht anmaßen, diesen Streit zu schlichten; aber sie wollen es versuchen, an Stelle der auf beiden Seiten üblichen Argumente andere zu setzen, das Problem bis zur möglichsten Tiefe zu verfolgen, und ihm im Zusammenhang mit einem größeren Complexe eine klare Formulirung zu geben. Eine Entscheidung soll nicht getroffen werden; aber es wird einleuchten, weßhalb nur vom festgelegten Gesichtspunkt aus entschieden werden kann.

Vivisection heißt: Schneiden am Lebendigen; es fällt also, genau genommen, jede Operation unter diesen Begriff. Doch bietet sich hier die naturgemäße Eintheilung leicht dar. Findet die Operation ausschließlich zum Nutzen des Operirten statt, ist also sein Wohl das einzige Moment, das Motiv sein kann, so ergiebt sich die Antwort von selbst, und kein Bedenken kann auftauchen. Der Zweifel tritt erst ein, wenn die Operation Zwecken dient, die dem Behandelten nicht immanent sind, wenn sie ein Experiment und keinen Heilversuch bedeutet. Obwohl derartige Eingriffe an Menschen und Thieren wohl auch manchmal aus anderen Gründen vorgenommen werden, kommt für uns nur die Frage des wissenschaftlichen Motives in Betracht, und die genaue Formulirung des Problems lautet: Ist es vom ethisch-normativen Standpunkt aus gestattet, die Gesundheit und das Leben organischer Wesen (Pflanzen, Thiere oder Menschen) zu schädigen, um der theoretischen Erkenntniß oder der wissenschaftlichen Praxis (Technik) zu nützen? Eine schärfere, begrifflichere Formulirung wird sich uns noch später ergeben. Auf den ersten Blick ist der Gang der Untersuchung vorgezeichnet: Sie muß die Frage in Anwendung 1. auf die Pflanzen, 2. auf die Thiere, 3. auf die Menschen prüfen.

Beim ersten Punkt will ich mich kurz fassen, ohne doch zu übersehen, daß hier ein Problem vorliegt, das tief geht; zu seiner Lösung, ja richtigen Formulirung ist aber heute die Zeit noch nicht gekommen. Wir wissen nicht, was Pflanzen sind, d. h. wir wissen nicht, ob sie empfinden, ob sie Spuren von rudimentärem Bewußtsein besitzen. Dies wird zwar allgemein nicht angenommen, aber die Stimmen mehren sich, die die Sache untersucht und discutirt wissen wollen (Fechner, Strindberg). Große Künstler haben die Gleichung: Leben = Bewußtsein öfters geahnt, und Richard Wagner soll einen gebrochenen Blüthenzweig mit Leinwand verbunden haben (nach M. v. Meysenbug). Doch wird uns dies Problem, das ja beim Streit um die Vivisection gegenwärtig kaum in Frage kommt, weiter nicht beschäftigen, nicht nur, weil wir ihm nicht gewachsen sind, sondern auch, weil es zur Formulirung der Grundfrage vernachlässigt werden kann.

Ich verspare mir nun aus dem methodischen Grunde der Isolirung des Hauptproblems die Untersuchung des Thierexperimentes für zuletzt und gehe zur Vivisection an Menschen über. Die Ethik, die trotz aller Entthronungsversuche allein ernstlich in Frage kommt, die Kantische (was hier natürlich nicht zu begründen, sondern vorauszusetzen ist), hat zum obersten Grundsatze das Gebot, einen Menschen nie bloß als Mittel für Anderes, sondern stets als Selbstzweck anzusehen. Auch die Praxis, die über ethische Probleme höchst unsicher zu urtheilen pflegt, stimmt hier im Allgemeinen zu; wie wir gleich sehen wollen, nicht immer. Sie liebt bekanntlich die Compromisse. Für die philosophische (principielle) Behandlung der Sache macht es natürlich keinen Unterschied aus, ob das Experiment in einem Stich in die Haut oder in einer Infection mit Pestbacillen besteht. Die wissenschaftliche Praxis denkt hier laxer. Preyer berichtet von einem Physiologen, der neugeborene Kinder mit Nadeln stach, um zweckmäßige Reflexe zu studiren. Krafft-Ebing impfte Paralytiker mit Syphilisgift (daß sie nicht erkrankten und seine Theorie Recht behielt, hat natürlich für das Princip gar nichts zu bedeuten).*) Der Werth derartiger Experimente für Erkenntniß und Technik (oder, wie man meist unrichtig sagt, für Theorie und Praxis) kann absolut nicht angezweifelt werden, und doch sind selbstverständlich alle hierher gehörigen Versuche aus dem erwähnten Grundsatz stricte zu verurtheilen. Aber sollte es nicht erlaubt und vielleicht geboten sein, zum Tode verurtheilte Verbrecher dem Nutzen der Lebenden durch Vivisection zu opfern? Thatsächlich ist es zur Zeit der Renaissance nicht selten vorgekommen, daß an Delinquenten lebensgefährliche Operationen versuchsweise vorgenommen wurden, um deren Möglichkeit zu erproben. Kam er mit dem Leben davon, so war er frei, weßhalb sich Mancher ganz gerne hierzu entschloß (nach Hyrtl). Und trotzdem ist dies Vorgehen durchaus verwerflich: denn kein Mensch darf als Mittel für einen ihm fremden Zweck verwendet, geschweige denn geopfert werden. Sollte die Idee der Gerechtigkeit die Tödtung eines Menschen fordern (worüber hier Nichts auszumachen ist), so bedeutet dies, daß vor ihrem Richterstuhl dieser Mensch nicht mehr bestehen kann; er hat sein Recht auf Leben verwirkt. Allerdings könnte ein solches Urtheil (ein moralisches „Todesurtheil", eine Verdammung zum moralischen Tode) nur der Mensch über sich selbst sprechen, der seine letzten Motive erkennt, und nie ein Anderer über ihn. Aber der fremde Wille, der den Todgeweihten für andere Zwecke benützt, ist noch unsittlicher als der Selbstmörder, der sich selbst so bestimmen wollte.

Hier stehen wir bei einem wichtigen Punkte: Ist es erlaubt — immer eine bindende Ethik vorausgesetzt — sich selbst freiwillig einem wissenschaftlichen Versuche auszusetzen, der die eigene Gesundheit oder das eigene Leben vernichten kann? Aerzte, die sich zu derlei hergeben, werden gerne als Heroen, als Märtyrer der Wissenschaft angesehen und dementsprechend glorificirt. Man vergleicht sie wohl gar mit den echten Märtyrern des Geistes. Dies ist Blasphemie und beweist das vollkommene Unverständniß der Sache. Ein Märtyrer

*) Vergl. ferner Mosso („Ueber den Kreislauf des Blutes im menschlichen Gehirn" 1881). Mosso erzielte durch elektrische Reizung an bloßgelegten Gehirnen interessante Daten über den Zusammenhang des Blutdruckes mit den psychischen Vorgängen.

Außerdem haben manche Andere offen und geheim operirt.

ist ein Mensch, der seine eigene Körperlichkeit gering achtet, wo es seine Ueberzeugung, seinen Glauben gilt. Er folgt so sehr der inneren Stimme der reinen praktischen Vernunft, daß er gegebenen Falles keinen Schmerz scheut und selbst den Tod auf sich nimmt, wo es seine Erkenntniß des Wahren und des Falschen gilt. Ein solcher Blutzeuge für die Wahrheit der Idee war Sokrates (nach Platon's Kriton), waren die Märtyrer des jungen Christenthums, war Giordano Bruno. Aus dem Zwiespalt Wahrheit oder Leben ist die Wahrheit siegreich hervorgegangen. Einen Menschen nun, in dem die Idee der ethischen Wahrheit stärker ist als die Lust zu leben und die Furcht vor dem Tode, nennt man einen Heiligen oder Märtyrer des Glaubens, einen solchen, in dem die Idee der logischen Wahrheit stärker ist als alles Andere, einen Märtyrer der Wissenschaft. Da aber schließlich die Wahrheit als Eine aufgefaßt werden muß, unterscheiden sich beide Typen nicht principiell von einander, und G. Bruno kann ein Heiliger genannt werden so gut wie jeder Andere. Während diesen Menschen vor dem höchsten Werthe der Wahrheit alles Andere verschwindet, findet der umgekehrte Fall bei jenen wissenschaftlichen Menschen (Physiologen oder Aerzten) statt, die ihren Körper als Object für einen wissenschaftlichen Versuch benützen.*) Sterben sie daran, so haben sie nicht mit ihrem Leben für eine, wenn auch noch so unbedeutende Wahrheit gezeugt, sondern die Wahrheit oder Falschheit irgend einer Ansicht war es, die sie erst auf diesem Wege erfahren wollten, und hierzu gebrauchen sie den eigenen Körper als Mittel. Hier sehen wir, wie sich die Werthung einer solchen Handlung auf die Frage zuspitzt: Inwieferne ist der Leib des Menschen mit seinem Ich (man mag es nun als metaphysische Entität, Seele, aber als subjecthaft gruppirten Bewußtseinscomplex auffassen) identisch? Nur so und nicht anders kann die Frage formulirt werden — aber wir stehen schon wieder an einer Grenze. Die heutige Wissenschaft giebt hier keine Auskunft, und nur Eines steht fest: Das Ich ist nicht dasselbe wie der Leib. Alle entgegengesetzten Anschauungen beruhen hier auf mangelhafter Problemstellung; wäre Körper und Seele identisch, so wäre der Mißbrauch dieses Ens allerdings als eine höchst unsittliche Handlung, ja als die unsittliche Handlung κατ' ἐξοχήν anzusehen; denn dem eigenen Selbst ist man mehr verpflichtet als allem Anderen. Da aber der Leib nicht das Ich des Menschen ist, so muß es erlaubt sein, ihn zu Zwecken der Wissenschaft zu verwenden. Und doch ist das Verhältniß Körper—Seele vor der kritischen Philosophie heute nicht entschieden (von der populären sehen wir ab); zweifellos besteht eine innigere, wenn auch wissenschaftlich ungeklärte Beziehung zwischen dem Centralpunkt, dem Ich (kurz erkenntnißtheoretisch gesprochen: dem Subject) und dem Leib, als zwischen dem Subject und der ganzen übrigen Objectenwelt. Das Vorhandensein des Schamgefühles beweist dies, wie ich wenigstens glaube, auch dem strengsten Logiker zur Genüge.

Klare Darstellung eines Problemes ist wohl stets wichtiger als vorschnelle Lösungen, die dann immer dogmatisch ausfallen und in ihrer nothwendigen Einseitigkeit die wahre Erkenntniß aufhalten. Aber das kann ausgesprochen werden: So weit das Ich am Körper Antheil hat, so weit ist es unsittlich, am eigenen Körper Versuche anzustellen, und so ist es immer unsittlich, wofern nur die, logisch vorläufig unauflösbare, Verknüpfung zugestanden wird. (Wer auf die biologische Correlation zwischen Nervensystem und psychischem Leben hinweisen wollte, hätte den ganzen Gedankengang mißverstanden.) Muth läßt sich den Autovivisectionisten nicht absprechen, aber es ist ein Muth, der an den Todesmuth der Verzweiflung gemahnt, die höhere sittliche Individualität scheint zu fehlen. Das ist nicht die Todesverachtung des Wahrheitszeugen, sondern die Gleichgiltigkeit dessen, der sich eines höheren Selbst kaum bewußt ist; denn ganz intact bleibt die Psyche nicht, wo der Körper zum willenlosen Werkzeug der Naturkräfte (der physiologischen Wirkungen) gemacht wird, wo sich der ganze Mensch dem Mechanismus gegenüber passiv verhält. Er entsagt seiner Selbstbestimmung und sieht registrirend zu, was die Bacillen über ihn beschließen. Er giebt die Herrschaft des Willens über den Körper auf und läßt ihn zum Apparat, zum Gegenstand werden. So verstehe ich es allerdings, warum manchen Neueren ein solcher gewaltig imponirt. Aber die meisten Menschen werden das instinctiv fühlen, was hier ausgesprochen ist.

Der entgegengesetzte Fall liegt vor, wenn Jemand in zielbewußter Activität seines Körpers nicht achtet und ihn den Geboten des Geistes dienstbar macht; wenn er z. B. bei der Erforschung des Nordpoles sein Leben in die Schanze schlägt und den Gefahren obsiegt oder unterliegt. Auch ein solcher Tod ist nicht tragisch zu nennen, weil ja der Wille nicht aus inneren moralischen Gründen wiedergeboren, sondern durch die blinden Naturkräfte gebrochen wird; aber ein heroisches Element liegt darin, daß Gefahren freiwillig übernommen und kühn durchgeführt werden.*) Alles dies — Tragik und Heroismus — was den Märtyrer verklärt und sogar den Abenteurer in ein reines Licht setzen kann, fehlt da vollständig, wo sich ein Mensch in willenloser Passivität den Elementen zum Spiel ausliefert.

So sehen wir, daß ein echter Märtyrer nur der genannt werden kann, der im Ansturm der Gewalten freiwillig den Tod auf sich nimmt, weil er dessen Nothwendigkeit erkannt hat, nicht aber, wer den Tod erleidet, weil es eben sein muß, wer gute Miene zum üblen Spiel macht. Es ist wohl eine tiefe Ahnung, die Hebbel („Herodes und Mariamne“) ausspricht, daß der echte Märtyrer erst dann stirbt, wenn er es selbst will, und nicht, wenn die Anderen es wollen. Dem Sameas können alle Streiche der Henkersknechte nichts anhaben, so lange er das Leben nicht freiwillig aufgiebt.

Eine und dieselbe Handlung entspringt so aus zwei entgegengesetzten Motiven: dem Glauben an die Wahrheit und dem Zweifel. Denn nur die Gesinnung ist es, die der Werthung unterliegen kann; alles Andere sind Bewegungsvorgänge ohne Belang.

Während wir gesehen haben, daß mit dem Leben anderer Menschen niemals zum Nutzen der Wissenschaft experimentirt werden darf**), ließ sich die Frage bezüglich der eigenen Person vom logischen Standpunkt nicht entscheiden; doch sprach viel Gewichtiges gegen die Autovivisection (oder kurz Autosection, Selbstverstümmelung), und die psychologisch-ethische Werthung mußte diese Handlung verwerfen. Nunmehr wenden wir uns dem dritten Punkte, dem Versuche an lebenden Thieren, zu. Er ist es, der am meisten discutirt und eigentlich strittig ist. An die Pflanzen hat wahrscheinlich Niemand gedacht, und der Schutz für die Menschen versteht sich den Meisten von selbst.

*) Wer einen anderen Menschen ohne dessen unbedingte Zustimmung oder gar ohne dessen Vorwissen zu Versuchen benutzt, begeht eine durchaus verdammenswerthe Handlung und fällt dem Strafgesetze anheim. Falls die Zustimmung des Anderen jedoch bedingungslos, vollkommen freiwillig ist, dann muß der Fall wohl dem Eingriff am eigenen Körper gleichgestellt werden. Ein Correlat zum physiologischen Experiment am eigenen Körper bildet das psychologische Experiment am eigenen Denken, das allerdings heute noch nicht viel Bedeutung hat (vgl. z. B. Ebbinghaus, das Gedächtniß).

*) Der Ertrag für die Wissenschaft ist in solchen Fällen fast immer verschwindend gering; doch kommt dies natürlich bei der psychologischen Analyse nicht in Betracht. So wie dessen Ende nicht tragisch ist, den die Eisbären speisen, so auch nicht der Tod, den ein fallender Ziegelstein oder eine zufällige Infection bei einer Operation herbeiführt.

**) Es ist eine recht interessante Erscheinung im sittlichen Bewußtsein der Menschen, daß sie den Krieg zwar im Allgemeinen als ein Uebel, aber nicht als eine Unsittlichkeit empfinden, während die Vivisection an Menschen entschieden so gewerthet wird. Zweifellos steht aber Letztere viel höher im Rang, denn der Zweck, für den die Menschen da verbraucht werden, ist doch ein reiner, nämlich die Erkenntniß. Auch im Kriege fallen sie einem heteronomen Zwecke zum Opfer, aber von viel niederer Qualität, nämlich der Macht.

Es kann kaum ein Zweifel bestehen: Die Wissenschaft, die theoretische sowohl als die praktische, braucht das Thierexperiment. Nur als ein Beispiel sei auf die ganze moderne Hirnphysiologie und Psychophysiologie hingewiesen, die einen guten Theil ihrer Kenntnisse aus dieser Quelle schöpfen. Man denke an die Versuche von Meynert, Wernicke, Munk, Hitzig, Goltz, Flechsig, Exner, Loeb, Ferrier und vieler Anderer. Der Nutzen für die Heilkunde ist zu groß, um einer Erwähnung zu bedürfen. Jeder Physiologe wäre mit Recht aufgebracht, wenn man ihm die Vivisection untersagen wollte. Die Menschen sind zu Experimenten an Thieren gezwungen, falls ihnen ihre eigene Gesundheit lieb ist, und wer Mitleid mit den Menschen fühlt, der muß, wenn er folgerichtig denkt, das Thierexperiment vertreten; eine Legion gemarterter Thiere wiegt vom Standpunkte des Mitgefühles aus kein Menschenleben auf.*) Es zeigt sich also, daß nicht die Gegner, sondern die Anhänger der Vivisection aus Mitleid handeln, und nur Unwissenheit kann dies verkennen. Aber die Frage stellt sich nunmehr so: Ist das Mitleid mit den Menschen das einzige, bez. das berechtigte Motiv des Handelns? Schopenhauer hat dies bekanntlich bejaht, und consequenter Weise mußte er dem Thierversuch, wenn auch widerstrebend und einschränkend, zustimmen. Die Vielen, die heute nur eine sociale und keine individuale Ethik anerkennen, werden ebenso den Thierversuch vertreten; die ganze ärztliche Thätigkeit ist ja die Verwirklichung eines Zweiges der socialen Ethik. Aber nur dem Anhänger englischer Durchschnitts-Philosophen ist die Socialethik das Um und Auf aller Moral, und erst die individuelle Sittlichkeit, die Autonomie, erzeugt dem tieferen Menschen die sociale Ethik. Dies auszuführen ist hier natürlich nicht der Ort.

Kant anerkennt keine Pflicht gegen Thiere, weil ihnen die Persönlichkeit fehlt und sie nicht dem Vernunftgesetz gehorchen. Er erklärt aber die grausame Behandlung von Thieren „der Pflicht des Menschen gegen sich selbst weit inniglicher entgegengesetzt“ (als die Zerstörung lebloser schöner Naturgegenstände), „weil dadurch das Mitgefühl an ihrem Leiden im Menschen abgestumpft, und folglich eine der Moralität im Verhältniß zu anderen Menschen sehr diensame natürliche Anlage geschwächt und nach und nach ausgetilgt werde.“ Er spricht sich bedingt gegen die Vivisection aus, „da die martervollen physischen Versuche zum bloßen Behufe der Speculation, wenn auch ohne sie der Zweck erreicht werden könnte, zu verabscheuen sind.“ (Metaphysische Anfangsgründe der Tugendlehre § 17.)

Kein vernünftiges Wesen darf als Mittel für einen fremden Zweck verwendet werden. Alle Vernunft tritt nur im Bewußtsein auf, und dieses ist als der Nährboden, als die Voraussetzung der Vernunft, das heißt der Sittlichkeit anzusehen. Dem Bewußtsein gebührt also auch da, wo wir ihm Vernunft (im Kantischen Sinne) nicht zusprechen können, wie bei den Thieren, ein exceptioneller Werth und zweifellos ist allem bewußten Sein eine Stellung anzuweisen, die sich principiell vom unbewußten Sein, von der Materie mit ihren Kräften scheidet. Bildlich könnte man sagen: Das (psychologische) Bewußtsein ist das Ei der Vernunft; es ist nicht selbst Vernunft, aber es ist die Möglichkeit der Vernunft. Was hier ausgesprochen werden soll, hat nur als hypothetischer und nicht als kategorischer Imperativ Bedeutung: „Wenn Bewußtsein die Vernunft aus sich gebären kann, so darf es nicht als Mittel verwendet werden.“ Ob es dies principiell kann, bleibt unentschieden; man könnte ja vielleicht auch sagen: Die Vernunft, das Sittengesetz erschafft das Bewußtsein. Zweifellos aber tritt im Menschen Vernunft an Bewußtsein geknüpft auf, und wie weit die Vernunft potentiâ hinabgeht, läßt sich nicht entscheiden.*)

Besteht diese Position zu Recht, so darf kein Thier als Träger von Bewußtsein nur zu einem ihm fremden Zweck verbraucht werden, also auch nicht für die Wissenschaft. Wir sehen hier, daß unter die allgemeinste Formel „Mittel zu fremden Zwecken sein“ die Tödtung der Thiere überhaupt fällt und die Vivisection sich nur als Specialfall, nämlich als erschwerte Tödtung a) zu gesundheitlichen, b) zu wissenschaftlichen Zwecken heraushebt. Ich konnte bisher die Vivisection für die Technik und für die Wissenschaft unter Einem abhandeln, will aber kurz bemerken, daß sich die Wissenschaft, die nie höchster Zweck sein kann**), so wenig wie die Erhaltung des eigenen Lebens unsittlicher Mittel bedienen darf.

Wie unklar die Anschauungen über diese Dinge in der Regel sind, beweist die einfache Thatsache, daß die meisten Antivivisectionisten gegen die Thiernahrung Nichts einwenden, während es doch einleuchtet, daß die Tödtung eines Thieres zu Nahrungszwecken keiner anderen Instanz unterliegen kann, als die zu Heilzwecken.***) Die Sache ist übrigens durchaus nicht paradox. Bekanntlich hat es ganze Culturvölker (die Inder) und große Philosophen (Pythagoras) gegeben, die Schonung des thierischen Lebens lehrten, und das sittliche Bewußtsein gar manches Menschen verbietet jede Verletzung von Leben. Im Bereiche des Grals darf kein Wesen getödtet werden, und als schwere Sünde lastet auf Parsifal die Ermordung eines Schwanes.†) Hier trifft meine Ausführung unbeabsichtigt mit gewissen Anschauungen Fechner's zusammen.

Hebbel, den ich schon einmal citirt habe, schildert in dem schönen Gedicht: „Der Brahmine“ ein Zwiegespräch zwischen dem „Frömmsten der Brahminen“, der sich in Qualen windet, und dem Tod, der will ihm Leben und Gesundheit um das Leben irgend eines Thieres eintauschen, aber:

„Mich verlockst Du nicht, zu tödten,
Um mir selbst die Frist hienieden
Zu verlängern, wie die Ströme
Meines kranken Blutes auch sieden.“

---

*) Die Fragen, wie weit der Thierversuch für die Wissenschaft nothwendig sei, sowie, auf welche Weise er am humansten zu gestalten wäre, interessiren uns hier nicht, da ihnen keine principielle Bedeutung zukommt. Uebrigens sind nicht alle Physiologen über den Werth der vivisectorischen Methode einig. Manche leugnen ihn ganz (Hyrtl, Charles Bell), Charcot hält wenig davon, und einer der größten Physiologen des 19. Jahrh., **Claude Bernard**, gelangte am Ende seines Lebens zu der Ueberzeugung von der Nutzlosigkeit. **Ferrier** hat sogar von einer Irreführung durch den Thierversuch gesprochen.

*) Hier wäre noch beizufügen, daß Leben überhaupt die conditio sine qua non der Vernunft ist und somit in unsere Conclusion einbezogen werden könnte; doch haben wir dies anläßlich der Pflanzensection bei Seite gelassen.

Goethe's instinctive, weitgehende Abneigung gegen jedes Experiment erklärt sich hier leicht. Das nachdenkliche Mittelalter hatte eine gewisse Achtung für das Thier und auch für die Pflanze. Die Thiere wurden gerne mit „Herr“, die Pflanzen mit „Frau“ („Frau Rose“) angesprochen. „Beim Apfelbrechen ließen sie einen Apfel am Baume zurück, damit der Baum die Ernte nicht übel nehme.“ (G. Freytag, Bilder aus der deutschen Vergangenheit. Um 1100).

**) Vergleiche hierzu Leopold Ziegler: „Das Wesen der Cultur“. Leipzig 1903.

***) Daß die Opfer des Physiologen mehr geschunden werden als die des Schlächters, ist principiell ganz belanglos und kann höchstens einen Gefühlston hinzufügen. Vielleicht wird das mosaische Gebot: Du sollst nicht tödten! willkürlich auf den Menschen eingeschränkt. — Hier noch eine psychologische Bemerkung: Der Nutzen der Vivisection für die Wissenschaft mag ein großer oder ein kleiner oder gar keiner sein: das Zerschneiden lebender Wesen wirkt zweifellos auf den Experimentator verrohend und stumpft ihn gegen jedes Mitgefühl ab. Ein Professor antwortete auf die Bemerkung eines Studenten vor dem winselnden Thier: Können Sie mir beweisen, daß das Thier Schmerz fühlt? Wenn der Professor ein so streng logischer Mann ist, wird er sich vermuthlich diese Frage auch vor dem Krankenbett stellen, und die Antwort wird genau so ausfallen müssen: Nein. Dies gehört zwar nicht zu unserem Gedankengang, sei aber angeführt, weil es gerne übersehen wird, während man geneigt ist, Fleischbank-Gehülfen alle möglichen Rohheiten zuzutrauen.

†) Ich zweifle nicht daran, daß die indische Lehre, wonach sich Menschenseelen in Thierkörper inkarniren sollen, nur eine symbolische Einkleidung des hier ausgedrückten Gedankens ist. Sie bedeutet: Jedes Wesen hat Theil am All-Leben.

Der Brahmine stirbt vom Biß der Schlange, deren Leben er nicht opfern wollte:

„Brahma aber ruft vom Himmel:
Schweb' empor, sonst steig' ich nieder!"

Ich stehe am Ende, und eine seltsame Antinomie scheint sich aus dem Gesagten zu ergeben. Wenn man eine kosmische Bewußtseins-Ethik anerkennen wollte, so wäre die Consequenz nicht schwer zu ziehen: Der Mensch würde kaum weiter bestehen können, denn nur durch die Vernichtung des thierischen Lebens fristet er das seine. Wenn er der Thiere schonen wollte, werden sie seiner auch schonen? Kaum. Und damit hätte er sich seiner Anwartschaft auf die Herrschaft der Erde und in letzter Linie auf sein Leben begeben. Einen alten Spruch aber könnten wir so wenden: Si fiat justitia, pereat mundus.

Man muß sich somit darüber klar sein: Wer die Vivisection bekämpft, ist im Princip ein Anhänger der kosmischen Sittlichkeit und bejaht die Vernichtung des Menschenlebens auf der Erde. Viele Gegner des Thierexperimentes werden das nicht gewußt haben.

Diese Zeilen wollten keine mehr oder weniger actuelle Frage lösen, sondern einem Problem seine Dignität restituiren, deren es im Gewoge des Alltags leicht verlustig gehen kann.

Literatur und Kunst.

Die plastische Energie der Cultur.

Von Heinrich Driesmans.

Gesteigertes Culturleben und wachsende Verfeinerung der Civilisation pflegen das plastische Vermögen des menschlichen Organismus zu beeinträchtigen. Diese Thatsache hat sich an vielen Zeichen unserer Zeit wiederum bezeugt; man spricht von einer allgemeinen Decadenz der europäischen Menschheit, die sich mehr als am starken noch am sogenannten schwachen Geschlecht bekunden muß, dem plastisch-organische Bildung und Gestaltung zum physiologischen Lebensproceß gesetzt ist. Dieser vollzieht sich beim Weib der Naturvölker bekanntlich leichter und schneller als beim Culturweib; der Geburtsact benimmt jenem nichts von seiner Rüstigkeit und Frische, und läßt es ohne Verzug wieder seinen gewohnten Hantirungen nachgehen, indessen er für dieses einen gefährlichen Leidenszustand bedeutet, der selten ganz ohne Nachwirkungen für das übrige Leben bleibt. In entsprechender Weise ist dieser Proceß für ein Weib, das seinen Körper durch unausgesetzte Uebungen stählt, wie die Kunstreiterin und Gymnastin, verhältnißmäßig leichter und weniger erschöpfend wie für die „Dame", bei der es sich in diesem Falle oft um Tod und Leben handelt.

So scheint die Cultur unaufhaltsam den menschlichen Organismus zu schwächen, sobald sie über eine gewisse Grenze hinausgeschritten, wo ihre Segnungen als „Uebercultur" in Fluch umschlagen, wo der Heiltrank, im Uebermaß genossen, Gift wird. Cultur an und für sich aber: aufsteigende culturelle Entwickelung, schwächt nicht, sondern stärkt und stählt vielmehr den menschlichen Organismus. Wie der ausgebildete, geschulte Gymnastiker dem rohen Wilden an Kraft und Gewandtheit jederzeit überlegen ist, so muß auch das gesunde, vollkommen entwickelte und körperlich ausgereifte Culturweib — ohne daß es indessen dazu gerade „Gymnastin" zu sein brauchte — seinen physiologischen Functionen leichter nachkommen können, als ein Naturweib, das allen Fährnissen und Zufällen ausgesetzt bleibt. Der Mensch als solcher erzielt eine höhere Lebensdauer, als das Thier, und der Culturmensch wiederum vermag eine höhere zu erzielen, als der Naturmensch, sofern ihm überall die Cultur nur Mittel zum Zweck und nicht Selbstzweck und Mißbrauch bedeutet. Dem entsprechend erklärt sich dann die überraschende, aber im Grunde sehr natürliche Thatsache, daß das Naturweib als solches geringeres plastisches Vermögen aufweist, denn das Weib der Culturvölker, welches eine lange Culturentwickelung hinter sich hat, als deren letztes, vollendetes Ergebniß es erscheint. Wohlgemerkt, sofern die Cultur dazu gedient hat, den weiblichen Organismus durch Generationen durchzubilden, zu entfalten, zu stählen und in sich zu vollenden, ihn, gleich der vollschwellenden Frucht eines alten ausgereiften Baumes, in einem starken und wohlgestalten Weibe endlich hervortreten zu lassen. Denken wir uns gegenüber einem solchen Culturweibe ein entsprechendes rüstiges und in seiner Art wohlgebildetes Naturweib einem körperlich und geistig vollwerthigen Culturmann verbunden, so wird dennoch jenes jederzeit im Stande sein, ihm die auch in physiologischer Hinsicht tüchtigere und zahlreichere Nachkommenschaft zu gebären, als dieses, wiewohl das Naturweib an „roher Kraft" und Rüstigkeit seiner cultivirten Geschlechtsgenossin überlegen sein mag. Erwiesenermaßen stellt die Aufgabe, den Embryo eines (weißen) Menschen von alter Cultur zu entwickeln und in's Leben zu gebären, so hohe Anforderungen an das plastische Vermögen des wilden Organismus, daß dieser sich in einer solchen Geburt zu erschöpfen pflegt. Das von einem Weißen einmal befruchtete Naturweib vermag weiterhin nicht mehr zu gebären; es bleibt zu dauernder Unfruchtbarkeit verurtheilt.

Wir ersehen daraus, wie beschränkt die Kraft der Naturmenschen sein und wie ganz andere, reichhaltigere Kräfte und höhere plastische Qualitäten ein Culturweib aufweisen muß, um den Anforderungen zu entsprechen, die der Culturmann in ontogenetischer Hinsicht an es stellt, bezüglich einer Nachkommenschaft, die dem Culturleben gewachsen und es aufzunehmen im Stande ist. Auch das einzige Wesen, das ein Naturweib dem weißen Mann zu gebären vermag, muß ja seinen culturellen Mitbewerbern gegenüber, selbst wenn es ein außergewöhnlich begabtes Individuum sein sollte, immer im Nachtheil bleiben; und es verräth insofern wiederum unverkennbar den Mangel an plastischem Vermögen seines mütterlichen Erzeugers, der seine körperliche und geistige Form und Gestalt nicht vollkommen auf die Höhe des Culturmenschen zu heben vermochte, sondern gleich einem stümpernden Künstler auf halbem Wege stecken blieb und mit plumpen ungefügen Händen nach vergeblichen Versuchen nur ein culturmenschenähnliches Bild zu Wege brachte.

Ich habe bisher nur das Culturweib im Allgemeinen mit dem Naturweib in Vergleich gezogen. Entsprechende Gegensätze geringeren Grades müssen sich indessen auch zwischen der verschiedenen Rassenabkunft des ersteren erweisen lassen, wo immer diese ausgeprägten, typischen Charakter zeigt. Geschlechtsverbindungen zwischen Individuen scharf unterschiedener Nationalität werden sich selten durch große Fruchtbarkeit auszeichnen, seltener jedenfalls als die zwischen Rasse- und Stammverwandten. Eine Statistik der Ehen zwischen Deutschen, Holländern, Engländern, Skandinaviern mit Französinnen, Italienerinnen, Spanierinnen, Russinnen, sollte sie einmal geliefert werden, dürfte ergeben, daß derartige Geschlechtsverbindungen an relativer Unfruchtbarkeit leiden, und daß sie die betreffenden weiblichen Gatten in den meisten Fällen nach einer oder der anderen Geburt unfruchtbar machen. Das plastische Vermögen einer rassigen Romanin oder Slavin ist auf die Dauer der Aufgabe nicht gewachsen, einen germanischen Organismus hervorzubringen, bezw. einem solchen zu genügen in den Anforderungen, die er an ontogenetische Plasticität und Formbildung stellt. Das soll indessen keineswegs eine Herabsetzung der edlen romanischen und

slavischen Weiblichkeit bedeuten, es liegt vielmehr in der Natur der Dinge begründet. An ihren Organismus, an ihr plastisches Vermögen werden andere Anforderungen gestellt, er ist durch Jahrhunderte und Jahrtausende währende genetische Gewöhnung in andere Bahnen geleitet worden, die wiederum Vorzüge ihrer Art haben mögen, welche den germanischen abgehen und durch die Gestalt ihres Natur- und Cultur-Milieus, die Form ihres Kampfes um's Dasein bedingt werden. Wenn ich sie dennoch hinter den germanischen rangiren lasse, so soll damit nur zum Ausdruck gebracht sein, daß sie die letzteren in ihrer Art nicht aufzuwiegen vermögen.

Indessen kommt der romanische und der slavische Typus ebenso selten mehr rein vor, wie der germanische; er findet sich überall mit germanischem Element gemischt, wie der letztere mit romanischem oder slavischem. Man kann daher eine anthropologische und ethnologische Gesetzlichkeit hinsichtlich der rassenverschiedenen plastischen Befähigung der Weibnatur sozusagen nur für das „reinliche Experiment“ gelten lassen, indem durch die unausgesetzten Kreuzungen der Rassen die Wirkungen überall verwischt und paralysirt, zum Theil wieder aufgehoben werden. Andererseits dürften sich auch feinere Unterschiede zwischen der Romanin und der Slavin wie den drei aufgeführten romanischen Nationen untereinander feststellen lassen, dergestalt, daß die aus einer alten Cultur hervorgegangene, wiewohl stark mit semitischem, maurischem und negroidem Blut versetzte Romanin größeres plastisches Vermögen und höhere plastische Qualitäten aufzuweisen haben wird, als die der Barbarei um einen Schritt näher stehende Russin, und entsprechend die stärker mit Culturblut geladene und mit germanischem Blut inficirte Französin als die Italienerin, und diese als die maurisch-negroidem Typus näher stehende Spanierin. Das Alles sei indessen hier nur der Vollständigkeit halber aufgeführt. Ich komme nunmehr auf den Einfluß der socialen Verhältnisse zu sprechen, wobei die Rassenabkunft des Individuums naturgemäß überall in dem bisher dargelegten Sinne mitspricht, aber noch andere Factoren hineinspielen.

Es läge mir wohl zunächst ob, den Fall der vorigen Ausführungen umzukehren und zu fragen, wie denn das plastische Vermögen der Germanin sich unter romanischem und slavischem Einfluß verhält. Vielleicht könnte es ähnlichen Erschöpfungen ausgesetzt sein, indem seine Kraft entsprechender Weise vor ungewohnte Aufgaben gestellt würde und Anforderungen anderer Art erführe, denen sie nicht zu genügen vermöchte. Ich muß es mir indessen versagen, auf dieses schwierige Problem hier weiter einzugehen und verweise dafür auf das, was sich bei Betrachtung der modernen socialen Abstufungen auch in dieser Hinsicht ergeben wird. Die sociale Gliederung der modernen europäischen Culturstaaten läßt sich mit der Abstufung der Rassen parallelisiren, die sich im Laufe der vorgeschichtlichen Jahrtausende geologischen Schichten gleich in unserem Erdtheil übereinander gelagert haben. Wir verstehen unter „Rasse“ die typisch in sich gefestigte Natur eines Volkes, welche unter allen Kreuzungen und Vermischungen wieder durchschlägt und den nationalen Charakter ergiebt, in dem die modernen europäischen Völker sich grundlegend von einander unterscheiden. Diese typische Natur gleicht einem Organismus, der Alles, was in seinen Bannkreis geräth, sich einzuverleiben die Kraft hat; und so lange diese Kraft thätig bleibt, ist eine Nation lebendig. Etwas von diesem Typisch-Organischen zeigen auch die socialen Abstufungen innerhalb des nationalen Organismus unter einander, wiewohl sie nur als organische Functionen dieses letzteren zu erachten sind. In dem jeweiligen nationalen Verbande behaupten sie indessen doch einen relativ selbstständigen Charakter, den sie wiederum allen Individuen mitteilen, die in ihren engeren Bannkreis gerathen.

Dies zuzugeben, müssen wir die im Vorigen festgestellte Thatsache auch für die socialen Classengegensätze gelten lassen, die in etwas den Rassenabstufungen entsprechen, auf welche sie ursprünglich historisch zurückzuführen sind; dergestalt, daß ein weibliches Geschöpf der unteren Volksschichten, insofern es der rohen Natur um einen Schritt näher steht, geringeres plastisches Vermögen aufweist als ein Weib der höheren Gesellschaftsklassen. Dem scheint allerdings die Thatsache zu widersprechen, daß die Frauen aus dem Volke unvergleichlich fruchtbarer sind und leichter gebären, als die Damen der Gesellschaft. Ich muß darum abermals betonen, daß ich hier vorzüglich die höheren plastischen Qualitäten im Sinne habe, denen die rohe unverarbeitete Kraft der weiblichen Volksnatur nicht zu genügen vermag. Ganz entsprechend den Ergebnissen bei der Befruchtung einer Wilden durch einen Weißen, oder einer Romanin und Russin durch einen Germanen, erweist sich dies, wiewohl wiederum in unvergleichlich weniger contrastirender Weise, wo immer ein männliches Individuum von hohen körperlichen und geistigen Qualitäten, als Erzeugniß altvererbter Cultur, Geschlechtsverbindung mit einem Weibe aus dem Volke eingeht, mag dieses auch das vollkommenste seines Schlages sein. Das Ergebniß bleibt im Princip das gleiche, wiewohl nicht und nicht überall im Erfolg. Ein Weib aus dem Volke erweist sich einem solchen Manne gegenüber nicht anders als relativ unfruchtbar oder wird durch ihn total unfruchtbar. Zum mindesten kann es ihm niemals so zahlreich Kinder gebären, als einem Manne der eigenen Classe, weil seine Natur sich in den höheren Anforderungen an plastisches Vermögen, die jener ihm stellt, schneller und vollkommener erschöpft. Aus solcherart Verbindungen pflegen zwiespältige und reizbare Naturen hervorzugehen, oder auch solche faustischer Art, die „zwei Seelen“ in ihrer Brust vereinigen — aus der verschiedenclassigen und -rassigen Abstammung —, Naturen, die zu schweren inneren Conflicten und Kämpfen bestimmt sind und sich solchermaßen zu den Höhen der Menschheit zu erheben vermögen. Jedenfalls Naturen, die kein sogenanntes Lebensglück und keine lange Lebensdauer erwartet.

Nehmen wir nun den umgekehrten Fall. Ein männliches Individuum aus den unteren Volksschichten von außergewöhnlicher Begabung arbeitet sich zu angesehener Stellung empor, sei es als Industrieller, Beamter oder Gelehrter. Er verbindet sich mit einem weiblichen Geschöpf von körperlichen und geistigen Qualitäten aus einer alten Familie der Gesellschaft. Gustav Freytag hat diesen Vorgang für die gelehrte Laufbahn im Besonderen als einen fast regelmäßigen dargethan, und der Anthropologe Otto Ammon zeigt, wie auf solche Weise die oberen Gesellschaftsschichten im Allgemeinen stetig mit frischen Elementen durchsetzt und verjüngt werden und werden müssen, wenn sie nicht aussterben sollen. Eines begüterten Bauern Sohn — nehmen wir an — studirt Theologie und wird Landgeistlicher. Für dessen Nachkommen ist es schon selbstverständlich, daß er die Universität bezieht. Aber selten wird dieser wiederum den Beruf des Vaters ergreifen. In der Regel studirt er Philologie und bringt es bis zum Gymnasial-Oberlehrer, wenn nicht zum Universitätsprofessor. War das Geschlecht tüchtig und begabt genug, dann wird der Urenkel des Bauern voraussichtlich die letztere Stellung erreichen. Damit pflegt aber auch der Höhepunkt beschritten zu sein. Die Vorfahren haben wohl Mädchen ihrer Gesellschaftsclasse geehelicht. Der Sohn des Pfarrers vermuthlich eine Pfarrerstochter, der Gymnasiallehrer eines aus seinem Berufskreise. Der Professor aber, welcher etwa früh zu einem berühmten Namen gekommen, wird in eine alte Familie von Rang und Stand der höheren Gesellschaft einheirathen, die ihm, der die urwüchsige Natur des Urgroßvaters, wenn auch durch Generationen in geistigem Sinne verarbeitet und ausgeschliffen, noch immer im Kerne aufweist, Qualitäten ganz anderer Art entgegenbringt: feinere Lebensform, gefälligere, anmuthigere, ausgiebigere Lebensweise, Sinn für Lebensfreude und Lebensgenuß. Vorausgesetzt die Gattin

besitze körperliche und geislige Qualitäten, die naturgemäß mehr äußerlicher Art, in gewissem Gegensatz zu den innerlicheren des Gelehrten stehen, so wird sich eine solche — wenn wir so sagen dürfen — Rassenkreuzung und Blutmischung sofort in der Nachkommenschaft in der Weise geltend machen, daß diese in die Natur der Mutter schlagen. Sie fallen in die leichter zu nehmende, verheißungsvollere und verlockendere Lebensauffassung der letzteren und drängen sichtlich von der Verinnerlichung des Vaters ab. Die Söhne ergreifen die juristische oder militärische Carriere, in der sie es vielleicht immer noch zu Ansehnlichem bringen. Aber das Geschlecht ist damit erschöpft. Die folgenden Nachkommen fallen sichtlich ab. Sie erreichen nicht entfernt mehr die Lebensleistung ihrer Väter und schlagen häufig zu Taugenichtsen aus. Man pflegt dann dem mütterlichen Erzeuger die Schuld an der Entartung des Geschlechts zu geben. Mit Recht und mit Unrecht zugleich. Was ihr gebricht, um einem Manne, wie dem letztgeschilderten Gelehrten, gleichwerthige Nachkommenschaft zu bringen, hat das äußerliche und geistlose, erschlaffende Leben der Gesellschaft verschuldet. Es lag weniger in ihrer Natur als in der Uebercultur ihres Milieus begründet.

Ich habe bisher nur den günstigsten Fall herausgegriffen. Nehmen wir jetzt einen typischen, gewöhnlicheren, um die Wirkung des socialen Milieus auf das plastische Vermögen der Weibnatur weiterhin zu veranschaulichen. Der englische Anthropologe Francis Galton stützt sich auf den Fall, daß reiche Erbinnen meistens unfruchtbar oder ungeeignet zur Erzeugung von Nachkommenschaft seien. Die Erschöpfung des plastischen Vermögens ihres Geschlechts erweist sich eben darin, daß sie — eine reiche Erbin — als sein letzter, einziger Sproß übrig geblieben. Die jüngeren Söhne des englischen Landadels z. B., welche nicht bemittelt genug zu sein pflegen, um eine standesgemäße Ehe zu führen, sind darauf angewiesen, sich nach solchen Erbinnen umzusehen. Damit setzen sie aber ihr Geschlecht auf den Aussterbe-Etat und graben ihrer Nachkommenschaft buchstäblich mit eigenen Händen das Grab. Viele prächtige Existenzen werden auf diese Weise von der Lebensliste gestrichen. Und was in diesem einen Fall, der in den englischen Verhältnissen begründet liegt, gilt für alle Fälle, in denen aufstrebende Individuen der Versuchung erliegen, sich mit reichen Erbinnen zu verbinden. Es liegt eine Gefahr darin, die in dem höheren gesellschaftlichen Milieu ihre Wurzel hat und molochartig die tüchtigsten und befähigten Individuen mit verschlingt. Dieses Milieu ist ein Abgrund, ein Todtenacker, den die Wenigsten als solchen erkennen. Es erscheint wie ein Paradies; aber wer die ungewohnten Füße auf die Wolkenbrücken setzt, der stürzt unerbittlich hinab. Als eine langsam und mit unsichtbaren Händen arbeitende Guillotine schafft es die stetig nach oben drängende Auslese des Volkes, bezw. ihre Nachkommenschaft bei Seite, gleichwie die der ersten französischen Revolution die Gesellschaft des ancien régime mit einem Ruck und Aderlaß verschlang, und beraubt auf diese Weise fortgesetzt die Nation ihrer besten und befähigten Kräfte.

Eine Culturgemeinschaft ist ein Gewächs, das wie jedes andere natürliche fortwährend oben abstirbt, während es unaufhaltsam von unten neue Säfte und Kräfte heraustreibt, welche, durch unzählige Gefäßsysteme gepreßt und abfiltrirt, bis sie nach oben gelangen, die erforderliche Feinheit erzielen, um die zarten Blatt- und Blüthenformationen zu zeitigen. Der Proceß ist ein allmäliger und muß seinen systematischen Verlauf haben; wo er durchbrochen und in Folge einer zu beschleunigten Circulation, einer vorzeitigen Mischung von gröberen und feineren Säften gestört wird, gerät der ganze Organismus in Wanken und Auflösung. Das ist — um vom Bilde zur Wirklichkeit zurückzukehren — in den modernen Culturgemeinschaften der Fall. Die Freizügigkeit des Lebens wirbelt alle Individuen planlos durcheinander. Man sagt, daß durch die unterschiedslose Vermischung der Classen und Stände, welche mit der Verbreitung der demokratischen und liberalen Ideen seit den Tagen der ersten französischen Revolution eingetreten, die allgemeine Nervosität und Reizbarkeit über die europäische Culturmenschheit gekommen. Reizbarkeit geht aber überall Hand in Hand mit Schwäche; sie ist das Correlat von schwacher Persönlichkeit. Und diese ist in der Erschöpfung der Plasticität der Weibnatur begründet, welche, wie wir sahen, einerseits in dem plastischen Unvermögen der Frau aus dem Volke sich äußert, die durch den Umschwung der socialen Verhältnisse einem Manne zugeführt worden, der höhere physiologische Anforderungen an sie stellt, andererseits in dem Mangel an plastischer Energie der Dame der Gesellschaft, die dem erschlaffenden Einfluß des verfeinerten Cultur-Milieus untersteht. Solchermaßen leidet in Folge dessen die Fortpflanzungsfähigkeit des gesammten Volkes unter diesen Verhältnissen, indem gerade die außergewöhnlichen Individuen beiderlei Geschlechts vorzüglich von anderen aus dem entgegengesetzten socialen Milieu stammenden angezogen werden: die einen von der Ursprünglichkeit und frischen Kraft der Volksnatur, die anderen von der bestechenden Lebensart und Form der höheren Gesellschaft. Beiden pflegt ihre „Wahl“ zur „Qual“ zu werden, während vorzüglich der Mittelschlag gedeiht. Der erwähnte Galton hat zahlenmäßig dargethan, wie durch die Ketzerverfolgungen der reformatorischen Zeit in den katholischen Ländern, vor Allem in Spanien und Italien, die Blüthe der damaligen Menschheit, nämlich gerade die Individuen, welche durch irgend eine moralische oder geistige Qualität über ihre Zeitgenossen hervorragten, dahingerafft wurde und das Niveau des Menschengeschlechts auf diese Weise eine Herunterdrückung erfuhr. Auch heute noch geht ein solcher Würgengel unsichtbar um, aber sein Vernichtungswerk wird von den eigenen Händen derer besorgt, die vorzüglich dazu berufen wären, das Menschengeschlecht hinaufzuzüchten. Unkenntniß der physiologischen Lebensbedingungen, heißt sein Henkerschwert. Nachkommen haben — ist die beste Erziehung. Dies bedeutsame Wort finde ich in Nietzsche's nachgelassenen Schriften: „Die Eltern sind es immer, welche durch die Kinder erzogen werden, und zwar durch die Kinder in jedem Sinne, auch im geistigsten. Unsere Werke und Schüler erst geben dem Schiffe unseres Lebens den Compaß und die große Richtung“. Das will besagen, ihre Werke, ihre Erzeugnisse, öffnen einer jeden Generation die Augen über sich selbst, oder sollten dies doch wohl — ihre physiologischen wie ihre künstlerischen. Und weiter: „Jene Naturprocesse der Züchtung des Menschen zum Beispiel, welche bis jetzt grenzenlos langsam und ungeschickt geübt wurden, könnten von den Menschen in die Hand genommen werden: und die alte Tölpelhaftigkeit der Rassen, Rassenkämpfe, Nationalfieber und Personeneifersuchten könnte, mindestens in Experimenten, auf kleine Zeiten zusammengedrängt werden“.

Freiheit der Kunst.

Von Johannes Gaulke.

Wenn ich Alleinherrscher im Reiche der Kunst wäre, wie es nach der übereinstimmenden Aussage der Reichstagsredner vom 15. und 16. Februar d. J. Wilhelm II. ist, würde ich meinen Kunstkanzler Anton von Werner beauftragen, eine getreue Nachbildung sämmtlicher patriotischer Denkmäler vom Brandenburger Thor bis zum Großen Stern anfertigen zu lassen, um sie als Merksteine neudeutscher Kunst in St. Louis auszustellen. Wäre ich aber Präsident des Zukunfts-Staates, würde ich den begeisterten Vertheidiger der „Arme-Leute-Malerei“, Genossen Singer, höflichst bitten,

aus sämmtlichen Jahrgängen des „Wahren Jacob“, der März- und Maifest-Zeitungen eine Auslese zeitgenössischer „Rinnsteinkunst“ zu demselben Zweck zusammenzustellen. Da ich nun aber weder das Eine noch das Andere bin und ich es auch nicht werden möchte, so muß ich mich mit der Rolle eines Zuschauers in dem Kampfe um die Kunstrichtung begnügen.

Aus den angedeuteten Absichten wird der Leser erstens entnehmen, daß ich keine Halbheiten liebe, zweitens, daß ich bemüht bin, mich in die Gedankengänge der extremsten politischen und künstlerischen Richtungen einzuleben. In der Kunst wie im öffentlichen Leben hält jede Partei, Schule und Richtung ihre Anschauung für allein richtig. Ich kann es Wilhelm II. keinen Augenblick verargen, daß er neben seiner politischen auch seine Kunstanschauung mit größtem Nachdruck betont und, wo es nur angeht, auch praktische Beweise erbringt. Seine Persönlichkeit zu documentiren, ist das Recht jedes Menschen, und wohl dem, der über die zu diesem Zweck nöthigen Machtmittel verfügt! Er wäre ein Narr, wollte er sich durch sentimentale Erwägungen oder rabiate Schimpfereien über Mißbrauch der Machtmittel in seinem Handeln beeinflussen lassen. Die öffentliche Meinung regt sich doch nicht über einen jüdischen Bankier auf, der, einem inneren Impulse folgend, sich eine Apotheose des auserwählten Volkes bei einem hervorragenden Künstler bestellt. Ebenso wenig wird man einzuwenden haben, wenn etwa die Genossen den Redactionstempel des „Vorwärts“ mit Scenen aus dem Leben des Proletariats nach dem Vorbilde des „Wahren Jacob“ ausmalen lassen. Was dem Volke recht ist, ist dem Fürsten billig!

Man hat im deutschen Reichstage mit großer Emphase über die Zurücksetzung der secessionistischen Künstler gesprochen; selbst unser überaus höflicher Reichskanzler hat seinen Standesgenossen, den Grafen Kalckreuth, Führer des deutschen Künstlerbundes, nicht im Reichskanzlerpalais antichambriren lassen. Es ist das erste Mal, wenn man von der lex Heinze absieht, daß Seitens der Regierung und des Parlaments der Kunst ein politisches Mäntelchen umgehängt worden ist — ein erneuter Beweis für die Nervosität in höheren Regionen. Bisher ergötzte sich der Reichstag bei besonderen Gelegenheiten mit socialdemokratischen Zukunftsdebatten. Das Thema beginnt nachgerade langweilig zu werden, darum muß die secessionistische Kunst als Prügelknabe herhalten. Es ist bezeichnend für unsere öffentlichen Zustände und die Reizsamkeit der Regierungskreise, daß jede Strömung, auf die auch nur im Entferntesten das Odium der Revolution fallen könnte, zu politischen Demonstrationen „fructificirt“ wird. Es ist im Reichstage mehrmals von der Blamage der deutschen Kunst auf dieser oder jener Weltausstellung die Rede gewesen, ich halte es für noch blamabler, daß die Regierung dem Reichstage von Zeit zu Zeit Gelegenheit bietet, Dinge, die sich in anderen Ländern ohne Einwirkung der Parteien von selbst entwickeln, vor das Forum der Oeffentlichkeit zu zerren. Wann hätte man je in Frankreich von einer officiellen Boykottirung Manet's gehört? Es charakterisirt den verbissenen deutschen Parteigeist, daß selbst eine künstlerische Bewegung auf ihre sociale, politische, religiöse und ethische Wirkung hin zergliedert und durchleuchtet wird. Ein jeder Parteimensch fordert von der Kunst, daß sie seine Ideen fördere und propagire. Der Centrumsmann kann die künstlerische Bethätigung nicht von den mittelalterlichen religiösen Idealen trennen, er verlangt von der Kunst, daß sie den Schutzbefohlenen der Kirche Religion und Moral einschärfe. Der Patriot sucht erhebende Wirkungen im Sinne der modischen Deutschthümelei. Ein Anderer will etwas für's Gemüth haben, und Herr Singer berauscht sich außerhalb des Salons Schettler an Scenen aus dem Volksleben und dem Proletarierelend.

Dem deutschen Parteigeist ist auch die officielle deutsche oder höfische Kunst entsprossen, die sich in der Ahnengallerie, dem Rolandsbrunnen und dem Spielzeug vor dem Brandenburger Thor so herrlich documentirt hat. Der Monarch hat die Anregung und die Mittel dazu gegeben, „seine Bildhauer“ haben die steinernen Götzen geschaffen. Wir haben schon einmal eine deutsche Kunstära gehabt, allerdings war das nur eine partikularistische deutsche Kunst unter Ludwig I. von Bayern, der den erhebenden Ausspruch gethan hat: „Die Münchener Kunst bin ich!“ — frei nach dem Grundsatz des Sonnenkönigs „l'état c'est moi“ in's Deutsche übertragen. Die Leistungen der beiden großen deutschen Kunstperioden sind einander ebenbürtig. Warum sollten sie es auch nicht! Der Künstler ist doch nur die ausführende Hand, der „Handlanger“ seines Auftraggebers. Ich begreife nicht, daß man immerfort über die Bevormundung der Kunst raisonnirt; ist es doch der Künstler selbst, der sich bevormunden, reglementiren und einexerciren läßt.

Eine höfische Kunst ist nur dort möglich, wo es höfisch gesinnte Künstler giebt. Es wird nur von einem einzigen „Bildhauer des Kaisers“ berichtet, daß er gegen den Stecken gelöckt hat. Das war der talentvolle Thierbildhauer Gaul, der seine Adler auf dem Spielzeug vor dem Brandenburger Thor nicht den höheren Intentionen anbequemte. Etwas mehr Stolz vor Fürstenthronen wäre dem deutschen Künstlerstande angemessen. Verschiedene secessionistische Vereinigungen haben sich freilich das harte Wort von der „Rinnsteinkunst“ zu Herzen genommen und der Kunstdiktatur eine Absage gemacht. Aber kaum war dies geschehen, da schielten sie auch schon nach der Gunst eines anderen hohen Herrn. Der Großherzog von Weimar sollte den Traditionen seines Hauses getreu das allerhöchste Protectorat über den neugegründeten deutschen Künstlerbund übernehmen. Man weiß nicht, ob der hohe Herr derart mit den Kunstrebellen sympathisirte, daß er sich ohne Vorbehalt für diesen sehr ehrenwerthen Posten entscheiden konnte, oder ob die Einflüsse von Berlin ihn umgestimmt haben — jedenfalls ist nichts aus der Sache geworden. Der deutschen Kunst kann ich zu dem Fiasko nur gratuliren. Wenn der deutsche Künstlerbund sich nicht auf eigene Füße zu stellen wagt, dann hat er überhaupt schon seine Existenzberechtigung verloren, bevor er recht in Action getreten ist, mag er auch von Singer, Spahn, Graf Oriola und anderen Reichstagsrednern protegirt werden. —

Wie die Verhältnisse nun einmal liegen, ist die Blamage der deutschen Kunst in St. Louis nicht mehr zu vermeiden, aber sie kann dennoch eine wohlthuende Wirkung ausüben, wenn die Künstler, die es am meisten angeht, aus ihr lernen und ihre Sache auf sich selbst stellen. — Wenn Schiller einmal wieder modern wird, dann wird man sich auch seiner Worte an die deutsche Muse erinnern:

„Kein Augustisch Alter blühte,
Keines Medicäers Güte
Lächelte der deutschen Kunst;
— — — — — — — — — — — —
Rühmend darf's der Deutsche sagen,
Höher darf das Herz ihm schlagen:
Selbst erschuf er sich den Werth.“

— und danach handeln.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Das Crucifix

Von Erich Wunsch (Rom).

In einer Seitencapelle der St. Marienkirche zu Danzig ist ein aus Holz geschnitzter Crucifixus zu sehen. Man muß ihn beschauen, wenn die Abendsonne in sein Gesicht scheint.

Das ist ein Menschenantlitz, nicht das eines Gottes. Qualen haben es entstellt, und doch ist es schön, denn ein letztes Glück — nicht daß sich schon der Himmel vor den brechenden Augen öffnete — ein letztes Erdenglück verklärt die Züge, daß Schmerz und Wonne sich in ihnen vermählen.

Es giebt auch eine Sage von dem Crucifix.

* * *

Die Oellampen surrten.

„Komm' Johannes, willst Du Deinem alten Meister ein wenig Dank abtragen, dann entkleide Dich und laß Dich an das Holzkreuz binden; ich will ein Crucifix schnitzen. Laß Dich binden, Du meiner Schüler Liebster, nur eine Stunde ertrage den Zwang, damit mir ein gutes, mein bestes Werk gelinge!“

Johannes war dem Meister willfährig, wie seltsam ihm dessen Verlangen auch schien. Er seufzte nicht, als der Alte die Stricke so fest zog, daß ihm die Haut an Hand und Fußgelenken zerriß — dann aber schrie er auf!

„Was willst Du mit dem Hammer, mit den Nägeln, Meister?“

„Weißt Du's noch nicht?“

Gellend rief der Jüngling um Hülfe. Aber wer sollte ihn hören? Zu dicke Mauern umschlossen die Capelle, die man dem greisen Bildhauer zur Werkstatt eingeräumt hatte, und die Kirche war längst geschlossen.

„Erbarme Dich meiner, ich mein's ja gut mit Deinem Kind, wie gern will ich sie zu meinem Weib machen, wie gerne hätte ich es längst gethan, wir hatten nur Furcht vor Dir!“

„Zu Deinem Weibe machen — ist sie nicht Dein Weib?“

Der Alte kicherte und trippelte um den Gefesselten; es sah aus, als wollte er sich anschicken zu tanzen. Dann setzte er einen Nagel an und hob den Hammer —

„Meister!“

Ein schwerer Schlag fiel — ein zweiter — mehr — immer mehr und dazwischen stöhnte, winselte, schrie ein Mensch — ein Anderer lachte . . .

* * *

Als das Morgenroth durch die Fenster schaute, ließ der Bildschnitzer ab von seiner Arbeit.

Der Wahnsinn flackerte nicht mehr in seinen Augen, sie waren stumpf geworden. Sie prüften das Werk nicht mehr, an dem die Finger während der Nacht übereifrig geschafft hatten, sie musterten das Antlitz des Gekreuzigten nicht mehr, in das von Zeit zu Zeit ein Zittern fuhr, wie in die Flügel eines gespießten Schmetterlings . . .

Die Oellampen drohten zu verlöschen . . .

Da wurden Schritte laut im großen Kirchenschiff, und eine Frauenstimme forschte ängstlich: „Vater, bist Du noch hier? Ich habe die ganze Nacht auf Dich gewartet!“

Der Alte kicherte.

„Gott sei Dank, da bist Du ja. Wie gut, daß der Sakristan mir die Schlüssel gab, ich wäre sonst — Vater! . . .“

Dann ward es todtenstill in der Kirche.

Der Alte grinste blöde vor sich hin, er grinste auch, als das arme Weib aus seiner Erstarrung erwachte und, irre Worte stammelnd, sich mühte, den Sterbenden zu befreien, bis ihr die Hände bluteten —

Aber jetzt schrie er auf, gräßlich, wie eine halb verhungerte Bestie, der man die endlich erwischte Beute wieder entreißen will — denn der Gekreuzigte lächelte.

Als des Bildners Tochter sah, daß all' ihr Flehen den Vater nicht rühren, ihr Mühen dem Geliebten nicht helfen konnte, schmiegte sie sich fest an Johannes und flüsterte ihm Liebesworte zu, Abschiedsworte.

Und der Arme verstand. Noch einmal öffneten sich seine Augen und schauten voll Liebe auf das Weib, und als sie brachen, huschte ein Lächeln um den Mund, dem der letzte Athem entfloh.

Da schrie der Alte: „Er soll nicht lächeln!“

Er ergriff den Hammer, schwang ihn und stürzte zum Kreuz, als wollte er das friedevolle Antlitz durch einen Schlag zermalmen.

Aber noch ehe er drei Schritte gethan hatte, ließ er den Hammer fallen, griff mit der Linken nach dem Herzen und schlug dann schwer auf die Granitplatten des Bodens.

Und schnell that der Tod noch einen Sensenhieb: nach dem jungen Weibe, daß am Kreuzfuß kauerte. Vorzeitige Wehen zerrissen ihren Leib.

Als nach einer Stunde der Sakristan in die Capelle trat, hörte er das Weinen eines Neugeborenen. Doch er nahm sich des Kindleins nicht an, denn das Blut gerann ihm in den Adern, als er die drei Leichen sah, und als sein Blick auf das grause Holzbild fiel, schlug er ein Kreuz und lief von dannen.

* * *

Unter den Pfleglingen im Kloster St. Johann war ein Knäblein, das die Mönche ganz besonders liebten. Das Kind hatte den Leib seiner Mutter zu früh durchbrochen und mußte seinen Vorwitz büßen: ihm war die Sprache versagt. Aber es verstand Alles, was man ihm mittheilen wollte, und zeigte sich geschickt in allerlei Werk. Vorzüglich bewunderten die Mönche die Kunstfertigkeit des Knaben im Schnitzen. Oft sahen sie ihm staunend zu, wenn er ihnen einen Kreuzlein oder schöne Rosenkranzperlen aus Holz oder Bein schnitt, schüttelten die Köpfe und raunten: „Wie das im Blut bleibt, wie das im Blut liegt!“

Als Mutus — so nannten ihn die Mönche — zum Jüngling herangewachsen war, unterwies ihn der beste Bildhauer der Stadt in seiner Kunst.

Eines Tages sprach der Prior zu den Mönchen: „Unser Kind ist ein Mann geworden. Es ziemt sich nicht, daß wir ihm sein Erbe länger vorenthalten, seinen Reichthum — und den Crucifixus.“

So ließ er Mutus zu sich kommen und erzählte ihm, was in einer weitentlegenen Nacht in St. Marien geschehen war. Er zeigte ihm die Bücher, die über sein Vermögen Rechenschaft gaben, und führte ihn in eine Klosterkammer, wo der Crucifixus seines Großvaters aufbewahrt war.

Hier geschah ein Wunder. Als der Jüngling vor dem Holzbild stand, zuckte es gewaltig in seinem Antlitz — und dann sprach er.

Eine klare Stimme klang in die Ohren des Priors: „Das Geld meines Großvaters gehöre dem Orden, wenn ich dem Orden angehören darf. Der Crucifixus —“

Er sprach nicht aus. Behutsam faßte er das Bild und ging mit ihm davon.

Freude war im Kloster. Die Brüder fanden des Wunderns kein Ende. Nur Eines beunruhigte sie, der Hammerschlag, der aus Mutus' verschlossener Zelle hervorschallte. „Ob er das Crucifix zerschlägt? Es wäre schade, denn es ist zwar grausig, doch —“ Die Mönche schüttelten die Köpfe.

Aber auf ihre Besorgniß folgte staunende Freude.

Als sie endlich in die Zelle des künftigen Bruders eintreten durften — den Prior fanden sie schon dort — verstummten sie bewundernd. Unverwandt schauten sie auf das Crucifix, bis ihnen die Augen übergingen.

Die Abendsonne schien dem Gekreuzigten in's Antlitz.

Qualen haben das Antlitz entstellt. Dennoch ist es schön. Denn ein Lächeln huscht um den Mund, ein letztes Glück verklärt die Züge, daß Schmerz und Wonne sich in ihnen vermählen . . .

„Bruder Mutus,“ sprach der Prior, „Du bist ein großer Meister, und viele Kirchen soll Deine Kunst noch verschönen.“

Aber Mutus schüttelte den Kopf. „Dies ist das Letzte, was ich geschaffen. In St. Marien soll es stehen.“

Aus der Hauptstadt.

Die Weinprobe.

Der Abgeordnete Wolff-Biebrich hat mit Erlaubniß des Präsidenten die Collegen und die Herren von der Regierung zu einer Weinprobe im Abgeordnetenhause eingeladen.

Die Kostprobe nähert sich ihrem Ende.

Der Nationalliberale (vor Ergriffenheit stammelnd): Prost, Brüder!

Der Centrumsmann: Sauf's doppelt! Wozu hast Du denn ein Doppel-Mandat!

Die Excellenz (mit falschem Zungenschlag): Wenn Sie doch schon Alles doppelt sehen, dann bewilligen Sie uns noch rasch die 860 Unterofficiere! Durch 2 dividirt sind's ja bloß 430!

Der Ministerial-Director (leise): Excellenz verwechseln bereits die Begriffe — wir befinden uns hier nicht im Reichstage, sondern in der preußischen Kammer!

Die Excellenz (melancholisch): Raum ist in der kleinsten Kammer für den größten Katzenjammer! (weich gestimmt) Lieber Gott, wenn Du mich aus der nächsten agrarischen Interpellation hülfreich errettest, will ich nie wieder mit Deinem Stellvertreter auf Erden, mit Kautsky, anbandeln!

Der Conservative (sucht eine Stütze an der Wand): Bei nüchterner Auffassung der Sachlage — Ahopp — ich meine wir sollten ruhig den Gehalt der Oberstleutnants erhöhen! Ahopp!

Der Freisinnige (um Richter): Ja, ja — aber nur den sittlichen Gehalt! (Er neigt den Kopf auf die Brust.)

Der Freisinnige (um Naumann und Commerzienrath Hertz): Rache für Crimmitschau! Nieder mit den Fabrikanten! Die capitalistische Weltordnung muß zertrümmert werden!

Ein Kellner (fällt ihm in den Arm): Warum nicht, lieber Herr, ganz wie Sie wünschen — aber das Glas hier müssen Sie ganz lassen!

Die Excellenz: Ach! Morgen schon wieder eine Interpellation! Wissen Sie, lieber Freund, worin sich meine Wenigkeit und der Bomster Weinberg, von dem dieser Tropfen stammt, ähneln? Wir haben Beide eine saure Last zu tragen.

Der Ministerial-Director (besorgt): Excellenz sind zu freimüthig — wenn das anderen Orts bekannt wird, könnte Ihnen der Doctor leicht eine Luftveränderung verordnen!

Die Excellenz: Luftveränderung! Gute Idee! Machen wir! Meine Herren, ich lade Sie ein, die heutige Commissions-Sitzung im Weinkeller von Lutter und Wegner fortzusetzen.

(Der Antrag wird angenommen.)

Timon d. J.

Glossen zum russisch-japanischen Kriege.

III.

Die Neutralen sind in heller Aufregung, die kleinen wie die großen. Letztere freilich nur zum Theil: den Dreibund läßt der Krieg im Osten verhältnißmäßig kalt, wenn seine Einzelmächte natürlich auch auf der Lauer liegen, um den einen oder anderen Vortheil zu ergattern, falls er sich bieten sollte ... das nennt man politische Klugheit oder schlechtweg Politik. Aber der ganze Dreibund hat doch einen Stich in's Russische. Wohlwollende Neutralität? Es hat eine Zeit gegeben, wo man das Wort mit Vorliebe in den Mund nahm, obgleich wohlwollende Neutralität ein Unding an sich ist. Wer der einen Partei Wohlwollen bezeigt, ist nicht mehr neutral. Hoffentlich nimmt sich die deutsche Regierung — unbeschadet aller Abneigung, etwas gegen Rußland zu thun — dies zu Herzen. Den Anfang, beide Parteien gleichmäßig zu behandeln, hat sie bereits gemacht, als sie sowohl russischen wie japanischen Verwundeten deutsche Lazarette in Ostasien zur Verfügung stellte.

Den Franzosen ist ob des Kriegsausbruches der blasse Schrecken in die Glieder gefahren. Zusammen mit den Moskowitern Revanche für 1870/71 zu nehmen: wie herrlich! Aber an Rußlands Seite wider Japan und seine möglichen Freunde zu fechten: puh! Ein Kurssturz der Gefühle für Rußland sondergleichen, verstärkt durch die leise Sorge, daß die Millionen und aber Millionen französischen Geldes, die nach Rußland gewandert sind, gefährdet werden könnten. Man athmete auf, als das russisch-französische Bündniß authentisch dahin ausgelegt wurde, daß Frankreich nicht verpflichtet sei, seine Bataillone marschiren zu lassen. Wenn es aber nöthig werden sollte, meinte ein berufsmäßig chauvinistisches und deutschenhetzerisches Blatt, dann hoffentlich an Deutschlands Seite, um des Sieges ganz sicher zu sein ... wozu die elende Angst den Menschen nicht bringt! Besorgt späht man in Frankreich über den Canal: wenn England sich rührt, dann ist's vorbei mit dem schönen Frieden; dann ist der „casus foederis“ gegeben. Fast komisch wirkt die Abwehr des ehemaligen Marineministers de Lanessan wider die bald im Ernst, bald im Scherz von dem russischen General Batianow (Mitglied des Militärconseils!) ein paar Franzosen gegenüber in Petersburg geäußerte Zumuthung: Gebt uns nur — selbstverständlich gegen Baarzahlung — vier Panzerschiffe und zwei Unterseeboote, dann ist die Sache gemacht. Entsetzt ruft de Lanessan: Frankreich kann nicht ein einziges Kriegsschiff entbehren; und wenn wir dem Wunsche doch Folge geben wollten, was würde England thun ... der Weltkrieg wäre da ... niemals!

Und Englands Haltung ist trotz aller schönen Neutralitätsversicherungen keineswegs besonders vertraueneinflößend. Es rüstet sich für alle Fälle, d. h. im Grunde genommen nur für einen Fall. Sollte das von England systematisch aufgehetzte Japan jämmerlich in die Pfanne gehauen werden, dann hilft's nichts. Dann muß auch John Bull für seine ostasiatischen Interessen die Knochen riskiren. Sonst drückt ihn das siegreiche Rußland vollends an die Wand ... für alle Zeiten ... So rüstet England denn zu Wasser wie zu Lande, und um das erklärlicher zu machen, denuncirt es Deutschland ein wenig vor der europäischen Staatengemeinschaft: es fördere kräftiglich die russischen Interessen. Das ostasiatische Geschwader Englands ist vermehrt und zusammengefaßt, die an sich schon starke Besatzung Maltas erheblich verstärkt: es heißt, daß England dort, zur Hand für Ostasien, ein volles Armeecorps aufstelle.

Angesichts der Haltung Englands und des auf ihm lastenden moralischen Zwanges; angesichts auch seiner aus der Geschichte leicht nachzuweisenden Gewohnheit, allemal im Trüben zu fischen, sind die kleineren Mächte ganz aus dem Häuschen gerathen. Aus vier Gründen. Weil zu den vom Kriege in Mitleidenschaft gezogenen Gewässern Rußlands wegen alle Wasser gehören, die Europa und auch Afrika umspülen: von Libau bis Port Arthur. Weil dieser Zustand jeden Augenblick durch das Eingreifen Englands verschärft werden kann. Weil diese kleinen Mächte Handstreiche Englands auch ohne dessen actives Eingreifen in den Krieg fürchten (z. B. Spanien die Wegnahme Ceutas oder einer westlich davon gelegenen Insel als Ersatz für das altersschwach gewordene Gibraltar). Und viertens endlich, weil sie wissen, daß auf Achtung seiner Neutralität nur rechnen kann, wer sie mit Waffengewalt zu wahren im Stande ist. So rüsten die nordischen Staaten mit heißem Bemühen und sie schlagen sich zu gemeinsamem Handeln zusammen. Ob in Folge davon der Traum eines Bundes ewig neutraler nordischer Staaten — Schweden-Norwegen und Dänemark — zur Wirklichkeit werden mag? Dänemark insbesondere revidirt die Seebefestigung Kopenhagens und sorgt für ihre Bewachung. Uns kann diese Probe im Hinblick auf allerlei Möglichkeiten nur erwünscht sein, wenn auch keineswegs, wie amerikanische Blätter kürzlich zum Aerger der angelsächsischen Vettern behaupteten, Dänemark zu einer „Schutzmacht Deutschlands“ geworden ist, alle Zeit bereit, die Durchfahrt vom Kattegat nach der Ostsee auf einen Wink von Berlin hin zu sperren.

Es rüstet Portugal; es rüstet in besonders auffälliger Weise Spanien. Beträchtliche Streitkräfte hat es nach den Balearen gesandt, beträchtliche in der Provinz Galicien versammelt. Und auch nach Algesiras sind ein paar Bataillönchen abgegangen: der Name hat im britischen Ohre einen schlechten Klang. Denn dort aufgestellte schwere spanische Kanonen vermögen die auf der Westseite des historischen Felsens gelegenen Docks und den Schutzhafen mit Feuer zuzudecken. Die Nähe von Algesiras ist die Achillesferse Gibraltars.

Um nun auch der einzigen nichteuropäischen Macht zu gedenken, die in den Kampf zwischen Rußland und Japan hineingezogen werden könnte: die Vereinigten Staaten, so nehmen sie den Mund voll in großen Reden wider Rußland, derart, daß dessen Vertreter sich darüber amtlich beschweren mußte; im Uebrigen aber rüsten sie nicht. Nur ein paar weitere Kriegsschiffe haben sie nach den Philippinen gesandt. Und sie haben schon ausgesprochen: unterliegt Rußland, so muß ihm verboten werden, eine Pacific-Flotte zu halten. Denn der Stille Ocean ist — eine neue maritime Monroe-Doctrin! — die Domäne des Sternenbanners. Natürlich darf sich auch Japan nicht herausnehmen, dagegen anzugehen ...

Und nun China. Das wäre glücklich neutralisirt durch die Vereinbarung der betheiligten Mächte. Wenn's nur hält. Wenn nur nicht an die chinesischen Grenztruppen geheime Weisungen abgehen, die genau den löblichen Neutralitätsversicherungen der Kaiserin Tsusi — sie lebet noch — widersprechen. Das wäre nichts Neues im Reiche der Mitte, und dann wäre der große Kladderadatsch da. Kein Mensch vermag vorher zu sagen, was dann geschehen könnte. Man sieht, auf wie schwache Füße der Weltfrieden gestellt ist.

Bemerkenswerth ist auch der Weg, auf dem die Neutralisirung Chinas zu Stande gekommen ist. Deutschland gab die erste Anregung nach Washington: es habe Gründe, nicht selbst mit dem Vorschlage hervorzutreten. Warum nicht? Weil dann gleich wieder die ganze Welt über das unerträgliche sich Vordrängen Deutschlands gezetert hätte, das sich wieder in chinesischen Dingen eine leitende Stellung anmaße; und weil dann die Verwirklichung des an sich guten Gedankens ernstlich in Frage gestellt worden wäre ... in der That: viele politische Freunde besitzen wir nicht.

Und endlich hatte Rußland, als die Dinge eine ihm unerwünschte Wendung nahmen, noch besondere Neutralisirungswünsche. Die Neutralität Koreas sollte von den Mächten garantirt werden. Daraus konnte natürlich nichts werden, denn dann hätte auch die Mandschurei nicht von der Neutralisirung Chinas ausgenommen werden dürfen. Was dem Einen recht ist, ist dem Anderen billig

So bekam der aus etwas weichem Holze geschnitzte „Kaiser“ Yihöng einen japanischen Vicekönig über sich — unter voller Verbürgung der Souveränität und Unverletzlichkeit des Landes. Diesmal muß man über die pfiffigen Japaner lächeln, die dem Abendlande dergleichen weismachen möchten.

* * *

Schon stehen wir mitten im Völkerrecht und seinem Untergliede, dem Kriegsrecht. Wird diese flüssige Materie im Sinne einer Stärkung der völkerrechtlichen Pflichten weiter entwickelt werden? Besonders wahrscheinlich ist es nicht. Realpolitik, rücksichtslose Kriegführung zur baldigsten Erreichung des Kriegszweckes: das sind Merkmale unserer Zeit Und sie streiten gegen die ideale Rechtsidee nicht ohne Erfolg. Der Burenkrieg 1899—1902 ist dafür ein Beweis. Nicht nur, daß die in solchen Dingen freilich ganz besonders unbekümmerten Engländer in der, sagen wir, naivesten Weise gegen anerkannte Grundsätze des Völker- und Kriegsrechts verstießen: die Mitwelt nahm diese Verstöße, von ein paar unbelehrbaren Idealisten abgesehen, mit einem überraschenden Gleichmuth auf. Hätte man nicht annehmen sollen, die ganze Culturwelt werde sich einmüthig wider das frevelnde Albion erheben und es mit vereinter Waffengewalt über das Abscheuliche seines Thuns belehren? Nichts davon. Stille ringsum. Das Völkerrecht und der völkerrechtliche Sinn sind entschieden im Rückgang begriffen. In dem gallertartigen Wesen, das wir Völkerrecht nennen, hatten sich ein paar Knöchlein entwickelt, aber damit scheint es vorläufig sein Bewenden haben zu sollen. Das dürfte auch dieser Krieg wieder beweisen, wenngleich absichtliche Verstöße kaum zu erwarten sein werden. Aber mancherlei völkerrechtliche Regeln dürften nur wenig in das Fleisch und Blut der Russen — Halbasiaten! — übergegangen sein, und bei den Japanern dürften die Dinge ganz ähnlich liegen, wenngleich sie sich, schon um vor Europa nicht als Barbaren dazustehen, Mühe geben werden, den völkerrechtlichen Codicis nachzuleben. Sie wollen eine Culturnation sein.

Interessant ist nun zu sehen, wie das auch in diesem Punkte schreibselige, schier aus dem Häuschen gerathene Rußland alle Welt des Verstoßes wider das Völkerrecht bezichtigt. Die Vereinigten Staaten — der russische Gesandte in Washington muß besonders vorstellig werden wegen der Haltung der amerikanischen Presse! — die Engländer und vor allen Dingen die Japaner.

Den Engländern wurde ohne Beweis vorgeworfen, daß sie am Vorabend des Kriegsausbruches ihren chinesischen Hafen Weihaiwei den Japanern als Basis überlassen hätten. Man hätte sich sagen können, daß jene, wenn auch nicht zu rechtlich, doch zu klug zu solchem Thun sein müßten. Thatsächlich hat England denn auch weder Weihaiwei den Japanern ausgeliefert (was es auf Grund seines Pachtvertrages mit China auch gar nicht kannte), noch auch ist in den kritischen Tagen auch nur ein einziges japanisches Kriegsschiff in jenem Hafen gewesen.

Ein ganzer Hagelschlag von entsprechenden Vorwürfen ist russischerseits auf Japan niedergeprasselt. Dabei in Ausdrücken, wie sie in der diplomatischen Sprache nicht gebräuchlich sind. Und Rußland, das selbstherrliche Rußland, das sich sonst nicht einen Deut um die Meinung der Mächte kümmerte, buhlt jetzt um ihre Zustimmung und ruft sie als Helfer wider das infame Japan auf; das halbasiatische Rußland redet verächtlich von dem „asiatischen" Raubstaat.

Beginn der Feindseligkeiten ohne Kriegserklärung. Den Abbruch der diplomatischen Beziehungen will man als solche nicht gelten lassen und ignorirt damit die Geschichte der letzten zehn Jahre. Obendrein konnte der Zusatz bei dieser Gelegenheit: Japan werde geeignete Maßregeln zum Schutze seiner Interessen ergreifen, gar keinen Zweifel lassen; nur russischer Dünkel konnte darin keine Kriegserklärung sehen. In der japanischen Antwort auf diese Beschuldigung ist gesagt, daß Rußland 1877 der Türkei gegenüber genau ebenso gehandelt habe. Nach zwei von mir zu Rathe gezogenen Quellen ist das nicht der Fall gewesen.

Sollte Japan, nachdem es das Vergebliche der Verhandlungen eingesehen, artig warten, bis Rußland fix und fertig war? Dann hätte es denselben Fehler begangen wie Friedrich der Große in der ersten Schlacht wider die Oesterreicher: er wartete hübsch den Aufmarsch des feindlichen Heeres ab, um sich dann darauf zu stürzen. Aber er hat das nur einmal gethan. — Dann hätte auch der vor einigen Jahren erstandene clericale Kritiker des Krieges 1870—71 Recht, als er auf Moltke's „unritterliche" Strategie schalt und sie „kein Kunststück" nannte. Moltke hätte erst die Franzosen ihr Heer completiren und sie richtig aufmarschiren lassen müssen, um dann unter gleichen Chancen die Kräfte mit ihnen zu messen!

Russische Klagen über Wegnahme von Handelsschiffen durch die Japaner. Bei solchen „Prisen" können leicht Mißgriffe vorkommen; darüber, was Contrebande ist, und was nicht, schwanken vielfach die Meinungen. Es kommt schließlich nur auf die Declarationen der betheiligten Mächte an. Darüber vielleicht später mehr.

Die japanischen Torpedoboote sollen bei den Angriffen russische Signale und Lichter gebraucht haben: die Declarationen der Haager Conferenz schließen die Anwendung von Kriegslisten nicht aus.

Dann die Vergewaltigung des neutralen Korea durch die Japaner: man muß wirklich lächeln, daß dasselbe Rußland, das sich ungebeten und im schärfsten Widerspruch zu dem Willen des eigentlichen Souveräns in der Mandschurei eingenistet hat; das den Krieg jetzt hauptsächlich deßhalb führt, weil es der japanischen Forderung: dieses Land als uneingeschränkt der chinesischen Oberherrlichkeit unterstehend zu erklären, nicht nachgeben wollte; daß also eben dieses Rußland einen derartigen Vorwurf erhebt. Die russischen Staatsmänner, die ihn — feierlich formulirt — bei den europäischen Cabinetten herumsandten, hat Gott wahrlich mit Blindheit geschlagen. Dasselbe Rußland würde nicht einen Augenblick zögern, die ihm die Durchfahrt durch die Dardanellen sperrenden Verträge kurzer Hand zu zerreißen (wie es 1870—71 die Fesseln des Vertrages von 1854 zerriß), wenn es nicht den Zusammenstoß mit Englands im Mittelmeere kreuzenden „men of war" scheute. Dasselbe Rußland das die Japaner einer gewaltthätigen Behandlung koreanischer Bürger bezichtigt, hat nicht seine, sondern des Bogdokhans in Peking mandschurische Unterthanen wissen lassen: Liebe Kinder, Ihr dürft auf mich bauen; wenn Ihr aber muckst, rotte ich Euch aus. Dasselbe Rußland hat aus sibirischen und mandschurischen Städten des Krieges wegen alle Juden ausgewiesen ...

Und desselben Rußlands rechtskundiger Staatsmann Murawiew hat sich in seiner Eigenschaft als Präsident des Haager Schiedshofes schmähliche Beleidigungen des japanischen Volkes zu Schulden kommen lassen; um so schmählicher, als er wohl wußte, daß er nicht zur Verantwortung gezogen werden konnte, und als er an einer Stelle stand, an der unbefangene Unparteilichkeit die erste Pflicht ist! Das muß Jeder zugeben, der auch nicht im Allermindesten mit den Japanern sympathisirt. Eine von Haß und Dünkel hervorgerufene Entgleisung schlimmster Art, womit Murawiew, da sie den Schiedsgerichtsgedanken arg compromittirt, dem Zaren keinen guten Dienst geleistet hat.

Major a. D. Karl v. Bruchhausen.

Heldenthum der Redensarten.

Eine recht starke Natur ist der gegenwärtige preußische Kriegsminister. Als er jetzt im Reichstag während der Militärdebatte auf die tiefgehende Unzufriedenheit aufmerksam gemacht wurde, welche das preußische Officier-Corps beherrsche, gab er zur Antwort: „Wo über mich raisonnirt wird, da sage ich: schimpft über mich so viel Ihr wollt, nur laßt es nicht aus dem Officier-Corps herauskommen." Bei einer solchen — um einen Ausdruck Bismarck's zu gebrauchen — bei einer solchen „Wurschtigkeit" wird es Herrn von Einem sicherlich auch keine unruhige Stunde bereiten, wenn ich hier entgegen seinem Rath ausplaudere, daß er im deutschen Officier-Corps vielfach der Phrasenheld genannt wird. Bis auf die Mehrheit des Reichstages, die dem Herrn Kriegsminister auch zu den trivialsten Gemeinplätzen frenetischen Beifall spendet, wird Jeder mit seinem Urtheil noch auf eigenen Füßen stehende Politiker die Bewerthung der rednerischen Leistungen durch die deutschen Officiere als durchaus zutreffend gelten lassen müssen. Aber so überaus dürftig auch seine Ausführungen sind, die er vom Tisch des Bundesraths aus zum Besten giebt, wer will bestreiten, daß er dennoch der richtige Mann am richtigen Platze ist? Worin besteht denn heute noch die Aufgabe eines Ministers? Auf keinen Fall darin, daß er von hoher Warte aus mit Umsicht die öffentlichen Angelegenheiten im Interesse des allgemeinen Wohles leitet, sondern in dem „Heraushauen" unverantwortlicher Stellen, deren Maßnahmen das Volk haben befremden müssen, und in dem Reagiren auf ihre Launen. Treu spiegelt sich in den Reden des Herrn von Einem der Zickzack wider, in welchem sich die deutsch-preußische Politik seit 14 Jahren bewegt. Hauptsächlich weil in seinen Auslassungen der Wind fast jedes Mal aus einem anderen Loche pfeift und daher auch die Begründung nur gar zu sehr an den Haaren herbeigezogen werden muß, machen sie einen so überaus öden Eindruck.

„Meine Herren, glauben Sie den Männern, die von Seiner Majestät in die verantwortlichen Stellen berufen worden sind, und hören Sie nicht auf die gewesenen Officiere." Diese Worte rief Herr von Einem dem Reichstage im December vorigen Jahres bei der ersten Lesung des Etats zu. Nichts Anderes konnte hiermit gesagt sein, als daß die verabschiedeten Officiere, die er verächtlich „gewesene" genannt hatte, unglaubwürdig sind und daher auch ihre Kritiken an militärischen Geschehnissen und Einrichtungen keine Berechtigung haben. Mit dieser Auffassung deckte sich auch die durch Schriftstücke nachzuweisende Thatsache, daß von oben energische Schritte zur Eindämmung schriftstellerischer Thätigkeit Seitens der inactiven Officiere gethan worden sind. Als aber in der Militärdebatte der Abgeordnete Bebel gegen die Versuche, die verabschiedeten Officiere mundtodt zu machen, Einspruch erhob, was erlebten wir da? Herr von Einem fand nicht nur den Muth, die auf die Einschüchterung der verabschiedeten Officiere gerichteten Bemühungen in Abrede zu stellen. Er stimmte sogar einen Hymnus auf die Kritik der „Gewesenen" an, der die Heeresverwaltung die besten Anregungen verdanke. Mit solcher Begeisterung sprach er von der schätzenswerthen Sachkunde dieser Gewesenen, daß man sich wundern müßte, wenn nun die Militärschriftstellerei, die nach Ansicht Vieler schon einen zu großen Umfang angenommen hat, nicht erst recht in's Kraut schösse. Beweis, daß sich die deutschen Officiere einer außergewöhnlichen Meinungsfreiheit erfreuen, sei die Broschüre eines ehemaligen commandirenden Generals, der sich unangefochten mit einem Freimuth ohne Gleichen in abfälliger Weise über die gesammte Ausbildung des deutschen Heeres hätte äußern dürfen. Natürlich schwieg der Herr Minister sich darüber aus, ob die Broschüre vor oder nach dem von oben auf die verabschiedeten Officiere ausgeübten Druck erschienen ist. Und zu dieser kategorischen Ableugnung der Bemühungen, die militärische Kritik zu zügeln, konnte sich Herr von Einem verstehen, trotzdem ihm schon von Amtes wegen hatte bekannt sein müssen, daß theils mündlich, theils schriftlich die inactiven Officiere vor einer schriftstellerischen Thätigkeit gewarnt worden waren, die den Tendenzen der maßgebenden Stellen zuwiderliefe! Allerdings sprach, wie wir gesehen haben, der Herr Kriegsminister schon im December vorigen Jahres im Reichstag in anscheinend verächtlichem Tone von jenen Männern als „gewesenen" Officieren. Aber sie können für ihn doch noch nicht in dem Maße „Luft" sein, daß es ihm belanglos ist, wie sie über die Ableugnung denken.

Nachdem der Reichstag Mitte December in die Weihnachtsferien gegangen war, erfolgte im Armee-Verordnungsblatt eine Bekanntmachung, die im Reiche einen allgemeinen Sturm der Entrüstung entfachte. Schon wieder einmal war die Uniform der Officiere abgeändert worden, trotzdem die gesammte deutsche Presse über das Zuviel auf diesem Gebiet heftige Klage geführt hatte. So groß die „Wurschtigkeit" des Herrn von Einem auch sonst ist, hier versagte sie. In einem officiösen Blatte war alsbald zu lesen, daß er hinsichtlich der jüngsten Veränderungen der Uniformen seine Hände in Unschuld wüsche. Was der Kriegsherr an den Uniformen der Officiere vorzunehmen beliebe, ginge den Kriegsminister rein gar nichts an, weil sich darin nur ein persönlicher Act des Monarchen vollzöge. Bei der ersten Berathung des Militäretats im neuen Jahr wollte aber ein freisinniger Abgeordneter von dieser Flucht des Herrn von Einem vor der Verantwortung nichts wissen; und flugs erklärte sich der Herr Minister auch bereit, sie zu übernehmen. Er hätte ja auch die betreffende Ordre unterschrieben. Also selbst hier wieder Zack.

Zack hörte man in der Militärdebatte auch aus der Behauptung heraus, daß die 33 Aenderungen, welche die Officiere in den letzten fünfzehn Jahren an ihren Uniformen erlitten haben, einerseits oft ein Act des Wohlwollens gewesen sind, welches der Kriegsherr einzelnen Regimentern hätte bezeugen wollen, andererseits zum großen Theil wesentliche Verbesserungen darstellen. Hatte man's aber vor Tische nicht anders gelesen? Hatte derselbe Herr Kriegsminister nicht in einer Sitzung der Budget-Commission gesagt, die sämmtlichen in den letzten vierzehn

Jahren vorgenommenen Veränderungen der Uniform hätten nur dazu gedient, die Uniform des deutschen Heeres einheitlicher zu gestalten?

Auf Zack stand bei Herr von Einem der Kurs auch, als er sich am ersten Tage der Militärdebatte auf geschichtlichem Gebiet versuchte und für die Katastrophe von Jena die cosmopolitischen Lebensanschauungen des preußischen Bürgerthums verantwortlich machte. Nach der auf der Journalisten-Tribüne des Reichstags verbreiteten Ansicht ist der Herr Kriegsminister nichts weniger als ein eleganter Redner. Wer will aber in Abrede stellen, daß er sich ebenso klar wie bestimmt auszudrücken weiß? Dennoch ist wohl noch kein Minister so häufig mißverstanden worden wie gerade Herr von Einem. Als verschiedene bürgerliche Abgeordnete zur Rettung der Ehre ihrer Vorfahren auf den Kampfplatz eilten, schlug sofort der Kurs auch hier wieder auf Zack um. Das Bürgerthum hätte das Unglück von Jena nicht allein verschuldet; vielmehr trüge das ganze Volk, das sammt dem Staate in einen moralischen Sumpf gerathen war, die Verantwortung. Damit war nun freilich sogleich der Friede mit den bürgerlichen Parteien hergestellt, aber die geschichtliche Wahrheit noch lange nicht an's Tageslicht gebracht. Diese besteht unzweifelhaft darin, daß die cynische Selbstsucht der herrschenden Classen und die erschreckende Unfähigkeit der Armee den preußischen Staat in den Abgrund gestürzt haben. In seinen Denkwürdigkeiten weist es überzeugend der Feldmarschall Boyen nach, dessen außergewöhnliche Fähigkeit, objectiv zu schauen und zu urtheilen, von den Historikern unumwunden zugegeben wird. Dem Commandanten von Küstrin, Oberst von Ingersleben, und dem dortigen Kammerpräsidenten von Schlabrendorff war das Hemd weit näher als der Rock. Als die Franzosen vor der Festung erschienen, „ließ der Oberst sich über die Oder setzen und ging dem Feinde entgegen, um die Capitulation ja schnell abzuschließen". „Seine Gattin," fährt Boyen fort, „als sie dies unselige Vorhaben erfuhr, warf sich ihm am Strande, ehe er in den Kahn stieg, zu Füßen, um ihn von diesem schändlichen Schritte abzuhalten, aber der Kammerpräsident von Schlabrendorff riß die heldenmüthige Frau zurück und beschleunigte die Abfahrt des feigen und durch sein Zureden noch mehr bethörten Commandanten." Und wie schlecht schlug sich das Heer bei Jena und Auerstädt! Eine Pfütze, welche die Mannschaften nicht durchschreiten wollten, veranlaßte die völlige Auflösung einer ganzen Division; und der Major von Senden wurde schon ein berühmter Mann, weil er Einer von Wenigen, wenn nicht der Einzige war, der seine Truppe bis zum Ausgang des Kampfes in der Hand behielt. Von der schlimmsten Seite zeigte sich das Heer aber erst auf dem Rückzuge. Weil der König es schon in den ersten Tagen nach der Schlacht verlassen hatte, hielten sich viele Officiere und Mannschaften für berechtigt, sich aus dem Staube zu machen. Nicht bloß, weil ihn die Noth dazu zwang; auch weil sie nicht ihre Schuldigkeit gethan hatten, ließ Friedrich Wilhelm III. einen großen Theil der Regimenter nach dem Friedensschluß eingehen. Sollte Herr von Einem wirklich nicht gewußt haben, was aus Boyen's Denkwürdigkeiten jedem einigermaßen fleißigen Abonnenten unserer Leihbibliotheken schon seit einem Jahrzehnt und länger bekannt ist? Will er den Reichstag und die übrigen Regierten auch mit den Ergebnissen seiner geschichtlichen Studien beglücken, nun so möge er der historischen Wahrheit die Ehre geben und sich nicht bei aufrechten Leuten in den Verdacht bringen, daß er sogar die Auffassung von geschichtlichen Begebenheiten den Wünschen einflußreicher Stellen und dem augenblicklichen politischen Bedürfniß in ähnlicher Weise anpaßt wie die Anschauungen über die Bedeutung der militärischen Kritik und der Uniformänderungen.

Ganz und gar im Zickzackcurs bewegte sich Herr von Einem auch in der Behandlung der Beschwerde, die Herr Bebel über die körperliche Züchtigung eines als Bursche zu einem commandirenden General commandirten Soldaten vorbrachte. Zuerst hieß es so ähnlich wie: „Alles erstunken und erlogen". Sehr arg sprang der Herr Kriegsminister mit dem Verleumder um. Als aber Herr Bebel zu seiner Entschuldigung anführte, daß ihm die falsche Nachricht von sechs verschiedenen Seiten zugegangen war und ihm zur Klärung der Angelegenheit nur der Weg zur Rednertribüne des Reichstags offen gestanden hätte, da war er mit einem Male kein Verleumder mehr, sondern wurde in aller Freundlichkeit ersucht, dergleichen Dinge doch brieflich zur Kenntniß des Kriegsministers zu bringen. Welches Schicksal wohl ein solches Schreiben gehabt haben würde? Bei dem vollgerüttelten Maß von Verachtung, das Herr von Einem bisher Herrn Bebel hat zu Theil werden lassen, mußte dieser erwarten, daß es keines Blickes gewürdigt werden, vielmehr sogleich in den Papierkorb wandern würde. Mag schroffe Ablehnung und hochfahrender Ton auch noch so begründet sein, — wer außer Stande ist, sie durchzuhalten, sollte sie erst gar nicht anwenden. Ein Zurückweichen vor dem Führer der Socialdemokratie kleidet einen preußischen Kriegsminister sehr schlecht und kann die Gegner nur zu neuen gehässigen Vorstößen ermuthigen.

Bei Lichte betrachtet hat der Kriegsminister von Einem in der endlos langen Debatte, die er an die Bewilligung seines Gehaltes anknüpfte, nichts Anderes gethan als Behauptungen, die er mit übermäßig großer Sicherheit vorgetragen, wieder zurückzunehmen oder zu corrigiren. So trat er auch in der Affaire des Prinzen Prosper von Arenberg einen wenig rühmlichen Rückzug an. Zu Anfang hatte er selbst hier wieder auf einem sehr hohen Pferde gesessen. Durch die endgiltige Freisprechung des fürstlichen jungen Officiers, der eng an der Ermordung eines Eingeborenen in Südwestafrika betheiligt gewesen ist, waren die Gemüther im deutschen Reiche heftig erregt worden. Nicht durch die Freisprechung an sich. Das war bis zur vollen Evidenz aus den Gerichtsverhandlungen hervorgegangen, daß der Angeklagte schon von früher Kindheit an geistig anormal ist und daher auch nicht für die grauenvolle That verantwortlich gemacht werden konnte. Es mußte sich aber jeder nur halbwegs mit unseren Heereseinrichtungen vertraute Politiker betroffen fragen, einmal wie ein geistig anormales Individuum überhaupt in ein Regiment und noch dazu mit der Aussicht auf Beförderung eingestellt, zum Anderen wie es der Schutztruppe einer in der heißen Zone gelegenen Colonie einverleibt werden konnte, nachdem es in einer mehrjährigen Dienstzeit untrügerische Beweise von Unzurechnungsfähigkeit gegeben hatte. Als das Befremden hierüber im Reichstag seinen berechtigten Ausdruck fand, erhob sich sofort der Herr Kriegsminister, schneidig und schlagfertig wie er ist, um kurzer Hand zu erklären, daß selbstverständlich bei der Einstellung des Prinzen Arenberg in das Kürassier-Regiment und bei seiner späteren Zutheilung zur Schutztruppe Alles mit rechten Dingen zugegangen sei. Ein langes So?? ließ sich darauf vernehmen; nicht im Reichstage, wohl aber unter den Wählern der schweigsamen Volksvertreter. Hatten denn nicht die früheren gerichtlichen Verhandlungen ergeben, daß der junge prinzliche Officier in Münster recht bedenkliche Dinge vollführte, die eher seine Verabschiedung als die Versetzung zur Schutztruppe hätten zur Folge haben müssen? In der nächsten Sitzung des Reichstages erinnerten sich auch verschiedene Abgeordnete dieses Ergebnisses der früheren Gerichtsverhandlungen. Außerdem hatten sie in Erfahrung gebracht, daß zufällig Prinz Prosper von Herrn von Einem selber in das Kürassier-Regiment eingestellt worden war. Auf die Eruirung dieser Thatsache war der Herr Kriegsminister vielleicht nicht hinreichend vorbereitet gewesen. Genug, konnte schon die Versicherung, daß er sich bei der Annahme des Prinzen für sein Regiment lediglich auf die Empfehlungen seines Adjutanten und des Bruders des sich zum Eintritt Meldenden gestützt habe, keinen guten Eindruck machen, so mußte bei allen zurechnungsfähigen Politikern die weitere Erklärung spöttischem Mitleid begegnen, daß in der That die Versetzung zur Schutztruppe nicht zu billigen wäre, **wenn** vorher in Münster schlimme Dinge vorgelegen hätten. Was hieß das? Was des Prinzen Prosper schleuniges Scheiden vom Kürassier-Regiment nothwendig gemacht hat, war sicherlich auch Herrn von Einem schon seit Jahren bekannt. Jetzt hatte er es nochmals zu hören bekommen. Und dennoch konnte er die Abschiebung des bereits gemeingefährlichen Officiers in ein Tropenland auf Wunsch eines der römischen Kirche treu ergebenen, einflußreichen Parlamentariers und Verwandten nur hypothetisch beklagen und verurtheilen? Herr von Goßler, der Vorgänger des Herrn von Einem, war wahrhaftig kein großer Held auf der Rednertribüne. Aber solche Blößen hat er sich im Reichstag denn doch nicht gegeben, wie sein Nachfolger in der Beschönigung der Anstellung eines hochgeborenen, perversen Individuums in einer Truppe, deren Dienst besondere Anforderungen an Geist, Willenskraft, Sittlichkeit und Körper stellt, und in der Vertheidigung unerhörter Willfährigkeit gegenüber einem Bemühen, die ultramontane politische Machtstellung zur Beseitigung lästiger Neffen auszunutzen. Auch Herr von Goßler hatte im Reichstag eigentlich nur „herauszuhauen" und den Regungen der Laune nachzugeben. Aber auf so dürftige Mittel ist er hierbei nicht verfallen wie Herr von Einem, der gegenwärtige Kriegsminister, der hochmächtige Herr mit dem unverwüstlichen Selbstbewußtsein und mit der durch nichts zu erschütternden Geringschätzung aller Derer, die sich erlauben, anderer Meinung zu sein als er.

Viele Tage hat es gewährt, bis der Reichstag dazu kam, Herrn von Einem das Gehalt zu bewilligen. An Jedem wurde er von seinen politischen Freunden und den Blättern der sogenannten staatserhaltenden Parteien als Sieger ausgeschrieen. Wenn er den Sitzungssaal verließ, lag stets die Opposition röchelnd am Boden. Daß diese am anderen Morgen immer wieder frisch auf den Beinen war, machte Niemanden irre. Im Gegentheil! Je häufiger Herr von Einem muthig zurückwich, mit desto kräftigerem Hurrah wurde er begrüßt. Täuscht mich das Gedächtniß nicht, so versicherten gerade nach der befremdlichen Erörterung der Affaire Arenberg einige warmblütige Verehrer heilig und theuer, daß sie dem Kriegsminister folgen würden, wohin er sie auch führe; diesem immerwährenden Sieger ohne Besiegte. Ja, leben wir denn in einem Tollhaus? Durchaus nicht. Daß Herrn von Einem von deutschen Officieren nicht zu Unrecht der Vorwurf des Heldenthums in Redensarten gemacht wird, erkennen auch seine glühendsten Bewunderer. Aber er ist auf Grund seiner eigenartigen Beanlagung mehr wie jeder andere Minister der richtige Mann am richtigen Platz und daher auch unter allen Umständen bei sämmtlichen maßgebenden Stellen persona gratissima. Mit einer solchen Persönlichkeit geht die Mehrheit des Reichstages stets durch Dick und Dünn. Zu ihr würde sie selbst dann halten, wenn der Weg das Reich unmittelbar in den Abgrund führt. Den in Preußen vor der Katastrophe von Jena herrschenden Classen saß, wie wir festgestellt haben, das Hemd näher als der Rock. Ist es heute im deutschen Reich etwa anders?

Ajax.

Notizen.

Ida Boy-Ed. Die große Stimme. (J. G. Cotta'sche Buchhandlung. Nachfolger. Stuttgart und Berlin.) Die Schilderung in den zehn kleinen Erzählungen ist überall frisch und lebendig. Die einfachen, sich anspruchslos gebenden Novellen enthalten manche Schönheit und entbehren nicht des poetischen Reizes, wenngleich sie nicht gerade weite Perspectiven eröffnen. Dr. Heinrich Ilgenstein.

Arnold Kowalewski, Studien zur Psychologie des Pessimismus. (J. F. Bergmann, Wiesbaden 1904.) Diesen Studien gebührt insofern eine besondere Beachtung, als in ihnen zum ersten Mal der Versuch gemacht wird, dem Pessimismus mit den Mitteln des Experiments und der Statistik auf empirisch-psychologischem Wege beizukommen und so den in ihm enthaltenen „Wahrheitskern" herauszuschälen. Nach einer längeren einleitenden Betrachtung des Pessimismus in Religion, Poesie, Volksweisheit, Volkssitte und Volksaberglaube und nach prinzipiellen Erörterungen über die einfache Lust-Unlusttheorie, die pluralistische Lust-Unlusttheorie und Wundt's Theorie von der Mehrdimensionalität des Gefühlssystems, wobei sich der Verfasser zu Gunsten der einfachen Lust-Unlusttheorie entscheidet, wird auf Grund eines von dem Psychologen Münsterberg angelegten „psychologischen Tagebuches" das Verhältniß von Lust und Unlust während eines mehrmonatlichen und mittelst einer Tactklopf- und Hüpfmethode während des täglichen normalen Stimmungsverlaufs sowie aus Untersuchungen amerikanischer Forscherinnen der Stimmungsgehalt der Träume festgestellt, wobei sich jedesmal ein pessimistisches Resultat, d. h. das Ueberwiegen der Unlust ergiebt. Dasselbe Resultat erzielte Kowalewski bei der experimentellen Untersuchung der Intensitätswirkung von Lust- und Unlusteindrücken, bei dem Vergleich der Dauer ihrer Wirksamkeit und ihres Einflusses auf unsere Zeitschätzung, und bei sprachstatistischen Symetrieprüfungen. Im letzten Abschnitt seines Buches stellt er dann diesen insgesammt pessimistischen Ergebnissen einige „ausgleichende Factoren" gegenüber, nämlich: die mit der Abwehr verbundene Lust, die bessere Erinnerung von Lusteindrücken oder den „Erinnerungsoptimismus", die Hoffnungslust und teleologische Reflexionen. Obgleich ich mancherlei Bedenken bezüglich einzelner Resultate hege, besonders weil Kowalewski es unterlassen hat, eine reinliche Scheidung der Lust und Unlust von den mit ihnen verbunden auftretenden Empfindungen bezw. Vorstellungen vorzunehmen, ferner die stellenweise Vermengung von ethischen und eudämonologischen Werthen mißbilligen und die Wirkung der „ausgleichenden" Factoren zum Theil herabsetzen, zum Theil nämlich die „teleologischen" Reflexionen als nicht dahin gehörig ausschalten müssen, so sind doch in diesem Erstlingsversuch einer experimentell-psychologischen Prüfung des Pessimismus und der Auffindung von Asymmetrien der Lust- und Unlustfunktion als natürliche Ansatzpunkte für die Genesis einer pessimistischen „Seelenverfassung", welch' letztere aber mit dem Pessimismus als wissenschaftlichem Gedankenproduct keineswegs verwechselt werden darf, zutreffende und interessante Beobachtungen genug enthalten, um nur seine Lectüre empfehlenswerth erscheinen zu lassen. A. Korwan.

Grillparzer. Sein Leben und Wirken. Von Hans Sittenberg. (Berlin. Ernst Hofmann & Co.) In der trefflichen und nicht genug zu empfehlenden Biographien-Sammlung „Geisteshelden" ist nun auch eine Biographie Grillparzer's erschienen. Das wachsende Interesse für den Lebenslauf dieses Dichters hat gerade in letzter Zeit manche Veröffentlichung hervorgerufen. Die neue Biographie stammt aus der Feder des bekannten Wiener Literarhistorikers Dr. Hans Sittenberger, der den Spuren seines Landsmannes mit liebevollem Verständnis nachgeht und vor allem dem psychologisch fast ein Problem darstellenden Menschen Grillparzer gerecht wird. Der knappe Band gehört sicher zu dem Besten, was bisher über Grillparzer und sein unglückliches Leben geschrieben ist. Er bildet eine würdige Fortsetzung zu den bisherigen Erscheinungen dieser Sammlung. Dem Buche ist neben dem Facsimile eines Gedichtes auch ein seltenes Bild Grillparzers beigegeben.

Dr. Heinrich Ilgenstein.

In der Welt der Verstoßenen. Erzählungen von L. Melschin. Aus dem Russischen übersetzt von G. Polonsky. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.) Erzählungen aus Sibirien, die sich naturgemäß überwiegend mit dem traurigen Loose der dorthin Verbannten beschäftigen, sind nicht gerade selten. Dostojewsky, Obrutschew und jetzt Melschin haben das dankbare Thema von allen Seiten beleuchtet und mit der ganzen Kraft des eigenartigen russischen Realismus so behandelt, daß den Leser das Gefühl der verzweifeltsten Trostlosigkeit, des unsäglichen Mitleids und der qualvollsten Erschütterung nicht einen Augenblick verläßt. Melschin, dem ebenfalls eigene Erfahrungen bei seinen Schilderungen zur Seite stehen, ist vielleicht die Krone zuzuerkennen. Wer sich gern in den trostlosen Gemüthszustand versetzt, der noch mehr als manchen Skandinaviern einem großen Theile der slavischen Schriftsteller als höchstes, erstrebenswerthes Ideal vorzuschweben scheint, dem können Melschin's Erzählungen bestens empfohlen werden.

Der als Balladendichter bereits rühmlich bekannte Freiherr Börries von Münchhausen hat jetzt ein lyrische Dichtungen enthaltendes „Ritterliches Liederbuch" erscheinen lassen (F. A. Lattmann's Verlag, Goslar.) 8°. 107 S. Geb. 4 Mk. Auch Börries von Münchhausen zeigt Rasse und eine starke Eigenart. In den temperamentvollen Gedichten spiegeln sich überschäumende Lebenslust und todtersehnende Schwermuth, spiegelt sich ein reichbewegtes Leben wider, bei dem der Dichter aber auf allen Wegen und Seitenwegen seine Leitsterne nicht aus dem Auge verlor. In dem Liede „Das sind wir" singt er:

„Wir stehn mit starrem Nacken
In des Marktes Feilschen und Placken
In strenger Ritterschaft.
Wir woll'n in stillem Walten
Dem Lande sein Bestes erhalten:
Deutsche Bauernkraft!"

Und der Frau, in der er endlich sein Ideal gefunden hat und der auch das Buch gewidmet ist, weiht er (in „Lebensweg") die Verse:

„Und denke ich an Sturm und Streit und Streben,
An meiner Jugend Wandern dort und hier,
So ist mir oft: Es war mein ganzes Leben
Ein stiller, unbeirrter Weg zu Dir."

Die echt ritterliche Gesinnung und das Standesbewußtsein Münchhausen's vermählen sich aber bei ihm mit geistiger Freiheit und der Toleranz des echten Poeten.

S. Hoechstetter. Der Pfeifer. Roman. (F. Fontane & Co., Berlin.) Im Fränkischen und im malerischen Nürnberg spielt sich die Geschichte des Pfeifers ab, unter welcher Bezeichnung kein Musikant, sondern ein später Nachkömmling in der ehrbaren Familie des Daniel Hart zu verstehen ist. Wenige Monate nach der Geburt schon verwaist, wächst das Kind unter der Obhut kleinbürgerlich stolzer und wohlhabender Verwandten auf, die natürlich nicht im Stande sind, später den eigenartigen Charakter und die künstlerische Sehnsucht des heranwachsenden Knaben zu verstehen. Die herbe, aber harmonische Figur Ulrikes ist wohl die gelungenste der Erzählung, über die bei großer Realistik doch jener Hauch zarter Romantik liegt, der schon die bisher erschienenen Romane „Dietrich Lanken" und „Sehnsucht, Schönheit, Dämmerung" auszeichnete und auch dem vorliegenden Buche großen poetischen Werth verleiht. Dr. Heinrich Ilgenstein.

Zur gefälligen Beachtung.

Alle **geschäftlichen** Angelegenheiten, besonders die Versendung von Beleg-Exemplaren, die Honorirung u. dgl., erledigt **ausschliesslich** der **Verlag**, Berlin W 57, Kulmstr. 4 I. Man wolle bezügliche Anfrage **nur an ihn** richten.

Dagegen sind Manuskripte, Bücher, redactionelle Anfragen etc. stets an **Richard Nordhausen**, Berlin W 30, Gleditschstr. 6, zu senden. Für pünktliche Erledigung kann sonst nicht Gewähr geleistet werden.



Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W 30, Gleditschstr. 6; Expedition: Berlin W 57, Kulmstr. 4 I. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 14. Berlin, den 2. April 1904. 33. Jahrgang. Band 65.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. | Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. | Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt:

Die Russen und ihre Culturmission.

Von Anton Weis-Ulmenried.

In seinem zweibändigen geschichtsphilosophischen Werke „De l'Italie dans ses rapports avec la liberté et la civilisation moderne“ (Paris, 1847) stellte Andrea Mazzini, ein Vetter des bekannten Revolutionärs Giuseppe Mazzini, eine Theorie des nationalen Berufes ouf. Es wor nämlich seine Ueberzeugung, daß jedes Volk eine besondere Mission in der Welt zu erfüllen habe und ouch von Notur ous die erforderlichen Eigenschaften besitze, die es zur Erfüllung dieser seiner Mission befähigen. Daß diese Theorie nicht so ohne weiteres von der Hand zu weisen sei, daß sie monches für sich habe — zu dieser Ueberzeugung kommt wohl jeder, der den Gong der historischen Ereignisse oufmerksom verfolgt.

Gemäß dieser Theorie haben ougenscheinlich ouch die Russen, wiewohl ihr Stootswesen derzeit noch ein gor wunderliches Amalgom von osiotischem Barbarismus und ousgepfropfter europäischer Halbcultur bildet, einen besonderen Culturberuf, eine gewisse „Mission“ — ollerdings nicht in Europa. Rußlond ist gegenwärtig gleichsam ein riesiges Laboratorium für die experimentelle Beorbeitung und Entwickelung der größten europäisch-osiotischen Notion, die bestimmt scheint, die Zukunft der Welt zu formen. Es hat bisher weder die Cultur des Westens noch die des Ostens vollkommen sich ongeeignet, ober gerade die barborischen Elemente, die sich im Leben und in den Sitten des russischen Volkes so zahlreich vorfinden (wie die übertriebene, oufdringliche Gastfreundschaft, die opulenten Geloge, die übermäßige Verwendung greller Farben in Kleidung und bei Bouten, die bizarren Formen der Architektur, die Ueberschwänglichkeit in Gefühlsäußerungen, die Mischung von Zärtlichkeit und Wildheit u. dergl.), sowie der starke osiotische Einschlog in seinem Blute machen es in hervorragendem Maße fähig und geeignet zur Erfüllung seiner Mission: seine Einflußsphäre immer weiter auszudehnen, die barbarischen Völker des Orientes zu unterjochen, zu beherrschen, sich ober auch mit ihnen zu vermischen — welch' letzteres bekanntlich bei den Briten ganz und bei den Deutschen so ziemlich ousgeschlossen ist, in Folge ihres hoch entwickelten nationolen Selbstbewußtseins. Dazu kommt aber noch etwas anderes, was wirksamer ols Militorismus und Geschick zu forcirter, industrieller Production die Träger bez. Bringer einer neuen, fremden Cultur fördert. Die Russen besitzen ein tiefgewurzeltes Menschlichkeitsgefühl gegenüber Angehörigen jedes Volkes und jeder Rasse, eine angeborene Gutmüthigkeit, jo, so zu sagen einen hohen Fond an Idealismus und Verständniß für das Verhältniß der Ideole zum praktischen Leben, — Eigenschaften, in Folge deren sie sich mit den unterworfenen Völkern sofort auf guten Fuß stellen und sich deren Zuneigung erwerben, — Eigenschaften, die bekanntlich nicht ollen „Culturträgern“ eigen sind. — Ueber die angeblich enorme industrielle Entwickelung Rußlands gegen Ende des 19. Jahrhunderts und über die große transsibirische Bahn*), die ungeheure, größtentheils sehr fruchtbare Landstriche der Cultur eröffnet und direct und indirect ouf den Welthandel großortigen Einfluß ousüben wird, und die Handelsbilanz in der Welt wieder herstellen dürfte, ist schon sehr viel gesprochen und geschrieben worden. Insbesondere wird dabei ouf Südrußlond verwiesen, das vor wenigen Jahrzehnten noch geradezu eine Wüstenei gewesen, nun aber mit Fobriken und volkreichen Industrieorten übersäet sei; sowie darouf, daß der außerordentliche notürliche Reichthum des osiatischen Rußlonds von den europäischen Bewohnern Sibiriens ousgenutzt zu werden beginne. Nun, der industrielle Fortschritt Rußlonds ist unleugbar in der jüngsten Zeit groß gewesen, ober vielleicht wird doch zu viel Wesens darous gemacht. Die Lage des Landes als notürliches Zwischenglied zwischen Europa und Asien giebt ihm ollerdings eine obsolut wichtige commercielle Position, sowie ihm sein großer

*) Die sibirische Bahn besteht ous fünf Theilen: 1. die eigentliche sibirische Bahn von Tscheljadinsk noch Irkutsk mit Abzweigungen nach Tomsk und einer kurzen Strecke nach Omsk, zusammen 3140 Werst. 2. Die Transbaikalbahn von Irkutsk bis Stretensk 1096 Werst, mit der Zweigbahn nach Mandschuria (auch Nogodan genannt) 1420 Werst. 3. Die Ussuribahn von Wladiwostok nach Chabarowsk mit einem kurzen Zweig nach Pogranitschnaja 1440 Werst. Dazu kommen die sog. chinesischen Strecken, die wenigstens dem Namen nach innerhalb der Grenzen des Reiches der Mitte liegen und zwar 4. Die chines. Ostbahn von Mandschuria nach Pogranitschnaja 1440 Werst und 5. die südmandschurische Bahn von Charbin nach Port Arthur 980 Werst. Das letzte Bindeglied zwischen Europa und dem fernen Osten stellt die politisch jedenfalls noch sehr folgenschwere „chines. Ostbahn“ dar, die zeitweilig einerseits in Port Arthur, andererseits in Wladiwostok den Stillen Ocean erreicht. Derzeit ist die Ringbahn um den Baikalsee in Angriff genommen, da der Betrieb mit Fähren bei stürmischem Wetter sehr gefährlich ist. Bis jetzt kostet die ganze sibirische Bahn 780 Millionen Rubel. Die Endpunkte der Bahn Tscheljabinsk und Wladiwostok sind 5526 Werst von einander entfernt. Von Alexandrow nach Port Arthur sind 9220 Werst.

natürlicher Reichthum eine ebenso absolut wichtige industrielle Position sichert — es ist aber doch zu bezweifeln, ob und inwiefern Handel und Industrie bei dem ganz eigenthümlichen Charakter des russischen Volkes die Hauptlinien sein werden, längs deren sich seine Zukunft ausgestalten wird. Bekräftigt wird dieser Zweifel dadurch, daß Rußlands Industrie sich bisher fast ausschließlich in den Händen Fremder befindet, und wenn man auch voraussetzen kann, daß sich dieses Verhältniß in Zukunft ändern werde, so zeugt es immerhin davon, daß die Russen eigentlich doch keine commerciell und industriell besonders veranlagte Nation sind — so weit man überhaupt die Russen als (einheitliche) „Nation“ bezeichnen kann. Denn der herrschende Volksstamm, die Großrussen oder Moskowiter, die insbesondere in den Gouvernements Nowgorod, Moskau, Kiew und von da nach Norden und Osten in den Gouvernements Wjätka und Wologda und nach Süden in den Gouvernements Pensa und Woronesch leben — sind ja keine Slaven, werden nur fälschlich zu den Slaven gerechnet. Schon Duszynsky hat durch seine Schrift „Nothwendigkeit der Reformen in Darlegung der Geschichte der europäischen Arias und der Turarier, speciell der Slaven und Moskowiter“ bahnbrechend für die Aufhellung der Geschichte der Slaven und der Großrussen gewirkt, und Cas. Delamarre wies in seinem Buche: „Ein Volk von 15 Millionen Seelen, welches von der Geschichte vergessen worden ist“ (Paris 1869) kurz und treffend nach, wie die von den Großrussen in Sprache, Abstammung und Cultur gänzlich verschiedenen Kleinrussen (Rußniaken, Ruthenen), die vorwiegend in den Gouvernements Poltawa, Tschernigoff, Cherson, Charkow und Kiew wohnen, von ersteren nicht nur unterjocht, sondern auch ihres Namens beraubt wurden, um ihn auf sich zu übertragen und sich für Europäer auszugeben. Der beste Beweis dafür, daß die Moskowiter überhaupt keine Slaven sind, ist der Name ihrer Herrscher. Kein Volk der Welt hat je seine Fürsten mit einem fremden Worte benannt. Aus dem Worte „Zar“ aber können selbst die vereinigten Bemühungen der begeistertsten panslavistischen Philologen kein slavisches machen. Es ist ein unzweifelhaft tatarisches Wort, asiatisch, wie die Sitten und Gebräuche am Hofe zu Moskau es waren. Erst 1721, als Petersburg lange gebaut und zur Residenz erklärt war, nahm Zar Peter den Kaisertitel an. Bis dahin hatte es weder ein russisches Kaiserthum gegeben, noch überhaupt ein russisches Reich, sondern bloß ein Zarat von Moskau. Und erst die Schlacht von Pultawa, in welcher mit Karl XII. ganz Europa besiegt worden war, schuf ein russisches Kaiserthum, indem Zar Peter durch den Sieg in dieser Schlacht Kleinrußland, ein ganz von Ruthenen bewohntes Land, erwarb. Litauer, Polen und Ruthenen gehören alle drei dem großen arisch-europäischen Geschlechte an und genießen die ihm eigenthümliche partikularistische Civilisation, haben aber auch alle drei eine scharfe Abneigung gegen die Großrussen, die Vertreter des turanischen Geschlechts und der communistischen Civilisation. Das Flußgebiet des Dnjepr begrenzte schon in uralten Zeiten wie heute noch die Länderbesitze der beiden ganz verschiedenen Völkermassen. Herodot schon sagt, daß die Bewohner des Dnjeprflußgebietes Ackerbauer sind, während diejenigen, welche östlich mehr als drei Tagereisen entfernt wohnen, dem Nomadenleben ergeben sind. Es versteht sich von selbst, daß die ersten mehr an dem Boden hingen und einen klareren Begriff von Recht und Eigenthum hatten. Heute noch hat sich in diesen Gegenden wenig geändert. Die Regierung hat zur Grundlage der Befreiung der Leibeigenen in Kleinrußland die individualistische Organisation der Bauern dieser Gegenden und die communistische in Moskowien angenommen. Die Gemeinde bewirkt den Rückkauf des Bodens bei dem Besitzer und theilt diesen Boden auf ein oder zwei Jahre unter die Bewohner. Dagegen kaufen im Flußgebiet des Dnjepr, des Dnjestr und der Weichsel die Bauern persönlich den Boden, den sie bebauen. — Aus dem Angeführten ergiebt sich auch, daß die überkommene Geschichtsdarstellung und der Geschichtsunterricht in den Schulen des Westens mit Bezug auf Rußland fast unbewußt an schweren Mängeln und Einseitigkeiten leidet, die von Rußland begünstigt wurden und sich allmälig einschlichen. Die Frage, wer die Russen eigentlich sind? wurde innerhalb und noch mehr außerhalb Rußlands schon vielfach erörtert. Dank der Arbeit russischer Anthropologen in den letzten Jahren ist das Problem so ziemlich gelöst. Wie die Ausgrabungen aus vorgeschichtlicher Zeit ergeben, war die älteste Bevölkerung Rußlands dolychokephal und jedenfalls nahe verwandt mit dem neolithischen Menschen Europas und Nordafrikas. Dann kamen aus Asien dunkle, brachykephale Völkerstämme zugewandert, — mit und ohne mongolische Verwandtschaft — die sich über ganz Centraleuropa ausbreiteten. Die heutige Bevölkerung Rußlands ist im Allgemeinen subbrachykephal oder gemäßigt brachykephal, aber nicht nur weniger brachykephal, als die weiter ostwärts hausenden Völkerstämme, sondern auch als die meisten Volksstämme Mitteleuropas. Es ist dies jedenfalls eine auffallende Erscheinung, die sich aber aus der natürlichen Beschaffenheit Rußlands erklären läßt. Die brachykephalen Einwanderer verbreiteten sich über die dünn bevölkerten Ebenen und vertheilten sich unter die ursprüngliche Bevölkerung. Jene Einwanderer, die in das Innere Europas vordrangen, fanden sich von ausgeprägten natürlichen Grenzen umschlossen, die fruchtbaren Ebenen von einer kräftigen, dolychokephalen Bevölkerung besetzt, die centralen Hochländer dagegen verhältnißmäßig unbewohnt. Während sie sich in den Ebenen mit der vorhandenen dolychokephalen Bevölkerung vermischten, erhielten sie in den centralen Gebirgsregionen ihre Rassenmerkmale ziemlich unversehrt. So ist es auch zu erklären, daß z. B. die Savoyarden heute noch so ausgeprägt brachykephal sind wie ihre muthmaßlichen Verwandten nördlich vom Hindukusch, während die dazwischen liegenden Ebenen von einer gemischten Bevölkerung bewohnt sind. Zieht man dies Alles in Betracht, so versteht man auch, inwieweit der Russe ein Asiat ist, als welcher er häufig angesehen wird. Vom engeren europäischen Gesichtspunkte aus ist er Asiat, wie er vom asiatischen Standpunkt aus Europäer ist. In Wirklichkeit ist er eine Mischung der beiden großen Hauptrassen: der europäischen Dolychokephalen und der asiatischen Brachykephalen. Sieht man sich ein wenig in Rußland um, so trifft man eben so häufig ernste, energische Langgesichter mit ausgeprägt europäischem Typus, als demüthige, resignirte, gutmüthige, breite Mongolengesichter mit plattgedrückter Nase. Wohl selten findet man einen schönen Typus. Schönheit scheint eben im Leben einer Rasse erst spät sich zu entwickeln. Das russische Volk ist gewissermaßen, speciell als Culturvolk, wenn es überhaupt auf dieses Epitheton Anspruch erheben kann, noch jung. Die schwerfälligen, gedrungenen Körperformen haben etwas Formloses, unentwickelt Kindliches an sich. Der Contrast zwischen Russen und Polen z. B., bei welch' letzteren in Folge ihrer alten Civilisation die Verfeinerung der Rasse bis in die untersten Schichten der Bevölkerung gedrungen ist, ist auffallend und erklärt, ganz abgesehen von den politischen Verhältnissen, zur Genüge den zwischen diesen beiden Völkern herrschenden Antagonismus.

Trotzdem die Russen im Allgemeinen den Ausdruck passiver Resignation an sich tragen, ermangeln sie keineswegs der Energie, und es steht außer Zweifel, daß Rußland seine Einflußsphäre und Herrschaft immer weiter ausdehnen wird, wenn sich nicht die angelsächsisch-germanische Welt bei Zeiten aufrafft und dem unersättlichen Ungethüm ein energisches Halt! zuruft. Heute schon gebietet Rußland über $^1/_6$ der Erdoberfläche, ist die Hauptmacht in der alten Welt und wird binnen kurzem, wenn nicht unerwartete Ereignisse eintreten, z. B. im gegenwärtigen russisch-japanischen Kriege doch die Japaner, das intelligenteste Volk, das je die Erde getragen, Sieger bleiben, auch als oberste asiatische Macht anerkannt

werden müssen. Die endliche Besitznahme Konstantinopels durch Rußland ist nur eine Frage der Zeit, wobei übrigens zu bemerken ist, daß das einst so wichtige Konstantinopel heute nur mehr einen eingebildeten Werth hat. Der einzige directe Weg für uns Europäer zur neuen Welt der Zukunft, dem fernen Osten, wird dann durch Rußland gehen und alle unsere wichtigsten Interessen in dieser neuen Welt werden in Rußlands Hände gelegt sein. Die Bevölkerung Sibiriens wird in kurzer Zeit in die Lage kommen, ihre Leistungsfähigkeit zu zeigen, sich zu messen mit den Bewohnern des europäischen Mutterlandes.

Rußlands einziger, ernster und entschlossener Rivale als Weltmacht werden schließlich nur die Vereinigten Staaten sein, die ein gewaltiger Factor geworden sind, mit dem in der internationalen Politik sehr stark gerechnet werden muß. Das 20. Jahrhundert wird das Schicksal so manchen Staates entscheiden, und die Amerikaner sind von der festen Anschauung durchdrungen, daß sie vor allen anderen Völkern die Zukunft für sich haben; daß sie noch eine Wandlung in der Welt zu Stande bringen werden, daß ihrem Lande eine große Aufgabe auf Erden zuertheilt sei; daß sie, wenn sie ein großes Volk werden wollen, auch trachten müssen, eine große Rolle auf der Weltbühne zu spielen; daß sie großen Ereignissen nicht aus dem Wege gehen und vor einem rechtschaffenen Kriege nicht zurückschrecken dürfen; daß sie den Kampf um die Vorherrschaft als Handels- und Seemacht unmöglich durchführen können, wenn sie ihre Macht nicht außerhalb der Grenzen des Staates gebrauchen. — Unstreitig steht die Welt am Vorabend großer Ereignisse.

Tarnkappen für unsere Soldaten.

Von Major a. D. Karl v. Bruchhausen.

Ja, wenn es die gäbe: und dann selbstverständlich nur für uns, um dem Feinde die „Leere des Schlachtfeldes“, (worüber Angesichts des rauchschwachen Pulvers und des Deckungstalentes ihrer Gegner die englischen Officiere in Südafrika klagten), noch grauenhafter zu machen! Tarnkappen giebt es nun in unserer auf nüchterne Realität gestellten Zeit nicht mehr, wohl aber Mittel, um den Soldaten im Gefecht dem Auge des Gegners mehr zu entziehen, als es die bisherige, prunkhafte Bekleidung that. Schon in unserem letzten Kriege trat der Wunsch hiernach auf, und man suchte ihm in primitiver Weise durch Schwärzung des weißen Lederzeuges u. s. w. gerecht zu werden.

Aber damals war das Bedürfniß nach einer „indifferenten“, d. h. im Gelände möglichst unauffälligen Uniform bei Weitem nicht so stark wie heute. Die größere Schußweite, Treffgenauigkeit, Rasanz und Geschoßwirkung der im letzten Menschenalter ganz erheblich verbesserten Feuerwaffen — Gewehr wie Geschütz — haben es riesengroß anwachsen lassen. Wehe uns, wenn wir es in unseren bunten Uniformen — man gedenke nur der Cavallerie-Regimenter! — mit einem Gegner zu thun haben werden, der seine Leute unter Vermeidung alles Blinkenden wohlweislich in eine geländefarbene Felduniform gekleidet hat. Und es kann uns so ergehen; denn die im vergangenen Jahre angeführten, allmälig zu beschaffenden grauen Litewken sind doch nur ein Nothbehelf, und die dunkle Hose würde in vielen Fällen wieder verderben, was die graue Litewka gut macht.

Seit einer Reihe von Jahren bin ich — zuletzt in der „Woche“ vom 18. Juli 1903 — für die unbedingte Nothwendigkeit einer zweckentsprechenden Felduniform eingetreten; mancherlei Anfechtung habe ich dieserhalb erfahren, manch unfreundliches Wort hören müssen. Daher war meine Freude nicht gering, als ich vor Kurzem in der „Köln. Ztg.“ las, daß die Einführung eines Waffenrockes von grauer, mit ein wenig Grün gemischter Farbe unmittelbar bevorstehe. Endlich! Denn zu einem solchen Waffenrocke gehörte ganz unvermeidlich die gleichfarbige Hose; gehörte der Fortfall alles blinkenden und blitzenden Metalls; gehörte die Einführung einer Einheitsuniform für alle Waffen. Endlich so weit, wie andere Länder es längst sind.

Der Jubel war zu früh. Denn auf jene Nachricht folgte prompt ein grimmiges Dementi. So war es auch, als der Rohrrücklauf bei uns — ein wenig post festum — in den Blättern auftauchte und seine Verfechter fand. Genau so grimmige Dementis — und er kam doch. Ebenso wird über kurz oder lang — hoffentlich über kurz — die Felduniform kommen, so sehr man sich anscheinend an den „maßgebenden Stellen“ dagegen sträubt.*) Sie wird kommen, weil sie kommen muß; ebenso wie der Rohrrücklauf, die Unterseeboote und das noch kleinere Gewehrkaliber. Sie wird kommen trotz ihrer zahlreichen Gegner (namentlich auch unter den alten Officieren), die nicht einsehen wollen, daß, was 1864, 66 und 70/71 gut oder doch erträglich war, unter veränderten Waffenverhältnissen nicht mehr gut ist. Auch glauben sie, daß mit dem Aufgeben der altgewohnten Uniformen zugleich ein Stück unserer Ueberlieferungen aber wohl gar der vielgerühmten preußisch-deutschen Strammheit mit verloren gehen werde. Als ob diese nicht mancherlei Costümänderungen bereits überstanden hätte und als ob nicht — glücklicherweise! — die bei der seit Jahr und Tag mit einer indifferenten Felduniform bekleideten ostasiatischen Besatzungsbrigade gemachten Erfahrungen das Gegentheil erwiesen hätten! Auch unter dem grauen Kittel kann ein tapferes, disciplinirtes Herz schlagen ...

Und was bedeuten alle solche Bedenken gegenüber der zwingenden Nothwendigkeit? In den Schlachten entscheidet ganz allein die Feuerwirkung. Sie auf den Feind möglichst stark zu machen und die des Gegners auf uns möglichst zu vermindern, ist unsere heilige Pflicht und Aufgabe. Wie können wir den Feind niederkämpfen und die Feuerüberlegenheit erringen, wenn wir es ihm durch unschwer zu vermeidende Aeußerlichkeiten erleichtern, unsere Reihen zu lichten, bevor wir ihn ernstlich zu schädigen vermögen? Fechtart und Bekleidung müssen den neuen Verhältnissen Rechnung tragen; die Fechtart allein (unter Umständen der Burenangriff!) vermag es nicht. Vor etwa zwei Jahren schrieb General Négrier: „Der alte Grundsatz: das Feuer zieht das Feuer an — hat jetzt folgende Fassung erhalten: Die Sichtbarkeit zieht das Feuer an!“ Daher bedürfen wir einer unauffälligen, im Gelände gleichsam verschwindenden Felduniform, und zwar für unsere fast immer liegend fechtenden, aber auch vorlaufenden Schützen, für die unter schwierigeren Verhältnissen als früher arbeitenden Patrouillen und für die weitab — aber innerhalb der Zone des Artilleriefeuers — auftretenden geschlossenen Abtheilungen.

Wie nun die beste „Schutzfarbe“ — es ist das ein dem Englischen entnommener Ausdruck — aussieht? — Das ist nicht mit einem Worte zu beantworten. Eine für alle Verhältnisse gleich wirksame Schutzfarbe giebt es überhaupt nicht; dazu ist die Färbung des Geländes, der sie sich ja möglichst anpassen soll, je nach Klima, Jahreszeit, Bewachsung und Beleuchtung zu verschieden. Seit länger als 50 Jahren giebt es im englisch-indischen Heere Khaki-Uniformen. Man ist dort mit ihnen zufrieden, wo es sich um wenig bebaute, dürre Ebenen handelt. Nicht aber inmitten von Anpflanzungen und Felsgebirgen. In den Feldzügen an der Nordwestgrenze Indiens hat der in Khaki gekleidete britische Soldat sich mehr als einmal im Nachtheil gegen die mausgrau angezogenen

*) Ende Januar und Anfang Februar d. Js. erklärte, falls die Zeitungsnachrichten hierüber zutreffend sind, der Kriegsminister in der Budget-Commission, daß Grau für den Winter und Blau für den Sommer die besten Farben seien; Letzteres kann nicht zugegeben werden.

Afridi gefühlt. In Südafrika war man auf englischer Seite mit dem Khaki auch nicht recht einverstanden, wenngleich es nach Auffassung Anderer recht gute Dienste that. Ein deutscher Mitkämpfer auf Burenseite theilte dem Schreiber dieser Zeilen mit: „Das Abkommen wurde uns sehr erschwert durch die eintönige, feldfarbene Khaki-Uniform ...". Kurz: eines schickt sich nicht für Alle. Jedes Land hat, die klimatischen Verhältnisse seiner voraussichtlichen Kriegsschauplätze berücksichtigend, eine solche Schutzfarbe zu wählen, wie sie den meisten in Betracht kommenden Gelände-Arten entspricht: für jede und dann noch für jede Jahreszeit eine besondere Uniform mit in's Feld nehmen und unseren Leuten gleichsam Mimicry angewöhnen wollen, das geht nicht an. Ob sich ferner derselbe Stoff gleichmäßig für Winter und Sommer eignet, wird durch eingehende Versuche festzustellen sein. Die Engländer stellten bekanntlich während des Burenkrieges khakifarbene Uniformen von verschiedener Dicke und verschiedenartigem Stoffe her. Das sind Fragen, die sich, wenn einmal der Entschluß zur Einführung einer schutzfarbenen Felduniform gefaßt ist, glatt erledigen.

Grau mit verschiedenen Beimischungen ist die verbreitetste Farbe für moderne Felduniformen. Ob man bei uns dem Graugrün den Vorzug giebt oder dem einfachen Grün, ist nicht ganz klar. Bei unseren Maschinengewehr-Abtheilungen ist graugrün eingeführt, bei den Gardejägern in Potsdam wird es erprobt; in der ostasiatischen Besatzungsbrigade scheint Graugrün und einfaches Grau vertreten zu sein. Die bereits erwähnten neuen Litewken sind grau ohne Beimischung von Grün. Gleichfalls ein einfaches Grau gewählt haben England, Norwegen und Italien; in letzterem Lande sind die Versuche mit einem eisengrauen Drillichstoff, die im Uebrigen befriedigt haben sollen, noch nicht abgeschlossen. England hat sich, nachdem es einen umfangreichen Versuch mit gelbbraunen Stoffen (nicht Khaki) gemacht, zum schottischen Grau entschlossen, wobei persönliche Liebhabereien des Königs mit im Spiele gewesen sein sollen. In Indien blieb es beim Khaki. Uebrigens haben wir, was mit Bezug auf die in den Tropen vorherrschenden Geländefarben und die Beleuchtung ganz zweckmäßig erscheint, für unsere afrikanischen Schutztruppen Uniformen von gelblichbrauner Farbe. Norwegen, mit seinen eintönig grauen Felsen, hat in ganz angebrachter Weise ein „Gebirgsgrau" gewählt. Daß Oesterreich für seine Jäger eine hechtgraue Uniform besitzt, ist wohl Zufall und nicht auf das Bestreben, die Leute im Gelände möglichst verschwinden zu lassen, zurückzuführen. Grau mit einer starken Beimischung von Grün zeigt die Felduniform der Vereinigten Staaten (olivengrün); bei der Kleinheit des Heeres und dem Reichthum des Landes konnte man sich dort den Luxus gestatten, neben einem dünnen, olivenfarbenen Sommerstoff für die heiße Jahreszeit, dem Sonnenstande und der grellen Beleuchtung angemessen, noch Khaki-Anzüge zu halten. Die Amerikaner streichen, nebenbei bemerkt, auch ihre Feldgeschütze khakifarben an. Schweden probt seit ein paar Jahren. Es schwankt noch zwischen Gebirgsgrau, Graubraun und Granitfarbe. In Rußland läßt man die Dinge sachte an sich heran kommen. Immerhin hat man versuchsweise dem im Kwantun-Gebiet (Südostzipfel der Mandschurei) stehenden Truppen für den Sommer Bluse und Mütze von Khakifarbe gegeben.*) Dänemark hat im vergangenen Jahre eine, wie die Zeitungsberichte besagten, „trübselig aussehende" Felduniform von grauer mit ein wenig Grün gemischter Farbe endgiltig eingeführt. Als unser Kaiser Anfang April 1903 in Kopenhagen war, wurde sie ihm vorgeführt. Nebenbei bemerkt ist in Dänemark Feld- und Garnison-Uniform identisch; in ein paar Jahren werden die alten Uniformen ganz verschwunden sein. Bleibt zu erwähnen Frankreich, das noch im Stadium der Versuche steht. Einer Truppenprobe wurden — auch bei den letzten Manövern — Felduniformen von grau-blauem Grundton unterzogen. Dazu den Schlapphut von Filz, zu dem wir uns aber kaum entschließen werden, zumal deutsche Industrie (G. Bortfeld in Bremen) einen leichten, gegen Sonnenstich schützenden und dabei wasserdichten Korkhelm erfunden hat, der allen Ansprüchen zu genügen scheint. Unsere ostasiatische Besatzungs-Brigade ist damit ausgestattet.

Daß die gegenwärtige Zeit für die Einführung einer neuen Felduniform besonders günstig wäre, kann nicht behauptet werden. Endlose Klagen über die häufigen Uniformänderungen schwirren durch die Luft. Darum darf aber das Gute — nein: das Nöthige! — nicht unterbleiben. Und mancher Widersacher einer solchen Neuerung wird milder gestimmt werden, wenn er hört, daß Mehrkosten, selbst unter Beibehaltung der alten Uniform für Drill, Parade und Spaziergänge, nicht erwachsen werden. Denn daß wir dann eine Doppeluniform haben werden, erscheint mir — trotz Dänemark — außer Zweifel. Von den praktischen Amerikanern wird Niemand sagen, daß sie dem Militarismus verfallen seien, und sie haben doch so gehandelt. Welche Verbilligung liegt aber nicht allein schon in der Einführung einer Einheits-Felduniform für alle Waffen!

*) Die können sie also jetzt nicht tragen und so erscheinen sie in Dunkelblau. Wie englische Telegramme soeben melden, waren die bei Tschemulpo gelandeten japanischen Soldaten in die „neue graue Uniform" gekleidet.

Norddeutschland vor der Eiszeit.

Von Curt Grottewitz.

Die Gestalt, die Norddeutschland heute besitzt, verdankt es im Wesentlichen allein der Eiszeit. Die großen Gletschermassen brachten vom Norden her ein reichliches Moränenmaterial mit sich und streuten es in Hunderte von Metern dicker Gesteinsdecke über den ehemaligen Boden des Landes. Das Material bestand zwar ursprünglich zum guten Theil aus größeren Blöcken und kleineren Steinen neben dem Schutt und der mürben Erde. Aber auf dem Transport zerrieben sich die meisten Steine, das Wasser beim Abschmelzen sonderte den Thon und Sand und Kies von einander. Nicht nur das Material, das heute die Bodendecke Norddeutschlands bildet, ist ein Product der Eiszeit, auch die physikalische Gestaltung verdankt das Gebiet den Einflüssen der Glacialperiode. Indem das Eis bei seinem Rückzug lange Zeit an bestimmten Orten verblieb, sammelten sich hier große Moränenmassen an, die noch heute als langgestreckte Hügelketten die ehemaligen Grenzen und Stillstandslagen der Eisdecke verrathen. Vor diesen Grenzen sammelte sich das Wasser der von den Mittelgebirgen her nordwärts strömenden Flüsse an, sie fanden hier eine natürliche Barrière und mußten vereint mit den reichen Schmelzwasserfluthen an den Grenzen der Moränenwälle dahinfließen. Dabei gruben sie weite meilenbreite Thäler aus, die heute von viel kleineren fließenden Gewässern oder Seebecken eingenommen werden. So lassen sich, zumal in Norddeutschland östlich von der Elbe, große weite Hauptthäler unterscheiden, die sich südlich von den Hügelketten dahinziehen. Aber auch die kleinen Thäler sind die Ueberbleibsel von ehemaligen Flußbetten der Eiszeit, die allerdings heute entweder ganz ausgetrocknet sind oder doch nur von Bächen durchflossen werden. So hat denn die Eiszeit Berg und Thal in der norddeutschen Tiefebene geschaffen.

Wie sah aber diese norddeutsche Ebene, ganz Norddeutschland, vorher aus, als sein ursprünglicher Boden noch nicht durch das glaciale Material gänzlich verschüttet war? Ragt nicht irgendwo noch ein Stück ursprünglichen Bodens

aus der großen Diluvialdecke hervor, sei es, daß diese hier zufällig niedrig geblieben oder aber durch einen alten Berggipfel unterbrochen wäre, den das Binneneis mit all' seinem Schutte nicht zu verdecken vermochte? In der That ist die Diluvialdecke, so mächtig sie ausgebildet ist, nicht ganz lückenlos. Da ragen an den Odermündungen, im nördlichen Mecklenburg, ferner bei Lüneburg Ablagerungen aus der Secundärzeit aus dem Diluvialschutt hervor, ja selbst aus noch älterer Zeit treten hier der Muschelkalk von Rüdersdorf, dort der Gyps von Sperenberg hervor an's Tageslicht. Offenbar ist der Boden des alten Norddeutschland wirklicher „gewachsener" Boden, nicht jener aufgetragene Boden, den die Eiszeit aus Nordeuropa über die deutsche Tiefebene schüttete. Allein das ist auch Boden, der in den ältesten Erdperioden entstand, und der offenbar in der Zeit, die der Eiszeit voraufging, der Tertiärzeit, als Gebirge und Berggipfel hoch über das übrige Land hinausragte. Es waren Ueberbleibsel aus alter Zeit, wie heute zum Beispiel der Harz oder das Erzgebirge weit über das umgebende Land als Zeugen uralter Erdbildung hervorragen.

Nun ist uns aber auch der eigentliche Boden, aus dem Norddeutschland in der Tertiärzeit bestand, an mehreren Stellen zugänglich. Selten allerdings liegt er zu Tage, so daß er also die Diluvialdecke unterbricht, in vielen Fällen aber ist er entweder versuchsweise „erbohrt" oder durch die Technik, vor Allem den Braunkohlenbergbau erschlossen worden. Und das Gestein, dem wir da begegnen, das erzählt uns in seiner wechselnden Zusammensetzung, in seiner Schichtenfolge und in seinem Gehalt an versteinerten Organismen die Entstehung des ehemaligen norddeutschen Bodens, die Geschichte der Tertiärzeit, wie sie über die große niederdeutsche Ebene dahingegangen ist.

Die Tertiärzeit, die sicher eine Zeitspanne von mehreren Jahrmillionen umfaßt, wird bekanntlich in vier Abschnitte eingetheilt: das Eocän, das Oligocän, das Miocän und das Pliocän. Erstere beiden werden zusammen als das Alt-, letztere beiden als das Jungtertiär bezeichnet. Nun besteht der Boden der norddeutschen Ebene aber nur aus Ablagerungen aus den beiden mittleren Abschnitten des Tertiärs, aus dem Oligocän und dem Miocän. Das Eocän und der direct der Eiszeit voraufgehende pliocäne Abschnitt haben in norddeutschem Boden keine Spuren hinterlassen. Bekanntlich sind ja bloß in wenigen Gebieten der Erde alle Schichten aus den verschiedensten Zeiten von der Gegenwart an bis zur ältesten Primärzeit vertreten. Meistens sind es nur wenige. Finland zum Beispiel besteht nur aus dem alten Urgebirgsboden vor der Primärzeit, und über diesen Boden ist dann mit Uebergehung aller paläozoischen, mesozoischen und tertiären Formationen nur die Diluvialdecke gebreitet. Ist zum Beispiel ein Land ein wasserloses trockenes Hochland, etwa wie die Wüste Gobi, so wird eine geologische Zeit nicht die geringste Spur in ihm hinterlassen. Denn auf diesem Hochlande wehen immer die Winde, und die nehmen die Bodentheilchen und tragen sie auf das Nachbargebiet; hier bleiben sie liegen. So wird ein Theil des Landes abgetragen, aber es kommt keine Ablagerung hinzu. Von dem Nachbargebiet kommt kein Staub herüber, kein Fluß bringt Schlamm herbei. Die Thiere und Pflanzen, die in der Wüste zu Grunde gehen, zerfallen an der Luft in Staub, es giebt kein Material, das sie einbettete und der Nachwelt erhielte. So wird also die Zeit spurlos an solch' einem Lande vorübergehen. Erst wenn sich hier der Boden z. B. senkte, so daß er mit Wasser erfüllt und zum Meeresbecken würde, könnte die betreffende Zeit sich in einer speciellen Ablagerung documentiren. Denn im Wasser schlägt sich das Geröll der Küste, der Schlamm und Sand der einmündenden Flüsse nieder und bettet die niedersinkenden Organismen ein, so daß sich diese in ihren Ueberresten erhalten. Aus der Welt dieser Organismen, aus der Art der Ablagerungszusammensetzung würde man dann später die Zeit erkennen, wann die Ablagerung sich gebildet, und man würde außerdem erkennen, daß sie im Meere entstanden ist.

Das scheint eine Abschweifung vom Thema zu sein. Es ist aber ein Theil der Geschichte, die sich auch auf norddeutschem Boden zugetragen hat. Wenn von dem ersten Abschnitt der Tertiärzeit, dem Eocän, keine Spur erhalten ist, so befand sich das Land damals nicht in einem empfangenden, sondern in einem gebenden oder in einem völlig indifferenten Zustande. In der Zeit vor der Tertiärperiode, zum Schlusse der Kreidezeit, bedeckte ein weites Meer ganz Norddeutschland, ja überhaupt fast ganz Deutschland, so daß nur einzelne Gebirge wie der Harz und das Erzgebirge als Inseln daraus hervorragten. Zu Beginn der Tertiärzeit trat nun das Kreidemeer aus Norddeutschland zurück. Wir müssen uns ja in der Geologie daran gewöhnen, die mächtigsten Schwankungen zwischen Meer und Festland einfach als Thatsachen hinzunehmen. Durch die inneren zusammenziehenden oder bisweilen auch vulkanisch expansiv wirkenden Kräfte des Erdkerns finden immerfort Niveauveränderungen statt. Bald sinkt hier ein mächtiges Erdgebiet um ein Stück ein, so daß es vom Wasser überspült wird, bald hebt sich da ein Stück Meeresboden, so daß das Wasser von ihm abläuft, und ein neues Festland entsteht. Zur Kreidezeit lag nun Deutschland, ja überhaupt der größte Theil Europas sehr tief, so daß er vom Wasser hoch bedeckt, einen weiten Meeresgrund bildete. Wohl schwankte das Niveau des Kreidemeeres, so daß zeitweilig selbst einzelne Gebiete über Wasser traten, aber jedenfalls war in dem letzten Abschnitt der Kreidezeit ganz Norddeutschland Meeresboden.

Zu Beginn der Tertiärperiode hob sich also der norddeutsche Boden, er wurde trocken. Nun ist uns aber aus dem ersten Abschnitt der Periode, dem Eocän, kein Document, keine Ablagerung erhalten. Was kann also in Norddeutschland vorgegangen sein, nachdem der Boden Festland geworden war? Wir werden wohl nicht ganz fehlgehen, wenn wir uns das damalige Norddeutschland als eine Art Wüste Sahara, Gobi oder wenigstens wie eine südrussische Steppe vorstellen. Als das Meer zurücktrat, indem das Wasser theils ablief, theils aber wohl auch verdunstete, muß der Boden für Pflanzenwuchs nicht sehr geeignet gewesen sein. Wahrscheinlich hinderte der zurückgebliebene starke Salzgehalt das Gedeihen einer Vegetation. Allerdings konnte das nur geschehen, wenn das Klima sehr trocken war und der Mangel an Regen die Auslaugung des Salzes verhinderte. Ein trockenes Klima genügte indeß allein, dem Lande einen Wüstencharakter zu verleihen. Wahrscheinlich fehlte der Pflanzenwuchs gänzlich. Denn die Entstehung von Wüstengewächsen fällt erst in eine jüngere Zeit. Aber selbst wenn eine spärliche Vegetation den Boden bedeckt hätte, und dadurch wenigen Thieren das Leben in dieser Steppe ermöglicht gewesen wäre, so konnten sich Ueberreste von ihnen gar nicht erhalten, weil eben der Boden unverändert blieb. Es wurde kein Material herbeigeführt, das die Organismen eingebettet und so auf unbegrenzte Zeit erhalten hätte. Es ist sehr wahrscheinlich, daß schon damals Norddeutschland bis auf die wenigen Gebirgsinseln ein flaches ebenes Land war. Wäre es hügeliger gewesen, so würden schließlich doch Bodenveränderungen häufiger vorgekommen sein und mit dem Material, das die Berge lieferten, würden Thiere und Pflanzen bedeckt worden sein, und sich so bis auf unsere Zeit erhalten haben. Oder falls Organismen ganz fehlten, so würden doch die Ablagerungen noch an und für sich nachzuweisen sein, während jetzt auf das untere Oligocän sogleich die Kreide-Ablagerungen folgen.

Vom Oligocän besitzen wir die ersten tertiären Ablagerungen. Und diese bilden eine ununterbrochene Schichtung von auf einander gelegten Gesteinsdecken bis zum Schluß des Miocäns. Aus diesen Schichten besteht nun der eigentliche

norddeutsche Boden unterhalb der Diluvialdecke. Die Schichtung ist keineswegs einheitlich und gleichmäßig durch ganz Norddeutschland — ganz im Gegentheil, sie ist in keinem Theile, keinem Kreise des ganzen Gebietes dieselbe. Aber trotzdem hatte Norddeutschland doch während dieser ganzen Zeit einen ziemlich gleichmäßigen Gesammtcharakter.

Norddeutschland war, von einigen vorgeschobenen Hügelländern in Westphalen und Hannover abgesehen, zu jener Zeit ein großes Flachland, das äußerst wasserreich, zu ausgedehnten Moor- und Sumpfbildungen neigte. Zeitweilig senkte sich das Land so bedeutend, daß hier das Meer in einzelnen großen Buchten und Canälen hereinbrach, ohne indeß gleichzeitig das ganze Flachland zu bedecken. Der Proceß der Meeresüberschwemmung wiederholte sich mehrere Male im Oligocän und Miocän. Das Land ragte jedenfalls nie sehr hoch über dem Meeresspiegel empor, es war immer in Gefahr, streckenweise überfluthet zu werden. In solch' einem tiefen Niederlande pflegt der Wasserstand sehr hoch zu sein. Nun kam aber dazu, daß die Flüsse, die sich vom Südrande der Tiefebene her in diese ergossen, sich nur langsam auf dem ebenen Boden vorwärts bewegen konnten. Die Wassermassen breiteten sich also aus, es entstanden nicht nur breite Strombetten, sondern wahrscheinlich seeartige Ausbuchtungen. Und da das Wasser überall flach war, so entstanden leicht gewaltige Sümpfe und Moore. Zwischen Sumpfland, feuchtem Bruchland und seichter Meeresbucht hat der tertiäre Boden Norddeutschlands geschwankt. Man mag sich ein Terrain vorstellen, etwa wie den Spreewald, der von tausend Armen des Flusses durchquert, ein niederes, feuchtes, sumpfiges Gebiet ist, oder noch besser wie Holland, das jetzt aber durch die Kunst des Menschen vor dem Einbruch des Meeres und vor Versumpfung und Ueberwucherung durch Wald bewahrt wird.

Der Charakter des tertiären Norddeutschlands ergiebt sich namentlich aus den zahlreichen Braunkohlenflötzen, die die Ablagerungen der Oligocän- und Miocänzeit durchsetzen. Das Material zu ihnen lieferten üppig wuchernde Bäume, die in dem sumpfigen Boden oder am Rande der Gewässer standen. Sie stürzten, wenn sie altersschwach geworden, in den Sumpf; so erfüllte sich der ganze Sumpf mit Pflanzenüberresten. Nach einiger Zeit lagerte sich, vielleicht in Folge von Aenderungen in der Wasserströmung, Sand und Thon über den Ueberresten ab. So wurden diese vor Verwesung geschützt und erhielten sich als Braunkohle bis auf die Gegenwart. Ein solcher Verkohlungsproceß spielte sich überall in Norddeutschland ab, oft mehrere Male über derselben Stelle. Der Boden wuchs dadurch nach und nach ganz beträchtlich. Das Uebereinanderthürmen von Baumstämmen erhöhte ihn, noch viel mehr aber die Ablagerungen aus Sand und Schlamm, welchen die die Ebene durchfließenden Flüsse von dem gebirgigen Südrande mit sich brachten und absetzten. Der Boden wuchs auch durch die Ablagerungen, welche die Ueberschwemmung durch das Meer verursachte. Das Meer reißt durch die Brandung seiner Wogen unaufhörlich Gesteinsmaterial von den Küsten los, es erhält auch durch die Flüsse Schlamm und Sand, und dieses Material schlägt sich dann bald hier, bald da auf seinem Boden nieder.

Aber noch andere Dinge erzählen uns die Braunkohlenflötze in den Tertiärablagerungen Norddeutschlands. Die Bäume, aus denen zunächst die Kohlen des Oligocäns bestehen, waren nur zum Theil Nadelbäume, es sind gar Palmen und außerdem auch schon eine stattliche Anzahl von immergrünen Laubbäumen darunter. Das deutet darauf hin, daß zu jener Zeit Deutschland noch ein sehr warmes, subtropisches Klima besaß. Aber im Laufe der Tertiärzeit änderte sich die Pflanzenwelt immer mehr, es wurde immer kühler. Nach und nach verschwanden die Palmen und Cycadeen, die Lorbeer- und Zimmtbäume, die Mimosen und Acacias, und immer mehr nahmen die Typen der heutigen gemäßigten Zone überhand: Platanen, Pappeln, Kastanien, Ulmen, Nußbäume, selbst Weiden, Birken und Erlen. Uebrigens besaß Norddeutschland damals viele Gattungen von Bäumen, die heute nur noch in Nordamerika und im kühleren Ostasien vorkommen. Sie sind dann später in den Nöthen der Eiszeit verloren gegangen. Auch Formen der tropischen Thierwelt besaß Norddeutschland damals in Menge, Rhinoceros und Tapir, Flußpferde und Antilopen, Hyänen und Affen. Damals lebten auch die großen Rüsselthiere, die Mastodonten und das Dinatherium, die dann in der Diluvialzeit den Höhepunkt ihrer Blüthe erreichten. So war denn Norddeutschland in den mittleren beiden Abschnitten des Tertiärs ein warmes, halbtropisches, wasserreiches Niederungsland, das mit Wäldern von Cypressen, Palmen und Laubbäumen bedeckt und von tropischen Thieren bewohnt war.

Die Tertiärablagerungen sind übrigens nicht auf das enge Gebiet der heutigen niederdeutschen Tiefebene beschränkt, sie ziehen sich weit über die heutige Ostsee und Nordsee dahin, sie greifen auch in einigen Buchten nach Mitteldeutschland hinüber. Doch bildeten die mitteldeutschen Gebirge den Südrand. In der Tertiärzeit nämlich fanden gewaltige Gebirgshebungen und Eruptionen statt. Die Alpenkette und die Karpathen hoben sich im Laufe der Tertiärzeit in die Höhe. Und von der Eifel an bis über den Westerwald, die Rhön, den südlichen Thüringerwald, das Fichtelgebirge bis nach Böhmen hinein erstreckt sich ein gewaltiges Eruptionsgebiet, dem die erwähnten Gebirge theils ganz, theils in einzelnen Erhebungen ihre Entstehung verdanken. Die ganze mitteldeutsche Gebirgskette, sowie die Alpen und Karpathen lieferten nun hauptsächlich das Material, das, von den Flüssen herabgetragen oder vom Winde losgebröckelt den tertiären Boden Norddeutschlands aufbaute.

Vom Pliocän, dem Abschnitt direct vor der Eiszeit, besitzt Norddeutschland keine Ablagerung. Offenbar hatte sich der Boden wieder stark in die Höhe gehoben. Das Wasser versiegte. Allein jetzt konnte die norddeutsche Ebene keine heiße Wüste oder trockene Steppe mehr werden. Denn jetzt hatte sich die Temperatur mehr und mehr abgekühlt. Zum ersten Mal lernte die Pflanzenwelt Kälte kennen. Und sie konnte sich offenbar nicht leicht an sie gewöhnen. So ging die Flora zum größten Theile nach und nach zu Grunde. Möglich, daß sich damals schon Moose und niedere Haidesträucher bildeten, welche viel Kälte vertragen konnten. Dann wäre Norddeutschland eine Art Tundra gewesen, ähnlich wie heute Sibirien, nördlich der Waldgrenze. Bei der großen Kälte war der Boden gänzlich bis auf eine dünne Oberflächenschicht gefroren. So fand nicht die geringste Veränderung des Landes statt. Es gab keine Ablagerung und die Pflanzendecke war zu dünn, als daß sich von ihr ein Rest erhalten hätte. Norddeutschland ging allmälig der Eiszeit entgegen. Der tertiäre Boden, wie er sich im Oligocän und Miocän gebildet, wurde schließlich allenthalben von dem nordischen Gesteinsmaterial bedeckt, das das von Norden her vorrückende Binneneis mit sich brachte.

Literatur und Kunst.

Streifzüge durch's Gebiet moderner Erzählungskunst.

Von Paul Heinze.

Heimathkunst! Fast die ganze neuere Literatur steht im Zeichen dieses wohlklingenden Schlagwortes, das doch auch wieder mehr als ein bloßes Schlagwort ist. Denn wenn die

geistige Vertiefung in den Bannkreis örtlich begrenztee Lebensverhältnisse und volksthümlicher Eigenart auch nur ein einzelnes Moment in der Entwickelung unseres neueren Schriftthums darstellt, so bildet doch die Hervorkehrung des bodenständigen Elementes ein hervorstechendes und charakteristisches Merkmal für den die verschiedenst gearteten Talente beherrschenden Zug nach kraftvoller Erfassung neuzeitlichen Lebensgehaltes nnd nach energischer Abwehr der verflachenden Einflüsse jener überlebten conventionellen Scheinkunst, die jahrzehntelang der auf bloßes Unterhaltungsbedürfniß hinzielenden und sensationelle Spannung erwartenden Geschmacksrichtung weitester Kreise Rechnung trug. Man braucht nur einen Blick auf eine Anzahl neuer Bücher erzählenden Inhalts zu werfen, um sich zu überzeugen, daß sie fast alle, je nach der individuellen Eigenart und Veranlagung ihrer Verfasser, mehr oder minder im Zeichen der Heimathstimmung stehen, gleichviel, ob sie die Großstadt, ob ländliche Bezirke zum Schauplatze haben. Und in der That bietet das, was wir heute unter dem Kennworte der Heimathkunst verstehen, durch die Beschränkung auf räumlich abgegrenzte Gebiete eine treffliche Grundlage, um aus den engen Wechselbeziehungen der Menschen zu der sie umgebenden Welt nicht nur ihre äußeren Schicksale, sondern vor allem auch ihren inneren Entwickelungs- und Werdeproceß zu construiren und dichterisch zu veranschaulichen.

Unter den mir zur Besprechung vorliegenden Werken sind es zunächst zwei, die, so grundverschieden sie in Anlage und Darstellungsweise auch sein mögen, das charakteristische Milieu und das Localkolorit des Niederrheingaues gleich treffend wiedergeben. Es sind die beiden Romane „Die vom Niederrhein“ von Rudolf Herzog (J. G. Cotta Nachf., Stuttgart) und „Pittje Pittjewitt“ von Joseph Lauff (G. Grote, Berlin). Fesselnd und eigenartig ist in Herzog's Roman vor Allem die Schilderung des Entwickelungs- und Werdeganges der einzelnen Charaktere, so namentlich des eigentlichen Trägers der Handlung, eines reichen jungen Düsseldorfer Fabrikantensohnes, der nach den Tagen jugendlichen Ueberschwanges krank am Leben, durch eigene Schuld mit sich und der Welt zerfallen, plan- und ziellos die Lande durchschweift, bis er endlich, in den zaubermächtigen Bannkreis der Heimatherde zurückgekehrt, durch die unwandelbare Treue seiner Jugendgeliebten erlöst und dem Leben wiedergegeben wird. Herzerquickend sind die Persönlichkeiten dee beiden Herren von Springe, des trink- und humorfrohen rheinländischen Greises voll unverwüstlicher Jugendlichkeit, und seines Sohnes, des vollendeten Meisters idealer Lebenskunst. Doch auch den übrigen Gestalten ist in gleichem Maße der Stempel persönlich individuellen Lebens aufgeprägt. Echt poetischer Stimmungsgehalt, ursprünglich und warm quellendes Heimathgefühl und mannigfaltige Vielseitigkeit im raschen Wechsel der Situationen erhöhen den Reiz des gehaltvollen, in blendendem Style geschriebenen Buches. Ganz anders Lauff's Roman: hier bewegt sich die Handlung in weit engeren Grenzen örtlicher Abgeschlossenheit, und wenn Herzog sich vorzugsweise in den Strudel großstädtischen Lebens begiebt, so schildert uns Lauff mit nicht geringerer Anschaulichkeit und mit echt niederdeutschee Umständlichkeit das Thun und Treiben einer unterrheinischen Kleinstadtbevölkerung. Ungeachtet der Schlichtheit des Motives, weiß ee durch die Innerlichkeit, mit der er seinen Gegenstand erfaßt, unseee volle Antheilnahme für das prüfungsreiche Geschick des ehrsamen Barbiers, Schweinestechers und Leichenbitters Pittje Pittjewitt, eines echten Biedermannes vom Scheitel bis zur Sohle, dauernd festzuhalten. Satte und kraftvolle, oft in scharfen Contrasten sich gefallende Farbengebung steht dem Verfasser in hohem Grade zu Gebote und die Gestalten, die er uns vorführt, stehen in urwüchsiger Körperlichkeit als echte Kinder niederdeutscher Erde vor uns da. Muß man auch sagen, daß Lauff in der Schilderung des Details, wie beispielsweise in der Beschreibung der Springprocession mitunter des Guten etwas zu viel thut, so ist doch nicht zu verkennen, daß er gerade durch diese geflissentliche Ausführlichkeit einen ungemein lebensvoll wirkenden Eindruck erzielt. Trefflich herausgearbeitet sind die Gegensätze der pietistischen und liberalen Partei, die in erbittertem Kampfe um die Herrschaft in dem kleinen Gemeinwesen liegen, einem Kampfe, durch den nicht nur Glück und Frieden einzelner Personen und Familien, sondern der gesammten Bewohnerschaft schweren Erschütterungen anheimfallen. Wohlgetroffene Charakterfiguren sind außer der Person Pittje's der ideal und genial angelegte, aber rettungslos dem Trunk ergebene Puppenspieler Jan Peerenboom, der gutherzig schlaue Jude Samuel Süßkind, der ehrenfeste Handwerksmeister Wilm Henseler, der geistliche Eiferer Nicodemus und der heuchlerische Frömmler Aloys Pierentrecker, sammt und sonders Originaltypen, wie sie heute wohl nur noch im Bannkreise kleinstädtischen Lebens zu gedeihen vermögen. Jedenfalls gewinnt man ans der stimmungerzeugenden Darstellung der Einzelheiten den überzeugungsvollen Eindruck, daß Lauff treulich nach der Wieklichkeit der Natur geschaffen hat, wie denn seine Romane überhaupt auf einer literarisch wesentlich höheren Stufe stehen, als sie seine Hohenzollerndramen einnehmen. Gleichfalls der Sphäre niederdeutschen Lebens entnommen sind die novellistischen Skizzen, Stimmungen und Studien, die Heinrich Sohnrey unter dem Titel „Im grünen Klee — Im weißen Schnee“ (Martin Warneck, Berlin) vereinigt hat, und zwar wendet er im Gegensatz zu den Vorigen sein Augenmerk ausschließlich auf die bäuerlichen Verhältnisse seiner niedersächsischen Heimath, die er oft in charakteristischen Einzelzügen, oft auch mit nur wenigen, aber markant angebrachten Kreenstrichen zu kennzeichnen versteht. Originell und sinnvoll eigenartig ist seine humorfrohe Betrachtungsweise der Dinge, und wenn der Verfasser hier auch kein besonders reiches Gestaltungsvermögen entfaltet, wenn die Motive noch so schlicht sind, die Art der Wiedergabe noch so ungekünstelt ist, so wirken seine Erzählungen doch durch den innigen Gemüths- und Heimathston und den Stimmungszauber erinnerungstrunkener Vergangenheit.

Angeweht vom frischen Firnhauch dee schweizerischen Almen sind die drei ebenfalls auf ländlichem Boden heimischen Erzählungen, die Ernst Zahn nnter dem Titel „Schattenhalb“ (Union, Stuttgart) zusammengestellt hat. Die beiden ersten dieser Erzählungen besitzen durch die Verwandtschaft ihrer Motive — werkthätige Sühne für eigene oder fremde Schuld — eine entfernte Aehnlichkeit. Die dritte dagegen verfolgt den dornenvollen Lebens- und Leidensgang eines armen Häuslerkindes, dem sich nach allen Bitternissen seiner Jugend endlich doch noch der tröstliche Ausblick auf eine glückverheißende Zukunft aufthut. Ungesuchte Natürlichkeit des Vortrags ist diesen Schöpfungen Zahn's nachzurühmen, der unter grundsätzlichem Verzicht auf alle äußerlichen Effecte einzig und allein nach ungeschminkter Wiedergabe schicksalsentscheidender Herzenskämpfe trachtet. Einen wesentlich anderen und zwar recht conventionellen Zug trägt Ludwig Ganghofer's in den bayrischen Beegen spielende Novelle „Gewitter im Mai“ (A. Bonz & Comp., Stuttgart), und man begreift nicht recht, wie der Verfasser so kraftvoll gestalteter, von echtem Leben und Leidenschaftsgehalt erfüllter Romane wie „Die Bacchantin“, „Sünden der Väter“ u. A. sich gelegentlich so tief in weichmüthige Sentimentalität zu verlieren vermag. Ein frischer Bub der bayrischen Berge, der zudem als rauher Seemann sieben volle Jahre in Sturm und Wetter alle Meere der Welt befahren hat, giebt sich ganz gewiß nicht aus Liebeskummer so wehleidigen Ausbrüchen herzbrechender Verzweiflung hin, wie es hier geschieht, noch weniger wird er, wenn ihm das Herz zum Zerspringen voll ist, inmitten der Seinen plattdütsch snaken und sich anstellen, als habe er die heimathliche Mundart in Grund und Boden hinein vergessen. Wie immer bei Ganghofer ist auch hier die Schil-

derung der bayerischen Hochlandsnatur von bestrickendem Reiz, doch entschädigt dieser Vorzug nicht für den Mangel an überzeugungsvoller Lebenswirklichkeit. Denn wie der „Held“, der durch seinen weichlichen Egoismus geradezu antipathisch wirkt, so ist auch das sentimental angekränkelte Dorle, seine Partnerin, nichts weniger als ein urwüchsiges Product der bayerischen Hochlandswelt, und mehr als naiv müßte der Leser sein, der dem Verfasser glauben wollte, daß eine adrette und saubere Bäuerin den Unfug dulden würde, sich Decke und Wände ihrer Wohnstube von lebenden Epheuranken überwuchern und mit Dutzenden vollbesetzter Vogelkäfige behängen zu lassen. Das sind Requisiten aus der Rumpelkammer einer überlebten Romantik, die heute glücklicherweise absolut keinen literarischen Courswerth mehr haben, und auch in weiteren Kreisen des Publicums dürften die Freunde derartiger Barfüßeleien heutigen Tages zu zählen sein.

Da steckt denn doch ein ganz anderer Kern gesunder Welt- und Lebensanschauung in Marie von Ebner-Eschenbachs Erzählung „Die arme Kleine“ (Gebr. Paetel, Berlin). Denn mag immerhin dieser Bericht über die Schicksale einer mährischen Aristokratenfamilie bis zur Gestaltlosigkeit einfach sein, mag man im Verlaufe der Geschehnisse auch noch so sehr das Walten einer höheren dichterischen Eingebung vermissen, das sich sonst allenthalben in den Schöpfungen der trefflichen Dichterin offenbart, so sind doch auch hier die Menschen, die sie uns vorführt, Wesen von Fleisch und Blut, mit all ihren Eigenthümlichkeiten und gelegentlichen Seltsamkeiten Producte ihrer Umgebung und Erziehung, Menschen, die den Erdgeruch der heimathlichen Scholle nirgends verleugnen. Hier ist nichts von schablonenhaft schönfärberischen Retouchirungsversuchen zu bemerken. Unverhüllt und schonungslos zeigt die Verfasserin vielmehr in ihrer unbestechlichen Wahrheitsliebe die Schroffheiten in den Physiognomien ihrer Charaktere, zeichnet sie das Milieu der Zustände und Verhältnisse ihrer engeren Heimath in nichts weniger als rosigem Lichte. Wenn diese jüngste Veröffentlichung M. v. Ebner's, wie schon angedeutet, auch nicht den besten ihrer früheren Werke gleich zu achten ist, so reiht man doch auch diese Erzählung gern seiner Bücherei ein, weil auch sie ein Stück der von der Verfasserin mit echtem Dichterauge erschauten Heimathwelt ergänzend vor uns aufthut.

Völlig aus den Schranken örtlicher und zeitlicher Fixierung gelöst und doch in die eigenartige scenische Beleuchtung dalmatinisch-adriatischen Lebens gerückt giebt sich dagegen Ricarda Huch's symbolisch-romantischer Phantasieroman „Von den Königen und der Krone“ (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart). In der ganzen Anlage: in der Freiheit des Wurfes, in der naiven Ungebundenheit dichterischen Gestaltens und genialen Treffsicherheit der Menschendarstellung erinnert die hochbegabte Dichterin, wie in verschiedenen ihrer früheren Schöpfungen so auch hier wieder überraschend häufig an die Stylweise Gottfried Keller's. Ja, auch in der Art, wie sie mit souveräner Ueberlegenheit zur Hervorbringung einer dichterischen Wirkung sich bald in die intimsten Einzelheiten einer Situation vertieft, bald, je nach Bedürfniß und Umständen, über lange Zeiträume mit einigen wenigen Worten flüchtig hinweggleitet, bekundet sie eine unverkennbare Aehnlichkeit mit dem schweizerischen Poeten. Aus dem Dunkel einer sagenhaften Vergangenheit heraus spinnen sich symbolisch verhängnißvoll die Schicksalsfäden der letzten Nachkommen eines uralten Königsgeschlechts, deren Wollen allezeit zu adlerhaftem Aufschwunge gerüstet erscheint, die aber bei der Unzulänglichkeit ihres Könnens und ihrer moralischen Kraft, sowie bei der Zwiespältigkeit ihres inneren Wesens dem Drucke äußerer Lebensverhältnisse wieder und immer wieder unterliegen. In wunderbarem Einklange stehen die Stimmungen im Scenenwechsel der äußeren Natur mit dem Auf- und Abfluthen der Leidenschaften in Liebe und Haß, und die Mannigfaltigkeit der bald in zartesten lyrischen Schmelz, bald in die gluthvoll düsteren Farben schicksalsgewaltiger Tragik getauchten Bilder verleiht dem bedeutenden Buche noch einen ganz besonders eigenartigen Reiz. Nicht minder groß und bedeutend nach Entwurf und Durchführung ist der im heutigen Rom spielende Cultur- und Sittenroman „Samum“ von Richard Voß (J. Engelhorn, Stuttgart), der im vielverzweigten und episodenreichen Gange der Handlung ein umfassendes Gemälde des gesellschaftlichen, politischen und socialen Lebens der königlichen Tiberstadt entrollt. Im Vordergrunde des Interesses stehen als Hauptpersonen der unermeßlich reiche Vertreter eines edlen römischen Patriciergeschlechtes, der Herzog von Lia, entgegen den Traditionen seines Hauses ein Anhänger des neuen Königthums, seine ihm wider ihren Willen angetraute päpstlich gesinnte Gattin Lucrezia und Orso Baldi, ein fanatischer republikanischer Politiker. In gluthvoller Darstellung schildert Voß die schreienden Mißstände in den inneren Verhältnissen des jungen apenninischen Königreiches, schildert er die in's Maßlose betriebene Speculation bei der baulichen Neuschaffung Roms als königliche Hauptstadt mit dem darauffolgenden furchtbaren wirthschaftlichen Zusammenbruche, schildert er schließlich das aus irrig calculirendem Patriotismus in's Werk gesetzte italienisch-abessynische Kriegsabenteuer mit der erschütternden Katastrophe von Adua und setzt bei all' diesen großen Umwälzungen mit meisterlicher Erfindungskunst die Gestalten seines Romanes als die bewegenden Kräfte, als die Hauptträger der Handlung ein. Freilich endet auch hier, wie meist bei Voß, alles in Nacht und Grauen und, mit wie edlen und hochherzigen Zügen er auch viele seiner Gestalten ausstattet, so hebt sich doch nirgends ein Eiland still befriedeten Glückes aus dem gährenden Wogenschlage der stürmisch bewegten Zeit, die alles Leben grausam in ihren nimmersatten Schlund hinabzieht. Blühende Diction, ungezügelte, zuweilen fast bis zu bacchantischer Raserei sich steigernde Leidenschaftlichkeit des Empfindens, verschwenderische Pracht des landschaftlichen Colorits, sowie überhaupt blendende Licht- und Farbeneffekte — das alles sind so bekannte Eigenthümlichkeiten der Vossischen Schreibweise, daß ein näheres Eingehen darauf sich wohl füglich erübrigt.

Unter den Romanen, deren Handlung sich auf fremdem Boden abspinnt, sei schließlich noch Georg von Ompteda's Pariser Halbweltroman „Denise de Montmidi“ (Fleischel & Comp., Berlin) erwähnt. Ungleich seinen episodenreichen und weitverzweigten deutschen Adelsromanen beschäftigt sich der vorliegende ausschließlich mit dem Geschick einer durch die Macht der Verhältnisse auf abschüssige Bahnen gerathenen jungen Pariserin von guter Familie. Der Einfluß Maupassant's auf den Uebersetzer seiner Werke ist hier ganz unverkennbar, sowohl was die realistische Treue der Darstellung im Einzelnen, wie ganz besonders auch, was die psychologische Prägung des Romans in seiner Gesammtheit anlangt. Der Verfasser bewährt seine tiefblickende Menschenkenntniß und scharfe Beobachtungsgabe auch hier, ich gebe aber seinen deutsche Verhältnisse schildernden Romanen wie „Sylvester von Geyer“, „Eysen“ ꝛc. vor derartigen stark decadent schillernden Sittenbildern der Kinder Lutetia's entschieden den Vorzug.

Neue Musikliteratur.

Zeitfragen für denkende Kunstfreunde von Paul Marsop.

Hector Berlioz. Von Rudolf Louis. (Leipzig, Breitkopf & Härtel.) — Ein schönes, ausgereiftes Buch für klare Köpfe. Geschrieben von einem Fachmusiker mit weitem, künstlerischem Horizont, der auch ein geschulter Philosoph ist. In dem Sinne, daß er das Charakterbild des Genies und des Menschen Berlioz mit der frei, sicher und anschaulich

gestaltenden Feder des Sachkundigen entwirft, dem weder schulmeisterliche Pedonterie noch blinder Partei-Eifer das Concept verrücken. Kein Lob, das nicht von Herzen käme, keine sophistische Beschönigung. Als Künstler zeigt sich Louis hinwiederum darin, doß ihn, gleichsom wie on einem Naturproducte, Alles und Jedes on seinem Helden freut: die starken Züge in der Individualität, die Ecken und Auswüchse, die heroische, die groteske Geste und die von den Jünglingsjahren on tiefgezogene Kummerfalte zwischen den Brauen. Und weil jede Einzelheit mit gleicher Liebe angeschaut, mit gleicher Liebe wiedergegeben ist, wirkt das Gesammtpartrât so lebendig, daß man sich sogt: so muß ein Berlioz ausgesehen haben, nicht onders. Das erste Buch über Berlioz, das ihn im richtigen Verhältniß zu seiner Zeit und ihren geistigen Hauptströmungen darstellt, von den letzteren getragen, fast stets im Widerstreit gegen sich selbst, ein erstaunlich reichbegabter, erstaunlich unklarer Romantiker und Revolutionär. Dies Tragische seines gesammten Schaffens und Strebens condensirt Louis ganz vortrefflich in einem Satze: „Die Verzweiflung über die Unmöglichkeit eines seinem innersten künstlerischen Wollen entsprechenden Styls führte den jungen Berlioz zur Formlosigkeit; die Resignation, die sich mit dieser Unmöglichkeit ols etwos Unabänderlichem abgefunden hat, charakterisirt seinen späteren Classicismus.“ In der Besprechung der symphonischen, der musikalisch-dramatischen, und der in Anlehnung an kirchliche Texte geschriebenen Werke des Tondichters zieht Louis alles Wesentliche in Rechnung; über ergänzende Details mag sich der Fachmusiker bei Jullien, Octave Fauque und Anderen, unter Anwendung genügender Vorsicht auch in den Memoiren, gesammelten Kritiken und Aufsötzen des Componisten Raths erholen. Da eine klore, knoppe, synthetische Darstellung des Lebenskampses und des „œuvre“ des Meisters der „Symphonie fantastique“, wie sie Louis giebt, in der französischen Berlioz-Literatur noch fehlt, werden sich Autor und Verlagshandlung hoffentlich mit dem Gedanken einer Uebersetzung des gehaltvollen Buches befreunden.

Hugo Wolf. Briefe an Faißt. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.) — In geschmackvoller Ausstattung ist eine neue Folge der Briefe des zartsinnigen und geistvallen Wiener Tonsetzers erschienen. Sie sind an den Stuttgarter Rechtsanwalt Faißt gerichtet, der dem heimgegangenen Lyriker, dem tiefsten, vornehmsten Epigonen des späteren Schubert in allen Fährnissen, in Zeiten schwerer Bedrängniß ols hülfreicher, opferfreudiger Freund zur Seite stand, und als intelligenter Vortragskünstler „draußen im Reich“ zuerst für Hugo Walf eine stattliche Gemeinde von Verehrern und Bewunderern warb. Schlicht und getreulich, ohne pathetische Anklagen gegen das Schicksal, ohne unmännliches Jammern berichtet Wolf auch hier von seinen bitteren Enttäuschungen und Leiden, von den spärlichen, in sein kummerreiches Dasein eingestreuten sonnigen Tagen, für jede kleine ihm erwiesene Liebesthat, für jeden guten Zuspruch mit rührend herzlichen Worten dankend. Jetzt, da sogar Tenoristen sich darum bemühen, die Gesänge aus dem spanischen und dem italienischen Liederbuche geistig zu erfassen, da die Nachlaßwerke von unternehmenden Verlegern um hohen Preis erworben und veröffentlicht sind, da die geniole symphonische Dichtung „Penthesilea“ in allen größeren deutschen Concertsälen Triumphe feiert: jetzt werden nicht nur die Wissenden jene typischen Documente deutschen Künstlerelendes mit beklommenem Herzen und feuchten Augen durchgehen. Das Buch findet sicherlich auch auf dem Lesetisch der zahlreichen Allerwelts-Kunstfreunde seinen Platz, die den nächsten Hugo Wolf wiederum darben und frieren lassen dürften.

Kranz. Gesammelte Blätter über Musik von Richard Batka. (Leipzig, Lauterbach & Kuhn.) — Batka ist einer der gediegensten Musikschriftsteller unserer Tage. Er kokettirt nie mit den Stoffen, die er behandelt, er schätzt sein Thema nicht daraufhin ob, ob es sich mehr oder weniger reichlich mit Pointen spicken läßt — wie das heute junge Wiener Recensenten thun, die gern den Hanslick mit gemäßigter Fortschrittstendenz spielen möchten, aber kein Auge dafür haben, doß der Reiz des Hanslick'schen Witzes nicht zum Wenigsten in seiner mit kluger Sparsamkeit bemessenen Verwendung liegt. Botka schreibt sachlich, weil er immer fördern und nützen will, weil er nichts erörtert, das er nicht von Grund aus versteht, und weil er ein zu anständiger Charakter ist, um sich on der Person des Künstlers zu reiben, wenn ihm sein Werk nicht gefällt. Er verlangt vom Symphoniker kein dramatisches Gehaben und von dem für die Bühne schreibenden Tonsetzer keine absolute Musik. Denn er ist, wie auch seine Bücher zu Leo Blech's Opern „Das war ich“ und „Alpenkönig und Menschenfeind“ erweisen, ouf der Scene unserer Zeit zu Hause, will sagen, auf der durch Richard Wagner sicher und resonanzfähig fundamentirten neudeutschen Scene. Er weiß es somit besser wie die Meisten, daß ein Componist nur ein bedingt wirksames Theatertemperament besitzt, wenn er den jenseit der Rampe sitzenden Hörern zu viel, zu stark ousgeschwollene und in formaler Beziehung zu ousgeglättete Musik bietet. Die einzelnen kritischen Studien des Batka'schen „Kranzes“ sind sorgsam ausgerundet und mit geschultem Geschmack, mit Sinn für discrete Cantrostwirkungen zusammengestellt.

Friedrich von Hausegger, Gedanken eines Schouenden. (München, F. Bruckmann.) — Wie sein Widerpart Hanslick, so war auch Hausegger ein ebenso schneidiger wie eleganter Dialectiker, gleich gewandt in Angriff und Abwehr. Er trug eine forensische Beredtsomkeit ungewöhnlicher Art in die Erörterung kunsttheoretischer Probleme hinein: seine Beweisführungen sind in der Regel lückenlos wie die Fugen der großen Organisten des Bach-Zeitalters. Ganz abgesehen vom hohen Werth ihres Inhaltes gehören seine Werke, insonderheit „Die Musik als Ausdruck“ und „Das Jenseits des Künstlers“ schon um ihres geschlossenen, schön und fein gegliederten logischen Aufbaues willen zum besten Bildungsgut unserer Zeit. Diese zielsichere Führung, diese feste Fügung der Ideen eignen auch den kleineren Aufsätzen, die der zu früh heimgegangene bedeutende Aesthetiker in Tagesblättern, in philasophischen und musikalischen Fachzeitschriften veröffentlichte, und die nun sein Sohn, der außerordentlich begabte Tonsetzer und geniale Dirigent der Frankfurter Museumsconcerte, zum Gedächtniß seines Vaters und Lehrers pietätvoll in einem stattlichen Bande vereinigt hat. In die Kette ebenmäßig ousgefeilter Stücke ist nur ein einziges farbenmattes, weniger gehaltvolles mit hineingerathen, ein Capriccio mit der Ueberschrift: „Das unsichtbare Orchester im Concertsaal.“ Kein ausgereiftes Paralipomenon, nicht einmol eine mit leichter und sicherer Hand ouf's Papier geworfene, einheitlich klare Skizze: nur etliche unter dem Einfluß wechselnder Stimmungen mit nervösem Stift fixirte Einträge und Anmerkungen ous dem kritischen Tagebuche. Hausegger beginnt mit den Worten: „Wenngleich ich glaube, daß das Ergebniß des Versuches genügen würde, die Undurchführbarkeit einer solchen Neuerung darzulegen ...“ Er nimmt olso zur Frage Stellung, ohne ouf dem einschlägigen Gebiete maßgebende praktische Erfahrungen gemacht zu haben. Das ist bedenklich; denn nur ausgiedige, öffentlich vorgenommene Proben auf solche Exempel entscheiden für oder gegen ihre Richtigkeit. Gesetzt, Hausegger würde van den Bayreuther Aufführungen nur gehört, würde nie selbst der Darstellung eines Wagnerischen Werkes im Festspielhause beigewohnt haben: hätte er dann von der Wirkung des verdeckten Orchesters vor der Bühne einen deutlichen Begriff gewinnen, hätte er für diese Neuerung so warm, so entschieden eintreten können, ols er es in Schrift und Wort mit nie ermüdendem Eifer that? Genau weiß ich mich zu entsinnen, daß manch' ehrlicher, überzeugter Wagnerioner im Jahre 1876 vor der

ersten Aufführung des „Ringes des Nibelungen" Zweifel hegte, ob der Meister sich über die aus seiner neuen Orchesteranlage ergebende Wirkung nicht doch getäuscht habe — Zweifel, die sich verflüchtigten, kaum daß die erste Scene des „Rheingoldes" sich vor unseren Augen abgespielt hatte. Wäre es Hausegger vergönnt gewesen, die Tage des Heidelberger Musikfestes vom Herbst 1903 mit zu feiern, die wundersam ideal verklärte Wiedergabe von Liszt's Dante-Symphonie, von Bruckner's „Neunter" zu erleben, die diese Tondichtungen Dank den sinnvollen und praktischen Neuerungen Philipp Wolfrums dort erfuhren: er hätte sich fraglos als schneidigster, erfolgreichster Vorkämpfer der Theorie vom unsichtbaren Orchester im Concertsaale bewährt!

Die Anstalt für musikalisches Aufführungsrecht. Denkschrift der Genossenschaft Deutscher Tonsetzer. (Berlin, Carl Heymann.) — Wir leben im Zeitalter entscheidender wirthschaftlicher Kämpfe. Jeder ehrlich und emsig Thätige erstrebt heute für seine Arbeit den vollgiltigen Gegenwerth, nicht nur eine Scheinentlohnung. Gerechtfertigter Weise sucht man den Zwischenhändler, den Vermittler nach Möglichkeit auszuschalten, oder ihm doch nur so viel Gewinn zu lassen, als dem Maß seiner wirklich aufgewendeten Bemühungen und der Höhe seines Risikos entspricht: wodurch dann der Producent zu einem sorgenfreieren, mitunter erst zu einem menschenwürdigen Dasein gelangt. Das haben sich allmälig auch die Künstler zurechtgelegt. Es ist nicht abzusehen, warum der Bilderhändler den Maler, der ihn bereichert, mit einem Butterbrod abfinden soll, oder einem armen Schlucker, wenn er am Hungertuche nagt, einen Halsabschneider-Contract aufnöthigen darf. So war es auch ein schreiender Mißstand, daß seither gemeiniglich nur etliche von der Fluthwelle eines großen Erfolges getragene Tonsetzer ein ungefähr ihrer Leistung entsprechendes Honorar erzielten, während nicht wenige Andere für die Ehre, unter die schirmenden Fittiche eines bedeutenden Verlagshauses genommen zu werden, ihren letzten Heller darauf zahlten. Wonach sie dann mit gebundenen Armen zusehen mußten, wie man ein zugkräftiges Musikstück in einer stattlichen Reihe von Concerten ausnutzte, ohne sie um ihre Erlaubniß zu fragen, ohne ihnen die „Tantième" zuzubilligen, die der abgeschmackteste Witzling für die jedesmalige Darstellung seines Possenmachwerkes zu erheben befugt war. Endlich erbarmt sich der Reichstag auch der Componisten: durch das Gesetz vom 19. Juni 1901 wird das musikalische Aufführungsrecht nach Gebühr geregelt. Die Tonsetzer erhalten die ausschließliche Befugniß, ihre Werke „zu vervielfältigen, gewerbsmäßig zu verbreiten und öffentlich aufzuführen". Um den legitimen Nutzen wahrnehmen zu können, den ihnen selbiges Gesetz zuspricht, in genauer Uebereinstimmung mit den scharf präcisirten „Motiven" begründen sie nun die Anstalt für musikalisches Aufführungsrecht. Eben dieses Recht überträgt der Schaffende jener Anstalt. Sie ertheilt wiederum allen mit ihr in Verbindung stehenden Concertunternehmungen, Vereinen, Capellen gegen jährliche Zahlung einer Pauschsumme die Erlaubniß, alle ihr zugewiesenen Werke beliebig oft zu Gehör zu bringen. Die Einrichtungen sind auf's sorgfältigste getroffen, der Apparat functionirt tadellos. Doch etliche Verleger und Concertdirectionen können die schönen Zeiten nicht vergessen, da der Componist noch ihr Höriger war. Sie suchen Mißtrauen gegen die Anstalt für musikalisches Aufführungsrecht zu erwecken. Sie wenden sich mit beweglichen Worten an den „Idealismus" der Musiker. „Bedenken Sie doch, meine hochverehrten Herren, daß Ihre Arbeit nur den Zweck haben darf, den geistigen Besitzstand des deutschen Volkes zu mehren. Ihr erhabener Beruf würde entweiht, entwürdigt werden, wenn Sie Ihre Hand nach feilem Silber oder gar nach einem Hundertmarkschein ausstrecken wollten! Erfüllen Sie also die herrliche, Ihnen vom Geschick bestimmte Aufgabe, indem Sie zur größeren Ehre der Nation geduldig weiter hungern!" Mit anderen Worten: Eberlein ist es erlaubt, sich für sein Wagner-Denkmal recht reichlich bezahlen zu lassen; Wagner aber hätte weder von seinen Verlegern noch auch von den Theatern, die mit dem „Lohengrin" und den „Meistersingern" ihre Cassen füllten und füllen, jemals einen Pfennig verlangen sollen. Damit in weiteren Kreisen nicht gar zu viel Verwirrung angestiftet werde, hat jetzt die Genossenschaft Deutscher Tonsetzer eine Denkschrift herausgegeben, in der über die Ziele und die geschäftlichen Gepflogenheiten der Anstalt für musikalisches Aufführungsrecht reiner Wein eingeschenkt wird. Wer nur immer an den Werken zeitgenössischer Componisten sich erfreut, sei es an bedeutend angelegten Symphonien und Tondramen oder an harmlosen Liedern und Tänzen: der schuldet es den Künstlern, die kleine Broschüre zu erwerben und sich Aufklärung zu verschaffen. Er wird darnach nicht den leisesten Zweifel darüber hegen, wem in diesem und in ähnlichen Kämpfen der Sieg verbleiben muß: dem Rechtsstaat, der die wirthschaftlich Schwachen und ihre Arbeit nach Billigkeit schützt, oder den eigensüchtigen Unternehmern, denen nicht einmal der unzweideutig ausgesprochene Wille des Gesetzes Respect einflößt.

Werkstatt- oder Atelierarbeit im Kunstgewerbe?

Von Dr. Heinrich Pudor.

„Unsere heutigen Herren Baumeister sind diejenigen, welche das Nachzeichnen älterer Style lernen, architektonisch zu empfinden aber nicht gebildet werden," so schrieb Sturm seiner Zeit, und so kann man heute mit ähnlichen Worten von denjenigen Künstlern und Architekten schreiben, welche für das Kunstgewerbe Entwürfe schaffen. An und für sich ist es sehr freudig zu begrüßen, daß das Kunstgewerbe endlich diejenige Achtung gefunden hat, die man den freien Künsten zollt. Aber man muß die Frage stellen, ob die Architekten, d. h. also die Baumeister wirklich diejenige Vorbildung und Erziehung genossen haben, die sie befähigt, die hunderterlei verschiedenen Techniken des Kunstgewerbes zu verstehen. Und nicht nur Architekten, sondern auch Bildhauer und Maler schaffen heute Entwürfe für das Kunstgewerbe und wie die Sache einmal liegt, glaubt das Publicum, daß ein kunstgewerbliches Werk, dessen Entwurf von einem Kunstmaler, Bildhauer oder Architekten stammt, unter allen Umständen der Kunst näher steht, als ein Werk, das aus der Werkstatt hervorgegangen ist. Frägt sich denn aber dieses Publicum auch, ob diese freien Künstler von dem Material und von der Technik des betreffenden kunstgewerblichen Werkes eine zureichende Kenntniß haben? Wer von diesen verschiedenen kunstgewerblichen Techniken etwas versteht, wird wissen, daß alle verschiedenen Zweige des Kunstgewerbes eine ganz bestimmte, in der Eigenart des Materials begründete Technik verlangen und daß recht viel Studium und jahrelange praktische Erfahrung nothwendig ist, um sich diese Beherrschung der Technik und des Materiales zu verschaffen. Mag es sich nun um Gold, Silber, Bronce, Schmiedeeisen, Holz, Glas, Steingut, Seide, Papier oder Stuck handeln. Ja, innerhalb eines einzelnen Gebietes, wie z. B. der Goldschmiedekunst giebt es noch so viele verschiedene Techniken, nicht nur Materialien, daß eine recht lange Zeit nöthig ist, um sich mit dieser einzelnen Technik z. B. der Emaillirtechnik, gründlich vertraut zu machen. Wie machen es denn aber nun jene Maler, Architekten und Bildhauer? Wie vermögen sie die Kluft zwischen handwerklichem und künstlerischem Können auszufüllen? Sie haben zeichnen, vielleicht auch modelliren gelernt. Sie sind vielleicht auch in diesen Eigenschaften Meister. Nun lassen sie sich von einer „Idee" befruchten; diese Idee

bringen sie zu Papier; unter die Zeichnungen schreiben sie „Entwurf zu einem Teppich" oder „Entwurf zu einem Tafelaufsatz". Voilà tout. Mancher wird einwenden, so schnell gehe es denn doch nicht. Aber der Leser kann sich darauf verlassen, daß im Großen und Ganzen die Sachen so und nicht anders liegen. Ja, Schlimmeres noch kommt vor: ein Künstler, mag er nun Maler, Bildhauer oder Architekt sein, der voll von ornamentalen Ideen ist, bringt einige Hundert davon zu Papier und überläßt es den Fabrikanten und Producenten, den einzelnen Entwurf und sogar einen und denselben Entwurf für Silber, Seide, Holz und Glas zu verwenden. Kein Wunder, daß die betreffenden ausgeführten Arbeiten, mögen die Künstler, die die Entwürfe gezeichnet haben, einen noch so großen Namen haben, nur ein sehr kurzes Dasein fristen. So ging es z. B. mit den Entwürfen für Künstlerseide von Eckmann und Consorten, mit den Tapeten von Leistikow &c. Der Grund liegt darin, daß die betreffenden Künstler vom Material und der Technik, welche die Verarbeitung des Materiales verlangt, nur eine sehr oberflächliche Kenntniß haben. Und daher kommt es, daß der tausendfach wiederholte Ruf nach größerer Materialehrlichkeit und Rücksichtnahme auf die Technik ungehört verhallt. Auch Morris hat diesen Ruf immer und wieder erhoben. Aber gerade Morris hat dieser Entwickelung der Dinge vorgearbeitet, weil er das künstlerische Moment zu Ungunsten des Handwerklichen betonte. Mit Recht verlangte er Kunst, mehr Kunst für das Handwerk und die Industrie! Aber wie kann es dem Handwerk und der Industrie nützen, wenn die Kunst aus dem offenen Himmel, aus den Reihen der freien Künste kommt, statt daß sie von unten heraus, aus dem Handwerk und aus der Industrie wächst. Wir haben die Sache ja geradezu auf den Kopf gestellt! Wir glauben, im Kunstgewerbe wäre es möglich, daß die Bäume aus der Luft, statt daß sie aus der Erde und aus den Wurzeln wachsen! In der Renaissancezeit war es anders. Da gingen die größten Künstler aus dem Handwerk hervor. Dürer war Goldschmied, und Michelangelo war Steinmetz. Damals wuchs die Kunst aus dem Handwerk — heute soll die Kunst von der freien Kunst in das Handwerk hinunter wachsen. Kein Wunder, daß sie überhaupt nicht wächst. Man lasse sich nur keinen Dunst vormachen, man lasse sich nicht imponiren durch die Aufschrift „Moderner Entwurf von Architekt ..." Was war es denn mit dem unter Posaunenmusik in's Leben getretenen „Secessionsstyl"? Er ist eine überwundene „chose d'embarras". Seine eigenen Propheten glauben nicht mehr daran und mühen sich ab, dem Publicum weiß zu machen, daß sie diesen Secessionsstyl, der heute im Sterben liegt, ja gar nicht gewollt haben, daß dieser nur eine Ausartung sei. Man spreche nur einmal mit denjenigen Leuten, welche diese Entwürfe in den Werkstätten zu verarbeiten haben. Sie machen sich lustig darüber, sie wissen, wie sie dem Material Zwang anthun müssen, wie sie die Technik verleugnen müssen, wie sie das Möbel in hundert Stücken zusammenleimen müssen. „Es hält nicht, es wirkt nicht, es macht keine Freud." Wahrhaftig, weit schlimmer als gewöhnlichster Waarenhausschund sind manchmal diese künstlerischen Producte — mag der Entwurf, wie er auf dem Papiere steht, auch noch so hübsch aussehen. Das eben ist der Fluch des traditionellen grünen Tisches, nämlich des Zeichentisches, der sich um die Werkstattarbeit nicht kümmert. Unsere gesammte Kunst der Zeichnung krankt an der Ueberschätzung des Zeichnens, zumal zuviel nachgezeichnet und zu wenig frei gezeichnet wird. Was Sturm in dem eingangs angeführten Worte von der architektonischen Erziehung jener Tage sagt, gilt ebenso von der heutigen architektonischen Erziehung und in gleicher Weise von der kunstgewerblichen Erziehung. Der Staat will die Künstler wie die Karpfen züchten. Gut. Aber dadurch, daß er die Jünger lehrt, wie fertige Kunstwerke gezeichnet werden, kann er die angewandte Kunst nicht wecken, sondern nur dadurch, daß er lehrt, wie die Kunstwerke gemacht werden, daß er Material und Technik aller kunstgewerblichen Zweige lehrt, daß er zunächst einmal tüchtige Handwerker bildet — zum Künstler muß jeder sich selbst machen! Wie viel Zeit wird denn heute an den Kunstgewerbeschulen der Unterweisung in der Lehre der Techniken und Materialien gegönnt? Die Antwort lautet: es wird fast nur gezeichnet. Und der Erfolg ist ganz darnach. Diese kunstgewerbliche Erziehung ist nichts als ein großer officieller Humbug, der mit Ceremonie und Confection in's Werk gesetzt wird. Als ich kürzlich über diese Sachen mit einem Architekten sprach, der klug genug gewesen ist, aus den angeführten Beweggründen in eine Werkstatt zu gehen, um jahrelang mit dem Hobel in der Hand sich praktisches Können zu erwerben, sagte er: Jeden Tag lerne ich von den Gesellen, und jeden Tag muß ich mir sagen lassen, daß dieser oder jener Entwurf, den ich ausführen möchte, nur erzwungen sich ausführen läßt. Das ärgste Unheil haben dabei die Vorlagewerke ausgeübt, die es in großer Auswahl zu hohen Preisen giebt. Sie nehmen auf Material und Technik überhaupt keine Rücksicht und geben nur „die Idee". Der Architekt oder Kunstgewerbezeichner nimmt diese Idee und „verwerthet" sie, wie er sagt, d. h. er leimt sie dem Tafelaufsatz oder der Silberbowle, die er in Auftrag hat, an den Leib — mag der Silberschmied nun sehen, wie er das Ding ausführt. Alles Künstlerische ist jedenfalls von ihm, dem Architekten — so sagt er. Es scheint nämlich, als ob „künstlerisch" das ist, dessen Irrthümlichkeit keine Widerrede verträgt und das nichts weiter als das Reclameschild des Wortes „künstlerisch" (Architekten, Kunstmalers) zu seiner Vertheidigung anführen kann.

Nun nehme man irgend ein anderes Gebiet des geistigen oder künstlerischen Lebens. Was würde man sagen, wenn Jemand, der die Idee zu einem Gedicht hat, zu demjenigen geht, der Reime schmiedet und ihm sagt, „bringe diese Idee in Verse", und wenn Jener dann die Ehre des Künstlers für sich in Anspruch nimmt? Oder wenn ein Maler eine Idee in sich trägt und zu dem Farbenmeister geht und ihm sagt, „male diese Idee", und dann für sich die künstlerische Ehre in Anspruch nimmt? Gewiß, im Kunstgewerbe ist viel, viel mehr Handwerkliches, rein Technisches als in den freien Künsten. Aber umso mehr ist es nöthig, daß der, der etwas im Kunstgewerbe produciren will, diese Techniken versteht! Die großen Möbelkünstler Frankreichs und Englands (Chippendale, Sheraton, Shearer) waren Tischler. Und so soll es sein. Es ist lächerlich, daß irgend ein Kunstmaler, nur weil er ein talentvoller Maler ist, fähig sein sollte, Möbel oder Bestecke zu entwerfen. Das secessionistische Kunstgewerbe, das auf solchen Tendenzen sich aufbaute, hat ein Dasein von kaum zehn Jahren gefristet. Après cela le déluge! Und nun endlich versuchen die Werkstätten da wieder anzuknüpfen, wo die Werkstattsarbeit geschätzt und gepflegt wurde, am Biedermeierstyl. Biedermeierstyl ist deßhalb heute und morgen Mode. Und als Heilmittel gegen den Papierentwurf-Schwindel mag er wohl taugen. Denn das Schlimmste ist vielleicht dies, daß in Folge der Ueberschätzung des Künstlers innerhalb des Kunstgewerbes der Handwerker und Industrielle das Vertrauen zu sich selbst verloren haben. Sie haben das Streben nach dem Künstlerthum ihrerseits verlernt und da ihnen auch noch die Maschine das rein Mechanische besser nachmacht, halten sie sich gar wohl für abgestorbene Existenzen.

Wenn Lessing heute noch lebte, würde er vermuthlich wiederum sehr nachdenklich werden, dem Uebel theoretisch zu Leibe gehen und als Heilmittel empfehlen, daß man die Grenzen der Künste und des Kunstgewerbes wahre: die Kunstmaler und Architekten pfuschen dem Handwerker in's Handwerk. Lessing würde den Architekten in seine Schranken weisen und dem Handwerker sagen: Werde Du ein Künstler. Denn Alles, was wächst, wächst von unten herauf.

Ich will nach alledem nicht etwa fordern, daß sich die freien Künste nicht mit Kunstgewerbe befassen sollten. Ich verlange aber, daß sie sich mit der Technik und dem Materiale vertraut machen und nicht, wie das Sprichwort treffend sagt, das Blaue vom Himmel herunter „entwerfen“. Und alles hier Gesagte gilt in ähnlicher Weise von der Industrie, soweit sie Kunstindustrie ist. Auch für die mit Maschinen arbeitende Kunstindustrie ist Kenntniß der Technik und des Materials nothwendig, ja hier um so mehr, weil die Maschine mechanisch arbeitet und keine Umwege oder Zugeständnisse machen kann.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Das ewige Ostermärchen.

Von Josef Stutzin.

Jesus wanderte, das Kreuz auf dem Rücken, zur Golgatha; viel lärmendes Menschenvolk wälzte sich ihm nach.

Die Männer ballten die Fäuste, die Frauen spieen ihn an, die Kinder warfen Kohlköpfe nach ihm.

Vor der Thür des Ahasver brach er zusammen. Jener aber stieß ihn, einem unreinen Thiere gleich, fort.

„Bruder,“ sprach der Herr zu Ahasver, „o sage mir, was hab' ich Dir je zu leid gethan, daß Du den Müden von Deiner Schwelle stoßest? Brüder, sagt, was hab' ich Euch zu leid gethan, daß Ihr dem Sterbenden noch grollet in Euren Herzen?“

Ahasver aber versetzte wüthend: „Du fragst noch? Du, der Du des Menschen Seele vergiftet, der Du den Gott Deiner Väter gelästert ...“

Und alles Volk lachte auf, grimmen Hohnes voll.

Jesus aber richtete sein Auge zum Himmel und sprach in bitterem Weh:

„Vater, Vater im Himmel, warum hast Du mich also geschaffen, daß ich des Menschen Herz und Rede nicht verstünde? Warum hast Du mich also geschaffen, daß die Menschenkinder meines Herzens Rede nicht verstünden?“

Jesus kam nach der Golgatha. Römische Muskelarme schlugen ihn an's Kreuz. Von Hand und Fuß tropfte das Blut.

Neben dem Herrn hingen zwei häßliche Thiere; sie schrieen vor Schmerzen.

Das Volk lachte, daß die Golgatha erbebte.

Jesus aber richtete seinen fragenden Blick zum Himmel. — —

Der weiße Mond blickte auf die Golgatha. Am Kreuze hing der todte Jesus.

Da schlichen sich Gestalten heran, Männer, Frauen, Kinder, fielen zu Jesu Füßen und weinten bitterlich. Die Thränen erweichten das geronnene Blut.

Es waren dieselben Männer, die nach dem Guten die Fäuste geballt; dieselben Frauen, die den Sterbenden angespieen, und dieselben Kinder, die nach dem Reinen Kohlköpfe geworfen.

Aber des Herrn Auge blickte noch immer fragend zum Himmel.

Mimosa pudica.*

Eine Studie von A. Halbert (Berlin).

I.

„— Wie sie die Nüstern aufbläht ... wie auf einem Böcklin'schen Bild die Thiere ... Bitte noch einmal, Grethe!“

Fels suchte, während er so sprach, ihre Hand zu erhaschen.

„Herr Fels, bitte nicht,“ sagte sie nur. Aber als er ihr keine Ruhe ließ und immer wieder nach ihren kleinen Händchen suchte, sprang sie jäh auf und suchte die Thüre zu erreichen.

Ihre Freundin, die angeregt mit einem anderen Herrn sprach, sagte in halb mißfälligem, halb gutmüthigem Tone: „Grethe, sei nicht so albern.“

Grethe stand an der Thüre, von Fels in die Ecke gedrängt.

„Geben Sie mir nur die Hand, Grethelchen.“ Und er berührte ihren Arm mit seiner Hand, weniger zudringlich, als flehentlich, liebkosend.

Da ertönte plötzlich ein schriller Schrei, ein Ausruf des Entsetzens, und ehe das beim Tische sitzende Paar sich umsehen konnte, fiel die Thür mit lautem Krachen zu.

Fels stand mit großen, verwunderten Augen, erschreckt und erstaunt und hielt sich das Kinn mit der Rechten: „Donnerwetter, ist das Kind wild ...“

Ihre Freundin sagte: „Die ist immer so; sie zuckt bei jeder Berührung zusammen.“

„Wie von einem elektrischen Schlag getroffen,“ sagte Fels nachdenklich, „das hab' ich schon den ganzen Abend bemerkt; aber ich meinte, es sei gemacht: Koketterie oder Aehnliches ...“ Und dann fragte er: „Glauben Sie, daß das natürlich ist?“

„Ich weiß nicht ... Von frühester Jugend an ist sie so ... Ein Herr hat sie mal als 12jähriges Mädel geküßt, da hat sie ihn wund gekratzt ... Wir nennen sie wegen dieses immerwährenden, fast instinctiven Zusammenzuckens: ‚Mimose‘“.

II.

Im Eingange des Bahnhofes stand Grethe und wartete. Bereits vor einer halben Stunde war sie hergekommen; absichtlich so früh, um Muth zu fassen. Sie wollte auch mal diese instinctive Scheu ablegen, einmal zu leben beginnen.

Wie es ihre Freundinnen machen! Daß sie schön sei, sagte ihr der Spiegel täglich und stündlich; daß sie schöne Augen habe, bewies ihr so mancher erstaunte, verwunderte und bewundernde Blick.

Wie oft schlenderte ihr ein Student frisch, fröhlich und keck bis vor ihre Hausthüre nach. Sie lockte ihn mit ihrem graziösen Gang, mit ihrer schönen, schlanken, ebenmäßigen Gestalt.

Sie fühlte, daß ihr Jemand folgte, war darüber sogar froh, vielleicht auch stolz; aber wagte er es, sie anzusprechen, so glitt ein verachtungsvoller Blick aus ihren tiefen, hervorstehenden, farbensprühenden Augen über seine ganze Gestalt, und ohne ein Wort zu erwidern, wandte sie ihm den Rücken zu.

„Ich kann nicht,“ pflegte sie ihren Freundinnen zu sagen; „ich kann mich unterhalten, kann plaudern, kann lachen, aber nicht — nicht berühren ...“

„Du bist aber dumm, Grethe,“ erhielt sie von einer Freundin zur Antwort.

„Du bist überhaupt kein Weib,“ meinte die Zweite.

Sie aber arbeitete mit den Nasenflügeln, ließ die korallenrothe Unterlippe ein wenig hervortreten und schwieg. Nur Wenige hätten aus diesem Schweigen einen Ton tiefen Jammers heraushören können; daß sie hätte laut und gellend aufschreien mögen: „Ich bin ein Weib ... ich heische Liebe ... ich durste ... ich hungere ... aber ich kann nicht ... ich kann nicht ... ich erbebe ... erschauere ... ich kann nicht ...“

Aber heute wollte sie können. Sie nahm alle Kraft zusammen. Sie wollte sich bezwingen. Gestern hatte sie einen Herrn kennen gelernt, einen geistreichen, schönen, interessanten Menschen, der ihr außerordentlich gefiel.

Als sie ihm das Versprechen gab, „sich mit ihm zu treffen“, war sie fest überzeugt, sie würde nicht hingehen; aber darauf folgte eine lange, schwere, schlaflose Nacht. Die Jugend in ihr schrie, sehnte, verlangte nach Leben. Das Weib in diesem elastischen Körper war wach, entwickelt, aufgeblüht und hatte Sehnsucht, große, intensive, ruhelose, unstillbare Sehnsucht.

Ein schwerer Kampf war's. Aber sie ging. Nun stand sie bereits eine halbe Stunde und wartete. Anfangs war sie munter und sorglos. Wenn sie so aufstampfte mit dem kleinen Fuß, nahm sie es als Zeichen der Ungeduld, nicht als vibrische Erregung. Doch — Minute an Minute verstrich, die Uhr begann zu schlagen — da schien es ihr, als ob die metallenen Klänge in ihrem Hirn sich abspielen, als ob all' diese Menschen, die geschäftig ein- und ausgingen, nur sie anblickten, anglotzten, und sie fühlte ein Brennen in den Schläfen, ein Stechen im Herzen, als ob alle Pulse aus dem Geleise gerathen wären ...

Er kommt!

Oben auf der Treppe sah sie einen grauen Hut, wie durch einen Nebel; dann stand er vor ihr. Er habe Angst gehabt, sie würde nicht kommen ...

Plötzlich durchzuckte es sie, kalt zuerst, dann glühend heiß. Und ohne sich Rechnung zu geben, ohne zu wissen, warum sie es that, stürzte sie davon.

Durch's Menschengewühl stürmte sie athemlos, wie von Furien gepeitscht.

Erst in weiter, weiter Entfernung, als sie ein Straßengewirr hindurchgerannt war, hielt sie an und legte die kleine, feine Hand an die hämmernden Schläfen, dann auf die pochende Brust, und wie ein zu Tode erschrockenes, sich allmälig erholendes Kind, sagte sie zu sich selbst, traurig lächelnd: „Mimose ...“

III.

Sie mochte wohl geahnt haben, daß dieses Naturell ihr Schicksal werden sollte, daß die Natur stärker, kraftvoller ist als aller Wille — auch als der starke, intensive Willen zum Leben.

Denn in's Leben, in's schöne, gesunde, glückliche Leben, ging wohl diese Braut mit dem bleichen, überirdisch schönen Gesicht. Sie hing am Arm des Bräutigams, und er stützte sie voller Liebe und Hingebung.

Er hatte sie lieb, sehr lieb, das wußte sie seit drei Jahren, die Frist, welche er sich um sie bewarb. Sie erwiderte seine Zuneigung. Allerdings war ihre Mimosa-Natur dieselbe geblieben, aber der Verlobte

verlangte nicht viel „sichtliche“ Zärtlichkeit, wie er sich ausdrückte. Wenn er sie küßte, bemerkte er nicht, wie ihre Nüstern sich blähten und wie sie die Finger krampfhaft ballte. Sie kämpfte …

Jetzt aber, als er mit ihr allein war, als sie seine breiten, erregten Schritte sah, als sie sich von seinen kraftvollen Armen umfaßt fühlte und als seine Rechte ihre feine Hüfte hinaufglitt, begann es wieder in ihr zu pulsiren, so heftig, so wild, daß sie umzusinken drohte.

Sie sank in einen Stuhl; er fiel ihr zu Füßen und umfaßte ihren Hals, beugte seinen Mund zu ihrem zierlich-kleinen Ohre und flüsterte liebkosende, berauschende Worte …

Da fühlte sie wieder das Schauern ihren Körper durchzucken — jenen Schauer, der wohl die Mimose mit der Naturnothwendigkeit zwingt, ihre Blätter zusammen zu ziehen …

Sie sprang jäh auf und wie damals stieß sie ihn mit einer solchen Wucht, daß er rücklings sank in ohnmächtige Betäubung.

Sie riß die Vorhänge vom Fenster und öffnete es …

Und wieder war es ein Schauer, der sie überkam … Eine scharfe Luft zog durch's Fenster … Todesschauer …

„Ich kann nicht,“ hauchte sie zitternd die letzten Worte: „Ich kann nicht …“

Mimosa pudica …

Aus der Hauptstadt.

Bauliches und Unerbauliches.

Etwas ähnlich Feuersicheres wie unser Opernhaus nach dem Umbau giebt es auf der ganzen Welt nicht wieder. Stählerne Geldschränke letzten Systems und gefüllte Wassertonnen sind Schießpulver und Celluloid im Vergleich mit ihm. Es giebt nichts Feuersichereres, ich sag' es noch einmal — aber es giebt auch nichts Scheußlicheres.

Ein strahlender Prunkbau ist die alte Oper ja nie gewesen; immerhin fügte sie sich in das Gesammtbild des Berliner Forums, das beim Denkmal des Alten Fritzen beginnt und mit dem Dome endet. Was man nun indeß aus dem gemüthlichen Kasten gemacht hat, das spottet jeder Satyre auf neupreußische Geschmacklosigkeit. Sie mögen den Kopf schütteln, mögen mich noch unter'm Einfluß alkoholischer Fastnachtsfreuden stehend glauben, sehr dauerbarer Fastnachtsfreuden also — und ich muß Ihnen doch gestehen, daß ich in der Siegesallee künstlerische Anregungen finde, seitdem ich die Verbesserung des Berliner Opernhauses vom Straßenbahnwagen aus schaudernd betrachtet habe.

Das Gebäude hat achtundvierzig Nothausgänge bekommen, und damit jeder Nothausgang auch benutzt werden kann, ist die Fassade mit einem Gewirr gußeiserner Treppen geschmückt worden. Diese Treppen laufen auf und nieder, bandwurmartig, würd' ich sagen, wenn der Bandwurm es nicht vorzöge, weniger eckig als die gußeisernen Opernhaus-Treppen zu sein. Wahrhaftig, es ist schwer, ein Bild dieser baulichen Grausigkeiten zu geben. Stellen Sie sich eine rechteckige Riesenholzkiste vor, die auf allen vier Seiten so mit vierstöckig übereinander gelagerten Trittleitern ausgerüstet ist, daß man nur noch die Trittleitern sieht. Wenn Sie sich das nicht vorstellen können, müssen Sie nach Berlin kommen und das Monstrum mit eigenen Augen anstaunen. „Worte können es nicht schildern, Farben es nicht malen, das wundersam Unerhörte.“

Ich schätze den künstlerischen Geschmack der Berliner Machthaber kaum so hoch ein, wie der deutsche Reichstag; und seit der Enthüllung der Bergschloß-Balustraden im Marmorbruch am Brandenburger Thor erschrecke ich grundsätzlich über keine Armseligkeit und Abscheulichkeit mehr. Was jedoch mit dem Opernhause geschehen ist, das schreit wider Sternenlauf und Schicksal. Das hat kein Mensch im Ernst so gemeint. Hier müssen andere Ursachen vorliegen. Berlin bedarf längst eines weltstadtwürdigen Opernhauses. Unter 25 Millionen ist solch' Schmuckstückchen aber nicht zu beschaffen. 25 Millionen, und unser Landtag! Der hat ja im vorigen Jahre nicht einmal lumpige 100000 Mark für ein Schülerbootshaus bewilligt, so daß wohlthätige Privatleute einspringen und sich mit großmüthiger Spende den erblichen Adel verdienen konnten. Diese allzu sparsamen Volksvertreter mußten zur Bewilligungsliebe gezwungen werden. Der alte Kunstpalast, dessen einziges Glanzstück Geraldine Farrar's Brillanten und dessen einzige bauliche Schönheit Geraldine Farrar's Wuchs war, der alte Kunstpalast wurde durch die angeklebten Treppen zu einer Unmöglichkeit gemacht. Auch die geizigsten Deputirten waren nun leicht zu überzeugen. Ich wette — kaum acht Wochen werden vergehen, und ein Credit von 500000 Mark für die Vorarbeiten setzt unsere Raschdorff's in Stand, aus zweiundzwanzig berühmten Singtempeln den allerberühmtesten, den dreiundzwanzigsten, zusammenzustellen.

Woraus hervorgeht, daß wir in Berlin uns auf die Politik der Vordertreppen noch besser als auf die der Hintertreppe verstehen.

* * *

Bei der regen Baufreudigkeit des Kaisers ist es zu bedauern, daß er keinen Wallot und keinen Hoffmann zur Verfügung hat. Was nützt sein gutgemeintes Versprechen, Berlin doch noch zur schönsten Stadt der Welt zu machen, wenn die von ihm erkorenen Künstler Klitterungen austüfteln, wie den überladenen Dom im Lustgarten? Ich weiß nicht, ob Ludwig Hoffmann der Mann ist, uns eine Oper hinzustellen, wie wir sie in Berlin sehen möchten: prangend in vornehmer Schönheit, und auf den ersten Blick anzeigend, daß man hier Wagner lieber spielt als Meyerbeer und Neßler. Ich weiß nur, daß ich an des Kaisers Stelle den Berlinern diesen Hoffmann fortnähme und daß ich an des Kaisers Stelle mir den Wallot aus der Leipziger Verbannung zurückholte.

Denn mich dünkt, beiden Männern gefällt es nicht zum Besten in der Stadtväterschaft. Hoffmann zumal hat einen schweren Stand, und es bedarf seines Humors, seiner Schaffensfreudigkeit und Liebe zur Sache, um unaufhörlichen banausischen Nörgeleien zu trotzen. Daß der Berliner Magistrat fest zu ihm hält, mag dem Erbauer des Reichsgerichts den unangenehmen Kampf erleichtern. Trotzdem — wer nach einer Periode unsäglicher Verödung wieder lachende, helle Kunst in's städtische Bauleben brachte; wer den dumpfigen Schulspuk der Blanckensteinerei sieghaft verscheuchte, ehe er, wie in Wühlgarten, von selbst zusammenstürzte; wer es dem gebildeten Berliner möglich machte, an den öffentlichen Gebäuden Münchens, Wiens vorüberzugehen, ohne für seine mißhandelte Vaterstadt zu erröthen — wer das fertig kriegte, der hat's eigentlich nicht nöthig, sich Sottisen sagen zu lassen. Und Sottisen sagt man ihm, unaufhörlich. Bald baut er den Führern der herrschenden Partei zu üppig, bald baut er ihnen nicht praktisch genug. Nun giebt es zwar kaum unpraktischere Steinhaufen, als die kunstverlassenen Schulhäusern Blanckenstein's, die der Oberstadtverordnete Justizrath Cassel so liebt. Aber was ihnen an praktischer Brauchbarkeit abgeht, das ersetzen sie durch bodenlose Häßlichkeit. Hoffmann bringt Licht und Luft, Schönheit und freundlichen Spaß auch in die Stätten, denen unsere Kinder die ersten Anregungen und die erste Erziehung zum künstlerischen Empfinden verdanken sollen. Das rechnet man ihm als Verbrechen an. Wo dieser prächtige Mensch sinnirend spazieren geht, ob in Reims oder Toscana, da spenden ihm die alten Baudenkmäler neue fruchtbare Gedanken. Zu Hause sucht er sie dann zu gestalten, statt mit Hülfe von Richter's Anker-Steinbaukasten ärmlich immer denselben Jammerstyl zu variiren. Es lohnt sich, jetzt durch unsere Vorstädte zu pilgern und Meister Hoffmann's Thaten nachzuforschen. Da grüßt die Realschule am Schleswiger Ufer, Berlin-Nordwest, im sehr beliebten Hansa-Viertel. Ein auf freundliche Farbenwirkung gestellter Bau, dessen Besonderheit die zu astronomischen Beobachtungen bestimmte Plattform in dreißig oder fünfunddreißig Meter Höhe ist. Wie diese Plattform aus dem genial gegliederten Giebel herauswächst und ihn organisch abschließt; wie das Ganze kühne Eigenart mit sicherem, gebändigtem Geschmack vereint — das ist die sichere, reizvolle Lösung einer sehr schwierigen Aufgabe. Die architektonische Wirkung Hoffmann'scher Schulbauten wird sehr, sehr oft von den ungünstigen Bauplätzen beeinträchtigt, doch sehr oft lockt dieser Mißstand ihn gerade zu außerordentlicher Kraftanstrengung. Die Gemeindeschulen in der Wilms- und Wielefstraße sind schöne Beispiele dafür, wenn auch ihre Fassaden unter den Nachbarhäusern leiden. Gegen die Berliner Miethscaserne kommt Niemand auf; das tödtliche Einerlei ihrer Maurermeister-Architektur tödtet die Anmuth, welche sich zwischen sie wagt. Dennoch schafft es immer neues Vergnügen, zu beobachten, wie Hoffmann durch kecke Behandlung des Hausteines und verwegenen Wechsel im Material holde Ueberraschungen hervorzaubert, ganz unberlinische Stimmungen erzeugt. Das gilt zunächst von den großen amtlichen Bauten; gilt aber auch von seinen kleineren Schöpfungen. Das Wärterhäuschen im Waldeck-Park, einem alten, aufgelassenen, jetzt zum Kinderspielplatz dienenden Kirchhofe, zeigt, mit wie geringen Mitteln der Mann Köstliches zu schaffen weiß, dem sie jetzt ärgerlich die beim Bau städtischer Bade-Anstalten verbrauchten Millionen nachrechnen. Fast kokette Schlichtheit spricht aus den schmucklosen Fensteröffnungen, dem derb gefügten Thor; wie eine feste Mütze auf ein breites, gutes Arbeitergesicht senkt sich das Ziegeldach auf's Gemäuer. Dabei paßt das Haus in seine verträumte Umwelt, als habe es von Anfang an da gestanden, die Hüterin der friedlichen, grünen Oase von Berlin SO. Hier sind Hoffmann's Romantik und Hoffmann's Humor ganz eng vereint, so daß sich Keines von Beiden besonders zu offenbaren und in Einzelheiten zu zeigen nöthig hat. Allerliebst wirken dafür die harmlosen Späße, die seine schönen Turnhallen, seine Volksbäder auszeichnen: die Terrakotta-Bären, die Gewichte heben, hanteln, den Genossen als Bock zum Sprung benützen: der Bär mit dem Waschzuber; das Rattenpaar, dem ein Freund auf der Harmonika zum Tanz aufspielt.

Hoffmann steht in Berlin noch einiger Maßen allein. Wie lange er uns erhalten bleiben wird, weiß nicht einmal die Bürgermeisterei, und darum wären ihm strebsame Schüler besonders zu wünschen — ihm und uns. Möglich, daß seine Beispiele alte Sitten verderben; wenn nicht, dann beweisen sie den Späteren wenigstens, daß es dem Berlin Wilhelms II., trotz Justizrath Cassel, nicht ganz am guten Willen und starken Können gefehlt hat.

Ruhstrat

Fortuna beschenkt ihn verschwenderisch,
Denn dem Einsatz entsprechen die Kräfte,
Und spielend erledigt am grünen Tisch
Er die Regierungsgeschäfte.
Weil seine Coeur-Dame das ganze Land,
Gilt Allen sein Sinnen und Minnen,
Bis auf den Zeitungsschreiberstand —
Dem kann er nichts abgewinnen.

Timon d. J.

Dramatische Aufführungen.

Mutter Landstraße. Schauspiel in drei Acten von Wilhelm Schmidt-Bonn. (Kleines Theater.) — Die Medea des Euripides. Uebersetzung von Ulrich v. Wilamowitz-Möllendorf. (Neues Theater.) — Candida. Schauspiel in drei Acten von Bernard Shaw. (Neues Theater.) — Ora et labora. Ein friesisches Bild. Drei Acte von Hermann Heyermans. — Das Wunder des heiligen Antonius. Satyrische Legende in zwei Aufzügen von Maurice Maeterlinck. (Beide Stücke im Deutschen Theater.) — Königsrecht. Schauspiel in vier Acten von W. A. Paap. (Neues Theater.)

Zu den besonderen Freuden des Alters glaube ich — in meiner gänzlichen Unerfahrenheit auf diesem Gebiete — die zählen zu dürfen, daß man mit heiterer Ruhe auf dumme Streiche der eigenen Jugend zurückblickt. Larochefoucauld meint freilich, der Greis suche sich durch rastlose Ertheilung guter Lehren dafür zu rächen, daß er keine bösen Beispiele mehr geben kann. Indessen waren die Greise des ancien régime Leute ganz besonderen Calibers, und ich halte dem erlauchten Maximendichter gegenüber meine Privatanschauung aufrecht. Empfinde ich doch jetzt, zwei oder drei Wochen nach der Uraufführung der meisten Theaterstücke, welche ich heute zu erwähnen habe, ganz deutlich jenen schönen, unparteiisch vergnügten Gleichmuth, von dem ich eben sprach. Mir ist, als lägen all' die Februar- und Märzdramen meilen-, jahreweit hinter mir, und obgleich ich sie zumeist für dumme Streiche halte, fällt es mir doch schwer, kritische Entrüstung darüber zu markiren. Zauber der Vergangenheit! Nur der Chronist kostet dich aus, den kein Redacteur zur Hetzarbeit zwingt, der Mitternachtrecensionen so wenig wie andere Einbrüche zu nachtschlafender Zeit kennt und mitmacht. Man gewöhnt sich olympische Milde an beim Schreiben monatlicher Theaterbriefe. Ich hoffe beinahe, sogar dem Spezi Sudermann zu gefallen, wenn er aus Egypten, das in seiner blühenden Dichtersprache Japan heißt, zurückkehrt und neue Musterung unter den lieben Verrohten hält.

Noch immer bestreiten die beiden Reinhardt'schen Bühnen, das Neue und das Kleine Theater, den Berliner Novitätenbedarf. Eigentlich ist dies kein günstiges Zeichen; echte Kassenstücke dulden keine Götter neben sich. Thatsächlich haben die letzten Neuheiten denn auch nicht den Erfolg errungen, dessen sich „Nachtasyl", „Elektra", „Salome" zu erfreuen hatte. Aber andererseits ist dem ruhigen, in vieler Beziehung sehr gut berathenen Director auch kein Stück völlig verunglückt, und seine stolzen Paradepferde üben immer noch genug Zugkraft aus, um die Finanzen in gutem Stand zu erhalten. Da darf er sich denn schon einzelne Experimente gönnen. Ein Experiment war die Aufführung der „Schwester Beatrix", die als Opernlegende oder legendäre Oper den Rahmen des modernen Schauspieles nicht auszufüllen vermochte. Als zweites Experiment, für das ich den Pfadfinder jedoch dankbarer bin, muß das Wagniß gelten, die „Mutter Landstraße" des jungen Schmidt-Bonn zu spielen. Der bisher noch wenig genannte Dichter hat sich durch die prächtige, lyrische Stimmung seiner Novellen bei allen Feinschmeckern beliebt gemacht. Ich erwartete mir von seinem ersten Stück ähnlich kunstvollen Lyrismus und hatte insgeheim die Hoffnung, daß er mit kluger Erkenntniß seiner Kraft das dramatische Gerüst so zimmern würde, um auf ihm Proben der eigentlichen Schmidt'schen Begabung liefern zu können. Die Hoffnung ist ja nun nicht in Erfüllung gegangen. Ich nehme auch nicht an, daß Schmidt-Bonn im Chorus der Werdenden als Theaterschriftsteller sonderlich laut mitsprechen wird. Dennoch fesselt das Werkchen durch den gewissen Jugendwitz, der allem naiven Tasten entstürmt. Unser Autor ist just an den wirksamsten Auftritten vorbeigehuscht, die der Stoff ihm bot. Er hat die oberste dramatische Regel vergessen, die da verlangt, daß der Bühnendichter keine Geheimnisse vor seinem Publicum habe. Allzuspät erkennt man, daß der Vater des Helden Recht hat, wenn er ihm Verzeihung weigert; denn der Held, der als verlorener Sohn heimkehrt, ist nicht nur fideler Bummler und Landstraßenromantiker, sondern auch ein Ehrloser, ein Verbrecher geworden. Die starre Unversöhnlichkeit des Alten scheint zunächst grober, unväterlicher Eigensinn, und weil es unmöglich ist, mit ihm zu sympathisiren, ihn zu verstehen, empfindet man keine Freude an der sonst wohlgelungenen Charakteristik. Als der Dichter endlich den letzten Trumpf ausspielt und alle Gründe klar legt, ist das Spiel bereits verloren. Ueber dem heißen Bemühen, der Coulisse zu geben, was der Coulisse ist, hat Schmidt auch seine ureigentlichen Künste vernachlässigt. Die wilde Poesie der Landstraße kommt nicht recht heraus, ihr Blüthenduft und ihr Sturmesrauschen wehen nicht so stark in das Stück hinein, daß sie die schlimmen technischen Mängel vergessen machten. Bei alledem ist die Arbeit die Talentprobe eines Zukünftigen, der den Poeten-Glorienschein auch dann nicht verliert und auch dann noch mit Anstand trägt, wenn er Wege wandelt, welche für seine zarten Füße nicht geschaffen sind und auf denen er sich ganz und gar nicht auskennt.

Eine „Medea"-Aufführung des Neuen Theaters brachte Herrn Euripides reichlichen Beifall ein; sein später geborener College Lessing hatte indeß mit der Première „Minna von Barnhelm" doch mehr Glück. Euripides, der sich realistisch bemüht, steht uns trotzdem ferner als seine Nebenbuhler Aeschylos und Sophokles. Gerade durch seine Versuche, die großartigen hellenischen Sagen und Sagenhelden zu vermenschlichen, zeigte er die Unmöglichkeit auf, sie aus der Halbgötter-Perspective herauszuholen. Sein platter, trivial daherschwätzender Jason befremdete in der Wilamowitz'schen Uebersetzung, die noch euripidischer als Euripides war, ungemein und brachte gefährliche Stillosigkeit in das Stück. Auch der Versuch, den Chor zu modernisiren, mißlang. Man fragte sich erstaunt, warum denn nicht eine Einzige von den Damen, welchen Medea umständlich all' ihre schaurigen Mordpläne anvertraut, in Kreon's Palast läuft und die Giftmischerin verräth. In der antiken Tragödie steht der Chor als technischer Nothbehelf des Dichters da, und das muß er bleiben. Schon Schiller's Anstrengung, ihn für's wirkliche Bühnenleben zu gewinnen, schlug fehl.

Den lebhaften Beifall des kunstfreundlichen und der Reinhardt'schen Fahne getreuen Publicums, welcher Medeen zu Theil ward, diesen Beifall fand auch Bernard Shaw's Candida. Shaw muß sich seine Hörer erst erziehen, sie mißverstehen ihn sonst und verlassen ihn auf halber Bahn. Wie er den braven, angesehenen und tüchtigen Mann, der die Stärke seines Geschlechtes darstellen will, doch klein und kleiner macht, bis er als der Schwache erscheint, und sein Gegenspieler, das weltkundige Dichterjüngelchen, als der überlegene Weltgewinner; wie Candida, die Gattin des Starken, ihm am Ende nur deßhalb treu bleibt, weil er ihr so hülflos erscheint — das ist mit sehr feiner und doch mit sehr schwer bühnengerecht zu machender Kunst gemacht. Freilichtmalerei, weißglänzende Wolken in weißlicher Frühlingsluft, mit blaßblauem Himmel dahinter. Der Leser hat größere Freude an der Candida als der Zuschauer.

Um Reinhardt das Feld nicht ganz unbestritten zu überlassen, entschloß sich Herr Brahm, kurz vor seinem Rückzug aus der Schumannstraße noch rasch eine Schlacht zu liefern. Heyermans, der Verfasser der „Hoffnung", führte eine Hülfstruppe unter dem Bannerspruch „Ora et labora" herbei, Maeterlinck rückte mit dem „Wunder des heiligen Antonius" an. Beide Autoren werden ihre beredten Vertheidiger finden; eine Niederlage aber haben sie Beide erlitten und der Oberbefehlshaber mit ihnen. Heyermans fiel vielleicht noch wuchtiger ab als Maeterlinck, gerade weil er lebhaftes Händeklatschen für eine trostlose Arbeit erntete, die aus den längst verlassenen Schulstuben des allzu consequenten Naturalismus stammt. Das erbarmungswürdige Elend friesischer Dörfler, ihre schmutzige und dabei so verständliche Habgier; schließlich die arme Maid, die, um ihre Liebe betrogen, das schwere Torfschiff weiterzieht — kein Lichtstrahl fällt in die neblige Nacht, und kein Strahl dichterischen Verständnisses leuchtet durch das langwierige, eintönige Scenengefüge. Das „Wunder des heiligen Antonius" wurde angeblasen, und mit Fug, denn Maeterlinck hat den prächtigen Humor des Stoffes entweder nicht recht erfaßt oder hat ihn nicht bewältigen und gestalten können. Dennoch erinnert man sich gern der grotesk dummen Magd, welche als einzige den Heiligenschein des Antonius bemerkt; der lachenden und dann nach dem Wunder auf den Tod erschreckten Erben; der auferweckten Erblasserin selbst, die ihren Retter als schmutzigen Bettler beschimpft und zum Hause hinausweist. Etwas straffere Technik, zehnmal mehr behaglicher Humor und zehnmal weniger ironische Säure hätten den Erfolg der Saison erstritten. Na ja . . . wenn das Alles so leicht zu beschaffen wäre!

Robuster als seine literarischen Nebenbuhler giebt sich Herr A. W. Paap oder W. A. Paap, ein holländischer Jurist, der in seinem „Königsrecht" den Alten Fritzen und dessen Juristenhaß überschwenglich verherrlicht. Paap verzichtet auf Bühnenkränze; ihm liegt allein daran, den berühmten Fall des Müllers Arnold noch berühmter zu machen. Und Berühmtheit schafft heutzutage nur das Theater. Nun hege ich für mein Theil, als erklärter Fritzenschwärmer, doch leise Bedenken, ob der große König im Proceß Arnold nicht arg daneben geschossen hat. Er wollte die Gerechtigkeit zum Siege führen, indem er die Rechtsbeamten nach Spandau führen ließ; thatsächlich aber hat er mit der ungebändigten Rohheit des verantwortungslosen Selbstherrschers das Gesetz zertrümmert. Paap macht die That nicht sympathischer, indem er die Richter zu Idioten stempelt und die Proceßgegner Arnold's zu ausgefeimten Halunken. Außerdem aber wendet er einen solchen Mangel an Scharfsinn, eine so verschwenderische Fülle von Geistlosigkeit auf, daß man unwillkürlich gegen seinen geschwätzigen Müller und den das Jus verabscheuenden König Partei ergreift. Das ganze Stück nährt sich von processualen Erörterungen und hanebüchenen Grobheiten; die Handlung besteht aus weiter nichts als Mißhandlung. Wie das Ding an's Neue Theater gerieth, ist mir ein dunkles Räthsel . . .

In den Fenstern der Häuserwand drüben steht graugelb der Abglanz der Märzensonne, und wenn ich vom Schreibtische secundenlang aufschaue, seh ich ein schönes, viereckiges Stück Himmel, mit dem opalenen Schimmer der allerersten Lenztage. Jetzt hat sich draußen im Kiefern-

walde die Moosdecke bereits völlig erneuert — es giebt nichts Wunderbareres als ihr feines Gespinnst, das ich für Gottes größte Künstlerthat halte. Von den sogenannten Havelbergen, sandigen Rückständen aus der märkischen Gletscherzeit, blickt man auf den nun wieder saphirenen Fluß hinab, dessen Morgennebel nie so silbern leuchten und so durchsichtig sind wie in den Geburtsstunden des Frühlings. Jetzt all' diese Zartheit mit durstigen Sinnen einschlürfen, jetzt die Lungen in leuchtender Luft baden zu können, die weich und unbeschwert wie chinesische Seide ist, den ganzen Tag über — darnach schreit der Poet, schreit alles Junggebliebene in uns.

Die Theater aber spielen ihre Neuheiten.

Ich kann es verstehen, daß gutmeinende Schwärmer neuerdings Schaubühnen an Berghängen aufbauten. Und ich bedauere es fast, sie hart verfolgt zu haben. Sie empfanden deutlich den ungeheuren Widersinn, der darin liegt, daß wir uns in fensterlose Höhlen einsperren, in gewölbte Grüfte ohne Sonnenlicht und frischen Luftzug — um Kunst zu genießen. Kunst, die mit der Natur eins sein soll. Die Schwärmer wollen deßhald der Muse wieder das freie Licht erobern, die Akropolis, den geweihten Berg. Wobei sie leider den Fehler begehen, auch noch die einzigen theaterfreien Monate, welche dem gequälten Deutschen bleiben, Juli und August, dramatisch zu belasten. Sie führen gegen Satan Beelzebub in's Feld und übertreiben die ohnehin allzu große Bedeutung des Theaters in's Groteske. Als ob wir modernen Menschen ohne Komödienspiel nicht leben könnten! Als ob sich thatsächlich zwischen Pappendeckel und Leinewand die großen Kämpfe unserer Tage entschieden, als ob die Blüthe unseres Volkes Thau und Sonne, Anregung und Begeisterung von der Bühne her empfinge! Jeder weiß, daß Madame Thalia heute mehr als je nur Allerwelts-Lustigmacherin sein will, und doch geben sich just unsere Intellectuellen den Anschein, in ihr die Führerin aller Strebenden, die Beschließerin deutscher Tempelschätze zu grüßen.

Die Theater spielen ihre Neuheiten.

Aus unseren Kunstsalons.

Hans am Ende.

Heute Neues über die „Worpsweder" sagen wollen wäre ziemlich unsinnig. Die Acten über sie sind geschlossen. Seitdem sie vor gar bald einem Jahrzehnt im Münchener Glaspalast mit ihrer ersten geschlossenen Ausstellung ein so großes Aufsehen gemacht hatten, haben sie in der Entwickelung deutscher Kunst eine tiefe Spur hinterlassen. Die „Rückkehr zur Natur" lautete ihr Programm, wie einst bei den Meistern von Barbizon, und wie auch bei den Dachauern, den Greßingern und anderen deutschen Künstlercolonien. Und die Eigenart der Natur dort, wo sie nordöstlich von Bremen in der Worpsweder Moorlandschaft unweit der Meeresküste hausten, brachte es mit sich, daß sie für die Lösung der Luft- und Lichtprobleme, die auch sie bewegten, ganz besondere Ausdrucksmittel fanden, solche von farbenstärkster decorativer Wirkung.

Zu den drei Ersten, denen es jene dunst- und farbenreiche Moorlandschaft angethan hatte, gehörte neben Fritz Mackensen und Fritz Overbeck — Hans am Ende, der mit Overbeck und Modersohn der vielseitigste Schilderer der Worpsweder Landschaft im engsten Sinne des Wortes ist. Temperamentvoll wie jene Beiden, zeigte er sich aber anfangs minder lyrisch und weich als Overbeck, und minder draufgängerisch als Modersohn, obschon auch er starke Contraste liebte, namentlich auch im Aufruhr der Elemente sie suchte.

Wenn die „Marke" Worpswede als solche heute ebenso zu bewerthen ist, wie vor zehn Jahren, so haben aber die einzelnen Worpsweder im Laufe der Zeit doch gewisse Wandlungen durchgemacht und hier und da gewisser Maßen gegenseitig „abgefärbt". So erscheint auch Hans am Ende jetzt, wo er eine große Ausstellung bei Keller & Reiner zeigt, lyrischer, weicher, elegischer, als früher. Stürme, Gewitter u. dgl. finden sich dort jetzt nicht. Dagegen viele friedliche Abendstimmungen aus den verschiedensten Monaten bei gar verschiedenen Licht- und Luftverhältnissen: „Abend im Moor", „Abendfrieden", „Abend im Sumpf", „Letzte Abendsonne", „Herbstabend im Moor", „Feierabend an der Mühle" u. A. m. Der Himmel bald rosa und grau oder blau und goldrosa, bald gold und violett oder opalisirend und bräunlich u. s. w. Hohe braunrothe Silhouetten von Baumgruppen vorn hoch hineinragend in das Farbenspiel der Luft; am weithin dämmernden Horizont dunkle Streifen eines Waldes; im Torfmoor oder auf den Wiesen Canäle oder Tümpel die bunten Wolken widerspiegelnd oder wie flüssiges Gold aufleuchtend ... Und Alles so schlicht und einfach, auf Generalnenner gebracht, und so mittheilsam stimmungsvoll. Dann wieder andere Bilder: ein leuchtender „Sommertag", leuchtend, obschon kein starker Contrast von Licht und Schatten vorhanden ist, mit weißen still hinsegelnden Wolken über silberstämmigen Birken an tiefblauem Canalwasser und auf der Wiese nebenan ein tolles Sprießen und Flimmern von Blumen; ein klarer „Frühlingsmorgen" mit frischer Brise, die schweren Erdduft über die Flüche hinträgt; ein Colossalbild „Herbstpracht", wie es eben nur die Worpsweder malen mit fast naturgroßen Baumstämmen, tiefrothem Land unter türkisfarbenem Himmel mit lilabräunlichen Wolkenfetzen; eine „Segelbootfahrt" auf violettgrauem raschströmenden Wasser, die großen braunschwarzen Segel die kaltgrauen Wolken mit ihren Silhouetten durchschneidend. Manchmal denkt man an Thoma, und auch an Böcklin vor Allem; z. B. der „Quell im Wald" — wie böcklinisch! So daß man glaubt, gleich werde hinter jenem dunkelgrauen Stamm und moosigem Gestein eines seiner Fabelwesen hervortreten. Natürlich keine Nachahmung — aber ebenso klare, tiefe, satte Haupttöne in Wechselwirkung zu einander gebracht.

Von besonderem Interesse ist's aber mit all' diesen „Bildern" von eben bildmäßiger Wirkung mit gewalltem Stimmungsgehalt die zahlreichen Studien zu vergleichen. Diese alle pastos impressionistisch hingestrichen mit einer Bravour und Sicherheit sondergleichen, und die Bilder daneben viel glatter und sorgfältiger, aber doch meistens den ganzen unmittelbaren Natureindruck der Studien festhaltend und überzeugend wiedergebend, meistens — denn hier und da zeigt sich doch so etwas, wie das Conventionelle. Am meisten freilich in dem einzigen Figurenbilde — einer alten Frau am Spinnrocken, obschon gerade dieses Bild auch sehr starke zeichnerische Qualitäten hat.

Graphisches.

Daß Hans am Ende auch als Graphiker vertreten ist mit einer Reihe seiner Originalradirungen, die mit ihrer saftigen Tonigkeit schon längst sehr geschätzt sind, versteht sich von selbst. Daneben aber giebt's bei Keller & Reiner jetzt noch andere graphische Arbeiten zu sehen, die von höchstem Interesse sind: Zwei der besten Originalgraphiker, der Deutsche Alexander Liebmann und der Engländer William Nicholson zeigen größere Collectionen.

Liebmann gehört zu den ganz Wenigen in Deutschland, die die so schwierige Technik der farbigen Originalradirung beherrschen, die Herrichtung der Platten nicht nur, sondern auch ihre Drucklegung. Und nie machen sie den Eindruck etwa der Vervielfältigung eines Oelbildes, eines Aquarells und ebenso wenig den einer „colorirten" Zeichnung, sondern Zeichnung und Farbe sind hier so innig mit einander verbunden und diese ist in Structur und Tonwerth so eigenartig, daß wirklich etwas ganz Originales erreicht wird. Und so führt uns Liebmann bald durch enge Gäßchen kleiner Städte, bald auf die Wiese mit einem Bächlein, dann in den geheimnißvollen Zauber einer Mondnacht mit gespenstisch wirkenden großen Baummassen, oder aber an ein Flußufer, an dem alte Häuser, Stadtmauer, Thürme zusammengepackt ragen.

Ganz in seinen Materialmitteln auf geht auch der geniale Nicholson. Seine Meisterholzschnitte, die allerdings mit der althergebrachten Technik der Schraffirungen nichts gemein haben, sondern mit sehr kräftigen Conturen und breiten Tonflächen wirken, wo es aber nöthig ist, das Detail mit ein paar Strichen meisterlich zu geben wissen — sie sind ebenfalls nie „colorirt", sondern stellen abermals eine Synthese von malerischen Impressions-Werthen und zeichnerischem Formen-Respect dar, die sozusagen eine eigene künstlerische Daseinsberechtigung hat, ja allein den Namen der Originalgraphik verdient.

Die Originalholzschnitte Nicholson's sind von außerordentlicher Wirkung in Schärfe der Charakteristik so gut, wie rein malerisch. Er begnügt sich dabei stets mit wenigen stumpfen, meist dunklen Tönen, zwischen denen der Untergrund des farbigen rauhen Papieres hier und da durchbricht. Man kennt ihn ja als Zeichner vornehmer englischer Blätter. Hier sind jetzt u. A. sein berühmtes Alphabet, eine Serie von 24 köstlichen Charakterfiguren, und eine Reihe von Blättern aus den „Characters of Romance" und den „Twelve-Portraits"-Serien zu sehen. König Eduard und Königin Victoria, Herkomer, Fürst Bismarck, Graf Waldersee, Lord Kitchener u. A., andererseits Figuren wie Gargantua, Pantagruel, Chicot u. s. w. gehören zu dem Besten, was man von englischen graphischen Meistern je gesehen hat. Es ist zu wünschen, daß unsere jungen Graphiker sich recht eingehend mit dem Studium dieser Musterblätter befaßten.

* * *

Ebenfalls bei Keller & Reiner zeigt der Bildhauer Ernst Müller eine Reihe seiner bronzener Kleinplastiken: mehrere weibliche Nacktfiguren von schönem Spiel der Linien und wohlgetroffenem Ausdruck, junge tändelnde Hunde, einen reizvollen ganz kleinen Kegeljungen in Elfenbeinmasse. Auch eine kleine Marmorfigur ist da: eine junge Dame, sitzend, den Oberkörper vorgestreckt, mit großen Augen fragend und sinnend weit vor sich blickend. Eine treffliche Arbeit ...

Eine Atelier-Ausstellung von H. Feuer-Behmer,

die für eine solche eigentlich gar zu wenig bot, bewies im Uebrigen ein weiteres Mal, daß der talentvolle Künstler das Beste wohl als Stimmungs-Landschafter, insbesondere als Schilderer der silbergrauen, schönlinigen Straßen- und Quai-Motive Paris' bietet, wo er ja gar zu Hause ist. Seine Figurenbilder, die meistens „la petite Parisienne" umschmeicheln, haben jetzt leicht etwas Gemachtes, Gesuchtes und wirken oft in der Farbe hart. Reizvoll sind dagegen wieder die Köpfe und Brustbilder-Porträts und Studien in Kreide und Kohle auf farbigem Untergrund ...

J. Norden.

Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W 30, Gleditschstr. 6; Expedition: Berlin W 57, Kaplerstr. 41. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 15. Berlin, den 9. April 1904. 33. Jahrgang. Band 65.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. — Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. — Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt:

Neutralität und Contrebande.

Von Franz Eißenhardt (Berlin).

Rußland und Japan befinden sich im Kriege. Alle anderen Staaten sehen dem Kampfe zu und haben sich ols neutral erklärt, nur Dänemork und Spanien mochen mobil — so sagt man. Sonderlich kümmern wird sich keine der Mächte darum. Wie bei solchen Gelegenheiten nützlich und gewöhnlich, erscheinen eine ziemliche Zahl von Arbeiten, welche von irgend einer Seite, meist historischer oder juristischer, die Neutralität beleuchten und selten verfehlen, sie als eine hochbedeutsame Errungenschaft der fortschreitenden Cultur, als einen Baustein am Tempel des Völkerfriedens hinzustellen.

In Wirklichkeit ist die Neutralität ein zartes und auch oft räthselhaftes Ding, denn kein Staat wird zögern sie zu brechen, sobald seine Interessen gefährdet erscheinen. Dazu ist er sogar seinem Volke gegenüber verpflichtet, und er wird die Erklärung um so eher als hinfällig bezeichnen, je stärker er sich an Machtmitteln gloubt. Gegenwärtig, im Hinblick auf die Verhältnisse in Ostasien, hält ein Säbel den anderen in der Scheide. Sicherlich würde sich dos streitbewährte Albion die Gelegenheit nicht entgehen lassen, dem russischen Bären in die Pranke zu kneifen und zwar gehörig, jedoch andere, mit denen man früher gar nicht zu rechnen brauchte, haben auch Kräfte, selbstgeschaffene, unbequeme, aber doch wohl zu beachtende, und so ist die vorläufige ollgemeine Neutralität ausgesprochen.

Da nun das Nachrichtenwesen vom Kriegsschauplatz im fernen Osten so ziemlich alles zu wünschen übrig läßt, weil nämlich die Japaner alle Berichterstatter unter strenger Censur halten und ihnen mit dem Kriegsrecht bei Ungehorsam drohen, und Rußlands Nochrichten so sind, wie sie immer waren, so fließen diesmal die Tatarenberichte noch reichlicher als sonst bei ähnlichen Gelegenheiten, und es treten da nach einander: der gefallene eine Kosak, die ermordeten Eltern der geschändeten Tochter, die gespießten Kinder, die Heldenjungfrau u. s. w. in Erscheinung. Ein Theil davon ist ja schon obsolviert: Japan hat verlustlose Siege errungen. — Die Neutralen haben nun eigentlich eine Menge Pflichten bei ihrer Erklärung auf sich genommen, Pflichten, mit deren Erfüllung es ihnen mehr oder weniger Ernst ist, die sich aber nur theilweise erfüllen lassen, und je nachdem Fälle der Uebertretung on die Oeffentlichkeit gelangen, erhebt sich größerer oder geringerer Protest — mitunter aber, selbst bei ganz krassen Fällen, wird kein Einspruch erhoben. So gehört es zu den Pflichten der Neutralen nicht zu dulden, daß den kriegführenden Mächten Kriegscontrebande zugeführt wird.. Salbungsvoll wird diese Absicht auch diesmal betont, und es ist nur verwunderlich, daß bei Entwurf solcher Paragraphen noch immer gehofft wird, es könnten sich Leute finden, die an die strikte Durchführung glauben. Die gesammte Armee der französischen Republik 1870/71 wurde mit Waffen und Kriegsmaterial versehen — von den Neutralen! In diesem Folle von England und den Vereinigten Stooten. Im Kriege der Congreß-Partei gegen den Präsidenten von Chile, Balmacoda, lieferten ebenfalls die Vereinigten Staaten der als kriegführende Macht anerkannten Partei die Waffen — Mounlichergewehre österreichischer Provenienz, und sogar mitten im Kriege Japans gegen China 1894 lieferte Chile für Japan ein ganzes, voll armirtes und ousgerüstetes Schiff, den geschützten Kreuzer „Esmeralda“, der jetzt unter dem Namen „Izumi“ in der Flotte Japans steht, ohne daß eine Macht gegen dieses, der Neutralität Hohn sprechende Verfahren Einspruch erhoben hätte. Der Weg aber, der bei dieser Lieferung eingeschlagen wurde, ist ebenso charakteristisch wie lehrreich dafür, wie Neutralität umgangen wird. Chile hotte nämlich den Kreuzer nicht an die kriegführende Mocht Japon verkauft, sondern an — Ecuodor und zwar mit voller Besatzung. Die führte dos Schiff bei Probefahrten unter der Flagge von Ecuador, welche niemals vor- und nochher auf einem so schönen Schiff geweht hot, nach Yokohama. — Endlich sei an den Südafrika-Krieg erinnert, während dessen der Waffen- und Munitionshandel nicht aufgehört hat und neutrale Mächte on beide Parteien geliefert haben.

Es wird also auch im Kriege Rußland-Japan sicher manches Geschäft gemacht werden, das sich mit der Neutrolität nicht verträgt, und manches Stück, das ols Kriegscontreboude angesprochen werden muß, wird — vielfach unter onderem Titel — den kriegführenden Parteien zugeführt werden. Kriegscontrebande?! Der Begriff ist unendlich dehnbar, und Jopan hat schon bekannt gemacht, was es seinerseits als Kriegscontrebonde ansieht. Darunter befinden sich, oußer den greifbar unter diese Rubrik fallenden Artikeln, Nahrungsmittel, Bekleidungs- und Ausrüstungsgegenstände und Kohlen. Zu den Ausrüstungsgegenständen ober läßt sich so ziemlich Alles, selbst altes Eisen rechnen, zu den Bekleidungs-

mitteln gehören, wenn man will, alle Stoffe, und außer Büchern und Zeitungen dürfte überhaupt so ziemlich alles Contrebande sein, nach Japans Anschauung.

Aber in solchen Zeitläufen blüht der Schmuggel und wirft ein schön Stück Geld ab, wenn man Glück hat, und da heute der Schmuggel ein verhältnißmäßig recht ungefährliches Geschäft ist, werden sich schon Leute finden, die den Einsatz, jetzt Geld, riskiren. Früher war der Schmuggler ein gefährdeter Mensch, es ging bei seinen Fahrten um's Leben, aber heute, in der Zeit der Humanität, hat die Liebe auch den Schmuggel insofern berührt, als sie das Gewerbe, bei richtigem Betrieb, einträglicher, die Gefahren aber wesentlich geringer gemacht hat. Da die japanischen Küsten mit ihren vielen, guten Häfen wenig oder gar nicht überwacht werden können, und von russischen Kreuzern nicht bedroht erscheinen, so hat Japan ganz einfach die Küsten offen und kann an allen seinen Hafenplätzen so viel Kohlen erhalten, wie man dort hinbringt oder kaufen will. Wer soll denn die Schiffe, welche, mit Kohlen beladen, von Nordamerika oder von England nach Ostasien gehen, hindern, beispielsweise Yokosuka, dem japanischen Kriegshafen in der Bai von Talia, anzulaufen, selbst wenn sie nach irgend einem Platz Chinas, also einem neutralen, bestimmt waren? Sie haben Havarie gehabt, können abgetrieben sein, brauchen aber gar keine Entschuldigung, denn die Kohlen sind da, und das ist die Hauptsache. Faßt man aber wirklich solche Schmuggler, nun, so muß man sie sehr höflich — der fremden Flagge wegen — behandeln, nimmt ihnen vielleicht Schiff und Kohlen ab, die aber der Besatzung nicht gehören, und läßt die Leute schließlich laufen, weil man sie nicht bestrafen kann, da sie dem Zweck der Fahrt angeblich gänzlich fernstehen. In Port Arthur soll Kohlenmangel sein. Jedem Kohlendampfer unter britischer oder anderer neutraler Flagge ist es verboten, Kohlen als Kriegscontrebande nach Port Arthur zu bringen. Aber jeder dieser Kohlendampfer darf an Port Arthur im Schutz seiner Flagge vorbeidampfen. Liegen dort japanische Schiffe, geht der Dampfer vorbei; liegen keine dort, so läuft er in den Hafen ein. Wer will nun da bestrafen oder fassen? Die Russen kaufen Schiff und Ladung, die Leute streichen das Geld ein, schmunzeln und verschwinden. Der Kaufmann zu Wei-hei-Wei kann sich jeder Zeit Kriegscontrebande unter neutraler Flagge senden lassen, ebenso der Kaufmann in Shanghai, und es ist ein offenes Geheimniß, daß die Geschütz-, Gewehr- und Munitionsfabriken während eines Krieges vortreffliche Geschäfte zu machen pflegen. Weßhalb sollte es gerade in diesem Kriege anders sein? Allerdings: Bezahlt muß derartige Contrebande werden und zwar ganz gehörig, und deßhalb gehört zum Kriegführen Geld, Geld, Geld!

Endlich ist die ganze Auffassung von Contrebande recht einseitig, denn Japan hat erklärt, was nach seiner Meinung Contrebande ist. Da bleibt es doch fraglich, ob die neutralen Mächte mit Japans Ansicht in Bezug auf die Gegenstände übereinstimmen, und da ist es sehr leicht möglich, daß es bei der Wegnahme von Waaren, die zwar nach japanischer Auffassung Contrebande sind, nach Ansicht der Nation, die den Verlust zu tragen hat, aber nicht, daß es dann zu Reibereien kommt, die stets einen bösen Nachgeschmack haben. Es braucht nur an die Aufbringung des deutschen Dampfers „Bundesrath“ durch den britischen Kreuzer „Magicienne“ während der Südafrikakriege erinnert zu werden. Die Strömung in Deutschland, ohnehin den Engländern nicht freundlich, nahm sehr starke Dimensionen gegen das Engländerthum an, und dieser Einfluß dürfte auch Wirkung gehabt haben, denn man ließ die deutschen Schiffe hinfort ungeschoren.

Der Japaner scheint sich völlig als Herr auf dem Wasser zu fühlen. „Er bestimmt, was ihm als Kriegscontrebande gilt; „er“ verlangt von allen Neutralen, daß sie sich diesen von ihm angegebenen Bedingungen fügen. Und dabei ist die russische Flotte noch keineswegs vernichtet oder lahm gelegt, und für Contrebande hält Japan selbst seine Küsten offen, in der allerdings ganz richtigen Annahme, daß ihm Seitens der Neutralen schon seine Kriegsbedürfnisse zugeführt werden, wenn er sie nur gut bezahlt. Pflicht der Neutralen wäre es allerdings, keine Contrebande zu liefern, aber wer will das controlliren?

Ist es in früheren Zeiten, trotz uns barbarisch scheinender Strafen, nicht gelungen, den Schmuggel zu unterdrücken, wie viel weniger ist das heute im Zeitalter der Humanität zu erwarten. Schließlich kommt es über die Rechtlichkeit des Schmuggels in Kriegszeiten auch lediglich auf die Auffassung an. So wurde beispielsweise während der Continentalsperre an den deutschen Küsten der Schmuggel im Großen betrieben, obwohl alle Staaten sich durch Verträge der Continentalsperre angeschlossen hatten, und — man freut sich dessen bis auf den heutigen Tag. Die Welt ist sehr materiell. Sollten Japan und Rußland im Ausland große Bestellungen auf Artikel machen, die als Contrebande gelten, so werden sich die Beauftragten freuen, die Bestellungen ausführen und sich auch bemühen, sie abzuliefern. Thut das Deutschland nicht in seinem Rechtsgefühl, so thun es eben Andere. Wie will man hindern, daß die Amerikaner für Japan über den Stillen Ocean schaffen, was sie wollen? Und Amerika kann Kriegsmaterial kaufen so viel ihm beliebt, es ist ja neutral.

Der Jurist mag ob solcher Rechtsverletzungen die Hände ringen; wenn aber der erste Kanonenschuß gefallen ist, steht vorläufig über dem Recht das Schwert.

Die veruneinigte Vereinigung.

Von Dr. Cajus Moeller (Berlin).

Die große liberale Partei steht vorläufig noch recht tief unter dem Horizont. Einstweilen haben die beiden freisinnigen Gruppen nichts Gelegeneres zu thun, als leidenschaftlich auf einander loszuziehen. Auch ein vieljähriger Gegner von Herrn Eugen Richter wird dabei sich des Geständnisses schwer enthalten können, daß in diesem Kampfe ihm entschieden die würdigere Rolle zugefallen ist. Er hat durch seine Eigenbrödelei und sein zeitweiliges Bündniß mit dem Centrum der Sache des deutschen Liberalismus großen und vielleicht uneinbringlichen Schaden zugefügt. Aber darüber darf nicht verkannt werden, daß er noch aus der guten Zeit des deutschen Reichstages fast allein übrig ist, ein Mann von ungewöhnlichen Fähigkeiten und erstaunlicher Energie. Ueber seine Hasser bei der Freisinnigen Vereinigung dagegen kann man nur sagen, daß zwar im Frühsommer vor jetzt bald sechzehn Jahren das Schicksal mit ihnen grausam umgegangen ist, indem es lange gehegte politische und persönliche Hoffnung zu erfüllen schien und dann gründlich täuschte, daß sie aber in dem seither vergangenen halben Menschenalter eine verständige Haltung noch nicht wieder zu finden vermocht haben.

„Aus dem Lager der Besiegten“ lautet der Titel der von Dr. Georg v. Bunsen hinterlassenen Lebenserinnerungen. Der Sohn Josias v. Bunsen's hat zu den intimsten Feinden des ersten deutschen Kanzlers gehört. Aber das Zeugniß wenigstens darf ihm nicht versagt werden, daß er bei Zeiten aufzuhören vermochte, daß er erkannte, wann es angemessen ist, den Kampf abzubrechen und das Loos der politischen Schlacht auf sich zu nehmen. Aehnlich nahm der geistreiche Mephisto Dr. Ludwig Bamberger 1893 in noch nicht hohem Alter seinen Abschied aus dem Parlament. Er wußte, daß seine Zeit vorüber war und überließ mit dem ihm eignen,

tief ironischen Lächeln den ferneren Kampf für die von ihm verfochtenen Ansichten jüngeren Kräften, die er dabei um ihre Aufgabe kaum beneidet haben wird. Er sollte somit noch weit mehr Recht bekommen, als er in dem stärksten Pessimismus vorausgesehen haben kann. Nicht nur die politischen, noch weit mehr die moralische Deroute seiner Schüler war geradezu furchtbar. Wer hatte jemals unbedingter das Manchesterthum verherrlicht als Herr Dr. Theodor Barth, und wer predigt jetzt begeisterter das Evangelium von dem Bündniß des „entschiedenen Liberalismus“ mit jener Socialdemokratie, die den gesammten Privatbesitz aufheben will? Freilich vor zunehmend tauberen oder widerwilligen Ohren; gewissen Schiffersagen zu Folge ist in der Reichstagsfraction der Freisinnigen Vereinigung die Stimmung gegen den mandatslos gewordenen publicistischen Führer stark kritisch. Herr Barth Arm in Arm mit Herrn Pfarrer Naumann und gar mit Herrn Assessor v. Gerlach, der sich von der äußersten Rechten her bis zu der äußersten Linken der bürgerlichen Presse in der Reichshauptstadt hindurch entwickelt hat — wie Goethe kann er von sich sagen, daß er sich stets von Neuem häutet und dabei immer jugendlicher und schöner wird. Wie ihm im Reichstag zugerufen worden ist: seine Meinung hat er oft geändert, die der Anderen nie. Die Noth schafft bekanntlich merkwürdige Schlafgenossen, und der 33jährige deutsche Reichsparlamentarismus hat schon die überraschendsten Combinationen und Coalitionen gesehen, aber das jetzige Einvernehmen zwischen Freisinniger Vereinigung und den berufsgemäßen Socialreformern läßt doch an Abenteuerlichkeit jedes Phantasiegebilde hinter sich zurück. Oder gar die Barth'sche Reichstagstactik um die vorvorige Jahreswende, wo der blinde Bewunderer des englischen Parlamentswesens das unbedingte Recht einer Volksvertretung zur Interpretation ihrer Geschäftsordnung bestreiten wollte. Hat der belesene Herr niemals den englischen Kernsatz gehört, daß eine Unterhausmehrheit alles kann, ausgenommen, eine Frau in einen Mann verwandeln? Und der weiblichen Linie des Freisinns wäre doch die Ausdehnung der parlamentarischen Competenz auch auf ein solches Naturwunder so entschieden zu gönnen.

Was aber das Schönste an der Sache ist: jener vielgewandelte rechte Flügel des „entschiedenen Liberalismus“ will das Bündniß mit der Socialdemokratie nur auf Zeit. Hat man mit ihrer Hülfe die weiter rechts stehenden Parteien niedergemacht, dann plant dieser Genius der politischen Strategie die Vernichtung des bisherigen Bundesgenossen, dann ist allein der entschiedene Liberalismus noch übrig und holt St. Manchester im Triumph wieder aus der Staubkiste hervor. In seinen Denkwürdigkeiten berichtet Dr. Peter Reichensperger aus der preußischen Nationalversammlung von 1848 sehr ergötzlich, wie damals dort die Linke kein Buch so eifrig las, wie Lamartine's eben erschienene „Geschichte der Girondisten“. An diesem Beispiel begeisterten sich die damaligen Vorkämpfer der preußischen bürgerlichen Demokratie; um den Schluß dachten sie sich anders, bemerkt dazu der Coblenzer Centrumsmann spöttisch. Die Gironde als Ueberwinderin der Jacobiner würde jedes Naturgesetz auf den Kopf stellen. Und dabei waren die Vergniaud, Roland, Brissot, Barbaroux immerhin etwas andere Leute, als die bis vor Kurzem um Herrn Heinrich Rickert Geschaarten. Aber die besten Komiker zeigen bekanntlich in ihrem äußeren Auftreten mit Vorliebe einen feierlichen Ernst.

Als am 31. August 1880 zu München zwischen dem aus der Schweiz heimreisenden Herrn von Forckenbeck und dem Frh. v. Stauffenberg die Linkssecession aus der nationalliberalen Partei vereinbart worden war, fiel bald nachher von einem Theilnehmer öffentlich das Wort: entweder wir geben jetzt den Anstoß zur Bildung einer großen liberalen Partei in Deutschland, aber wir sind politisch und moralisch gerichtet. Die seitdem vergangenen annähernd zwei Dutzend Jahre haben auf diesen Satz die Antwort ertheilt. „Haben Sie schon einen secessionistischen Wähler gesehen?“ fragte ein Miturheber jenes verhängnißvollen Actes selbst-ironisch einen bisherigen Parteigenossen, und dieser konnte darauf nur äußern: „Wenn nicht Sie, ich ganz gewiß nicht.“ Jene Richtung hat in den seither gethätigten sieben allgemeinen Reichstagswahlen niemals aus eigener Kraft auch nur ein Mandat erworben. Man wird das sagen dürfen, ohne deßhalb den Verlust der seestädtischen Mandate in Bremen, Kiel, Lübeck und Stettin an die Socialdemokratie weniger zu bedauern; für die Vertretung solcher Städte eignete sich diese Richtung, aber auch nur dafür. Im Binnenlande hat sie niemals etwas anderes besessen, als von Centrumsgunst, sie die Partei mit dem Anspruch auf die höchste geistige Cultur und feinste Bildung. Jene Herren rechnen rein mechanisch aus, daß, vom rechten Flügel des Nationalliberalismus bis zur schwäbischen Volkspartei gezählt, ihr Häuflein sammt dem vorerwähnten Hospitanten genau die Mitte bildet. Aber um der Krystallisationspunkt einer großen liberalen Partei zu werden, müßte man doch in sich selber etwas mehr bedeuten, als eine hauptlos gewordene Gruppe mißvergnügter „Nichts als Freihändler“ in socialreformerischer Verkleidung.

„Du sammle still und unerschlafft im kleinsten Punkt die größte Kraft.“ Vielleicht hält sich die mehrgenannte Partei für den Ausgangspunkt eines Großliberalismus, weil sie die kleinste von allen ist. Aber der Altmeister hat „still“ gesagt. Womit man den beständigen Presselärm gerade jener Partei vergleichen wolle.

Die religionswissenschaftliche Schule innerhalb der modernen Theologie.

Von E. Dülfer.

Religions-wissenschaftliche Arbeit ist seit langen Jahren geleistet worden. Das, was wir unter der religions-wissenschaftlichen Schule innerhalb der modernen Theologie zu verstehen haben, ist die Centralisirung dieser Arbeit. Nicht in jener ungeheuren Kleinarbeit vergleichender Mythologie aufzugehen, sondern in ihr immer den Blick auf das jedem Volk und jeder Religion Besondere, auf das Große, Ursprüngliche und Ewige gerichtet zu halten. So gilt es, den Wanderungen und Wandlungen nachzugehen, die ein Mythus, eine Sage oder ähnlicher, oft uralter Stoff durchgemacht hat, bis er in die uns besonders interessirende christliche Form gegossen wurde. In der Einleitung des bekannten Werkes von Professor Kuenen, „Volksreligion und Weltreligion“, heißt es in dieser Beziehung: „Das Ganze möge man als einen Beitrag zur Apologie des Christenthums betrachten, der seinen Werth dadurch erhält, daß das apologetische Ergebniß von dem Verfasser nicht gesucht ist, sondern sich ihm aufgedrängt hat.“ Diese Vorträge galten bisher als das beste Werk seiner Art. Jetzt sind sie überholt durch das Buch eines deutschen Professors D. Wilhelm Bousset in Göttingen, „Das Wesen der Religion, dargestellt an ihrer Geschichte.“ (Gebauer-Schwetschke, Halle a./S.) Es ist mir in meiner Darstellung deßwegen so besonders wichtig, weil es mit diesen Problemen zum ersten Mal an den großen Kreis gebildeter Laien herantritt, und das ist, um es gleich vorweg zu nehmen, das Charakteristische des Werkes, daß diese Einführung mit rücksichtsloser Offenheit geschieht. Es wird nicht so ein süßlicher Extract geboten: Was gut für Laien-Magen ist und ihrer Seele nicht schaden kann, sondern mitten hinein in die schwierigsten Probleme führt uns der Verfasser. Dabei ist die Darstellung doch so schlicht, die Sprache packend, daß die Lectüre an sich einen ungemeinen

Genuß gewährt. Der große Wurf ist gelungen, das Riesenmaterial, das in der Arbeit der religions-geschichtlichen Wissenschaft vorliegt, sozusagen in krystallisirter Form wiederzugeben. Durch die Jahrhunderte und Jahrtausende werden wir geführt, von den Religionen der Wilden zu den National-Religionen, den prophetischen, den Gesetzes-, den Erlösungs-Religionen, bis die ganze Darstellung wie von selbst in der des Christenthums gipfelt, und von hier ein Ausblick auf seine Zukunft gewonnen wird: „Wir sind an dem Strome des religiösen Lebens der Menschheit hinabgewandert," sagt der Verfasser am Schluß seines Werkes. „Wir haben seine Anfänge verfolgt, so weit wir das vermochten, und sind dann seinem immer heller, klarer und mächtiger werdenden Lauf gefolgt, bis dahin, wo er unsere Gegenwart schneidet; ja wir haben, gestützt auf die Erfahrung der Vergangenheit, den Versuch gewagt, die zukünftige Richtung seines Laufes ein wenig im Voraus zu berechnen."

Was ist nun das Charakteristische dieser religions-geschichtlichen Arbeit, wie sie von der modernen Theologie aus geleistet wird? „Viele weisen uns bei der Frage nach dem Wesen der Religion einen einfachen Weg. Sie sagen uns, die Frage nach dem Wesen der Religion sei die Frage nach dem Wesen des Christenthums. Nur das Christenthum allein sei die wahre Religion, alles Uebrige falsche, oder man sagt, die Religion des Alten und Neuen Testaments sei geoffenbarte Religion und alles Uebrige natürliche Religion." Gegen diese Auffassung protestirt die Erkenntniß einer vergleichenden Religions-Wissenschaft: „Ueberall ist kein Entweder-Oder: wahre oder falsche Religion, überall ist Werden, Entwickelung, zur Vollkommenheit strebende Unvollkommenheit." „Und deßhalb gehen wir," sagt der Verfasser, „von vornherein von einer anderen Gesammtanschauung aus: Die gesammte große Geschichte des menschheitlichen religiösen Lebens gelte uns als ein großes Werk Gottes, ein unaufhörliches Emporlocken, ein ständiges Reden Gottes mit den Menschen und der Menschen mit Gott, so wie sie es auf jeder Stufe verstanden. Das Christenthum ist demgemäß nicht die Religion schlechthin, die alleinige Religion, sondern nur die vollkommenste Species des Genus."

In dieser Vorstellung eines weiten Horizontes schärft uns Bousset Auge und Urtheil, aus dem ganzen Chaos, den durcheinander wirbelnden religiösen Erscheinungen erkennen wir deutlich jene rothe Linie eines sicheren Entwickelungsganges, und von hier aus führt uns dann der Verfasser zu jenem grundlegenden Bekenntniß: „Religion" — mit diesem Wort stehen wir vor der mächtigsten und bedeutungsvollsten Thatsache des menschlichen Geisteslebens."

Freilich unentwirrbar scheint uns zunächst das wüste Durcheinander: „Aber welch' eine vielgestaltige Proteus-Erscheinung bietet sich uns hier, welch' ein verwirrendes Vielerlei von Tönen: Freudige, den Himmel erobernde Zuversicht und entsetzliche, sinnbethörende Angst, Egoismus rohester Art und eine Aufopferungsfreudigkeit, welche in Menschenopfer, Kindesopfer, Opfer der geschlechtlichen Ehre die furchtbarsten Formen annehmen kann; zarteste lyrische Stimmungen von ergreifendem Schmelz und barbarische, in Religionskriegen, Autodafés blutigen Folterqualen aufflammende Grausamkeit; weltentsagende Gesinnung des Asketen, des einsamen Büßers, des Mönches, daneben die triumphirende Stimmung des Priesters und Kirchenfürsten, der seinem Volk und der Welt den Fuß auf den Nacken setzt; — es ist eine Welt, in der wir meinen, Engel singen zu hören und in der dicht daneben verzerrte dämonische Fratzen und allerlei Ungethüme ihr Wesen treiben — bald voll erhabener Ruhe, Gelassenheit und Einfachheit, bald ein Hexenkessel stürmischer Leidenschaft." Mit diesen Zeilen möchte ich gleichzeitig einen ungefähren Eindruck von der Schreibweise des Verfassers gegeben haben.

Die moderne religions-wissenschaftliche Schule, in der Bousset mit an führender Stelle steht, — zur Orientirung nenne ich hier die weiteren Namen: Professor Tröltsch, Heidelberg (Die Absolutheit des Christenthums), Professor Gunkel, Berlin (sein hochbedeutsames Werk „Schöpfung und Chaos" brach dieser Arbeit in der wissenschaftlichen Welt Bahn), Professor Wernle, Basel (Die Anfänge der Religion), — ist nun vermöge dieser ihrer Grundanschauung in der Lage, den schwersten theologischen Problemen ganz anders beizukommen, als die „moderne Theologie", derer um und nach Ritschl, von der sie ausging. Es ist eine unbestreitbare Thatsache, daß die Ritschl'sche Schule die Antwort auf schwer wiegende Fragen nicht gefunden hat. Ich will nicht vom Vertuschungssystem reden, aber es muß gesagt werden, daß es dort Fragstellungen gab, von denen es am liebsten hieß: o, rühret, rühret nicht daran! Das ist bei Bousset anders geworden, und wir wollen ihm für diese Offenheit ganz besonders Dank wissen. Er läßt uns keinen Augenblick darüber im Zweifel, was er von der Gottheit Christi, dem Opfertode, dem Wunderglauben im alten Sinne hält, oder er ist doch auch wiederum nicht der junge Stürmer, der morsche Mauern mit Hurrah einrennt und sich an dem Sturmjubel genügen läßt. Ihm bleibt die Religion als die bedeutungsvollste Thatsache in der Menschheitsgeschichte bestehen und ihm bleibt der Christus, von dem er bekennt: „Immer aber werden wir Jesu Wort für uns gelten lassen, wenn Ihr Alles gethan habt, so sprecht, wir sind Knechte."

Wir haben wenig Werke in der theologischen Literatur, die einen so ausgesprochenen persönlichen Charakter tragen. Wir haben hier wirklich eine große und glaubensstarke Persönlichkeit vor uns, die im Herzen auf's Tiefste von dem überzeugt ist, was der Geist in schwerer Arbeit an wissenschaftlichen Resultaten zeitigte. Daß das Werk von orthodoxer Seite abgelehnt würde, war vorauszusehen. Es ist darum weniger zu verwundern, daß Hofprediger a. D. Stöcker in der preußischen General-Synode dieser Ablehnung Ausdruck gab, als daß das führende Organ der Rechten „Die Allgemeine lutherische Kirchenzeitung" in einem selbstverständlich kritisch gehaltenem Artikel warme Worte der Anerkennung findet. Das ist um so bemerkenswerther, als das Bousset'sche Werk in mancher Beziehung weit radicaler ist, als das viel angefochtene Harnack'sche „Wesen des Christenthums". So scheint die Möglichkeit vorzuliegen, daß die feindlichen Brüder, orthodoxer und liberaler Theologie, hier in der religions-geschichtlichen Darstellung einen für Beide gangbaren Weg finden, und das wäre in der That ein ganz besonderer Erfolg dieses Werkes. Theologie und Kirche diesen Dienst zu leisten, erscheint freilich Bousset ganz besonders geeignet, da er selbst durch die Orthodoxie hindurch gegangen ist. Bevor er zu Ritschl's Füßen saß, hatte er in Erlangen und Leipzig Frank, Ewald und Luthardt gehört, deren Geist seine Jugend in einem orthodoxen Pastorenhause umgab.

Der Verfasser sagt in der Einleitung seines Werkes, daß es den Fertigen wenig bringen werde, sondern sich an die Ringenden und Zweifelnden wende. Man darf das wohl als eine der sichersten und schönsten Früchte am Baum modernen Lebens betrachten, daß so leicht heute Niemand den Muth hat, sich für fertig zu halten, und so glaube ich auch im Sinne des Verfassers sein Werk dem ganzen Kreise der Leser ohne Ausnahme auf das Wärmste empfehlen zu dürfen. Er wird viel Belehrung, viel Genuß und was mehr ist als Alles, eine Persönlichkeit in ihm finden.

Litteratur und Kunst.

Ein Neuer.

Von Rudolf Berlinicke.

Bei einer Weinprobe soll der Gastgeber nicht knausern. Bei einer Weinprobe kommt es dem Prüfenden auf zweierlei an, den Geschmack auf der Zunge sofort, die Wirkung im Kopfe hernach. In ersterer Hinsicht zerfällt dem Weisen das Kosten in schluckweis und ruckweis; nach der anderen unterscheidet der Gerechte, was er der Rasse und was er der Masse zuzuschreiben hat. Nun, auch die ausgepichtesten literarischen Schläuche werden nicht unbefriedigt von dem Federweißen aufstehen, den ihnen Nikolans Krauß in seinen Erstlingswerken vorsetzt. Gleich mit vier Bänden tritt der neue Prosa-Epiker auf den Plan, mit einem Triptychon-Roman „Heimath“, außerdem mit einigen Zeichen- und Farbenstudien dazu: „Im Waldwinkel“ alles bei Egon Fleischel & Co. in Berlin herausgekommen. Die Unterbenennung des Romanes „Lene“ „Der Förster von Konradsreuth“ „Die Stadt“ wird manchem systematischen Gemüth mit Recht nicht glücklich scheinen; jedenfalls wären „Das Dorf — Der Wald — Die Stadt“ entsprechendere Aufschriften. Doch wohl dem Werke, das um zu gelten, einen klingenden Titel just so wenig braucht, wie ein Vollmensch, der seinen Charakter nicht erst der amtlichen Zuzählung zu einer höfischen oder akademischen Rangclasse entlehnt. Daß der Krauß'schen Leistung solch' ein innerer Werth beiwohnt, ergiebt ihre schon für sich sprechende Wirkung, daß ihre Würdigung von selbst auf die Grundfragen künstlerischen Schaffens zurückführt, daß Anerkennung wie Beanstandung nur unter bedeutenden Gesichtspunkten erfolgen kann.

Miquel, der unter Preußens Staatsmännern das congenialste Verständniß der Gesellschaft, ihrer Instincte und geistigen Verfassung, wie Bismarck das der Volksseele besaß, führte in einer seiner grundlegenden Etatsreden aus, daß die alten Parteien sich überlebt hätten und der uralte Gegensatz von urbanisch und agrarisch aus der Tiefe, wo er immer herrsche, wieder zur Oberfläche steige und für eine Weile auch diese bestimme. Er knüpft daran die Prophezeiung, daß die nächsten 30 Jahre dem agrarischen Gedanken gehörten, die agrarischen Interessen Sieger sein sollten. Nun sind ja geordnete Finanzen und Literatenthum sich eigentlich wesensfremd, aber die innere Einheitlichkeit eines Zeitalters läßt sich wohl durch nichts so unwiderleglich darthun, als wenn Bestrebungen und Bethätigungen, die zu einander gar kein Verhältniß, nicht einmal ein feindliches haben, den nämlichen Werdegang durchlaufen. Was im Wirthschaftsleben die Fuchswitterung des Reineke im Kastanienwäldchen zuerst aufschnoberte und was heute noch von manchem politisch Stockschnupfigen geleugnet wird, kennt in der geistigen Welt unserer Tage schon jeder literarische Sonntagsjäger, und doch ist auch in der Dichtung der Kampf zwischen urbanisch und agrarisch und der Sieg des letzteren nicht älter, sondern nur von rascherer Entwickelung gewesen. Denn was ist Heimathskunst anderes als das Schaffen aus der Selbstbesinnung, daß ein Volk auch seine geistige Nahrung und Nothdurft aus seinem Ureigensten, auf und aus seinem Boden ziehen müsse, daß für den Menschen die scheinbare Erweiterung und Abrundung seines Selbst durch bloße Großstadtcivilisation, durch „reine“ Höhencultur nur eine Vereinseitigung und den Verzicht bedeutet auf das Erstgeburtsrecht seiner Naturkindschaft. Und zwar Naturkindschaft nicht im Sinne Rousseau's als der ideale Zusammenhang mit der Natur als der Mutter von Wahrheit, Reinheit und Kraft im Allgemeinen (denn diese Natur ist so problematisch, wie das Ding an sich), sondern analog den Beziehungen zu leiblichen Eltern als das denkbar engste und lebendigste Pietätsverhältniß zu einer durch ihr eigenartiges Gepräge scharf begrenzten Natur, innerhalb deren volle Persönlichkeiten in ungebrochener Macht und Pracht entstehen, in ihrer Einfachheit groß, in ihrer Größe einfach, von ihrer Umwelt zunächst nur geschieden durch das Ichbewußtsein. Die Renaissance erschloß die Schönheit der Wirklichkeit, der Natur, der Landschaft; die Heimathspropheten haben die Individualität und das Individualitätenbildende in ihr entdeckt und das ist kein minderer Ruhm.

Unter den Werken des neuen Geistes gebührt dem Krauß'schen zweifellos ein Platz obenan. Es ist zunächst eine Leistung echter Kunst insofern, als die Formgebung ihm seinen Werth verleiht. Es ist im besonderen auch als Romankunst ein Meisterstück, insofern es wirklich „fesselt“. Diese Bemerkung entspringt nicht der Kleinlichkeit und soll auch nichts Aeußerliches hervorheben. Der Künstler „arbeitet“, die anderen „genießen“. Grade die Prosa-Epik ist Kunst nur mit dem Beding, daß sie gefällig sei. Ein Roman ist verfehlt an allen Stellen, wo er langweilt, wo er nicht im besten Sinne des mißbrauchten Wortes „interessant“ ist. Die Muse von Krauß besitzt die Gnadengabe, bedeutend und reizend zugleich zu sein. Ihre Anmuth hat das Beste; sie ist nicht aufdringlich, nicht kokett; sie strahlt für sich und andere unbewußtes Behagen ab. Es ist die Grazie der beherrschten Kraft, das Ideal unserer Classiker. Die Kraft offenbart sich, daß sie überall leicht wie im Spiel auch die schwerste aus dem Stoff sich ergebende Aufgabe bewältigt. Da hat ein alternder Förster ein junges Weib genommen. Sie möchte Theil haben an seinem Innenleben, allein sie fühlt zwischen ihm und sich ein unfaßliches Etwas. Daß es die Seele des Waldes ist, schildert uns der Dichter fast mit den Naturlauten des deutschen Volksliedes. Die dem Kenner bewundernswerthe Selbstbeherrschung zeigt sich in der knappen Einfachheit der Darstellung und Aussparung des Zieraths der Sprache. Nur der Parvenu verschwendet; vornehmer Reichthum liebt den edlen Anstand unauffälliger Gediegenheit. Dieselbe Einfachheit im Aufbau des Ganzen und der Gliederung im Einzelnen. Selbst die Odyssee hat eine „kunstreichere“ Architektonik als diese kunstlose Chronik des Lebens einer Waise im Egerlande, die von ihrer Tante in einem Dorfschulhause erzogen wird, der dortigen Dürftigkeit wegen frühe auf verschiedenen Bauernhöfen als Magd sich verdingt, die Neigung ihres jungen Blutes, ohne aus dem Gleichgewicht zu kommen, durchreißt, weil sie zu arm ist, dann einen Witwer im Forsthause heirathet, um von der Straße zu sein, ihrem Manne erst treu bleibt aus Pflicht, hernach ihn liebt aus Achtung und schließlich in der Stadt ihr Witwenthum nicht aufgiebt, sondern das sorgenschwere Dasein einer Pensionsmutter für „Studenten“, Gymnasiasten und Seminaristen bis an ihr Ende führen will. Das ist wahrheitsgemäß der Inhalt des Romanes und doch wäre es eine Versündigung gegen die Wahrheit, das den Inhalt nennen zu wollen. Eine Fülle der Gesichte belebt sich vor unserem geistigen Auge. Zunächst als Ganzes die eigenartige Welt der böhmischen „Heimath“, das Dorf, der Wald, die Stadt. Eine stoffliche Aufzählung wäre widersinnig. Nur um die Eindrücke kann es sich handeln. Welcher Eindruck aber auch jeweilig entsteht, der des Traulichen, des Behaglichen, Lieblichen, Erhabenen, Grausigen, niemals wird er sich in den Worten auslösen, „wie packend, wie anschaulich ist das geschrieben“, sondern „wie schön, wie erschütternd ist es hier“. Das Gleiche gilt von den Charakteren. Mit überwältigender Ueberzeugungskraft ist ein jeder ausgestattet; auch nicht einer ist verzeichnet oder falsch getuscht oder auch nur halb fertig. Der ehemalige alte Tagelöhner, der im Vorbeigehen ein Päckchen Tabak erhält, tritt — ohne die Perspective zu stören — aus den paar Sätzen seiner Erwähnung nicht minder deutlich heraus, wie die Hauptpersonen aus dem Werk. Namentlich aber besitzt der Roman einen Vorzug, den in diesem Umfange wenige mit ihm theilen. Wohl wird und soll das Menschliche als Allzumenschliches immer Gegen-

stand der redenden Kunst bleiben. Aber — die Staël in Ehren — Verstehen ist doch nicht immer bloß nachsichtiges Verzeihen; Verstehen ist doch auch aufblickendes Bewundern. Die Gottähnlichkeit ist doch nicht bloß zum Bangemachen da. Bei dem viel citirten Mephistowort wird fast immer vergessen, daß es bezüglich Faust eine falsche Speculation wäre. Nun läßt sich ja freilich der Schatten leichter malen als das Licht; aber von jeher hat es den wahren Dichter ausgemacht, daß er Kleinheit und Unvollkommenheit nicht erklärt und nicht entschuldigt, sondern Ehrfurcht vor Menschenadel und Menschengröße erweckt. Es giebt nicht bloß viel Krankes, sondern überwältigend mehr Gesundes in der Welt, und es ist eine Wohlthat, wenn ein Autor uns mit solchen durch und durch kernfesten Naturen bekannt macht, wie Krauß sie uns in manchen seiner Nebenfiguren, vor Allem aber in den Hauptpersonen seiner Lene und des Försters Gruber vorführt. Und zwar führt er sie uns vor aus Achtung vor der Wahrheit des Lebens, die ihm über Alles geht. Jeder Nebenzweck bleibt selbstverständlich dem Künstler fremd. Es kommt ihm auch nicht darauf an, wo es die Sache fordert, deutlich und derb zu werden. Das Bild des dörflichen Ländlich-sittlich wäre unvollständig, wenn wir nicht auch Zeuge wären, wie ein „Tschamstara“ zur Kleinmagd in die gemeinsame Gesindeschlafstube steigt, was große Entrüstung erregt, weil — der Kerl aus einem anderen Orte kommt. Auch bei der Hauptheldin wäre das menschliche Charakterbild durch retouchirte Vollkommenheit unvollkommen, bliebe uns der Einblick in solche sinnlichen Wallungen und Anfechtungen bei ihr vorenthalten, wie sie zu beichten selbst Apostel und Heilige sich nie geweigert haben. So erhellt sich auch mit Blitzesklarheit und Blitzeskürze das Bett des Studenten, wo die durch's heiße Blut vom Lager aufgejagte junge Wittwe mit ihrem um die treulose Geliebte schlaflosen Kostgänger die schwerste Versuchung ihres Lebens besteht. Es hat beinahe den Reiz einer verblüffenden Neuheit, in einem Buche, in einem Roman von heute zu lesen, daß es Frauen giebt, denen es natürlich ist, in einer solchen Situation nicht zu unterliegen. Dank gebührt dem Dichter und Anerkennung, der uns den Alltag, die Kraft und Gesundheit des Volkes, dessen Arbeit das Korn, dessen Blut der Culturmenschheit immer wieder die Auffrischung schenkt, mit der Wahrheit der Poesie, mit der Poesie der Wahrheit geschildert hat.

Also der Firnewein ist gut, zu dessen Probe uns Krauß geladen. Wenn etwas auszusetzen ist, so gilt das mehr dem Jahrgang im Allgemeinen, als dem einzelnen Gewächs. Es sind mehr allgemeine Fehler der Zeit, deren Anmerkung Krauß nur deßhalb hören muß, weil er an so vielen anderen das Vermögen sie abzustreifen bewiesen hat. Der Zug zur Heimath ist ein Rückschlag gegen den Metropolitismus und Kosmopolitismus in der Literatur; er ist ein jüngerer Bruder des Naturalismus und zwar wahrscheinlich von der Art Jakobs. Aber es liegt in der Natur der Sache, daß er zum Schlagwort ward oder wird, zur Richtung, wenn nicht gar zur Schule. Alles Schulmäßige und Schulähnliche drängt nach der Peripherie, alles Wesenhafte nach dem Centrum der Kunst, in dem schließlich alle Strahlen in einen Punkt zusammenlaufen. Krauß steht dem Centrum sehr, sehr nahe. Es wäre schade, wenn er sich auf seiner Linie nach außen drängen ließe. Jeder „Richtung“ haftet das desinit in piscem an. Man schauert bei der Erinnerung an Bardengesänge, Wertherregeschichten, Ritterstücke, Schicksalstragödien, nicht zu vergessen den historischen und culturhistorischen Roman. Daß aus der Richtung der Heimathkunst, was nicht durch ihre jetzigen Bahnbrecher geschehen muß, der geographische und culturgeographische Roman sich entwickeln wird, ist mindestens naheliegend. Krauß unterliegt der Gefahr nie und nirgend, aber angestreift hat er sie. An einigen Stellen, es sind nicht zu viele und glücklicherweise — davor bewahrt ihn sein Geschmack — nicht zu lange, fühlt man sich doch im besten Sinne in die schöne Zeit versetzt, wo man vaterländische Geschichte aus dem „Alte Derflinger und sein Dragoner“, dem „Große König und sein Rekrut“ und Erdkunde aus „Prinz Heinrich und sein Matrose“ zu sich nahm wie eine Schweizerpille in Apfelmus. Et prodesse volunt et delectare poetae. Es wäre unwürdig, wenn eine Begabung, wie die von Krauß, auch nur vorübergehend hier strauchelte. Wie eingangs erwähnt, hat er auch ein Bändchen Geschichten „Im Waldwinkel“ veröffentlicht. Ihm wäre es nicht schwer gefallen, die in ihrer Art vorzüglich gesehenen und wiedergegebenen Studien dem Roman anzuhaken. Schöner aber noch wäre es gewesen, wenn er aus seinem Hauptwerk noch einige Schilderungen von Land und Leuten ausgehenkt und dem Skizzenbuche eingegliedert hätte, z. B. die Bauernspielhölle in Zettenberg und das Egerer Volksfest. Und nun noch ein Wichtigeres. So wenig heutzutage Lessing gelesen und beachtet wird außer von unmaßgeblichen Professoren und Pennälern, bleibt es doch dabei, daß redende Kunst nicht Zustände malt, sondern Bewegungen schildert. Diese Schilderung aber besteht nicht in der Drehung einer Reihe von Augenblicksbildern im Kinematographen, sondern bezieht sich auf Bewegung im Vollsinn, auf Handlung. Wenn an Maupassant nichts werthvoll wäre, so wäre es seine Technik, seelische Vorgänge in Thun und Lassen umzusetzen, in Handlungen Charaktere aufzuschließen. Letzlich bleibt doch Menschlich-Persönliches einziger Gegenstand des Dichters. Auf dem Gemälde eines Böcklin, eines Bracht kann der Mensch zur Staffage werden, mag er auch wegbleiben. Der Epiker versündigt sich an seiner Kunst, wenn er den handelnden Menschen nicht voll herausbringt. Wäre Krauß willens, sich nach dieser Richtung zu erziehen — seine Mitstreiterin, die Viebig, ist da wahrlich kein unedles Vorbild, obwohl solch' Eigenkönner der Exempel nicht bedarf — so würde er für alle Zeiten der Gefahren, die der Heimathkunst nun einmal anhaften, Meister sein, ja er wüchse über alles Richtunghafte hinaus.

Und nun noch ein Wunsch. Freilich kann sich der Dichter seinen Gegenstand beliebig aussuchen, aber wir alle können doch nicht Bauern am Bühl oder Förster in Konradsreuth werden. Wohl ist es auch ästhetische Pflicht, die Complicirtheit der Erscheinungen immer wieder auf einfache Verhältnisse, auf einfache Menschen zurückzuführen, aber das ist doch nur die eine Hälfte der Wirklichkeit. Das ist eben das Verkehrte, daß wir aus der Erkenntniß der Mängel der Cultur vorwiegend nur die Lust an ihrem Gegensatz saugen. Faust findet immer nur Grethchen, leider nicht die beiden Leonoren. Aber wir können und wollen doch nicht immer bei Lene und Hanne und Rose hausen; führe uns unser Dichter mit der gleichen gesunden Kraft aus der Niederung Grethchens auf die Höhen der Leonoren und Iphigenien. Zeige er uns, wenn er will auch als Heimathskünstler, den vom Wehen und Wesen unserer Zeit erfaßten Menschen. Auch die Helden und Leuchten unseres Geschlechtes sind und bleiben Kinder der Heimath ihrer Geburt oder Wahl. Kant ist Ostpreuße als Philosoph, Bismarck Pommernedelmann als Kanzler, Reuter Mecklenburger als Schriftsteller. Menzel's Atelier möchte man sich nicht in Florenz denken und Böcklin's nicht in Berlin NW. Das sind keine Romanfiguren, aber was in und von diesen Großen lebt und lernt, ja schließlich Alles, was unsere heutigen Autoren liest, das sind doch gerade die Menschen, denen gesagt werden sollte, was ihresgleichen an der Heimath besitzt. Soll Sudermann's „Es war“ das Imperfectum dieser Art von Heimathskunst bleiben? Nun, wir scheiden von Krauß in der Erwartung, daß er uns Größeres geben wird, als sein jetziges Werk. Größer nicht im Gegensatz zu klein, sondern als Steigerung von groß gedacht.

Berlioz als Kritiker.*)

Von Hugo Klein (Wien).

Wer die Schriften Berlioz' kennt, die „Orchesterabende“, die „Musikalischen Grotesken“, die „Memoiren“, der wird mit großem Interesse nach einem Bande unbekannter Prosa dieses großen Componisten greifen. Die Post aus Paris bereitet uns eine Ueberraschung mit diesem Buche, das eine Anzahl größerer Recensionen Berlioz' vereinigt.**) Dreißig Jahre lang schrieb der Compositeur das musikalische Feuilleton für das „Journal des Débats“. Er hat wohl Vieles davon in seine Schriften aufgenommen, aber auch Vieles aus persönlichen oder anderen Gründen ausgeschieden; um die Componisten, deren Werke er besprochen, wogte noch vielfach der Kampf der Parteien, und Berlioz wollte nicht den Schein erwecken, als strebe er, an diesem Kampfe Antheil zu nehmen. Aber gerade diese Aufsätze besitzen ein besonderes Interesse, da sie den Kritiker, der vielfach mit der Meinung seiner Zeitgenossen in Widerspruch gerathen war, in seiner ganzen Größe zeigen. Die Urtheile haben sich geklärt, und nun sieht man, wie er Recht behalten hat.

In einer liebevollen Einleitung sagt André Hallays, zwanzig Tacte von „Romeo“ oder der „Trojaner“ wiegen schwerer für den Ruhm Berlioz', als die Hunderte kritischer Feuilleton-Artikel, die er geschrieben; wenn wir diese genau nachlesen, so geschehe es, weil wir die Spuren seines musikalischen Genies darin suchen. Davon abgesehen, wird es kaum auf Widerspruch stoßen, wenn ich sage, daß Berlioz eine hervorragende Begabung als Schriftsteller besaß. Die ganz besondere Eigenart seines Styls, die Schärfe seines Urtheils, Geist und Witz, die in seinen Schriften sprühen, stellen ihn in die erste Reihe der bedeutenden Prosaiker seiner Zeit. Wenn auch nur seine Schriften von ihm geblieben wären, so würde sein Name doch mit Ehren genannt. Das ist um so bemerkenswerther, als er die Feder nur widerwillig, förmlich in mühsam unterdrückter Wuth, unter dem Zwang der Verhältnisse führte. Als er im Jahre 1835 aus Rom zurückkehrte, war er beinahe berühmt. Seine ersten Symphonien hatten Aufsehen erregt. Aber er war arm. Die Aufsätze, die er für verschiedene Revuen schrieb, trugen ihm nicht viel ein, er hatte geheirathet und wußte nicht, wie sich die Mittel für seinen Hausstand zu verschaffen. Ein Antrag der „Débats“, für dieses Blatt regelmäßig die musikalische Chronik zu schreiben, kam ihm daher sehr willkommen. Dreißig Jahre lang oblag er dieser Aufgabe, er konnte sich nicht davon frei machen, weil er den Gelderwerb nicht entbehren konnte und die Feder ihm zu einer Waffe der Vertheidigung wurde, aber die Kritik wurde ihm vielfach zu einer Qual, unter der er stöhnte und ächzte. Im Februar 1861 schrieb er seinem Sohn: „Ich bin so krank, daß die Feder jeden Augenblick meiner Hand entfällt, und ich muß mich doch darauf steifen, zu schreiben, um meine elenden hundert Francs zu verdienen und meine bewaffnete Stellung gegen so viele Schelme zu bewahren, die mich vernichten würden, wenn sie nicht so viel Furcht empfänden. Und ich habe den Kopf voll mit Plänen, mit Arbeiten, die ich nicht ausführen kann wegen dieser Sclaverei.“ Ein anderes Mal ruft er aus: „Nichtse über Nichtse zu schreiben! unerträglichen Langweilern mildes Lob zu spenden! an diesem Abend über einen großen Meister und morgen über einen Schwachkopf zu schreiben mit demselben Ernst und in derselben Sprache! . . . o! das ist der Gipfel der Demüthigung! Besser wäre es . . . Finanzminister einer Republik zu sein. Daß ich nicht die Wahl habe!“ In allen Tonarten flucht er seinem Elend, und doch bot ihm seine Schriftstellerei auch so viel Labsal. Er konnte seine musikalischen Lieblinge feiern, für das Echte, Wahre, Schöne unermüdlich eintreten, die Fülle seines Spottes über Alle ergießen, die sich um so mehr aufblähten, je größer ihre innere Leere war. O, die Feder bot ihm auch mannigfache Befriedigung. Frei konnte er seine Kampfgedanken entwickeln, seinem schönen Enthusiasmus für seine Ideale Worte leihen, auch alle Bitterkeit entladen, die sich in ihm angehäuft hatte. Darüber gab er sich freilich nicht ganz Rechenschaft. Er fühlte nur die Fessel, die ihn drückte, und jubelte, als er sie endlich, endlich abstreifen konnte. Der Verkauf der Partitur der „Trojaner“ enthob ihn nach dreißig Jahren allen materiellen Verlegenheiten. Nun muß man ihn hören. „Endlich, endlich, nach dreißig Jahren der Sclaverei bin ich frei! Ich habe keine Feuilletons mehr zu schreiben, keine Plattheiten mehr zu rechtfertigen, keine Mittelmäßigkeiten mehr zu loben, keine Lügen mehr, keine Komödien, keine feigen Gefälligkeiten, ich bin frei! Ich muß den Fuß nicht mehr in die lyrischen Theater setzen, von ihnen nicht mehr reden, nicht mehr reden hören, nicht einmal mehr verlachen, was man in diesen musikalischen Garküchen schreibt!“

Und dabei verleumdete er sich selbst. Denn niemals hat er im Ernste seine Ueberzeugung verleugnet. Seine Aufsätze waren kleine Kunstwerke voll der genialsten Eingebungen und leuchtendsten Geistesblitze, er beherrschte derart die Sprache und den Ausdruck, daß er sein Urtheil in den feinsten Nuancirungen zu entwickeln vermochte. Er erzählte eine Handlung mit unglaublicher Verve, bald ernst, bald ironisch, mit vernichtendem Spott, er flocht in die Erzählungen Schilderungen, Erinnerungen, gelehrte und malerische Ausführungen ein, er war immer amüsant, interessant, eigenartig, ein wenig barock, aber meistens ganz wunderbar. Beethoven, Gluck, Mozart, Weber, Spontini, das sind seine Götter, und wenn er auf diese zu reden kommt, sucht er seine Begeisterung niemals zu meistern. Ueber die Symphonien Beethoven's hat er Analysen veröffentlicht, die zu den werthvollsten Studien über diese musikalischen Schätze gehören. Leichtere Waare nahm er auch leichter, und gestaltete so manche Kritik zu einem originellen Scherze. Als ein Beispiel für Viele möchte ich die Recension über die Erstaufführung von Gounod's „Faust“ erwähnen. Die Première fand mäßigen Beifall, Gounod selbst, wie aus seinen Memoiren hervorgeht, dachte, es wäre ein Mißerfolg, die Theilnahme des Publicums hielt nicht lange an, und erst nach einer späteren Aufnahme des Werkes kam der große Zulauf der Menge. Die Kritik war nicht besonders günstig, und da ist es nun bemerkenswerth, daß Berlioz die Oper in Schutz nahm und voraussagte, sie sei der „Erfolg von übermorgen“. Dabei war er durchaus nicht blind für ihre Schwächen, und in jenem Theile der Recension, da er ernst spricht, giebt er manchem Tadel Ausdruck; indem er Vieles in der Auffassung, in der technischen Structur, in der instrumentalen Ausführung rügt, zieht er genau die Grenze, die ein gefälliges Talent von einem großen Componisten scheidet. Ohne dieses letzte Urtheil strict zu formuliren, weiß Jedermann, was er davon zu halten hat. Den größeren Theil der Recension bildet indessen ein sehr lustiger Dialog einiger Zuhörer, die recht verschiedene Meinungen über das Werk äußern. Daraus nun eine kleine Probe:

„. . . Die Leute halten Mephisto den Griff ihrer Degen entgegen, der die Form des Kreuzes hat, und das läßt Mephisto erzittern und fliehen. Geniale Idee, auf die Goethe nicht gekommen ist.“ — „Indessen, diese geniale Idee läßt die schöne Scene im Dom absurd erscheinen, auf die Goethe gekommen ist, weil Mephistopheles in das Heiligthum eindringt und vor keinem geheiligten Gegenstande Furcht empfindet. Der böse Geist, der beim Anblick der Degengriffe erbebte, fürchtet jetzt weder wirkliche Kreuze, noch Kirchenfahnen, noch Reliquienschreine, noch fromme Gesänge.“ — „Sie treiben aber die Logik“ — „bis zum gesunden Menschenverstand.“

*) Wir verweisen auf Paul Marsop's Aufsatz in Nr. 14.

**) „Les musiciens et la musique“. Paris, Calmann Levy.

„Mir ist es recht, das Werk ist eben nicht wie andere Opern, um so besser! Das ändert Gewohnheiten, deren man schon überdrüssig ist."

„Die Gartenscene ist verfehlt ..."

„Welches entzückende Stück ist dieses Duo im Garten!" — „Das ist kein Duett, sondern ein Quartett." — „Es giebt schöne Stellen in diesem Gartenquartett." — „Hm ... harmonische wohl, das ist aber Alles Im Uebrigen ist es kein Quartett; man könnte eher von zwei alternirenden Duetten sprechen." — „Wie es Ihnen gefällt. Der Name ist mir gleichgiltig. Wenn mich nur der Autor bewegt, so bin ich zufrieden. Und er hat mich bewegt. Und dieser Monolog Margarethens am Fenster? Ist das vielleicht nicht schön? Ist das nicht eine ideale Schilderung wachsender Leidenschaft? ..."

„Warum die große Trommel und die Becken während Margarethens Monolog? Zu welchem Zwecke? In welcher Absicht?" — „Sie kommen mit dieser Frage sehr spät. Sie wurde schon während der Proben gestellt, und Niemand konnte darauf eine befriedigende Antwort geben." — „Ich werde mich an den Componisten wenden. Das interessirt mich."

Auf diese Art wird die ganze Oper im heiteren Conversationston durchgehechelt. Mancher ernste Einwand wird so als Meinung dritter Personen vorgebracht. Ja, der Kritiker steht nicht an, bei dieser Gelegenheit das Bonmot vorzubringen, das ein witziger Poet bei der Première der „Hugenotten" gesprochen haben soll, indem er sagte: „Das ist einmal eine schöne Oper. Wie schade, daß sie nicht in Musik gesetzt wurde!" Aber er fügt gleich hinzu, wie übel angebracht solche Worte seien gegenüber von Werken, auf die Arbeit und Talent gewendet wurde. Das sei das Loos der Componisten, nach so vieler Mühe gelobt und verrissen, von den Einen verhöhnt, von den Anderen lächerlich gepriesen, von Allen schlecht verstanden zu werden. Er dachte dabei wohl an die eigenen Geschicke, wenn er solche Worte niederschrieb. Angesichts der „Margarethe" Gounod's hat er bei aller Anerkennung ihrer Vorzüge auch jene ihrer Eigenschaften nicht übersehen, die ihm gerade wegen ihrer Bedenklichkeit geeignet schienen, dem Werke eine steigende Popularität zu sichern.

Man hat Berlioz das Lob vieler seichter Werke zum Vorwurf gemacht, und er selbst empfand das Lob, das er da spenden mußte, am Bittersten. Unzählige Stellen in seinen Schriften und in seiner Correspondenz wiesen darauf hin. Aber dieses Lob — das übersahen seine Tadler und darüber gab er sich selbst nicht Rechenschaft — war stets von Einschränkungen begleitet, durch die die Dinge an die richtige Stelle gerückt wurden. Ja, wenn man einzelne Sätze oder einzelne Absätze aus diesen Recensionen herausgriff, so mochte es wohl erscheinen, als feierte er armselige Eintagsfliegen wie beschwingte Halbgötter. Und die Eintagsfliegen mitsammt ihren Parteigängern liebten es, solche Citate zu machen. Aber man muß zu den lobenden Stellen auch die tadelnden summiren, nach den rühmenden Darlegungen auch die ernsten Verweise in Betracht ziehen, die er dem Componisten ertheilt. Kurz, man muß die Recensionen Berlioz' ganz lesen, und wer richtig zu lesen, Lob und Tadel abzuwägen versteht, wird kaum darauf gerathen, den richtigen Gedanken des Schreibers zu verkennen. Selbst bei Meyerbeer, den er am Meisten lobte, finden sich überall Nachsätze und Einschränkungen, die das Lob stark herabmindern, manchmal sogar aufheben. Er wendet oft zwanzig Zeilen darauf, um ein großes Duett zu preisen, auf die Feinheiten hinzuweisen, die es enthält, die Bühnenkenntniß zu rühmen, die der Compositeur auch bei dieser Gelegenheit bekundet. Wenn er aber dann in den letzten zwei Zeilen erklärt, er finde allerdings das Hauptthema verfehlt, oder es erinnere ihn zu sehr an Bekanntes, so geht meine Meinung dahin, daß diese letzten zwei Zeilen die vorangehenden zwanzig beinahe ganz aufheben. Oberflächliche Leser lesen allerdings nicht so, und gegenüber der Masse des Lobes scheinen ihnen die schließlichen Einschränkungen, weil sie unvergleichlich weniger Raum einnehmen, geringfügig. Man muß aber Lob und Tadel wägen, das Gewicht und nicht den Rauminhalt gelten lassen. Und da stellt sich die Rechnung dann ganz anders. Mit dem, was Berlioz an Meyerbeer rühmte, hat er sich nichts vergeben; das verdiente Anerkennung und wurde auch von Anderen anerkannt. Und hätte er noch viel mehr an ihm gelobt, es wäre das richtige Gleichgewicht hergestellt worden Dank dem einzigen witzigen Worte, das er dem Componisten des „Propheten" widmete: „Meyerbeer hatte nicht nur das Glück, Talent zu haben, sondern hauptsächlich das Talent, Glück zu haben."

Warum aber spendete Berlioz Lob, wenn es ihm nicht vom Herzen ging? Wir kommen da zu der wunden Stelle in seiner kritischen Thätigkeit. Dieser Mann mit dem kritischen Scharfblick sondergleichen, mit dem überlegenen Verständniß, der vornehmen künstlerischen Empfindung und dem glänzenden Styl war nicht unbefangen. Vorerst nicht, weil er ein großes Temperament war. Der subjective Kritiker wird immer der interessantere bleiben, vorausgesetzt natürlich, daß hinter dem Subject eine achtbare Individualität steht. Aber die objective Kritik bleibt ewig die werthvollere, selbst wenn ihr nicht große schriftstellerische Fähigkeiten zur Seite stehen. Berlioz war nur selten ein objectiver Kritiker. Er konnte es nicht sein, weil er zu keiner abgeschlossenen, festumgrenzten Aesthetik sich bekannte, weil er in den künstlerischen Dingen ganz Empfindungsmensch war. Wir können uns nach seinen Werken beiläufig sein Kunstideal construiren, dem er zustrebte, das er zu verwirklichen suchte. Er kam darin unter allen Componisten vor Wagner diesem am nächsten. Wie wenig er sich aber darüber Rechenschaft zu geben wußte, ergiebt sich daraus, daß er manche der Kunsttheorien Wagner's heftig bekämpfte, und nicht bloß aus persönlichen Gründen, über die wir gleich des Weiteren sprechen werden. Und so glanzvoll auch die Schriften Berlioz' seien, es wäre ganz unmöglich, grundlegende Theorien für die musikalischen Schöpfungen daraus abzuleiten. Er beurtheilte sie ausschließlich nach seinem Gefühl. Berlioz war ferner nicht unbefangen, weil seine Recensionen stark durch persönliche Beweggründe beeinflußt waren. Er wollte emporkommen und konnte es nicht. Es vergingen dreißig Jahre, bis er sich mit einer Oper durchsetzte, und durch drei Jahrzehnte beobachtete er tausend Rücksichten auf Directoren, einflußreiche Componisten und Sänger. Er hatte so viele Feinde, daß er sich scheuen mußte, die wenigen Freunde und Anhänger, die er besaß, zu verletzen. Er war schließlich bedürftig, er mußte auf das Stück Brod achten, das er sich durch seine kritische Thätigkeit bitter erwarb, mußte auch die Freunde seiner Zeitung und ihrer Herausgeber schonen. Er war von Bitterkeit erfüllt, daß er sich nicht durchsetzen konnte, von Neid gegen die Glücklicheren, denen es gelang, obzwar sie nicht immer seine Kunst besaßen. Wer da weiß, mit welcher Eifersucht die Franzosen alle Zeit ihre Bühne vor den Ausländern verschlossen, wird denn auch die Leidenschaftlichkeit begreifen, mit der Berlioz Wagner angriff, als dessen „Tannhäuser" in Paris aufgeführt wurde. Bis dahin hatte er sich mit dem Gedanken getröstet, daß die verständnißlose Schaar der Theaterdirectoren, Compositeure und Kritiker, vom Publicum ganz abgesehen, seine Opern ablehnte, weil sie sich zu der Richtung nicht verstehen konnte, die er einschlug. Und nun mußte er sehen, daß ein Ausländer, der noch weit über seine Neuerungen hinausgriff, mit einem Werke an dem Operntheater zugelassen wurde, an dessen Pforte er vergeblich Einlaß begehrte. So wurde Verbitterung zu Erbitterung, womit er den größeren Nebenbuhler verfolgte.

Nein, Berlioz war nicht unbefangen. Das ist der wunde Punkt an diesem Geist, dem auch große kritische Begabung

geschenkt war. Er empfand es selbst am Besten und klagte selbst am Meisten darüber. Er half sich durch tausend Kunstgriffe eines glänzenden Schriftstellers darüber hinweg, aber schließlich konnte er es nicht ganz verbergen, weder vor der Mit-, noch vor der Nachwelt. Seine kritische Thätigkeit bleibt trotzdem höchst interessant und, da er seine letzte, innerste Ueberzeugung meistens, wenngleich manchmal versteckt, zum Ausdruck zu bringen wußte, auch werthvoll. Aber ein Schatten liegt doch darauf.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Verlobung.

Skizze von H. v. Beaulieu.

Der Gerichtsrath M. kam mit aufgeregter Miene in's Schlafzimmer, wo seine Frau noch bei der Morgentoilette war. Er hielt einen erbrochenen Brief in der Hand.

„Justine! Justine!“ rief er athemlos.

Sie wandte sich vom Spiegel ab, vor dem sie die nächtlichen Lockenwickel herausnahm.

„Um Gotteswillen, Theobald — es ist doch Nichts mit Curt?“

Curt war der einzige Sohn, Student.

„Nein, nein, überhaupt nichts Schlimmes, — im Gegentheil!“ Er legte liebevoll eine zitternde Hand auf ihre noch gut geformte Schulter. „Also denk' nur — Breunlich hält um Paula an!“

„Allmächtiger!“ Frau Justine griff nach einem Halt.

„Es ist doch ein Glück!“ sagte der Gerichtsrath, Angesichts der Thränen seiner Gattin etwas unsicher.

„Ja! Aber so unerwartet, ein so großes, großes Glück,“ schluchzte die Frau. Sie, die sonst wenig Anlehnungsbedürftige lehnte den Kopf an des Mannes schmale Bureaukratenbrust, und weinte sich eine Minute lang aus. Er hielt liebevoll, aber unbeholfen still.

„Ja, — was schreibt er denn?“ fragte sie aus ihren Thränen heraus.

Der Gerichtsrath fingerte mit ungeschickter Hast an dem Briefe.

„— Liebe — Verehrung — auskömmliche Lebensstellung — auf Händen tragen —“

Frau Justinens Thränen flossen stärker. Auch dem Gerichtsrath wurde dick im Halse.

Wenn man bedachte, daß ein Millionär das geschrieben! „Wann kommt er denn, Theobald?“

Der Gerichtsrath fingerte wieder an dem Briefe. „Heute Mittag — um zwölf — komme ich — mir die Antwort zu holen.“

„Um Himmelswillen! Dann müssen wir ihn zum Mittagsessen einladen. Lina sollte eigentlich waschen, nun muß die Wäsche natürlich stecken bleiben,“ rief die Frau aufgeregt, und ihre Thränen versiegten. „Einen Rindsbraten habe ich im Hause — ob wir ihn den wohl vorsetzen können?“

„O warum nicht, liebe Justine! Ich spendire dann ein paar Flaschen von meinem schönen Niersteiner, um auf das Wohl des Brautpaares zu trinken.“

Justine nickte gedankenvoll. „Und wir machen ein kleines Voressen. Setze aber auch Trabener heraus, Theobald, den können Hedwig und Toni trinken.“

„Ich denke also, ich nehme ihn erst allein an, — ein paar ernste Worte unter Männern, weißt Du — und rufe Dich dann,“ sagte der Gerichtsrath, und zupfte schon jetzt an seinem Kragen, wie immer in verlegenen Momenten.

„Schön Theobald. Aber — ernste Worte mit einem Manne wie Breunlich? Ja, wenn es irgend ein junger Habenichts wäre! Gott — ich kann's ja noch gar nicht fassen! Denk' doch — nur auf zwei Bällen hat er sie gesehen! Er ist noch nicht bei uns im Hause gewesen! Wir haben Nichts, aber auch gar Nichts dazu gethan! Was werden Justizraths sagen!“

Der Gerichtsrath lächelte gutmüthig überlegen. „Sie haben sich viele Mühe gegeben, aber es hat nicht sollen sein. In solchen Dingen ist, wie der Dichter so schön sagt, der Zug des Herzens des Schicksals Stimme.“

„Ob sie wohl ein anständiges Hochzeitsgeschenk machen werden?“ meinte Justine, deren Gedankengänge immer auf's Praktische zielten.

„Nun, darauf könnten wir allen Falls verzichten,“ sagte der Gerichtsrath, in den schon ein klein Wenig Protzenthum gedrungen war. Wenn man so über Nacht Millionärschwiegervater wird!

„Gott — ich habe ja so viel zu thun!“ sagte Justine, und griff nach ihrem Schlüsselkorbe.

„Vor Allem mußt Du zu Paula gehen,“ mahnte der Mann. „Das Kind weiß ja noch Nichts.“

„Nein, das Kind! — Es ahnt sein Glück noch nicht.“

Beide sagten mit einer besonderen, einer Art gerührter Zärtlichkeit und zugleich einer leisen Ehrfurcht, „das Kind“. So, wie sie es noch niemals vorher gesagt.

Justine zögerte einen Moment auf der Schwelle, ehe sie das Schlafzimmer der Töchter betrat. Der ahnungslose Engel schlief vielleicht noch. Die Kinder hatten gestern Abend getanzt.

Paulchen nahm die Störung ziemlich ungnädig auf. „Laß mich doch in Ruhe,“ murrte sie, die unwillig blinzelnden Augen wieder schließend.

Da sagte ihr die Mutter mit bebender Stimme den Grund der Störung.

Paula setzte sich im Bette auf und strich sich die wirren Locken aus der Stirn, noch etwas schlaftrunken. Aber sie begriff gleich, und sie war gar nicht überwältigt.

In den anderen Betten tauchten auch zwei wirre Köpfe auf. Toni, der Backfisch, vollführte vor Entzücken eine Art Indianertanz. „Hurrah, Verlobung! Wie werden sie mich in der englischen Stunde ausfragen!“

„Du bleibst heute zu Hause,“ sagte Mama streng. „Und Du sagst kein Wort, ehe die Verlobungsanzeigen heraus sind! Nun steht nur rasch auf. Paula, mein Herzchen, möchtest Du warmes Waschwasser? Warte, ich bringe Dir's gleich!“

Auf dem Corridor lehnte sie sich einen Augenblick an den Thürpfosten. Sie überwältigte es, das große, große Glück! Und das Kind nahm es so ruhig, als ob es gar nichts Besonderes sei. Ja, mit zwanzig Jahren meint man, das Glück sei nur, was Einem zukommt. Aber die Mutter wußte, wie oft es ausbleibt. Und nun dies ganz Besondere! Wenn man drei Töchter hat und kein Vermögen. Hübsch wie Paula war, Zufall und Glückssache blieb es doch. Und die Mutter hatte Angst gehabt, daß Paula, die nicht die Klügste war, sich mit irgend einem dummen Jungen verplempern möchte und sich die gute Partie, auf die man hoffte, dadurch verschlagen könnte. Nun war ja Alles gut. Nun hatten schlimmsten Falles auch die beiden Anderen am Hause der Schwester einen Halt.

— War das ein unruhiger Vormittag! Das kleine Dienstmädchen wurde mit Besorgungen umhergehetzt, denn Toni konnte man nicht wagen, auf die Straße zu schicken. Hedwig mußte ein weißes Kleid für Paula ändern. Ein weißes Wollkleid war so reizend und passend zur Verlobung. Als es fertig war, fand Paula aber, daß sie sich nicht so „aufdonnern“ wollte, und der Meinungswechsel machte wieder viel Arbeit. Ein auf Hedwig's Lippen schwebender Widerspruch wurde durch flehende Augentelegraphie der Mutter unterdrückt. Um Gottes Willen, wenn „das Kind“ sich aufregte, wohl gar weinte! Man mußte ihr in Allem zu Willen sein!

Der Gerichtsrath rief aus seinem Zimmer, ob denn nicht Jemand einen Moment Zeit habe, ihm einen Knopf anzunähen.

Um Schlag Zwölf fuhr ein Wagen vor.

Paula war außer sich vor Aufregung und Wuth, denn die hellgraue Taille, die sie seit Herbst nicht angehabt, war reichlich knapp geworden, und zwei Knöpfe sprangen ab. Hedwig war helfend um sie bemüht.

Toni stand, von der Gardine verhüllt, am Fenster, und starrte mit großen, aufgeregten Augen auf den Wagen und den Mann, der ihm entstieg, und verkündete den Schwestern, was sie sah.

„Ein Bouquet hat er schon mitgebracht,“ rief sie athemlos, „in Seidenpapier! Er giebt dem Kutscher drei Mark, uh wie nobel! Jetzt muß er gleich klingeln!“

Sie hatte das wundervolle Bewußtsein, — halb Wonne, halb Gruseln — einen höchst bedeutungsvollen Moment mitzuerleben.

Er klingelte.

Alle drei Mädchen fuhren zusammen. Die angehende Braut, eben noch dunkelroth von den Martern der zu engen Taille, wurde sehr blaß.

Man hörte eine Männerstimme gedämpft ein paar Worte sprechen, und ein fremder Schritt tastete den Corridor entlang.

Die Mädchen lauschten mit angehaltenem Athem.

„Wenn Line nur ihre weiße Schürze vorgebunden hat,“ flüsterte Toni nervös kichernd.

Eine Ewigkeit von zehn Minuten verging.

Dann steckte die Mama den Kopf zur Thür hinein.

„Paula, liebes Kind, man fragt nach Dir.“

Paula warf einen aufgeregten Blick in den Spiegel, fuhr sich noch einmal ordnend über die Frisur und fuhr sich mit dem Puderquast über die Nase und dann — in einem ganz fremden und ihr selbst unverständlichen Impulse warf sie sich mit einem trockenen Schluchzen in die Arme ihrer Schwester Hedwig und klammerte sich an sie, fest, wie verzweifelt.

Nur einen Moment. — Mama drängte.

Hedwig und Toni blieben im Zustande größter Nervosität zurück.

Hedwig räumte die Sachen fort, die Paula in ihrer Aufregung umhergestreut hatte.

Mit einem Male sagte Toni im Tone tiefsten Mitgefühles: „Der arme Ernst!“

„Wieso?“ frug Hedwig unwirsch.

„Gott, er liebt Paula doch, und sie —“

„Unsinn!“ schnitt Hedwig ihr das Wort ab. „So 'was — so 'was ist immer mal, und bedeutet gar Nichts. Wenn ein ernst zu nehmender Mann kommt, Einer, der heirathen kann, dann hören solche Albernheiten auf. Die vergißt man dann.“

Toni schwieg eine Weile gedankenvoll. Dann sagte sie im Tone tiefster Ueberzeugung: „Ich könnte keinen Mann heirathen, der eine Glatze hat!“

„Dummes Göhr!“

Unerschüttert verfolgte Toni ihren Gedankengang weiter. „Ernst hat so hübsche braune Locken. Ob er mich jetzt wohl lieben wird?“

„Sehr wahrscheinlich!“

„Du — glaubst Du, daß sie sich küssen?“ frug Toni flüsternd. Gruselige Spannung und Widerwillen blickten aus ihren weit geöffneten Kinderaugen.

„Nun natürlich,“ sagte Hedwig leichthin. „Wenn ein Brautpaar sich bei der Verlobung nicht küssen sollte — wer sollte es dann?“

Auf Toni's Gesicht kämpfte es. „Ja, aber eigentlich kennen sie sich doch gar nicht. Ich möchte mich nicht von einem fremden Menschen mit einer Glatze —“

„Nun hör' aber auf!“ rief Hedwig unwillig.

Gerade zur rechten Zeit erschien Mama. „Hedwig und Toni, geht Ihr doch auch einmal hinein, um Eueren Schwager kennen zu lernen.“

Auf dem Corridor sagte sie gedämpft zu Hedwig allein: „Ihr müßt Paula ein Bißchen zur Hülfe kommen! Wir haben sie mit ihm allein gelassen, denn das Brautpaar muß sich doch mal unter vier Augen sprechen können. Es ist aber so unheimlich still bei ihnen, ich hab' 'mal ein Bißchen an der Thür gelauscht, und da sprachen sie vom Wetter.“

Herr Breunlich bat seine beiden Schwägerinnen, ihn freundlich aufzunehmen und fragte nach ihren Vornamen.

Der Gerichtsrath erschien auch wieder und dann sprach man zu Fünfen vom Wetter und derartigen Dingen.

Es war Allen eine große Erleichterung, als Mama „ihre liebe Familie“ zu Tisch bat.

Zuerst war das Klappern von Messern und Gabeln unheimlich hörbar. Die Gerichtsräthin sah mit Bestürzung, daß ihr Schwiegersohn im Essen herumstocherte und das Meiste auf dem Teller liegen ließ — Wirthshausmanier reicher Junggesellen.

Unglücklicher Weise war ihr, die sonst eine tadellose Küche führte, das Essen nicht besonders gelungen. Vielleicht — so hoffte sie, — war es die Aufregung, die dem Bräutigam den Appetit genommen hatte. Nicht den Durst. Der Gerichtsrath suchte das kleine Dienstmädchen, dessen ohnehin nicht besonders klarer Verstand durch die aufregenden Ereignisse ganz und gar getrübt war, zu verständigen, daß sie noch eine Flasche Niersteiner heraufholen müsse. Herr Breunlich trank nicht nur selbst, sondern schenkte auch nach allen Seiten ein, und Toni war längst nicht mehr fähig, der Mutter Augensprache zu verstehen.

Das Essen und Trinken bewirkte aber doch, daß man aus dem Zustande gerührter Feierlichkeit in behagliche Stimmung kam. Die Braut, die bis jetzt nur mit niedergeschlagenen Augen ein paarmal einer Bemerkung ihres Verlobten zugestimmt hatte, redete ihn jetzt sogar freiwillig an, — und mit Du! — zum großen Ergötzen ihres Vaters.

Beim vierten Glase war Toni geneigt, die Glatze von Herrn Breunlich für einen Heiligenschein zu halten. Ihre Abneigung war ganz und gar geschwunden.

Der Gerichtsrath brachte eine Rede auf das Brautpaar aus, in der alle einschlägigen Metaphern von Cupido's Pfeilen bis Hymen's Fesseln benutzt wurden.

Mama wischte sich die Augen, und Toni heulte geradezu.

Beim Nachmittagskaffee — so starker Kaffee war bei Gerichtsraths noch niemals gemacht worden — war die Annäherung zwischen den Verlobten schon so weit gediehen, daß Herr Breunlich in dem „Boudoir“, wo Mama sonst ihr Mittagsschläfchen zu halten pflegte, seine Braut auf den Schooß zog. Und Paula ließ sich das ganz gut gefallen, schmiegte sich sogar vertraulich an seine vom guten Leben wohlgerundete Männerbrust und sagte: „Du, Fritz, Du hast mir sehr viel eingeschenkt!“

Und Toni, die mit dem Kaffee zu ihnen hineingeschickt worden war, fand die Situation gar nicht so sehr furchtbar. Sie wurde freilich roth und das Herz klopfte ihr sehr stark. Wieder hatte sie das Gefühl, in das spannendste Capitel des Lebensbuches einen Blick zu thun. Die Schwester war ihr eine sehr interessante Persönlichkeit geworden. Wie Einem wohl zu Muth sein mochte, wenn man Braut war!

Mama schlug dem Brautpaar nach dem Kaffee vor, mal durch den Garten zu gehen. Dieser „Garten“ war eine trostlose Ironie auf seinen Namen. Ein ungepflegtes Rasenrund, auf dem ein paar Wäschepfähle bedeutend daseinsberechtigter aussahen, als die dem Blumentische ausgeschiedenen schwindsüchtigen Pelargonien und Dracänen, deren struppig aufragende Büsche pathetisch um ein Bißchen Sonne zu flehen schienen. Im Schatten der Mauer kümmerten ein paar ewig unfruchtbare Stachelbeersträucher.

Das Brautpaar ging langsamen Schrittes um den Grasplatz und beguckte die Wäschepfähle und die Palmen und die Stachelbeersträucher.

„Wie gut sie neben einander aussehen,“ bemerkte Mama, die ihnen befriedigt nachsah.

Nur eine Brautmutter konnte das behaupten, vielleicht sogar meinen. Der „Mann in den besten Jahren“ apoplektisch, aufgeschwemmt, mit den wegamüsirten Haaren, — und das schlanke junge Ding im Glanze erster Jugendschönheit — es war eine Dissonanz, die zum Himmel schrie.

Niemand hatte das Herz, ihr zu widersprechen, noch weniger zuzustimmen.

Bei allem Glück war es der Familie doch eine große Erleichterung, als der Bräutigam erklärte, für ein paar Stunden fortgehen zu wollen. Die freudigen Erregungen sind die abspannendsten.

Zuerst setzte man noch zusammen die Verlobungsanzeigen auf. Mama redete Paula, dem lieben Kinde, zu, sich ein Wenig hinzulegen, damit sie nachher wieder frisch sei.

„Du, Mama,“ sagte Toni geheimnißvoll, „in der Schule erzählten sie neulich, daß Breunlich mit Fräulein B. vom Stadttheater ein Verhältniß —“

„Schreckliches Mädchen!“ rief Mama empört. „Es wird immer schlimmer mit Dir. Du mußt wirklich in eine Pension, damit Du Dich zusammen nehmen lernst. Du solltest Dich schämen!“

„Was habe ich denn gethan?“ frug Toni weinerlich, als Mama hinausgerauscht war.

„Du hast etwas sehr Unpassendes gesagt,“ erklärte Hedwig.

„Ja, mein Gott — ich weiß ja gar nicht, — und es soll ganz wahr sein.“

„Einerlei. Dann ist es noch viel unpassender.“

Toni sah ganz verstört aus. Dann fragte sie sehr leise: „Du, Hedwig, was ist das denn eigentlich, — ein Verhältniß?“

„Hm — etwas, das kleine Mädchen, wie Du, gar nicht zu wissen brauchen.“

Dieser Bescheid erregte in Toni natürlich den festen Entschluß, diese Angelegenheit so bald wie möglich zu ergründen.

Gegen Acht kam Herr Breunlich wieder. Die Mutter ermunterte Paula, ihm im Corridor entgegen zu gehen. Diese gehorchte widerstrebend. Die natürliche Scheu vor dem fremden Manne war über sie gekommen.

Herr Breunlich brachte seiner Braut ein kleines Kästchen mit, das sie mit zagenden Fingern öffnete und dann von freudigem Schreck überwältigt beinahe fallen ließ.

Die Schwestern drängten neugierig hinzu und brachen in Entzückensrufe aus.

Das gleißte und funkelte auf dem weißen Sammet von Steinen, die in der anderen Hemisphäre dunkelhäutige Arbeiter aus dem Boden brechen, damit den weißhäutigen Töchtern der unsrigen die Liebe erleichtert wird.

Collier und Brosche und Haarstern! Die funkelnden Schätze, die die Mädchen sonst nur mit scheuer und wehmüthig entsagender Bewunderung in den Schaufenstern betrachtet hatten, wie Sterne, die unerreichbar sind.

Der Bräutigam schob Paula den Diamantstern in's dunkle Haar. „Wie eine Königin sieht sie aus!“ rief Toni begeistert.

Die ganze Familie sah mit ehrfürchtiger Bewunderung auf Paula, deren junges Haupt vom Glorienschein der Million umstrahlt war.

Und Paulachen fühlte sich. Es ging eine besondere Kraft von den kostbaren Steinen aus, ein leiser Rausch.

Als man beim Abendessen saß, kam das kleine Dienstmädchen aufgeregt herein. Es sei etwas gebracht. Ganz große Flaschen in Eis.

„Ich habe mir erlaubt, ein paar Flaschen Sect,“ sagte Herr Breunlich in leichter Verlegenheit. „In meiner Familie ist es Sitte, jede festliche Gelegenheit mit Sect zu begießen.“

Eine leise Gekränktheit spülte der Gerichtsrath bald herunter. Seine an fortwährenden Sorgendruck gewohnte Brust wurde beinahe so leicht und frei, wie an Kaisers Geburtstag. Es schwiegen nörgelnde Betrachtungen darüber, daß ihnen schon am ersten Tage die in Herrn Breunlich's Familie herrschenden Sitten aufgezwungen wurden. Es war aber auch eine so sehr annehmbare Sitte! —

Paula's Augen leuchteten mit den Diamanten um die Wette. Und Herrn Breunlich's feuchtschwimmende Aeuglein wurden immer zärtlicher. Mit halblauter Stimme, aber sehr eindringlich setzte er seiner „verehrten Schwiegermama“ aus einander, daß die Hochzeit gerade so gut in zwei wie in vier Monaten stattfinden könne. „Das Haus ist ja ganz eingerichtet, es fehlen nur ein paar Sachen für eine junge Frau. Der Tapezier macht das in ein paar Tagen.“

Frau Justine's Hirn schwindelte bei der Weite solcher Anschauungen. Himmel wie großartig! Der Tapezier machte das in ein paar Tagen! Wenn sie daran dachte, wie sie damals Monate lang gerechnet und überlegt hatten, von einem Tischler zum anderen gelaufen waren, um ihre Aussteuer zu beschaffen. Sie sah ehrfurchtsvoll staunend auf ihr schönes Kind, das den goldenen Regen in's Haus gebracht hatte und selbst gar nicht überwältigt schien. Ja, die Jugend!

Nachdem man unzählige Gesundheiten getrunken, und das gegenseitige Wohlwollen immer mehr befestigt worden war, brach Herr Breunlich gegen elf Uhr auf.

Toni war so selig, daß sie dem Schwager beim Abschiede beinahe um den Hals gefallen wäre.

„Er ist ein sehr lieber Mensch,“ sagte Frau Justine, als ihr Schwiegersohn gegangen war, befriedigt, aber gähnend vor Abgespanntheit.

Hedwig nahm das angewelkte Rosenbouquet, es in Wasser zu stellen. Aber es nutzte Nichts. Die Blumen waren alle von Draht durchspießt.

Die allgemeine Abgespanntheit nach dem angreifenden Tage führte noch zu einer kleinen Scene.

Hedwig wollte, weil es eine sehr milde Nacht war, die Luftscheibe im Schlafzimmer offen lassen. Paula, die nicht sehr für Luft war, protestirte. Hedwig sagte, sie möchte nicht ersticken, Paula, sie wolle sich nicht den Tod holen, als die Mama dazu kam, und vorwurfsvoll zu Hedwig sagte: „An einem solchen Tage werdet Ihr doch nicht streiten! Du könntest Paula wohl einen Gefallen thun!“

„Deßhalb gerade nicht,“ sagte Paula erregt. „Deßhalb ist sie ja gerade so eklig gegen mich. Sie hat mir ja nie was gegönnt, — und daß ich mich nun eher verlobt habe — und ich kann doch nicht dafür!“ — Sie heulte in gerührter Selbstbemitleidung.

Erschrocken nahm Mama das schluchzende Mädchen in den Arm und schleuderte Blicke tiefsten Vorwurfes auf Hedwig. „Mein Herzchen, mein theueres Kind, Du bist ja im Irrthum! Alle sind wir glücklich über Dein Glück! Aber der Tag war zu viel für Dich und Du bist etwas nervös. — Hedwig, hol' doch mal die Tropfen von meinem Bureau.“

Mit Zärtlichkeit und beruhigenden Tropfen wurde das erregte Goldkind zu Bett gebracht, dem glücklicherweise einleuchtete, daß es „nervös“ sei. Alle waren erleichtert, als Paulachen sogleich einzuschlafen geruhte. Himmel, wenn sie morgen blaß und verweint aussähe!

Das Fenster wurde natürlich geschlossen.

Dann war es still und dunkel im Schlafzimmer. Nur als später in der Nacht der abnehmende Mond oberhalb des Rouleaux einen Strahl einstahl, spiegelte er sich mit Entzücken in etwas Wasserhellem, das blaue und grüne Funken sprühte.

Es war das Kaufpfand.

Aus der Hauptstadt.

Berliner Gegensätze.

Kleist.

Was Herrn Otto, der sich Brahm nennt, nicht gelang, hat die nüchterne Erwerbstüchtigkeit eines prinzlichen Güterverwalters erreicht. Der Mann mit dem Künstlernamen Brahm schrieb dicke Bücher über Heinrich Kleist und führte Kleisten's Stücke nie auf, that also Alles, um ihn volksthümlich zu machen — wie mir Jeder zugestehen wird, der Schiller's Kabale und Liebe bei Brahm sah und seitdem nur noch zitternd in dies Jugendwerk des großen Friedrich geht. Nichtsdestoweniger kümmerte sich Jahrzehnte lang kein Mensch um Kleist. Zwar war es uns märkischen Wanderern geglückt, seine stille Gruft am Wannsee wenigstens nothdürftig von Butterbrodpapier rein zu halten, und da wir in denjenigen Berliner Zeitungen, die mitunter neben lebenden Stümpern auch den todten Genius ehren, genügend Lärm geschlagen hatten, war das Grab sogar mit einem neuen Gitter umfriedet worden. Dabei hatte es dann aber sein Genügen. Der aus schwarzer Schlacke aufgeschüttete Weg zum Todtenhügel blieb so elend und schmutzig wie vorher, und weil die jungen Kleistschwärmerinnen nur im Sommer, gelegentlich eines Tanzausfluges, nach Wannsee kamen, so mußte der arme Poet auf ihren Anblick ein- für allemal verzichten. Denn weiße Sommerkleider und schwarze Schlacke vertragen sich schlecht. Es war immer einsam an der einsamen Stätte. Der märkischen Heide schweigende Cypressen, die mageren Kiefern, hatten sich nur selten über unliebsame Störung zu beklagen; die blaue Wasserfläche, die hinaufgrüßte, empfing selten einen Gegengruß. Poesie des Unheimlichen und Menschheitsfeindlichen umwitterte den Platz, als wäre sie seit jenem schlimmen Novembertage an ihn gebannt. Kaum zehn Minuten entfernt glänzte und protzte die vornehme Villenstadt, mit Ritterburgen und Millionenschlössern, und hier lag Brandenburgs größter Dichter, vergessen just von denen, deren Edelpflicht es gewesen wäre, das Grab im Walde auch äußerlich zum nationalen Heiligthum zu machen. Weiß Gott, ich kann es der Güterverwaltung des Prinzen Friedrich Leopold, welcher Klein-Glienicke beherrscht, nicht verargen, daß sie die Folgerungen aus der allgemeinen Gleichgiltigkeit zog. Dieser Selbstmörder, der nicht wie andere gesittete Christenmenschen in seiner peinlichen Lage den schlichten Platz an der Kirchhofsmauer bezog, sondern eigensinnig und selbstherrlich im Königlich preußischen Forste schlief, dieser Selbstmörder durfte ruhige Rechner bei ihren Terrain-Parcellirungen nicht stören. Es sind poesievolle Aufrufe, gereimte Nothschreie in die Berliner Massen geschleudert worden, sobald das geplante Attentat ruchbar wurde; Wildenbruch und Erich Schmidt hatten sich an die Spitze der Bewegung gestellt, und den Landrath überschüttete man mit hochachtungsvollsten Bittschriften. Von fiscalischer Barbarei, Gamaschen-Vandalismus und Anderem mehr ging daneben verworrene Rede. Berlin wurde auf zwei oder drei Tage kleistisch, und Snob dachte ernsthaft daran, dort draußen in der Föhrenheide einen Kreis von Eberlein-Säulen mit Begas-Gethier zu Ehren Kleist's aufrichten zu lassen.

Nichts zuwiderer, als die Vielzuvielen auf Commando begeistert rasen zu sehen. Daß ein Prinz aus Hohenzollernblut nicht wegen lumpiger tausend Mark die Gruft des Mannes schänden lassen würde, der ein Denkmal des großen Kurfürsten so gut wie Schlüter geschaffen hat, das stand von vornherein fest. Es genügte, ihn auf den subalternen Mißgriff aufmerksam zu machen. Der Kleist-Boom jedoch taugte nicht in das moderne Berlin. Noch ist die Zeit des Preußendichters nicht gekommen. Um den Flammeninhalt, die vaterländische Gluth seiner Dramen würdigen zu können, dazu bedarf es einer neuen Jenaschlacht. Dann erst werden wir, denen Körner's correcter Enthusiasmus die wilde Wuth Kleisten's verdeckt hat, die tobende Leidenschaftlichkeit des Märkers verstehen und lieben lernen. Dann erst den Unterschied zwischen Lonoflüssen und Familienpunsch merken:

„Alle Triften, alle Stätten,
Färbt mit ihren Knochen weiß;
Welche Rab' und Fuchs verschmähten,
Gebet sie den Fischen preis!
Schlagt sie tot! Das Weltgericht
Fragt euch nach den Gründen nicht!“

Nur ein Jena kann den Patrioten Kleist wieder lebendig machen. Den Dramatiker Kleist dagegen werden wir ungefähr zehn bis fünfzehn Jahre nach Hebbel's allgemeiner Anerkennung, das heißt nach Hebbel's thatsächlichem Sieg im Spielplan der deutschen Theater, entdecken. So nach 50—60 Jahren vielleicht.

Bis dahin mag er ungestört ruhen. Bis dahin ist's doch nur eine Handvoll Leutchen, die es danach verlangt, jährlich einmal in wortloser Liebe vor seiner Gruft zu stehen. Bis dahin wollen wir die Wannsee besuchenden Ausflügler nicht mit dem Schatten des rasenden Riesen und den Riesen nicht mit den Ausflüglern stören.

* * *

Ganswindt.

Der Tretmotor ist eine brave Erfindung. Sinnlos zwar und unerlaubt altfränkisch in einer Zeit, die Menschenkraft sparen und überall durch Dampf und Elektricität ersetzen will. Aber als Gedanke nicht zu verwerfen. Eine kluge Spielerei, wie mäßig begabte Tüftler sie wohl ersinnen; sauber zurechtgebastelt und zum letzten Triumph aufsteigend in der erlauchten Form der Flaschenspül-Maschine. Bei der Tretmotor-Droschke versagt die Idee bereits. Dafür hat sie nicht Athem genug.

Aber den Erfinder treibt der Geist, weil der erste kleine Erfolg ihn treibt. Und nun reißt es ihn in schimmernde Fernen fort. Das lenkbare Luftschiff gleitet vor seiner Phantasie dahin, die Flugmaschine der Zukunft: junge, stramme Mädel schwirren mit ihrer Hülfe lockend durch's Blau. Die Flugmaschine verspricht dem Erfinder und seinen gläubigen Geldgebern Hundertmillionen-Gewinnste — man denke doch nur, jede kleine Confectioneuse wird sich ihrer bedienen, und gleichzeitig braucht sie der Staat, um Armeecorps in sieben oder acht Tagen vom Nordpol zum Südpol zu bringen! Ganswindt geht den richtigen Weg. Seine Erfindung ist das Columbus-Ei. Wer kennt nicht den Kreisel, der mit Hülfe eines festen, rasch abschnurrenden Bindfadens in die Luft steigt? Man vergrößere den Kreisel, man verbinde ihn mit einem Motor, der die aufziehende Kraft, Menschenhand und Bindfaden, ersetzt — und das Problem ist gelöst!

Als Motor läßt sich vielleicht der Ganswindt'sche Pulver- oder Dynamitmotor verwenden, welcher durch unaufhörliche Explosionen getrieben wird.

Selbstverständlich verschlingen die umständlichen und kostspieligen Versuche ebenso viel Zeit wie Geld. Es kommt darauf an, die Flugschraube so leicht wie möglich zu bauen; außer der Firma Krupp liefert Niemand das geeignete Material. Tausend Feinheiten der Herstellung sind zu beachten; Ganswindt sieht sich gezwungen, zahllose Detail-Erfindungen zu machen, um dem Apparat auch im Einzelnen die beste Gestalt zu geben. Wie gesagt: das verschlingt Zeit und Geld. Die Theilnehmer geben es gern her. Jeder dargereichte Hundertmarkschein ist wie ein Samenkorn, das in jungfräuliche Erde gesteckt wird. Mit Andacht und Zärtlichkeit hegen die Finanzmänner ihren Erfinder. Keine Sorge darf an ihn herantreten, damit er ungestört allein dem herrlichen Werke leben kann. Man wünscht sogar, daß er sich gut und üppig nährt. Wer wird denn der Henne, die goldene Eier legt, das bißchen Gerste verweigern?

So viel Vertrauen, so viel Zuneigung und Bewunderung rührt den Erfinder. Er hat ohnehin nie gering von sich gedacht; nun aber, wo kluge und vorsichtige Männer ihm durch die That zeigen, wie innig sie an ihn glauben, nun reckt sein Stolz die Schwingen. Diese Flugschraube trägt sicher. Mit überlegener Größe kämpft Ganswindt gegen die tückischen Verkleinerer seines Genius. Er weiß, daß alle Erhabenen den gleichen Martyrweg gegangen sind, und darum fechten ihn Hohn und Verleumdung wenig an. Nur, daß er sich unablässig bemüht, die besseren Menschen aufzuklären. So schickt er allen Zeitungsredactionen, die er noch nicht für völlig verderbt hält, und allen Berühmtheiten des Landes Woche für Woche ausführliche Schriftsätze. Jede Mißhelligkeit, die ihm widerfährt, läßt er uns mit durchleben; wir hören von jedem Schimpf, den man ihm anthut. Und seine Familie lernen wir kennen, von der Frau Eheliebsten anfangend bis zum jährigen Säugling; jede

gute Censur, die ein kleiner Ganswindt in der Schule erhält, wird uns von dem glücklichen Vater und Erfinder unverzüglich mitgetheilt. An Allem, was die gesegnete Familie des großen Mannes betrifft, müssen Mit- und Nachwelt nothwendiger Weise herzlichen Antheil nehmen.

Diesen Mann für einen ordinären Schwindler zu halten, dazu gehörte die psychologische Unfähigkeit des normalen preußischen Criminalcommissärs. Und gegen den Vorwurf des ordinären Schwindels setzte sich dieser Mann mit Recht verzweifelt zur Wehr.

Glossen zum russisch-japanischen Kriege.

IV.

Und wenn Frau v. Suttner es tausendmal für eine Verleumdung erklärt, daß Rußland zum Kriege nicht vorbereitet gewesen sei, es ist doch so. Man könnte sogar in Umkehrung des bekannten „archiprêt“ Le Boeuf's von 1870 sagen: sie seien erzunvorbereitet gewesen. Dabei mußten sie den Krieg als nah bevorstehend ansehen. Die in Shanghai erscheinende „North China Daily News“ vom 22. Januar d. Js. sagte z. B. unter Anführung von Thatsachen mit nackten Worten das Unvermeidliche des baldigen Kriegsausbruches voraus und erörterte den voraussichtlichen Kriegsplan der Japaner . . . sollten solche Anzeichen von den Russen nicht bemerkt worden sein? Ja, sie wurden bemerkt. Wie vom Kriegsschauplatz heimgekehrte russische Marineofficiere erzählten, war bereits Anfang Januar der Befehl gegeben und ausgeführt, die Kriegsschiffe mit der braunen Kriegsfarbe zu versehen. Man erwartete also zum wenigsten im Hauptquartier Alexejew's den Zusammenstoß mit dem Gegner; und doch ließ man sich strategisch wie tactisch überfallen! Es zeigt sich darin ein gewisses täppisches Vertrauen auf die eigene, weit überschätzte Kraft: Rußland ist noch in jeden seiner letzten größeren Kriege unzureichend vorbereitet eingetreten . . . und hat sich dann erst auf das Nothwendige besinnen müssen. Die Russen lernen eben nicht. Die Japaner lernen fleißig; es fragt sich nur, ob sie das in anderen europäischen Heeren Gelernte sachgemäß in die That umzusetzen verstehen werden.

* * *

Den Russen in der Mandschurei fehlte beim Kriegsausbruch so ziemlich Alles: Soldaten, Munition, Verpflegung, Führer. Was die Verpflegung und sonstige Kriegsvorräthe anbetrifft, so bestellte Rußland davon am Vorabende des Krieges eine erkleckliche Menge in den Vereinigten Staaten. Zu spät doch! Die von den Japanern so rasch und unter verhältnißmäßig geringen Opfern errungene Herrschaft zur See machte das Herankommen der für das russische Heer befrachteten Dampfer zur Unmöglichkeit. Den geschäftskundigen Amerikanern bereitete das keine schlaflose Nacht: ihnen war schon recht, ja lieber, wenn sie die bestellten Waaren nicht an den Auftraggeber, sondern an seinen Widersacher ablieferten, sofern es nur Bargeld gab. Nur sich die schönen Dinge nicht als Contrebande abnehmen lassen. Den Japanern kam das gerade geschlichen, trotzdem sie besser vorgesorgt und mit belustigender Schlauheit bereits zu Friedenszeiten in Korea Lebensmittel-Magazine — sie wurden für die Waarenhäuser von Großkaufleuten ausgegeben — angelegt hatten. Aber im Kriege kann man nie genug an solchen Dingen haben. Sie drückten dem grinsenden Bruder Jonathan die Hand und zahlten. Beiden war geholfen.

* * *

Korea! Sein Schicksal ist — wie vor vier Jahren das Chinas — ein Wink mit dem Zaunpfahl für alle Ländchen, die im Interessenkreise großer Nachbarn liegen. Hülflos wird Korea die Beute des zunächst keck Zugreifenden; sein Herrscher mit dem zierenden Beinamen „Kaiser“ muß es sich gefallen lassen, daß der Mikado ihm den Marquis Ito als politischen Vormund setzt. Der gute Yihöng wedelt mit dem Schweife und verleiht dem ungern gesehenen Eindringling den köstlichen pflaumenweichen Orden — pardon: Pflaumenorden.

Wie anders, wenn das seiner Bodengestaltung nach leicht zu vertheidigende Korea über ein wohlgeübtes Heer von 100000 Mann verfügte, was bei einer Bevölkerung von 10000000 Seelen durchaus nicht zu viel verlangt wäre. So stand es mit seinen 10000 kümmerlichen Söldneen und einem zum Theil unbewaffneten, militärisch völlig unbrauchbaren Landsturm wehrlos da.

Hätte es mit 100000 Mann unter den Waffen (gleich der nur 6000000 Einwohner zählenden Schweiz) erklären können: mein Heer macht auf der Stelle gemeinsame Sache mit dem Gegner dessen, der mein Gebiet zuerst verletzt, so wäre das Bild ein anderes geworden. Nur derjenige kann auf Berücksichtigung seiner Neutralität rechnen, der zu ihrem Schutze eine nennenswerthe Streitmacht in die Wagschale zu werfen vermag. Auch das Wörtlein „ewige“ oder „garantirte“ vor „Neutralität“ ändert daran nichts. Vor dem Kriegszwange zerreißen die feierlichsten internationalen Abmachungen, wie Spinnweb . . . und so verdienen die Ausgaben kleiner Länder für Wehrzwecke keineswegs das Beiwort „improductiv“. Wie für die großen, sind auch für sie die militärischen Ausgaben eine — bisweilen freilich recht hohe — Versicherungsprämie für den Bestand des Friedens.

Korea kann als Durchgangsland der beiden Parteien nicht verhindern, daß — sehr zum Nachtheil für die Bevölkerung — sein Boden zum Kriegsschauplatz wird.

Ein Wink für Dänemark, als Durchgangsland für den Seeverkehr. Ohne starke Rüstung wird seine Freiheit sicherlich bei einem Streit von Großmächten, die in der Ost- und Nordsee Interessen haben, auf dem Altar der Kriegsnothwendigkeit geopfert werden; auch dann, wenn die eben wieder auf's Tapet gebrachte „ewige Neutralität“ des Landes durch einen internationalen Act zu Stande käme.

In einer früheren Glosse habe ich es als möglich hingestellt, daß sich aus dem jetzigen, zeitweiligen Zusammenschluß der nordischen Mächte des ostasiatischen Krieges wegen vielleicht ein dauernder entwickeln könne. Von einem höheren dänischen Officier bin ich inzwischen darüber aufgeklärt, daß die Aussichten eines ständigen Bundes der nordischen Neutralen sehr gering sind. Der Grund ist einleuchtend: Dänemarks Lage ist um Vieles exponirter, als die Schweden-Norwegens. Die skandinavischen Staaten fürchten nun, bei einem vertraglichen Zusammenschluß Dänemarks wegen in etwaige Wirren hineingezogen zu werden, die sie sonst nicht berühren würden. So ist es wahrscheinlich nichts mit dem Bunde.

* * *

Des Mangels an tüchtigen Führern auf russischer Seite wurde bereits gedacht. Man hätte glauben sollen, daß Rußland nach dem gefährdeten äußersten Osten die crême de la crême seiner Generale und Admirale geschickt hätte. Der Kriegseintritt hat gezeigt, wie irrig diese Annahme ist. Drei, vier der hohen Würdenträger wurden, ganz augenscheinlich, weil sie sich nicht bewährt hatten, heimberufen. Der unglückliche Admiral und General hat ausgespielt, ein Schauspiel, wie wir es wohl unter dem Drucke der Volksstimmung in Ländern romanischer Zunge, nicht aber im heiligen Rußland zu sehen gewohnt sind. Dazu ein Beweis dafür, daß bei unseren östlichen Nachbarn die feste Hand an der Spitze fehlt. Oder sollte man dort die Volksmeinung gleichfalls — fürchten? Es rast der See und will sein Opfer haben . . . schon ist aus dem russischen Volke hinaus auch der Ruf erschallt: fort mit Alexejew, fort mit dem Manne, der unsere Pläne an die Japaner verrathen und daher das Unheil vor Port Arthur heraufbeschworen hat! Das Volk macht sich — aller Orten — eben eine ganz besondere Vorstellung von dem geheimnißvollen Kriegsplan. In jenem Stadium des Krieges konnte es auf russischer Seite überhaupt keinen geben. Alles hing von der Maßnahme des Gegners ab. Mag Alexejew, was sich mit einiger Sicherheit noch nicht beurtheilen läßt, ein seiner Stellung nicht gewachsener Mann sein: ein Verräther ist er sicher nicht. Aber dem russischen Volke muß man solche ungerechte Beschuldigung nachsehen. Es kennt seine Pappenheimer! Ist nicht soeben ein russischer Stabscapitän zum Tode verurtheilt worden, der Mobilmachungspläne seines Vaterlandes an — Japan verschachert hatte? Hält umgekehrt irgend Jemand es für möglich, daß ein japanischer Officier sich des gleichen Verbrechens schuldig machen könnte? Ich glaube nicht. Und doch sollen die Russen in unseren Augen die weiße, unsere Sympathien verdienende Culturnation darstellen, während wir mit Abscheu der verlogenen, treulosen, unzuverlässigen Japaner zu gedenken hätten?

* * *

Der Oberbefehl! — In Deutschland zog der oberste Kriegsherr, damit eine mit wirklicher Machtvollkommenheit ausgestattete Centralstelle schaffend, Anno 1870 trotz seiner 73 Jahre mit in's Feld. Der Mikado Mutsuhito handelte ebenso im Feldzuge Japans wider China 1894/95, und es unterliegt keinem Zweifel, daß er auch jetzt das Gleiche thun wird, sobald der größte Theil seines Heeres wirklich im Felde steht. Als darüber geschrieben wurde, wußte flugs ein Wiener Blatt zu melden: selbstverständlich werde auch Väterchen Zar, wie es sein Ahnherr 1877 gethan und wie es der Tradition des russischen Herrscherhauses entspreche, nach dem Kriegsschauplatze abgehen und den Oberbefehl in Person führen. Daran war zur Zeit, als dies gedruckt wurde, schon mit Rücksicht auf die nur sehr wenig militärisch veranlagte Person des Selbstherrschers aller Reußen (welche Ironie unter den heutigen Zeitläuften!) nicht zu denken; und heute, nach der Ernennung Kuropatkin's zum Oberbefehlshaber, erst recht nicht. Dieser schneidige General hat sich, wie übereinstimmend berichtet wird, zur Uebernahme des Commandos nur unter der Bedingung bereit erklärt (konnte der Zar sie ihm nicht ohne Weiteres befehlen?), daß kein russischer Großfürst den Baikal-See überschreite. Wie viel weniger wird Kuropatkin den Zaren dort dulden!

Mit den Großfürsten, deren Anwesenheit unleugbar zu Reibungen auf dem Kriegsschauplatze führen würde, hat Kuropatkin aber doch kein volles Glück gehabt. Ein junger Herr von der Sippe hat es durchgesetzt, hingesandt zu werden. Aber er befindet sich in einer untergeordneten Stellung, und da ist die Conflictsgefahr geringer. Anders liegen die Dinge aber hinsichtlich der Großfürstin Xenia, der Schwester des Zaren, die auf dem Kriegsschauplatze die freiwillige Krankenpflege leiten wird. Vom militärischen Standpunkte aus ist diese Entsendung als grober Unfug zu bezeichnen. An die Spitze der Krankenpflege gehört ein Generalarzt. Man denke sich ferner, wie viel Raum die Großfürstin und ihre unvermeidliche „Umgebung“ in Charbin (ihrem Stations-

orte) den dort zusammengepferchten, auf jede Unterkunftsmöglichkeit angewiesenen Soldaten nehmen; welcher Apparat auch an Verpflegung u. s. w. um sie herum in Thätigkeit treten muß. Dann ist „grober Unfug“ noch ein mildes Wort. Die Anwesenheit der Schwester des Zaren mitten im Operationsfelde des Heeres kann zu einer ernsten Gefahr werden, indem sie die militärischen Maßnahmen des Obercommandos bewußt oder unbewußt beeinflußt.

* * *

Das Obercommando: der bisherige Kriegsminister, General Kuropatkin, wird es führen. Zweifellos ein tüchtiger Mann und vom russischen Volke, das unklar eine ernste Gefahr im fernsten Osten witterte, geradezu vergöttert. Aber vermag ein einziger befähigter Mann den bis über den oberen Radkranz im Sumpfe steckenden Karren allein wieder herauszuziehen? Oder vielmehr: kann er Soldaten aus dem Boden stampfen, die hemmenden Entfernungen vermindern, neue Zufuhrlinien durch bloßen Willen aus dem Nichts hervorzaubern, dem Klima und den Jahreszeiten gebieten? Er ist vor eine schwere Aufgabe gestellt. Denn zu allen störenden Dingen werden voraussichtlich noch Reibungen nach unten wie oben kommen. Admiral Alexejew, der Statthalter und Vertreter des Zaren im fernen Osten, ist an Patent jünger als Kuropatkin; der bereits zum Oberbefehlshaber aller in der Mandschurei stehenden Truppen ernannte General Lenewitsch wird durch Kuropatkin's Ernennung etwas unsanft bei Seite geschoben; so unsanft, daß der neuernannte Generalissimus sich zu einem merkwürdigen Schriftstück an seinen Vorgänger veranlaßt sah: eine Art Entschuldigungsbrief, verbunden mit der Bitte, doch bis zu seiner (Kuropatkin's) Ankunft hübsch auf dem Posten bleiben zu wollen ... Da können sich trotz der vielgerühmten russischen Disciplin böse Dinge entwickeln.

Wie es mit der Führung auf japanischer Seite steht, darüber läßt sich nicht viel sagen; die Interna sind zu wenig bekannt. Man weiß, daß sich auch im Heere Japans traditionelle Gegensätze hervorragender Geschlechter verkörpert finden. Aber ob und wie diese zu Störungen im Befehlsmechanismus führen könnten, kann nicht einmal vermuthet werden.

* * *

General Kuropatkin auf der Reise zum Kriegsschauplatze. Er hat es nicht eilig; er macht viele Stationchen; er läßt sich feiern nach Herzenslust. Wer denkt angesichts dieser übertriebenen Ovationen nicht an die China-Ausfahrt des vor Kurzem verschiedenen Grafen Waldersee? Mancher Spottruf ist darüber laut geworden. Aber unser Feldmarschall hatte es bequemer: er brauchte nicht, gleich Kuropatkin, wieder und wieder hinzuknien, um in frommer Haltung geweihte Heiligenbilder entgegenzunehmen ... wenn es noch kugelsichere Panzer gewesen wären! Wir können uns auch den alten Blücher und selbst Moltke nicht in dieser knienden Stellung denken — andere Länder, andere Sitten. Auch wurden Kuropatkin für die Thaten, die er erst vollbringen sollte, vorher schon die Brillanten des Alexander Newski-Ordens verliehen. Nach dem Volksglauben bedeuten Diamanten manchmal Thränen ... nun, das russische Volk hat noch eine andere Vorbedeutung in Bezug auf Kuropatkin herausgefunden. Sein Streitroß trägt den Namen „Marschal“. ... und über schwere Stunden werden den Höchstcommandirenden in der Mandschurei die sanften Weisen des Riesen-Grammophons hinweghelfen, das er — seine biederen Landsleute weinen darüber vor Rührung — mit nach dem fernen Osten geschleppt hat.

Major a. D. Karl v. Bruchhausen.

Allgemeine Bildung.

Jeder Mensch soll heute nach einem häufig coursirenden Schlagwort eine „allgemeine Bildung“ erstreben. Wenn man dieses Wort tiefernst nehmen wollte, so müßte man eigentlich sagen: jeder Mensch soll ein Goethe oder Alexander von Humboldt werden; denn die Beiden dürften in der letzten Geschichtsepoche wohl so ziemlich die Einzigen sein, von denen sich wirklich mit Recht behaupten läßt, sie hätten eine „allgemeine Bildung“ besessen. Goethe gesteht auch ein, daß er sich's hätte verdammt sauer werden lassen, alle Wissensgebiete zu erobern. Was vor hundert Jahren einem Säcularmenschen bei ernstem Bemühen noch möglich war, könnte heute bei dem ungeheuren Fortschritte der Wissenschaft und der Erfindungen selbst der genialste Mensch bei dem größten Fleiße nicht mehr erreichen.

Es giebt Culturstufen, auf denen jeder Mensch die entsprechende „allgemeine Bildung“ besitzen muß, will er überhaupt den Kampf um's Dasein aufnehmen. Bei dem Eskimo besteht diese allgemeine Bildung in Rudern, Jagd, Fischfang und in der durch sinnliche Beobachtung zu sammelnden Kenntniß über Wind, Wasser, Wetter u. s. w. Jede andere Bildung, die auf Kosten seiner specifisch allgemeinen an ihn herangebracht wird, schwächt ihn im Kampf um's Dasein. Die Eskimos an der Westküste Grönlands, die die Kunst des Schreibens und Lesens üben, haben nach Fridtjof Nansen's Eskimoleben die Zeit, die sie zur Erwerbung der für sie völlig werthlosen Kenntnisse verwandt haben, für ihre eigentliche Bildung verloren, d. h. sie können nicht so geschickt das Kajak führen, nicht so sicher die Harpune werfen, wie ihre nach europäischen Culturbegriffen völlig ungebildeten Volksgenossen und besitzen daher die „allgemeine Bildung“ nicht in dem Umfange, wie sie ihre Cultur mit eiserner Nothwendigkeit verlangt. Sie sind dem Hunger preisgegeben, dem Untergange geweiht. So kann unter Umständen unsere vielgerühmte Cultur ein zweischneidiges Schwert für ein Naturvolk sein.

Sowie auf einer höheren Culturstufe die Arbeitstheilung eintritt, findet auch eine Specialisirung der Bildung statt. Trotzdem bleibt noch ein gewisses Bildungsquantum allen Menschen gemein. So gehörte zur Zeit Karls des Großen zu der allen Menschen nöthigen Bildung offenbar der Gebrauch der Waffen. Aber nicht das Lesen und Schreiben; das gehörte nur zur Bildung einer bestimmten Menschengruppe, der Mönche und Gelehrten. Die „allgemeine Bildung“ der damaligen Zeit war noch nicht so umfangreich, daß sie nicht eine ganze Reihe von Personen besessen haben dürfte.

Je geistiger unsere Cultur wurde, je geistiger ist die Bildung geworden, die als Mindestmaß von jedem einzelnen Gliede der Culturgemeinschaft gefordert wird. Es braucht heute nicht Jeder den Pflug führen oder das Schwert schwingen zu können; aber von Jedem wird verlangt, daß er lesen, schreiben und rechnen kann. Der Verlust eines Beines oder Armes ist für den Gegenwartsmenschen nicht so schlimm, wie wenn er plötzlich die Fähigkeit des Lesens, Schreibens und Rechnens einbüßen sollte. Unser ganzes Culturleben ist auf diese drei Fähigkeiten eingerichtet. Und wer sie nicht besitzt, ist auf jedem Bahnhof, auf jeder Poststelle, auf jedem Polizeibureau, in jedem Kaufmannsladen „verrathen und verkauft“. Dieses Mindestmaß der Bildung besitzt der geringste Arbeiter ebenso gut wie der gelehrteste Universitätsprofessor.

Die menschliche Wissenschaft ist heute so umfangreich, daß sie unmöglich ein Menschengehirn umfassen kann. Schiller konnte kaum die Anfangsgründe der griechischen Sprache, und zum Studium der griechischen Mythologie, Geschichte und Philosophie mußte er römische Uebersetzungen benutzen. Bismarck soll während seines langen Aufenthaltes als Reichskanzler in der Reichshauptstadt in kein Theater und in keine Oper gekommen sein. Beide Männer hatten ein recht kenntliches Manko in der „allgemeinen Bildung“, und doch rechnen wir sie zu den Größten unserer Nation.

Eine „allgemeine Bildung“ im wahren Sinne des Wortes giebt's heute überhaupt nicht mehr. Sollen wir sie zum Ideal erheben, das wir zwar nicht erreichen können, dem uns zu nähern aber unsere höchste Pflicht sein soll?

Wer heute noch etwas leisten will — und mag er eine noch so begnadete Natur sein — kann es nur dadurch thun, daß er seine Kräfte und Fähigkeiten auf ein engbegrenztes Gebiet menschlichen Wissens und Könnens concentrirt. Die Zeit des 18. Jahrhunderts, in der ein Mensch wie Lessing in kurzer Zeit die verschiedensten Wissensgebiete eroberte und eine Polemik gegen die damaligen Fachgelehrten eröffnete, daß ihnen die Perrücken auf den Köpfen wackelten, ist vorüber. Und wenn es heute ein kühner theoretischer Naturwissenschaftler, wie Ernst Haeckel, wagt, sich auch einmal auf philosophischem Gebiete zu versuchen, so muß er sich's gefallen lassen, daß ihm seine Collegen dieser Fakultät gründlich auf die Finger klopfen. Man mag es bedauern, daß unser Wissen sich in Specialistenthum zersplittert, es ist aber eine Thatsache, die wir täglich vor Augen sehen und deren Consequenzen wir als vernunftbegabte Wesen ziehen sollten.

Vor allen Dingen sollten unsere Schulen, denen das Wohl und Wehe der künftigen Generation anvertraut ist, dieser Entwickelung Rechnung tragen. In jeder unserer Volks- und höheren Schule ist noch ein fratzenhaftes Götzenbild zu finden, das den Namen „allgemeine Bildung“ führt. Täglich werden ihm nach grausamer altheidnischer Sitte Menschenopfer dargebracht.

Was Menschen auf dem Gebiete der Ausbildung gewisser Muskelpartien leisten können, beweisen unsere Akrobaten, die dem staunenden Auge der Menge schier die unmöglichsten Kunststücke vorführen. Aus dem Entwickelungsgang eines Trapezkünstlers oder Seiltänzers ließe sich mancherlei lernen, wie die geistige Ausbildung eines Menschen stattzufinden hätte. Mit größter Gewissenhaftigkeit werden bei einem Menschen, der seinen Broderwerb in der Gymnastik suchen will, die individuellen Fähigkeiten festgestellt. Das pädagogische Schlagwort: „Behandle jeden Schüler individuell“ wird hier nicht als leere Phrase gedroschen, sondern im höchsten Maße durchgeführt. Niemand wird einen Menschen mit schwacher Armmusculatur zum Reckkünstler, einen solchen mit schwachen Beinen zum Springer oder Seiltänzer ausbilden wollen, u. s. f. Nur wirklich vorhandene Fähigkeiten werden ausgebildet, und durch stetige maßvolle Uebungen sucht man den Maximalpunkt der Entwickelungsfähigkeit zu erreichen. Dieser Punkt ist auch durchaus individuell und muß mit Sicherheit erkannt werden. Ebenso wenig wie ein Mensch nach der Schrift seinem Leben eine Elle zusetzen kann, ebenso wenig läßt sich dieser Punkt um Haaresbreite erhöhen. Durch Gewaltmittel würde er nur herabgedrückt werden. Ferner würde er erniedrigt werden, wenn der Körper mit Uebungen auf einem gymnastischen Gebiete gequält würde, für das keine Anlagen vorhanden sind. Ohne tiefsinnige psychologische Studien wird auf dem Gebiete der gewerblichen Gymnastik nach natürlichem Instinkte die einzig richtige, die harmonische Ausbildung gepflegt, d. h. die Uebungen und Anforderungen stehen im Parallelismus zu den natürlichen Anlagen.

Genau wie auf körperlichem hat auch jeder Mensch auf geistigem Gebiet seine individuellen Anlagen. Genau so, wie unabhängig von seiner specifischen körperlichen Begabung jeder Mensch gehen lernen muß, so ist es nöthig, daß jedes Kind ungeachtet seiner Individualbegabung die Grundlage unseres Culturlebens, das Rechnen, Lesen und Schreiben erlernt. Um diese Fertigkeiten in dem Maße zu erwerben wie es die Mindestforderung praktischen Lebens ist, dürften nach dem heutigen Stande der Methodik drei bis vier Jahre genügen. Dann sind die Kinder zehn Jahre alt, also in einem Alter, in dem schon gewisse geistige Fähigkeiten und Anlagen für bestimmte Wissensgebiete sehr deutlich erkennbar sind. Häufig ist das schon im vorschulpflichtigen Alter der Fall. Niemand denkt daran, die natürliche Entwickelung besonders zu fördern; der Götze „allgemeine Bildung" verlangt, daß Kenntnisse angeeignet werden, für die nicht die geringste natürliche Anlage vorhanden ist, die also rein gedächtnißmäßig dem kindlichen Hirn eingerammt werden. Was hat ein Mensch mit einer deutlich hervorragenden stylistischen Begabung davon, wenn er mit mathematischen Formeln gequält wird und, weil er kein Gedächtnißakrobat ist und darum wegen ungenügender Leistungen in Mathematik nicht versetzt werden kann, gezwungen wird, auch noch einmal in der Stylistik denselben Cursus zu durchlaufen? Ein Beispiel aus dem Leben zeigte mir das Unnatürliche dieser Schuleinrichtung in drastischer Weise. Mir erzählte ein befreundeter Lehrer, daß er in der 5. Classe einer achtclassigen Volksschule einen 14jährigen Jungen zu sitzen hatte. Wie ein Riese unter Zwergen wandelte der Knabe zwischen seinen Classengenossen einher. Das dritte oder vierte Jahr saß das Kind in derselben Classe, das dritte oder vierte Mal hatte er das gleiche Jahrespensum durchzuarbeiten. Die Stoffe aus der Religion, Geschichte, Geographie u. s. w. konnte er wie am Schnürchen herzählen. Aber der Junge hatte keinen Sinn für Orthographie, seine Dictate wimmelten von Fehlern und machten auf Grund der Schulordnung eine Versetzung in eine höhere Classe unmöglich. Erst die Confirmation hat den Knaben vom häufigen und gründlichen Wiederholen erlöst. Nun hatte er trotz seines orthographischen Manko eine specifische Beanlagung, die für den einsichtigen Lehrer förmlich nach Bethätigung schrie. Der Junge hatte eine erstaunliche Auffassungsgabe für Formen und Linien, damit paarte sich eine große manuelle Geschicklichkeit. Jeden Gegenstand, den er auch nur einmal gesehen, wußte er mit der größten Schnelligkeit und Gewissenhaftigkeit den unwesentlichsten Theilen gegenüber zu zeichnen, daß Jedermann ohne Weiteres zugeben mußte, der Junge hätte ein weit über den Durchschnitt hinausragendes zeichnerisches Talent. Und womit wurde er in der Zeichenstunde beschäftigt? Mit denselben primitiven Blattformen, mit denen sich seine acht und neunjährigen Mitschüler abquälten.

Ein ähnliches, wenn auch nicht immer so krasses Beispiel wird Jeder an sich selbst oder an Bekannten erlebt haben. Es hapert in einem Fach, und durch Nachhilfestunden und andere Mittel wird das Kind zur Versetzungsreife „gepreßt", d. h. die natürliche Entwickelung wird gewaltsam gehemmt und künstlich eine „Reife" gezüchtet, die tausendmal mehr Schaden als Nutzen bringt. So wird für die „allgemeine Bildung" gesorgt und stolz behaupten die Schulmänner, daß sie für die harmonische Ausbildung des Menschengeschlechtes Sorge tragen. Die harmonische Ausbildung auf unseren Schulanstalten besteht gewöhnlich darin, daß jedes Kind in ein Prokrustesbett gelegt und solange geknetet und gezerrt wird, bis es hineinpaßt. Und wenn viele Menschen von dieser „harmonischen Ausbildung" noch genesen, so beweist das eben die zähe Widerstandskraft des menschlichen Geistes. Aber die Krüppel im Geiste — und ihrer sind nicht wenige — verdanken ihren Zustand in den meisten Fällen ihrer geistigen Amme, der Schule.

Wilh. Föllmer.

Aus unseren Kunstsalons.

Lenbach.

Die letzte große Lenbach-Ausstellung hatten wir hier im December 1898. Damals waren bei Schulte über 40 Gemälde des Münchener Bildnißmalers zu sehen. Es waren zumeist Arbeiten aus den letzten Jahren.

Jetzt sind im Künstlerhause nahezu 60 Bilder und Studien ausgestellt und sie reichen bis zu 45 Jahren zurück. Das Meiste aber stammt aus den 80er und 90er Jahren. Das jüngste ist ein Bildniß des Münchener Hofkunsthändlers A. Riegner (1902), den er mit einer modernen Brille und einer niederländischen Halskrause gemalt hat und in dem der Liebhaber wahre Delikatessen an coloristischen Pikanterien entdecken kann. Ueberhaupt — je weiter der Gegenwart zu, desto farbiger wird Lenbach, desto mehr tritt das neutrale Grau, tritt die „braune Sauce" zurück ... Der alte Streit, ob Lenbach besser Frauen oder aber Männer malt, kann hier lustig fortgeführt werden von den Vertretern der einen und anderen Ansicht. Wer aber ganz vorurtheilslos die Sammlung entlang geht, die den großen Oberlichtsaal füllt, der wird wohl zur Ueberzeugung gelangen, daß der Künstler immerhin der Individualität des Mannes mehr Spielraum gewährt, als der des Weibes. Sehr lehrreich sind in dieser Beziehung die acht Cartons und Bilder in Pastell und Oel, die dieselbe Frau von Poschinger darstellen und doch, ganz abgesehen davon, daß sie aus etwa zehn Jahren stammen, nur eine geringe Aehnlichkeit unter einander aufweisen, obschon der galante Maler dabei Altersunterschiede nicht markirt hat. Nicht einmal die, mitunter übrigens entzückend gegebene, Mundlinie und die Augen sind überall die gleichen. Auch Frau Dr. Fulda zeigt in den drei Bildnissen nur so eine Art Familienähnlichkeit mit sich selbst — es ist, als wären es drei Schwestern. Auf äußere Aehnlichkeit kommt's eben bei Lenbach nicht an: ihm genügt gerade die geistige, aber auch die wird in seinen Frauenbildnissen in der Regel mehr typisch, als individuell gegeben. Er malt eben Vertreterinnen eines bestimmten Milieus, einer genußkundigen und lebensfrohen Welt, in der man sich nicht langweilt, malt sie mit einem nervösen Temperament, das immer nur pikant und elegant aufzufassen und — zu gestalten weiß. Wenn man hier sagen will: „la nature vue à travers un tempérament", so ist's aber nicht mehr dasselbe, was man sonst darunter zu verstehen hat im Geiste Zola's. Daß er beim Frauenbildniß die Profillinie besonders liebt, bald mit vorgestrecktem Halse, bald mit leicht zurückgeworfenem Kopfe, dann wieder mit einer Viertelwendung über die Schulter rückwärts, wenn er die Dame in der Rückansicht Platz nehmen läßt — das ist bekannt, und wenn man daraus den Schluß ziehen wollte, daß Lenbach sich die „Sache leicht zu machen suche", so käme man der Wahrheit ziemlich nahe. Dabei legt er im Einzelnen den Nachdruck 'mal auf den Mund, 'mal auf das Ohr — das „schönste" Ohr in der ganzen Ausstellung ist übrigens das in einem kleinen Knabenbildniß, vermuthlich aus dem Anfang der 70er Jahre — 'mal auf das Auge, oder richtiger den Blick. Der Blick ist bei den Männerbildnissen meistens die Hauptsache, wie im Uebrigen, im Verhältniß zu der großen Figur, wiederum der aus dem Dunkel hervorleuchtende Kopf. Die ganz ausgeführten Bildnisse sind selten: Forckenbeck, der verstorbene Berliner Oberbürgermeister, Bankdirector Koch, Rudolf Mosse, Döllinger vor Allem, gehören in diese Gruppe. Bei Döllinger sind auch einmal die Hände als etwas Lebendiges behandelt, sozusagen beseelt gegeben, während bei den Bismarck's aus den Jahren 1895 und 1896 abermals nur der Kopf lebt. Aber wie auch dafür! Nebenbei bemerkt — der Bismarck mit der Pfeife, ein mir ganz unbekanntes Bildniß des Altreichskanzlers a. D., wirkt befremdend mit seiner Philistrosität. Auch das bekannte Bild der Sabaret im rothen Jäckchen und rothen Schuhen ist da. Und wie schon 1898 hat er mitten zwischen die Damen ein Phantasiebild gesteckt, damals hieß es „Voluptas", dieses Mal ist's eine „Verzückung", ein brillant gemalter Halbact; es ist wie ein Gegenstück zu den Damen der Gesellschaft aufzufassen, soll als Gegensatz zu ihnen wirken und gleichzeitig als Ergänzung — was dort mitunter nur geahnt werden soll, wird hier ganz ausgesprochen.

Die wundersamsten, raffinirtesten technischen Kunststückchen aber hat er wohl in den mancherlei Bildnissen seiner kleinen strohblonden Marion mit den räthselvollen graublauen Augen fertig bekommen — das ist Virtuosenthum sondergleichen. Aber es präsentirt sich so geschmackvoll, daß man es ihm nicht übel nimmt.

Die künstlerische Persönlichkeit Lenbach's übt überall und immer einen starken Reiz aus. Selbst da auch, wo man sich gewöhnt hat, über „Manierirtheit" zu klagen.

Pissarro und Raffaelli.

Dieser bei Schulte, Jener bei Cassirer, der nun sein Versprechen wahr gemacht und eine fast das ganze Lebenswerk des verstorbenen Impressionisten veranschaulichende Ausstellung von ca. 50 Bildern und Studien — was übrigens bei Pissarro, wie bei all' seinen künstlerischen Gesinnungsgenossen für gar Viele so ziemlich das Gleiche ist — veranstaltet hat. Ich hob schon neulich hervor, wie der Pissarro der 60er und auch noch zu Anfang der 70er Jahre stark unter dem Einfluß der Fontainebleauer stand. Gegen Ende der 70er Jahre verliert sich aber allmälig der glatte, dünne, breitflächige Farbenauftrag, wird der Gesammtton immer klarer und heller. Eine Reihe von Studien aus Eragny, wo der Künstler sich eine Heimstätte geschaffen hatte, kennzeichnen seine nun schon ganz impressionistische Malweise in den 80er Jahren. Aber unter all' diesen intimen Ausschnitten aus seinem Garten, vom Wäschetrockenplatz, Ansichten von Eragny im Hochsommer, blühenden Apfelbäumen u. s. w. befindet sich keine einzige Arbeit von so radikal pointillirendem Neo-Impressionismus, wie er für Monet und Sisley bezeichnend ist.

Auf der Höhe in der Lösung schwierigster Luft- und Lichtprobleme zeigt sich Pissaro in den letzten 15 Jahren seines Lebens. Wirklichen Sonnenschein giebt es jetzt freilich so wenig, wie früher. Er zieht eine leicht dunstige Atmosphäre, zerstreutes Licht, Grauwetterstimmungen vor, Alles ungemein nuancenreich und farbig, aber doch nie „bunt" gesehen und gegeben. Wundervoll sind namentlich seine Boulevardbilder mit dem Menschen- und Wagengewimmel zwischen den großen Häusern und herbstlich braunen oder winterlich kahlen Bäumen, die die pittoresken Mansardenprofile und die verblauenden Silhouetten der Häuserzeilen überragen, und die Ausblicke über die Seine hin, in der Gegend des Pont neuf, mit dem Louvre rechts, und links dem Brückenplatz des Denkmals Heinrichs IV. — die beneidenswerthe Aussicht, die der Künstler von seinem Pariser Heim aus hatte und die er wiederholt malte, in verschiedenen Jahreszeiten und wechselvollen Luftstimmungen. Dazu zwei Bilder von der wuchtigen Kathedrale zu Dieppe, der belebte Pont neuf an einem regentriefenden Spätnachmittag, der farbenfunkelnde Hafen

von Dieppe bei Sonnenuntergang, das Louvre im Schnee — Bilder aus den allerletzten Jahren, die beweisen, daß der Künstler auch noch als Siebenziger sich seine ganze Frische in der Auffassung, seine ganze Kraft in der Technik erhalten hatte. Alles nicht nur bestechend geschmackvoll, sondern von überzeugender Wahrheit, sind gleich all' diese Wagen, Omnibusse, Menschen, entfernteren Häuser meist nur Kleckse und Flecken und breite Stricheichen — schon auf zwei Schritte Entfernung ist die Illusion vollkommen. Und Alles auch von einer scharf markirten persönlichen Handschrift. In der ganzen Gruppe dieser Pariser Impressionisten ist Pissarro sicher die stärkste Persönlichkeit.

Sehr interessant ist's, seine Straßenschilderungen mit denen Jean François Raffaelli's zu vergleichen. Kommt man von Jenem zu Diesem, so wird Einem erst recht klar, was an Pissaro's Bildern so gefangen nimmt. Es ist nicht etwa bloß das, daß er malerischer empfindet als Raffaelli, der das Beste immer als Graphiker geleistet hat, wie man sich davon auch jetzt wieder bei Schulte überzeugen kann, wo man neben seinen Straßenbildern in den mehligen, grauen Gesammttönen, die schon längst was Manierirtes haben, seine Radirungen betrachtet, die nach wie vor schwungvoll und charakteristisch in der Linie, anmuthend im Tone sind. Es ist auch nicht sozusagen die „objective Wahrheit“, die den Pissaro'schen Schilderungen anhaftet — es ist die Seele des gegebenen Stückes Stadtbild, die er herauszumalen weiß, weil er als ein Dichter ihr nachzuspüren vermag; Raffaelli aber ist bemüht, die Seele hineinzumalen, und wenn man genauer zuschaut, entdeckt man plötzlich, daß diese angebliche Seele nichts weiter ist, als — ein Recept seiner Palette. Ihm setzt sich das ganze Erdenleben aus bläulichgrauen und gelblichweißen Tönen zusammen, in denen winzige schwärzliche Würmlein als Menschen ihr Wesen treiben. Und man wendet sich verstimmt ab. Erst recht, wenn man sieht, daß sogar das ewige Meer zu dem Glauben an das Raffaelli Recept bekehrt werden soll, und wie es sich gegenüber solchen Bekehrungsversuchen recht widerspenstig verhält.

Eine neue Note zeigt Raffaelli übrigens dieses Mal doch: eine nächtliche „Impression“ auf den Boulevards in einem dunkelbraunvioletten Gesammtton, aus dem bunte Laternen und Reclameschilder, hellerleuchtete Fenster und Café-Pforten herausblitzen. Zartfarbige Frühlingslandschaften im Geschmacke etwa der englischen Landschaftsmalerei vor 75 Jahren und mehrere Studien von jungen Frauen und Mädchen ebenfalls in lichten kreidigen Tönen und ein ganz verfehltes lebensgroßes Bildniß eines Lootsen vervollständigen die Sammlung. Noch eine Bemerkung: seine Stifte benutzt Raffaelli jetzt nicht mehr punktirend und strichelnd, sondern er verreibt und verwischt nunmehr die einzelnen Tupfen auf einer starken Untermalung . . .

Und noch ein Vergleich drängt sich Einem in diesen Tagen auf. Der mit dem Worpsweder Hans am Ende. Man kann sich kaum einen größeren Contrast denken, als seine großzügigen, coloristisch auf einen Generalnenner gestimmten Ausschnitte aus einer, man möchte sagen bäuerisch schwerfälligen Landschaft und die überaus feinen nuancenreichen Städtebilder Pissarro's mit ihrem differenzirten Nervenleben. Es spielt hier gewiß nicht bloß eine Verschiedenheit der Künstlertemperamente mit, sondern auch die der Motive. Und es wäre sehr interessant, mal von einem der Worpsweder ein Stück Pariser Boulevard, von den Pariser Impressionisten ein Stück herbstlicher Worpsweder Moorlandschaft gemalt zu sehen. Ob sich die Einen und die Anderen überhaupt in dem neuen Milieu zurecht finden würden?

* . *

Eine interessante Frage in der That. Aber man kann sich heute näher nicht mit ihr befassen — können doch ja wie so einige andere Ausstellungen erst das nächste Mal besprochen werden.

J. Norden.

Notizen.

Hebbel's ausgewählte Werke. In sechs Bänden. Herausgegeben und mit Einleitungen versehen von Richard Specht. Zweiter und dritter Band. (Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger, G. m. b. H. in Stuttgart und Berlin.) Dem vor einigen Monaten erschienenen ersten Bande der Hebbel-Ausgabe sind vor Kurzem der zweite und nun der dritte Band gefolgt, welche den größeren Theil der Dramen enthalten. Die Erkenntniß von der Bedeutung Hebbel's hat sich in den Jahrzehnten nach seinem Tode mehr und mehr Bahn gebrochen. Man muß in der That erstaunen über die Fülle dramatischer Kraft, die in den beiden vorliegenden Bänden zum Ausdruck gelangt. Es ist eine interessante Entwickelung von der den zweiten Band eröffnenden „Judith“ bis zu der Tragödie „Gyges und sein Ring“, dieser tiefsinnigsten und vollendetsten Schöpfung Hebbel's, mit welcher der dritte Band schließt. Besonders dankbar sind die Einleitungen zu begrüßen, die der Herausgeber jedem einzelnen Drama voranschickt.

Die Freundin. Roman von Anna Hartenstein. (Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt.) Hier ist Talent und zwar das seltene, wirkliches Leben mit seinen Empfindungen und Erfahrungen so natürlich und darum so eindrucksvoll wiederzugeben, daß wir seine Wärme zu unserem Herzen strömen fühlen. Es sind in dieser Beziehung geradezu prächtige Scenen zu Stande gekommen. Auch das Geschick ist anerkennenswerth, mit welchem dem nicht eben originellen Grundgedanken einer unerlaubten Liebe neue Seiten abgewonnen und ein neues Relief gegeben ist. Endlich ist der Ausgang der Entwickelung befriedigend, nicht weil er unseren Hoffnungen entspricht, sondern weil er den Charakteren, für die unsere Interessen lebendig geworden, angemessen und darum natürlich ist. Die Menschen aber alle, die wir kennen lernen, sind nicht Schablone, sondern kräftig ausgeprägte Individualitäten.

Zur gefälligen Beachtung.

Alle **geschäftlichen** Angelegenheiten, besonders die Versendung von Beleg-Exemplaren, die Honorirung u. dgl., erledigt **ausschliesslich der Verlag**, Berlin W 57, Katzlerstr. 4 I. Man wolle bezügliche Anfrage **nur an ihn** richten.

Dagegen sind Manuskripte, Bücher, redactionelle Anfragen etc. stets an **Richard Nordhausen**, Berlin W 30, Gleditschstr. 6, zu senden. Für pünktliche Erledigung kann sonst nicht Gewähr geleistet werden.

Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W 30, Gleditschstr. 2; Expedition: Berlin W 57, Kulmstr. 41. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 16. Berlin, den 16. April 1904. 33. Jahrgang. Band 65.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. | Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. | Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt:

Zur kommenden Marinevorlage.

Von Aegiricus.

Demnächst soll eine neue Marinevorlage zu erwarten sein. Das Gerücht erhält sich zäh, und es werden, wie in solchen Fällen immer, allerlei Vermuthungen über den Inhalt verbreitet, die sich dahin verdichten: Es sollen die Forderungen Linienschiffe betreffen. Daß die Opposition schon jetzt, wo doch Niemand Sicheres wissen kann, über die „gewaltigen Summen" sich ereifert, die „der Arbeiter" bezahlen soll, ist natürlich und selbstverständlich im Deutschen Reich nach Einführung des allgemein directen Wahlrechtes. Dazu hat noch der Bürgermeister von Lübeck, der, im Bundesrath sitzend, es ja wissen muß, gesagt: wir brauchen eine Flotte, welche den anderen Nationen gewachsen ist! also ist es richtig: Englands Seemacht soll eingeholt und überholt werden!! . . . Knabenphantasien! Da der Voranschlag des britischen Flottenbudgets für 1904/5 856,8 Mill. Mk. beträgt, gegen 209 Mill. des Deutschen Reiches 1903/4, so liegt das Unsinnige solcher Behauptungen klar auf der Hand, und das Böswillige dazu; denn das sind bekannte Zahlen, oder aber man müßte Unkenntniß annehmen, und — Socialdemokraten sind sehr kenntnißreich! Sagen sie nämlich selbst von sich! Das Marinebudget der Vereinigten Staaten für 1904 ist mit 96,34 Mill. Dollar, also rund 408 Mill. Mark bewilligt, das französische für 1903/4 betrug 256 Millionen, das russische 252 Millionen im Jahre 1903. Deutschland kommt also erst mit dem Budget, wie übrigens bisher stets, an fünfter Stelle in der Reihe der Mächte und mit seiner Flotte ebenfalls! Wenn aber thatsächlich das Streben herrscht, und das ist ein natürliches und nur zu lobendes Streben, den anderen Mächten auf der See gewachsen zu sein, so sind damit Rußland, Frankreich, die Vereinigten Staaten höchstens gemeint, aber niemals kommt England in Frage, das so weit vor allen anderen Staaten steht, daß sie alle zusammengenommen, ihm nicht gewachsen sind. Nach der Statistik der gewiß sicher rechnenden „Marine-Rundschau" haben während des verflossenen Jahrzehntes, also in den Jahren 1894 bis einschließlich 1903, an Linienschiffen und großen Kreuzern ablaufen lassen: Frankreich, Rußland, Deutsches Reich, Italien und Oesterreich-Ungarn zusammen 101 Schiffe von 968190 To. Wasserverdrängung, gegen zwar nur 85 Schiffe Großbritanniens, jedoch von 994000 To. Wasserverdrängung. Wenn gegenüber solchen Beweisen noch der Ausspruch gethan wird, Deutschland strebe darnach, Englands Flotte zu erreichen, so ist das agitatorische Verleumdung unter Beweis eigener Unwissenheit. Allen Denen, die als Gegner Deutschlands in Betracht kommen, will das Reich auch zur See gewachsen sein, mit Ausnahme von England. Auf friedlichem Wege ist ihm das mit der Handelsflotte auch glänzend gelungen. Das Deutsche Reich besitzt nach England die größte Handelsflotte, hat alle Staaten überflügelt.

Man muß sich vergegenwärtigen, welche Summe Deutschlands Seehandel darstellt. Das ist nützlich und belehrend und gehört dazu, um sich nicht von einer Zahl, etwa von einer Million Mark, imponiren zu lassen, die wohl für den „einen" Deutschen an sich gewaltig scheint, weniger schon für die zahlreiche Familie und gering für den Großstaat mit seinen 60 Mill. Einwohnern. Nach einem kürzlich erschienenen Bericht im englischen Parlament — abgedruckt in der Aprilnummer der „Mittheilungen aus dem Gebiet des Seewesens", herausgegeben vom k. und k. hydrographischen Amt zu Pola, also nach guter Quelle — betrug für das Jahr 1902 der Werth der deutschen Ein- und Ausfuhr über See 561214000 Lstr., das sind rund 12000 Mill. Mk., d. h. das Dreifache der Summe, welche Frankreich vielbewundert von 1871 ab an das neugegründete Deutsche Reich zu zahlen hatte, nämlich 4000 Mill. Mk. oder fünf Milliarden Frank. — Wenn nun das Reich zum Schutz dieser Werthe auf den Meeren eine Steuer von sage zwei Procent verlangt, so wird ein gesunder Verstand diese Last als zu hoch nicht auffassen. Wenn also für die deutsche Kriegsmarine diese zwei Procent des Werthes des Seehandels von 12 Milliarden im Betrage von 240 Mill. Mk. und selbst noch etwas darüber — so ein halbes Procentchen — gefordert werden, so ist das weder beängstigend hoch, noch unnatürlicher Druck, sondern eine sehr wohl zu berechnende und zu vertretende Abgabe, die zudem nicht das arbeitende Volk in erster Linie trifft. Zahlte doch beispielsweise die Hamburg-Amerika-Linie für das Jahr 1902 über eine halbe Million Betriebssteuer — genau 514728 Mk. Welche Arbeiterschaft der größten Städte Deutschlands vermag sich eine ähnliche Belastung herauszurechnen? — Man kann der neuen Marinevorlage ruhig in's Auge sehen. So lange der deutsche Seehandel blüht und die Industrie in Kraft bleibt, ist es nothwendig, auch Summen zum Schutz dieser Thätigkeits- und Erwerbszweige des Reiches herzugeben. Man

bedenke wahl: Unser Handel über See wird mit neidischen Augen längst angesehen. Schutzlaser Seehandel ist angreifbare Waare, und verführerischer Erwerb noch dazu; das lehrt die Geschichte des Unterganges der Hansa, der portugiesischen, spanischen, halländischen und französischen Colanial- und Seemacht. — Spät hat sich Deutschland auf der See gerührt, aber schnell ist es über eine Anzahl van Seestaaten hinweggeschritten. Nicht deutsches Ausbrausen, nicht den furor teutonicus fürchtet man, — mit dem ist man immer noch fertig gewarden, sandern dentsche Arbeitskraft und — das Erkennen dieser Kraft — und den Willen, sie einzusetzen im Frieden wie im Kriege. Wenn eine neue Marinevarlage, ergänzend zum Flattengesetz, kammt, darf man sich darüber nicht groß wundern. Im Gegentheil, eine salche Varlage ist mit Sicherheit in nächster Zeit zu erwarten, weil sich seit der Annahme des Flattengesetzes, alsa seit 1898, Vieles auf technischem Gebiet geändert hat, das selbstverständlich den Leitern unserer Marine-Angelegenheiten nicht verborgen gedlieben ist, sie daher verpflichtet, sich den Neuerungen bei der stetigen Ergänzung und Vermehrung nicht zu verschließen, alsa eine nene Varlage zu machen. Diese Varlage lann sich nun in gegenwärtigen Zeitläusen hauptsächlich nach drei Richtungen bewegen. Es können Varschläge gemacht werden, der Unterseebaat-Frage ernstlich näher zu treten. Deutschland verfalgt dieses Feld aufmerksam, hat aber praktische Versuche bisher nicht in der Marine gemacht und — entgegen vielfachen Meldungen — kein Unterseebaat gekauft oder bestellt, während Frankreich in den nächsten Jahren seine Unterseedaotflatte auf rund 100 Fahrzeuge bringen wird, England auf 25. Es ist jedach nicht wahrscheinlich, daß die Unterseebaotfrage schan jetzt sa weit gediehen ist, daß unsere Marineleitung sich veranlaßt fühlt, zu praktischen Versuchen größeren Maßstabes überzugehen. Ferner könnte die erwartete Varlage die sogenannte „Auslandsflatte“ betreffen, unter welcher Bezeichnung Schiffe verstanden sein sallen, die in außerheimischen Gewässern Dienst thun. Bei der Aufstellung des Flattengesetzes van 1898 wurde eine Lücke in dieser Beziehung affen gelassen, auch dahin gedeutet, daß später einmal Farderungen nach dieser Richtung kammen könnten. Mancherlei Kreise, ein Theil der liberalen Parteien, Hansestädte ꝛc. sind für die Bewilligung salcher Schiffe zu erwärmen, die Deutschen im Auslande wohl auch größtentheils, und glänzend ist unsere Marine durchaus nicht in der Ferne vertreten, was sich wieder einmal bei Ausbruch des Aufstandes in Südwest-Afrika gezeigt hat, wo nur das alte kleine Kananendaot „Walf“ mit 83 Köpfen Besatzung an der langen Küste Afrikas vorhanden war. Allein es ist anch nicht wahrscheinlich, daß nach dieser Richtung hin bedeutende Forderungen gemacht werden, denn einmal ist keine Natian außer England in außerheimischen Gewässern viel stärker vertreten als Deutschland, und dann kann man in der jetzigen Zeit nach jedem Punkt der Erdkugel, der am Meere liegt, schnell und sicher genügende Streitkräfte aus der Heimath entsenden; vorausgesetzt, daß man sie dart besitzt.

So ist es denn am wahrscheinlichsten, daß die Vorlage die Heimathflatte und zwar die Linienschiffe betreffen wird, wie das von einer Anzahl Blätter auch richtig herausgefunden ist. Bei näherer Betrachtung ist eine dahingehende Vorlage auch die natürlichste und läßt sich sa wahl begründen, daß sagar der Nichtschwärmer für die Flatte sich sehr wohl überzeugen lassen und gewisse Aenderungen aber Erweiterungen des Gesetzes van 1898 als wünschenswerth, ja sogar nathwendig bezeichnen kann.

Als die Linienschiffbauten nach dem neuen Gesetz begannen, war als der Kastenpreis für ein Linienschiff bis zum Ablauf des Gesetzes die Summe van 25 Millianen Mark vargesehen, eine Summe, die damals genügend erschien. Die ersten Schiffe erhielten eine Wasserverdrängung van 11830 Ta., die sich bei den meisten Schiffen der „Braunschweig“-Classe auf 13200 To. bis heute gesteigert hat. — Damals besaßen oder bauten nur Japan und England wesentlich größere Linienschiffe, Japan ließ vier van über 15000 To. dauen, England besaß an Linienschiffen van mehr als 14000 To. siebzehn und baute sechs. Frankreich, Rußland, die Vereinigten Staaten gingen nicht wesentlich über ein Deplacement van 13000 Tannen hinaus. Das hat sich aber in den verflassenen sechs Jahren weseutlich geändert! Ganz abgesehen von England, das man mit Deutschland in diesem Punkte gar nicht in Parallele stellen kann und das seit 1898 sechs Linienschiffe van je 14220 Ta., acht van 15240 T., fünf van 16610 Ta. adlaufen ließ und drei van 16610 To. baut, haben Japan, Rußland und die Vereinigten Staaten Linienschiffe van mehr als 16000 Ta. bestellt, aufgelegt ader bewilligt erhalten, die Vereinigten Staaten allein zehn über 15000, davon fünf über 16000 To. groß. Frankreich baut sechs van 15000 Ta. Es ist daher sehr wahrscheinlich, daß die Deutsche Marine anstrebt, ebenfalls salche Schiffe zu beschaffen wie die erwähnten fünf Staaten, denn einmal ist es doch kein unbilliges Verlangen, auch sa starke Schiffe besitzen zu wallen, wie sie fünf andere Staaten haben, und andererseits sind ja nicht wir der treibende Keil. Nicht nach Deutschlands Varantritt ist das Deplacement der Schiffe gewachsen, sondern Deutschland will nur an sechster Stelle falgen, also ganz bescheiden sein. Die artilleristische Ueberlegenheit der größeren Schiffe ist eine ganz gewaltige. Die Schiffe der „Braunschweig“-Classe tragen eine Haupt- und Mittelarmirung van vier 28 cm, vierzehn 17 cm Geschützen, die 16610 To. graßen Engländer dagegen vier 30,5 cm, vier 23,4 cm, zehn 15 cm; — die 16630 To. graßen Russen vier 30,5 cm, zwölf 20,3 cm; — die 16800 Ta. graßen Amerikaner gar vier 30,5 cm, acht 20,3 cm und zwölf 17,7 cm Kananen. Die artilleristische Minderwerthigkeit der deutschen Linienschiffe liegt diesen Zahlen gegenüber auf der Hand.

Natürlich sind die Schiffe auch theurer geworden; die 25 Millianen Mark reichen nicht für sie. Für ein 16800 To. Linienschiff hat der Congreß der Vereinigten Staaten 7775000 Dallar soeben ausgewarfen, das sind rund 33 Millianen Mark! — Uebrigens denke man nicht, daß große, maderne Kreuzer sich viel billiger stellen. Für zwei Panzerkreuzer von 14500 To. bewilligte derselbe Congreß je 6505000 Dallar ader 27,58 Millionen Mark. Die einst sa beliedten Küstenvertheidiger, die Wonne derjenigen, die für „Vertheidigung“ überhaupt, namentlich aber für möglichst billige Vertheidigung schwärmen, bauen heute nur Ländchen wie Dänemark, Norwegen, nicht aber Graßmächte.

Man kann jetzt in Ostasien wahrnehmen, wie die Seeherrschaft van dem rechtzeitigen Besitz van ein Paar Linienschiffen abhängt. Wären die russischen Neubauten nicht so sehr verzögert warden und, wie eigentlich vargesehen, nach Ostasien gegangen, sa hätte Rußland bei Ausbruch des Krieges nicht sieben Linienschiffe gehadt, die sich noch dazu durch den Angriff am 9. Februar auf fünf verminderten, sandern zehn dis dreizehn, mit denen man der Flatte Japans in freiem Wasser die Schlacht hätte andieten können, statt sich in den Kriegshäfen zu verkriechen. Der Krieg aber zeigt wiederum, daß nur dasjenige Material Werth hat, welches man schlagfertig besitzt. Aller gute Wille, alle nach sa großen Bewilligungen können die Schäden nicht wieder gut machen, die durch früheres Zaudern und unangebrachte Sparsamkeit entstanden sind. Man lasse sich nicht durch Schlager irritiren: Eine Weltmacht wie das Deutsche Reich, die mit ihrem gewaltigen Handel die Welt umspannt, und eine Welthandelsmarine, vielbeneidet, ihr Eigen nennt, die kann sich nicht mit einer Kriegsmarine begnügen, wie sie die Garantieländchen mit ihren paar Millianen Einwahnern haben — weil die nämlich nicht die Mittel besitzen, sich eine stärkere zu beschaffen. Allerdings haben wir heute, dank der Energie des Kaisers und der Leiter des Marinewesens, nicht mehr wie var noch vier Jahrzehnten die

Kleinstaaten auf dem Wasser zu fürchten, aber es bleiben immer noch genug übrig, die unseren Kampfmitteln überlegen sind, auch außer England. Von den kleinen Mächten wird uns keine beißen, von den großen aber wollen wir uns nicht ungestraft beißen lassen. Schlimm genug schon, daß wir der einen gegenüber uns bis auf unabsehbare Zeiten ganz unterlegen fühlen müssen, und es ist sehr wohl möglich, daß gerade diese uns in nächster Zeit ihre Macht stark fühlen lassen wird, wenn sie in Ostasien eingreift, denn dann — haben wir zu schweigen!

Vom Mittelstand und seiner Organisation.

Von Walther Graef (Hamburg).

Eine erfreuliche Erscheinung in der Entwickelung des selbstständigen Mittelstandes sind die sich mehrenden Zeichen eines erstarkenden Solidaritätsbewußtseins, dessen einstmaliges fast völliges Fehlen schwer auf diesem Stande gelastet hat. Nicht ohne tieferen Grund. Ein Beruf, in dem die Concurrenz zwischen seinen Angehörigen ein hauptsächliches Leitmotiv seines wirthschaftlichen Emporstrebens bildet, wird sich nur zu gern verleiten lassen, aus dieser Wesenseigenthümlichkeit Schlüsse für das Verhalten in Dingen zu ziehen, in denen ein gemeinsames Handeln als das Selbstverständliche, Gegebene gelten sollte. Der Ladeninhaber, der es lebhaft am eigenen Geldbeutel verspürt, wenn sein Kunde das nächstbeste ähnliche Geschäft aufsucht, wird den Berufsgenossen vor allem durch die Concurrentenbrille anzuschauen geneigt sein und die beiderseitigen Interessen gegenüber anderen Gruppen erst in die zweite Linie stellen. Deßhalb ist der gewerbliche und kaufmännische Mittelstand auch so ungleich ärmer an politisch einheitlichem Wollen wie der Handarbeiter, der mit seinem Collegen am selben Schraubstock steht, oder der Bauer, den ein gleiches Interesse an Regen und Sonnenschein und an guten Fruchtpreisen mit seinem Hofnachbar verbindet. Eine von an sich lobenswerthen Beweggründen ausgehende Ueberschätzung der eigenen Tüchtigkeit in ihrem Werthe für das sociale Vorwärtskommen läßt den Kaufmann allzu leicht vergessen, daß im heutigen Wirthschaftsleben doch nicht nur die Thatkraft des Einzelnen, sondern zu einem guten Theile der Einfluß mächtiger Standesorganisationen auf den Gang der Wirthschaftspolitik den Ausschlag giebt für die Lage auch jedes einzelnen Erwerbsthätigen.

Keine andere Berufsclasse besitzt so wenig politische Gestaltungskraft, wie gerade der untere Mittelstand. Allerdings finden sich seine Interessen in einer reichen Anzahl beruflicher Vereine vertreten, aber ihre praktische Wirksamkeit, ihre Schlagfertigkeit ist ungemein gering. Das hängt unmittelbar mit der völlig ungenügenden Beitragsleistung zusammen, die in diesen Vereinigungen gebräuchlich ist. Jahresbeiträge von einigen lumpigen Groschen sind bei ihnen üblich. Damit kann man natürlich nicht jene intensive journalistische und agitatorische Wirksamkeit entfalten, ohne die heute eine wahrnehmbare Beeinflussung der Gesetzgebung nicht möglich ist. Kein einziger Kleinhandels-Verband, der über einen Stab geschickter Secretäre verfügt, die das gesammte Wirthschaftsleben von einer höheren Warte aus zu überblicken vermöchten! Wie ganz anders sind die Landwirthe von ihrem Bunde bedient oder gar die industriellen Kreise, die einen ganzen Stand wissenschaftlich gebildeter Nationalökonomen beschäftigen! Wie ganz anders auch weiß die Arbeiterschaft den Werth leistungsfähiger Organisationen zu schätzen! In einer norddeutschen Großstadt zahlen vereinzelte Buchdruckerkategorien jährlich über 100 Mark an ihren Verband.

Die letzten Ursachen der ungenügenden Organisation der Kleinhandels- und Gewerbetreibenden liegen in deren bedrängten Verhältnissen begründet. Ein Berufsstand, der schwer um seine Existenz zu kämpfen hat, sich also zum mindesten nicht in aufsteigender Linie fortbewegt, entbehrt nun einmal der zukunftsicheren Triebkraft, die die Vorbedingung für einen opferfreudigen Zusammenschluß im Dienste der gesammten Standesbelangschaften ist. Gewiß können ungünstige Verhältnisse erst den Anstoß zur Organisation geben — in der Landwirthschaft ist es der Fall gewesen —, aber diese Theorie hat ihre Grenzen an einem gewissen Punkte wirthschaftlichen Nothstandes, über den hinaus ein Ermannen zu politischen Abwehrmaßregeln nicht mehr möglich ist. Ob der gewerbliche und kaufmännische Mittelstand diesem Punkte nicht schon bedenklich nahe gekommen ist, kann Angesichts seiner erstaunlichen Ungeschicklichkeit im Durchsetzen an sich völlig berechtigter Forderungen immerhin nicht ganz bezweifelt werden.

Wenn die Arbeiterclasse dem Mittelstande so unvergleichlich überlegen ist an bewußtem politischem Wollen und an politisch fähigen Köpfen, so hat das seinen Grund nicht zuletzt darin, daß sie in der Lage ist, mehr Zeit auf die Beschäftigung mit öffentlichen Angelegenheiten zu verwenden. Im Reichstage wurde einmal bei der Berathung der Ladenschlußfrage darauf hingewiesen, daß die bestorganisirten Stände diejenigen sind, die über die meiste Freizeit verfügen. Den selbstständigen Gewerbetreibenden mangelt diese freie Zeit, deßhalb sei es mit seiner Vertretung auch so schlecht bestellt. Es ist in der That zu wünschen, daß diese richtige Beobachtung zu einer wachsenden Erkenntniß der Thatsache führen möge, daß Mittelstand und Arbeiterstand ein gemeinsames Interesse an der fortschreitenden Verbesserung der Arbeitsbedingungen haben; die Socialpolitik erweist sich hier als ein Erziehungsmittel für die Arbeitgeber.

Es scheint fast, als habe das Ladenschlußgesetz, über dessen durchweg günstige Wirkungen auch in anderer Hinsicht heute kein Zweifel mehr besteht, sich für die Detaillisten bereits als ein solches Erziehungsmittel erprobt. Mit der politischen Machtentfaltung dieser Schichten sieht es allerdings nach wie vor böse aus. Dagegen sind in wirthschaftlicher Beziehung Ansätze zu wirksamer Selbsthilfe nicht zu verkennen, und zwar sind es die Colonialwaarenhändler, unter denen der Genossenschaftsgedanke zunehmenden Boden gewinnt. Die riesige Entwickelung der Consumvereine hat ihnen endlich die Einsicht gebracht, daß gegen diesen gefährlichsten Feind des Detailwaarenhandels weder Steuern noch sonstige staatliche Repressalien eine ausreichende Abwehr darstellen. So haben sich im Laufe der letzten Jahre zahlreiche Einkaufsgenossenschaften der Colonialwaarenhändler gebildet, und seit wenigen Monaten hat man sich entschlossen, diesen localen Einkaufsgenossenschaften durch Gründung einer Großeinkaufsgesellschaft in Hamburg die Vortheile eines Waaren-Engrosbezuges im weitesten Umfange zu bieten. Neben dem verbilligten Einkauf durch möglichste Ausschaltung des Großhandels soll in der Gewährung eines Consumrabatts eine Spareinrichtung für die Kunden geschaffen werden, um dem Hauptanziehungsmittel der Consumvereine, der Dividende, ein Paroli zu setzen. Da der Plan unter den Betheiligten vielen Sympathieen begegnet, so ist seine Ausführung in kurzer Frist zu erwarten, und man darf dem groß angelegten Unternehmen gutes Gelingen voraussagen, wenn an seine Spitze Leute treten, die über ein höheres Maß kaufmännischer Umsicht verfügen, als man es gemeinhin bei den Detaillisten anzutreffen pflegt. Ob die ebenfalls kürzlich von 900 Colonialwaarenhändlern begründete Genossenschaft zur Erbauung einer Zuckerraffinerie unter gleich günstigen Anzeichen steht, mag man angesichts der gedrückten Lage des Zuckermarktes bezweifeln.

Unter den kleinen Gewerbetreibenden ist gleichfalls der Wille zum Zusammenschluß ausgeprägter als seit langer Zeit, wenn er sich hier auch mehr nach der politischen Seite hin äußert. Daß die Regierung dem Wunsche des Reichstages, Erhebungen über die bisherigen Wirkungen des Handwerks-

kammergesetzes anzustellen, aus finanziellen Gründen nicht nachgekommen ist, hat bei den Handwerkern viel böses Blut gemacht, und die strikte Ablehnung einer Invaliden- und Altersversicherung der selbstständigen Gewerbetreibenden durch den Grafen Posadowsky hat die erbitterte Stimmung noch erhöht. Sie macht sich zunächst in allerlei Organisationsplänen Luft. Nicht weniger als drei Vereine haben in diesen Wochen das Licht der Welt erblickt, um die Wünsche der Handwerker zur Geltung zu bringen; ein Allgemeiner Verein der Gewerbetreibenden Deutschlands, ein Bund der Handwerker und eine sogenannte deutsche Mittelstandspartei. Die letztere Gründung geht von dem Centralausschuß deutscher Innungsverbände aus, der für den Herbst einen allgemeinen Mittelstandscongreß plant, um eine Zusammenfassung aller dieser Organisationen zu bewerkstelligen. Man kann dem Handwerk nur wünschen, daß es dazu kommt, damit die Bewegung nicht von vornherein zersplittert wird. Sympathisch berührt es, daß der Centralausschuß der Innungen in seinem Programm für den neuen Bund auf den allgemeinen Befähigungsnachweis als undurchführbar verzichtet und ihn nur für das Baugewerbe fordert. Wenn die neue Bewegung neben aller berechtigten Vertretung der politischen Forderungen auch auf die Genossenschaftsentwickelung im Handwerk eine gewisse Betonung legt, so darf sie auf die Zustimmung weiter Kreise rechnen.

Der Lehrermangel.

Von Volksschullehrerin Elisabeth Bouneß.

Ueber den Lehrermangel wird nachgerade genug geschrieben, aber abgeschafft wird er dadurch nicht. Woran das liegen mag, während alle anderen Berufe überfüllt sind? In die Lehrerseminare bittet man ja jetzt schon die Knaben mit lockenden Versprechungen, Stipendien und was weiß ich. Bei den Mädchen wird man ebenfalls Lockspeisen vorhalten müssen, denn auch das neue Lehrerinnen-Seminar in Löwenberg will sich durchaus nicht füllen.

Sind denn wirklich einzig und allein die Gehaltsverhältnisse schuld? Es fällt mir natürlich nicht ein, deren Wichtigkeit bestreiten zu wollen, aber ich meine, es giebt auch Leute, die selbst nicht für vieles Geld Lehrer oder Lehrerinnen werden möchten, weil sie eben Menschen sind, die selbst nicht für vieles Geld alles thun und alles ertragen, weil sie von ihrem Berufe noch mehr verlangen als Brod, nämlich innere Befriedigung und Würde nach außen. Solche Menschen sollten für den Lehrstand herangezogen werden; nicht nur die, welche auf den vorgehaltenen Stipendien-Köder beißen. Aber gerade die Menschen, die Ehr- und Verantwortlichkeitsgefühl haben, werden dem Lehrstande ferngehalten. Wieso? Weil Lehrer und Lehrerin nachgerade zu mechanischen Werkzeugen degradirt werden, die nur noch Hunderten von Vorschriften zu agiren haben, denen jedes freie Erwägen und selbstverantwortliche Handeln genommen ist; weil sie in den dringend nothwendigen Erziehungsmitteln rein mechanisch beschränkt sind, weil sie — Schuhputzer sind für die Oberen und für die Unteren, nicht zum Wenigsten für die Kinder, wie auch für das Gesammtpublicum. Den Lehrer glaubt Jeder und Jede meistern zu können, am meisten diejenigen, die absolut nichts von Unterricht und Kindererziehung verstehen, vielleicht sogar selbst ehedem recht unerzogene Kinder waren.

Wenn Leute, die von praktischer Kindererziehung keine blasse Ahnung haben, die weder eigene, noch fremde Kinder erzogen haben, sich pädagogischer Themen bemächtigen, so liegt möglicherweise manchmal ein guter Wille vor, der humanen Gefühlen entspringt. Aber es fehlt jedes Verständniß für die wahre Sachlage. Sie reden vom Hörensagen oder schreiben aus Büchern ab, die vielleicht selbst irgendwo abgeschrieben sind. Auf diese Weise entsteht ein Mischmasch von nicht erprobten Ansichten und Thatsachen, welcher die öffentliche Meinung verwirrt und dem Lehrerstande seine Thätigkeit erschwert, ihn auch in seinem Ansehen schädigt und Leuten, die etwas auf sich halten, die Lust nimmt, sich einem Berufe zu widmen, in welchem sich jedes ungezogene ehemalige Schulkind die Schuhe an ihnen abputzen kann.

Ich spreche nur das Wort „Prügelstrafe“ aus. Wer meistert sich nicht, über die Nothwendigkeit oder Nichtnothwendigkeit der Prügelstrafe zu befinden! Dabei wird sehr gern die Prügelstrafe als Selbstzweck hingestellt, so von Adele Schreiber in ihrem Aufsatze „Prügelkinder“, Heft 22 der Frauen-Rundschau. Die Verfasserin spricht von „Prügelkindern“ und „Prügelliebhabern“. Sie hält die Prügel offenbar für eine beliebte Unterhaltung des Lehrers oder Erziehers. Unter diesen Erziehern sind auch — wie sie besonders wiederholt betont — die Eltern inbegriffen.

Die Eltern mögen selbst Stellung nehmen. Ich spreche hier als langjährige Volksschullehrerin im Interesse des Lehrerstandes und der Schule.

Adele Schreiber sagt: „Auch in der Schule feiern Willkür und Wollust ihre Orgien, begünstigt von dem herrschenden, ausgedehnten Prügelrecht“.

Die Verfasserin hätte, ehe sie diesen Satz niederschrieb, sich erst darüber orientieren sollen, daß seit 1888 das Züchtigungsrecht (der behördliche Ausdruck gefällt mir besser als Prügelrecht) in einer Weise eingeschränkt ist, die leider die Verrohung der Jugend und das (ganz unzulängliche) Fürsorgegesetz nöthig gemacht hat.

Wenn ich soeben für Prügelrecht das behördliche Züchtigungsrecht setzte, so hat das seinen inneren Grund. Die Prügel ist eben nicht Selbstzweck und das Prügelrecht keine angenehme Privatunterhaltung des Lehrers, sondern das Züchtigungsrecht hängt mit Zucht zusammen, es ist ein Erziehungsmittel und hat da einzugreifen, wo andere Erziehungsmittel versagen. Die Züchtigung, die der Erzieher ausführt, bereitet diesem eine viel tiefere und schwerere Erregung als dem Kinde. Wo da Wollust herkommen soll, wüßte ich wirklich nicht, und daß man sich rein aus Willkür eine derartige Aufregung bereiten sollte, das wird wohl kein halbwegs vernünftiger Mensch bei einiger Ueberlegung annehmen.

Anders, wenn sich's um's Hetzen und um's Verfechten perverser Ideen handelt. Da beweist man das Blaue vom Himmel herunter, wenn's nöthig ist. So soll — nach Adele Schreiber — Jean Jacques Rousseau geschlechtliche Wollust empfunden haben, wenn er ein Kind züchtigte. Ein weiterer Gewährsmann für Adele Schreiber ist Dippold, und Milieustudien für Sadismus bringt sie aus französischen Klöstern und — meist englischen — Einzelfamilien bei.

Was hat das mit unserer deutschen Schule zu thun? Was hat es mit unseren deutschen Eltern zu thun?

Deutsche Lehrer und Erzieher, wollt Ihr wirklich die Ausbreitung dieser unsinnigen Ideen dulden? Ihr wißt, wie oft gerade wir in die Lage kommen, Onanie durch ein paar Schläge zu unterdrücken in einem Alter, wo das Verständniß für Belehrung noch fehlt. Und jetzt sollt Ihr Euch mit dem Verdachte beladen lassen, daß in unserer Schule Wollust ihre Orgien feiert? Von wem? Von Frl. Schreiber und Genossen. Woher stammt denn die Kenntniß des Frl. Schreiber, daß körperliche Züchtigung geschlechtlich erregt? Hat sie einmal ein Kind geschlagen und hat sie das geschlechtlich erregt? Mich niemals. Die Galle ist mir manchmal übergelaufen. Aber die Galle gehört doch meines Wissens nicht zu den Geschlechtsorganen.

Und das Kind? Das Mädel heult: „Au, meine Finger!“ Sitzen die Geschlechtsnerven in den Fingern? Das ist mir neu. Und der Junge? Ist bei dem der zur Empfangnahme

der Prügel bestimmte Körpertheil ein Geschlechtsorgan? Das ist mir ebenfalls neu.

Man wird wohl den edlen Dippold erst etwas vergessen müssen, ehe man in Erziehungsfragen wieder zu natürlichem Denken zurückkehren wird.

Ich kann — allen Humanitätsbestrebungen gegenüber — nur immer wieder betonen: Faßt das Ziel in's Auge! Der Mensch soll erzogen werden, damit er nicht ein Raubthier, sondern ein Mensch werde.

Und wenn Ihr Werth auf Lehrer und Erzieher legt, die als selbstverantwortliche Menschen das Amt übernehmen sollen, so behandelt sie darnach. Degradirt sie nicht zu Automaten, macht sie nicht zu Schuhputzern, sonst müßt Ihr Euch eben gefallen lassen, daß Eure Kinder künftig unter Schuhputzer-Naturen noch mehr verwahrlosen, als sie heute schon verwahrlost sind.

Hat man vor 1888 so viel jugendliche Verbrecher gehabt, wie nach 1888? Sogar dem Kaiser ist's schon aufgefallen.

Lockert die Zucht nicht, sondern verschärft die Zucht! Zucht macht spätere Fürsorge-Erziehung übrig.

Wendet verschärfte körperliche Züchtigung an bei Trotz, ausgeprägter Faulheit, Liederlichkeit, ganz besonders aber bei Rohheit — sei sie gegen Menschen, Thiere oder Pflanzen gerichtet. Nur das Kind, das am eigenen Leibe empfindliche Schmerzen durch Züchtigung erfährt, wird die Schmerzen anderer Lebewesen achten und künftig zu erregen vermeiden.

Vergehen gegen Menschen, Thierquälerei und Baumfrevel müssen durch höchst fühlbare Züchtigung bekämpft werden, ebenso bestialische Zerstörungswuth an Denkmälern, Ruheplätzen, Schaufenstern u. s. w. Höchst wünschenswerth wäre bei Rohheitsverbrechen körperliche Züchtigung als Zusatzstrafe im Gefängniß. In Dänemark ist in den letzten Tagen der dahingehende Antrag bereits angenommen worden. Bei uns giebt das vorläufig die Humanität nicht zu. Diese ganze gepriesene Humanität ist nur gegen den Verbrecher human, gegen den Beschädiger.

Gegen den anständigen Menschen, den Geschädigten ist sie es nicht. Der hat den Schaden zu tragen und außerdem die Kosten für die menschliche Bestie im Gefängnisse zu zahlen, damit sie dann — frisch gestärkt — auf's Neue auf ihn losgelassen werden kann.

Möchte sich die Humanität nur halb so viel um die Interessen der anständigen Menschen kümmern als um die des Verbrechers! Möchte sie überhaupt nicht erst durch den Humanitätsdusel Verbrecher groß ziehen! Ist es denn, bei Licht besehen, humaner, das Kind erst ohne strenge Zucht aufwachsen und verwahrlosen zu lassen, um es dann retten zu können mittels Fürsorge-Anstalt oder Reichsfechtschule für entlassene Sträflinge, — oder ist es humaner, das Kind durch strenge Zucht vor der Bekanntschaft mit dem Strafrichter zu bewahren?

Wie viele Kinder haben wir Lehrer bewahrt, ganz in der Stille, ohne Aufhebens! Aber nach denen kräht kein Hahn. Die sind nur ganz unauffällig und kostenlas brave Menschen geworden — vielleicht durch ein paar Schläge zur rechten Zeit. — Das ist nicht human, bewahre! Wenn man sich beschwert hätte, hätten wir noch Strafen bekommen. Aber die anderen Kinder, die als traurige Helden in eine Gerichtsverhandlung kammen, das ist eine lucrativere Sache! Das sind Renommirstücke. Da giebt's was zu retten für die andere Humanität, — für die kostspielige, die schöne Fürsorge- und Zuchthauspaläste baut und nach Ehrenämtern und Orden schielt.

Denn wenn's nichts kostet, ist es nicht die richtige Humanität.

Und wenn nichts darüber in der Zeitung steht, macht's auch keinen Spaß. Wozu soll man sich da human geberden?

Wir Lehrer und Lehrerinnen können freilich unsere geretteten Kinder nicht in der Zeitung aufzählen. Aber wir retten sie doch, oft mit Lebensgefahr, d. h. der Gefahr eines Monitum oder einer Rüge oder gar einer Disciplinar-Untersuchung.

Wenn man aber unser kostenlos humanes Rettungswerk nicht will, so stehen ja Adele Schreiber und Gesinnungsgenossen jedenfalls gern zur Verfügung für eine Probezeit in der Schule. Lehrermangel herrscht, Examen ist nicht mehr nöthig, die Regierung muß sich schon vielfach mit ungeprüften Seminaristen begnügen — es wäre also beiden Theilen geholfen. Die Rufer im Streit können es selbst probieren. In 4 bis 5 Jahren — ach, was sage ich: in 4 bis 5 Monaten oder Wochen werden wir uns dann einmal sprechen und feststellen, ob sie noch rufen werden: „Fort mit dem Züchtigungsrecht! „Fort mit der Prügelstrafe!“ Wir werden uns auch sprechen, welches Recept für Humanität sich besser bewährt hat und ob die Begeisterung für das Lehramt gewachsen ist.

Der Mann in der Ehe.*)

Von Eugen Reichel.

Es ist heutzutage Brauch, nicht nur das Weib, sondern auch ihre angebliche „Knechtung“ zu überschätzen. Auf der einen Seite wird man nicht müde, jede kleinste Leistung der Frau bewundernd zu preisen, aus ihr den Beweis für die Werthgleichheit der Geschlechter, wenn nicht gar der Ueberlegenheit des Weibes, zu entwickeln. Auf der anderen Seite wird man nicht müde, über Unterdrückung des Weibes zu declamiren und leidenschaftlich an den „Ketten“ zu rütteln, welche das Weib in der Ehe angeblich trägt. Ja, die freiheitshungrigen Damen und ihre männlichen Wartführer sprechen es bei jeder Gelegenheit rücksichtslos aus, daß das Weib sich in der Ehe „prostituire“, daß die Ehe nur eine der Formen sei, welche der Mann geschaffen hat, um das ihm eigentlich überlegene Weib zu knechten. Der nachdenkliche, die Verhältnisse nicht nur oberflächlich betrachtende Mann wird dergleichen nicht hören, ohne zu lächeln; aber er würde in diesen parteiischen Uebertreibungen zugleich eine Gefahr für die Gesellschaft und den Frieden in ihr erblicken, wenn er nicht wüßte, daß in der angeblichen „Knechtung“ des Weibes nur ein ehernes, unabänderliches Gesetz der Natur zum Ausdruck kommt, dessen Strenge zu mildern von jeher der Mann bemüht gewesen ist, dem es denn auch das Weib verdankt, daß sie heute mit so grasem Selbstbewußtsein um ihre „Freiheit“ kämpfen kann. Die „Freiheit“, die der Narr meint; ist nun aber eine ganz andere, als die, welche der Weise meint, und auch die „Freiheit“, von welcher gewisse Damen und ihre Wartführer träumen, ist eine andere, als die, welche man jedem Menschen gönnen fall und von der die Damen seit Anbeginn der Welt wahrscheinlich stets mehr genossen haben als die Männer, welche sich doch erst vor einer verhältnißmäßig sehr kurzen Zeit aus dem Zustand der Hörigkeit befreit haben. Der Mann ist (von Ausnahmen abgesehen) im Grunde stets der Sclave der Verhältnisse gewesen; und es ist nichts falscher und ungerechter, als zu behaupten, daß der Mann schlechtweg als Herrenmensch das Glück der Welt und die Freiheit genieße; daß das Weib hingegen von diesem „Herrn“ geknechtet, im günstigsten Falle zum Spielzeug gemacht würde. Wie oberflächlich das Alles gedacht ist, erkennen wir, sobald wir Mann und Weib im Rahmen der

*) Weil die Frauenfrage jetzt in der „Gegenwart“ von dieser Seite her sehr eingehend und temperamentvoll behandelt worden ist, gebe ich nun auch einem Radicalen auf der rechten Seite des Hauses das Wort. R. R.

Ehe betrachten. Es wird zwar von gewissen Damen und Herren stets erklärt, daß die Ehe der krasseste Ausdruck des männlichen Egoismus in Beziehung auf das „wehrlose“ Weib sei; daß der Mann für die Abhängigkeit des Weibes auch durch diese „Fessel“ gesorgt habe. Aber wer sich durch dieses Geschwätz nicht blenden läßt und die Thatsachen nüchtern prüft, der wird zu ganz anderen Erkenntnissen kommen. Ich will hier gar nicht näher auf die große Lüge eingehen, daß das Weib „gezwungen“ werde, das Heirathen in den Mittelpunkt ihrer Interessen zu stellen, immer nur nach einem Ehemann Ausschau zu halten und darüber das freiheitswürdige Wesen in ihr zu vernachlässigen; während doch in diesem Trachten nach einem Manne nur der tiefwurzelnde, eigentlich das „Weib“ ausmachende Trieb zur Liebe, auf dem die Erhaltung des ganzen Geschlechtes beruht, zum Ausdrucke kommt; während doch dieses Trachten nach dem Gatten im Grunde die einzige Neigung ist, womit es das Weib wahrhaft ernst nimmt, um so ernster, weil sich hundert andere Vortheile für das Weib an den errungenen Gatten knüpfen. Deßhalb ist es denn auch eine der vielen Lügen, welche die Frauen zu ihren Gunsten in die Welt gebracht haben, daß der Mann sich die Frau wähle; und daß das arme, recht- und hilflose Mädchen immer erst auf den Mann warten müsse, der so viel Gefallen an ihr findet, daß er sich im Rausche des Begehrens dazu entschließt, seine Freiheit zu opfern und die schwere Sorge für Weib und Kind auf sich zu nehmen. In Wirklichkeit liegt die Sache (Ausnahmen immer zugegeben) ganz anders: der **Mann** ist es, der vom Weibe gewählt wird. Der **Mann** ist es, den das Weib in Fesseln zu schlagen weiß. Der **Mann** ist es, der vom Weibe in der Ehe beherrscht und gemißhandelt wird, wenn er so „frei“ sein will, sich wider den Willen der liebenden Gattin zu empören, nicht zu thun, was die Frau von ihm gethan haben will. Der Mann endlich ist es, der in der Ehe die großen Opfer bringen muß; nicht die Frau, die unter normalen Verhältnissen in der Ehe, zumal in der Einehe, die größten Vortheile genießt, um die jedes unverheirathete Weib sie trotz aller gegentheiligen Behauptungen leidenschaftlich beneidet und zu beneiden ein Recht hat. Auf **ein** Weib, das gegen ihren Willen gezwungen wird, einen ungeliebten Mann zu heirathen, den sie dann in der Ehe um so rücksichtsloser betrügt, kommen tausend Weiber, die sich ihren Mann sehr sorgfältig ausgesucht haben, und zehntausend, die ohne viel Besinnen sich dem ersten besten Manne für's Leben aus „Liebe“ hingeben, jedoch unter der Bedingung, daß der Mann ihnen seine Unabhängigkeit und große ökonomische Vortheile opfert. Von einer „Prostitution“ des Weibes in der Ehe können also nur Narren sprechen. Selbst das Weib, das einen ungeliebten Mann, nicht etwa aus Berechnung (was öfter vorkommt, als die Unwissenden sich träumen lassen), sondern aus einem ihr aufgenöthigten Zwange heraus heirathet, braucht sich nicht zu prostituiren, wenn sie ihre Lage mit Vernunft überdicht. Kein Weib entwürdigt sich, wenn sie einen ungeliebten Mann heirathet; sie entwürdigt sich erst, wenn sie ihn betrügt; und kein verheirathetes Weib braucht sich darüber zu täuschen, daß der Mann, dessen Kraft sie, hinter dem Rücken des Gatten, ihrer Begehrlichkeit dienstbar macht, sie verachtet; vorausgesetzt, daß er wirklich ein Mann und nicht ein sittlicher Lump ist. *Nur* Lichtseiten hat nichts in der Welt; auch die Ehe kann sie deßhalb nicht haben. Aber obwohl es genug Ehen geben mag, in denen sich die Frau tief unglücklich fühlt, um so tiefer, je tiefer und sittlicher die Frau ist — so glaube ich doch behaupten zu dürfen, daß fast alle „Segnungen“, welche die Ehe bietet, vorzugsweise von der Frau genossen werden; daß die Frau in der Ehe der gewinnende, der Mann dagegen der verlierende Theil ist. Ja, an dem Tage, da die Einehe zum Gesetz wurde, feierte das Weib ihren ersten, entscheidenden Sieg über den Mann; beugte sich der Mann unter das Joch des Weibes, ob dieses ihm gleich nach den Wahn ließ, daß er in Wahrheit der „Herr“ wäre. Die geistig und physisch Schwächere wurde dem Stärkeren als eine Ebenbürtige an die Seite gefesselt; und der Stärkere mußte sich, als ein Ritter, gewöhnen, auf die Schwächere Rücksicht zu nehmen. Er, der gewöhnt war, kräftige und weite Schritte zu nehmen, mußte an das Weib denken, das mit kurzen Beinen neben ihm hertrippelte. Er durfte sie nicht mit sich fortreißen, weil ihr dabei der Athem ausgegangen wäre; er mußte seinen Schritt mäßigen und dort schleichen, wo nun das Weib mit ihren kurzen Schritten stolz neben ihm hin ging und seinen Arm noch obenein als Stütze verwerthete. Fürwahr, dieses Arm in Arm gehende Ehepaar ist ein Symbol, das die Lage des Mannes in der Ehe erschöpfend verbildlicht. Es giebt ja zweifellos auch Frauen, welche Sclavinnen der Ehe sind. Denn alle jene Frauen werden zu Ehesclavinnen, die an einen ihnen verhältnißmäßig weit überlegenen und gefühlsharten Mann verheirathet sind oder durch ökonomische Verhältnisse und sonstige Unglücksfälle gezwungen werden, ihre Kräfte im Dienst für die Familie zu überanstrengen. Namentlich in den Kreisen des ungebildeten Volkes, dort, wo die intellectuelle Differenzirung der Geschlechter nicht groß, aber die Noth gewöhnlich um so größer ist, steht die Ehefrau gemeinhin schlechter da, als das Mädchen, das für keine Familie zu sorgen hat und sich dafür von ihrem „Bräutigam“ auf die Tanzplätze führen und bei jeder Gelegenheit beschenken läßt. In den bürgerlichen Ehen und gar in den Ehen der Geburts- und Geldaristokratie dagegen lebt die Frau thatsächlich als Königin, sobald sie Witz genug besitzt und den Mann richtig zu behandeln weiß. Deßhalb sorgen denn auch die meisten Mädchen dafür, daß ein ihnen geistig nicht überlegener Mann sie „wählt“; am liebsten aber lassen sie sich von einem Manne „wählen“, dem sie sich, wenn auch vielleicht nicht in Beziehung auf Verstand, so doch in Beziehung auf Willenskraft überlegen fühlen. Denn ein solcher läßt sich am leichtesten unter das Joch bringen, ohne daß er es merkt; ein solcher fügt sich am geduldigsten, wenn die Gattin es ihn merken läßt. Und Frauen pflegen nicht schüchtern zu sein, wenn sie ihren Männern das Sclavenjoch zum Bewußtsein bringen. Hülflos ist deshalb in der Ehe weit mehr der Mann, als die Frau; der Mann, dem seine dürftigen Mittel nicht erlauben, sich von seiner „schönen“ Tyrannin zu trennen, ist wahrhaft bedauernswerth.

Es giebt für den Mann nur ein Mittel, sich in der Ehe neben der Frau, ich will nicht sagen: als Herr, aber doch als Ununterworfener zu behaupten: er muß über eine für Jahrzehnte ausreichende Liebeskraft und einen starken Willen verfügen. Die Frau respectirt am Manne nichts so sehr, als die thierische Kraft. Weil für sie der Liebesgenuß mit allem, was an ihn sich knüpft, das eigentliche Leben ist; weil die Liebe naturnothwendig im Mittelpunkt ihres Denkens und Fühlens steht; so verlangt sie vom Manne, — der zwar nicht aufhört, ein Geschlechtswesen zu sein, dessen eigentliche, dessen höchste Interessen aber nichts mit dem Geschlechtsleben zu thun haben —, daß er ihrer lautesten Forderung Genüge leistet. Nur wenn der Gatte der Gattin stets seine Manneskraft beweisen kann, bleibt er, wenigstens bis zu einem gewissen Grade, der Herr über das genußsüchtige Weib. Nur einem solchen Manne gegenüber wird die Frau ihrer Herrschsucht Zügel anlegen; wenn sie auch nicht aufhören wird, bei allen passenden Gelegenheiten ihren Willen durchzusetzen und den Mann zu einem gefügigen Werkzeug ihrer Launen zu machen. Und wehe selbst einem Riesen von Manne, wenn er seiner schönen „Sclavin“ nicht auch außerhalb des Schlafgemaches ein willfähriger Freund ist. Denn das Weib ist nicht nur herrschsüchtig, sondern auch rachsüchtig und unversöhnlich; und ihre Begehrlichkeit ist nicht nur auf das Liebesleben beschränkt. Und so gut es die Frau versteht, sich außerhalb der Ehe zu bezwingen; so gut versteht sie es auch, innerhalb der Ehe dem Manne gegenüber ihren Launen und Neigungen, ihrem Haß, ihrer zielsicheren

Nachsicht die Zügel schießen zu lassen. Das weiß jeder Mann, und deßhalb sind die Männer, welche stets einer Meinung mit ihrer Frau sind, häufiger als die Frauen, welche ihre Meinung der des Mannes unterordnen. Denn jeder Mann weiß, daß er eine tragische Person wird, wenn er sich von seiner, ihm nicht nahezu willenlos ergebenen, Frau nicht beherrschen lassen will. Einem solchen Manne wird das Haus zur Hölle gemacht. Die berüchtigten „Nerven" der sanften Frauen, die nichts sind als ungezügelte Affecte, bringen die unglücklichen Männer zur Verzweiflung; selbst jene Männer, die im Schlafgemach nicht zu zittern brauchen.

Literatur und Kunst.

Anschauung und Poesie.

Von O. Wenkorf.

„Trinkt, o Augen, was die Wimper hält, von dem goldnen Ueberfluß der Welt!" Diese Schlußverse von Keller's Abendlied sind der Ausdruck dafür, daß der Reichthum unserer Seele aus dem Ueberfluß der Welt außer uns stammt. Die Sinnesorgane — unter ihnen die Augen als wichtigste — sind die Eingangsthore, durch die die unermeßlichen Schätze einziehen. Versperrt der Außenwelt die Thore, und die Menschenseele wird an ihrer schauerlichen Armuth und Oede sterben. Die Seele des Neugeborenen kann thatsächlich ein unbeschriebenes Blatt genannt werden. Gewiß ist dieses Bild von anderer Seite her zu bekämpfen. Die Seele ist sicher kein todtes Blatt, das sich geduldig bemalen läßt, wie es etwa den Herren Schreibern paßt; sie ist schon von Anfang an etwas Dynamisches. Aber die Kräfte, die in ihr stecken, sind Hungerkräfte! Bei Unfähigkeit der Sinne verhungert die stärkste und begabteste Seele.

Die Bilder, die wir von dem, was um uns ist, in der Seele tragen, wollen wir Anschauungen nennen, unbekümmert um Unterscheidungen, wie sie in psychologischen Lehrbüchern gebräuchlich sind, und unbekümmert darum, daß diese Anschauungen eigentlich nur nach außen verlegte Empfindungen unserer Seele sind. Die Anschauungen bilden das Grundgerüst des ganzen Seelengebäudes und sie sind darum unendlich wichtig. Mit Recht nennt man Pestalozzi's Wort „Anschauung ist das absolute Fundament aller Erkenntniß" die goldene Regel für allen Unterricht und auch für die Erziehung. Die Bedeutung der Anschauungen für unser Seelenleben muß sich natürlich in der Sprache offenbaren. Die Sprache ist ja der Spiegel der Seele. Wir brauchen keine Beispiele „herauszugreifen" oder „heranzuziehen", die Sache „liegt auf der Hand". Es wird schwer, auch nur wenig Sätze an einander zu fügen, die völlig abstract gehalten wären. Man stolpert immer über Ausdrücke, die auf Anschauungen zurückführen. Es herrscht auch kein Zweifel darüber, daß Anschaulichkeit eine Haupteigenschaft der guten Sprache ist.

Welche besondere Bedeutung hat die Anschauung für die Poesie? Da taucht zunächst die alte leidige Frage nach dem Unterschied zwischen poetischer und prosaischer Darstellung auf. Seit dem Literaturstreit der Schweizer mit Gottsched gilt als Merkmal der ersteren, daß sie sich mehr an Phantasie und Gefühl wende. Gewiß ist das richtig; aber genügt es wirklich zur Unterscheidung?

Fern, am Strande des weiten grauen Meeres liegt eine kleine Stadt. Schwerer Nebel lastet auf ihren Dächern; kein Sonnenstrahl bricht hernieder und durch die Stille der Straßen klingt eintönig das Brausen des Meeres. — Dagegen Storm: „Am grauen Strand, am grauen Meer und seitab liegt die Stadt; der Nebel drückt die Dächer schwer, und durch die Stille braust das Meer eintönig um die Stadt." Beide Darstellungen bieten dieselben Anschauungen, wenden sich in gleicher Weise an unsere Phantasie, die in uns entstehenden Bilder decken sich bis auf den kleinsten Zug. Und doch, welch' andere Wirkung bei Storm! Es ist die Wirkung der Form, die hier wesentlich im Rhythmus und Reim liegt. Dasselbe ließe sich zeigen an Goethe's „Ueber allen Wipfeln ist Ruh". Eine andere Art der Form erkennen wir im „Fischer". Man kann auch in Prosa von der geheimnißvollen, zauberhaften Wirkung reden, die das Wasser auf uns ausübt, wenn es rauschend vorüberwandert, wenn die Sonne es überflammt oder der Mond sein Silberlicht darüber ausgießt, wenn aus dem dunkeln Grunde der blaue Himmel so tief, so fern heraufblinkt. Allein wie viel tiefer empfinden wir das in Goethes Dichtung! Die Form liegt hier zunächst in der Einkleidung als Ballade. Man denke auch an Spitteler's Legende „Die todte Erde". Gedanken, die uns die Brust zusammenschnüren und alle Lebensfreudigkeit ersticken, kommen uns, wenn wir daran denken, wieviel Schmerz und Leid, Haß und Frevelthat die Erde sah und sehen muß bis an ihr Ende. Der Dichter erzählt uns nun in seiner Legende, wie im Himmel der Tod der Erde verkündet wird. Fröhlich eilen alle Seligen hernieder, sie errichten einen Sühne-Altar, sprengen Weihwasser auf den Grund und flehen den Segen hernieder. „Der Segen, der schwebte wohl über die Welt, das Weihwasser rann über's Ackerfeld, — doch sieh! was will das bedeuten? Der Segen flog ängstlich im Kreis herum, das Weihwasser wälzte sich um und um" — sagt an, was soll das bedeuten? Da sprach das Weihwasser: „Ich sehe, ich seh' auf Erden kein Plätzchen, wohin ich auch späh', das nie eine Thräne benetzt hat." Und der Segen, der sprach: „Ich suche, ich such' einen Fleck, einen kleinen, den nicht der Fluch, den nicht der Mord schon besetzt hat." Man könnte, was in diesen Beispielen zunächst nur als Form wirkt, innere Form nennen und es der äußeren Form, dem Rhythmus und Reim, gegenüberstellen. Für die Form in diesem Sinne stehen dem Dichter ja mancherlei Mittel zu Gebote, Darstellung als Selbsterlebniß, durch Rede und Gegenrede, durch eine symbolische Handlung u. s. w. Die Gliederung, das in's Verhältniß-Setzen der Theile muß man als eine Sache der inneren und äußeren Form bezeichnen. Alle genannten Mittel der äußeren und inneren Form werden ja nun freilich auch in der Prosa angewendet. Aber es sollte hier die Bedeutung der Form für die Gesammtwirkung in's rechte Licht gesetzt werden. In der Poesie ist die Wirkung der Form so gesteigert, daß sie mit dem Inhalt mindestens auf gleicher Stufe steht, daß die Einschmelzung der Inhalts in gerade diese Form die Gesammtwirkung potencirt. Sobald eine solche Wirkung der Form beabsichtigt und erreicht ist, haben wir es mit Poesie zu thun. So wird der Prophet, der Prediger, der Redner zum Dichter, wenn er in glücklicher Stunde die Wirkung der Form in der genannten Weise zu steigern vermag. Der Mann dagegen, der mit fließender Feder allerhand Geschichten niederschreibt, die er mit gutem Spürsinn ausfindig gemacht hat, ist noch kein Dichter. Er ist es, wenn er es vermag, dem Inhalte durch die von ihm stammende Form zu potencirter Wirkung zu verhelfen.

Ein Hauptmittel nun, die Form in ihrer Wirkung zu steigern, sind die Anschauungen. Man pflegt das Wort in seinen Beziehungen zur Poesie in verschiedenem Sinne zu gebrauchen. Die poetische Sprache soll Anschauungen geben, heißt einmal, sie soll Vorstellungen von solcher Stärke und Lebendigkeit in uns erwecken, wie die Wirklichkeit selbst; dann auch: sie soll das Abstracte sinnenfällig machen. So spricht Goethe von der Vergeblichkeit und Schädlichkeit des sich Aufblähens zum Gotte: „Denn mit Göttern soll sich nicht messen, irgend ein Mensch. Hebt er sich aufwärts und berührt mit dem Scheitel die Sterne, nirgends dann haften die unsichern

Sohlen, und mit ihm spielen Wolken und Winde." Und wenn Mörike die Vergänglichkeit und Unsicherheit alles Lebens empfindet: Ein Tännlein grünet wo, wer weiß, im Walde, ein Rosenstrauch, wer sagt, in welchem Garten? Sie sind erlesen schon, denk es, o Seele, auf Deinem Grab zu wurzeln und zu wachsen." Weitere Beispiele und Erörterungen über die Versinnlichung des Abstrakten in der Poesie sind überflüssig. Dagegen müssen wir uns die Forderung genauer ansehen, daß der Poet von allem ein Bild in uns entstehen lassen müsse, wie es die Wirklichkeit thut.

Das Bestreben zu „malen" tritt in der neueren Dichtung immer mehr in den Vordergrund. Man setzt alle Kraft daran und sucht seinen Ruhm darin, es zu thun. Da wird eine Gestalt Zug für Zug beschrieben, daß wir sie leibhaftig „sehen"; da wird ein Stück Natur in allen Einzelheiten geschildert als gälte es eine malerische Reconstruction zu ermöglichen. Ehe man in der bezeichneten Richtung noch weiter fortschreitet, scheint mir eine Auseinandersetzung mit Lessing's Laokoon durchaus nothwendig. Lessing entwickelt dort im 16. Capitel, daß die Körper mit ihren sichtbaren Eigenschaften Gegenstände der Malerei sein müßten, die Poesie aber nur Handlungen zum Vorwurf haben könne. Körper schildert die Poesie nur andeutungsweise durch Handlungen. Ja, „die Poesie kann in ihren fortschreitenden Nachahmungen nur eine einzige Eigenschaft der Körper nutzen und muß daher diejenige wählen, welche das sinnenfälligste Bild von der Seite erweckt, von welcher sie ihn braucht. Hieraus fließt die Regel von der Einheit der malerischen Beiwörter und der Sparsamkeit in den Schilderungen körperlicher Gegenstände." Und Cap. 17: „Nochmals also: ich spreche nicht der Rede überhaupt das Vermögen ab, ein körperliches Ganze nach seinen Theilen zu schildern; sie kann es, weil ihre Zeichen, obwohl sie aufeinander folgen, dennoch willkürliche Zeichen sind; sondern ich spreche es der Rede als dem Mittel der Poesie ab, weil dergleichen wörtlichen Schilderungen der Körper das Täuschende gebricht, worauf die Poesie vornehmlich geht, und dieses Täuschende, sage ich, muß ihnen darum gebrechen, weil das Coexistirende des Körpers mit dem Consecutiven der Rede dabei in Collision kommt, und indem jenes in dieses aufgelöst wird, uns die Zergliederung des Ganzen in seine Theile zwar erleichtert, aber die endliche Wiederzusammensetzung dieser Theile in das Ganze ungemein schwer, und nicht selten unmöglich gemacht wird." Ein Wort des Horaz ist Lessing aus der Seele gesprochen: „Wenn der poetische Stümper nicht weiter kann, so fängt er an, einen Hain, einen Altar, einen durch anmuthige Fluren sich schlängelnden Bach, einen rauschenden Strom, einen Regenbogen zu malen."

Hat diese Theorie recht, hat sie es noch ganz? Mir scheint, Lessing ist in einem Stück — nicht in der Hauptsache! — theoretisch zu widerlegen. Er spricht die Fähigkeit, ein körperliches Ganze nach seinen Theilen zu schildern, der Poesie ab, „weil dergleichen wörtlichen Schilderungen das Täuschende gebricht", das heißt, weil wir uns den Gegenstand doch nicht so vorstellen können, als ob wir ihn wirklich oder gemalt erblicken. Die Zusammensetzung der Theile zum Ganzen ist uns ungemein schwer, nicht selten unmöglich. Wenn das aber für die Poesie gilt, so gilt es auch für die Prosa. Mir will es nicht einleuchten, daß man die „mehreren Züge in solch' gedrängter Kürze und so schnell aufeinander" folgen lassen müsse, daß man sie alle „auf einmal" zu hören glaubt.

Doch sehen wir uns nach Beispielen um. „Denn wie Manches würde in der Theorie unwiderruflich scheinen, wenn es dem Genie nicht gelungen wäre, das Widerspiel durch die That zu erweisen." Und „bloß aus allgemeinen Begriffen über die Kunst vernünfteln, kann zu Grillen verführen, die man über kurz oder lang zu seiner Beschämung in den Werken der Kunst widerlegt findet. (Cap. 26.) — Also: „Die Mittagssonne brütet auf der Haide, im Süden droht ein schwarzer Ring. Verdurstet hängt das magere Getreide, behaglich treibt ein Schmetterling. Ermattet ruh'n der Hirt und seine Schafe, die Ente träumt im Binsenkraut, die Ringelnatter sonnt in trägem Schlafe unregbar ihre Tigerhaut." Man denk auch an Storm's „Abseits", „der Weiher" von Anette von Droste-Hülshoff oder „Daheim" von Schönaich-Carolath. Bei allen Dichtungen müssen wir aus nacheinander genannten Einzelheiten etwas im Raum nebeneinander Vorhandenes aufbauen. Lessing fragt: „Gesetzt der Dichter führe uns in schönster Ordnung von einem Theile zum andern: wieviel Zeit gebraucht er dazu? Was das Auge mit einem Male übersieht, zählt er uns merklich langsam nach und nach zu, und oft geschieht es, daß wir bei dem letzten Zuge den ersten schon wiederum vergessen haben." Wir werden nach unsern Beispielen Lessing's Behauptung bestreiten und auf seine Frage antworten, daß wir die Zeit sehr gut verwenden können zu einer genauen Vorstellung der Einzeltheile. Doch werden wir beachten müssen, daß in keinem der Beispiele gegen Lessing's Hauptforderung verstoßen wird. Die Dichter malen nicht wie Maler: ihr Bild entsteht aus lebendigen Zügen!

Einige andere Beispiele möge „Hermann und Dorothea" liefern. Der Schlafrock des Löwenwirthen ist nicht nur nach Lessing's Theorie der alte oder der verbrauchte, er ist dünn, alt, unmodisch, ostindischen Stoffes, vom feinsten Cattun, mit feinem Flanelle gefüttert und mit „Indianischen" Blumen gemustert. Goethe nennt alle diese Züge, um uns, den Lesern, ein anschauliches Bild des Gegenstandes zu geben. Es liegt kein Grund vor, daß die Frau dem Manne all' die Eigenschaften herzählt, der doch den Rock selbst lange Jahre getragen hat. Goethe benutzt auch nicht den von Lessing an Homer so sehr gerühmten Kunstgriff, daß er handelnd schildere. Es wird nicht so dargestellt, daß die Herstellung, seine Reise u. s. w. geschildert wären. Denken wir auch an die Schilderung des Kaufmannshauses: „Seht nur das Haus an da drüben, das neue! Wie prächtig in grünen Feldern die Stuckatur der weißen Schnörkel sich ausnimmt! Groß sind die Tafeln der Fenster." Endlich unternimmt Goethe, was nach Lessing einem Dichter nicht möglich ist: das Aussehen und die Schönheit eines Menschen zu schildern. „Denn der rothe Latz erhebt den gewölbten Busen, schön geschnürt, und es liegt das schwarze Mieder ihr knapp an; sauber hat sie den Saum des Hemdes zur Krause gefaltet, die ihr das Kinn umgiebt, das runde, mit reinlicher Anmuth; frei und heiter zeigt sich des Kopfes zierliches Eirund; stark sind vielmal die Zöpfe um silberne Nadeln gewickelt; vielgefaltet und blau fängt unter dem Latze der Rock an und umschlingt ihr im Geh'n die wohlgebildeten Knöchel."

So wären denn die Grenzen zwischen Poesie und Malerei wieder verwischt, der Poet könnte dem Maler und dieser jenem in's Handwerk pfuschen? Mit nichten. Es hat sich nur ergeben, daß Lessing's Satz: die Schilderung der Theile eines körperlichen Ganzen seien kein Mittel der Poesie — daß dieser Satz nicht absolute Geltung hat. Der Poet kann und darf uns einen Gegenstand oder eine Landschaft auch nach den Einzelheiten schildern. Aber er darf es nicht wie ein Maler thun, und Lessing's Kernforderung bleibt bestehen, daß die Schilderung der Körper nicht als Selbstzweck auftreten dürfe. Es ist nicht nöthig, daß die Eigenschaften gerade immer nur durch Handlungen beschrieben werden, aber sie müssen wegen einer Handlung, im Zusammenhang mit dem Seelisch-Lebendigen auftreten. Der Schlafrock interessirt uns als der Gegenstand, durch dessen Hingabe sich das Mitgefühl der Löwenwirthin am stärksten offenbart, der Brunnen ist die Stätte, wo Hermann und Dorothea später schöpfen, und in dessen spiegelndem Wasser sich beide grüßen. Oft ist es ein kurzer Gedanke oder eine Stimmung, die eine ganze Schilderung zusammenhält. Man denke an die Schlußworte zu den drei Haidebildern von Liliencron: „Tiefeinsamkeit, es schlingt um Deine Pforte

die Erika das rothe Band. Von Menschen leer, was braucht es noch der Worte, sei mir gegrüßt, Du stilles Land." Oder an die Zeilen am Schlusse des Gedichtes „Der Weiher": Ein lindes Säuseln kommt und geht, als flüstr' es: Friede! Friede! Friede! Ohne dies Geistige, das aus der Seele des Dichters hineinströmen muß, ist jede Körper- und Zustandsschilderung unpoetisch Aus dem Geistigen heraus fließt auch das Maß für den Umfang der Einzelschilderung. Nun liegt in dem Bestreben, alles möglichst anschaulich zu bringen, die Gefahr, daß das Geistige, der Ideengehalt der Dichtung zu kurz komme. Ich glaube, es wäre unserer Dichtung heilsam, wenn alle Poeten zwei goldene Worte Lessings recht beherzigten: Der Dichter muß die Bedürfnisse der Malerei nicht zu seinem Reichthum machen wollen. Und: der Poet wähle immer die Eigenschaft, welche das sinnenfälligste Bild des Körpers von der Seite erweckt, von welcher er ihn braucht.

Das Endresultat aller Erwägungen wäre also: Nicht in der breiten Anschaulichkeit, nicht in dem mit der Malerei wetteifernden Schilbern und Beschreiben liegt das Heil des Poeten. Der Dichter von Gottes Gnaden zeigt sich darin, daß er versteht, das Körperliche als Leib des Seelischen zu benutzen. Anschauung mag man unter den Mitteln der Form an die erste Stelle setzen, aber sie ist nicht das Höchste in der Poesie. Höchste Vollendung in Bezug auf Verwerthung von Anschauungen finde ich in Goethe's „An den Mond".

Wie werthlos bloße Anschauungen sind, zeigt z. B. eine Strophe von Julius Wolff: „Du rothe Rose auf grüner Haid', wer hieß Dich blühn? Du heißes Herz in tiefem Leid, was will dein Glühn? Es braust der Sturm vom Berg herab, Dich knickt er um; es gräbt die Liebe ein stilles Grab, Du bist dann stumm." Was nützen die rothe Rose, grüne Haide, brausender Sturm u. s. f.? Die Anschauungen hält kein geistiges Band; die Strophe ist nicht aus innerem Erleben geboren, und darum steckt kein Fünkchen Poesie in ihr. Es ist mit Anschauungen gearbeitet und doch nichts gestaltet. Das mag uns zu der letzten Form der Anschauung in der Poesie führen.

Man erinnere sich des Gedichtchens: „Du bist wie eine Blume". Heine veranschaulicht hier durch den Vergleich mit einer Blume. Doch kommen wir nicht dazu, uns eine Blume vorzustellen. Der Dichter läßt den Vergleich fallen und fährt unbildlich fort. „Man vergleiche nun damit „Haidenröslein" oder „Gefunden" oder „Ein Fichtenbaum steht einsam". Jedes der genannten Gedichte läßt ein Erlebniß, eine Situation, ein abgeschlossenes einheitliches Bild in uns entstehen. Ein einzelner Vergleich mag flüchtig vorüberhuschen, wir bemühen uns vielleicht gar nicht erst um das wirklich Anschauliche. Bei den letzten Beispielen aber werden wir einfach gezwungen, Anschauungen innerlich aufzubauen. Es ist, als ob wir mitten in eine Wirklichkeit gestellt wären, wir sehen, hören, fühlen alles, als ob es sich vor uns und um uns abspielte. Diese Form der Anschauungen geben uns Goethe's schönste Gedichte, wir finden sie bei Hebbel, Storm, Fontane, Mörike, vielleicht am ausgeprägtesten bei Liliencron. Man denke an Maibaum, „die Mühle", „Tod in Aehren", „Wer weiß wo" „Heimgang in der Frühe", „Aufschwung" und unzählige andere. Das „Schauen" in dem Sinne der genannten Beispiele wird heute sehr gerühmt; sehr mit Recht und doch fast — nun zu viel will ich nicht sagen.

Aber wenn der Kritiker einer Dichtung zu Leide will, so pflegt er als erstes in den Mund zu nehmen: Das ist nicht „geschaut", oder nicht klar, oder nicht groß „geschaut". Und doch soll man nicht glauben, daß die Poesie unter allen Umständen in dem Kleide solcher Anschauungen am schönsten einherginge. Es giebt Stoffe, die wirksamer anders gestaltet worden sind. Das gilt z. B. für Stimmungen, Gefühle, die mit höchster Innigkeit und Kraft die ganze Seele beherschen und so gewaltsam hervorbrechen. Man denke an Wanderers Nachtlied, Lied des Harfners oder an Hebbel's: „Schlafen, schlafen, nichts als schlafen! Kein Erwachen, keinen Traum! Jener Wehen, die mich trafen, leisestes Erinnern kaum. Daß ich, wenn des Lebens Fülle niederklingt in meine Ruh', nur noch tiefer mich verhülle, fester zu die Augen thu!"

Zum Schluß müssen wir über die Bedeutung der Anschauung für die Poesie noch von ganz anderer Seite her sprechen. Ist nämlich die Anschauung ein Hauptkunstmittel, so ist sie nicht minder die Grundvoraussetzung für alles poetische Nachempfinden. Wie soll ein Mensch die Stimmung vor und während Sonnenaufgang verstehen, wenn er ihn nie geschaut hat? Was sind Haidelieder oder Lieder, die das Meer besingen, dem, der beides nie gesehen? Da nun unsere besten Dichter den Reichthum ihrer Bilder immer wieder der Natur entlehnen, so geht den Städtern meist soviel vom Genusse verloren, als die Dichtung um ihre Wirkung gebracht wird. Was empfindet der Großstadtjunge, der da lernt: „Der Mond ist aufgegangen, die güldnen Sternlein prangen am Himmel hell und klar, der Wald steht schwarz und schweiget, und aus den Wiesen steiget der weiße Nebel wunderbar." Ach, ihm erschließt sich gar nichts von dem „Wunderbaren", weil ihm die Anschauung fehlt.

Ja, noch weiter. In gewissem Sinne wollen auch schon die Stimmungen und Gedanken erfahren sein. Einer, dem nie trotziges Auflehnen durch die Seele gezogen ist, wird Goethe's „Promotheus" verständnißlos gegenüberstehen. Faust wird dem immer unbegreiflich sein, der sich seines Lebens erlabt und sich seines Scheinwissens erfreut. Das berüchtigte Philisterurtheil hat fast immer seinen Grund in dem Mangel an innerer Erfahrung. Es liegt also nicht allein in der Hand des Dichters, daß sein Werk „von geheimem Leben offenbaren Sinn erregt", auch an unserm geheimen Leben, das den Sinn erfassen soll.

Von den Grenzen der Künste.*)

Von A. L. Plehn (Berlin).

Als Lessing von der bildenden Kunst handelte, stellte er sie als eine Einheit dem anders gearteten Wesen der Poesie gegenüber. Er wählte als zusammenfassende Bezeichnung ohne Weiteres den Namen der Malerei, obgleich er fast ausschließlich die Plastik zum Vergleich heranzog. Er mußte sich um so mehr auf diese beschränken, als ihm einzig der Gedanke an Griechenland vorschwebte. Seiner Zeit galt ja eigentlich nur die hellenische Kunst als die echte. Von griechischer Malerei konnte Lessing aber nichts wissen, wenigstens durch Anschauung nicht. Auch wenn er von Plastik sprach, hatte er freilich häufig genug Beweise auf philologischem Gebiet aufgestöbert. Um so erstaunlicher, wie scharf sein Wort das zu treffen wußte, was den Unterschied ausmacht zwischen jenen Künsten, die sich an die Augen wenden von der anderen, die es mit dem Ohr zu thun hat — oder haben sollte. Für die erste Gruppe wählte er also die Bezeichnung Malerei.

Ganz abgesehen von dem Namen war die Zusammenfassung an sich ohne Zweifel weise, wenn man Lessing's Absicht in Betracht zieht. Diese ging doch hauptsächlich darauf aus, der Poesie die Abirrung zur langathmigen Beschreibung zu untersagen. Das Wort anschaulich machen kann nur, wer in einem Moment seine Mittel zusammenfaßt. Lessing's unausweichliche Beweise für diese Wahrheit sind in aller Erinnerung, und der Schriftsteller, der dagegen sündigt, kann sich nicht damit entschuldigen, daß es ihm an der Warnung gefehlt habe.

Ohne Zweifel wäre der Gesetzgeber der modernen Poesie nicht gleich berufen gewesen, der bildenden Kunst Vorschriften

*) Ludwig Volkmann, Grenzen der Künste, bei Gerh. Kühtmann. Dresden 1903.

zu geben. Richtet sich doch der Widerspruch heutiger Leser des Laokoon — übrigens ein wie sparsamer Widerspruch, wenn man die inzwischen verronnene Zeit bedenkt — fast nur gegen solche Bemerkungen, welche die Sculptur oder Malerei allein zum Gegenstande haben. So wenn behauptet wird, daß ein Maler, welcher eine Landschaft nach einem Gedicht Thomson's entwerfe, mehr Bewunderung verdiene, als derjenige, welcher die seinige vor der Natur ausführe. Nach einem Gedicht kann kein Mensch malen. Eben weil — was Lessing natürlich sehr gut wußte — das Gedicht höchstens eine allgemeine Vorstellung von Linien und Farben, den Mitteln des Malers, geben kann. Das Gegenständliche eines Bildes mag der Dichter im bildenden Künstler anregen. Zur eigentlichen Conception aber wird er sich stets seiner früheren Natureindrücke erinnern und so ist es ganz gleichgiltig, ob er diese Anleihen bei der Natur in der Vergangenheit machte oder ob er sie anstellen kann unmittelbar, ehe er seine Thätigkeit beginnt. Die höchste Bewunderung aber verdient dasjenige Gemälde, in dem das Wesentliche des Natureindrucks am reinsten künstlerisch wiedergegeben ist. Trifft dies zufällig bei dem Maler zu, der Thomson las, ehe er seinen Pinsel in Farbe tauchte, so kann man ihm höchstens noch deßwegen eine besonders gute Note geben, weil er ein hervorragend treues Gedächtniß bewiesen hat. Der Grund, warum Lessing ihm die Palme zuerkennt, beweist aber eine Ueberschätzung des Gegenständlichen, das allein dem Dichter entnommen sein konnte, und läßt bei dem Urtheilenden auf ein Auge schließen, das weniger ausgebildet war als der bewunderungswürdige Geist. So kann nur urtheilen, wer kein besonders starkes Verhältniß zum Sichtbaren hat und nicht deutlich weiß, was es heißt, ein Maler zu sein.

Immerhin glaube ich, daß unsere Aesthetik heute diesen Vorgängen des bildenden Schaffens näher kommt. Bei ihren Untersuchungen wird sie natürlich nicht jene summarische Zusammenfassung der verschiedenen Kunstzweige vornehmen. Im Gegentheil muß sie jeden einzelnen möglichst scharf von dem anderen sondern, um aus den eigenartigen Mitteln und Entstehungsbedingungen eines jeden die Gesetze seines Styls abzuleiten. Neuerdings hat Ludwig Volkmann diese Arbeit in besonders verdienstlicher Weise geleistet. Er hat Gelehrsamkeit dabei weder selbst angewendet noch will er anderen durch seine Auseinandersetzungen dazu verhelfen. Er hat vielmehr ein Buch für die Vielen geschrieben, welche heute ein innerliches Verhältniß zum Kunstschaffen erwerben möchten. Er nennt es die „Grenzen der Künste".

Volkmann ist den Lesern dieses Blattes kein Fremder mehr. Sein früheres Buch, das gleichfalls bei Kühtmann erschien, ist in der Gegenwart besprochen worden. Jetzt liegt es in zweiter Auflage vor.*) Dieselbe Methode, welche sich damals bewährt hatte, ist nun auch für die neuen Untersuchungen angewendet worden. In photographischem Abbild standen sich dort die Naturformen mit dem gegenüber, was Künstlerauffassung daraus gemacht hatte. Zuweilen war es möglich gewesen, eine Photographie nach eben dem Modell zur Stelle zu schaffen, das dem Künstler die Studiengelegenheit für seine Malerei oder Sculptur geboten hatte. Das Gewandmotiv von Klinger's Amphitrite konnte auf seine Umbildung aus der wirklichen Draperie nachgeprüft werden, und Liebermann's Alter in den Dünen zeigte sich als eine entschiedene Umgestaltung der Wirklichkeit. Da konnte man der ganzen Hohlheit jener Phrase von der Abschrift nach der Natur inne werden, die der Realismus angeblich vornehmen sollte.

Dasselbe Hülfsmittel der Gegenüberstellung von Abbildern ist auch in den „Grenzen der Künste" angewendet worden. Die Photographie erwies sich wieder als eine unbestechliche Wahrheitskünderin. Nur mit ihrer Hülfe war es möglich, Untersuchungen von dieser Art auszuführen. Bei dem Versuch so seine Styleigenheiten zu bezeichnen, mußte das Wort für sich allein versagen. Jeder Art von literarischer Aeußerung ist durch gesprochene oder geschriebene Rede unendlich leichter beizukommen. Nur durch sichtbare Vergegenwärtigungsmittel könnte unmißverständlich über die Nothwendigkeit von Linien- und Formenbewegungen aufklären, selbst wer über Lessings Ausdrucksschärfe verfügte — und wie viele könnten sich dessen rühmen? Wie oft bleibt die Kritik über bildende Kunst erfolglos, sobald ihr die Beigabe von Bildern fehlt, weil sie entweder jene Schwierigkeiten übersieht und mit Worten operirt, bei denen nur der, was denkt, der sie gebraucht, oder indem sie allzu muthlos von einer Erweiterung der Sprachfähigkeit absteht. Sie müßte einerseits auf viele Feststellungen verzichten, die sie nur als unbewiesene Behauptungen hinzustellen vermag, solange sie nicht den Augen Zeugen hinstellen kann und sie sollte andererseits das Idiom, dessen sie sich bedient, um die Bezeichnungen für Farbenschwankungen und Formenbewegungen bereichern. Dann würde sie durch Vermittelung des Verstandes die Phantasie des Lesenden zur Mitarbeit befähigen.

Volkmann konnte sich der wirksamen Hülfe des Bildes bedienen. Er wies mit seiner Hülfe nach, wie das Streben zum Realismus, das in unserer Zeit der Kunst so große Antriebe gab, manche schlimme Erscheinungen mit sich brachte. Besonders die Wiedergabe möglichster Körperhaftigkeit im Raume hat vielfach zur Ueberschreitung von Stylgrenzen geführt. Diese wurden immer wieder im Laufe der Kunstentwickelung in denjenigen Werken wiederhergestellt, die wir als die hervorragendsten anzusehen gelernt haben. Die Wandmalerei hat neuerdings oft die Bewegungen der Architekturlinien, die ihr den Rahmen geben, in ihren Bildungen mißachtet. Sie meinte die freie Willkür der wirklichen Welt auf ihre Flächen übertragen zu können. Und doch wurde zu allen Zeiten immer wieder das Beispiel gegeben, daß eine rhythmische Eintheilung der Mauer in der nur scheinbar freibewegten Gestalt handelnder Wesen der Monumentalkunst Größe ausmacht. Und in ähnlichem Sinne hat die Plastik, von der Steigerung der technischen Geschicklichkeit verleitet, den Bewegungsausdruck häufig in Bewegtheit verwandelt. Sie hat eine Unruhe der Silhouette und eine Zusammenhangslosigkeit der Gruppen einreißen lassen, welche in Gestalt der Denkmäler in unseren Städten zu einer öffentlichen Calamität geworden ist. In der Architektur aber hat eine ähnliche Ueberschätzung der plastischen Form zu dem Ueberhandnehmen der decorativen Bauglieder und zu ihrer Emancipation vom Zweck des Bauwerks geführt, der in nichts anderem besteht, als in der Schaffung des künstlerisch begrenzten Raumes. Und zwar bezieht die Bezeichnung „künstlerisch" sich nicht auf die Formdurchbildung der Mauern und ihres Schmuckes, sondern auf die Gestaltung des Ausschnittes aus dem Unbegrenzten als einer Behausung für den Menschen.

Man muß es in dem Buche selber nachlesen, wie für jede der Künste mit ihren verschiedenen Unterabtheilungen aus ihren Zwecken und ihren Darstellungsmitteln die Formel abgeleitet wird. Die Beweisstücke werden in Form von Künstlerwerken aus vielen Zeitaltern beigebracht. Vielen, die das nachlesen, wird über Art und Absicht des Schaffens eine Einsicht aufgehen, die sie in ihrem Verhältniß zu jedem neuen Künstlerwerk sicherer und unabhängiger von Schulmeinungen macht. Diesen Vortheil kann man voraussagen, auch wenn man es für möglich hält, daß die Grenzen zwischen den einzelnen Künsten sich nicht für alle Zeit so starr und nicht genau so abgegrenzt erweisen könnten, wie der Verfasser sie darstellt. Er selbst deutet gelegentlich darauf hin, daß man in einer Zeit, die so vielfache Neigung zum Verwischen der Unterschiede zeigt, mit einer vielleicht auf die Spitze getriebenen Strenge auf den Trennungslinien bestehen müsse.

*) Naturproduct und Kunstwerk von Ludwig Volkmann, II. Auflage bei Gerhard Kühtmann, Dresden 1903.

Daraufhin ist auch die Auswahl der Musterbeispiele vorgenommen und die Gegenbeispiele, welche die Stylüberschreitungen darstellen, sind so kraß ausgewählt, daß man an der Hand dieses Beweismaterials kaum zu einem Widerspruch kommen kann. Für die Zwecke dieses Buches, war dies ohne Zweifel die richtige Methode.

Trotzdem kann man sich gegenwärtig halten, daß aus der Mannigfaltigkeit menschlichen Kunstbesitzes sich auch Proben anführen ließen, welche sich nicht ganz mit den gefundenen Stylsformeln decken würden ohne doch in jene Rubrik der directen Entartungen zu gehören. Auch hier ist das Leben reicher, als sich in den Inhalt eines Buches fassen läßt. Das ist natürlich dem Verfasser selbst recht wohl bekannt. Am lebhaftesten tritt diese bedingte Gültigkeit vielleicht bei dem zu Tage, was als Formdarstellung im Sinne der streng stylechten Sculptur aufzufassen sei. Ganz sicher klingt die Ablehnung von Rodin's Schaffensideal nicht. Es handelt sich darum, welchen Grad von Deutlichkeit die Form haben müsse, und ob die Präcision durch das ganze Werk die gleiche sein sollte. Wie gesagt, auch Volkmann läßt an dieser Stelle einen gewissen Zweifel durchblicken. Sicher liegt die Entscheidung über die Berechtigung des Impressionismus in der Plastik noch in der Zukunft.

Außer seinem Abbildungsmaterial hat der Verfasser noch andere Eideshelfer herangezogen. Besonders die Werke, die Klinger und Hildebrand über die Künste geschrieben haben, welche sie ausüben, werden häufig angeführt. Zumal die so schwer zu bewältigenden Gedanken des Letzteren werden auf diese Weise dem Verständniß eines großen Kreises näher gebracht. Solche Künstler und Gesinnungsgenossen von ihnen waren es, die nach Volkmann's Ausspruch seine Anschauungen bestätigt und ergänzt haben und so ist es kein Wunder, daß die ganze Theorie sich so abgerundet und gewissermaßen unangreifbar darstellt. Denn die Lehrsätze eines Künstlers stimmen natürlich immer am vollkommensten mit seinen eigenen Werken überein. Man kann von ihm gar nicht erwarten, daß er empfänglich für das Widersprechende sei.

Und da die, deren Meinung wir hier hören, die Führer in ihrem Fache sind, so dürfen wir uns ihnen ohne Schwanken anvertrauen. Es wird Wahrheit sein in dem, was sie zu sagen haben.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Abschied.

Von Ruth Holwede.

Ob es glücken würde, daß sie sich leise und ungesehen im ersten Morgengrauen aus dem Schlosse stahl? Fast wie ein Dieb!

Mein Gott! sie mußte doch gehen! — Man würde sie sonst nicht ziehen lassen vor der Maskerade heute Abend, in der sich Jemand, das wußte sie, demaskiren würde —

Es war nur nicht leicht, aus diesem weltabgeschiedenen Schlosse herauszufinden, rein äußerlich genommen: die Eisenbahn lag zwei volle Wagenstunden entfernt. Aber da existirte ein Dorf und eine Posthaltestelle — ganz nahe, nur zwanzig Minuten weit vom Schlosse entfernt. Sie hatte es vom Gärtnerburschen, als er ihr gestern Morgen den letzten prachtvollen Strauß frischer Frühlingsblumen überbrachte —

Wenn sie in der alten schwerfälligen Postkutsche saß, die auf sandigen, jetzt aufgeweichten Landwegen zur Eisenbahnstation wackelte, würde man im Schloß kaum aufgestanden sein. Die Damen nahmen ihren Thee und die Chocolade zum Theil im Bett; und erst viel später würde ihr etwas mysteriöses Billet herumgehen, das Alles sagte, nur nicht, warum sie ging —

Man würde ein wenig scandalisiren, ein wenig neugierig und boshaft sein, aber:

„Es ist gut, daß Niemand weiß,
Daß ich Rumpelstilzchen heiß'!" —

Vor dem hohen Pfeilerspiegel im Vestibül nestelte sie den weichen Reisefilz auf das üppige Haar, und nahm das leichte Juchtentäschchen um den Hals ...

Ein Geräusch wie von leisen Männerschritten ließ sie zurückfahren.

Auf dem ersten Treppenansatz trat ihr Ernst Achim mit abgezogenem Hute in weitem Regenmantel entgegen.

Sie stutzte.

„Du?! ..."

„Ja — nur ich, Liddy! Guten Morgen! Darf ich Dich zur Post begleiten?"

„Woher weißt Du?" stammelte die junge Frau seltsam betreten.

„Woher ich weiß? Ich weiß eben, Elisabeth, und ich weiß genau ..."

Sie sah ihn aus großen Augen forschend und zweifelnd zugleich an.

„Du warfest gestern Abend so nebenbei etwas von ‚sachte verschwinden, wie Du gekommen warst' hin, die schwatzhafte Gräfin Plessen saß gerade neben Dir ... Du willst einem Ereignisse oder einer Person aus dem Wege gehen, Liddy ..."

„Warum soll ich's leugnen?" und sie richtete sich zu ihrer vollen schlanken Höhe auf. „Uebrigens — wenn Du so Vieles weißt, wirst Du auch wissen, daß es nicht Furcht ist, was mich ..."

„Bei Leibe nicht! Was hätte eine schöne Frau, die zudem unverwundbar scheint, zwischen Himmel und Erde zu fürchten?" es klang wie leise Gereiztheit durch die leichte Ironie. „Doch wohin steuerst Du?"

„In die Bibliothek. Ich habe etwas vergessen ..."

„Vielleicht Nietzsche oder gar Schopenhauer? Ich begleite Dich!"

„Nur mein Taschentuch ..."

Er nahm ihr den rothen Seidenshawl und den Schirm ab. Er hatte eine respectvolle, fast zärtliche Art, ihre Sachen zu halten und zu tragen.

Leise auf den Zehen schlichen sie durch's Haus. Aus dem Souterrain ertönte Geräusch.

In der düsteren eichengetäfelten Bibliothek wollte er ihre Hand ergreifen:

„Liddy ..."

„Still, still, Ernst Achim, nebenan schlafen die jungen Mädchen ..."

„Die jungen Mädchen," machte er gleichgiltig und leicht mit den Achseln zuckend.

„Liddy", setzte er wieder, diesmal gedämpfter ein.

„Tante Liddy, wenn ich bitten darf, mein Junge! ..."

„Also Tante Elisabeth, wenn Dir das liegt. Ich fürchte — nicht allzulange ..."

„Du wirst boshaft ..."

„Elisabeth," sagte er plötzlich in gänzlich verändertem Tone und hielt ihre beiden schlanken Hände fest, „sage Du mir, muß ich sterben? Kann auch ein Majoratsherr sterben?!" (Sehr mühsam klang der Scherz.) „Elend verrecken wie! ... pfui! wie! ... Schwindsucht?! ..."

Ein trüber Schatten huschte über das sonnige weiche Gesicht der jungen Frau, aber sie lächelte doch gleich wieder:

„Auch Majoratsherren müssen sterben; es geht schon mal nicht anders," das klang sehr drollig und so leicht und nun lachten Beide, „womit natürlich nicht gesagt ist, daß gerade Du ..."

„Liddy," fiel er ein, „ich muß von ... Egon mit Dir sprechen ..."

Sie zog die Brauen hoch und trat einen Schritt zurück.

„Dein Mann ist ein Bureaukrat," er zögerte, „Dein Mann ist alt ..."

„58 Jahr alt ..."

„Du bist jung ..."

„28 Jahr alt. Was aber willst Du mit dieser geistreichen Statistik?"

„Du bist jung ... ich bin älter als Du ..."

„Nicht eben an Jahren ..."

„Liddy, glaubst Du an den Tod?" sagte er plötzlich ernst und hart vor sie tretend.

„Ich glaube an den Tod — mehr als an das Leben."

„Und wenn ich nun doch sterben müßte?"

„Das Leben ist Dissonanz; das Leben ist Gebundenheit, Ernst Achim," sagte sie sehr sanft, sehr weich, „der Tod ist der erste stille, hohe Flug — zur Freiheit! Weißt Du einen anderen Weg, wie sich schwebende Dissonanzen auflösen könnten?"

Er stand ganz still vor ihr, an ein hohes Bücherpostament gelehnt, die Arme schlaff am Körper herabhängend.

An sein Ohr schlug mehr die Melodie ihrer Worte als die Worte selbst, und die Melodie liebkoste ihn.

Und aus dem Gefühl dieser weichen Liebkosung heraus, sagte er versonnen, es klang fast wie ein Träumen:

„Und wenn ich dann auf einen anderen Stern käme ... und Du mit ... würdest Du mir da angehören können ... so ganz wie du da bist ... mit Leib und Seele?"

„Ich ... weiß es nicht ..."

„Auf einen anderen Stern! ... denke nur, Liddy: gar keine Leute um uns, noch nicht einmal Menschen! ... nur Du und ich ... Würdest Du mir da angehören, Liddy?"

„Es könnte ... ja sein ..."

„Es könnte ... sein! Es könnte ... sein! ..." und er trank jedes Wort einzeln aus wie ein Verdurstender. „Und hier unten, Liddy, wenn ich nun heil und gesund vor Dir stände? ..."

Die Frage war so brennend, so athemlos, daß sie das Traumnetz um die Beiden in einem Nu zerriß und die junge Frau wieder mit beiden Füßen in die volle Wirklichkeit zurückversetzte.

„Wo bleibt Deine Moral?“ fragte sie mit völlig veränderter Stimme und mit wiedererroberter Haltung streng, „ich eine verheirathete Frau ...“

„Sei gut, Elisabeth! Moral? Du bist meine Moral! Und wenn Du gut bist, habe ich eben eine gute Moral ...“

Während der letzten Worte waren sie langsam dem Ausgang zugeschritten. Das Portal stand weit offen; der alte Pförtner grüßte respectvoll. Draußen hastete eine verspätete Viehmagd mit den Milcheimern quer über ihren Weg und scheuchte eine Familie Hühner auf. Die Hunde schlugen an. Elisabeth trat rasch zu den prachtvollen Thieren, sie leise beschwichtigend —

Nun waren sie außer Hörweite des Schlosses in einer kleinen Schonung, die an den alten weitläufigen Park stieß, angelangt.

Der Nebel hing schwer und undurchdringlich über dem Morgen. Es tropfte und schauerte von den dunkelen Fichten und kahle Aeste streckten ihre Arme hungernd nach ihnen aus —

Ernst Achim's Gesicht schimmerte in der halben Dunkelheit erschreckend bleich. Scheu und beklommen ging sie an seiner Seite, noch unter dem Eindruck ihres letzten Gespräches.

„Versprich mir, Liddy,“ knüpfte er in der sprunghaften Art, die ihm jetzt bisweilen eigen war, wieder an, „daß wir uns in München einen Tag treffen, wenn ich von Mentone zurückkehre. Ich reise nun gleich nach Dir ... wahrscheinlich schon morgen ...“

Sie sann einen Augenblick nach; sie zögerte. „Unter einer Bedingung ...“

Er sah ungeduldig zu ihr auf.

„Unter der Bedingung, daß Du den ganzen Tag nur thust, was ich will, einfach Alles!“

„Aber Elisabeth,“ sagte er leise und vorwurfsvoll, „das war nicht nöthig! Ich weiß doch, was ich einer Dame schuldig bin ...“

Sie senkte den Kopf —

„Ich will noch nicht einmal ‚a Maßkrügl‘ bayrisch Bier trinken — Du hast nun einmal die Antipathie! Wir werden gebrannte Mandeln und Pralinés zusammen essen, die ich Dir kleinem Mädchen so oft mitgebracht habe — weißt Du? Uebrigens — wo diniren wir, Liddy?“

„Im Parkhôtel!“ sagte sie vergnügt.

„Und ich werde mich hinterher bei Hirschberg ganz neu einkleiden! Hier auf dem Lande, Du weißt ja ...“ und sie sah mitleidig an sich herunter.

„Hier auf dem Lande — na! na! ... Also pakten?“

„Ja pakten!“ und sie legten die Hände rasch und fest einen Moment in einander.

„Das thut wohl; das macht — allein gesund!“ sagte er — und hustete.

Den letzten Rest des Weges gingen sie schweigend. Es schien noch kein menschliches Wesen heute denselben Weg betreten zu haben. Der Nebel zog in weißen wallenden Schleiern neben ihnen her. In der Ferne bewegte sich langsam ein rollender Wagen auf sie zu. —

„Wer weiß,“ unterbrach Ernst Achim die Stille und es klang fast noch stiller als ihr Schweigen, „in einem halben Jahre bin ich vielleicht ... schon gewesen ...“

Sie zuckte leicht, fast unmerklich zusammen; aber sie sagte nichts.

Es war so still zwischen ihnen, daß sie jeden Regentropfen, wie er kam und fiel, als Schauer am eigenen Leibe spürten. Etwas Neues, Unausgesprochenes ging schweigend zwischen ihnen —

Die Bäume zu beiden Seiten des Fahrweges standen im weißen Nebel starr, fahl, wie entgeistert. Einzelne Tropfen fielen in bangen Pausen schwer und langsam zur Erde nieder —

„Du wärest besser ... nicht mitgegangen,“ sagte Elisabeth leise erschauernd.

„O! nicht reden, Li ...“

Er sah nach seiner Taschenuhr. Noch fünf Minuten ...

„Elisabeth,“ flüsterte er leidenschaftlich und zog sie tief in's nasse Gebüsch, daß es einen Schauerregen von Tropfen über sie sprühte, „nein! ich fasse Dich nicht an! — aber die Hand, die Hand darf ich doch wohl küssen?“ und er streifte ihr langsam den langen dänischen Handschuh ab und küßte sie.

„Du wärest besser nicht ... mitgegangen ...“ sagte sie beklommen.

Das schwere Rollen des Wagens, den die letzte Biegung des Weges ihren Blicken noch verborgen gehalten hatte, erdrückte den letzten Laut ...

„Ernst Achim,“ sagte die junge Frau zögernd, als sie schon einen Fuß auf das Trittbrett des Wagens gesetzt hatte, „gieb mir mein Wort zurück ... von wegen Münchens ...“

Er sah sie fragend und betroffen an.

„Es ist nur deshalb ... weißt Du, Ernst Achim ... ich meine ...“ verwirrte sie sich immer mehr.

Sie sprach sehr rasch, oft stockend, fast hülflos und hielt den Blick hartnäckig gesenkt.

Er verstand sofort — und die heiße Gluth schlug ihm aus dem blassen Gesicht; es war in lauter Glück und Glanz getaucht. Er machte einen Schritt vorwärts, als ob er sich auf sie stürzen und sie dem Ge... entreißen wollte —

Doch ebenso rasch, wie es gekommen, erlosch das Licht in seinen Augen wieder, und er wurde plötzlich aschfahl —

Eine ganz neue tödtliche Gewißheit lag auf seinem jungen Gesicht, die nicht trog.

„Elisabeth,“ sagte er noch einmal an den Wagenschlag tretend — wie aus einer anderen Person heraus, „wir sehen uns nicht wieder ...“

Aus der Hauptstadt.

Incognito.

Eine orientalische Geschichte.

Schah Hussein war der begnadete Herrscher des Landes, das Allah von je mit besonderer Liebe geliebt. Allah, der geboten hatte: Du sollst nicht stehlen, Du sollst nicht rauben, Du sollst nicht lügen, Du sollst nicht tödten und vieles Andere, das zu erfüllen einem guten Menschen so wohl ansteht, drückte bei seinem Liebling Hussein gern ein Auge zu und gab Gelingen zu Allem, was der Schah angriff. Und Allah's Priester feierten ihn als den von Allah Gesegneten. So hatte Schah Hussein im Laufe seiner Regierung über tausend ungehorsame Unterthane erdrosseln lassen, und an dreihundert Fürsten und Chane, die sich seiner Macht widersetzten und in ihrer Verblendung behaupteten, daß ihre Macht genau so wie die Hussein's von Allah stammte, vertrieben und ihre Throne bestiegen, so daß er das Reich dreimal so groß hinterließ, als er es vorgefunden hatte. Für diesen Segen seiner Regierung hatte ihm das dankbare Volk schon bei Lebzeiten den Beinamen „der Große“ gegeben und seine Gestalt mit allen Tugenden und Vorzügen ausgestattet, die sonst einen guten Menschen zieren.

Schah Hussein der Große liebte es, oft unerkannt und unkenntlich in das Gewühl des Volkes hinabzusteigen und Theil zu nehmen an seinen derben Freuden und seine Sinne zu ergötzen, unbekümmert um Maß und Schranken, die sonst sein hoher Beruf ihm auferlegte. Die Leute aber, wohl fühlend, daß ein Großer nur Großes wollen könne, erzählten einander, daß Hussein sich unter das Volk mische, um dessen Leiden und Fühlen kennen und darum desto weiser herrschen zu lernen, was seinem Ruhme gewiß nur förderlich sein konnte.

Bei einer solchen Gelegenheit war dem Schah Hussein ein närrisches Ding passirt, das ihn sehr nachdenklich machte. Der Schah hatte sich nämlich vorgenommen, ein uraltes Volksfest zu besuchen, das alljährlich um dieselbe Zeit stattfand und das Fogh-el-wisan-Fest genannt wurde. Das war ein Fest für die niederen Volksclassen, und es ging deßhalb auch durchaus nicht zimperlich dort zu. Gerade Das aber behagte dem Schah; da jedoch die Rücksicht auf seine ihm von Allah verliehene Würde ihm solche Freuden versagte, so beschloß er, dem Feste incognito beizuwohnen.

Nun gab es im Orient damals schon Leute, die dem König gern zeigten, wie dienstwillig sie waren und daß sie nicht nur ihre Pflicht thaten, sondern gern noch etwas mehr. So hatten die Spürnasen herausgetüftelt, was der Schah vor hatte und den Mudir der Polizei benachrichtigt. Dieser wußte nichts Eiligeres zu thun, als sich für die Sicherheit seines geliebten Monarchen persönlich in's Feld zu stellen. Schah Hussein würde ihm gewißlich durch ein paar Pfauenfedern oder einen Pferdeschweif die Treue lohnen. Ohne die kleinsten Abzeichen seiner Würde und Gewalt, um das Incognito seines Herrn streng zu wahren, sperrte er mit einem Dutzend Geheimpolizisten den Platz ab, auf welchem der Wagen, den sich der Schah bestellt hatte, diesen erwartete.

So weit war Alles vorzüglich. Der Wagen stand da, die Geheimpolizisten auch, und das Volk strömte zu Fuß und zu Wagen nach dem Fogh-el-wisan-Fest.

Da drängte sich plötzlich ein Mann durch die Menschenmenge, gerades Weges durch die Polizistenkette dem harrenden Wagen zu. Es war Hussein's Hofnarr, der das strenge Incognito seines Herrn zu einem Scherz benutzen wollte. Er hatte die Maske des Schah und benahm sich auch ganz wie dieser.

Die Wache wollte ihm zuerst wehren, aber ein Wink des Mudir belehrte sie eines Anderen. Der Narr kam ungehindert in den Wagen, der Mudir machte mit Anstrengung sein devotestes Gesicht, und der falsche Schah fuhr ab.

„Freilich, Ihr Esel,“ sagte der Mudir, „Ihr seid ja nicht im Stande, einen Schah von einem Maulthiertreiber zu unterscheiden. Wenn unser gnädiger Herr auch incognito ist, so solltet Ihr ihn doch auch ohne die sechs Roßschweife erkannt haben. Seht Ihr Esel denn nicht den königlichen Anstand, das erhabene Feuer seiner Augen, die edle Würde, die auf seiner Stirn thronte? Nur Einfaltspinsel wie Ihr konnten sich durch das bescheidene Gewand täuschen lassen.“

Während er noch so sprach, kam der wirkliche Schah in der Kleidung eines gemeinen Mannes daher. Der Mudir donnerte ihm ein herrisches Halt zu; aber Hussein achtete nicht darauf.

Die Wache zückte die Schwerter gegen ihn.

„Was wollt Ihr?“ schrie erbost der Schah, dem das wider den Spaß ging; „ich bin Euer König.“

„Seht den Narren!“ rief der Mudir; „bindet ihn und führt ihn in das Gefängniß, er lästert unsern Herrn!“

Hussein der Große wurde überwältigt und in das Gefängniß gebracht.

„Er ist ein Betrüger, vielleicht gar ein Verbrecher,“ sagte der Mudir. „Merkt Ihr nun den Unterschied, Ihr Tölpel? O, wer Augen im Kopfe hat, kennt einen Fürsten aus Tausenden heraus.“

Die Geschichte berichtet nicht, ob sich der Irrthum des Mudir aufgeklärt hat, oder ob der Hofnarr die Rolle des Schahs weiter gespielt hat. Man weiß nur, daß ein Hussein der Große stark und gebührend betrauert wurde; aber man weiß nicht, ob es der Hofnarr oder der wirkliche Hussein gewesen.

Es kam wohl auch wenig darauf an. Alarich.

Von O nach N.

Eine Streife durch's graue Berlin.

Diesen Bahnhof habe ich vor fünfzehn Jahren gekannt, damals, als hier draußen nur Lehmkathen standen und armselige Holzschuppen. Berlin war machtvoll aufgeblüht, aber alle seine Kraft drängte nach Westen. Die Kleinleut-Reviere fristeten ihr kümmerliches Dasein in Unbekanntheit weiter; höchstens, daß speculative Köpfe den Bauern und Fischern ihre Aecker und Wiesen abkauften, richtiger gesagt, abluchsten, oder daß Fabrikgründer hier schwindsüchtige Schornsteine aufsteigen ließen. Zu jener Zeit bestand der Bahnhof Stralau-Rummelsburg aus zwei Wellblechhäuschen. Niemand traute ihm etwas zu. Dann wuchs er aber doch mit dem berühmten Rummelsburger Gänsemarkt, der die Straßen des Fleckens so zurichtete, daß er diesen sauberen Namen mit Fug verdiente. Und unerwartet dehnte sich der Bahnhof in die Länge und Breite, unerwartet für uns Westeuropäer, die nie daran gedacht hatten, daß aus der Kaiserresidenz nicht sowohl eine Weltstadt als eine Welt-Industriestadt werden könne. Heute sausen Züge unermüdlich neben uns, über uns, unter uns hin, ein Menschengedränge herrscht wie in der inneren Stadt, und noch immer werden neue Anlagen ausgeführt, allerneueste geplant. Die elende, weltverlorene Haltestelle, von der Anno dazumal nur fröhliche Spießbürgerfamilien und lachende Liebespaare niederstiegen, um sich in Stralau bei grünem Aal und Weißbier zu ergötzen, die einsame Haltestelle im wilden Osten ist zum Knotenpunkt des gesammten Berliner Arbeiterverkehrs geworden. Daß über diesen Bezirken die rothe Fahne weht und wehen muß, zeigt ein Blick auf die Züge. In den Wagen zweiter Classe würden sich heute noch Menschenfeinde wohl fühlen; dritter Classe fährt man stets mit doppelter Mannschaft. Dem Sonntags-Andrange gar würden selbst die erprobten Heerführer aus der Völkerwanderung hülflos gegenüberstehen.

Frankfurter Allee.

Ich habe an dieser Stelle wiederholt zu erklären versucht, weßhalb es so schwer ist, eine Psychologie Neuberlin's zu schreiben. Es giebt ja eigentlich gar keine Stadt, es giebt nur eine Provinz Berlin. Während Paris und London und Wien jedem Einwohner ein bestimmtes Gepräge verleihen und ihn mit dem specifisch Pariser, Londoner, Wiener Geist tränken, scheiden den Berliner des Ostens unübersteigbare Schranken von dem Mitbürger, der im Centrum oder im kleinbürgerlichen Süden beheimathet ist. Der Mann aus der Dresdner Straße wieder hat kaum einen Berührungspunkt mit dem Thiergarten-Anwohner. Das macht, Berlin ist zu rasch groß geworden, hat zu viele fremdartige Elemente verschlungen und sie noch nicht zu verdauen vermocht. Statt sich freundlich zu verschmelzen und ein organisches Ganzes zu bilden, haben sich die Zellen feindselig neben einander gelagert. Der eingesessene Berliner, dieser bei allen seinen Schwächen prächtige, weil unermüdlich und ehrlich arbeitende, genügsame Mensch, hat keinerlei innere Beziehung zu dem modernen Geldmagnatenthum und der posenisch gefärbten Protzerei, die sich selbst tout Berlin nennt und die draußen leider oft genug dafür gehalten wird. Er kennt auch die Arbeitermassen nicht, die er gemeinhin als „Streikbrüder“ abthut, und die für seinen Geschmack verhältnißmäßig viel zu viel Geld ausgeben. So hausen drei Völkerschaften auf dem begrenzten Raum der Riesenstadt neben einander, und an der Häuserbauart, an den Schanklocalen und Speisewirthschaften, den Gardinen der Fenster, den auf der Straße spielenden Kindern erkennt man ganz genau, welches Reich die sie alle — langwierig genug — verbindende Straßenbahn eben durchquert. Wenn jemals ein Ausgleich zwischen dem Berliner Mittelstand und der Industrie-Arbeiterschaft versucht worden ist, so vielleicht in der Frankfurter Allee, die in's Herz der Stadt hineinleitet, auf den Alexanderplatz. Der proletarische Anstrich unserer Vorstädte tritt hier ein wenig zurück; die Straßen sehen farbiger, die Häuser nicht ganz so lieblos hingemauert aus wie weiter oben im Norden. Freilich — die rothe Fahne rauscht auch hier vernehmlicher immer durch die Luft, und das Kennzeichen des soliden Kleinbürgerthums, der enge, sparsam beleuchtete Laden, verschwindet je mehr und mehr vor den mit elektrischen Sonnen behängten Waaren- und Credithäusern. Ein wirthschaftlicher Kampf, den unsere Politiker mit Theorien auskämpfen, wird hier in praxi geführt: leidenschaftlich, jäh, mit jener Erbitterung, welche die nagende Sorge um's tägliche Brod erzeugt.

Central-Viehhof.

Jetzt ist „der Abtheil“ gefüllt; Sitzplätze sind nicht mehr zu vergeben. Das junge Ladenmädchen mit der mannshohen Pappkiste, die den Gang so gründlich verstopft, daß Admiral Togo vor Port Arthur sich ein Beispiel daran nehmen könnte, die Huldin rückt verdrossen bei Seite. Der Cigarrenrauch beginnt sie zu belästigen. Ich kann's ihr nicht übel nehmen. Wenn gegen den Tod sonst schon kein Kraut gewachsen ist — dies Kraut ist ihm gewachsen. Sein Aroma entströmt beträchtlich herabgebrannten Stummeln, die von ihren glücklichen Besitzern, wetterharten Arbeitern mit ungeheueren Händen, argwöhnisch gehütet werden. Die Wackeren kommen just aus der Fabrik. Feierabendstimmung. Folglich „uzt“ und neckt man sich. Der zur Linken mit dem wunderbar eckigen Gesicht fragt sein Gegenüber immer wieder, ob Mutter am Bahnhof warte, und der Angegriffene rächt sich, indem er unaufhörlich „Apfelblümchen! Apfelblümchen!“ ruft. Wahrscheinlich ist der Freund vor Wochen einmal dem Alcohol untreu geworden und muß sich nun diesen groben Fehltritt ohne Unterlaß vorhalten lassen. Das Ladenbräutchen beginnt mit dem kichernden Graubart an ihrer grünen Seite ein galantes Gespräch. „Wenn Se in Weißensee aussteigen wirden, Kleene, denn wird' ick Ihnen det Paket draren.“ — „Die lassen Se man lieber, Sie mit Ihren wackligen Kopp! Da kennt' Ihre Olle mit'n Schrubber kommen!“

In der Ecke schlummern Zwei. Ein sehr blasser, sehr junger Commis und eine dicke Händlersfrau. Zwei Provinzler starren ängstlich nach ihren Köfferchen im Gepäcknetz. Sind sie heute erst in die tobende Maschine Berlin hineingeworfen worden oder wollen sie ihr mit leidlich heil gebliebenen Gliedern rasch wieder den Rücken kehren?

Landsberger Allee.

Mit den Namen der endlosen Straßen, die sich geradlinig wie Keile in den Horizont hineinschieben, waren ehemals freundliche Erinnerungen und Erwartungen verknüpft. Hier hatten, haben ja zum Theil noch die großen Brauereien ihre Schankgärten, und hier saß es sich gut an lauen Sommerabenden, die durch warmes Essen und kaltes Bier bei der gewissen beliebten Temperatur erhalten wurden. Ganz in der Nähe liegt der nun völlig umbaute Friedrichshain, von dessen Blumenbeeten ehedem aufstachelnde Düfte herzogen, wie Grüße verschollener Jugend. Und Weißensee, das jetzt zum Schrecken aller Schrecken geworden ist, wirkte in jener Zeit noch als echtes, derbes märkisches Idyll. Was hat die große Stadt aus all' der behaglichen Philisterei gemacht! Wer Berlin in Wahrheit und ganz kennen lernen will, nicht nur den herausgeputzten, glänzenden Ausschnitt der Friedrichstraße, der mische sich hier Morgens und Abends in's Getümmel, Morgens vor acht Uhr, Abends nach Neun. Das verwirrende Gedränge der Menschen wird übertrumpft durch die ungeheuere Ausdehnung der Wagenburg, die sich den Fahrdamm entlang wälzt. Als schiebe der Train eines Attila-Heeres vorwärts. In's schwache Leuchten der Lenzfrühe qualmt dick und dunkel Fabrikenrauch, den der feuchte Südwest, Regen verheißend, niederdrückt. Der widrige schwarze Dunst nistet sich überall ein, färbt die Häuser und die Menschengesichter grau, frißt das goldene Gelb aus den Sonnenstrahlen heraus.

Zu den Wagengenossen hat sich Einer mit seinem Hunde gesellt. Er hält den Köter wohl in dem Arm, sicher und warm. Trotz seiner unverkennbaren Verliebtheit in die Mißgeburt, die am ehesten noch als Bastard von Wolf und Krähe angesprochen werden könnte, fragt der Graubart roh, ob er heute Abend an der Mahlzeit theilnehmen dürfe. Gespickter Hund sei ihm aber lieber als mit Schmalz begossener. Der bleiche Commis fährt auf und lacht. So ganz unmöglich scheint's offenbar auch ihm nicht, daß die gute Creatur ihr Dasein in der Bratpfanne beschließe.

Genius loci . . .

Gesundbrunnen.

Schweren Schrittes steigen die Menschencolonnen die Bahnhofstreppen auf und nieder. Fünfstöckige Häuser, schnurgerade Straßen, so weit das Auge reicht; Rauchfahnen wehen drüber hin, Wahrzeichen und Mahnung zugleich. Die Feuer sprühen, die Hämmer pochen. Hier ist Berlin am fleißigsten, hier gönnt es sich die kürzeste Rast.

Vor dreißig Jahren machten unsere Eltern ihre sonntäglichen Kremser-Ausflüge nach dem Gesundbrunnen.

Alt-Bayern.

Es war in der Cuivre poli-Epoche, wo der Kunstsinn ganze Familien hinraffte und jeder braven Ehefrau die Renaissance-Einrichtung wichtiger deuchte als das sonntägliche Huhn im Topfe. Damals wandte man sich mit Verachtung von der armseligen Schlichtheit der Väter,

weiche Kienen-Möbel geistlos für Kienen-Möbel ausgegeben hatten; damals war Alles Eiche fournirt, und das Holz vom Fichtenstamm saß nur inwendig. Die Büfette prunkten mit angeleimtem Glanzschmuck, der florentinische Motive in's freie Hochdeutsch übertrug, und die angeleimte Säulenpracht machte jeden Kleiderschrank zum Tempel. Es war eine köstliche Zeit. Sie bescheerte uns außerdem die ersten modernen Stuckfassaden. Ich weiß es noch wie heute — wir zogen in feierlicher Karawane zur Leipzigerstraße, wo der neue „Geschäftspalast“ erglänzte. (Billiger als „Palast“ thut man's ja auch jetzt noch nicht.) So viel bunt bemalter Gyps reckte und streckte sich längs der Front in abenteuerlichen Formen, daß ihm Vergleich mit ihr die Marmorvergeudung in der Siegesallee als Harpagan-Knauserei erscheint. Ein schwirrendes Gewirr von Arabesken-Köpfen und ornamentirten Ecken, und nirgends ein Ruhepunkt für die Augen, nirgends der Versuch, zusammenzufassen und einen frohen Totaleindruck zu ermöglichen. Der angestaunte erste „Renaissancebau“ hat Schule gemacht. Auf allen anderen Gebieten der Kunst entfernt man sich ja mehr und mehr von dem Aufgedonnerten und dem Theaterbambast; nur die Architektur schwelgt noch in Unwahrheit und Gypsschwindel. Selbst gute Beispiele sind bisher außer Stande gewesen, die böse Sitte zu verderben. Gewiß, Berlins Straßen in ihrer unbedingten Geradheit, mit ihren nüchternen Perspectiven schreien nach freundlichem Zierrath. Doch die tobende Unruhe der Stuckfassaden giebt ihnen denn so wenig, wie verschnörkelte Giebel es thun. Der Weg zur Gesundung und zu jener Schönheit, die der norddeutschen Ebene angepaßt ist, führt über die Schlichtheit der Väter. Das scheußliche und verlogene Fournirholz muß fallen, draußen und drinnen.

In den öffentlichen Gebäuden, die keinen staatlich-amtlichen Zweck verfolgen, sondern dem gemüthlichen Lebensgenusse geweiht sind, hat sich denn der Rückschlag auch schon erfreulich geltend gemacht. Zwar lassen gerade die neuen Theater, das Haus am Schiffbauerdamm und die ehemaligen Ronacher-Hallen, vornehmes Maß und Ziel vermissen und renommiren noch mit grinsendem Talmi. Aber die ganz geschmackvolle Einrichtung der Räume von Kempinski z. B., die sich mit Nußbaum und Marmor begnügen und just damit einen sehr anmuthigen Eindruck erzielen, nicht minder die Ausstattung mehrerer Kaffeehäuser und sogar etlicher Bazare sind freundliche Versprechungen für die Zukunft. Unter diesen Umständen ist es allerdings doppelt bedauerlich, daß draußen im Westen, zumal in der wichtigen Potsdamerstraße, der alte Geist prahlerischer Prunksucht wieder auflebt und gleich drei Purzelbäume hintereinander schlägt. Unter dem Schirme Sternberg's, der jetzt zur Ehre Preußens französischer Staatsbürger geworden und sich nun im cercle des jeunes filles de Paris vergnügt, mit Sternberg's Gold hat man das Gewaltige vollbracht. Und wegen dieses Goldes in echtem Material. Gleichwie die Kirchen in sehr armen Gegenden von farbigem, schreiendem Flitter finrren und strotzen, damit das Elend sich wohlig in ihnen fühlt und gern in die gute Stube der Christenheit geht, genau so speculirt die moderne Prachtelei auf die Wochentags-Aermlichkeit unseres Mittelstandes. Wer zu Hause zwischen häßlichen Fabrikmöbeln sitzt und sich nur an graulichem Bilderkram aus Neu-Ruppin weiden kann, der begehrt überschwängliche Protzenkunst, Goldverschwendung, orientalischen Prunk, wenn er alle vierzehn Tage einmal oder auch nur alle Jahre einmal mit dem Logirbesuch aus Schneidemühl in's Weinhaus geht. Da können dann gar nicht Farben genug die Decke illuminiren, gar nicht Riesengemälde genug in halbmeterbreiten Goldrahmen die Wände bedecken; da muß jedes Ecklein mit Statuen bunten Anstriches vollgepackt sein und jeder Kronleuchter eine gedrängte Uebersicht der Schatzkammern von drei Jahrtausenden darstellen. Man will was sehen für sein Geld. Der Anblick des Spiegelsaales macht freilich selbst abgehärtete Banausen seekrank: hundert oder hundertfünfzigmal sieht der Trinker sein geliebtes Bild von dem ringsum drohenden, die Tapete ersetzenden Glas zurückgeworfen. Immerhin, im Weinhause mag solch' wildwestliche Geschmacklosigkeit zur Noth hingehen. Der Wein ist ja selber etwas Pamphaftes, Rothschildmäßiges — in den Augen derer, die nur selten einer Flasche den Hals brechen. Dem festlich-feierlichen Moment soll die Feierlichkeit der Umgebung entsprechen. Daß man nun aber auch das Bier in assyrisch-mittelalterlicher Herrlichkeit zu verzapfen beginnt und das Unternehmen „Alt-Bayern“ nennt, diese grelle Geschmacksverirrung sollte sehr lebhaften Widerspruch hervorrufen. Selbst bei den Localpatrioten, und bei denen vielleicht am meisten. Denn wir haben keinen Grund, uns durch Lächerlichkeiten Anderer lächerlich zu machen. Leider hat der Protest bisher fast ganz geschwiegen.

Ein durch Tabaksrauch und Alter mit Edelschmutz geschmücktes Gewölbe; wenn's hoch kommt, eine Trinkstube mit behaglicher Täfelung — das ist die Umwelt für den Bierverbrauch. An der Wand läuft die breite Bank hin, auf der die Ahnen im Glanz ihrer Lederhosen die Malzprobe machten; ein Käs, ein Rettich und ein Brotlaib, für schwelgerisch Veranlagte auch noch die unterschiedlichen warmen Würste — mehr sollte den Tisch nicht drücken. Robuste Bescheidenheit der Lebensführung gehört zum Bier. „Ein starkes Bier, ein beizender Tabak und eine Magd im Putz“ sind die Ideale sogar des Goethe'schen Biertrinkers. Und nun sehe man sich die sogenannte Märchenschönheit unseres Neuberliner Bierhauses Alt-Bayern an! Den eichenen Herzogssaal und den Zunftsaal lasse ich noch hingehen, obgleich diese Kinderlitzchen dem Gaste drohend immer wieder das Eine sagen, daß sie ihm seinen Trunk unnütz vertheuern. Aber die großen Bierhäuser in der Friedrichstraße sind mit schlechtem Exempel vorausgegangen. Sie geben allesammt Decoration; je mehr Decoration, desto genauer muß man sich den Eichstrich angucken. Was ihnen recht ist, mag indeß dem jungen Anfänger billig sein. Doch nun der Minnesänger-Saal! „Nee, Kinder, is des jroßartig!“ ruft Madame am Nebentisch, und aller Augen haften an der venezianischen Glasmosaik der Kuppeln, an den bunt bemalten Balkendecken, dem großen Bilde vom Sängerkrieg auf der Wartburg, den so unglaublich stylvollen Glasmalereien, welche den guten Wolfram von Eschenbach, den bedenklichen Tannhäuser, den Ofterdingen, auch Heinrich von Steier geheißen, die heilige Elisabeth und ihren gestrengen Onkel darstellen. Auf Säulen ruht das Dach, und auf was für Säulen! Bunter Marmor, der sich wie Onyx ausnimmt; jedes zweite Stück mit Glasmosaik reich verziert. Ein stolzer Raum, als Saal für Lyrikercongresse wie geschaffen, als Repräsentationshalle einfach gottvoll. Aber der Biertrinker im schlichten Gewande! Er muß ein recht dickes Fell haben, wenn ihn all' die Landgrafen und aristokratischen Poeten nicht geniren. Schwüler Speisedunst, Dampf von Sechs- und Siebenpfennig-Cigarren zieht um die Köpfe; ein Stimmengeschwirr, das hier häßlich wie Parvenügekrächz klingt, schnattert und rasselt. Ich bin gewiß, Niemand anders als Meister Oberländer hat das schlimme Attentat auf dem Gewissen. Vor Jahren schenkte er uns einmal die anschauliche Skizze eines erlauchten Rococosaales, dessen zierlich-fürstliche Einzelheiten er mit Menzel's eindringender Liebe gezeichnet hatte. Mitten innen saßen Excellenz der Herr Premierminister und hatten eine Schüssel voll warmer Blutwürste und eine Maß Bier vor sich stehen. Excellenz pflegten sich dies ihr Leibgericht allsonntäglich in tiefer Stille von dem vertrauten Kammerdiener besorgen zu lassen und dann bei doppelt verschlossenen Thüren zu verspeisen. Bei verschlossenen Thüren! So mag's leidlich scheinen. Der Berliner Minnesänger-Saal jedoch öffnet die Thore weit und brüllt nach den Massen.

Wenn wir in Berlin, unserer großen Vergangenheit ungeachtet, kein süffiges Bier mehr fertig bekommen, dann liegt's zum Theil an der Minnesängerei und den Glasmosaiken. Der Trinker wird dadurch abgelenkt; statt das Bräu zu kritisiren, führt er Kunstgespräche über den ravennatischen Styl, stuckirte Cassettendecken und die Unterschiede zwischen Monreale und Tempelhof. Ist es da ein Wunder, daß die Braumeister genauer auf die Würze der Maeterlinck-Legenden als auf die im Bottich achten? Alles zu seiner Zeit! Kunst ist gut, und Bier ist gut; aber die Kunst und das Bier sind nur da gut, wo sie nicht durcheinander gemischt werden.

Aus unseren Kunstsalons.

Bei Eduard Schulte, von dessen Raffaelli-Bildern hier neulich die Rede war, stellt im Oberlichtsaal die Münchener Luitpold-Gruppe aus. Der Eindruck ist nicht sonderlich aufregend. Nur etwa, daß Carl Marr mit seinem, für das Motiv übrigens allzu großem Gemälde Manchem eine Ueberraschung bereitet. In einem Kahn, der in der Mitte durch den Rahmen quer durchschnitten wird, sitzt in stiller Abendstunde ein junges Mädchen und liest. Ein brennend rother Abendschein fällt auf den Kahn und das Mädchen, während das Wasser des fast reglosen Sees und das Schilf im Vordergrund nur einen schwachen Abglanz zeigen und das jenseitige bewaldete Ufer in einem kühlen Graublau daliegt. Das Bild ist von stark decorativer Wirkung, aber auch von mittheilsamem Stimmungsgehalt. Unter den Malern des Figürlichen sonst noch begegnet man natürlich Walter Firle, Walter Thor, der übrigens schon minder Trockenes zu zeigen gehabt hat, als die diesmaligen Studienköpfe, Harburger, v. Bartels, die alle neue Bilder, aber nichts Neues geben. Es ist die bekannte gute specifisch „Münchener“ Malerei, die sie vertreten. Philipp Schaefer und Walter Geffeken kommen uns „antik“, nicht in den Ausdrucksformen, die bei Jenem mehr im Styl der Renaissance, bei Diesem mehr im Geschmack eines neuzeitlichen Classicismus gehalten sind, sondern in den Motiven, dort in Allegorien, die die „vier Elemente“ behandeln, hier in einer „Entführung Europas“ und in Götter-Liebesgetändel.

Auch von den Landschaftern, von Peter Paul Müller, Hermann Urban, Otto Ubbelohde, Fritz Baer gilt das Wort: gut, aber nicht besonders eigenartig. Immerhin ist Baer's Hochgebirge von imposanter Wirkung, obschon diese einheitlicher sein könnte. Das erzielt Hermann de Suire in seiner großen Winterlandschaft. Eine besondere Erwähnung verdienen der feinsinnige Karl Kästner mit einem äußerst stimmungsvollen winterlichen Weidenbach, wo das tiefdunkle Wasser und das schneeige Ufer ganz famos „zusammengekriegt“ sind und Franz Hoch mit gut aufgefaßten und eigenartig gegebenen Herbstmotiven.

* * *

Einer Gruppe auch begegnen wir im Künstlerhause. Einer Gruppe von Malerinnen, die man als die „Secessionistinnen“ bezeichnen kann. Es herrscht da viel Leben, das sich mitunter auch recht ungeberdig giebt. Unter allerlei von französischen und deutschen Impressionisten Angeregtem ragt weit empor die starke Eigenkunst einer Käthe Kollwitz, die mit ihren flüchtigen und doch so charaktervollen Zeichnungen, namentlich Kinderstudien, weitaus das Beste in diesem Raume giebt. In einigem Abstande von ihr wären zu nennen die feine Coloristin Olga von

Boznanska, von der u. A. namentlich ein gutes Knabenbildniß und die Bildnisse eines alten Herrn und eines Clavierspielers zu sehen sind, die Pariser Marke etwa von der Art des Bastien-Lepage zeigen, sowie die vielversprechende Landschafterin Eva Stort-Berlin, die einmal auch dem Spreewald andere Motive abzugewinnen weiß, als die üblichen, nur allzubekannten. Hedwig Weiß sucht in Stillleben und figurenbelebten Interieurs Liebermann zu überliebermännern, und Ida Gerhardi deckt über Besnard'sche Farbenekstasen den Schleier der Henner und Carrière. Zwei Selbstporträts von Clara Siewert zeigen die Künstlerin in heißem Kampf um unanfechtbare impressionistische Ausdrucksmittel. Die Pariserin Maria Slavona hat schon viel Bedeutenderes gegeben als diese „Katzen“, während das Lübecker Straßenbild sie von einer neuen, nicht uninteressanten Seite zeigt. Esther Booth stellt u. A. ein äußerst häßliches Blumenstück — Rittersporn und Feuerlilie — aus.

* * *

Im Raum vor dem Damenzimmer, zwischen diesem und dem Lenbachsaal, sieht man gern 14 Studien nach Bildern von Professor Friedrich Kallmorgen, dem Hochschullehrer, der jüngst zum Mitgliede der Academie gewählt worden ist. Man freut sich auf's Neue, daß diese Kraft dauernd für Berlin gewonnen worden. Ich habe ihn in seiner ganzen Vielseitigkeit vor Jahr und Tag hier eingehend geschildert. Er beweist sie auch jetzt wieder mit seinen Hamburger Sonnenglanz-Morgen- und Abenddämmerungsmotiven, die gleichzeitig Ausschnitte aus dem Schiffer- und Arbeiterleben auf der Elbe sind, mit dem feinen Dresdner Brückenmotiv, dem Stücke herbstlicher Heide, in die wie über rothe Dächer und gelbe Bäume hinausblicken, den Holzfällern im Eichenwalde, dem winterlichen Kirchgang in Galizien und anderen Bildern noch, die alle einen sehr feinen Farbensinn und eine sehr kräftige Vortragsweise gemein haben.

J. Norden.

Notizen.

Von den „Documenten des modernen Kunstgewerbes“, herausgegeben von Dr. Heinrich Pudor unter Mitwirkung von Prof. Dr. Lichtwark u. A., liegt nunmehr das dritte Heft der Serie B Goldschmiede- und Metallarbeiten vor. Es macht in seiner vornehmen Ausstattung, diesmal in schwarz Mohairumschlag, einen glänzenden Eindruck und läßt erkennen, daß der Verlag bestrebt ist, mit jedem folgenden Heft Besseres zu bieten. Die schönsten Geschmeide und Bronzen aus dem letzten Pariser Salon von Laporte-Blairsy, Boutet de Monvel, Lalique, Mangeant 2c. kommen in den mustergiltigen Abbildungen prächtig zur Geltung. Von deutschen Arbeiten interessiren besonders die Ehrengeschenke der Stadt Düsseldorf an ihren Oberbürgermeister. Auch zwei Porträts enthält das Heft, dasjenige Lalique's, des Meisters der Goldschmiedekunst und dasjenige Engelbert Kayser's, des Begründers des Kayserzinnes. Aus dem textlichen Inhalt sei erwähnt: „Etwas über Bronzetechnik“, „Was muß man von den Edelsteinen wissen“, „Alte und neue Schmuckformen“ 2c. Der Preis des Heftes ist 3 Mk. Das Abonnement für die einzelne Serie 11 Mk. (Verlag in Berlin, Winterfeldtstraße 25.)

Flammenzeichen. Ausgewählte Zeitgedichte von Hugo E. Jüngst. (Dresden-Blasewitz, Verlag der „Deutschen Literatur- und Kunstzeitung“.) Zeitgedichte im edelsten Sinne des Wortes, dichterische Ergüsse eines ringenden und strebenden, von vielen Erscheinungen der Gegenwart unbefriedigten und niedergedrückten, aber voll begeisterter Hoffnung die Flammenzeichen der Zukunft deutenden Geistes. Der Zahl nach gering, umfassen die Gedichte doch inhaltlich außerordentlich viel und sind, was die Form angeht, ein vollgiltiger Beweis dafür, daß ein reicher Inhalt nicht nothwendig eine nachlässige Form bedinge oder gar die Form zersprengen müsse, um in Gedankenstriche, Punkte und Ausrufungszeichen auszulaufen.

Das Seidene Buch. Eine lyrische Damenspende von Otto Julius Bierbaum. Mit 12 Vollbildern von Hans Thoma und Ornamenten von Peter Behrens. In Seide gebunden 6 Mk. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.) Ein der deutschen Frauenwelt gewidmetes lyrisches Tagebuch bietet dieser prächtige und intime Band, der sich mit seiner zierlichen, reichen und originellen Ausstattung hervorragend zu Geschenkzwecken eignet. In fast zweihundert Gedichten breitet darin Otto Julius Bierbaum seinen Reichthum an ernsten und heiteren Klängen, an schmerzlichen Visionen und farbenfrohen Bildern, an schlichten und an kunstvollen Weisen aus. Die den Band zierenden zwölf Bilder Hans Thoma's dürfen als eine classische Auswahl aus dem Werk des Meisters bezeichnet werden, und die Farbe, die den Reproductionen fehlt, scheint auf sie von den Gedichten auszuströmen, zu denen, oft in directer Anregung, der Maler den Poeten begeistert hat. Einen ferneren Schmuck des Buches bilden die von Peter Behrens gezeichneten zierlichen und schönen Ornamente. Eine ganz eigenartige buchgewerbliche Neuheit ist der seidene Einband, von dem das Buch seinen Namen bekommen hat; der Stoff mit dem Titel wurde nach einem ebenfalls von Peter Behrens hierfür entworfenen Muster gewebt. So stellt nun dieses reizende Buch nach Ausstattung und Inhalt eine „Damenspende“ dar, die überall bei Mann und Weib willkommen sein wird.

Hektor Berlioz. Literarische Werke. Erste Gesammtausgabe. 5. Band. Briefe an die Fürstin Carolyne Sayn-Wittgenstein und an Frau Estelle Fornier. (Breitkopf & Härtel, Leipzig.) Die Veröffentlichung der Berlioz'schen Schriften schreitet mit erfreulicher Schnelligkeit fort, und die Freunde des französischen Meisters werden auch an diesen Bänden ihre Freude haben. Der Titel des fünften Bandes sagt schon genug, und es ist nicht nöthig, auf den Inhalt der Briefe näher einzugehen. Daß sie nach jeder Richtung hin anregend wirken, dafür bürgt der Name des Schreibers: die Bildnisse beider Damen, an die sie gerichtet sind, werden Vielen eine angenehme Zugabe sein. Band 9 enthält kritische Abhandlungen über dramatische Werke deutscher und französischer Meister und zeigen in jeder Zeile den scharfsinnigen, geistreichen und für alle wahre Kunst begeisterten Meister. Es ist eine Freude, dem Verfasser zu folgen, selbst wenn man einmal mit seinem Urtheile nicht übereinstimmt.

Taubenflug. Roman von Lucy v. Hebenlanz-Kaempfer. (München, Allgemeine Verlags-Gesellschaft m. b. H.) In anregender und spannender Form erzählt uns die Verfasserin eine Reihe interessanter Lebensschicksale. Anfangs ist es nicht leicht, sich unter den vielen Gestalten, die sie auftreten läßt, zurecht zu finden, doch scheint es um so bewundernswerther, wie geschickt geheime Fäden von Einem zum Andern geknüpft werden, bis das Ganze zuletzt ein oft licht, oft dunkel gefärbtes Bild des wechselvollen Lebens giebt. Von all' diesen Personen hebt sich die lichte Idealgestalt der Heldin Hildegard besonders reizvoll ab, die, nachdem sie selbst so viel Menschen Freude gebracht hat, endlich das ersehnte Glück an der Seite des Geliebten findet. — Auch sociale Probleme aller Art sind mit hinein verflochten, und für Viele wird das Buch durch den christlichen Geist und sittlichen Ernst, von dem es getragen ist, von besonderem Werthe sein.

Den vielen Freunden des gemüth- und humorvollen Erzählers Heinrich Seidel wird es willkommen sein, zu erfahren, daß auch Seidel's „Gedichte“ jetzt in einer Gesammtausgabe vorliegen. (Cotta Nachfolger, Stuttgart und Berlin.) 8°. 343 S. Das heitere und doch rührende Gedicht „Die Musik der armen Leute“ und den urdrolligen „Eiersegen“ werden schon Viele recitiren gehört haben — aber diese Schöpfungen kennzeichnen nur die Art einer einzigen Abtheilung aus dieser Sammlung, die einen geradezu wunderbaren Reichthum an Zartem und Feinem, Ernstem und Tiefsinnigem wie an Lustigem und übermüthig Komischem birgt. Hier eine kleine Probe:

Die Waise.

Was sinnst Du, kleines Mädchen?
„Ich bin so ganz allein.“
Wo ist denn Deine Mutter?
„Sie liegt schon unterm Stein.“
Was horchst Du in die Ferne?
„Hört Ihr denn nicht das Lied?“
Ich hör' ein Bienensummen,
Das durch die Wipfel zieht.
„O lieber Herr, seid stille,
Daß Ihr das Lied nicht stört!
Meine Mutter singt im Grabe:
Ich hab's schon oft gehört.“

Meyer's Großes Conversations-Lexicon. Der eben erschienene 5. Band des prächtigen Nachschlagewerks bietet eine Fülle von instructiven Aufsätzen besonders auf dem Gebiet der Elektricität, die durch einen mustergiltigen Illustrationsapparat wirksam gehoben werden. Interessant sind auch die dem Gebiet der Wirthschaftskunde angehörigen Artikel über das Eisenbahnwesen, das Verkehrswesen, die Versicherung, Verwaltung, die Hygiene u. s. w. Meisterhaft hergestellt sind die Kunstblätter zum Artikel „Entwickelungsgeschichte“. Sie gehören zu den feinsten Druck-Erzeugnissen, die bisher geliefert wurden.

Zur gefälligen Beachtung.

Alle **geschäftlichen** Angelegenheiten, besonders die Versendung von Beleg-Exemplaren, die Honorirung u. dgl., erledigt **ausschliesslich** der **Verlag**, Berlin W 57, Katzlerstr. 4 I. Man wolle bezügliche Anfrage **nur an ihn** richten.

Dagegen sind Manuskripte, Bücher, redactionelle Anfragen etc. stets an **Richard Nordhausen**, Berlin W 30, Gleditschstr. 6, zu senden. Für pünktliche Erledigung kann sonst nicht Gewähr geleistet werden.

Bismarcks Nachfolger.

Roman
von
Theophil Bolling.

Volksausgabe.

Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Caprivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom

Verlag der Gegenwart,
Berlin W. 57.

In unserm Verlage erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der König von Babel.

Ein Epos
von
August Sturm.

Auf der Höhe.

Neue Lyrik
von
August Sturm.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter), Hamburg.

Seltene Gelegenheit!

Verlag von Wilhelm Hertz in Berlin.

Soeben erschien:

Georg von Bunsen.

Ein Charakterbild aus dem Lager der Besiegten, gezeichnet von seiner Tochter

Marie von Bunsen.

22 Bogen Oktav.

Mit Buchschmuck von Marie von Bunsen und einem Porträt in Heliogravüre.

Geheftet 6 M. Gebunden 7 M.

Bismarck im Urteil seiner Zeitgenossen.

Hundert Original-Gutachten v. Freund u. Feind: Björnson Brandes Büchner Crispi Dahn Daudet Egidy Fontane Groth Haeckel Hartmann Heyse Jordan Kipling Leoncavallo Lindau Lombroso Meschtscherski Nigra Nordau Ollivier Pettenkofer Salisbury Sienkiewicz Simon Spencer Spielhagen Stanley Stoecker Strindberg Suttner Wildenbruch Werner Zola u. v. A.

Eleg. geh. 6 Mk. vom **Verlag der Gegenwart,** **Berlin W. 57.**

Verlag von **Roßberg & Berger** in **Leipzig.**

Soeben erschien:

Geschichte der Nationalökonomie u. des Sozialismus.

Von

Dr. **Karl Walcker,**

Privatdozenten der Staatswiss. an der Univ. Leipzig, ordentl. Mitglied der Internationalen Vereinigung für vergleichende Rechtswiss. und Volkswirtschaftslehre zu Berlin und der American Academy of Political and Social Science.

Fünfte, völlig umgearbeitete Auflage.

Preis 4 Mk.

Der bekannte Verfasser berücksichtigt besonders die **neueste Litteratur Europas und Amerikas.**

Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Soeben wurde vollständig:

Felix Dahns sämtl. Werke poet. Inhalts.

Neue Folge.

15 Liefgn. zu je 1 Mk. oder 4 Bde. zum Preis von 15 Mk.

Inhalt: Band I: 1. Sigwalt und Sigridh. 2. Stilicho. 3. Der Vater und die Söhne. Band II: 1. Am Hof Herrn Karls. 2. Herzog Ernst von Schwaben. 3. Fünfzig Jahre. 4. Meine welschen Ahnen. Band III: Walhall. Band IV: Kaiser Karl und seine Paladine.

Diese neue Folge ist ganz selbständig; sie bildet ein vaterländisches Festgeschenk, zumal an solche, welche die Hauptausgabe besitzen. Die Dahnschen Werke sind und bleiben ein nationaler Hausschatz, der überall mit Freuden willkommen geheißen wird.

Kgl. Bad Oeynhausen.

Sommer- u. Winter-Kurort. Stat. d. Linien Berlin-Köln u. Löhne-Hildesheim. Sommersaison v. 15. Mai bis Ende Sept. Winterkur vom 1. Okt. bis Mitte Mai. **Kurmittel:** Naturw. kohlens. Thermalbäder, Soolbäder, Sool-Inhalatorium, Wellenbäder, Gradirluft, Medico-Mechan. Zanderinstitut, Röntgenkammer, vorzügl. Molken- u. Milchkuranstalt. **Indicationen:** Erkrankungen der Nerven, des Gehirns u. Rückenmarks, Gicht, Muskel- u. Gelenkrheumatismus, Herzkrankheiten, Skrophulose, Anämie, chron. Gelenkentzündungen, Frauenkrankh. ꝛc. Kurkapelle: 42 **Musiker**, 120 Morgen Kurpark, **eigenes Kurtheater**, Bälle, Konzerte. Allgemeine Wasserleit. u. Schwemmkanalisation. Prosp. u. Beschreibung übers. frei die **Kgl. Badeverwaltung.**

In unserem Verlag ist erschienen:

Die Gegenwart.

General-Register 1872 — 1896.

Erster bis fünfzigster Band.

Mit Nachträgen 1897—1900. Geh. 5 ℳ

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart“, sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

Verlag der Gegenwart.
Berlin W 57.

Träumereien eines Nachtwandlers.

Dichtungen
von
Otto Promber.

Preis Mk. 1.—.

Zu beziehen durch **M. O. A. Promber, Zittau i. Sa.**

Im reichsten Bilderschmuck und Prachtband.

Deutsch Capri

in Kunst, Dichtung, Leben.

Von **Johannes Proelß.** ℳ. 8,—.

Reizvollste Schilderungen deutschen Lebens auf Capri sonst und jetzt. Zeitgemäße **Festgabe.**

Letzteres gilt auch von:

Allmers Röm. Schlendertage. ℳ. 7.
Barth Ital. Schenkenführer. ℳ. 1.
v. Dalwigk Rom u. Athen. ℳ. 3.
Roland Ital. Landschaftsbilder. ℳ. 4.
Salomon Süditalien. ℳ. 4.
Zabel Europ. Fahrten. 2 Bde. ℳ. 12.
Zacher Röm. Augenblicksbilder. ℳ. 4.

Verl.: **Schulzesche Hofbuchhandlung Oldenburg.**

Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W 30, Gleditschstr. 8; Expedition: Berlin W 57, Kaiserstr. 41. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 17. Berlin, den 23. April 1904. 33. Jahrgang. Band 65.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. | Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. | Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt:

Die Verwaltungskosten in den verschiedenen Bundesstaaten.

Ein Beitrag zu den Nachtheilen der Kleinstaaterei.

Von Kurd von Strantz.

Das kleindeutsche Reich hat seinen Gliedern die directen Steuern überlassen, während es selbst die Zölle und Verbrauchsabgaben beansprucht und zu seinem Bedarf aufzehrt. Die Wehrmacht verschlingt naturgemäß den Löwenantheil der Ausgaben. Leider kosten dem Reich z. B. unnütze Behörden, wie das Reichsjustizamt und das Reichseisenbahnamt Geld, da die Voraussetzungen ihrer Errichtung theils fortgefallen (Abschluß einer zwar noch lückenhaften Rechtseinheit), theils nicht eingetreten sind (Ausbleiben einer Reichsbahn). Die Einzelstaaten sind zur Bestreitung ihres Haushaltes auf die unmittelbare Steuerkraft ihrer Unterthanen angewiesen. Nur Preußen hat großstaatliche Verhältnisse und genügt sich selbst. Die größeren Mittelstaaten Bayern und Sachsen haben freilich die Größe und Einwohnerzahl der deutschen Außenlande Belgien, Schweiz und Holland, stehen aber wegen der schweren Kriegslast ungünstiger da. Die beiden Niederlande sind außerdem reiche Gemeinwesen mit überseeischen Besitzungen. Die arme Schweiz wird bei einträglichem Fremdenverkehr mit der sparsamen Einfachheit der alten bäuerlichen Eidgenossenschaft verwaltet, was freilich nur in den engen Alpenverhältnissen möglich ist. Uebrigens schützen lediglich die Eifersucht der Großmächte und jetzt auch ihr erstarktes deutsches Mutterland ihr selbstständiges Dasein.

Schon Württemberg ist nicht bevölkerter als der oberschlesische Regierungsbezirk und Baden kleiner als Berlin. Die Kleinstaaten sind sämmtlich kleiner als preußische Regierungsbezirke und selbst die größten nicht stärker bevölkert als preußische Industriestädte und besonders große Landkreise. Der Begriff Staat ist bei diesen zufälligen dynastischen Gebilden nur formell anwendbar, da der Inhalt eines entsprechenden öffentlichen Lebens fehlt. Freilich übersteigen bereits bei den größten Bundesstaaten die staatlichen Anforderungen die einheimischen Kräfte. Entweder wird ein solches Gemeinwesen seinen staatlichen Ausgaben nicht gerecht oder die Steuerkraft des Landes wird erschöpft. Waldeck ist bereits staatlich entmündigt und unter preußischer Fürsorge, leider auch auf preußische Kosten, womit die eine Bundesrathstimme etwas theuer erkauft ist. Der kleinfürstliche Stolz ging freilich Anfangs so weit, auch noch die fernere Bundesrathsvertretung zu beanspruchen, also gelegentlich gegen Preußen zum Danke für seine Hülfe zu stimmen. Der Lippe-Detmold'sche Landtag hat inzwischen ernstlich erwogen, ob er auch nicht die preußische Verwaltung erbitten soll, aber der nachbarliche Großstaat ist keine Versorgungsanstalt für unvermögende Kleinstaaten. Reichsland oder preußische Einverleibung müssen daher künftig die beiden Möglichkeiten sein. Braunschweig hat sich ganz gut ohne Herrscherhaus beholfen, und Bismarck's Gedanke war die Schaffung eines neuen leistungsfähigen Reichslandes, eine Absicht, die anscheinend selbstsüchtige, im Ausland entstandene dynastische Anschläge zu vereiteln drohen.

Die thüringischen Staaten haben nur durch eine großherzige Privatschenkung den Fortbestand der berühmten Jenaer Hochschule sichern können, wobei noch Weimar als Landesherrschaft besonders belastet ist, und eine Gewähr für die Zukunft konnte gerade der großherzoglich sächsische Finanzleiter nicht übernehmen. Diesen Kleinstaat ausgenommen, fallen die nächstkleineren Bundesfürstenthümer in cultureller Beziehung überhaupt aus, da derartige Staatspflichten über ihr geldliches Vermögen gehen und sie solche daher den größeren Genossen überlassen müssen. Aber diese Uebernahme von Bildungsausgaben für fremde Staatsangehörige ist auf die Dauer unzulässig. Auch hier gilt der Grundsatz: „Wer nicht will deichen, der muß weichen“, wer die culturellen Verbindlichkeiten des modernen Staatslebens nicht erfüllen kann, hat den Anspruch auf staatliches Sonderdasein verwirkt und muß im größeren Ganzen aufgehen. Aber die meisten Bundesstaaten können bei der Theuerkeit ihrer unverhältnißmäßig großen Verwaltung, die eben die staatliche Unabhängigkeit bedingt, auch künftig für höhere Staatszwecke die erforderlichen Mittel nicht aufbringen. Die folgenden Ausführungen sollen zahlenmäßig die ungünstige Lage der außerpreußischen Bundesstaaten mit Beziehung auf die Höhe ihres Verwaltungsaufwandes gegenüber den Staatsleistungen beweisen.

Das dynastische Gepräge der Bundesstaaten, die keineswegs den Stammesunterschieden ihre geschichtliche Entstehung verdanken, zeigt sich schon in der Civilliste für das Herrscherhaus. Handelt es sich bloß um das staatlich verwaltete Hausgut der Landesherren, so erübrigt sich ihre Erörterung

bei den Staatsausgaben. Aber selbst in Preußen kommt auch Staatsbesitz in Frage, da sich unter den Liegenschaften des Staates reine Staatsgüter und aus früherer Zeit anheimgefallene Lehen sowie reichsfreie Besitzungen befinden, die niemals als Eigenthum des Landesfürsten angesprochen werden können. Die preußische Domänenrente ist jedoch angemessen und wäre ein weiterer, bisher fehlender Reichsbeitrag für den Kaiser als solchen keineswegs eine übertriebene Forderung. Schon bei Bayern ändert sich das billige Verhältniß. Bei 35 Millionen Einwohnern beträgt die königl. preuß. Domänenrente 15719296 Mk., während sich die bayerische Civilliste bei bloß 6,2 Mill. auf 5402475 Mk. beläuft. Gerade in Bayern ist das Staatsgut in viel erheblicherem Maße reiner Staatsbesitz wie in Preußen, da bei der großen Heimramschung in der Rheinbundszeit das damals so kleine und unwirthliche Bayern Napoleon's Gnade reichlich genossen und dabei fremdes Staats- und besonders Kirchengut in großem Umfang verspeist hat, was dem bayerischen Staate durchaus zu gönnen ist. Das Stammland Bayern ist übrigens ein armes Land. Die Kunststadt München haben die opferwilligen Könige nur zum Theil aus ihrer Civilliste geschaffen. Die unzulässige Ersparniß am Heer bildet den höchsten Zuschuß zu den Kunstbauten und -sammlungen. Bei Sachsen tritt das Mißverhältniß noch mehr hervor. Die Erinnerung an die polnische Herrlichkeit und den früheren doppelten Umfang des albertinischen Landes bildet die Erklärung. Das nachstehende Zahlenbild erläutert am besten die Beziehung der Landesgröße zu der fürstlichen Civilliste:

Sachsen	Bevölker. rund	4210000,	Civilliste	4168256 M.
Württemberg	" "	2170000,	"	2017778 "
Baden	" "	1870000,	"	1480269 "
Hessen	" "	1120000,	"	1270142 "
Mecklenburg-Schwerin .	" "	608000,	"	sog. Haushaltsgüt.
Braunschweig	" "	465000,	"	1125323 M.
Oldenburg	" "	400000,	"	655000 "
Weimar	" "	363000,	"	1020000 "
Anhalt	" "	317000,	"	Staats- u. Hausgt. getrennt
Meiningen	" "	251000,	"	394286 M.
Gotha	" "	230000,	"	300000 " u. d. Hälfte d. Eink. der Kammergüter
Altenburg	" "	200000,	"	²/₃ d. Einkünfte des Kammergutes
Reuß j. L.	" "	140000,	"	getrennt
Lippe-Detmold	" "	140000,	"	Kammergutsertr., wovon 80000 Mk. f. Staatsbedürfn.
Mecklenburg-Strelitz .	" "	103000,	"	sog. Haushaltsgüt.
Schwarzburg-Rudolst.	" "	94000,	"	304667 M.
Schwarzbrg.-Sondersh.	" "	81000,	"	500000 "
Reuß ä. L.	" "	70000,	"	getrennt
Waldeck	" "	58000,	"	Kammerguts-nutzung.
Lippe-Schaumburg . .	" "	44000,	"	Kammergut, wovon 200000 f. das Land abgehen.

Die auffällige Ungleichheit ist in einigen Fällen sicherlich in dem größeren Hausvermögen der einzelnen landesherrlichen Familien begründet. Bei Württemberg, Baden und Hessen haben jedoch erst der neue Glanz von Napoleon's Gnaden und die Rangerhöhung die unverhältnißmäßige Steigerung dieser Staatsausgabe hervorgerufen. Bei Weimar kann ich aus persönlicher Kenntniß die Herkunft des Kammergutes dahin beurtheilen, daß der ursprüngliche Hausbesitz nur klein war. Die Wettiner haben sich überhaupt häufig gewaltsam bei Begründung ihrer landesherrlichen Gewalt durch Friedrich den Freidigen die Güter ihrer standesgleichen dynastischen Genossen angeeignet, wie dies bei meiner Familie, den hochfreien Edelherren Strantz v. Tüllstedt, der Fall ist, deren Stammsitz Döllstedt (alt Töllstedt) sich noch heute als unrechtmäßig heimgefallenes herrenloses Gut im Gothaischen Staatsbesitz befindet. So beraubten die Wettiner den einen Zweig der Schwarzburger, die Grafen v. Käfernstein, ihres Besitzes und zogen ihn als erblos ein, obwohl der andere Zweig noch heute blüht. Jedenfalls waren diese Güter landesherrlicher und nicht persönlicher Hausbesitz. Die Weimarische Domänenrente ist also geschichtlich in ihrer Höhe ungerechtfertigt. Freilich hat nicht nur zur Goethezeit, sondern noch in der Gegenwart gerade dieses Haus in vornehmster, edeldenkender Pflichterfüllung aus den Mitteln der heimgegangenen holländischen Großherzogin alljährlich beträchtliche Mittel für das Land geopfert. Aber schon jetzt ist ein Umschwung eingetreten, der beweist, daß die Bemessung der Civilliste dem wirklichen Hausgut und der Steuerkraft des Landes angepaßt sein muß, aber nicht einer vielleicht vorübergehenden fürstlichen Opferwilligkeit zu Liebe gesteigert werden darf.

Die Gothaer Demokraten belohnten die liberale Gesinnung des Herzogs nach 1848 mit der gänzlichen Auslieferung des Kammergutes. Der gegenwärtige Regierungsverweser hat die dem Lande durch den eigenen Willen seiner sonst so fürstenfeindlichen Vertreter zugefügte Unbill nunmehr wieder gutgemacht, doch erscheint das Abkommen noch zu ungünstig für das immerhin arme Land, wie ein Vergleich mit Meiningen zeigt. Natürlich darf man nicht vergessen, daß selbst die kleineren Höfe den betreffenden Ländchen und Residenzen viele Vortheile bringen, die im Großstaat nur der Hauptstadt zufließen. Das patriarchalische und nahe Verhältniß in diesen winzigen Gebieten gestattet, manche Thräne zu trocknen, die sonst unbemerkt geblieben wäre. Die schlimme Kehrseite der Kleinstaaterei liegt daher auch vornehmlich im rein staatlichen Bereich, wo der Kostenaufwand mit der Leistung im Widerspruch steht. Beginnen wir mit dem Zwerge unter den Bundesstaaten. Schaumburg hat die Größe eines preußischen Kreises und würde von einem Landrath mit 1200 Thlrn. Gehalt regiert werden. Für dieses Gebiet würden auch sonstige Mehrkosten in höheren Stellen nicht erwachsen, wenn es dem Nachbarstaate angeschlossen würde. Jetzt zerfällt es in 2 selbstständige Städte und 2 Kreise unter einem Ministerium mit folgendem Apparat: 1 Minister 9000 Mk., 3 Räthe zu 4800—7200 Mk.; ein eigenes Landgericht, dessen Präsident 7000, dessen Director 6400, dessen 5 Richter 3000—6000, dessen Staatsanwalt 33—6300 Mk. Gehalt beziehen. Aus sachlich bedenklicher Sparsamkeit behilft man sich mit 3 Assessoren in etatsmäßigen Rathsstellen, was ja leider auch in Preußen vorkommen soll. Hierzu treten noch 2 Amtsgerichte mit 3 Amtsrichtern und 2 Assessoren. Ja das Fürstenthum besitzt in Gemeinschaft mit dem so weit entlegenen Oldenburg ein eignes Oberlandesgericht. Was ein Landrath und 2 Amtsgerichte leisten, wird in diesem Staatswesen mit einer jährlichen Ausgabe von 638856 Mk. bei unzulänglicher Besoldung der einzelnen Beamten bestritten, die sich freilich auch nicht überarbeiten werden.

Man sollte meinen, daß in Folge des Gerichtsverfassungs-Gesetzes und der einheitlichen Rechtsprechung wenigstens das Gerichtswesen durch Zusammenlegung benachbarter Hoheitsgebiete, wie dies in Thüringen auch geschehen ist, die schweren Gebrechen der übertriebenen Beamtenzahl und unnützer Amtsstellen nicht aufweisen würde. Weit gefehlt! Der zweitgrößte Bundesstaat erhält trotz reichsgesetzlicher Aufhebung des bayerischen Civilrechts das oberste Landesgericht aufrecht, während Preußen seine viel zahlreicheren Landessachen einfach dem Berliner Kammergericht überwiesen hat. Dieser bayerische Stolz kostet jährlich allein an höheren Beamten: 1 Präsident mit 12600 Mk., 2 Senatspräsidenten mit 8 bis 9000 Mk., 19 Räthe mit 6600 Mk., 2 Staatsanwälte mit 9000 Mk. und 2 Obersecretäre mit 4300 Mk. Gehalt, eine geradezu unerhörte Beamtenverschwendung — ganz abgesehen vom Unterpersonal und den sachlichen Kosten. Oldenburg hat für 818434 Gerichtseingesessene 2 Landgerichte und ein besonderes Oberlandesgericht, während das 1. Berliner Landgericht fast 2 Mill. Gerichtseingesessene zählt. Der Oldenburger höchste Gerichtshof zählt daher auch nur einen Senat mit 5 Räthen. Der Oberstaatsanwalt ist sogar nur nebenamtlich beschäftigt, während 2 Staatsanwälte im Hauptamt

5100 Mk. erhalten. In Reuß ä. L. herrscht nothgedrungen der reichsgesetzlich und schon vorher längst verbotene Zustand, daß der Amtsrichter in Burgk zugleich die landräthlichen Geschäfte besorgt. Andererseits erhält Weimar aus örtlichen Gründen für die fränkische Enclave Ostheim, ein Landstädtchen mit ein paar Dörfern, ein eignes Amtsgericht, statt es dem nächsten bayerischen Gerichtssprengel anzugliedern. Die bayerischen Oberlandesgerichts-Bezirke sind viel zu klein und entspringen lediglich einer kostspieligen Großmanassucht, die aber dem bayerischen Steuerzahler theuer zu stehen kommt.

Das Uebermaß des Beamtenaufwandes tritt jedoch ersichtlich am schärfsten in der Verwaltung hervor. Die bayerischen Bezirksämter umfassen bloß die Hälfte der neuen westlichen und gar nur ein Drittel der altpreußischen Kreise, sind aber regelmäßig mit 2 höheren etatsmäßigen Beamten besetzt. Der preußische Landrathsassessor ist bisher noch eine vereinzelte Erscheinung. Daß er freilich nicht fest angestellt und häufig unbesoldet ist, beweist leider den Vorzug der bayerischen Anstellung. Die bayerische untere Verwaltungsbehörde führt auch die Ortspolizei, die in Altpreußen den Amtsvorstehern, in den neuen Provinzen und den meisten übrigen Bundesstaaten den Gemeindevorständen obliegt. In Bayern ist die Steuer besonderen Rentämtern unter höheren Beamten übertragen, eine Thätigkeit, die sonst der preußische Kreiscassirer unter Leitung des Landraths ausübt, sofern nicht in großen Landkreisen oder Städten sich besondere Commissionen nöthig machen, die man auch in Preußen hübsch Aemter nennen sollte. Die untere bayerische Verwaltung wird daher mit dem doppelten Beamtenapparat, wie in Preußen, Württemberg und anderen Staaten geführt. Auch Baden erfreut sich der ständigen Doppelbesetzung seiner Oberämter, wo der 2. höhere Beamte, der Amtmann, bis zu 4500 Mk. im Gehalte steigt.

Die preußische Besoldung der Landräthe ist freilich zu niedrig, und es ist eigentlich unzulässig, daß diesem Mangel durch die Vergütung in ihrer Eigenschaft als Kreis-Feuersocietätsdirectoren aus den Prämien der Versicherten abgeholfen wird. Der württembergische Oberamtmann beginnt freilich mit nur 3300 Mk. Auch Weimar kennt die etatsmäßige Doppelbesetzung, doch haben dessen entsprechende Behörden zugleich regierungspräsidentielle Befugnisse, um die 3 Instanzen nach preußischem Muster zu ermöglichen. Dort passirt es auch, daß das etatmäßige Gehalt nicht voll ausgezahlt wird, um die schlechter gestellten Justizbeamten nicht zu betrüben. Die kleinen Verhältnisse gestatten überhaupt nicht eine eigene Vorbildung der höheren Verwaltungsbeamten und bedingen einen Austausch zwischen Justiz und Verwaltung zum Schaden der Letzteren, die häufig nach den starren, unbilligen und formellen Grundsätzen eines Gerichts geführt wird, was dem Wesen der Verwaltung widerspricht. Die anständige Gehaltsbemessung der sächsischen Amtshauptleute von 6—8400 Mk. könnten sich die übrigen Bundesstaaten zum Muster nehmen, wie überhaupt die sächsische Verwaltung wohl nur an der Centralstelle den naturgemäßen übergroßen Rahmen für den Mittelstaat aufweist. Wenn die größeren Kleinstaaten Ministergehälter von 12—15000 Mk. auswerfen, obwohl die Ländchen noch lange nicht die Größe preußischer Regierungsbezirke an Gebietsumfang und Einwohnerzahl erreichen, so ist der Ueberfluß an Ministerialdirectoren und Räthen noch kostspieliger. Weimar hat gar 3 dem Landtage verantwortliche Verwaltungschefs, von denen freilich nur einer Minister heißt.

Die Reichslande marschiren als neugebackener Mittelstaat mit schon großgezogenem elsaß-lothringischem Sondergeist an der Spitze der ministeriellen Verschwendung. Ein Statthalter mit 200000 Mk., doppelt so viel, als endlich der Reichskanzler, aber noch nicht Bismarck, empfangen hat, Minister mit 36000 und 4 Unterstaatssecretäre mit 20000 Mk. Gehalt verwalten ein Land von der Größe einer kleineren preußischen Provinz. Auch die Selbstverwaltung mit Staatsrath, kaiserlichem Rath und Landesausschuß ist so üppig ausgestattet, daß die reichsländische Landesverfassung den Grundsätzen deutscher Sparsamkeit sicherlich widerspricht. Sehr richtig hat man sachverständigerweise schon betont, daß entweder dieses große Ministerium mit 4 Abtheilungen oder die 3 Bezirkspräsidien unnöthig sind, zumal die Zahl der Kreise gering ist. Elsaß-Lothringen ist somit bereits ein deutscher Mittelstaat mit seinem bezeichnenden unnützen Beamtenaufwand geworden. Dem Reichsamt des Innern, dem jetzt jeder Unterbau fehlt, wäre ein praktisches Feld seiner bisher allzu theoretischen Bethätigung geschaffen, wenn man sich das besondere Landesministerium am Fuße der Vogesen geschenkt hätte.

Sicherlich sind die freilich kürzlich erhöhten Ministergehälter der Mittelstaaten an sich nicht zu hoch. Wenn man aber bedenkt, daß allein die bayerischen und sächsischen Ministerien zusammen schon viel mehr als die preußischen kosten, obwohl beide Länder noch nicht ein Drittel Preußens ausmachen, so kann man sich das Mißverhältniß des mittel- und kleinstaatlichen Verwaltungsaufwandes vorstellen. Die bayerischen und sächsischen Minister erhalten 26000—36000, der preußische 36000 Mk.; der Abstand ist recht klein. Aber es ist doch ein Unterschied, ob ein Staatsbeamter bloß 6 und 4 oder aber 35 Mill. Staatsangehörige regiert. Ein weimarischer Ministerialrath entwirft auch Gesetze, aber nur für den 100. Theil der Bevölkerung, wie sein preußischer Amtsgenosse. Bayern hat es für nöthig erachtet, ein eignes Verkehrsministerium zu schaffen, zu dem auch Post und Telegraph gehören; aber es ist trotzdem ein Zwerg gegenüber dem preußischen Ministerium der öffentlichen Arbeiten.

Zur Verwaltung können wir glücklicher Weise in Deutschland noch den reichen Schatz an Forsten und Staatsgütern rechnen, von denen der Waldbesitz im eigenen Betrieb steht. Die kleinstaatliche Waldpflege ist musterhaft, und von den Mittelstaaten ist Sachsens Forstverwaltung berühmt, da sie die preußische durch höhere Erträge schlägt. Ich halte die sächsische Wirthschaftsweise für die fortgeschrittenere und die preußische in dieser Hinsicht für rückständig und zu wenig kaufmännisch, zumal diese Einsicht auch von den preußischen Forstbeamten bereits getheilt und darnach gehandelt wird, so weit es die bestehenden Vorschriften gestatten. Die kürzere Umtriebszeit und die sogenannte Ertragswirthschaft, die neben der Waldpflege auch auf die höchste Steigerung der Einkünfte sieht, wollen manchem Forstmann die Freude an seinen alten Bäumen verleiden. Aber auch der Staat muß auf das Geld achten, und das sächsische Beispiel wird bald die übrigen deutschen Forstverwaltungen bekehren. Bayern nutzt seinen Holzreichthum noch am wenigsten aus. In den Voralpen verfault mancher Stamm auf dem Stock, den eine eindringlichere Forstwirthschaft sehr wohl zu Thal schurren würde. Die Gestehungskosten deckt das Holz noch immer. Es fehlt die sächsische Rührigkeit.

Nach fachmännischer Berechnung kostet das kleinstaatliche Forstpersonal das doppelte, wie in Preußen, und dort fehlt der Förster, das wichtigste Glied des Waldschutzes, da dessen Obliegenheiten zwischen den höheren Forstbeamten und einfachen Forstläufern getheilt sind, die aus dem Stande der Waldarbeiter hervorgehen. Es ist ein Mißbrauch der höheren Bildung der oberen Forstbeamten und eine falsche Sparsamkeit, die freilich manchmal durch die Kleinheit der Reviere verursacht wird. Thüringen und Sachsen sind übrigens auch deßhalb ein Musterland, weil die Gemeindeforsten unter staatlicher Aufsicht stehen und selbst die Privatwirthschaft unter Umständen der staatlichen Weisung zur Erhaltung des Holzbestandes unterliegt. In Preußen fehlen solche heilsame Bestimmungen.

Der Vergleich des deutschen Großstaates mit seinen kleineren Bundesgenossen fällt zahlenmäßig und geldlich nicht zum Vortheil der noch bestehenden Kleinstaaterei aus, birgt aber noch einen weiteren Krebsschaden in sich. Diese mittel-

und kleinstaatliche Beamtenverschwendung bei theilweise unzulänglicher Besoldung hält eine Menge höchst gebildeter Leute von der Ergreifung gewinnbringender Beschäftigung im Handel, Großgewerbe oder auch Landwirthschaft ab, die für die Volkswohlfahrt nützlicher als die bureaukratische Thätigkeit ist, welche doch mit einem Mindestmaß von Menschenkräften geleistet werden sollte. Die kleinstaatlichen Beamten stehen an persönlicher Tüchtigkeit und Begabung den preußischen selbstverständlich nicht nach, aber häufig verknöchern sie in den engen Kirchthumsinteressen und sind leider die Träger eines reichsfeindlichen Sondergeistes, indem sie wirklich die zufälligen Staatsgründungen dynastischer Erwerbungen und Erbtheilungen als ein würdiges Vaterland betrachten, das ihnen das Reich ersetzt. Hierunter leidet besonders die Verwaltung, da ihr Wirkungskreis durch den engen Bereich des Kleinstaates beschränkt wird. Der Beamte lernt dienstlich nur die Verhältnisse der nächsten Umgebung kennen. Jenseits beginnt schon die Grenze. Thüringen bietet seinen hermundurischen Söhnen zehn Vaterländer, da der Süden bayerisch ist; ging doch das alte Königreich und noch das Herzogthum bis zum Main. Bei aller Freundnachbarlichkeit muß der Verkehr leiden, ja der amtliche Dienstbetrieb ist erschwert, da er gelegentlich bei einfachen Verwaltungssachen diplomatisch von Ministerium zu Ministerium geführt werden muß. Selbst diese bloße Umständlichkeit vertheuert die Verwaltung.

Da das Reich von seinem verfassungsmäßigen Recht der eigenen Zollvereinnahmung leider keinen Gebrauch gemacht hat, so müssen besondere Reichsbevollmächtigte die Geldinteressen der Gesammtheit wahren. Die doppelte Verrechnung verursacht nur eine weitere Schreiberei, die doch bezahlt werden muß. Vom Standpunkt der vermeidbaren Kosten und der Schonung sonst besser verwendbarer geistiger Kräfte ist der deutsche Bundesstaat finanziell und wirthschaftlich kein Ideal. Die großen und feindlich bedrohenden Einheitsstaaten Frankreich und Rußland haben dadurch vor uns und dem Donaureich einen bedeutsamen Vorsprung. Auch unser Wohlstand leidet unter der nothwendigen, aber doch nicht immer fruchtbaren Schreibarbeit, da sie manche geistig hochstehenden Kräfte für wirthschaftliche Zwecke lahm legt und der gesunde Erwerbssinn durch die Ehren eines zu ausgedehnten Staatsdienstes leidet. Auch das gelehrte Proletariat erhält aus dem Beamtenthum starken Zuwachs, was in unserem Volke der Denker kein Vortheil ist, da wir an unpraktischen Leuten schon jetzt keinen Mangel haben. Eine Vereinfachung des Staatsdienstes ließe sich auch im Rahmen der noch vorhandenen Kleinstaaten durchführen, sofern die Bundesregierungen die Haltlosigkeit großstaatlicher Ansprüche und einer unbedingten staatlichen Selbstständigkeit einsehen. Die abgelehnte Reichseisenbahn zeigt den außerpreußischen Bundesstaaten ihre Unzulänglichkeit und das großstaatliche Uebergewicht der deutschen Vormacht in so fühlbarer Weise, daß endlich ein Wandel eintreten müßte.

Die Theokratien in Lhassa und Constantinopel.

Von Dr. Cajus Moeller (Berlin).

In seltsamem Gegenüber präsentirt sich augenblicklich die hochasiatische Politik im Vergleich mit der Zeit von vor 19 Jahren. Damals knatterten plötzlich die Schüsse von Pendschdeh am Murghabfluß: am 30. März 1885 sprengte ein Kosakenpulk die britische Officierscommission an der afghanisch-turkmenischen Grenze auseinander. England sah sich vor die Gefahr eines bewaffneten asiatischen Zusammenstoßes mit Rußland gestellt, bog aber rechtzeitig aus. Jetzt hat am 31. März eine anglo-indische Colonne den Einmarsch nach Tibet erzwungen; das betreffende Gefecht war kurz, aber hartnäckig. Die Truppen des „mongolischen Kirchenstaates“ schlugen sich weit besser, als dies überliefertermaßen Schlüsselsoldaten zu thun pflegen; gegen Magazingewehre und Maximgeschütze freilich konnten Schwerter und Vorderlader nichts ausrichten. Aber die Schüsse vom 31. März werden wohl ein beträchtliches Echo hervorrufen.

Um Beginn des März war der russische Botschafter in London, Graf Benckendorff, zu längerem Urlaub in der Newaresidenz anwesend. Die Jahreszeit war keine sonst für Erholungszwecke gebräuchliche; die Reise war politischer Natur. Man hatte vermuthet, daß der Botschafter von dem Zaren Aufträge in entschieden anti-englischer Richtung erhalten würde; das kurz vorher ausgegebene auswärtige Blaubuch der Londoner Downingstreet hatte einen Notenwechsel zwischen dem auswärtigen Staatssecretär Lord Lansdowne und dem russischen Botschafter enthalten, dessen Verlauf für den Letzteren kaum schmeichelhaft genannt werden konnte, Gegenstand des diplomatischen Gesprächs aber war Tibet gewesen. Die von England bei diesem Anlaß geführte Sprache war die in solchen Fällen herkömmliche; es betonte seine vollständige Uneigennützigkeit mit Bezug auf jenen asiatischen Mönchsstaat, erklärte dort indeß keinerlei fremde Gewalten dulden zu können. Die Erwartung eines schärferen Auftretens von Seiten der russischen auswärtigen Politik traf aber nicht zu; Herr v. Benckendorff hatte Nicolai II. ein Handschreiben von dem königlichen Oheim der Zarin Alexandra Feodorowna überbracht und bekam ein ebensolches wieder mitgegeben. Die beiderseitigen Erklärungen sollen der versöhnlichsten Art gewesen sein. Scheinbar wünschte im Augenblick des überraschenden oder wenigstens unerwartet früh gekommenen japanischen Kriegsausbruches die russische Politik keinen hochasiatischen Conflict; vielleicht hat auch die Familienpolitik der anglophilen Zarin wieder abschwächend auf die staatlichen Interessengegensätze eingewirkt. Das erste Mal konnte man dies jedenfalls nicht nennen. Auch sonst werden zwischen London und St. Petersburg versöhnliche Fäden gesponnen; der natürliche Vermittelungspunkt dafür ist ja Kopenhagen und der 8. April als der 86. Geburtstag König Christian's IX. führt dort herkömmlich dynastische Begegnungen herbei. Daß es sich nicht bloß um Familienbeziehungen handelt, hat die Anwesenheit König Edward's gezeigt, der sonst den jeweiligen Idyllen von Amalienborg, Bernstorff oder Fredensborg fast demonstrativ aus dem Wege ging.

Die Annäherung der beiden Westmächte schien ein weiterer Einschlag in dieses Gewebe zu sein. Wollen sich England und Frankreich miteinander über Neufundland und Siam einigen, dann kann dies der russischen Politik in gewissen Grenzen nur erwünscht sein, seine Interessensphäre hat nie dorthin gereicht, und der französische Bundesgenosse des Zarenreiches konnte den Gegensatz des Letzteren gegen England mildern helfen. Im Sinne der bekannten internationalen Preßorganisation mit dem Sitze in London und der Tendenz einer herbeizuführenden antideutschen Coalition wäre das entschieden gewesen. Jetzt jedoch scheint diese Combination einmal wieder ihre Fäden zerrissen zu sehen. Die Schüsse bei dem Forte Guru haben jedenfalls die russische Geduld und Friedensliebe auf eine empfindliche Probe gestellt. Jene That des Obersten Younghusband könnte vielleicht von einem englischen Staatsmann ebenso wohl als „unerwünschtes Ereigniß“ bezeichnet werden, wie seiner Zeit die Vernichtung der türkisch-egyptischen Flotte bei Navarino am 20. October 1827.

Die asiatische Politik Englands zeigt seit einigen Jahren einen zunehmend herausfordernden Charakter. Man bevormundet das südliche Persien, man hat Beludschistan und dessen verschiedene Häuptlinge in das anglo-indische Vasallenthum hineingezogen; ganz gegen das diplomatische Herkommen hat jüngst der indische Vicekönig Lord Curzon in einer Rede Rußland als den natürlichen Feind und Bedroher des

indischen Reiches bezeichnet. Vielleicht über die ihm aus London gewordenen Instructionen hinaus. Er gilt für einen eigenwilligen Charakter und ist darin unter den zu Calcutta residirenden Würdenträgern nicht der einzige gewesen; in der Wirkung auf Rußland muß das doch auf dasselbe hinauskommen. Zu Beginn des neuen Jahrhunderts befand sich eine tibetanische Deputation in St. Petersburg; augenscheinlich betrachteten die geistlichen Würdenträger dieses merkwürdigen Landes den Zaren als den Schutzherrn von China und damit indirect als die eigene höchste Instanz, da bei ihnen das Reich der Mitte einen Gesandten unterhält und die auswärtigen Beziehungen controllirt. Welchen Eindruck muß es auf sie machen, daß der weiße Zar sie jetzt nicht vor der englischen Gewaltthat schützen konnte, und wie muß nothwendig der Rückschlag dieses Eindruckes auf das schon ohnehin erregte Nationalgefühl der russischen Massen sein?

Von China selbst dabei noch ganz abgesehen. Dieses Reich ist bekanntlich an die territoriale Amputation gewöhnt wie der Aal an das Schinden oder wie das erstere jenes römisch-deutsche Reich gewesen ist, das die europäische Publicistik in den fünf Menschenaltern zwischen dem Westfälischen Frieden und dem Untergang ganz treffend mit China zu vergleichen pflegte. Trotzdem könnte gerade mit Bezug auf Tibet die Pekinger rothe Stadt besonders empfindlich sein. Die religionspolitische Ursache würde ziemlich offen liegen: der tibetanische Dala Lama ist der buddhistische Papst und damit ein unmittelbarer europäischer Einfluß auf ihn für China in hohem Grade unangenehm; der russische war doch nur mittelbar gewesen. An eine militärische Festsetzung Englands ist dort übrigens zunächst kaum zu glauben; dieses würde dort eventuell eine annähernd ebenso unangenehme Aufgabe bekommen wie sie beiläufig jetzt Frankreich in Marokko zugeschrieben wird, das sich doch schwerlich als ein sofort verspeisbarer Bissen zeigen dürfte.

Das jetzt so selbstbewußte Japan war bis 1868 eine Art von Theokratie wie das alte römisch-deutsche Reich; Tibet ist eine solche und die Türkei in gewissem Sinne gleichfalls, der osmanische Großherr bekanntlich der Khalif aller sunnitisch Gläubigen. Der Vergleich könnte mit Bezug auf die langsame territoriale Zerstückelung fortgesetzt werden, nur daß freilich die Türkei eine erstaunlich zähe Lebenskraft besitzt, gerade wie jenes oströmisch-byzantinische Reich, das die weströmische Herrlichkeit um fast ein Jahrtausend überdauert und im unteren Italien sogar den Waffen der Ostgothen und später unserer sächsischen Kaiser sich überlegen gezeigt hat. Die Erbschaft der Reiches hat das Osmanenthum allerdings auch in den beständigen inneren Unruhen und dynastischen Verwickelungen übernommen. Eben jetzt wird Abdul Hamid II. ein Plan nachgesagt, der einen neuen Keim innerer Kämpfe enthalten kann; er will seinen 18 jährigen Lieblingssohn Burdhan-Eddin zum Vicekönig von Macedonien machen. Das Beispiel Kretas mit seinem einer christlichen Dynastie angehörenden Gouverneur soll ihm in dieser Hinsicht eine Warnung gewesen sein. Früher oder später wird von den Mauern von Kanea der Halbmond völlig verschwinden. Mit einem macedonischen Fürstenthum hat vor einigen Jahren die russische Politik zugleich Bulgarien und die Pforte einzuschüchtern gesucht, aber freilich handelte es sich dabei nicht um die Einsetzung eines osmanischen Prinzen. Die Maßregel wäre höchst bezeichnend. In der am Bosporus seit 15 Menschenaltern herrschenden Dynastie besteht die Erbfolge des Seniorats; das jeweilig älteste männliche Mitglied des Hauses Osman ist Thronfolger; einem Sultan folgt also nicht der Sohn, sondern der nächste Bruder. Früher half man dieser Schwierigkeit dadurch ab, daß ein neuer Großherr den Stummen des Serails so viel Handtücher überreichte, als er Brüder besaß, mit diesen wurden dann die Letzteren erwürgt. So konnte thatsächlich stets der Vater stets der Nachfolge seines Sohnes sicher sein. Dergleichen leidet aber jetzt die Humanität nicht mehr; die Cultur hat eben sogar schon das Serail zu belecken begonnen; die Folge sind Familienschwierigkeiten. Schon der 1876 geselbstmordete Abdul Aziz hat darin eine Wandlung vornehmen wollen, nach dem Beispiel Egyptens, dem er am 8. Juni 1873 gegen eine hohe Summe die Linearerbfolge im Viceköniglichen Hause zugestanden hatte. Nächster Erbe des Sultans ist jetzt sein demnächst 60 jähriger Bruder Mehemet, während der vorgenannte Prinz in der Thronfolge erst die Nummer 15 einnimmt. Aber auch dem ältesten Sohn Abdul Hamid's würde mit jener Bevorzugung seines jüngeren Bruders recht wenig gedient sein. Die landläufige europäische Meinung hält das osmanische Reich für ein politisch völlig eingeebnetes Gebiet; dabei hat es dort zu allen Zeiten halbsouveräne Vicekönige und erbliche Vasallenthümer gegeben; außer Egypten ist auch Samos ein solches, und Algier und Tunis waren es vor ihrer Wegnahme durch die Franzosen. Um von den autonomen südarabischen Scheiks nicht einmal zu reden. Man kann den Vergleich bis auf den älteren Perserstaat und dessen Nachfolger das Seleucidenreich ausdehnen.

Von dem Ausbruch des ostasiatischen Krieges soll der kluge Großherr für sich nicht etwa die Erleichterung des russisches Drucks, sondern gesteigerte Schwierigkeiten mit den Slavenstämmen der Balkanhalbinsel gefürchtet haben. Er ist in dieser Richtung auch keineswegs gesichert, aber er weiß mit erstaunlicher Gewandtheit durch stets neue Combinationen den jetzigen Zustand zu erhalten. Auf jeden Fall hat er die richtige Einsicht in die Zusammenhänge zwischen den ost- und hochasiatischen Dingen und den Balkanfragen bewiesen. Einen Orient im bisherigen beschränkten Maße giebt es nicht mehr: die betreffenden Fragen reichen jetzt von der marokkanischen Küste der Atlantis über Indien und Tibet bis an das gelbe Meer und den Stillen Ocean.

Auf was für Boden fiel „Babel und Bibel“?

Von Enno Thießen.

Wer die Fluth von Angriffen auf Friedrich Delitzsch auch nur halbwegs und flüchtig kennen gelernt hat, dem hat wohl vor allen Dingen Eins auffallen müssen: was dort an Wissen oder als Wissen zu Tage trat, dem klebten die Eierschalen an in einem Grade, der zu der Tonart der Schriften in wunderlichem Gegensatze stand. Ein nicht geringerer Widerspruch lag darin, daß gar Mancher, der offensichtlich die Ausführungen Delitzsch' noch gar nicht verstanden hatte, wieder und wieder versicherte, sie enthielten gar nichts Neues.

Nun mögen ja unter den Angreifern sicher auch solche gewesen sein, die sich ihres eigenen Nichtwissens vollkommen bewußt waren, aber immerhin ein gutes Werk zu thun glaubten, wenn auch sie einen Stein warfen, der ja nunmehr nicht mehr der erste war. Davon will ich absehen. Wie es aber kommen konnte, daß gelehrte Männer verschiedenster Fächer ein Urtheil über Delitzsch zu haben glaubten, auch ohne es drucken zu lassen, das verdient doch wohl den Versuch einer Beleuchtung.

Das jeder Gebildetseinwollende zu Tagesfragen Stellung nimmt, ist nicht befremdlich, und Jeder muß es eben auf Grund seiner Vorkenntnisse thun. Es ist aber sonst Sitte, daß man sich nicht dem Fachmanne gegenüber ohne Weiteres als Sachverständiger aufspielt; bloß wo es sich um philosophische Schlußfolgerungen handelt, da glaubt man Kritik üben zu dürfen, sei es auch nur auf Grundlage der Logik. So weit es sich aber um die Feststellung historischer Thatsachen handelt — wer würde wohl wagen, einem Amerikanisten in die Parade zu fahren? Aber es gilt als bekannt und anerkannt, auch hält man es für keine Schande, daß man in

der älteren Geschichte amerikanischer Völker und Staaten nicht bewandert ist. Vam alten Oriente aber nichts zu wissen, das wird von gewissen Ständen denn doch als nicht ganz mit der Ehre der Bildung vereinbar angesehen. Man hat ja auf der Schule Unterricht in der alten Geschichte gehabt, und dabei kam auch der alte Orient vor — fragt mich nur nicht wie! Und zudem hat man seine Weltgeschichte zu Hause im Bücherschrank stehen, Schlosser-Schmidt, Becker, Weber aber ähnliche, vielleicht auch Ranke. Das wäre doch ein Scandal, wenn man über den alten Orient nicht sallte mitreden dürfen!

Wie ist es aber mit diesen beiden Quellen des Wissens heute bestellt? Die Schulbücher versagen völlig, abgesehen davan, daß ihre Behandlung des alten Orients im gleichen Verhältniß zusammengeschrumpft ist, wie unsere Kenntnisse sich erweiterten. Und gleichwahl ist es oft noch gut, wenn der Lehrer nicht verbessernd eingreift und dann lehrt, die Assyrer und Babylanier seien Arier gewesen, wie ich es erlebt habe. Zu einer Zeit, wa die Lehrbücher bereits von der „mykenischen Periade“ sprachen und der erste Band van Ed. Meyer's Geschichte des Alterthums längst erschienen war, wußte gar manches Lehrbuch vam alten Westasien kaum mehr zu berichten, als daß die Erzählungen van Ninus, Semiramis u. s. w. Sagen seien, immerhin aber van der Bedeutung, daß man sie im Lehrbuche glaubte abdrucken zu müssen. Es wird heute nur sehr wenige Gebildete geben, die vom alten Oriente irgend welches Wissen aus der Schule mitbrächten, das noch heute irgendwie Stand hielte. Wer halt aber im späteren Leben derartiges Wissen nach, wenn nicht eine Tagesfrage den Anstaß dazu giebt? Und wie und waher sall man sich dann auf einmal salche Kenntnisse erwerben, wenn man die Quellen dafür nicht weiß? Wer aber in seinen Bücherschrank langt und seine „Weltgeschichte“ hervarsucht, der ist erst recht zu bedauern. Im Jahre 1898 erschien Schlasser's Weltgeschichte „durchgesehen und ergänzt“ von Dr. Oskar Jäger, zweite Original-Valks-Ausgabe. Dort kann man Seite 49 die Frage aufgewarfen finden, ab Ninus 2000 aber 1200 Jahre vor Christi Geburt gelebt habe. Er und seine Frau Gemahlin, von der es Seite 50 heißt, „Auch ihre Geschichte ist durch Fabeln und Sagen entstellt“, werden als histarische Persanen behandelt — eine merkwürdige Pietät gegen Schlasser. Auf Seite 51 erfahren wir, daß „Tiglath Pileser (Tuklat-Habal-Asar II)“ auf „Phul“ salgte u. s. w. Was andere „Weltgeschichten“ bieten, ist nicht viel besser. Wer in Lehrbüchern aber derartigen valksthümlicheren „Weltgeschichten“ sich über Hammurabi unterrichten wallte, der kannte wahl lange suchen, und vielleicht ist der Name — vor der Auffindung des Kodex in Susa — überhaupt nur im „kleinen Ploetz“ (Auszug aus der alten u. s. w. Geschichte) zu finden gewesen. Auch unsere vielgerühmten Canversatianslexika sind in der Geschichte des alten Orients merkwürdig rückständig.

Wer alsa der Tagesfrage „Delitzsch“ varher fern gestanden hatte, dem standen eigentlich nicht viel mehr andere Quellen zu Gebate, als was eben Delitzsch aber seine Gegner geschrieben hatten, alsa ein an sich schon für die Bildung eines Urtheils ganz unzulänglicher Staff.

Wer aber auch, was kaum Jemand gethan haben dürfte, alle auf Fachleute zurückgehenden gemeinverständlicheren Darstellungen der Reihe nach durchstudirt hätte, der würde noch immer kein Bild sich haben machen können van dem, was heute etwa gilt, denn die Entwickelung ist sa rapid gewesen, daß es dem engeren Fachmanne schwer fällt, ihr zu falgen, wenn er selbst an Zeit und Kraft raubenden Arbeiten sitzt. Aber setzen wir einmal den Fall, es fände Jemand, der sich vorher nie um die Geschichte des alten Orients bekümmert hatte, die Muße, nun hinter einander nach den besten Quellen nachzuhalen, wabei er vielleicht am Vortheilhaftesten mit den jüngsten anfinge, um die älteren gleich kritischer betrachten zu können, — er würde immerhin etwa 3—4 Jahre brauchen, bis er ein selbstständiges, wenn auch nicht fachmännisches, Urtheil abzugeben vermöchte. Denn das ist ja gerade das wesentlich Neue, daß durch den neuen Stoff unser ganzes Bild van der Weltgeschichte, unsere gesammte Weltanschauung, sa weit sie den Menschen betrifft, verändert wird. Es mag Jemand noch so wenig Kenntnisse van der Weltgeschichte haben, er mag gleich der höheren Tochter im ernstlichen Zweifel sein, ob Karl der Große nicht doch eher gelebt habe als der König David; oder er mag einen Geschichtsunterricht genassen haben, auf Grund dessen er gleich einem modernen Volkserzieher zu der Ansicht gelammen ist, der Unterricht in der Weltgeschichte habe nur den Erfalg, die Schüler zu Ehrgeiz und barbarischer Herzlosigkeit zu erziehen: das Bild, das ein Jeder van der Geschichte der Menschheit in sich trägt, macht einen sehr wesentlichen, ja den wichtigsten Bestandtheil seiner „Weltanschauung“ aus. Er kann einzelne Thatsachen vergessen aber nie gewußt haben, er mag nie eine Schule besucht, nie ein Buch über Geschichte gelesen haben: alles, was ihn heute in einem Culturstaate umgiebt, alle Anschauungen und Handlungen seiner Mitmenschen, enthalten den Niederschlag der üblichen Betrachtung vergangener Geschlechter und ihrer Schicksale. Jede politische Partei stellt eine Gruppe von salchen dar, die sich auf Grund gemeinschaftlicher Meinungen über die Weltgeschichte zusammengethan haben. Tagtäglich saugen wir Lehren der Menschheitsgeschichte ein, einerlei, ab sie falsch aber richtig sind.

Jeder Tag Schulunterricht kann uns heute zeigen, wie uneinheitlich unsere gesammte Gedankenwelt und Cultur sind, wie unarganisch, unmativirt in ihrem Zusammenhange. Unsere „doppelte (und mehrfache) Buchführung“ auf allen möglichen Gebieten legt deß Zeugniß ab. Und dach sind wir daran gewöhnt als an etwas hoffnungslos Unabänderliches. — Wenn uns nun die babylonische Forschung lehrte, wie das gelammen ist, und daß es nicht immer sa war?

Wir haben bisher etwa 2½ Jahrtausende der Geschichte unserer Cultur überblickt. — Wenn uns nun die babylanische Farschung weitere 2½ Jahrtausende erschlösse?

Wir haben bisher im Wesentlichen nur die Arier als Culturvölker gekannt, und wer wallte sagen, van wannen diese Cultur kam, und was die Arier vordem waren? Und wer kannte feststellen, was überhaupt als Eigenthümlichkeit der Arier zu gelten habe? — Wenn die babylanische Farschung uns diese Räthsel nun löste und uns einen Spiegel vorhielte?

In langer Reihe ließen diese Fragen sich fartsetzen. Sa die psychalogische Frage, wie weit die (bisher arg überschätzte) Erfindungskraft des Menschen reicht, auf welchen Voraussetzungen unsere Anschauungen über Recht und Sitte gekeimt sind. Aber wer wallte heute schan diese Fragen erschöpfen — der Zeitraum der uns bekannten Weltgeschichte ist verdappelt warden; das kann genug sein für jeden Denkenden.

Aber ein neues Wissen bringt stets auch Berichtigungen des alten mit sich. Mehr und mehr ist vam Eingange der römischen Geschichte in sich zusammengebrochen. In der griechischen Geschichte sind Kodros, Lykurgos gefallen; Pheidan, Kylan, Drakan, Salan, wohl auch Peisistratos und Kypselos werden ihnen falgen, zum Mindesten wesentlich ihre Gestalt verändern. — Andererseits fällt neues Licht auf Völker des Orients, deren Chranalogie und Platz in der Weltgeschichte bisher in der Luft schwebte. Dabei müssen wir aber betanen: es ist nicht nur die Keilschriftforschung, es ist der gesammte Fartschritt in der Erkenntniß des alten Orients, der nun, Einlaß begehrend, an die Pfarte unserer Bildung pocht. Aus nachchristlicher Zeit stammen die „uralten“ indischen Felsentempel, und die älteste indische Baukunst ist ein Ableger der Kunst van Susa und Persepolis und jünger als der macedonische Zug nach Indien.

Es fällt der alte Lehrsatz van der „Cultur, die an den fruchtbaren Ufern graßer Ströme sich entwickeln mußte“. Es

fällt der Lehrsatz, daß wir heute schon erkennen könnten, welchen Einfluß die geographische Lage auf Culturentwickelungen haben müsse — man vergleiche nur die neuerschienene „Geographische Culturkunde" von Leo Frobenius in ihren Grundgedanken mit diesem neuen Bilde!

Das sind nun alles Ergebnisse, die für Jeden neu bewiesen werden müßten, der dem Stoffe bisher fern stand. Beherrscht er aber den Stoff nicht, dann versagt auch alle Beweiskraft. Was aber aus Erschlossenem weiter erschlossen wurde, das muß ja dann als wilde, ungezügelte Phantasie erscheinen! Das alles kann nur anders werden, wenn schrittweise das neue Wissen in weitere Kreise dringt. Durch das Studium populärer Schriften kann nur der (oberflächlich!) überzeugt werden, bei dem das neue Bild nicht nöthig hat, vorher ein altes zu verdrängen. Wird solchem dann das alte Bild neben das neue gehalten, dann sieht er nur noch zwei Heubündel. Es gilt also, die Wissenden zu überzeugen, und dazu werden noch Jahre vergehen müssen, z. T. sogar Jahrzehnte! Je fester das alte Bild sitzt und je ausgeführter es ist, um so schwerer kann sich das neue entwickeln.

Der Boden war also für Delitzsch' Auftreten recht wenig vorbereitet, und man könnte wohl sagen, es sei verfrüht gewesen. Aber einmal wollte Delitzsch gar nicht „auftreten", und es hat wohl Niemand geahnt, daß die Erforschung der Keilschrifturkunden noch in dem Grade ein Staatsgeheimniß war und nun Aufsehen erregen mußte, sobald es einmal breiteren Schichten unserer Gebildeten vorlag. Andererseits wäre es ohne Delitzsch vielleicht noch Jahrzehnte Geheimniß geblieben, um später ebenso steinigen Boden anzufinden. So dürfen wir denn froh sein, daß jetzt wenigstens eine von den neun eisernen Thüren der alten Ueberlieferung gesprengt ist.

Dagegen könnte man es tadeln, daß die „geistige Vorarbeit von Babel und Bibel" so lange geheim gehalten worden sei. Hierin sind zweifellos Unterlassungssünden zu verzeichnen, es ist nur fraglich, auf wessen Rechnung sie fallen, und ob sie dann nicht wieder begreiflich und entschuldbar sind. Andererseits wäre ein weiteres Hervortreten mit diesen neuen Ergebnissen noch vor 5—6 Jahren weniger angebracht und zum Theil überhaupt noch nicht möglich gewesen, und zwar beides von Seiten der Wissenschaft. Denn im deutschen Volke scheint es im Allgemeinen an Interesse oder Neugier nicht gerade gefehlt zu haben. Hat doch die deutsche Tagespresse oft genug kleinere Mittheilungen über neue Funde im alten Oriente gebracht, freilich als Auszüge aus französischen und englischen Zeitungen, wie auch bei fehlender Quellenangabe ohne Weiteres aus der fremden Orthographie der babylonischen Namen zu ersehen war. Die „allgemeine Bildung" der Deutschen erstrahlte dann im hellsten Lichte. Da war im deutschen Texte von „Achéménides" die Rede, der(?) zu Suse(? — jawohl: Suse!) residirt hatte, und ein nächster Artikel berichtete Aehnliches von der Akropolis von Chauchan. Also nicht einmal so weit hatte der Schulsack des Kleisterkünstlers gereicht, daß er die Stadt Susa kannte! Gleichwohl wurden solche Fabrikate — gelegentlich auch mit Illustrationen versehen — weiter abgedruckt. Da die Berichte ausländischen Blättern entnommen waren, so schnitten Franzosen und Engländer als Entdecker immer gut ab, von der bahnbrechenden Thätigkeit der deutschen Forscher erfuhr das Publicum natürlich nichts. So hat ein angesehenes deutsches Blatt einem anderen die Notiz nachgedruckt, daß dem Herausgeber der Funde von Susa die Entzifferung der einheimischen Sprache von Elam geglückt sei. In Wahrheit wird an dieser Sprache seit rund einem halben Jahrhundert gearbeitet, und die wissenschaftliche Grundlage hat vor 15 Jahren der jetzt in Baghdad weilende Leipziger Bibliothekar und Privatdocent Weißbach gelegt. Die der französischen Ausgabe der Texte beigegebene „Uebersetzung" hingegen würden wir einem deutschen Keilschriftforscher nicht leicht verzeihen. Was aber hier die Presse gesündigt hat, das fällt auf die deutsche Schule zurück. Wer sich über deren und ihrer Lehrbücher Leistungsfähigkeit einen kleinen Ueberblick verschaffen will, der findet einen solchen in den Nummern 2, 3, 6 und 7 der im Verlage von Priebatsch (Breslau) erscheinenden Zeitschrift „Die Lehrmittel der deutschen Schule" von 1903. Aus der dritten Nummer (S. 30) ergiebt sich auch die für den Deutschen freilich erstaunliche Thatsache, daß für die französischen Schulen ein 130 Seiten füllendes besonderes Lehrbuch der Geschichte des alten Orients eingeführt ist. Ich selbst habe bei Amerikanern und Skandinaviern Kenntnisse vom alten Oriente angetroffen, die zum Mindesten manchem älteren deutschen Geschichtslehrer von Herzen zu gönnen wären. Sollen denn gerade wir Deutschen nachhinken in einem Fache, in welchem mehr Werke in deutscher Sprache erscheinen, als in allen anderen zusammen, und in welchem die deutsche Forschung die unbestrittene Führerschaft hat?

Georg Biedenkapp hat in einem Büchlein „Babylonien und Indogermanien" kürzlich ausgesprochen, daß es in unserer Zeit die Naturforscher und Orientalisten gewesen seien, die der Welt etwas Neues zu sagen hatten. Dieses Urtheil wird von Jahr zu Jahr sich immer mehr als richtig erweisen, und desgleichen die Bemerkung von Delitzsch, daß, wenn einmal die Summe der gewonnenen neuen Erkenntnisse in das Leben hinaus tritt, sie das Leben der Menschen und Völker tiefer erregen wird u. s. w., als alle modernen Entdeckungen der Naturwissenschaften zusammen. Dieser Tag des „Hinaustretens in's Leben" ist noch nicht gekommen, er wird aber kommen, nicht als ein Tag, sondern als eine Reihe von Jahren. Auch diese werden zum Theil noch unbearbeiteten Boden finden und nicht sofort wirken können. Vorher aber schon über die Richtigkeit des Satzes von Delitzsch zu streiten, wäre unnütze Dilettändelei.

Literatur und Kunst.

Walt Whitman.

Von Prof. Dr. Th. Achelis (Bremen).

Die Neue Welt empfängt mit Freuden die Dichtungen des Alterthums, mit des feudalen Europas reichem Vorrath an Epen, Dramen, Balladen, und sucht gar nicht im mindesten jene Stimmen zu ertödten oder auszuschalten aus unserem Gehör- und Gedankenkreis — hält sie eben für ganz unentbehrliche Vorstudien, Einflüsse, Belege, Vergleichsobjecte. Aber wenn der Sonnenaufgangsglanz der Literatur auch für uns Heutige noch in jenen Dichtungen enthalten ist, und die besten Bestandtheile zeitgenössischen Wesens bei den Völkern, socialen Schichten oder den männlichen wie weiblichen Individualitäten unserer Tage, sowohl der alten wie der neuen Welt, noch aus dem Geist jener Poesie stammen — so daß, wenn man mich aufforderte, das kostbarste Erbtheil unserer heutigen amerikanischen Civilisation aus allen früheren Sprachen zu bezeichnen, ich höchst wahrscheinlich eben jene älteren und neueren Lieder nennen würde, die von Ost zu West zu uns herübergefahren wurden, — dann bleibt trotz alledem noch manches ernste Wort und mancher Schuldposten auf der Debetseite stehen, und manche bitterharte Betrachtung erhebt noch Anspruch darauf, daß man sie höre. In diesen Worten spricht das ganze ungebändigte Kraftgefühl und der mannhafte Stolz des patriotischen Amerikaners, der seiner Heimath gern eigene Schätze gewinnen möchte, ohne von fremdem Gut zu zehren, und diesen unwiderstehlichen Thatendrang empfand der junge

Dichter Walt Whitman, wie er bekennt, mächtig in sich aufkommen: „Nach längerem persönlichen Streben als junger Bursche im Wettbewerb mit anderen um den üblichen Lohn, auf dem geschäftlichen oder politischen Tummelplatz fühlte ich mich im Alter von 33 Jahren ganz besessen von einem Wunsch und einer Ueberzeugung, oder noch genauer gesagt: eia Verlangen, welches bis dahin sich nur flüchtig bemerkbar gemacht und an der Grenze des Bewußtseins gehalten hatte, trat jetzt in den Vordergrund, nahm deutliche Umrisse an und gewann schließlich ganz die Oberhand. Es war ein Gefühl, eia Trieb, ohne jeden Vorbehalt mein physisches, emotionelles, ethisches und intellectuelles Leben gleichsam zu verlautbaren, unter fortgesetzter Aufzeichnung des Augenblickes, der Thatsachen meines unmittelbaren Seins, sowie meiner Umgebung, des zeitgenössischen Amerika — und darin das Persönliche im Zusammenhange mit Ort und Zeit offenherziger und umfassender aufzudecken, als irgend ein früheres Gedicht oder Buch es gethan. Viele Lieder waren schon gesungen, herrliche, unvergleichliche Gesänge aus anderen Ländern, auf einer anderen Stufe der Entwickelung, in einem anderen Zeitgeist; ich wollte ganz allein das singen, was sich auf das Heute im weiteren und auf Amerika im engeren Sinne bezieht. Die moderne Wissenschaft und die Demokratie schienen mir beide die Poesie gleichsam herauszufordern, ihrer beiden Wesenheit zu offenbaren, im unterscheidenden Gegensatz zu den Mythen und Gesängen der Vergangenheit. Diese Herausforderung habe ich aufgenommen und den Versuch gewagt.“ Es lodert hier ein Feuer, eine Gluth, wie etwa in Rousseau's Bekenntnissen, eine Unerschrockenheit der Sprache, vor der sich mancher zimperliche Zeitgenosse scheu zurückzieht. Deßhalb streitet auch der kühne Denker gegen jenen müden Zweifel, der sich in den blasirten Zügen unserer großstädtischea Bevölkerung so erschreckend ausprägt uad der schon die Herzen und Köpfe der unreifen Jugend vergiftet, es weht in seinen Dichtungea ein rauher Athem, eine sichere, bewußte Kraft, ein mänalicher Stolz, der Nichts von der faden Scheinweisheit des ausgemergelten Aestheteuthums weiß, wie es sich gleichfalls so widerwärtig in unserem modernen Leben breit macht. Das entscheidende Merkmal eines Dichters (ruft er aus) bleibt immer das Temperament, das er der Natur und Menschheit entgegenbringt, die Stimmung, in der er die Dinge sieht. In welchem Geiste und mit welcher Treue sind die Dinge berichtet? Bis zu welchem naheliegeaden Zeitpunkte ist die Melodie gebracht? Worin besteht das Rüstzeug und die Rassigkeit des Sängers? Worin die ihm eigenthümliche Färbung? Sicherlich liegt der letzte Werth künstlerischer Lautgeber, einst und jetzt, bei hellenischen Aestheten, Shakespeare, oder in unseren Tagen Tennyson, Victor Hugo, Carlyle, Emerson — in diesen Fragen eingeschlossen. Ich behaupte, der tiefste Nutzwerth, der etwas Gedichtetes oder Geschriebenes dem Lesenden zu leisten vermag, besteht nicht allein in der Befriedigung des Intellects, oder darin, etwas Glattpolirtes und Anziehendes zu liefern, ja nicht einmal in der Schilderung großer Leidenschaften, Persöalichkeiten oder Ereignisse, sondern darin, daß die Dichtung ihn mit einer reinen und rüstigen Männlichkeit und religiösen Zuversicht erfüllt, daß sie ihm ein gesundes Herz als Grundeigenthum, als etwas Gewohntes giebt. Die gebildete Welt scheint sich nachgerade durch Generationen hindurch immer mehr zu langweilen und unsere Zeit mit ihrer gaazen Hinterlassenschaft erblich zu belasten. Zum Glück ist eine ursprüngliche, unerschöpfliche Federkraft in der Menschenrasse vorhanden, stets reif und mündig genug, um uns auf sie berufen und verlassen zu können. Wer war dieser seltsame Mann?

Walt Whitman wurde geboren am 31. Mai 1819 in West Hills auf Long Island, besuchte die Volksschule in Brooklyn und unternahm dann die übliche amerikanische Wanderfahrt durch die verschiedensten Berufszweige, bis er seine eigentliche Bestimmung in der Literatur fand. Die ersten Vorstöße waren nicht gerade glücklich — die „Grashalme“ (jetzt in deutscher Fassung von Wilh. Schoelermann bei Eugen Diederichs in Leipzig erschienen) fanden nur mäßigen Beifall, eiae zweite Auflage wurde sogar gar nicht abgesetzt, und der Verfasser verlor ob seines Freimuths seine Anstellung bei der Regierung in Washingtoa. Da brach der Bürgerkrieg aus, und nun war, wie der Dichter selbst unmittelbar ahnte, sein Schicksal entschieden. In einem psychologischen Rückblick auf seine Entwickelung heißt es u. a. so: Das alles und noch Manches mehr hätte indessen ruhig so weiter gehen können und wäre dennoch wahrscheinlich oder so gut wie sicher, zu Nichts gekommen, wenn nicht ein plötzlicher, furchtbarer und unmittelbarer Antrieb zu einer neuen nationalen Kundgebung sich mir gleichsam aufgezwungen hätte. Obwohl ich schon vorher den Anfang gemacht hatte, ist es mir dennoch klar, daß erst durch den Ausbruch des Bürgerkrieges und was er mir blitzartig offenbarte — die Empfindungstiefen, die durch ihn sondirt and aufgewühlt wurden, natürlich nicht in mir alleia, ich sah es so deutlich in Anderen, in Millionen — durch seinen grellen Feuerschein und das Auflodern des Mitfühlens bei all' den Bildern und gräßlichen Scenen dieses Krieges — die endgültige Daseinsberechtigung für meinen antochthonen und leidenschaftlichen Gesang gegeben wurde. Hineingerissen in die Gräuel des Krieges, widmete er als Krankenpfleger seine ganze Kraft und Aufopferung den Verwnadeten und Sterbenden, die er mit wunderbarer Macht über ihre Leiden ia höhere Sphären zu erheben wußte. Es strömte voa ihm, wie er selbst erzählt, ein unwiderstehlicher suggestiver Zauber aus:

Laßt den Arzt und den Priester nach Hause gehn,
Ich fasse den schwindendea Körper und hebe ihn
Mit unwiderstehlichem Willen empor —
O Verzweifelnder, hier ist mein Nacken,
Bei Gott, Da sollst nicht uatergehn!
Häage Dich mit Deinem ganzen Gewicht auf mich,
Ich blase gewaltigen Odem in Dich u. s. w.

Gerade in diesem Samariterdienst konnte sich die ausgeprägte Menschenliebe Whitman's, die sich freilich nicht in hohler Sentimentalität verlor, so recht entfalten: andererseits erweckte gerade der Krieg begreiflicher Weise den Dichter in ihm, und in erhabenen Weisen (hierin Liliencron vergleichbar) besang er dea dämonischen Reiz des Krieges:

Auf dem Marsch, hart bedrängt und des Weges unkundig;
Durch dichten Wald, mit gedämpften Schritten im Dunkeln,
Uasere Armee geschlagea bei schweren Verlusten, und der mürrische Rest auf dem Rückzug.
Bis nach Mitternacht uns Lichter entgegenflimmern von einem trübeleuchteten Hause;
Eine geräumige Kirche, wo die Wege sich kreuzen, — ein improvisirtes Spital.
Einen Augenblick trete ich ein, da seh' ich ein Bild weit über Alles, was jemals gemalt und gedichtet:
Schatten von tiefstem Schwaez,' spärlich erhellt von beweglichen Kerzea und Lampen,
Und eine Pechfackel, festgesteckt, mit rother flackender Flamme und Wolken von Qualm.
Gedränge und Gestalten undeutlich am Bodea, einige hingestreckt in Kirchenschmuck,
Za meinen Füßen erkennbar ein Soldat, fast noch ein Knabe,
In Gefahr zu verbluten (in den Unterleib ist er getroffen),
Ich stille zeitweilig das Blut (lilienweiß ist des Jünglings Gesicht),
Daan beim Aufbruch lass' ich die Augen über das Bild hingleiten, Alles zu fassen bemüht,
Gesichter und Stellungen nicht zu beschreiben; die meisten im Dunkeln, einige todt,
Wundärzte operiren, Gehülfen halten Lichter, der Geruch des Aethers, der Dunst des Blutes,
Und die Haufen, o diese Haufen blutiger Soldatenleiber!
Alles sehe ich vor mir, sehe wieder die Formen, rieche den Dunst,
Höre draaßen das Kommando: Antreten, Leute, antreten!
Beuge mich erst zu dem sterbenden Knaben — mit aufgeschlogenen Augen lächelt er mir leise zu;
Daaa schließt er die Augen ruhig, ich eile hinaus in die Nacht,
Trete wieder in Reih und Glied und marschire vorwärts im Dunkeln,
Noch immer des Weges unkuadig.

Man hat die „Grashalme“ wohl Poesie im Zustande des Protoplasma genannt und damit das Gährende, wild Bewegte, noch in formloser Gestaltung Begriffene bezeichnet, und im gewissen Sinne wird bei aller gewaltigen Rhythmik des Sanges ein zarter Geschmack diesen Mangel an harmonischer Fassung und feinerer Stylisirung vielleicht unangenehm empfinden. Aber der Dichter strebte auch von vornherein nicht nach diesem classischen Ideal, sondern in seiner stark realistischen Lebensauffassung nach dem möglichst scharfen, pointirten Erfassen des einfach Menschlichen in allen Formen, des specifisch Individuellen, dem zunächst das Allgemeine, das Typische noch ganz fern liegt. So heißt es in dem schon erst angeführten „Rückblick“: Was den Typus der eingeborenen national-amerikanischen Individualität betrifft, so ist ein solcher noch nicht zur Entfaltung gelangt, obwohl er sicher kommen wird und zwar im großen Maßstabe: der ausgeprägte Idealtypus des westlichen Charakters, im Einklang mit den ständig wirkenden politischen, ja sogar mit den „geldmachenden“ Eigenschaften der amerikanischen Menschheit im 19. Jahrhundert, — gleichwerthig mit den Idealen des europäischen Idealismus, der Ritter, Edelleute und Krieger. Darum liegt der Nachdruck in meinen Gedichten überall auf der Anregung und Förderung dieses Individualismus, nicht nur, weil dieser an sich schon eine wichtige Mahnung der Natur inmitten ihrer verallgemeinernden Gesetzmäßigkeit ist, sondern namentlich als Gegengewicht gegen die nivellirenden Tendenzen der Demokratie. Unbekümmert um angeblich feststehende literarische Formeln oder sonstige Regeln singe ich eingestandenermaßen den großen Stolz des Menschen in sich selber. Ich halte diesen Stolz unentbehrlich für einen Amerikaner; ich halte ihn auch durchaus vereinbar mit Gehorsam, Bescheidenheit, Ehrerbietung und Selbstprüfung. Deßhalb ist der sonst für die Demokratie so begeisterte Politiker durchaus nicht blind gegen die verhängnißvollen Schwächen dieses Systems; daher sieht er sich gegenüber dieser socialen Gleichartigkeit zu einer bedeutsamen Ergänzung genöthigt: Willkommen, wie die Doctrin der Gleichheit, Brüderlichkeit und allgemeinen Volkserziehung sein mag, so muß sie doch ein gewisses Verantwortlichkeitsgefühl begleiten, eine Art Haftpflicht. Jenes primäre und innerste Etwas im Menschen, in den Abgründen seiner Seele, das ihm erst Farbe und in glänzenden Ausnahmefällen die letzte Hoheit verleiht — ein Element, das beständig von den alten Balladen berührt wird und ihre Hauptgrundlage bildet —, dieses Etwas scheint von der modernen Wissenschaft und der Demokratie gefährdet, ja möglicherweise ausgemerzt zu werden. Doch ist das nur Schein; in Wirklichkeit liegt die Sache anders. Diese neuen Einflüsse bereiten im Ganzen den Weg für weit größere Persönlichkeiten als je zuvor. Heute und hier liegt hinter Allem doch die persönliche Kraft. Die Zeiten und Bilder von der Iliade bis zu Shakespeare können glücklicher Weise nie wieder verwirklicht werden; aber die Grundelemente tapferer und hoher Mannheit sind unverändert geblieben.

Der Secessionskrieg brachte ihm aber zugleich mit der dichterischen Berufung die Todeswunde, an der der junge, besonders starke Lebenskämpfer rettungslos dahin siechen sollte, volle zwanzig Jahre lang. Von 1874 an bis zu seinem 1892 erfolgten Tode war er, der frühere Hüne, der alle Beschwerden und Strapazen des Krieges spielend ertragen, ein lahmer Krüppel, der seine ergreifenden Dichtungen theils im Rollstuhl, theils im Grünen lagernd, im Waldesrauschen und Blüthenglanz, schrieb. Mancher wird, wie bereits angedeutet, sich an die rauhe, jedes feineren Schliffs entbehrende Tonart seiner Lieder nicht recht gewöhnen können, aber Tiefe der Empfindung, Stärke des Gefühls, überquellende Lebensfreudigkeit, unbesiegliche Heiterkeit und Gradheit der Gesinnung und ein ausgeprägtes Persönlichkeitsgefühl wird ihm schwerlich Jemand abstreiten können. Ich schließe, indem ich auf die schon vorher erwähnte vortreffliche Uebertragung seiner Gedichte von Schoelermann hinweise — gewiß war das vielfach außerordentlich schwierig —, mit der Charakteristik dieses seltenen Mannes durch seinen langjährigen Freund, den Arzt Dr. Burcke: Seine hohe, wohlgebaute Gestalt, die außergewöhnliche Gesundheit seines Geistes und Körpers, die freien Gesichtszüge und die Anmuth seiner Bewegungen und Gebärden verliehen dem Zauber seiner Gegenwart einen Zug in's Große und einen starken Magnetismus. Die Einfachheit seiner Lebensgewohnheiten und Neigungen, das Breitangelegte und Schöne seines Auftretens, seine Duldsamkeit und Milde, seine immer gleichmäßige Zurückhaltung und Ruhe, die Alles umfassende Freundlichkeit und beispiellose Fähigkeit, Zuneigung zu erwecken, das sind untrügliche Beweise seiner vollkommen ausgeglichenen Männlichkeit.

Neue Aufgaben der Plastik.

Von Johannes Gaulke (Berlin).

Jeder Kunst ist nach der herkömmlichen Aesthetik ein besonderer Darstellungskreis zugewiesen, den sie nicht ungestraft überschreiten darf. Die Systematisirung der Künste geschieht nach dem Princip der Veränderung der Gewichtsverhältnisse zwischen Idee und Darstellungsmaterial, so daß sich folgende Reihe ergiebt: Architektur, Skulptur, Malerei, Musik, Mimik, Poesie. Aus dem Fortgang von einer Kunst zur anderen läßt sich das Gesetz ableiten, daß die Idee an Umfang gewinnt in dem Maße, wie das Material an Gewicht verliert. Es werden die Ideen, als Objecte der Darstellung, und zugleich auch ihre Darstellungsmittel von Stufe zu Stufe substantieller und concreter, indem letztere zugleich an materiellem Gewicht verlieren. So die Schulästhetik.

In den Grundzügen ist das System der Künste, soweit die verflossenen Kunstepochen in Betracht kommen, nicht anzufechten; von der Architektur bis zur Poesie vollzieht sich ein unverkennbarer Entmaterialisirungsproceß. Je schwerer das Darstellungsmaterial ist, um so enger begrenzt ist der Ideenkreis einer Kunst. Die Architektur, als die am stärksten an das Material gebundene Kunst, vermag aus diesem Grunde nur ganz allgemeinen (objectiven) Ideen Ausdruck zu geben. So kann der Tempel als der architektonische Ausdruck der Idee der Gottesverehrung angesehen werden, das Forum als Ausdruck des politischen Lebens, desgleichen das moderne Parlamentsgebäude, und selbst das Wohnhaus kann als Ausdruck einer Idee, des Familienlebens, aufgefaßt werden.

Die Skulptur, die auch noch an den Stein gebunden ist, stellt dennoch der Architektur gegenüber einen bedeutenden Fortschritt vom Anorganischen zum Organischen dar. Sie schildert den menschlichen Körper in seiner Schönheit und Kraft, aber sie vermag noch nicht, oder nur unvollkommen die Momente des Seelenlebens zum Ausdruck zu bringen, wie die Malerei und in noch höherem Grade die Poesie. Die Aufgabe der Plastik gipfelt demnach in der Nachbildung der menschlichen Form. Oder mit anderen Worten: die Form ist in der Plastik das alleinige Ausdrucksmittel einer bestimmten Idee, wie es in der Malerei die Farbe ist, in der Musik der Ton und in der Poesie das gesprochene Wort.

Wenn Michelangelo für das Grabmal Julius II. zwei gefesselte, von Schmerz sich krümmende Sclaven schuf, so lag seinem Plan eine ganz bestimmte Idee zu Grunde, die Idee der trauernden Kunst, die mit dem Tode Julius II. obdachlos geworden war. Michelangelo hat demnach die menschliche Form lediglich als ein plastisches Ausdrucksmittel benutzt. Je mehr wir uns dem Barockstyl nähern, um so schneller geht die Idee der Plastik verloren, ja sie sinkt schließlich zu einer decorativen Kunst herab und wird ein

Anhängsel oder schmückendes Beiwerk der Architektur. In der Barockarchitektur können wir die gröbsten Verirrungen, in die jemals die Kunst verfallen ist, beobachten.

Besonders bemerkenswerth erscheint mir in dieser Hinsicht die Karyatide. Ursprünglich als Träger eines architektonischen Gliedes gedacht (die Karyatiden des Erechtheion), trat sie an die Stelle der Säule und baute sich wie diese schlank auf, derart, daß die architektonische Grundform streng gewahrt blieb; der Beschauer empfängt nirgends den Eindruck einer übermäßigen Belastung. Anders im Barockstyl. Aus den Trägern wurden Lastträger. Die Karyatide nahm groteske Formen an. Durch den gekrümmten Rücken der Träger und die übermäßig gespannte Muskulatur war einer architektonischen Belastung Ausdruck gegeben, die im Grunde genommen nicht vorhanden war und nur auf einer Scheinconstruction beruhte, wie ja die Barockfassade überhaupt nur eitel Schein ist.

Diese, wie andere Verirrungen des Barockstyls, die auf einer Verkennung der Idee der Plastik beruhen, haben am Anfang des vorigen Jahrhunderts die Rückkehr zu der strenger Formensprache der Antike veranlaßt. Thorwaldsen, Schadow, Rauch und ihre Schule haben sich redlich bemüht, die Form als einziges Ausdrucksmittel der Plastik wieder zu Ehren zu bringen, mögen sie auch sonst nicht recht in den Geist der Antike eingedrungen sein. Diesem Umstande ist es nicht zum Geringsten zuzuschreiben, daß die classicistische Schule bald in ein Schema erstarrte und der naturalistischen Richtung das Feld einräumen mußte.

Der consequente Naturalismus, wie ihn Begas und seine Schule vertritt, bedeutet indessen nichts weniger als einen Fortschritt. Während die vielfach bespöttelten Classicisten jedenfalls auf das Gewissenhafteste die der Plastik durch ihr Material bedingten Grenzen beobachteten, sind die Naturalisten weit über dieses Ziel hinausgegangen, ja sie haben selbst die malerischen Wirkungen der Natur in dem consistenten Material der Plastik festzuhalten gesucht. Es war ihnen weniger um die bloße Wiedergabe der Form zu thun, als vielmehr um die Wiedergabe der stofflichen Qualität des Gegenstandes, eine Aufgabe, welche die Malerei Dank ihres leichteren Darstellungsmaterials spielend löst, die in der Plastik aber nur bei der Außerachtlassung der charakteristischen Eigenart des Materials durchführbar ist. Der Stein erfordert allein schon aus Stabilitätsgründen eine ruhige, massige Behandlung; auch weist die Structur des Steines schon auf diese Behandlungsweise hin.

Die naturalistischen Bildhauer haben in der „Umwerthung“ ihrer Kunst, die schließlich nur eine gewaltsame Verdrehung des künstlerischen Werthes ist, ganz ungewöhnliche Resultate erzielt. In der Nachbildung des menschlichen Körpers sind sie vom Typischen zum Charakteristischen übergegangen; sie haben nicht nur das Fleisch des menschlichen Körpers in seiner allgemeinen Wirkung dargestellt, sondern ein ganz bestimmtes Fleisch, z. B. das von einem schwellenden Fettpolster umgebene Fleisch des Weibes im Gegensatz zum muskulösen Fleisch des Mannes. Ebenso sind von ihnen die charakteristischen Haut- und Haarmerkmale des Kindes, des Mannes, des Weibes und des Greises auf das Gewissenhafteste festgehalten worden. Die Charakterisirungsmanie in der naturalistischen Plastik macht nicht einmal vor dem Zufälligen, Häßlichen und Krankhaften Halt.

Lange Zeit wurden die Virtuosenkunststücke der naturalistischen Bildhauer bewundert und als ein thatsächlicher Fortschritt gepriesen, dann trat aber plötzlich eine entschiedene Ernüchterung ein. Die naturalistische Schule hatte nämlich — ein Umstand, bei dem es bei jeder Umwerthung im Wesentlichen ankommt — den Darstellungskreis der Plastik nicht erweitert. Von einigen modernen Genrefiguren, die als künstlerische Objecte kaum in Betracht kommen, abgesehen, hatte sie eigentlich nichts geschaffen, das nicht schon vorher, vom Standpunkt des Plastikers betrachtet, viel eingehender behandelt worden wäre. Begas hatte sich einmal in seinem „Elektrischen Funken“ eine moderne Aufgabe gestellt, im Uebrigen sah er sich aber ebenso wie die verhaßten Classicisten zu einer gründlichen Anleihe bei den alten Göttern veranlaßt. Seine großen Monumentalwerke, der Schloßbrunnen in Berlin, das Denkmal Wilhelm's I. und das Bismarckdenkmal strotzen von verbrauchten Allegorien und Emblemen, die dem Volke immer unverständlich gewesen und dem Gebildeten schon längst langweilig geworden sind. Was kümmert uns eine Klio, die zur Abwechselung einmal auf einer Sphinx sitzend dargestellt ist? Oder ein Atlas, der immer noch unter der Last der Erdkugel zusammenbricht? (Am Bismarckdenkmal ist es zum Glück nur ein Gummiball.) Ueber den alten Papa Neptun auf dem Schloßbrunnen und das naturalistische und allegorische Viehzeug am Denkmal Wilhelm's I. läßt sich nichts sagen, was nicht schon vor Jahrzehnten und Jahrhunderten gesagt worden ist.

Ein zweiter Uebelstand, der aber nur eine Folge-Erscheinung der virtuosen Mache ist, resultirt aus der gänzlichen Verkennung des Materials der Plastik. Eine eigentliche Skulptur giebt es nicht mehr; es kann nur noch von einer Modelliertechnik die Rede sein. Das Tonmodell gilt den Naturalisten nicht als ein Hülfsmodell, sondern als die Hauptsache, und seine Eigenarten werden demgemäß mit einem an sich bewunderungswerthen Geschick auf den Stein übertragen. Eine in naturalistischer Manier ausgeführte Marmorfigur unterscheidet sich von einer flott modellirten Gypsfigur nur durch die Transparenz des Materials, während die anderen Eigenarten derselben gar nicht zu Geltung kommen.

Wenn man nun einmal die Eigenarten des Ausführungsmaterials außer Acht läßt, dann könnte man getrost noch einen Schritt weitergehen und das der Plastik eigenthümliche Material, den Stein, vollends negiren, und das letzte Entwickelungsstadium der naturalistischen Plastik, die Wachsfigur, wäre erreicht. Einige Bildhauer haben ohnehin schon durch die sinnlose Farbenvergeudung an ihren Figuren dargethan, daß sie die Reife für das Panopticum erlangt haben.

Während der Naturalismus bei uns noch in Blüthe stand, setzte im Auslande auf dem Gebiete der Plastik eine neue Bewegung ein, die zu einer thatsächlichen Umwerthung der künstlerischen Werthe führen kann, die aber der Plastik auf alle Fälle neue Aufgaben stellt und ihren Darstellungskreis erheblich erweitert. Mit ihr ist der Name Auguste Rodin auf das Engste verknüpft. Rodin's Ruf ist schon seit Jahren durch seine monumentalen Werke, in denen er eine Formensprache von außerordentlicher Wucht führt, über die Grenzen seiner Heimath gedrungen. Auch bei uns galt er trotz Begas als ein Bildhauer großen Styls, dann schickte er aber einige Arbeiten in die Welt, durch die er sich selbst übertroffen hatte, mit denen aber die Kritiker absolut nichts anzufangen wußten, und das liebe Kunstpublicum sah nur das „Unfertige“ und riß billige Witze. Er stellt einen vielfach zersprungenen Torso (la méditation) dar, den Kopf seitwärts nach unten geneigt, mit geschlossenen Augen, aber doch sehend, gewissermaßen nach Innen gerichtet, um das eigene zerklüftete Ich zu erforschen. Eine andere Arbeit (l'homme et sa pensée) — eine Marmorausführung davon befindet sich in der Nationalgallerie — ist in der Conception noch einfacher. Vor einem Felsen kauert ein Mensch, vor ihm, aus dem Stein herauswachsend, erblicken wir eine zarte Gestalt, die so transcendent gedacht ist, als hätte sie mit dieser Welt nichts zu schaffen: der Gedanke des Menschen.

Rodin hat den kühnen Versuch unternommen, die Plastik mit einem neuen Ideengehalt zu erfüllen, aber unter strengster Beobachtung der alten Stylgesetze über die Wechselwirkung zwischen Form und Material. Die Form wächst bei ihm organisch aus dem Stein heraus, und sie dient ihm lediglich

als das Ausdrucksmittel der Idee. Auf diesem Wege gelang es ihm, künstlerische Aufgaben durch die Skulptur zu lösen, die bis dahin als der ausschließliche Vorwurf einer anderen Kunst, zunächst der Malerei oder der Dichtung, galten.

Von jüngeren deutschen Bildhauern ist Franz Flaum, Berlin, am stärksten durch Rodin angeregt worden.*) Flaum, der bisher nur einem kleinen Kreise bekannt geworden ist, ist aber keineswegs als ein Schüler oder Nachahmer Rodin's anzusehen, sondern als ein Künstler von stark ausgeprägter Eigenart trotz der äußeren Berührungspunkte mit Rodin. Seine Werke, die wir hin und wieder auf Ausstellungen sehen — ein öffentliches Kunstinstitut hat sich, wie nicht anders zu erwarten, zum Ankauf nicht entschließen können — weichen so stark von dem Hergebrachten ab, daß sie einstweilen nicht verstanden werden. Flaum giebt objectiven Ideen und Begriffen in einer durchaus subjectiven Auffassung durch die Form Ausdruck. Er entwickelt die Idee der Liebe, der elementarsten Naturkraft, in einer Gruppe, die ein ringendes Paar darstellt. Sinding hat in seiner berühmt gewordenen Gruppe „Zwei Menschen" das Moment der Vereinigung der Geschlechter dargethan, Flaum schildert den Kampf der Geschlechter, eine Auffassung des Begriffs Liebe, die tiefer gedacht ist. Oder er stellt das Geschlecht an sich, das Thier im Menschen, in seiner brutalen Scheußlichkeit dar. Die Figur, eine Jugendarbeit des Künstlers, drückt allerdings nur die Vernichtung aus, ich vermisse darin das dämonisch-bestrickende Moment, wodurch das Wesen des Geschlechtes erst erschöpfend charakterisirt wird. Am reifsten in der Conception und Ausführung sind die visionären Gebilde. Wir sehen einen Menschen zusammengesunken, keiner That fähig, erstarrt vor dem Geschöpf der eigenen Phantasie, das wie ein Medusenhaupt aus dem Nichts emporstrebt.

Das sind die vielversprechenden Anfänge einer neuen Blüthe der Plastik, einer thatsächlichen Umwerthung aller künstlerischen Werthe. Der Satz, daß die Idee an Umfang gewinnt, in dem Maße wie das Material an Gewicht verliert, der Grundpfeiler des Systems der Künste, hätte keinen Sinn mehr, sollte es den kühnen Neueren gelingen, auch noch der technischen Schwierigkeiten, die das Ausführungsmaterial ihnen bietet, Herr zu werden. Bei Rodin wie bei Flaum sehe ich, daß der Künstler noch einen heftigen Kampf mit dem Material zu bestehen hat, um der Idee zum vollkommenen Siege zu verhelfen. Manche Unklarheiten dürften wohl lediglich durch das spröde Material der Plastik bedingt sein. Nach Allem scheint es aber, daß die Entwickelung der Kunst auf eine Ueberwindung der räumlichen Schranken hindrängt, womit zugleich eine Ueberwindung der jeder einzelnen Kunst gezogenen Grenzen verbunden wäre.

Feuilleton.

„Wie die Alten sungen . . ."

Von Friedrich Keoff (München).

Herrgott, diese Rangen! —

Dem Nachbar ist nichts willkommener als schönes Wetter an schulfreien Nachmittagen. Da kriegt er die Bengel aus dem Haus. Aber wehe dem Unseligen, der sein Zimmer nach rückwärts hinaus auf die Höfe und — sogenannten — Gärten hat und ein empfindlicher' Handwerk treibt als Gevatter Holzhacker oder Freund Schuster!

Da sind sie ja drunten — sechs Stück — Einer gesünder als der Andere. Und Kehlen!

Natürlich ginge es ohne Verstärkung von draußen und drüben gar nicht. Man kennt die drei Fremden auf einen Blick an ihren blassen Gesichtern. Ihre Kehlen freilich sind ebenso gediegen und an Hast und Ruppigkeit übertreffen sie sogar die Anderen.

Des Nachbars Hof lag im sommernachmittägigen Sonnenschein. Bretterstöße, Wagen, Karren, all' das Werkgeräth einer Schreinerei und einer Metzgerei oder Wurstfabrik, Alles bot die schönste Gelegenheit zur Bethätigung findigen Kindersinnes.

Mochte nun eben der „Räuber" glücklich gefangen und justificirt sein, mochte der Krieg zu Ende, der Brand gelöscht sein oder was sonst solchen Aufwand an Geschrei erfordert hatte, augenblicklich war es ganz still.

Sollten — ja sollten meine wüthenden Blicke so prompt gewirkt haben?

Aber ich war ja schon gar nicht mehr wüthend. Ich wartete. Ich interessirte mich. Ich wollte zusehen. Und die Jungen beachteten mich auch gar nicht.

Die Einen drückten sich gelangweilt an den Brettern herum; Andere spähten träge nach einem neuen Grund für neues Geschrei; einige rekelten sich auf einem Wagen.

„Spielen wir Trambahn!" rief plötzlich mit lauter Stimme einer auf dem Wagen. Einer von den Blassen war's.

Allseitige Zustimmmung.

Behend wie Meerkatzen kletterten die Neun an dem Wagen herum. In Kurzem war er besetzt.

Der Erfinder des Spieles vertheilte die Rollen.

„Ich bin Conducteur, Du bist Kutscher und Ihr fahrt mit."

„Ich bin auch Kutscher," drängte ein Ehrgeiziger nach.

„Nein, Ihr fahrt mit," entschied der Erste — in der offenbaren Ueberzeugung, daß bei der Trambahn die Passagiere das Nebensächliche seien.

Allein er sollte nicht Recht behalten.

Kaum begann er mit rücksichtsloser Beharrlichkeit seines Amtes zu walten, als sich Zwei zu gleicher Zeit zu Conducteuren ausriefen und mit läppischen Geberden ihre Berufsgeschäfte markirten.

„Ich bin Kutscher," tönte es bald von verschiedenen Seiten.

Der Erste, so ehrgeizig wie erfinderisch, wußte sich zu helfen. Er ernannte sich zum Oberconducteur, indem er mit schlauer Huld die beiden Conducteure in ihrer Würde beließ.

Da waren die Kutscher nicht faul. Der Dienstälteste ernannte sich durch eigenes Geschrei zum Oberkutscher.

Drei Conducteure und drei Kutscher! Der bescheidene Rest genügte sich noch in der Rolle der armen Passagiere.

Es war ergötzlich anzusehen, wie von den drei Parteien jede die Fahrt nach einer anderen Seite dirigirte — durch all' die Bewegungen und Hantirungen, welche dem Kind besonders in die Augen fallen. Es sah so aus, als wenn Jeder mit einem Drittheil des Wagens davonkutschiren wollte — nach Ost und Süd und West.

Aber, ach, der Dämon der Scheelsucht schlief noch nicht, der Hydra des Ehrgeizes wuchsen neue Köpfe.

Die Passagiere gaben den Würdenträgern mit dem Ellenbogen und langweilig-nörgelnden Worten zu verstehen, daß sie nun auch ein Amt wollten.

Die Anmaßenden!

Die Kutscher zügelten unverdrossen ihre imaginären Rosse, die Conducteure vertheilten unbeirrt Billetts von derselben Qualität.

Dann gab es eine kleine Auseinandersetzung. Der Erste machte den vergeblichen Versuch, das Amt eines Schienenputzers zu empfehlen. Ebenso mißlang sein neuer Einfall, sich zum Controlleur zu ernennen. Denn die drei Bescheidenen stiegen aus und nahmen den anderen Wagen ein: Ein Conducteur, ein Kutscher und als letzter und einziger Fahrgast der Jüngste von Allen.

Gleich darauf änderte sich wieder das Bild. Der Erste von diesen Dreien übertrug sein Amt dem Kleinen — zu dessen eigener Verwunderung — und nahm mit viel Geschrei und Gethue einen Karren für sich allein in Beschlag.

Sein Beispiel wirkte ansteckend. Die Kutscher streikten und machten sich an anderen Orten selbstständig. Die Conducteure auf dem ersten Wagen wurden auch unzufrieden und wollten lieber auf einem ganzen Holzbock Kutscher, als auf einem Wagendrittel Conducteur sein. In kurzer Zeit saßen und ritten, wirthschafteten und schrieen auf den Wagen, Karren, zwei Schragen, einem Holzbock und einem Bretterstoß die neun Bengel — Ober- und Unterconducteur, Kutscher und Passagier je in einer Person.

Und die Luft erzitterte von ihrem Geschrei.

Ich machte einige Gänge durch mein Zimmer und lachte im Stillen über den Spaß.

Da sank plötzlich der Lärm drunten wieder zusammen und es wurde ganz still.

Ich trete an's Fenster.

Mit gelangweilten, enttäuschten Gesichtern klettern die Jungen von ihren Sitzen, drängen sich mit instinctiver Uebereinstimmung auf dem ersten Wagen zusammen; ein Kutscher setzt sich vorn auf; der Erste, der Unerschütterliche, ernennt einen Conducteur und ruft sich selber zum „Director" aus. Die Uebrigen aber vergnügen sich kindlich-behaglich in der Rolle von Passagieren.

Kinder und Narren . . . ein altes Sprichwort. Ich hatte nichts versäumt bei meinen Büchern. Wer weiß, was sie mir — gelogen hätten.

*) Wir erinnern an J. Norden's Ausführungen über diesen Künstler.

Aus der Hauptstadt.

Launen.

Die schwersten Räthsel geben die Regierenden beständig dem deutschen Volke auf; nicht etwa, damit es geistig nicht einschlafe, sondern weil bei ihnen an Stelle der ernsten Erwägungen Launen den Ausschlag geben. Hervorragendes leistet im Aufgeben von Räthseln vor Allem die deutsche Heeresverwaltung. Ihr Neuestes ist der in jüngster Zeit dem General von Wittich bewilligte Abschied. War nicht dieser General während des letzten Kaisermanövers in der Gegend von Roßbach Einer der Armeeführer?

Heftigen Angriffen Seitens der berufensten Sachverständigen sind die seit zehn Jahren und länger üblichen Kaisermanöver ausgesetzt. Außer der in ihnen grassirenden Unnatürlichkeit, die sie bereits auf das Niveau einer Soldatenspielerei heruntergedrückt haben, wird auch der viel zu weit bemessene Rahmen getadelt, der ihnen unter Wilhelm II. gegeben wird. Kaiser Wilhelm I. und Moltke wagten niemals über die Corps-Manöver hinauszugehen, in denen sich nur einzelne Corps gegenüberstanden; und oft ließen schon diese Manöver befürchten, daß in Folge der großartigen, die Uebersicht im hohen Grade erschwerenden Gefechtsverhältnisse der mit den Kaisermanövern verfolgte vornehmste Zweck, die Ausbildung der höheren Führer vom Regiments-Commandeur aufwärts bis zum commandirenden General einschließlich, unerfüllt bleiben könnte. Nirgends tritt der Widerspruch zwischen Worten und Handlungen so grell in die Erscheinung wie bei unseren Regierenden. Der sogenannte neue Cours wurde mit der Verheißung eingesetzt, daß der alte unverrückt weiter gesteuert werden würde. Zu den ersten Maßnahmen im neuen alten Cours gehörte aber auch die Umwandelung der Kaisermanöver aus Corpsmanövern in Armeemanöver, d. h. in solche, in denen sich mindestens je zwei Armee-Corps bekämpfen. Auch hier schienen die Regierenden ihr amtliches Gewissen nur dadurch beruhigen zu können, daß sie um jeden Preis es anders machten als die Männer, denen die Wiedererrichtung des Deutschen Reiches zu verdanken ist. Um jedoch die Stimmen zum Schweigen zu bringen, die da behaupteten, daß nun erst recht nicht bei den Kaisermanövern an die erforderliche Belehrung der höheren Commandeure an der Hand der von ihnen so eben geführten Scheinkämpfe zu denken sei, hieß es auf officieller und officiöser Seite, die neuartigen umfangreichen Manöver hätten vor Allem der Ausbildung unserer fähigsten Generale zu Armee-Führern zu dienen. Daran konnte der Kundige von vorn herein schon deßhalb nicht glauben, weil auch im Felde der Führer einer Armee nur auf dem Papier und somit nur theoretisch arbeitet. Erkennt er seine Aufgabe, wird er dort bei Ausbruch des Kampfes für seine Person an einer dem Kampfe selbst möglichst entrückten Stelle Posto fassen, um unbeirrt durch die Beobachtung einzelner Gefechte, die ihn nur zu einer einseitigen Auffassung der allgemeinen Lage verleiten können, die bei ihm einlaufenden Meldungen inhaltlich in aller Ruhe gegen einander abzuwägen. Jetzt müssen auch die Harmlosen, die hinter den Maßnahmen der Regierenden noch pflichttreue Erwägungen, aber nicht Launen wittern wollen, sich gestehen, daß die Officiellen und Officiösen auch mit der Begründung des übertrieben weiten Rahmens der heutigen Kaisermanöver der Nation eitel Wind vorgemacht haben. „Natürlich wieder einmal eine Zeitungsente. Die beiden Generale von Wittich und von Treitschke, Commandirende von Armee-Corps, werden doch nicht unmittelbar nach den Kaisermanövern, die ihnen Gelegenheit geben sollen sich praktisch in der Führung einer Armee zu üben, den Abschied nehmen!“ Solche Aeußerungen bekam man selbst in denjenigen militärischen Kreisen zu hören, die schon längst gelernt haben dem Schalten und Walten der Heeresverwaltung mit Mißtrauen zuzuschauen, als wenige Wochen vor Beginn der letzten großen Herbstübungen die Nachricht in der Presse auftauchte, daß die beiden Generale amtsmüde seien. Trotzdem ist der General von Wittich jetzt aus dem activen Dienst geschieden und will den Rest seiner Tage in Eisenach zu Füßen der Wartburg verleben. General von Treitschke steht zwar noch an der Spitze seines Corps; aber über ein Kleines wird auch er sich in das Privatleben zurückziehen und im lieblichen Pillnitz bei Dresden von seiner Arbeit und seinen Erfolgen ausruhen. Und wenn heute oder morgen das Deutsche Reich in einen Krieg verwickelt werden sollte, werden die beiden im vorigen Herbst zu Führern von Armeen ausgebildeten Feldherren daheim in ihrem Familienkreise bleiben oder allenfalls noch in Friedensstellungen verwandt werden. Nie und nimmermehr wird man sie zu activem Kriegsdienst vor dem Feinde berufen.

Ja! warum dann aber überhaupt noch die „Armee-Manöver“, wenn sie auch nicht einmal dazu dienen sollen uns Armee-Führer heranzuziehen? Die Lösung dieses Räthsels kann nur die sein, daß die Laune, welcher die Einführung der Armee-Manöver zuzuschreiben ist, sich mit solcher Wucht geltend gemacht hat, daß ihr gegenüber die Erkenntniß von ihrer völligen Zwecklosigkeit nicht aufkommen konnte. Was verschlägt eine kostspielige mühevolle Arbeit pro nihilo! Im Deutschen Reiche kommt es heute nur darauf an, daß Impulsen Genüge gethan wird.

Ajax.

Der Unparteiische.

Am letzten Sonnabend wurde in Lechhausen bei Augsburg ein Gastwirth beerdigt. Der „Katholische Bürger- und Arbeiter-Verein“, der „Liberale Verein“ und der „Socialdemokratische Verein“ legten am Grabe „ihres verstorbenen Mitgliedes“ einen Kranz nieder, betrachteten sich jedoch gegenseitig recht verwundert.

Dumpf tönt es aus grünem Grabe her:
„Nur Marx war meine Erbauung,
Ich stand durchaus auf dem Boden der
Proletarischen Weltanschauung.

Ja, auf dem Boden stand ich brav,
Ein Revolutions-Gesandter;
Doch was den Keller anbetraf,
Darin dacht' ich toleranter.

Wer Branntwein hinter die Binde gießt,
Zählt immer zu Singer's Neffen;
Dagegen wird, wer Sect genießt,
Ihn höchstens bei Schettler's treffen.

Auch wer schon Nachmittags, so gegen five
o'clock den Freuden des Scates
Beim Biere fröhnt, ist noch nicht reif
Für die Prächten des Zukunftsstaates.

Drum wollt' ich die Einigung der Partei'n
Durch Alkohol erstreben;
Es kann nicht Jeder ein Zubeil sein,
Es muß auch Versöhnliche geben.

Vor Tisch war ich Richter'scher Fortschrittsmann,
Dann sucht' ich geistliche Weihung,
Doch pünktlich von neun Uhr Abends an
Erglüht' ich für Volksbefreiung.

Mit Gesinnungen geize der Schankwirth nie,
Muß auch seinen Gästen sie gönnen,
Sofern für Ideale sie
Am Delirium sterben können.“

Timon d. J.

Heimathschutz.

Man befand sich zwischen den Glanzpunkten des glänzenden Mittagessens: die nach neuer Art zubereitete Seezunge mit Krebsen und gebackenen Austern kitzelte noch in der Erinnerung den Gaumen, und die Schnepfe (der Dreck auf Oblaten servirt) mußte sofort hereinrücken. Stilles Glück lag auf allen den sanftgerötheten Gesichtern. Die Vernünftigen schwiegen, wenn eine herzliche Unterhaltung mit der Krescenz Graf Kesselstadt als Schweigen bezeichnet werden kann, und die Unvernünftigen durften reden, wie ihnen der Schnabel gewachsen war. Sie halfen damit über die Pause bis zu den Schnepfen hinweg.

Frau Consul fühlte sich genüßigt, der Empfindung Worte zu verleihen, daß das Leben schön sei. Sie meinte dies Diner und ihren Nachbar damit, den blonden Fabrikdirektor, und um sich nicht zu verrathen, setzte sie hinzu: „Das Leben und der Frühling! Nirgendwo in der Welt ist der Frühling schöner als in unserer deutschen Heimath!“ Soweit es sich dabei um jungen Spargel und Backhühnchen handelte, gab ihr Mann ihr recht; dagegen schüttelte er mißbilligend das glatte Haupt, als der zur Tafel gezogene Hauslehrer, ein richtiger Dr. phil., eilends bemerkte: „Deßhalb ist es auch unsere Pflicht, die deutsche Heimath zu schützen, barbarische Eingriffe zu verhüten, welche moderne Habgier und Speculationssucht —“

„Pst! Keine Politik!“ unterbrach der Herr Consul den Festredner. „Aber sonst muß ich Ihnen durchaus beipflichten. Ich habe darüber in der Morgenzeitung gelesen. Heimathschutz! Selbstverständlich. So zum Beispiel die Burgen. Ist es nicht ein Jammer, Clotilde, daß so viele alte Burgen verfallen? Warum werden sie nicht geschützt, wie die Hohkönigsburg, die Saalburg, das Heidelberger Schloß? Wenn man in jeder Burg ein Hôtel einrichtet und eine bessere Gastwirthschaft, dann kämen die Kosten bald heraus.“

Der Dr. phil. wollte etwas erwidern, aber sein Gegenüber, ein Hofrath im Auswärtigen Amte, machte die ihm eigenthümliche Rednergeste, und so behielt der Jüngere seine Weisheit einstweilen respectvoll für sich. „Die väterliche Scholle,“ begann der Hofrath, „ist wohl uns Allen lieb und theuer. Sie unseren Kindern unbeschädigt zu hinterlassen, muß unser ehrliches Bemühen sein. Schade um jedes Denkmal aus alter Zeit, schade um jede Schönheit der heimathlichen Natur, die modernem Drängen zum Opfer fällt. Sie wissen, meine verehrten Freunde, ich bin kein Byzantiner, — ich gehe grundsätzlich nicht zum Bismarck-Kommerse — und deshalb stehe ich auch heute nicht an, es

kühn herauszusagen, daß mir das Verfahren des dritten Friedrich Wilhelm, der die Nauenschen Steine zerschlagen und eine Granitschaale für den Berliner Lustgarten daraus machen ließ — eh — daß ich dies Verfahren entschieden mißbillige. Entschieden. Denn die Markgrafensteine bei Nauen sind die größten Findlinge, welche uns übrig geblieben sind aus jener grauen Zeit, da Gletscher von mehreren hundert Metern Höhe auf der brandenburgischen Ebene lasteten. Unser allergnädigster Kaiser und Herr, Gottlob, betreibt den Heimathschutz energischer als einige seiner Vorfahren."

„Der Grunewald wird zum Volkspark umgewandelt, der liebe, stille Kiefernforst zur menschendurchtobten Vogelwiese und zum stinkenden Autodrom," warf der Professor ein. Seine Nörgelsucht machte ihn zu einem unangenehmen Gesellschafter; als den Bruder von Frau Consul jedoch und wegen seiner Beziehungen zu Russel durfte man ihn nicht übergehen.

Die Schnepfe ließ noch auf sich warten, und da dem Hofrath die gereizte Entgegnung auf den Lippen erstarb, wurde die Pause jetzt fast peinlich. Allzu gern hätte der Dr. phil. nun seiner netten Nachbarin davon erzählt, wie er sich heimathschützend bethätigte. Wie er in den Kreisblättern, die honorarfreie Beiträge gern aufnehmen, scholt und tobte, wenn wieder einmal irgend ein kleiner märkischer See mit Berliner Müll zugeschüttet, irgend eine malerische alte Zugbrücke an der wendischen Spree durch ein Eisengerüst im Waschtrommelstyl ersetzt werden sollte. Er kam indessen nicht dazu. Frau v. Könnern, die aristokratische Schmuckblume des kleinen Kreises, hatte die Dresdener Verhandlungen des neuen Heimathschutz-Bundes gelesen und war ihm sofort als Gründerin beigetreten. „Ein einziges Mal bin ich durch Laufenburg gekommen," sagte sie, „doch ich werde den allzu flüchtigen Eindruck nie vergessen. Und diese entzückenden Stromschnellen sollen einem Elektricitätswerke zum Opfer fallen! Giebt es schändlicheren Vandalismus?"

„Eine unerhörte Frevelthat," bekräftigte der Consul und winkte dem Lakaien, damit der Nachlässige der Dame das Sectglas fülle. „Man kann indeß von halbwilden Völkern nicht mehr erwarten. Wer es fertig bringt, die Bergwände an der Reuß mit Reclamen zu bemalen, dem sind auch andere Naturwunder nicht mehr heilig."

„Wie gegen den abscheulichen Vogelmord in Italien sollten internationale Bestimmungen wider solche Unthaten erlassen werden," entrüstete sich der Hofrath. Er dachte im Augenblick weder der kommenden Schnepfe noch all' der Singdrosseln, die er im vergangenen Herbst unter dem freundlichen Decknamen von Krammetsvögeln genossen hatte.

„Uebrigens, wie weit seid Ihr mit Eurer neuen Steinbruchs-Actiengesellschaft?" fragte der Bruder von Frau Consul den Wirth. „Wird sie sich gut einführen?"

Herr Consul lächelte befriedigt. „Du kennst mich. Zunächst schlagen wir den Wald herunter, und ich müßte mich sehr täuschen, wenn dabei Dank den jetzigen Holzpreisen nicht von vornherein 'ne halbe Million heraussränge. Und dann dieser prima Sandstein! Gerade so, wie sie ihn in Berlin jetzt mit Vorliebe nehmen. Dazu die bequeme Verbindung! Die Elbe fließt unten —"

„Arme Elbe!" meinte der Bruder und Professor. „Sie sieht jetzt schon bös genug aus, und wenn Ihr über sie kommt und sie verschandelt, dann hat der Bund Heimathschutz wenigstens in der Umgebung Dresdens bald nichts mehr zu thun."

„Erlaube mal!" Der Consul schien ernstlich erzürnt. „Industrie und Heimathschutz, das sind grundverschiedene Dinge. Die darf man nicht untereinander mengen. Erst das Geschäft, dann das Vergnügen. Von der Industrie leben wir; Heimathschutz ist ein schöner Gedanke, der aber keinen Menschen satt macht. Du mußt doch gerecht bleiben — volkswirthschaftlich denken, sozusagen —"

„Ach Gott, unser Professor markirt wieder mal den Querkopf," lächelte der Hofrath. „Uebrigens, keine Sorgen — auf solche Uebertreibungen der Heimathschützerei läßt sich die Regierung nie ein. Fürchten Sie also nichts für Ihre Actien, verehrte gnädige Frau." Er wandte sich verbindlich der adeligen Schmuckblume zu.

Im Gesicht des Hauslehrers und Dr. phil. arbeitete es, doch er gedachte in dieser bösen Stunde der guten Stunden, die er im Hause gab, und sah starr vor sich hin. Weitere unangenehme und unpassende Aeußerungen des Professors aber schnitt die Schnepfe ab, die zur rechten Zeit als Befreierin erschien und mit ihrer köstlichen Beigabe alle Schatten verscheuchte. In den Trinkspruch des Hofraths auf die geliebte Heimath und ihren erhabenen Schützer stimmte die ganze Gesellschaft jubelnd ein.

Die russische Lüge.

„Warum nur hat man das Alles erdacht,
Wenn's nie sich auf Erden begab?"

so fragt in Eckstein's Märchen vom Glück mit zitterndem Herzen die Fischerstochter. Die nämliche Frage drängt sich dem staunenden Zeitungsleser auf die Lippen, wenn er die ungebundenen Dichtungen der Russischen Telegraphen-Agentur über den ostasiatischen Krieg in seinem Blättchen studirt. Ob der Zar oder die Bauern in der Ukraine daran glauben, bleibe dahingestellt. Daß sie außerdem irgend Einer für bare Münze nehmen sollte, will keinem Denkenden zu Sinn. Geradezu zweckwidrig muthen diese anscheinenden Verlegenheitsphrasen an, die für den ersten Blick alles Vertrauen, allen Credit abzugraben geeignet sind. Denn wie sagt doch das Sprichwort, das Wahrwort, die Volks- und Gottesstimme so überzeugend: „Lügen haben kurze Beine!"

Freilich, Lügen haben kurze Beine, aber die hatte der Swinegel auch, und gleichwohl siegte er ob über den langläufigen Hasen, der die Wette verlor und sich zu Tode raste. Man muß nur System in die Sache hineinbringen. Als den Vater der Lüge schätzten die Türken den verschlagenen Ignatieff ein. Hätten sie Rußland das Vaterland der Lüge geheißen, es wäre noch richtiger gewesen. Die Erfolge des Heiligen Rußlands in der neueren Geschichte sind die Falschspielergewinne aus gezeichneten Karten, Potemkin'schen Dörfern und Tatarennachrichten.

Ein Mann und drei Weiber, die Männer waren, schufen das heutige Rußland. Männer, die sich als Weiber erwiesen, oder cäsarenwahnsinnige Tyrannen oder Schauspieler reihten sich dazwischen und daran bis auf den zweiten Alexander. Der ging zu Grunde, weil er den Irrthum der größeren Ahnen ohne deren Kraft fortsetzte. Der Vater des jetzigen Zaren, der kaiserliche Ehrenmann ohne Furcht und Tadel, hatte das wahrhaft tragische Schicksal des Pflichtgefühls und der rechten Einsicht ohne den Glauben an sich selbst. Ueber den heutigen Herrscher sind die Acten noch nicht geschlossen. Jedenfalls trägt er seine Krone als ein Kreuz so drückend.

Peter war ein ganzer Mann, auch eine echte Herrennatur, auch ein geborener Fürst, aber eines nicht: ein Organisator, ein Reformator im höchsten Sinne, und das wollte er sein, hätte er sein müssen. Wäre er eines Friedrich-Wilhelm's (des Soldatenkönigs) Sohn gewesen, so hätte er wohl das Zeug zum großen Friedrich und alten Fritz gehabt; denn er war zum Fortsetzer, wie kein zweiter, veranlagt, aber nicht zum Gründer. In ungebrochener Barbarei groß geworden, beging er den ungeheuren Irrthum der Naturvölker beim Zusammentreffen mit Civilisation und Cultur, diese nachahmen, nicht anpassen zu wollen. Unter seinen Nachfolgern wurde die Sache wesentlich schlimmer. Das deutsche Blut der eingeheiratheten Kaiserinnen und Großfürstinnen und das welsche Vorbild des Versailler Hofes und der französischen Bildung der Zeit zerstörte vollends die Verständnißfähigkeit für die einzige Aufgabe, eine russische Welt zu bauen. Wie aber die Einzelpersönlichkeit sich nur entfaltet in der Ausbildung aller guten Eigenheiten, so auch ein Reich. Was im russischen Volke seit hundert Jahren gährt und schwärt, ist das Zum-Licht-Drängen des urwüchsigen Russenthums, das Zerbrechen-Wollen des abendländischen Scheins. Allein gerade darum wäre es eine sich schwer rächende Verkennung der Thatsachen, die Unruhe und Zuckungen des Riesen als eine Krankheit, wohl gar eine lebensgefährliche, aufzufassen. Sollte dem Hause Romanow noch ein Sohn erstehen oder ein Kanzler oder sonst ein Regent, der weder Nur-Bojare, noch Däne, noch Deutscher, noch Franzose, noch Coburger ist, sondern ein Russe, der seinem Vaterlande neben der west-europäischen Civilisation eine wahrhaft nationale, den Nachbarn und Zeitgenossen ebenbürtige, nicht nachlaufende noch nachahmende Cultur und Staatsform anbahnt, so wird alles Nihilistenthum und Secten- und Corruptionswesen, aller Pessimismus und Fatalismus in sich verfallen, wie der abheilende Schorf eines bösen Geschwürs. Rußland wird an seinem inneren Selbstbetrug nicht zu Grunde gehen, weil hinter seiner Lüge von gestern und heute eine Wahrheit von heute und morgen steht, die in Wirklichkeit viel mehr enthält, als jene in ihren krassesten Auswüchsen vorzutäuschen wagt. Ich gönne den Russen diese Entwickelung, die über Nacht kommen kann, doch wäre es ein Fehler, sich von ihr überraschen zu lassen.

Vielleicht hätten die leitenden Kreise an der Newa nie so lange an der Lüge nach innen festgehalten, wenn sie nicht mit der Lüge nach außen zu ihrem Unglück so viel Glück gehabt hätten. Rußlands eigenthümliche Lage brachte es mit sich, daß es nach dem Morgen wie auch nach dem Mittag hin in einem fort ohne Behinderung durch einen ernstlichen Gegner sich ausweiten konnte. Damit rief es steigend den völlig unbegründeten Eindruck stetiger Machterweiterung hervor, und diesen Eindruck nützte es energisch aus, sich als Bundesgenosse begehrt zu machen, um dann durch die Bundesgenossen seine Vortheile einzuheimsen. Auch nicht einen einzigen größeren Krieg gewann Rußland durch seine Ueberlegenheit allein, ohne fremde Hülfe oder Täuschung. Während zweier Jahrhunderte führte es nicht einen Krieg, der nicht für die Regierung und die Armeeleitung ein Scandal war, ein um so größerer Scandal, als das Mannschaftsmaterial nach Kennerurtheil vorzüglich sein soll. Dennoch brauchte es mit einer Ausnahme nie einen ungünstigen Frieden schließen. Bloß zu Paris mußte es bluten, weil es Oesterreich fürchtete und der jugendliche Alexander II. insofern als ein unmündiger Anfänger sich erwies, als er für das System der Tatarennachrichten noch nicht reif war. Die eigentliche Kraftprobe für Rußland wäre erst der Waffengang mit Deutschland (oder allenfalls Oesterreich), und diese Kraftprobe wird nicht eher zur geschichtlichen Nothwendigkeit, als bis Deutschland Rußlands dereinstige Anschläge auf Groß-Skandinavien durchkreuzen muß. Das aber kann noch lange dauern. All' seinen anderen Feinden gegenüber wird Rußland sich weiter durchlügen, wie immer, am genialsten freilich im Frieden zu Adrianopel auf das „siegreiche" Vordringen von Diebitsch hin, der ohne raschen Friedensschluß bei mäßiger Energie der Türken verloren war. Auch bei Japan wird es kaum anders kommen. Mögen die gelben Männer vorläufig Korea nehmen, ja auch die Mand-

schurei. Wenn sie sich nicht die chinesische Menschenfülle zu eigen machen und das Wunder vollbringen, diese Massen zu Soldaten zu erziehen, so werden sie nicht einmal im Stande sein, größere Theile Sibiriens zu besetzen, geschweige denn gar einen Stoß in's europäische Herz ihres Gegners zu führen. Und gelänge das, so erhöbe sich ganz Europa, einschließlich Englands, wider sie. Also was kann den Russen passiren? Das Schlimmste wäre ein Staatsbankerott, und der würde eine sehr fette Pleite werden. Ein etwaiges Unterliegen beschränkt sich jedoch aller Wahrscheinlichkeit nach auf ein Zurückdämmen aus der Mandschurei auf ein Jahrzehnt oder ein Menschenalter. Indeß der Zar und der Papst verstehen Beide das Warten. Ein gründlich verlorener Krieg könnte auch unter Umständen die russische Volksseele, vielleicht sogar das russische Regime zur Selbstbesinnung, zur Reformation aufrütteln. Aber einstweilen ist der Krieg durchaus noch nicht entschieden. Nur der dumme Westen zerbricht sich den Kopf darüber, wie es möglich ist, daß der Kaiserliche Stellvertreter im Amte, in der obersten Stellung bleibt. Ist Kuropatkin wirklich ein Napoleon, so wird er es doch schwerlich auf andere Weise, als durch — Alexejew's allerunterthänigste Depeschen, und deßhalb gehört er eine Rangstufe unter diesen. Mögen die Witzblätter beider Hemisphären ihre Federn daran breit schreiben, schließlich finden die Russen von heute genau wie ihre Väter und Ahnen für ihre bulletins à la tatare immer wieder Glauben, immer wieder Gläubiger, die es sich zur Ehre schätzen, beim Arrangement mit helfen zu dürfen. Qui vivra, verra!

* * *

Inzwischen hat in der That die russische Berichterstattung ihren ersten großen Sieg über die öffentliche Meinung der Fürsten, der Cabinette, der Völker davongetragen. Europa, Amerika, Asien (Letzteres vielleicht einschließlich Japans, Ersteres vielleicht einschließlich des Lesers dieser Zeilen) glauben an Makarow's — Nelson-Ende so felsenfest, daß der Zweifel fast roh und pietätlos erscheint. Nun, heilig ist der Tod, aber nimmermehr ein Nachruf. Es ist keine Lästerung gegen den stillen Admiral, wenn die laute Lüge, die sein Andenken auswuchert, gebrandmarkt wird. Makarow's Untergang läßt seine Persönlichkeit makelfrei; hingegen unerwiesen ist seine Tüchtigkeit als Flottenführer, völlig unwahr der „Heldentod“. Bitte zu recapituliren! Makarow war nicht so unfähig und feige wie sein Vorgänger; das bedeutet aber herzlich wenig. Ein paar Mal ist er dem Feinde entgegen gefahren, indessen stets bei Zeiten, ohne ihm Schaden zu thun, wieder umgekehrt. Er starb — daran giebt's nichts zu ändern — auf dem Rückzuge und in seiner Cabine. Ob er der List oder dem Zufalle erlag, ob die Mine eine eigene oder des Gegners war, keine denkbare Möglichkeit hat etwas besonders Ehrenvolles für den Admiral, der in seine Cajüte hinunterstieg und zurückdampfen ließ. Wendet man ein: Was sollte er weiter thun? Gegen die Ueberzahl war Weichen das Gebotenste, und warum sollte er nicht unter Deck gehen? so ist gegen solche Durchschnittsweisheit nichts zu sagen, wenn ein Durchschnittsmann in Betracht kommt. Allein zum Helden, zum Helden, dem die Tapferen aller Völker ihre Verehrung freudig zollen, dazu gehört ganz etwas Anderes als nachgiebiges Berücksichtigen der Umstände gemäß den Regeln und dem Können des Normalmenschen:

Was nennt man groß? was hebt die Seele schaudernd
Dem immer wiederholenden Erzähler,
Als was mit unwahrscheinlichem Erfolg
Der Muthigste begann?

Davon aber bleibt weit ab, beim Retiriren in der Cabine durch Schiffsexplosion umzukommen. Mit gleichem Recht ist jedes Opfer eines Eisenbahnunfalles ein Leonidas.

Seinem Vaterlande freilich, wie es nun einmal ist, konnte Makarow keinen größeren Dienst erweisen. Retwisan, Zessarewitsch und Alles d'rum und d'ran ist ausgelöscht. „Ruhm bedeckt die Reußenflotte, die einen Makarow sich zeugte und einen Makarow verlor. Pfui den feigen, gelben Affen mit ihren Minen und Torpedos! Wir kriegen zwar Schläge von ihnen und zwar gehörig, aber wenn nur Makarow, unser Makarow geblieben wäre, der hätte sie ... Zwar bestanden hat er bisher den Togo auch nicht ein einzig Mal, aber wenn nur erst die baltische Verstärkung dagewesen wäre, dann hätte er ... Denkt doch, Makarow, der schon im Türkenkrieg so hervorragend war! Zwar sind weder als Seefahrer noch als Schiffseigner die Türken Japaner, aber wenn nur Er gelebt hätte, er hätte schon ... Denkt doch bloß, der große Makarow, der einen Eisbrecher construirt hat, einen Eisbrecher, der wirklich Eis gebrochen hat! Zwar würde jeder deutsche oder englische oder amerikanische Werft-Oberingenieur solch' Ding auch gebaut haben, aber unser Makarow läßt sich doch mit so 'was nicht vergleichen. Ehre und Sympathie, moralischer und lieber noch unmoralischer Beistand einer Nation, die solche Helden —“ herausputzen kann.

Die Russen haben es wirklich durchgesetzt, daß ihrer Flottenbilanz Entlastung ertheilt wurde. Was wird nunmehr geschehen? Wird Alexejew seinem Kuropatkin-Napoleon erst ein Austerlitz und Jena anschminken, oder dessen Ruhm gleich mit einem neuen Leipzig und Waterloo beginnen lassen? Der geschlagene Corse war ja beliebter und bewunderter, als der siegreiche. Es wäre gar nicht verblüffend, wenn der Vicezar des Ostens nach diesem erprobten Recept seine Thaten einrichtete, und seine Thaten sind seine Depeschen.

Rudolf Berlinicke.

Aus unseren Kunstsalons.

Wir schreiben bald Ende April; die Eröffnung der großen Sommerausstellungen steht nahe bevor — aber unsere Kunstsalons machen noch nicht Feierabend. Bei Ed. Schulte ist sogar noch bis in den Juni hinein Alles besetzt.

Indessen im Augenblick ist trotz vieler Ausstellungen nicht viel los. Man hat hier und da die Empfindung, als gäbe man nur einem selbst auferlegten Zwange nach.

Bei Keller & Reiner

ist z. B. eine ganze Reihe von Collectionen zu sehen, aber sie stehen hinter den letzten dort ausgestellt gewesenen an Interesse beträchtlich zurück. Carl Kayser-Berlin sagt uns, ausgenommen vielleicht eine grüne Walddämmerung, nichts Neues und hat das Alte früher schon packender zu sagen gewußt, und Otto Seeligmann-Paris bringt Simon'sche und Cottet'sche bretonische Figuren- und Landschaftsmotive in einer schwächlichen Gobelinfarbenscala und mit vielen „leeren“ Stellen auf der bemalten Leinewand. Edouard Elle-Brüssel hat uns mit seinen vlämischen Interieurs und Markt-Motiven gleichfalls nicht sonderlich viel zu sagen, und der Münchener Attilio Sachetta, der seiner Zeit bei Schulte mit solchem Effect als Zeichner debutirte, glaubt jetzt, wenn er sich in Menzel'scher Auffassung und Technik versucht, auch gleich gepfefferte Preise ansetzen zu können, wie z. B. für die Dresdner Hofwinkel, oder die Caféhausscene in Bleizeichnung oder die Christbaumstudie in Gouache. Blätter übrigens, die an und für sich wieder sehr talentvolle Arbeiten sind, nicht bloß im Sinne des Altmeisters, der hier als Modell gedient hat, und der bekanntlich meint: Talent sei — Fleiß.

Neu ist der belgische Bildhauer Victor Rousseau. Seinen zahlreichen Werken steht man mit sehr gemischten Gefühlen gegenüber. Neben anmuthigen Kleinplastiken, wie „Antiker Tanz“, neben tiefsinnigen Reliefs, wie „Das blinde Verhängniß“, neben Büsten von großem Persönlichkeitsreiz, wie „Mlle. Framont“ oder wie die einer scharf profilirten jungen Frau mit schmerzlich sinnenden Augen, auch so in Auffassung Mißglücktes, wie „Erblüht“ — ein unförmlicher Halbact aus Wolken sich entwickelnd — oder die überlebensgroße „Demeter“, die so unglücklich unten abgeschnitten ist, oder das „Drama“ — die Büste eines Mannes mit vor's Gesicht gehaltenen Riesenhänden ...

Bei Eduard Schulte

stehen zwei deutsche Künstler im Vordergrund des Interesses: der Karlsruher Professor Friedrich Fehr und der Königsberger Akademie-Director Ludwig Dettmann.

Dettmann's Bilder zeigen immer mehr und mehr eine merkwürdig elegische Stimmung. Selbst da, wo er Liebesglück schildert. Und das thut er hier mehrere Male. Bald sehen wir bei sinkender Sonne in gelbdunstiger Abendluft ein engverschlungenes Paar die niedrige Steinumfriedung eines friesischen Fischerdorfkirchhofes entlang schreiten; bald belauschen wir es in zärtlicher Zwiesprache in mannshohem Korn unter grauem Abendhimmel, an dem die gelbe Mondscheibe aufsteigt, oder wir sehen es in heißer Frühlingsnacht unter einem blühenden Kastanienbaum auf dem hohen Ufer eines im Mondschein silberglitzernden Flüßchens, über das eine alte Brücke führt. Und erstaunlich ist sein Können. Wie das Alles so einfach und scheinbar spielend heruntergestrichen ist und wie es doch so ganz ausdrückt, was der Maler sagen will. Alles auch immer ganz famos auf einen Gesammtton gestimmt und dieser eben meistens schwermuthsvoll, aber nicht etwa wie bei den Schotten so oft in ganz ostentativer Weise, sondern mehr verhalten. Wie ein halb ersticktes Schluchzen und leises Weinen. Dann aber auch eine ganze Symphonie von Schmerz und Weh: ein Spätherbstnachmittag mit blaßgelber Sonnenscheibe zwischen seltsam aufgerollten und schlangenförmig wirbelnden und flatternden grauvioletten Wolken; auf dem Hügelgelände ganz oder halbentlaubte Kastanienbäume, deren vertrocknete gelbe Blätter wie Todtenhände nach den Stoppeln haschen oder im starken Windstoß mit krächzenden Raben einen tollen Reigen aufführen um das alte Ehepaar, das schwer mit Reisig beladen heimwärts eilt. Das Bild würde übrigens ohne die Alten vielleicht noch stärker wirken.

Von Fehr ist hier wieder das alte Haus mit der alten Frau und den drei weißen Seidenpintscheen zu sehen, das Bild, das in Düsseldorf und auch in Berlin bereits durch seine feinfühlige Grünstimmung einiges Aufsehen machte. Daneben dann eine Reihe ganz anderer Bilder von unverkennbar schottischem Geschmack, schöne Frauen und Mädchen bei „Sonnenuntergang“, „Am Rande des Feldes“, „Im Distelgrunde“, „Am Kornfelde“ u. s. w. — schottisch in dem Charakter der Palette voll düsterer und doch leidenschaftlicher Farbenwerthe und auch in der breiten Vortragsweise. Anderes wiederum, was leicht an d'Anglada erinnert, wie „Sonne im Atelier“. In pastoser Oelmalerei, mit duftig zarten Raffaelli-Stiften, oder in kräftigen Pastellfarben. Aber Alles gleich interessant, so daß man darüber der — gewollten oder verhängnißvollen? — Ungleichheit der Handschrift vergißt.

Neben diesen Beiden verfällt Carl Ziegler mit einigen neuen Bildnissen, die abermals etwas auffallend Trockenes und Hartes haben, namentlich die Dame in Grau, während die in Schwarz wenigstens durch den schönen Fleischton anziehend wirkt. Mehr Leben zeigt das Bildniß eines kleinen Mädchens im Stuhl. Gemalt und gezeichnet ist übrigens

Alles gleich sorgfältig. Dagegen erfreut Agathe Heermann mit einem farbenschönen und sehr einfach gegebenen Stillleben, einem kleinen Mädchen vor einem Regal mit schweinsledernen Bänden, sehr reizvoll abermals durch die Farbenharmonieen, und mit einer Reihe stimmungsvoller Landschaften.

Von den Uebrigen nenne ich nur noch Walter Leistikow mit einem Griebnitz-See, den farbenfrohen Brüsseler Alfred Hazeledine, einen Impressionisten, der Sisley-Monet'sche Einflüsse gut umzuwerthen weiß, und den Frankfurt-Cronberger Künstlerbund, der Mancherlei von dem hier Gezeigten besser nicht auf Reisen geschickt hätte. Immerhin — Paul Klimsch seine Gäule auf dem Kartoffelfelde oder sonst einem Acker, Wilhelm Altheim's holländische Motive, Rudolf Gudden's sonnige „Allee", auch Rud. Hoffmann's „Märzabend in der Eifel" sind als Documente der Kunst im Maingebiete willkommen. Daß dort Wilhelm Trübner auf viele wegeweisend wirkt, ist begreiflich. Abseits steht Ottilie Röderstein; sie giebt sich aber hier nicht mehr so ausschließlich altdeutsch wie früher in ihren Porträts: das eine Stillleben mit dem Goldlack in grauer Vase ist sogar ganz überraschend flott und in der Farbe von glühender Pracht ...

J. Naeden.

Notizen.

Gottesthal. Preisgekrönter Roman von Anton Schott. Mit Buchschmuck von Phil. Schuhmacher. (München, Allgemeine Verlags-Gesellschaft m. b. H.) Ein Werk voll natürlicher Frische, hervorgeholt aus den Tiefen des arbeitenden Volkes. Nur ein kleines Fleckchen Erde ist's, das Gottesthal; die Menschen, die's bewohnen, sind weder besonders klug, noch gerecht. Und doch spielt sich in den Köpfen dieser einfachen Arbeiter, mit ihrem kleinen Gesichtskreis, der ganze sociale Kampf unserer Zeit ab. Unterdrückt und verbittert durch die Härte ihres Herrn und aufgewiegelt durch einen geriebenen socialdemokratischen Parteigänger, kommt es zu Streik, Brandstiftung und schließlich bis zum Mord des Arbeitgebers. Aber allmälig glätten sich die Wogen, und auf dem Boden nationalen Bewußtseins und christlicher Grundanschauungen erstarkt ein guter Geist unter den Hüttenarbeitern. Fast roseggerisch muthen die Scenen unter den Leuten und in den Bauernhöfen an, so einfach und natürlich sind sie gegeben. Und wenn viel Kummer mit hinein verflochten ist, vor Allem auch eine ernste Mahnung an Arbeitgeber und Arbeitnehmer, im Grunde geht ein Zug ehrlichen Wollens durch die Meisten, der uns anspricht, weil er natürlicher erscheint als allzu große Thaten.

Adolph Bayersdorfer's Leben und Schriften. Aus seinem Nachlaß herausgegeben von Hans Mackowsky, August Pauly und Wilhelm Weigand. IX und 508 Seiten in 8° mit den Porträts Bayersdorfer's von Böcklin und Thoma in Photogravure. Preis broschirt 14 Mk., in elegantem Halblederband 16 Mk. (Verlagsanstalt F. Bruckmann A.-G., München.) Der vor 1½ Jahren verstorbene Kunstforscher Adolph Bayersdorfer war eine seltene Erscheinung in der Gelehrtenwelt unserer Tage. Durch seine Veranlagung zum Kunsthistoriker bestimmt, ward er keineswegs zum verknöcherten Specialisten, sondern erstreckte die Thätigkeit seines ungewöhnlich scharfen Geistes auf alle Gebiete menschlichen Wissens. Ob er über Poesie, Theater, Musik oder bildende Kunst schreibt, immer schöpft er aus dem Vollen. Dabei gehörte er zu den Männern, „die durch ihr ganzes Wesen dazu bestimmt scheinen, persönlich auf Gleichstrebende und Geistesverwandte zu wirken". Doch nur Wenige hatten das Glück, dem Lebenden näher zu treten. Seine große Zurückhaltung ließ ihn sich nur einem kleinen Freundeskreis Gleichwerthiger offenbaren. In den wenigen Schriften aber, die wir von seiner Hand besitzen, giebt er sich ganz, und es war daher nicht nur eine Pflicht der Pietät, sie in würdigem Gewande der Oeffentlichkeit vorzulegen. Eingeleitet ist das Buch durch eine treffliche biographische Skizze aus der Feder Wilhelm Weigand's. Darauf folgt der kunsthistorische Theil, dem Hans Mackowsky eine geistvolle Abhandlung über Bayersdorfer als Kunstforscher und Aesthetiker vorangestellt hat. Hier ist die reiche Ausbeute seiner Studien in Italien niedergelegt, des Weiteren Aufsätze über Gustave Courbet, Karl Rottmann, Martin Greif, Florentinische Kunst der Gegenwart, Holbein-Streit ꝛc. Die Universalität Bayersdorfer spiegelt sich in dem inhaltsreichen dritten Abschnitt über Theater, Literatur und Kunst. Da lesen wir von Liszt, Lorping, Wagner, Kaulbach ꝛc. und schließlich eine treffliche Auswahl geistvoller Aphorismen. Die im folgenden Abschnitt wiedergegebenen zahlreichen Briefe offenbaren das Seelenleben eines äußerst feinfühligen Menschen, und die daran anschließenden Humoresken führen zu dem Element, dem Bayersdorfer zu nicht geringem Theile die Ueberlegenheit seines Geistes verdankte. Ein einheitliches Bild einer vielseitigen Persönlichkeit, wohl werth, es anzuschauen. Das Buch präsentirt sich in geschmackvoller Ausstattung und ist mit den Bildnissen Bayersdorfer's von Böcklin und Thoma in Photogravüre geschmückt.

Classiker der Kunst in Gesammtausgaben. 1. Band Raffael. Des Meisters Gemälde in 202 Abbildungen. Geb. 5 Mk. 2. Band. Rembrandt. Des Meisters Gemälde in 405 Abbildungen. Geb. 8 Mk. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.) Wie jeder Gebildete die Classiker der Literatur in Gesammtausgaben besitzt, so soll es ihm auch möglich sein, die „gesammelten Werke" der großen Meister der bildenden Kunst in zuverlässigen, billigen, gut ausgestatteten Ausgaben sein eigen zu nennen. Und vor der Fülle der Anschauungen, vor dem Genuß des unmittelbaren, unbefangenen Sehnens, wie sie eine solche „Gesammtausgabe" bietet, darf und muß das beschränkende Wort zurücktreten. Eine biographische Uebersicht als Einleitung, genaue chronologische Anordnung und die sachlich nothwendigen Angaben über Größe, Material und Standort der einzelnen Kunstwerke geben das wissenschaftliche Fundament; im Uebrigen sieht der Kunstfreund sich Aug' in Auge dem Künstler gegenüber, dessen Schaffen und Wesen zu ihm sprechen soll. Es sind also sozusagen Textausgaben der Classiker der bildenden Kunst, die hier dem deutschen Volke geboten werden; es sind aber zugleich wirkliche und echte Volksausgaben im schönsten Sinne des Wortes. Der Preis dieser Bände ist bei aller Reichhaltigkeit des dargebotenen Stoffes, bei der sorgfältigsten Ausführung der Reproductionen und bei solidester, geschmackvollster Ausstattung so niedrig bemessen, daß ihre Anschaffung auch den Minderbemittelten möglich ist. Wohl hat es bisher schon monumentale Sammelausgaben einzelner Künstler gegeben, wie den Bode'schen Rembrandt, das Gutbier'sche Raffael-Werk; aber sie anzuschaffen war nur öffentlichen Sammlungen und den reichsten Privatleuten möglich. Die beiden ersten Bände der „Classiker der Kunst" bieten die sämmtlichen Gemälde Raffael's in 202 Bildern gebunden für 5 Mk., die Schöpfungen Rembrandt's in 405 Abbildungen gebunden für 8 Mk. Sie geben damit dem Kunstfreund, dem es nur um den Genuß dieser edelsten Kunstwerke zu thun ist, eine unerschöpfliche Fundstätte reiner, erquickender Anregung, sie bedeuten aber auch für den Kunststudirenden eine Materialsammlung, die in solcher Vollständigkeit und Wohlfeilheit bisher nicht existirt hat.

Es ist nun an der Zeit, auf Meyer's Reisebücher, die die Mittelmeerländer behandeln, empfehlend hinzuweisen. Die gesegneten Gestade werden ja von Jahr zu Jahr just uns Deutschen ein immer lieberes Reiseziel, und nicht mehr allein Winter und Vorfrühling, sondern auch die Sommermonate finden jetzt zahlreiche deutsche Touristen dort unten. Mit dem wachsenden Zuge nach Süden wächst die Bedeutung der Reisebücher aus dem Bibliographischen Institute. Sie ersparen dem Wanderer und Seefahrer die zumeist drückende Nothwendigkeit, sich einem Reisebureau anvertrauen zu müssen. Sie geben ihm seine Bewegungsfreiheit, seine ganze persönliche Freude an der Reise wieder. Was das besagen will, weiß nur, wer selber einmal mit Stangen und Cook, in Gesellschaft des Ehepaares Meyer, Strumpffabrikanten aus Zwickau, und der verwittweten Mrs. Smith nebst ihren Söhnen gereist ist. Was unser Lob der Meyer'schen Bücher besagen will, weiß aber andererseits auch nur, wer die Schwierigkeiten des Reisens im Morgenlande und dem morgenländischen Abendlande kennt. Wir hoffen auf Einzelheiten noch zurückkommen zu können; für heute möge es genügen, wenn wir unsere Freude über die kluge und gebildete Art der Darstellung, der Winke und Rathschläge, sowie die peinliche Gewissenhaftigkeit gerade dieser Bände von Meyer's Reisebüchern aussprechen. Unser Lob gilt, denn es entstammt ureigener Anschauung.

Dr. H. Gerstenberg. Henriette v Schwachenberg und Hoffmann von Fallersleben. (F. Fontane & Co. Berlin W.) Das Büchlein ist ein dankenswerther Beitrag zu der schon bestehenden Literatur über Hoffmann von Fallersleben. Die wichtigen inneren und äußeren Beziehungen, die Hoffmann von Fallersleben mit Henriette von Schwachenberg verbanden, werden durch diesen sich wie eine schlichte Erzählung lesenden Briefwechsel hell beleuchtet. Man bekommt auch einen tiefen Einblick in das Innenleben der vom Dichter so lange verkannten und hochgesinnten Frau. Ein reicher Bilderschmuck erhöht den Werth des interessanten Büchleins, die Bilder Henriettens und ihres Mannes, ein Jugendbildniß Hoffmann's und zwei Ansichten von dem Wohnsitze Henrietten's, von denen die eine nach einer Skizze des Landschaftsmalers Franz Hoffmann-Fallersleben, des Sohnes des Dichters von „Deutschland über Alles", hergestellt ist.

H. J.

Zur gefälligen Beachtung.

Alle **geschäftlichen** Angelegenheiten, besonders die Versendung von Belag-Exemplaren, die Honorirung u. dgl., erledigt **ausschliesslich** der **Verlag**, Berlin W 57, Katzlerstr. 4 I. Man wolle bezügliche Anfrage **nur an ihn** richten.

Dagegen sind Manuskripte, Bücher, redactionelle Anfragen etc. stets an **Richard Nordhausen**, Berlin W 30, Gleditschstr. 6, zu senden. Für pünktliche Erledigung kann sonst nicht Gewähr geleistet werden.

Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W 30, Gleditschstr. 8; Expedition: Berlin W 57, Kaplerstr. 41. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 18. Berlin, den 30. April 1904. 33. Jahrgang. Band 65.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt:

Politische Mimicry in Bayern.

Von Dr. Johann Johonnsen (Augsburg).

Länger als die Griechen und die Troer vor Ilion stritten, stehen sich in Bayern Ultramontane und Liberale feindlich gegenüber. Griechen und Troer stritten um rin schönes Weib — worum tobt der Männerkampf in Bayern?

Deatsche Partrien pflegen nicht für schöne Frauen, sondern für ein Programm zu kömpfen. Also vermuthlich werden Ultramontone und Liberale für Ideen streiten, deren Verwirklichung der Kampfpreis sein soll.

Vermuthlich kämpfen die Clerirolen für die Verwirklichung des Gottesstoates, d. h. des Staates, in dem alles gemäß der göttlichen Ordnung eingerichtet ist, in dem ein jeder sich beugt vor Gott, dem Voter und dem Erlöser, und vor den von Gott zu unserem Heile in dieser Welt eingesetzten Autoritäten. Omnia instaurare in Christo, wie Pins X. gesagt hat, Alles in Christus ordnen und auf ihn zurückzuführen, das Kreuz oufrichten ols Wahrzeichen dessen, der die Welt überwunden hat, und die Menschheit in der „Andacht zum Kreuze“ zu vereinigen, das wird das Ziel der Clerirolen sein. Wahrlich eine große, eine weltumspannende Idee, die das Sinnen und Trachten dessen beherrschen muß, der ihr anhängt!

Und die Liberalen? Ihr Grundgedanke ist ja wohl die Freiheit und Natonomie des Menschen. Sie werden also dafür kämpfen, doß alle Fesseln, durch die die Menschen an Vergangenes wie on ewig gültige outoritative Normen geschmiedet worden sind, fallen, daß der immer weiteren Entwickelung und der schöpferischen Thätigkeit des menschlichen Geistes, sowie des staatsbildenden Willens freie Bahn geschaffen wird und daß das Gemeinsame, was von Natur, kraft innerer Gesetzmäßigkeit, in den Menschenherzen sich aufzeigt, in immer neuen harmonischen Formen des Gemeinschaftslebens Dasein gewinnt. Wahrlich, auch das eine große, eine gewaltige and kühne Idee! Und welcher Gegensatz zwischen beiden Ideen! Man könnte es begrrifen, wenn ihre Vertreter in grimmem Kampfe sich gegenüberstehen uad wenn jeder Partei Deutschland, jo die Erde zu klein dünkt, um auf ihr neben der anderen zu bestehen.

Aber weder das Centrum noch die Liberalen in Bayern kämpfen für solche Ideen.

Mit Hohn weist das Centrum denjenigen ab, der ihm die Absicht, einen clericalen Gottesstaat riazurichten, unterschiebt. Als am 19. Februor ds. Js. der liberale Abgeordnete Dr. Hammerschmidt im bayrischen Landtoge — wie mir scheint, mit Recht — erklärte, die letzte Consequenz des Ultramontaaismus sei die Verneinung des modernen Staatsgedankens, da führte das noch dem mir vorliegenden Bericht zu folgender Kundgebung des Centrums: Zurufe rechts (dort sitzt das Centrum): „Beweise!“ „Heuchelri!“ (Glocke des Präsidenten). Abg. Dr. Hammerschmidt: „Das ist des Rufers würdig!“ Abg. Dr. Heim: (Centr.): „Beweise wollen wir haben, nicht Phrasen!“ Abg. Dr. Hammerschmidt: „Ich habe bedingter Weise gesprochen; es liegt im Wesen des Ultramontismus“. Rufe rechts: „Beweise!“ Abg. Dr. v. Daller (Centr.): „Warum im Wesen des Ultramontismus? Beweisen Sie es!“ Große, long ondauernde Unruhe; fortwährende Zwischenrufe rechts: „Beweise!“ Wiederholtes Läuten des Präsidenten.

Das Centrum will, wenn wir ihm glauben dürfen, gor nichts Anderes, ols die Katholiken vor Vergewaltigung und Zurücksetzung schützen, es will gegen den Umsturz Bollwerke errichten, die Rechte des Volkes wahren, eine Wirthschaftspolitik fördern, die zu Gunsten der productivea Stände ist, und Aehnliches.

Und weit weisen es die Liberalen von sich, daß sie den Menschen von dogmatischea Autoritäten lösen und ouf sich selber stellen wollen. Mit Leuten, die sich unterfangen, den Ruf „Los von Rom“ in Bayern zu erheben, wollen sie nichts zu thun haben.

Worin besteht nun eigentlich noch der große Unterschied zwischen briden Parteien? Unterschied? Wenn das, was sie vorgeben, wirklich ihr Ziel und ihr einziges Ziel ist, dann ist der Unterschied nicht groß.

Im Folgenden sei Eiaiges zusammengestellt, was geeignet ist, den Eindruck zu erwecken, doß ein Austausch der Ideen stattgefunden hat oder daß mit den Ideen Jongleurkunststücke ousgeführt werden.

Als die liberale Partei des Reichstagswahlkreises Augsburg-Schwabmünchen-Wertingen vor den letzten Rrichstagswahlen einen politisch und wirthschaftlich fortschritilichen Wahlaufruf erließ, deutete das rlerirole Blott des Ortes an, daß es im Ganzen mit ihm einverstonden sein könne. In Bezug ouf die heute so wichtige Wirthschaftspolitik hat sich in der That bei bedeutsamen Anlässen eine Identität der Bestrebungen herausgestellt. Bei Fragen der Zoll- und der Socialpolitik stimmen rlericale und liberale Abgeorduete im Reichstage gerne Seite an Seite. In identischer Weise wird

von beiden Seiten das Princip der Versöhnung der wirthschaftlichen Interessen verfochten. Es ist nicht ganz leicht zu sagen, von welcher der beiden Parteien das Wort zuerst gebraucht worden ist; mir scheint, daß es in Bezug auf die Frage des Zolls zuerst innerhalb der nationalliberalen Partei Geltung gewonnen hat und erst später vom Centrum angenommen worden ist. Es kommt vor, daß ein socialpolitischer Antrag im Reichstage von nationalliberalen und clericalen Abgeordneten zugleich unterzeichnet wird, oder daß von den beiden Parteien getrennt, gleiche Anträge eingebracht werden. In Bezug auf Socialpolitik ist zur Zeit wohl noch das Centrum voran; ein wesentlicher Unterschied der Principien und der Ziele ist dem Fernstehenden kaum erkennbar.

In rein politischer Beziehung giebt sich das Centrum als Hüter der Volksrechte und der Rechte des Parlaments. Es nimmt gerne einen volksthümlichen, manchmal einen demokratischen Zug an. In Bayern tritt das Centrum, wie auch in Baden, für das directe Wahlrecht zum Landtage ein. Auch vertritt das bayrische Centrum die Rechte der Parlamentsmehrheit, während Liberale Neigung zeigen, Kronrechte gegen die Parlamentsmehrheit auszuspielen, was ja wohl eigentlich wenig liberal ist. Mit einem Worte: in politischer Beziehung giebt sich das bayrische Centrum als liberal. Man kann in der clericalen bayrischen Presse lesen, daß der echte Liberalismus beim Centrum anzutreffen sei und daß die bayrischen Liberalen heute gar nicht liberal seien. „Es giebt keine reactionärere, keine brutalere Partei als den Liberalismus", so schrieb kürzlich ein führendes Organ des bayrischen Centrums. Daß die Liberalen nicht unbedingt für das allgemeine Reichstagswahlrecht seien, darauf wurde vom Centrum früher aufmerksam gemacht, und zur Zeit wirft das Centrum den bayrischen Liberalen Volksverrath vor, weil sie dem bayrischen Volke das directe Wahlrecht durch Ablehnung der Wahlgesetzvorlage vorenthalten hätten.

Aber culturell und religiös ist das Centrum doch durch und durch reactionär, es ist die Partei der Unduldsamkeit, der confessionellen Verhetzung und des Gewissenszwanges? Bei Leibe nicht! Das Centrum ficht für die Cultur und zwar für die wahre! Giebt es denn eine Cultur ohne Christenthum? Für diese christliche Cultur kämpft das Centrum. Und Unduldsamkeit liegt dem Centrum meilenfern. Es ist vielmehr die Partei der Toleranz, des Toleranzantrages und der Nächstenliebe. Es kämpft für Gewissensfreiheit, und auch für die Freiheit der Wissenschaft, namentlich für die Sprengung der Fesseln, die von dem Ringe der sogenannten „voraussetzungslosen" Professoren der echten Wissenschaft, die man nicht aufkommen lassen will, angelegt worden sind. Weit entfernt ist das Centrum davon, eine confessionell-katholische Partei zu sein. Bitte, man lese die ersten Kundgebungen der Partei — wo steht es, daß das Centrum als eine confessionelle Partei gegründet worden ist? Und es waren ja auch ausgezeichnete Protestanten Mitglieder des Centrums, noch heute sind orthodoxe Lutheraner — die Welfen — seine Hospitanten! Confessionelle Politik und confessionelle Verhetzung sind dem Centrum ein Greuel. Gerade deßhalb ist dem Centrum der Liberalismus so zuwider, weil er die Confessionen gegeneinander hetzt, um dann im Trüben zu fischen. Im Jahre 1902 war eine Nachwahl im bayrischen Reichstagswahlkreise Forchheim; damals schrieb das führende bayrische Centrumsorgan:

„Wer treibt confessionelle Politik? Die liberale ‚Allg. Ztg.', welche in Nr. 165 schreibt:

„Wenn die protestantische Bevölkerung in dem Wahlkreise um 10% stärker ist, als die katholische, so sollte es geradezu unmöglich sein, daß der Wahlkreis immer wieder dem Centrum anheimfällt."

Es handelt sich hier um den Wahlkreis Forchheim, in dem man also nun die confessionellen Instincte gegen das Centrum ausspielen will."

Auch in anderen Fällen hat die clericale Presse mit Erfolg dem Liberalismus nachweisen können, daß er sich nicht entblöde, confessionelle Politik zu treiben. Und als am 20. October 1903 in der bayrischen Abgeordnetenkammer die große Debatte über die allgemeine politische Lage in Bayern begann, da erklärte der erste Redner, der Centrumsführer Schädler u. a., daß Ideen — er sprach gerade von den socialistischen — sich nicht niedersäbeln oder niederkartätschen ließen, und weiter sagte er von den confessionellen Dingen etwa das folgende: „Die Kluft, die einmal besteht, wir werden sie nicht schließen, aber wir können beitragen zu deren Ausfüllung bei gutem Willen. Lassen Sie mich an die Worte erinnern, die einer aussprach, der auch bei Ihnen (zu den Liberalen) Autorität besitzt, an die Worte Döllinger's anläßlich der Zusammenkunft gläubiger Protestanten und Katholiken in Erfurt im Herbst 1860, wo er sagte: „Eine Vereinigung können wir freilich nicht machen, aber was wir können, das wäre, uns einander nähern als Christen, als Söhne eines Vaterlandes, das Nähernde höher stellen als das Trennende, das Gute auf jeder Seite anerkennen und hervorheben und von einander lernen und ruhig erwägen, was geschehen kann und soll, um die Dornen allmälig auszubrechen, an denen bis jetzt sich Jeder blutig ritzt, der in Deutschland eine das confessionelle Gebiet berührende Frage auch nur antastet."

Da sieht man, wie falsch es ist, wenn man dem Centrum Unduldsamkeit, Unverträglichkeit und Terrorismus nachsagt.

Aber in nationalen Dingen ist das Centrum unsicher? Weit gefehlt. Das Centrum ist die nationale, die wahrhaft nationale Partei, die es mit dem zeitlichen und ewigen Heile Deutschlands gut meint. Es sorgt dafür, daß Deutschland den nöthigen Schutz zu Wasser und zu Lande erhält, zugleich aber nicht durch Militärlasten überbürdet wird. Es sorgt dafür, daß Deutschland nicht von einer internationalen Jobber-Gesellschaft von Juden und Freimaurern ausgebeutet werde und daß die kernig-deutschen productiven Stände erhalten bleiben. Als kürzlich in Bayern die Sprache kam auf das Schicksal der am weitesten nach Süden vorgeschobenen und vom Untergang bedrohten deutschen Sprachstätte Gottschee in Krain, da konnte ein clericales Blatt daran erinnern, daß die Säkularisirung der großen deutschen Stifter Schuld daran sei, wenn das Deutschthum dort in Süden an Boden verliere. Und der Centrumsabgeordnete Schädler konnte seine Sache bei der schon erwähnten Gelegenheit dadurch führen, daß er einen der am meisten national gesinnten deutschen Schriftsteller des 19. Jahrhunderts, Heinrich v. Treitschke, den Herold des deutschen Kaiserthums, citirte — — —!

Also das Centrum ist politisch liberal, es ist confessionell verträglich, von Herzen tolerant und es ist nationaldeutsch bis in die Knochen.

Aber auch der Liberalismus befleißigt sich der politischen Mimicry, der Anpassung an die Bestrebungen des Gegners. Namentlich bekennt er sich nicht gern zu den Consequenzen des Liberalismus als Weltanschauung und will nicht zugeben, daß er im Widerspruche zu autoritären, dogmatischen Weltanschauungen, wie z. B. der päpstlich-römische Katholizismus, stehe. Um den Raum nicht zu sehr in Anspruch zu nehmen, halte ich die Belege zurück.

Genug: der Liberalismus in Bayern hält es für klug, sein Licht unter den Scheffel zu stellen, ähnlich wie der Clericalismus.*) Die beiderseitigen Principien verhalten sich wie Feuer und Wasser, aber es wird möglichst wenig Gebrauch von ihnen gemacht, und so sind denn in der Praxis ein Durchschnitts-Centrumsmann und ein Durchschnitts-Liberaler gar nicht so große Gegensätze. Wer es unternimmt, dasjenige

*) Natürlich handelt es sich hier um eine Darstellung, die mit einigen Körnchen Salz zu genießen ist. Um thörichte Mißverständnisse auszuschließen, sei das ausdrücklich ausgesprochen. Es kommen sowohl auf der liberalen als auf der clericalen Seite ausnahmsweise auch principientreuere Kundgebungen vor.

innerhalb der liberalen Partei Bayerns zur Geltung zu bringen, was bei dem heutigen Stande des menschlichen Forschens als Folgerung aus dem Wesen des Liberalismus bezeichnet werden könnte, hat einen heftigen Kampf innerhalb der bestehenden liberalen Partei zu führen. Aber auch auf der ultramontanen Seite sind die clericalen Endziele so verwischt, daß wohl ebenfalls derjenige, der die jetzt ziemlich lockeren Zügel der Principien anziehen wollte, erst lebhaftem Widerstande innerhalb der clericalen Partei begegnen würde. Denn man darf kaum glauben, daß die zum Centrum haltenden kräftigen bayrischen Bauern und Handwerker sämmtlich von einer spiritualistischen Weltanschauung durchdrungen und bereit seien, sich demüthig einer clericalen Staatsordnung zu unterwerfen.

Es kann kaum bezweifelt werden, daß die politische Mimicry und Principienlosigkeit eine Nebenwirkung des demokratischen Stimmrechts ist. Wäre Liberalismus und Clericalismus eine tief innerliche Angelegenheit einzelner, einsamer Geister, die zur Durchführung ihrer Ideen einen anderen Weg vor sich sehen, als den der demokratischen Machtpolitik, dann würden wohl die Principien ihre Macht erweisen und die Einzelnen dazu drängen, sich ganz ihnen hinzugeben und sie zu möglichst klarer, folgerichtiger Darstellung zu bringen. Die heutige Verschleierung wird veranlaßt durch das Streben, möglichst viel Stimmen zu gewinnen. Man will die Schaar der Indifferenten gewinnen, und man will dem Gegner möglichst viele seiner nicht ganz sicheren Anhänger abjagen. Daher macht jede Partei ihre Sache möglichst mundgerecht für den allgemeinen Geschmack; die Schärfe wird genommen, das Gegensätzliche wird unterdrückt, man arbeitet mit den Beweisgründen, mit denen man auf bisher gegnerisch gesinnte Gemüther oder auf die indifferente Masse zu wirken hofft, und wagt auch von dem engeren Anhängerkreise nicht innere consequente Durchbildung der eigenen Ideen zu fordern. Und so nähert sich denn der clericale Agitator der Bevölkerung mit volksfreundlichem Lächeln und mit der Versicherung, daß das Centrum nichts weiter wolle, als die Freiheit und den wirthschaftlichen Fortschritt, und der liberale Agitator weist weit von sich, daß der Liberalismus von seinen Anhängern irgend welche religiösen Entscheidungen fordere, die innere Kämpfe kosten und äußere Schwierigkeiten nach sich ziehen könnten. Der Liberalismus kann es als Erfolg seines Daseins und Wirkens betrachten, daß der Clericalismus sich mit seinen Endzielen nicht recht in die Oeffentlichkeit heraustraut, und der Clericalismus kann es als seinen Erfolg betrachten, daß es in Bayern einen Liberalismus als Weltanschauung fast gar nicht giebt, obwohl doch nun schon so lange eine fortschrittliche, bezw. liberale Partei besteht und obwohl gerade im Liberalismus gemäß seinem Wesen das Streben liegen sollte, in 40 Jahren mit Bezug auf seinen inneren Gehalt Fortschritte zu machen und nicht auf dem Zustande von Anno dazumal stehen zu bleiben oder gar zurückzugehen.

Einem harmlosen Wähler, der gelegentlichen Kundgebungen beider Parteien, des Clericalismus und Liberalismus, Glauben schenkt, mag es ziemlich gleichgiltig erscheinen, welcher von beiden er seine Stimme giebt.

Aber doch befehden sich beide Theile heftig.

Diese Fehde und Feindschaft ist in den hinter uns liegenden Zeiten der Vergangenheit nicht in hervorragender Weise fruchtbringend geworden. Es ist nicht, wie es bei der engen Berührung und Reibung von Gegensätzen wohl vorkommt, eine köstliche Frucht herausgesprungen, an der späte Geschlechter sich noch erfreuen können. Vielleicht ist dieses oder jenes im Werden, aber eine gereifte Frucht ist mir nicht bekannt. Es ist weder auf der Seite des Centrums das, was der katholische Clericalismus an weltgeschichtlichen Ideen in sich schließt, in besonders klarer oder gar in idealer Weise in die Erscheinung getreten, noch auch ist — wenigstens habe ich den Eindruck — auf Seiten des Liberalismus die freiheitliche oder eine andere Idee in besonders vorbildlicher Weise verkörpert worden und zur Blüthe gelangt. Durch politische Mimicry, die Schutzfärbung und den Anpassungstrieb, sind die Gegensätze, statt sachlich schärfer ausgeprägt zu werden, abgeschliffen worden. Die Prägung droht sehr flach zu werden.

Es wird Zeit, daß sich wenigstens die Führenden einmal wieder fragen: Warum tobt denn eigentlich der nun schon länger als eine Generation andauernde Kampf zwischen Ultramontanismus und Liberalismus? Was ist der Kampfpreis?

Der Imperialismus im Geschäftsleben.

Von Josef Rieder (Genf).

Wenn ich Geld in ein Unternehmen stecke, wenn ich also ein großes Risico auf mich nehme, will ich auch der Herr im Hause sein. So hört man in unseren Tagen der socialen Kämpfe oft sprechen.

Der Herr im Hause! Was ist das? Sehr einfach. Ich muß über den Geschäftsbetrieb in seinem ganzen Umfang disponiren können. Das spricht sich allerdings sehr einfach aus, ist aber eine recht complicirte Geschichte.

Wir kennen eine ganze Reihe von Formen nach außen hin, unter denen Geschäfte, d. h. im weitesten Sinne Handelsbetriebe, Fabriken, Transportgesellschaften, Bergwerke u. s. w. betrieben werden können. Aber damit ist die Gruppirung lange nicht erschöpft. Nicht zwei Actiengesellschaften z. B. haben die gleichen Gewohnheiten in der Formulirung des inneren Betriebes, der sich mehr oder minder der Art des Unternehmungszweckes anpaßt aber auch nur durch eine durch irgend welche Thatsachen nicht begründete Auffassung der Begründer des Unternehmens hervorgerufen sein kann.

Die Frage, welches Regierungssystem bei einem Unternehmen am angebrachtesten ist, ist nicht nur für den oder die Unternehmer einschneidend, sondern auch in socialer Hinsicht wichtig.

Ist auch die materielle Frage die Haupttriebfeder bei allen socialen Kämpfen, so würde man doch fehlgehen, wollte man die moralische Seite nicht gebührend beachten. Mancher große Streik wäre vermieden worden oder hätte mindestens schneller durch gegenseitige Verständigung ein friedliches Ende gefunden, wenn nicht die „Machtfrage“, die Frage um das „Herrenrecht“, dazwischen gelegen hätte.

Den einfachsten Betrieb im Erwerbsleben hat der Unternehmer ohne Hülfskräfte, also der Hausirer, der Kleinkrämer ohne Handlungsgehülfen, der Handwerker ohne Gesellen 2c. Er ist sein eigner Herr und auch sein eigner Knecht. Wie er seine Herrschaft gegen sich selbst ausübt, das hat für die Allgemeinheit kein großes Interesse. Darauf folgen die Betriebe mit einigen Hülfskräften, bei denen aber der Herr dieselbe Arbeit verrichtet wie der Diener, und bei welchen Letzterer sehr oft noch der Hausgenosse ist und am Tische der „Herrschaft“ speist.

Ein solcher „Herr“ kann, wenn er seinen Herrschergelüsten freien Lauf läßt, keine großen Bewegungen hervorrufen, obwohl er sehr gut ein viel schlimmerer Despot sein kann als ein großer Fabrikant. Er kann sich in der That Eingriffe in die persönliche Freiheit seiner Untergebenen erlauben, die das Personal einer Fabrik sofort mit einem Streik beantworten würde.

Umgekehrt aber wird ein solcher Despotismus gewöhnlich weniger schwer empfunden, weil keine große gesellschaftliche Kluft vorhanden ist, und der Untergebene auch aus seinem Herzen keine Mördergrube macht. Auch werden die Tyrannengelüste dieser Miniaturherrscher sehr stark durch die obwaltenden Umstände eingeschränkt. Diese Kleinbetriebe sind

besonders darauf angewiesen, sich ein verläßiges Personal zu halten, und ein fortwährender Wechsel ist dem Geschäfte äußerst nachtheilig. Es soll in derartigen Geschäften sogar öfters vorkommen, daß die Untergebenen den Herrn spielen. Andererseits ist wie mehr oder minder überall hier besonders „gute Behandlung“ von Angebot und Nachfrage abhängig.

Die Differenzen, die sich in derartigen Betrieben zwischen Arbeitnehmer und Arbeitgeber bilden, nehmen selten große Dimensionen an, und gewöhnlich heben sie sich wieder ohne viel Geräusch auf.

Einschneidender wird schon die Frage um die Herrschaft bei Betrieben, in denen der Herr einer anderen Gesellschaftsclasse angehört, nicht im eigentlichen Sinne mitarbeitet, sondern das Geschäft nur „leitet“, und sie wird um so bedeutender, je mehr Untergebene vorhanden sind.

Betrachten wir vor Allem jene Betriebe, die im Besitze eines oder vielleicht auch zwei leitender Inhaber sind, so müssen wir in erster Linie zwischen einer nominellen und wirklichen Leitung unterscheiden. Letztere setzt voraus, daß der Herr alle seine Untergebenen nicht nur nach Namen, sondern auch nach Leistungsfähigkeit u. s. w. kennt, daß Alles, was angeordnet wird, seiner Initiative entspringt, und daß so wenig wie praktisch möglich ist, „Nebenregierungen“ bestehen. Möglich und auch vorhanden sind solche Betriebe; sie setzen aber einen nach jeder Richtung hin tüchtigen Chef voraus, und die Anzahl der Angestellten darf eine bestimmte Höhe nicht überschreiten. Diese wieder ist abhängig von der Art des Betriebes einestheils, anderentheils von der Leistungsfähigkeit des Betriebsinhabers. Im Allgemeinen kann man wohl annehmen, daß es keinem Menschen möglich ist, einen Betrieb mit mehr als hundert Angestellten im wahren Sinne des Wortes zu leiten. Für die Meisten liegt die Grenze viel tiefer. Mit unseren Staatssystemen verglichen, ist ein solcher Betrieb eine absolute Monarchie und zwar ein kleines Fürstenthum und hat auch die Vortheile und Nachtheile eines solchen. Social am günstigsten liegt wohl die Sache, wenn das Geschäft unter dem Inhaber aus kleinen Anfängen emporgewachsen ist, weil Letzterer dann selbst alle socialen Lebensstufen bis zu ihm herauf durchgemacht hat, und weil es ihm möglich ist, auch mit dem kleinsten seiner Untergebenen noch mitzufühlen. Ich sage, er kann es, und er wird es auch, wenn er ein rechtlich denkender Mensch ist, und es giebt in der That solche Musterbetriebe, die im Kleinen geradezu das Ideal in Bezug auf die Arbeiterfürsorge darstellen, ebenso gut wie es Miniaturstaaten gegeben hat und vielleicht noch giebt, in denen ein weiser und milder Fürst regiert, und in denen sich die Staatsangehörigen wohler fühlen als in der bestgeleiteten freien Republik. Aber leider sind das Ausnahmefälle. Die Meisten vergessen im Emporsteigen auf der socialen Stufenleiter, was sie „unten“ empfunden haben und werden oft geradezu ärger als Mancher, der noch niemals mit dem kleinen Manne gefühlt hat. Außerdem ändert sich das Bild sofort, wenn der Sohn des Gründers der Nachfolger wird, der nicht mit dem Geschäfte „verwachsen“ ist wie der Vater, oder wenn das Geschäft von einem Dritten, der dem Ganzen noch fremder gegenübersteht, übernommen wird. Je nach dem Charakter des neuen Inhabers können dann Erscheinungen auftreten, die das Verhältniß zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer erheblich verschlechtern. Der nicht mit dem Betrieb Emporgewachsene stellt unvernünftige Anforderungen an sein Personal, weil er die menschliche Leistungsfähigkeit nicht schätzen kann; er erläßt Anordnungen, die ihn in der Achtung der Untergebenen heruntersetzen. Da er gut und böse nicht zu unterscheiden vermag, leiht er gewissenlosen Strebern sein Ohr, und das Denunciantensystem nimmt überhand. Nicht mehr die Tüchtigkeit verschafft den besten Platz, sondern ganz andere persönliche Eigenschaften und gewöhnlich nicht die besten u. s. w. Das sind alles recht unliebsame Erscheinungen.

Die Socialdemokratie hat dieser Kleinstaaterei im Erwerbsleben ein nahes Ende vorausgesagt. Ebenso wie alle Kleinstaaten durch größere Gemeinwesen aufgesaugt werden, so wird auch der Großbetrieb dem Kleinbetrieb ein Ende machen. Es sei vorauszusehen, daß sich im Laufe der Zeit vereinigte Staaten von Europa, Afrika &c. bilden werden, warum nicht auch im Gewerbe- und Handelsbetrieb?

Das ist aber doch etwas Anderes. Die Großstaatengründung hat eine natürliche Grenze. Wenn alle Länder aufgetheilt sind, dann hat theoretisch alle neue Staatenbildung ein Ende, ob auch praktisch, ist eine andere Frage. Was für das Staatenwesen das vorhandene Land ist, ist für das Erwerbsleben das vorhandene Arbeitsfeld. Jenes ist beschränkt, dieses aber ist eine unendliche Größe. Keines unserer industriellen Erzeugnisse ist auf dem Höhepunkte seiner Entwickelung angelangt, kein menschliches Bedürfniß ist vollbefriedigt, und eine unendliche Anzahl neuer Bedürfnisse kann geweckt werden. Was aber neu das Licht der Welt erblickt, ist selten aussichtsreich genug, um die Großunternehmung zu reizen. Gewöhnlich muß es erst dazu gemacht werden. Das kann aber nach aller bisherigen Erfahrung weitaus besser der Einzelunternehmer, der erst den steinigen Boden vorbereitet. Der kleinen Einzelunternehmung das Sterbelied zu singen, heißt nicht weniger noch mehr als dem modernen industriellen Fortschritt selbst ein vorzeitiges Ende vorauszusagen und als unmittelbare Folge die Rückentwickelung zum ausschließlichen Kleinbetrieb.

Betrachten wir uns nun einen großen Betrieb mit einer einzelnen Person an der Spitze. Wir kennen solche mit mehreren Tausend Angestellten, und sie gleichen einem großen Staate mit einem „absoluten“ Herrscher.

Aber wie zum Beispiel der Selbstherrscher aller Reußen ein sehr friedliebender Herr sein kann, ohne aber einen Krieg verhindern zu können, so darf man es gewöhnlich nicht zu tragisch nehmen, wenn ein großer Fabrikant mit dem Brustton der Ueberzeugung das große Wort ausspricht: „Ich will der Herr im eigenen Hause sein.“ Daß er es sein möchte, kann man ihm ja auf's Wort glauben, ob er es aber wirklich ist, ist eine andere Frage. Nehmen wir eine nicht zu große Fabrik mit vielleicht 1000 Arbeitern an. Wie kann der Mann Herr im Hause sein, wenn er nicht jeden seiner Leute kennt? Kann er Recht und Unrecht noch unterscheiden? Nein, sicherlich nicht. Ein solcher Betrieb zerfällt praktisch in ein System von Kleinstaaten, die unter einer Oberleitung stehen. Vor Allem ist ein solches Unternehmen nicht gegründet, sondern hat sich entwickelt, und zwar in den überwiegenden Fällen ist es aus einer kleineren Unternehmung hervorgegangen, die einmal ein Mann im wahren Sinne des Wortes geleitet hat.

Als eine Sache, die sich organisch entwickelt hat, wirken die beim Entstehen gemachten Fehler ebenso nach wie die ererbten Vorzüge. War der Gründer ein Menschenkenner, der nicht nur Werth auf ein gutes Personal im Sinne der Arbeitsleistung, sondern auch in Bezug auf moralische Qualitäten gelegt hat, so wird naturgemäß auch die große Fabrik davon profitiren, weil aus dem früheren Personal ohne Einfluß Ressortchefs mit mehr oder weniger selbstständiger Herrschergewalt hervorgegangen sind, die auch ihrerseits bei der Auswahl des neuen Personales ihren guten Einfluß geltend gemacht haben. War in der kleinen Fabrik das Denunciantenwesen gang und gäbe, so wird es auch in der großen so bleiben. Der „Herr“ vermag dagegen, ohne die ganze Geschichte aus dem Geleise zu bringen, wenig zu machen, zum Mindesten bedarf es langer Zeit und außerordentlicher Fähigkeiten, wenn er einen „neuen Grund“ legen will. Man kann dies sehr gut begreifen, wenn man zwischen natürlich guten Menschen und solchen, deren schlechte Eigenschaften nur durch Erziehung oder gute Erfahrungen zugedeckt sind, unterscheidet. Kommt einer der ersten Sorte in einen moralisch schlecht

geleiteten Betrieb, so wird er alsbald gehen oder von den Anderen sachte hinausgedrückt werden, während der Andere bald herausfindet, daß man mit Hinterlist, Schmeichelei &c. weiter kommt als mit offener Kameradschaftlichkeit und deßhalb seine wahre Natur hervorkehrt.

In einem solchen Betriebe „regieren“ dann nicht nur die dazu bestimmten „Ressortchefs“, sondern befreundete Beamten und Arbeitergruppen greifen in das Getriebe ein, und Mancher „fliegt hinaus“, ohne daß der Herr jemals den wahren Grund erfährt. Wird aber die Sache zu bunt, und es kommt zu einem Streik, in welchem die Arbeiterschaft die Absetzung eines mißliebigen Beamten verlangt, so fragt derselbe Chef: „Bin ich denn nicht der Herr im Hause?“

Eine eigenthümliche Stellung nehmen weitverzweigte Filialgeschäfte mit einem „nominellen“ Chef als Oberhaupt ein. Diese bilden gewöhnlich einen sehr lose zusammenhängenden Staatencomplex mit je einem selbstherrlichen Oberhaupt an der Spitze, das gewöhnlich in Bezug auf die Behandlung des Personals mehr seine eigenen Anschauungen zur Geltung bringt als die des obersten Gewalthabers.

Betrachten wir uns nun die Gesellschaften! Eine Commanditgesellschaft mit einem persönlich haftenden Theilhaber wird sich gewöhnlich von einem Geschäfte mit einem einzigen Inhaber wenig unterscheiden. Dagegen kann eine Actiengesellschaft oder Gesellschaft mit beschränkter Haftung sehr wohl einige charakteristische Eigenthümlichkeiten aufweisen, da hier wenigstens der Form nach die Herrschergewalt getheilt ist. In Wirklichkeit sieht die Sache allerdings gewöhnlich anders aus. Es giebt genug Gesellschaften, in denen der „Geschäftsführer-Vorstand“ oder besser klingend „Director“ in Bezug auf die Behandlung des Personales nur den Wau-Wau zu spielen hat, während in Wirklichkeit alles von unsichtbaren Hintermännern, die sehr oft durch Untergebene des Directors über die internsten Vorgänge auf dem Laufenden erhalten werden, regiert wird. Daß eine derartige Theilung der Herrengewalt gerade keinen großen Fortschritt bedeutet, ist klar. Das andere Extrem haben wir bei Gesellschaften, deren Gesellschafter und die von ihnen gewählten Aufsichtsräthe sich jedes Einflusses auf den Gang der Geschäfte begeben. Verschiedene Processe haben uns gezeigt, daß dieser Zustand möglich ist, aber immer nur im schlimmsten Sinne, während es in Wirklichkeit sehr große und gut prosperirende Actiengesellschaften giebt, in welchen die Macht thatsächlich in einer Hand liegt, so weit dies in Bezug auf den Umfang des Betriebes überhaupt möglich ist. Dieser Zustand tritt fast immer ein, wenn ein vorher von einer einzelnen Person geleitetes Geschäft gegründet wird, und der frühere Inhaber an der Spitze bleibt. In solchen Fällen ändert sich fast gar nichts im inneren Betrieb. Aber auch außergewöhnliche Erfolge können einen am Unternehmen nicht betheiligten Director zum Autokraten machen. Eine Eigenthümlichkeit der Actiengesellschaft ist das Protectionssystem. Der Actionär möchte gerne Verwandte und Bekannte in der Fabrik „unterbringen“. Reißt eine solche Gewohnheit in größerem Maßstabe ein, und benutzt der Actionär seine Schützlinge zu Spionir-Diensten, so wird der Leiter gewöhnlich sehr bald „kalt“ gestellt, wenn er sich nicht damit begnügt, täglich die ihm nach der jeweils herrschenden Windrichtung zudictirte „Autorität“ geltend machen zu dürfen.

Es fragt sich nun, welches System man für ideal halten könnte. Irgend ein bestehendes wahrlich nicht; ob aber ein solches geschaffen werden kann, läßt sich schwer beurtheilen.

Nehmen wir an, es bestände eine Fabrik mit 1000 Angestellten, und jeder hätte eine Actie zu 1000 Mark. Die Actionäre würden sich von Zeit zu Zeit versammeln und ruhige, sachliche Berathungen in Bezug auf den Betrieb abhalten. Auch sonst wäre das Unternehmen nach den Principien einer Actiengesellschaft organisirt, so gut, wie dies nur möglich ist. Da ja Jeder das gleiche Interesse an dem Geschäfte hätte, so würde Jeder sein Bestes zum Gedeihen beitragen u. s. w. Das käme, wenn auch nicht einem geschäftlichen Zukunftsstaate, so doch wenigstens einer parlamentarisch geleiteten Republik nahe und würde auch functioniren, wenn — ja wenn — Jeder seine Fähigkeiten richtig einschätzen, bei den Berathungen sich auf das Thatsächliche beschränken würde, anstatt durch nutzlose Debatten störend in den Geschäftsbetrieb einzugreifen, und auch, wenn Jeder seine Actie behalten würde, und wenn — schließlich noch eine Menge anderer Voraussetzungen erfüllt würden.

Ob dies der Fall sein würde, läßt sich kaum annähernd beurtheilen.

Sicher ist, daß mancher Geschäftsmann ebenso wie mancher Fürst sich zu unrecht brüstet: „Ich bin der Herr im Hause“. Sicher ist auch, daß jede Form des Geschäftsbetriebes dem erreichbaren Ideale näher kommen kann.

Daß dieses von einer möglichst großen Anzahl von Betrieben erreicht wird, wäre im Interesse der Industrie sowohl wie im Interesse unserer ethischen Cultur auf das Innigste zu wünschen.

Aber wer trägt die Schuld? Es wäre unrichtig, sie einem Theile einseitig aufzubürden, doch müßte der Anfang von oben gemacht werden. Dem gebildeten Manne kann man doch am ersten zumuthen, seine „Herrschergelüste“ zu bezähmen, ihnen wenigstens niemals n u r zu dem Zwecke zu zeigen, daß er der „Herr“ ist, freien Lauf zu lassen. Vielleicht würde es sogar nichts schaden, wenn er manchmal da, wo ihm sein sociales Uebergewicht, das ihm ja so Niemand bestreiten kann, erlaubt zu „befehlen“, ersuchen würde.

Doch — das sollen alles nur Andeutungen sein.

Wenn es Jemand, der jahrelang in diesem guten Sinne geschäftlich regiert und gute Erfolge erzielt hat, unternähme, ein Buch über den „Umgang mit Untergebenen“ herauszugeben, so würde damit der Sache des socialen Fortschrittes und in weiterem Sinne der Cultur jedenfalls ein großer Dienst erwiesen.

Haftung für die Verkehrsunsicherheit in öffenlichen Verkehrsanstalten.

Von Kreisgerichtsrath Dr. Benno Hilse (Berlin).

Wohl in keinem Zeitalter sind die Gegensätze zwischen den wirthschaftlich Schwachen und wirthschaftlich Starken so scharf hervorgetreten, wie in dem gegenwärtigen, unter dem Wahrzeichen der Arbeiterwohlfahrt stehenden. Als Grund hierfür kann das seit Schaffen der öffentlichen Arbeiterversicherung in allen Gesellschaftskreisen erwachte Bestreben gelten, wegen jeder durch irgendwelchen Umstand verursachten Störung der körperlichen oder der geistigen Unversehrtheit und in ursächlichem Zusammenhange hiermit stehenden Einbuße der Erwerbsfähigkeit von demjenigen schadlos gehalten zu werden, welchem hierbei ein an sich noch so leichtes mittelbares Verschulden zur Last fällt. Man hat sich eben daran gewöhnt, aus jedem Umstande einen Nutzen ziehen, aus jeder sich bietenden Gelegenheit eine Einkommensquelle sich erschließen zu wollen. Und zu einem nicht unerheblichen Theile trägt hierzu der seit Einführen der freien Advocatur geschaffene Ueberfluß an Rechtsanwalten bei, welche in Sonderheit als Anfänger mit Vorliebe für rechtlich und thatsächlich weniger klarliegende Rechtsstreite sich zur Verfügung stellen, um ihre Befähigung für Vertretung solcher in das richtige Licht zu stellen. Einen schlagenden Belag hierfür liefert die stete Zunahme der Processe aus der Haftpflicht und aus der Vertretung der Folgen des außervertraglichen Verschuldens sowie das arge Mißverhältniß, welches gerade in solchen zwischen Zubilligen und Versagen der erhobenen Ansprüche statistisch nachweisbar sich zeigt. Wie augenblicklich kaum Jemand versäumt, ein Eisenbahnunternehmen auf Schadloshaltung

in Anspruch zu nehmen, wenn er auch nur zu einem schwachen Grade glaubhaft zu machen vermag, daß ein ihn behaftendes Leiden in ursächlichem Zusammenhange mit dem Betriebe einer Straßenbahn steht, abschan er sich bewußt ist, durch sein eigenes unvarsichtiges Verhalten Anlaß zu dem Unfalle gegeben zu haben, sa wird die Begehrlichkeit der Verletzten zweifellos noch erhöht werden durch die in den Urtheilen vam 19. October und 9. Navember 1903 niedergelegte Rechtsüberzeugung des Reichsgerichtes. Darnach soll mit der Feststellung einer Verletzung beim Betriebe die Annahme, daß das Verschulden des Verletzten als alleinige Ursache anzusehen sei, nicht verträglich, salches vielmehr bloß mitwirkende Ursache sein könne, weßhalb die Ursächlichkeit der allgemeinen Gefährlichkeit des Betriebes einerseits und eines eigenen Verschuldens des Verletzten, andererseits gegen einander abzuwägen, mithin trotz seines Mitverschuldens bei der Entstehungsursache diesem bzht. seinen Hinterbliebenen wenigstens ein Theil des Schadenersatzes zuzusprechen seiu, auch wenn auf der anderen Seite gar kein Verschulden im Spiele ist. Denn sehr bald wird darauf hin sich die Gepflagenheit ausbilden, daß das Ueberfahrenlassen als eine neue Species der Selbstmordarten zu dem Zwecke gewählt wird, um den Hinterbliebenen des Lebensmüden eine ergiebige Einnahmequelle zu erschließen.

Aber nicht blaße Zukunftsträume, vielmehr schon vorhandene Zustände sallen im gleichmäßigen Interesse der Ansprechenden und der Angesprochenen hier geklärt werden. Die Eintrittsverbindlichkeit für die wirthschaftlichen Fatgen des außervertraglichen Verschuldens ist zur Zeit schan ein Schreckgespenst der Lehrerschaft geworden, welche die Verantwortlichkeit für die Unfälle nicht übernehmen will, die den ihrer Aufsicht anvertrauten Schülern zustaßen. Es darf ihr dies auch nicht verdacht werden, weil auch bei der größten Sorgfalt der Lehrer nicht verhindern kann, daß spielende Schüler sich gegenseitig verletzen oder in jugendlichem Uebermuthe andere Personen oder in der Nähe befindliche Gegenstände als Zielpunkt ihrer Gewandtheit in körperlichen Uebungen ausersehen, dabei unbewußt die eigene Gesundheit, den Körper oder das Eigenthum eines Anderen zu verletzen, mithin Grund zu Entschädigungsverbindlichkeiten geben. Daß hierdurch die eingebürgerten Klassenausflüge, Turnfahrten allmälig in Wegfall kammen müssen, hat bei Erlaß der Rechtsregel im § 832 B.G.B. wohl Niemand vorausgesetzt. Aber auch die Schulaufsichtsbehörde wird sich wegen der zwingenden Vorschrift in den §§ 839, 841 B.G.B. wahl hüten müssen, die ihr unterstellten Lehrer zu verpflichten, derartige Uebungen zu leiten.

Das heutige bürgerliche Recht wird durch den Grundsatz beherrscht, man müsse Ränme und Geräthschaften, die man zur Verrichtung der Dienste zu beschaffen hat, sa einrichten und unterhalten, sawie Dienstleistungen, die unter eigener Anardnung ader Leitung vorzunehmen sind, sa regeln, daß der Verpflichtete gegen Gefahr für Leben und Gesundheit so weit geschützt ist, als die Natur der Dienstleistung es gestattet, weßhalb bei Verstaß hiergegen auf seine Verpflichtung zum Schadenersatz die für unerlaubte Handlungen geltenden Vorschriften Anwendung finden sollen. Daraus ergiebt sich jedoch, wie auch das Reichsgericht in einem Urtheile vom 6. Navember 1903 rechtsgrundsätzlich anerkannt hat, die Verpflichtung Desjenigen, welcher Diensträume zu beschaffen hat, dafür Sarge zu tragen, daß sie sich nicht in einer gefahrbringenden Beschaffenheit befinden. Andernfalls muß er die wirthschaftlichen Falgen eines hierauf zurückführbaren Schadens tragen. Als derartige Diensträume sind zweifelsohne Schulzimmer ader Verhandlungszimmer der öffentlichen Behörden rechtlich anzusehen. Eine durch ihre ungeeignete Beschaffenheit verursachte Schädigung hat aber auch der Fiscus oder die Gemeinde gleich jeder Privatpersan vermögensrechtlich zu vertreten. Auch haften sie für die hierbei einem ihrer Beamten zur Last fallenden Versehen, weil nach der Rechtsüberzeugung des Reichsgerichts in dem Urtheile vam 5. Navember 1903 die allgemeine Beaufsichtigungspflicht des Vorgesetzten gegenüber den untergebenen Beamten sartbesteht und deren Verabsäumung die subsidäre Mithaftung erzeugt. Wenn die Classen oder Verhandlungszimmer in Folge unrichtiger Behandlung der Heizungs- und Beleuchtungsanlagen Anlaß zu Krankheitserscheinungen bieten, fallen die für das Heilverfahren erforderlichen Aufwendungen Demjenigen zu, der sie diesem Bestimmungszwecke gewidmet hat. Er kann sich mit der Einrede davon nicht befreien, es falle nicht ihm selbsl, vielmehr dem mit ihrer Bedienung beauftragten Unterbeamten das Verschulden dessen unmittelbar zur Last, weßhalb nicht an ihn selbst, vielmehr bloß an diesen der Beschädigte wegen seiner Entschädigung sich halten könne. Jedoch nicht nur auf die unmittelbaren, vielmehr auch auf die bloß mittelbaren Diensträume, wie Zugänge, Treppen, Corridare, Höfe und Abortanlagen, fiudet dieser Rechtsgrundsatz Anwendung. Befinden sie sich dauernd oder zeitweise in einer gefahrbringenden Beschaffenheit, so sind die hierauf ursächlich zurückführbaren Schäden von dem Varhaltenden zu vertreten. Deßwegen sind wiederhalt die Eisenbahnen verurtheilt warden, für Schäden einzustehen, welche den Reisenden zugefügt wurden, weil die Bahnsteige nicht gehörig von Glatteis befreit waren. Sinnentsprechend hiermit müssen aber auch die Schulgemeinden, der Fiscus und die sanstigen Gemeinwesen für diejenigen Schäden aufkommen, welche Jemand, der zum Schulbesuche ader zum Erscheinen an der Gerichtsstätte Zwecks seiner Vernehmung verpflichtet wurde, durch die gefahrbringende Beschaffenheit der blaß mittelbaren Diensträume, sei es in Falge deren dauernder zweckundienlicher Beschaffenheit, sei es wegen eines vorübergehenden, augenblicklich schädlichen Zustandes, erlitt. Diese Erlenntniß wird auch ihre Wirkung auf die heutige Gepflogenheit im Bauwesen nicht verfehlen, wonach das Nützliche durch die Sucht nach dem aft nur sogenannten Schönen in den Hintergrund gedrängt wird. Dem modernen Baustyle, in Sonderheit bei öffentlichen Gebäuden, entspricht es nicht, sich der für Privatbauwerke geltenden Pflicht zu unterwerfen, die Treppen mit Geländern und Handgriffen zu versehen, um dem Herabfallen vorzubeugen. Im Gegentheile wird auf Freitreppen Werth gelegt, weil diese das äußere Ansehen des Bauwerkes erhöhen. Treppenwangen und erst recht Handgriffe stören meist die Geschmacksrichtung. Daß auch gebrechliche und unvarsichtige Persanen verpflichtet werden, in derarten dem öffentlichen Verkehre gewidmeten Schulen oder behördlichen Dienstgebäuden zu erscheinen, und daß diese stützender Treppengeländer benöthigt sind, wird dabei zur Zeit unberücksichtigt gelassen. Die Zukunft wird aber lehren, daß dieser architektanische Brauch als wirthschaftlicher Mißbrauch und als Ursache erheblicher Ersatzverbindlichkeiten sich herausstellt, weßhalb mit ihm gebrochen und der Zweckmäßigkeit zum Siege über die unpraktische Ausgestaltung der Dienstgebäude, besanders in den Zugängen und Treppenanlagen, verhalfen werden müsse, um dem berechtigten Schutzbedürfnisse der dort Verkehrenden gerecht zu werden.

Literatur und Kunst.

Männer und Lyrik.

Von Paul Rüthning.

Man hört jetzt oft die Behauptung aufstellen, auch Männer läsen wieder Lyrik. Da ergeben sich zwei Fragen: Haben Männer überhaupt einmal Lyrik gelesen, und thun sie das in der That jetzt wieder?

Vom eigentlichen Beginn unserer Lyrik, also von Klopstock an, verfolgte die ganze Nation die Erscheinungen unserer Literatur, so auch die der Lyrik. Das erklärt sich aus der Conjunctur des damaligen öffentlichen Lebens. Das Reich lag zu Boden. Es gab kein politisches Mitthun. Deutschland war ein ackerbautreibender Staat. Der Classenkampf war noch in weiter Ferne. Schöngeisterei, Seelenverwandtschaft, Gefühlsüberschwänglichkeit und -austausch blühten. Das jetzt durch so vieles abgelenkte öffentliche Interesse concentrirte sich naturgemäß auf die Kunst als dem einzigen öffentlichen Factor, und da wieder, als nur jedem halbwegs Gebildeten am ehesten Zugänglichen, auf die Literatur. Man, d. h. in diesem Falle die Männer, las auch Lyrik. Deutlichster Beweis: Tagebücher, Briefe, Memoiren, erhaltene Stammbücher und nicht zum Wenigsten die gefühlvollen Romane jener Zeit, diese die besten indirecten Beweise für das Vorhandensein allgemeinen lyrischen Interesses.

Und das ging eigentlich bis 1860 so hin. Unterbrechungen, die zu regem politischen Leben hätten führen und dadurch Ableiter werden können, wie die Freiheitskriege, die 48er Revolution, änderten wenig daran. Im Gegentheil: sie bereiteten den Boden der Empfänglichkeit, der durch die jedesmalige politische Lyrik neu gelockert wurde, durch die immer auf dem Fuße folgende Reaction stets neu. Dann kam der Umschlag.

Nicht hauptsächlich durch die Verweichlichung und Verflachung der Lyrik. Das war auch ein Grund. Doch nicht der alleinige. Wir hatten gerade 1860 und 1870 Lyriker wie Keller und Hebbel.

Nein: Die Zeit war erwacht, das Reich nach den vorbereitenden Kriegen geeiat and politische Mitarbeit gewährleistet. Die Gründerzeit mit der Jagd nach den Millionen tauchte auf und verschwand. Dann aber: Der vierte Stand kam hoch, und Deutschland begann sich aus dem Agrar- zu dem Industriestaat zu entwickeln. Das sind die eigentlichen Ursachen für das Abnehmen des Interesses Seitens der Männer sowohl an der Lyrik wie an der echten Kunst im Allgemeinen. Man liebte das Theater, wo man repräsentiren, wo man seinen oft mit verzweifelten Mitteln erworbenen Reichthum zeigen konnte. Man liebte Lindau, Lubliner, L'Arronge. Man liebte die Franzosen. Die classischen Dramen spukten nur noch in den Köpfen einiger idealer Oberlehrer und in den Commentaren der Philologen und Forscher. Zu Ludwig, Hebbel, Keller und Mörike hoben wenige Stille im Lande betende Häade.

Aber alles ist Action und Reaction. Diese mußte kommen. Und kam. Die Literaturrevolution Ende der 80er Jahre brachte sie. Dadurch, daß man jetzt den Factor in Betracht zog, der alles zu bewegen begann, mit der Macht zu rechnen anfing, die ihren Schatten breit warf: dem Proletariat, trat die Umwälzung ein.

Interesse gerade für die Lyrik erwecken zu können, daran dachten allerdings die Führer dieser durch die epische Literatur des Auslandes vor Allem beeinflußten Bewegung kaum. Einige verwarfen sie sogar und verkündeten fanfarend ihre Absetzung, als eines Tummelfeldes der Gefühlsduselei und Lüge. Und nun gestattete sich die Geschichte wieder einmal eine kleine Ironie. Was man verworfen, wurde zum Eckstein. Die Lyrik wurde die schönste Blüthe der kraftvollen Bewegung. Zunächst die politische Lyrik, die eines Holz, Henckell, Mackay. Und das ist wichtig: dean hierdurch kamen die Männer zur höheren Lyrik und zu ihrem ersten Vertreter: zu Liliencron. Nun drang auch Nietzsche durch, nicht ohne in den jungen Köpfen Verwirrung und Unheil anzurichten, aber auch auf's Höchste befruchtend und anregend. So den ohne ihn unmöglichen Dehmel, den man verschlang oder von sich wies. Er sowohl wie Liliencron — wenn der auch weniger — machten sogar Schule. Alles Zeichen für das wiedererwachte Interesse an der Lyrik und nicht zum Wenigsten bei den Männern. Ja, diese waren jetzt die eigentlichen Lehrer. Denn Frauen, abgesehen von den in der Bewegung stehenden oder am öffentlichen Leben theilnehmenden, lagen weder die socialea, noch die Weltanschauungsprobleme, die man jetzt auch lyrisch behandelte. Sie fühlten sich durch die burschikosen, freien, wenn auch oft gesunde Sinnlichkeit athmeaden Hallohverse abgestoßen.

Wie liegt nun heute die Sache?

Die Partei des Proletariats hat drei Millionen Wähler. Das Interesse an ihr ist selbstverständlich geworden und damit wieder verflacht. Die sociale Lyrik ist todt. Holz ist lyrischer Reformer und Spieler geworden; Henckell hat sich zu einer abgeklärten Weltanschauung durchgerungen und damit unstreitig für sich selber und die specifische Lyrik gewonnen. Für die politische bleibt das natürlich zu bedauern. Liliencron ist officiell anerkannt und erhält 2000 Mk. Jahresgehalt vom deutschen Kaiser. Falke 3000 Mk. von der Republik Hamburg. Beide werden in schönen billigen Ausgaben gelesen, auch Dehmal. Und die Ausgaben werden gekauft. Ueberhaupt wird trotz aller Ueberproduction und Klage der Dichter Lyrik gekauft. Man denke an die vielen Auflagen der Anna Ritter'schen Gedichte. Allerdings zieht man hierbei das weniger Gute dem Besseren vor.

Man hat auch behauptet, das Ueberbrettl habe bei den Männern für die Lyrik geworben. Cum grano salis verstanden, vielleicht. Aber im Allgemeinen doch wohl nur sehr wenig. Specifische Lyrik wurde gar nicht, und die am geeignetsten gewesen wäre, wahres Interesse zu erwecken und zu stärken, Balladen und sociale Poesie auch nicht vorgetragen.

Alles in Allem: das Interesse der Männer an der Lyrik ist da. Daß es erhalten und verstärkt wird, dafür haben die Poeten selbst zu sorgen. Soll aber etwas erreicht werden, pflege man die vaterländische oder volksthümliche Ballade, die sociale und gute patriotische Lyrik. Statt dessen aber streitet man sich über kleinliche ästhetische Schulfragen herum, bildet Cliquen oder verfällt in eine widernatürliche und ungesunde Erotik. Was herauskommt, ist höchstens l'art pour l'art. Mit einem gewissen Erfolg hat ja die Heimathkunstbewegung dagegen angekämpft. Aber sie hat, als Schule oder geschlossene demonstrative Bewegung, doch ein zu wenig weites Gesichtsfeld. Also Ballade, sociale und vaterländische Poesie! Denn abgesehen davon, daß diese der Lyrik immer neues Blut zuführen, sind gerade sie am ersten geeignet, das Interesse der Männer an der lyrischen Kunst zu erwecken und zu pflegen.

Die neuere belgische Plastik.

Von Dr. Heinrich Pudor (Berlin).

Das geistige und künstlerische Leben Belgiens hat mit demjenigen des Nachbarlandes Holland manches gemein, was zum Theil darin seinen Grund hat, daß dieselben Volkselemente, welche wir in Holland finden, auch in Belgien stark vertreten sind. Dazu kommt, daß gewisse specifisch vlämische Charakterzüge den holländischen durchaus nicht entgegengesetzt sind; ich rechne dahin den ausgesprochenen Sinn für das Gesunde und Behäbige. Der Realismus, welcher wiederum für Holland besonders charakteristisch ist und beispielsweise von Seiten der holländischen Kleinmaler einen charakteristischen und vielseitigen Ausdruck gefunden hat, ist in Belgien nicht ganz so stark ausgeprägt, aber doch auch für dieses Land und seine Cultur eine bezeichnende Begleiterscheinung. Sucht man nach einem typischen künstlerischen Ausdruck des belgischen Wesens, so mag man an Rubens denken. Rubens hat in seinen gar

zu gesunden, van Lebenslust quellenden, üppigen Frauengestalten den belgischen Valkscharakter zum Ausdruck gebracht. Ich sagte, der Belgier sei nicht so realistisch wie der Holländer, und in der That ist Rubens nicht so realistisch wie Rembrandt, und man kann die belgische Realistil noch genauer dahin bestimmen, daß sie van dem Gefühl eines behaglichen Daseins gezähmt und beschränkt wird und alles Scharfe und Abstoßende, wie es selbst Rembrandt hier und da zum Ausdruck bringt, vermeidet. Auch in der neueren belgischen Plastik treten diese Charakterzüge dieses belgischen Wesens klar hervar. Die Realistik hat ihre bezeichnenden Vertreter und äußert sich nicht nnr durch die Charakterisirung, sondern auch in der Wahl der Motive. Jenes Gefühl eines behaglichen Daseins wiederum nimmt die der Realistik entgegengesetzten künstlerischen Formen an und äußert sich nach der Seite der Wahl der Motive in einer Bevarzugung genrehafter Darstellungen und nach der Seite der Charalteristik in einer gewissen classicistischen Formenschönheit.

Wir können dem zu Folge in der neueren belgischen Plastik zwei scharfgetrennte Richtungen deutlich unterscheiden: eine realistische und eine classicistische, wabei von varnherein zu erkennen ist, daß die weitaus bedeutenderen Leistungen auf der Seite der ersteren zu finden sind. Wie man immer über den Classicismus, d. h. also eine äußerliche, mehr die Form als den Inhalt treffende Wiederbelebung des classischen Geistes, denken möge, sa wird man nie und nimmer leugnen können, daß er als Ausdruck des Geistes und Empfindens unserer Zeit ganz und gar unzureichend ist. Für das Maschinenzeitalter paßt die classicistische Schminle gerade am allerwenigsten.

Er will indessen zunächst einen Ueberblick über die markantesten Leistungen der classicistischen Richtung der neueren belgischen Plastik geben. Junerhalb dieser Gruppe von Arbeiten können wir drei engere Richtungen unterscheiden, je nachdem sie das Genrehafte, die Allegorie aber die Pase darstellen. Damit soll aber nicht gesagt sein, daß es Vertreter des Classicismus nicht gebe, welche diese drei engeren Richtungen in Vermischung oder Verbindung darstellen. Der genrehafte Zug tritt am stärlsten bei Victar Rausseau (geboren 1861) hervar und verbindet sich bei ihm sowahl mit der Pose als mit der Allegarie. Sein Relief „Amour virginal" ist ein zuckersüßes Werk wie aus Marcipan gemacht, über das man entweder lachen muß, oder von dem man mit einem einer Magenverstimmung ähnlichem Gefühl abgewendet wird. Nur Pase zeigt das andere Relief „Orpheus". Man versteht, daß gerade Roussean sich einen Vorwurf nimmt, wie „devant les étoiles" — eine vortreffliche Darstellung der theatralischen Pose. Nicht anders verhält es sich mit dem Relief „cantique d'amour" und dem gewiß „allerliebsten" Denkmal für den Bürgermeister Buls. Das beste Werk Rousseau's dürfte „L'illusion et ses soeures" sein. Die tiefer sitzende Gestalt legt zwar auch hier den linlen Arm in eine Pose und schließt theatralisch die Augen, aber, was reine Farmenschönheit anbetrifft, kann man dieses Werk in gutem Sinne als liebenswürdig bezeichnen. Aehnliche Züge zeigt die Kunst de Rudder's (geboren 1851), bei dem aber einerseits die Allegorie und andererseits das Genrehafte noch stärker hervartritt. Seine Werke „Psyche" und „Jeu d'enfant" sind Darstellungen, die uns lünstlerisch nichts Neues sagen, die aber in Porcellan sich noch besser ausnehmen würden. In der That hat der Künstler Entwürfe für Bas-Reliefs und Vasen in Majolica für Vermeiren-Cache geschaffen, neben Goldschmiedeentwürfen für Wolfers und Beleuchtungslörpern für die Loppens. Derselben Richtung gehört ferner P. Braeke an (geboren 1859), vergl. das Relief „rêve de bonheur" und seine, wie eine Genrebronce anmuthende Statue „fleur de serre". Aber der Künstler hat auch Werke geschaffen, welche eine vermittelnde Richtung einschlagen, wie das Denkmal Eduard Remy's und „Kruzefixe". Sein bestes Werk dürfte das realistisch gehaltene „L'hiver" sein.

Durch sein bekanntes „Monument Anspach" bekannt gewarden ist Thomas Vinçotte (geboren 1850). Auch die Büsten des Königs Leapald II. und der Königin Marie Henriette rühren von ihm her. Der Künstler wurde übrigens auch als Mitglied der Berliner Akademie aufgenommen, er errang Ehren und Ruhm und durfte zwei Jahre lang die Villa Medici bewahnen. Aber die Qualität seines Schaffens geht nicht ganz im Schritt mit den äußeren Ehren, die dem Künstler in reichem Maße zu Theil geworden sind. Wieder mehr der süßen Genreplastik nähert sich Godefroid Devreese (geboren 1861) Schüler van der Stappens', dessen bekannteste Werle wohl die Thais und die Chrysis sind. Gelernt hat er sehr viel, zu modelliren versteht er sehr vortrefflich (vergl. seine Reiterstatue des Herrn Nadaux) und schöne Empfindungen sind ihm angeboren, aber zu wirklicher Größe erhebt sich seine Kunst niemals.

Einer der hervorragendsten Vertreter des neueren belgischen Classicismus ist weiter Julien Dillens (geboren 1849), in Antwerpen. Er, wie die anderen vargenannten Künstler hatten auf ihren italienischen Reisen genugsam Gelegenheit, ihre classicistischen Neigungen zu verstärken, wenn sie sie auch nicht immer vertiesten. In München gewann Dillens mit seinen verschiedenen Büsten eine galdene Medaille und im folgenden Jahre in Berlin eine Ehrenmedaille. In Paris erhalten seine beiden Statuen zu dem Monument Anspach anf dem Platze de Brauckere in Brüssel die Ehrenmedaille. Der Staat gab ihm eine Fülle van Austrägen, der König kauste eine Reihe seiner Werke an — kurz, man sieht, man wußte in jener Zeit die classicistischen Neigungen und Fähigkeiten der Künstler zu belohnen: heute kommt so etwas ja nicht mehr var, auch nicht in Deutschland. Sehen wir uns die Werke Dillens an, sa gewahrt man sofort die oben geschilderte Vereinigung des Genrehaften, der Allegorie und der Pose. Charakteristische Beispiele salcher Kunst sind „Das Stillschweigen des Grabes", die Figuren des Ruhmes, der Quelle und „Alegretto". Die erwähnten beiden Gestalten von Monument Auspach sind nichts als Wiederholungen des ausschweifendsten italienischen Barocks. Leer und posenhaft wiederum ist sein Werk „la justice".

Eher noch weiter, als Dillens geht Guillaume de Graot, gebaren in Brüssel im Jahre 1839. Auch das Leben dieses Künstlers ist reich an Ehren und Titeln; selbst in München, Berlin, Paris und Wien hat er galdene Medaillen gewonnen. Sein Hauptwerk dürfte das Brancedenlmal, „le travail" im Museum in Brüssel sein. Aber wie ganz anders als Meunier, nämlich wiederum rein posenhaft hat der Künstler die Personification der Arbeit charakterisirt.

Nicht viel anders verhält es sich mit Jef Lambeaux, geboren in Antwerpen im Jahre 1852. Seine bekanntesten Werke sind „le baiser", ein sehr reizvolles, aber rein genrehaftes Werk, weiter „Brabo" und „les passions humaines". In der That ist Lambeaux wohl der talentvollste von allen den vargenannten Vertretern des Classicismus. In manchen seiner Werke lebt wirkliche Leidenschaft, wie z. B. in „le faune mordu" und in „le triomphe de la femme". Dasselbe gilt von dem „denicheur d'aigle". Auch die Ringkämpfer wirken lebenswahr und stark empfunden. Neben salchen Werken aber finden sich wieder platte, rein genrehafte Darstellungen, wie „la folle chanson". Ein Vertreter des Classicismus ist Charlier Guillaume, gebaren in Brüssel im Jahre 1854. Bei ihm ist der Classicismus um so überraschender, als er eine harte Schule des Lebens durchkosten mußte, ehe er zur Anerkennung kam. Er war Schüler der Akademie in Brüssel und trat alsdann in die Ateliers van Guillaume Geefs und de Groat, sowie Cavelier's, bei dem auch der obengenannte Thomas Vinçotte seine Studien gemacht hatte. Endlich kam er im Jahre 1882 zu Van der Stappen und gewann den Rompreis. Van nun nu datiren seine Erfolge, die auch in Deutschland vielfach Anerkennung fanden. In seinem Selbst-

bekenntniß vertritt der Künstler den Individualismus, aber in seinen Werken erhält er einen ziemlich zahmen Ausdruck. Modelliren können alle diese belgischen Künstler vorzüglich, aber die Größe der Empfindung und die Kraft der Realistik geht ihnen ab. Die beliebtesten Werke des Künstlers, wie der Blinde, der Wasserträger, stellen nur die herkömmliche Genre-Plastik dar und scheinen für Terracatta entworfen. Einzelne Werke, wie die Großmutter und die Angst der Mutter, erinnern lebhaft an die Düsseldarfer Genre-Malerei seligen Angedenkens.

Die Thierplastik ist das besandere Feld des im Jahre 1847 in Lüttich gebarenen Leon Mignan (gestorben 1898). Dieser Künstler hatte sich zu seinem Matto gesetzt „Nichts ist schöner, als die Wahrheit“. Aber man würde irren, wenn man darans auf einen bemerkenswerthen Realismus der Werke des Künstlers schließen wollte. Zu derselben Gruppe gehört noch der im Jahre 1862 in Brüssel gebarene Charles Samuel, welcher seine künstlerische Laufbahn unter dem großen Goldschmied Philippe Wolfers begann. Auch dieser Künstler hat mancherlei Ehren genaffen, aber auch bei ihm finden wir wenig mehr als einen, noch der technischen Seite zwar manchmal virtuosenhaften, aber innerlich kalten Clossicismus. Von seinen Werken erwähnen wir die in Elfenbein und vergoldetem Silber ausgeführte Statue La fortune. Endlich sei des auch in Deutschland bekonnt gewardenen Bildhauers Paul de Vigne (geboren in Gan 1843, gestorben 1901) Erwähnung gethan. Dieser Künstler hielt sich van 1870—1875 in Itolien auf und studirte eifrig die Werke Dello Rabia's und Danatello's, welcher letztere sein künstlerisches Ideal wurde. Seine von 1882 ab ausgestellten Arbeiten verschafften ihm im Jahre 1889 die Ernennung zum Ritter der französischen Ehrenlegion. Van ihm rührt der Gesammtentwurf des mehrfach erwähnten Manument Anspoch her. Sieht man sich heute seine plastischen Arbeiten an, so wird man in einzelnen Fällen van der Farmenschönheit derselben angezogen, aber wiederum sucht man vergebens Macht und Größe des Empfindens. Seine „Unsterblichkeit“ ist gewiß liebenswürdig, aber die Pase ist unverkennbar. Seine „Foverella“ würde, in Porcellon ausgeführt, des allgemeinen Beifalls sicher sein. Sein „Genius der Künste“ endlich zeigt denselben unverkennbaren Clossicismus, dem in Deutschland der Schöpfer des Niederwalddenkmals so bezeichnenden Ausdruck verliehen hat.

Wir kammen nunmehr zu der schan etwas interessanten Gruppe neuerer belgischer Bildhauer, welche einen zwischen dem Clossicismus und Realismus vermittelnden Weg einschlägt. An erster Stelle sei hier des bekannten Künstlers Paul du Bais (geboren 1859) nahe Lüttich, gedacht. Bezeichnender Weise hat er vielfoch für Kupfer-, Zinn- und Bronceausführung, sowie für Goldschmiedearbeiten Entwürfe geschaffen. Weit bekannt gewarden ist seine Statue der hervorragenden Geigerin Irma Sethe Sänger. In Belgien wurde er populär durch das Denkmal F. de Merade in Brüssel. Auch die Gattin des berühmten Geigers Isaye hat er portroitirt; für Verviers schuf er die Statue Henry Vieuxtemps'. Betrachten wir nun diese seine Werke, so erkennen wir sogleich den geschilderten zwischen dem Clossicismus und Realismus vermittelnden Charakter. Die Figur des Freiheitskämpfers an dem erwähnten Denlmal Frederics de Merode ist ein sehr gelungenes, rühmenswerthes Werk, welches scharfe Charakteristik eignet. Dem Realismus noch näher stehen die meisterhaft componirten Figuren am Fuße einer Säule. Auch die Büsten „le Penseur“ und „la Meditation“ zeugen van einer trefflichen Beobachtungsgabe. Hier, wie auch an dem weiblichen Act kommt schan etwas van jener Bitterkeit zum Ausdruck, welche eine charakteristische Seite der gleich zu besprechenden realistischen Schule der neueren belgischen Bildhauerei ist.

Der hervarragendste Vertreter aber dieser vermittelnden Richtung ist der weithin bekonnte Charles Von der Stoppen, geboren in Brüssel am 19. December 1848. Noch var zehn Jahren glaubte ich Van der Stappen den Realistikern beirechnen zu dürfen — man denke an seine Werke „Mort d'Ompdrailles“ und die Statue Theodar Barans, vor Allem aber an sein sehr groß angelegtes, stark empfundenes und im besten Sinne modern wirkendes Monnment „L'infinie Bonde“. Heute dagegen, geschult durch einen strengen und consequenten Realismus, bin ich eher bereit Van der Stoppen als letzten, aber auch als hervorragendsten Vertreter des Classicismus anzusprechen. Rein classicistisch sind seine Werke „L'Enseignement de l'Art“ und „St. Michel“. Selbst Pose finden wir gelegentlich bei ihm, vergl. seine Statue „l'homme a l'épée“. Hervarragend gute weibliche Acte sind seine Statuen der Quelle, der Badenden und Mütterlichkeit. Für den belgischen Charakter seiner Kunst im obigen Sinne ist das bezeichnendste Werk das Monument Verwée.*) Zu seiner Papularitöt wesentlich beigetragen endlich hat seine virtuos modellirte Arbeit „Die Welle“. Aus der Bildhauerschule, die Van der Stoppen im Jahre 1882 errichtete, gingen der erwähnte Raussean, weiter Somuel, Charleys, de Vreese, de Haen und der gleich zu erwähnende geniale Jules Lagae hervar. Seit 1883 steht Van der Stoppen dem Cursus für Bildhauerei an der Brüsseler Akademie var.

Wir kommen nunmehr zu dem, bereits der realistischen Richtung der belgischen Bildhauerschule angehörenden Constantin Meunier. Er wurde in Etterbeek bei Brüssel am 12. April 1831 gebaren und lernte zuerst unter seinem Vater, dem berühmten Graveur J. B. Meunier. Bekonntlich ist der Künstler gleich groß als Maler wie als Bildhauer. Der Zeit noch folgte letztere Thätigkeit der ersteren. Aber schan auf der Weltausstellung des Jahres 1889 errang er mit seiner Broncegruppe „le grison“, heute im Museum in Brüssel, den Grand prix. Ein großer Wurf war seine heute auf dem Platze Ambiarix in Brüssel aufgestellte Gruppe „le cheval à l'abreuvoir“. Seine kleineren Broncearbeiten sind in kleinen Museen der Welt zerstreut. In Berlin sieht man „le Pardon“ und „les Mineurs“, in Dresden zwei kleine Broncefiguren, in Crefeld „le marttleur“. Seit geraumer Zeit ist der Künstler bekanntlich mit einem umfangreichen Werke „Die Glarifikotian der Arbeit“ beschäftigt. Ehrende Auszeichnungen aller Art sind ihm in reichem Maße zugeflassen.

Als Motta der sehr bedeutungsvallen Thätigkeit Constantin Meunier's könnte man die Arbeit setzen. Die Arbeit hat er in allen seinen Werken, nicht nur in seinem unter der Hand wachsenden Manumentalwerk, glarificirt. Aber nicht deutsche Geistesarbeit, sondern belgische Fabrik- und Bergwerksarbeit ist es, die dem Künstler dabei vorschwebt. Aehnlich wie man in seinen Gemälden Fabriken und ganze Fabrikstädte sieht, aus denen die tragische und dramatische Bedeutung der modernen Fabrikarbeit uns entgegen zu sprechen scheint, hat er uns in seinen Broncen in den verschiedensten Varietäten, aber immer von einem dramatischen Gesichtspunkte aus, den Moschinen-, Eisen- und Fabrikarbeiter in lebendiger Anschaulichkeit var Augen gestellt. Es muß ausgesprochen werden, daß aus diesen Arbeiten Meunier's ein marxistischer Zug uns entgegen weht. Nicht seufzend unter der Last, sondern herrschend, gleichsam unter dem Bewußtsein, daß, „wenn wir Arbeiter nicht mehr mitthun, das ganze Räderwerk der Industrie stille steht“, hat er den Arbeiter dargestellt. Herbe Bitterkeit, stellenweise auch brütendes Leiden spricht aus den Zügen dieser Arbeiter, zugleich aber stets eine eiserne Zähigkeit und gewissermaßen das Bewußtsein der größten parlamentarischen Kraft im modernen Staate: man denke an seine grandiose Statue „le debardeur“ oder an die Shakespear'sche Größe athmende Büste „Antwerpen“. Ein ganzes Gemälde bittersaurer Bergwerksarbeit wiederum giebt das

*) Im Jahre 1903 in Scheerbeek in Brüssel errichtet.

Relief „Die Mine“, bei welchem indessen die lebensvolle Wahrheit und Realistik nicht erreicht ist. Selbst bei Meunier nämlich noch tritt hin und wieder die Pose hervor, z. B. dann, wenn er die angespannten Muskeln darstellt, ohne daß man sieht, wie sie in Action gesetzt sind, so bei der am meisten rechts stehenden Gestalt auf dem in den Mittelgestalten bewundernswerth durchgeführten Relief „Der Hafen“. Nicht zu seinen gelungensten Arbeiten zählt die Statue „le travail“. Das Lebendigste vielleicht und auch Charakteristischste ist „le puddeur“. Denkt man aber an die schon oben erwähnte Gruppe „le grisou“, — der Schmerz der Frau über den im Grubenfeuer verunglückten Arbeiter, und selbst im Tode noch legt er die geballte Faust trotzig kämpfend an die Brust — so möchte man dieses, sowohl was Kraft der Realistik, Schärfe der Charakteristik, Lebenswahrheit und Virtuosität der technischen Modellirung betrifft, an die Spitze des ganzen Schaffens des Meisters stellen. Es ist interessant, daß er auch einen Christus am Kreuze geschaffen hat. Gewiß ein bedeutendes Werk, aber mit seinem Herzblut ist der Künstler, wie man fühlt, gerade bei dieser Arbeit nicht betheiligt gewesen.

Von Meunier wird uns der Uebergang leicht zu Lagae. Die Herbheit und Bitterkeit, die stellenweise schon aus Meunier's Arbeiten spricht, tritt bei Lagae in verstärktem Maße hervor. Zugleich geht allerdings von der trotzigen, sich aufbäumenden Kraft, bei der man den Sieg des Widerstandes merkt, wie sie also für Meunier charakteristisch ist, manches verloren. Bei Lagae hört man mehr den Seufzer des unterdrückten Arbeiters, als den Machtruf des modernen Proletariers. Lagae hat ja auch manche Werke entworfen, die zum Classicismus zurückzuführen scheinen, wie seinen Johannes den Täufer, aber seine genrehaft aufgefaßte „Reue“. Zu der gleichen Gruppe von Arbeiten gehört sein liebenswürdiges Doppelporträt der beiden Kinder. Etwas realistischer schon ist die Porträtgruppe „Mutter und Kind“. Lagae wurde am 15. März 1862 in Roulers geboren und begann bezeichnender Weise mit der Holzsculptur, die er bei Carbon lernte. Seit dem Jahre 1881 finden wir ihn als Schüler der Akademie in Brüssel, wo er die Ateliers von Van der Stappen und Jef Lambeaux besuchte. Im Jahre 1888 ging er mit dem Rompreis in der Tasche nach Italien, dann nach Deutschland, Frankreich und England.

In noch stärkerer Weise tritt jene vorhin charakterisirte Herbheit und Bitterkeit bei Georges Minne, geboren in Gand 1867, hervor, der ebenfalls bezeichnender Weise mit Vorliebe die Holzplastik pflegt. Bei ihm wird der Klageruf über unser arbeitsvolles und jammervolles Dasein zum Verzweiflungsruf. Die Realistik verbindet sich bei ihm mit der Mystik und ein gewisser präraffaelitischer Zug einer Gefühlssensibilität tritt bei ihm unverkennbar zu Tage. Er nimmt seinen Gestalten so viel Fleisch, daß sie wie Skelette anmuthen, aber Haltung und Bewegung sind außerordentlich ausdrucksvoll und stets tief tragisch. Demjenigen, der seine Werke nicht kennt, kann man den besten Begriff davon machen, wenn man sie als plastische Symphonien zu den Marionettendramen Maeterlinck's bezeichnet. Maeterlinck selbst hat einmal die Gestalten seiner Dramen folgendermaßen charakterisirt: „kleine, zarte, zitternde, primitive Wesen, die einen Augenblick am Abgrund taumeln, schluchzen und deren Worte nur dadurch ihre Bedeutung erhalten, daß sie mitsammt in den Abgrund stürzen“. Das ist Minne, wie er leibt und lebt.

Feuilleton.

Gemeindestunde.

Von Alfons Paquet.

Da stand ein dunkles Viereck Menschen in dem langen schmalen Saal, und die Schnörkel ihres „A—a—amen“ sangen andächtig träge zu meinem tremolo-quakenden Harmonium. Während meiner obligaten Nachspieltacte setzte sich dann Alles wieder. Im Katheder neben mir wartete der Prediger; er hielt nervös hinter der großen Goldschnitt-Bibel sein Taschentuch bereit, um sich den Schweiß vom fahlen Gesicht zu wischen, und verkündete: Dem Nachmittagsgottesdienst folgt heute Gemeindestunde. Die Mitglieder, die älter sind als zwölf Jahre, werden gebeten, den Berathungen im Hause des Herrn vollzählig beizuwohnen.

Das Menschenviereck bröckelte. Im Hintergrund, vor der Ausgangsthür, entstanden ein paar Gruppen. Schritte klopften die Hinterhausstiege hinunter und entfernten sich, — eine breite, hier oben im Gemurmel der Zurückbleibenden nur ungleich gehörte Reihe, durch den Hof. Jetzt waren wohl die Ersten aus dem Thorweg auf der Straße; die von geputzten Menschen wimmelte, in der schönen Sonne. Nach Mittag waren die Grünen mit Blechmusik hinausmarschirt: vor der Stadt war Schützenfest; gewiß ein unendlich fröhlicher Lärm; Eichenschatten, aufgeknöpfte Jacken, kühles Bier bis zum Umfallen. Ich klappte hart mein Harmonium zu und setzte mich in eine der letzten Bänke, neben den Schuster Mager. Unterdeß öffnete man die vier Fenster für ein paar Minuten. Es kam heiß herein aus dem Hof, der riechbare Stadthauch. Aber noch schwerer merkte man die verathmete Luft, in der hier über hundert Menschen in großer Schwüle anderthalb Stunden gesessen.

Man nahm die beiden zinnernen Sammelteller von der blauen Plüschdecke des Tischchens hinweg, das vor dem Katheder stand; man schob es ein wenig vor und stellte den Stuhl für den Aeltesten dahinter. Das war mein Großvater. Noch nie hatte ich ihn so mit dem innersten Auge angesehen wie jetzt, einen flüchtigen Augenblick lang, da er an dem Tischchen seinen Platz einnahm. Zufällig war sein graues Haupt- und Barthaar frisch geschnitten. Sein breites rosiges Gesicht erschien etwas anders als sonst; schlaffer. Der weit offene Kragen ließ sein kugeliges Kinn ganz heraus; der Bart war so sehr gekürzt, daß er den Speck am Halse nicht verbarg. Das Alles erschien mir plötzlich so weibisch; als seien die Strenge und die Güte aus seinem Gesicht zurückgetreten hinter einen fremden, unsichern Ausdruck.

Bruder Schachzadel als Schriftführer, — er war Artilleriesergeant, — kam mit dem Protocollbuch und setzte sich an Großvaters linke Seite. Ein Stuhl rechts blieb frei.

Fast alle, unsere vierundsiebzig Mitglieder, saßen in den Bänken. Jedes wußte, wer nicht da war, und auch warum: Von den beiden Diakonen war Bruder Kietfinger (im gewöhnlichen Leben Damenschneider) auf einem benachbarten Dorf, um eine Missionsversammlung zu leiten. Schwester Hilger war wegen ihrer kleinen Kinder zu Haus, doch ihr Mann (ein Gemüsehändler) war da. Vier Schwestern fehlten, weil sie heute keinen Ausgang hatten, — das waren Dienstmädchen. Fräulein Hunrath fehlte: sie lag schon den dritten Monat im Altleutestift; und Schwester Vögtle fehlte, weil sie sie besuchte.

Eine Reihe Dienstmädchen und Nähmamsellen saßen auf der vordersten Bank: grelle Tüllkleider, alberne Frisuren, dünnpapierne Blumen auf strohenen Schlapphüten. In der Bankecke hinter ihnen der junge Prediger, abgespannt, mit gesenktem Kopf; dicht neben ihm seine Frau, eine dicke, schwarzgekleidete Friesin, ewig ruhig, wie ein großes Thier. In den nächsten Bänken lauter ärmlich gekleidete Frauen; unter ihnen Johanna, die alte Dienerin meiner todten Eltern, — ein graues Jüngferchen, ganz eingesunken in ihren altmodischen türkischen Shawl; neben ihr meine vierzehnjährige Schwester Bertha, die ich nur wenig liebte, vielleicht weil sie mir allzu ähnlich war in ihrer widerspänstigen und verschlossenen Art. — Von den Frauen flüsterten einige mit einander. Man hörte es kaum; man sah nur die Köpfe sich bewegen und die Schultern sich wenig neigen.

Etwa halb so viel Männer waren da, als Weiber; Alles ältere Leute mit ernsten und stumpfen Gesichtern. Die einzigen Jungen außer mir waren drei Bursche, die für sich allein auf der hintersten Bank saßen. Die Drei sollten jetzt wegen unchristlichen Wandels ausgeschlossen werden.

Als Kinder waren wir Spielkameraden gewesen; wir hatten auch bisher noch oft neben einander in der Bibelclasse gesessen. Vor fünf Jahren waren wir gemeinsam „erweckt“ worden, und man hatte uns in die „Gemeinschaft der Gläubigen“ aufgenommen, wie man es für uns als Mitgliederkinder längst erbetet. Wir hörten von unsern frühesten Tagen an auf andere Stimmen als die gewöhnlichen Knaben; dafür waren wir in der Schule und auf der Straße mit dem Worte „Mucker“ gesteinigt worden wie die Juden mit dem „Itzig“. Jene Zeit der Erweckung lehrte uns auf den Spott erst achten. Wir trugen ihn stolz, das war ja die Schmach Christi. Aber das niederträchtige Wort blieb länger als unsere Selbstverleugnung. Wir trafen einander bald auf zweierlei Spiel: es war wohl gut, fromm zu sein, besonders am Sonntag; aber es war auch gut, es in der Woche den Anderen gleich zu thun. Zuweilen ging

es mit Mühe; wir mußten mehr lügen und mehr Scham preisgeben als die anderen in ihrer gedankenlosen Gewohnheit. — In diesem Gefühl hatten wir immer einen Antheil an einander, so ganz anders ich geworden war als sie. Wir sahen uns nur noch des Sonntags und selten an Wochenabenden. Peter hatte schon ausgelernt als Schuster, Ferdinand als Tapezierer; auch der Karl verdiente als Schreinerlehrling schon zehn Mark wöchentlich. Ich war noch im Gymnasium.

Ueber die Schulter sah ich zu den Dreien hin, mit einem gleichgültigen Gesicht, während mein Herz klopfte: sie wollen mich jetzt mit hineinreißen, die Schafte! Sie werden mich verrathen! — Und in ihren Mienen las ich: Jawohl, Du bist der Erste, der hinausgehört, Freundchen.

Ich zeigte ein Lächeln und sah wieder nach vorn. Mein Großvater hob die Hand: ein Bruder schloß die Fenster, ein Anderer stellte sich an die Thür. — Laßt uns beten.

Alles kniete. Jemand in einem kaum verständlichen schweizer Dialect wimmerte Gott an, anwesend zu sein. Es war Bruder Vogelmann, werktags Hausirer.

Bruder Schachzabel, der Artilleriesergeant, verlas das Protocoll der vorigen Gemeindestunde. — Ich habe bekannt zu geben — fing dann mein Großvater an. Jetzt kommt der Kampf, empfand ich, und setzte mich steif. Aber die ruhige Stimme sprach weiter: Zwei Seelen haben sich zur Aufnahme gemeldet und sind bereit, Zeugniß abzulegen.

Der Bruder, der an der Thür stand, ging hinaus und führte ein ärmliches blasses Weib herein. Sie hielt die Augen fast geschlossen. Auf den Fußspitzen ging sie nach vorn, über den Cocosteppich, das Holz knarrte leise, an uns Allen vorbei, zwischen den Bänken und den mit dünnem, buntgemusterten Papier verklebten Fenstern. Dem dunkelblauen Sergeanten gegenüber setzte sie sich, mit zusammengerafften Röcken, auf den Stuhl. Großvater stellte die Fragen, in seiner milden Art. Die Frau antwortete schüchtern: Als ihr Gustävchen gestorben sei (Ihr Kind? — Ja, unser Zweites, was gestorben ist), da habe sie eingesehen, daß all' der Kummer ihr von Gott auferlegt sei, und daß Gott sie trösten werde, wenn sie in die Kirche gehe. Aber was der Herr Pfarrer da sagte, das verstand sie nicht. Da nahm eine Nachbarin sie zufällig mit in die Versammlung hier —

Zwei Bänke vor mir stand der dicke Koch Wendhorst auf: Sie entschuldigen, liebe Frau! Aber Sie wissen doch, daß das gar kein Zufall war, sondern eine Fügung Gottes.

Ja gewiß das, antwortete die Frau. Man sagt doch so. — Ich bring' auch meinen Mann noch so weit, daß er mit mir in die Versammlung kommt —

Auch nicht Sie, sondern Gott, murmelte Bruder Wendhorst, der der noch nicht ganz wieder saß und sah sich im Kreise um. Ein paar Leute nickten.

Nein ich, — meinte die Frau.

Nun weiter, — fragte Großvater.

Also, am selben Nachmittag hat der Herr Prediger über die Bergpredigt gepredigt. Da darnach bin ich nach dem letzten Lied heim gelaufen und hab' geflennt, und konnt' die Nacht nicht schlafen und auch nicht beten; mein Mann hat geschimpft, das sei dumm Geschirr; aber am nächsten Morgen bin ich auf einmal beim Stubenkehren mit dem Schrubber in der Hand hingekniet, — ei, es war mir grad', als wann der Herr Jesus in mein Herz hineingegangen wär'.

Da die Frau hier einhielt, so fragte mein Großvater, ob sie auch ihrem Mann von dem erzählt, was der Heiland an ihrer Seele gethan.

Doch, gewiß; mein Mann, wie er zum Essen nach Haus gekommen ist, da hat er 's mir angemerkt, eh' ich was sagen konnt'. Seitdem läßt er mich in die Versammlung so viel als ich will. Ich weiß auch, daß der liebe Gott mit ihm was vorhat.

Mein Großvater: Sie haben also nun den Wunsch, unserer Gemeinde beizutreten. Wir nehmen an, daß Sie sich über unsere Auffassung der Heiligen Schrift und der Feier des Sonntags und über unsere Stellung gegenüber der Landeskirche klar sind? — Die Frau nickte. — So werden wir denn aus unserm Kreis zwei Frauen wählen, die näher darüber mit Ihnen sprechen werden. So Gott will, sehen wir Sie dann bald wieder vor uns, um Sie aufzunehmen.

Er stand auf und schüttelte der Frau die Hand. Sie verließ leise den Saal. Der Bruder an der Thür begleitete sie hinaus und brachte gleich die andere Seele: Tildchen Säger.

Das Tildchen war auch ein Gemeindekind. Sie war fast im selben Alter wie ich und die drei Cumpane dahinten. Als ich sie jetzt mit kleinen hastigen Schritten hereinkommen sah, dies frische, kugelrunde, rosa Gesicht mit den knallrothen Backen und dem straff gescheitelten braunen Haar, fiel mir eine etwas peinliche Vorstellung ein, die mich während der Zeit meines Einjährigen-Examens nebenher beunruhigt hatte: nämlich ich müsse Tildchen Säger später heirathen. Sie war die einzige, die mir unter den Mädchen der Gemeinde ein Bißchen gefiel; und man hatte mir ja immer gesagt, daß es nicht gut sei, Jemand „aus der Welt" zu heirathen. Ich hatte Tildchen oft des Mittwoch Nachmittags aus der Religionsstunde auf einem Umweg zwischen den Gartenzäunen nach Haus begleitet. Einmal fünf Mittwochnachmittage hintereinander, wobei wir uns jedesmal geküßt hatten; ich am meisten.

Sie benahm sich hier recht geziert. Nu' komm' und setz' Dich doch, Tildchen, sagte mein Großvater. Du weißt, wir freuen uns Alle, daß Du jetzt ein Schäflein Christi geworden. Nun erzähl' uns mal, wie das zugegangen ist.

Sie nickte nur, konnte aber nichts sagen. Ich freute mich unbändig: Du weißt ja auch nicht mehr wie das zugegangen ist, dumme Gans! Ich hätt' es ihr am liebsten gradheraus zugerufen.

War es denn nicht in der Betstunde, Montag vor vierzehn Tagen —

Ja, die Onkel Wendhorst abgehalten hat.

Da hast Du innere Erfahrungen gemacht, die Du bisher noch nicht kanntest; ist's nicht so? So erzähl' uns doch etwas davon.

Ja, Onkel Wendhorst hat damals gesagt, wie alle Menschen die schreckliche Hölle verdienen. Das hat mir so leid gethan, daß —

Der alte bucklige Kienebaum in der Bank vor mir streckte seine Hand in die Höhe und schnaufte ärgerlich: Bhhh — was hat Dir leid gethan! Wwho? Daß Du geweint hast, ho?

Tildchen wurde feuerroth und konnte wieder nicht antworten.

Du fühltest, daß auch Du eine Sünderin bist, sagte mein Großvater freundlich.

Ja, sagte sie; man konnte es aber kaum hören; worauf der Bucklige seinen Kopf wieder in die Schultern zurückzog.

Daß Du nicht gestohlen oder gemordet hast, wissen wir ja. Aber man braucht gar nichts besonders Schlimmes zu thun und kann dabei doch einsehen, daß man der Gnade Gottes nicht werth ist, — das ist es. Erzähle nur weiter, Tildchen.

Ja, es wurde mir auf einmal so schrecklich. Und dann las Onkel Wendhorst von Jesus am Kreuz. Wie ich später nach Haus ging, fuhr grad die Elektrische daher. Und es hätt' mir nichts geschadet, wenn ich dann unter die Elektrische gekommen wär'. Ich wär' in den Himmel gekommen, denn Jesus hat gesagt: Heute noch sollst Du mit mir im Paradiese sein.

Ich räusperte mich laut und sah unwillkürlich nach den drei Cumpanen um; aber hinter mir stand gerade der rothhaarige Dachdecker Kappes auf. Er beugte sich sehr nach vorn, bis auf mich herunter: Bitte etwas lauter. Man versteht hier hinten kein Wort.

Tildchen wiederholte stockend, was sie gesagt hatte. Großvater reichte ihr dann die Hand; er sah wohl, daß sie jetzt völlig nicht mehr im Stande war, etwas Vernünftiges zu sagen. Sie ging mit strahlendem Gesicht durch den Saal hinaus. Ihre Mutter, die ganz vorn gesessen, stand auf und ging ihr nach mit ähnlich strahlendem Gesicht.

Die Thür wieder zu; Niemand rührte sich, minutenlang. Ein schräger Balken Sonnenschein theilte den Saal; er war wie ein Finger, der Schweigen gebot. So bannend, leicht, golden schön anzusehen, daß mir war, als säß'n wir Alle hier im Dunkeln. — Bis Jemand aufstand und ein Fenster halb öffnete. Der Straßenlärm kam von fern herein.

Großvater erhob sich und sagte tonlos: Liebe Geschwister. Wir kommen jetzt an Dinge, die uns mit Sorge und mit Trauer beladen. Es ist wohl wahr, der Herr fügt neue Seelen unserer Zahl hinzu. Andererseits müssen wir aber leider, leider sehen wie gerade die jungen Leute, auf die wir unsere Hoffnung setzten, die Welt mehr lieb gewinnen als die Wahrheit. — Es handelt sich um Söhne unserer ältesten Mitglieder, das schmerzt uns am meisten. — Sind die Brüder Peter Leineweber, Ferdinand Kröck und Karl Gugler anwesend.

Die drei Bursche sprangen zugleich auf. Jeder sagte laut: Hier! Peter, der Aelteste und Längste von den Dreien, hob die Hand: Ich bitt' um's Wort.

Schon aber stand hinter mir der Dachdecker Kappes wieder da mit seinem Kopf wie ein verwitterter Ziegel: Beantrage, daß das Wort nicht gewährt wird! Menschen, die sich in einer so gottlosen Lage befinden wie der Peter und die zwei Anderen, da bin ich dafür, daß wir die ohne Weiteres ausschließen.

Es gab ein Gemurmel. Großvater redete nicht. Der dunkelblaue Sergeant neben ihm stand stramm auf und sagte militärisch: Ich unterstütze den Antrag.

Von einem Antrag ist keine Rede, sprach Großvater. Wenn wir den jungen Leuten das Wort abschneiden, bilden sie sich am Ende was drauf ein. Nun Peter, — wie wollt Ihr Euch rechtfertigen.

Peter grinste den Sergeanten an. Jawoll, ich werd' schon keine langen Reden halten. Also vor allen Dingen ist bei uns Drei von Ausschluß keine Red'. Wir wollen hinaus. Wir sind ja schon drauß'. Da wollen wir uns auch unsern schönen Sonntag nicht stehlen lassen.

Peters Vater, ein großer gebückter Mann mit schwarzem Bart und einer entsetzlichen rothen Narbe am Hals, erhob sich und sagte, seine Stimme bebte: Da hört Ihr's, Geschwister. Der Peter hat scheint's nicht den kleinsten Zweifel an der neuen Wahrheit, die er uns da vorträgt. Da kann Dein eigener Vater nichts mehr dazu sagen, Peter, wenn Ihr Euer Wirthshaustreiben auf die Art gutheißt.

Ach was, antwortete Peter; wir können Jedem hier seinen Topf aufdecken, Jedem, der uns auf Schritt und Tritt nachspionirt hat und uns jetzt mit Vorwürfen kommen will; und Jedem, der sich uns vielleicht als das gute Beispiel aufstellen will. Wer zum Beispiel seine Frau verhaut, seine Arbeit schwänzt oder streikt und kein Geld nach Haus bringt, das ist der Bruder Kappes. Und wer sich besaufen thut und sich sogar nicht genirt zu tanzen und noch dazu in unserem Gemeindevorstand ist, das ist Niemand anders als der Herr Sergeant Schachzabel. Und wann's auch auf Kaisers Geburtstag war: vorgekommen ist es.

Neben meinem Großvater stand schon wieder der Sergeant und zog sich die Uniform glatt. Hinter mir stand Kappes, seine Hände

rüttelten an der Banklehne. Mein Großvater sprach: Das gehört nicht hierher. Wir Alle haben unsere Mängel. Aber mit dem Unterschied gegen die Welt, daß wir immer Buße thun und Gott bitten, uns von unsern Fehlern zu befreien. Es hat keinen Werth, Vorgänge hier anzuführen, die vergeben sind.

Von den Leuten hielten sich Manche auffallend tief geduckt. Andere rückten aufgeregt hin und her. Ein paar Weiber steckten die Köpfe zusammen.

Meinetwegen, sagte Peter ungerührt. Dann will ich nur noch Eins nennen, was aber von Gott wahrscheinlich noch nicht vergeben ist. — Hier! (Und nun wies er mit dem Arm auf mich; ich hatte mich umgewandt und sah ihm in sein Schustergesicht.) Der Enkelsohn vom Herrn Aeltesten der Gemeinde, der seit Jahr und Tag in jeder Versammlung das Harmonium spielt und sogar zum Sonntagschullehrer gemacht worden ist, und dem scheint's gar nichts drüber einzufallen, sich auch jedesmal in die Gemeindestund' zu setzen! Da könnt Ihr ihn ja sitzen sehen! Aber das will ich Euch sagen: der gehört noch weniger hier her, wie wir Drei miteinander. Er glaubt an keinen Gott, an keinen Nichts und gar Nichts, an kein Wort, was hier gepredigt und gesungen wird. Warum setzt er sich immer hinter sein Harmonium? Damit er während der Versammlung seine Büchelchen aus der Tasch' holen und anarchistische und unanständige Sachen lesen kann! Das hat er mir selber gesagt.

Ich stand auf, als habe mich Jemand gerufen. Alles sah mich an, Jeder anders. Aber ich lachte nicht, sondern trat aus der Bank, um in diesem Augenblick nicht den fuchsrothen Kerl hinter mir zu fühlen. Was sollte ich sagen. Ich legte die Hände auf den Rücken und schwieg.

Peter fing wieder an zu reden: Vor uns selber hat er renommirt, daß er mit Frauenzimmern verkehrt, und daß er die Sachen alle mit einander kennen thut! Und der nimmt hier mit der Gemeinde alle Monat das Abendmahl! Jawoll, den Wein, den spuckt er wieder aus, und das Brod, das nimmt er und steckt es heimlich in die Tasch' und schmeißt es nachher vor die Spatzen. Auch das hat er uns selber gesagt.

Ich sah das Entsetzen ringsherum; die Hitze im Saal war sehr heiß; aber mein Kopf wurde seltsam eisig. Meine Hände auf dem Rücken klammerten sich in einander, feucht und warm.

Ist das wahr, Junge, fragte mein Großvater. Es lag Nichts in der Stimme, was eine Hoffnung gegeben hätte, aber auch Nichts was ich fürchtete. So antwortete ich, das Einzige, was richtig war, und kein Wort mehr: Es ist gelogen.

Ich sah die Drei dabei an. Sie rissen den Mund auf vor Entrüstung.

Ferdinand sprang neben Peter auf: Pfuitausend! Ich bin ja selbst dabei gewesen, wie Du das Brod aus der Tasche genommen hast und hast es in den Anlagen mitten in das Geraniumbeet hineingeschmissen.

Ich erwiderte: Es haben vielleicht schon Viele gesehen wie ich Brod aus der Tasche genommen habe, aber es ist bis jetzt noch Keinem eingefallen zu sagen, das Brod sei vom Abendmahl gewesen, — und setzte mich in die Bank zurück Es war mir dunkel, wie ich das gethan, dessen sie mich jetzt so ungeschickt beschuldigten, und noch vieles Andere, das sie zu sagen vergaßen: wie ich sie des Sonntagsabends durch die entlegenen Gassen geführt, wo die Weiber in den halboffenen Thüren stehen; und in die schmutzigen Kneipen, wo ich Schnaps und Tartarbeefsteaks kommen ließ und wir mit unsern lästerlichen Gesprächen bald einen ganzen Kreis von Halunken um uns sammelten. Das Alles that mir dumpf weh; es war so verlockend gewesen, vor diesen drei Kameraden dazustehen, als ob ich mich dem Satan mit rother Tinte verschrieben. Aber ich stemmte mich dagegen an, irgend Etwas zu erklären. Es war, als riethe mir in diesem Augenblick eine tiefe Stimme zu schweigen wie ein Siegel. Zu Niemanden, überhaupt zu keinem Menschen jemals mehr den Mund aufzuthun. Mich ewig stumm und lahm zu wünschen. Es giebt ja nur Mißdeutungen.

Ich hörte Großvater: Peter, was nun solche Gegenstände in dieser Versammlung sollen, das wißt Ihr wohl selber nicht. Ich rathe Ihnen, uns jetzt zu verlassen. — Wer dafür ist, daß wir Peter Leineweber ausschließen, der erhebe die Hand.

Ich sah viele Hände; sie blieben eine ganze Weile hoch, diese vielen häßlichen verarbeiteten Hände neben den vielen Köpfen, bis abgezählt war.

Dank auch schön. Mehr wollt' ich auch gar nicht. Adjös. — Die Stimme sollte munter klingen, aber sie war rauh vor Wuth. Er schlug sich den Hut auf den Kopf, stieß seinen Stock auf die Bank und marschirte zur Thür. Vorwärts marsch, sagte er von dort zu den zwei Anderen. Auch die gingen zur Thür hinten im Saal: dort standen sie alle Drei. Ich bin vollständig mit dem Peter einverstanden. Wir wollen zusammen raus, stotterte Ferdinand, um auch etwas zu sagen.

Dann stellt Euch doch nicht so lang da hin, sagte Karl, stieß die Thür auf und polterte zur Treppe. Peter ihm rasch nach, dann Ferdinand; der machte die Thür ganz leise von draußen zu. Die Treppe hörte sich an wie ein kurzer Donner. Dann im Hof fing Einer an zu pfeifen: Hochzeit machen, das ist wunderschön. — Bis auf die Straße.

Man lauschte; Niemand in der Versammlung sprach ein Wort. Die Fenster blieben geschlossen, die Luft unbewegt, dumpf und heiß. Nur noch ein kleiner Streifen Sonne stand im Raum. Man merkte es kaum, daß in einer der vorderen Reihen die Schwester Sophie Klos einen ihrer Anfälle bekam. Sie wurde hinausgeführt. Die irren Augen, das Lächeln in dem spitzen Gesicht dieses Mädchens verstörten noch mehr.

Großvater erhob sich langsam; Alles athmete auf. Er sagte mit müder Stimme: Diese jungen Leute werden einmal wiederkommen, und wenn's in ihrer letzten Stunde ist. Sie wären nicht die Ersten. Wer weit fortgeht, muß weit zurück. Es wird ihnen durch das ganze Leben nachgehen, daß sie einmal der Wahrheit nahgestanden haben. — Laßt uns die Versammlung jetzt noch nicht schließen. Ich mache den Vorschlag, daß Alle, die das Bedürfniß dazu haben, noch zum Gebet beisammen bleiben für die, welche einmal den selben Weg mit uns gegangen sind.

Alle blieben. Ich fühlte, es war etwas wie ein Bann, der uns jetzt zusammenhielt. Der junge Prediger betete zuerst; seltsam, ich hörte nicht seine Worte, ich hörte nur seinen zuversichtlichen Ton, der begierig machte, auch mit solcher Stimme gen Himmel sprechen zu können. Dann betete Peters Vater, der große schwere Mann mit dem schwarzen Bart und der rothen Narbe; es war als ob er in großer Qual sich selbst verhöhnte. Dann eine ältere Schwester des Ferdinand Kröck, eine knurrende, bettelnde Hundestimme, die plötzlich verstammte. Dann ein täppischer weißhaariger Mann, dessen Sohn ihn hungern ließ, weil er Mitglied der Gemeinde geworden. Dann ein greises Ehepaar, das drei Töchter an die Schande verloren hatte; man mußte das wissen; der Mann erwähnte seine Töchter nicht, aber er flehte Gott an, ihn sterben zu lassen; und die Frau sagte nur: Lieber Herr, mach Du Alles wieder gut, und seufzte. Dann Kappes, der rothaarige Dachdecker; vor einem Jahr war ihm ein Kind überfahren worden; nun flehte er für das Heil seines sechsjährigen einzigen Söhnchens, daß es mich überlief wie heißer Regen. Dann ein Dienstmädchen vom Lande, das weinend für ihre unglücklichen Eltern und Brüder betete. Dann Braß, ein Hausdiener, ein Mensch, vor dessen Lächeln ich mich immer fürchtete; der sich selbst unvergeblicher Sünden anklagte. — Ich war matt zum Sterben von diesem Taumel des Jammers und der Zerknirschung; ich lag wie eine Last auf meinen schmerzenden Knieen.

Zwischen stummen Menschen trat ich endlich wieder auf die Straße. Der klare gelbrothe Abend leuchtete über den Dächern und brannte in den Fenstern. Mir war als gehörten wir, die aus dem Hause traten, mit unserem trüben Ernst in der Seele und dem sonderbaren Verlangen, das sich so dumpf bekannte, in jenes herrlich Schöne hinauf, und dann sei Alles gut. — Oder es sei nothwendig, daß ein großer Wind uns auf Nimmerwiedersehen verstreue.

Ich ging neben dem Großvater. Wir gingen in den Park. Alle die vielen Leute, die wir sahen, waren heiterer als wir, doch nicht so feierlich. Fern zitterte Musik von Geigen, Schellen und Bässen. Lichter blitzten durch die grünen Bäume. Wir gingen bis zum Wald. Ein Fackelzug begegnete uns, mit Trommeln, Pfeifen und Pauken, mit Fahnen über einem großen Gedräng. Es war schön und feurig anzusehen, aber ich mochte doch nicht dazwischen sein; es war auch roh, niedrig und ungeordnet.

Wir gingen einen ruhigeren Weg zurück. — Was hast Du nur, mein Junge, sprach der alte Mann zu mir.

Ich sah Alles vor mir was meine Heimath heißt: Die niederen Berge mit den Laubwäldern, das weite Thal mit den vielen Dächern und den Thürmen und den Lichtern. — Heimweh vielleicht, wo anders hin, sagte ich, zwischen Trotz und Weinen. Ach, Ihr laßt Einen ja nicht froh in die Welt.

Aus der Hauptstadt.

Der Circus als Erzieher.

Die Ringkämpfer.

Der mächtige Raum ist bis unter die Decke gefüllt; auf den höchsten Höhen krabbelt es schwarz von Menschen. Daß draußen einige Tollkühne bereits Strohhüte tragen, und zwar nicht nur als Symbol, sondern des lachenden Frühlings wegen, und daß alle junge Weiblichkeit verwogen „per Taille“ geht, das merkt man dem Circus heute nicht an. Solches Gedränge von Besuchern sah er selbst an jenen Wintertagen kaum, wo der Todessprung über die Manege hinweg und die Schleifenfahrt mit unterbrochener Schleife, das „letzte Wort“, noch funkennagelneu waren. Athemlose Spannung spricht aus allen Mienen; die starrenden Augen rücken keinen Millimeter von den muskelstrotzenden Leibern der beiden Athleten dort unten ab. Gestattet sich der Spanier wieder einmal seinen romanischen Kniff, indem er den Arm des Gegners aus den Angeln zu drehen versucht, so geht wildes Murren durch die unabsehbar wimmelnde Masse, und dies Murren klingt wie die furchtbare, von Wuth und Erregung funkelnde Drohung eines Riesen. Hier wird Jeder im Geschwindschritt zum Sachverständigen; der Lordprotector des Kampfes, Herr Begas, so gut wie das Schusterjüngelchen, das sich für fünf Groschen einen Platz auf dem Olymp gekauft hat und nun jede kunstgerechte Pirouette, jede unzerbrechliche Brücke überlegen kritisirt.

Als vor zehn oder mehr Jahren die Kraftmänner Cannon und Abs sich gegenüber standen, da lief Berlin ihnen zwar auch zu, aber in die Schaugier mischte sich reichlich spreeathenische Ironie. Die Hälfte der Gaffer war überzeugt, daß die beiden Heroen schlechten und rechten Mumpitz trieben, nach genau festgelegtem Plane arbeiteten und am Schlusse brüderlich den Raub theilten. Der Sieg des Deutschen über den Ausländer erweckte denn auch keine besondere sportliche Begeisterung, und zu tobenden Ausbrüchen vaterländischen Stolzes kam es schon ganz und gar nicht. Anders heute! Der erbitterte Kampf zwischen Peyrouse und dem Bayer Eberle ist keine Programm-Nummer mehr, wie etwa eine gute Tigerdressur oder ein Zebra-Polo, sondern wir feiern es als nationales Ereigniß. Als feinste Blüthe des Sportes. Wer immer mit Stolz darauf blickt, daß Deutschland seine Lehrmeister selbst in sportlicher Beziehung, also in ihrer stärksten Stärke, zu übertreffen beginnt; wer in Berlin Lawn-Tennis oder Fußball spielt, radelt oder rudert, will sagen, ganz Berlin in seinen Höhen und Tiefen, nimmt fieberhaft regen Antheil an den Turnieren im Circus Busch. Naturnothwendig drängt sich Einem dabei der Vergleich mit dem Theater auf. Unbewegt sitzen die Menschen im Parkett, lassen sich müde und gelangweilt Stück und Darstellung gefallen und vergessen keine Secunde lang, daß sie nachher gut soupiren wollen, daß ihre Nachbarin sehr niedliches Nackenhaar hat, daß es eigentlich wieder schade um den hier zwecklos todtgeschlagenen Abend ist. Alle derben Zuschauer-Instincte flüchten in den Circus. Da erlebt man zitternd und schaudernd die Heldenthaten der Arena-Größen mit, freut sich im inneren Herzen ihrer Siege, bangt um sie, bittet heimlich für sie. Wo ist der dramatische Dichter, der noch gleiche Empfindungen auszulösen vermöchte? Der solche Macht über die Seelen hätte?

Circus und Variété erobern die Hauptstadt. Den Pöbel haben sie von vornherein, denn sie bieten der staunenden Gaffluft, was kein Ausstattungsstück geben kann. Ihre prachtstrotzenden Pantomimen ersetzen dem kleinen Manne das interessante Theaterstück und gewähren gleichzeitig seinen entzückten Augen eine Weide, die der armselige Bühnenapparat vorzuzaubern außer Stande ist. Den Gebildeten aber — was lockt den noch in's Theater, wenn es nicht die Sensation oder die Virtuosenleistung ist? Salomes Schleiertanz, eine Kriegsgerichtsscene — gut, ähnliche Nervenerregungen hat man heute im Circus auch.

Während nun das Theater häufig genug mit matten Stümperleistungen kommt, während die Phantasie seiner Autoren immer hoffnungsloser verarmt, tollt im Wintergarten und bei Busch frische Einbildungskraft, ist jede einzelne Nummer in jedem einzelnen Falle eine vollendete Glanzleistung. Das große Brettl, die Manege dulden keine Mittelmäßigkeit, für gutes Geld giebt's da immer gute Waare. Also ...

Literarisch sind solche Erwägungen nicht, und der Kunstmensch wird die Berliner Banausen heftig verachten. Indessen, wenn der Banause den Kunstmenschen lehrte, mit demselben Fleiß und derselben nimmermüden Gewissenhaftigkeit zu arbeiten, wie die sehr zu Unrecht hochmüthig über die Achseln angesehenen Artisten, dann wäre es vielleicht möglich, dem Circus und dem Variété wieder Boden abzugewinnen. Dann gewöhnte sich das Volk vielleicht wieder daran, große seelische Erschütterungen von der Kunst, nicht von Eberle und Peyrouse zu erwarten.

* * *

Die neue Architektur.

In unseren Zeitungen beschweren sich einzelne träumende Josefe darüber, daß die Berliner so gar nicht Front machen wollen gegen wilde Umsturzpläne, die alte Baudenkmäler der Stadt bedrohen. Das Opernhaus soll fallen und muß fallen, seitdem es durch die unerhört scheußlichen Treppenanbauten zum Gespött geworden ist. Dem Schauspielhause droht gleichfalls Abbruchsgefahr, zum Mindesten wird Schinkel's schöner, ernster und weihevoller Theatersaal beseitigt werden. Daß Gerüchte angehen, auch dem Brandenburger Thor nahe die letzte Stunde, kann unter diesen Umständen nicht Wunder nehmen. Langhansen's märkisch-liebevolle Nachbildung der Propyläen paßt durchaus nicht zu den marmornen Straußeneiern und dem wüsten, weißen Renommirgebälk, das jetzt den Eingang zum Thiergarten verschandelt. Nicht lange, und Klötze aus der Marmorfabrik, aufgethürmt nach Richter's Anker-Stein-Baukasten-Principien, werden die prächtige, aber nicht hoch genug in's Geld laufende Classik verdrängt haben.

Vergegenwärtigt man sich, was für unser wahrhaft nicht übermäßig anmuthsvolles Stadtbild auf dem Spiele steht, dann scheint Einem der Gleichmuth der Berliner allerdings unerklärlich. Gewiß, sie haben sich an Vieles gewöhnt, und ihr Fell ist in diesen Jahren des weißen Schreckens dick geworden. Niemand wandelt ungestraft unter den Palmen und Lorbeeren, die die Siegesallee so verschwenderisch allerhand unbekannten Scepterschwingern aus der brandenburgischen Vorzeit spendet. Immerhin berührt die schnöde Gleichgiltigkeit des hauptstädtischen Volkes peinlich — für die paar köstlichen Bauwerke, deren wir uns rühmen dürfen, sollten wir doch ein wenig Liebe übrig haben. In Wien darf kein altes Haus von einiger Bedeutung abgerissen, der Charakter keines Straßenzuges geändert werden, ohne daß Hunderte drein reden. In Wien freilich erhitzt man sich auch jeder neuen Capelle, jedes neuen weltlichen Gebäudes wegen. Wir dagegen lassen uns Alles bieten: unser gutes Altes vernichten, miserables Neues aufdrängen. Wo ist der Bund für Heimathschutz? Warum berufen wir Volksversammlungen nur für Mandelstamm und Silberfarb ein und nicht auch einmal zur Rettung lieber Kunstdenkmäler, zu zornigem Protest gegen barbarische Vernichtungs- und noch barbarischere Baumanie? Welche Faschingsidee, Schinkel's bestes Werk von dem Wiesbadener Prunkarchitekten Genzmer in's Empire übertragen zu lassen! Die Jahrhunderte nach uns werden vor Lachen brüllen, aber dem Kunstfreunde von heute ist das Weinen näher. So um 1820 herum hatte Preußen kein Geld, und Anno 1790 hatte es nur wenig. Wäre es doch arm geblieben, damit ihm heute, wo der gute Geschmack von 1790 und 1820 zum Kuckuck gegangen ist, wenigstens die Mittel zu Genzmer'scher Empirie fehlten!

Die paar Phantasten in den Zeitungen grämen sich umsonst. Sie bleiben einsam. Denn das Volk von Berlin, dessen Entrüstungsruf Wandel schaffen könnte, sucht Befriedigung seiner Kunstsehnsüchte im Circus. Die „Cravatten" des Sennors Peyrouse sind ihm wichtiger als Schinkel's und Langerhansen's Offenbarungen.

Richard Nordhausen

Dramatische Aufführungen.

Candida. Komödie in drei Acten von Bernard Shaw. (Neues Theater). — Märtyrer. Schauspiel in einem Act von Georg Reinke. (Kleines Theater.)

Große Ereignisse werfen ihre Schatten voraus, auch wenn sich später ergiebt, daß sie eigentlich gar keine Ereignisse waren. Otto Neumann, genannt Hofer, wegen des schlechten Styls bekannt, in dem er erst seine Kritiken schrieb und dann das Lessing-Theater führte, Neumann also setzt Beyerlein's „Zapfenstreich" vom 1. Mai an im Berliner Theater fort. Denn mit diesem durch die Maibowle und die Welt-Arbeiterfeier berühmt gewordenen Tage übernimmt Brahm die schwer geprüfte Bühne am Prinz-Friedrich-Karl-Ufer. Im alten Leichenverbrennungsofen, der immer noch als Deutsches Theater firmirt, wird an Brahm's Stelle Paul Lindau das Scepter der Gewalt schwingen. Abermals geht ihm ein großer Ruf voran. Er hatte es seiner Zeit verstanden, das durch Blumenthal's lächelnde Ungeniertheit und durch Prasch's Mißwirthschaft völlig heruntergebrachte Berliner Theater wieder zu einer geachteten und bedeutenden Bühne zu erheben. Er wagte, was Brahm zitternd ablehnte, spielte Björnson's „Ueber die Kraft"-Tragödie, mühte sich um Kleist und Aristophanes und errang Sensationserfolge mit unzweifelhaften Dichterwerken. Das Genie machte bei Lindau Kasse! Berlin war so überrascht, daß es ihm Verzeihung all' seiner Sünden gewährte und dem Hause treu blieb, als der Director längst schon wieder die schlechteste Havanna der schönsten Arbeit vorzuziehen begonnen hatte. In's letzte Jahr seiner Directionsthätigkeit oder -unthätigkeit fiel schließlich noch ganz unerwartet der Triumph von Alt-Heidelberg, ein Riesensieg, der sogar Lindau's Nachfahren über Wasser hielt. Die Theatergänger erwarten sich eine neue Auflage jener Lindau-Renaissance. Und so wird ein fröhliches, heißes Jagen anheben zwischen dem gewiegten und geschmackvollen Geschäftsmann, der klug genug ist, alle Dichter zu lieben, und dem zähen Dividendenmacher, für den es nur einen Poeten giebt, einen Poeten und Großactionär dazu. Daß Brahm beim Wettlauf durch's Ziel gehen wird, glaubt Niemand recht. Seit Gerhart Hauptmann nur noch Unglück hat, irrt der Director wie verstört umher. Von dem neuen dramatischen Leben draußen, den wechselnden Neigungen des Publicums spürt er nichts, beschränkt sich vielmehr darauf, die Thaten anderer nachzuthun und Ragouts aus anderer Schmaus zu bereiten. Wie er sich an Björnson erst heranmachte, nachdem Lindau das Beispiel gegeben hatte, so probirte er es mit Maeterlinck's Märchen und Legenden, nachdem Reinhardt vom Neuen Theater vorangegangen war. Beide Male blieb die erhoffte Wirkung aus. Brahm hat im naturalistischen Dickicht die Spürnase verloren. Und wenn er auch in der nächsten Spielzeit Oskar Wilde oder Gorki bringen wird — die Männer, welche nach den Poeten von morgen suchen, sind den Förderern der gestrigen Größen immer voraus. Schlimm genug, daß der Geschmack sich so rasch wandelt; wer aber selbst einmal alle Kraft daran setzte, alte Götzen zu zertrümmern, der darf nicht darüber klagen, wenn auch seine geliebten Götter schließlich drankommen.

Aus der Empfindung heraus, daß es sich gar nicht lohne, neben dem Dichter der Weber andere Bühnenschriftsteller ernsthaft zu fördern, hat Hauptmann's Director sich damit begnügt, so obenhin Schnitzler, Fulda, Heyerman's zu spielen, diese Folien für die Größe des Einen. Von den jungen Talenten ist am Deutschen Theater Niemand zum Wort gekommen. Dieser Bühne lagen ausnahmslos alle Stücke vor, welche während der letzten Jahre einschlugen — sie hat sie ausnahmslos abgelehnt. Statt dessen mühte sie sich ohne Rast und Ruh, der widerspenstigen zahlenden Masse den Rothen Hahn aufzudrängen, den Michael Kramer, den Armen Heinrich und die Rose Bernd. Das Geld, das Monna Vanna brachte, und der ganz unerwartete Publicumserfolg von Sudermann's „Es lebe das Leben" — sie dienten nur dazu, Hauptmann's überragende Stellung im Wochenspielplan zu verstärken. Brahm will offenbar erproben, wer zuerst müde wird, sein Eigensinn oder die Berliner Theatergänger. Treibt er's so weiter, dann darf man einer wenigstens psychologisch interessanten Saison entgegensehen.

Während die Theaterdirectoren, die in ihren jetzigen Häusern für immer Kehraus machen, schon längst keine Neuheiten mehr herausbringen, sind die Uebrigen dabei, sich contractlicher Verpflichtungen noch rasch vor Beginn der Reisezeit zu entledigen. Reinhardt's Neues Theater experimentirte u. A. mit Bernard Shaw's „Candida"; das Kleine Theater mühte sich mit „Des Pastors Rieke" von Schlaikjer und mit Reicke's „Märtyrer" ab. Leider nutzlos verthaner Aufwand. Zumal der Candida hätte ich ein besseres Schicksal gewünscht. Diese Ehestandssatyre des merkwürdigen Iren ist durch die Buchausgabe*) allgemeiner bekannt geworden. Soll sie von der Bühne herab wirken, so müssen die Schauspieler alles Gewicht darauf legen, die Spitzfindigkeiten Shaw's zu beseelen und seine unbekümmerten Geistessprünge zu charakteristischen Bethätigungen seiner Personen zu machen. Das ist schwer, mag in der Candida besonders schwer sein und bildet doch die Voraussetzung jeder Shaw-Aufführung. Der Geistliche, der sich so stark dünkt, der so fest im Leben und im Lebenswerke steht und dabei doch zusammenschrumpft vor der überlegenen, mütterlich klugen und opferfreudigen Güte des Weibes; Candida selbst, deren feiner Instinct alle Männerkleinheit wohl erkennt und die dann hausfräulich doch bei dem Schwächeren, Kleineren ausharrt; endlich Marchbanks, der Dichter, der täppisch zufahrend den selbstbewußten Nebenbuhler rasch aus dem Sattel hebt, um am Schlusse freilich doch die Früchte seines Sieges in des Rivalen Hand zu lassen — das Begriffs-Fangballspiel zwischen diesen Dreien nimmt sich vergnüglich aus, so lange man bei dem Buche sitzt. In der Darstellung aber wird Marchbanks, wenn sich der Mime nur ganz leicht vergreift, zum frechen Bengel, und Candida's Mann, der den befremdlichen Pact mit ihm schließt, zum würdelosen Hahnrei. An den beiden verfehlten Mannsfiguren scheitert auch Candida. Man begreift nicht, daß sie mit diesen Narren und diesem Fratzengaukelspiel so köstliche Zeit vertrödelt. Würde der Pastor ganz als verstiegener, verträumter Weltferner geschildert, Marchbanks als sein nicht minder verstiegenes, verträumtes Gegenstück; faßte man die spielerische Comödie mehr als symbolische Tragödie des Alltags auf, dann gäb's wohl einen besseren Klang. Daß Shaw seine Absichten nicht selber zu verwirklichen versteht und deßhalb auf die Darsteller angewiesen bleibt, ist schade; aber der Mangel seiner Bühnenbegabung liegt ja eben darin, daß ihm die eigentliche Bühnenbegabung mangelt. Der Feuilletonist steht thurmhoch über dem Dichter. Kluge Regie sollte da nachdrücklich mildern und kräftig ausgleichen.

Schlaikjer's Rieke ist seit dem vergangenen Jahre kaum theatergerechter geworden; die wackere Heldin, die Herz und Mund auf dem rechten Fleck hat, vermag doch dem Parquett ihren biederen Pastor und seine Gegenspieler nicht interessant zu machen. Auch das dritte Geistlichenstück „Märtyrer" von Georg Reicke, unserem zweiten Bürgermeister, läßt im Innersten kalt. Denn der Ingenieur, der die Tochter des Märtyrers heirathen will, tritt trotz Herrn Reicke, wenn er dem alten Herrn höhnisch entgegenhält, daß sein Märtyrium im Grunde unecht sei. Niemand, so führt der Freiwerber aus, nehme die Worte des Apostolicums mehr ernst, und deßhalb habe der Alte nicht das Recht gehabt, sein Amt dieses Apostolicums wegen aufzugeben. Woher weiß Herr Reicke ...? Und vor Allem — wie darf der Bühnendichter so unklug sein, selbst die Centnergewichte, womit er hantelt, für Pappe und Spielzeug zu erklären? Daß Thea, das Pastorentöchterlein, es zuletzt vorzieht, beim Vater und den kleinen Geschwistern zu bleiben, die ihrer dringend bedürfen, nehme ich dem Mädchen unter diesen Umständen nicht übel. Für einen Ehemann mit der Rabulistik des Ingenieurs bedankt sich, wer noch warten kann. Störend wirkt an dem Stücke die unbeholfene Technik; sämmtliche Kinderscenen zum Beispiel belasten es unnütz und schaden der Stimmungseinheitlichkeit. Unser Bürgermeister muß sich, will er zum Theater, noch in strengere Zucht nehmen. Morgens zur Canzlei mit Acten, Abends auf den Helicon zu gehen, ist heutzutage und bei geschickter Arbeitstheilung nicht mehr unmöglich, doch die Canzlei-Methode taugt immer noch nicht für Sturmangriffe auf den Parnaß.

Aus unseren Kunstsalons.

Frauenkunst.

Ist's eine andere, als die Männerkunst? Bleibt Kunst nicht immer Kunst? Gewiß — die Kunst als solche, aber — wie sie ausgeübt wird, das macht's. Man kann von der Kunst leben, für sie und in ihr leben. Dieses Letzte aber kommt, glaube ich, bei der Frau nur sehr selten vor. Und wenn, dann scheidet ihre Kunst aus dem Gebiet der Frauenkunst aus; womit aber natürlich noch nicht gesagt ist, daß auch alle „Künstler" in der Kunst leben. Wer aber in der Kunst lebt, der prägt ihr den Stempel seiner eigenen Persönlichkeit auf. Und dieses Persönliche — das ist's, was wir bei den malenden und modellirenden Frauen sogar selten finden. Es ist nicht bloß eine Frage der Technik, sondern vor Allem eine der Auffassung. In der Frauenkunst aber giebt's so viel überkommene und übernommene Auffassung, so viel „à la —" neben der „Damenkunst", die gar keine Auffassung kennt, die weder von der, noch für die Kunst, noch in der Kunst lebt, sondern der die Beschäftigung mit der Kunst nur ein Zeitvertreib ist, wie jeder anderer, Lawn-Tennis-Spiel, Radeln, Waarenhaus-Besuche u. dgl.

So lange die Damenkunst auf sich selbst beschränkt bleibt, hat's weiter nichts auf sich. Aber schlimm wird's, wenn sie sich vordrängt, der Frauen- und der Persönlichkeitskunst in's Gehege kommt. Sie vermag dann den Eindruck dieser schwer zu schädigen.

Wer die „XVIII. Kunst-Ausstellung des Vereins der Künstlerinnen zu Berlin" besucht, der kann sich hiervon überzeugen. Die kürzlich im Saal der ehemaligen Königl. Hochschule für Musik eröffnete Ausstellung krankt sichtlich an der vielen Damenkunst, der man Zutritt gewährt hat. Um so schlimmer, als der Raum dadurch sehr beschränkt wurde und Bild an Bild in zwei, drei Reihen übereinander aufgehängt werden mußte. Es herrscht ein unruhiges Kunterbunt, und das Gute wird vom Mittelmäßigen und Schlechten fast erdrückt, wie auch die gefällige Ausstattung des Saales mit eingebauten Nischen und mit einer anmuthigen Decoration in Grau und Silber unter diesem Gewimmel leidet.

Die Mehrzahl der ca. 180 Ausstellerinnen entfällt natürlich auf Berlin und seine Vororte; von Auswärts haben nur ca. 30 Künstlerinnen sich betheiligt, darunter auch welche aus Paris und London.

Die Ideenmalerei, die Historie, das religiöse Bild sind so gut wie gar nicht anzutreffen. Ich erinnere mich eben nur eines einzigen „Ideen"-Bildes: Hedwig Weiß sandte ein Märchen vom „Thränenkrüglein". Landschaft, Stillleben und Blumenstück überwiegen; dann folgt die Bildnißmalerei und ganz vereinzelt das Sittenbild. Aus jeder Gruppe sei Einzelnes hervorgehoben. Voraus schicke ich nur die Bemerkung, daß auf dem Gebiete der Plastik Frauenkunst schon weit Besseres zu zeigen gehabt hat, als hier zu sehen ist. Männerbüsten von Lilli Wislicenus-Finzelberg und Hedda Lindner, ein schönes weibliches Reliefporträt von Dora Beer, Anna von Kahle's Mädchenbüste, eine Knabenbüste von Marie Schlafhorst wären hier zu nennen. „Idee" oder ein „l'art pour l'art" habe ich nicht entdecken können.

In der Landschaft zeigt sich im Großen und Ganzen am Meisten Fortschritt und Eigenart, das Bestreben, in innerliche Beziehung zur Natur zu treten. Selbst in der so schwierigen Aquarelltechnik, in der es sogar ganz große Bilder giebt. Luise Begas-Parmentier, Marie von Keudell, Marie Kirschner, auch Hildegard Lehnert, die mit einem Hünengrab in der Haide bei überzeugender trüber Spätnachmittagstimmung das größte Landschaftsbild ausgestellt hat, Elisabeth von Eicken, deren Temperamalerei „Im herbstlichen Moorgrund" zum Besten gehört, Erna Labedan stehen schon längst in der ersten Reihe der Landschafterinnen. Zu ihr gebührt auch ein Platz Lisbeth Goldbaum mit zwei coloristisch überaus feinen, in der Auffassung durchaus persönlichen, im Vortrag zweckbewußt breiten Studien: „Der blaue Brunnen" und das „Spinnwebenfenster". Auch Marie Thun mit dem temperamentvollen Stimmungsbilde „Nach dem Regen", Eva Stort, die einen klaren Ausschnitt aus einer herbstlichen Wiesen- und Birkenlandschaft bietet, Rita Spilhaus mit einer flott heruntergestrichenen, im Tone ansprechenden Dorfschwemme, Clara Rodenwaldt, deren Marine-Aquarell, Motiv: brandendes Meer an der schwedischen Küste, große Kraft und Sicherheit verräth, Elisabeth Schnitt mit ihrem Aquarell „Bauernhaus", Hanna Mehls mit „Herbstmorgen in Flandern" gehören ebenfalls zu den Besten. Einer ganzen Reihe von Damen haben es alte Häuser und Dächer angethan: Elisabeth Offermann-Hochstetter, Else Hauer, Emmy Gotzmann, Anna Pelz z. B. mit wechselndem Glück.

Clara Walther zeigt ihr Können in einem herbstlichen Friedhof, noch mehr aber in den Eucalyptus-Zweigen mit Fruchtknollen und Blüthen. Farbe und Zeichnung stehen auf der Höhe, und der Charakter der Pflanze ist schön erfaßt. Auch Clara Fischer's „Spargel" mit Salat und rothen Radieschen sind eine sehr reife, männlich starke Arbeit wie deßgleichen Clara Goldmann's „Melonen", und Luise Gerstner's Austern und Citronen neben einem Zinnkrug, Hildegard Lehnert's Pilze und Messingkessel („Das Glück im Winkel"), Elise Hedinger's hellrothe Kirschen und grüne Mandeln fesseln durch feine Farbenharmonien und schön realistische Behandlung. Daß Maria-Luise de la Rive-Munzy mit glänzend gemalten Galeriebildern nicht fehlt, versteht sich von selbst; aber mehr innere Erwärmung beim Schaffen merkt man doch wohl den eben genannten deutschen Künstlerinnen an. Mehr um correcte Zeichnung, als um malerische Tonwirkung ist es Berta Schiller zu thun.

Unter den Bildnissen ragen das eines jungen, blonden grauäugigen Mädchens in weißem Gewand und grauer Pelzboa von Frau Paczka-Wagner namentlich durch einen fascinirenden Ausdruck des Auges, die braungekleidete Baronin E. von Gertrud Goldschmidt und die junge gedankenvolle Dame mit dem lichtgrünen Schultertuch von Luise von Scheve-Kasbeth durch ansprechende Farbenwirkung, Paula Monjé's Dame in schwarzem Tüll über malvenfarbiger Seide und Käte Morgen's Gräfin Schwerin als geschmackvolle Repräsentations-Malerei besonders hervor. Es sind aber auch sonst noch tüchtige Arbeiten vorhanden, wie z. B. Maria Lüdder's Aepfel schälendes Mädchen und Kinderstudie oder der herzige kleine roth-haarige Bengel von Clara Elisabeth Fischer — neben viel technisch Unzulänglichem, allzu Süßlichem, Sentimentalem.

Ganz neue Erscheinungen sind mir Sarah Jannie Wright, die namentlich in der „Wittwe" eine gute Probe ihrer sicheren Auffassung giebt, Anna Grunlich-Kempf, deren Interieur mit den alten Möbeln

*) Stuttgart, Cotta.

und der durch's Fenster hineinfluthenden grünen Dämmerung coloristisch fein empfunden ist, und Etje Sehimacher, die mit dem Baue auf einem Schimmel das von Damen ja gar selten betretene Gebiet der Pferdemalerei mit Glück zu behaupten im Stande ist ...

Ich habe von mehr als 260 ausgestellten Werken nur 40 genannt. Nehmen wir noch etwa 20—30 hinzu, und das Niveau der Ausstellung wäre erheblich viel höher, als jetzt der Fall ist.

J. Norden.

Notizen.

Riviera, Südfrankreich, Corsica, Algerien und Tunis. Von Dr. med. Th. Gsell Fels. Sechste Auflage. Mit 25 Karten und 29 Plänen. (Meyer's Reisebücher.) Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien. Daß sich nach kaum zwei Jahren bereits eine neue Auflage nothwendig machte, dürfte am besten für die Beliebtheit sprechen, deren sich dieser Führer beim Publicum erfreut. Es ist daher seine Gestaltung und Tendenz, wie sie sich in den vorhergehenden Auflagen bewährt haben, auch diesmal beibehalten worden. Mit Algerien und Tunis, die das Werk sehr eingehend und verständnißvoll behandelt, werden die eine fremde Welt erschließenden Küstenländer Nordafrikas einbezogen, die durch die Erbauung von Eisenbahnen jetzt zu einem sehr beliebten Reiseziel geworden sind, bei dem man in bequemster Weise einen Blick in die Oasen der Wüste Sahara thun kann. Bei der Riviera sind die klimatischen und hygienischen Verhältnisse der einzelnen Kurorte, sowie das Charakteristische näher begründet, wodurch das Werk zu einem Handbuch der klimatischen Stationen des westlichen Mittelmeeres und zu einem orientirenden Rathgeber bei der Wahl eines Winteraufenthaltes geworden ist, der nicht nur den Laien, sondern auch den Aerzten eine willkommene Erscheinung sein wird. Aber nicht im Sinne so mancher „Bäderbücher", die im Grunde genommen nur eine Wiedergabe der von den Badedirectionen selbst pro domo verfaßten Badeschriften sind und dem Benutzer oft unangenehme Enttäuschungen bereiten: das Werk ist vielmehr bemüht, eine völlig objective Charakterisirung der Bäder zu geben, ohne jede Rücksicht auf Badeverwaltungen und örtliche Interessen.

Richard Muther, Die belgische Malerei. (S. Fischer Verlag, Berlin W.) Die belgische Malerei des neunzehnten Jahrhunderts, die einmal in der deutschen Kunst eine förmliche Revolution hervorgerufen hat, ist im Ganzen wenig bekannt. Es giebt keine Vorarbeiten für ihre Geschichte, nicht einmal einen wissenschaftlichen Katalog des Brüsseler Museums. Um so dankenswerther ist Muther's knappe und klare Monographie, die die bekannten Vorzüge des geistreichen und mit Recht geschätzten Verfassers aufweist. Zur Charakteristik als echter Kritiker geschickt alle Elemente wie die Eigenart des Volkes, die Tradition und die sociale Entwickelung verwerthend, rollt er die Geschichte der belgischen Malerei im 19. Jahrhundert von ihren Anfängen bis zu der lebendigen Gegenwart auf, die so bedeutende Namen wie Meunier, Rysselberghe und Khnopff in den Dienst der modernen Kunst stellt. H. J.

Complement zu Bädekers Süddeutschland u. s. w. nennt sich eine vom „Verlag der Complemente zu Reisebüchern", M. v. Hartung (München 1904), herausgegebene Druckschrift. Nach Durchsicht des Heftes haben wir die Erkenntniß gewonnen, daß es sich hier um eine Publication handelt, die für den Touristen werthlos ist, weil der Inhalt lediglich eine kritiklose Aufzählung von Hotels und Geschäften enthält, die durch bezahlte Reclamen zum Annoncentheil des Inseratenbuches — das dürfte der bezeichnendste Titel des Complements sein — beisteuerten. Die Bezeichnung „Complement zu Bädekers Süddeutschland" erscheint uns irreführend und unberechtigt, da der Herausgeber des Complements in seinem Vorwort ausdrücklich bemerkt, daß er zur Firma Bädeker keine Beziehungen unterhalte. Er sollte deßhalb auch fremde Namen nicht mißbrauchen. Besonders nothwendig scheint uns eine Warnung vor dem Werke deßhalb, weil Bädekers Stärke gerade darin liegt, daß er keinerlei Inserate aufnimmt und so unter allen Umständen unparteiisch bleibt. Den Bädeker-Büchern, sei es auch nur in der Form eines Complementes, diesen einzig dastehenden Vorzug rauben zu wollen, erscheint uns eine Kühnheit ersten Ranges.

Georg Brandes. Gestalten und Gedanken. Essays. (Verlag von Albert Langen, München.) Auf dies neue, schon einmal in der „Gegenwart" empfohlene Werk des bekannten dänischen Essayisten sei noch einmal aufmerksam gemacht. Die literarischen Erfolge der letzten Jahre läßt Brandes — unter den zeitgenössischen Kritikern vielleicht der künstlerischste — Revue passiren. Manche Erscheinungen, wie beispielsweise die Georg Reickes, erscheinen in ihrer literarischen Bedeutung etwas stark überschätzt, aber Alles — besonders der Aufsatz über Napoleon und Heine und der über Wedekind — ist, wie immer bei Brandes, geistreich und unterhaltend. Dr. Heinrich Ilgenstein.

Fr. Lemdke, Präparationen für den Unterricht in der gewerblichen Fortbildungsschule. Von H. Siercks und Fr. Lemdke. Band III: Bürger- und Rechtskunde des Handwerkers. (Kiel und Leipzig 1904. Lipsius & Tischer. 3 Mk.)

Fr. Lemdke, Gesetzsammlung für Handwerker. (Kiel Lipsius & Tischer.) Ein sorgfältig ausgearbeitetes Sachregister macht es dem Benutzer möglich, sich leicht in dem Buche zurechtzufinden. Der Preis ist so niedrig, daß sich dafür die Gesetze in Einzelausgaben nicht beschaffen lassen.

Unter dem Zeichen des Verkehrs. Von Otto Jentsch, Kaiserlicher Oberpostinspektor. Mit 180 Abbildungen. In Leinwand geb. 5 Mk. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.) Nach einer einleitenden Uebersicht bespricht der Verfasser, der in ganz besonderem Maße die Fähigkeit besitzt, technische Fragen dem Verständniß der Laien zu erschließen, die Fortschritte der Post und Telegraphie, so vor Allen den Schnelltelegraph von Pollák und Virág, das deutsch-amerikanische Telegraphenkabel und die Funkentelegraphie. In dem folgenden Abschnitt, der die Entwickelung des Fernsprechwesens behandelt, werden die Abhandlungen über Ocean- und Lichttelephonie, sowie über den Telephonograph ganz besonderes Interesse erregen. Die den Eisenbahnen gewidmete Abtheilung führt uns deren technische Errungenschaften bis zur Gegenwart vor, also auch die Dampf- und die elektrischen Schnellbahnen, die Schwebebahnen, die gleislosen elektrischen Bahnen u. s. w. Mit der Entwickelung der Schiffahrt, dem Wachsen der Handelsmarine und dem Ausbau der zu ihrem Schutze nothwendigen Kriegsmarine befaßt sich der letzte Abschnitt, in dem auch die neuerdings so vielfach besprochenen Unterseeboote nicht fehlen. Die gebildeten Leser aller Berufsklassen werden das tadellos ausgestattete Buch, in dem das neuangebrochene Jahrhundert als das der Elektricität gekennzeichnet wird, mit Vergnügen und mit Nutzen lesen.

Zur gefälligen Beachtung.

Alle **geschäftlichen** Angelegenheiten, besonders die Versendung von Beleg-Exemplaren, die Honorirung u. dgl., erledigt **ausschliesslich** der **Verlag**, Berlin W 57, Katzlerstr. 4 I. Man wolle bezügliche Anfrage **nur an ihn** richten.

Dagegen sind Manuskripte, Bücher, redactionelle Anfragen etc. stets an **Richard Nordhausen**, Berlin W 30, Gleditschstr. 6, zu senden. Für pünktliche Erledigung kann sonst nicht Gewähr geleistet werden.



Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W 30, Gleditschstr. 6; Expedition: Berlin W 57, Kaplerstr. 41. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 19. Berlin, den 7. Mai 1904. 33. Jahrgang. Band 65.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt:

Die Versicherung gegen Arbeitslosigkeit.

Von Dr. L. H. Müller (Bremen).

Bismarck schuf die Arbeiterschutz-Gesetzgebung, weil er erkannte, daß es nothwendig sei, die Classe der Lohnarbeiter gegen solche Schicksalsschläge zu schützen, die mit einer gewissen Regelmäßigkeit auftreten, und weil er erkannte, daß dies möglich sei. Mit dem genialen praktischen Blick, der ihm eigen war, baute er sein Schutzsystem auf dem Versicherungswesen auf.

„Versichern“ heißt, einen im Voraus seinem Umfange nach bemeßbaren Schaden auf den ganzen Kreis vertheilen, aus welchem Einzelne von ihm betroffen werden. Der Arbeiterstand leidet unter einer Anzahl ihm feindlicher Dämonen. Diese haben aber die Eigenthümlichkeit, daß sie festen Gesetzen gehorchen. „Die Hölle selbst hat ihre Rechte.“ Bei Krankheiten und Betriebsunfällen, die anscheinend ganz spontan auftreten, kann man auf ein Jahr und mehr im Voraus mit ziemlicher Sicherheit sagen: So viel Fälle werden in dem und dem Bezirke, in der und der Gruppe, ja in den und den Betrieben eintreten. Selbst dem Tod erlaubt die Statistik nicht, schrankenlos zu wüthen. Sie schreibt ihm die Zahl seiner Fälle genau vor, und höchstens um einige Procente darf er davon abweichen. Hiermit ist die wichtigste Voraussetzung eines Versicherungssystems gegeben.

Warum hat nun der große Mann den schlimmsten Dämon des Arbeiterstandes unberücksichtigt gelassen: Die Arbeitslosigkeit? Von ihr gelten ebenso gut statistische Gesetze wie von Krankheit und Invalidität. Sie hat sich im Bereich der modernen Cultur längst zur socialen Erscheinung entwickelt, ist ein richtiger Hauskobold, ein chronisches Uebel geworden. Die Subsistenzdecke reicht nie vollständig aus, ist bald hier, bald da zu kurz. Ich rede nicht von der Arbeitslosigkeit, die auf Trägheit oder dem Willen, nicht zu arbeiten, beruht. Die menschliche Gesellschaft ist erst dann und dort verpflichtet, helfend einzutreten, wenn und wo die Arbeitslosigkeit den Charakter der Unfreiwilligkeit hat. Aber solche giebt's. Es giebt eine Arbeitslosigkeit, bei der der Wille des Einzelnen nur eine sehr geringe Rolle spielt, bei der Factoren entscheidend sind, über die nicht mal der einzelne Staat Verfügungsgewalt hat: die Conjuncturen des Weltmarkts! Sie hängt dann zusammen mit Großindustrie und Export und wird nur verschwinden, insoweit man diese abschaffen kann. Das wird man nicht unternehmen, nicht einmal dann, wenn man beide — wie Viele es thun — für höchst unerfreuliche Decadence-Erscheinungen hält. Denn für Entartung ist so wenig ein Kraut gewachsen wie für den Tod. Der Staat kann nicht verbieten, alt zu werden. Mittel gegen die Arbeitslosigkeit kann man nur in demselben Maße anwenden, wie ein Arzt Mittel zur Linderung der Beschwerden des Alters. Aber es läßt sich doch was dagegen thun! Und — es muß etwas geschehen! Arbeitslosigkeit und Noth sind wie Mutter und Tochter. Krankheit und Invalidität setzen den von Noth geschwächten Leibern am Stärksten zu. Herkules, der sociale Heiland der Griechen, brannte die Köpfe der Hydra aus, die sonst ewig nachwuchsen. Sollte unser Herkules nicht Gewicht darauf gelegt haben, die Hauptquelle des Uebels zu verstopfen?! — Es ziemt sich nicht für uns, darüber zu simuliren, ob er nicht Zeit gefunden hat, oder ob er gehindert worden ist. Daß er den Schutz gegen Arbeitslosigkeit für möglich gehalten hat, glaube ich annehmen zu dürfen. Vielleicht hat er die vorangehenden Schutzgesetze erst sich einarbeiten lassen wollen. „Zuviel auf einmal brächte Reu!“ Jedenfalls hat er den nachfolgenden Generationen eine schwere Restaufgabe hinterlassen, deren Bewältigung wieder einen Herkules erfordern wird. Uns Pygmaeen bleibt zur Zeit nichts übrig, als uns so weit als möglich über die Grundideen und Principien eines Schutzes gegen Arbeitslosigkeit auszusprechen und zu verständigen.

Man hat bisher geglaubt und glaubt vielfach noch, die Arbeitslosigkeit beseitigen zu können durch Einführung einer gesetzlichen Verpflichtung für die Staatsorgane, Arbeitslosen auf Antrag Arbeit zu verschaffen. Schon das Friedericianische Gesetzbuch, das preußische Landrecht, getränkt von humanen Ideen wie es ist, stellt im Princip das „Recht auf Arbeit“ auf. Man faßte damals den Staat als Anstalt zum Besten seiner einzelnen Bürger, die also auch für dessen Existenzmöglichkeit haftete. Andererseits war man verständig genug, um das panem et circenses der alten Römer zu vermeiden. Man wollte die Gewährung von Unterhaltsmitteln nicht zum Geschenk werden lassen. Man fürchtete die schädlichen Consequenzen eines titulus lucrativus für die ganze Volkswirthschaft. Dadurch ist man auf das „Recht auf Arbeit“ gekommen. Aber dies „Recht auf Arbeit“ ist eine Utopie. Der Staat hat keine Arbeit anzubieten, die gerade für solche geeignet wäre, die oft in größeren Kreisen von Arbeitslosigkeit befallen werden: für das auf's Pflaster gesetzte Industrieproletariat. Man weiß ja, wie unliebsam in

gewerblichen Kreisen bereits die Concurrenz der wenigen tausend Zuchthausgefangenen empfunden wird. Wenn ein Großindustriezweig Noth leidet, und der Staat wollte selber in diesem Zweige Etablissements errichten, um die Arbeiter zu beschäftigen, so würde er das Uebel vermehren, statt zu lindern. Er würde in's Faß der Danaiden schöpfen und das Wasser aus den wenigen noch dichten Bottichen dazu nehmen — bis Alles „lenz“ liegt.

Wer das Recht auf Arbeit praktisch verwirklichen will, fährt auf todtem Geleise: Zurück zur Weiche, heißt's da, und eine andere Richtung einschlagen! Subsistenzmittel müssen gewährt werden können, auch wenn der Arbeiter nicht arbeitet. In Zeiten der Ueberproduction ist es thatsächlich manchmal besser, er arbeitet nicht, als daß er arbeitet. Den titulus lucrativus vermeidet man dann nur, indem man ein Versicherungssystem einführt. Die Subsistenzmittel müssen dem Arbeiter zufließen als „Versicherungssumme“, die er selbst, durch Prämienzahlung (wenigstens zum Theil, zur Hälfte) zusammenbringt. Selbstverständlich soll der Faule nicht auf Kosten des Fleißigen leben. Das System muß eine Festlegung der Merkmale gewollter und unfreiwilliger Arbeitslosigkeit enthalten. Diese Merkmale müssen wahrscheinlich objectiver, nicht subjectiver Natur sein. Die Ausschließung der Renitenten ist praktisch durchführbar, am Besten vermittelst einer Selbstcontrole der versicherten Arbeiter selbst. Die hierzu nöthigen Organe muß das System vorsehen. Es sind zwei böse Klippen, die das Versicherungswesen sorgfältig vermeiden muß. Erstens muß es sich hüten, zu viel individuell verschieden gestaltete Risicosituationen zu umfassen. Das individuelle Element paßt nicht in das Versicherungswesen. Man bildet sich leicht ein, versichern könne man sich gegen jede Gefahr. Das ist falsch: Wo die statistischen Gesetze aufhören, da sind auch die Grenzen des Versicherungswesens. Leider hält es diese Grenzen schon längst nicht mehr inne: Der Unverstand und die Feigheit des Publicums reizt es fortwährend, darüber hinauszugehen. Täglich tauchen neue absurde Unternehmungen auf, bei denen jeder Maßstab für die versicherte Gefahr fehlt, und die also nur auf Ausbeutung der Dummen berechnet sind.

Schon die Haftpflichtversicherung — so viel Berechtigung sie auch nach unseren jetzigen rigorosen gesetzlichen Bestimmungen über Schadenersatzpflicht hat — ist eine Grenzüberschreitung. Man erkennt dies am besten aus der Complicirtheit und Verklausulirung ihrer Policen. Es müssen darin so viel individuelle Fälle berücksichtigt werden, daß im Einzelfalle Niemand weiß, ob seine Police hierauf paßt. Gründliche Vertrautheit mit der Police erfordert ein Studium, das allenfalls Juristen gelingt. Im Publicum kennt Niemand den Inhalt dieser weitschweifigen (und heillos langweiligen) Codices. Daher bietet die Police auch absolut keinen Schutz. Man muß sich auf die Coulanz der betreffenden Gesellschaft oder ihr Bestreben, ein gutes Renommé zu behalten, verlassen, und das kann häßlich versagen. Dabei hat die Unübersehbarkeit der Versicherungsfälle die schlimme Folge, daß keine Gesellschaft bei der Haftpflicht sicher weiß, ob sie mit ihren Mitteln „hinkommt“. Ihr Geschäftsbetrieb hat stets aleatorischen Charakter.

Ist es für ein Versicherungsunternehmen eine Nothwendigkeit, sich auf gleichgeartete Fälle und Situationen zu beschränken, so muß es andererseits ihr Bestreben sein, diese Fälle und Situationen nun auch sämmtlich zu umfassen. Ein neues Versicherungsunternehmen hat in seinen Kinderjahren stets einen schweren Stand. Es gewinnt seine Kundschaft, wie ja nicht anders möglich, sporadisch, hie und da. Auf solche Inselkundschaft aber passen dann wieder die statistischen Gesetze nicht. Hat es also Unglück, so wird es auch bei solidester Leitung auf keinen grünen Zweig kommen. Die jetzt groß gewordenen Unternehmungen sind solche, die Glück gehabt haben. Die sehen dann nachher immer sehr geringschätzig auf ihre verkrachten Collegen herunter und verlangen vom Staat Einschränkung der „unsoliden“ Concurrenz. Und der Staat gewährt's ihnen nach dem Grundsatz: „Wer hat, dem wird gegeben.“

Ein Umfassen sämmtlicher gleich gearteten Fälle mit einem Schlage ist nur der Staatsgewalt möglich. Ein gesundes Versicherungsunternehmen kann nur vom Staat ausgehen als Zwangsversicherung. Die Anderen sind besten Falls glückliche Spieler. Das ist für mich das Hauptbedenken gegen alle und jede Privatversicherung. Gleichzeitig aber auch der wichtigste Grund, weßhalb ich eine Zwangsversicherung gegen Arbeitslosigkeit für möglich halte.

Die zweite Klippe, die das Versicherungswesen zu vermeiden hat, ist die verhältnißmäßig zu starke Belastung der Gegenwart durch Ansammlung von Deckungscapitalien für die Zukunft. Hier haben besonders die Lebensversicherungen mit ihrem Thesauriren schwer gesündigt: Sie haben allein in den letzten zwei Jahrzehnten dem Mittelstande, ihrem Hauptkunden, Milliarden aus seinem Betriebsfonds entzogen und als sogenannte Prämienreserve auf Nimmerwiedersehen auf die hohe Kante gelegt. Dies unter dem thörichten Beifall des Publicums! Indem man sich gegen zukünftige Chancen schützt, vergißt man zu leicht, daß die Gegenwart auch Ansprüche hat. Wenn Jemand nur auf Kosten seiner Gesundheit und Arbeitskraft sparen kann, so ist das Sparen für ihn von Uebel. Es wird zur Folge haben, daß er sich schwächt, also das Uebel herbeiführt, das er pariren will. Die Urtheilslosigkeit des Publicums ist hier staunenerregend. Bei Lebensversicherungen nimmt man ungefähr an, daß die künftige Versicherungssumme schließlich aus der Luft kommt. Daß man sie aus seinen jetzigen Mitteln selber allmälig zusammenlegt, macht man sich nicht klar. Es giebt jetzt eine lebhafte Agitation für Einführung von Zwangsversicherungen gegen Invalidität auch bei höheren Ständen, z. B. beim Anwaltstand. Die Agitation beruht hier darauf, daß ein Anwalt in der Regel finanziell so schwach gestellt sei — wie auch wahr — daß er nichts für seine alten Tage zurücklegen könne. Das soll nun ausgeglichen werden durch die Versicherung. Sparen kann er nichts, aber — 400 Mark Versicherungsprämie, die kann er jährlich zahlen! Jemand soll über einen Graben springen und kann nicht. Wie hilft man ihm? Man zwingt ihn zu springen. Die dr . . . . n Hosen macht man ihm aber nachher nicht wieder rein. Vor ähnlichem Unsinn muß man sich in erster Linie bei der Arbeiterversicherung in Acht nehmen. Kann er die Entziehung noch weiterer Beträge seines Lohnes überhaupt noch ertragen? Krankheit- und Invaliditätsversicherung beanspruchen jetzt 5—6 Procent seines Einkommens, während er schon Schwierigkeiten hat, auszukommen, wenn er's ganz verbrauchen darf. Immerhin bleibt die Hoffnung, daß es gelingen möge, den Alkohol- und Tabakgenuß des Arbeiters einzuschränken, der jetzt über 25 Procent seines Einkommens verschlingt. Das würde allerdings dann reichliche Mittel für die Versicherung ergeben können.

Die Statistik ist eifrig am Werke, die Ziffernverhältnisse der Arbeitslosigkeit zu ermitteln und festzustellen. Aber ich glaube, ihre Forschungen sind noch längst nicht abgeschlossen. Ausgezeichnete Vorarbeiten giebt's bereits die Hülle und Fülle. Was die „Sociale Praxis“ des Professor Francke, der „Arbeitsmarkt“ der Centralstelle für Arbeitsvermittelung, das „Reichsarbeitsblatt“ des statistischen Amtes und andere Preßorgane bieten, ist so viel, daß ein statistischer Laie, wie ich, es nicht zu übersehen vermag. Ich glaube auch, die Einheitlichkeit fehlt noch. Die Statistiker sind wie Maden, die sich in einen riesigen Käse hineinarbeiten: Jeder für sich, Gott für uns Alle! Einen Ueberblick habe ich noch am Meisten aus den Resultaten der Reichsstatistik von 1895/96 gewonnen, deren Ziffern zwar heute veraltet sind, aber doch immer noch schematischen Werth haben werden. Ich gestatte mir, sie bei Nachstehendem zu Grunde zu legen.

Die Reichsberufsstatistik stellt die Arbeitslöhne von 1895 in mehrere große Gruppen zusammen. Für uns kommt die Kategorie „Bergbau, Bauhandwerk, Großindustrie“ in Betracht. Hier sind am 15. Juni 1895 rund 160000, am 2. December rund 390000 Arbeitslose ermittelt. (Ich bitte um die Erlaubniß, nur runde Ziffern geben zu dürfen.) Von diesen würden zunächst die Bauarbeiter auszuscheiden sein, bei denen die Arbeitslosigkeit im Winter auftritt und auf natürlichen Gründen beruht. Ich bin der Meinung, daß für diese die Nothwendigkeit einer Versicherung gegen Arbeitslosigkeit sehr zurücktritt. Es sind 35000 arbeitslose Bauarbeiter im Juni, 170000 im December ermittelt. Die Restziffern sind also 125000 und 220000 für Industrie incl. Bergbau. Von diesen gehen ab die in Folge von Arbeitsunfähigkeit Arbeitslosen, die also meist von Kranken- und Invalidencassen versorgt werden: im Sommer beinahe die Hälfte, im Winter dreißig Procent. Ein Drittel wird Durchschnitt sein. Also bleiben 85000 und 150000, im Jahresdurchschnitt 125000. Ich nehme an, daß hiervon $^1/_3$ den Beweis unverschuldeter Arbeitslosigkeit der Versicherung gegenüber nicht führen können. Streikende fallen natürlich ganz fort, und ein System gut functionirender Arbeitsvermittelungsämter — eine unbedingte Voraussetzung des Versicherungsunternehmens — kann nachweislich im Durchschnitt etwa $^1/_3$ aller Arbeitsgesuche befriedigen. Darnach hätte sich für 1895 ein Jahresdurchschnitt von 80—85000 renteberechtigter Industrie-Arbeiter ergeben, etwa drei Procent der Gesammtzahl. Hiervon sind 20 Procent jugendlichen Alters, unter 20 Jahren, auf diese würde sich die Versicherung zweckmäßiger Weise überhaupt nicht beziehen. 25 Procent sind weiblichen Geschlechts und erfordern geringere Rente. Aber angenommen, daß diese Unterschiede keine Rolle spielen und ferner angenommen, daß die Rente auf den Betrag des Krankengeldes fixirt wird (halber ortsüblicher Tagelohn, durchschnitttich in Deutschland höchstens 1.50 Mk.), so handelt es sich bei 85000 Renteberechtigten um ein Deckungsbedürfniß von täglich 130000 Mk. oder im Jahr (300 Arbeitstage) 39 Mill. Angenommen nun ferner, daß von dieser Summe die Arbeiter die Hälfte, ca. 20 Mill., aufzubringen haben, so würde, die Zahl der versicherten Industrie-Arbeiter 1895 auf $3^1/_2$ Mill. angenommen, per Kopf etwa 5.60 Mk. jährlich, also per Woche 11 Pfg. zu erheben gewesen sein. Die Krankenversicherung erforderte 1895 110 Mill. Mark, wovon also die Arbeiter 72 Mill. aufzubringen hatten. Es waren aber 7 Mill. versichert, von denen wohl nur die Hälfte auf die Fabrikarbeiter zu rechnen. Die Versicherung gegen Arbeitslosigkeit hätte also 1895 für diese Letzteren eine Belastung dargestellt, die etwa den halben Kosten der Krankenversicherung entsprochen hätten. Das ist ja zweifellos eine sehr hohe Summe. Es ist aber zu hoffen, daß Kranken- und Invaliditätsversicherungen weniger kosten werden, wenn die Versicherung gegen Arbeitslosigkeit erst einige Zeit functionirt hat. Aus diesem Grunde halte ich die Aufbringung der Prämien für denkbar, falls die Wiederholung der Bernfsstatistik im nächsten Jahre das schematische Bild nicht wesentlich verändert. Ein Umstand macht hier noch Schwierigkeiten: Die Arbeitslosigkeitsziffern differiren in den einzelnen Gewerben ganz außerordentlich. Bei einem Gesammtdurchschnitt von vielleicht 2—3 % eventuell renteberechtigter Arbeitslosen zeigen sich einzelne Gewerbe, wo der Procentsatz auf zehn steigt und mehr. Ich habe allerdings bis jetzt nicht feststellen können, ob dies eine förmliche dauernde Eigenschaft der betreffenden Gewerbe ist, die in ihrem Wesen begründet ist, oder ob sich eine Verstärkung des Procentsatzes bald hier bald da je nach den Conjuncturen zeigt. Nur in ersterem Falle würden diese Differenzen zu Bedenken bei der Veranlagung der Prämie Anlaß geben. Man kann dann dazu kommen, es als Forderung der Gerechtigkeit hinzustellen, daß Gewerbe, die mit starken Existenzgefahren verbunden sind, auch stärker belastet werden. „Die Arbeiter brauchen ja nicht solche Berufe zu wählen.“ Durch stärkere Belastung gefährlicherer Gewerbe würden allerdings viele Arbeiter zum Austritt aus ihnen veranlaßt werden können. Volkswirthschaftlich gedacht ist dies Verfahren aber nicht richtig. Man kann eine Versicherung nicht auf die guten Risicos beschränken, sonst hätte sie überhaupt keinen Zweck. Das thut man, wenn man die Prämie im Verhältniß erhöht. Auch die riscanteren Berufsarten können wirthschaftlich nothwendig sein. „Sicher“ ist ein relativer Begriff. Man würde bei fortwährender Ausscheidung riscanterer Berufe successive geradezu zu einer Culturerstarrung gelangen. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß unter den einzelnen Gewerben in einem Volksganzen ein gewisser organischer Zusammenhang existirt. Verkümmert Eins davon, so leiden die Andern mit. Die Sache liegt ähnlich wie bei einem Eisenbahnunternehmen mit einer Haupt- und mehreren einmündenden Nebenlinien. An der Hauptlinie wird verdient, an den anderen zugesetzt. Wollte man Letztere aber deßwegen abschaffen, so würde auch die Hauptlinie nicht mehr rentiren. Ich bin darum auch ein Gegner der freien Hülfscassen im Krankenversicherungswesen, vermittelst deren sich die gesunden Gewerde eine bequeme Sonderexistenz verschaffen. Auf die Dauer ist diese Bequemlichkeit Illusion. Am Richtigsten scheint mir eine Durchschnittsprämie, bei der allerdings Gewerbe mit geringen Arbeitslosenziffern verhältnißmäßig zu viel zahlen. Aber dieser Durchschnitt wird sich wenig über das Minimum erheben. Man wird, wie oben dargelegt, mit 11 Pfg. auskommen, während die günstigsten Berufe für sich allein doch auch schon 8—9 Pfg. erfordern würden. Es kommt mir so vor, als ob die Gewerbe mit verstärkten Arbeitslosigkeitsziffern zu den weniger mechanischen gehören, also einen höheren Culturgrad repräsentiren, und darum auch die in ihnen beschäftigten Personen an Zahl nach oben hin immer mehr abnehmen. Je mehr geistige Arbeit in Frage kommt, desto mehr scheinen mir die Arbeitslosenprocente zu steigen. Am stärksten sind sie sicherlich in den eigentlichen gebildeten Classen, nur daß man's da — wegen Dazwischentreten des Capitals — nicht so merkt. Das wäre ja auch ganz naturgemäß: Individuell veranlagte Arbeitskraft läßt sich schwerer anbringen, als Schneeschippen und Steinklopfen. Ich glaube also, daß die Differenz im Procentsatz durch die geringere Zahl Solcher, die auf individuelle Arbeit reflectiren, aufgehoben wird. Auch ist hier bald die Grenze erreicht, über die die Versicherung überhaupt nicht ausgedehnt werden darf. Hier hört ja auch allmälig die Lohnarbeit als solche auf. In dem Gebiet der Lohnarbeit aber muß die tiefer stehende Arbeit für die höher stehende mit aufkommen, schon aus Gründen der eigenen Selbsterhaltung. Hochclassige Arbeit bei einer Person schafft Raum für niederclassige Arbeit bei zehn. Der Fehler unserer Culturentwickelung besteht schon gerade darin, daß sie dies Verhältniß übertreibt, daß sie zu wenig geistige Kraft auf mechanische rechnet und dadurch zu den Klumpenbildungen unserer modernen Großindustrie Veranlassung giebt. Es ist gesunder, wenn eine geistige Kraft durchschnittlich nur 10—20 mechanische dirigirt, als hunderte oder gar tausende. Die Werthsteigerung bei der geistigen Arbeitskraft hindert nicht, daß ein großer Theil davon als unverwendbar ausgeschaltet wird. Fast komisch ist es, daß gerade diese Tendenz der modernen Culturentwickelung: den Werth der geistigen Arbeit im Verhältniß zur mechanischen zu steigern, — daß diese Tendenz, sage ich, zu der für unsere Zeit charakteristischen Selbstüberschätzung der mechanischen Arbeit geführt hat. Weil die tausende von mechanischen Arbeiten, die von einer geistigen Kraft dirigirt werden, so ferne von ihr stehen, daß sie sie gar nicht mehr erkennen, bilden sie sich ein, sie stellten selbst die Triebkraft des Ganzen dar. „Alle Räder stehen still, wenn Dein starker Arm es will.“ Daß die Volkswirthschaft eine umgekehrte Stufenpyramide darstellt, bei welcher eine kleine Spitze alle übrigen immer

breiter werdenden Stufen balancirt, ist ihnen gerade in unserer Zeit am schwersten plausibel zu machen — Dank unserer Großindustrie. Aber das ändert nichts daran, daß die Arbeiterschichten aller Gewerbe unter sich für ihre Existenz gegenseitig solidarisch verantwortlich sind und deßhalb auch speciell in dem Punkte der Arbeitslosigkeit für einander einzutreten haben.

Es ist nicht gerade übermäßig schwer, an Hand der vorstehend entwickelten Grundprincipien und nachdem die statistischen Vorarbeiten einen Schritt weiter gekommen sein werden, einen Gesetzentwurf über Versicherung gegen Arbeitslosigkeit zusammenzustellen. Natürlich erfordert er noch eine große Anzahl Detail- und Nebenbestimmungen, die vorstehend der Uebersichtlichkeit wegen nicht berücksichtigt sind. Ich behalte mir vor, darauf zurückzukommen. Eins muß man aber sich hierbei immer vor Augen halten: Eine solche Versicherung gewährt nur Schutz und reicht nur aus in normalen Zeiten. Gerade wie alle sanatorischen Maßregeln versagen gegenüber einer gewaltigen Epidemie, Pest, Cholera etc., so ist alle menschliche bzhtl. staatliche Hülfe vergebens, sobald eine allgemeine große Industriekrisis ausbricht, z. B. wenn in Folge von großen Katastrophen auf politisch-socialem Gebiet einmal der ganze Export plötzlich in's Stocken gerathen sollte. — Ich bin kein Verehrer des Exportes und weiß ganz genau, daß der Weltmarkt im Wesentlichen nur ein Austausch der Ueberproductionen ist. Aber wir haben ihn nun einmal. Unsere Verhältnisse haben damit einen so schiefen Entwickelungsgang genommen, daß Umstände, die gänzlich außerhalb unserer Controle liegen, in jedem Augenblick unsere socialen Verhältnisse auf den Kopf stellen können. Das Schwert des Damokles wird dadurch nicht stumpfer, daß man es für eine triviale Redewendung erklärt. Wer weiß, ob überhaupt Abwehrmaßregeln erdenklich sind gegenüber solchen Nöthen?

Ernst Mach.

Von Dr. phil. A. Hoffmann.

Es ist eine beklagenswerthe aber nicht zu ändernde Thatsache, daß die wirklich universalen Köpfe in unserer Zeit immer seltener werden. Als einer der wenigen, der noch in unserer Mitte weilt, ist Ernst Mach, der große Physiker und Philosoph, an erster Stelle zu nennen.

In seinem Specialgebiet ist er der große Geschichtsschreiber. Seine monumentalen Werke über die Geschichte der Mechanik und die der Wärmelehre können es in ihrer Art durchaus aufnehmen mit den Schriften eines Ranke, eines Treitschke auf dem Gebiete der Geisteswissenschaften, sowohl was die Tiefe der Auffassung betrifft, wie in Bezug auf die Originalität des Styls.

Mit keinem Lehrbuche haben wir es bei diesem originalen Kopfe zu thun, zum Einprägen der mechanischen Lehrsätze in systematischer Form. „Wer sich aber für die Fragen interessirt, worin der naturwissenschaftliche Inhalt der Mechanik besteht, wie wir zu ihn gelangt sind, aus welchen Quellen wir ihn geschöpft haben, wie weit er als ein gesicherter Besitz betrachtet werden kann, wird hier hoffentlich einige Aufklärung finden. Eben dieser Inhalt, welcher für jeden Naturforscher, jeden Denker das größte und allgemeinste Interesse hat, liegt eingeschlossen und verhüllt in dem intellectuellen Fachapparat der heutigen Mechanik."*) Und fürwahr unser Verfasser hält es vollkommen ein, dieses vorgeschlagene Programm. Wir vermeinen das geheimnißvolle Wachsthum einer Pflanze zu belauschen. Aus ihren ersten Keimen, den archimedischen Hebelgesetzen, entwickelt sich unsere Wissenschaft, im Alterthum noch ein unscheinbares Pflänzchen. Aber bald hat sie die Stützen, die ihr das Mittelalter gegeben, die Metaphysik und Theologie, nicht mehr nöthig. Galilei, Keppler und Newton sie bereiteten vor und brachten zur Vollendung die Einsicht in das grandiose Gravitationsgesetz, das den Fall des Steines ebenso lenkt, wie die Bahnen himmlischer Gestirne weit hinaus über unser Planetensystem, wo kein Hauch mehr weht und der Markstein der Schöpfung steht. Und nun steht sie da, die anfangs so unscheinbare Wissenschaft, ein gewaltiger weitverzweigter, hoch in die Lüfte ragender Baum. Er, der mit seinen Früchten die Nachbargebiete erquickt, die ihn vorher beschützt haben, erquickt auch die ganze Menschheit.

Wie erfrischend wirkt es, direct die großen Meister in ihrer Werkstatt zu belauschen. Noch ohne alle Methode, welche ja durch ihre Arbeit erst geschaffen wird und die ohne Kenntniß ihrer Leistung immer unverstanden bleibt, fassen sie und bezwingen sie ihren Stoff, und prägen ihm die begrifflichen Formen auf.*)

Wie feinsinnig hebt Mach gerade die Entwickelungsmomente in der Geschichte der Wissenschaft heraus, die dem gewöhnlichen Beobachter ganz und gar entgehen, und doch von so hoher Bedeutung sind. So die Wichtigkeit der instinctiven Erkenntnisse. Geht doch die instinctive unwillkürliche Kenntniß der Naturvorgänge fast stets der wissenschaftlichen willkürlichen Erkenntniß, der Erforschung der Thatsachen, voraus.

Interessant ist auch seine Hervorhebung des Princips der Continuität in physikalischen Erscheinungen. Hören wir ihn selbst wie er sich darüber ausläßt: „Wenn wir einen langen elastischen Stab einklammern, so kann er in langsame, direct beobachtbare Schwingungen versetzt werden. Diese Schwingungen kann man sehen, tasten, graphisch zeichnen u. s. w. Bei Abkürzung des Stabes werden die Schwingungen rascher und können nicht mehr direct gesehen werden; der Stab giebt ein verwischtes Bild, eine neue Erscheinung. Allein die Tastempfindung ist der früheren noch ähnlich, wir können den Stab seine Bewegungen noch aufzeichnen lassen, und wenn wir die Vorstellung der Schwingungen noch festhalten, so sehen wir die Ergebnisse der Versuche voraus. Bei weiterer Abkürzung des Stabes ändert sich auch die Tastempfindung, er fängt jetzt an zu tönen, es tritt also wieder eine neue Erscheinung auf. Da sich aber nicht alle Erscheinungen auf einmal gänzlich ändern, sondern immer nur eine oder die andere, bleibt der begleitende Gedanke der Schwingung, der ja nicht an eine einzelne gebunden ist, noch immer nützlich, noch immer ökonomisch. Selbst wenn der Ton so hoch und die Schwingungen so klein geworden sind, daß die erwähnten Beobachtungsmittel der früheren Fälle versagen, stellen wir uns mit Vortheil noch den schwingenden Stab tönend vor, und können die Schwingungen der dunklen Streifen im Spectrum des polarisirten Lichtes eines Glasstabes voraussagen. Würden alle Erscheinungen bei weiterer Abkürzung plötzlich in neue übergehen, so würde die Vorstellung der Schwingung nichts mehr nützen, weil sie kein Mittel mehr bieten würde, die neuen Erfahrungen durch die früheren zu ergänzen."**)

Durchaus nicht dem Princip der Continuität, und dies mit Recht, entspricht nach Mach die Atomtheorie. Nirgends können wir Atome wahrnehmen, sie sind bloße Gedankendinge. In den Atomen werden zum Theil Eigenschaften zugeschrieben, wie Untheilbarkeit u. s. w., die allen bisher an sinnlichen Objecten beobachteten Thatsachen widersprechen. Mögen diese Theorien auch immerhin geeignet sein, gewisse Thatsachenkreise zu erhellen, der Naturforscher, der sich Newton's Ausspruch zum

*) Aus dem Vorwort der ersten Auflage: Die Mechanik in ihrer Entwickelung historisch kritisch dargestellt von Dr. Ernst Mach, Prof. an der Universität zu Wien. 4. Aufl. Leipzig 1901, F. A. Brockhaus.

*) Mechanik S. 8.
**) Mechanik S. 520.

Vorbild genommen hat (hypotheses non fingo, ich mache keine Hypothesen), wird sie nur als provisorische Hilfsmittel gelten lassen und einen Ersatz durch eine natürlichere Anschauung anstreben. Die Atome haben in der Physik eine ähnliche Bedeutung wie die Mathematik. Mag man auch die Schwingungen durch Sinusformeln, die Abkühlungsvorgänge durch Exponentielle, die Fallräume durch Quadrate der Zeiten darstellen, keinem Menschen wird es darum einfallen, die Schwingung habe an sich etwas mit einer Winkel- oder Kreisfunction, der Fall an sich mit dem Quadriren etwas zu schaffen.

Ueberhaupt eifert Mach gegen das zu starke Ueberhandnehmen der mechanischen Anschauungsweise in der Physik. Die Naturwissenschaft tritt keineswegs mit dem Anspruch auf, eine fertige Weltanschauung zu sein, sondern mit dem Bewußtsein an einer künftigen Weltanschauung zu arbeiten. Die höchste Philosophie des Naturforschers bestehe darin, eine unvollendete Weltanschauung zu ertragen, und einer scheinbar abgeschlossenen aber unzureichenden vorzuziehen.

So erklärlich es auch sei, daß man bestrebt war, alle physikalischen Vorgänge auf Bewegungen der Atome zurückzuführen, so sei es doch ein chimärisches Ideal. In populären Büchern mag es wohl als effectvolles Programm dienen, aber nicht im Arbeitsraum des ernsten Forschers. Wie wird man sich einst in einer fortgeschritteneren Zeit darüber wundern, wie uns das Allernächstliegende, Farben, Töne durch die Atome plötzlich abhanden kam, wie wir Fragen aufwerfen konnten, warum das, was da draußen so trocken klappert und pocht, im Kopfe leuchtet und singt. — Nein, nur die Thatsachen sind, nach unserem Autor, in der Physik zu ermitteln, der Zusammenhang von Massebewegungen, Temperaturänderungen, elektrischen und chemischer Aenderungen, ohne daß wir uns etwas anderes unter diesen Elementen vorzustellen haben, als mittelbar oder unmittelbar durch Beobachtung gegebene physikalische Merkmale oder Charakteristiken.

Nicht Hypothesen, sondern das Princip der Vergleichung sei es, was das mächtigste innere Lebenselement der Wissenschaft darstelle. Der Zoologe sieht in den Flügeln der Vögel umgewandelte Vorderbeine, in den Knochen der Flughaut der Fledermaus Finger. Ein Goethe hat helles Licht auf die Anatomie geworfen, dadurch, daß er auf die Verwandtschaft der Schädelknochen mit den Wirbeln hingewiesen hat. So vergleicht auch der Sprachforscher die verschiedenen Sprachen und die Gebilde derselben Sprache, wodurch sich schon ganz ungeahnte Zusammenhänge zwischen weit entfernt wohnenden Völkern ergeben haben.

Wenn man noch nicht gewohnt ist von vergleichender Physik zu sprechen, so liegt dies nach Mach daran, und er hat darin ohne Frage recht, daß bei einer mehr activen experimentellen Wissenschaft die Aufmerksamkeit von dem contemplativen Element allzusehr abgelenkt wird. Aber auch hier bildet die Vergleichung das belebende Element. So findet man, daß den Geschwindigkeiten der Massenbewegungen die Temperaturen und die Potentialfunctionen entsprechen. Wir sprechen beim Schall ebenso von Wellen, wie beim Licht u. s. w. Auf diese Weise bedürfe man nicht eines künstlichen Schnürbodens, wie ihn das Theater allerdings nöthig habe.

Bezeichnend ist es für die historische Tiefe Mach's, daß er trotz seiner positivistischen Weltanschauung nicht, wie es von so vielen anderen Naturforschern mit Vorliebe geschieht, blindlings auf die Kirche und Theologie schimpft, als habe sie nur zur Unterdrückung der Naturwissenschaft beigetragen. Auch von der Theologie seien wie von jedem auf das Ganze gerichteten Bestreben Anregungen auf die Naturforscher übergegangen.

Wir wollen jetzt Mach's epochemachende Leistungen auf dem Gebiete der physiologischen Psychologie betrachten. Neben Helmholtz' genialer Entdeckung des physiologischen Aequivalents der Tonempfindungen, was in den Cortischen Fasern zu suchen ist — in unserem Gehörorgan birgt sich bekanntlich ein kleines Klavier mit einer Fülle von auf unser Tonintervall abgestimmten Saiten —, ist als eine gleich große ähnliche Errungenschaft, die Entdeckung des Organs für Gleichgewichts- und Bewegungsempfindung anzusehen, welches sich ebenfalls im Innern unseres Gehörorgans befindet. Und neben Purkinje, Flourens und Goltz, neben Bauer und Brown ist hier Ernst Mach an erster Stelle zu nennen.

„Die charakteristischen Empfindungen, welche die activen oder passiven Bewegungen unseres Körpers begleiten und die wir verwenden, um den Sinn und das Ausmaß dieser Bewegungen zu erkennen, entgehen auch der oberflächlichsten Betrachtung nicht. Wir wissen, in der Cajüte des Schiffes eingeschlafen, ohne Hilfe unseres Gesichtssinnes die Schwankungen des Schiffes, die Drehungen, sowie auch die beginnenden Progressivbewegungen fast so gut zu beurtheilen, als ob es unsere eigenen willkürlichen Bewegungen wären, die wir hier, gezwungen, passiv ausführen.*)

Schon bei einem physikalischen Experiment auf die charakteristischen Eigenschaften der Bewegungsempfindungen aufmerksam gemacht, führte ihn ein Zufall darauf wieder zurück. Er beobachtete die Schiefstellung der Häuser und Bäume beim Durchfahren einer Eisenbahncurve. Sie ließ sich erklären, wenn man eine directe Empfindung der resultirenden Massenbeschleunigung annahm. Mach war damals die physiologische Seite des Gegenstandes noch ganz fremd, die Arbeiten von Flourens und Goltz darüber konnte er kaum den Namen nach, dennoch war, wie er selbst sagt, diese Spur Ferment genug, um seine Gedanken in der Richtung anzuregen, welche sie dann auch wirklich später eingeschlagen haben. Die Anschauung, die er gewonnen hatte, und die ihm sämmtliche bisher bekannten Thatsachen in natürlichen und übersichtlichen Zusammenhang zu bringen schien, war die, daß gewisse Labyrinthnerven vermöge ihrer specifischen Energie jeden Reiz mit einer Bewegungsempfindung beantworten, wodurch sich auch die Flourens'schen Erscheinungen erklären. Flourens war sehr überrascht durch die auffallenden Bewegungen der Thiere bei Durchschneidung der Bogengänge. Jedesmal, wenn der Inhalt eines horizontalen Bogenganges durchschnitten oder mit einer Nadel gestochen wird, scheint das Thier lebhaften Schmerz zu empfinden**) und es treten heftige Bewegungen des Kopfes in horizontaler Richtung von rechts nach links und von links nach rechts auf. Diese Pendelbewegungen des Kopfes beruhigt sich oft, tritt aber bei jedem Bewegungsversuch des Thieres von Neuem auf. Fing das Thier an zu gehen, so wurden seine Bewegungen immer ungeordneter, bis es endlich ganz dem Schwindel unterlag. Zuweilen treten auch spontane Drehbewegungen des Thieres um die verticale Axe auf.

Es sind noch von anderer Seite her verschiedene Versuche angestellt worden, die die Mach'schen nur bestätigen. Ich erinnere daran, daß Menière die eigenthümlichen Formen von Schwerhörigkeit mit Ohrensausen, Erbrechen, Schwindel und Drehbewegungen studirt und ihre Ursache Exsudat in den Bogengängen nachgewiesen hat. Doch will ich auf weitere Experimente nicht weiter eingehen. Am Schlusse seines genialen Werkes faßt Mach seine Resultate zusammen. Ich möchte einige Hauptpunkte noch mittheilen. Es giebt besondere Bewegungsempfindungen der Vorwärtsbewegung und Drehung des Körpers und wahrscheinlich auch besondere Empfindungen der Lage. Die Empfindungen dauern allmälig an Intensität abnehmend fort, wenn der Reiz erlischt, doch

*) Aus der Einleitung zu den Grundlinien der Lehre von den Bewegungsempfindungen von Prof. Dr. E. Mach. Leipzig 1875. Wilhelm Engelmann.

**) Diese Thatsache kann doch Herrn Flourens kaum sehr überrascht haben. R. R.

erschöpfen sie sich auch bei Fortdauer des Reizes. Je zwei dieser Empfindungen stehen im Gegensatz des Positiven und Negativen, so daß die Erregung der einen die andere noch vorhandene aufhebt. Diese Bewegungsempfindungen lassen sich, nach Mach, nicht erklären durch die Wirkung der sensiblen Elemente der Knochen und des Bindegewebes, nicht durch die Wirkung der Haut, der Muskeln, des Blutes oder des Hirns, wiewohl ein Mitwirken dieser Factoren bei Erkenntniß der Locomotion nicht vollständig ausgeschlossen werden kann.

Das Organ der Bewegungsempfindungen hat seinen Sitz nachweisbar im Kopfe. Die Annahme, daß das Hirn dies Organ sei, läßt sich nicht vollständig ausschließen, bietet aber sehr große Schwierigkeiten in der Erklärung der einzelnen Erscheinungen. Die Annahme dagegen, daß ein Theil des Labyrinthes Organ der Bewegungsempfindung sei, namentlich daß die sechs Ampullen der Bogengänge den sechs paarweise entgegengesetzten Grundempfindungen der Drehung entsprechen, erklärt alle hier beschriebenen und auch die Flourens'schen Versuche bis in's Detail.

Wir kommen nun zu Mach's allgemeinen Anschauungen. Er ist beseelt von dem Gedanken an den allmäligen Fortschritt der Menschheit, von der großen Veränderung die schon jetzt Cultur und Wissenschaft hervorgebracht haben. Mit dieser seiner Ueberzeugung von dem Fortschritt der menschlichen Cultur, von der Allgewalt der Wissenschaft hängt auf's innigste seine positivistische Weltanschauung zusammen. Das menschliche Ich ist nicht das Primäre, sondern seine Elemente, die Empfindungen. Ich empfinde blau, will sagen, daß das Element blau in einem gewissen Complex von anderen Elementen vorkommt. Wenn ich aufhöre blau zu empfinden, wenn ich sterbe, so kommen diese Elemente nicht mehr in der gewohnten geläufigen Gesellschaft vor. Damit ist Alles gesagt. Nur eine ideelle denkökonomische, keine reelle Einheit hat aufgehört zu bestehen. Nicht auf die Unveränderlichkeit der Elemente des Ich's komme es an, sondern auf die Continuität. Die Continuität ist aber nur ein Mittel den Inhalt des Ich's vorzubereiten und zu sichern. Dieser Inhalt und nicht das Ich sei die Hauptsache. Dieser ist aber nicht auf das Individuum beschränkt. Bis auf geringfügige, werthlose persönliche Erinnerungen bleibe er auch nach dem Tode des Individuums in anderen erhalten. Die Bewußtseinselemente eines Individuums hängen unter einander stark, mit jenen eines anderen Individuums aber schwach und nur gelegentlich merklich zusammen. Bewußtseinsinhalte von allgemeiner Bedeutung durchbrechen aber diese Schranken des Individuums und führen, natürlich wieder an Individuen gebunden unabhängig von der Person, durch die sie sich entwickelt haben, ein allgemeineres unpersönliches Leben fort. Zu diesem beizutragen gehört zu dem größten Glück des Künstlers, Forschers, socialen Reformators u. s. w. (Vergleiche Schopenhauer.)

Das Ich ist unrettbar verloren. Theils diese Einsicht, theils die Furcht davor führen zu den absonderlichsten pessimistischen und optimistischen, religiösen, asketischen und philosophischen Verkehrtheiten. Der einfachen Wahrheit, welche sich, so meint Mach, aus der psychologischen Analyse ergebe, werde man sich auf die Dauer nicht verschließen können. Man werde dann auf das Ich, welches schon während des individuellen Lebens vielfach variire, ja im Schlaf und bei Versunkenheit in eine Anschauung, in einen Gedanken, gerade in den glücklichsten Augenblicken, theilweise oder ganz fehlen kann, nicht mehr den hohen Werth legen. Man wird dann auf individuelle Unsterblichkeit gern verzichten, und nicht auf das Nebensächliche mehr Werth legen, als auf die Hauptsache. Hierdurch werde man zu einer freien und verklärten Lebensauffassung gelangen, welche Mißachtung des fremden Ichs und Ueberschätzung des eigenen ausschließe. Das ethische Ideal, welches sich darauf gründet, ist gleich weit entfernt von jenem des Asketen, welches für diesen biologisch nicht haltbar ist, und zugleich mit seinem Untergang erlischt, wie auch von jenem des Nietzsche'schen „Uebermenschen", welches die Mitmenschen nicht dulden können und nicht dulden werden.

Werden auch viele Andere von den positivistischen Anschauungen Mach's nichts wissen wollen, dieser hohen sittlichen Anschauung wird keiner seine Achtung versagen können.

Interessant ist es, daß mit diesen positivistischen Anschauungen doch viele pantheistische Züge vermischt sind. Er erzählt selbst aus seiner Jugend, wie ihm einmal an einem heiteren Sommertage es aufgegangen sei, daß die Welt sammt seinem Ich eine einzige zusammenhängende Masse von Empfindungen ist, nur im Ich stärker zusammenhängend. Wie er sich nicht scheut unseren Willen mit dem Fallen des Steines in Vergleich zu stellen, davon gab ja schon obiges Beispiel Kunde. Entsprechend dieser Anschauung erscheint ihm auch das Ding, der Körper, die Materie, als ein Nichts außerhalb des Zusammenhanges der Farben, Töne u. s. w., außer den sogenannten Merkmalen. Das vielgestaltige, vermeintliche philosophische Problem von dem einen Ding mit seinen vielen Merkmalen entstehe durch das Verkennen des Umstandes, daß übersichtliches Zusammenfassen und sorgfältiges Trennen, obwohl beide temporär berechtigt und zu verschiedenem Zwecke ersprießlich, nicht auf einmal geübt werden können. Der Körper ist unveränderlich, solange wir nicht nöthig haben, auf Einzelheiten zu achten. So ist auch die Erde eine Kugel, sobald wir von allen Abweichungen von der Kugelgestalt absehen wollen, und größere Genauigkeit unnöthig ist. Werden wir aber genöthigt Geodäsie zu treiben, so wird uns die Kugel ein ganz complicirter Körper.

Mit gutem Humor hat er in einer Zeichnung die intellectuelle Anschauung dargestellt. Man sieht ihn selbst daliegend aber ohne Kopf, sowie er sich eben selbst erscheint in der reinen! Anschauung.*)

Es ist der Monismus, den Mach im Interesse des Zusammenhangs in die Wissenschaft einführt. Die Grundanschauungen des Menschen bilden sich naturgemäß in der Anpassung an einen engeren oder weiteren Erfahrungs- und Gedankenkreis. Dem Physiker, wenigstens dem der orthodoxen naturwissenschaftlichen Rechten angehörigen, genügt vielleicht noch der Gedanke einer starren Materie, deren einzige Veränderung in der Bewegung, der Ortsveränderung besteht. Der Physiologe beziehungsweise der Psychologe vermag mit solchem Ding gar nichts anzufangen. Wer aber an den Zusammenschluß der Wissenschaften zu einem Ganzen denkt, muß nach einer Vorstellung suchen, die auf allen Gebieten anwendbar ist. Wenn wir nun die ganze materielle Welt in Elemente auflösen, welche zugleich auch Elemente der psychischen Welt sind, die als solche Empfindungen heißen, wenn wir ferner die Erforschung der Verbindung, des Zusammenhangs, der gegenseitigen Abhängigkeit dieser gleichartigen Elemente aller Gebiete als die einzige Aufgabe der Wissenschaft ansehen, so können wir auf diese Vorstellung einen einheitlichen monistischen Bau aufführen und des leidigen verneinenden Dualismus los werden.

So schwindet also die große Kluft zwischen physikalischer und psychologischer Forschung. Eine Farbe ist ein physikalisches Object, sobald wir auf ihre Abhängigkeit von der beleuchtenden Lichtquelle achten, dagegen ein psychologisches Object, sobald wir ihre Beziehungen zur Netzhaut studiren. Nicht der Stoff, sondern die Untersuchungsrichtung ist in beiden Gebieten verschieden.

Dieser seiner erkenntnißtheoretischen Bedeutung ist sich Mach trotz seiner sonstigen großen Bescheidenheit mit Recht vollkommen bewußt. Die Specialforschung, sagt er, beansprucht einen ganzen Mann, die Erkenntnißtheorie aber auch.

Ich habe versucht, Mach's umfassende Thätigkeit dem Leser in den Hauptpunkten vor Augen zu führen. Ich glaube

*) Die Analyse der Empfindungen und das Verhältniß des Physischen zum Psychischen von Dr. E. Mach, Professor an der Universität Wien. 2. Aufl. Jena, Verlag von Gustav Fischer, 1900. S. 13.

nicht besser schließen zu können als mit den eigenen Worten des unvergleichlichen Mannes. Auch aus den dürren Blättern der Wissenschaft weht eine Poesie, „die sich schlecht genug beschreiben läßt für jenen, der sie nie empfunden. Wer diese Poesie ganz genießen will, der muß selbst Hand an's Werk legen, muß selbst forschen.“*)

Wer das Dichten will verstehen,
Muß in's Land der Dichtung gehen,
Wer den Dichter will verstehen,
Muß in Dichters Lande gehen.

Literatur und Kunst.

Das Buch der Eitelkeit.

Von Dr. Heinrich Ilgenstein (Berlin).

Der Kritiker hat die verdammte Pflicht und Schuldigkeit, das Werk, das er besprechen will, fein säuberlich van vorne bis hinten zu lesen. Er sall dies mit Andacht, Ruhe und Objectivität thun, oder er ist ein unmaralischer Kritiker und paßt zu seinem verantwortungsvollen Amt wie die Maus zum Beten. Ich bin, wie mir Autoritäten versichert haben, sehr harmlos, durchaus nicht decadent und thue mir, so lange der auch in mir schlummernde göttliche Funken nicht zünden will, vorläufig auf meine Maral etwas zu Gute. Etwas muß der Mensch haben, und ich habe gefunden, daß die Moral immer noch das Billigste ist. — Ich will keine Kritik über meine Persan schreiben, sandern nur, um das Folgende nicht dem Mißverständniß auszusetzen, einiges varausschicken. In künstlerischen Dingen denke ich, wie ich zugebe, etwas radical, nicht weil ich den Umsturz liebe, sondern weil ich die Langeweile hasse und ich nicht zu den Beneidenswerthen gehöre, die sich auf dieser besten der Welten noch nie gelangweilt hätten. In politischen Dingen denke ich conservativ, wenn es mit diesem Warte auf die Erhaltung dessen abgesehen ist, was mit Blut und Eisen und der Lebensarbeit großer Männer unser weites Vaterland groß und mächtig gemacht hat. Ich hasse die Socialdemokratie nicht, weil sie gefährlich ist, was ich stark bezweifle, sandern weil sie so entsetzlich dumm ist und die graße Menge mit einem System am Gängelband führt, das selbst für ein Märchen nach zu phantastisch wäre. Ich bin also kein Rother, was hiermit ausdrücklich constatirt sei. — Wenn ich aber bis jetzt einen überzeugten Socialdemokraten so ziemlich für das Dümmste hielt, sa bin ich jetzt durch die Memairen eines bekannten Schauspielers und Höflings eines Besseren belehrt. Auch im Lager der politisch Keimfreisten giebt es einen Grad van geistiger Armuth, die wohl nur ihren Besitzer selig macht. — „Erinnerungen“**) heißt das Buch, und Ludwig Barnay, ein einst mit Recht gerühmter und hochgeschätzter Schauspieler, ist sein Verfasser.

„Seitdem ich mich vam Theater zurückgezogen habe, erzählt Barnay am Eingange des Buches, fragt jeder dritte meiner Bekannten nach ‚meinen Memairen‘, manche lächeln mich dabei verständnißinnig an, und indem sie mir mit bedeutungsvollem Augenzwinkern zuflüstern ‚Ihre Erinnerungen werden sicherlich höchst interessant werden‘, fahren sie sich mit der Zungenspitze über die Lippen wie in Erwartung eines besonders pikanten Gerichtes. —“ Ob die guten Bekannten von dem Gericht erbaut sein werden, ist eine Frage der Genußfähigkeit, pikant ist es jedenfalls nicht. Aber dafür bekammen sie mehr, als selbst der Hungrigste in sich aufnehmen könnte.

Herr Barnay gehört zu denen, die ein Recht darauf haben, mit einer gewissen Befriedigung und durchaus verständlichem Stalz auf ihr Leben zurückzublicken. Er war ein tüchtiger Künstler und hat es, was die äußerliche Gestaltung seines Lebens anbetrifft, herrlich weit gebracht. Niemand wird ihm daher verwehren, sich seiner Erfolge zu freuen und von ihnen mit Befriedigung zu erzählen. Nur auf die Art, in der er es thut, kammt es an. Und diese ist in seinen varliegenden Memairen sa merkwürdig, daß ich nicht anstehe seine zweibändige Selbstbiographie (über 700 Seiten!) für ein höchst charakteristisches Document für den Grad van Eitelkeit zu halten, der bei Künstlern möglich ist. Schon die ersten schüchternen Versuche werden mit einer fast kamisch wirkenden Genauigkeit und Breite vorgetragen. Wie wichtig ist es zu wissen, daß es der 1. Juni 1861 war, an dem der Name Ludwig Barnay zum ersten Male auf mächtigen Theaterzetteln Pests prangte! Ich konnte es mir schon denken, daß der Theater-Almanach baldigst davan Natiz genommen hat, bin aber doch beruhigt, dies ausdrücklich von Herrn Barnay bestätigt zu finden. Alsa der Jahrgang 1862 brachte dann zum ersten Mal Ihren Namen, Herr Hofrath. Vier Jahre vor dem preußisch-österreichischen Kriege. So ließe sich das am besten merken. Der wichtigen Daten giebt es so viele in der Geschichte unserer Natian, daß ich mir — Sie verzeihen, nicht wahr? — die kleinen natianalen Feiertage immer im Zusammenhang mit großen Ereignissen in der Zeit merke. Wie böse, daß der Almanach dieses Jahres Sie als ein „Herr Barney“ bezeichnete; diese Art Nachlässigkeiten gerade bei der Ueberlieferung welterschütternder Ereignisse ist auch anderen Graßen passirt und hat schon manchem Biographen Kapfschmerzen gemacht. Aber in diesem Falle geht's ja noch. Gehört dach der Name Barnay der Nation und nicht dem Theater-Almanach an!

Ich sage nicht zu viel, wenn ich behaupte, daß Herr Barnay mit allen großen Männern seiner Zeit selbstverständlich in intimste Berührung gekammen ist. Ich beneide ihn um seine interessanten Bekanntschaften, würde mich aber nicht, wie der Berliner es nennt, damit sa ausführlich „dicke“ thun. Die Bekanntschaft mit Anton Rubinstein, der später natürlich dem graßen Barnay „bis zum Tade in herzlichster Freundschaft“ ergeben war, wurde — wieder ein sehr wichtiges Datum! — im Jahre 1858 gemacht. Man hatte bei einer Festlichkeit den in den Saal eintretenden Barnay selbst füe Rubinstein gehalten und demgemäß begrüßt. Daher die Freundschaft mit dem großen Pianisten! Wie mit Rubinstein häufig wurde auch Barnay, wie er erzählt, in Rom mit Zala verwechselt. Er hatte das Unglück, auch diesem Manne zu ähneln. Ja, so geht's den Graßen dieser Erde' Nur gut, daß er nie nach unten verwechselt wurde und stets auf Berühmtheiten stieß. Registriren zu müssen, daß man ihn eines schönen Tages als Herr Bebel ader Herr Liebknecht begrüßt hätte, wäre dem gewissenhaften Autabiographen eine harte Nuß gewesen. Liebhaber van Männerschönheiten seien übrigens bei dieser Gelegenheit ausdrücklich auf die elf Porträts hingewiesen, welche Herr Barnay von sich selbst in anfapfernder Weise dem Werke beigegeben hat. Sie lassen die prächtige Erscheinung des Einzigartigen in allen Stellungen van varne und hinten in der richtigen Bedeutung erscheinen. Wie sagt doch unser Schiller? „Und alle die Männer und die Frauen auf den herrlichen . . . .“ Ein besonderer Reiz des groß angelegten Buches sind auch die zahlreichen Episaden, die den gefeierten Künstler im Verkehr mit gekrönten Häuptern zeigen. — Während seiner Directiansthätigkeit am „Berliner Theater“ erreichten seine Erfalge den Höhepunkt. Wir würden uns seines Richard III., seines Antanius und seines Kean auch ahne die genaue Registrirung seiner Erfalge erinnern. Auch seine Verdienste um den „Hüttenbesitzer“ sind bekannt. Ueber den Einfluß des „Berliner Theaters“ und der Aegide Barnay auf die Entwickelung

*) Mach's populär-wissenschaftl. Vorträge S. 31.

**) Egon Fleischel & Co., Berlin W.

der deutschen Literatur vermisse ich hingegen ein eingehendes Capitel. Wozu diese Zurückhaltung? Stolz ziert den verdienten Mann und nicht Bescheidenheit an falscher Stelle. Vielleicht entschließt sich Barnay, dem ja das Schriftstellern leicht zu fallen scheint, zu einem Ergänzungsband in dieser Hinsicht. Von dem Schmutz und Unrath der sogenannten modernen, naturalistischen Richtung hat Barnay, wie er mit Befriedigung constatirt, seine Bühne stets freigehalten. Zweihundertundvierzig Trauer- und Schauspiele und vierundneunzig Lustspiele wurden unter seiner Direction aufgeführt. Und nie, nie ist in seinem Theater trotz dieser Vielseitigkeit des Gebotenen das Schamgefühl verletzt worden. Barnay erzählt mit Genugthuung, daß es ihm gelungen wäre, sein Theater so zu leiten, daß ein Vater mit seiner Tochter, der Mann mit seiner jungen Frau, ja selbst der Bräutigam mit seiner Braut seine Vorstellungen besuchen konnten ohne besorgen zu müssen, daß der eine Theil vor dem andern zu erröthen brauchte. Bei den Trauer- und Schauspielen mög' das ja schon gehen. Daß Herr Barnay aber vierundneunzig Lustspiele aufführen konnte, ohne daß je ein Erröthen in dem Theater constatirt werden konnte, das zeigt von einer sittlich-literarischen Findigkeit, die der Nachwelt überliefert zu werden verdient. Vierundneunzig keimfreie Lustspiele! Ich hätte es nie für möglich gehalten. In welchen Zustand der Verwahrlosung ist dagegen heute unsere dramatische Production gerathen! Das kommt davon, wenn sich die Berufenen so früh in's Privatleben zurückziehen. Wo soll jetzt der Mann mit seiner jungen Frau oder der Bräutigam mit seiner Braut hingehen? Es giebt keinen Ausweg! Sie müssen entweder auf das Nichtrothwerden oder auf das Theater verzichten. Wie ich die Leute kenne, verzichten sie auf das Theater und gehen in den Circus. Schade übrigens, daß zur Zeit Barnay's nicht die lex Heintze Wirklichkeit wurde. Er hätte mit seinen keimfreien Stücken Millionen gemacht, und die Kunst wäre vor ihrer Entartung bewahrt worden.

Ludwig Barnay im Verkehr mit den Fürsten zu beobachten, ist wohl so ziemlich das Lohnendste in dem Buch. Erstaunlich, welche Potentaten dieser Künstler alle in den Bannkreis seiner Persönlichkeit zu ziehen wußte. Träger von Kronen und Krönchen gingen in seinem Theater aus und ein, daß es eine Lust war! Spaß, wenn sie bei ihm nie roth zu werden brauchten, könnte ich sagen; aber so etwas sage ich natürlich nicht. Ich sage aber nicht zu viel, wenn ich behaupte, daß die Geschichte des Berliner Theaters ein Stück Fürstengeschichte ist. Und hier befindet sich der Schriftsteller Barnay in seinem Element, hier schildert er mit Meisterschaft. Nur eine gewisse Eintheilung und Uebersicht vermisse ich bei der Fülle des Gebotenen. Es geht etwas zu kunterbunt durcheinander. Zu der sicherlich bald nothwendig werdenden Neuauflage plaidire ich für Capiteleintheilung. Etwa so: Ludwig Barnay und Wilhelm II., dann Ludwig Barnay und der Papst, Ludwig Barnay und der Prinz von Wales u. s. w. ad infinitum. Was unterm Herzog ist, würde ich fallen lassen, wenn man mit solchen Bekanntschaften aufwarten kann. Außerdem sagt Herr Barnay ausdrücklich (B. II, S. 287): „Dem Künstler ziemt Bescheidenheit".

Und daß Herr Barnay rührend bescheiden sein konnte, beweist folgende kleine Episode. Am 24. September 1889 Nachmittags vier Uhr kam der Theaterinspector athemlos zu Barnay gestürzt und überbrachte die unerwartete Meldung: „Seine Majestät der Kaiser werde heute Abend das ‚Berliner Theater' besuchen". Darob große Freude, was ja nur natürlich und selbstverständlich ist. Die Hofloge und ein telephonisch bestelltes Theezimmer werden sofort in Stand gesetzt. Aber während dieser Vorbereitung legt es sich wie Centnerschwere auf den armen Director. Er wußte, wie er selbst erzählt, nicht wie er sich in diesem Falle zu benehmen hat. Was thun? Der Boden brennt ihm unter den Füßen. Er weiß noch immer nicht, wie er sich zu benehmen hat, wenn der Kaiser kommt. Da hat er plötzlich einen Gedanken. Wie dumm nicht gleich darauf zu kommen. Zufrieden nimmt er Hut und Mantel und eilt, so schnell ihn die Füße tragen können, zu dem Polizeicommissar seines Bezirks. Der muß helfen können. Herr Barnay hat Glück. Er findet den Polizeileutnant gerade im Bureau. „Sie sind selbstverständlich in Frack und weißer Krawatte", belehrt ihn dieser, „erwarten Seine Majestät am Fuße der Treppe und sagen weiter nichts als „Wollen Eure Majestät gütigst gestatten" u. s. w." Befriedigt geht Barnay in's Theater zurück. „Während der kurzen Zeit gespannter Erwartung sagte ich dann unausgesetzt die Worte, die mir der Polizeicommissar vorgesprochen hatte, vor mich hin, um ja keine Silbe zu vergessen." (sic!) Das Bild verändert sich. Der Kaiser kommt die Charlottenstraße heraufgefahren. Brausende Hurrahrufe der Menge. Preisräthsel: Was thut Herr Barnay? Er steht da bleich, zitternd und starrt wie verzweifelnd in's Leere. Ist ihm schlecht geworden? O, der Verwegene! Wie konnte er! Weßhalb nahm er sich seinen Polizeileutnant nicht mit? Die Spannung des Lesers hat ihren Höhepunkt erreicht. Hat der Unglückselige die Worte des Polizeileutnants vergessen? Dem ist nicht so. Denn Barnay erzählt: „Mir klopfte das Herz bis zum Halse hinauf; ich nahm mich aber energisch zusammen und murmelte noch schnell die eingelernte Anrede vor mich hin." Glücklicher Weise aber löste sich alles in Wohlgefallen auf, denn der Kaiser — vielleicht merkte er, daß dem Künstler schlecht geworden war — ließ es auf eine Anrede nicht ankommen, sondern richtete sofort das Wort an den verängstigten Director. Noch einmal bekam Barnay oben am Eingang zur Kaiserloge einen Zitteranfall, aber schließlich rollte ihm, wie er erzählt, eine Bergeslast von der Brust, denn der gnädige Monarch sagte: „Das ist ja sehr hübsch hier". Nun fühlte sich Herr Barnay auch im Stande, die kaiserlichen Augen „ertragen" zu können; die Kraft hierzu schreibt er seinem reinen Gewissen zu. Heil ihm! Nicht jeder Theaterdirector hat so rein gehalten wie er.

Wie viel theaterfreundliche Fürstlichkeiten es aber in unserem lieben Vaterlande giebt, erfährt man erst aus diesem Buche. Schaumburg-Lippe, Hessen, Anhalt, alles ist vertreten. Hinter der langen Reihe gekrönter Theaterbesucher werden die Würdenträger in Staat und Kunst genannt. Wirkliche Professoren wie Begas und Fränkel werden registrirt. Man kann nach der abgedruckten Rangliste der Besucher sagen, daß sein Haus nicht nur das Theater der Keuschen, sondern auch der Vornehmen war, was ja nicht immer dasselbe ist. Nicht alle Genannten haben sich's träumen lassen, daß ihr Besuch des „Hüttenbesitzer" einst der Nachwelt überliefert werden wird.

Der Verkehr mit Fürsten ist übrigens für den Styl der Biographen nicht ohne Einfluß gewesen. Wie einem besseren Potentaten bringt man ihm „begeisterte Huldigungen dar," Herr Hofrath „wohnen" nicht mehr, sondern „nehmen Wohnung" und wiederholentlich spricht er mit prächtiger Leutseligkeit von „seinen lieben Berlinern". Interessant ist auch das Zeugniß, das Barnay diesen „lieben Berlinern" ausstellt. Er erklärt es für so feinfühlig wie verständnißvoll, für nachsichtig und treu, für ermunternd und warmherzig für alle, denen es seine Huld geschenkt hat. So war es unter der Aera: Barnay als Erzieher. Wirklich, er ging zu früh. Heute Entartung auf der ganzen Linie. Das Berliner Publicum feinfühlig und nun gar treu. Wer wagte das heute noch zu behaupten? Selbst die Thiergartenviertler würden ob solchen Lobes erröthen.

So hat die böse, unaufhaltsame Zeit schon Vieles von der Lebensarbeit des Mannes zerstört, der wie Wenige dazu berufen war, seinem Volke ein Erzieher, der Sittlichkeit ein warmherziger Hüter und der Literatur der Deutschen ein stets opferfreudiger Förderer zu sein. Nicht immer wußte man

ihm Dank. Er aber setzte unter sein Bildniß jene Worte Homer's:

So war ich einst! Nun aber gönn' ich es jüngeren Männern,
Solcherlei Thaten zu thun, ich selbst muß traurigem Alter
Folgsam sein; dort aber wie schimmert' ich unter den Helden!

Glückliches Alter! Denn die Sonne Homer's, siehe, sie lächelt auch ihm.

Die Schauspieler.

Von Max Hoffmann (Berlin).

Nachdem Carl Hagemann bereits in seinen Studien zur Bühnenkunst, die unter dem Namen „Regie“ erschienen sind, einige Ergebnisse seiner das Theater betreffenden Forschungen niedergelegt hat, zeigt er in seinem neuen Buche „Schauspielkunst und Schauspielkünstler“ (Berlin, Schuster & Loeffler), wie sehr ihm das Bühnenwesen und alles, was damit zusammenhängt, am Herzen liegt, wie sehr er darnach strebt, allen Betheiligten das Erkennen der hier gültigen Bedingungen zu erleichtern und dadurch den Genuß am Kunstwerk, das uns die weltbedeutenden Bretter bieten, zu fördern. Dabei ist es erfreulich zu sehen, wie er mit tiefem Ernst und scharfer logischer Durchdringung des einschlägigen Stoffes an die Lösung der selbstgestellten Aufgabe geht. So entwickelt er die Gründlichkeit eines Philosophen, indem er weit ausholt, um die Grundlagen der Schauspielkunst festzulegen.

Allen von echt künstlerischer Begeisterung getragenen Schauspielern kann es nur erwünscht sein, wenn ihre schwierige Kunst in der Weise aufgefaßt wird, wie es Hagemann fordert. Denn es ist nicht zu bestreiten, daß selbst bis in unsere Tage dem Schauspielerthum immer noch etwas von dem stets so sehr mißachteten Zigeunerthum anhaftet, wenigstens in den Augen des Publicums. Noch heute ist der Verkehr in den guten Bürgerfamilien dem Schauspieler ziemlich erschwert. Während man ihn zu außerordentlichen Gesellschaftsabenden und Banketten gern einladet, aus Gründen der Unterhaltung oder um ihn wie ein Wunderthier zu zeigen, fehlt ihm die Möglichkeit zum harmlosen intimen Umgang, und die Lücke, die sich daraus für seine Menschenbeobachtung ergiebt, muß sich folgerichtig auch bei seinem Spiel in nachtheiliger Weise bemerklich machen.

Dieses Mißtrauen des Publicums gegen die „Komödianten“ entbehrt aber bei den heutigen Verhältnissen nicht ganz der Berechtigung. Man findet eben unter den Schauspielern wenig wahre Künstler, dafür aber viele Virtuosen, die man nur als „Artisten“ bezeichnen kann und die auf einer Stufe mit den Circusakrobaten stehen. Da ist viel äußerliche Fertigkeit und ausgeklügelte Künstelei, aber wenig selbstlose Hingabe und innerliche Kunst. Hierher gehören besonders diejenigen, die sich dem glänzenden Elend der Gastspielerei ergeben haben, theils aus Eitelkeit, weil sie nur allein immer die erste Rolle auf der Bühne spielen wollen, theils, um recht viel Geld zu machen. Jahre lang zieht solch' ein berühmter Gast von Hauptstadt zu Hauptstadt, von Provinz zu Provinz, um immer wieder die paar Rollen, die er schon längst im Schlafe kann, „hinzulegen“. Wobei nur zu verwundern ist, daß ihm dies ewige Einerlei nicht selbst zum Ekel wird. Durch eine riesige Reclametrommel bewogen, läuft das Publicum zu den Vorstellungen des „Stars“; aber jeder Denkende hat beim Nachhausegehen die Empfindung, daß er hier einen Jongleur, aber keinen Künstler vor sich gehabt hat.

Von einem wirklich tüchtigen Schauspieler muß aber eine möglichst große Verwandlungsfähigkeit erwartet werden; denn „das Fachmonopol gehört mit dem Rollenmonopol zu den größten Krebsschäden des deutschen Theaters“. Selbstverständlich muß der Schauspieler, der eine Rolle übernimmt, schon äußerlich eine gewisse Disposition dazu besitzen, obwohl das nicht bis in's Einzelne der Fall zu sein braucht. Denn der wahrhaft große Schauspieler wird auch umgekehrt verstehen, die Rolle seiner Persönlichkeit anzupassen. Ich erinnere nur daran, in wie verschiedener Gestalt wir schon Hamlet auf der Bühne gesehen haben, ohne daß, bei sonst guter Darstellung, die Wirkung dadurch beeinträchtigt worden wäre. Was das Organ betrifft, so ist das „modulationsfähige“ Organ dem sogenannten „schönen“ Organ bei weitem vorzuziehen. Daß der Schauspieler, ohne Gelehrter zu sein, eine gewisse umfassende Bildung besitzen muß, ist unerläßlich. Wer wird denn aber heute Schauspieler? Hagemann theilt die Schauspieler-Eleven in drei Gruppen: Schauspielerkinder, die das werden, was der Vater war, junge Leute, die sich aus „innerem Drang“ zur Bühne hingezogen fühlen, und gebildete Künstler, die eine bessere Theater-Akademie „erfolgreich“ besucht haben. In den beiden ersten Fällen ist die Bildung überhaupt ganz ungenügend, im dritten Falle bleibt bei dem fortwährenden Rollenstudium meistens nicht genügend Zeit zu geregelter Fortbildung. Daher die große Masse der traurigen Existenzen unter den Schauspielern.

Neben den eigentlichen Schauspielern, die diesen Namen mit Recht verdienen, giebt es eine ganze Reihe von Menschen, die sich selbst oder eine ihrem Wesen und Charakter nahe kommende Person recht gut darzustellen vermögen und sich deßhalb für schauspielerisch begabt halten. Mit der Kunst hat aber die Darstellungsgabe solcher „Stubentalente“ nichts gemein, weil ihnen eben die oben schon erwähnte Verwandlungsfähigkeit abgeht. Die sich jetzt zahlreich zeigenden Bauern-Schauspieler sind solche Stubentalente, und ihr Auftreten wird noch gefördert durch die so sehr in Mode gekommenen Festspiele, von den Ober-Ammergauern angefangen bis zu den Luther-Festspielen und Dorffestlichkeiten. Solange diese Stubentalente in ihren Grenzen, in ihrem engeren Heimathkreise bleiben und zur Erheiterung und Erbauung ihrer kleinen Umgebung beitragen, ist nicht darüber zu klagen; aber man schleppe sie nicht auf die großen Bühnen, die dadurch zu Heimstätten des Dilettantismus herabgewürdigt werden, während sie der gediegenen Höhenkunst gewidmet sein sollen.

Wer dort wirken will, muß nicht bloß eine tiefe und umfassende Bildung, ein feines Kunstverständniß, unermüdlichen Fleiß und ideales Streben besitzen, er muß auch sich selbst unausgesetzt studiren. Denn seine Person ist ja das Instrument, auf dem er spielt, und durch ernste Selbstprüfung und Selbsterziehung muß er sich ganz zum Herrn seiner Persönlichkeit machen. Dies Verfahren wird Unbetheiligten bisweilen als ein übertriebener Cultus der Persönlichkeit erscheinen, aber das schadet nichts; denn der echte Künstler ist hier mehr als anderswo „ein großer, ewiger Egoist“, weil sein Ich sein Ein und Alles ist. Von der Höhe dieses durchgebildeten und verfeinerten Ich's überschaut er wie ein Feldherr alle seine Mittel und eignet sich zugleich jene Vielseitigkeit an, die unerläßlich für den großen Künstler ist. Denn das Kunstschaffen ebenso wie die Kunst selbst darf in der Wahl des Stoffes niemals beschränkt werden. Hagemann bezeichnet diese Beschränkung geradezu als den Tod aller Kunst, und diese Bemerkung ist zugleich ein gut geführter Hieb gegen die jetzt fast maßlos gepriesene Heimathkunst.

Leider ist der Schauspieler mehr als jeder andere Künstler von zwei Factoren abhängig: vom Publicum und der Kritik. Ersteres ist „auf alle Fälle unberechenbar und daher nur zu oft für den Fortschritt der Kunst und Cultur von hemmendem Einfluß.“ Letztere, die heut zu Tage am mächtigsten in den Tageszeitungen auftritt, ist meist das Erzeugniß „einer schlafsüchtigen Mitternacht und will vor Allem unterhalten, klatschen — und nicht aufklären“, kann also auch nicht die künstlerische Cultur fördern. Im Allgemeinen ist das Publicum mächtiger als die Kritik, bedauerlicher Weise aber nur nach der Seite des Schlechten hin. Auf der anderen Seite

wiederum hat es die Kritik, besonders jene, die sonderbare Wege zu gehen liebt, verstanden, ein im Grunde ganz unwahres, historisch und psychologisch in der Luft schwebendes Werk wie „Monna Vanna", in dem eine für die betreffenden Menschen unmögliche, geheimnißvoll tastende Sprache gesprochen und mit billigen Effecten gearbeitet wird, dem Publicum als ein Meisterwerk ersten Ranges anzuschwatzen.

Was wird der Schauspieler bei solchen Erscheinungen thun? Er richtet sich nach dem Erfolg und opfert schweigend seine bessere Einsicht; denn Kritik und Publicum sind schließlich die Götzen, zu denen er halb ärgerlich, halb ängstlich emporschaut.

Die „Neo-Impressionisten" in München.

Von Erich Felder.

Französischer Champagner in der Bierstadt ...

Ein waschechter Neger sitzt an der Casse der Neo-Impressionisten-Ausstellung, zu der die rührige „Phalanx" Münchens Kunstfreunde geladen hat. Die paar Besucher, die nicht draußen bleiben, erwarten sich denn auch eine „Mohrenhetz" und schimpfen oder spötteln, wenn sie die Bude verlassen.

Es hätte dieses Symptomes nicht gebraucht, um den Kenner aufmerksam zu machen, daß es sich hier um eine ernste Sache handelt. Das deutsche Publicum hat die Bekanntschaft mit den Neo-Impressionisten u. A. anläßlich der XVI. Ausstellung der Wiener „Secession" erneuert. Paul Signac, der Wortführer der Bewegung, der 1898 im „Pan" und späterhin in einem eigenen Werke „von Eugène Délacroix zum Neo-Impressionismus" sein Credo niedergelegt hat, war damals nicht vertreten.

Nun, Herr Signac reitet etwas zu schnell. An das Verfahren der Farbenzerlegung, immerhin darnach angethan „à épater le bourgeois", hat man sich nachgerade gewöhnt: eingedenk der Forderung, daß Bilder nicht beschnüffelt werden dürfen, hält sich der Biedermann in respectvoller Entfernung und erwartet von der Mischung der reinen Farben auf der Netzhaut, von der Wirkung der simultanen Contraste die verheißene, möglichst restlose Lösung künstlerischer Lichtprobleme. Was aber sollen uns dann, zum Kuckuck, die veilchenfarbigen, sonnenbeschienenen Bäume an der Wasserleitung von Auteuil? Herr Signac! Wenn Sie uns zu einem wissenschaftlichen Experimente einladen, fehlt uns die Märchenlaune, derlei zu glauben. Im Lande der Träume mag das Laub um des Tonklanges willen blauen, für die Sonne von Auteuil gilt bis auf Weiteres die von Meister Délacroix selbst höchsteigenhändig formulirte Bauernregel: „Die Bäume haben goldene und rothe Licht-Töne, blaue und leuchtende Schatten."

Rysselberghe ist wahrhafter als Signac, aber auch nüchterner, Maximilian Luce wieder trifft den einheitlichen Ton des Straßenbildes, aber er übertreibt ihn geflissentlich in mißverständlicher Auslegung der Maxime seines Vorbildes: „L'art c'est l'exagération à propos."

Das Streben, „alle Vortheile der Leuchtkraft, der Farbgebung und der Harmonie sich zu sichern", verleiht diesen innerlich verschiedenen Naturen ihre eintönige Serenität, die auf die Dauer ermüdet, wie das Lächeln einer Ballerine.

Die zum Theil ganz entfernten Verwandten, die den Vorkämpfern des Neo-Impressionismus nach München folgten, haben unter einander und mit den modernsten Münchnern das Eine gemeinsam, daß sie in erster Linie Coloristen sind. So auch Toulouse-Lautrec, der, mit der naiven Verdorbenheit eines verkommenen Kindes aus guter Familie, bei seinen Lasterscenen nie den guten Ton, die anerzogenen Formen verleugnet.

So auch Valloton, der mit dem linearen Feingefühle eines Harunobu die Körperwelt auf die Fläche überträgt. Von früher her wird man sich vielleicht seiner „Apfelbäume in der Normandie" und anderer plakatartiger Derbheiten nicht allzu liebevoll erinnern, aber wenn Valloton es z. B. darauf anlegt, einen rothen Kinderball, eine blaue Hausnummer als farbige Schlager auszutrumpfen, pointirt er sicherlich weit feiner als der gleichfalls auf Flächenwirkung ausgehende Guérin, der bei seinem dreist auf den Fleischton des Schweines gestimmten Circe-Bilde die qualligen Formen der Göttin, der Bäume gegen die geometrischen Linien der Beete ausspielt.

Den französischen Coloristen, den Bonnard und Vuillard, reiht sich ein Brüsseler College an, der den Vogel abgeschossen hat:

Den Namen G. Lemmen wird man sich merken müssen. Auf seinen Landschaften lassen die da und dort — wie Gott will — umherstehenden Ziegelhäuschen die zielsichere Composition vermissen: aber seine Intérieurs überzeugen uns sofort, daß wir bei einem Gentleman zu Gaste sind. Ueber die verschiedensten Licht- und Luftprobleme ist dieser feinsinnige Schilderer zu einer bei seinen Landsleuten nicht allzu häufigen, wohligen Weichheit und Tonigkeit des Colorits gelangt.

Da ist noch P. Laprade, einer der umstrittensten, rücksichtslosesten Rufer im Streite! Ein Schreier, wenn man will — aber seine Bilder haben den bethörenden Reiz des Urpariserischen.

Was rauscht und schillert nicht Alles in dem Worte „Paris!" Man denkt an duftende Spitzen, an bunte Puppen für große und kleine Kinder, an tricolore Affichen und schmelzendes Parkgrün — — dieses laute und doch lauschige Paris schildert uns Laprade in seiner Champagnerlaune, und man bleibt lange stehen und ärgert sich, daß solch' wahlloses Kunterbunt, dem die Besonnenheit eines Signac völlig abgeht, dennoch das Auge erfreut.

„Eine verfluchte Aehnlichkeit mit schlechten Witzen!" hat ein verzwiderter Kritiker kürzlich gemeint. Je nun, ein kecker Witz wirkt oft stärker als die besten Argumente, wenn er der Ausdruck der Empfindung ist. Und gerade die Empfindung, die „Unbekannte" also, die durch die Rechenexempel der Neo-Impressionisten strengster Observanz bestimmt werden soll, scheint bei manchen unter ihnen = 0 zu sein.

Unleugbar haben sie durch ihre festen Grundsätze zur Veredelung der Rasse das Ihrige beigetragen. Warum sie sich im künstlerischen Jungfrankreich nur spärlich fortpflanzen? Weil schließlich, auch in der Kunst, nicht der Verstand es ist, der zeugen lehrt, sondern die Sinnlichkeit!

Feuilleton.

Aha!

Von M. Zehme.

„Köstlich! Ich habe übrigens nur so unbescheiden gewählt, um mit Ihnen zu theilen."

Der Pfarrer Parlat, etwas weltmännisch angehaucht und mit dem Ausdruck des enfant gâté im rosenrothen Gesicht, goutirte im Augenblick allerdings mehr die Hand, die die verheißende Frucht von der Schale genommen und in die Höhe hielt, als den in Aussicht gestellten materiellen Genuß; diese Hand, die er schon kannte, als sie noch weich, rund und charakterlos seiner führenden sich überließ und deren Entwickelungsstadien bis zur Reife er verfolgte von Jahrzehnt zu Jahrzehnt.

Dieses Mal die ersten leisen Anfänge des Alterungsprocesses erkennend, amüsirte er sich im Stillen über den Kampf zwischen Naturgesetz und widersetzlichem Wollen, wenigstens so lange, bis ihm die Intimitäten seines eigenen Toilettentisches in den Sinn kamen. Im

Ernst, man mußte Haus halten mit dem geliehenen Gute und den Leib nicht weniger pflegen, als die Seele.

Mit noch vertieften Lachfältchen um die kleinen munteren Augen zog er die Obstschale zu sich hinüber, ein würdiges Pendant von anderer Sorte zu der gewählten Frucht suchend, um gleichfalls Halbpart zu machen. Da wurde er in seine Studirstube abgerufen.

„So bald als möglich wieder an Ihrer Seite, Baronesse," versicherte er mit chevaleresker Neigung des weißhaarigen Kopfes und ging dann etwas schiefschulterig, wozu ihn das letzte Decennium gemacht, hinaus, Baronesse Beate von Soltin eine Weile sich selbst überlassend.

Sie war die unvermählt gebliebene Schwester des Patrons dieser Ortschaft, führte ein Reiseleben mit Unterkunft in Pensionaten, dadurch ihre angeborenen Unabhängigkeitsgelüste immer mehr entwickelnd, brachte jedoch alljährlich einige Wochen auch in der Familie ihres Bruders zu.

So wurde sie der Heimath nicht fremd und nicht dem ledigen Pfarrhause, in dem sie heute den Besuch ihrer Nichte mit Bräutigam angekündigt hatte. Sie wollte das Paar hier erwarten und vorher ungestört plaudern können.

Jetzt allein begann sie geschickt und appetitlich die Birne aus dem Pfarrgarten zu schälen. Mit ihrem süßen Duften kam das Erinnern an die Jahre der Kindheit und Halbreife, die sie unter den Augen des Geistlichen verlebt hatte.

Sein Anpassungsvermögen und sein mildes Verständniß für alle blaublütigen Liebhabereien sicherten ihm schon als ganz jungen Geistlichen einen Platz im Hause des Patrons, und der war ihm geblieben.

Auf dem weiten Rückwege ihrer Gedanken fand sich ein Stein, über den Baronesse Beate stolperte, wobei ihr das Menschliche passirte, daß ihr das Blut in's Gesicht schoß und zwar gerade, als Partai nach abgekürzter Inanspruchnahme wieder bei ihr eintrat. Die äußerliche Wirkung dieser Reminiscenz ging ihm aber verloren, weil in seinen eigenen Wangen jugendliches Feuer brannte. Er war aufgeregt und warf sich deßhalb ungenirter wie sonst in das grüne Polster.

„Was einem die kleinen Mädchen mitunter doch für Scherereien machen können!" sagte er verdrießlich. „War eben wieder so 'ne glückliche Braut bei mir, steht vor'm Aufgebot. Sie aus einwandfreier Familie, er — na, er hat aus der Sturm- und Drangzeit her den Dorfschönen gegenüber nicht wenig auf dem Gewissen, was er nun endlich durch einen gottgefälligen Ehestand abbüßen will — so sagt man. Bon, ein Aergerniß weniger in der Gemeinde, obgleich mir's leid thut, daß auch die Beste dem gewissen je ne sais quoi solcher Sorte in's Garn ging. Und nun die Consequenzen kommen, gefallen sie dem Fräulein nicht. Immer wieder das alte Lied, ein einziges Mal eine Ausnahme zu machen und Gnade für Recht ergehen zu lassen. Sie sind doch noch über unsere strenge Kirchenzucht orientirt, Baronesse, die eine gewisse officielle Brandmarkung beim Trauacte vorschreibt, wenn der Lebenswandel der Betheiligten ein- oder beiderseitig nicht ohne Makel blieb? Na ja, das Täubchen ist rein, meine Hand leg' ich dafür in's Feuer, aber ich kann doch beim besten Willen den Eheliebsten nicht als „ehrliebenden" Junggesellen ausbieten! Und was mein eifriger Vorgänger einsetzte und ich vom ersten Tage meines Amtes hier Orts gehalten habe, wird auch diesmal geschehen: der Cantor wird sein Orgelspiel unterbrechen und der Küster die Altarkerzen löschen, während ich die Einsegnung des Ehrenmannes vornehme. Er selber wird ja leider kein Herzklopfen dabei bekommen, aber diese Exempel sind gut für die neue Generation. Es ist zweifellos, daß es namentlich den Mädchen gehörig an die Nieren geht, wenn ihnen der bräutliche Kopfschmuck und alle öffentlichen Ehrungen verweigert werden. Wir erzielten Resultate, Baronesse, mein Vorgänger und ich; wir stehen, statistisch nachgewiesen, in der Minderzahl der Fehltritte anderen Gemeinden gegenüber. Lohnt es sich da nicht, fest zu bleiben, Baronesse, und wenn die bittersten Thränen in den Schooß fließen? So fand mich auch eben der Versuchung lieblichstes Gesicht als gewappneten Mann, wer A sagt muß auch B sagen, warum nimmt sich das Mädchen einen ‚Gefallenen'!"

Der alte Causeur hatte sich in eine grundlose Hitze hineingeredet, denn der instinctiv gefürchtete Widerspruch von einer Seite, da er ihn nicht haben wollte, war schonend ausgeblieben.

Mit einem Sphinxgesicht hatte Baronesse Beate die duftende Birne zu Salat gehackt. Der Begriff „gefallen" vom andern Geschlecht war ihr immerhin neu, und ihr regsamer Geist beschäftigte sich mehr mit dieser Ausgeburt mittelalterlicher Kirchenzucht, die sich unbewußt und in naiver Lösung der brennendsten Frage näherte, als mit der Kleinen betrüblichem Schicksal.

Die kommt ja doch durch's Fegefeuer in den Himmel — abgethan, aber solches noch im zwanzigsten Jahrhundert! —

Draußen war ein Dogcart vorgefahren mit einem Schimmelchen erster Qualität im Gespann. Der Herr im Civil mit den Ueberresten rothblonden Haares warf dem Groom die Zügel zu und markirte aufmerksame Behülflichkeit bei dem zahmen Absprung der jungen Dame weiß in weiß, die an seiner Seite gesessen. Graf Edwin und Baronesse Wanda, das im Pfarrhause erwartete Brautpaar eines Vierteljahres, durchschritten den grünen Laubgang von der Straße bis zur gastlichen Thür und begegneten auf dieser kurzen Strecke der hübschen Bittstellerin, die sich bei der Pfarrköchin noch die rothen Augen gebadet hatte — ihr Liebster wartete ja draußen.

Trotzdem war dem Gesicht der Schmelz des empfangenen Thaues geblieben, was der gräfliche Bräutigam nebst einigen anderen körperlichen Vorzügen treffsicher constatirte. Baronesse Wanda erwiderte den Gruß des Mädchens herzlich, sie wäre gern einen Augenblick stehen geblieben, nach dem Kummer zu fragen, aber nur unter vier Augen.

An der Thür empfing Partai auch schon das Paar und führte es, von den durch Sport etwas gehärteten Fingern der jungen Baronesse spielerisch Besitz ergreifend, der wartenden Beate zu.

„Ihr seid wohl Schritt gefahren, Kinder?" fragte sie, dem Quasineffen die Hand zum Kusse reichend. Etwas spöttisch lächelnd entzog sie sie ihm jedoch vor der vollendeten Thatsache, als er sie augenblinzelnd in ihrer Innenseite mit seinen Lippen berühren wollte.

„Nein, theuerste Tante, wir haben bis zur Bewußtlosigkeit Croquett gespielt, ich sollte partout Revanche leisten, und Wanda verfolgte begreiflicher Weise das Unglück."

Sie war noch jung genug, bei dieser billigen Schmeichelei zu erröthen, wodurch wenigstens eine Farbe in das blaßblonde Gesicht kam.

„Ich bin übrigens als Bräutigam auf p. p. c. bei den Schwiegereltern, Herr Pfarrer," wandte sich Graf Edwin an Partai, „wollen deßhalb letzte günstige Gelegenheit benutzen, Ihnen à deux eine Bitte vorzutragen, meine kleine Braut hatte einen feudalen Einfall, doch ich überlasse ihr das Wort."

„O Edwin!"

„Aber natürlich —"

Und sie wuchs mit der Aufgabe, die ihr gestellt wurde, es brach sogar fast eine Spur von Temperament durch, als sie, die mattblauen Augen zu ihrem Seelsorger erhebend, mit unbewußt inbrünstigem Tonfall sagte:

„Liebster Herr Pfarrer, wir möchten uns nämlich am Tage unserer Vermählung nur als Kinder der Gemeinde fühlen und Sie bitten, von allen Rang und Titeln abzusehen. Der ‚ehrliebende Junggeselle' freit die ‚ehr- und tugendsame Jungfrau', und in diesem Sinne vollziehen Sie den Trauact nach altem Herkommen."

„Wird sich nett machen, der Gemeinde gegenüber — die Kirche soll nämlich auch nicht geschlossen werden," warf Graf Edwin ein, den verfrühte Altersérscheinungen aus der militärischen Carrière geworfen hatten, er schleifte z. B. ein Wenig den linken Fuß. Mit undefinirbarem Lächeln suchte er den Blick seiner kleinen Braut festzuhalten, Baronesse Beate dagegen beäugte gespannten Ausdrucks Partai.

Er hatte sich zu lange auf dem Parquet bewegt, um die Fassung zu verlieren. In den Augenwinkeln lachte sogar schon wieder die Freude, nämlich darüber, daß er die Hinterthür gefunden, durch die er aus dem Dilemma schlüpfen konnte. So sagte er:

„Kind, theuerste Baronesse, wie glücklich macht es mich, Ihr Leben einem Gatten anzuvertrauen, von dem Sie dessen überzeugt sind."

Graf Edwin spitzte die Lippen zum lautlosen Pfiff, beruhigte sich aber bei der ersichtlichen Eindruckslosigkeit dieser doppelsinnigen Versicherung auf seine Braut. Sie stand Gott sei Dank noch außerhalb des Begreifens, und so konnte er's nicht unterlassen, quasi dankend den Kopf gegen Partai zu neigen. Der hatte sich mit Grazie aus der Affaire gezogen und für solche Menschenexemplare hatte er ein gewisses Faible.

Baronesse Beate aber ward es mit einem Male zum Ersticken heiß in dieser Atmosphäre.

„En avant!" sagte sie, „wir wollen noch über Wolfsberg."

„Und unsere Vielliebchen?" frug Partai etwas kläglich, auf die maltraitirte Birne und den ungetheilten Apfel zeigend, „Sie wollten doch selbst — Baronesse —"

„Ja, das war vorhin! Zuweilen ändert man seine Meinung ja —"

Eine graziöse Geste mit der Hand, die sich leicht in dem schlanken Gelenke bewegte, gab ihren lächelnd gesprochenen Worten Nachdruck.

Draußen beim Dogcart erinnerte sich Graf Edwin plötzlich, einige Trophäen der gestrigen Jagd abgeben zu sollen.

„Gestatten, als Zeichen unserer Hochachtung!" sagte er, eine Schlinge gelbfüßiger Rebhühner überreichend.

Mit dem Ausdruck des befriedigten Gourmands nahm Partai sie in Empfang.

„Hier hat er doch nicht gesündigt," dachte er und ging langsam in's Haus.

Aus der Hauptstadt.

Facit-Sorgen.

Nicht jeden Wochenschluß macht Gott die Zeche. Aber wer bei dieser Abrechnung irgendwie betheiligt ist, der thut wohl daran, sein Soll und Haben zwischendurch des öfteren nachzusehen. Je schlechter die Geschäfte gehen, um so sorgfältiger muß die Buchführung sein. Bei der Gesellschaft mit unbeschränkter Haftpflicht „Deutsches Reich" steht — wie das immer so ist — die Generalversammlung der öffentlichen Meinung dem Aufsichtsrath des Reichstags und dem Vorstand der Regierung fast machtlos gegenüber, weil sie sich nicht auf sich selbst besinnt. An diesem

Mangel wollen wir nicht Alle schuld sein und darum jetzt einmal eine Zwischenbilanz aufstellen.

Zwei Eindrücke und leider sie ganz allein sind das Bleibende der verflossenen Verhandlungen und diese beiden stehen im schneidenden Widerspruch zu einander. Wie sie sich da schlugen und vertrugen, immer wieder bis zum Ueberdruß lief es darauf hinaus: es giebt nichts Wichtigeres, nichts Ernsthafteres als den Kampf mit der Socialdemokratie, und andererseits gab es nichts Lustigeres als diesen Krieg, der nach dem stereotypen „Heiterkeit — stürmische Heiterkeit“ in der Berichterstattung mit blutigen Witzen und schallenden Lachsalven geführt wurde.

Kinder verzieht man sich zur Angst und Plage und Erwachsene bringt man zum gemeingefährlichen Größenwahn, wenn man sich ausschließlich mit ihnen beschäftigt. Was der Mensch sich zum Lebenszweck macht, darin verbraucht er seine Kraft, und hat er es erreicht, ist er auch selbst am Rande seines Könnens. Das ist ein geheimnißvolles Gesetz, dem auch die Völker unterstehen. Wer sich nur zum Ziel setzt, ein Vermögen zu erwerben, dessen Reichthum bleibt unfruchtbar auch bei allem späteren eingebildeten oder wirklichen guten anderen Willen. Das Gros unserer Commerzienräthe ist deß ein trauriger Erweis. Hätte der erste Kanzler nur Oesterreich und Frankreich bei Seite schieben wollen, so hätten wir einen Metternich, doch keinen Bismarck erlebt. Alles Menschliche verwächst mit dem, was ihm Selbstzweck wird, und darum kann letzterer nie groß genug angelegt werden und darf namentlich niemals ein negativer sein. Wird Bestand oder Nichtbestand der Socialdemokratie die Hauptfrage der deutschen Zukunft, so wird selbst im günstigsten Fall die unterliegende Socialdemokratie ihre Ueberwinder noch entgeistet haben. Wie die westlichen Nachbarn im Starrblick auf das Loch in den Vogesen sich selbst bis zur Katalepsie hypnotisirten, das weckte unser spottvermischtes Mitleid. Nun allzuweit sind unsere Politiker nicht mehr davon ab. Wer hat es ohne Unwillen gelesen, daß ein Abgeordneter das Centrum pries, weil es durch Vorwegraffen der Kasernenmißhandlungen der äußersten Linken den Wind aus den Segeln nähme? Dies Lob war wahrlich ein staatsmännischer Liebesdienst! Wem stieg nicht das Erröthen hoch bei der unwidersprochen gebliebenen Zeitungsnachricht, daß zwei Minister telephonisch ihren großen Bruder im Reichskanzlerpalais trotz dessen Unwohlsein vom Kanapee aufjagten und zur Hülfe riefen, weil der schlimme August, wie es hieß, „donnern“ wollte? Was liegt daran, was Bebel sagt, wenn die Sache in sich recht und gut ist? Es trägt Verstand und rechter Sinn mit wenig Kunst sich selber vor, und wer seiner Sache vertraut, braucht keinen Vorbeter. Militarisirt soll unser Staatswesen sein. Wäre es nur wahr und wären unsere sogenannten Führer nur durchdrungen von dem ersten Gebot soldatischen Geistes, sich nicht vom Gegner den Kriegsschauplatz vorschreiben zu lassen, dann käme nicht bei jedem rothen Stimmenerfolg der Wahlen das klägliche Buller-Bulletin heraus: die Maulesel (das sind immer die anderen) sind schuld gewesen. Hätte jede Partei, hätte namentlich auch die Regierung ein praktisches und ideales, aber immer positives, immer die Gesammtheit berücksichtigendes Programm, und wollten sie nicht Alle vom Herumbalgen mit den Koryphäen der Debattirclubs und vom gedankenlosen Weiterwursteln vegetiren, so könnten sie den Gegner in den Schlachten, zu denen er sich stellen muß, auf's Haupt schlagen, und sie würden ihn geradezu vernichten, weil ihm nicht mehr alle die Suchenden zuliefen, die heute ihm anhangen, bloß weil sie bei den anderen auch nichts finden. Eben in dem Mangel eines in sich beruhenden Wollens und Handelns der in Betracht kommenden Kreise liegt das Minus der derzeitigen Bilanz, das die Leiter verschuldeten. Indeß eine andere Schuld ist noch größer.

Ein ernsthafter Kopf wird die unstreitige Thatsache, daß die Socialdemokratie die Massen verseucht und in der freien Arbeiterschaft nicht ein auf Werthschätzung der Arbeit beruhendes Standesbewußtsein, sondern das Gemeinsamkeitsgefühl des Pöbels gezüchtet hat, durchaus nicht verkennen, sondern in ihrer ganzen Schwere würdigen und beklagen. Allein wäre die Socialdemokratie als organisirtes Proletariat die einzige Gefahr, man könnte ihr sehr kühl gegenüberstehen. Wie die Wasserläufe eine natürliche Selbstreinigungskraft besitzen, so würde auch diese Strömung des Volkslebens die ihr überreichlich beiwohnenden Unsauberkeiten ausscheiden, und der Strom selbst, will sagen die Weltanschauung des vierten Standes, würde — das ist ein natürliches, ein historisches Gesetz — allgemach seinen ganzen Charakter abwandeln; eine Entwickelung, deren Beschleunigung selbstverständlich die wichtigste und edelste Aufgabe wäre. Die Weltanschauung der Massen ist ja *immer* nur das Ergebniß aus der geistigen Bildung der höheren Classe und der wirthschaftlichen Verhältnisse der niederen Classe in der *vorletzten Generation* vor ihr. So ist die Socialdemokratie das Product aus der classischen, monistisch-mechanischen Weltanschauung und dem gleichzeitigen Elend, welches die Technik und ihr Frohnvogt, die Fabrik, über die Industriebevölkerung im zweiten Drittel des vorigen Jahrhunderts gebracht hat.

Auf den Höhen der Wissenschaft ist inzwischen der leise, in den Niederungen des wirthschaftlichen Volkslebens der große Wandel schon deutlich erkennbar, und voll froher Zuversicht könnten wir über die 80 Häupter der großen Heerde hinweg dem natürlichen Werdegang der nächsten Dezennien entgegensehen, wenn nicht das Verbindungsglied zwischen den culturbestimmenden Geistern und dem eigentlichen Volkskörper des vierten Standes einem inneren Leiden anheimgefallen erschiene.

Wie zwischen Hirn und Muskeln die Nerven, zwischen Herz und Magen das Blut vermittelt, so hat die „allgemeine Bildung“, d. i. das Gros der Leute von Erziehung, die organische Function, die ideellen Errungenschaften eines Zeitalters und die materiellen Anregungen oder Widerstände seiner ökonomischen Verhältnisse in den breitesten Schichten auszugleichen. Und der Zustand dieses Mittelgliedes könnte Einen bange machen. Im Natur- und Geistesleben giebt es nichts Unbedeutendes. „Kleinigkeiten“ machen die Summe des Lebens aus. In Kleinigkeiten offenbart sich der Charakter. Ebenso macht das die großen schleichenden Krankheiten so gefährlich, daß ihre kleinen Symptome trotz ihrer Deutlichkeit so lange unbeachtet bleiben.

Daß gute Reden erst ihren Werth erhalten durch die Leistungen und durch die Arbeit, deren munteres Fortfließen sie begleiten, das freilich hatte schon manch warnende Stimme betont, welche die Jubelhymnen über den reichskanzlerischen Demosthenes und kriegsministerlichen Cicero für unsachlich hielt, die in Uebereinstimmung mit dem deutschen Genius meinte: „Ich kann das Wort so hoch unmöglich schätzen“, und die getroster wäre, wenn als der Sinn unserer Politik sich erweisen würde: „Im Anfang war die That“. Es kann einem weh thun, wenn man allenthalben hören und lesen muß, mit welchem „Witze“ unsere Excellenzen und unsere Abgeordneten die Gegner geblendet und geschlagen hätten.

Dahin also sind wir gekommen. —

Nicht die Gründe überzeugen, sondern die Lächerlichkeiten ziehen.

Man braucht kein Griesgram zu sein, um solchen Anstoß zu nehmen. Die formenfeine Ironie, der gedankengepaarte Witz, wie schön sind sie, wenn sie durch das Getümmel des Kampfes der Geister wie ein Sonnenfeuer von den blanken Waffen stahlharter Logik aufleuchten! Wie willkommen sollten sie sein, wenn ein Meister sie handhabte. Indessen gerade wer Humor und Satire liebt, wird erschreckend zurückfahren vor den Plattheiten und Fadheiten, bei denen häufig der Parlamentsbericht Heiterkeit, stürmische Heiterkeit, anmerkt und nach denen der Durchschnittsleser sucht wie der Kanarienvogel nach den spärlicheren Spitzsamenkörnern in seinem rübenvollen Futternapf.

Die officielle Presse der besseren Parteien hat vom Standpunkte der Vaterlandsliebe, der Wahrheit und des guten Geschmackes diesem bedauerlichen Hange des Witzereißens entgegenzutreten, nicht zu schmeicheln. Einst erhob sich die Scene zum Tribunal, heute droht die Reichstagstribüne zum Ueberbrettl auszuarten. Als im Reichshause noch die Minnigerode, Kleist-Retzow, Windhorst, Mallinckrodt, Reichensperger, Lasker, Bennigsen, Miquel, Forckenbeck, Stauffenberg saßen, da hatten wir ein Parlament von *Volksführern*. Heute haben wir nur *Volksvertreter*, überall nur Vertreter. Die Führer wollten wirken in erster Linie *für* das Volk; die Vertreter wollen wirken *auf* das Volk. Darum *gaben* die Ersteren Directiven, und darum *erwarten* die Letzteren Directiven, und wenn sie keine erhalten oder nicht verstehen, wollen sie sich und ihre Auftraggeber amüsiren. Nun denn, wir können uns große Männer nicht aus dem Boden stampfen: so müssen wir uns eben unsere kleinen ziehen.

Mehr Glauben an sich selbst, mehr *Selbstachtung* forderte Bülow im December von der bürgerlichen Gesellschaft. Um dieser einen Aufforderung allein sei ihm der böse Winter 1903/4 unvergessen. Eine unmittelbare Aufgabe erwächst damit der politischen, der Parteipresse.

Es ist ungereimt, ja widersinnig, das Anschwellen der Socialdemokratie aus wirthschaftlichem Elend und politischer Unterdrückung, aus der Zerfahrenheit der inneren Lage und mit ähnlichen Phrasen ableiten zu wollen. Niemals hat auf deutschem Boden eine solche Freiheit, ja Zügellosigkeit gegenüber der Obrigkeit bestanden; das beweist gerade am meisten das, was sich die Socialdemokraten herausnehmen dürfen. Daß andererseits zwar wirthschaftlich und sonst vieles für unser verfeinertes und vertieftes sociales Gewissen noch besserungsbedürftig ist, steht fest und soll auf den Leuchter gestellt sein, allein die Wahrhaftigkeit erfordert doch gebieterisch das Zugeständniß, daß (höchstens abgesehen von Adel und vielleicht Landwirthschaft) keine Gesellschaftsschicht und kein Stand als Ganzes genommen in der gesammten deutschen Geschichte von Karl dem Großen bis Wilhelm dem Großen es jemals besser gehabt, als gerade in unseren Tagen, und daß wir von dieser aufsteigenden Linie nur durch unsere eigene Schuld wieder abkommen könnten. Woher aber die allgemeine Verkennung dieser in die Augen springenden Thatsache? woher die beispiellose Undankbarkeit des heutigen Geschlechts? *Die Parteipresse hat daran schuld.* Jede einzelne Zeitung mag sich für die Ausnahme halten, wenn sie nur die Regel zugiebt und wenn sie zum Wohl des Staates, der Gesellschaft und nicht zum wenigsten der eigenen Partei zur Regel machen will, was jetzt die Ausnahme ist.

Wie liegen denn heutzutage die Dinge? Damit etwas geschehe, um zu zeigen, daß man noch da ist, hält der Abgeordnete X eine Rede, nicht bloß zur Sache, sondern zum Glanze der Partei. Spräche er bloß zur Sache, so wäre das zu wenig auffallend; darum speit er entweder Sensationen oder er träufelt Esprit, dem zuweilen eine Dosis künstlichen Charakters beigesetzt ist. Spräche er bloß zur und aus der Sache, so würde man ihn hören wenigstens dort, wo es ihm nach dem ganzen Sinn der parlamentarischen Institution am meisten ankommen müßte, nämlich bei der Regierung. So aber achtet Keiner auf das, was er sagt, sondern höchstens auf das *Wie*. Die Fractionspresse aber glaubt ihren Mann loben zu müssen bis über den grünen Klee, bringt seine Reden nach dem Stenogramm — streicht die Gegner zusammen und glaubt dadurch ihre Leser und durch sie womöglich deren Kreise mit

fortzureißen. Ein unfaßlicher Fundamentalirrthum! Honig ist eine sehr nahrhafte Kost und sehr gesund bei sparsamer Verwendung, aber zu dick gestrichen widersteht er dem Organismus gar bald. Am Parteihonig haben sich Hunderttausende den Magen verdorben und daher das krankhafte Bedürfniß nach Brechmitteln, nach Simplizissimus, Vorwärts u. dergl.

Wir Wähler sind — alles Andere ist Windmacherei — naturgemäß und selbstverständlich der unbedeutendste Factor im eigentlichen politischen Leben, das vielmehr in Parlamentsfraction und Fractionspresse seine Brennpunkte hat. Die Parteiblätter streichen ihre Abgeordneten heraus, und diese blicken ängstlich auf jene zurück. So werden beide kleinlich und darum unfähig, Großes zu wirken. Selbstverherrlichung auf Kosten aller anderen ist aber immer der Hochmuth, der dem Fall am nächsten ist. Die Wähler, die Leute abseits, die Zuschauer erfaßt ein Ekel an solchem Treiben, und so entstehen die rothen Genossen, die rothen Mitläufer. Daß die Socialdemokraten es nicht anders machen, thut denen keinen Abbruch; denn sie sind die principiellen Verkleinerer und Zerkleinerer und nehmen sich auch principiell davon nicht aus, siehe Dresden. Die anderen aber, wie sie da sind, versündigen sich an ihren Idealen, und wer seine Fahne nicht ehrt, verliert die Schlacht.

Selbstachtung, wie sie der Reichskanzler gefordert hat, ist nicht Selbstbeweihräucherung, sondern Selbstbesinnung. Die Männer der Parteienpresse, welche sich als die Treuhänder der Wähler gegenüber den Gewählten betrachten, dürfen ihre Federn nicht zum bedingungslosen Gutheißen aller Mätzchen und Winkelzüge der Vertreter ihrer Fraction, der Bloß-Witzlinge und der Bloß-Taktiker gebrauchen, sondern müssen diese vor ihr Forum ziehen, so oft sie ihre große Sache kleinlich und erbärmlich führen. Dann werden sie ihren wankenden Anhängern den Glauben an ihre Partei wiedergeben und die Fahnenflüchtigen zurück-, neue Freunde dazugewinnen. Vertieft sich der Deutsche in die Programme seiner Parteien, abgesehen von der einen, lediglich negativen, so muß er sagen, daß jede ein eigenartiges, jede ein aus sich verständliches, in sich verständiges, an sich achtungswerthes Ideal hat; betrachtet er ihre Presse und ihr parlamentarisches Gebahren, so sieht er, daß keine sich ihres Ideales würdig benimmt. Es geht eine Sehnsucht nach Großem, nach Zielklarem, nach Ueber-Alltäglichem durch unsere scheinbar so materielle Gesellschaft, die auf der Bank der Spötter sitzt, weil sie in allen Tempeln die Altarfeuer verloschen sieht. Aber wie gerne verließe sie diesen Sitz! Schiller führt einmal den Gedanken aus, daß der Dichter das Publikum hat, der es zu heben, zu sich emporzuziehen weiß. Die Presse aller Fractionen mag die Nutzanwendung daraus ziehen. Den Siegespreis im Kampf mit der Socialdemokratie, die Zukunft wird die Partei haben, die zuerst zu innerer Größe, streng nach innen, gerecht nach außen, sich aufrafft. Welche hiermit nicht den Anfang macht, wird bald am Ende sein und die neue Zeit, die kommen wird, nicht sehen.

Rudolf Berlincke.

Glossen zum russisch-japanischen Kriege.

V.

Mehr als zwei Monate Krieg! — Am 6. Februar d. J. brachen die Japaner in brüsker Weise die diplomatischen Beziehungen ab. Wer noch darüber in Zweifel war, ob das den Krieg bedeutete, dem öffneten die Vorgänge vor Port Arthur in der Nacht vom 8./9. Februar und die Vernichtung zweier russischer Kriegsschiffe am 9. bei Tschemulpo völlig die Augen. Mit berserkerhaftem Ungestüm setzte der Krieg ein, um dann fast zu versanden. Die fieberhafte Eile der Hersteller von Kriegskarten, der Zusammentrager von orientirendem Material über die beiderseitigen Heere wäre nicht nothwendig gewesen; es fehlte nicht an Zeit, diese Dinge im euhigsten Schrittmaß zu erledigen.

Versandung des Krieges! Der Ausdruck ist zulässig, wenn wir auch über die Maßnahmen der Japaner und über ihre Pläne verhältnißmäßig nur wenig wissen. Eingedenk der Erfahrungen in europäischen Kriegen — z. B. des ersten Hinweises der deutschen Heeresleitung 1870 auf den Linksabmarsch Mac Mahon's nach Sedan durch französische und englische Blätter — haben sie es verstanden, sich mit einem undurchdringlichen Schleier zu umgeben. Das ist für die wissensdurstige Mitwelt zwar wenig angenehm, aber vom japanischen Standpunkte aus sehr verständig. Und daher — wie auch auf Grund der Leistungen der Japaner im Kriege wider China 1894/5, sowie der allgemeinen Kenntniß ihres Heeres — darf man nicht ohne Weiteres annehmen, daß sie in Bezug auf den Zeitpunkt des Kriegsbeginnes unklug gehandelt haben.

Diesen festzusetzen, war Sache ihrer freien Entschließung. Sie konnten ihn hinauszögern um Monate, auch wenn sie die letzte russische Antwortsnote ordnungsgemäß zur Kenntniß nahmen. Im Gegentheil: Rußland erleichterte ihnen etwaige Verschleppungsabsichten ganz außerordentlich.

Wenn nun Japan Anfang Februar losschlug, so mußte das nach seiner Ansicht gerade der günstigste Zeitpunkt sein. Trotzdem ist den Russen Zeit geblieben, nicht schon ihre Feldarmee voll aufzustellen (darüber dürften noch 6—8 Wochen vergehen), aber doch sie nicht unwesentlich zu stärken; an ihrer empfindlichen, unendlich langen Verbindungslinie Verbesserungen vorzunehmen und namentlich rollendes Material auf die Ostseite des Baikal-Sees zu schaffen; den Norden der Bucht von Liaotung an den wichtigsten Punkten (Niutschwang) fortifikatorisch zu verstärken, was ja freilich Japan auch das Recht giebt, jene chinesischen Gebiete als nicht-neutral zu behandeln; Nordkorea auszufouragiren und zwischen der Bahn Mukden-Port Arthur und dem Yalu Stellungen einzunehmen, die den Erfolg japanischer Landungsversuche im Norden der Bucht von Korea (etwa bei Takuschan) in Frage stellen; endlich beschädigte Kriegsschiffe im Hafen von Port Arthur wenigstens theilweise wieder herzustellen, die Verpflegungsmittel dieses Hafens zu ergänzen und Forts nach der Landseite zu bauen: kurz, ihre durch einen starken Mangel an Vorbereitung zu Anfang des Krieges in mancherlei Beziehung recht ungünstige Lage ganz erheblich zu bessern. Das in Port Arthur eingeschlossene russische Geschwader hatte unter einem neuen Führer, dem mit dem „Petropawlowsk" untergegangenen Admiral Makarow, anscheinend sogar einige Unternehmungslust gewonnen, und wenn das Uebergewicht Japans zur See auch nach wie vor die Lage bestimmt, so läßt sich doch nicht voraussagen, was geschehen wird, wenn sich die russischen Schiffe in Port Arthur und Wladiwostok bis zu dem für den Juli d. J. verkündeten Eintreffen des russischen Ostseegeschwaders im Gelben Meere zu halten vermögen. In solchem Falle würde es dann erst zu der entscheidenden Seeschlacht kommen, wobei den Japanern freilich die Verfügung über die innere Linie ihr Werk erleichterte. Immerhin sollten sie mit allen Kräften dahin streben, bis zu jenem Zeitpunkt im Landkriege starke Erfolge zu erzielen und vielleicht das von der Seeseite uneinnehmbare Port Arthur (es ist Thorheit, regelmäßig von „Angriffen" der japanischen Flotte auf die Veste zu reden, während es sich für sie nur darum handeln kann, den Russen im Allgemeinen Schaden zuzufügen und im Besonderen möglicherweise die im Hafen liegenden Schiffe zu treffen oder die Wiederherstellungsarbeiten zu stören) von der Landseite zu bezwingen. Dafür ist Voraussetzung: die Beherrschung der südlichen Mandschurei in einer Weise, daß die Russen den Belagerern Port Arthurs nicht durch Entsendung von Truppen über die Halbinsel Liaotung in den Rücken fallen können.

Es zeugt von Klugheit der japanischen Heeresleitung, daß sie — allen auf die Einnahme Port Arthurs zielenden leidenschaftlichen Wünschen des Volkes zum Trotz — sich nicht auf vorzeitige Operationen wider diesen Platz eingelassen hat.

Warum aber die schleppende Führung der Operationen auf koreanischem Boden? Warum keine Landung an der mandschurischen Küste, wodurch allein die Festsetzung in der Südmandschurei rasch herbeigeführt werden könnte? Man muß fast annehmen, daß der japanische Kriegsplan ein Loch hatte: vielleicht war es die ungewöhnlich lange Dauer des Eises an der Küste; vielleicht auch der Wunsch, die „Systematisirung" Koreas, der neuen Schutzmacht, in aller Ruhe durchführen zu können. Die Zurückhaltung der Japaner in Korea ist so auffällig, daß man schon davon gesprochen hat, sie wollten grundsätzlich mandschurisches Gebiet nicht verletzen, sondern sich auf Korea beschränken. Damit wäre der Gipfel militärischen Unverstandes erklommen — was zu thun man den Japanern doch nicht zutrauen darf. Das feindliche Heer ist allemal das Operationsziel. Die Japaner müssen versuchen, es aus dem Felde zu schlagen, wo immer sie es finden. Tifteler, die das Gras wachsen hören, könnten indeß doch eine Auslegung für ein solches japanisches Verhalten finden. Wäre es nicht ein teuflisch-schlauer Gedanke, wenn sie mit drei Divisionen an der Nordgrenze Koreas und der überlegenen Flotte die Russen zwängen, Jahr aus Jahr ein in der Mandschurei 300000 Mann auf den Beinen zu halten und sich unter Unbilden des Klimas, sowie Verpflegungssorgen physisch wie finanziell zu verbluten? Ein phantastischer, kaum durchführbarer, einen starken Erfolg (den Gewinn Port Arthurs!) nicht verheißender und dem Charakter der Japaner nicht entsprechender Plan wäre das ...

Nun gäbe es aber doch noch eine bessere Erklärung für das zögernde Verhalten der Japaner, denn es auf örtliche koreanische Verhältnisse zurückzuführen, wie in mehrfachen, aus Petersburg stammenden Nachrichten geschehen, ist unzulässig. Wo die mit den Gegnern Fühlung haltenden russischen Streifcorps marschieren konnten, da konnten es auch die Japaner. Und gerade, als das Thauwetter und damit die Schlechtigkeit der Wege den Höhepunkt erreicht hatten, marschirten die Japaner vor! Der Yalu wäre von ihnen leichter zu überschreiten gewesen, so lange das Eis feststand: als es in's Treiben gerathen war, rückten die japanischen Spitzen in die von den Gegnern geräumte, auf dem linken Ufer gelegene Stadt Widschu ein. Natürlich müssen die Operationen in Korea mit etwaigen Landungsabsichten im Einklang stehen, und so ist es denkbar, daß die schon erwähnte vereiste Küste zur Zurückhaltung auf koreanischem Boden geführt hat. Wieviel Truppen dort stehen, ob 50000 oder mehr als 100000, ist mit auch nur annähernder Sicherheit nicht zu sagen. Zeit und Transportmittel hatten die Japaner genug, um 250000 Mann dorthin zu bringen, und die Erzählung von der überaus langsamen japanischen Mobilmachung ist sicherlich ein Märchen. Aber die Japaner werden die für Landungen an anderer Stelle bestimmten Truppen — der Kosten, wie der leichteren Verpflegungsmöglichkeit wegen — ungleich 1894 nicht erst sämmtlich nach Korea geschafft haben. Es ist sehr wohl möglich, daß z. Zt., wo ich dies niederschreibe, die Hälfte des mobilen Heeres noch daheim steht.

Noch eine weitere Möglichkeit. Vielleicht wollen die Japaner, das Ungestüm ihres Nationalcharakters verleugnend, einen möglichst soliden, Rückschläge nach anfänglichen Erfolgen ausschließenden Krieg führen und nehmen mit Rücksicht darauf die wachsende Verstärkung des Gegners bewußt in den Kauf. Auf eine solche Absicht deutet das angestrengte Arbeiten an den Bahnlinien Fusan-Söul (soll im October fertig sein) und Söul-Widschu (mitten in den Kriegswirren in Angriff genommen!) hin. Bei leichtherzigerer Auffassung könnten die Japaner sagen: was soll die Längsbahn durch Korea, wo wir dank der Herrschaft zur See jeden beliebigen Hafen zur Basis für unser Landheer machen können? Oder ob sie von undotmäßigen chinesischen Generalen, von Angriffen chinesischer Horden (Tschuntschusen) auf die Bahnlinie des Gegners etwas erwarten? Alles Fragen, auf die eine klipp und klare Antwort nicht gegeben werden kann. Aber das eine steht fest: noch liegt die strategische Offensive in den Händen der Japaner, noch schreiben sie dem Gegner das Gesetz des Handelns vor.

Japanische Unternehmungen von der Ostküste Koreas aus (etwa gegen Kirin) oder auch gegen Wladiwostok erscheinen unwahrscheinlich oder doch auf jeden Fall nebensächlich. Keinen größeren Fehler könnten die Japaner begehen, als wenn sie ihre Streitkräfte in unzusammenhängenden Operationen verzetteln wollten.

* * *

Für die Russen wäre es das Zweckmäßigste, wenn sie ihre wohl feste, aber sowohl zu Lande, wie namentlich vom Meere her zu umgehende Stellung am unteren Yalu dem ersten ernsten japanischen Druck gegenüber räumten und auf die Bahnlinie (nächster Punkt Liaoyang) zurückgingen. Denn erstens können sie den Japanern, von den schon erwähnten Landungen an der Küste im Rücken abgesehen, den Uebergang kaum längere Zeit verwehren. Trotz der kläglichen englischen Niederlagen am Tugela 1899/1900 besteht die alte Kriegslehre, daß Flußübergänge einem energischen Gegner niemals auf die Dauer zu verwehren sind, noch voll zu Recht. Zweitens aber betrachte man einmal die Lage eines russischen Armeecorps, denn ein Armeecorps wäre dort nöthig, am Yalu. Es ist in Bezug auf seine Verpflegung und sonstiges Kriegsmaterial ganz und gar auf die Nachfuhr von der nächsten Bahnstation (Liaoyang) angewiesen. Die Entfernung beträgt in der Luftlinie etwas über 200 km und die einzige recht schlechte Verbindungsstraße führt über Berg und Thal, über Stock und Stein, genau wie die koreanischen Straßen. Genau wie diese leidet sie, da ungepflastert, unter den Frühlings-Regengüssen. In Bezug auf die rückwärtigen Verbindungen sind die Russen am Yalu tausendmal schlimmer daran, als die Japaner. Von Söul aus waren letztere ungefähr in gleicher Lage wie die Russen, von Tschinampo aus bereits in einer günstigeren und jetzt fahren ihre Vorrathschiffe bereits nach Yongampo an der golfartigen Erweiterung der Yalumündung. Das ist eben der Vortheil der Seeherrschaft!

Aber trotz dieser ganz klaren, selbstverständlich auch Kuropatkin nicht verborgenen Lage, ist es sehr zweifelhaft, ob die Russen das einzig Verständige thun werden. Ihr Stolz bäumt sich auf gegen ein Sichrückwärtskonzentriren, das nun einmal in der allgemeinen Werthschätzung einen üblen Beigeschmack hat und wie die Kriegsgeschichte zeigt, in Folge dessen nicht selten trotz klarer militärischer Einsicht unterbleibt. Der Russe soll vor dem verachteten schlitzäugigen Asiaten zurückgehen? Truppen und Führer werden sich dagegen sträuben.

Und ein Quentchen Berechtigung liegt doch auch wieder darin. Zu den Imponderabilien im Kriege gehören moralische Erfolge. Man kann sie nicht ziffernmäßig bewerthen, nicht in ihren Folgen genau abschätzen, aber sie sind da und wiegen manchmal bleischwer. Ein freiwilliges Zurückweichen der Russen würde vom Gegner als ein unmittelbarer Erfolg eigener Kraft angesehen werden und den Geist seiner Truppen mächtig heben. Und mehr als das: auch der chinesische General mit dem Heidennamen Ma würde im Respect vor den lieben Russen höchst wahrscheinlich ein wenig nachlassen und die russenfeindlichen Räuberhorden könnten zu neuen Streichen wider die Bahn, den Lebensfaden des russischen Heeres, ermuthigt werden. Aber trotzdem —, der einzig vernünftige Wahlspruch für die Russen heißt: zurück vom Yalu. Mag damit auch ein Stück Landes aufgegeben werden, das die Russen bereits als ihr unantastbares Eigenthum anzusehen sich gewöhnt haben.

* * *

Dem Berufsofficier aller Länder schlägt das Herz stärker, wenn irgendwo in der Welt die Völker auf einander schlagen. Nicht aus berufsmäßigem Blutdurst oder ungezügeltem Thatendrang — denn zu activer Theilnahme kann er nur auf dem Wege des Abschiednehmens oder der Fahnenflucht gelangen und auch dann stellt sich ihm noch die Schwierigkeit entgegen, daß alle großen Mächte nur eigene Bürger einreihen — sondern um zu lernen. Die alten Kriege genügen nicht voll für diesen Zweck, denn die den heutigen Krieg entscheidenden Feuerwaffen sind seitdem mächtig vervollkommnet und sie allein bestimmen die Taktik. Auch andere Erfindungen und Neuerungen gilt es zu erproben, und zwar in weit größerem Umfange, als im Burenkriege. Und welche Revolution hat dieser nicht schon auf einzelnen militärischen Gebieten hervorgerufen!

Ostasien hat uns schon heute mancherlei gelehrt. Von Neuem ist — durch die Mängel auf russischer Seite — auf die nicht hoch genug einzuschätzende Bedeutung der Kriegsvorbereitung hingewiesen worden: Rußland trumpft auf und ist nicht in der Lage, seiner Politik durch Waffengewalt Nachdruck zu geben. Torpedoboote, Unterseeboote, Gebirgsgeschütze muß es nach Kriegsausbruch unter dem Hochdruck der Noth in Angriff nehmen, ebenso die Fabrikation der Rohrrücklauf-Feldgeschütze beschleunigen. Bei der überhasteten Ausführung kann unmöglich viel Gutes herauskommen ...

Mobilmachung? Man weiß noch nicht viel darüber, wie sie sich hüben und drüben vollzogen hat oder vollzieht. Ein europäischer Maßstab ist da natürlich nicht anzulegen, und deßhalb gewährt es ein reines Vergnügen, wenn man ein italienisches Fachblatt sich über die mobilitomaniaci ereifern sieht, d. i. über die von ihm für maßlos thöricht gehaltenen Leute, die mit unermüdlicher Sorge daran arbeiten, daß das Heer 1, ½, ¼ Tag früher mit der Mobilmachung fertig ist. Ostasien habe ja gezeigt, meint das Blatt, wie weit Kriege ihren Schatten vorauszuwerfen pflegen und daß es auf ein paar Tage, ja ein paar Wochen bei der Mobilmachung gar nicht ankomme ... Ein netter Bundesgenosse!

Bewährt haben sich bereits die Torpedos, und zwar in dem Maße, daß die Amerikaner, die in ihre neuen Kriegsschiffe keine Torpedo-Abschuß-Vorrichtungen mehr einbauen wollten, schleunigst Gegenbefehl gegeben haben. Dazu verfuhren die Japaner in der Nacht vom 8./9. Februar d. Js. noch falsch, indem sie ihr Torpedobootgeschwader theilten und nur 6 Boote zum Angriff auf die vor Port Arthur ankernde russische Flotte verwandten. Nach Admiral Kube müssen auf jedes feindliche Kriegsschiff 2 angreifende Torpedoboote gerechnet werden; sonach hätten die Japaner vor Port Arthur nicht 6, sondern 24 aussenden müssen!

An Unterseebooten, die bei Port Arthur die wichtigsten Dienste hätten leisten können, fehlt es, so viel bekannt, auf beiden Seiten gänzlich.

Von hohem Interesse wird sein, ob das 6,5 mm Gewehr und das Federsporn-Feldgeschütz der Japaner sich bewähren werden, desgleichen das Rohrrücklaufgeschütz der Russen, falls es ihnen thatsächlich gelungen ist, solche Geschütze für Ostasien fertig zu stellen. Was das japanische Gewehr betrifft, so wird zum ersten Male im wirklichen Kriege ein so kleines Caliber erprobt: eine Sache von allergrößter Wichtigkeit.

Auch in Bezug auf Bekleidung und Ausrüstung des Soldaten, die Verwendung drahtloser Telegraphie, neue Sanitätseinrichtungen u. s. w. verspricht der Krieg eine große Erfahrungs-Ausbeute. Für uns hat es sodann besonderes Interesse zu sehen, in welchem Grade die russischen Führer ihrer Aufgabe gewachsen sind, und die ganze Welt interessirt, ob den Satzungen des Völkerrechts nachgelebt werden wird. Ich befürchte, daß da nicht viel Erfreuliches zu vermelden sein wird.

Major a. D. Karl v. Bruchhausen.

Aus unseren Kunstsalons.

Englische Radirer.

Ein Anschauungsunterricht für das große Publicum und für viele unserer Graphiker, ein Fest für den Kenner und Liebhaber, das ist die Ausstellung, die der Dresdner Kunsthändler Ernst Arnold in unserem Künstlerhause veranstaltet: gegen 450 Radirungen von 31 englischen Meistern der Aetzkunst. So ziemlich alle bedeutendsten Vertreter dieser vornehmsten Griffelkunst sind hier beisammen. Eine so vollständige englische Sammlung war in Deutschland wohl noch nie zu sehen.

Was Einem vor Allem auffällt, mit Achtung, Bewunderung, vielleicht auch mit — Neid erfüllt, das ist die große Tradition, die hier zu Tage tritt. Eine zweifache. Wie immer, wo auf dem Gebiete der Kunst Großes erreicht ward. Eine Tradition für den Schöpfer und eine für den Empfänger, der dann so wieder auch selbst zum Schöpfer wird, mittelbar, indem der Liebhaber den Künstler anregt, unterstützt, durch materielle Förderung auch geistig fördert. Und, wo die Nachfrage so stark und dabei anspruchsvoll ist, kann das Angebot quantitativ und qualitativ eine solche Höhe erreichen.

Das ist die zweifache Tradition einer Kunstpflege. Dazu kommt aber noch was Anderes: die liebe- und verständnißvolle, lang fortgesetzte Pflege bewirkt eine Tradition der Technik. Die Schule zeitigt einen Styl. So kommt's, daß man eine englische Radirung ihrem Ursprunge nach sofort richtig bestimmt. Und doch nichts von einer Monotonie zu spüren; vielmehr immer Bethätigung einer Eigenart, aber nicht etwa in originalitäts- und verblüffungssüchtigem Experimentiren, oder in „geistreichen" Spielereien.

Den Besucher wundert's vielleicht, daß die Landschaft und das Städtebild so sehr überwiegt. Es hat aber seinen guten Grund. Nicht

bloß insofern, weil die Radirung für die Landschaft die reichsten Ausdrucksmittel zur Verfügung hat. Mehr noch darum, weil, wo wir uns auf dem Continent mit einer Ansichtspostkarte, im besseren Falle mit einer guten Photographie begnügen, der Engländer sich ein Kunstwerk gestattet. So finden wir eine Menge von Radirungen, die Motive aus allen Gegenden Englands und Schottlands, aus Venedig und Florenz, Rom und Bologna, Holland und Spanien festhalten — Straßen und Plätze, Meeresküsten und Flußufer, Paläste und Kathedralen, Fischerdörfer und Schmieden, alte Burgen und neue Brücken, Hafenkais und Schnapsläden, Jahrmärkte und Erndtescenen, Berglandschaften und Viehweiden, Gewitterstürme und Sonnenuntergänge, Mondnächte und Dämmerungen. Dazwischen Interieurs: Kirchen, wo Messen gelesen werden, eine Kneipe mit speisenden Arbeitern, Weber, Schmiede bei der Arbeit; dann wieder Allegorisches, frei erfunden oder Illustration zu Dichterwerken, einige Bildnisse und eine Fülle von Studien, Bäume, Architektonisches, Costüme, Figuren. In der Technik die gleiche Vielseitigkeit: feinste Strichmanier und farbig wirkender Tonwerthe; kalte Nadel und Aquatinta, Schabkunst, Mezzotinto, verni mou; je nachdem, ob man bloß mit Linienwirkung auszukommen glaubt, oder aber coloristische Stimmung erzeugen will.

Man weiß, was ein J. M. N. Whistler, der hier allein mit ca. 25 Blättern vertreten ist, mit einigen spinnwebenzarten Strichen und minimen Punkten auszudrücken vermochte. Er steht darin nicht allein da. Ch. F. Watson, Oliver Hall, David Y. Cameron, Minna Bolingbroke, Francis J. Thomas, Frank Laing u. A. noch stehen ihm in einigen Blättern darin kaum nach. Und dieselben Künstler greifen dann wieder zu ganz anderen Ausdrucksmitteln, — bisweilen auf demselben Blatt —, wenn es gilt, in erster Linie Stimmung zu geben, wie Jos. Pennell in der Abendscene auf dem Bahnhof Charing Croß und in „Alcantara-Brücke" oder Watson im Motiv aus dem Swanthal in Yorkshire, Thomas in dem von Chateaudun bei Rouen, Miß Pott in der Burg zu Corfe, während das Dorf Corfe wiederum feinste Nadelarbeit zeigt, Hall in der Burg zu Lancaster u. s. w. Einen besonderen Platz beansprucht Frank Short: seine Schabkunst- und Aquatintablätter nach Turner sind Wunder der vervielfältigenden Kunst; aber seine Originalradirungen, z. B. die Mondnacht an der Küste, die in drei Plattenzuständen vorliegt, sind nicht minder reizvoll.

Wiederum mit anderen Mitteln arbeiten Künstler, wie Alphonse Legras, der zum Engländer gewordene Franzose, der so viel für den künstlerischen Verkehr des Inselreichs mit dem Continent thut, wie William Strang, der u. A. Illustrationen zu Kipling's Erzählungen giebt, Alfred East, der feinfühlige Impressionist, dessen Eichen sich wie Blätter in Sepia-Malerei ausnehmen, Charles Holroyd, der in der „Legende" und in der „Hohen Messe" an kräftige Holzschnitte erinnert, oder gar wie Brangwyn, der die Kraft und Tiefe einer Holzbrandmalerei erreicht. Das ist Alles großzügig, mitunter herb, mitunter schwungvoll, immer — meisterlich. Legros' Todtentanz ist kühn und leidenschaftlich bewegt im Entwurf, Strang's junger „Puritaner" macht den Eindruck einer Rembrandt'schen Helldunkelmalerei in Oelfarben ...

Aber es sei genug der Beispiele. Ich füge nur noch hinzu, daß durchaus nicht Short allein Arbeiten in verschiedenen Plattenzuständen zeigt. Das macht diese Ausstellung noch lehrreicher. Doch vor Allem sei ihr hoher künstlerischer Genuß betont.

* * *

Daneben verfällt alles Andere, was jetzt im Künstlerhause zu sehen ist. Auch Waltenberger's Colossalbild, das eine Reichstagssitzung während einer Rede Bülow's schildert. Die Politiker werden die vielen lebensgroßen Porträts interessiren: Bülow, Graf Posadowsky, Graf Ballestrem, Fürst Bismarck u. s. w.; der Maler aber wird bedauern, daß nicht durch stärkere Contraste von Hell und Dunkel, durch reizvollere Linienwirkung, durch packendere Gruppenbildung ein — malerischer Eindruck erzielt ist.

Paul Cézanne.

Das ist die Ueberraschung, die uns Paul Cassirer bietet.

Cézanne — das ist ein Programm, ein Schlachtruf. Heute. Also sozusagen: retrospectiv. Denn bekanntlich ist der heute 65jährige erst vor ein paar Jahren wieder entdeckt worden. Anläßlich der Pariser „Centennale", auf der er den ihm gebührenden Platz erhielt neben Renoir und Manet. Fast möchte man von ihm sagen — er ist größer als die Beiden. Jedenfalls der überzeugteste Anhänger des Dogmas vom Impressionismus strengster Observanz, der rücksichtsloseste Vorkämpfer. Emile Zola hat ihm vor mehr als 20 Jahren schon ein Denkmal gesetzt. Denn Cézanne, nicht Manet, wie man lange Zeit irrthümlicher Weise annahm, ist das eigentliche Urbild des Claude Lantier im Künstlerroman „L'Oeuvre". Daß man das auch erst so spät erkannte, ist ein Beweis dafür, wie sehr im Verborgenen Cézanne arbeitete und schuf, was übrigens bei ihm gleichbedeutend ist. Und es ging ihm schlecht genug im Leben, wie Claude Lantier. Wenn man jetzt seine Bilder bei Cassirer sieht, könnte man geistreicheln: er lebte von Zwiebeln und Eiern, Früchten und Brod, Cidre und schlechtem, rothem Landwein und er hatte nur Frauen und Mädchen in seinem Umgang, die sich schlecht anzogen. Vielleicht war's auch wirklich so. Was verschlägt's für die Kunst? Wie er diese Zwiebeln und Eier, dieses Brod und Obst, diese simplen Flaschen und irdenen Krüge, diese schlecht sitzenden, ärmlichen Kleider und schlichten Frisuren malt — darauf kommt es an. Und auf der geräuschvollen, bilderwimmelnden Pariser Ausstellung 1900 erkannte man plötzlich, daß in der Lösung dieses „Wie" etwas Meisterliches sich bethätigt, etwas das geradaus schreitet auf's Ziel los, mit brutaler Consequenz nur der Mittel sich bedienend, die einmal für richtig erkannt wurden. Das Urtheil der Welt? Pah! Nicht einen Sou giebt er dafür. Ja — schließlich signirt er nicht einmal mehr seine Bilder. Das thut heute weiter nichts. Man erkennt sie jetzt ohne Weiteres an der Structur und an der Farbe, der festgefügten Structur, den oft vielleicht hart wirkenden Localtönen. Denn nicht immer ist Cézanne auch Alles gelungen; nicht immer erreichte er Alles, was er wollte und auf ein zeichnerisches Vorbeihauen kam es ihm erst recht nicht an. Aber man sehe sich die Köpfe dieser beiden Maurer in der Schenke an: sie leben trotz der einfachsten Ausdrucksmittel. Und wie stehen sie im Ton so überzeugend zur Hinterwand und in der Luft des schmutzigen, düsteren Raumes. Oder das Bild mit den knallrothen, grasgrünen und quittengelben Aepfeln und dem grünen Tonkrug — ist's nicht rein malerisch wundervoll erfaßt, wie auch die Frau in der schwarzen Mantille mit den unmöglich sackigen Händen? Und erst das große Männerbildniß, das förmlich aufgemauert ist aus zahllosen pastosen Farbstücken, daß es sich in der Nähe wie Mosaik ausnimmt. Dann einige der Landschaften: wie ist da der Sommerdunst so überzeugend gegeben; z. B. in „Mon jardin" oder in dem größeren ganz auf Blau gestimmten Bilde, oder in der Spätsommerstimmung an der Seine. Uebrigens etwas von „Stillleben" steckt in jedem Bilde Cézanne's, ob's nun eine Landschaft darstellt, oder gar ein Bildniß. Immer überwiegt die farbige Sachlichkeit, erfaßt mit dem Auge eines Malgenies ...

Man muß Cassirer für diese Ausstellung vom kunstgeschichtlichen Standpunkt aus Dank wissen: sie füllt eine Lücke aus für den, der sich speciell mit der Geschichte des Impressionismus beschäftigt.

* * *

Ein epochemachendes Werk aus diesem Werdegang führt auch der Breslauer Eugen Spiro eben dort vor: eine ausgezeichnete Copie von Manet's „Olympia". Dazu giebt er eine Reihe eigener Bilder, die aber nur beweisen, daß er als Copirer das Wesentliche des Impressionismus sehr wohl zu erfassen weiß, nicht immer aber auch, wenn er selbstschöpferisch wird.

J. Norden.

Während der nächsten beiden Monate

führt in meiner Abwesenheit Herr Dr. Heinrich Ilgenstein, Berlin W, Regensburgerstr. 27 I, die Redaction der Gegenwart.

Richard Nordhausen.

Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W 30, Gleditschstr. 6; Expedition: Berlin W 57, Kaplerstr. 41. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Nr. 20. Berlin, den 14. Mai 1904. 33. Jahrgang.
Band 65.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt:

Das deutsche Volksthum und das Trugbild der lateinischen Rasse.

Von Kurd von Strantz.

Die bedauerliche deutsche Fremdenliebe hat auch in der Rassenforschung wunderliche Blüthen der Verkennung des eigenen Volksthums und seiner germanischen Wurzeln gezeitigt. Zuerst setzte eine wahre Keltenverehrung ein, obwohl der keltische Schlag im Unterschied zum Germonenthum überhaupt schwer nachweisbar ist, sodann folgte der Abscheu des reindeutschen Südwestens gegen den vermeintlich slavischen Osten, bis schließlich ziemlich unhaltbare Muthmaßungen über eine ausgedehnte Rassenmischung aufgestellt wurden, die unserer antinationalen Weltbürgerlichkeit entsprachen. Der scheinbar ruhige deutsche Denker liebt die Gegensätze, während das Richtige gewöhnlich in der Mitte liegt. Es darf daher kein Wunder nehmen, daß sogar der germanische Volksbegriff in ein höchst zweifelhaftes Arierthum aufgelöst wurde, dessen Ursitze natürlich Iran oder Indien bildeten, obschon dessen arische Bevölkerung längst im dunkelfarbigen Rassenbrei der unterjochten Stämme aufgegangen ist. Erfreulich war lediglich die fast zur Gewißheit gewordene Annahme, daß die Stammsitze unserer Altvordern nicht in Mittelasien auf dem Pamir, sondern in Norddeutschland an der baltischen Küste zu suchen sind. Der Naturforscher Krause (Carus Sterne) hat wohl zuerst in seinen „Trojaburgen“ und „Tuiskoland“ den Beweis für diese Vermuthung angetreten und ist mit scharfer Unterscheidung des gemeingermanischen und arischen Wesens den Spuren unseres Volksthums in der alten Welt nachgegangen.

Hentschel*) kann man in seiner „Varuna“ den Vorwurf nicht ersparen, daß er durch Gleichsetzung beider Begriffe überall ein verschwommenes, unsicheres Arierthum muthmaßt, sogar die bestimmten Kennzeichen des Semitenthums auflöst und sich schließlich mehr mit den längst entarteten Hindus und Griechen, als mit seinen doch noch ziemlich rein erhaltenen deutschen Stammesgenossen beschäftigt, die er in Uebereinstimmung mit der irregeleiteten allgemeinen Meinung viel stärker mit Kelten und Slaven vermischt ansieht, als es die Geschichte und Rassenforschung onzunehmen gestatten. Gerade die Arierverhimmelung hat der Achtung unseres eigenen Volksthums geschadet. Unsere unselige humanistische Vorbildung leistet diesem Streben zwar leider Vorschub, da natürlich die „ollen“ Griechen und Römer als höchst zweifelhafte Vorbilder mit Vorliebe angeführt werden und häufig sogar als nahe Stammverwandte gelten. Thatsächlich stehen uns die Römer rassenhaft ganz fern und die Hellenen als thrakische Abkömmlinge sind volklich uns unähnlicher als die Kelten und Slaven. Das classische Gymnasium und unsere sogenannte gelehrte Bildung halten uns im Banne einer antinationalen und undeutschen Erziehung und Bildung, die uns die Grundlagen unseres Blutes und Wesens gröblich verkennen lassen. Wir sind viel weniger körperlich das Erzeugniß einer übergroßen Volksmischung, als geistig die Sclaven einer volksfremden Gesittung, die auch die Trennung der Gebildeten vom gewöhnlichen Mann verschuldet hat.

Schwarzhaorigkeit und Kurzschädel werden häufig als Beweis des Nichtgermanenthums erheblicher deutscher Volkstheile angeführt. Wie ist es aber zu erklären, daß sich diese Kennzeichen in sonst blondhaarigen und langschädligen Familien rassereiner Inzucht finden? Die dunkeln Hoare werden auf keltische Blutmischung zurückgeführt. Aber die Kelten waren rothblond, blauäugig und langschädlig, überhaupt körperlich den Germanen fast gleich. Nur die Inselkelten, wie Iren und Bretonen sind rothhaarig und häufig Breitschädel. Jedoch gerade im sogenannten reinen Deutschland findet sich diese angeblich ungermonische Art der dunleln Haare und Augen. Ganz Nordfrankreich ist blond, helläugig und meistens langschädlig, obschon dessen germanische Bewohner sich mit den Kelten nachweisbar vermischt haben. Die Dunkelfarbigkeit Südfrankreichs ist indessen nicht die Folge des überwiegenden Keltenthums, sondern iberische Einflüsse und der Völlerbrei des römischen Reiches, sowie das weiche Klima haben die blonde, langschädlige keltogermanische Art verdorben. Im westgothischen Tonlouse habe ich übrigens selbst noch manche reine germonische Ueberbleibsel der einstigen westgermanischen Gebieter gesehen.

Die Gelehrten sind in dem Wohn befangen, doß überall in den deutschen Grenzgebieten starke Blutmischungen stattgefunden haben. Sie übersehen dabei, daß vielmehr unser Volksthum weit über die heutigen Staatsgrenzen hinausgreift.

*) Wilh. Hentschel, Varuna, Leipzig 1902, Fritsch. Das Buch ist sonst als Pfadfinder des Semitismus in unserer Cultur und Widersacher aller undeutschen syrisch-semitischen Elemente trotz schlimmer Schrullen ein ganz verdienstliches Werk.

Die Wallonen*) sind romanisirte Vlamen, d. h. Franken, die natürlich volklich auch den benachbarten, fast rein germanischen Nordfranzosen gleichstehen. Schon Cäsar bezeichnet die keltischen Belgen als stark germanisirt, sie selbst sähen sich als Germanen an. In den Alpen mögen die dunkelhaarigen Rhäter sitzen geblieben sein, aber die alemannischen Schweizer haben sie sicherlich größtentheils so aufgesogen, daß sie bloß noch in Graubünden rassenhaft kenntlich sind. Das Gerede von der keltischen Urschicht Süddeutschlands ist schon auf seine Unrichtigkeit zurückgeführt, da die dunkle Farbe des Südens sicherlich nicht keltisch ist, sondern der mittelländischen Rasse angehört. Uebrigens ist ja sogar Oberitalien fast rein germanisch. Nicht nur die Ostgothen und Langobarden, auch die Bajuvaren und Alemannen sind der Grundstock der nur romanisirten dortigen Bevölkerung. Die Römerfahrten führten stets frisches Blut in die Alpenhänge und die Po-Ebene. Besonders der alte Adel ist reichsdeutsch.

Aehnlich liegen die Verhältnisse im ganzen deutschen Osten, das habsburgische Donaureich einbegriffen. Man spricht stets von der slavischen Mischbevölkerung bis zur Elbe und Saale. Man vergißt jedoch, daß bei dem Zurückwogen der germanischen Welle diese auf alte germanische Reste stieß, die nie die Tiefebene und die Randgebirge verlassen haben. Die Semnonen in der heutigen Mark sind nicht ausgewandert, ebenso verblieben beträchtliche Volkstheile der Quaden in den Sudeten und Karpathen. Andererseits reichten die germanischen Stämme bis Moskau, in dessen Nähe die Bastarnen hausten. Auch sie haben sich nicht den gothischen Heerzügen nach dem verderblichen Süden angeschlossen. Außerhalb der schützenden Gebirgswälle sind diese Volksgenossen freilich verslavt, aber wenigstens im Bereich des späteren deutschen Siedlungsgebietes wieder verdeutscht. Daher ist es unrichtig, in Pommern, Mecklenburg, der Mark Altpreußen und Nieder- und Mittelschlesien von einer Mischbevölkerung zu sprechen, abgesehen davon, daß die wirklich wendischen und polnischen Elemente einfach mit dem Schwert vernichtet wurden. Daher der Unterschied mit den baltischen Landen, wohin der deutsche Bauer dem Ritter und Kaufmann nicht folgte. Die Germanisirung wurde ebenso versäumt, wie in den slavischen Gebieten Oesterreichs, wo sogar eine Slavisirung der deutschen Einwanderer seit dem Mittelalter stattfand. Im Küstenland erlagen die Deutschen selbst den höchst minderwerthigen Slowenen. Natürlich kann von völliger Rassenreinheit nicht die Rede sein und stimme ich darin mit meinem Freunde und Gesinnungsgenossen Dr. Albrecht Wirth**) überein. Aber auch dieser weitgereiste, praktische Rassenforscher steht mir noch zu sehr im Banne der Kelto- und Slavomanen, die besonders den Osten gar nicht kennen.

Die slavischen Familiennamen unseres Nordostens sind den Ortsnamen entlehnt, die besonders die durchweg deutschen Edelinge annahmen, wie die v. d. Wickerau sich Gr. v. Krockow nennen. Die alte deutsche Fremdenliebe ist eben unausrottbar. Mein eigner Name, ursprünglich ein Beiname unseres alten Dynastengeschlechts derer v. Tüllstedt gen. Strantz, ist irrigerweise trotz unserer thüringischen Herkunft bisher slavisch gedeutet worden, da wir schon frühzeitig in die Mark einwanderten. Zufällig findet sich das Wort auch in beiden Sprachen, freilich mit gänzlich verschiedener Bedeutung. Die Thüringer sind muthmaßlich sogar Ureinwohner ihres Landes, da sie nie gewandert sind. Die frühesten Nachrichten zeigen diese Hermunduren schon in ihren späteren Sitzen.***) Dieser seßhafte Stamm hat auch in der Folgezeit Meißen, Brandenburg und Schlesien besiedelt. Aus den slavischen Orts- und Bachnamen Ostthüringens folgert man gern die sorbische Besiedlung. Häufig sind die Bezeichnungen aber deutscher Wurzel entsprossen. Ein Vorort Arnstadts heißt Langwitz und wurde natürlich slavisch gedeutet. Der Name ist aber aus „Lange Wiesen“ entstanden, wie die Urkunden ergeben. Die mittelalterlichen Mönche haben bei der Berührung mit dem slavischen Osten thatsächlich eine gewisse Vorliebe für eine der fremden Sprache angeähnelte Schreibweise gehabt. Hierzu kam die Freude an der schreibseligen Buchstabenhäufung, wie auch jetzt noch in Deutschland die Schreibart des guten deutschen Namens List in der Form Liszt geduldet und dadurch der Anschein der fremden, z. B. magyarischen Abkunft erweckt wird.

In Süddeutschland ist eine Mischung mit einer dunkelhaarigen Gebirgsrasse erfolgt, die von den Ostalpen bis zu den Pyrenäen saß und in den Hochthälern verblieben ist. Die keltoromanische Unterschicht ist eine freie Erfindung unserer humanistischen Verbildung. Die römische Herrschaft hat gar keine dauernden Ansiedler in's Land gebracht und sicherlich keine italischen, da die apenninische Halbinsel sich selbst immer mehr entvölkerte und fremde Bestandtheile aufnehmen mußte. Auch die Volks- und Ortsnamen beweisen nichts, da sich die angeblichen keltischen Worte auch im Germanischen finden, wie überhaupt das festländische Keltisch dem westgermanischen Deutsch ungemein nahe steht oder richtiger am innigsten von den übrigen arischen Sprachen verwandt ist. Die Inselkelten, zu denen auch die heutigen Bretonen als Einwanderer von dem britischen Eiland gehören, sind körperlich und sprachlich schon wesentlich verschiedener, wie ja auch der schwerfällige Friese von ganz anderer Art als der leichtlebige Alemanne oder Rheinfranke ist, obwohl in Holland der fränkische und friesische Stamm sich zu einem Volke verschmolzen haben. Die Beweglichkeit des Kelten ist daher auch keineswegs undeutsch.

Die französische Sprache ist selbst in ihrem vielleicht nichtdeutschen, keltischen Wortschatz ein Beweis für die Gleichheit gewisser Wurzelworte: phil = Pfeil (lat. pilum), caball (Pferd) = capall (isländisch, also nordgermanisch), lankia = Lanze (woraus mittellat. lancea geworden ist), femme = faemme (angelsächsisch) = lat. femina, candelaber = candel (angelsächsisch Licht). Früher hielt man „Rasse“ (race) für keltisch, obwohl es ein althochdeutsches Wort ist, das uns über Frankreich wieder gewonnen ist (reiza Strich). Während wir überall fremde Einflüsse und Blutmischungen wittern, haben wir leider als echter Völkerdünger benachbarte Stämme mit unserem Blute und unserer Sprache befruchtet. Das Finnisch ist stark germanisirt, wie auch die finnisch-ugrischen, also mongolischen Magyaren trotz aller Deutschfeindlichkeit in Sprache und Volksthum erhebliche Anleihen bei unserem Geist und Körper gemacht haben, wie auch folgende Blüthenlese zeigt: halom = holm (nordisch Hügel), fyér = fayr (isländ. weiß), kard = kard (dän. Schwert), haz = hus (althochdeutsch Haus), balta = barta (neuhd. Axt noch in Hellebarte), atya = attu (goth. Vater, vergl. Attila, dessen Namen geschichtlich uns nur gothisch überliefert ist), buka = Bock, ökus = Ochs (auch in dieser Form in's Tatarische gedrungen).

Man bestreitet scheinbar wissenschaftlich, thatsächlich aber in deutscher Ausländerei und Fremdenliebe weite Grenzgebiete unseres Volksthums, vergißt aber, daß selbst das heutige Alldeutschthum nur der Kern des Westgermanenthums ist, das in Nordfrankreich, Burgund und Savoyen, sowie in Oberitalien mindestens bis zum Po dem Blute nach so deutsch

*) Vgl. Kurd v. Strantz, Das verwelschte Deutschthum jenseits der Westmarken des Reichs, Leipzig 1902, Fr. Luckhardt.

**) A. Wirth, Volksthum und Weltmacht in der Geschichte, München 1904, Bruckmann, 2. vermehrte Aufl.; Aus Uebersee und Europa, Berlin 1902, 2. vermehrte Aufl., Gose & Tetzlaff. Sein Volksthum enthält in der neuen Auflage einen geistvollen culturpolitischen Ausblick als Schlußbetrachtung.

***) Much, Die Heimath der Indogermanen, Jena 1904, Costenoble: Wilser, Die Herkunft der Deutschen, Karlsruhe 1885, Braun: Wirth, Geschichte Asiens und Osteuropas, Halle 1904, Gebauer-Schwetschke. Diese drei Werke enthalten wohl die besten Nachweise für die deutschen Ursitze, die Wilser etwas zu eng zu Gunsten der Kelten faßt, die keineswegs das ganze heutige Süddeutschland erfüllt haben. Selbst die keltischen Namensgeber Böhmens, die Bojer, sind als solche nicht einwandsfrei.

ist, als wir es selbst sind. Stammlich sind Vlamen, Nordfranzosen und Niederrheiner Franken, wie die Norditaliener Alemannen, Bajuvaren und Langobarden, die sämmtlich suebische Hochdeutsche sind, wenn auch die Langobarden einst an der Elbmündung saßen. Um so erstaunlicher ist es daher, wenn der Annahme einer sogenannten lateinischen Rasse, die die sogenannten romanischen Völker umfassen soll, nicht an der Hand der Geschichte und der Rassenforschung deutscherseits endlich und ernstlich widersprochen wird.

Die klugen Franzosen sind die Erfinder dieser haltlosen Behauptung, um die übrigen sprachlich romanisirten Völker in ihr politisches Schlepptau unter der Flagge der Blutsverwandtschaft zu nehmen. Die aufgedrungene lateinische Volkssprache, die aber zugleich viele deutsche Laute aufnehmen mußte, ist in den drei Hauptländern Frankreich, Spanien und Italien keineswegs eine einheitliche Mundart geworden. Der Wohlklang der heutigen italienischen Sprache mit ihrem Vocalreichthum ist ein Erzeugniß der gothisch-langobardischen Einwirkung. Noch gegenwärtig können wir uns von der althochdeutschen Quelle dieses sprachlichen Vorzuges überzeugen, wenn wir unsere abgeschliffene und so erbärmlich in ihrem Wortschatz zurückgegangene heutige Muttersprache mit der alten, stolzen Heldensprache vergleichen. Manche deutsche Wurzeln haben sich bloß in den romanischen Sprachen erhalten. Drei scheinbare Uritaliener und die schlimmsten Deutschenfeinde führen als Geschlechtsnamen deutsche Vornamen und verrathen sich dadurch als langobardische Sprößlinge: Buonaparte = Bonibert, Gambetta = Guadobad und Garibaldi = Garibald.

Sicherlich sind Germanenthum und Deutschthum nicht gleiche Begriffe, wohl aber Westgermanenthum und Deutschthum, da die spätere Romanisirung an der Rasse nichts geändert hat. Uebrigens standen die untergegangenen Ostgermanen dem Westen näher als den Nordgermanen. In Spanien vermischten sich beide Zweige (Westgothen und Alanen mit Sueben und Vandalen), wovon auch heute Katalonien (Gotalanien) und Andalusien (Vandalusien) Zeugniß ablegen, wie dies auch in Italien mit Ostgothen, Langobarden und den oberdeutschen Stämmen der Heruler, Alemannen und Bajuvaren der Fall war. Andererseits gehören die Friesen sprachlich zu den Nordgermanen, dagegen die jetzt dänisirten Jüten zu den Deutschen oder Westgermanen. Daher ist die Bezeichnung „Südjütland“ für Schleswig kein Zeichen des Dänenthums, sondern ein Beweis der Stammeseinheit aller undänischen Bewohner der kimbrischen Halbinsel, die auch England verdeutschten.

Ueberall finden wir in Europa die Ausstrahlungen des Germanenthums. An die semitisch-griechischen Handelszüge längst der Küste schlossen sich die germanischen Wikingerfahrten, die in Sicilien und Süditalien zu dauernden Staatenbildungen führten, obwohl gerade dort landwärts eine germanische Blutauffrischung nur in einer sehr dünnen Schicht stattgefunden hatte. Es handelt sich bloß um einzelne gothische und langobardische Edelinge. Die jüngsten unbegründeten Ansprüche Italiens auf Albanien erinnern uns an den starken germanischen Einschlag des tapferen illyrischen Bergvolkes thrakischen Stammes. Die Zahl der germanischen Wurzelworte in seiner Sprache übersteigt die lateinischen um das Doppelte trotz der langen römischen Heerschaft, die von manchem illyrischen Kaiser, wie Diokletian, geführt wurde. Prüfen wir nunmehr menschenkundlich die sogenannte lateinische Rasse auf ihre Herkunft und Zusammensetzung.

Das Schlagwort von der Italia irredenta setzt ein einheitliches Volksthum voraus, das sich nicht bloß auf die apenninische Halbinsel beschränkt, sondern in die deutschen Alpen und den slavisch-thrakischen Balkan greift. Freilich eint die Sprache des Langobarden Dante, dessen germanische Abkunft feststeht, die heutigen Italiener, die aber rassenhaft kein gleichartiges Volk bilden. Der Süden war hellenisch, die Mitte latinisch, der Norden bis einschließlich Umbrien[*]) keltisch. Dazwischen saßen die rhätisch-thrakischen Etrusker, die sich selbst Rasenna nannten. Auf diesem Grunde baute sich der Völkerbrei des kaiserlichen Roms auf. Zuerst kam das gegenwärtig zum großen Theil wieder zum italienischen Königreiche gehörige Friaul mit den deutschen Germanen in Berührung, wo seitdem der deutsche Faden nicht wieder abriß. Bereits vor der germanischen Völkerwanderung fielen die Markomannen und Quaden im Jahre 169 a. Chr. in diesen südlichen Alpenhang ein, in dessen Norden sie sich bald als Bajuvaren seßhaft machten.

Die staatliche Zerrissenheit des mittelalterlichen Italiens war volklich begründet. Leider ließen die deutschen Könige als römische Kaiser den longobardischen Norden verwelschen, der stetigen deutschen Zufluß über den Alpenkamm erhielt und bei den ewigen Heerfahrten dauernd rann. Die zahllosen kleinen Herrschaften standen unter reichsdeutschen und langobardischen Edelingen und erwuchsen aus gemeinfreien Städten, der germanischen Volksgemeinde, die rechtlich und volklich mit den örtlichen römischen Vorgängerinnen nur den alten Namen gemeinsam hatten. Sonst würde sich das Gegenstück der niederländischen Städte und der Hansa, ja der deutschen Reichsstädte überhaupt nicht erklären lassen. Aber die übermächtige römische Fremdcultur zwang diese deutschen Niederlassungen jenseits der Alpen in den rassenhaft widersinnigen Bann der lateinischen Volkssprache, die ja auch in ihrer älteren Form Staats- und Kirchensprache Deutschlands geworden war.

An die Stelle der römischen Kaiser traten die Päpste und deren römische Mundart. Das Deutschthum dankt der christlichen Kirche die Zerstörung seines Volksthums sogar auf dem Urboden seines Stammes. Wie viel leichter mußte es auf römischem Colonialgebiet erliegen! Auch im übrigen Italien bildeten Gothen, Langobarden und Normannen eine dünne, regierende Oberschicht, dessen Untergrund ein wüstes Völkergemisch war. Auf Sicilien blieben sogar dauernd Araber sitzen. So sieht die angeblich einheitliche lateinische Rasse im Hauptlande aus. Trotzdem spricht der Statistiker des einstmals im Norden herrschenden Oesterreichs, der Freiherr v. Czörnig, in seinen „alten Völkern Oberitaliens“ überhaupt nicht von der deutschen Besiedlung, obwohl die Langobarden erst das nördliche Poland bevölkert haben, ja in der Brianza, dem Dreieck zwischen den beiden Armen des Comersees, noch heute rein langobardisch-bajuvarische Bauern sitzen, die jüngst noch ihren italienischen Pfarrer nicht verstanden, und erst die letzten Tage der undeutschen Regierung der Habsburger den urdeutschen Gemeinden (setti und tredeci communi) der Provinzen Vicenza und Belluno durch die italienische Kirche und Schule ihre angestammte Sprache raubten. Im italienischen Friaul zeugen Sauris, Sappada und Timau noch heute von ihrem alten Deutschthum. Bereits im zweiten Jahrhundert v. Chr. gab es einen gothischen Kaiser Maximinus im römischen Reich, das seinen Volksgenossen einst unterthan werden sollte.

Frankreich theilten die Franken als Namengeber und zahlreichste Einwanderer, wie mächtigste Eroberer, die Westgothen und die Burgunder unter sich. In Paris wurde in der Karolingerzeit noch deutsch (fränkisch) gesprochen. Der westgothische und burgundische Süden war zu schwach besiedelt, um die romanisirten Kelten und den römischen Colonialmischmasch zumal bei der unvollkommenen eigenen Gesittung zu verdeutschen. Geistig überragte er daher bald den Norden, wohin auch die Romanisirung vordrang, obschon dort allmälig die ursprüngliche nicht germanische Bevölkerung stark gelichtet war. Nur die Inselkelten der Bretagne, aus ihrer britischen Heimath durch zahlreiche Nachschübe in Folge der angelsächsischen Besitznahme verstärkt, erhielten sich und ihr

*) Wilser, a. a. O.

Volksthum gesandert. In den Albigenserkriegen schlug der germanische Norden die Unabhängigkeitsgelüste des romanischen Südens mit blutiger Faust nieder. Die protestantische Stimmung faßte später unter deutscher Einwirkung im Norden gleichfalls Fuß und führte zum Hugenottenmord und Vertreibung der evangelischen Parteigänger, die sich gerade aus der herrschenden fränkischen Schicht des Adels und höheren Bürgerthums ergänzten. Dieser Aderlaß fand in der großen Revolution seinen Abschluß, wo gerade dieselben Stände unter dem Fallbeil verbluteten. Die Pöbelherrschaft war die Folge, die jetzt noch andauert, wenn auch thatsächlich reichgewordene Emporkömmlinge die Leitung übernommen haben. Die rassenhaft minderwerthige Menge regiert durch ihre Führer das stolze Frankreich.

Trotz aller Freimaurerei steht übrigens das Land unter dem Zeichen des katholischen Kirchenthums, der germanische Freiheitsgeist ist bei aller Brüderlichkeit und Gleichheit unterdrückt. Waren doch die Helden der Albigenserkriege westgothische Edelinge, wie der Graf v. Toulouse. Trotzdem ist etwa eine weitere Latinisirung der Franzosen nicht eingetreten, da die Romanisirung überhaupt lediglich ein sprachlicher Firnis ist und noch heute die Kluft zwischen den beiden Hälften des Staates gähnt. Politisch wie geistig überwiegt der Norden; nur sind dessen edleren Bestandtheile durch die mehrfachen Blutabzapfungen zum Schaden des fränkischen Volksgepräges stark vermindert worden, und es hat deren Verlust das sittliche und geistige Niveau herabgedrückt, ohne dadurch dem stärker romanisirten und vollkich gemischteren Süden rassenhaft mehr zu ähneln.

Außer der Mischsprache, in der das germanisch-keltische Element noch deutlich hervortritt, verbindet Frankreich nichts mit dem Römerthum Italiens, ebenso wenig wie in den Adern der gleichfalls ziemlich (auch gothisch) gemischten Nachkommen der alten Daker kein Tröpflein römisches Blut rinnt, obwohl sie sich stolz Rumani nennen. Auch hier hat die Legende der lateinischen Rasse zu französischen Einflüssen geführt, die sich zum Nachtheil der beiden deutschen Großmächte noch heute wirksam erhalten haben. Die sinnbethörenden Reize der alten Culturstätte Paris mögen es ja manchem Bojaren oder Studenten der Walachei angethan haben. Die Rumänen sind eben ein verwelschtes Volk, ohne daß ihr Stamm oder ihre Geschichte noch irgend welchen Zusammenhang mit dem Römerreich hat, zu dem ja selbst der Südwesten Deutschlands Jahrhunderte lang gehört hat.

In Spanien liegen die Volksverhältnisse verworrener und rechtfertigen noch weniger den Anspruch auf ein lateinisches Volksthum, dem jede stammliche Grundlage fehlt. Kelten folgten den Iberern, die sich wohl noch in den Basken einigermaßen kenntlich erhalten haben. Sie sitzen aber auch am französischen Nordhang der Pyrenäen, wo Bayonne ihre Hauptstadt bildet. Ich fand dort aber bereits starke Rassenmischung. Die Römer warfen wohl allerhand syrisches Gesindel auf die Halbinsel, die schon andere Semiten, die Punier, als Gebieter gesehen hatte. Die Gothenherrschaft währte bis zum Maureneinfall. Die Sueven in den galizischen Bergen Portugals überdauerten die arabische Herrschaft, und in den Gebirgen hatten sich spärliche Ueberbleibsel des gothischen Herrenvolkes unabhängig gehalten. Die christliche Wiedereroberung führte zwar zum Sieg des spanischen Germanenthums, dessen Kirchen auch ohne die gothische Bezeichnung die germanische Bauweise zur schönsten Darstellung bringen; aber der Völkerbrei hat doch die Entartung des spanischen Volkes verursacht. Im Süden Portugals finden sich sogar Negereinflüsse. Der semitische Einschuß ist beträchtlich. Die spanische Schöne verräth nichts von germanischem Körperwuchs oder römischen Gesichtszügen. Das Morgenland hat in ihren eigenartigen Reizen, besonders in den schwermüthigen, dunkeln, großliderigen Augen seine Spuren zurückgelassen. Die kleinen Gestalten der Männer zeigen den körperlichen Verfall einer übertriebenen Mischung allzu verschiedener Rassen. Das Trugbild der lateinischen Rasse löst sich in weitgehende Rassentrennung auf, die die Nordfranzosen und Norditaliener dem Deutschthum als Stammesgenossen näherrückt.

Das edle Waidwerk.

Von M. Richard Graef.

Man sagt, Niemand sei so grausam gegen Thiere, und zwar aus Unerfahrenheit und Unachtsamkeit, wie die Kinder, weil sie fremde Schmerzen und Leiden noch nicht kennen und daher auch nicht nachzufühlen vermögen. Außer den Kindern muß man unter die Grausamen aber auch jene Jäger rechnen, welche zum bloßen Vergnügen dem „edlen" Waidwerk obliegen.

Das Aufspüren, Verfolgen und Tödten von Thieren war bei Völkern, die auf niederer Culturstufe standen, eine Nothwendigkeit. Wilde Thiere tödtete man, um sich gegen ihre Angriffe zu schützen, andere wurden ihres Fleisches und ihrer Haut wegen gejagt. Mit fortschreitender Cultur, als Ackerbau und Viehzucht Hauptbeschäftigungen der Menschen wurden, betrieb man die Jagd mehr und mehr zum anregenden Zeitvertreib, und ihre Ausübung wurde ein Vorrecht der Fürsten und des Adels. Neben den Organen der Forstverwaltung, die von Amts und Gesetzes Wegen die Frage des Ueberhandnehmens und zugleich der nutzbringenden Verwerthung der Thiere durch Abschießen regeln, hat sich diese genannte Classe von Menschen bis auf den heutigen Tag erhalten. Aus reinem Vergnügen huldigen sie der Jagd auf Thiere, und der Eingangs erwähnte Entschuldigungsgrund für die Grausamkeit der Kinder ist auf sie schlecht anwendbar. Denn gerade ihre zumeist intensivere Bildung und ein durch günstigere Lebensbedingungen ermöglichtes reicheres Gefühlsleben läßt uns dieses Lustgefühl an Handlungen, deren Grund doch nur in einer faktisch bestehenden Gefühlsrohheit, wie wir sie sonst nur noch bei Wilden finden, zu suchen ist, doppelt auffällig und schmerzlich zugleich erscheinen. Geistlichen und Lehrern ist es in Deutschland gesetzlich verboten, zu jagen. Ein anderer Grund dafür ist nicht denkbar als der, daß sich Jagdsport mit einem Amte, das wahre Humanität bilden und verbreiten soll, nicht verträgt. Für andere Menschen, namentlich unter den oberen Zehntausend, scheinen dergleichen Sentimentalitäten und Rücksichtnahmen aber nicht allein nicht vorhanden zu sein, sondern ebenso wenig zum guten Ton zu gehören.

Worin besteht denn eigentlich das „Edle" beim Waidwerk? Darin, frisch und fröhlich den Wald zu durchstreifen, die Brust zu weiten und die Stimme zu kräftigen? Wohl, eine gute Sache! Aber das alles ließe sich mit seines Gleichen bei einer harmlosen Schnitzeljagd, wie sie deutsche Turner und Jünglinge betreiben, ebenso gut und viel schöner erreichen. Besteht es darin, seinen Muth durch Ueberwindung leiblicher Gefahren zu stählen? Das würde man durch einen Kampf mit Wild auf Gleich und Gleich ebenfalls besser zu Stande bringen, nur würde die Polizei sofort ihr Veto einlegen; denn solche Kämpfe sind sinnlos, roh, Unfug und eines civilisirten Menschen unwürdig. Oder man ringe, wie ehemals die Ritter im Turnier, mit einander und gebrauche keine wehrlosen Thiere als Blitzableiter für etwaige Kräfteüberschüsse und Gelüste der dritten Parze. Da aber auch zu solcher Veranstaltung die Sicherheitsbehörde nicht ja sagen würde, weil mit gefährlichen Waffen gekämpft wird, so bleibt eben doch wohl nur die ärmliche Ruhmbefriedigung, an Wesen seine Stärke zu messen, von denen, zumal bei den heutigen Waffen, keine Wiedervergeltung zu fürchten ist. Giebt es keinen Ausweg? Nun, was die Stärkung des Körpers betrifft, so thut das Ausroden von Baumstämmen in frischer

Waldluft bessere Dienste! Und die Schulung und Schärfung des Auges? Verrichtung von allerlei Försterarbeiten, wie das Ausrichten der Reihen junger Anpflanzungen, kann die Sehsicherheit nicht weniger fördern. Wer aber durchaus nach beweglichen Objecten schießen muß, dem können Vorrichtungen wie auf Infanterieschießplätzen (Vorüberziehen von Abtheilungen und Einzelwesen) dieselben Dienste leisten.

Beim Urmenschen kann man wenigstens von einem ehrlichen Kampfe reden. Dem furchtbaren Gebiß des Raubthieres und dessen Klauen, dem Gehörn und Geweih des Waldbewohners gegenüber konnte er als Entsprechendes nur seine primitive Hieb- und Stoßwaffe anwenden. Auf jeden Fall begab er sich bei der Jagd in unmittelbare, persönliche Gefahr. Hatte er diese siegreich überwunden, so konnte man ihn mit Recht einen Helden preisen; denn Muth und Körperkraft hatten in einem überdies zur Befriedigung unabweisbarer leiblicher Bedürfnisse durchaus nothwendigen Kampfe gesiegt. Oder ist jetzt das Weidwerk für den Vergnügungsjäger deßwegen edel, weil Nahrungssorgen keineswegs dabei mitspielen? Denn es wird doch Niemand im Ernst behaupten wollen, daß dem Sportjäger die Fleischversorgung seiner hungrigen Mitmenschen Triebfeder und Beweggrund sei? Oder wo steckt das Edle, wenn sich Einer das Wild zusammentreiben und vor die Büchse jagen läßt oder es gar in hinterlistiger Weise vom sicheren und bequemen Hinterhaltsplätzchen aus niederknallt, wie es namentlich bei älteren Jagdherren vorzukommen pflegt? Ist es edel, wenn der ungeschickte Vergnügling — und deren Zahl ist sehr groß — dem Thiere durch Zerschießen der Beine und sonstige gräßliche, aber nicht tödtliche Verstümmelungen unsagbare Schmerzen zufügt? Ich sah einst, wie ein edler Waidmann einen Hasen anschoß. Das Thier saß wie betäubt. Der Jäger ging immer näher und schoß immer wieder, ohne den Lampe tödtlich zu treffen. Ein Kolbenschlag hätte genügt. Das schien dem Edlen aber nicht commentmäßig. Schließlich ging er auf drei Schritte hinzu — denn geschossen mußte auf jeden Fall werden —, steckte seinen Jagdstuhl in die Erde und zielte nunmehr aufgelegt, so daß auch ein Lausbub nicht mehr hätte fehlen können. Selten mag solche Brutalität sein, das dabei bewiesene Ungeschick ist es sicher nicht. Der Berufsjäger schießt seine Thiere richtig und tödtet sie auf die schnellste Art. Ungeschick ist bei ihm strafbar. Was ist nun aber gar an den Parforcejagden edel, bei denen das Jagdthier losgelassen und zu Tode gehetzt wird, und zwar immer hübsch vorsichtig ein solches Thier, bei dem der Sieg so sicher wie das kleine Einmaleins ist? Bei Leibe nicht etwa Bären und Stiere, die den edlen Jägern ein Gehöriges auswischen könnten! Selbst den Keilern sägt man, ehe sie losgelassen werden, die Stoßzähne, die Gewehre, ab! Courage ohnegleichen! Was ist das für ein Ruhm, wenn die bei Jahresschluß aufgestellte Berechnung ergiebt, daß man so und so vielen Thieren den Garaus gemacht hat, daß die zufällige aber doch sonst nur durch künstliche Mittel erreichte Endenzahl so und so groß war? Solche nennt man heute tüchtige Nimrods. Wodurch unterscheidet sich die Befriedigung solch' eines Sportsmannes von der des Indianers, der die Scalps seiner Feinde zählt? Doch ist dieser Vergleich insofern hinkend, als jener Wilde nach seinem Bildungsgrade doch immerhin nicht unedle Regungen des Herzens dabei verspürt: Er hat seinen Stamm von Feinden befreit!

Zieht man demnach alle die vermeintlichen „edlen" Seiten des Jagdsportes ab, da sie sich auf die erwähnten Weisen, und ohne dabei Thiere in Mitleidenschaft zu ziehen, viel besser und in Wahrheit edler verwirklichen lassen, was bleibt dann als nacktes Gerippe übrig? Einzig und allein: die reine Freude am Tödten der Thiere. Thiere, die schließlich, wenn man ihrer nicht zur Leibesnahrung und -notdurft bedarf, dieselbe Daseinsberechtigung haben wie der Mensch, und an denen man auf Schritt und Tritt Regungen beobachten kann, die sich mit dem Begriff „edel" vollständig decken, aus bloßer Mordlust zu tödten, — armseliger Edelmuth!

Wenn man es recht überlegt, so braucht man nur einen Schritt weiter zu gehen, und der Enthauptungssport ist fertig. Denn es gilt da wie hier, zum Vergnügen Lebensfäden durchzuschneiden und einem gesetzlich anerkannten Berufe in's Handwerk zu pfuschen. Aber es handelt sich doch erst um Thiere, im zweiten Falle um Menschen? Werden aber nicht die Wilderer gerade deßwegen so streng bestraft, weil man sagt, so ein Kerl mache im Nothfalle nicht den geringsten Unterschied zwischen Mensch und Thier? Der Einwand wäre demnach hinfällig! Aber ebenso wenig wie der Scatphilister, der ganz in seiner Spielfreude befangen ist, einsehen kann, daß das Scatspiel den Geist eben nur für's Scatspiel schärft, ebenso wenig wird der leidenschaftliche Sportjäger in unseren Tagen begreifen, daß der liebe Gott die Thiere nicht bloß zu Zielobjecten geschaffen hat. In einer Zeit, wo Hinrichtungen noch ebenso wie früher als Schauspiele betrachtet werden, nur daß es jetzt Eintrittskarten dazu giebt und man sich den angenehm-schaurigen Gruselkitzel im Salonanzug verschafft; in einer solchen Zeit lacht man über derlei jungfräuliche Anwandlungen. Wie man bei Washington Irving lesen kann, waren die kirchlich frommen Spanier zur Zeit der Unterwerfung Amerikas Anfangs eine Zeit lang im Zweifel, ob sich die äußerst grausame Massentödtung der „Wilden", die für Leben und Freiheit kämpften, auch mit dem Gebote der Nächstenliebe vereinigen lasse, und doch achteten sie die Indianer nur den Thieren gleich. Bei ihnen regte sich also doch wenigstens das Gewissen bei nutzlosen Tödtungen. Vom Sportjäger kann man das nicht mehr sagen. Es zeigt sich daher sonnenklar, wie in sonst trefflicher Erziehung eine Lücke klaffen kann, die der ganzen übrigen Bildung einen Faustschlag in's Gesicht versetzt.

Ein Kind, das daran gewöhnt wird, es für ein großes Unrecht zu betrachten, wenn durch seine Nachlässigkeit eine Blume in Folge Wassermangels verdorrt, und das durch Hunger am eigenen Leibe dafür gestraft wird, wenn es den Vogel im Käfig ohne Nahrung ließ, wird nie ein Vergnügungsjäger werden. Gewohnheitsthier! Wo diese Seite der Erziehung von vornherein nicht nur vernachlässigt, sondern das Tödten der Thiere obendrein als edler Sport und erstrebenswerthe männliche Tugend hingestellt wird, da unterliegt der trefflichst beanlagte Mensch den Einflüssen dieser schädlichen Einwirkung und sieht Sünde für Tugend an.

Da dieser Sport, wie gesagt, nicht allein höchst unnöthig, sondern mit humanen Grundsätzen überhaupt nicht vereinbar ist, so sollten alle Diejenigen, die ihn trotz alledem nicht entbehren können, mit einer tüchtigen Steuer belegt werden und zwar für jedes einzelne Thier, das ihrer Lust zum Opfer fällt. Ein Junge, der im frechen, mehr aber noch dummen Uebermuth ein Bäumchen beschädigt, wird als Baumfrevler gerichtlich bestraft; ein gebildeter, erwachsener Mensch, der die viel höher stehenden Thiere aus bloßer Tödtungslust umbringt, gilt für einen edlen Waidmann. Wer einen Anderen mittels gefährlicher Waffe leichtfertig verletzt, wandert hinter die vergitterten Fenster; ein ungeschickter Sonntagsjäger, der bei seinem unnützen, unsittlichen Sport Treiber und Beamte anschießt, wird nicht wegen gefährlicher Körperverletzung bestraft. Welcher Widerspruch! Die Cassen des Reiches würden sich durch eine solche angedeutete Steuer in angenehmer Weise füllen, und die, welche es betrifft, können es schon zahlen. Ginge aber diese Geldquelle durch sich selber ein, nun, der ideale Gewinn für's Volksleben wäre um so größer!

Für einen Herrscher wäre es endlich ein unvergänglicher Ruhm, diesen traurigen Rest aus dem finsteren Mittelalter beseitigt zu haben. Welch' ein goldenes Nachwort:

„Unter seiner Regierung wurde die Vergnügungsjagd abgeschafft!"

Literatur und Kunst.

Leonardo da Vinci als Denker.

Von Otto Stoeßl (Wien).

Marie Herzfeld, die bekannte und treffliche Uebersetzerin nordischer Dichtungen, hat im Verlage von Eugen Diederichs ein Werk veröffentlicht, das, hoch willkommen, eine Auslese aus den Schriften Leonardo da Vinci's darbietet. Von Leonardo's malerischen und plastischen Werken ist nur wenig Unzweifelhaftes erhalten, er hat auch in seinem langen, fleißigen Leben um die Zahl und Fortdauer seiner Schöpfungen sich nicht allzusehr gefragt und gab als unbesorgter und großer Geist die Früchte seines Genies der Welt hin, unbekümmert um ihr Schicksal, an der inneren Beglückung des Denkens und Schaffens lag ihm alles, an äußerem Leben, scheint es, wenig. Was er als Künstler vermocht, die ganze unsterliche Begabung und Sicherheit seiner Hand, das eingeborene, naturgewachsene Gelingen der Darstellung schien er mehr als göttliches Geschenk, wenn auch mit der innigsten Hingebung, so doch mit geringerer Liebe zu betrachten, als die mühsame, eindringliche Natur-Erforschung, welche scheinbar Versagtes erobern, Undurchdringliches ergründen will. Und wenn dieser freie, unbekümmerte Geist sein Wirken mit einer Art von Ehrgeiz entfaltete, so war dieser weniger auf seine natürliche angeborene Begabung künstlerischer Leistung gerichtet, als auf die Weisheit philosophischen Naturerkennens und Deutens. Er hinterließ eine mächtige Anzahl von Werken über alle Gegenstände wissenschaftlichen Nachdenkens, von Tagebüchern, von Collectaneen, theils vielleicht zu einem Ganzen planmäßig geordnet, theils nur leicht in gewisse Gebiete, als in groß abgesteckte Dispositionsfelder eingeordnet. Sein Lieblingsschüler, der Begleiter seines Alters und der an seinem Sterbebette saß, Melzi, überkam diese Sammlung, welche Leonardo da Vinci wohl für den Inbegriff seiner Lebensarbeit und Erkenntniß hielt. Melzi's Erben zersplitterten den Schatz, dessen Werth sie wohl kaum würdigten. Und schon ein Jahrhundert nach des Meisters Tode war manches davon zerstört, manches verloren, das Ganze jedenfalls an verschiedene Besitzer zertheilt, die es weiter zerstückelten, so daß heute Bruchstücke des unschätzbaren schriftlichen Nachlasses in den bedeutendsten Sammlungen Europas aufbewahrt, nur mehr eine Ahnung des großartigen Zusammenhanges geben können, welcher dem Ganzen einst als Leonardo's schöpferische Seele innewohnte. Nur wenige Ausgaben, und diese sehr kostbar, machten diese Fragmente den Gelehrten, keine etwa das Ganze, so weit es sich eben herstellen ließ, dem allgemeinen Verständniß des Publicums zugänglich. Außer dem „Buch von der Malerei“ war keine der Leonardo'schen Schriften den Gebildeten halbwegs vertraut. Die Ausgabe, welche nun, geschmackvoll gedruckt und angeordnet, von Marie Herzfeld veranstaltet wurde, reicht dem deutschen Publicum jetzt eine Auswahl aus allen wohlbehüteten Einzelschätzen der Bibliotheken. Die Uebersetzerin versuchte, so weit sie es vermochte und immerhin nach subjectivem Ermessen ein Gesammtbild des Denkers Leonardo aus seinen erhaltenen Schriften erwachsen zu lassen, sie wählt das aus, was ihr für den Mann, für seine schöpferischen Ideen, für die Anschauungen seiner Zeit und für die Form, in welcher sein Denken den seinem Sprach- und Lebensniveau angemessenen Ausdruck fand, bezeichnend erschien. Da er alle Gebiete des wissenschaftlichen Denkens rastlos durchwanderte, überall auf jungfräulichem Boden Urerkenntnisse schöpfend, als Erster die kühnen Folgerungen zog, welche erst eine späte Zukunft bewahrheitete, geben diese Auszüge Theile seiner Aufschreibungen über alle seine Probleme wieder. Sprachlich stellt die Arbeit der Herausgeberin und Uebersetzerin das ergreifende Bild des unmittelbaren Kampfes mit dem Genius dar, den jede Uebersetzung eigentlich führt. Ich lasse Dich nicht, ehe Du mich gesegnet. Die leichtere Möglichkeit, die Stellen, für die sie sich entschied, in ein handsames, landes- und zeitübliches, sogenanntes „gutes“ Deutsch zu übertragen, verschmähte das feine, weiblich-schmiegsame und anempfindende Sprachgefühl der Uebersetzerin. Sie wählte die schwierigere Arbeit und darum auch die rühmlichere, den Styl des Originals, die naive, gleichnißhafte, sozusagen aus der Anschauung und unmittelbaren Sinnfälligkeit des betrachtenden Denkens herausgeblühte Bildhaftigkeit in all' ihrer alterthümlichen Umständlichkeit, aber auch in all' ihrer poetischen Grazie und rührenden Unvollkommenheit wiederzugeben. Jeder Satz soll nicht nur den Sinn des Originals, sondern auch dessen Sinnlichkeit sozusagen wiederholen. Die Uebersetzung soll ein Lebendiges, Athmendes, Sprechendes sein, welches den ganzen schönen Ursprung des Gedankens, sein Werden und endlich sein Wort von Neuem erlebt, nicht ein glattes, todtes, stilles Product. Wie weit diese auf jeden Fall nur relativ zu bewältigende Arbeit gelungen ist, kann nicht so ohne weiteres geprüft werden. Dies ist wohl ebenso wenig Sache des Beurtheilers, welcher nicht als Fachgelehrter, sondern als bildungsfreudiger Mensch an das Werk herangeht, wie es seine Sache sein kann, die Richtigkeit und Art der Auswahl selbst zu kritisiren. Die Verfasserin, wenn auch gewiß durch Jahre mühevoller und ernster Arbeit ihrem Gegenstande nahe gerückt, gehört ja auch nicht den Kreisen der Kunstgelehrten an und bietet nicht diesen ihre Leistung, sondern dem deutschen Publicum dar. Somit kann, was allgemein das Problem ihrer Form und das Bild des schöpferischen Geistes, das sie darzustellen sucht, angeht, wohl auch nur im Großen und als schlicht Gegebenes gleichsam naiv empfangen, empfunden und schließlich beurtheilt werden. Sie vergleicht mit Recht ihre Art der Uebersetzung mit sehr gelungenen Arbeiten dieser Gattung, welche Paul Ernst geliefert hat. („Altitalienische Novellen“ im Insel-Verlage.) Ihre Aufgabe war aber wohl schwieriger, da ihr ja keine ebenmäßige und vollkommen ausgerundete Erzählung, sondern mühsame, ringende, dämonisch aufleuchtende und wieder in unbewußtes Dunkel zurücksinkende Fragmente vorlagen. Der naive, alterthümliche und bildhafte Ton kommt wohl ohne Frage heraus, aber manche Sätze verlassen doch ohne Noth den Boden eines guten und sicheren deutschen Sprechens. Freilich, wie mag da das Original lauten, was mag mangelnde Klarheit des Autors, was mangelndes Verständniß des Uebersetzers verschulden? Kurz, jede solche Frage führt zu dem eben nicht so leicht zugänglichen Original selbst und verbietet eine entschiedene Antwort, die selbst der genaueste Kenner nur zögernd geben würde. Im Ganzen stellt die Uebersetzung ein schönes, sprachlich oft rührend anmuthiges und nachschaffendes Gebilde hin, das wohl von seinem Urleben eine hohe Ahnung erweckt. Dies mußte ja das Ziel sein, so ist es denn auch erreicht.

Nun aber der Inhalt selbst. Der Mensch Leonardo. Es giebt nur einen verwandten, ähnlich hohen und göttlich die Welt überschauenden Geist in der ganzen Geschichte der Menschheit: Goethe. In der Art ihres äußeren und inneren Lebens sind sie nah' verwandt und in ihrer unbegreiflichen Vollkommenheit, welche ihre Gegenwart beherrscht und alle Zukunft weit hinaus erhellt, für sich allein Räthsel, welche alle Fragen der Schöpfung in sich enthalten, zugleich den Stolz des Menschenthums ausmachen und dessen Freude an sich selbst rechtfertigen. Geboren als Künstler und mit der Urgabe, die Welt aus der schöpferischen Anschauung zu fühlen und darzustellen und den großartigen Schöpfungsact aus eigener Kraft noch einmal göttlich zu erleben, ist dies ihr Eigenthum so reich, daß sie aus dem Vermögen ihrer künstlerischen Sinnlichkeit den Erscheinungen auf den Grund kommen und über deren Form hinaus das Wesen und die Gesetzmäßigkeit der Natur erblicken, selbstschaffend sehen sie

in großartigen Ahnungen, in einer weisen Phantasie in allem Geschaffenen um sich auch die Bewußtheit, Ziel und Zweck und innere Einheit. Neben der bildenden Hand und dem klaren Blick, aeben dem sicher greifenden Gefühl arbeitet in ihnen ein großartiger Verstand. Aber das Erste, Wesentliche ist immer ihre Anschauung. Vom Wesen alles Naturgeschehens haben sie blitzartig erhellte Bilder, Intuitionen von unbewußter Tiefe und Klarheit. Aber sie haben dann auch die nachgehende Bewußtheit, die Fähigkeit rein logischer Analyse und folgen dem erkannten Ziel auf allen mühseligen Wegen des Denkers. Woran der Gelehrte, der Einzelforscher scheitert, worauf er willig verzichtet: auf ein sicheres Gesammtbild und eine Einheittichkeit in der ganzen Masse des Naturgeschehens, das ist ihnen so eingeboren, daß sie, was immer sie anfassen, eben aus dieser Einheit zu kommen, in ihr zu arbeiten, unwillkürlich sie erst recht zu zeigen und aus sich selbst, an sich selbst zu beweisen scheinen. Wenn es jemals nöthig gewesen wäre, die ganze Erhabenheit der Kunst und der künstlerischen Welterfassung zu beweisen und ihre Ueberlegenheit über alle positiven Einzelleistungen des verstandesmäßigen Forschers zu zeigen, so böten Goethe und Leonardo solche ungeheure Argumente dar.

Es giebt kein Gebiet der Natur und keines des menschlichen Forschens, das Leonardo da Vinci nicht betreten und zugleich, man kann es getrost sagen, auch erabert hätte. In einer Zeit, wo alles Denken überhaupt in scholastischem Kleinkram verirrt war und über antiquarischem Detail jede Fühlung mit der wirklichen Erscheinung und den Gesetzen der Natur verloren hatte, in einer Zeit, wo für die Natur im Herzen der Menschen überhaupt gar kein Raum übrig war, wo durch den Glauben alle forschenden Triebe der Menschenseele niedergehalten, durch den wirren Terrorismus eines mit der Hierarchie eng verbundenen Herrscherthums und einer zersplitterten, aber um so grausameren Gesellschaft überall geistige Freiheit unmöglich schien, trat Leonardo da Vinci anf, welcher, er allein, die ganze Renaissance bedeutet. Er bewies, daß sich jeder Geist seine Freiheit schafft. Eine Wiedergeburt des Menschen, menschlicher Freiheit, Geistigkeit, Unbeugsamkeit, eine Wiedergeburt des Gefühls, das wieder lebendig wird, rauscht auf mit seinem triumphirenden Dasein. Die Scholastiker vor ihm schienen Hamunkeln gleich, künstliche Spottgeburten, nicht Kinder der Natur, die lebenslnng mit ihr verbunden bleiben. Leonardo ist der erste Mensch, der aufrecht, königlich, doppelt räthselhaft in seiner vereinzelten Würde wieder als herrliches Naturwesen und -Wunder, zugleich nls Herrscher und Diener der Urmutter durch seine Zeit geht. Die wahre Erneuerung der Welt beginnt mit ihm. Was er als Künstler geleistet, wie groß und einzig es auch war, konnte vielleicht doch von der Gesammtheit der übrigen italienischen Künstler geleistet werden. In dieser ganzen malerischen Blüthe seiner Zeit ist ja ein Theil dieser Frühlingserneuerung und Kraft neuer Menschen ausgedrückt und enthalten. Leanardo aber geht darüber weit hinaus. Andere Künstler der Renaissance sind ja auch vielseitig gewesen, waren Maler, Bildhauer, Baumeister, Ingenieure und gleich begabt in allen Richtungen des Nachschaffens, kaum einer, der nicht auch schöne Sonnette gedichtet und gelegentlich auch wohlklingende Musik gemacht hätte. Was bedeutet aber das alles neben Leonardo's Kräften! Der war allseitig, und wo die anderen Lernbares erlernt und begrenzte Begabungen fleißig ausgenützt, war ihm Schaffen und Erkennen eingeboren und ein Blick, der die ungemessenen Gebiete der Natur überschaute, ein Geist, der, wohin er sich wandte, das fernste Ziel, das Geheimniß der Natur selbst, ihr wahrstes Wesen sah und zugleich dem Verstande weithin sichtbar hinstellte.

Der Maler begnügt sich sonst mit der Darstellung von Licht und Luft, er aber spürt ihren Geheimnissen nach. Gleich ging er auf das Wesen und die Kräfte der Sonne, auf die Bewegungen der Himmelskörper los, als Ingenieur mit Werken der Befestigung und des Wasserbaues vertraut, verfolgte er die Scenen von Wasser und Gebirge, er giebt Muthmaßungen über die Entstehung der Höhenfaltungen, über die Wirkungen der Wasserläufe, zugleich mit einer tiefen Ueberzeugung von der organischen Beseeltheit und Einheit des Kosmos, eine Ueberzeugung, die sich in einer antropomorphen Bildlichkeit seines Ausdrucks darstellt, er geht dabei bis in's kleinste Detail, etwa, wie die Muscheln auf die Höhen der Berge kommen, er erkennt in der Mathematik das Um und Auf aller Wissenschaft und hat innerlich eine vollkommen regelrechte Methodik wissenschaftlichen Denkens ausgearbeitet, wovon einzelne Aussprüche den klaren Beweis geben. Was die Naturgesetze selbst betrifft, so hat er ihre ganze Gesetzeskraft vielleicht als Erster erkannt oder wiedererkannt, er hat alles Sein auf die Bewegung zurückgeführt und in der Meßbarkeit dieser Bewegung die Möglichkeit der Erkenntniß erblickt, er hat Definitianen der Begriffe: Anstoß, Trägheit, Kraft gegeben, alle Probleme der Mechanik geprüft: die Linie des frei fallenden Objects in ihrer Ablenkung durch die Schwerkraft, die zunehmenbe Geschwindigkeit beim freien Fall, er hat gewiß das Gesetz von der Erhaltung der Kraft gekannt, er hat die atmasphärischen Erscheinungen untersucht, den Regen und Sturm, und zwischen diesen strengen Denkvorgängen taucht immer wieder das graße Herrschergefühl und Bewußtsein seiner Würde mit dem schönsten Pathos seiner einfachen wahrhaften Sprache auf: „Es scheint mir nicht, daß grobe Menschen von schlechtem Urtheil ein so schönes Instrument, noch solche Vielfältigkeit der innern Einrichtung verdienen, wie die nachdenklichen Menschen von graßen Kenntnissen, sondern bloß einen Sack, der die Nahrung aufnimmt und von wo sie wieder hinausgeht“...

Was die fünf Sinne des Menschen durchmessen können, hat Leonardo so durchmessen, daß mnn jeden einzelnen Sinn bei ihm auf die höchste Möglichkeit der Thätigkeit gebracht glauben muß, welche nicht bloß das einzelne Phänomen auf einmal, sondern ganz auf sein Wesen, seine Entstehung und Wirkung weiter verfolgt, so daß jeder Sinn jeder Erscheinung bis auf die Quelle nachgeht. Zieht man von allen diesen Untersuchungen, gleich bedeutend in der Mechanik, Optik, Akustik, Geologie, Astronomie, in psychologischen und zuweilen sogar metaphysischen Speculatianen etwa blaß eine gewisse ungelenke Gleichnißhaftigkeit des Ausdruckes ab, die aber zugleich ihren wahren Reiz ausmacht, weil eben diese bildliche Sprache das constructive Werk Leanarda'scher Denkweise verräth, zieht man die völlige zeitliche Gebundenheit in gewissen Rücksichten und unbedingten Grenzen des Ausdrucks ab, so erkennt man aus diesem Ueberfluß von Einzeläußerungen und Darlegungen ganz deutlich das wissenschaftliche Weltbild der Natur, das unsere Gegenwart vielleicht mit valler Farbe und Leben ausgefüllt hat, dessen ganzen schönen Umriß aber dieser eine Mnnn gesehen und kühn hingeschrieben hat. So war er, wie nur Goethe ein Urbild menschlicher Göttlichkeit und Würde, sein Wesen schien unbegrenzt und flüchtig alle Dinge zu durchdringen mit einem Hauch von solcher Kraft, daß er fast nicht mehr nachzuschaffen und zu suchen, sondern selbst zu erzeugen und die Natur aus sich heraus mit seinem Athem zu beleben schien. Ein unverlierbares Gefühl dieser hohen Macht muß ihm in allen Zeiten treu geblieben sein, es läßt ihn fürstlich aufrecht durch alle Abenteuer gehen, unbekümmert um das kleinliche Glück von Wohlstand und Ruhm, es läßt ihn sinnen, schaffen, es läßt ihn so vollkommen schön sein, wie ein solcher Schöpfer sein muß, der eine Welt erschaffen knnn — sollte nicht sein eigner Körper, sein Angesicht, sein Blick das ganze Geheimniß der natürlichen Schönheit darthun? — Es läßt ihn sanft und gütig mit allen Menschen verkehren und heiter ihre Schwächen durchschauen und verzeihen und sagar schätzen als Objecte der Erkenntniß und des Studiums.

Diese Sicherheit und dieses erhabene Insichselbstberuhen gab seinem Munde jenes geheimnißvolle, rührend-erhabene

Lächeln, welches eben so wohl auf seinem Magierselbstporträt ruht, als auch auf den Gesichtern der Frauen, die er dargestellt. In Wahrheit bildet ja jeder Maler und Bildhauer, wenn er einen Menschen darstellt, darin zugleich sich selbst, und viel von seinen eigenen Zügen liegt in denen seiner Objecte. So hat Leonardo in der „Mona Lisa“ mit der Göttlichkeit einer erhabenen, ruhigen, still in sich versunkenen, aber in die Unendlichkeit hinausblickenden Frau, mit diesem geheimnißvollen Lächeln — es ist ein Lächeln der Lust und des Staunens über die eigene Vollendung — sich selbst den Genius seiner eigenen Menschlichkeit gebildet, in diesem Gemälde mag man die sinnliche Darstellung seines Dämonians erblicken, des Geistes, der ihn belebte, ergriff, durch alle Zufälligkeiten der Erscheinungen und des Schicksals zu den wesentlichen Quellen des Erkennens leitete, mit kindlicher Einfalt und kindlicher Sicherheit und wieder mit hohem Stolz und kühnem Bewußtsein der Kraft. Was liegt allein in diesem Lächeln des Leonardo! So mag ein Gott lächeln, der eine Welt erschaffen hat. Und dieses Lächeln und diese Flugsicherheit liegt auch in seinen stolzen Worten, an die man immer wieder denken muß, wenn man Leonardo's mächtiger und unerschöpflicher Menschlichkeit denkt:

„Er wird seinen ersten Flug nehmen, der große Vogel vom Rücken seines riesigen Schwanes aus, das Universum mit Verblüffung füllend, alle Schriften mit seinem Ruhme füllend, und ewiger Glanz dem Ort, wo er geboren ward.“

Das Geheimniß des Vogelflugs und des eigenen Flugs, Leonardo's heftigster Wunsch, enthüllte sich ihm nicht, alle seine Versuche scheiterten, aber er selbst blieb als das Ungleichniß der großartigsten Flugmöglichkeiten der Menschheit und schwebt, wie er es nur voraussah, als ein kühner, erhabener Vogel durch das Universum. So hoch erhob er sich über seine eigene Zeit, daß er sie weit unter sich ließ und die ganze neue Welt der Zukunft mit seinem Blick sowohl erschuf, als umspannte.

Aber daß Leonardo der Erste war, der Einzige Erkennende, Verstehende, Schaffende, Deutende, Göttliche in einer wirren, dumpfen, aber süß aufblühenden Welt, dieses tiefe Gefühl einer wunderbaren und räthselhaften Kraft und zugleich mit der Lust daran, auch der Schauer und das Staunen darüber, das gab seinem Gesicht jenes unvergeßliche Lächeln eines Menschen, der über die Grenzen des Menschlichen gelangt ist.

Der Ursprung des Harlekins.

Von Gustav Gugitz (Wien).

Es giebt eine Auferstehung der Todten. Mit welchem Jubel verjagten der gelehrte Dichter Gottsched und die wackere Neuberin im Jahre 1737 den armen Harlekin als unartigen Ausländer, der der Begründung einer deutschen literarischen Bühne mit seiner volksthümlichen Urwüchsigkeit entgegenstand, um an seine Stelle die langweilige Nachahmung des französischen, akademischen Alexandrinerstückes zu bringen! Es war dem Lustigmacher daher nicht schwer, wo er nur konnte, sich in anderen Gewändern zu zeigen, denn er hatte sich im Herzen des Volkes festgenistet, und die wahre Aufgabe eines Bühnenreformators wäre es gewesen, die Originalität des Harlekins nur in eine bessere Form zu zwingen. Gerade aus den frischen Quellen dieser Burlesken hätte das deutsche Drama schöpfen sollen, und es war leicht einzusehen, daß tiefer blickende Köpfe dem harmlosen Schelm bald freundliche und sogar aufmunternde Worte gewidmet haben würden wie Lessing. Der wackere Möser ließ sogar eine Schrift: „Harlekin, oder Vertheidigung des Groteskkomischen“ erscheinen. Dies hinderte indessen wieder nicht, daß auch Harlekins Bruder, Hanswurst, in Wien von Sonnenfels und Genossen bitter verfolgt wurde und weichen mußte. Allerdings verpflanzte man auch hier bald den „grünen Hut“ des Hanswurstes auf den Parnaß, und nur zu bald erstand der scheintodte Hanswurst im Kasperl wieder. Gerade diesem verdankt das spätere Volksstück seine Quellen, und daß selbst ein Grillparzer aus den stets unverbrauchten volksthümlichen Elementen des Kasperltheaters schöpfte, hat er selbst zugestanden.

Die dünkelhafte und banausische Wissenschaft von damals, die ihren Zopf mit Anstand hängen ließ, würde vielleicht mit großer Verwunderung und eben solcher Verachtung zusehen, mit welchem Eifer und mit welchem wissenschaftlichen Apparat ein deutscher Gelehrter Dr. Otto Driesen in seinem Buche „Der Ursprung des Harlekins“ (Berlin, 1904) der beliebten Theaterfigur nachgegangen ist. Da dieses Buch, wie wenige wissenschaftliche Werke, in einer ganz sokratischen Methode geschrieben ist, so ist es für den Laien nicht minder anziehend als für den Gelehrten, sich damit zu beschäftigen. Es sollte für ein wissenschaftliches Werk trotzdem immer ein hohes Lob bilden, wenn es auch weitere Kreise und nicht bloß den Fachgelehrten fesseln kann, und auch die peinlichste Anatomie des lustigen Schelms, der übrigens complicirter ist, als man glauben sollte, wird uns nicht das Vergnügen an der ganzen Figur rauben, sondern uns nur ihren Charakter ganz klar machen. So begleiten wir denn mit Driesen den braven Harlekin auf seinem ganzen Weg „vom Himmel durch die Welt zur Hölle“.

Ja, wir werden mit Harlekin in die Hölle steigen müssen, denn — so ehrenwerth er sonst ist, und da er todt ist, ist er sicher im Himmel — er ist ein Teufel, ein armer, lustiger Teufel, aber immerhin ein Teufel. Dieses Geheimniß seiner schwarzen Seele hat ihm nun Driesen entrissen, und wie könnte es auch anders mit seiner Herkunft beschaffen sein. Wir stellen uns den Teufel immer amüsanter vor als die lieben Engel.

„Von allen Geistern, die verneinen,
Ist mir der Schalk am wenigsten zur Last.
Des Menschen Thätigkeit kann allzu leicht erschlaffen,
Er liebt sich bald die unbedingte Ruh;
D'rum geb' ich gern ihm den Gesellen zu,
Der reizt und wirkt, und muß, als Teufel, schaffen.“

Und nicht nur, daß nunmehr der ursprüngliche Beruf des lustigen Schelmes bekannt gemacht wird, sondern auch seine Nationalität war falsch gemeldet. Er ist kein Italiener, wie die Tradition wollte, sondern ein gut französischer Teufel. Nur die französischen Teufel können lustig sein. Um zu diesen Uranfängen zu kommen, mußte die Philologie ihr ganzes schweres Rüstzeug aufbieten, aber sie hat vor allem das Geheimniß der Harlekinsgeburt entrissen, denn „im Anfang war das Wort“.

Daß der Harlekin romanischen Ursprunges ist, davon war man in Deutschland stets überzeugt, wo der Harlekin erst gegen Ende des 17. Jahrhunderts eingeführt wurde. Die Unsicherheit begann erst mit der Frage, ob er französischen oder italienischen Ursprunges wäre, und man war stets geneigt, Italien den Vorzug zu geben. Harlekin taucht als Theaterfigur zuerst in Paris im Jahre 1585 auf, wo er in einem Pamphlet: „Lustige Geschichte von den Handlungen und Heldenthaten Harlekins, italienischen Schauspielers“ erscheint. Die Literaturgeschichte hielt den Harlekin immer als eine Abart des Typus der „Zanni“, der komischen Diener der italienischen Stegreifkomödie des 16. Jahrhunderts. Die philologische Forschung hat nun festgestellt, daß das Wort Harlekin im Französischen ein aspirirtes H aufweist, das die italienische Sprache nicht besitzt.

Es war daher angezeigt, das Wort bis in das Altfranzösische zu verfolgen. Da fand sich alsbald ein Wort „Herlekin“ (herlequin), dessen erste Silbe durch die Vorliebe der Pariser Bevölkerung, e vor r durch a zu ersetzen, in

„Har" verwandelt worden war. Dieses Wort Herlekin findet sich noch früher ohne r, also als „Hellekin" und zwar nachweislich (s. darüber Driesen) vor dem Jahre 1100 in der französischen Literatur, das heißt wenigstens 450 Jahre vor der Geburt der commedia dell' arte mit ihrem Arlechino. Das altfranzösische Wort Herlekin kann auch nicht im Mittelalter nach Italien gewandert sein, um von dort wieder nach Frankreich zurückzukommen, denn ein im 16. Jahrhundert nach Frankreich eingeführtes italienisches Wort hätte kein aspirirtes h mehr angenommen, und das italienische Wort „Arlechino" (1593 belegt) ist jünger als der Harlekin der Komödie.

Wenn wir nun auch wissen, daß das Wort Harlekin französisch ist, so können wir uns trotzdem noch nicht erklären, warum die Pariser am Ende des 16. Jahrhunderts einem „Zanni" der italienischen Komödie gerade den Beinamen Harlekin gaben. Wenden wir uns nun zur Bedeutung des Wortes, die uns den Aufschluß geben soll. Die Hellequins — dieses Wort wird anfänglich nur im Plural als Collectivname gebraucht — sind nichts anderes als die französischen Vertreter des wilden Heeres. Zum ersten Mal erwähnt sie der normannische Historiker Ordericus Vitalis am Ende des 11. Jahrhunderts in dieser Eigenschaft. Die Herlekinleute, nur einen solchen Typus begreift das Wort in sich, sind ein Massenzug von Seelen, die zur Strafe für ihre Sünden durch die Lüfte in der Welt herumgehetzt werden und zwar so lange, bis sie gebüßt haben. In der Folge werden daher auch Menschen als Herlekins bezeichnet, die Missethäter sind, also reif für die Herlekinsleute, deren Name nun einen Schimpf bedeutet. Indessen scheint sich später diese christliche Vorstellung von einer Art Fegefeuer, das diesen Herlekinsleuten in der Luft beschieden war, verwischt zu haben, die Herlekins werden Luftgeister, die in farbigen Erscheinungen hoch am Himmel ziehen, oder auch mitunter zu bloßen Irrlichtern. Auch das Grausige ihrer Erscheinung wird im Laufe der Zeiten gemildert, sie erscheinen meist in einem bunten Zug mit Musik. Und in der That, bald genug treffen wir die armen Büßer des wilden Heeres als komische Dämonen auf dem Theater an.

In einem Stücke des Adan de le Hale „Das Spiel unter dem Laubdach" (1262) bilden die Herlekins die Vorhut der Feen, und zwar guter Feen, der Herr der Herlekinsleute ist „der größte Fürst des Feenreiches", und sein Abgesandter Narrenbeißer unterhält sich sehr gut mit den Feen. Haben wir bis jetzt nur ganz allgemein von Herlekins gehört, — da sie Büßer im christlichen Sinne waren, konnten sie sich nicht durch verschiedenen Rang unterscheiden — so hören wir zum ersten Mal von einem Oberherlekin, von einem König Hellekin, da sie bereits ihren Uebergang zu Luftgeistern durchgemacht hatten. Waren bis jetzt die Herlekins eine Masse von unzertrennlichen Geistern, die als etwas Gemeinsames in der Luft schwebten, so schießt nun bei Adan de le Hale plötzlich einer aus dem Geisterzug herab, wird gewissermaßen eine Individualität, die sich nun wie ein Mensch benimmt und der nichts Menschliches fremd ist. Und dieser Herlekin ist nicht nur harmlos, obgleich ein Dämon wie seine Genossen, Freund Narrenbeißer hält alle Menschen, die sich vor ihm fürchten, für Narren. Darum nennt er sich so. Wir können hier an Oberon und Puck im Sommernachtstraum denken, die diesen Herlekins wohl ein wenig verwandt sind.*) Die Zeiten, da der Herlekin nur büßende Seele war, sind vorüber. Der Herlekin ist im 13. Jahrhundert schon komischer Dämon und als solcher bereits Gegenstand mimischer Darstellung.

Dieser Herlekin Narrenbeißer trat nun auch schon mit einer Teufelsmaske auf. Trotz dieser grimmen Fratze will der Dichter ihn aber als lustigen Teufel aufgefaßt wissen, der als Luftdämon allerlei Sprünge und Lazzis machte, was auch seine Hauptkomik war. Auf dieser Bühnenfigur eines komischen Luftdämons oder Teufels, für den eine Teufelsfratze und eine affenartige Behendigkeit namentlich charakteristisch sind, baut sich der spätere Harlekin auf.

Nach den kirchlichen Vorstellungen des Mittelalters konnten die Herlekins indessen nichts anderes als Teufel sein, und es war kein Wunder, wenn sie bald in den Mysterienspielen in Verwendung gebracht wurden. Sie hatten da eine wilde Teufelsfratze und führten sich selbst mit der stereotypen Frage ein: „Steht mir die Teufelsfratze gut?" Auch bekleidete sie ein Herlekinmantel, von dem sich, wie Driesen des Längeren sehr gelehrt ausführt, noch heute ein theatertechnischer Begriff ableiten läßt. Manteau d'Arlequin heißt in Paris noch heute die erste verschiebbare Seitensoffite rechts und links unmittelbar hinter dem großen Vorhang and die unbewegliche Plafonddraperie unmittelbar vor dem großen Vorhang, die die Bühne umrahmen. Es rührt dies davon her, daß in den Mysterien die Hölle in einer Teufelsfratzendecoration personificirt wurde, die der Harlekinmaske ähnlich war; der Vorhang, der über diese Hölle fiel, ließ sich dann sehr wohl mit dem Harlekinmantel vergleichen.

Wir haben nun früher gesehen, daß sich in dem Stücke von Adan de le Hale bereits aus der Gesammtmasse der wilden Jagd, der Herlekins eine Herlekinsindividualität loslöste, der Unterherlekin Narrenbeißer und der Oberherlekin. Dieser Oberherlekin entwickelte sich in der Volkssage zum Gespensterkönig („Arthus und seine Leute"); die Herlekins sind schon im 13. Jahrhundert komische Teufel und Gegenstand mimischer Darstellung, was kann also der Oberherlekin sein? Ein böses Gespenst, kurz auch ein Teufel. Und als solchen finden wir ihn auch überall in der Volkssage, als den „rothen Mann", den „rothen Jäger", er wird ein Zerstörer kirchlicher Werke und Versucher der Frommen. Und so wird allmälig das französische Wort Harlequin als Individualname mit dem Begriff „Oberteufel" verbunden, wie später mit dem einer komischen Bühnenfigur. In welchem Augenblick verschmelzen nun die beiden Begriffe?

Wir sehen im 14. Jahrhundert die Herlekinleute bei einer neuen Thätigkeit. Sie rumoren bei Polterabenden, veranstalten Katzenmusiken und „Charivaris". Aber nicht sie selbst treten mehr auf, nein, nur nachahmende Menschen, die sich „wie die Herlekins" benehmen, die unter ihrer Maske allerlei Unfug treiben. Es tritt so allmälig der Uebergang des mimisch dargestellten komischen Teufelstypus Herlekin zum komischen Menschentypus ein. Die mimisch dargestellten Herlekins des 13. Jahrhunderts waren noch Figuren der Bühne. Die Herlekins des Charivari im 14. Jahrhundert sind schon Straßengestalten, früher waren sie nur eine Rolle, jetzt sind sie wirkliche Individualitäten, die aber alle Formen der früheren Herlekins beibehalten. Auch die Veranstalter des Charivari hatten dieselben Teufelsmasken und -mäntel, auch sie mußten in hundert Sprüngen und Lazzis beweglich sein, denn jetzt sollten die Zuschauer der Charivaris über die gelungene naturgetreue Herlekinleistung des Schauspielers lachen. Es kam nun nicht mehr auf irgend eine innere Macht des alten Herlekinmythos auf das Gemüth an, sondern auf das rein Effectvolle der äußeren Erscheinung, die sich im tollsten

*) Vgl. dazu eine merkwürdige, mir durch Zufall bekannt gewordene Stelle in einem seltenen Roman „Marzipilla Nipsnaps, Mainz und Hamburg, 1802" von dem Pseudonym Pansiello, wo (I, p. 65) ein Rector in einer längeren Rede beweisen will, „daß Oberon Niemand anders, als der Oberste der Teufel und sein Horn die Nota Karakteristica eines echten Hahnreis wäre. Das Wort Oberon ist griechischen Ursprungs und zwar die zweite Silbe: ron, welche im Griechischen so viel bedeutet als: Teufel, Schingleich, Canaille, Belzebub, Satan, Näppchen und so weiter. — Obe — ist deutsch und bedeutet so viel als der Oberste, Oberwachtmeister, Oberststockmeister, Oberstleutnant, folglich bedeutet Oberon: Belzebub den Ersten." — Also wäre auch Oberon eine Art Oberharlekin. Vielleicht hat diese Stelle für Dr. Driesen, der sich mit dem Harlekin noch weiter beschäftigt, eine Bedeutung.

Teufelsunfug, in halsbrecherischen lächerlichen Sprüngen, die die Luftgeister parodirten, äußerte. Dies hat Harlekin mit seinen Verwandten und Nachfolgern gemeinsam; nach von dem letzten Ausläufer „Kasperl" heißt es in einer Broschüre (Bitte an die Damen Wiens, das Leopoldstädter Theater betreffend, Wien, 1789): „Nun dreht Kasper den Fuß einwärts, streckt seinen Kopf vorwärts, krümmt sich zusammen, macht einen Bocksprung ...." Vielleicht sind diese Lustigmacher alle des Teufels. Es ist begreiflich, daß durch solche Clownerien das Wort Harlekin bald einen lächerlichen Begriff bedeutete und auch so angewandt wurde. Es sind dafür zahlreiche Beweise vorhanden. Unter Harlekin versteht man schon im 15. Jahrhundert komische Rüpel und verächtliche Menschen.

Diese Charivariharlekins wirkten nun weiter als Teufel bei den mittelalterlichen Mysterien mit, erhielten jedoch als „Benefiz" die Erlaubniß, auch als Teufel nach der Varstellung herumlaufen zu dürfen, natürlich mit dem üblichen Unfug. Solche Veranstaltungen hießen Diablerien, und viele Spaßmacher (bouffons) betheiligten sich daran. Es war das Ganze nur eine Neuauflage des Charivari, wohl zu dem Zweck, sich eine Nebeneinnahme zu verschaffen. Nun liegt es auch nahe, daß irgend ein Komiker aus kluger Berechnung direkt von diesen Diablerien und Charivaris in dem bezeichnenden Costüm auf die Bühne gesprungen ist. Ist nun Harlekin der als komischer Menschentypus berühmt gewordene ehemalige Teufel des Charivari? Die Antwort giebt uns Harlekin selbst in einer Broschüre: „Verdaute Antwort Harlekins an den Dichter, den Sohn der Madame Cardine, in harlekinischer Sprache, in Prologform, von ihm selbst, über seine Höllenfahrt und desselbigen Rückkehr. In Paris, für Herrn Harlekin. 1585." Es war dies die Antwort auf die „Lustige Geschichte von den Handlungen und Heldenthaten Harlekins rc." Darin gesteht er lachend seine Höllenabstammung ein. Er hat nicht nur die Teufelsmaske, die an den Cerberus erinnert, wie sie ihm ähnlich sieht, er zeichnet sich durch teuflische Gemeinheit und Schamlosigkeit aus. In die Schamlosigkeit theilt er sich zwar mit vielen seiner Callegen, so ließen ja auch die beiden Sostas in einer Wiener Hanswurstparodie vom Anfange des 18. Jahrhunderts recht treuherzig vor der Lady Montague — oh shocking — die Hosen nieder, aber Harlekin ist der allerschamloseste nach dieser Antwort. Er ist bei dem Teufel in die Schule gegangen. Und so erklärt auch Riccoboni, der Schauspieler und Theaterhistoriker, als die beiden hervorstechenden Züge des ursprüngtichen Harlekins die schamlose Gemeinheit und die Beweglichkeit

„Ein Gewebe van außergewöhnlichen Bühnentricks, rasend schnellen Bewegungen und äußersten Unanständigkeiten ... eine Vereinigung von Unverschämtheit, Spottsucht, Plattheit, Clown-Komik und vor Allem von unendlich schweinigem Benehmen ... Dabei eine Gewandtheit, die ihn immer in der Luft sein ließ", so charakterisirt Riccoboni den Harlekin. Auch das Costüm der Harlekins wird dem Theater angepaßt, angepaßt diesen Clownerien. Während die alten Harlekins nackt unter Lumpen gingen, wie richtige Rüpel, ziehen sie nun als Schauspieler einen Tricat an, der mit hundert buntfarbigen dreieckigen Läppchen bedeckt ist, um nicht anstößig zu wirken. Auch die Teufelsfratze muß einer eleganten schwarzen Halbmaske Platz machen. Obwohl er die Reform dem Teufel verdankt, will der Schauspieler nichts mehr von ihm wissen, Harlekin ist durch den Schauspieler Mensch geworden.

Welche Schauspieler aber haben den französischen Teufel Mensch werden lassen? Dieses Verdienst gebührt unstreitig den italienischen Schauspielern, aber sie vollzogen dieses Experiment auf französischem Boden und brachten Harlekin, wie wir gesehen haben, nicht aus ihrer Heimath mit. In der ganzen italienischen Literatur ist bis zum 16. Jahrhundert nur eine Stelle bei Dante ermittelt worden, die von einem Teufel „Alichino" spricht, was sich aber jedenfalls auf das Französische zurückführen läßt. Heimisch war der Harlekin nur in Frankreich. Während die Pariser um das Jahr 1580 mit dem Harlekin der Kamödie vertraut sind, kann in Italien vor 1580 kein Auftreten des Harlekins nachgewiesen werden. Man kennt in Italien überhaupt keinen komischen Teufel. Die kamische Person par excellence in der italienischen Volksposse nnd in der später daraus hervorgewachsenen commedia dell'arte ist vielmehr der Landmann, der Bauernlümmel, genannt „Johann", „Giovanni, Gianni, Zanni". Van diesen „Zannis" suchte nun Jeder in einer Specialität sich beliebt zu machen, und sie nahmen, der Specialität entsprechend, um sich von den Uebrigen zu unterscheiden, einen besonderen Namen an, so, um nur die berühmtesten zu nennen, Scapin und Scaramuzza. Aber unter allen diesen italienischen Zannis findet sich bis zum 17. Jahrhundert kein „Arlechino". Nun ist aber das Stück, welches der erste bekannte Harlekinprolog „Verdaute Antwort rc. (s. oben)" einleitet, ein italienisches, und der betreffende Harlekindarsteller, wie erwiesen, war ebenfalls ein Italiener, und zwar ein Zanni, der zur Gruppe der „Confidenti" gehörte, die im Jahre 1584 und 1585 in Paris spielte. Die Existenz des italienischen Zanni mit dem französischen Namen, Costüm und Wesen des Harlekin im Jahre 1585 ist also nur so zu erklären, daß ein Italiener in Paris den Theaterharlekin geschaffen hat.

Wir haben übrigens schon früher gesehen, wie sich die Darsteller der Diablerien nach der Vorstellung als Harlekins unter das Volk mischten, um da mit diesem in Fühlung zu bleiben. So mochte sich auch gelegentlich ein italienischer Zanni denken, dieses Umhertreiben vor die Vorstellung zu verlegen, um das Publicum durch allerlei Lazzi nach seiner Kunst lüstern zu machen und einen guten Besuch zu erzielen. Und so machte er als einzelner Harlekin, der sich von der Gesammtheit der Herlekine (Harlekine) loslöste, vor dem Theater, um dem harrenden und theils noch unschlüssigen Publicum die Zeit zu vertreiben, seine Lazzi, so ward er zum Marktschreier seiner Gesellschaft, so hielt er Praloge, veranstaltete er Zwischenspiele. Und in der That, das Pariser Publicum des 16. Jahrhunderts bewunderte den Harlekin meist außerhalb der Handlung in den verschiedenen Arten des noch nie dagewesenen Zwischenspieles, das den lachlustigen Parisern die Hauptsache war. „Nur 'reinspaziert, meine Herrschaften, nur 'reinspaziert", so rief Harlekin vor dem Theater als komischer Teufel. Und erst dann wanderte er mit auf die Bühne, um später, als sich der valle Erfolg seiner Specialiät, der komischen Teufelswirkung, einstellte, nur mehr auf dieser aufzutreten. Aber seine erste Thätigkeit war, durch seine Gaukelkünste, ein volles Haus zu erzielen. Und so sehen wir ihn noch auf Kupferstichen van Callot in dieser Thätigkeit auftreten, er producirt sich da mehr als Clown, „Springer", Akrobat u. s. s. Und in der That, während Molière alle anderen der Comédie Italienne entnommenen Zanni sprechen läßt, bleibt einzig der Harlekin bei ihm stumm nud tanzt. Der Tanz, die komische Körperbewegung war eben immer die Hauptstärke des Harlekins. Der frühere Harlekin — der Harlekin bei Molière ist schon Blüthezeit — ist aber nicht nur Tänzer gewesen, sondern sogar Seiltänzer, Clown und Marktschreier.

Ein solcher „Springer" nun war es in Paris, der zunächst als Einzel-Clown im Erfolg schwamm, fortwährend auf neue Zugmittel dachte und nun die Herlekins der Diablerien sah, deren Komik dem Publicum sehr sympathisch war. Aber noch wurde sie durch die Gesammtheit der Harlekine dargestellt. Dieser oder jener Zanni nun — „vergraben ist in ewige Nacht der Erfinder großer Name zu oft" — brauchte eines Tages eine neue, noch nie dagewesene Nummer, er hatte den Erfolg der Straßenharlekine gesehen und er verkündet: „Zanni als Harlekin — Musik!" In der Entwickelung vom Gaukler zum komischen Diener der Kunstkomödie werden natürlich manche Etappen liegen. Sicher dürfte nur sein, daß er zwischen 1570 und 1580 van der Truppe des Alberto

Ganassa in die Kunstkomödie eingeführt wurde. Dieser spielte schon 1574 mit einem Harlekin in Spanien und dürfte 1572, als er in Paris Vorstellungen gab, in einem Augenblick, wo er alle Künste springen lassen mußte, um zu glänzen, anläßlich der Hochzeit des Königs von Navarra mit Margarethe von Valois, den Harlekin zur Bühnenfigur gemacht haben. Damit war aus dem altfranzösischen Teufel durch italienische Schauspieler eine neue Theaterfigur: „Der Harlekin" geschaffen worden.

Nur in groben Zügen konnten wir den geistreichen Ausführungen Driesen's folgen, die ebenso viele Leckerbissen für den Gelehrten als für den Freund der Cultur- und Theatergeschichte enthalten, denen die Lectüre dieses Buches hiermit an das Herz gelegt wird. Es hat uns den so oft todt gesagten Lustigmacher in einem lebendig gezeichneten Bild neu erstehen lassen, und wenn auch dieser selbst bescheiden mit Goethe's Worten nichts von der Nachwelt hören will, da er eine lustige Person ist, so denken wir doch weit besser von ihm, wenn wir jetzt auch wissen, daß er ein Teufel ist. Humor und solche, die ihn machen können, haben wir eben noch immer zu wenig.

Zur Ehrenrettung Rousseau's.

Von Dr. Heinrich Pudor.

Man begegnet heute in der Literatur häufig Stimmen, welche die großen prophetischen Gaben Rousseau's zurückstellen und die Schattenseiten seines Wesens, die sich aus den scharf ausgeprägten Eigenthümlichkeiten seines Charakters und Temperamentes ergaben, vergessen und den Idealisten zur „Canaille" stempeln.

Vor einigen Tagen erschien ein Buch „Das galante Jahrhundert" von Neera*), das eben diesen Ton anschlägt und Rousseau gegenüber seinem Zeitgenossen und freundliebenden Feind Baron von Grimm ausspielt. Wie verhält es sich nun erstens einmal mit diesem Baron von Grimm, dem deutschen Adeligen von geringem Vermögen, aber großer umfassender Bildung, der als Vorläufer des Grafen Schönberg nach Paris gekommen war.**)

Von diesem Baron von Grimm hat man den Eindruck eines kalten, berechnenden, abgebrühten, äußerlich peinlich ehrbaren, innerlich kalten Menschen, der in Folge dieser Eigenschaften von dem schönen Geschlecht nicht gerade verhätschelt wurde und zufrieden war, daß er in den leidenschaftlichen Wein der Madame d'Epinay beruhigenden Syphon gießen durfte und schließlich von ihr als quid pro quo angenommen und hochgeachtet und geschätzt, aber gewiß nicht geliebt wurde.

Wie kann man es wagen, ihn mit Rousseau in einem Athem zu nennen oder gar mit ihm zu vergleichen! Gewiß, Rousseau hatte große Schwächen. Aber ist es nicht eine Eigenschaft der Großen, daß ihre Fehler an ihrer Größe theilnehmen, daß sie selbst in ihren Fehlern groß sind? Ein kleiner Baum hat auch im Herbst nur wenig dürre Blätter. Ein großer Baum mag selbst im Sommer neben einem Wall von grünem Laub einen mächtigen dürren Ast haben. Aber davon abgesehen, wolle man gerade bei Rousseau verstehen, daß seine Größe nach der Seite des Charakters die dunkelsten Schatten haben mußte. Rousseau wollte und sollte kein Demosthenes und kein Bismarck sein, er sollte nicht Charaktereigenschaften, sondern dichterische Eigenschaften entwickeln, nicht Thaten brauchte man von ihm zu sehen, sondern Prophetien, Offenbarungen und Verkündigungen. Und die gab er der Menschheit in so reichem Maße, daß sie sich noch heute davon nähren kann. Was seine Fehler betrifft, so ist kein Zweifel, daß die Frauen, die ihn verführten, ihn in der Sünde erst unterrichteten. Daß er bei seinem leidenschaftlichen Temperament und seinen poetischen Wahnideen der Sünde in diesem sündigen Zeitalter alsdann selbst verfiel, ist wahrhaftig nicht zu verwundern. Aber die Schuld trägt er nicht, sondern seine Zeit und die Verführung. Hatte er da endlich im Walde von Montmorency eine Einsiedelei gefunden, wo er in Ruhe schaffen und Naturandacht verrichten konnte. Was geschieht? Eines Tages fiel es der jungen Gräfin d'Houdetôt — dieselbe, welche, ohne unter der Schminke zu „erröthen", von ihrem Geliebten, dem Marquis de Saint-Lambert, offen sprach und schrieb — ein, nachdem sie von dem keuschen und feurigen Philosophen, der die Einsiedelei bewohnte, gehört hatte, sich als Mann zu verkleiden und das Pferd zu besteigen, um „den Bären in seiner Höhle aufzusuchen". Nüchtern und prosaisch ausgedrückt, hatte die Gräfin also Gelüste nach dem Feuer des Waldphilosophen und verführte ihn nach allen Regeln der Kunst. Und vermuthlich hatte es die Madame d'Epinay genau ebenso gemacht. Rousseau war voll genug von Gefühl, sich in beide zu verlieben, nämlich sinnlich. Will man ihm einen Vorwurf machen, wenn er später den „Kater" bekam, wenn er mißtrauisch wurde und am liebsten davon gelaufen wäre. Aber es fehlte ihm am Nothwendigsten und er hatte den Kopf voll von Ideen, die er der Menschheit geben mußte — also er blieb. Streng sittlich genommen hätte er nicht bleiben dürfen, gewiß nicht. Aber haben wir, die Nachlebenden nicht Grund, ihm dafür dankbar zu sein, daß er blieb und schaffte? Er sollte uns ja nicht Feldherrnthaten, sondern Gedanken geben, und die gab er. Was gab uns die Madame d'Epinay die Gräfin d'Houdetôt? Sie fühlten schon damals, daß sie unsterblich wurden durch die Berührung mit diesem „Bären", der ein Adlerherz im Busen trug. Und was gab uns der ehrbare Baron von Grimm? Man lese seine dreibändige Correspondance, die er mit Diderot zusammen herausgab. An interessanten Urtheilen über zeitgenössische Verhältnisse bietet sie manches. Irgend welche selbstständige Bedeutung hat sie nicht. Sie hat nicht einmal die künstlerische Form, die manche Memoiren jener Zeit haben. Und wenn der Name des Herrn Baron von Grimm heute noch lebendig ist, so dankt er das dem Umstand, daß er mit den Encyclopädisten und mit Voltaire und Rousseau in Berührung kam.

Aber mein Hauptargument habe ich noch im Hinterhalt.

Fragen wir vorerst, wie die Verfasserin des obenerwähnten Buches „Das galante Jahrhundert" über Rousseau urtheilt. Sie schreibt (S. 167) von der „trübseligen, unheilverkündenden Gestalt, die gleich dem Tintenfisch stets ein getrübtes Wasser hinterließ, um ihre niedrigsten Triebe darin zu verbergen." Weiter heißt es, „köstliche Monate verlebte in der Einsiedelei der Menschenverachter (?der Verf.), der in Folge einer Mißhandlung seiner Seele jeden Honigseim in Galle verwandelte!" Weiter schreibt die Verfasserin von dem „über alles unsympathischen" Rousseau (S. 29) und wagt die Selbstcaricatur, daß „all' seine Weltverbesserungstheorien nicht einem hehren Idealismus, sondern den häßlichsten Gefühlen des Neides entsprangen" (S. 35) und nennt ihn ebenda „einen undankbaren Freund, einen herzlosen Vater, einen gewissenlosen Schriftsteller". Wie aber hatte der Philosoph Kant von diesem gewissenlosen Schriftsteller geurtheilt? „Rousseau hat mich zuerst gemacht." Und an einer anderen Stelle muß die Verfasserin bezüglich des im Uebrigen von ihr zu Ungunsten Rousseau's gepriesenen Baron Grimm sagen, daß er „einen freien klaren, präcisen Geist mit einem kühlen verschlossenen Wesen verband" (S. 17) und urtheilt von dem Verhältnisse des Barons zur Madame d'Epinay: „Als sie sich Grimm hingab und dabei überlegte, daß er nicht der erste sei (er war nämlich der Letzte) kamen ihr allerhand

*) Dresden, Carl Reißner, 1903.
**) Siehe Seite 172 u. w. W.

Bedenken, aber da das Schicksal sie nun einmal ihres natürlichen Haltes beraubt hatte und sie in der Welt, in der sie lebte und bei ihrer eigenen Schwäche unbedingt einer Stütze bedurfte, so schien Grimm wie dazu geschaffen." Also als Pflegediener gewissermaßen für ihre Seele und für ihren müden Leib nahm sie diesen Baron Grimm an.

Und nun unser Hauptargument. Wie urtheilte Grimm selbst über Rousseau? In seiner zusammen mit Diderot herausgegebenen Correspondance finden wir verschiedene Urtheile über Rousseau, die der Verfasserin des hier behandelten Buches vielleicht entgangen sind, und die wir auch deßhalb hierher setzen wollen. Im 1. Bande dieser Correspondenz findet sich auf S. 123 folgender Passus (April 1761): „Vor acht Tagen ist das Werk Rousseau's über die Erziehung in vier großen Bänden erschienen. Dies Buch hat sofort Aufsehen gemacht. Man sagt, daß das Parlament den Verfasser zur Rechenschaft ziehen wird. Die Intoleranz und die Bigoterie werden eine so gute Gelegenheit, einen berühmten Dichter zu peinigen, nicht verfehlen und vermuthlich wird Rousseau gezwungen werden, Frankreich zu verlassen. Dieser muthige und beredte Schriftsteller hat in Holland einen Traité du contrat veröffentlicht, der hier nicht zu haben ist und von dem man sagt, daß er noch hundert Mal freier sei, als das Buch über die Erziehung. Man muß dasselbe sorgfältig lesen, bevor man wagen darf, darüber zu sprechen."

In demselben Bande der Correspondenz findet sich ferner folgendes, allerdings einen ganz anderen Standpunkt vertretendes Urtheil: „Ein anonymer Dichter hat an J. J. Rousseau einen Brief gerichtet, in dem er behauptet, daß der Ruhm, eine Menge Paradoxe ausgesprochen zu haben, nicht Stand hält. Ich denke wie er. Man wird Voltaire immer lesen. Rousseau wird nur eine Zeit haben." Die Geschichte hat hier dem Baron von Grimm Unrecht gegeben. Hundert Jahre nach seinem Tode wurde Voltaire wenig, aber Rousseau sehr viel gelesen und es scheint, als wird es so bleiben.

Im 1. Band der Correspondenz findet sich weiter ein Brief Rousseau's an P....*), aus dem der edle Charakter Rousseau's sich klar spiegelt: Als ich das Stück, mein Herr, das Sie mir zugeschickt haben, durchblätterte, war ich betroffen, mich von Ihnen gelobt zu sehen. Aber ich nehme dieses gräßliche Geschenk nicht an; ich bin zwar überzeugt davon, daß Sie mich, als Sie es mir zuschickten, nicht haben beleidigen wollen; aber Sie wissen offenbar nicht oder Sie haben vergessen, daß ich die Ehre habe, der Freund eines ehrenwerthen Menschen**) zu sein, den Sie auf unwürdige Weise in Ihrem Büchelchen herabgesetzt und verleumdet haben.

Montmorency, 21. Mai 1760

J. J. Rousseau.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Productivität.

Studie von Arthur Konrad Müller (München).

„.... Wir gehen in einer gesteigerten Sensibilität umher, scheinbar unthätig und theilnahmslos, mit einem vergrabenen Leben in uns, das alle Dinge stumm in sich hineinsaugt. Wir sehen Vieles und sagen Nichts, denn das Viele, das wir erblicken, gleitet an uns vorüber, als ob es nicht dagewesen wäre, und was wir verschlangen, wissen wir nicht mehr; denn es war nur der Hauch der Dinge oder ihre abgründige Tiefe; die aber verlor sich in uns. Und so schreiten wir wohl in einer volkbelebten Stadt, Licht und unruhiger Glanz zittert vor uns auf, Lachen und Tosen gellt dröhnenden Klumpen gleich an uns vorüber, wir aber schreiten im lärmendsten Gewühl gleich einem Einsamen, der in einer schlafenden Stille auf das hört, was in ihm lebendig wird. In uns aber regt sich nichts; das arbeitende Leben in uns zieht unhörbar die vergifteten Säfte dieser Vielgestaltigkeit in sich hinein, die um uns wogt, und über unsere gepreßten Lippen dringt kein Wort, kein Laut. Nur in den Augen fängt es an zu brennen, und wenn wir sie sehen könnten, würden wir erschrecken vor dem Drohenden des Ausdruckes und dem Schmerz ihrer Tiefen und würden erstaunen, daß diese Augen, die jedes Ding umschlingen, als gelte es auf ewig Abschied nehmen, keine Thränen haben. Und die Welle der menschlichen Bewegung treibt Dich wohl vorwärts, Du beobachtest Deine Schritte nicht; das Steinpflaster verliert sich, auf weichen Wegen wandelst Du einher, unter Bäumen, die jene morbide Süße haben Derer, die nicht gelebt haben und früh sterben. Und Dein abgekehrter Blick rinnt wie eine verlaufene Woge über das weiche und eintönige Auf und Ab unserer Ebene, bis in jene selige, schmerzlich geliebte Ferne, wo die grenzenlose, thränenmüde Schwermuth dieser in's Unendliche verlangenden Ebene in einem sehnsüchtigen Aufathmen mit dem Himmel verschmilzt. Und das siehst Du und siehst vielleicht noch die feine Schattenlinie eines einsamen Baumes am blaß gerötheten Horizont und Du weißt nicht, was Du fühlst: es ist nichts weiter als das wehmüthige Zusammenspiel zweier Linien in einer schattenden Stille, aber Dir ist, als solltest Du in einem endlosen Raume ertrinken, als sollte Alles, was Dein wahnsinniger Lichthunger inbrünstig umfangen hält, mit einem harten Lächeln von Dir genommen werden, und Du kannst nicht anders: die unendliche Öde und die furchtbare Einsamkeit Deines stummen und in Dich begrabenen Lebens treibt mit einem schmerzlichen Aufschrei die Seele Dir in die Augen und Du brichst zusammen und weinst ..."

Diese Worte schrieb ein junger Schriftsteller seiner Freundin, die ihr eigen Glück nur seinem Glücke danken wollte. Sie glaubte ihn zu kennen und war auf psychische Seltsamkeiten gefaßt; es hatte sich aber gezeigt, daß in ihrer Gegenwart alles Beunruhigende aus seinen stets gespannten Zügen schwand, und in einem stolzen Hochgefühl hatte sie sich als den milden und begütigenden Stern dieser ewig bewegten, in jähen Sensationen aufkochenden Seele betrachtet, die Alles zu besitzen schien, was Menschen vergönnt wird, nur nicht die Gabe, glücklich zu sein. Sie wußte, daß ihres Freundes herbe Männlichkeit nichts so sehr verachtete als Thränen oder wenigstens das Eingeständniß einer thränenseligen Rührung; er konnte beim Tode des geliebtesten Menschen hart und ruhig, ja sogar ein wenig spöttisch erscheinen, wenn er die verweinten Augen der Anderen und ihre zurechtgemachten Jammermienen sah. Er war zu keusch, um Anderen seine Seele zu zeigen, vielleicht zu correct, um zu dulden, daß eine unerhört gesteigerte Kraft sein Inneres in eine würdelose, chaotische Unordnung versetzte. Und diese fast schrullenhafte Neigung, Alles was er für innerlich und geheimnißvoll hielt, selbst seiner Geliebten vorzuenthalten, war, wie sie früher oft verwundet hatte, jetzt die schmerzliche Ursache eines bekümmerten Staunens.

Sie überlas noch einmal die Worte, die in einem leidenschaftlichen Athem mehr gestammelt als gesprochen erschienen. Die Eile der Schriftzüge am Anfang steigerte sich von der Mitte an in eine stürzende Hast, die alle Einzelheiten verachtend, dem Ausgang und der gefürchteten Katastrophe zustrebte. Die Freundin wurde verwirrt. Sie weinte nicht; sie wurde trostlos, und ihre Augen weiteten sich in einer trauernden Verwunderung, aber sie hatte keine Thränen für einen Schmerz, dessen Wurzeln sie nicht zu erschauen vermochte. Sie hatte gelernt bescheiden zu sein; sie hatte schon längst mit feinem Gefühl geahnt, daß eine noch so innige und herzliche Neigung niemals die ganze Seele eines Menschen erfüllen könne, der stets lieber die Einsamkeit als den zerstreuenden Verkehr mit Anderen gesucht hatte. Mit der schönen Kraft ihrer fast mütterlichen Liebe hatte sie ihr überströmendes Herz zu wahren gewußt, Zärtlichkeit gespendet, wenn Theilnahme verlangt ward, und schöne Zurückhaltung geübt, wenn sie nicht nöthig zu sein glaubte. Sie hatte, ohne daß sie es ahnte, dem Adel ihrer Haltung gerade durch diese anspruchslose Fürsorge eine Süße verliehen, die ihn mit den schimmernden Fesseln einer dankbaren Zärtlichkeit an sie kettete. Er konnte sie in Wahrheit vielleicht weniger entbehren wie sie ihn, aber während sie in ihrer Seele kein Fleckchen kannte, in dem nicht sein Name von weichen und duftenden Blumen gefaßt wurde, konnte er sie nur zur Herrscherin in den Bezirken erkiesen, die hell und von heiteren Capricen erfüllt waren. Das Uebrige, das einer müden, von trostlosen Niederschlägen verdüsterten Halde glich, war leere und gehorchte Niemand: weder der Stimme seines Willens noch dem milden Lächeln ihrer Güte.

Darum war sie weniger unglücklich als besorgt, und in ihrer von der Unruhe gestachelten Reflexion ging sie Schritt für Schritt rückwärts, die Tage und Wochen hindurch, in denen sie mit ihm vereint gewesen war. Sie suchte sich sein Gesicht vorzustellen wie es war, wenn er sich nicht beobachtet glaubte, aber sie vermochte in den geliebten Zügen, die eine anmuthige Mischung von Energie und kindlicher Weichheit sehen ließen, nichts zu entdecken, das ihrem spürenden Tasten einen Anhalt bot. Aber sie sah ihn plötzlich gehen, so wie er zu gehen pflegte, als sie sich noch nicht kannten. Langsam schritt er vor ihr, mit gebeugtem Kopfe, der sich in jähen Unterbrechungen stolz erhob und die Umgebung scharf zu mustern schien, um dann mit einer achtlosen Neigung wieder zurückzusinken. Sie suchte sich in seine Seele hineinzudenken und sich ihre Zustände auszumalen, die seine einsamen Spaziergänge begleiteten. Und sie konnte nicht verhindern, daß ihr dabei Verse über die Lippen kamen, die sie bei ihm gesehen und die sie sich abgeschrieben hatte, Verse,

*) Vermuthlich Piron, Verfasser der Comedie des Philosophes.
**) Gemeint ist Diderot.

die, wie sie ahnungsvoll merkte, eine seltsame Ergänzung zu dem bildeten, was er ihr selbst mitgetheilt hatte. Sie lauteten:

Aus grenzenlosen Müdigkeiten quillt
Ein wehes Sehnen nach verborgenen Schauern,
Und meine abgekehrten Augen trauern
Durch Räume, die ein Glanz des Lebens füllt.
Wißt ihr, welch' neue Schrecken feindlich lauern
Dort hinten, wo ein Duft die Lüge hüllt?
Die Fernen, die mein heißer Blick umspült,
Gelockt, geschreckt, sind keines Felsens Mauern.

Und meine Armuth zieht vergrämte Wege.
In trübe Einsamkeiten träg gebannt
Verfolg' ich dumpf die todesschwere Bahn.

Und rege Menschen sehen scheu mich an:
Ich krieche jetzt, wo ich einst frisch gerannt
Und höre kaum des Lebens schwere Schläge.

Die Freundin strengte ihr Gedächtniß an, um zu ermitteln, wann wohl dieses Sonett entstanden sein könnte, und wie sie die Daten ihrer Zusammenkünfte an einander reihte, fiel ihr ein anderes Gedicht ein, von dem sie ganz sicher zu wissen glaubte, daß es während der Zeit ihres Beisammenseins sich ihm entrungen hatte.

In schwarzen Flecken kündet sich die Nacht,
In Dunkelheiten, die um Büsche lauern
Und formenlos Gespenstergrüße schauern
In meine Seele, die sich müde wacht.

Ich hab' des Lichtes Lachen nicht gelacht!
Der Tag ist einsam wie die schwere Nacht!
Und wehmuthsmüd, in stillen, bleichen Trauern
Verrinnt, verblaßt, was ich gefühlt, gedacht . . .

Sie stutzte.

„Und wehmuthsmüd, in bleichen, stillen Trauern,
Verrinnt, verblaßt, was ich gefühlt, gedacht . . .“

Es war ihr als komme sie dem Geheimniß ganz nahe, aus dem seine trüben und verlorenen Stimmungen geboren wurden. Sie erinnerte sich verschiedener Aussprüche von ihm, die ihr einer gewissen Galgenverzweiflung zu entstammen schienen, Wendungen einer scharfen Ironie über Dichten und Dichterruhm, über den Werth der Erfolge und die Bewunderung einer reichen Productivität. Er träumte sich mit einer aus Bitterkeit und Foppinst gemischten Verbohrtheit in den Zustand eines alten Graunzers hinein, der seine Weltverachtung in einem vergrübelten Schweigen offenbart, die Umgebung erträgt, wie sie ertragen werden muß und in den Genüssen einer duftenden Cigarette und eines Trunkes vom ältesten Weine sich das Feuer für eine rege, aber stumme Lebensthätigkeit erhält. Und auf ihren verwunderten Einwurf, daß doch der vielgenannte Drang des Schaffens eine Explosion des überreich gehäuften Stoffes erregen müsse, erwiderte er mit der lässigen Bewegung, mit der er alle Banalitäten abzuthun pflegte — er beschäftigte sich aufmerksam mit dem Abstäuben seiner Cigarette —: Schaffensdrang sei Mittheilungsbedürfniß und nehme im gleichen Verhältniß ab, wie die Erkenntniß von der Unwürdigkeit Derer steige, denen man sich mittheilen wolle. Sie begriff das nicht ganz, aber ihre von der Liebe geschärften Instincte erriethen, daß er mit einer gewissen Heftigkeit gegen sich selbst rede und daß seine Bitterkeit in Wahrheit weniger gegen die Anderen als gegen sich gerichtet sei. Es mußte eine Leere in ihm sein, in der alle Flammen erstickten, eine Leere an Empfindung, die aus einer unsäglichen Fülle an Ueberdruß hervorquoll und eine tiefe Müdigkeit erzeugte. Er befand sich in dem gefährlichen Alter, in dem ein kräftiger Trieb zur Selbstständigkeit alle Pläne zerstört, die an der Bewunderung zahlreicher Vorbilder heranreiften, in dem aber der jugendliche Arm noch nicht stark genug ist, aus dem Stoffe eigenen Erlebens, neue und reinere Formen zu bilden. Er hatte mancherlei geschrieben, was zum mindesten einer gewissen Beachtung werth war, denn es offenbarten sich dem geschulteren Auge, das hinter die Nebel einer noch unausgegohrenen, dilettantischen Sentimentalität zu dringen vermochte, die deutlichen Spuren eines feinen, lyrisch gefärbten Talentes, dem die Neigung zu einer höheren Bedeutsamkeit in der Wahl des Styles und der Charaktere eine schöne, künstlerisch erhabene Zukunft verhieß. Es that ihm wohl, von diesen Früchten einer jugendlichen Begeisterungsfähigkeit mit einer ironischen Verachtung zu sprechen; aber er freute sich nicht minder, wenn diesen absprechenden Urtheilen gegenüber die Freundin mit erhöhtem Eifer die verschiedenen Schönheiten behauptete, die ihr unnachsichtig kritischer Blick — so sagte sie wenigstens — trotz alledem hier und da gefunden hatte. Und er that, was er nicht unterlassen konnte; um sich vollständig von den Producten künstlerischer Unreife zu trennen, ohne sie zu vernichten, schenkte er Alles, was er entbehren wollte, seiner Freundin, die scherzend das Material einer künftigen Biographie des berühmten Dichters als eine ausgezeichnete Speculation ansah und mit vielem Eifer die Tausende ausrechnete, die sie später dafür bekommen wollte.

Alle diese Erinnerungen machten der Freundin begreiflich, daß das traurige Gemüth des Freundes nur aus diesem einzigen Punkte zu curiren sei. Es mußte Inhalt in ihn hineinkommen, eine selbst seiner Ironie unerhörte Fülle neuer und großgearteter Eindrücke, die Herz und Sinne belebten. Sie sah nun ganz deutlich, wie er mit den abgestorbenen Hoffnungen einer starkgeistigen Jugend einherging, die unverzagt die weiche Kindeshand nach dem Größten und Schwersten reckte; diese blutleeren Schemen und Geister abgeschiedener Pläne, getödteter Ideale verfolgten ihn, ohne ihm Leben zu geben, und ob er sie auch haßte, er konnte sie nicht vertreiben. Er bekam ein Mißtrauen gegen jede formale Tradition, er rang nach etwas Urpersönlichem, das vorderhand keine Form kannte. Aber dieses Urpersönliche wollte sich nicht einstellen; denn es fehlte die gewaltige Geste einer gereckten Gottesfaust haben, die Wolkengebirge zertrümmert und unendliche Horizonte weist, und der Schooß einer kleinbürgerlichen Familie mit den verwischten Typen eines zwar doctrinären aber schwachherzigen Spießerthums gab die Erschütterungen einer zornigen Seele nicht her. Es versandete Alles in der breiten Alltäglichkeit der Nothdurft und was an Schmerz sich nach innen schlug, wurde Ironie und bitteres Verstehen. Fern am Horizonte flammten leise Hoffnungen und sehnsüchtige Augen sendeten schimmernde Grüße in die Wunder der Welten, aber während sich die Seele an dem labte, was jenseits von den lebendigen Pflichten in himmlischem Glanze lockte, wurde die Hand schlaff und der Kopf müd. Die träumerischen Vorstellungen verloren die Umrisse, das Strahlende verwogte in Duft und Nebel, und in einem ernüchterten Augenblick drangen die entgeisterten Augen durch die Trughüllen in eine hoffnungslose Leere. Da überfiel die große Apathie die kraftlosen Glieder; ein Ekel an allem Vorhandenen und eine verzweifelte Absage an alles Zukünftige lullten die geschwächte Seele in einen Zustand, der, so trostlos und entnervend er sich auch entwickeln mußte, dem verbitterten Selbstgenügsamen den heimlich stachelnden Reiz einer neuen und interessanten Erscheinung bot. Er war nun Einer, der dahin gedrungen, wo Alles schweigt, war Einer von Denen, die räthselvolle Augen haben und Stirnen, von denen man nicht wissen kann, was sie verbergen. Was kümmerte ihn die redselige Zunft der Dichter? Man muß Leben in sich gehabt haben, um stumm sein zu können, und Erschütterungen, um ruhig zu sein. Die aber, neugierige Maulwurfshügel, die in ewiger Unruhe die spitzbübische Nase recken und froh sind, den Saum eines Menschenkleides zu berühren — sie ahnten nichts von der Majestät erloschener Krater, von der gewaltigen Gottesruhe, die aus verwitterten Gesteinen spricht. Solch ein zermalmendes Geheimniß mußte um jene Säule sein, die mit wuchtender Starrheit dem jämmerlichen Geschehen dieser armseligen Welt zusieht und von deren tiefvergrabenem Leben nur jener einzige Ton Kunde giebt, mit dem die ewige Hoffnungsfreudigkeit des Geschaffenen der Morgenröthe entgegenzittert. O, das Menschenkindlein konnte sich wohl mit diesem Riesen der Vorzeit messen, aus dessen Seele das Wort drang: Vater, nicht das Leben allein gieb — gieb mir das Leben, um todt zu sein.

Und so spann er sich mit stolzerem Selbstgefühl noch mehr in seine träge Einsamkeit ein, mied die Genossen, ging allein spazieren, besuchte als einsamer Gast Caféhaus und Kneipe, trank und rauchte viel. Es konnte nicht fehlen, daß er, der immer allein und immer in sich vergraben dasaß, den Menschen auffiel, und manch' verlangendes Frauenauge blickte seiner blühenden Jugend nach, der die Haltung eines weltfremden Grüblers eine so seltsame Herbe gab. Aber so wohlthuend diese Wirkung von seiner Eitelkeit empfunden wurde — denn sein scharfes und schnelles Auge bemerkte Alles, selbst aus den tiefsten Reflexionen — so ehrlich und bitter lehnte sich sein Wahrhaftigkeitsgefühl dagegen auf. Es war ihm nicht entgangen, daß ihm allmälig jede Bestimmtheit des Wollens entglitten war; er befand sich in etwas Wogendem und Zerrinnendem, in dem selbst Gefühle und Gedanken nur noch nebelhaft und verschwommen waren. Und brachte er auch manches Gedicht nach Hause, das dieser weichen Stimmung am besten entquoll, so ließ sich sein klarer und tüchtig entwickelter Verstand von der Befriedigung eines augenblicklichen Gelingens nicht länger täuschen. Unerbittlich rechnete er ihm die Hoffnungslosigkeit seines arbeitslosen Daseins nach, zeigte ihm, daß er auf dem besten Wege sei, als ein gebrochenes Talent zu verkommen und erweckte schließlich eine fanatische Lust nach Arbeit, nicht nur nach dichterischer, vor Allem nach einer Arbeit, die geeignet war, ihn aus den drückenden und zerreibenden Verhältnissen herauszureißen. Die aber fand er nicht, denn seine Ansprüche waren nicht gesunken. Er verlangte eine Arbeit, die ihm zukam, der er sich früher in hohem Selbstgefühl hingegeben. Es war eine ausgesprochene Beschäftigung mit Kunst. Wo aber war die Kunst zu finden in einer Stadt, die proletarisch durch und durch, sich erst eine Cultur erringen sollte? Er hätte sie verlassen müssen und dazu fehlte ihm Alles. Und so ging er denn wieder in's Aussichtslose hinein, verzweifelt und gleichgiltig, je nachdem, und nur der Schmerz der Augen oder ein plötzlicher Aufschrei verriethen, was in ihm war —

Die Freundin athmete auf. Das also war es. Oh — sie eilte an den Schreibtisch, suchte Papier und Feder und warf folgende Zeilen hin:

Mein Liebling,

ich bin so froh, so froh. Ich weiß, ich habe nachgedacht, ich weiß, Du mußt hinaus. Sobald wie möglich hinaus und hinein in das Neue, Große, Ueberwältigende — in's Leben. Für alles Materielle ist gesorgt. Du mußt hinaus. Du bist ein Künstler und sollst ein größerer werden. Und ich danke Gott, daß ich Dir dazu helfen kann.

Deine
Käthe.

Aus der Hauptstadt.

Der Fremdling.

Vor dem Schalter eines Bahnhofes der Stadtbahn drängte sich die Menge.

Umständlich sagt ein Herr zum Fahrkartenverkäufer: „Ich möchte bitten um einen Fahrschein dritter Classe für 10 Pfennige.“

Das Verlangte wird ihm gereicht mit der halb spöttisch, halb ärgerlichen Bemerkung: „Für lange Unterhaltungen haben wir aber hier keine Zeit.“

Der so Abgefertigte weiß nicht recht, womit er diesen Vorwurf verdient hat, und beobachtet die nachdrängenden Personen. Er bemerkt, wie sie nur ein bestimmtes Zahlwort dem Schalterbeamten zurufen. Allerdings brauchte dieser für die Abfertigung Wissender lange nicht so viel Zeit wie für die des Fremdlings. Der konnte noch öfters bemerken, wie er durch seine Angewohnheit, seine Gedanken und Wünsche durch vollständige Sätze und nicht durch Satz- oder gar Wortrudimente zum Ausdruck zu bringen, ein mitleidig-ironisches Lächeln bei seinen Mitmenschen hervorrief, das, in die Sprache übertragen, ungefähr sagen wollte:

Ach, das ist ein Fremdling. Der kennt die großstädtischen Sitten und Gebräuche noch nicht.

Nach und nach wurde aus dem Fremdling ein Einheimischer, und als solcher hatte er nun seinerseits oft Gelegenheit zu beobachten, wie Urberliner auf manchen Gebieten des großstädtischen Lebens sich durchaus als Neulinge zeigten.

*

Kommt da Jemand aus dem fernsten Süd-Osten nach der Königlichen Bibliothek, um ein Buch abzuholen, das er am Tage vorher bestellt hat. Er giebt dem Beamten die Ausleihekarte. Bald bringt er sie wieder zurück, zugleich den Bestellzettel von gestern, der den Vermerk: „Verliehen“ trägt. Das gewünschte Buch erhält er nicht. Als Berliner ist er nicht schüchtern, und er macht seinem Aerger einem neben ihm Stehenden gegenüber Luft:

„Nun habe ich bereits das fünfte Buch bestellt, jedes Mal 20 Pfennige verfahren und zwei Stunden todtgeschlagen. Erhalten habe ich noch nichts. Und das will eine ‚Königliche Bibliothek‘ sein!“

Mitleidig lächelnd erwidert der Angeredete:

„Wenn Sie sich durchaus auf ein Buch versteifen, so steht es Ihnen frei, den Titel nebst Ihrer Adresse in's Desiderienbuch einzutragen. Es dauert ungefähr nur drei Monate, dann steht das gewünschte Werk hier zu Ihrer Verfügung. Und dann: Wer wird hier e i n Buch bestellen! Sehen Sie, ich habe zehn Zettel ausgefüllt. Wenn Sie einen Augenblick warten wollen, werden Sie sehen mit welchem Erfolge.“

Da kam der Bibliotheksdiener, brachte drei Bücher und sieben Scheine mit dem Zeichen „Verliehen“.

„Wenigstens etwas,“ meinte der glückliche Empfänger. „So muß man's machen, wenn man nicht zehnmal vergeblich herlaufen will.“

„Für die Zukunft weiß ich ja nun auch, wie ich's zu machen habe, aber warum ...“

Der Andere unterbrach:

„Gewöhnen Sie sich das ‚Warum‘ ab. Rechnen Sie mit den Thatsachen, die Sie nach fünfmaligem Mißerfolge jetzt wohl genügend kennen gelernt haben, und denken Sie nicht über Sachen nach, die nur die Bibliotheks-Verwaltung angehen und die wir doch nicht mit unserem beschränkten Unterthanenverstande begreifen können.“

*

Ein Bureaubeamter hat einen freien Tag. Opern, Theater und Concerte kannte er nur von den Zeitungskritiken her. Heute wollte er Eines von den Dreien mit eigenen Augen sehen, mit eigenen Ohren hören. Er war zur gewohnten Zeit aufgestanden. Sonst ging er um 8 Uhr in's Bureau. Heute begab er sich zum Opernhaus. Es war zwar erst um 9 Uhr Cassenöffnung; aber ein Weilchen warten schadete ja nichts. Es sollte „Lohengrin“ gespielt werden. Um $^1/_2$9 Uhr war er vor dem Opernhause. Aber was war denn dort los? Da stand ja eine große Menschenmenge, dichtgedrängt und einzeln an einander gereiht wie Spickaale.

Auf Befragen erfuhr er bald die Ursache der Menschenansammlung. Als Neuherzugekommener hatte er hinten anzutreten. Nachdem er schier endlos lange Stehübungen bald auf dem linken, bald auf dem rechten Beine gemacht hatte, war er endlich bis zum Verkaufsschalter vorgedrungen und erfuhr dort, daß nur noch einige der theuersten Plätze zu haben seien. Ihn schwindelte, als er den Preis nennen hörte, der beinahe seine Wocheneinkünfte erreichte. Da mußte er sich halt den Besuch des Opernhauses für diesmal verkneifen. Aber ein günstiges Schicksal konnte ihm vielleicht wieder einmal einen freien Tag bescheeren. Dann wollte er das nachholen, was ihm heute nicht beschieden war. Er erkundigte sich bei einem der Umstehenden, wie man wohl in den Besitz eines Opernbilletes kommen könnte; es sollte aber nicht viel über einen Thaler kosten.

„Da müssen Sie schon vor Sieben hier sein,“ lautete die Antwort.

„Wer aber nicht soviel Zeit hat?“

„Der schickt einen Dienstmann oder sonst eine bezahlte Person. Das sahen Sie doch, daß die Wenigsten von Denen, die hier waren, für sich Billets kauften.“

„Wer nun kein Dienstmädchen und keinen Burschen zum Herschicken hat und keinen Dienstmann bezahlen kann?“

„Der kann sich wohl das Opernhaus von außen ansehen und — wenn er Lust und Zeit hat — die Treppenstufen an den Seiten zählen, aber hinein kommt er nicht.“

„Na dann nicht; dann gehe ich in's Theater.“

Er entschloß sich für's Deutsche Theater. Dort wurde der letzte Saisonschlager gegeben. Die Vorstellung sollte um $^1/_2$8 Uhr beginnen. Um $^3/_4$7 war er schon zu Stelle.

Alles ausverkauft, bis auf die Stehplätze, auf denen man dem lieben Gott sehr nahe, aber der Bühne sehr fern ist.

Das mochte vielleicht für dieses Stück ein sehr geeigneter Platz sein, und eine Mark war doch ein annehmbarer Preis, den er gern zahlte. Als er aber die „Mark-Tribüne“ betrat, sah er zunächst — nichts. Nach längerer Orientirung und gymnastischer Uebung hatte er gefunden, daß er nur in der Kniebeuge im Stande war, einen kleinen Bühnenstreifen zu erblicken. Wer konnte zwei Stunden in so unbequemer Haltung verharren? Einige Plätze waren ja da, von denen man einigermaßen sehen konnte, aber die waren ja schon besetzt.

Er fragte Einen, wie er zu seinem Platze gekommen wäre.

Der antwortete:

„Sie sind hier noch ein Fremdling, sonst wüßten Sie's. Die Sache ist ziemlich einfach. Man muß kurz vor Cassenöffnung hier sein, ersteht schnell ein Markbillet und eilt die Treppe hinauf, bis eine verschlossene Thür ein weiteres Vordringen hindert. Dort sammeln sich 10—12 Personen an. Nach 5 Minuten wird die Thür geöffnet und nun beginnt ein Wettrennen. Wer fixe Beine hat, bekommt einen der Plätze, von denen sich noch etwas sehen läßt, wer nicht, hat seine Mark so gut wie fortgeworfen.

Der Bureaubeamte dankte für freundliche Auskunft und stieg ärgerlich von Himmelshöhen zu Thal.

Bei der nächsten Anschlagsäule machte er Halt. Es blieb ihm noch das Concert. Da sah er auch schon: „Symphonieconcert des Philharmonischen Orchesters“. Es war jetzt 7 Uhr. Um 7 Uhr 30 sollte das Concert beginnen. Wenn er einen Nickel für die Elektrische opferte, konnte er bequem zur Zeit hinkommen.

Dort war zwar vor der Casse auch ein großes Gedränge; aber er bekam doch noch eine Einlaßkarte. Sie kostete nur 75 Pfennige, und seine Frage: „Sitzplatz?“ wurde mit „Ja“ beantwortet.

Als er eine Thür öffnete, kam er in eine Art Gang, der unter den Emporen um zwei Seiten des Saales führte. Der Gang war vollgepfropft mit Menschen. Kein Apfel wäre hier zur Erde gefallen. Mit Mühe drängte sich der abgehetzte junge Mann hindurch, bis zu einer kurzen Treppe, die in den Saal hinunterführte. Hier war ein schmaler Gang frei von Menschen. Er schlüpfte hinunter in den Saal. Aber hier dasselbe dichte Gedränge wie oben. An einen unbesetzten Stuhl war gar nicht zu denken. Er hätte nach den Strapazen des heutigen Tages gar zu gern gesessen. Da erblickte er neben sich einen Saaldiener. Von dem verlangte er laut und energisch auf Grund seines Billetes einen Sitzplatz. Die Umstehenden lachten über den naiven Fremdling laut auf. Der Diener meinte mit ironischem Grinsen:

„Bitte, suchen Sie sich einen Sitzplatz!“

Als Berliner war er doch nicht auf den Kopf gefallen. Er sah wie an der Wand rechts und links die Treppenstufen als Sitzgelegenheit benutzt wurden. Ostentativ setzte er sich mitten auf die Treppe auf den dort entlang führenden Läufer. Sofort war der Diener an seiner Seite und meinte:

„Dort dürfen Sie nicht sitzen.“

„Warum denn nicht? Hier sitzen ja noch mehr auf der Treppe.“

Ohne zu antworten, wies der Diener auf ein Plakat, das unter Berufung auf eine Polizei-Verordnung besagte, daß der durch den Läufer bezeichnete Gang frei bleiben müsse.

Unter dem Hohngelächter der Umstehenden und Umsitzenden mußte sich der Zurechtgewiesene erheben. Er ballte gegen den Beamten die Fäuste. Da legte ein Herr, der nach seiner Sprache nicht mit Spree-, sondern vielleicht mit Pleißewasser getauft worden war, beruhigend seine Hand auf den Arm des Erregten:

„Seien Sie nicht zornig gegen den Beamten. Der thut seine Pflicht. Sie sind hier ein Fremdling, sonst würden Sie wissen, wie es hier zugeht.“

„Ich habe doch aber draußen gefragt, ob ich für 75 Pfennige einen Sitzplatz zu beanspruchen hätte.“

„Wenn Sie das wollen, müssen Sie vor 7 Uhr kommen. Wer später kommt und sitzen will, muß eben einen numerirten Platz bezahlen.“

„Das müßte einem doch gesagt werden.“

„Das nächste Mal werden Sie schon schlauer sein. In Berlin giebt es doch soviel Dinge, auf die Jeder, auch der Klügste, einmal hereinfällt, Sie als geborener Berliner sollten sich doch darüber gar nicht wundern. Und nun gar zornig werden! Man kann ja selbst in der Philharmonie seine eigenen Gedanken über die Unzulänglichkeit menschlicher Einrichtungen haben. Aber sonst — wie sagte doch früher 'mal ein Berliner Gouverneur?: „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht!“

Leutnant und Unterofficier im Felde.

Vor einiger Zeit lief durch verschiedene Tagesblätter die Meldung, es sei von den maßgebenden Stellen den inactiven Officieren lebhaftes Mißfallen über die Betheiligung einer größeren Zahl von ihnen an der öffentlichen Erörterung militärischer Angelegenheiten ausgesprochen worden. Die Opposition griff diese Meldung in der Militärdebatte des Reichstages auf und gab so der Heeresverwaltung Anlaß, sich über sie zu äußern. Hierbei bestritt der preußische Kriegsminister jeden amtlichen Versuch, die militärische Kritik der inactiven Officiere einzudämmen. Sie sei im Gegentheil mit Freuden zu begrüßen, da sie der Heeresverwaltung manche gute Anregung für die Weiterentwickelung der Armee gebe. Nur mit Genugthuung konnten die betheiligten Kreise von dieser Erklärung Kenntniß nehmen. Denn im Interesse des Vaterlandes wäre es durchaus zu bedauern gewesen, wenn man die verabschiedeten Officiere wirklich vor der öffentlichen Beurtheilung militärischer Maßnahmen und überhaupt militärischer Fragen gewarnt oder ihnen hierin auch nur eine größere Zurückhaltung empfohlen hätte. In dem letzten Jahrzehnt ist mit großer Thatkraft für die Auffrischung des deutschen Officier-Corps gesorgt worden. Dies hat aber zur Folge gehabt, daß bis auf eine sehr bescheidene Zahl diejenigen Officiere, denen Kriegserfahrung zur Seite steht, heute bereits aus der Armee ausgeschieden sind. Würde den Kriegserfahrenen dann noch Schweigen auferlegt, so ginge für die weitere Entwickelung der deutschen Armee schon jetzt die persönliche Kenntniß des wirklichen Krieges, die doch zehnmal werthvoller als alle wissenschaftlichen Studien ist, zum größeren Theile verloren. Und wie nothwendig es ist, daß jene Officiere sich noch vernehmen lassen, beweist der Unfug, den militärische Theoretiker heutzutage ungestraft treiben können. So hatte ein militärischer Mitarbeiter eines größeren linksliberalen Blattes die Kühnheit zu behaupten, daß im Kriege die alten Unterofficiere zum Mindesten eben so viel wiegen wie die jungen Leutnants, während die letzten von uns geführten Feldzüge gezeigt haben, daß der ältere Unterofficier keineswegs im Stande ist, den jungen Leutnant zu ersetzen.

Der deutsche Unterofficier verdient die wärmsten Sympathien; und es ist aufrichtig zu wünschen, daß seine auch nach der Bewilligung von 700 neuen Unterofficierstellen noch keineswegs beneidenswerthe Lage sich nach jeder Richtung hin bessern möge. Dennoch darf es, um nicht falsche Vorstellungen aufkommen zu lassen, nicht verschwiegen werden, daß unsere Unterofficiere in den letzten Feldzügen durchaus nicht immer den in sie von allen des Krieges Unkundigen gesetzten Erwartungen entsprochen haben. Recht oft haben sie in der Wahrung ihrer Autorität den Mannschaften des Beurlaubtenstandes gegenüber versagt und auch Angesichts des Feindes ihre Nerven nicht immer im wünschenswerthen Grade meistern können. Dagegen war der Leutnant ganz auf der Höhe seiner Aufgabe. Bismarck hat von ihm einmal mit vollem Recht gesagt, daß keine andere Armee ihn uns nachmachen könne. So jung er auch in seiner Mehrzahl war, dem älteren Soldaten wußte er trotzdem zu imponiren. 22 Jahre zählte ein Freund von mir, als er mit seinem kriegsstarken Zuge in die Schlacht von St. Privat rückte. Nur oberflächlich hatte er erst seine Leute kennen lernen können. Denn bei dem Ausbruch des Krieges war er nicht bei seinem Regiment gewesen. Auf den langen endlosen Märschen aber, die der ersten Schlacht vorangingen, hatte sich nicht die Gelegenheit geboten, die Mannschaften auf Charakter und Gesinnung zu prüfen. Die ersten Shrapnels crepirten in weiter Ferne in der Luft. Fest stand, daß die Campagnie in's Gefecht kommen würde. Da trat ganz spontan ein älterer Reservist an den jungen Officier mit den Worten heran: „Herr Leutnant, dan sage ich Ihnen: auf mich können Sie sich verlassen.“ Lag in dieser Versicherung nicht die felsenfeste Ueberzeugung, daß auch der junge Leutnant in vollem Maße seine Pflicht thun würde? Und wie wußte der deutsche Leutnant zu sterben! Gerstäcker war ihm vor den Feldzügen wahrhaftig nicht grün gewesen. Wo er nur konnte, hatte er ihn in seinen Humoresken und Novellen durchgehechelt. Als er aber hörte, was der Leutnant bei Weißenburg, Spichern und Gravelotte geleistet, da nahm der ehrliche Mann alle gegen ihn gerichteten Schmähungen mit dem Rufe zurück: „Hut ab, Hut ab! vor unseren Leutnants.“

Daß die älteren Unterofficiere es dem jungen Leutnant nicht gleich thun können, läßt sich psychologisch sehr leicht nachweisen. Das größere, dem Officier eigene Maß allgemeiner Bildung verleiht ihm ein schärfer ausgeprägtes Ehrgefühl; und durch dieses und durch die jugendliche Unbefangenheit, die ihn vor dem gefährlichen Nachdenken über die kommenden Ereignisse bewahrt, wird er unschwer Herr der Nerven, die drohender Gefahr gegenüber unwillkürlich erschlaffen. Außerdem ist das Band zwischen ihm und der Heimath verhältnißmäßig lose. Streckt ihn eine Kugel nieder, so betrauern ihn nur Vater und Mutter, Geschwister und Freunde, aber noch nicht Weib und Kind, die in ihm den Ernährer und die Stütze für ihr ganzes weiteres Leben verlieren. Die allgemeine Bildung des älteren Unterofficiers ist kaum größer als die vieler seiner Untergebenen. Demgemäß ist auch sein Ehrgefühl nicht übermäßig entwickelt; und da er mit den reiferen Jahren auch vorsichtiger an die kommenden Ereignisse herantritt, so gelingt es ihm sehr selten, die Angesichts des drohenden Todes erschlaffenden Nerven zu beleben. Zudem weiß er in der Regel daheim eine Familie, der er sich glaubt erhalten zu müssen, wenn sie nicht in Noth und Elend gerathen soll. Daß in den letzten Kriegen einmal auch ein junger Leutnant seiner Aufgabe nicht gewachsen war und seinen Leuten gegenüber und vor dem Feinde versagt hat, — wer will dies bestreiten wollen? Aber er bildete eine Ausnahme, wie auf der anderen Seite ältere Unterofficiere, die den an sie zu stellenden hohen Anforderungen im vollen Umfange entsprachen, nicht allzu häufig anzutreffen waren.

Und weil die älteren Unterofficiere nicht mit den jungen Officieren gleichwerthig sind und nicht gleichwerthig sein können, dürfen sie auch auf keinen Fall in die Leutnantsstellen einrücken, wenn nicht ein großer Theil der Schlagfertigkeit unseres Heeres verloren gehen soll. In der Kenntniß des Dienstes ist natürlich der ältere ungebildete Unterofficier dem jungen Leutnant bei Weitem überlegen. Aber im Felde wird der Mann gewogen; und da gilt der dienstlich noch vollkommen unerfahrene siebzehnjährige Fahnenjunker aus gebildetem Hause, der unter der Last des Tornisters und des Gewehrs zusammenzubrechen scheint, unendlich mehr als der fünfunddreißigjährige Feldwebel oder Vicefeldwebel, der vielleicht auf Grund seiner hervorragenden Leistungen im Frieden von allen seinen Vorgesetzten verzogen worden ist. Wer aber kann vor der gefährlichen Ueberschätzung der älteren Unterofficiere durch militärische Theoretiker warnen? Lediglich doch der kriegserfahrene Officier, der allein sie draußen in Frankreich auf Herz und Nieren zu prüfen vermochte. Und ihm soll gesagt worden sein, Schweigen kleide ihn besser als illoyale Betheiligung an der öffentlichen Besprechung militärischer Fragen? Alles ist freilich in unserer seltsamen Gegenwart möglich, in der kein Tag vergeht, wo der aufrichtige Vaterlandsfreund nicht auf das Unliebsamste überrascht wird. Aber in die Echtheit der Zeitungsmeldung glaubten die schärfer Urtheilenden von Anfang an Zweifel setzen zu müssen. Nur können sie es auch heute noch nicht begreifen, daß die Heeresverwaltung viele Wochen verstreichen ließ, bis sie sich bewogen fand, diese Meldung als unbegründet zu bezeichnen.

Carl von Wartenberg.

Während der nächsten beiden Monate

führt in meiner Abwesenheit Herr Dr. Heinrich Ilgenstein, Berlin W, Regensburgerstr. 27 I, die Redaction der Gegenwart.

Richard Nordhausen.



Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W 30, Gleditschstr. 8; Expedition: Berlin W 57, Kaylerstr. 41. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Berlin, den 21. Mai 1904. 33. Jahrgang. Band 65.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt:

Rußlands finanzielle und politische Lage.

Von Anton Weis-Ulmenried.

Rußland, das große nordische „Slavenreich"*), das unter seinem gewaltigen Zar Peter I. in Europa einzog „beim Donner der Kanonen und beim Schalle der Zimmeraxt" — wie Puschkin sagt —, welches sich dann weiter Bahn brach und aus jedem Rückschlag eine Stufe für weiteres Vorschreiten machte, steht gegenwärtig in seiner riesenhaften, autokratisch und massig zusammengeballten Gestalt kaum nach halb cultivirt und in roher, naturwüchsiger Kraft wie ein finsterer, drohender Schatten hinter dem vieltheiligen, reich gegliederten und culturell hochentwickelten Europa. Die größten Zukunftsfragen der Menschheit scheinen mit den zukünftigen Schicksalen Rußlands verknüpft. Sein Volk wird der Zertrümmerer, mindestens aber der Erbe der europäischen Civilisation sein — so glauben Viele —, und Rußland erscheint ihnen wie eine mächtige Naturerscheinung, deren stetiges Vordringen man sieht, deren fernere Wege man ahnt, deren innere, so stark nach außen wirkende Kraft man nur ungenügend kennt. Das seit vielen Menschenaltern mit der Sicherheit eines Naturgesetzes auftretende Vorschreiten des heiligen Rußlands kann man sich eben aus der festen monarchischen Ordnung allein nicht recht erklären. Der Begriff der Legitimität war Rußland übrigens von Haus aus fremd. Gewaltsame Einsperrung und Meuchelmord ist bekanntlich seit jeher in der kaiserlichen Familie unheimlich umgegangen, während die Grenzen des Reiches sich stetig erweiterten. Auch war es nicht immer die Kraft oder der verständige Sinn, welcher auf dem Throne saß. In buntem Wechsel hat sich seit Peter I. bis auf unsere Tage Mäßigung und Zügellosigkeit, bis zur Tollheit gehender Eigenwille und weicher Sinn, hartherzige starre Festigkeit und bedenkliche Veränderlichkeit abgelöst. Dazu die Armuth und Rohheit unten, die Corruption und der äußere Firniß der Bildung in den Werkzeugen der Regierung! Doch nicht in den Resten des Bojarenthums, nicht in der Kraft und dem Charakter des Dienstadels ist das Geheimniß für das Wachsthum Rußlands zu suchen. Eigentlich nur theilweise liegt es in dem festen Gefüge der Tschinówtschina und in der zielbewußten, überaus schlauen obersten Leitung des Staates und seiner Politik. Vornehmlich hat man es zu suchen in dem „Mushik", in der rohen unteren Volksmasse, in ihrem massenhaften gleichförmigen Auftreten durch die weite russische Ebene, in ihrer vollkommenen Hingebung an die Gewalt von oben, welcher auf diese Weise — bis jetzt wenigstens — ein furchtbar gelehriges Werkzeug zu Gebote stand.

Die Gefahren, die man von Osten dämmern zu sehen glaubt, sind inhaltloser Schein. Das Leben der modernen Staaten und der modernen Gesellschaft ruht auf viel mannigfacherem Grunde, als das der alten Welt. Das aus alten Zeiten abgeleitete Gesetz vom Aufblühen und dem natürlichen Verfall der Staaten hat wohl keine rechte Geltung mehr; denn die modernen Staaten tragen, wenn weise geleitet, in sich selbst gleichsam einen ewigen Born der Verjüngung. Sie sind erstens nicht mehr in so scharfer Weise von einander geschieden wie die Staaten der alten Welt, sondern „befruchten" sich gegenseitig, und dann liegt das Hinterland für einen neuen Gesellschaftsaufguß nicht jenseits, sondern innerhalb der Staatsgrenzen. Wenn einzelne Schichten altern und faulen, so schieben allmälig andere von unten nach und ergreifen im äußeren und im geistigen Leben die Zügel, die Jenen entfallen. Unstreitig muß und wird sich auch an Rußland das Gesetz bewähren, daß jedem Reiche von Natur bestimmte Grenzen gezogen sind, die nicht überschritten werden können, ohne daß der Keim der Zerstörung schnell groß schießt. Die innere Entwickelung des Riesenreiches, die ja nicht ausbleiben wird, kann den folgenden Geschlechtern wohl manche neuen Hülfsquellen aufschließen, sie wird ihnen aber nehmen, was bisher die Kraft des Reiches ausmachte: die Gleichförmigkeit, die unbedingte Hingebung des im Glauben an seine Kirche und seinen Zaren einigen, unwissenden, unmündigen Volkes. Die inneren Spaltungen, die gesellschaftlichen Krankheiten der weiteren Entwickelung werden nicht ausbleiben, ja sie machen sich schon seit längerer Zeit bemerkbar. Glücklich Rußland, wenn es alsdann behauptet, was es hat; wenn es nicht in Stücke zerbricht durch innere Bewegungen oder im Zusammenstoß mit höher gearteten Völkern! — Was kann dieser natürlichen Entwickelung gegenüber der Panslavismus Bedrohliches für die Zukunft haben? Von Rußland aus wird mithin aller Voraussicht nach, insbesondere zufolge der jüngsten Ereignisse, die europäische Civilisation nicht geschädigt werden, ebensowenig sie von dort

*) Der Träger des riesigen Reiches und zugleich der herrschende Volksstamm in demselben: Die Großrussen oder Moskowiter, sind bekanntlich keine Slaven, werden nur fälschlich zu denselben gerechnet. Vgl. den Artikel „Die Russen und ihre Culturmission" in Nr. 14 der „Gegenwart" vom 2. April 1904.

aus verjüngt werden kann durch einen etwaigen neuen Kreislauf, der von roheren Anfängen ausginge. Die europäische Civilisation erneut sich entweder stets aus sich selbst und beschreibt ihre eigenen Bahnen oder sie verfällt wirklich und wird von außen in neue Bahnen gelenkt. Dann aber wird dieser Anstoß nicht von Rußland, sondern von anderwärts ausgehen.

Rußland hat allerdings in jüngster Zeit geradezu erstaunliche Fortschritte gemacht. Es gebietet gegenwärtig über ein Sechstel der Erdoberfläche und seine Einwohnerzahl hat sich von 62 Millionen im Jahre 1841 auf 130 Millionen vermehrt. Die Zahl der Geburten ist eine enorm hohe, ebenso enorm ist aber auch die Sterblichkeit. Unter den Armen in einzelnen Districten stirbt die Hälfte der Kinder, bevor sie ein Jahr alt geworden sind. Cholera, Diphtheritis, Typhus und andere ansteckende Krankheiten grassiren ununterbrochen. Rußland ist gegenwärtig gleichsam ein riesiges Laboratorium für die experimentelle Bearbeitung und Entwickelung der größten europäisch-asiatischen Nation, die man für bestimmt halten könnte, die Zukunft der Welt zu formen — wenn es eben nur auf die Quantität ankäme. Der Congreß zu Berlin (1878) war der letzte Versuch des geeinten Europas, der in verhängnißvoller und drohender Weise anwachsenden Macht Rußlands Schranken zu ziehen. Der Erfolg war aber ein negativer. Seitdem ist das Schwarze Meer ein russisches Binnenmeer geworden, alle Balkanstaaten stehen, wenn auch nicht nominell, so de facto unter Rußlands Oberhoheit; Chiwa, Buchara, ganz Turkestan, das Hochland von Pamir und die Mandschurei sind russische Provinzen, und Persien ist nahe daran, deren Schicksal zu theilen. In dem Erwerb dieser Länder durch Rußland vollzieht sich nicht nur ein Act äußerer Gewalt, sondern auch ein Proceß natürlicher, innerer Assimilation; denn Rußland hat sich seiner asiatischen Vergangenheit noch keineswegs so weit entäußert, daß nicht den Tataren, Afghanen und Persern in den Russen ein verwandtes Element entgegentreten würde. Und in Asien operirt die russische Diplomatie mit Meisterschaft (vide Tibet), während die große Verschiedenheit der Culturstufen es den Engländern selten gelingen läßt, den richtigen Ton zu treffen. Ueberdies trat Rußland in Mittelasien in den Besitz von Ländern, die eine reiche wirthschaftliche Ausbeute versprechen und zugleich der russischen Production einen bedeutenden Markt darbieten und zwar einen Markt, den bisher die Erzeugnisse des britischen Gewerbfleißes beherrschten. In dieser Bereicherung des wirthschaftlichen Lebens liegt aber für Rußland jedenfalls nicht der Grund seiner mittelasiatischen Politik; derselbe ist eher in dem Bestreben zu suchen, an dieser wichtigen Stelle Herr der mohammedanischen Welt zu werden und so allmälig in ihr zu unbedingtem Uebergewicht zu gelangen. Hat sich der russische Adler hier eingenistet, dann ist er in der Lage, mit besserem Erfolge an den Bosporus, diesen Schlüssel der orientalischen Frage, sich zurückzuwenden, um auch dort endlich den Halbmond durch das griechische Kreuz zu verdrängen. An diesem Punkte scheint sich also die tiefere Bedeutung der Bestrebungen Rußlands in Mittelasien zu enthüllen: in einer Verschiebung des bisherigen Schwerpunktes der orientalischen Frage soll in dem fernen Asien der erste Schritt zur Lösung derselben im russischen Interesse geschehen.

Betrachtet man Rußlands innere und äußere Politik, so muß man außerordentlich staunen über die geradezu unglaubliche Verschwendung, mit der enorme Summen auf Zwecke ausgegeben werden, die sich unmöglich rentiren können, und man fühlt sich unwillkürlich versucht, die finanziellen Quellen für unerschöpflich zu halten. Wiewohl Rußland derzeit keinen feindlichen Angriff in Europa zu befürchten hat, unterhält es das größte stehende Heer der Welt und die drittgrößte Flotte, die allerdings gegenwärtig bekanntlich außerordentlich geschwächt ist. Zur Zeit des Krimkrieges zählte sein Heer 375000, im Jahre 1872 bereits 748000 und gegenwärtig zählt es 1100000 Mann, von denen 600000 mit 100000 Pferden und 2360 Geschützen bis in die jüngste Zeit nahe der deutsch-österreichischen Grenze dislocirt waren, wo die Verpflegung der Truppen weit mehr kostet als in anderen Theilen des europäischen Rußlands. Aus der geringsten politischen Veranlassung in Ost- oder Centralasien werden riesige Truppenmassen da oder dorthin transportirt, als ob dies gar nichts kosten würde. Für die Flotte werden die kostspieligsten, neuesten Schiffstypen angeschafft. Aus politischen Gründen werden riesige Summen an die Balkanstaaten, an Persien u. s. w. „geliehen". Theure Bahnen, ganz unproductiv in commerzieller Hinsicht, werden ausschließlich zu strategischen Zwecken gebaut. Und das Merkwürdigste bei der ganzen Sache ist, daß in den jährlichen Rechnungsabschlüssen der Finanzverwaltung nicht zu bemerken ist, daß diese colossalen Ausgaben ein Deficit verursachen; im Gegentheil weist jedes Jahr einen steigenden Ueberschuß im Budget aus. O. Eltzbacher entwirft im Märzheft 1904 der Zeitschrift „The Nineteenth Century" nach officiellen russischen Berichten folgendes Schema:

Rußlands Einnahmen	1902	213136000 £
Ausgaben	„	197838000 „
	Ueberschuß	15298000 £

Erwiesenermaßen wachsen die Ausgaben mit unglaublicher Geschwindigkeit. Im Jahre 1885 betrugen sie 91314000 £, 1902 dagegen 213136000 £, sind also um 133% gestiegen! Zieht man nun in Betracht, daß der Außenhandel zurückgegangen ist (der Export von 1883—1902 um 14930000 £, der Import um 34155000 £), wiewohl die Bevölkerung in diesen 19 Jahren um 30 Millionen gestiegen ist und die Regierung Alles gethan hat, den Handel zu unterstützen — so muß man sich wohl gegenüber den so auffallend günstigen Zahlen der Finanzverwaltung skeptisch verhalten. Einen Fingerzeig giebt hierzu der Umstand, daß Rußlands Staatsschuld, die im Jahre 1843 gleich Null war, im Jahre 1902 auf 690107000 £ gestiegen ist — trotz der stetig steigenden jährlichen Ueberschüsse. Eltzbacher erklärt es für sehr schwierig, sich in den Rechnungen der Staatsverwaltung zurechtzufinden; denn das Budget berichtet nur über die Totalsumme, geht aber nie in Details ein. So finden sich in dem Rechnungsabschlusse für 1900 unter dem Titel „unvorhergesehene Ausgaben", „verschiedene Ausgaben" u. dgl. 73732194 Rubel verrechnet.

Ueber die finanzielle Lage Rußlands kann man am besten urtheilen, wenn man die Lebensverhältnisse des Volkes und dessen daraus resultirende Steuerkraft in Erwägung zieht. Rußland gilt als ein hauptsächlich ackerbautreibendes Land, speciell Südrußland wird die Kornkammer Europas genannt. Ein wirklich ergiebiger Bodenertrag wird jedoch nur auf einem verhältnißmäßig geringen Gebiete des großen Landes erzielt. Finnland, die Ostseeprovinzen, einige Theile Polens, der Kaukasus, die Krim, Turkestan, ja die ganze Mitte Rußlands sind unfruchtbar und verarmt. Die Mittelernte in Rußland ist überhaupt gering, der Durchschnittsertrag ist um die Hälfte geringer als in den Nachbarländern. Die Hauptursache hierfür liegt in der primitiven Art des Landbaues. Ein rationeller Betrieb ist fast unbekannt. Den modernen Verkehrsmitteln wird immer nachgerühmt, daß durch sie der Ausbruch von Hungersnoth verhindert, ja unmöglich gemacht wird. Dies ist richtig und auch nicht, wie aus Folgendem erhellt: So lange die Bauern auf der fetten, schwarzen Erde an der Wolga hausten und ohne alle Verbindung mit der übrigen Welt waren, war ihre ökonomische Lage eine ganz behagliche. War die Ernte einmal mißrathen, so hatte das nicht viel zu bedeuten. Für solche Fälle war vorgesorgt, indem immer eine gewisse Menge von Getreide aufgespeichert blieb. Als aber Dampfer den Strom von

Rybinsk an zu befahren begannen, als das großartige Canalsystem fertig gestellt war, vermittelst dessen eine ununterbrochene Schifffahrt zur Ostsee, dem Weißen Meere und dem Kaspisee ermöglicht ist, und das Bahnnetz ausgebaut war, da wurde es den Bauern möglich, ihr Korn in die Welt hinauszuschicken. Mit den wachsenden Lasten entstand aber für sie auch die Nothwendigkeit, so viel zu verkaufen, als sich nur überhaupt verkaufen ließ — und die Folge davon ist Raubbau und permanente Hungersnoth. Fürst Uchtomsky, der Freund des Zaren, schrieb im November 1901 in den „Vjedomosti“: „Rußland leidet an chronischer Hungersnoth, und es giebt keinen Modus und kein Mittel, dieses Uebel zu beseitigen oder auch nur zu lindern.“ Im Jahre 1894 wurden in Rußland nur 4,9 hl Korn per Kopf angebaut gegen 5,5 hl im Jahre 1870, und trotzdem steigt die Kornausfuhr beständig. In den Jahren 1870—74 wurden über 3000000 Tons ausgeführt, in den Jahren 1890—94 über 6708000 Tons. Das russische Ministerium des Innern rechnet officiell als Minimalkornverbrauch per Kopf 330 kg Korn — im Jahre 1895 wurden aber nur 240 kg per Kopf verzehrt. Trotzdem macht das Korn noch immer die Hälfte des russischen Exportes aus. Würde die Bevölkerung voll ernährt, so könnte überhaupt kein Korn ausgeführt, es müßte im Gegentheil welches eingeführt werden. Aber woher sollte man dann das Geld nehmen für die strategischen Bahnen und für „Darlehen“ und Geschenke an die Balkan- und andere Völker für die Besoldung der zahllosen Agenten in den Balkanländern und in Oesterreich-Ungarn? — Im März 1902 schrieben die „Vjedomosti“: „Derzeit verzehren bereits die Russen ein Drittel weniger Korn als die Deutschen, abgesehen davon, daß diese nebstbei mehr Kartoffeln u. dgl. verzehren als wir. Wenn sich die Russen so gut nähren würden wie die Deutschen, könnte überhaupt kein Korn ausgeführt werden.“ Die Landwirthschaft in Rußland macht überhaupt Rückschritte, die jeden Vergleich mit anderen Zeiten und Völkern ausschließen. Die Production nimmt allenthalben ab, die Gutsbesitzer stehen am Rande des Bankrottes. Die Bauern sind ärmer, liederlicher und verkommener als je zur Zeit der Unfreiheit (Leibeigenschaft). Die ländliche Justiz und Verwaltung stellt ein unentwirrbares Chaos dar.

Die Rückstände der jährlichen Abzahlung für den Grund und Boden, den die Bauern gelegentlich der Aufhebung der Leibeigenschaft zugetheilt erhielten, wachsen immer mehr an und betragen derzeit 120 Millionen Rubel! Der Pferdebestand hat seit 1868 bis 1895 um 48 % abgenommen; in vielen Gegenden spannen die Bauern Menschen vor den Pflug! — Am 30. December 1902 legte Minister Witte dem Staatsrathe das Budget mit den Worten vor: „Die Bevölkerung ist mit directen und indirecten Steuern bis an die äußerste Grenze der Leistungsfähigkeit belastet. Eine weitere Steuererhöhung ist unter den gegenwärtigen Verhältnissen nicht nur unzweckmäßig, sondern auch unzulässig.“ Auf dem Wege der Besteuerung können also größere Summen für die strategischen und militärischen Zwecke der Regierung kaum mehr aufgebracht werden. Bisher hat Frankreich enorme Summen in Rußland investirt. Ob es dies auch weiterhin thun wird, ist wohl sehr die Frage, um so mehr, wenn es sieht, daß das französische Gold in einen bodenlosen Sack gestopft wird. Vor Kurzem erst begaben sich über „Einladung“ der russischen Regierung Vertreter der hervorragendsten Bankunternehmungen nach St. Petersburg, um wegen Beschaffung der Geldmittel für eine große Anleihe mit den dortigen Finanzkreisen in Unterhandlungen zu treten.

Vor einiger Zeit berichtete der „Times-Correspondent in Peking von einer ganz merkwürdigen Weise, in welcher sich Rußland Geld zu verschaffen weiß und sucht. Nach Niederwerfung des Boxeraufstandes forderte Rußland von China den Ersatz der Kosten, welche die Erhaltung und Verpflegung der zur Aufrechthaltung der Ordnung im Lande nothwendigen 179000 Soldaten verursachten, und zwar in der Höhe von 17900000 l. Die Russen hatten aber de facto nur 50000 Mann in China, mithin verdiente das russische Aerar bei dieser Gelegenheit rein 12900000 l. Echt russisch! In Armenien kamen die Moskowiter bekanntlich auf ähnliche Weise zu Geld, indem sie das armenische Nationalvermögen im Betrage von 250 Millionen Frcs., das in den Schatzkammern der armenischen Kirchen deponirt war, einfach confiscirten!

Derlei Summen sind aber natürlich nur Tropfen auf einen glühenden Stein. Bei der officiell zugestandenen chronischen Armuth und stetig wachsenden Verarmung des russischen Volkes erscheinen die im Budget Jahr für Jahr ausgewiesenen Ueberschüsse in einem ganz merkwürdigen Lichte, und unwillkürlich drängt sich die Frage auf: wird Rußland nach Beendigung des Krieges mit Japan noch solvent sein?

Selbst wenn es als Sieger aus dem selbstverschuldeten Kampfe hervorgehen sollte, was aber recht unwahrscheinlich ist, wird es doch keinen vollständigen Ersatz für die riesigen Auslagen, die ihm dieser Krieg verursacht, erhalten. Und wenn Rußland nach dem Kriege seine finanziellen Verpflichtungen nicht wird erfüllen können — was wird dann mit der vielgerühmten französischen Allianz sein? Die wird dann schier in die Brüche gehen; denn der Geldbeutel ist bekanntlich das empfindlichste Ding beim Franzosen. Bisher hat Frankreich bereits über 300 Millionen dem russischen Staate geliehen!

Rußland droht aber nicht nur finanzieller, sondern auch moralischer Bankerott, insbesondere wenn es im weiteren Verlaufe des gegenwärtigen Krieges auch zu Lande den Kürzeren zieht, was nicht so unwahrscheinlich ist; denn einen Krieg entscheiden nicht die materiellen und physischen Kräfte allein, sondern die Ueberlegenheit auf geistigem Gebiete: die Feldherrenkunst, die einen genialen Kriegsplan nicht bloß zu entwerfen, sondern auch durchzuführen versteht; die Geschicklichkeit und Selbstständigkeit der höheren Truppenführer, die auf eigene Verantwortung zu handeln fähig sind; die Intelligenz im Heere durch alle Grade — endlich aber und vor Allem das moralische Element, das in der Armee lebt. Napoleon I. hat gesagt: „Im Kriege entscheidet das Moralische“, und veranschlagte das Verhältniß der physischen zur moralischen Kraft wie 3:1. Bis zum Krimkrieg erfreute sich das russische Heer eines hohen Rufes wegen seiner festen Gliederung, seiner Disciplin und der Tapferkeit seiner Soldaten.*) Der Krimkrieg aber deckte die Mängel und Blößen, die dem russischen Heerwesen anklebten, schonungslos auf. Es hatte die harte Probe, auf die es gestellt worden, nicht bestehen können. Die Mängel zeigten sich sowohl bei der Organisation selbst, als auch bei den inneren Verhältnissen. Und doch hatte gerade seine Organisation so lange als wahres Muster einer solchen gegolten! Im türkischen Kriege 1876/77 hatten die Russen den endlichen Sieg bekanntlich nur der Mitwirkung der rumänischen Armee zu verdanken, sowie ihnen damals sogar in Armenien erst nach längerem Mißgeschick ein entscheidender Schlag und die Erstürmung von Kars gelang. Nun, und in dem gegenwärtigen an für Rußland unliebsamen Ueberraschungen so reichen Kriege, in den es sozusagen über Nacht verwickelt wurde, — wenn es auch auf den Ausbruch desselben in absehbarer Zeit gefaßt sein mußte —

*) Wohl mit Unrecht! Im polnischen Aufstande 1830/31 hielten 30000 Polen mit nur 100 Kanonen einer Uebermacht von 120000 Russen mit 300 Geschützen so tapfer Stand, daß auf ein Haar die ganze russische Armee geflohen wäre, und in der Schlacht bei Grochów (20. Febr. 1831) in der sich die Russen in der denkbar vortheilhaftesten Stellung befanden (sie waren durch dichte Wälder gedeckt und ihre Batterien an einem mit Gebüsch besetzten Abhang placirt), wurden all' ihre Angriffe zurückgewiesen und General Diebitsch wagte sich trotz seiner Uebermacht nicht aus den Wäldern heraus, so daß er sich den wenig schmeichelhaften Beinamen: „Der Waldmarschall“ gefallen lassen mußte. Der Verf.

scheinen wohl die in so kurzer Zeit wiederholt vorgenommenen Veränderungen in den obersten militärischen Stellen zu beweisen, daß eine gewisse Unsicherheit herrsche, daß die inneren Verhältnisse der Armee an gewissen Mängeln leiden müssen, sowie daß kein einheitlicher, im Voraus festgesetzter Kriegsplan vorhanden sei. Die amtlich zur Schau getragene Zuversicht von Seite Rußlands ist erkünstelt, stimmt gar nicht zu seiner militärischen Situation auf dem Kriegsschauplatze; denn das Uebergewicht, das die unbestrittene Herrschaft zur See dem Gegner bereits gegeben hat, und damit die Unsicherheit, an welchem Punkte des ausgedehnten Kriegstheaters die entscheidenden Ereignisse sich vollziehen werden, kommt immer fühlbarer zur Geltung. Den Ernst der Sache für die Russen in Ostasien bezeichnet die Anzahl der europäischen Gouvernements, in welcher die Mobilisirung der Reservemannschaften des Heeres und der Flotte angeordnet wurde. Selbst in den russischen Officierskreisen herrscht zur Zeit noch absolute Ungewißheit, wie viel Truppen Rußland bis jetzt auf den Kriegsschauplatz entsendet hat und wie viele es noch zu entsenden haben wird. Die Mobilisirung der Reserven in vielen Theilen des europäischen Rußlands fast drei Monate nach Eröffnung der Feindseligkeiten läßt erkennen, in welchem Grade die Gefahr und die Kraft des Gegners bei Beginn des Feldzuges unterschätzt wurden. Hierzu kommt noch, daß General Kuropatkin als Kriegsminister den Ersatz für die mandschurische Armee in der Weise regelte, daß weniger geschlossene Truppentheile als Ersatzmannschaften aus allen Theilen des Reiches zur Verstärkung der in Ostasien vorhandenen Cadres entsendet wurden. Hierdurch sollten die Truppenverbände in der Heimath vor Zersplitterung möglichst bewahrt und eine Orientirung über die wirkliche Truppenstärke der vor dem Feinde stehenden Armee erschwert werden. Daß die russische Kriegsleitung von dieser Art der Heeresergänzung Abstand nehmen und sich zur Mobilisirung regulärer, europäischer Heerestheile ohne weitere Rücksichtnahme auf die Ordre de bataille entschließen mußte, ist für die wahre Situation der russischen Armee in Ostasien bezeichnend. Dem russischen Oberfeldherrn stehen gegenwärtig nach den Angaben seines eigenen Generalstabes 200 000 Mann „zur Verfügung“ — aber in Folge der Unsicherheit der militärischen Lage nicht zur Verwendung bereit. Sollte die russische Feldarmee, wie russischerseits behauptet wird, auf eine halbe Million Streitbare gebracht werden, so würde, selbst wenn auf den unerläßlichen Nachschub von Artillerie, Kriegsmaterial, Verpflegsmitteln und Reservepferden verzichtet werden könnte — was aber selbstverständlich keineswegs der Fall sein kann —, dieser Stand erst nach $2^1/_2$ bis 3 Monaten erreicht werden können, wobei freilich nicht in Betracht gezogen wird, daß die vor dem Feinde stehende Armee in der ganzen Zwischenzeit bloß auf die Producte und Hülfsmittel der von ihr occupirten Länderstrecken für ihre Verpflegung und Erhaltung angewiesen bliebe. Daß dies ein Ding der Unmöglichkeit, ist einleuchtend. Es dürfte daher im besten Falle die doppelte Zeit nothwendig sein, um die russische Armee in Ostasien auf die geplante Stärke zu bringen. Und selbst für diese Truppenmacht wäre es eine gar schwierige Aufgabe, die ungeheuren, durch die Invasion des seebeherrschenden Feindes gleichzeitig bedrohten Länderstrecken wirksam zu decken. Es ist gar nicht anzunehmen, daß dies dem russischen Oberfeldherrn mit seinen drei weit von einander postirten Armeetheilen auch nur annähernd gelingen könnte. Die russische Armee am Lido ist über 300 km Luftlinie von den am Jalu stehenden Truppen entfernt, d. h. 20—30 Tagmärsche! Die Ussuri-Armee mit ihrem Hauptquartier in Wladiwostok ist 400—500 km entfernt! Diese Zahlen und der Umstand, daß in dem trennenden Gebiete mächtige Gebirgsstöcke ohne ordentliche, für Artillerie und Train passirbare Straßen vorhanden sind, sprechen wohl deutlicher als alle anderen Angaben. Im Fall einer Frontveränderung, die die Japaner mit Hülfe ihrer Flotte jeder Zeit bewerkstelligen können, wird die nothwendige Unterstützung der russischen Armeen untereinander zur Unmöglichkeit. Die Aufgabe und das Ziel Kuropatkin's kann daher nur darin bestehen, den Feind zu einem Vormarsch in das Innere der Mandschurei zu veranlassen, um dann den weit von seiner Operationsbasis entfernten Gegner mit überlegenen Kräften anzugreifen. In diese plumpe Falle werden aber die Japaner ganz gewiß nicht gehen. Für Rußland ist mithin ohne fremde Hülfe ein günstiger Ausgang des Krieges durchaus nicht zu erwarten. Jeder Mißerfolg, jeder Unglücksfall auf dem Kriegsschauplatze steigert aber die Unzufriedenheit im Innern des ohnehin social kranken Riesenreiches und das selbstherrliche System, das mit Japan in so heißem Kampfe liegt, sieht zu Haus die Zahl seiner Gegner von Tag zu Tag erstarken. Abgesehen von den schweren Verlusten an Menschenleben und kostspieligem Kriegsmaterial muß die unausbleibliche Folge der Niederlage das Erbleichen des Nimbus sein, mit dem Rußland sich bisher zu umgeben wußte und in dem es in den Augen der diversen slavischen Völkerschaften dastand, die, von überschwenglichen Hoffnungen erfüllt, von einem panslavischen Utopia, einer slavischen Weltmonarchie träumten, zu deren Begründung sich alle slavischen Stämme die Bruderhand reichen und zu einem Bundesvolk verschmelzen sollten.

Canadische Milizen.

Von Dr. J. Wiese (Berlin).

Die canadische „Nationale Liga“ hat soeben ein Programm veröffentlicht, das aus den sogenannten „zehn Geboten“ besteht und die militärische Unterstützung Englands für den Fall eines Krieges in aller Form verweigert. Mit ganz besonderem Nachdruck wird in ihm auf die Zwecke der canadischen Milizen und ihre Verwendung im Kriegsfalle hingewiesen; der hochmüthige Ton indessen, den die „Nationale Liga“ bei Erwähnung der militärischen Einrichtung Canadas anschlägt, kann nur wenig Eindruck ausüben, wenn man sich mit diesen Einrichtungen näher bekannt macht und das Milizsystem einer kritischen Prüfung unterzieht. Zwei Zeilen soll es sein, an der Hand eines Werkes, das vor nicht langer Zeit von einem ausgezeichneten Kenner des canadischen Milizwesens geschrieben ist, einen Einblick in die gegenwärtige Organisation der militärischen Streitkräfte Canados — wenn man sie mal so nennen will — zu verschaffen.*)

Das in Canada organisirte Militärsystem zur Vertheidigung des Gebietes an Stelle einer regulären Armee ist auf den ersten Blick ziemlich vernünftig. Es enthält freiwillige Milizen, deren Kern von einem kleinen permanenten Corps gebildet ist, mit der Bestimmung, diesen Milizen Instructeure zu liefern. Die Einrichtung einer Streitkraft permanenter Milizen ist übrigens dem Dominion nicht eigenthümlich. Sie ist im Allgemeinen charakteristisch für englische Colonien, man findet sie wieder in Australien, Südafrika und auf Neuseeland.

Die „permanenten Streitkräfte“ Canadas beziffern sich auf etwa 865 Mann und 203 Pferde. Das Royal-Regiment of Canadian und Infanterie zählt 4 Compagnien — London, Toronto, Saint-John und Fredericton — 329 Mann. Die Uniform der Infanterie gleicht derjenigen der englischen Armee: rother Waffenrock mit blauen Aufschlägen u. s. w. Man trägt indessen am Kragen das Unterscheidungszeichen Canadas: den Biber. Im Winter ersetzen eine Pelzmütze von nationaler Form, ein langer Mantel (mit Pelz für die Offiziere) und Handschuhe die Sommersachen. Der weiße Colonialhelm wird während der guten Jahreszeit getragen.

*) G. Tricoche: Les milices au Canada.

Die Royal-Canadian-Dragoons werden in zwei Schwadronen getheilt, von denen eine in Toronto, die andere in Winnipeg stationirt ist. Uniform: Weißer Helm mit dem königlichen Namenszug und der Königskrone, rother Waffenrock mit blauen Aufschlägen, dunkles Beinkleid mit gelben Streifen; Reitstiefeln. Die Gesammtzahl beträgt 151 Mann, davon 10 Officiere, und 101 Pferde. Die Artillerie (361 Mann, 24 Officiere) hat blaue Uniform mit rothen Aufschlägen, trägt den Colonialhelm, auf dem sich zwei gekreuzte Kanonen mit der Devise befinden „Quo fas et gloria ducunt."

Die drei Waffen recrutiren sich auf dem Wege der freiwilligen Verpflichtung für drei Jahre. Die Bewerber müssen mehr als 18 und weniger als 45 Jahre zählen. Dieser Unterschied in den Grenzaltern — wenigstens in civilisirten Heeren — nirgends so bedeutend. Das Mindestmaß beträgt 5 Fuß 6 Zoll. Um der wahrhaft epidemisch gewordenen Fahnenflucht dieser „Permanenten" zu steuern, hat man den Leuten gestatten müssen, sich in den ersten drei Monaten nach ihrem Eintritt gegen Zahlung von 30 Dollars freizumachen, und nach diesem Datum gegen Zahlung von 2 Dollar für jeden Monat, der noch übrig bleibt bis zum Ablauf ihres Dienstes. Der Sold variirt für die Mannschaften von 40 Pfennig täglich bis 60. Die Corporale erhalten 70 Cents, die Unterofficiere 80 Cents bis einen Dollar täglich. Dazu kommen noch die Zuschüsse: 1. für gute Führung (2 Pfg. täglich im ersten Jahre, bis zu 4 Pfg. im dritten Jahre); 2. für Verlängerung des Engagements (5 bis 7 Pfg. täglich, je nach der Waffe). Die Officiere erhalten 2 Dollar (die Leutnants) bis 3,75 Dollar täglich (Majore). Dazu kommen Zuschüsse, z. B. für die Leutnants 0,50 Dollar täglich nach vier Dienstjahren, und 1,75 Dollar nach acht Jahren. Kleidung und Equipirung werden sämmtlichen Mannschaften kostenlos geliefert. In einer canadischen Caserne verläuft das Leben und der Dienst ebenso wie in England. Die Disciplin scheint indessen noch viel weniger straff zu sein, wie in einem englischen Regiment. Viel mag hierzu beitragen die fortwährende Berührung der „Permanenten" mit den gewöhnlichen Milizen; vielfach muß man die Augen schließen gegenüber Vergehungen, um Desertionen zu vermeiden. Besonders Trunkenheit wird fast nie bestraft. Es läßt sich denken, daß in diesen Truppen eine große Anzahl Leute mit abenteuerlichem Sinn und böser Vergangenheit stecken.

Da die verschiedenen permanenten Einheiten hauptsächlich zur Instruction der Milizen in den Lagern verwendet werden und für diejenigen der Cadres in den sogenannten Depotschulen, so kann man sie nur selten gemeinsame Uebungen ausführen lassen. Es kommt nur sehr selten vor, daß beispielsweise die vier Compagnien des Infanterieregiments sich vereint finden; geschieht es dennoch, so bilden sie den Gegenstand des Spottes für die „localen Milizen", die wiederum von den Permanenten gehaßt und verachtet werden. Als vor einigen Jahren das Infanterie-Regiment in Rockliffe zusammengezogen wurde, war dessen Ankunft dort schon lange bekannt; dennoch mußte die erste Compagnie Hunger leiden, weil der Quartiermeister unauffindbar war. Sie konnte nicht einmal die Trace für das Lager ziehen, weil der Officier, der sich im Besitz der Pläne des Ortes befand, durch Abwesenheit glänzte. Die Compagnie der Avantgarde wurde von den Bahnhöfen nach dem Lager (3 Kilometer) in Tramways transportirt, „um die Leute noch ihrer langen Eisenbahnfahrt ausruhen zu lassen". Während die Soldaten im Lager vor Hunger das Koppel fester schnallten, durcheilte ein Ortssergeant — zwei Trommler voraus — die Straßen und machte an allen Ecken bekannt, daß die Kaufleute den Neuangekommenen keinen Credit gewähren sollten. „Zum Glück war es in diesem Falle den Familien der Permanenten verboten worden, diese in das Lager zu begleiten."

Es muß allerdings anerkannt werden, daß die Kriegsverwaltung ihr Möglichstes thut (natürlich in den engen Grenzen ihres Gebietes), um die technische Belehrung der verschiedenen Einheiten des permanenten Corps zu vervollkommnen, indem sie diese letztere, so oft sie kann, mit den regulären Engländern in Berührung bringt.*) Unterofficiere besuchen besondere Curse der englischen Garnison. Canadische Sergeanten werden nach der Schießschule Hythe nach England geschickt, andere nach den Artillerielagern von Woolwich und Schoeburyneß. Dem Wunsche mancher Officiere, daß ein Austausch von Officieren zwischen Canada und England stattfinden möchte, begegnen große Schwierigkeiten, nicht nur in budgetärer Hinsicht, sondern hauptsächlich, weil der „Militia-Act" den Dienst canadischer Truppen außerhalb der Colonie, abgesehen von Kriegs- und Aufruhrzeiten, verbietet.

Wenn man in Betracht zieht, daß in Canada in Kingston eine schon alte Militärakademie besteht, so wird man mit nicht geringer Ueberraschung die Erklärung des Ministers der Milizen in der Kammer der Repräsentanten hören, daß es in der Zukunft vortheilhaft sein werde, die Officiere der permanenten Batterien ausschließlich aus jungen Leuten dieser Schule zu recrutiren. Denjenigen unserer Leser, die fragen sollten, woher man vorher die Artilleristen nahm, und woher man noch heute die Officiere der beiden anderen Waffen nimmt, diene zur Antwort, daß die Demokratien — und Canada ist eine solche — gewöhnlich unlogisch sind und daß die Politik dort oft die höchsten Interessen, die Lebensfragen des Landes an die zweite Stelle rückt. Im Allgemeinen werden in dem Dominion die Officierstellen in den permanenten Corps allzu freigebig an einfache Civilisten gegeben, die gute Beziehungen haben. Dagegen tritt der Ueberschuß an Diplomirten der Royal Military Akademy in Civildienste oder in die reguläre englische Armee über. Wenn man übrigens die Lage der Officiere dieser Permanenten betrachtet, so muß man sich nur über Eines wundern, darüber nämlich, daß man sie überhaupt noch recrutiren kann. Abgesehen von den schreienden Ungerechtigkeiten in Folge des Einflusses der Politiker ist zu bemerken, daß die Officiere keinen Anspruch auf Pension haben, daß sie keinen höheren Rang als den eines Oberst-Leutnants erreichen können und daß das Avancement von einer unglaublichen Langsamkeit ist. Immerhin muß man den Canadiern gerecht werden, insofern, als sie wenigstens die Bedeutung der Instruction der Cadres in einer Armee von Milizen anerkannt und verschiedene Royal Schools of Instruction errichtet haben. Wer Milizofficier werden will, muß sie besuchen und dort bestimmte Bedingungen erfüllen beziehungsweise Zeugnisse erhalten, auf die wir hier nicht näher eingehen können.

Was das Militärcolleg von Kingston anbetrifft, das eine Copie von West-Point ist, so spricht für die gute Ausbildung der Cadetten in ihm der Umstand, daß viele frühere Zöglinge von Kingston hervorragende Officiere in der englischen Armee geworden sind. Das Colleg zählt etwa 100 Schüler, die Curse dauern drei Jahre. Die Cadetten haben jährlich für Pension und Unterhalt 100 Dollars zu zahlen. Dazu kommen 200 Dollars im ersten Jahre und 150 in jedem der beiden anderen für Uniform, Equipirung, Instrumente u. s. w. Großes Gewicht wird in diesem Colleg auf das Studium des Geniewesens, die Topographie und die Hydrographie gelegt, so daß die Zöglinge gern von den Royal Engineers der englischen Armee aufgenommen werden, oder im Dienste der Regierung und bei Privatinstituten Verwendung finden. Wenn trotzdem das Colleg von Kingston die Zielscheibe vieler Angriffe bildet, so ist wohl der Umstand dafür maßgebend, daß die leidige Politik ihre Ver-

*) Die seit 1869 von England in Halifax unterhaltene Garnison besteht aus einem Stab (11 Officieren), Infanterie (1012 Mann), Artillerie (533), Genie (183), Train- und Sanitätsdienst (78), zusammen 1816 Mann.

wendung gemäß ihrer Vorbildung verhindert, England dagegen, ohne einen Pfennig auszugeben, sich die Dienste der besten Elemente von Kingston zu sichern weiß: Sind doch von 261 jungen Leuten, die auf Kosten der Colonie unterrichtet wurden, 88 englische Officiere geworden.

Nach der Verfassung des canadischen Bundes ist das Commando der Miliz dem König, ihre Controle den Parlamenten übertragen. Der Generalgouverneur Canadas ist der thatsächliche Chef der Truppen der Colonie. Die Miliz des Dominions in weitestem Sinne genommen, besteht aus allen männlichen Bürgern, mit Ausnahme solcher, die vom Dienste befreit, oder dazu unfähig sind. Es giebt vier Bans. 1. von 18—30 Jahren: Jünglinge oder Witwer ohne Kinder; 2. von 30—45 Jahren: Junggesellen oder Witwer ohne Kinder; 3. von 18—45 Jahren: Verheirathete oder Witwer mit Kindern; 4. von 45—60 Jahren: Männer aller Kategorien.

Die Kosten der Unterhaltung der Miliz belaufen sich im Durchschnitt auf 1 Million 366200 Pfund Sterling. Unter den Befehlen des Gouverneurs von Canada befindet sich als thatsächlicher Generalissimus ein Generalmajor, der im Princip zur englischen regulären Armee gehört. Am Sitze der Regierung Ottawa sind die Bureaus des Ministers der Miliz. Canada ist in zwölf militärische Districte getheilt. Die Infanterie besteht aus 90 Bataillonen und 8 unabhängigen Compagnien, 28516 Mann; die Cavallerie aus 8 Regimentern und 5 unabhängigen Compagnien 37 Schwadronen, 4158 Mann; die Artillerie aus 6 Fußregimentern, 5 unabhängigen Fußbatterien und 17 Feldbatterien, 31 Batterien, 4112 Mann. Die Krankenwärter aus einer Section von 64 Mann; das Geniecorps aus 2 Compagnien, 151 Mann.

Auch die Milizen des Dominions sind in Brigaden und Divisionen vertheilt. Diese Organisation indessen bietet nicht den Charakter analoger Gruppirungen der Regimenter der großen europäischen Mächte dar; sie richtet sich nach der territorialen Theilung der Districte. Zur Zeit der jährlichen Uebungen im Freien sieht man jährlich die Infanteriebrigade &c. wieder erscheinen. Daher stehen die Stadttruppen, die im Princip nicht zu dem jährlichen Lagerleben verpflichtet sind, praktisch nicht auf der Gruppirungstafel; eine Ausnahme bilden nur die Cavallerie und Artillerie, die durch die Macht der Dinge, obgleich Städter, zu den gemeinschaftlichen Uebungen berufen werden. Diese Uebungen sind insofern Manöverorganisationen, als ihr Stab sozusagen nicht vorher zusammengesetzt wird. Auf diese Weise ist der Generalissimus Chef der verschiedenen Divisionen, in deren Lager er sich nöthigenfalls nach einander begiebt. Natürlich würde diese Organisation im Kriege aufgehoben werden müssen. Gewöhnlich ist die Infanterie in sechs Divisionen getheilt, die Brigade in sechs Regimenter oder vielmehr Bataillone, die Cavallerie in zwei Divisionen.

Die sogenannte Reservemiliz besteht aus allen waffenfähigen Canadiern im entsprechenden Alter, soweit sie nicht in der activen Miliz eingeschrieben sind oder bei den Permanenten dienen. Dieser Theil der „Streitkräfte“ ist nicht organisirt. Immerhin bleibt sie nicht ganz ohne Ausbildung, da jährlich 36—37000 Mann aus der activen Miliz zu ihr übertreten. Im Falle eines Krieges würde man zweifellos auf diese Reserven zurückgreifen, mittelst freiwilliger Engagements, aber selbst bei einer Aushebung in Masse würde doch nicht die vom Gesetz festgesetzte Zahl erreicht werden.

Hinsichtlich der Infanterie, deren größter Theil die canadischen Milizen ausmacht, bemerkt man sofort einen bedeutenden Unterschied zwischen den städtischen und den ländlichen Einheiten. Das städtische Bataillon allein ist in der Hand eines Chefs concentrirt. Es besitzt einen Exercierschuppen, wo es in häufigen Zwischenräumen exercieren kann. Im Princip wird es nicht dazu berufen, in den Instructionslagern zu verweilen, wenn dies nicht ganz ausnahmsweise für einen oder zwei Tage geschieht, um an den Evolutionen der Brigade theilzunehmen. Es ist wieder unnöthig, hinzuzufügen, daß das City-Bataillon in gewisser Beziehung ein wirklicher militärischer Club ist.

In den „ländlichen Bataillonen“ ist jede Compagnie halb unabhängig. Es kommt selten vor, daß der Oberst-Leutnant mehr als eine Compagnie um sich hat; man citirt ein Corps, das von Gore Bay am Huronsee bis Rat Portage, das heißt, 460 Meilen nach Osten und 300 Meilen nach Westen von seinem Hauptquartier entfernt ist. Dem commandirenden Hauptmann liegt die Sorge ob, für die Ausrüstung und Bekleidung seiner Leute zu sorgen, seine Truppen auf den Effectivbestand zu halten (32—42 Mann), die geeignetsten Mittel zu finden, ihnen irgend welche Instruction in dem Zeitraum zwischen den jährlichen Lagern angedeihen zu lassen. Jeder englische Unterthan im Alter von 18—45 Jahren kann sich auf drei Jahre in die Miliz einreihen lassen, wenn er einigermaßen den gesundheitlichen Anforderungen entspricht. Knaben von 18—16 Jahren können als Tambours, Trompeter und Hornisten zugelassen werden. An Effecten erhalten die Milizen bei ihrer Anwerbung einen Waffenrock, ein paar Hosen, eine Mütze, einen Mantel mit Capuze; erst im Falle der Mobilisirung wird diese Ausrüstung vervollständigt. Gehen wir nun dazu über, die Ausbildung der städtischen und der ländlichen Einheiten zu besprechen. Die Grundlage der Ausbildung der Städter ist der Besitz eines Exercierschuppens. Die Regierung giebt den „Armouries“ der verschiedenen Garnisonen Unterstützungen: sie variiren von 600—1000 Dollar im Jahre. Da sie indessen wenig Vertrauen zu der Ausbildung der isolirten Compagnien hat, so begünstigt sie die Errichtung von „halls“ nur in den Generalquartieren des Bataillons. Dem städtischen Corps sind während der mehr oder weniger langen Perioden Officiere und Unterofficiere von den Permanenten als Instructoren beigegeben. Gegen Ende des Uebungsjahres, etwa im Juli oder August, finden die allgemeinen „Inspicirungen“ statt. In den letzten Wochen, die diesen Formalitäten vorausgehen, müssen die Leute alle Abende exerciren. Die Inspicirung der Compagnien wird von dem Chef des Corps abgehalten, die des Bataillons von dem Districtscommandanten. Die Inspicirung beendet die Arbeit des Jahres, die wöchentlichen Exercitien fallen dann bis zum Ende des Herbstes aus, höchstens daß ausnahmsweise das Bataillon für ein oder zwei Tage an dem Manöver der „Ländlichen“ in irgend einem Lager theilnehmen muß.

In gewissen militärischen Centren finden Garnisonmanöver statt, die natürlich nicht länger dauern als einen oder einen halben Tag. So benutzte man in Ottawa im August 1899 die Anwesenheit der Permanenten dazu, eine Angriffs- und Vertheidigungsoperation der Stadt zu organisiren. Diese Uebung, der unser Gewährsmann beiwohnte, war außerordentlich interessant und bot ein ausgezeichnetes Bild der Schwierigkeiten, denen selbst die kleinste Waffenthätigkeit der Milizen unter gewöhnlichen Zeitverhältnissen begegnet. Die Nothwendigkeit, die „Interessen und die Gesundheit der Bürgersleute“ zu schonen, zwingt die Behörde zu allerlei Zugeständnissen. So mußte man sich darauf beschränken, eine Nachtübung zu veranstalten, um die Leute nicht in ihren gewöhnlichen Beschäftigungen zu stören. Aus demselben Grunde mußte man darauf verzichten, die Cavallerie zu mobilisiren. Man führte die Truppen in der Tramway auf den Kriegsschauplatz u. s. w. Der bei Mondschein erfolgte Angriff einer Colonne, deren Elemente ohne jede Fühlung mit einander waren, würde ohne Zweifel gescheitert sein, wenn man sein Gelingen nicht unbedingt hätte ermöglichen müssen, um die Stürmenden in die Lage zu bringen, an dem schon vorher im Vertheidigungslager präparirten Lunch theilzunehmen. Das zeigt das Milizsystem in seiner ganzen Glorie.

Es besteht der Gebrauch, jedes Jahr eine Art General-Mobilisirung der activen Miliz in Halifax zu veranstalten.

Hier ist die Arbeit ernsthafter. Dank der Theilnahme des regulären Bataillans der englischen Garnison und der Mitwirkung der Flatte. Im Winter 1899 mobilisirte man in Kingston die beiden Compagnien des 47. Regiments, um jede 12 Tage in den Kasematten des Fort Henry unterzubringen. Man wollte Erfahrungen sammeln, aber diese Erfahrungen waren nicht nach dem Geschmack aller Milizen, von denen eine sehr große Anzahl, nachdem sie schlecht geschlafen und mäßig gefrühstückt hatten, einfach als gute ehrsame Hausväter zu den Ihrigen zurückkehrten.

Die ländlichen Corps üben nur in den Lagern. Die Hauptlager sind augenblicklich in London, Niagara, Kingston, La Prairie, Compton & Saint-John, Levis, Sussex, Adlershot. Andere kleinere sind nur für ein Regiment eingerichtet; im Allgemeinen nämlich ist man bestrebt, die ländlichen Einheiten divisionsweise mit Hinzuziehung der Cavallerie und Artillerie campiren zu lassen. Die Einziehungen finden vom Juli bis Mitte September statt. Instructeure von den permanenten Einheiten werden den einzelnen Bataillonen, Schwadronen und Batterien zugetheilt. Wenn man bedenkt, daß man in 12 Tagen, von denen zwei den Truppenbewegungen gewidmet sind, die ländliche Bataillone von „der Section bis zur Brigade“ exercieren läßt, sa kann man die erzielten Resultate sich denken. 65 % der eingezagenen Mannschaften sind oft Recruten, und es ist nicht möglich, sie länger als vier Tage in den Händen ihrer ersten Exerciermeister zu lassen, um sie dann an den Evolutianen der Brigade zu betheiligen. Dazu kommt der Mangel an guten Instructeuren; wie die Disciplin beschaffen ist, läßt sich leicht denken. Diese „Bauernsoldaten“ wollen und können nicht begreifen, daß ihre Dorfgenossen, „Causins“ u. s. w. das Recht auf Achtungsbezeugung haben, wenn sie befördert worden sind. Vielfach verstehen die Mannschaften der aus französischen Canadiern zusammengesetzten Bataillone nur französisch, ihre Instructeure nur englisch.

Daß diese Phasen des militärischen Lebens zu den sonderbarsten Zwischenfällen Veranlassung geben, läßt sich denken. Nur ein einziger möge hier zum Schluß Platz finden. Var nicht langer Zeit instruirte ein Hauptmann die Vorposten. Bei seinem Rundgang fand er eine ganze Anzahl eingeschlafen. Schließlich stieß er auf einen Mann, der wach war. Aber dieser lag im grünen Grase und rauchte ruhig sein Pfeifchen. Beim Anblick seines Chefs richtete sich der Milize auf einen Ellbogen auf und sagte: „Haben Sie Feuer?“ Als es dem Officier endlich gelungen war, dem Posten begreiflich zu machen, daß er „heraus!“ rufen müsse, legte der Bursche sorgsam seine Pfeife in den Rasen, stand auf, und rief mit lauter Stimme: „Heda! Boys, hier ist ein wackerer Mann, der Euch zu sprechen wünscht.“

Literatur und Kunst.

Nationale Elemente im Gewande der Dichtkunst.*)

Von Prof. Dr. Ch. Achelis (Bremen).

Allbekannt ist, zunächst für das Gebiet der Naturforschung und dann auch im weiteren Sinne für jede Entwickelungslehre, die ungemeine Wichtigkeit des biogenetischen Grundgesetzes, dem zu Folge das Individuum nur den verkürzten Ausschnitt der Rasse darstellt. Das gilt selbstverständlich nicht bloß von der körperlichen, sondern eben sa sehr von der geistigen Entfaltung, wo die Epigonen stets die Variation des älteren Typus bieten, natürlich unter Herausbildung neuer, abweichender Formen. Ein scharfsinniger vergleichender Rechtsforscher hat diese Perspective folgendermaßen bestimmt: Wie sich aus der Structur des gestirnten Himmels von heute dessen weltgeschichtliche Entstehung erschließen läßt, wie die Schichten der Erdoberfläche uns die Geschichte unseres Planeten entrollen, wie die Morphologie uns gelehrt hat, aus der organischen Structur irgend einer Pflanze oder eines Thieres auf die Stufen zurückzuschließen, die es dereinst durchlaufen hat, bis es zu seiner jetzigen Entwickelungshöhe gelangte, und wie wir in den Phasen des fötalen Lebens die wesentlichsten Phasen des Rassenlebens wiederfinden, wie aus der Structur des menschlichen Gehirns die Geschichte seiner Entwickelung durch denjenigen entziffert werden kann, der diese Runen zu lesen versteht, wie der Sprachforscher aus der Sprache eine Geschichte der menschlichen Vernunft zu Tage fördern kann, wie sogar, wenn man Geiger's interessanten sprachwissenschaftlichen Forschungen trauen kann, das Farbenspectrum zugleich die Geschichte des menschlichen Sehens bedeutet, so giebt uns auch das Gesammtbild der menschlichen Rasse und der Zustand jedes einzelnen Organismus, welchen wir im menschlichen Gattungsleben antreffen, ein sicheres Material für Rückschlüsse auf die Geschichte der Organisation der menschlichen Rasse und des einzelnen Organismus (Post, Ursprung des Rechts S. 8). Wie gesagt, auch völkerpsychologisch läßt sich derselbe Grundsatz vertheidigen; immer sind es, bei allen Mischungen und Abwandelungen, die einem Volk beschieden sind, dieselben charakteristischen Grundzüge, die bei allem Wechsel der Zeit und der Gesittung stets wieder hervorbrechen. Die keltische Physiognomie (das Wort im geistigen Sinne verstanden), wie sie Cäsar einst von seinen Feinden entwarf, ist noch heutigen Tages für jeden unbefangenen Beurtheiler der Sachlage bei den modernen Franzosen zu erkennen, und nicht weniger gilt das van der Taciteischen Schildernng der alten Germanen. Von diesem unverwüstlichen psychologischen Gepräge legt auch ein trefflicher soeben erschienener Raman van Stilgebauer Zeugniß ab, den ich auf einige derartige Symptame hin einer kurzen Würdigung unterziehen möchte.

Ein für unsere ganze geistige und politische Entwickelung maßgebender Grundzug unseres Wesens ist der ausgesprochene Individualismus; schon Tacitus berichtet: Germanen gehorchen keiner Leitung, keinem Befehl, sandern handeln durchaus nach eigener Willkür. Die Selbstständigkeit und Tiefe des Empfindens, die Originalität des Denkens, die Geradheit des sittlichen Urtheils und andererseits wieder der ganze Jammer des politischen Doctrinarismus, die Verbissenheit und Rechthaberei im socialen Leben, — Barzüge glänzender Art und ebensa bedauerliche Schwächen, sie hängen mit eben diesem Moment zusammen. Und wo sollte diese persönliche Eigenart unwiderstehlicher, ungebrochener, reiner auftreten als in der Jugend, wa, wie Herder sagt, die Auen der Wissenschaften noch in all' dem Morgenschmuck var dem Menschen liegen, von dem uns die Mittagssonne unseres Lebens sa viel entzieht? Und nun gar bei einem frischen, fröhlichen Studenten, der der harten Schulzucht und der engen, todten Atmosphäre eines ziemlich freudlasen Familienlebens glücklich entronnen ist, wie bei dem vielseitig begabten und mit machtvoller Beredsamkeit ausgestatteten Helden unserer Erzählung? Freilich bleibt er nicht auf dem ehrwürdigen Boden deutscher Universitäten — er geht nach Lausanne —, aber mit um sa stärkerer Gewalt packen ihn von allen Seiten die fremden Einflüsse. Zunächst in der wissenschaftlichen Forschung, wo leise, aber vernehmlich der Zweifel anklopft, und die altüberlieferte dogmatische Anschauung bedenklich in's Schwanken geräth. Die unausrottbare Kraft persönlichen Urtheils und Nachdenkens regt sich in der jungen Brust, so daß er die Ausführungen des mumienhaften theologischen Lehrers nur mit innerem Widerspruch verfalgen kann: Von der Offen-

*) Mit besonderem Bezug auf das Werk von Edw. Stilgebauer, Götz Krafft. Die Geschichte einer Jugend. I. Mit tausend Masten. (Rich. Bong, Berlin, 1904).

barung sprach der Greis in einem zu, an die Offenbarung knüpfte er alle seine Deductionen an, den Naturvölkern, den Indern, den Chinesen, den Germanen, den Griechen und Römern war keine Offenbarung geworden, nur den Juden. Göß Krafft ärgerte sich. Zum Donnerwetter, das hatte der Mann doch zu beweisen, wenn er behauptete, daß nur den Juden eine Offenbarung geworden sei. Waren Confucius und Buddha, waren Sokrates und Ploto etwa nicht auch in demselben Sinne Träger von Offenbarungen der Gottheit wie Moses und die Propheten —, wie, ja wie Jesus selber? Hier setzt in aller Stille die folgenschwere geistige Wiedergeburt ein, die ein ganzes Menschenleben von Grund aus umgestaltet und erst zu einem wahrhaft persönlichen Eigenthum erhebt. Diese Persönlichkeit muß sich auch erst im Kampf mit der Welt bewähren, im Feuer der jetzt erst erwachenden Sinnlichkeit. Zwei Seelen wohnen, ach, in meiner Brust, dieser Zwiespalt des nach den höchsten Idealen ringenden und des am Staube klebenden, der verhängnißvollen elementaren Gewalt der dumpfen Triebe widerstandslos überlieferten Menschen tritt auch in dieser Entwickelung zu Tage und ist hier, beiläufig bemerkt, mit vollendeter Meisterschoft gezeichnet. Mit Sturmesgewalt war die Liebe über ihn gekommen, hatte alle Schranken eingerissen, die Erziehung, Sittlichkeit, Ueberlegung errichtet, er war der willenlose Sclave seiner rasenden Leidenschaft geworden, eines Weibes, das er im Staube mit gebeugten Knieen anbetete, und das, wie es hier heißt, Monneskraft und Willen in seinen Händen zerbrach: Sie hatte sich erhoben. Im Sonnenlicht gebadet stand sie nun da vor seinen trunkenen Augen, seine Lichtgestalt, seine Huldin, die Erlösung bringende Kundry seiner Jugendträume. Und nochmals überwältigt von ihrem Anblick, sank er in die Knie, berührte mit zitternden Lippen den Saum ihres Kleides, und donn, sich erhebend, den goldumstrahlten Scheitel ihres Blondhaares, auf dem die Lichter der Sonne tanzten, da sie den leichten Strohhut während des Steigens abgenommen und am Bande am Arm trug. Dein, Goetz Krafft, Deine Sklavin und Deine Herrin, Dein Schicksal, sagte sie fest, und ein seltsamer unvergeßlicher Blick aus den goldbraunen Augen des schönen jungen Weibes traf den Jüngling, ein Blick, vor dessen leidenschaftlicher Gluth er in Scham die Augen senkte. Und etwas später, als er in wildem Taumel seliger Lust versinken will, hält ihn eine furchtbare Vision (auf Grund entsetzlicher Enthüllungen, die ihm im Hause seiner Pensionsmutter geworden) vor diesem letzten Schritt zurück, noch von Fieberschauer gepackt und gerüttelt reift er plötzlich zum Manne, erwacht in ihm die mahnende Stimme des Gewissens. Er hatte überwunden, heißt es von ihm, nicht daß er jedem Lebensgenuß entsagt hätte, und nun zum finsteren Asketen geworden wäre, — dazu rollte das jugendliche Blut noch zu stürmisch in seinen Adern —, aber die bloße sinnliche Begehrlichkeit war einem edleren Gefühl gewichen, das das Pflanzkorn für eine zukünftige segensreiche Ernte werden sollte. Und nicht minder tiefgewurzelt ist bei uns Deutschen die Liebe, die Sehnsucht zur Natur; nur unter dieser Voraussetzung konnte sie für unseren Dichterfürsten der ewige Resonanzboden all' seines Empfindens in den mannigfoltigsten Abstufungen werden, da sie ihm, wie es Faust verkündet, nicht kalt staunenden Besuch erlaubte, sondern in ihre tiefe Brust, wie in den Busen eines Freundes zu schauen vergönnte. Alle echten Dichter, von Walther von der Vogelweide bis zu unseren heutigen Neoromantikern, haben diesen Pulsschlag gefühlt und an diesem Jungbrunnen sich erlabt, und so verfehlt auch nicht die wundervolle Umgebung des Genfersees ihren tiefen Zauber auf das empfängliche Herz des selbstverständlich auf poetischem Gebiete schon erprobten Jünglings auszuüben: Mit einem Schlage, wie von Zauberhand in seiner gonzen lieblichen Größe und Schönheit vor das Auge hingestellt, tauchte aus den Dampfwolken der schnaubenden Locomotive dieses aus blauem Glanze und goldener Sonne gewobene Märchen von Licht und Leben auf. Goetz Krafft lehnte an den Fenstern seines Wagens. Vergessen waren alle Schmerzen in seinem Innern, die die Trennung von der alten Heimath wachgerufen. Hier würde sich leben lassen, jauchzte es in seinem Herzen. Eine warme balsomische Luft wehte ihm aus diesen Thälern entgegen, von diesen Hügeln, an deren Hängen er im Fluge die ersten Blüthen des jungen Jahres, die ersten seines neuen Lenzes, in verschwenderischer Fülle Rain und Rasen bedecken sah. Dörfchen um Dörfchen war von den glücklichen Bewohnern dieses sonnendurchglühten Landes die Hügel hinan, die Hügel hinab in Wein- und Obstgärten gebaut. In dunklen Kirschlorbeerhecken versteckt träumten die Landhäuser und Villen, Feigen- und Pfirsischbäume streckten nach ihm, als wenn sie ihn begrüßen wollten, die lockenden Zweige aus. Wie ein einziges hohes Lied des Frühlings und der Freude diese gonze sonnengebadete Landschaft bis tief hinab an das silberumsäumte Ufer des Sees. Eben nur unter diesem übermächtigen Zauber konnte der bis dahin in enger Haft gehaltene Sinn des feurigen Jünglings den ersten großen Traum der Liebe träumen. Natürlich fehlt hier in dem reizollen Bilde auch nicht der für uns Deutsche so bezeichnende Zug studentischen Corporationslebens, obschon der Eintritt in die Teutonia in Lausanne bei Lichte betrachtet nur eine Entgleisung für den Helden unserer Erzählung bedeutet. Die faden, langweiligen Verbindungsbrüder mit ihrem forcirten Pauk- und Trinkcomment können ihn auf die Dauer nicht befriedigen, zumal er nur einem Freunde zu Liebe, den er schon ‚eingesprungen' vorfand, sich zum Eintritt verstand. So löst er leichten Herzens das Band, auch schon aus dem Grunde, weil ein Angehöriger dieser Verbindung und zwar ein aufgeblasener, mit allen feudalistischen Vorurtheilen erfüllter Sprößling einer erlauchten Adelsfamilie, im Uebrigen aber ein gemeiner Kerl vom Scheitel bis zur Sohle, seinen besten Freund in einem Duell über den Haufen geschossen hatte. Aber, wie gesagt, die Couleur verleiht einer solchen Scenerie mindestens einen sehr lebensvollen, farbenprächtigen Reiz. Ueberall, selbst in dieser thörichten Jugendeselei, bekundet sich der unverwüstliche Idealismus, der freilich nur zu bald ernüchtert wird in der grauen Wirklichkeit, dieser unbäudige Freiheitsdrang, diese tiefste Sehnsucht nach Freundschaft und Liebe, die nun einmal dos unveräußerliche Erbgut des deutschen Jünglings und besouders des Studenten bildet; was davon unwahre Sentimentalität und weichliche Verzärtelung ist, das verschwindet spurlos in dem unerbittlichen Kampfe um's Dasein, der ja Niemandem erspart bleibt, das Echte und Schöne aber, die Ehrfurcht vor den großen treibenden Ideen der Weltgeschichte und demgegenüber die Geringschätzung materieller Güter bleiben ols unvergängliches Gold für alle spätere Entwickelung erhalten. In diesem Sinne betrachte ich diese ‚Geschichte einer Jugend' als den vielverheißenden Anfong einer reichen Entfaltung persönlichen Lebens, als einen Erziehungsroman, wie ihn uns das 18. Jahrhundert im Agathon und Wilhelm Meister bietet (um nur die bedeutendsten Dichtungen herauszuheben), in welchem wir das organische Wachsthum eines Zeitgenossen beobachten und in dem wir unser eigenes Spiegelbild sehen dürfen. Wie bereits angedeutet, dies ist nur die erste Etappe der Laufbahn; mitten in den Strom der Welt nach der Reichshauptstadt wird uns die spannende Darstellung führen, in die fröhliche Kunststadt an der Isar und in das romantisch gelegene Marburg an der Lahn. Damit wird sich selbstverständlich die Perspective erweitern und das Weltbild vertiefen, dos schon jetzt interessante, unmittelbar persönliche und doch zugleich allgemeinere culturhistorische Züge bietet.*)

*) Der Achelis'schen Würdigung des Romans, der neuerdings sehr hart angegriffen und für den leider eine ziemlich unfeine Reclame gemacht wird, lassen wir demnächst eine von anderen Gesichtspunkten ausgehende Auseinandersetzung folgen. Die Red.

Die Neu-Dachauer.

Von Arthur Rößler.

Zu den verschiedensten Zeiten und in den verschiedensten Ländern gab es einzelne Künstler und nuch Künstlergruppen, die sich nicht damit begnügten, in der herkömmlichen Manier die Erscheinungen der Natur abzumalen, sondern die sich mit Inbrunst der Weiterentwickelung der traditionellen und auch neu gefundener künstlerischer Gesetze hingaben. Wenn wir die Entwickelung der Malerei rückschauend betrachten, wird es uns auffallen, daß sich ein Vorgang in vielerlei Spielarten, aber im Grunde gleicher Weise, immer wiederholt: Eine Persönlichkeit wird, zumeist empirisch, zu eigenartiger Betrachtung und zur Ausdrucksbewältigung des als neu, schön, wichtig, künstlerisch Erkannten angeregt. Die Möglichkeit einer Bereicherung der Kunst und Förderung ihrer Entwickelung veranlaßt andere Individuen, sich dem Studium der gleichen neuen Probleme hinzugeben und deren Lösung anzustreben. Dadurch wird eine mehr oder minder merkliche gegenseitige Beeinflussung bewirkt, welche durch Neues zu wieder Neuem anregt. In dieser Weise sehen wir, wie Hölzel sagt, allenthalben und zu allen Zeiten im Reiche der Kunst Gruppen und Schulen entstehen, die, mit Problemen der Kunst intensiv beschäftigt, schließlich maßgebend, führend werden. Ernste und somit auch starke Bewegungen sind in der Regel von solch' tief dringendem Einfluß, daß auch deren schärfste und hartnäckigste Gegner sich ihm trotz ihrer feindlichen Widerrede nicht völlig zu entziehen vermögen; wodurch oft einer ganzen Periode ein gewisses Gepräge aufgedrückt wird.

Der Einfluß solcher Gruppen, Schulen aber Richtungen, wie man sagen will, ist, wie die Ueberlieferung erzählt und die auf uns überkommenen Werke beweisen, in längst verflossenen Jahrhunderten schon, nicht bloß auf einzelne Plätze oder Provinzen beschränkt gewesen, sondern hat sich, alle Hindernisse überwindend, in ferne Länder hin verbreitet, bahnbrechend, Neues aufbauend; und er hat Wiß- und Lernbegierige von weit her an den Ursprungsort gelockt, wo in logisch gesetzmäßiger Entwickelung Neues und Großes geschaffen wurde. Man erinnere sich hier an die Einwirkung vlämischer Bilder auf die italienische Kunst und an den rückwirkenden Einfluß der italienischen Kunst auf die verschiedenen Kunstperioden in anderen Ländern. Sir Joshua Reynolds, der im Besonderen für die Gruppe um die Brüder Caracci höchste Verehrung empfand, bezeichnete die Gruppenbewegungen als äußerst bedeutsam für die Hervorbringung eines allgemein ansehnlichen Niveaus der Kunst und als sicherste Grundlage für die Entwickelung außerordentlicher Künstlerindividualitäten.

Es sollte daher eben diesen Einzelnen und Vereinigten stets besondere Aufmerksamkeit zugewendet werden, weil just sie für die Entwickelung nationaler Kunst die beste Möglichkeit und größte Sicherheit bieten, und weil jene Völker, in denen sich salche bedeutsame Gruppen oder Schulen bilden, die jeweilig künstlerisch führenden sind.

Eine salche wichtige Gruppe ist die der hier gemeinten, sogenannten Neu-Dachauer. Sie ist nicht nur für Deutschland, sondern überhaupt für die Entwickelung der modernen Malerei wichtig. Um ein leichtes Verstehen ihrer Stellung und Bedeutung zu ermöglichen, muß etwas weiter ausgeholt werden.

Hogarth, Gainsborough, Reynolds, Constable, Bonnington, Turner und Watts sind die Meister jener Gruppen, mit deren Wirken die moderne Malerei in England anfängt. Auf ihren künstlerischen Errungenschaften bauten einerseits die berühmten Barbizoner, andererseits Delacroix weiter. Diesen folgten wieder mit Neuem unter Mitverwerthung des van ihnen Erreichten die Meister der neuen französischen Schule mit Manet als Führer. Delacroix war ihr directer Vorläufer; er wurde der erste Techniker der Farben-Contraste, der, wie Meier-Graefe ausführte, vollkommen bewußt den Werth der Farbe durch den Gegensatz zu anderen erzielte und gleich Constable, van dem er sagte, daß das Grün seiner Wiesen deßhalb alle anderen an Intensität übertrifft, weil es aus einer Menge verschiedener Töne von Grün zusammengesetzt ist, dort tausend Töne bemerkte, wa mnn var ihm nur eine Farbe gesehen hatte, und der sanften Enthaltsamkeit der Stillleben-Coloristen die vollen Accorde seiner unbeschränkten Palette gegenüberstellte.

Die Bilder der Maler, die sich ihn als Meister erkürten, entstanden nun, zuerst durch einen Zufall als Veranlassung, bald jedoch mit Absicht, ganz oder zum größten Theil im Freien; wobei außer dem Studium der alten Gesetze der Massenvertheilung, das Sehen der farbigen Erscheinung und deren Wiedergabe auf der Leinwand in Kraft trat. Es wurde nun den verborgenen Gesetzen nachgespürt, welche, wie Delacroix in seinem Tagebuch schrieb, die Annäherung oder das Auseinandergehen der Linien, die Flecken, die Vertheilung der Farben regeln, und bei deren Anwendung Verstand und Empfindung in gleicher Weise arbeiten müssen. Schließlich wurden auch die optischen Erscheinungsgesetze, sawahl in Bezug auf deren Erzeugung als auch in Bezug auf deren praktische Anwendung im Bilde in Betracht gezogen.

Die suchenden und experimentirenden französischen Maler dieser Periode auch zu einer Gruppe zusammengeschlossen, gaben sich den suggestiven Wirkungen der Werke Constable's hin und verbanden sie mit den Suggestionen, die van den Arbeiten Velasquez' und Goya's, der japanischen Kunst und den Bildern ihrer Landsleute Delacroix, Manet und Corot ausgingen. Ferner haben sie die Palette purificirt und vereinfacht, indem sie Schwarz, Braun, Ocker und alle sonstigen trüben Farben, sowie die Verwendung von Asphalt und den übrigen rasch trocknenden Mitteln verwarfen, und dafür einige neue und leuchtende Farben, Producte ihrer Thearien und chemischen Experimente, wie das helle Cadmium, Violett de cobalt, Garauce rase doré u. s. w. annahmen, die ihnen die Möglichkeit gaben, einen vorher nicht bewirkbaren Lichtgrad im Bilde zu erreichen.

Der Name „Impressianist", unter den man diese Maler kennt, ist keine ganze richtige Bezeichnung, ist nicht erschöpfend als Ausdruck ihrer Art, denn jeder Künstler malt ja schließlich seine Impressian; eine genauere und charakteristischere Bezeichnung wäre „Luminist". Denn mit einer ungeheuren Begeisterung widmeten sie ihre Kraft der Arbeit, den Ausdruck der Lichterscheinungen in der freien Natur auf ihren Leinwanden festzuhalten. Das Lichtspiel aller Jahrestage zu allen Stunden zu malen waren sie bemüht. Das Gegenständliche galt ihnen zugleich als das Nebensächliche. Daher ist auf den meisten Bildern der französischen Impressianisten weiter nichts zu sehen als eine entzückende Harmonie in Trios van Gold, Hellblau und Opal oder Hellgelb, Hellroth und Hellgrün, Rauchgrau, Cherryroth und Gold, oder van Duos in Rosa und Malachitgrün, Perlgrau nnd Silber u. s. w. Wenn daher einer aus ihrer Schaar ein Gemälde „Irisirendes Wasser" nennt, hat er damit zugleich auch den gegenständlichen Inhalt des Gemäldes ganz genau angegeben. Der Reiz, der Werth, die künstlerische Bedeutung der Arbeit besteht eben nur in den zauberischen Farbennüancen, von denen man durch Worte keinen Begriff geben kann, man nehme denn farbige und duftende Worte.

Der moderne Impressianismus — denn es gab schon zu früheren Zeiten einen in technischer Beziehung raffinirt künstlerischen Impressionismus, wie der Hinweis auf Hals, Rembrandt, Velasquez zeigt — war aber trotz seiner theilweisen Unbildlichkeit, seines undinglichen Farbenausdruckes, wozu der Impressionismus schließlich in folgerichtiger gesetzmäßiger Entwickelung bis zu dem im Werk unpersönlich wirkenden Neo-Impressionismus gelangt war, nicht nur berechtigt, sondern nothwendig. Er bereicherte die Malerei mit wichtigen Ausdrucksmitteln und erschloß ihr neue Entwickelungsmöglich-

keiten. Er war aber selbst kein Gipfel, kein Ziel, nur eine Phase. Er variirte mit seinen pleinairistischen und neoimpressionistischen Mitteln das alte und verpönte Thema des beliebigen Naturausschnittes. Er brachte nur Studien hervor, er schuf keine Bildwerke.

In sein relativ gelöstes Problem kam zu guter Letzt noch eine Nüance: die Maler wandten sich dem Studium der künstlichen Beleuchtungen zu. Es entstanden nun verblüffende Malereien, in denen bald das sprühende, kalte, blaue Licht der elektrischen Bogenlampen, bald das gleichmäßige warme Licht der Glühbirnen, bald allerlei Lichter vereinigt zu raffinirten Combinationen mit Reflex-Effecten gemalt wurden. Das Licht war nun das Wesentliche im Bild; das Ding kaum benützter Vorwand zur Vorführung farbiger Beleuchtungen. Zu Schemen wurden die Dinge, die hinter dem Lichtschein verschwanden, der ihnen dabei gar nicht eigenthümlich war. Die Maler waren lichtrauschtrunken und vergaßen ob ihrer neuen technischen Ausdrucksmittel der wichtigen Anforderung der decorativen Wirkung des Bildwerkes gerecht zu werden.

Nicht unerwähnt darf bleiben, daß sich parallel mit der hellen, oft grellen Malerei des Lichtes, eine eminent künstlerische Malerei des Schattens entwickelte. Eine andere Art Lichtmalerei; denn man spricht, wie Ruskin richtig sagte, fortwährend von Lichtern und Schatten in der Malerei, als ob sie etwas wesentlich Verschiedenes wären und auf verschiedene Art gemalt werden müßten. Jedes Licht ist aber Schatten im Vergleich zu helleren Lichtern, bis hinauf zur Leuchtkraft des Sonnenlichtes; und jeder Schatten ist Licht im Vergleich mit tieferen Schatten, bis hinab zur Dunkelheit der Nacht. Jede in der Malerei angewendete Farbe, außer dem reinen Weiß und dem puren Schwarz, ist somit zugleich ein Licht und ein Schatten: Licht in Bezug auf alles Dunklere, Schatten in Bezug auf alles Hellere. Der hervorragendste Meister der einen Malerei heißt Manet, der anderen Whistler. Beide erbten einen Theil desselben Schatzes: der eine das Silber, der andere das Gold. Und beide verfeinerten das übernommene Erbe bis in die äußersten Möglichkeiten. Es gab kein Weiter auf den gesonderten und doch zusammengehörigen Gebieten des gleichen Reiches. Die Malerei gerieth in die Gefahr, durch den consequenten Impressionismus zu einem schimmernden Schemen zu werden, das nur noch Bedeutung hatte für die empfindliche und leicht bewegliche Einbildungsfähigkeit raffinirt Gebildeter und der sensiblen Maler selbst; sie wurde wieder einmal l'art pour l'art, und diesmal im extremsten Sinne.

Das Problem des Impressionismus war nur ein Problem der Malerei, nicht das Problem.

Ein Wichtiges, das in seiner ganzen Tragweite und Ausnützungsmöglichkeit für die Erlangung stylmäßiger, decorativer Wirkung im Bilde, von den Impressionisten selbst nicht genügend gewürdigt wurde, und das von ungleich größerer Bedeutung ist als die neu gewonnenen technischen Ausdrucksmittel, ist die vom Impressionismus eingeführte besondere Art des Sehens: das Sehen der großen Form. Malerischer Impressionismus ist, wie Hölzel richtig sagt, die parallele Einstellung der Sehlinien und die daraus folgernden Consequenzen. Wenn wir den tastenden Blick, um einen Ausdruck Hildebrand's zu gebrauchen, ohne ihn auf einen bestimmten Theil der Erscheinung zu richten, den ganzen Gegenstand umfassen lassen, werden die Einzelheiten untergeordnet und nur der Umriß des Dinges wahrgenommen. Je nach dem individuell bedingten verschiedenen Erfassen, wird dieser Ding-Umriß eckiger oder rundlicher, aber stets als einfache und große Form gesehen werden. Eine solcher Art gegebene Grundform einheitlich mit ihren künstlerischen Abwechselungen im Bilde durchgeführt, ergiebt den Styl. Es wird also das Streben nach Styl — nach Liebermann dem Endzweck jeder Kunst — durch die individuelle Wiedergabe der großen Form und deren einheitlichen Durchführung begünstigt.

Diese, eminent künstlerisch wirkende, Betonung der großen Form, wie sie z. B. von den Dachauern gepflegt wird, haben die extrem gewordenen Impressionisten vernachlässigt, theilweise sogar gänzlich unterlassen (in meisterlicher Weise angewandt sehen wir sie nur in Bildern von Manet, Césanne und anderen großen Künstlern des Impressionismus, auch solchen früherer Zeiten). Dadurch haben sie sich um ein ungemein wirkungsvolles künstlerisches, nicht bloß technisches Mittel gebracht. Und so kam es auch, daß man sagte, die durch den Impressionismus gewonnenen neuen Ausdrucksmittel der Malerei seien nicht geeignet das Wesentliche der Dinge durch das Kunstwerk panisch auf uns wirken zu lassen, weil sie die Form der Dinge verschwimmen lassen.

Es ist nun richtig, daß es, künstlerisch genommen, keine den Dingen wesentliche Beleuchtung giebt, wenn man von den selbstleuchtenden Gestirnen und irdischem Feuer absieht; daß man die Dinge der freien Natur in allen möglichen Beleuchtungen und Atmosphären malen kann, im Schummer des rauchigen Nebels, in den leichten Morgenflören oder in der glastenden Mittagshelle, kurz, in allen verschiedenen Lichtstimmungen aller Jahreszeiten zu allen Stunden und auch in künstlichem Lichtschein, aber nicht in dem Licht, das den Dingen wesentlich ist. Ob es aber dagegen richtig ist, daß man die Dinge in der ihnen wesentlichen Form darstellen kann, wenn man scharf und fein hinlugende Augen hat und geschickte Hände, erscheint mir nicht weniger fraglich. Denn es scheint mir, daß das Ding für die Kunst wesentlich ist nur in Bezug auf die Bedeutung, die es als umgewerthetes künstlerisches Ausdrucksmittel hat. Der Künstler will gar nicht ein Ding der Natur bloß natürlich wiedergeben, sondern er strebt darnach es seiner Gewalt unterzuordnen, es für den Zweck der Kunst zu gewinnen. Ich glaube nicht, daß die Kunst das Wesentliche der Dinge wahrzunehmen und darzustellen vermag — abgesehen davon, daß es fraglich ist, ob das Wesentliche der Dinge so deutlich an ihrer Oberfläche liegt, sich im Aussehen, in der Form kundgiebt, daß die Anschauung es wahrnehmen kann — da die Wahrnehmung, so lange sie einem Zwecke dient, und dies thut sie doch auch in der Kunst, ein Werkzeug bleibt, das überflüssig wird, sobald der Zweck, hier also das Bild, erreicht ist.

Es wird sich daher bei der Betrachtug und Beurtheilung von Kunstwerken, Bildern im engeren Sinn, also darum handeln, sie in Bezug auf die künstlerischen Ausdrucksmittel und deren Wirkung anzusehen und zu werthen. Die Kunst ist — wie Fiedler sagte — auf keinem anderen Wege zu finden, als auf ihrem eigenen. Nur indem man es versucht, sich der Welt mit dem Interesse des Künstlers gegenüberzustellen, kann man dahin gelangen, seinem Verkehr mit Kunstwerken denjenigen Inhalt zu geben, der sich einzig und allein auf die Erkenntniß des innersten Wesens künstlerischer Thätigkeit gründet.

Die erhabene und große Harmonie, die der sensible Künstler der Natur gegenüber stets empfindet, ins Besondere in gewissen Stimmungen, wird er am besten zum Ausdruck bringen, wenn er die Harmonie auf der begrenzten Fläche durch seine Mittel hervorzubringen trachtet. Darum erstehen dem Maler die besonderen Anforderungen seine Mittel daraufhin zu studiren und die Natur wieder vom Standpunkt der harmonischen Ausdrucksmöglichkeit seiner Mittel zu betrachten. Daraus erhellt, daß auch die künstlerische Wiedergabe der großen und erhabenen Harmonie in der Natur in inniger Wechselbeziehung zu ihrer Ausdrucksmöglichkeit gedacht werden muß. Es wird sich dabei um ein ernstes und anstrengendes Studium handeln. Die Empfindung thut's in diesem Falle nicht allein. Das darf den Künstlern und Kunstschriftstellern jedoch nicht unkünstlerisch erscheinen, denn die wahre Wissenschaft ist, um Worte Delacroix' zu gebrauchen, nicht das, was man gewöhnlich unter dieser Bezeichnung versteht, nicht ein Theil der Erkenntniß, der von der Kunst verschieden ist. Nein, die Wissenschaft ist die Kunst selbst. Umgekehrt ist

die Kunst nicht mehr das, wofür sie der Laie hält, nämlich eine Art Eingebung, die, ich weiß nicht woher kommt, in's Blaue hineingeht und nur das malerische Aeußere der Dinge darstellt. Es ist die Vernunft selbst, die durch das Genie verschönert ist, aber einen vorgeschriebenen Weg geht und durch höhere Gesetze in Schranken gehalten wird.

In der bildkünstlerischen Wiedergabe eines Dinges, eines Stückes Natur, ist nun die dreidimensionale Naturerscheinung auf eine zweidimensionale Fläche zu übertragen, was nur durch Uebersetzung, durch Interpretation möglich ist. Daraus folgt, daß die Mittel, durch die der Maler die Naturerscheinung wiederzugeben hat, andere sein müssen als die der Natur. Kunst steht also, es sei nochmals wiederholt und betont, im innigsten Zusammenhang mit der äußersten Ausnützung der künstlerischen Ausdrucksmittel.

Dem Verständniß von Werken der Malerei kann es daher nur zum Vortheil gereichen, wenn man sich bemüht die künstlerischen Ausdrucksmittel kennen zu lernen. Es mag darum an dieser Stelle die diesbezügliche Definition Hölzel's, des die Bestrebungen der Dachauer auch theoretisch vertretenden Meisters, nicht unpassend angeführt werden. Sie lautet ungefähr so:

Die wichtigsten Mittel, außer den rein technischen, die dem Maler zur Verfügung stehen, sind Form und Farbe. Die Flächenform versinnbildlicht hauptsächlich die plastischen Gegenstandsformen der Natur auf der Fläche, während Hell und Dunkel und alle Farbennuancen eine Steigerung der Wirkung und gleichzeitige Suggestion der Plastik bewirken. Zieht man nun in Erwägung, daß die uns in ihrer gewaltigen Größe harmonisch erscheinende Natur nicht durch Rahmen begrenzt ist, wir aber im Bilde ein Stück Natur meist auf einer begrenzten, gerahmten Fläche zur Darstellung bringen müssen, so kann auf dieser Fläche das wiedergegebene Stück Natur nur dann harmonisch erscheinen, wenn es in ein harmonisches Verhältniß zu dieser begrenzten Fläche gebracht wird. Wir müssen also, um ein Bild zu schaffen, mit den künstlerischen Ausdrucksmitteln die Harmonie anstreben. Nun unterscheidet sich aber die bildmäßige Malerei von der heute hauptsächlich gemalten Studie dadurch, daß das Bild im wiedergegebenen Stück Natur harmonisch zur begrenzten Fläche steht, während bei der Studie eine diesbezügliche Rücksicht im besonderen Maße nicht genommen werden muß und wird, weil mit der Studie zumeist auch andere als Bildabsichten verknüpft sind. Das Bild ist, zum Unterschiede von einer Studie, ein, im Bezug auf Form, Linie, Farbe und Ton und den Gegensätzen, und unter Berücksichtigung des Hauptsächlichen, geschlossenes harmonisches Ganze. Das Bild unterscheidet sich also von der Studie dadurch, daß in Letzterer mit den malerischen Mitteln die Impression eines Dinges so gut als möglich auf der Fläche wiedergegeben wird, während es sich beim Bilde gleichzeitig darum handelt, die angestrebte Wiedergabe der Erscheinung in harmonischer Vereinigung mit einer gegebenen oder gefundenen begrenzten Fläche zu bringen. Im ersteren Falle findet bloß eine Uebertragung eines Stückes Natur oder eines Gedankens auf eine Fläche statt, während im zweiten Falle die Uebertragung mit gleichzeitiger harmonischer Gestaltung in Erscheinung tritt.

Enthält die Studie, durch Zufall oder Absicht, die gleichen bildwirkenden Elemente wie das Bild, so hat sie die Berechtigung Bild genannt zu werden. Gewöhnlich jedoch unterscheidet sich die Studie sehr deutlich vom Bilde dadurch, daß durch die genaue und getreue Nachahmung der Natur und ihrer zahllosen Einzelheiten, eine geschlossene und harmonische Gesammtwirkung in allen vorhin erwähnten Theilen nicht erreicht ist. Da aber dem Geiste und Talente des Malers überlassen bleibt, je nach der Persönlichkeit, das eine oder andere mehr zu betonen, werden wir gewissermaßen als Improvisation vor der Natur Kunstwerke entstehen sehen, die wir mit gleich großer Bewunderung betrachten.

In Bezug auf das Vorstehende mag erwähnt werden, daß es von den Naturalisten Liebermann in Berlin und Zügel in München bekannt ist — was ja auch schon von Bastien Lepage berichtet wurde —, daß sie ihre vor der Natur getreu gemalten Bilder im Atelier in einem Raum und Rahmen erst zu jener Geltung bringen, die ihnen für die endliche, von ihnen angestrebte Wirkung maßgebend erscheint. Indem sie also gewissermaßen etwas in die Malerei hineinbringen, was der begrenzten, bildmäßigen Fläche mehr, dem momentanen Naturausschnitt aber weniger entspricht, thun sie etwas, das mit ihren gewöhnlich ausgesprochenen Schlagworten in Widerspruch steht, zugleich aber die Bedeutung des von den Dachauern offen vertretenen Grundsatzes, daß das harmonische Ausgleichungsverhältniß der Naturerscheinung zur begrenzten Fläche, gegenüber der bloßen und nur Naturausschnittwiedergabe, das Wichtigere ist, auf's Beste beweist.

Dies Alles mußte erwähnt werden, um endlich sagen zu können, daß sich die gegenwärtige Bewegung der hier gemeinten Dachauer, aufbauend auf alle wichtigen Errungenschaften der Malerei, um eine harmonische Vertheilung der Massen im Raum, die von einer ebenso einfachen Hell-, Dunkel- und Farbenvertheilung unterstützt, Ruhe und Größe im Bild erreicht und so der in der Natur stets vorhandenen Harmonie am nächsten kommt, bemüht.

Es ist ein Grundsatz der Dachauer: daß einfache Gegensätze aus der Natur herausgesehen und auf die Fläche übertragen, die größten und ruhigsten Wirkungen ergeben. Sie haben damit Recht; denn nur „in Wegwerfung des Zufälligen und in dem reinen Ausdruck des Nothwendigen liegt der große Styl", wie Schiller sagte, oder wie Ruskin: Jeder große Künstler strebt darnach, die besondere Eigenthümlichkeit des Dinges zum höchsten Ausdruck zu bringen, welche dem Material auf und mit dem er arbeitet, und den Mitteln, die er in der Hand hat, entspricht.

Während in der Mitte und am Ende des vorigen Jahrhunderts die Hauptbestrebungen in der Malerei auf die Erzeugung von Licht und Helligkeit im Verein mit der unstylisirten Wiedergabe der Erscheinungsformen gerichtet war, treten jetzt die verfeinerten coloristischen Bestrebungen mehr und mehr hinzu und hervor, und wie schon von den alten Meistern, etwa Giorgione, Leonardo und Velasquez und Anderen, so wird auch von den feinfühlenderen modernen Coloristen die Malerei mit ihrem Studium auf Klangwirkungen in eine innige Wechselbeziehung mit der Musik gebracht. Wie sich gegenwärtig die moderne Musik von der classischen dadurch unterscheidet, daß sie nicht so sehr die Melodie als vielmehr die Harmonie bevorzugt, hat sich auch in der Malerei eine Wandlung vollzogen, die dem Dinge, dem farbigen Gegenständlichen nicht mehr die alleinige oder selbst nur hauptsächliche Bedeutung zumißt, sondern den Gegenstand in seiner Verwerthung in und mit dem Raume, der begrenzten Bildfläche, als Grundlage für eine interessante Durcharbeitung der Hell-Dunkelheit und der Farbenton-Ausgestaltung benützt. Der Gegenstand gilt wieder einmal, wie immer in Zeiten künstlerischen Aufschwunges, bloß als Gelegenheit zur höchsten Verwerthung der künstlerischen Ausdrucksmittel und es findet in dieser Beziehung die höchste Durchbildung des Werkes statt.

In den kritischen Besprechungen ihrer Bilder begegnet den Meistermalern der Dachauer, Dill, Hölzel und Langhammer manchmal der Vorwurf, daß ihre Farben wohl schön, aber nicht natürlich seien, und ich selbst glaube, daß sie oft nicht natürlich sind im naturalistischen Sinn. Und doch, je mehr wir verstehen lernen, was ein imaginäres Colorit eigentlich bedeutet, daß nämlich alle Farbe nicht nur eine angenehme Eigenschaft natürlicher Dinge, sondern etwas ausgeprägtes Geistiges ist, durch welches sie zum Geiste deutlicher sprechen, desto mehr wird man auch diese eigenthümliche persönliche Farbe liebgewinnen, wie Pater meinte.

Das von Zola geprägte Schlagwort „Ein Kunstwerk ist ein Stück Natur, gesehen durch ein Temperament", wurde vielfach falsch aufgefaßt, wodurch manche Verwirrung entstand. Es stellte sich nämlich bald heraus, daß das bloße Abmalen eines beliebigen Stückes Natur noch lange nicht das Kunstwerk ergiebt. In seiner Einleitung zu der deutschen Ausgabe von Zola's „Mes haines" sagt Helferich von diesem allbekannten Schlagwort, daß es Zola aus einer Kunstdefinition Taine's gezogen habe. Die betreffende Definition Taine's lautet: „Ein Kunstwerk hat den Zweck, irgend einen wesentlichen oder auffallenden Charakter, beziehentlich eine Idee klarer und vollständiger zu offenbaren, als dies der Gegenstand selbst thut. Um dazu zu gelangen, führt der Künstler bei der Wiedergabe des Gegenstandes eine Veränderung in dem Verhältniß seiner Theile herbei, so daß ein bestimmter Theil auf eine systematische Weise hervorgehoben wird." Hierzu bemerkte Zola, das, was Taine als einen „wesentlichen Charakter" bezeichnet, falle mit dem „Ideal" der Dogmatiker zusammen, nur sei der wesentliche Charakter ein schönes oder nach Umständen auch häßliches Ideal. In Rubens' „Kirmeß", führte er, im Anschluß an Taine aus, sei die Raserei der Orgie das Ideal, in Raphael's „Galatea" sei das Ideal die stolze, reine, liebliche Schönheit. Die Erklärung Taine's befriedige demnach nach zwei Seiten: sie macht den Künstler unabhängig von der Natur und zwingt ihm andererseits die alten „Gesetze der Schönheit" nicht auf; sie weist den Künstler an, die Natur nicht zu copiren, sondern zu interpretiren. „Ich spreche den ganzen Gedanken aus, schloß Zola, „indem ich sage, daß ein Kunstwerk ein Winkel der Schöpfung ist, gesehen durch ein Temperament."

Andere machen den Dachauern wieder ihre Betonung des Formalen zum Vorwurf, und nennen es ein arges Stylisiren. Nach Michel Angelo, dessen Meinung in künstlerischen Dingen wohl einiges Gewicht haben dürfte, ist Schönheit die Ausscheidung alles Ueberflüssigen. Nun giebt es in einem Ding der Natur, sagen wir in einer Landschaft, die für den Zweck eines Bildes gewonnen werden soll, viel Ueberflüssiges, das zur Vereinfachung, das heißt, zur Stylisirung zwingt. Die Landschaft hat eben an sich, als Wald, Wiese, Feld oder Moor einen anderen Beruf wie als Bild. Das Naturschöne ist außerdem nicht immer auch das Kunstschöne. Was die Verwechselung des Kunstschönen mit dem Naturschönen betrifft, die selbst Malern noch passirt, so kann es für einen, um K. Lange zu citiren, der die Shakespeare'sche Poesie und die niederländische Malerei kennt, kein Zweifel sein, daß es sich dabei um zwei ganz verschiedene Dinge handelt, daß die Kunst nicht nur das Schöne, sondern auch das Häßliche darstellen darf, und — will ich hinzusetzen — daß die Kunst unter Umständen allein durch den Styl, in dessen Höhe sie ein Ding der Natur aus seinem vegetativen Dasein gehoben hat, ein Ding auf uns künstlerisch wirken lassen kann. Burke hat schon gesagt: Wenn der im Gedicht oder im Gemälde vorgestellte Gegenstand so beschaffen ist, daß wir keine Begierde haben würden, ihn zu sehen, wenn er wirklich wäre: dann rührt seine Kraft im Gemälde oder im Gedichte lediglich von der Kraft der Nachahmung her und von keiner im Ding selbst wirkenden Ursache. So verhält es sich mit den meisten solchen Stücken, die die Maler die stille Natur nennen.

Die Dachauer sind eben als Künstler keine Naturalisten, sondern Realisten; ihre Bilder sind höchste, durch das Wissen gesteigerte Empfindungsausdrücke. Daß die Empfindung eine Realität ist, wird nicht bestritten werden. Das Werk der Dachauer ist immer der wesentliche, das heißt, restlos künstlerische Ausdruck der Wirkung der Natur auf ihre Empfindung und ihren gepflegten Intellect. Ihre Auffassung der Natur in deren kleinsten Theilen ist groß und ausschließlich künstlerisch. Es wird durchaus nicht bestritten, daß ihre Kunst nicht traditionslos ist; im Gegentheil, es wird dem eine große Bedeutung beigelegt. Ihre Kunst ist eben mehr als Experiment; sie ist das Ergebniß einer gesetzmäßigen Entwickelung der Kunst der Malerei. In der modernen Landschaftsmalerei ist sie vielleicht das bisher letzte und höchst Erreichte.

Wenn man das Glück genießt, in der Werkstatt eines der Meister, Dill's oder Hölzel's, die vielen schönen Werke ihrer Kunst sehen zu können, merkt man, daß das ihnen natürlich malerisch Erscheinende um Dachau nicht gleich sichtbar ist, sondern daß es gesucht werden muß und gefunden wird in der intimen Färbung und wunderlichen Gestaltung der Dinge, die hier schier immer verhüllt sind von warmer, weicher, wimmelnder Dunstluft. Die Dachauer Meistermaler suchen und finden das Malerische in der Natur dort, wo es am unauffälligsten ist. Wo die Natur am unauffälligsten ist, ist sie aber auch am vollkommensten im feinsten künstlerischen Sinn, weil am harmonischesten. Denn nur das Unharmonische ist auffällig. Wo die Natur am vollkommensten ist, ist sie aber auch am flüchtigsten im Vorgang. Dieses sachte Vorbeihuschen feinster Schönheit im künstlerischen Werk festzuhalten, den flüchtigsten Eindruck der höchsten Entfaltung verborgen gewesener Schönheit der Natur im Werk zu einem dauernden zu machen, sind die Dachauer bemüht. Sie sehen aber nicht nur die besondere Natur, sondern sie sehen die Natur besonders. Ein sehr weiser, ja ein raffinirter Denker sagte: Nicht daß man etwas Neues zuerst sieht, sondern, daß man das Alte, Altbekannte, von Jedermann Gesehene und Uebersehene wie neu sieht, zeichnet die eigentlich originalen Köpfe aus. Der erste Entdecker ist gemeinhin jener ganz gewöhnliche und geistlose Phantast — der Zufall. — Solche, das Alte neusehende Köpfe haben die Dachauer. Man hat sie mißverstanden, ob mit Absicht oder ungewollt, bleibe hier unerörtert, als man annahm sie wären zu ihrer Kunst, wie vor ihnen die Impressionisten, hauptsächlich auf dem Wege der wissenschaftlichen Speculation gekommen. Dies ist nicht der Fall. Ihre Kunst entwuchs ihrem Gefühle. Erst nachdem sie ihre Kunst bereits hatten, haben sie den Gesetzen und sonstigen Gründen ihrer Kunst nachgespürt und auch allerlei gefunden was theoretisch als Beweis für die Richtigkeit der von ihnen angewandten Mittel und Principien gelten kann. Aber sie bedurften nicht erst der Auffahrung des schweren wissenschaftlichen und theoretischen Geschützes um damit die Richtigkeit, Güte und Schönheit ihrer Werke zu beweisen. Ihre Kunst beweist sich als bedeutende Kunst selbst am besten, wie sich ja auch sonst die vollkommenen Dinge einfach durch ihr schönes Dasein beweisen.

Den Werken der Dachauer Meistermaler entströmt eine Macht, die, um Worte Bayersdorfer's zu gebrauchen, vermöge „der autochthonen Kraft der künstlerischen Mittel, die das psychologische Gesetz ihres Wirkens in sich tragen", dann durch das Medium einer auf hohe Stufe gebrachten Technik auf die Sinne und durch sie auf die Seele der Beschauer eine solch' starke Wirkung übt, daß die Sinne das wahrnehmen, was sie nicht erfahren haben, während sie das übersehen, was sie wissen.

Hinter der sichtbaren Proportion im Bilde, der die Dachauer viel Sorgfalt widmen, ragt immer auch eine unsichtbare, aber fühlsame Proportion. Ruskin hat es betont, und die Dachauer haben es wie er erkannt und darnach gehandelt, daß die sichtbare Proportion oder die vernunftgemäße Beziehung der Massen untereinander, eines der wichtigsten künstlerischen Mittel ist, um Einheit unter den Dingen herzustellen, die sonst vereinzelt bleiben müßten. Da Proportion neben jeder anderen Art von Einheit bestehen kann, und sich behauptet, wenn alle Mittel versagen, kann man wohl sagen, sie liege an der Wurzel fast aller unserer Eindrücke vom Schönen. Die melodische Verbindung untereinander zu einer Einheit, einer Harmonie, wird wohl nie ohne erfreulichen Eindruck bleiben. Wo die Proportion der Massen jedoch fehlt, wird immer ein Mangel fühlsam sein, und der

Eindruck eines Werkes ein unreiner, weil jeder Mangel unangenehm wirkt. Wahre Proportion sieht nun freilich anders aus, als die willkürliche Verschiebung aneinandergehäufter Dinge auf den Bildern der meisten Maler. Die meisten Maler sind aber auch eben keine Künstler und wissen nicht, daß die Dinge eines Bildes, wie Millet sagte, niemals den Eindruck machen sollten, als hätte ein Zufall sie zusammengetragen; sie sollen vielmehr in nothwendiger und zwingender Beziehung zu einander stehen. — Dies letztere thun sie in den meisterlichen Bildern der Dachauer, diese Gesetzmäßigkeit zeichnet sie aus.

Wenn man sämmtliche in und um Dachau gemalten Bilder zu einer großen Reihe vereinigen könnte, würde durch sie eine Ausstellung gebildet werden, die lückenlos die Entwickelung der Münchener Landschaftsmalerei von der Mitte des vorigen Jahrhunderts ab veranschaulichen würde. In dieser Ausstellung würde man die großflächigen und pathetischen Bilder aus den sechziger Jahren, mit den wildbewegten Lüften und den romantischen Sonnenuntergängen und den coulissenartig im Vordergrund angebrachten Bäumen und Büschen sehen können, dann die grellgrünen Jungsaatfelder, die simpelblauen Kohlgärten und allen Sonnenglast der Pleinairisten, und alle anderen Entwickelungszwischenstufen bis zu den sanft abgetönten, groß in der inneren Form gehaltenen und individuell differenzirten Bilder der jetzigen Meistermaler, die erst dem Ort und Namen Dachau den Weltruf schufen, der ihn nun auszeichnet.

Ihren Anfang nahm diese moderne Malercolonie in Dachau mit der, in Gesellschaft einer kleinen Schülerschaar erfolgten Ansiedelung Adolf Hölzel's in dem Markt an der Amper. Die ganze Entwickelungswandelung ihres Führers vom strengen Naturalismus zu der neuen, modernen, höchst künstlerischen und entwickelungsfähigen persönlichen Auffassung der Dinge der Natur und Phantasie, wie sie heute für die Richtung der Dachauer charakteristisch ist, bewirkt durch die Art der Kunst von Dill, machten diese Künstler getreulich und anschmiegsam mit.

Mit freudigem Staunen erkennt man aus ihren Werken, daß das gemeinsame Principielle der Entwickelung der Individualitäten durchaus keinen Zwang anthat, daß sich vielmehr die verschiedensten Eigenwesen innerhalb der Neu-Dachauer Richtung auf das Besonderste und Reichste auswuchsen und zu einer Feinheit der Naturauffassung und Höhe der künstlerischen Darstellung des erfühlt und überdacht Erschauten gelangten, wie sie in ähnlicher Werthgradigkeit bei anderen modernen Malern nur in seltenen Fällen beobachtet werden kann.

Für die Entwickelung und Einflußwirkung der Dachauer Richtung wurde von höchster Bedeutung der Zusammenschluß der drei Künstler Ludwig Dill, Adolf Hölzel und Arthur Langhammer. Die Dachauer Malergruppe erhielt durch diese Meisterdreiheit ein völlig neues Gepräge, eine Auffassungsvielseitigkeit und einen Reichthum an Ausdrucksmitteln, dessen Einfluß nicht nur auf den engeren Schulkreis, sondern auf die gesammte moderne Malerei sich bald bemerkbar machte und in steter Steigerung fortdauernd weiter wirkt.

„Dill, der große Pfadfinder und Praktiker, der hervorragende Zeichner, der durch die absolute Herrschaft, die er dem Zusammenklang der Farben in seinen Bildern zuwies, ganz neue Bahnen eröffnete; Hölzel, der scharfe Theoretiker und mit subtilster Anpassungsgabe ausgestattete, der Ideeverbreiter und Ausbauer, der auch geeignet ist, durch sein eigenes rastloses Streben und Schaffen seinen Schülern die Richtigkeit seiner Lehre zu beweisen; und Langhammer, der Farbendichter und Poet des Gefühles, der die Errungenschaften seiner beiden Freunde synthetisch zu vereinigen suchte", bilden ein strahlendes Dreigestirn der modernen Malerei und ihr Werk die Bürgschaft für die Zukunft.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Die Photographie.

Von Josef Stutzin.

In der Ecke des graßen Krankensaales lag ein kleines siebzehnjähriges Mädchen. Ihr schönes und liebliches Gesichtchen glich dem eines Kindes, und der herbe Zug von Schmerz und Trauer, der über ihm lag, that Einem weh.

Es war ein stilles, verschüchtertes Kind. Ihre Schreie glichen gedämpften Seufzern, und ihre Seufzer einem Hauch. Wenn sie weinte — und das that sie oft —, zog sie die Decke über den Kopf.

Oft, wenn ich Nachts im Wachzimmer saß und durch die offene Thür meine Blicke über die beiden Reihen der weißen Betten gleiten ließ, bemerkte ich, wie die Kleine sich umsah und, glaubte sie sich unbeobachtet, eine Photographie aus dem Kissen zog und sie mit der tiefsten Verzückung betrachtete. Hörte sie Schritte oder räusperte sich Jemand, so küßte sie rasch das kleine Bild und versteckte es unter die Kissen.

Armes Wesen, dachte ich, Du, der Liebe grausamstes Opfer, der die Liebe das ganze Leben vernichtet — sie war aus einem Restaurant mit rother Beleuchtung zu uns gekommen —, Du suchst in Deinen bittersten Augenblicken den letzten Trost in der Liebe!... Ist es nicht so, wie wenn ein zum Tode Verurtheilter das Richtbeil küßte?

Und eines Tages konnte ich nicht umhin, sie halb scherzend zu bitten: Zeigen Sie mir doch die Photographie.

Sie wurde roth und blaß und stammelte: Es ist ja weiter nichts, es ist nur, weil man so elend ist... Wenn man so früh in die Fremde kommt und lauter Menschen sieht, die von Einem was haben wollen und Einen ausnutzen und peinigen... Und man möchte doch gerne etwas Schönes haben, das man lieb hätte und das Einen auch lieb haben könnte... Und wenn ich dies ansehe, glaub' ich, ich hätt's lieb und es hätt' auch mich lieb, und es sieht auch gar zu lieb aus... Ach, das kommt ja nur, weil man so elend ist..."

Und ihre Fingerchen umklammerten krampfhaft das kleine Bild, voll Angst, man könnte ihr den einzigen Gegenstand, an dem sich ihr heißes Liebebedürfniß bethätigen durfte, rauben.

Nach einigen Wochen starb das arme Wesen, und unter ihrem Kopfkissen fand ich — ihre eigene Photographie!

Aus der Hauptstadt.

Eingeschüchterte Richter.

Schon kurze Zeit nach dem Gumbinner Proceß, in welchem bekanntlich der an dem Rittmeister von Krosigk begangene Mord zur Verhandlung stand, war in den Zeitungen zu lesen, daß der Gerichtsherr der ersten Instanz und verschiedene Officiere, die an der Rechtsprechung mitgewirkt hatten, aus dem activen Dienst entlassen worden waren. In jüngster Zeit brachte die Tagespresse die Nachricht, daß der Gerichtsherr und einige Officiere, welche im vorigen Herbst an den Proceßverhandlungen gegen den Pamphletisten Bilse in Metz betheiligt waren, ebenfalls verabschiedet worden seien. In den beiden Processen war der Gerichtsherr Divisions-Commandeur, die Officiere aber Stabsofficiere. Nun weiß zwar ein Jeder, daß die dienstlichen Tage eines Herrn, der es bis zur Excellenz gebracht hat, gezählt sind, und daß er sich nicht wundern kann, wenn plötzlich der blaue Brief auf seinem Schreibtisch liegt. Viele kritische Stunden erleben ferner die Stabsofficiere. Wird ihnen nicht beständig auf den Zahn gefühlt? Für sie bedarf es nur eines kleinen „Pechs", um mit der Eröffnung beglückt zu werden, daß es an der Zeit sei, einem Hintermanne Platz zu machen. Somit hat die Verabschiedung eines Generals und verschiedener Stabsofficiere an sich durchaus nichts Auffälliges. Es verräth aber einen beträchtlichen Mangel an politischem Scharfblick und politischem Tact, Militärs, die an gerichtlichen Processen von größerer politischer Bedeutung mitzuwirken hatten und dadurch weiten Kreisen bekannt wurden, bald nach dem Proceß zu verabschieden, zumal wenn die öffentliche Meinung zu wissen meint, daß das Ergebniß der Processe nicht den Erwartungen der maßgebenden Stellen entsprochen hat.

In dem Gumbinner Proceß soll man oben durchaus nicht mit der Freisprechung der beiden Angeklagten einverstanden gewesen sein. Dies ließ sich schon daraus vermuthen, daß officiöse Blätter vor dem Fällen des Urtheils einem hohen Herrn die Aeußerung in den Mund legten, die Wahrung der Disciplin in der Armee verlange, daß unter allen Umständen eine Verurtheilung der beiden Angeklagten erfolge. Der Metzer Proceß, so hieß es wenigstens, hat die entscheidenden Stellen nicht befriedigen können, weil er sich in zu breiter Oeffentlichkeit abgespielt hatte. Freilich hat Graf Bülow im Reichstag sich selber das

Verdienst um diese Oeffentlichkeit zugeschrieben. Wer nicht völlig taub war, mußte aus seinen Worten heraushören, daß er in höchsteigener Person dafür gesorgt hatte, daß die Thüren des Gerichtssaales stets offen blieben. Aber was will das sagen? Wie plötzlich pflegt bei uns der Wind umzuschlagen! Nachdem sich herausgestellt hatte, daß die Oeffentlichkeit der Metzer Verhandlungen das Ansehen des preußischen Officier-Corps auf's Schwerste geschädigt hat, brach mit fast elementarer Gewalt die Entrüstung hierüber durch; und da sie sich aus sehr einleuchtenden Gründen nicht gegen die wirklichen Sünder wenden konnte, ein Ventil aber haben mußte, was schien da menschlicher, als die Sündenböcke unter Denen zu suchen, die nichts Anderes gethan hatten, als die ihnen gewordenen Weisungen gehorsam auszuführen? Gleichviel ob die öffentliche Meinung mit ihren Muthmaßungen auf der richtigen Fährte war oder nicht, die Verabschiedung der betreffenden Militärs alsbald nach der Beendigung der Processe hat den Verdacht geweckt, sie hätten für die Art, wie sie ihres militärgerichtlichen Amtes gewaltet, durch ein vorher nicht geplantes, frühzeitiges Scheiden aus dem activen Dienst büßen müssen.

Wie aber, wenn der eben gekennzeichnete Verdacht sich auch in weiten Kreisen unserer Officiere regt! Läßt nicht aus Sorge um die Zukunft der preußische Officier schon viel zu sehr und viel zu oft seine bessere Ueberzeugung vor den Ansichten der höheren Vorgesetzten zurücktreten? Was wäre in dieser Hinsicht wohl charakteristischer als das Verhalten jenes Obersten, der sich der Commandirung zur Uebernahme des Oberbefehls über die deutschen Streitkräfte in Südwestafrika ohne jedes Symptom von Widerspruch fügte, trotzdem er davon durchdrungen sein mußte, daß er in Folge eines Herzleidens für diesen Posten untauglich war. Kaum in Südafrika angekommen, blieb ihm auch nur übrig umzukehren und in der Heimath die Wiederherstellung seiner auf's Aeußerste erschütterten Gesundheit herbeizuführen. Die Truppen aber beraubte er so für längere Zeit ihres höchsten Führers. Und wer möchte nicht glauben, daß die endgültige Bewältigung des Herero-Aufstandes hierdurch wieder um Monate hinausgeschoben wurde? Zu der Abneigung aber, die eigene Ueberzeugung zur Geltung zu bringen, welche den älteren Officieren schon zur zweiten Natur wird, kommt für die als Richter functionirenden Officiere noch die unglückselige Verquickung von Gerichtsherr und Commandeur hinzu, die bedauerlicher Weise in die neue Militärstrafproceßordnung mit hinübergenommen worden ist. Welcher Officier wird als Richter nicht der Hypnose des Gerichtsherrn erliegen, der in seiner Eigenschaft als Commandeur ihn vermittelst einer ungünstigen Conduite sofort um Amt und Brod bringen kann? Hat er nicht in längerem dienstlichen Verkehr den Commandeur so genau kennen gelernt, daß er schließlich fast immer weiß, wie der Gerichtsherr über den abzuurtheilenden Fall denkt? Und er sollte sich nicht schon aus Selbsterhaltungstrieb eine derartige Kenntniß unbewußt zu Nutze machen? So ist es um die Unabhängigkeit unserer militärischen Richter bereits auf Grund der allgemeinen militärischen Verhältnisse und des dem Gerichtsherren in der neuen Militärstrafproceßordnung eingeräumten Einflusses in der deutschen Armee bestellt. Wenn sie, diese militärischen Richter, durch die Verabschiedung von Kameraden, von denen es heißt, sie hätten sich durch ihre Rechtsprechung den Unwillen der höheren Instanzen zugezogen, dann noch weiter eingeschüchtert werden, — thäte man da nicht besser, die Militärgerichte überhaupt abzuschaffen und alle Vergehen auf disciplinarem Wege zu ahnden? Will man dies jedoch nicht, so ist es Pflicht der betreffenden Stellen, für die Verabschiedungen einen Zeitpunkt zu wählen, bei dem jeder Verdacht der Maßregelung für eine Rechtsprechung, die oben etwa angestoßen hat, gänzlich ausgeschlossen ist. Die allgemeinen Interessen der Armee leiden weit weniger dadurch, daß ein seinen Leistungen nach für den Abschied reifer Officier noch ein Jahr und auch länger im activen Dienst verbleibt, als durch die Vernichtung auch des letzten Restes von Selbstständigkeit der militärischen Richter. Das deutsche Heer ist ein Volksheer. Ein Söldnerheer kann vielleicht auch unter der Herrschaft der Willkür bestehen. Ein Volksheer, aus dessen Rechtspflege die Gerechtigkeit ausgeschaltet wird, muß sehr bald in die Brüche gehen.

Möglich, daß der Zufall hier wieder einmal die Hand im Spiele gehabt hat, daß vielleicht die von der Verabschiedung getroffenen Herren schon vor dem Proceß, an dessen Abwickelung sie mitzuwirken hatten, darüber im Klaren gewesen sind, daß ihre militärische Uhr in Kurzem ablaufen wird. Dürfen aber die Regierenden dem Zufall ein Spiel ermöglichen, welches zur Folge hat, daß jeder nicht eingeweihte Officier, der zu einem Militärgericht als Richter commandirt wird, von erhöhten Sorgen um seine Zukunft erfüllt wird und eine gütige Vorsehung anflehen muß, sie möge ihm helfen so Recht zu sprechen, wie es oben erwartet wird? Ein wirklicher Staatsmann ist auch hierin auf seiner Hut. Aber was sagen wir? Hat denn das Deutsche Reich noch einen wirklichen Staatsmann? Auf's Haar gleichen unsere Minister und Staatssecretäre ihren verflossenen Collegen unter König Friedrich Wilhelm IV. Nur Schreiber Seiner Majestät pflegten sich diese selbstlosen Männer zu nennen. Und heißt es von einem Schreiber nicht zu viel verlangen, er solle dem Scheine vorbeugen, daß Officiere für nicht genehme Erfüllung ihrer richterlichen Pflicht durch ihre Verabschiedung zur Verantwortung gezogen werden?

Ajax.

Die großen Berliner Sommerausstellungen.

I.

„Es ist eine falsche Nachgiebigkeit gegen die Menge, die Empfindungen ihnen zu erregen, die sie haben wollen und nicht, die sie haben sollen."

Aus dem „Wilhelm Meister" citirte so Max Liebermann das Wort in seiner Rede zur Eröffnung der Ausstellung an der Kantstraße. Ernst Koerner, der diesjährige Vorsitzende der Commission der „Gr. B. K." in Alt-Moabit, citirte nichts, aber die Herren dort dürften auf dasselbe Wort schwören. Nur meint man hüben und drüben dabei mit dem was „gesollt" werden soll — ein scheußlicher Pleonasmus! — nicht das Gleiche. Ich hörte Besucher vor gewissen gewaltigen magyarischen Ausstellungsschinken im „Blauen Saal", Schlachtenbildern im „Ehrensaal", Bildnissen und Anekdoten und Allegorien in anderen Räumen des „Landesausstellungs-Palastes" ein entsetztes „Gräßlich!" laut werden lassen und ich hörte im Ausstellungsheim der „Secession" vor Max Slevogt's „Marietta de Rigardo" im Porträtsaal: „Aber das ist doch geradezu polizeiwidrig!" ausrufen.

Die Kunst aber nimmt, des „Gräßlich!" und des „Polizeiwidrig!" nicht achtend, ruhig ihren Entwickelungsgang und pfeift darauf, was für Empfindungen — sie in der Menge auslösen „soll".

Und uns hier darf das auch nicht weiter kümmern bei den Rundgängen durch die sieben kleinen Räume der „B. S." und durch die mehr als 40 Säle der „Gr. B. K."

* * *

Daß die „Gr. B. K." wieder nahezu zehnmal größer ist, als die „B. S.", versteht sich von selbst. Aber unbekannt wird dem Publicum sein, daß von dieser Fülle nur etwa der vierte Theil die Jury passirt hat: Alles Uebrige ist juryfrei hineingekommen, entweder in Folge directer Einladung oder aber kraft verbriefter Rechte. Die Herren Juroren sind also sozusagen bloß für circa 500 Werke „verantwortlich" zu machen. Ueber 2000 aber haben ihnen vorgelegen. Und so dürfte am Ende die Broschüre „Eine Flucht in die Oeffentlichkeit" eine Fortsetzung erleben. Eine Wirkung aber hat diese sattsam besprochene Broschüre und die Agitation, die hinter ihr stand, trotzdem gehabt: die „Gr. B. K. 1904" ist erheblich viel langweiliger, ihr künstlerisches Durchschnittsniveau beträchtlich viel niedriger, als im Vorjahre. Nicht bloß solche Anziehungen, wie sie im vorigen Jahre die Amerikaner, Franzosen und Belgier bedeuteten, fehlen dort jetzt — es fehlen auch zahlreiche deutsche Künstler, die 1903 Interessantes geschickt hatten. Arthur Kampf, Carl Bantzer, Arthur Kendrat, Philipp Braumüller, Julius Bergmann, Adolf Oberländer, Carl Vinnen, Max Thedy, Gustav Kampmann, Rudolf Bosselt, Konrad Hentschel, Hugo Lederer und andere Künstler noch aus allen Theilen des Deutschen Reiches, die damals im Vordergrunde der Beachtung standen. Dafür finden wir große ungarische Historien, deren Bedeutung Niemand kennt und die mit ihrem veralteten Styl „schön" gruppirender Costümmalerei künstlerisch Niemand interessiren, finden wir Sonderausstellungen wie z. B. die des alten Professor Schnee oder Themistokles von Eckenbrecher oder von einer Gruppe der Wiener Kunstgenossenschaft, die — doch wir wollen hübsch höflich bleiben ... Die Düsseldorfer haben wie gewöhnlich zwei Säle eingenommen; aus anderen Kunstcentren sind auch die Karlsruher und die Münchener Luitpoldgruppe geschlossen erschienen; wie bei den rheinischen Künstlern, findet man auch bei ihnen über das Durchschnittsmaß Hinausreichendes, mehr jedenfalls, als bei den Ungarn; Einzelausstellungen haben Oskar Frenzel, Max Schlichting, Max Uth, Carl Langhammer, vier Künstler von der Gruppe der „16" Ex-Secessionisten, die aus einander gefallen zu sein scheint, sowie der Bildnißmaler Alfred Schwarz; der „Verband deutscher Illustratoren" wird mit seiner geschickt inscenirten Ausstellung viel Erfolg haben, ebenso wie die Architekten-Gruppe und die der Kunstgewerbler. Schlecht abgeschnitten haben die Bildhauer. Ihr Hauptsaal — der letzte in der Längsachse — ist vom Architekten Roensch allerdings recht wirkungsvoll umgebaut und decorirt worden — vier tiefe blau getönte, von flachen Säulenportalen umrahmte Nischen in den vier Wänden bringen in diesen eine anmuthende Gliederung zu Wege — aber man hat herzlich wenig in diesem feierlichen Saal zu zeigen, in den Nischen sowohl, wie zwischen den geschmackvollen Blumenarrangements, die den Boden in Felder und Gänge eintheilen. Den größten Erfolg von den Sonderausstellungen wird unzweifelhaft der Lenbach-Saal haben; nicht etwa den eines pietätvollen Interesses, sondern weil der todte Meister hier wirklich gut vertreten ist, wenn auch nur mit neueren Arbeiten. Die Säle der Mittelachse und zu beiden Seiten des blauen Prunksaales bergen das Gros der Werke Berliner Kunst, wo besonders der junge Nachwuchs von Interesse ist. Wir werden uns hier, wie auch in einigen der Sonderausstellungen noch eingehender umsehen müssen.

* * *

Auch die „Secession" zeigt dieses Mal ein anderes Aussehen, als die letzten Jahre. Die großen ausländischen Sensationen, die Manet und Monet, Sisley und Pissarro, Israels und Munch, Somow und Serow, Rodin und Meunier fehlen und überhaupt spielt fremdländische Kunst nicht eine so große Rolle, wie sonst wohl hier. Eine Gruppe

dänischer Künstler, von Julius Paulsen zusammengestellt, ist hier zum ersten Male anzutreffen. Einen besonderen Reiz wird die moderne internationale Porträtgallerie ausüben, in der wir Corinth und Slevogt, Whistler und Zorn, Werenskjöld und Jacques E. Blanche, v. Kardorff und Jan Veth, v. Kalckreuth und Lavery, Lepsius und Gordigiani, v. König und Dora Hitz, Rob. Breyer und Laurits Tuxen begegnen. Ueberhaupt beansprucht die Bildniß- und Figuren-Studienmalerei einen hervorragenden Platz auf der Ausstellung. Ullmann, Maurer, Simon, Cottet, d'Espagnat, Carrière, Blanche, Valloton — man sieht, daß neuere französische Kunst durch lauter gute Namen vertreten ist. Erfreulicher ist aber, daß unter dem Berliner Secessions-Nachwuchs sich ein Selbstständigkeitsstreben geltend macht. Gerade diese jüngeren und jüngsten Künstler, die Hübners, Hancke, v. König, v. Kardorff, Breyer, Klein, die im Winter wiederholt bei Cassirer anzutreffen waren, haben hier doch Neues zu zeigen; dazu bringen Brandenburg, Baluschek, Franck sehr Beachtenswerthes, Slevogt ein seines Ritters vom vorigen Jahre durchaus würdiges Figurenbild, eben das Bild jener „Marietta", der spanischen Cabaret-Tanz-Sängerin, Linde-Walther gute spanische Typen. Geschlossen stellt wieder die Münchener „Scholle" aus und unter den Secessionisten aus der Isarstadt, mit denen man sich wieder ausgesöhnt hat, von denen aber nur Einzelne anzutreffen sind, ragen v. Uhde mit einem wunderbar klartönigen Gemälde aus dem Jahre 1883: „Der Leiermann kommt", Stuck mit einem bei aller Kleinheit monumental wirkenden brauntönigen Medaillonbildniß Richard Wagner's, Lichtenberger mit einigen Bildchen im Geiste Latouches hervor. Nimmt man noch einige eindrucksvolle Sculpturen hinzu, von denen ich vor Allem Max Kruse's technisch meisterhafte Holzbüste Friedrich Dernburg's von wunderbarer, an Donatello's Schärfe gemahnender Charakteristik nenne — so zeigt sich schon bei dieser flüchtigen Uebersicht, daß es hier genießendes Schauen und behagliches Genießen giebt.

Von beiden Ausstellungen nächstens noch etwas mehr.

J. Norden.

Notizen.

Fr. Lembke, Buchführung und Gesetzeskunde für Handwerker. (Kiel, Lipsius & Tischer.) Das obige Werk bietet in klarer und leichtverständlicher Darstellung Alles, was der Handwerker in Buchführung, Wechsellehre, Calculationen, Gesetzeskunde u. s. w. können und wissen muß. Es ist für Course und Selbstunterricht gleich gut geeignet. Da der ganze Stoff in Wiederholungsfragen zusammengefaßt ist, dürfte es auch den Mitgliedern der Prüfungscommission eine willkommene Hülfe sein.

53 Jahre aus einem bewegten Leben. Vom Verfasser der Memoiren eines österreichischen Veteranen. I. Band. (Wien 1903. In Commission bei Wilhelm Braumüller & Sohn.) Der Verfasser dieses Werkes ist ein ehemaliger Husarenofficier Baron Ludwig Wattmann de Maelcamp-Beaulieu, der auf ein langes und, wie das bei Officieren der alten Zeit fast selbstverständlich ist, auch auf ein bewegtes Leben zurückblicken kann. Daß er in den 53 Jahren, auf die er sich im Titel seines Buches beruft, manches Interessante, Erzählenswerthe zu berichten weiß, versteht sich ebenfalls ziemlich von selbst, um so mehr, als er sich unleugbar eines äußerst lebendigen Geistes und Naturells erfreut, allerdings auch eines sehr polemisch gearteten, das oft zum Widerspruche herausfordert, dem Buche aber eben dadurch einen gewissen Reiz verleiht. Ob er nun einen Transferierungs-Ritt aus der Wallachei nach Galicien beschreibt oder die politischen und wirthschaftlichen Zustände dieses Landes erörtert, ob er von seinem Verkehre mit Edelsheim erzählt oder pikante Geschichtchen aus der Wiener Gesellschaft der fünfziger Jahre zum Besten giebt: immer oder doch fast immer ist ein interessantes Körnchen dabei, das ein österreichischer Taine für die noch ungeschriebene Culturgeschichte seines Vaterlandes verwerthen könnte. Auch der Landwirth wird in dem Buche Manches finden, was ihn interessirt, denn der Verfasser, der später das Waffenhandwerk mit der Landwirthschaft vertauscht hat, ergeht sich mit besonderer Vorliebe und Weitläufigkeit über dieses Thema. Weniger gut zu heißen ist eine andere Gewohnheit des Autors, nämlich die ausführliche und selbstgefällige Art, mit der er von seinen Pferdegeschäften berichtet. Wenn man solche Stellen des Buches liest, könnte man glauben, ein professioneller Pferdehändler habe es geschrieben, nicht ein Edelmann und Officier. Den Leser mit diesen Dingen zu behelligen, die ja keineswegs so rühmlich sind, wie sie dem Verfasser offenbar erscheinen, ist einfach geschmacklos. Uebrigens giebt es an dem Buche noch Anderes Schwereres auszusetzen: vor Allem die geradezu beispiellose Verworrenheit in der Behandlung des Stoffes. Ohne auf Ort und Zeit auch nur die geringste Rücksicht zu nehmen, wirft der Verfasser die Ereignisse kunterbunt durch einander, wie es ihm just beliebt und es trägt kein Bedenken, sich in einem Abschnitt, der den österreichischen Zuständen nach dem Jahre 1848 gewidmet ist, des Näheren über Dr. Lueger und die Christlich-socialen auszulassen. Schon ein Blick auf das Inhaltsverzeichniß genügt das wahllose Quodlibet die Stoffeintheilung zu kennzeichnen. Im ersten Theil des Buches scheint zwar Alles in Ordnung zu sein, die Capitelüberschriften reihen sich chronologisch an einander, aber im Beginn der sechziger Jahre bricht der Verfasser mit einem Mal ab und fängt an, von seinen verschiedenen Reisen zu erzählen, Reisen, die er in den achtziger Jahren und noch später unternommen hat, z. B. im Jahre 1903! In den folgenden Capiteln wuchern die verschiedensten Themata wie Kraut und Rüben durch einander. In dem einen spricht er über Leo Tolstoj, im andern über Neapel, in diesem über den Stand des Schulwesens, in jenem über Fremdenverkehr. Mit einer Reise nach Banjaluka schließt das wunderliche Buch. Besondere Beachtung verdient auch der Styl des Buches, denn er wetteifert an Unordentlichkeit mit der Disposition des Stoffes und wird vielleicht nur durch das erschreckende Gewimmel von Druckfehlern übertroffen. Schon das Vorwort enthält krasse Syntax-Schnitzer, wie z. B. folgenden: „Man sollte meinen, daß einem Programme, welchem die Herren Szell und Tisza, diese orthodoxen Deutschen, beistimmen, auch die Krone dasselbe acceptiren kann." Hier hat der Verfasser ganz vergessen, wie er den Satz begonnen hat, und ist völlig aus der Construction gefallen. Dabei widerfährt ihm das öfters. Er hat offenbar keine Ahnung davon, was Styl heißt, oder aber er hat sich nicht die Mühe genommen, seine Arbeit vor der Drucklegung nochmals durchzusehen, ebenso wie er es sich mit dem Lesen der Correcturen sehr leicht gemacht zu haben scheint. Daß ein so mangelhaftes Buch von der „Neuen freien Presse" eines eigenen Feuilletons gewürdigt worden ist, müßte demnach nicht wenig befremden, denn das „Weltblatt" würdigt nur selten ein Buch dieser „Ehre". Aber man wird diese ungewöhnliche Auszeichnung leicht begreifen, wenn man erfährt, daß der Verfasser darin weiter über Lueger und die Christlich-socialen schimpft. Sapienti sat!

Th.

Stefan von Kotze. Ein afrikanischer Küstenbummel. (Verlag von F. Fontane & Co.) 4 Mk. Der Verfasser der von der Kritik so außerordentlich freundlich aufgenommenen „Australischen Skizzen" bietet uns hier ein zweites Werk, das dem vorangegangenen in keiner Weise nachsteht. Man sagt nicht zuviel, wenn man ihn den deutschen Mark Twain nennt. — Die trockensten Dinge behandelt er mit einem Humor, der unsern deutschen Reiseschriftstellern sonst nur zu sehr abgeht. Nicht immer ist er graciös, aber stets geistreich und unterhaltend. Auch des Belehrenden bietet das Buch mit seinen intimen Schilderungen über unser südwestafrikanisches Schutzgebiet genug. Jeder Afrikafreund, aber auch jeder Freund von Humor wird es mit Genuß lesen.

Fred Schirokauer. Ilse Isensee. Roman. (Verlag Continent). Es ist ein künstlerisch nicht gerade bedeutsames Buch, aber ein Roman, der mehr als bloße Unterhaltungslectüre bietet und der Weiterentwicklung des noch unbekannten Verfassers mit Interesse entgegensehen läßt.

Während der nächsten beiden Monate

führt in meiner Abwesenheit Herr Dr. Heinrich Ilgenstein, Berlin W, Regensburgerstr. 27 I, die Redaction der Gegenwart.

Richard Nordhausen.

Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W 30, Giebitschstr. 6; Expedition: Berlin W 57, Kaplerstr. 41. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 22. Berlin, den 28. Mai 1904. 33. Jahrgang. Band 65.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt:

Der Friedenszar und die Kriegsnoth.

Von. Dr. Cajus Moeller (Berlin).

„Wenn alle Kräfte erschöpft sind, werde ich mir einen Bart wachsen lassen und lieber in den Wüsteneien Sibiriens umherirren, als daß ich schmähliche Friedensbedingungen unterschreibe." Das 1812 von Zar Alexander I. gesprochene Wort wird anläßlich der jetzigen ostasiatischen Kriegslage in der St. Petersburger Presse citirt. Der Urgroßoheim des jetzigen Zaren war in dieser Entschlossenheit durch verschiedene Factoren gestärkt worden, durch die ihm 1811 von dem schwedischen Kronprinzen Bernadotte in dem finländischen Abo gemachten vertraulichen Mittheilungen über die Desorganisation in den höheren Schichten der napoleonischen Armee, durch die flammenden Vorstellungen des deutschen Frh. vom Stein, besonders aber durch die Furcht vor dem Volksunwillen. Das Zarenthum war damals vor gerade zwei Jahrhunderten durch Bürger Minin und Fürst Posharskij aus der polnischen Fremdherrschaft wieder hergestellt worden und verschiedene Prophezeihungen hatten die Jahreszahl 1812 als eine für den Bestand der Dynastie gefährliche bezeichnet. Deßhalb der eventuelle Entschluß des Selbstherrschers zur Rückkehr in das Volk, in die von dem Ahnherrn Peter I. abgebrochene Ueberlieferung der „Bartrussen". So wichtig war damals Angesichts der von dem französischen Imperator bewerkstelligten westeuropäischen Ueberfluthung Rußlands der Rückhalt an den unermessenen Strecken Sibiriens. Jetzt aber wird der weiße Zar gerade von der Ostseite her angegriffen, wie vor 27 Jahren war man für den Krieg ungenügend vorbereitet und sind die anfänglichen Kämpfe unglücklich verlaufen und ängstliche Stimmen mahnen bereits zum Abschluß eines glimpflichen Friedens. Jene publicistische Erinnerung an den entschlossenen Ausspruch des doch gleichfalls nicht durch Ausdauer ausgezeichneten vierten Regierungsvorgängers ist in der russischen Presse wohl nicht rein zufällig laut geworden; man glaubt den Zaren gegen zaghafte Rathschläge stärken zu müssen.

In den neun Jahren der Ehe zwischen Nikolaj II. und der Prinzessin Alix von Hessen ist am St. Petersburger Hof der Damenkrieg permanent gewesen; bei der Krönungsfeier in Moskau soll der Gegensatz zwischen den beiden höchststehenden Frauen des Zarenreiches einen sehr drastischen Charakter angenommen haben. Der in strenger Unterordnung unter dem Vater erzogene junge Selbstherrscher war gelehrt worden, diese Unterwürfigkeit auch auf die Mutter zu übertragen; die zum Theil durch Caricaturzeichnungen geäußerten Remonstrationen der jungen Zarin sind bisher vergeblich geblieben: daß sie dem Reich noch keinen Thronfolger geschenkt hat, schadet ihrem Ansehen bei Hofe wie bei den Massen. Die russische Orthodoxie ist gekränkt darüber, daß sie nicht wie ihre Vorgängerinnen bei dem Uebertritt in die neuen Verhältnisse ihre bisherige Confession förmlich hat verfluchen wollen; von Peter I. unglücklicher Schwiegertochter, der braunschweigischen Charlotte, bis zu der dänischen Marie (Dagmar) haben dies die übrigen westeuropäischen Fürstentöchter bei dem erwähnten Anlaß gethan; die Enkelin der Königin Victoria durchstrich die Erklärung und schrieb ein lakonisches: „ich wünsche dem Glauben meines künftigen Gemahls anzugehören". Das war sehr charaktervoll von ihr, aber nicht in demselben Maße klug: die ihr bis jetzt versagte Geburt eines Thronfolgers wird von den russischen Massen mit jener Weigerung in Verbindung gebracht und die orthodoxe Geistlichkeit unterstützt den Glauben. Jetzt aber sind die Mutter und die Gemahlin des Zaren einmüthig in der Bemühung um einen baldigen Abschluß des Krieges; der Einberufer des Haager Friedenscongresses wird von seiner nächsten Umgebung mit Vorstellungen über das Nutzlose des jetzigen Blutvergießens geplagt und von außenher kommen Vorstellungen in demselben Sinne. Der russische Botschafter in London, Graf Benckendorff, war in die Newaresidenz berufen worden, um ein persönliches Handschreiben des Zaren an den englischen Oheim seiner Gemahlin in Empfang zu nehmen; das Schreiben enthielt nur Versicherungen persönlicher Anhänglichkeit auch für die Dauer der politischen Gegensätze. In der Erwiderung des englischen Souveräns wurde der Kriegsausbruch lebhaft beklagt, später hat in St. Petersburg der Botschafter Sir Charles Hardinge directe Vermittelungsangebote seines Auftraggebers vorzubringen gehabt. Die Antwort war ebenso unmißverständlich wie nachdrücklich; durch das russische Regierungsorgan wurde erklärt, daß jenes Land seinen Frieden mit Japan allein schließen werde, wie es den Krieg allein geführt habe; jedes Hineinreden werde als Beleidigung empfunden werden. Man konnte sich eigentlich darüber wundern, daß ein so kluger Herr wie König Edward VII. sich einem derartigen Abschlag überhaupt ausgesetzt hatte. Aber viel-

leicht kennt er den siebenten Holstein-Gottorffer auf dem Stuhl der Romanows intim und meint, daß steter Tropfen den Stein höhlt. Nicht alle Steine sind gleich hart und der zwar minimal geringe nationaldänische Zusatz in dem Blute des jungen Zaren ist von Beobachtern schon als Agens für gewisse Hamletneigungen dieses früh vor eine so gewaltige Aufgabe gestellten Herrschers bezeichnet worden.

Es ist ein kritischer Moment in dem Dasein nicht nur des jetzigen Zaren, sondern vielleicht auch der Dynastie und des Reiches. Die aus einem Friedensschluß ohne glänzende Revanche für die erfahrenen Mißerfolge erwachsenden inneren Möglichkeiten sind unabsehbarer Natur. Nikolaj I. hat sich in dem Februar des Rewallimos freiwillig den Tod geholt, um aus einer hoffnungslosen Lage herauszukommen; er wollte keinen nachtheiligen Frieden schließen. Sein Sohn konnte es, aber der jetzige Zar zählt gerade 36 Jahre; er wird kaum schon am Ende seiner Laufbahn angelangt zu sein glauben. Wie aber Alexander II. die ungenügenden politischen Ergebnisse seines opferreichen orientalischen Krieges zu büßen bekommen hat, wird dem damals im 13. Lebensjahre gestandenen Enkel wohl noch erinnerlich sein. Andererseits hat man beobachtet, daß jedem großen Krieg in Rußland eine relativ liberale Epoche gefolgt ist; sogar Nikolaj I. wollte nach seinem ersten Balkankrieg in den zwanziger Jahren eine solche eintreten lassen, als ihn die Uebertragung der Pariser Julirevolution auf Warschau in völlig entgegengesetzte Bahnen warf. Entsprechend ist dem Krimkrieg die Bauernemancipation gefolgt und lag die Einberufungsordre für eine Notabelnversammlung zur Vorberathung einer Constitution auf dem Schreibtisch Alexander's II., als ihn im dritten Jahre nach dem Berliner Frieden die nihilistische Bombe hinwegriß. Nach solchen kriegerischen Anstrengungen verlangt die gebildete Meinung des Riesenreiches derartige Concessionen und in einem parlamentslosen Lande ist sie bekanntlich mächtiger als in einem des parlamentarischen Lebensberufes. Gerade hier setzt eben deßhalb die Friedensaction der um die Zarin-Mutter geschaarten hochorthodox conservativen Partei ein. Sie fürchtet von einer längeren Dauer des Krieges mit erhöhten Opfern die Nöthigung zu stärkeren Concessionen und sie entsinnt sich sehr gut, daß am 29. Januar 1895 die ablehnende Antwort des damals noch unvermählten Zaren auf die Bitte des Gouvernementsadels von Twer um Einberufung eines Reichstages mit berathender Competenz nur unter dem Einfluß der Mutter und mit sichtlichem Unbehagen gegeben worden ist. Aber „das Vermächtniß des Allerhöchstseligen" zu Livadia am 1. November 1894 war die Aufrechterhaltung des bisherigen Selbstherrscherthums gewesen und man hielt den jungen Zaren bei dem damals gegebenen Wort. Natürlich jedoch würde ein so verfrühter Friedensschluß zahlreiche und hochstehende Militärkreise gegen sich haben und entsprechend das Sicherheitsgefühl des Selbstherrschers gegenüber seiner Armee kaum erhöhen.

Bei dem jetzigen Familienstande des Zaren und der fortdauernden Unvermähltheit seines einzigen noch übrigen Bruders steht der älteste Oheim Großfürst Wladimir dem Throne ziemlich nahe. Man hat bisher nicht angenommen, daß er auf ihn reflectiren könne; abgesehen von seinem vorgeschrittenen Lebensalter hätte ihn darin die Confession seiner mecklenburgischen Gemahlin gehindert; diese Lieblingsgroßnichte Kaiser Wilhelm's I. hat bei ihrer Vermählung den Glaubenswechsel rundweg verweigert.

Kürzlich aber hat sie sich, sicherem Vernehmen nach, in aller Stille in jene orthodoxe Staatskirche aufnehmen lassen, der eine Zarengemahlin unweigerlich anzugehören hat. „Stoff zu einer neuen Katharina" soll ihr kaiserlicher Großoheim gelegentlich im Scherz von ihr gesagt haben; gewiß ist, daß sie an Befähigung, Rührigkeit und Selbstbewußtsein unter den weiblichen Angehörigen des Zarenhauses eine hervorragende Stellung behauptet. Großfürst Wladimir ist das Haupt der russischen Militärpartei und zugleich sehr volksbeliebt, ein Mann wie ihn das breite russische Volk wünscht: derb, energisch, lebensfroh; er besitzt Söhne: sein ältester Anspruchserbe Großfürst Cyrill hat in den Seekämpfen vor Port Arthur mit großer Lebensgefahr und höchster Auszeichnung die Feuerprobe bestanden und der zweite Sohn Großfürst Boris befindet sich auf dem Kriegsschauplatz. Für ein mißtrauisches Gemüth könnten sich da die Umrisse für ein mögliches Prätendententhum ziemlich erkennbar abzeichnen. Man behauptet zwar, daß Nikolaj II. eventuell seine älteste Tochter zur Thronfolgerin erklären wolle und der große Peter hat dem jeweiligen Selbstherrscher die Befugniß zur Ernennung des Nachfolgers vindicirt. Auch haben bekanntlich nach ihm nicht weniger als fünf Frauen in Rußland regiert, indeß doch stets nur in der Ermangelung mündiger männlicher Erben oder wie die zweite Katharina Zeitlebens statt des Sohnes. Für eine Erbfolgeänderung im Styl des spanischen Ferdinand VII. zu Gunsten der weiblichen Linie scheinen doch im Zarenstaat die Vorbedingungen zu fehlen; eventuell könnte sie große Erschütterungen nach sich ziehen.

Sehr viel wird demnach auf die bevorstehende fünfte Niederkunft der Zarin ankommen. Noch mehr aber auf die Entscheidung ihres Gemahls in dem Kampf zwischen der eigenen Neigung, den ihn umgebenden Familieneinflüssen und der augenscheinlich von ihm recht wohlerkannten Herrscherpflicht. „Einen Bart wachsen lassen" hat sich der Zar, er trägt den jetzt modischen zugespitzten Vollbart. Aber die Erinnerung an den betreffenden eventuellen Entschluß Alexander's I. im Jahre 1812 war von dem Publicisten der „Nowoje Wremja" wohl kaum auf das physische Moment beschränkt.

Die holländische Frage.

Von Kurd von Strantz.

Die eigentlich höchst langweiligen ostasiatischen Kriegswirren lassen uns wieder einmal unsere vornehmsten Festlandsinteressen über der uferlosen und schemenhaften Weltpolitik vergessen. Unsere Russenfreundschaft kann nur in Europa und zunächst in einem günstigen Handelsvertrag ausgenutzt werden. Die englisch-französische Verständigung über Marokko läßt unsere officiöse Presse kalt, obwohl sie das westliche Mittelmeerbecken zur französischen See macht, wie der Osten bereits England gehört. Dabei zeigt die Erörterung eines mitteleuropäischen Zollbundes, daß Triest ein deutscher Hafen ist und wir noch andere Ausgangshäfen für das Morgenland gewinnen müssen. Trotzdem dulden wir die Schließung des Mittelmeeres zu Gunsten fremder Mächte, zu denen auch der Dreibundsgenosse Italien zu rechnen ist, der nach Tripolis und Albanien schielt, also in letzterem Falle unmittelbar in das österreichische Einflußgebiet eingreift. Der erträumte Zollbund kann sich nur durch das 70 Millionenreich des alten deutschen Bundes mit seinen deutschen Außenlanden, die jetzt 125 Millionen Einwohner zählen, praktisch verwirklichen lassen, wie einst der preußische Zollverein das kleindeutsche Reich vorbereitet hat. Daher scheiden das unsichere, rassenfremde Italien und das durch sein Zollschutzsystem völlig gegen die unliebsame Lebensmitteleinfuhr gedeckte Frankreich aus, zumal seine Bodenerzeugung den heimischen Bedarf deckt und seine Feinindustrie trotz amerikanischer Hochschutzzölle willigen Absatz findet — sind wir doch selbst allzu eifrige Abnehmer seiner Bronzen und Trachten für Männlein und Weiblein.

Der Weg unserer nationalen Politik ist uns also gewiesen, und nur die deutsche Querköpfigkeit kann in solcher

Lage ein Buch*) in wissenschaftlichem Gewande zeitigen, das ein bedauerliches Zeichen deutschen Sondergeistes zu Gunsten der Holländer bildet. Es würde mich nicht wundern, wenn der Nachkömmling portugiesischer Juden, der niederländische Generalleutnant Den Beer Portugael, diese absonderliche Tendenzschrift verbrochen hätte, um sich seine Stellung zu retten, da ein holländisches Heer nach deutschem Muster wohl bessere Elemente aufweisen würde. Dieser kaum sachkundige Soldat verabscheut selbst ein Zollbündniß und schließt seine deutschfeindliche Auslassung mit den bescheidenen, leider nicht mehr den Thatsachen entsprechenden Worten: „Wir sind groß und stark genug, wenn wir bleiben wollen, was wir sind, frei und unabhängig." Es bezeichnet die Auffassung des deutschen Geographen, daß er als Zeugen der vermeintlich berechtigten Selbstständigkeit Hollands Renan anführt, der in der Auslandspolitik als patriotischer Franzose die französischen Interessen stets über die wissenschaftliche Sachlichkeit stellt.

Aber auch der deutsche Parteigänger für die holländische Unabhängigkeit thut seinem eigenen Fache Zwang an, indem er ebenfalls geographisch die Nothwendigkeit der holländischen Staatseinheit nachweisen will. Bekanntlich ist Brabant politisch in zwei Hälften zerrissen und der Norden dem Geusenstaat gewaltsam zugeschlagen worden, obwohl die katholische Bevölkerung und die flache Sandebene der Campen (Campine) für den Anschluß an den Süden sprechen, da die gegenwärtige Grenze nicht natürlich ist. Auch Limburg ist erst als Ersatz für Luxemburg den Oraniern zugefallen. Die niederdeutsche Haide ist auf holländischer, wie preußischer (westphälisch-hannoverischer) Seite völlig gleichförmig, und die weiten Moorflächen bilden keine Landmarke noch ein Grenzhinderniß, wie dies der Verfasser an einzelnen Stellen zu behaupten wagt.

Die paar Hugenotten, die germanische Nordfranzosen sind, veranlassen ihn zu der auffälligen Beschränkung, daß die Bevölkerung Niederlands „überwiegend" germanischer Abkunft ist, wobei er freilich widerspruchsvoll hinzufügt: ungleich reiner deutsch als das Deutsche Reich. Leider ist der Beweis hierfür verfehlt, wenn er auf das Volkslied „Wilhelmus von Nassauen" und dessen zweiten Reim „ben ick vom duytschen bloedt" hinweist. Die Nassauer waren eben mittelrheinische Gaugrafen. Dagegen ist es nicht ausgeschlossen, daß der Sänger sich als niederländischer Deutscher gegenüber den spanischen und französischen Widersachern fühlte.

Er spricht von einer neuen Nation Niederlands. Fremdwörtergebrauch ist immer vom Uebel. Setzt man das deutsche Wort Volk, so erinnert man sich des bloß dynastischen Ausdruckes eines königl. bayerischen oder fürstl. reußischen Volkes. Das Volk erwächst aus Rasse und Volksthum, und das heutige Holland ist ein kleiner, staatlich abgefallener Zweig des Niederdeutschthums, wie die Schweiz vollkich zum stammesgleichen Oberdeutschland gehört. Es giebt keine besondere holländische Sprache, nicht einmal eine eigene Mundart, da das Vlämisch der südlichen Niederlande nur geringe Abweichungen zeigt. Aber der preußische Niederrheiner redet dasselbe Platt, und der preußische Ostfriese spricht in gleicher alterthümlicher Art wie der holländische Westfriese, dessen Stamm überhaupt die ganze nordholländische Bevölkerung bildet. Sprachlich steht das Friesische sogar dem Nordgermanischen näher, als dem Westgermanischen, also unserem Deutsch. Die friesische Lautung hat aber das heutige Holländisch nicht aufgenommen, sondern es ist ein Platt, das von Dünkirchen bis Reval von den deutschen Küstenbewohnern gesprochen wird.

Daher hat es auch seit dem Unabhängigkeitskampfe und der späteren staatlichen Trennung vom deutschen Mutterland kein eigenartiges holländisches Schriftthum gegeben. Die holländische Dichtkunst ist entsetzlich nüchtern und steht noch heute unter dem antinationalen humanistischen und französischen Einfluß, der sogar den niederdeutschen Satzbau und besonders den Wortschatz verunziert. Die Fremdwörterseuche ähnelt in Holland der deutschen Zeit des 18. Jahrhunderts. Die holländische Mundart ist eben sprachlich zurückgeblieben und verkümmert, wie die deutsche Muttersprache einst durch die griechisch-lateinische Verbildung und französische Ueberfluthung entartete. Noch jetzt spricht die vornehme Welt mit kindischer Vorliebe gern französisch, obwohl auch deutsch wieder salonfähig geworden ist. Die schlimmste Franzosenfreundin war ja die erste Gemahlin des letzten oranischen Königs, vielleicht gerade, weil sie eine deutsche Prinzeß war, wie ja auch andere deutsche Fürstentöchter Mangels wirklichen fremden Blutes ihrer deutschen Abkunft zu gern vergessen und die Pseudo-Engländerin oder andere falsche Nationalitäten herorkehren. Diese Unart ist freilich echt deutsch.

Schon vor der großen Revolution verjagten französischgesinnte Holländer die Oranier, die preußische Bayonette selbstlos wieder in's Land zurückführten. Sodann wurde es ein dauernder Raub Frankreichs, bis wieder preußische Truppen die waffenscheuen Mynheers vom fremden Joche befreiten. Trotzdem blieb die französische Vorliebe. Ja selbst als französische Machenschaften Belgien den Oraniern entrissen und wieder Preußen die Einsetzung eines französischen Prinzen als belgischen König verhinderte, ward die Franztollheit Hollands noch nicht geheilt. Während die Vlamen die deutschen Siege von 1870/71 als eigene Erfolge begeistert feierten, stand Hollands Neigung unter englischem Einfluß auf französischer Seite, obwohl nur das deutsche Schwert eine neue Einverleibung in Frankreich aufgehalten. War der luxemburgische Handel doch schon eine ernste Warnung gewesen und der letzte Oranier kein würdiger Nachkomme des großen Schweigers, als er sein deutsches Land gegen ein gutes Stück Geld Napoleon verkaufen wollte.

Die Deutschheit der Niederlande ist zu unbestritten, und gerade ihr widerdeutscher Sondergeist beweist das angestammte Blut. Auch ist der stolze Freiheitssinn längst geschwunden, und trefflich verspottet Dekker in seinem „Max Havelaar"*) die Krämerauffassung der einstigen Wassergeusen. Ohne das deutsche Hinterland müßte der kleine Wasserstaat verdorren und seine Colonien abbröckeln sehen. Das Mutterland hat freilich einst den tapferen Friesensohn in seinem Kampfe wider die spanische Zwingherrschaft verlassen, aber das erbärmliche Deutsche Reich konnte sich ja selbst nicht schützen, und der niederländische Führer war ein deutscher Dynast. Holland war nach der englischen „Heimsuchung" seines Colonialbesitzes nicht einmal mehr im Stande, die Sunda-Inseln und die hinterindische Halbinsel Malakka völlig zu unterwerfen. Malakka mit Singapore und Nordborneo wurden auch noch englisch, wie auch Neuguinea dem aneignungslustigen Nachbar und schließlich Deutschland antheilweise überlassen werden mußte, obschon der fünfte (australische) Erdtheil einst Neuholland geheißen hatte. Nun hat sich auch die angelsächsische Republik auf den Philippinen festgesetzt, so daß beide englische Vettern zum Sprunge bereit sind.

Wer schützt unser deutsches Außenland an der Mündung unseres verkehrreichsten Stromes vor fremder Unbill? Doch sicherlich nur das verläfterte Mutterland, das seine frühere Pflichtversäumniß wieder gut machen und seine schirmende Hand über den unkriegerischen Kleinstaat halten muß, wie dies Preußen-Deutschland bereits im Binnenland gethan hat. Ohne des neuen Reiches Wehr verlören Holland und Belgien rettungslos ihre tropischen Niederlassungen, was man in Belgien genau weiß. Nur im Haag verschließt man sich dieser Einsicht und glaubt durch einen Bund mit dem Süden das Verhängniß abzuwenden, als ob Frankreich in einem siegreichen Strauß mit uns nicht sofort Belgien besetzen und

*) Dr. Karl Menne, Die Entwickelung der Niederländer zur Nation. Halle, 1903, Gebauer-Schwetschke. Als anthropogeographische Skizze, wie sich das Buch selbst bezeichnet, selbst erdkundlich allzu tendenziös gefärbt und geschichtlich wie rassenhaft verfehlt.

*) Minden, 1902.

uns Holland als Entschädigung für die Reichslande überlassen würde. Die Geschichte dürfte eigentlich die Niederländer gewitzigt haben, da gerade ihr schönes Land die französische Zeche bezahlt hat. Der ganze niederländische Süden, der bis zur Authie ging, oder richtiger sogar bis zur Somme, verblieb in französischer Hand. Die spanisch-österreichische Herrschaft hatte ja keinen Sinn für den nationalen Verlust. Nun glücklicherweise spricht man noch in Dünkirchen und Ryssel (Lille) niederdeutsch und hat noch nicht vergessen, daß das heutige Boulogne-sur-Mer der alte flandrische Hafen Bodnen ist.

Zu seinem politischen und wirthschaftlichen Schaden hat sich Holland von der deutschen Mutterwelt abgeschlossen, wobei wir freilich von rührender Güte beseelt gewesen sind. Wir duldeten die holländischen Fischereibetätigungen unseres rheinischen Stromes und verbesserten die Flußrinne für die Einfuhr aus den holländischen Häfen. Der holländische Handel ist lediglich noch deutscher Durchfuhrverkehr. Sperren wir die Grenze, so veröden die niederländischen Stapelplätze. Wir sind uns unserer wirthschaftlichen Macht gar nicht bewußt, um Holland zum nationalen Anschluß zu zwingen, der ihm allein seine innere Selbstständigkeit und den Colonialbesitz bewahrt. Wir erfüllen damit bloß ein Gebot der volklichen Selbsterhaltung und übernehmen weitgehende Verpflichtungen, da wir dadurch die überseeischen Reibungsflächen vermehren. Für Holland handelt es sich dagegen um sein völkerrechtliches Dasein, das es nur im Rahmen des deutschen Bundesstaates dauernd fortzuführen vermag. Sonst wird es selbst eine französische Beute, und seine Colonien fallen an England und Nordamerika.

Das kleindeutsche Reich hat kein Interesse, diese klare Entwickelung zu beschleunigen, da die französischen Fangarme durch Belgien noch aufgehalten werden und Englands und der Vereinigten Staaten Macht jetzt bereits ihre Grenzen in Südafrika und den Philippinen gefunden hat, so daß eine unmittelbare Gefahr nicht droht. Die ziemlich starke Verwelschung der holländischen Mundart durch eine übertriebene Fremdwörtersucht ist schon schlimmer, da die Sprache doch bis zu einem gewissen Grade das Volksthum bestimmt. Aber durch den regen Handel und den wissenschaftlichen Austausch ist die Gleichberechtigung oder besser das angestammte Vorrecht unserer Sprache im Vordringen begriffen. Doch ist der Deutsche selbst nicht immer der richtige Träger seines Volksthums und dem vaterlandsliebenden Franzosen weit unterlegen. Die kaufmännischen Holländer wollen sich den deutschen Schutz sichern, der Frankreich im Zaum hält, aber keine eigenen Opfer bringen.

Der unfähige und verschwenderische König Friedrich Wilhelm II. hat freilich auf preußische Staatskosten die Generalstaaten den verwandten Oraniern durch einen kostspieligen Kriegszug gerettet. Jetzt haben wir aber keinen Anlaß, durch unsere Rüstung dem wehrlosen Lande die Ausgaben der eigenen Vertheidigung zu ersparen, während wir in einem Zollbündniß trotzdem noch Opfer, aber zu einem höheren volklichen Zweck und damit gern bringen. Die klägliche holländische Kriegsverfassung schützt nicht einmal Insulinde trotz der deutschen Soldaten des Colonialheeres in gehöriger Weise, da sich die tapferen Bergstämme Sumatras und Borneos noch immer erfolgreiche Uebergriffe erlauben. Wir müssen für den nationalen Rückhalt auch einen politischen Dank verlangen, der in deutschfeindlichen Aeußerungen und verstärkten Absonderungsgelüsten doch kaum sachentsprechend abgestattet wird. Selbst einen für Holland günstigen Postvertrag, der doch auch Oesterreich-Ungarns Selbstständigkeit nicht antastet, lehnte man ab.

Bismarck's Gelegenheitswort vom gesättigten Deutschland wirkte schädlich, obwohl er sich später durch die öffentliche Meinung zu einer thatkräftigen Ueberseepolitik veranlaßt fühlte. Die nachbismarckische Diplomatie redet zwar von Weltpolitik, erringt aber nirgends bei einem auffälligen nationalen Unverständniß die bescheidensten Erfolge. Wir sind zu gutherzig, während unsere Gegner sich besser auf ihren Vortheil verstehen. Zeigen wir Holland in fühlbarer Weise unser wirthschaftliches Uebergewicht und unsere politische Stärke angesichts seiner ohnmächtigen Schwäche und des Rückganges seines Handels, um ihn dann als Stammgenossen in den Kreis einer Großmacht als ebenbürtiges Glied eintreten zu lassen, da unsere noch bestehende Kleinstaaterei ihm auch weiterhin ein politisches Sonderdasein gestattet. Frankreich würde es in ein paar Departements auflösen und ihm seine Sprache rauben, während wir die niederdeutsche Mundart durchaus erhalten wissen wollen. Andererseits ist es des Deutschen Reiches unwürdig, seine wichtigste Strommündung der Gnade mißgünstiger Nachbarn auszusetzen, die ihre Macht oft genug mißbraucht haben. Rußland hat rücksichtslos die deutsche baltische Küste besetzt, und wir sollen unseren niederdeutschen Volksgenossen unfreundliche Maßnahmen und eine widerhaarige Gesinnung erlauben, obschon sie politisch und wirthschaftlich auf das Mutterland angewiesen sind?

Die große Vergangenheit nicht nur der nördlichen Niederlande, sondern auch des südlichen Quartiers der Hansa in Flandern sichern diesen deutschen Vorlanden die berechtigte angesehene Stellung auch im deutschen Bundesstaate, die aber vom Auslande ihnen in ihrer Vereinsamung schon öfters bestritten worden ist. Bei einem ernstlichen Zusammenstoß ist Holland nicht einmal mehr in der Lage, die Selbstständigkeit des Mutterlandes zu wahren, betrachtet doch England Amsterdam als seinen festländischen Einfuhrhafen, wie die Vereinigung beider Niederlande sein Werk war, um Deutschland zu schwächen und Preußens westlichen Einfluß einzudämmen. Es liegt jedoch im holländischen Interesse, dem gegenwärtigen Traumleben ein Ende zu bereiten und die Realpolitik seiner Freiheitskämpfe wieder aufzunehmen, die es in den Schooß des großen Vaterlandes zurückführen muß.

Literatur und Kunst.

Friedrich Hölderlin.

Ein Beitrag zur Psychologie.

Von Eduard Spranger (Charlottenburg).

Wir kennen Hölderlin nur als den rückwärts gewandten Träumer, der das Land der Griechen mit der Seele suchte und in seiner schwärmerischen Sehnsucht nach diesem vergangenen Ideal classischen und romantischen Geist zu eigenartiger Schönheit verband. Aber der wirkliche, lebendige Mensch in ihm wies vorwärts auf ein Lebensgefühl, das sich erst in unseren Tagen vollendete und dessen gewaltigster Repräsentant, Friedrich Nietzsche, tief aus den Quellen der Hölderlin'schen Dichtung geschöpft hat. Eine Vorahnung des modernen Menschen regte sich in der Brust des schwäbischen Sängers, dieses Menschen voll inneren Reichthums, aber voll Unfähigkeit zu leben und den ruhelosen Feuergeist an eine ernste, stetig geförderte Lebensarbeit zu bannen. So unendlich fein sein Sinn für die musikalisch-metrische Vollendung der dichterischen Form entwickelt war: die höhere Form der ethischen Lebensgestaltung, wie sie der classische Geist eines Goethe und Fichte um diese Zeit in überindividuellen Schöpfungen hinstellte, war ihm, dem überall Schönheit und Harmonie entgegenleuchtete, zu verwirklichen nicht beschieden.

Dieses Formproblem, das der Zeit gestellt war, wenn sie unter den neuen geistigen Bedingungen ihre Existenzmöglichkeit erringen sollte, fand seinen theoretischen Ausdruck in Kant's Kritik der Urtheilskraft, die tiefer als ihre kritischen Vorbereitungen in die ethische Wirklichkeit eingriff. Hier lag die Natur, entseelt von dem Drange nach Wissen und technischer Beherrschung, ohne Schönheit und Werth, ein starres System undurchbrechlicher Gesetzmäßigkeit. Dort aber winkte das große Ziel der Cultur, vorwärts zu dringen in den Aufgaben der ethisch-menschlichen Welt, Freiheit und Persönlichkeit zu behaupten und so schließlich das höchste Ideal des Menschenthums selbst zu verwirklichen. Also Ueberwindung der Natur durch die unbedingte Hingabe an das Gesetz der Pflicht und durch Erhebung in die höhere Welt der sittlichen Zwecke, der Vernunft. Aber war nicht der Mensch selbst ein Geschöpf und Glied der Natur und mußte er nicht die Realität dieses Ursprunges täglich empfinden? Sollte wirklich dieser ungeheure Bruch zwischen Natur und Ideal, Neigung und Pflicht der Weisheit letzter Schluß sein? Aus der Lösung dieser Frage erwuchs das neue, classische Lebensideal: die höhere Einheit zu geben für Natur und Vernunft, die Natur reicher zu denken und die Ideale mit einer erreichbaren Wirklichkeit zu vermählen, das ist der wahre Gehalt jenes Kantischen Werkes, das das tiefste Bedürfniß der Zeit auf eine abstracte Formel brachte. Die Antwart aber lautete: die Schönheit ist das Bindeglied jener schroffen Gegensätze; sie stellt symbolisch ethische Werthe an der Natur dar und zeigt sa die Verwirllichung einer gedachten höheren Welt schon im Zusammenhang und mit den Mitteln der natürlichen Ordnung. Aus den Erscheinungen der schönen Natur wie der „schönen Seele" tritt uns also jener letzte reiche, aber unerfarschliche Urgrund entgegen, der uns Sinn und Bestimmung des Daseins in der Welt ahnen läßt.

Aber die Lösung barg eine Gefahr, die nicht jeder Schüler dieser poetischen Philosophie zu vermeiden wußte: der einseitige Aestheticismus der Romantik fand in ihr den Nährboden seiner mystischen Neigungen. Sie verhält sich zum Classicismus wie die einseitigen Sokratiker zu Sokrates. Die classischen Geister behielten das Ideal mit ernster Kraft im Auge: Als Schiller seine Synthese von Shostesbury und Kant vollzog, die die Ethik der Neigung mit der der Pflicht aussöhnte, war es doch seine Meinung, daß die ästhetische Erziehung nur die Durchgangsstufe zum Reich der Sittlichkeit und der Wahrheit bedeuten sollte. Aber der Dichter in ihm konnte die Klage nicht völlig unterdrücken, daß jetzt nur der Erfolg ernster, asketischer Erziehung durch die Schule der Cultur sein sollte, was einst, bei den Griechen, dem Volke der Schönheit, eine freie Gabe der glücklichen Natur gewesen war. Er, der an sich selbst so unablässig gearbeitet hatte, träumte von einer genialen, unmittelbaren Schöpferkraft in der Menschennatur.

Keiner hat diesen Gedanken seiner geschichtsphilosophischen Schriften sa tief in sich gesogen, wie Friedrich Hölderlin. Ihm waren die Athener das ideale Volk, das unberührt von äußeren Eingriffen, in langer glücklicher Kindheit die verborgene Schönheit des eigenen Wesens entfalten konnte. „Aber die Schönheit flüchtet aus dem Leben der Menschen sich herauf in den Geist; Ideal wird, was Natur war, und wenn von unten gleich der Baum verdorrt ist und verwittert, ein frischer Gipfel ist noch hervorgegangen aus ihm, und grünt im Sonnenglanze, wie einst der Stamm in den Tagen der Jugend; Ideal ist, was Natur war." Nicht also in die Zukunft, sondern in längst verrauschte Zeiten pflanzte er sein Ideal, und er konnte den Blick von dem Erzeugniß seiner Phantasie nie wieder hinwegwenden. Was er suchte, war die Rückkehr zu ihm, wenigstens in der stillen Sphäre der Innerlichkeit; darum seine Hinneigung zu Kindern, in denen er Gestalten der erträumten Welt erblickte, und sein Glaube, daß die Kindheit die Zeit der eigentlichen Wahrheit bedeute: „Vollendete Natur muß in dem Menschenkinde leben, ehe es in die Schule geht, damit das Bild der Kindheit ihm die Rückkehr zeige aus der Schule zu vollendeter Natur."

In der ewigen Schönheit ihrer Hervorbringungen schien sich ihm das Wesen der vollendeten Natur zu affenbaren. Das war der Grundzug seiner Seele von Jugend auf, daß der Sinn für die Gestalten des Schönen im Menschen und der umgebenden Welt ihm offen war. So strömte seine ganze Kraft auf diesen Punkt hin, und sein ganzes Glück erwartete er von dem Leben sub specie aesthetices, mochte er sich auch bisweilen über die Woge, die ihn trieb, nicht im Klaren sein.

Klänge Shaftesbury'schen Geistes kehren in valleren Accorden wieder. Die allumfassende Schöpferin Natur ist für Hölderlin wie für den nicht minder schönheitstrunkenen Rhapsoden Mutter und Heimath alles Lebens. Ein tiefes Verwandtschaftsbewußtsein, eine Sehnsucht nach Vereinigung mit ihr durchglüht alle seine Hymnen. Wie volltönend klingt dieses Harmoniegefühl in der rauschenden Musik der Verse wieder, in denen er die Natur, der Kindheit gedenkend, anredet:

„Da ich noch um Deinen Schleier spielte,
Noch an Dir wie eine Blüthe hing,
Noch Dein Herz in jedem Laute fühlte,
Der mein zärtlich bebend Herz umfing," u. s. w.

Seine jetzige Existenz scheint ihm wie eine unnatürliche Trennung, die Leid und Qualen über ihn bringt. „Eines zu sein mit Allem, das ist Leben der Gottheit, das ist der Himmel des Menschen. — Eines zu sein mit Allem, was lebt, in seliger Selbstvergessenheit wiederzukehren in's All der Natur, das ist der Gipfel der Gedanken und Freuden, das ist die heilige Bergeshöhe, der Ort der ewigen Ruhe, wo der Mittag seine Schwüle und der Donner seine Stimme verliert und das kochende Meer der Woge des Kornfelds gleicht." Und dieselbe Offenbarung klingt aus dem Vermächtniß des Sehers Empedokles wieder.

Reiner ist der Typus der ästhetischen Weltanschauung nie verwirklicht worden; aber auch ihr tragisches Geschick ist nie mit solcher Consequenz hereingebrochen. Wenn Hyperion einmal die Natur das „Echo seines Herzens" nennt, so könnte man weitergehend sagen: die ganze Welt spiegele ihm nur den eigenen, unersättlichen Durst nach Enthusiasmus. Darum verließ den Dichter nie die quälende Angst, sein Herz könne altern; denn auf diesem Herzen stand ja die ganze Welt, die er sich geschaffen hatte und in der er allein zu leben vermochte.

„Du mein Herz! noch alterst Du nicht!"

läßt ihn der Frühling jubelnd ausrufen, und wenn einmal ein anderer Ton in ihm aufwallt, wie schmerzlich berührt dann die schwere Selbsttäuschung, die ihn in den Gedanken einwiegt:

„Doch endlich Jugend, verglühst Du ja,
Du ruhelose, träumerische!
Friedlich und heiter ist dann das Alter."

Für ihn gab es keinen Frieden; er hätte ihn nicht zu ertragen vermocht. An anderer Stelle habe ich das typische Umschlagen des ästhetischen Enthusiasmus in die Wonne der Wehmuth, und, wo eine glückliche Fügung eintritt, sein Enden in stoischer Selbstzucht zu schildern versucht. Das erste erfuhr Hölderlin mit seltener Stärke; nur daß er sich deutlicher als Andere bewußt war, wie der Schmerz ihn beglückte. Mit scharfer Selbstbeobachtung heißt es im Hyperion: „Das Leiden, das ich gerne verleugnet hätte, wurde mir lieb, und ich legt' es, wie ein Kind, mir an die Brust." Aber nicht minder deutlich wehrt er sich gegen den Stoicismus. Lange vor den Jahren der schwersten Leidenschaft schreibt er an Neuffer: „Ich bin zum Stoiker ewig verdorben. Das seh' ich wohl. Ewig Ebb' und Fluth." — Oder an anderer

Stelle (vgl. Litzmann, Leben, S. 88): „Wenn nur der Mensch nicht so periodisch wäre! oder ich wenigstens nicht unter die Aergsten gehörte in diesem Punkt!" Und doch taucht im Hyperion bisweilen die Klarheit eines fern geahnten Friedens auf: Hölderlin kannte diese Stimmung; aber fast feindselig schildert er ihre Gestalten in den drei Geheimbündlern, die Alabanda begleiten. Nur am Busen der Natur lernt er stille sein, nur hier gelingt es ihm für eine kurze Spanne, die zerstreuten Kräfte in eine goldene Mitte zu sammeln.

Anders den menschlichen Verhältnissen gegenüber. Der klare Wirklichkeitssinn eines Goethe war ihm nicht beschieden. Er blieb Schwärmer und Aesthetiker, auch wo er Ethiker zu sein wünschte und glaubte. Nirgends tritt dies deutlicher hervor, als in seiner eigenthümlichen Doppelstellung zu Fichte, in der uns die specifisch moderne Seite seines Menschheitsideals mit scharfen Zügen erscheint. Es gab auch für Hölderlin eine Periode, wo er den großen Gedanken der Kantianer theilte, daß die Noth und der Kampf in der diesseitigen Weltordnung die eigentlichen Erzieher der Menschheit wären. Mit enthusiastischer Verehrung feiert er in einer Hymne des Jahres 1793 das Schicksal, die eherne Nothwendigkeit. In Jena hörte er mit Begeisterung den ethischen Genius der Zeit, Fichte, dessen Vorlesungen schon damals eine tief zündende Wirkung übten. Hölderlin wurde mit hineingerissen in diese gewaltige Strömung; Ideen von Volkserziehung beschäftigten ihn lange und ernst; noch im Empedokles hallen sie wieder. Auch der Schwärmer Hyperion träumt von einer Neubelebung des griechischen Volkes; er will selbst Führer und Lehrer der Massen sein, er stürzt sich voll Verzückung in den Krieg: — aber wie bezeichnend matt endet dieser stolze Flug, wie ekelt ihn die Wirklichkeit des Kampfes an, als er den Realitäten Aug' in Auge gegenübersteht und nicht mehr nur in idealen Entwürfen schwelgt. Nach kurzem Schwanken scheitert die Fichte'sche Weltanschauung: es zeigt sich, daß auch sie den Dichter nur durch ihre ästhetische Seite angezogen hatte, eine für so viele Ethiker typische Selbsttäuschung; er erfährt, daß es nicht möglich ist, sich in der Berührung mit den Aufgaben der vita activa die Seele in unbefleckter Schönheit zu bewahren. „Ich will mich rein erhalten, wie ein Künstler sich hält, Dich will ich lieben, harmlos Leben, Leben des Hains und des Quells! Dich will ich ehren, o Sonnenlicht! an Dir mich stillen, schöner Aether, der die Sterne beseelt."

Das ist das leise Motiv, das sich uneingestanden durch den ganzen Roman hindurch zieht: das Schicksal erzieht nicht, sondern es verdirbt mit rauher Hand die zarte Blüthe der Seele. Eine fieberhafte Angst vor dem Geschick läßt Hyperion-Hölderlin nicht frei. Sie gipfelt künstlerisch in dem Ausklang des Schicksalsliedes:

„Doch uns ist gegeben,
Auf keiner Stätte zu ruh'n,
Es schwinden, es fallen
Die leidenden Menschen
Blindlings von einer
Stunde zur andern,
Wie Wasser von Klippe
Zu Klippe geworfen,
Jahrlang in's Ungewisse hinab."

Ein ängstliches Abschließen nach Außen ist die Folge: nach Innen hinein spinnt die Seele ihr Wünschen und Hoffen, ihre Lust und ihr Leid. In diesem stillen Erleben spielt sich das eigentliche Schicksal des Menschen ab. Wenn Nietzsche sagt: „Die größten Ereignisse, — das sind nicht unsere lautesten, sondern unsere stillsten Stunden", so steht Hyperion dieser modernen Sensibilität ganz nahe mit seinem Bekenntniß: „Kein außerordentlich Schicksal erzeugt den Menschen. Groß und colossalisch sind die Söhne einer solchen Mutter, aber schöne Wesen, oder, was dasselbe ist, Menschen werden sie nie."

Ein tiefer Gegensatz bildet sich aus zwischen dieser stillen psychologischen Selbsterfahrung und der Welt. Nur die Welt, die das Gefühl sich schafft, ist ewig jugendschön; aber die wirkliche Welt ist gealtert und arm; mit Schellenklang begleitet sie die Melodien seines Herzens. Es war ein tragisches Verhängniß für Hölderlin, aber wie ich glaube, ein Vorgang von typischer Bedeutung, daß er zu ehrgeizig war, um sich von dieser Welt consequent loszusagen. Seine ganze Lebenskraft war nach Innen geschlagen; was konnte er ihr geben, daß sie zu Dank und Bewunderung für ihn verpflichtet hätte? Aber in der Tiefe seiner Seele lebte zu allen Zeiten das Empedokleische Uebermenschenthum. Die „Unendlichkeit in seiner Brust" verlieh ihm das Gefühl einer ungeheuren Kraft, wie auch heute der Genies und Gewaltigen zahllose sind; nur daß ihm — wie ihnen — die Ausdauer und Selbsterziehung, vor Allem aber die Leistungskraft fehlte, an denen man vor Nietzsche die Genialität zu messen pflegte. Ob wir das Recht zu einer moralischen Anklage daraus entnehmen dürfen, besonders wenn wir die physiologischen Grundlagen dieser Zustände berücksichtigen, mag unentschieden bleiben. Gewiß ist, daß auch im ethischen Leben nur aus der Vereinigung von glücklicher Gabe mit kraftvollem Willen Vollendetes entsteht. Windelband führt Hölderlin's trauriges Ende eben darauf zurück, daß er den ersehnten Weg zur Totalität des Menschenthums unter den schweren Bedingungen der Gegenwart nicht gefunden habe. Aber war sein Ideal vom Menschen, diese stille, hauchartige Existenz überhaupt ein erreichbares Ziel? Weil ihm die Welt nicht hielt, was seine Phantasie ihm von ihr vorgaukelte, haderte er mit dem Schicksal, das seinen hochaufstrebenden Geist durch Leid und Liebe niederzog:

„Denn nie, sterblichen Meistern gleich,
Habt ihr Himmlischen, ihr Alles erhaltenden,
Daß ich wüßte, mit Vorsicht
Mich des ebenen Pfads geführt."

Es ist ganz das moderne Gefühl des „großen, leidenden Menschen", das ihn durchdringt. Nie ist der Schmerz mit solchem Genuß durchkostet worden: „Neide die Leidensfreien nicht, die Götzen von Holz, denen nichts mangelt, weil ihre Seele so arm ist, die nichts fragen nach Regen und Sonnenschein, weil sie nichts haben, was der Pflege bedürfte." Und: „Muß nicht Alles leiden? Und je trefflicher es ist, je tiefer! Leidet nicht die heilige Natur? Die Wonne, die nicht leidet, ist Schlaf, und ohne Tod ist kein Leben."

Dieser vollendete Subjectivismus, der da spricht: „In uns ist Alles", hat zu allen Zeiten mit dem Bedürfniß nach metaphysischer Dichtung in typischer Verbindung gestanden. Gerade als wollte das Individuum die Fäden, die es der Außenwelt gegenüber abgerissen hat, nach Innen hinein wieder anspinnen, verfolgt es alle seine Regungen zurück bis in die Quellen des Lebens, sucht es sich überall aus einem metaphysischen Zusammenhange heraus zu verstehen. Freilich bis zu mystischer Auflösung der Persönlichkeit, wie bei anderen Pantheisten, geht dieser Drang bei Hölderlin, flüchtige Anklänge ausgenommen, nicht. Daß aber ein Gott im Menschen ist, dieser frevelhafte Gedanke des Empedokles, schimmert immer wieder hindurch, und nirgends so deutlich wie in seiner Auffassung von Freundschaft und Liebe.

Hölderlin ist eine tief pädagogische Natur; er kann sich ein Freundschaftsverhältniß auch unter Gleichalterigen nicht ohne einen pädagogischen Zug denken; Plato's Idee von der bedürftigen Liebe, die nach dem Reichthum des Andern verschmachtet, erfüllt ihn ganz. Darum liegt eine leise Erotik über allen seinen Neigungen. Er schwankt zwischen herbem Stolz und hingebendem Armuthsbewußtsein. So wird der Eine dem Andern eine Garantie, daß die Ideale der Natur nicht gleichgiltig sind, sondern daß sie in ihren Geschöpfen an ihrer Hervorbringung arbeitet. Auch dieser Zug ist typisch; in den Briefwechseln der Aesthetiker wird man ihn immer wieder finden, vielfach auch als eine Nachwirkung der Seelenvereinigungsideen des Platonikers Hemsterhuis. So umarmt

Hyperion in seinen Freunden die schönere Welt, die er sucht; sie allein begeistern ihn zur That. Aber darum wirkt auch der geringste Zweifel wie eine metaphysische Enttäuschung, die den Werth der Welt in's Wanken bringt. Strenge und Ernst, wie sie den antiken Freundschaften eigen war, fordert Hölderlin also, und von diesem Platonismus, der sich in's Schwärmerische verliert, erwartet er ganz im Sinne Hemsterhuis' eine neue Weltepoche: „Die Liebe gebar die Welt, die Freundschaft wird sie wiedergebären."

Um so mehr möchte ich C. C. T. Litzmann's Ansicht beipflichten, der auch Hölderlin's Liebe einem solchen platonisirenden Freundschaftsgefühl für verwandt hält. Es ist ein Seelencult, der an schwelgerische Orgien grenzt; der Dichter berauscht sich an der leisesten Seelenregung der Geliebten, die ihm das Urbild der Schönheit und Heiligkeit zugleich ist. Und nun erscheint die ganze Welt unter dem Lichte dieser Seelenbeziehung. Diotima offenbart den geheimsten, tiefsten Sinn der Wirklichkeit; unwandelbar still wie das Bild einer Göttin thront sie in seinen Gedanken und erfüllt seine Friedenssehnsucht mit lindernder Hoffnung. Dann aber ergreift ihn wieder schmerzlich, daß er, der Unstete, zerstörend in ihre Kreise getreten ist: rührend klingt seine Abbitte:

„Heilig Wesen! Gestört hab' ich die goldene
Götterruhe Dir oft, und der geheimeren,
Tiefern Schmerzen des Lebens
Hast Du manche gelernt von mir.

O vergiß es, vergieb! Gleich dem Gewölke dort
Vor dem friedlichen Mond, geh' ich dahin und Du
Ruhst und glänzest in Deiner
Schöne wieder, Du süßes Licht!"

Aber dieser Gedanke ist nur flüchtig: mit Ewigkeitsgefühlen sucht er sonst seine Liebe zu umkleiden: Schon die immer wiederkehrende Vorahnung, es müsse einmal der Tag kommen, wo sein Herz in einer göttlichen, nie endenden Liebe erglühen werde, ruht auf der innigen Ueberzeugung von der Bestimmung der Seelen zu einander, wie sie schon der große platonische Mythos gedichtet hatte. Dann aber, deutlich anklingend an Goethe's Seelenwanderungsmysterium, das er der Frau von Stein enthüllte, schlägt der Gedanke in ihm Wurzeln:

„Diotima! edles Leben!
Schwester, heilig mir verwandt!
Eh' ich Dir die Hand gegeben,
Hab' ich ferne Dich gekannt."

Die Seelen führen ein Leben wie die Blüthen: aus verschlossenen Knospen reifen sie empor, bis ein Moment der seligsten, höchsten Entfaltung kommt. Und dieser Zeitpunkt ist im Hyperion mit einer Kraft seelischer Selbstvertiefung herausgearbeitet, daß keine nachfühlende Analyse ihn schärfer zu fassen vermag. Ganz ähnlich wie bei Novalis wird das Mysterium der Liebe zur Offenbarung des tiefsten Grundes aller Dinge: „Ja! eine Sonne ist der Mensch, allsehend, allverklärend, wenn er liebt, und liebt er nicht, so ist er eine dunkle Wohnung, wo ein rauchend Lämpchen brennt." Dieses Symbolisiren erreicht künstlerisch seinen Gipfel, wenn das Hinsiechen Diotima's an der Schwindsucht als ein rein geistiges Geschehen gedeutet wird. Die Seele ist ihr zu reif geworden unter den Leiden: „Es läutert sich alles Natürliche, und überall windet die Blüthe des Lebens freier und freier vom gröbern Stoff sich los." Wie Mignon verklärt sie sich in stiller Verwandlung zum unsterblichen Schweben im All, ein Lieblingsgedanke der Deutschen seit den Tagen von Leibniz!

So erschließt sich im Geheimniß der Liebe das Geheimniß der Welt. Sie führt „in den Olymp des Göttlichschönen, wo aus ewig jungen Quellen das Wahre mit allem Guten entspringt." Kunst aber, Philosophie und Religion sind nur verschiedene Ausdrucksmittel für diese Erfahrung, daß Schönheit der Urquell des Lebens ist. Die Kunst ist ihre erste Tochter. Für Hölderlin selbst war sie die Objectivirungsform des Schönen. Eine Fülle von Problemen drängt hier an: war sie ihm ein Hinausheben über sich selbst? ein Befreien von der Realität des Lebens? oder nur ein Aussprechen seiner einsamen Subjectivität? Die hier versuchte Analyse vertritt den Standpunkt, daß Hölderlin dem letzteren Typus angehörte. Sie hat seine Werke durchgängig wie Selbstzeugnisse betrachtet; denn in ihnen allen dichtet er mit realistischer Treue sich selbst.*) Darum sind sie ausschließlich lyrisch; es fehlt ihnen die höhere Objectivität, die dem wahrhaft productiven Künstler gelingt. Ob sie also für Hölderlin selbst eine Befreiung bedeuteten? Wenn ja, so geschah es mehr aus Freude an psychologischer Reflexion, als aus Freude am Gestalten. Aber wir können diesen Fragen hier nicht weiter folgen.

Die zweite Tochter der Schönheit ist die Religion. Wir stehen auf demselben Boden, aus dem das religiöse Genie der Romantik, Schleiermacher, seine Nahrung gesogen hat. „Religion ist Liebe der Schönheit." Denn das Schönste ist auch das Heiligste. Wie viele Gedanken des Hyperion klingen in den „Reden über die Religion" wieder! Hier wie dort wird als höchste Kraft des Menschen die Dichtergabe des Gefühls gepriesen. Diese ästhetische Anschauung entfaltet sich in der Stufenfolge Kunst, Religion, Philosophie, die Hegel später in seiner Geschichtsphilosophie vielfach ähnlich wie Hölderlin systematisirt hat. Denn auch die Philosophie ist für Hölderlin — und für wen nicht? — eine Form der Dichtung: „Die Dichtung ist der Anfang und das Ende dieser Wissenschaft. Wie Minerva aus Jupiters Haupt, entspringt sie aus der Dichtung eines unendlichen, göttlichen Seins. Und so läuft am End' auch wieder in ihr das Unvereinbare in der geheimnißvollen Quelle der Dichtung zusammen." Nicht der trennende Verstand und die progressive Vernunft, die Kant analysirte, machen ihre Seele aus. Wie könnten sie durch Zergliederung das Ziel finden, wenn nicht die Einheit des Vielen ahnungsvoll in der philosophirenden Vernunft lebte, das unbeschreibliche ἓν διαφέρον ἑαυτῷ, das die höchste Idee, die der Geistesschönheit, ausmacht? Auf sie aber strömt das Leben hin, wie es aus ihr geboren ist. „O ein Gott ist der Mensch, wenn er träumt, ein Bettler, wenn er nachdenkt." Das ist die letzte Consequenz der ästhetischen Anschauung, die, hervorgegangen aus der reflectirenden Urtheilskraft, überall den Zusammenhang intuitiv wieder zu erzeugen strebte. Aber von den drei Jugendfreunden des Tübinger Stifts, die diese Lehre von der künstlerischen Vernunftanschauung ausbildeten: Schelling, Hegel und Hölderlin, ist nur der letzte zu einer fast modern-wissenschaftsfeindlichen Stellung fortgeschritten. Und darum wandte er auch in späteren Jahren seine Thätigkeit immer mehr von der Philosophie ab, um sich tiefer in die Welt des Gefühls und der Dichtung einzuspinnen.

Wer wollte die großen Wahrheiten, die sich in dieser Welt enthüllen, verkennen? Gewiß, wir können nicht darauf verzichten, in dem Schönen und seinen zahllosen Gestaltungen einen metaphysisch-ethischen Sinn zu ahnen. Aller Reichthum der Natur und des Lebens kündet sich an durch ästhetische Symbole, und in der Kunst drängt nach Ausdruck, was in der übervollen Seele begriffliche Gestalt nicht zu erlangen vermag. Aber es giebt einen Grad von Sensibilität und Innerlichkeit, für den sich die wahren Maße des Wirklichen verschieben. Da schießen dann unwahre, unmögliche Ideale in Fülle auf, und man schreibt der Welt zu, was man dem eigenen nervösen Reizzustande zur Last legen sollte. Den Weg von der irrenden Kraft und dem faustischen Drang zu einem Dasein, das in sich selbst möglich ist, hat Goethe

*) In seinen Briefen ist die in der Tiefe wogende Leidenschaft durch Selbstkritik und vielfach paränetische Reflexion verdunkelt. Wer diese, hier nicht näher zu begründende Thatsache berücksichtigt, wird überall in ihnen die oben entworfenen Züge wieder finden.

in lebendiger Arbeit, die uns immer Vorbild bleiben sollte, gewiesen: Nicht in blendender Schönheit, sondern ernst und hehr thronen die Ideale, erreichbar allein dem rastlosen, pflichtbewußten Bemühen. Und das wäre die wahre Vollendung des Künstlerthums, sich diesen harten Weg mit Bewußtsein und Würde zu bahnen. Idealismus ist nichts anderes als der Drang nach Freiheit dem Leben gegenüber; aber das rasende Auf und Ab der Leidenschaften ist nicht das höchste Dasein, eben weil es Abhängigkeit ist. Der Standpunkt des entsagenden Pflichtgefühls andererseits enthält keinen asketischen, schönheitsfeindlichen Realismus: denn nicht die Ideale, die wir begraben müssen, sind die echten, sondern die uns leben helfen. Und um dieses Leben als schön und werthvoll empfinden zu lassen, dazu bleibt auch nach dem Ausgleich der Gegensätze Bewegung genug. Dies ist das ἓν διαφέρον ἑαυτῷ, das sich in dem vollendeten, activen Menschen darstellt. Die Täuschung aber, daß die Kraft des einsamen Sich-selbst-Erlebens das Höchste und Nöthigste bedeute, diese Täuschung des Uebermenschenthums aller Zeiten richtet sich dadurch, daß es nicht lebensfähig ist, sondern sich in eigentlichster Bedeutung selbst zu Grunde richtet.

Die Säle Caillebotte und Thomy-Thierry.

Von A. L. Plehn (Berlin).

Das Aufsehen, welches die Bereicherung des Louvre-Museums durch die Sammlung Thomy-Thierry vor Kurzem machte, erinnerte an eine andere Schenkung, welche der französische Staat einige Jahre vor der Jahrhundertwende erhalten hatte. Erst wenn beide Sammlungen gemeinsam betrachtet werden, zeigen sie sich in ihrer vollen Bedeutung.

Mit Eröffnung der „salle Caillebotte“ war die Impressionistengruppe zum ersten Mal in geschlossener Colonne in die staatlichen Sammlungen einmarschirt. Es war das nicht in Folge einer Anerkennung durch die Museumsleitung geschehen, sondern man hatte mit der herkömmlichen Langsamkeit solcher Verwaltungen auf einen privaten Geber gewartet. Seine Stiftung vertritt nun im Luxemburg-Museum diejenige Richtung der französischen Kunst, welche einen so wichtigen Platz im modernen Kunstleben Frankreichs einnimmt und deren Einfluß bis weit in die Reihen derjenigen Malerei hinein zu spüren ist, welche im Allgemeinen noch an der alten Tradition festhält.

Das Ausstellungsjahr machte auch die Ausländer mehr, als es bis dahin geschehen war, mit dieser Malerei bekannt, und so wurde denn der Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts zum Anfang einer verstärkten Autorität der impressionistischen Lichtmaler besonders für die deutsche Farbenkunst. Bis dahin waren nur vereinzelte Apostel für diese Lehre aufgetreten. Gemäldesammlungen von Impressionisten und Neoimpressionisten waren schon im Winter 1899 in Berlin ausgestellt. Auch einige deutsche Maler hatten durch ihre Production zu erkennen gegeben, daß sie in dieser neuen Anschauung das Heil erblickten. — Das wurde von diesem Augenblick an zum Geschrei Aller, die für eingeweiht gelten wollten, davon hallten namentlich die Verkaufssäle der Bilderhändler wieder.

Denn nun wurde Deutschland mit einem Schlage zu einem guten Markt für das, was schlechthin als „moderne Richtung“ bezeichnet wurde, während bis dahin Manet allein und das erst seit Kurzem stark in Nachfrage gekommen war. Dabei hatte sicherlich ehrliche Bewunderung ihren bedeutenden Antheil. Andererseits aber wurde sie wesentlich durch ein klug berechnetes Geschäftsinteresse unterstützt. Beide Beweggründe gehen einträchtig mit einander und werden meist von den Betheiligten selbst am wenigsten klar von einander unterschieden. Man kauft die Bilder, weil man an ihren künstlerischen Werth glaubt, besitzt man aber einmal ein Werk eines bestimmten Malers, so ist man stark geneigt, jedes folgende mit derselben Signatur für ähnlich vorzüglich zu halten, schon um sich selbst in der Meinung über das erste Bild zu bestärken. So durfte denn von den Fehlern an einem Manet oder Renoir überhaupt nicht mehr gesprochen werden, und es fehlt nicht mehr viel, so wird man sich in eine ähnliche Blindheit dem Cezanne's gegenüber hineingesprochen haben.

Widerspruchslos wurde übrigens die Siegeserklärung der Impressionisten, für welche man die Eröffnung der salle Caillebotte gelten lassen kann, keinesfalls weder in Frankreich noch auch von den Deutschen entgegen genommen, welche sie vor sich gehen sahen. Da waren zunächst die ganz Verblüfften, denen es überhaupt an der Voraussetzung, nämlich an der nöthigen Kunstkenntniß fehlte, um eine richtige Stellung zu nehmen. Von ihnen könnte man absehen. Aber immerhin bedurfte jene Demonstration der Modernen in der vorliegenden Form einer Correctur, wie sie gleichzeitig in der rückschauenden Abtheilung der Weltausstellung ermöglicht war, wenn es nicht in Bezug auf Manchen der Impressionisten zu schiefen Anschauungen kommen sollte. Wer Renoir und Sisley nur im Luxemburg-Palast sieht, der wird kaum richtig über sie urtheilen. Er kennt nicht des Ersten männliche Stärke, wie sie sich in seinen frühen Frauenbildern zeigt, von denen Frankreich sich dasjenige, welches mir fast das schönste zu sein scheint, durch den Gründer des Museums von Hagen in Westphalen entführen ließ und von denen Andere bei den bekannten Sammlern Rouart und Durand-Ruel zu finden sind. In der salle Caillebotte zeigt Renoir nicht mehr die muthigen Farben seiner ersten Periode, sondern die ganz kalten und die entschieden warmen Farben sind den süßen rosa und blaulila Tönen gewichen. Der Maler kennt nicht mehr die grünlichen Blau und er verzichtet auf sämmtliche Gelb und Feuerfarben, obgleich er sehr viel bunter wirkt als in früheren Bildern. Auch wird an der bezeichneten Stelle Niemand den Schilderer der modernen Frau in Renoir erkennen. Andere Ziele sind ihm aufgegangen. Das Wehende, Lustige, Huschende stellt er dar. Das was keine feste Stellung hat und was nicht Zeit hat, sich auf der Netzhaut unmißverständlich als Körper einzuzeichnen. Wie robust und körperhaft stellen sich im Vergleich zu den im Sonnenlicht tanzenden Paaren des Renoir die bewegten, oft von halbem Dämmerlicht versteckten Figuren des Degas hin. Und um den Maler mit noch einem Anderen zu vergleichen, die Meisten werden sich an dieser Stelle rathlos fragen, wie es kam, daß man Renoir mit Manet zu derselben Gruppe rechnete. Bei dem ersten (wenigstens wie er sich in seiner späteren Zeit giebt) das nervöse Flimmern und Zucken der Farben und der unruhige Wechsel zwischen Schatten und Licht und bei dem Zweiten die unbeweglich monumental dastehenden Localfarben, welche ihre eherne Ruhe auch den Figuren selbst mittheilen.

Ich nannte ferner Sisley, der wenigstens überwiegend mit späten Bildern vertreten ist, in denen sich alles Thatsächliche in der Landschaft auflöst und wo die Eindrücke des Räumlichen schwinden. Man kommt in Gefahr zu vergessen, wie dieser Landschafter die Intimität der ganz schlichten Natur liebevoll eingehend zu schildern pflegte. Wie er Baum und Gebüsch nach ihren verschiedenen Arten noch erkennbar wenn nicht ausführlich charakterisirte. Er steht in dieser Schilderungsart neben Pissarro. Dieser sowie Monet, der Maler von Luft und Sonne, ist für seine Eigenart bezeichnender repräsentirt. Raffaëli dagegen stellt sich in seiner frühen Art vor, so daß die erklärten Anhänger der modernen Theorien ihn stark genremäßig finden werden, wenn sie ihn an keiner anderen Stelle sehen.

Wenn also diese Sammlung die Impressionisten weder erschöpfend noch nach allen Seiten günstig kennen lehrt, so kann ihre ausschließliche Betrachtung noch andere Unsicher-

heiten und Irrthümer hervorrufen. Sie beziehen sich auf das Verhältniß dessen, was man als die Freilichtmalerei bezeichnet (als wenn diese früher nie vorhanden gewesen wäre) zu der Generation, die ihr vorherging. Besonders bei uns in Deutschland pflegt es so dargestellt zu werden, als seien die Monet, Pissarro und Genossen sozusagen aus der blauen Luft auf die erstaunte Welt herabgefallen. Nur die Anregungen, die Manet bei Velasquez holte und die Hellmalerei der Japaner seien die zündenden Funken gewesen, welche diese ganze Illumination, die Bekehrung der Malerei von der Finsterniß zum Licht zu Wege gebracht habe. „Fiat lux“ überschrieb Muther das Capitel über die Impressionisten, während er selbst doch vorher Rousseau nachgerühmt hatte, daß bei ihm das hellste Licht die Schatten nicht dunkler, sondern nur schwächer und durchsichtiger mache. Diese Beobachtung sollte er freilich nur halb unbewußt angestellt haben, die klare Erkenntniß sei erst den Leuten von 1870 gekommen. Andere Kritiker haben auch nicht einmal so viel beobachtet und es ist nichts Ungewöhnliches in Deutschland sagen zu hören, die Hellmalerei habe mit Manet überhaupt erst angefangen.

So direct ausgesprochen ist das aber einfach eine Unwahrheit. Wer freilich nur Courbet mit Degas vergleicht oder Delacroix mit Raffaëli, der wird eine so grundsätzliche Abweichung finden, daß sich die Meinung von der Isolirtheit dieser Neuerer innerhalb des allgemeinen Zusammenhanges der französischen Kunst dadurch unterstützen ließe. Immerhin wäre die radicale Wirkung so vereinzelter aus der Ferne herkommender Einflüsse, welche als Erklärung angeführt werden — eben Velasquez, Goya und die Japaner — im höchsten Grade befremdlich. Die Dinge pflegen nicht so einfach zu liegen. Menschen und ihre Werke wachsen wie alle übrigen Wesen der Natur aus einem festen heimathlichen Boden heraus, und was ihnen Wind und Welle an Nahrungsstoffen von weit herzutragen, das mischt sich mit den Säften, die sie aus dem eigenen Standort hervorsaugen.

In Bezug auf die Impressionisten in diesem Punkte nach zu prüfen, kamen die Schätze sehr gelegen, welche für die „Centenale“ zusammengetragen wurden. Sie lehrten zunächst Corot auch als Figurenmaler kennen. Ich weiß nicht, ob man auch in Frankreich in dieser Beziehung so allgemein umzulernen hatte, in Deutschland war der Meister von Fontainebleau jedenfalls bis dahin nur unter den Landschaftern eingeschachtelt. Wer Corot's Figurenbilder aber im Jahre 1900 studirte, der konnte bei ihm einerseits so feine, helle Töne finden wie beispielsweise bei Jan van der Meer, bei dem die Abschattungen der Farben auch so nahe bei einander liegen, daß es schwer fällt, einen bezeichnenden Namen für alle diese Nuancen zu finden. Wer sich des lichtwarmen Frauenacts vor der kühlgrauen Luft auf mattgrünem Grase in der Sammlung Rouart erinnert, wird dieser Behauptung zustimmen. Auch die Studie einer Italienerin in zartfarbigem Kleid, das man weder violettrosa noch grau nennen möchte — zum selben Besitz gehörig — bestätigt diese Ansicht. Andererseits hat der Figurenmaler Corot auch ganz starke und doch klare Töne. Man sehe sich weiter an den Wänden jenes glücklichen Sammlers um. Da ist eine lebensgroße Halbfigur wieder von Corot in gestreiftem Shawl, die von einer erstaunlichen Plastik und Lebendigkeit ist. Und weiter findet sich an derselben Stelle jenes große Damenbildniß in blauem Kleide von Renoir, welches genau jene Nuance wiederholt, die Corot am Tuch eines Modells anbrachte, das er neben seine Staffelei stellte. Ich habe das Bild seiner Zeit in der Centenale gesehen und diese klare Nuance von kaltem Blau wohl behalten, weil sie in keiner älteren Epoche der Malerei vorkommt. Henner hat sie dann heller und schwächlicher wiederholt.

Die günstige Gelegenheit, im Weltausstellungsjahre so viele Bilder, die sonst im Privatbesitz versteckt sind an einer einzigen Stelle zu studiren und mit einander zu vergleichen, ist vielleicht nicht in jeder Hinsicht genug ausgenutzt worden. Freilich wurden bis dahin weniger bekannte Meister in helleres Licht gezogen. Daumier, den man sonst hauptsächlich als genialen Zeichner zu nennen pflegte, imponirte zum ersten Mal als Maler. Außerdem ist Trutat verschiedentlich genannt worden. Aber man hätte zugleich auch erneute Vergleiche anstellen sollen zwischen den beiden Generationen, die auf einander folgten. Allerdings war der Rahmen, innerhalb dessen die Möglichkeit zu solchem Vornehmen gewährt wurde, für sein Gelingen nicht gerade günstig. Darum ist es um so besser, daß nun durch die Schenkung Thomy-Thierry an den Louvre ein bleibender Ausgangspunkt für alle solche Nebeneinanderstellungen geschaffen ist.

Besonders die „Maler von 1830“ waren bisher in der Galerie keineswegs erschöpfend vertreten. Von Corot waren wohl Bilder aus seiner italienischen Zeit vorhanden, aber es fehlten jene einfacheren Architekturstücke, die dunkeln, mächtigen Thorbogen und Häusermassen mit der feinen Lustigkeit der Schatten. Am besten vertraut war man mit dem letzten Stadium des Malers aus der Zeit, in welcher er so wunderbar über die Dinge der Wirklichkeit phantasirt. Man sah damals im Louvre nicht den Realisten Corot, der sich ganz streng an das Gegebene hält. Durch den Inhalt der Säle Thomy-Thierry ist dem Mangel abgeholfen. Es hat sich damit unsere Vorstellung von dieser Palette um jenes stumpfe Roth der Ziegelmauern vermehrt, die sich so gut ausnehmen neben dem geliebten Grau, das aussieht wie angelaufenes Silber. Hinzugekommen sind ferner jene allerhellsten Bilder, in denen der feine kühle Himmelston gehoben wird durch ein lichtestes warmes Sandgelb, das als Straße sich in die Tiefe des Bildes hineinzieht. Als kräftiger Gegensatz dazu der dunkle Fleck eines Reiters, der doch so weich in der Luft steht und der die Landschaft doppelt hell erscheinen läßt. Hier ist ein voller Sommertag, einer von jenen, die Helle empfinden lassen, ohne daß man an die Sonne denkt. Es fragt sich, ob die Impressionisten so etwas überzeugender herausgebracht haben, gerade weil sich ihr Thun oft so ausschließlich um das Licht drehte, daß sie jedes Dunkle in der Landschaft fortleugnen.

Da sind auch Bilder von Corot, in denen das Scheinen der Sonne ausgedrückt ist und dazu ruhig geschlossene Schatten, die auf Rasenflächen liegen. Hier scheidet sich der Maler der vorigen von denen der heutigen Generation. Er strebt nicht nach absoluter Helligkeit und nach möglichster Kraft der Farben, sondern er erreicht seine Wirkung in einem herabgesetzten Verhältniß, während die Neueren den Schatten ganz fort zu lassen pflegen.

Sehr nahe sind diese gedämpften Werthe verwandt mit einem Bilde bei Durand Ruel, unter dem kein anderer Name steht als der des Manet. Es ist eine Ueberraschung, das zu lesen. Wer über Monet spricht und schreibt, verschweigt in der Regel, daß er mit so viel Durchbildung des Details mit solchem gemäßigten Licht begonnen hat und mit so viel intimer Versenkung in die Elemente einer Naturstimmung. Man pflegte uns nur von dem Monet zu erzählen, der einen schnellen, allerdings sehr sicheren Blick in die Natur thut und der ihr ganzes Geheimniß in ein einziges Wort zusammenpreßt. Ein Bild wie jener Hügel mit blühendem Dorngesträuch und dem sonnigen Dunst im Himmelsblau hat noch sehr viel zu erzählen von der zarten Zeichnung von Wolkenrändern und von dem Muster, das sich als feines Gezweig mit rosigem Blüthengrau von einer hellen Luft abhebt. Wenn dieses Bild in Technik und Tonverhältniß sich mit Corot berührt, so hat es in der Art der Empfindung viel, was mit Daubigny verwandt ist. Diese Uebereinstimmung erscheint um so natürlicher, als Monet Jahre lang mit Daubigny gelebt und gemalt hat. Mit ihm verbindet den Monet der ersten Zeit dieses eigene Verständniß für das Wachsen

und Regen der Pflanzenwelt, so daß man glaubt, die Blätter zittern zu sehen — ein Eindruck, den Manet niemals erreicht hat, es giebt keinen Wind in seiner Welt.

Und noch einen anderen Verwandten dieses frühen Manet wüßte ich aus der Sammlung Rouart zu nennen. Wer hätte Theodore Rousseau so helle Töne zugetraut, wie auf dem Bilde, wo zwischen verstreuten Steinblöcken niedriges Birkengesträuch kümmert. Die zartesten Grau, verbunden mit ganz klaren, warmen Roten. Es wird wirklich nicht mehr angehen, zu behaupten, daß erst die Impressionisten in die Welt kommen mußten, die Helligkeit zu entdecken!

Ich möchte glauben, daß Rousseau überhaupt nur da dunkel wurde, wo er im Atelier seine Studien zu Bildern umarbeitete. Daß es gelegentlich so zuging, dafür habe ich den Beweis. Da ist in der Sammlung Thomy-Thierry ein kleiner Rahmen von niedrigem, langem Format mit einem der Motive, die für Rousseau so bezeichnend sind. Ferne Höhenzüge mit einer enormen Beweglichkeit und Beredtsamkeit des Terrains, davor durch die Ebene ein Fluß und eine Unendlichkeit von Häusergruppen, Windmühlenreihen und, in derselben Richtung wie die Berglinien verlaufend, eine Allee, deren Pappelstämme in aller Deutlichkeit wie die Scepter aufgerichtet stehen. Der ganze Vordergrund liegt im Wolkenschatten — um die Ferne hell zu machen — und in der Mitte richtet sich eine dunkle Baumgruppe auf.

Die Studie zu diesem Bild befindet sich gleichfalls in Paris und zwar in der Sammlung Ackermann, in der auch sonst neben den Bildern mancher Modernen eine ganze Anzahl von Werken der Meister von Fontainebleau vorkommen. Welche der beiden fast absolut gleichen Darstellungen zuerst entstand, drängt sich unmittelbar der Betrachtung auf. In dem Exemplar bei Ackermann ist eine größere Frische der Farbe bemerkenswerth. Der Schatten vorn ist weniger absichtlich dunkel, die Contouren der Berge scheinen weniger straff gezeichnet, die Ferne zeigt nicht ganz so viele Einzelheiten wie das andere Bild. Das sind Beweise dafür, daß auch der geschickteste Pinsel bei dem kleinen Maßstab nicht mit der nöthigen Eile in die nasse Farbe hinein arbeiten konnte. Dafür ist in jedem Strich die bewegte Nervosität, die stets nur der Arbeit vor der Natur eigen ist. Man empfindet hier und da ein Ausgleiten des Pinsels und jene köstlichen Reize der Zufälligkeit, die niemals bei der wohlbedachten Arbeit, sondern nur in der Gluth unmittelbarer Beeinflussung durch die Gegenwart der Natur gelingen. Also mag man angesichts solcher doppelten Probe sagen, der Künstler habe, wenn er sich wiederholte, wie in dem Bild, das jetzt im Louvre ist, das Licht nicht gleich sicher bezwungen, wie das erste Mal, als er sich diese Aufgabe stellte. Das ist ein Mangel des Könnens, den er übrigens mit den meisten Anderen theilt. Aber man soll nicht behaupten, er habe die Helle der natürlichen Landschaft nicht gekannt oder für undarstellbar gehalten.

Solche hellen Farben sind übrigens bei Rousseau keineswegs vereinzelt und andere Bilder lehren, wie viel er probirte. Mit einem derselben (gleichfalls Sammlung Thomy-Thierry) könnte man sich das Vergnügen machen, die Unterschrift zu entfernen und ein S. an die Stelle zu setzen. Alle Welt würde dann aus der eigenthümlich fleckigen Ausdrucksweise der vorderen Buschpartien auf Sisley rathen. Genau seine Braun und Grün sind da in einzelnen Tupfen durch einander gewürfelt. Freilich würde man das Bild ziemlich früh ansetzen, in jene Zeit, als dieser Impressionist noch mit dem Baumcharakter gewissenhafter umging als jüngst, und wo man es ihm noch zutrauen konnte, daß er ferne Laubpartien von den näheren dadurch unterscheiden würde, daß er die ersteren durch geschlosseneren Farbenauftrag einfacher und mehr von der Luft gedeckt darstellte als die anderen.

Neben der Kenntnißbereicherung über diese allgemein gerühmten Meister wird die bequeme Zugänglichkeit in einer öffentlichen Gallerie künftig einige Maler mehr beachten lassen, welche theils mit, theils wenig nach den 1830ern lebten und ihnen wesenverwandt sind, die aber bis jetzt wenig besprochen werden.

Ich will einen von ihnen nennen. Chintreuil, dessen Todesjahr (1873) in die Zeit fällt, als die impressionistische Landschaft sich auszubilden begann. Seht die Sonnenstimmung mit sich theilenden Wolken über lichtgrüner Ebene mit ihrer Helligkeit und die summarische Zusammenfassung des Stimmungseindruckes und sagt, ob das die typische Landschaftsschilderung ist mit übertriebenem Detail und verstärkten Tongegensätzen, welche angeblich den größeren Theil des neunzehnten Jahrhunderts beherrschen sollte und von der uns erst die Neuerer des Jahrzehnts zwischen 1870 und 80 befreit hätten. Man kann auch durch denselben Maler die klaren geschlossenen Töne einer Dämmerungslandschaft, wie sie die Jüngsten zu malen lieben, vorweg genommen sehen (Sammlung Ackermann). Da sind zwei oder drei im Tonwerth sehr nahe verwandte helle Blaugrau und Grün. Sie machen das ganze Bild aus. Nur ist hier noch ein Gegensatz nicht vergessen, nämlich ein räumlich nicht bedeutender Fleck von Braun, welches keineswegs durch Dunkelheit, wohl aber durch die Qualität als warme Farbe stark genug von den übrigen unterschieden ist, um dem Bilde Kraft zu geben. Die Kraft, welche Naturstimmungen auch in den stillsten Stunden haben, läßt die moderne Malerei aber bei derartigen Motiven oft vermissen.

Also auch hier wieder eine Verbindung, die aus der vergangenen Epoche in die unserige hinüberläuft.

Doch ich fürchte die, welche ich überzeugen möchte, könnten mich so verstehen, als wollte ich behaupten, daß die Impressionisten nichts Neues gebracht hätten. Sie würden mich dann nicht weiter lesen und würden uns nicht verständigen.

Darum betone ich ausdrücklich: es ist nicht meine Absicht zu sagen, die Säle Thomy-Thierry hätten den von Caillebotte überflüssig gemacht. Ich habe nur großen Uebertreibungen widersprechen wollen, die meiner Meinung nach über die unvermittelten Leistungen der Leute von 1870 gemacht worden sind.

Warum hört man nur so völlig entgegengesetzte Behauptungen über diese Maler?

Liebermann nennt heute Degas eine colossale Persönlichkeit und Lothar von Kunowski sieht in ihm einen Spaßvogel, der sich durch seine Zufallsausschnitte aus der Natur „über ein Zeitalter ohne Raumsinn lustig macht". Er meint von Monet: „er war ein großer Schwärmer, er liebte die Reize der Natur, aber er liebte sie selbst nicht ... er war verdienstvoll, wenn auch nicht das Genie ersten Ranges, als das man ihn ausschreit." Dagegen erklärt Meier-Gräfe: „Manet vollbringt mit seiner genialen Erkenntniß des Lichtes in den Farben die größte künstlerische That unseres Jahrhunderts."

Sollte man nicht vorsichtiger mit diesen Totalabschätzungen von Zeitgenossen sein, da nun einmal die Urtheile über Mitlebende nur allzu häufig verkehrt ausfallen? Wäre es nicht besser, sich auf die Feststellung dessen zu beschränken, was jeder mit jedem Pinselstrich gewollt und was er erreicht hat? Wenn sich ein Degas um ein neues Gesetz der Linienführung bemüht, so dürfte man es nicht „komisch" nennen, nur weil er von früheren Raumgesetzen abweicht, sondern man sollte sich bemühen, sein Princip und seine Wirkungen zu verstehen. Ebenso scheint es übereilt, für etwas Abgeschlossenes zu nehmen, was doch künftig erst seine volle Rechtfertigung und Erklärung finden wird.

Die Impressionisten haben in unseren Tagen der Farbe und dem Licht eine andere Stellung in der Malerei gegeben, als beiden früher eingeräumt war. Von dem Standpunkt ihrer Vorgänger weiter schreitend, sind sie gewissen atmosphärischen

Einflüssen auf die Erscheinung in höherem Grade gerecht geworden, als dies vor ihnen geschehen ist. Sie haben darüber zeitweise die Stellung ernstlich erschüttert, welche die Formdarstellung bis dahin fast zu allen Zeiten in der Kunst eingenommen hat. Ueber Fragen der Anschauung und der Technik ist der Gemüths- und Geistesinhalt ja fast jeder positive Inhalt der Kunst überhaupt vernachlässigt oder unterdrückt worden. Die Einen sagen darum, daß nun die Zeit anhebe, die das rein Künstlerische des bildenden Schaffens erkannt habe, daß dieses nur mit Darstellung des absolut Sichtbaren zu thun habe und jeden anderen „Inhalt“ meiden müsse. Die Anderen glauben, das alles sei nichts als die absolute Auflösung jeder Kunst. Kunowski meint, der Impressionismus habe einen „Act der Verzweiflung“ vollbracht. „Die Kunst zerstörte im Dienst der Wissenschaft ihr eigenes Gebäude.“

Statt dessen sind die Modernen zugestandenermaßen im Begriff, die Ausdrucksmittel für eine kommende Kunst zu suchen. Davon, wie diese Kunst einmal die Welt befriedigen wird, hängt es ab, welcher Platz später den Neuerern zugewiesen werden wird, welche heute das Urtheil ihrer Zeitgenossen in so leidenschaftliche Erregung versetzen. Hätten sie ihr auch nichts als die Farbenanschauung überliefert, die sich gebrauchen läßt, so wird diese That ihnen unvergessen bleiben. Andere Arbeiter werden vielleicht die von jenen aufgelöste Form zu suchen haben. Aber auch das wird eine neue Form sein, und darum war vielleicht auch das Zerstörungswerk nicht unnütz. Wir können das heute nicht wissen. Uns bleibt nur zu vermuthen und zu ahnen.

Sicherlich wird jenes Zeitalter, das wir Alle herbei wünschen, seinen eigenen Inhalt in die von den Pionieren gefundene Form gießen. Denn daß irgend eine Kunst ohne Inhalt sein könne, nur reine Sichtbarkeit, das halte ich allerdings für eine der leersten Phrasen, die sich überhaupt aussprechen lassen. Unsere Augen stehen mit unserem Gedanken- und Gefühlsleben so in Verbindung, daß man nichts sehen kann, ohne zu fühlen und zu sinnen. Aber wenn dieser künftige Inhalt einmal da sein wird, dann offenbart sich vielleicht aller Welt, daß in der Kunst von heute schon der Keim dazu lag. Es sollte mich wundern, wenn die nächste Generation nicht etwas von dem Naturgefühl unserer Tage in den Landschaften von Monet und Pissarro fände, und das glaube ich bestimmt, sie wird die Frau der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts mit den Augen sehen, mit welchen Renoir sie schaute, als er jung war.

Feuilleton.

Ideale.

Von Stefan Großmann (Wien).

Der Advocat Dr. Meßner hatte das Princip, mit allen Gerichtspersonen, vom Präsidenten angefangen bis hinab zum letzten Schreiber, in eine persönliche Beziehung zu treten. Er hatte nicht viel Methoden zu diesem Zwecke, ein paar Fragen für die jeweiligen Jahreszeiten genügten ihm schon. „Ja, die Feiertage stehen vor der Thür,“ pflegte er bei Gerichtsverhandlungen im December zum Staatsanwalt zu sagen, während der Gerichtshof über das Urtheil berieth. Begegnete ihm im Februar ein junger Gerichtsbeamter auf dem Corridor, so stellte er stets die liebenswürdige Frage: „Angenehmer Fasching heuer?“ Im April pflegte er zu sagen: „Gott sei Dank, der Frühling steht vor der Thür.“ Vom Mai bis in den October dienten ihm der Sommer, Sommerreisen, Sommerurlaub, Sommerfrische zum Anknüpfungspunkte. Es ist gut, dachte er, wenn man einen sozusagen rein menschlichen Contact mit den Richtern hergestellt hat. — Und nicht nur mit den Richtern, auch mit den Kanzleibeamten der Gerichte, die ja schließlich auch oft ein Wort dreinzureden haben bei den Ausschreibungen der Verhandlungen, bei der Acteneinsicht, bei der Protocollverfassung u. s. w. Ein alter Bekannter des Advocaten Meßner ist der Gerichtscanzlist Schönbauer. Der Advocat hat jedes Jahr zehn-, zwölfmal beim Landesgericht zu thun und immer hält er mit dem Canzlisten ein kleines Gespräch. „Nun, Herr Schönbauer,“ fragt er den Canzlisten einmal im April, „wir sind schon mitten im Frühling. Voriges Jahr haben Sie gar keinen Urlaub gehabt! Was werden Sie denn heuer thun?“ Der Canzlist ist ein Bißchen beschämt, weil er voriges Jahr solche Geldnöthe hatte, daß er seinen vorschriftsmäßigen Urlaub gar nicht brauchen konnte. Aber heuer! „Wissen Sie, was ich mir für dieses Jahr vorgenommen habe? Für unsereinen ist es ja schwer, Ferienreise zu machen. Man hat seine Familie, eine Frau, drei Kinder, die in die Schule gehen. Da kommt die Fahrt gleich sehr theuer. Heuer, wissen Sie, was ich heuer thue? Heuer übersiedle ich gleich Anfangs Mai mit meiner Familie in die Umgebung von Wien. Da nehm' ich mir im Kahlenbergerdörfel eine kleine Wohnung mit Küche. In der Früh marschire ich mit den Kindern täglich herein, das ist sehr gesund, Abends um sechs Uhr kann ich draußen sein. Da setze ich mich in den Garten oder gehe bergaufwärts im Walde spazieren. Da hab' ich dann ganz Wien unter mir liegen … Aber eine Kegelbahn muß dabei sein! Es geht nichts über eine gemüthliche Kegelpartie an einem schönen Sommerabend. Glauben Sie mir's, wenn ich mich nur daran erinnere an dieses freundliche Donnergeräusch von umfallenden Kegelfiguren, wird mir schon wohler …“ „Gewiß,“ beeilte sich der Advocat ihn zu unterbrechen, „in der Nähe von Wien ist der angenehmste Sommeraufenthalt … Apropos, wann wird denn endlich die Verhandlung im Proceß Zwirzina angesetzt werden?“

* * *

Im Juni war die Verhandlung über den Fall Zwirzina noch nicht angesetzt, der Advocat Meßner erkundigte sich hierüber, als er eines Tages an der Canzlei des Landgerichtes vorbeikam. Er drückte dem Canzlisten Schönbauer, als er ihn sah, herzlichst die Hand und fragte ihn voll Interesse, wie es sich denn draußen im Kahlenbergerdörfel wohne? „Das war ein verfehlter Plan,“ erklärte der Canzlist entschieden, „es sind nur lauter große Wohnungen dort zu kriegen. Und nirgends ein hübscher Garten. Dabei hat man den ganzen Lärm der Großstadt unter sich und die vielen Wirthshäuser für die Wiener Ausflügler. Das ist keine Ruhe, das ist keine Erholung. Den ganzen Abend das Singen und Dudeln fremder Leute, ja sogar das Kegelspielen, Sie wissen, ich bin ein Freund davon — wenn man es aber bis Mitternacht anhören muß, ist es einem doch zuwider. Nein, ich gehe im Juli mit meiner Familie auf drei Wochen nach Oberösterreich. An einen der kleinen Seen. Da wohnen wir zu Spottpreisen in einem Bauernhaus, haben den See vor uns, wo die Kinder baden und schwimmen und rudern können. Ein größeres Wasser gehört zum Sommeraufenthalt. In drei Wochen können sich die Kinder da besser erholen, als während einem Jahre im Kahlenbergerdörfel. Nicht?“ „O gewiß,“ erwiderte der Advocat etwas ungeduldig, „aber ich habe in fünf Minuten eine Verhandlung. Ich wollte Sie im Vorbeigehen nur fragen, wann denn endlich der Fall Zwirzina verhandelt wird?“

* * *

Im August fand die Verhandlung gegen Zwirzina statt. Der Advocat gewann den Proceß, vergaß aber, sein Kostenverzeichniß beizulegen und mußte deßhalb nach der Verhandlung in die Canzlei gehen, um es dort nachträglich zu deponiren. „Wie?“ rief der Advocat gleich beim Eintreten, „Herr Schönbauer, Sie sind in Wien?“ „Meine Frau ist krank geworden,“ sagte der Gerichtscanzlist etwas verlegen. „Wie schade!“ erwiderte der Advocat. „Ich komme übrigens nur her, weil ich das Kostenverzeichniß in den Act Zwirzina zu legen vergessen habe. Nicht wahr, Sie thun mir die Gefälligkeit und legen es ein? Ja? Schön. Danke. Und was ist's mit dem Rest des Sommers? Sie werden doch nicht ganz hier bleiben?“ „O nein,“ antwortete Schönbauer, „ich habe vor, Anfangs September mit meinem ältesten Buben eine Fußtour nach Tyrol zu machen, ist das nicht eine glorreiche Idee? Aufrichtig gesagt, die Krankheit meiner Frau hat mich schon zu viel gekostet, da kann ich nur den einen Buben mitnehmen. Aber — Gehen, Gehen ist das Allergesündeste für mich! Bitt' Sie, wenn man so das ganze Jahr im Bureau zwischen Acten und Protocollen hockt. Aber jetzt, im Herbstanfang, durch die Tyroler Berge zu marschiren, durch die gelben und rothen Wälder, jetzt, im September! Es ist auch nicht mehr heiß. Und was braucht man denn auf so einer Tour durch's Stubaithal? Da schläft man im Dorfwirthshaus, trinkt Milch und ißt Obst. Einen Pappenstiel wird mich das kosten! Die Bahnfahrt krieg' ich ja ermäßigt!“

„Viel Glück auf die Reise, und bitte, vergessen Sie auch mein Kostenverzeichniß nicht!“ sagte der Advokat sehr herzlich und empfahl sich.

* * *

Der Fall Zwirzina war erledigt. Nun verreiste der Advocat, kam erst im October zurück, aber erst im Winter, im November, hatte er wieder im Landesgericht zu thun.

Der Gerichtscanzlist Schönbauer begegnete ihm dort, grüßte ihn, blieb aber bei ihm nicht stehen. Was hat er, dachte der Advocat, der auf die Aufrechthaltung aller seiner Beziehungen Gewicht legte. Er folgte ihm in die Canzlei.

„Jetzt haben wir uns lange nicht gesehen," sagte der Advocat nach der Begrüßung; „na, wie ist damals die Tyroler Fußtour verlaufen?"

„Was?"

„Die Fußtour, die Sie im September mit Ihrem Sohne machen ..."

Etwas wortkarg erwiderte der Canzlist: „Ach, die ist zu Wasser geworden. Ich habe eine Nebenbeschäftigung für die Abende bekommen und die mußte ich gleich antreten."

„Es hat ohnedies fortwährend geregnet," sagte der Advocat zuvorkommend.

Der Canzlist thaute ein Bißchen auf: „Das war überhaupt eine närrische Idee von mir. Marschiren? Ich? Marschiren?! Ich werde schon müde, wenn ich in der Früh die Viertelstunde in's Bureau gehen muß. Das hat mir damals mein Bub' eingeredet, aber ich hab' mich rechtzeitig besonnen: dazu bin ich nicht mehr jung genug. Ich kann auch nicht mehr in diesen Dorfwirthshäusern auf Stroh schlafen, ich kann nicht Stunden lang auf's Mittagessen warten und überhaupt, ich bin schon viel zu caput für solche Sachen ..."

Der Advocat nickte zustimmend: „Ja, das ist nichts mehr für uns!"

Da thaute der Canzlist noch mehr auf und sagte: „Wissen Sie, ich bin ja ein Naturfreund; in der Stadt ist's ja gräßlich! Aber ich hab' mir vorgenommen, heuer, wenn der Winter zu Ende ist, wird endlich ein alter Plan von mir durchgeführt. Gleich Anfangs Mai wird auf's Land gegangen, und zwar in die Nähe von Wien. Heuer will ich das endlich durchführen. Für unsereinen ist es ja unmöglich, weite Ferienreisen zu machen, da kommt die Fahrt gleich zu theuer. Aber schon im Winter werde ich mich genau umschauen, ob es nicht da am Kahlenberg doch irgend eine billige kleine Wohnung giebt, ich marschire jeden Morgen mit meinem Buben in die Stadt. Da kann die Frau draußen die Wirthschaft führen; das kommt nicht theuer und da kann ich jeden Abend hinausfahren, setze mich in meinen Garten oder spiele Kegel ..."

Der Advocat, der auf die Aufrechthaltung aller seiner Beziehungen Gewicht legte, hütete sich, den Canzlisten zu unterbrechen.

Aus der Hauptstadt.

Ein sonderbarer Verbündeter.

Dankbarkeit ist hienieden überhaupt ein sehr rarer Artikel. Völlig ausgeschaltet ist er aber aus der Politik, namentlich aus der sogenannten hohen Politik, wenn unter dieser das Verhältniß der einzelnen Mächte zu einander verstanden werden soll. Es war nicht bloß die von einem preußischen Obersten überreichte Grenadiermütze aus Blech, und die aus dem Mittelmeer einlaufende telegraphische Versicherung, daß Angesichts der vor Port Arthur erlittenen schweren Verluste russische Trauer auch deutsche Trauer sei, die der Zar geruhte huldvollst entgegenzunehmen. Auch deutsche riesengroße Lloydschiffe, die im gegenwärtigen Kriege vortrefflich zum Transport von Truppen und Kriegsmaterial verwendet werden können, ließ sich Rußland im Widerspruch mit allen Geboten der Neutralität äußerst bereitwillig verkaufen. Aber alle diese Beweise treuester, fast sclavischer Ergebenheit konnten den Haß unserer sarmatischen Nachbarn gegen uns Deutsche als Träger einer überlegenen Cultur nicht im Geringsten mildern, geschweige denn verstummen machen. Als Herr Loubet, der Präsident der französischen Republik, sich in Neapel von seinem königlichen Wirth verabschiedete, um auf der „Marseille" nach Frankreich zurückzukehren, und die französische Presse darüber jubelte, daß die vom deutschen Kaiser geplante Begegnung mit dem französischen Staatsoberhaupt in den italienischen Gewässern an dem hartnäckigen Widerstand des Aufgeforderten gescheitert sei, konnte es sich die russische Presse nicht versagen, Deutschland als den geprellten Contrahenten des Dreibundes mit beißendem Hohne zu überschütten. Nachdem sich Victor Emanuel II. und Herr Loubet die Hände von Neuem und mit einer Wärme wie nie vordem gedrückt hätten, wäre auch der letzte Zweifel an der Thatsache geschwunden, daß der Dreibund bereits zu den Todten gehöre und das Deutsche Reich von allen seinen bisherigen Freunden verlassen sei. Sanft macht Haß blind. Hier traf er aber den Nagel auf den Kopf. Nur ist es thöricht, zu behaupten, daß dem Dreibund erst jetzt und zwar während der Festtage in Rom und Neapel der Todesstoß gegeben worden ist. Schon längst hat sich seine innere Auflösung vollzogen.

Bündnisse und Verträge zwischen Mächten erhalten ihre Giltigkeit nicht sowohl durch die unterschriebenen Documente, in denen ihre Bedingungen festgelegt worden sind, als vielmehr durch die Forderungen der Nützlichkeit in der Stunde, wo der casus foederis gegeben ist. Nach Bismarck's Ansichten haben sie in der Regel ihren ersten Charme schon verloren, wenn man daran geht, sie in bestimmte Paragraphen zu fassen, weil sich zu dieser Zeit die Gemeinsamkeit der Interessen, welche die Contrahenten zusammenführte, bereits erheblich verflüchtigt hat. Stehen aber die Bündnisse schon im Allgemeinen auf so schwachen Füßen, wie ist da zu erwarten, daß der Dreibund sich für das Deutsche Reich bewähren wird, wenn der Zweibund seine Integrität bedroht? Es ist schwer zu sagen, welcher seiner beiden Bundesgenossen der unzuverlässigere ist.

Italiens aufrichtige Sympathien gehören nun einmal Frankreich, dem es sich durch Bande des Blutes verwandt fühlt. Wenn sich dort auch Spuren von einer Hinneigung zu Deutschland zeigen, so sind hierbei theils materielle Berechnung, theils künstliche Mache mit im Spiele. Sehr gern lassen es sich die Italiener gefallen, daß die Deutschen bei dem Besuch ihres schönen classischen Landes viel blankes Geld mitbringen. Andererseits scheut die italienische Regierung keine Anstrengung, um die Bevölkerung in die richtige Stimmung zu versetzen, an welchem Punkte der deutsche Kaiser den Boden des Königreichs auch betreten mag. Wurde ferner nicht Italien von einem geistreichen Franzosen mit vollem Recht „le pays du vol légalisé" genannt? Wie wird ein Volk, dessen hervorragendste politische Köpfe zugleich die genialsten Spitzbuben sind, — man denke nur an Crispi und Nasi — sich jemals seines gegebenen Wortes erinnern, wenn es dazu nicht durch seinen eigenen Vortheil unmittelbar veranlaßt wird? Nur wer absolut nicht sehen will, was mit Händen zu greifen ist, kann behaupten, daß die italienische Nation seit 1870 moralische Fortschritte gemacht hat. 1870 aber wollte sie sich beim Ausbruch des Krieges zwischen Frankreich und Deutschland unter allen Umständen auf Frankreichs Seite stellen, trotzdem sie erst wenige Jahre vorher aus Preußens Händen die Provinz Venedig erhalten hatte. Nur die schnelle Aufeinanderfolge der Siege von Weißenburg, Wörth, Spichern und Gravelotte hinderten die Italiener ihre Sympathie für die Franzosen in die That umzusetzen, d. h. ihnen mit den Waffen zu Hülfe zu eilen. Dafür zog aber ihr Nationalheld Garibaldi mit mehreren tausend Freischärlern nach Frankreich, nicht etwa in der Hoffnung, der Franzosen Lage zu verbessern, sondern nur um der Hinneigung zu Frankreich und der Abneigung gegen Deutschland Genüge zu thun. Kommt es heute oder morgen zum Klappen, werden die Italiener auf die schriftlich niedergelegten Bedingungen des Dreibundes eben so sehr pfeifen wie auf die treuen Erinnerungen an die Zeiten der deutschen Kaiser aus dem Geschlechte der Hohenstaufen, die ihnen neuerdings nachgerühmt worden sind.

Bei Italien ist aber immerhin noch eine schwache Möglichkeit vorhanden, daß es, wenn es ihm gerade paßt, dem in seiner Existenz bedrohten Deutschland zu Hülfe kommen wird. Bei dem anderen Contrahenten des Dreibundes ist selbst diese Möglichkeit ausgeschlossen. Weder in Paris noch in London ist die Nachricht von dem Sturze des ersten deutschen Reichskanzlers mit so überschwänglicher Freude begrüßt worden wie in Wien. Hier hatte man schon längst das von Bismarck auf die beiden übrigen Gefährten des Dreibundes ausgeübte Uebergewicht sehr lästig empfunden. Mit großer Bereitwilligkeit half man daher nach seiner Beseitigung den Slaven, namentlich den besonders anspruchsvollen Tschechen, die verhaßten Deutschen im österreich-ungarischen Staatswesen kräftig an die Wand zu drücken. Ein deutschfeindliches Ministerium folgte dem anderen; und wenn heute Herr Körber, also wieder ein Deutscher, sich abmüht das Staatsschiff zu steuern, so ist damit der Slaven übermächtiger Einfluß noch lange nicht gebrochen. Vielmehr ist darauf zu schwören, daß die sämmtlichen slavischen Völkerstämme des Kaiserreichs der Regierung in den Arm fallen würden, wenn diese, getreu den Abmachungen des Dreibundes, Deutschland in kritischer Stunde beistehen wollte. Für einen Krieg gegen das Deutsche Reich wird in Folge der dominirenden Stellung der Slaven und der inneren Zerfahrenheit seiner Deutschen der österreich-ungarische Kaiserstaat stets, für einen Krieg für jenes nie zu haben sein.

Daß der Dreibund das Zeitliche gesegnet hat, wissen natürlich die Leiter der deutschen Politik ebenso gut wie die undankbaren höhnenden Federgewaltigen in Petersburg und Moskau. Trotzdem sehen wir jene krampfhaft an der Fiction festhalten, daß er noch am Leben ist. In kurzen Zwischenräumen fühlen sie das Bedürfniß ihren unerschütterlichen Glauben an den nicht minder unerschütterlichen Bestand dieses Bündnisses urbi et orbi zu versichern. Warum eigentlich? Etwa in der Hoffnung, daß die Nationen diese Versicherung für aufrichtig halten und sich nun einer beglückenden friedensseligen Stimmung hingeben werden? Wohl kaum. Denn nur Leute, die jedes eigenen Urtheils bar sind, können noch meinen, der Bund bestehe noch, weil das Papier, auf das seine Abmachungen geschrieben sind, noch nicht in's Feuer gewandert ist. In ihrer Rathlosigkeit auf der Suche nach einigen plausiblen Gründen sind verschiedene Politiker schon auf den natürlich thörichten Gedanken verfallen, daß die Auflösung des Dreibundes nur deßhalb nicht eingestanden wird, weil sich sonst Besuche in Wien und Rom mit feierlichen Empfängen, großartigen Huldigungen und glänzenden militärischen Schauspielen weniger leicht bewerkstelligen ließen. Wenn man aber, gleichviel aus welchen Gründen, der Welt weiß machen will, daß der Dreibund noch in Kraft ist, wie lassen sich dann die Bemühungen der Leiter der deutschen Politik verstehen, dem Verbündeten an der Donau beständig Knüppel zwischen die Beine zu werfen, ihm das Leben noch schwerer zu machen als es für ihn ohnehin schon ist? General Caprivi, der zweite deutsche Reichskanzler, wurde von der conservativen Partei auf's Heftigste angegriffen, weil er in dem Handelsvertrag mit Oesterreich-Ungarn diesem zu viele und zu große Vortheile eingeräumt hatte; und nur damit konnte sich der Gescholtene herausreden, daß er dem Deutschen Reiche die Aufgabe zuschrieb, den Alliirten des Dreibundes auch wirthschaftlich nach Kräften zu stärken. Seit mehreren Jahren hat es

den Anschein, als wenn die Leiter unserer Politik ihren bundesgenossentlichen Pflichten besser nachzukommen meinen, wenn sie den anderen Contrahenten nach Möglichkeit schwächen.

Viele Schmerzenskinder hat der Kaiser von Oesterreich. Vor etlichen Jahren waren es besonders die Slaven und unter diesen vor Allem die Tschechen. Seit einiger Zeit lassen auch die Ungarn die österreichisch-ungarische Monarchie nicht zur Ruhe kommen. Sie haben es sich in den Kopf gesetzt, daß ihre bisherige Stellung in dem Gesammtstaate ihrer unwürdig ist, und arbeiten mit aller Rücksichtslosigkeit auf ihre völlige politische Selbstständigkeit hin. Ein überaus thörichtes Unterfangen! Auf sich selber gestellt, würden die paar Millionen Ungarn keine andere Rolle spielen als Rumänien, Serbien und Bulgarien; und diese ist wahrhaftig kläglich genug. Andererseits bedeutet aber eine völlige Loslösung Ungarns von dem österreichischen Kaiserstaat den unmittelbaren Verfall dieses Staates. Müßte hiernach nicht Alles geschehen, um die von einer übertriebenen Selbsteinschätzung gebiendeten Ungarn in ihren hochfliegenden Plänen zu dämpfen? Indessen weit gefehlt. Niemals würden die Ungarn die Ansprüche auf eine vollkommene politische Unabhängigkeit erhoben haben, wenn der Kamm ihnen nicht nach dem Besuch geschwollen wäre, den vor etlichen Jahren der deutsche Kaiser bei der Rückkehr von den in ihrem Lande in seiner Anwesenheit abgehaltenen großen Manövern in Budapest abgestattet hatte. Viele schöne Dinge hat er damals den Ungarn gesagt. An sich ist dies durchaus nichts Ungewöhnliches. Sind Herrscher im fremden Lande zu Gaste, erfordert es schon die Höflichkeit, daß sie den liebenswürdigen Wirthen alle nur denkbaren Tugenden andichten. Wäre z. B. das hier soeben erst gekennzeichnete italienische Volk nicht der Inbegriff aller menschlichen Vollkommenheit, wenn nur der zehnte Theil der Lobeserhebungen, die ihm jetzt Herr Loubet gemacht hat, innerlich begründet wäre? Aber die in Budapest an die Ungarn gerichteten Complimente waren insofern nicht ganz unbedenklich, als dort solche Anerkennung zum ersten Male vernommen wurde und ihre Wirkung daher um so tiefer gehen mußte, außerdem der große, den Zuhörern eigene Dünkel diese verleiten konnte hinter ihr eine gewisse Absicht zu wittern und endlich die Erinnerung an das Jahr 1866 noch nicht gänzlich verblichen war, in welchem Bismarck darauf und daran gewesen, die Ungarn zur Rebellion gegen das Haus Habsburg-Lothringen aufzufordern. Genug! Seit jenem Besuch des deutschen Kaisers in ihrer Hauptstadt wurden die Ungarn gegen Oesterreich von Tag zu Tag anmaßender, so daß schon damals den Regierenden in Wien auch der von Ungarn her drohenden Gefahren wegen um die Zukunft der Gesammtmonarchie angst und bange werden mußte. In der Vermuthung aber, daß die Complimente auf sie Eindruck machen sollten, glaubten die Ungarn bestärkt zu werden, als einige Zeit später, in der letzten Session des letztverflossenen Reichstages, Graf Bülow dem Streben der ungarischen Nation nach Unabhängigkeit überschwenglichen Beifall zollte. Und wieder wuchsen die Ansprüche der Ungarn gegenüber der Gesammtmonarchie; und wieder steigerten sich die Sorgen die Regierenden in Wien um den ferneren gesicherten Bestand des Kaiserstaates.

Viele Politiker sind der Ansicht, daß hinter dem liebenswürdigen Entgegenkommen, das die Leiter der deutschen Politik den Ungarn bezeugen, ein System stecke. Und kann man ihnen Unrecht geben, wenn man den Grafen Bülow fortfahren sieht, die Reibungsflächen im Hause des theuren Alliirten zu mehren? Vor wenigen Wochen sah sich das Königreich Ungarn plötzlich vor einen Strike seiner Eisenbahner von solchem Umfange gestellt, wie ihn die europäische Welt noch nicht erlebt hatte. Thatsächlich standen mit einem Male alle Räder seines Eisenbahnbetriebes still. Die Angehörigen aller übrigen staatlichen Berufe waren in den letzten Jahren wirthschaftlicher besser gestellt worden. Nur die hierauf abzielenden Anträge der Eisenbahner hatte man unberücksichtigt gelassen. Jetzt wollten diese durch Einstellung der Arbeit das ihnen widerrechtlich Vorenthaltene erkämpfen. Aber leichtes Spiel hatte die ungarische Regierung. Die Strikenden waren nicht organisirt und außerdem von leichtfertigen Führern irregeleitet worden. Ohne das Geringste erreicht zu haben, mußten sie die Arbeit wieder aufnehmen. Man stelle sich vor, mit welchem Ingrimm sie dies thaten. Jeder Einsichtsvolle konnte nur wünschen, daß die so arg Enttäuschten möglichst bald ihr inneres Gleichgewicht wiederfinden möchten. Da erschien um diese Zeit der preußische Eisenbahnminister, der frühere Herr Budde und nunmehrige Herr von Budde, im preußischen Abgeordnetenhause, um zu verkünden, daß ihm plötzlich die Weisung geworden sei, zur Förderung der Wohlfahrt preußischer Eisenbahner vom Landtag mehrere Millionen zu fordern. Wie immer, so oft ein Minister den Mund öffnet, spendete die mit Hülfe der Minister gewählte Mehrheit auch dieses Mal dem Sprecher am Regierungstisch reichen Beifall. Wer aber nicht zu ihr gehörte, wurde durch den Vorgang auf's Peinlichste berührt. Konnte wirklich für die Mittheilung kein anderer Zeitpunkt gewählt werden? Und nicht bloß innerhalb der Grenzpfähle Preußens und des Deutschen Reiches stellte man diese Frage, sondern auch im Auslande; überall, wohin der geschäftige Telegraph die Mittheilung des Herrn Ministers weitergetragen hatte. Am meisten aber dürfte sie von den ungarischen Eisenbahnern und in der Hofburg zu Wien erörtert worden sein. „Uns hier in Ungarn," wird es bei den Eisenbahnern geheißen haben, „läßt man die Faust fühlen, anstatt uns für unsere Arbeit so viel zu geben, daß wir nicht zu hungern brauchen. In Preußen aber hat man schon Millionen übrig, die lediglich die Wohlfahrt der dortigen Eisenbahner heben sollen." Und in der Hofburg wird man gemeint haben, daß im österreichischen Kaiserstaat die allgemeine Unzufriedenheit schon groß genug wäre, als daß sie noch von außen geschürt zu werden brauchte. Als Herr Budde, pardon, Herr von Budde, die Wirkung seiner Mittheilung außerhalb des Abgeordnetenhauses übersehen konnte, erschien er dort abermals; dieses Mal aber, um der „Legende" entgegenzutreten, wonach die plötzliche Forderung von drei Millionen für preußische Eisenbahner mit dem beendigten Strike ihrer ungarischen Collegen in ursächlichem Zusammenhang stände. Ganz harmlos wäre der Ursprung dieser Forderung. Absolut nichts Böses hätte sich bei ihr die Regierung gedacht. Eine herzlich geringe Meinung haben wir von den Herren Ministern in Berlin. Wem sollten auch Männer imponiren, wie der Graf Bülow, der bis zur Rückkehr des Kaisers die Dinge in Südwestafrika laufen ließ, wie sie eben laufen wollten, weil er vielleicht nicht den Muth hatte, sie schriftlich in ihrer ganzen Trostlosigkeit zu schildern; Männer wie der Cultusminister Studt, der den unversöhnlichen Feinden Preußens und des Deutschen Reiches, den Jesuiten, die Pforten zu den katholischen Schulen öffnen konnte; Männer wie der Herr Minister des Innern, der es nicht wagte, dem Gerüchte von einem ihm zugedachten silbernen Maulkorb auf den Grund zu gehen und seinen Unwillen über dieses Gerücht durch Verleihung eines kostbaren Jagdanzuges beschwichtigen ließ. Aber von einer solchen politischen Inferiorität dürften sie denn doch noch nicht sein, daß sie nicht gewußt haben sollten, welcher Auffassung die zur Zeit des Strikes in Budapest gestellte Forderung von drei Millionen zur Hebung der Wohlfahrt preußischer Eisenbahner bei allen unabhängigen Leuten im In- und Auslande begegnen mußte. Nur Gimpel konnte Herr von Budde mit seiner Bekämpfung der „Legende" einfangen; und sogar die in Ergebenheit ersterbende Mehrheit des Abgeordnetenhauses erachtete es jetzt für gerathen, sich in eisiges Schweigen zu hüllen. Nein, als Herr Budde im Abgeordnetenhause im Namen der Regierung, an deren Spitze der Leiter der deutschen Politik steht, die drei Millionen für preußische Eisenbahner verlangte, war er sich der Tragweite dieses Schrittes mit seinen Collegen durchaus bewußt.

So klar aber das Bemühen der deutschen Politik, dem theueren Verbündeten an der Donau möglichst viele Knüppel zwischen die Beine zu werfen, zu Tage liegt, so unverständlich bleibt die damit verfolgte Absicht. Wenn Graf Bülow der eigenen und der undankbaren höhnenden Russen, nein, aller nicht stumpfsinnigen Leute Ueberzeugung zum Trotz nach außen mit Gewalt an der Fiction festhalten will, der Dreibund wäre auch bis heute durch nichts erschüttert worden, wie kann er, zum Henker, Alles darauf anlegen, den Proceß der inneren Auflösung des österreichischen Kaiserstaates zu beschleunigen? Indessen, es bringt wirklich nichts ein, dieser Frage nachzudenken. Wer den deutschen Regierenden nach Bismarck's Entlassung mit der Logik beikommen will, der hat von vornherein verlorenes Spiel. Sagt man nicht mit Recht, daß das Kopfschütteln bereits eine nationale Eigenthümlichkeit geworden sei? „Sonderbar! Höchst sonderbar!" ertönt es an jedem Morgen und an jedem Abend, den Gott werden läßt, von den Lippen der Zeitungsleser. Wahrhaftig, Alles, was unter dem mit Caprivi einsetzenden Curse vollführt wird, erscheint in einem sonderbaren Lichte. Sonderbar muß uns auch die Art dünken, wie die Leiter der Politik an der Spree dem Contrahenten an der Donau die Bündnißtreue halten.

Ajax.

Glossen zum russisch-japanischen Kriege.

VI.

Das „Zögern der Japaner" nach der stürmischen Kriegseinleitung hat zu einer ganzen Reihe von — mehr oder minder einleuchtenden, mehr oder minder wahrscheinlichen — Erklärungsversuchen geführt. Der seltsamste, unwahrscheinlichste darunter ist sicherlich die Annahme, die Japaner unternähmen außer dem wirkungslosen Geschieße auf Port Arthur nichts Rechtes, weil sie nicht wüßten, was thun; mit anderen Worten, sie seien nicht im Stande, einen Kriegsplan zu entwerfen! Das heißt denn doch die Dinge auf den Kopf stellen. Mag man auch dem japanischen Volke (es fragt sich noch, ob ganz zu Recht) nachsagen, daß sein Erfindungsgeist durch blindwüthigen Nachahmungstrieb erstickt sei: ein paar erleuchtete Männer, und zwar auf militärischem Gebiete, besitzt es sicher, und zum Entwerfen eines zweckmäßigen Kriegsplanes genügt ein einziger feiner Kopf. Und obendrein: ein gar so fürchterliches Ding ist der Kriegsplan nicht. Er setzt neben Kenntniß des Kriegsschauplatzes, der Verhältnisse beim Feinde und der eigenen Leistungsfähigkeit in der Hauptsache einen gesunden Menschenverstand voraus. Mit unendlicher Gelehrsamkeit ausgetüftelte Kriegspläne haben schon das allergrößte Unheil angerichtet.

Besonders befremdlich muthet die Behauptung von der Unfähigkeit der Japaner, zur Aufstellung eines Kriegsplanes an, wenn man ihre ausgesprochene Neigung zu planmäßigem methodischem Handeln und dann vor allen Dingen auch ihre strategischen Leistungen im Jahre 1894 in's Auge faßt. Die Beschäftigung hiermit ist um so lehrreicher als — was manchen Leser überraschen dürfte — der gegenwärtige Krieg in seiner Anlage und Durchführung dem 1894 von den Japanern wider China ausgefochtenen gleicht, wie ein Ei dem anderen.

Am 25. Juli 1895 überfielen die Japaner ein chinesisches Geschwader im Gelben Meere, bevor noch das japanische Landheer mobilisirt und der Krieg formell erklärt war. Am selben Tage besetzten sie Tschemulpo. Genau ebenso verfuhren sie am 8./9. Februar 1904 wider die Russen. In beiden Fällen wurde die förmliche Kriegserklärung erst ein paar Tage nach den ersten Feindseligkeiten ausgesprochen, in beiden Fällen der Krieg auf japanischem Boden mit Begeisterung, beim Gegner mit verhältnißmäßiger Gleichgiltigkeit begrüßt; in beiden Fällen war das erste Ziel der Japaner: Erringung der Ueberlegenheit zur See und der Herrschaft über Korea.

Ein Unterschied: Die Japaner hatten 1894 eine in Südkorea stehende feindliche Abtheilung zu vertreiben; 1904 dagegen nicht.

Als die Nachricht von den japanischen Handstreichen 1894 beim Gegner bekannt wurde, sandte dieser von Norden her Truppen über den Jalu. Genau so 1904. Japan trat damals wie jetzt zunächst nur mit drei mobilen Divisionen (I. Armee) auf.

Sein kundgegebener und durchgeführter Plan war, mit diesen drei Divisionen den Jalu zu überschreiten und die aufzustellende II. Armee gegen das Object ihres heißesten Begehrens, Port Arthur, zu verwenden.

Mitte August 1894 und am 22. Februar 1904 begannen die japanischen Colonnen von Söul aus ihren Vormarsch nach Norden. Am 13. September 1894 stießen die Vortruppen bei Phjöngyang auf die dort in befestigter Stellung stehenden Chinesen (die Kämpfe dauerten bis zum 16.) Ende Februar 1904 hatten die Japaner sich in Phjöngyang festgesetzt und vor den Mauern der Stadt erschienen russische Kosaken.

Am 9. October 1894 und am 30. März 1904 trafen die japanischen Spitzen in Widschu am unteren Jalu ein; am 25. October 1894 und am 1. Mai 1904 erzwang die 1. japanische Armee oberhalb Widschus den Uebergang über den Jalu und warf den bei Kiulientschöng stehenden Gegner zurück; ein wesentlicher Factor des Erfolges war jedesmal die starke, auf dem südlichen Jaluufer aufgestellte Artillerie. Die Verluste waren natürlich 1894 um vieles geringer als zehn Jahre später. Ueberhaupt entschied damals nur eine japanische Division (5.) den Kampf. Aber wie damals floh der Feind auf Fönghwangschöng, bezw. ging er dahin zurück; damals wie jetzt wurde japanischerseits kein Versuch gemacht, durch eine Landung westlich der Jalumündung die Stellung bei Kiulientschöng unhaltbar zu machen. Im ersteren Falle waren seit Beginn der Feindseligkeiten 13, im letzteren 11½ Wochen vergangen.

Wenden wir uns zum zweiten Operationsfelde, zur Halbinsel Liaotung mit Port Arthur an ihrer Spitze. Mit dem von den Japanern am 17. September 1894 bei Haiyuntau (östlich von Port Arthur) errungenen Siege über die chinesische Flotte könnte man die Vernichtung des „Petropawlowsk“ und die Beschädigung des „Pobjeda“ am 12. April 1904 vergleichen. Ein Theil der geschlagenen chinesischen Flotte entkam sodann 1894, als die Japaner auf der Halbinsel Liaotung landeten, aus Port Arthur nach Waihaiwei und machte eine besondere Expedition dorthin nöthig, um mit der Einnahme dieses festen Platzes von der Landseite her auch den Rest der Flotte zu vernichten. Die Japaner haben durch diese Erfahrung gewitzigt, jetzt Alles daran gesetzt, um die feindlichen Kriegsschiffe in Port Arthur „einzukorken“, und es scheint, als ob ihnen das nach starken Opfern an Menschenleben und Material Anfang Mai endlich gelungen sei.

Als die chinesische Flotte am 17. September 1894, wenn auch nicht zerstört, so doch aus dem Felde geschlagen war, befürchteten die Chinesen eine Landung an der Küste von Tschili; ebenso jetzt die Russen eine solche bei Niutschwang. Wie damals erstere unterblieb, so auch jetzt die letztere.

Um nun das von der Seeseite so gut wie uneinnehmbare Port Arthur, das 1894 eine Besatzung von 15000 Mann, jetzt eine solche von 16000 Mann hat, von der Landseite her zu bezwingen, begann Japan vor zehn Jahren gleichzeitig mit dem Kampf bei Kiulientschöng 1½ Divisionen der II. Armee bei Pitsewo an der Ostseite von Liaotung zu landen: wegen des starken Unterschiedes der Wasserhöhe bei Ebbe und Fluth (10 m) ein schwieriges Unterfangen; jetzt hat Japan, genau bei demselben Orte (und wie es bislang unverbürgt heißt auch noch an einem Punkte der Westseite), wieder mit Theilen der II. Armee, das Gleiche gethan; beide Male, ohne vom Gegner irgendwie belästigt zu werden.

So weit wären wir also in Bezug auf die planmäßige Wiederabspielung des Krieges von 1894. Damals stand Ende des Jahres die zur II. Armee gehörige 2. Division — verwendungsbereit — noch in Hiroshima. Drei andere Divisionen, darunter die Garde, hatten erst Anfang December mobil gemacht und standen noch in ihren Friedensgarnisonen. Nur sechs Divisionen wurden im Felde gebraucht.

Analogien auf Analogien. Und ein auf die weiteren Ereignisse des Jahres 1894 gerichteter Blick in die Zukunft?

In Bezug auf die Operationen in der südöstlichen Mandschurei konnte sich die Aehnlichkeit fortspielen bis zur Erreichung der Linie Fönghwangschöng — Takuschan durch die I. japanische Armee und die Landung eines Theiles der II. Armee bei letztgenanntem Orte (operirte 1894 wie 1904 über Siuyen auf Haitschöng). Dann mußte die Richtung der Operationen eine andere werden. War damals (wenn auch chinesische Truppen in Liaoyang standen) das eigentliche Ziel Peking (Westen), so jetzt (als nächstes) etwa Mukden (Nordwesten). Demgemäß ist denn auch die 1894 nicht verwandte III. Armee bei Kaiping zu nördlichem Vorgehen gelandet. Eine IV. Armee befindet sich noch daheim.

Auch in Bezug auf Port Arthur dürften sich diesmal, was den raschen Erfolg betrifft, die Dinge etwas anders gestalten. Im Jahre 1894 trafen die Spitzen der japanischen Truppen vor den den Platz an der Landseite deckenden festen Werken am 19. November ein: am 20. Batteriebau (Belagerungsartillerie an der Bucht von Talienwan gelandet); am 21. Wegnahme der Werke im Norden der Festung mit stürmender Hand; am 22. ebenso der Werke im Westen. Aber diesmal wird es nicht mit so „affenartiger Geschwindigkeit“ gehen: Befestigungen von anderer Art wollen, wenn Alexejew die Wahrheit geredet hat, bezwungen werden und die Russen sind keine Chinesen. Auch rücksichtsloseste Vergeudung von Blut würde nicht zum gleichen Ziele führen.

Daß die Japaner 1894 ihren Plan hatten und daß sie diesen Plan 1904 getreulich copirten, glaube ich dargethan zu haben. In diesem Copiren könnte nun eine gewisse militärische Geistesarmuth gefunden werden. Es ist aber doch klar, daß die Japaner geneigt sein mußten, unter annähernd gleichen Verhältnissen den alten erprobten Weg noch einmal zu beschreiten. Vielleicht hat es sie auch grade gekitzelt, der zweifelnden Mitwelt zu zeigen, daß sie den Russen gegenüber das Gleiche zu vollbringen vermöchten, wie gegenüber den Chinesen . . .

Und auch dann, wenn die Schablone von 1894 nicht mehr brauchbar ist, werden die Japaner sicherlich „ihren Plan“ haben: ob sie ihn durchzuführen vermögen werden, ist eine andere Frage. Kriegspläne pflegt man nicht auf den Straßen auszuschreien. Das that Anno 1870/71 selbst General Ducrot in dem eingeschlossenen Paris nicht, trotzdem er Jedem in die Ohren schrie: „J'ai mon plan!“

* * *

Eine kurze Erörterung über neutrale Staaten und Contrebande. Wenn Graf v. Bülow am 14. d. Mts. im Reichstage gegen den — ganz offenbar zu Kriegszwecken erfolgten — Verkauf deutscher Dampfer an Rußland nichts einzuwenden hatte, so ist er nach dem, was wir codificirtes Völkerrecht nennen, vielleicht im Recht, nach dem allgemeinen Rechtsgefühl aber ganz sicher nicht. Das Völkerrecht ist eine breiige Materie: es fehlen vielfach feste Vereinbarungen und wo sie sind, fehlt jede Bürgschaft dafür, daß Frevler gegen die Satzungen zu rächender Verantwortung gezogen werden. Um so haltloser erscheinen diese Satzungen, wenn sie sich nicht mit dem Rechtsbewußtsein des Volkes decken.

Der Neutrale soll gewissenhaft bemüht sein, keine der kriegführenden Parteien zu fördern: die sogenannte „wohlwollende“ Neutralität früherer Zeiten, worin man ein geflissentliches Zudrücken der Augen nach dieser Richtung hin verstand, ist eben keine Neutralität mehr. Man hat sodann den Begriff der Contrebande aufgestellt, als derjenigen Gegenstände, die einer kriegführenden Macht von neutraler Seite nicht geliefert werden dürfen. Daß zu diesen, und zwar zur absoluten Contrebande, die beiden Schiffe „Fürst Bismarck“ von der Hamburg-Amerika-Linie und „Hohenzollern“ vom Norddeutschen Lloyd gehören, mögen sie nun als Transportschiffe oder als Hülfskreuzer Verwendung finden, kann gar keinem Zweifel unterliegen. Wäre ein Beweis dafür nöthig, so brauchte man nur auf die russische Erklärung über Contrebande vom 27. Februar d. Js. zu verweisen. Dasselbe gilt für die Theile von 12 Torpedobooten, die Rußland nach unwidersprochen gebliebenen Zeitungsnachrichten bei Schichau und beim Vulcan in Auftrag gegeben hat. Lieferung binnen Jahresfrist! Oder von etwaigem Uebergang der auf deutschen Privatwerften für türkische Rechnung im Bau befindlichen Kreuzer an Rußland. Ebenso auch für die Apparate für Funkentelegraphie, die Rußland bei der deutschen Gesellschaft für drahtlose Telegraphie „Telefunken“ bestellt hat. In der erwähnten russischen Declaration über Contrebande sind unter „i“ angeführt: Gegenstände und Materialien für Telephonleitungen, Telegraphen und Eisenbahnen. Es ist also gar keine Frage, daß wir an Rußland Contrebande liefern. Verstößt denn das nicht ohne Weiteres wider die Pflichten der Neutralität? Nach Ansicht eines Theiles unserer Völkerrechtslehrer nur dann, wenn der Staat selbst der Liefernde ist, oder die Lieferung Seitens Staatsangehöriger fördert, nicht aber, „wenn er die private Einfuhr unter seiner Handelsflagge nicht verhindert oder verbietet“. (Prof. Dr. Karl Gareis.)

Somit hätte der Reichskanzler mit seiner am 14. d. Mts. abgegebenen Erklärung Recht, wenn — diese Herren Professoren auf dem rechten Wege wären. Zugegeben, sie wären es: hätte die Regierung im Falle der Dampfer-Verkäufe nicht doch — und sicherlich mit Erfolg — eingreifen können, wie sie es während des Burenkrieges Krupp gegenüber gethan? Um so mehr hätte sie es gekonnt, als, wie sich Jeder aus dem letzten Jahrgange des „Nauticus“ mit Leichtigkeit überzeugen kann, „Fürst Bismarck“ und „Hohenzollern“ zu den für unsere Kriegsflotte designirten Hülfskreuzer gehören! Da hat die britische Empreßlinie, obwohl sonst Achtung vor dem Völkerrecht nicht gerade eine Errungenschaft Englands ist, correcter verfahren, als sie sich gleich nach Kriegsausbruch weigerte, Lebensmittel (Charakter als Contrebande immerhin zweifelhaft!) von Victoria (Britisch-Columbien) nach Japan zu verfrachten, und zwar mit der Begründung: sie dürfe das nicht thun, weil ihre Dampfer zu Kriegshülfskreuzern vorbestimmt seien! Und auch Chile hat — entgegen seiner Uebung 1894 — correcter gehandelt als wir, als es den Verkauf von drei Kriegsschiffen wieder rückgängig machte, weil der Käufer, ein amerikanischer Kaufmann, sich nicht verpflichten wollte, die Schiffe an keine kriegführende Macht weiterzugeben.

Trotz aller Völkerrechtslehrer wäre es im Grunde genommen die Pflicht jedes neutralen Staates, die Versorgung einer kriegführenden

Partei mit Contrebande nicht zu dulden. Denn wie die Dinge jetzt liegen, läßt sich sagen, daß man die Neutralität nur förmlich verkündet, um sie bei der ersten nutzbringenden Gelegenheit, wenn auch, nicht gerade von Staats wegen, zu verletzen. Ist das richtig? Warum dann die ehrliche Entrüstung des deutschen Volkes 1870/71, als England und die Vereinigten Staaten den Franzosen Kriegsmaterial lieferten? Oder die Entrüstung über die Engländer, als sie während des Burenkrieges in Oesterreich-Ungarn, wie in anderen Ländern, Pferde und Maulthiere ankauften? Oder das Geschrei einzelner Blätter, die den Verkauf deutscher Dampfer an Rußland völlig gutheißen, über die Erwerbung zweier, von einer italienischen Privatwerft gebauten Kreuzer durch Japan oder über die Abgabe von Lebensmitteln und Kohlen an japanische Handelsschiffe in chinesischen Häfen? Man braucht wahrlich kein Pro-Japaner zu sein, um in dieser verschiedenartigen Behandlung der kriegführenden Mächte eine Ungerechtigkeit, einen Verstoß gegen das wahre Wesen der Neutralität zu sehen.

Den Japanern steht es ja auch frei, Schiffe bei uns zu kaufen, meinte der Reichskanzler. Du lieber Himmel, sie sind viel zu klug, auch nur den leisesten Versuch dazu zu machen, denn sie wissen ganz genau, daß die deutsche Regierung sich dann nicht auf das laissez faire beschränken würde. Der mächtige östliche Nachbar könnte grollen und — von Japan haben wir nichts zu fürchten. Gar nichts. So mag die „wohlwollende“ Neutralität Rußland gegenüber klug sein; gerecht und den Pflichten echter Neutralität entsprechend ist sie nicht.

Und unser Staunen über diese Dinge mußte in's Ungeheuerlichste wachsen, als wir den Reichskanzler am 5. Mai d. Js. im Reichstage den gänzlich unwirksamen Wunsch einer Niederlage Rußlands als eine Verletzung neutraler Pflichten bezeichnen hörten. „Das ist eine Abweichung von jener stricten und loyalen Neutralität, die wir gegenüber dem gegenwärtigen ostasiatischen Kriege nach beiden Seiten hin einnehmen, eine Abweichung, eine Verletzung der Neutralität, die ich als verantwortlicher Minister nicht mitmachen kann.“ Also der — ich wiederhole es — gänzlich unwirksame Wunsch eines Abgeordneten (oder zielt Graf v. Bülow auf jeden Japanerfreund?) bedeutet eine Verletzung der Neutralitätspflichten, dagegen das leicht zu inhibirende Fördern der einen Partei durch Geschehenlassen von Dampferverkäufen nicht!

Nun, meinerseits bin ich, wenn ich auch die billige Hetze Vieler gegen die Japaner — die übrigens nach deren neuesten Erfolgen mehr und mehr verstummt — nicht mitmachen mag, zu vollster Neutralität auch in meinen Wünschen bereit. Also wünsche ich, daß sich zum Besten der händlerischen Interessen Deutschlands die beiden Gegner gegenseitig auffressen mögen, wie die kämpfenden Löwen der Fabel: nur die Schwänze blieben übrig!

Major a. D. Karl v. Bruchhausen.

Notizen.

Ludwig Bauer. Die Besiegten. Kleine Tragödie der Zeit. (Minden in Westphalen, J. C. C. Bruns Verlag.) Die Zeit ist immer stärker als der Einzelne. Alle werden von ihr besiegt oder schließen mit ihr Compromisse. Aber sie sprechen nicht davon und denken nicht gern darüber nach. Hinter Convention und Phrase merken sie wohl selbst nicht, wie schmählich sie sich abgefunden haben. Einige freilich sind da, die es müde sind, sich von Phrasen beherrschen zu lassen. Aber es ist die Minderheit — die Masse zwingt sie —, ein Häuflein, das sich ducken muß und, wenn es versuchen wollte, seiner Ueberzeugung zu leben, geächtet und verjagt würde. Einige typische Vertreter dieses Häufleins hat Ludwig Bauer belauscht und in geistreichen Dialogen läßt er sie gestehen, was sich so Wenige gestehen wollen, und was dem Ohre der Masse so fremd und unklar klingt. Sie sehen das spöttische Lächeln unserer Enkel, diese Besiegten, und Leute, die dieses Lächeln sehen können, scheinen ihren Zeitgenossen niemals klar … Da ist der Anwalt mit seinen radicalen Ansichten über unser Strafsystem; er freut sich wie ein Kind, wenn er dieser Justiz eine Nase drehen und ist glücklich, wenn er ihrem gierigen Rachen ein Opfer entreißen kann. Jede Verhandlung ist ihm ein Spiel, ein Spiel um den hohen Einsatz von Menschenleben und Menschenfreiheit und Tag für Tag spricht er Komödien. Da sehen wir einen Gatten an der Bahre seiner Frau. Die Zeit, da er das in der Jugend Erworbene — nicht das Geld, nein seine Kenntnisse, seinen ganzen Charakter — hätte genießen sollen, hat er vergeudet und Bequemlichkeit und Glück verwechselt. Aber schläfriger, nicht glücklicher hat ihn die Ehe gemacht und er lebt nur noch, um zu trauern, nicht daß seine Frau starb, sondern daß sie zu spät starb. Der Arzt muß den Tod verzögern, statt dem Leben zu helfen und die größte Wohlthat zu üben, die Qualen eines armen Verlorenen abzukürzen ist ihm versagt. Der Officier (wir haben dieses Stück seiner Zeit im Feuilleton abgedruckt) geht zum Zweikampf in den sicheren Tod; er weiß wohl, daß dies sehr unvernünftig ist; aber es giebt sehr viele Unvernunft, die mit Vernünftigem unlösbar verbunden ist. Der Millionär wird zum Sonderling, weil Alles käuflich ist, die Ehre der Männer und die Liebe der Frauen. Wohin er kommt, er sieht in allen Augen den Dirnengedanken: Was giebst Du mir? Der Schriftsteller möchte die Tiefen des Lebens ausschöpfen und ist ein beliebter Plauderer und bemerkt mit Entsetzen, daß er, der die Sprache der Masse reden muß, allmälig auch die Gefühle der Masse zu empfinden beginnt. Der Aristokrat, der Priester, der Lehrer, die Dirne, der Künstler, die Geliebte, die Jugend, sie alle schmachten unter dem Druck des Lebens. — Das Buch ist reich an tiefen und starken Gedanken, ein Buch des Pessimismus und der Paradoxe. Aber — heißt es in der „Ehe“ — die Menschen reden stets von Paradoxen, wenn sie sich fürchten, unangenehme Wahrheiten auszudenken.

Während der nächsten beiden Monate

führt in meiner Abwesenheit Herr Dr. Heinrich Ilgenstein, Berlin W. 30, Hohenstaufenstr. 18 III, die Redaction der Gegenwart.

Richard Nordhausen.

Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W 30, Gleditschstr. 9; Expedition: Berlin W 57, Kaplerstr. 4 I. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 23. Berlin, den 4. Juni 1904. 33. Jahrgang. Band 65.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. — Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. — Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Samoa.

Von * * *.

Kaum ist dieses Schutzgebiet wenigstens theilweise endlich deutsch geworden, so wird schon berechtigte Klage*) über die Landesverwaltung erhoben, die anscheinend noch nach den Grundsätzen der unseligen, abgethanen Dreiherrschaft schaltet und mit deutscher Fremdenliebe die Ausländer, besonders die geliebten Angelsachsen bevorzugt. Landesverwaltung heißt aber der Gouverneur trotz seines Beamtenstabes. Als Hülfsarbeiter der Colonialabtheilung und Bezirksrichter in Ostafrika kennt er die unnütze Beamtenverschwendung und Schreibseligkeit der Colonialverwaltung und paßt sich ihr gefügig an, da die vielen Schreibhände ihn ja entlasten. Als Secretär des Generalconsulats in Calcutta hat er auf subalternem Posten schon die radschahafte Stellung englischer Colonialbeamten kennen gelernt, die er jetzt auch selbst entfaltet, was übrigens der heimischen Richtung ja nur zu sehr entspricht.

Trotz aller Benutzung der Schwächen der leitenden Stellen, wozu ja auch die Anglomanie gehört, ist er doch aufrichtiger Engländerbewunderer, da er ja ihre glänzendste indische Schöpfung aus eigener Erfahrung kennt. Er war es eher, als er wußte, daß sein Gönner und Chef, der Staatssecretär des Auswärtigen Amtes in Egypten ebenfalls aus gleichem Grund ein warmer Englandsfreund geworden ist, was mancherlei sonst unverständliche Fehler unser Politik erklärt, die also nicht allein der höchsten Leitung zur Last fallen. Aber der Gouverneur stammt auch aus dem Thiergartenfreisinn und ist ein gewandter Streber, dessen Neigungen mit den hohen Schwächen trefflich übereinstimmen. Natürlich bevorzugt er daher aus innerster Ueberzeugung die Capitalgesellschaften. Auch kennt er den Einfluß der Presse, die nach seinem geschickten Auftreten im Reichstag höchst auffällig sein übertriebenes Lob sang. Seine Familie hat wohl gute Beziehungen zu den Federhelden.

Trotzdem möchte ich als guter Bekannter und einstiger älterer Amtsgenosse den begabten Beamten in Schutz nehmen, der eben keiner Beamtenfamilie mit gefestigten Traditionen entsprossen ist, sondern Berliner Kaufmannskreisen, die das Herrschen leicht zur Ueberhebung verführt. Sein Vertrauen auf die Freundschaft des Herrn v. Richthofen mag ihn auch zu Schroffheiten verleitet haben, die er früher als guter Gesellschafter und Weltmann nicht gezeigt hat. Er war nur ein äußerst geschickter Uhrmacher, aber mit liebenswürdigen Formen, so daß ich ihn trotz dieser Sucht, nach oben zu gefallen, und damit indirect die höchste Beamtenpflicht zu versäumen, nämlich die ihm anvertrauten Interessen auch zu persönlichem Schaden zu vertreten, als weltklugen Menschen schätzte. Aber es giebt nur wenige Menschen, die ihr Amt über ihre werthe Person stellen. Hoffentlich ist er jetzt gewarnt und ebenso seine vorgesetzte Behörde, die auch nicht immer weiß, daß Deutsch und nicht etwa Englisch Trumpf sein sollte.

*) v. Tyszka, Dr. Solf und Samoa, politisch wirthschaftliche Skizze (Berlin 1904, Deutscher Colonialverlag, G. Meinecke), eine maßvoll geschriebene Streitschrift, die leider auch den betreffenden deutschen Beamten richtig zeichnet.

Brief aus Barmen.

Von Dr. Heinrich Pudor.

Wenn man von dem Berge oberhalb der Ringelanlagen auf Barmen hinabschaut und die Stadt, wie sie sich weit im engen Thale der Wupper hinzieht, klar und scharf liegen sieht, möchte man nicht glauben, es mit einer Industriestadt zu thun zu haben. Man sieht wohl manche Fabrikesse, aber Rauch und Qualm machten sich kaum bemerkbar. Der Grund liegt darin, daß die Industrie von Barmen zum größten Theil Weißwäscheindustrie ist. Spitzen, Bänder, Kordeln, Litzen, Soutache, Kirallitzen bilden die Specialität der Industrie dieser Stadt, die man wohl die Posamentenfabrikstadt par excellence nennen könnte. Die Garnbleiche war schon im 15. Jahrhundert in Barmen berühmt. Vom Jahre 1768 datirt die Einführung der Spitzenfabrikation, vom Jahre 1821 ab die Jacquard-Weberei. Heute giebt es etwa 250 Posamentenfabriken in Barmen, und viele Tausend Webstühle sind in den Fabriken aufgestellt. Die Färbereien arbeiten zum Theil in bedeutendem Maße für den Export. Maschinenfabriken zur Herstellung der Bedarfstheile der mechanischen Webstühle, wie dieser selbst, also Bandwebstuhlmaschinenfabriken, Klöppelmaschinenfabriken, Nadelschneidemaschinenfabriken (eine derartige Maschine schneidet 100 000 Nadeln in einer Stunde), sind gegründet worden. Spulmaschinenfabriken sind nöthig geworden, denn eine einzige Leavermaschine (Spitzenmaschine) arbeitet mit 2400 Spulen, während wiederum jede Spule

mehrere Tausend Meter Faden faßt. Es fehlt nicht an Garnfabriken, Seidenwebereien und Möbelstoffwebereien. Am interessantesten sind wahl die sogenannten Riemendrehereien (Klöppelgänge), die in immer größerer Zahl aufgestellt werden und den Bedarf kaum befriedigen können. Die Firma A. W. Nagel beispielsweise hat deren mehrere Hundert in einem einzigen Saal ansgestellt, und kaum habe ich bei meinen Industrie-Excursionen einen interessanteren Anblick genassen, als beim Eintritt in diesen Saal. Ein ahrenbetäubender Lärm empfängt den Beschauer, und das Auge wird nicht weniger als das Ohr durch die Zehntausende, in unglaublicher Geschwindigkeit hin und her und auf und nieder sich bewegender Maschinenklöppel verwirrt. Arbeiter sieht man nur ganz wenige, denn diese Maschinen, die durch eine gemeinsame Triebkraft in Gang erhalten werden, arbeiten van selbst, und der Arbeiter hat nur den Korb, in den der fertige Besatz Hunderte van Metern lang fällt, fortzunehmen, wenn er voll ist. Selbst das Weichenstellen besargt die Maschine, und ohne sich zu irren, gehen die Klöppel den richtigen Gang in den Schienen, und das Verfitzen der Fäden wird durch zwölf Arme, die von oben in das Fadenkreuz eingreifen, verhindert. Selten kammt es var, daß ein Faden reißt und eine Maschine vorübergehend außer Gebrauch gesetzt werden muß. Man stelle sich vor, daß alle Arbeit, die eine Frau am Klöppelkissen besorgt, genau in derselben Weise durch mechanische Arbeit, statt durch Händearbeit geleistet wird, und man hat das Bild des Klöppelganges var sich. Der Hauptvorzug besteht natürlich darin, daß so und so viele Maschinen durch einen einzigen Mator in Gang erhalten werden können, so daß sich die Zeit-, Arbeit- und Geldersparniß kaum berechnen läßt. Die Maschine ist eine Barmener Erfindung, hat sich aber die Jacquard-Patronenweberei nutzbar gemacht. Allerdings kann sie nur für billige Waare verwendet werden. Eine Verbindung ihres Principes mit dem der Spitzenmaschine und Stickmaschine könnte dieser Industrie einen neuerlichen ungeahnten Aufschwung geben.

Danach ging ich zu der Fachschule für Textilindustrie. Hier aber mußte ich dieselbe Erfahrung machen, die ich immer mache, wenn ich derartige deutsche Fachschulen besuche. Sie sind in den meisten Fällen ohne besondere praktische Bedeutung. Während sie zu dem Zwecke, die locale Industrie zu unterstützen und zu leiten und Musterzeichner für sie heranzubilden, gegründet sind, werden sie von dieser Industrie nicht nur nicht anerkannt, sondern nicht einmal für ernst genommen. Woher kammt das? Der Grund ist der, daß eine solche Fachschule, wenn sie auf der Höhe der Zeit stehen würde, weniger der localen Industrie, als dem Ausland nützen würde. Denn in eine Stadt wie Barmen kammen nicht nur täglich die Vertreter der ausländischen Industrien, sandern die Schulen senden ihre abgehenden Schüler nicht weniger in's Ausland, als in das Inland. Deßhalb alsa hat die heimische Industrie ein Interesse daran, diese Fachschulen sich nicht über den Kopf wachsen zu lassen und dafür zu sorgen, daß ein möglichst „ungefährlicher“ Mann an der Spitze steht. Die Falge davan ist, daß die Schule weniger die Praxis, als die Theorie betont und sich hierdurch schadlos hält. Ich habe mich oft gefragt, woher es kommt, daß diese Fachschulen nicht in einer mehr fortschrittlichen, die praktischen Bedürfnisse mehr befriedigenden Weise geleitet werden, daß sie hinter der Industrie herhinken, statt sie zu führen. Und ich habe mit Verwunderung an verschiedenen Orten gemerkt, daß die Industriellen sich lustig machten über ihre Fachschulen, zugleich aber ganz zufrieden waren, daß sie nicht besser waren. Ich merkte weiter, daß die Industriellen geradezu veranlaßten, daß, um den Ausdruck nach einmal zu gebrauchen, möglichst „ungefährliche“ Leute an die Spitze gestellt wurden. Hier in Barmen wurde zum ersten Mal der Verdacht in mir rege, daß der aben angeführte Grund richtig sein müsse, und in Crefeld suchte ich mir Gewißheit zu verschaffen, indem ich die Industriellen darüber befragte: „Natürlich, wir würden nur unseren ausländischen Concurrenten helfen, wenn diese Fachschulen auf der Höhe der Zeit stehen würden. Nein, sie mögen den Schülern etwas theoretische Kenntnisse beibringen, sie mögen etwas zeichnen lehren, sie mögen mit der Zeit gute Vorbildersammlungen zusammenbringen, auch hin und wieder einen Vartrag und eine Ausstellung abhalten — — Alles Andere ist vom Uebel.“

Ja, wazu dann noch Fachschulen? Sind Fachschulen dazu nöthig, hinter der Industrie herzuhinken und die Errungenschaften früherer Perioden den Schülern beizubringen? Schaden reactionär geleitete Fachschulen nicht, anstatt daß sie nützen? Wozu das aufgewendete Capital? Heißt es nicht geradezu Hocus Pocus mit dem Staat, mit der Kunst, mit der Jugend und mit unserem Geld treiben, wenn man Fachschulen errichtet, die man nicht hoch kommen lassen will? Ist es mir doch sogar in Plauen vargekommen, daß ein Industrieller seiner höchsten Befriedigung über die dartige Industrieschule schmunzelnd Ausdruck gab, weil sie nämlich nach seiner Ansicht Bedeutung nicht beanspruchen könne.

Ich kannte mich deßhalb auch nicht wundern, als ich hier in Barmen in der Industrieschule Arbeiten zu sehen bekam, die vor zwanzig Jahren befriedigt hätten, heute aber auf die Seite gelegt werden müssen. Zu hören bekam man natürlich auch hier, daß wir von den Japanern lernen müssen, daß die Natur selbst Alles am besten macht. Die Zeichnungen selbst aber zeigten eine Stylisirung der Naturfarmen, die man nur als eine Vergewaltigung der Natur bezeichnen konnte. Man legte mir interessanter Weise zweierlei Zeichnungen var: die exacte Naturstudie und ihre Stylisirung für einen bestimmten Zweck. Bezeichnend war hierbei, daß schon die Naturstudie Stylisirung nicht nur, sondern auch Gewaltthätigkeit zeigte. Um wie viel mehr erst die Stylisirung selbst! Und dann wagt man noch zu sagen, der Oberbürgermeister van Barmen wäre der Ansicht, die Natur mache selbst ihre Sache sa gut, daß man sie gar nicht zu stylisiren brauche! In der That hat man sich in jedem einzelnen Fall nur zu fragen: welche Pflanze scheint für diese bestimmte Technik und dieses bestimmte Material und diesen bestimmten Gebrauchszweck am meisten geeignet zu sein, das passende Vorbild zu liefern? Oder umgekehrt: Für welche Arbeitstechnik eignet sich diese Pflanze und die entsprechende Pflanzenstudie am besten! Statt dessen stylisirt man eine Pflanze sa lange, bis sie sich in eine gewisse Technik einzwängt. Wahrhaftig, die Verbrechen, die im Verlauf der Geschichte an den Menschen verübt werden, sind nichts gegenüber den Verbrechen, die man an der Natur verübt hat, zumal wenn man bedenkt, daß sie sich nicht einmal vertheidigen kann. Sie murrt nicht, sie klagt nicht, sie muß sich Alles geduldig gefallen lassen — aber die Verbrechen, die man an ihr begangen hat, schreien zum Himmel! Wenn sie auf Stengeln wächst, bildete man sie ahne Stengel, wenn sie nach dem Winde wächst, bildete man sie nach dem Richtmaß, während ihr Wesenszug die Harmonie im Großen und die Unsymmetrie im Detail ist, machte man aus ihr eine mathematische Gleichung — und nannte dies „stylisiren“. Wie viel also haben wir schon von den Japanern gelernt, und wie Recht haben wir, den Naturalismus alle fünfundzwanzig Jahre für überlebt zu halten...

Das Letztere ist natürlich ironisch gemeint. Aber die Industrie in ihren vorgeschrittenen Vertretern weiß das und hat sich auf's Neue zu einem freudigen Naturalismus, dessen einzige Fessel das Material ist, bekannt. Die deutschen Fachschulen aber wissen nur thearetisch davon den Mund voll zu nehmen.

Aehnlich wie in Plauen mußte ich ferner auch in Barmen die Erfahrung machen, daß nach der Richtung der Farbe hin, und zwar ebensa in der Industrie selbst wie in der Schule noch arg gesündigt wird. Hierfür liegt der Grund zumeist

wohl darin, daß sich unsere Textilindustrie bisher einseitig nach der Richtung der Weißwäsche hin entwickelt hat. Jedenfalls sind die Leistungen der Barmener Posamentenindustrie nach der Verwendung der Farbe hin durchaus rückständig. Besser ist es wohl in der Seidenweberei und in der Möbelstoff- und Teppichweberei.

Ich besuchte auch die renommirte und in technischer Beziehung sehr leistungsfähige Barmener Teppichfabrik Vorwerk & Co. Man hatte die Freundlichkeit, mir eine sehr große Anzahl von Mustern vorzulegen, die von einer sehr erfreulichen Solidität und Accuratesse der Ausführung Zeugniß ablegten. Gerade auf diesem Gebiete stehen wir heute an einem bedeutungsvollen Wendepunkt. Die Zeit, zu der man Fußteppiche webte, die bestimmte symmetrische, geometrische Ornamente oder auf der anderen Seite gar ganze Idyllen, Landschaften, Blumenbouquets und dergl. zeigen, die man dann mit Füßen trat, ist vorüber. Wir erkennen das Geschmacklose eines solchen Decors für den Fußteppich und fordern, daß er womöglich gar kein bestimmtes organisches Motiv zeigen solle, daß vielmehr nur Material und Farbe zur Geltung kommen sollen.

An demselben Tage, an dem ich in Barmen weilte, wurde auch die Schwebebahn, die bis dahin nur von Vohwinkel bis Elberfeld in Betrieb war, auf der Strecke Elberfeld-Barmen eröffnet. Die beiden rivalisirenden Zwillingsstädte werden auf diese Weise einander noch näher gerückt. Freilich sind sie durch ihre Industrie nicht auf solche enge Weise verbunden, als man ihrer Lage nach vermuthen sollte. Elberfeld war von jeher mehr Handelsstadt, als Fabrikationsstadt, und als die Industrie in Barmen sich entwickelte, war es die Aufgabe Elberfelds, als Handelsstadt die Producte Barmens dem Handel zu übergeben. Mehr und mehr aber emancipirte sich Barmen von dieser Handelsvermittelung Elberfelds und besorgte Letztere auf eigene Hand. Und von hier aus datirt ein gewisses gespanntes Verhältniß zwischen den Schwesterstädten, wie es in ähnlicher Weise bezüglich Glasgows und Edinburghs, Liverpools und Manchesters der Fall ist. Nun mag dem sein, wie ihm wolle, der Verkehr zwischen beiden Städten ist gewiß lebhaft genug, um die Anlage der Schwebebahn zu rechtfertigen. Eine andere Frage ist, ob diese Schwebebahn nach der ästhetischen Richtung eine Verschönerung des Städtebildes von Barmen-Elberfeld bedeutet. Und diese Frage muß leider anstandslos verneint werden. Bei dieser Bahn ist das ästhetische Princip in derartig absoluter Weise überhaupt nicht berücksichtigt worden, daß die Bahn, so interessant sie auch, rein technisch genommen, ist, ein ästhetisches Schreckensbild bietet. Sie ist gleichsam nichts als Gerippe, sie zeigt weder Fleisch noch Blut, man hat sich begnügt, die Schienen an einander zu nieten, so wie es das technische Bedürfniß erforderte. Der eine Theil der Bahn ist Straßenübergangsbahn: hier überbrücken die Stützen in Hufeisenform die Straße, so daß dem spröden Schienenmaterial sogar Gewalt angethan zu sein scheint. Der andere Theil der Bahn überbrückt die Wupper: hier sind die Stützen schräg in Zapfen in die Ufermauerung eingelassen. Die Stützen wirken daher hier bedeutend besser, aber dafür ist die Art, wie an ihnen das Eisengerüst hängt, das die Schienenstränge trägt, als sehr unerquicklich zu bezeichnen. Zudem muß man bei diesem Oberbau eine bedeutende Materialverschwendung constatiren, die sich wohl daraus erklärt, daß ein Eisenwerk die Bahn auszuführen hatte. Das Schlimmste an der Bahn aber sind die Bahnhöfe, die einen geradezu hülflosen und jammervollen, oder auch komischen Eindruck machen und in ihrer lebhaften Bemalung an amerikanische Schaukeln erinnern.

Durch diese Bahn also ist das architektonische Gesammtbild von Barmen und Elberfeld, das ohnedies sehr ärmlich ist, noch ungünstiger geworden. Das Rathhaus von Elberfeld zwar „geht noch an“, macht sogar von weitem einen recht lebendigen Eindruck und verdirbt jedenfalls nichts, aber im Uebrigen sieht man in beiden Städten jene Architektur, wie sie uns die letzten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts bescheert haben, in besonders charakteristischen Beispielen: auf der einen Seite völlige Erstarrung und Verödung des Gemüthes zum Ausdruck bringend, auf der anderen unwahren Glanz und hohlen Prunk spiegelnd, zudem unpraktisch und endlich erbarmungswürdig unsolid. Da nun Barmen noch nicht einmal Canalisirung hat und die Reinlichkeit auch im Uebrigen zu wünschen übrig läßt, ist das Straßenbild dieser Stadt nicht gerade sehr anmuthend. Und dies ist um so überraschender, als die Lage der Stadt freundlich ist und die Umgebung landschaftlicher Reize durchaus nicht entbehrt. Die Höhenzüge sind theilweise bewaldet und fallen ziemlich steil ab, und die Wupper ist, wenn sie auch kein Tiber ist, ein zu Zeiten recht respectables Gewässer. Da nun aber die Industrie Barmens gerade in jüngster Zeit recht lebhaft geworden ist und die Stadt so außerordentlich rasch wächst, so ist wohl anzunehmen, daß mit der Zeit auch das architektonische Bild der Stadt eine ästhetische Verfeinerung und Bereicherung erfahren wird. Ist ja doch wahrhaftig nicht einzusehen, warum eine Industriestadt mit Nothwendigkeit häßlich und schmutzig sein solle, und zwar im 20. Jahrhundert. Glasgow beispielsweise hat sehr schöne Stadttheile, aber freilich hat sich hier die begüterte Bevölkerung ihre Wohnungen abseits von den Industrievierteln, im Westen der Stadt, errichtet, während in Barmen die Fabriken und Wohnhäuser mit auffallender Regelmäßigkeit abwechseln.

Kriegsliteratur.

Besprochen von Theodor von Sosnosky.

Wie zum Hohn auf die emphatischen Congresse und Enunciationen der Friedensliga schlagen die Völker im fernen Osten wieder einmal nach Kräften auf einander los, und auch in Europa herüben ist die Atmosphäre so stark mit kriegerischer Elektricität geladen, daß ein unvorsichtiger Funke genügen kann, eine Explosion von unabsehbaren Folgen herbeizuführen. In solch' kriegsschwangerer Zeit dürfen Bücher, die sich mit kriegerischen Dingen befassen, auf ein regeres Interesse von Seiten des Publicums rechnen als in friedlicheren Tagen.

Ein Buch, das sich so recht dazu eignet, den Leser mitten in die Gräuel des Krieges hineinzuführen, ihm zu zeigen, wie's im Kriege hergeht, ist Dr. med. Ryan's „Unter dem Halbmond, Erlebnisse eines Arztes bei der türkischen Armee im Feldzuge 1877/78“. (Stuttgart, R. Lutz, Memoirenbibliothek). Es ist die autorisirte, von H. von Natzmer herrührende Uebersetzung des englischen Originaltextes. Der Verfasser, der als blutjunger, kaum flügge gewordener Arzt gleich vielen seiner Landsleute sowie anderen nicht-türkischen Aerzten in den Sanitätsdienst des osmanischen Heeres eingetreten war, als es im Jahre 1879 zwischen der Türkei und Rußland zum Kriege kam, berichtet in diesem Buche von seinen Erlebnissen während des Feldzuges und thut damit nichts Ueberflüssiges, denn was er erlebt und zu erzählen hat, ist es werth, gelesen zu werden, um so mehr, als er den Krieg gerade an dessen interessantester Stelle mitgemacht hat, nämlich im Lager von Plewna unter Osman Pascha, dem gefeierten Helden von Plewna (dessen Bild dem Buche beigegeben ist). Er berichtet in anspruchsloser, gefälliger Weise, und man empfängt im Allgemeinen den Eindruck, daß er die Wahrheit spricht. Hier und da freilich hat es den Anschein, als ob er sich ein wenig herausgestrichen hätte, aber geradezu behauptet soll das nicht werden, jedenfalls geschieht es nicht in störend aufdringlicher Art. Eine ausgeprägte, starke Indi-

vidualität wird man in dem Buche allerdings vergeblich suchen, aber man kann das leicht verschmerzen, denn das Staffliche darin ist — wenigstens theilweise — schon interessant genug, und schließlich ist dieses doch die Hauptsache, auf die es vor Allem ankommt. Der Verfasser scheint eine heitere Natur zu besitzen, zum Mindesten als junger Mann zur Zeit des Feldzuges besessen zu haben, denn er hat sich von all' dem erlittenen Ungemach, van all' den Gräueln, deren Augenzeuge zu sein ihn sein Beruf täglich gezwungen, die Freude am Leben durchaus nicht verkümmern und keine Gelegenheit vorübergehen lassen, sie nach Kräften zu bethätigen, wobei er aus seiner Vorliebe für einen guten Trapfen, d. h. sehr vielen salcher Trapfen, keineswegs ein Hehl macht. Diese Lebenslust Angesichts des Todes dürfte für den Saldalen im Felde übrigens typisch sein und läßt sich sehr leicht erklären: wer mit der Möglichkeit rechnen muß, margen eine Leiche, ein elender Krüppel aber doch eine Beute von Schmerz und Jammer zu werden, der wird unbewußt die berühmte Harazische Lebensregel befalgen, der wird das weise ‚carpe diem‘ nach Kräften befolgen und das Heute in durstigen, wilden Zügen genießen, wenn ihm das Schicksal noch einen vollen Becher gönnt. Wie nahe der Tad in salchen Zeiten zu jeder Stunde droht, das beweist z. B. folgendes Erlebniß des Verfassers: Als er eines Tages von einem türkischen Officier mit Kaffee bewirthet wurde, schlug eine Granate so nahe bei ihnen ein, daß einer ihrer Sptitter dem Saldaten, der den Kaffee brachte, das Brett mit den Tassen aus der Hand schlug. Das focht die Beiden aber weiter nicht an, es wurde eben ein neuer Kaffee gebracht, und diesmal erfüllte er auch wirklich seine Bestimmung, abschon die Granaten auch weiter die Tafelmusik dazu besargten. Ein eigener, seltsamer Humar, dieser Humor des Schlachtfeldes: er schlägt seine Purzelbäume über blutigen Leichen ...

Am interessantesten wird das Buch dort, wo der Autor als Fachmann spricht und das grauenhafte Elend schildert, das in den Lazarethen geherrscht hat. Er schreibt darüber:

„Als ich in diesen Räumen meine erste Runde machte, sank mir der Muth vollständig. Zu meiner Hülfe hatte ich nne einige Jarra Baschis (etwa so viel wie Bader) und eine Anzahl Soldaten als Wärter. An Medicamenten jeder Art fehlte es gänzlich ... Das Schlimmste aber war, daß die antiseptischen Verbandmittel zu Eade gingen ... ich mußte als Bandagen farbige Stoffe (!) benutzen. Dadurch wueden die Wunden bald van einem erschreckenden Aussehen. Ich vermochte nichts zu thun, als auf den Knieen von einem der am Boden liegenden Kranken zum andeeen zu rutschen und den von Eitee und Blut durchweichten Unglücklichen die in den faulenden Geweben sitzenden Maden mit einem Instrument oder den Fingern zu entferaen. Oft und oft ... habe ich bei der Erneuerung des Verbandes an einer klaffenden Wunde unter der Watte ein ganzes Nest von Maden gefunden, die sich an dem Fleisch des lebendigen Mannes mästeten."

Noch furchtbarer als die sanitären Zustände im Lager van Plewna schildert der Verfasser die in Erzerum, wo er die letzten Monate des Krieges thätig gewesen war. Hier gesellten sich nämlich zu den unvermeidlichen Schrecken unzulänglicher Lazaretheinrichtungen nach zwei neue furchtbare Uebel: der Typhus und die Kälte. Von der 17000 Mann starken Besatzung starben im Durchschnitt täglich 200, an einem besonders bösen Tage sagar 302! Die Leichen wurden, da das Begraben in der festgefrorenen Erde den körperlich herabgekommenen Saldaten zu schwer fiel, haufenweise in Schlitten vor die Stadt hinausgeschafft und in den Schnee gelegt, wa sie alsbald eine willkommene Beute halbverhungerter Hunde wurden, die sich um das ekle Mahl wüthend balgten.

Auch der Verfasser selbst mußte der Seuche seinen Tribut zahlen und erkrankte am Typhus, genas jedoch noch vor der Uebergabe der Stadt an die Russen, mit denen ihn sein Beruf in der folgenden Zeit vielfach in Berührung brachte.

Obschon er die entsetzlichen Leiden des Krieges keineswegs in demaustrativer Weise hervorkehrt, und keinerlei Betrachtnugen über die Unmenschlichkeit des Krieges anstellt, sondern schlicht erzählt, was er mit angesehen hat, führt er diese dem Leser viel wirkungsvoller zu Gemüth als Baronin Suttner in ihrem vielgenannten Raman „Die Waffen nieder!"

Was er bei diesen Schilderungen immer wieder betont, ist die heroische Standhaftigkeit, mit der die türkischen Saldaten all' diese Leiden erdulbet haben. Ueberhaupt weiß er von ihnen nur Gutes zu berichten und faßt sein Urtheil über sie am Schlusse des Buches in folgenden anerkennenden Warten zusammen:

„Unverzagt im Unglück, klaglos unter den furchtbarsten Leiden, guten Muthes in jeder Lage, zeigten Officiere wie Gemeine während des ganzen Feldzuges den Charakter wahrer Helden."

Man könnte dieses hohe Lob leicht für eine Aeußerung parteiicher Sympathie halten, als dankbare Erinnerung an die alte Kriegskameradschaft: aber dieses Urtheil stimmt mit dem überein, was der bekannte Militärschriftsteller und gegenwärtige deutsche Corps-Commandant von der Galtz über das Türkische Soldatenmaterial gesagt hat, und der dürfte es doch gut kennen, denn er war bekauntlich als Reformator des türkischen Heeres Jahre hindurch in diesem thätig. Auch die physischen Varzüge dieses Materials kann der Verfasser nicht genug loben und erklärt, daß eine Menge Leute des kleinasiatischen Regiments, dem er zugetheilt gewesen, wahre Modelle männlicher Kraft und Schönheit abgegeben hätten, und zwar nicht nur in ästhetischer Hinsicht, sondern auch im Hinblick auf ihre Widerstandsfähigkeit und Gesundheit. Damals, alsa vor 27 Jahren, mag es sich ja thatsächlich so verhalten haben, heute ist die türkische Armee, und zwar gerade das Mannschaftsmaterial aus gewissen Bezirken Kleinasiens, venerisch arg durchseucht.

Die Uebersetzung ist gut; fehlerhaft ist es aber, wenn der Uebersetzer von der „slavanischen" Sprache der Bulgaren spricht und Plumpudding einmal mit Pflaumenpudding übersetzt.

Zeigt Dr. Ryan's Buch den Krieg von der socialen, menschtlich-persönlichen Seite, sa thut dies Fr. Regensberg in seinem Buche „Custoza" (Stuttgart, Frankh'sche Verlagsbuchhandlung 1904) von der historisch-militärischen. Jenes hat einen durchaus subjectiven Charalter, indem es persönliche Erfahrungen wiedergiebt, dieses ist vollkommen objectiv, denn es zieht blaß das Facit aus dem van der Geschichte und Militärwissenschaft gebatenen Material. Es ist aber auch in einem auderen Sinne abjectiv, im gewöhnlichen dieses Wortes, denn es hält sich völlig frei von jedweder Parteilichkeit und vertheilt Licht und Schatten, wie die Sache es verlangt, nicht wie die etwaige Sympathie aber Antipathie es thun könnte. Regensberg hat übrigens schon in seinem der Schlacht van Königsgrätz gewidmeten Buche diese wohlthuende Unparteilichkeit bewiesen. Daß er, nachdem er die Kämpfe Oesterreichs im Narden geschildert hat, nun auch die im Süden vornimmt, versteht sich zwar beinahe von selbst, ist aber darum nicht minder erfreulich, denn merkwürdiger Weise ist der Krieg van 1866 in der papulären Literatur im Verhältniß zu dem von 1870/71 bisher ein wenig stiefmütterlich behandelt warden, sa daß man eine gemeinverständliche Darstellung dieses so bedeutsamen Krieges mit Freuden begrüßen muß, um so mehr, als sich der Verfasser seiner Aufgabe in sa unparteilicher und dabei klarer und anschaulicher Weise entledigt. Im Vergleich mit Bleibtreu's bombastischen, anspruchsvollen Schlachtenbildern muß die schlichte Art Regensberg's doppelt sympathisch berühren, trotzdem seiner Darstellung jener individuelle Stempel fehlt, den Bleibtreu's Werke in so hohem Grade besitzen. Aber selbst wenn man ihm vielleicht den Vorwurf machen könnte, daß sein Buch eine persönliche Nate vermissen läßt, sa ist das ein Mangel, der gegenüber der herausfarderuden Individualität Bleibtreu's entschieden einen Vorzug bedeutet, denn salche Werke vertragen gar keine Eigenart beim Antor zweifellos besser als eine solche, die in ihrer Parteilichkeit selbst vor groben Unwahrheiten

nicht zurückschreckt ... Regensberg entgeht Dank seiner fast ängstlichen Objectivität auch der Gefahr, in den Doctrinarismus Friedjung's zu verfallen, eine Gefahr, die sehr nahe gelegen ist, da er sonst mit Vorliebe in dessen Fußtapfen wandelt. Eben darin aber, daß er sich trotzdem nicht auch Friedjung's persönliche parteipolitische Ansicht angeeignet hat, bekundet er, daß er kein sclavischer Nachbeter und Nachtreter ist, sondern ein kluger Eklektiker. Sein Buch ist eben ein klarer und gehaltvoller Extract aus den großen Werken über den Krieg von 1866, und als solcher sehr wohl geeignet, im großen gebildeten Publicum richtige Vorstellungen über die kriegerischen Ereignisse dieses bedeutsamen Jahres zu erzielen. Der billige Preis (ungebd. 1 Mk.) und die gefällige Ausstattung machen das kleine Buch für weitere Kreise besonders geeignet. Nicht auf der Höhe sind die eingestreuten Illustrationen von Lebrecht, so ziemlich das Einzige, was sich an dem Werkchen aussetzen läßt. Obschon ihnen eine gewisse Flottheit nicht abzusprechen ist, lassen sie an Feinheit der Ausführung doch selbst viel zu wünschen übrig; auch ist nicht recht einzusehen, warum der Zeichner die österreichischen Soldaten fast alle mit langen Nasen und alten Gesichtern darstellt? ... Für eine zweite Auflage, die dem Buche zu gönnen wäre, würde sich im Anhang zu den zwei Karten noch eine tabellarische Uebersicht der beiderseitigen Streitkräfte empfehlen, und zwar sollte bei den österreichischen Regimentern durch Beifügung ihres Ergänzungsbezirks auch ihre Nationalität angegeben werden; bei einem Staate, in dem die nationale Frage sowohl zur Zeit jenes Krieges als gerade wieder in unseren Tagen eine so wichtige Rolle spielt, wären diese Zusätze gewiß nicht überflüssig. Erwägt man, daß die Mehrzahl der österreichischen Südarmee aus ungarischen Regimentern bestand, das VII. Corps sogar ausschließlich, daß es somit an unzuverlässigen Elementen nicht gefehlt hat, und bedenkt man, daß die ungarischen Regimenter sich bei der Nordarmee nicht immer tadellos hielten, so darf man den Schluß daraus ziehen, daß es in erster Linie eben auf die Führung eines Heeres ankommt, daß das Bewußtsein, gut geführt zu werden, selbst unzuverlässige Elemente wieder auf den Weg der Pflicht führt.

Gleichfalls in die kriegerische Vergangenheit Oesterreichs führen uns die „Erinnerungen eines Ordonnanzofficiers Radetzky's" von Karl Graf Schönfeld, herausgegeben und bearbeitet von Karl Baron Torresani (Wien 1904, L. W. Seidel & Sohn). Der Verfasser dieser Aufzeichnungen hat als blutjunger Husarenleutnant den Doppelfeldzug Radetzky's gegen Carlo Alberto als Ordonnanzofficier des Feldmarschalls mitgemacht, und was er dabei erlebt hat, bildet den wesentlichen Theil des vorliegenden Buches. Doch fallen auch auf die Zeit vor dem Kriege und auf das Treiben im revolutionären Wien nicht uninteressante Streiflichter, zumal da der Verfasser Augenzeuge der bestialischen Ermordung Latour's gewesen und, weil er seiner Entrüstung über diese Unthat der Freiheitsfasler in drastischer Weise Luft gemacht hatte, selber der Gegenstand bösartiger Nachstellungen geworden ist. Er macht in seinem Buche bei diesem Thema die überaus zutreffende Bemerkung:

„Was die Leiter der Bewegung angeht, so verwandeln sie sich kaum durch die abgetrotzten Errungenschaften auf einen quasi-Rechtsboden gestellt, sofort aus Freiheitsschwärmern in Tyrannen, aus Agitatoren in Autokraten reinsten Wassers. Ich habe nicht nur damals, sondern auch oftmals seitdem die Erfahrung gemacht, daß auch der Liberalste nur zu einer maßgebenden Stellung zu gelangen brauchte, um dann ebenso absolut zu werden, wie irgend einer seiner Vorgänger im Amte."

Den geistigen Mittelpunkt des kleinen Buches bildet natürlich die Persönlichkeit Radetzky's, obschon dieser nur gelegentlich in Person auftritt, und was der Verfasser von dem großen Feldmarschall zu berichten weiß, ist, obschon er zu seinem Vortheil nicht in einen panegyrischen Ton verfällt und sogar kleine Schwächen des großen Feldherrn nicht verschweigt, das denkbar Beste. Unter Anderem schreibt er:

„Der Feldmarschall liebte es, seine Umgebung heiter zu sehen. Er war der wohlwollendste Freund der Jugend. Die Folge war unsererseits, nebst begeisterter Liebe und Anhänglichkeit, ein Pflichteifer sondergleichen, ein unbedingter Gehorsam, wie ihn drakonische Strenge nie erzielt haben würde. Darin bestand eben seine große Kunst, daß er ebenso in seiner nächsten Umgebung wie in der ganzen Armee einen Geist der Ritterlichkeit und Opferwilligkeit wachzurufen wußte, der ihm die Lösung seiner großen Aufgabe mündlich erleichterte. Vor der Begeisterung, welche die italienische Armee, vom General bis zum Gemeinen herab, erfüllte, durften es einzelne Mißgünstige ... nie wagen, ihr Haupt zu erheben. Es war Mancher unter uns, der vielleicht seiner Natur nach gerne böswillige Kritik geübt hätte; aber er mußte wider Willen dem Zauber eines Mannes nachgeben, welcher seine Befehle so zu formuliren wußte, daß der Gehorsam zu einem ihm erwiesenen Liebesdienste wurde ... Daß Radetzky war, wie er war, lag in seiner Natur, seinem Herzen begründet. Darum sind auch alle Jene auf falsche und unheilvolle Wege gerathen, welche nachahmen wollten, was eben nur ihm allein gegeben war. Er verstand es, das Gemeine zu sich emporzuheben, während seine Nachäffer zur Gemeinheit herabstiegen, in dem Wahne, sich auf diese Weise beliebt zu machen, und dabei untergingen. Darin liegt der Unterschied zwischen unwürdiger Popularitätshascherei und wirklicher herzinnerster Leutseligkeit."

Die letzten sehr richtigen Bemerkungen zielen offenbar auf Benedek, der das künstlich werden wollte, was Radetzky von Natur aus war. Daß der Verfasser damit nur seiner Ueberzeugung Ausdruck giebt, geht schon daraus hervor, daß seine Aufzeichnungen ursprünglich nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt gewesen und erst zwanzig Jahre nach seinem Tode erschienen sind. Uebrigens nicht in ihrem ganzen Umfange, denn auf die Veröffentlichung des ersten Theiles hat man einstweilen aus Familienrücksichten verzichten zu müssen geglaubt. Der Herausgeber, Baron Torresani, der das Buch mit einem warm geschriebenen Vorwort versehen und auch den Text, sicher zu dessen wesentlichem Vortheil, sorgfältig redigirt hat, bedauert diese Unvollständigkeit, denn die in jenem Theile der Memoiren gemachten Aufzeichnungen werfen, wie er sagt, „in der schlichten Wahrhaftigkeit ihrer Darlegungen so neue Lichter auf eine culturhistorisch bisher recht vernachlässigte Epoche, die vormärzliche, daß ihre Unterdrückung beinahe ein Raub an der Sittengeschichte Oesterreichs genannt werden muß." Indeß auch der vorliegende Theil der Memoiren mag einem österreichischen Taine einiges nicht zu unterschätzende Material für die leider noch ungeschriebene Cultur- und Gesellschaftsgeschichte Oesterreichs bieten, und wären es auch nur ein paar Körnchen.

Ist der Leser dieser Memoiren so unmodern, ein guter Oesterreicher, ein „Schwarzgelber" zu sein — Patriotismus gilt ja in Oesterreich für eine Schande und wird im Parlament verhöhnt und beschimpft —, dann wird ihn die Lectüre, soweit sie die Armee betrifft, mit einer gewissen Wehmuth erfüllen: die Armee Radetzky's, das war noch das stolze, wackere Heer, von dem der Dichter das große Wort sagen durfte: „in Deinem Lager ist Oesterreich!" Gleichviel, ob Deutscher oder Tscheche, Pole oder Magyare: dieses Heer war Eins, und darum hat es den Staat in schwerster Stunde vor dem Untergange gerettet. Wie sieht es dagegen heute aus! — Tempi passati! ...

Literatur und Kunst.

Neue Veröffentlichungen zur Literaturgeschichte der Schweizer.

Von Dr. Heinrich Ilgenstein (Berlin).

Im Jahre 1894 gab Jakob Baechtold eine ansehnliche Reihe von Briefen Gottfried Keller's heraus. Diese Briefsammlung ist seitdem in mehreren Auflagen erschienen, weist

aber, so reich und vielseitig sie auch ist, eine empfindliche Lücke auf. Sie führt uns wenig oder gar nicht in die Tiefen des künstlerischen Schaffens ein. Wir beobachten in ihnen Keller mehr als Menschen als als Künstler. Die einzigen beiden Dichter, mit denen Keller eine ausgedehnte Correspondenz unterhielt, waren Paul Heyse und Theodor Storm. Nur in dem Briefwechsel mit diesen Beiden trat Keller aus der Zurückhaltung heraus, die er seinen akademisch-literarischen Bekannten — von wirklicher Freundschaft kann selbst Männern wie Baechtold, Kuno Fischer und Emil Kuh gegenüber kaum die Rede sein — immer an den Tag legte. Aber gerade die Briefe, die Keller mit Paul Heyse und Storm gewechselt hatte, waren bis auf wenige Bruchstücke aus den Briefen Storm's von der Baechtold'schen Sammlung ausgeschlossen gewesen. Jetzt aber ist wenigstens der vollständige Briefwechsel zwischen Keller und Storm, von dem Literarhistoriker Albert Köster herausgegeben und erläutert, erschienen.*) Er bietet uns des Beachtenswerthen und Neuen genug, um eine wirkliche Bereicherung unserer Keller-Kenntniß darzustellen.

Keller und Storm haben noch jene echte Kunst des Briefschreibens besessen, die heutzutage wohl immer seltener geübt wird. Ich zweifle überhaupt daran, daß wir von den bedeutenden Dichtern unserer Tage einmal wirklich werthvolle Briefsammlungen finden aber besitzen werden. Und daran ist nicht nur die Vereinfachung der Verkehrsbedingungen, sondern vor Allem die veränderte pecuniäre Lage unserer erfolgreichen Dichter Schuld. Eine völlige Umgestaltung der Lebensbedingungen derselben hat in den letzten Decennien stattgefunden. Die Dichter von Ruf gehören heute — mögen sie nun gut oder schlecht sein — zur Geldaristokratie unseres lieben Vaterlandes. Man kann nicht sagen, daß sie sich hierbei immer in der besten Gesellschaft befinden, aber man sieht, daß sie Alle dies Geschick erträglich finden, denn man weiß kaum von Einem, der die Geldaristokraten meidet. — Es hat für die künstlerische Entwickelung eines von Hause aus vielleicht wirklich vielversprechenden Dichters doch etwas nicht Ungefährliches, wenn er gerade durch die Bethätigung seine Kunst so schnell zum Geldmann wird, wie das heutzutage geschieht. Bei unseren Dramatikern hat dies theilweise ganz besonders ungünstig gewirkt. Ein Dichter in der kleinlichen Sorge um das tägliche Brod ist ein trauriges und selten Großes verheißendes Bild, ein Dichter im Luxus und Wohlleben wird aber leicht das Empfinden für das Einfache, das nun einmal das Lebenselement aller echten Kunst ist, verlieren. So wohnt auch im Luxus mehr Uebersättigung als die Ruhe und die Beschaulichkeit, welche noch Dichter wie Keller, Mörike und Storm zu Briefschreibern im besten Sinne des Wortes machten.

Wenn ich an so manche unerfreuliche literarische Erscheinung unserer Tage denke, berührt es ganz eigenartig, zu sehen, mit welch' wonnigem Behagen in dem vorliegenden Briefwechsel Storm und Keller dem inneren Genusse des Augenblickes auch mit der Feder in der Hand lebten.

Keller hat freilich beispielsweise mit der Familie des Wiener Professors Exner viel gemüthvollere und humorvollere Briefe gewechselt. Aber auch in diesen Briefen Keller's an Storm zeigt sich der große Schweizer so natürlich und so ganz in seiner Art, daß die Lectüre derselben ein seltener Genuß ist.

Derjenige, der diesen reizvollen Briefwechsel eröffnet, ist charakteristischer Weise Theodor Storm**), welcher am 27. März 1877 in seiner Freude über die in der „Rundschau" erschienenen „Züricher Novellen" einen Brief an Keller schrieb. Der Gedanke, daß sich zwei Zeitgenossen wie Keller und Storm, wenigstens auf diese Weise näher traten, lag gewiß nahe genug. Von Keller selbst wäre freilich eine solche Anregung kaum ausgegangen. Ihm wäre es nie eingefallen, an Jemanden zuerst zu schreiben. Das ist nicht Stolz, sondern eine ganz natürliche Folge seiner, ihn sehr auf sich selbst hinweisenden Lebensumstände und die natürliche Zurückhaltung dessen, der große Strecken seines Lebens als einsamer Wanderer zurückgelegt hat. So hatte sich ja auch Konrad Ferdinand Meyer angelegentlichst um die Freundschaft Keller's beworben. Aber auch diesem Landsmann gegenüber trat Keller nie aus einer gewissen Zurückhaltung heraus. So heißt es bezeichnender Weise in einem Briefe Keller's an Storm gelegentlich der Uebersendung einer kleinen Anthologie, die auch Stücke von Keller enthielt: „An Meyer's Versen aber wird Ihnen gleich der ungewohnt schöne und kernige Ton auffallen. Es ist ewig schade, daß er mir für den persönlichen Umgang verloren ist. Allein ich bin in diesem Punkte starr und intraitable. Sobald ich am Menschen dieses unnöthige Wesen und Sich-mausig-machen bemerke, so lasse ich ihn laufen." Auch bei Baechtold, dessen ewiges Ausfragen Keller übrigens unleidlich war, hatte ein ganz geringfügiger Anlaß genügt, um sich von ihm zurückzuziehen. So war es gewiß nicht immer leicht, mit Keller in gutem Einvernehmen zu bleiben.

Wirklich eingehend über sein künstlerisches Schaffen hat sich Keller wohl nur als Briefschreiber ausgesprochen. Der Briefwechsel mit Heyse dürfte einst in dieser Hinsicht eine zweite, vielleicht noch reichere Fundgrube werden. Aber auch der Briefwechsel zwischen Storm und Keller ist, wie aus manchen Briefstellen ersichtlich, für das Schaffen beider Künstler gelegentlich von positivem Einfluß gewesen. Gleich in dem ersten Briefe Storm's an Keller bittet Storm den Schweizer in der schönen Geschichte von Johannes Hadlaub, die soeben in der „Rundschau" erschienen war, die Liebesscene zwischen Fides und Johannes, die Keller in der ersten Fassung mit einer beiläufig referirenden Zeile abgethan hatte, doch im Interesse der Dichtung breiter auszugestalten. „Die treuliche und freundliche Vermahnung, die Sie mir wegen Hadlaub und Fides geben," antwortet Keller auf diesen Brief, „befremdet mich nicht, weil die Geschichte gegen den Schluß wirklich überhastet und nicht recht ausgewachsen ist. Das Liebeswesen jedoch für sich betrachtet, so halte ich es für das vorgerücktere Alter nicht mehr recht angemessen, auf dergleichen eingehend zu verweilen, und jene Form der Novelle für besser, wo die Dinge herbeigeführt und alsdann sich selbst überlassen werden, vorausgesetzt, daß doch genugsam zwischen den Zeilen zu lesen sei. Immerhin will ich den Handel noch überlegen; denn die Thatsache, daß ein lutherischer Richter in Husum, der erwachsene Söhne hat, einen alten Kanzellaren helvetischer Confession zu größerem Fleiß in erotischer Schilderei auffordert, und zwar auf dem Wege der kaiserlichen Reichspost, ist gewiß bedeutsam genug!" In der Antwort hierauf aus Husum heißt es dann: „ ... aber über die Eselsbrücke des Alters kann der schleswig-holsteinische Richter den helvetischen Kanzellaren unmöglich so entschlüpfen lassen ... Will er sich noch mit Liebessachen abgeben, so soll er auch dieses Mal wahrhaftig standhalten ..." Und in der That hat die zweimalige Mahnung bei Keller Boden gefunden; er hat die Hadlaubnovelle, ehe er sie aus der „Rundschau" in die Buchausgabe von 1878 eingehen ließ, noch gründlich durchgearbeitet, und da, wo es früher etwas wortkarg am Schlusse der Novelle nur hieß: „und über diesem Spiele fielen sich die zwei großen Leute um den Hals und wurden ohne weitere Verhandlungen einig, daß sie wollten Eheleute werden", spielt sich jetzt — ein Erfolg der Anregungen Storm's — eine reichere und schönere Liebesscene ab.

*) Verlag von Gebrüder Paetel, Berlin.

**) Regierungsrath Wilhelm Petersen in Schleswig, der intime Freund Storm's, hatte im Jahre 1876 in Bormio den Verfasser des „Grünen Heinrich" kennen gelernt. In die nordische Heimath zurückgekehrt, ruhte Petersen, wie er selbst in der „Gegenwart" (Bd. 43) erzählt, nicht, bis auch Freund Storm mit einem Brief in Zürich anklopfte.

Auch in anderen Dingen ist Storm für Keller im Verlaufe dieses reizvollen Briefwechsels nicht ohne Einfluß gewesen; doch nicht immer und mit Recht ist Keller den künstlerischen Anregungen seines nordischen Freundes gefolgt. Wenn Storm am Eingang der prächtigen Keller'schen Novelle „Dietegen" die köstliche Geschichte mit dem Farbentopf nur als eine störende Episode ansieht, die er deßhalb entschuldigt, weil nach Goethe „der Dichter auch einmal seinen Spaß haben müsse", so ist das ein Beweis dafür, daß Storm bei aller Bewunderung für Keller diesen gerade in seiner Eigenart nicht ganz versteht. Keller hatte eben eine schier unerschöpfliche Erfindungsgabe; er ist in dieser Hinsicht vielmehr Original als etwa Storm oder Heyse und vielleicht, was die Erfindung anbetrifft, reichste Genie von allen deutschen Erzählern überhaupt.

Auch auf viele Aenderungen für die Umgestaltung des „Grünen Heinrich" ist Storm durch manchen Rathschlag, die er in diesen Briefen dem Meister Gottfried ertheilt, von Einfluß gewesen. Die Erwägungen über eine Umarbeitung resp. Fragmentirung dieses Romans hatten ja Keller sehr lange beschäftigt. Seit April 1871 tauchen sie in seinen Briefen auf. Mit Emil Kuh, dem Verleger Weibert, dem Regierungsrath Wilhelm Petersen*) hatte Storm schon vorher über seine Pläne correspondirt. Nun wendet Keller sich auch an Storm, den „Mann am fernen Nordmeer", wie er ihn nennt. „Wenn Ihnen," schreibt Keller über den „Grünen Heinrich" an Storm, „kurzweg eine Ansicht entspringt, so denken Sie ein Bißchen an mich; aber bei Leibe machen Sie keine Umstände, und am wenigsten nehmen Sie die alte Schwarte selbst wieder vor bei diesem schönen Sommerwetter." Wenn Keller hier von der ersten Ausgabe seines „Grünen Heinrich" als einer „alten Schwarte" spricht, so ist das um so bezeichnender für ihn, wenn man weiß, wie diesem zurückhaltenden und im Leben nicht selten stolzen Manne jede Zierrerei völlig fern lag. Den strengen Maßstab, den Keller an andere Künstler legte, legte er in der natürlichen Bescheidenheit eines großen Künstlers, der weiß, daß Genie ein unverdientes Geschenk der Natur und kein Verdienst ist, vor Allem — in dem Briefwechsel giebt es viele Belege dafür — an seine eigenen Schöpfungen.

Was nun die Neugestaltung des „Grünen Heinrich" anbetrifft, so hatte fast jeder Urtheilsfähige auf Befragen Keller von seinem Unternehmen abgerathen. Und in der That ist bei solchen Ueberarbeitungen zumal, wenn eine Reihe von Jahren seit der ersten Conception verflossen, wirklich Befriedigendes selten herausgekommen. Auch Storm drückte in seiner Antwort an Keller gewichtige Bedenken gegen das Unternehmen des Züricher Freundes aus. Aber Keller blieb standhaft und ließ sich durch keine Einwendungen stören, und als dann die neue vierbändige Ausgabe herauskam, hatte er einen über alles Erwarten großen Erfolg.

Auch als Keller seine lyrischen Dichtungen neu herausgab, nahm Storm mit manch' einem und von Keller stets gut aufgenommenen Rathschlag fördernden Antheil. Aber nachdem der neue Gedichtband erschienen war, suchte sich Storm, der von sich selbst in einem Briefe an Keller sagt, daß er im Punkte der Lyrik ein mürrischer, griesgrämiger Geselle sei und „daß es auch den Meistern darin höchstens ein halbes, allerhöchstens ein Dutzend Mal gleiche," sechs Gedichte aus, die er für seine Lieblinge erklärte, während er eben durch diese Auswahl an den anderen eine gewiß nicht immer unberechtigte Kritik auszuüben schien. Obwohl nun Keller von seinen Gedichten stets nichts weniger als mit Stolz gesprochen hat, soll ihn diese einschränkende Anerkennung Storm's sehr verletzt haben. Adolf Frey, einer der besten Kenner Keller's, verbürgt sich dafür, daß dies Urtheil Storm's der Grund dafür gewesen ist, daß die Briefe Keller's an den Husumer Dichter jetzt immer kühler und seltener werden. Im Allgemeinen werden hieran wohl auch die bei Keller nur zu bald eintretenden Beschwerden des Alters und die herbe Abgeschlossenheit, in die Keller sich immer mehr zurückzog, Schuld gehabt haben.

Zudem kannte Keller, der mit seiner alles Andere als Heiterkeit spendenden Schwester Regula auf seinem „Bürgli" hauste, kaum die glückliche und nicht selten rührende Art würdigen, in der Storm, an der Spitze einer zahlreichen Familie und mit allen Angelegenheiten und Erlebnissen derselben auf das Engste verwachsen, von Verlobungen und Heirathen, von der schlichten Schönheit seines neuen Landhauses und von den Weihnachtsfesten in seiner Familie berichtet. Keller hat seinen glücklicheren nordischen Freund nie gesehen. Als Storm starb, hat Meister Gottfried der Witwe des Dichters sein Beileid ausgedrückt. Ueber den Verlust dieses Freundes hat Keller sich — wortkarg wie er im Alter geworden — jedoch nicht weiter ausgedrückt.

Wie Storm am Eingange des beschriebenen Briefwechsels aus der Ferne, so hatte ein anderer Künstler persönlich dem sich so sehr auf sich selbst zurückziehenden Altstaatsschreiber von Zürich eines Tages ganz einfach seine Freundschaft angeboten. Dieser war kein Geringerer als Arnold Böcklin. An einem Sommerabend des Jahres 1885 hat sich Böcklin, wie Adolf Frey in seinem kürzlich erschienenen, äußerst lesenswerthen Buche „Arnold Böcklin"*) erzählt, auf der „Meise" eingefunden, wo er ziemlich sicher war, den Gesuchten zu finden. So war Keller's lange gehegter, auch Storm gegenüber wiederholt ausgedrückter Wunsch nach dem Umgang mit einem wahrhaft schöpferischen Künstler wenigstens noch an seinem Lebensabend in Erfüllung gegangen. Wohl keinem Künstler seiner Zeit hat der an Allem oft nur zu herbe Kritik übende Böcklin eine so uneingeschränkte Bewunderung entgegen gebracht wie Gottfried Keller. Es war gewiß für Böcklin oft nicht leicht, mit dem herben Meister Gottfried in gutem Einvernehmen zu bleiben, denn dieser verstand wohl seinen Freunden Treue zu halten, aber nie war es seine Sache gewesen, im Umgang mit Anderen auch nur das kleinste Stück seiner Unabhängigkeit aufzugeben. Aber Böcklin, bei Weitem weniger spröde als Keller und conciliánter als dieser, wußte als echter Freund sich auch in die zuweilen ganz rasch umschlagenden Launen des alternden Dichters zu fügen. Er wußte, welch' feine Natur sich unter dieser rauhen Schale verbarg. Diese lange, im täglichen Verkehr geübte Freundschaft Böcklin's für Keller ist sicherlich dasjenige Erlebniß gewesen, das noch einmal etwas wie Sonnenschein auf den schon längst im Dämmern des Abends sich dahinziehenden Lebenspfad des Dichters fallen ließ. In dem eine außerordentlich schätzenswerthe Bereicherung der schon bestehenden Böcklinliteratur darstellenden Frey'schen Buche findet sich auch ein Capitel, in dem dieser Freundschaft Böcklin's mit Keller ein Denkmal gesetzt ist. Auch zu der intimen Kenntniß des alternden Keller's trägt dieser mit fast novellistischer Meisterschaft geschriebene Abschnitt des Buches bei. Hier liegt kein Gelehrtenstaub über den Gestalten. Böcklin ging übrigens in seiner Zuneigung zu Keller schließlich so weit, daß er von Männern, gegen die dieser mit Recht oder Unrecht etwas hatte, überhaupt nichts wissen wollte. Darunter mußte besonders Konrad Ferdinand Meyer leiden, der ein großer Bewunderer Böcklin's war und die persönliche Bekanntschaft des Malers ersehnte.

Allen Freunden Konrad Ferdinand Meyer's mögen die Erinnerungsblätter empfohlen sein, die die Schwester des Dichters, Betsy Meyer, ihm widmet.**) Sie sind mit einer Anschaulichkeit geschrieben, die oft an die Kunst des Bruders

*) Vgl. Gegenwart, Bd. 43, S. 389—391.

*) Arnold Böcklin. Nach den Erinnerungen seiner Züricher Freunde von Adolf Frey. J. G. Cotta'sche Buchhandlung, Stuttgart.

**) Konrad Ferdinand Meyer. In der Erinnerung seiner Schwester Betsy Meyer. Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel.

erinnert. Manche auch von Keller nicht richtig aufgefaßte Seite des ja in gänzlich anderen Verhältnissen aufgewachsenen Dichters findet in dieser liebevollen Darstellung eine neue Erklärung. Wenn man Meyer's Lebenslauf an der Hand der Schwester verfolgt, stellt sich heraus, daß der „Grüne Heinrich“ mit seinen Entbehrungen und Illusionen vielleicht doch eine glücklichere Jugend hatte als der reiche Patriziersohn, und daß Keller ebenso wie Böcklin gewisse natürliche Folgen seiner Erziehung übersehen haben oder nicht sehen wollten.

Der Roman unserer Zeit?

Von Privatdocent Dr. E. Platzhoff-Lejeune (Genf).

„Den Roman unserer Zeit“ nennt der Verleger Richard Bong in Berlin das neue Buch, Edward Stilgebauer's „Götz Krafft, die Geschichte einer Jugend“ (Band I. Mit tausend Masten 416 Seiten; 4°, geb. 5 Mark). In seiner, einen Viertel-Meter langen Reclame-Anzeige führt er aus Privatbriefen von Freunden des Verfassers vierundzwanzig Zeugnisse zu seinen Gunsten in's Feld und nennt dreizehn andere große Namen, die sich „in ähnlichem Sinne äußern“. Balduin Möllhausen nennt den Verfasser mit einem kläglichen Blick auf sich selbst den Meister der deutschen Romandichtung; Wilhelm Walloth und August Niemann ziehen eine Parallele mit Goethe. Carl Bleibtreu, Felix Dahn, Paul Heyse, Julius Rodenberg, Clara Viebig, Friedrich Spielhagen — sie alle stimmen laut oder leise, zögernd oder begeistert, in den Jubelhymnus mit ein. Der Verleger wußte also, warum er zehntausend Exemplare auf einmal druckte.

Nur ein etwas zweischneidiges Lob auf dem Reclamezettel gab mir zu denken. Da schreibt Georg Engel: „Der Roman des intellectuellen jungen Mannes, wie wir ihn Alle erlebt haben oder hätten erleben können.“ Das ist nur zu wahr und man kann kaum mit feinerer, grausamerer Ironie dem Buche die Originalität absprechen. Wie sagt doch Adolf Bartels im Vorwort seiner Luthertrilogie? „Gott dichtet besser vor, als der Mensch nachdichten kann. Wozu erst die dichterische Phantasie in Contribution setzen, wenn die Geschichte alles Nothwendige weit natürlicher und vollkommener bietet, als es der Dichter erfinden könnte!“ Das hat auch Stilgebauer gedacht. So erzählt er denn einfach sein Leben in vier Bänden: erster Band: Lausanne; zweiter: Berlin; dritter: München; vierter: Marburg. Ein Bißchen großen, geschichtlichen Hintergrund, auf dem sich das eigene Dasein wirkungsvoll abhebt, findet man ja immer. Bei Stilgebauer ist's der Tod des ersten Wilhelm und die Krankheit des dritten Friedrich: bei der Jüngeren wird's der Burenkrieg oder der russisch-japanische werden. Außerdem nimmt man noch ein paar bedeutende Ereignisse hinzu, die man gerade nicht erlebt hat, die aber doch am Wege liegen und sich irgendwo zugetragen haben. Nun soll einer kommen und sagen, es fehle an Lebenswahrheit! Das ist ja der große Vorzug des autobiographischen Stoffs: man operirt nur mit wirklichen Begebnissen. An geschichtlicher Treue kann es also nicht fehlen und die künstlerische Wahrheit wird wohl auch dabei sein!

Mit diesen Bemerkungen sollte nur zweierlei gesagt sein: daß es leicht ist, Bücher wie „Götz Krafft“ zu schreiben und daß es bedenklich ist, sein eigenes Ich so völlig entblößt in den Vordergrund zu stellen. Meine Bedenken gehen nur gegen das Genre und gegen die Reclame, die man ihm macht. Gegen Stilgebauer's Buch und Person ist sonst nicht das Geringste einzuwenden.

Eduard Stilgebauer hat in seinen bisherigen Publicationen sich vorwiegend mit älterer deutscher Literatur beschäftigt. Er hat in einer mehr als fünfjährigen Lehrthätigkeit an der Universität Lausanne im gleichen Fache das denkbar beste Andenken hinterlassen. Sein Roman berichtet uns freilich nicht von seiner dortigen Docenten-, sondern aus der Studentenzeit, dem Sommersemester 1888, wobei es natürlich ohne Entlehnungen aus der späteren Periode nicht wohl abgeht. — Eine Art Vorspiel bieten uns die ersten hundert Seiten, die von den letzten im Frankfurter Gymnasium verbrachten Stunden, der Entlassungsfeier und dem Abschied vom Vaterhause handeln. Der Blick, den wir in dieses väterliche Pfarrhaus thun, hat nichts Erbauliches. Man fühlt peinlich, daß hier ein freigewordener Sohn dem beschränkteren Vater vor der Oeffentlichkeit die Schläge wiedergiebt, die er privatim vor zwanzig Jahren dort empfing. Spielte Eugen Salinger auf dieses Vorspiel an, wenn er Götz Krafft als eine Auferstehung des Schiller'schen Idealismus feiert? Etwas mehr Großmuth, etwas weniger Rücksichtslosigkeit und falsch verstandene Lebenswahrheit wäre hier nicht vom Uebel gewesen. Man spürt zu deutlich, wie jede, auch die kleinste Aeußerung und Bewegung genau so sich ereignet hat und das hemmt den künstlerischen Genuß mehr, als es ihn fördert.

Wir kommen nach Lausanne. Die Schilderung dieses an Ereignissen aller Art überreichen Sommersemesters zerfallen sichtlich in drei Gruppen: Götz Krafft's Studentenleben und seine Freunde; seine Liebe zu Jeanne Ramuz; seine Rolle im Proceß der Kindesmörderin Bouchon.

Das Bild, das der Verfasser von dem deutschen Studentenverein in Lausanne entwirft, ist höchst unerfreulich. Es ist überdies nichts weniger als neu. Der militärische Conkneipant Schlippenstädt ist eine schon genügend bekannte Schauerfigur, so hochmüthig, frech und brutal wie nur möglich. Die andern Lümmel kommen nicht viel besser weg. Nur die Kneipe, bei der Götz mit seinem Frankfurter Freunde Bachhold seinen Beitritt erklärt, ist durch die Mischung deutscher und schweizerischer Elemente nicht uninteressant. Auf den unglücklichen deutsch-schweizerischen Verbindungsdiener hätten wir gern verzichtet: ist es denn so schwer, sich diese Dialectstelle von einem Kenner nachsehen zu lassen, statt den Armen solchen Unsinn schwatzen zu lassen? — Die Streiflichter auf die Vorlesungen und Hochschullehrer in Lausanne haben für uns in der Schweiz natürlich besonderes Interesse. Mit leichtverstellten Namen marschiren da die Theologen und Philosophen der Lausanner alma mater getreu und keineswegs idealisiert an uns vorüber.

Das Werthvollste aber und auch das für Götz Bedeutsamste aus diesem Lebenskreise ist die Freundschaft des Helden mit dem Mannheimer Löwenfeld, den uns Stilgebauer erst doch gar zu selbstbewußt und sicher schildert, nachher aber in äußerst sympathischer Weise auftreten läßt. Hier fallen gute Streiflichter auf die Lage des Judenthums in Deutschland und die akademischen wie militärischen Standesvorurtheile. Die Begegnung Schlippenstädt's mit Götz, in Löwenfeld's Begleitung, sowie die rohe Anrempelung des Juden, das Pistolenduell in St. Gingolph und Löwenfeld's Tod — das Alles ist von dramatischer Lebendigkeit und mit glücklicher Hereinziehung des Landschaftlichen farbenfrisch, zum Theil ergreifend geschildert, obschon es ohne Unwahrscheinlichkeiten nicht abgeht.

Götz läßt sich durch dieses tragische Jugenderlebniß nicht in seiner Liebe zu Jeanne Ramuz beirren. Diese wunderbare Buchhändlerstochter mit ihrer berückenden Schönheit und ihrem heißen Blute hat etwas entschieden Italienisches und paßt schlecht als Typus der nachdenklichen und vorsichtigen Waadtländerin. Stilgebauer hat offenbar das äußere, ungezwungene Sichgehenlassen der Schweizerin für ein geschlechtliches Entgegenkommen genommen, das ihr ganz fern liegt. Die drei Frauentypen des Romans Yvonne Dufour, Adèle Gonjallaz, Jeanne Ramuz, alle haben ihr Abenteuer mit dem Manne in einer Weise bestanden, die auch liberalen Anschau-

ungen zu weit gehen dürfte. Schade, daß der Dichter nicht aus reinem Gerechtigkeitsbedürfniß und um des psychologischen Reizes willen eine Frauengestalt der Waadt zu zeichnen unternommen hat, die nur halbwegs typisch wäre. Genug, Jeanne Ramuz gelingt es, den steifen Deutschen in ihre Netze zu ziehen, aber im entscheidenden Augenblick, als sie die Arme zur engsten Vereinigung nach ihm ausstreckt, findet Götz in völlig glaubhafter Weise durch eine schmerzliche Vision den Muth zur Flucht und zur endgültigen Absage.

Er sieht die Leiche Adèle Gonjallaz' vor sich, jener gefallenen Tochter seiner Hauswirthin, die ihr Kind (das Kind eines deutschen Studenten!) auf dem Lande bei einer Engelmacherin ahnungslos unterbrachte und plötzlich den mißhandelten Leichnam des Lieblings findet. Wie sie ihn schreiend ihrer harten Mutter bringt, sich im See ertränkt, um der Schande und dem Jammer zu entgehen, wie sie von Götz aufgefunden wird und wie Götz nun im Widerspruch mit der Mutter Alles in Bewegung setzt, um die Wahrheit an's Licht zu bringen und die Engelmacherin den Gerichten zu überliefern, das lese man selbst nach. Der Proceß, die Rede des socialistischen Advokaten, der die Schuld von dem brutalen Weibe weg auf die brutalere Gesellschaft, auf die entmenschten Väter und Mütter wälzt, die ihre Kleinen auf solche Weise ermorden lassen, ist entschieden der Höhepunkt des Buches. Hier hat Stilgebauer Herzenstöne gefunden und den Leser um eine Erfahrung bereichert.

Ist darum Götz Krafft der Roman unserer Zeit? Ich glaube es nicht. Warum spannt man auch die Erwartungen des Publicums einem guten, aber doch nicht tiefen Buche gegenüber so unnöthig hoch? Stilgebauer ist zwar selbst daran schuld, wenn er im Vorwort hofft, „sein kleines Einzelschicksal solle sich allmälig zur Geschichte seiner Zeit auswachsen". Dazu gehört Anderes. Was Götz Krafft erlebt, sind Bereicherungen seines Menschenthums, Ereignisse, in die er zufällig und ganz äußerlich eingreifen muß; es sind keine Geisteskämpfe, die man von einem Studenten wohl erwarten könnte. Die paar Gründe, die Götz bei der Angabe des theologischen Studiums angiebt, zählen ebensowenig, als die kindlichen Plaudereien mit Löwenfeld über Literatur und Philosophie: auch der arme Stirner spielt dabei nur eine klägliche Rolle. Es ist überhaupt erstaunlich, wie gut es dem Verfasser gelungen ist, das Unreife dieses Bürschleins Götz Krafft nach sechzehn Jahren — instinctiv oder absichtlich — zu reconstruiren! Das Steife und Correcte des deutschen Studenten, das uns im Süden so sehr auffällt, sein Werthlegen auf Formen und äußere Eleganz, seine Sentimentalität und sein unerträgliches Pathos, seine Alleswisserei und sein Selbstbewußtsein hat der Verfasser sehr gut herausgearbeitet. Selbst im tragischsten Moment, als Götz die Leiche der unglücklichen Adèle in höchster Aufregung sucht, wundert sich dieser brave Egoist über seine rührende Selbstlosigkeit: „Es schlug halb acht . . . so lange war er also draußen gewesen . . . um einen Menschen, dem er innerlich nicht näherstand, von einer That der Verzweiflung abzuhalten!" Dem guten Götz ist auch gar nichts selbstverständlich!

Doch es kann ja werden. Haben wir doch noch drei Bände vor uns! Es wäre wirklich möglich, daß dieser Götz sich vertiefte und ein Mann würde, wenn er sich zusammen nimmt und einige Unarten ablegt. Als ehrlich strebender und warm empfindender Geselle hat er trotz einer gewissen Hölzernheit das Zeug dazu, denn er gehörte zu denen, die etwas erleben können — es sind ihrer nicht viele — und bei denen das Erlebniß haftet und Früchte bringt für ihr sittliches Leben und Aufwärtsschreiten. Wir haben Vertrauen in ihn und schätzen ihn mehr in Hoffnung auf das Kommende, als uns seine gegenwärtigen Leistungen imponiren.

Dem Verfasser aber nahen wir zum Schlusse noch mit einer Bitte, die den drei anderen Bänden seiner Biographie vielleicht zu Gute kommen könnte, er möge noch schärfer zuhören und schärfer das beobachten, was er schildert. Wenn uns Götz versichert, er beherrsche das Französisch wie seine Muttersprache und Stilgebauer läßt ihn in den wenigen französischen Sätzen, die gesprochen werden, ein Dutzend Fehler machen, so liegt hier ein Widerspruch vor. Auch typographische Irrthümer sollten vermieden werden, wenn man denn doch einmal das Milieu bis in alle Einzelheiten genau zu zeichnen beabsichtigt. Von der Localfärbung abgesehen liegen Beobachtungsfehler allgemeiner Art vor, die dem Ganzen umsonst Anschaulichkeit und Leben geben sollen. Wo in aller Welt pflückt man Stachelbeeren im April? Wann fährt eine Locomotive mit „schnaubenden Dampfwolken" bergab? Wann fliegt ein Häher aus einem Baume, unter dem schon eine Viertelstunde Reden gehalten wurden? Auch das „unstäte Flackern der Gasflammen" nähme sich sehr gut aus, wenn man nicht wüßte, daß in den schweizerischen Wagen elektrisches Licht brennt!

Das sind Kleinigkeiten; sie stören aber, wenn sie beharrlich wiederkehren. Doch der Verfasser hat ja noch Gelegenheit, sie gut zu machen. Daß es schwer sein wird, in den drei nach ausstehenden Bänden die unentbehrliche Steigerung zu ermöglichen, weiß er selber. Andererseits ist „Götz Krafft I", als Ganzes genommen nur Mittelgut, über das hinaus ein Fortschritt sehr wohl denkbar ist. Aber es ist trotz seines nicht originellen Styls ein frisches, lebendiges Buch, das man gerne in den Händen der Kommilitonen sähe und dessen feurige Begeisterung auch auf die Aelteren zwar etwas wehmüthig, aber doch erfreulich und wohlthuend wirkt.

Laokoon und Darwin.

Von Hermann Katsch.

Wenn bei einem plötzlichen ungewöhnlichen Ereigniß, einem Unfall oder Unglück die Menschen zusammenlaufen und sogar ohne helfen zu können oder zu wollen der Bergung eines Verunglückten beiwohnen, so kann man dies Drängen und Verharren nicht bloß Neugier nennen, die Menschen sind in solchem Falle nicht lediglich Gaffer. Es liegt vielmehr dieser Schaulust meiner Meinung nach etwas von demselben Willen zu Grunde, der uns in's Theater treibt. Wir haben eine große und complicirte Maschinerie zum Ausdruck unserer Gemüthsbewegungen in den Muskeln unseres Gesichts und damit correspondirenden Körperbewegungen — aber Erziehung und die gute Sitte der Selbstbeherrschung bringen uns sehr selten in die Lage, Neid, Haß, Verachtung, Zorn und wie die Leidenschaften alle heißen, die wir mimisch ausdrücken können, zu beobachten. Vielen gilt ja als Triumph modernster Erziehung das unbewegliche, keinen Gedanken, keine Empfindung verrathende Gesicht eines Yankee, und ich glaube, wenn die alten Griechen heute noch thätig wären, so würden sie an Stelle des durch die Leere des Ausdruckes tödtlichen Schrecken verbreitenden Medusenantlitzes einen nur an den Dollar denkenden Bürger der Vereinigten Staaten modelliren.

Das Unnatürliche unserer Selbstbeherrschung zwingt uns unbewußt dahin, wo wir noch etwas von dem durch ererbte Instincte uns so verständlichen Ausdruck der Gemüthsbewegungen erblicken könnten. Seit die Narkose erfunden ist, wird ja selbst dem Arzt für gewöhnlich der Anblick heftigen Schmerzes erspart — wenn es nicht gerade ein Zahnarzt ist — und in dieser unserer Zeit, die höchstens das Lachen als Veränderung unseres Ausdruckes zuläßt, muß man die Leute, die gespannt den Ausbruch eines heftigen Schmerzes bei einem Unglück, bei Begräbnissen u. s. w. beobachten wollen, nicht bloß der Neugierde zeihen. Trotzdem wir durch die

Gesittung eigentlich gänzlich aus der Uebung kommen, sowohl selbst ein Object zum Studium des Ausdrucks der Gemüthsbewegungen abzugeben, als auch den Vorrath an ererbtem Verständniß dafür durch häufige Beobachtung zu vermehren oder zu modificiren, trotzdem haben wir ein rasches Verständniß für eine große Stufenleiter von Ausdrucksformen des menschlichen Antlitzes, wenn uns einmal Gelegenheit gegeben wird, zu beobachten, was mit einem Menschen vorgeht, der unter zwingenden äußeren Gründen seine Selbstbeherrschung verliert und seine Empfindungen in ererbter Mimik äußert. Ich sage, wir haben heute noch ein rasches Verständniß dafür. Wie es einmal werden soll, wenn Anstand und Selbstbeherrschung unsere Gesichtsmuskeln mit eiserner Strenge beherrschen, weiß ich nicht. Es berührt ja schon jetzt komisch und traurig zugleich, wenn wir in den Räumen, in denen junge Menschenkinder zu Schauspielern abgerichtet werden, Momentaufnahmen eines in der Mimik besonders excellirenden Schauspielers erblicken. Unter der langen Reihe photographischer Bilder stehen Bezeichnungen wie Bosheit, Haß, Verachtung &c., und diese nie von einem inneren Gefühl hervorgerufenen Gesichtsmuskel-Combinationen bilden ein leuchtendes Beispiel für die jungen Mimen. Wie die großen Schauspieler derartiges nur vor der Erfindung der Momentphotographie lernen konnten!

Die dem Menschen zum Ausdruck seiner Empfindungen zur Verfügung stehenden Muskeln des Gesichtes, von denen einige Forscher sogar 55 angeben, bilden eben eine Tastatur, auf der zu spielen uns Allen durch eine lange Vererbung ermöglicht worden ist und es wird eine feine Seele auf feinen Muskelfasern am besten spielen können. Merkwürdig ist aber doch, daß diese Fähigkeit, unsere Empfindungen mimisch auszudrücken, bei allen Völkern und zu allen Zeiten für den Ausdruck desselben Gefühls dieselben Muskeln in Anspruch nimmt, und daß der Wilde und Civilisirte diese Sprache ohne Commentar sofort versteht. Ein berühmtes Beispiel dafür ist uns aus der römischen Kaiserzeit überliefert. Es kam einmal aus der Gegend um das Schwarze Meer herum ein asiatischer Herrscher mit Gefolge nach Rom, um Verträge mit dem Kaiser abzuschließen. Die Verlegenheit war groß, als es sich herausstellte, daß die Fremden eine Sprache redeten, die Niemand in Rom kannte. Um die Gäste zu beschäftigen, während nach einem Dolmetsch gesucht wurde, schickte man sie genau wie heutzutage in's Theater, und siehe da, die Leute mit der räthselhaften Sprache lachten und weinten mit den übrigen Zuschauern gleichzeitig, als ob ihnen nichts von dem Inhalt des dargestellten Dramas unverständlich geblieben wäre. Nun war ja allerdings die mimische Kunst in der Blüthezeit des kaiserlichen Roms zu außerordentlicher Entwickelung gelangt, zu einer Entwickelung, von der wir uns wahrscheinlich gar keine rechte Vorstellung mehr machen können, deren Wirkung wir aber vielleicht noch heute in der Geschicklichkeit spüren können, mit welcher durchschnittlich jeder Italiener einen Fremden versteht oder sich verständlich macht. Kurz, man entschloß sich damals, da thatsächlich kein der asiatischen Sprache Kundiger aufzutreiben war, die politischen Verhandlungen durch einen Schauspieler mit den Fremden führen zu lassen, und die Sache soll tadellos geglückt sein. Diese weder an eine Zeit, noch an ein bestimmtes Volk gebundene, sondern zu allen Zeiten allen Völkern gemeinsame Fähigkeit, bestimmte Empfindungen durch stets dieselben Muskelbewegungen auszudrücken, hätte eigentlich längst dazuführen müssen, der Ursache nachzuforschen, welche die Muskelbewegungen veranlassen. Der erste, der überhaupt darüber schrieb, war der Maler Le Brun in seinem 1667 erschienenen Buche: Conférences sur l'Expression des différents Caractères des Passions. Seine Versuche, die Gründe für die Bewegungen der Gesichtsmuskulatur bei bestimmten Gefühlsäußerungen zu bestimmen, sind ohne jeden Belang. Erst 1806 stellte Charles Bell die engen Beziehungen fest, die zwischen den Bewegungen des Ausdruckes und denen der Athmung bestehen. Aber erst der Mann, der die größte Umwälzung im Denken des verflossenen Jahrhunderts hervorbrachte, Charles Darwin, ging diesem Gebiet mit der ihm eigenen Gründlichkeit und naturwissenschaftlichen Methode zu Leibe.

Bis zu Darwin war man überzeugt, daß die Arten, einschließlich des Menschen, in ihrem jetzigen Zustand in's Leben getreten sind. Und in dieser Ueberzeugung glaubte man, daß die mimischen Gesichtsmuskeln lediglich zur Hervorbringung eines Ausdruckes dem Menschen verliehen seien. Die Thatsache, daß die anthropoiden Affen genau dieselben Gesichtsmuskeln besitzen, machte es Darwin sehr unwahrscheinlich, daß die Muskeln lediglich dem Ausdruck dienen, und er hat in einer peinlich gewissenhaften, mühevollen Arbeit seine Studien auf diesem Gebiete niedergelegt in der Schrift: „Der Ausdruck der Gemüthsbewegungen bei Menschen und Thieren.“

Dies Buch ist vor einem Menschenalter erschienen, aber ich habe noch nie bemerkt, daß sich der Einfluß dieser Schrift etwa in der Methode, ein Kunstwerk zu besprechen, gezeigt hätte. Und doch müßte man gerade darin einen Unterschied sehen und einen Fortschritt gegen die lediglich nach ästhetischen Gründen urtheilende ältere Kritik. Lessing konnte dem Laokoon nicht anders gerecht werden, als daß er sein ererbtes Empfinden, welches ihm andeutete, „Laokoon schreit nicht“, darauf zurückführte, daß die Griechen nur das Schöne als Gegenstand künstlerischer Darstellung zuließen und einen schreienden Laokoon nicht modellirt haben konnten. Um seine Empfindung, daß Laokoon nicht schreit, mit Gründen zu stützen, bleibt Lessing immer bei der Betrachtung der Mundöffnung stehen, obwohl er einmal ganz nahe an die Stelle geräth, die uns nach Darwin genauen Aufschluß giebt. Lessing spricht nämlich einmal von dem Unterschied des in der Plastik nackten, in der Dichtung mit Priestergewand bekleideten und mit der Binde geschmückten Laokoon und sagt: „Die Binde ließ der Künstler fort, denn sie verdeckte die Stirn und die Stirn ist der Sitz des Ausdruckes.“ Das hätte ihn, wenn ihm irgend ein naturwissenschaftliches Werk für die Betrachtung der Einzelheiten des Gefühlsausdruckes zur Verfügung gestanden hätte, auf einen anderen Schluß gebracht, als bloß die Annahme, daß Laokoon's Mund zum Schreien nicht weit genug geöffnet sei. Denn der Querschnitt der Mundöffnung des Laokoonkopfes genügt vollständig, einen weithintragenden Ton auszustoßen, wie mir wiederholentlich Sänger, die ich darnach fragte, versichert haben. Man könnte sogar sagen, selbst einem lautschreiensollenden Laokoon hätten die Künstler schon deßhalb keine größere Mundöffnung gegeben, weil ein so bärtiger Mann auch bei voller Mundöffnung wegen des starken Barthaares keine große Mundöffnung zeigt; sie wären dem Eindruck der Natur in diesem Falle treu geblieben, trotzdem sie die überhängenden Haare im Stein nicht wiedergeben konnten, abgesehen davon, daß sie selbst im bärtigsten Gesicht die volle Form der Lippen als zum eisernen Bestand einer Physiognomie gehörig stets darstellten. Der Mund giebt uns thatsächlich keinen Aufschluß darüber, ob Laokoon schreit oder nicht. Wir müssen, um darüber in's Klare zu kommen, uns an Darwin anlehnen und zunächst die Veränderungen, die das Schreien im Gesicht bewirken muß, aufsuchen.

Der Schrei, der erfunden wurde als Mittheilung an Andere, um sie herbeizurufen, am häufigsten wohl zu Hülfe in Gefahr, kommt zu Stande, indem die Luft mit Gewalt aus den Lungen durch den Kehlkopf herausgestoßen wird. Zu diesem Zweck sucht die Brust einen festen Stützpunkt nach unten zu gewinnen, damit der volle Druck auf die Lungen nach oben wirken kann, d. h. der Brustkorb nähert sich dem Unterleib, dessen Muskeln sich straff spannen, dadurch muß die Tendenz vorherrschen, den Körper nach vorn zu krümmen, nicht ihn hintenüber zu biegen wie Laokoon. Nun hat das

gewaltsame Ausstoßen der Luft eine ganz charakteristische Wirkung auf die Muskulatur, die die Augen umgiebt: zum Schutz gegen Ueberfüllung aller Blutgefäße des Auges, die eintreten muß durch die Verlangsamung des Blutumlaufes in den Adern des Halses und Kopfes, die wiederum eine Folge der Auspressung der Luft ist, zum Schutz der Augen werden alle dieselben umgebenden Muskeln veranlaßt, sich zusammenzuziehen, um einen starken Druck auf das Auge auszuüben und so einen Gegendruck gegen die Blutüberfüllung herbeizuführen. Darwin sagt: „Die größte körperliche Anstrengung der Körpermuskeln führt nicht zur Zusammenziehung der Muskeln um die Augen, wenn nicht die Muskeln der Brust mit Austreiben oder Zusammenpressen der Luft in den Lungen in lebhafte Thätigkeit versetzt sind." Wir sehen nun aber beim Laokoonkopf die inneren Enden der Augenbrauen durch Muskelzug gehoben, von den Augen abgezogen, d. i. eine dem Zusammenziehen der Augenmuskulatur entgegengesetzte Bewegung ausführen. In der Zeit des Peter Cornelius, Schnorr v. Carolsfeld &c. war die Anwendung von Augenbrauen, deren innere Enden in die Höhe gehoben sind, geradezu zu einer Mode geworden, und ich erinnere mich an meinen Lehrer, der ein Schüler jener Zeit war, und bei dem ich in die Geheimnisse der vereidigten Historienmalerei eingeweiht werden sollte, des Oefteren den Rath empfangen zu haben: „Machet Sie die Augebrauele nur immer hübsch schräg nach obe, dees isch hischtorischer."

Dieses Heben des inneren Endes der Augenbrauen verbunden mit dem Falten der Stirnpartie in eine horizontal und vertikal gewulstete Masse, das giebt dem Kopfe den Ausdruck, den alle Menschen nachempfinden als den Ausdruck schweren Leidens eines gesitteten Menschen. Gerade diese Muskelbewegung, die ein hufeisenförmiges Faltenbild auf der Mitte der Stirn bewirkt und die aus verschiedenen gleichzeitig wirkenden Muskelbündeln entsteht, für die Darwin den gemeinsamen Namen der Gram-Muskeln erfindet, gerade diese war es, die Darwin die größte Schwierigkeit für die Erklärung bot, so daß er dabei fast zu der Ansicht kam, hier wären thatsächlich Muskeln vorhanden, die lediglich den Zweck hätten, durch ihr Zusammenwirken einen bestimmten Ausdruck herbeizuführen. Es ist sehr lehrreich nachzulesen, wie Darwin durch Experimente und beständige Beobachtung den Grund dieser uns vererbten, geläufigen, wegen der Complicirtheit des Vorganges aber unendlich schwer zu controllirenden mimischen Veränderung gefunden hat. Das Resultat seiner Forschung war, daß die Muskelgruppe, welche die Grammuskeln darstellen, die Antagonisten derjenigen Muskeln sind, welche beim Schreien und Weinen um die Augen herum in Thätigkeit treten. Wir haben also in der Stirn- und Augenpartie des Laokoonkopfes die bewußte Darstellung des Willens, dem Schreien, welches bei dem großen körperlichen Schmerz natürlich wäre, entgegenzuwirken. Mag man nun darin Ergebung in den Willen des Unsterblichen oder Mannhaftigkeit erblicken, jedenfalls liegt in der kleinen hufeisenförmigen Wulstung auf Laokoon's Stirn die ganze Erklärung für die Größe des Eindruckes, den das Bildwerk ausübt. Der höchste körperliche Schmerz drückt sich in der unwillkürlichen Haltung des Körpers aus, der als letztes Widerstandsmittel die Lungen bis zur äußersten Grenze mit Luft anfüllt, um ihn zur Ausführung irgend einer starken Bewegung geschickt zu machen und oben auf der Stirn der Kampf des Menschen gegen den Schmerz. Wir haben den Moment vor uns, in welchem Laokoon das Vergebliche seines Kampfes gegen den Willen der Götter, das Vergebliche seines Warnens vor Unglück einsehend zum letzten Male tiefseufzend athmet, um im nächsten Augenblick stöhnend zusammenzubrechen.

Lessing ging von einer absolut richtigen Empfindung aus; aber seine Zeit gab ihm nicht die Mittel, die Theile, welche die Empfindung in ihm erregten, zu erkennen. Es wäre frevelhaft, deßhalb an dem Werth seines Laokoon herum zu mäkeln; denn das lautere Streben nach Entwickelung der Wahrheit hat auf jeder Erkenntnißstufe unvergängliche Werthe gezeitigt; die Einzelheiten dürfen wir corrigiren.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Sein Lieb.

Von Wilhelm Föllmer.

„Bruder, Deine Liebste heißt?"

Lange lautlose Stille. Da rief der Eine: „Schröter, sei doch kein Frosch. Wir wissen's doch Alle, wie sie heißt." Er fing an zu singen, und der ganze Chorus fiel mit ein:

„Hilde, die soll leben, soll leben! Tausend . . ."

Da sprang Schröter wie von einer Tarantel gebissen auf und schrie mit hoher scharfer Stimme: „Nein, nein." Sofort verstummte der Gesang, und es herrschte wieder lautlose Stille wie zuvor.

Es war eine lustige Gesellschaft, und der Präside wollte die Fidelitas nicht unterbrechen lassen. Er sprang auf und sagte: „Wir haben zwar noch keine Bierleiche unter uns; aber eine Lebensleiche sitzt an unserem Tisch. Unter Lebensleiche verstehe ich einen Menschen, der keine Liebste hat. Wir wollen unserer Leiche Lebensöl einflößen. Schröter in die Kanne!"

Schröter stand auf, nahm sein volles Glas und stürzte in wenigen Secunden den ganzen Inhalt hinab und setzte sich schweigend wieder hin.

Die natürliche, jugendtolle Fröhlichkeit war durch Schröter's sonderbares Verhalten gestört worden. Sie ließ sich nicht erzwingen. Und da man hier Kneiptafelgesetze nur im Uebermuth lustiger Laune einführte, so mochte der Präside die Zeit seiner Herrschaft mit dem schrillen Abschluß fröhlichster Stimmung für beendigt betrachten. Er setzte sich auch schweigend hin.

Es waren acht junge Dorfschullehrer, die hier eine lustige Kneiptafel begonnen hatten. Sie waren ziemlich gleichalterig um 25 Jahre herum und allesammt unverheirathet. Alle vierzehn Tage kamen sie — mal in diesem, mal in jenem Dorfwirthshause — zusammen, und es ging immer munter bei ihnen her. Was nur heute der Schröter hatte. Er störte eigentlich die ganze Gesellschaft mit seinem eigenthümlichen Verhalten.

Da sagte sein Nachbar, um die peinliche Ruhe zu unterbrechen:

„Das nächste Mal, Schröter, kommen wir zu Ihnen nach Renitsch. Hoffentlich sind Sie dann in besserer Laune als heute; denn Ihre Hilde, pardon Fräulein Röhling, wird uns ja dann die Gläser füllen."

Schröter wurde roth vor Verlegenheit. Er fühlte, wie sich alle Blicke auf ihn richteten. So erwiderte er denn:

„Ich habe nichts dagegen, wenn das nächste Zusammensein in Renitsch stattfinden soll. Leider kann ich aber nicht dabei sein, da ich nicht mehr bei Röhling's verkehre."

„Aber warum denn nicht?" klang es unschuldig von einer Seite.

Schröter's Verlegenheitsröthe war gewichen. Er war jetzt bleich wie eine Kalkwand. Plötzlich sagte er brutal:

„Das können Alle wissen. — Die meisten Collegen haben wohl bereits davon gehört, daß ich die Absicht hatte, die Tochter des Dorfwirthes Röhling in Renitsch zu heirathen. Sie ist aber nicht würdig, eine Lehrersfrau zu werden. Ich hatte mich allerdings heimlich mit ihr verlobt. Die öffentliche Verlobung sollte bald erfolgen, und die Karten dazu waren bereits gedruckt und die Ringe gekauft. Da sagte sie mir eines Abends, daß sie mir noch etwas eingestehen müßte. Sie hätte es mir gleich sagen wollen, aber nie hätte sie es fertig bringen können. Es wäre aber jetzt ihre höchste Pflicht, mir endlich klaren Wein einzuschenken; denn sie wolle ihr Glück nicht auf einer heuchlerischen Lüge gründen. Und dann gestand sie mir mit kurzen Worten, daß sie, als sie kaum der Schule entwachsen, von dem Gutsinspector Rogge, der ja heute noch wegen seines wüsten Lebens hier in der Gegend in Aller Munde ist, vergewaltigt worden sei. Wenige Tage nachher war Rogge plötzlich spurlos verschwunden, und Niemand hat mehr von ihm gehört. Es thut mir ja um Fräulein Röhling leid. Aber ein Mädchen, das bereits ein Anderer besessen hat, kann ich doch nicht heirathen. Ich bin seit dem Geständniß nicht mehr mit ihr zusammengekommen, habe auch das Dorfwirthshaus in Renitsch nicht wieder betreten. Damit, denke ich, wird die Sache erledigt sein."

Der Sprecher sah dreist im Kreise umher, und seine Blicke erheischten Zustimmung von seinen Zuhörern. Aber Alle wichen seinem flackernden, stechenden Auge aus, und Niemand schien geneigt, ihm ein Wort des Mitleides oder der Anerkennung zu zollen. Da schaute er auf den, der immer der Lustigste in der Gesellschaft war, stets den Kopf voller Raupen hatte und deßhalb der geborene Kneiptafelpräside war. Vielleicht würde

er mit einem derben Witz die Sache erledigen und damit diese unheimliche Stille aufheben. Aber die Augen dieses vierschrötigen Gesellen am Ende des Tisches schossen Blitze der Wuth, so daß Schröter beschämt seinen Blick senkte und verlegen an seinem Schnarrbart zupfte.

Da schlug der Präside mit der Faust auf den Tisch, daß die ganze Stube dröhnte und die Gläser tanzten. Alle schauten ihn an. Aber das war ja gar nicht mehr sein Gesicht! Die Augen, aus denen sonst Jedem der Schalk entgegenlachte, zeigten das Feuer einer tiefen Entrüstung. Das Gesicht, auf dem sonst stets ein schelmenhaftes Lächeln spielte, war ehern ernst, wie aus Stein gehauen. Nur schien der Meißel die Linien des Gesichtes zu tief herausgegraben zu haben. Das Beben der Nasenflügel, das Zittern der Schnurrbartspitzen verrieth die Lohe eines Vulkanes hinter einer eisernen Maske.

Die Lippen öffneten sich. Aber die Zunge gehorchte noch nicht. Dann kam es herausgestürzt wie Felsblöcke aus einem Krater, denen die schäumende Fluth glühender Lavamassen folgt:

„Mensch, Schröter, haben Sie denn keine Spur von Ehre und Scham mehr in Ihrem Leibe! Sie meinen, die Dame sei nicht würdig, Ihre Frau zu sein! Nein, tausendmal zu schade ist sie für Sie! Wenn Fräulein Röhling Ihnen gegenüber geschwiegen, also gelogen und geheuchelt hätte, dann wären Sie glücklich und zufrieden gewesen. Sie stand aber sittlich hoch und wollte Klarheit und Wahrheit haben zwischen sich und ihrem künftigen Gatten. Wegen dieser bewunderungswürdigen sittlichen That erscheint sie Ihnen verabscheuungswürdig. Wenn Sie Ihr heimliches Verlöbniß mit Fräulein Röhling aufhoben, was geht das uns an. Was ihm sein Mädel in blindem Vertrauen in heiliger Stunde gestanden, das entblödet sich nicht dieser Mensch am Biertisch in schamloser Weise vor aller Welt zu enthüllen. Sie haben wahrlich keinen Grund, stolz darauf zu sein, daß Sie ein Lehrer sind. Sie sind eine Schande unseres Standes. Mir aus den Augen! sonst fliegt Ihnen mein Bierseidel gegen den Kopf, daß Ihnen Ihr Schädel noch lange darnach dröhnen und Sie daran erinnern soll, was es heißt, einem Menschen die Ehre abzuschneiden!"

Der Sprecher hatte sein Glas ergriffen und den Arm hoch erhoben. Er schien Willens, seine Drohung wahr zu machen.

Schröter war bei den wuchtigen Worten ängstlich zusammengesunken. Jetzt sah er sich scheu im Kreise um. Aber da war Keiner, der ihn durch einen Blick oder eine Bewegung zum Bleiben ermunterte. Und als er gar den drohenden Arm erblickte, übermannte ihn die Furcht, und wie ein geschlagener Hund lief er zum Zimmer hinaus.

Erst als er auf der Chaussee war, die nach Renitsch führt, kam er wieder zur Besinnung. Er mäßigte seinen Geschwindschritt; denn hier brauchte er sich nicht mehr vor Bierseideln zu fürchten. Aber die Worte, die er gehört hatte, waren ihm in die Seele eingebrannt, die wurde er nicht mehr los. Die äußere Furcht war verschwunden, aber in seinem Inneren da jagten und peitschten ihn die Furien. Wie sollte er die wieder los werden! Er war über eine Stunde gelaufen, da sah er vor sich im Zwielicht Renitsch liegen. Bei dem Wettstreit zwischen Tag und Nacht ließen sich die einzelnen Gegenstände nicht mehr unterscheiden. Nur in der Mitte des Dorfes erhob sich noch deutlich sichtbar der Kirchthurm und das einzige zweistöckige Haus im Dorfe, das Wirthshaus. Plötzlich leuchteten in diesem einige Fenster, als ob sie dem Wanderer winken und locken wollten. Da packte Schröter ein namenloses Sehnen. Er hatte nur den einen Gedanken: hin zu ihr und nieder zu ihren Füßen! Als er eilends diesem Ziele zustrebte, verließen ihn die Furien, und ein seliges Glücksgefühl stieg in seinem Inneren auf. Er hätte jetzt jenen Collegen, der ihm so wuchtig die Wahrheit gezeigt, dankbar die Hand drücken können, daß er ihn durch die Donnerrede auf den richtigen Weg gebracht hatte. Den Menschen, der so ruchlos handeln konnte, verachtete er selbst; denn er war jetzt ein Anderer wie gestern und ehegestern.

Und jetzt hinein zu ihr, seinem Glück, das er beinahe verloren, in furchtbarer Verblendung von sich gestoßen hatte. Er wollte gerade die Steinstufen des Wirthshauseinganges emporsteigen, als der Förster eilends herunterkam, Schröter unter dem Arme nahm und mit fortzog.

„Hören Sie, Schröter, ist denn die Geschichte von dem Inspector Rogge und Hilde, die Sie mir erzählt haben, wirklich wahr?"

Schröter riß sich entsetzt los und blieb stehen.

„Na, man nicht so hitzig; ich frage ja man bloß. Als ich jetzt zu der Hilde ein Bißchen zärtlich sein wollte, und sie nicht einmal duldete, daß ich sie um die Taille faßte, meinte ich, sie brauche vor mir keine Angst zu haben, ich würde es nicht gleich so machen wie Rogge. Da wurde sie kreidebleich, und dann sah sie mich so eigenthümlich an, daß ich es nicht ertragen konnte, und schnell machte, daß ich fortkam."

Schröter stieß einen unartikulirten gurgelnden Schrei aus und rannte weg, als ob der Teufel hinter ihm säße.

Der Förster blieb stehen, brachte seine kurze Pfeife in Brand und murmelte zwischen den ersten Zügen: „Sonderbare Menschen!"

Dann ging er kopfschüttelnd heimwärts.

Schröter war nach Hause gelaufen und auf einen Stuhl niedergesunken. Ein krampfhaftes Schluchzen schüttelte seinen Körper. Als das Weinen nachließ und er die Augen öffnete, fühlte er die Dunkelheit um sich wie einen furchtbaren Alp. Mit zitternder Hand suchte er die Streichhölzer. Endlich leuchtete die Lampe. Er wurde ruhiger.

Da hörte er, wie die Hausthür geöffnet wurde. Er schreckte zusammen, und kalt rieselte es ihm über den Rücken.

Rechts von der Hausthür führte eine Thür in die Schulstube, links die zu seinem Zimmer. Er horchte mit gespanntester Aufmerksamkeit. Sein ganzer Körper war Ohr. Nichts regte sich. Schon glaubte er, sich getäuscht zu haben, da kam es über den Hausflur geschritten, eine Hand fuhr suchend an der Stubenthür umher. Da faßte sie die Klinke, öffnete, und herein trat — Hilde Röhling.

Schröter stand wie festgebannt und stierte sie an wie eine Erscheinung aus einer anderen Welt. Hilde bewegte sich auch nicht. Wie lange sie so gestanden — Keines wußte es. Da löste sie den Bann und fragte, jedes Wort langsam und schwer sprechend:

„Willst Du Dich mit mir verloben?"

Da kam er zur Besinnung. Er hätte auf sie losstürzen, sie in seine Arme schließen mögen, aber ihre königliche Haltung, das wachsbleiche Gesicht, die sonderbare Gluth der Augen athmeten so unnahbare Majestät, daß er nicht einen Schritt näher zu treten wagte, sondern nur mit dem Kopfe nickte und ein leises „Ja" hauchte.

„Aber heute noch," sagte sie fest und bestimmt.

Er schwieg.

„Bitte, komm!"

Willenlos nahm er seinen Hut.

„Vergiß nicht die Lampe auszublasen," sagte sie, während sie zur Thür hinaus ging.

Wenige Secunden später war er an ihrer Seite. Beide schritten die Dorfstraße entlang dem Wirthshause zu.

In der Dunkelheit erschien sie ihm nicht mehr so unnahbar wie im erleuchteten Zimmer, und er wagte es schüchtern, nach ihrer Hand zu greifen. Sie zog sie mit kurzem Ruck weg und sagte scharf:

„Laß das!"

Schweigend gingen sie weiter. Als sie kurz vor dem Wirthshause waren, fragte Schröter ängstlich:

„Was soll ich Deinem Vater und Deiner Mutter sagen?"

„Nichts. — Geh nur in's kleine Zimmer, ich komme gleich nach."

Schröter saß fünf Minuten allein. Vergeblich versuchte er, das Mühlrad in seinem Kopfe zum Stillstehen zu bringen. Er war nicht im Stande einen Gedanken festzuhalten. Da ging auch schon die Thür auf. Lustig lachend kam Hilde hereingetänzelt, hinter sich Vater und Mutter herziehend:

„Da seht ihr ihn, den Ausreißer. Jetzt ist er wiedergekommen, und nun will er auch nicht mehr einen Tag länger warten. Er besteht eigensinnig darauf, daß heute noch die Verlobungsanzeigen abgeschickt werden. Da haben wir heute noch unsere Arbeit."

Schröter wußte nicht, was er sagen sollte. Heute war schon zu viel auf ihn eingestürmt. Es wirkte Nichts mehr auf ihn; selbst nicht die tänzelnde Lustigkeit Hilde's. Wie sollte er sich verhalten?

Er lächelte.

„Ach, Herr Schröter," meinte Vater Röhling, „ich hatte schon gefürchtet, es wäre Alles aus. Na, ich freue mich, daß Alles wieder eingerenkt ist. Es wird nicht der letzte Zwiespalt zwischen Euch sein. Möge die Spannung nie mehr so lange dauern, möge das Ende immer so sein: ein glückliches Wiederfinden." Damit nahm er die Hände Beider und legte sie ineinander. Schröter fühlte eine eiskalte Hand in der seinen. Er wagte nicht sie festzuhalten. Im schrillen Gegensatz zu dieser Hand stand der Mund, der übermüthig plauderte.

„Vater, was Du doch denkst. Wir zanken uns überhaupt nicht mehr, nicht wahr, lieber Paul?"

Schröter merkte, wie sie sich ihm zuwandte, aber ihre Augen an ihm vorüberblickten. Er lächelte.

„Lieber Herr Schröter," kam da die Mutter und reichte ihm die Hand, „Sie sind doch lieb, daß Sie uns vor dem Gerede der Leute bewahrt haben. Aber warum haben Sie es denn nun auf einmal gar so eilig?"

Schröter lächelte.

„Komm Alte, lassen wir sie allein: Sie werden sich viel mit einander zu erzählen haben, was wir nicht zu hören brauchen."

Mit diesen Worten drängte Röhling seine Frau zur Stube hinaus, und er ging hinterdrein. So wie die Thür in's Schloß fiel, war aus der lustigen Hilde die unnahbare von vorhin geworden.

Er wunderte sich darüber nicht mehr. Er lächelte. Sie brachte Tinte, Feder, Briefumschläge und Verlobungsanzeigen. Alles legte sie vor ihn hin. Dann fing sie an aus dem Gedächtniß zu dictiren. Er schrieb.

Zunächst kamen alle Bekannten im Orte. Als des Försters Name erklang, zögerte Schröter und fragte:

„Der auch?"

„Ja," lautete die kurze Antwort, und er schrieb willenlos wie in der Hypnose.

Dann kamen die Namen Derer, mit denen er heute Nachmittag zusammengesessen hatte. Auch da zauberte einmal die Feder. Zu fragen wagte er nicht. Sie wiederholte noch einmal klar und deutlich die Adresse und — er schrieb.

Als sie aufhörte zu dictiren, legte er die Feder weg, obwohl noch ein großer Theil der Verlobungsanzeigen nicht verbraucht war. Sie forderte ihn auch nicht auf weiter zu schreiben, sondern klebte schweigend

Dreipfennigmarken auf die adressirten Briefumschläge. Dann stand sie auf und meinte:

„Ich will sie noch zum Briefkasten tragen.“

Er nahm seinen Hut und begleitete sie. Bald standen sie vor dem blauen Kasten. Er wollte ihr einige Briefe abnehmen, aber sie hielt sie fest und steckte sie alle eigenhändig hinein. Als der letzte Brief in dem schmalen Spalt verschwunden war, athmete sie tief und schwer auf. Er konnte in der Dunkelheit nicht ihr Gesicht sehen, hörte aber den keuchenden Athem. Da faßte er abermals nach ihrer Hand. Aber schnell entzog sie sie ihm. Sie sagte kurz „Gute Nacht“ und wandte sich zum Gehen.

Wilde Verzweiflung, rasender Schmerz und glühende Liebe zerfleischten sein Herz. All' das klang wieder in dem Ruf „Hilde!“, den er ihr nachsandte.

Einen Moment blieb sie stehen. Dann rannte sie wie verfolgt die Dorfstraße entlang ihrem Elternhause zu.

Da schlich er taumelnd heim und warf sich angekleidet auf's Bett. Er war müde bis zur Ohnmacht. Aber kein Schlaf schloß ihm die brennenden Augen und träufelte den Segen der Ruhe in sein zermartertes Hirn. In seinem Schädel hämmerte es wie in einer Schmiedewerkstatt. Die wüthenden Worte des Collegen von der Kneiptafel dröhnten ihm wie Paukenschläge im Ohre. Dann sah er Kenitsch in der Abenddämmerung vor sich liegen. Da stieg plötzlich aus dem Wirthshause eine blendend helle, züngelnde Feuersäule zum Himmel empor. Als er dorthin eilte und in das brennende Haus eindringen wollte, saß vor der Hausthür der Förster in Gestalt eines Riesenlaubfrosches. Ein freches, cynisches Lachen zog sein großes Maul noch mehr in die Breite Als Schröter an ihm vorbei wollte, schnappte dieses Ungethüm nach ihm, daß er entsetzt floh. Dann hörte er, wie seine Hausthür vorsichtig geöffnet wurde. Schleichende Schritte näherten sich der Stubenthür. Eine Hand fuhr suchend drüberhin und drückte auf die Klinke. Er fuhr wild im Bette empor. War das Täuschung seiner überreizten Sinne oder Wirklichkeit? Er hatte nicht die Kraft und den Muth nachzuschauen und fiel matt und schlaff zurück auf's Bett.

Hatte er eine Ewigkeit gelegen oder fünf Minuten: er wußte es nicht. Er hörte einen markerschütternden Schrei, das Zuschlagen der Hausthür und das fliehende Laufen kleiner Füße vor seinem Fenster. Mit einem Satze war er zum Bette heraus. Es war heller Tag. Was hatten nur die Schulkinder, daß sie so schrieen und wegliefen! Er wollte sofort nachschauen und seine Stubenthür öffnen. Aber, was war das? Sie wurde von draußen zugehalten. Er rief hinaus: „Ihr sollt mal sehen, wollt Ihr gleich die Thür loslassen!“

Keine Antwort. Und doch wurde die Thür festgehalten. Er lehnte sich mit ganzer Kraft dagegen, stieß die Thür mit Gewalt auf und trat hinaus in den Hausflur. Da hing an der Klinke die Leiche seiner — Braut.

Die Schritte.

Von J. Boysen.

Der alte Beamte saß und lauschte auf die Schritte über seinem Haupt. Aus Rücksicht auf seine in dreißig Dienstjahren verbrauchte Gesundheit hatte man ihm ein eigenes Zimmerchen gegeben. Da dieses zufällig im Keller lag, saß er nun unterhalb der Schritte, deren Mittelpunkt er ein halbes Leben hindurch gewesen war.

Er kam sich wie lebendig begraben vor unter der niedrigen Decke, in dieser kleinen Schicht von Ruhe und Einsamkeit zwischen den zwei geölten Wänden, dem Gitterfenster und der eisernen Thür, welche den Raum gegen die Treppe hin abschloß. Man hatte ihn mit Registratur-Arbeiten — einer Altersversorgung gegen die Langeweile — beschäftigt, aber er konnte nichts thun. Der Blick versagte in dem ermüdenden Tasten durch das Dämmerlicht oder eine mangelhafte Beleuchtung, der Athem wurde ihm knapp. Und dann die Schritte...

Sonst hatte der größte Lärm ihn nicht gestört, selbst gegen Feierabend nicht, wenn die Copirpressen gehen, die Privatgespräche kühner und freier werden und das Jungeleute-Contor einem Stall voller Fohlen gleicht, welche die Zeit nicht abwarten können, in's Freie zu kommen. Kein Hin- und Herrennen, kein Stuhlrücken, Thür- und Bücherwerfen hatte ihn so nervös gemacht, wie er jetzt war — im Exil, unterhalb des Lebens.

Bei jedem Schritt, der über ihm hörbar wurde, fuhr er erschreckt empor, mit verhaltenem Athem seinen Ursprung und sein Ziel verfolgend. Jetzt, nun er unter ihnen saß, hatten die Schritte eine andere Bedeutung für ihn, als früher. Damals gingen sie ihn nichts an, betrachtete er sie nur ganz objectiv als geräuschvolles geschäftliches Triebwerk, wie zum Beispiel das Telephon, heute erschienen sie ihm individuell voll von der Gesinnung und Eigenart der Person, welcher sie angehörten, charakteristisch und ausdrucksvoll gleich dem gesprochenen Wort, dem Tonfall einer Stimme. Sie ersetzten die Mienen und Blicke, welche er nicht mehr sah, boshafte Bemerkungen, Lachen, hämisches Flüstern. Lauter Feinde, traten sie auf ihm, dem Unbrauchbaren, Abgesetzten, herum und machten sich über ihn lustig...

Faßte nicht Jemand die Thürklinke an? Der alte Beamte griff mit zitternden Händen nach der Feder. Oben wurde die Thür geöffnet und dröhnend wieder zugeschlagen.

Das sollte ein Witz sein, natürlich! Der sich entfernende leichtfertige, spielerische Schritt gehörte dem Lehrling, diesem Leichtfuß, der nichts als neue Tänze und Damencapellen im Kopf hat, reihum borgt und bettelt, aus der Woche sieben Feiertage macht und durch sein boshaftes Nachahmungstalent jeden Angestellten der Lächerlichkeit preisgiebt!

Ueberhaupt: diese Jungen und Modernen, für welche der liebe Gott ein Storchmärchen, das Leben ein Kinderspiel und das Alter eine Art Specialität ist, über die man sich amüsiren muß! Diese großmäuligen Neuerer und Besserwisser, die achselzuckend von Politik sprechen, aber nicht zwei Zahlen richtig addiren können...

Ein anderer Schritt: ein elastischer, selbstbewußter in leicht knarrenden Stiefeln, ein gefürchteter Schritt, von dem Glück und Unglück, Bleiben oder Entlassung abhängt!

Der Director! Der alte Mann duckte sich unwillkürlich.

Was hatte der Herr Director doch zu ihm gesagt, als er ihm zum 25jährigen Jubiläum beglückwünscht und mit der goldenen Uhr nebst Kette beschenkt hatte? „Und nun, alter Freund, treten Sie gewiß bald in den wohlverdienten Ruhestand?“...

Er und „Ruhestand“! Wovon denn? Pension gab es nicht! —

Die Brillengläser wurden ihm feucht, eine unsägliche Bitterkeit quoll in ihm empor. Sein Lebtag hatte er nicht so viele gehässige Gedanken gehabt, wie hier unten. Ueber die Wunden von allerlei Kränkungen und Nadelstichen waren sonst das Tagesgespräch und die Tagesinteressen hinweg geplätschert und hatten das Gift nicht wirken lassen. In der Einsamkeit aber dachte sich's gut nach, da schlug Alles aus, was noch Wurzel hatte und die bösen Erinnerungen gediehen im Keller wie Schwamm und Pilze.

Des alten Mannes Stirn röthete sich vor Wuth: ein tactfester, wuchtiger, brutaler Schritt ging über ihn hin. Das war der Procurist, der ihn geknechtet und chicanirt und ihm, wo er konnte, einen Stein in den Weg gelegt hatte, weil er einen Rivalen in ihm fürchtete...

Jetzt kam sein Nachfolger im Amt. Wie vergnügt er ihm auf den Kopf trat, wie energisch er die Absätze einbohrte!

Der Mann hatte es schlecht gehabt. Er war vor sechs Jahren, als eine schwere Lungenentzündung einen endgiltigen „Ruhestand“ zweifellos erscheinen ließ, als sein Stellvertreter engagirt worden. Solange hatte er sich nun schon herumgedrückt und gelauert, daß der ihm bestimmte Wirkungskreis frei werden sollte. Kein Wunder, daß er, nun es endlich so weit war, wichtig und sicherer auftrat...

Wieder Einer, behende, flink, kaum den Boden berührend! Sicher das schwatzhafte Schreiberlein, welches an Keinem ein gutes Haar läßt und sich wahrscheinlich wieder irgendwo festgeklatscht hatte!

Ist es die dumpfe Kellerluft, die Schwindel verursacht, sind es die wühlenden, unaufhörlichen Schritte, die Kopfschmerzen machen? Der alte Beamte nimmt die Brille ab, schließt die matten Augen, welche bereits Grün als Blau und 4 als 1 sehen, und stützt den Kopf in die Hand. Das Herzklopfen wird stärker, die Athemnoth größer, der Angstschweiß bricht ihm aus. Der Anfall droht schlimm zu werden...

Ueber ihm jagt und hastet das Leben, traben, scharren, stampfen und klappen die Schritte! Laut und leise, leicht und schwer, bedeutsam und gleichgiltig kommen sie, laufen über ihn hin, entfernen sich und verstummen. Gegen Geschäftsschluß veranstalten sie ein wildes Wettrennen nach frischer Luft und Freiheit. Dann nehmen sie allmälig ab, ein paar Nachzügler fliegen noch über das Parquet, und Ruhe tritt ein.

Feierabend! Der letzte Schritt kommt! Durch die verlassenen Räume schlorrt in Riesenpantoffeln die Reinmachefrau, leert die Papierkörbe und wirbelt mit ihrem Besen den Staub auf, der sich in den Ecken auf Regalen und Folianten ein anderes gemüthliches Plätzchen sucht.

Als der alte Beamte aus seiner Ohnmacht erwacht, ist es spät geworden. Er packt seine Arbeit zusammen, nimmt den Hut, dreht gewissenhaft das Licht aus (erfreut, daß er es nicht, wie so häufig schon, vergißt) und tastet sich mit gichtsteifen Beinen im Dunkeln die Kellertreppe hinauf.

Oben ist es öde, leer, todt! Die Pulte sind ordentlich abgeräumt, die Geldschränke stehen in eiserner Reserve und Verschlossenheit. Wie ein entseelter Körper liegt der schweigende Raum mit den abgestorbenen Gliedern seiner hunderterlei täglichen Gebrauchsgegenstände ringsum. Eine im Zugwind flackernde Straßenlaterne jagt ihren unruhigen Widerschein an der Tapete bis zur Decke hinauf.

Der alte Mann erreicht mühsam den Ausgang. Ihm ist nicht wohl, das Gehen wird ihm sauer. Mit schwacher Hand drückt er auf die Thürklinke — einmal, zweimal! Er fühlt die Herzbeklemmung von vorhin wiederkehren und klopft und rüttelt angstvoll an der Thür...

Kein Schritt kommt, Niemand antwortet. Die Thür bleibt zu. Man hat ihn vergessen, eingeschlossen.

Aus der Hauptstadt.

Von den großen Berliner Sommerausstellungen.

II.

Interessanter, als Vieles von den Werken der älteren und ältesten Künstler auf der „Gr. B. K.“, die natürlich neue Bilder malen, ohne dabei Neues zu sagen, was ja mit den Jahren immer schwerer fällt, ist, was jüngere noch in der Entwickelung begriffene zu zeigen haben.

Da fesseln denn unter den Landschaftern besonders die zahlreichen Kallmorgen- und Brachtschüler die Aufmerksamkeit. Bei diesen Letzteren giebt es zwei Gruppen: die ehemaligen und die, die ihrem Meister nach Dresden gefolgt sind, oder aber überhaupt erst dort in seine Classe eintraten. Von diesen haben merkwürdiger Weise die Meisten Wintermotive ausgestellt. Neben einer sommerlichen Abendstimmung „Heimkehr“ mit goldig glühenden Wolken über vom Winde gezausten Pappeln vor einem Bauerngehöft, dem eine kleine Heerde zustrebt, giebt Hans Hartig noch eine sehr feine Thauwetterstimmung aus dem Oberthal mit einem Gefährt zwischen hohen Schneewällen. In beiden Bildern läßt der junge Künstler neue Saiten anklingen. Auch Ernst Kolbe, Otto Schmidt-Cassella, Otto Altenkirch, ebenfalls Dresdner Brachtschüler, stellen Winterbilder aus. Das sonnige Gehöft zwischen kahlen Bäumen unter blaugrauem Himmel Altenkirch's ist von starkem Stimmungsgehalt, ebenso wie Kolbe's gelbweißlicher Nebeltag. Dem Berliner Louis Lejeune hat es desgleichen der Winter angethan, ebenso wie Alfred Oesteritz. Lejeune's weißgraue Oderlandschaft, seine Hundekehler See (im Grunewald) in Eis und Schnee, Oesteritz' verschneiter Kirchenweg mit dem braunen Gehölz und der alten dunklen Kirche zeigen viel selbstständige Auffassung: da ist von Bracht'scher Ausdrucksweise nur noch wenig zu spüren, wenn auch die Anschauung noch die des Lehrers sein mag. Hans Licht und Karl Kayser-Eichberg wiederholen mit leichten Variationen, aber mit dem gleichen schönen Naturgefühl alte Motive. Karl Wendel, der uns mit einem tüchtigen Freilichtbildniß überrascht, giebt im Uebrigen ein malerisch empfundenes Landschaftsbild „Waldkante“ — nur fehlt hier noch ein zusammenfassender Generalton.

Bei den Kallmorgenschülern ist ebenfalls der Winter Trumpf. Sehr amüsant schildert der junge Berliner H. Köcke ein abendliches Schneetreiben in einer städtischen Straße. Aber nicht bloß amüsant, sondern auch mit eingehendem Stimmungsverständniß; Joh. Hänsch führt uns auf einen tief verschneiten Friedhof mit schöner malerischer Wirkung der Schatten auf der weichen weißen Hülle; Friedrich Mewes giebt neben einer Thauwetterstudie einen sehr feinen schwärzlichen Bach zwischen schneeweißen, mit braunen Bäumen besetzten Ufern und mit zarten Reflexen der Nachmittagssonne auf dem Wasser und mattem Luftglanz hinter dem Gehölz. Ein Bild von bedeutendem Können, wie auch das von Leopold Jülich, der u. A. einen Weidenbach mit kreisenden Schollen auf dem dunklen Wasser und düsterem Himmel über den weißen Schneeflächen malte.

Alle diese vielen Winterbilder unter einander zu vergleichen, ist sehr interessant; sind auch die Motive oft sich ähnlich, so tritt doch meistens eine persönliche Auffassung zu Tage. Ein sehr intimes Naturgefühl bekunden auch zwei weitere Kallmorgenschüler. Franz Türcke gehört zu den Begabtesten unter diesen, und zu dem Besten auf der Ausstellung gehört, was er uns dieses Mal hier zeigt: eine weite „Haidelandschaft“ in stumpfgrünen und braungrauen Tönen und voll tiefer Schwermuthspoesie auch in dem topographischen Charakter des geschickt gewählten Naturausschnittes, und eine poesieumflossene nächtliche „Haidekirche“. Von derberer Structur sind Reinhold Grohmann's rothe Häuser am herbstlichen waldigen Ufer. Eine große Schlichtheit zeichnet den „Friedhof“ von Fritz Wildhagen aus und seinen Harzer „Waldteich“, wo sich die Schlichtheit stylisirt bis zur Großzügigkeit steigert. Abermals eine andere Handschrift zeigen Fritz Douzette, der eine sonnige „Wiese mit Birken“ in einem Gemisch von pastosem Farbenauftrag und leichter Strichelchenmanier mit gutem Gelingen malte, und Ernst Gentzel, von dem ein Herbstmotiv in japanisirender Behandlung und hier und da mit Neigung zum Pointillismus zu sehen ist.

Man sieht, daß Kallmorgen seinen Schülern volle Willensfreiheit läßt, daß er Jeden in seiner Art zu nehmen weiß. Und das ist gut so.

Er selbst hat außer einer badischen Landschaft mit Vieh auf einer Trift unter schwarzblauem Regenhimmel von schöner Stimmung und einer Einbringung des Kornes in die Scheune voll Sonnenglanz wieder eines seiner so malerisch aufgefaßten, so temperamentvoll gegebenen Motive von der Unterelbe in Graustimmung ausgestellt: dieses fegt ein kräftiger Nordwest über das aufgewühlte Wasser und das Gelände. Der andere „Lehrer“ — Bracht — bringt was Neues in einem Regenschauer im norwegischen Hochland: eine auf Grau und Braun gestimmte Landschaft von stark decorativem Stimmungsgehalt.

Von den älteren Landschaftern Berlins seien nur wenige hervorgehoben: Konrad Lessing namentlich mit einer großzügigen herbstlichen Eifellandschaft und Hans Herrmann mit seinem coloristisch ungemein reizvollen Eifeldorf, wo der graubraune Gesammtton durch ein grünes Tuch einer Bäuerin, das rothe Kleid einer Anderen sehr pikante Accente erhält. Willy Feldmann erfreut, gleich Herrmann, durch neue Noten; besonders in dem warmtönigen Sommerabend an der Flensburger Föhrde und in einer anderen stillen, lichten Abendstimmung am Wasser. Willy Hamacher bleibt seiner gründlauen Palette und den Motiven von der Adria und der nördlichen Mittelmeerküste treu. Carl Röchling, der Schlachtenmaler, überrascht mit einem lichtgrünen Herbstmorgen, einer sumpfigen Wiesenlandschaft mit Jägerstaffage. Auch Richard Eschke und Alfred Scherres seien noch genannt, die übrigens Beide auch zu den Jüngeren gehören. Scherres' Thüringer Regenstimmung zeigt ihn von einer sehr starken Seite frischer Farbenempfindung.

Von der ehemaligen Gruppe der „16“, die, wie ich schon erwähnte, dieses Mal nicht geschlossen ausstellen, wohl aber einige Sonderausstellungen veranstaltet haben, sind andere Mitglieder in verschiedenen Sälen aufzusuchen. Da findet man von C. H. Engel ein wuchtiges Sturmfluthmotiv, das übrigens schon früher wo anders zu sehen war, und eine „Trauerfeier auf Föhr“, ein Bild, das nicht bloß durch seinen Inhalt die große Masse, sondern durch seine erfreulich hohen malerischen Qualitäten auch den künstlerisch tiefer Empfindenden interessiren wird. Die Ueberwindung des Schwarz in heller Landschaft ist immer eine heikle Aufgabe; hier wurde sie glücklich gelöst. Dazu kommt, daß Engel, was er ausdrücken will, jetzt mit geringen Mitteln und scheinbar großer Leichtigkeit zu sagen vermag. Es ist höchst erfreulich, wie dieser strebsame Künstler vorwärts gekommen ist. Hans Looschen giebt außer einem brillanten Rückenact (Dame vor dem Toilettenspiegel) einen ungemein flott hingehauenen „Gemüsegarten“ mit einer alten Frau darin; Karl Langhammer zeigt u. A. die Silhouette einer alten Stadt vor gelbem Abendhimmel, Victor Freudemann führt uns in's Riesengebirge, behandelt aber nicht undankbare Motive ziemlich trocken.

Franz Skarbina, der einst sogar Vorstandsmitglied der Secession war, bringt neben einem Stück Repräsentationsmalerei im „Ehrensaal“, das nichts von seinem künstlerischen savoir faire aufweist, eine nicht viel gelungenere Hofballerinnerung. Dafür ist aber ein weihnachtliches Straßenbild mit Abendstimmung und Beleuchtungseffecten ein Zeugniß seiner Kunst und seines Geschmacks.

Von auswärtigen Landschaftern auf der „Gr. B. K.“, soweit sie nicht zu geschlossenen Gruppen gehören, nenne ich nur Holzapfel's kräftig und breit und tonig gemaltes Hafenbild, und neben diesem Casseler Professor einen zweiten von dort: Louis Kolitz mit einer feingestimmten Hügellandschaft. Aus Königsberg betheiligen sich Ludwig Dettmann namentlich mit einem großen Bilde voll nervöser Luftbewegung und unruhigem Wasser nach einem Gewittersturm, wo langauslaufende Wellen gegen ein dunkles, schilfiges Ufer prallen, und Olof Jernberg mit einem Blick in einen malerischen Stadttheil seiner jetzigen Heimath, wo eine alte Holzbrücke über einen, das Nachmittagszwielicht wiederspiegelnden Fluß zwischen unbebauten verschneiten Ufern an beschneiten Speichern vorüberführt, hinter denen Kirchthürme aufragen. Die feinen Licht- und Farbennuancen sind schön empfunden, und mit dem lichtgrauvioletten Dämmerschein kontrastiren wirksam gelbgrüne Gasflammen in den Laternen ...

Gewiß wäre noch einiges Andere zu nennen. Aber man wird des Aufzählens müde. Und doch läßt sich in Folge der zahllosen großen und kleinen Ausstellungen, die das Jahr uns bringt, kaum was Anderes machen, als einzelne Bilder hervorheben. Marksteine der Kunstentwickelung sind ja alle diese Ausstellungen, eben in Folge ihrer Häufigkeit schon lange nicht mehr. Multa, non multum ist die Devise.

* * *

In der Secessions-Ausstellung liegt die Sache nicht viel anders. Nur — nur gewinnt man dort leichter einen Ueberblick, weil sie zehn Mal kleiner ist. Auch dort sehen wir uns heute zunächst bloß unter den Landschaftern um. Und wieder beginne ich mit den Jungen und Jüngsten.

Daß unter ihnen viele Anhänger der Recepte der Pariser Impressionisten verschiedener Observanz, vor Allem der Sisley und Monet, vorhanden sind, ist bekannt. Gerade mit ihnen eingehender mich zu beschäftigen, hatte ich im Laufe des Winters wiederholt Gelegenheit. Ich kann mich daher jetzt kurz fassen. Da sei denn nochmals hervorgehoben, daß bei Einigen sich immer deutlicher das Bestreben kund giebt, vom „Recept“ in selbstständiger Weise Gebrauch zu machen. Namentlich gilt das von Ulrich Hübner. Sein duftiger „Zeuthener See“ im Vorfrühling, das Motiv „Am Strom“ aus Warnemünde, die feine silbertönige Ansicht aus Potsdam bekräftigen das auf's Neue. Auch bei Konrad von Kardorff und Oskar Moll zeigt sich das gleiche Bestreben und ebenso bei Heinrich Hübner, dessen Stärke übrigens bekannter Maßen im Stillleben liegt. Dieses spielt ja auf den Secessions-Ausstellungen immer eine große Rolle. Sehr begreiflicher Weise: die Farbenprobleme, die sie mit sich bringen, haben ja für alle Bekenner der „l'art pour l'art“ natürlich eine besondere Anziehungskraft. Aus demselben Grunde haben sie auch eine Vorliebe für das Interieur. Die beiden Hübner, Fritz Rhein, Robert Breyer, auch George Mosson und der Münchener Walter Püttner wären da an erster Stelle zu nennen.

Doch bleiben wir bei der Landschaftsmalerei. Paul Baum und Jakob Alberts halten treu am Pointillismus fest und beherrschen diese Ausdrucksweise nunmehr vollständig und mit geläutertem Geschmack. Alberts „Hallige“ und „Herbststimmung“ gehören zum Besten unter den Landschaften. Im Geiste der Franzosen arbeiten von älteren Mitgliedern der Secession noch Oskar Kruse-Lietzenburg und A. Schmidt-Michelsen. An Pissarro mehr, aber auch an Whistler gemahnt der Erstere in seiner Ansicht von London von Primerose-Hill aus. Eine ungemein fesselnde grau-rosa Abendstimmung; trotz jener Wesensverwandtschaft doch nicht ohne Eigenart empfunden. Schmidt-Michelsen's „Penzliner Allee“ und blühende „Kastanienbäume“ aber zeigen mehr Monet'sche Structur des Vortrags, sind jedoch in der Farbe durchaus Eigengewächs von ausgesprochen nordischem Empfinden ... Ueberzeugenden Erdgeruch strömt Ph. Franck's breit, kräftig und saftig gemalter „Vorfrühling“ aus und Emil Pottner's „Häuser am Canal“ sind interessant durch die Art, wie er das viele Bunte im Motiv glücklich zusammengekriegt hat.

Eine förmliche Ueberraschung bereitet Einem Hans Baluschek mit seiner Schilderung einer grossen Bahnhofgeleis-Anlage. Wohl der Anhalter Bahnhof? Das aus der Vogelperspective entworfene Bild hat namentlich im mittleren Plan und im Hintergrunde schöne malerische Qualitäten. Im Vordergrund dringt die Gewissenhaftigkeit des Zeichners etwas Trockenes hinein. Auch Martin Brandenburg hat dieses Mal eine sehr schöne Arbeit zu zeigen. Ein Galleriebild ist sein „Sommertag“ mit dem sonnenlichtdurchflimmerten Eichenwald am blauen Meer. Das Allegorisiren kann er freilich auch hier nicht lassen. Aber wenn er das Sonnenstrahlenspiel in dem Geäst der alten knorrigen Eichen durch blaugeflügelte Putten symbolisirt, so wirkt's doch weniger aufdringlich, als manch' ähnlicher Einfall des Künstlers früher. Auch so wird im Beschauer ein jauchzendes Sommerlustgefühl ausgelöst.

Von den vier Bildern von Walter Leistikow seien namentlich das herbstliche Buchenwaldmotiv in lichten, graugelben, mattgrünen und zart gelbröthlichen Tönen und das tiefdunkle auf Violett und Schwarzgrün und Grünblau gestimmte skandinavische Abendmotiv, das sich aus Granit, Nadelholz und Wasser zusammensetzt, hervorgehoben. Was wie musikalische Wirkung geht von diesen beiden Bildern aus: ein Andante cantabile in Moll ist das erste, ein Notturno in Dur das zweite.

Sehenswerthe Arbeiten sind auch aus dem Reiche eingetroffen. Von den Münchener Bildern fallen besonders Rich. Pietzsch's großzügige Berglandschaft, Bechler's in kleinem Format doch ähnlich wirkender Wintertag im Gebirge, Wass. Kandinsky's pastos-impressionistisch aufgemauerte Gewitterstimmung und Edmund Steppes schwermüthig stimmendes oberbayerisches Vorland auf. Karlsruher Kunst vertreten gut Hans Thoma's überraschend realistische und doch von Märchenstimmung erfüllte dunkeltönige „Träumerei an einem Schwarzwaldsee“, und v. Volkmann's Dämmerungsmotiv „Dockweiler Mühle“ und grauer Tag in der Eifel, die Stuttgarter — Carlos Grethe's graugestimmter Abend im Hafen, Otto Reiniger's flotte, feintönige Abendlandschaft mit dem stillen Wasser unter den markigen Baumsilhouetten und Graf Kalckreuth's grautönige „Waldenburg“. Daß aus Frankfurt W. Trübner in bekannter Weise sich betheiligt hat, ist selbstverständlich. Neben ihm nenne ich noch den jungen Paul Klimsch, der außer gut gesehenen Königstigern ein blaues „welliges Wasser“ giebt mit bunten Menschengruppen auf der Landungsbrücke eines süddeutschen Sees.

Unter den Norddeutschen fällt Otto Modersohn auf, der Worpsweder, weil er nicht worpswedisch, sondern — à la Sisley kommt.

Von einigen Ausländern das nächste Mal ...

J. Norden.

Notizen.

Gedanken eines Schauenden. Gesammelte Aufsätze von Friedrich von Hausegger, herausgegeben von Siegmund von Hausegger. 35 Bg. in Gr. 8° mit einem Bildniß in Photogravüre. Broschirt 10 Mk., in Leinen gebunden 12 Mk. Mit seinen Hauptwerken „Die Musik als Ausdruck“ und „Das Jenseits des Künstlers“ konnte Friedrich von Hausegger zur Zeit ihres Erscheinens auf das Verständniß nur eines kleinen Kreises auserlesener Geister rechnen. Selbst einer jener vornehmen Menschen, denen sich in stiller Beobachtung, abseits vom Geräusch des Tages, das wahrhaft Große frühzeitig offenbart, erkannte er mit als erster in dem Schaffen Richard Wagner's eine nach Ausdruck ringende neue Weltanschauung. Der Zauber der machtvollen Persönlichkeit Richard Wagner's vermochte ihn aber nicht zu blenden, denn sein Blick verweilte „an den Quellen der Ströme, die in der weitumfassenden menschlichen Natur des Künstlers liegen“. Wie wenige war er somit zum Mitkämpfer für Wagner's Ideen berufen, deren Erhabenheit er deßhalb so klar erschaute, weil ihm wahre Kunst als unmittelbarste Aeußerung der menschlichen Seele galt, und er erkannte seine Lebensaufgabe darin, den seelischen Zustand des schaffenden Künstlers zu erforschen. Der erste Theil, der der Betrachtung des lebendigen Kunstwerkes gewidmet ist, darf in der Hauptsache, als eine willkommene Fortsetzung zu Hausegger's vor drei Jahren erschienenem Buche „Unsere deutschen Meister“ angesehen werden, welches die Heroen der deutschen Musik Bach, Mozart, Beethoven und Wagner würdigt. Der zweite Theil umfaßt die kunsttheoretischen Aufsätze, in denen rücksichtlich der Tonkunst untersucht wird, welcher Art die Beziehung zwischen den Mitteln dieser Kunst und dem sich ihrer bedienenden Menschen sind, und wie beschaffen das Empfindungsleben eines Menschen sein müsse, damit es zur künstlerischen Entäußerung dränge und ihrer fähig sei, womit Hausegger Wesen und Bedeutung aller Kunst in Erweckung der Persönlichkeit des Kunstgenießenden durch die Identificirung, mit der im Kunstwerke zum Ausdruck gelangten Persönlichkeit des Künstlers erkennt.

Gustav af Geyerstam. Frauenmacht. Roman. (S. Fischer Verlag, Berlin.) 3 Mk., geb. 4 Mk. Nachdem „Nils Tufvesson und seine Mutter“ erst kürzlich hier angezeigt ist, liegt mit dem vorliegenden Band wiederum ein neuer Roman Geyerstam's vor, das an künstlerischen Qualitäten das eben genannte Buch noch übertrifft. Dieser Roman steht nicht nur inhaltlich dem „Buch vom Brüderchen“, der mit Recht bekanntesten Erzählung des Autors von seinen Romanen am nächsten. Hoffentlich geräth der offenbar sehr schaffensfreudige Dichter nicht in das so verhängnißvolle Vielschreiben, wie es unter den deutschen Autoren jetzt Ompteda künstlerisch allmälig so verhängnißvoll geworden ist. H. J.

Hippolite Taine. Reise in Italien. Erster Band. Rom und Neapel. (Eugen Diederichs, Leipzig.) 1. Band. Nachdem Taine's „Philosophie der Kunst“ wohl zu einem der gelesensten und lesenswerthesten Büchern über Kunst auch bei uns durch die bei Diederichs erschienene Uebersetzung geworden ist, liegt jetzt auch Taine's mit Recht gerühmtes Buch „Reise in Italien“ vor. Taine's Reise in Italien ist im Jahre 1865 erschienen und seitdem in allen Ländern unserer Cultur zu dem beliebtesten und gelesensten Buch über Italien geworden. Die jetzt vorliegende Uebersetzung von Ernst Haedt ist die erste, welche überhaupt in Deutschland unternommen wurde. Wir werden bei Erscheinen des noch ausstehenden zweiten Bandes auf das Werk noch genauer zurückkommen, aber schon jetzt sei gesagt, daß diese Reisebriefe in ihrer Art nicht ihresgleichen haben. Die Ausstattung des Buches ist so, wie immer bei der Diederichs'schen Verlagsbuchhandlung: gediegen und künstlerisch.

Gräfin Uxkull: Friedliche Eroberungen. Sittenroman aus dem modernen Egypten. (Verlag von F. Fontane & Co.) Die Gräfin Uxkull hatte sich durch ihren vor Kurzem erschienenen Roman „Sonnenflug“ einen klangvollen Namen erworben. Ihr neuer Roman führt uns in das Innere Afrikas. Sie entwirft hierbei ein so anschauliches und offenbar auf eingehenden Studien beruhendes Bild von dem Leben und Treiben in dem modernen Egypten, daß ihr Buch mehr als ein gut geschriebener Unterhaltungsroman ist. H. J.

Während der nächsten beiden Monate

führt in meiner Abwesenheit Herr Dr. Heinrich Ilgenstein, Berlin W. 30, Hohenstaufenstr. 18 III, die Redaction der Gegenwart.

Richard Nordhausen.

Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W 30, Gleditschstr. 6; Expedition: Berlin W 57, Kurfürstenstr. 4 I. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 24. Berlin, den 11. Juni 1904. 33. Jahrgang. Band 65.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt:

Das Yankeegespenst.

Von Kurd von Strantz.

Bei allem Gerede und Geschreibsel über die wirthschaftliche Entwickelung der Vereinigten-Staaten sind wirkliche Praktiker kaum zu Worte gekommen, obwohl gerade der technische Fortschritt dieses Neulandes in Verbindung mit den natürlichen Bodenschätzen erst den Gedanken einer amerikanischen Gefahr gezeitigt hat. Nach den lobhudelnden Uebertreibungen eines Goldberger, der sich von seinen amerikanischen Geschäftsfreunden manchmal arg hinter's Licht hat führen lassen und ihnen eine billige, aber werthvolle Reclame verschafft hat, war eine nüchterne und sachkundige Beurtheilung dringend erwünscht. Das kleine Buch des Ingenieurs West*) erfüllt diese Bedingung, wenn es auch bloß aphoristisch gehalten ist. Es trifft die Kernpunkte der Sache, die besondere Artung des Nordamerikaners, der keine einheitliche Rasse oder ein Volk darstellt, und die eigenthümliche Handhabung der Technik, die schon van der Lip**), der New-Yorker Bankdirector, als Kennzeichen der amerikanischen Herstellungsweise hervorhob.

Der wagemuthige, einseitige Erwerbssinn des Auswanderers und die höchste Vervollkommnung der Technik in Folge der theuren Menschenarbeit erklären die eigenartige Blüthe des nordamerikanischen Gemeinwesens. Die Geißel des Königsdollar steigert die menschliche Arbeitskraft um bloßer geldlicher Interessen willen auf's Höchste und macht sich daher im Wettkampf mit Europa unangenehm bemerkbar. Andererseits mußte der Mangel an fleißigen Händen die höchste Ausbildung des maschinellen Betriebes erzwingen. Im materialistischen Streben wollen wir dem Amerikaner, der zu einem Drittel deutscher Abkunft ist, die Siegespalme ruhig lassen. Technisch müssen wir ihn aber zum Muster nehmen. Wir wollen unsere Arbeiter nicht brodlos machen, aber verhindern, daß das Großgewerbe als Riesenpolyp alle Arbeitskraft an sich zieht und das übrige Land entvölkert, so daß Slawen und Italiener den deutschen Boden schon jetzt erfüllen. Auch werden dann die Absatzkrisen und Arbeitseinstellungen weniger gewaltsam und gefährlich wirken.

Leider strömt der Industrie-Arbeiter bei Arbeitsmangel nicht in die ländliche Heimath zurück, sondern hungert lieber als Arbeitsloser. Auch ist er häufig durch die einseitige Fabrikarbeit für die verschiedenartige landwirthschaftliche Thätigkeit verloren. Die Vervollkommnung unserer Werkzeugsmaschinen durch zeit- und arbeitsparende Vorrichtungen ist daher im volkswirthschaftlichen Interesse geboten, da hierdurch kein Arbeiter brodlos gemacht wird, aber der industrielle Zug die anderen Erwerbsstände durch den Verbrauch einer ungeheuren, nicht ausreichend vorhandenen Arbeitskraft dann nicht mehr schädigt, noch die Arbeitslosigkeit bei gewerblichen Absatzstockungen zu einer nationalen Gefahr steigert.

Bedrohlich ist bloß der Raubbau der Union, dem keine europäische Düngerwirthschaft mit hohen Bodenpreisen gewachsen ist. Vorläufig giebt es gegen diesen unzulässigen Wettbewerb der amerikanischen Farmer nur ein Abwehrmittel, ein kräftiger Schutzzoll, wie es ja die Vereinigten Staaten mit großem Erfolg zur Heranbildung eines eigenen Großgewerbes für uns vorbildlich bereits gethan haben. Wurst wider Wurst ist der beste diplomatische Grundsatz. Die beängstigende deutsche Liebenswürdigkeit ist eine üble Art des diplomatischen Verkehrs, die schon zu peinlichen amerikanischen Unverschämtheiten geführt hat, wie soeben das gute Zeugniß des Staatsoberhauptes für den deutschen Botschafter, das geradezu eine Beleidigung unserer amtlichen Vertretung bedeutet. Der Reichstag mußte den Reichskanzler auf die Unzulässigkeit dieses Verhaltens hinweisen. Daß die englisch-amerikanische Gattin des Hrn. v. Speck einfach den vollständigen Wechsel des Personals durchgesetzt hat, weil deren amerikanische Art den ausgeschiedenen Herren unsympathisch war, bezeichnet die Duldsamkeit des Auswärtigen Amtes gegenüber amerikanischer Anmaßung. Die Plutokratie nach amerikanischem Muster wächst auch in unserer Diplomatie. Ist doch der Botschafter der Abkömmling einer Armeelieferantenfamilie und das in amerikanischen Blättern gepriesene Familiensilber von dem ersten Adelsträger billig aus der Fridericianischen Beute in der Schlacht bei Roßbach aufgekauft worden. Unser Rückgrat gegen die Diplomatie in Hemdsärmeln wird dadurch nicht gestärkt. Denn schließlich haben die skrupellosen Amerikaner doch mehr Geld als unsere reichsten Börsenjobber.

Nur auf einem Gebiete hilft uns der Schutzzoll nichts, bei der Erzeugung und der Ausfuhr des Zuckers. Hawai, Porta Rico, Cuba, Florida und künftig die Philippinen werfen einen zollfreien oder wenig abgabepflichtigen Rohrzucker auf den amerikanischen Markt, dem ein steigender Rübenzuckeranbau gegenüber steht. Die deutsche Zucker-

*) Jul. West, Hie Europa, hie Amerika. Aus dem Lande der krassen Unkultur. Berlin 1904, Siemenroth.

**) van der Lip, Amerikas Eindringen in das europäische Wirthschaftssystem (Uebersetzung).

industrie*) muß in absehbarer Zeit auf den amerikanischen Absatz verzichten und jegliches Liebeswerben durch freundliche Duldung von Zollplackereien und Unterschiedsauflagen ist gänzlich vergeblich, was unsere auswärtige Staatsleitung schon längst gemerkt haben müßte.

Wir sind thatsächlich der praktischen Ueberlegenheit des rücksichtslosen Yankee nicht gewachsen und haben es auch versäumt, den Deutschamerikaner gegen den Angelsachsen und Iren auszuspielen, um durch den tiefen nationalen Gegensatz die günstige Lage des aufstrebenden Staates zu schwächen, dessen Hauptstärke in dem wenig bevölkerten, jungfräulichen Boden und der Größe des Landes im Umfange eines ganzen Continents liegt. Eine industrielle Gefahr beruht lediglich in der Gespensterfurcht oberflächlicher Beobachter. Wenn gerade landwirthschaftliche Maschinen den deutschen Markt erobert haben, so ist daran die Schwerfälligkeit der deutschen Maschinenbauer Schuld, die eben keine billigen standard types herstellten und durch deren Wohlfeilheit die Landwirthe zur massenhaften Abnahme zwangen. Die Befriedigung der Einzelwünsche vertheuert das einzelne Werkzeug.

Erst wenn Nordamerika in europäischer Weise bevölkert ist und zum rationellen Landbau übergehen muß, kann die industrielle Ausfuhr bei billigen Arbeitslöhnen Europa lästig werden. Was bedeuten jetzt drei v. H. amerikanische industrielle Einfuhr in die alte Welt? Aber auch Deutschland ist keineswegs auf die Ausfuhr in gewerblicher Beziehung angewiesen, da der inländische Verbrauch 90 v. H. die Erzeugung darstellt. Gerade beim Ausfuhrgewerbe sind wir bisher ohne Nebenbuhler; Chemikalien und elektrische Anlagen spielen hierbei die erste Rolle, die uns Amerika sobald nicht streitig machen kann.

Ein kräftiger Schutz unserer nationalen Arbeit schirmt uns vor der amerikanischen Gefahr, bis jenseits des großen Wassers europäische Verhältnisse eingetreten sind, worüber wir uns jetzt nicht schon die Köpfe zu zerbrechen brauchen. Es ist aber höchste Zeit, die Angst vor dem amerikanischen Wettbewerb auf das richtige Maß zurückzuführen, da die berechtigte Werthschätzung der amerikanischen gewerblichen Thätigkeit leicht zu übertreibenden Befürchtungen verleiten kann. Ungenügend und einseitig unterrichtete Besucher der neuen Welt haben manches Blendwerk für eine ernstliche Bedrohung unserer Industrie auf dem Weltmarkt und sogar im Inlande selbst gehalten. Auch die Schwindelhaftigkeit mancher Unternehmungen und Trusts verringert die Schärfe des Wettkampfes. Wir werden uns daher auch aus eigener Thatkraft des amerikanischen Mitbewerbes erwehren können.

Staatskinder oder Mutterrecht?

Von Ruth Bré.

Der Hamburger Verbandstag fortschrittlicher Frauenvereine hat eine neue Menschenmarke in Aussicht gestellt: das Staatskind.

Eigentlich: so ganz neu ist die Species nicht. Napoleon I. behauptete schon: „Die Söhne, die nicht Vater noch Mutter haben, geben die besten Soldaten.“ Aus diesem Ausspruche erhellt ungefähr die Definition des Begriffes „Staatskind“.

Fräulein Dr. Frida Duensing machte in ihrem Vortrage über „die rechtliche Stellung der unehelichen Mutter und ihres Kindes“ den Vorschlag, „daß alle unehelichen Kinder, die in einer gewissen Zeit nicht legitimirt oder adoptirt sind, vom Staate als Staatszöglinge übernommen werden und daß sie einen neuen Namen erhalten. Ihre Herkunft wird dunkel sein, aber sie werden mit einer guten Erziehung in's Leben hinaustreten.“

Aus dem Gesagten geht hervor: „Ein Staatskind ist ein solches Kind, dessen Herkunft dunkel ist, das nicht Vater noch Mutter hat, und dessen sich demnach ‚der Staat‘ als alleinige elterliche Gewalt annehmen soll.“

Daß ein Kind von Haus aus weder Vater noch Mutter hat, ist mir im praktischen Leben noch nicht vorgekommen. Das müßte also eine Art Homunculus sein.

Was zunächst den Vater anbelangt, so behaupte ich, daß in der Stunde der Erzeugung unbedingt ein Vater dabei gewesen sein muß. Denn so weit wie der Bandwurm, der vermöge seiner männlichen und weiblichen Organe im Stande ist, sich selbst zu begatten, sind wir noch nicht.

Anders steht es um die Frage, wie viele Männer sich drücken, um sich ihrer Alimentationspflicht gegen ihre unehelichen oder der Fürsorge für ihre ehelichen Kinder zu entziehen. Herr Arbeitersecretär Erkelenz-Düsseldorf führte in Hamburg aus, wie schwer es sei, die alimentationspflichtigen Väter aufzuspüren und zur Erfüllung ihrer Pflichten heranzuziehen, bezw. zu zwingen. Er forderte, daß durch Aenderung der Civilproceßordnung Polizei und Vormundschaft gehalten werden möchten, derartige ausgekniffene Schuldner zu suchen und zur Verantwortung zu ziehen.

Nöthig wäre es. Aber der Staat zwingt ja nicht einmal ausgekniffene eheliche Väter. Und dazu müßte er sich in seinem Gewissen doch noch weit mehr verpflichtet halten. Mit dem Concubinat will er nichts zu schaffen haben. Das erkennt er nicht an. Aber die Ehe, die er selbst schließt, zu deren Schließung er die Frau zwingt, wenn sie nicht rechtlos dastehen will: selbst für diese Ehe kommt der Staat nicht auf, wenn es sich darum handelt, den Mann und Vater zur Erfüllung seiner Pflichten anzuhalten.

Ein Beispiel aus Wien besagt: „Ein ehelicher Vater hatte Frau und Kinder verlassen. Die Frau sah sich plötzlich vis-à-vis de rien und war augenblicklich nicht im Stande, sich und die Kinder zu ernähren. Sie machte in ihrer Verzweiflung den Versuch, sich und die Kinder zu tödten. Darauf schaffte der Staat — nicht etwa den pflichtvergessenen Vater herbei, sondern er schaffte — die unglückliche Mutter in's Gefängniß.“ An ähnlichen Beispielen fehlt's im Deutschen Reiche keineswegs.

So lange der Staat nicht einmal die von ihm bestätigten ehelichen Väter herbeischafft und gegebenen Falles in's Arbeitshaus sperrt, damit sie ihren Pflichten nachkommen, — so lange wird er die Rechte der unehelichen Kinder bei deren Vätern noch viel weniger vertreten. So lange ferner der Staat auf der Zwangsehe nach Vaterrecht besteht, obwohl er seine Väter zur Erfüllung ihrer Vaterpflichten nicht zwingt, — so lange wird der Staat selbst an Stelle seiner leichtsinnigen Väter treten müssen, wo immer es diesen beliebt, sich zu drücken. „Staatskinder“ werden also nicht nur die verlassenen unehelichen, sondern auch die von ihren Vätern verlassenen ehelichen Kinder sein müssen. Man muß dem Staate immer vorhalten: Kannst Du Deine Väter nicht erziehen und bestehst Du dennoch auf der Ehe nach Vaterrecht, so vertritt in den erwähnten Fällen selber Vaterstelle. Deine Kinder darfst Du keinesfalls umkommen lassen, wenn Du ein Culturstaat bist. So etwas thut ja nicht einmal ein Barbarenvolk.

Das Barbarenvolk, — ja freilich, — das kennt auch keine Ehe nach Vaterrecht, sondern eine Ehe nach Mutterrecht. In der Ehe nach Mutterrecht hat das Kind auf alle Fälle eine Mutter. Kinder, die weder Vater noch Mutter haben, giebt's dort nicht. Dort ist keines Kindes Herkunft „dunkel“,

*) Kaufmann, Welt-Zuckerindustrie und internationales und coloniales Recht, Berlin 1903, Siemenroth, ein ungemein lehrreiches und stofflich groß angelegtes Buch, das die Entwickelung des größten fabrikatorischen, landwirthschaftlichen Gewerbszweiges erschöpfend darstellt und zugleich ein Stück Wirthschaftsgeschichte bietet, von dem das Gedeihen eines wichtigen Theiles des europäischen Ackerbodens abhängt.

sondern es stammt von seiner Mutter ab. Dort braucht kein Staat nach neuen Namen zu suchen, denn das Kind trägt den Namen der Mutter. Es ist das Eigenthum der Mutter, die es trug, gebar und nährte. Dort braucht die Mutter ihr eigenes, aus ihrem Schooße geborenes Kind nicht erst zu „adoptiren“, sondern ihr Eigenthumsrecht ist unantastbar. Sie hat nicht nur Pflichten gegen ihr Kind (die hat sie bei uns auch), sondern sie hat auch alle Rechte, die elterliche Gewalt. (Die hat sie bei uns nicht, § 1707.)

Da unter dem Mutterrecht die Mutter die verantwortliche Gewalt ist, so steht auch der Frau die Gattenwahl zu. Sie ist dort Zuchtwahl, nicht — wie bei uns — Interessenwahl. Der Mann braucht keinen eigenen Hausstand zu gründen, sondern er zieht in's Haus der Frau und ihrer Sippe. Er braucht daher aus wirthschaftlichen Gründen mit einer Heirath nicht bis zu späteren Jahren zu warten, sondern er kann jung heirathen. Er braucht sich also nicht vorher der Prostitution zu bedienen, und er kann sich also nicht erst Geschlechtskrankheiten holen, die er als Mitgift in eine spätere Ehe bringt. Es giebt gar keine Prostitution, denn dort braucht keine Frau zur Dirne zu werden, sondern sie kann Mutter werden. Bei den Barbaren gilt die Mutter mehr als die Dirne. Bei den civilisirten Völkern ist's umgekehrt.

Der Mann muß dort seine Arbeitskraft einsetzen und während der ganzen Dauer der Ehe sein Theil zum gemeinsamen Haushalte beitragen. Will er das nicht, so muß er seiner Wege gehen. Dort giebt es keine gewissenlosen Väter, die verschwinden und gesucht werden. Dort wird der gewissenlose Vater schon davongejagt, ehe er verschwinden kann.

In der Ehe ist die Frau dem Manne nicht schutz- und rechtlos in die Hände gegeben, wie diejenige, die er von ihrer Sippe löst und in sein Haus führt. In ihrem Hause hat sie dagegen Schutz und Rückhalt an ihrer Sippe. Hier darf der Mann die Frau, zumal die Wöchnerin, nicht brutal behandeln. Das könnte ihm schlecht bekommen. Hier braucht die Mutter nicht drei Tage nach der Geburt aufzustehen und schon wieder schwer zu arbeiten. Hier ist sie nicht hülflos oder auf fremde Hülfe angewiesen. Hier hilft ihr ihre Mutter, ihre Schwestern. In dem communistischen, mutterrechtlichen Haushalte hilft die Familie sich gegenseitig. Hier ist keine Frau rathlos, wenn der Mann oder ein Kind erkrankt, was sie zuerst beginnen soll. Da wird ihr ein Theil ihrer Pflichten von ihrer Sippe abgenommen. Hier ist keine Familie unterhaltslos, wenn einmal Krankheit oder unverschuldete Arbeitslosigkeit den Verdienst schmälert. Da lebt diese Familie mit vom Ganzen, zu dem sie in guten Tagen beigesteuert hat.

Hier sind die Kinder nicht ohne Erziehung und Aufsicht, selbst wenn beide Eltern auswärts auf Arbeit sind. Eine oder die andere Frau ist immer im Hause, ganz bestimmt die Groß- oder Stammmutter. Hier braucht's keine Krippen, Kleinkinderbewahranstalten, Kinderhorte &c., — sondern hier hütet jede Familiengemeinschaft ihre Kinder selbst. In Ungarn, Bulgarien &c., wo derartige Einrichtungen noch heute bestehen, umfaßt eine Familiengemeinschaft nicht selten bis 16 Familien. — Die Arbeit ist genau vertheilt. Die Mutter oder die älteste Schwester besorgt für alle die Einkäufe und führt die Küche. Eine Frau bäckt für alle das Brod, eine andere besorgt das Holz, eine dritte und vierte die Wäsche u. s. w. Wer im Hause nicht Beschäftigung hat, arbeitet außer dem Hause, Frauen wie Männer, und bringt das Geld heim zum Ganzen. Es herrscht Frieden und Verträglichkeit. Kneipenlaufen findet wenig statt. Sie finden alle Unterhaltung daheim, Frauen wie Männer. Alte Eltern, die ein halbes Dutzend Kinder groß gezogen haben, stehen im Alter nicht allein, sondern sie haben Kinder und Enkel um sich. — Eine Mutter, die drei oder vier verheirathete Töchter hat, braucht nicht in allen Welttheilen herumzureisen, wenn sie hier oder da zur Hülfe gebraucht wird, sondern sie hat ihre Töchter im Hause. Sie ist nirgends die mit sauersüßer Miene aufgenommene „Schwiegermutter“, sondern sie ist die hochgebietende Stammmutter: das Weib, die Wurzel, welche den Baum der Menschheit trägt.

Rückkehr zum Mutterrecht hieße demnach nicht weiter atomisiren oder gar die Mutter isoliren, wie Ika Freudenberg in ihrem schön und edel gehaltenen Vortrage fürchtet, sondern es hieße im Gegentheil: socialisieren! Die vaterrechtliche zweiatomige Einzelehe hat zur Genüge ihre Untauglichkeit als Gesellschaftseinrichtung erwiesen. Sie begünstigt auf der einen Seite die Anhäufung enormer Reichthümer in den Händen einzelner, wenn Million zu Million heirathet, und sie verschuldet auf der anderen Seite die Verelendung der Massen, wenn Arm und Arm zusammenkommt. Sie betrügt endlich viele Arme auch völlig um persönliches Glück, die zu besonnen sind, um unter ungünstigen Verhältnissen eine nach jeder Richtung hin hülflose Einzelfamilie zu gründen. So hat die vaterrechtliche Ehe nicht nur einen Geldcapitalismus, sondern auch einen Glückscapitalismus gezeitigt und andererseits die von Geld Entblößten auch um alles Glück betrogen, indem sie sich den Armen gewaltsam aufdrängte, während sie nur für die Reichen Sinn hat. Denn die „capitalistische Ehe“ hat für die Armen keinen Sinn. Die capitalistische, vaterrechtliche Einzelehe kann ohne verwandtschaftliche oder fremde Hülfe gar nicht bestehen, wenigstens nicht länger als bis zur Geburt des ersten Kindes. Woher aber diese Hülfe nehmen, wenn man sie nicht bezahlen kann? Also bleiben Frau und Kinder hülflos und elend, oder sie nehmen ihre Zuflucht zu Krippen, Kinderhorten &c. Das Ende ist die Auflösung der Familie, vollkommene Staatserziehung. — Diese Auflösung kann nach meiner Ansicht nur die Rückkehr zur mutterrechtlichen Ehe, zur mutterrechtlichen Familiengemeinschaft aufhalten.

Nicht genug kann die dadurch mögliche wirthschaftliche Besserung betont werden. Vier Töchter, die nach Vaterrecht aus dem Hause heirathen, brauchen vier Mal Aussteuer, vier Mal vollständigen Hausrath, vier Mal Mitgift. Sie bilden dann mit ihren Männern vier hülflose junge Einzelfamilien, oder sie brauchen vier Dienstboten. — Also Zersplitterung, wirthschaftliche Schwäche, Hülflosigkeit oder Verarmung.

In der mutterrechtlichen Familiengemeinschaft, bei der die vier Töchter im Hause bleiben, braucht nicht jede einen vollständigen Hausrath, sondern nur ihr eheliches Schlafgemach. Was der Hausrath kosten würde, bleibt also zum Theile erhalten. Was die Mitgift betragen würde, bleibt erhalten. Was die Einzelwirthschaften bei vier Töchtern kosten würden, bleibt zum Theile erhalten, da die Familienwirthschaft billiger ist.

Das gesammte erhaltene Vermögen bleibt den Frauen und ihren Kindern. Der Fall, daß die Männer das Vermögen der Frauen durchbringen oder durch Unglück verlieren und diese dann sammt den Kindern, aber ohne das Vermögen, den Eltern zurückschicken, ist unter dem Mutterrecht ausgeschlossen.

Bei einer Trennung der Ehe giebt's keine wüsten, gerichtlichen Scheidungsskandale, sondern die Trennung ist lediglich Sache der Ehegatten, bei denen höchstens die Gentilverwandten ein Wort mitreden. Die Kinder bleiben Eigenthum der Mutter. Sie werden nicht zwischen Vater und Mutter hin- und hergerissen. Nach dem Tode der Mutter sind sie Eigenthum ihrer Sippe. Sie bleiben also bei ihren Blutsverwandten. Sie kommen nie in die Hände einer ihnen nicht blutsverwandten Stiefmutter.

Dieses Uebergewicht der Mutter entstammt dem einfachen, natürlichen Empfinden, daß diejenige, die es trug, gebar und nährte, mehr am Kinde gethan hat, als derjenige, der es zeugte. Außerdem ist Mutterschaft die einzig nachweisbare Elternschaft.

Vaterschaft ist nicht nachweisbar, wird niemals nachweisbar sein, beruht jetzt und hat allezeit nur auf Ueberzeugung beruht. Goethe sagt: auf gutem Glauben.

Die Völker, die das Mutterrecht in Geltung haben, bauen alsa ihre Familien- und Rechtsform auf unleugbaren Thatsochen auf. Denn die Mutterschoft ist eine unleugbare Thatsache. Diejenigen Völker aber, bei denen das Vaterrecht gilt, bouen ihre ganze Familien- und Rechtsform, ihren ganzen Stoat ouf einer Thearie ouf, die sich überhoupt nicht beglaubigen läßt. Denn Voterschaft läßt sich nicht beglaubigen.

Es giebt folglich überhaupt keine „dunkle" und keine „klare" Herkunft. Wir haben Alle, die wir unter der Sonne leben, eine nachweisbare Mutter und einen nicht nachweisbaren Vater. Dabei kommt es gar nicht darauf an, ob wir in einer oaterrechtlichen Ehe oder außerhalb derselben geboren sind. Der große Nopoleon decretirte zwar: „L'enfant conçu pendant le mariage a pour père le mari." Das kann man decretiren, aber beglaubigt ist dadurch noch gar nichts. Die gesamte fronzösische moderne Literatur straft dieses Decret Lügen, denn die betrogene, sowie die ehebrecherische Frau, der gehörnte Ehemann, der ständige Liebhaber sind typische Figuren Und diese Figuren sind in Deutschland „durchaus nicht vor Nachahmung geschützt".

Das deutsche Gesetz drückt sich auch weniger dictatorisch aus. § 1591 sagt in Bezug auf das in der Ehe gebarene, also als ehelich betrachtete Kind: „Es wird vermuthet, daß der Monn innerhalb der Empfängnißzeit der Frau beigewohnt habe." — Also keine Beglaubigung, — nur eine Vermuthung! Gern und mit tousend Freuden will ich zugeben und hoffen, daß bei mindestens 50% sich die „Vermuthung" mit den thatsächlichen Verhältnissen deckt. Wie ober steht's mit den andern 50%? Welche Frau ist überhaupt sicher, daß die Vaterschaft bei ihrem Kinde, — ob ehelich oder unehelich — nicht bestritten wird? Davor ist auch nicht eine einzige Frau sicher, sa lange Vaterrecht gilt. Denn so lange hat der Mann ein Interesse daran, die Vaterschaft zu bestreiten, um sich der Unterhaltungspflicht und der Erblasserpflicht zu entziehen.

Gilt aber Mutterrecht, so hat der Mann gor keine Veronlassung, die Voterschaft zu bestreiten. Dann ist das Kind das Eigenthum der Mutter, der Erbe der Mutter und ihrer männlichen Verwandten, als der „nochweisboren Blutsverwandten".

Wenn Vaterschaft ols nicht nachweisbor betrochtet wird, so ist anch das Kind mit dem Vater nicht blutsverwondt und nicht sein Erbe. So declarirt jo auch das Gesetz in Bezug auf das uneheliche Kind: „Ein uneheliches Kind und dessen Voter gelten nicht als verwandt". (§ 1589.)

Logischer Weise darf dann auch das eheliche Kind nicht als verwandt mit seinem Voter gelten. Denn der Zeugungsvorgang ist in beiden Fällen der ganz gleiche.

Thatsächlich gestottet auch das Gesetz, die Ehelichkeit des Kindes, also die Verwondtschaft mit dem Vater, onzufechten. (§ 1592 bis 1600.) Der markanteste dieser Porographen ist § 1596, welcher lautet: „Die Anfechtungsklage ist gegen das Kind zu richten." Das Kind, das ist zweifellos der schuldigste Theil bei der ganzen Sache. Wie kann ein Kind sa raffinirt schlecht sein, sich einen solchen Vater beilegen zu wallen! Solch' jugendliche Verderbtheit, womöglich schon im Mutterleibe, die muß entlarvt und bestraft werden. Sehr richtig!

Man sieht, die väterliche Abstammung kann in der Ehe ebenso bestritten werden wie außer der Ehe. Die Männer, alias die Gesetzgeber, halten demnach selbst die Vaterschaft nicht für nachweisbar. Und auf einer bloßen Vermuthung baut mon 3000 Jahre long ein Rechts- und Staatsverhältniß ouf!

Edward Carpenter nennt in seinem Buche: „Wann die Menschen reif zur Liebe werden", den Mann das „unreife" Geschlecht, die Frau das „leibeigene" Geschlecht. Mit diesem Ausspruch trifft er in's Schwarze.

„Ein unreifer Mensch ist immer ein Tyrann," sagt er weiter. Als unreifer Tyrann hat der Mann das Vaterrecht eingeführt, weil er Erben wollte für sein Capital, „bei denen seine Vaterschaft beglaubigt wäre".

Diese Idee erscheint mir als eine Art capitolistischen Größenwahns. Der Mensch, der einen ungeheuern Reichthum on Herden und sonstigem Gute angesammelt hat, worum soll der nicht „begloubigte Erben" zu Stande bringen?

Um sicher zu gehen, verschloß der Monn z. B. bei zahlreichen Völkerschaften die Geburtstheile der Frau mit einem Ringe. Dieser Ring hatte ein Schlaß, zu dem nur der Ehemonn den Schlüssel besaß.*)

Und salche Schmach ertrug das Weib! Ach, was erträgt nicht ein leibeigenes Geschlecht! — Gebärapparat für den Großcapitolisten! — Das ist die Stellung der Frau nach „Vaterrecht".

Und sa lange es sich um legitime Erben väterlichen Gutes handelte, hatte die Sache doch noch einen, wenn auch noch so rohen Sinn. Wie liegen aber die Verhältnisse heute? Und wie liegen sie seit lange?

Heute baut die Frou das Haus, d. h. sie bringt die Aussteuer, den Hausrath. Meist bringt sie auch noch eine Baarmitgift. Sie setzt oußerdem, ebenso wie der Mann, ihre Arbeitskraft ein. Sie arbeitet entweder im Hause oder in einem Broderwerb oder in beidem. Oft schafft sie auch erst dem Manne einen Braderwerb, in dem er seine Arbeitskraft verwerthen kann.

Siehe folgende Heirothsgesuche:

> „Suche für meinen Sohn vermögende Lebensgefährtin zur Uebernahme eines altrenommirten Hôtels."

aber

> „Aeltere Dame gesucht zu baldiger Verehelichung vom Inhaber zweier sehr guter Geschäfte. Suchender benöthigt zu einem gesicherten dritten Unternehmen 20 bis 30 Mille."

In diesen Fällen ist es die Frau doppelt und dreifach, die das Haus baut. Falglich muß sie dorauf sehen, daß sie jetzt legitime Erben bekommt. Doß nicht etwa andere Personen miterben oder an der Nutznießung theilnehmen, die ihr nicht blutsverwandt sind. Doß der Monn nicht das Geld der Frau mit anderen Frouen verjubelt oder andere Kinder damit abfindet.

Praktisch werden sich diese berechtigten Forderungen auf die Weise durchsetzen, daß die durch Erwerb oder Besitz selbstständige Frau eine voterrechtliche Ehe nicht mehr eingeht. Sie wird eine Liebeswohl treffen und ihre Kinder werden eben ihre Kinder sein. Väter werden nicht gesucht und nicht festgenagelt. Wer nicht freiwillig und aus Liebe bleibt, der geht.

Der Erwerb oder Besitz der Frau bleibt ihr Eigenthum. Der Monn hat keinerlei Nutznießung doron. Folglich kann sie ihre Kinder zur Nath allein ernähren. Sie braucht ihren Erwerb nicht oufzugeben, wie vielfach bei der gesetzlichen, vaterrechtlichen Eheschließung. Folglich steht sie nicht, wie jene bedauernswerthe Mutter in Wien, plötzlich mit ihren Kindern vis-à-vis de rien, wenn es dem Manne und Vater einfällt, sie zu verlassen.

Natürlich müßten, sobald die Frau die Familie gründet, die Lohn- bezw. Gehaltsverhältnisse umgekehrt, mindestens aber gleichgestellt werden. Denn bis jetzt erhalten die Männer bei gonz gleichen Leistungen die höheren Bezüge mit der Begründung, „daß der Monn eine Fomilie zu ernähren habe". Es fällt aber Niemondem ein, nochzuforschen, ob der Mann überhaupt eine Familie hat, aber ob er dos für eine Familie bemessene Einkammen für sich allein todtschlägt. Es fällt auch Niemondem ein, nochzufragen, ob der Familienvater

*) Wilhelm Alexander: „Geschichte des weiblichen Geschlechts", Bd. II. Leipzig, 1780.

thatsächlich mit den höheren Bezügen die Familie ernährt, oder ob er das Geld sonstwie verjubelt und die Familie darben oder der öffentlichen Wohlthätigkeit anheimfallen läßt.

Wenn man die Lohnverhältnisse laut Mutterrecht umkehren und der Mutter die größeren Bezüge zukommen lassen wird, dann darf man sicher sein, daß sie der Familie zu gute kommen werden. Denn die Mutter läßt die Kinder nicht hungern. Lieber hungert sie selbst.

Die von Fräulein Dr. Augspurg in Hamburg vorgeschlagene Mutterschaftsrente dürfte sich vielleicht erübrigen, sobald man die Lohnverhältnisse gleichstellt oder umkehrt und die Mutter in den Stand setzt, die Kinder auskömmlich zu ernähren. Das ist natürlich nur möglich in Verbindung mit der mutterrechtlichen Familienform.

Die Eltern einer solchen Frau, die vielleicht schon recht traurige Erfahrungen mit vaterrechtlichen Ehen gemacht haben, werden nach und nach vernünftig genug werden, die Tochter, die sich nach Mutterrecht vermählt, ob ihrer Ansichten nicht zu verstoßen, wie dies vielfach üblich war, seitdem Vaterrecht gilt. Folglich steht fortan eine solche Frau nicht allein und ausgestoßen da, sondern sie kann aufrecht und frei ihre Kinder ernähren und erziehen unter dem Schutze ihrer Blutsverwandten.

Und zu alledem kommt als beinahe wichtigster Factor: die Frau braucht nicht zu verblühen und zu verwelken, weil in der Vollkraft ihrer Jahre keiner kommt, der sie zur patentirten Ehefrau, als Wirthschafterin, Haussklavin oder als „Goldene Gans“ begehrt.

Sie braucht auch nicht deßhalb zu verwelken und ihre natürlichen Wünsche und Triebe zu unterdrücken, weil ihr Gefieder nicht genügend vergoldet ist, um „begehrt“ und als allezeit nützlicher Hausvogel gerupft zu werden.

Nein, die neue Frau, die zum Bewußtsein ihres Menschenthums erwacht ist, die „reif zur Liebe geworden ist“, — die liebt und lebt, wenn das Herz und das Blut glüht.

Sie wartet nicht auf den, „der zu einem gesicherten dritten Unternehmen ihre 20 bis 30 Mille braucht“, sondern sie giebt sich demjenigen, dessen Herz und Sinne den ihrigen entgegenjauchzen, — vielleicht unterm glitzernden Sternenzelt, vielleicht im holden Waldesversteck, durch das spielende Sonnenlichter huschen. Und ihr Kind, das in Licht und Luft und Liebe empfangene, das hält sie jauchzend und lachend dem Herrgott entgegen, nicht „als sündige, gefallene Mutter“, sondern in der strahlenden Schöpferwonne ihres jungen, gesegneten Leibes.

Solche Mütter wird der Herrgott mit ihren Kindern nicht umkommen lassen.

Die Männer wollen nicht Väter sein.

Die Frauen aber wollen Mütter sein.

Freilich nicht die Frauen vom Genre der Mutter im Proceß Dippold. Das sind aber auch gar keine Frauen, wie wir sie verstehen. Das sind nur „Hülfswesen des Mannes“, die „dem Manne gebären“, die nicht Sitz und Stimme haben, nicht einmal über das Wohl und Wehe ihrer Kinder, die ihre Pflichten vom Manne zugewiesen erhalten. Und wenn der Mann die Repräsentationspflichten über die Elternpflichten stellt, und wenn der Mann die „ihm“ geborenen Kinder aus „seinem“ Hause entfernt, so trifft die Schuld doch nicht die unfreie, unselbstständige, unverantwortliche Mutter, die man jetzt zum alleinigen Sündenbock macht, sondern sie trifft vielmehr den freien, selbstständigen und verantwortlichen Vater, der „seine“ Kinder nach Vaterrecht aus „seinem“ Hause entfernt hat.

Diejenige Frau hingegen, die sich nach Mutterrecht vermählt, die gebiert die Kinder nicht dem Manne, sondern „sich selbst“. Die wird für „ihre“ Kinder in „ihrem“ Hause Platz und Zeit haben. (Man denke an manche arme Näherin oder Arbeiterin mit ihrem „unehelichen“ Kinde.) Diese neue Frau läßt sich nicht Pflichten auferlegen, sondern sie erlegt sie sich selbst auf. Und sie ist frei und mündig, um diejenigen Pflichten in den Vordergrund zu stellen, die ihr die heiligsten sind: ihre Mutterpflichten.

Auf der einen Seite haben wir also Männer, die sich ihren Vaterpflichten entziehen.

Das Ende sind Staatskinder.

Auf der anderen Seite sind Frauen, die ihre Mutterpflichten erfüllen, dafür aber auch das anerkannte Mutterrecht besitzen wollen.

Der Staat kann nun wählen, ob er alle von ihren Vätern verlassenen oder vernachlässigten Kinder als „Staatskinder“ übernehmen und erziehen will, oder ob er der muthigen, pflichtbereiten Mutter das Mutterrecht übertragen und ihr so ihre Pflichten erleichtern will. Und wählte der Staat selbst das erstere: Die Frau wird sich wehren gegen Staatskinder. Die Mutter wird ihr Kind vertheidigen gegen den Mann und gegen den Staat.

Literatur und Kunst.

Gefühl und Gesetz.

Von Kurt Worm (Halle).

Wir haben einen Sprachgebrauch, der Glück und Zufall gleichsetzt. Liebe und Ruhm und die anderen „Glücksgüter“, wie hingen sie von unserem Wollen ab? Ist diese Unabhängigkeit das Kriterium des Zufalls? Nicht ganz. Sondern Zufall ist Gesetzlosigkeit. Man sagt (besonders eindringlich Spinoza): Alles ist in die Natur und ihre Gesetzlichkeit eingefügt; also ist kein Zufall. Aber es kommt nicht darauf an, daß etwas einem, sondern daß es seinem Gesetze gehorcht. Der Unternehmer, der wohl die allgemeinen Bestimmungen des bürgerlichen Rechts, aber nicht die besonderen der Gewerbeordnung befolgt, thut doch nicht nach dem Gesetze. So müssen wir jede Menschenhandlung als naturnothwendig begreifen, sie ist uns gleichwohl so lange zufällig, als sie sich nicht dem particularen Rechte der Handlungen, dem Sittensatz, einordnet. Das Gesetz ist unser Eigenthum. Die Natur mag uns Gleichheit und Aehnlichkeit bieten (auch diese Aussage setzt schon ein Vergleichen, ein Annähern durch den Verstand voraus); den Adel des Gesetzes verleihen wir. Giebt es also ein Glück, das dem Gesetze seinen Ursprung dankt, so giebt es eines, dessen Herren wir sind. Psychologische Erfahrung bürgt uns für die Möglichkeit eines solchen Lustgefühls (so nennen wir dies „Glück“ richtiger). Sein Name ist: das reine Herz. Es ist in mir, so oft ich mir meiner als eines Subjects bewußt werde; Subject sein und bewußt gesetzverleihend sein ist ein und dasselbe. Das Merkmal dieser Lust — es klingt widersinnig, wird sich aber klären — ist Uneigennützigkeit. Der Ausdruck will nicht nur moralisch genommen sein; er ist bloß ein verdeutlichendes Bild für den Begriff der Gesetzlichkeit. Ich flüchte von dem, was in mir wechselt, zu dem, was in mir bleibt, weil es Grundlage und Regel des Wechsels ist, ich befreie mich von mir selbst, soweit ich zufällig und leidend bin. Das Gefühl schaut nur das Gesetz, will nur das Gesetz, geht auf, geht unter im Gesetz — die „Dinge der Welt“ kümmern es nicht — darum darf ich es uneigennützig nennen. Wie schaffe ich mir das reine Herz? Giebt es dafür eine Methodenlehre? Gewiß — und die alte Eintheilung unserer Vorstellungsarten in Erkennen, Fühlen, Wollen kann uns leiten.

Die Freude des Erkennens, des Wahrheitfindens ist den Forschern, den Denkern wohlbekannt. Sie erzählen uns von

ihr, und wir verstehen sie. Erkenntniß ist gesetzliche Bindung des Neuen an Feststehendes. Jede Wahrnehmung — das wissen wir seit Kant —, soweit sie mittheilbar, soweit sie vom Zufall unseres Subjects gelöst sein soll, hat das Gesetz zum Grunde; das Gesetz macht, daß ich sie mir als ein von mir Unabhängiges gegenüber sehe; sie gilt für jeden Verstand, weil jeder Verstand — ungeachtet der Verschiedenheit seiner Inhaber — Gesetzmäßigkeit ist. Das Licht knüpfe ich durch das Gesetz der Wellenbewegung an den Schall. Nicht die Luft- oder Aetherschwingungen sind es oder ihre immerwährende Wiederkehr, die ich in mir antreffe — das Alles muß ich an mich herankommen lassen; aber mit Gesetzmäßigkeit, das ist mit einer als nothwendig vorgestellten Allgemeinheit, bekleidet mein Bewußtsein diese Erscheinungen. Es giebt eine Lust, die lediglich durch gesetzmäßiges Zusammenstimmen der Erkenntniß erregt wird. Die auf's Gesetzliche gerichtete Geistesthätigkeit ist Ursprung dieses Gefühls; thätig bin ich, ob ich nun selbst erkenne oder fremde Erkenntniß aufnehme — denn dies Aufnehmen ist Nachschaffen; jede Erkenntniß wird unzählige Male und immer wieder von Neuem erkannt, nur daß der Nachgeborene die Führung der Vorfahren genießt. Das „Erkennen um des Erkennens willen" allein, nicht die Hoffnung auf Ruhm, nicht das Selbstgefühl wissenschaftlicher Kraft und Bedeutung schafft dem Forscher das reine Herz. Dem widerspricht nicht die — von mir getheilte — Auffassung, die das Wissensstreben als menschliche Willensäußerung dem Pflichtgebot unterwirft; dies nämlich befiehlt schlechthin, und „Erkennen aus Pflicht" ist nur ein anderes Wort für „Erkennen um des Erkennens willen". Freilich — es ist gewiß, daß wir uns dieser Idee nur selten nähern; Reinheit gehört zur Gattung der tam difficilia quam rara Spinoza's.

Was wir als schön bezeichnen, wollen wir auch von Anderen so gefühlt und genannt wissen. Das wäre sinnlos, wenn wir den schönen Gegenstand nicht auf irgend ein Gesetz bezögen, wenn wir ihn nicht lediglich des Gesetzes wegen das Prädicat „schön" beilegten. Wäre das ästhetische Urtheil nichts als der Ausdruck einer persönlichen Stimmung, die bei der sinnlichen Wahrnehmung in uns erregt würde, so trüge es Zufälligkeit in sich. Merkmal aber der Schönheit ist gerade Emancipation vom Augenblick, Entfernung vom begehrenden, leidenschaftlichen Ich. Man achte auf die Worte, die wir überall dafür haben. Wir sprechen vom „Objektivieren des Gefühls", wir fordern „allgemeinmenschliches Interesse" für den Gegenstand der Kunst, wir wollen „Schlichtheit", „Einfachheit". All' das sagt concreter dasselbe wie Gesetzmäßigkeit. Vom reinen Herzen, das Schönheit in uns wirkt, können wir Alle reden, die wir Natur und Kunst mit hohen Freuden genießen. Auch diese Lust ist selbstlos: der kleinste Tropfen Eigennutz, der sich hineindrängte, würde dem ästhetischen Genuß sein Wesen nehmen. „Das Wohlgefallen, welches das Geschmacksurtheil bestimmt, ist ohne alles Interesse", dieses Kantische Wort giebt unseren Gedanken wieder; das „Interesse" geht auf die Existenz des Objects der Vorstellung, die wir als schön empfinden; das Dasein des Gegenstandes ist uns gleichgültig, nur das Gesetz, die Harmonie der Vorstellung beglückt uns. Diese *κάθαρσις* ist auch der psychologische Grund, warum unsere — ausgesprochenen und unausgesprochenen — Schönheitsurtheile Allgemeingültigkeit und Nothwendigkeit beanspruchen; wir fühlen Freiheit vom Besonderen, sich Wandelnden unseres Subjects, wir fühlen das Gesetz.

Vermuthlich ist die Lust des productiven Künstlers noch stärker; der Art nach kann sie sich nicht wohl von der unseren unterscheiden. Die „Befreiung" durch ihr Werk, von der die Künstler gern reden, bedeutet nichts Anderes als das reine Herz beim Gestalten. Der seelische Vorgang ist offenbar dieser: Das Gemüth beschäftigt sich Tag und Nacht mit seinem Schmerz; es lernt ihn und die ihn erregenden Ursachen bis in's Innerste kennen; so kann einem das Leid lieb werden. Nun rührt sich's im Künstler. Vielleicht treibt ihn die Schönheit der umgebenden Natur. Es drängt ihn, die Verwirrung seines Inneren ordnend zu lösen. Sein ästhetisches Gefühl wird gesetzgebend, gestaltend. Wie er die Sorgen seiner Seele der künstlerischen Einbildungskraft übergiebt, gehören sie menschlich der Einbildung an. Sie lösen sich von ihm, da sie in anderem Gesetz als dem Naturgesetz des Schmerzes sich verfangen. Ich kenne und liebe ein paar Zeilen unserer neueren Dichtung, die dieser Wahrheit Ausdruck leihen, Kunst künstlerisch verklärend:

> Wenn meine Lippe einst das Lied gefunden,
> Das meiner Seele Gottesstimme singt,
> Wenn ich das Tiefste, Heiligste in mir,
> Das Stückchen Ewigkeit, das Jeder trägt,
> Mit gold'nen Worten an die Zeit gebunden,
> Dann laß mich sterben, Herr!

Zeit ist Zufall, Ewigkeit ist Gesetz, eine Gottesstimme glaubt sich das reine Herz.

Auch hier ist das eigenartige Gefühl Folge einer einheitlichen inneren Bewegung — mit Kant zu reden, der „Beförderung des Lebens" durch gesetzmäßige Thätigkeit. Thätigkeit auch im bloßen Genuß: Reproductivität ist auch eine Art der Productivität.

Ueber das Verhältniß von Schön zu Gut herrscht noch lebhafter Streit. Die Einen unter dem überlauten, dem Ohre wenig angenehm klingenden Marktausruf „Freiheit der Kunst" fordern und behaupten ihre Unabhängigkeit von der Moral; sachlich mit Recht. Die Anderen wollen den innigen Zusammenhang des Schönen mit dem Sittlichen darthun; auch diese mit Recht. Denn so gewiß Schönheit und Sittlichkeit wesensverschieden sind, so gewiß giebt es Eines, das sie eint; das ist logisch das Gesetz, psychologisch das reine Herz. Das reine Herz ist Folge des guten Handelns; hüten wir uns, es als seinen Lohn aufzufassen; denn von da bis zum Handeln um des reinen Herzens willen ist nur ein Schritt — und das ist kein sittliches Handeln. Es ist merkwürdig, daß wir in der Moral das reine Herz von uns bannen, wenn wir es als Ziel aufstellen, wenn wir uns drum mühen. Es will als Gnade genommen sein, nicht als Preis. Dies Glück und die Sittlichkeit sind eng an einander geschmiegte, unzertrennliche Geschwister, beider Vater das Gesetz. Der Gedanke des reinen Herzens führt, richtig aufgefaßt, weder zu Quietismus und Thatenscheu noch zu Selbstbespiegelung und tugendlicher Ueberhebung (bekanntlich der schlimmsten aller Anmaßungen). All' das sind Charakterzüge, die mit der Idee des Sittengesetzes, der Quelle des reinen Herzens, nicht zusammen bestehen können. Sondern — mit einem Worte Theodor Fontane's — „... zwischen Hochmuth und Demuth steht ein Drittes, dem das Leben gehört, und das ist einfach der Muth". Es giebt einen Gegensatz von „in mir" und „über mir". Es ist das Geheimniß des Gesetzes, daß es in mir und über mir ist. In mir — denn nirgend anders finde ich es; über mir — denn es ist von meiner Willkür so unabhängig, daß es vielmehr Grund alles Wollens ist.

Ein kurzes Wort noch über das reine Herz im religiösen Gefühl. Auch hier haben wir die Beziehung auf Gesetzlichkeit. Wir denken das Unbedingte als gesetzmäßige Einheit alles Bedingten. Naturordnung oder Sittengesetz führt uns zu Gott. Jenen Weg gingen, wie bekannt, Spinoza und Goethe, auf diesem stürmten Plato und Kant „das himmlische Thor". Es ist ein alter und, wie's scheint, nothwendiger Gegensatz und die Entscheidung für's Eine oder Andere vielleicht nichts als Naturanlage. Bei Spinoza finden wir einen sehr bezeichnenden Ausdruck für „reines Herz": amor intellectualis Dei; er enthält alle Merkmale des religiösen Gefühls. Das auffällige und scheinbar widersprechende Attribut intellectualis bei amor (dem Worte für

einen Affect) spricht die Beziehung des Gefühles auf das Gesetz aus. Das Gefühl, unser Subjectivstes, dem Zufall entrückt und gesetzlich bestimmt, das ist ja das Wesen des reinen Herzens.

Auch dem Glücke bestimmen wir seinen Werth nicht bloß mit Rücksicht auf unser Wohlbefinden, so seltsam das auch scheinen mag. Das Allerseltsamste aber ist, daß wir überhaupt nach dem Werthe eines Glückes fragen. Denn im eigentlichen Sinne bedeutet doch Werth eine von der Natur unterschiedene Gesetzlichkeit; und was ist mehr Natur als die Lust? Die Lösung ist das reine Herz, das Glück ist und doch kein Zufall, das Gesetz ist und doch eine Lust. Kein Urtheil wird dadurch über den Grad des uns gegönnten mannigfachen Glückes gesprochen. Die „Güter der Erde“ mögen das tiefere, das beglückendere Glück gewähren, das reine Herz giebt das bessere Glück.

Pädagogische Probleme.*)

Von Professor Th. Achelis (Bremen).

Van den Tagen Mantaigne's und Rousseau's, der in den Eingangsworten des Emile erklärte: Alles ist gut, wie es aus den Händen des Urhebers der Natur hervorging, Alles entartete unter den Händen der Menschen, bis zu Ellen Key, die unsere ganze Erziehung und allen Unterricht, wie er jetzt betrieben wird, schlechthin verurtheilt und mit leidenschaftlichem Ingrimm den „Selbstmord in der Schule“ (wie sie es nennt) bekämpft, tobt der unerbittliche Streit, der bald Bücher füllt, bald Brandraketen in die Zeitungen und Zeitschriften entsendet, ohne daß eigentlich eine rechte Einigung erzielt wäre. Berufene und unberufene Beurtheiler drängen sich heran, Einer will es dem Anderen zuvorthun, bald sall lediglich der geschulte Fachmann entscheiden, da doch ihm allein die erforderliche Fülle van einschlägigen Kenntnissen zu Gebote stehe, bald wieder umgekehrt der Laie, weil dieser gerade den freieren, nicht durch persönliche Erfahrungen beengten Blick besitze. Diese Nachhaltigkeit und Heftigleit des Kampfes giebt zu denken; es handelt sich nicht um irgend welche nebensächliche Fragen, sondern letzten Endes um ernste, werthvalle Culturgüter, die uns, wir mögen Berufen angehören, welche wir wallen, gleichmäßig interessiren.

Das Wohl der Jugend, der nach einem trivialen, aber doch richtigen Wort die Zukunft gehört, steht auf dem Spiel, und da ist es nur ganz natürlich, daß von den verschiedensten Seiten aus die Discussion einsetzt. Dazu kammt, daß in weiten Kreisen (darüber sallte man sich keiner Täuschung hingeben) ein tiefes (wir sagen noch nicht, berechtigtes) Mißtrauen gegen die Schute, gegen den gegenwärtigen Stand der Dinge herrscht, und damit um sa mehr Unmuth und Verstimmung ein ruhiges, nüchternes Urtheil getrübt hat. Es ist daher mit Freude zu begrüßen, wenn ein verdienstvaller Fachmann, wie der Verfasser des vorliegenden Buches, auf das wir die Aufmerksamkeit unserer Leser richten möchten, von vornherein nicht die Campetenz fremder Beurtheilung ablehnt, indem er erklärt: Das Gebiet der Erziehung ist kein solches, auf dem das Mitdenken irgend einem Kreise derjenigen verwehrt werden könnte, die überhaupt zu denken vermögen, und belebende Anregungen van außen her hat die pädagogische Berufswelt in der Vergangenheit aft genug empfangen. Von jedem ariginellen Einfall sich gewinnen, van jeder zufälligen Störung sich fortreißen zu lassen, mag Schwäche sein; aber sich von varnherein in sein Fachverständniß zu hüllen, ist noch keine Stärke, ist jedenfalls unweise, ganz abgesehen von den vielen Fällen, wo es unberechtigt ist, da das Fachverständniß oft nur Vertrautheit mit technischen Namen oder übernammenen Theorien ist (S. 4). Und in etwas anderer Färbung: Die Fachleute haben oft gezeigt, daß sie über die Mauern der gegebenen Organisation weniger leicht hinauszublicken vermochten als die nicht Eingewöhnten, van der Ueberlieferung Unabhängigen. Die meisten tieferen Wandelungen in den pädagogischen Anschauungen sind von solchen erzeugt worden, die entweder ganz und gar nicht oder doch nicht in vollem Sinne Fachleute heißen konnten.

Eines der bedenklichsten, aber am meisten wirksamen Schlagworte (auch bei Ellen Key spielt es in ihrer glänzenden leidenschaftlichen Rhetorik eine verhängnißvolle Rolle) ist der Individualismus. Die Schule mit ihren angeblich ehernen Normen und den unerbittlichen Vertretern der schematischen Gesetzesparagraphen ertödtet, wie es heißt, jedes selbstständige Denken und, was noch schlimmer, jedes persönliche Empfinden; Streberei und Heuchelei werden systematisch gezüchtet, jede abweichende Ansicht mit dem Brandmal gekennzeichnet (wenn z. B. sich ein Secundaner einfallen läßt, auf die verfängliche Frage des Lehrers, ob Virgil ein großer Dichter sei, mit einem kühlen Nein zu antworten), bis dann schließlich unter all' dem Martyrium der Dressur jede freiheitliche Regung des Geistes erstickt und der an Leib und Seele verstümmelte Jüngling in's Leben entlassen werde. Daß diese Klagen und Angriffe vielfach übertrieben sind, ist ebenso unleugbar, wie sie leider nicht aus der Luft gegriffen sind. Gerade deßhalb finden sie auch in so weiten Kreisen einen so energischen Widerhall, genau in derselben Weise, wie der geniale Erwecker der Geister im 18. Jahrhundert, Rousseau, um deßwillen mit seinem revolutionären Wirken solcher Begeisterung begegnete. Alle Erziehung ist ihrem Wesen und wahren Werth nach Entfaltung, organische Entfaltung ursprünglicher Keime und Anlagen, freilich nicht willkürlich, sondern methodisch, gesetzmäßig, unter Berücksichtigung und Förderung auch schwächerer Kräfte, die aber zur Erreichung eines umfassenderen Zieles unentbehrlich sind. Die Selbstthätigkeit des Schülers zu wecken und zu stärken, das eigene Urtheil zu schärfen (auch auf die Gefahr hin, diese Kritik an dem Lehrer selbst zu üben) und ihm damit das Gefühl innerer Befriedigung zu schaffen, das sich ganz von selbst in dieser Pflege des eigenen geistigen Wachsthums einstellt, — das ist das Ideal eines jeden wirklich „humanen“ Unterrichtes, der zugleich auch (was noch sehr bedeutsam hinzutritt) den persönlichen Charakter entwickelt. Es ist schwer, diese allgemeine Forderung in's Detail des praktischen Betriebes zu übertragen; indessen kann Mancherlei in dieser Richtung geschehen. Zunächst durch verständige Herabminderung der Autorität des Lehrers, der sich nicht mit dem falschen Glorienschein der Unfehlbarkeit umgeben sollte — das fordert lediglich den Spott heraus. Nichts erbittert mehr als Zwang, wie ihn die allein selig machende Formel, das Dogma enthält, und nichts entwaffnet den offenen und heimlichen Widerspruch des Schülers mehr als die ruhige, wissenschaftliche Beurtheilung seiner revolutionären Ansichten und Ketzereien durch den Lehrer. Nur kein Pathos, sondern freundliche, völlig objective Behandlung und vollends nicht wohlfeile Verspottung, lächerlich machen vor den Kameraden. Das gilt z. B. von den deutschen Aufsätzen, die in gewissem Sinne den Mittelpunkt des ganzen Unterrichtes bilden, deren Anfertigung, wie Münch mit Recht bemerkt, meist peinlich auf den jungen Leuten, die ihre eigene Unfruchtbarkeit empfinden, lastet, so daß er eine gewisse Wahlfreiheit (wie sie der Unterzeichnete schon Jahre lang mit Erfolg gestattet hat) vorschlägt. Es ist (so schreibt er) ein volleres Maß individueller Bewegungsfreiheit wenigstens für die gereifteren Schüler sicherlich denkbar, zulässig, wünschenswerth: also eine gewisse Wahlfreiheit gegenüber den zu verfassenden größeren

*) Mit Bezug auf das Buch: Zukunftspädagogik von Wilh. Münch. (Berlin, Georg Reimer, 1904).

Arbeiten, wie Aufsätzen, die genügend freie Zeit zu zusammenhängenden, selbstgewählten, durch einen längeren Zeitraum fortzuführenden Arbeiten, eine gewisse Mannigfaltigkeit in der Wahl umfassender häuslicher Schriftstellerlectüre, mehr Wahlfreiheit gegenüber den einzuprägenden Gedichten, und für die obersten Classen doch auch gegenüber den Unterrichtsfächern (S. 175). Ja es wird das rein Persönliche noch schärser betont, das Menschliche, das wir Lehrer gegenüber der todten Norm, mit der die Schüler zum Ueberdruß gelangweilt werden, nur zu leicht vergessen: Es ist doch wohl der menschlichen Notur entsprechend, daß Anregbarkeit nicht zu allen Stunden vorhanden ist, daß sie, wenn zu viel herausgefordert, sich abstumpft und offenbar ouch, daß sie selbst bei jedem Individuum nur auf gewissen Gebieten lebendig ist, auf anderen matt oder versagend. Es sind auch gar nicht just die vielversprechendsten Schüler, die in dieser Hinsicht sich durch Gleichmäßigkeit auszeichnen (wie abschreckend sind nicht, wie wir hinzufügen möchten, die eigentlichen Wunderkinder und Musterschüler, wie kläglich enden diese ungesunden Treibhauspflanzen, an denen thörichte Eltern und Lehrer meist ihre helle Freude haben!). Daß es ein Menschen- und ein Jugendrecht sei, Anregungen auch abzulehnen wie onfzunehmen, auch hier gewissermaßen zu lieben wie zu hassen, sollte man willig zugestehen. Und es kommt doch noch in Betracht, daß zum Bewirken von Anregung ein gewisses Verhältniß von Sympathie gehört oder eine Kraft der inneren Unterwerfung, wie sich dos durchans nicht selbstverständlich allerwärts findet (S. 200). Mit vollem Recht fordert deßhalb der Verfasser eine gewisse innere Befreinng der Schüler von dem lähmenden, lostenden Druck der Schule, Anregung nnd freundliches Eingehen Seitens des Vorgesetzten, mehr Verständniß und Jugendfrische und weniger nörgelnde Unzufriedenheit und mißtrauische Ueberwachung (lieber eine starke Zornesänßerung und ehrliche Entrüstung als kleinliches Chicaniren), eine energische Betanung des Gefühles gegenüber dem bloßen, ouch noch so schätzbaren Wissen. Damit kommen wir auf die so ausschlaggebende Persönlichkeit des Lehrers, die nicht selten bezeichnender Weise bei aller methodischer Einsicht und Werthschätzung völlig übersehen wird. Der Preis der unvergleichlichen Herrlichleit des ganzen Alterthums gegenüber allen neueren Geisteserzeugnissen oder Lebenswerthen (heißt es hier) mußte oft um so deprimirender wirken, je weniger der Lehrer der Mann war, jene Schönheit und Herrlichkeit wirklich fühlbar zu machen. Fehlte doch den gewöhnlichen Fachlehrern auch jede Unmittelbarkeit des inneren Verhältnisses zu ihrem Object: Alles wor auf gelehrtem Wege erarbeitet, Alles verstondesmäßig aus einander gelegt, der Kleinkram des Wissens überwucherte alles schöne Fühlen; selbst wo sie schwärmen wollten, blieben sie Philister, nnd das jugendliche Bedürfniß der Begeisterung wurde durch sie vielmehr niedergehalten ols geweckt, abgespeist anstatt befriedigt oder genährt oder befeuert (S. 218). Auch hier wirkt, was schon Goethe für die Dichtkunst beansprucht, lediglich die Persönlichkeit in ihrer Unmittelbarkeit auf die empfänglichen Gemüther der Jugend, nicht der Lehrer, sondern lediglich der Erzieher, nicht das Wissen, foudern die echte, edle Männlichkeit, nicht der Buchstabe und sei es die verblüffendste Gelehrsamkeit, sondern der Geist, nicht der todte, thönerne Götze der Autorität, sondern das lebendige Beispiel einer noch selbst im steten Wachsthum begriffenen, im besten Sinne als Vorbild dienenden, seinen hehren Beruf mit voller Hingabe, mit Anspannung aller Kräfte und mit theilnehmender Liebe auffassenden Persönlichkeit.*) Daß die Pflege der Individualität nicht zu einem völligen blinden Gewährenlassen oller nur zu natürlichen Launen führen kann und darf, sollte nicht mehr ernsthaft versichert werden müssen; im Uebrigen sorgt dafür ouch schon der sociol-ethische Instinct des Menschen, der sich stets, wenn es sich um eine praktische Probe handelt, von solchen phantastischen Experimenten sehr kühl abwendet.

Wo bleibt die sittliche Bedeutung einer Unterordnung, einer longsamen, wenn ouch durch noch so viele Rückfälle erkauften Veredlung, einer inneren Selbstzucht, wenn man allen Temperamentsaufwallungen der Jugend ohne Weiteres freien Lauf lassen wollte? Mit vollem Recht erklärt Münch: Die wirkliche Aufgabe der Erziehung bleibt immer die Kraft der Selbstentfaltung mit Eindämmung und Culturübermittelung zugleich walten zu lassen, so daß keine dieser Functionen zu kurz kommt. Lediglich von der Selbstentfaltung, als möglichst unbehinderter, die Bildung des vollsten Menschenwerthes zu erwarten, ist ganz willkürlich; es gäbe ein Wuchern aller natürtichen Triebe, unter denen die indifferenten und bösartigen oder doch gefährlichen sicherlich meist die Uebermacht haben würden. In die Cultur der Umwelt muß das junge Indioidunm hineingezogen werden, und das geschieht eben theils durch entgegenwirkende Zucht und theils durch Uebermittelung von Culturbesitz (S. 162).

Ein weiterer leidiger Umstand, der eine unbefongene Verständigung nur allzu sehr behindert und dafür den bedenklichen Gebrauch von Schlagwörtern befördert, besteht in der schroffen Ablehnung jedweden praktischen Erfalges, den die Schule dem Leben verschaffen könnte und dürfte. Der alte Spruch: Non scholae, red vitae discimus hat in der That noch seine volle Berechtigung, wenn mon ihn richtig versteht. Selbstverständlich handelt es sich für die Gymnasien (nur diese kommen in Frage) nicht um eine bloße sachmännische Varbildung für die einzelnen Studienfächer (wenn man übrigens davon reden wollte, so könnte man das lediglich anf die Philologie beziehen), aber es ist andererseits gar nicht einzusehen, weßhalb man das Ziel, ouf's Innigste zu wünschen, in einer gewissen gelehrtenhaften Weltabgeschlassenheit finden wollte, die den heranwachsenden Jüngling den eigentlichen Culturaufgaben gegenüber (nicht den zufälligen Parteidebatten) ohne jedes selbstständige Urtheil, jo was noch viel schlimmer ist, ohne jedes eigene Interesse sein läßt! Das ist ein verhängnißvoller Ueberrest der alten Klosterschule, die schlechterdings nicht mehr in unser modernes, ouf ganz anderem Grunde erwachsenes Culturniveau paßt. Wir freuen uns, onch in dieser Beziehung mit unserem Gewährsmann uns in Uebereinstimmung zu wissen, der schreibt: Die tiefe und unbedingte Geringschätzung alles sogenannten Utilitarischen wenigstens bei fast allen älteren Vertretern unseres höheren Bildungswesens, die entrüstete Ablehnung aller zu dessen Gunsten gemachten Ansprüche, die Anschauung, als ob das zu Nützende eine Entweihung des echten Lehrgutes bedeute, als ob damit das Gemeine, Unedle, Abwärtsziehende hereindringe, woher rührt diese ganze Stellungnahme? Sie ist doch großentheils ein Ueberlebsel aus dem Alterthum, der modernen Welt vermittelt durch die Humanisten und vor Allem ausgebildet durch die Neohumanisten, sie geht aus der uns gänzlich fremden socialen Organisation des Alterthums hervor, wo es des Freien Vorrecht und seine Würde war, nichts zu thun, was irgend Bedürfniß des praktischen Lebens war, jo wa selbst die Urheber edelster künstlerischer Leistungen persönlich als Politiker mißochtet wurden, wa der Mann der besseren Schicht nur denken, räsanniren, politisiren, Waffen tragen und sich körperlich üben, oußerdem natürlich träumen und genießen durfte, alle cancrete Culturarbeit aber der gemeinen Unterschicht übertragen war. Das vernichtende Wort „banonsisch" führen unsere Schulmänner von da her im Munde, ja sie gebrauchen es gewissermaßen wie ein flammendes Schwert, mit dem das Paradies des reinen und unbekümmerten Geisteslebens gehütet wird (S. 208). Man darf unbedenklich behaupten, selten ist mehr die tönende Phrase von dem Geiste der classischen Alterthumswissenschaft mißbraucht worden als Seitens ihrer recht zweiselhaften Ver-

*) Dies Moment ist sehr hübsch in dem Buch von Molthias, Praktische Pädagogik (München, P. H. Beck, 1903, S. 9 ff.) behandelt.

treter, die die Armuth ihres Geistes und die Dürftigkeit ihrer Erfolge mit einem schönen Worte bemänteln wollten. Deßhalb sollten, wie Münch an anderer Stelle bemerkt, die sogenannten humanistischen Anstalten aufhören, sich diesen Namen im Sinne eines sicheren Weges zu höherer, freierer, echterer Menschlichkeit beilegen zu wollen, eine Einbildung, die man oft just bei Denen am festesten gewurzelt sah, die am allertiefsten unter der Aufgabe edler Menschenbildung blieben. Ererbte Vorrechte machen eben viel hochmüthiger als erworbene (S. 224). Es gehört der unverbesserliche Fanatismus und die unheilbare Verblendung eines altclassischen Philologen dazu, der Geschichte und der deutschen Literatur den idealen Werth für Erziehung und Unterricht kurzerhand abzusprechen zu wollen. Auch hier sollte man nicht stets die Extreme gegen einander ausspielen, sondern umgekehrt sie auf dem Wege eines Compromisses beseitigen, das abstrakt Ideale mit dem praktisch Nützlichen in dem höheren Princip des wahrhaft Culturförderlichen vereinigen. Und damit kämen wir auf das letzte wichtige Moment, das auch diesem Streite zu Grunde liegt, nämlich der völlig veränderten Lage der Dinge, der Umgestaltung des bisherigen Bildungsbegriffes und -ideales. Man mag über Reform der Schule denken wie man will, ihr mit allen Kräften zähen Widerstand entgegensetzen oder ihr umgekehrt sehr sympathisch gegenüberstehen, — die bloße Thatsache einer in fortwährenden Aenderungen sich vollziehenden Wandelung der Verhältnisse beweist, daß sich hier ein (u. E. nothwendiger) geschichtlicher Proceß abspielt, der weit über persönliche Anschauungen hinausgreift. Unser Weltbild ist seit rund hundert Jahren ein völlig anderes geworden; Philosophie, Culturgeschichte, Völkerkunde — von der Naturwissenschaft in allen ihren Verzweigungen gar nicht zu sprechen — haben einen solchen Aufschwung genommen und unser Wissen derart bereichert, daß sie auch gebieterisch Einlaß zu den höheren Schulen fordern. Gewiß wird die Hauptlast der Universität zufallen dürfen, aber andererseits muß dort auch Etwas von diesem Flügelschlag der neuen Zeit schon dem Gymnasium zu Gute kommen, wenn dies nicht immer mehr außerhalb der Fühlung mit den eigentlichen Culturfactoren gerathen und damit einer bedenklichen Stagnation verfallen will. Hier kann noch Manches, was bislang vielfach der Schule aufgebürdet wird auf dem Gebiet der classischen Sprachen, ohne jedes Bedenken der Universität zugewiesen und damit Platz frei werden für andere auf die Dauer unabweisliche Anforderungen; wenn nicht alle Anzeichen trügen, so geht auch nach dieser Richtung ein sicherer, wenn auch langsamer Proceß des Besitzwechsels vor sich. Daß nämlich die Gesammtheit der Gebildeten zu den altsprachlichen Studien, wie Münch sagt, noch wieder die gleiche innere Stellung gewinnen werde, wie sie dieselbe ehedem besaß, ist um so weniger zu erwarten, als ganz andere Sachgebiete sie so mächtig und dringlich in Anspruch nehmen. Und deßhalb meinen wir, die früheren Vorrechte müssen fallen, gerade nur durch die Beschränkung kann noch der edelste Theil, nämlich das ästhetische und ethische Element als schönster Bildungsmoment gerettet werden. Das Nähere zu besprechen, ist hier nicht der Ort, nur beiläufig wollen wir bemerken, daß unser Gewährsmann an die Organisation altclassischer Lyceen denkt, denen sich besonders befähigte und dem Studium der alten Sprachen sich widmende Schüler zuwenden würden.

Neue Energien im Sonnensystem.

Von Albert Kniepf (Hamburg).

Newton sagt in seinem ersten Bewegungsgesetz: „Ein in Bewegung befindlicher Körper, auf den keine Kraft wirkt, bewegt sich geradlinig und mit gleicher Geschwindigkeit fort", und das zweite Gesetz lautet dann: „Wirkt eine Kraft auf einen in Bewegung befindlichen Körper, so ist seine Abweichung von der nach dem ersten Gesetz folgenden Bewegung in der Richtung der Kraft und ihr proportional."

Von diesen Formeln hat nur die zweite Sinn, aber auch dies nur, wenn man schreibt: „Wirkt eine „zweite" Kraft auf einen bereits in Bewegung befindlichen Körper" u. s. w. Denn das erste Gesetz ist vollkommen widersinnig, da auf einen in Bewegung befindlichen Körper stets mindestens eine Kraft wirken muß, so lange er sich bewegt. In Wirklichkeit ist aber auch der Fall, daß nur eine Kraft auf einen Körper wirkt, in der Natur total unmöglich, er findet nie statt. Die Formel ist eine haltlose Abstraction, und wenn Newton Recht hätte, so würde nämlich damit das Perpetuum mobile gegeben sein, das jedoch bekanntlich nur von gewissen phantastischen Erfindern für herstellbar gehalten wird. Die gelehrte Welt hat sich aber dies „Gesetz" als Entdeckung ersten Ranges suggeriren lassen! Wie kam Newton dazu? Nachdem er die Schwerkraft oder Anziehungskraft als eins der bei den kosmischen Bewegungen mitsprechenden Elemente erkannt hatte — eine Einsicht, die aber schon Kepler besaß, die aber Newton durch Einführung seiner wichtigen Berechnung der Schwere vervollständigte — brauchte er eine zweite Kraft, die die fortschreitende Bewegung und die Umdrehung darstellte, woraus sich dann die wahre Bewegung aus dem Zusammenwirken beider Kräfte nach dem obigen zweiten Gesetz ergab. Davon hatte auch Kepler schon eine genaue Vorstellung, aber er erklärte sich diese zweite Kraft ganz anders. Newton schuf sich aber auch nur scheinbar eine solche! Er erfand die sogenannte Centrifugal- oder Tangentialkraft und lullte sich und die Wissenschaft bis heute in die fabelhafte Hypothese ein, daß diese Fliehkraft durch einen einmaligen früheren mystischen Anstoß entstanden sei und nach seinem angeblichen, ad hoc fabricirten ersten „Gesetze" immer nur gleichmäßig in Form der Bewegung „fortwirke". Thatsächlich hat er damit aber die kosmischen Bewegungen noch keineswegs erklärt, sie sind vielmehr bis heute noch ein ungelöstes Problem! Die Astronomen sagen uns freilich (ich schreibe dies aus Newcomb's bekanntem Buche ab): „Der größte Irrthum, der fast alle Geister bis zu Galilei's Zeit gefangen hielt, war, daß die fortdauernde Bewegung irgend einer Kraft nöthig sei, einen sich bewegenden Körper in Bewegung zu erhalten. Daß selbst Kepler diese Anschauung theilte, zeigt die Thatsache, daß er eine Kraft, die nur in der Richtung nach der Sonne wirke, für unzureichend hielt, die planetarischen Bewegungen zu erhalten, und daß sie einer ergänzenden Kraft bedürfe, welche beständig den Planeten vorwärts stieße. Diese zweite Kraft, meinte er, könne von der Rotation der Sonne um ihre Achse herrühren."

Diese Anschauung Kepler's war aber in ihrer Weise durchaus naturgerecht! Die Astronomen haben sich durch Newton nur irreführen lassen, nun macht ihr Vorurtheil selbst vor Kepler nicht Halt! Der Fehler aber dürfte meiner Ansicht nach überhaupt darin liegen, daß man die Verknüpfungen der kosmischen Schwere nicht kennt und diese bis jetzt nur in ihrer scheinbaren Isolirung begreifen lernte. So hat z. B. ein anderer neuerer Astronom, Norbert Herz in Wien, über Kepler's Ideen, trotzdem er ebenfalls in denen Newton's befangen ist, doch ein wenig vorsichtiger geurtheilt. Er bemerkt in einem Buche „Kepler's Astrologie" S. 73, daß zwar Kepler sich die kosmischen Bewegungskräfte als vis animalis, als eine Art thierischer Kraft dachte (was doch bei Kepler nicht wörtlich zu verstehen ist! d. Ref.), „doch muß zugestanden werden, daß er zu einer ziemlich befriedigenden Erklärung gelangt". Es kann freilich nicht Wunder nehmen, daß Kepler diese Fragen noch nicht eigentlich zu lösen vermochte, aber Newton konnte es ebenfalls nicht, er hat nur das speculative Phantom einer Lösung untergeschoben. Dr. Herz bemerkt nun aber auch: „es ist weit eher denkbar, daß

Newton durch die Darstellung Kepler's zu seiner wesentlich modificirten richtigen Form gelangt sei, als durch die Betrachtung, jenes sagenhaften, fallenden Apfels, der demjenigen ausgezeichnete Dienste zu leisten vermag, der Kepler's Arbeiten nicht kennt."

Das „Richtige" bei Newton bestand aber nur in seiner allerdings bedeutsamen Entdeckung, daß man die Anziehungswirkung berechnen kann, während seine Centrifugalkraft als Erklärung der „zweiten" Kraft Kepler's nur ein Nothbehelf war, der die Sache nur verdunkelte. Man weiß ja, daß es noch mehr solche hartnäckige Irrthümer in der Wissenschaft giebt. Vieles hat nur durch zünftlerische Uebereinkunft Geltung, es ist in der Physiologie, Biologie, Medicin noch schlimmer. Die Centrifugalkraft hat man lange für völlig „exact" gehalten!

Diese Zweifel sind auch schon von einigen anderen Köpfen empfunden worden. Aber von Neuem in Angriff genommen hat jetzt das ganze Problem Dr. Ludwig Harperath, ord. Professor der Chemie, in seiner Schrift: „Sind die Grundlagen der modernen Astronomie, Physik, Chemie haltbar? Ein Beitrag zur Lösung der Welträthsel, gestützt auf Berzelius und Kopernikus".*) Der Verfasser geht mit den hierher gehörigen grundfalschen Vorstellungen der Astronomen mit großer Schärfe in's Gericht und zeigt z. B. auch, daß sie sogar Kopernikus nur halb verstanden und seinen dritten Satz von der jährlichen Bewegung auch der Drehungsachse der Erde um den Ekliptikpol um ca. 47° geleugnet und unterschlagen haben, ebenso seien sie mit der Centrifugalkraft, sowohl beim Umlauf der Erde, wie bei ihrer täglichen Drehung im Irrthum, wie oben bereits, hier aber unter Anführung der verkehrten Newton'schen Idee selbst, dargelegt ist. Er sagt sogar, daß die Astronomen in Wirklichkeit noch der Lehre Tycho's folgen, sie lassen die Erde still stehen und die Sonne und Gestirne um die Erde kreisen, was sie allerdings mit der Bequemlichkeit entschuldigen, da sich die heliocentrischen Oerter aus den geocentrischen leicht berechnen lassen. Aber sie bedienen sich dabei irriger Voraussetzungen und verhindern so die Aufklärung hierüber.

Der Verfasser bringt nun aber an der Stelle des Alten ganz Neues und trägt eine originale Kosmogonie vor, die schließlich auch allumfassend die Entstehung der chemischen Elemente mit der Entstehung der Planeten unter mathematischer Begründung in Beziehung setzt. Eine auf so tiefliegende universelle Verknüpfung gerichtete wissenschaftliche Arbeit ist in unserer Zeit des zersplitterten Specialistenthums eine Ausnahme und verdient alle Aufmerksamkeit. Ich erwähne eine ältere, schon auf denselben Gedankengang hinsteuernde Schrift „Die Zahlenverhältnisse des Planetensystems und der Atomgewichte" von Dr. B. M. Lerch, 1879. Doch ist der Verfasser in seinen Absichten nicht weit vorangekommen, er ergeht sich nur in einem vielfältigen Zahlenmaterial aus den Verhältnissen im Sonnensystem, und im zweiten Abschnitt der chemischen Werthe, ohne die im Titel angedeutete Idee ausbauen zu können, er wollte nur Material dieser Art liefern, und anzuerkennen ist der darin aufgewendete Fleiß. So macht er uns auch z. B. mit Beziehungen nebenbei bekannt, welche er zwischen den Schwingungszahlen der Töne und Intervalle als Wurzelwerthe der Zahl 2 und den Quadratwurzeln der Umlaufszeiten der Planeten als ebenfalls Wurzelwerthen derselben Zahl gefunden hat. Diese ganze interessante Forschungsrichtung liegt freilich nicht auf den engen Wegen der modernen Specialisten, man erhält jedoch sehr Bemerkenswerthes, wenn man sich noch der Untersuchungen von Helmholtz und auch von Nußbaumer, die doch als exacte Physiker gelten, in Bezug auf in gleicher Weise zahlenmäßige Analogien zwischen Tönen und Farben erinnert, und daß sich auch die elektrischen Wellen der drahtlosen Telegraphie ähnlich „abstimmen" lassen. Die Ausdehnung dieser Gesetzmäßigkeit auf die chemischen Gruppirungen bespricht ferner schon Baron v. Hellenbach in seiner „Magie der Zahlen". Also die gleiche rhythmische Grundeinheit in Allem vom Kleinsten bis zu den Rhythmen des Universums, mag sie auch unter zahllosen Abweichungen und Anpassungen an die Natur der verschiedenen Gebiete versteckt sein. Harperath scheut sich sogar nicht, die von ihm berechneten Analogien geradezu als Prüfstein für sein auf Berzelius' gegründetes System der Elemente zu betrachten, über das eine weitere, besondere Veröffentlichung noch erfolgen soll.

Wenden wir uns den kosmischen Bewegungen seiner Theorie zu, so ersetzt er die Centrifugalkraft durch die elektrochemische polar anziehend oder auch abstoßend wirkende „Tension", ein kosmisch erweiterter elektropolarer Contact. Die ihrem Stoffgemenge nach elektropositiven atmosphärischen Schichten der Sonne wirken auf die, ihren Gasen nach elektronegativen Atmosphären oder auch auf die noch ähnlich negativen Krusten der Planeten in Folge ungleichnamiger Polarität also anziehend, dagegen auf die positiven, weil mehr metallischen Hauptmassen des Inneren der Planeten, abstoßend, wodurch der Schwerkraftsanziehung die Wage gehalten werden soll. Die angezogenen äußeren Theile der Planeten werden ferner dadurch, daß die Sonne selbst eine Rotation um ihre Achse zeigt, durch polare Influenz in entgegengesetzter Richtung gedreht, so erhalten wir die tägliche Achsendrehung der Planeten. Sie ist nicht gleichmäßig, wie man jetzt annimmt, sondern schwankt im Jahresverlaufe in Folge des verschiedenen Angriffswinkels der Sonne um ein Geringes um den Werth von 24 Stunden. Licht, Wärme, Elektricität sind irdische, erst im Bereiche der Erdhülle entstehende Effecte der Tension. Auf ähnliche Weise steht die Erde auch mit den Sternen und Planeten in schwächerer Weise, und auch mit dem Monde in Tension; ihr optischer Effect ist das Licht.

Hiermit würden ganz neue Wirkungen in die Kosmologie wie Meteorologie eingeführt, und es muß auch Wahres daran sein, denn es ist z. B. neuerdings von den Astronomen durch zahlreiche und lange Beobachtungen festgestellt worden, daß der Mond einen gesetzmäßigen Einfluß auf die Häufigkeit der Gewitter hat, die in der ersten Hälfte des Mondlaufs, besonders kurz nach Neumond etwas größer ist, als in der zweiten Hälfte, die geringste Zahl fällt kurz nach dem Vollmond. Pickering, der das Material endgiltig zusammenstellte, bemerkte dazu, es scheine also dem Monde außer der Anziehung und gewissen magnetischen Wirkungen noch ein dritter Einfluß zuzukommen. Dieser steht aber offenbar mit dem magnetischen in enger Beziehung und paßt ganz auf Harperath's Tension, laut welcher er dem Neumonde einen polarisch entgegengesetzten Einfluß zuschreibt, wie dem Vollmonde; jener wirkte namentlich noch bei dem Festwerden der irdischen Stoffmassen auf deren Gestaltung durch polare Abstoßung und thalbildend, der Vollmond dagegen durch polare Anziehung auf die Gebirgserhebungen ein, insofern der Vollmond durch die Sonnenbestrahlung „positiver" wirkend wird.

Wie man auch nun hierüber denken mag, der Bann der Newton'schen Hypothese ist gebrochen, und die Laplace'sche Hypothese von dem Werden des Sonnensystems erfährt eine wesentliche Bereicherung, mag sich auch das Bild schließlich noch etwas anders gestalten.

Zu alledem nun möchte ich eine andere, noch kaum bekannte Entdeckung hervorheben, deren Thatsachen bisher noch wenig besprochen worden sind.

Besehen wir uns einige Experimente des Lemberger Ingenieurs Franz Rychnowski, an dem ich auch schon in dem Aufsatz Nr. 15/1903 der „Gegenwart" über die „universale bipolare Energie" gesprochen habe. Soweit es physikalisch gebildete Beobachter und Fachleute bestätigen und die Berichte reichen (die Bekanntgabe der Erfindung ist noch nicht erfolgt), wird ein Fluidum durch Zersetzung von Stoff oder von

*) Berlin bei Mayer & Müller, 1 Mk.

chemischen Verbindungen erzeugt, das, frei aus Röhren ausströmend und im Dunkeln leuchtend, sehr verschiedenartige Wirkungen polarer Natur erzeugt, und nach dem Entdecker sollen Elektricität, Magnetismus, auch Schwere durch die Ladungen mit diesem Fluid entstehen, was selbstverständlich noch zu prüfen sein wird. Aber eine damit geladene luftleere Glasbirne bewegt auf 3—4 cm Entfernung durch eine Glaswand eines verschlossenen Schrankes hindurch einen drehbaren ausgestopften Vogel, der in's Rotiren geräth. Um eine mit diesem Fluid geladene, rotirende Kugel kreist ein durch Influenz geladener Ring in entgegengesetzter Richtung, und um diesen Ring wieder durch Influenz eine zweite Kugel in wiederum anderer Richtung. Ein Glasballon wird an der Ausflußstelle des wirkenden Agens befestigt, er beginnt in der Dunkelheit zu leuchten und rotirt endlich um seine Achse. Zwei Celluloidkügelchen liegen auf einem metallenen Teller, der in der Mitte mit einem hohlen Zapfen versehen ist. Wird die Kautschukröhre mit dem ausströmenden Aetheroid von unten über das Zäpfchen gesteckt, so drehen sich die Kugeln auf dem Teller, die eine um ihre Achse, die andere um sich selbst. (Psychische Studien, 1898 Juli-Heft). Ich habe selbst mit dem Aetheroid hergestellte Photogramme in den Händen gehabt. Auch starke physiologische Wirkungen bringt es durch Erregung des animalischen Polarismus hervor.

Diese Erscheinungen entsprechen der Tension Harperath's in der Hauptsache, nur wirkt hier eine der Elektricität ähnliche Energieform ohne chemische Differenzirungen der Körper und erzeugt schon aus sich selbst polarisirte Bewegungen, und zwar sowohl in Revolution, wie in Rotation, auch ohne daß die Gravitation, unmittelbar wenigstens, damit etwas zu thun hätte! Sie spricht nur in Bezug auf die Erde und die Anbringung des Ballons mit. Man übersehe nicht, daß die Rychnowski'sche Energie, wie man schließen muß, nur das einem Stoff oder einer chemischen Verbindung frei entzogene Vehikel der Wirkungen Harperath's darstellt, es ist auch in sich selbst polarisirt, hat also zwei verschiedene Formen, soviel mir bekannt ist. Es wird sich s. Zt. noch herausstellen, wie sich dies Fluid zu den übrigen Energieformen verhält, der Erfinder behauptet, daß es sich in diese verwandeln könne, ja daß es einem Körper sozusagen alle sinnlichen Eigenschaften erst verleihe, und wenn man einen Stoff dieses Fluids beraubt, so „verschwindet er für die sinnliche Wahrnehmung". Sein Verfahren würde hiernach der Auflösung der Materie gleichkommen. Die mit diesem Fluid direct oder indirect durch polare Influenz geladenen luftleeren Glasbälle zeigen auch — nach Rychnowski — magnetische Erscheinungen und erhalten eine nach der Mitte zu anziehende Sphäre.

Kein Zweifel, daß auch die kosmischen Bewegungen sich auf ähnliche Weise allein erklären, die Schwung- und Centrifugalkraft sind nur mechanische Phantasmen der gegenwärtigen Lehrbücher, scheinbar erwiesen, durch die Berechnungen mit der Schwere. Harperath's Theorie stellt dasjenige dar, was man heute vom Standpunkt der gegenwärtigen Theorien und Beobachtungen anstatt der mechanistischen Leerheiten bieten kann. Jeder würde den Kopf schütteln, wenn man sagen wollte, der Blutumlauf sei einmal „angestoßen" und müsse nun ad infinitum weitergehen. Wir haben hier den scheinbar nur mechanisch arbeitenden Druck- und Saugapparat des Adersystems, des Herzschlags, der Lungen und stoßen dann auf chemische und elektropolare Wirkungen und doch erscheint das Ganze als eine vis animalis im Sinne Kepler's, d. h. besonders für denjenigen, der die wirkenden Kräfte nicht kennt. Und dabei sind noch Energieformen thätig, welche selbst unsere neueste Physik noch nicht kennt. Dürfen wir Kepler seine mysteriös klingende Wendung verdenken? Die Physik operirt aber ebenso mit Kräften, die sie nicht weiter zu erklären vermag, es sind vollkommen „lebendige" Kräfte und derselbe Polarismus ist es, der im Kosmos wie im animalischen physiologischen und psychischen System die „mechanische" Arbeit verrichtet! In diesem Sinne, daß Alles bis zu einem gewissen Grade, der in unserer Wahrnehmung allein seine Grenzen findet „mechanisch", wie man's nennt, erklärbar ist, habe ich schon in meiner Erkenntnißtheorie „Denken und Weltanschauung oder Theorie der Grundprobleme"*) das Geistige als etwas erklärt, wofür uns nur die feinen Finger noch nicht gewachsen sind. Andererseits haben aber auch die scheinbar einfachsten Stoff- und Kraftformen immer noch etwas Belebtes an sich, wir sehen daher niemals ganz auf den Grund ihrer Energien und auch Ernst Haeckel muß in seiner Schrift „Die Welträthsel" (Volksausgabe, Nachwort) zugestehen: „Ich kenne keine Substanz ohne Empfindung!" Die Natur müssen wir durchaus einheitlich und als allenthalben organisch betrachten lernen; es ist immer noch wenig bekannt, daß Prof. von Schrön in Neapel auch in den Gesteinen eine Lebensform ermittelt hat, ein organisirtes Plasma, und wir sind gewiß bei den krystallinen Formen damit noch nicht zu Ende! Vis animalis ist daher überall, nur unsere Deutung ist eine rein physikalische. Die Lehrbücher sind hierin alle falsch. Es giebt daher auch Formen des Geschehens, wo wir mit unserer Wahrnehmung nicht mehr auskommen, woher auch die stolze Wissenschaft sehr eingeengt ist und vielfach auf ganz irrige Anschauungen gerathen muß.

Wenn unsere stark Sensitiven der Wissenschaft z. B. die schwer sichtbaren Strahlungen beschreiben würden, so würden wir erstaunliche Resultate hören. Daher begeht die Wissenschaft einen großen Fehler, wenn sie sich der Sensitiven nicht wenigstens bedient, die oft viel weiter sehen, als die feinsten Reagentien und Instrumente, wenngleich die rein objective Prüfung ihre Vorzüge hat. In gewissem Umfange ist aber auch mit hinreichend sensitiven Personen Manches zu erreichen, wie das Folgende zeigt.

Harperath nimmt aus wissenschaftlich-chemischen Gründen eine positive Hauptstrahlung des Erdinnern an, von einer solchen hat schon vor 50 Jahren der Odforscher Carl von Reichenbach gesprochen! („Od" ist im Allgemeinen gleichbedeutend mit dem, was man jetzt Radio-Activität nennt.) Er gelangte zur Annahme einer solchen Strahlung und einer mehr negativen Strahlung der Gesteinskruste der Erde durch seine tausendfältig bestätigten Wahrnehmungen von Sensitiven. Er erklärte nämlich mit dieser positiven, der Schwerkraft parallel gerichteten, nach allen Seiten vertical zur Kugeloberfläche in den Weltraum radiirenden, unsichtbaren, für unsere physikalischen Instrumente noch nicht nachweisbaren Strahlung den im Allgemeinen verticalen Wuchs der Pflanzen (s. „Pflanzenwelt und Od," Wien 1857 bei Braumüller). Zu den ernsthaften Interessenten an Reichenbach's Forschungen gehörte auch Berzelius.

Hiermit wäre allerdings noch nicht bewiesen, daß diese positive Strahlung die Erde auch von der Sonne abstößt, wie Harperath lehrt. Aber ein anderer, noch weniger beachteter Pionier in diesen Dingen, der Entdecker des sog. „dynamischen Kreises", Joh. Karl Bähr, hat in seinem 1861 erschienenen Werke S. 227 den für die Tensionshypothese sehr bemerkenswerthen Schluß gezogen, „daß das in den Bewegungen der Weltkörper sichtbare Verhältniß eine merkwürdige Uebereinstimmung zeige mit demjenigen, was in dynamischer (bez. also elektro-dynamischer) Hinsicht zwischen Sonne, Erde und Mond hervortritt, und man könnte hiernach das Princip der polaren Gegensätze nicht nur vom Magnet bis zum menschlichen Körper, als den Grundtypus aller dynamischen Wirksamkeit, verfolgen, sondern auch seine erste, große, einfache Erscheinung in den Bewegungen der Weltkörper wiederfinden." Bähr beobachtete auch an seinem durch bloße Berührung physiologisch vom Erdmagnetismus her inducirten Pendel außer der Schwingung oder Revolution auch stets Rotation um die Achse des Pendels. Die Wirkung ging andererseits

*) Leipzig 1891, bei Wilh. Friedrich, 1 Mk.

von der Aura oder Körperstrahlung der Stoffe aus, die man damals noch nicht näher kannte. Die reine Physik will allerdings von der Verbindung physikalischer Dinge mit physiologischen nichts wissen, aber da sie besteht, und sehr eng sogar, so ist sie lehrreich auch für das universelle Geschehen. Die nämlichen elektropolaren Energien der Physik sind stets auch die physiologischen, sind „vis animalis“. Rychnowski behauptet, mit seinem Fluidum, das die Rotationen und Revolutionen von Körpern hervorbringt, auch die mannigfachsten physiologischen Wirkungen erzeugen zu können. Wir werden uns also gewöhnen müssen, in den scheinbar „todten“ Stoffen der Natur und auch in ihren kosmischen Bewegungen sehr nahe Beziehungen zu dem Lebendigen anzuerkennen.

Dies thaten auch wissenschaftliche Forscher bereits vor dem Herauskommen des jetzigen rein technologischen Materialismus vor 100 Jahren schon. Die Physiker Ritter und Deluc machten damals aufmerksam auf die Erscheinung, daß nicht nur die täglichen und jährlichen Schwankungen der Compaßnadel, sondern auch die Perioden der elektrischen Spannungen in galvanischen Säulen mit den erdmagnetischen Perioden übereinstimmen, und der f. Zt. berühmte, heute aber völlig vergessene Gießener Professor der Physiologie, Anatomie etc. Adolf Wilbrandt schrieb in seinem 1819 erschienenen Buche „Das Gesetz des polaren Verhaltens in der Natur“, worin er auch die von Carl von Reichenbach mit anderen Mitteln später erforschte Polarität der Pflanzen und Lebewesen schon ziemlich gut kennt, „daß durch das wechselseitige Verhalten der Sonne zur Erde auf Erden in der Richtung des Meridians ein polares Verhalten erzeugt werde, welches sich in den verschiedenen Naturerscheinungen, besonders auffallend aber im Lebensprocesse der organischen Natur äußert, und womit eine Oscillation im Verhalten des Magnetismus parallel geht.“ Es ist noch gänzlich unbeachtet, daß umgekehrt Joh. Karl Böhr vermöge des physiologischen Einflusses des Erdmagnetismus alle möglichen Stoffe und Erscheinungen (auch farbiges Licht z. B.) in ein polarisch-dynamisches System zu bringen vermochte! Bähr fand frisches Quellwasser mit einer der Erde aber doch der Erdkruste entstammenden Strahlung geladen, die neueste Physik fand die atmosphärische Luft, namentlich die unmittelbar am Erdboden befindliche und Kellerluft schwach radioactiv! Also bestätigt sich auch offenbar Reichenbach's obige Strahlung aus dem Erdboden, wenngleich es mehrerlei geben mag, wie er deren zwei annimmt.

Da wir nun über die Rolle und Beziehungen der Schwere im Kosmos zu den übrigen Bewegungsfactoren noch nichts wissen (trotz Newton!) und allenfalls aus der Schwere nur das mechanische Aequivalent jener anderen unbekannten Factoren ersehen können, so ist um so mehr die Schwere selbst in diesen Beziehungen noch dunkel. Wie sie durch den Magnetismus beeinflußt werden kann, zeigt Harperath an einem Experiment. Ferner sind wir über den Erdmagnetismus noch in Vielem im Unklaren. Ich erwähne bei dieser Gelegenheit ein gutes Werkchen über die erdmagnetischen Beobachtungen und Theorien und deren Geschichte in einer klar und abwägend kritisch gehaltenen Uebersicht von Dr. E. H. Schütz, Oberlehrer der Seefahrtschule in Bremen „Die magnetischen Pole der Erde“ (Berlin 1903 bei Dietrich Reimer, 76 S. mit 5 großen Originalkarten).

Interessant zur Frage der Schwere ist eine Notiz aus einem Artikel Rychnowski's im „Zycie“, wo er sagt, „daß jedes durch sein Fluidum inducirte Gefäß (Glasballons sind gemeint, d. V.) anziehend auf das andere wirke, woraus Abweichungen in deren elliptischen Bahnen entstehen, ferner zieht ein solches Gefäß alle Körper an seine äußere Oberfläche an, falls sie länglich sind, so werden sie in der Richtung seiner Strahlen gelenkt. Außerdem wird magnetische Beeinflussung in der Richtung der Rotationsachse bemerkbar.“ Wenn sich dies bestätigt und man hier eine erhebliche Verstärkung der Anziehung oder also der Schwere und Gravitationsanziehungen von einem Gefäß zum anderen annehmen dürfte, so wäre also die Schwere eine der Inductionswirkungen jenes Fluidums, das er nicht für Elektricität ansieht, wiewohl es von Anderen schon dafür gehalten wurde, in welchem Falle aber das Gebiet der Elektricität sehr weitgehend vergrößert würde.

Wenn aber Rychnowski Recht hätte, so gehörte zu den Wirkungen seiner Energieform auch die Schwere und Gravitation, die aetheroide Induction organisirt hier ein schwingendes und rotirendes System durch Polarisation, es erinnert auch, da dieselbe Energieform auch physiologisch wirkt, an die Idee der kosmischen vis animalis des großen Kepler, zu dessen Unglück auch mannigfaches wissenschaftliches Nichtverstandenwerden gehörte. Er war seiner Zeit zu weit voraus, und Harperath hätte ihn neben Kopernikus noch sehr wohl als großen einsam Gebliebenen anführen können, soweit der nicht rein mathematische Theil seiner Anschauungen in Betracht kommt.

Die bei Rychnowski's Glasbällen noch entstehende Schwere und Gravitation scheint unabhängig zu sein von der durch die Erde inducirten specifischen Schwere der Gefäße, sonst könnten sie einander nicht gravitirend anziehen, was freilich noch der Aufklärung bedürftig ist. Aber die durch Induction auf immer andere, dazu geeignete Gefäße entstehende Polarisirung gleicht derjenigen des Magnetismus, zwei Gefäße verhalten sich stets wie zwei Pol-Enden, aber es entsteht zugleich Bewegung und Magnetismus an und in jedem der Gefäße. Es scheint, daß auch die Bewegungen der Weltkörper füglich nur so verstanden werden können, ihre Mechanik ist nur eine Außenseite.

Man hat neuerdings den von Maxwell und von Crookes behaupteten, von Prof. Lebedew-Moskau jetzt näher bestimmten mechanischen Druck des Lichtes, der sich für die Erdbestrahlung durch die Sonne nach englischen Berechnungen auf 6 Millionen Centner stellen soll, zur Erklärung dafür heranziehen wollen, daß die Erde nicht in die Sonne stürze. Also hiermit giebt man ebenfalls die Newton'sche Centrifugalkraft schon auf! Jedoch würde auf diesem Wege wiederum nicht erklärlich sein, daß nicht auch der Mond auf die Erde fällt.

Alles Naturwissen besteht in einem Fortschreiten zu immer neuen Horizonten: schon in meiner bereits erwähnten Schrift „Denken und Weltanschauung“ habe ich den wahren Unendlichkeitsfactor des Denkens, die Ruhelosigkeit nach immer neuen Problemen hervorgehoben und gesagt, daß jede neue Entdeckung zugleich auch neue Räthsel und Probleme eröffnen muß. Wie wir hier sahen, kommen aber auch verdunkelnde Scheinlösungen vor und können durch Jahrhunderte in Ansehen bleiben, selbst auf Kosten der einfachen Logik.

—

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Venus-Altar.

Skizze von A. Halbert (Berlin).

„Glück ist Wunschlosigkeit oder besser Bewußtsein der Wunschlosigkeit,“ so definirte der kleine, unscheinbare Mensch dieses große, tiefe, unendliche Räthsel.

Er definirte Räthsel — und „Räthsel sind zum Lösen da“, bemerkte die schöne, schlanke Frau, die wie eine Königin saß und wie ein Blüthenkelch umschwärmt wurde. Sie lächelte eigensinnig, wohl im Bewußtsein ihrer schönen, trotzigen Lippen.

Und dann erhob sie sich, hob die Wimpern in die Höhe, schloß sie wieder, um endlich das geöffnete Auge wohlgefällig lächelnd auf dem kleinen, unscheinbaren Mann haften zu lassen.

Sie waren allein.

Die schöne, schlanke Frau lag in einem Lehnstuhl und nestelte an ihrer blauseidenen Schleife, die den Halskragen abschloß.

„Glück ist Erfüllung,“ sagte sie leise, in einem Ton, der in seiner absichtlichen Heiserkeit leidenschaftlichen Klang barg.

„Des Wunsches?“

„Eines Wunsches,“ betonte sie.

Ein trüb-schwerer Himmel blickte in's Zimmer und machte es dunkel, die Stimmung dumpf.

Die schöne, schlanke Frau setzte sich zurecht, suchte eine Falte, die ihr mattblaues Kleid warf, mit der Hand wegzuwischen. Ein leises, zirpendes Knistern ward vernehmbar. Dann steckte sie den kleinen, rechten Fuß vor und fragte: „Was wäre Ihr höchster Wunsch?“

Er antwortete nicht. Sein stahlblaues Auge irrte an ihrer Gestalt umher und versenkte sich dann in ihre Augen.

„Wunsch ist immer Besitz — ja,“ murmelte sie zwischen den weißen Mausezähnen.

Da erhob er sich und ging hinter ihren Sessel. Den Vorderkörper beugte er vor. „Ich möchte Sie sehen,“ sagte er.

Mit einem Blick wandte sie sich um, so daß die Rundung ihrer Brust sich straff spannte: „Sehen?“

Er setzte sich auf die Lehne des Stuhles: „Besitz ist kein Glück ... habe ich erfahren. Denn im Moment des Besitzens verliert sich das Bewußtsein ... Es ist ein Beweis, daß wir der Glücksspannung noch nicht gewachsen sind ... Unser Gefühl reagirt nicht weiter. Wir werden schwindelig, taumeln ... Höchstens in der Erinnerung können wir genießen ...“

„Das ist Ihre Ueberzeugung?“

„Meine Erfahrung. Unsere Sinne waren vielleicht mal fähig, Sättigung zu genießen, Glück mit Bewußtsein aufzunehmen. Jetzt sind wir schwach — Alle — nervenschwach ... Wie der Begriff Sinnlichkeit jetzt eng und einseitig geworden ist; wie wir jetzt unter Sinnlichkeit nur einen wilden Rausch, keine sich steigernde Wahrnehmung verstehen, so sind unsere Sinne überreizt, daß sie die Sinnlichkeit berauscht — nicht nur den Verstand raubt, sondern auch das Bewußtsein ... Glück macht uns wahnsinnig ... und Genuß schläfert unser Nervenleben ein ...“ Er schwieg und sah, wie sie die Augen geschlossen hielt. Und sie sah so rein aus, diese unreine, von tausend Augen entweihte, von tausend Gierblicken entkleidete Frau ... Sie fragte: „Also?“ und legte die beiden Hände auf's Haupt.

Er sagte: „Die Augen können vielleicht noch genießen.“

Da sprang sie jäh auf: „Die Augen kennen keine Wunschlosigkeit, so lange die Sinne wachen ...“

Sie zog die Gardinen zu, und eine rothe Ampel ließ sie entbrennen.

Da sagte der kleine, unscheinbare Mensch stotternd und stockend: „Ich bin ein Dichter ...“ Und er fiel ihr zu Füßen.

Aus der Hauptstadt.

Schule Waldersee.

Entgegen den bisherigen Gepflogenheiten preußischer Officiere trat der unlängst verstorbene Feldmarschall Graf Waldersee mit besonderer Vorliebe in die Oeffentlichkeit hinaus. Verging wohl eine Woche, in der die Tagespresse keinen Anlaß nahm, auf ihn aufmerksam zu machen? Bald wollte sie wissen, daß er nahe daran sei, in die Wilhelmstraße als Reichskanzler einzuziehen. Bald hatte sie von Huldigungen zu berichten, deren Gegenstand er gewesen war. Bald konnte sie von außergewöhnlichen Missionen erzählen, mit denen er beauftragt worden. Nur zu begreiflich war es daher auch, daß seine Verehrer und sehr wahrscheinlich auch er selber für eine möglichst weite Verbreitung seines Bildes sorgten. Konnte die vortheilhafte Erscheinung des ehrgeizigen Herrn nicht die Bemühungen, die öffentliche Meinung für ihn einzunehmen, auf's Wirksamste unterstützen? Als der Feldmarschall sich anschickte, nach China zur Uebernahme des Oberbefehls über die dort vereinigten Contingente derjenigen Staaten zu gehen, die Lust zeigten, seine Weisungen zu befolgen, war er beständig nicht nur von Reportern, sondern auch von Photographen verschiedener Tageszeitungen und Wochenschriften umgeben. Sogar als er im Waarenhause für Armee und Marine zu Berlin die neue Tropenuniform anlegte, waren Herren der Feder und des Kodaks zugegen; und kurze Zeit darauf konnte das Bild des nach dem fernen Osten ausziehenden thatenfrohen Weltmarschalls in sämmtlichen illustrirten Blättern der ganzen civilisirten Welt bewundert werden. Zu den glühendsten Verehrern des Grafen Waldersee gehörte auch General von Trotha, der in jüngster Zeit mit dem Oberbefehl der deutschen Truppen in Südwestafrika betraut worden ist. Ist es da zu verwundern, wenn auch er vor dem Antritt seiner Fahrt über's Meer sich von der öffentlichen Meinung in Europa verabschiedete, indem er gestattete, daß eine sehr viel gelesene illustrirte Wochenschrift sein äußerst gelungenes Bild brachte? Zweifellos sind die Harmlosen im Reiche ihm hierfür sehr dankbar gewesen. Kaum weniger vortheilhaft als die Erscheinung des verstorbenen Feldmarschalls ist die seinige. Wer wissen will, wie ein preußischer vornehmer General aussieht, hat nur ihn näher zu betrachten. Nach der Ansicht der schärfer Blickenden hätte er aber in seinem persönlichen Interesse vielleicht besser gethan, die Verbreitung des Bildes durch die Presse nicht zuzulassen. Herr von Trotha geht nicht zum ersten Mal hinaus in fremde Welttheile. Mehrere Jahre hat er als stellvertretender Gouverneur in Ostafrika zugebracht. Im Jahre 1900 war er als Brigade-Commandeur mit in China. Die allerwenigsten Europäer kehren ohne beträchtliche Einbuße an Gesundheit aus den Tropen zurück; und zu zählen sind auch Diejenigen, die aus China „ohne Knax“ fortgekommen sind. Man braucht die veröffentlichte Photographie noch nicht einmal durch die Lupe zu betrachten, um zu erkennen, daß auch der General von Trotha dem Klima der fremden Welttheile seinen Tribut hat zahlen müssen. Der Oberst Dürr, der zuerst den Oberbefehl in Südwestafrika hatte übernehmen sollen, war durch ein plötzlich stärker auftretendes Herzleiden genöthigt worden, sofort wieder umzukehren, nachdem er kaum in Swakopmund gelandet. Unwillkürlich drängt das Bild des Generals von Trotha in der illustrirten Wochenschrift dem aufrichtigen Vaterlandsfreund mit klarem Blick für die Wirklichkeit die Befürchtung auf, daß der jetzige Oberbefehlshaber unserer Streitkräfte in Südwestafrika am Ende nicht minder ruhmlos als sein unmittelbarer Vorgänger vom Kriegsschauplatz heimkehren wird, weil auch seine Gesundheit für das schwere Amt unter der heißen Sonne der Tropen vielleicht nicht ausreichen wird. Selbstverständlich werden dem angehenden Sechziger die Strapazen erspart bleiben, von denen die bereits vor dem Feinde stehenden jüngeren Officiere berichtet haben. Vermag aber nicht der unvermittelte Uebergang von der unerträglichen Hitze am Tage zu der eisigen Kälte der Nacht schon allein die kräftigste Natur sehr stark zu erschüttern? Wie soll ihm auf die Dauer Einer widerstehen, der bereits das mittlere Lebensalter überschritten und noch dazu den Beweis erbracht hat, daß er gegen das Tropenklima nicht gefeit ist? Die maßgebenden Stellen scheinen nicht damit zu rechnen, daß der Aufstand mit einigen wenigen nachhaltigen Schlägen bewältigt werden wird. Auf ein Jahr haben sich die Freiwilligen verpflichten müssen, die jetzt mit dem General von Trotha in See stechen. Sehr fraglich erscheint es Angesichts des veröffentlichten Bildes, ob der Oberbefehlshaber für sich einen ebenso langen Aufenthalt in den Tropen verbürgen kann. Und man möchte glauben, daß ihm selber hierüber Anfangs Zweifel aufgestoßen sind. Nichts Eiligeres hatte er zu thun, als gegen seine Ernennung zum Oberbefehlshaber ganz energisch zu protestiren, als diese von der Tagespresse zum ersten Mal gemeldet wurde? Daß aber ehrenvolle Aufträge ihn gleichgiltig lassen, hat unter seinen Kameraden und näheren Bekannten bis heute noch Keiner wahrnehmen können. Die ruhmlose Rückkehr des Oberst Dürr hat uns, so begreiflich auch der Anlaß ist, den Spott des ganzen Auslandes zugezogen. Was fragen Hohn und Spott nach Gründen? Ist es da nicht verzeihlich, wenn nach der Betrachtung des Bildes des Generals von Trotha in der illustrirten Wochenschrift der treue Vaterlandsfreund es lieber gesehen hätte, dieser General wäre nicht zum Oberbefehlshaber in Südwestafrika erkoren worden? Da ihm jedoch jetzt nur übrig bleibt, sich mit einer vollendeten Thatsache abzufinden, so kann er nur inständigst hoffen, daß die Befürchtungen, Herr von Trotha könnte der seiner in Südwestafrika harrenden Aufgabe gesundheitlich am Ende nicht gewachsen sein, sich nicht bewahrheiten und dem Deutschen Reiche eine abermalige Blamage dieser Art erspart bleiben werde.

Theoretisch spielten die traditionellen Lebensauschauungen des preußischen Officiers beim verstorbenen Grafen Waldersee eine große Rolle. Immer führte er sie im Munde. In praxi hat er sie fast stets verleugnet. Wäre es wohl unter Kaiser Wilhelm I., der diesen Anschauungen das liebevollste Verständniß entgegenbrachte, denkbar gewesen, daß ein General auf dem Wege zu den erst zu vollbringenden Thaten im Triumphzuge durch's Land zog und sich mit noch nicht verdienten Lorbeern geradezu erdrücken ließ, wie es Graf Waldersee gethan hat? Nicht den Kopf, wohl aber den Kragen hätte es ihn gekostet, weil es nicht bloß den preußischen Officier, sondern auch den deutschen Mann sehr schlecht kleidete. Auch nur die Officiellen betheiligten sich an den vorzeitigen Ehrungen des Weltmarschalls. Alle Unabhängigen machten aus ihrer großen Entrüstung darüber kein Hehl, daß er mit so großer Bereitwilligkeit sich zu dem Triumphzug hergegeben hatte; und nur mit Mühe konnten sie ihren Unwillen meistern, als der vor der Zeit Gefeierte sogar noch neue Lorbeerkränze entgegennahm, nachdem er zurückgekehrt war, ohne auch nur eine That von einiger Bedeutung aufweisen zu können. So unangenehm fühlten sich die Nichtofficiellen im Reiche durch das undeutsche und unpreußische Gebahren des Grafen Waldersee berührt, daß Leute, die sich auf ihre Menschenkenntniß etwas einbilden, kühn behaupteten, Niemand würde wagen, es ihm nachzumachen. Indessen die Verehrung wirkt nur zu oft wie ein goldener Spiegel, der alle Bilder in verführerischen Farben zurückgiebt. So hat sicherlich auch Herr von Trotha als einer der treuesten Anhänger des Grafen Waldersee in diesem stets nur den vom Glück getragenen Triumphator erblickt und seine Ohren gegen die Stimmen Derer unbewußt verschlossen, die da meinten, daß durch Lorbeern, die vor der Zeit gepflückt werden, eigentlich nur das Verhängniß herausgefordert würde. Nur als Schüler

des Grafen Waldersee, der seinem Meister durch Dick und Dünn folgt, wird der Herr General verständlich, der heute ebenso wenig wie vor vier Jahren sein Vorbild davor zurückschreckte, die erst nach der That fälligen Lorbeerkränze schon vor dieser entgegenzunehmen. Herr von Trotha hat sich vor seinem Scheiden aus Trier von den Officieren der ihm unterstellten Division „wegessen" lassen. Gar nichts ist dagegen zu sagen. Wenn je im deutschen Officier-Corps eine Abschiedsfeier angebracht war, so unbedingt in diesem Falle. Der Herr General hat aber nach dem Abschiedsmahl auch einen Fackelzug entgegengenommen und ist unter Kanonendonner und anderen außergewöhnlichen Ehrungen und Huldigungen von Trier abgereist. Hiergegen ist Alles zu sagen. Einmal wird so der Zorn der aufrechten Nichtofficiellen im Lande von Neuem angefacht. Auf der anderen Seite schmälern ihm die vor der Zeit genossenen Huldigungen und Ehrungen die Freiheit im Handeln. Wird Herr von Trotha in Südwestafrika nicht beständig an den Fackelzug und die Ehrungen denken, die ihm bei seiner Abreise aus Trier zu Theil geworden sind? So lange er noch keine großen Thaten vollbracht hat, wird er sich als ein Schuldner seiner Freunde und Verehrer in Trier dünken. Wen drücken aber nicht die Schulden? Und wer will sie nicht gern los werden? Dies kann den Herrn General leicht in die Versuchung bringen, Thaten auch dann zu vollführen, wo sie nicht dringend geboten sind. Thaten im Felde aber kosten jedes Mal Menschenblut; und so können, ohne daß der Herr Oberbefehlshaber sich wahrscheinlich selber davon Rechenschaft zu geben vermag, die Lorbeern, die ihm jetzt vor der Zeit in reichem Maße gespendet worden sind, leicht mit deutschem Blut in höchst überflüssiger Weise nachträglich erkauft werden. Für einen tüchtigen politischen Kopf und für einen nicht minder guten Psychologen gilt Herr von Trotha. Wenn er dennoch sich vor dem Auszug zu Thaten feiern und sich die Unabhängigkeit im Entschließen und Handeln schmälern ließ, so trägt hieran, wie gesagt, nur seine unbegrenzte Verehrung für den Grafen Waldersee Schuld. Nur diese kann ihm den sonst so klaren Blick getrübt haben. Nicht den von maßlosem Ehrgeiz gequälten Feldmarschall hätte er sich bei der Ausreise nach Südwestafrika zum Muster nehmen sollen, sondern die preußischen Regimenter in Berlin bei ihrem Ausmarsch in den Feldzug gegen Frankreich. Antreten auf dem Kasernenhof. Hier ein Hoch auf den König. Dann in aller Stille der Marsch zum Bahnhof; und auf diesem, wenn ein Berliner Straßenjunge ihnen zurief: „Haut Louis in Paris!" als Antwort nur ein stilles Lächeln. Die Berliner Regimenter peinigte, als sie vor dem Feinde standen, niemals die Angst, sie könnten vielleicht vorher genossene Lorbeern nicht einlösen.

Daß der Feldmarschall Waldersee mit der Art, wie er die öffentliche Meinung mit sich zu befassen suchte und dann als Ergebniß dieser Bemühungen noch nicht verdiente Ehrungen einheimste, in der deutschen Armee Schule machen würde, das haben bis heute nur die Wenigsten für möglich gehalten. Jetzt wird es kein Einsichtiger mehr bestreiten wollen, der das Bild des Generals von Trotha in der illustrirten Wochenschrift hat bewundern können und den Begebenheiten in Trier vor seiner Ausreise mit Aufmerksamkeit gefolgt ist. Tief bedauerlich ist die Wahrnehmung. Als Trost bleibt nur die Hoffnung, daß die Zahl der Schüler nur gering ist und die Schule selber wieder eingehen wird, wenn diejenigen aus der Armee ausgeschieden sind, die noch unter der persönlichen Einwirkung des Feldmarschalls gestanden hatten und ihrer Verführung erlegen waren. Wie wenige Systeme und Schulen erhalten sich noch am Leben, nachdem die Schüler des Meisters, denen es vergönnt war, zu seinen Füßen zu sitzen, aufgehört haben, in seinem Sinne zu wirken!

Ajax.

Die großen Berliner Sommerausstellungen.

III.

Von der Landschaft zu dem jetzt, was sie belebt — Mensch und Thier. Ohne Ansehen der Herkunft des Künstlers: deutsche — Berliner und aus dem Reiche — und Ausländer bunt durch einander, wofern sie überhaupt hier in Betracht kommen können. Denn wieder nur das Wesentlichste darf berücksichtigt werden. Kein „Führer" durch die Ausstellungen sind diese Bemerkungen.

* * *

Daß in der „B. S." das Bildniß eine bedeutende Rolle spielt wurde schon betont. Giebt's dort doch einen ganzen der modernen Porträtmalerei gewidmeten Saal. Was Alles dort zu finden ist, davon war bereits die Rede. Es trägt ein ganz internationales Gepräge und es bietet viel Abwechselung. Und beweist dabei, mit wie verschiedenen Mitteln man die gleiche Wirkung überzeugender Wahrheit erzielen kann. Da hängen z. B. Jan Veth's, des berühmten Niederländers, liegende Dame in Schwarz mit den seelentiefen Augen und den durchgeistigten Händen, die zusammen, die Augen und die Hände, eine Lebens- und Leidens- und Duldensgeschichte in ergreifender Weise erzählen, und die Studie einer jungen blonden Dame ebenfalls in Schwarz von Ernst Bischoff-Culm bei einander. An Holbein's sauber glatte Vortragsweise gemahnt Veth's Art und ist doch in der Auffassung ganz modern; flott, und wenn man will, impressionistisch ist des Berliners Pinselführung und modellirt dabei doch so frei. Auch nebeneinander wirken beide Leinewande gleich lebendig. Oder des Dänen L. Tuxen grob heruntergebürstetes, ganz auf Gelb und Blau gestimmtes Freilichtbildniß. Peter S. Kroyer's und des Florentiners Gordigiani's elegante, glatte und doch freie Technik in dem Licht und Schatten so raffinirt vertheilenden Bildniß Eleonore Duse's aus dem Jahre 1896 in so ungemein charakteristischer Haltung des in Schatten getauchten Oberkörpers und Kopfes mit dem berückenden Schimmer der blaßblauen Blume an der Brust. Leo Putz' im Saale der „Scholle" hängendes Bildniß einer lichtgekleideten jungen Frau im grünen Dämmerschein einer breitblättrigen Kürbislaube, und Dora Hitz' brauntöniges Bildniß einer dunkelgrün gekleideten, tiefgründig blickenden Dame — dort der geglückte Versuch, einem coloristischen Generalnenner alles Uebrige unterzuordnen, hier das Bestreben, intimste Farbensprache zur Geltung zu bringen. Ein weiteres Beispiel: Jacques E. Blanche's, des Pariser's, mit großer Kunst und doch ungezwungener Natürlichkeit gruppirten drei Damen Langeweill und Wilhelm Hammershoj's, des Kopenhageners, so feierlich schweigsam an einem langen Tisch mit zwei Kerzen und fünf leeren Aquavitgläsern voll tiefem Ernst in dunkelgrauer Dämmerung dasitzende schwarzgekleidete Männer und ebenso Anders Zorn's, des verpariserten Schweden Orgie in Roth in dem Bildniß seiner Gattin, und des Dänen Ejnar Nielsen's graue Frau in Mutterhoffnung — welche Gegensätze von Pariser eleganter und graziöser Lebensanschauung und von nordisch düsterer Schwermuth; von pikanter Delicatesse coloristischen Temperaments und fast monumental wirkender Schlichtheit ... Und so weiter ... Solcher Beispiele ließen sich noch viele herzählen. Aber einfach genannt seien noch des Parisers Ullmann überaus feine lesende lebensgroße Dame im Morgenkleide, eine famose Harmonie in Braun und Hellrosa, eines andern Parisers, Maurer's, schwarzgraue Charakterfigur eines Bohémiens aus dem Montmartre-Quartier, Wilhelm Trübner's altes Bildniß einer Dame in Grau aus einer Zeit, wo seine Kunst der Leibl's so nahe stand, des Grafen Kalckreuth's Bildniß seiner Frau in einem dämmerigen Interieur, von jener innigen Schlichtheit, die dem vornehmen Stuttgarter immer eigen ist ...

Von unseren jungen Secessionisten ist hier im Winter viel die Rede gewesen, denn sie stellten viel aus. Und man wundert sich eigentlich, daß sie wieder was zu zeigen haben. Und dabei haben sie nicht schlecht abgeschnitten. Am besten Leo von König und Konrad von Kardorff. Mit breitem Vortrag, sehr sicher in jedem Pinselstrich, mit guter Charakteristik und anmuthend in der Farbe hat v. Kardorff den Reichstagsboten Stubenrauch gemalt; sehr fein charakterisirt v. König den jungen Münchener Huth, der in flotter Haltung und coloristisch wirksamer Kleidung an dem Tastenkasten eines alten Lyraklaviers lehnt. Auch König's Damenbildniß, eine feine Stimmung in Grau, ist von geschlossener Wirkung, wie auch Robert Breyer's Dame in Roth vor dem Spiegel. Ein Fortschritt im Vergleich zu seinen letzthin gezeigten Damenbildnissen. Von Erich Hancke sieht man einen guten Act, von Ernst Hellemann und Linde-Walther ernst gearbeitete Herrenporträts; namentlich das Linde-Walther'sche fesselt durch das Ungezwungene in der Haltung und durch eine fein abgewogene Farbenzusammenstellung. Von demselben so talentvollen Maler nenne ich noch eine spanische Tänzerin, einen famosen Zusammenklang von Roth und Grau, Weiß und Schwarz.

In seinem Cabaret-Stern „Marietta di Rigardo" hat Max Slevogt ein würdiges Seitenstück zu seinem Reiter vom vorigen Jahre geliefert. Auch hier wieder eine Harmonie von Blau und Gelb. Blau das tiefdecolletirte prall sitzende Kleid der brünetten schlanken Tänzerin mit dem bronzenen Teint; gelb der lange Seidenshawl, den sie um den leicht erhobenen linken Arm geschlungen hat und der um den ganzen Körper von hinten herum nach vorn zu herabwallt auf den grau-gelb-roth blumengemusterten Teppich. Marietta tanzt. Die Kastagnetten knattern zu den gemessenen Pas voll verhaltener Leidenschaft; im Hintergrund in braungrauer tabaksdunstiger Dämmerung drei Männer: einer im Salonanzug sitzt auf einem Stuhl und klatscht den Tact zu den Tanzschritten und zu der Tanzweise, die ein zweiter, den Hut tief in das Gesicht gedrückt, auf einer Guitarre abklimpert; ein dritter, in spanischer Nationaltracht, steht zuschauend hinter den Beiden. Links in der Ecke ein leerer Stuhl mit einem grauen Filzhut auf der Lehne, davor ein Blumenstrauß in weißer Papierhülle auf dem Boden. Nicht bloß sind die Farben ganz meisterlich zusammengedrängt, ist die Haltung Aller, namentlich aber Marietta's sprechend, sondern auch zeichnerisch ist diese sorgfältiger herausmodellirt, als Slevogt es sonst zu thun pflegt. Das Bild ist eine Zierde des Porträtsaales.

Etwas Neues hat Max Liebermann in seinen dießmaligen „badenden Knaben" gegeben: die nackten mageren Körper stellt er hier nicht gegen die Luft und das Wasser, sondern gegen eine ganz helle Sanddüne. Die Aufgabe ist brillant gelöst. Sein Reiterpaar am Meere ist auch ein altes Motiv und zeigt die coloristischen Vorzüge der früheren Bilder dieser Art. Warum er dem einen Pferde weder Zaum noch Zügel angelegt hat, macht übrigens dem Publicum viel Kopfzerbrechen. Von den älteren Mitgliedern der Secession hat Ludwig von Hofmann schon weit Besseres zu zeigen gehabt, als dieses Mal, und giebt Louis Corinth neben einer coloristisch pikanten, aber ganz flüchtigen Porträtskizze Tilly Sender's, eine „Pietà", die, wenn man sich gut hineinsieht, von starker Wirkung ist, bloß daß das verweinte rothe Gesicht Marias

und die Verstümmelung der Füße Christi sich stark übertrieben ausnehmen.

Philipp Franck hat einen sehr guten Griff gethan. Er giebt ein großes lustiges Interieur mit braunen Möbeln und zwei Fenstern mit gelbgestickten Vorhängen, hinter denen grüne Sommerpracht hineinschimmert. Mitten drinn, in diesem warmtönigen, sonnigen Raume, steht eine Dame im Morgennegligé vor dem Spiegel. Ein blauer Jupan über einem Stuhl bewirkt ein interessantes Farbenspiel. Nenne ich noch Philipp Klein's Dame in der Hängematte am sonnigen Sommertag, so dürfte „Berlin" mehr als genug berücksichtigt sein.

Von den Münchenern hat Fritz Erler, einer von der „Scholle", ein sehr seltsames Bild ausgestellt. Ueberlebensgroß ist sein Fechter, in blauer Pluderhose und mit nacktem Oberkörper, voller blauer und grüner Reflexe; er steht in Paradestellung auf zerstampfter blumiger Wiese und von seinem Gegner ist nur der links vom Rahmen im Bild hineinragende behandschuhte Arm zu sehen. Die martialische Figur ist gut gesehen, aber im Uebrigen — was soll dieses Format und der gesuchte Witz? Im Raume der „Scholle" fällt angenehmer eine biedermeirische Spaziergängerin von Leo Putz auf. Etwas grell und verschwommen wirkt Franz W. Vogt mit seinem diesmaligen Jahrmarktbild ...

Einige Ausländer nannte ich bereits. Ich bemerke nur noch, daß Lucien Simon, der feinfühlige Colorist und schlichtrealistische Schilderer des bretonischen Volkslebens, mit „Bauern in der Kirche" wieder besonders gut vertreten ist, während d'Espagnat hier gar noch nie so bedeutend vertreten war, wie mit der großen Volksscene in Tanger und den im Garten spielenden Kindern. Cottet schlägt coloristisch in den „Bäuerinnen vor der Kirche" mit hellen starken Farben gegenüber seinen letzten Arbeiten eine neue Note an.

Das Bedeutendste unter den Ausländern hat aber Ferdinand Hodler, der Schweizer, geboten. Von monumentaler Wirkung ist sein, eine ganze Wand einnehmender Entwurf zu einem Frescogemälde: „Rückkehr der Landsknechte von Marignana". Eine herbe, großzügige Kunst voller Stylgefühl in der Linienwirkung der Gruppen, ein meisterliches Stück Raumkunst und eine Kraft der Charakteristik in diesen wie Sieger trotzig heimkehrenden Besiegten, die bewunderungswerth ist.

* * *

Dieser eine Entwurf wiegt all' die ungarischen, neulich erwähnten theatralischen Historien im Landesausstellungspalast in Moabit zusammen genommen reichlich auf.

Aber Gott Lob! giebt's dort auch Besseres zu sehen. So z. B. von einigen jüngeren und ganz jungen Berlinern. Was die Bracht- und Kallmorgen-Schüler an Landschaften zu zeigen haben, davon war bereits neulich die Rede.

Unter den Kampfschülern ragt der blutjunge Fritz Pfuhle hervor, dessen zwei Damenbildnisse starke Talentproben sind. Das eine stellt eine ältere Dame in schwarzem Kleide dar. Scharf im Profil aufgenommen auf grauem Hintergrunde, von dem sich die zarte Gesichtsfarbe sehr wirksam abhebt. Wie sie dasitzt, hat die Frau etwas sehr Lebendiges. Vornehmlich aber fesselt die fein abgetönte coloristische Stimmung. Auch die stehende Dame in blaugrünlich grauer Toilette mit Hut ist eine tüchtige, geschmackvolle Arbeit, besonders auch in der sicher erfaßten und durchgeführten stolzen Haltung dieser Mrs. R. Ein College von Pfuhle, Max Fabian, hat diesen selbst gemalt, in gelblichweißer Bluse über dem schwarzen Anzug, auf dem blonden Kopf einen schwarzen Hut; Malwerkzeuge in den Händen, sieht uns der junge Künstler voll an, als ob der Beschauer selbst ihm zu einem Bilde säße. Der Hintergrund ist grau. Eine rothe Cravatte und ein grünes Terpentinfläschchen bringen in die Harmonie der grauen, schwarzen und gelblichen Töne wirkungsvoll lebhaftere Accente. Zu den jüngeren Berliner Bildnißmalern gehört auch Erich Eltze. Er macht schnelle Fortschritte. Sehr eigenartig ist die Aufgabe, die er sich dieses Mal stellte: eine ältere und eine jüngere Dame, von denen jene durch den Rahmen in der Längsachse zu einem Theil abgeschnitten erscheint; Beide, in grünlichen gestreiften Festgewändern, die jüngere decolletirt, stehen mit dem Rücken zu einem Spiegel; daneben ein brauner Sessel mit weißer Boa. In der Haltung liegt was Erwartungsvolles. Trefflich ist das viele Grün mit den übrigen Tönen in Einklang gebracht. Eltze hat sicherlich Manet und Renoir mit Liebe und, was mehr werth ist, mit Verständniß studirt.

Von den älteren und ganz alten Berlinern sei an erster Stelle Ludwig Knaus genannt, dessen Selbstbildniß im Ehrensaal einen Platz erhalten hat. Es zeigt alle Vorzüge dieses Meisters der Zeichenkunst, ist aber in der Farbe etwas nüchtern. Von Hugo Vogel und Hanns Fechner sieht man wieder eine ganze Reihe von Bildnißarbeiten, gleich ausgezeichnet durch glatte Technik und meist auch von überzeugender Charakteristik. Vornehm in der schlichten Haltung und in der Farbenwirkung ist Rudolf Dammeier's Bildniß eines rothblonden Herrn in schwarzer Kleidung auf braunem Hintergrund. Und auch Bennewitz von Loefen's in ganz anderer Art gegebenes kleines Bildniß seiner Mutter, von einer sehr sauberen, gewissenhaften Durcharbeitung auch in allem Einzelnen, gehört zu den erfreulichen Darbietungen.

An diese Bildnißmaler reihe ich einige andere Figurenmaler: Klein-Chevalier und Hans Koberstein bringen Tänzerinnen bei Abendbeleuchtung, dieser hinter den Coulissen eines Berliner Ausstattungs-Theaters während der großen Pause, wo wir die kurzröckigen Damen in der Garderobe bei der Auffrischung der Toilette erblicken; jener in voller Arbeit auf einer Variété-Bühne auf Helgoland. Malerisch temperamentvoller hat Klein-Chevalier seine Aufgabe erfaßt. Berthold Genzmer nimmt, wie immer, durch seine feine Palette gefangen in dem Nachbargeplauder auf offener Straße und in dem Spreekahn mit den munter blickenden Dorfschülerinnen, zwei der besten Arbeiten auf dem Gebiete der „erzählenden Malerei", die gerade bei den Moabitern gar böse Blüthen zeitigt. Neu ist für mich Oskar Hoeppner. Sein lebensgroßer alter Dienstmann, der sich in der Dämmerung einen „Rosenwärmer" anzündet, macht diese Bekanntschaft zu einer erfreulichen.

Nur ein Thierstück sei zum Schlusse hervorgehoben: Wilhelm Kuhnert's blaue Perlhühner im gelbgrauen Kornfelde, ein Bild, das eben durch diese coloristische Note fesselt ...

Einigen Sonderausstellungen, der Sculptur und Architektur, Graphik und Zimmerdecoration sollen in einem Schlußartikel noch ein paar Worte gewidmet werden ...

J. Norden.

Während der nächsten beiden Monate

führt in meiner Abwesenheit Herr Dr. Heinrich Ilgenstein, Berlin W. 30, Hohenstaufenstr. 18 III, die Redaction der Gegenwart.

Richard Nordhausen.

In unserem Verlag ist erschienen:

Die Gegenwart.

General-Register 1872—1896.

Erster bis fünfzigster Band.

Mit Nachträgen 1897—1900. Geh. 5 M.

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart“, sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

Verlag der Gegenwart.
Berlin W 57.

Verlag von **Roßberg & Berger** in **Leipzig**.

Soeben erschien:

Geschichte der Nationalökonomie u. des Sozialismus.

Von

Dr. Karl Walcker,

Privatdozenten der Staatswiss. an der Univ. Leipzig, ordentl. Mitglied der Internationalen Vereinigung für vergleichende Rechtswiss. und Volkswirtschaftslehre zu Berlin und der American Academy of Political and Social Science.

Fünfte, völlig umgearbeitete Auflage.

Preis 4 Mk.

Der bekannte Verfasser berücksichtigt besonders die **neueste Litteratur Europas** und **Amerikas.**

Felix Dahns Werke poetischen Inhalts in Einzelausgaben.

Nachdem wir das Schaffen Felix Dahns, dieses in seiner Art einzigen, urdeutschen Dichters, vor fünf Jahren durch eine Gesamtausgabe seiner Werke poetischen Inhalts dargeboten und die seitdem erschienenen Werke in einer neuen Folge angeschlossen haben, sind wir bestrebt, auch die **Einzelausgaben** seiner Werke leichter zugänglich zu machen. Zu unserer Freude ist es uns in freundlicher Vereinbarung mit dem Verfasser gelungen, die Einzelwerke im Durchschnitt erheblich billiger zugänglich zu machen, so daß wir von jetzt an einheitliche Bandpreise ansetzen, und zwar

Mk. 5.— für jeden Band der Romane und Gedichtsammlungen
Mk. 3.— für jede der kleinen nordischen Erzählungen, der epischen Gedichte und der Dramen, sowie der Auswahl der Gedichte.

Die Ausgaben der Romane sind sämtlich einbändig, bis auf Kreuzfahrer in 2, Julian in 3, Ein Kampf um Rom in 4 Bänden, doch wird vom Kampf um Rom gleichzeitig eine Ausgabe in 3 Bänden ausgegeben. Niedrigeren Preis haben der kleine Roman „Der Vater und die Söhne“ mit Mk. 3.—, das soeben erschienene Büchlein „Meine wälschen Ahnen“ mit Mk. 1.50, die Textausgabe des Bühnenwerkes „Deutsche Treue“ mit Mk. 1.— und die Dichtung „Harald und Theano“ mit Mk. 1.—.

Wir geben uns der Hoffnung hin, daß volkstümliche Einzelausgaben poetischer Werke Felix Dahns nunmehr in jedes Haus, in dem deutsches Empfinden herrscht, eindringen werden.

Leipzig. **Breitkopf & Härtel.**

Soeben ist erschienen:

Spicheren

von

Carl Bleibtreu.

Mit Illustrationen von Chr. Speyer.

1.—20. Tausend.

Preis in farbigem Umschlag 1 M., geb. 2 M.

Der Verfasser der Schlachtenschilderungen von **Weissenburg, Woerth, Gravelotte, Metz, Sedan, Paris, Orleans, Belfort, Amiens — St. Quentin, Le Mans, Königgrätz,** welche in mehr als 250 000 Exempl. verbreitet sind, zieht nun auch **Spicheren** in den Kreis seiner Darstellung. Keine Schlacht des großen Feldzugs berührt so nahe das patriotische Gefühl wie diese. Unmittelbar an der Grenze vor Saarbrücken ward hier dem Feinde Zutritt in deutsche Gaue verwehrt. Fast nirgendwo erreichte die begeisterte Vaterlandsliebe der deutschen Heeresmassen einen so hinreißenden Schwung, in leidenschaftlichem Eifer das Schlachtfeld zu erreichen und dem verhaßten Erbfeind an den Leib zu kommen. Nicht nur Rheinländer schützten hier die eigene Mark, sondern auch Hannoveraner und vor allem Brandenburger, als verschmolzen sich hier West- und Ostmark zu einer einzigen Vormauer für Alldeutschland. Prof. Chr. Speyer hat als Illustrator seine schwierige Aufgabe mit vollendeter Künstlerschaft gelöst.

Verlag von Carl Krabbe in Stuttgart.

Bismarck im Urteil seiner Zeitgenossen.

Hundert Original-Gutachten v. Freund u. Feind: Björnson Brandes Büchner Crispi Dahn Daudet Egidy Fontane Groth Haeckel Hartmann Heyse Jordan Kipling Leoncavallo Lindau Lombroso Meschtschersky Nigra Nordau Ollivier Pettenkofer Salisbury Sienkiewicz Simon Spencer Spielhagen Stanley Stoecker Strindberg Suttner Wildenbruch Werner Zola u. v. A.

Eleg. geh. 3 Mk. vom **Verlag der Gegenwart,** Berlin W. 57.

Im reichsten Bilderschmuck und Prachtband.

Deutsch Capri in Kunst, Dichtung, Leben.

Von **Johannes Proelß.** M. 3.—.

Reizvollste Schilderungen deutschen Lebens auf Capri sonst und jetzt. Zeitgemäße **Festgabe.** Letzteres gilt auch von:

Allmers Röm. Schlendertage. M. 7.
Barth Ital. Schenkenführer M. 1.
v. Dalwigk Rom u. Athen. M. 3.
Roland Ital. Landschaftsbilder. M. 4.
Salomon Süditalien. M. 4.
Zabel Europ. Fahrten. 2 Bde. M. 12.
Zacher Röm. Augenblicksbilder. M. 4.

Verl.: **Schulzesche Hofbuchhandlung Oldenburg.**

Bismarcks Nachfolger.

Roman

von

Theophil Zolling.

Volksausgabe.

Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Caprivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom

Verlag der Gegenwart,
Berlin W. 57

In unserm Verlage erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der König von Babel.

Ein Epos

von

August Sturm.

Auf der Höhe.

Neue Lyrik

von

August Sturm.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter), Hamburg.

Seltene Gelegenheit!

Anhaltische Verlagsanstalt
Inhaber: **Herm. Oesterwitz, Dessau.**

Die Reichseinkommensteuer.

Möglichkeit und Nothwendigkeit einer solchen.

Studie von

A. Ulrich, Oberrevisor a. D.

Preis: 60 Pfg.

Reichstagsabgeordnete, Landtagsabgeordnete, Behörden, Politiker und Finanzmänner wird diese eminent wichtige Broschüre ganz besonders interessieren.

Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W 30, Gleditschstr. 3; Expedition: Berlin W 57, Kaiserstr. 31. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 25. Berlin, den 18. Juni 1904. 33. Jahrgang.
Band 65.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Zum internationalen Frauencongreß in Berlin.

Von Dr. Heinrich Ilgenstein (Berlin).

Berlin steht im Zeichen des Frauencongresses. Wie immer bei Congressen geht man „preisend mit viel schönen Reden“ daran, die wichtigsten Fragen der Menschheit nun endlich durch Majoritätsbeschlüsse zu lösen. Schon nach den ersten Tagen muß den Frauen das Zeugniß ausgestellt werden, daß sie zu Congressen mindestens ebenso befähigt, wie das von ihnen oft so arg mitgenommene Geschlecht der Männer sind. Sie stehen den Herren der Schöpfung nicht nach. Es ist ganz so, als wenn diese Congreß spielen. Man stellt der Hauptstadt, die den endlich das Heil bringenden Congreßmitgliedern ihre genugsam gerühmten „gastlichen“ Thore geöffnet hat, als Quittung glänzende Zeugnisse aus, man constatirt „Eindrücke“ und wird von alles versprechenden Ministern empfangen. Im Uebrigen Empfänge, Ausstellungsbesichtigungen, Festdiners, Toaste in allen Sprachen der Welt. — Man ißt oft, lange und ausführlich und redet mit einer Unermüdlichkeit, als wenn die That ein schon lange historisch gewordener Begriff ist.

Doch ich will den Tag nicht vor dem Abend tadeln. Neben den bis jetzt sehr akademisch gehaltenen Reden in den Plenarsitzungen giebt es ja noch Commissionssitzungen. Vielleicht wird hier wirklich ein Stück der ernsten Arbeit geleistet, die uns auch in der Frauenfrage Noth thut.

In der Generalversammlung des Frauenbundes stand nun wieder der Antrag zur Debatte, die Frauen an der Volksvertretung theilnehmen zu lassen. Alle politischen Rechte und Privilegien, welche den Männern zugebilligt werden, werden von dem Congreß auch für die Frau in Anspruch genommen. Ein zweiter Antrag betraf die Vertretung im internationalen Frauenbund nach politischen Gesichtspunkten. Der Antrag wurde einer Commission übergeben, die in der nächstjährigen Vorstandssitzung darüber Bericht zu erstatten hat. Gott sei Dank, giebt es immer ein nächstes Jahr, und Berichte sind ebenso harmlos wie Congresse.

In einer, wie die Zeitungen sich ausdrücken, „großartigen Friedenskundgebung des Frauenweltbundes“ wurde von Frau Bertha von Suttner der sittlichen Berechtigung des Krieges nun unter dem lauten Beifall der Menge und nach Ueberreichung zweier Rosensträuße an die berühmte Rednerin endgiltig der Garaus gemacht. Nach ihrem Fiasko im Haag und nachdem selbst ihr gelehriger Schüler, der Selbstbeherrscher aller Reußen, sich in einen blutigen Krieg eingelassen hat, fordert jetzt, von Nicolaus im Stich gelassen, Frau von Suttner, der weibliche Friedensapostel, jede Frau im Volke zur Mitarbeiterschaft auf. Sie kam nach Berlin, um uns darauf aufmerksam zu machen, daß eine von uns zu leicht genommene Sitte schon bei den Kleinen die Leidenschaft für den Krieg entfache. Wir schenken unseren Kindern Bleisoldaten. Frau von Suttner aber sagt: Weg mit den Bleisoldaten, und die kriegslose Zeit ist unser! Wie mißlich, daß die Regierungen erst so erfolglos den Haag beschicken mußten. Konnte Frau von Suttner nicht schon früher auf dieses gefährliche Spielzeug aufmerksam machen? Vielleicht hat ihr Nicolaus einst mit Zinnsoldaten gespielt, und jetzt muß die Weltgeschichte darunter leiden.

Wenn Frau von Suttner historisches Empfinden hätte, würde sie wissen, daß der Krieg ein nothwendiges, ja fast unentbehrliches Uebel ist. Die Geschichte hat und wird gegebenen Falls Kriege eben so wenig entbehren können, wie den Frieden. Ein unabwendbarer Krieg ist oft von Segen für die Menschheit gewesen.

Die Friedenskundgebung des Frauenweltbundes war also ein verlorener Tag. Und es wird noch viel solch verlorener Tage geben, wenn man aus den Berathungen zu der immer brennender werdenden Frauenfrage nicht die auf politischen Einfluß abzielenden Erörterungen endgiltig mehr in den Hintergrund drängt. Diese Erörterungen sind akademisch und unfruchtbar und gehen auf die eigentlichen Mißstände, unter denen die Frau zu leiden hat, nicht ein. Diejenigen, die wirklich für die Frau ernstlich kämpfen, sollten versuchen, ihr eine andere soziale Stellung und eine andere Erziehung zu sichern. Vor allem thut uns eine gesündere Ethik und eine gerechtere Auffassung dem Weibe gegenüber Noth. Die Frauenfrage ist in letzter Linie eine Erziehungsfrage. Die Erwachsenen sind bereits das Product ihrer falschen Erziehung. Bei ihnen wird wenig zu gewinnen sein. Das Kind aber, d. h. eine auf natürlicher Basis beruhende Erziehung des aufwachsenden Mädchens sollten das Hauptinteresse des Frauenbundes sein.

Hier giebt es viele wichtige Forderungen zu stellen. Mit Mädchengymnasien und Gymnasialkursen ist nichts gemacht. Ich wundere mich, daß nicht die gemeinsame Erziehung von Knaben und Mädchen, wie sie in Amerika mit so viel Erfolg durchgeführt ist, nicht der Hauptpunkt des Arbeitsprogramms ist. Die Frau bedarf vor Allem eine andere ethische Stellung

dem Manne gegenüber. Die Sicherheit, die das deutsche, junge Mädchen — fälschlicher Weise vom Knoben getrennt unterrichtet — dem jungen Monne gegenüber on den Tog legt, ist immer noch mehr gesellschaftlicher ols ethischer Notur. Die ethische, nicht die politische Freiheit muß vom Weibe errungen werden, wenn es wirklich selbstständig werden will.

Der japanische Krieg und Nordeuropa.

Von. Dr. Cajus Moeller (Berlin).

Die gleichzeitige Veröffentlichung der Neutralitätsbestimmungen für den jetzigen ostasiotischen Krieg durch die nordeuropäischen drei Länder hat einigermaßen zu denken geben können. Die Bestimmungen waren nicht gleichlautend, aber dem Sinne nach wenigstens eins bedentend; mon wollte seinen Staatsangehörigen jede Verletzung der Neutralität unmöglich mochen und zugleich die eigenen Fahrwasser schützen. Als Kriegshäfen und also beiden kriegführenden Mächten unzugänglich wurden in Dänemork die Londeshauptstodt und der südseeländische Inselrayon erklärt, in Norwegen Horten om Christianiosjord, in Schweden Stockholm, Karlskrono und die beiden gotländischen Häfen Faröfund und Slitne. Die letztere Bestimmung gob zu einer höchstbezeichnenden Polemik der St. Petersburger Presse Anlaß. Man erörterte, daß Slitne genau nördlich von dem kurländischen Hafen Libau liege und diesen also bedrohe; erst nach einigen Interviewungen des schwedisch-norwegischen Gesondten Grofen Güldenstolpe beruhigte sich die öffentliche Meinung der russischen Hauptstadt allmälig. Man hatte dort thörichterweise eine schwedische Kriegsbetheiligung gegen Rußlond vermuthet, allerdings unter dem Eindruck der stark jopanophilen Stockholmer Preßäußerungen. Bemerkenswerther Weise ist aber in den letzteren ein Wondel eingetreten und dos, obgleich das ostasiotische Inselreich nach dem Kriegsausbruch seinen auch in Stockholm beglaubigt gewesenen St. Petersburger Gesondten auf der Rückreise eigens in der schwedischen Hauptstadt vorsprechen ließ, um dort moralische Propaganda zu machen; nach dem diplomatischen Ceremoniell wäre das nicht erforderlich gewesen.

Von dem sehr umsichtigen auswärtigen Minister Frh. v. Lagerheim, früher schwedisch-norwegischer Gesondter in der deutschen Reichshauptstadt, scheint die schwedische Presse in dieser Richtung einen Wink empfangen und patriotisch befolgt zu haben. Die russische öffentliche Meinung ist in auswärtigen Angelegenheiten überaus empfindlich und in parlomentslosen Ländern besitzen bekonntlich die Ansichten der gebildeten Classen ein weit größeres Gewicht ols in parlamentorisch regierten oder vollends als bei einem so parlaments-gesegnetem Volke wie dem deutschen. Der dynastischen nahen Verwandtschaft hat bisher die dänische Kaufmanns- und Ingenieurjugend zahlreiche Posten und allgemeine Bevorzugung in Rußland zu verdanken gehabt; die Sproche der Kopenhagener Presse nach den russischen ersten Mißerfolgen in dem jetzigen Kriege ließ das sofort in das Gegentheil umschlagen; jene jungen Leute hoben zum Theil ihre russischen Stellungen eingebüßt und man wornt dringend vor weiterem Zuzug. In Schweden kennt man die eigene Geschichte sehr genou und weiß, daß Rußland nach einem endgiltigen Mißerfolg im fernen Osten unweigerlich in thunlichster Schnelligkeit nach Westen verstoßen wird; es hat stets in seinen Angriffszielen gewechselt. Der Krieg König Gustav's III. gegen Katharino II. 1788—90 blieb zwar äußerlich ergebnißlos und hat sogor durch seine Verfassungswidrigkeit jenem König den Untergang gebracht wie den späteren Verlust Finlonds vorbereitet, dennoch rettete er Schweden für den Augenblick, da Katharina jetzt ihre nächsten Pläne noch Nordwesten onfgab und lieber im Südwesten gegen Polen vorstieß; überhaupt hoben die schwedischen und die polnischen Verhältnisse von dem letzten Viertel des 16. bis gegen den Schluß des 18. Jahrhunderts länger als sieben Menschenolter hindurch in weit engerem Zusammenhange gestanden, ols bei uns ollgemein bekannt ist. Auf jeden Fall fühlt man sich jetzt in Schweden gewarnt und zeigt ouch gegenüber der finländischen Emigrantenpresse neuerdings eine auffollende Vorsicht.

In Norwegen ist man niemals sehr japanerfreundlich gewesen, vielleicht aus Gegensotz gegen das „Brudervolk“ östlich des Kjölengebirges. Trotzdem könnte gerade die langgestreckte norwegische Küste zuerst von dem jetzigen Kriege berührt werden. Eine Fahrt der russischen Flotte nördlich um Asien herum ist klimatisch unmöglich, wohl oder wäre wenigstens entfernt denkbar, daß die Japaner auf dem Meer die Russen bis in diese Gewässer verfolgten; das russische Ostseegeschwader war bekanntlich bis in die Nordsee gekommen, als es Gegenbefehl erhielt und zurückkehrte. Auf der Heimfahrt haben die russischen Marineofficiere in dänischen Häfen berichtet, wie sie von Skagen an der jütischen Nordspitze bis Nyborg am Großen Belt bei Nocht in Kampfbereitschaft und mit geblendeten Lichtern gefahren seien, weil sie sich von unterseeischen japanischen Torpedos verfolgt glaubten. Für Rußland aber bildet bekanntlich gerade die norwegische Nordküste seit longem den Gegenstand der Umwerbung; durch den sie bespülenden Golfstrom besitzt sie eisfreie Häfen und durch deren Erwerb würde Rußland on das offene Meer gelangen; zu den am meisten erörterten russischen Canalplänen gehört ein Wasserweg von St. Petersburg durch die finländischen großen Seen on das Nordmeer unmittelbar neben der norwegischen Grenze; hätte man dann jene eisfreien Häfen in dem territorial fost gonz von dem übrigen Skandinovien obgeschnittenen und nach Rußland hinübergelegenen norwegischen Finmorken, donn wäre der russischen Hauptstadt eine nahe Verbindung mit dem offnen Meer gewonnen. Der jetzige Krieg mit seinen großen finanziellen Aufwendungen hat den Plon notürlich zurückgedrängt, aber aufgegeben ist er gewiß nicht; so zusammenhanglos die russische Heerführung überliefeetermoßen wenigstens zu Beginn der Kriege ist, so geschlossene Folgerichtigkeit besitzt die onswärtige Politik jenes Stootes. Einen Plon hat dieser noch nie follen lassen.

Davon hat man im hohen Norden onch neuerdings Beweise geliefert bekommen. Bei den großen Ausständen in der schwedischen Provinz Norrlond traten in die leer gewordenen Plätze der Metollorbeiter russische Fachkundige ein, die noch einiger Zeit als Officiere erkonnt wurden; die Rücksicht ouf den mächtigen Nachbarstoot ließ sie unter der Hand ihrer Thätigkeit entheben ohne weitere Untersuchung oder Bestrofung. Im vorigen Jahr entstand im nördlichsten Norwegen eben in der Nähe jener von Rußlond ersehnten eisfreien Häfen ein Fischerkrowall; sofort waren „reisende Kaufleute“ ons Rußlond zur Stelle, die dem bethörten Volk eine Vermittlung des Zaren zwischen ihn und den Behörden in Christiania einreden wollten; ein dortiges Preßorgon sprach sich in diesem Sinn ons und erregte damit die höchste Entrüstung oller norwegischen Parteien, aber der Bezirk entsondte dann bei der Neuwahl den betreffenden Publizisten in das Großthing. Die russischen Consulate in jenen Hafenstädten waren bisher mit Norwegern besetzt, hier und do der Sprachkenntniß holber auch mit Finländern; in jedem Vacanzfall treten jetzt Notionalrussen on die Stelle. Die bezeichneten Hafenstädte haben weit größeren Sommerverkehr ous Rußland ols ous dem eigentlichen Norwegen; mon beeilt sich daraus russischerseits die Consequenzen zu ziehen. Ohnehin war gerade jener ousgesetzte Theil des norwegischen Gebietes stets ein Hauptherd des leidenschaftlichsten Schweden- und Unionshasses.

Aus diesem Grunde erklärt sich, weßhalb der Kampf zwischen Rußland und dem Lande der aufgehenden Sonne in den Ländern der Mitternachtssonne mit gespannter Aufmerksamkeit und nicht ohne Besorgniß verfolgt wird. Dort kennt man den Spruch: tunc: tua res agitur ... Weder Sieg noch Niederlage Rußlands in diesem Kriege werden voraussichtlich auf die Länder der skandinavischen Halbinsel ohne Einwirkung bleiben.

Englische Freundschaft.

Von Prof. Arnold Fokke.

I.

Wie die Jagdgenossen des Löwen wegkamen, nachdem dieser die Beute getheilt hatte, weiß Jedermann, und daß mit großen Herren schlecht Kirschen essen ist, ist auch eine Weisheit, die auf aller Leute Lippen ruht. Aber „grau, Freund, ist alle Theorie“, und wenn der praktische Fall eintritt, dann sind der Regel nach die Menschen geneigt, für dieses Mal an eine Ausnahme zu glauben.

Daß die Franzosen keinen Nutzen von ihrem Bündnisse mit den Russen gehabt hätten, kann schwerlich behauptet und noch weniger leicht bewiesen werden. Jedenfalls haben unsere im Jahre 1870 so schwer gedemüthigten Nachbaren an der Seite der Russen ihr erschüttertes Selbstvertrauen wieder gewonnen, und ihr verlorenes „Prestige“ ist durch dieselbe Thatsache im Rathe der Völker zu wesentlicher Stärkung gelangt. Aber zum größten Theile ist das noch ein „Imponderabile“, und wie viel davon auf die Rechnung der Redlichkeit und Zuverlässigkeit in der Leitung der deutschen Politik zu setzen ist, wird niemals in festen Ziffern angesetzt werden können. Andererseits haben die Franzosen noch niemals mit dem Löwen Rußland zusammen Jagd gemacht, um auf ein darauf zurückzuführendes Gewinnconto für ihren Staat hinweisen zu können. Dagegen hat zu verschiedenen Malen französisches Geld die russische Staatscasse gefüllt, und wenn auch die Sicherheit der dafür ausgegebenen Papiere durch den Verlauf des ostasiatischen Krieges bis dahin noch keineswegs gefährdet ist, so beißt doch die Sorge in den Gemüthern unzähliger Hausväter jenseits des Rheins. Auch ein Imponderabile, aber trotzdem lastet sie schwer, diese Sorge.

Daß die Franzosen den Schmerz noch nicht verwinden können, der ihnen mit der gewaltsamen Abtrennung Elsaß-Lothringens von ihrem Reichskörper angethan worden ist, liegt in der Natur der Sache, und es bedarf entweder einer langen Zeit oder einer noch größeren Noth, um die blutende Wunde zum Schließen zu bringen. Unter diesen Umständen ist es nicht zu verwundern und noch weniger ist es ihnen zu verdenken, daß sie überall, wo irgend sich die Möglichkeit bietet, Ersatz für den erlittenen Schaden zu finden suchen. Auch daß sie mit den Engländern anbandeln, muß, wenn es auch für den Augenblick stutzig macht, Jedem als selbstverständlich erscheinen, der nur irgend mit einiger politischen Einsicht begabt ist. Die Nothwendigkeiten, unter denen das nationale Leben unserer Nachbarn steht, sind wie überall sonst auf der Welt, wo mit Recht der Anspruch auf Selbstherrlichkeit gemacht wird, so groß und so zwingend, daß es die erste Sorge der französischen Staatsleitung sein muß, nicht bloß die alten Quellen offen zu halten, sondern auch der Aufstellung neuer Zubringer von Lebensblut die geeigneten Plätze zu sichern. Wenn man die neuesten colonialen Abmachungen zwischen Frankreich und England von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, so springt dieser ganze Handel als so natürlich in die Augen, daß man eigentlich nicht mehr Worte gebrauchen sollte, als nothwendig sind, um die Nachricht von seinem Abschluß zu bringen.

Unsere besten Zeitungen haben denn auch in der richtigen Würdigung der Sachlage wenig mehr als dieses gebracht, höchstens, daß sie, dazu gezwungen, böswilliger oder thörichter Aufbauschung entgegenzutreten, zur Beruhigung ihres Publicums nach der einen oder der anderen Seite des Vertrages hin einige Erklärungen beigefügt haben. Aber die große Masse der Tageszeitungen hat trotz des ostasiatischen Krieges, wo die Operationen der Ungeduld zu langsam gehen, Stoff nöthig, und da kam den hungrigen Federn das Ding wie geschlichen. Je nach der Stellung zur Regierung oder nach den Bedürfnissen des zu befriedigenden Publicums wurde das Feuer auf dem Heerde angeblasen und darauf die Leitartikelsuppe gekocht, die nun einmal der Bildungsphilister Tag für Tag vorgesetzt haben will. In der französischen und der englischen Journalistik waren die breiten Ausführungen zu verstehen, und daß im Besonderen die Tagespresse jenseits des Rheins das Thema nach allen Seiten hin ausbeutete, war so erklärlich wie das Krähen des Hahns, der sich über den Zaun geschwungen hat. In der That kann das französische Volk den Vertrag, den seine Staatsmänner mit England vereinbart haben, als eine höchst befriedigende nationale Errungenschaft preisen, und wenn bei der Gelegenheit seine Zeitungsschreiber die Faust nach dem Rhein hin ballen, so darf man das getrost ihrer Art zu Gute halten.

Die Franzosen sind nun einmal nicht anders, aber wenn deutsche Zeitungen, die Anspruch auf Beachtung selbst in weiten Kreisen machen, den Morgenruf des gallischen Hahns aufnehmen und ihn mit den eigenen Stimmmitteln an die empfänglichen Ohren ihrer Hörer weiter geben, dann mag das ebenfalls erklärlich sein, aber erfreulich ist es nicht und zu billigen auch nicht. Einerlei, ob in den Spalten der Tagesblätter, oder innerhalb der Wände unserer Redeversammlungen, denn der Fehler bleibt der gleiche, mag er innerhalb der Mauern Iliums gemacht werden oder vor seinen Thoren. Was hör' ich draußen vor dem Thor, was auf der Brücke schallen? Wahrhaftig, da ist der Barde vom alldeutschen Verbande auch und läßt seine Stimme hören, aber diesmal laßt mir den Alten nicht herein, denn was weiß seine Harfe von den Cirkeln des Archimedes und von Marokkanischer Zukunftsmusik?

Was die Leute draußen um Troja herum nicht alles wissen! Früher konnte man weder Trauben von den Dornen, noch Feigen von den Disteln lesen, aber heutzutage ist das anders geworden. Wenn jetzt der Graf Bülow Rath nöthig hat, so braucht er nur an der Gartenhecke des Professors Hasse entlang zu gehen, da wachsen die süßesten Früchte für den Rumtopf seiner auswärtigen Politik. Er braucht nur die Hand darnach auszustrecken, kostet gar nichts. Armer Bülow, der Du allein baden gehen mußtest ohne den Bademeister, den Dir der alldeutsche Verband doch so dienstwillig anbot. Der hätte Dich sicher an den marokkanischen Badestrand des Atlantischen Oceans gebracht, wo allein das Bad gesund und stärkend ist für Deine germanischen Glieder. Dafür sitzest Du nun in Europa mit dem Dreibunde auf dem Trocknen und in Südafrika sogar ganz allein in einer Badewanne, deren Wasser von dem Feuer der Hereros in Siedehitze gebracht wird.

Tantalusqualen muß der deutsche Reichskanzler leiden, und wenn er auch „Bange machen gilt nicht“ schreit, so kommt seine Stimme doch nur sehr „gequietscht“ heraus, und es ist Niemand verpflichtet, ihr zu glauben. Die Arbeit, die er verrichtet, ist die des Sisyphus, und die Wege, die er wandelt, laufen in der Irre und im Dunkel des von Bismarck eigens für seine Nachfolger erbauten Labyrinths. Den rettenden Faden der Ariadne hat er zurückgewiesen, und nun kann er aus dem Dunkel seines Baues nur das Eine sehen, wie Franzosen und Engländer sich zu der gemeinsamen Jagd auf den weiten und fetten Triften der Erde rüsten. Zur Jagd nach den goldenen Früchten der Hesperiden, die auf der „Sonnenseite“ des Weltalls wachsen, nicht getrennt wie Abraham und Loth, von denen der eine westwärts und der

andere ostwärts zog, sondern brüderlich Arm in Arm verschlungen in unzertrennlicher Freundschaft.

Denn die Welt ist anders geworden, seitdem Bismarck todt ist, und mit ihr John Bull und was von seinem Blute ist. Von dem Tage an, wo die Buren aufgehört haben, den Alp auf seinen Schlaf zu wälzen, verabscheut er den königsmörderischen Realismus Macbeths und hat sich zu dem Idealismus des Dänenprinzen Hamlet bekehrt. Der britische Löwe hat seine Klauen gestutzt und, wenn später die gemeinsam erjagte Beute zur Theilung kommt, dann wird er selbst mit sammtener Pfote seinem Bruder Frankreich die bessere Hälfte darreichen, und fällt auch nur dessen Blick auf die saftigere Kirsche, so wird er sie dem Freunde mit eigener Hand zwischen die Lippen legen, wie es der Chinese Li-Hung-Tsong seligen Angedenkens mit seinen Leckerbissen machte, wenn ein Liebling bei Tisch an seiner Seite saß.

Schlimme Zeiten für den Dreibund und besonders für das vom Großen Bülow geleitete Deutschland. Es ist in eine Sackgasse gerathen, aus der es nicht mehr heraus kann, und das Elend, das der Siebenjährige Krieg über das werdende Preußen gebracht hat, wird ein Kinderspiel sein gegen die Noth, die sich aus der Schaale des Zornes des mit England verbündeten Frankreichs über die deutschen Länder ergießen wird. Noch ist zwar das formelle Bündniß nicht da, aber die Vereinbarung wegen der Colonien ist die Vorstufe dazu. So krähen die gallischen Hähne, und die Unglücksraben in den deutschen Lüften krächzen es nach. Wenn's nur mit diesem von Westen her aufsteigenden Unwetter genug wäre! Aber nun kommt es auch noch von Osten her angerückt. Signalisirt wird diese neueste Depression von der bekannten politischen Wetterstation in Berlin, die schon seit Jahren den Sturm bis in die fernste Zukunft vorher zu verkünden vermag. Es handelt sich um nichts Geringeres als um eine Annäherung Rußlands an England, ein noch nicht dagewesener Handels- und Industrietrust ist im Werke, durch den die genannten beiden Mächte zusammen mit Frankreich, und wer sich sonst anschließen will, dem übermüthigen Deutschland die Kehle zuschnüren wollen.

Ist Euch die Warnung nicht früh genug zugestellt worden? so schallt es aus den Tempelhallen dieser Orakelbude. Was braucht Vetter Michel mit Kanonen und anderem Schießzeug auf der See umherzufahren, deren nasse Pfade doch nur für die Kriegsschiffe der Herrenvölker offen liegen? Die Zeit, sich eine Orlogflotte zu bauen und damit den Leuten auf hoher See bange zu machen, hat er früher unwiederbringlich verschlafen, nun mag er mit anderem, was er hat, schön thun. Auf seinem Gutshofe spielt er eine leidlich gute Figur, und wenn er außerdem durchaus Handel treiben muß, so mag er es hübsch artig und manierlich thun, so daß er bei den Großen keinen Anstoß erregt. Zum Waarenvertrieb im Kleinen, wie im Großen gehören nur Höflichkeit und Geschmeidigkeit, keine dräuenden Stückpforten und Panzerthürme. Ja, ja, so ist es uns schon vor Jahren gesagt worden, aber die Rolle des Schmeie Tinkeles aus Freitag's Soll und Haben gefiel uns nicht, und dafür sitzen wir jetzt in der Patsche, aus der uns Niemand errettet.

. . Scherz bei Seite: Deutschland ist nicht auf Rosen gebettet, und fett ist es um seine Grenzpfähle her gerade auch nicht. Aber so war es früher auch schon, als seine Feinde noch vereinzelt standen und noch nicht, wie es jetzt heißt, zusammenzurücken begonnen hatten. Angenommen, diese Gefahr sei wirklich so groß, wie die Unkenrufe thörichter und böswilliger Leute sie machen, so ist die Frage, was die deutsche Staatskunst thun könnte, um sich dem Netze zu entziehen, das sich um die Freiheit unserer Bewegung in der Welt zusammenziehen soll. Ganz abgesehen davon, daß es gefährlicher wäre, als irgend etwas, das uns auf dem bisherigen Wege zustoßen könnte, mit einem plötzlichen Kehrt die alten Freunde in Stich zu lassen und sich neuen zuzuwenden, so müßte jedes Bündniß, das mit irgend einer anderen europäischen Macht möglich wäre, mit Kosten verknüpft sein, deren Schwere die eingehandelten Vortheile in die Luft schnellen machte. Zunächst die Einbuße an Selbstachtung, die wir mit dieser politischen Treulosigkeit machen würden. Die Moral gilt freilich in der Politik nichts, aber dieser Satz muß sich doch eine wesentliche Einschränkung gefallen lassen. Verträge bloß auf das Treuwort des Anderen einzugehen, wäre die Thorheit eines unmündigen Kindes, aber die eigene Treue zu wahren, so lange irgend die Sicherheit es zuläßt, verleiht oft dem Handeln eine Kraft, die sich unter Umständen auch dem Verbündeten mittheilt.

Die Redlichkeit in der internationalen Stellung Deutschlands hat ihm schon viele Vortheile gebracht und bringt ihm täglich neue, ohne daß sie zwar Posten für Posten gebucht werden könnten, aber das würde mit einem Schlage anders werden, wenn es ihm beifiele, einen derartigen, von vielen sogenannten Politikern gewünschten Frontwechsel vorzunehmen. Das Mißtrauen, das ihm mit Recht entgegengebracht würde, zöge eine Steigerung der Forderungen auf Seiten seiner neuen Freunde nach sich, die nur mit der Ausbeutung eines leichtsinnigen, von der Noth gepeinigten Schuldners durch den blutsaugerischen Wucherer zu vergleichen wäre. Ob Frankreich mit Elsaß-Lothringen zufrieden wäre, läßt sich billig bezweifeln. Der Appetit kommt bekanntlich während des Essens, und wahrscheinlich käme es nur auf die Gelegenheit an, daß die französische Begehrlichkeit auch die Rheingrenze wieder in die Reihe der discutabelen Fragen einstellen würde. England und Rußland weisen beide in den weiten Gebieten ihres Besitzes keinen nennenswerthen Punkt auf, wo sie wünschen möchten, den deutschen Verbündeten, der sich ihnen in die Arme würfe, auf engere Grenzen zurückzudrängen, aber das eine würde ihm mit seinem Druck im Suchen der Handelsverträge nicht minder zusetzen, als das andere ihn mit seinem Uebergewicht zur See an die Wand drücken würde, von allem Anderen zu schweigen.

Wahrhaftig, es ist nicht der Mühe werth, noch weiter die schlimmen Folgen auszumalen, die eine andere Verbindung für Deutschland haben würde, als in die es durch die Weisheit seines ersten Reichskanzlers gebracht worden ist. Mag man die Lage der Dinge in Europa und auf den weiten Gebieten der Welt betrachten, von welcher Seite man will, so muß jeder unbefangen denkende und etwas weiterblickende Mann eingestehen, daß die Grundsätze, nach denen Bismarck die Sicherheit des von ihm geschaffenen Reiches festlegen zu müssen geglaubt hat, noch immer dieselben sind und voraussichtlich noch lange Zeit bleiben werden. Deutschland an der Spitze eines Bundes, dessen Völker durch die gleichen Interessen mit ihm vereint sind. Den Flug in die Welt kann ihm dieses Bündniß allerdings nicht ermöglichen, aber es sichert ihm den Grund, worauf seine starken Füße stehen. Draußen muß es durch die eigene Kraft weiter zu kommen suchen, wie ihm denn auch noch Niemand durch seine Freundschaft einen Fuß breit Landes erworben hat.

Einer der größesten Staatsmänner des Alterthums hat einmal gesagt, daß der Staat die gesichertste Aussicht auf Wachsthum und Gedeihen habe, der seiner eigensten Natur getreu bleibe und selbst in gefährlichen Lagen darnach sein Handeln und Vorgehen einrichte. Wenn auf irgend ein Volk, so paßt dieses Wort auf das deutsche. Aus der inneren Triebkraft, durch die Anwerbung des Gleichen zum Gleichen ist Deutschland groß geworden, zufällige und gewaltsame „Agglomerationen" spielen dabei kaum eine Rolle. Zum Einheitsstaate zusammengewachsen, setzt es diese von innen kommende Bewegung auch über seine nationalen Grenzen hinaus fort, nicht zur Uebervortheilung oder gar zur Vergewaltigung seiner Nachbaren, sondern zu freundschaftlicher Vereinbarung dessen, was den Nutzen des Einen sowohl umschließt wie den des Anderen.

II.

Was kann im Uebrigen eine weise Staatskunst für die Zukunft des Deutschen Reiches thun? Daß diese Frage überhaupt noch gestellt und erörtert wird, könnte zum Lachen sein, wenn es nicht so überaus traurig wäre, und wenn man nicht wüßte, daß jeder Biertisch in Dorf und Stadt eine Verlängerung unserer Parlamentssitzungen bildet. Nicht Schwätzen, sondern Handeln sollte die kurze Antwort sein, die sich auch mit erdrückender Gewalt aus unserer Vergangenheit ergiebt. Aus der Staatsgründung des Großen Kurfürsten erwuchs mit Naturnothwendigkeit die Politik Friedrichs des Großen, und an diese schloß sich nach einer kurzen kläglichen Unterbrechung mit derselben Folgerichtigkeit die der großen Männer aus der Zeit der Befreiungskriege. Wenn jetzt noch Jemand behaupten wollte, daß die im Anfang der sechziger Jahre von Wilhelm I. und Bismarck durchgesetzte Armeereorganisation nicht in dem gleichen Zuge der vorausgegangenen politischen Erkenntniß hervorgegangen sei, so könnte das nur aus einer bemitleidenswerthen Verkümmerung in der Partheischablone erklärlich sein. Es ist nichts trostloser und jämmerlicher als die Predigt, die dem deutschen Volke einreden will, daß, nachdem nunmehr seine Machtgrenzen bis an's Weltmeer vorgeschoben seien, das Rüsten zur See zu spät komme und deßhalb umsonst sei.

Deutschland mag nach der Auffassung solcher Geschichtsphilosophen so viel rüsten und Panzerschiffe bauen, wie es immer kann und mag, aber es wird doch niemals den Vorsprung einholen, den nun einmal die großen Weltmächte und besonders England voraus haben. Wenn man hierauf erwidern wollte, was irgend alles gesagt werden kann, so hätte man viel zu thun, und muß es doch geschehen, so mögen sich die damit befassen, die den Beruf dazu in sich fühlen. An dieser Stelle soll nur auf einiges Weniges aufmerksam gemacht werden, was auf der Hand liegt, aber eben deßhalb, weil es einfach ist und sich von selbst ergiebt, von den Allzuvielen nicht gewürdigt wird. Zuerst muß mit möglichster Entschiedenheit Einspruch gegen den Schicksalsglauben erhoben werden, der in der Entsagung seinen Ausdruck findet und wie nichts Anderes dazu angethan ist, die Gemüther zu verwirren und den Muth in der Brust des kriegerischsten Volkes wanken zu machen. Zweitens wird es von Niemand bezweifelt, daß es im gewöhnlichen Laufe der Tage nicht möglich ist, an die Stärke der Flotte heranzukommen, worauf Englands Weltstellung beruht. Aber andererseits darf man nicht vergessen, daß von Adam an ein ewiger Wechsel in der Geschichte obwaltet, und weiter ist es eine Thatsache, daß mit jedem von unseren Stapeln laufenden Kriegsschiffe die Bündnißfähigkeit des deutschen Volkes in dem Maße zunimmt, als unser Landheer stärker ist als das jeder anderen Nation. Drittens wird in jedes dieser Schiffe deutsche Tapferkeit und deutsche Manneszucht verladen, Eigenschaften, die noch immer in dem Werthe stehen, den sie von jeher hatten, wenn die Führung richtig war.

Es ist die eigentlichste Volkskraft Deutschlands, die auf unserer Flotte Dienst thut, keine Söldner und Fremdenlegionäre, sondern derselbe Kern der Nation, wie er einstmals in Athen auf die Schiffe stieg mit dem festen Entschluß, wenn sie von dem übrigen Griechenland in Stich gelassen würden, unter der Führung ihrer Besten an irgend einer Küste des mittelländischen Meeres die neue Heimath zu gründen. Es wird schon seit langer Zeit davon gesprochen, daß die Höhe der Culturentwickelung in Deutschland mit seiner nationalen Machtentfaltung überschritten sei, und daß wir bereits begonnen, bedenkliche Einbuße an der sittlichen Kraft zu erleiden, auf die wir stolz sein konnten. Es ist wahr, daß Vieles geschehen ist, was zu ernster Besorgniß Veranlassung giebt: aus versumpftem Boden ist Bilsenkraut und anderes giftiges Pflanzenzeug emporgewachsen. Was kommt nicht sonst Alles in den Niederungen und auf den Höhen vor! Aber wenn dieses auch das nicht weg zu leugnende Zeichen des anhebenden Niedergangs sein mag, so haben wir doch immer noch ein viel geltendes Mehr vor allen europäischen und anderen Mächten voraus, und das ist die straffe Erziehung des ganzen Volkes in den deutschen Wehreinrichtungen. Wenn uns erst darin Deutschlands Feinde erreicht haben, dann mag es Zeit für den Patrioten sein, das Antlitz zu verhüllen und Asche auf's Haupt zu streuen. Aber bis dahin ist unsere Herrlichkeit noch nicht von uns gewichen, noch steht stolz auf krönenden Höhen die deutsche Kriegswacht.

Bange machen gilt wirklich nicht, und bange zu werden ist nicht geziemend. Wir wissen alle aus dem Munde unseres großen politischen Lehrmeisters, wen die Deutschen zu fürchten haben, und darauf sollte jeder von ihnen sein Betragen einrichten. Wenn Einer in der Furcht Gottes zu tadeln hat, so möge er es auch in seinem Namen thun, und dabei vor Allem nicht vergessen, daß das eigene Beispiel der beste Lehrmeister zur Tugend ist. Im heißen Ringen der Schlacht kann der Einzelne durch seinen Muth Großes vollbringen, während seine Unzufriedenheit mit dem Befehl und seine Auflehnung dagegen die wirkliche Gefahr nur vergrößern kann. In den großen Reibungen, die während des Friedens das Wirthschaftsleben der Völker mit sich bringt, ist es nicht anders. Gleich zu schreien: da ist der Löwe, während es auch der in seine Haut gehüllte Esel sein kann, bringt Verwirrung und damit Schaden. Was wissen Bebel und sein Gefolge von der großen Politik? Ja, und wenn dann der Löwe und mit ihm anderes Gethier sich rüstete, Jagd auf unseren Gefilden zu machen, so wäre doch wahrlich nichts Anderes am Platze als die Besonnenheit, die den Feind im Auge und das Pulver trocken hält. Bange machen gilt nicht und am allerwenigsten vom Lager der Socialdemokratie her, wo das Banner des sittlichen Ideals sehr nahe am Boden flattert.

Hört das Geschrei des Thersites im Lager vor Troja, aber wo ist Odysseus, der den Volksaufwiegler in's Nackhaar faßt und ihm den Stock um die Schultern tanzen läßt? Agamemnon kann es allein nicht machen, und wohin soll es kommen, wenn der Prätor auch für das Kleinste Sorge tragen muß? Die nationalen Parteien im Redepalast vor dem Brandenburger Thore rühmen sich großer Dinge, und vom Centrum her Präsident hat sogar Muth und Gerechtigkeit genug, einen bayrischen Bundesbevollmächtigten mit etwas wie einem Ordnungsruf in seine täglichen Geleise zurückzuwerfen. Wie ist doch Alles so herrlich bei uns bestellt! Nichts geht heutzutage über der früher so wilden Germanen zahme Correctheit. Der alldeutsche Verband rührt mit seinem Löffel in jedem Brei, wo in der Nähe und in der Ferne eine germanische Zuthat zu wittern ist, aber wo seine Stimme am Platze wäre, da wird der Sänger nur zu häufig vermißt. Das Scepter des Königs von Ithaka, der zu seiner Zeit ein Panhellene war, darf der Führer der Alldeutschen nicht schwingen, und die Tage des Krückstocks in der Hand Friedrichs des Großen sind auch längst vorüber, aber wozu ist denn das Gewicht der Worte, wenn ein deutscher Professor, der doch zum Reden nach Berlin geschickt worden ist, es nicht zum Besten aller Deutschen ihren Verkleinerern in's Gesicht schleudern will? Statt den Hetzern mit seinem ungebetenen Rathe noch mehr Luft in die Lunge zu blasen, sollte er sie einmal alles Ernstes fragen, in wessen Namen sie das Unkraut in den deutschen Acker säen. Wenn das mit dem Sturm eines fortreißenden Pathos und mit der Lauge versengender Satire geschähe, dann sollte es uns nicht leicht zuviel werden, wie uns jetzt die vielen Redehaspler kalt lassen.

Mit vollem Recht heißt es, daß die Weisheit der Socialdemokraten, wo sie über ihr eigentliches Ziel, die Besserung der wirthschaftlichen Lage der Arbeiter, hinausschieße, eigentlich, um ein echt deutsches Wort zu gebrauchen, eine Dummheit sei. Richtig, und dem soll an dieser Stelle ganz gewiß

nicht widersprochen werden. Aber mit der Dummheit kämpfen bekanntlich die Götter vergebens. Nun mögen es einmal die Alldeutschen versuchen, fertig damit zu werden. Sie begnügen sich nicht bloß, Deutschland im Sattel zu halten, sondern wollen es sogar die hohe Schule reiten lehren: wie wäre es, wenn sie sich zunächst nur daran hielten, zu verhindern, daß die Socialdemokratie dem Reiter die Riemen und das Sattelzeug zerschneidet? Alldeutschland nicht allein über'n Rhein und nach Marokko hinein, sondern vor Allem zum Sturm gegen die Heer- und Staatsverderber, die von Bebel gedrechselt und von Liebknecht mit dem heiligen Schmieröl eingefettet wurden. Ist das nicht Arbeit genug für den, dem es um Sorgen und Mühen für's Vaterland zu thun ist? Vergebliche Arbeit? Ja, es mag vergeblich sein, wenn Einer einmal auf dieser Drechselbank verdreht worden ist, ihn wieder gerade zu ziehen, und wo er in solcher Schmiere sitzt, ihn wieder rein zu waschen, aber andererseits wäre es schon sehr etwas, dem Fortschreiten des Uebels zu steuern und damit die eigenen Nieren zu stärken. Ja, und ein weiteres großes Verdienst wäre es, dem Agamemnan, statt ihm das Leben und den Kampf um Troja noch saurer zu machen, ein Stück Arbeit abzunehmen und den Thersites zu fassen, wo und womit es irgend möglich ist.

Wir wollen mit den Heerverderbern nichts zu thun haben, mögen sie von der Lysistrate oder vom Lysistratos abstammen, und es lieber mit denen halten, die mit der Verstärkung unserer Wehrhaftigkeit der deutschen Volkskraft frische Säfte und neues Blut zuführen wollen. Aber alles unser Rüsten zur See, so heißt es, nützt uns nichts, sondern hat nur die Wirkung, den Zorn unserer Feinde noch mehr zu reizen. Ja, das ist wahr und besonders, wenn Ihr in Eueren Parlamentshäusern des Langen und Breiten davon redet und in Eueren Zeitungen die Druckerschwärze darüber ausgießt. Lieber solltet Ihr in geheimer Commissionssitzung der Regierung auf Discretion eine Milliarde zur Verfügung stellen mit dem ergebensten Ersuchen, die Sache so still und so rasch als möglich zu machen. Unsere eigenen Anstrengungen sollen die verdoppelten Sprünge unserer Gegner nach sich ziehen. Himmel, so mögen sie rüsten, so viel sie Lust haben. In allen Fragen der Technik werden sie uns gleich sein, aber nun laßt sie auch einmal versuchen, uns in der Fülle und der Güte des Menschenmaterials zu erreichen. Trotz Bilse und Bebel stehen der deutsche Leutnant und Unterofficier noch immer in dem Werthe, der den Neid des Auslandes erregt. Bis diese Mißgunst in das Gefühl einer berechtigten Zufriedenheit mit dem eigenen Besitzstande umgeschlagen ist, können noch manche Generationen ihr Wasser aus Themse und Seine schöpfen. Ist das Prahlerei? Nein, es ist die Selbstachtung, die vor einiger Zeit der Graf Bülow den Reihen der vor ihm sitzenden Opposition angerathen hat.

Selbstachtung und nur keine Angstmeierei! Ein Pfund davon ist schlimmer als ein Kilo Ueberhebung. Wenn wir den Franzosen nachlaufen wollten, würden sich die unangenehmen Folgen in ihrer vermehrten Anmaßung bald zeigen. Sind die Tage von Ems und des Grafen Benedetti aus dem Gedenken der Lebenden geschwunden? Der Präsident Loubet stammt aus einer französischen Bauernfamilie und ist ein ganz Anderer als der dritte Napoleon, der sich mit den Ueberlieferungen des ersten Kaiserreichs zu schleppen hatte. Aber ob Präsident und blaß Citayen, oder Kaiser mit dem ganzen Prestige der Bonapartes, noch darf der erste Gewalthaber jenseits des Rheins keine anderen Saiten greifen, als die von jeher von der französischen Harfe erklangen, auch wenn sie in der Hand von Königen ruhte. Möge er sie denn nach der englischen Begleitung stimmen und fein aufmerken, daß er im Einklang mit ihr bleibe. Noch ist kein Mißton in den ersten zarten Introductionen zur Ouvertüre des Jagdstückes gehört worden. Wohl auf zum fröhlichen Jagen: Hier bereitet sich ein Schauspiel vor, das über das Denken der Menschen geht und den Göttern eine Freude ist, damit sie zu lachen haben.

Der Haß treibt, die sich Jahrhunderte lang so bitter feind waren, zusammen, um in einer noch bittereren Feindseligkeit den Dritten zu ersticken, der in aller Welt nichts Anderes will, als sein natürliches Recht behaupten. Ihr dürft auf diesem Recht nicht bestehen, ruft Thersites dem Agamemnon zu, und je nach der Tonart, worauf sie eingefuchst sind, hallt es aus den Reihen seiner „Mitläufer“ wieder. Bekümmern wir uns um dies vielstimmige Geschrei nicht und sehen wir lieber zu, ob der einigende Haß bei unseren Feinden längeren Athem hat, als der Zwiespalt der Interessen. Marokko gegen Egypten, fidelt die englische Violine, es schmiegt sich von selbst in Euere Algerische „Interessensphäre“ ein. Nichts einleuchtender als das tönt es von dem Instrument des französischen Troubadours wieder und hält die Melodie fest. Wirklich sehr schön, ob es jedoch vom andante auch zum forte und gar zum con brio übergehen wird, das ist mehr als zweifelhaft. Ach, so leicht fügt sich der Gedanke zum Gedanken, und hart ist das Stoßen der Dinge im Raume. In Egypten handelt es sich um eine längst abgemachte Thatsache, fest ruht die Hand Englands auf dem reichen Nillande. Dagegen sollen in Marokko die Kastanien erst aus dem Feuer geholt werden, das hier nicht blaß die Franzosen unterhalten. Gern mögen sie glauben, daß ihre Finger zu diesem Geschäft lang und hart genug sind, und wenn's noth thut, liegt ja auch Gibraltar in der Nähe, von wo aus unsere neuen Freunde so leicht helfen können.

Aber Gibraltar — — — Gibraltar steht auf demselben Blatte mit vielen anderen Dingen, die für den, der in der Geschichte zu lesen vermag, überaus lehrreich sind. Als in den letzten Jahrhunderten, die mit viel Kanonendonner und unter Strömen von Blut vorübergerauscht sind, die Franzosen und Engländer noch Feinde waren, da hat die britische Bundesgenossenschaft den Staaten, die sich um sie mühen mußten, wenig Freude gemacht. Sollen wir jedes Blatt der Geschichte wieder nachschlagen, wo die Bündnisse der Engländer mit anderen Staaten verzeichnet sind? Es ist ebenso unnütz, wie sich in moralischen Betrachtungen über die Unzuverlässigkeit der englischen Politik das Herz zu erleichtern. Es ist nicht einmal angebracht, sondern thöricht, ihrer Unerbittlichkeit Vorwürfe zu machen, und das Einzige, was jeder thun kann, ist, sich das, was Klio mit ehernem Griffel in ihre Tafeln eingegraben hat, zur Warnung dienen zu lassen. Möge die Masse der Erfahrungen, die die Völker mit britischer Bundestreue gemacht haben, in der Versenkung bleiben, aber Einiges von dem Markantesten kann immer noch einmal wieder auf die Wand projicirt werden.

Zuerst das Bild von Gibraltar, dem weithin sichtbaren Wahrzeichen von der Größe des meerbeherrschenden Albian, aber von einer anderen Sinnbildlichkeit für das Volk, auf dessen nationalem Boden es steht. Wie kam diese stärkste Festung der Welt in die Hände der Briten? — Während des spanischen Erbfolgekrieges wurde es im Jahre 1704 durch holländische Tapferkeit erobert. Dem aus der Schule de Ruyters stammenden Admiral Callenberg, der die Stadt zur Uebergabe gezwungen hatte, wurde deßhalb vom spanischen Könige ein eigenhändiges Dankschreiben zu Theil, das in den Ausdrücken wärmster Anerkennung abgefaßt war. Auch erklärte die Königin Anna von England dem holländischen Gesandten van Vrybergen, daß die Erhaltung der „gemeinsamen Eroberung“ ein Gegenstand ihrer Unterhandlungen mit den Generalstaaten sein werde. Seitdem ist diese Festung in den alleinigen Besitz Großbritanniens übergegangen; in den Verhandlungen aber, die zum Utrechter Frieden führten, hört man auch nicht von einem Worte des Protestes, das von einem holländischen Unterhändler ausgegangen wäre.

Was Friedrich dem Großen im Jahre 1762, dem vorletzten des Siebenjährigen Krieges, widerfahren ist, darf hier

auch Platz finden, wenn es in Deutschland auch mehr Leute wissen mögen, als die Abmachungen wegen Gibraltars. In dem „Traktat", den die beiden Mächte geschlossen hatten, war für das kleine Preußen der wichtigste Paragraph der, daß keiner der kriegführenden Theile ohne den anderen Frieden schließen dürfe. Bekanntlich hat sich Großbritannien dadurch nicht gebunden erachtet: was braucht sich die englische Staatskunst um den Schmerz in der Seele eines großen Mannes zu kümmern, der für sich nichts und für sein Volk nur die „Autarkie" des Lebens erkämpfen wollte?

Was sollen ideale Anwandlungen in den Berechnungen eines Staatsmannes der gemeinen Wirklichkeiten? Neben kann man davon, aber die Hände darf man sich dadurch nicht binden lassen. Zu den weniger in's Auge fallenden Festsetzungen des Wiener Congresses gehörte auch die, die den Engländern das Protectorat über die freigewordenen Jonischen Inseln und außerdem die Seepolizei im mittelländischen Meere überwies. Für die abgetretenen Inseln sollte die Türkei mit einigen Plätzen aus früher venetianischem Besitze auf dem Festlande entschädigt werden. Stillschweigende Voraussetzung war dabei, daß die Bewohner dieser Städte sich entweder freiwillig in den Wechsel fanden, aber daß die Pforte selbst mit etwaiger Widerspenstigkeit fertig würde, aber daß das freie England Handlangerdienste bei der Unterwerfung leisten sollte, das lag weder in dem Geiste der getroffenen Vereinbarung, noch in dem Willen irgend einer der beschließenden Mächte. Es war auch nicht nach dem Sinne der Mächte, die zusammen im Kampfe gegen Frankreich gestanden hatten, daß das von den Barbaresken ausgeübte Unwesen der Seeräuberei seinen Fortgang hatte. Man war der Meinung gewesen, daß die Engländer als Erben und Nachfolger der Malteser-Ritter ihre schützende Hand über die ganze Christenheit ausstrecken, aber das stimmte nicht mit dem Geiste, der von Altengland herüber wehte. Wenn der Handel anderer Nationen gestört wurde, so konnte das die Vortheile der Engländer nur steigern: an die britischen Kaufleute wagten sich die Seeräuber nicht. So war es gewissermaßen eine Art Cromwell'scher Navigationsacte, die die Barbaresken zum Nutzen Englands handhabten.

In Englands Politik ist nur Englands Interesse maßgebend, und darüber darf ihnen Niemand einen Vorwurf machen, der nur eine Ahnung von Staatsgeschäften hat. Friedrich der Große, dessen Stimmung über den Friedensschluß der Engländer wir aus seinen Briefen an den Marquis d'Argens und einigen anderen intimen Auslassungen kennen, hat sich dessen nicht schuldig gemacht und giebt damit immer noch ein leuchtendes Beispiel für die Behandlung internationaler Fragen. Im Hinblick hierauf kann es nur erfreulich sein, daß die deutsche Regierung sich in der Pflege freundnachbarlicher Beziehungen zu England nicht stören läßt. Und die Franzosen? Kein Deutscher kann sich berechtigt halten, ihnen einen guten Rath zu geben, aber wohl darf Jeder überzeugt sein, daß sie durch keine noch so freundschaftliche Abmachung mit England davor geschützt sind, ein noch schlimmeres Faschoda zu erleiden, als das vor Jahren ihr nationales Empfinden in Erregung brachte.

Literatur und Kunst.

Neues über die Pompadour.

Von Dr. Heinrich Pudor.

Die französische Kunstzeitschrift „L'Art" bringt in ihrem Augustheft einen Artikel „Madame de Pompadour et les Arts", welcher manches Neue und Interessante enthält, wenn er auch zugleich eine trockene Inventuraufnahme der Stücke, Gemälde, Möbel &c. aus dem Nachlaß der gefeierten Marquise bringt. Die Inventur war von dem Notar derselben Maréchal de Soubise und ihrem Bruder, dem bekannten Marquis de Marigny, welcher der Executivbeamte der künstlerischen Prätentionen der Marquise war, aufgestellt worden und umfaßt gegen 1000 Seiten. Bevor ich indessen auf diese eingehe, sei es gestattet, die Persönlichkeit der Marquise mit einigen Federstrichen in Erinnerung zu bringen.

Jean Antoinette Poisson, spätere Marquise de Pompadour wurde 1722 geboren. Ihr Vater war Fleischer. Ihre Mutter ließ ihr eine sorgfältige Erziehung zu Theil werden und verheirathete sie mit einem Angestellten ihres eigenen Liebhabers, dem Seigneur d'Etioles. Zugleich arbeitete sie daran, ihre Tochter zur Maitresse Louis XV. zu erziehen. Voltaire, welcher der Vertraute der Marquise wurde, gestand sie später, daß sie immer ein geheimes Vorgefühl gehabt hatte, daß sie vom König geliebt werden würde. Man darf indessen diesen unsittlichen Wunsch, Maitresse eines Königs zu werden, nicht nach den heutigen Begriffen verdammen. Damals war das Königthum in Frankreich noch von der Glorie selbst der Religion umgeben. Der König von Frankreich kam gleich nach dem lieben Gott. Ludwig der Heilige, Franz I. und Ludwig XIV. hatten die Souveränität des französischen Königthums in's Unermeßliche gesteigert.

Gelegentlich einer Jagd wurde dem Könige Madame d'Etioles vor Augen gerückt, und zwar in einem herrlichen Wagen und ausgesucht schönem Costüm, welches ihre Figur und ihre Taille zur Geltung brachte. Louis XV. bemerkte sie und schickte ihr seine Jagdbeute. Aber erst zwei Jahre später spann sich das Verhältniß fort. Sie bezwang den König theils durch Bitten, durch Thränen, theils durch ihre Reize. Der König willigte ein, daß sie im Schloß von Versailles Wohnung erhielt. Ihr Gatte, dem sie eine Tochter von gleicher Schönheit geschenkt hatte, war außer sich, aber man drohte ihm mit einer lettre de cachet, bis er sich bereit ließ, nach Avignon in die Verbannung zu gehen. Er wurde getrennt von seiner Frau und erhielt als Abschlagszahlung das Amt eines Generalinspectors der Posten. Sein Vermögen wuchs in's Ungeheure. Unterdessen begleitete Madame é de Poisson (wir würden sagen „Frau von Fisch"*) den König selbst in den Krieg. Im Jahre 1745 wurde sie Marquise de Pompadour; diese alte Linie, deren Wappen sie annahm, war 1722 erloschen. Zudem erhielt sie eine Pension von 250000 Frs. und 1756 den Rang einer Hofdame (dame du palais de la reine). Voltaire wurde, wie gesagt, ihr Günstling. Rousseau vermochte sie dagegen nicht zu bezwingen. Das einzige Zugeständniß, das er ihr machte, war, daß er in seiner Novelle „Héloise" in dem Satz „la femme d'un charbonnier est plus digne de respect que la maitresse d'un roi" statt des Wortes roi „prince" substituirte. Fruchtreich war ihr Einfluß auf die Porzellanmanufactur von Sevres. Sie selbst malte talentvoll auf Porzellan. Im Schloß Choisy hatte sie ein Theater, in dem sie persönlich auftrat. So suchte sie den König durch die schönen Künste zu zerstreuen, nachdem sie gemerkt hatte, daß er für die Regierungsgeschäfte keine Lust verspürte. Sie selbst aber ernannte die Minister und Generäle, empfing die Gesandten und correspondirte mit den ausländischen Höfen. Im Jahre 1752 erhielt sie den Rang einer Herzogin.

Doch ich komme nunmehr auf das oben erwähnte Inventar der Marquise zurück. Der Titel ist „Inventaire de Madede Pompadour soeur*) 1764". Bekanntlich ist das Testament der Marquise schon mehrfach veröffentlicht worden. Es sei aber daran erinnert, daß drei Monate nach dem Tode**) der Allmächtigen verflossen, ehe das Gericht ihren

*) D. h. Schwester des Marquis de Marigny.

**) Die Marquise von Pompadour starb in ihrem Hause in Versailles am 15. April 1764.

Nachlaß inventarisirte. Letzteres gilt auch van ihrem Pariser Palais in den Champs-Elysées. Bezeichnend für den Machteinfluß der Marquise ist es, daß just dieses Palais das heutige officielle Palais der französischen Regierung ist (palais de l'Elysée). Die Marquise hatte es in ihrem Testament vam Jahre 1757 dem König Ludwig XV. vermacht. Sie selbst hatte es vom Grafen Evreux für 750000 Frs. im Jahre 1753 gekauft. In dem Testament wird der Marquis van Marigny aufgeführt als der hohe und mächtige „Seigneur Abel-François Poisson, Marquis de Marigny, Seigneur de Montreuilaux-Lyons, Bantelet, Baudieres, Mautiers, Vicomte de Elignon-Lucy, Le Boccage et autres lieux, Commandeur des Ordres du Roy, Lieutenant général de l'Orléanois et Beauce, Directeur et Ordonnateur général des Batiments, Jardins, Arts, Academies et Manufactures Royales". Die Zeitschrift „L'Art" bringt in derselben Nummer das Bild des Marquis nach dem Gemälde Louis Tocques: Der Marquis steht var einer barocken Draperie in einer Säulenhalle an einem Consoltisch, indem er eine aufliegende Zeichnung mit der Hand faßt: sehr wahl genährt, sehr unindividuell, die materielle Gelüste verrathende Kiefernpartie zu Ungunsten des Großhirns stark ausgebildet — der Typus eines Marquis der französischen Rococazeit.

Sehr interessant ist das Bild der Madame de Pompadour, das dieselbe Nummer der „Art" nach der Zeichnung Patrice Dillon's nach dem Pastell de la Taurs im Musée de Saint-Quentin enthält: grafze Augen, hochgeschwungene Brauen, eine maßlos üppige Unterlippe und eine hohe Stirn sind die Hauptcharakteristika dieses Kopfes. Die varliegende Zeichnung erinnert sehr an diejenige Latour's, die z.B. Malinier veröffentlicht hat.

Das Pariser Palais der Marquise war zu einer wahren Schatzkammer stylvollen Möblements geworden. Die Porzellane nehmen einen großen Theil des Inventars ein. Auch eine Glasmanufactur, nahe Meudon, hatte die Marquise eingerichtet. Ihr Besitzthum zerstreute sich im Uebrigen in ihren Palais in Saint-Ouen, Versailles, Campiègne, Fontainebleau und Menars.

In dem künstlerischen Inventar finden sich auffallend wenige plastische Werke, aber desta mehr Gemälde und Zeichnungen, vielfach nach Watteau, Chardin, Nataire, Boucher, den bekannten Vertretern des Rococa. Kein Zweifel, daß dieses Inventar van dem allmächtigen Einfluß der gefeierten Marquise, auch auf die Künste, Zeugniß ablegt. Der erwähnte Aufsatz der Zeitschrift „L'Art" stammt von dem bekannten Verfasser des Buches „Louis XV. et Mde de Pompadour" Pierre de Nolhac.

John Lothrop Motley und Otto von Bismarck als Göttinger Studenten.

(Ostern 1832 bis Herbst 1833.)

Mitgetheilt von Erich Ebstein (Göttingen).

Unter dem Titel „John Lothrap Matley, Bismarck's Jugendfreund" sind vor etwa einem Jahre in dem „Sanntagsblatt der New-Yarker Staats-Zeitung" eine Reihe von Aufsätzen erschienen, die die Beziehungen Matley's zu Bismarck auf Grund neuer Quellen*) zeichnen.

Es ist ein ehemaliger Göttinger Student, der sich der Mühe unterzogen hat, dieses neu erschienene Material — besanders die Briefe Matley's an seine Eltern — hier ausgiebig zu verwerthen. Der anonyme Verfasser hat besonders die Studentenzeit Motley's und Bismarck's, die ihren Hauptschauplatz in Göttingen hat*), mit bewunderungswürdiger Liebe und Sorgfalt beschrieben, und ich glaube, es ist daher nicht ungerechtfertigt, wenn ich hier einen Auszug aus diesen interessanten Mittheilungen gebe, um sa mehr, als man bisher bei der Schilderung der Studentenzeit Bismarcks in Göttingen seines Studienfreundes Motley nicht gedacht hat.**)

Jahn Lathrop Matley wurde am 15. April 1814 in Darchester, jetzt einer Varstadt von Bastan, geboren. Einer seiner Lehrer war der spätere Gesandte der Vereinigten Staaten am Berliner Hafe, Bancraft, der von 1818—1820 auch in Göttingen studirt und dort pramovirt hat. Bancraft hörte damals u. a. bei Eichhorn, Blumenbach und Heeren; von letzterem übersetzte Bancraft „die Ideen über Palitik", eine Arbeit, die Bancroft's Göttinger Studentenzeit ihre Entstehung verdankt.***)

Bancroft, welcher Matley neben anderen nützlichen Kenntnissen auch die Elemente der deutschen Sprache und einiges van deutscher Literatur lehrte, er wird es auch gewesen sein, der seinen Schüler veranlaßte, sich ebenfalls in Deutschland, und besanders in Göttingen, seine Ausbildung zu holen.

Auf dem Harvard-College vargebildet, ging Motley im Jahre 1831 van dieser amerikanischen Hochschule ab und bezog die Universität in Göttingen, um dort Jura zu studiren. Im Mai 1832 landete er in Hamburg; auf der Brigg „Cyclop" hatte er in Folge der stürmischen Witterung, unter der die Fahrt von Statten ging, 50 Tage zur Ueberfahrt gebraucht.

In Göttingen trifft er — so schreibt er seinem Vater unterm 23. Juni 1832 — zwei Amerikaner, einen Engländer und einen Schatten. Er logirte sich in der Buchstraße†) ein, — „wenige Minuten bis zur Bibliathek und zu meinen Varlesungen"; zu Mittag speiste er in der „Crawn" (Krane)††), „das beste Hôtel hier". Er rechnet seinem Vater vor, was er für die Wahnung bezahlen muß, für Essen rc., Callegien. „Jeder Cursus kostet 1—3 Louisdor; außerdem habe ich noch Privatstunden im Deutschen, 8 Mal wöchentlich, was auch noch 8 Lauisdor kastet." Er hört nur Einiges vom Civilrecht: das ist für das erste Semester, meint er, genug. In den Sammerferien will er nach dem Bodensee wandern.

Dieser ziemlich geschäftlichen Mittheilung an den Vater falgt ein um so ausgiebigerer und interessanterer Brief an die Mutter am 1. Juli. Er beschreibt ihr seine Reise von Hamburg nach Göttingen und seine Eindrücke von dem deutschen Studentenleben. Wir geben diese Mittheilungen hier deßwegen etwas ausführlicher, weil sie ein interessanter Beitrag zur Culturgeschichte sind, und weil an ihrer Hand sich ein Indicienbeweis führen läßt, daß in Matley's erster Novelle der Held Otta van Rabenmark frei nach dem Studiasus Otto von Bismarck gezeichnet ist.†††)

---

*) Literatur: John Lothrop Motley. A Memoir. By Oliver Wendell Holmes. London 1878. — The Correspondence of John Lothrop Motley. Edited by George William Curtis. In two Volumes. London 1889. Eine deutsche Uebersetzung von H. Eltze, erschien im Verlage von Otto Janke in Berlin (o. J.). 2te wohlfeile Ausgabe in zwei Bänden, bes. II, S. 6—19. — „Bismarckjahrbuch." Herausgegeben von Horst Kohl. III. Band, Berlin 1896. IV. Band, Leipzig 1897. — North American Review Vol. 167. 1898. Bismarck and Motley. With Correspondence till now unpublished by J. P. Grund.

*) Sonntagsblatt der New-Yorker Staats-Zeitung vom 5. (Seite 14) und 12. October 1902 (Seite 15). Kapitel I. und II.

**) Ferd. Wagner, Bismarck's Semester auf der Georgia Augusta, Protocoll über die Sitzungen des Vereins für die Geschichte Göttingens. II. Band. 4 Heft. S 144—159; daselbst ist auch die Literatur (besonders die Arbeiten von C. Mejer und Fabricius) kritisch benutzt. Vgl. auch G. Hesekiel, Das Buch vom Grafen Bismarck. 2. Aufl. 1868. S. 92ff.

***) Vgl. Göttinger Zeitung vom 4. October 1900.

†) Jetzt Prinzenstraße Nr. 12; die dort angebrachte Gedenktafel trägt die Worte: „John L. Motley 1832—33".

††) Auf der Weenderstraße.

†††) Siehe „New-Yorker Staats-Zeitung" vom 12, 19. und 26. Januar 1902: „Göttinger Studentenleben zu Bismarck's Zeiten. Nach Motley'schen Aufzeichnungen." Eine Unmenge von Zügen und Bildern, die in dem dort mitgetheilten Auszuge aus „Morton's Hope" uns begegnet sind, kehrt in dem Briefwechsel Motley's mit seinen Eltern wieder.

Das erste, was Motley in Deutschland ärgert, ist der faule Postillon. „Diese Geschöpfe sind sicherlich die phlegmatischsten Menschenkinder, die existiren", schreibt er seiner Mutter. „Ich entsinne mich besonders eines Burschen, der mich aus Celle fuhr und sofort entschlafen schien, den ganzen Weg nebenher zu gehen. Er that das auch eine Weile, dann fragte ich ihn, ob er nicht schneller fahren könne. „Oh ja," sagte er, und setzte das alte Tempo fort. Ich wurde zornig, schimpfte in meinem gebrochenen Deutsch, aber er hatte für mein Lästern nur ein taubes Ohr, und anstatt seine Gangart zu beschleunigen, legte er seine Peitsche auf das Dach der Kutsche, griff nach seinem Horn und tröstete sich mit dem Einüben der Ouverture zu „Tancred". Schließlich verfiel ich auf ein in allen Sprachen sehr zugkräftiges Mittel; ich nahm einen Reichsthaler und sagte zu ihm: „Schwager*), (das ist ein Schmeichelwort für jeden Postillon), wenn Du es nicht eiliger machst, bekommst Du kein Trinkgeld!" Dieser Appell wirkte und er spornte seine Gäule zu einem Trabe an.

„Göttingen selbst ist eine ziemlich unschöne Stadt; und die Umgebung ist auch nicht interessant. Es ist jedoch das Harzgebirge, das Eldorado des Aberglaubens, in Sicht; außerdem liegen einige kleinere Hügel dabei.

„Hier in Göttingen giebt es nichts, woran man merken könnte, daß es eine Universität ist, ausgenommen die Bibliothek und die Studenten, die man in den Straßen trifft. Specielle Universitätsgebäude giebt es nicht, wie bei uns; jeder Professor docirt in seinem eigenen Hause, während die Studenten bei den „Philisters" wohnen."

Dem jungen Yankee kam leichtbegreiflich vieles in der kleinen deutschen Universitätsstadt recht fremdartig spaßig und komisch vor, — am komischsten die Professoren. Die Immatriculation und das College weckten satirische Adern in ihm. „Ich wurde vor den Senat der Universität citirt, und schrieb dann meinen Namen, meine Heimath rc. rc. in ein großes Buch. Hierauf gab ich dem dienstthuenden Senatsmitglied drei Reichsthaler für seine Bemühungen und steckte einen weiteren Reichsthaler in die Armenbüchse. (Noch ganz genau so auch heute; die Armenbüchse, vielleicht gar noch dasselbe Exemplar, wie vor 80 Jahren, steht jetzt noch neben dem „großen Buch".) Ich unterschrieb dann eine Liste mit allerlei Angelobungen (— die wahrscheinlich von keinem Studenten gehalten werden und die sich deßhalb als eine sehr ungehörige Forderung erweisen —), von denen die hauptsächlichsten sind, den Gesetzen in toto zu gehorchen, keiner Landsmannschaft beizutreten, kein Bier zu trinken, keine Duelle auszufechten rc. rc. Am nächsten Tage spazierte ich zum Prorector, Herrn Hofrath Goeschen, der mir Matrikel und Legitimationskarte aushändigte, dazu bemerkte, daß die Universitätsvorschriften bindende Kraft besäßen, mir die Hand schüttelte und mir kundthat: ich sei jetzt ein Mitglied der Universität. Am folgenden Tage wurde ich Herrn Professor Hugo vorgestellt, einst ein berühmter Advocat, aber jetzt nur noch „ein vornehmes Wrack in vollendet verfallenem Zustande". Seine Vorlesungen sind langweilig und uninteressant, und alle seine Titel als Hofrath, Guelfenritter, Professor rc. locken nicht mehr als 3 oder 4 Studenten in seine Vorlesungen. Nichts desto weniger aber hält er dieselben ab. Seine größte Sonderheit seine unbegrenzte Vorliebe für Thermometer; 4 bis 5 dieser Artikel hängen in jedem Zimmer seines Hauses; und je 2 Stück rechts und links von ihm in seinem Vorlesungszimmer. Die Fenster gegenüber seinem Pulte werden geöffnet und geschlossen mittels einer Schnur, die durch das ganze Zimmer läuft und über seinem Haupte befestigt ist; auf diese Weise regulirt er nach jedem Satze seines Vortrags die Zimmertemperatur."

*) In „Morton's Hope" findet sich bei der Beschreibung der Ankunft in Göttingen folgender Satz: „Wir bezahlten unserm Schwager, wie der Postillon in Deutschland immer heißt, ein ordentliches Trinkgeld und bestellten Essen."

Vom deutschen Professor kommt er auf den deutschen Studenten. Das ist nun für ihn ein Gebiet, daß er schier nicht erschöpfen zu können glaubt. „Die deutschen Studenten sind eine originelle und besondere Menschenrasse, die mit nichts zu vergleichen ist." Er schildert seiner Mutter deren bizarres Aeußere, ihre Kleidung, ihre Gebräuche. Und zwar lauter Gebräuche, die wir in der Novelle „Morton's Hope" wiederfinden. So schreibt er z. B. seiner Mutter: Den Zeigefinger der linken Hand ziert immer ein enormer Siegelring (oft nur von Messing). Und in der Novelle heißt es: Da der (Rabenmark) ein „von" vor seinen Namen hinsetzen konnte, so trug er einen ungeheuren Siegelring mit seinem Wappen am Zeigefinger. — Ein anderes Beispiel: Motley schreibt an seine Mutter: „Es giebt keinen Studenten hier ohne Schnurrbart. Eine lange Pfeife im Munde, eine Mappe unter'm Arm, einen Stock in der Hand, eine oder zwei Bulldoggen hinter ihm her — das ist ein vollendetes Bild, nicht im Geringsten übertrieben, von einem deutschen Studenten." Und in der Novelle heißt es, nachdem die „Streberstudenten" oder „Kameele", die jeden Zusammenstoß ängstlich vermeiden, beschrieben worden sind: „Andere hingegen bummelten die Straßen entlang, wichen vor Niemandem aus, trugen Knüppel in der Hand und führten Bulldoggen an der Leine. Sie trugen hochfeine Mützen, polnische Röcke mit Schnüren und Quasten, rauchten aus langen Pfeifen und hatten mächtige Sporen und Schnurrbärte. Das waren „Renommisten", für Händel immer zu haben.

Seiner Mutter berichtet er über das Schmollistrinken: „Sie trinken zusammen ein Glas Wein, umschlingen sich, küssen sich ...." Und in der Novelle schmollirt Rabenmark mit Graf Trumpf. „Jeder füllte sein Glas, leerte es, umschlang den Anderen und küßte ihn mit einem so herzlichen Schmatz, daß der Keller widerhallte."

Eines aber imponirt Motley ganz besonders, und das ist das Pfeifenrauchen. Er findet derartigen Gefallen daran, daß er selbst diese Beschäftigung aufnimmt und den ganzen Tag sich dem „Walkenbilden" ergiebt. „Das bevorzugteste Mobiliarstück in einer deutschen Studentenwohnung ist die Pfeife. An die 20 oder 30 Stück verschiedener Art und Gattung hängen da gewöhnlich im Zimmer herum, Pfeifen aus Porcellan, Meerschaum und Stein, alles geziert mit Quasten, welche die Farben der Landsmannschaft zeigen, zu der der Eigenthümer gehört. Und Du hast gar keine Ahnung, wie schön manche dieser Pfeifen bemalt sind mit Landschaften, Porträts (wundervolle Miniaturen findet man darauf), und Wappenschildern.*) Jedermann raucht, raucht jederzeit und bei allen Verrichtungen, ob er nun liest, schreibt, spricht oder reitet; nur auf den Straßen dürfen sie nicht rauchen. Ich ziehe jetzt eine Pfeife einer Cigarre vor, habe fast stets eine im Munde und habe z. B. auch aus einem mächtigen Meerschaum geraucht, während ich dies niederschrieb. Ich frühstücke immer um $^1/_2$6, trinke eine Tasse Kaffee, rauche eine Pfeife und fahre mit dem „Walkenbilden" den ganzen Tag fort. Ich merke, ich werde dicker dabei. Ich befand mich niemals so wohl wie jetzt."

Dann kamen die Mensuren an die Reihe, die draußen im „Kaiser"**) ausgefochten wurden; die Landsmannschaften, deren bedeutendsten die „Hannoveraner", Bremer, Lüneburger und Westphalen sind. „Das letzte Mal, als ich im „Kaiser" war, wurden etwa 16 Duelle im Laufe des Tages ausgefochten, von denen ich bei 10 zugegen gewesen bin. Im Großen

*) In der Besprechung von Rabenmark's Zimmer in „Morton's Hope" heißt es: An der vierten Seite des Zimmers war eine Pfeifensammlung arrangirt, die der Stolz des Eigenthümers war. Es waren ihrer vielleicht zwanzig in systematischer Ordnung angebracht. Die Köpfe waren aus Porcellan, sorgsam gemalt .... Die Quasten waren lang und reich und von der Farbengattung einer jeden Landsmannschaft der Universität. Außerdem waren zu sehen ein halbes Dutzend Meerschaumköpfe der verschiedensten Art.

**) „Deutsches Haus" an der Reinhäuser Chaussee.

Nachlaß inventarisirte. Letzteres gilt auch von ihrem Pariser Palais in den Champs-Elysées. Bezeichnend für den Machteinfluß der Marquise ist es, daß just dieses Palais das heutige officielle Palais der französischen Regierung ist (palais de l'Elysée). Die Marquise hatte es in ihrem Testament vom Jahre 1757 dem König Ludwig XV. vermacht. Sie selbst hatte es vom Grafen Evreux für 750000 Frs. im Jahre 1753 gekauft. In dem Testament wird der Marquis von Marigny aufgeführt als der hohe und mächtige „Seigneur Abel-François Poisson, Marquis de Marigny, Seigneur de Montreuilaux-Lyons, Vantelet, Baudieres, Moutiers, Vicomte de Clignon-Lucy, Le Bocage et autres lieux, Commandeur des Ordres du Roy, Lieutenant général de l'Orléanois et Beauce, Directeur et Ordonnateur général des Batiments, Jardins, Arts, Academies et Manufactures Royales". Die Zeitschrift „L'Art" bringt in derselben Nummer das Bild des Marquis nach dem Gemälde Louis Tocques: Der Marquis steht vor einer barocken Draperie in einer Säulenhalle an einem Consoltisch, indem er eine aufliegende Zeichnung mit der Hand faßt: sehr wohl genährt, sehr unindividuell, die materielle Gelüste verrathende Kieferpartie zu Ungunsten des Großhirns stark ausgebildet — der Typus eines Marquis der französischen Rococozeit.

Sehr interessant ist das Bild der Madame de Pompadour, das dieselbe Nummer der „Art" nach der Zeichnung Patrice Dillon's nach dem Pastell de la Tours im Musée de Saint-Quentin enthält: große Augen, hochgeschwungene Brauen, eine maßlos üppige Unterlippe und eine hohe Stirn sind die Hauptcharakteristika dieses Kopfes. Die vorliegende Zeichnung erinnert sehr an diejenige Latour's, die [illegible] linier veröffentlicht hat.

Das Pariser Palais der [illegible] Wunde von be- [illegible] Ausdruck ist zu grob, Schatzkammer [illegible] zu können.*) Fisselberg's Secundant [illegible] nehmen [illegible] Paukanten zu und betrachtete die Wunde, [illegible] Affenstein die Brust bloßlegte. Eine lächerlich [illegible] Schramme zeigte sich, von der kaum das Blut geflossen, und da der Comment 1 1/10 Zoll vorschrieb, die Wunde aber nach erfolgter Messung sich als 1 1/10 Zoll lang herausstellte, wurde die Länge für genügend erachtet."

Man vergleiche diese Stelle aus der Novelle mit dem, was Motley seiner Mutter von der Mensur schrieb, bei der er zugegen war, und man wird eine gewisse Verwandtschaft der beiden Stellen nicht ableugnen können. Es wird die Vermuthung nicht ganz von der Hand zu weisen sein, daß die im Briefe angezogenen Mensuren sich mit den Mensuren der Novelle decken. Höchst wahrscheinlich ist aber auch diese Mensur des Novellenhelden Rabenmark eine Mensur Bismarck's gewesen. Bei dem innigen Verkehr, den dieser mit Motley pflegte, ist es sehr wahrscheinlich, daß sich diesem die Mensur seines Freundes so in's Gedächtniß prägte, daß er sie mit in die Novelle und auf seinen Helden Rabenmark übernahm.

Die Vermuthung wird noch verstärkt, dadurch, daß Motley in dem Briefe an seine Mutter erwähnt, daß der Fall bei einer Mensur vorgekommen sei, „die von Landsmannschaften ausgefochten wurde; die Hannoveraner und Bremer und Lüneburger und Westphalen waren los". Rabenmark-Bismarck figurirt in der Novelle zwar als „Pommer", aber er trägt in der Darstellung die Farben roth-blau-gold, d. i. die Hannoveranerfarben, und Rabenmark's Gegner ist auch in der Novelle ein Westphale.

Dann schildert Motley seiner Mutter die schöne Sitte der deutschen Studenten, Brüderschaft zu trinken, und endlich ihre Liebe und Begeisterung für die Musik.

„Die Deutschen sind sicherlich die musikalischste Nation der Welt. Es ist fast unmöglich, einen Studenten zu treffen,

*) Seiner Mutter gegenüber war Motley weniger prüde, als in der Novelle; er schreibt ihr: „Wenn es sich herausstellt, daß es ein „Anschiß" ist, d. h. eine Wunde von bestimmter Länge und Tiefe, so hört das Duell auf."

Es ist ein ehemaliger Göttinger Student, der sich der Mühe unterzogen hat, dieses neu erschienene Material — besonders die Briefe Motley's an seine Eltern — hier ausgiebig zu verwerthen. Der anonyme Verfasser hat besonders die Studentenzeit Motley's und Bismarck's, die ihren Hauptschauplatz in Göttingen hat*), mit bewunderungswürdiger Liebe und Sorgfalt beschrieben, und ich glaube, es ist daher nicht ungerechtfertigt, wenn ich hier einen Auszug aus diesen interessanten Mittheilungen gebe, um so mehr, als man bisher bei der Schilderung der Studentenzeit Bismarck's in Göttingen seines Studienfreundes Motley nicht gedacht hat.**)

John Lothrop Motley wurde am 15. April 1814 in Dorchester, jetzt einer Vorstadt von Boston, geboren. Einer seiner Lehrer war der spätere Gesandte der Vereinigten Staaten am Berliner Hofe, Bancroft, der von 1818—1820 auch in Göttingen studirt und dort promovirt hat. Bancroft hörte damals u. a. bei Eichhorn, Blumenbach und Heeren; von letzterem übersetzte Bancroft „die Ideen über Politik", eine Arbeit, die Bancroft's Göttinger Studentenzeit ihre Entstehung verdankt.***)

Bancroft, welcher Motley neben anderen nützlichen Kenntnissen auch die Elemente der deutschen Sprache und einiges von deutscher Literatur lehrte, er wird es auch gewesen sein, der seinen Schüler veranlaßte, sich ebenfalls in Deutschland, und besonders in Göttingen, seine Ausbildung zu holen.

Auf dem Harvard-College vorgebildet, ging Motley im Jahre 1831 von dieser amerikanischen Hochschule [illegible] aus in Folge [illegible] mangelnden Kenntnisse der deutschen Sprache nicht gekonnt. Aber er habe sich viel in Gesellschaft deutscher Studenten bewegt und so die deutsche Sprache sich angeeignet.

„Und nach dem nächsten Semester will ich nach München gehen oder nach Berlin, um dort meine Studien fortzusetzen. Ich werde mit einigen Professoren noch berathschlagen, welches die beste Universität für das Sommer- und für das Wintersemester ist, und demgemäß meine Anordnungen treffen. Für alle Fälle lohnt es sich nicht, noch lange hier in Göttingen zu bleiben, da die meisten Professoren, die einst Zierden der Universität waren, todt oder alt geworden sind (decayed), und die Stadt selbst ist sehr langweilig. Nichts destoweniger bin ich hier sehr gut aufgehoben. Ich habe mit einigen der deutschen Studenten sehr angenehme Bekanntschaft gemacht, habe mich bei allen möglichen Gelegenheiten unter ihnen bewegt, ganz wie einer von ihnen. Ich glaube, ich habe Euch in einem der letzten Briefe bereits von der Ceremonie des Schmollistrinkens oder Brüderschaftmachens erzählt. Es ist eine recht angenehme Weise, um Freundschaft zu schließen, und ich habe auch mit mehreren der besten Studenten hier schon Schmollis getrunken."

Wenn ein junger Mann aus dem puritanischen Neu-England dem Schmollistrinken eine angenehme Seite abgewinnen kann, sich bei „allen möglichen Angelegenheiten", also auch beim Kneipen unter die trinklustigen deutschen Studenten mischt, so ist das immerhin eine ganz anerkennenswerthe Leistung Seitens eines Yankee. Daß in Motley das Vorurtheil gegen deutsche Sitten und Anschauungen besonders ausgeprägt gewesen sei, läßt sich nicht behaupten. Unter hundert jungen Leuten, die aus dem Staate Massachusetts, noch dazu im Anfange des vorigen Jahrhunderts, nach Deutschland gekommen wären und hätten sehen müssen, daß Studenten ganze Abende bei Bier und Tabak sitzen, würden sicher 95 ganz entrüstete Briefe nach Hause geschrieben haben.

Mit wem Motley bekannt geworden ist, mit wem er Schmollis getrunken hat, das schreibt er seiner Mutter nicht. Wir wissen aber, daß Bismarck darunter war. Ferner gehörte zu der Gesellschaft Graf Keiserling (geb. auf Kabillen in Kurland, Zoologe und Botaniker; er nahm an der Meyendorff'schen Expedition zur Erforschung des europäischen Rußlands und weiteren Forschungsreisen in Süd-Rußland

Das erste, was Matley in Deutschland ärgert, ist der faule Postillon. „Diese Geschöpfe sind sicherlich die phlegmatischsten Menschenkinder, die existiren", schreibt er seiner Mutter. „Ich entsinne mich besanders eines Burschen, der mich aus Celle fuhr und sofort entschlafen schien, den ganzen Weg hernach zu gehen. Er that das auch eine Weile, dann fragte ich ihn, ob er nicht schneller fahren könne. „Oh ja," sagte er, und setzte das alte Tempa fort. Ich wurde zornig, schimpfte in meinem gebrochenen Deutsch, aber er hatte für mein Lästern nur ein taubes Ohr, und anstatt seine Gangart zu beschleunigen, legte er seine Peitsche auf das Dach der Kutsche, griff nach seinem Horn und tröstete sich mit dem Einüben der Ouverture zu „Tancred". Schließlich verfiel ich auf ein in allen Sprachen sehr zugkräftiges Mittel; ich nahm einen Reichsthaler und sagte zu ihm: „Schwager*), (das ist ein Schmeichelwort für jeden Pastillon), wenn Du es nicht eiliger machst, bekommst Du kein Trinkgeld!" Dieser Appell wirkte und er spornte seine Gäule zu einem Trabe an.

„Göttingen selbst ist eine ziemlich unschöne Stadt; und die Umgebung ist auch nicht interessant. Es ist jedoch das Harzgebirge, das Eldarada des Aberglaubens, in Sicht; außerdem liegen einige kleinere Hügel dabei.

„Hier in Göttingen giebt es nichts, waran man merken könnte, daß es eine Universität ist, ausgenammen die Bibliothek und die Studenten, die man in den Straßen trifft. Specielle Universitätsgebäude giebt es nicht, wie bei uns; jeder Prafessor docirt in seinem eigenen Hause, während die Studenten bei den „Philisters" wahnen."

und Gestrüpp ... inmitten des Burghofes wachsen mächtige Eichen. ... Es ... in der ... ist wahrscheinlich tausend Jahre alt und schon seit Jahrhunderten eine Ruine. Es wurde, wie alle diese deutschen Raubritterburgen, auf einem sehr hahen, steilen Hügel erbaut und wae mit Wall und Graben, über den eine Zugbrücke führte, umgeben. Der Hügel hat auch heute noch seine ursprüngliche Steilheit; meine Muskeln hätten das auch nach einige Tage nach dem Ersteigen bezeugen können. Die tiefen Kellergewölbe sind auch noch erhalten, wo eine Menge Rheinwein eingelegt wurde. Das Verließ und die Wachtthürme mit ihren tiefen Schießscharten und Wendeltreppen stehen noch.

„Auch die graße Halle wird noch ihrem gebrochenen und grasbedeckten Gemäuer angedeutet; eine mächtige Feuerstätte findet sich an der Wand, zur Hälfte überdeckt von den Zweigen der Bäume, die friedlich Besitz van der Bankethalle der Grafen von Plesse ergriffen haben. Ich kann mir vorstellen, daß die letzte Gesellschaft, die da rund um den Herd herum saß, etwas in Verwunderung gerathen würde, wenn sie wieder an ihre alte Heimstätte käme und sehen würde, welch' einen frischen Varrath von Holz sie sa nahe bei der Hand hätte.

„Ich habe Euch eine recht dürftige Schilderung von dieser Ruine gegeben, und ich werde nun deren tausendmal interessantere am Rhein sehen. Aber die Wirkung, die diese erste „Antiquität" in meinem Denken vollbrachte, war sa sinnverwirrend, daß dieses sich für eine Zeit erhitzte und schließlich in eine unangenehm lange Ode nach deutscher Art verdampfte, mit der ich indessen das Porto für diesen Brief nicht erhöhen will." **)

Vam deutschen Prafessar kammt er auf den deutschen Studenten. Das ist nun für ihn ein Gebiet, daß er schier nicht erschöpfen zu können glaubt. „Die deutschen Studenten sind eine ariginelle und besondere Menschenrasse, die mit nichts zu vergleichen ist." Er schildert seiner Mutter deren bizarres Aeußere, ihre Kleidung, ihre Gebräuche. Und zwar lauter Gebräuche, die wir in der Novelle „Marton's Hope" wiederfinden. So schreibt er z. B. seiner Mutter: Den Zeigefinger der linken Hand ziert immer ein enormer Siegelring (aft nur van Messing). Und in der Navelle heißt es: Da der (Rabenmark) ein „von" var seinen Namen hinsetzen konnte, sa trug er einen ungeheuren Siegelring mit seinem Wappen am Zeigefinger. — Ein anderes Beispiel: Matley schreibt an seine Mutter: „Es giebt keinen Studenten hier ohne Schnurrbart. Eine lange Pfeife im Munde, eine Mappe unter'm Arm, einen Stock in der Hand, eine oder zwei Bullboggen hinter ihm her — das ist ein vallendetes Bild, nicht im Geringsten übertrieben, von einem deutschen Studenten." Und in der Novelle heißt es, nachdem die „Streberstudenten" oder „Kameele", die jeden Zusammenstoß ängstlich vermeiden, beschrieben warden sind: „Andere hingegen bummelten die Straßen entlang, wichen var Niemandem aus, trugen Knüppel in der Hand und führten Bulldoggen an der Leine. Sie trugen hochfeine Mützen, polnische Röcke mit Schnüren und Quasten, rauchten aus langen Pfeifen und hatten mächtige Sporen und Schnurrbärte. Das waren „Renammisten", für Händel immer zu haben.

Seiner Mutter berichtet er über das Schmallistrinken: „Sie trinken zusammen ein Glas Wein, umschlingen sich, küssen sich ...." Und in der Navelle schmallirt Rabenmark mit Hause miteinand... Jeder füllte sein Glas, leerte es, umschlang deutsche Sprache angeeign... ihn mit einem so herzlichen Schmatz, mit einer Faustübersetzung, sander... ...nders, und das deutschen Versen. Ein enthusiastischer V... Shakespeare, Byran und Goethe, spickte er seine ...fallen darreichlich mit Stellen dieser Lieblingsdichter. Er liebte ... Erörterungen anzustellen, so zwar, daß er aft auf mein Erwachen lauerte, um die Unterredung über irgend einen Gegenstand der Wissenschaft, der Dichtkunst aber des praktischen Lebens wieder aufzunehmen, das wir in später Abendstunde abgebrochen hatten. Aber bei solchen Auseinandersetzungen verlar er nie seine weiche, liebenswürdige Gemüthsart. Unser treuer Gefährte war Graf Alexander Keyserling, ein Kurländer, der als Bataniler sich einen Namen gemacht hat."

Im Laufe des Jahres 1835 kehrte Motley nach seinem Vaterlande zurück, um dort das Studium der Rechte wieder aufzunehmen. Im Jahre 1839 erschien „Marton's Hape", sein Erstlingswerk, das ein vallendeter Mißerfolg war. Auch nicht eine einzige ermuthigende Recension brachte es ihm ein.

In einem in der New-Yorker Staats-Zeitung (12., 19. 26. Januar 1902) erschienenen Auszuge aus „Martan's Hape" wurde auf Mamente hingewiesen, daß der Held eines Theiles der Navelle frei nach dem Studiosus Otto von Bismarck gezeichnet ist. Sehr interessant ist das Urtheil von Motley's intimem Freunde und Biographen, Dr. Wendell Holmes. Dieser sagt: „Ich will nicht gerade sagen, daß ich Motley im Verdacht habe, in einer der Personen seiner ersten Navelle

---

*) Vgl. Graf Alexander Keyserling, ein Lebensbild aus seinen Briefen und Tagebüchern zusammengestellt u. s. w. 2 Bände. Berlin 1902, und Sonntagsblatt zur Vossischen Zeitung vom 19. October 1902. (I. S. 83.)

Genauer gesagt: Lothar Bucher, sein Secretär. Der Verfasser der Memoiren hatte sich an den Fürsten gewendet mit der Bitte, dieser solle einen kleinen Beitrag zur Biographie seines Jugendfreundes liefern. Der Kanzler lehnte das mit Rücksicht auf den Stand seiner Gesundheit und Geschäftsüberhäufung ab. Bucher hatte die Bekanntschaft Motley's in Varzin gemacht, wahin Matley zur Feier der Silberhochzeit Bismarck's gekommen war, und theilte dann seinerseits dem Verfasser der Memairen einige Details mit, die er vom Fürsten gehört hatte.

**) Auch in der Novelle „Morton's Hope" findet der Plesse Erwähnung. „An einem sonnigen Nachmittage im Juni hielten wir, von Leipzig herkammend, in Einbeck, um Pferde zu wechseln. Das ist die letzte Poststadt vor Göttingen. Von Einbeck nach Göttingen führt der Weg durch ein Thal, das von Hügeln in malerischer Anordnung eingefaßt ist. Diese bilden die Vorposten des großen Gebirgszuges Harz, der zur rechten Hand zu ziemlicher Höhe aufsteigt, mit dem geisterhaften Brocken als höchstem Punkt. Als wir uns dem Endziele der Reise näherten, passirten wir zur Linken die verlassene und verfallene Ruine Hardenberg, ein wenig später die verfallenen und romantischen Trümmer des Schlosses Plesse, die mit Gras und Dornen überwachsen und in reichen Blätterschmuck gehüllt, von einem benachbarten Hügel auf uns herniederschaute". (Von 5—6 Ruinen, von den Motley spricht, kenne ich nur vier: Hardenberg, Hanstein, Plesse und Pfalzgrone. Vielleicht hatte Motley noch die „Gleichen" im Auge.)

Bismarck porträtirt zu haben; aber es ist nicht schwer an dieser Gestalt Züge nachzuweisen, welche, — wir dürfen das annehmen, — dem großen Kanzler in einer früheren Phase seines Lebens zu eigen waren, als in derjenigen, in welcher die Welt die alles überragenden Größenverhältnisse dieses Mannes sah." Hätte Dr. Holmes in Göttingen studirt, würde er gehört haben, was man sich dort als Thaten Jung-Bismarck's erzählt, und hätte er dann gefunden, was Motley seinem Helden andichtet, — er hätte das obige Urtheil zweifellos viel bestimmter gefaßt. Wir haben hier Auszüge aus der Correspondenz Motley's an seine Eltern gegeben und Veranlassung genommen, Theile aus der Novelle dieser Correspondenz gegenüber zu stellen. Der Vergleich hat gezeigt, daß unzählige gegenseitige Anhaltspunkte bestehen. Was Motley in Göttingen sah, an Eindrücken empfing, seinen Eltern berichtete, das kehrt in der Novelle wieder, vielfach mit denselben Worten. Und im Morton haben wir keinen anderen zu suchen, als Motley selbst. Er war in seiner Jugend ein lesebegieriges Menschenkind gewesen, das verschlang, was ihm vor die Hände bekam. Von Zeugen aus seinen Studienjahren finden wir das bestätigt.

Daß er dichterische Neigungen besaß, sie sogar in deutscher Sprache bethätigte, wissen wir von Bismarck und von ihm selbst. Denn er theilt seinen Eltern mit, daß der Besuch der Ruine Plesse ihn zu einer Ode begeistert habe.

Bismarck und Motley sind bekanntlich in ihrem späteren Leben öfter zusammen getroffen, und haben die in Göttingen geschlossene Freundschaft gehalten und sind zeitlebens Freunde geblieben. Das Hauptthema, wenn sie sich trafen, scheint das Gespräch über die gemeinsamen Studentenjahre gewesen zu sein. So schreibt wenigstens Motley's jüngste Tochter*): „Wenn Bismarck und mein Vater immer zusammen waren, so schienen sie die fröhlichen Tage wieder durchzuleben, die sie als Studenten zusammen verbracht hatten, und der Anekdoten ihrer jugendlichen Streiche (frolics), die Bismarck zum Besten gab, waren sehr viele.

Damit endigen die Mittheilungen, die wohl dazu angethan sind, ein neues Licht auf Bismarck's Göttinger Studentenzeit zu werfen.

*) Holmes a. a. O. S. 108 f.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Ordnung muß sein!

Ich besuchte einmal einen Freund in seiner Wohnung und traf ihn, vergraben unter Stößen von Papieren, an. „Was machst Du denn da!" rief ich erstaunt aus.

„Meine Privatcorrespondenz will ich ordnen," antwortete er.

Ich wunderte mich, wie ein Mensch eine solche Menge von Privatbriefen haben könne, und da meinte er, wenn ich einmal in sein Alter gekommen sein würde, so dürfte ich nicht weniger haben, vorausgesetzt, daß ich gleich ihm Alles aufhebe.

„Aber wozu Alles aufheben? Was nicht von Werth ist, vernichte ich sogleich."

„Wie kannst Du aber wissen, was von Werth ist? Kann nicht etwas, das Anfangs ganz werthlos erscheint, später eine Bedeutung erlangen?"

Da hatte er Recht. Dergleichen ist mir schon öfters vorgekommen.

„Und dann sind diese Briefe nun einmal ein Theil von uns. Vernichten wir sie, so werfen wir gleichzeitig ein Stück von unserem Leben über Bord."

„Kann schon sein, daß es besser, ist Alles aufzuheben," sagte ich zustimmend.

„Aber mit dem Aufheben ist es nicht gethan. Man muß sie auch ordnen, sonst findet man nicht, was man gerade braucht, und das wird immer schwerer, je mehr sich das Zeug ansammelt. Früher hatte ich Alles nach Jahrgängen zusammengebunden, aber das genügt nicht mehr. Mein Gedächtniß läßt mich im Stich. Deßhalb habe ich mich entschlossen, ein anderes System einzuführen. Ich will die Briefe nach ihrem Charakter in eine Anzahl von Gruppen eintheilen und die Classifizirung nach Jahrgängen nur als Unterabtheilung beibehalten."

Ich ließ den Freund allein, um ihn nicht in seiner Arbeit zu stören, und nach einigen Tagen, als ich ihn zufällig wiedertraf, fragte ich ihn über das Gelingen seiner Arbeit aus.

„Gut ist es gelungen," sprach er freudig bewegt, „nun finde ich Alles auf den ersten Griff."

Mehr als ein Jahr verging, ehe wir uns wiedersahen. Ich kam auf sein Zimmer und traf ihn wieder an seinen Briefen arbeitend.

Auf meine stumme Frage erklärte er mir: „Es ist so schwer Ordnung zu schaffen. Anfangs ging Alles gut, nun aber finde ich erst recht nichts mehr."

„Wie ist das möglich?" fragte ich erstaunt.

„Ganz einfach. Eine große Anzahl von Briefen ließ sich überhaupt nicht in ein bestimmtes System bringen. Ich vereinte sie unter Vermischtes. Andere wiederum paßten ihrem Charakter gemäß gleichzeitig zu mehreren Gruppen; meine Aussortirung war also willkürlich. Anfangs genirte das nicht, weil ich noch frisch im Gedächtniß hatte, wie ich in jedem einzelnen Falle verfahren war; später aber ließ mich mein Gedächtniß im Stich. Nun habe ich mir ein neues System ausgedacht" . . .

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Der Fall meines Freundes scheint mir ein wenig auf unser ganzes Leben und unsere Art, Ordnung zu schaffen, zu passen. Nicht nur die Dinge ordnen wir, auch die Menschen selbst müssen sich gefallen lassen, sortirt, numerirt und registrirt zu werden. Aber Menschen sind noch schwerer in eine bestimmte Ordnung zu bringen als Briefe, und die Fehler, die in dieser Hinsicht gemacht werden, bilden dann ein Theil von dem, was wir gemeinhin Unzufriedenheit und Elend nennen.

Doch: Ordnung muß sein!

Ich erinnere mich, daß ich einmal an einem Standesamt vorbeiging, vor dem viele Leute standen, die das Brautpaar erwarteten. Endlich kam es heraus. Er mochte zwischen 50 und 60 sein, ein Mann in eleganten Kleidern, aber mit einem abstoßenden, thierischen Gesicht, sie, ein noch junges Ding, vielleicht kaum 20jährig. Sie schien vollkommen theilnahmslos zu sein. Die Zuschauer zischelten und spöttelten und raunten sich allerlei Erbauliches zu. Die Leute fühlten offenbar, daß hier eine unordentliche Sache ganz ordnungsgemäß verlief. Aber was ist dagegen zu machen? Der Standesbeamte mußte sie als Mann und Weib registriren und der Pfarrer, zu dem sie nachher fuhren, schließlich auch. Ordnung muß sein!

Ein andermal sah ich, wie ein noch blutjunges Ding, die Augen zu Boden gesenkt, neben einem Schutzmann ging. Eine ganz alltägliche Sache, die man in der Großstadt sehr oft beobachten kann. Auch da gafften die Leute wieder, spöttelten und raunten sich erbauliche Dinge zu. Dieses arme Menschenkind hatte sich gegen die Ordnung vergangen. Das, was es verbrochen hatte, ist ja erlaubt, aber sie hätte sich vorher registriren lassen müssen, und das thut gewöhnlich Keine. Nun wird das nachträglich besorgt. Ob das arme Ding in Folge einer Veranlagung so gehandelt oder nur gefehlt hat, weil es vorübergehend in Noth war? Ob aus dem armen Wesen, wenn es nicht unserem Ordnungssinn zum Opfer gefallen wäre, nicht vielleicht ein braves Weib, eine gute Mutter geworden wäre, das kann und darf der Schutzmann nicht wissen und der Richter auch nicht. Wir haben eben nur zwei Fächer dafür: Ehe — Alles gut, so lange es nicht zum Bruch kommt, auch wenn es nur um's Geld geht, das Andere — Alles schlecht und strafwürdig um's bare Geld und ohne Erlaubniß. Ordnung muß sein!

Einmal stand ich im Herbst bei einem Casernenhof und sah zu, wie man Rekruten drillte. Viele Andere sahen auch zu. Es ist doch zu drollig, wie dumm sich die Kerle stellen, und welche Mühe macht es doch, ihnen Ordnung beizubringen. Und wie viel Mühe ist vorher schon aufgewandt worden, um aus dem zur Verfügung stehenden Material das auszusuchen, was die Mühe der Ausbildung verlohnt! Aerzte und erfahrene Kriegsmänner sahen sich die Leute an. Da wurde gemessen, befühlt, behorcht, beguckt, und endlich war es glücklich so weit. Man hatte die Besten der Nation, sofern die körperliche Beschaffenheit in Betracht kommt, ausgewählt. Treten dann die Leute an, dann sieht man freilich, daß die Wahl nicht in allen Stücken glücklich gewesen ist. Was der Eine spielend in einem halben Jahre weg hat, lernt der Andere in zwei oder drei Jahren nicht, und wenn sie auch auf Commando alle den linken Fuß vorstrecken lernen — in Wirklichkeit sieht es doch anders aus. Mancher ist in ein falsches Fach eingregistrirt und bleibt zum Aerger der Anderen und zu seiner eigenen Qual darin, weil er nun einmal einsortirt ist. Und besonders, wenn man auf den kriegerischen Geist hin sortiren wollte! Wie Viele gingen nicht schon in Friedenszeiten lieber zu Muttern heim — und erst im Krieg. Wie Viele blieben am liebsten daheim, gehen aber mit, schreien Hurrah, lassen sich erschießen, weil sie sonst erst recht erschossen würden, während daheim eine Menge von Staatskrüppeln glühenden Auges die Nachrichten vom Kriegsschauplatz verfolgt und unglücklich ist, nicht mitthun zu können. Aber was soll man machen? Ordnung muß sein!

Ein anderer Fall! Es ist kein Zweifel, unsere und schließlich jede Cultur braucht sowohl den Mann, der die Feder, wie auch den, der den Spaten führt. Darüber kommen wir nun einmal nicht hinaus, in der

nächsten Zeit wenigstens nicht. Auch darin muß eine Auswahl getroffen, muß sortirt werden. Diese Aufgabe fällt den Volksbildnern zu, und sie ist noch um Vieles schwerer als die der Militärsleute und Aerzte, die das Aushebungsgeschäft besorgen. Vor Allem dürfen die Lehrer nicht selbst auswählen; das Material wird ihnen einfach durch den Zufall zugeworfen. Es ist klar, daß eines wohlhabenden Vaters Sohn nicht zum Spaten greifen kann, sondern zur Feder greifen muß. Umgekehrt gelingt es dem Sohne des armen Tagelöhners in den seltensten Fällen, sich vom Spaten los zu machen, auch wenn er das Zeug zum Professor hätte. Die Möglichkeit einer naturgemäßen Einsortirung in die richtigen Fächer ist also sehr beschränkt, und da Lehrer eben auch nur Menschen sind, fehlt es auch bei der Auswahl unter den durch den Zufall Ausgewählten nicht an Mißgriffen, und diese werden um so zahlreicher sein, je beschränkter der Sortirende selbst ist. Aber was ist zu machen? Ordnung muß sein!

Wer soll auswählen, die Menge oder der Einzelne? So oder so — wir machen Fehler. Auch die Menge, die so gern den Sortirenden Parteilichkeit vorwirft, versteht sie es besser auszuwählen? Wir haben Parlamente. Diese haben doch nur dann einen Sinn, wenn wir die Edelsten unter uns aussuchen und sie zur Berathung über unser Schicksal aussenden. Thun wir das? Manchmal ja haben wir eine glückliche Hand, aber es ist auch schon öfter vorgekommen, daß wir Leute als unsere Edelsten ausgewählt haben, die im Hause, wo sie das Wohl des Volkes lenken sollten, Prügeleien aufführten und ihre eigene schmutzige Wäsche statt die unserer Cultur wuschen. Da fragt sich dann Mancher, der das Volk nicht besser kennt, wie müssen die Anderen sein, wenn das die Edelsten sein sollen.

Aber nicht nur nach unserem Thun und Lassen, auch nach unserem Denken werden wir einregistrirt. Man fragt uns: bist Du Katholik, Protestant, Jude oder sonst Etwas. Eigentlich müßte die Frage lauten: „Zu was hat man Dich gemacht?“ wohl auch: „Bist Du das noch, was man aus Dir gemacht hat, jetzt, nachdem Dein Verstand reif geworden ist.“ Aber mit solchen Kleinigkeiten können wir uns nicht befassen. Es genügt z. B. zu wissen, wie Viele an die Unfehlbarkeit des Papstes glauben und danach wird einsortirt. Ob wirklich so viele Menschen an den Papst glauben, wie unter diese Kategorie eingereiht sind? Fast möchte man es bezweifeln. In unserer Zeit glauben wir nicht mehr an den Nebenmenschen, mit dem wir täglich verkehren, und mit dem Papst haben doch nur wenige Leute frei von der Leber weg gesprochen.

Wie wäre es, wenn man die Menschen einmal nach dem Grundgedanken, der der christlichen Lehre zu Grunde liegt oder liegen soll, registrirte, wenn man Jeden fragen würde: „Erkennst Du die Richtigkeit des Satzes an: ‚Liebe Deinen Nächsten wie Dich selbst‘ oder ‚Was Du nicht willst, daß man Dir thu‘, das füg‘ auch keinem Andern zu?‘ Wenn Du diese Lehre als richtig erachtest, befolgst Du sie auch, und kannst Du sie auch befolgen?“

Ich fürchte nur, dieses Fach würde sehr leer bleiben, und wir würden schließlich mit ganz wenigen Ausnahmen Alle als Heiden befunden. In diesem Falle ginge eine solche Classification natürlich nicht an, denn — Ordnung muß sein!

Schlimmer als die falsch Einsortirten haben es gewöhnlich die, die sich als unbrauchbar für verschiedene Fächer erwiesen haben und deßhalb unter „Verschiedenem“ fungiren. Nicht Alle haben einen schlechten Platz, aber Manchen geht es wirklich nicht gut.

Wir nennen die Mappen, wo die Unglücklichsten unter ihnen einsortirt sind, denn auch die Verschiedenen werden unter sich wieder geordnet, Zuchthäuser, Besserungsanstalten, Magdalenenstifte, Irrenhäuser und dergleichen. Manche laufen auch frei herum. Man nennt sie dann Bettler, Landstreicher u. s. w. Abschaum der Menschheit nennt man wohl auch das Ganze.

Es wäre schließlich nicht viel darüber zu sagen. Ueber diese Rumpelkammer der Cultur ist man noch nie hinweggekommen, seit sich die Menschen den Luxus „Cultur“ erlauben, und ob man in absehbarer Zeit dieses Ziel erreicht, ist zum Mindesten fraglich. Die Gesunden können nicht mit den Kranken krank sein, auch dann nicht, wenn unsere moderne Anschauung, daß es keine Verbrecher, sondern nur Kranke giebt, Recht behält. Wenn man wenigstens die Ueberzeugung haben könnte, daß sie sich wirklich Alle mit Recht unter dem „Vermischten“ befinden.

Leider wird ein solcher Glaube nur zu oft durch widersprechende Thatsachen erschüttert. Einsortirt waren sie ja Alle einmal anders, aber man hat sie aus dem Fach herausnehmen müssen, manchmal nur deßhalb, weil sie schon zu Anfang schlecht aussortirt waren und aus noch vielen anderen Gründen, für die die Aermsten nichts können, während wieder Andere, die besser in der Rumpelkammer aufgehoben wären, sauber in den ordentlichen Fächern einsortirt bleiben.

Das sind so einige der Unzulänglichkeiten unserer Cultur. Sie bilden unsere großen Fragen und, in Bausch und Bogen genommen, die sociale Frage, die ja alle Welt bewegt. Daß diese Angelegenheiten so vielfach erörtert werden, daß man nicht ruhig zusieht, wie Alles geht, ist in unserer an so vielem Unerfreulichen reichen Zeit jedenfalls etwas Erfreuliches. Weniger erfreulich ist schon, wie sich ein großer, vielleicht der größte Theil derjenigen, die Abhülfe schaffen wollen, die Erreichung dieses Zieles denkt. Da werden neue Religions- und Staats-Systeme aufgebaut, und die Menge begeistert sich an einer auf dem Papiere stehenden neuen schönen Zeit. Es fehlen nur die Menschen, die in das neue System hineinpassen und diejenigen auch, die die Arbeit des Sortirens in einer befriedigten Weise zu übernehmen vermögen. Sehr oft sehen derartige Vorschläge ungefähr aus, als wollte man einem Kaufmann, der über schlechten Geschäftsgang jammert, rathen: Du mußt eine neue Art, deine Briefe einzusortiren, einführen, dann wird das Geschäft gleich besser gehen.

Damit soll natürlich nicht gesagt werden, daß es nicht vielfach an unserer Art, zu registriren, fehlt. Manches ist veraltet und paßt nicht mehr recht in unsere Zeit, aber viel mehr liegt der Fehler in uns selbst. Soll es besser werden, so müßte man doch in erster Linie darauf sehen, daß diejenigen, denen das schwierige Amt des Aussortirens übertragen wird, so herangebildet sind, daß sie das Problem „Mensch“ nach Möglichkeit verstehen und nicht in den verhängnißvollen Irrthum verfallen, sie hätten es mit Maschinen zu thun, ein Irrthum, zu dem unsere Zeit besonders hinneigt. Die Einzusortirenden aber müßten den anderen die schwere Arbeit möglichst erleichtern, müßten zeigen, wie sie sind und nicht nur, was sie scheinen wollen. Auf diesem Wege, der allein zu einer verfeinerten Cultur führen kann, sind unsere Erfolge herzlich unbedeutend. Manches berechtigt im Gegentheil zur Vermuthung, daß wir uns immer mehr davon entfernen, trotzdem bei der durch unsere neuen Culturmittel herbeigeführten Vermischung der einzelnen Menschenclassen das Gegentheil der Fall sein sollte.

Das größte Problem unserer Zeit heißt nicht Staat, es heißt Mensch. Dieses aber kann nicht von Einzelnen, sondern nur durch das Zusammenarbeiten Aller gelöst oder durch die Arbeit der Mehrheit der Lösung näher geführt werden.

Wollen wir uns dazu nicht bequemen, so werden wir, trotzdem unsere Zeit von papiernen Idealen vollgepfropft ist, den dunkelen Weg in's Ungewisse — ob vorwärts oder rückwärts, wissen wir nicht — gehen.

Rechnen wir bei all' unseren Bestrebungen, wie das heute ja beliebt ist, immer nur mit dem Menschen, wie er sein sollte, so werden wir, vielleicht wenn es einmal zu spät ist, zu unserem Schaden erkennen lernen, daß wir die Rechnung ohne den Menschen, wie er nun einmal ist, gemacht haben.

Josef Rieder (Genf).

Aus der Hauptstadt.

Akustische Stoßseufzer.

Wie bequem ist es doch, wenn man beim Trinken seines Morgenkaffees die Morgenzeitung lesen kann. Man sitzt sicher und sorglos, und die Genußseligkeit des ersten Frühstücks wird durch japanische Siege und südwestafrikanische Schwierigkeiten nur erhöht. Zur Beruhigung und Verdauung kommen zum Schluß die Parlamentsberichte. Sie erscheinen Vielen unentbehrlich. Und doch macht sich kaum Einer über ihre Entstehung irgendwie Gedanken. Im günstigsten Falle hat er von Journalistentribünen gehört und stellt sich vor, wie auf dieser fingerfixe Leute das auffangen, was als Weisheitsstrom von dem Rednerpulte herabströmt.

Das klingt ganz plausibel. Aber ich wette, wenn irgend Einer von Denen, die unter keinen Umständen auf das verdauungsbefördernde Abgeordnetengezänk verzichten wollen, auf die Journalistentribüne geschickt würde, um den Parlamentsbericht zu liefern, er würde bei aller Blut- und Wasser-Angst-Schwitzerei nichts, oder nur dummes Zeug zu Papier bringen, da er auf der hohen Tribüne kein Wort von dem verstehen könnte, was da unten im Sitzungssaale gesprochen wird.

Wie machen es denn die Parlamentsberichterstatter? wird da Mancher erstaunt fragen.

Ihr schwerer Beruf erfordert bestimmte Eigenschaften. Zunächst müssen sie Gehörskünstler sein. Wer dies ist, kann wenigstens die Lautesten da unten einigermaßen verstehen. Ferner müssen sie Gedankenleser sein, um den Inhalt derjenigen Redner wiedergeben zu können, von denen kein Wort verständlich ist. Das ist durchaus nicht so schlimm, wie der Laie meint. Ein gewiegter Journalist wird mit ziemlicher Treffsicherheit voraussagen können, wie ein Führer der conservativen Centrums- oder liberalen Partei beispielsweise zur wasserwirthschaftlichen Vorlage sprechen wird. Die Tendenz der von Bodelschwingh'schen Ausführungen hätte vielleicht auch vorausgesagt werden können, daß aber der Redner seine trefflichen Gedanken mit dem Gewande der Lächerlichkeit bekleiden, und ihnen so jede andere als heitere Wirkung nehmen würde, hätte wohl kaum Jemand erwartet.

Jedenfalls herrscht über das „Wie“ einer Rede gewöhnlich auf der Journalistentribüne kein Zweifel. Und zur Noth genügt ja die Bemerkung: „Abgeordneter unterstützt die Vorlage der Regierung, bleibt aber sonst im Zusammenhange unverständlich.“ Am liebsten würde man ja bei allen Rednern diese oder eine ähnliche Bemerkung hinschreiben, und wahrlich, die Akustik des Reichstagssitzungssaales, besonders aber diejenige des Abgeordnetenhauses würde sie den meisten Rednern

gegenüber berechtigt erscheinen lassen. Aber der Berichterstatter soll seinem Chef einen wirklichen Sitzungsbericht und nicht einen akustischen Stoßseufzer abliefern. Da heißt's die Ohren spitzen. Die Feinhörigkeit eines Einzelnen wäre ohnmächtig gegen die schlechte Akustik. Wie die Noth einig macht und sociale Gegensätze überbrückt, so weiß sie hier politische Klüfte auszufüllen. Der Kreuzzeitungs- und der Vorwärtsmann gehen hier nicht stolz wie die Spanier aneinander vorüber, hassen sich auch nicht wie die Pest, sondern sitzen womöglich einträchtiglich neben einander. Wäre es nicht die Noth, die diese extremen Elemente zusammenschweißt, so könnte man in höchster Bewunderung vor dem journalistischen Corpsgeist ausbrechen, der hier herrscht.

Ist es einem Gehörkünstler geglückt, ein, zwei Sätze zu verstehen, so proclamirt er sie nicht — wie seiner Zeit ein Abgeordneter unten — als sein geistiges Eigenthum, sondern theilt rückhaltlos allen Collegen ohne Rücksicht auf ihre politische Färbung restlos mit, was er erlauscht. In Windeseile verbreiten sich die Kenntnisse der besonders Feinhörigen über die ganze Tribüne. Sie sind hier die Herrschenden; denn sie drücken allen Berichten den Stempel ihres — Trommelfelles auf.

Tritt ein homo novus auf, oder Einer, dessen subjective Ansichten auch die kühnsten Gedankenleser nicht zu verkünden wagen, und ist es selbst bei Verlängerung der Ohren durch die vorgehaltenen Hände nicht möglich, einige Wortrudimente zu erhaschen, so wird einmüthiglich beschlossen, den Redner „unter den Tisch fallen“ zu lassen. Kein Bericht erwähnt ihn. Vergessen und versunken.

Nun giebt es Abgeordnete, die aus persönlicher Eitelkeit unter keinen Umständen diesem Schicksale verfallen möchten oder die — wem das erste Urtheil zu gehässig dünkt, möge sich am zweiten halten — ein tiefes Mitgefühl für die armen geplagten Berichterstatter haben. Sie bringen, wenn sie eine Rede vom Stapel gelassen, den Auszug derselben höchst eigenhändig zur Journalistentribüne und überreichen ihn dem Berichterstatter einer ihnen nahestehenden Zeitung, der ihn dann bereitwilligst jedem Collegen aushändigt, der „Notiz“ von dem Redner nehmen will. Es soll sogar vorgekommen sein, daß Parlamentarier in ihrem Mitleid für die Berichterstatter so weit gegangen sind, daß sie die Auszüge ihrer Reden bereits einem Schriftsteller überbrachten, ehe sie sie gehalten hatten. Die Berichte über diese Reden waren dann bereits fertig — womöglich schon in der Druckerei — bevor das erste Wort von ihnen gesprochen war, und den armen Journalisten war durch diese aufopfernde Selbstlosigkeit eine wohlverdiente Pause in ihrem schweren Berufe beschert. Bald ist diese vorüber und sie üben sich wieder, weniger im Hören als im Errathen und so mancher Stoßseufzer über die schlechte Akustik steigt bei dieser hirnzermarternden Arbeit zur Glasdecke des Sitzungssaales empor.

* * *

Ein unvorhergesehener parlamentsfreier Tag. Das ist ungefähr für einen Parlamentsberichterstatter dasselbe, wie es für einen Schuljungen die Hitzeferien sind. Jeder benutzt die freie Zeit nach Vermögen und Neigung. Ein junger Schriftsteller, dem noch nicht die dumpfe Redactionsstubenluft und die stumpfe Arbeit auf der Journalistentribüne die Ideale erstickt hat, sitzt daheim. In seiner kurzbemessenen Freizeit ist er Lyriker. Heute ist ihm ein ganzer, langer, freier Tag beschert. Den will er tüchtig ausnutzen. Er gehört nicht zu den saft- und kraftlosen Jünglingen, die mitten auf den leeren Schreibtisch eine Siegellackstange legen, daneben ein Gläschen stellen, das sie mit blaugefärbtem Liqueur füllen und dann stundenlang davorstehen und vor dieser Farbenzusammenstellung von einer Verzückung in die andere fallen, bald das Grün des Schreibtischtuches, bald das Roth der Siegellackstange, bald das Blau des Liqueurs anschmachten und endlich diesen mit zitternden Händen fassen und mit einer Thräne der Rührung im Auge in seliger Andacht schlürfen. Nein, er ist nicht decadent und hat auch nichts in seinem Aeußeren von den Lyrikern, wie sie die Witzblätter zeichnen. Es ist ein frischer Bauernjunge und die Großstadt hat noch nicht einmal seine gesunden rothen Backen bleichen können. Die Frohne, die er um's Essen und Trinken leisten muß, lastet schwer auf ihm. Desto eindringlicher empfindet er die Freiheit des heutigen Tages. Er sitzt vor dem Schreibtisch und will seine Stimmung in Verse bannen:

„Es ist mir gelungen, der Höll' zu entfliehen,
Doch will die Hölle mich nicht lassen,
Ihre Geister durch alle Lande ziehen,
Von Neuem wollen sie mich fassen“ —

Die vier Zeilen hat er in einem Zuge geschrieben. Da hört er über sich einen Knall, als ob die Decke durchbrechen will. Erschreckt setzt er die Feder ab. Eine kurze Pause. Dann beginnt ein entsetzliches Geschrei, erst einstimmig, dann zwei-, drei- und noch mehrstimmig. Die Stubenthür oben wird aufgerissen und eine Frauenstimme ruft:

„Was ist denn los?“

Eine Stimme übertönt das Chorgeschrei:

„Mutta, wir sind Alle uf en Tisch geklettert, un wie Paulicken ruff wollte, is er mit'n Stuhl umjefallen.“

Es ist deutlich zu hören, wie die Mutter ihr „Paulicken“ beruhigt und dabei im sanften Decrescendo das mehrstimmige Geschrei verstummt. Obwohl ihn eine feste Decke von dem Orte der Handlung trennt, ist dem jungen Schriftsteller kein Laut von der bewegten dramatischen Handlung entgangen. Er stöhnt:

„Ach, wäre doch die Akustik in einem der „hohen Häuser“ halb so gut wie in einem Berliner Miethshause!“

Nach diesem Intermezzo will er sich wieder an die Arbeit machen. Er hockt sinnend vor dem Schreibtisch und will gerade die Feder auf's Papier setzen, da beginnt oben wieder ein Höllenlärm. Dießmal offenbar ein Ausdruck der Freude. Nach den einzelnen Tönen zu urtheilen, spielt sich folgende Scene ab: Ein Junge sitzt rittlings auf einem Fußschemel und hopst durch die Stube. Hinter ihm bilden seine Geschwister eine Kette und galoppiren unter großem Jubelgeschrei dem kühnen Reiter nach.

Bei diesem nicht endenwollenden Radau kann selbst dem zähesten Lyriker die Stimmung zum Dichten vergehen. Dem jungen Schriftsteller ist's, als ob man seinen armen Schädel mit Keulenschlägen bearbeitet. Zum Ueberfluß mischen sich jetzt mit den unartikulirten Tönen von oben die Klänge eines Claviers von unten. Das geht über seine Kraft.

„Nun auch noch der verdammte Wimmerkasten“, mit den Worten wirft er die Feder fort, greift zu Hut und Stock und eilt hinaus.

Im Thiergarten kommt er erst wieder zur Besinnung und ist im Stande, über den verdorbenen freien Tag nachzudenken.

Wie sind doch die menschlichen Einrichtungen unvollkommen. Dort, wo gute Akustik gewünscht wird, fehlt sie; wo sie höchst überflüssig, ja unangenehm ist, findet sie sich in entsetzlich hohem Maße vor. Die Großstadt ist ein Ungeheuer, das von Menschennerven lebt. Die scharfen Zähne dieses Raubthieres sind die vorzüglichen Schallleiter, die die Großstadthäuser bilden. Wer ihre Akustik herabmindert, bricht dem Ungeheuer die Zähne aus, macht es ungefährlich, wird ein Retter der Menschheit.

„Kann ich nicht der menschheitsrettende Zahnzieher werden? — Ha, da habe ich's. Das ist ja ganz einfach. Glas ist ein schlechter Schallleiter. Linoleum auch. Man verwende zur Deckenfüllung Glasscherben, nehme zu Dielen geringwerthiges Holz, streiche die Stuben nicht und belege sie dafür mit einer Linoleumschicht. Kinderstuben- und Musikzimmergeräusche können diese Fußböden und Zimmerdecken nicht durchdringen und Drüber- und Druntewohnende nicht belästigen. Sollte der Bau schalldichter Häuser sich wirklich um ein Geringes theurer stellen als die — sagen wir — akustischen, so dürfte man wohl den Hausbesitzern so viel Menschenfreundlichkeit zutrauen, dem Wohle ihrer Miether eine kleine Mehrausgabe nicht zu scheuen. Und wenn nicht, mindestens ist's eine originelle Idee, werth, ein 20 Mark-Feuilleton daraus zu machen. Da es heute mit der brodlosen Lyrik doch nichts wird, will ich es mit der ertragreicheren Zeilenschinderei versuchen.“

Er eilt wieder aus dem Thiergarten seiner akustischen Junggesellenbude zu. Natürlich liegt er jetzt förmlich auf der Lauer nach Geräuschen. Das ist aber wirklich nicht nöthig; denn da oben geht es weiter zu, wie wenn eine Compagnie Soldaten den Gleichschritt übt. Es ist ihm selbst unmöglich, für den „Blechkasten“ etwas zu Stande zu bringen. Heute noch will er diese Wohnung im Arbeiterviertel kündigen, um nach einer vornehmeren Gegend zu ziehen, wo er hoffen darf, ungestörter zu sein. Die Wirthin ist irgendwo des Vormittags beschäftigt. Er muß sich also die beabsichtigte Kündigung noch eine Weile verkneifen. Da greift er nach einem Buche. Es ist Fontane „Von Zwanzig bis Dreißig“. Gleichgiltig schlägt er den Band auf. Fontane erzählt, wie er beim Beginn seiner Schriftstellerlaufbahn anfänglich von den Uederwohnenden gestört wurde. Eine leise Bitte genügte, und das Holzhacken über ihm unterblieb. Später, meint Fontane, hätte er in vornehmeren Häusern nie mehr diese Rücksichtnahme angetroffen.

Beim Lesen dieser Stelle wird dem jungen Lyriker sein Kündigungsvorsatz leid. Vielleicht sind die über ihm gar nicht so ungefällig. Es ist doch überhaupt auffällig, warum gerade heute solch ein Spektakel ist. Er hat doch sonst nicht darüber klagen können.

Er steigt eine Treppe höher und klingelt.

Ein sechsjähriger Knirps öffnet die Thür, rennt weg und ruft:

„Mutta, der von der Schubert'n is da.“

Die Frau erscheint mit ungläubigem Gesicht an der Corridorthür.

„Ach Jotte doch, junger Herr! De Schubert'n sagte, Sie sin nie nich vor Fümfen oder Sechsen zu Hause. So lange lasse ick de Göhren immer in de Stube. Denn kommen se nach de Küche, damit Sie nich bei Ihre schwere Kopparbeet jestört werden. Nu sin Sie woll heite jarnich wej jewesen? Nu nehm S'et man nich übel, Herr Schriftsteller. Die Schubert'n hat mir nischt jesagt, und ick habe't also nich jewußt.“

Der junge Dichter ist ganz beschämt, stammelt einige Entschuldigungen und steigt die Treppe wieder zu Thal.

Er legt sich auf's Sopha, um die Vormittagserlebnisse noch einmal zu überschauen.

Himmlische Ruhe.

Keine akustischen Stoßseufzer steigen zur Decke empor.

Regelmäßige, lange Athemzüge verrathen, daß der junge Dichter — schläft.

Offene Briefe und Antworten.

Nochmals das „edle" Waidwerk.

In Nr. 20 brachte die „Gegenwart" eine längere Abhandlung, überschrieben: Das „edle" Waidwerk. Wer diese Ausführungen gelesen hat und den Jägern und der Jagd fernsteht, vielleicht nur mal durch die „Fliegenden Blätter" davon gehört hat, der mußte wirklich annehmen, daß das Waidwerk nur eine ganz rohe Sportart sei, die von Leuten ausgeübt werde, die nur ihre Freude hätten an wollüstiger, grausamer Tödtung des Wildes. Ich halte die Ausführungen zum Mindesten für sehr einseitig, will auch nicht näher darauf eingehen, aber mal ganz kurz versuchen, auch einige andere Gesichtspunkte in's Auge zu fassen.

Zunächst stelle ich eine falsche Behauptung fest. Den Lehrern ist die Ausübung der Jagd nicht verboten; nur denen, die Kirchenämter verwalten, wird sie im Allgemeinen nicht gern gestattet, doch kann sie auch ihnen erlaubt werden. Was nun die Hetz- und Parforcejagd anbetrifft, so kommt sie zum Glück ja in Deutschland immer mehr ab. Der echte Waidmann findet auch daran kein Vergnügen, ebenso wenig an bloßer Schießerei, seine Aufgabe ist eine ganz andere, vielseitige, schwierige, der Zweck, den er verfolgt, durchaus nicht unedel; ist doch die rationelle Ausübung der Jagd durch Berufsjäger und Nichtberufsjäger von großer volkswirthschaftlicher Bedeutung, da dem Staate dadurch jährlich viele Tausende zufließen. Was sollte denn auch mit dem vielen Wilde geschehen? Ich erinnere mich z. B. an eine kleine Stadt, wo zu gewissen Zeiten von tausenden von wilden Enten täglich durchschnittlich hundert und mehr weggeschossen werden. Ist denn das so unedel? Doch sehen wir davon ab! Der richtige Waidmann ist nicht grausam und hat nicht nur seine Freude am Tödten, im Gegentheil, er besitzt ein warmes Herz, er schont, er hegt und pflegt seinen Wildbestand. Leider sind ja oft seine Hoffnungen, seine Mühe umsonst, seine Ausgaben unnütz gewesen, wenn z. B. für Fütterung des Wildes reichlich gesorgt war, aber zu lange ungünstige Witterung oder Ueberhandnehmen der Füchse und anderen Raubzeuges den Wildbestand arg mitnahm. Der richtige Waidmann muß also tüchtig auf dem Posten sein, er darf keine Arbeit scheuen und so wirkt die Jagd geradezu erzieherisch. Der Jäger muß unter Umständen Hunger und Durst ertragen, darf keine Anstrengung scheuen, muß vor Allem Geduld und Selbstbeherrschung lernen, wenn er z. B. tage-, ja manchmal wochenlang einem Rehbock nachspürt. Andernfalls ist er kein richtiger Jäger, dürfte vielmehr oft eine komische Figur abgeben. Die Freude an der Jagd entspringt einer natürlichen gesunden Sinnlichkeit. Wenn es dem Jäger manchmal nicht gelingt, das Wild sofort zu tödten, macht ihm das gewiß keine Freude, ebenso wenig wie dem Schlächter, der das Schlachtvieh ja auch noch nicht narkotisirt. Man findet in Jägerkreisen gesunden und derben Humor, auch wohl manchmal Uebermuth, wie es ja ganz natürlich ist bei Leuten, die meistens im Vollbesitz ihrer körperlichen Kräfte und gesunden Sinnes sind. Auswüchse giebt es freilich überall, aber roh geht es nur bei rohen Menschen zu, die sicher nicht durch die Jagd so geworden sind. Es ließe sich noch Manches anführen, was auf das Herz des Jägers wirkt, z. B. die Einsamkeit fern von dem Getriebe der lauten Welt. Ein bloßes Spazierengehen kann die Freuden der Jagd nicht ersetzen, darin sind sich alle Jäger einig. Nach Allem führt also das Waidwerk, dessen oberster Vertreter ja bekanntlich unser Kaiser ist, nicht mit Unrecht den Beinamen das edle.

Der Jagdsport ist leider meistens sehr theuer und es gehört viel Zeit dazu. In Folge dessen wird er meistens von wohlhabenden Leuten ausgeübt, denen an bloßer Schießerei nichts liegt. Sie lesen meistens ihre Jagdzeitungen und halten etwas auf waidgerechtes Jagen.

„Sicher die Hand,
Der Wille wie Erz,
Klar das Auge,
Und warm das Herz;

Stets waidgerecht hegen,
Eifrig pflegen!
Das macht den Jäger,
Bringt ihm Segen."

H. Sonnenberg.

Notizen.

Friedrich Huch: Träume. (S. Fischer, Berlin.) 1 Mark. Friedrich Huch, der Dichter der „Geschwister" bietet hier ein Bändchen poetischer Träumereien, die den stillen Reiz schlichter Schönheit haben und den echten Dichter verrathen.

Ellen Key: Ueber Liebe und Ehe. Essays. (S. Fischer Verlag, Berlin.) Ellen Key setzt hier ihre interessanten und lesenswerthen Aufsätze über die wichtigsten Seiten der modernen Frauenfrage fort. Sie hat, wie man auch aus diesen überaus geistvoll geschriebenen Aufsätzen ersieht, mit den tief in der grauen Theorie steckenden Frauenrechtlerinnen nichts gemein. Ihre einzige Richtschnur ist die Natur, aus der allein die Frau ebenso wie der Mann die Kraft zu einer neuen Zukunft schöpfen kann.

Carl Albrecht Bernoulli: Der Sonderbündler. Roman. (S. Fischer Verlag, Berlin.) Geh. Mk. 4.—, geb. Mk. 5.—. Bernoulli ist Schweizer, ein Nachkomme der berühmten Familie des Namens. Die Heimath hat ihm die vorzüglichen Elemente seines Buches gegeben. Der Bürger in dem kleinen freien Land ist unmittelbarer mit der Geschichte des Landes verknüpft, als in den größeren Staaten. Er ist überlegsamer, der Verantwortung bewußter, zum Theoretisiren und zur Praxis besser begabt. Der Patriotismus ist echt geblieben; das Volk feiert seine Feste aus der Nothwendigkeit des Zusammengehörens; die Politik erfordert persönlichen Einsatz und wird leidenschaftlich bis zum Bürgerkrieg. Dieses alles ermöglicht ein Werk, das über den üblichen Roman hinausstrebt. Der Verlauf des Lebensschicksals, das Bernoulli erzählt und das von der mannbaren Jugend eines schweizer Glaubenskämpfers bis zu seinem Hiobsalter führt, ist von epischer Fülle und Weite.

Multatuli: Ideen. Uebertragen aus dem Holländischen von Wilhelm Spohr. Verlag von Egon Fleischel & Co., Berlin W. 35.) Preis: 4 Mark. Der bekannte Multatuli-Entdecker Wilhelm Spohr bringt uns nun auch endlich den mit Spannung erwarteten Ideen-Band. Dieses Buch bietet uns die Essenz des Besten aus dem siebenbändigen Lebenswerk Multatuli's, Stoffe und Darstellungsarten in bunter Mannigfaltigkeit: Parabeln, Erzählungen, fingirte Briefe, wissenschaftliche Beiträge in der diesem Dichter eigenen packenden Form; einen vor Studenten gehaltenen Vortrag über „Freie Forschung", tausendfältige Lebensweisheit, in knappe Aphorismen gebannt, hier Keulenschlägen gleich, dort das Feinste, für unsagbar Gehaltene durch die Sprache enthüllend — und zwischen all' diesen Gaben eines Humors, der alle Bitterkeit hinter sich ließ und wärmend auf uns ausstrahlt. So reich wie das Leben, das Multatuli hier in künstlerische Formeln faßt, so reich ist auch die Weise seiner Darstellung.

Internationale Bibliographie der Kunstwissenschaft Herausgegeben von Artur L. Jellinek. 1. und 2. Jahrgang, jährlich 4 Hefte. Preis 15 Mk. pro Jahr. (B. Behr's Verlag, Berlin, Steglitzerstraße 4.) Auf dem Gebiete der Bibliographie sind wir selbst im classischen Bücherlande Deutschland noch weit zurück. Wer nur immer auf einem wissenschaftlichen oder künstlerischen Gebiete eine größere Arbeit vor hat, muß die Erfahrung machen, daß er sich die Literatur mühsam einzeln zusammen suchen muß. In England bieten wenigstens die Sachcataloge der Bibliothek des Britischen Museums eine große Erleichterung. In den deutschen Bibliotheken ist gerade zu den Katalogen meist der Zutritt erschwert und Sachcataloge fehlen oft vollständig. Um so willkommener darf daher ein Unternehmen wie das vorliegende begrüßt werden, das bei allen betheiligten Kreisen lebhafte Unterstützung vor Allem auch durch Subscription, finden sollte. Wer über die Kunst Ludwig XIII. oder über Japan, über Turner, über norddeutsche Thorbauten oder über irgend ein kunstgewerbliches Thema eine Arbeit schreiben will, kann sich hier mühelos die neueste Literatur zusammenstellen. Selbst Schriften und Aufsätze in entfernteren Schul- und Vereinsschriften findet er hier vermerkt. Die Ausstattung ist dabei eine durchaus würdige. Die verschiedenen Abtheilungen betreffen: I. Bibliographie, Lexica, neue Zeitschriften; II. Aesthetik, Kunstphilosophie, Kunstlehre, Künstlerziehung, Kunstpflege; III. Kunstgeschichte; IV. Baukunst; V. Sculptur; VI. Malerei; VII Graphische Künste. VIII. Kunstgewerbe.

H. P.

Armee-Dragoner. Ein russisches Reiterbild. (Verlag von Fontane & Co., Berlin.) Im Augenblick, da Rußland große Theile seiner Armee mobil gemacht hat und einen bisher nicht glücklichen Krieg führt, ist dies Buch erschienen, das dem deutschen Leser zum ersten Mal einen Einblick in das Leben und Treiben einer russischen Reitertruppe eröffnet. Der anonym auftretende Verfasser hat die reizvollen und bunten Garnisons- und Manöverbilder ebenso wie seine früheren Schriften dem russischen Kaiser gewidmet. Sie bilden einen gewiß gerade jetzt willkommenen Beitrag zur Charakteristik des russischen Militärlebens.

Baron Alfred v. Berger. Semmelweis und andere Geschichten. (Verlag von F. Fontane & Co., Berlin.) Der als Leiter des deutschen Schauspielhauses zu Hamburg bekannte Verfasser zeigt sich hier in der Geschichte „Semmelweis" als ein trefflicher Erzähler. Die anderen Geschichten des Bandes halten freilich einen Vergleich mit dieser prächtigen Novelle nicht aus.

Während der nächsten beiden Monate

führt in meiner Abwesenheit Herr Dr. Heinrich Ilgenstein, Berlin W. 30, Hohenstaufenstr. 18 III, die Redaction der Gegenwart.

Richard Nordhausen.

Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W 30, Stedingerstr. 6, Expedition: Berlin W 57, Kurfürstenstr. 41. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 26. Berlin, den 25. Juni 1904. 33. Jahrgang. Band 65.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt:

Diplomatische Nichtigkeiten und Wichtigkeiten, ein noch fortdauernder Krebsschaden der auswärtigen Staatsleitung.

Von K. v. S.

Der reiche Student der Philosophie, Josef Alexander Hübner, hat es im diplomatischen Dienst zum Botschafter und später, dank seiner gesellschaftlichen Stellung und seiner löblichen Reiselust, zum Grafen gebracht. Aehnlich ging es dem armen Hauslehrer Bunsen beim preußischen Gesandten im päpstlichen Rom, dessen Stelle er in Folge seiner reichen englischen Heirath einnehmen und zum Schaden Preußens mit London vertauschen sollte. Der Legationsrath Petit Pierre aus der bekannten Berliner Optikerfamilie ward Graf Wasdahlen dank seiner vornehmen Gattin. Diese äußeren Erfolge sind typisch für eine Laufbahn, die allzu sehr auf Aeußerlichkeiten gestellt ist. Trotzdem entscheidet die Diplomatie über das Wohl und Wehe der Völker, und welchen unzulänglichen Händen ist ihr Geschick häufig anvertraut!

Das Tagebuch des österreichischen Botschafters am Napoleonischen Hofe giebt hiervon ein erneutes, unfreiwilliges Zeugniß.*) Sicherlich wollte er die täglichen Geschäfte seines Handwerks nicht der Welt aufbewahren, sondern nur die Entstehung des zweiten Kaiserreiches, des Krim- und des italienischen Krieges schildern, wobei sein Heimathsstaat nur allzu sehr betheiligt war. Aber trotz werthvoller Streiflichter und Aufschlüsse über das diplomatische Getriebe sind die Aufzeichnungen mehr eine Dinerliste der guten und doch arg gemischten französischen Gesellschaft geworden, die die ganze Hohlheit des auswärtigen Dienstes an den Missionen wider Willen fast peinlich beleuchten.

Hübner war ein feingebildeter Emporkömmling, der sich an den alten und häufig so neuen und unwürdig erworbenen Titeln der Pariser und fremden Aristokratie berauschte, wie jede Seite des Buches zeigt. Verbarg sich doch unter der Maske des Herzogs v. Galliera ein scrupelloser bürgerlicher Eisenbahnunternehmer aus Genua, dessen Millionen allzu sehr rochen. Daher betont auch der österreichische Vertreter seine sicherlich aufrichtige Vorliebe für die besiegte legitimistische Gesellschaft, obschon gerade die Habsburgische Monarchie das Dorado der heraufgekommenen Söldnerführer und Abenteurer ist, die ihren Adel freilich schon seit dem 30 jährigen Kriege verunzieren. Hübner gelang es auch trotz des frischen Adels seine Töchter in gute französische und sogar eine irische Familie — er war strenger Katholik trotz aller gemüthlichen Freigeisterei — zu verheirathen. Sein einzig überlebender Sohn ehelichte eine Palffy. Der neue Mann ward somit voll in die alte Gesellschaft aufgenommen, die er freilich wohl geistig und an besserer diplomatischer Vorbildung überragte. Aber die höchste Staffel des amtlichen Ehrgeizes gerade sein Pariser Gesandtenposten, verräth die Nichtigkeit seiner Thätigkeit und daher auch deren Mißerfolg. Die Erklärung liegt in folgenden Tagebuchstellen:

„April 1851. Mittwoch, 30. (S. 9). Dieser Monat verging mit Diners außer Haus und mit Empfängen und Diners bei mir. Nach der Bildung eines Ministeriums giebt es nichts schwierigeres, als die Liste seiner Gäste zusammenzustellen.

Februar 1852. Dienstag, 17. (S. 34). Zwischen Frau de la Ferté und Gräfin de Vogüé dinirt, darnach Besuche im vornehmen Viertel gemacht und den Abend im Elysée beschlossen, wo uns der Präsident einen kleinen Ball gab."

März 1852. Montag, 1. (S. 36). Die Fürstin Lieven, die fast nie ausgeht, bei Frau Jules de l'Aigle getroffen; es ist dies einer der elegantesten und exclusivsten Salons des Faubourg St. Germain. Oede Ruhe herrschte in der diplomatischen Welt unmittelbar nach dem Staatsstreiche und in den ersten darauf folgenden Monaten dachte man nur noch an Unterhaltungen. Ich glaube gut zu thun, einige Listen von Diners und Soiréen zu geben, weil sie die Namen jener Personen enthalten, die zu dieser Zeit die Elite der großen Gesellschaft von Paris bildeten."

„April 1853. Donnerstag, 21. (S. 74). In Sachen der auswärtigen Politik herrscht große Ruhe ..... Es war ein Monat von Vergnügungen und Festen ohne Ende. In den Salons unterhält man sich damit, die Tische zu rücken und sprechen zu lassen. Dieses Tablemoving, das, wie ich glaube, aus Amerika stammt, artet in eine Epidemie aus."*)

*) Graf v. Hübner, 9 Jahre der Erinnerungen eines österreichischen Botschafters in Paris unter dem 2. Kaiserreich 1851—1859, Erster Band, Berlin 1904. Gebr. Pätel. Der Sohn hat das französisch geschriebene Tagebuch ziemlich unbeholfen übersetzt, was aber dem Deutschgefühl eines internationalen Diplomatenkindes zur Ehre gereicht, mögen auch geschäftliche Gründe für die Uebersetzung gesprochen haben. Vielleicht ermöglicht jedoch noch eine wiederholte Auflage die Mittheilung der Urschrift, die dann hoffentlich auch druckfehlerfreier ist.

*) Wie jetzt die salonfähige Gesundbeterei und der Spiritismus in Beamten- und Officierskreisen.

Ueber seinen sterbenden spanischen Amtsgenossen urtheilt Hübner geistreich und selbstironisch folgendermaßen: „Mai 1853, Dienstag, 3. (S. 75) .... Ein in die wüsten Steppen der Diplomatie verirrter Einsiedler, ein Apostel, der Salonwilden predigt, ein Asket im goldgestickten Botschaftergewand. Gewiß war er der für den leeren Tratsch der Salons am wenigsten geeignete Mann; aus Pflichtgefühl suchte er sie jedoch gewissenhaft auf.“

„Februar 1854. Donnerstag, 23. (S. 126). Die Fürstin Lieven ist nach Brüssel abgereist. Mit ihrem Salon schließen sich die Pforten des letzten Vereinigungscentrums für alte Staatsmänner, Politiker, ehemalige Parlamentarier, für Diplomaten ersten Ranges und die hohe ausländische Eleganz. Im Grunde genommen war es aber doch nur ein Tratschnest ... Hatzfeld“ — (der preußische Gesandte einer der besten Diplomaten unter Manteuffel) — „und ich gingen fast täglich hin, um 1—2 Stunden dort zu verbringen .... die Fürstin glänzte weniger durch ihren Geist, als durch ihre Routine, durch ihr vornehmes Aussehen, durch ihre angenehmen Manieren und durch Beziehungen, die vielleicht ihresgleichen nicht wieder finden, zu fast allen hervorragenden Persönlichkeiten ihrer Epoche.“

— Thatsächlich war sie eine gefährliche russische Späherin. —

„December 1855. Samstag, 15. Visiten, nichts als Visiten. Diner beim Grafen Julius v. Castelane.“

Auch Hübner ließ sich, wie später der Preuße Goltz, von der Schönheit und inhaltslosen Liebenswürdigkeit der ränkesüchtigen Eugenia de Guzman umgarnen, deren Wesen den Sturz des kaiserlichen Gemahls wesentlich gefördert hat.

Ehe ich die lehrreichen Folgerungen für die Werthung des auswärtigen Dienstes aus diesen Bekenntnissen eines nicht unbegabten Durchschnittsdiplomaten ziehe, möchte ich noch zwei für Preußen-Deutschland sonst wenig bekannte Thatsachen hervorheben.*) Trotz aller Schwankungen bewahrte das Berliner Cabinet unter Manteuffel seine unbewaffnete Neutralität im Krimkriege und erklärte sich nur unter der Voraussetzung zum Anschluß an die Westmächte bereit, wenn diese im Verein mit Oesterreich und dem Deutschen Bunde ihm das dänische Schleswig-Holstein überließen, ein staatsmännischer Gedanke, Bismarck'scher Art, zu dessen Verwirklichung es schließlich doch noch eines äußeren und eines inneren Krieges, also zweier blutiger Entscheidungen auf dem Schlachtfelde bedurfte.

Diesem Lichtbild steht leider die Würdelosigkeit gegenüber, mit der Preußen seine Zulassung zum Pariser Congreß erbettelte. Aus berechtigter Selbstsucht förderte Oesterreich und dessen Botschafter dieses preußische Verlangen, um es in seinem Schlepptau als Rückendeckung gegen die Seemächte und Sardinien zu halten und die unbotmäßigen Kleinen im Deutschen Bunde gemeinsam zu ducken. Die Mitwirkung auf dem Congreß lag aber allein im österreichischen Interesse und führte zu weiteren Demüthigungen in Paris selbst. Der einzige Gewinn war die Verewigung der beiden preußischen Bevollmächtigten, Manteuffel und Hatzfeld auf dem Congreßbild in Versailles. Erst nach den entscheidenden Sitzungen wurden sie zugelassen und drohten mit ihrer Abreise, ohne diese Absicht auszuführen, was dem preußischen Selbstbewußtsein nur Ehre gemacht hätte. Der großbritannische Botschafter Lord Cowley wünschte offen diese Abreise, so wenig achtete und beachtete man die schwache Regierung des geistvollen, aber charakterlosen preußischen Königs.

Indessen Oesterreichs Haltung war noch widerspruchsvoller. Ihm mußte als Siegespreis für die Unterstützung der Seemächte und Lohn für die Verfeindung mit Rußland die Donaufürstenthümer zufallen, die es schon mit erheblichen Opfern an Blut und Geld besetzt hatte. Die Truppenzusammenziehung in Galicien, wo die Cholera die Reihen des Heeres in den Lazarethen lichtete, war gleichfalls trotz der beträchtlichen Unterhaltungskosten nutzlos erfolgt. Wie anders verschaffte Bismarck auf dem Berliner Congreß der befreundeten Nachbarmacht Bosnien mit der Herzegowina!

Obwohl Hübner der Verfechter des Anschlusses an die Westmächte war, spricht er nirgends den Gedanken des Erwerbes von Rumänien aus, sondern begnügt sich von einer europäischen Schutzherrschaft zu reden, die Oesterreich gegebenen Falles zu übertragen wäre. Ihm scheint der Bruch des russischen Uebergewichts im Morgenland ein hinlänglicher Erfolg zu sein und er verkennt bei dieser Auffassung die Stellung seiner Heimath zu den Rajahländern der Türkei. Mit der Walachei wäre Oesterreich die Donaumündung zugefallen und der deutsche Charakter unseres größten Stromes in ganz anderer Weise festgelegt worden, als durch das bloß thatsächliche Bündniß der deutschen Kaiserreiche mit dem antislawischen Rumänien.

Hübner hat sich also seiner Aufgabe nicht gewachsen gezeigt, obwohl seine Stellungnahme gegen Rußland staatsmännisch richtig war. Der Undank vom Hause Oesterreich entsprach dem Habsburgischen Lebensinteresse, das sein westmächtlich gesinnter Vertreter ohne klare Erkenntniß nur unvollkommen wahrte. Die Wiener Hofburg war sich freilich noch weniger klar über die Richtung ihrer Politik, da Deutschland und Italien ihren Blick trübten. Die Hinneigung zum Corsen entsprang mehr der Angst vor den revolutionären Anwandlungen des ehemaligen Carbonaro und gewerbsmäßigen Verschwörers auf dem französischen Kaiserthron, als einer zielbewußten Orientpolitik. Hübner hat weder den Krimkrieg für Oesterreich ausgenützt, noch den italienischen Krieg so lange verhindert, bis Preußen dem österreichischen Bundesgenossen in einem allgemeinen deutschen Krieg zu Hülfe kam, wozu der Prinz von Preußen entschlossen war.

Trotzdem übertraf der diplomatische Neuling seine Amtsgenossen aus alten Häusern an Bildung und Geist, besonders die Hofcamarilla seines Staates, deren Unkunde und Anmaßung sich die Waage hielten, um dann desto sicherer der überlegenen Staatskunst Bismarck's zum Opfer zu fallen. Aber der Altreichskanzler weilt nicht mehr unter den Lebenden, die ihn noch auf dieser Erde zum schweren Schaden des Reiches amtlich beseitigt hatten. Daher ist eine ernste Einkehr angesichts dieser anspruchslosen Denkwürdigkeiten geboten, da sie die Gebrechen des diplomatischen Dienstes in voller Schärfe bloßlegen.

Die Repräsentationspflichten und die Geselligkeitssucht des diplomatischen Lebens widersprechen jeder ernsten Arbeit und nothwendigen Fortbildung der auswärtigen Beamten. In der inneren Verwaltung hat der Referendar trotz allen Bummelns erheblich für das Assessorexamen zu arbeiten. Der ihm gleichstehende Attaché ist lediglich Galopin, dem nur das diplomatische Examen droht, das die unbegabtesten Leute bestanden haben. Ist es doch sogar vorgekommen, daß ein zwei Mal durchgefallener Attaché es noch zum Legationsrath und 1. Secretär der damals wichtigsten Botschaft gebracht hat. Erfreulicher Weise ist die Zahl der Assessoren im diplomatischen Dienst nicht gering. Indessen ist die vorwiegend juristische Ausbildung dieser allein hinlänglich geistig gerüsteten Anwärter keineswegs besonders wünschenswerth. Das diplomatische Examen stellt mit Recht neue Geschichte und Volkswirthschaft in den beiden schriftlichen Arbeiten als ausschließliche Prüfungsgegenstände in den Vordergrund.

Aber wie gering sind die geforderten Kenntnisse bei der unzulänglichen Vorbildung! Den Ersatz stellen größtentheils Officiere, die regelmäßig wenigstens das Abiturienten-, seltener das Referendar- oder Doctorexamen bestanden haben. Das eingepaukte, lediglich juristische Wissen dieser Stufe ist völlig belanglos für einen Diplomaten, der Politiker im weitesten

*) Vergl. auch H. v. Poschinger, Preußens auswärtige Politik 1850—58, unveröffentlichte Documente aus dem Nachlasse des Ministerpräsidenten Otto Frhrn. v. Manteuffel, Berlin 1902. Mittler u. Sohn, eine politische Fundgrube, deren Werth ich schon öfters und auch in dieser Zeitschrift beleuchtet habe.

Sinn des Wortes sein soll. Das theoretische Rüstzeug sind zunächst Geschichte, soweit sie unsere gegenwärtige culturelle und nationale Entwickelung beeinflußt hat, und Volkswirthschaft zum Verständniß des wirthschaftlichen Lebens. Geeignet für die auswärtige Verwaltung ist daher seinem Bildungsgange nach bloß der Regierungsassessor, dessen wirthschaftliche Schulung aber auch noch so gering ist, daß höchst verständiger Weise das preußische Ministerium des Innern besondere staatswissenschaftliche Fortbildungsvorlesungen an der Berliner Hochschule für die höheren Beamten eingerichtet hat. So erscheint der Durchschnittsdiplomat am wenigsten mit geistigem Fachwissen beschwert. Er ist geradezu auf Selbstbildung angewiesen und spricht es für die tüchtige Grundlage auch des auswärtigen deutschen Beamtenthums, daß selbst aus dem Officiersstande bei vorhandener Begabung gute Diplomaten hervorgegangen sind.

Aber sie bilden Ausnahmen*) und häufig tödtet das öde zeitraubende Gesellschaftsleben jeden höheren geistigen Schwung. In Deutschland ist der diplomatische Dienst vom Consulat streng getrennt, dessen Elemente fast ausschließlich Gerichtsassessoren bilden. Der gesellschaftliche Schliff der Mehrzahl dieser Consularanwärter läßt freilich viel zu wünschen übrig. Der Zustand wird am besten durch die Thatsache bezeichnet, daß Regierungsassessoren diese Laufbahn wenig bevorzugen und dann bloß um des höheren Gehaltes Willen. Erst die exotischen Ministerresidenten und Gesandtenstellen sind den oberen Stufen des Consulats zugänglich. Andererseits sind die wichtigsten Referate der politischen, also diplomatischen Abtheilung des Auswärtigen Amtes fast immer von vortragenden Räthen aus dem Consulatsdienst besetzt. Eine bessere Auslese der Consulatsanwärter dürfte bei höheren Stellen den nothwendigen Austausch erleichtern, da die eindringlichere Ausbildung und tieferen Vorkenntnisse im Consulat zu finden sind.

Die Demokraten wiesen früher mit Vorliebe auf das Ueberwiegen des Adels in der Diplomatie hin; thatsächlich ist es nur eine Plutokratie, die ihre lediglich geldliche Herkunft mit dem so leicht erreichbaren Adelszeichen verhüllt. Man muß schon Vetter des Reichskanzlers sein, um dem Adel noch als Gesandter zu entgehen. Auch Juden ist nach oberflächlicher Taufe der Zutritt natürlich ebenso gelungen, wie in der ihnen vermeintlich verschlossenen inneren Verwaltung, wo sogar zwei Landwirthschaftsminister dieser Herkunft zu finden waren. Der goldene Schlüssel öffnet alle Thüren und gerade der auswärtige Dienst erheischt leider eine große Börse. Bei der Verarmung des Adels und der Bedürftigkeit unseres alten bürgerlichen Beamtenthums müssen Handel und Industrie von diesem äußerlichsten und glänzendsten der Staatsberufe bei der mindesten geistigen Anstrengung naturgemäß Besitz ergreifen, geschähe es auch theilweise nur durch Frauen aus diesen Kreisen, wo das jüdische Blut sich ebenfalls hervordrängt. Den neuen satten, frisch reich gewordenen Ständen ohne die feste Beamtenüberlieferung gehört jedenfalls die diplomatische Zukunft, wie dies leider auch in der inneren Verwaltung bereits der Fall ist.

Die Hamburger Landräthe pflegen bereits fast das 100 fache ihres Gehaltes als mindestes Privateinkommen zu haben. Sicherlich ist eine unabhängige wirthschaftliche Lage keine Schande; sie könnte vielmehr eine gewisse Selbstständigkeit der dienstlichen Auffassung herbeiführen. Thatsächlich stärkt sie bloß den Hang zur gesellschaftlichen Bethätigung auf Kosten der Vertiefung der amtlichen Beschäftigung. Ueberblicken wir das letzte Jahrhundert und auch vorher noch die nachfriedericianische Zeit, so müssen wir uns eingestehen, daß die preußisch-deutsche Diplomatie in nationalem Sinne herzlich wenig geleistet hat und stets dem geschickteren Auslande unterlegen ist. Das Bismarck'sche Heldenzeitalter täuscht uns über diese Wahrheit hinweg, obschon auch ihm die scharfe Waffe des Heeres sehr zu statten kam. In deren Gebrauch zeigte er sich ja gerade als der Meister der Staatskunst. Jetzt sind wir wieder so ängstlich, wie vor ihm, und dafür von rührender diplomatischer Höflichkeit und übertriebener Liebenswürdigkeit, einem untrüglichen Merkmal der Schwäche, die John Bull in seiner gefährlichsten Lage selten und den Bruder Jonathan trotz der gänzlichen Unerprobtheit seiner Stärke niemals anwandelt. Sicherlich ist uns die fremde Diplomatie an Schulung und Geist nicht überlegen, da die öde Aeußerlichkeit auch dort als heilige Ueberlieferung oder plumpe Nachäffung gehegt und gepflegt wird. Aber das praktische Verständniß mangelt uns.

Unsere höhere Bildung schlägt nicht in eine schärfere Betonung unserer volklichen Eigenart und eine gesunde Selbstsucht zur Bekämpfung der starken und Unterdrückung der schwachen Widersacher, sondern in ein Weltbürgerthum um, das der Diplomatie congenial zu sein scheint, in Wirklichkeit aber den Sieg der fremden Völker über uns bedeutet. Der deutsche Diplomat hat bald für das übrige Europa, selbst für das auf fremde Kosten lebende und von einer längst entschwundenen, vielfach irrthümlich verklärten Vergangenheit zehrende Italien oder gar für die neue Welt, deren Hemdsärmeldiplomatie doch unsere geschniegelten Berufsgenossen abstoßen müßte, eine besondere Vorliebe und vergißt der berechtigten Ansprüche des eigenen Volksthums. Die Kenntniß unserer eigenen Geschichte, um in der Auslandspolitik dauernd Lehren aus unseren Fehlern zu ziehen, sowie die Einsicht in unsere wirthschaftlichen Verhältnisse gehen dem deutschen Diplomaten nur allzu oft völlig ab. Er hat vielleicht allerhand weltfremde, professorale Weisheit in sich aufgenommen, höchstens sogar den ausländischen Handel studirt, aber die Uebertragung dieser Weltbeziehungen auf das heimische Erwerbsleben und unsere nationale Stellung, die sich doch nicht auf die engen Reichsgrenzen beschränkt, versteht er nicht. Die Centralstelle sieht jedoch durch die Augen ihrer auswärtigen Organe und ist auf deren Berichte angewiesen, soll sich der theure Aufwand für die Vertretung überhaupt lohnen. Der Unterschied zwischen den diplomatischen Unkosten und dem praktischen Ergebniß ist freilich so ungeheuer, daß man eigentlich nicht versteht, wie sich die Völker solche Lasten ohne entsprechenden Nutzen aufbürden können.

Handel und Landwirthschaft glaubten einen großen Erfolg errungen zu haben, als sie die Ernennung von diplomatischen Sachverständigen als fachlichen Beiräthen der Gesandtschaften durchsetzten. Erfreulicher Weise war aber der landwirthschaftliche Attaché in London der erprobte frühere Generalconsul in Kalkutta, also sicherlich kein praktischer Landwirth, der auch schwerlich die indische Bodenerzeugung hätte beurtheilen können. Die Handelsattachés sind sämmtlich Theoretiker, volkswirthschaftlich gebildete Juristen, obwohl hier vielleicht zweckmäßiger erfahrene Kaufleute verwandt würden. Aber dieser Ruf nach sachverständiger Unterstützung der auswärtigen Vertretung ist ein Armuthszeugniß unserer Diplomatie, deren Hauptthätigkeit in der Erkundung der wirthschaftlichen Verhältnisse beruht, da jetzt gerade materielle Interessen die internationalen Beziehungen bestimmen. Hohe Politik wird so selten an den Botschaften gemacht, daß noch

*) Hermann v. Petersdorff, Briefe von Ferdinand Gregorovius an den Staatssecretär Hermann v. Thiele. Berlin 1904, Gebrüder Paetel. Der Geschichtsschreiber des mittelalterlichen Roms zeigt in seinen zahlreichen geistvollen Schreiben an den ehemaligen preußischen Gesandten beim heiligen Stuhle und späteren ersten Mitarbeiter Bismarck's das Bild des hochgebildeten gelehrten Diplomaten, wie dies sein römischer Nachfolger Schlözer auch war, der freilich den klugen Monsignoris des Vaticans nicht gewachsen war. Beide waren übrigens nicht vorher Officiere gewesen, sondern gleich in die Laufbahn getreten. Thiele's niedergeschriebene Denkwürdigkeiten hat dessen Familie leider noch nicht veröffentlicht, obschon er von 1862–72 der dienstliche Vertreter des Kanzler als Unterstaats- und erster Staatssecretär war und seine amtlichen Erinnerungen besonders werthvoll sein dürften.

Wegnahme dieses volkswirthschaftlichen Wirkungskreises wirklich der hahle Tratsch des Grafen Hübner zur Hauptbeschäftigung der Diplomaten wird.

Die starke Besetzung der großen Missionen erscheint dann vollends wie ein Hohn. Thatsächlich arbeiten nur der Chef oder sein erster Secretär. Die laufenden Geschäfte erledigt doch der Kanzler, ein höherer Subalternbeamter, als der ruhende Punkt in der Erscheinungen Flucht, in dem Wechsel des diplomatischen Personals, das die ganze Welt flüchtig kennen lernt, aber nirgends ernstlich Bescheid weiß. Die paar Referenten der politischen Abtheilung in Berlin leiten freilich die Geschäfte nach der Weisung des Reichskanzlers und des Staatssecretärs. Hier wird thatsächlich regiert und endgiltig entschieden. Wie sollten auch völlig sachunkundige Generale und unzulängliche Botschafter sonst die Politik des Reiches würdig und thatkräftig vertreten. Hieß doch einer der ältesten Botschafter das kleine Licht in der großen Laterne und auf seinem letzten Posten wirkte seine verblüffende Grobheit wirksamer als geschickte Verhandlungen.

Herr v. Richthofen hat die juristische Einseitigkeit seiner Consuln beklagt, aber seine Diplomaten sind nicht einmal rechtlich beschlagen, obwohl ihr fraglos vorhandener Wissensdrang bei solcher unzureichenden Vorbildung doppelt anzuerkennen ist. Die Diplomatie muß ihre Anwärter in einem besonderen Lehrgang vorbilden, wie die anderen Staatsverwaltungen. Ueber die bisherige Ueberschätzung des Juristen ist man sich nunmehr einig; trotzdem hat man den Gerichtsassessor als Vorbedingung des Consulats nicht fallen lassen wollen. Man überschätzt dagegen noch weiter die gesellschaftliche Vorbereitung, obwohl das Personal keineswegs mehr die frühere gesellschaftliche Elite enthält und lediglich das Geld entscheidet, der übelste Werthmesser für ein tüchtiges Beamtenthum. Sicherlich ist diese finanzielle Rücksicht den entscheidenden Stellen selbst höchst unangenehm, wie erfreuliche Ausnahmen zeigen. Aber die ärmeren Diplomaten greifen ihr Vermögen pour le roi de Prusse an.

Die verlangte Repräsentenz ist unnöthig oder staatlich zu ersetzen. Die Botschafter erhalten übrigens ein auskömmliches Gehalt, so daß es ein doppeltes Unrecht ist, in diese obersten Stellen Neulinge zu bringen, die keine finanziellen Opfer für ihre Laufbahn gebracht haben. Durch Beschränkung mancher wirklich unnützer Secretärstellen ließe sich eine Gehaltserhöhung der verbleibenden erreichen, zumal an der Centralstelle vielleicht zu scharf gearbeitet wird — geschrieben wird. In der Rechtsabtheilung kommen völkerrechtliche*) Denkschriften vor, die man besser den Fachgelehrten überlassen sollte, die aber die Höhe der geistigen Bildung unserer höheren auswärtigen Beamten leider außerhalb der Diplomatie beweisen. Dafür wird jedoch zu wenig praktische Arbeit geleistet, was den Mißerfolg der nachbismarckischen diplomatischen Leitung bei selbst rastlosen Arbeitern und klugen Staatsmännern erklärt.

Schließlich bedarf die berechtigte Klage über die geflissentliche Zurückhaltung in nationalpolitischer Hinsicht einer kurzen Erörterung. Gemeindeutsche Belangen vertrat vor 1870 kein deutscher oder österreichischer Diplomat. Erst das kleindeutsche Reich schuf wieder diesen natürlichen Wirkungskreis. Aber der Reichsschöpfer behielt sich die Ausführung vor, nachdem die Arnim'sche Eigenmächtigkeit die Gefahr selbstständiger Bethätigung einzelner Diplomaten in einem besonders grellen Einzelfall gezeigt hatte. Leider wurde dadurch die Thatkraft der Vertretungen lahm gelegt, zumal die Entschuldigung blieb, daß der große Zauberer in der Wilhelmstraße schon für die Wahrung unserer nationalen Interessen sorgen würde. Manche Bismarckische Unzulänglichkeit, besonders in der Colonialbewegung, wo er zum ersten Male nicht die treibende Kraft war, erklärt sich aus dieser Unthätigkeit seiner Diplomatie, der die selbstständige Arbeit abhanden gekommen war.

Seit 1890 kann man jedoch der deutschen Diplomatie nicht den schlimmen Vorwurf ersparen, daß sie einen bedenklichen Mangel an nationalem Gefühl fortgesetzt bekundet hat, der nur bei gewissen Handelsunternehmen scheinbar einer eifrigen Unterstützung gewichen ist. Leider sind aber die anatolische und die Bagdadbahn gar keine deutschen Veranstaltungen, mag auch die internationale „Deutsche Bank“ an deren Spitze stehen. Andererseits ist es kein Zufall, daß gerade in der Leitung fast sämmtlicher großer nationaler Verbände frühere Gesandte mit begeisterter Hingabe thätig sind. Der Mangel nationaler Empfindung trifft also nicht die einzelnen Personen, die vielfach aus amtlicher Rücksicht und nothgedrungener Aengstlichkeit ihr vaterländisches Gefühl im Dienste zurückgedrängt haben. Unter der Bismarckischen Geschäftsführung war diese übertriebene Vorsicht der Gesandten schon ein Fehler. Aber das kanzlerische Prestige ward im Ausland so mächtig, daß ernstliche nationale Schädigungen nicht eintraten. Leider hat Deutschland dieses unbestrittene Uebergewicht nicht kräftig genug ausgenutzt. Fiel doch sogar aus dem berufensten Munde das Wort von dem gesättigten Reich, dessen Grenzen noch lange nicht die nationalen Marken erreicht hatten. Das Alter des Kaisers und des Kanzlers waren an unserer Ruheseligkeit auf den schwer errungenen Lorbeeren schuld. Moltke blieb hingegen kriegerisch der thatenlustige Jüngling. Leider drang er 1875 mit der endgiltigen Abrechnung mit dem Erbfeind nicht durch und der verabschiedete Bismarck mußte noch das französisch-russische Bündniß erleben, dessen erfolgreiche Verhinderung sein letztes amtliches Lebenswerk gewesen war.

Seit Bismarck's Weggang ist ja auch thatsächlich nichts mehr gelungen. Die nothwendige Flottenvermehrung war eine Folge des Rücktritts des Reichskanzlers, der ohne Flotte unsere Schutzgebiete den Klauen des englischen Löwen entriß. Schwache Regierungen bedürfen eben stärkerer Rüstungen. Statt mit Festigkeit unsere nationale Würde, besonders bei den amerikanischen Zwischendeckern, zu wahren und gelegentlich nach Fridericianischem Muster auf die hinter ihnen stehende stärkste Landmacht der Welt hinzuweisen, erschöpfen sich unsere Diplomaten in Liebenswürdigkeiten, die ihnen in Berlin noch hoch angerechnet werden, mag auch der deutsche Michel die Haltung des Washingtoner Botschafters mindestens eigenartig finden. Im Auslande sieht man in solchem Gebahren kein Zeichen der Stärke. Je schwächer aber die auswärtige Leitung eines Staates ist, um so eifriger müssen deren Vertreter in der Fremde im gewöhnlichen Geschäftsgang die nationalen Interessen wahren und dadurch den Zickzackkurs und die mangelnde Thatkraft der Regierung in deren verderblichen Folgen auszugleichen suchen.

Das deutsche Erbübel der Ausländerei läßt jedoch auch der Diplomat nicht vermissen, dessen heimathloses Leben diesen schlimmen Hang noch vermehrt. Das Verständniß für die nationalen Erfordernisse des Vaterlandes schwindet bei dieser Fremdenliebe und Auslandsfurcht immer mehr und konnte daher die Zurückdrängung des Reiches aus seiner Bismarckischen Vormachtsstellung nur das Ergebniß der wenig muthigen Begrenzung unserer Ansprüche auf die Festlandslage sein, die wohl früher genügen durfte. Aber jeder Zeitabschnitt stellt neue Anforderungen und wir leben noch in den allzu häufig und geräuschvoll gefeierten stolzen Erinnerungen, die nicht unser Werk sind. Daher leistet gerade die deutsche

*) Die Kenntniß des Völkerrechts ist sonst der Hauptgegenstand des Wissens für die auswärtigen Beamten, denen aber solche interessanten Rechtsfälle kaum zugänglich gemacht werden dürften. Trotz des französischen Standpunktes ist Bonfils, Lehrbuch des Völkerrechts, übersetzt von Dr. Grah, Berlin 1904, Heymann's Verlag, wohl die reichhaltigste Sammlung für Rechtsbeflissene und angehende Diplomaten, die freilich schon vorher den Stoff beherrschen sollten. Der Mangel eines eigenen Lehrganges erzeugt gerade auf diesem Gebiete Lücken des Wissens, die selbst noch in der regierenden Ministerialinstanz anzutreffen sind, obwohl diese Rechtskunde zum Handwerkszeug des auswärtigen Dienstes gehört.

Diplomatie in nationalen Dingen weniger als irgend eine andere, obwohl ein thatkräftiges Vorgehen jetzt einen sicheren und tapfern Widerhall im Lande finden würde, wenn man nicht das feige internationale Händlerthum für die Auslese des Volkes hält. Aber das goldene Kalb zählt in der Diplomatie sicherlich aufrichtige Anbeter, was manches undeutsche Verhalten erklärt.

Die wirkliche hohe Politik ist jedoch zugleich die wahre nationale Staatskunst, zumal dynastische Fragen immer mehr in den Hintergrund treten, freilich leider am wenigsten bei uns. Nur die deutsche Politik ist noch so rückständig und auch erst wieder seit Bismarck's Weggang. Nicht nur englische Damen deutschen Geblütes, auch der lustige bisherige Prinz von Wales übten einen deutlich erkennbaren Einfluß auf unsere Politik aus. Mindestens hätten sich aber unsere Diplomaten solcher unzulässiger Einwirkung entziehen und vor Ausführung schädlicher Weisungen in Berlin vorstellig werden sollen, wo man doch nicht die Absicht haben konnte, aus dynastischen Gründen Deutschlands Vormachtsstellung zu untergraben und dessen bisherige zielbewußte Staatslenkung in bedenklicher Weise vom rechten Wege abirren zu lassen.

Sicherlich machen sich auf dem auswärtigen Gebiete der Reichssteuerung leichter unverantwortliche, verderbliche Einmischungen geltend, obwohl gerade der Reichskanzler als Fachmann hier seine Kraft besser und ohne Störung durch parlamentarische Zugeständnisse einsetzen kann. Mangels eines Bismarck'schen Genies, das man nicht voraussetzen darf, ist dann um so dringender die Unterstützung durch sachkundige und erfahrene Mitarbeiter des auswärtigen Dienstes geboten. Ohne außergewöhnliche Begabung müssen sie wenigstens die Lage durch ihre Vorbildung und ihren Scharfblick beherrschen, der auch geübt werden kann. Der Mangel dieser Erfordernisse erklärt das Versagen des auswärtigen Dienstes, selbst in Fragen der inneren Politik, wie der anscheinend absichtlich verzögerte Abschluß der Handelsverträge beweist, deren Behandlung beinahe die Geschicklichkeit unserer Diplomatie bezweifeln läßt, auch wenn vielleicht andere Ursachen in der ablehnenden Haltung anderer Reichsstellen zu suchen sind.

Die Angriffe auf die Diplomatie sucht sie selbst gewöhnlich mit überlegener Miene durch Geheimnißkrämerei zu entkräften, da freilich ohne Aktenkenntniß ein sicheres Urtheil nicht abzugeben ist und die jeweiligen Verhandlungen nicht vor der Oeffentlichkeit geführt werden können. Wer aber in das diplomatische Getriebe geschaut hat, weiß auch, daß man mit diesem Einwand die eigne Unthätigkeit und Unzulänglichkeit beschönigt. Der größte deutsche Diplomat gebrauchte die rücksichtslose Offenheit als stärkstes Mittel, wenn er auch die Vorbereitung zu seinen Schachzügen geheim traf. Wir sind aber jetzt allzu geschäftig, jedoch bloß äußerlich. Die innere Arbeit nach großen Gesichtspunkten und der thatkräftige Wagemuth sind uns fremd geworden. Alle anderen Weltmächte haben ohne ängstliches Zagen ihren Besitz in großartigster Weise gewahrt und ihr Einflußgebiet weit vorgeschoben, wir sind auf die Stufe von Oesterreich und Italien herabgesunken, ja selbst im Morgenland hinter diese Staaten zurückgetreten und haben uns selbst in unseren unbedeutenden Colonien als untauglich erwiesen. Diese Thatsachen sind aber unserer auswärtigen Politik in's Schuldbuch zu schreiben. Versagen die Leiter, so ist es schon schlimm. Indessen die ausführenden Stellen haben auch nirgends Geschick gezeigt. Der tüchtigste Botschafter aus der Bismarckschen Zeit vertrauert in Madrid sein Leben, als ob wir sonst Ueberfluß an tüchtigen Kräften hätten. Wir wollen uns jedoch wenigstens einen verständigen Nachwuchs erziehen, der die Fehler der Gegenwart wieder möglichst ausmerzen soll.

Das Dienstzeugniß.

Von Kreisgerichtsrath Dr. Benno Hilse (Berlin).

Es ist ein alter Erfahrungssatz, daß bei allen ihren Handlungen die Frauen sich mehr von ihrem Gefühl als von der gebotenen Rücksichtnahme auf ihre Mitbürger leiten lassen und daß ihr Rechtsbewußtsein recht häufig von demjenigen abweicht, was durch die Gesetze als geltendes Recht aufgestellt wurde. Eine längst verstorbene Frauenrechtlerin, die Docentin der Rechte an der Universität Zürich Frau Dr. Kempin, brach seiner Zeit zwar eine Lanze für den klaren Verstand, das richtige Urtheil und das strenge Pflichtgefühl der Frau, welche bestrebt sei, sich die umfassendsten Kenntnisse auf denjenigen Gebieten anzueignen, welche sie beherrschen müsse, um die ihr zugewiesene Aufgabe in der bürgerlichen Gesellschaft gewissenhaft erfüllen zu können. Leider widerfuhr ihr das Mißgeschick hierbei, daß in dieser Vertheidigungsschrift sie eine grundlegende Rechtsregel gerade in dem entgegengesetzten Sinne auslegte, als wie der gesetzgeberische Wille aus deren klaren und unzweideutigen Wortlaute hervorging. Der Uebereifer für die gute Sache einer Vertretung der Frauenrechte verleitete sie, das von ihr angestrebte als bereits geltendes Recht hinzustellen. Was ihr, der Rechtsgelehrtin, begegnet, ist alltäglich bei den Vertreterinnen des weiblichen Geschlechtes anzutreffen, wenn ihr gutes Herz in Collision mit ihrem Pflichtgefühle kommt, aber sie sich bewußt werden, daß sie von einem Anderen Schaden abwenden und ihm nutzen können, wenn sie dem Herzen mehr als dem Verstande folgen. Den schlagendsten Beleg hierfür liefert die Hausfrau in ihrem Verhältniß als Dienstherrin zu ihrem Gesinde. Leidenschaft gebietet ihr oftmals, dem abziehenden Gesinde Dienstzeugnisse auszustellen, welche dessen schwachen Seiten stärker auftragen, als sie es in Wirklichkeit sind; weit öfter aber Gutmüthigkeit dessen Schattenseiten ganz fortzulassen und nur die Lichtseiten glanzvoll auszugestalten. Bisweilen werden sie dabei weniger durch die Rücksichtnahme auf den abziehenden Dienstboten, als durch den Hintergedanken geleitet, da sie durch ihren Dienstvorgänger hineingelegt seien, könne auch ihr Dienstnachfolger sich versuchen und hineinfallen. Daß sie dabei unrecht handeln, vergegenwärtigen sie sich nicht, aber noch weniger, daß daraus für sie Straffolgen entstehen und erhebliche Vermögensnachtheile sie bedrohen. Nach jeder Richtung hin sie aufzuklären, erscheint deßhalb als ein zweckdienliches Beginnen, welchem Rechnung zu tragen eine dankenswerthe Aufgabe ist.

Bei Abschluß eines Dienstvertrages pflegt jede Hausfrau sich das Dienstbuch des stellensuchenden Gesindes vorlegen zu lassen, von den darin befindlichen Dienstzeugnissen Kenntniß zu nehmen und daraufhin sich über dessen Miethen schlüssig zu machen. In Folge dessen pflegt sie bei dem Abzuge auch ein Zeugniß in das Dienstbuch einzutragen. Ueber den Zweck des Letzteren kann sie sonach eigentlich nicht im Unklaren sein, da sie sich doch selbst sagen muß, gleich ihr werde auch die neue Dienstherrschaft von der Voraussetzung ausgehen, das Gesinde sei wahrheitsgemäß gekennzeichnet, und daraufhin dasselbe als für sich passend erachten. Und dennoch nimmt in der überwiegenden Mehrzahl von Fällen sie dies nicht so genau, schreibt vielmehr hinein, was ihr beliebt oder um was sie das abziehende Gesinde bittet, darin gar keine unerlaubte Handlung erblickend. In Wirklichkeit werden dadurch aber die Begriffsmerkmale des Entstellens der Wahrheit zu dem Zwecke erfüllt, einem Anderen wider besseres Wissen das Erlangen des Vermögensvortheils einer neuen Dienststellung zu verschaffen. Solches ist eine strafbare Handlung. Und aus dieser entspringen leicht schwerwiegende Ersatzverbindlichkeiten. Es gebieten nämlich die zufolge Art. 95 des Einf.-G. z. B. G. B. noch fortgeltenden Gesinde-Ordnungen für die altländischen Provinzen vom 8. November 1810, für die Rheinprovinz vom 19. August 1844

und für Neu-Vorpommern vom 11. April 1845 übereinstimmend in den §§ 171 bezw. 43 und 165, daß bei dem Abschiede die Herrschaft dem Gesinde einen schriftlichen Abschied und ein der Wahrheit gemäßes Zeugniß über seine geleisteten Dienste zu ertheilen schuldig ist. In die Stelle dieses Abschiedes ist auf Grund der Verord. vom 29. September 1846 das in das Gesindedienstbuch einzutragende Dienstzeugniß getreten, welches auszustellen gemäß dessen § 5 die Herrschaft sich nicht weigern darf. Eine Herrschaft, welche dem Gesinde, das sich grober Laster oder Veruntreuungen schuldig gemacht hat, das Gegentheil wider besseres Wissen bezeugt, muß (§ 174 Ges.-Ord., § 823 B. G. B.) für allen daraus einem Dritten entstehenden Schaden haften; es kann also die folgende Herrschaft (§ 175 Ges.-Ord.) sich an ihr wegen des derselben durch solche Laster oder Veruntreuungen des Dienstboten verursachten Nachtheils halten. In die Sprachweise des gewöhnlichen Lebens übertragen, hat also die alte Herrschaft der neuen alles dasjenige zu ersetzen, was diese dafür aufzuwenden hatte, um die durch das wahrheitswidrig günstig beleumundete, in Wirklichkeit aber untaugliche, Gesinde ihr verursachten Nachtheile abzuwenden. Ein Gesinde, welches unvorsichtig mit Licht umgeht, heimliche Besuche empfängt, sittlichen Verirrungen huldigt, unehrlich, übermäßig ungeschickt, gegen Kinder unfreundlich oder unaufmerksam ist, muß in diesen ungünstigen Eigenschaften gekennzeichnet werden, widrigenfalls als geringster Nachtheil die Gefahr entsteht, der neuen Herrschaft das Miethsgeld und die Vermittelungsgebühr zurückzuerstatten, welche Letztere in Folge dieses Gesindes zwecklos gezahlt hat. Die Thatsache, daß eine Herrschaft, welche wahrheitswidrige Dienstzeugnisse ausstellt (§ 176 Ges.-Ord.), mit einer Geldstrafe von 3 bis 15 Mk. bedroht wird, setzt außer aller Frage, daß das Gesinde kein Recht hat, die Annahme eines ihm ungünstigen wahrheitsgetreuen Dienstzeugnisses abzulehnen, in Sonderheit demselben auch nicht die Rechtsregel des § 630 B. G. B. zu Statten kommt, wonach in das Belieben des Dienstverpflichteten gesetzt wird, ob das Dienstzeugniß sich auf die Leistungen und Führung im Dienste erstrecken soll.

Nun ist aber auch der Fall nicht selten, daß eine Dienstherrin in übler Laune über den ihr aufgedrängten Dienstwechsel dem abziehenden Gesinde ein minderguter Zeugniß ausstellt, als es verdient hat, um ihm das Erlangen einer neuen Stellung zu erschweren. Auch dem ist vorsorglich Seitens des Gesetzgebers vorgebeugt. Denn werden dem Gesinde in dem Abschiede Beschuldigungen zur Last gelegt, die sein weiteres Fortkommen hindern würden, so kann es (§ 172 Ges.-Ord.) auf polizeiliche Untersuchung antragen und muß (§ 173), wenn die Beschuldigung unbegründet befunden, die Obrigkeit dem Gesinde ein anderes Dienstzeugniß auf Kosten der Herrschaft ausfertigen lassen, dieser auch fernere üble Nachreden bei namhafter Geldstrafe untersagen. Dies bedeutet, daß auch außerhalb des Dienstbuches der Dienstherrin versagt bleibt, wider besseres Wissen über das Gesinde ungünstige Angaben zu verbreiten, in Sonderheit der sie darum befragenden neuen Dienstherrin gegenüber solches übel zu beleumunden. Ein derartiges, von dem Gesetzgeber gemißbilligtes Vorgehen macht sie (§ 823, Abs. 2 B. G. B., § 97 Ges.-Ord) dem durch sie gekränkten Gesinde schadensersatzpflichtig, d. h. sie muß demselben für die Zeit, während welcher es einen neuen Dienst dieserhalb nicht erhalten kann, für diejenigen Aufwendungen aufkommen, welche es zur Befriedigung seiner Lebensbedürfnisse nothwendiger Weise aufwenden mußte. In richtiger Erkenntniß der Thatsache, daß mit fortschreitendem Alter und auf Grund gemachter böser Erfahrungen sich Jemand im Laufe der Zeiten in seinen Charaktereigenschaften verändern, in Sonderheit ihn früher behaftende Fehler ablegen kann, wird (§ 8 der Verord. vom 29. September 1846) der Polizei die Befugniß beigelegt, auf Ansuchen des Gesindes demselben ein neues Dienstbuch auszustellen, wenn der Dienstbote nachzuweisen vermag, daß er sich während zweier Jahre nachher tadellos und vorwurfsfrei geführt hat, um die durch die eingetragenen ungünstigen Zeugnisse bereiteten Erschwernisse in seinem weiteren Fortkommen von ihm abzuwenden. Während die Verfolgung der vermögensrechtlichen Entschädigungsansprüche der neuen Dienstherrschaft bezw. des Gesindes im ordentlichen Rechtswege erfolgt, gehören die Anträge auf Abänderung des Dienstzeugnisses und Ausstellen des neuen Dienstbuches zur Zuständigkeit der Verwaltungsbehörden, sind also im Verwaltungs-Beschwerde- bezw. Streitverfahren geltend zu machen.

Literatur und Kunst.

Wilhelm von Polenz als Lyriker.

Von Dr. Heinrich Ilgenstein (Berlin).

Als im November des verflossenen Jahres die traurige Kunde von dem unerwarteten Ableben des noch im besten Mannesalter stehenden Dichters Wilhelm von Polenz kam, habe ich an dieser Stelle einen Ueberblick seines dichterischen Schaffens zu geben versucht, der hauptsächlich seinem Hauptwerke, dem „Büttnerbauer", galt.*) Inzwischen ist der Nachlaß des uns zu früh entrissenen Dichters gesichtigt und mit einem Gedichtband „Erntezeit"**) zum Theil veröffentlicht worden. Der Plan zu diesem jetzt von dem Bruder herausgegebenen Buche war schon im Frühjahr 1901 in Polenz herangereift. Die Kenner der Polenz'schen größeren Dichtungen, die überall den echten Epiker verrathen und bei starkem und warmem Empfinden doch sehr selten lyrische Weichheit in der Diction aufweisen, hätten von ihm wohl alles Andere als einen Band lyrischer Gedichte erwartet. Polenz selbst schreibt in einem jener Zeit entstammenden psychologisch nicht uninteressanten Briefe: „Ich werde wohl lange zu diesem Buche brauchen, vielleicht Jahre. Und wer weiß, wie und wann ich es dann publicire ... Gewisse Gefühle und Bekenntnisse schreien nach der lyrischen Form, nach der großen lyrischen Form ... ... Merkwürdig, ich wußte es ganz genau, daß ich noch 'mal Verse machen würde, nachdem ich es so lange ganz unterlassen. Nun ist es mit einem Male mit solcher Gewalt über mich gekommen; so ganz anders, als ich sonst dichte ..." Der Dichter war vierzig Jahre alt, als er diese Zeilen schrieb, und es ist gewiß merkwürdig, daß er erst jetzt und gerade erst, nachdem die Jünglingsjahre schon eine Spanne von Zeit hinter ihm liegen, den Weg zur lyrischen Form findet. Aehnlich wie Gottfried Keller hatte auch Polenz ein besonders großes Maß von Selbstkritik, eine Eigenschaft, die man unseren anderen modernen Dichtern wohl nur sehr selten zum Vorwurf machen kann. Unseren naturfremden modernen Kaffeehauslyrikern ewig unverständlich, für Polenz aber durchaus bezeichnend ist auch folgende Stelle in dem eben erwähnten Briefe: „Ich bin so glücklich, daß ich gewartet habe. Ueberhaupt sehe ich mehr und mehr ein, wie glücklich ich bin, auch darin glücklich, daß ich mich so spät entwickele, daß ich langsam reife, daß auch der Erfolg langsam zu mir kommt, und daß ich so in die Tiefe leben darf." Dem Buche war nach dem weitausschauenden Plan vom Jahre 1901, der in einem Anhang des Gedichtbüchleins beigegeben ist, der Titel „Der Liebe Todesspiegel" zugedacht. Später trat — offenbar

*) Vgl. Jahrgang 32 der „Gegenwart" Nr. 48.
**) „Erntezeit" von Wilhelm v. Polenz, Berlin, F. Fontane & Co.

gleichzeitig mit der Conception des vom Bruder an erster Stelle abgedruckten Gedichtes „Ernte" der Gesammttitel „Erntezeit" an dessen Stelle. Auch das dem Bande vorausgestellte Motto „Reif sein ist Alles" scheint dieser letzten Zeit zu entstammen.

Dieser Gedichtband enthält übrigens nicht die ersten von Polenz veröffentlichten Gedichte. Schon vor jetzt zehn Jahren hatte er seinem „Dem Grünen Deutschland" gewidmeten Novellenband „Karline", dessen prächtige, Gerhard Hauptmann zugeeignete Titelnovelle künstlerisch besonders bedeutsam ist, eine Reihe von Gedichten beigegeben, die Polenz nicht gerade das Zeugniß eines begabten Lyrikers ausstellen. Das erste Gedicht dieser kleinen Sammlung drückt neben der Bewunderung für den Humanisten Hutten gleichzeitig das ethische Arbeitsprogramm Polenz' aus. Die beiden letzten Verse lauten:

Ingrimmig hassest Du die Dunkelleute.
Hei! Ihnen galt Dein pfeilgespitzter Hohn.
Wie folgte kläffend Dir die Pfaffenmeute;
Nur heller schmettert Deines Weckrufs Ton.
Und wo Du zielst, Du triffst Dir sichere Beute,
Des neuen Geistes ein gelahrter Sohn.
O Hutten, auch in unsern hellen Tagen,
Du fändest noch genug solch' Wild zu jagen.

Dir herrlicher, fühl' ich verwandtes Streben!
Auch ich entstamme einem edlen Haus.
Mir ward, gleich Dir, zur Hand das Schwert gegeben,
Ich aber sah mir andere Waffen aus.
„Es ist Jahrhundert, Lust, in Dir zu leben!"
Ich ruf's wie Du aus großer Zeit hinaus,
O Hutten, Deine ritterlichen Manen,
Sie winken mir zu sternenhohen Bahnen.

Für Polenz höchst charakteristisch ist auch die wohl aus inneren Gründen gerade Richard Dehmel gewidmete größere Dichtung „Freiheit", die sich in demselben Bande befindet und die auf die Frage, was eigentlich dieser so oft mißbrauchte Begriff darstellt, schließlich die folgende Antwort giebt:

Die Freiheit ist in keinem Land der Welt,
Die Freiheit wohnt im Menschen und heißt Selbstzucht.

Man sieht: Polenz hält es mit der Freiheit, von der Goethe, mit dem er ja auch in der Darstellung die Neigung zum ausgesprochen Typischen gemein hat, sagt:

Und das Gesetz nur kann uns Freiheit geben.

Auffallend bei den in diesem Buche befindlichen Gedichten ist übrigens neben der stark erzieherischen Tendenz, die fast in jedem Stück zum Ausdruck kommt, ein gewisser Mangel an lyrischem Schmelz und an der echten Lyrikern wie Goethe, Mörike und Heine stets eigenen Weichheit in der Linienführung. Das Aeußere, Musikalische ist oft herbe bis zur Härte. Inhaltlich oft von großer Schönheit und warmem Empfinden halten sie, was die Form betrifft, einen Vergleich mit unseren großen modernen Lyrikern wie Gustav Falke und Liliencron nicht aus. Anders ist das mit dem in den Eingangs erwähnten soeben erschienenen Bande „Erntezeit". Er enthält neben manchem Mittelmäßigen einige künstlerisch hochbedeutsame Stücke, die es uns nur allzu sehr zum Bewußtsein bringen, wen wir in dem so früh Dahingeschiedenen verloren haben. Wie seine großen epischen Dichtungen haben auch diese Gaben fast immer landschaftlichen Hintergrund. Alles ist ihnen auf das Natürliche gestellt. Die Natur ist seine Sehnsucht, sein Besitz und seine Religion. Als echtes Naturkind glaubt Polenz auch nicht an ein lediglich auf Freundschaft gegründetes Verhältniß zwischen Mann und Weib:

Es giebt nicht Freundschaft zwischen Mann und Weib,
Wohl giebt's ein ewiges Finden und Sich-Lassen,
Ein heiß Umwerben und ein wildes Hassen,
Ein trunkenes Sehnen und ernüchtert Fassen.
Es giebt ein brünstig lahendes Umschlingen,
Ein schwermuthsvolles Ineinanderbringen,
Ein bitteres sich Ergeben, rohes Zwingen:
Doch nimmer giebt es Freundschaft zwischen Weib und Mann.

Der verfeinerte Civilisationsmensch wird sich vielleicht gegen die Auffassung, die hier Polenz zum Ausdruck bringt, auflehnen. Gerade Menschen von höherer Bildung werden an die Freundschaft zwischen Mann und Weib glauben. — Und weßhalb sollten wir auch nicht? Unter allen Compromissen, die wir täglich als Kinder der Civilisation schließen, ist dieser ja sicherlich der edelste. Bei aller Begeisterung für die Natur, die in dem Mensch unserer Zeit noch lebt, läßt sich eben wohl eines sagen: Wir lieben die Natur, aber wir haben längst verlernt ihre unumschränkte Herrschaft anzuerkennen und wirklich an sie zu glauben. Im besten Falle haben wir ein indirectes Verhältniß zu ihr. Denn nur auf diesem baut sich ein lediglich auf Freundschaft gegründetes Verhältniß zwischen Mann und Weib auf. Die Geschichte der Menschheitsentwickelung ist ein in's Riesenhafte wachsendes Capital, dessen Zinsen innere Armuth und Unnatur sind, und wir sind die Erben.

Das schönste Gedicht der ganzen Sammlung möge für sich selbst sprechen.

Erinnerst Du Dich:
Wir gingen
Nach jenem Berge!
Einmal wolltest Du
Seinen Gipfel ersteigen,
Einmal
Allein mit mir!

Wie wurden wir still,
Als wir schritten,
Wir Zwei allein
Durch den Abend!
Es weiteten sich
Unsere Herzen.

Alles Kleine
Fiel ab van uns.
Wie wurde das Schweigen
Zu uns, um uns
Beredt und geheiligt!

Ueber uns der Himmel
Roth durchglüht

Flammte auf,
Ein Freudenfanal.
Zu unseren Füßen
Die Welt
Ward grau.

So standen wir Zweie,
Die ersten Menschen!
Adam — — Eva.
Wir sahen uns an,
Sah'n, daß wir bekleidet;
Schämten uns —
Der armen Kleider.

Da legte Gott selbst
Freundlich lächelnd,
Mit goldigem Finger
Um unsere Schultern
Den Purpurmantel,
Den Königsmantel,
Seines Abendroth's.

Echt poetische, doch immer keusch bleibende Sinnlichkeit durchwärmt dieses Gedicht. E' ie stolze, fast specifisch nordische Schönheit lebt in ihm. Uebe dem Ganzen liegt es wie ein herber Reif und doch stört nirgends eine Härte in der Diction. Das Naturgefühl des Dichters zeigt eine glänzende Bildlichkeit und trotz der herben Zurückhaltung strömen Menschen und Natur hier eine Wärme aus, die von ungebrochener Kraft und innerlicher Gesundheit genährt wird.

Diese Herbheit des Styles giebt auch den anderen Gedichten des Bandes ihr Gepräge Gerade in seinen lyrischen Dichtungen zeigt sich Polenz so recht als der Dichter von specifisch männlichen Empfinden, wie wir ihn im „Büttnerbauer" und seinen anderen großen epischen Dichtungen kennen gelernt haben. Er gehört in dieser Hinsicht in die Reihe der Dichter wie Otto Ludwig und Hebbel. War der Epiker Polenz übrigens von oft erfrischendem Humor, so fällt bei seinen lyrischen Gaben durchweg ein gewisser fast schwerer Ernst auf. Sonnige Heiterkeit findet sich nie oder sehr selten in seinen Gedichten. — Polenz' Bedeutung würde ein Unkundiger aus diesem Gedichtsband trotz einzelner prächtiger Stücke wohl kaum erkennen. Ebenso steht es mit seinen Dramen, von denen eigentlich nur die ergreifende Partien aufweisende Dorftragödie „Junker und Fröhner" poetisch bedeutend ist.

Die Bedeutung Polenz' liegt in seinen Romanen, insbesondere im „Büttnerbauer". Der Epiker Polenz nimmt, wenn man sein Schaffen überschaut, einen ganz eigenartigen Platz in der modernen Literaturgeschichte der Deutschen ein. Er füllt gewissermaßen eine Lücke aus, denn er ist bei uns Deutschen der erste socialpolitische Erzähler mit künstlerischen Qualitäten gewesen.

Man wird nämlich Eines zugeben müssen: Erzähler von der inneren Kraft und der ausgesprochenen Eigenart, wie sie die Russen in Dostojewski und Tolstoi, die Franzosen in Flaubert und Zola aufzuweisen haben, sind unserer Literatur bis jetzt versagt geblieben. Wir können diese Wahrheit anerkennen und trotzdem auf die Entwickelung des deutschen Romans von Goethe's „Wilhelm Meister" bis zu den wenigen bedeutenden deutschen Erzählern unserer Tage stolz sein. Gottfried Keller's „Grüner Heinrich", Freitag's „Soll und Haben", Theodor Fontane's beste Romane und die Erzählungen Theodor Storm's sind Schöpfungen, die alle Merkmale wirklicher Kunstwerke haben und manches heute zu Unrecht Gepriesene weit überdauern werden. Der kunstverständige Russe oder Franzose wird indessen die große Liebe, die wir heute noch immer diesen Dichtern entgegenbringen, nicht ganz verstehen. Uns sind ihre Werke unendlich werthvolle Spiegelbilder des deutschen Lebens und unseres deutschen Vaterlandes; der Boden unserer Heimath ist uns, auch da, wo er einfach bis zur Prosa sein mag, theurer als die Fremde, selbst wenn dort die Schönheit der Natur in's Erhabene wächst. Ohne irgendwie Fremdencultus zu treiben, wird man indessen zugeben, daß uns Erzähler großen Styls, wie sie die Russen, die Franzosen und auch die Skandinavier in letzter Zeit aufzuweisen haben, noch nicht erstanden sind. Der deutsche Erzähler empfindet vorwiegend lyrisch. Sein Element ist das Intime, das Landschaftliche, die Stimmung. Unsere deutschen Erzähler haben daher selten, wie etwa Tolstoi und Zola, Werke von wirklich internationaler Bedeutung geschaffen. Es fehlt der Zug in's Universelle und vor Allem der weite Hintergrund des Socialen. Keller, Storm, Freytag, Fontane wußten bei aller Feinheit und Poesie den erschütternden Formen des wirklichen Lebens und des von der Menschheit täglich geleisteten Kampfes einen starken dichterischen Ausdruck noch nicht zu geben.

Inzwischen sind vom Auslande große Eindrücke gekommen, und die moderne Generation der deutschen Erzähler steht offenbar stark unter dem Einfluß Zola's, Maupassant's und Tolstoi's.

Aber es giebt nur wenige deutsche Werke neuerer Zeit, die wir den großen socialpolitischen Erzählungen der Franzosen und Russen wirklich an die Seite stellen können. Unter diesen Erzählungen gebührt Polenz' „Büttnerbauer" die erste Stelle. — Dies wird man nicht vergessen dürfen, wenn man ihm gerecht werden will.

Von der epischen Objectivität.

Von Dr. Georg Leyh (Berlin).

Spielhagen hat in einer Reihe von Schriften in umständlicher Breite und ohne Wiederholungen zu scheuen die Forderung von der Nothwendigkeit der dichterischen Objectivität für den Roman aufgestellt und hat erreicht, daß diese Frage actuell geworden, daß die Theorie der Erzählung überhaupt in Fluß gekommen ist, aber auf eine methodische und principielle Behandlung der Frage hat er sich nicht eingelassen, er zieht immer nur einige Hauptformen der Subjectivität an, um sie zu verurtheilen, vor allem die directe Characteristik und die Reflexionen des Autors, und ohne jemals einen Versuch zu machen, die vielen Schattirungen und den Werth der subjectiven Formen aufzuzeigen, was für ihn als Practiker nahe gelegen hätte, kommt er unermüdlich auf die leitende Forderung zurück: der Dichter stehe nur durch sein Werk mit dem Publicum in Rapport, und habe mit dem Leser direct schlechterdings nichts zu schaffen, Poesie könne nur durch die Phantasie auf die Phantasie wirken, könne nur handelnde Gestalten schaffen, aber nicht über die Gestalten und Handlungen reflectiren, das einzige und allein legitime dichterische Mittel sei, daß der Dichter die Menschen sich selbst darstellen lasse, indem er sie in Bewegung, d. h. in Handlung bringe, wo sie dann durch ihr Thun und Lassen, ihr Reden und ihr Schweigen, ihr natürliches Wesen offenbaren müssen, jede Einmischung des Dichters sei gleichbedeutend mit einer zeitweisen Aufhebung des dichterischen Geschäftes, da sie ein Ausschalten der Phantasie hinüber und herüber bedinge. Für diese Sätze hat Spielhagen niemals versucht, einen Beweis beizubringen, er sagt, sie ständen so fest wie nur irgend welche Grundsätze der Mathematik, es seien ästhetische Fundamentalsätze.

Es braucht kaum gesagt zu werden, wie wichtig dieser Begriff der epischen Objectivität ist. Zwar wird man ihn nicht überschätzen, wie es zweifellos Spielhagen thut, es ist ein rein technischer Begriff und seine stricteste Beobachtung wird nur ein technisch vollendetes Werk hervorbringen, das noch weit davon entfernt sein kann, ein poetisches Werk zu sein; alle dichterischen Formen können äußerlich objectiv gedeckt sein und daneben kann, wie sich vielleicht gerade an Spielhagen selbst nachweisen läßt, der stärkste Mangel an innerer Objectivität einhergehen und auf diese kommt es doch allein an, auf den Gehalt, auf die dichterische Potenz, auf die Leben- und Gestalten schaffende Kraft, die sich in dem Werke ausspricht; aber dieses Maß der inneren Objectivität festzustellen, dafür hat sich noch keine wissenschaftliche Methode gefunden und hier wird immer noch die temperamentvolle Kritik, hinter der eine Persönlichkeit steht, frei schalten und walten können: die Theorie der Erzählung wird von formalen Gesichtspunkten ausgehen müssen und deßhalb kommt dem Begriff der äußeren Objectivität eine gewisse Bedeutung zu. Auf ihn zielt offenbar Dilthey ab, wenn er sagt, daß die Einsicht sich erst Bahn brechen müsse, daß die Prosa ebenso eine strenge Kunstform ermögliche wie die metrische Form, und daß die Theorie des Romans die uns heute zunächst liegende, die praktisch weitaus bedeutendste Einzelaufgabe der Poetik sei; mit Recht bringt Spielhagen die Aeußerung Schiller's, die Form des „Meisters" wie überhaupt jede Romanform sei schlechterdings nicht poetisch, sie liege ganz nur im Gebiete des Verstandes, in Zusammenhang mit dem Mangel an äußerer Objectivität, der dem Roman anzuhaften pflegt; und Scherer hält die Frage, wie weit der erzählende Dichter mit seinem persönlichen Wissen von den Dingen und Personen die er darstellt, hervortreten dürfe aber wie weit er diese Dinge und Personen sich selbst darstellen lassen müsse, für die Cardinalfrage der epischen Technik. Aber in bewußtem Gegensatz zu Spielhagen hat Scherer die Nothwendigkeit jener äußeren Objectivität bestritten und er ist weiter gegangen, er hat geradezu die Berechtigung der Einmischung des Dichters in sein Werk nachweisen zu können geglaubt: diese Ansicht verlohnt sich bei der autoritativen Stellung, die Scherer vielfach noch einnimmt, einer kritischen Nachprüfung zu unterziehen.

Scherer geht zurück auf die beiden Grundfactoren der Erzählung, auf Erzähler und Publicum und ihr gegenseitiges Verhältniß und argumentirt dann weiterhin so: das alte Grundverhältniß sei, lebendige Rede, die Zuhörer im Kreise, der Redner spreche zu ihnen; daraus ergebe sich nun, daß die Forderung, der Redner, der Dichter der epischen Erzählung solle vollständig verschwinden, ungerechtfertigt, weil gegen die Wahrheit der Dinge sei; er rede ja, er wisse davon, es stehe bei ihm, was er uns mittheilen wolle, und weiter: „alles leise Lesen ist nur ein Surrogat für lebendiges Hören; der Schriftsteller müßte mitten unter uns stehen und uns erzählen. Wenn er aber ein guter Erzähler ist, so werden sich in seinen Mienen alle großen Wendungen der Geschichte spiegeln, und wenn wir uns daran erinnern, so werden wir bei den Thatsachen des Romans immer sein Gesicht vor uns sehen mit dem entsprechenden Ausdruck, ernst, feierlich, gerührt, bewegt, verzweifelt, aufathmend, von Schmerz verzerrt, oder voll

Freude leuchtend. Es wäre ganz unnatürlich, wenn der redende Erzähler sein Gesicht verhüllen oder künstlich unbewegt halten wollte. Warum soll nun der schreibende Erzähler sich stellen, als ob er nicht da wäre?" — Man wird der Wahrheit erheblich näher kommen, wenn man das Resultat der vorausgehenden Sätze in das Gegentheil verkehrt! Scherer war in dieser Frage keineswegs vorurtheilsfrei oder vielmehr ist er in seiner Vorurtheilslosigkeit so weit gegangen, daß ihm daraus ein Vorurtheil erwuchs; denn die sachlichen Forderungen von der Poetik fernzuhalten, war er grundsätzlich bestrebt, die inductive Poetik solle rein beschreiben, Spielhagen aber hatte die epische Objectivität als eine sachliche Forderung aufgestellt.

Stellen wir uns einen Augenblick mit Scherer auf den Standpunkt des Erzählers, der ein Publicum vor sich hat, so fragen wir, woher soll für ihn jene wunderliche Aufgeregtheit kommen und gar in jener reichen Scala von Empfindungen: ernst, feierlich, gerührt u. s. w., gerade wenn wir einen guten Erzähler annehmen? Wird nicht derjenige der Sache mehr dienen, der mit seiner Person im Hintergrund bleibt und die Sachen zu Wort kommen läßt, der nicht das Interesse seiner Hörer auf ein reiches Gesten- und Mienenspiel ablenkt? Gerade leise Schattirungen werden vielleicht wirksamer sein als starke Accente wie verzweifelt aufathmend u. s. w. Freilich läßt sich darüber wenig sagen, welche Art von Erzählungsvortrag sich als die uns gemäße herausbilden würde, da die berufsmäßigen Erzähler fehlen und wir können uns auch nicht vorstellen, wie die großen Epen, von Sängern vorgetragen, geklungen haben. Für die öffentlichen Erzähler im Süden wird uns allerdings mehrfach bezeugt, daß sie ihre Erzählung mit lebhaften Gesten zu begleiten pflegen, ja daß die Erzählung bisweilen in mimische Darstellung des Erzählten überspringe. In der Theorie aber hat man sich ziemlich einstimmig gegen die dramatische Art des Erzählens ausgesprochen. Das Medium des Erzählers bringe es mit sich, daß die Empfindungen als vermittelt schon eine gewisse Abgekühltheit haben, versichert Otto Ludwig; Fr. Vischer sagt, das Ich des Erzählers schwebe ruhig betrachtend über den Dingen u. s. w., er spricht von der epischen Grundstimmung der contemplativen Ruhe; unabhängig von einander haben Goethe und W. v. Humboldt für die Thatsachen der Erzählung im Unterschied von denen des Dramas den Begriff des Vergangenseins als wesentlich gefunden, aus dem die Ruhe des Vortrags sich von selbst ergebe, die vergangene Zeit erlaube Klarheit, Freiheit, Gleichgiltigkeit, die gegenwärtige bringe Erwartung, Ungeduld, pathologisches Interesse hervor und selbst bei dem Kampfe Hektors und Achilles empfinden wir „auch noch völlig unbekannt mit der Begebenheit, nur die sanfte Schwermuth, in die uns eine traurige Vergangenheit versenkt, wenn die Erinnerung sie wieder zurückruft"; Goethe umgiebt den Rhapsoden mit einem ruhig horchenden Kreis, den Mimen mit einem ungeduldig staunenden und hörenden, und der Rhapsode, der das vollkommen Vergangene vorträgt, „wird als ein weiser Mann erscheinen, der in ruhiger Besonnenheit das Geschehene übersieht; sein Vortrag wird dahin zwecken, die Zuhörer zu beruhigen, damit sie ihm gern und lange zuhören" und Schiller stimmt Goethe vollständig bei: „der Erzähler weiß schon am Anfang und in der Mitte das Ende und ihm ist folglich jeder Moment der Handlung gleichgeltend, und so behält er durchaus eine ruhige Freiheit." Daß der Erzähler mit ruhigem Behagen seine Bilder vor uns aufrolle, das hat man doch immer an den wahrhaft Großen in dieser Gattung gerühmt und der einzige Kleist dürfte als Zeuge für Scherer's Theorie des dramatischen Erzählens aufgerufen werden können; ja für Goethe, der doch auch von dem Grundverhältniß zwischen dem Rhapsoden und seinem Publicum ausgeht, um die Gesetze der Erzählung zu finden, sollte der Rhapsode am besten hinter einem Vorhang lesen und unsichtbar bleiben.

Aber, werden wir fragen, dürfen wir überhaupt von jenem Grundverhältniß ausgehen, das für uns gar keine Geltung mehr besitzt? Scherer pflegt sonst von der Gegenwart auszugehen und nach der Methode der wechselseitigen Erhellung sich aus ihr die Vergangenheit zu erschließen; hier sollen plötzlich aus längst vergangenen Thatsachen Forderungen für die Gegenwart abgeleitet werden! Von einem redenden Erzähler werden Forderungen abstrahirt, die ohne Weiteres auch für den schreibenden Erzähler verbindlich sein sollen! Zwar versichert auch Heyse gelegentlich in seinen „Erinnerungen" als das Naturgemäßeste sei es ihm stets erschienen, das, was man erzählen wolle, so vorzutragen, wie wenn man es Hörern mitzutheilen hätte, die einem in Person gegenüber säßen, aber wir sind doch in erster Linie Leser und wir haben das Recht zu fragen, wie kommt der Autor am besten den Forderungen des Lesers nach, in uns Lesern wird das dichterische Product wieder lebendig, wenn wir es in unserer Phantasie nachschaffen; muthet der Dichter dem Leser nicht einen Zwang zu, wenn dieser sich auf den Standpunkt des Schreibenden stellen soll — das ist die Kernfrage und nur eine Selbstanalyse des Lesers wird hier entscheiden können. Haben wir beim Lesen die Vorstellung eines Erzählers, können wir, wenn wir in den erwähnten Thatsachen leben, daneben noch den Gedanken an einen Erzähler aufrecht erhalten; werden wir „immer sein Gesicht vor uns sehen mit dem entsprechenden Ausdruck, ernst, feierlich ....?" — Ganz im Gegentheil! Diese Ansicht Scherer's ist reine Theorie; man mache den Versuch, auch nur eine Seite so zu lesen, als ob das Gelesene eben jetzt einer erzählte, der Versuch wird als ein unerträglicher Zwang erscheinen. Ein episches Gedicht ist für uns ein rein inneres Erlebniß, die Dinge ziehen an unserem inneren Auge vorüber, gerade so abgelöst vom Urheber wie die Geschehnisse im Drama vor unserem äußeren Auge und jenes Vorbeiziehen der inneren Bilder wird man am besten so beschreiben, wenn man sagt: es erzählt in uns; auf die Person eines Erzählers kann immer nur geschlossen werden, wir haben ihn über der Sache selbst völlig vergessen und in unserer Anschauung existirt er nicht. Genau so wie der bildende Künstler hinter seinem Werke nicht mehr sichtbar ist, genau so ist der Dichter gerade in den besterzählten Theilen seines Werkes verschwunden und wir haben keine dauernde Vorstellung von ihm in unserem Bewußtsein. Daraus allein folgt die Nothwendigkeit der äußeren Objectivität für das epische Gedicht, so weit es gelesen wird, denn ist der Dichter verschwunden, so bedeutet jede Erinnerung an ihn eine Störung der Illusion. Der Dichter als solcher gehört unserer realen Welt, gehört der Wirklichkeit an, sein Werk aber ist ein Product der Phantasie und existirt nur für und in der Phantasie. Man mag über das Wesen der Kunst sich noch so sehr streiten, das aber glaubt man doch recht bestimmt zu wissen, daß das Reich der Phantasie dem Reich der Wirklichkeit durchaus entgegengesetzt sei, daß eine absolute Kluft bestehe zwischen der Welt der Wirklichkeit und der Welt des Kunstwerks, die jeden Weg zwischen ihnen — jede Wechselwirkung völlig ausschließe, daß daher jede Einmischung eines Gedankens, der sich auf das bezieht, was außerhalb des Kunstwerks liegt, das eigentliche Wesen des Kunstwerks aufhebe (Th. Lipps) und es möge diese Grundthatsache auch noch jenes Document unter den ästhetischen Schriften der letzten Zeit bezeugen, das zugleich auf einen großen Künstler zurückgeht: Hildebrand sagt in seinem „Problem der Form", „so ist denn das Kunstwerk ein abgeschlossenes, für sich und in sich beruhendes Wirkungsganzes und stellt dieses als eine für sich bestehende Realität der Natur gegenüber". Eine Einmischung des Dichters, der der Welt der Wirklichkeit angehört, in sein Werk, das nur in der Phantasie Bestand hat, bedeutet damit eine Vermischung zweier Welten und läßt eine reine Wirkung nicht aufkommen. Das unangenehme Gefühl des Schwankens, das entsteht, ist

aber keineswegs von einer Theorie veranlaßt, sondern ist eine psychologische Thatsache, die aus der Natur des Menschen fließt und auf die jeder selbst die Probe machen kann. Aber auch eine Reihe bedeutender und von einander ganz unabhängiger Zeugen kann dafür aufgerufen werden. Schiller sagt gelegentlich von Goethe's „Hermann“, daß er ihn (und zwar bloß durch seine rein poetische Form) in eine göttliche Dichterwelt führe, da ihn der Meister aus der wirklichen Welt nicht ganz herauslasse und so entstehe ein sonderbares Schwanken zwischen einer prosaischen und poetischen Stimmung; W. v. Humboldt bezeugt, daß durch die Verbindung mit dem Geist oder dem Herzen die bloß objective Natur verloren gehe; „das Gemüth ist nun nicht mehr bloß mit dem Gegenstande beschäftigt, in jedem Augenblick wird zugleich die eigene Betrachtung oder die Empfindung rege, es ist ein unaufhörliches Uebergehen zu dem Subject und auch Otto Ludwig ist der Ansicht, daß wir zwischen zwei verschiedenen Zuständen in's Schwanken gerathen, wenn wir bei sentimentalischen Dichtern die Vorstellungen mit einer Vernunftidee zu vereinigen haben.

Nun ist zuzugeben, daß gerade für die Poesie jenes Uebertreten in die Wirklichkeit näher liegt, als für die anderen Künste, „da sie durch die Sprache als durch ein Mittel wirkt, das, ursprünglich nur für den Verstand gebildet, erst einer Umarbeitung bedarf, um auch bei der Phantasie Eingang zu finden“ und da sie „mehr als irgend eine ihrer Schwestern im Stande ist, auch noch durch etwas, das gar nicht mehr Kunst ist, zu gelten“ und daher haben Humboldt und nach ihm Vischer nicht für alle Arten der erzählenden Gedichte jenen höchsten Grad der Objectivität gefordert, aber das nur, um jenen Arten niederere Stellungen anzuweisen; „sie sollen das Gemüth bloß belehren, rühren, ergötzen oder beschäftigen, aber sie sind weder bestimmt noch fähig, es in den Zustand hoher und reiner sinnlicher Betrachtung zu versetzen, welche allein das Werk des epischen Dichters sein kann.“ Sobald aber die Frage aufgestellt wird, besteht die Nothwendigkeit der Objectivität für die epische Erzählung überhaupt, soll der Dichter hinter seinem Werk auch im Roman verschwinden, so heißt das nichts Anderes als: soll der Roman oder allgemein das epische Gedicht Kunstwerk sein oder nicht? Scherer aber leugnet die Nothwendigkeit der Objectivität überhaupt; er versichert: „da der Erzähler Redner ist, so muß es ihm überlassen bleiben, wie weit er sich selbst einmischen will oder nicht. Er kann Erzählungen überhaupt nur zum Beweise allgemeiner Sätze anführen, so daß Reflexion die Hauptsache ist, ... er kann umgekehrt die Reflexion zu einem Elemente der Wirkung herabsetzen, und die Geschichte zur Hauptsache machen.“ Diese Ansichten sind freilich nicht zu widerlegen! Bisher glaubte man, das Wirkliche in ein Bild zu verwandeln, sei die allgemeinste Aufgabe aller Kunst und in der Poesie bilde überall ein Innen, das in einem Aeußeren sich darstellt oder ein äußeres Bildliches, das durch eine Innerlichkeit beseelt ist, Stoff und Ziel der Darstellung (Dilthey) und der Künstler spreche sich so aus vermöge einer inneren Röthigung, weil ihn seine besondere Verhaltungsweise der Wirklichkeit gegenüber dazu zwinge und es ihm gar nicht möglich sei, sich anders auszusprechen als im Bilde: Scherer belehrt uns, der Dichter wolle auch manchmal allgemeine Sätze beweisen! Scherer verlangt eine vollständige Beschreibung der vorhandenen Formen dichterischer Production, er wünscht für die „philologische Poetik“ die kühle Beobachtung, Analyse und Classification des Naturforschers; aber woher sollen wir nun wissen, daß ein künstlerisches Product überhaupt vorliegt, das zur Beschreibung auffordert; wenn am Ende nicht Dinge beschrieben werden, die längst aufgehört haben, Dichtung zu sein und gerade nur noch in ihrer äußeren Form eine entfernte Aehnlichkeit mit ihr haben? Auch Humboldt zieht den Vergleich mit der naturwissenschaftlichen Methode an: „wer die Theorie der Kunst bearbeitet, befindet sich in dem gleichen Fall mit dem Naturforscher. Was diesem die Natur ist, das ist jenem das Kunstgenie“; aber er schiebt einen starken Riegel vor jene bloßen Beschreibungen, wenn er fortfährt: „wofern er nur gewiß ist, daß dieses und zwar in seiner vollen und reinen Kraft gewirkt hat (denn hierüber muß er einen freien und eigenmächtigen Richterspruch fällen), so bleibt ihm nichts übrig, als die Geburten desselben gerade für das zu nehmen, wofür sie sich ankündigen, sie einfach zu beschreiben.“ Freilich will Scherer auch die Wirkungen beschreiben, aber wir haben gesehen, wie ihm selbst für einen so einfachen Fall, wie den der epischen Objectivität die Wirkung subjectiver Formen zu beschreiben oder zu begründen nicht gelungen ist; wenn er ein Wort Fechner's anzieht, der die speculative Aesthetik als Riesen mit thönernen Füßen bezeichnet, so wird jedenfalls die philologische Poetik die fehlende Fundamentirung nicht beibringen und ohne die Hülfe der Psychologie wird sie in leeren Schematismus ausarten. Mit Unrecht beklagt sich Scherer, daß die alte Aesthetik überall im Stich lasse, wo es zu charakterisiren gelte; Vischer hat ausführlich über jene sehr charakteristischen prosaischen Entmischungen gehandelt, die den Roman zu entstellen pflegen, aber an dem Reichthum der Einzelbeobachtungen, die dem psychologischen Geist dieses größten Aesthetikers entsprungen sind, ist man vorübergegangen, nicht ohne sie immer wieder zu rühmen, aber ohne sie jemals wissenschaftlich ausgenutzt zu haben.

Scherer begründet die Haltlosigkeit der Forderung der epischen Objectivität weiterhin damit, daß sie noch nirgends wirklich durchgeführt sei, auch bei Homer nicht, auf den man sich so gerne berufe, denn jedes Epitheton, das der Dichter seinem Helden beilege, sei doch ein Urtheil, das der Dichter abgebe. Scherer hat Recht gegen das formale Extrem auf der anderen Seite, das Spielhagen vertritt; denn es ist zweifellos übertrieben, wenn dieser behauptet, nie werde im homerischen Epos auch nur der leiseste Versuch gemacht, mit dem Publicum in directe Communication zu treten. Spielhagen hätte seinen theoretischen Schriften einen größeren Werth gegeben, wenn er, statt die eine Hauptforderung unermüdlich mit Superlativen zu wiederholen, alle jene Schattierungen und Uebergänge aufgezeigt und nach ihrem Werthe abgestuft hätte, unter denen bisher der Dichter mit seiner persönlichen Meinung in seinem Werk zum Vorschein kam. Für eine formalmechanische Auffassung wird dann kein episches Gedicht, auch das homerische Epos nicht, völlig objectiv erscheinen. Die Frage kann aber auch nicht lauten, wo erscheint der Dichter für unseren kritischen Verstand, sondern allein, wo mischt er sich in unsere Anschauung. Eine stillschweigende Convention hat schon eine Reihe von Formen der Subjectivität für den allgemeinen Gebrauch gebilligt, da sie, ohne „nothwendige Fehler“ zu sein, aus der Natur der Sache selbst fließen, dahin gehören offenbar alle Capiteleintheilungen, Titel und Ueberschriften, die stofflich nichts Neues hinzubringen, aber den Dichter als Ordner seines Stoffes zeigen; er giebt zu verstehen, wie er sein Werk aufgenommen wissen will, er markirt Standpunkte und ist damit streng genommen subjectiv. Aber von diesen feinen Formen führt noch ein weiter Weg bis zu jenen gröberen der historischen Notizen und dem persönlichen Hervortreten des Dichters mit seinen „Ich“ oder „Wir“. Bei Homer nun sind die Beiwörter nie Ersatz für eine symptomatische Characteristik durch Handlung, er erspart sich nicht das Aufzeigen der Helden für unsere Anschauung, er erspart sich nicht ihre Darstellung und Verobjectivirung. Das Material zu dem Urtheil haben wir entweder vorher schon in die Hand bekommen, aber es ergiebt sich aus der vorliegenden Situation, der Dichter nimmt uns nur das Wort aus dem Munde; und ferner wird man sich fragen, wie weit gerade den homerischen Epitheten noch ein Urtheilswerth beiwohnt und wie weit sie nicht schon bedeutungslos und rein conventionell geworden sind. Dann

wenden sich die sinnlichen Epitheta doch zweifellos direct an unsere Anschauung und sind nicht anders subjectiv als die Erzählung überhaupt, in sofern sie nothwendig auf einen Urheber zurückgeht.

Ferner haben wir eine Reihe von moralischen Epitheten, denen ein sinnliches und anschauliches Element noch anhaftet, wie sehr oft bei Gottfried Keller und endlich können alle Epitheten der Kritik Scherer's entzogen werden, die wir auf eine Figur der Erzählung beziehen und als „in ihrem Sinne" gegeben auffassen, ohne daß ein directer Hinweis des Autors sie mit jener Figur verknüpfen müßte. Für diesen Nachweis sei eine kurze Abschweifung gestattet, denn diese Form „im Sinne einer Figur" zu erzählen, ist nicht nur für die Theorie der epischen Objectivität, sondern für die Theorie der Erzählung überhaupt von der größten Bedeutung, was man bisher noch nicht erkannt hat. Wenn Scherer zu dem Resultat gekommen ist, eine strenge Durchführung der epischen Objectivität führe nothwendig zu ausschließlichem Gebrauch von dramatischen Formen innerhalb der Erzählung, zu Monologen und Dialogen der Figuren, so ergiebt sich bei näherem Zusehen, daß die Art, im Sinne einer Figur zu erzählen, rein dramatische Formen gerade entbehrlich macht und der Erzählung ihren ruhigen Fluß völlig sichert, ohne die Objectivität im Geringsten zu verletzen. Alle Bemerkungen über Zeit und Ort des Geschehens, Vermuthungen über die Zukunft und Reflexionen über Vergangenes kann der Autor getrost mit eigenen Worten erzählen, ohne daß wir ihn der Subjectivität beschuldigen; so lange eine Rückbeziehung dieser Aeußerungen auf eine Figur möglich ist in dem Sinne, daß diese Figur sich in einer äußeren oder inneren Lage befindet, in der sie derartige Aeußerungen im Monolog oder im Dialog machen **könnte**, ebenso lange werden wir solche Aeußerungen, als im Sinne dieser Figur mitgetheilt, als vollkommen objectiv betrachten; der periodenreiche Styl des Autors ist dafür kein Hinderniß, und wenn Spielhagen Erinnerungen nur in Form von dissolving views gestatten will, so entspringt das derselben schiefen Auffassung, die den Vers im Drama für unnatürlich hält, weil doch die Menschen im Allgemeinen nicht in Versen sprächen. Die Form der äußeren Darstellung ist ganz gleichgiltig, denn in unser Bewußtsein werden doch immer nur flüchtige, rasch vorüberziehende Vorstellungen eindringen. Wenn wir nun jene scheinbar directen Formen doch als vollwerthig objectiv gelten lassen, so ist dafür der Grund offenbar der, daß wir ein ganz ausgesprochenes inneres Bedürfniß nach objectiver Erzählung haben. Dieses Bedürfniß, alles mit den Figuren und aus den Figuren heraus zu sehen und zu erleben, hat aber — und hier müßte jede Theorie einsetzen, die die Nothwendigkeit der objectiven Erzählung erweisen will — seinen letzten Grund darin, daß wir thatsächlich in den Figuren leben, von denen uns der Dichter erzählt, ja noch mehr, daß wir, ohne jede metaphorische Nebenbedeutung, mit ihnen identisch sind; die Figuren sind unsere Geschöpfe, mit unserem Leben füllen wir sie an und sie leben nur so weit für uns, als wir sie beleben können, als unsere Persönlichkeit stark und vielseitig genug ist, in jene Formen, die uns der Autor übermittelt, einzutauchen und in ihnen aufzugehen. **Deßhalb** ist uns die Rolle eines Zuschauers, die uns immer dann aufgenöthigt wird, wenn der Autor hinter dem Rücken seiner Figuren sich direct an uns wendet, unbequem, weil sie wider die Natur der Sache ist, weil sie einen Sprung aus einer früheren Situation heraus bedeutet; **deßhalb** erscheint uns die objective Form der Erzählung einheitlicher, geschlossener, während die subjectiven Formen sich als Störung einer Illusion kenntlich machen. Der Dichter darf uns z. B. bei einer Wanderung seines Helden mit seinen eigenen Worten von der umgebenden Landschaft ausführlich erzählen, so wie der Held nie monologisiren würde, ja der Held braucht nicht einmal directen Anlaß zu haben, den verdichteten Gesammteindruck von seiner Umgebung in seine Elemente aufzulösen — wir werden doch die ganze Beschreibung ohne Weiteres mit der Figur zusammendenken, so lange nur der Dichter nicht aus der Rolle fällt und uns von Dingen erzählt, von denen sein Held aus äußeren Gründen augenblicklich nichts wissen kann.

Zum Schluß bringt Scherer noch einen überaus fruchtbaren Gesichtspunkt herbei und glaubt ihn gegen die objective Erzählungspraxis anwenden zu können; er fragt nämlich, ob der objective Roman nicht eine Reihe von Nachtheilen im Gefolge habe und ob diese Nachtheile nicht am Ende größer seien als die Vortheile. „Wenn sich nachweisen läßt, wie ich an einzelnen Punkten nachzuweisen versuchte, daß die geforderte Technik empfindliche Nachtheile mit sich führt, dürfen wir dann nicht Zweifel an der Berechtigung des Geforderten hegen?" Das Argument ist gewiß richtig, aber hat Scherer wirklich Nachtheile für den objectiven Roman aufgedeckt? Er hat einen Spielhagen'schen Roman analysirt, aber von jener ganz besonderen Form, bei der der Dichter sich ganz auf den Standpunkt des Helden einschränkt und wir alles mit der einzigen Person des Helden erleben. „Dies bessere Wissen des Lesers oder Zuschauers, das eigenthümlich gemischte Gefühl, daß es uns schmeichelt, gescheiter zu sein als die Personen des Romans oder Dramas, daß wir sie zugleich bemitleiden in ihrer kurzsichtigen Beschränktheit ... dies alles soll verloren gehen, verboten sein? Beruht nicht vielleicht der düstere, enge Gesammteindruck, das Lichtlose des neuen Spielhagen'schen Werkes gerade darauf, daß uns der Verfasser niemals in eine höhere Region mit hinauf nimmt, daß wir stets unten bei dem Helden bleiben müssen?" Was Scherer unter jener „höheren Region" versteht, davon später. Aber es bleibt ja dem Leser unbenommen, sich jenes eigenthümlich gemischte Gefühl des besseren Wissens zu verschaffen, indem er den Schluß vorausnimmt, wie, wenn ich nicht irre, Goethe schon gerathen hat. Dann aber fordert die objective Methode keineswegs jene specielle Form, bei der der Leser immer auf dem Standpunkt des Helden bleibt, der Faden kann herüber- und hinübergehen, so viel es dem Erzähler beliebt, verschiedene Uebergänge von einer Figur zur andern sind möglich, ohne daß der objectiven Form Eintrag geschähe — die objective Methode fordert nur, daß, wenn einmal die Fiction gegeben ist, — und sie ist immer gegeben — daß wir mit einer Figur gehen, diese Fiction nicht jeden Augenblick in störender Weise durchbrochen werde dadurch, daß hinter dem Rücken jener Figur der Autor erzählt. Vordeutungen in Form von Ahnungen, Wünschen, Hoffnungen sind im objectiven Roman so gut denkbar wie im Drama und wenn Scherer das Drama oben angezogen hat, bei dem aus äußeren Gründen rein subjective Formen ausgeschlossen sind, so kann doch auch für den Roman die objective Methode keine Schuld an dem lichtlosen Eindruck tragen. Aber Spielhagen ist es, der jene falschen Spannungskünste liebt und damit dem Leser ein zweifelhaftes Vergnügen verschafft und das aus Princip, wie aus einzelnen Stellen seiner theoretischen Schriften hervorgeht; dem objectiven Roman als solchen hat Scherer damit noch keinen Fehler nachgewiesen.

Aber einen anderen Nachtheil für die objective Methode glaubt Scherer darin zu finden, daß sie „tiefsinnige Reflexionen" ausschließe. Von Spielhagen's Werk sagt er, die Welt der hohen Ideen rage wenig herein, „wir verfolgen lauter kleine Bäche und Flüsse ..., aber wir wären so dankbar für einen Blick auf das freie Meer ... wir vermissen ein befreiendes, geistiges Element, wie es z. B. tiefsinnige Reflexionen darbieten können, mag sie nun der Erzähler im eigenen Namen vortragen oder eine der Figuren ..." Diese wenigen Zeilen würden hinreichen, uns gegen Scherer's ästhetische Theorien überhaupt mißtrauisch zu machen; sie zeigen, daß er über Wesen und Werth eines Kunstwerks vom rein stofflichen und intellectualistischen Standpunkt aus entscheidet, daß er eine rein objective, d. h. ästhetische Bewerthung nicht kennt, oder

zum Mindesten, daß ihm eine solche nicht in erster Linie steht. Denn die Größe des Stoffes ist für die Bewerthung eines Kunstwerkes doch ganz Nebensache und die secundäre Bedeutung des Vorwurfs leuchtet ohne Weiteres ein, wenn man auf einem anderen Kunstgebiet, einen Ostade oder Teniers irgend einem Madonnenmaler gegenüberstellt; genau so verhält es sich aber auch in der Poesie, wenn auch hier eine stoffliche Ueberschätzung näher liegt. Es kann doch allein gefragt werden, wie weit ist der Stoff dargestellt, wie weit ist er überhaupt künstlerisch bewältigt: an diesem obersten Grundsatz aller Aesthetik kann nicht gerüttelt und gedeutet werden, dieser Satz steht unweigerlich fest, ohne daß ihn eine classische oder speculative Aesthetik begründen müßte oder eine philologische Poetik widerlegen könnte. Was Hildebrand von der bildenden Kunst sagt, gilt allgemein von der Kunst überhaupt, daß sie nämlich sich des Gegenstandes bemächtigt „als eines erst durch die Darstellungsweise zu verklärenden, nicht als eines schon an sich poetisch oder ethisch wirkenden und bedeutsamen" und wenn Spielhagen's Werk einen lichtlosen Eindruck macht, so wird diesem Mangel an dichterischer Potenz keine äußere Technik aufhelfen können; jene angesetzten Lichter der „tiefsinnigen Reflexionen" werden kümmerliche Blender sein und das um so mehr, wenn sie die mangelnde Darstellungskraft verdecken sollen; schon das wäre ein Vorzug des objectiven Romans, daß er von vornherein auf solche täuschenden Mittel verzichtet, auch wenn sie nicht als Zeichen einer ästhetischen Barbarei zu verurtheilen wären. Scherer hat Otto Ludwig's „Shakespearestudien" in ihrer ersten Ausgabe rühmend angezeigt, aber Niemand hat sich schärfer ausgesprochen gegen jene „Juwelen, die locker im Gestein sitzen" als gerade O. Ludwig an diesem Orte vom Standpunkt des rein künstlerischen und ästhetischen Interesses; der Name Reflexionsdichter sei zum Schimpfwort geworden, da, wo der Dichter uns überall seine Reflexion gebe; die Reflexion als Reflexion des Dichters sei roher Stoff; der wahre Dichter gebe bloß Dargestelltes, bloß den Bau, der sentimentale gebe die Materialien, Risse mit dazu; die Weise der Idealisten sei, daß sie, wo ihre Personen fühlen und handeln sollten, ihre eigenen Gefühle und Reflexionen über deren Lage geben, daß sie ihren Schaffungsproceß geben statt des Schaffens. Auch von diesem Standpunkt aus ist es Scherer offenbar nicht geglückt, nachzuweisen, daß der objective Roman von Nachtheilen begleitet sei.

Aber es scheint, als ob doch die Verfolgung des formalen Gesichtspunktes der äußeren Objectivität jenes kurze 25. Capitel der Aristotelischen Poetik von den „nothwendigen Fehlern" bereichern könnte, als ab formale „Fehler" unter Umständen den inneren Werth nur steigern könnten, sobald man die zahlreichen Formen der Subjectivität aus ihrer Umgebung heraus interpretirte. Angaben des Resultates, Vordeutungen von Seiten des Autors, viele Epitheta und Anderes würden bei einer eigenthümlichen Wortwahl besonders, wie sie z. B. Gottfried Keller auszeichnet, nur als charakteristische Färbungen und Tönungen erscheinen, die man nicht missen wollte; dann wird man auch dem verkürzten Erzählungsstyl, der Relation, gegen Spielhagen den Werth einer ästhetisch berechtigten Form beimessen, so lange sie anschaulich bleibt; man wird vielleicht auch nachweisen können, daß die objective Methode, streng durchgeführt, die Perspective verschieben und zu viel Vordergrund verlangen würde — aber bisher hat man sich begnügt, die Dinge nur von der Ferne und von ungefähr zu betrachten.

Flaubert's Madame Bovary z. B. gilt allgemein als Typus eines objectiven Romans und Brandes findet, daß der Dichter gerade an einer einzigen Stelle mit seiner persönlichen Meinung hervortrete, ein anderer Beurtheiler, daß der Grundsatz der Objectivität „auf's Strengste und Peinlichste" befolgt sei, nirgends unterbreche die Persönlichkeit des Autors den Lauf der Erzählung, mit großer Sorgfalt sei alles zu vermeiden gesucht, was auf ihn hinweisen könnte. Wenn man aber genau hinsieht und auch nur die Reflexionen des Dichters und die Hinweise auf die Bedeutung von Scenen und Personen innerhalb der Capitel in Rechnung zieht, so finden sich Dutzende solcher subjectiver Stellen, die aber Flaubert selbst bei seiner peinlich genauen Arbeitsweise vielleicht nicht für subjectiv gehalten wissen wollte, da er ganz bewußt absolute Objectivität angestrebt hat. Jedenfalls sind sich Dichter und Beurtheiler über die Grenzen des Begriffes der Objectivität noch nicht klar geworden und dem Kritiker entschlüpft allzuleicht das Wort Objectivität, wenn er glaubt, einem erzählenden Product ein hohes Lob zollen zu müssen. Eine methodische Untersuchung über den Umfang des Begriffes liegt aber noch nicht vor und der Gesichtspunkt, den Scherer als einen leicht festzuhaltenden betrachtet hat, wird sich bei jedem Versuch, der auch die feineren Formen mit hereinzieht und ihren Werth prüft, als ungemein verwickelt zeigen.

Moderne Bureaumöbel.

Von Dr. Heinrich Pudor (Berlin).

Außerordentliche Zweckmäßigkeit, Vermeidung alles überflüssigen Zierathes, Solidität des Materials und der Ausführung sind die Hauptmerkmale des modernen Bureaumöbels. Die vorzüglichsten Typen desselben sind uns von Amerika herübergekommen. Denn in Amerika gilt auf der einen Seite das praktische Princip als ausschlaggebend und wird auf der anderen Seite auf die außerordentliche Güte des Materiales und der Ausführung weit mehr Nachdruck gelegt, als bei uns. Schon auf der Weltausstellung in Chicago „imponirten" den deutschen Besuchern die amerikanischen Möbel gerade von diesem Gesichtspunkte aus. Geheimrath Wilhelm Bode äußerte sich damals im Kunstgewerbeblatt folgendermaßen über das amerikanische Möbel: „Weil die amerikanischen Möbel so praktisch sind, weil ihre Silberservice, ihre Eisenarbeiten u. s. f. so zweckmäßig sind, darum erscheinen sie uns so schön, darum sind sie so schön. Zu keiner anderen Zeit und in keinem anderen Lande hat man es verstanden, dem Körper in jeder Lage die richtige Unterstützung, die angenehme Erholung zu gewähren. Das ist das erste Erforderniß für jeden amerikanischen Stuhl, vom Arbeitssessel bis zum Schaukelstuhl; darnach richtet sich die Construction, richtet sich seine Form, welche dem Zweck entsprechend ebenso mannigfach als originell gestaltet ist."

Und eben diese Principien sind es, die bei dem Bureaumöbel natürlich in erster Linie in die Wagschale fallen. „Schön" dürfen und sollen diese Möbel sein, aber eben auf Grund der Vorzüglichkeit des Materiales und der Ausführung, während jeder überflüssige Zierath, jeder unsachliche Luxus deplacirt wäre: sachlich und zweckmäßig sollen sie sein, nicht luxuriös.

Alle diese Eigenschaften des modernen Bureaumöbels finden sich in erster Linie am Schreibtisch vereinigt. Bei der typischen amerikanischen Form desselben ist die Platte durch eine Rolljalousie verschließbar, die gleichzeitig alle übrigen Fächer, also auch alle Kästen des unteren Theiles verschließt. Hierdurch ist einem weiteren für das moderne Bureaumöbel sehr wichtigem Principe entsprochen: Zeit zu sparen. Der Betreffende kann nach gethaner Arbeit mit einem einzigen Handgriff alle Fächer und Kasten seines Bureaus verschließen, während er früher drei, vier, fünf und mehr Fächer verschließen mußte. Früher mußte er auch erst alle Papiere von der Platte wegräumen und in die Kasten packen, bevor er ging, heute enthebt die Rolljalousie dieser Arbeit: er kann Alles liegen und stehen lassen und findet es am nächsten

Tage in derselben Weise wieder vor — ohne daß sich Staub entwickelt hat. Und dies eben, die Vermeidung der Staubentwickelung ist ein anderer wichtiger Punkt, der uns beim amerikanischen Bureaumöbel vor Augen tritt. Je mehr man im Bureau mit Papier zu thun hat und je mehr das Papier die Staubentwickelung befördert, desto mehr muß dafür gesorgt werden, daß dieser Staubentwickelung so wenig als möglich verfügbarer Boden geschafft wird. Das Holz ist deßhalb durchgehends polirt, alle Fächer sind verschließbar, und es finden sich keine offenen Gallerien, Etageren, Fächer u. s. w. Bringt ein Bote ein Papier nach Abschluß des Bureaus, so läßt er es durch eine dazu angebrachte Oeffnung, den „Briefeinwurf" auf die Platte des Bureaus fallen.

Wir kommen nochmals auf die Rolljalousie zurück. Dieselbe ist so eingerichtet, daß sie zwischen den doppelten Wänden der Rückwand hinunterläuft; sie besteht selbst aus Leisten, die auf Leinwand aufgeleimt sind. Die Erfindung der Rolljalousie geht auf die des Cylinderbureaus zurück, welche zur Zeit des Louis Quatorze in Frankreich gemacht wurde.

Wie ist nun die Einrichtung des amerikanischen Bureaus im Innern, d. h. unter der Jalousie. Auch hier ist das praktische Princip maßgebend. Es finden sich Fächer in alle Massen und Größen für entsprechend große Papiere, Prospecte, Briefe, Photographien, Zettel, Formulare. Jedes Fach hat eine Aufschrift, welche den Inhalt ankündigt. Auf diese Weise wird Zeit gespart, denn bekanntlich ist es die Ordnung, welche uns Zeit gewinnen läßt. Ordnung zu halten ist daher einer der wichtigsten Gesichtspunkte, welcher bei der Construction eines modernen Bureaumöbel maßgebend sein muß. Die Papiere dürfen nicht ungeordnet herumliegen: deßhalb die Dutzend verschiedenen Größen von Fächern und Kästen — ein Papier aber, das im Auge behalten werden muß, wird an die Seite der Platte hinter eine Leiste gesteckt.

Die Kasten und Fächer sind durch einen leichten Zug zu öffnen und durch einen leisen Druck zu schließen, sie gehen „wie geölt", sie laufen wie auf Rädern — wiederum, damit Zeit gespart wird. Hier kann der deutsche Kunstschreiner Manches lernen: Verfasser sah kürzlich in einer bedeutenden Berliner Kunstwerkstatt einen im Gebrauch befindlichen Secretär im „modernen Styl", der sehr hübsch entworfen war und decorativ wirkte — aber als er die Kästen herausziehen wollte, mußte er sich Minuten lang abmühen, sie liefen schwer und der „Griff" war nicht zu „greifen"! Darauf muß also beim Bureaumöbel unter allen Umständen Rücksicht genommen werden: Alles daran muß bis in's Einzelnste praktisch sein.

Es finden sich auch Bureaus, bei denen das Schloß der Rolljalousie die unteren Kasten nicht abschließt. In diesem Falle ist aber die Einrichtung derart, daß der obere Kasten ein und derselben Reihe alle Kästen derselben Reihe schließt, so daß man auch in diesem Falle im Ganzen nur drei Mal zu schließen braucht.

Eine besondere Form des modernen Schreibtisches ist das Drehpult, wie es nicht ganz passend genannt wird. In diesem Falle sind nämlich die Seitentheile unter der Platte zum Drehen eingerichtet. Der Zweck ist, Platz zu sparen und zu gewinnen. Denn an der Vorderseite ist der Raum an den Seitentheilen für Kästen oder Fächer der Tiefe nach wohl ausreichend, nicht aber der Breite nach, wenn anders der Schreibtisch, bezugsweise seine Seitentheile, nicht eine zu große Breite erhalten sollen. Dadurch nun, daß diese Seitentheile eine halbe Drehung ausführen, wird die zur Verfügung stehende Tiefe des Raumes für die Vorderseite ausgenützt und der am Schreibtisch Sitzende hat zu beiden Seiten zwei sehr viele Fächer und Kästen enthaltende Secretärschränke neben sich. Insofern aber diese Seitentheile, wenn die Drehung ausgeführt ist, doch wieder sehr viel Platz beanspruchen, kann dieses Möbel nicht als ideal-praktisch angesehen werden, wenngleich auf der anderen Seite diese Möbel so vorzüglich gearbeitet werden, daß die Drehungen sich sehr rasch bewerkstelligen lassen.

Dahingegen ist ein ingeniöses, den praktischen Bedürfnissen in idealer Weise Rechnung tragendes Möbel der Schreibmaschinentisch mit versenkbarer Platte. Dieses Möbel ist in gleicher Weise wie das oben beschriebene amerikanische Bureau von der Firma Glogowski in Deutschland in den Handel gebracht worden. Die versenkbare Platte, welche zu dem Zweck dient, die Schreibmaschine in wenigen Augenblicken verschließbar abzustellen, ist so eingerichtet, daß die Platte, auf der sie steht, mit Hülfe einer Feder schief gestellt und alsdann mitsammt der Maschine in das Innere des Tischkastens geschoben werden kann.

Auch eine combinirte Sitz- und Stehpultform findet sich (von Soennecken eingeführt). Der hintere Aufsatz der Platte hat in diesem Falle ein tischartiges oberes Abschlußbrett und ist im ganzen Stücke vorzuziehen. Will man sich setzen zum Schreiben, so schiebt man die obere Platte zurück und zieht die Tischplatte hervor: will man stehen, schiebt man die Tischplatte zurück und zieht das Obergestell vor.

Wir kommen nun zu den modernen Bureauschränken, deren Eigenthümlichkeit der Leistenverschluß ist. Die Leisten sind meist aus Holz, sonst auch aus Metall und verschließen sämmtliche Fächer oder Kästen zugleich. Bezüglich der Letzteren hat nun eine große Verbesserung Platz gegriffen. Der bisherige Kasten hatte den großen Nachtheil, daß man zu Papieren, die tiefer unten lagen, nur schwer gelangen konnte und daß man die darüber befindlichen Papiere erst fortnehmen oder den ganzen Kasten herausziehen mußte. Das wesentliche Hinderniß war dabei das vordere Kastenbrettchen. Neuerdings ist dieses nun so eingerichtet, daß es aufwärts, abwärts oder wagerecht zu stellen ist, so daß man den ganzen Inhalt des Kastens vor sich hat und bequem das herausnehmen kann, was man sucht. Diese Einrichtung findet sich sowohl bei Pappkästen als bei Holzkästen. Bei der wagerechten Abstellung liegt ein besonderer Vortheil darin, daß man alsdann zugleich eine tischartige Unterlage vor sich hat. Eine weitere Bequemlichkeit liegt darin, daß in dem Boden des Kasten vorn sich ein Loch zum Hinaufstoßen der Papiere befindet.

Diese Form der Kästen und Fächer empfiehlt sich für Actenschränke, Registraturschränke u. s. w. Eine solche moderne Bureaueinrichtung verglichen mit einer solchen früherer Zeit, die mit der Zeit verschwenderisch umging und für Staub unempfindlich war, zeigt einen bedeutenden Fortschritt.

Endlich noch ein Wort über die drehbaren Bücherständer, die sowohl für das Wohn- und Bibliothekszimmer, als für das Bureau in Frage kommen. Sie bestehen aus drei oder vier Abtheilungen, die nach allen Seiten offen sind und mit einander durch schmale Leisten verbunden sind. Wenn sie mit Hülfe einer Achse drehbar sind, haben sie den Nachtheil, daß sie falls stark belastet, schwer zu handhaben sind, obwohl sie so gearbeitet sind, daß sie auf Rollen gehen und von einem Platze nach einem anderen zu schieben sind. Neuerdings construirt man sie daher aus Eisen, besonders als Geschäftsbücher-Ständer.

Feuilleton.

Indiscretion.

Skizze von Walther Koester.

Schon während sie die breiten, teppichbelegten Stufen zu seiner Wohnung emporschritt, hatte sie jenes glückliche Lächeln auf den Lippen, jenes Lächeln mit dem leicht geöffneten Munde, ein Kinderlächeln, das ihn so sehr an ihr entzückte.

Im Flur begegnete ihr seine Haushälterin und machte einen bestürzten, sehr ehrfurchtsvollen Knicks, ehe sie verschwand. Sonst hatte diese Dame ein ganz klein wenig Geringschätzung bei solchen Begegnungen an den Tag gelegt, nicht so, daß es einen Eclat gab, versteht sich, — nur so ein ganz klein wenig, etwa ein Milligramm zu viel Freundlichkeit, ein Milligramm zu wenig Neigung des Kopfes, man weiß ja! — Machte „die da“ auch eine sehr, sehr vornehme Dame sein, selbst viele, viele Millionen haben, wie man sagte, — (wer weiß, vielleicht war's damit so, wie mit den Brillanten der Schauspielerinnen!) — sie, die Haushälterin, wäre nie zu einem Herrn so in die Wohnung gegangen! — Und erst die Geschichte mit der Haarnadel, — na, wenn die Stelle nicht so gut gewesen wäre —, sie wäre nicht mehr da, das war mal sicher! — Aber ob der Herr „die“ wirklich heirathete —? — Man munkelte ja so etwas!

Lächelnd schaute Adele ihr nach, — der Knicks sagte ihr Alles! — Die Haushälterin da war ja nicht die Einzige, die glaubte, daß nicht er, sondern sie, Adele, die Beglückte sein werde, wenn es zu einer Heirath käme!

Der Diener war ihr vorangegangen und hatte die Thür zu dem kleinen lauschigen Cabinet hinter dem Arbeitszimmer seines Herrn geöffnet.

„Gnädige Frau möchten gütigst entschuldigen, wenn der Herr Doctor nicht gleich käme. — Es ist noch ein Patient da —“

„Schön, ich werde warten — —“

Nun saß sie wieder da in dem kleinen trauten Zimmerchen, behaglich zurückgelehnt im weichen Fauteuil. Ihr erstes Schäferstündchen hatten sie hier verlebt, und dann noch viele, viele andere —

Wieder mußte Adele an den Knicks der Haushälterin denken, — wenn die wüßte, wie er hier vor ihr auf den Knieen gelegen hatte:

„Adele, — werde ganz mein, — — sei mein Weib, — daß ich auch öffentlich, vor allen Leuten, stolz auf Dich sein darf!“

„Aber Du darfst es ja, —“ hatte sie ihm lächelnd geantwortet, „Du darfst es, gerne! — Sag' Allen, daß ich Deine Geliebte bin, — ich bin reich, frei, unabhängig, auch innerlich! — Was kümmert mich die Moral der Leute — Ich, ich fürchte sie nicht! — Ich bin stolz auf meine innerliche Freiheit! —“

Nicht einmal, in einer capriciösen, selbstvergessenen Laune etwa, hatte sie ihm das gesagt, — — nein, oft, immer wieder.

Als er zum ersten Mal, auf seinen mit großer Sicherheit vorgebrachten Heirathsantrag, diese Worte aus ihrem Munde hörte, war er starr gewesen. Er selbst hatte sich diesen Schritt zehnmal vorher überlegt, hatte starke Bedenken überwinden müssen, — — und nun! —

Ganz kühl, in leisem Spott, hatte sie gelächelt:

„Ach, Du meintest, weil ich Deine Geliebte geworden bin, müßte ich mich glücklich schätzen, Dein Weib zu werden? — Nein, lieber Freund, — das ist nicht so, — verlaß Dich drauf! — Meine Freiheit, das ist mir ganz etwas Anderes, viel Höheres und Wichtigeres als das, was die Leute so vorsorglich als meine „Frauenehre“ bezeichnen. — Nein, mein Freund, — ehe ich die aufgebe, — da müßte ich Dich schon besser kennen —“

Ja, starr war er gewesen! — Sein Siegerlächeln war verschwunden, — gänzlich!

Sie war seine Geliebte, — alle Welt wußte es. Sie fuhren zusammen aus, sie machten Reisen zusammen. Und, — die umgekehrte Welt! — er war es, der ängstlich auf ihren guten Ruf bedacht war, der all' seinen Einfluß auf sie, — ach, es war nicht viel! — aufbot, um sie vor einer zu großen Schädigung ihres Rufes zurückzuhalten. Sie wußte genau, weßhalb er so fürsorglich war: — einfach, weil er sie heirathen wollte!

Wirklich aber war Adele's Neigung zu ihm allmälig, im Laufe ihres Verkehrs, so erstarkt, daß auch sie häufiger bei diesem Gedanken verweilte. Denn sein Charakter schien nach Allem, was sie von ihm erfahren hatte, untadlig zu sein und zu Bedenken keinen Anlaß zu geben.

Wie sie das erfahren hatte? — O, sie war nicht prüde in ihren Mitteln!

Zwei seiner früheren Geliebten, deren Adresse sie ausfindig gemacht hatte, hatte sie persönlich aufgesucht, um das Gewünschte zu erkunden. In beiden Fällen waren es Schauspielerinnen gewesen, lebenslustige Damen, die ihn als ihren Freund hochgeschätzt hatten und seine Noblesse rückhaltlos rühmten. Verführte Jungfrauen, in's Unglück gebrachte Näherinnen, zu alimentirende Kinder gab es in seiner Vergangenheit nicht, — nichts überhaupt, was ihn als Cavalier irgendwie hätte herabsetzen können.

Und so wollte sie ihm denn heute das ersehnte Glück bringen — „Ich will Deine Frau werden, Arthur!“ Und wieder lächelte sie, glücklich, erwartungsvoll.

Gedämpfte Stimmen drangen schon lange vom Nebenzimmer her zu ihr hin. Was mochte das denn heute für ein langweiliger Patient sein? — Gewiß, wenn Arthur wüßte, daß sie hier wäre, — und noch das Andere dazu, die Ueberraschung, er würde den Patienten wegschicken, hinauswerfen!

Halt! Würde er das wirklich? — Ein Gedanke hatte die schöne Frau erfaßt. Ja, er würde es thun, sie war davon überzeugt!

Etwas Erkältendes legte sich auf ihre Freude.

Wie dumm, — sie hatte es ja selbst gewünscht, sogar als selbstverständlich vorausgesetzt — Und doch, wenn er es thäte, — es wäre — gemein!

Er, der Arzt, — der helfen konnte durch seine außergewöhnliche diagnostische Begabung, — er sollte einen vielleicht Schwerkranken wegschicken? — Und sie selbst war auch jetzt noch überzeugt, daß er es thun würde!

Daß es ein Schwerkranker war, war zweifellos, sonst hätte ihn Arthur nicht außer der Sprechstunde vorgelassen.

Sollte er nicht wissen, daß sie da sei? — Aber er hatte doch mit der Möglichkeit gerechnet, denn der Diener hatte ihn ja entschuldigt, falls er nicht gleich käme!

Ein Dämon kam über die schöne Frau, — sie that, was sie nie in ihrem Leben gethan hatte: — sie ging ganz leise an's Schlüsselloch und lauschte.

Sie lauschte genau, angestrengt, und ihre Züge veränderten sich dabei mehr und mehr. Es zuckte um ihren Mund, aber nicht, als ob sie lachen müßte.

Dann schien es, als ob die Stimmen sich der Thüre näherten, hinter der sie stand. Adele richtete sich geräuschlos auf und nahm wieder ihren vorigen Platz ein. Aber ihr Lächeln war verschwunden.

Noch einige Minuten, dann ging draußen eine Thür, — der Besucher entfernte sich.

Schnelle Schritte, kaum hörbar auf dem weichen Teppich, näherten sich der durch eine Portière discret verdeckten Thür zum Cabinet, und lächelnd, elegant, wie immer, eilte „er“ auf die Geliebte zu, um sie zu küssen.

„Verzeih', liebe Adele, — ein lästiger Patient, — ich konnte ihn nicht eher loswerden.“

„So, so, — es ist ganz gleich, Arthur, — ich habe gern hier gewartet. Das weißt Du ja —“

„Du bist ein Engel —!“ Er beugte sich über sie zum Kuß, aber es war ihm, als zucke sie fast ein wenig zurück. — Er legte dem jedoch keine weitere Bedeutung bei.

„Was befiehlst Du für heute Abend, theurer Schatz? — —“

Sie hatte sonst ihre Capricen, die ihm, dem stets Correcten, oft Kopfschmerzen machten. Einmal war sie sogar in einem ganz einfachen Kattunkleidchen zu ihm gekommen und hatte ihm nicht eher Ruhe gelassen, als er mit ihr in ein kleines Tingeltangel ging, wo sonst nur Studenten mit ihren Confectioneusen zu verkehren pflegten.

Heute blieb sie ganz ernst.

„Ich habe eigentlich zu nichts rechte Lust. Wie wär's, Arthur, wenn ich heute Abend ruhig nach Hause führe, — ich bin etwas angegriffen? Morgen gehöre ich ganz Dir?“

Sie sah ihn erwartungsvoll an.

Er war ersichtlich unangenehm berührt.

„Aber,“ — muß es denn sein? — — Liebste, laß uns doch hier ein kleines Souper nehmen, — ich pflege Dich, — Arzt und Krankenwärter zugleich —?“

Sie sah ihn ernst an.

„Wirklich, Arthur? — Ich möchte lieber, hörst Du, lieber! nach Hause fahren! — Gewiß würdest Du auch ganz gut Verwendung für die Zeit haben. Ich nehme Dich in letzter Zeit etwas viel in Anspruch —“

„Aber, Liebste, nichts, ich versichere Dir, nichts habe ich zu thun. Ich würde hier allein sitzen und mich langweilen, — vielleicht in den Club gehen —“

„Ist das wahr, Arthur?“

„Aber gewiß doch!“ Er wurde etwas stutzig. „Wie kommst Du denn darauf?“

Sie zwang sich zu einem Lächeln.

„Ach, nichts, — ich meinte, vielleicht, weil Du eben noch einen Patienten hattest, — wärest Du noch in Anspruch genommen —“

„Nein,“ versicherte er seelenruhig, „der Patient hat weiter nichts zu bedeuten, — — eine ganz gleichgiltige Sache, mein Wort darauf!“

Einen Augenblick hatte Adele still zu Boden geblickt. Nun hob sie den Kopf und sah ihn kalt und durchdringend an.

„Also ganz gleichgiltig? — — Schön!“

Sie erhob sich.

„Adieu, mein lieber Arthur! — Du bist ehrlich gegen mich gewesen, allerdings ohne es zu wollen. Ich will auch ehrlich sein und Dir gestehen, daß ich indiscret war. Ich habe gelauscht. Und da habe ich gehört, daß Dein Vater Dich gebeten hat, zu Deiner kranken Mutter zu kommen. — Ich könnte mich vielleicht geschmeichelt fühlen, daß Du meine Gesellschaft vorziehst. — Aber, wie Du weißt, fühle ich ja — anormal!“

Er hatte ihr bestürzt zugehört und wollte nun das Wort nehmen, aber sie hatte schon auf die Klingel an der Thür gedrückt und nickte ihm noch einmal zu:

„Adieu, Arthur, gute Nacht!“

Dann trat der Diener ein und half ihr in den Pelz.

Aus der Hauptstadt.

„Die Gordon-Bennett-Wettfahrt“.

Bescheiden sind nur die Lumpe. Das sagten sich auch die Herren vom deutschen Automobilclub, die es unternommen hatten, die für Mitte Juni in der Nähe von Homburg v. d. H. geplante „Gordon-Bennett-Automobilwettfahrt“ in Scene zu setzen.

Ausstellungen haben bekanntlich die Eigenthümlichkeit, daß sie erst dann fertig werden, wenn man daran geht, sie zu schließen. Die vor einigen Wochen eröffnete Weltausstellung in St. Louis befindet sich in mancher Hinsicht sogar noch in den ersten Stadien der Entwickelung; und als im Mai 1902 die „Industrie-Ausstellung“ in Düsseldorf dem Publicum übergeben werden sollte, da gab es in letzter Stunde noch so viele unerläßliche Arbeiten zu erledigen, daß ihren Veranstaltern nur die Inanspruchnahme militärischer Hülfskräfte übrig zu bleiben schien, wenn das Werk am Eröffnungstage nicht einen gar zu unvollkommenen Eindruck machen sollte. Ganze Compagnien wurden „angefordert“ und bewilligt. Ja, nicht bloß dies! Man wollte noch dem Festact der Eröffnung auch in optima forma tafeln; und weil es noch an der nothwendigen Bedienung bei Tische fehlte, wurden noch weitere 80 Mann zur Verrichtung von Kellnerdiensten commandirt.

An das bereitwillige Entgegenkommen der Militärbehörde in Düsseldorf erinnerten sich sehr wahrscheinlich die Herren Arrangeure der „Gordon-Bennett-Wettfahrt“ bei Homburg, als sie sich von der Nothwendigkeit überzeugt hatten, das Gelände der Rennbahn möglichst sicher gegen Unbefugte abzuschließen. Wenn das deutsche Heer für eine bescheidene, lediglich auf Deutschland beschränkte Industrie-Ausstellung schon ganze Compagnien bereit stellen konnte, warum sollen von ihr nicht auch für ein großartiges, internationales Unternehmen 3200 Mann zur Leistung von Absperrungs- und Wachtdienst verlangt werden? Ist es außerdem nicht eine alte Erfahrung, daß, wer viel verlangt, auch viel bekommt?

Rückt ein deutsches Infanterie-Regiment von drei Bataillonen in's Manöver, ist es höchstens 1200 Mann stark; und zieht ein Brigade-Commandeur seine Truppe zu Uebungen auf dem Exercierplatz oder im Gelände zusammen, so kann er sich glücklich schätzen, wenn er dann im Ganzen 2400 Mann unter seinem Befehl hat. Nach den Wünschen des deutschen Automobilclubs sollten also 800 Mann mehr, als eine ganze Brigade des Friedensdienstes beträgt, für Zwecke der internationalen Wettfahrt verfügbar gemacht werden. Wenn schon, denn schon! Und die betreffende Militärbehörde zögerte, wie man hörte, auch nicht, vorbehaltlich höherer Genehmigung, sofort 1200 Mann zuzusagen und die Bewilligung der übrigen 2000 Mann von weiteren Verhandlungen abhängig zu machen.

Bedenken regten sich von keiner Seite. Und dabei pfeifen es doch die Spatzen von den Dächern, daß bei der jetzt giltigen Dienstzeit von nach nicht zwei Jahren die Compagnie-Chefs beständig die Hände ringen, weil sie nicht wissen, wie sie den an sie gestellten Anforderungen gerecht werden sollen. Die erkorenen Truppen begrüßten die Commandirung als eine glückliche Unterbrechung des ewigen Einerleis ihrer dienstlichen Thätigkeit. Welch' anregende Bilder würden sich vor ihren Augen bei dem internationalen Schauspiel aufrollen, bei dem sich doch die Geldaristokratie der gesammten Welt ein Stelldichein geben wolle! Die zustimmende Militärbehörde sah sich durch die Verantwortung gedeckt, welche die höheren Instanzen übernommen hatten. Und warum sollten die Veranstalter der Wettfahrt Scrupel empfinden, wenn sie die Heeresverwaltung nicht hatte?

Allerdings gehört der Vorsitzende des deutschen Automobilclubs zur conservativen Partei; und diese hat stets die Ansicht verfochten, daß bei der zu kurzen Dienstzeit die Armee unmöglich Soldaten liefern könne, die die Sicherheit der Grenzen des deutschen Reiches und die Aufrechterhaltung der inneren Ordnung unter allen Umständen verbürgen, und daß demzufolge nicht schnell genug die dreijährige Dienstzeit wieder aufzunehmen sei. Ob aber der Herr Vorsitzende die Stimme seines patriotischen Gewissens nicht vielleicht mit der Erwägung zum Schweigen gebracht hat, daß es heutzutage, wo sich ungeachtet der unverzeihlichen Kürzung der für die Ausbildung unserer Mannschaften erforderlichen Zeit die Kräfte der Armee in höchst überflüssigem Paradiren, Escortiren und Spalierbilden erschöpfen müssen, es völlig gleichgiltig ist, wie viele Tage und wie viele Truppen dem ernsten Dienst entzogen werden? Das Recht, so zu denken, hatte er entschieden Recht. Man wolle nur einmal feststellen, wie viele Regimenter der deutschen Armee allein seit den letzten Tagen des April bis heute an militärischen Schauspielen betheiligt waren, und gleichzeitig die Thatsache in das ihr gebührende Licht rücken, daß heute selbst commandirende Generäle sich nicht mehr zu vornehm dünken, um das Ueben von Spalierbilden in den Straßen, welches Volksschulen ohne jede Vorbereitung fertig bekommen, in höchsteigener Person Stunden lang zu leiten.

Nur Pinscherarbeit vermag die Armee bei zweijähriger Dienstzeit und dem Uebergewicht, das den militärischen Schaustellungen eingeräumt worden ist, überhaupt noch zu leisten. Welchen Abbruch kann da ihrem Können vor dem Feinde noch die Verwendung von 3200 Mann auf mehrere Tage für internationale sportliche Zwecke thun? Nur immer frisch darauflos gefordert. Denn nur die Lumpe sind bescheiden.

Ajax.

Notizen.

Eine Reihe interessanter Neu-Erscheinungen bieten die letzterschienenen Hefte der „Modernen Essays“ (Verlag Gose & Tetzlaff, Berlin). Im Heft 33 bringt der Herausgeber eine Studie über Arthur Schnitzler, der im Zusammenhang mit der österreichischen Dichtung behandelt wird. Heft 34/35 bietet uns eine Abhandlung über Hugo Wolf, der das moderne Lied um neue, ungeahnte Töne bereichert hat, aus der Feder des bekannten Hugo Wolf-Forschers Dr. Paul Müller. Heft 36 endlich, von Arthur Luther, einem Deutsch-Russen, ist Maxim Gorki gewidmet und darf als erste deutsche Biographie des berühmten Dichters besonderes Interesse in Anspruch nehmen. Das letzte Heft 39/41 der empfehlenswerthen Sammlung betitelt sich „Französische Rebellen“ von Paul Wiegler. Es ist der Abriß einer Geschichte des Enthusiasmus in Frankreich, der in geistreichen Silhouetten die bedeutendsten Repräsentanten des neueren französischen Schriftthums, einen Barrès, Stendhal, Flaubert, Renan, Taine, Bourget, Gautier in ihrem Milieu darstellt und unsere Kenntniß der modernen Franzosen bereichert.

Heinrich Zschokke. Seine Weltanschauung und Lebensweisheit von Max Schneiderreit. Berlin, Ernst Hofmann & Co. Max Schneiderreit, dem wir schon ein vortreffliches Büchlein über die Lebensanschauung Mathias Claudius verdanken, entwirft in diesem Buche die Grundzüge von Zschokke's Charakter, seine Stellung zu den wichtigsten Fragen der Ethik, des Staats- und Familienlebens, wie sich dieselbe aus seinen Schriften ergiebt. Man könnte darüber streiten, ob der Umfang des Buches nicht besser etwas kürzer bemessen worden wäre, aber man wird dies Buch nicht unbefriedigt aus der Hand legen. Es ist ohne Zweifel das bisher beste Buch über diesen viel zu sehr in Vergessenheit gerathenen Erzähler.

H. J.

George Meredith. Richard Feverel. Eine Geschichte von Vater und Sohn. S. Fischer Verlag, Berlin. Obwohl George Meredith in seiner Heimath als einer der ersten Romanschriftsteller des 19. Jahrhunderts gilt, ist er in Deutschland bisher nur wenig bekannt geworden. „Richard Feverel“ ist der erste größere Roman dieses Erzählers. Es ist eine reizvolle und bei großer Spannung der äußeren Geschehnisse doch mit psychologischer Vertiefung geschriebene Erzählung, die sich weit über einen blaßen Unterhaltungsroman erhebt und den von dem Verlag weiter geplanten Veröffentlichungen von Erzählungen dieses Engländers mit Spannung entgegensehen läßt.

Während der nächsten beiden Monate

führt in meiner Abwesenheit Herr Dr. Heinrich Ilgenstein, Berlin W. 30, Hohenstaufenstr. 18 III, die Redaction der Gegenwart.

Richard Nordhausen.

Abonnement
auf das
III. Quartal 1904.



Alle Buchhandlungen, Postanstalten und Zeitungsexpeditionen nehmen Abonnements zum Preise von 4 Mk. 50 Pf. entgegen. Im Weltpostverein 5 Mk. 25 Pf.

Bestellungen werden von den Briefträgern entgegen genommen, die auch gleichzeitig den Betrag einziehen.

Verlag der Gegenwart in Berlin W 57.

Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W 30, Gleditschstr. 8; Expedition: Berlin W 57, Kaplerstr. 41. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Die Gegenwart.

Wochenschrift

für

Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben

von

Richard Nordhausen.

Sechsundsechzigster Band.

(Nr. 27—53.)

Berlin 1904.

Verlag der Gegenwart.

Register.

Sechsundsechzigster Band.

1. Politische und rechtswissenschaftliche Aufsätze.

2. Naturwissenschaftliches, Medicinisches und Technisches.

3. Vermischte Aufsätze.

4. Gedichte, Novellen, Feuilletons.

5. Litterarische Aufsätze.

Essays.

6. Bildende Künste.

7. Musik.

8. Notizen.

9. Offene Briefe und Antworten.

Berlin, den 2. Juli 1904. | 33. Jahrgang. Band 66.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. | Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. | Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt:

Eine Lanze für den Bundesrath.*)

Von Kurd von Strantz.

Der Bundesrath blüht gleich einem Veilchen im Verborgenen und erfüllt redlich seine verfassungsmäßigen Pflichten, die staatsrechtlich sehr weitgehend sind. Er ist der Träger der Souveränität des Deutschen Reiches, das kein monarchisches Oberhaupt besitzt. Der kaiserliche Bundespräsident ist nicht der Alleinherrscher des kleindeutschen Staates. Das Stimmchen von Reuß ä. L. und die von Preußen für theures Geld geführte Simme Waldecks sind rechtliche Mitregenten des Reiches, die die Vormacht Preußen majorisiren können, was bei der Ablehnung der Reichseisenbahn, der Verlegung des Sitzes des Reichsgerichts nach Leipzig und der Errichtung von Landesversicherungsämtern unter Zurücksetzung der Reichsstelle auch geschehen ist. In der Jesuitenfrage mußte sich das starke Preußen unter die Fittiche Bayerns und einiger Kleinstaaten begeben, die bei der Heimramschung im Reichsdeputations-Hauptschluß von 1808 vergessen worden sind oder durch reichliche Trinkgelder an die französischen Würdenträger übelster Herkunft ihre Scheinsouveränität nicht gerade rühmlich erkauft haben.

Nun die königlichen Rheinbundskronen sind freilich noch unwürdiger erworben und die fürstlichen Zwerge waren wenigstens angestammte Reichsstände, die sich nicht am Raube der Nachbarn unter Verrath des eigenen Vaterlandes bereichert haben. Das Gewicht der süddeutschen Stimmen verliert dadurch sehr an moralischer Kraft und die thatsächliche Macht Preußens braucht nicht allzu rücksichtsvoll davor zurückzuschrecken, sie auch in die Wagschale bei Entscheidungen zu werfen, die die Festigung der Einheit und den Ausbau des Reiches betreffen. Aber Preußen wurde selbst von einem verderblichen Sondergeist befallen, um seine vorherrschende Stellung zu retten, statt die Mittelstaaten unter die Reichsgewalt zu zwingen. Der preußische Weg ist nicht richtig, wenn er auch fast wider Willen bereits von Bismarck beschritten wurde, der jedoch stets der Versuchung widerstand, durch entsprechende neue preußische Einrichtungen die particularistische Rückentwickelung zu fördern. Die unnütze kriegerische Betonung preußischer oder gar hannoverischer Waffenthaten und die Auffrischung der einzelstaatlichen Vergangenheit im Heer, es sei denn der Freiheitskriege, deren Gedächtniß aber im damals französisch gesonnenen Bayern unnöthig verstimmen mußte, sind nicht mehr Bismarck's Werk. Die einheitlichen Aeußerlichkeiten, die nichts zur Waffentüchtigkeit beitragen, können über den nationalpolitischen Rückschritt auch im Kriegswesen nicht hinweg täuschen.

Andererseits ist die Neigung des Reichstages und natürlich der herrschenden, bündischen Partei gestiegen, die Ausführungsbefugnisse bei Gesetzen auf den Bundesrath an Stelle des Kaisers oder Reichskanzlers zu übertragen, also das Werkzeug der fürstlichen Genossenschaft und Gemeinherrschaft thunlichst zu stärken und ja nicht in den Hintergrund treten lassen. Der Einheitsströmung folgte die particularistische Ebbe in der nachbismarckischen Zeit, wie ja die zweite wilhelminische Regierung thatsächlich erst mit der Entlassung des Altreichskanzlers beginnt. Bismarck stand als Kind seiner Zeit bei Gründung des norddeutschen Bundes und des Reiches noch zu sehr unter dem Banne des seligen Bundestages, trotzdem er dessen erfolgreicher und erbitterter Widersacher gewesen war.

Aber die Erinnerung an diese unselige Einrichtung hat ihn doch tiefer gepackt, als man bei oberflächlicher Geschichtsbetrachtung ahnt. Er mußte nothgedrungen das demokratischste Rüstzeug der ihm wenig sympathischen Reichsverfassung von 1849 entnehmen, das allgemeine Wahlrecht, das sich als schädlichstes Ueberbleibsel der Volksbewegung nunmehr erwiesen hat. Diese Reichsverfassung, die wesentliche Vorzüge vor der jetzt giltigen besitzt, war freilich auf der Grundlage der Volkssouveränität oder wenigstens der Parlamentsherrschaft in Verkennung der englischen Entwickelung und in bewußter Nachbetung der französischen Revolution aufgebaut. Aber mit Leichtigkeit konnte dieser demokratische Boden durch die monarchische Spitze ersetzt werden, zumal sich im bundesfürstlichen Lager gewichtige Stimmen für ein Oberhaus aus den Staatshäuptern fanden. Bismarck benutzte diese Gunst der Verhältnisse aus Schonung für die vaterlandstreue Gesinnung der verbündeten Fürsten nicht, sondern setzte beim Bundestag in entsprechender verbesserter Fassung ein und schuf den Bundesrath, dessen Allgewaltiger er war und blieb.

Man hat ihm nicht mit Unrecht den Vorwurf gemacht, daß die Reichsverfassung allzu sehr auf seine Person

*) Eugen v. Jagemann, Die deutsche Reichsverfassung, Vorträge, Heidelberg, 1904, Winter.

zugeschnitten sei und jedenfalls hat er die Zuständigkeit des Reichskanzlers nach seiner Eigenart bemessen. Diese überragende Verantwortlichkeit des obersten Reichsbeamten nach englischem Vorbild ist übrigens ein guter Griff gewesen, denn sie hat die Entwickelung selbstständiger Reichsämter nicht gehindert. Im Innern schalteten schon unter Bismarck Delbrück, Herzog, Hafmann und Bötticher ziemlich unabhängig, wenn er auch die leitenden Gesichtspunkte angab, was die Pflicht und das Recht jedes Ministerpräsidenten ist.

Die Gestaltuag des Bundesrathes war dagegen kein heilsamer Gedanke. Er unterschätzte die Macht des formellen Rechtes und überschätzte die Rücksicht auf den zweiten größten Staat, dem wohl Ehrenvarrechte, aber nicht folgenschwere Ausnahmen von der Reichszuständigkeit zu gestatten waren, auf die er trotzig als vertragliche Sonderrechte pocht. Noch kein Reservat ist dem Reiche überlassen worden, auch wenn sie auf dem Gebiete des Verkehrs wirthschaftliche Schädigangen hervorrufen und politisch für die innere Setbstständigkeit des Mittelstaates belanglos, ja selbst kostspielig, alsa verderblich sind. Post und Eisenbahn sind in den königlichen Südstaaten direct nothleidend, beispielsweise beläuft sich das Erträgniß der bayerischen Staatsbahn auf 2,9% und die Eisenbahnen in Sachsen und Baden bringeu kaum die Zinsen der für sie aufgenommenen Staatsanleihen ein. Aber selbst das reichsfreundliche Ländle am Oberrhein hat soeben amtlich erklärt, daß es für eine Eisenbahngemeinschaft nicht zu haben.

Vielleicht ist die berechtigte Ablehnuag der Reichsbahn Seitens Preußens nach Abweisung seines Angebots für das Reich zur Zeit kein Nachtheil, da die wirthschafttiche Uebermacht des großea nordischen Unternehmers die übrigen Gernegroße von ihrem Wahn wohl heilen wird. Nur darf daan Preußen nicht zögern, gegen einen gehörigen Preis sein Netz an das Reich abzutreten. Da sich das preußische Betriebscapital unter Hinzurechnung der vorgenommenen Tilgung mit 12 vam 100 verzinst, so wäre bei Capitalisirung dem Verkäufer dieses Erträgniß durch eine Vorzugsdioidende auch weiter zu gewährleisten, während das Capital selbst nur nach dieser Verzinsuag oder zu 4% unter Verzicht auf weitere finanzielle Betheiliguag zu berechnen wäre. Einem solchem Ausgleich könnte Preußen unbedenklich zustimmen. Denn eine Steigerung über 12% ist nicht zu erwarten, dagegen bei der in absehbarer Zeit nothwendigen Uebernahme der Kleindahnen eine Verringerung bestimmt anzunehmen. Diese Eisenbahnfrage fand ihren Hauptwiderstand im Bundesrath. Hat doch selbst Weimar sich eisenbahnlich nicht verpreußen lassen wollen, um jetzt flehentlich dieses Schicksal zu erditten.

Es ist daher fraglos interessant, daß dieser souveränen Behörde ein Vorkämpfer aus ihren Reihen in nunmehr professoralem Gewande erstaaden ist. Auch ist es kein Zufall, daß der bisherige badische Gesandte der Verfechter bündischer Grundsätze ist, obwohl er nicht leugnet, daß Kleindeutschland ein werdender Einheitsstaat nach Treitschke's Wort ist. Hr. v. Jagemann soll nicht ganz freiwillig gegangen sein. Jedenfalls waren ihm Preußen, Hof, wie Staatsministerium nicht sehr hold. Aus seiner Vertheidigung der leider nur zu großen und ausschließlichen Rechte des Bundesrathes als ersten gesetzgebenden und zugleich häufig ausführenden Factars der Reichsregierung geht das Bestreben hervor, die formelle Gemeinherrschaft der Bundesstaaten oder richtigrr der Kranen und Fürstenhüte gegenüber der leider nur ideellen Reichseinheit zu betonen. Freilich hat sich ja der Bundesrath reichstreu aufgeführt, ohne jedoch gewisser Ausnahmen zu vergessrn, und der Reichstag hat ziemlich schmählich das Vrtrauen getäuscht, als Kitt und Bollwerk des Bundesstaates wider Sonderbestrebungen der Glieder zu dienen. Centrum und Socialdemokratie sind sicherlich keine unbedingt reichsfreundlichen Elemente und beide Parteien sind die zahlenmäßig stärksten der Volksvertretung.

Aber das Lodlied auf das particularistische Gegengewicht gegen die Staatseinheit ist doch verdächtig und kann nicht ohne Billigung der Regierung erfalgt sein, die dessen stellvertretender und stimmführender Bevollmächtigter am Bundesrath bisher vertreten hat. Sachtich haben seine bündischen Ausführungen nur allzu sehr Recht. Er verkennt freitich in der Ausübung der Reichsgewalt nach Außen nicht die thatsächliche Macht der Verhältnisse zu Gunsten des kaiserlichen Vollstreckers. Aber er durfte doch auch wissrn, daß diese formelle Oberhoheit des regierenden Bundesrathes doch nur eine Scheingröße ist. Wenn er gelegentlich mit der vertraglichen Auflösbarkeit der Reichsverfassung spielt, ohne deren nachträglichen Gesetzescharakter zu leugnen, so kann er sich doch nicht verhehlen, daß seldst die Socialistenfurcht bei Erneuerung der Grundlage des Reiches die Schaffung des nothwendigen Einheitsstaates nicht verhindera wird. Dann Bundesrath als überwundene Erinnerung an den Buadestag ade!

Das Pachen auf das monarchische Gefühl, das allein die Verhinderung der Republik in der Erhaltung der zum Theit höchst mühsam sich über Wasser haltenden 22 Manarchien sieht, erscheint übertrieben. Die thüringische Kleinstaaterei erschwert deispielsweise eine einheitliche Bekämpfung der Socialdemokratie in Folge der Verschiedenheit der Verwaltungsgebahrung. Außerdem war ursprünglich nur Sachsen-Altenburg conservativ geleitet, dem erst später Sachsen-Weimar und Sachsen-Gotha folgten. Meiningen ist noch jetzt ein radikaler Staat und der Einfluß der Frau v. Heldburg, der früheren Schauspielerin, unverkennbar. Daher läßt sich das Ländchen auch nicht durch den allgemeinen thüringischen Bevollmächtigten, sondern durch das preußenfeindliche Bayern im Bundesrathe vertreten. Eine Stärkung des monarchischen Gedankens ist demnach aas den übertriebenen Befugnissen des Bundesrathes zum Schaden einer einheitlichen Reichsgewalt nicht zu entnehmen, zumal die Abneigung gegen deren Beschränkung doch mehr einer Befürchtung betreffs des gegenwärtigen Kaisers entspringt. Aber Staatseinrichtungen überdauern die Personen, die sich ja auch selbst wandeln. Uebrigens wird gerade in den socialistisch verseuchten Hansestädten der Kaiser besanders geehrt. Ein starker Kaiser kann nie vom Uebel für's Reich sein, denn der Reichstag und die öffentliche Meiaung sind auch noch beachtliche Verfassungsetemrnte, die freilich bisher kaum ihre Pflicht gethan haben. Beide sind in entscheidenden Augrnblickra häufig unmännlich und undeutsch umgefallen.

In Wirklichkeit spielt sich aber die amtliche Thätigkeit des Buadesrathes keineswegs derartig ab, als od er die Reichsregierung bildete. Er ist nur eine formelle Zwischrninstanz zwischen den arbeitenden Reichsämtern und preußischen Ministerien und dem Reichstag. Er übt lediglich eine Vermittlerralle aus, die sachlich nicht geboten ist, sondern das Regierungsgeschäft aufhält. Die feilende Arbeit der Bevollmächtigten ist herzlich unbedeutend, zumal die preußisch-deutsche Mühewaltung auch hierbei überwiegt. Was sollten auch sonst die vielköpfigen Reichsämter thun? Um den tüchtigen außerpreußischen Stimmführern der ständigen Bundesrathsbevollmächtigten eine angemessene Bethätigung zu gewährrn, sind sie in der Rechtsprechung des Reichsversicherungsamtes und anderen Abordnungen beschäftigt, was jedoch nur ein Nathbehelf ist und keineswegs dem Wesen des Bundesrathes oder der Reichsverwaltung entspricht. Herr v. Jagemann macht unbewußt auf das Mißverhältniß aufmerksam, wenn die Stimmführer der Kleinstaaten, z. B. der thüringische, der sieben Stimmen abgiebt, für ein winziges Staatsgebiet eine Stimmenzahl vereinigen, die an die preußische mit bloß 17 gelegentlich heranreicht. Das kleinstaatliche Thüringen ohne Meiningen ist der Größe nach nur ein mittlerer preußischer Regierungsbezirk, dem aber fast die Hälfte der preußischen Stimmenzahl zusteht. Die geschäftige Zwischenarbeit kostet viel Zeit und Geld und ist doch nur eine Scheinthätigkeit,

zumal ernstliche Verschiedenheiten mit den leitenden Stellen der Mittelstaaten vorher erledigt werden.

Es spricht für den Tact und die Geschäftsgewandtheit der ständigen, besonders der kleineren Bundesrathsbevollmächtigten, daß der Reichskarren immer so gut weiter rollt. Die Gesandten der Mittelstaaten sehen sich selbst wohl nur als bündische Decorationsstücke an, die die vorhandenen Reibungsflächen zwischen Reich und Bundesfürstenthum liebenswürdig zu vermindern trachten. Eine entscheidende, wirksame Aufgabe liegt ihnen nicht ob. Hr. v. Jagemann soll freilich nicht immer in dieser Richtung gewirkt haben und erscheint daher sein Unterfangen, in wissenschaftlicher Form die Bundesrathsthätigkeit über Gebühr in den Vordergrund der Reichsregierung zu stellen, schon verständlicher. Als badischer Staatsanwalt huldigte er noch alldeutschen Neigungen, sollte der Bundesrath ihn so particularistisch beeinflußt haben?

In der Schweiz sind der Bundesrath zugleich das Staatsministerium und seine Ausschüsse die einzelnen Abtheilungen, was in den engen Verhältnissen der Eidgenossenschaft ohne bundesfürstliche Beigabe auch durchführbar ist. Duldete schon Bismarck in der auswärtigen Politik keine fremde Einmischung, nicht einmal von Unterröcken, die leider später doch, wenn auch nur in ausländischem Gewande, zu Einfluß gelangt sind, so beweist die Ausgestaltung des bescheidenen ursprünglichen Reichskanzleramtes zu drei obersten Reichsbehörden, wobei das Reichsamt des Innern sogar bereits eine unförmliche Größe erreicht hat, daß dieses Vorbild auf das Reich nicht paßt, obschon sich Bismarck eine ähnliche Entwickelung unter seiner herrischen Hand thatsächlich gedacht hat. Aber nur ein mächtiger Reichskanzler, der zugleich der Schöpfer des Bundesrathes war, konnte eine solche Entfaltung dieser allzu bündisch zugestutzten Reichsgewalt auf die Dauer ertragen. Thatsächlich hat Bismarck noch selbst die ziemlich selbstständigen Reichsämter eingerichtet.

Zu praktischer Arbeit ist daher der Bundesrath ausgeschaltet. Er bildet nur noch eine Prüfungs- und Vermittelungsstelle, freilich mit dem Schimmer der bundesfürstlichen Souveränität, wo der Vertreter des kleinsten Staates mit dem Reichskanzler auf gleichem Fuße verkehrt, ein Bild, das doch unwillkürlich den Spott herausfordert. Uebrigens gilt auch hier der Grundsatz: quieta non movere. Aber die Reichseinheit muß dann auch entsprechend kräftiger ausgebaut werden. Das Verordnungsrecht des Bundesrathes tritt ja doch unter kanzlerischer Mitwirkung und Ausarbeitung in den Reichsämtern zu Tage. Unnützes Schreibwerk und Behördenüberfluß war ja stets im vielregierten Deutschland eine böse Plage, die wir so bald nicht los werden.

Der Zweck dieser Darstellung war jedoch die versteckte Anmaßung des einstigen Bundesrathsgesandten unter geschickter Berufung auf das formelle Reichsrecht, auf das bescheidene Maß der thatsächlichen Macht der bündischen Gemeinherrschaft zurückzuführen, wie er staatsrechtlich scharf und richtig die Reichsgewalt begrifflich bestimmt. Indessen die Verfassung des alten Reiches nannten schon Pufendorf und Möser ein Monstrum, das doch Lebenskraft genug besaß, um wieder unter erheblichem Gebiets- und Volksverlust in frischer Stärke zu erstehen. Diese Minderung an Stammesgenossen, die noch ihrem Volksthum treu geblieben sind, ist vielleicht auch der einzige Grund, daß die übertriebene bündische Form doch geschichtlich berechtigt und zukunftsreich ist, indem sie die Angliederung der deutschen Außenlande in schonender Weise für eine thatkräftigere Zeit gestattet.

Denn wirkliche Souveränität haben die heutigen deutschen Bundesstaaten niemals besessen. Als sie durch Vaterlandsverrath im Jahre 1806 eine scheinbare Unabhängigkeit durch das selbstverschuldete Zerbrechen der morschen Reichsform erhielten, standen sie unter dem harten, fremden Joch des Corsen. Die Rheinbundskönige waren thatsächlich absetzbare Statthalter, wie seine Brüder. Später regierte sie Oesterreich oder sie krochen unter die preußischen Fittiche, um sich der habsburgischen Bevormundung zu entziehen. Was hinderte Preußen 1866, die widerwilligen, späteren Bundesgenossen nicht einfach, wie Hannover und die anderen Widersacher, zu verschlucken? Doch nur die Rücksicht auf die Einigung des Vaterlandes ohne Gewaltmittel. Das Belassen der völligen inneren Selbstständigkeit und des Gesandtschaftsrechts sind daher weitgehende Zugeständnisse der siegreichen deutschen Vormacht gewesen, die insbesondere das Verhalten der Mittelstaaten weder damals noch heute verdient hat, von deren napoleonischen Königskronenträgern sogar das active Recht der Gesandtenbeglaubigung außerhalb des Reiches unter Schädigung des Einheitsgedanken vor dem Auslande ausgeübt wird.

Die bayerische Kriegshoheit ist ein weiterer ernster Mangel, da das Aufsichtsrecht des Kaisers ohne rechtlichen Zwang ist. Bei solchen Ausnahmen erscheint daher Bayerns Rangstellung im Bundesrath um so ungerechtfertigter, da es im Kriegs-, Eisenbahn- und Postwesen überhaupt vom Reiche unabhängig ist, was nicht genug warnend hervorgehoben werden kann. Ein Vergleich mit Preußen ist unzulässig, da es über $^2/_3$ des Bundes gebietet und damals seine Gegner absichtlich schonte. Die Kleinfürsten sind angestammte Dynasten, die freilich im Kampfe wider Kaiser und Reich ihre altgeschichtliche Stellung errangen. Die Rheinbundsstaaten genießen diesen Vorzug nicht und sind Fremdlinge in dem größeren Theile ihres neuen Staatsgebietes. Preußen ist durch eigene Kraft die Vormacht geworden, die Rheinbundskronen haben Titel und Macht erst mit unwürdiger fremder Hülfe auf Kosten ihrer schwächeren Standesgenossen erworben. Preußen wäre auch ohne das Reich eine europäische Großmacht, die Mittelstaaten stehen auf der Stufe von Rumänien und Serbien oder der Schweiz.

Der namhafte französische Völkerrechtslehrer Bonfils*) bezeichnet demgemäß Deutschland richtig dahin: „Es ist weder ein Einheitsstaat, noch ein Staatenbund, noch ein Bundesstaat; es ist ein neues Staatsgebilde eigner Art.“ Wir müssen aber im Interesse unseres Volkes verlangen, daß wenigstens das bundesstaatliche Gepräge mit starker Neigung zum Einheitsstaat nach Treitschke's ahnungsvollem Sehnen zum deutlichen Ausdruck kommt. Bismarck erwartete den freiwilligen Verzicht der Mittelstaaten auf ihre Sonderrechte und das Eingehen auf seine Pläne zur Schaffung der Verkehrseinheit im Eisenbahnwesen. Nichts hat sich von alledem erfüllt, vielmehr hat die sonderstaatliche Richtung an Kraft gewonnen. Selbst beim Reichssäckel machen sich particularistische Bestrebungen geltend. Der Frankenstein'sche Vorbehalt ist noch nicht beseitigt. Also sogar die Lebensader des Reiches, eigene unbeschränkte Einkünfte, ist noch unterbunden.

Trotz der Zollhoheit entbehrt das Reich der eigenen Verwaltung, was gerade an den Grenzen einen schlechten Eindruck macht. Der Vorstoß des Hrn. v. Jagemann, der vielleicht nicht allzu bündlerisch gemeint ist, obwohl auch in Baden eine rückläufige Bewegung eingetreten ist, erscheint daher nicht zeitgemäß aber gegebenenfalls wider Willen als ein Warnungszeichen, um die thatsächliche Wirksamkeit des Bundesrathes einer nationalpolitischen Prüfung zu unterziehen, da wesenlose Formen in einem lebendigen Staate nicht geduldet werden dürfen. Vor Erreichung des Einheitsstaates, auf dem die Kraft unserer europäischen Nachbarn, wie England, Frankreich, Rußland, beruht, müssen wir wenigstens die Obergewalt des Bundes über alle Glieder gesichert haben und zugleich die Reichsgewalt nach Außen und im Verkehr

*) Bonfils, Lehrbuch des Völkerrechts, übersetzt von Grah, Berlin 1904, Heymann. Nicht ohne thatsächliche Fehler und subjective Urtheile gerade über deutsche Gegenstände, aber von reicher Stofffülle und durch diesen Mangel an sachlicher Billigkeit von einer gewissen Frische der Darstellung. Deutsche Leser müssen sich diesen nationalen, echt französischen Standpunkt daher stets vor Augen halten.

einheitlich gestalten. Die Kriegshoheit fällt als letztes und stärkstes Werkzeug der Staatskunst unter die Vertretung nach Außen. Die kleinen Kronen widerstehen einer Staatsumwälzung viel weniger, als ein machtvolles Kaiserthum, wie wir 1848 gesehen, wo selbst die größeren Fürsten Hülfe beim kaum selbst erst wiedererstandenen Preußen suchten und fanden.

Das religiöse Moment in der orientalischen Krise.

Von Dr. Cajus Moeller (Berlin).

Ist für das heilige Rußland die gelbe Gefahr wirklich so eminent? Ein Theil der St. Petersburger Presse möchte den Glauben erwecken; laut ihrer Mittheilung soll die japanische Intrigue bei den Rußland unterworfenen Völkern von den Giljaken am Amur bis zu den Finländern am Torneelf reichen; sie wird sich eines Tages auch in Armenien und in Russisch-Polen bemerkbar machen. Die geistig nach Maßgabe ihrer Freiheit sehr hoch stehende russische Publicistik befindet sich trotzdem zur Zeit in dem Jugendstadium, wo man den Pessimismus für etwas Vornehmes ansieht; mehrfach ist jetzt in jenem Lande auf diese nachtheilige Neigung verwiesen worden. Die Deutschen, und von ihnen besonders die Oesterreicher, theilen diese Tendenz; einem Engländer und selbst den Franzosen oder Italienern würde dergleichen niemals in den Sinn kommen. Richtig ist übrigens, daß sich um schwedische Sympathien die japanische Regierung noch nach dem Kriegsausbruch ganz auffällig bemüht hat; indeß werden diese allerbestenfalls äußerst platonisch bleiben. Wenn aber die Russen japanische Intriguen in Polen fürchten, dann ist damit am Besten die Schemenhaftigkeit des Schreckbildes von einem russisch-polnischen Bündniß gegen uns erwiesen, mit dem unsere Centrumspresse den deutschen Abwehrmaßregeln in unserem Osten in den Arm zu fallen sucht. Immerhin ist bei diesen St. Petersburger Phantasien das religiöse Moment bemerkbar, das mit den japanischen Erfolgen gewissermaßen parallel geht; es ist der Aufschwung des buddhistischen Gedankens unter den asiatischen Völkern. Der gläubige Russe kämpft dort jetzt gegen die „Heiden“, aber die selbstbewußten ostasiatischen Insulaner glauben dem Gegner auch auf dem religionsphilosophischen Felde überlegen zu sein.

Dieses übersinnliche Moment als politischer Factor wird von kundiger Seite auch dem neuen westmächtlichen Einvernehmen gegenüber den muhammedanischen Staaten warnend vorgehalten. England und Frankreich haben sich über Marokko geeinigt; sie bedrängen gemeinsam den osmanischen Großherrn und wünschen an die Stelle der osteuropäischen beiden Kaisermächte als Garanten für die macedonischen Reformen das gesammte Europa zu setzen. Aber genaue Kenner des Orients verweisen sie darauf, wie leicht bei den islamitischen Massen der Glaubenshaß zu entzünden ist und warnen Frankreich besonders vor einem übereilten Zugreifen nach der sehr stachligen marokkanischen Frucht. In dieser westmächtlich italienischen Annäherung liegt zweifellos der empfindlichste Schlag, den der Zweibund bis jetzt empfangen hat; die Sprache in einem Theil der Pariser Presse über die bisherigen russischen Mißerfolge ist für den augenblicklichen Tiefstand dieser Combination ein weiterer Beweis. Auch daß die südslavischen drei Staaten von Italien her gegen die beiden Ostmächte aufgestachelt und zum Zusammenschluß aufgefordert werden, giebt zu denken; der Mittelpunkt dieser Bewegung wird wohl das Italien dynastisch so nah verwandte Montenegro sein; die neuliche serbische Denunciation der bulgarischen Umtriebe in Macedonien vor der öffentlichen Meinung Europas zeigt indeß das zwischen Belgrad und Sofia weiter bestehende tiefe Mißtrauen, und überhaupt können sich über die nationale Reorganisation in dem annoch türkischen Macedonien jene beiden Staaten niemals in Frieden verständigen, gleichviel, wie oft König Peter und Fürst Ferdinand Bahnhofsbegegnungen veranstalten. Aber Angesichts dieser panslavistischen Treibereien gegen die officielle russische Politik auf der Balkanhalbinsel versteht man allerdings den tiefen Ueberdruß, den ein großer Theil der russischen öffentlichen Meinung nachgerade an diesem südslavischen „Brüderchen“ empfindet. Wenn übrigens die italienische Presse in dem erhöhten austria-ungarischen Militäretat Einmarschabsichten in Macedonien mit dem Vorstoß auf Saloniki am ägäischen Meere wittert, dann verkennt sie die Lage vollständig; ein solcher Vorstoß würde die ganze osmanische Frage in das Rollen bringen, und damit wäre zwar vielleicht den Westmächten sammt Italien gedient, ganz gewiß aber nicht den erhaltenden Ostmächten, und besonders nicht Rußland in seiner jetzigen Krise.

Ein religiöses Moment endlich liegt auch den Beschwerden über die bulgarische Kirchenpropaganda in Macedonien zu Grunde. Die genannte Nationalität sucht die Einwohner mit Gewalt zum Uebertritt von der ökumenischen (griechischen) Kirche zum bulgarischen Exarchat zu pressen; gelingt das nicht in Güte, dann greift man ländlich-sittlich zum Argument der Ermordung, so jüngst in mehreren Fällen unweit Salonikis. Von Alters her sind in den nationalgemischten Gegenden der europäischen Türkei die Hellenen und Südslaven so mit einander umgegangen; bis ganz vor Kurzem war ja die Organisation der unterworfenen „Rajah“ gegenüber dem osmanischen Großherrn nicht politisch, sondern kirchlich, die verschiedenen Nationalitäten fanden durch den Mund ihrer kirchlichen Oberhäupter eine Vertretung bei dem anders gläubigen Sultan, der übrigens meist gegen sie größere Toleranz übte als sie selbst gegenseitig untereinander. Augenscheinlich richtet sich bei den Slaven ein lebhafter Haß gegen die Hellenen, die früher überliefertermaßen das stärkere Element waren und sich der osmanischen Staatsautorität gegen die slavischen Glaubensverwandten zu bedienen wußten. Auch die Bewegung unter den Kutzowlachen in Südbulgarien und Macedonien ist von derselben Art; es handelt sich um die südlich der Donau lebenden Rumänen, die theils von der nationalen Kirche in Bukarest, theils auch von den Bulgaren zum Abfall von dem ökumenischen Patriarchat gedrängt werden. Das Letztere hat sich bereits an die Pforte mit der Bitte um Vermittelung gewandt, und der Großvezir versprach seinen Beistand, rügte aber zugleich die bisherige Praxis des Msgr. Yossif in Verweigerung der rumänischen Gottesdienstsprache gegenüber den Kutzowlachen. Man sieht, auch das geistliche Hellenenthum ist dort nicht schuldlos, wie es denn eventuell mit der großen Excommunication gegen die Bukarester Kirchenbehörden vorzugehen droht. Der Khalif der islamitisch Gläubigen aber kann sich bei diesem Anlaß vorkommen wie der türkische Polizist an den heiligsten Stätten des Christenthums in Palästina, der mit der Karbatsche darauf achten muß, daß einander an ihren höchsten Festtagen die griechischen und die lateinischen Mönche nicht die Bärte ausraufen.

In dieser italienischen Sympathie für die südslavischen Zetteleien gegen Oesterreich-Ungarn liegt ohne Zweifel ein den Dreibund abschwächendes Moment. Aber dieser kann sich damit trösten, daß es wie oben dargelegt, um den Zweibund augenblicklich noch viel übler steht. Die zwei Bündnisse gleichen eben den weiland berühmten siamesischen Zwillingen: sie mögen sich gegenseitig nicht leiden, aber sie sind in ihrem Befinden entschieden von einander abhängig.

Zu den Resolutionen der deutschen Lehrerversammlung in Königsberg i. Pr.

Von H. Heyn (Coburg).

In der am 25. Mai stattgehabten Hauptversammlung der Deutschen Lehrer wurde eine Reihe von Thesen angenommen, die in Nichtlehrer-Kreisen sicher, vielleicht aber auch in Lehrer-Kreisen auf Widerspruch gestoßen sein werden. Die Resolutionen über die Schulaufsichtsfrage, welche für die Einführung der fachmännischen Schulaufsicht, für die unmittelbare Unterstellung der Volksschulen unter die Kreisschulinspectoren, die Beseitigung der Localschulaufsicht und die Berufung von Schulmännern, die sich im Volksschuldienst bewährt haben, zu Kreisschulinspectoren eintreten, — tragen zeitgemäße Forderungen in sich, deren Erfüllung allmälig überall Rechnung getragen werden muß. Anders steht es um die die Frage beantwortenden Resolutionen: welches die geeignetste Stätte für die Volksschullehrerbildung sei. Die hierauf bezüglichen angenommenen Thesen lauten folgendermaßen:

1. Die Universität, als Centralstätte wissenschaftlicher Arbeit, ist die geeignetste, durch keine andere Einrichtung zu ersetzende Stätte für Volksschullehrerbildung.

2. Für die Zukunft erstreben wir daher Hochschulbildung für alle Lehrer.

3. Für die Jetztzeit dagegen fordern wir, daß jedem Volksschullehrer, auf Grund seines Abgangszeugnisses vom Seminar, die Berechtigung zum Universitätsstudium ertheilt werde.

Hierauf liegt die Erwiderung nahe: daß die Universität die geeignetste Stätte für Volksschullehrerbildung nicht sein kann, weil der Volksschullehrer in Stadt und Land Universitätsbildung durchaus nicht nöthig hat, um seinen Beruf gut auszufüllen, der Elementarunterricht solche nicht erfordert und die Absolvirung eines Lehrerseminars, in Verbindung mit gesundem Menschenverstand, gutem Willen, Liebe zur Kinderwelt und fortgesetztem Privatstudium, vollständig genügt, um dem Lehrer die Erringung der Meisterschaft in seinem Berufe zu ermöglichen. Würde man das Universitätsstudium für die Volksschullehrer obligatorisch machen, ja wäre eine schlimme Folge die, daß man einen Stand schaffte, der mit der engbegrenzten Thätigkeit seines Amtes sehr bald unzufrieden würde, weil er sich „zu Höherem“ berufen fühlte, und der seinen Pflichten, wie es dann gar nicht anders sein könnte, nur noch in verdrossener und darum lässigerer Weise genügte. Die Verdrossenheit würde noch potenzirt werden dadurch, daß die alsdann zweifellos erhoben werdenden Ansprüche der Lehrer auf erhebliche Aufbesserung ihrer Gehälter ebenso sicher von den hierüber entscheidenden Factoren zurückgewiesen werden würden. Denn der Lehrer sind es sehr Viele, und wenn die Volksschullehrer wesentlich besser gestellt wären, dann kämen die Lehrer der höheren Schulen mit entsprechenden Forderungen.

Es steht aber auch zu befürchten, daß sich alsdann nur noch verhältnißmäßig Wenige der Volksschullehrerlaufbahn zuwenden würden. Denn wer wollte leugnen, daß die große Mehrzahl der sich dem Volksschullehrerstande Widmenden so hochfliegende Pläne nicht hat, weder den Drang zum Universitätsstudium in sich verspürt, noch die Mittel besitzt oder aufzuwenden geneigt ist, um einem solchen für mehrere Semester sich hingeben zu können, — daß dieselbe vielmehr das Ziel vor Augen hat, sobald als möglich zu Stellung und behaglichem Familienleben zu gelangen. Diejenigen jungen Leute, welche „studiren“ wollen und die Mittel dazu besitzen, wählen von vornherein einen anderen Beruf. Daß für die große Zahl derjenigen, welche der Volksschullehrerlaufbahn alsdann fern blieben, genügend viele andere, geistig strebsamere Elemente eintreten würden, ist ernstlich zu bezweifeln, und es könnte eine solche Annahme nur vorübergehend zutreffend sein, d. h. nur so lange, bis die anfänglichen hochgespannten Erwartungen sich als das, was sie allein wären, als Illusionen entpuppt hätten.

Was nun aber die dritte jener Forderungen anbelangt, daß das Abgangszeugniß vom Seminar die Berechtigung zum Universitätsstudium involvire, so könnte man derselben schon zustimmen, vorausgesetzt, daß die Seminarabiturienten nicht gezwungen wären, von derselben Gebrauch zu machen, und zwar in Rücksicht auf die Minorität, welche die Erreichung von Rectar-, Schulinspector- und dergleichen höheren Lehrerstellen im Auge hat.

Die obligatorische Einführung der Hochschulbildung für alle Lehrer kann um so mehr entbehrt werden, als es notorisch zahlreiche Lehrer giebt, die sich lediglich durch Privatstudium bedeutende und vielseitige Kenntnisse angeeignet haben, welche sie jedoch in ihrem Berufe nicht verwerthen können und durch die ihre lehramtliche Qualification nicht berührt wird. Es spricht viel dafür, die Befriedigung des Dranges der Volksschullehrer nach wissenschaftlicher Fortbildung auch ferner dem Privatstudium zu überlassen.

Augen- und Nasenthiere.

Von Dr. Th. Zell.

Es ist nöthig, bei den Geschöpfen streng diejenigen, die sich nach den Augen richten, z. B. Menschen, Affen, Katzen, Vögel, Giraffen u. s. w., von denjenigen zu unterscheiden, deren Grundsinn die Nase ist, z. B. Hunde, Füchse, Wölfe, Bären, Pferde, Rinder, Wildarten u. s. w. Erstgenannte sind also Sehgeschöpfe, die letztgenannten Nasenthiere.

Bei dieser Verschiedenheit ist es einleuchtend, daß eine Reihe von Naturvorgängen wie Licht, Dunkelheit, Windrichtung, Gerüche u. s. w. eine grundverschiedene Wirkung auf die beiden Classen ausüben müssen.

Zur Bestätigung meiner Behauptung will ich von einem praktischen Falle ausgehen.

Goethe sagt: Das Maulthier sucht im Nebel seinen Weg. Daß das Thier ihn sucht, ist natürlich nicht sehr wunderbar, sondern vielmehr die Thatsache, daß es ihn findet.

Warum ist es für uns Menschen wunderbar?

1. Weil wir Augengeschöpfe sind und im Nebel nichts sehen können, 2. weil uns Culturmenschen der Ortssinn fehlt, den die Thiere noch besitzen.

Das Maulthier ist nun wie Pferd und Esel ein Nasenthier, das natürlich durch den Nebel in keiner erheblichen Weise in seinen Sinnen beeinträchtigt wird. Das Sehen spielt bei ihm keine besondere Rolle, und seine Nase, sein Grundsinn, scheint im Nebel noch besser zu functioniren, als im Trockenen. Bei feuchter Witterung scheint alles stärker auszudünsten.

Was Goethe als wunderbar preist, ist also in Wirklichkeit ganz naturgemäß. Nur weil wir Menschen alles stets von unserem kleinen Schiebefenster aus betrachten, kommt uns die Thatsache merkwürdig vor.

Also je nachdem man Augenthier oder Nasenthier ist, besitzen einzelne Naturvorgänge die allergrößte Bedeutung.

Von einem Ereigniß ist es allerdings bekannt, nämlich dem Wind. Der Wind ist für das Augenthier ebenso gleichgiltig, wie er für das Nasenthier wichtig ist. Günstiger Wind bedeutet für ein Pferd dasselbe wie für uns das Licht.

Deßhalb laufen alle fliehenden Pflanzenfresser, die Nasenthiere sind, stets gegen den Wind.

Warum thun sie das?

Weil das Anschleichen eines Raubthieres von hinten kaum möglich ist, ein vor ihnen befindliches muß vorher gewittert werden.

Die wehrhaften Pflanzenfresser bekümmern sich weniger um Raubthiere und deßhalb auch weniger um den Wind.

Ferner pflegt dem Jäger auch regelmäßig die Bedeutung von Kälte und Wärme bekannt zu sein.

Uns Augengeschöpfen ist es gleichgiltig, ob es warm oder kalt ist, wir sehen bei beiden Zuständen gleich gut. Ganz anders liegt die Sache bei den Nasenthieren.

Die Gase, die das Wittern vermitteln, sind viel regsamer und deßhalb bei Hitze leichter erkennbar als bei Kälte. Jeder Großstädter weiß ja, daß ein Käseladen, der im Winter kaum bemerkbar ist, an heißen Sommertagen schon auf einige Entfernung entsetzlich stinkt.

Das Schreien der Füchse bei starkem Frost dürfte also weniger auf die Kälte, als darauf zurückgeführt werden, daß sie, die ihre Nase in Stich läßt, sich so unglücklich fühlen wie Kinder im Dunkeln.

Grundverschieden ist auch die Bedeutung des Wassers. Das Nasenthier kann bei einer Verfolgung leicht dadurch die Fährte verlieren, bei dem Augenthier spielt dieser Umstand keine Rolle.

Staub, der die Fährte verdeckt, kann ebenfalls für Raubthiere sehr nachtheilig wirken; im Allgemeinen aber findet sich natürlich das Nasenthier bei alles verfinsternden Staubmassen viel leichter zurecht als ein Sehgeschöpf.

Undurchsichtige poröse Gegenstände wie Kleider, Erde &c. sind für Sehgeschöpfe absolute Hindernisse, für Nasenthiere jedoch keineswegs. Ebenso wird ein dichter Urwald wohl einem Augenthier die Aussicht versperren, aber einem Nasenthier hinsichtlich seines Grundsinnes nicht hinderlich sein.

Dagegen sind für beide Theile Anhöhen, also Bergspitzen, Baumkronen &c. von größter Wichtigkeit, da sie nicht nur einen Umblick, sondern auch einen Umriech — wenn man so sagen darf — gewähren.

Es sind also für Sehgeschöpfe hinderlich:

1. Dunkelheit,
2. Nebel,
3. Schneegestöber,
4. Staubmassen,
5. undurchsichtige Gegenstände, ganz dichter Wald;

gleichgiltig dagegen:

1. ungünstiger Wind,
2. Windstille,
3. Kälte,
4. Wasser,
5. durchsichtige, nicht poröse Gegenstände (Fenster).

Umgekehrt sind für Nasenthiere hinderlich:

1. ungünstiger Wind,
2. Windstille,
3. Kälte,
4. Wasser,
5. durchsichtige, nichtporöse Gegenstände (Fenster);

dagegen gleichgiltig:

1. Dunkelheit,
2. Nebel,
3. Schneegestöber,
4. Staubmassen,
5. undurchsichtige poröse Gegenstände, ganz dichter Wald.

Hieraus erklärt sich z. B. Folgendes:

daß Hunde, Pferde &c. sich in der Dunkelheit fast ebenso zurechtfinden wie am Tage;

daß das Maulthier &c. im Nebel seinen Weg findet;

daß Wölfe und Bären, was schon den Alten aufgefallen war, im Nebel am gefährlichsten sind, während Sehgeschöpfe wie Fischadler, Habicht &c. beim Nebel nicht auf Raub ausgehen;

daß die Hunde auf dem St. Gotthard im dichtesten Schneegestöber verirrte Personen auffinden;

daß die Pferde sich, wie die Araber in ihren Lobgesängen hervorheben, in den dichtesten Staubmassen zurechtfinden, was jeder Cavallerist bei staubwolkenerregenden Attacken erfahren;

daß Hunde, Füchse, Hyänen &c. verscharrte Leichen auffinden;

daß feinnasiges Ungeziefer im dichtesten Urwald Excremente, Menschenleiber &c. auffindet.

Der Umstand, daß Pferde, Hunde &c. vergrabene oder verborgene Personen oftmals wahrgenommen haben, hat zu dem Glauben Anlaß gegeben, daß sie Geister sehen. Schon Homer nimmt an, daß Hunde die Anwesenheit von Göttern merken. Hinsichtlich der Insecten möchte ich anführen, was Hensel von den brasilianischen Schmeißfliegen berichtet:

„Höchst merkwürdig ist die Fähigkeit, durch welche die Schmeißfliege im Stande ist, solche Thiere ausfindig zu machen, welche dem Tod gewidmet sind. Ein großer, starker Hund, den ich besaß und der niemals Anfechtungen durch Schmeißfliegen zu erleiden gehabt hatte, war auf der Jagd durch ein von ihm getödtetes Wild so schwer verwundet worden, daß er bei der Rückkehr nicht mehr folgen konnte, sondern durch Blutverlust geschwächt am Wege liegen blieb. Obwohl ich nun gleich Leute nach ihm ausschickte, die ihn auch bald fanden, so hatte er doch schon, etwa eine Stunde nach der Verwundung, nicht die Wunden an Gesicht und Hals, wohl aber andere Körpertheile mit Fliegeneiern besetzt. Beutelthiere, die sich während der Nacht in eisernen Fallen oft nur mit einer Pfote oder dem Schwanz gefangen hatten, deren Pelz strotzte am nächsten Morgen von Fliegeneiern, während sie selbst scheinbar ganz munter waren und sich nicht abgequält hatten. Die Fliegen müssen mit ihren feinen Sinnesorganen entweder eine Veränderung des Geruches oder der Körperwärme an den gefangenen Thieren wahrnehmen.“

Der Hauptunterschied bleibt aber immer der: Die Augengeschöpfe rufen: Mehr Licht!, die Nasengeschöpfe rufen: Mehr günstiger Wind!

Gegen ein Sehgeschöpf verberge ich mich am besten, wenn ich mich hinter einem undurchsichtigen Gegenstand, also einem Baum verstecke, gegen ein Nasenthier würde mir das nichts nützen, hier muß ich eine stärkere Ausdünstung wählen. Deßhalb nimmt der Jäger bei dem Anstand auf Wildschweine z. B. eine Pferdedecke mit, worin er sich einhüllt.

Sehr richtig läßt deßhalb Thomson in seinem ausgezeichneten Buche: Binga und andere Thiergeschichten, die alte Füchsin ihren Kindern, da sie Nasenthiere sind, folgende Lehren geben:

„Schlafe niemals auf Deiner Fährte.
Deine Nase sitzt vor den Augen, darum traue ihr zuerst.
Nur ein Narr läuft mit dem Wind.
Ein laufender Bach heilt manch' Ungemach.
Gehe niemals den geraden Weg, wenn Du einen krummen findest.
Ist Etwas Dir fremd, so ist's Dir auch feindlich.
Staub und Wasser verderben den Geruch.
Jage niemals Mäuse in einem Walde, wo Hasen sind, aber Hasen im Hühnerhof. Lauf' nicht im Gras.“

Eine Ahnung von der Bedeutung dieser Regeln begann bereits in den Köpfen der Kleinen zu dämmern. So z. B. Folge niemals etwas, was Du nicht riechen kannst. Das war ihnen klar, denn wenn sie es nicht riechen konnten, stand der Wind so, daß es sie riechen mußte.“

Ferner ist als wichtiger Unterschied hervorzuheben, daß die Augen schneller erfassen als die Nase. Insofern sind die Augengeschöpfe im Vortheil. Alle Nasenthiere brauchen längere Zeit zum Verständniß dessen, was sie vor sich haben. Neulich stand ich am Fenster und erblickte ein Eselsfuhrwerk. Ein in der Nähe befindlicher Dachshund hatte solch ein Grauthier noch nicht erblickt, er kam ganz dicht heran und beroch es zwei Mal sehr gründlich, wie wenn wir einen neu Angekommenen nach allen Seiten umdrehen und ausrufen: „Mensch, laß Dich einmal beschauen!“

Hieraus erkläre ich mir die zwar selten, aber immerhin vorkommenden Unglücksfälle, daß aufgeregte Hunde in ihrer Jagdleidenschaft den eigenen Herrn zerrissen haben. Vergleiche hierüber meinen Aufsatz: „Der Ursprung des Aktäon-mythus“. Hier führe ich folgenden Fall an:

Eine Jagd, die ähnlich so wie die des Aktäon verlief, ereignete sich vor Jahren in Nordamerika. Dort wollten zwei Jäger einen Nasenbär erlegen, der auf einem Baume saß. Der eine stand mit den Hunden unten, die aufs Aeußerste erregt waren und fortwährend nach dem Baume hinaufheulten. Der andere Jäger war hinaufgestiegen, um den Bär zum Verlassen des Baumes zu zwingen. Unglücklicher Weise verlor er hierbei das Gleichgewicht und fiel zu Boden. Sofort stürzten sich die wüthenden Hunde, in dem Glauben, es fiele der Bär, auf ihren eigenen Herrn und zerrissen ihn.

Schließlich erklärt sich hieraus das verschiedene Verhalten gegen die in der Natur vorhandenen Stinkwaffen.

Allerdings ist hier zunächst der Irrthum zu berichtigen, als ob Alles das, was dem Menschen und besonders dem Culturmenschen unangenehm riecht, auch dem Thiere unangenehm sein müßte, zu berichtigen.

Es ist ja jeden Tag zu beobachten, daß Hunde Excremente, Harn, Fußschweiß, Dung u. s. w. mit Wohlgefallen beriechen, von denen wir uns mit Ekel abwenden.

Unzweifelhaft besteht ein geheimnißvoller Zusammenhang zwischen einzelnen Thieren und gewissen Gerüchen. Es wäre eine dankbare Aufgabe, einmal bei allen Thieren aufzuzählen, welche Gerüche sie lieben und welche sie hassen.

Im Allgemeinen aber wird man annehmen können, daß jedem Nasenthier alle Naturstinkwaffen und alle künstlichen starken Gerüche zuwider sind.

Eine Ausnahme macht das geschützte Thier selbst. Einem Stinkthier ist sein eigener Duft durchaus nicht unangenehm.

Hieraus erklärt sich auch, weßhalb Fuchs und Marder vor dem Frettchen springen, der Iltis aber den Kampf aufnimmt. Die beiden Ersten können den Geruch nicht vertragen, den Iltis belästigt der Geruch seines zahmen Verwandten nicht.

Sanft wird man aber stets sagen können: Je greller das Licht, desto mehr leidet das Sehgeschöpf, je stärker der Gestank, desto mehr leidet das Nasenthier.

Menschen leiden also sehr bei grellem Licht in der Wüste oder auf Schneefeldern, Nasenthiere weit weniger. Umgekehrt wirken die Stinkwaffen am meisten bei Nasenthieren, am wenigsten bei Vögeln.

Deßhalb soll man keinen Jagdhund durch ein blühendes Lupinenfeld führen, weil seine Nase sonst darunter leidet.

Deßhalb kann man Bluthunde, die einen Verbrecher verfolgen, dadurch von der Verfolgung der Spur abhalten, daß der Flüchtling sich gemahlenen Pfeffer auf die Fußsohlen reibt.

Deßhalb kann man Nasenthiere (Büffel, Bären x.) durch Nasenringe peinigen, Hunde, Wölfe x. durch einen Schlag auf die Nase betäuben, während Vögel, die nicht wittern können, an der Stelle, wo sich ihre Nasenlöcher befinden, sehr unempfindlich sind.

Deßhalb sollen Apotheker, Drogisten, Tabakhändler keine Hunde in ihren Läden halten.

Deßhalb soll man als Insectenpulver bei Nasenthieren keine scharfdustenden Stoffe wählen.

Deßhalb leidet der Hund furchtbar, wenn er vom Stinkthiere getroffen wird.

Hierbei möchte ich folgende Anekdote, die kürzlich durch die Zeitungen lief, richtig stellen. Sie lautete folgendermaßen:

Jaguar und Stinkthier. Ein berühmter Witz eines nicht minder berühmten Berliner Professors wurde vor einiger Zeit von den Blättern wieder aufgefrischt. In Kürze lautet er folgendermaßen: Der Gelehrte pflegte auf die Vertheidigungswaffe des Stinkthieres gewöhnlich mit den Worten hinzuweisen: „Furchtlos kreuzt das Stinkthier den Pfad des Jaguars, vertrauend auf die Macht seiner Stinkdrüsen.“ Er liebte es im Examen, namentlich wenn er sich in rosiger Laune befand, daß die Examinanden mit denselben Worten diese Weisheit wiederholten. Das war den Studenten natürlich nicht unbekannt geblieben, und einer hatte in seinem Collegienheft neben dem angeführten Satze am Rande bemerkt: wenn er guter Stimmung ist. Wie es ja häufig der Fall ist, gelangte dieses Heft in die Hände eines Candidaten, der nicht selbst das Collegium angehört hatte. Der Zufall wollte es, daß gerade dieser die Vertheidigung des Stinkthieres erzählen sollte. Es kann nicht Wunder nehmen, daß er die Randbemerkung auf den Jaguar bezog und unter homerischem Gelächter der Zuhörer also berichtete: Furchtlos kreuzt das Stinkthier den Pfad des Jaguars, vertrauend auf die Macht seiner Stinkdrüsen — besonders wenn dieser guter Stimmung ist.

Hierzu möchte ich Folgendes bemerken: Bei aller Hochachtung vor der Gelehrsamkeit des Professors bezweifle ich die Richtigkeit dieser Behauptung und zwar aus folgenden Gründen: Alle Thiere besitzen eine Stärke, aber auch eine Schwäche, immer haben sie einen Feind, dem sie unterliegen. Daß hiervon das Stinkthier eine Ausnahme bilden sollte, klingt im höchsten Grade unwahrscheinlich.

Seine Waffe ist der Gestank, das ist unbestritten. Feinnasige Raubthiere werden sich also regelmäßig hüten, es anzugreifen. Raubvögel dagegen, die nicht wittern können, wie ich anderer Stelle ausdrücklich nachgewiesen habe, würden unter der Waffe gar nicht zu leiden haben. Würde das Stinkthier am Tage sich zeigen, so würden Adler und andere große Tagraubvögel ihm gewiß häufig den Garaus machen.

Wie steht es nun mit den Katzen? Diese sehen namentlich bei Nacht ausgezeichnet, können aber so schlecht riechen, daß z. B. eine Hauskatze eine Maus, die man zwischen zwei Tellern hält, durch den Geruch gar nicht wahrnimmt. Wie wäre die Vorliebe unserer Miez für den Baldriangeruch erklärlich, wenn nicht ihre Nase so stumpf wäre!

Die beste Antwort erhalten wir, wenn wir die Feinde unserer heimischen, durch Gestank sich vertheidigenden Geschöpfe betrachten. Da ist zunächst der Iltis oder Ratz, der foetorius putorius, also der Stänker heißt. Einen Kampf zwischen zwei Edelmardern und einem Iltis schildert Brehm, wobei der Ratz, bevor er todt gebissen werden sollte, sich seiner letzten Waffe mit Erfolg bediente.

Diese Wirkung des Gestankes auf die feinnasigen Feinde, wie es Marder sind, ist ganz erklärlich — aber hilft er immer? Nein, die Wildkatze frißt ihn trotzdem, wie aus Brehm hervorgeht. Ebenso hat die Spitzmaus einen abscheulichen Geruch und wird deßhalb von feinnasigen Thieren verschont. Aber auch hier ist es wiederum die Wildkatze, die sich dadurch nicht abhalten läßt. Deßgleichen fressen Störche, Eulen und andere Raubvögel Spitzmäuse.

So kann es denn nicht Wunder nehmen, daß nach Haacke-Kuhnert der Puma oder amerikanische Löwe, dieser Vetter des Jaguars, Stinkthiere frißt. Ueber den Jaguar selbst äußert er sich nicht. Da beide gleichmäßig geruchsstumpf und Nachtthiere sind, so dürfte auch ihm gegenüber die Waffe des Stinkthieres wirkungslos sein.

Aehnlich liegt die Sache bei dem Pekari, einem amerikanischen Wildschweine, dessen Fleisch wegen der stinkenden Rückendrüse des Thieres für Menschen ungenießbar ist, wenn sie nicht sofort nach der Tödtung entfernt wird. Auch hier berichtet Haacke, daß trotzdem Jaguar und Puma viele Pekaris tödten.

Hätte der Professor ein feinnasiges Raubthier als Beispiel gewählt, also Wolf oder Fuchs, so wäre er entschieden im Recht. Aber mit dem Jaguar dürfte er sich in einem

gewaltigen Irrthum befinden. Hier ist die Furchtlosigkeit schwerlich am Platze — und nur die berechtigte Furchtlosigkeit hat doch in dem Citate des Professors einen Sinn.

Amerika müßte jo von Stinkthieren wimmeln, wenn es nicht Geschöpfe gäbe, die aus höllischem Gestank sich nicht viel machen.

Ebenso ist es ein Irrthum, wenn der ousgezeichnete Thierbeobachter Krieger (im Zoologischen Garten, Bd. 17, S. 15), der den Iltis mit Recht als unser Stinkthier bezeichnet, behauptet, man könne auf diesen Stänler nur deßhalb mit einem Schäferhund Jagd machen, weil „nur ein an keine besseren Wohlgerüche gewöhnter, ouf's Höchste erboster Hirtenhund es über sich gewinnen konn, solch einen Rotz onzugreifen und zu erwürgen.“

Der Grund ist vielmehr der, daß von ollen Hunden Windhunde und Schäferhunde, da sie bessere Augen haben, am schlechtesten wittern. Deßhalb leidet der Hirtenhund unter dem Gestonk des Iltis viel weniger als der feinnosige Jagdhund.

Litteratur und Kunst.

Ueber die Pose im Leben und in der Kunst.

Von Dr. Robert Richter (Charlottenburg).

Der Pose innerstes Wesen ist die Verlogenheit. Denn sie ist von ihrem Träger dozu bestimmt, Thaten, Gedanken und Eigenschoften zu erheucheln oder in ihrem Werthe und ihrer Größe zu übertreiben.

Sie ist um so verbreiteter und dreister, je geringer die Intelligenz der Umgebung; ober auch besserer Intelligenz gegenüber ist sie oft wirksam, wenn nämlich ein Hochstehender, hoch durch Geburt, Amt oder Können die jede Kritik lähmende Wirkung seiner Größe ausnutzt und durch die Pose sich zu vergrößern sucht.

Freilich hot auch hier die Wirkung ihre Grenze; und neben der Pose steht die Lächerlichkeit.

Der Fürst, der stundenlong mit hoheitsvollem Ernste ouf die Menge oder in's Leere blickt, der Künstler, dessen Wesen von beständigem Kunstschoffen und genioler Excentricität trieft, der Gelehrte, dessen Haltung und Tracht schon die völlige Verinnerlichung desselben beweisen, sie Alle loffen ihre kritiklosen Bewunderer in Ehrfurcht erschauern: den Erkennenden aber schüttelt befreiendes homerisches Lachen.

Und doch mögen wir fast Alle im Leben die Pose nicht ganz missen, wenn ouch nicht, um uns als etwas Besseres über Andere zu erheben, sondern um unsere innere Häßlichkeit zu verbergen.

Schon das Kind wird in dieser Richtung erzogen. Eine Pose der Höflichleit, nicht die Höflichkeit selbst ist die grüßende Verbeugung, die es jedem Besuche macht; denn diese Verbeugung wird auch verlangt, wo das Kind lieber den Besuch mit einer vielleicht unanständigen, ober seinen Empfindungen entsprechenden Geste begrüßen möchte. Und wir dürfen uns nicht damit trösten, daß wir diese Unaufrichtigkeit von dem Kinde in der Hoffnung verlongt haben, durch den Zwang zum äußerlich Guten auf das Innere veredelnd einzuwirken — noch nie hat ein Charakter dadurch gewonnen, daß er gezwungen wurde, Heuchelei zu treiben.

Wir verlongen die Unaufrichtigkeit, weil wir nicht gut sind und nicht groß, und weil der Anblick unserer Niedertrocht, nicht verhüllt durch die Pose der gesellschaftlichen Anständigkeit, nicht zu ertragen wäre.

Selten trifft man einen Menschen, der seine eigene Form hat, die seinem Inneren entspricht, einem guten Innern, das sich ungescheut zeigen konn und zeigt. Solche Menschen sind die Künstler des Lebens — Kunst ist die Gabe, sein Inneres zeigen zu können.

Sind nun im Leben die Poseure und Unaufrichtigen nicht zu entbehren, denn sie haben in ihren Massen das Recht der Majorität auf ihr Leben, so soll in der Kunst die Wahrheit herrschen, die innere Wahrheit, die jedem eine andere ist und doch echt und überzeugend auf jeden Wissenden wirkt, wenn das Werk dem innerlich Geschauten entspricht. Und die Pose soll aus der Kunst durchaus verbannt sein.

Auch in der Kunst gilt für sie der Satz ihrer Einschränkung durch fortschreitende Erkenntniß und ihrer starken Wirkung auf geistig Tiefstehende. Je roher das Publicum, je weniger feinfühleud, um so größeren Einfluß hat die Pose, die zu dem Beschauer nicht mit Winken und leisen, tiefen, aber eindringlichen Wendungen spricht, sondern mit lautem, eindeutigem und oufdringlichem Geschrei, die der Gedonkenarmuth Rechnung trägt und nichts mehr zu denken übrig läßt, indem sie das, was geschildert werden sollte, bereits in übertriebener Weise zu einer dem Beschränktesten kloren Anschauung gebracht hat.

Dem Feingebildeten erscheint die Pose als die unfreiwillige Caricatur der Wirklichkeit, und je weiter das Kunstverständniß geht, um so tiefere und feinere Charakteristik und Wahrheit wird verlangt.

Selbst das, was der Wirklichkeit durchaus entspricht, was aber nur die gewöhnlichen breiten, Allen bekannten Markzeichen einer Handlung oder eines Seekenvorgonges an sich trägt, erscheint nun schon als Pose. Und mit Recht. Denn diese Merkzeichen verbürgen die Wahrheit der geschilderten Erscheinung noch nicht — im Leben und in der Kunst nicht —, da sie allgemein bekannt und leicht erheuchelt bezw. dargestellt werden können.

Wenn Dich Dein Gegner mit zornigen Geberden und lautem Schelten bedroht, so magst Du seiner ruhig spotten, denn je ausdrucksvoller und übertriebener seine Gesten sind, um so mehr lassen sie den Wunsch erkennen, zu schrecken, nicht zu handeln. Wenn Dich aber jener Strahl aus einem Auge trifft, welcher den Willen zur That bedeutet, dann sieh Dich vor.

Nicht die Züge, welche allgemein, conventionell und der Mehrheit eigen sind, sollen Gegenstand der Darstellung durch eine feine und wahre Kunst sein, sondern das, was den Einzelnen von der Heerde unterscheidet. Man wird das nicht mißverstehen und in diesen Worten eine Empfehlung oder Verherrlichung des Modelles finden. Denn was an den Werken, die das Modell fühlen lassen, so kalt und leer läßt, das ist ja eben das Gewöhnliche und Oberflächliche. Modelle sind keine Persönlichkeiten, so longe sie on der Arbeit sind, bezahlte und unbezahlte nicht. Persönlich werden sie erst im Affect, der in schnellem Wechsel jene der künstlerischen Darstellung wichtigsten Züge giebt, die sich nicht beliebig hervorrufen und vor Allem nicht stundenlang festhalten lassen.

In weiterem Sinne gehört zur Pose in der Kunst jedes Werk, welches den Stempel der Nachahmung trägt; ouch Nachahmung ist Unwahrheit.

Wir olle sind als Künstler geboren, denn Jeder ist von Natur von onderer Art, verschieden von ollen Menschen, die vor ihm gelebt haben und nach ihm leben werden. Aber das Leben in der Gemeinschaft erstickt die Eigenart der Meisten, macht sie muthlos zum Bekennen ihres nur ihnen gehörenden Wesens und nivellirt sie zum Heerdenthum. Der Künstler bewahrt mehr oder weniger seine Eigenort in naiver Ablehnung der Convention oder in bewußtem Selbstgefühl. Sein Werk wird dann wahr; wer in eines Anderen Wesen sich richtig ausdrücken zu können vermeint, oder nur das große Compromiß, das Herkömmliche, welches ols Quersumme aller

Mittelmäßigkeit selbst dem einzelnen Mittelmäßigen nicht ganz entspricht, zu seiner künstlerischen Art machen will, der bleibt an der Pose haften, denn er giebt nicht sein inneres, eigenes Empfinden, sondern ein Zerrbild desselben, in einzeln flachen und allgemeinen Zügen vielleicht ihm eigen, im Ganzen weder auf ihn, noch auf einen anderen Menschen völlig passend.

Derselbe Vorwurf in noch verstärktem Maße trifft die gesuchte und nicht gefundene, die gequälte Eigenart. Sie ist die schlimmste und gefährlichste Pose — für ihren Träger und für das Publicum.

Wer sich im Anfange seines Schaffens der Krücken der Convention bedient, weil er auf eigenen Füßen zu gehen noch nicht wagen kann, sich aber dabei bewußt ist, daß in der Entwickelung seiner Eigenart allein die Kunst liegt, dessen Zukunft ist nicht hoffnungslos, und seinem ernsten Streben mag es gelingen, sein Inneres zu finden und damit, so bescheiden dieses immer sein mag, ein Künstler zu werden.

Eine erheuchelte Eigenart aber ist schlimmer als jede Convention; sie ist eine Nachäffung des Wahnsinns, von dem sie sich durch ihre innere Unwahrheit unterscheidet, mit dem sie das Absonderliche und Krankhafte, nicht das Besondere verbindet.

Dresdner und Düsseldorfer Ausstellungseindrücke.

Von Julius Norden.

I.

In Stunden verwegenen Träumens stelle ich mir mitunter wohl vor, wie es wäre, wenn unsere großen Kunstausstellungen die Bedeutung von Culturfesten hätten, die nur alle fünf Jahre wiederkehrten. Die internationalen gar nur alle zehn Jahre. Sie müßten einen feierlichen Charakter tragen, in der ganzen Form ihrer Veranstaltung und in ihrem Verlauf. Zu diesem Zwecke müßte alles Geschäftliche ausgemerzt sein. Keine Verpachtung von Gartenwirthschaften, kein Miethen von Musikcapellen, keine Reclamenotizen in der Tagespresse über Besuchsziffern und Verkäufe, kein Tingeltangel und kein Brimborium und vor Allem kein — Bazar. Nichts Verkäufliches sollte zugelassen werden, zum Mindesten dürfte auf der Ausstellung nichts verkauft werden. Was noch keinen Besitzer hat, kann ja später in die Kunsthandlungen kommen mit dem Empfehlungsbrief, daß es auf dieser oder jener deutschnationalen oder internationalen Ausstellung einen großen Erfolg errungen habe. Wie das ziehen würde! Die Herren Künstler und die Herren Kunsthändler, die ja doch auch leben wollen und sollen, könnten also ganz unbesorgt sein.

Was wir dabei gewönnen? Nun einmal, daß Kunstprincipien und Geschäftsprincipien, Kunstpflege und Waarenmarkt mit einander nicht vermengt würden. Ein nicht zu unterschätzender ethischer Culturgewinn. Sodann aber — und das ist sehr wesentlich — dann hätten die Künstler uns wirklich was zu zeigen, hätten sie uns was zu sagen. Dann wären solche Ausstellungen wirklich geeignet, eine Vorstellung von dem jeweiligen Stande der Kunstentwickelung in dem betreffenden Lande oder in der gesammten Culturwelt zu geben. Dann könnte man immer sicher sein, nicht bloß neue Bilder und Skulpturen, sondern Neues zu sehen. Man denke nur, welch ein Unterschied festzustellen wäre, wenn die letzte internationale Ausstellung 1895 stattgefunden hätte und die nächste erst über's Jahr, 1905, veranstaltet würde. Wie lehrreich war z. B. daher die Decennal-Ausstellung in Paris 1900. Schlechtweg Bilder an die Oeffentlichkeit und auf den Markt zu bringen, dazu wären in der Zwischenzeit kleine Sonderausstellungen, die „Kunstsalons", die Kunsthandlungen da ...

... Träume, Träume, Träume! ...

Und wie ich diese Träume hier niederschreibe, zieht gerade ein verspäteter Gasthausbesucher die einsame Straße entlang heimwärts und pfeift den alten Gassenhauer: „Du bist verrückt mein Kind! ..."

Gewiß — Träume! In Wahrheit liegt die Sache so: wer zu den ständigen Besuchern einer größeren Anzahl von Ausstellungen gehört, findet zum größten Theil immer und überall wieder Bekanntes. Nicht bloß Wiederholungen etwa eines erfolgreichen Motivs, sondern sogar ganz dieselben Bilder und Skulpturwerke, die so zu einer globe-trotter-Rolle verdammt sind. Und wenn's noch immer Ausstellungen bald in diesem, bald in jenem Lande wären — nein, im Laufe eines Jahres taucht dasselbe Werk innerhalb Deutschlands selbst an den verschiedensten Plätzen auf.

Ja — wo hernehmen, ohne zu stehlen? Wir haben ja jetzt alljährlich ein gutes halbes Dutzend ganz großer nationaler und internationaler Ausstellungen, mitunter ja noch mehr. Wie sollen da die Künstler in der Lage sein, Neues zu zeigen, zu sagen? ...

Es ist daher gewiß sehr bezeichnend, daß die Ausstellungsleitungen immer mehr und mehr bemüht sein müssen, für das Vorhandensein eines ganz besonderen „clou" Sorge zu tragen. Bald ist's die sorgfältig gesichtete und zusammengestellte Kunst eines bestimmten Landes, bald das „œuvre" einer bedeutsamen einzelnen Künstlererscheinung, denen diese Aufgabe zugewiesen wird. Solche Rolle haben die Schotten, die Engländer, die belgische Plastik, aber Bartholomé, in jüngster Zeit Rodin und Menzel gespielt, denen wir beispielsweise in diesem Sommer gleichzeitig in Dresden und in Düsseldorf als besonderem Lockmittel oder Schaugericht begegnen. Oder man wendet sich vergangenen Kunstepochen und verstorbenen Künstlern zu. Die Berliner Secession hat wiederholt Manet, Böcklin, Leibl als Haupttrümpfe ausgespielt; in Düsseldorf bekamen wir 1902 eine sehr bedeutende kunstgeschichtliche Ausstellung zu sehen, die der mittelalterkirchlichen Kunst gewidmet war. Und in diesem Jahre bietet sie eine auserlesene andere kunstgeschichtliche Sammlung, die jene würdig und wesentlich ergänzt, Werke der Malerei der kölnischen und niederrheinischen, mittelrheinischen und oberdeutschen Schulen aus dem 14.—16. Jahrhundert, dazu Werke einiger französischer, vlämischer und holländischer Meister aus dem 17. und 18. Jahrhundert. In Dresden aber haben sie eine Rückschau der Malerei des 19. Jahrhunderts veranstaltet ...

* * *

Diese rückschauenden, kunstgeschichtlichen Abtheilungen der internationalen Ausstellungen in der Königsstadt an der Elbe und in der Kunst- und Gartenstadt am Rhein, wie alle diese in die Vergangenheit zurückgreifenden Darbietungen verschiedener Ausstellungen der letzten Jahre überhaupt sind als eine sehr glückliche Idee zu bezeichnen und ohne Zweifel im Stande, Einen über den im Uebrigen meist vorherrschenden Bazarcharakter der beiden erwähnten großen Ausstellungen in Mittel- und in Westdeutschland ganz zu versöhnen. Aber die „Waare" selbst ist hüben wie drüben zum Glück recht preiswürdig. Groß, numerisch groß sind beide ohne Zweifel. Man denke nur: in Düsseldorf giebt's circa 1750 Oelgemälde, Aquarelle, Pastelle, Zeichnungen u. s. w. auf der zeitgenössischen Ausstellung nebst mehr als 450 plastischen Werken, gegen 1350 keramische und Metallgebilde und in der kunstgeschichtlichen Abtheilung circa 750 Nummern; in Dresden: 1125 Oelgemälde, Aquarelle u. s. w., etwa 450 graphische Blätter, über 400 Skulpturen und gegen 400 Nummern in der kunstgeschichtlichen Rückschau, wozu dann noch eine inhaltsreiche „Empire"-Ausstellung und allerlei modernes Kunstgewerbe kommen! In Summa — ca. 6400 Werke der „reinen" und wohl an 2500 Arbeiten der „angewandten" Künste!

Und wenn auch sehr, sehr Vieles, wie gesagt, dem Ausstellungskenner schon bekannt ist — um das festzustellen, muß es doch immerhin erst gesehen werden.

Gesehen — gewiß. Aber besprochen zu werden braucht es nicht. Und man erwarte eben nicht, daß hier etwa ein richtiger „Bericht“ über die beiden Monstre-Ausstellungen geliefert würde. Das sei fern. Nur einzelne Eindrücke sollen festgehalten werden.

Auch begnüge ich mich, was die Aufstellung all' dieser Werke und die Ausstattung der Räume, in denen sie Platz gefunden, betrifft, mit der summarischen Bemerkung, daß die an der Spitze der Commissionen und Ausschüsse stehenden Herren, an der Elbe die Professoren Gotthardt Kuehl und Eugen Bracht, am Rhein Professor Fritz Roeber und Professor Dr. Paul Clemen, mit ihren zahlreichen Gehülfen aus Künstler- und Kunstgelehrten-, städtischen und staatlichen Verwaltungskreisen, und die Vorsitzenden der einzelnen nationalen Gruppen ihre Sache sehr geschickt und geschmackvoll gemacht haben. Wie geschickt und geschmackvoll — das vermag erst recht der zu ermessen, der geradenwegs von den Berliner Ausstellungen hinkam.

* * *

Gewiß — Alles ist in der Anordnung nicht geglückt. Aber mit wie viel Schwierigkeiten hatte man gerade bei der Veranstaltung der rückschauenden Abtheilungen zu kämpfen. Schon allein dadurch, daß das Allermeiste hier, wie dort nicht etwa chronologisch geordnet werden konnte, sondern nach den Gallerien und Sammlungen, aus denen die Kunstwerke entstammen. Besonders kunterbunt hängt Alles durch einander in Düsseldorf, während in Dresden wenigstens hier und da eine Zusammenstellung nach der geographischen Herkunft der Gemälde durchgeführt wurde. Besser wäre es natürlich gewesen, das Vorhandene wäre nach kunstgeschichtlichen Gruppen, nach Epochen zusammengestellt worden. Also z. B. in Dresden: die Classicisten, die Romantiker u. s. w., bis zu den Naturalisten und Impressionisten unserer Tage. Dabei ist der Düsseldorfer Catalog doch nach Schulen und Epochen geordnet, der Dresdner schlechtweg alphabetisch. Aber was nützt mich diese gutgemeinte und wissenschaftlich begründete Anordnung im Düsseldorfer Catalog, wenn ich z. B. im Uebrigen die neun dort vorhandenen Frans Hals in 6, die 11 Rembrandt's in noch mehr Räumen mir zusammensuchen muß? Und darf sich der Besucher der im Uebrigen sehr gelungenen „Empire-“ Ausstellung zu Dresden nicht mit Recht darüber beschweren, daß ihm weder Catalog noch Zettel darüber Auskunft geben, von wem, aus welchem Jahr die betreffenden Arbeiten stammen, denn ist's ihm nicht ganz einerlei, daß dieses Prunkstück und jenes Möbel von diesem oder jenen Fürsten oder Privatsammler, Museum oder Verein hergeliehen ist, worüber allein man gewissenhaft Auskunft erhält?

Doch abgesehen von solchen Uebelständen und von manchen fühlbaren Lücken namentlich auf der Dresdener Jahrhundert-Ausstellung — es ist immerhin so viel lehrreiches Anschauungsmaterial an beiden Stätten zusammengetragen worden, daß wer lernen und studiren will, es nach Herzenslust thun kann.

II.

Fehlten in Dresden auch Italien (bis auf einen Segantini), Skandinavien (bis auf einen Zorn), Rußland (bis auf Ssamow), Ungarn, Polen, Spanien (bis auf Goya, der aber nicht mit Unrecht unter den Franzosen anzutreffen ist) ganz und ist auch Belgien nur durch Gallait und Leys, England bloß durch einige wenige Bildnißmaler und Landschafter, dafür aber solche Meister allerdings wie Gainsborough, Raeburn, Reynolds, Happner, Constable vertreten, so ist doch die Entwickelung der französischen Kunst im Ganzen recht gut gekennzeichnet von den Tagen Davids an, des Classicisten, dann der der Romantiker und des Bourgeoisen, der Géricault, Delacroix, Ingres, Delaroche, Ary Scheffer, Chassériau, der übrigens eine Sonderstellung einnimmt, zu den Meistern von Barbizon, den Vertretern der „intimen Landschaft“ und einer realistischen Thier- und Bauernmalerei, den J. B. Corot, Th. Rousseau, Jules Dupré, Ch. Daubigny, Narcisse Diaz, C. Troyon, Jean Fr. Millet, und zu den Bahnbrechern des Naturalismus und des Plein-air der Gustave Courbet und Edouard Manet, und bis zu den Impressionisten aller Spielarten, des Degas, Monet, Sisley, Pissarro &c. Und es fehlen dazwischen nicht so markante Einzelerscheinungen, wie Goya, der Spanier, Daumier, Meissonier, Puwis de Chavannes u. A.

Und man weiß ja, welche führende Rolle französische Kunst im ganzen Mitteleuropa und auch im nördlichen gespielt hat das ganze 19. Jahrhundert hindurch bis in unsere Tage hinein. Also besonders wohl in Deutschland. Das vermag man auch hier zu erkennen, denn auch deutsche Kunst ist recht anschaulich gekennzeichnet, ebenso wie die ältere österreichische Zeit. Die Classicisten und die Nazarener, die Anton Graff, Josef Anton Koch, Karl Rottmann, Peter von Cornelius, Johann Fr. Overbeck, Jul. Schnorr von Carolsfeld, Josef Führich und Eduard Steinle, die älteren Romantiker der Landschaftsmalerei, der Geschichts- und der Genremalerei von K. Fr. Lessing und Joh. Wilhelm Schirmer bis auf Piloty und Wilhelm von Kaulbach und dazwischen die starken Persönlichkeiten und Sondererscheinungen Moritz von Schwind und Alfred Rethel, die einst so gepriesenen älteren Realisten von den Bendemann und Hasenclever bis zu den Knaus und Vautier u. s. w. — sie alle finden wir hier vertreten. Und dazu neben Schwind und Rethel noch andere besonders augenfällige Erscheinungen, wie Hans von Marées, Anselm Feuerbach, Wilhelm Leibl, von den Oesterreichern namentlich Pettenkofer und Georg Waldmüller, dieser Märtyrer seiner Kunstanschauungen, die ihn als einen Vorläufer der Modernen erscheinen ließen, von den Münchnern Franz von Lenbach.

Aus den Gallerien von Ravéné-Berlin und Weber-Hamburg, aus öffentlichen Museen und privaten Sammlungen Deutschlands, Wiens, Paris' und St. Petersburgs wurden mit großer Mühe diese Schätze zusammengetragen. Steht man jetzt ihnen gegenüber, so erkennt man aber Eines wieder einmal ganz klar: daß Redlichkeit des Strebens und Echtheit der Begabung das allein Bleibende ist in allem Wandel des Kunstschaffens und wie nur das Genie seiner Zeit voraneilt, um oft einsam seine Wege zu ziehen, während die Uebrigen nur Vertreter ihrer Zeit bleiben, wenn sie es auch im besseren Falle wenigstens vermögen, die eigene Persönlichkeit zu bethätigen. So sprach es auch Kuehl in seiner Festrede beim Eröffnungsbankett aus. Er dachte dabei gewiß auch an Böcklin und an Menzel, die beide durch eigene Cabinete ausgezeichnet wurden.

Die Böcklin-Ausstellung trägt allerdings ganz und gar den Stempel des Zufälligen. Keines seiner bedeutsamsten Werke findet man hier, aber doch neben einem sehr interessanten Lenbachbildniß u. A. die „Cimbernschlacht“ und die „Judith“. Menzel dagegen ist besser abgekommen. Wenn auch nicht so viel von ihm geboten wird, wie in Düsseldorf — man sieht immerhin das wundervolle Chodowiecki-Bildniß, „Friedrich der Gr. und Josef II. in Neiße“, „Friedrich der Gr. auf Reisen“, eines der Prunkstücke der Ravéné'schen Sammlung, dazu eine Reihe kleinerer Oelgemälde noch, wie die Waldpredigt in Kösen, Abendhimmel über Potsdam, Im Théâtre Gymnase, das ich unlängst zu besprechen hier Gelegenheit hatte, Bauerntheater u. A., sowie über 40 Gouache- und Aquarellblätter und Zeichnungen, zum größten Theil Studien und Skizzen von jener meisterlichen Art, die ein jedes solches Menzel-Blatt zu einer Kostbarkeit macht.

Böcklin und Menzel! Die beiden stärksten Persönlichkeiten unter allen deutschen Malern, die hier anzutreffen sind.

Der Eine ein Capitel Kunstgeschichte für sich. Und der Andere — der lebende Beweis dafür, wie wir Deutsche immer nach dem Auslande hinschielen, von wo wir uns auch das „Freilicht" und den „Impressionismus" und den in's Volk gehenden „Realismus", das Alltagssittenbild holen zu müssen glaubten und besaßen das Alles doch schon bei uns daheim; besaßen es schon um die Mitte des vorigen Jahrhunderts in der Kunst eines Menzel. Wer sich auch nur in die jetzt in Dresden und — füge ich gleich hinzu — in Düsseldorf vorhandenen Bilder, Studien und Skizzen von ihm vertieft, überzeugt sich hiervon wieder einmal so recht gründlich auf's Neue.

* * *

Eine Ergänzung zu einem Theil dieser Bilder-Rückschau bildet die von Professor Groff zusammengestellte „Empire-Ausstellung" in drei großen Räumen mit einigen eingebauten kleineren Cabineten, die insgesammt im Geiste jener Zeit ausgestattet sind und eine Fülle von Gegenständen fürstlichen und bürgerlichen Hausroths und Schmuckes aus den Jahren von ca. 1780—1820 bergen. Es giebt also eigentlich mehr, als das richtige Empire, dessen Blüthezeit in die Jahre 1795 bis etwa 1815 fiel, so daß hier einerseits der Styl Louis XVI. und andererseits auch der der Restauration und des Beginns der Biedermeierzeit mit hineinklingt. Feierliche Bildnisse an den Wänden rücken uns gleichzeitig auch die Menschen jener Zeitspanne näher und wer sich eingehender mit dem Allem beschäftigt, vermag sich von Sitten, Gebräuchen, Geschmack des Napoleonischen Zeitalters einen guten Begriff zu machen. Auf eine nähere Besprechung der dankenswerthen Veranstaltung kann ich mich aber hier leider nicht einlassen.

Empire.

Von Dr. Heinrich Pudor.

Mit Ruhm und Ehren überhäuft, war der General Napoleon von seinem italienischen Feldzug zurückgekehrt. Aber bevor er den Traum seines Ehrgeizes zur Verwirklichung bringen wollte, dachte er an neuen Ruhm und unternahm den egyptischen Feldzug, der für die weitere Entwickelung der französischen Mode und des Kunstgewerbes, im Besonderen auch für den Möbelstyl, von größter Bedeutung wurde. Bevor wir indessen hierauf eingehen, müssen wir die Persönlichkeit Napoleon's, dieses im wahren Sinne des Wortes unvergleichlichen Mannes, der auch in der Kunst einen Styl creirte, obwohl er persönlich der Kunst sehr fern stand, etwas näher ansehen.

Napoleon war der verkörperte Ehrgeiz. Jedes Mittel war ihm recht, wenn es nur seinen ehrgeizigen Plänen auf diese oder jene Weise dienen konnte. Wenn er Jemandem begegnete, der das Lügen verstand, sagte er von ihm, er wird Carrière machen.*) Die Ehrenlegion, die er gründete, war ihm nach seinen eigenen Worten das Mittel, die Leidenschaften der Menschen auszubeuten, sie zu täuschen, zu erniedrigen, zu knechten. Aber man weiß nicht, ob man mehr seine Energie oder seine Menschenkenntniß, seinen Scharfsinn oder seine Selbstbeherrschung bewundern soll. „Alles blickte mit staunender Bewunderung auf einen Mann von so schöpferischer Thatkraft, dessen Geist Alles umspannte, dessen Scharfblick in die innersten Verhältnisse des Staaten- und Völkerlebens eindrang, der einen Thätigkeitstrieb und eine Arbeitskraft entfaltete, die keine Ruhe und Rast kannten, dem Vergnügungen und Zerstreuungen unbekannte Dinge waren." Fontane nannte ihn „den Mann, vor dem das Weltall schweigt". Treffend vergleicht Weber in seiner Weltgeschichte sein Auftreten mit einem Meteor, auf das die Welt mit Bewunderung und Grauen blickte. Der große Napoleon genügte nicht mehr, es ward ein heiliger Napoleon erfunden. Am 2. December setzte er sich selbst die Kaiserkrone auf's Haupt, die er sich selbst errungen hatte. Frankreich war berauscht und die Welt von diesem Rausch angesteckt. Nicht Frankreich, nur Europa beugte sich vor diesem Manne, den die größte Kunst, die Kunst, sich selbst zu beherrschen, groß gemacht hatte, indem sie ihm lehrte, Menschen und Völker zu beherrschen. Und was Frankreich betrifft, war die unmittelbare Folge seiner Regierung, daß die Industrie mit Riesenschritten sich entwickelte, die bürgerlichen Künste einen Aufschwung nahmen und in den Gewerbeschulen ausgezeichnete Handwerker herangebildet wurden, welche auch auf dem uns hier am nächsten angehenden Gebiet Ausgezeichnetes leisteten.

Wie war aber nun das Hofleben dieses demokratischen Kaisers, dieses modernen Cäsaren? Wir müssen, um diese Frage zu beantworten, vor allem einen Blick auf die Frau, der er die Krone auf's Haupt setzte, werfen. Josephine de Beauharnais (geb. 1763 auf Martinique, gest. 1814) war die geschiedene Frau des Generals Beauharnais und wurde im Jahre 1796 von Napoleon geehelicht. Mme. de Rémusat sagt von ihr, daß sie mehr Grazie noch als Schönheit hatte, sich mit einem außerordentlichen Geschmack kleidete und es verstand, die Schönheit und Jugend derer, die sie umgaben, in den Schatten zu stellen. Sie begleitete Napoleon auf dem ruhmvollen Feldzuge nach Italien; seine Briefe zeigen in den ersten Jahren große Leidenschaft und Zärtlichkeit. Als er in Egypten war, weilte sie in Malmaison bei St. Germain in der Umgegend von Paris. Ihre Salons waren reich mit Gemälden, Statuen, Mosaiken — die Beute des italienischen Feldzuges — geschmückt. Mme. de Rémusat schildert ihren ersten Besuch bei Josephine: „Mme. trug sich mit einem Geschmack, der sich der Antike nähert; so war die Mode jener Zeit, als die Kunst die Sitten der Gesellschaft so beeinflußte." Dieselbe sagt von Napoleon: er war überzeugt, daß man die Franzosen durch äußeren Pomp verführen kann (dies Wort wirft ein interessantes Schlaglicht auf den Styl dieses premier empire). Sie betont wiederholt, daß sich Napoleon einfach aber individuell gekleidet habe*) und daß er mit Beziehung hierauf ihr einmal gesagt habe: le droit d'etre vetu simplement n'appartient pas a tout le monde". — Nicht Jeder hat das Recht, sich einfach zu kleiden. Ein anderes wichtiges Wort von ihm, das uns Mme. de Rémusat in ihren Memoiren berichtet: lautet „Es ist sehr leicht, die Franzosen mit Hülfe ihrer Eitelkeit zu regieren.**) Um die Kunst kümmerte er sich, wie gesagt, wenig; nur beim Morgenkaffee empfing er Künstler und Schauspieler. Er dinirte um 6 Uhr und ging schon zwischen 10 und 11 Uhr zu Bett. Später freilich, als er Josephine, die ihm keine Kinder geben konnte, überdrüssig wurde, und die Schauspielerin Georges ihm bieten mußte, was ihm seine Gemahlin versagte, kam er erst um 1 Uhr in's Bett, das er nach wie vor mit Josephine theilte. Mehr als einmal will er sich von ihr lossagen, wobei ihre Eifersucht meist den Anlaß bildet, aber ihre Thränen vermögen ihn umzustimmen, bis die Scheidung aus politischen Gründen eintrat. Als er Kaiser geworden, nahm man sofort das Hofreglement Louis XIV., das ja ebenfalls gerade an Pomp viel bot, vor und redigirte es für den Kaiserlichen Hof. Die Revolution war also ein Intermezzo gewesen, und an die Stelle des königlichen Hofes trat ein kaiserlicher. Der Luxus nahm auf's Neue überhand. Im Jahre 1805 gab der Hof einen Ball, bei dem 2500 Personen bewirthet wurden. Die Feste, die jeder Marschall in der großen Oper geben mußte,

*) Vergl. die Memoiren der Madame de Remusat, welche Palastdame am Hofe Napoleon's war.

*) Dasselbe mußte Voltaire von Friedrich dem Großen zu sagen.

**) C'est très commode de gouverner les Français par la vanité.

kosteten jedem von ihnen 10 000 Francs. Wir erwähnen all' dies, weil der Premier Empire-Styl diesen Charakterzug des Pompes und der Prachtenfaltung in gleicher Weise trägt.

Wir kommen nunmehr auf den egyptischen Feldzug Napoleon's zurück, der wie gesagt, für den neuen Kunststyl von großer Bedeutung war. Napoleon selbst schreibt*) zwar von den Egyptern, daß sie einen Knopf seiner Soldaten einem Thaler vorziehen, daß ihre Häuser erbärmlich seien, daß sie kein anderes Möbel haben, als eine Strohmatte und zwei oder drei irdene Töpfe. Aber die Jahrtausende alte Kunst war es, die nach dem egyptischen Feldzug Mode wurde und den neuen Styl sehr wesentlich creiren half. Wir erinnern an das Bild „Aeneas erzählt der Königin Dido den Untergang Trojas" von Guérin, das heute im Louvre hängt und auf dem die Königin die Züge Josephine's trägt. Man sehe sich genau das Ruhebett der Königin auf diesem Bilde, den Sessel im Vordergrund, den Stuhl des Aeneas und die Säulen an, und man hat eine treffende Illustration der archäologischen (egyptischen und griechisch-römischen) Liebhaberei jener Zeit, mit deren Hülfe der Empire-Styl in's Leben trat, vor sich.

In der Kunst waren es vornehmlich vier Männer, welche der Richtung der französischen Kunstmode zur Antike neue Nahrung gaben: der bekannte Maler Jacques Louis David, die Architekten Percier und Fontaine und der Zeichner Dominique Vivant de Denon. Pierre François Louis Fontaine war Napoleon schon, als dieser noch Consul war, bekannt. Als Kaiser ernannte er ihn zum Architekten der kaiserlichen Bauten. Er faßte das Project zur Vereinigung des Louvre mit den Tuilerien, er legte die Straße rue de Rivoli an, er restaurirte den Louvre und das Schloß zu Malmaison — all' das im Verein mit Percier (siehe später), mit dem zusammen er auch die unten verzeichneten Werke**) herausgab. Charles Percier (1764—1838) war Schüler von Gisors und Peyre und lernte Fontaine in Rom kennen. 1793 kehrte er nach Paris zurück und zeichnete Möbelentwürfe, um sich sein Brot zu verdienen, bis er Baumeister von Malmaison und dann auch der Tuilerien und des Louvre wurde. Am Letzteren arbeitete er, wie gesagt, mit Fontaine von 1805—1817.

Dominique Vivant de Denon***) 1747—1825, endlich, Radirer und Zeichner, begleitete als Zeichner Bonaparte nach Egypten und schrieb darüber „Voyage dans la basse et la Haute Egypte" 1802, 2 Bände. Bis 1815 war er Generaldirector der Pariser Museen und überwachte und ordnete die aus den eroberten Ländern für das Musée Napoléon gewonnenen Kunstschätze. Seine eigene Kunstsammlung veröffentlichte er unter dem Titel „Monuments des arts du dessin, recueilles par Vivant D." Das genannte Buch über Egypten, das als Subscriptionsausgabe erschien (Napoleon selbst subscribirte 20 Exemplare) besteht aus einem starken Band in Großoctav, der den Text enthält und einen Bilderatlas in Folio, welcher Landschaftsbilder, Monumente, Tempel, Kleinplastik, Architektur-Details, Hieroglyphen &c. enthält. Aus den Abbildungen egyptischer Möbel kann man sehen, daß sie den Premier Empire direct und unmittelbar beeinflußt haben. Auch von den dargestellten egyptischen Säulencapitälen geben wir ein Beispiel; in der That sind die egyptischen Säulenformen im Empire-Styl oft genug als Stuhl-, Tisch- &c. Beine verwendet worden.

Percier und Fontaine, die künstlerischen Inauguratoren des Empire-Styles, waren bewußt für eine Wiedererweckung der Antiken thätig. Der Empire-Styl in diesem Sinne ist eine Renaissance des beginnenden 19. Jahrhunderts, namentlich, wenn man die Detailformen des Empire ansieht. Das Hauptwerk der Architekten Percier und Fontaine in diesem Sinne ist das große Werk über die Villen Roms aus der Renaissance (Choix des plus celèbres Maisons de Plaisance de Rome et ses environs). Das Werk ist zwei Mal aufgelegt. Die zweite Ausgabe erschien 1824. Es enthält Grundrisse, Ansichten und Details der Villa Albani, Villa Medici, Villa Pio &c. Es wird daran ersichtlich, welchen bemerkenswerthen Einfluß die römische Antike auf den Empire-Styl ausgeübt hat.

Die Anwendung egyptischer Formen der Architektur-Plastik und des egyptischen Kunstgewerbes im Empire ist eine weitgehende. Der Leser wolle sich zunächst erinnern, daß schon der Louis Seize egyptische Formen, besonders Sphinxe verwendet hat. Der Empire-Styl entlehnt oft genug das ganze Möbel dem alten Egypten, wie z. B. Bronceleuchter, broncene Tabourets und Armstühle — vergl. auch den bekannten egyptischen Bücherschrank von Percier und Fontaine. Die Säulen der egyptischen Tempel werden als Beine der Empire-Möbel ausgestaltet. Sphinxe werden mehr noch als früher besonders als Armlehnen verwendet. Bei dem Cabinet von der Hand Jacob Desmalter's, das Champeaux S. 311 abbildet, ruht die Vorderkante des Schrankes auf egyptischen Sphinxen, die als Karyatiden behandelt sind und auf dem Kopfe stylrein behandelte Capitäle egyptischer Säulen tragen. Von einzelnen Motiven findet sich besonders häufig das egyptische Flügelmotiv. Percier hat für den Goldschmied Biennais Entwürfe eines Cylinderbureaus und einer Toilette gemacht; bei der Letzteren sind die vorderen Füße als Sphinxe behandelt, auf deren Kopf die Ecken ruhen und deren Flügel die Vorderkanten stützen.*) In ähnlicher Weise findet man die Sphinxe auf einer Handzeichnung von Moitte, welche Empire-Möbel und Geräthe darstellt, verwendet. In der Wohnung des griechischen Gesandten in London, Eaton Square Nr. 2 befindet sich eine Chaiselongue im Empire-Styl, bei der das Kopfende auf zwei Frauensphinxen ruht, deren Flügel das Profil der Kopflehne decoriren. Das Fußende ruht auf dem Rücken einer kauernden Sphinx. Auch bei dem schweren, großen, runden Tisch im Schloßzimmer Napoleon's in Compiègne werden die Füße von vier Sphinxen mit Löwenleib und Apiskopf gebildet. Sehr reich ist die Verwendung egyptischer Formen bei den Empire-Möbeln des Arbeitszimmers Napoleon I. im Museum des Grand Trianon. Wir finden hier nicht nur egyptische Sphinxe, sondern egyptische Säulen, Karyatyden (am Schrank als Konsolen) und Ornamente (am runden Tisch). Erwähnt sei, daß selbst die Gondeln, welche in Venedig dem Kaiser Napoleon zur Verfügung gestellt wurden, mit Sphinxen geschmückt waren. Bei dieser Gelegenheit war inmitten des Canale Grande ein Triumphbogen errichtet worden.**)

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Josef Stutzin.

Ein Märchen von Josef Stutzin.

Josef Stutzin hieß einmal ein Jüngling, der aus einem mindestens erbsengroßen Flecken im litauischen Urwald direct nach Berlin gereist kam, um sich hier der Gottesgelahrtheit zu weihen und die Welt in lauter Engel und Teufel zu theilen.

---

*) Vergl. seine „Oeuvres".

**) Description des cérémonies et fêtes qui ont eu lieu pour le couronnement de Napoléon. Paris 1807. gr.-fol. (mit 39 Kupfern, sehr selten). — Description des fêtes et cérémonies qui ont eu lieu à l'occasion du mariage de Napoléon avec Marie-Louise. 1810. (Fol.) Choix des plus belles maisons de plaisance de Rome et de ses environs (1810 u. 1815, fol.) Recueil de décorations intérieures pour tout ce qui concerne l'ameublement. 1812.

***) Seine Biographie von Pastorel (1852) und La Fizeliere (1872).

*) Wie aber wiederholt bemerkt sei, tritt die Verwendung von Sphinxen schon im Louis Seize-Styl auf.

**) Vergl. Descrizione delle Feste etc. dal A. Morelli, Venezia 1808.

In Josef Stutzin verliebte sich eines Tages eine blasse junge Dame, und die war sicherlich ein Engel. Denn sie sprach viel von der Liebe und von der Freiheit und von der freien Liebe und betete inbrünstig zum heiligen Friedrich und inbrünstiger noch zur Jungfrau Maria und am inbrünstigsten zur keuschen Dolorosa und las ständig in einem Gesangbuch, allwo „das Thier dumpf brüllte“ und „sammetweiche Leiber wild schrien“. Josef Stutzin aber hatte einen litauischen Bauern zum Vater und kannte vom heiligen Friedrich nur das Menschlich-Allzumenschliche, und auch das nur aus Erfahrung, und seines Engels Rede schlug ihm auf die Nerven.

Nun wunderte sich Josef Stutzin, daß sein Engel sich etwas zierte, denn er war dergleichen von seinen litauischen Jungfrauen nicht gewöhnt. Liebst Du mich? fragte Josef Stutzin. Ich muß Dich lieben! erwiderte der Engel. Warum sträubst Du Dich also? fragte weiter Josef Stutzin. Weil der große Augenblick noch nicht gekommen ist, erwiderte der Engel.

Und Josef Stutzin wartete geduldig auf den großen Augenblick, und dieser kam auch eines Tages — in Gestalt eines weißen Briefes mit folgendem Inhalte:

Sehr geehrter Herr Josef Stutzin,

wir müssen unsere Beziehungen zu einander aufgeben, denn sie haben keinen Zweck. Sie haben mich nicht verstanden — zu zwingen, und wir Frauen müssen uns zwingen lassen. Ein Anderer hat mich besser verstanden.

Ich achte Ihre ehrenhafte, hochanständige Gesinnung.

Erica.

Josef Stutzin stand gerade wie zufällig immer vor dem Spiegel, und als er darin hineinsah, erblickte er ein Gesicht, das nur dem eines Zuchtbullen glich, wenn man ihm socialwissenschaftliche Vorträge hielte. Josef Stutzin begriff nämlich gar nichts . . . Plötzlich kam über ihn eine Erleuchtung. Er schlug sich mit der Faust vor die Stirn und rief laut: Rhinoceros! —, womit er sich dermaßen treffend versinnbildlichte, daß die schöne Leserin und der liebe Leser es mir nicht nachzutragen brauchen, wenn ich auf eine genauere Schilderung unseres Helden nicht eingehe.

Schöne Aussicht.

In unserer Zeit zeigen sich überall Ansätze dafür, daß man endlich gegen die Ueberschätzung der formalen und intellectuellen Ausbildung Front machen will. Diese Ueberschätzung hat ein gemüthloses, nüchternes Geschlecht gezüchtet, dessen Geistesleben einer Gliederpuppe gleicht, die von den starren und kalten Gesetzen der Logik regiert wird und daher nur eckige, abgerissene Bewegungen machen kann.

Ich hatte mein fünftes Examen bestanden. Trotz der fünf Bildungspatente, die ich in der Tasche trug, war es in meinem Innern „wüst und leer“. Das empfand ich. Der Verstandes- und Gedächtnißcultur war ich herzlich überdrüssig. Jetzt wollte ich einige Tage im süßen Nichtsthun verbringen und reiste deßhalb nach Rügen (nebenbei bemerkt, es war im Juli). Als Fritz Reuter diese Insel besuchte, behandelte er sie, wie er es als Junge mit seinen Butterschnitten gethan, bei denen er die mageren Stellen zuerst verzehrte und den fettesten Bissen bis zuletzt aufsparte: er bereiste zuerst den westlichen Theil Rügens und hob sich die Ostküste mit ihren gigantischen Kreidefelsen bis zum Schluß auf. Ich machte es umgekehrt, auch beherrscht von einer Vorstellung aus meiner Kinderzeit. Das Wort „Herthasee“ hatte in mir stets eine eigenartige lyrische Stimmung ausgelöst: Geheimnißvolle Waldesstille, ein See unergründlich und räthselhaft wie ein Menschenherz. Hier verrichteten unsere Vorfahren ihren Götzendienst, bei dem sich heilige Andacht mit blutdürstiger Grausamkeit paarte.

Den Herthasee wollte ich zuerst sehen und fuhr deßhalb mit dem Dampfer von Greifswald bis Stubbenkammer, stieg die steilen Serpentinen hinauf, ging am Gasthause vorbei nach dem wenig Minuten entfernten See.

Was war das?

War ich denn „Bahnhof Grunewald“ ausgestiegen? An jedem Baume stand ein Leierkastenmann und ließ beim Herannahen von Menschen als Lock- oder Schreckmittel sein melodiöses Instrument ertönen. Führer, fliegende Händler mit Orientirungskarten, Erfrischungen u. s. w. überfielen den ahnungslosen Wandersmann und verfolgten ihn mit ihrem aufdringlichen Geschrei. Das Ufer des kaum einige Morgen großen Sees war garnirt mit einer Unzahl von Herren und Damen in blendenden, vom Scheitel bis zur Sohle tadellosen Strandanzügen. — — — Ich hatte genug vom Herthasee. Eine Viertelstunde später stand ich auf Deck eines Dampfers um eine Illusion ärmer. Das strandlose Saßnitz mit seinen protzigen Villen konnte mich nicht reizen, so fuhr ich weiter bis Sellin. Aber auch hier stieg ich nicht aus, um Costümstudien zu machen, sondern eilte durch den Badeort jenem schattigen Buchenwalde zu, der sich an den Abhängen eines breiten Buckels hinaufzieht, dessen höchste Stelle mit einem Jagdschlosse gekrönt ist. Fast überall auf Rügen ist der waldesgrüne Hügel sichtbar, und der hohe Schloßthurm erscheint aus weiter Entfernung wie eine Fahnenstange. Er war mein Ziel; denn er ist der schönste Aussichtspunkt auf der Insel.

Vor ein Kunstwerk soll man allein treten, eine schöne Aussicht soll man erst recht allein genießen. Daß das hier nicht möglich war, merkte ich sehr bald. Unaufhörlich hob ein Fahrstuhl die Menschen dutzendweise zu den Zinnen empor und führte andere wieder zu Thal. Man durfte doch aber hier oben eine ähnliche andachtsvolle Stille erwarten, wie sie im gefüllten Bayreuther Festspielhause während der Vorstellung herrscht. Statt dessen ein Gekicher und ein Geschnatter, daß einem Hören und Sehen vergehen konnte. In Gruppen getrennt genassen sie die Aussicht.

Da kam ein Vater mit Weib und Kindern, d. h. erwachsenen Söhnen und Töchtern. Er war sehr gewissenhaft, zog einen Kompaß aus der Tasche, zeigte nach Norden und meinte:

„Da ist Norden. Paul, lies doch aus dem Führer vor, was man im Norden sieht.“

Paul war ein gehorsamer Sohn und that, wie ihm geheißen. So ging es die vier Himmelsrichtungen durch. Als man damit fertig war, bestiegen Vater, Mutter und Kinder den Fahrstuhl und fuhren befriedigt abwärts.

Da war eine Gruppe „Salonlöwen“, die offenbar auf dem Parkettfußboden sehr gut Bescheid wußten. Hier konnten sie sich aber nicht zurechtfinden. Jeder hatte von ihnen eine Specialkarte vor sich, und um jede Kirchthurmspitze wurde gestritten, ob sie zu diesem oder jenem auf den Karten verzeichneten Orte gehöre. Als sie des Zankens und Suchens müde waren, fuhren sie hinab.

Auch die Pensionsmutter mit einigen „höheren Töchtern“ fehlte nicht. Sie hatte sich offenbar für die „schöne Aussicht“ ebenso präparirt wie zu einer Rechenlection. Sie zählte die sicht- und unsichtbaren Orte auf, gab ihre Einwohnerzahl und ihre Entfernung vom Jagdschloß auf das Genaueste an. Da fragte ein fürwitziges Gänslein: „Was ist denn das für ein See?“

(Es war ein breiter Meeresarm, der von hier oben wie ein Binnensee aussah.)

Das interesselose Gesicht der alten Dame bekam einen strengen Zug. Scharf blickte sie die neugierige Kleine an und fragte sie:

„Welches ist denn der berühmteste See Rügens?“

Die Angeredete erröthete verlegen und lispelte leise, was ihr von allen Seiten zugeraunt wurde:

„Der Herthasee.“

Die Alte schwieg, und mit dieser Herthasee-Vorstellung tauchte bald das Pensionat mit dem Fahrstuhl in die Tiefe.

Ich war nun nicht etwa allein. Jedes Mal brachte der Aufzug „Ablösung“ mit herauf. Immer dasselbe: Wenn Jemand ein Dutzend Namen herzählen und auf die Träger derselben mit seinen Fingern weisen konnte, war er zufrieden. Diese Gedächtnißübung nannte er dann — schöne Aussicht genießen. Wie haben wir es doch so herrlich weit gebracht in unserer Cultur des Verstandes und des Gedächtnisses. Blind und genußunfähig für die schönsten Reize, gleicht das Leben vieler Menschen einer Wüste. Geduldig ertragen sie die trostlose Oede mit ihrer drückenden Hitze und ihrem brennenden Durst und sind glücklich, wenn sie unter den vielen Sandkörnern ein Goldkörnlein finden, aus dem sich eine todte Münze prägen läßt.

Der Himmel war theilweise mit Wolken bedeckt, wie auf Thoma'schen Bildern. Das gab der ganzen Landschaft etwas Lebendiges. Dort blinkten die rothen Dächer eines friedlichen Dorfes; die Fensterscheiben blitzten im hellen Sonnenstrahl; die farbig getünchten Wände ließen jeden einzelnen Bolken erkennen. Jetzt fuhr ein Wolkenschatten darüber hin. Das frohe Farbenspiel war vorüber. Alles schien mit grauer Tunke übergossen, so daß man kaum die Gegenstände unterscheiden konnte. Dann huschte der Schatten über den Laub- und Nadelwald. Im goldigen Sonnenschein schauten die Bäume frisch und fröhlich drein wie spielende Kinder. Im Augenblick verwandelten sie sich in alte pedantische Greise. Nur wenige Minuten, dann brachte die Zauberin Sonne wieder einen Scenenwechsel. Fast unberührt blieb von jenem Farbenspiel das sich immer gleichbleibende Meer.

Stundenlang mochte man hier stehen; aber nicht um Zahlen und Namen, sondern dieses herrliche Bild durch dauerndes Anschauen in allen seinen Theilen auswendig zu lernen, damit es sich unvergeßlich der Seele einpräge, und es noch genossen werden kann, wenn es auch die Augen nicht mehr sehen.

Als ich das gethan, so gut es in der Umgebung möglich war, zog ich meine Straße der Westküste Rügens zu. Hier verlebte ich in einem Fischerdorfe in stiller Zurückgezogenheit selige Tage.

Ich hatte es umgekehrt gemacht wie Fritz Reuter. Der magerste, am wenigsten den Appetit anregende Theil der Butterschnitte Rügen war für mich die Ostküste mit ihrem wachsenden Kranz von Badeorten gewesen.

Aus der Hauptstadt.

Der Journalismus: Krankheit oder Verbrechen?

Wäre es ein Büchlein, wie die meisten, das ein Anderer besser schreiben wird, wenn es der Erste verfehlt hat, so käme dem in diesen Wochen bei Pierson in Dresden herausgekommenen Schriftchen: Sinoja, Die Ehre der Zeitung, eine Ablehnung so schroff und herbe zu, daß es einen frühen Tod der Vergessenheit stürbe. Allein der Stoff ist nicht verlockend, und weil er selten behandelt wird, darf dies Sündenregister des modernen Journalismus nicht niedergeschwiegen noch niedergeschrien werden, sondern sei hiermit verdienter Beachtung und verdienter Verachtung empfohlen. Auch eine Fastenpredigt bringt nichts Neues; dennoch schenkt sie gerade den Besseren neue Energie gegen die schlimmste sittliche Gefahr, sich an umgebendes Unrecht zu gewöhnen. Deßhalb sollte kein berufliches Mitglied der Presse diesem liber gomorrhanus vorbeigehen. Mehr noch wäre in Laienkreisen eine Kenntnißnahme des Inhalts und mindestens die Verbreitung zu wünschen, die der kleinen Garnison und den erstclassigen Menschen zu Theil wurde; denn die hier enthüllten Redactionsgeheimnisse sind kein Roman, sondern Thatsachen, wenn sie auch dem ersten Blick des Unkundigen als die Erzeugnisse einer wüsten Reporterphantasie anmuthen. Das Büchelchen würde einen nicht genug zu veranschlagenden Segen stiften, wenn es möglichst weit die einzig richtige und von jedem verständigen und anständigen Tagesschriftsteller durchaus getheilte und erstrebte Auffassung festigte, daß Gedrucktes nicht zum Glauben, sondern zum Prüfen da ist. Daran ändert auch nichts, daß, was von so manchem Fastenprediger auch von diesem Bußrufer gilt: Richtet Euch nach meinen Worten, nicht nach meinen Thaten. Das mag sich nicht beziehen auf die Feilheit und Geilheit von Journalen und Journalisten, von denen der hier hoffentlich einwandfreie Verfasser so beschämende Belege beibringt, allein außer den Versündigungen gegen das Strafgesetzbuch und die zehn Gebote hat er noch gar Vieles aufgestochen, was sich als Berufskrankheiten einer gewissen Presse herausgebildet hat. Einer gewissen: denn von dem Hochkommen der anständigen hat er keinen Schimmer, was vielleicht auch von einem Oesterreicher nicht zu verlangen ist. Dabei ergeht es ihm, wie dem Spitalarzt, der, ohne es zu merken, sich selber angesteckt hat. Diese ungewollte vernichtende Selbstkritik, die schließlich belustigend wirkt, ist vielleicht der erheblichste Beweis, wie ungemein viel der rechte Tagesschriftsteller mitbringen muß an Gesinnung, Wissen, Verständniß, Geschmack und Styl. Ein paar Illustrationen aus Sinoja's Rügen und Nutzanwendungen! Er citirt Schopenhauer's Ausfall gegen die anonymen Skribenten, obwohl den Namen Sinoja weder Caplan noch Rabbi je verbucht hat. Er regt sich auf über das entstellende Referiren, bezw. Todtschweigen gegnerischer Ansichten, nur bei gewissen schwarz-gelben Parlamentariern und Parteien scheinen ihm „die einfachsten Gebote des Anstandes und sittlichen Reinlichkeitsgefühls die Weiterverbreitung solchen Unraths, solcher Gemeinheiten, infamen Lügen, Verleumdungen, Verdächtigungen, solcher Entleerungen gesprochener Niedertracht zu verbieten." Das ist von ihm gewiß sehr objectiv gedacht und sehr sauber ausgedrückt. Er ist ferner kein Freund der „verwüstenden Zeitungs-Phraseologie mit ihren krankhaften Uebertreibungen, ein geradezu elliger Jargon". Gott sei Dank giebt er denn einige Muster von sachlicher, verhimmlungsfreier, nüchterner Würdigung, z. B. wenn er „Nordau als eine Autorität anführt, vor welcher jeder Journalist das Knie beugt — dieser Großmeister der Journalistik, der an wissenschaftlicher Gründlichkeit, Talent und Geist, wie an glänzendem Styl das Gros der Journalisten so hoch überragt, wie der Chimborasso eine niedrige Hügelkette". Nun, niedrig denkt wohl Niemand von Nordau; daß er jedoch für Jedermann gleich Anlaß zu Turnübungen, wie Kniebeuge, Bockspringen und Bauchwelle wird, bleibt immerhin zweifelhaft. Sinoja gefällt es nicht, daß die Zeitungen so dickleibig geworden sind. Wie wahr das ist, würde ihm noch deutlicher werden, wenn er bezüglich der Hälfte seiner Schrift Philosoph geblieben wäre. Weiter sind ihm die Sensationsmache, die selbstgefälligen Interviews ein Greuel. Doch aber wohl bloß die von anderen und nicht die eigenen, wie z. B. eines mit dem Grafen Lonyay, dessen Wiedergabe höchst überflüssig längst vergessene „delicate Familienverhältnisse" in's Licht der Gegenwart zurückzerrt; Sinoja perhorrescirt auch „den guten Geschmack verletzende, rohe Worte"; darum gestatte er gütigst den Verzicht auf die Details seiner Schilderung der „Verjauchung" der Presse. Zum Schluß fordert er Ehrengerichte, zur Hälfte frei gewählte Bürger, zur anderen Hälfte Berufsjournalisten. So ist's recht, speciell bei seiner Meinung von den meisten Angehörigen des Standes. Dementsprechend werden demnächst die Schwurgerichte mit sechs unbestraften Geschworenen und sechs Zuchthäuslern zu besetzen sein. Diese Beispiele genügen wohl. Sinoja's Leistung, deren Kenntnißnahme durchaus nöthig, nützlich, wenn auch nicht angenehm ist, ist deßhalb eine Verirrung, weil sie im Banne der Schopenhauer'schen Kritik wohl dessen Kraftworte, aber nicht dessen Wortkraft sich zum Muster nimmt und mit ihm wohl die Stromrichtung, nicht aber die Stromtiefe gemeinsam hat. Schopenhauer und Sinoja! Weil Achill den Leichnam des Hector geschleift und geschändet hat, glauben seine Hunde, den anfressen zu dürfen.

Rudolf Berlinicke.

Frankreichs Wehrpflicht und Dienstzeit.

Allzu hoch ist im Allgemeinen die politische Weisheit von Adolphe Thiers, dem längst verstorbenen ersten Präsidenten der dritten französischen Republik, nicht anzuschlagen. Er ist stets zu sehr Franzose gewesen, d. h. ein Politiker, der beständig das Bedürfniß hatte, sich und seine Landsleute durch blendende Phrasen zu bethören, um damit seiner und ihrer grenzenlosen Eitelkeit Genüge zu thun. Indessen ein Dutzend-Staatsmann war er darum noch keineswegs. Mitunter konnte er erstaunlich realistisch handeln und außergewöhnlich scharf urtheilen. Erwartete er von der Rundreise im Herbst 1870 an die europäischen Höfe zur Herbeiführung einer Intervention zu Gunsten Frankreichs etwa einen Erfolg? Nur Mittel zum Zweck war sie. Sie sollte ihm später den Weg zur Präsidentschaft ebnen helfen. Und auch darüber können die Ansichten nicht mehr getheilt sein, daß es Herrn Thiers ein Leichtes gewesen wäre, den Aufstand der Commune in Paris im März 1871 zu unterdrücken, daß er aber absichtlich das Geschwür, das an dem ohnehin schon schwer kranken Körper Frankreichs nagte, sich noch tiefer einfressen ließ, damit er vor der Welt den radicalen Schnitt rechtfertigen konnte, mit welchem er es für alle Zeiten ausrotten wollte. Außerordentlich nüchtern und daher auch vollkommen zutreffend hat er wiederholt sich auch über die Ursachen der Niederlage Frankreichs ausgesprochen, die diesem nicht nur den Kriegsruhm, sondern auch den Verlust von Elsaß-Lothringen kostete. Es fiel ihm nicht ein, hierfür, wie es so viele seiner Landsleute gethan haben, auch die mangelnde allgemeine Wehrpflicht verantwortlich zu machen. Nach seiner Ansicht hat Preußen-Deutschland Frankreich mit einem Danaergeschenk beglückt, indem es ihm das Beispiel des Uebergangs zur allgemeinen Wehrpflicht gab. Eines schickt sich eben nicht für Alle. Ohne die allgemeine Wehrpflicht wäre niemals ein Deutsches Reich errichtet worden. Wäre sie aber schon vor 1870 in Frankreich ein- und durchgeführt worden, hätte sie die Katastrophe jenes Jahres nicht nur nicht verhindert, sondern vielmehr beschleunigt und vergrößert. In das eigene Fleisch schnitt sich unser westlicher Nachbar, als er jeden Franzosen zum Dienste im Heere zwang.

Schon angesichts der hervorragenden Leistungen der französischen Revolutions-Heere mag Manchem die eben ausgesprochene Ansicht ungeheuerlich erscheinen. Zweifellos stand in diesen ausschließlich das Volk in Waffen. Aber war es vielleicht die besondere kriegerische Beanlagung, welche die Soldaten zu großen Thaten befähigte? Anfangs war die Begeisterung, die sie aus der Freude über die eroberte Freiheit schöpften, der treibende Factor. Als sie aber allmälig verrauchte, trat an ihre Stelle die Noth um das tägliche Brot. Zahllose Existenzen hatte die große Revolution vernichtet. Sie alle suchten und fanden im Heere Unterschlupf. Je weniger aber der Mensch durch irdischen Besitz an diese Welt gefesselt ist, desto leichter ist er auch geneigt, sein Leben preiszugeben. Es ist überhaupt noch sehr die Frage, ob die französische Nation jemals besondere kriegerische Neigungen gehabt hat. Zweifellos fehlten sie ihr gänzlich in der langen Epoche, die mit dem vierzehnten Ludwig anhob und mit dem Tode des sechzehnten auf dem Schafott endete. Denn in dieser zeigten diejenigen Schichten der Bevölkerung, die das Soldatenmaterial stellten, kaum irgend welche Regungen des Geistes und des Sinnes. In dumpfem, bewußtlosem Hinbrüten verlebten sie ihre Tage; sehr oft, nein fast immer von ihren Herren schlechter gehalten als das liebe Vieh. Aber auch nach der großen Revolution beflügelte den Muth der französischen Armee mehr die von Napoleon geweckte Sucht nach Kriegsruhm und die Anbetung eines Genies als wirklich kriegerische Leidenschaft. In der Epoche von dem Zusammensturz des ersten Kaiserreichs bis zu Sedan endlich ließ Spuren kriegerischen Sinnes eigentlich nur der französische Troupier erkennen. Er war Berufssoldat und diente jahraus, jahrein gegen Entgelt für Bemittelte, die in ihren bürgerlichen Geschäften durch militärische Verpflichtungen nicht gestört sein wollten. Indessen auch der Troupier wurde weniger von innerem Drange als von selbstsüchtiger Berechnung geleitet. Stand er sich nicht am Besten, wenn er die Kriegsfackel in fremde Länder tragen konnte? Allerdings war es nicht ausgeschlossen, daß er dabei die Gesundheit oder sogar das Leben verlor. Aber winkte ihm andererseits nicht auch die Aussicht auf Beförderung und damit auf eine wesentlich günstigere Gestaltung seines wirtschaftlichen Daseins? Nur an die Generale des ersten Napoleon brauchte er zu denken, um Geschmack an kriegerischem Treiben zu finden. Haben sie sich nicht fast sämmtlich aus den bescheidensten Lebensstellungen zu Marschällen und Herzögen emporgearbeitet? Je mehr aber der Troupier an kriegerischem Sinn gewann, desto apathischer zeigte sich in dieser Hinsicht der übrige Theil der französischen Nation.

Und zu der geringen kriegerischen Beanlagung kommt noch ein Zweites, das die westlichen Nachbarn vor der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht hätte warnen sollen. In den modernen Heeren beherrscht das Feld nicht mehr der Soldat, sondern der Militär, d. h. der zur bedingungslosen Unterordnung unter den Willen des Vorgesetzten dressirte Untergebene. Zum Militär hat aber der Franzose erst recht nicht das Zeug. Wie das Individuum ist auch die Zusammenfassung vieler Individuen, sind auch die Völker voll von inneren Widersprüchen. Oft scheinen sich die Franzosen nach einer bestimmten Schablone entwickelt zu haben. So gleichartig sind sie in ihrer Denkungs- und

Empfindungsweise. Mit einem einzigen trivialen Schlagwort lassen sie sich sammt und sonders Monate lang am Gängelbande führen. Aber die persönliche Unterordnung geht ihnen wider die Natur. Kommt sie in Frage, rührt sich in ihnen sogleich das Echo. Wie rebellisch der Franzose werden kann, wenn ihm die Verleugnung seiner Individualität zugemuthet wird, das zeigen nicht nur die heillosen, jeder militärischen Disciplin spottenden Zustände im französischen Heere nach Weißenburg und Wörth. Man kann es jeder Zeit auch auf den französischen Exercirplätzen beobachten. Welche Unruhe herrscht dort in den Reihen auch noch nach dem Kommando, still zu stehen! Nur in Deutschland konnte die militärische Dressur überhaupt erstehen und auch festen Boden fassen. Nach Frankreich ließ sie sich nicht importieren, ohne der französischen Eigenart Gewalt anzuthun. Reizt sie nicht beständig das gallische Blut zur Auflehnung? Vermittelst der allgemeinen Wehrpflicht aber wird dieser Dressur die ganze Nation unterzogen. Wer wollte da Herrn Adolphe Thiers nicht seine schweren Besorgnisse nachfühlen? Aber nur tauben Ohren predigte er, als man in Frankreich zur Einführung der allgemeinen Wehrpflicht schritt. Taub gegen ihn würden die Ohren auch heute gewesen sein, wo die Franzosen sich für die Herabsetzung der Dienstzeit von drei auf zwei Jahre entschieden und damit neue Gefahren für die Brauchbarkeit ihres Heeres heraufbeschworen haben. Nun ist die für die Ausbildung des Mannes dringend erforderliche militärische Gewöhnung vollends ausgeschlossen.

Ahnten denn aber die Franzosen gar nicht, was sie sich früher mit der allgemeinen Wehrpflicht und jetzt mit der zweijährigen Dienstzeit eingebrockt haben? Ueber die übelen Folgen der Wehrpflicht tappten sie freilich im Dunkelen. Nach ihrer Ansicht hatte sie Deutschland nur mit dieser niederwerfen können. Flugs mußte die allgemeine Wehrpflicht auch bei ihnen eingeführt werden, damit die Deutschen nicht zum zweiten Male über die „grande nation" triumphiren könnten. Daß aber auch die gekürzte Dienstzeit für Frankreich durchaus nichts taugt, das wußten alle französischen Politiker der republikanischen Mehrheit ganz genau. Diesen kommt es jedoch nicht sowohl auf ein jeder Zeit schlagfertiges als vielmehr nur auf ein ihnen zu jeder Stunde gefügiges Heer an. Nach den schweren, in den Jahren 1870/71 erlittenen Demüthigungen hat unter der dritten Republik Frankreich nach Außen sich resigniren gelernt. Vorher bockte es sofort auf, wenn es im europäischen Concert nicht sofort die erste Geige spielen konnte. Jetzt begnügt es sich mit der zweiten oder dritten. Dafür zeigt es sich in der inneren Politik um so interessirter. Hier ist Jeder nur darauf bedacht, die eigene Person möglichst warm und vortheilhaft zu betten. Damit die republikanische Mehrheit das Heft in Händen behalten und ungestört für sich die Rosinen aus dem Kuchen polken kann, bedarf sie eines Heeres, das mit seinem Empfinden ganz auf ihrer Seite steht und ja jeden Gedanken an einen Staatsstreich im Keime erstickt. Dieses Heer erreicht sie aber durch eine Dienstzeit, bei welcher sich die Söhne des Volkes nur 20 bis 23 Monate unter militärischer Einführung befinden. Mit anderen Worten: die republikanische Mehrheit hat es auf die Demokratisierung der Armee abgesehen. Unmöglich kann man selbstsüchtiger handeln als diese Mehrheit. Wo bleibt da die so viel gerühmte Vaterlandsliebe? Ach, sie ist in Wahrheit niemals groß gewesen. Schön war wirklich nicht die Haltung der Berliner Bevölkerung beim Einzug Napoleon's nach der Schlacht von Jena. Aber mit einem solchen Jubel hat sie den Sieger denn doch nicht begrüßt, wie die Pariser die einziehenden Alliirten im März 1814. Vergeblich haben in den letzten Wochen die höchsten militärischen Autoritäten Frankreichs ihre warnende Stimme erhoben. Vor keiner Anstrengung schreckten sie zurück, um die unheilvolle Kürzung der Dienstzeit zu vereiteln. „Gut," sagten sie, „laßt uns die allgemeine Wehrpflicht beibehalten. Ja, laßt uns auch die Dienstzeit auf ein Jahr ermäßigen. Aber dann bewilligt auch als Correctiv die Berufssoldaten, die aus freien Stücken mindestens fünf Jahre weiter dienen." — Der Berufssoldat aber, den die militärischen Autoritäten im Auge haben, ist kein Anderer, als der Troupier, den auch Herr Adolphe Thiers zum Leben wieder erwecken wollte.

Uns Deutschen kann es schon recht sein, wenn die Franzosen fortfahren, die Tüchtigkeit ihrer Armee herunterzudrücken. Und wenn ein Franzose einen hohen preußischen Orden verdient, so gewiß der gegenwärtige Kriegsminister Frankreichs, Herr André. Besser kann unmöglich Niemand in unserem Interesse wirken als dieser Herr, der mit aller Gewalt die zweijährige Dienstzeit durchzusetzen suchte. Indessen, darum dürfen wir uns noch lange nicht in das Gefühl der Sicherheit wiegen. Auch ferner haben wir unser Pulver trocken zu halten. Unberechenbare Leute sind die Franzosen. So schnell sie bei der Hand sind, die Namen der Straßen in ihren Städten abzuändern, wenn der Wind plötzlich aus einer anderen Richtung weht, so leicht wird es ihnen auch aus denselben Gründen, ihre Gesetze einer Revision zu unterziehen. Wer garantirt uns, daß in den nächsten fünf oder zehn Jahren über sie nicht die Erkenntniß von der Nothwendigkeit kommt, zum Troupier zurückzukehren, der so ganz und gar der französischen Eigenart entspricht?

Carl von Wartenberg.

Notizen.

Ihr Verbrechen. Socialer Roman von Fred. R. Minuth. Berlin 1904. Richard Schröder (vorm. Ed. Döring's Erben). Dichter sollen Propheten sein, die in ihren Werken Zukunftswahrheiten bringen und von der Bühne herab oder in ihren Romanen durch Verbreitung neuer Anschauungen und Wahrheiten volkserzieherisch wirken. Vielfach werden solche Tendenzwerke mit Recht bekämpft, weil die Kunst unter der Tendenz leide. Dies ist aber nur der Fall, wenn Letztere zu vordringlich auftritt. Dies ist ein Fehler des Aufbaues. Ein wirklich künstlerisches Tendenzwerk hat uns Fred. Minuth in seinem Roman „Ihr Verbrechen" gegeben. Ein liebreizendes, unschuldiges Mädchen hat in einer schwachen Stunde nicht Kraft und Besinnung genug gehabt, dem von ihm heißgeliebten Mann sich zu versagen. Trotzdem diese Stunde Folgen nach sich zieht, verläßt der Geliebte das Mädchen, weil es ohne reichliche Mittel. Nun wirft unsere heuchlerische und brutale Gesellschaft alle Schuld auf das junge Mädchen, während der Verführer von seinem Ansehen und seiner gesellschaftlichen Stellung nichts einbüßt, ja in den Augen Einzelner sogar noch als Held dasteht. Aus der zarten Blüthe erwächst ein willensstarkes, charaktervolles Mädchen. Anstatt durch Selbstmord zu enden, wozu ja das Verhalten der Gesellschaft drängt, erträgt es alle Leiden der Entbindung und alle Beschimpfungen und Demüthigungen mit starkem Muth. Am Schwersten wird ihr dies, als der heranwachsende reizende Knabe als uneheliches und vaterloses Kind von der rohen Gesellschaft gekränkt wird. Jeder wird mit tiefer Wehmuth und großem Kunstgenuß die Schicksale des Mädchens lesen, jeder wird aber auch sich die Rohheiten und Brutalitäten unserer Gesellschaft und ihre verkehrten, pharisäischen Anschauungen vor Augen halten und sich selbst und andere zur Läuterung der herrschenden Anschauungen erziehen. Und das ist das Volkserzieherische in diesem Romane, den ich Allen warm empfehlen möchte.

Philosophie der Gesellschaft von Theodor Wolff-Thüring I. Theil: Individualismus und Socialismus. Berlin 1904. Richard Schröder Verlagsbuchhandlung (vorm. Ed. Döring's Erben). Die „Philosophie der Gesellschaft" macht sich die wissenschaftliche Untersuchung des Gesellschaftsproblems, d. h. des Wesens, der Gesetze, der Entwickelung und Daseinsbedingungen der menschlichen Gesellschaft zur Aufgabe. Von dem Standpunkte ausgehend, daß einzig und allein der Individualismus, so wie er in der modernen Wirthschafts-, Staats- und Gesellschaftsordnung verkörpert ist, die einzig wahre und einzig mögliche Form der menschlich-gesellschaftlichen Daseinsweise, die Voraussetzung aller menschlichen Existenz, Entwickelung und Cultur, repräsentirt, sucht das Werk, das sich im Ganzen in drei Theile gliedert, in dem vorliegenden I. Theil: „Individualismus und Socialismus" von dem eigenartigen Standpunkt der sociologischen wissenschaftlich-kritischen Untersuchung aus die Unmöglichkeit des Socialismus für alle Arten der menschlich-gesellschaftlichen Bethätigung: Wirthschaft, Technik, Politik, Kunst, Wissenschaft und Ethik, exakt zu beweisen. Ausgehend von dem Darwinismus und diesen als Grundlage seiner Beweisführung gegen den Socialismus ausspielend, bringt das Werk ja das schon so oft unternommene, aber noch selten befriedigend, einwandsfrei und allgemein gelöste Problem der exakt-wissenschaftlichen Widerlegung des Socialismus zur definitiven Lösung. Außerordentlich polemischen Charakters, wendet es sich ja in scharfer und entschiedener, jedoch immer sachlicher und vornehm wissenschaftlicher Weise gegen die Werke und Schriften der socialistischen Theoretiker und Schriftsteller, so gegen Marx, Engels, Kautsky, Woltmann, auch gegen August Bebel und sein bekanntes Buch: „Die Frau und der Socialismus", tritt so mit entschiedener Stellungnahme in den gerade auf dem Gebiete der Sociologie tobenden Kampf der Anschauungen ein und dürfte als Geisteswaffe par excellence in dem Kampfe gegen den Socialismus und die Socialdemokratie bald eine erste und führende Rolle erlangen. Eine Menge neuer und werthvoller socialer und sociologischer Ideen entfaltend und eine gänzlich neue und eigenartige Anschauungsweise vertretend, dürfte das Werk seinem ganzen Wesen und Charakter nach geeignet sein, zu einer geradezu sensationellen Erscheinung der socialwissenschaftlichen Literatur zu werden, ähnlich wie etwa z. B. das bekannte Werk Eduard von Hartmann's: „Die Philosophie des Unbewußten", zu dem die „Philosophie der Gesellschaft" nicht nur eine Namens-, sondern auch eine innere Wesensverwandtschaft besitzt.

Während der nächsten beiden Monate

führt in meiner Abwesenheit Herr Dr. Heinrich Ilgenstein, Berlin W. 30, Hohenstaufenstr. 18 III, die Redaction der Gegenwart.

Richard Nordhausen.

Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Soeben wurde vollständig:

Felix Dahns sämtl. Werke poet. Inhalts.
Neue Folge.

15 Liefgn. zu je 1 Mk. oder 4 Bde. zum Preis von 15 Mk.

Inhalt: Band I: 1. Sigwalt und Sigridh. 2. Stilicho. 3. Der Vater und die Söhne. Band II: 1. Am Hof Herrn Karls. 2. Herzog Ernst von Schwaben. 3. Fünfzig Jahre. 4. Meine welschen Ahnen. Band III: Walhall. Band IV: Kaiser Karl und seine Paladine.

Diese neue Folge ist ganz selbständig; sie bildet ein vaterländisches Festgeschenk, zumal an solche, welche die Hauptausgabe besitzen. Die Dahnschen Werke sind und bleiben ein nationaler Hausschatz, der überall mit Freuden willkommen geheißen wird.

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck in München.

Soeben ist erschienen:

Allgemeine Theorie
der
gesellschaftlichen Produktion
von
Dr. jur. A. Nordenholz.

X, 292 Seiten. gr. 8°. Geh. 7 M.

In unserem Verlag ist erschienen:

Die Gegenwart.

General-Register 1872—1896.
Erster bis fünfzigster Band.

Mit Nachträgen 1897—1900. Geh. 5 M.

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche &c. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

Verlag der Gegenwart.
Berlin W 57.

Anhaltische Verlagsanstalt
Inhaber: Herm. Oesterwitz, Dessau.

Die Reichseinkommensteuer.

Möglichkeit und Nothwendigkeit einer solchen.

Studie von

A. Ulrich, Oberrevisor a. D.

Preis: 60 Pfg.

Reichstagsabgeordnete, Landtagsabgeordnete, Behörden, Politiker und Finanzmänner wird diese eminent wichtige Broschüre ganz besonders interessieren.

Im reichsten Bilderschmuck und Prachtband.

Deutsch Capri
in Kunst, Dichtung, Leben.

Von **Johannes Proelß.** M. 6,—.

Reizvollste Schilderungen deutschen Lebens auf Capri sonst und jetzt. Zeitgemäße **Festgabe.** Letzteres gilt auch von:

Allmers Röm. Schlendertage. M. 7.
Barth Ital. Schenkenführer. M. 1.
v. Dalwigk Rom u. Athen. M. 3.
Roland Ital. Landschaftsbilder. M. 4.
Salomon Süditalien. M. 4.
Zabel Europ. Fahrten. 2 Bde. M. 12.
Zacher Röm. Augenblicksbilder. M. 4.

Verl.: **Schulzesche Hofbuchhandlung Oldenburg.**

In unserm Verlage erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der König von Babel.
Ein Epos
von
August Sturm.

Auf der Höhe.
Neue Lyrik
von
August Sturm.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter), Hamburg.

Seltene Gelegenheit!

Bismarck
im
Urteil
seiner Zeitgenossen.

Hundert Original-Gutachten v. Freund u. Feind: Björnson Brandes Büchner Crispi Dahn Daudet Egidy Fontane Groth Haeckel Hartmann Heyse Jordan Kipling Leoncavallo Lindau Lombroso Meschtscherski Nigra Nordau Ollivier Pettenkofer Salisbury Sienkiewicz Simon Spencer Spielhagen Stanley Stoecker Strindberg Suttner Wildenbruch Werner Zola u. v. A.

Eleg. geh. 3 Mk. vom **Verlag der Gegenwart,** Berlin W. 57.

Verlag von **Wilhelm Hertz** in Berlin.

Soeben erschien:

Georg von Bunsen.
Ein Charakterbild aus dem Lager der Besiegten, gezeichnet von seiner Tochter

Marie von Bunsen.

22 Bogen Oktav.

Mit Buchschmuck von Marie von Bunsen und einem Porträt in Heliogravüre.

Geheftet 6 M. Gebunden 7 M.

Bismarcks Nachfolger.
Roman
von
Theophil Bolling.

Volksausgabe.

Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Caprivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom

Verlag der Gegenwart,
Berlin W. 57.

Abonnement
auf das
III. Quartal 1904.



Alle Buchhandlungen, Postanstalten und Zeitungsexpeditionen nehmen Abonnements zum Preise von 4 Mk. 50 Pf. entgegen. Im Weltpostverein 5 Mk. 25 Pf.

Bestellungen werden von den Briefträgern entgegen genommen, die auch gleichzeitig den Betrag einziehen.

Verlag der Gegenwart in Berlin W 57.

Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W 30, Gleditschstr. 6; Expedition: Berlin W 57, Kaplerstr. 4 I. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 28. Berlin, den 9. Juli 1904. 33. Jahrgang. Band 66.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Große und kleine Völker.

Von Karl Walcker (Leipzig).

Trotz den bekannten Uebertreibungen Marx's und Anderer hat der Kleinbetrieb auf dem Gebiete der Industrie, überhaupt der Valkswirthschaft, nicht die Tendenz, völlig unter zu gehen. Aehnlich ist ein allmäliger Untergang aller kleinen Völker, Sprachen, Staaten nicht zu erwarten; wahl aber ein Steigen der Macht graßer Völker gegenüber kleinen Völkern.

Viele Indianerstämme sind ausgerottet warden. Sachkundige nehmen an, daß das Aussterben der Eingeborenen Neuseelands und Australiens sicher ist. Macaulay war in der Geschichte der wilden Völker sa unbewanbert, daß er 1836 in seiner berühmten Besprechung van Ranke's „Päpsten" eine Zukunft praphezeite, in der ein Neuseeländer auf den Trümmern Londans sitzen wird. Einige Indianerstämme der Vereinigten Staaten scheinen sich als Ackerbauer und Christen, als civilisirte Menschen zu behaupten. Es ist möglich, daß manche Indianer und Neger Amerikas und Afrikas eine eurapäische Sprache annehmen werden, daß Sprachen wie die baschkirische, ja, sogar die irische untergehen werden; aber das Fortbestehen anderer kleiner Sprachen, z. B. des Dänischen, Halländischen, Partugiesischen, Griechischen, kann schwerlich einem Zweifel unterliegen.

Ein Angehöriger eines kleinen Valkes kann an Begabung, Bildung, edler Gesinnung, Verdiensten vielen Gliedern graßer Kulturvölker überlegen sein; er hat aber trotzdem mit gewissen Schwierigkeiten zu kämpfen, auch wenn er ein reicher oder wahlhabender Mann ist. Ein Deutscher, Engländer, Amerikaner, Franzase kennt eine der drei großen mabernen Sprachen als seine Muttersprache: für einen Halländer aber Portugiesen sind alle diese Zungen etwas Fremdes, abgleich das Holländische Deutsche und Englische, das Partugiesische und Französische eine gewisse Verwandtschaft besitzen. Die Sprachen der Slawen und Magyaren enthalten, abgesehen von einigen Fremdwörtern, wenig oder gar keine Anklänge an die germanischen und ramanischen Sprachen. Ein talentvoller holländischer Mediciner, Chemiker, Techniker kann seine Ausbildung schwerlich in den Niederlanden vallenden, er muß nach Berlin, Paris, aber einer anderen Weltstadt gehen. Aehnliches gilt van Juristen, Natianalökanamen, Histarikern. Schiller's bekanntes Wart von der „gebildeten Sprache, die für Dich dichtet und denkt" bezieht sich zunächst auf Poeten; es paßt indeß, mit Veränderung des zu Verändernden, auch auf Staatsgelehrte, Philasaphen, Theologen. Es ist ein Vartheil, als Deutscher, Engländer, Amerikaner, Franzase große Traditianen, weite Ausblicke, sa zu sagen geerbt zu haben. Wenn Jemand in Nard- und Süddeutschland studirt hat, viel gereist ist, gute literarische Verbindungen im Deutschen Reiche, im übrigen Europa und in Amerika besitzt, sa kann er mehr leisten als ein gleichbegabter Fachgenosse, der nur sein dänisches, halländisches, aber partugiesisches Vaterland kennt. Ausländer aller Erdtheile halten sich als Studenten, aber Männer in Aemtern und Würden zu Studienzwecken in Berlin, zum Theil auch in Leipzig aber Paris, auf; und Wien ist eine Art geistiger Hauptstadt für Ungarn, die Balkanläader und andere Gegenden des Orients. Auch Universitäten wie Heidelberg, Bann, München werden van Ausländern besucht. In Oxfard und Cambridge studiren auch Jünglinge aus den englischen Calanien, aus Südafrika, Australien, Canada; Deutsche, Franzasen, ja, selbst Nordamerikaner dürften jedoch auf englischen Lehranstalten wenig zu finden sein, abgesehen vielleicht von der London School of Economics and Political Science. Sie ist ein Mittelding zwischen einer rechts- und staatswissenschaftlichen Facultät, z. B. der Straßburger, und zwischen der Berliner Humbaldt-Akademie, sa weit die Letztere die Fächer der School lehrt.

Das panbritische Zallvereins-Praject Chamberlain's und Anderer bezieht sich natürlich nur auf Canada, Austrolien, Südafrika, nicht Ostindien; aber auch in dieser Begrenzung ist es aussichtslos, wie englische, deutsche, französische Kritiker gut ausgeführt haben. Ein Uebergang Englands zum Schutzzollsystem ist eher denkbar, abgleich die einflußreichen Arbeitermassen und andere Classen meist dagegen sind. In England werden die Anhänger Chamberlain's als Imperialisten bezeichnet, in Amerika salche Palitiker, welche die Eroberung Cubas und der Philippinen billigen, die Manroedoctrin stark betonen. Manche träumen wahl van einem Zallverein, der ganz Amerika van Canada bis Pataganien umfaßt. Ein salcher Zallverband ist wegen der Verschiedenheit des Klimas, der Völker, Zustände und Bedürfnisse nicht zu erwarten; eine gewisse geistige Einheit der Valkswirthschaften Nard-, Mittel- und Südamerikas ist eher denkbar, sogar im Entstehen, in der Ausbildung begriffen. Viele Bürger der Unian wandern nach Canada aus, wa sie neben den Engländern, vollends neben canservativen, nicht selten ultracanservativen Franzosen eine graße Ralle spielen. Mexikanische Eisenbahnen, Fabriken, Handelsgeschäfte gehören großentheils nardamerikanischen Kapitalisten. Der Panamacanal wird jedenfalls thatsächlich, vielleicht auch sarmell, den

Nordamerikanern gehören. Eine militärische Eroberung Südamerikas durch die sog. Yankees ist nicht gut denkbar; wohl aber eine Führerrolle von Nordamerikanern, Deutschen, Engländern, die meist als naturalisirte, oder geborene Brasilianer, Argentinier ꝛc. ganz in Südamerika leben. In Australien ist ein Bundesstaat zu Stande gekommen, und Rußland bildet in Europa und Asien einen riesigen Zollverband. Die Zollgrenze gegen Polen fiel bereits 1850, und auch die Zollgrenze gegen Finland ist vor einigen Jahren abgeschafft worden.

Es lag und liegt daher nahe, an eine Zolleinigung zwischen Deutschland und Oesterreich-Ungarn zu denken, der sich später vermuthlich Dänemark, Holland, Belgien, die Schweiz und Rumänien anschließen würden. Das Tabaksmonopol kann in Oesterreich und Ungarn nicht aufgehoben, im Deutschen Reiche nicht eingeführt werden: es wäre daher eine Zwischenzollinie für Tabak und Tabaksfabrikate nöthig. Dieser kleine Uebelstand wäre ganz Nebensache. Die wirthschaftliche und militärische Macht beider Kaiserstaaten würde gewaltig steigen, der Sieg der deutschen Militär- und Cultursprache wäre in Cis- und Transleithanien entschieden. Schon Kossuth war 1841 gegen die Zolleinigung, weil er von ihr die Germanisirung Ungarns mit Recht erwartete, mit Unrecht befürchtete. In den 1840er und 50er Jahren waren der Münchener Nationalökonom Prof. F. v. Hermann, der Berliner Statistiker O. Hübner, ein geborener Sachse, ferner die österreichischen Minister Fürst Felix von Schwarzenberg, Freiherr K. v. Bruck für die Zollunion, die später auch von vielen anderen Männern, von Reichsdeutschen, Oesterreichern, Ungarn empfohlen worden ist; auch in meinen kürzlich erschienenen „Betrachtungen über das moderne Militärwesen und Völkerleben“. Durch die Zolleinigung würden viele reichsdeutsche Adelige, Bourgeois, Bauern, Arbeiter als Landwirthe und in anderen Berufen in Galizien, Ungarn, Bosnien, Böhmen, Mähren ꝛc. gute Versorgung finden. Schon jetzt haben Reichsdeutsche, Standesherren, andere Adelige, Capitalisten in Galizien und Ungarn Landgüter und Wälder erworben oder Fabriken angelegt.

Eine nichtdeutsche Mehrheit oder starke Minderheit im gemeinsamen Zollparlament Deutschlands, Oesterreichs, Ungarns wäre ein großes Unglück, denn eine Zollunion ist eine ähnlich intime Verbindung wie auf anderen Gebieten die Ehe oder die Collectivgesellschaft. Die Zolleinigung wäre nur erträglich, erstrebenswerth, wenn vorher oder gleichzeitig eine seelische Ueberwindung, eine hoch bedeutsame, segensreiche Germanisirung der Nichtdeutschen beider Kaiserstaaten stattfände. In Preußen bekämpfen sich Polen und Deutsche gegenseitig durch Auskaufen von ländlichem Grundbesitz, durch die Concurrenz von Gewerbtreibenden, Rechtsanwälten, Aerzten, kurz durch eine Art Verdrängung. Auch wenn weit mehr Polen als Deutsche verdrängt werden (was nicht immer der Fall ist), so liegt darin noch keine Lösung des Problems, denn man kann nicht alle Polen, kann nicht einmal auch nur die große Mehrzahl verdrängen; man kann aber das Interesse der Bauern, überhaupt der kleinen Leute, der Polen, Tschechen, Slowenen, Magyaren als Trumpf gegen die deutschenfeindlichen Volksgenossen derselben ausspielen. Der Historiker W. Rogge erzählt Folgendes. 1863 stimmte ein polnischer Bauer Siwiec im galizischen Landtage den Beschwerden der Ruthenen bei. Er habe als des Kaisers Soldat Böhmen, Mähren, Niederösterreich gesehen; dort seien Zustände, die man in Galizien vergebens suche, daher könne im österreichischen Reichsrathe dem Lande nur Heil erwachsen, denn dort herrsche eine höhere Civilisation und Humanität als in Galizien. Wenn europäische Parteien wahre, echte Culturideen mit Unrecht verwerfen, so kann man ihnen in der Regel und auf die Dauer beikommen. Die deutschen Protestanten gaben z. B. schließlich ihren Widerstand gegen den Gregorianischen Kalender aus einem gewissen Ehrgefühl, Schamgefühl, auf. Aehnlich können hochbegabte, geschickte, vom Zeitgeist, von wirthschaftlichen, politischen, religiösen Reformströmungen begünstigte deutsche Politiker, Bürgerliche und Adelige, liberale und wahrhaft conservative Männer, dereinst eine feudale oder clericale Fronde von Slawen und Magyaren gegen die deutsche Cultur besiegen. Preußisch-polnische Politiker haben dringende Veranlassung, ein gutes Verhältniß zu den Deutschen zu erstreben; sie können sich allenfalls dem Civildienst und dem Offiziersberufe fern halten; sie sitzen jedoch mit Deutschen im Landtage und Reichstage, und ihre einjährig dienenden Söhne wünschen, gleich den Deutschen, Reserveoffiziere zu werden. 1901 wurden von gewissen Polen falsche Darstellungen der Wreschener Schulaffäre in englische, französische, italienische, russische, amerikanische Zeitungen geschmuggelt. Man kann aber auch von deutscher Seite, mit größerem, nachhaltigerem Erfolge, an die gebildete Welt appelliren, indem einige Sachkundige eine kurze populäre, auch für Nichtdeutsche verständliche Broschüre über die polnische, tschechische, magyarische Frage schreiben. Schon jetzt haben namhafte Franzosen, Russen, Angelsachsen manchmal für die Deutschen gegen die erwähnten slawisch-magyarischen Reactionäre, Partei genommen, oder wenigstens polnische ꝛc. Fabeln widerlegt. E. Ollivier erzählte z. B. in der gut katholischen, polenfreundlichen Revue des deux mondes 1901 Folgendes. 1863 verbreiteten polnische Revolutionäre die Fabel, die Russen hätten in einem Kloster schreckliche Gräuel verübt. In Wirklichkeit gab es in der betreffenden Stadt gar kein Kloster. Auch große, nicht deutsche Nationen haben mit kleinen Völkern politische Kämpfe zu führen: Russen mit Polen, Engländer, Amerikaner, Australier mit Iren, Franzosen mit Bretonen, Basken, vielleicht auch mit Provençalen. Aehnlich hat Spanien seine katalonische Frage. 1903 und 1904 begannen einige Priester in Frankreich, den französischen Religionsunterricht durch den bretonischen und baskischen zu ersetzen. Der Staat schritt mit Geldstrafen gegen diese Geistlichen ein. Ihre Opposition gegen die französische Sprache erinnert an den bekannten Satz, deutsch, überhaupt nicht polnisch zu beten, sei eine Sünde. Manche Polen behaupten, ein Wechsel der Nationalität sei immer zu tadeln. Das ist eine enorme Uebertreibung. Wenn aus Deutschen Polen, aus Franzosen Bretonen oder Basken werden, so liegt ein beklagenswerther Rückschritt vor; wenn dagegen Polen zu Deutschen, Bretonen und Basken zu Franzosen werden, so findet ein erfreulicher Fortschritt statt. Jagello, der Stammvater der bekannten Königsdynastie, blieb nicht Litauer und Heide. Er wurde 1386 Pole und Christ, Katholik. Es ist ferner falsch, zu behaupten, jeder Uebertritt zu einer anderen Nationalität enthalte eine Pietätslosigkeit gegen die Vorfahren und die bisherigen Volksgenossen. Wenn ein englischer Bürgerlicher ein großer, vielleicht auch adeliger, Minister wird, so macht er seinen Vorfahren Ehre, nicht Schande. Wenn ein hochbegabter Pole ein großer, deutscher Politiker wird, so kann er für alle Preußen, auch die Familien von polnischer Herkunft und Sprache, weit mehr Großes, Gutes thun, leisten, als wenn er Pole bliebe. Die räumliche und seelische Annäherung beider Nationalitäten würde sehr befördert werden, wenn gute Simultanschulen eingeführt würden, und wenn aus Berlin ꝛc. große Fabriken nach Kleinstädten Posens und Westpreußens verlegt würden. Von diesem Gegenstande ist bereits 1904 in der „Gegenwart“ Nr. 8, die Rede gewesen. Die Anlegung ganz neuer Fabriken wäre weniger wünschenswerth, weil der ländliche Arbeitermangel Ostelbiens dadurch gesteigert werden könnte.

In Prag und anderswo sind viele tschechische Eltern froh, wenn sie ihre Kinder in deutschen Schulen unterbringen können. Die Ruthenen, Rumänen, Slowaken, Serben, Kroaten sind natürliche Verbündete der Deutschen. Die Ruthenen forderten z. B. 1904 die Einführung des deutschen Sprachunterrichtes in den galizischen Volksschulen. Die besten Köpfe aller Völker und Confessionen der Erde sind überhaupt

Freunde der religiösen und nationalen Toleranz, der Cultur Luther's, Goethe's, Schiller's, Joseph's II., Shakespeare's, Montesquieu's. Die bretanischen und baslischen Frondeure können auf die Dauer nicht gegen die französische Cultur aufkommen. Polnische, tschechische, magyarische Frondeure können auf die Dauer nicht gegen die geistige, wirthschaftliche, politische, militärische Machtüberlegenheit der Deutschen aufkommen. Russen, Franzosen, Türken, Griechen, Bulgaren, Japaner, Angloamerikaner, Argentinier und Andere besuchen gern deutsche Schulen, oder wenigstens den deutschen Sprachunterricht. Auch so manche Polen, Tschechen, Magyaren besuchen gern deutsche Gymnasien und Universitäten. 1848 konnte sich der Prager Panslawistencongreß nur in deutscher Sprache verständigen. Aehnlich ging es 1867 in Moskau. Die Tschechen verstanden wenig Russisch, und die Russen verstanden noch weniger Tschechisch. In einer Abendgesellschaft fing die Frau des Hauses, eine Russin, an deutsch zu sprechen, und in dieser Sprache konnten sich die Tschechen und Russen gut verständigen. 1849 wurden Deutsche und Tschechen nach A. Springer nur durch den Schluß des Reichstags zu Kremsier verhindert, gemeinsam die feudal-clericale Reaction zu bekämpfen. Deutsche und Nichtgermanen des Deutschen Reiches und Oesterreich-Ungarns haben zahllose gemeinsame Interessen, z. B. bei der Abwehr von Menschen- und Thierseuchen, der Hebung der Landwirthschaft. Große und kleine Völker sollen überall auf der Erde Ideologien und ungesunde Neuerungen bekämpfen, für gesunde Culturfortschritte eintreten. Salus publica suprema lex esto.

Zum Kriege in Ostasien.

Von Franz Eißenhardt.

Es ist eine eigenthümliche Erscheinung, daß seit Beginn des Krieges zwischen Rußland und Japan der ruhige Blick, das Abwägen in der Beurtheilung der Verhältnisse vielfach vermißt wird, daß Urtheile erstehen, die auf keiner richtigen Basis ruhen. Dazu kommt, daß man in Deutschland seit den letzten drei Kriegen sich daran gewöhnt hat, an diese Verhältnisse den Maßstab anzulegen, wodurch vielfach auch ganz schiefe Bilder entstehen. Einige Beispiele werden das Gesagte erläutern.

Man spricht und hört viel vom „kleinen" Japan und vom „großen" Rußland. Japan ist zunächst gar nicht klein, sondern fast so groß wie das Deutsche Reich und hat auch ungefähr so viel Einwohner. Da nur wenige Staaten, nämlich nur China, Rußland, die Vereinigten Staaten und Deutschland über eine größere Bevölkerung im Heimathland zu verfügen haben, so kann von einem kleinen Reich gar keine Rede sein. Rußland ist groß, allerdings; sehr groß sogar. Es hat auch viel mehr Einwohner als Japan. Aber in jenen Ländern, in denen sich der Krieg abspielt, hat es sehr wenig Einwohner, winzige Ziffern weist die russische Bevölkerung dort auf, und Rußland muß seine Menschen und sein Material, mit dem es den Krieg zu führen hat, aus viel weiter entlegenen Gegenden und mit weit größeren Schwierigkeiten heranschaffen, als Japan, wenn es die See beherrscht. — Eine ganze Anzahl von Militär-Correspondenten in Tageszeitungen gefallen sich darin, stetig Vergleiche der gegenwärtigen Verhältnisse mit solchen 1870/71 heranzuziehen, auch wohl Geschichte vom Zuge Napoleon's I. 1812 mit zu verflechten. Aber es giebt in der modernen Kriegsgeschichte keine Beispiele für diesen Krieg — keins paßt und kann passen, und daher wirken die mit dem Mäntelchen der Wissenschaft geschmückten Erzeugnisse öfter komisch. Man vergesse nie, daß Rußland seine Truppen bis 10000 Kilometer weit zu schaffen hat und daß sie 20 Tage oder länger in Eisenbahnwaggons zuzubringen haben. 1870/71 dauerten die Transporte drei bis vier Tage, und sonach ist jeder Vergleich ausgeschlossen, denn es ist etwas ganz anderes, diese Zeit durch ein reiches bewohntes Land zu fahren, als die fünffache Zeit durch öde Strecken, nur angewiesen auf das, was auf dem Schienenstrang selbst herangeschafft wurde.

Der jetzige Krieg verträgt keinen Maßstab, mit dem man andere gemessen hat. Er muß eigenartig beurtheilt werden, nicht mit kleinlichen Zügen, sondern unter gewisser Kenntniß asiatischer Verhältnisse und der politischen Stellungen der Mächte.

Die kriegerische Entwickelung Japans ist sehr schnell, sehr groß und hat in ihrer Ausdehnung wohl allgemein überrascht. Geht man aber ihren Spuren nach und sucht nach Gründen, aus welchen heraus sie erklärbar wird, so kommt man zu einer ebenso einfachen wie richtigen Lösung. Japan hat stets einen zahlreichen, kriegerischen und kriegslustigen Adel besessen, die Samurei, etwa 400000 Haushaltungen mit ca. $1\frac{1}{2}$ Millionen Köpfen. Dieser Adel, der nicht nur die Officiercorps des Heeres und der Flotte gegenwärtig stellt, sondern auch den größten Theil des Unterofficiercorps, der überhaupt zum Kriegsdienst sich drängt, giebt die Erklärung dafür, daß Japan in so kurzer Zeit mit modernen Streitkräften zu Wasser wie zu Lande aufzutreten in der Lage war, denn ein kriegerisches Volk wird darnach streben, sich die vollkommensten Waffen zu beschaffen, die beste Tactik anzunehmen, stets bestrebt sein, von anderen kriegerisch erfolgreichen Völkern zu lernen und an sich, an seiner kriegerischen Weiterbildung zu arbeiten. Das ist die einfache Erklärung der Erfolge. — Die Chinesen sind kein kriegerisches Volk, werden schwerlich auch jemals eins werden, und daher wird ihren Heeren stets ein Schein von Lächerlichkeit anhaften. Gerade der Chinese zeigt, daß mehr zum Kriege gehört, als keine Angst vor dem Tode zu haben, denn die hat der Chinese nicht. Der Fall von Glasenapp in Südwestafrika zeigt den Unterschied zwischen nicht kriegerischen und kriegerischen Völkern. Der Major hatte den Chinazug mitgemacht und war dann nach Südwest-Afrika gegen die Hereros gesandt worden. Als er es ähnlich machte, wie man es in China gewohnt war und thun konnte und mit großem Officierstab nebst geringer Bedeckung recognoscirend vorging, belehrten ihn die Hereros blutig, daß er keine Chinesen vor sich habe, sondern kriegerische Völker. Isandola und noch mehr Adua zeigen, was afrikanische Kriegsvölker leisten können, und in Ostasien zeigt das in noch weit höherem Sinne der Japaner.

Es wäre aber sehr voreilig, dem Japaner militärische Eigenschaften in höherem Grade zusprechen zu wollen als dem Russen. Das kann man nicht, auch nicht auf der See. Denn wenn Japan auch weit mehr tüchtige Seeleute besitzt als Rußland, das stets an solchem Mangel litt, so ist das moderne Kriegsschiff eine Maschine mit Maschinen vollgestopft, zu deren Leitung und richtigen Verwendung seemännische Eigenschaften in geringerem Maße gehören als früher, jedenfalls solche, die auch Nichtseeleute sich im Laufe einer Reihe von Jahren aneignen können. Der Russe hat sich zu Wasser wie zu Lande überall heldenmüthig geschlagen, das geht aus allen Berichten hervor, und zwar aus denen von beiden Seiten.

Diesen Kriegsberichten seien einige Worte gewidmet. Auf russischer wie auf japanischer Seite sollen sehr zahlreiche Berichterstatter sich befinden. Deutscherseits ist die Besatzung recht spärlich: von Gottberg des „Berliner Local-Anzeigers" auf japanischer Seite, Oberst Gädke des „Berliner Tageblattes" auf russischer. Das Consortium „Kölnische Ztg.", „Schlesische Ztg." rc. schlug das Angebot, einen Berichterstatter zu senden, nach einigem Zögern aus und hat sich einem englischen Consortium „Daily Mail" rc. angeschlossen, das durch sensationelle Leistungen zur Zeit des Burenkrieges

und der Chinawirren noch in frischer Erinnerung steht und auch schon jetzt ganz Hervorragendes geleistet hat, wie Brand von Port Arthur, als der Kreuzer „Ascold" seine vier Schornsteine dampfen ließ; Verlassen der Forts von Port Arthur, weil Niemand sichtbar war — die Leute schliefen nämlich; Fall von Port Arthur und andere artige Dinge. — Die beiden deutschen Herren berichten nun von beiden Seiten immer und immer wieder, daß alle ihre Depeschen und alle ihre Briefe eine sehr strenge Censur zu passiren haben, daß sie also nur in gutem Sinne berichten dürfen, und daß es allen anderen Preßvertretern genau ebenso geht. Dadurch ist erwiesen, daß alle die sensationellen Meldungen gar nicht vom Kriegsschauplatz kommen können, auch nicht aus Plätzen wie Yokohama, Tokio, Wladiwostock oder ähnlichen Orten, denn da herrscht natürlich die Censur auch, und man würde mit dem, der sich diesen Befehlen nicht fügt, schön umspringen, sondern daß die Meldungen von — neutralen Punkten erfolgen, von denen man kabeln und schreiben kann, was die Phantasie oder der Klatsch aushecken, etwa von Shanghai, Tschifoo. Nachher frisirt man die Sachen mit Tokio, Sasebo oder sonst nach Belieben. Daraus entstehen dann die falschen Bilder. „Ein Chinese aus Port Arthur meldet, daß nur noch wenig Kohlen, Munition und Lebensmittel dort vorhanden sind!" — Man frage mal einen Polen, der sein Lebtag beispielsweise in Thorn gesessen hat, ob er eine Ahnung davon hat, was sich in diesem Platze an Munition und Lebensmitteln befindet! Ja man frage einen Officier, einen Stabsofficier der Infanterie oder Cavallerie dieses Platzes und wird die Antwort erhalten: Das weiß ich nicht! Darnach kann man den Werth solcher Erkundungen beurtheilen.

Was nun den Stand der Operationen anbelangt, so sei darüber Folgendes gesagt.

Der Popanz China kommt ernstlich nicht in Betracht. Die fortwährende Drohung eines Eingreifens des himmlischen Reiches fängt an den Reiz zu verlieren; China ist nicht in der Lage, etwas Ernstliches zu unternehmen und will es auch nicht, setzt es sich doch sonst Gefahren aus, deren Ergebniß dem Hof von Peking noch von 1900 her in recht frischer Erinnerung sein dürfte. Japan hat durch den Ueberfall von Port Arthur und Tschemulpo, am 8. und 9. Februar, auf den die Russen in keiner Weise vorbereitet waren, die russische Flotte so geschwächt, daß es die Herrschaft zur See errang und seine Armeen auf das Festland überführen konnte. Diese Seeherrschaft hält Japan mühsam bis jetzt aufrecht, ist aber nicht in der Lage, beide Kriegshäfen, Port Arthur und Wladiwostock, erfolgreich zu blockiren, denn das Wladiwostock-Geschwader fährt aus und ein und stiftet allerlei Unheil. Rußland wie Japan haben je ein Linienschiff verloren, zwei oder drei Russen sind in Port Arthur, mit großen Schwierigkeiten jedenfalls, ausgebessert. In keinem Falle kann aber von einer Vernichtung der russischen Flotte die Rede sein, die jedenfalls, und sehr richtig, auf das Erscheinen der ja bestimmt auslaufenden Ostseeflotte wartet, um mit allen Kräften dann einzugreifen. — Alle die Angriffe auf Port Arthur von der Seeseite Seitens der Japaner haben für sie nicht den geringsten Erfolg gehabt. Kein Werk ist zum Schweigen gebracht, kein größeres Schiff genommen oder direct durch sie vernichtet, nicht einmal die Hafenausfahrt gelang es zu verstopfen. Gegen den Platz kann in absehbarer Zeit vielleicht mit dem förmlichen Angriff vorgegangen werden, jedenfalls ist er cernirt, was man allerdings schon Mitte Februar erwartete; auf den 15. und 20. Juni hatten Propheten die „Erstürmung" bereits angesetzt. — Solche Festungen lassen sich aber nicht erstürmen, selbst wenn man die Truppen einsetzt ohne jede Ansehung der Verluste, und so kann sich Port Arthur möglicherweise bis zum Eintreffen des Entsatzgeschwaders halten, dessen Erscheinen ich jedoch nicht vor October annehme, wenn es in Ostasien in genügender Stärke anlangen soll.

Die großen Operationen richten sich auf Mukden und Charbin, Punkte, die von einander ca. 300 Kilometer entfernt liegen. Das Yalu-Gefecht entscheidet natürlich gar nichts, denn die Besiegung von drei russischen Regimentern ist zwar von einiger, aber doch nur geringer Bedeutung für einen Feldzug wie diesen. Die Hauptmacht der Russen eins der beiden Heere, die sie wohl aufgestellt haben werden, weil eins sich als zu schwerfällig erweisen dürfte, ist noch überhaupt nicht zum Schlagen gekommen. Der Oberbefehlshaber Kuropatkin hat noch keinen Kanonenschuß gehört, sein Talent als Schlachtenleiter noch nicht zeigen können — es ist also noch gar nichts Entscheidendes überhaupt geschehen und noch gar nicht abzusehen, wenn etwas der Art sich ereignen wird. In jedem Falle aber wachsen die Schwierigkeiten für den Japaner bei jedem Schritt in das Innere der Mandschurei und mit der Dauer des Krieges, während für den Russen jeder Tag Gewinn ist, denn er führt ihnen vom eigentlichen Rußland immer mehr Truppen, Kriegsbedarf und Lebensmittel zu. — Geradezu bewundernswürdig hat sich die Sibirische Eisenbahn in ihrer Leistungsfähigkeit gezeigt; ohne sie ständen die Russen vor unüberwindlichen Schwierigkeiten, und es beweist keinen weiten Blick Japans, daß man die Fertigstellung dieser Bahn abgewartet hat und nicht vorher losschlug.

Und wenn Mukden und wenn Charbin fallen, wenn die Japaner ein paar große Schlachten gewinnen sollten, wenn die Entsatzflotte geschlagen wird, Port Arthur sich nicht mehr halten kann — wer ist so naiv, dann an eine Niederwerfung Rußlands zu glauben? Einzelne japanische Generaldichter haben allerdings gerufen: „Nach Moskau!" aber das hat so Beigeschmack und klingt so wie das „à Berlin" der Pariser 1870. Die Zaren Rußland's sind, selbst wenn sie weichen Herzens erscheinen, sehr zäh und unnachgiebig, wenn es sich um das heilige Rußland handelt, und Zar Nikolaus II. wird keinen Frieden mit einem Feinde schließen, so lange er auf russischem Boden steht. Das hat Napoleon I. 1812 von Alexander im Kreml zu Moskau knirschend erfahren müssen. Rußland kann neue Armeen aufstellen, neue Massen einsetzen, — Japans Menschenmaterial, das geeignet für den Kriegsdienst sich erweist, ist nicht unerschöpflich. Rußland ist auch finanziell, obwohl Alles Andere als stark, doch Japan überlegen, das sich ruiniren kann, und was nützt ein ruinirtes Japan? — Endlich erscheint es doch recht fraglich, ob England ein allzu weites Umsichgreifen Japans in Ostasien wünschenswerth erscheint, denn man muß bedenken, daß der Japaner von heute, der sich stark der Selbstberauschung hingiebt, schon daran denkt, Korea, Port Arthur, die Mandschurei einzuheimsen oder doch beliebig stark zu beeinflussen und auch schon die Hand nach Sachalin ausstreckt. Im Besitz dieses Ländercomplexes mit der ausgedehnten Küste, ist Japan Herr des Seehandels im Norden Ostasiens, und — der Rival Großbritanniens, während russischer Seehandel niemals gefährlich oder auch nur merkbar unbequem werden kann.

In jedem Falle aber kann man sich darauf gefaßt machen, von großen Schlachten zu vernehmen, bei denen das Blut in Strömen fließen wird, und deren Ausgang Niemand vorher bestimmen kann. Ohne solche ist an ein Ende des Krieges gar nicht zu denken, und daß sie so lange auf sich warten lassen, ist nicht zum wenigsten zu danken — der Friedensliebe des Zaren! Hätte der die zehn Jahre hindurch währenden Rüstungen Japans als das erkannt, was sie thatsächlich waren, als einen Angriff auf Rußland, so wäre das große Reich sehr wohl in der Lage gewesen, diesem Anfall mit anderen Kräften entgegenzutreten, als mit denen, die es jetzt mit unsäglicher Mühe durch halb Europa und ganz Asien schleppen muß.

Reisephilosophie.

Von Carl Seefeld.

Es giebt kaum ein anderes Gebiet menschlichen Zeitvertreibs, auf dem sich der Einfluß der Jahre fühlbarer geltend macht, als beim Reisen. Das mit dem Alter zunehmende Gefühl der Gleichgiltigkeit gegen äußere Eindrücke übt gerade hier die stärkste Wirkung und was uns einst höchsten Genuß bot, wird nach und nach zur Plage. Wenn ich als junger Mann reiste, kannte ich mir niemals des Guten genug thun und die verschiedenen rothen und schwarzen Führer hatten mit ihren Weisungen und auszeichnenden Sternchen an mir den gelehrigsten, folgsamsten Schüler. Kam ich in eine neue Stadt, so zog ich im Schweiße des Angesichts von Kirche zu Kirche, von Schloß zu Schloß, von Denkmal zu Denkmal, studirte „mit heißem Bemüh'n" alle Museen, Bildergalerien u. s. f., erklamm pflichtschuldigst alle Thürme, von denen ein „lohnender Rundblick" versprochen wurde — kurz, ich ruhte nicht, bis die letzte „Sehenswürdigkeit" in Augenschein genommen und der betreffende Abschnitt meines Reiseorakels bis auf das i-Tüpfelchen erledigt war. Galt es aber, eine Gebirgsgegend zu durchwandern, so mußte jeder Aussichtspunkt bestiegen werden, kein Weg schien zu weit, um zu einem anempfohlenen Wasserfall zu gelangen, ich wäre um nichts in der Welt an einem Berge vorbeigegangen, ohne dessen Namen zu erfragen und gewissenhaft in mein Notizbuch einzutragen u. s. f. Damals stand meine Wißbegierde auf der Höhe meiner Unerfahrenheit, Empfänglichkeit und körperlichen Gesundheit.

Wie ist das Alles so anders geworden! Heute erfüllt mich schon das Wort „Sehenswürdigkeit" mit einem gewissen heimlichen Grauen. Es erweckt in mir die Erinnerung an ungezählte Enttäuschungen, an Müdigkeitszustände bis zu physischer Erschöpfung, an Verschwendung von Zeit und Kraft, an unnütze Auslagen —, an ärgerliche Stimmungen aller Art. Was ist denn im Grunde genommen das Resultat davon, daß man sich die Füße wund gelaufen, die Augen müde geschaut hat, um nur ja nichts von alledem zu versäumen, was uns Leute von häufig nicht ganz zweifelloser Urtheilsfähigkeit oder Unbefangenheit so dringend an's Herz gelegt haben? Wer gegen sich selbst ehrlich sein will, muß bekennen, daß die Eindrücke wirklich überwältigender Natur, Eindrücke, die für's Leben haften bleiben, an den Fingern abzuzählen sind. Die große Menge der übrigen Eindrücke ist nichts als eine ewige Wiederholung. „Plus ça change, plus ça reste la même chose." Je mehr Einer ähnliche Dinge gesehen hat, desto größer wird davon das Chaos in seinem Kopfe und die Bilder der Erinnerung verwischen sich und fließen allmälig in einander über. Darum thut nirgends mehr als beim Reisen weise Beschränkung Noth und derjenige ist glücklich zu preisen, dem in jungen Jahren auch beim Reisen ein erfahrener, verständiger Rathgeber zur Seite steht, der ihn vor zweckloser Zersplitterung der Kräfte bewahrt.

Die Ruhe- und Rastlosigkeit, die unserer Zeit eigen ist, kennzeichnet ganz besonders das moderne Reisen. Stehen wir ja doch im Zeichen der Rundreisebillets und Gesellschaftsreisen deren leitender Grundsatz die möglichste Ausnützung einer knapp bemessenen Spanne Zeit bildet. Hat aber jemals Einer auf solcher Hetzjagd Land und Leute wirklich kennen gelernt, hat er wahren Genuß und körperliche Erholung, hat er Trost und Erheiterung des Gemüthes gefunden? Diese Gattung von Reisenden wird gar häufig an sich die Richtigkeit der Warnung erfahren müssen, die der Sänger des „Mirza Schaffy" dem unvernünftig in die Welt Hinausstürmenden zuruft:

„O Thor, der Du in fremden Ländern
Geglaubt, Dein Schicksal zu verändern,
Es bleibt dasselbe überall! ...
Geh' mit Dir selbst streng in's Gericht,
Und wenn Dir's nicht gelingt, von innen
Das Glück, die Ruhe zu gewinnen,
Von außen kommt Dir Beides nicht" —

ein Gedanke, dem übrigens auch schon der römische Dichter Ausdruck gegeben hat:

„Quid terras alio calentes
Sole mutamus? Patriae quis exsul
Se quoque fugit?"

Die sogenannten „Vergnügungsreisen" bringen den meisten Theilnehmern Alles eher als wirkliches Vergnügen. Die Leute wollen das freilich öffentlich nicht eingestehen. Es wäre doch auch zu ungebildet, vor berühmten Gemälden, Statuen und Bauten, von denen man nichts versteht, nicht in Ekstase zu gerathen und in ein pflichtschuldiges „Herrlich!", „Wunderbar!" u. dgl. m. auszubrechen! In ihrem Innern sieht es allerdings anders aus. Schlecht ausgeschlafen, müde gehetzt, geärgert über die stete Ausbeutung Seitens derjenigen, die vom Fremdenverkehr leben, gelangweilt von all' den Sehenswürdigkeiten, die ihnen durchaus nicht sehenswerth vorkommen, verwünscht gar Mancher im Stillen die ganze Reise und läßt sich den Stoßseufzer entschlüpfen: „Ach, wäre ich doch daheim, bei meinem Stammtische geblieben!" Aehnlich geht es wohl auch jenen Touristen, die im Schweiße des Angesichts einen Berggipfel nach dem anderen erklimmen, auch dann, wenn es stürmt und wettert und absolut keine Aussicht zu erwarten ist. Zerschunden und zerschlagen, in katzenjämmerlicher Stimmung kommen sie herab, sie haben oben gerade so viel gesehen, wie sie unten im Thale gesehen hätten — aber, sie können sich rühmen, ihr Reiseprogramm Punkt für Punkt erledigt und so und so viele, über 2000 m hohe Berge erstiegen zu haben. Wie wenige von denen, die alljährlich die erhabene Bergwelt heimsuchen, haben wirklichen Natursinn! Maschinenmäßig bewegen sie sich vorwärts und aufwärts. Sie schauen nicht rechts, sie schauen nicht links, die Sprache, die ihnen mit tausend Stimmen aus der sie umgebenden großartigen Natur entgegentönt, bleibt ihnen unverständlich; ihr Sinn und ihr Gemüth bleiben davon unberührt. Sie begnügen sich damit, recht viele Pflanzen auszureißen und — Ansichtskarten zu schreiben.

Auch das Reisen will mit Verständniß betrieben werden. Für den Genuß und Nutzen, der damit verbunden sein soll, ist nicht die Länge der zurückgelegten Strecke und die Masse der flüchtig besichtigten Gegenstände, sondern die Art und Weise, wie man reist, entscheidend.

Wie Manchem hat schon die Wahl eines unpassenden Reisegefährten die ganze Reise verdorben! Diese Wahl ist allerdings sehr schwierig, denn nirgends mehr als bei der engen Reisegenossenschaft macht sich die Verschiedenheit der Anlagen, Geschmacksrichtungen u. s. w. empfindlicher und rascher geltend. So schrieb schon einst in dieser Hinsicht Petrarca an den Cardinal Giovanni Colonna, dem er seine Besteigung des Mont Ventoux schilderte, die treffenden Worte: ... „Da ich mir aber die Wahl eines Reisegefährten überlegte, schien kaum Einer meiner Freunde allseitig passend dafür; so sehr ist auch unter Nahestehenden jene genaueste Uebereinstimmung des Gemüthes und der Lebensweise eine seltene. Der Eine erschien mir säumiger, der Andere wachsamer, der Eine langsamer, der Andere schneller, der Eine trauriger, der Andere fröhlicher, der Eine dümmer, der Andere klüger, als ich wünschte. Bei dem Einen schreckte mich die Schweigsamkeit, beim Andern die Geschwätzigkeit, beim Einen seines Leibes Gewicht und Fette, beim Andern die Magerkeit und Schwäche, hier war die kühle Gleichgiltigkeit, dort die allzu hitzige Thätigkeit zu bedenken — kurz, was man zu Hause geduldig hinnimmt (denn die Liebe erträgt ja Alles, und die Freundschaft weigert sich keiner Last), das wird auf der Reise oftmals erdrückend." Ist schon jene „genaueste Uebereinstimmung des Gemüthes und der Lebensweise" nicht

vorhanden, so müssen die Reisegenossen doch stets auf einander möglichst Rücksicht nehmen und sich gegenseitig nachgeben, soll das Beisammensein nicht zum lästigen Zwang und zur Qual werden. Da nun aber der Egoismus bei den meisten Menschen überwiegt und daher Reisegefährten der geschilderten Art nur wenigen Menschen beschieden sind, so ist das Alleinreisen bei Weitem vorzuziehen. Freilich verträgt nicht Jedermann die Einsamkeit und vermag die Mahnung Tibull's zu befolgen: „In solis sis tibi turba locis". Solchen Leuten fehlt auch das Verständniß für den Reiz einsamer Spaziergänge:

„Tacitum silvas inter reptare salubres,
Curantem quidquid dignum sapiente bonoque est."
(Horaz.)

Aber in keiner Lebenslage ist das Gefühl der Einsamkeit weniger drückend als auf Reisen. Einerseits wirkt ihm das Reisen selbst entgegen, da es fortwährend neue Beschäftigung, Anregung, Zerstreuung bietet. Andererseits ist es nirgends leichter als auf Reisen, Geselligkeit zu finden, wenn man danach Verlangen trägt. Selbst die zugeknöpftesten Menschen werden auf der Reise zugänglich und tauschen gerne mit Anderen Eindrücke und Meinungen aus. Diese flüchtigen Reisebekanntschaften, denen schon Goethe als größten Vortheil nachrühmt, daß sie in der Regel keine Vergangenheit und Zukunft haben, gehören oft zu den interessantesten und angenehmsten Reiseerinnerungen und werden viel leichter gerade von dem einsamen, als von dem in Begleitung reisenden Wanderer angeknüpft. Nebenbei bemerkt, gewährt die Reisebegleitung eines kleinen Vierfüßlers oft weit mehr Vergnügen als die manches Menschen, und Vischer's „Auch Einer" ist völlig im Rechte, wenn er ausruft: „Eine Art zu reisen, ja die ist Genuß an sich, wohl der reinste Lebensgenuß, vorausgesetzt gut Wetter, gute, wohlausgetretene Schuhe und kein Hühnerauge — eine Fußreise ohne Begleitung außer einem Hund . . ."

Neben der Frage der Reisebegleitung spielt der Entwurf des Reiseplanes eine wichtige Rolle unter den Reisevorbereitungen. Nur officielle Persönlichkeiten oder — Pedanten stellen von vornherein das Programm für jeden Tag und jede Stunde ihrer Reise fest. Wer weder auf die eine noch auf die andere Bezeichnung Anspruch erheben kann, begnügt sich damit, den Reiseplan in den allgemeinen Umrissen zu entwerfen, die Einzelheiten aber den jeweiligen Umständen zu überlassen. So kann es Jemand z. B. an einem Orte besonders gut gefallen; warum sollte er durch seinen Reiseplan sich hindern lassen, daselbst länger zu verweilen? Oder ein erfahrener Tourist lenkt unsere Aufmerksamkeit auf einen interessanten Punkt, der neben unserem Wege liegt. Sollen wir den guten Rath deßhalb unbeachtet lassen, weil der betreffende Punkt in dem Reiseplan nicht enthalten ist? Von den wichtigen Einflüssen, die das körperliche Befinden, Witterungsverhältnisse u. dgl. m. auf die Reiseanordnungen üben können, ganz zu schweigen.

Wie und wohin Jemand reist, hängt so sehr von dem Zwecke der Reise, von individuellem Geschmack, von Vermögens- und anderen persönlichen Umständen ab, daß sich dafür allgemeine Regeln nicht geben lassen. Wer Erholung sucht, wird jedenfalls gut daran thun, nicht dem modernen „Läuferwahnsinne" zu fröhnen, sondern sich an einem schönen ruhigen Plätzchen niederzulassen und von da aus Spaziergänge zu unternehmen. Aber auch derjenige, der in erster Linie aus Bildungs- und Belehrungszwecken reist, sollte nicht auf einmal zu viel sehen wollen, sondern lieber Land und Leute in den Gegenden, die er besucht, gründlich kennen zu lernen trachten. Das kann man aber nur bei längerem Aufenthalte an einem mit Bedacht gewählten Punkte und bei regem Verkehr mit den Eingeborenen, wozu allerdings auch die Kenntniß der Landessprache erforderlich ist. Nur wer auf solche Art reist, wird, falls er die nöthige Vorbildung und geistige Empfänglichkeit besitzt, mit Nutzen reisen und an seiner Person jene Wirkungen erfahren, die Arthur Michelis dem Reisen nachrühmt, indem er schreibt: „Obenan unter den Ruhmestiteln der Reise steht immer der Einfluß, welchen sie, richtig benutzt, auf den inneren Menschen hat: der Charakter gewinnt an Selbstständigkeit, Festigkeit, Unerschrockenheit, der Geist übt sich in Verwerthung bereits gesammelter und erwirbt neue Kenntnisse, die Urtheilskraft erstarkt, der Blick erweitert, das Gemüth bereichert sich. Die Reise ist es, durch welche Gelehrte aus ihrer Verbücherung, Pedanten aus ihrem verknöcherten Formalismus gerissen werden können. Mancher lernt erst in der Fremde die Heimath recht lieben und die Freude des Wiedersehens der Seinigen sagt ihm, was er an ihnen hat. Andern bringt die Reise das Gefühl der Freiheit, des Fernseins von Beaufsichtigung. Die Reiselust ist übrigens, zumal in unserer Zeit, keine zufällige Grille, keine Modekrankheit, sie erwächst vielmehr aus einem Naturbedürfniß des Culturmenschen, sie drängt, den erkünstelten Zuständen des Stadtlebens, das so manche Ansprüche des Geistes und des Leibes unbefriedigt läßt, uns zeitweilig zu entziehen . . ."

Literatur und Kunst.

Das Weib in Nietzsche's Philosophie.

Von Oscar Ewald.

I.

Wenn es auch seine Wahrheit haben mag, daß das Weib von jeher philosophischen Reflexionen fremd gegenübersteht und jeder tiefere Denker das, was in ihm Weib ist und was ihn an das Weib bindet, den erotischen Urtrieb, weit hinter sich werfen muß, so würde dennoch derjenige gröblichst irren, der, vom äußeren Schein getäuscht, vermeinte, die Philosophie habe keine Beziehung zu beiden: zum Weibe und zur Liebe. Uralte Mythologie stellte den Eros dem Chaos als weltaufbauende Kraft gegenüber. Heraklit und Empedokles, beide an jener Grenzscheide, wo Naturphilosophie und Geistesphilosophie einander berühren, sehen in ihm den Friedensboten im ewigen Widerstreit der Elemente, den weltversöhnenden Heilbringer. Plato endlich schuf ihn zum eigentlichen Leitmotiv der Philosophie um: freilich emancipirt sich hier die Liebe erst von all' dem, was Geschlechtlichkeit an ihr ist, um sich zur hingebungsvollen Erkenntniß der metaphysischen Welt emporzuläutern.

In Plato, diesem mächtigsten Pathetiker aller Zeiten, erreicht die Idee der Liebe ihren Höhepunkt. Die spätere Philosophie ist wieder nüchterner, vorsichtiger und auch da, wo sie von wärmerem Enthusiasmus ergriffen wird, wo sie Gefühlsphilosophie wird, bleibt sie zunächst noch so ganz vom *religiösen* Interesse absorbirt, daß die erotischen Elemente, selbst wenn sie irgendwo zum Ausdrucke kämen, eine tiefgreifende Transformation erhalten haben. Daneben drängt sich das *Erkenntnißproblem* in seiner vollen Abstractheit immer mehr in den Vordergrund. Das Verhältniß, in das das Subject zum Universum tritt, wird immer ausschließlicher ein rein theoretisches, objectives.

Die moderne Philosophie, ich meine die des 19. Jahrhunderts und auch die bloß zum Theile, ist wieder *psychologischer*, in diesem Sinne also *subjectiver* geworden und ihrem Mangel an synthetischem Vermögen correspondirt auf der anderen Seite eine hypertrophische Entfaltung der Analyse. Ihr Blick ist nicht mehr auf das Ganze gerichtet, um

von da aus sich des Einzelnen zu bemächtigen, sondern verweilt im Detail, in dem, was dem echt philosophischen Geiste gleichsam nur Episode und Zwischenspiel ist.

Höchst charakteristisch für diese mikroskopirende Kleinkunst ist vor Allem ein Denker wie Nietzsche, der sich darum freilich des Ausspruches, Schöpfer im großen Style zu sein, nicht begeben wollte. Die Berechtigung dieses Anspruches zu prüfen, ist hier nicht unsere Aufgabe; auch nicht den Analytiker Nietzsche in der Tragweite und Tiefe seiner Conceptionen zu ergründen: sondern von einem und einem bislang leider dunkel gebliebenen Punkte aus, der dennoch eben für den Psychologen Nietzsche — und mehr wollte er ja selber niemals sein — von der größten Wichtigkeit ist, das Ganze seiner Lehre zu überschauen. Dieser Punkt ist die Erotik, von deren Beziehung zur Philosophie die Rede war.

Ist diese Beziehung auch dort vorhanden, wo die Welterkenntniß um ihrer selbst willen angestrebt wird, so tritt sie ganz zweifellos noch viel deutlicher bei einem Denker hervor, der für die Welt nur soweit Interesse und Verständniß besaß, als sie irgend etwas mit dem Menschen, dem leiblichen und physischen Menschen zu schaffen hatte. Nietzsche aber ist anthropocentrisch bis zum Extrem. Er ist es mehr, als es sogar Stirner und Rousseau waren. Nicht umsonst heißt das Wort, in das man regelmäßig den Inhalt seines ganzen Schaffens zusammendrängt: der Uebermensch. Und auch dort, wo er einmal in unmittelbare Berührung mit dem universalen Sein zu treten scheint, in der Lehre von der ewigen Wiederkunft des Gleichen, will er bloß dem Menschen dienen, wie ich bei anderer Gelegenheit nachzuweisen*) versucht habe. Der Lauf der Gestirne ist ihm gleichgiltig: was ihn beschäftigt ist einzig und allein die Möglichkeit einer ewigen Wiederkunft der Menschheit.

Es ist also keine eitle Sensation, wenn man bei Nietzsche nach dem forscht, was für den Menschen in seiner psycho-physischen Blöße das allercentralste Problem ist, nach seinem Verhältniß zur Erotik. Ich möchte nicht mißverstanden werden: was dem Einsiedler von Sils-Maria das Weib in seiner concreten Wirklichkeit war, dem irgendwie nachzuspüren liegt mir ferne. Ob dem Zeugniß der Frau Elisabeth Förster-Nietzsche oder dem der Lou Andreas-Salomé mehr Gewicht beizulegen ist, lasse ich dahingestellt. Mich soll hier allein die Art interessiren, in der Nietzsche theoretisch und philosophisch auf das Phänomen, oder besser gesagt, das Princip der Weiblichkeit reagirte; nicht um eine nicht eben vornehme, unfehlbar in's Lüsterne hinüberspielende Neugierde zu befriedigen, sondern um Klarheit über die ganze Weltanschauung Nietzsche's zu verbreiten.

Ein moderner Nietzsche-Interpret hat Nietzsche von dem Vorwurf der Misogynie zu reinigen gesucht. Was in diesem Sinne gedeutet werden könnte, sei nicht gegen das Weib an sich, sondern nur gegen ein bestimmtes Weib gerichtet. Er sei freilich Antifeminist gewesen, aber bloß darum, weil er den Mann vor den feministischen Decadenceerscheinungen bewahren wollte. Er habe das Weib im Mann und den Mann im Weibe gehaßt, als einen Fall jener Grenzverwischung, die er als Erzgegner alles Demokratismus so leidenschaftlich perhorrescirte. Daher seine unerbittliche Polemik gegen die Emancipationsbestrebung, wie gegen jede andere Form der Instinctentartung. Dagegen habe er das Weib als arterhaltendes Princip, als Mutter, als Hüterin des Lebens geehrt, denn es sei ihm hier eine Bürgschaft und Voraussetzung für die Verwirklichung seines Ideals: der Züchtung einer neuen Menschheit gewesen.

Ich habe diese Auffassung vollinhaltlich reproducirt, weil sie für unsere Zeit besonders charakteristisch ist und uns den Eintritt in das Labyrinth der zahlreichen Widersprüche, die um unser Thema schweben, leichter machen wird. Für gewöhnlich nämlich sieht man im Postulate des Uebermenschen bloß ein physiologisches Problem, das von den Quellen Darwinscher Weltweisheit gespeist wird. Davon hängt zunächst auch die Werthung des Weibes ab. Es ist, als Organ der Gattung, ein wenn auch bloß passives Mittel, zum Uebermenschen zu gelangen.

Die Offenbarung ist ja nicht sonderlich tief geschöpft: Gebt uns gesunde Mütter, und ihr werdet gesunde Kinder haben. Das ist eine Philosophie, die sich bloß an Accoucheure, Hebammen und andere „Hygieniker der Liebe" wendet, die also wenigstens den Vortheil hat, über alle Maßen populär zu sein.

Nun finden sich in Nietzsche freilich manche Stellen, die dieser Auffassung Recht zu geben scheinen und den Begriff des Uebermenschen auf das bezeichnete Niveau herabdrücken. Im „Zarathustra" heißt es: „So will ich Mann und Weib: kriegstüchtig den Einen, gebärtüchtig das Andere, beide aber tanztüchtig mit Kopf und Beinen." Und in „Jenseits von Gut und Böse": „Man will hier und da selbst Freigeister und Literaten aus den Frauen machen: als ob ein Weib ohne Frömmigkeit für einen tiefen und gottlosen Mann nicht etwas vollkommen Widriges und Lächerliches wäre —; man verdirbt fast überall ihre Nerven mit der krankhaftesten und gefährlichsten aller Arten Musik und macht sie täglich hysterischer und zu ihrem ersten und letzten Beruf, kräftige Kinder zu gebären, unbefähigter.

Giebt man sich aber ehrlich die Mühe, daraus die Consequenzen zu ziehen, so überzeugt man sich bald, daß sie völlig unvereinbar mit den principiellsten Grundanschauungen Nietzsche's sind. Wozu der ganze philosophische Aufwand, wenn der Uebermensch dem Bereich der Physiologie angehört? Dann genügte ja die genaueste Regelung des Geschlechtsverkehres und des Befruchtungsvorganges, wie sie schon Plato vorgeschwebt hat, und eine Theorie der besten Zeugung wäre das Universalheilmittel der Menschheit. Das ist Darwinismus von der vulgärsten Façon. Ein Mann, der so redet, hätte fürwahr kein Recht, über die „wackeren Karrenschieber" der unverwüstlichen Mittelmäßigkeit zu sprechen. Wer das Problem des Uebermenschen in der Sexualsphäre lösen will, der ist mit Haut und Haaren der Descendenzlehre verfallen und lädt dazu noch das Odium auf sich, sie auf ein ihr ursprünglich fremdes Gebiet übertragen zu haben.

Es wäre ein Leichtes, den Nachweis zu erbringen, daß diese beispiellose Banalität Nietzsche selber völlig fern gelegen ist. Da dies aber an anderer Stelle geschehen ist*), so mögen hier bloß die Consequenzen geprüft werden, die sich daraus für das Problem der beiden Geschlechter ergeben, und in ihrem offenkundigen Widersinn ein Licht auf jene allgemein verbreitete physiologische Auffassung werfen. Was nämlich die Hauptsache ist, hätte Nietzsche das Weib bloß unter dem Gesichtspunkte seiner Bedeutung für die Erhaltung der Menschheit beurtheilt, so wäre zunächst kein Grund vorhanden, für den Mann einen davon wesentlich abweichenden Betrachtungsmodus zur Geltung zu bringen. Ist der Werth des Weibes ausschließlich in der Mutterschaft gelegen, so muß consequenter Maßen der des Mannes in nichts anderem als in der Vaterschaft gesucht werden. Denn der Uebermensch kommt ja auf Rechnung beider Theile. Und an der organischen Constitution der Nachkommenschaft hat um nichts weniger als die Mutter, häufiger sogar in noch stärkerem Maße der Vater Antheil; so daß ihm von Rechtswegen die gleiche Hälfte der Verantwortung zugemuthet werden müßte. Das hieße aber, eine Nivellirung der beiden Geschlechter anstreben, und keinem mehr den Vorrang über das andere gönnen. Sie gingen in dem gemeinschaftlichen Zwecke der Arterhaltung und Artveredelung auf und schlössen sich harmonisch zu seiner

*) „Nietzsche's Lehre in ihren Grundbegriffen". Verlag von Ernst Hofmann & Co. Berlin 1903.

*) In meiner früher citirten Schrift.

Realisirung zusammen. Das Männchen müßte potent, das Weibchen gebärtüchtig sein: der moralische Katechismns erschöpft sich in diesen zwei vom Culturstandpunkt sicherlich recht bescheidenen Postulaten, deren keins so viel vor dem anderen varaus hat.

Das steht aber sicherlich in einem schreienden Widerspruche mit den elementarsten Anschauungen der Nietzsche'schen Psychalogie. Nietzsche selber hat den madernen Emancipatiansbestrebungen gegenüber immer van Neuem hervorgehoben, daß die abgründlich tiefe Heterogeneität von Mann und Weib dem Einsichtigen derlei Reformpläne entschieden verbiete. Diese Erkenntniß ist demnach der Ausgangspunkt für alle ferneren auf dasselbe Thema bezüglichen Erörterungen. „Sich im Grundpraplem „Mann und Weib“ zu vergreifen, hier den abgründlichsten Antagonismus und die Nothwendigkeit einer ewig feindseligen Spannung zu leugnen, hier vielleicht van gleichen Rechten, gleicher Erziehung, gleichen Ansprüchen und Verpflichtungen zu träumen: das ist ein typisches Zeichen van Flachköpfigkeit und ein Denker, der an dieser gefährlichen Stelle sich flach erwiesen hat — flach im Instinct! — darf überhaupt als verdächtig, mehr noch, als verrathen, als aufgedeckt gelten; wahrscheinlich wird er für alle Grundfragen des Lebens, auch des zukünftigen Lebens zu „kurz“ sein und in *keine* Tiefe hinunter können.“

Sall damit nichts anderes betont sein, als eben die Grundverschiedenheit, die absolute Heterogeneität von Mann und Weib, sa wäre das weder erschöpfend noch auch besanders aufklärend. Soviel ist ja überdies, wenn man etwa van einigen übereifrigen Frauenrechtlerinnen absehen will, die sich offenbar noch nicht über die Grundbegriffe der Psychologie in's Reine gekammen sind, längst nicht mehr Thema der Discussion. Sogar Männer, wie *Bebel* und *Mill*, die mit größtem Nachdruck die Gleichstellung beider Geschlechter fordern, räumen ein, daß dieselbe nicht etwa auf einer *Gleichartigkeit*, sondern auf einer *Gleichwerthigkeit* beruhe. Die natürlichen Gegensätze sollen nicht etwa künstlich ausgemerzt werden, sandern in ihrer Wirksamkeit auf einander sich ausgleichen und neutralisiren.

Allein auch das ginge ganz gegen Nietzsche: Die Differenz der beiden Geschlechter kommt für ihn nicht lediglich auf einen Artunterschied, sandern auf einen Rangnnterschied hinaus. Das mit einzelnen Stellen zu belegen, wäre überflüssige Arbeit, denn das ganze Denken Nietzsche's ist sa völlig van der Ueberzeugung einer Werthdistanz zwischen beiden Geschlechtern durchtränkt, daß man beinahe die Hälfte seines Schriftthumes reproduciren müßte, um sie vollinhaltlich zum Ausdrucke zu bringen.

II.

Jedermann wird es einleuchten, daß wir hier mit einem Male im Centrum der Nietzsche'schen Weltanschauung stehen. Ist nämlich die *Werthfrage* aufgerollt, wo auch immer sie ansetzen mag, sa rühren wir an das entscheidendste Problem der Herrenmaral. Was begründet den Werthvarrang des einen Geschlechtes vor dem anderen? Diese Frage bedarf einer breiteren Grundlage, als die Anatomie zu bieten vermöchte. Es weitet sich da der Aspect van *Mann* und *Weib* zur *Menschheit*.

Den Menschen analysiren, alsa auch eine differencielle Psychalogie der Geschlechter in Angriff nehmen, heißt, ihn in seinen seelischen *Grundfunctionen* erfassen. Diese sind im Ganzen dreifacher Natur. Der Mensch ist als *erkennendes*, *wallendes* und *fühlendes* Geschöpf gegeben. Was er vermag, im Kleinen sowie im Graßen, das vermag er nach einer dieser drei Richtungen hin. Sie durchmessen können und die auf diesem Wege erzielten Resultate auf ein gemeinsames Princip zu reduciren, ist die varnehmste Aufgabe des intraspectiven Psychologen. Eine Thearie der Geschlechtsdifferenzen im Bereich des Psychischen und des Geistigen muß sich endlich einmal für das beschriebene Verfahren entscheiden, wenn anders es nicht den abgebrauchten Phrasenapparat des Philisteriums wieder ein Mal handhaben will.

Aber auch einen anderen Vartheil gewährt diese Betrachtungsart. Sie bietet uns einen unmittelbaren Einblick in das Ganze der Nietzsche'schen Weltansicht! Und sie wird sich eben hier mit weit weniger Widersprüchen als sanst behaftet zeigen. Nietzsche's Urtheil über das Weib ist im Großen und Ganzen das gleiche geblieben, wenn es auch mit den Jahren sich schraffer herausgebildet hat. Aus dieser relativen Constanz läßt sich weiter auf dasjenige schließen, was seiner Weltanschauung wesentlich und was ihr bloß äußerlich, sozusagen accidentiell ist. Ein sehr bedeutsames Kriterium: denn um bei Nietzsche die Spreu vom Hafer zu sandern, bedarf man stärkerer Brillengläser, als die, welche den landläufigen Interpreten zu Gebate stehen.

Für den *erkennenden* Menschen ist *sein Verhältniß zum Begriff der Wahrheit und zur Wahrheit* selber bestimmend. Denn Erkenntniß hat keinen höheren Zweck als den: einen Maßstab für Wahr und Falsch zu gewinnen. Wie dieser des Näheren zn definiren sei, ab er sich innerhalb der Phänomene bescheide ader in metaphysisches Gebiet übergreife, ist da gleichgiltig. Die Hauptsache ist, daß er überhaupt zur Geltung kamme, sich unbedingt durchsetze, nicht durch andere fremde Elemente gebunden werde, daß Wahrheit nicht blaß ein Zufallsproduct, ein beiläufiges Zusammenstimmen von abjectivem Geschehen und subjectiver Meinung darstelle, sondern einen Werth an sich, eine feste, durch nichts anderes zu ersetzende *Kategorie*. Der wahrhafte Mensch ist nicht derjenige, der die realen Zusammenhänge *erräth*, *fühlt*, van Ohngefähr ergreift, so hoch bei ihm auch dieser intellectuelle Instinct, dieser logische Spürsinn entwickelt sein mag, sondern der, dem *es um eine unverrückbare Regel*, um eine *Norm* zu thun ist, der sich seiner selbst entäußert, der von sich *abstrahirt*, um zu den Objecten zu gelangen: also mit einem Worte, der Mensch, der wahrhaft sein *will*. Wahrheit in diesem Sinne ist nicht Technik der Urtheilskraft, ist kein höher gesteigertes Mitempfinden, sondern eher ein sittlicher Zug, der sich gegen das Befangensein im subjectiven Geiste wendet: *Wahrheit ist intellectueller Altruismus*.

Das Vermögen, wahr zu sein, wahr sein zu wollen, allgemeiner geredet, irgend eine Beziehung zur Idee der Wahrheit zu haben, spricht Nietzsche den Frauen rundweg ab. Sie sind so vollkommen subjectiv, daß ihnen nicht einmal der Begriff des Objects klar zum Bewußtsein kammt. Sie sind sa durchaus persönlich, daß Sachlichkeit ihnen nicht weniger fremd ist. Nietzsche hat als Ratianalist in „Menschliches, Allzumenschliches“ so gesprochen und er hat in diesem Punkte auch später nicht umgedacht, als er sich zum Irrationalismus bekannte und an der Allmacht der menschlichen Vernunft zweifelte. In jenem Buch heißt es gelegentlich: „Gegen die Wissenschaft empfinden Frauen und selbstsüchtige Künstler etwas, das aus Neid und Sentimentalität zusammengesetzt ist.“ Wissenschaft ist aber hier identisch mit Wahrheit und der Sinn der Sentenz besagt, daß das Weib eine Mischung von verständnißlasem Bedauern und heimlichem Haß allen entgegenbringt, denen an jener etwas gelegen ist. Es hält sie für inferior, möchte sie wenigstens dafür halten und kann gleichwohl nicht umhin, sich innerlich seine eigene Minderwerthigkeit einzugestehen. In diesem Apharismus liegt aber zweierlei: einmal die Behauptung, daß das Weib kein echtes Verhältniß zur Wahrheit hat, alsa unwahr ist, denn die weitere These, daß jenes Verhältniß selber verlogen ist, samit eine dappelte Verurtheilnng, gleichsam eine Verurtheilung zweiter Patenz. Das Weib ist nicht bloß verlogen, sagar in seinem Mangel an Wahrheitssinn liegt noch Zweideutigkeit und Lüge. Aber es ist gar nicht nöthig, eine so knapp gehaltene Sentenz mit sa viel Aufwand an Exegese zu discutiren. Im selben Buch spricht sich Nietzsche in dem

gleichen Sinn viel unumwundener aus. „Die Frauen sind so geartet, daß alle Wahrheit in Bezug auf Mann, Liebe, Kind, Gesellschaft, Lebensziel ihnen Ekel macht und daß sie sich an jedem zu rächen suchen, welcher ihnen das Auge öffnet." Das ist klar und unzweideutig: wenn Wahrheit in diesen Cardinalfragen des menschlichen Daseins vom Weib perhorrescirt wird, so ist auch außerhalb derselben kein Raum für sie. Am deutlichsten läßt sich Nietzsche in „Jenseits von Gut und Böse" vernehmen. „Was liegt dem Weibe an Wahrheit! Nichts ist von Anbeginn an dem Weibe fremder, widriger, feindlicher als Wahrheit, seine große Kunst ist die Lüge, seine höchste Angelegenheit ist der Schein und die Schönheit!" Und in der „Götzendämmerung": „Die Wahrheit? Oh sie kennen die Wahrheit nicht! Ist sie nicht ein Attentat auf alle unsere Pudeurs?" Diese Citate aus verschiedenen Perioden geholt, zeigen klärlich, daß Nietzsche in seiner Beurtheilung des Weibes nicht umgelenkt hat.

Aber wie? Wäre diese Beurtheilung als negative oder positive Werthung anzusehen? Daß für Nietzsche das Weib nichts mehr und nichts weniger ist, als die fleischgewordene Lüge, entscheidet die Frage noch in keinem Sinne. Denn Nietzsche ist der erste unter allen Philosophen, der an die Wahrheit nicht einmal als Ideal geglaubt hat, der nicht an sie glauben wollte. Der Wille zur Wahrheit schien ihm den Willen zur Macht zu maskiren. So stand es wenigstens in seinem Programme. „Jenseits von Gut und Böse" sollte mit weit besserem Rechte „Jenseits von Wahr und Falsch" heißen. Aber Nietzsche eignete sich so wenig zum Programmatiker. Dazu war er nicht dürftig, aber auch nicht solide genug. Um ihm auf den Grund zu kommen, darf man deßhalb jene Maximen nicht für baare Münze nehmen, die er seinen Hauptschriften gleichsam als Leitmotiv voranstellte.

Wenn er dem Streben nach Wahrheit als einer Fiction den Krieg erklärte, so hat er trotzdem nicht etwa die Lüge verherrlichen wollen. Mußte er, der Antirationalist, der Leugner der Logik, es sich auch verwehren, jene so schonungslos zu verurtheilen, wie es nur derjenige kann, der noch an den Werth und die Möglichkeit der Erkenntniß glaubt, der ursprüngliche Abscheu kommt, allen Theorien zum Trotze, immer von Neuem zum Vorschein. Wer die angeführten Sätze unvoreingenommen und unparteiisch liest, muß die Ueberzeugung gewinnen: „So spricht ein Mann, dem die Wahrheit noch Etwas, dem sie viel, wenn nicht Alles ist." „Eine kleine geputzte Lüge" nennt er im Zarathustra die Ehe der Meisten und leider auch der Besten, und so viel etwa galt ihm das Weib: eine Lüge, und eben deßhalb verächtlich.

Unsere Untersuchung wird an Klarheit gewinnen, wenn wir die Nietzsche'sche Auffassung vom Weibe hinsichtlich des zweiten Punktes verfolgen, hinsichtlich des wollenden moralischen Menschen. Ist das Weib moralisch, ist das Weib unmoralisch? Oder ist es keines von beiden? Es ist noch schwerer, darüber in's Reine zu kommen, als hinsichtlich seiner Stellung zu Wahrheit und Lüge, wenn man in Nietzsche nach einer eindeutigen Formulirung dieser Frage und ihrer Beantwortung fahndet. Was hat er nicht alles in puncto Moral behauptet, geleugnet, anerkannt und verworfen? Und wie sollte man über eine, über eine specielle Seite des Problems zu einem abschließenden Resultat gelangen, wo das Problem in seiner Grenze noch so wenig geklärt ist? Hier scheint die Untersuchung auf eine Sandbank gerathen zu sein. Um das Weib zu werthen, muß man sich eines Werthmaßstabes versichert haben.

Allein auch da ist ein Ausweg zu finden. Mißlich stünde es, wollte man sich ein langes Verzeichniß der Cardinaltugenden anlegen und die Rubriken „Weib" und „Mann" sorgfältig ausfüllen, und hier und dort genau Ueberschüsse und Manco zu controliren. Wie skeptisch hat Nietzsche über „Unsere Tugenden" gedacht! Vielleicht wäre da der Mann mit allen seinen Vorzügen noch immer ein lasterhaftes und verlogenes Thier. Aber es giebt ein Phänomen, das sich an der Grenze des moralischen und physischen, insbesondere des sexuellen und erotischen Daseins erhebt, ein ganz specifisches Phänomen, wie kein anderes geeignet, im undurchdringlichen Dunkel der Charakterologie Licht zu spenden und Aufschlüsse über das Verhältniß von Mann und Weib zu geben. Das ist das Schamgefühl: in ihm mündet von oben her der Zug des sittlichen Wollens, von unten her der animalische Instinct: in ihm setzen sich zwei Welten auseinander.

Das Schamgefühl hat der Moralist oder Antimoralist Nietzsche unendlich hochgehalten. Es ist ihm der Grund von Allem, was Vornehmheit genannt zu werden verdient. Der ganze „Zarathustra" ist, wenn man auf das Psychologische, das Subjective reflectiren will, nichts anderes als eine Apotheose des Schambewußtseins. Die Stunde der großen Verachtung, wo der Mensch für die Conception des Uebermenschen reif wird, was ist sie anderes, als die Stunde der höchsten Scham? Der letzte Mensch hinwider, jene schrecklichste Möglichkeit, die Nietzsche bannen möchte, ist mit seinem erbärmlichen Behagen, seiner unverwüstlichen Behaglichkeit die eigentliche Incarnation der Schamlosigkeit. Er ist selbstzufrieden, selbstgenügsam, er hat keine Heimlichkeiten mehr und nicht mehr die edle Scheu vor dem Glücke. Der letzte Mensch ist der schamloseste Mensch.

Der höchste Ausdruck des Schambewußtseins ist die Einsamkeit. Der Einsiedler aber ist Nietzsche's hehrstes Ideal. Er meidet die Menge, weil er an sie nicht seine Innerlichkeit preisgeben will. Er will von der Hand der Vielzuvielen, die Alles hoffen, was nicht ihre Art ist, seine Tiefen nicht ausschöpfen lassen. Gemeinsamkeit gilt bei ihm als Gemeinheit.

So ist die Scham das Attribut des einsamen Menschen, und Einsamkeit ist die Existenzform des tiefen Menschen. Damit ist eine Formel von bleibendem Werth gewonnen.

Sie lehrt uns auch, wie Nietzsche in diesem Punkte über die Frauen gedacht haben muß. Er nennt die Frauen nirgends ausdrücklich schamlos. Aber aus dem Zusammenhang seiner der Sexualpsychologie gewidmeten Aphorismen geht unabweisbar diese Ueberzeugung hervor. Das Weib hat keine Tiefe, es ist nicht einsam, sondern immer und überall für Mann und Kind da, es hat also auch kein Schambewußtsein in höherem Sinne. „Oberfläche ist des Weibes Gemüth, eine bewegliche, stürmische Haut auf einem seichten Gewässer. Des Mannes Gemüth aber ist tief, sein Strom rauscht in unterirdischen Höhlen: das Weib ahnt seine Kraft, aber begreift sie nicht." Anderswo heißt es gar: „Man hält das Weib für tief — warum? Weil man nie bei ihm auf den Grund kommt. „Das Weib ist noch nicht einmal flach." Dem Weib fehlt also jedenfalls die dritte, die Tiefendimension. Es ist nach allen Seiten hin offen: also schamlos.

Es wäre somit ein sicheres Urtheil im Sinne Nietzsche's über die intellectuelle und über die moralische Grundbeschaffenheit des Weibes gewonnen. Das Weib hat kein Verhältniß zur Wahrheit: es ist extrem-subjectiv, eng-persönlich, es kommt nicht einmal zum Begriff, geschweige denn zu einer freien Werthung des Objects, der objectiven Wirklichkeit hinauf. Es ist zu wenig Persönlichkeit und zu gewöhnlich, um objectiv sein zu können. Und derselbe Mangel an Tiefe, Innerlichkeit, Persönlichkeit ist es, der es nie einsam sein läßt, der es nie sich gegen die Mitwelt verschließen lehrt. Das Weib ist also verlogen und ohne Schamgefühl.

Aber mit jener Analyse ist weit mehr als eine Charakteristik des Weibes gewonnen. Ein geheimnißvoller Zusammenhang, der Zusammenhang von Wollen und Erkennen, von Wahrheit und Moral tritt in nähere Beleuchtung. Und die so widerspruchsvolle, an logischen Zugängen und Labyrinthen reiche Gedankenwelt Nietzsche's erschließt sich uns einheitlich und übersichtlich von einer neuen Seite. Das Schambewußtsein ist nämlich bloß eine Form, eine Ausdrucksform

des Willens zur Wahrheit. Das klingt einigermaßen paradox. Und wer eine solche Behauptung wagt, muß darauf gefaßt sein, die Instincte der Masse gegen sich zu haben. Unter Scham denkt diese immer bloß an ein Verbergen, an ein Verheimlichen, die stellvertretende Vorstellung ist die Geste des Zudeckens, des Verschließens, um so mehr als gerade für den naiven Intellect das Schamgefühl von Anbeginn in eine übergroße Beziehung zur Sexualität tritt. Darum ist sie geneigt, das Weib für schamhaft zu halten, weil dieses im Geschlechtsverkehr so oft scheuer, furchtsamer ist als der Mann. Allein auch in der höheren Bedeutung, die das Wort Schamgefühl in Nietzsche's Werken gewann, könnte es als verkehrt betrachtet werden, dasselbe in eine so intime Beziehung zum Begriff der Wahrheit, der Erkenntniß zu bringen. Ist Erkennen-Wollen nicht der Wunsch, das in der Tiefe Verborgene an die Oberfläche zu ziehen? Und der Einsame, der schamhafte Mensch scheut die Oberfläche und sucht die Tiefen rein und lauter zu erhalten.

(Schluß folgt.)

Maßstäbe der Kunstbetrachtung.

Von Rudolf Klein (Berlin).

Unlängst ging ich in einer Stadt nach langen Jahren wieder einmal durch eine kleine Gemäldegallerie. Wie hatte sich alles verändert! Ich ging die Reihen ab und verweilte, wo es mein Auge hinzog. Und am Ende bemerkte ich, daß mich gerade die Bilder einiger wenig bekannter Maler angezogen hatten, deren Namen ich kaum je hörte und deren schlichte Einfalt zu mir sprach mit einer Gradheit und Ehrlichkeit der Empfindung, hinter der soviel echtes Künstlerstreben verborgen liegen kann, auch wenn den Namen des Malers nie die Vielen mit verständnißvoller Betonung nannten, als mir einfiel, daß in dieser Gallerie ja eine ganze Anzahl Bilder hingen von den einst gefeierten Tageskünstlern, an denen ich achtlos vorübergegangen war. Vorübergegangen, nicht etwa weil sie gerade mein moderner Geschmack ablehnte, vielmehr weil ich sie überhaupt nicht bemerkt hatte. Und das fiel mir auf. Früher gingen wir durch eine solche Gallerie und sahen diese Bilder wenigstens, sagten: ah, da ist so eine Landschaft von diesem Allerweltskünstler, diesem geschickten Topographen, dem die Menge zujubelt, kniffen unser Auge ein wenig zu, um es vor der grellen Aufdringlichkeit zu schützen, und gingen weiter mit einer schweigenden Anerkennung der Fertigkeit eines solchen Mannes. Heute ist dem nicht so. Wir können eine Stunde und mehr in einer Gallerie umherlaufen, ohne ein solches Bild überhaupt zu gewahren. Wie im Traum gehen wir instinctiv vorüber, wie an etwas ganz Gleichgiltigem, und bleiben vielleicht dicht daneben vor einem kleinen Bilde stehen, aus dem ein schlichtes Können und ein menschlich' Sehnen spricht. Und da liegt das Wesentliche: die Routine jener Tageskünstler von einst, hebt sich unserem Auge nicht einmal mehr ab von der jener Vielen ähnlicher Begabung, deren Ruhm aber weit entfernt von ihrem war, mit anderen Worten: die Grenzlinie ist verschoben. Und das ist das Wesentliche. Wir sind in ein Stadium getreten, wo nur noch Eigenheit zu uns spricht, sei es die eines ganz vergessenen, nie bekannt gewordenen Malers von 1850 oder die eines Modernen. Virtuosenthum ist uns nichts mehr und am wenigsten jenes, dem die Menge zujubelt. Brandmarkten wir es auch immer als solches, wir empfanden es doch früher in der Gradstufe gegenüber dem geringeren. Aber auch dieses hat nun aufgehört. Man könnte die Etiquetten vertauschen, wir sähen keinen Unterschied mehr. Und damit ist eine solche Kunst gerichtet, wie sie vollständiger nicht gerichtet werden kann, so daß sie nie wieder aufstehen wird. Wesentlich ist dieses besonders noch für einen Punkt, auf den ich hernach zu sprechen kommen werde: Ich meine, das Kunstwerk als ökonomischer Werth. Ist es doch schon in den meisten europäischen Ländern, und überall mehr als in Deutschland Sitte, Bilder als Capitalsanlage zu betrachten. — Es scheint dieses profan und der Kunst unwürdig, ist aber zweifellos ein Zeichen von Cultur, denn es gehört wirkliche Kennerschaft dazu, wofern man nicht hereinfliegen will.

Lebendig sein, Wirkung üben, dieses sind die Eigenschaften des wahren Kunstwerkes. Nur daß man sie leicht an anderer Stelle sehen und suchen kann, denn das Subjective des augenblicklichen Standpunktes entscheidet immer. Und ist durchaus kein Fehler. Denn weil, wie alles in der Welt, die Kunst ein Wachsendes ist, entscheidet nur im Augenblick der Geschmack jener wie durch ein geheimes Zeitfluidum verbundenen und an der Spitze der Entwickelungslinie wirkenden Wenigen. Ihr Geschmack entscheidet stets und durch ihn wird auch der Ahnencult bestimmt, den, wie jeder Aristokrat, der Künstler übt. So können wir, die wir mit der Zeit gehen, unter dem Goethe'schen Leitspruch:

Und so lang Du das nicht hast,
Dieses Stirb und Werde,
Bist Du nur ein müder Gast
Auf dieser dunklen Erde

nie lange für unser Urtheil garantiren, auch ohne in jene impressionistische Standpunktlosigkeit gewisser Objectiven, aber in das Schwanken der Dilettanten zu verfallen. Aber trotz dieses subjectiven Standpunktes, den wir als Nothwendigkeit des Wachsenden ausdrücklich betonen, sei es gesagt, daß wir, und heute mehr denn je, zu einem sicheren Urtheil gekommen sind, welchem Kunstwerke jene beiden vorhin betonten Kennworte gebühren, und die dafür sprechen, daß es wieder einmal im Vordergrunde stehen wird, je nachdem es mit der Zeitparole geistig correspondirt. Denn wir, die wir durch ein Studium der Individual-Psychologie gegangen sind, wissen nun, welcher Bestandtheile das Compositum bedarf, um Original genannt werden zu können und so, wenn heute nicht, so später einmal wieder zu wirken. Und wir kennen diese Eigenschaften heute Werken zu, auch wenn sie nicht mit dem Augenblicklichen geistig correspondiren, also uns nicht am nächsten stehen; daß sie aber gewissen, einst vom Tagesruhm beleuchteten nicht eignen, dafür spricht nichts schwerer wie der Umstand, daß uns der Instinct wie mit geschlossenen Augen an ihnen vorüberleitet. Und ihre Zeit wird nicht einmal mehr wiederkommen, wenn Epigonenthum und Ungeschmack schlimmer wie heute das Feld bestreiten sollten, denn auch die Forderungen des Ungeschmacks werden dann andere sein, und dieser kennt keinen Ahnencultus, er ist undankbar wie jeder Proletarier.

Der subjective Standpunkt ist ein Nothwendiges, sein Zuerkennen beweist, daß wir wachsen, und mit der Zeit marschiren. Vollkommen kann er natürlich nur wirken und erfüllt sein von innerer Gerechtigkeit, wenn er sich erhebt auf der Basis einer individual-psychologischen Allgemeinheit, d. h. wir müssen die Grundzüge des Entstehens, Wachsens und Wirkens eines jeden Kunstwerkes erkannt haben, so werden wir ihm stets zumessen, was ihm als solchen zukommt, dann aber auch wissen, was es uns, den Lebenden im Augenblick ist und sein kann.

Für diesen Wandel einige Beispiele aus den letzten Jahrzehnten. Wir schätzen augenblicklich Velasquez und Manet. Vor zehn Jahren schwärmten wir für Boticelli und wieder zehn Jahre früher war es Rembrandt, den unsere Gunst über Alles stellte. Man sage nicht, dies sei ein unsicheres Hin- und Herpendeln. Es entspricht dieser schwankende Ahnencultus folgerichtig dem Werden unseres inneren Wachsens, unserem Sehnen und Denken, das unausgesetzt und mit jedem Tage, die Welt anders sieht und demnach seine Umgebung, die unter seinem Einfluß steht, kaum merklich und unaufhörlich verändert. Als wir uns aus den Banden epigonenhafter

Tradition losrissen, die unser eigenes Selbst verderblich einschnürte, flüchteten wir zu Rembrandt und schrieben seinen schrankenlosen Individualismus auf unsere Fahne; als wir sahen, daß den unter seinem Protectorate entstandenen Werken manches mangele — wofür der unvergleichliche Meister gewiß nicht verantwortlich zu machen ist — besannen wir uns auf den Styl der spröden Keuschheit mancher Primitiven und es war nur zu charakteristisch, daß wir gerade bei Boticelli landeten, der auch, in den Tagen des Savonarola, aus allzugroßer Weltlichkeit sich zurücksehnte nach der stillen Innigkeit der Klosterklause, mit jenem traurigen Frühlingsblick seiner allzufrüh müden Madonnen. Und wieder sahen einige von uns ein, daß wir einen der eigensten und selbstständigsten Besitze des letzten Jahrhunderts, die hohe Malkunst Manet's nicht genug schätzten und griffen auf ihn zurück, da sie die Solidität des Handwerks gefährdet glaubten, während einige wenige Zukunftsdeuter, einen Künstler ersehnen, der die Gefühlstiefe der Primitiven und die Malkunst Manet's verbinde mit der bewegten dramatischen Composition des Cinquecento: diesen liegt also die große Form zunächst am Herzen. Nach dem Reiz des Formalen freilich streben heute Viele. Doch erfüllt uns mancher unter ihnen mit nicht geringem Mißtrauen. Fern jeder tieferen Lebensempfindung, unempfindlich für die Gesetze der Zusammengehörigkeit von Kunstwerk, Künstler, Zeit, Volk und Gesellschaft, tauben Ohres für wahres religiöses Denken sind sie dünngeistige Aestheten, die mit großer Geschicklichkeit den Bienen gleich den Honig aus allen Culturen saugen, und so selbst unfähig an einer neuen mitzuarbeiten, sich ihr einzugliedern.

Es ist nur zu natürlich, sehr gesund und vielversprechend, wenn eine junge Künstlergeneration allzu individuatistisch mit einem Schwarm für Rembrandt beginnt, und ebenso erklärlich ist es, wenn sie, sich vertiefend nach dem uns allen Gemeinsamen strebt und mit einem Bedürfniß nach typischem Styl, nach Formalem endet. Aber man sollte nie vergessen, daß dieses eben ein Ende ist und nur der ihm zustreben darf, dessen innere Reife wirklich zu diesem Punkte gelangt ist. Von welchem dieser neuen Formalisten aber dürften wir das behaupten? Sie alle sitzen auf dem absterbenden Seitenaste subjectivistischer Romantik, sich in's Allgemeine verlierend, verkennen sie den Ewigkeitszug im Einzelnen.

Ich sprach zu Eingang von jenen Tages-Virtuosen, deren Zeit mit dem kurzen Aufleuchten ihres Lebens, ja deren ökonomischer Werth selbst mit diesem für immer dahin sei. Mit jenen Romantikern ist es nicht viel anders. Auf sie greift wohl noch eine spätere Generation zurück, doch ganz sie wieder zu beleben vermag keine Zeit. Sie sind kein Glied von unvergänglichem Werth in der großen Entwicklungskette. Eine spätere Generation wird sie, deutlicher denn wir, als eine Kunst aus zweiter Hand empfinden.

Nachdem ich so darauf hingewiesen habe, daß es ganz bestimmte Eigenschaften sind, nämlich die des rein organischen Gewachsenseins aus einer gewissen Allgemeinheit heraus, die dem Kunstwerk Lebensdauer verleihen selbst über eine Phase der Gegenströmung hinaus und ihm stets die Anerkennung der Verständigen sichern, möchte ich darauf hinweisen, wie diese allein auch den ökonomischen Werth des Kunstwerkes verbürgen. Es mag diese Frage Manchem unangebracht scheinen, von der Annahme aus, diese Wertheinschätzung habe mit Kunst nichts zu thun. Doch ist dem nicht so.

Was bestimmt also den Werth eines Bildes?

In der Zeit großen Mäcenatenthums nahm der Künstler Aufträge entgegen von Kirche oder Fürst. Einen Nachtheil hatte diese Art, daß, vornehmlich gegen Ende der Renaissance mancher durch allzureiche Aufträge an's Schmieren kam. Das Honorar der Bilder und plastischen Werke richtete sich wohl meist nach dem Säckel des Fürsten. Doch sind in frühen Zeiten Wenige dabei reich geworden. Aber dadurch, daß eben der Auftrag vor allem in frühen Zeiten fast ausschließlich von Kirche und Fürst und fast ausschließlich im Dienste des Cultus geschah, so konnte sich ein individueller Geldwerth ebenso wenig ausbilden wie die individuelle Art in der Kunst selbst ja auch nicht vorherrschte. Das Kunstwerk wurde im Auftrag der Allgemeinheit angefertigt und von dieser bezahlt wie eine als gelungene und gut beglaubigte Handwerkerleistung. Das Honorar hatte eher den Charakter eines Gehaltes.

Anders wurde es in späteren Jahrhunderten, da der Geschmack und die Empfindung des Einzelnen in jeder Richtung entschieden. Rembrandt nimmt kaum noch Aufträge an. Er arbeitet „für die Kunst“, läßt keine Schüler mehr an seinen Werken mitarbeiten und Beides ist seitdem so geblieben, wenn auch mit unbeträchtlichen Ausnahmen, indem der Durchschnittskünstler ja nach wie vor vom Auftrag lebt, und ihn ganz nach Wunsch des Einzelnen ausführt. So wurde auch der Preis ein individueller, den der Geschmack des Interessenten bestimmte und den zu regulieren erst dem Künstler möglich, so sich ein Interessentenkreis gebildet hatte. Es entstand der Begriff vom Kunstwerk, das seinen Werth „in sich“ trägt und doch sollte uns ein näheres Zusehen lehren, daß es mit dem Kunstwerk wie mit allen Producten geht: sein Werth ist erst positiv in dem Augenblick, da es ohne Hinderniß in die übliche Scheidemünze umgesetzt werden kann. Wer schätzt das Werk des jungen Genies? Hernach hat jeder leicht reden, und der Vorgang des Verkennens, der uns heute bei anerkannten Genien unerhört scheint, vollzieht sich täglich unter unseren Augen und durch unsere Mitschuld von neuem. Das Werk des Künstlers ist erst anerkannt, sobald es einen Baarwerth repräsentirt und der „unsterbliche“ Ruhm stellt sich erst in dem Augenblick ein, da Nachfrage und Angebot einander nicht mehr Schritt halten, also erst nach dem Tode! Und daher kann auch der Tages-Virtuose nie unsterblichen Ruhm erlangen: stirbt er nicht in jungen Jahren, so überdauert seine Production regelmäßig die Nachfrage.

So ist es weder der „ideale“ Schwärmer, noch der „große“ Kunstkenner, die den Künstler berühmt machen, diese pflegen sich, wie der Unsummen zahlende Bourgeois, erst einzustellen, sobald der Ruhm vorhanden ist, es sind vielmehr bescheidene aber solide Kunstfreunde, die den großen Künstler langsam und durch den Lauf der Jahre bekannt machen, indem sie Bilder in ihren Besitz brachten, weil sie ihnen genau so viel Werth schienen, wie die Baarsumme, die sie dafür anlegten: sie hatten die feste Ueberzeugung, das Bild ist so und so viel werth! während der Bourgeois den berühmten Namen bezahlt, ohne sich Rechenschaft geben zu können über den geringsten Werth des Bildes.

Und so ließe sich auch denken, daß selbst der wirkliche Künstler, so paradox es klingen mag, von einem gewissen Augenblick ab, wenn auch unbewußt, arbeitet wie jeder Producent, der materielle Werthe producirt und das Kunstwerk auch für ihn erst den Begriff des vollen Werthes erhält, so es in einen materiellen Werth umgesetzt werden kann oder diesem gleicht. Hat sich doch die Sitte, Kunstwerke aufzuspeichern, oder gegen ein Geringes zu veräußern oder zu verschenken, kaum bei ein paar Sonderlingen gefunden, und es ist nicht etwa Habgier oder Kleinlichkeit, daß auch die wirklichen Künstler mit zunehmendem Ruhme den Preis enorm steigern, eine Ehrerbietung, die sie ihrem Genius schulden, ist es, wie man jedem Fürsten nach außen hin die nothwendigen Ehren erweist.

Der junge Stümper setzt einen enormen Preis unter sein Werk, das junge Genie keinen, in seiner Bescheidenheit vermag es die Leistung nicht abzuschätzen, es kennt seinen Werth noch nicht, bis es langsam steigt und dann mit innerer Nothwendigkeit das materielle Aequivalent taxirt. Und so ist auch die ungespielte Symphonie im Pult des Componisten werthlos, so lange nicht eine ähnliche Leistung des gleichen Künstlers der Beifall der zahlenden Menge umrauschte.

Daher läßt sich kein wirklicher Ruhm von heute auf morgen erringen, er will sauer verdient sein, wie der Tagelohn des Handwerkers, um dann freilich unerschütterlich dazustehen. Wobei nicht vergessen werden darf, daß die Gunst des Publicums eine oberflächliche Kunst eben am raschesten und in einen allzuhohen und somit schon als vergänglich gekennzeichneten Rangwerth erhebt, deren obersten Grad eben die flüchtige Darbietung der Tänzerin und des Tenoristen erreicht. — Und so zeigt sich auch hier, als Beweis eigener Cultur, der Scharfblick des geübten Kaufmanns, der, wie in seinen Händlergeschäften, aus alter Ahnenpraxis das Richtige traf in jenen noch unbekannten Bildern, die einst die Preise des Weltmarkts regeln sollten, und es recht der raschen Palastvergoldung des jungen Großstadtprotzen entspricht, seine Wände mit Achenbach, Knaus und Vautier zu zieren, mit denen er in nicht allzu ferner Zeit als der Geprellte dastehen wird, während der Kaufpreis eines Leibl z. B. heute kaum noch zu erschwingen ist.

Feuilleton.

Urtheil.

Studie von Arthur Konrad Müller (München).

Franz Plurimus, der Kritiker, war unverkennbar ein Genie, die menschgewordene Idee des Kritikers, sein erlesenster Typ. Er war jung, von schlechten Manieren, den Dingen des Lebens fremd, trug langes, sorgfältig gesträhntes Haar und eine Brille, die ihn vor jedem Blendwerk schützte.

Franz Plurimus liebte die Logik und die reinliche Scheidung; darum liebte er die Kunst und nicht das Leben. Und er rühmte sich oft, der Einzige zu sein, dessen Art sich am reinsten und unzweideutigsten ausspreche: er sei Kritiker und nur Kritiker, nie habe ein weichlicher Trieb zum Dichten an die Unerbittlichkeit seines Denkens gerührt.

Franz Plurimus war über seine Jahre reif. So scharfes Erkennen des Eigensten und so klare Beschränkung bleibt seinem Alter gewöhnlich fern. Er war in der That ein Genie, und die Wochenrundschau, ein Blatt schärfster Kritik am Bestehenden, konnte sich Glück wünschen, als sie ihn für die Betrachtung bürgerlicher Theaterspielerei gewann.

Franz Plurimus entsprach vortrefflich. Er schrieb, wie keiner vor ihm geschrieben. Dem Guten dichtete er Hymnen, und das Schlechte warf er mit schwarzem Hohn in den schwarzesten Abgrund, das Mäßige überging er mit lächelnder Verachtung: er hatte Farben auf seiner Palette. Nichts blieb ihm verborgen; er sah das geschminkte Alter der Naiven und die wassersüchtige Gedunsenheit des Bonvivant, kannte die galanten Neigungen der Heroine und die nächtlichen Abenteuer der Sentimentalen, wußte auch verschwiegen um des Directors Sorgen und Freuden: ja, er hatte Grund zum Sarkasmus.

Franz Plurimus war darum nicht beliebt. Die Schauspieler zitterten und die Wohlanständigen schimpften; aber insgeheim bewunderten ihn Alle. Wie? So jung noch und schon ein kleiner Dictator? Die Stütze seiner Zeitung, der Freund der Gelangweilten, der Teufel aller Sanftmüthigen, das allmächtige Schicksal zahlloser Existenzen? Mit welchen Gaben erreicht man das? Ist nicht das Ungewöhnliche eines solchen Lebens Zeugniß genug von überschwänglichen Gaben? Und in der That: wer gab ihm die Macht dieser Rede, dieses scharfen, verwundenden, ätzenden Spottes, dieses herrlichen, steigenden, schwingenden Jubels, dieser versteckten, treffenden Ironie? Und man las knirschend, ingrimmig und immer erstaunt von der moderduftigen Jugendlichen, die einer wurmzerfressenen Grabkammer entstiegen scheine, der Jugend Frohsinn mit klapperndem Gebein zu höhnen, las ohne Athem von edelmüthigen Iphigenien, aus deren Augen des Lasters tiefe Höhlen gähnen, las stockend von torkelnden Heerden, pferdhufigen Tretern, deklamatorischen Heilsarmeeleuten und athmete auf in der brünstigen Poesie, mit der ein Jemand als ein Prophet und Fackelträger, ein Sonnenäugiger und Gipfelbeschreiter, ein Sohn der ausglühenden Räthsel gefeiert ward.

Ohne Zweifel, Franz Plurimus, der Seelenbeherrscher, war ein Genie.

* * *

Um diese Zeit geschah es, daß Cyrill, der Freund eigenwilliger Gedanken, der Spötter und Alles Erkenner, seines Weges daher kam. Er ging in die Stadt und sah Franz Plurimus, sah seine Mähne, die ungeblendete Brille, die schlechten Manieren, sah auch das Flüstern und Augenzwinkern der Leute, die Plurimus begegneten — sah dieses, ging und lächelte. Lächelte heimlich und lange, das Lächeln der Wissenden, die nichts mehr überrascht.

Plötzlich ging ein Zucken über sein Antlitz, ein Leuchten, ein Strahl erstaunter und dennoch gewisser Siegesfreude. „Ah, ich will es erproben," dachte er; „es kann nicht fehlgehen, und ich bin um eine neue Einsicht reicher."

Und er schloß sich zwei Tage in seine Stube und schrieb — schrieb, nun wieder mit diesem sonderbaren, schreckhaften Lächeln, in dem die starre Größe stolzer und abweisender Einsamkeit bannend und tödtend wachte.

* * *

Nicht lange darauf ging unter wachsenden Sensationen ein Büchlein von Hand zu Hand, das betitelt war: Franz Plurimus, der Kritiker. Eine betrachtende Studie nebst Anhang. —

„Ah!" Den Gelangweilten schlugen die Pulse schneller, die Wohlanständigen fühlten sich erleichtert und die Schauspieler jubelten.

„Wie wahr! Wie wahr! Der Ton war wirklich nicht passend," sagten die Einen.

„Hm, er schreibt nicht so interessant," moquirten sich die Lüsternen.

„Das ist ja herrlich, aber er thut ihm vielleicht doch ein wenig Unrecht," sagten objectiv die Komödianten mit stiller Hoffnung. . . .

Und sie lasen von Neuem die Sätze: Herr Franz Plurimus ist weder ein Schriftsteller noch ein Kritiker. Ihm fehlt das objective Maß der Dinge und die Kraft, sich auszudrücken. Seine Sprache gleicht dem Geschrei des Säuglings, der undeutlich und geistlos, nur durch Anwendung materiellster Kraft, sich verständlich zu machen vermag. Verstiegenheiten und nebulose Bilder, Extreme und nuancenlose Derbheiten, aus brutalen Sphären genommen und gewählt für Dinge, die zu beachten des Kritikers Sache nicht sind, ergeben nichts weiter, als das komische Zerrbild eines hirnlosen, großsüchtigen Wichtlings, dessen einzige Gabe sich in einem unsauberen Instinct für das Unlautere, Niedere und Gemeine der Menge verkündet.

Der Anhang war eine Anzahl von Stylproben aus dem Sprachschatze des Herrn Plurimus; eine Beilage enthielt eine Anzahl Kritiken, die für gewisse zukünftige Fälle von ihm zu erwarten waren.

* * *

Was Alle erhofften, trat ein. Cyrill kam vor die Richter. Er sah wieder Franz Plurimus' lange Mähne, die ungeblendete Brille, die schlechten Manieren und lächelte. „Das ist gewiß nicht Deine schlechteste," dachte er, „mich vor den Kadi zu bringen; Du dürftest mich ohrfeigen. Aber Du bist nicht klug genug — trotz Allem!"

Er ließ sich nieder und wartete; die Menge der Zuhörer rührte ihn nicht. Er kannte die gierigen Mienen, die Klatsch und schmutzige Geheimnisse witterten: „Ihr werdet nicht auf die Rechnung kommen!"

Dann ergriff er das Wort zu seiner Vertheidigung. Mit einer eigenthümlichen Lustigkeit warf er die klargeschliffenen, behenden Sätze in die Luft, und es war, als zwänge der Rausch ihres Funkelns sie zu den abenteuerlichsten Sprüngen. Sie tanzten und flatterten im Saale, kitzelten die Weiber, stachen die Männer, den Richtern aber setzten sie sich grad' auf die Nasen, daß die Mäuler weit offen standen; von dem Allotria müde, hörten zuletzt auch die Hirne zu denken auf, und Alles wurde ganz dumm.

Cyrill aber sagte Folgendes:

„Meine Herren Richter, Sie werden mich verurtheilen — das ist gewiß. Sie werden nicht wissen, warum, aber Sie haben das Gefühl, daß von einem erwachsenen Menschen nicht wie von einem Säugling gesprochen werden darf, wenn er wirklich einer ist; nur die Wahrheit hat kurze Beine. Und dennoch, wenn ich Ihren Spruch vernehmen werde, werde ich froh sein und Ihnen von Herzen zu danken haben, denn Sie werden mich gewiß zu milde beurtheilt haben. Die gleiche Einsicht, die Sie hindert, mich freizusprechen, schließt Ihnen den Blick für die Größe meines Verbrechens; ich bin schuldlos nur im Absoluten und schuldig sofort, wenn ich zu Menschen trete.

Meine Herren, das Verbrechen, das ich beging, ist nicht kleiner und nicht größer als ein Mord, ein Mord, begangen an dem Kritiker, Herrn Franz Plurimus. Dieser Herr, der vor Ihnen steht, ist nur sein Schatten, ein Irgendeiner, der sich auch Plurimus nennt; den Kritiker Franz Plurimus, den wir Alle kannten, der Mann, der gedruckt sprach und gedruckt herrschte, den habe ich vernichtet. Begreifen Sie wohl, was das heißt: Es hat jeder nur eine Seele, und diese Seele ist sein Leben. Die Seele des Herrn Plurimus war seine gedruckte Kritik; mit ihr lockte er, mit ihr bezauberte er, mit ihr übte er alle Wirkungen, die wir der Seele im Körper zuschreiben, und diese Seele habe ich vernichtet. Er wird nun nicht mehr zu schreiben wagen wie ehedem; denn es könnte ihm begegnen, daß eines Tages seine Seele zwiefach oder dreifach auftrete, und könnte er zuverlässig nur eine als die ihm gehörige bezeichnen: wie soll er sich zu den beiden Anderen stellen? Er wird hingehen und verzweifeln; denn er weiß, daß ein Mann mit drei Seelen dem Manne gleicht, der seinen Schatten verlor und auf ewig lächerlich und gemieden wurde. Franz Plurimus, der Kritiker, ist hin, und ich bin sein Mörder.

Habe ich nöthig zu sagen, warum ich es that? Ich will sagen, wie ich es that. Es lebt ein Jeder so lange, bis Einer kommt und ihn beurtheilt. Dann ist er tot, null und nichtig, eine taube Nuß. Die Welt nährt sich von Ueberraschungen, und Derjenige wird von ihr am

längsten emporgehalten, der am behutsamsten sein Geheimniß zu wahren versteht. Ist aber Einer da, der stärker und schärfer, den Lug durchschaut: wie soll er sich vor ihm schützen? Sein Geheimniß, die Quelle wonniger Ueberraschungen, wird als ein gemeines, höchst lächerliches Ding erfunden, und die Welt schlägt zurück. Jeder Lügner ist ihr genehm, der sich nicht entlarven läßt, aber grausam ist sie und höchst abscheulich, wenn Einer sich zwingen läßt, seine Trucs aufzugeben.

Bin ich moralisch? Ich weiß, daß dieser vernichtete Pluralismus Vieler Gemüther verletzte; aber sie werden mir nicht dankbar sein. Immerhin war er ihnen eine vergnügliche Ursache höchst heilsamer Emotionen, meine Sorge also um ihre Wohlfahrt in jedem Falle sehr ungebeten. Aber ich bin nicht moralisch, alles Menschliche ist mir fern. Ich bin ein Abgesandter jenes tödtlichen und feinen Geistes, der wirkungslos und unschöpferisch über öden Tiefen schwebt. Wir thun nichts, wir betrachten. Wir üben keine Macht und verschmähen den Ruhm, unser ist die Einsamkeit. Nur dann und wann mischen wir uns unter die Menschen; wenn Einer im Namen des Geistes, in unserem Namen, eine Macht ausübt. Den beleuchten wir; wir öffnen sein Visier. Daß er stürzt und getödtet wird, ist eine Eigenthümlichkeit der Welt, nicht unsere Sache. Denn es zeigt sich, daß vom Anbeginn eine Sehnsucht die Materie erfüllte, sich uns, sich unserem Geiste zu vermählen. Und Jeder, der von uns zu sein vorgiebt, und schlau genug ist, den Wahn zu erhalten, wird mit geöffneten Armen empfangen. Er genießt die Ehren, die wir verachten, und schwelgt in Genüssen, die uns widerstehen. Wollüstig taumelt er auf das Hochzeitslager, das in ewigem Sehnen die Materie ihm schmückte, und im Rausch der Brunst vergißt er, daß diese Brunst ihn verräth. Wir sehen, daß hier Gleiches zu Gleichem sich gesellte, und ernüchtern die Trunkenheit. Dann kehren wir einsam zurück. Der Aftergeist kümmert uns nicht; uns kümmert der Trug. Und indem wir durchschauend den Wahn zerreißen, geben wir von Neuem zu wissen, daß in Ewigkeit Geist und Stoff werde geschieden sein. Denn unser ist die Ruhe und dieser ist das Leben; wo die Bewegung anfängt, hört die Klarheit auf. Durch Schmutz, Verwirrung und knechtische Wollust eilen wir, die Einsamen, darthin, wo es nur Eines giebt: Geist, Vollendung, Tod ..."

Ein Leutnant.

Von O. Wentorf.

Oberleutnant S. war der schneidigste Offizier der ganzen Garnison. Auf dem Casernenhof klappte jeder Griff, jede Bewegungsübung, wenn er seine Abtheilung commandirte, und im Felddienst zeigte er z. B. bei Aufstellung von Feldwachen oder Führung einer Vorhut Geistesgegenwart und Scharfblick in solchem Maße, daß ihn die Kameraden heimlich beneideten, seine Leute aber mit doppelter Aufmerksamkeit jedem Befehl lauschten und mit doppelter Energie jede Bewegung ausführten. Diese Willigkeit hatte besonders ihren Grund in dem ideal zu nennenden Verhältniß, das zwischen ihm und den Leuten bestand. Bei aller „Strammheit" war er ein gütiger, allezeit fröhlicher, nie launischer Vorgesetzter. Es war ein eigenthümliches Verhältniß, das vielleicht am Besten so bezeichnet wird: Die Mannschaften fühlten, er ist unser Vorgesetzter, aber er ist nicht nur Vorgesetzter, er ist auch Kamerad. Ihm kam dabei ein gewisser Nimbus zu statten, der seine Person umgab. Er war aus dem Dienst der Schutztruppe zurückgekehrt, und man erzählte sich unter der Mannschaft mit Bewunderung und Begeisterung, er habe bei einem Kampf mit den Eingeborenen einen verwundeten Soldaten dadurch gerettet, daß er mit sechs Pistolschüssen vier Feinde niederstreckte und so die Uebrigen der Rotte zur Flucht brachte.

Zu den geschilderten soldatischen Eigenschaften kam, daß Oberleutnant S. ein gleich schneidiger und feiner Cavalier war. Sein ausgelassen fröhliches Temperament, sein vorzügliches Talent für anregende Unterhaltung und Erzählung machten ihn zum Liebling in allen Salons. Besonders die Damen überschütteten ihn mit Auszeichnungen und Liebenswürdigkeiten. Sie schienen bezaubert von dem feurigen Braunauge und dem schwarzen Schnurrbart im gelblichweißen, etwas fremdländisch anmuthenden Gesicht, und es ward manch deutlich bemerkbare Anstrengung gemacht, den Zauberer an sich zu fesseln. Außer kleinen unschuldigen Künsten sollen sogar richtige Teufelskünste, alle Grenzen überschreitende Mittel angewendet worden sein. Wieweit Oberleutnant S. auf solche Künste einging und ob er den schönen Teufelinnen immer fernblieb, sei dahingestellt. Sicher ist nur aus einer kleinen Privatgeschichte, daß er sich nie zu unwürdigen, ehrlosen Handlungen hinreißen ließ. Diese Geschichte sei hier erzählt.

Leutnant S. wohnte bei der Wittwe des Maurermeisters Nielsen. Die Frau hatte außer an ihn auch noch an einen Assessor vermiethet und bestritt den Haushalt mit einer Magd und ihrer 18jährigen Tochter, einem blauäugigen Mädchen mit prächtigem, röthlichblondem Haar. Dies Mädchen hegte heimlich eine heiße, leidenschaftliche Neigung zu dem Oberleutnant. Sie sprach ihn fast nie und betrat nie sein Zimmer, um irgend etwas zu ordnen. Das Alles besorgte die Mutter. Aber die Mutter hatte rühmend von ihm gesprochen, und sie sah ihn täglich zum Dienst gehen oder heimkommen. Es ward ihr so wunderlich, wenn er manchmal durch's Fenster hereingrüßte und sie seine lachenden braunen Augen auf sich gerichtet sah. Sehr selten sprach er im Vorübergehen auf dem Flur ein höflich-lustiges Wort mit ihr. Das Mädchen saß manche Abendstunde träumend da, ihre Phantasie spielte in hundertfältiger Weise mit der heimlichen Neigung, und diese ward so stark, daß sie seinen Gruß nie ohne Erröthen erwiderte und ihr das Herz schon klopfte beim Nahen seines Schrittes.

Als er eines Tags vom Nachmittagsdienst zurückgekehrt war und an seinem Schreibtisch behaglich Ratzel's Völkerkunde studirte, trat Frau Nielsen ein. „Verzeihen Sie, Herr Oberleutnant. Ich bin plötzlich zu meiner Schwester im Badischen gerufen, sie ist erkrankt. Da wollt' ich fragen, ob Sie's zufrieden sind, wenn ich 8—14 Tage aus dem Hause bin." — „Aber Frau Nielsen, ich bitte Sie, machen Sie sich doch deswegen keine Sorgen. Mein Bursche wird gern einspringen, wenn's nöthig thut. Ich bedaure nur, daß es eine traurige Sache ist, die Sie auf Reisen führt." — „Ich hoffe ja das Beste, meine Tochter und die Magd werden nach ihren Kräften alles in Ordnung halten; meine Tochter," — Frau Nielsen machte verlegen eine Pause — „nicht wahr, Herr Leutnant ... Sie wissen, es ist noch ein unerfahrenes Mädchen." „Seien Sie nur ganz ruhig, ich werde leicht zufrieden sein." „Dann möchte ich Ihnen Adieu sagen." Sie faßte seine Hand, zögerte, schien noch etwas auf dem Herzen zu haben, brachte aber nichts heraus als: „Herr Leutnant ... nicht wahr, Sie vergessen es nicht ... sie ist noch so jung." Da blitzte ihm auf, was die Frau meinte. Doch ehe er antwortete, hatte sie sich, wie um Abbitte zu thun, über seine Hand geneigt und war schnell hinausgegangen.

Oberleutnant S. sah das Mädchen — es hieß Marie — nun öfter. Und er wandte nicht immer den Blick von der schlanken, jugendfrischen Gestalt und von dem blühenden Antlitz mit den glänzenden Augen. Doch fühlte er sich ganz sicher. Er schlug ihr gegenüber den lustigscherzenden Ton an, der seiner Natur am meisten entsprach und in dem er sich vor allen Gefühlsanwandlungen am sichersten wußte. In seinem Zimmer war es behaglicher noch als früher. Alles war auf's Peinlichste gesäubert und geordnet, auf seinem Schreibtisch stand immer ein grünes Zweiglein oder es leuchteten ein paar abgeschnittene Blüthen von selbstgezogenen Topfblumen. So deutlich er die während seiner Abwesenheit schaffende Liebe und Sorgfalt merkte, so flüchtig und scheu wich das Mädchen seiner Gegenwart aus. Doch täglich schien sie durch seinen harmloslustigen Ton zutraulicher zu werden. Sie wagte schon, ein scherzendes Wort kurz zu erwidern, wenngleich ihr Auge immer noch seinem auswich.

Eines Abends — der Bursche hatte die Lampe angezündet und war nach Verrichtung seiner Dienste fortgegangen — nahm Leutnant S. sich das Album vor, in dem er eine große Zahl Photographien aus bereisten Gegenden aufbewahrte, auch aus Kamerun, wo er bei der Schutztruppe gestanden hatte. Der Nachmittagsdienst war besonders anstrengend gewesen, er wollte ein Stündchen den schönen Erinnerungen leben, die dies Album immer in ihm weckte. Da klopfte es und Marie trat herein. „Ich habe hier einen neuen Lampenschirm, der alte war nicht mehr brauchbar." „Ei, das hat Ihre Hand geschaffen? Ich würde Sie der Göttin der Stickkunst vergleichen, wenn ich die kennte!" sprach er scherzend, als er die feine Arbeit auf dem Schirm bemerkte. Während sie den Schirm auf der Kuppel befestigte, fiel ihr Blick auf die aufgeschlagene afrikanische Landschaft, in der vorne zwei ausnehmend häßliche Neger standen. Er bemerkte es. „Erschrecken Sie nur nicht. Die schwarzen Männer sind nicht alle so häßlich wie die beiden. Wenn es Sie interessirt, will ich Ihnen Schöneres zeigen." Er trat neben sie und blätterte um. Sie standen einander ganz nahe, beide den Kopf leicht über das Bild gebeugt, das ein Negerdorf darstellte. Sie erglühte, und ihr Athem ging beklommen, ihre Augen aber sahen steif auf das Bild. Er sah die Gluth der Wangen und die Aufregung der jungen Brust. Auch ihn ergriff ein seltsames Gefühl. Er versuchte es durch Scherz zu bannen: „Da sehen Sie, wie die Negerherren es gut haben gegen einen armen Europäer, der muß sich mit einer Frau begnügen und die lassen sich von so viel Schönen pflegen, als sie sich kaufen können."

Da aber trat sie zornig einen Schritt zur Seite und sprach mit flammenden Augen: „Pfui, Herr Leutnant, so dürfen Sie nicht reden!" Er war verwundert und entzückt zugleich über ihr herrliches Auge und über den Ton, mit dem sie sagte: So dürfen Sie nicht reden! Schnell sprach er: „Verzeihen Sie die Unart; sie ist mir leid." Doch schon war ihr ganzes Aussehen verändert. Sie schlug die Augen nieder und senkte den Kopf. Er nahm eine kleine hochrothe Pelargonie aus dem Glas. „Zum Zeichen der Versöhnung nehmen Sie dies Blüthchen." Sie rührte sich nicht. Da steckte er es ihr mit leichtem Griff vor die Brust. Ganz nahe vor ihr stehend, faßte er ihre Hand: „Fräulein Marie, Sie nehmen doch sonst einen Scherz nicht übel. Sie sollen nicht schlecht von mir denken." Er hatte wider Willen ernst und herzlich gesprochen. Wie ein Gluthstrom war es in sie gefahren bei seiner Bewegung. Als sie ihre Hand von seiner ergriffen fühlte und sein Auge das ihre voll und herzlich traf, faßte es sie wie ein Schwindel. Sie sank an ihm nieder, daß seine Arme sie auffangen mußten. Ihr Gesicht sah mit schwimmenden Augen und sich darbietenden Lippen zu ihm auf. Aber das besorgte Antlitz der Mutter stand im selben Augenblick vor ihm; er hörte ihr Wort: Sie vergessen es nicht ... sie ist noch so jung." Ein kurzer, fester Entschluß. Zurückweichend ließ er sie

geschickt mit einem Handkuß frei. „Fräulein Marie, es klingelt unten Jemand. Ich bringe Ihnen das Album nachher hinunter, daß sie es ganz sehen können.“ Sie stürzte, mit den Händen die hervorbrechenden Thränen verbergend, hinaus.

Auch er war heftig erregt. Er machte sich fertig zum Ausgehen und wollte das Album, wie er versprochen hatte, mitnehmen. Doch setzte er sich noch einmal, nahm ein Billet und schrieb darauf den einen Satz: Was wäre das Ende? Dann verschloß er's sorgfältig und ging mit Album und Brief hinunter. Als auf sein Pochen Niemand antwortete, öffnete er die Thür und trat hinein. Da kniete sie schluchzend an einer Sophaecke, den Kopf zwischen den Händen im Sopha vergrabend. Er legte leise Album und Brief auf den Tisch und ging schweigend hinaus.

Er sah sie seitdem nicht mehr. Am 3. oder 4. Tag kehrte die Mutter zurück. Sobald es sich unauffällig machen ließ, theilte er ihr mit, daß er wegen gewisser dienstlicher Aenderungen lieber etwas näher der Caserne wohnen möchte. Er habe deßhalb mit einem Freunde einen Tausch verabredet. Sie werde es jedenfalls zufrieden sein, denn der Freund sei ein viel solliderer und ordentlicherer Mensch als er selbst. Damit sie ihn in gutem Andenken behalte, bitte er sie, sein Bild zu nehmen und ein kleines Packet der Tochter zu bringen für die Mühe der letzten Zeit. — Es war ein kleiner Zierreif darin, wie ihn die Goldschmiede der Neger anfertigen, und in prächtigem Einband Goethe's Faust.

Aus der Hauptstadt.

Unbegrenzte Möglichkeiten.

Zweierlei versöhnt mit dem amerikanischen Volkscharakter. Der New-Yorker hegt erstens mal eine tiefe, wenn auch unglückliche und hoffnungslose Liebe für's Bier, und zweitens laufen seine Jungen, blicken seine Köchinnen den Soldaten genau so inbrünstig nach, wie das im theuren Vaterlande altgewohnter Brauch ist. Dabei verdienen Bier und Soldaten wenigstens in den Oststaaten der erlauchten Republik kaum diese Namen. Ihr wohlgerundeten, jungäugigen Weiblichkeiten, die ihr gestern aus allen Fenstern der vierten Avenue den beiden Milizcompagnien, ihrer frischgewaschenen Fahne und ihrem in Leder eingewickelten Maschinengewehr huldigtet, was für große Augen würdet ihr wohl beim Anblick eines wirklichen königlich preußischen Regiments machen! Eure Kerle — Kerle im militärischen Sinne — laufen ja durcheinander wie die South Downs. Das Lied vom Kameraden, der immer in gleichem Schritt und Tritt ging, scheint in amerikanischen Kasernen unbekannt zu sein. Desselbigengleichen die abendliche Wurstlieferung aus Jettens oder Augustens fleischiger Hand. Hapert's schon mit dem Parademarsch und der Rothbäckigkeit, die auf weiblichen Opfermuth und patriotische Nachsicht der Madame schließen läßt, so ist über das Bier einfach kein Wort zu verlieren. Niemand kann gezwungen werden, Bier zu trinken. Ice Cream mit Sodawasser, Citronenlimonade und Eiswasser, diese Yankee-Nationalgetränke, thun es am Ende auch, obgleich ich nicht recht einsehe, was man bei der auch in Amerika mitunter recht lange herrschenden, durch Regengüsse angenehm erfrischten Maikühle mit ihnen anfangen soll. Genießt aber ein Culturvolk schon einmal Bier, so darf dies Product kein frecher Hohn auf die Menschheits-Idee sein. Nothwendiger als Franz Drake, der die Kartoffel aus Amerika nach Europa einführte, wäre dem unglücklichen Yankeelande ein tüchtiger Mann gewesen, der aus Europa die Braugerste nach Amerika eingeführt hätte.

Insofern als jedoch selbst das amerikanische Bier noch ein festes Bindeglied zwischen den Deutschen jenseits und diesseits des Oceans ist, verdient es theoretische Anerkennung und Förderung. Lenau beklagte die neue Welt, weil in ihr keine Lerchen singen; ohne die ergreifenden Versuche, Bier zu erzeugen und zu verbrauchen, hätte altmodische Gemüthlichkeit hier gar keinen Platz. New-York imponirt dem Ankömmling auf den ersten Blick hin so, daß sich die Kritik zunächst nur zögernd hervorwagt. Nirgendwo auf diesem Erdball sind die Menschen so geschäftsgierig wie hier; nirgendwo füllt die Sehnsucht nach reichem Erwerb so alle Herzen und Seelen, und nirgendwo drängt sich der Hauptverkehr einer Millionenstadt so wie hier auf eine einzige Linie zusammen. Daraus entspringt New-Yorks wunderbare, betäubende Eigenart. Die Weltanschauung, daß Gott in Comptoirs gesucht und angebetet werden müsse, hat die Hudsonstadt in ein einziges Office verwandelt. Sie hat, in Verbindung mit dem Raummangel und dem entsprechenden Grundstückswucher, die zwanzigstöckigen Geschäftshäuser aufgethürmt, zu deren Höhe sechzehn, achtzehn Fahrstühle mit Blitzzug-Geschwindigkeit hinaufführen, die das Straßenbild unbedingt beherrschen und seine bauliche Einförmigkeit fremdartig interessant machen. Dazu kommen einzelne — nur einzelne — wagemuthige Ingenieur-Kunststücke, so die urgewaltige, übrigens von einem Deutschen hergestellte Brooklyner Brücke, die ihr Eisengerüst wie ein Vorzeit-Ungethüm in nebelhafte Weiten hineinreckt; so die East River-Brücke, die hoch über die Dächer der Menschenwohnungen dahinzieht. New-Yorks Verkehr belebt das Alles mit ganz ungeheuerlich anmuthenden Menschenmassen. Man wird dort nämlich immer nur in einer Richtung hin- und hergeschoben; die auf felsiger Insel liegende Stadt ist an mancher Stelle bloß zwei Kilometer breit, hat also ausschließlich in die Länge wachsen können. Für das unaufhörliche Gewoge ihrer unaufhörlich thätigen Einwohner reichen die Straßenbahnen und die verwegen construirten, vielfach verzweigten Hochbahnen bei Weitem nicht aus. So folgen sie sich in Abständen, bei deren Anblick jeder deutschen Sicherheitsbehörde die letzten Haare durch den Hut wachsen würden. Auf der Brooklyner Brücke zählte ich dreiundsiebzig hintereinander herfahrende, kaum je fünf bis sechs Meter von einander entfernte, mit Menschen zum Ersticken vollgestopften Straßenbahnwagen. Ihnen zu Häupten ratterten Eisenbahn- und Hochbahnzüge dahin, welch' letztere längst auf jede Sicherung verzichtet haben und es denn auch wöchentlich regelmäßig auf einige Zusammenstöße mit den erforderlichen Schwerverletzten und Todten bringen. Wohl und Wehe der eng aufeinander gepreßten Insassen hängt allein vom Motormanne, dem meist todtmüden Wagenführer, ab. Daß sie nicht öfter versagen, stellt den Yankee-Nerven ein sehr, sehr gutes Zeugniß aus. So neurasthenisch abgehetzt, wie man's zuweilen zu schildern liebt, scheint dieser arbeitswüthende Menschenschlag doch noch nicht zu sein. Daß er sich geistig und körperlich zu Grunde richtet und daß die Nachfahren blutig für die Business-Verrücktheit ihrer Ahnen werden zahlen müssen, ist allerdings ziemlich sicher. Während man in den Straßen Londons und zumal der der deutschen Städte sehr häufig großen und breitschultrigen Männern begegnet, macht das mit großem Unrecht sogenannte stärkere Geschlecht in Amerika einen etwas verkümmerten Eindruck. Magere Gesichter, und oft das bedenkliche Zucken darin. Herr Goldberger, der das Land der unbegrenzten Möglichkeiten mit Pauken und Trompeten preis't, hat ganz vergessen, daß die Menschenmöglichkeit alles andere eher als unbegrenzt ist.

Wofür arbeiten diese Leute? Für ihre Frauen, die man allezeit auf dem Broadway oder in den Waarenhäusern umherbummeln sieht? Für ihre Häuslichkeit, ihre Abendfreuden? Aber die weltberühmte Fünfte Avenue ist, in aller ihrer Materialpracht, baulich doch zumeist armselige Nachempfindung. Mit den Milliarden der Vanderbilt's und Gould's könnten Künstler ungeahnt Großes schaffen, wenn die Künstler da wären und die Ahnung des Großen in ihren Herzen. Die New-Yorker Architekten sind bedeutend im Bau ihrer frech verwegenen Himmelskratzer; bedeutend sind Amerikas Schreibtische und Schreibmaschinen. Alles, was zum Office gehört, zum Geschäft, ist originell, praktisch und gut, also in gewissem Sinne schön; was darüber hinausgeht, scheint vom Uebel. Man behilft sich dann mit europäischen Vorlagen. — Die Theater bedecken jeden erreichbaren Bretterzaun mit brüllend bunten Bildern, welche die wilden Hauptscenen ihrer Zugstücke lebensgroß darstellen. Hier ein ungestümer Sohn, der den weißhaarigen Vater mit dem Revolver bedroht und von der Liebsten zurückgerissen wird: „Remember, Robert, it's your father!“ Ueberhaupt der Revolver! Gedungene, maskirte Mörder überfallen den blonden Jüngling, dem urplötzlich die Braut im Ballkleid, aber mit Schießgewehr, als himmlische Retterin ersteht. Dann Winternacht, Schneesturm und Grauen; ein Schlitten mit der stolzen jungen Frau und dem eleganten Gemahl will eben das ohnmächtig am Wege liegende Weib und ihr Kind, seine verlassene Geliebte, sein Kind, überfahren, da fällt der brave Polizist den Pferden in die Zügel: „Stop, for heaven's sake, stop!“ Und: „Stop, for heaven's sake, stop!“ stöhnt auch der Kunst- und Culturschwärmer. Ihm mag die amerikanische Barbarei unbegreiflich sein. Wer das Volk tagsüber zur Arbeit galoppiren, in karger Pause mit hastigen Bissen unverdauliches Frühstück hinunterschlingen und dann wieder zur Tretmühle sausen sieht, den überschleichen ganz andere Gefühle als die des ästhetischen Hochmuthes. Der Amerikanismus ist unterwegs zu uns. Schon hat er hie und da den großen Teich überschritten und regt die Fühler. Wir wollen auf der Hut sein. In New-York kommt sich auch der deutsche Großstädter zunächst wie ein befangenes Menschlein aus der Provinz vor. Das Rauschende, Rasende, Ueberschwängliche macht ihn verwirrt. Sobald er dann nach Zeichen höherer Cultur ausschaut und sie durchweg vermißt, gewinnt er die Ruhe wieder. Hier ist zu viel gleißende Tünche, dick aufgetragene und gerade deßhalb verrätherische Tünche. Unter ihr grinst das Hunnenthum der Zukunft hervor, dem freilich die wilde Frische und ungebrochene Körperlichkeit der alten Etzelhorden fehlen. Wir thun gut daran, den Schwarmgeistereien allerneuester Amerika-Entdecker diese Erkenntniß entgegen zu halten.

Offene Briefe und Antworten.

Schlachtenbilder.

Der verspätet zu meiner Kenntniß gelangte Ausfall v. Sosnosky's in Besprechung eines „schlichten“ Schriftchens von Regensberg gegen „Bleibtreu's bombastische anspruchsvolle“ Schlachtenbilder zwingt mich

zu einer allgemeinen Feststellung. Die eigene Voreingenommenheit des Herrn Referenten, welche grundlos diesen Ausfall einflocht, steigert sich zur directen Beleidigung, indem er mir eine „Parteilichkeit“ zuschiebt, die sogar „vor groben Unwahrheiten nicht zurückschreckt“. Diese Beschuldigung wissentlicher Unwahrhaftigkeit weise ich ganz entschieden zurück, ohne übrigens zu ahnen, worauf es sich überhaupt beziehen könnte. Denn meines Wissens kennt v. Sosnosky nur mein „Königgrätz“, das er in einem Wiener Blatte besprach. Hier aber rühmte er ausdrücklich meine Unparteilichkeit in Beurtheilung österreichischer Führer! Nie „parteilich“, stütze ich mich stets auf's genaueste Studium der Quellen. So z. B. fühlte die „Reichswehr“ sich von einer Einzelheit verletzt, ohne zu ahnen, daß sie auf directer Aussage des Feldmarschalls Waldersee beruht. In obiger Besprechung Sosnosky's stand also eher das **Gegentheil** seiner jetzigen Bezichtigung, der „Parteilichkeit“ und „Unwahrheit“. Gleichwohl hängt seine offenkundige persönliche Mißstimmung gegen meine „Individualität“ damit zusammen. Denn ich konnte mich nicht enthalten, in einer Wiener Zeitschrift diese und zwei andere Besprechungen zu beleuchten, weil sie nicht nur naiv meine große selbständige Schlachtdichtung „Königgrätz“ mit dem gleichnamigen Schriftchen des Herrn Regensberg überhaupt zu vergleichen wagten, sondern noch gar diese belanglose Compilation mir als leuchtendes Beispiel vorhielten. Da v. Sosnosky dies heitere Spiel wiederholt, so bin ich in gerechter Nothwehr gezwungen, das Uebermaß von Täuschung aufzuhellen. Die Unternehmung des Herrn Regensberg oder seiner Verlagshandlung charakterisirte ich bereits in jener Beleuchtung, die offenbar Sosnosky's Zorn erregte, als eine Art unlauteren Wettbewerbes aus begleitenden Nebenumständen, vor Allem aus dem dreisten Prospekt und Titel „Schlachtenbild“. Die packend dramatischen und wahrhaft glänzenden Schlachtenschilderungen des Herrn Regensberg werden darin gepriesen! Jeder, der das „schlichte“ Opus in die Hand nahm, auch durch Illustrirung als Concurrenznachahmung ersichtlich, mußte also glauben, darin etwas irgendwie Aehnliches zu finden wie in meinen Schlachtenbildern. Und was fand er? Eine ganz gewöhnliche Compilation aus anderen selbständigen Quellenwerken, im üblichen trockenen Styl einer Geschichtschronik! Wenn dies ein „Schlachtenbild“ sein soll, so ist jeder populäre Leitfaden kriegshistorischer Daten in Schulbüchern es gleichfalls! Hätte Regensberg sich begnügt, seine „schlichten“ Versuche als das auszugeben, was sie sind, eine bescheidene Compilationsstudie, so hätte ich kein Wort darüber verloren. So aber durfte ich mit Recht erwarten, daß ganz von selber Stimmen der Presse, wie brieflich mir gegenüber aus dem Publicum, gegen die Concurrenztäuschung protestiren würden. Weit gefehlt! Regensberg ist Redacteur, hat Verbindungen in der Presse, und siehe da, das Unbeschreibliche, hier ist's gethan. Ein aufmerksamer Leser wird aus Sosnosky's eigener Besprechung das Drehen und Winden herausspüren, um dem „schlichten“ Schriftchen selbständigen Wert anzuschminken. Allerdings täuscht oft der Anschein „grober Unwahrheit“ und „Parteilichkeit“, da man nicht mit Beschränktheit liebgewordener Gewohnheiten rechnet. Officiere sind gewohnt, kriegerische Dinge stets in trockenster Sachlichkeit behandelt zu sehen, dichterische Belebung gilt ihnen als „Roman“. Nun erheben freilich meine Schlachtenbilder sogar den Anspruch, unter poetischer Hülle das erste genaue und kritisch unparteiliche Bild solcher Schlachten zu liefern, gestützt nicht auf die Compilirung, sondern umfassendes, eingehendes Quellenstudium. Mangel an Wissen und Kritik läßt sich leicht hinter würdevoller Nachschreiberei verstecken. Nur blinde Einfalt kann verkennen, daß es tausendmal schwerer ist, in bewegter dramatischer Erzählung und plastischer Charakteristik redender und handelnder Figuren Geschichtliches vorzuführen, zumal wenn alle Zuthaten sich auf umfassendes Studium zahlloser Einzelheiten gründen, alle Vorzüge des Historikers mit des Dichters höherer Einsicht verschmelzend, dessen unmittelbare Anschauung alles Vergangene als gegenwärtig sieht und deßhalb einheitlichere Wahrheit hervorzaubert, als blaße kühle Geschichtsschreibung sie je erreichen könnte. Sosnosky sagt vielleicht, daß ich hier wieder „bombastisch“ den Mund vollnehme. Allein, die ihm als Oesterreicher wohl maßgebende „Danzer's Armeezeitung“ gestand jüngst in langem, ausführlichem Aufsatz „Karl Bleibtreu“ eines Generalstabshauptmanns unumwunden zu, daß in meinen Schlachtdichtungen die erste wahre Forschung unparteilicher Wahrheitsliebe sich darstelle, daß ich der beste Kenner des deutsch-französischen Feldzuges und der napoleonischen Kriege sei. Ja, sogar über mein „Aspern“, also etwas spezifisch Oesterreichisches, ließ ein anderer Militär in der Wiener „Zeit“ drucken, daß ich diese Dinge studirt hätte wie kein Anderer. Oder, um noch näher zu kommen, in dem einen der drei Blätter, die obigen anziehenden Vergleich mit den „schlichten“ Broschüren des Redacteurs Herrn Regensberg zogen, den „Leipziger Neuesten Nachrichten“ nämlich, wurde kurz zuvor mein großes Werk „Waterloo“ und jüngst wieder „Napoleon bei Leipzig“ außerordentlich hochgestellt sowohl als Dichtung wie als Forschung. Das andere der drei Blätter, die Wiener „Reichswehr“, widmete sonst meinen **kriegswissenschaftlichen** Werken (wohl zu unterscheiden von meinen Schlachtdichtungen) äußerstes Wohlwollen, das dritte aber, in welchem Sosnosky mein „Königgrätz“ mit Romanen des seligen Samarow verglich, nämlich das „Neue Wiener Tagblatt“, brachte jüngst über mein „Colombey“ eine überaus warme Besprechung. Der ungeheuere äußere Erfolg meiner Schlachtenbilder sei innerlich begründet durch den dichterischen und wahrhaft philosophischen Geist darin. Man scheint also Herrn v. Sosnosky doch nicht wieder mit der Kritik über mich dort betraut zu haben, wozu ja möglichen Falls meine damalige öffentliche Beleuchtung beigetragen haben mag. Sei dem, wie ihm wolle, ich finde es nicht geschmackvoll, daß der verehrte Herr Kritiker seine Mißstimmung wider mich auch noch nebenher bei Verherrlichung seines „schlichten“ Regensberg ablagert. Mir aber zu verübeln, daß ich endlich einmal pro domo in dieser Sache mich meiner Haut wehre, „bombastisch“ oder nicht, vermag nur „Parteilichkeit“, wo Uebelwollen vor keiner „groben Unwahrheit zurückschreckt.“

Chur, Juni 1904. Hochachtungsvoll Karl Bleibtreu.

Zur gefälligen Beachtung.

Alle **geschäftlichen** Angelegenheiten, besonders die Versendung von Beleg-Exemplaren, die Honorirung u. dgl., erledigt **ausschliesslich der Verlag**, Berlin W 57, Katzlerstr. 4 I. Man wolle bezügliche Anfrage **nur an ihn** richten.

Dagegen sind Manuskripte, Bücher, redactionelle Anfragen etc. stets an **Richard Nordhausen**, Berlin W 30, Gleditschstr. 6, zu senden. Für pünktliche Erledigung kann sonst nicht Gewähr geleistet werden.

Verlag von **Roßberg & Berger** in **Leipzig**.

Soeben erschien:

Geschichte
der
Nationalökonomie u. des Sozialismus.

Von

Dr. **Karl Walcker,**

Privatdozenten der Staatswiss. an der Univ. Leipzig, ordentl. Mitglied der Internationalen Vereinigung für vergleichende Rechtswiss. und Volkswirtschaftslehre zu Berlin und der American Academy of Political and Social Science.

Fünfte, völlig umgearbeitete Auflage.

Preis 4 Mk.

Der bekannte Verfasser berücksichtigt besonders die **neueste Litteratur Europas** und **Amerikas**.

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck in München.

Soeben ist erschienen:

Allgemeine Theorie
der
gesellschaftlichen Produktion
von

Dr. jur. A. Nordenholz.

X, 292 Seiten. gr. 8°. Geh. 7 M.

Soeben ist erschienen:

Mars la Tour-Vionville

von

Carl Bleibtreu

Illustriert von Chr. Speyer

Preis in farbigem Umschlag 1 M., geb. 2 M.

Dieser neue Teil der großen Bleibtreu'schen Serie ist von ganz besonderer Kraft und Bedeutung. Obschon die Kämpfe um Metz bereits in seiner Schlachtdichtung „Gravelotte" behandelt, hielt er für nötig, die gewaltige Heldenschlacht des 16. August, die furchtbarste des ganzen Krieges, nochmals ausführlich zu entrollen. Dies geschieht nun hier in unübertrefflicher Weise. Das Ringen der Brandenburger, der Todesritt der Brigade Bredow und vor allem der heroische Sturm der 38. Brigade sind mit einer Anschaulichkeit und Fülle von Einzelheiten geschildert, wie nie zuvor. Desgleichen die Vorgänge auf französischer Seite. So bildet diese Dichtung zugleich das historisch abschließende vollständigste Bild der großen Schlacht, mit Ausmerzung und Beseitigung vieler noch bestehender Irrtümer, und bietet auch dem Kriegsforscher viel Neues als die **erste durch und wahrheitsgemäße** Darstellung in historisch-kritischer Hinsicht, während auch die Schriften des Großen Generalstabs noch mancherlei Falsches enthalten. Und dies alles wird in einem so fortreißenden, von Lebendigkeit glühenden, begeisternden Stil vorgetragen, daß sich wohl niemand dem Eindrucke dieser schwungvollen Iliade entziehen kann. Die Brandenburger und vor allem die Westfalen und Niederrheinländer der 38. Brigade werden Bleibtreu sicher Dank wissen für diese bleibende Verewigung ihrer Taten.

Carl Krabbe Verlag Erich Gussmann in Stuttgart.

In unserem Verlag ist erschienen:

Die Gegenwart.

General-Register 1872—1896.

Erster bis fünfzigster Band.

Mit Nachträgen 1897—1900. Geh. 5 M.

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche rc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

Verlag der Gegenwart.
Berlin W 57.

Anhaltische Verlagsanstalt
Inhaber: Herm. Oesterwitz, Dessau.

Die Reichseinkommensteuer.

Möglichkeit und Nothwendigkeit einer solchen.

Studie von

A. Ulrich, Oberrevisor a. D.

Preis: 60 Pfg.

Reichstagsabgeordnete, Landtagsabgeordnete, Behörden, Politiker und Finanzmänner wird diese eminent wichtige Broschüre ganz besonders interessieren.

In unserm Verlage erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der König von Babel.

Ein Epos
von
August Sturm.

Auf der Höhe.

Neue Lyrik
von
August Sturm.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter), Hamburg.

Seltene Gelegenheit!

Im reichsten Bilderschmuck und Prachtband.

Deutsch Capri

in Kunst, Dichtung, Leben.

Von **Johannes Proelß.** M. 3,—.

Reizvollste Schilderungen deutschen Lebens auf Capri sonst und jetzt. Zeitgemäße **Festgabe.**

Letzteres gilt auch von:

Allmers Röm. Schlendertage. M. 7.
Barth Ital. Schenkenführer. M. 1.
v. Dalwigk Rom u. Athen. M. 3.
Roland Ital. Landschaftsbilder. M. 4.
Salomon Süditalien. M. 4.
Zabel Europ. Fahrten. 2 Bde. M. 12.
Zacher Röm. Augenblicksbilder. M. 4.

Verl.: **Schulzesche Hofbuchhandlung Oldenburg.**

Bismarck
im
Urteil
seiner Zeitgenossen.

Hundert Original-Gutachten v. Freund u. Feind: Björnson Brandes Büchner Crispi Dahn Daudet Egidy Fontane Groth Haeckel Hartmann Heyse Jordan Kipling Leoncavallo Lindau Lombroso Meschtscherski Nigra Nordau Ollivier Pettenkofer Salisbury Sienkiewicz Simon Spencer Spielhagen Stanley Stoecker Strindberg Suttner Wildenbruch Werner Zola u. v. A.

Eleg. geh. 1 Mk. vom **Verlag der Gegenwart,** Berlin W. 57.

Verlag von **Wilhelm Hertz** in Berlin.

Soeben erschien:

Georg von Bunsen.

Ein Charakterbild aus dem Lager der Besiegten, gezeichnet von seiner Tochter

Marie von Bunsen.

22 Bogen Oktav.

Mit Buchschmuck von Marie von Bunsen und einem Porträt in Heliogravüre.

Geheftet 6 M. Gebunden 7 M.

Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W 30, Gleditschstr. 6; Expedition: Berlin W 57, Kaplerstr. 41. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 29. Berlin, den 16. Juli 1904. 33. Jahrgang. Band 66.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. | Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. | Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt:

Bietet die Monopolisirung des Geldverkehrs in den Händen weniger großer Banken volkswirthschaftlich Vortheile?

Von Hübner (Berlin).

Im verflossenen Jahre hat sich bei einem Theil unserer ersten Banken durch Aufsaugen kleiner Banken oder älterer Bankgeschäfte oder durch feste Vereinbarungen mit anderen Banken oder Bankengruppen ein Concentrationsproceß abgespielt, der Capitalien von außerordentlicher Höhe in eine Hand zu vereinigen oder einem einzigen Willen unterzuordnen gestattet. Gewiß existirten bisher schon Interessengemeinschaften zwischen einzelnen Banken und Bankgruppen, die eine erhebliche Capitalsmacht repräsentirten und im gegebenen Falle auch mit diesen Mitteln auf dem wirthschaftlichen Kampfplatz zu erscheinen vermochten. Derartige Interessengemeinschaften waren aber vielfach nur zu bestimmten Zwecken geschaffen, nach deren Erfüllung sie sich wieder lockerten, um kaleidoskopartig bei einer anderen Gelegenheit sich anders zu gruppiren. Ob der Proceß dieser Vereinbarungen und Vereinigungen abgeschlossen oder ob noch weitere Ueberraschungen nach dieser Seite hin bevorstehen, interessirt uns heute nicht, es soll nur geprüft werden, ob denn diese großen Capitalansammlungen in einer Hand für unseren Handel und für unsere Industrie nützlich sind, ja, ob sie für uns überhaupt einen volkswirthschaftlichen Werth haben.

Für die Bedürfnisse des Staates ist eine geschlossene Gruppe erster Banken von einem gewissen Nutzen, da sie der Regierung die Unterbringung großer Anleihen erleichtert, und insofern auch von volkswirthschaftlichem Werth, als sie die Begebung dieser Anleihen zu verhältnißmäßig hohen Coursen ermöglicht. Für die Banken selbst ist dies allerdings ein Geschäft, welches, wie ein leitendes Bank-Institut in seinem letzten Geschäftsbericht erwähnte, nicht selten sich zu einer direct Verlust bringenden Operation gestaltet (die Reichsbank giebt ihren Gewinn aus den unter ihrer Leitung aufgelegten 290 Millionen 3 % deutscher Reichsanleihe auf 27 754 Mk. an!).

Wenn unsere Banken dagegen auswärtigen Staaten Geld borgen, große, ihnen anvertraute Capitalien in auswärtigen Werthen anlegen oder Hunderte von Millionen zu Reportzwecken nach New York oder London ausleihen, so sind dies zwar Operationen, um Geld zu verdienen, einen volkswirthschaftlichen Werth haben sie aber allesammt nicht für uns. Sie wirken sogar häufig schädlich, denn Millionen über Millionen sind auf diese Weise verloren gegangen. Aber auch ohne Letzteres bedeutet jeder Ausgang von Capitalien zugleich für das Inland eine wesentliche Einbuße, gleichgiltig, ob man später Vortheile hierdurch an Zinsen &c. zu erhalten hofft. Aber, wie schon bemerkt, wie oft haben diese letzteren Erwartungen sich als trügerisch erwiesen. Ganz abgesehen von den Millionen, welche fremde Anleihen verschlungen haben, sind ganze Vermögen an afrikanischen und australischen Goldshares, allein in den letzten zehn Jahren, verloren gegangen, deren genauer Betrag sich statistisch gar nicht feststellen läßt. Soweit dies betreffs der ausländischen Emissionen, welche an deutschen Börsen stattfanden, nachzuweisen möglich ist, sind in den letzten acht Jahren folgende Summen (es handelt sich hier um den Nettobetrag) aus Deutschland gezogen worden. (Nach Angaben des Deutschen Ekonomist):

1895.	1896.	1897.	1898.	1899.	1900.	1901.	1902.
318,	568,	683,	710,	234,	375,	210,	454

Millionen Mark, d. h. es sind auf dem Wege der Emissionen allein ca. 3360 Millionen Mark aus Deutschland in fremde Länder gewandert.

Das ist volkswirthschaftlich nicht mehr richtig, für die Banken indessen ein Geschäft, im Allgemeinen so einfach und gewinnbringend, daß sie darauf schwerlich je verzichten werden. Man braucht keineswegs Anhänger des reinen Merkantilsystems zu sein, um hervorzuheben, daß zunächst wohl das Geld dem Inlande zu Gute kommen soll, aber hieran fehlt es auf Schritt und Tritt. Nur zur „Bildung machtvoller Einheiten“, d. h. vielfach wieder nur zu Monopolisirungen auf anderen Gebieten ist es in ausgiebigem Maße vorhanden.

Wie bei jedem anderen Betriebe gehen auch hier aus der Centralisirung des Geldes und damit gewissermaßen Monopolisirung wirthschaftliche Nachtheile hervor. Die Erzeugung wirthschaftlicher Werthe ist begrenzt durch die disponiblen Arbeitskräfte und die zur Verfügung stehenden Capitalien. An Ersteren fehlt es bei uns nicht, Letztere sind aber

nunmehr in den großen Banken thesaurirt, wenigstens in dem Sinne, daß sie gerade denen entzogen sind, die am meisten ihrer bedürfen.

Die Banken sind große Geld-Syndikate geworden. Chamberlain sagt in seinen „Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts“ bei Besprechung der Fugger'schen Handelsmonopole, daß solche Syndikate damals wie jetzt den systematischen Diebstahl nach unten und nach oben bedeuten. Es ist dies eine der vielen Phrasen, von denen das Buch wimmelt, und man wird dieser sonderbaren Ansicht keineswegs beizupflichten brauchen, indessen muß doch zugestanden werden, daß diese großen Geldcentren nur noch Werth für den Fertigen haben. Der Werdende findet keinen Rückhalt mehr an ihnen und insofern wird an ihm gewissermaßen, wenn auch kein Diebstahl, so doch ein Unrecht verübt.

Zu diesem Zustande hat wesentlich die ganze Börsengesetzgebung der letzten acht Jahre beigetragen, welche vor allen Dingen das Ultimogeschäft eingeschränkt und das Arbitragegeschäft unmöglich gemacht hat. Hierdurch wurden die Banken geradezu zu Capitalserhöhungen gezwungen, denn das Cassageschäft, welches nunmehr in den Vordergrund trat, absorbirte ganz andere Mittel als das früher in weitestem Umfange gestattete Ultimogeschäft. So kamen also die aus den Capitalserhöhungen eingegangenen Mittel nicht etwa dem Handel oder der Industrie zu Gute, sondern sind im Gegentheil auch diesen zum Theil noch entzogen worden.

Sieht man sich die Majoritäten an, welche die Gesetze vom 22. Juni 1896 und 1. Juli 1897 und seine späteren Verschärfungen zu Stande gebracht haben, so erkennt man sofort, daß sie sich in der Hauptsache aus jenen Elementen zusammensetzen, welche für jeden Rückschritt zu haben sind. Die Mobilisirung der Werthe, welche eine verständige Gesetzgebung in früheren Jahren und bei anderer Zusammensetzung des Reichstages ermöglichte, hätte den Beifall jener Herren niemals gefunden. Theils sind es Physiokraten vom reinsten Wasser, die lediglich den Grund und Boden und dessen Bewirthschaftung als Quelle des Nationalreichthums ansehen. Nur die Erde bringt nach ihrer Meinung Werthe hervor; was der Kaufmann verdient, geht auf Kosten der Nation. — Selbstverständlich würden diese Herren sofort ihren Standpunkt aufgeben, sollten sie die nothwendigen Consequenzen ziehen, nämlich die Staatsausgaben nur durch Erhebung einer Grundsteuer zu decken. Theils bestanden die Majoritäten aus Leuten, welche durch ihre Abstimmung mehr ihr Müthchen an den Börsenleuten als Träger des Capitals kühlen wollten und schließlich aus solchen, die aus rührendster Unkenntniß der einfachsten volkswirthschaftlichen Gesetze und vielleicht auch in dem Glauben, ihren Wählern einen besonderen Gefallen zu thun, für die Vorschläge der Regierung nicht allein eintraten, sondern sie sogar noch verschlechterten.*)

Diese Gesetzgebung erschütterte mit einem Male die Stellung der kleinen und mittleren Bankiers, und an Stelle der vielen kleinen Centren traten jetzt die Banken mit ihren ungeheuren Capitalien und zwar zum Schaden unserer volkswirthschaftlichen Entwickelung.

Wie viele, heute bedeutende Geschäfte oder in Actien-Gesellschaften umgeformte Unternehmungen sind allein groß geworden durch die Unterstützung kleiner Bankiers! Das individuelle Creditbedürfniß einzelner Bezirke und Orte zu befriedigen, ist nur Derjenige im Stande, welcher in steter Fühlung mit den Bedürfnissen seines engeren Geschäftskreises bleibt. Diese kleineren Bankiers bildeten innerhalb eines gewissen wirthschaftlichen Kreises den Mittelpunkt und waren, schon allein durch ihre persönlichen Beziehungen, bessere Beurtheiler der Verhältnisse, als es selbst dem tüchtigsten Bankbeamten, der als Vorsteher einer Filiale in die Provinz versetzt wird, möglich sein dürfte. Er bleibt doch immer nur Vertreter seiner Bank, die Hände sind ihm vielfach gebunden, und individuelle Neigungen sind nicht gestattet.

Wie Viele hat so ein kleiner Bankier nicht unterstützt mit Rath und, in der Hauptsache, mit der That, Viele, die nichts als gesunde Ideen und ihre Arbeitskraft ihr Eigen nannten! Wie Vielen hat er nicht Credite eingeräumt nur auf den Werth ihrer Persönlichkeit hin, die ohne eine solche Unterstützung nicht weiter gekommen wären und wie Viele hat er in kritischen Zeiten nicht über Wasser gehalten!

Er war nicht allein der Geldgeber in seinem Kreis, er trat auch als Mensch dem Menschen näher. Er identificirte sich gewissermaßen mit seinen Kunden. Ihre Interessen waren die seinen, Unternehmungsgeist und Speculationsgabe konnten sich unter seiner Leitung entwickeln, kurz, er stand in steter Fühlung mit dem ihm umgebenden Bezirk, den er wohl zu übersehen in der Lage war. Unter seiner Führung konnten sich Intelligenzen entwickeln.

In letzterem Sinne wirkte auch das Arbitragegeschäft, dem die Gesetzgebung der Jahre 1896 und 1897, wie schon vorher bemerkt, den Garaus gemacht hat. Denn gerade das Arbitragegeschäft, das an sich keine bedeutenden Capitalien erforderte, erheischte viel Rührigkeit und Verstand, viele Kenntnisse und jenes feine Gefühl in der Beurtheilung der Börsen, das vielfach als rein intuitio gedeutet werden kann. Hierin lag eine praktische Erziehung zum tüchtigen Finanzmann, und bisher blieb die Art der Geschäfte eigentlich immer vornehm. Es waren Operationen, die sich zwischen Börse und Börse abspielten und wesentlich dazu beitrugen, jene unheilvollen Coursschwankungen, wie sie noch bei Ausbruch des russisch-japanischen Krieges sich vollzogen, zu verhindern oder wenigstens zu mäßigen. Einen besonderen Werth legt nun die Regierung in ihrer Begründung der Novelle zur Abänderung des Reichsstempelgesetzes darauf, gerade dem Arbitragegeschäft Erleichterung zu verschaffen, aber, erstens ist die ganze Vertretung der Novelle Seitens der Regierung im Reichstage eine so lendenlahme gewesen, daß man kaum hoffen darf, diese Novelle, die ja an und für sich schon wenig genug bringt, aus den Verhandlungen in der Commission unbeschnitten herauskommen zu sehen und, zweitens läßt sich durch Gesetzesparagraphen ein einmal ruinirtes Geschäft nicht wieder herstellen. Was einmal derartig wirthschaftlich geschädigt ist, ist meist im Kern getroffen und selten nur wieder in's Leben zurückzurufen. Man wird die Arbitragehäuser, wie im Frühjahr die Veilchen, nicht plötzlich wieder aus dem Grünen hervorblühen sehen.

Auch hier sind, so weit es noch möglich war, die großen Banken wieder die Erben geworden, diese großen Banken mit großen Herren an der Spitze, welche in erster Linie, wie schon bemerkt, „Bildung machtvoller Einheiten“ anstreben. Nicht Centralisation, sondern Decentralisation ist in diesem Falle volkswirthschaftlich das Richtigere.

Das Kleine, das Unbedeutende, welches sich erst entwickeln will und früher Anschluß an die kleineren Capitalcentren fand, sucht heute vergeblich eine Stütze an den modernen Geldcolossen.

„Das Geschäft ist zu klein, die Sache interessirt uns zu wenig, wir können unsere Capitalien besser verwenden &c. &c.“, das sind meist die Antworten, die man vernimmt, wenn man überhaupt erst in Hörweite kommt.

Die Regierung und ihre Majoritäten in der gesetzgebenden Versammlung, welche stets den Schutz des Mittelstandes und seine Hebung im Munde führen, haben es immer mit unfehlbarer Sicherheit fertig gebracht, gerade diesen Mittelstand

*) Mit den Ausführungen des Herrn Verfassers über die neue Börsengesetzgebung braucht nicht einverstanden zu sein, wer seine Darlegungen sonst billigt. Die Motive der Reichtagsmehrheit (zu der auch die meisten Nationalliberalen gehörten) stellt er einseitig dar und übersieht ganz, daß es ihr in der Hauptsache darauf ankam, die Speculationen des Privatpublicums, oder doch die Verführung zu dieser Speculation, zu erschweren. R. N.

zu schädigen. Mit einer kleinen Variation des Urtextes kann man von ihr sagen, sie sei:

„Ein Theil von jener Kraft,
Die stets das Gute will und stets das Böse schafft."

Welche wirthschaftlichen Vortheile sind denn erreicht worden? Im vorliegendem Falle jedenfalls nur Nachtheile, denn derartige Concentrationen außerordentlicher Capitalien können nur nachtheilig wirken. Die Macht des Capitals wird wohl an sich vermehrt, die Kraft der Arbeit jedenfalls vermindert. Man täusche sich nicht, der Credit ist durch diese Centralisation von Capitalien nicht erweitert, sondern jedenfalls vermindert worden. Für eine große Anzahl tüchtiger Kaufleute und geistreicher Unternehmer ist er beschränkt worden, und jener Impuls, den das Zusammenarbeiten zwischen Idee und Geld mit sich brachte, ist im Schwinden begriffen. Für Ideen haben unsere Banken nichts übrig, es müßten denn diese Ideen bereits in Formen umgesetzt sein, durch deren Veränderung sich sichere Verdienste erhaschen lassen. Die Umwandlung älterer hochentwickelter Unternehmungen in Actiengesellschaften ist noch immer ein vielgesuchtes Geschäft unserer Banken.

Wie wenig für den Mittelstand übrig bleibt, läßt sich aus den Ziffern der Bankabschlüsse nicht ermitteln. Es bietet höchstens zur Beurtheilung dieser Frage der durchschnittliche Betrag der Wechsel eine, wenn auch immerhin etwas unsichere Handhabe. So betrug er bei der

	im Jahre		im Jahre	
Deutschen Bank	1902	5300,00 Mk.,	1903	4925 Mk.
Disconto-Gesellsch.	1902	7142,60 „	1903	6812 „

Das sind Summen, bei denen der Mittelstand nicht mehr in Frage kommt.

Ein Zwang, dem kleinen Kaufmann oder Industriellen unter allen Umständen aus dem Goldborn der großen Banken ein kleines Bächlein zufließen zu lassen, wird sich gesetzlich kaum construiren lassen, wenn man nicht auf die Ideen Joachim Georg Darjes' eingehen will. In seiner Hauptschrift „Erste Gründe der Cameral-Wissenschaften" machte Darjes, den Friedrich der Große als Lehrer der National-Oekonomie an seine Universität Frankfurt a. O. berief, den Vorschlag, die Ausleihung von Capitalien durch das „Policey-Collegium" reguliren zu lassen. Sollte es dem zur Arbeit geneigten Bürger am Gelde fehlen, so soll die „Policey" ihm dies verschaffen. Woher nimmt sie dieses? „Ein Land hat allemal Einwohner, die Capitalien verbargen, und sehr oft werden diese in fremde Länder geschickt. Können nicht diese im Lande genutzt werden." Zu diesem Zwecke soll Jeder, der Capital ausleiht, dem Policey-Collegium hiervon Anzeige machen und auch, sobald er Capital zurückerhält. Die „Policey" führt auf diese Weise ein Register der ausgeliehenen Capitalien und derjenigen, an welche diese Capitalien ausgeliehen worden sind. Findet sie nun, daß ein zur Arbeit geneigter Bürger ein Capital nöthig hat und daß es bei ihm sicher ist, so sieht sie im Register nach, wo ein Capital ohne Nachtheil des Besitzers aufzukündigen ist. Sie befiehlt (!) dem Gläubiger, dieses aufzukündigen und es diesem Bürger zu leihen, es sei denn, daß sie ein anderes noch nicht verborgtes Capital zu dieser Absicht ausmachen könnte.

Es wäre dies natürlich eine ungeheuere Bevormundung des Volkes, die sich kaum in einem socialdemokratischen Staate einführen ließe, und heute jedenfalls eine undurchführbare Idee. Oft aber möchte man eine derartige Regulirung wünschen, wenn man beobachtet, welche Summen nach dem Auslande gehen und welche Creditnoth vielfach im Inlande herrscht.

Es ist Anfangs darauf hingewiesen worden, wie es vom volkswirthschaftlichen Standpunkt aus durchaus zu verurtheilen ist, wenn unverhältnißmäßig große Summen heimischen Capitals im Auslande untergebracht werden. In dieser Beziehung ist gerade der Beginn des laufenden Jahres bemerkenswerth gewesen. Die Deutsche Bank lud Anfangs Januar das Publicum zur Zeichnung auf 5 Millionen Dollar 4% First Refunding Mortgage Bonds der Central-Pacific-Bahn und am 20. Januar zum Ankauf von 125 Millionen Dollars Stamm-Actien der Baltimore- und Ohio-Bahn ein. Die Disconto-Gesellschaft forderte am 4. Februar die Kapitalisten auf, 10 Millionen Dollars Mortgage Bonds der Long Island Railroad Co. ihr freundlichst zum Course von 99.60 Procent abzunehmen. Das sind innerhalb vier Wochen Offerten auf 140 Millionen Dollars, also ca. 600 Millionen Mark! Die Prospecte, welche diese Einladungen unterstützen, bilden ein Namen- und Zahlengeklingel, das für den Durchschnittscapitalisten, der ja hauptsächlich als Abnehmer in Frage kommt, überhaupt nicht zu verstehen ist. Ja, ich behaupte sogar, daß selbst ein im Lesen derartiger Prospecte geübter Fachmann sich nur schwer hieraus ein Bild über Werth oder Unwerth der offerirten Effecten machen kann. Man verläßt sich hierbei auf das Emissionshaus, das aber in kritischen Zeiten sich mit gutem Gewissen auf den Prospect zurückziehen wird. Aber, wie dem auch sei, so reich sind wir noch nicht, um derartige Summen unbeschadet dem inneren Markte zu entziehen. Vielleicht hat auch die Deutsche Bank darob ein gewisses Bedenken gehabt, denn in ihrem Geschäftsbericht für das Jahr 1903 sagt sie, daß derartige Anlagen stets das Nationalvermögen mehrende gewesen seien, da sie wesentlich zum Ausgleich der Handelsbildung beigetragen haben. Aber die Handelsbilanz Deutschlands ist seit einer Generation stets passiv gewesen, d. h. die Waareneinfuhr hat immer die Waarenausfuhr um ein beträchtliches überschritten, und wenn die Deutsche Bank besonders auf das Jahr 1903 exemplificirt, wo dieser Unterschied eine Milliarde überschritten habe, so ist darauf zu erwidern, daß wir früher schon öfters derartige Ueberschreitungen hatten, so z. B. im Jahre 1879, wo der Passivsaldo 1071 Millionen betrug, also zu einer Zeit, wo wir verhältnißmäßig geringe Forderungen an das Ausland hatten.

Allerdings stellt sich die Handelsbilanz thatsächlich keineswegs so ungünstig, wie die officiellen Zahlen es erscheinen lassen, denn die Einfuhr wird sich verhältnißmäßig immer höher stellen als die Ausfuhr, weil letztere nach dem Werth, der hinausgeht, geschätzt wird, erstere aber nach dem Werth, der hineinkommt vom Einfuhrort, wo die Transportkosten &c. den Werth bereits wesentlich erhöht haben. Aber die Forderungen von Darlehn und Zinsen an das Ausland spielen doch nur eine untergeordnete Rolle beim Ausgleich der Handelsbilanz. Außer anderen Factoren kommt hauptsächlich der Frachtverkehr in Betracht. Daß gerade dieser ein wesentlicher Factor ist, läßt sich an den Ländern sehen, welche nicht so capitalskräftig sind, daß man annehmen könnte, sie hätten an Darlehen und Zinsen große Forderungen an das Ausland, also z. B. Norwegen.

Dieses Land hat stets eine verhältnißmäßig große passive Handelsbilanz. So betrugen die betreffenden Zahlen für

1901	Einfuhr	323 Mill. Mk.,	Ausfuhr	185 Mill. Mk.
1902	„	349 „ „	„	183 „ „

Es geht hieraus hervor, daß der Frachtenverkehr wohl den größten Theil der Bilanz decken muß. Aehnlich liegt es in Schweden.

Hieraus erhellt, daß die Ausfuhr großer Capitalien keineswegs eine zur Deckung der ungünstigen Handelsbilanz nothwendige Operation ist, sondern schließlich zu einer Schwächung des inneren Marktes führen muß. Da es sich nun in allen Fällen um ganz bedeutende Summen handelt, so ist es klar, daß auch nur große Finanzinstitute derartige Geschäfte übernehmen können und demnach nicht kräftigend, sondern auf die Dauer schädigend unser wirthschaftliches Leben beeinflussen müssen.

Aber haben wir durch diese Accumulatian ungeheuerer Kapitalien in einigen wenigen Händen wenigstens Intelligenzen gefördert? Auch das möchte ich füglich bestreiten. Mit dem Verschwinden des mittleren und kleinen Banlierstandes verschwinden auch viele selbstdenkende Menschen aus dem Geschäftsleben. Unsere madernen Bankdirectoren sind überreichlich bezahlte Geschäftsführer, die aft wechseln, wenn schan sich auch ein gewisser Negotismus breit macht, so daß die Familie in irgend einem Mitgliede bei ihrer Bank verewigt bleibt. Nicht diese Herren arbeiten, sondern das Geld arbeitet, das sich in den Tresars ansammelt. Hier muß es gesucht werden, ein Spiel, das für Viele erfalglos verläuft. Jene kaafmännische Tüchtigkeit und Rührigkeit, die ein kleiner Betrieb bedingt, ist nicht von Röthen. Das durch die Börsengesetzgebung hergestellte Monapol läßt dies erübrigen. Es handelt sich für die Bankdirectarea heute mehr darum, eine Auswahl unter den angebatenen Geschäften zu treffen, als selbst solche zu suchen. Die Genialltät ist heute zu nichts mehr nütze, und so konnte man vielfach an die Spitze der Banken höhere Verwaltungsbeamte mit schönen Titeln stellen, mit denen sie gegebenen Falles auch hübsch repräsentiren können, ohne auch nur zu fürchten, daß hierdurch die Geschäfte leiden könnten. Aus anfänglich rein kaufmännischen Instituten sind graße Verwaltuagskörper geworden, deren zahlreiche Angestellte durchschnittlich nicht mehr zu wissen brauchen, als ein besserer Sabalternbeamter, dessen Arbeit sich in ewig gleichen Grenzen bewegt.

Aber auch noch nach einer aaderen Richtung hin hat diese Ansammlung großer Capitalien in wenigen Händen unheilvoll gewirkt. Dadurch, daß die Geschäfte nunmehr in wenigen Händen zusammenströmten, war es auch eia Leichtes, sie gegenseitig ia möglichst ausgedehntem Maße zu compensieren. Die Arbeit des Maklers, die schon durch das Aufhören des früher umfangreichen Arbitrageverkehrs wesentlichen Abbruch erlitten hatte, wurde nun noch mehr eingeschränkt, denn nur zum Ausgleich eines etwa sich ergebenden Saldos wurde seine Vermittelung noch angerufen. So sind aach diese Leute wesentlich in ihren Erwerbsverhältnissen geschädigt warden und Einzelne, die in gleicher Arbeit jahrelang für sich und ihre Familien und Angestellte das Brod auf der Börse verdienten, habea heute mit Sargen und Noth zu kämpfen.

Fassen wir das Gesagte zusammen, so hat das Monopol des Geldverkehrs, welches die Gesetzgebung der neunziger Jahre des verstrichenen Jahrhunderts den großen Banken überließ, durchaus volkswirthschaftlich schädigend gewirkt. Die Erlangung van Crediten ist wesentlich erschwert, der Werdende hat keine Stütze mehr, unverhältnißmäßig große Summen werden dem Inlande zu Gunsten des Auslaades entzogen, viele Existenzen sind zerstört worden.

Banffy ex.

Herr Desidar Banffy ist lein Gegenstand für ernsthafte Betrachtungen mehr. Daß er als seinen einzigen politischen Grundsatz den „radicalen" oder „starken" Chauvinismus hiastellt und gleich darauf erklärt, in den Rath der Krone dürften nur chauvinistisch-natianale Palitiker entsandt werden, mag zur Noth hingehen. Wer einmal die Süße der Macht gekostet hat, der schreit in aller Zukunft nach ihr, wie der dibelberühmte Hirsch nach Wasser, und man trägt es ihm nicht nach, wenn er der Krone seine Dienste in noch so plumper Weise anträgt. Auch das könnte man dem Baron verzeihen, daß er, um den verhaßten gegenwärtigen Machthaber zu stürzen, sich selbst unbarmherzig lächerlich macht, seiner ganzen Vergangenheit in's Gesicht schlägt, all seine früheren Anschauuagen brandmarkt und mit derselben Opposition Brüderschaft trinkt, die er Anno 1899 niederschießen lassen wallte. Ungarische Politiker sind nun einmal so; wie sie heute Pollak and morgen Polónyi heißen, heute Bettelheim, Halbschuh, Löffelholer and Kohn, morgen aber bereits Gajári, Irányi, Chatár und Kónyi, so magyarisiren sie auch im Handumdrehen ihre sogenannten Gesinnuagen. Hieran wäre Banffy gewiß nicht gescheitert. Er hätte sich noch geistloser und ungeschickter als mit der Aufrallung der kroatischen Frage einführen können — den Incamptatibilitätsmännern auf der Linken wäre er willkommen gewesen. Ging es doch gegen Tisza an, gegen Tisza, der jetzt in Ungarn beiaahe ebenso verhaßt ist, wie es der Rechtsbrecher Banffy Eade der neunziger Jahre war.

Der ungarische Oberhasmeister a. D., Vertreter für Szegedin, ist aber zu seinem Unglück von Tisza der dummdreisten Lüge überführt worden. Abgesehen vom Pester Reichstag, steht er vor aller Welt blamirt da. Darum lahnt es auch nicht mehr, den täppischen Gaunerkniffen des Abgestürzten nachzuspüren. Seine plauderhaften Mittheilungen aus Geheimacten sind eine in der Angst begangene Albernheit, die unbegreiflich nur dadurch wird, daß der Baron sich auf recht angeschickte Fälschangen verlegte. Sa machte er dem Grafen Khuen-Hebervary die Abfuhr leicht; hatte er dach die Kroatenpolitik dieses Herrn, die er jetzt in die Hölle verdammt, noch vor wenlgen Jahren mit Ueberschwang gelobt. So ermöglichte er Tisza den beschämenden Nachweis, daß die Ischler Klausel, heute Banffy's Scheuel und Greuel, trotz seiner Ableugnung dem ungarischen Ministerrathe van dem ehemaligen Ministerpräsidenten unterbreitet worden ist. Schritt für Schritt, Wort für Wort wies Tisza seinem Vorgänger bewußte Unwahrhastigkeiten nach. Szegedins Vertreter hat sich damit als starl und radical chauvinistischer Rath der Krone doppelt unmöglich gemacht. Eiamal kann Franz Josef keinen überführten Unwahrhastigen, und dann kann er keinen Indiscreten gebrauchen, der in der Kammer den Inhalt van Geheimacten aasschwatzt.

Daß der gesammte Pester Reichstag den Oberhofmarschall a. D. genau sa gut durchschaut, wie Tisza und Franz Jasef es thun, liegt auf der Hand. Dennoch — wie kommt es, daß für den Kinderschreck von ehedem, den Exlex-Mann und Bajoaettschwinger so viele Stimmen sich erheben? Daß die Radicalen links seinem überlegenen Gegner zarnschnaubend in's Wort fielen, als er ihn mit eisigem Hohn abthat? Und hier wird Banffy's Geschichte interessant, weil sie sich zar Geschichte der angarischen Parteipolitik überhaupt erweitert. Dies Volk jauchzt jedem zu, der seine Mitbewerber in maygarischen Tollheiten überbietet. Den Chaavinismus kahl und nackt als Regierungsprinzip zu erklärea, solch' Vorschlag würde selbst in den Ballan-Parlamenten mit Hohngelächter begrüßt werden, und Banffy's Antrag, im Verkehr mit Oesterreich an Stelle der deutschen Sprache die französische zu gebraachen, ist doch selbst für ein Witzblatt zu gewagt. Ungarn nimmt das ernst. Ihm deucht kein strebender Charlatan jämmerlich genug, sa bald er sich nur in die nationale Flagge wickelt. Der Expremier hat mit Bauernschläue calculirt; sein Fehler war, daß er Tisza's Rücksichtslosigkeit und starken Willen zur Macht unterschätzte. Daran brach er sich das Genick.

Desidor Banffy ist erledigt. Aber der groteske Gedanke, dem Kaiser ein eingestandenermaßen chauvinistisches Ministerium aufzudrängen, lebt noch, und die Grafen Apponyi, Zichy und Genossen sind durchaus bereit, die Erbschaft der verunglückten Theiß-Abgeordneten anzutreten. Sie könnten Erfolg habea, wenn sie klug genug wären, von dem hülflos Compromittirten mit derbem Ruck abzurücken. Doch scheint es, daß der ihnen allen gemeinsame, wüthende Tiszahaß sie daran hindert. Uad so stützen sie im blinden Eifer den Verab-

scheuten. Der ungarische Ministerpräsident hat es leicht, christlich zu empfinden. Blaße Dankbarkeit schon zwingt ihn, die zu lieben, die ihn hassen. Caliban.

Literatur und Kunst.

Literaturjobber.

Von F. A. Romberg.

Herr Dr. Otto Brahm und Herr Neumann-Hofer werden beide insgeheim nicht wenig gelacht haben, als sie in letzter Zeit niedliche Nekrologe über ihre Thätigkeit in denjenigen Berliner Zeitungen fanden, die nicht wissen, wie sie jetzt ihre Rubrik „Theater und Musik" standesgemäß füllen sollen. Herr Otto Brahm und Herr Neumann-Hofer haben beide, wie man weiß, ihr Leben der Weiterentwickelung unserer lieben deutschen Poesie geweiht. Sie prüften sich — wie es zielbewußten Männern geziemt — nicht erst lange, ob sie hierfür irgendwelche Qualitäten mitbrachten. Warme Begeisterung für die Kunst, selbstlose Hingabe an die inneren Güter unserer Nation setzten sie schnell über jeden Zweifel hinweg, und so gingen denn beide Männer von literarischen Prätensionen und akademischer Bildung frisch-fröhlich daran, der Welt zu zeigen, wie viel mehr Männer ihrer Art als etwa frühere Komödianten und Leute ohne jeden Doctorhut dazu befähigt sind, aus dem von den schnöden Schauspielern so oft mißbrauchten Theater wirkliche Kunsttempel zu machen.

Herr Otto Neumann-Hofer verblüffte bei seinem Directionsantritt durch seine Kühnheit selbst die um Erich Schmidt — bekanntlich die Kreise, in denen der allein unanfechtbare gute Geschmack, d. h. der Geschmack mit historischer Grundlage umgeht — denn er war eigentlich nicht dabei gewesen, als in Friedrichshagen und Umgebung das neue deutsche Drama entdeckt wurde. Immerhin hatte er mehrere Jahre das „Magazin für Literatur" herausgegeben, was ihn wohl auch ohne die Protection seines Busenfreundes Sudermann zu einem Berliner Theaterdirector befähigte.

Bei weitem verheißungsvoller lagen die Dinge bei Otto Brahm. Er war wirklicher Doctor der Literaturgeschichte, hatte eine ganze Kleist- und eine halbe Schillerbiographie geschrieben und hatte an der freien Bühne mit der Entdeckung Gerhart Hauptmann's, über dessen Werk man indessen bei dem alten lieben Theodor Fontane vorsichtiger Weise vorher ein Gutachten eingeholt hatte, wie man das unter Geschäftsfreunden nennt, einen mächtigen Dusel entwickelt. In der Hoffnung auf die Directionsthätigkeit an einem Theater mit dem Hausdichter Gerhart Hauptmann, der so schnell die Liebe des sonst wetterwendischen Publicums gewonnen hatte, hätten sich auch weniger literarhistorisch durchgebildete Leute wie der preisgekrönte Kleistbiograph vergnügt die Hände gerieben. Wer selbst Literarhistoriker ist, weiß, wie schwer es ist, eine Thätigkeit zu finden, in der man trotz akademischer Bildung nicht nur nicht verhungert, sondern sogar in die Steuerstufe eines wirklichen Commercienrathes einrückt. Preisfrage ist dabei nur, wie man sich äußerlich das schöne Decorum eines Literarhistorikers von hervorragendem Geschmack und künstlerischer Opferwilligkeit wahrt und nebenbei langsam aber sicher zu einem Geldmann heranreift, der selbst vor der ebenso seltenen wie schwerwiegenden Erscheinung eines ehrlichen Bankdirectors nicht zu erröthen braucht. Pecuniär schien hier also — gewiß eine seltene Erscheinung — ein Literarhistoriker wirklich Carrière machen zu sollen. Und auch dem Theater als Kunstinstitut — ich bitte Herrn Brahm wie Herrn Neumann-Hofer über die Zusammensetzung dieser beiden Worte nicht gleich in Lachkrämpfe zu verfallen — konnte durch einen so fein durchgebildeten Director ein wirklicher Vortheil erblühen. Jetzt mußte das rein Kaufmännische — der Tod aller Kunst — doch wenigstens einmal in den Hintergrund gedrängt werden. Und nicht nur im Auditorium Maximum des Herrn Professors Erich Schmidt, sondern überall wo literarhistorische Herzen schlagen, wird man sich gesagt haben, daß, wenn ein lebendiger Schererschüler unserem verwahrlosten Theater und unserem noch verwahrlosteren deutschen Drama nicht auf die Beine helfen könne, uns überhaupt nicht zu helfen sei.

Zehn volle Jahre hat nun Herr Brahm am deutschen Theater gewaltet, d. h. an einem Institut, das nach einer vor diesem Decennium umgehenden Sage die erste Bühne Deutschlands wenigstens in literarischer Hinsicht werden sollte. Mit welch' selbstbewußtem Lächeln mag dieser bildungsgeschwängerte Herr dem scheidenden alten L'Arronge nachgesehen haben, als dieser endgiltig das Segen spendende Haus in der Schumannstraße verließ, um einem Berufenerem Platz zu machen und sein prächtiges Landhaus am Wannsee zu beziehen, das er in heißem, jahrelangem Bemühen der zu seiner Zeit noch so unfruchtbaren deutschen Muse abgerungen hatte.

Dieser Tage ist nun Herr Brahm daran, im „Deutschen Theater" einem Nachfolger Platz zu machen. Er geht, um uns von anderer Stelle und gleich an der nächsten Straßenecke in einem größeren Auditorium seine weitere Weisheit zu verkünden. Er scheint also in erstaunlicher Unermüdlichkeit bis an sein Lebensende dem deutschen Drama dienen zu wollen. Ist es ja ein Profit für uns, wenigstens einen wirklich studirten Theaterdirector in Deutschland zu behalten, so kann ein Mann von seinen Qualitäten verlangen, daß man jetzt nach zehnjähriger Arbeitsleistung sein Wirken einmal würdigt. Denn Herr Brahm hat, wie ich ihn kenne, sicherlich neue hochfliegende künstlerische Pläne. Das neue Haus wird ihn zu neuen Leistungen ermuthigen. So ist sein Umzug wohl nicht gerade als ein neues Capitel in der Literaturgeschichte der Deutschen, aber immerhin bei der Bedeutsamkeit dieses Directors als ein neuer Abschnitt in derselben anzusehen.

Herr Brahm hat selbst vor Kurzem an die Zeitungen ein Schlußrésumée seiner Thätigkeit versandt. Danach ist Gerhart Hauptmann von ihm weit über tausend Mal aufgeführt worden. Das ist löblich von Brahm, da Hauptmann immer noch unser besser Dramatiker ist. Da Hauptmann indessen schon vor dem Anbruch der Aera Brahm entdeckt war und gewissermaßen die geschäftliche Voraussetzung für das neue Unternehmen bildete, so wird Herr Brahm, der ja als Philologe sicherlich historisches Empfinden hat, sich selbst dies als ein großes directoriales Verdienst nicht anrechnen. Einmal auf den Directionssessel gelangt, führte er Gerhart Hauptmann auf, weil eben seine Stücke zogen. Das hätte — nachdem der schlesische Dichter einmal mit Erfolg entdeckt worden war — auch jeder Schmierenbesitzer gethan, der ja bekanntlich hauptstädtische Schlager aufführt, selbst wenn diese — was selten genug vorkommt — literarisch sind.

Der Schmierendirector hat sogar den Vorzug, so ein Werk von poetischen Qualitäten nicht an die hundert Mal und mehr bis zur Bewußtlosigkeit in einer Saison todtzuspielen. Jedem, dem die Kunst noch etwas Heiliges ist — ich sehe die beiden Herren Directoren schon wieder lächeln, als wenn der Duft einer Upmann ihnen die Nase kitzelt — weiß, daß man Dichter und Schauspieler gleichmäßig schädigt, wenn man eine Dichtung an derselben Stätte und von denselben Darstellern so lange über die Bühne schleist, bis auch bei dem temperamentvollsten Schauspieler jedes künstlerische Empfinden mechanisirt ist. Künstler, wie Else Lehmann, Reicher, der verstorbene Müller wurden so von ihrem hoch-

studirten Directar wie bessere Drahtpuppen verwandt. Und wenn sie wie Reicher einmal nervös wurden und dem Varkämpfer für die dritte Blütheperiode der deutschen Literatur zu verstehen gaben, daß ihre künstlerische Individualität bei diesem besseren Geschäftsbetrieb allmälig zum Teufel gehe, dann klimperte der Holdselige mit den Goldstücken in der Tasche und versicherte, er hoffe bestimmt noch diesen Winter die hundertfünfzigiste Aufführung dieses oder jenes Hauptmannstückes zu ermöglichen. Was wunder, daß Künstler wie Kainz und Reicher auf und davan liefen.

Die deutschen Dichter — bekanntlich seit altersher ebensa leichtsinnige wie unkluge Leute — liegen nun seit vollen zehn Jahren in der unverantwortlichsten Weise auf der Bärenhaut. Herr Brahm lannte lein Werl van ihnen austreiben. Schliefen diese Leute? Ich glaube es nicht. Die deutschen Dichter dichten selbst, wenn, wie unter der Aera Brahm ein Gerhart Hauptmann ihnen, ahne es zu wollen, die Butter vom Brode fartdichtet. Im Gegentheil, das konnte nur kunstfördernd wirken, denn trocken Brod ist noch allemal die gesündeste Poetenspeise gewesen. Sie sandten in den zehn Jahren der auch werthvolleren Bühnenwerke genug hin, denn man sagte sich mit Recht, daß selbst ein Dichter wenigstens gelegentlich Chancen haben muß, wenn statt eines kalt calculirenden Geschäftsmannes eine literarische Kraft das Theater leitet. Außerdem hat es nie an Dichtern in Deutschland gefehlt, aber meist an Theaterdirectoren, die sa etwas wie ein künstlerisches Gewissen haben.

Wenn man natürlich einen lucrativen Hausdichter sa wie Herr Brahm lediglich von der geschäftlichen Seite auffaßt, so ist es schwer, unter all' den Manuscripten, die sa im Laufe eines Jahres eingeschickt werden, einmal ein bescheidenes Dichterlein zu entdecken. Da müssen wenigstens einmal wöchentlich die lästigen Abonnenten befriedigt werden, die sich in ihrer mangelhaften künstlerischen Durchbildung nicht den ganzen Winter bei aller Liebe zu dem schlesischen Dichter dasselbe Hauptmannstück vorspielen lassen wollen. Eine mangelhafte Classikeraufführung oder was sonst den naiven Abonnenten vorgesetzt werden muß, stört schon ahnehin beträchtlich die Ruhe, die ein Mann beanspruchen kann, der auf dem Wege ist, reich zu werden. Da müssen die Berichte für die Actionäre, deren Zufriedenstellung nun einmal das Endziel aller Kunstforderung ist, ausgearbeitet werden. Und dann? Ist man zum Spaß Directar? Wenn die Gelder so bequem, so reich und ununterbrochen fließen wie bei hundert Hauptmann- oder Sudermannaufführungen, dann erwachsen so einem Directar, wenn er wie jeder Kunstfördernde auch ein guter Hausvater ist, Sorgen, von denen sich ein noch nie aufgeführtes Dichterlein, das noch an das französische Ammenmärchen van l'art pour l'art glaubt, keine Vorstellung machen kann. Da müssen die Einkünfte untergebracht und angelegt werden. Hier wird die Directionsthätigkeit des Herrn Brahm verständlich. Wer hätte Zeit, wenn er an jedem Spieltage allabendlich die ganze Wonne des Cassamachens wirklich auslasten will, noch an so etwas Albernes wie Literatur oder Kunst zu denken? Ich lese auch lieber zehnmal den Courszettel von oben bis unten als das Manuscript irgend eines Dichters, der vom „Geschäft“ so viel versteht wie die Maus vom Beten.

Herr Brahm wußte sich in dieser Arbeitsüberhäusung zu helfen. Er las eben principiell nur die Manuscripte, die ihm von Geschäftsfreunden empfohlen waren.

Eröffnet wurde seine Directionsthätigkeit mit „Kabale und Liebe“. Das kostete keine Tantièmen und machte tratzdem einen guten Eindruck. Dann folgte Hauptmann, dessen Künstlerschaft von diesem Director dann in einer Weise pecuniär ausgenutzt wurde, die bei einem kunstsinnigen Director halb und bei einem Director, der gleichzeitig der Freund des Dichters ist, ganz unverständlich ist. — Schiller hatte nicht Cassa gemacht, er verschwand also bis auf ein paar „Don Carlos-“Aufführungen, die Herr Brahm seufzend genug dem scheidenden Kainz zugebilligt haben möge, endgiltig in der Versenkung. Waher nun neue Dichter nehmen und nicht stehlen und nach dabei den Courszettel lesen?

Sehen wir uns bei Geschäftsfreunden um. Dichter, deren Manuscripte man überhaupt nicht mehr zu lesen, sandern nur anzunehmen braucht, wurden jetzt die Specialität dieses Einzigartigen.

Mit Sudermann wurden im benachbarten Lessingtheater die brillantesten Geschäfte gemacht. Wir sind literarisch varnehmer als Onkel Neumann-Hafer, sagte sich Herr Brahm, und verstehen uns mindestens ebenso gut auf das Geschäft. So wurde Sudermann der zweite Hausdichter. Er ist, wie Herr Brahm dieser Tage verkündete, nächst Hauptmann der am meisten aufgeführte Autor seines Geschäftsunternehmens gewesen.

Nun weiter. Sudermann und Hauptmann allein sind selbst für einen Herrn wie Brahm nicht ausreichend. Man weiß, es giebt Nieten, und die Recensenten verdarben auch manches Geschäft. Einige Erfolgreiche mußten noch dem Unternehmen gesichert werden, wenn der Director wirklich, wie er es dann gethan hat, zehn Jahre unangefochten von Neulingen ohne jeden Namen der Ruhe pflegen wollte.

Da hatte schon Herr L'Arronge, der Unliterarische, mit dem „Talisman“ des Herrn Fulda, — Goethe und Fulda sind beide in Frankfurt a. M. geboren — die ausverkauftesten Häuser erzielt. Die Manuscripte dieses Dichters brauchten nach dem Cassenbericht über den „Talisman“ nicht mehr gelesen zu werden. Er wurde der dritte Hausdichter des Herrn Brahm, der als Student Schiller haßte, um als Theaterdirector Herrn Fulda zu lieben.

Wa steckten noch Dichter, d. h. natürlich Leute, die in irgend einem Theater hundert Aufführungen Minimum erlebt haben? Da hatte Herr Lautenburg, im Allgemeinen natürlich bei weitem unliterarischer als sein preisgekrönter Kollege wirklicher Dr. phil. Brahm, Max Halbe, den Dichter der „Jugend“, in einer schwachen Stunde entdeckt. Ein ganzes Vierteljahr war darauf das „Neue Theater“ des Herrn Lautenburg literarisch gewesen. Dann aber gab dieser Director derartige Naivitäten endgiltig auf. Wenn Leute aus den höchsten literarischen Kreisen, wie Herr Brahm, sich an's Directorspielen machten, kitzelte es Halbliterarische nicht, ferner dem Publicum mit Poesie kommen zu wallen.

Herr Brahm aber glaubte seinem Geschäftsprincip: Erwerbung anderswo erfolgreich aufgeführter Dichter getreu, daß mit Halbe noch erkleckliche Sümmchen zu verdienen seien. Er hat sich leider geirrt, denn es waren viele Nieten darunter. Das machte aber wenig aus, denn Dichter wie Halbe kamen ja ernstlich nur in Frage, wenn einmal thatsächlich die hundertste Aufführung eines Sudermann oder Hauptmann versagen sollte.

Einmal „entdeckte“ Brahm auch einen neuen Dichter. Sein Manuscript wurde gelesen, da es van Hauptmann empfohlen war. Immerhin riskirte der vorsichtige Director keinen Abend, und die Casse hat bei dem unvorsichtigen Experiment Gott sei Dank nicht gelitten, denn er führte die „Mütter“ des neuen deutschen Dichters Georg Hirschfeld am Sonntag Vormittag, wa doch eigentlich alles, was Geld hat, zur Kirche geht, auf. Da das Stück Cassa machte, wurde es dann auch am Abend gespielt. So wurde Hirschfeld ein Dichter, der an unserer ersten deutschen Bühne aufgeführt wurde. Das hat ihn zu Dichtungen veranlaßt, die immerhin entbehrlich waren.

Noch im letzten Jahre gab Herr Brahm seiner Seele einen Staß und führte Maeterlink auf. War er plötzlich romantisch geworden oder bekam er jetzt kurz vor Thoresschluß plötzlich schwache Stunden? Etwas Derartiges kann ihm glücklicher Weise nicht nachgesagt werden. Im Gegentheil, hier zeigte er sich als ein Geschäftsmann, der es, wie man

in dem gemeinen Leben sagt, faustdick hinter den Ohren hat. Die Leiter der verflossenen „Secessionsbühne", junge unerfahrene, aber viel kunstbegeistertere Leute als Herr Brahm, hatten es, durchaus nicht im Besitze von Geldmitteln, wie sie diesem Dank der Erfolge Hauptmann's und Sudermann's zur Verfügung standen, unternommen, das Publicum mit den künstlerisch bedeutsamen Stücken des bis dahin noch nicht aufgeführten Maeterlinck bekannt zu machen. Sie hatten dabei aber schlechte Geschäfte gemacht. Aber Maeterlinck war durch diese Experimente nun ein auch dem großen Publicum nicht mehr Unbekannter geworden. Jetzt hieß es aufpassen, denn ein Institut von dem Range des „Deutschen Theaters" rechnet natürlich nur mit bekannten Größen. Als dann „Monna Vanna" an die Bühnen versandt wurde, griff Herr Brahm um so lieber zu, als es sich jetzt um ein Stück handelte, das endlich an das große Publicum viel größere Concessionen machte als die nur auf das Poetische gestellten Stücke, die die „Secessionsbühne" dumm genug herausgebracht hatte. Außerdem brauchte Herr Brahm kein Schüler zu sein, um sich sofort zu sagen, daß der Gedanke, eine nur mit einem Mantel bekleidete Schönheit auf der Bühne zu sehen, für einen großen Theil des Publicums reizvoll genug sein würde, um die geschäftlichen Interessen des plötzlichen Maeterlinckfreundes nicht leiden zu lassen.

So entpuppte sich der preisgekrönte Schererschüler allmälig zu einem der gewiegtesten Geschäftsleute Berlins. Herr Tietz oder Herr Wertheim hätten in ihren Geschäftsräumen eher eine Gratisvertheilung aller unbrauchbaren Verkaufsartikel zugelassen, als Herr Brahm einen einzigen jungen Dichter ohne Empfehlungsbrief eines seiner Hausdichter oder Geschäftsfreunde, wirklich gefördert. Er zeigte im rühmlichen Gegensatz zu den blutjungen und geschäftsunkundigen Secessionsleuten, wie weises Maßhalten die einzig würdige Form aller Kunstförderung ist. Er ist eben im Gegensatz zu einem unheilbar naiven Director wie Reinhardt der reife Mann mit Zielbewußtsein. Und Reifsein in Dingen der Kunst heißt ja heute bis auf wenige Ausnahmen bei Dichtern wie Directoren nur ein guter, aber ein wirklich guter Geschäftsmann sein.

Ich weiß, daß ein Director auch seinen Mitgliedern gegenüber eine finanzielle Verantwortung hat, die gerade bei einem großen Institut vielfach das Finanzielle in den Vordergrund drängt. Wenn ein Director, dem es schlecht geht, schließlich für eine gewisse Zeit das Künstlerische hintansetzt und mehr Kaufmann als alles Andere ist, so wird ihm Niemand, selbst die Dichter nicht, daraus einen Vorwurf machen. Herrn Brahm aber ging es immer gut, und er ist immer ein Geschäftsmann gewesen. Wenn er diesen oder jenen Literaturschlager das hundertste Mal aufgeführt hatte, war vielleicht doch genügend Geld in der Casse, um einmal den Versuch mit einem Poeten zu machen, der von Niemandem empfohlen und an keiner Bühne das hundertste Mal aufgeführt war. Aber Herr Brahm riscirte principiell nichts. Herr Brahm hatte seinen Hauptmann und seinen Sudermann und seine anderthalb kleinen Ersatzdichter, wenn's „Geschäft" einmal nicht klappen wollte. So wirkte dieser Vortreffliche zehn Jahre, um jetzt zum Heile unserer Literatur sein „Geschäft" nach dem Kronprinzenufer zu verlegen. Hoffentlich wird er hier so ungestört der Ruhe pflegen können, um endlich seine Schillerbiographie zu beenden, denn wir vom „Fach" können und wollen nicht einsehen, weßhalb ein guter Literarhistoriker durchaus ein schlechter Theaterdirector werden und bleiben muß.

Einen Segen hat übrigens seine Thätigkeit gehabt. Dem jungen Reinhardt, einem begabten, aber von Herrn Brahm schlecht beschäftigten Schauspieler, war die specifisch künstlerische Art seines Directors so widerlich, daß er eines Tages beschloß, diesem Musentempel Valet zu sagen und selbst eine Bühne zu übernehmen. Er hat dem reifen Herrn Brahm gezeigt, wie man ein Theater künstlerisch leiten kann, ohne dabei gleich Hunger zu sterben.

Herr Brahm nennt sich stolz einen Schererschüler. Ich habe nicht das Glück gehabt, noch zu Füßen dieses großen Mannes zu sitzen. Aber eins weiß ich: Schon das Bewußtsein, der Schüler dieses Mannes zu sein, hätte mich davor bewahrt, die Poesie in dieser öden kaufmännischen Weise zu mißbrauchen. Ich wäre in den Augen des Herrn Brahm gewiß ein dummer Director gewesen, ich hätte vielleicht bald Bankrott gemacht, aber wenn ich einen Lehrer wie Scherer gehabt hätte, ich hätte lieber auf den ganzen Directionsschwindel verzichtet als das verrathen, was jenem groß und heilig war. Es giebt indeß Leute, denen ist nichts heiliger als das Geld, und es giebt auch Leute, welche ganze Dichterbiographien geschrieben haben und doch eine Krämerseele haben.

Brahm gehört zu den Herrschaften, die Goethe stets und ständig im Munde führen. Das ist, wie man weiß, literarisch das Vornehmste und macht stets einen guten Eindruck. Ich würde mich über einen neugefundenen Waschzettel des Olympiers nicht im geringsten aufregen, aber mir ist Goethe zu schade, um auf ihn im Zusammenhang mit dem jetzt verflossenen Director des Deutschen Theaters ernstlich einzugehen. Aber eines glaube ich sagen zu können: Goethe war gewiß eine friedfertige und conciliante Natur. Doch Menschen, die seinen Namen im Munde geführt und dabei mit der Poesie besseren Schacher getrieben hätten, solche Menschen hätte er in heiligem Zorn zum Tempel hinausgetrieben. Das sind so meine Gedanken über die Thätigkeit des Herrn Brahm. Hoffentlich nimmt er sie nicht übel, denn ich bin eben halt so naiv, die Kunst immer noch für heiliger als das Geld zu halten. Lange wird dieser Zustand bei mir hoffentlich nicht mehr anhalten.

Ueber Herrn Neumann-Hofer's Thätigkeit kann man sich kurz halten. Das Lobenswertheste an ihr ist, daß er jetzt endgiltig geht. Im Uebrigen war Blumenthal die Freude seiner Seele und der „Zapfenstreich" das Endziel seiner Bemühungen. Auch er ist in den Jahren seiner Directorschaft nicht gerade verarmt. In Literatur aber machte er, wie man sonst nur in Bändern oder Zupans macht.

So sehen unsere modernen Literaturjobber aus.

Wenn es im Reiche der Kunst bürgerliche Ehrenrechte gäbe, könnte ich zwei Herren nennen, denen ich sie absprechen würde.

Das Weib in Nietzsche's Philosophie.

Von Oscar Ewald.

(Schluß.)

Dieser Einwand ist irrthümlich, weil er das Wort „Oberfläche" ein Mal in einem mißbräuchlichen Sinn verwendet. Die Erkenntniß wandelt die Tiefe nicht zur Oberfläche, sondern sie bringt selber in die Tiefe. Und umgekehrt ist das Schamgefühl kein geflissentliches Wegsehen, kein heimliches Schließen der Augen. Was sich so giebt, ist ihr äußerster Gegenpol, die Prüderie. Daß die beiden noch immer mit einander verwechselt werden, daran ist eben vornehmlich das Weib schuld, in dessen Interesse ja diese merkwürdige Verwechselung liegt. Die Prüderie verdeckt ihre Blößen; das Schamgefühl wahrt seine Schönheiten. Die Prüderie will nicht erkennen noch erkennen lassen; das Schamgefühl erkennt. Wohl ist Erkennen oft Anlaß zur Scham. Allein man schämt sich nicht dessen, daß man erkennt, sondern, was man erkennt. Scham in diesem höchsten Sinn ist nichts Anderes, als das subjective Bewußtsein von einer Erkenntniß, die den Menschen selber sein Innerstes aufschließt. Der biblische Mythus vom Sündenfall hat den Zusammenhang am tiefsten

gefühlt. Die Prüderie lügt, das Schambewußtsein spricht die Wahrheit: der schamhafte Mensch ist der erkennende Mensch.*)

Daraus folgt wieder unmittelbar, daß Nietzsche auch vom Schamgefühl aus den Weg zur Wahrheit, zum Ideale der Wahrheit sich trotz aller antilogistischen Leugnung desselben offen halten mußte. Wer so sehr an dem Werth der Einsamkeit, der individuellen Selbstvollendung festhält, dem kann der Wille zur Wahrheit nicht als bare Illusion erscheinen. Denn der Sinn der Einsamkeit kann einzig und allein der sein: unmittelbare Erfassung des eigenen Seins, Heroismus der Selbsterkenntniß. Und diesem Heroismus hat Nietzsche theoretisch die höchste Huldigung gezollt, wenn auch praktisch nicht immer Raum gegeben.

Was Nietzsche gegen die Idee der Wahrheit sagt, ist nicht als logischer Nihilismus, als erkenntnißtheoretischer Anarchismus zu interpretiren. Auf Grund unserer Ausführung ist es möglich, eine dieser Auslegung diametral entgegengesetzt zu geben. Nietzsche hat nicht die Lüge verherrlicht, sondern verworfen, er hat sie uns gleichsam bis in die Wahrheit hinauf, bis zu demjenigen wenigstens, was sich als Wahrheit gab, verfolgt. Er war kein Gegner, sondern ein Fanatiker der Wahrheit, ein Fanatiker des Mißtrauens gegen die Lüge. Ich gebe gerne zu, daß Nietzsche selber gegen diese Behauptung protestirt haben würde. Allein sie sollte ja nicht sein Programm wortgetreu reproduciren, sondern den geheimsten Motiven seines Denkens nachspüren. Und da zeigt es sich: Nietzsche war selbst in seinem Kampfe gegen die Wahrheit noch ein Anwalt der Wahrheit.

Es herrscht hier überhaupt ein auffallender Parallelismus zwischen dem Antilogiker und dem Antimoralisten Nietzsche: Auch das Sittengesetz als solches hat Nietzsche nirgends angegriffen. Er hat bloß die subjective Ueberzeugung von der Möglichkeit einer strengen Conformität zwischen der moralischen Norm und dem psychologischen Verhalten des Individuums zum Gegenstande seiner Kritik gemacht. Es mißfiel ihm, daß der Egoismus, daß der Wille zur Macht verkleidet gehen sollte. Die objective Wahrheit und die objective Moral ließ er unangefochten: aber er glaubte nicht, daß beide sich sozusagen im Menschen incarniren könnten.

Was das Problem der Wahrheit angeht, so läßt es sich ja unschwer zeigen, daß Nietzsche consequent an seinem principiellen Antilogismus gar nicht festhalten konnte, da dieser auf einem bestimmten Punkte sich selber aufheben mußte. War dann der Kampf gegen die Fiction der absoluten Wahrheit nicht wieder im Interesse der Wahrheit geführt? Wozu, wofür hätte sich Nietzsche eingesetzt, wenn nicht für die Wahrheit seiner Argumentationen? Hätte er wirklich endgiltig an aller Wahrheit verzweifelt, er hätte diesen radicalen Zweifel nicht einmal in die Form logisch zusammenhängender Urtheile bringen dürfen.

Allein wozu dies Argument ad hominem? Es fällt einigermaßen aus dem Rahmen meiner Untersuchung heraus. Uns sei es genug, darauf hingewiesen zu haben, daß Nietzsche, wie seine Werthung des Weibes beweist, die Lüge verachtete und eben darum die Wahrheit hochhielt. Daß er also trotz aller skeptischen Anwandlungen immer jene reine Freude des Erkennens empfand, die er als Rationalist in „Menschliches, Allzumenschliches“ verherrlichte, daß er, um es in eine etwas paradoxe Form zum bringen, auch dort noch der Wahrheit diente, wo er die Wahrheit verwarf.

* * *

So hat Nietzsche über das Weib und über den Werth des Weibes gedacht. In intellectueller und moralischer Hinsicht stellte er es auf die Minusseite. Und damit ist im Grunde auch Alles gesagt. Weitere charakterologische Bestimmungen sind kaum von Nöthen. Da indessen zum ethischen und intellectuellen Menschen noch der ästhetische hinzukommt und die Totalität des höheren seelischen Leben sich erst in dieser Dreiheit psychischer Functionen [illegible] wird es nicht ohne Interesse sein, Nietzsche auch hierüber einzuvernehmen. Das Capitel „Kunst“ hat ja auch heute weit mehr Anziehungskraft als Alles, was von Alters her über praktische and theoretische Vernunft verbucht und verbrieft ist.

Man weiß, für Nietzsche gab es ästhetische Phänomene in zweifachem Sinne: einmal als apollinisches, dann als dionysisches Princip. Apollinisch ist die betrachtende, bildende, langsam ausreifende Kunst, gleichsam die Kunst des müßigen Zuschauers in der Flucht der Erscheinungen. Wogegen unter den Begriff des Dionysischen jene aus der stärksten Leidenschaft geborene Kunst fällt, in der die höchste potenzirte, auf ein Maximum gesteigerte Daseinslast nach Ausdruck ringt.

Wenn also das Weib ästhetisch ist, so muß es ästhetisch in dem einen oder dem anderen Sinne sein. Entweder apollinisch oder dionysisch; entweder groß in der Kunst des Schauens oder groß in der Kunst des Schaffens. Eine dritte Möglichkeit hat sich Nietzsche nirgends reservirt. Er hat die Analyse des Weibes an diesem Punkte abgebrochen, so daß wir darauf angewiesen sind, aus seinen anderweitigen Aussprüchen die nothwendigen Schlüsse zu ziehen. Zunächst liegt der Gedanke nahe, Nietzsche habe bei aller geistig-ethischen Geringschätzung wenigstens an den ästhetischen Werth des Weibes geglaubt. „Seine höchste Angelegenheit ist der Schein und die Schönheit“: also besitzt es eine unmittelbare Beziehung zum Schönen.

Allein auch das wäre Inconsequenz. Das Weib kann nicht ästhetisch sein, weil es weder apollinisch noch dionysisch ist. Das Weib ist nicht apollinisch: denn es fehlt ihm die Betrachterruhe, wie Nietzsche es sonst genannt hat: „der siebente Tag“; es fehlt ihm vor Allem die überlegene Weisheit des Zuschauens, persönlich, subjectiv, wie es ist, hält es sich nirgends von den Phänomenen frei, bleibt immerdar in ihnen befangen. Es kann selber Object werden für den apollinischen Künstler; aber nicht umgekehrt der Welt wie dieser in reiner Betrachtung gegenüberstehen.

Aber das Weib ist auch nicht dionysisch: denn es fehlt ihm das „Chaos der tanzenden Sterne“. Hier ist der Beweis schwer zu führen. Das Weib, als Geliebte, als Mutter, steht dem Urquell des Lebens so nahe, daß in ihm sich der ewige Ring von Geburt und Tod eigentlich zu schließen scheint. Auch ist der Mann, insbesondere der moderne Mann, geneigt, in ihm ein dämonisches Element zum Ausdruck kommen zu sehen. Conceptionen, wie die Bacchantin, die Mänade, heute in zeitgemäßes Costume gekleidet, geben dafür Zeugniß. Indessen, man muß sich auch hier vor der früher erwähnten Verwechslung in Acht nehmen. Das Weib in seinem unverwüstlichen Naturalismus, der sich trotz aller Cultur, gegen alle Cultur durchzusetzen weiß, in seiner pflanzenhaften, unbewußten Unmittelbarkeit löst in dem Manne vielfach den Eindruck des Dämonischen, unter Umständen Dionysischen aus, ohne darum selber schon dämonisch oder dionysisch zu sein. Weiblicher Dämonismus ist ein Gleichniß, ein Symbol, keine Realität.

Auch Nietzsche hat im Grunde genommen nicht anders gedacht. Er zeigt sich zwar hier zum ersten Mal geneigt, dem Weibe Concessionen zu machen. „Das, was am Weibe Respect und oft genug Furcht einflößt, ist seine Natur, die „natürlicher“ ist als die des Mannes, seine echte raubthierartige listige Geschwindigkeit, seine Tigerkralle unter dem Handschuh, seine Naivität im Egoismus, seine Unerziehbarkeit und innerliche Wildheit; das Unfaßliche, Weite, Schweifende seiner Begierden und Tugenden. Was bei aller Furcht für diese gefährliche und schöne Katze „Weib“ Mitleiden macht, ist, daß es leidender, verletzbarer, liebebedürftiger

*) Ich habe diese Auffassung des Schamgefühls, seiner Gegensätzlichkeit zur Prüderie, sowie seiner Beziehung zum Begriff der Wahrheit bereits an anderer Stelle hervorgehoben. Vgl. den Artikel „Eine für Viele“ in der Zeitschrift „Die Gesellschaft“ 1902. Doppelheft 15/16.

und zur Enttäuschung verurtheilter erscheint als irgend ein Thier. „Aber auch diese Charakteristik deckt sich keineswegs mit dem, was Nietzsche unter „dionysisch“ verstand. Der dionysische Mensch schöpft aus den tiefsten Tiefen, das Weib aber ist bunte Oberfläche. Der dionysische Mensch ist der kosmische Mensch, das Weib aber ist immer selbstisch und persönlich. Aber hat nicht auch Nietzsche selber deutlich genug, überdeutlich gesprochen? Man höre einmal: „Das Weib hat so viel Grund zur Scham; im Weibe ist so viel Pedantisches, Oberflächliches, Schulmeisterliches, Kleinlich-Anmaßendes, Kleinlich-Zügelloses und -Unbescheidenes versteckt — man studire nur seinen Verkehr mit Kindern! — das im Grunde bisher durch die Furcht vor dem Manne am besten zurückgedrängt und gebändigt wurde. Wehe, wenn erst das „Ewig-Langweilige am Weibe“ es ist reich daran! — sich hervorwagen darf!“

Das nimmt sich beinahe wie eine stylvollere Reproduction der Schopenhauer'schen Behauptung: des Weibes bemerkenswertheste Eigenschaft sei unverbesserliche Philistrosität, aus. Dionysisch ist aber alles eher, als die Langeweile: also auch nicht Dasjenige, was am reichsten die Möglichkeiten des Langweiligen in sich trägt. — —

Um zu resumiren: Das Weib ist nicht ästhetisch, weil es weder apollinisch noch dionysisch ist.

III.

Damit wären wir eigentlich am Ende angelangt. Der Umfang des Ewig-Weiblichen ist beschrieben, seine Tiefen sind ausgemessen. Was Nietzsche von ihm hielt, in Erkenntniß, Kunst und Moral muß einem Jeden klar geworden sein. Aber nach mehr. Nicht bloß hinsichtlich des Weibes in Nietzsche's Philosophie, sondern auch hinsichtlich der Nietzsche'schen Philosophie selber sind uns werthvolle Einsichten zugewachsen. Indem wir der Reihe nach die intellectuellen, ästhetischen und ethischen Functionen durchgingen, mußte sich ganz unwillkürlich das wahre Verhältniß entdecken, in dem Nietzsche, auch abgesehen von seiner Beurtheilung des Weibes, zum Ideal des Wahren, Schönen und Guten stand. Und da hat es sich gezeigt, daß die an Nihilismus streifende Skepsis, die Nietzsche dem Begriff der Wahrheit gegenüber vertrat, durch seine eigenen kritischen Bemühungen widerlegt wurden; daß er selber im Kampfe um die Wahrheit, wenn auch nicht um die Wahrheit der Tradition, Zeugenschaft ablegte gegen jenen Antilogismus, der jenseits von Wahr und Falsch seine Stellung zu nehmen schien. Hält man aber auch fest am Wortlaut seiner Lehre, dann hat Nietzsche eben das Martyrium der unfreiwilligen Wahrheit getragen.

Wir könnten uns damit zufrieden geben, wenn nicht noch eine Frage der Beantwortung harrte; wie hat Nietzsche nicht als Denker, sondern als Mensch dem Weib gegenüber empfunden? Da ist freilich ein Schritt vom Wege, aber nicht gar so weit, als es Manchen bedünken möchte. Denn meinem Vorsatz, biographische Details strenge fern zu halten, mögen sie jetzt wie Lou-Salome's Buch den Erotiker Nietzsche in den Vordergrund rücken oder wie Elisabeth Förster-Nietzsche's Apotheose ihres Bruders diesen aller erotischen Instincte ledig sprechen, bleibe ich auch hier getreu. Wo er gehaßt und geliebt, bleibt dahingestellt. Aber rein psychologisch gewährt es ein eigenartiges Interesse, diesen so tief problematischen Mann auch in seinen intimeren Empfindungen zu belauschen.

Die Frage gewinnt aber auch eine allgemeinere, man möchte sagen, culturelle Bedeutung, wenn man erwägt, daß Nietzsche derjenige war, der zuerst die verhängnißvolle Losung ausgab, die heute jedem unmündigen Laffen als A-b-c der höheren Erotik gilt: „Gehst Du zum Weibe, vergiß die Peitsche nicht!“ Daraus haben denn Einige nicht verfehlt, die Folgerung zu ziehen, Nietzsche sei brutal, herrschsüchtig, eine Herrennatur in des Wortes obligater Bedeutung gewesen. Der unermüdliche Pamphletist Nordau hat ihn um dieser Aeußerung willen sogar flugs zum unheilbaren Sadisten gestempelt.

Wenn man sich aber schon auf pathologisches Bereich begiebt, dann nimmt man die Verpflichtung auf sich, gründlicher zu analysiren. Trotz der Peitschenmaxime ist Nietzsche sicherlich dem Passivismus oder, wie die geschmacklose Terminologie heißt, dem Masochismus näher gestanden. Schon der Umstand, daß er das Bedürfniß fühlte, die absolute Souveränetät des Mannes über das Weib so oft zu betonen, giebt dieser Behauptung Recht. Denn er beweist, daß Nietzsche die gefährliche Möglichkeit einer Unterdrückung des männlichen Geistes durch das weibliche Element deutlich am eigenen Leibe verspürt haben muß, daß er dem Weibe gegenüber zuweilen dasjenige empfand, was man ungeschminkt Furcht nennen wird. Er würde nicht so stark gegen das Weib gekämpft haben, wenn er nicht selber so stark am Weibe gelitten hätte.

Aber es ist auch nicht wahr, daß Nietzsche geflissentlich dem Manne Brutalität gegen das schwächere Geschlecht gepredigt habe. In der „fröhlichen Wissenschaft“ empfiehlt er ihm unbeschränkt Milde gegen dasselbe. Und was die Pointe mit der Peitsche angeht, so ist diese nicht Zarathustra's Eigenthum, sondern sie ist ihm vom alten Weiblein inspirirt. In „Jenseits von Gut und Böse“ findet man als besten Commentar: „Aus alten, florentinischen Novellen, überdies — aus dem Leben: buona femmina e mala femmina vuol bastone.“ Das Weib schielt lüstern nach der Peitsche, nicht der Mann, seine Hörigkeit ist also eigene Verschuldung.

Ueberhaupt war das Weib für Nietzsche sicherlich nicht bloß ein Zufallsphänomen, an dem er so gelegentlich Kritik übte. Nicht umsonst wählt er es in „Also sprach Zarathustra“ als Symbol für das Leben. Nie würde er von seiner unzähmbaren, unheimlichen Raubthiernatur gesprochen haben, wenn er nicht selber insgeheim in deren Bann gestanden hätte. Nie würde er auf der anderen Seite ihm seine Hohlheit, Leere, Langweiligkeit und Pedanterie vorgeworfen haben, wenn nicht hier bitterste Desillusionirung nach Ausdruck gerungen hätte. Große Lyriker sind immer große Erotiker. So war Nietzsche beides, wenn er auch weder als das eine noch als das andere betrachtet werden wollte.

Menschen, die unter ihrer Einsamkeit leiden, denen die Einsamkeit überhaupt zum Probleme wird, sind Erotiker. Denn sie fühlen neben sich leeren Raum — an Stelle des Weibes. Nietzsche's Denkerschicksal war Einsamkeit: zugleich auch das Schicksal seiner Seele. Er hat es sich wohl am längsten und am zähesten geheim gehalten. Sehnsucht nach dem großen Tagesgestirn und dem Uebermenschen nannte er seinen Schmerz. Aber die Sehnsucht ist im tiefsten Grunde immer erotischer Natur, auch, wenn sie von Gott und Ewigkeit spricht.

Es giebt seelische Transformationen, und sie zu erkunden ist des Psychologen schwerste, allein auch lohnendste Aufgabe. So giebt es auch einen Umsatz der Erotik in höhere Moral, in höhere Erkenntniß. Vielleicht hat Nietzsche in seiner Lehre von der ewigen Wiederkunft des Gleichen, vom Uebermenschen diesen Umsatz vollzogen. Nicht das also behaupte ich, daß sie eine Rache am Weibe gewesen sei, eine Vergeltung für gestörte Illusionen, sondern eher das Gegentheil: daß er sich im Uebermenschen vom Weibe zu befreien suchte. „Was liegt noch an meinem Glücke?“ heißt es am Schluß des Zarathustra. Und so warf er die Erotik hinter sich.

Das ist kein Commentar des Zarathustra: bloß eine psychologische Randglosse. Aber Goethe könnte auch für Nietzsche Recht behalten. Daß es das Weibliche war, das ihn hinanzog, freilich erst, da er es in sich selber überwand.

Dresdener und Düsseldorfer Ausstellungseindrücke.

Von Julius Norden.

II.

Auf der Düsseldorfer Ausstellung giebt's für die älteren und manchen jüngeren Künstler eine wahre „Schreckenskammer", die aber für das Publicum zumeist ein Ort heiteren Ergötzens ist. Das ist das Cabinet der Schweizer, wo Ferdinand Hodler, Cuna Amiet und Eduard Boß, von denen die beiden Ersten auch in Berlin nicht mehr unbekannt sind, die Hauptveranlassung zu diesem Schrecken und diesem Ergötzen bilden. Man nennt sie „brutal", „roh", „manierirt" und „naiv" in einem Athemzuge, „abschreckend häßlich" — was weiß ich, wie sonst noch! Daß sie ehrlich bestrebt sind, nur Eigenes, innerlich Erlebtes, Selbstgeschautes zu geben — das ist höchst selten zu hören. Wenn man heute wissen könnte, wie man über sie in 500 Jahren urtheilen wird? Vielleicht ist's dann auch ein Gemeinplatz der zukünftigen Kunstgelehrten —, der alte Düsseldorfer Meister v. Gebhardt meint freilich, es werde in längstens 50 Jahren überhaupt mit der Kunst alle sein, gestattet aber gern, anderer Ansicht zu sein — wie der heutigen, wenn sie für unsere alte Kunst „ein aufmerksames Sichversenken in alle Einzelheiten und liebevolles Eingehen auf die letzten und tiefsten Absichten des Schaffenden" heischen ...

Daran dachte ich immer, wenn ich durch die vielen Räume der beiden Stockwerke im nördlichen Flügel des Düsseldorfer Ausstellungspalastes schritt, wo jetzt, wie vor zwei Jahren die Werke der Groß- und Kleinplastik in allen möglichen Materialien und Werke der Architektur in Abgüssen zu sehen waren, wie das Alles im Dienste der Kirche im frühen und hohen Mittelalter im westlichen Deutschland entstanden war, als Ergänzung zu dieser kunst- und baugewerblichen Ausstellung eine der Malerei aus einem noch größerem Zeitraum stattfindet. Denn sie umfaßt auch eine Sammlung von Bilderhandschriften in allen möglichen Codexen, Evangeliaren, Missalen, Lectionaren, Psalterien, Brevieren, Chroniken u. s. w. vom 7. Jahrhundert an. Die Tafelmalerei setzt bei der kölnischen und niederrheinischen Schule bei der Mitte des 14., bei der westphälischen beim Beginn des 13. Jahrhunderts ein. An diese beiden Hauptgruppen schließen sich Werke der vlämischen und der altholländischen Schule des 15. und 16. Jahrhunderts, etwa 75 Nummern gegen ca. 140 in jenen beiden ersten Gruppen, während die Zahl der Bilderhandschriften, Handzeichnungen und photographischen Nachbildungen von ihnen ca. 250 betragen mag. Damit ist aber noch lange nicht erschöpft, was diese Kunsthistorische Ausstellung bietet. Es kommen noch hinzu ca. 25 Werke mittelrheinischer und oberdeutscher Schulen aus dem 16. und 15. Jahrhundert, sowie ca. 170 Gemälde französischer, italienischer, spanischer, vlämischer, holländischer, deutscher (1) und englischer (1) Meister aus dem 15.—18. Jahrhundert. Von der „Collectio canonum" aus dem 7. Jahrhundert, aus der Kölner Dombibliothek, bis zu Gemälden von Jean Baptiste Greuze, Sir Josuah Reynolds, Daniel Chodowiecki — welche Wandlungen, gekennzeichnet durch diese Fülle auserlesener Kunstwerke, die von 138 fürstlichen und anderen Sammlern, Museen, Gallerien, Bibliotheken, Kirchen, Stiften, Klöstern, Städten hergeliehen worden sind!

* * *

Fast möchte man es bedauern, daß diese Ausstellung nicht ganz allein veranstaltet worden ist. Das viele Andere, was der Kunstpalast am Rhein jetzt noch birgt, die große moderne Bilder- und Skulpturensammlung, die keramische Vasen- und Krüge-Ausstellung — sie ziehen die Aufmerksamkeit von jenen cultur- und kunstgeschichtlichen Schätzen nur zu sehr ab und für das „aufmerksame Sichversenken" und „liebevolle Eingehen", das sie voraussetzen, bleibt bei den Allermeisten nur herzlich wenig übrig, wenn sie diese Voraussetzungen zu erfüllen überhaupt willens und im Stande sind.

Für unsere jungen Kunstgelehrten aber ist's das wahre Paradies. Hier stell' Dich hin und lerne: hic Rhodos, hic salta. Der Contrast ist geradezu überwältigend, wenn man ja aus dem Hauptsaal der modernen Franzosen heraus hier eintritt und direct von den Besnard, Renoir, Henner, Aman-Jean, Blanche, Degas, Monet zu den Madonnen, Heiligen, Kreuzigungen, Darstellungen im Tempel, sterbenden Marien der kölnischen Meister kommt, den Vorläufern des Stefan Lochner, der ganz Primitiven, auf deren Kunst dann die gothische Plastik für die Formengebung, die Glasmalerei für die Farben von so wesentlichem Einfluß wurden; zum Lochner selbst, von dem die wundervolle „Madonna mit den Veilchen", aus dem Kölner Klosterseminar, zu sehen ist und das einer Zeit angehört, wo längst schon der Realismus der Niederländer kölnische Kunst in andere Bahnen gelenkt hatte; zu den Künstlern aus seiner Schule und den späteren Nachfolgern, wo der Einfluß der Niederländer, insbesondere der Vlamen noch weit stärker geworden, wie bei dem „Meister der Verherrlichung" noch mehr bei dem „Meister des Marienlebens", oder bei dem „Meister der heiligen Sippe", der schon in das 16. Jahrhundert hineinreicht; zu den niederrheinischen Meistern, die sich kaum mehr von den Niederländern unterscheiden, unter denen wir aber u. A. Jan Joest begegnen mit seinem berühmten Kalkarer Hochaltar-Flügelbilde, das aus 16 Einzelbildern besteht und hier zum ersten Mal dem großen Publicum zugänglich gemacht wird — ein Wunder an feiner Seelenmalerei, vollendeter Technik und schönstem Farbenglanz; zu den „Kalvarienbergen" voll naturalistischer Einzelheiten, der „Anbetung" und der „Eidesleistung" der westphälischen Meister Victor und Heinrich Dunwegge, ihrem „Antoniusaltar", einem vorzüglichen Kalkarer Schnitzwerk mit dem eigenartigen Reliquiar; aber zu den Schülern des. großen van Eyck, und anderen Vlamen, wie Quintin Massys und Hans Memling.

Am Ende aber dieser Säle, von den Abgüssen des aus dem Beginn des 13. Jahrhunderts stammenden Südportals der Andernacher Liebfrauenkirche würdig umrahmt — wie denn viele der für die Ausstellung 1902 hergestellten Abgüsse baulicher Denkmäler zur stylvollen Ausstattung der jetzigen Ausstellung benutzt worden sind — von den Andernacher Abgüssen also monumental umrahmt des aus Augsburg gebürtigen Colmarer Meisters Martin Schongauer, des Größten unter den oberrheinischen Künstlern berühmte „Madonna im Rosenhag" voll herber Schönheit, aus der Martinskirche zu Colmar. Voll herber Schönheit, aber auch voll herziger Innigkeit, wie da das Christkindlein mit seinem Aermchen durch die aufgelöste blonde Lockenpracht der Gottesmutter greift, deren Hals es umschlungen hat, und mit einem lieblichen Lächeln der Gemeinde zunickt, indessen die Mutter, die das Kind zärtlich umfangen hat und an die Brust drückt, nach der anderen Seite hin zu den Andächtigen hinabblickt. Dazu der Rosenhag mit den jubilirenden Vögeln, die lichtblau gekleideten Engel, die die Krone, ein Meisterwerk oberdeutscher Goldschmiedekunst, über dem Haupt Maria's halten, das Hochroth des Mantels, der in bauschigen Falten über das Weinroth des Untergewandes auf den grünen Wiesenplan hinabwallt. Man kann sich nichts Deutscheres denken als diese „Madonna", und ist das „Modell" auch weit häßlicher gewesen als die Modelle des Murillo und Raffael — wie hält sie mit diesen durch ihre Schlichtheit und Innigkeit, Natürlichkeit und Ehrlichkeit des Empfindens den Vergleich doch aus ... Und auch in den Seitencobineten dieses unteren Stockwerks — welche Fülle von Anregung und Genuß. Dort haben auch einige der Privatsammlungen geschlossen ihren Platz gefunden. Ich möchte bloß zwei Werke der kirchlichen

Kunst hervorheben, die sie bergen: aus der fürstlich Wied'schen Sammlung zu Neuwied des Nordfranzosen Simon Marmion's „Leben des Benediktiners St. Bertin", ein Meisterwerk liebevoll feinster Ausführung des berühmten Buchmalers von Amiens, zehn Einzeldarstellungen unter den Bögen spät gothischer Bauwerke oder in Landschaften angeordnet; aus der städtischen Gemäldesammlung zu Straßburg Conrad Witz's, des oberdeutschen Zeitgenossen Marmion's, um die Mitte des 15. Jahrhunderts, „Sta. Catharina und Sta. Maria Magdalena". Sie sitzen in einem gewölbten Säulengang am Boden, die halbselig träumende Maria mit einer Salbbüchse in der Linken, die sinnende Catharina in einem Buche lesend; besonders interessant ist auch der bruchige Faltenwurf der reichen weiten blauen und rothen Gewänder. Und noch einiger weltlicher Bilder Kölner Meister aus dem Ausgange der Blüthezeit der Schule sei gedacht: des Frauenbildnisses des Meisters von St. Severin (im Besitze der Frau Dr. Virnich, Bonn) und der Frauen- und Jünglingbildnisse von Bartholomäus Bruyn aus dem Beginn des 16. Jahrhunderts. Es stand der Meister von St. Severin unter dem Einfluß der Oberdeutschen, während Bruyn niederländischen Vorbildern folgte, bis er in italienische Manier verfiel. Hier aber sind die Kölnischen Patrizierbilder Zeuge seines großen Könnens in seiner Glanzzeit. Wahre „documents humains" ihrer Zeit, die Menschen und Sitten jenes Zeitalters uns näher bringen.

* * *

Und das bringt auch die Künstler jener Zeit den heutigen nahe, wofern sie Augen zu sehen besaßen und besitzen, und Kraft das Geschaute überzeugend wiederzugeben, die Einen, wie die Anderen — sind auch die Ausdrucksmittel andere geworden. Die Cocotten und Weltdamen der Latouche und Besnard und d'Anglade sind ebenso Kinder ihrer Zeit wie die Madonnen und Patrizierinnen der Kölner und Westphalen und der Oberdeutschen. Manches Mal aber ist's auch geradezu frappant, wie über Jahrhunderte hinaus derselbe Typus sich erhält: Lochner's Madonnenkopf muthet Einen wie ein Köpfchen von Greuze an, zu Lucas Cranach's des Aelteren „Madonna auf der Holzbank" könnte Gertrud Eysoldt Modell gesessen haben, mit viel mehr Erfolg als zu der Corinth'schen „Salome" auf der vorjährigen Secession-Ausstellung in Berlin, und das wundervolle Stück burgundischer schwarzer Bronceplastik, die Büste „Philipp des Guten", die neben der Schongauer'schen Madonna aufgestellt ist, könnte ein Max Kruse nach dem Kopfe eines Jesuitenpaters auf dem Monte Pincio geformt haben ....

Es lohnt sich schon, das „aufmerksame Sich-versenken" und „liebevolle Eingehen". Diese Späteren des Mittelalters machen es Einem ja leicht. Aber auch bei den „Primitiven". Man muß es nur lernen, das Auge richtig einzustellen und aus ungelenken Formen, harten Linien, starken Farben — die Seele des Künstlers herauszulesen.

* * *

Und soll ich nun noch der anderen Kunstschätze aus anderen Ländern und aus späteren Zeiten, aus dem 17. und 18. Jahrhundert gedenken? Aus der Wied'schen Sammlung auch sind Tizian's feueräugiger „Clément Morot" und „Sta. Agnes", die zarte, lichte Mädchenhalbfigur, Leonardo da Vinci's „Leda" von eigenthümlichem gelblich-bräunlichem Hautton mit Helena und Klytämnestra, Kastor und Pollux, die eben dem — Ei entkrochen sind, hergeliehen, wie auch Ferdinand Bol's sieben ungemein lebendig gruppirte schwarzgekleidete Weinamt-Vorsteher um einen roth bedeckten Tisch. Aus der Berliner Gallerie Carstanjen, die übrigens nächstens als Depot in das Kaiser Friedrich-Museum wandert, eines der schönsten der fünf van Dyck-Werke, die hier zu sehen sind: das Bildniß einer vornehmen jungen blonden Dame in schwarzer Seide mit Spitzenkragen und Manschetten. Das Bild stammt wohl aus seiner Genueser Zeit. Erstaunlich einfach sind hier die Spitzen behandelt. Auch das Bildniß des „Grafen Albrecht von Arenberg", aus der Brüsseler Gallerie Arenberg, ist ein wunderbar flott hingeworfenes Bild. Und der kleine rothe Fleck unter dem linken Auge — welche naturalistische und gleichzeitig koloristische Pikanterie. Von Peter Paul Rubens, aus dem Besitze des Konsuls Weber in Hamburg, ein Bildniß der Helene Fourment, des Künstlers zweiter Gattin, der pikanten, lebenstrotzenden Blondine, die hier noch weniger gedankenbeschwert erscheint, als auf dem Bildniß im Amsterdamer Rijksmuseum und weniger verliebt, als auf dem im Haager „Mauritshuis". Neben diesen beiden vlämischen Meistern die holländischen Großen — Rembrandt und Frans Hals, jener mit 11, dieser mit 9 Werken vertreten; dazu ein Paar auserlesene Jakob van Ruisdael, Gerard ter Borch, Adriaen van de Velde, Jan Vermeer van Delft u. A. ...

Die Rembrandt's und Hals' allein schon lohnen die Reise nach Düsseldorf. Freilich das allerinteressanteste der Rembrandt-Bilder, ein Selbstbildniß aus den Tagen des Alters, hat man weit näher: es gehört zu den Schätzen der Carstanjen'schen Sammlung. Ganz und gar impressionistisch breit hingestrichen, dieser alte Mann mit lachendem Ausdruck in gedunsenem Gesicht, wie er in diesem Brustbild ohne Hände, seitwärts neben einer Staffelei mit dem Bilde eines römischen Kaisers dasteht und dem Beschauer schlau zunickt. Ein eclatanter Beweis des philosophischen Lebensmuthes des Künstlers, denn es ging ihm schlecht in jenen alten Tagen, wie auch die dürftige Kleidung andeutet. Aber welche Kraft des Ausdruckes noch in diesen breiten Pinselstrichen, welcher Reiz der Farbe. Ein würdiges Seitenstück zum „Homer" im Haager Museum. Und man begreift, daß die deutschen Secessionisten gerade Rembrandt als einen der „Ihren" mit Beschlag belegt haben, wie auch den Frans Hals in seiner späteren Zeit, aus der hier u. A. aus der Sammlung Arenberg ein alter „fröhlicher Zecher" mit struppigem Haar und Bart zu sehen ist, ein prächtiges Gegenstück zu dem jüngeren „Zecher" im Rijksmuseum. Von Hals sind hier ausschließlich Bildnisse zu sehen; von Rembrandt aber auch mythologische und religiöse Historien, darunter der so ungemein intim anmuthende „Tobias" und die „Darstellung im Tempel", sowie eine waldige Landschaft aus dem Besitz des Freiherrn von Ketteler-Eringerfeld, ein Bild, das als ein Rembrandt eben jetzt neu in einer Ablegekammer entdeckt worden ist, ganz ebenso wie eine Ruisdael'sche Waldlandschaft aus demselben Besitz ...

Von diesen Landschaften zu unseren secessionistischen Impressionisten ist's allerdings ein beträchtlich weiterer Weg, als von jenen Figurenbildern. Und wenn man von ihnen unvermittelt zu den modernen Bildern im unteren Stockwerk des südlichen Theiles des Ausstellungspalastes zurückkehrt, so kann man es schon verstehen, daß ihre Schöpfer lächelnd davon träumen, „wie herrlich weit" sie es gebracht. Nur — wie werden ihre Bilder in 200 und 250 Jahren aussehen? Und war nun das Zurechtstutzen der gegebenen Landschaft eine gar so große Sünde gegen die Natur, eine größere, als wenn manche unserer heutigen meistbewunderten Landschafter die Ausschnitte die sie geben — stylisiren? Der Eine läßt einen Waldbach stärker schäumen, als er wirklich thut und wirft ihm Baumstämme in den Weg, der Andere verwandelt einen Buchenwald in eine gothische Kirchenhalle; Jene tauchen das Ganze in einen braungoldigen Ton, und von diesem kommen manche aus einem rosa- und blausilbrigen Geflimmer nicht heraus ...

* * *

Auf die modernen Ausstellungen in Dresden und Düsseldorf gehe ich weiter nicht ein. Da gäbe es ja auch nach

Allem, was ich im ersten Artikel hierüber sagte, vornehmlich neugemalte Bilder zu besprechen und es sind hier, weiß Gott, in den letzten Monaten solche neugemalte Bilder nachgerade genügend geschildert und beleuchtet worden. Auch gerade über die Haupttrümpfe in Dresden: Menzel und Rodin, in Düsseldorf abermals Menzel und Rodin und dazu Zuloaga habe ich hier wiederholt Gelegenheit gehabt, mich auszusprechen, ebenso wie über die jungen Dresdener, vor Allen die „Elbier" und ihren Meister — Gotthard Kuehl. Die jungen Düsseldorfer aber, die unter den neuzeitlichen Künstlern allein neue Kunsterscheinungen bedeuten, die Janssenschüler Hans Kohlschein, der eigenartige Schlachtenschilderer, der an die Stelle theatralischer Soldatenmalerei — Psychologie setzt, und August Deusser, der naturalistische Sänger der Macht der Scholle, die Claus Meyer-Schüler Wilhelm Schmurr, der feine Kolorist und Menschenergründer, Josse Goossens und Jodocus Schmitz, die von sozialen Tendenzen erfüllten Sittenprediger in großzügiger Farben- und Formensprache und Andere noch, die alle beweisen, wie mächtig sich Jung-Düsseldorf regt und — wie ungehindert es das thun darf, sie werden ihre Werke sicher auf Reisen schicken und dann komme ich auf sie gelegentlich wohl zurück.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Der Wicht.

Von Erich Wunsch.

Ich war ihr Arzt und war ihr Freund. Was ihre Fieberphantasien nicht verriethen, gestand sie mir in ihren lichten Augenblicken. So aber lautete ihr Bekenntniß:

* * *

Meine Mutter mit den Geschwistern war noch nicht zurückgekehrt.

Der Vater hatte ein Fenster geöffnet, und der Geruch der feuchten Ackerschollen — am Nachmittag war der letzte Schnee geschmolzen — drang in das Zimmer. In ihn mischte sich ein süßer, betäubender Duft: drunten am Zaun blühte der Seidelbast.

Der Dichter, der bei uns im Pfarrhause Gesundheit gesucht und gefunden hatte, bat mich: „Singen Sie mir noch einmal mein Lieblingslied!"

Ich sang es. „Du bist die Ruh', der Friede mild, die Sehnsucht du, und was sie stillt ..."

Inzwischen war es im Zimmer fast ganz dunkel geworden.

Als ich geendet hatte, trat mein Vater zu mir und strich mir nach seiner Art leise über die Stirne, dann ging er hinaus. Er hätte seine Aelteste nicht so im Stich lassen sollen ...

Ich wußte, was der Dichter nun sprechen würde ... Wie fürchtete ich mich vor diesen Worten — und doch, wie lange hatte ich sie ersehnt!

„Du liebst mich sehr, Mädchen?!"

„Sie haben eine Frau!"

„Du wirst heute Nacht mit mir gehen."

„Sie haben eine Frau!"

„Mädchen! ... Ja, ich habe ein Weib, und sie will nicht von mir lassen, sie stürbe, wenn ich sie verließe —"

„Also soll ich Ihre Dirne werden?"

„Wenn Du's so nennen willst — doch ich sage Dir: Laß mich nur allein ziehen — dann kannst Du bald wieder in allen Zeitungen lesen, welch ein garstiges wüstes Leben der große Dichter auf's Neue führt, wie er seine herrlichsten Gaben, seine Gesundheit verwüstet, wie — glaubst Du, daß ich ein großer Dichter bin, aber doch sein könnte?"

„Ja."

„Und weißt auch, daß nur Du mich halten kannst: Du bist die Ruh', der Friede mild — und willst nicht kommen?"

„Meine Eltern —"

„Ich verlange ein großes Opfer! Doch, wird der Lohn nicht größer sein? All meine Kunst, mein ganzes Leben wird Dir gehören!"

„Mein Vater —"

„Er hat noch andere Kinder — ich habe nur Dich!"

„Ich kann nicht."

„Du kommst."

* * *

Kaum ein Jahr war vergangen.

Mitten in einer Dezembernacht erwachte ich an der Seite des Mannes, den ich geliebt, dem ich meine Mädchenehre geopfert, mein Vaterhaus — den ich verachtete!

Warum war ich nicht gleich davongelaufen? Welche Macht hielt mich zurück? Ging sie etwa noch von ihm aus? Hielt mich mein Schicksal?

Welche Qualen hatte ich erduldet, ehe ich ihn fragte!

Und er — ach die Teufelsfratze, als er höhnend gestand: „Närrchen, mit Speck fängt man Mäuse. Wärst Du denn mit mir gegangen, wenn ich mir nicht eine eigene Frau Gemahlin erfunden hätte?"

„... Gut, so sage mir nur noch eines: Bin ich die Einzige, oder haben auch hierin die bösen Zungen Recht?"

„Die Einzige ..." — ach die Teufelsfratze! — „... Närrchen, bist Du auch so eifersüchtig wie die anderen alle? Ein großer Künstler braucht natürlich ..." ...

Und nun lag ich da und zermarterte mich. Ich wollte weinen, aber ich mußte lachen. Ich wollte beten — ich lachte. Schließlich fing ich an zu singen, mitten in der Nacht.

Und ich wurde meiner Stimme wieder froh, sie war noch rein, sie gab mir mehr Frieden als Träume und Gebet.

Da aber erwachte der Schläfer an meiner Seite und schalt: „Wirst Du nicht schweigen, vermaledeite H—!" ...

Ich schwieg, doch ich zitterte vor Wuth. Und als der Mann wieder schlief, sprang ich aus dem Bett und zündete Licht an.

Auf dem Pfühl ruhte sein Haupt. Mir schien es nicht mehr schön: Die Stirn war zu eng, die schwarzen Haare waren zu weit in die Schläfen gewachsen; der Mund war weibisch. Und die Augenlider mit den langen Wimpern lagen über falschen Augen.

Kein Erbarmen war in mir, Wuth zitterte in all meinen Gliedern: Er hatte mir mein bißchen Frieden zerschlagen!

Ich nahm die Schnur, die meinem Nachtgewand als Gürtel diente, schlang sie um den Hals des Dichters und zog zu, so fest ich konnte.

Ich glaube, ich lachte dazu ...

Dann schleppte ich die Leiche zu einer Wand und knüpfte sie am Gasarm auf.

* * *

Daß ich auf meiner Flucht durch die Winternacht nicht erfror, daß ich nicht entdeckt wurde, war ein Wunder. Aber ein größeres Wunder widerfuhr mir: Das Bild verließ mich.

Nach dem Mord hatte ich mich als Magd verdingt und arbeitete härter als ein Thier — denn ich wollte das Bild los werden.

Jede Nacht, so müde ich war, suchte es mich heim.

Ich sah das Haupt meines Verführers, ich sah die großen blauen Augen sich öffnen — welch Entsetzen! während die Schlinge ...

Ich sage, in einer solchen Nacht widerfuhr mir das Wunder —: daß das Bild mich verließ.

Unerwartet kam Frieden über mich und Stille und durch die Stille raunte eine Stimme — sie klang wie das Greinen eines alten Mannes, eines Zwerges, in mein Ohr —: „Singe, sei getrost, ich helfe Dir!"

Wieder sang ich mitten in der Nacht.

Die Herrschaft jagte die Magd aus dem Hause.

Doch der Friede blieb, und die Vaterstimme, das Zwergengewisper, klang oft in mein Ohr — immer.

Keinen Schritt that ich, daß „mein Friede" mir nicht gerathen und geholfen hätte ...

Heute sprach er: „Stelle Dich mitten auf den Markt und singe!"

Ich that es — bis nach der alten Roma war ich geirrt — ich sang mitten auf dem Markt, wo immer viel Landvolk versammelt ist.

Die verhungerten Ciociaren riefen: „Eine Heilige, eine wahre Heilige!" und ließen Soldi in mein aufgeschürztes Kleid gleiten, bis ich es nicht mehr gerafft halten konnte, bis ich mit dem Geld über die Berge reisen konnte ...

Ein ander Mal — in der Stadt war's, die da heißt die Dirne — raunte das Wichtlein: „Gehe auf die Bühne, wo das schönste, schlechteste Mädchen singt, und singe Du ein Lied vom blutenden Christus!"

Ich that's. Da wurden die Wüstlinge blaß und boten mir viel Geld: für mein Lied, für mein Leid, für mich! Ich warf es ihnen vor die Füße und bettelte mich nach Deutschland.

Nicht lange mehr habe ich gebettelt. Denn bald, ob ich seiner schon nicht begehrte, folgte mir der Ruhm wie ein Hund, und meine Schleppe säumte sich mit Purpur und Gold.

Welche Fürstin war so mächtig und reich wie die Sängerin? Für welches Weib wurden Greise brünstig, Jünglinge Greise?

Nur das Glück, nach dem ich mich mehr sehnte als nach Geld, Macht, Liebe, ward mir nicht: Er, der mir half, wollte sich meinen Augen nicht zeigen. Wie ich ihn bat!

„Wenn es Zeit ist, wirst Du mich sehen!" Damit vertröstete er mich durch zehn Jahre — bis gestern. Gestern endlich sprach er: „Morgen, wenn Du in der Kirche singst, sollst Du mich schauen!"

In der Kirche ... „Du mußt ein gutes Wichtlein sein!"

* * *

Man hatte die Kirche zu sehr geheizt. Dazu die vielen Menschen! Ob daher meine Unruhe rührte?

Alles beklemmte mich. Im Sausen der Gasflammen glaubte ich hämische Stimmen zu hören. Das Schmiedeeisen der Kronleuchter schien mir ein Gewirr höllischen Krautes, aus dem hie und da eine gezückte Klaue hervorlauerte ...

Mich faßte ein Schwindel, wenn ich vom Orgelchor in's Schiff hinabsah ...

Da flüsterte mir die Stimme in's Ohr: „Heute, wenn Du am schönsten singst, sieh nach dem großen Kronleuchter, dort wirst Du mich schauen!“

Nun setzte die Orgel ein.

Zu einer Arietta Beethoven's, einem seiner letzten Werke, sang ich Worte eines Dichters.

Da hatte ich wieder Frieden. Mir war, als stünde Beethoven neben mir, als brauchte ich mich nur zur Seite zu neigen, nur ein Knie zu beugen, und könnte dann dem Meister die Hände küssen ...

Und so beseligt, blickte ich nach dem Kronleuchter — wo „er“ hing.

Da hing er! Seine Augenlider hoben sich, die blauen Augen sahen mich an, er grinste — das Bild ......

Ich bin wohl gerade auf die Fliesen des Mittelganges aufgeschlagen, Doctor?

Aus der Hauptstadt.

Der kluge Minister.

Ein juristisches Märchen.

Es war einmal ein König, der erließ ein Gesetz, in seinem Königreiche sollten alle Fenster aufgemacht werden, wenn es warm wäre. Er war nämlich ein guter König und immer auf das Wohl seines Volkes bedacht, und er wußte, daß frische Luft heilsam ist und viele Krankheiten vertreibt. Weil er aber auch wußte, daß das Volk oft unverständig war und seinen Gesetzen nicht immer freiwillig gehorchte, so befahl er seinem Minister, dafür zu sorgen, daß dieses Gesetz zu allen Zeiten befolgt würde. Der Minister aber befahl es wieder der Polizei, und die sorgte denn eifrig dafür.

Das aber war gar nicht leicht. Es gab einige ganz Unzufriedene, die meinten, wenn man immerfort verlange, daß sie die Fenster aufmachten, sollte man ihnen auch Holz und Kohlen zum Heizen geben. Das waren aber nur ganz schlechte Menschen, die über Alles murrten, was die Polizei that, und deßhalb hörte Niemand auf sie.

Aber auch mit den anderen Leuten hatte die Polizei viel Streit und Aerger. Es zeigte sich nämlich, daß es sehr schwierig war, zu entscheiden, ob es zu einer bestimmten Zeit warm war oder nicht. Man fragte deßhalb bei kundigen Männern an; aber selbst das half wenig. Denn diese sagten gewöhnlich, Wärme und Kälte seien gar nicht von einander getrennt, sondern gingen in einander über.[1]) Wenn man aber eine bestimmte Antwort verlangte, ob es warm oder kalt sei, so sagten sie entweder, auf eine solche Frage könnte man überhaupt keine bestimmte Antwort geben, oder der eine erklärte, es sei warm, und der andere, es sei kalt. Nun konnte die Polizei zwar machen, was sie wollte, aber die Leute glaubten immer, es geschehe ihnen Unrecht.

Einige Leute machten nun an den Minister eine Eingabe und baten, das Gesetz möchte geändert werden. Sie glaubten nämlich, wenn nur bestimmt würde, daß bei verminderter Wärme die Fenster bloß halb aufgemacht würden[2]), würden Alle zufrieden sein.

Der Minister war aber darüber gar nicht froh. Denn er regierte zwar recht gern und manchmal auch ein Bißchen viel, aber es war ihm doch am liebsten, wenn er immer in der alten Weise weiter regieren konnte und keine Neuerungen nöthig waren. Nun fürchtete er, wenn er sich gar nicht um ihre Eingabe kümmerte, so würden sie immer mehr Geschrei machen. Einen neuen Gesetzentwurf wollte er aber auch nicht gern ausarbeiten, denn das war erstens sehr schwer, und dann war es auch leicht möglich, daß er bei dem König dabei in Ungnade fiel und dieser sich einen anderen Minister nahm. Darum antwortete er den Bittstellern: es müsse daran festgehalten werden, daß das Gesetz vortrefflich sei, allerdings dürfe auch nicht verkannt werden, daß es auf die veränderten Zeitverhältnisse nicht mehr in allen Punkten passe und daß dieses gewisse Uebelstände mit sich bringe; andererseits könne man sich den Bedenken nicht verschließen, die einer sofortigen Regelung dieser Frage entgegenstünden, zumal da eine Reform des gesammten Fensterrechtes in's Auge gefaßt sei; er werde daher ihre Wünsche in wohlwollende Erwägung ziehen, und sie möchten nur so lange warten, bis er damit fertig wäre. Darauf nahm er die Bittschrift, legte sie in einen großen Schrank und schloß ihn sorgfältig zu. Dann war er wieder sehr vergnügt.

Inzwischen hatten die Gelehrten angefangen, sich mit der Frage zu beschäftigen, und es war alsbald zwischen ihnen ein erbitterter Streit entstanden. Zuerst waren die Naturforscher gekommen, die man als sachkundig um Rath gefragt hatte, und hatten erklärt, zwischen Wärme und Kälte gäbe es gar keine feste Grenze, sondern unzählige Zwischenstufen.[3]) Das gefiel nun einigen Rechtsgelehrten, die immer auf Neuerungen bedacht waren, sehr gut; den älteren aber, die sich die „classischen“ nannten, waren solche moderne Ansichten gar nicht recht. Andere meinten auch, die Wärme im Sinne des Gesetzes sei ein juristischer Begriff, von dem die Naturforscher nichts verstünden; sie hätten nur zu reden, wenn sie gefragt würden, und auch dann werde man sich nach ihrer Antwort nur richten, wenn sie so ausfiele, wie man sie haben wollte.[4]) Es gab unter den Rechtsgelehrten der alten Schule aber auch manche, die von anderen Wissenschaften etwas verstanden, und diese benutzten nun ihre Kenntnisse, um die Streitfrage zu vertiefen. So sagten einige, die in der Logik bewandert waren, Wärme und Kälte seien Begriffe, die in contradictorischem Gegensatze zu einander stünden; Zwischenstufen oder ein Mischungsverhältniß beider Zustände seien daher undenkbar; es könnte also keine „verminderte Wärme“ geben.[5]) Andere, die sich mit Philosophie beschäftigt hatten, erklärten, die Wärme beruhe auf der Bewegungsfreiheit der Moleküle; ein Molekül könne aber immer nur frei oder unfrei sein; „geminderte Wärme“ sei daher theoretisch unmöglich.[6]) Ueber diese Beweise freuten sie sich denn so sehr, daß sie sie immer wieder aufsagten und sich um nichts anderes mehr kümmerten.

Die Anhänger der modernen Schule aber meinten, man müsse weiter gehen. Es könne nichts helfen, daß die Fenster mehr oder weniger weit aufgemacht würden; vielmehr müsse eine andersartige Behandlung der Fenster eintreten.[7]) Dazu müßten neue Constructionen eingeführt werden; hierfür zu sorgen aber sei Sache des Staates.

Hiermit machten sie sich jedoch bei dem Minister ganz besonders unbeliebt; denn dieser hörte es sehr ungern, wenn der Staat für irgend etwas Geld ausgeben sollte. Aber er sah doch ein, daß er etwas thun mußte; denn die Frage war nun einmal in Fluß gekommen und wurde auf allen Versammlungen der Gelehrten eifrig erörtert. Dadurch wurde sie allmälig so schwierig, daß sich Niemand mehr darin zurechtfand und jeder seine besondere Meinung hatte.

Deßhalb nahm sich die Internationale fenestralistische Vereinigung der Sache an.[8]) Sie ließ Alles, was Jemand über die „verminderte Wärme“ gesagt hatte, in ein großes Buch schreiben, worin es nun jeder nachlesen konnte.[9])

Der Minister hatte unterdessen eifrig überlegt, was er in der Frage thun sollte. Nun war er aber endlich auf den richtigen Gedanken gekommen. Er erklärte, es sei jetzt der Zeitpunkt gekommen, wo man die Vorarbeiten zu den Vorarbeiten des neuen Gesetzes in Angriff nehmen müsse.[10]) Darauf berief er alle Gelehrten, die sich mit der

[1]) Gutachten der wissenschaftlichen Deputation für das Medicinalwesen, Anlage 3 zu den Motiven des Strafgesetzentwurfes für den norddeutschen Bund S. 23; Leppmann, Die Sachverständigenthätigkeit bei Seelenstörungen, Berlin 1890, S. 83; Westphal, Archiv für Psychiatrie und Nervenkrankheiten, Bd. 2, S. 235; Ilberg, Ueber verminderte Zurechnungsfähigkeit, Grenzboten Jahrg. 1898, S. 185; Delbrück, Ueber verminderte Zurechnungsfähigkeit bei moralischem Irresein, Aerztliche Sachverständigen-Zeitung Bd. 2 S. 250.

[2]) Mittermaier, Der Milderungsgrund der verminderten Zurechnungsfähigkeit, Gerichtssaal Bd. 11, S. 32 ff.; Meyer, Archiv für Psychiatrie Bd. 2, S. 244.

[3]) Vgl. die zu [1]) Genannten.

[4]) Die Entscheidung über die Zurechnungsfähigkeit des Thäters steht nicht dem psychiatrischen Sachverständigen, sondern dem Richter zu.

[5]) Bruck, Zur Lehre von der kriminalistischen Zurechnungsfähigkeit, Breslau 1878, S. 149 ff., vgl. auch Berner, Lehrbuch des deutschen Strafrechts, 18. Aufl., S. 77; Schütze, Lehrbuch des deutschen Strafrechts S. 91; v. Wächter, Das Kgl. Sächsische und das Thüringische Strafrecht S. 325.

[6]) Motive zum ersten Entwurf des Preußischen Strafgesetzbuchs S. 144; Hälschner, System des Preußischen Strafrechts Bd. 2, S. 119.

[7]) v. Bar, Die juristische Beurtheilung der Zustände geistiger Krankheit und Störung, Grünhuts Zeitschrift Bd. 2, S. 55; Koch, Die psychopathischen Minderwerthigen, S. 139, Ravensburg 1891; Aschaffenburg, Die verminderte Zurechnungsfähigkeit, Archiv für Psychiatrie Bd. 32, S. 679; Seuffert, Ein neues Strafgesetzbuch, 1903, S. 41, und zahlreiche andere.

[8]) Versammlung der Landesgruppe der Internationalen kriminalistischen Vereinigung zu Dresden 1903. Die Frage des v. Z. stand für die diesjährige Versammlung in Stuttgart wieder auf der Tagesordnung.

[9]) Materialien zur Lehre von der verminderten Zurechnungsfähigkeit, herausgegeben von Dr. A. Gottschalk, Mittheilungen der Internationalen kriminalistischen Vereinigung XI (Beilage).

[10]) Erklärung des vortragenden Rathes im Reichsjustizamt v. Tischendorf im Jahre 1902: es solle mit den „Vorbereitungen der Vorbereitungen der Strafrechtsreform“ begonnen werden.

Frage befaßt hatten, in eine Commission.[11]) Er sagte ihnen aber, die Verhandlungen müßten streng vertraulich sein, damit das Wohl des Staates nicht gefährdet werde, deßhalb dürften sie nichts darüber sagen oder schreiben. Das gefiel ihnen zwar nicht sehr; aber weil jeder von ihnen überzeugt war, daß ohne seine Mitwirkung aus dem neuen Gesetze nichts Brauchbares werden könne, versprachen sie es. Und nun hatte er sie alle zusammen und ließ sie ruhig berathen, denn er wußte genau, daß sie sobald nicht damit fertig werden würden. Wenn sich aber jetzt Jemand über das Gesetz beschwerte, erklärte er, er müsse es ablehnen, sich zu äußern, bevor die wissenschaftliche Untersuchung beendet wäre. Der Minister konnte also ungestört regieren, die Leute froren bei den offenen Fenstern, und die Gelehrten beriethen immer weiter.

Und wenn sie nicht gestorben sind, so berathen sie heute noch.

F. G.

Der reformirte Mars.

Die russischen und japanischen Truppen biwakiren zu beiden Seiten des Dalinpasses, dessen Paßlinie unbesetzt sind.

Einst führte man den Krieg mit raschen Schlägen
Und packte seinen Gegner, wo er stand;
Wagen ward unmodern, heut' gilt das Wägen,
Hauptsache, daß ein Telegraph zur Hand.

So viel Erfolg gab's noch in keinem Kriege,
Durch Lorbeern watet jeder General,
An beide Fahnen heften sich die Siege,
Und beide triumphiren jedes Mal.

Rasch vor der Kriegserklärung springt noch — spul' Dich! —
Toga auf Arthur los in nächt'ger Stund';
Ein Held ist auch der Russe und bohrt muthig
Wehrlose Handelsschiffe in den Grund.

Begeistert folgt der braven Krieger Masse
Dem Feldherrn, nimmt er rückwärts seinen Lauf;
Jetzt liegen beide Gegner still vor'm Passe
Und graulen sich und steigen nicht hinauf.

Solch' Feldzug ist gesund auf alle Fälle,
Er stärkt die Beine, aber schadet nicht,
Bewegungs-Spiel nach Suttner'schem Modelle,
Gefahrlos wie das Haager Schiedsgericht.

Timon d. J.

Offene Briefe und Antworten.

Zur Frauenbewegung.

Es wird ja viel und immer wieder über die Berechtigung einer Erscheinung der neuen Zeit gesprochen: über das Eindringen der Frau in Berufe, welche traditionell vom Manne allein ausgeübt wurden. Mehr oder minder tiefsinnige Argumente pro und contra tauchten auf. „Die Frau gehört in's Haus; sie soll dem Manne unterthan sein", macht der negirende Standpunkt mit einem frommen Seitenblick auf die Bibel geltend. Der allzu bejahende Standpunkt hingegen entdeckt in der Frau die Elemente, es dem Manne auf nahezu allen Gebieten mindestens gleich thun zu können.

Mir scheint die Sache ziemlich einfach zu liegen, und die Wirklichkeit hat wohl auch bereits ganz gute Wege eingeschritten. Die Forderung der Frauen, zum Mindesten die Möglichkeit zu haben, alle Berufsbahnen betreten zu können, scheint mir in hohem Grade berechtigt. Daß der Staat hier mit Langsamkeit entgegenkommt, ist wahrlich nichts Besonderes.

Man denkt an Das, was man verließ,
Was man gewohnt war, bleibt im Paradies.

Goethe (Faust II).

Es besitzen eben nur wenig Angelegenheiten die Zugkraft etwa eines neu einzuführenden Gewehrmodells.

Man gehe getrost daran, noch vorhandene Schranken zu beseitigen und überlasse das Weitere ruhig der ausgleichenden Natur. Diese treibt das Weib mit Macht in die Arme des Mannes; sie wird von vornherein das Gros der Frauen vom Betreten der geöffneten Wege abziehen und dürfte hinterdrein genug Frauen aus ihnen herausreißen, selbst wenn jene Wege bereits mit Erfolg betreten waren.

Aber Frauen, welche den Beruf, ein männliches Berufsreservat zu cultiviren, in sich fühlen und ihn auch wirklich haben, verschließe man nicht einfach die Möglichkeit, dies thun zu können. Die Zeit wird lehren, daß die Zahl der weiblichen Mitbewerberinnen sich auf einen nicht zu hohen Prozentsatz beschränken wird.

Thatsächlich ist ja seit sehr langer Zeit ein Beruf vorhanden, in dem die weitgehendste Gleichberechtigung zwischen Mann und Frau faktisch ist, das ist die Musik. Hier steht der Frau Alles offen, ohne daß sie Alles hat ergreifen können. Sie ist als Virtuosin kühn an die Seite des Mannes getreten, sie wird als Lehrerin oft genug dem Manne gleichgestellt, wenngleich die Erfahrung lehrt, daß gerade Musikstudentinnen sich gern in die Unterrichtsclassen von Lehrern drängen.

Sie hat sich aber nicht behauptet als Orchesterdirigentin und ist völlig gescheitert als Componistin, obwohl ihr hier durchaus der Bildungsgang des Mannes offensteht. So wird der Ausgleich auch auf anderen Gebieten stattfinden. Man könnte mit einiger Gewißheit voraussagen, daß sich nur wenige Frauen auf dem Gebiete des Jus erhalten werden, wenngleich sie ja meistens Recht zu haben, auch recht zu sprechen pflegen. Ein edles Naturhinderniß dürfte hier vorzugsweise im Wege stehen, das Mitleid, welches Frauen in ungleich stärkerer Dosis verliehen ist als den Männern.

Wenig Neigung scheint vorhanden zu sein, sich der Kanzel zu bemächtigen. Die katholische Kirche wird nach dieser Seite hin ihr starres non possumus entgegensetzen, obwohl sie dem weiblichen Element in ihrem Ritus einigen Spielraum gewährt; wer in katholischen Familien gelebt hat, wird dem Marien-Cultus seine Sympathien nicht wohl versagen können. Die protestantische Kirche wird sich vielleicht im Laufe der Zeit nicht abwehrend zeigen, falls ein Andringen wirklich stattfände. Hier dürften die weiblichen Stimmorgane ein schwer besiegbares Hinderniß bilden, mindestens betreffs größerer Kirchen, und namentlich weil ein Forciren der weiblichen Stimme so leicht unästhetisch wirkt. Betreffs des Inhalts der Predigt sind ja unter den Predigern, welche diese Zeilen nicht lesen, genug, die von Frauen erreichbar wären. Gegebenen Falles würde eine an der Kanzel anzubringende Gardine unfehlbar anregend wirken.

Auch die Lehrthätigkeit der Frauen an Gymnasien wäre wohl am besten praktisch ausprobirt. Auch Schreiber dieser Zeilen hat tausend theoretische Bedenken dagegen, verhehlt sich aber nicht, daß die Wirklichkeit ganz besondere Erscheinungen zu Tage fördern kann.

Während die Frau auf dem Gebiet der Malerei zwar nicht die Größe des Mannes erreicht hat — auch hier stehen ihr alle Bildungsmittel zu Gebote —, doch aber sehr Beachtenswerthes leistet, scheint ihr die Bildhauerei weniger Interesse einzuflößen. Vielleicht ist das Metier zu staubig. Allerdings dürfte dieser Punkt jetzt nicht mehr mitsprechen, da auch die Frauen ihre Haupterholung auf staubigen Landstraßen suchen und diese beständig staubige Atmosphäre sogar sehr gesund finden.

Wie Musiker und Maler, müssen ja auch die Poeten schon seit recht langer Zeit die Frauen als gleichberechtigt neben sich anerkennen; pfuschten doch schon vor grauen Jahren Damen den Dichtern in's Handwerk. Ob es der Frau wohl gelingen wird, in der Zukunft betreffs ihrer Leistungsfähigkeit die Höhe des Mannes zu erreichen? Bisher war ihnen dies auf den offen stehenden Gebieten nicht vergönnt, und selbst auf ihren ureigensten Gebieten des Nähens, der Nadel und der Küche, spielt das männliche Geschlecht die Hauptrolle.

Aber schließlich handelt es sich ja nicht um Zuvorthun, sondern hauptsächlich um Mitthun, und ich wiederhole, daß es mir Frevel scheint, den Frauen nur auf Grund theoretischer Bedenken irgendwelche Laufbahn zu verschließen, ehe sie hier nicht geradezu Mißerfolge aufzuweisen haben. Nicht nur die Zahl der Frauen ist groß, welche sich auf ihrem natürlichsten Gebiet nicht bethätigen können, sondern auch die Zahl derer, welche kein Talent dazu haben.

—g.

Notizen.

Geschichte der deutschen Literatur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Von Prof. Dr. Friedrich Vogt und Prof. Dr. Max Koch. Dies Werk, das in nur einem Bande im Jahre 1897 zuerst erschien, hat viel Anerkennung und Verbreitung gefunden und wird jetzt in zweiter, neubearbeiteter und vermehrter Auflage zweibändig herausgegeben. Der erste Band liegt uns vor; er ist mit 58 Abbildungen im Text, 18 Tafeln in Farbendruck und Holzschnitt und 15 Facsimile-Beilagen versehen (Leipzig und Wien 1904, Verlag des Bibliographischen Instituts, 355 Seiten). Prof. Vogt, der Verfasser dieses mit Luther, Hans Sachs und Fischart schließenden Bandes vereinigt Gelehrsamkeit und kritischen Sinn mit der Gabe klarer

[11]) Reichsjustizcommission zur Vorbereitung der Strafprocessreform. Vorbesprechungen zur Reform des Strafrechtes.

und volksthümlicher Darstellung; Stichproben, wie etwa die Erörterungen über die Berichte des Tacitus zur germanischen Vorzeit, über Lachmann's Theorie der Entstehung des Nibelungenliedes, über die Eigenart der Dichtkunst Walter's von der Vogelweide zeigen dies; man erkennt überall, daß das Werk auf der Höhe der Forschung steht. Ein reicher Schmuck sind die beigefügten Abbildungen, facsimilirte Proben aus den ältesten und aus späteren Handschriften, Wiedergabe von mittelalterlichen Titelblättern, Initialen, Porträts u. s. w. Vor dem Register am Schluß stehen die literarischen Nachweise für jede Periode; daß sie hier stehen ist zweckmäßig, weil sie so übersichtlich vereinigt sind und die Darstellung selbst nicht störend unterbrechen. Diese Literaturgeschichte verbindet den Charakter eines Buches von populär wissenschaftlicher Haltung mit dem eines Prachtwerkes.

Heinrich Gomperz. Die Lebensauffassung der griechischen Philosophen und das Ideal der inneren Freiheit. Verlegt bei Eugen Diederichs, Jena und Leipzig. 8 Mark. Diese aus seiner Zeit an der Universität Bern gehaltenen Vorlesungen entstandenen Vorträge bilden ein Buch, daß vorzüglich dazu geeignet erscheint, auch Diejenigen, die dem Gegenstande als Neulinge oder gar fremd gegenüberstehen, in die antike Betrachtungsweise wirklich einzuführen. Im Mittelpunkt der Betrachtungen steht das Ideal der inneren Freiheit, dessen Begriff in der ersten Vorlesung festgelegt wird und der dann der Ausgangspunkt für alle weiteren Ausführungen ist. Eine äußerst anregende Vorlesung über die Lebensauffassung der Griechen leitet dann zu Sokrates und später zu Plato über. Das vorzügliche Buch bedarf noch einer eingehenden Würdigung. Schon jetzt aber sei gesagt, daß es Niemand ohne innerliche Bereicherung aus der Hand legen wird.

Friedr. Aug. Dreßler: Moltke in seiner Häuslichkeit. Mit zahlreichen, bisher unveröffentlichten Illustrationen, dem Facsimile eines Moltke-Briefes an seine Braut und drei Handzeichnungen Moltke's ꝛc. Verlag von F. Fontane & Co. in Berlin. Preis Mk. 3,50, geb. Mk. 5.—. Während die Stadt Berlin sich rüstet, dem großen Schlachtenlenker Moltke auf dem Königsplatze ein Denkmal zu errichten, ist es Aug. Friedrich Dreßler in seinem Buche: „Moltke in seiner Häuslichkeit" vergönnt, die Erinnerung an den Menschen Moltke wachzurufen. Das Leben des bedeutenden Mannes wird durch eine Fülle intimer Züge ergänzt. Dreßler führt uns in den intimsten Kreis seiner Familie — er zeigt uns das gütig fürsorgende Oberhaupt dieser Familie, den feinsinnigen Kunst- und Naturfreund. — Es erregt unsere Bewunderung, ja unsere Rührung, zu erfahren, wie einfach der hervorragende Feldherr in all' seinen persönlichen Bedürfnissen war — mit welchem Zartgefühl er für all' seine Verwandten sorgte, wie gütig er gegen seine Untergebenen war. — Zwei Jahrzehnte hindurch hat Aug. Friedr. Dreßler, der Verfasser der „letzten Melodie", unter deren Klängen, vom Componisten gespielt, Moltke bekanntlich aus dem Leben geschieden ist, fast täglich im Hause des Feldmarschalls verkehrt, um ihm die Stunden der Muße durch die Musik zu verschönen. Daher sind die Beziehungen Moltke's zur Musik auch mit besonderer Gründlichkeit und besonderem Sachverständniß geschildert. — Aber auch sonst hat der Verfasser den Charakter und die kleinen Eigenheiten Moltke's genau beobachtet und mit Liebe wiedergegeben. — Durch das Einflechten einer Fülle kleiner, reizender Anekdoten, wie der Feldmarschall sie zu erzählen liebte, fehlt es dem Buche auch nicht an Humor. — Da das Buch vornehm ausgestattet und mit zahlreichen, bisher unveröffentlichten Illustrationen — u. A. dem Facsimile eines Moltke-Briefes an seine Braut und drei Handzeichnungen Moltke's — versehen, so ist es ganz besonders dazu geeignet, sich als patriotisches Hausbuch bei Jung und Alt einzubürgern.

Gunhild Kersten. Von Gabriele Reuter. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.) Wie die Verfasserin im Vorwort mittheilt, legt sie uns hier eine Jugendarbeit vor, in der Gedanken „schüchtern und unsicher nach Ausdruck ringen", für die sie sich bewußt ist, später eine kräftigere Form der Darstellung gefunden zu haben. Die Erzählung stammt aus dem Jahre 1891, demselben Jahre, in dem Gabriele Reuter die ersten Capitel ihres bekannten Romans „Aus guter Familie" schrieb. Uns will scheinen, als ob das Publicum ein literarisches Werk nur nach seinem absoluten Werth beurtheilen würde und als ob die Kritik die Pflicht hätte, dasselbe zu thun. Trotzdem kann man sich im vorliegenden Falle dieses Zurückgreifen wohl gefallen lassen. Das vielerörterte Problem, wie in einem glücklichen Lebensbund die Selbstständigkeit der Künstlerin mit der natürlichen Gebundenheit des Weibes und dem Rechte des Gatten sich vertragen soll, findet in der Novelle eine feine und interessante Behandlung. Der Mann, der von seiner Liebe lassen wollte, weil das nach langem Irren gefundene Weib seines Herzens sich nicht dazu verstehen konnte, ihm zu Lieb von ihrer Kunst zu lassen, wird der Ungerechtigkeit dieses Verlangens inne, wie ihm selber der Staat einen ähnlichen Verzicht auf seine persönliche Freiheit zur Bedingung einer glänzenden Stellung machen will. Nun stellt er keine Bedingungen mehr; er vertraut, daß sie ihm Glück schenken wird, und sie versichert ihm, daß ihre schönsten Lieder fortan doch nur für ihn sein würden. Das ist noch nicht gerade eine besondere geistesstarke Lösung des in Frage stehenden Problems, aber immerhin ein hübscher harmonischer Schluß einer graciös aufgebauten und mit manchem feinen originellen Zug geschmückten Novelle.

Bei Friedrich Vieweg & Sohn in Braunschweig erschien Holzinger's Lehrbuch der politischen Arithmetik für Handelsakademien in dritter unveränderter Auflage. Das Buch ist klar geschrieben und eignet sich daher auch für das Selbststudium.

Bei Friedrich Vieweg & Sohn in Braunschweig ist als Neubearbeitung des astronomischen Theiles von Schoedler's Buch der Natur der Grundriß der Astronomie von Prof. B. Schwalbe, herausgegeben von Prof. Boettcher, mit einem Lebensbild Schwalbe's, erschienen. Das Buch ist auch für den gebildeten Laien geschrieben und berücksichtigt besonders die astrophysikalischen Forschungen der neuesten Zeit. 170 Abbildungen und 13 Tafeln vervollständigen das Werk.

Oberleutnant Grothe. Roman von Lisbeth Dill. Stuttgart und Leipzig. Deutsche Verlagsanstalt. Tendenziöse Garnison-Romane haben in letzter Zeit bis zum Uebermaß den Büchermarkt überschwemmt, so daß man jeden Militärroman nachgerade mit Mißtrauen zur Hand nehmen wird. Das vorliegende Buch hat indessen mit der Literatur à la Bilse nicht das Geringste zu schaffen, denn es ist das Werk einer zwar noch jungen, doch warm empfindenden und vielversprechenden Erzählerin.

Demoiselle Engel. Eine Altbremer-Hausgeschichte von B. Schulze-Smidt. Illustriert von W. Hoffmann. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.) Ein Idyll in den lichten Farben und steifgraciösen Schnörkeln des zu Ende gehenden Rococo, sich abhebend von dem düsteren Hintergrund des aufziehenden Gewölks der napoleonischen Weltkriege. Wie Zeitstimmung und Zeitgeschichte in dem alten bremischen Handelsherrenhaus sich geltend machen, ist so anschaulich geschildert, wie dies alte, schöne Haus selbst mit seinen ehrenfesten, gutherzigen Bewohnern, denen die Nöthe des Krieges in der holden und tüchtigen Engelina Coccejus, die aus der holländischen Heimath mit ihren kleinen Geschwistern hat flüchten müssen, eine junge Hausherrin zuführen. — Bernhardine Schulze-Smidt bewährt sich auch in diesem neuen Werkchen als die treffliche Erzählerin, die den Leser zu fesseln und zu erwärmen versteht — hier vielleicht in besonderem Maße, wo die Liebe zur Vaterstadt, die Freude an heimatlicher Art ihr die Feder geführt haben. Die Illustrationen, mit denen W. Hoffmann das Buch geschmückt hat, erhöhen die traulich-ernste Stimmung.

Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin Redaction Berlin W 30 Siebstr. 6, Expedition Berlin W 57, Bahlerstr 41 Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 30. Berlin, den 23. Juli 1904. 33. Jahrgang. Band 66.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt:

Regentschaft und Königthum in Bayern.

Von. Dr. Cajus Moeller (Berlin).

Am 9. Juni waren seit der Proclamirung des damals 65jährigen Prinzen Luitpold zum Regenten des Landes Bayern 18 Jahre vergangen. Das Datum ist von rührigen Politikern zum Anlaß genommen worden, um die Verwandlung der Regentschaft in die Königswürde anzuregen. Man argumentirt dahin, daß für einen gesunden Landesherrn die Stellvertretung nicht über 18 Jahre dauern kann, weil dieses Lebensalter den Monarchen mündig macht und also ganz von selbst das persönliche Königthum an die Stelle der Regentschaft setzt; entsprechend soll auch jetzt nach diesem Zeitraum die Regentschaft für einen geisteskranken König aufhören und der jetzt 83jährige Prinz Luitpold den Königstitel annehmen. Nach dieser Darstellung geht es doch nicht an, daß am Neujahrstag 1906, als dem 100. Geburtstag des bayerischen Königthums, ein Irrsinniger die Krone trägt und damit das Ansehen eben dieses Königthums schädigt, bei der eigenen Bevölkerung sowohl wie im Deutschen Reiche. Deßhalb hofft man, daß der Regent durch jenen Schritt „sein Lebenswerk ruhmvoll zum Abschluß bringen" möge. Der betreffende Antrag in der Münchener Abgeordnetenkammer ist von bauernbündischer Seite eingebracht, die publicistische Anregung aber vom Centrum ausgegangen.

Auch bei dem besten Willen wird man das Vorgehen der letztgenannten Partei nicht besonders geschickt nennen können. Die Bemerkung von dem Abschluß des Lebenswerkes ist wenig verbindlich für einen noch sehr rüstigen Herrn, der von den Beschwerden des hohen Alters bis jetzt unberührt gelassen worden ist; sie zeigt völlig unverkennbar, daß man als thatsächlichen Kronenträger nicht den Regenten, sondern dessen 59jährigen Sohn im Auge hat. Naturgemäß aber läßt sich die Regentschaft leichter durch ihren ersten Inhaber beseitigen, als durch ihren zweiten. Das körperliche Befinden des geisteskranken Titularkönigs Otto ist derartig, daß er sehr gut den Vetter Prinzen Ludwig überleben kann. Er ist überdies reichlich drei Jahre jünger als dieser; auch König Ludwig II. war jünger als der älteste Sohn des jetzt die Regentschaft führenden Oheims. Bisher hat man aber nicht gehört, daß der Letztere irgend ein Verlangen nach der Königskrone empfindet; seine ritterliche Gesinnung möchte den beklagenswerthen Neffen thunlichst wenigstens im Besitz der äußerlichen Souveränitätsattribute lassen. Die Centrumsagitation ist in diesem Falle die bekannte Warnung Talleyrand's vor dem „Eifer" völlig aus dem Gedächtniß gekommen; ganz gegen alles politische Decorum erhebt sie die Frage, ob es denn nicht genug sei, daß Bayern jetzt ein halbes Jahrhundert lang von geisteskranken Herrschern regiert worden sei? Aber seit dem 10. März 1864, als dem ersten Regierungstage König Ludwig's II., sind doch nicht 50 Jahre vergangen, sondern 40. Wie weit bei dem hochbegabten Fürsten die geistige Störung ging, ist bis auf die letzten Lebensmonate noch keineswegs ausgemacht; die eigenhändigen Briefe des unglücklichen Wittelsbachers an den Fürsten Bismarck sollen von diesem mehrfach privatim als Zeugnisse für das fortdauernde Ueberwiegen der geistigen Klarheit angeführt worden sein. Daß über Bayern 1864—86 ein völlig Geisteskranker geherrscht haben sollte, ist ganz unwahrscheinlich, und vor 18 Jahren hat dies gerade auch die bayerische Centrumspartei nicht geglaubt. Ihre Kammerführer, die Oberlandesgerichtsräthe Kopp und Walter, waren durchaus bereit, in einem Ministerium Franckenstein diesem Kronenträger den Beistand ihres juridischen Könnens zu leihen. Sie haben damals das zuletzt allerdings unumgängliche Eingreifen des Prinzen Luitpold publicistisch in der schärfsten Weise angreifen lassen. Jetzt soll Bayern seit fast einem halben Jahrhundert durchaus im Besitz geisteskranker Landesherren gewesen sein.

Die jetzige Controverse weist auf die nunmehr 86jährige Staatsverfassung mit ihren Bestimmungen über die Regentschaft zurück. Die Verfassungsurkunde vom 26. Mai 1818 zieht der Wirksamkeit eines bayerischen Kronenvertreters ziemlich enge Grenzen, die aber thatsächlich längst nicht mehr existiren. Sofort bei dem Eintreten der Regentschaft 1886 und nach der Katastrophe König Ludwig's II. hat die praktische Nothwendigkeit über sehr wesentliche Bestimmungen dieser Vorschrift hinwegschreiten lassen. Als der Regentschaftsfall praktisch wurde, gehörte Bayern seit anderthalb Jahrzehnten einem neuen deutschen Reich an und war also auch in seiner inneren Gesetzgebung thatsächlich nicht mehr allein bestimmend. Wenn die Vorschriften über die Regentschaft jede Verfassungsänderung während ihrer Dauer ausschließen, dann hat man sich darum einfach nicht bekümmert; bei dem Verzicht auf das Reservatrecht der Getränksteuer war eine Verfassungsänderung nothwendig und ist auch anstandslos

votirt worden. Der Satz, nach dem „Reichsrecht Landesrecht bricht“, hat sich also selbst dem mächtigsten deutschen Mittelstaat gegenüber sofort bewährt. In den jetzt 18 Jahren der Regentschaft haben sich jene Bestimmungen durchaus nicht als Hemmniß für die Ausübung der bayerischen Souveränität gezeigt; auch der Rang Bayerns im Reich ist völlig gewahrt worden. Bei der denkwürdigen Eröffnung des deutschen Reichstages am 25. Juni 1888, nach dem Tode der Kaiser Wilhelm I. und Friedrich, schritt Prinz-Regent Luitpold an zweiter fürstlicher Stelle und vor dem sächsischen Vetter König Albert, der ihm den Vorrang reichspatriotisch einräumte; ebenso ist dem Prinzen in der Wiener Hofburg der Rang vor den Erzherzögen zugestanden worden. Die Einwirkung des damaligen bayerischen Gesandten in Wien Frh. v. Podewils auf diesen Etikettenerfolg hat angeblich dessen Ernennung zuerst zum Cultus- und dann zum Premierminister in Bayern herbeigeführt; zum Wenigsten behauptete dies vor bald zwei Jahren die Centrumspresse. Jetzt freilich läßt sie sich daran nicht mehr gern erinnern.

Die nominellen Beschränkungen eines Regenten in Bayern verdanken ihren Platz in der Verfassungsurkunde dem damals 31jährigen Kronprinzen, spätern König Ludwig I. Er hielt sich für schwindsüchtig und wollte eine Regentschaft seines wenig geliebten einzigen Bruders Prinzen Carl, des nachherigen süddeutschen Bundesfeldherrn von 1866, möglichst eingeschränkt wissen, besonders aber dem angeblichen Ehrgeiz des Schwagers Eugen Beauharnais die Flügel stutzen; er hat diesen dann um annähernd 44 Jahre überlebt. Thatsächlich sind, wie bemerkt, jene Bestimmungen längst nicht mehr wirksam, immerhin spielen sie jetzt nach so langer Zeit noch immer in der Controverse über diese Frage, eine gewisse Rolle.

Richtig ist, daß die Umwandlung der Regentschaft in ein Königthum jetzt in Bayern populär ist, was sie geraume Zeit nicht war; eben deßhalb der Wetteifer der vorgenannten Parteien in Empfehlung des Antrags. Für das Centrum kommt dabei in Betracht, daß 1905 die ordnungsgemäße Landtagswahl ist. Obgleich man sich schon jetzt von Neuem die 1899 wirksam gewesene Unterstützung durch die Socialdemokratie gesichert hat, scheint nach dem Austreten der Kammermehrheit in dieser Legislaturperiode ihre Wiederkehr als unbedingte Majorität sehr fraglich; sie hat sich bei mehreren Gelegenheiten gründlich verhaßt gemacht. Deßhalb will man sich jetzt durch die Umwandlung der Regentschaft in ein Königthum wieder als den entscheidenden Factor der bayerischen Gesetzgebung in Ansehen bringen; zu diesem Ende wird die Sache so überstürzt angefaßt. Thatsächlich hätte sie durchaus Zeit bis nach den Landtagswahlen, da die neue Abgeordnetenkammer verfassungsgemäß im September 1905 zusammentreten muß und bei Einmüthigkeit aller Factoren jene staatsrechtliche Veränderung in einer Woche zu vollziehen wäre; zum Neujahrstage von 1906 käme man also immer noch zurecht. Aber man will die wichtige Staatsfrage parteipolitisch einschlachten.

Prinz Luitpold selbst wünscht bestimmt nicht mehr König zu werden; erst ganz neulich hat er dies officiell erklären lassen. Für das Deutsche Reich ist die Controverse jedenfalls nebensächlich. Das Gewicht Bayerns im Bundesrath war seit 1871 stets ein weit beträchtlicheres als seine sechs Stimmen unter deren 58 mit sich geführt hätten; es wird dies auch ferner im Geiste der von dem Fürsten Bismarck geschaffenen dynastischen Machtvertheilung in dem neuen Deutschland fortdauern. Aber die Motive für die jetzige Anregung jenes staatsrechtlichen Wechsels in dem zweiten deutschen Einzelstaat besitzen vielleicht doch ein gewisses parteipolitisches und moralisches Interesse; hier hat man sie offen zu legen versucht. Durch ein merkwürdiges Zusammentreffen sind übrigens eben jetzt in dem Bayern benachbarten kleineren süddeutschen Königreich dynastische und confessionelle Controversen entstanden, die sich mit diesen bayerischen in gewissem Sinne berühren. Zusammen werden sie voraussichtlich zunächst eine erhöhte Aufmerksamkeit auf die süddeutschen Verhältnisse richten lassen.

Freie Arztwahl oder Verstaatlichung der Aerzte.

Von Dr. N. in B.

In allen Zeitschriften und Zeitungen tobt der Aerztekampf, der in Gestalt des Kassenärztekampfes zum Klassenkampf geworden ist. Die Socialdemokratie will eine praktische Kraftprobe veranstalten, sie spielt sich den Kassenärzten gegenüber als Arbeitgeber auf und verfolgt ihre Interessen als solcher mit der gleichen Rücksichtslosigkeit, die sie an anderen Arbeitgebern tadelt. Die Kassenvorstände wollen, wie dies zahlreiche Beispiele z. B. Leipzig zeigen, den Arzt zum willenlosen Sklaven der Kasse stempeln; die Kassenmitglieder und ihre Angehörigen wollen keinen aufgezwungenen Arzt, sondern den Arzt ihres Vertrauens, die Aerzte, einmüthiger denn je, sind für freie Arztwahl, für Bezahlung der Einzelleistung nach bestimmten, nicht zu niedrigen Sätzen und für Vertragscommissionen, die aus den Aerzten und den Mitgliedern der Kasse sich zusammensetzen. Ueber die Kassenarztfrage ist so unendlich viel geschrieben, debattirt, gesprochen, verhandelt worden in Aerztevereinen, in Kassencongressen, im Reichstag, in der Presse, daß es scheint, als ob der Reden und Schriften genug gewechselt seien und daß endlich den Worten Thaten folgen sollten. Nicht nur die vitalen Interessen der Aerzte, nicht nur die Millionen von Kassenangehörigen, sondern die Oeffentlichkeit ist an dieser Frage betheiligt. Fechner macht in seiner Psychophysik mit Recht darauf aufmerksam, daß es ein Unterschied sei, ob Jemand, der in den Sachen selbst darin steht, urtheilt, oder ob Jemand außerhalb des Kreises, der berührt wird, ein Urtheil abgiebt. Ich befinde mich in der Lage eines Arztes, der den Kassenverhältnissen und den sich an dieselben schließenden Fragen fern steht, kein eigenes Interesse an den Kassenverhältnissen hat, aber als Arzt doch ein Urtheil abgeben kann. Ich stehe auch den politischen Erwägungen fern, wenigstens in so weit fern, als es sich um Ausnutzung und Beurtheilung nationalökonomischer und socialer Fragen handelt. Indeß sind die socialen Fragen mit den politischen eng verquickt und nur zögernd und vorsichtig will ich dasjenige Gebiet betreten, auf welchem die politische Seite der Frage dominirt. Wenn man die Aerztefrage — und an ihrer Lösung hat in der That jeder Arzt und die gesammte Oeffentlichkeit ein Interesse — vom einseitig politischen und vom einseitigen Standpunkt des Kassenarztes ablöst, so kommt man zu einer Reihe von Erwägungen, die mit dem Thema freie Arztwahl oder Verstaatlichung der Aerzte in enger Beziehung stehen. Aus diesen Gründen leite ich die Berechtigung her, diese Frage in einem nichtärztlichen Blatt, das den allgemeinen Interessen dient, zu besprechen. Ich will sie als ein gewissermaßen Fernstehender objectiv besprechen und ich muß mich beschränken, weil in der That die Aufrollung der Vorgeschichte einen Band füllen könnte. Die Aufgaben des Arztes sind heute herausgewachsen aus dem Gelehrtenstand, er ist zu einem socialen Stand, die Medicin zu einer socialen Frage gediehen. Das Hausarztthum alten Gedenkens ist zu Ende, es dominirt der Specialist; auch die Familienkrankenpflege geht ihrem Ende entgegen, Spital und Sanatorium sind die Stätten der Gegenwart, wo der Erkrankte Heilung sucht. Damit ist schon die alte freie Arztwahl, indem Jemand sich den Arzt lediglich seines Vertrauens wählt, durchbrochen. Die Verhältnisse zwingen auch den Privatmann sich an bestimmte Aerzte zu wenden, sei es den zuständigen

Specialisten, sei es den ärztlichen Leiter eines Sanatoriums. Von Seiten des Publicums wird auf die Seite der Zweckmäßigkeit heute mehr Werth gelegt, als etwa auf die ethische Seite, die lediglich das Vertrauen zum Hausarzt bildete. Bei den Aerzten selbst ist nun in Folge der Ueberfüllung des Standes, des Angebotes, der Unterbietung, der Jagd nach Praxis, die ethische Seite im Schwinden begriffen — das Ansehen der Aerzte ist daher gesunken, wie offen in den fachärztlichen Schriften zugestanden wird. Der materielle Niedergang des Aerztestandes hat sich nirgends krasser gezeigt als bei den Kassenärzten, und mit dieser materiellen Degradirung ist die ethische verquickt. Der Streit in Leipzig drehte sich in erster Linie um die freie Arztwahl und um die standesgemäße Bezahlung dieser freien Kassenärzte. Der Gegensatz ist die von der Kasse gewollte Einsetzung von Districtsärzten, d. h. von beamteten Kassenärzten. In Folge der lediglich durch die Standesnoth gebotenen Einigung der Aerzte, an welcher der sogenannte Leipziger wirthschaftliche Verband den größten Antheil hat, hat sich der Leipziger Ortskrankenkasse noch nicht die nöthige Anzahl von beamteten Kassenärzten zur Verfügung gestellt. Ein Theil der angestellten Districtsärzte sind mauvais genre, ehrenräthlich bestrafte Aerzte u. s. w., so daß die Qualität und die Quantität dieser Districtsärzte unzureichend ist. Es entspricht dies — vom politischen Standpunkt der Kassenvorstände abgesehen — weder dem Kasseninteresse noch dem öffentlichen Interesse. Für die Krisis Kassen contra Aerzte scheint es sich aber in der Hauptsache um eine Geldfrage zu handeln, die Forderungen der Aerzteschaft würden, so sagt man, der Ruin der Kasse sein. Auf der ärztlichen Seite ist es evident, daß die Kassen für genügende ärztliche Arbeit ungenügend Lohn geben. Der Aerztestreit ist daher ein moderner, aber unschöner Begriff. Ob die freie Arztwahl ein wesentlich besseres Einkommen verschaffen wird, ob sie ein Allheilmittel besonders in Bezug auf die Kassenverhältnisse sein wird, möchte ich bezweifeln. Ich kann mich mit der freien Arztwahl bei den Krankenkassen einverstanden erklären, wenn eine bestimmte Anzahl von Aerzten, unter denen sich auch Specialärzte befinden müssen, den Kassenmitgliedern zu einem standesgemäßen ärztlichen Einkommen zur Verfügung stehen. Der einzelne Arzt darf nicht zu sehr belastet sein, sonst leidet die Einzelleistung darunter, und die Bezahlung des Kassenarztes muß so sein, daß er mit ihr ein auskömmliches Einkommen hat. Ob dies auf dem Wege der Einzelbezahlung oder durch ein Jahresgehalt geschieht, ist an sich gleich. Bei dieser idealen Lösung der Kassenarztfrage kommen alle Theile zu ihrem Recht. Der Kassenvorstand gewährt die ärztliche Hülfe in ausreichendem Maße zur Zufriedenheit der aufsichtsführenden Regierungsinstanzen, das Kassenmitglied consultirt den Arzt seines Vertrauens, die Kassenärzte haben ein auskömmliches Gehalt, der Brodneid, die degradirende Concurrenz hört auf und Alles ist auf das Schönste geordnet. Das wäre eine ideale Erfüllung. Die Simulantenfrage ist einfach dahin zu erledigen, daß Simulanten einer ärztlichen Commission vorgestellt werden, die über sie entscheidet; gegen die Entscheidung ist ein Recurs bis zur ministeriellen Instanz zulässig. Unter diesen vielleicht zu idealen Anschauungen scheint die freie Arztwahl zutreffend, nicht nur für die Kassen, sondern auch für ähnliche Genossenschaften, landwirthschaftliche Verbände u. s. w.

Ist der bei derartigen Corporationen angestellte Arzt von der Sorge um seine materielle Existenz befreit, so kann er sich in ganz anderer Weise der ethischen, idealen, gesundheitlichen Seite seines Berufes widmen. Er wird dann gerade für die Arbeiterkreise im Stande sein, ihnen ein hygienischer Erzieher zu werden, ein Führer auf dem Gebiet der Gesundheit. Dieser Gewinn aus der Darbietung der freien Arztwahl wäre in der That groß, hier würde die Bedeutung der socialen Medicin zu Recht bestehen, hier kann der Arzt durch Erfolg und Beispiel belehrend wirken, indem er seine Kassenangehörigen belehrt über die Schäden der Kurpfuscherei, der Geheimmittel, der fälschlich sogenannten Naturheilmethode. Hier stiftet er unendlichen Segen, sobald man ihn materiell so stellt, daß er existiren kann. Freie Arztwahl heißt also Auswahl unter einer Anzahl von Kassenärzten. Damit ist die Gefahr, daß diese Kassenärzte gewissermaßen verstaatlicht werden, in bedenkliche Nähe gerückt, wenn überhaupt darin eine Gefahr liegt. Unter Verstaatlichung verstehe ich zunächst hier die Anstellung bestimmter Kassenärzte für eine Kasse oder ähnliche Corporation in dem Sinne wie z. B. die Eisenbahn, die Post u. s. w. bestimmte Vertrauensärzte hat, wie bestimmte Aerzte fixirt oder nach der Einzelleistung angestellt sind, bei Anstalten, Gefängnissen u. s. w. Diese Aerzte können sich heutzutage nicht mehr darauf beschränken, lediglich behandelnde Aerzte für den einzelnen Krankheitsfall zu sein, sie wirken hygienisch, social für die betreffende Gemeinschaft, ja sie nehmen auch an der Leitung der Anstalten mehr oder weniger Antheil als Mitglieder des Vorstandes u. s. w. So hat z. B. die Hamburger Armenverwaltung eine Reihe von Aerzten in ihrer Berathungscommission.

Warum soll dies ceteris paribus bei den Krankenkassen unmöglich sein? Es giebt somit zwischen der sogenannten freien Arztwahl und zwischen der Verstaatlichung im Sinne weniger, fest angestellter ad hoc d. h. lediglich für die Kassen angestellter Aerzte bereits eine Reihe von Uebergängen. Unter freier Arztwahl ist nicht zu verstehen, daß nun jedes Kassenmitglied berechtigt ist, jeden Arzt des Ortes zu consultiren — das dürfte eher einer Insultation gleichkommen; unter den Begriff der sogenannten Verstaatlichung kann als Extrem nicht der Umstand fallen, daß das starre Kassensystem mit dem Arztzwang zusammenfällt. Einen Arztzwang mit starrem System giebt es bei uns nur bei der Armee. Hier liegen aber die Verhältnisse wesentlich anders. Die großartige Armeesanitätsorganisation ist auf ganz andere Bedürfnisse zugeschnitten und lassen sich ihre Verhältnisse keineswegs in diesem Sinne übertragen auf Kassenverhältnisse.

In dem Wirrwarr der Meinungen über die Aerztefrage ist der Gedanke der allgemeinen Verstaatlichung der Aerzte in der neuesten Zeit als eine Art Bellamy'schen Zukunftsgedankens wiederholt aufgetaucht. Indem ich mit Absicht von der Darlegung der politischen oder socialdemokratischen Momente absehe, weil sie nur gezwungen in den Kreis der Betrachtung gezogen werden können, führe ich an, daß der Verstaatlichungsgedanke u. A. von Zepler, von Beckers, von Albert in's Auge gefaßt wurde. Vom politischen Standpunkt abgesehen, liegt nach Beckers die Ursache der Mißstände auf wirthschaftlichem Gebiete. Der Staat soll daher nach Beckers den ärztlichen Stand in demselben Sinne verstaatlichen, wie der Geistliche, der Lehrer, der Richter verstaatlicht ist. Wir kommen somit zu einer Verstaatlichung des Arztes im Großen. Den Segen dieser Verstaatlichung, sagt Beckers, wird nicht nur der Aerztestand, der der materiellen Sorge los und ledig ist, sondern die leidende Menschheit verspüren. Die idealen Ausführungen Beckers haben in der That etwas Bestechendes und ich möchte hinzufügen, nicht nur die erkrankte Menschheit würde in der That aus dieser Verstaatlichung en gros Nutzen ziehen, sondern noch mehr die gesunde Menschheit, im Sinne der Krankheitsverhütung, denn auch hier könnte der Arzt, losgelöst von der Misère des Erwerbs mit allen seinen niedrigen Gefolgschaften, Wettbewerb u. s. w., Erzieher des Volkes sein! Ist doch in der That der besoldete Regierungsmedicinalrath, der vollbesoldete Kreisarzt bereits staatlicher Gesundheitsbeamter mit nahezu ausreichend gesicherter Existenz. Weiterhin ist Trilling für die Verstaatlichung der Aerzte eingetreten. Dieser fordert zunächst die Verstaatlichung der kassenärztlichen Praxis; fragt aber ferner, ob es nicht im Interesse der Wissenschaft und der Volkshygiene ersprießlich sei, die ärztliche Praxis allgemein der freien Concurrenz

zu entziehen und das private Geschäft in ein Amt zu verwandeln. Mit der Verstaatlichung, sagt Trilling, fallen auch die Sorgen des Alters und der Invalidität für den „Staatsarzt". Die medicinischen Fachblätter haben sich zum Theil gegen die Inoculation des Verstaatlichungsbacillus gesträubt. Meines Erachtens mit Unrecht! Die Analogie mit den anderen Facultäten ist doch unschwer zu ziehen und mit der gepriesenen Freiheit des Arztes ist es heute doch nicht weit her — gerade durch die Fesselung, wie sie durch die Kassenverhältnisse, durch die collegiale Concurrenz u. s. w. geboten ist, sie ist ja die Quelle der Mißstände. Trilling spricht sich dafür aus, die Wohlthaten der socialen Gesetzgebung zwangsweise auf die Volksmasse auszudehnen sei. Er setzt die staatliche Socialreform der socialdemokratischen Revolution gegenüber.

Wenn es wahr ist, daß die Erkrankung sehr oft der Grund der Verarmung ist, so ist der socialreformerische Gedanke Trilling's nicht von der Hand zu weisen. Ich denke bei der Behandlung der Frage indeß hauptsächlich an das hygienische Gebiet und bin der Ansicht, daß eine Verstaatlichung der Aerzte in der That geeignet ist, der Volkshygiene zu Gute zu kommen. Julian Markuse giebt eine geschichtliche Reminiscenz aus Nassau. Dort ist 1888 die gesammte Aerzteschaft verstaatlicht gewesen. Die Organisation hat nach dem Urtheil Vogler's die Erwartungen nicht erfüllt, ebenso urtheilt Reuter. Mit Markuse betrachte ich die Geschichte der Aerzteverstaatlichung in Nassau lediglich als eine historische Erinnerung, die m. E. Parallelen mit der Gegenwart nicht zuläßt, weil sich eben alle Verhältnisse der Aerzte seit 1818 bedeutend geändert haben. Damals gab es weder einen Concurrenzkampf im heutigen Sinne, noch eine Volkshygiene in der heutigen Ausdehnung, auch sind die Verhältnisse Nassaus nicht maßgebend für die deutschen Verhältnisse unseres jetzigen Bundesstaates. In der Schweiz ist die Verstaatlichungsfrage der Aerzte in ein weiteres Stadium getreten. Die Aerzte sind dort gegen die Verstaatlichung, sie fürchten die Freiheit der Arztwahl, den Verlust des Vertrauens, sowie die Erschütterung der Grundlagen ihrer Thätigkeit. Die Verhältnisse der Schweizer Aerzte sollen gut sein, es ist keine Ueberproduction vorhanden, auch der Concurrenzkampf bewegt sich in angemessenen Formen, so urtheilen die Fachschriften.

Die derzeitigen Verhältnisse der Krankenkassenärzte sind unhaltbar. Was soll an ihre Stelle treten? Die von den Aerzten gewünschte freie Arztwahl ist nichts anderes, als eine modificirte Verstaatlichung d. h. die Anstellung von beamteten Kassenärzten mit auskömmlichem Gehalt. Die Verstaatlichung der Aerzte im Großen ist nach meiner Ansicht ein Schritt von weittragender Bedeutung. Ist mit der Verstaatlichung der Aerzte eine auskömmliche Besoldung verbunden, die den Arzt der Existenzsorgen enthebt, so kann ich den Gedanken durchaus nicht so absurd finden. Ich sagte vorhin, die Uebertragung der Armeeverhältnisse auf die Kassenverhältnisse sei von der Hand zu weisen. Wie steht es nun aber mit der Uebertragung der Armeesanitätsverhältnisse auf die Verstaatlichung im Großen? Unser deutsches Heeressanitätswesen steht angesehen da. Es befindet sich auf der Höhe der Leistungsfähigkeit. Die Erfolge der Heeressanität liegen offen zu Tage, die Erkrankungs- und Sterbeziffer ist gesunken. Ich gebe zu, nicht alle Verhältnisse lassen sich auf die Allgemeinheit ohne Weiteres übertragen, indeß das ganze militärärztliche Regime hat doch unleugbare Vortheile geschaffen und ich kann den gesunden Kern des Gedankens nicht ohne Weiteres abweisen, daß die Anwendung des ähnlichen Prinzips doch etwas für sich hat. Ein neuer Gedanke bringt alte Vorurtheile in Aufruhr und man läuft Gefahr als Revolutionär zu erscheinen, wenn man alte Anschauungen umstoßen will. Wer die Zweckmäßigkeit bestehender Einrichtungen bezweifelt, wird niemals ein willkommener Gast sein.

Freilich, wenn ich gefragt würde, wie ich mir im einzelnen die Verstaatlichung im Großen denke, so würde ich bei der Ausführung auf mancherlei Schwierigkeiten stoßen. Leicht bei einander wohnen die Gedanken, doch hart im Raume stoßen sich die Sachen. Die Einzelheiten würden auch den Rahmen der Arbeit überschreiten, sie würden auch wohl zunächst vor den Fachgenossen zu erledigen sein und Aerztekammern und ihr Ausschuß müßten sich mit ihnen beschäftigen.

Da aber die Aerztefrage z. Z. acut ist, da die Organisation des Aerztestandes und der gesammten Aerzteschaft in erster Linie die Interessen der Gesammtheit berührt, so glaubte ich mit den vorstehenden Zeilen auch einem weiteren Leserkreis eine Anregung geben zu sollen.

Die Wünsche der Aerzte gipfeln in einer deutschen Aerzteordnung, die dem Aerztestand eine eigene Gesetzgebung geben soll, eine Gesetzgebung, die den Aerztestand zwar frei machen muß von den Existenzsorgen, damit er eben wahrhaft frei für die Gesunden und Erkrankten wirken kann, die aber in gleicher Weise die Interessen der Gesammtheit schützen soll, die an einem emporblühenden Aerztestand das lebhafteste Interesse hat. Denn ohne einen solchen giebt es keine Volksgesundheit, die die Quelle des Glanzes und der Größe der Nation ist.

Im ungarischen Staatsgefängniß.

Von C. Silvanus.

Das Thema „Der Journalist oder der Politiker im Gefängniß" interessirt schon weit über die Grenzen der engeren Collegen, gewesener oder gegenwärtiger Sträflinge dieser Kategorie. Aber wenn man auch nur auf diesen Kreis von Fachleuten, das ist von Männern, die durch die Schärfe der Feder, der Klinge oder des Wortes sich das Anrecht auf Staatsquartier erwarben, rechnet, so hat man heute schon ein ganz ansehnliches Lesepublicum. Vielleicht lag es auch von vornherein im Schöpfungsplan, daß die Leute, die sich mit Zeitungen und Politik beschäftigen, nicht ausgeschlossen seien von solcher staatlichen Versorgung, die ihnen für eine Zeit jede nervenerregende Störung durch die Außenwelt vom Leibe hält.

Es ist naheliegend, daß man jedem Gefängniß und so auch dem ungarischen Staatsgefängniß, in das ich den freundlichen Leser hier einzutreten bitte, die besten Seiten — und dazu gehört gewiß dessen Außenseite — abzugewinnen sucht. Zwar ein „fideles Gefängniß" ist auch innen das ungarische Staatsgefängniß nicht mehr. Noch vor etwa zehn Jahren ging es dort freilich recht lustig zu; die Herren*) amüsirten sich in jeder Art, es gab dort die wildesten Trinkgelage, und die Besuchsfreiheit wurde auf die allerentferntesten Verwandten und Freunde, vorzüglich weiblichen Geschlechtes, ausgedehnt. Es ist unter solchen Umständen begreiflich, daß es damals in Ungarn als ein Luxus galt, den sich nur gutsituirte Leute gönnen durften, sich im Staatsgefängniß zu etabliren. So ist also die Freiheit nicht mehr beschaffen, die der Director des ungarischen Staatsgefängnisses meint, aber immerhin ist der Aufenthalt an dieser stillen Stätte auch heute noch weit erträglicher, als für die indiscreten Preßsünder etwa im gestrengen Oldenburg. Nichts liegt mir hingegen ferner, als die ungarischen Staatsgefängnisse als begehrenswerthe Asyle für weltflüchtige Lebenspilger darzustellen, schon weil die Anwendung dieser Zwangsasyle in den

*) In's Staatsgefängniß kommen nur „Herren". Das Dienstpersonal, die Aufseher der Herren, spricht sie im Ungarischen durchgängig mit „gnädiger Herr" an, wörtlich eigentlich „angesehener Herr", oder auch, je nach dem Stande, „großartiger" oder „würdevoller" oder „ehrwürdiger Herr".

letzten zehn Jahren in erschreckend ausgiebigem Maße stattgefunden hat und weil diese Anwendung dabei doch bedenklich einseitig war. Wegen Duellvergehens — eines Vergehens, mit dem behaftet zu sein in Ungarn gesellschaftliche Anstandspflicht ist, — wird man zwar ohne Ansehung der Nationalität und Confession in's Staatsgefängniß gesperrt, wenn man nicht gerade Minister, Obergespan oder Staatsanwalt ist und daher besonderen, gewissermaßen officiellen Anspruch auf die königliche Gnade hat. Aber ihren eigentlichen Beruf erfüllen die Staatsgefängnisse in Ungarn doch bloß den Journalisten und Politikern gegenüber, und diese sind gegenwärtig nur in den allerseltensten Fällen magyarischer Abkunft, seit es durch die Praxis der dortigen Geschwornengerichte beim besten Willen unmöglich geworden zu sein scheint, sich der Majestätsbeleidigung schuldig zu machen. Noch kürzlich hatte dies ein bekannter achtundvierziger Publicist mit großem Ernst versucht, indem er über den „Eidbruch des Königs" in der allerverständlichsten Form schrieb; allein die Geschworenen fanden natürlich, daß der Monarch, je schwerer die gegen ihn gerichteten Beschuldigungen und die ihm angethanen Beleidigungen seien, um so erhabener darüber sei, und straften deßhalb den Angeklagten mit verdienter Verachtung und patriotischem Freispruch ...

Ganz anders steht es bekanntlich mit den „nationalistischen Aufwieglern", die es trotz sehr böser Erfahrungen immer weniger unterlassen können, „die deutsche (beziehungsweise rumänische, slovakische oder serbische) Nationalität gegen die magyarische Nation zum Hasse aufzureizen", indem sie die unsinnige und so eminent staatsfeindliche Ansicht vertreten, daß es für den deutschen (respective rumänischen ꝛc.) Magen zuträglicher wäre, wenn er in der Schule nicht mehr und mehr oder gar ausschließlich mit magyarischer Kost gefüttert würde, und daß freiheitliche Gesetze eigentlich nicht ausschließlich zu dem Zwecke geschaffen werden sollten, um den Nichtmagyaren gegenüber nicht eingehalten zu werden.

Solche Denkfehler können entschieden nirgends mit der Muße corrigirt werden, wie im Klosterfrieden des Staatsgefängnisses.

Doch nicht von den politisch-pädagogischen Vorzügen des ungarischen Staatsgefängnisses sollte ja hier die Rede sein, sondern von den auch uneingeweihteren Kreisen verständlichen und einleuchtenderen Annehmlichkeiten gefängnißtechnischer Natur. Aus eigener Anschauung kenne ich nur das Szegediner Institut (das zweite in Waitzen soll ähnlich eingerichtet sein), das mich zwei Mal in seine Hut genommen, weil ich als Redacteur, wie sich's gebührt, dem landesüblichen Blödsinn des politischen Duells mein Opfer gebracht, und das mir auch ein drittes Mal wegen bezeichneter „Aufreizung" für längere Zeit die Arme öffnete, ohne daß ich jedoch in diesem Falle der stürmischen Werbung der Stiefschwester Justitias Gehör geschenkt hätte.

Der Aufenthalt im Szegediner Staatsgefängniß kann wohl am Kürzesten also gekennzeichnet werden: wenn man es gerade gut trifft und dort recht interessante Preß- oder Duellsünder vorfindet, so würde man nach Verbüßung der Haft ganz gern gelegentlich auch zu freiwilligem Aufenthalt dorthin zurückkehren, unter der einzigen Bedingung, bei voller freie Verfügung über Thür-, Corridor- und Hausschlüssel hätte. Das Gebäude liegt in einem mit Bäumen bepflanzten und durch Blumenbeete verzierten geräumigen Hofe, der allerdings mit einer unfreundlich hohen Mauer umgürtet ist. In diesem Hofe kann der Staatsgefangene vor- und nachmittäglich je eine Stunde spazieren gehen, und zwar in Gesellschaft mit den Herren Collegen seiner Abtheilung. Je sechs Zellen, ziemlich geräumig und mit je einem hohen Fenster versehen, sind nämlich durch einen Corridor mit einander verbunden, und die Inwohner einer solchen Abtheilung dürfen von 7 Uhr Morgens bis 7 Uhr Abends sich gegenseitig besuchen; nur die Mahlzeiten dürfen nicht zusammen eingenommen werden. Wein oder Bier darf jeder Häftling sich täglich ein halbes Liter bringen lassen. Doch können Alkoholiker von Fach sich in ihrem Handkoffer beruhigt auch andere Gewässer mitnehmen; er wird in der Regel nicht untersucht. Das Essen darf man sich selber beschaffen, volle Pension etwa drei Mark pro Tag. Doch ist der Staat auch bereit, seinem Pflegling, wenn er bedürftig ist, durch ärarische Fütterung — „Krankenkost" heißt es euphemistisch aber vielmehr proteptisch — den Magen zu verderben. Beschäftigen darf sich der Staatsgefangene wie er will; nur Kartenspielen und Musiciren ist ausdrücklich verboten. Weder ein Klavier noch eine Geige ist da zu hören, gewiß eine der humansten Bestimmungen der Gefängnißordnung.

Besuche, die sich vorher beim Director angemeldet haben und denen die Erlaubniß gegeben wird, können empfangen werden, jedoch nicht in den eigenen Appartements, sondern nur im Empfangsraum und im Beisein eines Häschers. In Ausnahmefällen wird von dieser Bestimmung abgesehen; so empfing der rumänische Pfarrer Lucaciu, der Hauptverurtheilte des berüchtigten Memorandumprocesses, seine Familie in seiner Zelle, da er sich durch die vielen Freiheitsstrafen Ischias zugezogen hatte und ihm durch dies Leiden das Treppensteigen beschwerlich fiel. Diesen seltenen Mann habe ich eben hier kennen und bewundern lernen. Er war wohl schon nahe den Fünfzigern und doch welch' eine Feuerseele! Er hat durch seine Beredtsamkeit und durch die ganze Macht seiner Persönlichkeit das Nationalbewußtsein unter großen Massen seiner Volksgenossen geweckt, die kaum noch dem Namen nach Rumänen waren. Wie ihm die Augen funkelten, wenn er mir von seinen Fahrten erzählte, auf denen er die Söhne seines Volkes aus dem Schlafe gerüttelt! Mochte es eine Kindstaufe oder eine Hochzeit, mochte es in der Schule, in der Kirche, in der politischen Versammlung sein, überall schürte er in dem Feuer, das unter der Asche glomm, und überall war auch dicht hinter ihm — der Stuhlrichter oder sein Pandur und suchte ihn zu fangen oder zu Falle zu bringen. Nun hört man wenig mehr von Lucaciu, dessen Name beim rumänischen Bauern wie der eines Heiligen genannt wird; man sagt, er sei der Hetzjagd doch erlegen und sei nur deßhalb so still. Aber ich glaube es nicht. Vor etwa einem Jahre fuhr ich zufällig mit einem rumänischen Bischof auf der Eisenbahn, der unter seinen Volksgenossen als Renegat gilt, und dieser klagte mir über den Pfarrer Lucaciu, er sei ein unruhiger, unbotmäßiger, wilder Mensch, kein Priester. Nun wußte ich, daß das Feuer in seinem Auge nicht getrogen, daß er der großen Sache nicht untreu geworden, der er sein Leben geweiht; er arbeitet an seinem Werke nur in der Stille ... Wer wollte da leugnen, daß das ungarische Staatsgefängniß und die Politik, deren vornehmstes Mittel und Werkzeug es ist, nicht erziehlich wirkt! Ich hab' es mit eigenen Augen gesehen und gehört. Noch mehr aber sah ich's, wenn mir die rumänischen Arbeiter, Leute, die mit Müh und Noth buchstabiren konnten, auf dem Heimweg begegneten, drei, vier an einer Zeitung lesend und die Nachrichten gierig verschlingend, die von den rumänischen Preßprocessen in Klausenburg handelten und die sie darüber belehrten, was für eine Sünde es in diesem Staate sei, seinem Volksthum treu anzuhangen. Wer reizte da „zum Hasse gegen eine Nationalität" auf? Das sehen Minister und Staatsanwälte nicht, und darum wissen sie auch die Antwort auf meine naive Frage nicht ...

Doch wieder habe ich mich vom rein Gefängniß-Technischen zu weit entfernt, und das anfänglich so freundlich gedachte Bild droht sich zu verdüstern. Und dennoch ist eigentlich die ganze Praxis, die darin besteht, Männer, deren politische Anschauungen den Regierenden nicht behagen, von der Außenwelt auf eine Zeit abzusondern, eine rechte Spielerei, ganz kindisch gedacht. Man sollte doch meinen: ist der Mann und sein politisches Denken seichter Art, so mag er nur ganz der

Oeffentlichkeit preisgegeben werden, hier wird sich auch seine Seichtigkeit am ehesten offenbaren; und wird ein Solcher feierlich zum Märtyrer gestempelt, so vermuthet die urtheilslose Menge nur zu gern Gedanken hinter seinem Martyrium. Aber der wirklich gefährliche Agitator, den ein lebendiges Daimonion zum Reden und Handeln treibt, er wird in der aufgezwungenen Muße des Gefängnisses auch zur inneren Sammlung und zur Vertiefung geführt; er wird dort gewiß noch gefährlicher. Es gehen ihm in der großen Einsamkeit, deren er in der Haft des politischen Kampfes nur zu sehr entrothen mußte, ungeahnte Quellen neuer Kraft auf, er lernt in die Tiefen sehen und auf den Grund der Dinge, im Dunkel der aufgedrungenen Weltflucht.

Vielleicht haben ähnliche Erwägungen die ungarische Regierung veranlaßt, die Fesseln des politischen Häftlings lockerer, in sein Zimmer mehr Licht eindringen zu lassen. Freilich, wer möchte entscheiden, wo der Verlust der Freiheit schmerzlicher empfunden wird: dort, wo ihre dürftigen Reste uns stündlich an den Vollbesitz erinnern oder wo ihre Spur ganz verwischt ist? Ich kenne Leute, denen die ganze Welt offen steht, außer ihrem Vaterland, und ihnen ward so die Welt zum Gefängniß. Und reicher, als bei solcher Haft, kann doch die Gefängnißtechnik nicht entwickelt sein!

Literatur und Kunst.

Eine Pilgerfahrt nach Bayreuth.

Aus besonderer Perspective.

Von Wilhelm Föllmer.

„Haben Sie schon gehört, unser Speciacollege Neumann fährt in diesem Jahre zu den Wagner-Festspielen?“

„Nee, gehört habe ich — Ihre augenblickliche Bemerkung ausgenommen — noch nicht davon. No, hoffentlich geht's dem Neumann in Bayreuth besser als mir.“

„Was, Sie waren schon in Bayreuth?“ rief erstaunt die ganze Tafelrunde.

„Versteht sich. Vor zwei Jahren, Anno 1902.“

„Dann erzählen Sie uns doch von Bayreuth!“

„Hm, das ist leichter gesagt als gethan. Die Sache war gar nicht so einfach. Ich würde sie ja schließlich zum Besten geben, wenn nur der verdammte Federfuchser heute nicht hier wäre — —“

„Wenn ich lästig bin, kann ich ja gehen,“ unterbrach ich den redseligen Günther und erhob mich vom Stuhle.

„Na, na, man nicht so hitzig,“ meinte Günther begütigend. „So schlimm war es ja nicht gemeint. Aber ich will Ihnen auch einen Commentar darüber geben, warum ich manchmal auf die Schriftsteller nicht gut zu sprechen bin, Anwesende sind natürlich ausgeschlossen. Stellen Sie sich mal einen Maler vor! Wenn der malen will, muß er ein Modell haben. Das engagirt er, bezahlt er und malt es so, wie es in Wirklichkeit aussieht. So ein Schriftsteller, der lungert überall herum und zieht den Leuten die Würmer aus der Nase. Die meisten Menschen haben keine Ahnung, daß sie ihm kostenlos Modell stehen. Und könnten Sie ihr Conterfei sehen, so würden Sie sich entsetzen oder rasend wüthend werden: denn es ist gewöhnlich eine furchtbare Caricatur. Ich bin ja nicht eitel; aber entstellt möchte ich denn doch nicht werden. Wenn Sie aus meiner Historia irgend etwas brauchen könnten, möchte ich Sie bitten, auf alle Wirkungsmätzchen zu verzichten und nicht um Haaresbreite von meinem Berichte abzuweichen.“

Das versprach ich ihm mit Handschlag und besiegelte es mit einem Halben.

Er zog sofort nach, und dann erzählte er:

„Also es war vor zwei Jahren. Um nicht während des schönen Sommerurlaubes Asphalt treten zu müssen, wollte ich von Weihnachten an recht sparsam leben. Ich plante eine Nordlandsreise bis zum Nordcap.

Die Reisezeit kam näher, aber ich hatte noch keine Ersparnisse gemacht. Je mehr die Aussicht darauf schwand, je mehr näherte sich mein Reiseziel meinem Standorte. Ich ließ das Nordcap schießen und wollte schon zufrieden sein, wenn ich Bergen zu sehen bekäme. Wenige Wochen später lag bereits Kopenhagen im Horizont meiner Wünsche. Bald erschien mir nur noch Rügen erreichbar. Und als der Urlaub vor der Thür stand, hatte ich fast nichts erübrigt. Ich gewöhnte mich schon an den Gedanken, hier bleiben zu müssen. Einige Grunewaldpartieen sollten ein schwacher Trost sein.

Da kam zwei Tage vor Beginn der Ferien mein Freund Jack zu mir und fragte mich:

„Wohin fährst Du?“

„Nirgends wohin,“ antwortete ich wehmüthig.

„Warum nicht?“

Ich machte die vielsagende Daumen-Zeigefinger-Pantomime.

„Unsinn!“ sagte er, „ich will Dir einen Vorschlag machen: Komme mit nach Bayreuth!“

Ich rief:

„Mensch, Du bist wohl verrückt? Halte den Mund, sonst machst Du mich wild.“

„Ich bin es schon,“ lautete die Antwort.

Hier muß ich einfügen, daß mein Freund Jack das fünfte Semester auf der Hochschule für Musik hinter sich hatte. Obwohl für dieses petrefakte Institut Richard Wagner noch nicht zu existieren scheint, war Jack ein schwärmerischer Anhänger des Meisters. Er ging zu jeder Wagner-Vorstellung, zu jedem Wagner-Abend der Philharmonie und schleppte mich gewöhnlich mit. Unsere Unterhaltungen, bei denen ich mehr der zuhörende Theil war, drehten sich meist um des Meisters Leben und Werke. Da ich ein Wenig musikalisch und nicht ganz auf den Kopf gefallen bin — bitte, lachen Sie nicht, meine Herrschaften — wurde ich bald so wagnerianisch angefärbt, daß ich gern eine Wallfahrt nach Bayreuth gemacht hätte, um „Parsifal“ zu genießen. No, ich wäre ja auch schließlich mit dem „Fliegenden Holländer“ zufrieden gewesen. Nach diesem Orientirungs-Seitensprung will ich wieder zu unserem Dialog zurückkehren.

Jack fragte:

„Wieviel Geld hast Du denn?“

Kleinlaut erwiderte ich:

„Seit Weihnachten spare ich bereits, aber mehr als 50 Mark sind's leider nicht geworden.“

„Was würdest Du hier in vierzehn Tagen brauchen?“

„60—70 Mark.“

„50 Mark dazu macht 120. Genügt vollkommen. Wir reisen zwei Wochen zusammen. Was die Sache über 120 Mark kostet, lege ich aus meiner Tasche zu.“

Erstaunt fragte ich:

„Hast Du denn so viel Geld?“

„Nicht mehr als Du. Aber ich wette, daß wir damit auskommen.“

„Na, da könntest Du aber verdammt reinfallen. Bedenke doch nur, daß ein Billet für's Festspielhaus bereits 20 Mark kostet, nota bene, wenn noch eins zu haben ist, was ich stark bezweifle.“

„Deine Ausführungen sind so richtig, wie weise. Nur sie treffen unseren Fall nicht. Ich besorge Dir nämlich ein halbes Dutzend Eintrittskarten zum Preise von Null Komma nichts.“

„Da bin ich doch neugierig, wie Du das Kunststück fertig bringen willst."

„Die Sache ist ziemlich einfach. Paß auf! Mein täglicher Tischnachbar beim Mittagsbrod hat von meiner Wagnerschwärmerei gehört und besorgt die Festspielkarten."

Ich mußte wohl noch im Gesichtsausdruck das personificirte Fragezeichen sein; denn ohne daß ich den Mund geöffnet hatte, fuhr Jack fort:

„Du mußt nämlich wissen, er hat einen Schwager, der ist Hausbesitzer in Leipzig. In seinem Hause ist eine Kneipe. Der Inhaber dieser hat einen Schwager in Bayreuth, der schon jedesmal seinen Leipziger Verwandten kostenlose Einlaßkarten angeboten hat. In diesem Jahre werden sie die Karten annehmen, an ihren Wirth aushändigen, der will sie an seinen Schwager senden und endlich dieser wird sie mir übermitteln. Er hat schon dreimal geschrieben, und ich hoffe morgen Mittag im Besitz der kostbaren Scheine zu sein."

Ironisch meinte ich:

„Die Sache ist wirklich sehr einfach und jedenfalls höchst zuverlässig. Da kann man ja Thürme drauf bauen, die sicherlich fester stehen als der eingestürzte Campanile in Venedig."

Da sagte Jack ärgerlich, indem er nach seinem Hute griff:

„Es ist mir völlig gleichgiltig, was Du glaubst. Ich wollte Dich nur fragen, ob Du mitkommen willst, oder nicht."

Natürlich sagte ich ja, und damit war sein Aerger verflogen.

Er ging an das Instrument, das natürlich nicht mir, sondern meiner Wirthin gehörte, begann einen Vortrag von den Principien Gluck's und den darüber hinausgehenden Wagner's. Dann kamen die einzelnen Opern an die Reihe, von denen er mir ganze Parthien mit Klavierbegleitung vortrug. Das ging stundenlang, so daß mir der Kopf brummte und mir mein schnelles Ja beinahe leid that. Da erklang es — mir schien es wie zum Hohne:

„Aus Mitleid wissend, der reine Thor;
Harre sein, harre sein, der Dich erkor."

Jack klappte das Instrument zu und machte den Vorschlag:

„Wir treffen uns übermorgen Vormittag um 9 Uhr auf dem Anhalter Bahnhofe. Da die Festspiele erst nach acht Tagen beginnen, grasen wir in der Zeit das Fichtelgebirge oder den Böhmer Wald ab."

Ich wäre mit allem einverstanden gewesen, selbst wenn er über den Nordpol hätte nach Bayreuth reisen wollen.

Zur festgesetzten Stunde trafen wir uns.

„Zu welchen Vorstellungen hast Du die Karten?" war meine erste Frage.

„Die sind leider bis jetzt noch nicht angekommen," lautete die etwas klägliche Antwort.

„Was nun?"

„Wir müssen nun nach Leipzig fahren, um dort die Dinger persönlich abzuholen."

So fuhren wir denn nach Leipzig. Vierter Güte natürlich.

Wir suchten sofort den Schwager Hausbesitzer auf. Er war nicht zu Hause.

Beim Kneipier waren wir glücklicher. Er versicherte uns, er hätte an den Bayreuther Schwager geschrieben. Die Billets könnten jeden Tag eintreffen. Wir sollten uns kurze Zeit gedulden, Wohnung und Kost wären bei ihm gut und billig.

Wir gingen zwar auf diesen Vorschlag nicht ein, wollten uns aber den Mann gewogen halten und machten eine größere Zeche, als unseren Geldbeuteln und Magen gut war. Der Erfolg blieb auch nicht aus: der Wirth schrieb in unserer Gegenwart eine Postkarte, auf der er bat, den beiden Berliner Herren freie Einlaßkarten zu beschaffen. Wir übergaben das wichtige Schriftstück der Post.

Schwankend trugen wir einige Stunden unsere Affen spazieren. Als sie allmälig zu Aeffchen zusammenschrumpften und die Leipziger Trottoirs nicht mehr zu schmal für uns waren, suchten wir den Bahnhof auf. Wir bewässerten unser Dasein reichlich mit Selterswasser. Endlich nach 9 Uhr abends ging unser Zug. Irgendwo — ich glaube, es war in Plauen — mußten wir eine ganze Reihe von Stunden liegen bleiben. Am Spätnachmittage des anderen Tages winkten uns endlich die Zinnen Bayreuths. Wir waren wie gerädert, suchten eine Unterkunft und beschlossen, bis zum nächsten Morgen nichts zu unternehmen.

Nach einer guten Nachtruhe waren wir wieder thatenlustig und -durstig. Obwohl es noch nicht Besuchszeit war, gingen wir zuerst zu dem biederen Bayreuther Bürger, der, wie ich spöttisch zu meinem Reisebegleiter sagte, Einlaßkarten aus der Erde stampfen würde.

Er war ein ehrsamer Schuhmachermeister und studirte bei unserem Eintritt in die Werkstatt die Postkarte, die ihm wohl soeben der Briefträger überbracht haben mochte.

Ich rief lustig:

„Guten Morgen, Herr Meister! Wir sind die Berliner Herren, von denen da auf der Karte die Rede ist."

Meister Knieriemen antwortete:

„Meine Herren, ich verstehe die Karte nicht. Von wem ist sie denn überhaupt geschrieben?"

„Von Ihrem Schwager aus Leipzig, der Sie noch durch uns herzlichst grüßen läßt."

„Der ist doch aber böse mit mir. Wir kennen uns schon seit zehn Jahren nicht mehr."

„Dann hat er auch an Sie keinen Brief geschrieben?" fragte entsetzt mein Cumpan.

„I wo," war die Antwort.

Ich klärte den staunenden Schuhmacher über den Zweck unseres Kommens auf.

Lächelnd meinte er:

„Da sind Sie die Reingefallenen. Früher gab es hier eine freiwillige Feuerwehr. Einige Mitglieder mußten bei jeder Vorstellung Feuerwache stehen. Dafür bekam der Verein einige Eintrittskarten, die an die Mitglieder vertheilt und von diesen hin und wieder auch verschenkt wurden. Damals schrieb ich einmal meinem Schwager, als wir noch nicht verfeindet waren, daß ich ihm eine Eintrittskarte für das Festspielhaus besorgen könnte. Aber heute ist das alles anders und völlig ausgeschlossen."

Jack machte nach dieser Nachricht das kläglichste Gesicht, das ich je gesehen habe. Mit beinahe weinerlicher Stimme fragte er, ob nicht noch für 20 Mark auf irgend eine Weise eine Karte zu haben sei.

„Die einzige Weise wäre die, daß Sie auf gut Glück hier bleiben. Manchmal stirbt einer der Karteninhaber, wird schwerkrank oder andere Gründe machen sein Kommen unmöglich. Rathen würde ich nicht dazu; denn mit dem Festspielbeginn wird hier alles furchtbar theuer, und Sie könnten sehr leicht für nichts viel Geld ausgegeben haben."

Ich dankte dem Manne für die freundliche Auskunft, faßte Freund Jack unter den Arm und schob ihn hinaus.

Er war ein gebrochener Mann.

Um seine Lebensgeister ein wenig aufzumuntern, sagte ich:

„Diese kostbaren Felle wären uns ja glücklich fortgeschwommen; aber uns bleibt noch ein Ersatz. Hier müssen doch jetzt täglich Proben stattfinden. Wenn es uns gelänge, einige davon zu besuchen, so könnte das für Dich als Fachmann vielleicht reizvoller sein, als eine mustergiltige Vorstellung."

Da richtete sich Jack auf, seine Augen leuchteten. Sehnsüchtig sagte er:

„Ach, wenn uns das gelänge!“

Ich entgegnete:

„Wir wollen nichts unversucht lassen. Gehen wir zunächst zur Villa Wahnfried!“

Entsetzt fragte Jack:

„Was willst Du denn dort?“

In kühler Ruhe meinte ich:

„Wirst schon sehen.“

Bald standen wir vor Wahnfried. Ich öffnete dreist die Thür zum Vorgarten, trat ein und zog Jack am Rockärmel hinterher. Wir kamen ungehindert bis zum Ludwig-Denkmal. Hier trat uns ein Diener entgegen und fragte nach unserem Begehr.

„Wir möchten gern Herrn Siegfried Wagner sprechen.“

„Der ist jetzt im Festspielhause.“

„Und die Frau Meisterin Cosima?“

„Auch dort.“

Ich trug dem Diener unser Begehren vor. Er rieth uns nicht zum Wiederkommen, sondern wies uns zum Bankier Feustel, der alle äußeren Angelegenheiten zu besorgen hätte.

Dankend wollte ich Wahnfried den Rücken kehren, da nahm der schweigsame Jack das Wort:

„Könnten wir nicht wenigstens des Meisters Grab zu sehen bekommen?“

„Da müssen Sie sich hinten herum bemühen. Ich gehe durch den Park und werde Ihnen die Pforte öffnen.“

Wir warteten eine Viertelstunde, eine Halbestunde. Da fragten wir einen Vorübergehenden nach dem Eingange zum Grabe Wagners.

„Aber meine Herren, Sie stehen ja davor,“ lautete die Antwort.

„Wir warten hier bereits eine kleine Ewigkeit, und der Diener vorn meinte, er würde sofort öffnen.“

„Die Thüren gehen hier sehr schwer auf,“ meinte pfiffig der Ortskundige, „die wollen immer gut geschmiert werden.“

Daran hatten wir allerdings nicht gedacht, und so blieb uns wegen dieser Unterlassungssünde die Grabstätte Richard Wagner's verschlossen.

Der Bayreuther wollte uns über unsere Enttäuschung trösten und sagte:

„Lassen Sie sich das weiter nicht leid sein. Wissen Sie, als unser Ludwig ermordet worden war“ — er sprach das „ermordet“ mit eigenthümlicher Betonung — „da hätten Wagner's in ganz Bayreuth nicht ein Fünfgroschenbrod geliehen bekommen. Ist ja auch alles Schwindel mit den Opern.“

„Wer hat denn die Opern geschrieben, wenn nicht Wagner?“ fragte Jack.

„Wer? Na Cosima. Das erzählen sich doch hier die Spatzen von den Dächern.“

Da fragte Jack neugierig:

„Von wem sind dann die Opern, die erschienen sind, ehe sich Richard und Cosima kannten?“

Darauf wußte der Gefragte keine Antwort zu geben und — verschwand.

Unser nächstes Ziel war Bankier Feustel.

Wir kamen aber nicht über das Vorzimmer hinaus. Es wurde uns bedeutet, daß Niemand, wer es auch sei, zu den Proben zugelassen würde.

Inzwischen war es Mittag geworden.

Wir begaben uns zu dem historischen Café Sammet. Dort saß am Clavier ein verwachsenes zehnjähriges Mädchen — die Tochter des Wirthes — und spielte Wagner'sche Themen. Es war darauf abgerichtet, wie ein Hund auf's Reifenspringen.

Wir waren die einzigen Gäste. Nachdem wir an den Briefen, Photographien, Zeitungsausschnitten u. s. w., die an den Wänden hingen, unsere Wißbegierde befriedigt hatten, ließ sich der Wirth an unserem Tisch nieder.

Natürlich erzählten wir ihm von unseren Irrfahrten.

Wenn es uns so sehr darum zu thun sei, in's Theater hineinzukommen, sagte er, dann wolle er uns schon reinbringen.

Auf unsere Frage, wie er das fertig bringen wolle, meinte er geheimnißvoll, das sei seine Sache.

Nach unseren Leipziger Erfahrungen lehnten wir dankend die freundliche Gefälligkeit des Bayreuther Wirthes ab.

Am Nachmittag pilgerten wir hinauf zum Festspielhaus. Von außen, ein sonderbar geformter Bau aus Ziegelsteinfachwerk. Vorn ein Säuleneingang aus unechtem Material. Weiter kann ich davon nichts erzählen, denn weiter habe ich nichts gesehen. Dicht dabei stand das Theaterrestaurant, dessen geräumige Veranda zur Rast einlud.

Eine schmucke Kellnerin kam und fragte — nicht nach unserem Begehr, sondern — ob wir Künstler seien. Als sie unsere erstaunten Gesichter sah, fügte sie erklärend hinzu, indem sie auf ein Plakat wies, daß diese Plätze für Künstler, die bei den Festspielen mitwirkten, reservirt wären. In der dumpfen Stube mochten wir nicht sitzen. Schließlich ließ sich das Kellnerinnenherz erweichen. Sie meinte:

„Es ist jetzt 3 Uhr. Vor $^{3}/_{4}$6 Uhr kommt Siegfried Wagner nicht. Aber dann müssen Sie fort sein, sonst wird er fuchswild.“

„So. — Was ist er denn für ein Mensch?“ fragte Jack.

Das war Wasser auf der Mühle der Kellnerin. Wir sorgten auch dafür, daß es nicht aufhörte zu fließen. Wir versuchten den Aerger über unsere Bayreuther Enttäuschungen in köstlichem Bayerischen Naß zu ersäufen und forderten die hübsche Hebe auf, im Blume- und Nesttrinken uns freundlich Bescheid zu thun. Sie war gefällig genug, unsere Bitte zu erfüllen. Ihr niedliches Zünglein wurde dabei immer beweglicher.

„Der Siegfried ist ein gräßlicher Mensch. Sie müssen nämlich wissen, daß die Künstler ihr Bier mit Marken bezahlen, die sie vom Wirth erstehen. Sie haben dadurch das Glas für 5 Pf. billiger. Herr Wagner natürlich nimmt keine Marken, will aber an mich nur den Vorzugspreis zahlen, während man von mir am Büffet, wenn ich nicht Marken vorlegen kann, den vollen Preis verlangt. Zehnmal habe ich ihm das schon auseinandergesetzt; aber es bleibt immer beim Alten: ein langer Streit um 10 oder 15 Pfennige. Und dann das Gebahren! Als ob er der Herrgott wäre! Dabei nicht einen Pfennig Trinkgeld!“

Ich sagte begütigend:

„Ja, sehen Sie, Fräulein, er gehört unzweifelhaft zu den großen Menschen, und die sind manchmal ein wenig wunderlich.“

„Ach was, Papperlapapp. Da, sehen Sie, geht Herr Dr. Richter vorüber. Er sagt kein Wort, daß Sie hier sitzen, obwohl Sie“ — zu Jack gewandt — „seinen Platz eingenommen haben.“

Der sprang erschreckt auf; aber der wallende Vollbart Dr. Richter's war bereits verschwunden.

„Na, wenn das Siegfried passirt wäre,“ fuhr die Kellnerin fort, „der würde nicht schlecht Radau schlagen, ja ich würde womöglich entlassen werden. Dr. Richter, das ist wohl ein vornehmer Herr. Er ist gegen mich ebenso höflich, wie gegen seine Frau und seine Kinder. Wenn er kommt ist seine erste Frage: „Ist die Frau Meisterin hier?“ Dann fragt er nach meinem Befinden. Wenn er geht, fügt er seiner Zeche stets ein 50 Pfennigstück bei.“

So ließ uns das Mädchen aus ihrer Perspective alle Persönlichkeiten, die mit den Festspielen in Verbindung stehen, schauen. Leider ist mir so ziemlich Alles, was ich nach dem sechsten Halben gehört habe, entfallen.

Um $^{3}/_{4}$6 Uhr mahnte sie zum Aufbruch.

Als wir bezahlen wollten, berechnete sie — was sie Siegfried gegenüber stets energisch ablehnte — für uns Künstlerpreise. Dafür erhielt sie auch ein Trinkgeld, das

das vielgelobte Dr. Hans Richter'sche bei Weitem übertraf. Was Wunder, wenn wir mit einem herzhaften Kuß verabschiedet wurden.

Kaum waren wir auf dem Wege zur Stadt, da fuhr eine Equipage an uns vorüber, in der die Frau Meisterin Cosima und ihr Sohn Siegfried saßen.

Jack sagte:

„Er hat im Gesicht große Aehnlichkeit mit seinem großen Vater. Aber die Züge sind weichlich, verwaschen und verschwommen."

Ich erwiderte:

„Daran ist nicht Siegfried schuld, sondern Du."

„Wieso?" fragte er erstaunt.

„Weil uns nach diesem Gambrinusopfer wohl die ganze Welt verschwommen erscheint."

Jack verstummte.

Wortlos durch — stolperten wir Bayreuth.

Vor Villa „Wahnfried" hörte ich's zischeln:

„Hier, wo kein Wähnen Frieden fand,
Hab' ich ergrimmt mich fortgewandt."

Ich schwieg.

Vor „Mutter Rollwenzeln" — Jean Paul's Lieblingsstätte — stimmte ich laut an:

„Aus Mitleid wissend, der reine Thor u. s. w."

Jack schwieg.

Nach zwei Tagemärschen waren wir im dicksten Böhmerwald. Dort verbrachten wir die übrige Zeit meines Urlaubes. Nie wurde zwischen uns Bayreuth und alles, was mit ihm zusammenhängt, erwähnt.

Kritik und Kunst.

Von A. W. J. Kahle.

Seit einiger Zeit sind die Pforten zur Berliner Kunstausstellung wieder geöffnet, welche als ein Spiegel der Zeit zu betrachten ist. Die heutige Kunst strebt nach frappanten Wirkungen, speculirt auf Effect und Raffinement und will die abgelebten und abgestumpften Nerven des übersättigten Industrie- und Culturmenschen beleben; statt der Ideen und des Idealen wuchern der Schein und das Pikante, das Häßliche und Gemeine. Zahllos sind die Besucher, welche theils aus Genuß, theils aus Belehrung in den geheiligten Räumen der Ausstellung zusammenkommen; die Kunstgegenstände fordern das Urtheil des schaulustigen Publicums heraus; je mehr die kunstliebhabende Menge ihr eigenes Urtheil zurückhält, desto eher sucht sie einen Halt, einen Stützpunkt erst zu gewinnen, von dem aus durch geschickte Combination die Beurtheilung wie ein Selbstgeschaffenes klingt. Und wo wird diese Ausgangsstelle gesucht, und wo kann sie gefunden werden? Aus den Kunstbeilagen der ersten Tageszeitungen sollte viel Belehrung für das urtheilsfähige Laienpublicum quellen, da die Wochenschriften doch erst in zweiter Linie für diesen Zweck in Betracht kommen. Die Menge läßt sich so gern leiten und fügt sich der anerkannten Kritik großer Geister! In diesen Berichten liegt oft ein eigenartiger, suggestiver Einfluß auf die persönliche Urtheilskraft, dem die Wenigsten sich zu entziehen mögen, auch nicht einmal die Lust haben, ihr zu entfliehen. Unser modernes Publicum ist in dieser Hinsicht gut erzogen von der Presse und durch die Presse, welche überall als maßgebend gilt.

Bieten nun die Kunstkritiken erster Blätter wirklich für das gebildete Laienpublicum die gewünschte Auskunft? Nicht immer. Weßhalb sollte dies nicht der Fall sein?! Diesen Uebelstand zu ergründen und Vorschläge zur gründlichen Hebung zu machen, wäre es nöthig, mehr in die Tiefe zu greifen.

Die in Frage kommenden Kunstrecensenten, nach deren maßgebendem Urtheil die Menge lechzt, sind mehr als allgemein bekannt; so lesenswerth und so belehrend die kunstreifen Ausführungen dieser mit Recht mehr geliebten als gefürchteten Persönlichkeiten sind, so kranken die meisten doch an einem Nachtheil, welcher darin besteht, daß im Anfange der Kunstbetrachtungen die Uebersichtlichkeit der zu besprechenden Kunstgegenstände fehlt. Die Recensenten gehen von Saal zu Saal in der Ausstellung und nehmen in ihrer Kritik ein Bild nach dem andern vor, ohne dadurch in die Lage zu kommen, ihren Arbeiten ein einheitliches Gepräge zu geben. Diese ziehen sich bandwurmartig durch unzählige Spalten der von ihnen bedienten Zeitungen, und die Menge ist nicht belehrt worden. Sind dann ziemlich alle Kunstgegenstände besprochen worden, dann ist auch allmälig der Zeitpunkt herangenaht, an dem die Ausstellung wieder ihre gastlichen Pforten schließt. Trotzdem die einzelnen Ausführungen interessant gewesen sein mögen, es fehlte die Uebersicht; diese in die literarische Kunstthätigkeit hineinzuflechten, dürfte aber kaum auf ungeahnte Hindernisse stoßen. Zunächst sollten nur die bedeutendsten ausgestellten Kunstgegenstände in das Bereich der Kritik gezogen werden, welche nicht nur dem berühmten Namen ihres Schöpfers nach hervorragend sein müssen, sondern dem thatsächlichen Werth noch auf echte Kunst Anspruch haben. Dann kämen die weniger bedeutenden Künstler mit ihren Producten an die Reihe, bis sich die Kritik dann nur noch mit den Namen derjenigen Künstler zu befassen hätte, deren Werke künstlerisch nicht in Betracht kämen. Die in dieser Art vorgenommenen Ausführungen hätten zweierlei Werth; in erster Reihe wäre dem Kritiker die Bahn vorgeschrieben, welche er in seinem glänzenden Virtuosenthum unbedingt einzuhalten hat, ohne den Arbeiten das persönliche Gepräge zu nehmen; für die breite Menge ferner wäre es von großem Werth der Belehrung, da sie gewohnt ist, in den Kritikern die gefeierten Männer zu sehen, welche durch ihre Feder und ihr verantwortungsreiches Amt berufen sind, die Grundlage zu einem maßgebenden, künstlerischen Urtheil in überzeugender Art zu legen. Nachdem so die bedeutendsten Kunstschöpfungen auch der Menge menschlich näher gebracht sind, kommen zur Beurtheilung die Werke der Künstler heran, deren Arbeiten diesmal mit weniger Glück, vielleicht auch mit weniger Geschick zur Ausführung gelangt sind. Schließlich kommen in der Kritik die Künstler zur Geltung, welche diesmal ganz zu den Enterbten des Glückes zu rechnen sind, und deren Werke folgerichtig in das Reich der Staffage zu verweisen sind.

Würden die Kritiken sich auf diese Weise abrollen, so würde den tonangebenden Zeitungen nach mehr Interesse entgegengebracht werden als bisher. Die festgelegten Urtheile würde man viel höher schätzen, sie würden auch vielmehr Nutzen stiften und die verhängnißvolle Bedeutung einer Eintagsfliege verlieren. Die in gegebener Richtung ausgeführten Kritiken stoßen vielleicht in der Ausführung auf manche Schwierigkeiten, da sehr viele Kritiker ihre Unfähigkeit, das Beste von der Unmenge auf der Ausstellung herauszufinden, durch falsche Urtheile beweisen würden. Auf diese Weise stellt es sich eben heraus, wer ein geborener Kritiker ist oder nicht, um das hohe Amt richtig ausfüllen zu können, welches darin zur Hauptsache besteht, ein wirklicher Führer und Belehrer der Menge zu sein.

In dem Wettstreite der bildenden Künste betheiligen sich alle künstlerisch leistungsfähigen Völker. Die Einsendungen, welche zur Ausstellung gelangen, sollen ein möglichst vollendetes Bild über unser heutiges künstlerisches Können geben und die Ausstellung zu einem harmonischen und vollendeten Kunstwerk gestalten. Die Thätigkeit der Jury sollte mehr und mehr einem reinigenden Gewitter gleichen und auch

selbst bei stolzen und selbstbewußten Namen bedeutungsvoll einsetzen. Dann wird die Sonne wahrer Kunst das Ganze erwärmend umfangen, und der Drang nach Darstellung der ewig schöpferischen Natur in intimem und verständnißvollem Studium wird unterscheiden zwischen Technik und Kunst. Unter Technik begriff man bisher das selbstverständliche Gemeingut aller Derer, welche wahre Kunstwerke schaffen sollen. Unter Kunst ist gemeint die Kraft der Empfindung, mit welchem der Künstler sein Studium und Können verwerthet.

Arm geworden zu sein an großen Gedanken und erhabenen Werken, ist der Vorwurf, den die moderne Kunst sich gefallen lassen muß; das liegt wohl daran, daß die Kunst gezwungen war, nach Erwerb zu suchen, da in den meisten Fällen das Geschaffene seinen Schöpfer ernähren mußte. Unbekümmert um den Geschmack des Publicums wie der Kunsthändler wird der Künstler sein Bestes liefern; so werden die Ausstellungen weniger einen Kunstmarkt darstellen, und die Menge wird vor eine fertige und geklärte Kunstperiode gestellt, und sie mit warmem Interesse unterstützen. In diesen Kunstproducten fesselt nicht die harmonische Wirkung der Farbe, nicht die plastische Technik, noch die brillante Virtuosität des Vortrages, ungleich mehr die Seele des Kunstwerks des Bildes, die den seelenlosen Stoff belebt, zum Substrat einer geistigen Schöpfung macht, diese tief empfundene Stimmung, die mit spannender Energie auch das kleinste Detail ergreift, die Stimmung des Künstlers, die den trägen Stoff bewegt und verklärt, um sich selbst darin zu offenbaren. Durch künstlerische harmonische Anordnung und Behandlung, vor Allem durch das ihm mitgetheilte Seelenleben des Künstlers gewinnt das Gemälde den Beschauer. Und die Größe der Wirkung leidet so wenig Abbruch durch ihre völlige Absichtslosigkeit, daß vielmehr hierin das Geheimniß ihres Zaubers liegt, der mit ergreifender Kraft, mit aller Innigkeit und Wärme des Gefühls zu uns spricht. Es wäre der Irrthum der Unkunde, ein Gefühl malen zu wollen. Was der Künstler aus seiner Phantasie, aus der innersten Werkstatt seiner Seele schafft, es ist absichtslos, frei, es entspricht der Hegel'schen Spontanität des Denkens, es gleicht dem Gedichte, welches die Gunst des Moments hervorrief. Die Forderung der Ursprünglichkeit läßt sich für das Schaffen des Künstlers nicht abweisen, sein Eigenthum soll er geben, ein Bild seines Lebens, wie der glückliche Augenblick es ihn erfassen läßt.

Deßhalb kämpft und ringt die Seele mit der Form, strebt einen ihr angemessenen Stoff zu finden, daß sie ihn sich dienstbar mache. Der Künstler muß sich für seine Kunst opfern. So kann das Porträt sich nur zur ästhetischen Production erheben, wenn es in höherem Maße aufgefaßt zugleich Charakterbild wird, wenn die Wirklichkeit des Individuellen dem Idealen sich nähert. Hierdurch steigt das Porträt zum Kunstwerke, das heißt zu einem Bilde, welches unabhängig von aller Aehnlichkeit in Komposition und Ausführung dem Schönheitssinn genügt. Mit dieser Charakterisirung ist die Porträtmalerei der Sphäre des bloßen Virtuosenthums entrückt. Und wie sieht es mit dem Geschichtsbilde aus? Dieses erfordert große Charaktere, Typen des Seelenlebens, und das Ethische muß sein Ausgangspunkt und sein Ziel sein, deswegen bekommt jedes historische Gemälde ein religiöses Gepräge, denn es veranschaulicht ein Göttliches mitten in dem Strom der Welt und knüpft das Endliche an das Unendliche, stellt es als dessen Offenbarung hin; es führt den Geist des Einzelnen zum Geiste der Geschichte, es setzt das Göttliche im Menschen in Verbindung mit dem Göttlichen außer ihm und zeigt ihm die Weltregierung nicht als blindherrisches Schicksal, sondern als liebevolle Vorsehung, die alles wohl macht. Weil die Historienmalerei die Wirkungen eines großen Ereignisses in dem Schicksal eines Einzelnen veranschaulicht, erhält diese einen dramatischen Charakter. Und wenn auf der Höhe die Landschaftsmalerei die untergeordnete Aufgabe, das von außen empfangene Bild zu reproduziren, verläßt, so entfaltet die Kunst ihre reiche Bedeutung für das Leben, indem sie zu einer Offenbarung der Freiheit wird, die wir als Heimath unseres Geistes kennen.

Mag auch die Kunst in ihren einzelnen Abstufungen und Perioden die Bahn des Classischen verlassen, ein Heimathsrecht werden die Schöpfungen der modernen Epoche, der Sezession sich nicht erwerben. Mag auch vorübergehend das Interesse diese Kunstströmung fesseln, für das Gemüth bleiben nur die klassischen Formen giltig; wie alles in der Natur immer dem Ausgangspunkt wieder sich zuwendet, so werden alle möglichen und unmöglichen Neuerungen im Kunstgebiete zu der ursprünglichen Form der Classicität zurückkehren. Je größere Dimensionen die Technik und das Kunsthandwerk für sich beanspruchen, um so höher sind auch die Anforderungen geworden, welche die moderne wie classische Kunst an ihre Schöpfungen stellt. Alles, was nicht auf der Höhe steht, steht bereits außerhalb des Concurrenzkreises. Bei der heutigen Ueberproduction kann auch nur das Beachtung finden, wenn es den Sinn und Gehalt des Schönen erschließt und den Weg zu jeder Erkenntniß bahnt, das Geheimniß der Farbe muß sich kundgeben, um den gelösten Zauber des Lichtes zu enthüllen. Die Künstler, welche das Höchste in ihrer Lebensaufgabe erreichen wollen, erfahren die strengste Kritik, die jedoch der Hand des Meisters, welche die gewaltigsten Licht- und Farbeneffecte mit Sicherheit beherrscht, nicht zürnt, wenn sie das Unmögliche malt, so lange es noch den Schein der Wirklichkeit an sich trägt.

So ist es die hohe Aufgabe der Kritik, das Urtheil der vielköpfigen Menge durch sachgemäße, übersichtliche Besprechung der Kunstwerke zu läutern und in ihr eine gesunde Kraft desselben heranzubilden, zu pflegen und zu vertiefen, damit jene Innigkeit des Gefühls Gemeingut wird, welche sich als Sehnsucht nach dem Ideal ausspricht. Das kunstliebende Publicum hat ein Recht, dies von den berufenen Kritikern zu beanspruchen, und es läßt sich dieses in keinem Falle nehmen. Der Kritiker hat hohe Ziele und somit große Verantwortung, aber in ihr findet sich zugleich auch die Energie, mit Freudigkeit und Liebe die gewiesene Bahn zu verfolgen, aus innerer Ueberzeugung heraus die Berufspflicht als eine Lebensaufgabe zu betrachten. Gehören nur die reichbegabten, genialen Künstler zu den Ausnahmemenschen? Auch die initiativreichen, urtheilswüchsigen, wahren Kritiker bilden eine Classe für sich und zählen zu den Koryphäen der Literatur des Tages und stehen auf derselben Stufe wie die anerkannt großen Meister unsterblicher Schöpfungen.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Schlaucherl.*)

Eine humoristische bayerische Räubergeschichte.

Von Carl Schultes.

Sie waren unzertrennlich, nie sah man den Einen ohne den Anderen, ja man hätte sagen können, sie seien ein Herz und eine Seele, wenn das bei einem Menschen und einem Hunde angängig gewesen wäre. Es handelt sich hier nämlich um den Bigler Nazi (Ignatius) und seinen Dackel „Schlaucherl", der so echt langgestreckt war, daß man immer fragen mußte: „Wie macht es der flinke Kerl, daß er nicht mit der Wamp'n (dem Bauche) den Boden streift, oder beim Graben nach Feldmäusen die Hinterbeine an die extrakrummen Vorderpranken zur Hülfe hinbringt?" — Was hatte man dem Nazi, der nur ein kleines

*) Wir bieten hiermit unsern Lesern die letzte Arbeit des an seinem 83. Geburtstag verschiedenen alten Landsknechtes. D. R.

Häuserl in Siegsdorf an der Traun im bayerischen Vorgebirge besaß, von Seiten der Herren Gutsbesitzer, Förster und Jagdliebhaber nicht Alles geboten, um ihm den „Mordsdackel“ abspenstig zu machen. — Wenn nun der Nazl auf einen der Bieter deutete, und Schlaucherl fragte: „Magst Du zu dem Herrn, der die besten Bissen giebt?“ dann schnupperte Schlaucherl an den Füßen des Bezeichneten herum, drehte dem vergeblich Lockenden das Hintertheil zu, und sprang mit einem förmlichen Wehelaute an seinem Herrn empor, der ihn an sich drückend sagte: „Ja, ja, wir bleib'n bei einand, aba schlauch is des net von Dir, Schlaucherl, daß Du die gut'n Biss'n ausschlagst, und bei dem armen Teuffi Nazl bleibst!“ — Es war, als ob Nazl dann das freundliche Kläffen Schlaucherl's verstand, mit dem er zu sagen schien: „O, was die guten Bissen betrifft, da weiß ich schon einen Ort, wo ich sie finde! Also mach' Dir da keine Sorgen!“

Zwischen Siegsdorf und dem nahen Wildbade Adelholzen führte eine sehr schöne Landstraße hin, und genau in der Hälfte des eine halbe Stunde langen Weges steht ein großes Wirthshaus mit ein paar anderen Häusern in einer kleinen Thalsenkung.

Der Nazl, welcher sich „schlecht und recht“ im Sommer mit einem Kaschperle-Theater (Puppentheater) nährte, wollte eines schönen Tages in's Wildbad, um mit dem Pächter einer Sonntagsvorstellung wegen zu unterhandeln.

Als nach zehn Minuten dem Nazl das Wirthshaus in Sicht kam, wurde Schlaucherl sehr unruhig, was den Herrn Tiatadürekta (Theaterdirector) zu sagen veranlaßte: „O, Schlaucherl, Dir liegt die Unruh in die Knochen wegen Knochen, aba mir steckt's aus ganz anderem Grund net nur in die Knochen, sondern wo ganz anders! Marsch furt, hol' Du Dir Dein Theil!“ — Wie ein Pfeil schoß Schlaucherl in das große Wirthsgebäude auf der linken Seite der Straße, und kam nach wenigen Augenblicken mit einem saftigen Knochen im Maule wieder heraus, den er seinem Herrn vor die Füße legte. — „Dank' schön! Da leg' Di' in den Straßengrab'n in's Gras, und verputz' Dei' Sonntagsbrat'l scho' heunt am Dunnerstag! I siech (sehe) da was Besser's!“

Sein grünes Spitzhütel mit der großen Spielhahnfeder vor sein frisches Gesicht haltend, huschte der Nazl vor den Fenstern des Wirthshauses vorüber, und ging um die rechte Ecke des Hauses auf eine Bohnenlaube zu, in der ein Diand'l saß, das ihm heftig zuwinkte. — „I hab' Di' glei' g'sehgn (gesehen), Mona (Monika), aba Du wagst z'vüll, wann Du am Tag mit mir red'n thust!“ flüsterte Nazl.

„O, Du Schlaucherl, als wenn i net wüßt', was i riskiren derf!“ sagte Mona, ihren Schatz an seinem Schnurrbarte zupfend und ihm dann ein Busserl gebend, „Vatta und Muatta sa bei'm Geldzähl'n und da hören's und seh'ns nix!“

„Is es vüll?“ — „Worum fragst?“ — „Je mehr's is, je weniger hab' i Hoffnung, daß Du mei' wirst; denn Dei' Vattern spitzt si' nur af an recht reichen Schwiegersuhn!“ — „Dös kann er thun, aba i will nur Di' und bleib' Dir treu, wie die Grethel dem Kaschperl (im Puppenspiele), selm (selbst) wann's mi' zum Haus naus schmeiß'n! Mir ha'm hiez Zeit zum Red'n; denn bei der Vierteljahrsabrechnung da verzählt si' die Muatta immer zu meine Gunst'n, schiebt was af d' Seit'n, und der Vatta zählt dann nochmal nach, und find't nix, weil's d' Muatta scho' eig'steckt hat.“ — „Und hast Du denn das Geld'l?“ — „So dumm hätt' Dei' Schlaucherl net g'fragt, wann er red'n künnt (könnte)! Seit meina erscht'n Communion vor acht Jahr'n — i bin hiez achtzehn alt — macht's d' Muatta so, und i hab' mei'n guat'n Theil af der Sparcassa in Traunstein. I hab' Dir davo' no nix verrath'n, weil i ja doch net an's Heirath'n denk'n kann, bis i mündig werd'!“ — „Du liaba Herrgod, wie soll i die vier Jahr bis dahi' überstehn'n?“ — Nazl preßte seine Mona so scharf an sich, daß ein Stadtmadel an ihrer Stelle „Au und Weh“ geschrieen und das Stelldichein verrathen hätte. Die dralle Gebirglerin fand das aber ganz in der Ordnung und hielt bei seinen stürmischen Busserln sich mäuserlstill.

„Paß' auf!“ sagte Mona fast athemlos zu ihrem Schatze. „Morg'n muß i mit unserm Einspänner nach Traunstein nüberfahr'n, das Vierteljahrgeld unserm Advokat'n hintragen, und dann bring' i mein' Theil af die Sparcass'n.“

„Wer fahrt Di' denn? Der Hofmaster (Hofmeister = Oberknecht), oder der Hans'l, Enker (Euer) Hausknecht?“ — „I fahr' alloa (allein)! O, mei' Vatern is a Schlaucher und denkt: So an'm jungen Madel schaut selm der pfiffigste Spitzbua net an, daß es so vüll Geld bei ehm (sich) hat, und dann is die schöne Straß'n durch den licht'n Wald ganz ung'fährli'!“

„I that's (thäte es) net wag'n!“ — „Geh' weita, Du Angstmeier! I hab' den Weg im Winta scho' mehr als a Duzetmal g'macht, seit i aus der Schul bin. Im December und März is es net schön, aba wo wir hiez Summerwetter hab'n, fahr' i sa fruh nüber, wo zu der Zeit die Herrn Spitzbuam no' schlaf'n!“

Plötzlich zusammenfahrend flüsterte Mona: „Du, Nazl, was hat denn Dei' Schlaucherl, daß er net zu uns herkimmt, sondern da vorn am Haus um die Eck'n guckt und knurrt?“ — „Still! Da is Wer (Jemand) in's Haus gangen oda kimmt raus!“

Mona sprang auf, eilte nach dem Hofausgange des Hauses, und gleich darauf hörte man ihre überlaute Stimme: „Was giebt's da zu spioniren? Naus, oda i ruf' unsern Hausknecht, der Dir zoag'n (zeigen) soll, wo der Zimmermann des Loch g'macht hat!“

„I will ja nur um a Wegzehrung bitt'n, und verlang mir nix von dem vüllen Geld, mit dem da in der Stub'n umeinander g'rappelt wird!“ sagte der Strolch, indem er rückwärts aus dem Hause ging.

Ehe der Wirth erscheinen konnte, der bei dem Anrufe Mona's das Geld unvorsichtig in die Tischschublade gestrichen hatte, rief Nazl seinem Schlaucherl zu: „Faß' fest!“ und trotz des drohenden Knüppels hatte der Dack'l den Stromer rückwärts an der Hose gepackt, wobei wohl ein Stück Wade zwischen das scharfe Hundegebiß kam, so daß der Kerl brüllte: „Wurschtl-Nazl, thu' Dei' Viech weg, oda i schlag's todt!“ — „Erscht hab'n!“ erwiderte Nazl mit Lachen, „dös hoaßt (das heißt) erscht muß i Di' beim Wickel hab'n, nacha woll'n wir's af's Todtschlag'n ankumma lass'n!“ Damit hatte er dem Kerl den Knotenstock entrissen, zerbrochen und den um sich Schlagenden bei dem Kragen gepackt und auf die Landstraße gedrängt, wo er ihn ruhig weiterschimpfen ließ, während er seinem Hunde zurief: „Pfui, Schlaucherl, a waidg'rechter Dackl wird niemals sa an stinkeden Schweiß (so ein stinkendes Blut) leck'n mög'n!“

Da Nazl den Wirth, Herrn Stadler, und den Hausknecht Hansl vor dem Hause sah, fühlte er sich so sicher, daß er dem Strolche die zwei Theile seines Stockes mit Hanswurst-Grandezza überreichte und lachend sagte: „Doppit (doppelt) hält allemal besser!“

„Dank' schön!“ sagte Herr Stadler kurz zu Nazl, ohne die Hand zu einer Begrüßung auszustrecken, was der gute Nazl auch ganz übersah, da er in Mona's liebem Gesichte den besten Dank las, als sie mit ihrer Mutter aus dem Hause trat. — Darauf schien auch der Stromer gewartet zu haben; denn er sang mit branntweinheiserer Stimme folgendes anzügliche Schnaderhüpferl:

„Wann der Gambsbock über'n Stieg'l springt,
Und verliebte G'stanzel'n die schö' Mona singt,
Nocha kriegt da Oana (Einer) scharf'n Busserldurscht,
Der nix weita is als a Hanswurscht! Juch!“

Dann rief er den ihm folgenden Nazl zu: „Nimm Dein'n Schlaucherl in Acht, des Luada (Luder) soll mir für mei' zeriss'ne Hos'n büß'n.“

„Paß' nar Du auf, daß Du ka Loch kriegst,“ erwiderte Nazl im Kasperltone, „dös hoaßt a solches, in das Du ganzer mit Haut und Haaren vom Standarl (Gensdarm) hineing'schmiss'n wirst! So, mei' liaba Schlaber Sixt (Sixtus) aus Bergen (großes Dorf bei Adelholzen) geh' nar hoam (heim), sie wart'n scho' af den verlurnen (verlorenen) Sohn!“

Sixt schleuderte die beiden Theile seines Stockes nach Nazl und Schlaucherl, zog es aber doch vor, von der Straße nach Adelholzen, die auch nach Bergen führt, sehr rasch abzubiegen, und rechts den Reitnerberg hinaufzulaufen, was dem Nazl nicht recht zu sein schien; denn er murmelte in sich hinein: „Verdammter Lump, geht wohl wieder auf Traunstein zu!“ — Nazl's Angelegenheit bei dem Badepächter in Adelholzen war rasch abgemacht, da er öfter mit seinem Kaschperl-Theater Vorstellungen gab, die den süddeutschen Sommerfrischlern nicht geschmalzen genug sein konnten. — Nazl aß in der „Oberen Wirthschaft“, wo es billiger war, zu Mittag, ging aber dann nicht direct nach Siegsdorf zurück, sondern stieg durch den herrlichen Wald von Westen her den Reitnerberg hinauf, auf dessen bis auf einen großen, wilden Birnbaum abgeholzter Kuppe, „Schillerhöhe“ genannt, man einen großartigen Rundblick hat. — Er spähte nach dem Sixt aus, aber selbst das Schlaucherl kam auf keine Spur. — In den drei guten Monaten „Juni, Juli und August“ ist das reizend gelegene Siegsdorf von Sommerfrischlern, namentlich von Münchnern überfüllt, und Nazl, der sich auf alle Weise Geld zu verschaffen suchte, hatte sein Stübchen und die dazu gehörende Kammer an einen jungen Forstpraktikanten vermiethet, sein Kaschperl-Theater sammt dem Schlaucherl zur Bewachung in die kleine Küche gestaut, während er selbst mittelst einer Leiter auf den Hausboden kletterte, wo er in einem Winkel sein stolzes Directorlager von Stroh mit einem Heukissen aufgebaut hatte.

In dem schönen Garten von Grübel in Siegsdorf hatte Nazl heute eine Vorstellung zu geben, aber es war ihm gar nicht darum zu thun, und der Hamur (Humor) wollte nicht kommen; denn immer ging es ihm durch den Kopf, daß der Schuft, der Sixt, an der Stadler'schen Wohnzimmerthüre mehr erlauscht hatte als nur das Geldzählen.

Als Nazl heimkam, sah er noch Licht bei seinem Sommergaste, dem Herrn Forstpraktikanten, und ein glorreicher Gedanke stieg in ihm auf. — Nachdem er seinen Kaschperlkram in der Küche versorgt, den in seinem Bettkastel sich zusammenrollenden Schlaucherl zur „guten Nacht“ den Kopf getätschelt hatte, klopfte er bei seinem Miether leise an.

Brummend tönte es aus dem Zimmer: „Zum Teng'l, wer will noch so spat zu mir?“

„Ich bin's, der Nazl! Bitt' schön, machen's auf, i möcht' was von Ihnn hab'n!“

„So, der Nazl? Na, da kimm eini (komme herein), aber mach' g'schwind, i bin grad an einer schweren Berechnung, die mir net in den Kopf hinein will.“

„Und i hab' was, das mir net aus'n Kopf herausgeht! Bitt' schön, leihen's mir (leihen Sie mir) Ihren g'ladenen Revolver!“ — „Willst Du dich erschießen?“

„Fallt mir net ein! Aba ich hab' was vor, und da könnt' i so a Dingerl als Schreckmittel brauch'n!“ — „Ja, kannst Du denn damit umgeh'n?“ — „Des frag'ns nur so aus Jaga-Schlauheit; denn Sie

wissen, daß ma' sag'n thut: A richtiger Gebirgler wird gleichsam mit der Büchs'n in der Faust gebor'n!"

„Kann alsa das Wildern net lass'n! Na, i hoff' net, daß Du heunt Nacht noch auf'n Anstand gehst! Um aber sicher zu sein, nimm Dir da den Revolver selber, damit i sag'n kann, Du hast ihn mir g'stohl'n!" — „Schön, gucken's weg, Herr Fritz! Sa, weg is er, und Sie wiss'n net, wa ich'n hab'." — „Sicher im Kniehösl (im Wadenstrumpf)." — „Anpumbst (fehlgerathen), auf'n Kopf unterm Spitzhüt'l. Gut' Nacht, und schlaffa's (schlafen Sie) besser als i!"

Nazi kraxelte die Leiter hinauf, und wühlte sich in sein Stroh ein, aber nach kurzer, dumpfer Ruhe sprang er auf, ging an die kleine Dachluke und guckte auf seine graße, silbeene Bauernzwiebel, die er als bestes Stück von seinem Vater geerbt hatte, und die heute noch ganz gut ging.

Es mochte gegen 3 Uhr sein, als er leise in seine Küche hinunterstieg, wa er erst den erstaunt aufguckenden Schlaucherl begrüßte, dann sich tüchtig wusch, mit seinem treuen Gefährten eine Satte (tiefe Milchschüssel) Milch theilte, in die er Schwarzbrad gebrockt hatte. „Schlaucherl," sagte er, „paß' auf! Heunt gilt's die größte Schlauchheit in unserm Leb'n, und wenn's glückt, kriegst u Wursch, die so lang is, wie Du!"

Nazi suchte sich unter seinen Stöcken den derbsten aus, untersuchte die Sperrvorrichtung des Revolvers, ehe er ihn in seine Lodenjappe steckte, und sagte zu Schlaucherl: „Gieb kan Hals (keinen Laut) und kimm mit!"

Auf Umwegen, damit Niemand merken sallte, wahin er ging, gelangte er in den schönen Parkwald, durch den die Straße nach Traunstein führt. — Plötzlich stupste Schlaucherl, der ruhig hinter seinem Herrn dreingetrattet war, den Nazi ein paar Mal mit der Nase an die Wade, und als Nazi hinunterguckte, um zu erfahren, was Schlaucherl eigentlich walle, hatte dieser sich umgedreht und windete auf Siegsdorf zu. — „Na, am Vierl (4 Uhr) wird die Mona doch noch net nach Traunstein fahr'n, wofür sie mit ihrem leichten Wagerl kaum dreiviertel Stunden braucht; denn was soll sie scha' um fünfe in der Stadt anfangen?" dachte Nazi, indem auch er scharf auslugte, und auf einmal sich hinter dichtes Gebüsch zurückzog, den Schlaucherl an seinem ledeenen Halsbande festhielt, und den braven Kerl, der zornig knurrte, mit einem leisen „Pst!" zur Ruhe verwies. — „Aha, Karnali (Canaille), da bist ja scha'! I hab' also net falsch g'rechnet!" sagte sich Nazi, denn auf der anderen Seite der Straße sah er den Sixt näher kammen, der an einem neuen Stocke herumschnitzte, und ab und zu einen Courageschluck aus seiner großen Schnapsbulle nahm.

„Soll i den Kerl varher anpack'n eh' die Mona kimmt?" überlegte Nazi. „Ach, na des geht ja net; denn da könnt der Lump sag'n, er sei ruhi' nach Traunstein gangen, und i hätt' ihn ang'fallen, und gar wenn ma' den Revolver bei mir findet! — Nu, na, i muß es scha' drauf ankemmen (ankommen) lass'n, daß die Mona mit ihrem Bräundel (Braunen) rasch durchslitzt, wann er was von ihr will, und nacha is es noch Zeit, eahm's (ihm's) Fell tüchti' durchz'gerb'n, und mei Schlaucherl kann a mithelf'n!" — Nazi ließ den Strolch erst einige zwanzig Gänge vorüber sein, dann erhob er sich, spähte durch das Strauchwerk und sah, wie Sixt am Waldrande sich hinter einem graßen Baum hinlegte und that, als ob er schlafen wollte, aber van Zeit zu Zeit den Kapf hoch hob, und nach Siegsdarf zu spähte.

Mit Mühe hielt Nazi seinen Schlaucherl zurück, und es ging scharf auf 6 Uhr, als Schlaucherl plötzlich ruhig wurde, die Luser (Ohren) hoch stellte, und mit der Ruthe freudig den Boden klopfte. Ein Wagen kam van Siegsdorf her. Richtig, es war Mona, welche lustig sang:

„Schö' blauweiß is baarisch (bayerisch),
Und grean san die Baam (grün sind die Bäume),
Und daß mi' mei' Schatz net mag (mag),
Des glab i kaam (glaub' ich kaum)!"

Noch hielt Nazi den Schlaucherl fest, als aber der Sixt auf die Straße sprang, dem Pferde mit seinem Knüppel einen Hieb über die Nüstern gab, sa daß es sich vor Schmerz hoch aufbäumte und durchzugehen drahte, sagte Nazi: „Schlaucherl, fass' van hint'n, i kimm von vorn!" Sa schnellfüßig Schlaucherl auch war, hatte doch die couragirte Mona, die das Pferd noch in der Gewalt behielt, sich selbst vertheidigt, ehe Hülfe kam; denn auf den Anruf des Sixt: „Dei' Geld gieb her, oda i stech' Di' nieda!" bestand ihre Antwort darinnen, daß sie dem Schuft einen Peitschenhieb versetzte, der ihm mitten durch sein freches, etwas angeschwärztes Gesicht fuhr. Mona kannte aber nicht verhüten, daß Sixt die Peitschenschnur fing, dem Mädchen, das ja nur eine Hand frei hatte, mit leichter Mühe entriß und zerbrach. Dann zuckte er sein Messer wieder, und wollte auf den Wagen springen. Ehe es aber sa weit kam, hatte der schnellfüßige Schlaucherl den Kerl von rückwärts gepackt und sich in dessen rechten Unterarm verbissen.

„Mona, lass' Dei' Bräund'l durchgeh'n, mit dem öllendigen (elenden) Straßenrauba werden i und mei' Schlaucherl leicht firti (fertig)!"

Mona that, wie Nazi ihr gerathen, und rief zurück: „Vielleicht triff i unterwegs a Hülf!" Nazi aber trat dem Strolch mit vorgehaltenem Revolver entgegen; denn Sixt hatte sein Messer in die linke Hand genommen, und stieß in voller Wuth, aber höchst ungeschickt nach Schlaucherl. — „Wann Du mein'n Hund triffst, nacha is es um Deine linke Pratz'n g'scheh'n!" Nazi hatte das jedoch kaum ausgesprochen, da fiel Schlaucherl mit kläglichem Geheul zu Boden; denn ein Stich hatte, wie es schien, sein rechtes Auge getroffen. Als Nazi ohne weiteres Besinnen sich nach seinem Schlaucherl bückte, stieß ihm Sixt das Messer in die linke Schulter, sallte sich aber seiner That nicht freuen; denn Nazi schoß zwei Mal auf ihn und beide Kugeln trafen. In unbändiger Wuth wollte sich Sixt auf Nazi werfen, aber dieser hielt ihm den Revolver mit den Worten entgegen: „Wann Du net katschaus gehst, nacha jag' i Dir die drei Kugeln, die i na' in mein' Revolver hab', in Deinen nixnutzigen Schädel!" — „So schieß halt!" rief der Schurke, welcher merkte, daß der Blutverlust den Nazi zu schwächen begann, und drang mit hocherhobenem Messer auf den Wankenden ein.

Als Schlaucherl das sah, raffte er sich zusammen, erhob sich, und — seine Länge gestattete ihm das — verbiß sich regelrecht in die Sitzgelegenheit des Herrn Sixt, der nun seinerseits ein Schmerzgebrüll erhob, das Messer fallen ließ, und mit beiden Händen des wüthenden Schlaucherl sich zu entledigen suchte. — In diesem für Nazi kritischen Augenblicke, denn er war niedergesunken, hörte man einen Wagen sich rasch nähern und eine liebe, helle Stimme rief: „Aushalt'n, Nazi, aushalt'n, mei' Bua!"

Ehe Sixt es sich versah, hatte der Weg-Gensdarm, den Mona bald traf, da er auf die gefallenen Schüsse dem Thatorte zueilte, den noch immer vor Schmerz Brüllenden gefesselt, und trieb den Schurken, der nun von Schlaucherl schwer verwundet war, mit den Worten vor sich her nach Siegsdarf zu: „He, lieber Schlaber Sixt, endli' bist richti' af den Hund kammen! Mit dem, was Du sonst af'n Kerbholz hast, wer'n wohl u Dutzet Jahrl'n Zuchthaus Dir blüahn!"

„I fahr' voraus, Herr Wachtmeister, denn mei' Nazi, den i kaum auf den Wag'n bracht hab', wird van dem Blutverlust immer schwächer, und sein Schlaucherl, den der U'hold arg g'stochen hat, muß a verbunden wer'n! — Vorwärts!"

In Siegsdorf wurde Nazi, dem der Stich beinahe die Lunge getroffen hätte, gut verbunden, und da er immer bettelte: „Mein' Schlaucherl u verbind'n!" untersuchte der Herr Chirurg Schiebel auch den Schlaucherl, wobei sich herausstellte, daß das Auge selbst unverletzt war, und die Fleischwunde bald heilen würde.

Unterdessen hatte die resolute Mona gehörenden Ortes eine Anzeige von dem Ueberfalle gemacht und bekundet, daß sie den Nazi zur Pflege in ihr gut bekanntes Elternhaus bringen würde, wo ihn das Gericht immer finden könne, wenn erst das Wundfieber vorüber sei.

Welche Augen Herr und Frau Stadler machten, als Mona mit dem Nazi und seinem Schlaucherl ankam, läßt sich denken. — Mona hob mit Hülfe des Hausknechts Hansl, der das Pferd versorgen wollte, den halbohnmächtigen Nazi vam Wagen und rief ihrer Mutter zu: „Das untere Fremdenkammerl aufmach'n, da muß der Nazi hinein, ohne den Ihr ka Geld, ka Pferd, ka Wagerl und zuletzt a ka Tachter hättet!" — „Was is dös (das)?" fragte barsch Herr Stadler. „Spata (später)!" erwiderte Mona kurz, und verschwand mit Nazi, ihrer Mutter und dem Hansl in der Fremdenstube.

Sie kam aber bald wieder zurück, da Frau Stadler, die für frische Wäsche sargte — sie nahm frech ein Hemd Ihres Herrn Gemahls — mit Hülfe des Hansl den Nazi umkleiden und in's Bett bringen mußte.

„Werd' i hietz etwas erfahren?" schrie Herr Stadler auf seine Tochter ein, die mit Schlaucherl der Küche zuging. „Spata!" sagte Mona ruhig aber fest, und verschwand mit dem schwänzelnden Schlaucherl in der Küche, wo sie ihm erst einen tiefen Teller voll Milch vorsetzte, dann seine Wunde ordentlich auswusch, neu verband, und ihm ein graßes Stück Fleisch gab, mit dem er unter die Anrichte kroch und zu schmausen begann.

„Ja, zum Teuffi, geht denn der Hund Dein'm Vattern vor?" schrie Herr Stadler, der die Küchenthüre aufgerissen und seiner Tochter mit zornfunkelnden Augen zugeschaut hatte. — „Allemal, wenn der Hund dem Nazi sein Retter war, und der Nazi sein Leb'n für Dei' Tochter, und Hauptsach', für Dei Geld eing'setzt hat!" — „Versteh' i net!" — „Na, i will Dir's verzähl'n!"

Mona beichtete nun Alles, und übergab ihrem Vater das Geld, welches sie in einer großen Ledertasche unter ihrem oberen Rocke trug.

Herr Stadler machte rasch die Tasche auf, zählte erst die Geldscheine, ehe er an das baare Geld kam und sagte plötzlich: „Was is denn das für a Sparcass'n-Bücherl ahne Namen? Wem g'hört das?"

Mona, die ihre Mutter doch nicht in Ungelegenheiten bringen durfte, sagte stockend: „Uih sakra! Da hab' i dem Nazi sei' Sparcass'nbüchl drinn, das er mir zug'steckt hat, als er si' hat in Siegsdorf verbind'n lass'n!"

„Sax'ndimmi, hat der Kaschperlkerl fast viertausend Mark'ln?!"
„Ja, er hat sein'n Gart'n verkauft und's Uebrige erspart!"

„Sa?! Und dös woaßt (das weißt) Du Alles?"

„Ja, und hietz sag' i's glei': Der Nazi is scha' seit Jahr und Tag mei' Schatz, und i nimm kan' Andern zum Mann! Nach dem, was vorg'fallen is, sagst Du net „Na", lieba Vatterl" — „Abwart'n! Hm! Viertausend! Der halt's Zeug z'samm!" brummte Herr Stadler in seinen Bart, als er aus der Küche ging, aber glücklicher Weise darauf vergaß, dem Nazi das Seinige zu geben. — Blitzschnell lief Mona nach dem Fremdenkammerl, wo ihre Mutter nach am Bette des fest schlafenden Nazi saß, und erzählte ihr das mit dem Sparcassenbuche. — „Da hast Du gar net g'log'n; denn was Dei' is, das ist auch Sein, und i lob' Di', daß Du sa a Zerwürfniß zwischen Dein'm Vatter und mir fortg'schafft hast. Uebrigens kimmt das Geld von mir, und um imma bei der Wahrheit bleib'n z'können, sa schenken wir zwa (zwei) hietz dem Nazi

das Büchl! — Daß der Alte Euch z'sammagiebt, dafür laß' mi' nur sorg'n! O, Schlaucherl," sagte dann Frau Stadler zu dem schön verbundenen Hunds-Invaliden, der mit in die Kammer geschlüpft war und sich zu Füßen seines Herrn in das Bett gelegt hatte, „so schlauch wie Du bist, san mir (sind wir) Weidsbülber scho' lang!"

* * *

Der Erzähler dieser gut verlaufenen Räubergeschichte erfuhr sie, als er 1885 zum ersten Male in dem Wildbade von Adelholzen war, aus dem Munde des Gastwirths Herrn Nazl Bigler, der mit seiner stattlichen Frau Mona das Kaschperltheater weiterzuführen schien; denn es liefen da eine allerliebste Grethel und ein pausbäckiger Hans in Haus und Hof herum und drangsalirten Herrn Stadler und seine Zenſi, wie es verzogene Enkel mit ihren Großeltern machen, damit blankes Geld in die Sparbüchsen ihrer Lieblinge kommt.

Auf meine Frage: „Ist der berühmte Dackel mit dem Alten in's Austragstüberl gezogen?" führte mich Herr Nazl zu der noch bestehenden Glücksbohnenlaube, und feucht schimmerte es in seinen guten Augen, als er dort auf einen kleinen Denkstein deutete, der die Aufschrift trug:

„Schlaucherl."

Aus der Hauptstadt.

Mirbach.

So weit die früheren Directoren der Pommernbank in Betracht kommen, hat sich das öffentliche Interesse für den ihnen gemachten Proceß vollkommen erschöpft. Nach den Meldungen der Tagespresse haben die Herren Schultz und Romeick zwar gegen ihre Verurtheilung durch die erste Instanz Berufung eingelegt. Aber selbst wenn sie gegen alle Erwartung hiermit Erfolg haben sollten, niemals wird es ihnen gelingen, sich bei den Rechtschaffenen im Lande zu rehabilitiren. In deren Augen sind der ehemalige Procurist Eduard Sanden, des zu sechs Jahren Gefängniß verurtheilten Leiters des verflossenen Spielhagen-Concerns, Herr Schultz und sein Socius Romeick für alle Zeiten gerichtet. Anders steht es mit der Affaire Mirbach, die in dem langweiligen, sich Jahre hinziehenden Drama des Pommernprocesses unstreitig die interessanteste Scene abgegeben hat. Immer und immer wieder kommt die öffentliche Meinung auf die Hauptfigur dieser Scene, den Oberhofmeister Freiherrn von Mirbach, zurück. Gegenwärtig zerbricht man sich den Kopf darüber, ob Seine Excellenz nach Allem, was bekannt geworden ist, im Hofamt bleiben wird oder nicht.

Daß Herr von Mirbach im Grunde nicht ferner in einer hohen Vertrauensstellung bleiben kann, davon sind Alle durchdrungen, welche der Affaire ohne höfische und hyperloyale Voreingenommenheit gefolgt sind. „Unbegreiflich! völlig unbegreiflich!" hörte man sie kopfschüttelnd ausrufen, sobald der Name Mirbach auch nur flüchtig erwähnt wurde. „Er hätte doch schon gehen müssen, nachdem er es bei seiner Vernehmung vor Gericht für gut befunden hatte, den wichtigsten Punkt unaufgeklärt zu lassen." Wer aber mit den hier einschlagenden Verhältnissen nur einigermaßen vertraut ist, dem ist die Zähigkeit, mit welcher der Herr Oberhofmeister sich im Amte zu behaupten sucht, keineswegs unverständlich. Nicht zum ersten Male hat Herr von Mirbach begründeten Anlaß, einem Nachfolger Platz zu machen. Schon wiederholt sind ihm kaum mißzuverstehende Andeutungen gemacht worden, daß auch er entbehrlich sei. Aber wie unsere verehrungswürdigen Minister und unsere Reichskanzler nach Bismarck, so scheint auch er nur auf directes Geheiß sich in's Privatleben zurückziehen zu wollen. Und dieses ist allerdings, so weit wir orientirt sein können, bisher noch nicht an ihn gerichtet worden. Warum es aber noch nicht geschehen ist, auch dafür giebt es eine Erklärung.

Es ist noch gar nicht so lange her, daß ein preußischer Höfling seiner Nichtachtung über die „abscheuliche Presse" und gleichzeitig seiner Genugthuung darüber Ausdruck lieh, daß die entscheidende Stelle im Reiche und in Preußen von vielen Erscheinungen in dieser Presse nicht das Geringste erführe. „Man sorgt auch unmittelbar dafür," fuhr er fort, „daß sie nicht von jedem albernen Klatsch, der von den Zeitungen zusammengetragen wird, Kenntniß erhält. So bleibt ihr stets ein objectives, weil unbeeinflußtes Urtheil gewahrt." Zweifellos haben die Höflinge auch in der Affaire Mirbach nur die Ausgeburt nichtswürdigen Klatsches erblickt, mit der die entscheidende Stelle nicht befaßt werden dürfe. So mußte selbstverständlich dem Monarchen der Umfang der Entrüstung verborgen bleiben, die jene Affaire auch unter wahrhaft königstreuen Männern hervorgerufen hatte. Nur die schon mehr als harmlose Kundgebung einiger weniger Geistlichen zu Gunsten des angegriffenen und so häßlich verleumdeten Oberhofmeisters und die Haltung eines ultraconservativen Organes, das ihm ungeachtet der heftigen Einwände seiner eigenen Abonnenten beharrlich die Stange hielt, haben sicherlich als überzeugende Symptome dafür genügt, daß Herrn von Mirbach mit der gehässigen Aufbauschung der von ihm in der letzten Zeit in der Oeffentlichkeit gespielten Rolle bitter Unrecht geschehen und die ganze Affaire nicht ernst zu nehmen sei. Wäre dem Monarchen reiner Wein eingeschänkt, d. h. ihm gesagt worden, wie viele evangelische Männer schon daran heftigen Anstoß genommen haben, daß Herr von Mirbach unbeirrt fortfuhr, sich auf den Heiland und Luther zu berufen, auch nachdem es offenbar geworden, auf welche Weise er die Gelder für Kirchenbauten aufzubringen versucht hatte, — unbedingt wäre schon längst diejenige Weisung erfolgt, ohne welche der Herr Oberhofmeister nicht glaubt, auf sein Amt verzichten zu können. Erst dann wird die Frage seines Rücktritts zur Genugthuung aller Aufrichtigen im Reiche gelöst sein, erst dann werden die Nichteingeweihten sich hierüber nicht mehr den Kopf zu zerbrechen brauchen, wenn der entscheidenden Stelle endlich die Möglichkeit geboten worden, vollkommen zu übersehen, welchen Schaden die Affaire Mirbach unter allen Gutgesinnten, gleichviel welches Glaubens und Standes, angerichtet hat.

Ajax.

Stripes and stars for ever.

Aus dem Lande der World's fair.

Niagara Falls.

Vortrefflich, daß die Yankees keine himmelnahen Alpen haben, wenigstens keine, die dem gewöhnlichen Wagemuth erreichbar sind, und daß sie über keine verfallenen Schlösser verfügen! Denn wenn sie schon alle Wege nach dem Niagara mit Führern pflastern, mit erbarmungslosen, jede Stechfliege ausstechenden Führern, wie würden sie einem dann erst die Sächsische Schweiz und die Saalburg verleiden, um nur zwei Beispiele zu nennen! Sie haben heute freilich die Entschuldigung, daß der Regen, mit dem ich in Bremen gute Bekanntschaft schloß, plötzlich wieder zu mir gestoßen ist. Für sein Alter hat er sich sehr gut entwickelt. Es ist, als wollte die alte Nacht das alte Meer ersäufen. Rundum Wasser und Schmutz. Buffalo liegt in schwarze Londoner Nebel gewickelt. Häßlicher als in diesem sogenannten Lichte kann die ehemalige Weltausstellungsstadt beim besten Willen nie aussehen. Der Qualm ihrer Schornsteine blakt mißmuthig durch die grauen, zum Verzweifeln einförmigen Straßen, und die dicken Leitungsdrähte, welche die Kraft von den Niagarawerken herleiten, scheinen nur den Zweck zu haben, die bedauernswerthe Stadt festzuhalten, damit sie aus dieser gottverlassenen Gegend nicht fortläuft.

Dampf und Dunst auch über Niagara Falls. Er wälzt sich von Canada in immer breiteren Massen herüber, klettert aus dem Flusse, quirlt unterm dröhnenden Schlage der niederschmetternden Wasser empor. Und die Regengüsse träufen. Ich glaube aber, Manitu, der große Geist, meint es gut mit mir. Im Gewölk verschwunden sind die scheußlichen Karbidfabriken am jenseitigen Ufer; von der albernen Drahtseilbahn und den Abzapfungen, die sich der Sturz gefallen lassen muß, sieht man in diesem hocherfreulichen Handewetter nichts. Durch den Nebel leuchtet riesengroß allein die grüngelbe Welle des Falles, der wandernde Wasserberg, der in furchtbarem Ansturm zerschellend, über die Barre setzt. Dampf und Gischt und Gedonner der Vorzeit, vor dem alles neue Reich wesenlos versinkt. So wie mir zeigte sich der Fall den rauhen rothen Männern, ehe Culturpöbel mit erwerbsgieriger Kiefelak-Faust seine schaurige Schönheit beschmierte.

Holdfelig, knabenhafte Lederstrumpfpoesie läßt den kühnen Huronenhäuptling im Canoe den Fall hinunterrasen und so seinem tückischen Gegner, dem gleichfalls in die rothe Rose der Prairie verliebten Irokesenkrieger, glücklich entgehen. Es war vielleicht kein Hurone, und es war wohl auch kein Irokese, aber deutlich erkannte ich, wie die in ihrer natürlichen Röthe noch süßer erröthende Squaw aus ihrem Wigwam hervortrat und lachend dem geretteten Geliebten zunickte.

Die Squaw fragte mich, ob ich schon ein Ticket für die Suspension Bridge habe. „A quarter please." Sie stellte sich bei dieser Gelegenheit als glattrasirter Zollbeamter der U. S.-Regierung vor. Gleichzeitig stieg der Nebel und packte die grünen Wasserschleier der Ontario-Königin unter seinen Mantel. Wahrscheinlich um sie vor Regen zu schützen. Jetzt war überhaupt nichts mehr zu sehen als links von der Brücke ein einziger, ungeheuerlicher, wolkenkratzender Schorn-

stein. Er thronte als brutaler Sieger ob Wasserfall und Seen. Zu seinen Füßen rechnete ein mächtiger Jrokese sorgfältig die Vierteljahrsdividende der United Niagara Electric and Carbid Works aus.

Die Stärke unserer modernen Cultur liegt in ihren sittlichen Garantien. Zu weiter nichts.

Aus unseren Kunstsalons.

Es wird noch immer fortgesetzt. Um die Continuität des Geschäfts zu wahren und vielleicht auch, um dem vielen Reisepublicum, das durch die großen Ausstellungen nur so durchstürmt, die Möglichkeit eines intimeren Kunstgenusses zu gewähren. Was voraussetzt, daß man möglichst wenig „Kitsch“ und gewöhnliche „Marktwaare“ bietet. Und in der That findet und fand man in diesen Sommermonaten in unseren Kunstsalons Allerlei, was werth ist — zu besserer Zeit ausgestellt zu werden. Denn mit dem Bedürfniß „intimeren Kunstgenusses“ bei dem großen Reisepublicum ist es, möchte ich glauben, nicht allzu weit her, vielleicht um so weniger, je weiter das Publicum selbst hergekommen ist ...

Einer der nachhaltigsten Eindrücke war eine Ausstellung des „Vereins Münchener Künstlerinnen“ bei Eduard Schulte. Es heißt, er hätte erst auch im Verein der Berliner Künstlerinnen ausstellen wollen, aber man habe ihm die verlangte eigene Jury nicht bewilligt. Nun — unser Verein hat sich da eine große „Attraction“ entgehen lassen. Denn die Münchenerinnen hatten Besseres zu zeigen, als die meisten Ausstellerinnen in der alten Hochschule für Musik. Sehr viel wirklich Eigenes war allerdings nicht zu sehen, aber doch war das Streben unverkennbar und der Geist, der in diesem Verein der Isarstadt herrscht, gemahnt an den der dortigen Secession, die ja auch selbst von fremden Einflüssen nicht frei ist. Pariser Impressionisten, schottische Stimmungskünstler und andere Reminiscenzen werden geweckt. Aber es ist doch ein selbstständiges Umwerthen der Einflüsse und Anregungen, das in den Bildnissen und Menschenstudien von Anna v. Amira, Henriette Fürther, Margarethe von Kurowsla, Victoria Zimmermann, Sophie von Scheve, in den Landschaftsausschnitten von Edda van Wedel, Ellen Tarnquist, Hedwig Lindemann zu Tage tritt. Und Manches ist von wahrhaft männlicher Kraft im Vortrage. Nie würde man z. B. bei Victoria Zimmermann's naturalistischem stumpfsinnigen Bauernmädchen oder bei Olga Beggrow-Hartmann's Stillleben, das mit feinem Farbenempfinden aus Fischen, Zwiebeln, Citronen, einem grünen irdenen Krug und einer Messingschale zusammen gestellt ist, oder bei Marg. Kurz' „Lachendem rothbäckigen Mädchen“ auf eine Damenhand rathen. Auch die graphischen Blätter von Henriette Füreiher, Martha Cunz, Anna Duensing sind kräftig, zielbewußt, von starker Charakteristik.

Gleichzeitig mit diesen Künstlerinnen stellte der Pariser Pierre Laprade aus. Ein nicht ganz entfernter Geistesverwandter von Latouche einerseits, d'Anglada andererseits. Einer der typischesten Vertreter des „l'art pour l'art“. Alles um der Farbe willen für die Farbe. Eines der größeren Bilder heißt „Die Cravatte“: eine Dame sitzt in einem Zimmer; blau, grau, grüngelb sind die Töne, in denen das Ganze schimmert; die Dame hat am Busen eine winzige Schleife, die roth ist, und nach ihr heißt dann das Bild. „Dame mit Kissen“: eine blaue Dame sitzt auf rosa Kissen vor blauer Wand u. s. w. Die Lieblingsfarben sind Blau und Blaugrau; das Lieblingsmotiv, was das Gegenständliche betrifft — schlanke Damen in Trachten aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts. Hingehauen mit wenigen breiten Pinselstrichen. Eine kühle Malerei voller Chic.

Die nächste größere geschlossene Ausstellung dort ist der Gruppe der Zeichner der „Fliegenden Blätter“ gewidmet. Neues wird es natürlich nicht geben. Aber es ist immer von Interesse, die Originalzeichnungen der Mitarbeiter einer so renommirten Zeitschrift, Adolf Oberländer an der Spitze, zu sehen. Inzwischen giebt's aber eine Reihe kleinerer Ausstellungen, kunterbunt durcheinander. Nachtbilder des Schweden Kallstenius und des Franzosen Hilbert-Dufane, feine Stimmungen aus den sommernächtigen Stockholmer Schären und in mondbeglänzten Straßen kleiner normannischer Städte; von Richard Jeschke-Cassel, Hermann Frobenius-München, Hermann Neuhaus-Wolfratshausen Landschaften und Figürliches in einem an Thoma gemahnenden innig-schlichten Styl mit all' seiner Freude an den Einzelheiten; Neuhaus fesselt dabei mit seinen in Flachrelief geschnitzten breiten Rahmen, die inhaltlich mit dem Bilde ein Ganzes bilden — die Begleitung zum Hauptmotiv: „Schneewittchen“, „Haideröslein“, „Die Sonne bringt es an den Tag“ u. s. w., deutsche Märchen und deutsche Lieder; die Rahmen meistens interessanter, als die Bilder selbst. In dieselbe Gruppe auch gehört eigentlich der sympathische Münchener Ernst Liebermann, der Antipode kann man sagen des Berliner Liebermann, urdeutsch, von tiefer Empfindung, aber wie er hier als Maler größerer Oelbilder auftritt, nicht ganz so reizvoll, wie als Zeichner, weil seine Palette in der Stimmung immer etwas hinter dem Natureindruck herhinkt. Der Warschauer Moritz Trebacz zeigt u. A. ein großes Flügelbild, das das Loos seines Volkes in allegorisch-realistischer Weise behandelt: Juden bei der Andacht, in Bedrängniß, in beseligender Zukunftsvision. Besser gewollt als gekonnt. Von allen übrigen Sammlungen dann seien noch die Caricaturen und Humoristica der Pariser C. Léandre, Th. Steinlen, A. Willette genannt, die uns Neues auch nicht mehr zu sagen haben, aber immer geistreich zu unterhalten wissen und die Aquarellen, Zeichnungen, Entwürfe u. s. w. von der verstorbenen Marie Stüler-Walde, die bald mehr Stassen'sche, bald mehr Lilien'sche Einflüsse zeigen, wo sie aber selbstständiger erscheinen, oft recht seastig und trocken wirken.

Bei dem Namen Stassen fällt mir übrigens noch ein Künstler ein, der vor ein paar Wochen bei Eduard Schulte ausstellte. Wenn ich nicht irre, zum ersten Male. Es ist der Berliner Schad-Rossa, dem es nicht nur Stassen, sondern gleichzeitig auch noch Ludwig von Hofmann und Sascha Schneider angethan haben und der diese Anregungen bei der Ausführung seiner gedankenspielerischen Phantasie mit eigener Trockenheit und — Gelehrsamkeit möchte ich sagen, verquickt, übrigens mitunter sich in einer eigenthümlichen reliefartigen Darstellungsweise gefällt, bald in ganz flacher Holzschnitzerei, bald Pressung in irgend einem Material, das dann colorirt wird ...

Graphisches und Aquarelle gab's auch bei Wertheim und bei Keller & Reiner. Dort eine höchst interessante Sammlung von Originallithographien und Radirungen deutscher und fremdländischer Künstler, hier eine Ausstellung der Arbeiten der Schottischen Gesellschaft der Aquarellisten, die von einer erstaunlichen Gleichförmigkeit sind in ihren zarten, weichen zerfließenden Farben, wie wir sie schon längst kennen; etwas für Feinschmecker, aber wie alle Delicatessen mit Maß zu genießen.

Auch bei Paul Cassirer und im Künstlerhause gab's und giebt's nicht Unebenes zu sehen.

In dem Salon in der Victoriastraße lernte ich einen talentvollen jungen Russen kennen, einen von pariser Schulung. Aber mit westeuropäischer moderner Technik, der Freilichtmalerei und dem Impressionismus der Manet, Monet und Sisley verbindet Victor Borissow-Mussatow doch auch eine echt slavische Innerlichkeit; namentlich in einigen Frauen- und Mädchenbildnißstudien und »Charakterköpfen. Auch Anklängen an die Meister aus der Rococozeit begegnet man bei ihm. Jedenfalls ein Hellmaler von starkem Reiz. Das Beste, was von ihm zu sehen ist, sind ein lebensgroßes Freilicht-Doppelbildniß von ihm und seiner Schwester und ein ganz in Mittagssonnengluth getauchter Garten. Auch der schöne Frauenkopf „Friede“ in Pastell ist sehr anmuthig.

Eben dort stellt der Budapester J. Rippl-Ronai aus, der vor Jahren häufiger im Salon von Fritz Gurlitt anzutreffen war. Auch hier Pariser Technik und Auffassungsweise. Degas, Monet, aber auch Carrière tauchen vor unserem geistigen Auge auf. Mit Damen belebte Interieurs, daneben Landschaftliches, ein sehr kräftiges Bauern-Doppelbildniß legten Zeugniß von seinem Können ab und von seinem Farbengeschmack.

Im Künstlerhause endlich wurde eine hübsche Anregung geboten mit der Ausstellung „Alt- und Neu-Berlin“. Die Idee verdiente in größerem Umfange ausgestaltet zu werden. Die Idee, das alte Berlin vor 50—70 Jahren mit seinen typischen Bewohnern in Lithographien, Kupferdrucken, Zeichnungen, Oelbildern von Berliner Künstlern des vorigen Jahrhunderts, wie Hosemann, Franz Krueger, Hasenpflug, uns vor die Augen zu zaubern und es in Gegensatz zu bringen zu den Schilderungen, die spätere Maler, heutige Berliner, wie Franz Skarbina, Hans Hermann, J. Hoeniger u. A. noch, von der heutigen Welt- und Millionenstadt entworfen haben und immer wieder entwerfen. Eine Ausstellung von zum Mindesten culturgeschichtlichem Reiz.

J. Norden.

Offene Briefe und Antworten.

Schiller und seine Verkleinerer.

In seinem Nachlaß hat Herr Weininger den Ausspruch gethan, Schiller's einzige Größe sei darin zu erblicken, daß er die Tragödie vollkommen ruinirt hatte (cf. auch „Die Gegenwart“, Nr. 50, 1903). Angesichts der bevorstehenden 100jährigen Wiederkehr von Schiller's Todestag, mag dem gegenüber an ein Wort Goethe's in den „Annalen“ erinnert werden. Auch schon damals hatten, wie ja zur Genüge bekannt, beide Herren unserer classischen Dichtung Neider und Feinde. Goethe schreibt bei der Besprechung der Theaterverhältnisse in Weimar: „Wir — Goethe und Schiller — wollten ein für allemal den Klatsch des Tages auf unserer Bühne nicht dulden, indeß der anderen Partei gerade daran gelegen war, sie zum Tummelplatz ihres Witzwassens zu machen.“ — Wenn Weininger Schiller irrthümlicher Weise die Bezeichnung eines Journalisten beigelegt hat und ihm daraus einen Vorwurf zu machen sich berechtigt fühlte, daß er u. A. Einiges im „Tell“ nur nach Mittheilungen Goethe's über Italien und die Schweiz abgefaßt

habe, so ist er schon im Voraus, vor 100 Jahren, von Goethe widerlegt worden. Goethe schreibt 1802 in den „Annalen": „Schiller brachte nur edel Aufregendes, zum Höheren Strebendes auf die Bühne" —; und von seinen Gegnern sagt er: „jene aber Niederes ... und das ist das Kunststück solcher Gesellen, daß sie jedes wahre, reine Verhältniß mißachtend ihre Schlechtigkeiten in die läßige Nachricht einer geselligen Convenienz einzuschwärzen wissen." Freilich kann man hiebei auch einen Ausspruch Schiller's über sich selbst nicht unbeachtet lassen: „Was keine Tiefe hat, kann auch nicht lange anziehen". Diese Selbstkritik trennte ihn nicht bloß von der dichterischen Gattung der Komödie, sondern noch weit mehr vom Journalismus, der damals wenigstens in Deutschland so zu sagen noch in den Kinderschuhen steckte. Daß Schiller — ganz abgesehen vom Wesen des Dramas — u. A. bei der Abfassung des „Wilhelm Tell" durchaus als dramatischer Schriftsteller zu Werke gehen mußte, das war ihm schon durch die Wahl des Stoffes vorgeschrieben. Als Hauptquellen hat er die Geschichte der schweizerischen Eidgenossenschaft von J. v. Müller und die Chronik des Aegidius Tschudi benutzt. Die Geschichte des Landes aber hat der Dramatiker Schiller durch glänzende Naturbilder illustrirt. Und wenn Schiller Goethe manche Anregung verdankt haben mag, so gehört das nicht nur zum Wesen der dichterischen Conception, sondern beruhte auch auf jenem zwischen beiden Dichtern bestehenden wahren Verhältniß, von dem oben die Rede war.

Wenn Rudolph der Harras im „Tell" sagt: „Erzählen wird man von dem Schützen Tell, so lange die Berge stehen auf ihrem Grunde", so gilt dieses Wort nicht minder von dem Dichter Friedrich v. Schiller. Auch das Geschlecht der Neider und Philister wird nicht aussterben, so lange die Alpen stehen auf ihrem Grund. Doch auf diese Menschenspecies mag in einem gewissen Sinne das Wort Goethe's anwendbar sein: man muß gewissen Geistern ihre Idiotismen lassen.

O. Karrig.

Notizen.

Classiker der Kunst in Gesammtausgaben. 1. Bd. Raffael. Des Meisters Gemälde in 202 Abbildungen. Gebunden 5 Mk. 2. Bd. Rembrandt. Des Meisters Gemälde in 405 Abbildungen. Gebunden 8 Mk. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.) „In der Kunst ist die Beschreibung Nichts — die Anschauung Alles!" Diese Erkenntniß, die in immer wachsendem Maße Einfluß gewinnt auf die künstlerische Erziehung und künstlerische Cultur unseres Volkes, hat die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zur Verwirklichung eines groß angelegten Planes angeregt, der in dieser Form eine völlige Neuheit auf dem Gebiete der kunsthistorischen Publicationen bedeutet. Wie jeder Gebildete die Classiker der Literatur in Gesammtausgaben besitzt, so soll es ihm auch möglich sein, die „gesammelten Werke" der großen Meister der bildenden Kunst in zuverlässigen, billigen, gut ausgestatteten Ausgaben sein Eigen zu nennen. Der Verlag bietet hier so zu sagen Textausgaben der Classiker der bildenden Kunst; es sind wirkliche und echte Volksausgaben im schönsten Sinne des Wortes. Der Preis dieser Bände ist bei aller Reichhaltigkeit des dargebotenen Stoffes, bei der sorgfältigen Ausführung der Reproductionen und recht geschmackvoller Ausstattung so niedrig bemessen, daß ihre Anschaffung auch den Minderbemittelten möglich ist. Die beiden ersten Bände der „Classiker der Kunst" bieten die sämmtlichen Gemälde Raffael's in 202 Bildern gebunden für 5 Mark, die Schöpfungen Rembrandt's in 405 Abbildungen gebunden für 8 Mark.

In doppelten Banden. Roman von Henri de Régnier. Aus dem Franz. übersetzt von Friedrich von Oppeln-Bronikowski. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.) Der Roman versetzt den Leser in das Milieu des ancien régime, in die Zeit des Rococo unter der Regentschaft und unter Ludwig XV. mit ihrer Frivolität und ungeheuren Sittenverderbniß, die sich unter der raffinirten Eleganz der vornehmen Welt verbarg. Manche Figuren und Situationen des Werkes sind wie mit dem Pinsel eines Watteau oder Greuze ausgeführt; wo es aber die künstlerische Wirkung verlangt, scheut der Autor auch vor Derbheiten und grotesken Scenen nicht zurück, die dem Kenner des älteren französischen Romans und der Memoirenwerke jener Zeit nichts Fremdes sind. Obwohl der Roman ausschließlich künstlerischen Zwecken dient, ist er doch zu gleicher Zeit durch die treuen cultur- und sittengeschichtlichen Schilderungen werthvoll. „In doppelten Banden" ist eines der eigenartigsten und fesselndsten Bücher des modernen Schriftthums, dessen Uebersetzung in's Deutsche deßhalb bestens willkommen geheißen werden darf.

Hermann Hesse: Peter Camenzind. Roman. S. Fischer, Verlag. Umschlag und Einband von Franz Christophe. Mit diesem Roman führt sich ein junger deutscher Schriftsteller ein, den man sich wird merken müssen. Das treffliche Buch bedarf eingehenderer Würdigung, denn es ist eine Erzählung von wirklich künstlerischen Qualitäten. Vorläufig sei an dieser Stelle auf den „Peter Camenzind" wenigstens hingewiesen.

H. J.

Zur gefälligen Beachtung.

Alle geschäftlichen Angelegenheiten, besonders die Versendung von Beleg-Exemplaren, die Honorirung u. dgl., erledigt ausschliesslich der Verlag, Berlin W 57, Katzlerstr. 4 I. Man wolle bezügliche Anfrage nur an ihn richten.

Dagegen sind Manuskripte, Bücher, redactionelle Anfragen etc. stets an Richard Nordhausen, Berlin W 30, Gleditschstr. 6, zu senden. Für pünktliche Erledigung kann sonst nicht Gewähr geleistet werden.



Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W 30, Gleditschstr. 8; Expedition: Berlin W 57, Kulmerstr. 4 I. Druck von Hesse & Becker in Leipzig

№ 31. Berlin, den 30. Juli 1904. 33. Jahrgang.
Band 66.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt:

Ein Colonial-Programm.

Von Waldemar Schütze.

Das prophetische Wort, welches unser großer Dichter vor einem Jahrhundert ausgesprochen: „Was thun? spricht Zeus, die Welt ist weggegeben!“ ist zu unserer Zeit buchstäblich in Erfüllung gegangen. Es giebt kaum noch ein Fleckchen Erde auf den großen Continenten, kaum noch ein entlegenes Inselchen, welches nicht seinen Besitzer gefunden hätte. Ehemals kleine unbedeutende Ansiedelungen der Spanier und Portugiesen haben sich der Oberherrschaft des Mutterlandes entzogen und sind zu dichtbevölkerten Staaten herangewachsen. Auf dem ungeheuren Ländergebiete, welches auf den alten spanischen Landkarten mit tierra sin ningun valor (Land ohne irgendwelchen Werth) bezeichnet wurde, hat sich eins der mächtigsten Staatengebilde der Welt entwickelt, welches in allerletzter Zeit auch seinerseits zur Colonisation geschritten ist, freilich auf Kosten des verarmten und ohnmächtigen Spanien. Die Vereinigten Staaten von Nordamerika sind eine treffliche Warnung für diejenigen prinzipiellen Colonialgegner in Volk und Reichstag, welche auch unsere Colonien rundweg als tierra sin ningun valor ansehen, in der That aber von der Beschaffenheit und dem latenten Werth unserer Besitzungen zumeist keine blasse Ahnung haben.

Mit dem Besitz allein ist es aber nicht genug; auch der erste Theil des obigen Dichterwortes kommt zur Geltung, obgleich in anderem Sinne, als es ursprünglich gemeint war. Was thun? Der Besitz legt die Verpflichtung auf, zu handeln, mit dem Besitze etwas anzufangen. Colonien nach ihrer Besitzergreifung sich selbst zu überlassen, in keiner Weise für sie den Finger zu rühren, wäre so unsinnig, daß dieser Gedanke keinem verständigen Menschen einfallen würde. Die große Schwierigkeit liegt in dem ersten Wort der Frage: Was thun? Darin gehen die Meinungen weit aus einander. Regiren ist leicht, besser machen unendlich schwierig. Eine Negerhütte aus Stroh niederzureißen, erfordert keinen großen Kraftaufwand, aber an ihre Stelle das festgefugte, lückenlose Gebäude einer weisen, zum Ziele führenden Colonialverwaltung aufzubauen, erfordert einen erfahrenen Baumeister, den wir bislang für unsere Colonien noch nicht gefunden haben. Die Erfahrung auf diesem Gebiete fehlt dem Deutschen zwar noch, weil er erst jüngst in die Reihe der Colonialvölker getreten. Doch warum nimmt man denn nicht Einsicht in die Grundrisse und Pläne fremder Baumeister, sucht sich da das Beste heraus, studirt sorgfältig den eigenen Baugrund und paßt ihm, wie dem Charakter der zukünftigen Miether, das gefundene Gute an, um so ein sicher auf alten Erfahrungs-Prinzipien basirtes und doch eigenartiges, von sclavischer Nachahmung frei gehaltenes Bauwerk zu errichten?

Die nachstehenden Ausführungen machen absolut keinen Anspruch darauf, ein Lehrbuch für den Colonial-Baumeister zu sein, sie enthalten nur einige Fingerzeige und Rathschläge aus praktischer Erfahrung und Beobachtung, die dem Baumeister zur Erwägung empfohlen werden.

Die meisten, größten und besten Colonien besitzen die Engländer, doch können zu einem Vergleiche natürlich nur diejenigen herangezogen werden, welche annähernd dieselben Lebensbedingungen aufweisen, wie die unsrigen, also vor allem ihre afrikanischen Besitzungen. Da fällt zuerst ein Umstand in die Augen, nämlich das Zurücktreten des Militärs und des Beamtenthums im öffentlichen Leben und der überwiegende Einfluß des Kaufmannsstandes. Allerdings sind die Briten an und für sich ein Handelsvolk, und dieses Moment erklärt zum großen Theil die Rücksicht, welche die Regierung stets in erster Linie auf kaufmännische Interessen nimmt. Aber die britische Colonialverwaltung weiß auch sehr wohl, daß Gewinnsucht die mächtigste Triebfeder des menschlichen Handelns im Allgemeinen und der Kaufleute insbesondere ist. Indem Letztere also die Gelegenheiten zu leichtem Erwerbe stets auszudehnen und neue Gewinnquellen zu erschließen suchen, werden sie unbewußt und absichtslos zu Culturfactoren für ein noch unerschlossenes Land und Pioniere einer jeden Colonisation. Und darum unterstützt die britische Regierung nachdrücklich jede neue Bestrebung der Kaufleute und ebnet die Wege, welche die Letzteren angebahnt haben. Dies wissen die Kaufleute und vertrauen fest darauf und schöpfen aus diesem Bewußtsein den Muth zu neuen Unternehmungen. So kommt es, daß wir zuweilen mit Erstaunen wahrnehmen müssen, wie John Bull in kürzester Zeit blühende Colonien zu schaffen versteht, wo andere nur werthlose Landstriche zu erblicken glaubten. Freilich haben die Briten ja auch Mißerfolge zu verzeichnen, auf deren Ursachen wir weiter unten zurückkommen werden.

Ganz anders geht der Franzose vor; seine Colonien sind fast ausschließlich militärische Eroberungen, ein Modus, der

in dem unruhigen Charakter des Volkes begründet, durchaus nicht zur Nachahmung empfohlen werden soll. Auch ist es zweifelhaft, ob das Prohibitivsystem, wodurch sie den Handel in und mit den Colonien für die eigene Nation zu monopolisiren und jeden fremden Wettbewerb hinauszudrängen suchen, aber das von den Engländern bisher in ihren Colonien befolgte Princip der offenen Thür für die Entwickelung der Colonisation vorzuziehen ist. Indessen in einem Punkte sind die Franzosen mustergültig und vorbildlich vor allem für die Deutschen, nämlich in der sofortigen Herstellung guter und bequemer Communicationen durch Anlage tadelloser Straßen mittels der Eingeborenen und durch den Bau von Eisenbahnen, wo strategische und kaufmännische Rücksichten solche wünschenswerth machen. Sicherung des occupirten Gebietes durch zahlreiche Militärstationen, ohne zugleich eine Militärverwaltung einzuführen, und rücksichtslose, energische Unterdrückung jedes Aufstandsversuches im Keime gehören ebenfalls zu den Vorzügen ihrer colonialen Principien. Als dereinst vielleicht noch verhängnißvoll werdender Schritt ist dagegen die politische Gleichstellung der Eingeborenen zu betrachten. Beide Nationen, die Engländer sowohl wie die Franzosen, haben in der Behandlung der Neger arge Mißgriffe begangen, die sich in Zukunft noch bitter rächen werden.

Eigenartig und von keiner anderen Nation zu erreichen ist die Colonisationsweise der afrikanischen Holländer, der Buren. Zähe, phlegmatisch, ausdauernd, genügsam und dickköpfig, wie diese, muß man schon sein, um durch Anlage von Farmen und Viehzüchtereien in unbewohnten Gebieten, nur auf sich selbst angewiesen, ohne Unterstützung der Regierung, sich eine Existenz zu schaffen. Der Bur achtet auch nicht der Entbehrungen, die er sich auferlegen muß, wobei ihm seine geistige und culturelle Bedürfnißlosigkeit sehr zu Statten kommt. Das ist eben nicht Jedem gegeben. In der gleichen Einfachheit, in der er selbst, auch zum Wohlstand gelangt, sein Leben verbringt, hält er auch die Eingeborenen, denen er ein Emporkommen nicht gestattet. In patriarchalischem Verhältniß zu seinem Herrn stehend, von diesem gekleidet und genährt, bleibt der Neger der Unterworfene, der Arbeiter und, was das Wichtigste ist, der Unterwürfige, der gar keine Aenderung seines Looses ersehnt. Das ist leider von Grund aus anders geworden seit der Eroberung Transvaals durch die Engländer, sehr zum Schaden der Letzteren, die sich mit der Emancipation der Neger selbst eine Ruthe gebunden haben.

Von den gleichen Principien in der Negerbehandlung, wie der Bur, läßt sich der Portugiese, der älteste Colonisator Afrikas, leiten. Unnachsichtlich, ja oft grausam bestraft er jedes Vergehen eines Negers, aber nie ungerecht und ohne begründete Veranlassung. Persönlich behandelt er den Neger sehr gut, so lange der Letztere nur einigermaßen den geringen, an ihn gestellten Ansprüchen bei der Arbeit nachkommt. Der Portugiese verlangt nie etwas Unmögliches vom Neger, bürdet ihm auch nicht zu viel und zu Schweres auf, läßt sich auch nicht durch Ungeschicklichkeiten oder Versehen des Negers zu Ausbrüchen des Zornes hinreißen; ist er ärgerlich, so schimpft er wohl in einer uns unanständig erscheinenden Weise, doch er schlägt den Neger nicht, außer in Fällen wirklicher Vergehen oder Verbrechen, da aber kaltblütig und unerbittlich. Die Scheidelinie, die er zwischen sich und den Eingeborenen gezogen, beobachtet er selbst peinlich und verlangt sie auch vom Neger gewissenhaft respectirt.

In der Ausnutzung der Colonien dagegen ist der Portugiese auf einer sehr primitiven Stufe stehen geblieben. Das verderbliche System der Prazos, d. h. die pachtweise Ueberlassung weiter Landstrecken durch den Staat an einzelne Individuen oder an Gesellschaften, ermuthigt nicht zur intensiven Cultur der Ländereien, die ja Eigenthum des Staates bleiben, sondern veranlassen nur zu einem verderblichen Raubbau, der oft ganze Landstriche verödet und entvölkert. Der Grund hierfür liegt in der veralteten Beamtenwirthschaft in Portugal, wo jeder nur für seine Tasche möglichst viel herauszupressen sucht nach dem Grundsatze: Après nous le déluge!

So finden wir in den Colonisationssystemen der Engländer, Franzosen, Buren und Portugiesen Licht- und Schattenseiten, von denen der Deutsche lernen kann, was er adoptiren soll und was er vermeiden muß. Doch nicht schematisch darf man bei einer solchen Uebertragung auf unsere Colonien vorgehen; die Art und Weise der Colonisation muß sich nach der Natur und den Eigenheiten der betr. Gegenden richten. Man hat Deutsch-Südwest-Afrika für kleine Pflanzer und Ackerbauer geöffnet, weil man glaubte, daß das subtropische Klima dieser Colonie dem deutschen Landmann am Besten zusagen würde, obwohl wir in Ostafrika Landstriche haben, die nicht ihrem Breitengrade, sondern ihrer Höhenlage nach für diesen Zweck viel besser geeignet sein würden. Ebenso grundfalsch ist es, die heimischen Verhältnisse in Deutschland als Muster und Maßstab für die Verwaltung der Colonien zu nehmen. Das Deutsche Reich, und noch mehr Preußen, wird vom Auslande, nicht ohne jede Berechtigung, ein Polizeistaat genannt und die Pickelhaube als Symbol der Verwaltung betrachtet. Mit Polizeimaßregeln und Verordnungsparagraphen eine Colonie verwalten zu wollen, ist stets der sicherste Grundstein zu ihrem Ruin und läßt alles Leben in ihr langsam absterben. Der Colonist ist hundert Gefahren ausgesetzt, denen er zu Hause nicht begegnet, dafür verlangt er auch eine größere Ellenbogenfreiheit. Ein charakteristisches Beispiel für Polizeiwirthschaft und bureaukratische Maßregeln lieferte jüngst der Herero-Aufstand, wo es den Colonisten, die sich gegen wilde Bestien mit zwei und vier Beinen zu vertheidigen haben, untersagt wurde, mehr als fünfzig Patronen im Hause zu halten. Fürchtete die Colonialverwaltung etwa, daß unsere eigenen Landsleute die Hereros mit Munition versehen würden? Das ist doch eigentlich undenkbar. Aber die hinterlistigen Hottentotten-Capitäne, deren Treue durchaus nicht so felsenfest steht, erhielten Munition in jedem gewünschten Quantum.

Die Colonisation eines Landes ist einem Strome zu vergleichen, der zuweilen über die Ufer tritt und Verheerungen anrichtet, nachher aber auf den überschwemmten Gebieten durch den zurückgelassenen Schlamm desto größere Fruchtbarkeit hervorbringt. Je enger man den Strom eindämmt, desto leichter schäumt er über; giebt man ihm den vernünftigen Spielraum, so fließt er breit und klar dahin und trägt willig die ihm aufgebürdeten Lasten. Man muß nur im Großen und Ganzen Herr seiner Richtung bleiben, damit er nicht in Gegenden übertritt, die ihn nicht brauchen oder nicht verdienen.

Durch die Verfassung ist die Stellung unserer Colonien dem Reiche gegenüber als eine scharf gesonderte, in gewisser Weise selbstständige festgelegt. Da wäre es doch das Einfachste, die hieraus sich ergebenden Consequenzen zu ziehen und den Colonien auch ein gewisses Maß von Selbstverwaltung zu geben, anstatt in ihnen wesentlich nur Versorgungsstellen für eine übergroße Zahl von Beamten und Militärs aller Grade zu erblicken. Freilich kann von einer Selbstverwaltung so lange nicht die Rede sein, wie die Colonien in ihrer Entwickelung derartig rückständig sind, daß es außer den Eingeborenen, Beamten und Soldaten fast überhaupt keine Menschen mehr giebt. Nehmen wir als Beispiel Deutsch-Ostafrika, ein Land, doppelt so groß, wie Deutschland. Würde man hier sämmtliche Beamte und Soldaten eines Tages entfernen, so würden mindestens vier Fünftel der übrigen weißen Bevölkerung auch sofort abziehen, da sie nur von den Beamten und Soldaten leben, und es dürften kaum hundert Europäer im Lande zurückbleiben. Das kann man doch keinen gesunden Zustand nennen. Die Beamten und Soldaten sind für die Colonie da, aber nicht umgekehrt!

So lange man dem bisherigen System huldigt, ist an einen nachhaltigen Fortschritt der Entwickelung nicht zu denken.

Aber was soll denn an Stelle des bisherigen Systems treten? Manches ergiebt sich schon aus dem Vorgesagten, und die nachfolgenden Vorschläge mögen einen Anhalt bieten dafür, wie Männer, die von der Regierung unabhängig drüben jahrelange Erfahrungen gesammelt haben, mit dem Schreiber dieser Zeilen über die Möglichkeit einer rationellen Erschließung und Entwickelung unserer afrikanischen Colonien denken.

In erster Linie ist die für die Erwerbung unserer Colonien ursprünglich maßgebend gewesene und sehr schnell fallen gelassene Idee einer Besiedelung durch kleine deutsche Ackerbauer wieder aufzunehmen. In verschiedenen Landschaften Deutsch-Ostafrikas ist Platz genug, um Hunderttausende anzusiedeln. Grund und Boden hat die Regierung umsonst zur Verfügung zu stellen, ebenso Materialien zum Hausbau, soweit sie nicht drüben gewonnen werden können, Werkzeuge und Geräthe, sowie die erste Aussaat zum Selbstkostenpreise auf Credit, als erste Hypothek einzutragen, desgleichen ein Zuschuß zum Lebensunterhalt für das erste Jahr. Die Passage ist zu bedeutend ermäßigten Preisen zu gewähren und Steuerfreiheit für die ersten drei oder fünf Jahre zu garantiren; dann erst darf auch die Amortisation der Vorschüsse beginnen. Geeignete Bekanntmachungen in ganz Deutschland würden eine genügende Anzahl passender Colonisten anlocken. Allerdings wäre für den Anfang ein großer Fonds erforderlich; aber wie viele Hundert Millionen hat man in unseren Ostprovinzen in der Polenfrage umsonst ausgegeben! Und in Ostafrika würde sich das Vorgehen der Regierung reichlich bezahlt machen. Auch von dem Reiche könnten mühelos ertragreiche Domänen angelegt werden, die im ersten Jahre bereits durch Holzlieferungen Erträge liefern und manchen Arbeiter beschäftigen würden, der später angesiedelt werden könnte. Die Anlage kleiner Sägemühlen ermöglicht sogar die sofortige Bearbeitung des Holzes an Ort und Stelle. Auch ist ein weites Feld vorhanden für den Anbau von Baumwolle, Reis, Mais u. dergl. In Gegenden, die sich nicht für eine Ackerwirthschaft eignen, ist die Anlage von Plantagen zu erleichtern, auch für Leute mit kleinen Capitalien. Warum muß dies ein Vorrecht der großen Gesellschaften sein? Die Zutheilung ungeheuerer Gebiete, so groß wie ein deutscher Mittelstaat, nach dem jetzigen System, ist nur ein Hemmniß für den Aufschluß eines Landes, da ja nicht der hundertste Theil wirklich in Cultur genommen wird und das übrige Terrain dann der Verfügung der Regierung entzogen ist. Sehr gut ist in dieser Beziehung das System der Portugiesen. Die Regierung giebt jedem Antragsteller Landconcessionen in Plats (Flächen) von bestimmter Größe mit der Bedingung, daß jeder Plat, der nicht innerhalb zwei Jahren in Cultur genommen ist, ohne Entschädigung an die Regierung zurückfällt. Die Folge davon ist, daß die Leute sich nicht mehr Land nehmen, als sie verwerthen können.

In der hochwichtigen Frage der Negerbehandlung muß eine radicale Reform eintreten. Der Neger ist noch lange nicht reif für europäische Cultur. Warum sie also ihm aufdrängen? Er acceptirt mit Vergnügen das Geschenk der Gleichberechtigung mit den Europäern, es fällt ihm aber nicht im Traum ein, auch die gleichen Pflichten zu übernehmen. Der Grundcharakter des Negers, wie er sich seit Jahrtausenden hat ungestört entwickeln können und in manchen Körpermerkmalen klar zum Ausdruck kommt, ist faul, roh, ränkevoll und unzuverlässig. Wer bisher an die Culturfähigkeit des Negers in europäischem Sinne geglaubt hat, sollte doch durch den Herero-Aufstand eines Besseren belehrt sein, in welchem die Neger, die Jahrzehnte mit Weißen verkehrten, Proben einer wahrhaft viehischen Grausamkeit an den Tag legten. Wer die grauenhaften Zustände in den freien Negerrepubliken Liberia und besonders Haiti kennen gelernt hat, der ist überhaupt von jeder Humanitätsduselei den Schwarzen gegenüber belehrt. Gerade in letzterer Beziehung stiften die Missionen, gerade wie in China, oft viel mehr Unheil als Nutzen. Darum fort mit den Negern aus den höheren Schulen und aus den Beamtenstellen. Der europäisch gebildete, intelligente Neger wird die erworbenen Kenntnisse stets gegen die Europäer verwenden; denn jeder Schwarze, auch wenn er noch so gut und liebevoll behandelt wird, haßt im Grunde seines Herzens den Weißen als seinen Erbfeind. Wollen wir selbst den Negern die Mittel in die Hand geben, die Europäer aus Afrika hinauszuwerfen? Und dazu kommt es unfehlbar, falls wir auf dem bisherigen Wege fortschreiten, wenn auch unsere Generation es nicht erlebt. Was sind denn die häufigen Rebellionen anders, als die ersten Versuche in dieser Richtung?

Früher hat sich doch der Neger in seinem Dorfe glücklich gefühlt, also lasse man ihn dort auch. Aber im Interesse der Gesammtheit zwinge man ihn zu einer gewissen Arbeitsleistung, verpflichte ihn die Hüttensteuer, die gar nicht so niedrig bemessen zu sein braucht, in Producten wie Cocos, Sesam, Reis, Mais rc. zu zahlen. Er wird dadurch gezwungen, ein kleines Stück Land in Cultur zu nehmen. Theilweise ist ja in einigen Gegenden unserer Colonien mit diesem Verfahren schon der Anfang gemacht, und in gewissen Regierungs-Stationen häuften sich die Vorräthe derartig, daß man nicht wußte, was damit beginnen, während in anderen Bezirken die Eingeborenen aus Nahrungsmangel wie die Fliegen dahin starben. Es hat sich in englischen Colonien recht gut bewährt, die allgemeine Dienstpflicht als Arbeiter für die Colonie während ein oder zwei Monate im Jahr für jeden Neger obligatorisch einzuführen, mit der Einschränkung, daß kein Neger allzu fern von seinem Heimathsdorfe beschäftigt werden darf.

Es würde zu weit führen, hier die hunderterlei Mittel und Wege anzuführen, wie man den Neger in seinem eigenen Interesse und in demjenigen der Colonie nutzbar machen könnte. Dazu müßten geeignete Leute in deutschen Colonialschulen durch praktisch erfahrene Lehrer vorgebildet werden. Erwähnen will ich nur einen der wichtigsten Punkte, der sich in portugiesischen und französischen Colonien bewährt hat, nämlich die Anlage und Unterhaltung fahrbarer Straßen als Verpflichtung der Dorfhäuptlinge, die für die Ausführung haften. Ueberhaupt muß die Herstellung bequemer und billiger Communicationen, wenn nicht anders möglich, durch Eisenbahnen die vornehmste Sorge der Regierung sein. Dadurch würde der Handel gehoben und große, wie kleine Kaufleute in's Land gezogen.

Speciell in Ostafrika muß man auf eine Gefahr aufmerksam machen, die bisher noch gar nicht genügend gewürdigt zu sein scheint. Wie in den Vereinigten Staaten von Nordamerika die gelbe Pest, so droht in Ostafrika die Indierpest überhand zu nehmen. Bereits der gesammte Detailhandel ist in den Händen dieser gewissenlosen Gauner, und mancher deutsche Detaillist könnte in Ostafrika sein gutes Auskommen finden, wenn er nicht gegen die Concurrenz der Indier ohnmächtig wäre. Verschiedene englische Colonien haben bereits, um sich gegen diese Gefahr zu schützen, harte Beschränkungen und Maßregeln, die einem Ausschluß der Indier nahezu gleichkommen, eingeführt. Warum wollen denn wir in unserer Colonie einen ungeheuren indirecten Tribut nach Indien zahlen? Merkwürdiger Weise scheint unser jetziger Gouverneur in Deutsch-Ostafrika eine besondere Vorliebe für diese blutsaugerischen und betrügerischen braunen Gesellen zu haben. Leider ist dieses Thema zu umfangreich, als daß es hier des Näheren beleuchtet werden könnte.

Man sagt, das Groß-Capital sei scheu und zurückhaltend, und man fragt nicht nach den Gründen, die doch so nahe liegen. Weil das Groß-Capital bei dem jetzigen Verwaltungssystem in unseren Colonien nicht das Vertrauen hat, daß es

auf seine Kosten kammen würde, daß überhaupt eine bessere Zukunft für die Colonien auf dem bisherigen Wege zu erwarten steht! Das Groß-Capital ist in dieser Beziehung ein vorzügliches Barometer. Wie sall man aber auch besandere Leistungen und irgend welchen greifbaren Nutzen erwarten von Beamten, die ahne praktische Erfahrung in Cakanialverhältnissen, -Erfordernissen und -Wirthschaft hinausgesandt werden! Und unsere Colanialverwaltung zu Hause? Wie mancher tüchtige Beamte, der aber aus Mangel an Colanialerfahrung für dieses Ressort eigentlich unbrauchbar ist, mag schan durch Ausarbeitung schädlicher Verardnungsparagraphen unfreiwillig viel Verderben angerichtet haben. Und das Schlimmste ist, daß so mancher Calonialbeamter nach drei- oder mehrjährigem Aufenthalt in die Heimath zurückkehrt und nun glaubt, ein gründlicher Kenner und Sachverständiger zu sein, während er in Wirklichkeit van den thatsächlichen Bedürfnissen der Colonie keine Ahnung hat, weil er auch drüben in seiner Schreibstube über den engbegrenzten Harizont seines Bureaus, seiner Abtheilung, seines Ressarts nie hinausblickte. Wirklich erfahrene Colanialpraktiker fehlen in unserer Colonialverwaltung! Grau, Freund, ist alle Theorie, grün nur des Lebens galdener Baum!

Die Erinnerungsfeier an Papst Gregor I.

(Zur ureigensten Geschichtskenntniß der Engländer.)

Von Karl Blind.

Wenn man sich in England auf den Kriegspfad begeben will, so kehrt man gern den „Angel-Sachsen" heraus. Bei anderen Gelegenheiten rühmt man sich, sonderbarer Weise, des Britenthums — gerade, wie wenn etwa der Berliner mit dem Wendenthum der Vorzeit für sich Staat machen wallte. Redete doch Herr Chamberlain einmal stalz von „unserer britischen Freiheit, unseren britischen Gesetzen und Einrichtungen, und unserer britischen — — Sprache!" Da hätten sich Hengest und Horsa im Grabe umdrehen mögen, wären sie nicht feuerbestattet zu Woden's Hochsitz eingegangen.

Aber tratz des häufigen Gerebes vam Angel-Sachsenthum, wie es in neuester Zeit sa aft beliebt wird, ist es wahrhaft erstaunlich, wie wenig selbst die Gebildetsten mit der alten Geschichte ihres Volkes, das Britannien in ein England umschuf, vertraut sind.

Da hat unlängst in England die dreizehnhundertjährige Erinnerungsfeier an den sogenannten Papst Gregor den Großen stattgefunden, der die Bekehrung der Angel-Sachsen durch den Abt Mellitus, den späteren Bischof van Landon und Erzbischof van Canterbury, betrieb. Männer vam katholischen Adel Englands sind auch mit Priestern nach Ram gepilgert, um Pius dem Zehnten dafür zu danken, daß er die Haffnung auf Rückkehr aller Bewohner des Vereinigten Königreiches zum allein seligmachenden Glauben ausgesprachen habe.

Und da es bei derlei Anlässen nie an einer kleinen Hetze gegen die „Abgefallenen" fehlt, so bemerkte der englische Sprecher in seiner Anrede an den zeitweiligen römischen Bischaf:

„Neun Jahrhunderte hindurch glänzte das Licht des wahren Glaubens ungetrübt in unserem Lande, und die kathalische Inbrunst unserer Varfahren zeigte sich daran, daß sie unser Land Sanct Petrus widmeten und England zum Brautgeschenke unserer gebenedeiten Mutter Gattes erklärten. Aber seit 400 Jahren haben die Wolken der Ketzerei das Licht getrübt, und Viele sind in der Finsterniß des Irrthumes gesessen."

An diese Feier anknüpfend, schreibt ein nicht-kathalisches, aber eifrig das Christenthum betanendes Landoner Blatt hervarragenden Ranges, van liberaler, aber nicht deutschfreundlicher Richtung, das täglich etwa zwei Spalten über Kirchenzustände und zahlreiche Zuschriften religiösen Inhaltes bringt: „Von Mellitus ist wenig bekannt!" ...

Sogar das angeblich Wenige wird dem Leser vorenthalten; vermuthlich, weil der in der Redactian thätige Verfasser gar nichts über Mellitus wußte. Wahrlich, da möchte der Venerable Bede, d. h. der Mönch und Dechant Bäda (673—735), der Verfasser der auch für angelsächsische Valksgeschichte bedeutsamen „Kirchengeschichte Englands", aus Sanct Peter's Himmelsthar ausrücken und einem salchen Varfechter des Christenthums den nöthigen Unterricht ertheilen.

Ueber den Abt Mellitus stehen nämlich in Bäda's Werk eine Menge Einzelheiten. Und zwar höchst merkwürdiger Art — namentlich wie der Naturdienst unserer, an Woden. Thunaer und Freia glaubenden, angelsächsischen Stammesgenossen durch römische List allmälig niedergekriegt wurde. Mellitus wurde Bischof in Landan. Als er das Erzbisthum in Canterbury übernahm, gingen freilich die Einwohner Londans — wie in der „Angel-Sächsischen Chranik" zu lesen — eine Zeit lang wieder zur Verehrung ihrer älteren deutschen Götter über.

Bei Bäda finden sich ferner Nachrichten über Penda, den König van Mercia (Mark-Land, d. i. Mittel- und West-England nach der Grenze von Wales hin), dem es gelang, einen großen Theil des heutigen Englands unter seine Herrschaft zu bringen und dem alten Asen-Glauben wieder zur gottesdienstlichen Freiheit zu verhelfen. Dies that er nicht aus gewaltthätiger Feindschaft gegen den Neuen Glauben. Obwohl dem hehren Naturdienste seiner Vorväter zugethan, „legte er unter seinem Valke, den Märkern, der Predigt des (christlichen) Wortes kein Hinderniß in den Weg, wenn irgend welche unter ihnen gewillt waren, es zu hören. Nur diejenigen haßte und verachtete er, die er die van ihrem Glauben gebotenen Werke nicht vallziehen sah."

So berichtet sogar der Mönch Bäda über Penda. Es muß atsa wahl wahr sein.

Doch zu Mellitus zurück, van dem „wenig bekannt ist". Ihm sandte, als dieser Abt 601 zum Zwecke der Heidenbekehrung zu den Angel-Sachsen ging, der römische Bischof Gregor den berühmten Brief, in welchem ihm Verhaltungsregetn ertheilt wurden. Das Schreiben hat hahe, allen Farschern in germanischer Götterlehre wahlbekannte Bedeutung.

An seinen „geliebtesten Sohn", den Abt Mellitus, ist das Schreiben gerichtet. Von ihm hatte Gregar, der sich ats „Knecht der Knechte Gattes" bezeichnet, seit der Abreise des Häufleins der nach England abgegangenen Glaubensboten nichts gehört. Nun schickt er ihm eine Darlegung nach, in der er, nach reiflicher Ueberlegung, seinen Entschluß über das einzuhaltende Verfahren mittheilt.

Darnach sallen die Tempel, in denen die Götzenbilder der Angel-Sachsen stehen, nicht zerstört, die Götzenbilder selbst jedoch vernichtet, die Heiligthümer dann mit Weihwasser besprengt und Altäre errichtet werden, auf denen man Reliquien aufzustellen habe. Denn wenn diese Tempel gut gebaut seien, so zieme es sich, daß sie dem Teufelsdienste entzogen und dem Dienste des wahren Gottes gewidmet werden. Das Vall, wenn es sehe, daß man seine Tempel nicht zerstöre, werde dann um so eher den Irrthum aus seinem Herzen bannen und geneigter sein, den wahren Gatt an denselben Orten anzubeten, die es zu besuchen gewahnt ist. Und da es bei den Angeln Brauch sei, viele Stiere zu schlachten und sie den Teufeln zu opfern, sa müsse eine andere Feierlichkeit an die Stelle dieses Brauches gesetzt werden. Sa, zum Beispiel, eine salche am Schutzheiligen-Feste, aber zu Ehren der heiligen Märtyrer, deren Knochenreste auf den Altären stehen. Bei salchen Anlässen könne das Valk sich auch Hütten aus Baumzweigen in der Nähe der Kirchen bauen, die man aus heidnischen Tempeln dazu gemacht; und es dürfe die Festlichkeit nach alter Weise

begehen, indem die Thiere nicht mehr dem Teufel geopfert, sondern zum Lobe Gottes geschlachtet und verzehrt werden, wobei dem Geber alles Guten dafür zu danken sei. Indem man so einige genußreiche Vergnügungen äußerlich gestatte, werde man die Menschen desto leichter den inneren Tröstungen der Gnade Gottes zuführen. Es sei nämlich unmöglich, aus verhärteten Gemüthern mit einem Male Alles zu tilgen. U. s. w.

In seinem Werke: „Die Götter der deutschen und nordischen Völker" hat Wilhelm Mannhardt ein paar Sätze dieses weltklugen päpstlichen Briefes mitgetheilt. Der vollere Wortlaut ist jedoch wie oben.

So vorsichtig hatte die römische Kirche damals zu Werke zu gehen, daß noch lange Jahre später gelegentlich gestattet war, auf einem Altar, zu beiden Seiten eines Bildes des Gekreuzigten, die Bilder deutscher Götter aufzustellen. Die Schwankenden sollten dadurch herangelockt werden.

So wurden ja auch in Deutschland da und dort außen an einer Kirche, die wohl auf altem, heidnischem Tempelgrunde stand, Götterbilder des Asen-Glaubens eingemauert, um Zweifelnde zum Eintritt zu ermuthigen. Oder man stellte irgend ein Stück Heidenthum in der Kirche selbst auf. In Island wurde im Jahre 1000, bei Annahme des Christenthums, das Uebereinkommen getroffen, daß Diejenigen, die den alten Götterdienst fortsetzen wollten, dies zu Hause thun konnten. In Asien haben die jesuitischen Sendboten seit Jahrhunderten ein ähnliches Verfahren eingehalten.

Wo das Papstthum die Obermacht endlich erlangte, da mußten dann freilich Heiden, Ketzer und Juden — manchmal auf demselben flammenden Holzstoße — „daran glauben". So in Spanien, wie Kaulbach's Bild von Peter Arbues' Thaten zeigt.

Unter dem Angeln-Könige Penda war es, während fast dreißigjähriger Kämpfe, nahe daran, daß der größte Theil Englands unter eine Herrschaft kam, die jedem Glaubensbekenntnisse Freiheit gewährte. Mittel-England und ein bedeutendes Stück von West- und Ost-England fielen Penda zu. In den Schlachten bei Hatfield und Maserfeld siegte sein Banner. Unter ihm stand es Jedem frei, Allvater Wodan oder des Menschen Sohn zu verehren.

Allein nach anhaltendem Ringen während eines Menschenalters erlag Penda zuletzt in der Schlacht am Winwaed-Flusse (655) und fiel selbst im Kampfe.

Es ist also nicht ganz richtig, daß — wie der englische Sprecher vor Pius X. behauptete — die römische Kirche bis zur Zeit der Kirchenverbesserung ihr Licht völlig ungetrübt hatte leuchten lassen können. Später allerdings leuchtete es um so greller mittelst zahlreicher Scheiterhaufen. Wer, der Englands Geschichte kennt, erinnert sich nicht aus ihr der schaurigen Flammengräber in Norwich, der lohenden Theerfässer und Holzstöße, auf denen an manchen Orten so viele Opfer bis in die Zeit der „blutigen Königin Maria" hinein ihr Leben unter Marterqualen aushauchen mußten?

Hier werden wir freilich an unseren eigenen scheußlichen Ketzer-Richter, Konrad von Marburg, erinnert, dem ergrimmte Ritter eines Tages, „wie einem wüthenden Hunde", ein jähes Ende bereiteten. Darnach hatte Deutschland längere Zeit hindurch vor dem glühenden Glaubenseifer rasender Priester wieder Ruhe.

Als Luther auftrat, flammten freilich in deutschen Landestheilen, wo das Papstthum noch Macht ausübte, die Scheiterhaufen wieder auf. So in Köln, München und Passau, wo Adolf Klarenbach, Peter Flystedt, Georg Wagner und Leonhard Kaiser verbrannt wurden; anderer Blutthaten gegen Anhänger der protestantischen Lehre nicht zu erwähnen. Das Andenken dieser Märtyrer hat Luther in Dichtung und in ungebundener Rede gefeiert.

Nun wollen wir Abschied nehmen von dem „unbekannten" Mellitus, der bei der Bekehrung der Angel-Sachsen eine so merkwürdige Rolle gespielt hat. In dem vielgenannten Blatte, das wenig von ihm wußte, werden nicht bloß täglich Spalten mit Nachrichten „Aus der religiösen Welt" gefüllt, sondern es finden sich darin auch stets eine Menge Einsendungen, nach englischer Gewohnheit, die bald für, bald wider die Ansichten der Schriftleitung eintreten. Recht erbaulich ist es nun, daß kein Einziger sich des ehemaligen Bischofs zu London und Erzbischofs zu Canterbury, genannt Mellitus, erinnert hat. Für alle Leser blieb er anscheinend unbekannt.

Sogar John Richard Green, selbst Geistlicher, thut in seiner sonst guten, die Abstammung der Engländer von den Deutschen stark betonenden, „Kurzen Geschichte des englischen Volkes", den Bischof Mellitus mit einer einzigen Zeile ab, ohne auch nur seiner Rolle als Heidenbekehrer zu erwähnen, oder die listige Art zu schildern, wie der Papst Gregor ihm zu verfahren gebot. Daher wohl die sonderbare Unkenntniß. Für eine Menge heutiger, sich gebildet glaubender Engländer fängt ihre Landesgeschichte, obwohl sie sich gelegentlich so gern als „Angel-Sachsen" gebärden, erst mit der Unterjochung ihrer Vorfahren durch Wilhelm den Bastard an, der ihnen das Land und die Freiheit raubte!

Da wußten vor Jahrhunderten Männer wie Algernon Sidney, der als Republikaner sein edles Haupt auf den Block legen mußte, doch in Englands alter Geschichte und über den Zusammenhang ihres Volkes mit dem deutschen Stamme besser Bescheid. Man kann es in einem bedeutenden, heute freilich auch fast unbekannten Werke von ihm*) lesen.

Abstammung und Wohnort in der Natur.

Von Curt Grottewitz.

Die Frage nach der Abstammung beherrscht die ganze Wissenschaft von der lebenden Natur. Zu welcher Gruppe von Lebewesen verwandtschaftlich eine Pflanze oder ein Thier gehört, wie die einzelnen Stämme mit einander zusammenhängen oder wie sie von einander abhängen, das ist der Gesichtspunkt, von dem aus die lebenden Objecte der Natur heute in der Hauptsache betrachtet werden. Das Streben geht dahin, den großen Abstammungsplan für alle Lebewesen zu ergründen und jedes in das Verzweigungssystem des Stammbaumes einzureihen. In dieser Absicht werden von Jahr zu Jahr die Entwickelungsstufen der verschiedensten Lebewesen womöglich vom Eistadium an untersucht, gleichartige Wesen werden unter einander anatomisch verglichen, Uebergänge zwischen Gruppen zu ermitteln gesucht, einzelne Organe in der Entwickelung über viele Stämme von Lebewesen hin verfolgt. Alles dient nur dazu, den Gedanken von der einheitlichen Abstammung der lebenden Natur durchzuführen.

Sollte man da nicht einmal fragen: Was wird durch alle diese Untersuchungen erreicht? Die Lehre von der Abstammung steht doch längst so fest, daß sie nicht mehr durch diese Einzelfälle bewiesen zu werden braucht. Gewiß sind die großen Stämme im Thierreich wie im Pflanzenreich noch wenig mit einander verbunden. Seit Darwin's Zeit ist kein großer Fortschritt darin zu verzeichnen. Mag das nun daran liegen, daß gerade die großen Abtheilungen sich selbstständig neben einander entwickelt haben, oder mögen die Zwischenglieder abhanden gekommen sein, jedenfalls ist gar keine Aussicht vorhanden, durch die vielen Einzelstudien die Lösung des Räthsels zu fördern. Aber diese Frage ist überhaupt nicht so wichtig, daß auf sie alle naturwissenschaftliche Forschung zugeschnitten werden darf. Wenn die Lehre von der Entwickelung der Arten aus Arten feststeht, dann sind alle

*) Discourses concerning Government.

Fragen, wie einzelne Thiere oder selbst Thiergruppen zu einander stehen, secundärer Natur. Die Specialforschung kann und muß sich selbstverständlich auch mit diesen Fragen beschäftigen, aber Zoologie, Botanik, Paläontologie, Biologie sollten nicht die ganze Natur ausschließlich unter dem Gesichtspunkte der Abstammung betrachten. Denn dieser ist nachgerade unfruchtbar geworden.

Was erfahren wir denn, wenn wir hören, irgend ein Wesen stamme von einem anderen ab? Doch nur das eine, daß es einst diesem oder einem dritten gemeinsamen Ahnen, den man womöglich nicht kennt, ähnlich gewesen ist. Das ist doch eigentlich eine recht geringe Auskunft über eine Pflanze, ein Thier, denn wir erfahren dadurch nicht, wie es zu dem geworden ist, was es jetzt ist, und wir erfahren auch nicht, was es jetzt ist, d. h. wie sein jetziger Organismus, seine jetzige Form zu erklären ist. Dadurch, daß alle Wesen vom Standpunkte der Abstammung aus betrachtet werden, ist die Naturwissenschaft historisch geworden. Sie erzählt, was ein Wesen früher war. Wir hören von den Vorfahren dieses Wesens und von den Vorfahren dieser Vorfahren. Vom Wesen selbst, wie wir es heute sehen, hören wir nichts.

Anfangs dachte man ja, daß man durch diese Betrachtungsweise den Urgrund jeder Pflanze und jedes Thieres ergründen könnte. Man wollte sie in ihrem innersten Sein erkennen, und man glaubte das zu erreichen, indem man vom ältesten Anfang anfing. Nun ja, den Anfang haben wir, den urältesten Anfang, aber die Fortsetzung wurde vergessen und der Schluß. Und diese sind doch am Ende ebenso nothwendig wie der Anfang. Viele Naturforscher haben sich so gewöhnt an diese entwickelungsgeschichtliche Betrachtungsweise der lebenden Natur, daß sie sich gar nicht die Möglichkeit eines anderen Horizontes vorstellen können. Schon der Name „Entwickelungsgeschichte“ verführt sie dazu, zu glauben, daß sie wirklich die ganze Entwickelung eines Wesens, das heißt sein Werden bis zum heutigen Tage verfolgten. In Wahrheit ermitteln sie bloß die Verwandtschaft, und allenfalls betonen sie die Eigenschaften, die ein Thier heute noch mit seinen Ahnen gemeinsam hat. Alles andere zerfließt in Nebel, gilt als bedeutungslos und wird deshalb wenig beachtet.

Offenbar ist aber eine Betrachtungsweise möglich, bei der man die Factoren erkennt, die ein Thier oder eine Pflanze zu dem gemacht haben, was sie heute sind. In der heutigen Naturwissenschaft giebt es neben den entwickelungsgeschichtlichen Untersuchungen, die im Vordergrunde des Interesses stehen und als eigentliche Großthaten der Forschung betrachtet werden, die Naturbeschreibung. Es ist selbstverständlich, daß die Lebensweise eines Thieres, seine Heimath, sein Nutzen &c. beschrieben werden muß. Diese Beschreibungen, in denen einzig früher die Naturwissenschaft bestand, genießen jetzt wenig Ansehen in der officiellen Wissenschaft. Werke, wie Brehm's Thierleben, Kerner von Marilaun's Pflanzenleben und andere sind gewiß vorzügliche Leistungen, aber allerdings der Fortschritt der Wissenschaft hängt nicht an ihnen. Neben dieser beschreibenden Naturwissenschaft, welche mehr über das Aeußere der lebenden Natur Auskunft giebt, existirt nun noch ein Specialzweig, welcher die Wesen nach den darwinistischen Gesichtspunkten der Anpassung, Auslese u. s. w. betrachtet. Dieser Specialzweig, der jetzt in der Biologie kultivirt wird, könnte nun schon etwas tiefer die Wechselbeziehungen zwischen einem Lebewesen und der übrigen Natur enthüllen. Allein, in der darwinistischen Annahme befangen, daß die Anpassung nur das Ergebniß eines zufälligen Ueberlebens des Passenden sei, kommen diese Biologen doch nicht dazu, das Werden eines Wesens im Spiel der einwirkenden Naturkräfte zu erforschen. Sie erzählen, wie irgend eine Heuschrecke in ihrer Färbung genau der Färbung der Steine angepaßt ist, auf denen sie sitzt. Da wäre es wichtig, zu wissen, wie diese Färbung zu Stande kommt. Die Biologen aber nehmen an, diese Färbung ist von allen nichtähnlichen Farben übrig geblieben, alle Thiere, die nicht das sympathische Colorit besaßen, starben aus. Ein solcher Glaube hindert natürlich jeden, tiefer in das Werden der Organe und der Form eines Wesens einzubringen. Nachdem jetzt der Neolamarckismus vorgedrungen ist, wird man wohl nach und nach gezwungen werden, die Wirkung der beeinflussenden Factoren auf Körperbau und Gestalt der Pflanzen und Thiere zu studiren. Jetzt steckt diese Betrachtungsweise noch in den allerersten Keimen. Auch der sogenannte Biomechanismus, der den mechanischen Einfluß der umgebenden Natur auf den Organismus erforschen will, ist jetzt erst eine kleine Richtung, die nicht recht vorwärts kommt.

Aber sie ist auf dem richtigen Wege. Nur müßte die Forschung ganz allgemein sich mit dem Wechselspiel von Organismus und seiner Umgebung, sei es nun mechanisch faßbar oder nicht, beschäftigen. Wir können Körperbau und Form eines Wesens nur dadurch wirklich verstehen, wenn wir sie als das Ergebniß der Natureinflüsse erkennen, unter denen jenes steht. Es muß uns gezeigt werden, wie die finstere Grotte Blindheit erzeugt, um die Höhlenthiere in der Verkümmerung ihrer Sehorgane zu verstehen. Natürlich ist die Blindheit nur einer der Charaktere dieser Thiere; um sie ganz in ihrer Organisation und Form zu verstehen, müssen selbstverständlich ebenso die anderen Einflüsse klargelegt werden, die auf sie einwirken. Gewiß ist diese Aufgabe nicht leicht. Es ist eben in dieser Beziehung so gut wie nichts vorgearbeitet. Aber es beschäftigen sich jetzt auch erst sehr wenige mit dieser Aufgabe. Vor der Hand herrscht noch die alte Betrachtungsweise. Wird diese aber nach und nach eingeschränkt, so muß naturgemäß eine Förderung der neuen Forschungsrichtung die Folge sein.

Um die ganze innere und äußere Organisation zu erforschen, dazu gehören allerdings die vereinten Kräfte der Naturwissenschaft. Nur auf einem gewissen Höhepunkt angelangt, kann diese die schwere Aufgabe lösen. Die verschiedensten Einzelzweige, Chemie und Physik eingeschlossen, müssen zusammenwirken, um die verschlungene Kette zu entwirren, in der sich ein Organismus mit der ihn umgebenden Natur zusammenreiht. Wie mannigfach sind die Factoren, die z. B. auf eine Blüthenpflanze einwirken: der Boden, das Klima, die Nährstoffe, das Licht, der Wind, die Insecten. Was für eine Fülle von Möglichkeiten giebt es, wie bald dieser bald jener Factor sich geltend machen und mehrere zusammenwirken können! Die Betrachtung wird, wenn sie nicht mehr von der Abstammungsidee beherrscht wird, von dem Wohnort eines Lebewesens ausgehen müssen. Der Wohnort muß zum Gegenstand der intensivsten Forschung gemacht werden, denn in ihm ist der Sitz und der Ausgangspunkt aller der Einflüsse, die gestaltend auf das Thier oder die Pflanze einwirken.

Nun ist in der letzteren Zeit ein Specialzweig der Naturwissenschaft zu höherer Ausbildung gelangt, der sich auch, allerdings bis jetzt noch sehr äußerlich, mit dem Wohnort der Thiere und Pflanzen auf der Erde beschäftigt. Das ist die sogenannte organische Geographie, die Pflanzen- und Thiergeographie. Sie geht allerdings heute noch von darwinistischen Principien aus. Indem sie den jetzigen und früheren Wohnort der einzelnen Thier- oder Pflanzengruppen festzustellen sucht, will sie die Verbreitung der Lebewesen über die Erde, vor allem aber die Ausgangspunkte dieser Verbreitung, die Entstehungscentren der Lebewesen kennen lernen. Auch auf diese Weise sucht sie Material für den einheitlichen Stammbaum zusammenzutragen, wenn sie sich auch mehr und mehr selbstständig macht und bei den Wechselbeziehungen zwischen den Lebewesen und den Existenzbedingungen ihres Wohnortes länger verweilt. Jedenfalls wird die organische Geographie, wenn sie sich vertiefen will, immer mehr darauf bedacht sein müssen, die einzelnen Factoren eines Wohnortes, die bestimmend auf die innere und äußere Gestalt der Lebe-

wesen wirken, zu ergründen. Und je mehr sie das thut, um so mehr wird sie sich von der alten Betrachtungsweise, die ausschließlich die Abstammung berücksichtigt, abwenden und eine wirkliche Erklärung der organischen Formen aus der Einwirkung der gestaltenden Verhältnisse anbahnen. Es liegt in der Natur der Sache, daß zumal die Pflanzengeographie diesem Ziele schon näher kommt. Die Einflüsse des Standortes, des Bodens, des Klimas sind am Körperbau der Gewächse zu deutlich, als daß sie nicht zum näheren Studium herausforderten. Die Pflanzengeographie kann mit Leichtigkeit gewisse Typen des Wohnortes, Landschaften wie Wüsten, Felsen, Hochgebirge unterscheiden, in denen alle Pflanzen ein gewisses einheitliches Gepräge tragen. Dadurch angeregt, fragt sie überhaupt mehr nach den Eigenthümlichkeiten des Standortes und je mehr es ihr gelingt, die Beziehungen zwischen Wohnort und Pflanzen aufzudecken, um so mehr wird sie nicht nur ihr Specialfach, sondern die gesammte Wissenschaft fördern. Die gesammte Natur einer bestimmten Gegend wird dadurch erst in der Wechselbeziehung aller todten und lebenden Kräfte ergründet. Bei der Frage nach der Abstammung handelt es sich vorwiegend um eine historische Thatsache, hier dagegen wird das ganze Werden eines Organismus im Spiel aller Naturfactoren des Wohnortes enthüllt.

Nun wird die Frage nach der Abstammung immer einen gewissen Werth auch bei der neuen Betrachtungsweise behalten. Ganz abgesehen davon, daß sich ein Specialzweig auch fernerhin mit der Ermittelung der verwandtschaftlichen Verhältnisse im Thier- und Pflanzenreich beschäftigen wird, so muß die Abstammung auch fernerhin als ein nicht unwesentlicher Factor in der Entwickelung des Organismus betrachtet werden. Mögen in der Wüste z. B. Cactusgewächse und Wolfsmilcharten einander so ähnlich geworden sein wie nur möglich, der Bau ihrer Blüthen wenigstens — und die Blüthen sind immerhin sehr wichtige Organe — wird doch erst durch die Abstammung recht begreiflich. Manches Thier, manche Pflanze behält eben gewisse Organe, die es geerbt hat, auch in dem neuen Wohnort bei, aber wenigstens ist in ihnen die ursprüngliche Anlage auch späterhin noch zu erkennen. Also die Abstammung wird ein wichtiger Factor bleiben. Aber heutzutage ist sie eben der herrschende Gesichtspunkt, unter dem ein Lebewesen betrachtet wird. Und ein solcher Gesichtspunkt ist zu einseitig, er muß in Folge dessen auch zu einer einseitigen und oberflächlichen Betrachtung der Natur führen. Vielmehr ist die Abstammung nur eine der vielen gestaltenden Kräfte, die den Organismus eines Lebewesens formen.

Man könnte vielleicht geneigt sein, der ererbten Anlage, wie sie sich in der Abstammung ausspricht, eine überaus große Bedeutung beizulegen. Allein, wenn wir die Vorfahren eines Wesens kennen, so ist damit doch nach nicht viel gewonnen, falls wir nicht diese Vorfahren selbst besser kennen als die Abkömmlinge. Und das wird nie der Fall sein, wenn wir nicht auch die gestaltenden Factoren ermitteln können, die die Form der Vorfahren geschaffen haben. Und so geht die Kette weiter zu immer früheren Vorfahren. Alle sind schließlich in der Hauptsache das Product der Natureinflüsse, die sie an ihrem Wohnort erlitten haben. So ist es doch wieder der Wohnort, der den Ausschlag bei der großen Betrachtung eines Thier- oder Pflanzenstammes geben muß. Wir können eben mit der bloßen Ergründung der Verwandtschaft zu keinem tieferen Verständniß des Organismus kommen. Wollen wir Pflanzen und Thiere in ihrem gesammten Werden und Wesen begreifen, so müssen wir die tausendfältigen bildenden Kräfte in der Natur ihres Wohnortes zu ermitteln suchen und kennen wir diese, dann verstehen wir nicht nur sie, wir verstehen mit ihnen die ganze Natur!

Literatur und Kunst.

Franz Lenbach über den Fürsten Bismarck.*)

Nie fließt Lenbach's Beredtsamkeit freier und wärmer, als wenn die Rede auf seinen in Friedrichsruh thronenden, von ihm abgöttisch verehrten Bismarck kommt.

„Die erste Gelegenheit, den Fürsten kennen zu lernen," so erzählt Lenbach, „erhielt ich in Kissingen kurz nach dem Kullmann'schen Attentat. Mehrere mir befreundete Damen, darunter Donna Laura Minghetti, vermittelten meinen ersten Besuch im Hause des Fürsten. Ich reiste hin und wurde gut aufgenommen. Einige Zeit darauf kam es zu einem zweiten Zusammentreffen in Gastein. Ich besuchte dort eine Familie, die im oberen Stockwerke des Hauses wohnte, dessen unteres Bismarck mit seiner Familie inne hatte. Als ich bei meinen Freunden oben angelangt, erzählte ich ihnen von dieser Begegnung und sie erklärten mir darauf, ich müßte nun auf alle Fälle bei Bismarck einen Besuch machen. Ich weigerte mich und sagte, dazu hätte ich nicht das geringste Recht. Man drang aber in mich und sagte mir, ich müsse wenigstens meine Karte abgeben. Das that ich denn auch und ging dann zum Essen. Als ich darauf wieder aus dem Hôtel kam, begegnete ich dem Fürsten, der mich sehr freundlich grüßte und mir sagte, er sei eben im Begriff gewesen, mir einen Gegenbesuch zu machen. „Da muß ein Irrthum vorliegen," sagte ich. „Durchlaucht müssen mich da mit dem seligen Rubens verwechselt haben." Der Fürst fragte mich, ob ich schon gegessen habe, und ich hatte die Geistesgegenwart, nein zu sagen, obwohl ich noch mein Dessert in den Zähnen spürte. Bismarck sagte nun: „Ah, da kommen Sie mit mir, ich esse heute allein." Er war in einer schrecklichen Stimmung. Eine Anzahl von Geheimräthen hatte den großen Mann mächtig aufgeregt und der Fürst machte seinem Ingrimme gegen sie ohne Umstände Luft. Auch sagte er, er sei in der Stimmung, Jeden für einen Spitzbuben zu halten, der ihm nicht klar und deutlich das Gegentheil beweise. Darauf sagte ich: „Da möchte ich Eure Durchlaucht nur bitten, mich recht oft einzuladen, damit ich Ihnen für meine Person das Gegentheil beweisen könnte."

„Im Hause Bismarck wurde ich recht bald heimisch. Die Fürstin, die außerordentlich viel Bekanntschaften und Beziehungen hatte, kannte eine Masse Leute, die auch zu meiner Bekanntschaft gehörten, und so stellte sich bald und leicht ein behagliches Verhältniß her. Ich genirte mich auch nicht und sagte immer, was mir gerade auf die Zunge kam. Eines Tages klagte mir die Fürstin ihr Leid. „Da habe ich meinen Mann geheirathet," sagte sie, „und jetzt habe ich nichts von ihm, er arbeitet Tag und Nacht auf seinem Bureau. Da habe ich zwei Söhne, an denen ich mich zu erfreuen gedachte, und die sind nun auch Tag und Nacht im Geschirr." — „Ja, Durchlaucht," sagte ich, „warum haben Sie auch in eine solche Beamtenfamilie hineingeheirathet!"

„Im Hause Bismarck herrscht ein eigenthümliches Treiben. Es ist immer sehr viel Lärm um ihn herum. Jeder plaudert, mit wem er will; das stört Bismarck durchaus nicht, er ist es zufrieden, wenn die Maschine des Hauses weitergeht und wenn er dabei nicht zu direct in Mitleidenschaft gezogen wird."

„Für Bilder, die von ihm gemacht werden, interessirt er sich nicht im Mindesten. Wäre er nie gemalt, modellirt oder photographirt worden, so würde er in dieser Hinsicht nicht das geringste Bedürfniß empfinden. In dieser Beziehung

*) Im Verlage der Deutschen Verlagsanstalt (Stuttgart und Leipzig) wird im Laufe dieser Woche ein mit einem Bildniß und einem Brieffacsimile, sowie vier bisher unbekannten Bildern Lenbach's ausgestattetes Werk: „Franz v. Lenbach, Gespräche und Erinnerungen, mitgetheilt von W. Wyl", erscheinen, dem wir mit Erlaubniß des Verlages obigen fesselnden Abschnitt entnehmen.

war Moltke sein vollständiges Gegentheil. Der ließ sich von Jedermann malen und modelliren und hatte seine Freude daran; jeder Künstler konnte ihn dazu haben."

Wegen seines Verhältnisses zu Bismarck wiederholt interpellirt, sagte Lenbach: „Freunde im gewöhnlichen Sinn hat Bismarck meiner Ansicht nach überhaupt nicht und ich glaube nicht, daß Männer von solcher Größe je dergleichen gehabt haben. Er haust sozusagen in sich; er erlebt sich, er blickt gedankenvoll zurück auf die ungeheure Summe seines Lebens. Sein Gehirn arbeitet unablässig, so daß ich ihn einmal fragte, ob diese ewige Arbeit seines Kopfes ihm nicht Beschwerden verursache. Darauf sagte er: „Allerdings, ich kann manchmal deßhalb nicht schlafen." Bismarck ist einsam, er kümmert sich nicht viel um das, was um ihn vorgeht, seine Gespräche sind mehr Monologe als sonst etwas. Dabei übt er doch auf Alle, die ihm nahe kommen, einen wahrhaft unsäglichen Zauber aus. So z. B. war einmal Wilbrandt mit seinem Sohne bei ihm zum Essen, und die Beiden blieben dann auch den Abend über, bis der Zug nach Hamburg wieder weiterging. Auf dem Bahnhofe kamen Beiden die Thränen, so waren sie ergriffen.

„Bismarck hat jetzt eine milde Würde, die er früher nicht hatte. Das ist auch das einzige Zeichen hohen Alters, das sich an ihm entdecken läßt, denn sonst sind seine Sinne, besonders Gehör und Gesicht, ausgezeichnet, und er geht kerzengerade einher. Ich bin, wie ich Ihnen schon gesagt habe, wie das Kind im Hause; das ist viel und ist wenig. Ich gehöre eben zu denen, um die der Fürst sich nicht zu kümmern und vor denen er sich nicht zu geniren braucht. Ja, wenn ich ein großer Politiker wäre, ein alter Diplomat, ein Parteiführer, das wäre etwas Anderes, da gäbe es directe Berührungspunkte zwischen uns. Man muß ihm etwas zu bieten haben, damit er sich mit einem beschäftige. Meine Kunst interessirt ihn, wie ich Ihnen wiederholt gesagt, nicht im geringsten. Er hat keine Freunde im gewöhnlichen Sinn; er nimmt die Menschen für das, was sie ihm bieten, ist aber gegen alle freundlich, gut und leutselig. So steht er allein mit seiner rastlosen Geistesarbeit, eine unaufhörlich rotirende Presse, die — kein Papier mehr zu bedrucken hat ..."

Auf das Thema, ob außerordentlich große Männer nach Art gewöhnlicher Sterblicher Freunde haben oder überhaupt haben können, kommt der Bismarck-Maler mit Vorliebe zurück. So sprachen wir eines Tages über das Verhältniß zwischen Tizian und dem genialen, aber nichtsnutzigen Aretino: die beiden gelten gewöhnlich als dicke Freunde. Lenbach meinte, ein Mann, der so außerordentlich viel arbeite, wie es Tizian gethan hat — es giebt ja noch so viele Bilder von ihm, und wie sind die durchgeführt, und dann darf man annehmen, daß ebenso viele, als noch vorhanden, verloren gegangen sind — von einem solchen Manne, einem solchen Arbeiter ist es wohl anzunehmen, daß es ihm nach den gewaltigen Mühen des Tages angenehm war, des Abends in seinem schönen Hause Gäste zu sehen und sich durch sie unterhalten zu lassen; er war ja ein reicher Mann und führte gewiß ein großes Haus. Aretino war nicht nur ein Mann von Geist und Witz, er konnte Tizian auch sonst nützlich sein, was der Maler gewiß in Anschlag brachte. Deßwegen braucht durchaus keine intime Freundschaft zwischen den beiden bestanden zu haben."

Die folgenden Aeußerungen mögen als weiterer und schließlicher Beweis dafür dienen, wie Lenbach seinen vergötterten Bismarck unablässig studirt, wie er ihn im Laufe der Jahre so zu sagen körperlich und geistig auswendig gelernt hat, so daß wohl selten Bildnisse mit solcher Beherrschung der äußeren Erscheinung und des seelischen Inhalts gemalt worden sind wie die Bismarck-Porträts des Münchner „Augenmalers" ... Er sagt: „Er ist blühend und voll Humor, er hat Spaß an dem Cultus, der mit ihm getrieben wird, besonders mit Rücksicht auf seine Familie, die sich ja so darüber freut. Ich fragte ihn einmal (das war vor 1890), warum er denn eine Uniform trage, er sei doch erhaben über solche Dinge; jeder Briefträger in Berlin habe dieselbe Uniform. — „Ja," sagte Bismarck, „mir ist das Zeug bequem, denn ich brauche da nicht so oft mit den Anzügen zu wechseln, und dann hätte ich bei meinem alten Kaiser in Berlin in Civil nicht die Hälfte von dem durchgesetzt, was ich in Uniform erreicht habe."

„Sehr drollig geht es oft bei Tafel zu. Jedermann ist da willkommen, wer gerade im Hause ist, ein Photograph, ein Inspector, der wegen einer Hagelversicherung gekommen ist, ein Forstmann. Bismarck spricht mit dem ihm Unbekannten, schenkt ihm Wein ein, läßt ihn neben einem eben anwesenden Gesandten sitzen, und wenn der Mann fort ist, so fragt er: „Wer war denn der Kerl eigentlich?" Dergleichen ist schon mit ganz einfachen Forstgehilfen passirt. Nach Frack und dergleichen fällt es Niemand ein zu fragen. Bei Tisch interessirten den Fürsten die Menschen nur als solche; wer zu sprechen weiß, ist ihm willkommen und wer sich auf's Zuhören versteht, ist es doppelt. Er ist eben ein Demokrat im reinsten und besten Sinne des Wortes, und das sind schließlich alle wahrhaft genialen Leute.

„Bismarck ist noch heute kein Philister und verachtet die Philister gerade so lebhaft, wie er es in jungen Jahren gethan hat. Je näher man ihn kennen lernt, desto stärker hat man den Eindruck, er verkörpere den Begriff eines Vaters von 45 Millionen Menschen. Natürlich muß er als solcher manchmal hart erscheinen, wie ja auch ein Vater dann und wann strenge auftreten muß.

„Dabei ist er auch ein rührend guter Mensch, wovon ich mich auf unseren langen Spaziergängen oft und oft überzeugen konnte. Es giebt auf seinem Gute zerstreut viele kleine Häuschen, in denen Tagelöhnerfamilien wohnen. Obwohl er sich beim Eintritte tief bücken muß, geht er in jedes solche Häuschen hinein, schaut sich die Zimmer an und den kleinen Garten. Er fragt nach den Kindern, er weiß genau, daß hier oder dort noch im vorigen Jahre ein Spargelbeet gestanden. Ein richtiger Patriarch, so menschlich in jedem Betracht. Er giebt sich immer so behaglich. Begegnet er irgend einem armen Teufel, sei es ein Weichensteller oder ein Tagelöhner, so drückt er ihm in der Regel einen Thaler, häufig auch ein Goldstück in die Hand. Das geschieht so oft, als er ausgeht, und er geht alle Tage aus.

„Seine Güter arrondirt er beständig und bewaldet immer wieder neue Strecken. Er hat (1890) auf diese Art in letzter Zeit sechstausend Morgen bepflanzt. Er muß eben organisiren, muß für die Zukunft schaffen, und erst seine Enkel werden den Nutzen davon haben. Auf diese Art kann man sagen, daß er keinen Kreuzer Geld in der Tasche hat, denn er giebt Alles in der geschilderten Weise aus.

„Bismarck's jetzige Situation läßt sich leicht begreifen. Er war immer Politiker, immer stand er mitten drin in den Geschäften. Jetzt ist er plötzlich wie der Fisch, der an's Land geworfen worden ist. Er ist ein geborener Arbeiter, ein geborener Geschäftsmann. Ihm zu sagen, daß er nicht mehr Staatsgeschäfte besorgen soll, ist gerade so, als wenn man mir sagen würde, ich dürfe nicht mehr malen.

„Bismarck hat eine kolossale Fähigkeit, zu beobachten und Eindrücke in sich aufzunehmen. Seine einzige Freude ist es jetzt, das zum Vorschein kommen zu lassen, was sich ohne Unterlaß in ihm produzirt. Er interessirt sich für die Gestalt, die die Eindrücke in seinem Kopfe einnehmen, und daher seine Freude am Monologisiren. Er preßt seine Gedanken in die denkbar knappsten und präcisesten Formen. Nie hascht er nach Effect, sagt auch selten etwas „Außerordentliches", aber die Form, in der er auch das Gewöhnlichste sagt, könnte nicht präciser, nicht fesselnder sein.

„Er hat von jeher zwei Dinge gethan: gearbeitet und sich gehen lassen, seiner Natur nie den geringsten Zwang

auferlegt. Alles, was nach diesem einzigen Manne kommen wird, Fürsten und Reichstage, wird immer Glas sein, immer wird man dahinter seine ungeheure Gestalt sehen. Und ist er einmal todt, dann wird es ganz ebenso sein. Den Mann kann man nicht hinausdrücken aus dem Leben der Nation, aus der Geschichte. Ueber alle Leute ragt er wie eine Pyramide empor. So ein Mann ist ein Triumph der Menschheit, er ist mehr werth als ein ganzes Reich.

„Uebrigens ist Bismarck in seiner gegenwärtigen Lage nicht zu bedauern. In jenen Tagen, wo man ihn mit Lorbeeren überschüttete und darunter fast erstickte, war er lange nicht so glücklich wie heute. Er ärgert sich jetzt das überflüssige Fett weg, die Aufregung hat also für ihn ihr Gutes. Hat er doch im Ganzen und Großen ein außerordentlich glückliches Dasein hinter sich. Das höchste Glück des Menschen liegt darin, daß er seine Kräfte bethätigen kann. Aber es muß das in der rechten Weise geschehen, wie es zu den Kräften jedes Einzelnen paßt. Wenn man einen Riesen zu einem Schreiber in einer Canzlei macht und einen zarten Menschen zum Schmied, so macht man jeden von beiden unglücklich. Das Weib wieder ist nur glücklich als Mutter. Bismarck hat nicht nur das Glück gehabt, daß er seine Kräfte verwerthen konnte, er hat auch den ihm entsprechenden großartigen Wirkungskreis gefunden. Das Forum seiner Thätigkeit war die ganze Welt. Alles, was er jemals gesagt hat und sagen wird, das bleibt in der Welt, es kann nicht mehr heraus. Er war in der Lage, sich selbst in der interessantesten und ausgiebigsten Weise zu erleben. Er war immer Politiker und hat in dieser großartigen Einseitigkeit als Staatsmann, Diplomat und als Volkswirth geplant und geschafft. Er konnte seine Kräfte bis auf die Neige verwerthen. Jetzt hat er die Genugthuung, daß bis zu seinem letzten Athemzuge jedes seiner Worte aufgeschnappt und aufbewahrt wird. Ueberdies hat er das außerordentliche Glück gehabt, daß er nie Jemand von den Seinigen durch den Tod verloren hat. Seine Frau, obwohl leidend, lebt*), seine Kinder leben, er hat nie eine außergewöhnliche Tragödie in der Familie gehabt. Von ihm kann man wie von einem großen Dichter sagen: Er ist immer da, so wie Homer, Shakespeare und Goethe immer da sind."

„Ich habe Ihnen erzählt, wie Bismarck sich damit unterhält, seine Gedanken in präcisester Form an den Tag zu bringen. Er begleitet diese echt künstlerische Thätigkeit mit den Bewegungen eines modellierenden Bildhauers. Für gewöhnlich ist seine Hand energisch, aber beim Sprechen wird sie ganz weich und modellierrt durch rundliche Bewegungen der Finger jeden Satz, ja jedes Wort seiner Rede. Er modelliert oder scandiert gewissermaßen die Form für jeden in ihm aufsteigenden Gedanken."

Ueber Bismarck's Lebensweise machte mir Lenbach im Sommer 1890 folgende Mittheilung: „Der Fürst hat unermüdliche Augen. Abends nach Tisch sieht er eine Masse von Büchern und Zeitungen durch und raucht dabei seine vier Pfeifen. Das geht so fort von halb neun bis halb elf, um welche Stunde er meistens schlafen geht. In diesen zwei Stunden liest er beständig. Er steht ungefähr um halb zehn Uhr auf; in neuester Zeit ist er manchmal sogar schon um acht Uhr aufgestanden. Im Essen ist er jetzt gegen früher ziemlich mäßig. Am liebsten sind ihm alle geräucherten Sachen, besonders Fische. Er trinkt einen mittelmäßig guten Moselwein und darf nichts anderes trinken. Bier ist ihm verboten. Seine Pfeife füllt er mit ordinärem, holländischem Knaster. Früher rauchte er immer starke Havanna-Cigarren. Da bemerkte er aber plötzlich, daß er nicht mehr schlafen könne, und da kam er auf die Idee, der Mensch vertrage von irgend etwas nur ein gewisses Quantum; sei er damit durchtränkt, so widerstehe es ihm. Er macht sich eben auf alles einen Vers. Zum Frühstück nimmt er ein paar Eier und Milchkaffee. Suppe giebt es nie im Hause."

„Ich bin der Ansicht, daß Bismarck sehr alt werden wird. Er sieht so gesund aus wie möglich und steht heute noch auf der Höhe seiner geistigen Kraft, er ist namentlich von einer unerhörten Schlagfertigkeit.

„Früher hieß es immer, Bismarck sei ein Tyrann, aber sie halten Alle zu ihm, die Leute, die er angeblich zu Tode geschunden hat. Auch seine alten Diener sind noch immer da: es ist eben Alles verliebt in ihn."

„Er macht nicht den Eindruck eines abnormen Menschen, sondern einfach den der Spitze der Gescheitheit."

Bei dieser Gelegenheit sei erwähnt, daß Lenbach zu den begeisterten Verehrern des alten Kaisers Wilhelm gehört. „Er war," so sagt er, „die Güte und Bescheidenheit selbst — Eigenschaften, die an ihm den Reiz der Courtoisie einer vergangenen Zeit besaßen. Man hatte immer das Gefühl, als müsse man ihm um jeden Preis etwas zu Liebe thun und ihm zum Mindesten die Hände küssen. Das ganze Wesen des Greises bestand aus Rücksicht für Andere und aus Ritterlichkeit. Dem weiblichen Geschlechte gegenüber gab es für ihn keinen Unterschied des Standes. Er hätte einem Dienstmädchen das fallen gelassene Taschentuch ebenso sicher aufgehoben wie einer Prinzessin. Was weiblichen Geschlechtes war, war für ihn Dame und mußte als solche behandelt werden."

„Zwischen dem alten Kaiser und Bismarck herrschte übrigens keineswegs ein eigentlich intimes Verhältniß. Bismarck brachte es nur dazu, daß er den ganz langen Titel des Kaisers in den an den Monarchen gerichteten Schriftstücken nur ein einziges Mal, das heißt auf den Kopf des Schriftstückes, setzen durfte, ohne ihn im Texte wiederholen zu müssen; auch erhielt er das Privilegium, sich einfach mit dem Namen Bismarck unterzeichnen zu dürfen. Der Kaiser war dem Fürsten gegenüber immer von der ausgesuchtesten Liebenswürdigkeit, aber nie und nimmer ohne eine gewisse Förmlichkeit. Zum Beweise diene das folgende, in Babelsberg vorgekommene kleine Begebniß. Bismarck wurde in's Schloß zum Vortrag berufen. Der Kaiser, der bekanntlich ein Steinleiden hatte, war gerade recht unwohl. Als aber Bismarck eintrat, erhob er sich mühsam und schmerzhaft von seinem Stuhle und ging dem Fürsten entgegen. Er ließ ihn dann zum Vortrag neben sich sitzen, und als Alles vorüber war, hätte Bismarck im Hinblick auf den leidenden Zustand seines „alten Herrn" für sein Leben gerne gesagt: „Bitte, Majestät, bemühen Sie sich nicht." Das wäre aber um keinen Preis angegangen. Er mußte es daher dulden, daß der arme, von Schmerzen gepeinigte Greis abermals aufstand und ihm bis zur Thüre das Geleite gab. So förmlich höflich war der Kaiser namentlich seit der Zeit geworden, wo er Bismarck in den Fürstenstand erhoben hatte. Er hielt eben stets darauf, Jedermann alle ihm gebührende Ehre zu erweisen."

Martin Greif.

Von Franz Blume (Wilmersdorf-Berlin).

Es ist eine oft gehörte und leider auch berechtigte Klage, daß wir in der wirren Hast unseres heutigen Lebens und Treibens die Lust und Kraft zu stiller Einkehr, zu liebevoller Versenkung und sinnender Betrachtung, die Ruhe zur Empfindung, der Seele alles künstlerischen Genießens und Schaffens, immer mehr verlieren. Um auf dem Gebiete der Literatur zu bleiben, so sehen wir hier Roman und Theater im Vordergrunde des Interesses; Sensation ist das Schlagwort, dem sich alles fügen muß, und immer seltener werden Zeit und Stimmung, sich in weihevoller Sammlung der Denkarbeit der großen Geister der Menschheit und dem Zauber edler Dichtung hinzugeben, vor Allem aber dem Gebiete der Poesie,

*) Diese Bemerkungen stammen aus dem Jahre 1890.

in dem das Empfinden den tiefsten, intimsten Ausdruck findet, der Lyrik. „Wer liest denn heutzutage noch lyrische Dichtungen?“ hört man wohl häufig verächtlich fragen, „höchstens Backfische oder unklare Gefühlsschwärmer, nicht aber der ernste, praktische, zum politischen Leben und Denken nun endlich erwachte deutsche Mann.“ Und dennoch, trotz all' solcher zum Theil leider nur zu berechtigten Klagen, dennoch kann es mit der Lyrik und ihrer Werthschätzung nicht allzu schlimm in deutschen Landen bestellt sein. Woher käme es sonst, daß nicht nur jedes Jahr eine Menge neuer lyrischer Dichtungen gedruckt wird — wobei freilich das Angebot größer ist als die Nachfrage — sondern auch, und das ist das Entscheidende, daß immer wieder neue Auflagen älterer und jüngerer Meister erscheinen? Es giebt eben immer nach genug „sanderbare Schwärmer“, die das Bedürfniß fühlen, sich zuweilen aus der realen Alltagswelt in stillen, geweihten Stunden in die Empfindungswelt eines Lyrikers zu versenken und seine Stimmen und Gestalten zu innerem Leben zu erwecken.

Unter jenen Neuauflagen ist wohl die erfreulichste die siebente Auflage der Gedichte Martin Greif's*); beweist sie doch, daß der Dichter, wenn auch langsam, immer größere Kreise dankbarer und treuer Verehrer seiner Muse sich erabert, daß immer mehr sich eine ungetrübte und unbefangene Werthschätzung seiner Lyrik festsetzt, nämlich das Urtheil, daß Greif sich nicht nur unseren großen nachclassischen Lyrikern, Hebbel, Mörike, Keller, Storm, würdig anschließt, sandern daß er die erste Stelle unter den Lyrikern unserer Zeit einnimmt, daß er die kräftigste, die einzige an Genialität heranreichende Begabung unter unseren zeitgenössischen lyrischen Dichtern besitzt. Freilich nicht von Anfang an und nicht von allen ist dieses Urtheil über Greif's Lyrik gefällt warden; man hat ihn einen Goethianer, einen Epiganen, ja einen „elementaren“ Dichter genannt, aber in dem Sinne, wie man von einem Elementarschüler spricht; man hat, verwöhnt durch Rhetarik, Phrase und akademische Formenglätte bei anderen, ihm seine Zartheit, Innigkeit und Schlichtheit zum Varwurf gemacht und den Zug zum Großen, Packenden, Fortreißenden in ihm vermißt, und erst unbefangene und einsichtige Kritiker wie Avenarius, Bartels, Lyon u. A. haben uns seine einzigartige Lyrik schätzen gelehrt. Sa ist denn die wenn auch langsam, so doch stetig wachsende Anzahl der Auflagen seiner Gedichte ein erfreuliches und haffnungsvolles Zeichen für die literarische Reife des gebildeten deutschen Lesepublicums, wenn auch andrerseits die fünf-, ja zehnmal größere Auflagenanzahl unserer Madedichter beweist, daß die graße Masse immer noch nicht zwischen Talmi-Gald und echtem Galde unterscheiden kann.

Nach der schönen und erschöpfenden Schrift Otto Lyan's: „M. Greif als Lyriker und Dramatiker“ (1889) läßt sich kanm etwas Neues über Greif's Lyrik sagen. Schon beim blaßen Blättern, noch mehr aber beim ernsten, tiefen und liebevollen Versenken in seine Gedichte ist man erstaunt, ergriffen, gerührt über die innige, schlichte und wahre Empfindung, das sa reiche und mannigsache Naturgefühl, die reine und keusche Stimmung. Da ist nichts schief, nichts falsch, nichts krankhaft; kein leerer Klingklang, keine hahle Phrase, keine fade Tändelei oder gar Frivalität, sandern zartes Gefühl, sinnender Ernst, leise Wehmuth und dennoch keine Spur von Weltschmerz, echt volkstümlicher Ton und dach fern von Trivialität. Der beste Prüfstein für eines Dichters Ausdrucksfähigkeit und innere Anschauung ist sein Verhältniß zur Natur, und gerade auf dem Gebiete der Naturlyrik ist Greif ein Meister; seine Lieder sind keine Pradukte literarischer Kunstdichtung, sondern gleichsam hingehauchte Naturlaute, von Empfindung durchtränkt und überall das Ewige und Göttliche im Wechsel der Erscheinungen widerspiegelnd. Dabei die höchste Mannigfaltigkeit der Töne, Stimmungen, Farmen, Gestalten, ab nun Tag oder Nacht, Frühling oder Winter, Wald oder Haide, Stram oder Meer den abjektiven Hintergrund bilden. Auf Schritt und Tritt begegnet man hier „lyrischen Krystallen“, um diesen Ausdruck Adalf Bartels anzuwenden, der damit die innige Verbindung von Empfindung und Farm bezeichnen will. Die Fülle dieser Perlen ist zu graß, als daß sie hier genannt werden könnten; nur auf's Geradewohl und andeutungsweise einige: „Ruhe hat die Natur ergriffen und Schlummerdrang“ (S. 70). — Hymnus an den Mand (S. 73). — „Nun störet die Aehren im Felde ein leiser Hauch“ (S. 88). — „O Mond, der blaß nun scheidet“ (S. 139). — „Auch die Haide blühet Jahres einmal“ (S. 151). — „Alles, Meer und Gestade ruht in Stille“ (S. 167). — „O Herz, was ist mit dir geschehen?“ (S. 20). — „Schallendes Hämmern tief unten im Thal“ (S. 43). — „Sturm gestillt zu leisem Hauch“ (S. 44). — „Stille ruht die weite Welt“ (S. 49). — „Wie ferne Tritte hörst du's schallen“ (S. 53) und viele, viele andere.

Die Liebeslyrik Greif's, die keinen allzu breiten Raum bei ihm einnimmt, ist rein und lauter, anschaulich und tief innig, fast überall aber geht ein Zug wehmuthvaller Erinnerung an die zu kurze Zeit des Glückes hindurch. So klagt er:

„Legt mir unter's Haupt Melissen,
Meine Träume sind so wild —
Ihrer Grabesnacht entrissen,
Schwebt vielleicht ihr süßes Bild,
Ueber mein verödet Kissen.“ (S. 36.)

und in zwei wundervollen, von echt dichterischer Stimmung erfüllten Elegien (S. 385) gedenkt er der verflossenen seligen Zeit.

Viel Schönes und Dauerndes findet sich auch in den „Balladen uad Mären,“ var allem das „Klagende Lied“ (S. 349), wahl eine der ergreifendsten und mächtigsten madernen Balladen, in den „Widmungen“, besonders „Zu Hans Sachsens Ehrentag“, das den Vergleich mit dem ähnlichen Gedichte Gaethe's ruhig aushalten kann, in den „Deutschen Gedenkblättern“, die von echt patriatischem Geiste erfüllt sind, und endlich in den „Sinngedichten“, die manch treffliches Wart über Dichtung und Kunst, Ethik und Aesthetik enthalten.

Ebensa bewundernswerth wie der Reichthum und die Mannigfaltigkeit des Inhaltes der Greif'schen Lyrik, ist auch die poetische Farm und Sprache. Mit gleicher Meisterschaft handhabt er classische, romnnische und altdeutsche Weisen, besonders die freie reimlose Ode und die schlichte Weise des Valksliedes. Hat man ihm hierbei als Mangel seiner poetischen Technik die nicht geringe Anzahl unreiner Reime vorgeworfen, so sei dagegen an das bekannte Wart Goethe's erinnert:

„Ein reiner Reim wird wohl begehrt,
Doch den Gedanken rein zu haben,
Die edelste von allen Gaben,
Das ist mir alle Reime werth.“

Was endlich die Sprache des Dichters anlangt, so entspricht sie ganz dem Charalter seiner Lyrik, sie ist schlicht, zart, innig, nie hohl, nie tönend und nichtssagend; zuweilen erscheint sie — wenigstens beim ersten Lesen — spröde und herb, aber beim tieferen Versenken entströmt daraus der schönste Wohllaut. Auch hier hat man dem Dichter oft eine allzu einfache, alltägliche, ja matte Ausdrucksweise zum Varwurf gemacht; aber diese Schlichtheit entspringt, wie Lyan treffend bemerkt, häufig der graßen Wahrheitsliebe des Dichters; es wäre ihm sicher leicht gewesen, eine elegantere, geistreichere Wendung zu finden, er wollte aber lieber die Schönheit des Ausdruckes als die Wahrheit der Empfindung apfern. Daß aber der Dichter unablässig bemüht ist, zu bessern und einzelne Härten zu mildern, zeigt ein Vergleich zwischen der fünften und der vorliegenden Auflage. Nur zwei Beispiele: Früher: Blüthen, „Die alle tropfig thauen“ — jetzt: „Die tropfend alle thauen“; früher:

*) Gedichte von Martin Greif. Mit einem Bildniß des Dichters nach einem Gemälde von Hans Thoma. Siebente, verbesserte und vermehrte Auflage (neuntes und zehntes Tausend). Leipzig, C. F. Amelang's Verlag. 1903. Geb. 5 Mk.

„Du in junger Knospenfülle,
Ich wohl anders auch als so,
Du nur immer ernst und stille,
Ich im leichten Muthe froh.“

Jetzt: „Du in junger Knospenfülle,
Ich in erster Jugendglut,
Du nur immer ernst und stille,
Ich in leicht erregtem Muth.“

Es ist unmöglich, in dieser kurzen Besprechung noch weiter auf alle Schönheiten der Greif'schen Lyrik einzugehen; es kann nur immer von neuem wieder gerathen werden, selbst zu lesen und sich in sie zu versenken, und ein hoher, reiner Genuß wird der Lohn sein. Vieles von ihm gehört ja bereits jetzt zum eisernen Bestande unserer Lyrik, und wenn er immer bekannter und anerkannter wird, so ist das nicht einer augenblicklichen Mode zuzuschreiben, deren Welle ihn auf eine kurze Zeit etwa hoch trüge, um ihn dann wieder in Vergessenheit sinken zu lassen, sondern es ist die Wirkung der seiner Lyrik innewohnenden und langsam aber stetig werbenden unvergänglichen Kraft und Schönheit. Möge denn der Lebensabend des Dichters immer mehr verschönt und verklärt werden durch die Anerkennung und die Liebe seines Volkes, damit seine eigenen Worte nicht auf ihn selbst in Erfüllung gehen:

„Wenn unsre Deutschen einen Mann erst loben,
Dann weilt er sicher schon im Himmel oben,
Wo so ein abgeschiedner klarer Geist,
Den Dankeszoll verdrossen von sich weist,
Weil er voll Mängel sieht und Widerstreit,
Was er gestiftet in der Sterblichkeit.“

Eine Fritz Reuter-Ausstellung.

Von Eugen Reichel (Berlin).

Wenn ein berühmter Mann 30 Jahre todt ist, pflegt man keinen Staat mit einem solchen Gedenktage zu machen; es müssen schon 100 oder 150 oder 300 Jahre über den letzten Lebenstag eines Großen hinweggegangen sein, wenn man davon umständlicher Notiz nehmen soll. Aber ein anderes ist's, einen anspruchsvollen Gedenktag zu feiern, und ein anderes, einen dreißigsten Todestag zu benutzen, um durch eine fesselnde Ausstellung von Erinnerungsstücken das Bild des längst Entschlafenen und doch in unserem Bewußtsein Lebendiggebliebenen mit neuen Zügen vor uns erstehen zu lassen. Eine Ausstellung, die sich durch sich selbst rechtfertigt, bedarf zwar einer solchen äußeren Veranlassung nicht; aber sie bekommt durch die Anknüpfung an einen Gedenktag doch ihre besondere Weihe; und so darf man es für einen ebenso pietätvollen wie glücklichen Gedanken des bekannten Reuterforschers und Reuterbiographen Professor Dr. Karl Theodor Gaedertz halten, daß er den dreißigsten Todestag Reuter's dazu verwendet hat, eine wirklich sehr interessante Reuter-Ausstellung sozusagen „actuell“ zu machen. Zu bedauern bleibt bei diesem guten Einfall nur, daß er im abseits liegenden Greifswald zur Ausführung gekommen ist. Diese Reuter-Ausstellung hätte in Berlin eröffnet werden müssen, wo die Verehrer des plattdeutschen Dichters zu Tausenden und Zehntausenden wohnen, wo allein schon die zahlreiche Colonie der Mecklenburger der Ausstellung eine große Wirkung gesichert hätte. Greifswald ist gewiß für junge Leute, die sich eifrig ihren Studien hingeben sollen, ein sehr brauchbares Städtchen; für Ausstellungen, die sich an ein großes Publicum richten, die vor Allem eines großen Publicums bedürfen, wenn sie wirken und — die auf sie verwendeten Kosten wieder einbringen sollen, ist es kaum die geeignete Stätte. Aber Greifswald hat doch nun einmal das Glück gehabt, für die Reuter-Ausstellung gewählt zu werden; und so muß man der kleinen Handels- und Hochschulstadt die Ehre gönnen und sich freuen, daß es überhaupt zu einer solchen Ausstellung gekommen ist. Denn das sei gleich vorweg gesagt: Die Ausstellung ist hochinteressant; sie ist vor Allem von Gaedertz mit einem so großen Geschick und mit so viel decorativem Geschmack geordnet worden, daß man an ihr seine ganz uneingeschränkte Freude haben kann.

Die kleine Aula der Greifswalder Hochschule bietet der Ausstellung eine zwar bescheidene aber doch anmuthige Umrahmung, obwohl das Barock des Saales nicht recht zu der derben mecklenburgischen Art Fritz Reuter's passen will. Aber die Raumverhältnisse sind behaglich, und diese Behaglichkeit paßt nun wieder zu Reuter vortrefflich — kurz und gut: der Raum konnte kaum besser gewählt werden.

Was nun die Ausstellung, die von einem Männergesang und einer fesselnden Festrede des Veranstalters eingeleitet wurde, anbetrifft, so interessiren in ihr vor Allem die vielen Briefe Reuters, die sich in einer so schönen, klaren Handschrift darbieten, daß man sie ohne Mühe und mit wirklichem Genuß lesen kann. Rührend ist ein Schreiben aus dem Jahre 1850, das vom 21. April datirt ist. Reuter hatte sich damals, nach überstandenem Festungsleiden, in Treptow niedergelassen und bittet die Stadtbehörde, ihm ein geneigtes Wohlwollen zu schenken. Dafür erbietet er sich „allen Knaben unvermögender Eltern,“ die ihm „von einer wohllöblichen Behörde als solche bezeichnet werden, unentgeltlich denselben Unterricht zu ertheilen.“ Das überflüssige „denselben“ scheint zwar nicht gerade zu Gunsten des Lehrmeisters zu sprechen, und so ist es fraglich, ob Reuter als Lehrer viel Glück gehabt hätte; aber es spricht jedenfalls für sein bescheidenes Wesen, das in einem Brief aus ziemlich derselben Zeit an einen Landwirth noch entschiedener zum Ausdruck gelangt. Reuter bietet sich dem Grundbesitzer als Inspector an und schildert ihm offenherzig eine Schwachheit seines Charakters, die sich während der langen Festungshaft in ihm entwickelt hatte. Er erzählt, wie er, gleich anderen Leidensgefährten, daran gewöhnt worden sei, sich den Jammer gelegentlich durch einen tüchtigen Rausch zu vertreiben. Diese Gewohnheit sei nun an ihm hängen geblieben; wochen-, monatelang, lebe er ganz nüchtern, dann plötzlich komme die Begierde nach berauschenden Getränken über ihn, gegen die er machtlos sei, solange sich ihm Gelegenheit biete, den Begierden die Zügel schießen zu lassen. Dies sei aber nur in Städten der Fall, und eben deßhalb sehne er sich nach einer gesunden Wirksamkeit auf dem Lande, wo er von dem Gelegenheitslaster ganz befreit zu werden hoffe.

Ein so offenes Geständniß hätte von Rechtswegen den Brodgeber weichherzig machen sollen; dieser zog es jedoch vor, den Brief unbeantwortet zu lassen. Zum Landwirth hatte wohl Reuter auch kaum das rechte Zeug, und so wollen wir uns freuen, daß aus dem Schulmeister nach und nach der Dichter wurde, der die plattdeutsche Dichtung auf eine Höhe hob, von der herab sie auch denen Liebe und Anerkennung abgewinnen mußte, die in dem anspruchsvollen Hervortreten der platten Vulgärsprache keinen Segen für unser Schriftthum erblicken können.

Interessant sind ferner einige Briefe des, leider wenig sympathischen, Vaters. In einem dieser Briefe bittet er den Adressaten um Erwirkung eines Regierungspasses für den Sohn und eine Erkundigung darüber, ob an ausländischen Universitäten auch Leute, die wegen Theilnehmung an burschenschaftlichen Verbindungen zur Untersuchung gezogen und bestraft worden sind, auf die Vorzeigung eines solchen Passes hin, matriculirt werden.

In einem anderen Briefe handelt es sich darum, den guten Fritz unter Kuratel zu stellen, weil er, als Trinker, nicht mehr Anspruch auf gewisse selbstverständliche Rechte habe. Diesen Versuch, den idealistisch veranlagten, durch die brutale Staatsgewalt mürbe gemachten jungen Mann bürgerlich rechtlos zu machen und zwar zu Gunsten der zwei unehelichen Töchter des Vaters, bildet einen dunklen Punkt im Leben des Bürgermeisters Reuter, dessen uns in der Ausstellung

mehrfach begegnendes Antlitz überhaupt den Mann nichts weniger als sympathisch erscheinen läßt.

Neben den vielen Briefen und geschichtlichen Documenten, zumal aus Reuter's Feslungszeit, bildet die kleine Bildnißgallerie einen Hauptanziehungspunkt der Ausstellung. Abgesehen von den vielen Gemälden und Zeichnungen, die Reuter selbst zum Urheber haben und in denen er sich als ein ziemlich talentloser Parträtmaler affenbart, dem allerdings für die Blumen- und Stilllebenmalerei eine gewisse Begabung nicht abgesprochen werden darf, sind es die vielen Bilderzeichnungen und Photographien der Freunde und aller jener Menschen, die irgendwo mit dem Dichter in Beziehung gestanden haben. Da sehen wir Bildnisse von Lining und Mining Rust, van Adelheid Wüsthaff, einer keineswegs anmuthigen Jugendgeliebten Reuter's, van Friedr. v. Bülow, der Tochter des Dömitzer Festungskommandanten, für die der Gefangene eine Zeit lang schwärmte. Da sehen wir ein Bildniß von Reuter's Vertheidiger, einem Herrn von Kunowski, von Waldeck und zahlreichen anderen mehr oder weniger bekannten Personen — var Allem auch den alten Bräsig, Fritz Sahlmann und Fritz Tribbelfiz, den Windhund. Am reichhaltigsten ist natürlich die Sammlung von Reuterbildnissen; keine Altersstufe ist ahne Bildniß geblieben, und Reuter selbst hat sich als Gymnasiast und Student des östern gezeichnet. Fesselnd ist feener die Sammlung van Zeichnungen und Phatographien, welche uns die verschiedenen Festungen und Zellen zeigen, in denen Reuter einige seiner „schönsten" Jahre zubringen mußte; und wer für Reliquienverehrung besanders veranlagt ist, dem werden der Federhalter, die Tabakspfeife, der Cigarrentisch, der Aschbecher und andere Kostbarkeiten aus dem Nachlasse des Dichters nahe treten.

Durch die Ausstellung erfahren wir schließlich auch, daß es Onkel Bräsig-Cigarren und einen echten Reuter-Käse giebt — sollte es nicht am Ende auch einen ganz echten oder einzig echten Fritz Reuter-Aquavit geben? Wenn nicht, sa wäre hier also noch eine Lücke auszufüllen. Es giebt ja auch in Mecklenburg und Pammern Branntweinbrenner genug — sollte sich unter ihnen kein Reuter-Verehrer befinden? Es wäre schade!

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Blinde Schicksale.*)

Ein Lebensbild in Bildern.

Von A. Halbert (Berlin).

„So, Vater, hier bleibste; nich vom Fleck rühren, verstanden?" Die kleine, schmächtige Frau drückte den Mann sacht an die Wand, belehrte ihn, wo er sich befinde und gab ihm nunmehr die kleine Kiste in die Hand. Ehe sie ging, wiederholte sie nochmals: „Hier is die Friedrichstraße — die lange Seite, wo de Theater un de Restaurants sind. Da kommen die Herrn ... Verjeß nich ... Vater ... Hier rechts ... Wenn De Schritte hörst, rufst De: Ein blinder, armer Mann ... Verstanden ...?"

Der Blinde nickte: „Ja, ja ... Geh man nach Hause ... Det kleene Ding wird Hunger ham."

„Ick jeh schon ... Ick werd mir zwee Jraschen pumpen un Kartaffel kaafen, wenn De kommst ... Na, mach's jut ..."

— — — — — — — — — — — — — — —

Ein hell erleuchteter Saal. Ball Stimmung. Licht, Glanz und Duft. Schöne Gesichter und entblößte Büsten. Glattrasirte und Schnurrbärtige. Alte Männer und junge Weiber ... Alte Weiber und junge Männer ... Günstlinge des Schicksals ... Günstlinge des Abends ... Salonlöwen ... Geniebegnadete ...

Dr. Bern wird von seiner jungen, blühenden Frau in den Saal geführt. Er ist eine intelligente Erscheinung. Mit scharfen, markanten Zügen. Eine hohe, winkelige Stirn und scharfumrissene Nasenflügel und Mundwinkel. Ein Glanz von geistiger Größe liegt auf seinem sympathischen Gesicht. Nur der Strahl, der magnetisch von Mensch zu Mensch, van Seele zu Seele wirkt, fehlt ihm: das Augenlicht.

Einst ein berühmter Agitator, ein angesehener Politiker mit hervorragenden Geisteseigenschaften, ist er in das Dunkel der ewigen Nacht getaucht ... Sein Weib ist sein Augenlicht. Sie führt und leitet ihn. Sie ist seine Vorleserin, seine geistige Stütze, sein geistiges Auge. Oder besser gesagt: Sie war's. Bis vor kurzem. Bis das blinde Schicksal kam. —

Jetzt raunt sie ihm zu: „Dolph, ich lasse Dich für einige Zeit hier ... ich muß nach dem Kinde sehen ... Die Amme ist nicht zuverlässig."

Er weiß, sie lügt. Mit seinem geschärften Hörsinn hat er es bemerkt, wie sie den Kopf wandte und Jemanden mit ihren großen, schwarzen Augen anblickte ... Er weiß, sie lügt: Sie geht nicht zum Kind ... Sie läßt ihn allein ...

Er bleibt zurück. Er hört ihr leichtes, gelenkiges Huschen — in seiner dunkelen Nachtwelt sieht und hört er Alles ... Alles ...

— — — — — — — — — — — — — — —

„Einfach jroßartig," jauchzt die kleine, schmächtige Frau, die ihren blinden Mann am Arm führt. Sie biegen in eine kleine Straße ein, wo aus der Enge eine merkwürdige Stille entgegenkommt. Und die kleine Frau bleibt bei einer Straßenlaterne stehen, öffnet die geballte Faust und zählt: „Fufzig ... neunzig ... Eene Mark ... Eene Mark dreißig ... Wo haste des Alles her?"

Und er erzählt im Weitergehen: „Eene Schwester jing an mir vorbei ... so eene Krankenschwester ... die frachte mir, wat mir fehle ... Un war lieb ... fufzig Fennig ... jleich ..."

Sie sind angelangt, erklettern die Treppen, und während die Frau die Thüre öffnet, sagt sie: „Butter hab' ick ooch — für de Kartoffeln ..."

— — — — — — — — — — — — — — —

Vor einem hohen Portal in der Nürnbergerstraße hält der Wagen. Dr. Bern und seine junge, blühende Frau steigen aus. Das Hausthor wird ihnen geöffnet. In den Gemächern ist Licht. Auch im Eßzimmer ...

Dr. Bern wartet nicht, bis er gefragt wird: „Ich hab' keinen Appetit ... ich bin müde," sagt er.

„Aber eine kleine Erfrischung ..."

„Nein, danke ... ich bin müd, Lutti." Er sagt's freundlich und doch klingt seine Stimme dumpf und gebrochen. Seine blinden Augen sind roth — feuerroth. — —

Blinde Schicksale ...

Aus der Hauptstadt.

Stripes and stars for ever.

Aus dem Lande der World's Fair.

Regentag.

I.

Selbstverständlich ist es der unvollendetste aller Welt-Jahrmärkte. Der Regen hilft nach Kräften an der Nichtvollendung mit. St. Louis ruht auf Lehm, Lehm erster Ordnung. Das ist gewiß sehr vortheilhaft für den gesegneten Ackerbau von Missouri, aber die Wege der Ausstellung verwandelt es in mandschurische. Ganze Heere können hier stecken bleiben, ganze Heere von Besuchern, sie brauchen nur zu kommen. Der Wohlstand der schwarzen Bevölkerung und damit der wirthschaftlich-politische Einfluß des U. S.-Südens wird in Folge dieser Wegeordnung beträchtlich wachsen. Die farbigen Gentlemen betreiben nämlich als Hauptindustrie das Schuhputzen, und da man bei dieser Witterung und diesem Qualitätslehm beständig halb Missouri an den Stiefeln zu haften hat, sitzt man den geschlagenen Tag unter ihrer Bürste. Zweifellos ein Vergnügen; doch auch die schönste Tragödie wird nach hundert Wiederholungen langweilig.

II.

Noch sieht die Ausstellung wie ein viel zu weiter Rock aus. 25000 Menschen besuchen sie täglich, nach officieller Verlautbarung, und ich weiß nicht einmal, ob die 4000 anwesenden commandirenden Generäle aus Kansas, Idaho, Utah, Wyoming und Arizona, meine lieben Berufsgenossen, dabei mit eingerechnet sind. Aber diese Schaar verläuft sich im Raum. St. Louis hat die Pariser Exposition mit drei multiplicirt; seine endlosen Hallen werden, wenn sie nur erst mal gefüllt sind, mehr Schaustücke zeigen als alle früheren Ausstellungen zusammengenommen. Doch die Gäste? Für deutsch-touristische Zwecke eignet sich Amerika einstweilen wirklich noch nicht recht, und den Lebeleuten an der Seine, die eigentlich ja die nächsten dazu wären, graut es vor der gefürchteten Seefahrt. St. Louis mit seinen 600000 Einwohnern kann die weite Fläche aus Eigenem nicht füllen, die Businessmen in den östlichen Profitstaaten haben

*) Aus einem demnächst erscheinenden Novellenband: „Der Mann und das Weib" von A. Halbert.

nie, die westlichen Ackerbaubürger jetzt keine Zeit. Alles in Allem ist diese Ausstellung ein echt amerikanisches Wagestück. Der Opfermuth des Landes könnte uns Berlinern zum Exempel dienen.

III.

Im Wagen der Market Line, mit dem ich zum ersten Male zu den „Grounds“ hinaus fuhr, hatte ich's wunderbar getroffen. Drei Freundinnen stiegen ein, schwarz die Junge, blond die Jüngere, roth die Jüngste. Die Jüngste hatte sich das Haar gefärbt, und ein bißchen ungeschickt dazu, aber es sah doch ganz herrlich aus. Diese drei setzten sich, weil sonst kein Platz war, nothgedrungen zu mir in die Ecke, und vor lauter Musselin und Parfüm und Andacht verging mir schier das Athmen. Ja, wäre St. Louis so, wie die Schwarze, die Blonde, die Rothe es mir zu prophezeien schienen! Seit dem Eintreffen der American Club Women League hat sich das Bild indeß bedeutsam verändert. Massenansammlungen dieser fanatischen Schönheitsfeindinnen hätte die Ausstellung nicht gestatten dürfen. Sie hätte sich auch auf Tod und Leben wehren müssen gegen das verrückte Congreßgesetz, welches die World's Fair am Hauptjahrmarktstage der Woche, am Sonntag geschlossen hält, und hätte sich des Weiteren wehren müssen gegen die behördlich geregelte Sittlichkeit der Piko, der dem Pariser Muster unamüsant nachgeahmten Völkerstraße, wo nur „unanstößliche Attractionen“ zugelassen werden. Mit Moral baut man weder Eisenbahnen, noch füllt man erschöpfte Garantiefonds neu auf. Um der Moral Willen geht Niemand nach St. Louis. Nicht einmal ich. Man läßt sich am Ende zum ersten Frühstück ham and eggs gefallen, weil der verständige Gast sich willig fremdem Brauche fügt; man schließt mit den cocktails und dem Blue Ribbon-Bier einen für beide Theile ehrenvollen Frieden, und man entrüstet sich mit den Eingeborenen über das grenzenlos hämische und verlogene Gerücht, daß der Dollar hier zu Lande nur einen Kaufwerth von einer Mark habe. Denn thatsächlich hat er einen Werth von einer Mark und fünf Pfennig. Aber mit der Sonntags-Scheinheiligung und der sittlichen Piko befreunde ich mich nicht. Den schönen und betriebsamen Damen, die im Laufe des Sommers schaarenweis nach St. Louis strömen werden, schon um der American Club Women League ein erquickendes Gegengewicht zu bieten, diesen lustigen Weibern sollte man keinen so unpassenden Rahmen wie die entpariserte Völkerstraße und den stummen Sonntag zumuthen.

Sonniger Tag.

I.

Man soll den Tag nicht vor dem Abend tadeln. Wenn freilich tagsüber die Niederschläge sich mit uneuropäischer Folgsamkeit an die niederschlagenden Wettervoraussagungen halten; wenn die ganz westlichen Avenuen von St. Louis Lehmlagunen geworden sind und an Stelle der Straßenbahnwagen Motorboote eingestellt werden müßten, deren Schrauben im Brei arbeiten können — dann ist es schwer, die Ausstellung zu loben. Doch das schlechte Wetter gehört im Staate Missouri nicht zu den beschworenen und verfassungsmäßigen Einrichtungen. Ueberraschend folgt den mit Wasserdampf übersättigten Tagesstunden ein Abend voll südlicher Gluth und Farbe. Dann entfaltet die World's Fair urplötzlich louisianische Reize. Der Geschmack der Künstler, denen diese Architekturmassen zu verdanken sind, ist nicht durchaus einwandfrei; über ihren Geschmack läßt sich recht gut streiten. Die Illuminationskünstler von St. Louis aber marschieren an der Spitze des allerdings erst vor kurzem begonnenen Jahrhunderts. Noch nie hat die Glühlampe schönere Beleuchtungswirkungen erzielt. In Perlenschnüren von Hunderttausenden schlingt sie sich um die endlos langen Stuckpaläste, zeigt immer nur edle, einfache Linien und läßt die Baumkuchen-Formationen unbeachtet, darin sich die ungebundene Phantasie der bauleitenden Gypswütheriche gefallen hat. Wunderbar feine Schimmerfäden laufen an den Dächern hin, zierlich sind die Giebel und Architrave mit Leuchtkugeln umrandet, reizvoll die Fenster angedeutet. Selbst den wild wachsenden jonischen Säulen, die im Ausstellungslande grassiren, weil Holz und Putz so billig sind, selbst ihnen haben die Lichtmänner zu hübscherem Aussehen verholfen. Zwei Lampenreihen um jedes Capitäl — und man meint, weite Gallerien kreisender Sternbilder zu sehen. Mit andächtigem Entzücken starrt die Menge an den Ufern — nennen wir sie des besseren Eindrucks wegen ruhig eine Menge — auf das Märchen, das sich im stillen Wasser friedvoll spiegelt. Dieser Anblick übertrifft alle Pariser und Berliner Vorbilder. Ich sage Berliner, weil unsere viel gelästerte Gewerbeausstellung von 1896 mit ihren See- und Cascadenanlagen den stolzesten Nachfolgerinnen zum Muster gedient hat, ohne daß eine von ihnen es für nöthig hielt, die Quelle zu nennen.

II.

Oben auf der freien Höhe, wo die schönen Künste hausen, sieht es am frühen sonnigen Morgen gar lieblich aus. Rechts hinter sich hat man die deutsche Ausstellung und ist froh, daß man sie hinter sich hat; links vor einem steht „Budweiser“, ein für Bier ausgegebenes gefärbtes Bitterwasser, dem ich die natürlichen jedoch schon darum vorziehe, weil sie minder heuchlerisch etiquettirt sind. Doch ich will nicht von den paar Schwächen der deutschen Gemäldesammlung, ihren Bildern, und den Vorzügen der amerikanischen Gerstensäfte, ihren Etiquetten, sprechen. Die morgendliche Faulenzerei auf der Kunst- und Bierhöhe will ich feiern. Hübsch aufgestellt und perspectivisch angenehm verkleinert liegt unten die bunte World's Fair; uns zu Häupten strahlt jonischer Himmel, und wenn nicht rund herum die jonische Tombacsäulen-Epidemie so furchtbare Opfer forderte, könnte man wähnen, auf Smyrnas alter Genuesenburg zu sitzen, in Lenz und Duft und Sammetluft. In solchen Stunden erkennt auch der ungläubige Mensch es dankbar an, daß es im Schöpfungsplane nur unfertige Ausstellungen giebt, und daß ein gütiges Geschick ihm immer vier Fünftel der möglichen Schrecknisse erspart. Jene vier Fünftel, die erst spät nach der Abreise des ungläubigen Menschen „zum Exhibit gelangen“, wie der gebildete Deutschamerikaner so klangschön sagt.

Abend- und Morgenglanz der St. Louis' Fair lohnen die Seefahrt selbst für den, der sie ohnehin unternommen hätte.

III.

Wenn das Schiff bei dem an sich begrüßenswerthen (weil den Grogverkauf hebenden) Nordwinde nicht so fleißig schaukelte, dann möcht' ich wohl trotz alledem Mancherlei über das eine Fünftel von St. Louis schreiben. Aber am Bug der Riesenkinderwiege, die sich „Kaiser Wilhelm der Große“ nennt, entwickelt die Feder alle Tücken des Objects. Statt ein mechanisches Werkzeug, so eine Art demissionsgewärtiger Minister zu sein, beherrscht sie die Lage und geht eigensinnig eigene Wege. Als säße man noch im Pullman Car, so macht sie aus jedem beabsichtigten Haarstrich einen ganzen Zopf, aus jedem X ein U. Sie, die doch unter Anderen Frenssen's sämmtliche Werke auf dem Gewissen hat, zwingt jetzt zu wohlthuender Kürze.

IV.

Von allen Staaten ist Deutschland am fleißigsten, Nordamerika am faulsten gewesen. In der Mehrzahl der Hallen beginnen die Yankees gerade allmählich Gerüste zu zimmern, auf denen später die zweifellos glanzvollen Ausstellungsgegenstände ausgebreitet werden sollen. Die deutschen Abtheilungen dagegen sind fertig. Mühe und Geld hat's freilich genug gekostet, und der ohnehin mißvergnügte Reichstag wird die erklecklichen Nachtragsforderungen, die Herr Lewald schon in der Tasche hat, nur mit gedämpfter Begeisterung begrüßen. Dafür durfte sich der mallliche Ausstellungsbesucher in dem stolzen Bewußtsein wiegen, daß Deutschland die unbedingt größte, auf zahlreichen Gebieten sogar die einzige Industriemacht der Welt ist. Nordamerika baut ja größere Locomotiven, Räder-Diosauren, denen gegenüber unsere Maschinen wie Spielzeug anmuthen. Nordamerika entfaltet daneben die überwältigende Fülle seiner Rohproducte. Ein Pedant würde auf Grund der Fabelungeheuer, zu denen sich hier unsere schlichte Kartoffel auswächst, sehr ungünstig über die Intelligenz der westlichen Farmer urtheilen, und im Vergleich mit den californischen Aepfeln, Birnen und Trauben sind die vielgerühmten Kostproben, welche Mosis' Kundschafter aus Canaan herbeischleppten, verkümmerte Grönlandproducte. Ein Gang über den Broadway in New-York beweist denn auch, daß die Anhänger Mosis' längst ebenso sachgemäße wie erfreuliche Consequenzen aus der klaren Thatsache gezogen haben. Nordamerikas schon anerkannte Ueberlegenheit tritt in seinen landwirthschaftlichen Erzeugnissen und seinen landwirthschaftlichen Maschinen überwältigend zu Tage. Auch die Montan-Industrie und die verwandten Berufszweige imponiren durchweg. In allen Gewerben der älteren Cultur freilich vermag ihre noch nicht einmal hundert Jahre alte atlantische Schwester selbstverständlich nur schwer mitzukommen. Aber selbst rohen Versuchen sieht man ernstes, zähes, trotziges Streben an, und die Besorgniß, daß Europa auf dieser Ausstellung vielleicht zum letzten Male siegreich geblieben ist, drängt sich unabweisbar auf. Man macht so viel Wesens von japanischer Anpassungs- und Nachahmungsfähigkeit, doch der Amerikaner fügt diesen zweifelhaften Tugenden noch die eigene, nimmermüde Erfindergabe und die Qualität hinzu, welche schon der Yankee Doodle an ihm rühmt: In truck and trade he knows the way of driving to perfection. Ein französisches Haus wird auch Roosevelt's Beredtsamkeit und Gould's Geld für's Erste nicht schaffen können; solche Sèvreskostbarkeiten, solche leichten amethystenen Malerkünste, selbst solche Vitrinen sprießen nur aus dem aristokratischen Schaffen von Jahrtausenden hervor. Aber die Einwanderergesetze, die jetzt abwehrend wirken und den galizischen, russischen, romanischen Niederungsmenschen die Pforte versperren möchten, werden über ein Kleines Europas Hochnaturen zu ködern versuchen. Wenn Amerika nicht vorher an seiner Handarbeiterfrage zu Grunde geht, wird es uns zu Grunde richten, indem es die sociale Frage der geistigen und künstlerischen Arbeiter überraschend löst. Doch das ist ein zu weites Feld, Louise, wie Theodor Fontane's alter Briest mit Vorliebe zu sagen pflegte.

V.

An der Ausstellung von St. Louis will Niemand Geld verdienen. Staatssecretär Hay betheuerte es, ein ehrenwerther, aber zu ausführlicher und in die eigenen Phrasen zu glühend verliebter Mann; Mr. Francis betheuerte es und seine Untergebenen desselbigengleichen. Diese Ausstellung soll das amerikanische Volk erziehen, weiter nichts. Zu Idealen erziehen, zu einer edleren Auffassung des Lebens, zu ganz antiyankeehaften Bürgertugenden. Education, educate — die Worte liest und hört man in Missouri bis zum Ueberdruß. Pädagogik bei so großen Leuten hat immer ihr Mißliches. Was Hänschen nicht lernte und nicht lernen durfte: die Erkenntniß, daß es außer Dollars und rettungslos verkalkten Magen noch andere erstrebenswerthe Lebensgüter giebt — das lernt Hans nimmermehr. Wenn in St. Louis, dem unvollendeten, von einer Erziehung des amerikanischen Volkes gesprochen

werden kann, ja ist es seine Erziehung zur Geduld. Und in der That — hierin hat die World's Fair, die mit ihrer Fertigstellung ja ausgiebig auf sich warten läßt, Erkleckliches geleistet. Caliban.

Glossen zum russisch-japanischen Kriege.

VII.

Fast scheint es, als ob der Himmel durch kräftige Güsse, wie sie wohl der weise Mann auch an einander gerathenen scharfen Doggen zu Theil werden läßt, die beiden im Felde stehenden Parteien eine Zeitlang von einander trennen wolle. Aber die frommen Russen — man erinnere sich an die zahlreichen, Kuropatkin mitgegebenen Heiligenbilder! — werden dabei am Schlimmsten getroffen. „Unsere Soldaten schlafen des Nachts im Wasser," meldet General Mitschenko. Was das bedeutet, hat Schreiber dieser Zeilen Anno 1870 in mehr als 60 Biwaksnächten vor Metz am eigenen Leibe erfahren. Ebenso, daß feuchte Lagerstellen die Nährmutter für Ruhr, Bronchialleiden und andere Krankheiten sind. Und dieser — im Vergleich zu den Verhältnissen vor Metz der gleichzeitig in der Südmandschurei herrschenden tropischen Hitze wegen noch gesundheitsschädlicher werdende — Zustand soll bis Ende August dauern? Da mag Mors Imperator in schauerlicher Weise sein Scepter schwingen, und was die keuchenden Locomotiven der sibirisch-ostchinesischen Bahn an frischem Menschenfleisch heranschleppen, stopft vielleicht gerade die Lücken, die Tod und Krankheit täglich reißen. Vor Liaoyang nichts Neues! wird dann Kuropatkin zur Beruhigung des geängstigten russischen Volkes unermüdlich heimdrahten, falls er sich dort behaupten kann.

Und die heidnischen Japaner? Werden sie ebenso daran glauben müssen? Nein; sie haben wieder das bessere Theil erwählt. „Die Japaner ziehen sich auf die Spitzen der Hügel und Berge zurück", besagt eine russische Nachricht. Das soll so etwas wie den Gedanken der Feigheit erwecken, während in Wirklichkeit ein geheimer Neid durchschimmert. Auf den Bergen bleiben die kleinen Söhne des Reiches der aufgehenden Sonne wenigstens von unten trocken, da das allzu reichlich vom Himmel fallende Wasser rasch zur Ebene niederrauscht, zur Ebene des Liaoho und seiner Nebenflüsse, dorthin, wo der dicke Haufe der Russen steht. Durch ihr kluges Zögern haben die Japaner die Elemente zu ihrem Verbündeten gemacht. Aber es soll uns nicht in Erstaunen setzen, wenn sie, trotz der angeblichen absoluten Unmöglichkeit zu operiren, hier und da plötzlich von den Bergen auf einzelne Theile unvorsichtiger Gegner fallen. Man wird ja sehen.

* * *

Sintemalen also, wenn nicht vorher noch ein rascher Schlag erfolgt, im Allgemeinen eine Ruhepause in den Operationen stattfinden mag, sei mir ein knapper Rückblick gestattet.

Der Krieg charakterisirt sich durch lange Pausen, die dem Fernstehenden in Folge der Umhüllung der Operationen mit undurchdringlichem Geheimniß noch länger und unerklärlicher erscheinen, und harte Schläge, für die das japanische Heer den Zeitpunkt angiebt. Ein einziges Mal hat, was den Landkrieg anbetrifft, in dieser langen Zeit russische Initiative eine besondere Unternehmung gezeitigt, und sie lief über die Maßen kläglich aus: die Entsendung des Barons v. Stackelberg mit ungefähr einem Armeecorps südwärts, um Port Arthur zu entsetzen oder doch wenigstens die Belagerer der Veste stark zu beunruhigen. Er gelangte nicht 'mal bis an die Einschnürung der Halbinsel Liaotung bei Kintschau, sondern wurde bei Wafangou gründlich abgeschmettert; Kuropatkin mußte, damit nicht auch noch die Trümmer des Stackelberg'schen Corps vernichtet warden, mit weiteren Truppen südwärts vorgehen: ein Flankenmarsch vor der Front der japanischen Truppen vorbei, der verhängnißvoll hätte werden müssen, wenn die Japaner — an einem möglichst nördlich gelegenen Punkte — mit Glück zuschlugen. Sie thaten es nicht; warum, ist bis zur Stunde nicht einzusehen.

* * *

Ueberhaupt die verworrene strategische Lage auf dem Kriegsschauplatze! Vielerlei Beurtheilungen der Lage habe ich gelesen, aber in keiner war darauf aufmerksam gemacht. Kuropatkin sprach kürzlich in einem Telegramm an den Zaren von seiner „östlichen Front". Das ist ein Unding, aber thatsächlich betrachten die Russen ihre Abtheilungen in Tatschikiau, Haitschöng und Liaoyang als eine zusammenhängende, nach Osten gerichtete Frontlinie. Dabei führt sie parallel zu ihrer einzigen Verbindungslinie, der Eisenbahn Liaoyang-Charbin, während naturgemäß die Front senkrecht zur Verbindungslinie laufen muß. Nur ganz vorübergehend — die Schlacht am 18. August 1870 wurde von den Deutschen mit verwandter Front geschlagen — darf davon abgesehen werden. In der Mandschurei aber ist die falsche Front ein dauernder, gefährlicher Zustand. Ein japanischer Sieg bei Liaoyang würde die südlicheren Truppenaufstellungen der Russen von ihrer Verpflegungslinie abschneiden und in neutrale Gebiete Chinas drücken. Was dann?

* * *

Beurtheiler der Lage! — Ein großer Theil von ihnen hat auf Grund der japanischen Erfolge, wenn auch meist noch grollend und murrend, ein- und umgeschwenkt. Ganz besonders hereingefallen sind die „Fachleute ersten Ranges", insbesondere solche, die mit eigener Nase in ostasiatische Verhältnisse hineingerochen haben und daher bei den Zeitungsredactionen als Orakel gelten. Frisch, fröhlich, frei wurden von solchen Fachleuten, die es nicht für nöthig hielten, sich erst des Näheren zu informiren, allerlei Behauptungen in die Welt gesetzt.

Da ist Oberst Marchand, der soeben gemaßregelte Faschoda-Mann. Er war dem internationalen Stabe Waldersee's in Peking zugetheilt und sah die Japaner bei der Arbeit. Viel Lob spendet er ihrer soldatischen Tüchtigkeit, aber dann schreibt er: „Wenn die Japaner klug sind, verlassen sie nicht Korea, dessen sehr gebirgiges Gelände eine natürliche Festung bildet, zu der ihre Gegner schwer einen Zugang finden werden. Aber ihre ersten Erfolge (zur See) haben sie sicher berauscht." Russische Offensive wird hier als ganz selbstverständlich angenommen.

Ein zweites Beispiel: In einem Berliner Blatte, das etwas auf sich hält und dessen Nennung hier den Schein des Gehässigen erwecken könnte, äußerte sich am 8. Februar d. J. ein „mit den ostasiatischen Verhältnissen durch jahrelange Bereisung vertrauter" Herr — er hat auch an den chinesischen Forts auf der Landseite Port Arthurs mitgebaut — wie folgt: „Daß es einst dazu kommen würde, stand fest, daß aber schon jetzt solche Schritte von Japan gethan werden, zeigt so recht den kindischen, ich möchte sagen, den ungezogenen Charakter des japanischen Volkes. Es stampft mit dem Fuße auf, behauptet seinen Willen, ganz gleich, welche Folgen daraus entstehen. Beginnen die Feindseligkeiten, so sehen wir Rußland in einer durchaus festen Position; im Besitz alles dessen, was es bisher gewünscht. Die Stellung wird Rußland wohl kaum verlassen, selbst wenn das Gauklervölkchen ihm vor der Nase herumtanzt."

Nun, das Gauklervölkchen hat ja am Yalu und bei Kintschou den Russen nicht vor, sondern auf der Nase herumgetanzt. Doch noch weiter: „In welcher Weise die japanische Landarmee zur Thätigkeit kommen soll, ist ein Räthsel, abgesehen von einigen Reibereien auf koreanischem Gebiet. Ein Angriff auf die Mandschurei wäre zur jetzigen Jahreszeit besonders und wohl auch im schönsten Sommer der thörichtste Streich, den Japan unternehmen könnte."

Seit Anfang Mai stehen die Japaner auf mandschurischem Boden, Anfang Mai sind sie zur Einschließung Port Arthurs gelandet.

Dann muß ich noch eines Fachmannes gedenken, der lange Jahre russischer Officier war und in verständlicher Anhänglichkeit heute noch Alles durch die russische Brille sieht. Das japanische Heer kennt er sichtlich weniger als das russische, sonst hätte er Letzterem nicht von vornherein auf dem Lande nur Siege prophezeien können.

Wer die vorhandenen Quellen über die beiden Heere sorgsam studirte, der konnte — wie Schreiber dieser Zeilen — nur zu dem Schlusse kommen, daß das japanische Heer an Zahl (in der Mandschurei), an Bewaffnung und an taktischer Ausbildung überlegen sei und ihm daher, sofern nicht Unglück oder elementare Kräfte seine Unternehmungen beeinträchtigten, der Sieg winke. Ich habe das gleich nach Bekanntwerden des Kriegsausbruches im „Tag" — trotz des bekannten Spruches vom Eigenlob darf ich hier wohl daran erinnern — des Genaueren ausgeführt.

Unterrichtet ist, wer sich ernsthaft und dauernd mit einer Sache beschäftigt, und nicht der, den der Zufall einmal irgendwo in der Welt dahin gestellt hat, wo er sich hätte unterrichten können, und ebenso wenig der, den es nicht getrieben hat, auf dem in solcher Lage erworbenen Wissen ernstlich weiterzubauen. Ich habe in dem Punkte mit Afrikanern, Forschungsreisenden und noch dienenden Kameraden die seltsamsten Erfahrungen gemacht.

* * *

Port Arthur und Sewastopol. Fast von den ersten Tagen des Krieges an hat man in Rußland — und auch anderswo — Port Arthur mit Sewastopol in einem Athem genannt: mit leiser Hoffnung, daß das „Gibraltar des Gelben Meeres" gleich der Krimfestung zu der berühmten harten Nuß werden möge, an der sich der nach dem Kern Lüsterne die Zähne ausbeißt. Und dann hat man gelegentlich den Vergleich weiter gesponnen; ja, ihn auf die ganzen Kriege vor 50 Jahren und jetzt ausgedehnt. Der Mensch ist einmal vergleichslustig und sonnt sich gern im Glanze seiner mit Geist verarbeiteten Geschichtskenntniß. Und dem Vergleiche zu Liebe werden die Thatsachen dann nur zu oft einer „Anpassung" unterzogen, mit der verglichen das Prokrustes-Bett sich wie eine orthopädische Heilanstalt ausnimmt ...

So auch in Bezug auf Port Arthur-Sewastopol. Vom militärischen Gesichtspunkte aus betrachtet, sind der Aehnlichkeiten nur wenige: hier wie dort kämpfen auf einer Seite die Russen, hier wie dort handelt es sich um eine zähe vertheidigte Küstenfestung. Das ist so ziemlich Alles.

Dagegen ist die Zahl der Unähnlichkeiten Legion. Im Jahre 1854 hatten die Verbündeten nicht erst um die Herrschaft zur See zu kämpfen. Die paar russischen Kriegsschiffe verkrochen sich in den Hafen von Sewastopol und ließen die Engländer, Franzosen, Türken — später kamen noch die Italiener hinzu — landen, wann und wo sie wollten. 1904 besitzen die Japaner — nach fünfmonatlichem Kriege — wohl ein starkes Uebergewicht, nicht aber die unbedingte Herrschaft zur See. Und um bei der Flotte zu bleiben: bei Port Arthur suchten die Japaner mit heißem Bemühen die Hafeneinfahrt durch versenkte Schiffe zu sperren; bei Sewastopol besorgten das die Russen selbst, um sich zu sichern.

1854 drehte sich der ganze Krieg um das eine Sewastopol; heute bildet Port Arthur nur einen Nebenkriegsschauplatz. So wichtig — der eingeschlossenen Flotte wegen — seine Bezwingung für die Japaner auch sein mag: die Entscheidung wird an ganz anderer Stelle fallen.

Damals standen mehrere Verbündete gegen Rußland im Felde, und ich brauche nicht an die unerquicklichen Meldungen zu erinnern, die sich aus einem im Grunde genommen nicht einheitlichen Oberbefehl — die Schwäche aller Koalitionskriege! — ergaben. Heute dagegen beim Gegner Rußlands ein straffes Zusammenfassen der Leitung. Damals hatten die Verbündeten einen zum Theil recht weiten Weg bis zur angegriffenen Festung: für die Japaner ist es nur ein Katzensprung. Umgekehrt hatten die Russen bei Sewastopol den Vortheil, daß sie, weil nur die Südfront angegriffen wurde, in steter Verbindung mit dem Hinterlande blieben und nach Belieben Verstärkungen, sowie Verpflegungsmittel heranziehen konnten; bei Port Arthur ist für sie Beides ausgeschlossen. So waren sie 1854 in der Lage, 100000 Mann für die Vertheidigung Sewastopols zu opfern; ich wiederhole: zu opfern, während jetzt die Zahl ihrer Streiter in Port Arthur überhaupt nur 30 bis 35000 beträgt. Dafür war jetzt freilich beim Herannahen der Japaner die Festung fertig, während sie damals in der Hauptsache erst geschaffen werden mußte. Aber die Wirkung der schweren Artillerie ist heute ganz anders wie damals, trotz ihrer Großmäuligkeit, was wesentlich dem Vertheidiger zu Nutze kommt. Nombene: Mentschikoff ließ noch 2000 Steinschloßgewehre an seine Freiwilligen austheilen!

Die Russen hatten 1854 einen Totleben: ob sie heute wieder ein derartiges fortifikatorisches Genie besitzen, wissen wir nicht. Aber wenn es da wäre: es würde — damit begebe ich mich auf das Gebiet der Prophezeiung — keine rechte Zeit zur Bethätigung finden, denn bevor noch neue Wälle, gedeckte Räume, Hindernisse, Verbindungslinien geschaffen wären, hätten die Japaner das Alles überrannt: der Angriff wird nicht fast ein Jahr lang dauern wie Anno 1854! Ein Verlust von 5000, von 8000, ja von 10000 Mann? Die Franzosen büßten allein beim Sturm auf den Malakoff 7551 Mann ein, darunter von ihrer Garde 50%! Sewastopol wurde überhaupt nur halb (auf der Südseite) genommen; fällt Port Arthur, so wird es ganz verloren sein. Aber in einem Punkte werden sie sich wieder gleichen: Bauten, Forts, Bastionen flogen 1854 in die Luft, als die Russen abzogen; die Kriegsschiffe im Hafen übten Harakiri. Nach dem Scherzwort ist dann das gemeinsame „finis“:

„Ignis, lapis, pulvis, cinis.“

Major a. D. Karl v. Bruchhausen.

Von den großen Berliner Sommerausstellungen.

IV.

Es ist noch ein Weniges nachzutragen, denn bisher war fast ausschließlich von der Malerei die Rede.

Auf der Secessionsausstellung spielt sie auch die Rolle eines Souverains. Die Graphiker kommen dort ja in den Wintermonaten zu Wort, und die gesammte Sculptur beansprucht noch nicht 20 Nummern. Von der meisterlichen Holzbüste Max Kruse's, die den Senior der Berliner Feuilletonisten, Friedrich Dernburg, im Moment des Sprechens darstellt, war schon die Rede. Kruse stellt noch eine Marmorbüste aus, Excellenz Dr. Koch; sie steht, in anderer Formensprache, auf gleicher Höhe. Gute Büsten stellen auch Albiker, Fritz Klimsch, Georg Kolbe, Al. Oppler aus. Aber wäre Oppler's Büste eines normännischen Fischers so entstanden, wenn es nicht einen Meunier gäbe? Immerhin — sein Können ist groß; weit größer, als Mathias Streicher's in seiner starken Anlehnung an Rodin bei der „Jo“. Nikolaus Friedrich endlich erreicht eine achtungswerthe Höhe der Leistung in dem lebensgroßen Act eines „Bogenspanners“. Nenne ich noch die vorzüglichen Plaketten Du Bois' und eine kleine bronzene Reproduction von Tonollion's „Amazone“, so wäre das so ziemlich Alles ...

Mehr als zehnmal so viel ist in der „Gr. B. K.“ zu sehen. Und dennoch kann ich mich kurz fassen. Kein einziges hervorragendes neues Werk der Monumentalplastik, und im Uebrigen überwiegt Mittelgut von im besten Falle tüchtiger Arbeitsleistung.

Von größerem Interesse sind vornehmlich einige von den jüngeren und jüngsten unter den Berliner Bildhauern. Ganz erstaunlich rasch entwickelt hat sich Charles Jaeckle. Seine Bronzebüste des Prinzen Alexander von Hohenlohe gehört zu den besten Arbeiten der Gesammtausstellung. Hier ist in wirklich glänzender Weise die Aufgabe gelöst, einen ganz modernen Lebemannstypus in realistischer und doch fein stylisirender Weise zur Darstellung zu bringen. Von schönem Stylgefühl zeugt auch die große polirte dunkelbraune Bronzefigur eines singenden Knaben in Lebensgröße. „Lied“ hat der Künstler diese Figur genannt. Daß das „Lied“ einmal auch nicht durch ein Mädchen dargestellt wird, ist zudem recht originell. Die Studienbüste eines alten Mannes in leichtgetöntem Gyps fesselt durch scharfe Charakterisirung. Auch Hermann Nagels, der einen fein modellirten Mädchenkopf giebt, und Arthur Hofmann, dessen Halbfigur einer gespannt einer Erzählung zuhörenden jungen sitzenden Dame sehr geschickt aufgefaßt ist, gehören zu diesen Figuren, ebenso, wenn ich nicht irre, auch Joseph Pollenberg und Sigismund Werneкinck, zwei hochbegabte Thierbildner, von denen namentlich Pallenberg mit seinen kleinen Raubthierstudien sich schon einen größeren Kreis von Freunden seiner Kunst erworben hat. Georg Hengstenberg's kleiner „Rabensänger“ in Bronze fesselt durch die sehr ausdrucksvolle Haltung von glücklicher Eigenart.

Neben diesen giebt's eine Reihe anderer Künstler, an deren Arbeiten man nicht gleichgültig vorüber geht. Ludwig Vordermayer hat mit seiner großen Gruppe „Rast“ mehr als eine Talentprobe gegeben. Man sieht von ihm, der vornehmlich als Ornamentist und Dekorator thätig ist, nur selten ein Werk der „reinen Kunst“. Aber wenn, so ist es niemals unbedeutend. In Lebensgröße bildete er hier ein Pferd und einen nackten Jüngling an der Quelle. D. h. — die Quelle sieht man nicht, aber man ahnt sie in der Haltung und dem Ausdruck des anatomisch schön durchmodellirten Thiers; auch der Jüngling mit der Lanze daneben ist nicht minder gut studirt, und dazu kommt dann noch die reizvolle Linienwirkung des ganzen Aufbaus.

Sehr reizvoll auch ist die kleine Marmorstatuette Ernst Müller-Braunschweigs: „Spannung“. Der ernste, sinnige Künstler, der erst verhältnißmäßig spät zur Kunst kam und schon über dreißig Jahre alt war, als er Contobücher und Waarenlisten mit dem Modellirholz und dem Meißel vertauschte, hat hier einmal zwischen seinen tiefinnerlichen Grabdenkmälern, charakteristischen Bildnißbüsten und fein allegorischen Figuren und Gruppen, eine kleine Bewegungsstudie von, wie gesagt, großem Reiz im Ausdruck und in der Formenwirkung des in höchster Spannung, gewissermaßen sprungbereit mit vorgebeugtem Körper dasitzenden jungen Mädchens geliefert.

Martin Schauß mit einer ebenfalls fein empfundenen Marmoractstudie „Träumerei“, Arthur Lewin-Funcke mit seinem schönen bronzenen „Bogenschützen“ seien desgleichen besonders hervorgehoben.

Gewissermaßen eine Ueberraschung bereitet Einem Fritz Heinemann mit der bronzenen Colossalfigur eines entsetzt davonrasenden „Kain“. Allzu neu ist die Auffassung gerade nicht, aber gut durchstudirt ist das Ganze und die Charakteristik des Kopfes mit den scheu blickenden Augen von starker Wirkung. Gottlieb Elster's „Eos“ und Johannes Götz' „Läufer am Start“ zeugen von fleißigem Studium, und erfreulich ist's, daß der vielbeschäftigte Denkmalbildner, eben Götz, wieder Zeit findet, in frei erfundener Phantasiekunst sein Können zu bestätigen. Auf diesem Gebiete arbeitet immer der begabte Peter Richele. Von seinen diesmaligen Bildwerken nenne ich eine bronzene Figur „Jagdbeute“, die von guter decorativer Wirkung ist: ein nackter Jüngling trägt mit hocherhobenen Armen triumphirend einen erlegten Adler daher, dem noch der tödtliche Pfeil in der Brust steckt. Einen trefflich gearbeiteten, im Geiste der Antike aufgefaßten „Läufer“ stellt Hans Arnoldt aus, und von saubester Technik und auch anmuthiger Empfindung ist Constantin Stork's „Quellnymphe“, eine stehende nackte Mädchenfigur. Endlich mache ich noch auf zwei Büsten aufmerksam, auf Max Uphues' Bildnißbüste der berühmten Pariser Gesangsmeisterin Marchesi und auf Hugo Kaufmann's polychrome Büste „St. Georg“, die von einer ebenso großen Kraft der Auffassung, wie Schlichtheit der Formgebung ist.

Noch weit zahlreicher als die Sculpturen sind die Arbeiten der Graphiker und Zeichner im Landesausstellungspalast: fast ein Drittel der Catalognummern entfällt auf sie. Aber es ist sehr schwer, über die Ausstellungen des „Verbandes deutscher Illustratoren“, der „Vereinigung für Originallithographie“, der „Freien Vereinigung der Graphiker“ und anderer Zeichner und Graphiker noch, jedes Mal wieder was Neues zu sagen — sie gleichen sich Jahr für Jahr nur zu sehr und Einzelnes hier hervorzuheben, erscheint ausgeschlossen. Nur sei bemerkt, daß im zuerst genannten Verbande, zum Leidwesen der berufsmäßigen „Illustratoren“, jüngere und ältere Landschaftsmaler als Zeichner einen immer größeren Platz beanspruchen. Der Besucher kann sich darüber nur freuen — es kommt doch mehr Abwechslung in diese übergroße Sammlung von meist ganz bekannten Originalentwürfen für allerlei deutsche illustrirte Zeitschriften.

Das Kunstgewerbe ist nur dürftig vertreten und vornehmlich durch verschiedene Wohnungseinrichtungen von meist allzu großer Originalitätssucht und allzu vieler Berücksichtigung der Reichen nur. Eine erfreuliche Ausnahme bilden hier etwa Georg Honold und Max Salzmann. Das schlichte, trauliche Wohnzimmer Honold's, der geschmackvolle kleine Salon Salzmann's entsprechen durchaus den Anforderungen moderner Zweckkunst und dürften auch außerhalb der Millionärskreise Stehenden erschwinglich sein.

Was die Baukünstler betrifft, so haben sie ihre Ausstellung abermals sehr geschickt aufgemacht, aber sonderlich Hervorragendes ist doch kaum zu entdecken, wenn auch unter den vielen Entwürfen zu Kirchen, Wohnhäusern, Villen manch' recht gefälliger angenehm auffällt. Eine besondere Abtheilung bilden hier die zahlreichen Entwürfe zu bereits ausgeführten Kirchen, Gerichts- und Regierungsgebäuden, des „Ministeriums der öffentlichen Arbeiten“; sie sind sehr beachtenswerth, namentlich Dank der Mannigfaltigkeit der Stylformen und dem Bemühen, nach Möglichkeit sich dem Charakter des jedesmaligen Städtebildes harmonisch anzupassen.

Jul. Norden.

Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W 30, Elßholzstr. 6; Expedition: Berlin W 57, Mansteinstr. 4 I. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 32. Berlin, den 6. August 1904. 33. Jahrgang. Band 66.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. **Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.** Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt:

Präsident Krüger.

Von Karl Blind.

Während der vielmonatlichen Verhandlungen von 1883 bis 1884 über den neuen Vertrag, durch den die Oberhoheit (suzerainty) der englischen Krone über den „Transvaal-Staat" förmlich abgeschafft und dieser wieder als „Südafrikanische Republik" anerkannt wurde, hatte ich öfters Gelegenheit, mit Paul Krüger und den beiden anderen Mitgliedern der nach London gekommenen Abordnung aus Pretoria zusammenzutreffen und über die Angelegenheiten ihres Landes mit zu berathen. Jene Zwei waren: General Smit, der die Engländer 1881 am Modschuba-Hügel geschlagen hatte, und der Minister für öffentlichen Unterricht und geistliche Dinge, Herr Du Tait.

Dieser, ein kleiner, lebhafter, dunkelhaariger Mann, trug die Abkunft von französisch-hugenottischen Vorfahren deutlich in seinen Gesichtszügen, seiner ganzen Erscheinung und seinem Wesen. Er allein war der englischen Sprache vollkommen mächtig, jedoch nicht der französischen seiner Ahnen. Krüger machte den Eindruck eines etwas grob geschnitzten niederdeutschen Landmannes. In der That war ja sein Großvater ein Deutscher, und Krüger selbst hat sich dieser Abstammung in den Zeiten der schweren Bedrängniß gern gerühmt. Groß gewachsen, im Ausdruck seines Antlitzes und in seiner Gestalt, sogar in seiner Kleidung, von etwas auffälliger Plumpheit, verrieth das Oberhaupt der Südafrikanischen Republik in seinen scharfblickenden, zwar kleinen, blauen Augen doch schnell den Mann der sicheren Beobachtung und der kühnen That. General Smit, von einem Wuchse unter dem Mittelmaß, wie das bei großen Kriegern nicht selten vorkommt, zeigte den feinsten Gesichtsschnitt germanischer Art. Er war einäugig, sah aber viel; auch einsilbig, merkte sich aber allerhand.

Durch Herrn Du Tait wurde die Unterhaltung unter uns wesentlich auf Englisch geführt. Krüger sprach dabei Holländisch, jedoch in der Volksmundart von Transvaal, die vom Schrift-Holländischen außerordentlich stark abweicht. Diese Mundart hat die Beugungsformen meist verloren, auch mancherlei Wörter aus der Sprache der farbigen Eingeborenen, der Kaffern aufgenommen. Obwohl mit dem Schrift-Holländischen vertraut, fand ich es manchmal schwer, Krüger's Worten zu folgen. Herr Du Tait half dann aus.

Bei Tisch sah ich Krüger zwei Mal, in seinem Gasthofe und bei einem befreundeten Unterhaus-Mitglied, dem später das Amt als General-Consul der Südafrikanischen Republik zuertheilt wurde. Es ist Dr. Clark, der durch sein festes Beharren bei der Sache der für ihr Vaterland und ihre Freiheit streitenden Buren nachher seinen Abgeordnetensitz verlor. Clark wie Krüger huldigte dem Grundsatz der Vermeidung aller geistigen Getränke. Bei ihm wurden auch die Gäste auf Wasser gesetzt; doch erhielt Krüger sein gewohntes Glas Milch. Bei Krüger selbst, in seinem Gasthofe, war indessen auf die rheinische Heimath des Gastes Rücksicht genommen worden. Der Wein, dessen der Präsident selbst sich unbedingt enthielt, fehlte da nicht. Von der unvermeidlichen Pfeife Krüger's braucht kaum gesprochen zu werden. Sie machte sich stets bemerkbar genug — wenigstens für mich, der ich im Punkte des Rauchkrautes von Jugend auf stets der unbedingten Enthaltsamkeit gehuldigt habe.

Durch den alten Vertrag von 1881 war das „Transvaal-Gebiet" („Transvaal-Territory" war es seit der unter Disraeli 1877 erfolgten Ueberrennung der Republik genannt) wieder als „Transvaal-Staat" bezeichnet worden. Englands Krone behielt sich jedoch in dem Vertrage von 1881 das Recht der Oberhoheit vor — und zwar bis zu dem Grade, daß im Kriegsfalle englische Truppen durch den Transvaal-Staat konnten vorgeschoben werden.

Bedenkt man, daß Gladstone in der Opposition, noch kurz vor der Buren-Erhebung von 1881, unbedingt das Recht der Wiederherstellung der Republik vertreten und den gewaltsamen Anschluß an England sogar als eine Handlung der „Verrücktheit" bezeichnet hatte, so wird man sich nicht wundern, daß jene, die Oberhoheit der Krone aufrecht haltenden Bestimmungen tiefe Unzufriedenheit in Transvaal erregten. Gladstone als Premier, der er vor dem gewaffneten Aufstand der Buren geworden, hielt eben seine Versprechungen, die er als Oppositionsführer gemacht hatte, einfach nicht. Längere Zeit warteten die Bürger von Transvaal darauf, daß er seine Worte wahr machen würde. Endlich schlugen sie empört los.

Ich darf wohl hier erwähnen, daß ich in dem 1881 gegründeten Londoner „Transvaal-Ausschusse", dessen Zweck es war, die liberale Regierung drängend zu beeinflussen, sofort die Wiederherstellung der Unabhängigkeit von Transvaal unter dem früheren Namen der Südafrikanischen Republik

beantragte. Unter den Mitgliedern des Ausschusses gab sich jedoch noch mancherlei Schwanken kund. Der Vorsitzende, Sir Charles Treanlyan, ehemaliger Statthalter in Madras und Finanzminister in Indien, Vater des bekannten Geschichtschreibers, glaubte uns sogar warnen zu müssen, daß eine Anklage auf Landesverrath erhoben werden könnte. Er erschien auch schon bei der nächsten Sitzung nicht mehr.

Als der Vertrag von 1881 abgeschlossen wurde, konnte die Bezeichnung als „Südafrikanische Republik" nicht durchgesetzt werden. In Pretoria nahm der „Volksrath", die Landesvertretung, den Vertrag nur unter Beifügung eines Einspruch erhebenden Vorbehaltes an.

Nach London kamen Krüger, Smit und Du Toit im Jahre 1883, um die volle Unabhängigkeit zu erlangen. Es wurde auch ein ganz „neuer Vertrag" aufgesetzt. Als solchen bezeichnete ihn Lord Derby selbst, der damals Minister für die Ansiedelungen war, nachdem er von den Conservativen zu Gladstone übergegangen war. Eigenhändig strich Derby sämmtliche, die Oberhoheit betreffenden Bestimmungen. Mit geringen Ausnahmen ist der Wortlaut des neuen Vertrages von 1884 ein ganz anderer, als der von 1881. In keinerlei Weise durfte die englische Krone sich hinfort mehr in die inneren Angelegenheiten des jetzt als Südafrikanische Republik anerkannten Staates einmischen.

Die Gegner der Republik im englischen Parlament suchten Jahre lang wiederholt durch Anfragen den Glauben zu erwecken, als sei eine „Oberhoheit" der Krone doch noch vorhanden. Stets antworteten aber die Minister, conservative wie liberale, eine Oberhoheit sei nicht mehr vorhanden.

Ein einzelnes Recht war England im neuen Vertrage noch zugestanden worden: nämlich die Befugniß, einen von der Südafrikanischen Republik mit einer Fremdmacht vereinbarten Vertrag entweder zu billigen oder zu verwerfen. Diese Befugniß sollte sich jedoch nicht auf einen Vertrag mit dem benachbarten Oranje-Freistaate oder mit den eingeborenen Völkerschaften im Norden der Südafrikanischen Republik erstrecken. Mir däuchte dies sofort eine schwere Gefahr. Die Goldlager waren zwar noch nicht entdeckt. Das Volk von Transvaal dachte damals eher an alles Andere als an wichtige Verträge mit irgend einer Fremdmacht. Allein, wohlbekannt mit der in England leider in der Rechtswissenschaft aber Rechtsübung so vielfach vorkommenden rabulistischen Manier, sprach ich der Abordnung der Transvaal-Führer mehrfach mein äußerstes Bedenken aus.

Ueberzeugt war ich, daß ein festes Beharren auf Streichung dieser Bestimmung mit Erfolg würde gekrönt sein. Lord Derby hätte keine besonderen Schwierigkeiten gemacht. Er fürchtete damals einen gewaltsamen Ausbruch in Irland, wo sein Geschlecht reichlich begütert ist, und wollte der Schwierigkeiten in Süd-Afrika, wo auch die irischen Gegner Englands Beziehungen pflogen, um jeden Preis ledig werden. Derby's Briefe an die Transvaal-Abordnung beweisen, wie außerordentlich weit er in Zugeständnissen zu gehen bereit war. Noch etwas mehr Druck — und er gewährte Alles.

Indessen glaubten Krüger und seine Mitabgeordneten damals: jener Abschnitt über Verträge mit Fremdmächten habe gar keine wirkliche Bedeutung, und man dürfe nicht durch eine weitere Forderung Alles auf's Spiel setzen. Eine halbe Stunde, ehe der Vertrag endgiltig unterzeichnet wurde, gab mir der Schriftführer der Abordnung, Herr Esselen, den gedruckten englischen Text in die Hand, und ich durchflog ihn nochmals rasch. Vorher hatte ich Krüger gesehen, wie er in einer Fensternische, auf einem kleinen Tritt sitzend, — wie auf seiner „Stoep" (Stup, Stufe) in Pretoria — seine kurze Pfeife rauchte. Wiederum sprach ich meine Besorgniß aus, man werde von jenem Abschnitt eines Tages einen bösen Gebrauch zur Irreführung der öffentlichen Meinung machen, und das werde um so gefährlicher sein, da Niemand die Verträge oder die vorhergegangenen Verhandlungen lese.

Allein es war „zu spät"! Die Abordnung begab sich in die Amtswohnung des Ministers und unterzeichnete den Vertrag.

Später hat sich Lord Derby, als er im Oberhause zur Rechenschaft gezogen wurde, selbst wieder rabulistisch umzureden gesucht. Wer alle Einzelheiten kennt, muß tiefe Verachtung dafür empfinden.

Bei der Abreise nach Pretoria sandte mir Herr Du Toit, im Namen der Abordnung, einen warmen Dankesbrief mit dem Hinzufügen, daß sie die Obhut der Südafrikanischen Republik in London meinen Händen anvertraue.

Daß England nicht das mindeste Recht besaß, sich in die inneren Angelegenheiten der Südafrikanischen Republik zu mischen, daß Präsident Krüger „vollkommen befugt war, einer Ausdehnung des Wählerkreises zu widerstreben (was er indessen schließlich gar nicht that), falls er darin eine Gefahr für die Republik sehe", das hat Chamberlain noch 1896 im Parlament und sonst in öffentlicher Rede mit diesen selben Worten bezeugt.

Gerade er aber hat den Krieg herbeigeführt! Darüber wäre Manches zu sagen, wenn die volle Wahrheit gesagt werden dürfte. Nur soviel sei noch bemerkt, daß nicht Krüger, sondern Chamberlain zuerst ein „Ultimatum" erließ. Im August 1899, drei Monate vor Kriegsausbruch, drohte Chamberlain der Regierung in Pretoria durch den diplomatischen Vertreter Englands mit „gewaltsamer Durchdrückung seiner Forderung", wenn kein freiwilliges Zugeständniß erfolge.

Nach allen Regeln des Völkerrechtes war dies ein Ultimatum, und die Südafrikanische Republik besaß das Recht der alsbaldigen Gegenwehr. Auch Völker brauchen sich das Messer nicht an den Hals setzen zu lassen, ohne auf den Feind schlagen zu dürfen.

Ludwig Napoleon hat die römische Republik gemordet, dann die zweite französische Republik gemordet und dann die mexikanische Republik zu morden gesucht, um später der Sclavenhalter-Empörung gegen die große amerikanische Republik zu Hülfe zu kommen. Viel ist in England gegen solche Unthaten geschrieben worden. Ein Schandfleck auf Englands Schild wird es aber immer bleiben, daß es zwei blühenden Republiken in Süd-Afrika ein grausiges Ende bereitete.

Das Land ist dort verheert und vielfach zur Einöde geworden. Tausende der niedergebrannten Heimstätten freier Grundbesitzer sind bis zur Stunde nicht wieder aufgebaut. Der Reichthum an Viehheerden ist vernichtet. Als Chamberlain in Transvaal war und mit General De La Rey sprach, den ich hier kennen lernte, und dessen Gemahlin acht Monate in einem Ochsenwagen auf dem „Feld" umherirrte, um nicht in englische Gefangenschaft zu gerathen, bot ihm der General sein Empfangszimmer zu einer Besprechung an. Freudig dankte Chamberlain, indem er annahm. Als er an De La Rey's ehemaligem Gehöft eintraf, fand er nur eine leere Brandstätte. „Das ist das einzige Empfangszimmer," sagte der General, „das Sie mir gelassen haben!"

Von den im Kampfe für Vaterland und Freiheit Gefallenen nicht zu sprechen, deckt das Grab zwanzigtausend Leichen der in die Zwangslager abgeführten Frauen und Kinder. „Dies ist ein Bergmannskrieg!" rief Chamberlain einst aus, um die Arbeiter in England für sich zu gewinnen. Heute arbeitet in Transvaal ein armes, hereingeruf(e)nes Chinesenvolk um einen Lohn, den der Weiße nicht annehmen könnte. Die Bergleute von Cornwallis, die bei Kriegsausbruch nach England zurückkehrten, haben stets öffentlich erklärt, daß sie unter Krüger's Regierung ganz gut behandelt worden waren.

Die mehrfachen Millionäre mit den ausländischen Namen wollen in Transvaal durch billige Chinesen-Arbeit womöglich noch zehnfache Millionäre werden. Sie stehen als „innerer Ring" hinter dem sog. Gesetzgebenden Rath, der lediglich aus Regierungsbeamten und von der Regierung Ernannten besteht.

Man hat fälschlich von der Krüger'schen „Oligarchie“ geredet. England hat eine solche in schlimmster Form in Pretoria eingerichtet. Eine Wüstenei ist aus der Südafrikanischen Republik gemacht worden. Und man nennt es dann Frieden.

Unter den Besseren in England, ja jetzt sogar schon unter manchen nicht besonders Guten, zeigt sich mehr und mehr Schmerz und Scham über das Geschehene. Nicht Wenige fürchten, daß, wenn England dereinst mit einem starken Feinde zu thun hätte, eine Empörung in ganz Süd-Afrika hell aufleuchten würde.

Vom Patriotismus diesseits und jenseits des Canals.

Von Dr. Fred Alman (Berlin).

Seit einer Reihe von Jahren steht die Frage der Einführung der allgemeinen Dienstpflicht, der Conscription, in England im Mittelpunkt der Erörterung. Ein reiches Material hat sich in Zeitungen, Zeitschriften und Büchern seit dem Burenkriege angesammelt, aus welchem sich die englische Auffassung der allgemeinen Dienstpflicht klar und deutlich ersehen läßt. Als das erste historische Document aber, in dem einmal officiell die Forderung der Conscription vertreten wird, ist der am 28. Mai veröffentlichte Bericht der Militärreform-Commission anzusehen. Das Echo, welches dieser Vorschlag in den weitesten Kreisen geweckt hat, ist jedoch viel interessanter für uns, als die Gründe es sind, mit denen die Conscription als nothwendig dargestellt wird. Dieses Echo bringt eine eminente Verschiedenheit in der Auffassung von Patriotismus diesseits und jenseits des Canals an den Tag — denn die Form des Militärdienstes ist im Grunde eine Frage des Patriotismus.

Mit lauter Entrüstung wird nun jeder Engländer den Vorwurf zurückweisen, sein Patriotismus sei nicht gleichwerthig dem continentaler Staatsbürger. Allein es scheint, daß die Probe auf das Exempel dem Zweifler Recht giebt. Man lasse die Engländer darüber abstimmen, ob sie, selbst in den Zeiten der Noth, zur allgemeinen Dienstpflicht bereit sind, und man frage die Steuerzahler des britischen Reiches, ob sie bereit seien, das finanzielle Opfer auf sich zu nehmen, welches ein stehendes Heer oder auch nur eine Flotte erfordert, die den Grundsätzen entspricht, welche der Marineminister Goschen 1898 aufgestellt hat: daß sie nämlich stets stark genug sein müsse, um mit den Flotten der zwei mächtigsten Continentalstaaten concurriren zu können.

Wie läßt sich die zweifellos vorhandene Verschiedenheit im Patriotismus erklären? Wenn wir diesen als ein Product der Geschichte, der Erziehung und des Gefühls eines Volkes betrachten müssen, so folgt schon hieraus, daß englischer Patriotismus sich von französischer oder deutscher Vaterlandsliebe ganz erheblich unterscheidet, daß er sich in ganz anderen Regungen geltend macht, sich in ganz anderen Symptomen zeigt, als der jener Länder. Will man aber Vergleiche zwischen dem Patriotismus verschiedener Nationen ziehen, insbesondere die Wärmegrade messen, so muß man sich vor einem Fehler hüten, der dem Beobachter nur allzu leicht unterläuft: man darf den äußerlichen Kundgebungen, die man wahrzunehmen Gelegenheit hat, keinen zu hohen Werth beilegen. Wollte man Hurrahschreien und Förmlichkeiten zum alleinigen Maßstab für den Patriotismus nehmen, so müßte man, namentlich bei gehöriger Beachtung des im Allgemeinen so kalten Naturells des Engländers, in seinem Patriotismus den höchsten Wärmegrad finden. Keine Theatervorstellung, keine Tingeltangelvorführung endet ohne die Nationalhymne; und der Engländer hört sie stets stehend und entblößten Hauptes an. Keine Presse widmet den ceremoniellen Hofereignissen mehr Aufmerksamkeit und Raum, keine spricht mit größerer Unterwürfigkeit vom Herrscher und der Herrscherfamilie, als die englische; in keinem Lande ist die böswillige politische Caricatur weniger zu Hause, als in England. Was aber der einzelne Engländer in seinem Innern fühlt, das zu beurtheilen vermag man nicht auf Grund dieser Aeußerlichkeiten. Gewisse Vorgänge, insbesondere gelegentlich des letzten großen Krieges, zeigen dies. Wenn man einem Buller die Pferde ausspannt und seinen Wagen unter Jubelgeheul durch die Straßen eines Stadtviertels zieht, wenn man die feindlichen Generale mit so lauten Zurufen begrüßt, daß eine officiöse Zeitung sich zu Protesten dagegen genöthigt sieht, wenn man einem asiatischen Herrscher Festlichkeiten bereitet, wie sie selbst ein Kitchener kaum großartiger empfing, als er vom Kriegsschauplatz als Sieger heimkam, dann beweisen solche Vorgänge, daß das Volk trotz seines mit Recht als kühl bezeichneten Charakters ein großer Freund aller Schaustellungen ist und wahllos jedem laut zujauchzt, der zur Befriedigung seiner Schaulust beiträgt. So wenig jemals in einem englischen Theater gezischt wird, mag der Schauspieler auch noch so schlecht sein, so wenig fehlt dem Manne oder dem Ereigniß, das dem Volke etwas zu sehen bietet, der Zulauf und der Zuruf.

Also müssen wir uns nach einem anderen geeigneteren Wärmemesser umsehen. Und einen solchen finden wir, wenn wir untersuchen, welche Opfer der Patriotismus in England bringt, welche auf dem Continent. Dann sehen wir die Temperatur der englischen Vaterlandsliebe im Vergleich zu der jenseits des Canals auf einem sehr niedrigen Grad anlangen. Das größte Opfer, das der Deutsche oder der Franzose seinem Vaterlande bringt, ist der Dienst im Heere. Jahre seines Lebens widmet er der Armee. Und nicht als Opfer empfindet er es, sondern als hohe Ehre, im bunten Rock dem Vaterland zu dienen. Der historische Werdegang und die Volkserziehung haben uns diese Empfindung beigebracht. Unsere Eltern oder Großeltern haben uns von nationalem Unheil, von schwerer Bedrängniß unseres Vaterlandes in früheren Zeiten viel zu berichten gewußt. Und Opfer um Opfer, so lernen wir aus der Geschichte, hat unser Vaterland bringen müssen, um zur heutigen Bedeutung zu gelangen. So ist es uns eingepflanzt, daß der Patriotismus uns zu jedem Opfer willig macht. Was aber lernt der Engländer aus der neuesten Geschichte, die Eltern und Großeltern aus eigener Wahrnehmung ihm zu berichten wissen? Er lernt daraus, wie England in kaum unterbrochenem Siegeslauf in fernen Welttheilen Land nach Land erobert und sich unterthan gemacht hat, wie ein schwerer Goldregen dem anderen folgte, und wie man es, allmächtig gemacht durch die unerschöpflichen Hilfsquellen, nicht nöthig hatte, andere Opfer zu bringen, als einen Theil des Geldgewinnes für kurze Zeit wegzugeben, um ihn wohlverzinst bald wieder einzuheimsen. Der moderne Engländer hat aus der Geschichte seines Vaterlandes nur gelernt, daß das Geld im privaten Leben wie in der Politik, sei es in der inneren oder in der äußeren, den Ausschlag giebt und daß England stets Geld in Fülle hat. Generationen haben ihrem Staate kein anderes Opfer gebracht, als daß sie ihm Geld gegen Zinsen liehen oder sich gegen Lohn als Söldner verdangen. Waren das aber Opfer? Und auch wenn man dem Staate seine Dienste widmete, um ihm als Beamter zu dienen, so wußte man, daß man reiche Gehälter beziehe, wie sie höher auch im Dienste eines Privaten gewöhnlich nicht zu erlangen sind.

Ein Engländer, dem wohl keiner seiner Landsleute englischen Patriotismus absprechen dürfte, hat auf die Frage, die wir hier gestellt haben, in seinen Reden wiederholt Antwort gegeben, die an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig läßt. Ich meine Austen Chamberlain, dessen Reden schon manchmal Beachtung auf dem Continent gefunden haben. Er steht, gleich der Mehrzahl seiner Landsleute, auf dem Standpunkt, das britische Reich könne und dürfe nicht das Beispiel der continen-

talen Großmächte nachahmen und einen bewaffneten Frieden durch ein stehendes Heer sichern oder auch bloß durch eine unbedingt allmächtige Flotte. Großbritannien hätte nicht auf einen Burenkrieg vorbereitet sein können und werde sich auch in Zukunft nicht auf einen solchen vorbereitet halten können. Wie man den letzten Krieg ohne diese Vorbereitung habe gewinnen können, werde man es auch in Zukunft. Und diese Politik sei nothwendig aus dem einfachen Grunde, weil der englische Steuerzahler niemals bereit sein werde, die für einen bewaffneten Frieden erforderlichen Geldmittel zu bewilligen.

Diese Worte bedürfen keines Commentars. Sie zeigen schlagend, daß man jenseits des Canals, weil man dort eine andere Geschichte, eine andere Erziehung und andere Gefühle als auf dem Continent hat, auch einen anderen Patriotismus hat als diesseits des Canals.

Geringschätzung als staatswirthschaftliche Macht.

Von R. Bartolomäus (Krotoschin).

Die grundsätzliche Anerkennung der Gleichberechtigung der Menschen ist eins der am schwersten erkämpften Culturgüter der Menschheit und, obwohl ihr eigentlich abgerungen, doch eine der wichtigsten Grundlagen ihrer Cultur. Sie wäre es auch, wenn sie nichts bedeutete wie eine Veranlassung, seine Kräfte anzuspannen, für die Einen, sich in der Gleichberechtigung zu behaupten, für die Anderen, sie thatsächlich zu besitzen.

So schwer erkämpft ist sie, so schwer war ihr Sieg über das eigentliche Empfinden der Menschen, so wenig vollständig ist dieser Sieg, daß man die Gleichberechtigung im Einzelnen nur unangefochten läßt, wo man sie unangefochten lassen muß, sonst aber die alten Geister nach wie vor poltern läßt, ungefähr, wie man heutzutage, auch im entferntesten kleinen Orte, den neuangekommenen Fremden zu verzehren sich enthalten muß, aber als Ersatz für den entgangenen Wohlgeschmack die Mundmuskeln, zwar mißgestimmt über den Nahrungsverlust, aber sonst nicht ohne Erfolg in Thätigkeit setzt.

Verschiedene Classen menschlicher Berechtigung kennt man in der Theorie nicht mehr, wohlbekannt aber — als das wohlerworbene Erbtheil vergangener Zeiten — ist das Bewußtsein eines höheren Werthes, zwar nicht aus Ursachen, die ihn verleihen könnten, aber das Bewußtsein davon bekanntlich nie verleihen, wenn sie wirklich solche sind, sondern aus Ursachen, die denselben wirthschaftlichen Entstehungsgrund haben, wie im wirthschaftlichen Leben Papiergeld mit Zwangscours, nämlich den Mangel an baaren Zahlmitteln.

So sehr wahrhaft religiöses Empfinden dem Menschen die Berechtigung versagt, einen Anderen geringzuschätzen, weil er nicht seine Religion bekenne, so wenig wirkt religiöses Empfinden dort, wo er sich diese Berechtigung beilegt.

So sehr der denkende Mensch — als solcher — überzeugt sein mag, daß es Unrecht sei, Jemand geringzuschätzen, weil er nicht zu seiner Rasse, zu seiner Familie, seinem Stande gehöre, der nichtdenkende Mensch — auch als solcher — ist es um so weniger. Dieses letzteren Menschen, des nicht denkenden, bedienen sich seit Alters Staaten und staatenähnliche Gemeinschaften, sich zu stützen und zu erhalten. Allerdings hat dies Material den Vorzug, daß an ihm nie Mangel sein kann; auf die Dauer aber zu leisten, was man erwartet, dazu wird es sich selbst nicht verpflichten wollen, — jedenfalls nur auf so lange, als es etwas geringzuschätzen giebt.

Wohl war es nicht allein freier Wille, was zunächst Völker und Staaten dahin führte, sich der Menschen als Sachen, als Werkzeuge zu bedienen. Aber dem Einzelnen, der sich eines solchen Werkzeuges, einer solchen Sache zu bedienen hatte, stand nicht die wirthschaftliche Nothwendigkeit aber das wirthschaftliche Herkommen allein vor Augen, sondern — und meist hauptsächlich — die Erniedrigung des Menschen, der ihm Werkzeug war. Diese Erniedrigung hatte nur die Schranke, die ihm in jedem Augenblick behagte, obwohl, sagt Montesquieu (Esprit des lois 15, 12):

> la raison veut que le pouvoir du maître ne s'étende point au de là des choses qui sont de son service —

ihm ist schließlich Alles de son service, was den Erniedrigten noch mehr erniedrigt, und ihm ist derjenige Staat und Staatszustand der angenehmste, der seinen Wünschen angemessenste, der diese Erniedrigung zu einer dauernden macht. Sobald aber dieser Staat erreicht ist, schwindet das Interesse an ihm, und es beginnt der Verfall.

Nicht Sclaventhum und Leibeigenschaft an sich ruinirten die Staaten des Alterthums und des Mittelalters; daß die Herren der Sclaven den Staat zu einer Schutzanstalt ihrer Herrschaft erniedrigt hatten, vernichtete ihn, denn sie nahmen den Verlust aller übrigen Rechte ruhig hin, wenn man ihnen nur ihre Herrschaft ließ. Der Herr, sagt Montesquieu,

> contracte avec ses esclaves toutes sortes de mauvaises habitudes.

Die Erniedrigung, die Geringschätzung, die sie ihren Sclaven, ihren Leibeigenen gewidmet, und die sie zu allem Widerstande unfähig gemacht, nahm auch ihnen alle Widerstandskraft. Mit derselben Entwickelung, die aus dem Kriegervolk der Römer einen hochnäsigen Großstadtspöbel gemacht, wurde auch ihren Sclaven die Aussicht entzogen, massenweise freigelassen und zum Waffendienst zugezogen zu werden.

Diesen natürlichen Kreislauf rechtzeitig erkannt und abgewehrt zu haben, ist das Verdienst moderner Staaten. Die ihn zu spät erkannten, wie der polnische, starben an der Vergiftung oder gehen schweren Verwickelungen entgegen, wie das russische, das amerikanische Volk, das eine mit seinen ehemaligen Leibeigenen, das andere mit seinen Negern.

Hatten Alterthum und Mittelalter nicht die wirthschaftliche Kraft, Sclaventhum und Leibeigenschaft zu beseitigen, und damit in sich selbst den Todeskeim für ihre staatlichen Gestaltungen, so besaßen sie ebenso wenig die Fähigkeit, auf dem Gebiete der geistigen Thätigkeit zu ebener Erde mit den Gegnern zu ringen. Das Alterthum hatte sein Barbarenthum, das Mittelalter sein Laienthum und seine Idee von Un- und Irrgläubigkeit und mit ihnen einen unerschöpflichen Stoff der Selbstüberhebung, einen Stoff, der noch lange vorhielt, als die „Barbaren" schon längst die Herren waren, als die Kirche schon lange nicht mehr einen Patrizierstaat unter Plebejervölkern bildete und nicht mehr im Stande war, Ungläubige im Wege der Kriege, Irrgläubige im Proceßwege zu vernichten.

Allerdings lag in dem mittelalterlichen Stoff geistiger Selbstüberhebung gegenüber dem des Alterthums ein gewisser Fortschritt. Ein Barbar blieb der mit diesem Makel Behaftete in den Augen der Griechen, der Römer, und wenn ihn Glück und Tüchtigkeit zum Kaiserthron befördert hatten — ein Laie, ein Ungläubiger und Irrgläubiger brauchte man nicht zu bleiben, wenn man nur wollte. Aber, sowie die Festhaltung der wirthschaftlichen Sonderung in Herren und Sclaven, Leibeigene allen Aufschwung auf diesem Gebiete hinderte, so wurde durch die gewaltsame Erhaltung jener mittelalterlichen Unterscheidungen jede Entwickelung religiösen Lebens zu Gunsten der rein staatlich-juristischen Gestaltung der Kirche unterbunden. Jeder frische Trieb selbstständigen Denkens wurde ihnen geopfert.

Auf diesem Gebiete hat die Reformation durch ihre theilweise Beseitigung des Laienbegriffes und damit einer Quelle von Geringschätzung ein unbestreitbares Verdienst für die Entwickelung der menschlichen Cultur erworben.

Eine einheitliche Gestaltung menschlicher Kräfte zum ungehinderten Mitarbeiten für wirthschaftlichen und geistigen Fortschritt schien sich anzubahnen. Die ständische Gliederung war gefallen, die kirchliche, die internationale, hatte ihre Kraft verloren. So mächtig war die Aenderung, daß selbst der Staat, der unter den vergehenden Verhältnissen aufgewachsen war, in's Wanken kam, an seiner Daseinsberechtigung zu zweifeln begann.

Nach kurzem Uebergange raffte er sich zu neuer Kraftentfaltung auf, und zugleich erhob die Geringschätzung aller Orten das Haupt, mit jenem bewunderungswürdigen Spürsinn, dasjenige heraus zu finden, was dem nicht Denkenden Anlaß giebt, sich da zu überheben, wo ein Anderer gar keinen Grund zur Ueberhebung findet, wie schon Mascarill bei Molière (précieuses ridicules sc. 9) behauptet:

les gens de qualité savent tout, sans avoir jamais rien appris —

bloß der Pöbel lernt.

Maßlose Selbstüberschätzung entfremdet ihren Besitzern immer mehr diejenigen, die nicht damit behaftet sind, und der von ihnen vertretenen Macht, zumal sie selber ihr oft innerlich gar nicht zugethan sind.

Die dadurch gerissene Kluft kann kein Herrschergenie, kein gesunder Regierungssinn ausfüllen —

we drive over to the side of revolution those whom we shut out from power,

sagt Lord Macaulay (über Parlamentsreform 2. März 1831) und es ist ein Irrthum, zu glauben, daß auch

a great, a steady, a long continued movement of the public mind is to be stopped like a street riot,

wie derselbe Staatsmann und Geschichtsschreiber (5. Juli 1831) ausführt.

Im Wettbewerb der Kräfte pflegen dann die zu versagen, die nur künstlich großgezogen sind, gegenüber denen, die des Kampfes in ihrer Entstehung gewohnt worden waren.

Diese Gefahren des modernen Staatslebens liegen klar vor Jedermanns Augen.

Weniger erfreuen sich der Beachtung die schweren Schäden, die im Innern des Staatslebens selber dadurch entstehen, daß die Angehörigen derselben Stände sich mehr und mehr in verschiedene Lager, religiöse, nationale, spalten, zum Theil unter der Mitwirkung von Führern, die ihre Anhänger die Gegner geringschätzen lehren.

Riehl (Culturstudien S. 318) spottet über die katholischen und protestantischen Schweineställe im Stadthaushalt paritätischer Reichsstädte. Aber diese Sonderung geschah des Friedens wegen; jene moderne Zertheilung geschieht des Kampfes wegen, des Kampfes um die Behauptung dessen, was Gegenstand der Zurückweisung, der Geringschätzung sein soll.

Wohl hat der Staat das Mittel gefunden, einzelne Stände vor dieser Zerstörung seiner eigenen Schöpfung zu bewahren, aber nur durch Ausschluß derjenigen Elemente, die Anderen nicht zusagen. Das Mittel, das Volk in diesen Ständen zu einigen, hat er nicht gefunden, und die Geringschätzung gewinnt immer breiteren Boden, und damit die Hebung des Dünkels der Geringschätzenden, aber auch die Beschädigung ihres sittlichen Werthes durch diesen Dünkel, und der Haß der Zurückgewiesenen.

Hier liegen Aufgaben in der Erziehung des heranwachsenden Geschlechts von unabsehbarer Tiefe für den Staat, der es ernst nimmt mit Befestigung seiner eigenen Existenz; schließlich wird er auch die Unterstützung derjenigen brauchen, die er zurückweist oder zurückzuweisen scheint.

Ueberhaupt aber sollte der neuere Staat, eben um seiner Existenz willen, sich mehr der Erziehung widmen, als der Repression, und nicht nur der Erziehung der Jugend. So lange er diese Pflicht nicht erkennt, wird man an seinem Ernst zweifeln, die vorhandenen Uebel zu beseitigen.

Das ganze, heutzutage noch bestehende Strafrecht beruht auf Verkennung dieser Pflicht.

Die Strafe ist nicht mehr ein Kampf des Staates um seine Existenz mit dem ihn und sein Recht befehdenden Uebelthäter. Man kann sagen, die Verbrecher sind fortgeschritten, denn sie bestreiten diese Existenz und dies Recht nicht mehr; aber der Staat ist auf dem mittelalterlichen Standpunkte stehen geblieben.

Seltsam muthet dieser Anachronismus denjenigen an, der den Vorgang der Strafe des modernen Mörders oder Diebes durch die bekannten Amtsstellen nach vorgeschriebenem Muster beschreiben sieht:

„Wuchtig, eisern, machtvoll-ruhig packt des Staates allgewaltige Faust den Menschen, der die Gesetze zu verachten wagte, drückt ihn nieder, beugt ihn, ja zermalmt ihn, wenn er sich nicht fügen will. Wie in stummem Zorn zermalmt die Dampfmaschine den, der ihr Getriebe stört; sie geht ihren Weg und ihre Kraft bricht alles, was sie hindern will. So die Staatsmaschine auch!"

(Fliegenschmidt, der Beruf des Aufsehers, 1904).

So konnte sich der Staat gegen die Führer bewaffneter Banden erscheinen, wenn er das Glück hatte, sie zu ergreifen, aber nicht gegen die Verbrecher der Neuzeit, die sich mit den Künsten eines Schülers der Bestrafung zu entziehen versuchen.

Die Strafe ist nicht mehr der Schwerthieb des Selbsterhaltungstriebes — sie kann auch nicht mehr der Geißelhieb der Tugend auf den Rücken des Lasters sein.

Der Staat hat nicht abzuwarten, bis das Verbrechen geschieht, sondern er muß seine Entstehung zu verhindern suchen, und zwar nicht erst im Gefängnis, der angeblichen „Ordnungsschule, in der der Uebelthäter sich befindet" (Fliegenschmidt, a. a. O. S. 15). Die Strafe sollte wohl äußere Vortheile entziehen oder äußere Vortheile beschränken, aber den Menschen als solchen durch sie erniedrigen heißt in die Hände von Menschen eine Gewalt legen, die dem Einzelnen und einer noch so großen Zahl von Einzelnen nicht zustehen kann.

Noch jetzt gilt, und gilt ebenso unbeachtet, was Macaulay schon am 19. April 1847 (über Erziehung) sagte:

gross ignorance of the common people is a principal cause of danger to our persons and property,

und noch heute wie vor 60 Jahren ist es

quite clear that whoever has a right to hang has a right to educate —

nicht nur ein Recht, sondern eher eine Pflicht.

Eben deßhalb überfällt den Besucher der Strafanstalten der Jetztzeit nicht ein Grauen vor den Bestraften, sondern vor der Macht, die im Stande ist, sie in diesem Zustande zu erhalten. Vorüber, unwiederbringlich verloren sind die Zeiten, in denen man vom Richtplatze zurückkehrte, wo der Verbrecher mit glühenden Zangen gegriffen, seine Wunden mit siedendem Schwefel ausgegossen wurden, er selbst geviertheilt und seine Theile auf Spieße gesteckt wurden —

froh nach Haus
Und segnet' Fried' und Friedenszeiten.

Damals hielt man sich zu Allem für berechtigt, was in alten Büchern als Wahrheit und Recht zu lesen war, und hatte in dem allgemeinen Bewußtsein menschlicher Unvollkommenheit ein stets und schnell wirkendes Beruhigungsmittel gegen alle Zweifel.

Gerade das ist eine Hauptterrungenschaft der Cultur, daß die Mängel des Zustandes erkannt und gerügt werden dürfen und eine Haupterrungenschaft menschlichen Könnens, daß man an die Beseitigung dieser Mängel herangeht.

Durch Vorbeugung, durch Erziehung, durch Sicherung muß der Kampf gegen das Verbrechen fernerhin geführt werden, das Strafrecht nicht ein Jagdrecht auf den Verbrecher darstellen, sondern ein Heilungsverfahren auf seinem Gebiete gegen eines der Hauptgebrechen der neuen Zeit, die Geringschätzung der Menschen gegen einander.

Literatur und Kunst.

Anton Tschechow.

Von Maximilian Schick.

Er starb, so wie er gelebt hatte. Still und unvermuthet. Ohne viel von sich reden zu machen. Plötzlich und unerwartet kam die Nachricht: Antan Pawlowitsch ist tadt!

Im Leben war er genau so. Man hörte nichts van seinem Privatleben, munkelte wohl manchmal, so wie man jetzt von seiner Herzkrankheit gemunkelt hat, daß er an einem neuen Drama schreide, vergaß es aber bald im Trubel des Tages. Und dann hieß es plötzlich: Tschechaw's neues Drama wird nächstens aufgeführet werden.

Sa still und varnehm war er. Fast wie ein Aristakrat, und war doch der Sahn eines Leibeigenen.

Drei Lustren hat er gebraucht, bis sein Name dem russischen Leser mehr war als ein leerer Schall. Und erst im vierten Lustrum begann man ihn aus heißem Herzen zu lieben. Bei Maxim Garki ging es schneller. Gestern — Bäckerjunge, Vagabund, Lastträger; heute — der gefeierte Günstling des Publicums. Er verstand es auch desser als Tschechow, dieses Publicum in Athem zu halten. Heute ließ er eine Philippica im Foyer des Theaters gegen müßige Neugier los, morgen befaßte er sich mit Valksbeglückung ... Bald hieß es von ihm, er wäre verhaftet warden, dann wieder. er hätte sich ein ungeheures Landgut gekauft .:. O! mit der Geschicktichkeit eines amerikanischen Jaunalisten verstand es dieser Emporkömmling, seinen Namen auf aller Leute Lippen zu bannen. So kam es denn, daß trotz der Mahnungen der feinsten Köpfe ganz Rußland bald nur noch van Garki sprach und in ihm seinen größten Künstler neben Tolstoi zu sehen glaubte. Edensa schnell wie dieser Rausch gekommen ist, beginnt ee anch zu schwinden. Und schon wendet sich die graße Masse wieder dem echten, großen Künstler zu — Antan Tschechaw. Jetzt sallte sein Stern, den der Glanz des geschickten Nebenbuhlers überstrahlt hatte, im reinen und ungetrübten Licht zu funkeln beginnen. Jetzt sallten für ihn die Jahre der reichsten Liede und treuesten Anerkennung kommen. Da starb er ...

Es ist eine herbe Tragik in diesem Tode an der Schwelle des sich langsam öffnenden Tempels. Eine Wehmuth und ein Schmerz. Ein halbersticktes Schluchzen. Wie ein Drama Tschechow's wirkt sein Tod ...

Wenn wir an seine Dramen denken, spüren wir erst, was wir verloren haben. Seine Eezählungen sind von einer echten Kunst, sind Kinder einer unsagbar süßen Melanchalie, sind vall jenes tragischen Humars, von dem Gogal sagte, daß er „unter Thränen lächelt“, aber wir haden das Gefühl: ein anderer geaßer Künstler hätte sie auch schreiben können.

Aber seine Dramen ... In ihnen liegt Tschechow's Seele degraben. Hier ist sie in ihrer unberührtesten und keuschesten Reinheit. Diese Deamen hat nur Tschechaw schreiden können. Nur Antan Pawlawitsch mit den graßen traurigen Augen und den Lippen, die schmerzlich zucken, als ab sie ein Schluchzen ersticken wallen ...

Die beiden kostbarsten Juwele aber heißen: „Onkel Wanja“ und „Die drei Schwestern“. Man muß diese beiden Stücke in dee Darstellung des „Moskauer Künstlerischen Theaters“ gesehen haben, um vall zu empfinden, welch einen unendlichen Reichthum sie in sich tragen.

Man hat Tschechaw einen Reatisten genannt. Er ist es nicht. Wahl ist das schmerzliche Schicksal des armen Onkel Wanja aber dee drei in der tiefsten Einöde im Herzen Rußlands langsam und freudlos dahinwelkenden Mädchen den vielen Schicksalen gleich, denen wir im wirklichen Leben begegnen. Aber etwas Anderes, fast undefinirbares kammt nach dazu. Es ist eine leise Musik, die aus den Schwingungen der Untertöne entsteht, ein feiner Duft, der aus den Worten und Geberden der Agirenden strömt ... Und dieses Andere, das wir zuerst nur dunkel spüren, schwillt immer mehr an, überfluthet alle Vargänge und spricht zu uns, so daß wir an der Fabel des Stückes deinahe vorbeisehen und nur noch diese graße räthselhafte Musik hören ...

Hierin liegt Tschechow's reinste Note. Eine solche Musik hätte Niemand außer ihm schreiben lännen. Wie ein Mädchenlied manchmal, zärtlich und kosend; dann schwillt sie an ... Wie ein Rauschen van schwarzen Fittichen über dem Haupte ... Nun wieder leise und klagend: Du hörst alle Deine todten Wünsche weinen ... Eine Sehnsucht, ein Haffen lodert auf, erlischt langsam und stirbt unter der unübersehbaren Schneedecke ... Das Todtentuch ...

Welch eine Seele muß ein Dichter haben, der diese Musik in Worte bannen kannte. Mehr als einmal muß diese Seele auf Galgatha den Kreuzestod gestorben sein.

Wir haden ihn nie klagen gehört. Er hat nie mit erhobener Stimme und drohender Geberde gegen das Leben geeifert, hat niemals mit den Waeten eines Umkehr predigenden Propheten zu uns gesprochen.

Eine unglaublich feine Kultur sprach aus seiner Stellung zum Leben. Wie nur ganz Wenige, hat er es verstanden, die Distanz zu wahren. Er war zu tief und zu groß, um mit platten Worten banale Zukunftsträume van der Erhabenheit des Menschen zu verkünden, wie es Gorki liebt. In seiner Seele war zu viel Tragik, als daß er nicht einen ungeheuren Ekel vor allem Sein empfunden hätte. Und doch spie er nicht, wie Steindberg und Andere es gethan haben, der Welt diesen Ekel in's Antlitz. Er blieb immer der stille und varnehme Culturkünstler. Er verstand es, sich über die Dinge zu stellen und ihre Sinnlosigkeit zu belächeln ...

Oh! Dieses Lächeln ... Welche entsetzlichen Leiden veebirgt es, von welch tiefen Schmerzen weiß es zu erzählen. Der Mund ist wie erstarrt, und das Lächeln wie aus Stein ...

Wie denken manchmal mit einer immer geößer werdenden Sehnsucht: nur einmal einen Schrei! einen Wuthausbruch! einen Thränenstrom! Nur nicht foetwährend dieses todte und schmerzliche Lächeln ...

Aber die großen, melanchalischen Augen blicken traurig in die Feene, und das herbe Dulderlächeln weicht nicht von den Lippen ... Nur manchmal zucken die Mundwinkel wie van einem zurückgedrängten Schluchzen ...

Fern van seiner russischen Heimath ist er gestarben, so wie Turgenieff, mit dem er die stille Wehmuth seiner Träume gemein hat. Wie Jener ist er für die Deutschen am zugänglichsten, da sein Wesen mit dem unsern durch mancherlei Fäden verknüpft ist. Während der Westen einem Dostajewsky in ehrfürchtiger Bewunderung gegenübersteht, ohne ihn eigentlich zu lieben, ja vor dessen fast barbarisch anmuthender Heebheit er sogar etwas wie Furcht empfindet, kann er Dichter wie Turgenieff und Tschechaw fast als Verwandte detrachten; er kann ihre stillen Müdigkeiten edensa lieben, wie er die Müdigkeiten eines Jakabsen liebt.

Diese Liebe zu Tschechow wird aber nur aus einem engen Verhältniß zu seinen Dramen eeblühen. Sie den Deutschen zu zeigen, wäre die Ehrenpflicht jedes wahrhaft kunstliebenden Theaterdirectors und ein würdiges Opfer dem Andenken des Veestorbenen. Man lasse sich nicht dadurch abschrecken, daß den Dramen Tschechaw's öfters die Bühnenwirkung abgespeochen wurde. Bis var wenigen Jahren war es in Rußland ebenso. Dieselben Stücke, die jetzt auf der Bühne des „Moskauer Künstlerischen Theaters“. Triumphe ernten, wurden var nicht allzu langer Zeit vom Publicum als undeamatisch abgelehnt. Erst der wundervollen Regiekunst Stanislawsky's und dem mustergültigen Spiel der Truppe des „Künstlerischen Theaters“, zu der auch die Gattin des Dichters — Frau Olga Knipper — gehört, gelang es dem Dichter zur verdienten Anerkennung als Dramatiker zu verhelfen ...

.... Anton Tschechaw starb auf deutschem Boden, — möge er deßhalb auch auf deutschem Boden seine baldige Auferstehung feiern.

Italienische Reise-Eindrücke.

Von Johannes Gaulke (Berlin).

I.

Das Land der Sehnsucht.

Ich habe vor den Thoren Roms einen alten Esel gesehen, den ich nicht vergessen kann. Er hatte zwar vier Füße und zwei lange Ohren, aber er war doch kein gewöhnlicher Esel. Sein Körper war über und über mit Schwären bedeckt und seine Beine waren steif geworden; er kümmerte sich nicht um die Welt, und die Welt kümmerte sich nicht um ihn. Er hatte seine Schuldigkeit gethan, seine Knochen waren mürbe geworden im Dienste seines Herrn; er war zu nichts mehr gut, darum durfte er in die „Freiheit" gehen. Ich beobachtete ihn eine geraume Zeit und er beobachtete mich, als hätte er mir etwas zu sagen.

Und er hat mir viel gesagt. Nämlich: daß ein Jeder die Freiheit verdient, die ihm zu Theil wird. Warum war er auch als ein vierfüßiger dummer Kerl zur Welt gekommen! Sein Ueberfluß an Beinen war ein Manco für ihn — sein Verderben. Der Andere, der „nur" über zwei verfügte, hatte sich zu seinem Herrn aufgeschwungen und ihm sein kurzes Dasein zur Hölle gemacht.

Nun war er frei. Das heißt: er hatte die Freiheit, für seine Eselsdummheit zu sterben. Das war der Lohn für ein an Arbeit und Prügel reiches Leben ...

Der alte Esel trottete kopfschüttelnd davon. So menschlich mochte noch Keiner mit ihm gesprochen haben. Das ging über seine Fassungskraft, darum zog er von dannen. Er schien an seinem Lebensabend die Welt nicht mehr zu verstehen. Entweder war er ein wahrhaft großer Esel oder ein großer Philosoph — es ist oft schwer, die Begriffe aus einander zu halten. Zwei Weiber, die unserer Unterhaltung mit beigewohnt hatten, kicherten und machten eine unzweideutige Handbewegung nach der Stirn. Entweder hielten sie mich für einen verrückten Engländer, oder für seines (des Esels) Gleichen ...

Ich habe lange über diese merkwürdige Begegnung nachgedacht. Allmälig nahm die Gestalt des alten Esels ein symbolisches Gepräge für mich an — das Symbol des italienischen Volkes. Wie das Grauthier, so hat das italienische Volk mit christlicher Eselsgeduld die Leiden ertragen, die seine jeweiligen Ausbeuter ihm auferlegt haben. Italien ist seit der Völkerwanderung das „Land der Sehnsucht" für alle nordischen Abenteurer und Freibeuter gewesen. Nachdem sich das Land von den Nachwehen der Völkerwanderung und der Ausbreitung des Christenthums kaum erholt hatte, begannen die Römerzüge der deutschen Könige. Den deutschen Söldnerschaaren folgten französische und spanische, die sich über das Land ergossen und es ausplünderten. Die Sehnsucht der nordischen Eindringlinge war weniger auf ein ideales Genießen der Schönheiten und der Kunst des Landes gerichtet, als auf die Befriedigung leiblicher Bedürfnisse. Man steht vor einem der größten Räthsel, welches uns die Geschichte zu rathen aufgegeben hat, wenn man die Renaissanceperiode studirt. Die Vorbedingungen zu einer Blüthe der Künste waren nichts weniger als erfüllt. Das Land blutete aus tausend Wunden, die ihm äußere und innere Feinde geschlagen hatten. Ein anhaltender Kriegszustand, Bürgerkriege ohne Ende, kleine und große Fehden, welche die Nobili zu ihrer Unterhaltung und Erbauung führten, und im Hintergrunde lauerte immerfort das Gespenst der Pest, um das weniger widerstandsfähige Material zu verschlingen, das die Kriege noch übrig gelassen hatten. So sah das mittelalterliche Italien vor und während der Renaissance aus. Vielleicht war es ein Ausleseproceß ohne Gleichen, der sich hier vollzog. Das minderwerthige Material mußte ausgerottet werden, damit das bessere Raum für seine Entfaltung vorfand.

Wie dem sei, die Werke der Renaissance zeugen von einer ungewöhnlichen Coercitivkraft der Rasse. Ein Jahrtausend nach dem Untergang des Römerreiches erwachte noch einmal der alte thatkräftige Römergeist, um sich in neuer Form zu bethätigen. Eine vollkommen zufriedenstellende Antwort auf das große völkerpsychologische Räthsel Renaissance finden wir indessen nicht. Ueber die innere Nothwendigkeit der künstlerischen Cultur Italiens zu polemisiren, würde auch etwa soviel bedeuten wie: Kunstwerke nach Rom zu tragen.

Nun ist der gute Genius, der Italien zwei Mal groß und mächtig und zur Lehrmeisterin Europas gemacht hat, todt. Die Rasse ist erschöpft. So oft sie mit offenem Visir bekämpft worden ist, ist sie unversehrt aus dem Kampfe hervorgegangen, aber den Anforderungen der Neuzeit hat sie nicht Stand zu halten vermocht. Andere Nationen sind auf dem Platze erschienen, mit nüchternem Verstand, denen das Leben kein ästhetisches Problem war, die einem unbekannten Gotte keine Kunsttempel errichteten, die im Gegentheil das Erdinnere durchwühlten und die Schönheit von der Erdoberfläche vertilgten, wo sie ihnen für ihre Pläne hinderlich erschien. Das waren die Industrievölker. Von ihrer Gnade lebt das verarmte Italien. Sie schicken Jahr ein Jahr aus Hunderttausende ihrer Bürger nach den alten Culturplätzen, um dort ein wenig zu verschnaufen.

Das Land der Sehnsucht ist einer neuen Fremdeninvasion unterworfen, deren Zweck eminent friedlich ist, die ungezählte Millionen umsetzt, die aber eine schleichende Krankheit in's Land schleppt, an der Italien langsam dahinsiecht. Die Fremdenindustrie hat manchem Lande Reichthümer zugeführt und den Wohlstand seiner Bürger gehoben, sie ist aber noch für kein Land ein Segen gewesen. Wenn immer die Fremden ein Land in Massen überschwemmt haben, hat auch die Corruption ihren Einzug dort gehalten. Ich kenne schlichte Fischerdörfer, deren Bewohner noch vor einem Jahrzehnt als freie Menschen ihren ursprünglichen Beruf ausübten. Dann kamen die ersten Fremdlinge, von Jahr zu Jahr folgten größere Schaaren, es entstanden fashionable Hôtels und Pensionen, das moderne Seebad, die Cloake der Großstadtcultur, war fertig, und aus den freien Fischern wurden knechtische Trinkgeldjäger. Das neue Metier ernährt seinen Mann besser als das alte, mag auch der Charakter dabei zum Teufel gehen, was thut's! Das Geld verräth seinen Ursprung nicht ...

Die cloaca maxima ist längst aus Rom verschwunden, ich habe vergebens nach ihren letzten Ueberresten geforscht. Dafür hat sich eine andere Cloake über Italien ergossen, die sich bis in die kleinsten See- und Gebirgsdörfer verzweigt. Es ist dieselbe Cloake, die unsere Fischerdörfer verseucht hat, die überall aus kleinen Königen große Knechte macht. Italien beansprucht in jeder Beziehung das Attribut des Classischen. So auch in der Fremdenindustrie. Diese hat große Verwüstungen angerichtet, sie hat große Bevölkerungsschichten zu gewohnheitsmäßigen Müßiggängern erzogen, sie hat die letzten Reste von Menschenwürde, die sich das von weltlichen und geistlichen Herrn ausgebeutete Volk noch erhalten hat, getödtet. Wenn es anginge, würde der Italiener selbst die ewige Seligkeit für ein Trinkgeld verkaufen. Von dem Trinkgeldunwesen der Hôtels will ich schweigen, denn es ist nachgerade zu einer internationalen Besonderheit geworden. Aber man wird in Italien nicht einmal mehr auf der Straße in Cafés und Restaurants, in Kirchen und Museen seines Lebens froh. Zu Fuß und zu Wagen wird einem von trinkgeldhungrigen Geschöpfen nachgestellt. Man muß es den Italienern lassen: sie sind gute Psychologen in Bezug auf die Fremden und

gute Geschäftsleute im kleinen. Unsere Bettler sind schwerfällige Gesellen, denen oft jede Kenntniß der einschlägigen Verhältnisse fehlt und die es darum zu nichts bringen. Wie ganz anders weiß sich der italienische „Anreißer“ und Bettler der Situation anzupassen! Es ist ihm wahrlich auch nicht leicht gemacht, sich durch's Leben zu schlagen, da die Concurrenz ständig wächst. Die natürliche Folge ist, daß sich, ganz wie in der Industrie, Specialitäten herausbilden. In Venedig hatte ich Gelegenheit, die verschiedenen „Arbeits“kräfte, die bei dem Zustandekommen einer poesiedurchsetzten Gondelfahrt zusammen wirken, kennen zu lernen. Nr. 1 der Anreißer, der am Canal herumlungert. Er läßt, sobald ein fremdländisches Menschenexemplar auftaucht, sein sonores „Gondola“ ertönen. Gelingt es ihm, den Fremdling einzufangen, so liefert er ihm dem „Padrone“ ab und cassirt für seine Mühewaltung ein Trinkgeld ein. Der nächste, der Anspruch auf ein Douceur erhebt, ist der „Enterer“, der die Gondel festhält und abstößt. Inzwischen wird einem die obligate Ansichtskarte zum Kauf angeboten, oder es tauchen schmutzstarrende Rangen auf, die Purzelbäume schießen, und für ihre Kunstproduction um einen „Soldo“ betteln. Ist man glücklich über diese Klippen hinweggeglitten und glaubt man alsdann den poetischen Zauber der Lagunenstadt genießen zu können, beginnt ein neuer Bettel. Der Gondoliere fängt mit seinen „Erklärungen“ an — um eine Extrabelohnung zu ergattern. Hat man sich kaum dieser störenden Randbemerkungen erwehrt, steuert er schnurstracks auf eine Fabrik oder einen Kaufladen los und versucht den Passagier mit allen Mitteln italienischer Beredtsamkeit zu überzeugen, daß er diese Sehenswürdigkeiten „gesehen haben müsse“. Wehe dem Unglücklichen, der den Anpreisungen nicht widerstehen kann! In der „Fabrik“ harrt seiner ein neuer Troß von Trinkgeldempfängern.

Dem Straßenbettel kann man allenfalls noch entgehen, wenn man die Taschen zuhält und nöthigenfalls einige Püffe austheilt, entschieden bösartiger gestaltet sich aber für den Betroffenen ein Intermezzo mit einem „Erklärer“. Diese Menschenart ist überall anzutreffen, wo es etwas zu sehen giebt, in Kirchen und Gallerien, auf den Straßen und selbst zwischen den Ruinen des alten Roms. Man steht vor dem Collosseum und denkt an die Zeit „panem et circenses“ — sofort stürzt ein Cicerone der Straße auf den Ahnungslosen und plappert seinen Vers herunter. Ein Ignoriren des „Erklärers“ nützt nichts — dieses wird im Gegentheil als eine Aufmunterung betrachtet — man kann sich seines Peinigers nur entledigen, indem man ihm einige Ansichtskarten, die er im Nebenberuf feilhält, abkauft, oder in einen Fiaker springt.

Noch schlimmer kann es einem in den Museen und Kirchen ergehen. Hier versehen meistens die Diener das Amt des Erklärers im Nebenberuf. Man steht vor einem Originalwerk Leonardo's, Michelangelo's, Raffael's, eine Welt von Gedanken und Stimmungen bemächtigt sich unserer — da naht auch schon das Verhängniß in der Gestalt des „Erklärers“ und man ist jäh aus der Sphäre der reinen Betrachtung herausgerissen. Ich bin selten in Italien zu einem frohen Kunstgenuß gelangt. Die Italiener haben mir die Stätten ihrer großen Kunst meistens gründlich verekelt. Weßhalb mußte ich auch so empfindsam sein! Man soll den Verhältnissen des Landes Rechnung tragen, das der Fremdenindustrie rettungslos verfallen ist. Die Engländer verstehen es, darum sind sie so unnachahmlich langweilig. Ein Engländer „absolvirt“ Italien wie ein Pensum, das man abwickeln muß, um in den Augen der Menschen etwas zu gelten. Ich will jedoch der Nation, die ich schätze, kein Unrecht zufügen, aber ich habe Menschenexemplare von unvergleichlicher Komik darunter kennen gelernt. Es war in der Capelle der Medici. Kein Erklärer war sichtbar, nur ein Sohn Albions. Er schien etwas wissen zu wollen und sprach mich an. Die Figur des Tages hatte seinen Unwillen erregt, er tadelte den unfertigen Kopf und wollte wissen, weßhalb Michelangelo das Werk unvollendet gelassen habe. Ich gab ihm zur Antwort: „Michelangelo has got a better paying job, so he left the work undone.“*) Die Antwort befriedigte den Briten vollkommen, und er empfahl sich dankend. Es war das einzige Mal, daß ich Michelangelo interpretirt habe — der große Meister mag es mir verzeihen.

Man muß das Reisepublicum kennen gelernt haben, dann lernt man die professionellen Erklärer milder beurtheilen. Das italienische Volk ist unwissend, seine Unwissenheit wirkt aber nicht unangenehm. Die Unwissenheit der Fremden, die mit Arroganz gepaart ist, wirkt entschieden abstoßender. Alle bösen Charaktereigenschaften des Italieners, sein Hang zum Bettel und zu kleinen Betrügereien, sind durch die Fremdenindustrie herangebildet worden. Nur der Hang zum Schmutz und die Wasserscheu sind echte nationale Eigenarten, die keine fremdländischen Einflüsse verscheuchen können. Wenn der Verbrauch an Seife ein Gradmesser für die Cultur eines Landes ist, so steht Italien auf der culturell niedrigsten Stufe. Die Natur hat Italien mit allen erdenklichen Reizen ausgestattet, balsamische Lüfte umschmeicheln den Wanderer, aber nur solange er sich außerhalb der Weichbildgrenze der Städte bewegt. Da drinnen ist es fürchterlich! Modergeruch des Kirchhofs. In Lumpen gehülltes Elend. Weit und breit ein kärgliches Scheinleben, ein bloßes Dahinvegitiren. Nirgends eine Spur eines frischen, rücksichtslosen Aufstiegs. Es blüht kein neues Leben auf den Ruinen! Der Boden ist ausgesogen.

So präsentirte sich mir das moderne Italien, das städtische Italien. Ich habe viele pittoreske Straßenbilder gesehen, Bilder, die das Entzücken des Malers hervorrufen würden, aber ich habe die Schönheit vergebens gesucht. Sie liegt auf den Kirchhöfen und in den Museen begraben. Das moderne Italien ist häßlich, wie die Menschen, die es bewohnen. Wo sind die schönen Römerinnen mit dem classischen Ebenmaß der Linien und den gluthvollen Augen geblieben? Wo die stolzen Florentinerinnen und die üppigen Venetianerinnen mit dem kraftvollen Nacken und dem goldig glänzenden Haupthaar? Waren es nur Malerträume? Oder sind die Schönen, die noch die spätesten Geschlechter entzücken werden, wirklich über die Bühne des Lebens geschritten? Sie haben keine Spuren hinterlassen. Die Italienerinnen von heute haben nichts mit ihnen zu schaffen. Es sind schmutzstarrende, ausgemergelte, bleichsüchtige Geschöpfe, denen wir in den engen, übelriechenden Gassen begegnen, die kaum ein anderes Empfinden aufkommen lassen, als das des Ekels ...

Auf den Ruinen blüht kein neues Leben! Die Nation hat ihre Schuldigkeit gethan, wie der alte Esel vor den Thoren Roms. Später habe ich im Mittelpunkt des alten Roms eine Episode erlebt, die gleichfalls ein symbolisches Gepräge für mich angenommen hat. Es war vor dem Pantheon. Ein modern italienisches Straßenbild mit einem antiken Hintergrund. Unfern der wuchtigen Säulenhalle hatten sich vier blinde Geiger aufgestellt. In ihren blassen, bewegungslosen Gesichtern war die Leidensgeschichte ihres Volkes niedergeschrieben: eine grauenvolle Resignation, die Sehnsucht nach der Ruhe des Kirchhofs. Dann setzten sich die Geigen in Bewegung. Die blinden Musiker spielten Arien aus einer Verdi'schen Oper. Ein seltsamer Contrast. Ein wildes, bewegtes Leben entströmte ihren Instrumenten, in den erstarrten Gesichtern der Spielleute war aber keine Spur einer inneren Bewegung wahrzunehmen. Und das Volk der Straße nahm keine Notiz von ihnen. Es war ein alltägliches Bild — wie konnte es da noch in irgend einer Form anregend auf die Sinne wirken! Ein automatischer Vorgang.

*) M. bekam ein Stück Arbeit, das besser bezahlt wurde, darum ließ er die Arbeit unvollendet.

Wie die Klänge einer Drehorgel verrauschte das Spiel der blinden Geiger im Straßenlärm. Es hätte eher die Steine des Pantheons erweicht, wenn diese einer Bewegung fähig wären, als die Menschen. Ich aber hörte aus den letzten Accorden die Klage des modernen Italiens über sich selbst heraus. (Forts. folgt.)

Die neuere Literaturgeschichtsschreibung und ein moderner Literarhistoriker.

Von A. Matthes (Berlin).

Es ist eine überaus schwierige Sache, eine wirklich gute allgemeine oder nationale Literaturgeschichte zu schreiben, oder sagen wir auch nur, was man gewöhnlich darunter versteht, eine Geschichte der nationalen Dichtung. Es gehört dazu eine umfassende Anempfindungs-, Aufnahme- und sodann eine ebenso umfassende sichere Urtheilsfähigkeit, die nicht leicht fehlgreift in der Unterscheidung von Krankem und Gesundem, Werthvollem und Werthlosem, ein Zusammenarbeiten des Herzens und des Kopfes, von denen beiden zusammen, jedem unter dem Beistand des andern, nach Goethe, ein Kunstwerk, auch eine Dichtung nur begriffen werden kann. Und wie soll dieses einer so vielseitigen, mannigfaltigen Stofffülle gegenüber zu Stande kommen, wenn es, wie gleichfalls Goethe sagt, „ewig wahr bleibt: sich zu beschränken, einen Gegenstand, wenige Gegenstände recht bedürfen, so auch recht lieben, an ihnen hängen, sie auf alle Seiten wenden, mit ihnen vereinigt werden, das macht den Dichter, den Künstler, den Menschen?" Auch den Gelehrten? Zwar wird der Gelehrte Kunstwerke schneller aufnehmen und beurtheilen können, als der Künstler sie zu schaffen vermochte: doch steht er hier nicht bloß einer, sondern vielen Persönlichkeiten gegenüber, in denen sich ganze Zeitalter und Culturen spiegeln, und wie soll er von seinem Standpunkte, in einer vielleicht schon sehr verschiedenen Epoche stehend, diesen allen gerecht werden?

Ich glaube, es wird nicht anders möglich sein: Der Literaturhistoriker wird selbst seinem Stoffe gegenüber zum Künstler werden müssen, indem er ihn nach mühseligster, fleißiger Materialsammlung nach großen, tief im Wesen der Dichtung, des Nationalcharakters, der Zeitaufgaben und der Entwickelungszusammenhänge begründeten Gesichtspunkten zu erfassen und zu gestalten strebt. Zu den Entwickelungszusammenhängen rechne ich nicht nur den Zusammenhang der Entwickelung der Dichtkunst in sich selbst, sondern auch seine Beziehungen zu Philosophie, bildenden Künsten und Musik, ja dem gesellschaftlichen Leben überhaupt, so weit sie einander entsprechen oder parallel gehen, und nicht bereits in der Beleuchtung der Zeitaufgaben Berücksichtigung fanden. Wir besitzen Literaturgeschichten, die theils als Materialsammlungen, wie die von Goedeke, theils nach ihrer einheitlichen Behandlung aus großen Gesichtspunkten der obigen Art, wie die von Gervinus, Hettner (für das Aufklärungszeitalter in England, Frankreich, Deutschland) und Wilhelm Scherer Vortreffliches leisten. Das rühmlichst bekannte Buch von Scherer zeichnet sich hierbei — ein höchst seltener Fall in der deutschen Gelehrtenliteratur — durch knappe volksthümliche Fassung aus und hat seinen Erfolg von bereits zehn Auflagen, mehr noch als das bekannte ältere Vilmar'sche Werk, wohl verdient, wenn auch, was den sprachlichen Styl seiner Darstellung anlangt, die gleichmäßige Kurzathmigkeit seiner Sätze, die den tieferen, inneren Pulsschlag nicht auch äußerlich genug hervortreten lassen, in ihrer unrhythmischen einförmigen Hast den Genuß der Lectüre ein wenig abschwächen: die außerordentliche Klarheit und Schlagkraft aber gewinnt dadurch noch.

Erfolge, wie die der beiden letztgenannten Werke, die, wenn sie auch das oben gezeichnete Ideal noch nicht erfüllen, ihm doch von der einen oder andern Seite her nahe rücken, und als mit Liebe und Sorgfalt, mit Fleiß und Geschmack ausgeführte Lebensarbeiten der Verfasser ihren Werth, ähnlich wie Gervinus' ältere Geschichte der deutschen Dichtung, noch auf lange Zeit behaupten werden, haben in neuerer Zeit theils rührige Schriftsteller, theils noch rührigere Verlagsbuchhandlungen bewogen, mit Concurrenzarbeiten hervorzutreten, mit denen wir uns hier etwas eingehender beschäftigen wollen. Was die Arbeiten der freien Schriftsteller betrifft, — ich denke vor Allen an die Literaturgeschichte von Otto von Leixner und die von Adolf Bartels — so haben sie in dem nahen Verhältniß ihrer Verfasser zur Literatur der Gegenwart, in der sie als Mitthätige stehen, und in ihrer Feinfühligkeit, ihrer starken Anempfindungsfähigkeit, die sie dem Stoffe der Vergangenheit entgegenbringen, in der Liebe, mit der sie diesen ergreifen, zuletzt auch in der Persönlichkeit der Autoren selbst unzweifelhafte Vorzüge, die sie neben jenen anerkannten Meisterwerken sehr wohl bestehen lassen. Sehen wir uns nun aber einmal einige neuere Literaturgeschichten an, wie sie uns auf Veranlassung rühriger Verlagsbuchhandlungen neuerdings beschert wurden — und zwar aus dem Kreise beruflicher Literaturhistoriker, Gelehrter von Fach, oder besser Handwerk, Profession. Da derartige Unternehmungen für die Liebe des Volkes zu seinen Literaturschätzen und seinen Dichtern unter Umständen sogar verderblich werden können, wie lange Zeit sogar Gervinus' Werk durch seine feindselige Haltung gegenüber aller neueren Literatur lähmend gewirkt hat, indem sie Geschmack und Urtheil verbilden und irreführen, so wird es sich verlohnen, auf diesen Fall näher einzugehen.

Daß nicht jeder Gelehrte, er mag auch sonst in einer Einzeluntersuchung Anerkennenswerthes leisten, eine gute Literaturgeschichte zu schreiben im Stande ist, bedarf nach Obigem mehr keiner näheren Ausführung. Wie aber wählt nun eine Verlagsbuchhandlung einen vermeintlich passenden Mann zu solchem Geschäft aus? Nicht der stille, bescheidene, im Verborgenen thätige Gelehrte wird dazu erkoren, der mit Liebe ganz seiner Sache lebt und vielleicht hier noch etwas Leibliches zu leisten vermöchte, sondern wer auf dem Markte des Lebens das größte Geschrei zu erheben verstanden, wer sich in auffälligster Weise durch vielseitige unruhige Thätigkeit, vor Allem auch auf kritischem Gebiete hervorgedrängt hat, der ist auch dem Verlagsbuchhändler bekannt. Ihn wählt er und hat damit die denkbar schlechteste Wahl getroffen. Gelehrte solcher Art hat es jeder Zeit gegeben: bemerklich und in gewissem Sinne sogar gefürchtet, wie sie sich leicht zu machen verstehen, bringen sie es schnell zu einer außerordentlichen oder wohl gar ordentlichen Professur — und haben sie erst Titel und Amt, so dünken sie sich vollends in ihrem Bereiche als dictatorische Machthaber, die immer „voll und ganz" aus der tiefsten Ueberzeugung eigener Unfehlbarkeit und des Unwerthes aller andern Meinungen banausisch und bombastisch ihre Urtheile fällen, nicht nur über ein gerade vorliegendes Werk, in das sie oberflächlich hineingesehen, sondern auch über solche, die ihnen noch nicht unter die Augen gekommen, ja die noch nicht einmal geschrieben sind — und das Alles nicht nur für ihre Person, sondern für die gesammte „Gelehrtheit", die sie in sich verkörpert wähnen.

Um nur an einige bekannte historische Beispiele zu erinnern, so sind uns aus Lessing's Lebensgeschichte der Halle'sche Professor Klotz und aus Kant's kritischem Erfahrungsbereiche der Göttinger Professor Feder als traurige Berühmtheit dieser Art vertraut. Inzwischen, könnte man meinen, wären solche Fälle wohl seltener geworden. Das Beispiel der streng objectiven Naturwissenschaften könnte allzu subjectiv anmaßend sich vordrängende Gelehrtencharaktere auch in den Geisteswissenschaften unmöglich gemacht haben. Aber man thue nur einen Blick in die Fachblätter, und man wird sogleich sehen, mit welcher bis zur Borniertheit gehenden

Einseitigkeit sich die verschiedenen Richtungen, einander völlig ausschließend und negirend, bekämpfen, mit welcher für gebildete Menschen geradezu unglaublichen Unduldsamkeit und Anmaßung! Nicht wahre Gelehrte, sondern Parteihändler, nicht Männer, sondern Klatschbasen glaubt man manchmal vor sich zu haben; so (für einen unbefangen Zuschauenden) unvernünftig wird gestritten, auch auf dem Gebiete der Literaturgeschichte über Methoden und ihre Berechtigung und den Werth der dadurch geförderten Arbeiten.

Da macht sich vor Allen neuerdings eine Methode breit, natürlich mit dem Anspruch auf Ausschließlichkeit der wissenschaftlichen Berechtigung, die — „nach dem Muster der Naturwissenschaften“ — möglichst nur die nackten Thatsachen registriren möchte, und namentlich jede Art von Idee, Hypothese und Construction nach durchgreifenden Gesichtspunkten, gleichviel wie gut sie begründet und wie viel neues Licht sie verbreiten mag, von vorn herein verwirft. Es scheint, daß diese Herren Gelehrten wissenschaftlicher sein wollen, als selbst die Naturwissenschaften, die bekanntlich der Hypothesen nicht ganz entbehren können, ja in denen neue, wohlbegründete Hypothesen überall die Bahn gebrochen und die Hauptfortschritte gebracht haben. Ist doch nach einem dieser Bahnbrecher, nach Helmholtz, die wissenschaftliche Intuition sogar der künstlerischen verwandt, ja mit ihr identisch — und nur die Form der Gestaltung und Begründung verschieden. Aber in der neueren Literaturgeschichte, die es doch selbst bloß mit Kunstwerken zu thun hat, erscheint alles dieses nur verderblich, zum Mindesten überflüssig und gefährlich. Man protzt förmlich mit der „Wissenschaftlichkeit“, ohne doch von ihrem tieferen Wesen eine Ahnung zu haben, und während Faust's Famulus „mit gieriger Hand nach Schätzen gräbt und froh ist, wenn er Regenwürmer findet“, verzichtet man hier von vorn herein gleich auf die Schätze und sucht nur Regenwürmer.

Was da Alles genau registrirt wird, grenzt an's Unglaubliche. „Goethe's letzter Hosenknopf“, mit dem bereits Vischer die Düntzer'sche Methode geißelte, wird womöglich noch übertroffen. Der Dichter erscheint nach Motiven und Sprachschatz einerseits fast lediglich als ein Plagiator seiner Vorgänger, andererseits ist er, wenn er zu den Großen zählt, am Besten als ein Geschäftsmann zu betrachten, der „ohne eigenes Empfinden nur die jeweilige Mode überbietet“. Das ist die Kunst- und Künstlerpsychologie dieser Methode, die man in dieser Beziehung vielleicht nicht unpassend als Holzhackermethode bezeichnen könnte, da sie in den Künstlern- und Kunstwerken nur dürres Holz sieht, das zu den Zwecken der selbstverständlich hoch über Allem stehenden Wissenschaft klein gehackt werden muß. Zwar hat man auch eine entfernte Ahnung von so etwas wie der künstlerischen Persönlichkeit, und namentlich bei Goethe, wo Werke, Persönlichkeit und Leben so eng zusammenhängen, kann man sich nicht ganz dieser Einsicht verschließen. Aber es bedarf zu einem auch nur flüchtigen Eingehen darauf vor Publicum und wissenschaftlichen Collegen einer besonderen Entschuldigung, und namentlich Goethe's unleidliche Liebesverhältnisse, die sich in all sein Leben und Dichten mischen und das wissenschaftliche Licht dieser Methode nur trüben können, dürfen, während sie früher als Schlüssel zu seinen Werken betrachtet wurden, höchstens noch, auch nur für das größere Publicum — in besonderem Kleindruck vermerkt werden.

Wie aber steht es mit dem Kunsturtheil eines Literarhistorikers dieser Art? Am Besten wäre es natürlich für die strenge Wissenschaftlichkeit, wenn man es ganz entbehren könnte. Aber das Publicum verlangt es, und der Literarhistoriker weiß Rath. Soll es nicht subjectiv sein, wie man früher gemeint hat, kann man es nicht objectiv begründen, was in jedem Einzelfalle nicht angeht und wozu auch die rechte wissenschaftliche Methode noch nicht erfunden ist, — nun, so setzt er sich einfach absolut. Er und sein Urtheil, das ist die unfehlbare Wahrheit und der gute Geschmack. Was davon abweicht, ist nur „erkünstelter Beifall“, und wenn nicht die Folge „scrupelloser Parteimache“, jedenfalls „ein Gradmesser für das bedauerliche Schwinden des Unterscheidungsvermögens für das dichterisch Echte und die auf den bloßen Effect berechnete Aeußerlichkeit.“ Läßt sich doch dieser Absolutsetzung des eigenen „Ich“, seiner Steigerung zu einem höchsten, mindestens zu einem Volks-Ich in den Augen des Lesers „wissenschaftlich“ ganz gut vorarbeiten. Man indentifizirt sich gelegentlich herablassend mit ihm und bekennt dem Volke und „wir lernten“ damals, nämlich zu des seligen Brocke's Zeit, „unserer Dichtung wieder einen Inhalt zu geben, wir lernten zuerst wieder die Natur beobachten.“

Aber das Urtheil muß doch auch etwas sagen und einen bestimmten, womöglich eigenen originalen Inhalt haben. Diesen zu gewinnen giebt es zwei Mittel und Wege: man hält sich an das, was die Meisten sagen, oder man widerspricht diesen Meisten in Rücksicht auf eine ihnen gegenüberstehende, nicht allzu geringe Minderheit. Man kann in beiderlei Hinsicht das Urtheil der Anderen überbieten: so wird aus Liliencron, den Viele (ich glaube zuerst Bierbaum) als den bedeutendsten lebenden deutschen Lyriker bezeichneten, der „weitaus bedeutendste“; Viktor Hehn's Gedanken über Goethe, die 1887 erschienen und von irgend einer kleinen Clique für das beste Buch der Goethe-Literatur erklärt wurden, sind noch heute „das unvergleichlich beste und tiefstgreifende Buch der gesammten, uferlosen Goethe-Literatur“. Woraus man schließen kann, daß die Deutschen einschließlich selbst der Gelehrten zum großen Theil entweder Idioten oder solchen Versicherungen gegenüber sehr mißtrauisch sein müssen, vielleicht belehrt durch anderweitige böse Erfahrungen, da sie, trotzdem es ihnen seit 1887 oft genug gesagt wurde, dem Buche gegenüber ganz gleichgültig blieben, und viele Gläubige, die überall nach dem „Besten“ suchen, es mit einiger Verwunderung und Kopfschütteln nach einigen Leseproben wieder aus der Hand legten.

Aber es giebt Idioten in Deutschland genug, sogar unter angeblich bedeutenden Dichtern, Idioten wenigstens an Charakter und dichterischem Vermögen: denn das bezeichnet doch wohl der Vorwurf „fast völligen Mangels an Poesie, Empfindung und Wahrheit“, den man einem „angeblich besten“ Werk eines Dichters, einem in Wirklichkeit „innerlich hohlen Stück“, macht, in dem „aufgespreizte Phrase und gesuchte Dunkelheit als tiefsinnige Symbolik über die Unklarheit, Gedankenlosigkeit und Herzenskälte täuschen sollen“. So wird nämlich Hauptmann's „versunkene Glocke“ endgiltig und für immer in den tiefsten Abgrund versenkt, und Hauptmann, in Wahrheit ein Mann von gänzlichem „dichterischen Unvermögen“, der „ohne eigenes Empfinden nur die jeweilige Mode zu überbieten strebt“, mit ihr. Damit man jedoch nicht denke, daß persönlicher oder Familienhaß an dieser Vernichtung schuld sei, so wird vor Hauptmann's Bruder Karl als einem rechten Kerl, der in „Ephraim's Breite“ etwas „tief Angelegtes, in sich Gerundetes in sicherer Schilderung“ hinzustellen vermochte, eine Verbeugung gemacht. Der Hauptgegentrumpf aber ist nicht er, sondern Sudermann, dem mit seiner „Charaktertragödie Johannes ein historisches Drama großen Styls gelungen ist, das ihn als den hervorragendsten unter den modernen deutschen Dramatikern erscheinen läßt“. Solcher Weise wird die für die Literaturgeschichte so wichtige Streitfrage über den Vorrang dieser beiden Dichter also offenbar in dem Sinne entschieden, daß, wenn ich mich zur Bezeichnung des ganzen Geistreichthums dieses Urtheils eines naheliegenden Wortspieles bedienen darf, der Hauptmann in Wahrheit ein Sudelmann, der Sudermann aber ein Hauptmann sei. Eine böswillige Schicksalsfee hat offenbar nur die Namen verwechselt und bei dem Einen noch dazu einen Buchstaben, und Jedem den unrechten in die Wiege gelegt: sonst wäre die Streitfrage schon bei der Geburt in den Namen Beider richtig gelöst gewesen.

Für die Literaturgeschichte und ihren wissenschaftlichen Betrieb am Besten wäre es, wenn man eine Rangliste nicht bloß der Personen, sondern auch der Werke anlegen könnte. Zwar könnten sich dann leicht neue Streitfragen über die Rangfolge ergeben, aber das gäbe dankbare, noch unbearbeitete Themata zu Doctorarbeiten. Die Anfänge dazu sind jedenfalls bereits gemacht: man kennt nicht nur von jeder Dichtungsgattung den der Zeit nach „ersten“, sondern auch den „größten, bedeutendsten Dichter“, der sich darin versucht, und zwar sowohl für einen bestimmten Zeitraum und eine bestimmte Nationalität, als auch überhaupt für die ganze Vergangenheit, ja selbst für zukünftige und für alle Zeiten — und natürlich auch Völker. Mehr noch! Man kennt für alle diese Gattungen — und zwar gleichfalls in den verschiedenen Zeit- und Nationalitätsabstufungen bis hinauf zu allen Zeiten und Völkern — auch die „besten, großartigsten“ Werke. Der klaren kurzen Uebersicht wegen würde es sich bei künftigen derartigen Publicationen empfehlen, gleich eine nummerirte Tabelle beizugeben.

Es ist mir immer ein Räthsel gewesen, wie derartige Urtheile über im Grunde unvergleichbare Dinge, wie es Kunstwerke und Dichtungen sind, entstehen und sich festsetzen konnten. Wie sie entstehen, darüber hat mich kürzlich die öffentliche Erklärung eines unserer beliebtesten Erzähler belehrt. Die Sache geht natürlich immer von Einem oder Einigen aus, und es kommt zuerst vor, daß ein Dichter viele beste Werke hat. Wenn er klug ist und Humor besitzt, wie obiger Erzähler (Hans Hoffmann), so spielt er Tadlern gegenüber ein Werk gegen das andere aus, so etwa: „Wofür Sie, mein Herr, gar nichts übrig zu haben erklären, das hat dieser oder jener große Kenner als mein Bestes anerkannt.“ Wenn er aber unklug ist, so läßt er sich die Einschätzungen stillschweigend gefallen, bis sich durch eine Art allgemeinen Preisrichterthums die Durchschnittsmeinung festsetzt und zuletzt ein z. T. durch bloßes Nachplappern festgesetztes Urtheil zur Aufgabe wissenschaftlicher Erkenntniß und Begründung wird. Aber auch die Wissenschaft selbst kann an der Entstehung und Festsetzung betheiligt sein — und wie, das glaube ich an einem noch relativ jungen Beispiel, das ich beobachtete, darthun zu können, an Keller's „Romeo und Julia auf dem Dorfe“, angeblich der besten seiner, nach Anderm sogar aller deutschen Novellen. Heyse und Kurz hatten sie seiner Zeit, als Keller noch unbekannt war, in den „Deutschen Novellenschatz“ aufnommen, der vom Guten das Beste bieten sollte — und so blieb sie lange Zeit wohl das Einzige, was Viele, auch Gelehrte, Literaturhistoriker, die sich mit der neuesten Literatur meist nur wenig befassen können, von ihm kennen lernten. Heyse hat gerade gegen diese Novelle gewissenhaft seine Bedenken geäußert, sie nur als charakteristisch, nicht als die beste ausgewählt, und wie auch in anderen Fällen eine bessere wahrscheinlich vom Verlage nicht erlangen können. Aber sie stand nun einmal in der Sammlung des Besten vom Guten, die der anerkannt erste Novellist der Zeit, unterstützt von einem bekannten Literarhistoriker, zusammengestellt. Sein Vorwort dazu las man nicht. So wurde sie naiv als Keller's beste Arbeit hingenommen — und rückte sogar, als Keller's Ruhm stieg, endlich zur besten deutschen Novelle empor.

Glückliche, naive Gemüther, solche Literarhistoriker, die dergleichen sich und Andern einreden und, wie es nach der häufigen Wiederkehr solcher Urtheile scheinen muß, damit zugleich eine wissenschaftliche Aufgabe zu erfüllen glauben können. Aber wie sollte man von Solchen, die vor Allem darauf Werth legen, festzustellen, wie oft und wann an jedem Tage Schiller und Goethe, um es drastisch auszudrücken, das Closet besucht haben, wie hoch sich ihre Rechnungen beliefen rc., noch verlangen dürfen, daß die Psychologie der Kunst und des Künstlers und das ästhetische Urtheil nicht zu kurz kommen? Daß sie die Persönlichkeit der Künstler berücksichtigen, oder um mit Goethe zu reden, „den Dichter aus dem Gedicht, das Gedicht aus dem Dichter entwickeln?“ Dazu giebt es natürlich keine Methode noch Art der der Holzhacker, sondern es gehört neben mancherlei guten Kenntnissen dazu selbst Persönlichkeit, „congeniale Persönlichkeit“, wie man es zwar etwas hoch, aber doch nicht unpassend schon bezeichnet hat.

Der neuesten Literaturgeschichte bleiben Literarhistoriker von Fach auch für neuere Literatur, in weiser Selbstbeschränkung ja meist fern. Schiller und Goethe, die Pro- und die Epigonen geben ihnen genug zu thun. Aber wenn Solche, die es nicht lassen können, weil sie überall ein großes Wort mitreden wollen, dennoch auch hier einmal ein Capitel über „die jüngste Dichtung“ riskiren? Zwar erscheint es von vornherein ausgeschlossen, daß sie dann mit ihrer „Wissenschaft“ nur persönliche Zwecke verfolgen. So weit wie etwa Heine, dem nach unserem, oben schon öfter angeführten Gewährsmann „die Dichtung nur Mittel zu persönlichen Zwecken ward“, oder wie Hauptmann, dem es nach eben demselben „nur darum zu thun ist, die jeweilige Mode zu überbieten“, kann es ein Mann der Wissenschaft, so scheint es, nicht bringen. Das gehört nur als ein besonderes Capitel in die neueste Künstlerpsychologie. Aber warum soll er nicht auch gleich zwei Literaturgeschichten schreiben, wenn er von rührigen Verlagsbuchhandlungen die Aufträge dazu bekommt? Die eine länger, aber populärer, die andere knapper, aber wissenschaftlicher, beide selbstverständlich nach der neuesten wissenschaftlichen Methode. Nur die eine mehr mit Rücksicht auf die Wünsche des Publicums und Verlegers nach dem berühmten Muster der äußerst gangbaren illustrirten König'schen Literaturgeschichte; die andere mit weniger Rücksicht auf das Publicum und die Wünsche des Verlegers mehr als offensten Ausdruck seiner persönlichen wissenschaftlichen Ueberzeugungen?

Uns interessirt hier mehr die letztere, der Zeit nach ein paar Jahre vorausgegangene Fassung, der auch obige Citate größtentheils entlehnt sind — aus der sonst rühmlichst bekannten „Sammlung Göschen“. Das Buch ist etwa doppelt so umfangreich, als die anderen Bände der gleichen Sammlung, nahezu 300 Seiten, und der Verlag hat sich das Opfer auferlegt, auch dieses zu dem einmal festgesetzten gleichen niedrigen Preise (von 80 Pfg.) wie die anderen abzugeben. Höchst anerkennenswerth, nur wünschte man das für ein besseres Buch. Eine großzügige Darstellung in knapperer Form ging offenbar über das Vermögen des Verfassers; denn er ist Zögling und als ordentlicher öffentlicher Universitätsprofessor in Breslau Erzieher der neuesten literarhistorischen Methode, wie sie oben charakterisirt wurde. Wir erhalten daher wesentlich nur eine Sammlung von Daten, Namen, Werktiteln und Urtheilen der bezeichneten Art, von der man nicht weiß, für wen sie geschrieben ist, da sie für die Schule ebenso unbrauchbar ist, wie für das Publicum. Es sei denn, daß Koch sie geschrieben habe, um die Resultate und Anschauungen der neuesten literarhistorischen Methode in knapper gedrängter Form einmal in's hellste Licht zu setzen und Jedermann zugänglich zu machen. In dieser Hinsicht ist das Buch als vortrefflich und unbezahlbar zu bezeichnen.

Einige Stylproben, wie ich ausdrücklich bemerke, aus der neu durchgesehenen, vierten Auflage — von offenbaren Druckfehlern und kleinen Irrthümern, deren sich noch eine ganze Anzahl darin finden, zu schweigen — werden vielleicht im Stande sein, auch einen oder den anderen Witzbold zur Lectüre zu reizen. S. 18 heißt Otto II. ein „von Renaissancebegeisterung für Rom erfüllter Romantiker auf dem Throne“. Eine ähnliche Confusion wie hier mit drei Kunstrichtungen wird S. 34 mit zwei Liebespaaren angerichtet: „Wie Schionatulander und Sigune hat kindische Minne auch den spanischen Königssohn zu seiner unfreien Gespielin gezwungen.“ Arme Gespielin, die gleich von Dreien mit kindischer Minne bedrängt wird! Aehnlich verfuhr das Buch S. 116 mit drei Volksnamen, indem es von

Weckherlin heißt: „In Frankreich und in England, wo er 1653 nach langjährigem Wirken in der deutschen Canzelei starb"; S. 40: „Die von keinem Bruche mit der Volksreligion gestörte Entwickelung der hellenischen Sage und Dichtung war nicht gehemmt von dem Zwiespalte, den die deutsche Volkssage und die der fremden entlehnte höfische Cultur des christlichen Mittelalters trennten", also kurz, die hellenische Entwickelung war nicht gehemmt von dem Zwiespalte des christlichen Mittelalters! Ueber die Bedeutung der Renaissance wird S. 79 gesagt: „Die geistige Freiheit des Einzelnen war dadurch wenigstens grundsätzlich befreit". S. 82 heißt Hutten „der kunstvollendete lateinische Poet"; er ist nach Koch wörtlich „ein ganz und voll auf dem Boden der neuen Zeit stehender Humanist". S. 93 steht: „Murner fand, Dank der zahllosen Gegner, nicht die verdiente Anerkennung". S. 116: „Das Elend des Dreißigjährigen Krieges war kein günstiger Zeitpunkt — die Aufgabe blieb unerfüllt dem Weimarischen Dichterkreise vorbehalten." S. 240: „Unter Herder's Einwirkung steht Alexander von Humboldt den Romantikern unter" u. s. w. u. s. w.

Diese Proben werden genügen, außer den Anschauungen und Urtheilen auch noch die Stylbildung eines Historikers der neuen deutschen Literatur zu charakterisiren, der sich natürlich, nach seiner Neigung, seine Meinung möglichst gründlich über Alles, und zwar gleich an mehreren Orten hinzustellen mit dröhnenden Machtworten als die absolute Norm, es nicht versagen kann, auch „die jüngste Dichtung", natürlich die „deutsche" Dichtung, gehörig zu beurtheilen. Der Reigen beginnt mit Wißmann und Peters, den beiden Afrikamännern, und geht über Schopenhauer, Nietzsche, Darwin zu Zola, Ibsen und Tolstoi, dann den Gebrüdern Hart, Bleibtreu, Kirchbach, Conrad, dem Maler Stauffer-Bern, Arent, Linke, Henckell, Holz, Liliencron, Flaischlen, Fulda, Sudermann, Schnitzler, Lothar, Hofmanstthal, Hauptmann, Kretzer, noch einmal zu Heinrich Hart, della Grazie und endet i. J. 1900 mit Bierbaum's „Modernem Musenalmanach" und Arent's „Musen". Die bloße Reihenfolge schon ist wüst und ohne innern Zusammenhang, obgleich sich immer passende Uebergänge finden. Der Verfasser registrirt offenbar nur, was ihm zufällig angeflogen, vertheilt seine Gunst, wie's ihm paßt, widmet der Erhebung Sudermann's eine ganze und dem Herunterreißen Hauptmann's ein und eine halbe seiner 278 Seiten Text — und spricht überall „in gespreizten Phrasen" mit einer Selbstgewißheit, die keinen Zweifel — an seinem Unfehlbarkeitsdünkel aufkommen läßt. Nur die Zukunft begnügt er sich abschließend der Zukunft zu überlassen. Ich wunderte mich, daß auch diese nicht im Voraus bereits abgeurtheilt ist, wozu Koch sonst sehr neigt. Warum sollte auch sie ihm ihren Schleier nicht schon gelüftet haben, seinem Geiste nicht angepflogen sein, da ja das ganze Capitel über die jüngste Dichtung offenbar auch nur eine Enthüllung über selbstthätige Geister ist, die sich ihm genaht sind, und keine Spur von eigenem Suchen und Forschen aufweist?

Kunst und Leben.

Von Max Bewer.

Künstler und Bauer.

Verzweifle nicht, wenn Deine Kraft
Nach schwerem Werk scheint ganz erschlafft,
Such' Ruhe Dir verschwiegen;
Der Bauer läßt sein bestes Feld
Von Zeit zu Zeit auch unbestellt
Still unterm Himmel liegen.

Gott als Künstler.

Siehe, es läßt der Wille des Schöpfers im Lichte uns wandeln,
Wie ein Künstler beseelt rings er den leblosen Raum;
Daß wir ihm folgen, flößte er lockende Liebe in's Herz uns,
Eine Sekunde des Glücks zaubert den Menschen empor;
Aber sofort durchschauert er ihn mit der Furcht vor dem Tode,
Daß sein Geschöpf ihm zu schnell nicht an die Brust wieder sinkt;
Heiter geöffnet rufen die Thore zum Eintritt in's Leben,
Und mit sprudelnder Lust strömen die Willigen ein;
Doch vor des Todes schauerlich dunkler Pforte erbebend,
Treiben sie drängend zurück; und so erhält sich die Welt!
Er aber sitzt in sinnender Ruhe und schauet auf Alles,
Leben und Sterben ist ihm, Geben und Nehmen Genuß;
Denn es ergötzt den Künstler das holde Entströmen der Kräfte;
Aber er freuet sich auch, kehret die Kraft ihm zurück!

Farben Gottes.

Alles muß auf Erden scheiden,
Der in Schwarz und der in Roth,
Alle Freuden, alle Leiden
Bricht der doppelblinde Tod.

Fürchte Dich nicht vor dem Wandern,
Sieh, Du gehst ja nicht allein;
Denn Du sollst mit allen Andern
Neu in Gott gesammelt sein.

Jedes Leben ist auf Erden
Nur ein Strahl gebrochen Licht;
Hell in Gott soll wieder werden,
Was sich hier in Farben bricht.

Den Ruhmlosen.

Ein edler Geist reicht jedem tapf'ren Krieger,
Auch wenn er ruhmlos sank,
Ein Reis vom Lorbeerbaume dar;
Stritt er auch keinem Lebenden zu Dank,
Wer weiß, ob er ein Fechter nicht und Sieger
Für kommende Geschlechter war.

Poesie und Politik.

Man nimmt mich manchmal in's Gebet,
Nicht Politik zu treiben,
Weil man kein richtiger Poet
Im Streit der Zeit kann bleiben.

Nun weiß ein Dichter wohl recht gut,
Daß man nicht stets kann dichten,
D'rum such' ich, wenn er träge ruht,
Auch Thaten zu verrichten.

Ihr könnt in meinem Wappen quer
Zwei Bauerngabeln schauen,
Die nehme ich als Waffe her,
Politisch d'rein zu hauen!

Und wird der Kampf um unser Recht
Mir gar zu heiß und bitter,
Greif Abends wie ein Bauernknecht
Ich wieder nach der Zither.

Und suche unterm Sternenlicht
Mein Herz in Gott zu stillen,
Um Morgens wieder meine Pflicht
An Deutschland zu erfüllen.

Zwei Anti-Sonette.

Ich mag Dich nicht, Du eitle Reimkolette,
Mit Deinem kunstverschlungenen Gellinge;
Ich will, daß Einer ganz natürlich singe
Und nicht, als wenn er einen Reimpips hätte,

In dem er immer treibt im alten Bette
Des Gleichklangs hin mit süßer Raspelschwinge
Und im Gedankenkreis, den er uns bringe,
Reimtrunken still steht auf derselben Stätte!

Da lob' ein Lied ich mehr, das ohne Reime
In's Mark uns trifft und kräftig rührt die Seele,
Indeß Italiens fades Reimgeleime

Gehört in eine Lazzaronikehle,
Die gerne schluckert am Tomatenseime,
Der nie am Papp der Makkaroni fehle!

* *
*

Ich weiß, daß Rückert ritterlich gesungen
In der Sonettenform; ich weiß, daß Goethe
Den schweren Reim hat meisterlich bezwungen
Und mit dem Rosenhauch der Siegesröthe

Aus seinem Drang an's klare Licht gedrungen;
Ich weiß, daß Platen wie auf einer Flöte
Den wundervollsten Wohllaut abgerungen
Dem unerbittlich spröden Reimgenöthe;

Doch wem ist traulich wohl im Ohr geblieben
Ein Vers aus diesen künstlichen Gesängen? ..
Das Lied, in dem wir ihre Seele lieben,

Das schlug an unser Herz in schlichten Klängen
Und steht darinnen ewig eingeschrieben;
Denn kühle Kunst kann nie Natur verdrängen!

Feuilleton.

Edde.

Von Josef Stutzin.

Der Oberst von Erlenkamp und Valenstierna schnellte einmal ganz plötzlich um drei Uhr des Nachts aus dem Schlafe auf.

„Edde, warst Du's? ... Fehlt Dir was, mein Herz?" Keine Antwort. Edde hatte ihn also nicht geweckt. Warum war er denn so jäh aus dem Schlafe gefahren?

Nerven? Unsinn, so was kannte er nicht. Der Riese mit den breiten Schultern und dem blutrothen Gesicht kannte sein Lebtag keine Nerven. Der Boden bebte ordentlich, wenn er ging, und wenn er unter seinem colossalen, pechschwarzen Schnauzbart das Kommando hervorbrüllte, schien es, als ob er das ganze R—r—re—j—ment überschlucken wollte.

Er blickte mit aufgerissenen Augen in die undurchdringliche Finsterniß hinein. Was war denn eigentlich los?

Er dachte und dachte, aber er konnte gar nicht begreifen, was mit ihm vorgegangen war. Sollte ihm am Tage etwas Unangenehmes passirt sein?

Er wollte sich die Vorgänge des letzten Tags in's Gedächtniß zurückrufen. Aber er konnte sich an nichts, an rein gar nichts erinnern. Es war ihm, als ob ihm ein Unbekannter das Gedächtniß aus dem Schädel herausgeschnitten hätte.

„Zum Teufel auch, Du wirst doch noch wissen, was Du gestern zu Mittag gefressen hast!" Aber auch davon fiel ihm nichts ein. Der gestrige Tag war spurlos verschwunden ...

Und vorgestern, was war da geschehen?

Da erinnert er sich mit genauester Klarheit, was er vorgestern erlebt hatte, von dem Moment an, wo er die Beine in's Beinkleid hinein geschoben, bis zu dem Moment, wo er sie wieder heraus geschleppt. Aber nichts, absolut nichts von Bedeutung war da passirt. Höchstens, daß die kleine Edde einmal in Ohnmacht gefallen war. Aber das war keine große Seltenheit. Sie kränkelte ja so viel, die kleine Edde.

Ja, — ja — ja, die kleine Edde. Ein merkwürdiges Dingerl ist's doch, das kleine niedliche Wesen mit dem herzigen Kindergesichtchen und den zwei blauen, tieftraurig dreinblickenden Augen! Warum mag sie überhaupt so traurig sein? Pflegt er ihr doch Alles zu Liebe zu thun, liest er ihr doch jeden Wunsch, wie man sagt, von den Augen ab ...

Ja, — ja — ja, die kleine Edde. Was so ein winziges Wesen nicht Alles vermag! In den zwei Jahren, die er verheirathet ist, war er ein ganz Anderer geworden — in ihrer Gegenwart wenigstens. Früher hatte er gepoltert, gelärmt, gelogen, gesumpft. Gespuckt hatte er auf die ganze erbärmliche Welt, auf den Chaos von Schranzen und Spitzbuben. Und wenn die kleine Edde neben ihm sitzt — das kleine Kindergesicht mit den grenzenlos ergebenen Kinderaugen — dann kommt es ihm bisweilen vor, als ob eine Fluth von Licht und Wärme zu seinem Herzen strömte, und als müßte er dem ersten, besten Spitzbuben, der sich in seiner Nähe befindet, um den Hals fallen ... Was wäre sein Leben ohne die kleine Edde? — Könnte er dann noch überhaupt leben? ...

Ja, — ja — ja, die kleine Edde ... „Vom Emancipiren" schnattern die albernen Gänse. Die Männer sollten davon reden! ... Er, der rohe Patron mit den knöchernen Fäusten, war zum willenlosen Sclaven geworden von so einem leidenden, hülflosen Wesen wie die kleine Edde, zum Sclaven, der sogar ...

Aber Potztausend — was ist das? Eine leibhaftige Vision! ... Edde steht vor der Thür, ganz in Weiß, nur das Gesicht ist gelb wie Wachs und die Augen grinsen ihn hohl an ... eine Leiche? ...

Der Oberst stürzte aus dem Bett und schreit keuchend wie ein Irrsinniger: „Edde! ... Edde!" ... — — —

Als der Oberst wieder zu sich kam, sah er.

Vor ihm stand Johann. Alles an ihm, bis auf's blinkend weiße Vorhemd, war schwarz.

Edde's Bild umrahmt ein mächtiger Trauerflor, und Edde's Bett ist — leer ...

Aus der Hauptstadt.

Armes Deutschland!

Armes Deutschland! Entsetzliche Ebbe herrscht schon seit Jahren fast in allen Deinen öffentlichen Kassen; und bis heute blieben die Bemühungen, sie wieder zu füllen, erfolglos. Klopftest Du bei den Einzelstaaten an, so vernahmst Du ein barsches „Hinaus!" — „Wie!" schrieen sie Dir zu, „wie! Erst bringst Du selber uns in die Patsche; und nun sollen wir Dir aus Deiner eigenen Klemme helfen?" Der Reichsschatzsecretär sowohl wie der Reichstag sind davon durchdrungen, daß für's Erste die Deficits sich nicht beschwören lassen; nur darauf, meinen sie, komme es an, daß sie nicht in's Unendliche anschwellen. Daher befleißigten sie sich auch bei der Festlegung des letzten Etats einer Sparsamkeit, wie sie selbst die ältesten Geheimräthe und Parlamentarier noch nicht gekannt haben. Abstriche auf Abstriche erfolgten; und das Schicksal von Gesetzesentwürfen, deren Verwirklichung eine neue Belastung des Budgets bedeutete, war besiegelt, bevor sie auf dem Tisch des Hauses niedergelegt wurden. Selten war der Reichstag in beschlußfähiger Zahl versammelt. Auch bei den allerwichtigsten Berathungen gelang es den Parteiführern nicht, ihre Mannen zur Stelle zu bringen. Kein Wunder! Fanden sich die Herren Volksvertreter im Reichshause ein, so bekamen sie nichts Anderes zu hören, als daß noch immer kein Geld für eigentlich unerläßliche Ausgaben vorhanden sei. Das mußte natürlich verdrießen, und sie sehnten sich nach den Zeiten zurück, in denen der letztverflossene Reichsschatzsecretär, der Freiherr von Thielemann, von der Bewilligung neuer Steuern beweglich abrieth, weil er ohnehin nicht mehr wisse, wohin mit dem vielen Gelde. Deficits gehören nun an und für sich nicht zu den erfreulichen Erscheinungen des irdischen Daseins; und besonders unwillkommen sind sie ehrgeizigen Ministern, die in den von ihnen geleiteten Staaten gern Alles in den verführerischsten Farben schillern sehen. Stets lauern hinter dem abscheulichen Geldmangel neue Steuern oder, was meistens noch schlimmer ist, Zuschläge zu den alten. Diese verschnupfen selbstverständlich die Regierten; und um den Ruhm der Regierenden ist es dann bald geschehen. So groß wie heuer ist aber die Geldklemme lange nicht gewesen. Der wirthschaftliche Niedergang soll sie heraufbeschworen haben; und da dieser von den Officiösen noch dazu an der Hand der Statistik — was bekommt ein Statistiker nicht Alles fertig! — jetzt wieder in Abrede gestellt wird, so müßten von Rechts wegen auch die Deficits verschwinden. Indessen das ist auch der Statistik zum Trotz nicht der Fall; und so verfiel man unbewußt auf ein anderes Mittel, nicht um dem Uebel den Garaus zu machen, sondern um die Ungeduld der des wirthschaftlichen Aufschwungs Harrenden zu zügeln: die Herren Minister gingen recht häufig auf Reisen, deren Kosten die Staatskassen zu begleichen hatten. Wenn diese Kassen dazu noch das Geld hatten, konnte doch die Geldnoth nicht mehr bestehen.

Sitzfleisch haben in unserer Zeit, die sich bekanntlich unter dem Zeichen des Verkehrs und vor Allem des Automobils befindet, im Deutschen Reich nur noch wenige. Von jeher waren daher auch die Leiter unseres Staatswesens mehr unterwegs als daheim. Aber so häufig wie nach dem Beginn des auch jetzt noch anhaltenden wirthschaftlichen Niederganges sind sie auf der Eisenbahn, den Automobilen, Dampfschiffen und Segeljachten wohl noch nie gesehen worden. Man vergegenwärtige sich nur die letzten Monate. Wer die Welt nur aus seinem „Tageblatte" kennen lernt, mußte zu dem Glauben kommen, daß das deutsche Volk seine Zeit nur noch im Paradiren, Illuminiren, Diniren und Abfeuern von Salutschüssen hinbringt. Eine großartige, officielle Feier jagt die andere; und das nicht bloß in den Centren des Reiches und der Provinzen, sondern auch in den kleineren Gemeinwesen, mit einem Worte überall dort, wo strebsame höhere Beamte und Oberbürgermeister und speculative Industrielle die Aufmerksamkeit der sogenannten Maßgebenden auf sich lenken wollen. Und wo man sich nur immer officiell im Frack und in weißer Cravatte versammelt, stets sind

auch die Herren Minister dabei; nicht etwa einzeln, sondern gleich zu Paaren. So kommt es, daß die Reichshauptstadt allmählich ihren Charakter als Sitz der Regierung eingebüßt hat und das deutsche Volk überhaupt nicht mehr weiß, in welche geographische Richtung es seine Gedanken zu lenken hat, wenn die Leiter des Staates vor seinem geistigen Auge erscheinen. Noch bis vor Kurzem pflegten Reichskanzler, Staatssecretär und Minister wenigstens während der Tagung der Parlamente ihrer Reiseinst Zügel anzulegen. Aber das Markiren des Geldüberflusses in den Staatskassen schien ihnen sicherlich wichtiger als ihre pflichtmäßige Aufgabe, der Volksvertretung zu einer dieser genehmen Zeit Rede und Antwort zu stehen. Sehr oft mußte an Stelle der Minister ein noch dazu unvollkommen instruirter Regierungscommissar die Neugierde der Abgeordneten befriedigen.

Wer den Minister Möller näher kennt, traut ihm wohl eine führende Stellung unter industriellen Unternehmern zu, auf keinen Fall aber, daß er in der Verkörperung unserer höchsten Intelligenz, als welche doch die Minister und Staatssecretäre anzusehen sind, Schule machen würde. Kaum war er vom nationalliberalen Reichstagsabgeordneten zum hochmächtigen Handelsminister avancirt, so kam er von der Eisenbahn gar nicht mehr herunter, als gelte es, die kurze Spanne Zeit, die heute einer frisch ernannten Excellenz für ihr ministerielles Wirken überhaupt gelassen wird, zur Bereicherung seiner geographischen Kenntnisse von Deutschland auf's Gründlichste auszunutzen. Und wer nicht die letzten und innersten Ursachen der ungezügelten Reiselust der Minister durchschaut, könnte wirklich glauben, daß Herr Möller aus Duisburg den Herrn von Rheinbaben, den Herrn Studt, den Herrn von Hammerstein und sogar den Grafen Bülow mit seiner Reisewuth angesteckt hat. Wie oft ist nicht Herr von Rheinbaben, seitdem er nach Miquel in's Palais am Kastanienwäldchen eingezogen, allein in seinem geliebten Düsseldorf gewesen, um sich mit den vielen Verehrern und Freunden, die er sich dort als Regierungspräsident erworben hat, die Hand zu drücken und sich sagen zu lassen, wie gern man auch heute noch den Bezirk in seinen bewährten Händen sehen würde! „Trifft“ nicht in den letzten Jahren auch Herr Studt, der Cultusminister, täglich irgendwo im Reiche „ein“, nur nicht in Berlin? Wenn der Telegraph eben ausgeplaudert hat, daß er in einer Stadt am Rhein bei einer Einweihungs- oder Enthüllungsfeier eine Rede abgelesen hat, so ist womöglich schon in derselben Ausgabe der Zeitung zu lesen, daß er in Bromberg der Stadt in wortreicher Ansprache von Amtes wegen „einen Brunnen geschenkt“ hat. Noch weniger aber als die Herren Möller, von Rheinbaben und Studt hält es Herrn von Hammerstein, den Minister des Innern, zu Hause. Einen zahmeren Landtag als den gegenwärtigen kann sich die preußische Regierung gar nicht wünschen. Die numerisch außergewöhnlich starke Mehrheit erstirbt unausgesetzt vor ihr in grenzenloser Dankbarkeit für die ihr bei den letzten Wahlen gewährte Unterstützung. Aber selbst diese Mehrheit machte einmal Miene, aufzubocken, als für sie die Reisen des Herrn Ministers keine Zeit mehr übrig zu lassen schienen. Unter allen Umständen hatte er der Automobilwettfahrt von Homburg und den Segelregatten von Kiel beiwohnen müssen. Das war im Juni und in den ersten Tagen des Juli; und die öffentliche Meinung hatte sich hiermit noch nicht abgefunden, als plötzlich verlautete, der Herr Minister ginge bereits in den letzten Tagen des Juli nach Mettmann in der Rheinprovinz, weil diese altehrwürdige Stadt unmöglich ohne ihn das Fest seines tausendjährigen Bestehens feiern könne, und von dort auf eine Informationsreise nach London und Paris. Entschuldigend aber wurde für harmlose Gemüther die Bemerkung mit eingeflochten, der Herr Minister hätte zu dieser Reise sich nur ungern entschlossen; seine nur schwach gestützte Stellung nöthige ihn jedoch diligentiam zu präſtiren, wann und wo es auch immer sei. Nicht übel! Und um auch die hartgesottensten Sceptiker zu überzeugen, daß wir im deutschen Reich keinen Grund mehr haben, zu knausern, andererseits wohl auch, damit die diligentia gehörig in die Augen springe, entführte er eine größere Anzahl Räthe, die sich London und Paris auch einmal ansehen sollen, ohne daß sie dabei in den eigenen Beutel zu greifen brauchen. Endlich wäre auch Graf Bülow nicht der Mann seiner im Zeichen des Verkehrs stehenden Zeit, wenn nicht selbst er beständig aus dem Koffer lebte. Versagen nicht auch bei ihm alle Mittel, um ihn an den Schreibtisch daheim zu fesseln? Die Räume im Reichskanzler-Palais, die für einen Bismarck und seine aus Pommern gebürtige Gattin Johanna ein ganzes Menschenalter hindurch gut waren, mußten auf Kosten des Steuerzahlers für mehrere Hunderttausend Mark prunkhaft restaurirt werden, damit der Herr Graf mit seiner Gemahlin, bekanntlich einer vornehmen italienischen Dame, sich in dem amtlichen Heime einigermaßen wohl fühlte; und als auch dann noch der Erfolg ausblieb, wurden aus den königlichen Museen die werthvollsten Gemälde herbeigeschleppt und die Einrichtung der Räume noch um Vieles fürstlicher gestaltet. Indessen sogar dies schlug nicht an. Fast das ganze Jahr hindurch sehen die gutmüthigen Deutschen ihren Reichskanzler von einem Ort zum andern eilen; und da des Dienstes Uhr immer gleich gestellt ist, hinter ihm her stets ein Schwarm von Räthen und Kanzlisten. Mag sein, daß Graf Bülow die Kosten seines Sommeraufenthaltes auf Norderney für sich aus eigener Tasche bestreitet, darauf aber kann der deutsche Michel Gift nehmen, daß die Herrn Räthe und die Kanzlisten ihm oder vielmehr dem Reichsfiskus die Rechnung präsentiren; und nicht bloß die ständigen Mitarbeiter des Herren Reichskanzlers, sondern auch alle diejenigen staatlichen Functionäre, die ihm zu Besprechungen und Berathungen nachreisen. Herr Eugen Richter, des deutschen Reiches hervorragendster Etatsredner, ist mit den Jahren außerordentlich milde geworden. Vielleicht giebt er, um sich einen guten Abgang von der parlamentarischen Bühne zu verschaffen, seinem Herzen noch einen Stoß und bringt in Erfahrung, wie theuer dem Reich die Verhandlungen gekommen sind, die Graf Bülow in Norderney mit dem russischen Minister Witte unter Zuziehung des Grafen Posadowsky als des Staatssecretärs des Innern und seines amtlichen Anhanges über die Handelsverträge gepflogen hat. Es wird sicherlich wieder ein recht beträchtlicher Posten sein, der dem Steuerzahler erspart worden wäre, wenn der Herr Reichskanzler sich mit dem russischen Unterhändler am Sitze der Regierung ein Stelldichein gegeben hätte.

Armes Deutschland! Ja wenn sich die schweren Summen, die zur Befriedigung der Reiselust Deiner Regierenden den schwindsüchtigen Kassen entnommen werden, noch in irgend einer Weise rentirten! Aber nur Schaden und Nachtheil erwächst Dir hieraus. Wie sollen auch Deine Angelegenheiten gedeihen, wenn Diejenigen, die sie zu besorgen haben, fortgesetzt mit dem einen Fuß auf dem Trittbrett des Wagens stehen, der sie im scharfen Tempo nach dem Bahnhof bringen soll! Einmal wird die Erledigung der amtlichen Geschäfte wesentlich verzögert, wenn der eine Minister dem anderen nachzureisen oder brieflich oder telegraphisch dessen Ansicht einzuholen hat. Dann aber ist bei dem Nomadenleben, wie es unsere Minister zu führen belieben, jedes erschöpfende Durchdenken dienstlicher Fragen von vorn herein ausgeschlossen. So begreift sich auch vollkommen die lange Kette von Blamagen, die sich unsere Regierenden namentlich in den letzten Monaten zugezogen haben. Man denke nur an die laue Bekämpfung des Herero-Aufstandes. Als der General von Trotha in Südwestafrika gelandet war, konnte er nur feststellen, daß bisher so gut wie gar nichts geschehen, nicht einmal unsere rückwärtigen Verbindungen genügend gesichert waren. Natürlich! Auch nicht eine der maßgebenden Persönlichkeiten war in der Reichshauptstadt anwesend, als hier die Nachrichten von dem unerwartet großen Umfang des Aufstandes einliefen. Um das Erforderliche in Fluß zu bringen, mußte erst abgewartet werden, bis jene Persönlichkeiten Zeit und Gelegenheit gefunden hatten, sich zu sehen und sich zu berathen. Der bisherige Gouverneur von Südwestafrika, der Oberst Leutwein, hat vor seiner Rückkehr nach Deutschland an einen Bekannten geschrieben, es könnten noch zwei Jahre bis zur völligen Niederwerfung der Hereros vergehen. Nun wer hätte nicht die Ueberzeugung, daß, wenn Jeder auf dem Plan gewesen wäre, als die ersten bösen Meldungen in Berlin eintrafen, schon längst in unserem Schutzgebiet die Ruhe wieder hergestellt wäre? Und warum will denn die trostlose Affaire Mirbach nicht aus der öffentlichen Discussion scheiden? Ganz einfach. Als der Herr Minister des Innern im preußischen Abgeordnetenhause von Männern, die von der befremdlichen Haltung des frommen, baulustigen Oberhofmeisters zur Beschwichtigung der empörten öffentlichen Meinung ein Wenig den Schleier lüften wollten, interpellirt wurde, verweigerte er zunächst die Auskunft, weil er das hierzu erforderliche Material noch nicht zusammen hätte. Und warum fehlte es ihm noch zum Theil? Er hatte wichtigere Dinge zu thun gehabt. Zehnmal nothwendiger war, daß er in Homburg an der Tafelrunde der Automobilisten sich als ausnehmend mäßiger Redner vorführte und in Kiel sich vor amerikanischen Milliardären und ihren erlauchten Gemahlinnen tief verneigte, als daß er rechtzeitig in Berlin vor der Vertretung des von berechtigtem Mißtrauen erfüllten Volkes Rede und Antwort stand. Wie hätte ferner die preußische Justiz in dem Maße vor der ganzen civilisirten Welt bloß gestellt werden können, wie es im Königsberger Hochverrathsprocesse geschehen ist, wenn die an der Einfädelung dieses Processes betheiligten Ministerien nicht gar zu oberflächlich verfahren wären! Und warum arbeiteten sie nicht sorgfältiger? Nun weil die verantwortlichen Instanzen lieber auf der Eisenbahn und dem Dampfschiff ihre kostbare Zeit hinbringen als am Schreibtisch ihrer Dienstwohnung. Ein unverdientes Glück endlich hat meistens der vierte Reichskanzler. Sehr schwül mag ihm zu Muthe gewesen sein, als ihm die jüngsten, dem Deutschen Reiche im Rothen Meere erwiesenen Liebenswürdigkeiten seiner jetzigen russischen Freunde gemeldet wurden. Er in Norderney, sein Staatssecretär des Auswärtigen im günstigsten Falle in Berlin, der russische Botschafter am Berliner Hofe, wer weiß, wo? Die an letzter Stelle entscheidende Instanz in einem norwegischen Fjord. Schwer war es trotz Telegraph und brieflicher Berichte, die richtigen Schritte einzuleiten, die den frechen, herausfordernden Russen in dem Glauben an die unerschütterliche Ergebenheit der deutschen Regierung bestärkten und gleichzeitig bei der über den ihrer Flagge angethanen Schimpf empörten deutschen Nation die Vorstellung erweckten, man hätte dem frechen Herausforderer die Zähne gezeigt. Aber zwei unvorhergesehene Helfer in der Noth erwuchsen dem bedrängten Reichskanzler. Die englische Regierung war auf ähnliche Weise wie die deutsche von den Russen im Rothen Meere brüskirt worden; und mit dieser ist schlecht Kirschen essen, wenn Albions Selbstgefühl engagiert ist. Weil die Herren in Petersburg John Bull prompt antworten mußten, blieb ihnen nur übrig, möglichst schnell auch den nachsichtigen deutschen Freund zu befriedigen, damit er es seinen entrüsteten Landsleuten gegenüber nicht gar zu schwer hatte. Und auch dieses Einlenken wäre noch sehr fraglich gewesen, wenn der Zar nicht zu seinem Schrecken erkannt hätte, daß er selber in seinem weiten Reich eigentlich am Allerwenigsten zu sagen hat, daß seine Minister hinter seinem Rücken nach Belieben schalten und walten und der Eine ohne Wissen des Anderen schwer wiegende Anordnungen trifft, welche geeignet sind,

sehr ernste Conflicte mit Rußlands schärfsten Widersachern heraufzubeschwören. Nicht weil Graf Bülow sich nach telegraphischer Einholung der erforderlichen Zustimmung sogleich gerührt und nicht weil Herr Ballin in Hamburg, der übrigens erst vor Kurzem fünf große Schiffe dem russischen Freunde zur Verwendung gegen Japan verkaufte, sofort über die Beschlagnahme der Post auf einem seiner Reichspostdampfer und die Sistirung eines Hamburgischen Handelsschiffes seiner Gesellschaft Lärm geschlagen hat, ist die schnelle Remedur eingetreten, sondern weil John Bull und das Ansehen des Zaren mit im Spiel waren. Ohne diese kräftige Hilfe könnte Graf Bülow noch heute in Petersburg um Genugthuung betteln, noch heute der Telegraph zwischen Norderney, Berlin und Norwegens Küsten arbeiten, noch heute der von vaterländischen Gefühlen und Gesinnungen unbehelligte Geschäftsmann weiter die Lärmtrommel rühren. Nicht einmal die Erinnerung an die Versicherung, daß russische Trauer wie deutsche Trauer sei, hätte in Petersburg zur Nachgiebigkeit gestimmt. Im Interesse des deutschen Volkes hätte es aber gelegen, wenn Graf Bülow hier weniger Glück gehabt hätte. Da sich der Fall des Reichspostdampfers „Prinz Heinrich“ und der andere Fall der sistirten „Scandia“ ungeachtet der örtlichen Trennung der an der Lösung dieser Fragen betheiligten Instanzen so glatt erledigt haben, so wird der Herr Reichskanzler hieraus vielleicht die Ermuthigung entnehmen, sich noch mehr als bisher fern von Madrid zu halten.

Armes Deutschland! Wirklich bist Du zu bedauern. Wie schlecht es um Dich bestellt ist, siehst du aus dem Mitleid, das Du schon bei Deinen Feinden erregst. Niemand hat an Deinem gesicherten Bestehen so wenig Freude wie die deutschen Römlinge. Zum Teufel wünschen sie Dich sammt und sonders; und vor Allem die ganz schwarze „Volkszeitung“ in Köln. Selbst sie, des Reichskanzlers intimste Freundin und führendes Organ der allmächtigen Ultramontanen, konnte den Jammer, den die Reiselust unserer Staatsmänner heraufbeschworen hat, nicht länger mit ansehen. „Wenn es,“ rief sie aus, „unbedingt nothwendig ist, daß Reichskanzler und Ministerium bei jeder Wettfahrt, jeder Regatta, jeder Denkmalsenthüllung und jedem Diner, zu dem die Gäste im Frack und in weißer Cravatte zu erscheinen haben, vertreten sind, nun so schaffe man einen Minister für Repräsentation. Möge der dann das Reich von Norden nach Süden, von Westen nach Osten beständig durchqueren und sich an zu kaltem Champagner den Magen verderben! Dann können doch wenigstens die Ressortminister in Berlin bleiben und sich mit den ernsten Aufgaben ihres Amtes beschäftigen.“ Nur so ließe sich die Staatsmaschine noch einigermaßen im Gang und die von Ministern zu liquidirenden Reisegelder auf erträglicher Höhe erhalten. Als die römische Dame aber Solches in Köln zu Papier brachte, waren die deutschen Parlamente schon längst geschlossen. Und wenn ihre Pforten wieder geöffnet werden, sind Aerger und Mitleid natürlich längst verflogen. Graf Bülow und seine Staatssecretäre und die Minister können ohne Sorge sein und weiter durch unausgesetztes dienstliches Reisen dem gutmüthigen Michel klar machen, daß das fälschlich für arm ausgegebene Deutschland dem erfreulichsten wirthschaftlichen Aufschwung entgegengeht.

Ajax.

Russische Finanzkunst.

Der Petersburger „Regierungsbote“ veröffentlicht Mittheilungen des Finanzressorts, denen zu Folge in der Mandschurei die Zahlungen mit Creditbilletten bei der chinesischen Bevölkerung Anklang gefunden haben. Diese zieht sogar Papiergeld dem Silbergeld vor.

Die Excellenz: Du bist also der patriotische Mandschu, der uns Getreide und Fleisch geliefert hat. Brav von Dir, mein Sohn! Ich werde den Weißen Zaren bitten, Dir einen Orden zu verleihen.

Der Mandschu: Sehr freundlich, Ew. Gnaden. Zunächst möchte ich aber mein Geld.

Die Excellenz: Dein Geld? Hm! Es trifft sich schlecht, daß ich gestern die letzten tausend Rubel davon verjeut habe. Ja, um ganz ehrlich zu sein, ich mußte noch Schulden machen. Falls Du in der Lage wärst, mir dreitausend Rubel vorzuschießen —

Der Mandschu: Am liebsten hätte ich mein Geld in Silber.

Die Excellenz: Silber? Ja höre mal, bist Du ein Mandschu oder der Abgeordnete Arendt? (Er klingelt.) Jetzt werde ich Dir Etwas sagen. Rußlands guter Ruf über Alles! In wenigen Secunden sind die Kosaken mit der Knute hier. Recht muß Recht bleiben, und ich bin geneigt, Dir das Geld heut' über Jahresfrist in Papier zu zahlen. Willst du's aber sofort haben und in Silber, dann lasse ich Dich prügeln, bis Dir das Mark aus den Knochen läuft. (Die Kosaken erscheinen mit Knute und Prügelbank; der Mandschu wird festgebunden.) Nun? (Der erste Hieb fällt.)

Der Mandschu (schreiend): Ich will warten — ich will Papiergeld!

Die Excellenz (telegraphirt nach Petersburg): „In der Mandschurei haben die Zahlungen mit Creditbilletten bei der Bevölkerung Anklang gefunden. Diese zieht sogar Papiergeld dem Silber vor.“

Timon d. J.

New York.

Dem auf's Innerliche dressirten Beobachter der Stadt mit den freigeborenen $3\frac{1}{2}$ Millionen Business People fallen zweierlei Dinge auf: New York hat keine Buchhandlungen und keine Hunde. Es unterscheidet sich also grundlegend von Berlin und Konstantinopel. Die Litteratur vermißt man nicht ungern, aber um die Hunde thut's einem leid.

Für epische Dichtungen jeglichen Breitengrades und für Teckel ist dies Klima mörderisch. Sie gehen aus Mangel an Zeit ein. Morgens um acht Uhr rennt die Menschenmasse aufgeregt hastig in die Stadt; gegen zwölf schnellfrühstückt sie in eigens dazu hergerichteten Quick Lunch-Höhlen, und zwischen sechs und sieben Uhr rast sie mit ihrer Neurasthenie und Dyspepsie wieder hinaus. Die zwanzigstöckigen Hausgoliathe mit je zweitausend Contoren sehen nicht darnach aus, als ob die kleinen Tippelmädchen Romane in den Schubläden liegen hätten, und das Fehlen jeglichen Baumschmuckes in den Avenues and Streets deutet darauf hin, daß auch die Principale der kleinen Tippelmädchen wenig Neigung verspüren, die Gewohnheiten westlicher Ministerialräthe anzunehmen und während der Arbeitsstunden unermüdlich gedankenvoll in's Grüne zu starren. Hier ist das Hauptbuch das Buch der Woche, und mit Hunden giebt sich nur ab, wer Politik treibt.

In New Yorks Ruhelosigkeit steckt seine imponirende Größe. Solche Mengen von Menschen, wie diese Stadt hin und her bewegt, würden unsere vereinigten Hochbahn-, Stadtbahn- und Straßenbahn-Directionen zur Betriebseinstellung zwingen. Bahnhof Grunewald an einem warmen Sommersonntag, Bahnhof Friedrichstraße in der achten Abendstunde, die „Lumpensammler“ der Großen Berliner — alle diese Summen addirt ergeben eine Ziffer, die sich zum abendlichen Verkehr auf der Brooklyner Brücke verhält wie eine Einsiedelei zur Völkerwanderung. Freilich geht's auch hier nach gutem amerikanischen Brauch ohne Bluff nicht ab: der gesammte New Yorker Verkehr schiebt sich immer in derselben Richtung auf und nieder; wie zur Parade drängt die ganze Bevölkerung in einen Pferch hinein. Dennoch: die schwache Millionenwoge, welche Straßen und Treppen und Wagen breit überfluthet; dazu das phantastisch herrliche Brückenbauwerk; die sich unermüdlich in Reihen von Hunderten folgender Wagen der Niveaubahn; die ohne Signal oder andere Sicherheitsvorkehrungen flott hintereinander hersausenden, langen Züge der Hochbahn — das unerhörte Bild lohnt allein die Ueberfahrt. Besonders wenn die Ueberfahrt schon an sich reicher Lohn gewesen ist.

Die Erwerbsgier der Männer macht New York vor allen anderen menschlichen Niederlassungen leuchten. Sie hat die verrückten Skyscrapers aufgethürmt, die dem Stadtbilde zumal in Abendschein und von manchen Plätzen aus ein dämonisches Aussehen geben. Als blicke man in tiefe Schluchten hinein, in Thore einer Meerriesenburg. Die Erwerbsgier der Männer hat endlose Straßenzeilen aus kostbarem Gestein geschaffen; Eisenbrücken, welche kilometerweit über Dächer und hochmastige Schiffe hinziehen; schließlich Frauen, die wie Königinnen wandeln und sich selbst gewiß wie Göttinnen vorkommen. O, lassen die Weibchen sich hier verwöhnen, die süßen Ladies! Und je unsinniger ihre hageren Männer sich abrackern, desto fröhlicher gedeihen die Rundlichen. Natur nimmt immer, was sie schenkt.

Man giebt hier kein Geld für Bücher über die Frauen aus, sondern läßt den Holdseligen die Dollars unverkürzt zukommen. Kein schlechter Tausch am Ende. Und was die Hunde anbelangt ... Vor dem Barbierkeller drüben hockt traurig ein dürftiger Pudel. Sein Herr ist natürlich ein Deutscher; der Deutsche verlernt die Passion für's sogenannte Gemüthliche nie. Aber der Pudel zeigt sein Mißvergnügen mit den amerikanischen Zuständen so deutlich, und der melancholische Blick, womit er die fünfzehnte Straße mustert, klagt seinen Besitzer so hart an, daß Beide es kaum lange bei einander aushalten werden. Begegnete ich ihm in dem einzigen stillen, ganz verkehrlosen Winkel New Yorks, in der öffentlichen Bibliothek, so lockte ich ihn an mich und ließ ihn als unwillkommenen Einwanderer per Schub nach Europa zurücksenden.

Für Pudel, Bücher und sonstige pudelnärrische Objecte ohne Dollarcours ist hier wirklich kein Markt.

Caliban.

Bismarcks Nachfolger.

Roman

von

Theophil Zolling.

Volksausgabe.

Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser **Bismarck-Caprivi-Roman**, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom

Verlag der Gegenwart,
Berlin W. 57.

Königreich Sachsen

Technikum Hainichen

Höhere Lehranstalt für Maschinen- und Elektro-Ingenieure, Techniker und Werkmeister.

Programme kostenfrei.

Carl Bleibtreus

Illustr. Schlachtenschilderungen:

Neu:

Amiens-St. Quentin.

Von **Carl Bleibtreu.** Mit Illustrationen von **Chr. Speyer.** 1.—20. Tausend. Preis in farbigem Umschlag M. 1.—, gebunden M. 2.—.

Le Mans. Von **Carl Bleibtreu.** Mit Illustrationen von **Chr. Speyer.** 1.—15. Tausend. Preis in farbigem Umschlag M. 1.—, gebunden M. 2.—.

Verlag von Carl Krabbe in Stuttgart.

In unserem Verlag ist erschienen:

Die Gegenwart.

General-Register 1872 — 1896.

Erster bis fünfzigster Band.

Mit Nachträgen 1897—1900. Geh. 5 ℳ

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart“, sowie für wissenschaftliche rc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

Verlag der Gegenwart.
Berlin W 57.

Felix Dahns Werke poetischen Inhalts in Einzelausgaben.

Nachdem wir das Schaffen **Felix Dahns**, dieses in seiner Art einzigen, urdeutschen Dichters, vor fünf Jahren durch eine Gesamtausgabe seiner Werke poetischen Inhalts dargeboten und die seitdem erschienenen Werke in einer neuen Folge angeschlossen haben, sind wir bestrebt, auch die **Einzelausgaben** seiner Werke leichter zugänglich zu machen. Zu unserer Freude ist es uns in freundlicher Vereinbarung mit dem Verfasser gelungen, die Einzelwerke im Durchschnitt erheblich billiger zugänglich zu machen, so daß wir von jetzt an einheitliche Bandpreise ansetzen, und zwar

Mk. 5.— für jeden Band der Romane und Gedichtsammlungen
Mk. 3 — für jede der kleinen nordischen Erzählungen, der epischen Gedichte und der Dramen, sowie der Auswahl der Gedichte.

Die Ausgaben der Romane sind sämtlich einbändig, bis auf Kreuzfahrer in 2, Julian in 3, Ein Kampf um Rom in 4 Bänden, doch wird vom Kampf um Rom gleichzeitig eine Ausgabe in 2 Bänden ausgegeben. Niedrigeren Preis haben der kleine Roman „Der Vater und die Söhne“ mit Mk. 2.—, das soeben erschienene Büchlein „Meine wälschen Ahnen“ mit Mk. 1.50, die Textausgabe des Bühnenwerkes „Deutsche Treue“ mit Mk. 1.— und die Dichtung „Harold und Theano“ mit Mk. 1.—

Wir geben uns der Hoffnung hin, daß volkstümliche Einzelausgaben poetischer Werke Felix Dahns nunmehr in jedes Haus, in dem deutsches Empfinden herrscht, eindringen werden.

Leipzig. **Breitkopf & Härtel.**

Verlag von **Roßberg & Berger** in **Leipzig.**

Soeben erschien:

Geschichte

der

Nationalökonomie u. des Sozialismus.

Von

Dr. Karl Walcker,

Privatdozenten der Staatswiss. an der Univ. Leipzig, ordentl. Mitglied der Internationalen Vereinigung für vergleichende Rechtswiss. und Volkswirtschaftslehre zu Berlin und der American Academy of Political and Social Science.

Fünfte, völlig umgearbeitete Auflage.

Preis 4 Mk.

Der bekannte Verfasser berücksichtigt besonders die **neueste Litteratur Europas** und **Amerikas.**

In unserm Verlage erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der König von Babel.

Ein Epos

von

August Sturm.

Auf der Höhe.

Neue Lyrik

von

August Sturm.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter), Hamburg.

Seltene Gelegenheit!

Bismarck

im

Urteil

seiner Zeitgenossen.

Hundert Original-Gutachten v. Freund u. Feind: Björnson Brandes Büchner Crispi Dahn Daudet Egidy Fontane Groth Haeckel Hartmann Heyse Jordan Kipling Leoncavallo Lindau Lombroso Meschtscherski Nigra Nordau Ollivier Pettenkofer Salisbury Sienkiewicz Simon Spencer Spielhagen Stanley Stoecker Strindberg Suttner Wildenbruch Werner Zola u. v. A.

Eleg. geh. 5 Mk. vom **Verlag der Gegenwart,** Berlin W. 57.

Im reichsten Bilderschmuck und Prachtband.

Deutsch Capri

in Kunst, Dichtung, Leben.

Von **Johannes Proelß.** ℳ. 8,—.

Reizvollste Schilderungen deutschen Lebens auf Capri sonst und jetzt. Zeitgemäße **Festgabe.**

Letzteres gilt auch von:

Allmers Röm. Schlendertage. ℳ. 7.
Barth Ital. Schenkenführer. ℳ. 1.
v. Dalwigk Rom u. Athen. ℳ. 3.
Roland Ital. Landschaftsbilder. ℳ. 4.
Salomon Süditalien. ℳ. 4.
Zabel Europ. Fahrten. 2 Bde. ℳ. 12.
Zacher Röm. Augenblicksbilder. ℳ. 4.

Verl.: **Schulzesche Hofbuchhandlung Oldenburg.**

Anhaltische Verlagsanstalt
Inhaber: **Herm. Oesterwitz, Dessau.**

Die Reichseinkommensteuer.

Möglichkeit und Nothwendigkeit einer solchen.

Studie von

A. Ulrich, Oberrevisor a. D.

Preis: 60 Pfg.

Reichstagsabgeordnete, Landtagsabgeordnete, Behörden, Politiker und Finanzmänner wird diese eminent wichtige Broschüre ganz besonders interessieren.

Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W 30, Gleditschstr. 5; Expedition: Berlin W 57, Kaplerstr. 41. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 33. Berlin, den 13. August 1904. 33. Jahrgang. Band 66.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. | Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. | Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt:

Der „Nauticus“ und die Unterseeboote.

Von Submersus.

Der „Nauticus“, das „Jahrbuch für Deutschlands Seeinteressen“, hat sich im Laufe seines Erscheinens viele Freunde erworben. Und mit Recht. Er ist in seinen Angaben im Allgemeinen so zuverlässig, wie man erwarten darf, und wirkt immer anregend. Zudem nimmt man vielfach an, daß er die Ansichten der „maßgebenden Kreise“ wiedergiebt. Um so bedauerlicher ist die Stellung, die „Nauticus“ noch wie vor zu den Unterseebooten einnimmt. Er bemüht sich, ihnen gerecht zu werden, aber man liest ganz deutlich zwischen den Zeilen, wie dieser gute Wille von einer tiefeingewurzelten Abneigung gegen die abscheulichen Dinger, die eines Tages zur Discreditirung der großen Schlachtschiffe (dem ganzen Stolze des Seemanns!) führen könnten, elend zu Schanden wird. Ungünstige Nachrichten werden mit sichtlichem Behagen registrirt, günstige mit Stillschweigen übergangen, obwohl die Quellen in beiden Fällen dieselbe Glaubwürdigkeit beanspruchen dürfen. Aber immerhin ist es schon etwas, daß den Unterseebooten ein besonderer Aufsatz von 41 Druckseiten gewidmet wurde. Man kann eben nicht mehr einfach an ihnen vorbeigehen. Damit diese Bemerkung nicht falsch verstanden wird, füge ich an, daß sich „Nauticus“ bereits 1902 in einem besonderen Artikel mit den Unterseebooten befaßte. Der neu vorliegende ist in einzelnen Angaben anfechtbar; in einigen deckt er sich auch nicht mit der im gleichen Bande gebotenen Uebersicht über das schwimmende Material der Seemächte.

Gleich zu Anfang stolperte ich über eine schier unglaubliche Behauptung. Da wird gesagt, daß „von denjenigen Stellen, bei welchen thatsächlich an der Weiterentwickelung der Unterseeboote gearbeitet wird, nämlich den Kriegsmarinen, auch die geringste Kleinigkeit geheim gehalten wird“. Doppelt unglaublich. Denn erstens liegt in einzelnen Ländern die Weiterentwickelung der Unterseeboote ganz allein oder doch wesentlich in den Händen von privaten Erfindern oder Etablissements, wie z. B. in den Vereinigten Staaten, in Rußland und selbst bei uns (Germaniawerft!); dann aber hat gerade diejenige Seemacht, die neben Frankreich die erste Vorkämpferin für die Unterseeboote war, die Vereinigten Staaten, aus ihrem Hollandboot und seinen Einrichtungen auch nicht das allergeringste Geheimniß gemacht. Das ging schon nicht an, weil der Ingenieur Holland Besitzer seiner Erfindung blieb und daher sein Patent an jeden Kauflustigen verkaufen kann und auch verkauft. So z. B. vor ein paar Jahren an England. Meines Erachtens that England sehr klug daran, so vorzugehen: es ersparte sich zeitraubende Versuche und Entdeckungen, die schon längst zuvor von Anderen gemacht worden sind. Einige herzensfrohe Mittheilungen über die Erfahrungen der „Germaniawerft“ zu Kiel legen diese Bemerkungen nahe. Ebenso wie das Hollandboot ist auch das Lakeboot jedem Kauflustigen zugänglich.

England hat dann wohl seine Verbesserungen am Hollandboot geheim gehalten, nicht aber den Gang und das Ergebniß seiner Manöver mit den Unterseebooten. Daß auch von Frankreich her Allerlei, und zwar ziemlich viel, durchgesickert ist, beweist am besten „Nauticus“ selbst mit seinen Angaben.

Ganz falsch ist auch, wenn in Bezug auf England gesagt wird, daß der Beginn des Baues von Unterseebooten mit als Concession an die öffentliche Meinung betrachtet worden sei. Nein; wenn sich dort die öffentliche Meinung und zwar Frankreichs wegen, um die Unterseeboote kümmerte, so geschah es — in dasselbe Horn blasend, wie der damalige erste Civil-Lord der Admiralität, Mr. Goschen — mit Hohn und Spott. Die Stimmung ist aber auf Grund der eigenen Erfahrungen während der letzten drei Jahre nicht nur im Volke, sondern auch in weiten Kreisen der Seeofficiere völlig umgeschlagen. Als Beweis dafür könnte ich eine ganze Legion von Aeußerungen aufmarschieren lassen, die „Nauticus“ entweder entgangen sind, oder die er, weil ihm unbequem, ignorirte. Er findet sich mit den geradezu begeisterten britischen Stimmen für die Unterseeboote damit ab, daß er schreibt: „Zwar sind Anzeichen vorhanden, die auf eine Aenderung der Ansicht zu Gunsten der Unterseebote schließen lassen“ . . .

Ueberhaupt behandelt er England im Verhältniß zu dem überreich vorliegenden Material etwas dürftig. Für unsere Unterseebootgegner gilt das Sprichwort „Exempla trahunt“ im Allgemeinen nicht. Aber vielleicht doch: Exemplum Britanniae trahit! Daher glaube ich, daß „Nauticus'“ nächster Unterseeboot-Bericht eine ganz andere Tonart anschlagen wird. Diesmal hinkt er ebenso nach, wie ganz Deutschland in der Frage der Unterseeboote nachhinkt.

Ueber die vereinigten Staaten heißt es: „Die Stimmung im Seeofficierscorps ist den Unterseebooten gegenüber nicht wärmer geworden.“ Auf Grund genauer Durchsicht amerikanischer Fachjournale bestreite ich das absolut. Namentlich

die überaus günstigen Ergebnisse der in den letzten Monaten unternommenen Uebungs-(nicht Versuchs-)Fahrten haben die gute Meinung über die Brauchbarkeit der Unterseeboote als Kriegsinstrument befestigt. Statt dessen wird uns von den „ungünstigen Probefahrtsergebnissen der Hollandboote“ erzählt! Wenn — im Gegensatz zur drängenden Mehrheit der Volksvertretung — die Flottenverwaltung der Vereinigten Staaten mit dem Bau weiterer Unterseeboote zögert, so geschieht das, weil sie nach einem möglicher Weise besseren Muster sucht, nicht weil sie die bislang gebrauchten Hollandboote für untaugliche Kriegswaffen hielte!

Es werden noch (außer natürlich Frankreich) behandelt: Rußland (meines Erachtens wäre da viel mehr zu sagen gewesen), Italien, Schweden, Norwegen und Holland. Kein Wort über Deutschland! Obwohl die Blätter über die Versuche in der Eckernförder Bucht bei Kiel allerlei durchaus Glaubwürdiges berichtet haben, obwohl Prinz Heinrich sich für diese Versuche interessirt, und obwohl der Marineminister v. Tirpitz am 11. Mai d. J. im Reichstage äußerte: „Es ist selbstverständlich, daß wir kleinere Versuche angestellt haben.“ Trotzdem kein Wort darüber: das ist bezeichnend für „Nauticus“. Zugleich ist es ein geradezu komisch wirkendes Beispiel von unfruchtbarer Geheimnißkrämerei: die zuverlässigsten Nachrichten über den Stand der Unterseebootfrage in Deutschland habe ich in englischen Blättern gefunden!

Noch ein paar „Nauticus“-Sätze: „Ueberall ein Umhertasten nach dem richtigen Bootstyp und noch immer keine befriedigende Lösung dieser Frage.“

Nein: nicht Umhertasten, sondern Weiterentwickelung, Streben nach dem Besten. „Tasten“ etwa unsere Artillerie-Prüfungsausschüsse nach dem richtigen Feldgeschützmuster „umher“? Und ist das bisherige Feldgeschütz, weil in beständiger Evolution befindlich, eine nicht recht ernst zu nehmende Waffe? Warum dann dem Unterseeboot das Streben nach Verbesserung zum Vorwurf machen?

„Nach zuverlässigen Nachrichten steht fest, daß noch nie ein Boot länger als zwölf Stunden unter Wasser geblieben ist.“

Auch das bestreite ich. Und wenn dem so wäre: Es wird sich kaum eine Gefechtslage finden, in der ein Unterseeboot zu längerem Verweilen unter Wasser genöthigt wäre.

„Für die Fahrt unter Wasser bildet jedoch die mangelhafte Längsstabilität noch immer eine von den Constructeuren bisher nicht vollkommen beseitigte Schwierigkeit.“

In den Vereinigten Staaten und in England (wahrscheinlich auch in Frankreich, doch liegen mir darüber keine Angaben vor) ist das Gegentheil erwiesen. Auch einen deutschen Kronzeugen könnte ich beibringen.

Nach all' diesen Bemängelungen glaubt man „Nauticus“ das Wörtchen „leider“ einfach nicht, wenn er sich dahin vernehmen läßt, daß diejenige Forderung an die Unterseeboote, welche die dringendste sei, leider am wenigsten Aussicht habe, erfüllt zu werden, nämlich das Sehvermögen (soll wohl heißen: Steigerung des Sehvermögens) ... „Das Sehvermögen bei den Fahrten unter Wasser hat sich in den letzten zwei Jahren thatsächlich nicht verbessert.“

Das bestreite ich auf das Entschiedenste. An den Auslugvorrichtungen (Periskope u. s. w.) sind gerade in den letzten Jahren ganz erhebliche Verbesserungen angebracht. Zugegeben muß werden, daß das beschränkte Sehvermögen der eigentlich wunde Punkt der Unterseeboote ist. Aber einmal stehen weitere Verbesserungen zu hoffen und dann ist das Unterseeboot auch so schon ziemlich befähigt, seiner Aufgabe gerecht zu werden: es hat keine Entdeckung zu befürchten, selbst wenn es sich auf gute Torpedo-Schußweite einen Augenblick mit der Beobachtungskuppel aus dem Wasser hebt, um das Ziel zu nehmen.

Wenn das Ueberranntwerden des untergetauchten englischen Bootes A. 1. durch einen Handelsdampfer wahrscheinlich auch auf beschränktes Gesichtsfeld des ersteren zurückzuführen ist, so bleibt doch zu bemerken, daß z. B. volle Rundsicht ganz vor Kurzem einen englischen Torpedobootzerstörer nicht davor bewahrt hat, von einem Privatdampfer mitten durchschnitten zu werden. Es ist geradezu erstaunlich, wie wenig ernstere Unglücksfälle mit den Unterseebooten bislang vorgekommen sind!

„Das Innehalten des Courses bei ganz untergetauchtem Boot ist schwierig, weil der Compaß infolge der schlechten magnetischen Verhältnisse nicht gut functionirt.“

Schreibt Verfasser das aus eigener Erfahrung so positiv hin? Mir liegt eine ganze Anzahl von Meldungen aus den Vereinigten Staaten und England vor, die gerade die Sicherheit im Halten des Courses rühmend hervorheben. Dann sollen beim Schießen mit Torpedos — der einzigen Waffe der Unterseeboote — in den Vereinigten Staaten die Treffergebnisse schlecht gewesen sein? Auch da besagen mir vorliegende Mittheilungen eines amerikanischen Fachblattes das gerade Gegentheil.

Auf Seite 141 wird, um die Unterseeboote zu discreditiren, ihr Actionsradius auf höchstens 100 Seemeilen bemessen. Ganz abgesehen davon, daß diese Zahl für die Boote von größerem Tonnengehalt zu gering angegeben ist, bleibt das schon eine ganz achtbare Leistung. Von Cherbourg bis zur englischen Küste ist die Entfernung nicht so groß. Und wenn ich nur 50 Seemeilen hin und ebenso viele zurück rechne: kommen denn Blokadegeschwader nicht stets näher als 50 Seemeilen an die Küsten heran? Sollen denn diese Boote ganz allein Seeschlachten schlagen? Sind sie denn wirklich lediglich an die Küste gefesselt, und ist es nicht denkbar, sie — wenigstens in ihrer kleineren Form, von etwa 70 Tonnen Wasserverdrängung — vor Beginn einer Action vom Mutterschiffe zu Wasser zu lassen? Ich bin überzeugt, daß man auch dazu greifen wird, während man auf der anderen Seite durch Vergrößerung des Tonnengehalts (die Franzosen sollen, was „Nauticus“ nicht anführt, bereits den Bau eines solchen Bootes von 600 Tonnen beschlossen haben) die Fahrzeuge immer „autonomischer“ zu gestalten strebt.

So kann ich mich dem Schlußurtheil, daß „Nauticus“ über die Unterseeboote fällt, nicht anschließen. Nach einer sehr bedingten Anerkennung ihrer Leistungen schreibt er:

„Aber weder eine Umwälzung der modernen Seekriegführung wird das heutige Unterseeboot herbeiführen, noch die endgiltige Entscheidung in einem Kriege wesentlich beeinflussen.“

Dahinter gehört wieder ein großes Fragezeichen. Wie groß würde der Einfluß auf die endgiltige Entscheidung nicht sein, wenn es z. B. gelänge, in kurzer Frist drei bis vier Schlachtschiffe des Gegners durch Unterseeboote zu vernichten? Doch weiter:

„So mannigfaltig die technischen Fortschritte sind, welche die Unterseebootsentwickelung der letzten zwei Jahre gebracht hat, die drei vornehmsten militärischen Forderungen, welche den Unterseebooten den Stempel der brauchbaren Seekriegswaffe aufdrücken würden, sind unerfüllt geblieben: Sehvermögen, Geschwindigkeit und Actionsradius, Seetüchtigkeit.

Nach Adam Riese sind das trotz des verbindenden „und“ zwischen „Geschwindigkeit“ und „Actionsradius“ vier Forderungen. Die letzte ist bei den größeren Unterseebooten heute schon erfüllt. Geschwindigkeit und Actionsradius reichen heute auch bereits aus, um das Unterseeboot zu einem recht gefährlichen Gegner zu machen; sie werden sich weiter heben lassen. In Bezug auf das Sehvermögen verweise ich auf das früher bereits Gesagte. Festina lente, mahnt „Nauticus“. Ich aber meine: Festina lente, sed festina ...

Die Humanität.

Der „Vorwärts“ erzählt die Martyrgeschichte eines Strafgefangenen, der im Celler Zuchthause zwei Jahre abzusitzen hatte. Als der Häftling bei seiner Einlieferung einen Anderen ansprach, erhielt er zehn Tage Arrest zudictirt; als er im Arrest seine Jacke auszog und sie sich unter den Kopf legte, wurden neuerdings zehn Tage verfügt, und dieselbe Strafe ward ausgesprochen, als er Nachts in der Noth ein Bedürfniß verrichtete. Der Unglückliche hatte das graue Haus am 2. April 1891 betreten; am 4. Mai desselben Jahres war er todt. Ein heftiges Lungen- und Magenleiden, das der vordem Gesunde sich auf den Steinfliesen des Dunkelarrestes bei Wasser und Brod zugezogen haben soll, erlöste ihn von weiteren Strafverfügungen.

Es kann sein, daß die Regierung den Fall untersuchen und feststellen läßt, ob der „Vorwärts“ wahrheitsgemäß berichtet hat. So oder so ist es Pflicht der Presse, ihn zu erörtern; sonst hätte das socialdemokratische Blatt recht mit der Anklage, daß die bürgerlichen Zeitungen so unerhörte Schrecklichkeiten des Strafvollzuges aus ganz und gar nicht stichhaltigen Gründen feige verschweigen. Gerade wer nicht auf dem veilchenblauen Standpunkte des rothen Blattes steht, gerade wer Verbrechen in jedem Falle gebührend geahndet zu sehen wünscht und die Feinde der Gesellschaft nicht für arme Kranke hält, die in luxuriös und comfortabel eingerichtete Heilanstalten statt in Zuchthäuser müssen — gerade der wird zwecklose Grausamkeiten verdammen. Die Strafe soll den Uebelthäter zu bessern versuchen; gelingt ihr das nicht, so soll sie ihn wenigstens vor weiteren Streichen abschrecken. Nun vermag ich darin, daß der arme Kerl sich im Celler Zuchthause ganz leicht gegen die strenge Hausordnung verging, keine Handlung zu erblicken, die mit dem Tode gebüßt werden muß. Einem Mitgefangenen unbedachter Weise einige Worte zuzuraunen, sich Nachts in der feuchten, kalten Zelle das steinerne Kopfkissen mit Hülfe der Jacke etwas angenehmer zu machen, schließlich der vom beginnenden Magenleiden verursachte, natürliche Zwang — das Alles hätte mildere Sühne ertragen. Es zeigt sich hier wieder einmal, daß die angeblich humaneren Vorschriften, welche an die Stelle des alten Strafvollzuges getreten sind, ihn in Wahrheit verschlimmert und bestialisirt haben.

Unaufhörlich bauen wir Gefängnisse. Daß die Einsperrung den Sträfling in Grund und Boden verdirbt, jede Besserung verhindert, daß in diesen Anstalten nur Heuchler und Mucker gezüchtet werden, wissen wir alle sehr gut. Wir wissen, welches Geld sie Jahr für Jahr fressen, wie sie den Steuerzahler belasten und ihm gleichzeitig immer schlimmere Verbrecher auf den Hals hetzen. Trotzdem bauen wir Gefängnisse und Zuchthäuser unaufhörlich weiter.

Ueber Dänemark, das sich aus dem entsetzlichen Kreise zu befreien sucht, schüttet unser Scheinliberalismus gefüllte Schalen der Entrüstung aus. Die Prügelstrafe! Wir ertragen den Gedanken nicht, daß ein Schandkerl, der sich viehisch an unschuldigen Kindern vergreift, seine auserlesene Tracht Prügel erhält, und wir schaudern bei der Erwägung, daß fünfzehn oder zwanzig Hiebe einem spitzbübischen oder rohen jungen Burschen „die Ehre“ nehmen können. Lieber setzen wir ihn für etliche Jahre in die Schwindsuchtshöhle, vernichten auf immer Gesundheit und Widerstandskraft, Lebensmuth und Reuegefühl des Entgleisten. Eine Humanität, die man niederträchtig nennen müßte, wenn sie nicht phantastisch dumm wäre. Schließt die Unverbesserlichen, die Gewohnheitsverbrecher ein, aber zerstört nicht Körper und Geist von Mitmenschen, die der Leichtsinn, die Leidenschaft einer Stunde gegen Gesetzesparagraphen freveln ließ! Macht's kurz mit Eurer Sühne, kurz auch mit Eurer Disciplinarstrafe! Der Verbrecher selbst zieht ja freilich immer den Arrest vor, dies schleichende Gift, das keinen jähen Schmerz verursacht. Er fürchtet die körperliche Züchtigung, während er sich an's Gefängniß sozusagen gewöhnt.

Wer wirklich züchtigen und abschrecken will, sollte das unzweideutige Votum der Abzuschreckenden, als der besten Sachverständigen, wohl beachten. Caliban.

Der „glänzende“ Rahmen.

Von Karl Bileg, Tischler und Zeichner (Berlin).

Wo fühlt sich heute das Publicum am wohlsten? — unstreitig in dem glänzenden Rahmen. Das wäre nun an sich kein Fehler, sogar Tugend, ein Zeichen der unermüdlich fortschreitenden Cultur, wenn der glänzende Rahmen zugleich der Inbegriff des Erlesenen, des Guten und Gediegenen wäre. Aber dieser glänzende Rahmen gleicht heute auch mehr der Blume, die im Verborgenen blüht, um deren Dasein nur einige Bevorzugte und redlich Suchende wissen. Der glänzende Rahmen für die große Allgemeinheit ist heute dort, wo es viel zu sehen giebt, wo was „los“ ist; das Pompöse in seiner berechneten Haltung ist's, der Reclamezettel, mit breiten Goldstrichen eingefaßt. Hier fühlt man sich wohl, dieser Rahmen erscheint als wirklicher Lebensinhalt. Ich bemerkte schon an anderer Stelle: „Zum Schluß zahlt doch stets das Publicum die Zeche . . .“

Aber es bezahlt sie anscheinend gern und lachend an den aufgedonnerten, mit Gold schreiend verzierten Stätten, und wenn dieses Gold selbst auch nur Katzengold ist. Gleichviel. Sieht das liebe Publicum die vielen elektrischen Lampen an den Schaufenstern der Waarenhäuser aufflammen, so tanzt es schon einen wahren Cancan; und innerhalb der Häuser kann man ungestört promeniren, Vorübergehende mustern, man plaudert, fährt Fahrstuhl oder Rutschbahn, das Rendezvous kann hier stattfinden, man bewundert ringsum den Tausendkram, schlürft dabei Chocolade oder verspeist Würstchen, Schinken u. s. w. und ergötzt sich zugleich an dem Trubel der Leipziger Straße — mit einem Worte: beim primitivsten Einkauf kann man sich gleichzeitig so hübsch amüsiren. — Und wo dem Rechnung getragen wird, da blüht heutzutage das Geschäft. Der Handwerker konnte das Alles nicht bieten, und so vergaß man ihn gar leicht, bei einer etwaigen Reparatur erinnert man sich seiner erst wieder.

Diese Situation des glänzenden Rahmens kommt nun ganz besonders den Möbelausstattungs-Magazinen zu Gute, manche von ihnen sind ja selbst schon Waarenhäuser, man bekommt nebst den Möbeln Stoffe, Gardinen, Teppiche, Lampen, Glas- und Porcellanwaaren u. s. w. Das Publicum ist zudem der Meinung, daß es in diesen großen glänzenden Geschäften am Besten aufgehoben sei, daß hier alle Vorbedingungen zu einer guten Fabrikation gegeben wären. Instinctiv fühlt das Publicum, daß es gerade im Möbelfach recht haltlos ist und so glaubt es bei der „glänzenden“ Firma wohlgeborgen zu sein, deren Rath sei ganz gewiß das Sicherste. Dieser Glaube ist, wie wir sehen werden, auch nicht immer der empfehlenswertheste. Ich bin schon Jahrzehntelang in solch' allergrößten Etablissements thätig und weiß demnach wohl, wie's gemacht wird. Sehen wir uns also an den Stätten ein wenig um.

In goldenen Lettern prangt's draußen auf den Schildern der Möbelausstattungs-Magazine: „Eigene Werkstätten“ — es ist oft nicht der Fall; neue Sachen fabrizirt man nicht, eine kleine Reparaturwerkstätte ist vorhanden zum Aufpoliren und Beizen der schon lange auf Lager stehenden Möbel. So werden die gesetzlichen Bestimmungen gegen unlauteren Wettbewerb … zart respectirt. Natürlich giebt es auch Geschäfte, die eigene Werkstätten besitzen, aber dann fertigt man durchgehends nur die besseren und die allerfeinsten, also theuersten

Sachen, an diesen wird eben noch mehr „verdient“, die minderwerthigen, billigeren Möbel, die im Vertrieb die große Masse ausmachen, sie werden von allen Geschäften, den großen und den kleinen, bei den verschiedensten Tischlermeistern eingekauft. Und insofern sind diese Möbel überall von der gleichen Güte oder Ungüte, man brauchte darum nicht erst nach der glänzend beleuchteten Stätte zu rennen, wo der Preis, was diese Sphäre anbetrifft, immer ein erhöhter ist; zudem controlirt der kleine Händler, der oft selbst noch gelernter Tischler ist, in seinem eigenen Interesse die ihm offerirte Waare weit gründlicher, als es von den Angestellten der großen Geschäfte geschieht, die Herren haben ja meistentheils auch wieder verschiedene Privatinteressen zu befriedigen, wie ich's oft gesehen, und es mir mancher liefernde Meister selbst geklagt hat. Der Bockschisch ist nicht nur im Orient üblich, sondern auch in unserem Geschäftsverkehr eine weit verbreitete Sitte . . .

Die großen Geschäfte betrachten nur Einrichtungen von mindestens 5000—20000 Mk. und noch darüber als ihre eigentliche Domäne; Ausstattungen von 2000—3000 Mk. charakterisirte man uns in den größten Etablissements allgemein als Proletariereinrichtungen. Indeß man muß diesen Zweig auch pflegen, denn Miquel hat schon gesagt, daß es die Masse bringen müsse; jene hochtheuren Aufträge sind im Geschäftsverkehr äußerst selten, nur sogenannte Ausnahme- und Festtage. Und mit der kleinen Kundschaft macht man dann weiter beim Ausarbeiten der von ihr gekauften Möbel nicht viel Sums, der Staubpinsel wird kräftig gebraucht und mit einem Zeug von Abreibepolitur oder sogar nur mit Petroleum nachgerieben, die Kanten glänzend lackirt; gründlich aufpolirt, wie man es dem Kunden verspricht, wird in den seltensten Fällen. Der Wagen wartete oft auf unsere Arbeit, und fort ging's dann in Eile. Ja, das Publicum bekommt sogar nicht immer die Möbelstücke, die es sich ausgesucht hat, man hat oft am Lager ein zweites, gleichaussehendes Stück, es kam möglicherweise, seiner inneren Fehlerhaftigkeit wegen, schon von einer anderen Kundschaft zurück, — es wird nun dem neuen, späteren Käufer untergeschoben. Und das gelingt wieder oft, denn der kleine Mann ist ja in den meisten Fällen noch entzückt über seine „hochmoderne“ Einrichtung. Ueber die kleinste Opposition freute ich mich als Arbeiter, leider, daß sie so selten war; doch man opponirte in seiner Superklugheit zuweilen da, wo es gar nicht nöthig war. Später kam dann allerdings die Ernüchterung, Schauerklagen mußte man vernehmen. Und ich kann mir auch keine Rache fürchterlicher denken, als ein schlecht gearbeitetes Möbelstück. Der Arbeiter konn bei dem Allen keine nähere Aufklärung geben, die Kundschaft würde es ja, was leicht begreiflich, im Geschäft „anbringen“, und der Arbeiter würde dann — schon oft dagewesen — als „nicht brauchbar“ entlassen werden.

In einem Fachblatte las ich unlängst, wie man in solchen Geschäfte auf eine einheitliche, harmonische Farbenzusammenstellung u. s. w. bedacht sei. Wirklich, der Fachmann, der das zu Papier gebracht, muß gründlich unterrichtet sein. Und wie sagte einer der Geschäftsinhaber eines solch' allergrößten Geschäftes, als wir ihm die Klagen der Kundschaft übermittelten: „Wie lange soll denn der Mist überhaupt noch halten?!“ Nur vergaß der Mann das Eine: dieser Mist wurde der Kundschaft als die allerbeste Waare anempfohlen und demgemäß um keinen niederen Preis verkauft. Die Situation mildert sich allerdings dahin, wenn man erfährt, daß der so liebenswürdige Geschäftsinhaber früher mit Heringen handelte, nun aber beim Möbelverkauf noch besser davon kommt, materiell ist er ja in der Lage, Abends recht viele elektrische Kronen und Lampen an den Schaufenstern aufflammen zu lassen, und das kaufende Publicum wird noch gratis mit Cognac, Wein, Bier, Selterwasser u. s. w. bewirthet. Die Welt will betrogen sein . . .

In den glänzenden Geschäften liegen auch fein ausgestattete Bogen aus, durch den Buchdruck sind da recht hohe Namen ausgezeichnet, wer schon alles in dem Geschäft gekauft hat, man findet denn: Excellenzen, Minister, Doktoren, Professoren, Commerzienräthe und was an klangvollen Namen und Titeln noch vorkommen könnte. Zwar ein etwas logisch geschulter Kopf müßte sich sagen: „Wozu das Alles? Dem Minister wird es kaum gegeben sein, den Werth oder Unwerth des Möbelstücks besser zu erkennen als ich's vermag, der kleine Mann, der nun auch eine Ausstattung kaufen will.“ — O doch, Verehrtester, diese ausliegenden Bogen und eine wirksame Reclame, sie wirken förmlich suggestiv auf die große Masse der Käufer. Aber der Minister kann wohl auch gut bedient worden sein und spricht nun seinen Dank aus? Dafür als Beleg ein heiteres Geschichtchen. Es betrifft einen noch heute amtirenden Minister, er gilt im Reichstag als einer der vielseitigsten. — Er kaufte bei uns Möbel und wollte sie am selben Tage schon haben. Ich wurde zu dieser Expedition beordert, entdeckte jedoch am Schreibtisch, daß dessen Platte durchgerissen war, also einen organischen Fehler aufwies, der des Trocknens wegen nicht in einigen Stunden erledigt werden konnte. Ich setzte hiervon einen der Betriebsinhaber, der dem Minister auch die Möbel verkauft hatte, in Kenntniß, mir wurde die Antwort auf meine Meldung: „Ach, mein Lieber, verkitten sie nur und poliren sie d'rüber, die Herrschaften verstehn's ja nicht so genau, es wird schon durchgehen“. Der Mann hatte recht, es ging wirklich durch, ganz glatt sogar, denn der Minister gab noch jedem von uns Arbeitern bei der Ablieferung einen Thaler Trinkgeld und er selbst kam . . . in unseren Reclamebogen hinein, prangt immerfort darin an erster Stelle. Und insofern handelte auch das Geschäft echt demokratisch, als es dem Minister, was die Güte der Waare anbetrifft, gerade so begegnete wie dem Proletarier.

Die vieljährige Garantie blendet das Publicum nun ganz besonders. Und wer garantirt uns nicht heute! — alle, die da feilhalten, handeln und verkaufen, selbst der Nahrungsmittelverfälscher garantirt uns stolz und dreist. Früher gab es diese Einrichtung im Geschäftsleben nicht, der Käufer war dadurch besser daran als jetzt. Man kann es bestimmt heraussagen: ein gut gearbeitetes Möbelstück braucht ebenfalls keine Garantie; die ist weiter nichts als Sand in die Augen. Für alle etwaigen Reparaturen und Ausbesserungen bekommt also das Geschäft nichts bezahlt, so lange eben die Garantiefrist läuft, und zum Schluß werden bekanntlich noch sämmtliche Möbel der Kundschaft gratis anpolirt, in Wirklichkeit wird der Lack und der Pinsel ganz kräftig gebraucht; dem guten, mühsamen Ueberpoliren, wie man es dem Käufer einst versprochen, sucht man soviel als möglich aus dem Wege zu gehen, und aus Urtheilslosigkeit sehen viele Hausfrauen schon das flüchtige Reinemachen der Möbel als gründliche Arbeit an, man hat nun, wie man glaubt, durch das letzte Gratisanpoliren wieder neue Möbel. Allein dem Arbeiter ist zu Hause stets eingeschärft worden, sich bei der Kundschaft, da man in der Garantiezeit nichts bezahlt bekomme, nicht lange zu verweilen; mancher Arbeiter nimmt's zu wörtlich, ist auch nicht immer intelligent genug, geschickt, erledigt den Auftrag wirklich oberflächlich, schwindelmäßig, für's Auge bloß, das wiederholt sich meist bis zum Ablauf der Garantiefrist, und ist diese um, so ist das Möbelstück bei solcher Reparatur gewöhnlich auch in Grund und Boden hineinreparirt. Die Kundschaft versteht's nicht, selten daß ein Widerspruch laut geworden. Aber dieses Nachpfuschen kostet trotz seiner Unzulänglichkeit dem Geschäft durch die Jahre hin doch eine hübsche Summe, diese nun zu dem ursprünglichen Einkaufspreis dazu geschlagen, hätte für den Kunden ein besseres, haltbares Möbelstück ergeben, die Garantie wäre unnöthig gewesen, sie fiele denn hinweg und mit ihr gleichzeitig viele Lügen und Betrügereien — die eben im Zeichen dieser famosen Garantie verübt und begangen werden. Freilich giebt es im Leben genug Fälle, wo diese Gratisgarantie-Arbeiten auf ein Minimum

zusammenschrumpfen, ja, wo es gar nicht dazu kommt: Todesfälle in der Familie der Kundschaft, der Haushalt wird verkleinert oder ganz aufgelöst, die Einrichtung wird verkauft, geht also in fremde Hände über oder man zieht, besserer Daseinsbedingungen wegen, nach außerhalb, amtliche Versetzungen finden statt, Pfändungen kommen vor, Zwangsversteigerungen oder auch das Möbelgeschäft selbst, wo man gekauft hat, geht zu Grunde, löst sich vielleicht freiwillig auf und was der Fälle noch mehr sein könnten, sie sind für uns in den Geschäften, nach meiner langjährigen Erfahrung, nicht so selten und so traurig sie auch für die zunächst Betheiligten sein mögen, — für das Geschäft sind sie Freudenbotschaften, durch die Geschehnisse ist man fast immer aller weiteren Verpflichtungen gegenüber der Kundschaft los und ledig. Da war und ist nun auch die Garantie ein einträgliches Blendwerk.

Ich bemerke hier, daß ich bei meinen Erörterungen nicht die sogenannten Creditgeschäfte im Auge habe, sondern nur die höherstehenden, wo das Publicum meist baar bezahlt. Dort, beim Credit, liegt's nun etwas anders, wohl, das Metier ist deßgleichen einträglich trotz des größeren Risicos, aber die ganze Art dieser Geschäfte ist an sich so umfassend, wie man sich z. B. auch mit den neuen, schärferen Gesetzesbestimmungen gut abzufinden gewußt hat — all' das erheischt eine eigene Arbeit für sich, würde somit den Rahmen dieser Plauderei zu sehr sprengen.

Oft schon genug ist das Publicum gewarnt worden vor den sogenannten Gelegenheitskäufen, aber dieser annoncirte Trick gedeiht ebenfalls lustig weiter und macht die besten Geschäfte. Man hat es da einfach mit verschleierten Möbelgeschäften zu thun und zwar mit solchen der niedrigsten Gattung. Die Möbel besonders leicht gebaut, im vorhinein schon mit recht groben Mängeln behaftet, was der Laie natürlich erst dann bemerkt, wenn es bereits zu spät ist. Baar muß fast immer bezahlt werden, ebenso giebt's da keine Garantie, sich von ihr überhaupt zu drücken, ist ein noch einträglicherer Zustand, zudem würde man sich durch das Gegentheil wohl auch dahin verrathen, daß man eigentlich ein festes, permanentes Geschäft betreibe. So arbeitete ich einst bei einem solchen Inhaber. In der Potsdamerstraße hatten wir ein offenes Möbelgeschäft, etwas davon ab, in einer Nebenstraße, war die Wohnung des Chefs, hier betrieb die Frau, eine stattliche Erscheinung, ein solch' verschleiertes Geschäft, sie verkaufte in der Woche oft zweimal aus, die Wohnung wurde aufs neue eingerichtet, immer wieder, flott ging's weiter. Sie selbst, die Frau, erzählte cynisch-humorvoll, wie dumm das Publicum oft sei, wie sie Preise erziele, von einer Höhe, daß sie zuweilen selbst darüber lachen müßte; besonders auf die einzelstehenden Herren war die Dame erpicht, die wußte sie gehörig zu rupfen. — Dieser Geschäftsbetrieb besteht heute noch, immer wird flott weiter annoncirt: „Familienverhältnisse wegen eine complete Einrichtung zu verkaufen". Und es ist nicht glaublich: trotzdem daß diese Annoncen so oft, allwöchentlich mehrmals wiederkehren, — es fallen doch noch so viele Gimpel darauf hinein. Und leider: das Geschäft ist nicht das einzige in seiner Art. Was jedoch das Allerschönste ist: für diesen zweiten, so ausnehmend gut gehenden Geschäftsbetrieb zahlte man, wie ich das ganz sicher weiß, nicht einen Pfennig Steuer und so wird's wohl heute noch sein. Derartig gedeiht der Schwindel, man wird wohlhabend dabei, der liefernde Handwerker muß sich schinden, kommt zu nichts, soll die Möbel trotz der fortwährenden Steigerung aller Ausgaben immer billiger liefern, die Waare wird denn auch immer schlechter — und das liebe Publicum bezahlt stets die Zeche.

Oft fragte ich mich schon, warum das Publicum bei seinen Neuanschaffungen den Meister, den Handwerker, heute fast ganz und gar vernachlässigt, warum es ihm die Aufträge nicht unmittelbar zuwendet. Einige der nichtigsten Gründe habe ich bereits angeführt. Doch man hört auch: ja, bei der heutigen Specialfabrikation müßte ich von Pontius zu Pilatus rennen, hier den Schrank kaufen, dort die Stühle u. s. w. Aber man erlaube mir zu bemerken: diese Specialfabrikation mußte ja so werden, da auch das Publicum anders geworden, sich in zum Theil unvernünftigen Gesellschaftsverschiebungen und Ansichten förmlich verbohrt hat. Und es giebt heute noch Meister, die alles erzeugen; und die Anzahl dieser würde sich sicherlich vermehren, wenn das Publicum ihrer auch wieder mehr gedächte. Man nehme nicht alles vom Standpunkt einer unerbittlichen Entwickelung; es könnte manches anders kommen, wenn wir den Erscheinungen oft nicht so gedankenlos gegenüberstünden; dulde ich dies und jenes — nun ja, es wird ihm bald der Anstrich des Nothwendigen.

Aber in den Kaufhäusern kann ich mir die Möbel auch im letzten Augenblicke aussuchen, ich bekomme sie trotzdem noch rechtzeitig, wenn ich will, sofort. Ja, da ist's: zu Toilettenfragen, zur Berathung über das Brautkleid haben wir so unendlich viel Zeit, nur den schwierigeren Artikel, wie es das Möbelstück seines Materials und der übrigen Entstehung nach nun einmal ist und darum eine sorgfältigere Behandlung und Auswahl erheischt, — wir stellen es in unserer Unvernunft auch schon dem Kaffee und Zucker gleich, die man eiligst in eine Düte füllen kann. Man soll das nicht thun. Man soll unterscheiden zwischen Nothwendigem und minder Nothwendigem, d. h. in unserem Falle: wie es die Natur einer Sache verlangt, so müssen wir's reifen und erstehen lassen; thun wir's nicht, brechen wir's über's Knie — wir schaden uns selbst am meisten. Und ich habe für Bekannte schon einige Male direct bei dem Producenten bestellt, ihm wurden höhere Preise bezahlt, als sie ihm von den Kaufhäusern werden, der Mann nahm reines besseres Holz, arbeitete sorgfältiger, die Möbel wurden voller, gediegener, alle waren zufrieden, die Ausschaltung des hohen Zwischenhändlergewinnes kam den Möbelstücken unmittelbar zu Gute, jedes Zehnmarkstück spielt hier schon eine Rolle.

Zuzugeben ist wohl, daß manchmal auch Einrichtungsgegenstände dringend benöthigt werden; aber nach meiner Erfahrung sind die Fälle weit zahlreicher, wo bei uns in den Kaufhäusern schon Monate vorher bestellt wird, besonders ganze Einrichtungen, und da nur zuweilen alles am Lager vorhanden ist, zahlreiche Stücke fast immer nachbestellt werden müssen, so thun wir's bei den verschiedenen Tischlermeistern und Lieferanten, aber meistentheils erst in den letzten Wochen, es wird dann über Hals und Kopf hin- und hertelephonirt, in der Tischlerei wird dann in höchster Eile darauf losgearbeitet und fertig gestellt. Wäre das Publicum unmittelbar zum Producenten gegangen, die Güte der Arbeit hätte darunter wirklich nicht gelitten, und materiell wäre es auch noch etwas billiger davongekommen. Aber an einem Nachmittagsflirt will man alles erledigen, selbst das Schwierigste, will immer in eleganter Umgebung bleiben, dann geht man in's Kaffeehaus oder Restaurant und besucht zum Schluß vielleicht noch das Theater oder den Circus. Vielmehr bekümmert man sich nicht um das Schwierige, kurze Zeit vor der Hochzeit wird uns diese mitgetheilt mit der Bestimmung, die bestellten Möbel an dem und dem Tage, da und dort hinzusenden, ganz so, wie man's beim Materialisten macht, wo man Kaffee, Zucker, Chocolade oder Wein bestellt. Manchmal verläuft's ja etwas anders, aber für die meisten Fälle ist meine Schilderung typisch.

Die Geschäfte verfügen doch auch über gelernte Fachmänner, diese werden ihren Einfluß im Betriebe wohl nur im besten Sinne oder wenigstens etwas anders geltend machen, als ich's zugeben will. Den Einwurf hört' ich schon oft, auch Eugen Richter hat sich bei der Berathung der Gewerbegesetz-Novelle im Reichstag einst ähnlich ausgesprochen: dem Tüchtigsten wende sich schließlich die Gunst des Publicums zu. Man kann ein berühmter Parlamentarier sein, kann vom Volke gewählt werden und doch so herzlich wenig verstehen

vom allgemeinen Getriebe. — Eigentlich gelernte Fachleute giebt's in manchem großen Möbelgeschäft gar nicht und wa es welche giebt, kammen sie mit dem Publicum meist nicht in Berührung, der Kaufmann hat da stets das erste Wort, er ist der Herr, er giebt die Directiven an den Fachmann ab, und die kaufmännische Erwägung bestimmt nur zu aft die technische Ausführung der Gegenstände. So hatten wir in einem der glänzendsten Geschäfte für den Stadtverkehr an 30 Kaufleute und einen einzigen, wirklichen Fachmann. Aber der Kaufmann kann durch seine Lehre ebenfalls zum Fachmann werden? Es könnte sein, doch heute ist's eben nicht der Fall; einzelne, rühmliche Ausnahmen vermerke ich hier kaum, ihrer Seltenheit wegen. Die Masse dieser „kaufmännischen Fachleute“ registrirt und behandelt das Möbelstück so, als ob man thatsächlich Kaffee und Zucker vor sich hätte, die in Düten zu füllen und je nach der Preislage auszuzeichnen sind. Man kennt den Rahstoff des Möbelstücks nicht, versteht dessen Bau höchst unzulänglich, das Fachgewissen ist nicht entwickelt warden, man ist stumpf in dieser Beziehung und so handelt man denn leicht nach den Maximen der kaufmännischen Plusmacherei; daraus sind dann viele Uebelstände im Fache hervorgegangen: eine gewisse Schablane, eine elendere Ausführung der Arbeiten u. s. w. So mancher Kaufmann, der heute im Möbelfach thätig ist und sogar als tüchtige Kraft gilt, er kam ursprünglich aus einem anderen kaufmännischen Zweige daher. Er prakticirt eine kurze Zeit und der Fachmann ist fertig, einige technische Redensarten und Kenntnisse sind ihm ja in der fortwährenden Umgebung sazusagen angeflogen, wie z. B. das Wort Stammholz, dem Publicum gegenüber wird's recht oft gebraucht, besäße aber jemand die Fähigkeit und Grausamkeit und früge er etwas näher um die Eigenschaften des Stammholzes, so müßte sich unser Fachmann rasch wieder hinter den Schutz allgemeiner Redensarten zurückziehen, wie: altbewährtes Renommee der Firma, höchste Solidität und was der Phrasen noch mehr sind, die Wettergespräche des Barbiers könnten einem fast noch lieber sein. Vor dem Engagement dieser Fachmänner wird sehr aft um deren Photographie ersucht, eine günstige, repräsentative Erscheinung ist heute Bedingung, diese Eigenschaft, in guter Fülle vorhanden, entscheidet dann meistentheils bei der persönlichen Vorstellung. Und ich kann mir nicht helfen: zu einem solch' wichtigen und difficilen Zweig der Industrie gehören als leitende Kräfte doch nur immer tüchtige Fachmänner. Ob das eine Gesetzgebung überhaupt preisgeben darf? Gewiß, auch noch unter den heutigen Umständen kommt's zuweilen zu tüchtigen, ja glänzenden Leistungen. Aber dann ist's wieder in letzter Linie das Verdienst der unverwüstlichen Fachmänner, die trotzalledem das Fachgewissen nie ganz zuklappen.

Als guten Beweis, wie man besonders bei einer Möbelausstattung nicht drängeln sall, möge folgendes Geschichtchen gelten: ein Geheimrath war der leitende Theil, er muß in den gesetzgebenden Körperschaften aft das Wort ergreifen. Ein sogenanntes nothwendiges, aber eigentlich verhaßtes Gesellschaftsdiner mußte gegeben werden, die Gemahlin entdeckte jedoch, daß das Buffet und die Credenz zu wenig den Anforderungen einer höherstehenden Repräsentation entspreche, man entschloß sich denn zu Neuanschaffungen. Der Geheimrath kam zu uns und fand hier das Geeignete. Doch die Möbelstücke, Buffet und Credenz, standen schan lange in einem Raum, der vormals eine Kegelbahn gewesen war, diese hatte man dann für die neue Zweckbestimmung, der Möbelunterkunft, sa nothdürftig herausdecarirt. Geheimraths Sachen waren von Eiche, Winter war's zudem auch noch, von den beweglichen Theilen an den Gegenständen, wie Schubkasten, Thüren, Schieber ging nichts heraus, so war alles angequallen, wie verleimt saß es. Tratzdem beharrte man auf der Lieferung für den nächsten Tag, es mußte denn versprochen werden. Die Möbelstücke kamen nun in die Werkstätte, der Ofen wurde Tag und Nacht glühend gehalten, eine wahrhaft tropische Hitze herrschte im Raume, in den Möbeln krachte es nur so, manche Leisten sprangen ab, sie wurden einfach angenagelt, andere sprangen später ab, in der Wohnung dann, denn die plötzliche kolossale Temperaturveränderung wirkte zerstörend auf alle Leimverbindungen: die Möbel hätten vorher auf etwa acht Tage in einen trockenen, nicht zu intensiv geheizten Raum gebracht werden sollen, zum langsamen Nachtrocknen. Nun ging's aber nicht. Was sonst nach entzwei riß wurde geleimt oder verkittet, die beweglichen Theile hatte man mittlerweile auch herausgerissen, man hatte sie nachher, als alles gebeizt war, kräftig mit dem Hobel bearbeitet, bis sie allmälig wieder in ihre Behälter und Oeffnungen hineingingen. Der Geheimrath bekam denn seine Sachen noch rechtzeitig, allein schon etwa nach vierzehn Tagen kam er verzweifelt angerannt, vieles ging wieder entzwei und die Schubkasten klapperten nun so entsetzlich, ebenso wiesen nun die Thüren salche Oeffnungen auf, daß man fast mit der Hand durchfahren konnte. Viel Staub und Schmutz kam so in die Sachen hinein, für ein Buffet und eine Credenz bekanntlich kein delikater Zustand. Aber das war nun einmal nicht zu ändern: in der warmen Wohnung trockneten die Gegenstände eben unaufhörlich, sie kehrten auf den Stand zurück, wie sie einst die Tischlerwerkstätte verlassen hatten, damals schlaffen und gingen allen beweglichen Theile varzüglich, sie paßten demnach gut in ihre Oeffnungen — nun aber fehlte an diesen Theilen das van uns weggehobelte Holz immer mehr. Es wurde ja wieder nothdürftig herumreparirt, allein der dauernde Schaden, den das unvermeidliche Diner gebracht hatte, war eben nicht mehr wegzubringen; nun gab's ein Surrogat für immer, im anderen Falle hätte man wirklich gediegenere Gegenstände besessen.

Aber der ganze Varfall hat noch eine weit ernstere Seite. Oft wenn wir des Abends schon nach Hause gehen wollten, mußten wir unsere Röcke wieder ausziehen, bis spät in die Nacht hinein weiterarbeiten, meist nur veranlaßt durch die Gesellschaftsfaxereien, wie ich vorhin eine erwähnt habe. In hygienisch unzulänglichen Kellerräumen mußten wir oft arbeiten, die Luft geschwängert van Terpentin, es expladirte unaufhörlich in den Gasflammen, unsere Augen waren abends entzündet, ganz umrändert — und dann sallte es noch bis spät in die Nacht gehen mit der Arbeit. So wird der beste Theil der Saciatrefarm durch die Gesellschaftstallheiten förmlich brach gelegt, was bleibt, ist das mechanisch wirkende Kassenwesen: einzahlen — auszahlen; wahl auch nützlich und nothwendig, aber das Beste und Schönste einer Socialreform ist es nun einmal meiner Meinung nach nicht. Die weitergehendere Voraussetzung dazu ist: Aenderung unseres Gesellschaftslebens nach vernünftigeren Grundsätzen, man kamme von der Hast zurück, dränge nicht alles in einem Tage, in der Saison zusammen, man vertheile seine Bedürfnisse mehr auf's ganze Jahr wieder. Es geht trotz alledem, und wie schon erwähnt, man hat auch schließlich die Entwickelung immer, die man verdient; schauen wir zu allem gleichmüthig zu, stecken wir bald in tausend Uebelständen drin.

Oft schan gab ich, besanders kleinen Leuten, den Rath, sich in der Möbelausstattung sa nach und nach zu vervollständigen, lieber rein kienene Sachen zu kaufen, als das unter den dermaligen Verhältnissen werthlose fournirte Zeug. In Süddeutschland und vor allem in Oesterreich besaß der kleine Mann, der Arbeiter, zu meiner Zeit fast nur Möbel aus Kienholz, das war allerdings besser, ausgesucht, nahezu ohne Aeste, und die Tischler fertigten allgemein solche Einrichtungen an, man bestellte sie bei ihnen förmlich. Hier in Berlin ist das weniger üblich, und so wurde mein Rath auch fast gar nie befalgt, das Fournirte erschien doch echter, nobler, war zudem nicht theurer, ja vielleicht noch billiger als eine bessere Kieneinrichtung, abwohl dieses für den kleinen Mann dann unbedingt um ein gut' Theil besser, haltbarer gewesen wäre

denn jene. Die Schriftstellerin Bely ärgert sich in einem Familienblatt über diesen Nachahmungstrieb der unteren Vollsclassen, wie sie es in ihrem gesellschaftlichen Gebahren, trotz der beschränkten Mittel, dem Reichen gleichthun möchten, was sich dieser im Punkte des Luxus leisten könne, das müsse der Aermere strikte unterlassea, auch jede billigere Nachahmung, es zehre an seinen Mitteln, verhindere bei ihm Vernünftigeres, ja, werde sa vielen überhaupt verhängnißvall. Alles schön und gut, doch hätte die verehrte Schriftstellerin über das Prablem etwas tiefer und umgekehrter nachgedacht, sa wäre daraus am Ende ein etwas haltbarer Schuh gewarden. Gewiß, dieses Nachahmen, das ich besser als Nachäffen bezeichnen möchte, ist eine recht ungesunde Erscheinung, es gäbe demnach auch viel zu rüffeln an den unteren Valksclassen, und ein echtes Valksblatt sollte das täglich ganz kräftig besorgen. — Jeder könnte sich heute bei der vielfachen Bildungsgelegenheit besser unterrichten und seinen Geschmack sa verfeinern. Andererseits muß ich gegen Frau Bely doch darauf hinweisen, wie die Menge die vielen leeren Gesellschaftstollheiten der aberen Zehntausend mitansieht, und wie dieses Pratzenhaft-Leere aft als wirklicher Lebensinhalt genammen wird ... nun, die noch schlechter unterrichtete Menge ahmt eben nach, sie thut's schwerer mit ihren kleinen Mitteln, aber sie thut's in der Meinung, sich mit der Nachahmung ebenfalls dem besseren Lebensinhalt wenigstens etwas zu nähern. Natürlich: eine falsche Meinung, ein schlechter Wahn, aber er verschwindet nicht aus der Welt nach dem Recept der Frau Bely.

Und hier an dieser Stelle, dem Schlusse zu, für die Macht der Nachahmung ein besanders heiteres Erlebniß als Beispiel. Es handelt sich um einen sehr bekannten Berliner Kunstreferenten einer ebenfalls bekannten hiesigen Zeitung. Er referirt über hohe Kunst und über Erscheinungen aus der Kunstindustrie uad ist auch maderneren Anstrichs. Er hatte mittlerweile das Glück reich zu heirathen und sa bestellte er sich bei uns eine theure Einrichtung, das Herren- und Arbeitszimmer war gathisch. Aber die Gegenstände in ihrer Neuheit und glatten Sauberkeit erschienen der Logik des Besitzers doch nicht zu entsprechen, er wollte mit dem Hammer einiges demalirt und abgeschlagen wissen, ich überreichte dem Herrn das Werkzeug, auf daß er selbst das ihm nothwendig Dünkende wegschlüge. Er mußte mich wahl ganz verstanden haben, er unterließ denn die künstlich gewaltsame moderne Zurechtstutzung des Gathischen. Und der Herr ist Kunstreferent an einer bekannten Berliner Zeitung. Aus „höherer“ Kunstanschauung wallte der Mann ein Vandale, ein Barbar werden. Wie inaig er mit seiner Maderne das Alterthümliche suchen und verschmelzen wallte. Er ahmte nach. Und müssen wir nun die geistig beschränktere Frau Müller und Frau Schulze, die sa beharrlich in den pampösen Waarenhäusern einkaufen, diesen glänzenden Rahmen allem anderen varziehen — müssen wir für beide Damen nicht etwas wie eine Entschuldigung finden? Sie ahmen auch nach und sie glauben nach besser nachzuahmen, wenn sie bei ihren Einkäufen zugleich Schinkenbrödchen essen und Chacalade schlürfen können, das übrige Amüsemeat auch nicht zu vergessen. — —

Unsere heatige Umschau war mehr flüchtiger Natur, ich habe auf manche Schäden nur plaudernd hingewiesen, von vielen jedoch vallständig geschwiegen, van mancher tiefdunkeln Ecke, deren Inhalt zuweilen schan mehr var ein anderes Farum gehörte ... Ich wallte das heute nicht berühren, ich wollte auch nicht dem Publicum seinen „glänzenden“ Rahmen verekeln, es aber doch mit einigem Mißtrauen erfüllen and darauf hinweisen, wie es am Ende nicht ahne wäre, wenn man hie und da wieder etwas unmittelbarer mit dem Handwerksmeister verkehrte, zum Schaden des Publicums wär's gewiß nicht. Man kam früher zu dem Meister, besprach sich mit ihm, er machte uns selbst auf dies und jenes aufmerksam, rieth uns unter Umständen davan ab, empfahl uns das Andere, wir gewannen sa vam Productionsproceß etwas wie eine unmittelbare Anschauung. Das liegt heute sa gut wie hinter uns — und der herrlichste Dichter-Denker, Goethe, wurde van seinem Vater, wie uns in „Wahrheit und Dichtung“ erzählt wird, zu den Tischlern und den anderen Handwerksmeistern gesandt, um ihnen die Bestellungen des Vaters zu übermitteln. Dieser mag in manchem ein Pedant gewesen sein, aber daß er seinen Sohn derartig benützte — das läßt ihn wieder nicht als Pedanten erkennen, erhebt ihn sagar vielfach über uns, über manchen Philalogen und Pädagogen unserer Gegenwart und besanders über viele Mütter, denen eine falche Vermengung, wie sie der alte Goethe mit seinem Sahne geübt hat, heute unzweifelhaft ... shocking wäre. Und später noch wanderte unser Dichter stundenlang mit den Handwerksburschen auf der Landstraße fort. Sa ist das Genie aach ganz sichtbarlich gediehen durch eifrige Umschau im Leben. Der angeblich erblich belastete Dichter-Denker hat sa in anderer Beziehung wieder selbst, und meinetwegen unbewußt, den gesündesten Ausgleich gefunden. Daß das var allem nicht Herr Lambrosa besser bedacht hat!

Ja, die ganze Gesellschaftsstructur brauchte nicht immer aus den „nathwendigen Ursachen“ eine durchaus andere werden, einfach darum, weil diese nicht immer sa nathwendig waren, wie es uns stets und bis zum Ueberbruß schan vargeredet wird. Ein langsames Werden und Verstehenlernen ist nicht mehr unsere Sache, wir wollen safart den Gesammteindruck haben, ahne jegliche Mühe und Anstrengung. Wir wallen sofort beurtheilen, doch gehören zu einem reiferen Urtheil immerhin eine hübsche Anzahl van grüadlicheren Varkenntnissen, sie sind schließlich die Basis des reifen Urtheils. Wir wissen ja aft überraschend gut Bescheid in den Tailetten und sanstigen Geschichten einer Schauspielerin, verfalgen hier alles peinlich, verschliagen förmlich jede Natiz über die Dame, — aber in nathwendigeren Dingen, die uns näher liegen, die tief in unsere Lebensgestaltung eingreifen — in all' dem sind wir wirklich van keines „Gattes Hauch“ berührt worden. So wenden wir uns stets mit Inbrunst dem pampösen glänzenden Rahmen zu, hier unsere beste Stütze suchend. Und ein gesellschaftlich fein gekleideter Repräsentant tritt uns entgegen, und maa auß zugeben: wie gering auch seine eigentlichen Fachkenntaisse meistentheils sind, seine Lehre hat ihn doch auf alle Kniffe und Pfiffe sa ausnehmend dressirt, er beherrscht jeden Trick, beurtheilt safort für seinen Zweck unsere gesellschaftliche Stellung, unsere Schwächen und Fähigkeiten, bietet dem Einen van uns das, übertheuert den Aaderen scrupellos — kurz, er versteht's, gilt im Geschäfte als tüchtige Kraft, seine Extragratificatianen vermehren sich, sein Gehalt steigt. Das ist früher im Geschäftsleben, wa das Publicum noch unmittelbar mit dem Handwerksmeister verkehrte, meiner Erinnerung nach nicht zum kleinsten Theil sa geübt warden, alle die tausend Schliche und Pfiffe. Und viele, viele junge Leute werden heute dazu dressirt, grüadlich darin unterrichtet. Wie zerstörend dies für's weitere Leben wirkt, erörtere ich hier nicht, eine bernsenere Feder mag's thun. Nur die Bemerkung: ich kann mir eine Größe des Handels und der Industrie auch ahne salche äußerste schlimme Begleiterscheinungen denken. Die Gesetzgebung hat der ganzen Entwickelung allzulange mit verschränkten Armen zugesehen und sa bleiben auch viele ihrer Maßnahmen unfruchtbar, ja, erscheinen nun überhaupt veraltet, wenn nicht gar lächerlich, wenigstens macht man sie aft lächerlich.

Gewiß: es giebt heute nach eine graße Anzahl wirklich guter, glänzender Geschäfte, es wäre schlimm, wenn wir keine mehr besäßen. Aber wenn ich mich nur in meinem Fache, der Möbelausstattung, umsehe, wie schan in einem Jahrzehnt manches salide Geschäft dahingegangen und an seine Stelle lockere, parvenuartige Erscheinungen getreten sind, — man muß schließlich, gleich anderen Beabachtern, zu Bedenken über

die Entwickelung kommen. Der Stand der gewissenhaften Geschäfte wird immer mehr erschwert durch die Gegenseite, darüber kann den eingeweihten Fachmann kein noch so pompöser Rahmen täuschen. Und in den guten Geschäften verbleibt das Personal oft durch's ganze Leben, es findet nur ein minimaler Wechsel statt; dagegen drüben ein fortwährendes Kommen und Gehen — neue Uebel denn für das Allgemeine, die durch das Wirken der soliden Geschäfte nicht entfernt getilgt werden können, die Verwüstung bleibt auch hier das Stärkere.

Das Publicum könnte so viel bewirken, besser als die Gesetzgebung. Es werde vollwerthiger, erkenne das Bedeutendere gründlicher — und dann stürzt so mancher glänzendschädliche Rahmen von selbst ganz jämmerlich in sich zusammen.

Literatur und Kunst.

Italienische Reise-Eindrücke.

Von Johannes Gaulke (Berlin).

II.

Die Kirche hat einen guten Magen.

Wenn man die Katakomben vor den Thoren Roms durchwandert, gelangt einem die Gewalt einer neuen religiösen Weltanschauung zum vollen Bewußtsein. Alle politischen Revolutionen, alle Hungerrevolten verblassen gegenüber einer revolutionären religiösen Idee. Seltsamerweise haben die Angelegenheiten des Jenseits die Menschen der Vergangenheit anhaltender beschäftigt als die des Diesseits. Ungezählte Schaaren haben mit einem Lächeln auf den Lippen einen qualvollen Tod erduldet, von der fixen Idee besessen, eine gottgefällige That zu begehen. Keiner revolutionären Bewegung der neueren Zeit wohnt die Explosivkraft der Christenbewegung der ersten Jahrhunderte inne. Selbst einer so imposanten Bewegung wie der socialistischen fehlt der unbändige Fanatismus, der allein zum Ziele führt.

Die Thätigkeit der ersten Christen war allein auf das „Endziel" gerichtet. Schritt vor Schritt haben sie den Boden des alten Roms unterwühlt. Das mächtige Rom, das die Welt sich unterthan gemacht hatte, das im offenen Kampfe alle seine Widersacher niedergemacht hatte, vermochte der dämonischen Unterwühlungsarbeit der Christen auf die Dauer nicht zu widerstehen. Hier war ihm ein Gegner entstanden, der stärker war, weil er mit geistigen Waffen kämpfte und an seinen endgiltigen Sieg glaubte.

Die Katakomben vor den Thoren Roms geben uns eine Vorstellung von der Zähigkeit, mit der die ersten Christen ihre Sache verfolgt haben. Man muß staunen über die kühnen Baumeister, die das Erdreich nach allen Richtungen durchwühlten, mit den primitivsten Mitteln im Dunkel der Nacht Felsblöcke auf einander schichteten, um ihren Todten eine Ruhestätte zu bereiten und ihrem Gott zu dienen. Die Vergangenheit liegt vor uns ausgebreitet, eine Zeit voller Kampfesfreudigkeit, voll des Hoffens und Harrens auf ein unsagbares Glück nach dem Tode. Menschen tauchen vor uns auf, die das Leben und seine Freuden verachteten, weil es ihnen nur als eine Vorstufe zu einem abgeklärteren Dasein galt. In den Katakomben bemerken wir auch die ersten Aeußerungen des neuen künstlerischen Geistes: primitive Wandbilder, die Bezug nehmen auf die Gestalten des neuen Glaubens, den guten Hirten, den Täufer, die Taube u. A.

Welch ein weiter Weg von den Katakomben zum St. Peter in Rom! Welche Wandlungen hatte das Christenthum durchlaufen müssen, um die Weltmacht zu erobern! Einige Glaubenssätze, die mit dem Inhalt der christlichen Lehre im Grunde genommen nichts zu thun haben, sind übrig geblieben, sonst aber hat die Kirche es sich gut sein lassen auf dieser Erde. Sie hat es nicht einmal verschmäht, das Erbe des heidnischen Römerreichs, ihres ärgsten Feindes, anzutreten. Auf den Ruinen des alten Roms hat sie sich häuslich niedergelassen, eine straffe weltliche und geistliche Herrschaft errichtet, wie sie die Welt vorher kaum gekannt hat. Zwar ist der Kirche im Laufe der Jahrhunderte von den weltlichen Mächten manche Position abgenommen worden, zwar sind ihr im eigenen Lager Feinde und Abtrünnige erwachsen, aber dennoch steht sie fest auf den eigenen Füßen. Man lernt erst in den römischen Kirchen die Machtfülle des Katholicismus kennen. Ein Institut, das es so meisterhaft verstanden hat, auf die Sinne der Menschen einzuwirken, hat auf guten Grund gebaut. Die Kirche hat vor Allem die Bedeutung der Kunst erkannt und sie ihrem Cultus dienstbar gemacht, sie hat begriffen, daß die gemalten und geschnitzten Götzen die Masse stärker fasciniren als die erdachten. Heute noch küßt das Volk den Fuß der Erzstatue des heiligen Petrus mit derselben Inbrunst wie vor vielen Jahrhunderten. Der alte Himmelspförtner hat im Laufe der Zeit in Folge der vielen Zärtlichkeitsbezeugungen nur eine halbe Zehe eingebüßt, im Uebrigen ist er unversehrt geblieben. Legen wir dem Fußkuß des St. Peter eine symbolische Bedeutung bei, so dürfte die Kirche erst dann in die Brüche gehen, wenn der ganze geweihte Erzklumpen von gläubigen Zungen weggeleckt ist. Wahrlich, eine trostlose Perspective!

Die Kirche hat einen guten Magen! Man ist im Zweifel, ob man den in den Kirchen aufgehäuften Kunstschätzen eine größere Bewunderung zollen soll, oder dem Geschick der Stellvertreter Gottes auf Erden, Geld aus der ihnen anvertrauten Heerde herauszupressen. Es fehlt uns heute eigentlich der vergleichende Maßstab. Wir schätzen ein modernes Bauwerk nach Hunderttausenden, nach Millionen; St. Peter und der Vatikan würde nach der üblichen Werthung auf ungezählte Millionen, wenn nicht gar auf Milliarden zu stehen kommen. Aus welchen Quellen sind die Mittel zu diesen Anlagen geflossen? Wir berühren eins der schmutzigsten Capitel der Weltgeschichte, wenn wir die Einkommen- und Vermögensverhältnisse der katholischen Kirche kritisch beleuchten. Die Kirche oder ihre Ceremonienmeister haben von jeher die Meinung vertreten, daß nur das Leben auf dieser Erde werth ist, gelebt zu werden. Wer von dieser Erkenntniß durchdrungen ist, für den kommen die Begriffe Gut und Böse bei der Durchführung seiner Pläne nicht mehr in Betracht. Jedes Mittel, das die Genußfähigkeit ermöglicht und erhöht, ist gerade gut genug, angewendet zu werden.

Die Kirche hat Großes an uns gethan! Ohne ihre weltliche Lebensauffassung wäre die große Kunstepoche der Renaissance nicht denkbar gewesen. Ohne die Ausplünderung ganzer Länder wären die Monumentalbauten Italiens, die Tausende und Millionen von Menschen entzückt haben, nicht durchführbar gewesen. Es ist das tragische Geschick der Menschheit, daß jeder Culturfortschritt, jede künstlerische That mit unsäglichen Opfern erkämpft werden muß. Die Pyramiden Egyptens sind mit dem Blute ungezählter Sclaven zusammengekittet, die Kaiserpaläste Roms haben das Lebensmark großer Völker verzehrt. Und die Kirchen der Christenheit? Sind sie etwa anderer Entwickelungstendenzen unterworfen? Im Gegentheil, die Kirche ist noch rationeller zu Werke gegangen. Sie hat die Mittel, die sie im „Kampf um's Dasein" brauchte, mit höchstem Geschick ihren Clienten abgezapft. Sie verachtete selbst die kleinen Mittel nicht, getreu dem Grundsatz: Wer den Pfennig nicht ehrt, ist den Thaler nicht werth. Große Völker sind an dem kleinen, aber dauernd wirksamen Aderlaß verblutet ...

Die Kirche hat zwei Weltanschauungen propagirt, die irdische für den Clerus und die himmlische für die Heerde.

Dem ausgebeuteten Volke mußte ein Aequivalent für seine Leiden und Entbehrungen gegeben werden. Auf dieser Erde hatte es nichts mehr zu erhoffen, die Clerisei hatte alle fetten Pfründen für sich beschlagnahmt, da blieben nur noch die Schätze des Himmels für die Gläubigen übrig. Und die Kirche hat nicht geknausert mit den ihr anvertrauten Gnadenmitteln, sintemal sie sie nichts kosteten. Allein schon der Aufenthalt in den prunkvollen Gotteshäusern mußte bestrickend auf das Volk wirken. Hier waren sie Alle gleich, hier gab es keine Classen- und Standesunterschiede, der Bettler galt so viel wie der Feudalherr, die Kirche hatte Raum genug für alle Menschen. Und setzte gar die Kirche ihren großen theatralischen Apparat in Bewegung, dann hatten die Gläubigen die Vorstufe zur Seligkeit beinahe erreicht. Religiöse Andacht und ästhetisches Genießen war eins. Die Kirche wurde dem Volke im Vaterhaus, eine Kunst- und Erholungsstätte, wo es ausruhen und genießen konnte nach den Plackereien des Tages.

Seid klug wie die Schlangen und sanft wie die Tauben! Die Kirche hat dies Wort zu ihrer Richtschnur gemacht. Ihre Tactik ist bewunderungswürdig, sie versteht sich auf Massenpsychologie. Sie ist eine demokratische Institution mit einer aristokratischen Spitze. Ihre Halbgötter, die Kirchenfürsten, zeigt sie dem Volke nur von ferne, an besonderen hohen Festtagen, damit es ihre menschlichen Schwächen nicht erkenne. Dagegen liebäugelt der niedere Clerus unaufhörlich mit der ihm anvertrauten Heerde, er macht sich in des Wortes vollster Bedeutung gemein mit dem Volke. Der katholische Priester speist mit dem Arbeiter an demselben Tische, er trinkt, schnupft und spuckt mit ihm um die Wette, er scherzt, plaudert, gesticulirt — in jedem Zuge ein Sohn des Volkes. Bei uns stehen viel mehr katholische und protestantische Geistliche in dem Geruch der Heiligkeit als in Italien. Von der unnachahmlichen pastoralen Würde entdecken wir keine Spur an dem römischen Priester. Würde er nicht in seinem Habitus den Sohn der Kirche verrathen, man könnte ihn für alles Mögliche halten, nur nicht für einen Besolbten des Herrn. Nicht einmal den nationalen Hang zur Unsauberkeit hat er abgestreift. Mir ist manches Pfäfflein begegnet, das weniger aus Heiligkeit als aus Mangel an einer gründlichen Berührung mit dem nassen Element glänzte.

So lange die Kirche über ein so tüchtiges, rühriges Menschenmaterial verfügt, braucht sie nicht um ihre Zukunft zu zittern. Die kleine Clerisei, die überall herumschnüffelt, hält die Beziehungen zwischen dem Volk und der Kirche in lebendigem Fluß. Der Pfaffe ist der unentbehrliche Berather der kleinen Leute, nicht allein in himmlischen Etiquettefragen, sondern vor Allem in den höchst profanen Angelegenheiten des täglichen Lebens. Die römische Kirche steht sozusagen mit ihrer Heerde auf dem Duzfuß. Ich las kürzlich in einer Kirche in München ein Placat des Inhalts: „Jede Art von Kirchenbettel ist untersagt." Das war eine höchst unkluge Tactik der deutschen Römlinge. In Italien würde Derartiges nicht vorkommen. Die römische Kirche gestattet in mütterlicher Fürsorge für das arme Volk jede Art von Bettel innerhalb und außerhalb ihrer Thore. Das dankbare Bettlerheer wird ihrer nicht vergessen in Zeiten der Noth.

Das Geheimniß des Erfolges liegt in der Rührigkeit der römischen Kirche. Es ist fortwährend „etwas los". Das Volk wird auf Schritt und Tritt daran erinnert, daß die Kirche noch lebt. Keine Stätte in Italien bleibt von ihren Reclamemitteln verschont, selbst der Großstadtlärm wird übertönt von dem ohrenbetäubenden Lärm der Kirchenglocken. Die protestantische Kirche führt ein Scheinleben, weil sie der auf die Sinne wirkenden Mittel glaubte entbehren zu können, weil sie den künstlerisch theatralischen Geist aus ihren Mauern gebannt hat.

Die Kunst ein Propagandamittel der Kirche! Eine bittere Wahrheit, die wir in Italien erst in ihrer ganzen Bedeutung erfassen. Die Schöpfungen der Größten aller Zeiten ein Mittel zur Unterdrückung des freien Gedankens, zur Erhaltung der Unwissenheit! ... Wenn ich die Menschen vor den gemalten und geschnitzten Heiligen in den Staub sinken sehe, dann empfinde ich ein tiefes Weh, und in mir regt sich der Dämon der Vernichtung. Ich fange an, die Bilderstürmer zu verstehen. Das war aber nur eine kleine That. Das Reich der Freiheit wird anbrechen, sobald die letzte Kirche bis auf die Grundfesten zerstört sein wird. Ich weiß nicht mehr, wer zuerst den Gedanken geäußert hat. Ich glaube, es war einer der französischen Encyclopädisten. Es ist immer ein gefährliches Beginnen, die letzten Consequenzen aus einer Anschauung zu ziehen. (Forts. folgt.)

Ein Muster für den historischen Roman.

Von Prof. Arnold Fokke.

Lange bevor einer der tiefen Denker unserer Gegenwart das „hochbedeutsame" Wort Milieu erfunden oder auf deutschen Boden verpflanzt hatte, haben die Dichter aller Nationen das Wesen des Dinges mit einer Sicherheit geübt, die desto größer war, je weniger sie von des Gedankens Blässe angekränkelt wurden. Der Satz, daß, was der Verstand der Verständigen nicht sieht, frischweg von der Einfalt des Kindes geübt wird, gilt auch vom Dichter. Denn die Größe, wodurch der wahre Dichter sich über alles andere Menschenvolk erhebt, besteht eben darin, daß er seine Arbeit entweder mit der Unbefangenheit des Kindes besorgt, die das Wesen des Genies ist, oder daß er auf dem Umwege mit Nachdenken und mit mühsamem Recken und Wenden an sich wieder zum Anfang zurückkehrt, zu jener Einfalt des Herzens, die allein die Gemüther gefangen zu nehmen vermag. Nur daß in dem zweiten Falle die Mühe, die der Dichter an sich gewandt hat, an seinem Werke nicht hervortreten darf, mit anderen Worten, daß die Ankränkelung durch des Gedankens Blässe durchaus und überall fern gehalten werden muß. Denn die Absicht, die an dem Kunstwerke gemerkt wird, verstimmt, und wenn einer die Fäden sieht, womit Casperle im Marionettenkasten regiert wird, wendet er traurig den Rücken.

Worauf es in den Werken des Epikers und des Dramatikers ankommt, ist der Umstand, daß die Personen, denen sie das Leben geben, erstens den Voraussetzungen aller Menschlichkeit entsprechen, und zweitens, daß ihr Handeln im Besonderen aus der Charakteranlage hervorgeht, die sie zu Individuen macht. Aber zwischen diesen äußersten Grenzen liegen noch viele weitere Besonderheiten oder engere Allgemeinheiten, beispielsweise die Heimath und die Fremde, der Staat und die Gemeinde, die Stadt und das Land, das Meer und der Continent, die Religion und die Confession und so in infinitum. Daß nun aus diesen kleineren und größeren Einschränkungen seiner handelnden Personen für den Dichter die dritte Nothwendigkeit entspringt, die Entwickelung der Geschehnisse innerhalb der hierdurch gegebenen Grenzen zu halten, liegt so klar auf der Hand, daß man eigentlich kein Wort darüber verlieren sollte. Die Könige und die Helden, die in der Ilias und der Odyssee die Handlung tragen, treten mit ihrer individuellen Bestimmtheit um keines Haares Breite aus der Umgebung hinaus, deren Grenzen durch Götter und Menschen, durch Freund und Feind, durch ihres Gleichen und durch ihre Untergebenen um sie gezogen sind. Die besondere Staatsklugheit des Ithakerkönigs erhält ihre weitere Färbung durch die Nothwendigkeiten des ihn umgebenden Griechenheeres, und aus ihnen heraus wird er mit seinem Scepter der Zuchtmeister auf dem Rücken des Heeraufwieglers Thersites. Das geschieht in der Ilias, aber in der Odyssee

trägt des Odysseus Gegensatz, der Bettler Iros, den jener var den Augen seiner Gönner niederwirft, nicht bloß die allgemeinen Eigenschaften alles Bettlerthums an sich, sandern auch die besonderen, die ihm ans dem gleichen Boden mit den Freiern der Penelope erwachsen.

In der attischen Tragödie ist sogar der Zusammenhang, der die Träger der Handlung mit ihrer durch die natürlichen Umstände um sie geschaarten Begleitung verknüpft, dauernd festgehalten worden. Der Char des griechischen Dramas ist nichts anderes als die lebendige „Milieu“, die, aus irgend welchen Bestandtheilen des ganzen Valkes zusammengesetzt, zur Theilnahme an der Handlung berufen ist. Auf deutschen, französisch zugespitzten Lippen ist „Milieu“ ein prächtiges Wort und ein bedeutsames Zeugniß für die Varliebe, die nun einmal der Deutsche allem Fremden entgegen bringt. Besonders dem Französischen. Lessing hat seiner Zeit mit aller Kraft dagegen gekämpft und mit Erfolg dem erstarkenden nationalen Selbstbewußtsein vargearbeitet, das, wenn es überhaupt in literarischen Dingen einer Anlehnung bedurfte, seine Vorbilder lieber beim Shakespeare suchte als in den Dichtungen eines Carneille und Racine. Der Kampf, den der Dichter der Minna von Barnhelm mit den Franzosen führte, bezog sich überhaupt seinem Wesen nach auf die literarischen Fragen, die in dem französischen Worte latent sind. Sein Widerspruch gegen die mechanische Anwendung der einseitig aus dem Griechischen abstrahirten Kunstregeln, wie die französischen Dichter sie übten, und andererseits sein Hinweis auf die lebendigen Einbeziehungen des Volkslebens in das Schauspiel, warin Shakespeare das Vorbild war, lieferten in sieghafter Weise den Beweis, daß selbst die Handlungen der Großen in der Kunst der Nachahmung nicht ohne den Resonanzboden dleiben dürfen, der hier und da in den Kreisen des Valkes liegt.

Minna von Barnhelm ist die glänzende Illustration zu den thearetischen Ausführungen, die Lessing uns in der hamburgischen Dramaturgie hinterlassen hat, ein Schauspiel im Sinue Shakespeare's geschrieben, aber eine selbstherrliche deutsche Dichtung, die mehr als viele Bände Ausweis darüber giebt, wie der Einzelne zu dem Ganzen und dessen Theilen, Leben nehmend und Leben gebend, in Wechselwirkung zu setzen ist. Viele andere Geisteswerke deutscher Dichter thun dies auch, aber an keinem springt das, worauf es ankommt, faßbarer in die Augen als an diesem nationalen Drama, dem in der angegebenen Richtung nur Goethe's Götz ebenbürtig ist. Ebenbürtig? Ja, wie überhaupt Goethe größer und mannigfaltiger ist als Lessing, sa mag anch, rein dichterisch betrachtet, der Götz höher zu stellen sein, als Minna von Barnhelm, aber in der Kanst, wie das Ganze und die Theile um die von den Einzelnen ausgehende Handlung gruppirt sind, und wie die Fäden lebendig von dem Einen in's Andere laufen, darin hat die spätere Dichtung van der früheren nichts voraus.

Nachdem ein gütiges Geschick dem deutschen Volke solche Lehrmeister gegeben hat, brauchte es wahrlich nicht bei Anderen in die Schule zu gehen, und vor allen nicht bei den Franzosen, aber der Starke darf sich vielleicht eine nationale Schwäche erlauben, und es liegt in der Natur des Mannes, nach den Reizen des Weibes hinüber zu schielen. Die Franzosen mögen es Wort haben wollen oder nicht, doch sie haben nun einmal im Gegensatz zur germanischen Rasse den weiblichen Charakter dekommen, und vielleicht hängt es damit zusammen, daß sie erst spät zu der klaren Erkenntniß gelangt sind, was den wahren Nerv in den großen nationalen Dichtungen aller Völker von Adams Zeiten her ausmacht. Sie hätten es längst von ihren Nachbarn erfahren können, aber es ist nun einmal nicht anders, als daß sie sich in allen Stücken uns Hyperbareern überlegen fühlen, und daß viele Leute in Deutschland, freilich nicht die maßgeblichen, ihnen dies nachbeten. Deßhalb haben sie lieber so lange gewartet, bis sich die Gelegenheit bot, um uns mit dem geistreich gefundenen Worte ihr Uebergewicht in den Sachen des Geschmacks in's Gesicht zu schleudern.

Da haben wir's, und nun dürfen wir uns auch darnach richten. Doch was Männer wie Scheffel, Gustav Freitag, Anzengruber und Andere, die einen guten Namen in deutschen Landen tragen, damit hätten beginnen sollen, wenn sie seine Geburtsstunde erlebt hätten, ist schwer zu sagen. Fritz Reuter hätte es ihnen in seiner mecklenburgischen Derbheit über die Grenze zurückgewarfen, vielleicht mit einem Begleitschreiben des Inspectars Bräsig, um den französischen Kunstkennern auseinander zu setzen, daß das, was Gutes an dem Worte wäre, van seinem Verfasser schon lange so vortrefflich ausgeüdt warden sei, daß ihre Besten sich Rath von ihm holen müßten. Oder giebt es in aller Literatur eine dichterische Fignr, die sicherer und umfassender aus ihrer Milieu herausträte, als die dieses mecklenburgischen Gutsverwalters? Es giebt eine Sage, wonach die Bürger Leipzigs den berühmten Doctar Faustus aus allen Thoren ihrer Stadt zu gleicher Zeit haben hinausfahren sehen. Aehnlich nehmen auch in Mecklenburg die verschiedensten Gegenden die Gestalt des „Entspectors“ für sich in Anspruch. Nicht in einem Streit des Ehrgeizes, wie ihn die bekannten Griechenstädte über die Geburtsstätte des Hamer führten, sandern Jeder wollte ihn gekannt und gesehen und mit ihm gesprochen haben. Will man noch mehr Zeugniß? Gnt, so nehmt es aus der Thatsache, daß der Ruhm der Reuter'schen Muse auf deutscher Erde noch immer im Steigen ist.

Als Reuter einst staunend die Erfolge an sich verspürte, die ihm die Leserwelt aus der Nähe und der Ferne eintrug, da fragte er seine Frau einmal: „Glaubst Du denn, daß mein Name jemals in der Literaturgeschichte stehen wird?“ — Ja, die Literaturbücher haben seinen Namen aufgenammen, aber meistens in der hölzernen Weise, die ihren Zweck in der Registrirung und im Rubriciren findet. Da ist er nun neben den Namen von Männern zu lesen, die vordem schon zugleich mit ihm im Leben standen und die auch jetzt noch in der Zeit sind. Aber, ob sie gleich leben, so sind ihre Werke doch schon tadt, und Keiner liest sie mehr. Wenn die Entscheidung über Leben und Tad van den Blättern der Bücherschreiber adhinge, dann würden auch die Dichtungen Fritz Reuter's in ihren Todtenkammern begraben sein, aufgehängt an den starren Zeugleinen als Dorfgeschichten nnd Dialectdichtungen. Aber sie leben und feiern immer wieder Auferstehung in den Herzen des deutschen Volkes. Kein modernes Volk kann auf Rhapsoden hinweisen, die die Kenntniß seiner Dichter so lange und mit solcher Wirkung bis in die weitesten Kreise hinaustragen, wie wir es mit berechtigtem Stolz thun können.

Erst war es Karl Kraepelin und jetzt dessen würdigster Nachfolger, der ehemals mecklenburg-strelitz'sche Hofschauspieler Ludwig Sternberg, der, um von weniger bedentenden Recitatoren zu schweigen, mit einer vollendeten Gabe des Vortrages die alten Herzen immer von Neuem entzündet und nicht aufhört, neue dazu zu erwecken. Nicht bloß in Nord- und Mitteldeutschland, sondern auch nach Süddeutschland hinein. Es ist die Frage, woher die große Wirkung stammt, die diese Männer früher und jetzt noch immer vor kleinen und großen Versammlungen in den Gemüthern ihrer Zuhörer wachrufen. Die Kunst des Vortrags vermag außerordentlich viel und häufig hat sie etwas von der Kraft im Stabe des Moses, der, wo der Verstand der Klugen die Wasser nicht rauschen hört, den Quell dennoch hervortreibt. Aber das geschieht nur ausnahmsweise und die Regel ist, daß der Geist des Dichters sich dem Verkünder seines Wartes aufdrängt und ihn zur Bethätignng seiner Kunst mit fartreißt. Das ist mit unzähligen Dichtwerken, großen und kleinen der deutschen Literatur, der Fall. Von der Schule her sitzen sie den Menschen gewissermaßen auf den Lippen, aber, wenn auch

die Schule sich nicht mit den Reuter'schen Dichtungen befaßt, so tragen doch sie ganz besonders den bezeichneten Vorzug an sich. Deßhalb kein Wunder, weil sie wie keine anderen Fleisch vom Fleisch und Blut vom Blute des ganzen Volkes sind. Dieses ist mit seinen höchsten und tiefsten Schichten kaum minder an der jedesmaligen Handlung betheiligt als mit den mittleren Lagen. Aus weiten und den weitesten Kreisen, aus engen und den engsten treten die Menschen zusammen und verschlingen ihr Thun zu einer Gesammtheit von Vorgängen, die im Ernst und Scherz zu dem Köstlichsten gehören, was jemals epische Kunst geleistet hat. Wer nur einmal unter der Vermittelung selbst der weniger bedeutenden Reuterrhapsoden — von den ersten soll hier nicht einmal die Rede sein — die Augen der Versammelten hat weinen und lachen sehen, der ist sich dann auch über das Geheimniß klar, das solchen Zauber zu wirken vermag. Es ist das Eigenste, was Jeder von den Dasitzenden schon irgendwo und irgendwann allein oder mit Anderen erlebt und gedacht, gefühlt und geahnt hat, und was nun, plötzlich zu faßbarer Gestalt geworden, sein Innerstes ergreift und es in „Wehmuth und in Lust“ erbeben läßt.

Die Heurekarufer des „Milieu“ mögen es gut um eine Neubelebung unserer epischen Literatur gemeint haben, aber wir greifen, mit einer höflichen Verbeugung, doch lieber zu einem der plattdeutschen Erzählungen Fritz Reuter's. Die Belehrung, die man da findet, ist drastischer und wirksamer, und wenn sie aus „de Reis' na Konstantinopel“ geholt werden müßte. „Ut mine Stromtid“ wird von den Meisten für das Hauptwerk des Dichters gehalten, und darüber soll allein deßhalb nicht gestritten werden, weil es schwer ist, über die Grundlage der objectiven Kriterien zu der nothwendigen Vereinbarung zu gelangen. Dagegen darf es auch dem Schreiber dieser Zeilen nicht verdacht werden, wenn er von dem in ihnen eingenommenen Standpunkte aus der Meinung ist, daß der „Franzosentid“ der Vorzug zu geben sei. Es dürfte schwer sein, aus dem ganzen Bücherschatze der letzten hundert Jahre einen historischen Roman zu nennen, der die im Vorigen bezeichneten Eigenschaften in festerem Gepräge an sich trüge, als diese Erzählung aus einer großen Zeit. Concentrisch liegen die größesten, großen und kleinen Kreise um den Mittelpunkt der Handlung herum. Da ist erst unter der Führung des maßlosen Eroberers das siegreiche Frankreich, dann das bis dahin geknechtete Deutschland, dessen Theile, das sich erhebende Preußen und das an dieser Bewegung nur schwach und zaghaft theilnehmende Mecklenburg. Die folgenden Ringe ziehen das mecklenburgische Landstädtchen, dessen Beamten- und Bürgerschaft und die Stände der Kaufleute und der Handwerker, nicht zu vergessen die umwohnende Landbevölkerung, und in alle diesem bildet den innersten Kernpunkt alles Geschehenden das Elternhaus Reuters. Man sage nicht, daß damit die Reuter'sche Erzählung sich in nichts von jedem größeren oder kleineren Romane unterscheide, der mit Recht Anspruch auf literarische Beachtung mache. Gewiß, in jedem derartigen Kunstwerk ist ein Mittelpunkt nothwendig, um den alles Andere in irgend einer Ordnung gruppirt ist, aber es kommt darauf an, wie diese verschiedenen Gruppen erstens unter sich aufeinander wirken, und dann, in welchen lebendigen Rapport sie zum Centrum der Handlung treten.

Concentrisch, so hieß es, lägen die Lebenskreise in der Franzosentid in und um einander, aber dabei ist jede mechanische Einzwängung so durchaus fern gehalten, daß es vielmehr erstaunlich ist, mit welcher natürlichen Freiheit und Lebendigkeit die Vertreter des einen in den der anderen übergreifen. Alles macht sich so ungezwungen und ergiebt sich dermaßen aus sich selbst, daß man völlig das Kunstwerk darüber vergißt und sich mitten in die Wirklichkeit versetzt glaubt. Und doch, mit welcher Feinheit sind die Fäden von Einem zum Anderen gelegt, der Dichter, der sie zieht, wird nirgends sichtbar. Bei einer solchen Leichtigkeit des Ganges hat sich schon Mancher zur Nachahmung angeregt gefühlt: da ist doch keine Tiefe, kein bis auf den Grund gehendes Schauen; ist da nicht vielmehr nur mühelose Copie der Wirklichkeit? — Jawohl, aber nun möge Einer mal versuchen, die Natur um sich herum und was an Menschenwerk darin vorgeht, abzuschreiben: daß er nur nicht gleich anfangs in der herbeigeschleppten Tinte ertrinke! Wer es nicht weiß, welche Mühe der Dichter hat, sich die Fülle des andrängenden Stoffes vom Leibe zu halten, wie er seine Massenhaftigkeit bei Seite drücken und dafür die zarten Linien, die scharfen Striche einsetzen muß, die nicht bloß der Ersatz für das Weggeworfene sind, sondern auf denen vorzugsweise die Wirkung beruht, der hat keine Ahnung von der Kunst, woraus Reuter's Franzosentid erwachsen ist.

Wilibald Alexis gilt als der deutsche Walter Scott, und in seinem „Isegrimm“ hat er denselben großen historischen Hintergrund, auf dem sich alle Vorgänge bei Reuter abspielen. Die Vorzüge des älteren Dichters sollen gewiß nicht geschmälert werden, aber Niemand kann leugnen, daß durch einen großen Theil seines Romans hin die Ueberfülle ermüdend wirkt. Welche Menge von Gesprächen glaubt er allein nöthig zu haben, um den Leser über den Geist zu unterrichten, der damals die hohen und mittleren Schichten des Volkes bewegte. Reuter gebraucht kaum so viel Zeilen wie Hering Seiten, und trotzdem tritt aus den verschiedenen „Milieus“ heraus das Gesammtbild der damaligen Stimmung in Deutschland klarer und sicherer vor den Geist des Hörers, als bei jenen alle Reden aus den unterschiedlichen Kreisen des Heeres und des Adels, der Geistlichkeit und der Gelehrtenwelt herstellen können.

Statt alles Uebrigen sei hier nur auf die kurze Stunde des Morgens hingewiesen, wo auf dem Rathhause von Stavenhagen unter der Leitung des französischen Auditeurs die Untersuchung wegen des vom Müller Voß abgelieferten Mantelsacks stattfindet. Hier stoßen auf engem Raume in der unscheinbarsten Umgebung alle die Gegensätze zusammen, von denen im Vorigen die Rede war. Auf der einen Seite der Amtshauptmann Weber und der Bürgermeister von Stavenhagen, der Vater Reuter's, auf der anderen Seite der französische Oberst mit seinem Auditeur. Während diese, wie es in der Natur der Sache liegt, ohne die nationale Staffage bleiben, werden die beiden Anderen, wie es auch die Umstände mit sich bringen, von den Menschen umdrängt, die aus näherer oder fernerer Umgebung zu ihnen gehören. Da ist vom Schlosse Mamsell Westfalen mit ihren beiden Mägden, die von der Seite ihrer Herrin nicht wegzureißen sind, von der Gielower Mühle der alte Voß mit seiner Tochter und aus der Stadt selbst der Bäckermeister Witt. Lauter einfache Leute und im gewöhnlichen Laufe der Tage keineswegs vorzugsweise dazu berufen, die Sache der Nation zu führen, aber auch nur dazu angethan, an ihrem Leiden das des ganzen Volkes zu zeigen. Aber die Noth des Augenblicks bringt sie in diese Lage und nun blicke man scharf hin, wie die Kunst des Dichters in diesem „Tropfen am Eimer“ eine ganze Welt widerspiegelt.

In den obersten Lagen geht der Conflict mit dem Landesfeinde unter den Formen der guten Sitte vor sich, die das Wesen einer höheren Bildung ist, nach unten hin nimmt die Tonart wesentlich an Gemessenheit und Deutlichkeit ab. Aber wie unarticulirt hier auch die Auflehnung der Unterdrückten gegen den Sieger im Einzelnen sein mag, so bleibt doch das Concert trotz seiner Vielstimmigkeit im vollsten Einklang. Es ist da keine Stimme zu hören, die nicht erstens mit sich selber und zweitens mit dem Lebenskreise, der sie entnommen ist, in Uebereinstimmung stände, und die sich nicht drittens auf's Feinste in die Schwingungen des Grundthemas einfügte. Das Grundthema ist die Erhebung des sich auf sich selbst besinnenden, zur Freiheit erwachenden Deutschlands, dargestellt

in der Besonderheit mecklenburgischen Volksthums. Die hierzu berufenen Personen geben sich ungesucht ganz von selbst, aber wie unscheinbar auch die Zurüstungen zur Durchführung des großen historischen Stückes sind, so bleibt doch nichts von alle dem, was damals die deutsche Nation in ihren Höhen und Tiefen bewegt hat, ohne den scharfen und lebensvollen Ausdruck, der das Zeichen innerer Wahrheit ist. In der ganzen deutschen Literatur giebt es keinen historischen Roman, der seine Aufgabe, auf festem geschichtlichen Untergrunde das Leben der Menschen zu einem einheitlichen Bilde zusammen zu fassen, glänzender erfüllt, als Fritz Reuter's Ut de Franzosentid.

George Frederick Watts †.

„Mein Ziel ist und wird immer sein, nicht Bilder zu malen, die einzig und allein das Auge erfreuen, sondern solche, die bis an den Verstand und die Phantasie der Menschen dringen, dort hervorwühlen, was gut und edel ist und dem solch' mächtigen Ausdruck verleihen, daß es in unserem Herzen einen Widerhall findet ..." Und: „Ich male Gedanken und nicht Dinge".

Zwei Aussprüche von Watts, der jüngst von uns ging, an der Hand des Todes, den er so oft gemalt ... Watts todt! ... Das Wort hat einen eigenthümlichen Klang: es ist, als wenn die Culturwelt bei dieser Kunde ganz ruhig bliebe. Hat er uns etwa genug gelebt, er, der Siebenundachtzigjährige? Ja und nein. Denn ob er auch gestorben ist, er lebt doch fort immer und ewig ... Sind Michelangelo und Tizian todt? ...

Wenn Einer in seinen Werken fortleben wird, so ist es der Michelangelo und Tizian Englands ... Sie werden in London aus dem Heim des Altmeisters im Little Holland House einen Tempel machen, zu dem Tausende und aber Tausende wallen werden, die Zeiten hindurch der Predigt zu lauschen, der gewaltigen, die der Malerethiker dort in seinen Werken hinterlassen hat. Ein Watts-Museum soll's werden. Ein wahrhaft königliches Geschenk. Wie seine Bilder auch in der Tate-Gallery, wie die Fresken in „Lincoln's-Inn" und in der Kirche „St. James the Less" und in verschiedenen englischen Museen. Wahrhaft ein Apostel, verkündete er seine Lehre nicht um Goldes Werth und Ruhmes Klang — er trug sie mitten hinein in's Volk: „nehmet Alle davon so viel Ihr mögt!"

Gold und Titel hat er zurückgewiesen und hat nimmer nach äußerer Anerkennung gefragt. So konnte er immer er selbst bleiben. Das Recht auf seine Persönlichkeit als Künstler war das Einzige, das er für sich in Anspruch nahm. Dieses aber ganz.

Eine vornehme englische illustrirte Zeitschrift brachte gleich nach seinem Tode ein großes Bildniß von ihm. Darunter stand zu lesen: „George Frederick Watts, der am 1. Juli gestorben ist, war am 23. Februar 1817 geboren. Seine Familie war wälischen Ursprungs. Er stellte sein erstes Gemälde in der K. Akademie 1837 aus und von da ab arbeitete er unaufhörlich und mit immer wachsender Kraft. Noch ganz jung wurde er zum Mitglied der K. Akademie erwählt. Zwei Mal hat er den Baronet-Titel zurückgewiesen. Die „Times" nennt ihn den meistgeehrten und meistgeliebten Künstler Englands. Ein anderer Schriftsteller sprach von ihm als von der bedeutendsten Gestalt unserer Zeit. Er war ohne Zweifel ein mächtiger Vorkämpfer der Menschlichkeit und Gerechtigkeit in einem Zeitalter des Materialismus."

Das ist der ganze Nekrolog. Kürzer kann er nicht ausfallen. Aber diese Kürze kommt mir sehr bezeichnend vor: Watts ist eben mit seinem Werk ein Gemeingut seines ganzen Volkes. Jedermann kennt es, liebt es, bewundert es. Das Werk bleibt. Das ist die Hauptsache. Und das Werk selbst charakterisirt ihn, übermittelt uns seinen Lebensgang. Was wollen dem gegenüber ein paar kunsthistorische und biographische Angaben und Bemerkungen sagen! Seine Werkstatt stand jeden Sonntag Nachmittag Allen offen, die Museen die ganze Woche über, von Zeit zu Zeit gab's Sonderausstellungen und im Uebrigen verbreiteten zahlreiche Vervielfältigungen seine Werke. Wie sollte er da nicht volksthümlich geworden sein, der strenge und doch so gütige, der ernste und doch so milde Prediger eines Evangeliums der Liebe, die höher ist als alle Rassen- und Kasten- und Dogmen-Vorurtheile und die alle Abgründe zwischen ihnen überbrückt?

Seine Predigt bezwang Alle durch ihre Gewalt und Tiefinnerlichkeit. Wenigstens so lange sie vor seinen Bildern standen. Selbst der Zweifler, der Blasirte, der Gegner aller allegorischer Tendenzmalerei verstummte ihnen gegenüber.

Denn seine Allegorien und Symbole hatten nichts Conventionelles, Banales, Triviales in den Ausdrucksformen. Da gab's keine Anlehnung an die Mythologie der Alten, noch an den Formenschatz der Präraphaeliten oder der Renaissance. Watts kannte keine griechischen Gottheiten, keine Madonnen und Heiligen, keine Volkstypen als Träger biblischer Legenden. Er träumte seine eigenen Träume und redete seine eigene Sprache. Und er wußte sich dabei Jedermann verständlich zu machen, trotz der Monumentalität seiner Ausdrucksformen. Und der Text seiner Predigten war Allen geläufig.

Was diese Texte waren? Gewissen, Gerechtigkeit, Zeit, Ewigkeit, Hoffnung, Geiz, Mammon, Leben, Liebe, Tod. Tod und Liebe vor Allem ... Und durch wessen Leben ist nicht einmal wenigstens die Liebe hindurchgeschritten und wer weiß nicht, daß am Ende des Lebens der Tod ihn erwartet? Da mußten die Bilder allgemein verständlich sein.

Man hat Watts den Maler der Liebe und des Todes genannt. Aber seine Liebe ist kein lockiger Amor und keine üppige, berückende Venus, auch keine träumende Maid, sondern ein keuscher, starker, mannhafter Jüngling; und sein Tod ist kein knochenrasselnder Sensenmann, kein höhnender Teufel, kein mordgieriges Ungeheuer, sondern ein hehres, feierlich-ernstes, liebevolles Weib; die „gütige Wärterin, die die müden Kinder zu Bette bringt", hat er ihn einmal selbst genannt; und das Leben — das Leben ist ihm eine zarte, schutzbedürftige Jungfrau, die der Jüngling Liebe über den steilen Grat aufwärts leitet, immer aufwärts, dem Licht entgegen ...

So malte er uns „Liebe und Leben", so den unvollendeten „Hof des Todes", an dessen Thron König und Richter, und Krüppel und Bettler, und Getäuschte und Verrathene und Hoffnungslose sich alle, alle gern sammeln; so malte er uns „Tod und Liebe", wo freilich einmal auch die Liebe ein Knabe ist, ein Knabe, der muthig aber vergeblich der Todesgöttin den Eintritt zu verwehren sucht. So, in demselben Geiste des Monumentalen und doch so Volksthümlichen, zeigt er uns den Riesen „Mammon" auf seinem mit Todtenschädeln geschmückten Thron, die eine Faust auf dem Nacken eines todten Mädchens, den einen Fuß auf dem Leichnam eines Mannes; so den mordlüsternen „Minotauros", so „Zeit, Tod, Gericht", so den „Geist der Güte", das er allen Kirchen widmete, so den „siegenden Genius der Liebe", der in den goldschimmernden Aether, als Allüberwinder zwischen Todten weinend und doch jauchzend seine Arme hinausstreckt, so — noch eine lange Reihe anderer Predigten, Bekenntnisse, Lehren, Mahnungen, Bitten ...

Also ein Prediger — kein Maler? Oh, welch ein Maler! Nicht nur, daß er immer der Ethiker, der Moralist gewesen wäre — auch Landschaften, Bildnisse, ja sogar „Genrescenen" hat er gemalt; aber in's Herz der Zeitgenossen und in das Herz derer, die nach ihm sein werden, hineingemalt hat er sich vor Allem mit seinen Allegorien und Symbolismen.

Kein Maler? Oh, welch ein Maler! Einer, der seine eigene Technik hatte; einer, der die feurigsten und gewaltigsten, zartesten und sanftesten Farbenharmonien zu finden wußte, der längst vor den Impressionisten das Gesetz der Farbenzerlegung anwandte; ein Maler, der seine eigenen Linien und Formen hatte, daß seine Menschen mitunter „großen wehenden Bäumen gleichen, mit denen der Wind sein Spiel treibt"; ein Maler, der seine Figuren in die eigenartigsten Gewänder hüllte, die nicht die der Antike und die der Gothik und nicht der jungen Renaissance sind, flatternde, weite, unendlich faltige Gewänder. Ein Maler, der bald wuchtige, wie mit einem Schmiedehammer zusammengeschweißte Umrisse giebt und dann wieder zarte, weiche, schwungvolle, wie aus Sonnenfäden gewebte ...

Ein „Ideen-" und ein „Tendenz-"Maler, der alle Weisheit rubricirender Kunstgelehrsamkeit zu Schanden macht, denn er setzt an die Stelle der ästhetischen Gesetze eine siegende Weltanschauung und an die Stelle der Kunst eine Religion, die doch selbst wieder — Kunst ist.

J. Norden.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Mädi.

Von Roda Roda.

Bei Bezirksrichters nebenan haben sie acht Kinder, dennoch sagt die Frau Richterin, gäbe sie eher ihr Leben her, als Eines von den Kleinen.

Voriges Jahr ist die Jüngste, die Pini, gestorben. Die Frau Richterin hat geweint, er, der Richter, hat nicht oft genug wiederholen können, wie leid es ihm um die kleine Pini thut — — dann hat man das Kind begraben — — und die Eltern gehen noch jetzt öfter auf den Friedhof. Unlängst sind sie sogar zwei Mal in einer Woche dort gewesen ...

Und selbst diese braven Eltern finden den Doctor Schebesta unbegreiflich.

„Er ist ein Narr!" sagen sie. „Ein übertriebener, verrückter Narr."

Ueberallhin führt er das Kind mit sich. Was er auch thut und läßt, immer hat es Bezug auf sein Mädi.

Denn seine Liebe zum kleinen Mädi ist anderer Art, als anderer Eltern Liebe. O, von ganz anderer Art — wie auch sein ganzes Schicksal sonderbar ist.

— — — — — — — — — — — — —

Als er noch selber ein Junge war — so alt etwa, wie jetzt sein Mädi ist — da erklärten ihn Alle schon für einen außergewöhnlich begabten Knaben. Nicht etwa für ein Genie, denn allzuhoch fliegen ja die Erwartungen einfacher Leute nicht. Immerhin, daß er ein sehr brauchbarer Beamter oder Arzt oder dergleichen werden würde — darüber war nur eine Stimme.

Der junge Schebesta aber träumte von Größerem. Er sah die Knaben um sich und sah, daß er mehr war als sie. Ein Drang, zu schaffen und zu werden war in ihm — so groß — so groß, daß er die Decke des Schulzimmers durchbrach und thurmhoch hinauswuchs bis an die Wolken, bis man die Spitze gar nicht mehr sah — vielleicht noch viel höher — bis an die Sterne. Die würde er sich einmal, wenn er erst emporgekommen, herunterholen können, meinte er. Er wußte nur noch nicht, welchen von den Vielen.

Alles begriff er leicht. Auf allen Gebieten leistete er doppelt so viel, als man von ihm verlangte. Er verschlang Buch auf Buch. In seinen einsamen Stunden grübelte er nach, und es fielen ihm Dinge ein, die er nie und nirgends gelesen hatte — heute das und morgen etwas Anderes, und an jedem Einfall baute er wochenlang. — Wenn er dann wieder ein neues Buch in die Hand bekam, geschah es oft, daß er sein Eigenthum darin wiederfand — nur reicher und schöner. Er war dann traurig — und im nächsten Augenblick stolz — darauf, daß er selbstständig nachersonnen, was den Ruhm der ersten Männer ausmachte.

So ward er fünfundzwanzig Jahre alt.

Das Erlebniß, das ihn mit starkem Griffe packen und aus der ebenen Bahn des Alltags emportragen sollte, war ihm noch immer nicht begegnet.

Vor seinen sehenden Augen aber war alle Pracht eingestürzt, und hinter den Trümmern seiner Träume lag der ziellose, garstige Sumpf, durch den er seinen Weg nehmen sollte.

Ehedem hatte ihn ein hitziges Gift über seine Kräfte getäuscht. Jetzt lähmte ihn eine vorgeahnte Müdigkeit.

Um diese Zeit — seine schwerste vielleicht — ward ihm Hülfe von einer Macht, an die er nie und nimmer gedacht hatte — vom Weibe. Vorzeitige Hülfe in einer Noth, deren Schebesta noch nicht voll bewußt war.

Er lernte Mädi's Mutter kennen.

Sie war's damals freilich noch nicht. Sie ging täglich um 8 Uhr früh den weiten Weg aus der Vorstadt in ein Bureau der Kärntnerstraße, wo sie Adressen schrieb. Schebesta sah sie öfter, wie sie bescheiden ihrem Ziele zueilte, ohne sich umzublicken. Zwei, drei Mal war er daran, sie anzusprechen, aber das blasse, gleichgiltige Gesicht, das so wenig Amüsement erwarten ließ, schreckte ihn ab. Erst als er eines Tages zufällig in einen Stellwagen stieg, wo sie mit ihrer Freundin tuschelte und lachte, that's ihm ihr Lachen an und er mischte sich in's Gespräch.

Schwer war das nicht. Die beiden Mädchen antworteten flink, als er sie fragte. Er durfte auch Ottilie „in's Geschäft" begleiten und sie „dann" — Mittags — erwarten — „wenn er wollte". Natürlich wollte er! Sie war ja recht hübsch. Alles, was ihn hätte abhalten können, war ihr ein wenig verwaschenes Fähnchen.

— — — — — — — — — — — — —

Nachdem das geschehen war, was kommen mußte, sprach sie ihm einmal vom Heirathen. Er schlug das rundweg ab. — Heirathen? — Nein! Das würde er niemals thun — nie, nie!

— — — — — — — — — — — — —

Schebesta war natürlich in die allerweiblichsten Angelegenheiten Ottis eingeweiht.

Es kamen Tage, an denen Ottis Augen furchtsam glänzten. „Um Gottes willen — wenn — — ich dürfte nie mehr über die Schwelle meiner Mutter treten."

Schebesta beruhigte sie jedes Mal und und behielt jedes Mal recht. Zum Nachdenken brachte ihn die Sache dennoch. Er war fern davon, Furcht vor dem „Wenn —" zu fühlen. Ja, er befreundete sich sogar langsam mit der Möglichkeit. So oft er einen Strich unter die Riesenzahlen seiner alten Hoffnungen machte und die Summe mit dem Erreichten verglich, fand er ein schreiendes Mißverhältniß. Wie viel hatte er gewollt, wie wenig gekonnt! Aber fortleben wollte er nach dem Ende eines verpfuschten Lebens, dessen Kürze ihn zu großen Werken doch nicht mehr kommen lassen würde. — Fortleben — um jeden Preis, wenn nicht durch eine That, dann durch ein Kind!

Und eines Tages kam Otti bleich und zitternd ... es blieb kein Zweifel mehr, kein Morgen, das noch trösten konnte.

Dr. Schebesta zog einen schwarzen Rock an, ging zur Mutter Ottis und ersparte dem Mädchen den furchtbaren Augenblick des Geständnisses.

Die Mutter war ein wenig überrascht — sie hatte ja nichts von dem Verhältniß geahnt, heute noch nichts. Einen Tag später hätte sie es bemerkt gehabt ...

Und als sie kurz nach der Werbung wirklich die Entdeckung machte, bestätigte das nur eine Vermuthung, die sie schon bei Schebesta's ersten Worten gehegt hatte. „Welches Glück für meine Otti", dachte sie. Und dieses Glück leuchtete auch von ihrem Gesicht.

Vielleicht hat das den Dr. Schebesta ernüchtert. Vielleicht ernüchterten ihn die unvermeidlichen Verwandtenbesuche. Gott, die Leute bemühten sich gar nicht, ihre Mitwissenschaft, um Ottis Zustand zu verbergen. Warum auch? Er wird sie ja heirathen ...!

Das verletzte den Dr. Schebesta im Innersten. Er fühlte sich herabgezogen durch seine Braut. Wenn man allerlei Anspielung machte, die ihn wie Knutenhiebe trafen, sah er erwartungsvoll auf Otti, ob sie bis auf's Blut verwundet in den Boden sinken würde. Aber sie brachte nicht einmal die Röthe der Scham auf ... Sie lachte. Er wird sie ja heirathen ...

Das wird er. Ueber den quälenden Besitz einer Frau, deren Geist sich in Neckereien über seinen tschechischen Namen erschöpft, wird ihn das Kind hinwegtrösten — das Kind!

S e i n Kind!

Alle Blumen, die er vereinst unter die theuersten Gedanken getheilt, vereint er jetzt zu einem Kranze und schmückt damit das ungeborene Kind.

— — — — — — — — — — — — —

Es that ihm ein wenig leid, als es kein Knabe wurde — nur eine Secunde lang. — Dann schloß er das kleine Körperchen, in dem so viel keimen sollte, an sich und schenkte ihm das Angebinde seiner Innigkeit.

Es ist sein Mädi, ganz allein seines. Sie — der es vor Mädis Kommen zuerst gegraut hat — der Mädi dann nichts als die Kupplerin einer versorgenden Ehe gewesen ist — soll nicht Theil an dem Kinde haben! Mit hussitischen Fanatismus schließt er sie davon aus. Und belauert in eifersüchtiger Sorge das Kind, ob es nicht der Mutter nachgerathe. Als könnte es sich durch die Luft, die es mit ihr athmet, an ihrem Wesen anstecken, hält er Mädi von ihr fern — ganz, ganz allein für sich. Denn ihm soll es ja Ersatz des ungelebten Lebens sein.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Nun, da Mädi gestorben ist, geht Dr. Schebesta umher und wundert sich über sich selber.

Es schmerzt ihn nicht. Es kostet ihm nicht einmal eine Thräne.

Er wünscht heftig, weinen zu können — nicht etwa aus innerem Drang. Nein, nur damit man sähe, daß es ihm nahe geht. So, wie er jetzt da herumläuft — bis zur Erschöpfung — ruhig und gedankenarm, müssen ja die Leute an seiner Liebe zu Mädi irre werden .....

Merkwürdig! Hätte er je daran gedacht, Mädi zu verlieren, — er hätte sich davon ein Bild in einer einzigen Farbe gemalt: in der Farbe, die man aus den Thränen des Leides und dem Geifer der Raserei mischt.

Und heute —? Er sieht durch's Fenster, wie die Weiber draußen ihr Obst verkaufen, er hört ihren Gesprächen zu und versteht sie — er sieht die Welt um sich und bemerkt ihre kleinsten Kleinigkeiten. Wie merkwürdig!

Dann setzt er sich betäubt und gebrochen auf das Sopha. — — Warum eigentlich — —? Warum gerade Mädi? Mädi war doch so schön, so stark gewesen? Giebt es nicht Tausende von verkrüppelten Kindern — Tausende von Anderen, um die Niemand getrauert hätte? Tausende, deren Tod über dem Lachen ihrer Geschwister kaum bemerkt worden wäre? Warum gerade Mädi, seine Einzige?

Ah, einfach betrogen hatte man ihn um sein Kind, allen Naturgesetzen zum Hohn betrogen!

Und dieses Weib da war ihm geblieben!

Dr. Schebesta kniete an der Leiche seines Kindes nieder und heulte vor Wuth und Zorn.

Aus der Hauptstadt.

Wie und was Max Nordau über sich selbst schreiben würde.

Der entartete Mensch liebt es, sich einen anderen Namen umzuhängen und damit, wie mit einem falschen Flitter bewaffnet, einher zu stolziren. Wenn er schon die Grenze zu dem Verbrechertypus des internationalen Hochstaplers überschritten hat, wird er auch seinen Zweck darin finden, sich aus einem deutschen Herrn von Walden zu einem Monsieur Dubois in Paris und einem Lord Walter Wooden auf englischem Boden umzuwandeln. Oder wenn er bereits dem vollen Irrsinn verfallen ist, verschafft es ihm höchste Befriedigung, sich als Kaiser Napoleon zu tituliren, trotzdem er im bürgerlichen Leben nur ein einfacher Schuster war. Doch das sind schon Typen, welche in dem Gerichtssaal und Irrenhaus ihre Behandlung finden.

Der gemeine Degenerirte begnügt sich mit milderen Scherzen. Eine kleine Entstellung oder Verdrehung des Namens, wie sie dem nicht ausgereiften Gehirn des Kindes Vergnügen macht, befriedigt auch ihn, dessen

krankhafter Zustand die bloße Wiederkehr eines ursprünglich begreiflichen Verhältnisses ist. Er zerschneidet seinen Namen in selbstständige Worte und dreht jedes Wort in sein Gegentheil um.

Aus „Süd" wird „Nord". Das macht sich ganz leicht. Schwerer wird es zu „Feld" das Gegentheil zu finden. Man sagt „Feld und Wald", „Wiesen und Felder", aber auch „Feld und Au". Das letztere Wort bietet den Vortheil, daß es mehr wie eine echt deutsche Schlußsilbe aussieht. So wurde aus dem wogenden Südfeld eine lachende grüne Nordau!

So thöricht und überflüssig diese Umwandlung erscheint, so bezeichnend ist sie doch für diesen Mann, dessen geistige Potenz kindische Verdrehung und dessen ganze Eigenart in dem abgeschmackten Suchen nach dem Gegentheil zu dem, was alle Welt denkt und liebt, besteht. Ibsen hat nach Nordau die Menschen nicht besser gekannt als ein Säugling, der sich noch an dem Busen seiner Mutter vergnügt, Zola das Leben in den Markthallen und den Kohlengruben, in den Salons der Großdirnen und den Bauernstuben vor seinem Schreibtisch in Médan ausgeklügelt, und Wagner besitzt für seine musikalische Töne ebenso wenig Empfindung wie eine Krupp'sche Panzerplatte, die nur von einem zweiunddreißigcentimetrigen Caliber angegriffen wird.

Auf die Großen und Größten hat er es besonders abgesehen. Wehe dem Maler, dessen Bilder bewundert und gekauft werden! Wehe dem Componisten, dessen Schöpfung unaufhaltsam den Weg durch alle Lande nimmt! Dreimal Wehe aber dem Schriftsteller, dessen Drama die Theater füllt oder dessen Romanauflagen wie warme Semmeln abgehen! Alle werden unerbittlich in das Prokrustesbett seiner medicinischen Wahnsinnsästhetik gezerrt und dann wird ihnen mit dem breiten Schächtmesser seiner galligen Kritik durch die Gurgel gefahren.

Wenn sich einmal ein schwachsinniger Teßmann zur Herausgabe von Nordau's gesammelten kritischen Ausdünstungen finden sollte, so hätte eine solche Sammlung unstreitig den Werth, eine lückenlose Aufzählung aller Künstler, Componisten und Dichter zu liefern, welche zu Lebzeiten dieses giftigen Neidlings zu einiger Bedeutung gelangt sind. Oft hatten sie kaum erst im Publicum zu leben begonnen, so waren sie auch schon von Nordau abgeschlachtet worden.

Der Schächter von Paris! Hekatomben fielen unter seinem Messer. Unverkennbar hat sich da die rituelle Thätigkeit des Vorfahrs in einem Drang nach wesensgleichem Thun fortzupflanzen gesucht. Statt Geflügel und Mastvieh — Dichter und Künstler. Das ist der einzige Unterschied.

Ihm sind oft die, welche leben und schaffen, nicht genug. Zu Zeiten treibt ihn sein wüthender Vernichtungstaumel in die heilige Walhalla, wo einer ganzen Nation Liebe und Verehrung eherne Denkmäler ihrer großen Geister und Kämpfer geschaffen hat. Zwar kann er mit seinen ohnmächtigen Stichen das Erz nicht verwunden, höchstens nur zerkratzen. Doch ihm scheint das für eine große unsterbliche That zu gelten.

Ueber die Classiker Deutschlands sind bereits Bibliotheken geschrieben worden. Nordau weiß aber in seiner unheimlichen Originalität noch immer neue Mängel herauszufinden, natürlich mit Hülfe von Medicin und des rasseverwandten Lombroso. Er beweist ganz klar, daß Schiller das Krankheitsbild der Jungfrau von Orleans falsch wiedergegeben hat, was entschieden ein schlechtes Licht auf dessen Kenntnisse als Regimentsmedikus wirft. Johanna darf nie den Helm der Zigeunerin an sich reißen, nie nach Reims eilen, ihren König zu krönen, weil sie eine furchtsame und zeitlebens mit Kinderschwäche belastete Natur ist. Der Aufbau von „Romeo und Julia" ist verfehlt, weil Romeo wegen Verführung eines erst dreizehnjährigen Mädchens vor Gericht zu stellen ist und dieser Nothzuchtsproceß eine ganz andere Wendung in diesem sonst nicht schlecht eingefädelten Drama hervorbringen muß.

Nordau begnügt sich aber nicht, seine Leser von der Lectüre solcher schlecht gezimmerter Werke abzuhalten. Er scheut auch nicht die Mühe, das Werk zu schaffen, welches als Idealwerk der Kunst aller Zeiten und Völker dastehen soll. In himalayischer Höhe ragt es über die niedrigen Hügelketten schriftstellerischen Talentes von Homer's grauer Vorzeit bis in die nebelige fernste Zukunft.

„Doctor Kohn", Drama, Menschheitsdichtung und Menschheitserlösung von Max Nordau. Unfaßbares Meisterwerk des unfaßbaren Meisters! Du wirst bestehen, wenn Goethe und Zola längst nur mehr in vergilbten Museen gezeigt werden. Denn Du entthronst den mächtigen Achilles, Du übertrumpfst den gelehrten Faust und verscheuchst lächelnd den sinnenden Hamlet.

Jünglinge, die Ihr einst um die glühende Stirn den kühlenden Lorbeer schlingen wollt; Kritiker und Literarhistoriker, die Ihr Euren Geschmack an dem einzig wahren Kunstwerk bilden wollt; Mädchen und Frauen, die Ihr Euer Herz an der Perle der Weltpoesie erquicken wollt; Menschen und Denker, die Ihr Euch stark genug fühlt, einen Aufflug zu den höchsten Idealen zu wagen; Euch allen rufe ich zu: Lest den „Doctor Kohn"! Er wird Euch leiten, belehren, veredeln, erbauen und zur Vervollkommnung führen.

Aber dieses entsetzliche Machwerk, zusammengebraut aus Kotzebue'scher Theaterkunst, sensationellem Zeitungsgeschmier und koscherem Gänseleberduft, das auszuzischen der Pöbel des gemeinsten Vorstadttheaters unter seiner Würde finden würde, ist nicht einmal originell. Seine Idee ist von Herzl, dem eben heimgegangenen Börsenblattgenossen und Zionsbruder Nordau's, gehamstert. Doch während „Das neue Ghetto" trotz seiner tendenziösen Einseitigkeit einen gesunden Kern nicht verleugnet, könnte der „Doctor Kohn" nicht einmal als Käspapier verwendet werden, weil er die kräftigsten Maden zum Erbrechen bringen müßte. Gäbe es nur ein Dutzend Schriftsteller Nordau, wie viele Schock von Kritikern Nordau könnten dann mühelos ihr Brod finden!

Es giebt aber noch einen Politiker und Freiheitskämpfer Nordau. Sein ganzes Leben brachte er damit zu, die reinsten Ideale nach Hundeart zu besudeln und das schönste uneigennützigste Streben nach dem Muster der ordinärsten Straßenbande zu bespucken. Nichts war ihm genug echt und wahr, nichts schien diesem Tugendbolde rein und erhaben genug. Immer war er dem Fortschritt um eine ganze Pferdelänge voraus, bis er endlich auf der schwindelnden Höhe des — Zionismus angelangt war.

Nachdem selbst die tiefsten mongolischen und tartarischen Volksstämme, vielleicht auch schon die Botokuden und Zulukaffern, sich an dem Evangelium der nationalen Einigkeit berauscht haben, stößt auch Nordau in die abgebrauchte, heiser gewordene Trompete der Nationalidee und sammelt seine Schaaren zur Gründung eines nationalen Reiches am fernen Jordanfluß. Aber bis an die Grenze, welche Westeuropa von Haldasien trennt, verhallt sein Trompetengestöhn fast ungehört. Erst in den Schlachthöfen Galiziens und den Schnapsgefilden Rußlands findet er die Menschen, die seinem Ideal reif sind.

Die orthodoxen Juden Osteuropas, diese religiös umnachteten Geschöpfe, die für jede Stunde ein anderes Gebet und eine andere Ceremonie zu ihrer eigenen Marter ersonnen haben, als Bannerträger Nordau'schen Höhenmenschenthums! Wie eine gerechte Vergeltung muthet es an, daß dieser zersetzende neidische Geist auf solche im tiefsten Religionssumpf steckende Jünger angewiesen ist, wenn er seine Baseler Bergpredigten beklatschen lassen will oder in dem Narrenblättchen, das sich als „Welt" ausgiebt, den kleinen Jeremia zu spielen sucht.

Man erzählt von einem Alchymisten des Mittelalters, daß er auf der Suche nach dem Recept zur Goldherstellung so lange in einer verheißungsvoll glänzenden und gelb schimmernden Flüssigkeit herumquirlte, bis er selbst zu einem Goldklumpen erstarrte. Nordau ist auch so eine Art ästhetischer Alchymist, der unablässig immer nur das absurdeste Gegentheil und die wahnwitzigsten Paradoxe gesucht hat, bis er schließlich selbst zur Verkörperung des Paradoxen wurde.

Nur eines ist noch zu bemerken: Auch diese Art schriftstellerischer Thätigkeit, das Publicum mit verblüffenden gegentheiligen und paradoxen Ideen zu überfallen und zur Lectüre zu reizen, ist nicht von Nordau erfunden worden. Heinrich Heine war ihr erster Meister. Nordau ist nur mehr der gelehrige Sprößling. An Nachfahren fehlt es ihm seinerseits auch nicht.

Der Culturhistoriker, der einmal versuchen wird, ein Bild der geistigen Arbeitsweise im neunzehnten und zwanzigsten Jahrhundert zu liefern, wird auf diese Familie gehörig Rücksicht nehmen müssen.

Jul. Kraus (Wien).

Heinrich Laube als „Salon-Kritiker".

Von E. Reichel (Berlin).

Als ich vor Kurzem unter meinen alten Papieren große Musterung hielt, fielen mir u. A. ein Paar Aufzeichnungen in die Hand, die ich vor mehr denn 20 Jahren in Wien gemacht hatte. Sie waren damals in unmittelbarer Anknüpfung an Gespräche, die Heinrich Laube (in dessen Hause ich damals nahezu täglich verkehrte) mit mir zu führen pflegte, entstanden und dürften vielfach auch heute noch für einen weiteren Leserkreis anziehend sein.

So kamen wir eines Tages auf einige Größen des Burgtheaters zu sprechen; und bei dieser Gelegenheit charakterisirte Laube den Einen und Anderen mit wenig Worten so trefflich, daß ich es mir nicht versagen konnte, das Hauptsächlichste seiner Aeußerungen festzuhalten.

Charlotte Wolter hatte mich, als ich sie auf der Bühne des Burgtheaters kennen lernte, zuerst enttäuscht. „Das wird sich noch ändern" — entgegnete Laube. „Wie man sich an jede starke Persönlichkeit gewöhnen muß, so müssen Sie sich auch erst nach an die Wolter gewöhnen. Allerdings — das Prädicat einer Künstlerin im höchsten Sinne des Wortes wird man dieser elementar begabten Frau nicht zuerkennen dürfen, weil sie die Kunst der Rede, ohne die kein Schauspieler ein Künstler sein kann, nicht besitzt. Was jedem großen darstellenden Künstler ein Element sein muß, worin er sich wohl fühlt, von dem er sich tragen läßt, in welchem er sich erst ganz der Entfaltung seiner Mittel hingeben kann, das ist für die Wolter eine drückende Fessel. Man merkt es ihr ordentlich an, wie sie mit ihrer Rede ringt, gleich wie mit einem bösen Gegner, den sie am liebsten zu Boden werfen möchte. Den Kern ihrer Rolle beherrscht sie stets; sie ist stets der Mensch, der sie in einer bestimmten Rolle sein soll. Aber die Worte, welche der Dichter diese Menschen sprechen läßt, bleiben ihr immer bis zu einem gewissen Grade fremd. Um im Bilde zu sprechen, ihre Rede gleicht bald einem Hause, in welchem einige Fenster eingeschlagen sind, bald einem Hause, in welchem eine Treppe fehlt, und oft genug hat man die Empfindung, die Sprecherin könne sich, von ihrer Leidenschaftlichkeit fortgerissen, den Hals brechen oder wenigstens die Zunge. Aber trotz

alledem — sie ist eine Persönlichkeit und wird, wenn sie sich 'mal zur Ruhe setzen sollte, kaum ersetzt werden."

Eine große Liebe empfand Laube für Ernst Hartmann, den er 1864 für das Burgtheater gewonnen hatte. Auf mich hatte der liebenswürdige Künstler sofort sehr freundlich gewirkt, und Laube freute sich, daß Hartmann, den er bis zu einem gewissen Grade für seinen Schüler hielt, auch unter den neuen Verhältnissen der Alte geblieben war. Nur eine Schwäche störte ihn bei dem hochbegabten Künstler: „Er hat zu viel Gliedmaßen; Arme und Beine sind ihm stets im Wege, da sein Geist, der über so viel Anderes zu wachen hat, über Arme und Beine nicht mehr zu wachen im Stande ist. Wenn er seine Rollen so verrenkte, wie er Arme und Beine zu verrenken pflegt, so wäre er unerträglich. Aber seine reiche, saftige Natur hilft ihm über Vieles hinweg, und so bleibt er auch mit seinen überschüssigen Gliedmaßen ein ganzer Künstler."

Sehr hoch schätzte er auch Josef Lewinsky ein: „Seine Declamation ist unmusikalisch, aber er ist vielleicht der einzige Schauspieler an der Burg, dessen tief eindringendes Verständniß für den eigentlichen Sinn der Rede niemals den Zuhörer im Zweifel darüber läßt, daß er die Worte, die er spricht, ihrem ganzen Werthe nach versteht. Er giebt jedem Worte seinen Platz. Seine Rede ist zwar nicht immer prunkvoll schön, wie ein fürstlicher Palast; aber selbst da, wo sie nur mit einem schlichten Gebäude verglichen werden kann, ist Alles an seinem rechten Orte — da fehlt keine Treppe, kein Fenster. Er ist als Sprecher der größte Stylist des Burgtheaters. Sein Vortrag wirkt wie ein Tempel im dorischen Styl."

Ueber Adolf Sonnenthal sprach Laube gern und oft. „Haben Sie gelesen, daß Sonnenthal den Lear studirt?" fragte er mich u. A. Nachdem ich geantwortet hatte, fuhr Laube fort: „Ich fürchte, er wird in den Hauptmomenten nicht ausreichen, weil sein Organ eine gewisse Weichheit nicht überwinden kann. Wunderbar kommt ihm dieser Mangel in manchen Rollen zu Statten; so z. B. im Risler, wenn er im vierten Act die furchtbare Scene mit der Sidonie hat. Hier charakterisirt die, durch alle die Wuth durchklingende Weichheit der Stimme den Mann auf's Beste; man hat stets den Eindruck, daß hier ein guter, warmfühlender Mensch tobt, dem dieses Toben, dieses Losschlagen auf ein Weib, der Natur nach widersteht. Das macht diese widerliche Scene sehr viel annehmbarer und schafft Raum zu einer unbeschränkten Bewunderung für den großen Künstler, dem zwar die heroische Musculatur fehlt, der aber überall dort wo er kein Herkules zu sein braucht, ein von allen Grazien gesegneter Riese der Bühnenkunst ist."

Ich erinnerte bei Gelegenheit an einen Ausspruch, den Sonnenthal eines Abends im Hôtel Imperial einem kleinen Kreise von Tischgenossen gegenüber gethan und den ich mir aufgezeichnet hatte: „Hartmann, Thimig und Hallenstein geben noch keinen Meixner." — Laube that ein Paar kräftige Züge aus seiner Cigarre und bemerkte dann: „Sonnenthal hat Recht; er hätte nur noch das Vierblatt voll machen und sagen sollen: Sonnenthal, Hartmann, Thimig und Hallenstein geben noch keinen Meixner. Denn dieser Meixner — so wenig sympathisch mir der ganze Mensch ist — neben dem alten Laroche ist er doch das stärkste, ursprünglichste Talent des Burgtheaters."

Wenig freundlich pflegte er sich über die Gabillon's, zumal über Pauline Gabillon, zu äußern, desto wärmer konnte er von Baumeister sprechen, den er allerdings nur in einigen Rollen gesehen hatte.

Im Frühjahr 1880 gastirte auch unser Adolf Klein am Burgtheater, nicht eigentlich mit großem Erfolg beim Publicum, aber mit entschiedenem Mißerfolge bei der Kritik. Da ich mit Klein persönlich befreundet war, so reizte es mich natürlich, Laube's Urtheil über den Gast zu erfahren. Er hatte ihn zwar in diesen Tagen nicht spielen gesehen, aber er kannte und schätzte ihn; und ich finde unter meinen Papieren folgende Aeußerung über ihn: „Die Kritik ist ihm noch immer nicht hold, aber sie wird ihm bald werden müssen; und ich weiß nicht, wie sie einst das Saltomortale zur Anerkennung ausführen wird. Die Kritik wird sich ändern müssen, nicht er, wenn Beide mit einander auskommen wollen. Die Kritik ist sich aber leider häufig nicht klar darüber, welche Stellung sie zum Künstler einzunehmen hat; und sie bildet sich nur zu leicht ein, daß sie den Künstler im erziehlichen Sinne zu beeinflussen vermag. Das ist nicht und nie der Fall — manchmal möchte man hinzufügen: leider! Aber noch keinen Künstler hat die Kritik erziehen können, vor Allem deßhalb nicht, weil sich wohl ein Schüler, nicht aber ein Fertiger, sei er nun Künstler oder Handwerker oder nur lampenfester Dilettant, erziehen läßt. Ein Künstler, namentlich ein solcher, der diesen Namen wirklich verdient, kann sich wohl nach dieser oder jener Seite mehr ausreifen, ein Anderer kann er nicht werden; und es muß auf jeden Einsichtigen komisch wirken, wenn die Kritik zuweilen anerkennt, daß der Künstler sich auf ihren Rath hin gebessert habe, oder wenn gar eitle Schauspieler öffentlich erklären, daß sie von ihren Kritikern viel gelernt haben. Die Kritik sollte nie scharf absprechen, wenn sie es mit einem in seiner Art fertigen Künstler, wie Klein doch jedenfalls einer ist, zu thun hat. Anfänger, werdende Künstler mag sie, wenn ihr die Fähigkeit dazu nicht fehlt, überwachen und mit Rathschlägen unterstützen, das ist ihr gutes Recht, bis zu einem gewissen Grade sogar ihre Pflicht. Fertigen Künstlern gegenüber aber kann sie nur die eine Aufgabe haben: zu begreifen, in das Wesen der neuen Erscheinung einzudringen und es dem Publicum klar zu legen. Ob die Wiener Kritik sich mit Klein befreunden wird, müssen wir abwarten. Klein ist, so viel ich weiß, Wiener Kind, — dafür pflegt man hier ein Herz zu haben. Aber Klein ist, so weit ich mich seiner noch erinnere und wie er mir jetzt von Ihnen geschildert wird, in Norddeutschland so sehr norddeutscher Künstler geworden, er ist so viel mehr Kopfschauspieler als Gemüthschauspieler, daß es unserer Kritik, auch dem ehrlichen und urtheilsfähigen Theil, schwer fallen wird, sich in ihn einzuleben. Vielleicht wird er auch dem Publicum eine unheimliche Erscheinung bleiben — das muß abgewartet werden. Gewinnt er die Wiener, dann werden ihn auch die Kritiker schließlich gelten lassen. Ich hätte ihn gern am Stadttheater gehabt — aber Leipzig zog ihn an sich; und er hat von dort aus sein Glück gemacht. So viel Glück wie in Norddeutschland wird er freilich, selbst im besten Falle, hier nicht haben. Aber ich will nicht prophezeihen — im Grunde braucht man hier einen Schauspieler wie Klein; und wenn Dingelstedt klug ist, so hält er ihn fest, selbst Denen zum Trotz, die, wie ich höre, sein Auftreten als eine unbequeme oder gar unpassende Concurrenz empfinden. Wir wollen also abwarten."

Im Großen und Ganzen hat bekanntlich Laube Recht behalten. Klein konnte in Wien nicht heimisch werden, weil er schon zu „norddeutsch" geworden war. In Berlin hat er jedenfalls einen reicheren und bedeutsameren Wirkungskreis gefunden als er ihn in Wien je hätte finden können.

So viel für diesmal. Vielleicht schöpfe ich bei Gelegenheit aus meinen Erinnerungsblättern noch Anderes für unsere Tage hervor, sie enthalten des Fesselnden mehr denn genug.

Hüben und Drüben.

Das verkehrte Band.

Hendrik Witboi hat die deutsche Kriegsmedaille in Gold erhalten.
(W. T. B.)

Ein schwärzliches Hottentottengewühl,
Ein Drängen und Geschiebe —
Auf seinem Karren empfängt in Audienz
Der König der Fettschwanz-Diebe.

Die Höflinge harren, ein deutscher Obrist
Steht mitten unter ihnen.
Herr Hendrik Witboi drückt ihm die Hand
Und spricht mit verzückten Mienen:

„Ich hab' Euch beschummelt, bestohlen, beraubt,
Eure Häuser wie Töpfe zerschmissen,
Und habe hundert Deutsche auf
Meinem sogenannten Gewissen.

Was ich dann als Bundesgenoß gethan,
Hat die Sache nur noch verschlimmert;
Ich glaubte bestimmt, mein Galgen wär'
Schon im Berliner gezimmert.

Ich wußt' ja, man würde mir um den Hals
Was legen zuletzt für mein Walten —
Doch, daß man ein Ordensband dazu wählt',
Hätt' ich nie für möglich gehalten."

Um beiden Theilen zu helfen.

„Uns fehlt die inn're Sammlung, die allein!"
Ruft Nicolaus, den Blitz und Knall erschreckte.
Ach, tauschte er doch unsern Mirbach ein!
So leicht macht Keiner hadernden Partei'n
Die Politik der Sammlung (deutsch: Collecte).

Timon d. J.

Zur gefälligen Beachtung.

Alle **geschäftlichen** Angelegenheiten, besonders die Versendung von Beleg-Exemplaren, die Honorirung u. dgl., erledigt **ausschliesslich** der **Verlag**, Berlin W 57, Katzlerstr. 4 I. Man wolle bezügliche Anfrage **nur an ihn** richten.

Dagegen sind Manuskripte, Bücher, redactionelle Anfragen etc. stets an **Richard Nordhausen**, Berlin W 30, Gleditschstr. 6, zu senden. Für pünktliche Erledigung kann sonst nicht Gewähr geleistet werden.

Bismarcks Nachfolger.

Roman

von

Theophil Zolling.

Volksausgabe.

Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Caprivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom

Verlag der Gegenwart,
Berlin W. 57.

Träumereien eines Nachtwandlers.

Dichtungen

von

Otto Promber.

Preis Mk. 1.—

Zu beziehen durch **M. O. R. Promber, Zittau i. Sa.**

Verlag von **Wilhelm Hertz** in Berlin.

Soeben erschien:

Georg von Bunsen.

Ein Charakterbild aus dem Lager der Besiegten, gezeichnet von seiner Tochter

Marie von Bunsen.

22 Bogen Oktav.

Mit Buchschmuck von Marie von Bunsen und einem Porträt in Heliogravüre.

Geheftet 6 M. Gebunden 7 M.

In unserem Verlag ist erschienen:

Die Gegenwart.

General-Register 1872 — 1896.

Erster bis fünfzigster Band.

Mit Nachträgen 1897—1900. Geh. 5 ℳ

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche etc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

Verlag der Gegenwart.
Berlin W 57.

Verlag von **Roßberg & Berger** in Leipzig.

Soeben erschien:

Geschichte der Nationalökonomie u. des Sozialismus.

Von

Dr. Karl Walcker,

Privatdozenten der Staatswiss. an der Univ. Leipzig, ordentl. Mitglied der Internationalen Vereinigung für vergleichende Rechtswiss. und Volkswirtschaftslehre zu Berlin und der American Academy of Political and Social Science.

Fünfte, völlig umgearbeitete Auflage.

Preis 4 Mk.

Der bekannte Verfasser berücksichtigt besonders die **neueste Litteratur Europas** und **Amerikas.**

Felix Dahns Werke poetischen Inhalts in Einzelausgaben.

Nachdem wir das Schaffen Felix Dahns, dieses in seiner Art einzigen, urdeutschen Dichters, vor fünf Jahren durch eine Gesamtausgabe seiner Werke poetischen Inhalts dargeboten und die seitdem erschienenen Werke in einer neuen Folge angeschlossen haben, sind wir bestrebt, auch die **Einzelausgaben** seiner Werke leichter zugänglich zu machen. Zu unserer Freude ist es uns in freundlicher Vereinbarung mit dem Verfasser gelungen, die Einzelwerke im Durchschnitt erheblich billiger zugänglich zu machen, so daß wir von jetzt an einheitliche Bandpreise ansetzen, und zwar

Mk. 5.— für jeden Band der Romane und Gedichtsammlungen

Mk. 3.— für jede der kleinen nordischen Erzählungen, der epischen Gedichte und der Dramen, sowie der Auswahl der Gedichte.

Die Ausgaben der Romane sind sämtlich einbändig, bis auf Kreuzfahrer in 2, Julian in 3, Ein Kampf um Rom in 4 Bänden, doch wird vom Kampf um Rom gleichzeitig eine Ausgabe in 3 Bänden ausgegeben. Niedrigeren Preis haben der kleine Roman „Der Vater und die Söhne" mit Mk. 3.—, das soeben erschienene Büchlein „Meine wälschen Ahnen" mit Mk. 1.50, die Textausgabe des Bühnenwerkes „Deutsche Treue" mit Mk. 1.— und die Dichtung „Harald und Theano" mit Mk. 1.—.

Wir geben uns der Hoffnung hin, daß volkstümliche Einzelausgaben poetischer Werke Felix Dahns nunmehr in jedes Haus, in dem deutsches Empfinden herrscht, eindringen werden.

Leipzig. **Breitkopf & Härtel.**

In unserm Verlage erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der König von Babel.

Ein Epos

von

August Sturm.

Auf der Höhe.

Neue Lyrik

von

August Sturm.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter), Hamburg.

Seltene Gelegenheit!

Bismarck im Urteil seiner Zeitgenossen.

Hundert Original-Gutachten v. Freund u. Feind: Björnson Brandes Büchner Crispi Dahn Daudet Egidy Fontane Groth Haeckel Hartmann Heyse Jordan Kipling Leoncavallo Lindau Lombroso Meschtscherski Nigra Nordau Ollivier Pettenkofer Salisbury Sienkiewicz Simon Spencer Spielhagen Stanley Stoecker Strindberg Suttner Wildenbruch Werner Zola u. v. A.

Eleg. geb. 3 Mk. vom **Verlag der Gegenwart,** Berlin W. 57.

Im reichsten Bilderschmuck und Prachtband.

Deutsch Capri

in Kunst, Dichtung, Leben.

Von **Johannes Proelß.** ℳ 9,—.

Reizvollste Schilderungen deutschen Lebens auf Capri sonst und jetzt. Zeitgemäße **Festgabe.**

Letzteres gilt auch von:

Allmers Röm. Schlendertage. ℳ 7.
Barth Ital. Schenkenführer. ℳ 1.
v. Dalwigk Rom u. Athen. ℳ 3.
Roland Ital. Landschaftsbilder. ℳ 4.
Salomon Süditalien. ℳ 4.
Zabel Europ. Fahrten. 2 Bde. ℳ 12.
Zacher Röm. Augenblicksbilder. ℳ 4.

Verl.: **Schulzesche Hofbuchhandlung Oldenburg.**

Anhaltische Verlagsanstalt
Inhaber: **Herm. Oesterwitz, Dessau.**

Die Reichseinkommensteuer.

Möglichkeit und Nothwendigkeit einer solchen.

Studie von

A. Ulrich, Oberrevisor a. D.

Preis: 60 Pfg.

Reichstagsabgeordnete, Landtagsabgeordnete, Behörden, Politiker und Finanzmänner wird diese eminent wichtige Broschüre ganz besonders interessieren.

Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W 30, Gleditschstr. 8; Expedition: Berlin W 57, Kulmerstr. 4 L. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 34. Berlin, den 20. August 1904. 33. Jahrgang. Band 66.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. — Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. — Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Zur kommenden Flottenvorlage.

Von Franz Eißenhardt (Berlin).

Der kommenden Marinevorlage sieht man in weiten Kreisen mit Spannung entgegen — man hat Stimmung für sie gemacht. Der Flottenverein betonte durch seine leitenden Mitglieder stark, scharf und bei jeder Gelegenheit die absolute Nothwendigkeit einer viel größeren deutschen Flatte; die Marineliteratur, die in letzter Zeit fast übermäßig angewachsen ist, zielt zum graßen Theil auf denselben Punkt hin. Hervorragende Persönlichkeiten erklärten sich in ähnlichem Sinne, und als ein Beweis dafür, daß auch andere Kreise als diejenigen, welche von appositioneller Seite als mit Marinismus durchtränkt geschildert werden, sich sachgemäß und interessirt der Marinefrage zuwenden, kann die durchaus lesenswerthe Broschüre des Rechtsanwalt Flatau angesehen werden. Daß die Socialdemakratie trotz überzeugender Thatsachen auf ihrem Standpunkte stehen bleibt, selbst wenn er sich als noch so thöricht und verrannt erwiesen hat, versteht sich von selbst, und die nicht mehr ganz achtzig Genassen im Reichstage sind daher für eine Flottenvermehrung nicht zu haben, sandern überhaupt für keine Flotte und kein Heer. Sie schwärmen für Miliz, haben sich allerdings über Seemiliz noch gar nicht geäußert. Es ist auf eine Mehrheit für Flottenerweiterung im Reichstage diesmal mit ziemlicher Sicherheit zu hoffen, wenn die Leitung der Marine in der Lage ist, die Deckungsfrage in annehmbarer Weise darzulegen, denn so naiv ist man wohl allgemein heute nicht mehr, zu glauben, die Marinebehörde lege Pläne vor, ohne vorher über die Möglichkeit ihrer Finanzirung mit den dieses Ressort leitenden Persönlichkeiten verhandelt zu haben.

Der treibende Factar aber zu dieser der Marine günstigen Stimmung, die namentlich auch in weiten Schichten des denkenden Volkes zu finden ist, liegt wohl weniger an der Vereinsagitation für die Flotte, oder an der zahlreichen Marineliteratur, sondern auf anderem Gebiet. Van Ostasien her spricht der Kanonendonner eine deutliche, warnende Sprache, wenn dort auch nur, wie der Abgeordnete Stadthagen im Reichstag sagte, „Armeen herumkrabbeln“. Im Reichstag ist er freilich mollig aufgehoben, aber das Ringen tapferer Armeen großer Völker ist kein Spiel, von dem Jeder verächtlich reden kann, der selbst nichts thut als reden, der aber einer Kanone ängstlich aus dem Wege geht, selbst der ungeladenen. Und das Ringen auf dem Lande dort war nur möglich, weil Japan die Seeherrschaft in der ersten Kriegsperiode an sich reißen konnte durch seine schlagfertige Flotte, die sich in der Führung der russischen überlegen zeigte und die russische, wenig unterlegene Seemacht von Anfang an in die Defensive drängte. Alle Anstrengungen, welche Rußland in dem letzverflossenen Jahrzehnt für seine Flotte gemacht hatte, alle die großen Geldaufwendungen, die weit beträchtlicher sind als die für Deutschlands Marine, sie zeigen sich als unnütz. Denn im entscheidenden Moment, bei Ausbruch des Krieges, war Japan zur See in Ostasien der Ueberlegene. Es nützte Rußland gar nichts, daß noch fünf Linienschiffe zu Hause in der Ostsee bereits in Ausrüstung lagen, daß sich ein Geschwader, bestehend aus einem sechsten Linienschiff, vier Kreuzern und elf Torpedofahrzeugen auf dem Wege nach den ostasiatischen Gewässern befand, sondern es kam darauf an, wie viel Material thatsächlich seeklar zur Stelle war. Dies verfügbare Material aber war ungenügend. Man hatte sich darauf verlassen, die anderen Schiffe schon noch zeitig genug nach Ostasien hinzubekommen, man baute sie ja, rüstete sie sogar schon aus, die Gelder waren längst bewilligt — — alsa! — Diese Ereignisse mögen zur Warnung dienen, sie zeigen in hellem Licht: Wenn der Krieg da ist, so kann man nur mit den Mitteln rechnen, welche man hat, nicht mit denen, welche man haben könnte und die schon bewilligt sind, denn zwischen der Bewilligung und der Bereitstellung der Objecte, bei der Marine also der Schiffe, ist noch ein weiter Weg. Wenn ein Krieg ausbricht, den ein Land zu führen hat, in welchem das Parlament die Gelder für die Flotte bewilligt, und es stellt sich heraus, daß die Flotte zu schwach ist, so nützt der nachträgliche beste Wille des Parlaments ebenso wenig, wie die Bereitstellung großer Mittel. Denn dann ist es zu spät dazu. Früher hätte man nicht die Taschen aufknöpfen sollen! — Allein die alte Philisteransicht ist noch nicht ausgemerzt: Ich habe ja Alles bewilligt, nun ist Alles gut, und mein Gewissen ist rein; ich trage keine Verantwortung! Diese Biedermeieransicht aber ist falsch und verächtlich, denn im Gegentheil: ausschließlich und allein das Parlament, das die Vorlage zur Stärkung der Wehrkraft nicht zur rechten Zeit bewilligt, trifft die volle Verantwortung, wenn sich durch den Gang der Ereignisse herausstellt, daß jene Vorlagen nothwendig waren und daß durch ihre Ablehnung Nachtheile für Volk und Land entstanden sind! — Japan baute seine Flotte nach

genau vorgezeichnetem Plane fertig. Als sie funkelnagelneu dastand, fiel es mit ihr, ohne sich die Mühe zu geben, den Krieg formell zu erklären, über die ahnungslose russische her und setzte sie damit sofort in die Defensive. — Die Friedensliga mit dem Zar an der Spitze hatte von der kleinen Hand des kleinen Japaners eine furchtbare Ohrfeige erhalten.

Dank also den kriegerischen Ereignissen in Ostasien, ist Aufklärung über den Werth einer starken Flotte mindestens ebenso tief in das deutsche Volk gedrungen wie durch andere Bemühungen, und dabei ist denn doch etwas von dem deutschen Stolz mit an die Oberfläche, erfreulicher Weise, gedrückt worden: Was der Japaner kann, das können wir allemal! In weiten Schichten der Bevölkerung herrscht große Vorliebe für die Japaner. Wenn auch vielfach von irrigen Annahmen ausgehend und bei zu hoher Einschätzung der Japaner, und wenn auch durch eine sehr geschickte Agitation der kleinen Männer beeinflußt, so ist diese Vorliebe doch dadurch begründet, daß unsere Volksclassen den großen kriegerischen Schneid, der alle Maßnahmen der Japaner kennzeichnet, hoch anerkennen. Diese Eigenschaft ist es, die im Kriege am Meisten in die Augen springt. Es wird übersehen, daß die japanischen Schiffe im Ausland gebaut sind, daß Japan seine Hülfsquellen in der Nähe hat, der Russe die Schiffe viele tausend Meilen weit heranführen muß, daß der Japaner in seiner Bevölkerung tadellosen und zahlreichen Ersatz für die Flotte hat, der Russe nicht, daß der Japaner der Ueberlegene war, daß er den Krieg ohne Kriegserklärung eröffnete — Alles gleich: Er griff schneidig an und siegte! Japans Flotte ist erst wenige Jahrzehnte alt — die deutsche auch! Wenn man von Japans Flottengründung in hoher Anerkennung spricht, so mag man sich als Deutscher daran erinnern, daß auch unsere Flotte, wie sie heute schwimmt, eine völlige Neuschöpfung ist, nur mit dem Unterschied, daß wir uns die Häfen für sie erst schaffen mußten, die Japan in idealem Maße von der Natur geschenkt bekommen hat, und daß wir unsere Schiffe selber bauen, was Japan nicht kann. Daher behalten wir unser Geld hübsch im Lande, Japan giebt es an Fremde aus, die es noch dazu haßt. Es ist also gar nicht nöthig, daß wir unser Licht unter den Scheffel stellen und in heller Bewunderung der Japaner aufgehen — wir sind ihnen über, und zwar sehr beträchtlich.

Aber an der Erkennung des Werthes einer starken Flotte ist uns der Japaner „über"; sein Parlament hat schneller diese Einsicht gehabt und sie durch die That zur Ausführung gebracht. — Hoffentlich hat das günstige Rückwirkung auf das unserige. Wenn unsere Marineleitung mit neuen Vorschlägen auf dem Plane erscheint, was freilich kaum noch in diesem Jahre geschehen wird, hat sie auch nach anderer Richtung von verständiger Seite Sympathien zu erwarten. Die Ereignisse dort im äußersten Osten zeigen, daß wir auf rechten Wegen in dem Ausbau unserer Marine wandeln. Unsere Schiffe werden alle, ohne Ausnahme, aus deutschem Material, auf deutschen Werften gebaut. Hand in Hand sind Werftwesen, Industrie und Flottenvermehrung bei uns vorwärts gegangen, im Gegensatz zu Rußland und Japan. Denn auch die emporstrebende russische Industrie war nur theilweise in der Lage, den Bedarf an Kriegsschiffen zu decken, Deutschland, England, Amerika, Frankreich mußten aushelfen. Weiterhin zeigt sich, daß wir mit unseren Schiffsclassen das Richtige getroffen haben, namentlich auch mit der Größe der Linienschiffe, die nicht die colossalen Dimensionen der vier neuesten Japaner erreicht haben. In England, das immer noch vorbildlich an der Spitze des Schiffsbaues steht, erkennt man das in neuester Zeit direct an, man geht im Deplacement nicht unbedeutend zurück. Und dann ist nicht zu verkennen, daß, mit wenigen Ausnahmen, wohl ganz Deutschland mit Zuversicht und einem gut stehenden Zug von Ueberlegenheit auf unser Personal und unsere Führer blickt. Es ist trotz der vielen Schimpfereien und der Hast doch erfreulich und erfrischend den Grundton herauszuhören: „Na, die sollen uns mal kommen, die wollten wir schön keschern!" — Und das kann man heute überall zu hören bekommen.

Eine starke Flotte! Jawohl, die will man haben und schließlich auch bezahlen, denn wenn man einen Handel wie Deutschland besitzt, der an jährlicher Ein- und Ausfuhr fast 12 000 Millionen Mark umfaßt, wovon die Hälfte auf den Seehandel entfällt, so ist selbst der Dümmste so einsichtsvoll, diese gewaltigen Werthe auch schützen zu wollen. Blühender Seehandel ist viel begehrt, und er geht verloren, wenn er nicht mit der nöthigen Kraft beschützt wird; das lehrt Karthagos, das lehrt Spaniens und Hollands Geschichte, und daß auf diesen Schutz einige Procent, sagen wir 2 bis 3 Procent, entfallen müssen, scheint mir einleuchtend und nicht übertrieben zu sein. Drei Procent von 12 000 Millionen Mark aber sind 360 Millionen Mark. Nun, die Marineleitung ist auch mit viel weniger zufrieden! — Jedenfalls aber schäme man sich solcher Aeußerungen wie: Deutschland ist zu arm u. s. w.! Wer für zwölf Milliarden Waaren in einem Jahre aus- und einführt, ist nicht arm, sondern spielt höchstens den Armen, sei es aus Geiz, angeborener Bescheidenheit, Dummheit oder aus allzu geschäftsmäßigen Geschäftsrücksichten.

Aber wie stark soll die Flotte werden? So stark wie die Großbritanniens jedenfalls nicht. Darüber kann man sich allseitig beruhigen, daran wird nicht gedacht und auch nicht an die Höhe des britischen Budgets von 834 Millionen Mark. Gelegentlich des Besuches des deutschen Geschwaders in Plymouth im Juli äußerten sich die Correspondenten verschiedener deutscher Blätter dahin, das Geschwader wäre der englischen „Canalflotte" überlegen. Daraus hat man denn dort, wo Dergleichen fabricirt wird, gemacht: der „englischen Flotte" überlegen. Die Canalflotte aber zählt acht Linienschiffe und ist etwa der fünfte Theil der britischen schlagfertigen Flotte! Jedes Streben, der englischen Flotte an Stärke gleich kommen zu wollen, ist völlig ausgeschlossen. Nur gleich oder gar überlegen wollen wir sein an Güte des Materials und Personals, nicht an Menge, denn das können wir nicht. Auch mit den Amerikanern werden wir nicht mitkommen. Die haben erst seit wenig mehr als einem einzigen Jahrzehnt eingesehen, was eine Flotte nützt und danach gehandelt — sie stehen auf über 400 Millionen Jahresbudget jetzt. Sogar Frankreich wird sich aus dem gegenwärtigen eigenartigen Schlummer aufraffen, in welchen es die Freude am Unterseebootwesen, an Volkswohlfahrt, Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit hineingedrängt haben und wieder gehörig bauen. Sogar Frankreich wird uns wohl überlegen bleiben, und so ist denn der bescheidene Wunsch der deutschen Marine-Anhänger der: eine starke Flotte etwa an dritter oder vierter Stelle auf der Erdkugel mit geringer Hoffnung, vielleicht einmal die zweite Stelle, aber weit hinter England einnehmen zu dürfen.

Das Unterrichtswesen des Staates und sein Verhältniß zu den Confessionen.

Von Prof. Dorner.

Der moderne Staat ist weder ein protestantischer noch katholischer Staat, da er vielmehr über dem confessionellen Gegensatze steht, und hat als Rechtsstaat die bürgerlichen Rechte nicht von dem Bekenntnisse abhängig zu machen. Sofern er Culturstaat ist, kann er auch nicht selbst die Cultur der Nation, in Wissen, Kunst, Naturbearbeitung, Verkehrswesen, Handel, Religion hervorbringen; aber er hat durch seine Mittel der Cultur und Religion die Möglichkeit zu geben,

sich frei nach ihrer Weise zu entfalten, ohne selbst mit seiner Macht das freie Leben dieser Sphären zu beschränken.

Der Staat als Culturstaat hat das Interesse, das gesammte Unterrichtswesen in seiner Hand zu vereinigen, mit seinen Mitteln die Bildung der Nation zu fördern. Daß diese Auffassung in allen madernen Staaten durchgeführt sei, kann man nicht behaupten. Die Vereinigten Staaten haben z. B. nur theilweise den Schulzwang eingeführt und ihre höheren Bildungsanstalten sind keine Staatsanstalten. Aber auch da, wo das Unterrichtswesen staatlich geardnet ist, sind noch verschiedene Möglichkeiten varhanden.

Der Staat kann einmal versuchen, das gesammte Unterrichtswesen nur zum Mittel für seine Interessen zu machen. Er kann aber auch die Interessen des Wissens als in sich selbst werthvoll anerkennen und sie auch um ihree selbst willen, von ihrem praktischen Nutzen füe den Staat abgesehen, pflegen.

Was das Erste angeht, so kann er von dem Gesichtspunkte ausgehen, daß er für seine Zwecke als Culturstaat Juristen, Lehrer, Aerzte u. s. w. brauche, daß ee seine Bürger mit den Kenntnissen ausrüsten müsse, die sie als Staatsbürger nöthig haben, daß ee ebensa wie die Wissenschaften, so auch die technischen Kenntnisse und Fertigkeiten für die verschiedenen Berufe auszubilden habe, daß er mindestens Jeden so weit mit Kenntnissen und Fertigleiten ausstatten müsse, daß er im Stande sei, ein nützliches Glied des staatlichen Gemeinwesens zu weeden. Ja, da der Mensch nun einmal nicht ohne Religion leben könne, so habe er auch dafür zu sargen, daß seine Bürgee mit einer gewissen Religion ausgerüstet werden, die dem Staate am nützlichsten sei. Die Frage, welche Religion das sei, ist sehr verschieden beantwortet warden. Gegenüber den Streitigkeiten der Confessianen hat man eine für alle Staatsbürger gemeinsame religiöse Grundlage vorgeschlagen, wie z. B. Rausseau, wabei es denn noch den Kirchen überlassen sein mag, diese allgemeinen Grundlagen durch ihre speciellen Zuthaten zu ergänzen. Ja man ist so weit gegangen, daß sich der staatliche Unterricht mit der Maral begnügen könne und die Religian den Kirchen ganz überlassen könne, was die neueste französische Schulgesetzgebung anstrebt. Jedensalls aber müssen hier alle Schulen Staatsschulen sein. Hieran ist sicherlich so viel richtig, daß kein Staat gut daran thut, die Erziehung dee Jugend klösterlichen Genossenschaften, Mönchen und Nonnen zu überlassen, die grundsätzlich das Familienleben als eine niedere Lebensform taxiren, obgleich es doch die allein gesunde und allein mögliche Grundlage des Staatslebens ist.

Im Uebrigen aber ist diese ganze Auffassung van einem Staatsbegriffe beherrscht, der den Staat zum Mittelpunkt des gesammten menschlichen Lebens und alles Andere zum Mittel und Anhängsel des Staates macht Hier ist der Mensch nur Staatsbürger, die Wissenschaft nue Mittel für staatliche Zwecke, die Religian nue das Mittel, mit ihree Hülfe die Unterthanen zu tauglichen Staatsbürgern zu machen. Dieser Staatsbegriff ist abee einseitig und wird dem selbstständigen Werthe des Wissens, der Frömmigkeit, der Kunst, ja dee Persönlichkeit nicht gerecht. Wenn der Staat alsa von dieser Grundlage aus das Erziehungswesen in die Hand nimmt, wird er einer Verengung des gesammten Volkslebens auf das Schlimmste Varschub leisten. Alles würde nue den Zwecken des Staates dienstbar gemacht, nur auf seinen praktischen Nutzen hin geweethet, das nationale Leben chauvinistisch über die gemeinsamen menschlichen Interessen gestellt, da dee Staat nun einmal nationalee Staat ist, die Wissenschaft wüede nur in dem Maße füe werthvoll gehalten, als sie geeignet wäre, die Macht des Staates, den äußeren Wohlstand der Nation zu fördern; ja die Freiheit dee Bewegung der Wissenschaft, der Kunst, der Religion, der Einzelnen würde im Interesse des Staates bescheänkt. Kurz, die Allmacht des Staates wäre der Moloch, dem alle anderen Güter des menschlichen Lebens geopfert würden. Eine solche Ausdehnung des Staatsinteresses auf Kosten der freien Bewegung der Einzelnen und dee Corporationen wüede schließlich den Staat selbst herunterbeingen.

Daher steht dieser Auffassung, die nicht übeall bewußt, doch der neuesten Staatspraxis vielfach zu Grunde liegt, eine andere gegenüber, welche van der beeechtigten Selbstständigkeit des Gebietes des Wissens und der Religion, der Einzelnen wie der Carparatianen ausgeht, die ethisch in all' diesen Gebieten wie in jedem Einzelnen einen Selbstzweck erkennt. Da kann es nicht die Ausgabe des Staates sein, diese Gebiete zu beherrschen, sandern diese ethischen Güter nur mit den ihnen zukammenden Rechten und mit den nöthigen Mitteln auszustatten, kurz ihnen die Möglichkeit einer selbstständigen Entfaltung durch Gewährung dee rechtlichen und physischen Existenzbedingungen zu garantiren. Sa würde eine nationale Gemeinschaft des Wissens organisirt, der der Staat duech Verleihung carparativer Rechte, durch Unterstützung mit seinen Mitteln ihre Bethätigung ermöglichte, ahne selbst in den Beteieb dieses wissenschaftlichen Lebens einzugreisen. Das Erste alsa wäre, die Garantirung dee Freiheit des wissenschaftlichen Betriebes. Daß dee Staat, da er selbst nicht confessionell bestimmt ist, keinerlei confessianelle Grenzen füe diese wissenschaftliche Organisatian ziehen könnte, versteht sich van selbst.

Die wissenschaftliche Oeganisation dürfte aber nicht nur die höchsten wissenschaftlichen Anstalten, sie müßte das ganze Schulsystem umspannen von der Volksschule bis zu den Akademien, die technischen wie die eein wissenschaftlichen Anstalten. Daß die Universitäten und Akademien ihre eigenen Corparatiansrechte haben müssen, die ihnen möglichste Selbstverwaltung und var Allem die Garantie geben, daß sie die Wissenschaft rein um ihrer selbst willen betreiben und mittheilen können, versteht sich van selbst. Aber auch die technischen Hochschulen sallten mit diesen Anstalten in engere Verbindung gesetzt werden, damit es Allen, insbesandere den Lehrern zum Bewußtsein komme, daß nue im Zusammenhang mit der selbstständigen Erkenntniß die technischen Fortschritte im großen Styl gemacht werden können, wovon z. B. ein Agriculturchemiker wie Liebig, der abee noch weit mehr war als das, den deutlichsten Beweis giebt. Der Zusammenhang alles Wissens, dee eben auf den höchsten wissenschaftlichen Anstalten in stets regem Bewußtsein erhalten wird, ist auch für die Fortschritte der naturwissenschaftlichen und technischen Kenntnisse von der höchsten Bedeutung. Man könnte deßhalb mit Recht fragen, ob nicht die technischen Hochschulen besser als technische Facultät den Universitäten angegliedert würden, damit hier der Zusammenhang des technischen Könnens mit dem Wissen stets rege erhalten bleibe, was bei der Absanderung dee Technik für sich nicht ebensa stark zum Ausdeuck kammen kann. Wenn die philasaphische Facultät in ihrer Zusammeufassung der Geschichts- und Naturwissenschaften, sawie der speculativen Wissenschaft, der Philosophie den Mittelpunkt der Universität ausmacht und wenn die juristische und medicinische Facultät, deren erste das Staatsleben, selbst nach der national-ökanomischen Seite zugleich im praktischen Interesse untersucht, um füe den Staat die Juristen mit den nöthigen Kenntnissen auszurüsten, und deren zweite zugleich die praktische Behandlung des leidenden Körpers lehrt, der Universität angegliedert sind, damit beide die praktischen Fragen im Zusammenhange mit dem Wissen erhalten und van diesem Zusammenhange aus fruchtbar bearbeiten, sa ist nicht einzusehen, warum nicht ebensa an die Naturwissenschaften sich eine technische Facultät angliedern lassen sall, welche ebenfalls durch diese Organisatian mit dem gesammten Wissen im Zusammenhang bleiben sall. Gerade der stete Zusammenhang auch mit den Geisteswissenschaften könnte die technischen Disciplinen voe einem einseitig materialistischen und banausischen Geiste bewahren. Es würde sich wohl

lohnen, diesen Versuch zu machen, statt daß man die technischen Hochschulen selbstständig neben die Universitäten stellt und dadurch den Schein erweckt, besonders in einer einseitig auf das Nützliche gerichteten Zeit den Schein erweckt, als ob diese technischen Gebiete losgelöst von dem Betriebe der Wissenschaft als Ganzer, aus dem einheitlichen wissenschaftlichen Zusammenhange herausgenommen für sich auf die Dauer fruchtbar und derartig bearbeitet werden könnten, daß sie sich ihrer Bedeutung im Ganzen und für das ganze nationale Leben bewußt bleiben.*)

Es ist derselbe Grund, weßhalb man auch die theologischen Facultäten mit den Universitäten verbunden hat. Auch in dem religiösen Gebiete zeigt sich das Bedürfniß des Erkennens des religiösen Inhalts; die Religion will über sich selbst klar werden, sie will durch die tiefere Erkenntniß ihres Wesens und des Wesens der religiösen Gemeinschaft auch über die praktischen Ziele sich klarer und unbefangener orientiren. Daß nun auch eine theologische Facultät der Universität angegliedert wird, damit diese ebenfalls durch den Zusammenhang mit der philosophischen Facultät, überhaupt mit dem gesammten Wissen sich in gründlicher, von den Einzelinteressen des praktischen Lebens unabhängiger Weise mit den religiösen Problemen allseitig und in umfassendem Geiste beschäftige, ist durchaus natürlich. Wenn selbst die praktische Theologie in diesen Facultäten ihre Vertretung findet, so geschieht dies aus demselben Grunde, aus dem auch die Fächer, die sich mit dem praktischen Staatsleben beschäftigen, in der juristischen Facultät vertreten sind, damit das praktische Leben durch den Zusammenhang mit dem gesammten Erkennen vor Einseitigkeiten, vor Enge, vor Banausenthum bewahrt bleibe.

Freilich erheben sich hier Schwierigkeiten, welche in keiner anderen Facultät in dieser Weise vorliegen und die in dem confessionellen Charakter der Kirchen und der von ihr gepflegten Frömmigkeit begründet sind. Während der Staat an sich confessionslos ist und über dem Gegensatz der Confessionen stehen muß, während die Wissenschaft ebenfalls keine anderen Rücksichten kennen darf, als die Erforschung der Wahrheit mit den möglichst geeigneten Mitteln und Methoden, kommt hier der confessionelle Gegensatz in Frage, der von vornherein eine unbefangene Prüfung des religiösen Fundamentes auszuschließen scheint.

Zweifellos wird der Staat, falls er die Freiheit der wissenschaftlichen Forschung und der wissenschaftlichen Mittheilung in den theologischen Facultäten im Interesse der kirchlichen Corporationen einschränken wollte, damit der gesammten Universität einen unberechenbaren Schaden zufügen. Vielleicht in seinem mißverstandenen Interesse hält er es für nützlich, daß die Geistlichkeit im traditionellen Glauben der Kirchen erhalten werde und versucht nun, die theologischen Facultäten in diesem Sinne zu leiten. Das geschieht nicht nur, indem er directe Eingriffe in die Lehrfreiheit sich gestattet oder indem er einer Kirche, wie es geschehen ist, in Bezug auf die theologische Facultät Zugeständnisse macht, solche Mitglieder derselben, die ihr nicht genehm seien, durch andere ihr genehme zu ersetzen, mag er dabei immerhin jenen ihren Gehalt und ihre formale Stellung lassen; sondern es geschieht auch, wenn er den akademischen Nachwuchs nicht nach der Tüchtigkeit seiner wissenschaftlichen Leistungen und seiner Lehrfähigkeit, sondern nach den in einer Kirche augenblicklich herrschenden Strömungen behandelt. Statt daß auf diese Weise das ganze Universitätsinstitut in der Freiheit seiner wissenschaftlichen Bewegung gehindert wird — denn diese Beschränkung der wissenschaftlichen Freiheit wirkt indirect auf das Ganze zurück —, wäre es in diesem Falle besser, dem oft gehörten Vorschlage zu folgen, die theologischen Facultäten nicht mit der Universität zu verbinden. Es würde dann dabei sein Bewenden haben, daß in der philosophischen Facultät die Religionsphilosophie und die Religionsgeschichte betrieben würde, wo natürlich jede confessionelle Rücksicht wegfallen müßte und lediglich die Tüchtigkeit der wissenschaftlichen Forschung maßgebend sein könnte. Wenn freilich auch hier der Staat confessionelle Interessen zur Geltung bringen wollte, oder wenn er gar katholische oder protestantische Geschichtsprofessuren oder Professuren für Philosophie gründen wollte, so würde er gänzlich die Aufgabe der Universitäten verkennen, welche das Wissen rein um seiner selbst zu betreiben haben und nur unter dieser Voraussetzung auch für das praktische Leben dauerhafte und fruchtbare Erkenntnisse zu Tage fördern können.*)

Allein es läßt sich auch die Einfügung theologischer Facultäten in die Universität noch anders denken. Wenn die Religion und die Kirchen sich einerseits der Nothwendigkeit der Erkenntniß ihres Wesens und ihrer Grundlagen bewußt sind und andererseits anerkennen, daß das Wissen nur durch selbstständiges Forschen gemäß den Gesetzen des Wissens zu Stande kommen kann, endlich ihren jeweiligen Zustand nicht für absolut erklären, so werden sie selbst auf eine freie Erkenntniß und freie Discussion in der Hoffnung dringen, daß auf diesem Wege allein die Wahrheit voll an den Tag komme. Wenn sie nun überzeugt sind, daß das religiöse Wissen mit dem gesammten Wissen im engsten Zusammenhange steht, so werden sie selbst gegen die Freiheit der Forschung nichts einzuwenden haben. Dann sind die Bedenken, welche der Einfügung theologischer Facultäten im Wege stehen, gehoben und es wird auch in ihnen die Rücksicht auf die wissenschaftliche Tüchtigkeit der Ausschlag gebende Factor sein. So werden denn Vorschläge für praktische Verbesserungen und Fortschritte, die aus der tieferen Kenntniß des Wesens der Religion, des Christenthums, der eigenen Confession geschöpft sind, auch dem praktischen Leben zu Gute kommen. Es gehört dann selbstverständlich zu der Freiheit des wissenschaftlichen Betriebes, daß die verschiedensten Standpunkte, wenn sie nur mit wissenschaftlichen Mitteln vertreten werden, zu Worte kommen; denn gerade freie, mit gegenseitigem Vertrauen auf den Wahrheitssinn geführte Verhandlungen zeitigen allseitige Beleuchtung und Klärung der vorliegenden Probleme. Es wäre gerade hier ganz besonders die Aufgabe des Staates, dafür Sorge zu tragen, daß alle wissenschaftlich bedeutenden Stimmen zu Worte kommen, und das Recht der verschiedenen Richtungen gegen jeden Versuch der Engherzigkeit zu schützen, während nichts schlimmer sein könnte, als wenn der Staat aus Furcht vor einzelnen, augenblicklich eine Kirche beherrschenden Strömungen diejenigen bevorzugen würde, die ihren Standpunkt möglichst verschleiern und einem unbeschriebenen Blatte gleichen.

Daß nun die protestantischen Kirchen eine unbefangene Forschung ihren Grundsätzen nach anerkennen müssen und ihren eigenen Principien untreu würden, wenn sie die freie wissenschaftliche Untersuchung scheuen würden, sollte keiner Worte bedürfen, obgleich es manchen Bestrebungen der neueren Zeit gegenüber immer noch nicht überflüssig ist, hierauf hinzuweisen. Anders steht es freilich mit der katholischen Kirche, sofern dieselbe eine freie Untersuchung ihrer Fundamente durch ihr Autoritätsprincip zu beeinträchtigen droht. Allein es ist

*) Daß man an den technischen Hochschulen Professuren für Philosophie, Geschichte u. A. für nothwendig hält, beweist, daß man sich des Zusammenhanges mit dem gesammten Wissen bewußt bleiben will. Aber das wird doch weit vollkommener durch die Angliederung an die Universität erreicht. Wenn man fürchtet, daß das Niveau der Universität dann sinken würde, so käme es nur darauf an, für die technischen Facultäten die richtigen Bedingungen der Vorbildung ihrer Studierenden zu stellen.

*) Nur wenn dieser Maßstab maßgebend ist, können auch die dem praktischen Leben zugewandten Disciplinen auf den Universitäten vertreten sein, damit sie eben der Enge einseitiger praktischer Gesichtspunkte entnommen, auch das praktische Leben im Zusammenhange mit dem gesammten Wissen frei, von hoher Warte aus behandeln lernen.

doch auf der anderen Seite das Bedürfniß auch hier noch nicht ausgestorben, mit dem gesammten Wissen der Zeit in Connex zu bleiben und den eigenen Standpunkt auf wissenschaftliche Weise möglichst allseitig zu rechtfertigen. Je mehr dies nun geschieht, um so mehr wird auch die freie Discussion zur Geltung kommen. Jedenfalls können katholisch-theologische Facultäten nur unter der Voraussetzung dem akademischen Lehrkörper eingefügt werden, daß der Staat auch hier die Freiheit wissenschaftlichen Forschens mit allen Kräften schützt und sich auf keinerlei Transactionen zu Gunsten einer intoleranten ultramontanen Strömung einläßt, und so die Rechte der freien Wissenschaft um eventueller anderer Vortheile willen preisgiebt. Jeder intransigenten Kirche gegenüber, welche es auch sei, bleibt dem Staate nichts übrig, als diese sich vollkommen selbst zu überlassen, ohne sie irgendwie zu unterstützen, und nur darüber zu wachen, daß sie den confessionellen Frieden nicht störe. Uebrigens müßte, was für den Lehrkörper gilt, auch für die Studierenden gelten. Es dürften unter ihnen keinerlei Verbindungen geduldet werden, welche dazu führen, den confessionellen Frieden zu stören oder durch einseitige praktische Interessen von dem wissenschaftlichen Studium abzuziehen und die Unbefangenheit wissenschaftlichen Forschens zu hemmen. Marianische Congregationen und specifisch katholische Studentenverbindungen gehören so wenig als protestantische Gustav Adolf-Vereine und Vereine des evangelischen Bundes auf die Universität, deren Aufgabe es nur sein kann, auch die Religion und die Confessionen im Zusammenhange mit dem gesammten Wissen wissenschaftlich zu untersuchen. Es ist äußerst bedenklich, wenn auf diejenigen Anstalten, welche gerade die Bildungsstätten des gemeinsamen nationalen Wissens sein sollen, die Gegensätze der Confessionen in anderer Weise als, sofern sie Objecte der strengwissenschaftlichen Untersuchung sind, ihre Vertretung finden.

Aber das nationale Wissen umfaßt in seiner Organisation die ganze Bildung der Nation und es gilt auch da für das gesammte Schulwesen bis zu den Volksschulen, daß der Staat das Wissen nicht bloß in seinem eigenen Interesse pflegen soll, sondern mit Rücksicht auf den selbstständigen Werth des Wissens. Die Schulen sollen nicht bloß Pflanzstätten eines blinden Patriotismus sein, sondern sie sollen überall der Wahrheit die Ehre geben und auf den verschiedenen Stufen die für diese passenden Resultate des Wissens, und das technische Können überall im Zusammenhange mit dem diesen Gebieten zugehörigen Wissen mittheilen. Daher soll hier überall die Leitung in den Händen von Fachleuten, nicht etwa von Juristen oder Kirchenmännern liegen und gerade hierin muß die Selbständigkeit dieses Gebietes seinen Ausdruck finden. Auch hier kommt die Frage der confessionellen Differenzen wieder zur Geltung und zwar am meisten bei dem Volksschulwesen.

Wenn weder der moderne Staat noch das Wissen confessionellen Charakter trägt, so sollte es als selbstverständliche Consequenz gelten, daß auch die Schulen keinen confessionellen Charakter tragen, sondern auf jeder Stufe die dieser gemäßen Resultate der gemeinsamen nationalen Bildung mittheilen. Der Religionsunterricht allein müßte den Kirchen überlassen bleiben, die denselben ihren Angehörigen ertheilen. Denn wenn einmal Kirchen da sind, die die Pflege des religiösen Wesens zur Aufgabe haben, so ist es deren Sache, den Kindern der ihnen zugehörigen Familien den Religionsunterricht zu ertheilen, was um so unbedenklicher geschehen könnte, je mehr die Vertreter dieser Kirchen auf den nationalen Universitäten ihre Bildung genossen haben und mit dem gemeinsamen Bildungsstande der Nation vertraut sind. Nur müßte sich der Staat auch hier insofern eine Aufsicht vorbehalten, als er darauf zu halten hat, daß in den Gemüthern der Jugend der confessionelle Eifer nicht zum Haß anderer Confessionen ausgebildet, sondern die gegenseitige Achtung bei allen Gegensätzen nicht verletzt wird.*) Auf diese Weise würde, ein starkes Staatswesen vorausgesetzt, am besten die nationale Bildung gepflegt werden. Im Grunde genommen könnte vom christlichen Standpunkt hiergegen wenig geltend gemacht werden, wenn die Confessionen über ihren Differenzen das gemeinsam Christliche nicht außer Acht lassen wollten. Es ist aber gerade eine hohe Aufgabe des Staates, jeder Ausartung des confessionellen Fanatismus im Interesse der Gerechtigkeit und der Vertretung der allgemeinen Menschenrechte entgegenzutreten, und er vernachlässigt seine eigene Aufgabe, wenn er sich selbst zum Büttel für intoleranten Fanatismus einzelner Kirchen machen würde.

Woher kommt es nun, daß man sich so vielfach dieser auf den ersten Blick so natürlichen Lösung der Schwierigkeit widersetzt, die in Hessen-Darmstadt und Baden durchgeführt ist? Einmal ist es selbstverständlich, daß die Vertreter eines confessionellen Theokratismus die Schule in ihre Gewalt bekommen wollen; es ist auch selbstverständlich, daß die Vertreter eines confessionellen Staates eine confessionelle Schule wollen. Aber es sind nicht bloß diese Standpunkte, welche gegen die genannte Lösung der Frage ihre Bedenken haben. Die Einen machen geltend, daß für die Volksschule ein einheitlicher Mittelpunkt der Erziehung da sein müsse, und dieser sei die Religion. Die Volksschule habe nicht bloß Wissen mitzutheilen, Talente auszubilden, sondern zugleich Charaktere zu erziehen. Da müsse die Religion im Mittelpunkte der Volkserziehung bleiben, und da diese nun einmal nur in confessioneller Form vorhanden sei, so müsse normaler Weise die Volksschule auch confessionell sein. Auch trete der confessionelle Gegensatz keineswegs bloß im Religionsunterricht hervor, sondern ebenso im Geschichtsunterricht und nicht minder im Unterricht im Lesen im Lesebuch, wie in der Schulandacht. Wolle man in diesen Punkten überall den confessionellen Gegensatz vermeiden, so müßte der Unterricht äußerst farblos werden. Auch sei ein solcher confessionsloser Unterricht kaum streng durchzuführen, da die Lehrer doch thatsächlich selbst irgend einer Confession angehören, was sich immer geltend machen werde. Andere, um dem confessionellen Gegensatze aus dem Wege zu gehen, dringen auf eine christliche Einheitsschule mit einheitlichem christlichen Unterricht auf der Grundlage der Bibel, wie sie im Herzogthum Nassau von 1817—1846 bestanden hat. Noch Andere, welche den Standpunkt der ethischen Gesellschaften einnehmen, wollen an die Stelle des Religionsunterrichts die Moral setzen, noch Andere einige Grundsätze einer natürlichen Religion in Verbindung mit der Moral. Ferner tragen auch Viele Bedenken, den Religionsunterricht den Kirchen zu überlassen, denen sie zugehören, weil sie annehmen, daß die officiellen Organe derselben einen Unterricht ertheilen, der den Bedürfnissen der Gegenwart nicht gerecht wird, daß sie nur die Tradition eines theilweise unhaltbar gewordenen Dogmas zur Richtschnur nehmen, und über der bloßen Mittheilung eines theoretischen orthodoxen oder halborthodoxen Wissens die religiöse Belebung, die die Hauptsache im Religionsunterricht sei, versäumen. Daher schlägt man von der Voraussetzung aus, daß die Religion im Mittelpunkte des Volksschulunterrichts stehen solle, auch vor, daß man zur Schonung der Gewissensfreiheit

*) Man könnte hier nur noch fragen, was mit denjenigen Kindern geschehen solle, deren Eltern keinerlei religiöser Gemeinde angehören? Soll hier der Staat einen Zwang seinerseits ausüben? Das wäre eher möglich, wenn er selbst den Religionsunterricht ertheilte; daß er aber die Eltern zwingen könnte, irgend einer Kirche ihre Kinder für den Religionsunterricht anzuvertrauen, scheint ein Eingriff in die Gewissensfreiheit. Man könnte freilich andererseits sagen, so gut der Staat den Schulzwang überhaupt ausübt, so gut kann er auch darauf halten, daß die Kinder auf irgend welche Weise etwas von der Religion kennen lernen. Er hat hier die Unmündigen gegen den Unverstand der Eltern zu schützen. Ein Ausweg wäre vielleicht der, daß er den Eltern die Wahl ließe, welchen Religionsunterricht sie vorziehen, wenn sie einmal doch ihre Kinder in irgend einen Religionsunterricht zu schicken gezwungen werden.

Gliedern der Confessionskirchen Gründung von Confessionsschulen, Familien verschiedener Confessionen, die auf die nationale Einheit größeres Gewicht legen als auf die confessionellen Unterschiede, die Gründung von Simultanschulen, ebenso Dissidenten die Gründung besonderer Schulen gestatte. Hier würden die Schulen nur unter staatlicher Aufsicht stehen, aber nicht vom Staate oder von sachverständigen Schulmännern, die der Staat mit der Leitung beauftragt, geleitet werden. Man würde so für das Gebiet der Volksschule das Princip der confessionellen Mannigfaltigkeit in freier, die Gewissensfreiheit schonender Form zum Mittelpunkt machen.

All' diesen Einwänden gegenüber wird man nun freilich zugeben müssen, daß eine nach allen Seiten befriedigende Lösung unter den gegebenen Verhältnissen schwer durchzuführen ist. Es wird sich hier immer nur um eine unter den gegebenen Umständen möglichst vortheilhafte Lösung handeln.

Der Einwand, welcher gemacht wird, daß die Religion den Mittelpunkt des Volksschulunterrichts ausmachen müsse, ist nicht stichhaltig, weil die Aufgabe der Staatsschule überhaupt nicht die Pflege der Gemüthsinteressen, sondern der Talente und insbesondere des Wissens ist. Gemüths- und Charakterbildung kann die Schule nur nebenbei betreiben; sie ist Sache der Familie und der religiösen Gemeinde. Nur insofern als die Schulordnung und der Unterricht zugleich erziehlich wirkt, kann die Schule erziehlich wirken. Daher kann auch in der Schule nicht die Religion eine solche Alles überragende Stellung einnehmen. Das kann nur von einem theokratischen Standpunkte aus verlangt werden. Wenn aber die Religion in so bunter Mannigfaltigkeit vertreten ist, wie in unseren Staaten, so gehen zwei Interessen auseinander, das confessionellkirchliche und das Interesse der nationalen gemeinsamen Bildung. Da sich Beides nicht glatt vereinigen läßt, so lange confessionelle Kirchen bestehen, so wird ein modus vivendi gefunden werden müssen. Würden die Kirchen sich selbst auf einem gemeinsamen Mittelpunkte einigen, dem gegenüber sie ihre Differenzen als untergeordnet betrachteten, so wäre von dieser Seite die Schwierigkeit völlig aus der Welt geschafft; denn dann hätten sie selbst nichts gegen eine im Uebrigen confessionslose Schule einzuwenden. Da aber das nicht der Fall ist, so wird der Staat gut thun als der Fürsorger für die gemeinsame Bildung, von sich aus den confessionellen Standpunkt zurückzudrängen. Die Simultanschule läßt sich auch ganz wohl in der Geschichte, soweit nöthig, durchführen. Man kann da die historischen Persönlichkeiten mehr unter den objectiv historischen Standpunkt stellen, die politische und culturelle Seite der Geschichte hervorheben und die religiöse Seite dem Confessionsunterrichte überlassen, der übrigens im Eifer für die eigenen Helden auch nicht bis zur Verunglimpfung der entgegengesetzten Richtungen sich hinreißen lassen darf.

Wenn man nun von dem religiösen Unterricht der Confessionskirchen eine einseitige Betonung des nicht mehr haltbaren Dogmas fürchtet, so würde ja immerhin der Weg offen bleiben, daß sich für den Religionsunterricht diejenigen Familien zusammenthun, welche eine freiere Form christlicher Erkenntniß wünschen. Wenn der Staat die Gewissensfreiheit schützen soll, so kann er nichts darüber bestimmen wollen, wie der Religionsunterricht gegeben werden soll, wenn nur die Garantie gegeben wird, daß die Kinder nicht ohne alle Kenntniß des religiösen Lebens aufwachsen. So wenig aber deßhalb die ganze Schule durch die religiösen Gegensätze bestimmt sein soll, so wenig hat der Staat ein besonderes Interesse daran, daß der Religionsunterricht in einer Form gegeben wird, die mit den modernen Culturinteressen oder dem modernen Wissen in directem Widerspruch stehen. Soll er nun auch nicht die Gewissensfreiheit der dem alten Dogma Anhängenden irgendwie verletzen, so kann er es andererseits in seinem Interesse und im Interesse der von ihm geförderten Cultur nur billigen, wenn sich freiwillig Familien zusammenthun, um den Religionsunterricht ihrer Kinder in einer den Ansprüchen moderner Wissenschaft mehr genügenden Form ertheilen zu lassen. Daß hingegen die Schule selbst in dem Sinne Einheitsschule wird, daß der Staat auch den Religionsunterricht bestimmt, ist nicht räthlich, weil das leicht als ein Eingriff in die Gewissensfreiheit aufgefaßt werden könnte, die der Staat zu schützen hat. Das Princip der Gewissensfreiheit hindert ihn daran, den Religionsunterricht mit seiner Macht zu beeinflussen, abgesehen davon, daß er fordert, daß die Kinder auch in diesem Gebiete unterrichtet werden, um hier nicht völlig ungebildet zu sein. Daß er über dem Gegensatz der Confessionen steht, das eben ist ja auch darin begründet, daß die Religion nicht erzwungen werden soll, daß er die Gewissensfreiheit zu schützen hat.

Im Ganzen also kann es unter den gegebenen Verhältnissen nur im Interesse des Staates wie der Religion liegen, daß der Religionsunterricht nach seinem *Inhalt* nicht staatlich beeinflußt, also auch nicht im Auftrage des Staates gegeben, sondern nur insoweit staatlich beaufsichtigt wird, daß er überhaupt in irgend einer Form so ertheilt wird, daß keine Störungen des confessionellen Friedens sich ergeben. Leitet aber der Staat den Religionsunterricht wie jeden anderen, so entsteht mindestens der Schein, daß er in die Gewissensfreiheit eingreife. Dieser Schein kann bei den theologischen Facultäten nicht eintreten, weil ihnen als Gliedern der Universität volle Lehrfreiheit von Seiten des Staates garantirt wird.

Wenn man aber neuerdings, namentlich in Preußen, der confessionellen Volksschule wieder größeren Raum lassen will, so wäre das von Seiten eines im Grunde confessionslosen Staates, der doch eine Staatsschule haben will, eine unbegreifliche Concession. Aber das ist eben der Grundfehler, daß der Religionsunterricht auch im Auftrage des Staates gegeben wird, während der Staat höchstens dafür Sorge tragen sollte, daß die Kinder überhaupt etwas von Religion erfahren, nicht aber selbst den Religionsunterricht durch seine Lehrer ertheilen lassen. Die Folge davon ist ein beständiges Schwanken. Bald ist der Staat bereit, die ganze Volksschule den kirchlichen Interessen dienstbar zu machen, insofern er seinen Religionsunterricht, der in Wahrheit der kirchlich-confessionelle ist, zum Mittelpunkt der gesammten Volksschule macht und so einer confessionellen Theokratie oder einem unduldsamen Byzantinismus zum Opfer fällt. Bald sieht er die Gefahr, die ihm aus einer Volksbildung erwachsen muß, welche seine Bürger grundsätzlich confessionell spaltet, und sucht dann so viel wie möglich überhaupt den confessionellen Gegensatz zurückzudrängen. Würde er die Selbstständigkeit des religiösen Lebens achten, so würde er den Religionsunterricht freigeben und die Bildung des Wissens durch Fachleute leiten lassen, wo dann die confessionellen Gegensätze eine geringe Rolle spielen und die Gemeinsamkeit des nationalen Wissens in den Vordergrund tritt.

Man hat vielfach den Wunsch ausgesprochen, daß der Religionsunterricht nicht bloß die eigene Religion, sondern auch die Kenntniß anderer Religionen, die Kenntniß der Religionsgeschichte zur Erweiterung der religiösen Bildung umfassen solle, gewiß ein an sich berechtigter Wunsch. Nur werden hier die verschiedenen Entwickelungsstufen der Kinder und die verschiedenen Stufen der Schulen zu berücksichtigen sein. Zweifellos kann erst die reifere Jugend und zwar auf den höheren Schulen dieser Ausgestaltung des Religionsunterrichtes Verständniß entgegenbringen, wozu dann noch kommt, daß hier die Schüler auch mit den verschiedenen Standpunkten der Beurtheilung des religiösen Lebens, mit den verschiedenen Weltanschauungen bekannt gemacht werden, während auf den niederen Stufen das Hauptgewicht auf eine geschickte Auswahl des Stoffes wird gelegt werden müssen, die einerseits dem kindlichen Alter angemessen ist, andererseits aber das Wesentliche von dem Unwesentlichen unterscheidet und womöglich die Kinder nichts lehrt, was sie auf einer höheren Stufe wieder verlernen.

Indeß wird es schwer sein, an den Religionsunterricht auch nur diese Forderungen allgemein zu stellen, so lange in Bezug auf die Religion so verschiedene Standpunkte neben einander bestehen und man sich auch noch nicht einmal darüber geeinigt hat, daß ein bestimmtes Maß geschichtlichen Wissens zur religiösen Bildung gehört, vielmehr Manches noch als einen Eingriff in die Gewissensfreiheit ansehen, wenn ihre Kinder andere Religionsformen als die der Eltern kennen lernen sollen.

Menschenbildung.

Von Dr. Heinrich Pudor.

Es ist nicht viel mehr als ein Jahrhundert her, da galt das Baden im Flusse für eine Sünde, und Knaben, welche der Lockung nicht widerstehen konnten, wurden mit Ruthenstreichen bestraft. Es ist nicht viel mehr als sechzig Jahre her, da wurden in Preußen die Turnanstalten zerstört und das Turnen verboten. Und es ist nur ein paar Jahre her, da wurde in Deutschland „abgelehnt", einen dritten schulfreien Nachmittag für Spielen einzurichten. Und heute noch sind viele Menschen der Ansicht, es sei entweder Geistesarmuth oder Materialismus oder beides zugleich, wenn man immer von Gesundheit, Körperpflege, Leibesübung rede; am Leibe sei nichts gelegen, auf den Geist komme es an. Die Leibespflege sei nur ein Mittel zur Geistespflege. Hierbei wird nur der Unterschied gemacht, daß die Einen den Nachdruck auf die religiöse Seite, die Anderen auf die sittliche, die Dritten auf die rein geistige, die Vierten auf die ästhetische Seite legen.

Und dennoch sind alle diese Leute im Irrthum, deßhalb nämlich, weil sie den Menschen nicht als ein Ganzes nehmen, sondern ihn zu etwas Theilbarem machen. Sie begehen denselben Fehler wie Diejenigen, welche etwa in umgekehrter Weise die Geistespflege nur als ein Mittel zur Leibespflege ansehen wollten. Diese wie jene Anschauung geht von dem Irrthum aus, als bestehe der Mensch aus zwei selbstständigen Theilen, gleich als wenn es einen aus Geist bestehenden Menschen unabhängig von einem aus Leib bestehenden Menschen gäbe. Aber offenbar ist es auch ihnen doch nur zu thun um den lebenden Menschen. Es lebt aber weder der Geist unabhängig vom Leib, noch der Leib unabhängig vom Geist, sondern es lebt ein Mensch, in dem das Leibliche und Geistige vorhanden ist. Der Leib für sich ist ebenso todt, wie der Geist für sich, es lebt allein der ganze untheilbare Mensch.

Hieraus folgt, daß wir Unrecht thun, wenn wir den Menschen in Stücke schneiden, z. B. in die zwei Theile Leib und Geist, und nun sagen: die Leibespflege müsse der Geistespflege dienen. Da es nun nicht der Geist ist, sondern der Mensch, welcher lebt, so muß die Leibespflege der Menschenbildung dienen, sie darf aber nicht der Geistesbildung dienen. Und ebenso darf die Geistespflege nicht um ihrer selbst willen betrieben werden, sondern sie muß vielmehr der Menschenbildung dienen.

Mit dieser Anschauung allein kommen wir über das Mittelalter hinaus, welches vom Ganzen, vom Menschen nichts wußte und an Lebloses sich klammerte. Und heute erst ringt sich in uns Allen wieder der Gedanke vom Ganzen, vom Lebendigen, vom Menschen empor, und unter den erschwerendsten Umständen scheint er doch endlich geboren zu werden. Hier dämmert er leise, dort wird er bereits hell erschaut, da ersehnt man ihn mit aller Kraft; überall aber liegt er in der Luft: Mensch zu sein ist unser aller Ziel.

Ein Volk freilich hatte das, was wir heute mit den größten Anstrengungen nur erreichen werden, bereits gekannt und gekonnt, und zwar in einer Vollkommenheit, wie sie auf dieser Erde eben nur möglich ist. Dieses Volk ist das Griechenvolk. Die alten Griechen waren weit davon entfernt, den Menschen erst in Stücke zu schneiden und danach die einzelnen Stücke zu hegen und zu pflegen. Ihnen war es, wenigstens in ihrer Blüthezeit, immer nur um den ganzen Menschen zu thun. Deßhalb hatten sie nicht eigentlich auf der einen Seite geistige Bildung, auf der anderen Seite Körperbildung, sondern sie hatten menschliche Bildung, bei der man nicht wußte, wo das Geistige anfing und das Leibliche aufhörte. Das Geistige und Leibliche war in ihrer Erziehung und Bildung ebenso mit einander verschmolzen, wie es im lebendigen Menschen mit einander verschmolzen ist. Deßhalb hatte für sie ein Bad oder ein Wettlauf nicht bloß leibliche oder gar bloß gesundheitliche, sondern zugleich geistige und sittliche Bedeutung. Sie konnten sich das Geistige ohne das Leibliche gar nicht denken, weil sie in der glücklichen Lage waren, noch so viel natürlichen Sinn zu besitzen, daß sie in der Welt zwar Menschen sahen, aber nicht Geister oder Leiber, daß sie sich nur an das Lebendige hielten, nicht an das Todte. Die Griechen waren eben ein Naturvolk. Und nicht trotzdem, sondern gerade deßhalb waren sie zugleich ein Kunstvolk. Wir dagegen sind immer noch ein Bureaukraten- und Gelehrtenvolk. Und wir entfalten die größte Gelehrsamkeit dann, wenn es schon zu spät ist, nämlich in der Krankheit. Die Griechen wußten in ihrer besten Zeit — vor Perikles — gar nicht, was Krankheit ist, weil sie nämlich so lebten, daß sie gar nicht krank werden konnten. Das ging so weit, daß sie nicht einmal wußten, was Gesundheit ist: man spricht nicht von dem, was man hat.

Davon sind wir heute noch weit entfernt. Denn so viel wir auch schon thun auf dem Gebiete der Leibespflege, so arbeiten wir immer noch für den Leib, nicht für den Menschen. Unsere Erziehung, unsere Thätigkeit gilt entweder dem Geist oder dem Leib, aber niemals dem Menschen.

Das Ziel selbst unseres Strebens liegt freilich in der Richtung der Menschlichkeit. Aber noch weit sind wir vom Ziele entfernt. Wir sind sogar heute noch nicht einmal bis zur Hälfte des Weges gelangt. Denn diese werden wir erst zurückgelegt haben, wenn körperliche und geistige Bildung als gleichwerthig erkannt worden sind. Und dann wird es heißen: sie müssen mit einander verbunden werden, so gut als Körper und Geist im Menschen verbunden sind. Und dann kommt die zweite Hälfte des Weges, die zu der Vereinigung hinführt.

Alsdann werden wir ein Bad nicht deßhalb nehmen, weil wir krank sind und gesund werden möchten, auch nicht deßhalb, weil wir zwar gesund sind, aber auch gesund bleiben möchten, sondern deßhalb, weil uns das Baden Behagen bereitet, weil es uns erfrischt und erquickt, weil wir darnach verlangen. Viele Menschen haben heute schon einen Abscheu davor, daß man immer von Gesundheit spricht, und alles Kranke ist ihnen vollends ein Greuel. Abgesehen davon, daß man, wenn man krank ist, allerdings ein Recht hat, von Krankheit und Gesundheit zu sprechen, sind jene Menschen doch von einem richtigen Instinct geleitet: der wahrhaft Glückliche weiß nichts davon, daß er glücklich ist, und der wahrhaft Gesunde weiß nichts davon, daß er gesund ist. Und wir müssen eben so gesund werden, daß wir davon gar nicht mehr sprechen. Später, viel später einmal wird das kommen.

Dann werden wir auch beispielsweise eine Reckübung nicht deßhalb machen, um unserem Körper auch etwas Bewegung zu gönnen, oder womöglich um bessere Verdauung zu bekommen, um bessere Blutcirculation und rascheren Stoffwechsel herbeizuführen, auch nicht deßhalb, weil wir doch auch einen Körper haben, der geübt sein will, sondern deßhalb, weil es uns eine Lust ist, unsere Glieder zu recken, weil wir das Verlangen danach haben. Aus demselben Grunde werden wir radfahren, rudern, Ball spielen ꝛc. In England ist man dem schon auf der Spur. Aber Deutschland wird es ausführen und das nächste Natur- und Kunstvolk der Erde stellen.

Zugleich wird dann allerdings unsere staubige Geistesbildung entschwunden sein. Wir werden nicht lernen müssen, sondern lernen wollen. Wir werden nicht Worte, Schemen, Zahlen, Formeln, Regeln, Citate lernen, wir werden mit einem Worte nicht leere Kenntnisse lernen, sondern wir werden lernen, etwas zu können, zu thun, zu handeln, zu sein und zu leben. Doch ich will Halt machen mit meinen Erwartungen von jener schöneren Zeit, um nicht etwa Unzufriedenheit mit unserer Zeit zu wecken. Und dazu wäre am wenigsten Anlaß vorhanden. Denn es lebt sich am frischesten in einer Zeit des Sonnenaufganges, wie der unseren. Nur muß man eben Acht haben, mit der aufgehenden Sonne zu gehen, nicht aber zur untergegangenen zurückzulaufen. Der Weg des Sonnenaufganges ist aber der der fortschreitenden Körper- und Gesundheitspflege. Wir können heute unseren Körper gar nicht überschwenglich genug pflegen, üben, stärken und kräftigen. Denn wir haben wieder gut zu machen, was in Jahrhunderten gesündigt worden ist. Deßhalb muß unser Leib jetzt unser „liebes Kind“ werden, das wir in Wasser, Luft und Sonnenlicht baden und zur rechten Zeit zur Ruhe legen, das noch zu jung ist und zu zart zum Arbeiten: wir führen es auf die Wiese und lassen es Blumen pflücken, wir führen es in den Wald und lassen es Erdbeeren pflücken, wir führen es an eine Quelle und lassen es mit Bachkieseln spielen — es darf ja nicht angestrengt werden. Denn es ist nicht nur noch in der Entwickelung, es hat auch Anlage zu allen möglichen Krankheiten, es ist schon im Entstehen vergiftet, in der Wiege belastet, und die Geburt war keine Freudenstunde.

Aber so ideal ist die Wirklichkeit nicht. Und auch Deutschland ist kein Arkadien, und auch Deutschland ist kein Paradies, in dem man spielen kann, ohne zu arbeiten. Denn wir haben unsere Unschuld verscherzt. Also arbeiten wir. Aber sehen wir wenigstens zu, daß wir jede Feierminute sozusagen unserem Leibe gönnen, daß wir in den Feierstunden wieder gut zu machen suchen, was wir in den Arbeitsstunden verbrechen. Die Natur bietet uns so unerschöpfliche, so zahlreiche Hilfsquellen, daß jeder, der sucht, auch finden kann. Und in wem überhaupt die Lebenskraft noch nicht erloschen ist, in wem das Leben noch glimmt, der braucht nicht zu zagen, wenn er nur der Botschaft folgt und sich an den Busen der Mutter Natur wirft, der Mutter Natur, die wir alle im Munde führen und die doch so wenige verstehen, gegen deren Gesetze so vielfach verstoßen wird.

Und es giebt ja auch Feiertage. Da heißt es erst recht, möglichst tief hineinzublicken in das Herz der Natur und sich vollzutrinken von der Lebensmilch. Es giebt ja einen Sommer, und es giebt eine Sonne. Es giebt eine Zeit, da die Erdbeeren roth werden, und es kommt eine Zeit, wenn die Pfirsiche reifen. Auch wir Menschen, wenn wir die Sommersonne fleißig ausnützen, werden bis zum Herbst braunroth geworden sein — und gute Früchte lassen sich so lange aufbewahren . . .

Literatur und Kunst.

Kunstschaffen und Kunstverständniß.

Von Dr. Robert Richter.

Der ästhetische Genuß, den das Anschauen eines Werkes der bildenden Kunst gewährt, ist bedingt durch die Persönlichkeit des Künstlers, welcher eine Summe von Erscheinungen seiner Art gemäß zu einer Einheit zusammengefaßt hat.

Bei welcher Definition das, was das eigentlich Künstlerische ist, durchaus getrennt werden muß von dem Handwerksmäßigen (das übrigens ebenfalls einen, wenn auch anderen ästhetischen Genuß zu schaffen im Stande ist): der Technik, der Art der Darstellung und der, wenn auch modificirten Wiederholung in Motiv und Anordnung, sofern diese nicht, von dem Urheber des Kunstwerkes zuerst empfunden und dargestellt, den Reiz des Ursprünglichen, der Schönheit in statu nascendi haben. Alle jene Dinge können gelehrt und gelernt werden und gehören demnach zum Handwerk — ein Kunstwerk zu schaffen, das kann man nicht lehren und nicht lernen.

Der Laie steht gemeinhin dieser Auffassung fern, welche ihm an der Mehrzahl der classischen Werke berühmter Meister nichts Künstlerisches mehr übrig zu lassen scheint. Er glaubt seine ästhetische Empfindung Werken der bildenden Kunst gegenüber gerade auf diese, hier zum Handwerk verwiesenen Dinge beziehen zu müssen. Aber er irrt in Folge einer sehr natürlichen falschen Projection seiner Kunstempfindung in das Gebiet des klar Bewußten, dem Verstande und seiner Kritik Zugänglichen. Denn das eigentlich Künstlerische in der bildenden Kunst entzieht sich fast durchaus seiner Definition durch den Verstand und dessen Helfer, die Sprache, ebenso wie das eigentlich Wirksame in der Musik, bei welcher ein Erklärungsversuch der künstlerischen Wirkung über die banalsten Phrasen allemal nicht hinaus kommt und nicht hinaus kommen kann. Das Künstlerische und in diesem Sinne allein eindrucksvolle gehört recht eigentlich zu den Imponderabilien; zu den Imponderabilien so gut, wie der Geruch vieler Stoffe, der, weder durch chemische Reagentien, noch mechanisch durch die Wage nachweisbar, vom menschlichen Nervensystem sofort wahrgenommen wird und die intensivsten Empfindungen der Lust und Unlust veranlassen kann. Auch der Verstand arbeitet grad und bedarf gewisser realer Mengen, um überhaupt einen Ausschlag zu geben, genau wie das chemische Reagens und die feinste Wage. Und der Versuch, künstlerische Empfindungen mit Worten und Erklärungen deutlich zu machen, wird vergeblich bleiben. Die Schilderung wird sich zu dem geschilderten Gefühl verhalten, wie die Beschreibung einer schönen Gegend zu der Betrachtung dieser Gegend selbst, wofern nicht etwa der Schildernde, auch ein Künstler, dem zu definirenden Gefühl nicht mit klaren Worten und logischen Schlüssen, sondern gewissermaßen in symbolischer Darstellung durch ein zweites, der Literatur angehörendes Kunstgebilde beikommt, dessen Wirkung aber nun seinerseits wieder der Lösung bedarf.

Es wird der Meinung, daß wiederholte Motive und Anordnungen und überhaupt alles das, was man mit Worten klar und verständlich schildern kann, zum inneren Wesen eines Kunstwerkes nicht gehören, die Thatsache entgegengehalten werden, daß eine Zeit, in der die Künstler mit beständiger Anlehnung an Zeitgenossen und Vorgänger schufen, nämlich die Renaissance und am meisten das Quattrocento, gerade die herrlichsten Kunstwerke hervorgebracht hat, daß also jene Dinge nicht zum Handwerk, sondern zur Kunst gehören müssen, da ja Anlehnung Lernen ist.

Und doch beweist gerade diese Zeit das Gegentheil, denn wären Motiv und Anordnung das eigentlich Künstlerische, so würde auch den schwächsten Jüngern der Kunst jener Zeiten das Zugeständniß gemacht werden müssen, daß sie Großes geschaffen haben, da ihre Werke alle jene Dinge enthalten, die unser Verstand an den Arbeiten der großen Meister bewundert und für die Ursache der Kunstwirkung ansieht. Auch müßten schlechte oder mittelmäßige Copieen, welche Form und Farbe bis auf Nuancen, Motiv und Anordnung ganz wiedergeben, den künstlerischen Eindruck des Originals hervorrufen können, was thatsächlich nicht im Geringsten zugegeben werden kann.

Es kann ein Kunstwerk auf einem interessanten Motiv nicht stehen, selbst bei vollendetem Handwerk nicht, wohl aber kann ein Werk der bildenden Kunst das Gleichgültigste behandeln und das Größte erreichen.

Die bildende Kunst mag freilich oft eines literarischen Gedankens oder eines historischen Momentes nicht entrathen, indem dieses die Anregung zum Schaffen gegeben hat; wo das Motiv Selbstzweck wird, wo der Künstler mit ihm sichtbarlich seine besten Trümpfe ausspielt, da handelt es sich um künstlerischen Bauernfang oder um unkünstlerisches Empfinden; im besten Falle — wo nämlich künstlerische Qualitäten außerdem vorhanden sind — um ein Verkennen dessen, was im eigenen Werke das Wirksame ist. Motive sind literarische Gedanken und literarische Gedanken gehören der Literatur; sie können für sich allein einem Werke dieser Kunst eine hohe Weihe geben. Es liegt nicht im Wesen einer stolzen Kunst, Dinge in den Vordergrund ihres Strebens zu stellen, welchen eine andere Kunst besser und voller gerecht zu werden im Stande ist. Vielleicht ist die Zeit nicht allzu fern, in der die bildenden Künstler am höchsten geschätzt werden, welche in ihren Werken das Motiv ganz überwinden, wie große Künstler das Modell zu überwinden im Stande sind. Und wie armselig ist im Allgemeinen das, was das Publicum als interessantes Motiv empfindet: ein zu den Seinigen zurückkehrender Krieger, lachende und schäkernde junge Leute, ein junges Mädchen im Haidekraut liegend, eine Reichstag-Eröffnung oder ein Manöverbild, vielleicht humoristische Scenen aus dem militärischen Leben — bei allen diesen Motiven kann das Publicum sich etwas denken. Es verlangt, daß das Schaffen des Künstlers seinem Denken adäquat sei und empfindet eine stolze Befriedigung darin, in seinen Bildern das als das Wesentliche und Wirksame zu erkennen, was es mit seinem Verstande ebenso gut hätte selbst finden können. Die künstlerische Thätigkeit aber ist etwas nicht Alltägliches, und sie bedarf so sehr keinesfalls des alltäglichen Verstandes (im engeren Sinne), als des Gefühls. Mit besonders gutem Verstande ausgerüstete Künstler kommen um so mehr in Gefahr, diese Wahrheit zu vergessen und ihre Arbeit hauptsächlich mit dem Verstande zu leisten, als dieser etwas Verläßliches ist und dem Betreffenden stets zu Gebote steht, während das künstlerische Gefühl, von zahllosen Einflüssen abhängig, nur zu Zeiten ganz seinem Besitzer zur Verfügung ist, durch die Erfahrung keineswegs immer bereichert wird, also nicht sicher mit Fleiß und gutem Willen fortzuentwickeln ist und gewissermaßen eine Gabe bedeutet, die die Natur jeder Zeit zurückfordern kann.

Der intensive Wunsch, etwas Gutes zu schaffen, genügt oft dadurch, daß er die kritische Verstandesthätigkeit des Künstlers stark erregt, ihn seinem eigenen Werke gegenüber befangen und unsicher zu machen; er wirkt als Hemmung einer freien und künstlerischen That. Damit ist die Stellung, welche dem Verstande bei dem Kunstschaffen zukommt, gegeben: er hat nichts aufzubauen, sondern das schlecht Aufgebaute mit möglichster Schonung des Guten niederzureißen, dann aber soll er seinen Einfluß aufgeben und die Wiederherstellung des Niedergerissenen wiederum dem Gefühl überlassen. Herrscht sein Einfluß vor, so wird das Werk gequält oder zum mindesten kalt; man spricht nicht ohne Grund vom kalten Verstande.

Was nun für den Künstler gilt, das gilt in gleichem Maße für das Publicum. Der Grund der Unsicherheit, in welcher dieses sich zur Zeit der bildenden Kunst gegenüber befindet, liegt nicht in der Zerrissenheit dieser Kunst, deren größte Bedeutung in ihrem nach allen Seiten hin gerichteten Kampfe gegen die Kunstnorm besteht, sondern lediglich an dem falschen Werkzeug, mit welchem die Allgemeinheit das Verständniß der Kunst zu gewinnen trachtet. Wir leben in einer Zeit, in welcher der menschliche Verstand in Wissenschaft und Technik seine größten Triumphe gefeiert hat, in der seine Ausbildung ein Gut fast aller geworden ist. Es ist aber im menschlichen Gehirn normaler Weise nicht Raum für dieses Große nebeneinander. Wo ein Theil eine besondere Entwickelung erfährt, müssen andere Theile zurückstehen; die künstlerische Empfindung unseres Zeitalters hat unter der einseitigen Ausbildung des Verstandes zu leiden.

Verständlich ist es, wenn jemand, der einen starken und klaren Verstand hat, diesen wesentlich anzuwenden sucht — auch irrthümlich da, wo andere Theile seines Geisteslebens ihn auf den richtigen Weg des Erkennens leiten würden; doppelt verständlich, wenn es sich um Dinge handelt, von denen er weiß, daß sie einer besonderen, über dem Mittelmaß stehenden menschlichen Entwickelung ihre Entstehung verdanken, und also zu ihrer Erkenntniß eines besonders guten, sicher nicht unternormalen Mittels bedürfen. Und doch entzieht dieser so verständliche Irrthum vielen hochbegabten Menschen durchaus den Einblick in die bildende Kunst, und sie gleichen einem Manne, der ein verschlossenes Kästchen mit kostbaren Dingen besitzt, der nicht geduldig genug ist, den Schlüssel zu suchen, welcher mit leichtem Druck ihn seine Herrlichkeiten sehen lassen würde, und der mit einer schweren Brechstange Kästchen und Inhalt zertrümmert.

Für die große Masse besteht aber ein weiterer Hemmungsgrund wirklichen Kunstverständnisses. Es ist ihr nicht um die Kunst zu thun, sondern darum, sich mit ihrem Kunstverständniß brüsten zu können. Das große Publicum will sich nicht anregen und begeistern lassen, es will nicht Gegebenes dankbar genießen, sondern es will selbst geben, will medisiren und kritisiren und sein Licht leuchten lassen, das um so heller strahlen muß, als eine witzige Kritik den Kritiker über den Künstler stellt, der noch dazu ein Besserer sein zu wollen sich erdreistet.

Das Publicum in seiner Majorität ist kunstblind; kunstblind nicht, weil es keine Augen hat, zu sehen, sondern weil es nicht den Willen und die Geduld hat, das Gesehene richtig und im Sinne einer Kunst zu deuten und auf sich wirken zu lassen.

Italienische Reise-Eindrücke.

Von Johannes Gaulke (Berlin).

III.

Die Kunst ist todt!

Von Alters her gilt Italien bei uns als das Land der Kunst und Schönheit. Es hat ganze Künstlergenerationen fascinirt und ihnen eine Kunstanschauung eingeflößt, die im schärfsten Gegensatz zu unseren ursprünglichen Begriffen von Kunst steht. Der mißverstandene Classicismus und die geschraubte Romantik waren das Resultat der unbegrenzten Italien-Schwärmerei. Ein halbes Jahrhundert hat dazu gehört, den italienischen Einfluß aus unserer Kunst zu bannen.

Wir sind weniger sentimental und leichtgläubig als die Altvorderen; wenn wir ein fremdes Land bereisen, geschieht es meistens, um den Wissensdurst zu befriedigen, weniger um uns einen besonderen Kunstgenuß zu verschaffen. Wir stehen den Erscheinungen des Lebens kritisch gegenüber, wir sind mehr geneigt zu beurtheilen als zu schauen. Wir leben im Zeitalter der vergleichenden Wissenschaften. Niemand vermag sich vollkommen frei zu machen von der herrschenden Geistesrichtung seiner Zeit, weder die Einzelindividuen noch ganze Völker.

Wir haben die Kunst der Vergangenheit anatomisch zergliedert, wir haben versucht, ihre verschiedenen Wurzeln bloß zu legen und System in die Sache zu bringen. Wir haben die alten Meister nach Schulen und Richtungen „geordnet“, catalogisirt und registrirt. Unsere Museen sind Erbbegräbnisse der Kunst.

Man wird sich dieser herben Wahrheit erst recht bewußt, wenn man Italien, das gepriesene Land der Schönheit, bereist.

Die Kunst ist todt! hallt es aus den weiten Sälen und langen Korridoren der Gallerien uns entgegen. Mag auch der Kunsthistoriker eine unbändige Freude über das golddurchwirkte Inkarnat der alten Bilder — man hat dafür das famose Wort „Gallerieton" geprägt — empfinden, mich will es bedünken, als wehe in diesen heiligen Hallen der Kunst ein schwacher Modergeruch, durchsetzt mit Düften köstlicher Spezereien, wie in den Grabgewölben des gothischen Doms.

Die Kunst Italiens ist todt! Sie ist eingesargt in den Museen und Gallerien. Die künstlerische Tradition Italiens ist jäh abgebrochen, die Entwickelungstendenz erstorben. Merkwürdig schnell löste sich die reife Kunst des Cinquecento in ein eitles Spiel der Linien auf; eine sinnlose Materialvergeudung sollte die Gedankenarmuth der Epigonen verdecken. Aber dennoch ist im Barockstyl, selbst in dem grauenerregenden Grabmal Urban VII. (St. Peter, Rom) von Bernini, noch eine Entwickelungstendenz, wenn auch in absteigender Linie, deutlich erkennbar. Dann folgt ein absoluter Stillstand. Die Kunst hat alle Beziehungen zum Leben eingebüßt; sie wird von den folgenden Generationen zum Gegenstand einer wissenschaftlichen Betrachtung gemacht.

Man steht vor einem psychologischen Räthsel, wenn man den Blick von den alten Meistern auf die moderne italienische Kunst hinüberschweifen läßt. Die italienischen Bildhauer sind ungewöhnlich productiv, entschieden productiver als die alten Meister, aber sie haben keinen Hauch ihres Geistes verspürt. Ein Ghiberti, Donatello, Michelangelo hat nicht für sie existirt. Die großen Kunstschätze des Alterthums und der Renaissance haben nicht die Phantasie eines Epigonengeschlechts angeregt.

In den Museen sind die alten Meister eingesargt, auf den prunkvollen Friedhöfen liegt die moderne italienische Kunst begraben. Der Campo Santo von Genua, der von Mailand und andere haben Weltruf erlangt. Aus welchem Grunde ist eigentlich nicht ersichtlich. Ich habe in Mailand die erste Enttäuschung erlebt. Eine gewaltige monumentale Anlage mit ungezählten Mausoleen und Grabmonumenten — ein Erbbegräbniß moderner Kunst. So präsentirt sich der Campo Santo dem Beschauer. Eine Anhäufung von Sculpturen und Bauwerken, die mehr unser Erstaunen als unsere Bewunderung erregen. Man steht zunächst dieser Masse von Marmorwerken verständnißlos gegenüber, der Eindruck ist zu neu und eigenartig, als daß wir uns ein abgeschlossenes Urtheil bilden könnten. Geht man jedoch auf die Einzelheiten über, dann bleibt in den meisten Fällen nur ein Bedauern für die sinnlose Verschwendung eines edlen Materials zurück. Ich habe Aehnliches nur auf den Friedhöfen Amerikas empfunden. Ein seltsamer Berührungspunkt zwischen zwei culturell und entwicklungsgeschichtlich höchst verschiedenartigen Ländern: hüben wie drüben dieselbe ästhetische Barbarei.

Als ich Mailand verließ, war mein Urtheil über die moderne italienische Kunst nicht abgeschlossen, obgleich ich in dieser Stadt ein erdrückendes Material zu ihrem Ungunsten vorgefunden hatte. Ich suchte nach Gründen zur Klärung des psychologischen Räthsels; ich glaubte die Geschmacksverwilderung auf die barbarischen Einflüsse des Nordens zurückführen zu dürfen. Vielleicht hatte gar unsere Siegesallee Schule gemacht! Dann kam ich nach Genua. Der Campo Santo der alten Handelsstadt ist ungleich prächtiger als der Mailands. Eine imponirende Anlage aus mächtigen Marmorquadern, inmitten einer herrlichen Natur. Die nicht zu scharf aufsteigenden, wellenförmig bewegten Berge bilden den natürlichen Hintergrund des Campo Santo. Ein ungemein fesselndes Bild. Kunst und Natur sei eines nur! Das Dichterwort schien sich erfüllt zu haben.

Aber bald folgte die Ernüchterung. Man sollte immer den Gesammteindruck festhalten und nicht in die Einzelheiten zu dringen suchen. Wir Deutsche können indessen das Analysiren nicht unterlassen. Eine Anhäufung von Kunstwerken ist nur aus der Vogelperspective genießbar. Aus einem Luftballon betrachtet, dürfte sich selbst die Ahnengallerie in der Siegesallee würdig repräsentiren. Man sieht die Einzelheiten nicht, man weiß nicht, was das Werk darstellt, der Phantasie ist ein freier Spielraum gegeben. Nur nicht in die Tiefe dringen, dann geht die Illusion zum Teufel. Ich that es, darum mußte ich abermals eine Enttäuschung erleben.

Was sich dem Beschauer auf dem Campo Santo in Genua darbietet, ist schwerer zu ertragen als zehn Ahnengallerien. Marmorvergeudung ist kaum der zutreffende Ausdruck für die italienische Grabsculptur up to date.

Ein Familienbegräbniß. Urahne, Großmutter, Mutter und Kind im trautesten Kreise im schönsten Cararamarmor ausgehauen und zwar im Festgewand, wie es sich für eine besser situirte Familie geziemt. Ob die Hinterbliebenen den theuren Todten ein Monument errichtet haben oder ob er sich selbst in Marmor verewigte, ist nicht recht ersichtlich. Im Allgemeinen ist die letztere Art der Darstellung bevorzugter.

An einer anderen Stätte betet eine trauernde Wittwe neben der Büste ihres Seligen zum himmlischen Tröster. Wenn die Grabschrift nicht lügt, ist ihr Schmerz unermeßlich; indessen dürfte der irdische Tröster nicht mehr fern sein; die junge Wittwe, der immer ein Stich in's Picante anhaftet, hat eine vorzügliche Reclame für sich gemacht. In nicht zu weiter Entfernung trauert ein Ehemann, selbstverständlich in voller Lebensgröße in Marmor ausgeführt, um die Gattin. Den Trauernden kann geholfen werden. Denn zwei Negationen ergeben immer eine Bejahung.

Es fällt schwer Angesichts derartiger Grabsculpturen ernst zu bleiben. Selbst dort, wo der Künstler sich der unglaublichen Komik der Situation bewußt geworden ist — eine Situation, in die ihn in vielen Fällen wohl seine Auftraggeber gedrängt haben — wo er versucht, der Grabsculptur einen herberen Zug einzuflößen, reizt er meistens die Lachmuskeln.

Ein anderes Bild. Den Mittelpunkt bildet ein in kraftvollen Formen gehaltenes romanisches Kreuz, an seinem Fuße die übliche allegorische Figur der Trauer mit einem Kinde auf dem Schoß. Diese Darstellung würde uns allenfalls genügen, die lebhafte Phantasie des Italieners erstrebt aber Höheres. Ueber dem Kreuz erhebt sich eine andere Gruppe: der Verblichene in voller Lebensgröße in bürgerlicher Tracht (Jaquettanzug, Kragen und Manschetten) wird von einem Engel sanft gen Himmel getragen.

Ein gewisser Zug in's Groteske und Komische haftet den italienischen Grabsculpturen fast ausnahmelos an. Ich habe, namentlich in Mailand, viele gekreuzigte Herrgötter und ebenfalls gekreuzigte Engel gesehen, die — ich weiß nicht aus welchen Gründen — die Beine in die Luft strecken, so daß der Kopf auf der Grabplatte zu ruhen kommt. Der Artikel scheint gerade modisch zu sein. Später sah ich eine Collection davon in einer Grabfigurenhandlung.

Ein anderer Unfug wird mit dem Knochenmann getrieben, ein uraltes Symbol, das wir z. B. auf den stark verblichenen Fresken des Campo Santo von Pisa sehen. Die alten Meister sind indessen von einer köstlichen Naivität, nie gesucht und raffinirt, den Tod schildern sie als einen ehrenwerthen Cumpan, der Gericht hält über Gute und Böse. Ein italienischer Bildhauer von heute nimmt Freund Hain viel tragischer, der Hang zum Grauenerregenden ist bei ihm viel stärker ausgebildet als der zur einfachen Symbolik. Der dürre Sensenmann hat sich im Einklang mit der puritanischen Zeittendenz, die in protestantischen wie katholischen Ländern vorherrscht, in ein dichtes Gewand gehüllt — eine Gestalt von unnachahmlicher Würde, umkrallt er mit seinen dürren Fingern einen üppigen Mädchenkörper. Das unglückliche Opfer sucht sich der scheußlichen Umarmung zu entwinden, nutzt nichts, was der Knochenmann erfaßt hat, hält er fest.

Man muß es den Italienern lassen, sie verfügen über eine lebhafte Phantasie. Würden sie außerdem noch die zum Schaffen nöthige Selbstkritik besitzen, sie wären ganze Kerle. So sind sie aber nichts weiter als Virtuosen der Marmartechnik. Ihre Marmarfiguren schießen die seltsamsten Purzelbäume, wie Wachsfiguren, die unter dem Einfluß der südlichen Sonne zu pittoresken Gebilden zusammengeschmolzen sind. Eine unvergleichliche Mache. Technische Schwierigkeiten giebt es für den italienischen Marmararbeiter nicht. Ich sah Rosen aus Marmar gemeißelt, so zart, als hätte sie die Morgensonne aufgeküßt. — —

Der Widerstreit zwischen Idee und Material, den wir an den Grabsculpturen beobachten können, ist auch dort zu Hause, wo es sich um öffentliche monumentale Aufgaben handelt. Ich sah in der alten Kunststadt Florenz ein Kriegerdenkmal, die übliche Gruppe von zwei kämpfenden Soldaten (wie wir sie ja auch im deutschen Vaterlande zur Genüge besitzen), von denen der eine — man staune! — eine Pistole auf einen unsichtbaren Feind abfeuert. Man bekommt fast Respect vor der neu-deutschen Denkmalkunst, wenn man so ungeheuerliche Geschmacklosigkeiten und Stylwidrigkeiten auf dem von Kunst durchtränkten Boden der Vaterstadt Michelangelo's gesehen hat.

Die moderne militaristische Denkmalkunst scheint überall dieselben Blüthen zu zeitigen, was bei der Art des Vorwurfs nur zu verständlich ist. Das Schema zu einem Kaiser Wilhelm-Denkmal ist genau dasselbe wie das zum Victor Emanuel-Denkmal. Unter den zahlreichen Manumenten des ersten Königs des geeinigten Italiens entdeckte ich nicht einen Zug in's Große — ganz wie bei uns. Man verspricht sich freilich Wunderdinge von dem Nationaldenkmal in Rom, an dem seit Jahren unverdrossen gebaut wird, das bis jetzt aber nur einen unförmigen Unterbau erkennen läßt. Wir wollen abwarten, ob das Denkmal des ersten Königs Italiens die Welt in Erstaunen setzen wird, oder ob es das Schicksal der modernen italienischen Plastik theilen wird.

Glücklicher ist der Nationalheld der Italiener, Garibaldi, davongekommen. Seine zahlreichen Reitermanumente, voran das in Genua, sind bei Weitem das Beste, was die moderne italienische Plastik geleistet hat. Der Alte, in dessen Adern das unruhige Blut eines Renaissancemenschen pulsirte, scheint auch dann und wann das künstlerische Gewissen der Italiener geweckt zu haben. Das große psychologische Räthsel, daß Italien keine Kunst hat, bleibt aber dennoch ungelöst. Würde man nicht auf Schritt und Tritt an die großen Kunstepochen Italiens erinnert werden, so könnte man überhaupt die künstlerische Befähigung des italienischen Volkes stark in Zweifel ziehen.

Die Kunst Italiens ist todt, die Volksseele erschlafft. Nirgends bemerkt man eine Spur moderner künstlerischer Cultur, das Suchen und Streben nach neuen künstlerischen Ausdrucksmitteln, nach einem Styl, der unserer Zeit das characteristische Colorit giebt. Zwar rivalisiren mit den alten Palästen und Kirchen viele prunkvolle Gebäude, die einem modernen Bedürfniß entsprossen sind, sie führen aber, genau wie bei uns, eine Formensprache, die einer anderen Zeit angehört. Mailand hat seine prächtige Gallerie, ein modernes Geschäftshaus größten Styls, das seltsam mit dem pitaresken gothischen Dom contrastirt. Rom hat seine „Fremdenstadt", das neue Rom, eine moderne Stadtanlage, wie sie Berlin, Paris, New York auch aufzuweisen hat. Größer noch ist das Fiasco der decorativen Kunst, wenn überhaupt von einer solchen die Rede sein kann. Wo immer etwas Gutes geschaffen worden ist, hat der Künstler eine Anleihe bei den alten Meistern gemacht. Raffaels zierlich bewegte Grotesken sind hundertfältig copirt und nachempfunden worden. Das Renaissancemotiv beherrscht — soweit ich dies habe übersehen können — die Innendecoration der modernen Wohnhäuser. Aber was hat der Stuckateur und Tüncher aus seinen Vorbildern herausdestillirt! Farbenzusammenstellungen, die stark an die ersten malerischen Versuche einer Indianerhorde erinnern. Man thut gut, sich nicht um das Kunstbanausenthum des modernen Italiens zu kümmern, will man die alten Meister recht genießen. Aber leider drängt sich das moderne Italien dem Reisenden derart auf, daß er es schlecht umgehen kann.

Die Italiener haben ihre großen Meister nicht begriffen. Daraus kann man ihnen keinen Vorwurf machen; die Rasse ist verbraucht. Wenn sie sich aber in ihrer Unwissenheit daran machen, die alten Meister zu ergänzen und zu verbessern, so haben sie damit den Beweis erbracht, daß sie ihrer unwürdig sind. Seit Jahrhunderten blüht in Italien die Restaurationsmanie. Die meisten Antiken im Vatikan sind einem Verschönerungskünstler anheimgefallen. Die fehlenden Gliedmaßen der alten Götter sind säuberlich angeflickt, und zwar mit einer Treffsicherheit, die imponirt. Wenn man sich der Mühe unterzieht, die Antiken der Reihe nach zu untersuchen, kann man seltsame Gliederverrenkungen beobachten. Mehrmals ist ein antiker Torso mit souveräner Willkür als Mercur, Apollo, Satyr u. A. ergänzt. Hiermit ist aber das Sündenregister des Restaurators noch nicht erschöpft. Um die „Styleinheit" wieder herzustellen, ist er nicht einmal vor einer vollständigen Bearbeitung der Oberfläche zurückgeschreckt, so daß die Spuren des Schöpfers der Arbeit gänzlich verwischt sind. Daß diese Pseudo-Antiken vollkommen werthlos sind, bedarf keiner Hervorhebung. Die Ergänzungsindustrie von Antiken blühte in Italien im 18. Jahrhundert bis in das 19. hinein. Viele Pseudo-Antiken gingen in's Ausland und sind dort in den Museen zur Aufstellung gelangt. So bewahrt das Berliner Museum viele Prunkstücke der italienischen Restaurationswerkstätten auf, wie die römischen Kaiserstatuen, eine vollständig verunstaltete Apollostatue, den berühmten Dornauszieher, an dem eigentlich nichts Original ist u. A. m. Die Verschönerungskünstler haben sich auch verschiedentlich an die Ergänzung von Porträtbüsten gemacht. Die alten griechischen Dichter, Philosophen und Staatsmänner, die wir im Vatikan antreffen, sind fast ausschließlich mit schönen neuen Riechorganen versehen.

Neuerdings beschränkt sich die Verschönerungskunst im keuschen Rom auf die Bekleidung des männlichen Gliedes. Die alten Götter und Halbgötter sind nunmehr vor den lüsternen Blicken unholder Erdentöchter durch ein wirkungsvoll modellirtes Feigenblatt geschützt. Glücklicherweise ist das Symbol der Keuschheit nur aus Gyps oder Blech hergestellt, so daß es späteren Generationen, die weniger unter dem Fluch der Prüderie zu leiden haben, ein Leichtes sein wird, die Spuren dieser ästhetischen Barbarei zu entfernen.

Mit demselben Muster sind in den Kirchen vielfach die Nachklänge eines heidnischen Priapuscultes verwischt worden; Rom hat sich, der Zeitströmung Rechnung tragend, puritanisirt. Indessen ist die Verschönerungsmanie damit noch nicht abgethan. Viele Meister der Renaissance sind, wie bei uns die Classiker, im gewissen Sinne commentirt worden. So ist der herrlichen Gruppe „Taufe Christi" von Sansovino über dem Portal des Baptisteriums zu Florenz eine zopfige Engelsfigur in späterer Zeit hinzugefügt worden. Die unvergleichliche „Pietà" Michelangelo's in der Peterskirche ist in ihrer Wirkung stark beeinträchtigt worden durch einen barocken Aufputz in Form von vergoldeten Putten, die über dem Haupte der Madonna schweben. Am wenigsten haben die Fresken unter der Restaurirungsmanie gelitten. Die Pfuscherarbeit, die man hier und da beobachten kann, ist meistens weniger dauerhaft gewesen als die ursprüngliche Malerei.

In neuester Zeit sind die Italiener vorsichtiger geworden, wohl weniger aus Selbsterkenntniß als aus wirthschaftspolitischen Gründen. Man hat eingesehen, daß die alten Meister eine dauernde Einnahmequelle für das Land darstellen,

weil sie Jahr aus, Jahr ein hunderttausende von zahlungsfähigen Kunstpilgern heranlocken. Wenn diese Wendung nicht eingetreten wäre, hätte man allen Grund, um die alte Kunst in Italien zu fürchten.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Rothschild's Geige.

Von Anton Tschechow.

Aus dem Russischen übersetzt von Jul. Narden (Berlin).

In dem kleinen Städtchen, das schlimmer als ein Dorf war, lebten fast nur Greise, die so spärlich starben, daß es ärgerlich war. Und auch für's Krankenhaus und für's Gefängniß waren nur selten Särge zu liefern. Mit einem Wort — das Geschäft ging schlecht. Ja, wenn Jakow Iwanow in einer Gouvernementsstadt Sargtischler gewesen wäre, so hätte er gewiß ein eigenes Haus, und Alle hätten ihn „Jakow Matwejitsch" genannt; in diesem Jammerstädtchen aber hieß er einfach „Jakow" und dazu hatte ihm die Gasse einen sonderbaren Spitznamen gegeben: „Bronce". Und er lebte armselig, wie ein Bäuerlein in einer alten kleinen Hütte und in der einzigen Kammer befanden sich außer ihm und Marfa ein Ofen, eine zweischläfeige Bettstelle, die Särge und das ganze Wirthschaftsgeräthe und Handwerkszeug.

Jakow lieferte gute, dauerhafte Särge. Für die Bauern und Kleinbürger machte er sie nach seinem eigenen Körpermaß und es stimmte immer, denn, obschon er 70 Jahre alt war, gab's im ganzen Städtchen, selbst im Gefängniß, keinen größeren, breitschulterigen Mann. Für die Särge der „Wohlgeborenen" und der Weiber aber nahm er Maß und bediente sich dazu eines eisernen Arschinstabes.*) Kindersärge machte er nur sehr ungern und so auf's Augenmaß hin, mit einer gewissen Nichtachtung, und wenn er sie ablieferte und das Geld erhielt, pflegte er zu sagen:

„Sie müssen nämlich wissen, ich liebe es nicht, mich mit Dummheiten zu befassen."

Außer dem Ertrag der Sargtischlerei hatte er noch eine kleine Nebeneinnahme durch Geigenspiel. In dem Städtchen spielte zu Hochzeiten eine jüdische Musikcapelle auf, die der Zinngießer Moses Iljitsch Schachkes dirigirte, der dafür mehr als die Hälfte des Honorars einstrich. Da Jakow sehr gut Geige spielte, besonders russische Volkslieder, so forderte ihn Schachkes mitunter auf, mitzuspielen, und zahlte ihm hierfür 50 Kopeken den Tag. Dazu kamen dann noch die Trinkgelder der Gäste.

Wenn Bronce im Orchester saß, so ward sein Gesicht dunkelroth und glänzte von Schweiß; es war heiß, die Luft stickig und voll Knoblauchduft; die Geige winselte; rechts knarrte und grunzte ein Contrebaß; links jammerte eine Flöte, die ein magerer rothhaariger Jude mit zahllosen rothen und blauen Aederchen im Gesichte blies; er hieß wie der weltbekannte Milliardär: Rothschild. Dieser verdammte Jude brachte es fertig, auch das Allerlustigste in klagender Weise zu spielen. Ohne weiteren Grund begann Jakow allmälig die Juden zu hassen und zu verachten, ganz besonders aber den Rothschild; er band mit ihm an, schimpfte ihn, ja einmal wollte er ihn sogar prügeln. Rothschild aber sah ihn tiefgekränkt und wild an und rief: „Wenn Sie nicht hätten Ihr schönes Talent, würden Sie fliegen bei mir hinaus zum Fenster!" Und dann fing er an zu weinen ...

Darum forderte man Bronce nicht oft zum Mitspielen auf; nur im äußersten Nothfalle, wenn einer von den Juden durchaus verhindert war.

Jakow war nie guter Laune, denn er hatte immer Verluste zu tragen. Am Sonntag und an den Feiertagen z. B. zu arbeiten, war sündhaft; der Montag war ein Unglückstag, und so gab's gegen 200 Tage im Jahre, wo man wider Willen die Hände im Schooße ruhen lassen mußte. Was für einen Verlust bedeutete das! Und dann, wenn Jemand im Städtchen Hochzeit feierte ohne Musik, oder der Schachkes ihn nicht aufgefordert hatte, mitzuthun — abermals ein Verlust. Der Polizeileutnant war zwei Jahre schon krank gewesen und es ging mit ihm zu Ende, und mit Ungeduld erwartete Jakow seinen Tod. Aber dann reiste der Leutnant in die Gouvernementsstadt, um sich zu curiren und — richtig! — starb auch dort. Wieder ein Verlust! Und einer von mindestens 10 Rubeln, denn das wäre wohl ein feiner Sarg geworden, mit Brokatüberzug und Posamenterie.

Der Gedanke an alle diese Verluste quälte Jakow besonders Nachts. Er nahm deßhalb die Geige mit in's Bett; krochen dann all' die ärgerlichen Gedanken heran, so berührte er die Saiten im Dunkeln, es gab einen leisen Klang, und der beruhigte ihn.

*) Die russische Elle.

Am 6. Mai vorigen Jahres erkrankte Marfa plötzlich. Sie athmete schwer, trank sehr viel Wasser, schwankte hin und her, aber heizte doch noch am Morgen den Ofen und holte gar selbst Wasser vom Brunnen. Am Abend aber mußte sie sich hinlegen. Jakow hatte den ganzen Tag die Geige gespielt; als es ganz dunkel geworden, holte er das Buch hervor, in dem er jeden Tag seine Verluste verzeichnete und fing aus lauter Langeweile an, zu berechnen, was das im Jahre ausmachte. Es kamen über tausend Rubel heraus. Da wurde er so wüthend, daß er das Rechenbrett auf den Boden warf und mit den Füßen stampfte. Dann nahm er es wieder auf und klapperte auf ihm lange Zeit herum und seufzte dabei tief und schwer. Sein Kopf glühte, und der Schweiß stand ihm auf der Stirn. Er dachte daran, daß, wenn er diese tausend Rubel verdient und in die Bank getragen hätte, er jährlich mindestens 40 Rubel Zinsen gehabt hätte. Diese 40 Rubel mußte er also auch in's Verlust-Conto buchen. Kurz — überall Verlust und wieder Verlust!

„Jakow!" rief's plötzlich vom Bette her. „Ich sterbe!"

Er betrachtete seine Alte. Ihr Gesicht war ganz rosig vor Fieberhitze und so ungewöhnlich hell und freudig der Ausdruck. Das verwirrte ihn; er war gewohnt, sie immer blaß und geängstigt und traurig zu sehen. Ja, das sah nun wirklich so aus, als sollte sie sterben und als wäre sie froh, das Alles zu verlassen: die Hütte und die Särge und den Jakow ... Sie blickte hinauf und bewegte ihre Lippen und hatte dabei einen so glücklichen Ausdruck, als sähe sie leibhaftig den Tod vor sich und unterhielte sich mit ihm ...

Es dämmerte schon. Durch's Fenster konnte man die Morgenröthe sehen. Und wie Jakow jetzt die Sterbende ansah, kam es ihm so vor, als hätte er ihr das ganze Leben hindurch nichts Liebes erwiesen, wäre nie auf den Gedanken verfallen, ihr ein buntes Tuch zu kaufen oder von der Hochzeit was Süßes mitzubringen, oder auch sie zu bedauern; sondern daß er sie nur angeschrieen und geschimpft hatte wegen der Verluste, auch die Faust gegen sie erhoben, freilich ohne zuzuschlagen, und daß sie jedesmal vor Furcht und Angst erstarrte. Ja — hatte er ihr nicht sogar verboten, Thee zu trinken, weil das zu theuer sei, so daß sie sich mit heißem Wasser begnügte? Und er begriff, warum sie jetzt so seltsam froh aussah, und ihm wurde wehe um's Herz.

Als es ganz hell geworden war, ging er zum Nachbar, bat ihn um Pferd und Wagen und fuhr Marfa in's Krankenhaus. Es waren wenige Kranke gekommen und daher brauchte man nicht so lange zu warten — nur etwa drei Stunden. Auch freute es ihn sehr, daß nicht der Doctor, der selbst krank war, sondern der alte Feldscheer Maxim Nikolaitsch die Kranken in Empfang nahm: von ihm hieß es, daß er, wenn er auch trank und ein Raufbold war, von der Medicin doch mehr verstand, als der Doctor selbst.

„Gott schenke Ihnen Gesundheit!" sagte Jakow, als er die Alte in's Empfangszimmer führte. „Wollen gütigst entschuldigen, daß wir Sie immer mit unseren kleinen Angelegenheiten belästigen. Da ist mir nun die Genossin des Lebens erkrankt, wie man zu sagen pflegt, wenn Sie gestatten."

Der Feldscheer runzelte die Brauen, strich seinen Backenbart und betrachtete die Alte, die vor ihm auf einem Schemel saß, zusammengezogen, spitzknochig, mit schmaler spitzer Nase und offenem Munde, so daß sie im Profil einem Vogel glich, der trinken will.

„N — ja! ... So—so! ..." sagte der Feldscheer langsam und seufzte ... „Influenza, vielleicht auch Typhus. Der herrscht jetzt in der Stadt. Nun, was weiter? Die Alte hat schon ein langes Leben gelebt. Gott sei Dank! ... Wie alt ist sie denn?"

„Fast 70 Jahre schon, Maxim Nikolaitsch."

„Nun also! Ein schönes Alter. Da muß man eben an's Ende denken."

„Gewiß, Sie haben ja so Recht, Maxim Nikolaitsch!" sagte Jakow mit einem höflichen Lächeln — „wir sind Ihnen für Ihre große Liebenswürdigkeit sehr dankbar, aber gestatten Sie mir die Ansicht zu äußern, daß jedes Insect doch gern leben möchte."

„Das wollt' ich meinen!" erwiderte der Feldscheer in einem Tone, als ob es von ihm abhänge, ob die Alte leben oder sterben sollte. „Nun also, Bester", fuhr er fort, „Du machst ihr kalte Compressen um den Kopf und giebst ihr von den Pulvern hier täglich zwei. Und damit Gott befohlen! ... Bonjour!"

Jakow sah es ihm an, daß es mit der Alten schlecht stand, und daß hier alle Pulver der Welt nicht mehr helfen würden; ihm ward's klar, daß Marfa sehr bald sterben mußte, heute oder morgen. Er berührte den Feldscheer leise am Ellenbogen, blinzelte schlau mit dem Auge und sagte halblaut:

„Maxim Nikolaitsch, man müßte ihr Schröpfköpfe setzen!"

„Ich habe gar keine Zeit, Lieber. Keine Zeit! Nimm Deine Alte und gehe mit Gott! Auf Wiedersehen!"

„Ach, seien Sie doch so gut," bat Jakow. „Sie geruhen ja selbst zu wissen, wenn ihr beispielsweise der Magen weh thäte oder sonst was Inneres — nun, dann wären Pulver und Tropfen sehr gut; aber sie hat sich doch erkältet und da muß doch vor Allem Blut abgezapft werden, Maxim Nikolaitsch."

Der Feldscheer rief schon die Nächsten auf. Ein Bauernweib mit einem Knaben trat ein.

„Mach fort!" wandte er sich zu Jakow und runzelte die Stirn — „was soll das Geschwätz!"

„Nun, aber dann setzt ihr wenigstens Blutegel an. Ich werde ewig für Sie beten!“

Der Feldscheer fuhr auf:

„Wirst Du endlich schweigen! Lümmel!“

Auch Jakow wurde ärgerlich und bekam einen ganz rothen Kopf, aber sagte nicht ein Wort, nahm Marfa unter den Arm und führte sie hinaus. Erst, als sie auf dem Wagen saßen, sah er wüthend und spöttisch das Krankenhaus an und sagte:

„Da hat man Euch Artisten nun hineingesetzt! Einem Reichen, da hätte er gleich Schröpfgläser angesetzt, aber für den Armen giebt's nicht einmal einen Blutegel. Ach — Ihr Herodesseelen!...“

Als sie zu Hause angelangt waren, stellte sich Marfa zuerst an den Ofen und stand so einige zehn Minuten. Sie glaubte, wenn sie sich hinlegte, würde Jakow gleich wieder von dem Verlust anfangen und sie schimpfen, daß sie im Bette faullenze und nicht arbeiten wolle. Jakow aber sah sie kummervoll an und dachte daran, daß morgen der Tag Johannes des Apostels sei und übermorgen der Nikolaus des Wunderthäters und dann käme der Sonntag und dann der Montag, der Unglückstag — also vier Tage ohne Arbeit, und an einem dieser Tage würde Marfa sicher sterben. Folglich also mußte er den Sarg gleich heute schon machen. So holte er denn seinen eisernen Arschinstab hervor und nahm das Maß der Alten. Sie legte sich dann zu Bett; er aber bekreuzigte sich und fing an, den Sarg zusammenzuzimmern.

Als er fertig war, setzte er die Brille auf und schrieb in sein Buch: „Für Marfa Iwanowa ein Sarg — 2 Rubel 40 Kop.“ Und er seufzte auf. Die Alte lag schweigend da, mit geschlossenen Augen. Aber am Abend, als es schon dunkelte, rief sie plötzlich Jakow heran.

„Du, Jakow, weißt Du noch?“ sagte sie und sah ihn freundlich und froh an — „weißt Du noch, vor 50 Jahren schenkte uns Gott ein Kindchen mit blonden Löckchen? Wir saßen dann immer mit der Kleinen am Flüßchen unter dem Weidenbaum und sangen Lieder...“ Sie lächelte bitter und fügte hinzu — „Das Mädchen starb.“

Jakow strengte sein Gedächtniß vergeblich an: er konnte sich weder des Kindes, noch des Weidenbaumes erinnern.

„Du phantasirst wohl!“ sagte er endlich...

Dann kam der Pope mit den Sterbesacramenten...

Marfa murmelte noch allerlei, und am Morgen war sie todt.

Alte Nachbarinnen wuschen, kleideten und betteten die Leiche. Am Sarge las Jakow, um das Geld für den Küster zu sparen, selbst die Sterbegebete, und da der Kirchhofswächter sein Gevatter war, bekam er das kleine Grab unentgeltlich zugewiesen. Vier Bauern trugen den Sarg bis zum Kirchhof ebenfalls unentgeltlich, aus Verehrung für Jakow. Hinter dem Sarge her gingen alte Weiber, Bettler, zwei halbverrückte Pilger, und wer entgegenkam, bekreuzigte sich fromm... Und Jakow war sehr glücklich, daß Alles so anständig und billig ausfiel und Niemand gekränkt wurde. Als er von Marfa den letzten Abschied nahm, strich er mit der Hand über den Sarg und dachte: „Ja, ja — eine gute Arbeit!“

Aber als er vom Kirchhofe heimwärts ging, da überkam ihn eine große Traurigkeit. Er fühlte sich auch nicht wohl, hatte Athembeschwerden, die Füße waren ihm so schwach und er empfand starken Durst. Und dazu all' die unangenehmen Gedanken. Wieder beschäftigte es ihn, daß er Marfa das ganze Leben hindurch nie geliebkost, nie mit ihr Mitleid gehabt hatte. Zweiundfünfzig Jahre hatten sie zusammen in der Hütte gehaust, eine lange, lange Zeit, und doch hatte er sie nie beachtet, rein als wäre sie ein Hund, eine Katze gewesen. Und doch hatte sie jeden Tag den Ofen geheizt, gekocht und gebacken, hatte Wasser geholt, Holz klein gemacht, mit ihm in demselben Bett geschlafen; und wenn er von den Hochzeiten betrunken nach Hause kam, dann hatte sie ehrfurchtsvoll die Geige an ihren Platz gehängt und ihn selbst zu Bette gebracht, und das Alles immer so still und sanft und fürsorglich gethan...

Lachend und grüßend kam ihm Rothschild entgegen.

„Und ich suche Sie, Onkelchen!“ sagte er. „Moissei Iljitsch lassen Sie grüßen und ersuchen Sie, zu ihm zu kommen.“

Jakow hatte keine Lust. Die Thränen saßen ihm im Halse.

„Mach', daß Du fortkommst!“ sagte er und ging weiter.

„Aber wie haißt? Wie ist das möglich?“ rief Rothschild aufgeregt und lief Jakow nach... „Moissei Iljitsch werden böse sein! Sie befahlen doch, daß Sie sollen kommen sofort!“

Jakow war der Jude widerlich, wie er so athemlos vor ihm hertrippelte; er hatte so viele braunrothe Sommersprossen. Und sein verschossener grüner, langer Rock und seine ganze zerbrechliche Gestalt — Alles war ihm unangenehm.

„Was drängst Du Dich an mich, Du Knoblauch Du?“ rief Jakow — „Lasse mich in Ruhe!“

„Möcht' ich Sie doch bitten, zu sein etwas stiller; sonst werden Sie fliegen über den Zaun!“

„Pack Dich fort!“ schrie Jakow und stürzte mit den Fäusten auf ihn los... „Nirgends hat man Ruhe vor diesen Lausekerls!...“

Rothschild starb fast vor Angst; hockte auf dem Boden nieder und fuchtelte mit den Armen über dem Kopf, als wollte er sich vor Hieben schützen. Dann sprang er auf und rannte mit langen Sätzen und sonderbaren Sprüngen davon, so schnell er konnte und dabei schlotterten seine mageren Glieder. Hinter ihm her aber liefen die Gassenjungen und schrien: „Jüd! Jüd!“ Und auch die Hunde kamen laut bellend und kläffend einhergejagt. Irgend Jemand lachte laut auf und hetzte die Hunde, die noch stärker und wie im Chor bellten... Und dann schien ein Hund den Rothschild in die Wade gebissen zu haben, denn man hörte einen verzweifelten Schrei.

Jakow ging über die Weideplätze und dann am Rande der Stadt hin, so ohne Ziel, querfeldein. Die Knaben schrien: „Bronce kommt! Bronce kommt!...“ Da war der Fluß jetzt; Enten schnatterten, Schnepfen flatterten piepsend auf. Die Sonne strahlte heiß herunter und auf dem Wasser lag ein Glanz, daß es den Augen weh that. Jakow ging den schmalen Fußweg am Flusse entlang, sah, wie aus der Badeanstalt eine corpulente, rothbackige Dame herauskam und dachte: „So 'ne Otter!“

In der Nähe des Badeplatzes krebsten einige Jungen. Wie sie ihn erblickten, riefen sie höhnisch: „Bronce! Bronce!...“ Nun ragte eine alte Weide mit Krähennestern... Und plötzlich — da erinnerte sich Jakow des Kindes. Er sah sich unter der jungen Weide sitzen, sah das rosige, blonde Mädchen, davon Marfa gesprochen hatte, sah sie vor sich, ganz deutlich — das Kind und die Weide!...“ Und das war ja auch die Weide! Aber wie alt und verkümmert und verrunzelt sie war, die arme Weide, die einst so zart und grün und geschmeidig gewesen.

Jakow ließ sich unter ihr nieder und begann nachzusinnen. Drüben, am anderen Ufer, wo jetzt die große Wiese, da war damals ein schöner Birkenwald und auf dem kahlen Berge dort am Horizont schimmerte einst dunkelblau ein uralter Fichtenforst. Auf dem Flusse zogen Barken. Und jetzt ist Alles so gleichförmig und glatt. Drüben steht nur noch eine einzelne junge Birke, schlank, wie ein junges Fräulein, und auf dem Flusse schwimmen bloß Enten und Gänse und fast scheint es, daß auch die Gänse weniger geworden sind. Und gar nicht zu glauben ist's, daß auf diesem selben Flusse einst große Barken hin- und herfuhren. Jakow schloß die Augen, und in seiner Phantasie sah er zwei gewaltige Gänseheerden auf einander losschwimmen.

Es war ihm ganz unklar, wieso er denn während der letzten vierzig oder fünfzig Jahre seines Lebens nicht ein einziges Mal mehr am Flusse gewesen war, oder wenn doch, so nur ganz zufällig, ohne daß es ihm zum Bewußtsein gekommen wäre. Es war doch ein ganz gehöriger Fluß; er hätte da fischen und die Fische den Kaufleuten, Beamten und dem Restaurateur verkaufen können und das Geld dann in die Bank gebracht; er hätte zu Boot von einem Landsitz zum anderen fahren und für Geld allerlei Leuten aufspielen können; auch hätte man es wieder mit den Barken versuchen können — das wäre angenehmer gewesen, als Särge zu zimmern; oder aber er hätte Gänse züchten und sie in Moskau verkaufen können, allein für Daunen hätte man im Jahr so ein zehn Rubel eingenommen! Und das Alles hatte er versäumt! Gott — welche Verluste und abermals Verluste! Und wenn er das Alles zusammen betrieben hätte, das Fischen und Geigenspielen, und das Barkenführen und die Gänsezucht — welch ein Capital besäße er!

Aber nicht im Traum war ihm das Alles eingefallen; das Leben war hingegangen reizlos, freudlos, nutzlos, für nichts, wider nichts; vor ihm lag nichts mehr, blickte er aber zurück, so sah er nichts als Verluste, solche Verluste, daß es ihn wie im Fieber schüttelte. Warum kann der Mensch nicht ohne solche Verluste und Schaden leben? Warum hatte man das Birkenwäldchen und den Fichtenforst abgeholzt? Warum ließ man das Vieh unentgeltlich weiden? Warum thun die Leute immer das, was sie nicht thun sollten? Warum hatte Jakow sein ganzes langes Leben gerackert und geschimpft und die Fäuste geballt und seine arme Frau eingeschüchtert? Warum hatte er eben erst den Juden überfallen und gekränkt? Warum suchen die Menschen überhaupt immer gegenseitig sich was Schlechtes zu thun? Was für Verluste bringt das Alles mit sich? Was für furchtbare Verluste! Wenn's nicht so viel Haß und Bosheit gäbe, wie unendlich viel mehr Nutzen hätten die Menschen von einander...

Am Abend und in der Nacht darauf, da quälten ihn allerlei Bilder und Gestalten: das blonde Kindchen, die Weide, Fische, geschlachtete Gänse, Marfa, die im Profil wie ein Vogel aussah, der Birkenwald, und das leichenblasse, jammervolle Gesicht Rothschild's und allerlei Fratzen, die herandrängten und alle von Verlusten murmelten. Er warf sich ruhelos im Bette hin und her und erhob sich fünf Mal, um auf seiner Geige zu spielen...

Als endlich der Morgen da war, schleppte er sich mühsam in's Hospital. Derselbe Maxim Nikolajitsch verordnete ihm dieselbe Kopfcompresse, dieselben Pulver, zwei Mal täglich zu nehmen, und Jakow las es von seinem Gesicht ab und hörte es aus seinem Ton heraus, daß es schlecht stand und daß ihm keine Pulver mehr helfen würden. Auf dem Heimwege aber bedachte er, daß er vom Tode doch nur Nutzen haben würde: dann brauchte er nicht mehr zu essen und zu trinken, nicht mehr Steuern zu zahlen, würde Niemand mehr kränken und beleidigen; und da nun der Mensch in seinem Grabe nicht ein Jahr liegt, sondern hunderte, tausende Jahre — welch' ungeheuren Vortheil bedeutete das! Ja, das Leben bringt dem Menschen nur Verlust und Schaden, der Tod aber — Nutzen, Vortheile! Das war gewiß richtig räsonnirt, aber, dachte er weiter, ärgerlich und bitter ist's doch, dieser seltsame Zustand, daß das Leben, das dem Menschen nur einmal geschenkt wird, so ganz ohne Nutzen zu bringen hingeht?

Nein, er wollte gern sterben. Aber als er dann zu Hause die Geige sah, da zog sich sein Herz doch schmerzlich zusammen. Die konnte er doch nicht mit in's Grab nehmen und sie würde verwaist zurück-

bleiben und es würde ihr gehen wie dem Birkenwäldchen und dem Fichtenforst. Ja, Alles, Alles geht hier einmal zu Grunde und wird immer zu Grunde gehen … Jakow trat aus der Hütte heraus und ließ sich auf der Thürschwelle nieder und drückte die Geige an seine Brust. Und wie er so an das verlorene, nutzlose Leben dachte, fing er an zu spielen; er wußte selbst nicht was, aber es war so traurig und rührend, daß ihm die Thränen über die runzligen Backen liefen. Und je mehr er nachdachte, desto trauriger sang die Geige.

Da kreischte die Thür des Zauns, und Rothschild wurde sichtbar. Er schritt zuerst ganz tapfer in den Hof hinein, blieb aber ängstlich stehen, als er Jakow erblickte, zuckte und krümmte sich zusammen und fingerte sonderbar in der Luft herum, als wollte er angeben, wie viel Uhr es jetzt sei.

„Komm nur näher, kannst es ruhig thun", sagte Jakow freundlich und winkte ihm. — „So komm doch nur!"

Zögernd und ängstlich, als traute er seinen Ohren nicht, kam Rothschild näher und blieb ein paar Schritte vor Jakow stehen.

„Sie, wollen Sie sein so fraindlich, mich nicht zu schlagen!" sagte er und setzte sich endlich. — „Moissei Iljitsch schickt mich wieder her. „„Hab' keine Angst," sagt' er, „geh' wieder zu dem Jakow und sage ihm," sagt' er, „daß wir ohne ihn nicht auskommen. Mittwoch giebt's Hochzeit. Herr Schopowalow verheirathet seine Tochter mit einem fainen Herrn, einem vornehmen Herrn. Und es wird sein eine große Hochzeit!"" „Ooa! So groß und fain!" fügte der Jude hinzu und kniff das eine Auge zu.

„Ich kann nicht!" sagte Jakow und athmete schwer. „Bin krank, Bruderherz!"

Und wieder spielte er, und die Thränen tropften auf die Geige. Rothschild stand seitwärts dabei, kreuzte die Arme über der Brust und hörte aufmerksam zu. Der Ausdruck der Furcht und des Staunens machte allmälig einem tieftraurigen, leidenden Platz; er verdrehte die Augen und rief: „Wachch!", und die Thränen flossen ihm über die Backen und auf den alten grünen Rock …

Den ganzen Tag über lag Jakow traurig im Bette. Am Abend kam der Pope, um ihm die Beichte abzunehmen. Als er ihn fragte, ob er nicht irgend eine besondere Sünde zu bekennen habe, strengte er sein schwaches Gedächtniß an, sah im Geiste wieder das trübselige Gesicht Marfa's, hörte den Schrei des Juden, als der Hund ihn biß, und sagte kaum verständlich:

„Die Geige — gebt — dem Rothschild!"

„Gut!" erwiderte der Pope …

Und jetzt fragen sie sich Alle in der Stadt: wo hat nur der Rothschild die gute Geige her? Hat er sie gekauft? gestohlen? Hat sie Jemand bei ihm verpfändet? Die Flöte hat er ganz liegen lassen und spielt jetzt nur noch die Geige. Und er entlockt ihr ebenso weinerliche Töne, wie einst der Flöte.

Aber wenn er versucht, nachzuspielen, was er damals vom Jakow hörte, als der auf der Thürschwelle phantasirte, so klingt das so traurig und rührend, daß den Zuhörern die Thränen in die Augen treten. Er selbst aber verdreht zuletzt die Augen und sagt „Wachch!"

Und gerade diese neue Weise gefällt Allen in der Stadt so sehr, daß er von den Kaufleuten und Beamten um die Wette eingeladen wird, und sie ihnen wohl ein dutzendmal vorspielen muß …

Aus der Hauptstadt.

Der Teltow-Canal.

Es thut in diesen Tagen wohl, vom Wasser zu reden. Je schneller die köstliche Fluth verdampft und das deutsche Erdenland sich in ein brennendes Staubloch verwandelt, desto heißer liebt man die Flüssigkeit. (Metaphorisch gesprochen, natürlich; denn in Wahrheit ist auch uns zimperlichen Norddeutschen die Eistemperatur des Münchner Bieres jetzt eben recht.) Es thut wohl, vom Wasser zu reden und Wasser zu sehen; Kühlung d'rin zu suchen, hat dagegen weniger Zweck, denn Spree und Havel kochen beinahe. Benütze ich meine häusliche Bade-Einrichtung, so glaube ich mich immer sofort auf der „Therapia", mit der ich vor Jahresfrist im Mittelmeer kreuzte. Tropfenweis Schweiß vergießend, eilte man in die Badecabine, eimerweis vergaß man ihn, wenn man d'rin war. Der Mensch ist keine Victoria regia, der es im Wasser erst dann gemüthlich zu Sinnen wird, wenn die ersten lumpigen fünfunddreißig Grad Réaumur überschritten sind.

Wasserfreunde begnügen sich heuer mit den ortsüblichen Moselweinen und dem Anblick ihres Lieblingselementes. Die Möglichkeit, beider Genüsse theilhaftig zu werden und gleichzeitig endlich einmal das große Culturwerk in Augenschein zu nehmen, das die ganze Mark Brandenburg umgestaltet und aufrührt, diese verlockende Möglichkeit bewog mich zu einem Ausfluge nach dem Teltow-Canal.

* * *

Vielleicht wissen Sie wenig mehr vom Kreise Teltow als die Thatsache, daß er die gewürzigsten Rübchen Deutschlands hervorbringt. So köstlich sind diese Rüben, und so altersgrau ist ihr Ruf, daß die Mönche des Teltow früher alljährlich dem Papste ein Fäßchen davon über's Alpengebirg nach Rom schicken mußten. Außer den Päpsten waren auch alle anderen mir dem Namen nach bekannten großen Männer überzeugte Anhänger der Teltower Rübe. Jeder Versuch, sie aus dem gediegenen weißen Sandboden des Kreises in üppigeres Gebiet zu verpflanzen, ist bislang gescheitert; sie entartet sofort. Hierin gleicht die Teltower Rübe entschieden dem Edelweiß. Der norddeutsche Bildungsmensch sieht darum mit Schauder auf die saft- und kraftlosen Strohwurzeln, die ihm draußen zuweilen als das Product des Teltow aufgeschwatzt werden. Es ist gerade so, als wenn man ihm in einer Berliner Weißbierstube Weißwürscht' auftischen wollte. Eines schickt sich eben nicht für Alle. Bei der Teltower Rübe spielt die Zubereitung eine ganz besonders wichtige Rolle. Ihre aromatische Schärfe, die die feinste Würze des Meerrettigs mit der der Perigordtrüffel vereint, kann von der Köchin gehoben oder vernichtet werden. Ich kenne kein Berliner Weinhaus, keins, sag' ich, das der Teltower Rübe gerecht zu werden versteht. Selbst Kempinski nehm' ich nicht aus, so wehe ich damit vielleicht auch dem liebenswürdigen Herrn Unger thue. Man nimmt überall zu viel Zucker und Mehlbräune. Ueberhaupt gehört sich zu Teltower Rüben das Kleine von der Gans, und Beides muß eine Weile lang zusammenkochen. Die beste Zeit …

Aber das geht ja nicht. Vom Wasser im Teltow-Canal soll ich erzählen, von Kühlung und Frische, und stelle mich statt dessen an den Kochherd.

* * *

Der neue Canal durchfurcht ein schönes Stück Sahara. Wer seine Briefe nach Altväterart gern mit Streusand abtrocknet und wer noch weißen Sand auf weißgedieltem Fußboden liebt, der lebt hier im Paradiese. Märkischer Schnee, so weit das trunkene Auge reicht. Will man zur Baustätte heran, so heißt es, fest auftreten, denn der Sand giebt nach und verrieselt unter den Schritten. Hier einen Damm zu ersteigen, ist nicht minder schwierig, als durch den nassen Schnee eines Gletschers zu stapfen. Bald sinkt man bis zu den Knöcheln, bald bis dicht an die Knie ein. Am besten geht es, wenn ein Ingenieur oder Regierungsbauführer vorausmarschirt und Stufen tritt. Wer die märkische Natur in ihrer Furchtbarkeit nicht kennt, der lernt sie hier schätzen. Der Laie begreift zunächst gar nicht, wie es überhaupt möglich war, in diesem Gerinnsel einen Graben zu ziehen. Er müßte immer, scheint's, von den nachkollernden Sandmassen gleich wieder zugeschüttet werden. Daß die Arbeit trotzdem gelungen ist, halte ich für eins der größten Wunder moderner Technik.

Spree und Havel werden durch den Canal besser verbunden, als es auf dem bisherigen, von ihnen in dunklem Drange selbst gewählten Pfade möglich war. Die Elbschiffahrt rückt bedeutend dichter an die Oderschiffahrt heran, und Berlin selbst, die Berliner Spreearme, werden in großartigem Umfange entlastet. Staat und Commune kümmern sich wenig um den Verkehr der Reichshauptstadt, besonders die städtische Verwaltung hinkt regelmäßig um mindestens zehn Jahre hinter den Bedürfnissen des riesigen Gemeinwesens her. Wir bekamen die Hochbahn zu spät, wir bekommen die Untergrundbahn zu spät, und die Berliner Schleusenverhältnisse reichen vielleicht für Kyritz an der Knatter aus, während sie für eine Millionenstadt Schimpf und Schande bedeuten. An der Mühlendammschleuse, die übrigens total verbaut ist, hat der Bootsführer regelmäßig mit Aufenthalten von vier bis fünf Stunden zu rechnen. Da ist der Teltow-Canal eine Erlösung. Um so mehr, als er gleich in sehr großen Abmessungen auftritt. Seine einzige Schleuse, die bei Klein-Machnow, darf ein Prunkstück genannt werden. Sie besteht aus zwei Kammern, darin je zwei Zillen nebeneinander liegen können; von mächtigen Hebethürmen aus, nicht mehr durch Thore, wird das Oeffnen und Schließen der Kammern bewirkt, und selbst für die Sportfahrzeuge, die den Canal benützen werden, sind vorbildliche Einrichtungen getroffen worden. Die ganze Anlage sucht ihresgleichen im Vaterlande. Sie wird selbstverständlich mit Elektricität betrieben; auch die Treidelei geht elektrisch vor sich. Vertrauen erweckend dehnt sich inmitten dieser Wasser-Kunstwerke der werdende Weinkeller der Kreis-Kneipe, die sich an der Schleuse erheben soll. Als ich sie besuchte, wurde gerade fleißig cementirt. Damit kein Wasser zum Wein kann. Und ich freute mich der sengenden Sonne, die uns, so der liebe Gott will, heuer einen neuen Eilfer bescheeren wird, Eilfer in solchen Mengen, daß gar nicht Keller genug gebaut und cementirt werden können.

* * *

Wo der Canal sich der Havel zuneigt, rafft er sich zu landschaftlicher Schönheit auf. Wald tritt heran, Kohlhasenbrück erscheint, das altberühmte Hauptquartier des durch Kleist unsterblich gewordenen Räubers Kohlhaas, der unter der Beke-Brücke den Silberschatz des Magdeburger Erzbischofs versteckt hatte. Das schickte sich nicht, und zur Strafe dafür wurde er auch gerädert. Die Brücke und die Beke sind nun verschwunden, vom Canal verschluckt; der Silberschatz war schon viel früher fort. Mit dem Kreisdampfer gleitet man dann in den schönen, von hohen Kiefern und allerlei Laubgebüsch dicht umstandenen Griebnitzsee. Die vornehme Stille der Villencolonie Neubabelsberg ist

nun dahin, und das junge Mädel in Weiß, das sich dort drüben am Ufer mit seiner Hängematte abquält, wird bald genug seine gelben Romanbücher nicht mehr einsam lesen. Vielleicht hat sie auch gar nicht die Absicht. Gegen Potsdam hin wird das Revier immer anmuthiger, immer holdseliger. Baedeker wird hier mehrere Sterne spendiren dürfen. Vom October 1905 ab, wo der Canal eröffnet werden soll, muß der ohnehin überlastete unglückselige Fremde unbedingt noch eine hundertundelfte Sehenswürdigkeit Berlins abgrasen: den Teltow-Canal von Klein-Machnow bis Potsdam. Aber ich hoffe, der treffliche 1904er im Keller des Kreis-Weinhauses und die freundliche Grazie des märkischen Wasseridylls werden ihn gefangen nehmen. Bei einer Wiederholung der Berliner Strapazen verzichtet er dann lieber auf die schönsten Museen und die modernsten Kunstausstellungen. Museen und Kunst bleiben einem, doch den guten Wein trinken Dir die Andern gern fort, wie sie Dir gern die guten Dampferbillette vor der Nase fortnehmen.

Kuropatkin's Offensive.

Der Zar: Eine hocherfreuliche Nachricht! Sie macht mich beinahe Königsberg vergessen! Also 80000 Mann, sagen Sie, haben die Japaner bis vorgestern bei Port Arthur verloren?

Der Kriegsminister: So melden chinesische Dschunken.

Der Zar: Und Stoessel telegraphirt mir, chinesischen Gerüchten zufolge seien am Wolfshügel 10000 Feinde gefallen, bei Kinschau 15000. Das macht nach Adam Riese zusammen 105000. (Er versinkt in tiefes Nachdenken.)

Der Kriegsminister: Port Arthur wird sich demnach aus eigener Kraft halten, Sire. Man könnte Kuropatkin getrost weiter zurückgehen lassen —

Der Zar (träumerisch): Wie war mir doch? Versicherten Sie nicht neulich, Oku habe höchstens 100000 Mann vor Port Arthur zu liegen?

Der Kriegsminister: Freilich. Die Nachricht stammt aus ganz lauterer chinesischer Quelle.

Der Zar: Vortrefflich. Es steht demzufolge kein einziger Japaner mehr vor der Festung. Ja, besser noch: 5000 weniger als keiner. Depeschiren Sie Kuropatkin sofort, daß er unverzüglich die Offensive ergreift. Stoessel soll ihm von Port Arthur aus entgegenmarschiren; so werden die Japaner zwischen zwei Feuer genommen. Großartig, was?

Der Kriegsminister: Freilich, Sire. Man merkt gleich, daß die Idee von Ihnen ist. Nur eine kleine Variante möchte ich mir submissest vorzuschlagen erlauben, um im Sinne Ew. Friedensmajestät unnützes Blutvergießen zu vermeiden.

Der Zar: Ich verstehe. Kuropatkin soll es ebenso mit den Japanern machen wie Stoessel. Ihnen fortdauernd in kleinen Gefechten schwere Verluste beibringen.

Der Kriegsminister: Bis auch Kuroki's Heer auf Null minus 5000 Mann verringert ist. O, welcher Genuß, mit Ew. Majestät zu arbeiten! Dero Minister brauchen nicht zu denken, das besorgen Majestät allergnädigst selber.

Der Zar: Fragt sich nur, wie lange und wie weit Kuropatkin noch zurückgehen muß, ehe die Japaner aufgerieben sind?

Der Kriegsminister: Nöthigenfalls bis St. Petersburg. Den gelben Teufeln wäre so ein sibirischer Winter zu wünschen!

Der Zar: Oku hat 180000 Mann. Rechnen wir den Rückzug Kuropatkin's auf 180 Tage, so müssen tagtäglich 1000 Japaner fallen.

Der Kriegsminister: O, das ist eine Kleinigkeit. Das besorgen meine chinesischen Quellen im Handumdrehen.

Der Zar: Gut. Also auf weitere siegreiche Retirade und Zurückdrängung des Feindes nach St. Petersburg! Ganz beruhigt über den Ausgang des Krieges werde ich allerdings erst sein, wenn er in Warschau steht.

Timon d. J.

Notizen.

Die Philosophie der Gegenwart in Deutschland. Von Professor Dr. O. Külpe in Würzburg. (B. G. Teubner, Leipzig.) Der Verfasser giebt in diesem Buche einen vorzüglichen Ueberblick über die herrschenden philosophischen Hauptrichtungen der Gegenwart. Er charakterisirt als solche den Positivismus, Materialismus, Naturalismus und Idealismus nicht nur im Allgemeinen, sondern auch durch eingehendere Würdigung einzelner typischer Vertreter. An die Darstellung der Lehren schließt sich stets eine Kritik an, die vom Standpunkte eines philosophisch vertieften Rationalismus aus geübt wird. Die zweite Auflage ist gegenüber der ersten durch eine zusammenfassende Kritik der Mach'schen Lehren und eine kurze Würdigung der von Bergmann und Eucken vertretenen idealistischen Standpunkte erweitert. Das klar und anregend geschriebene Buch verdient die Beachtung Aller, die sich für philosophische Fragen interessiren.

Zur gefälligen Beachtung.

Alle **geschäftlichen** Angelegenheiten, besonders die Versendung von Beleg-Exemplaren, die Honorirung u. dgl., erledigt **ausschliesslich der Verlag,** Berlin W 57, Katzlerstr. 4 I. Man wolle bezügliche Anfrage **nur an ihn** richten.

Dagegen sind Manuskripte, Bücher, redactionelle Anfragen etc. stets an **Richard Nordhausen,** Berlin W 30, Gleditschstr. 6, zu senden. Für pünktliche Erledigung kann sonst nicht Gewähr geleistet werden.

Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W 30, Gleditschstr. 8; Expedition: Berlin W 57, Kopfelstr. 41. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 35. Berlin, den 27. August 1904. 33. Jahrgang.
Band 66.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt:

Die elsaß-lothringische Mark.

Von Kurd von Strantz.

Mehr als 30 Jahre sind seit der Wiedergewinnung des größeren Theiles des überrheinischen Allemanniens, des Elsasses und des kleineren Theiles des gleichdeutschen Lothringens verflossen, ohne daß wir von einem endgiltigen Erfolge der Verdeutschung reden können, wie betrüblich es auch ist, überhaupt diesen urdeutschen Volksboden einschließlich des selbst heute noch französisch redenden Lothringens wieder verdeutschen zu müssen. Man hat häufig die Behauptung als unumstößliche Thatsache gehört, daß die wieder errungenen Reichslande in Wirklichkeit gar nicht mehr deutsch gewesen seien, aber nicht mehr deutsch gefühlt hätten, obwohl gerade der fraglos zu Tage getretene Sondergeist doch echt deutsch war. Aber nicht die irregeleiteten Empfindungen der Bevölkerung, sondern die groben Regierungsfehler im Lande selbst wie in Berlin haben das unzulängliche Ergebniß herbeigeführt.

Durch die Erinnerungen des frühzeitig bekehrten Reichstagsabgeordneten und geistigen Urhebers der reichsländischen Selbstverwaltung, der auch später dauernd in den Reichsdienst übergetreten und als kaiserlicher Generalkonsul verstorben ist, darf man als erwiesen annehmen, daß lediglich der Einfluß der sog. „Pariser“, d. h. der ausgewanderten Elsässer unter dem selbstsüchtigen Einfluß Gambetta's, aber dessen gleich eigennütziger clericaler Gegner die widersinnige, undeutsche, franzosentolle Haltung der Elsaß-Lothringer im Gewande schmollender Brüder oder gar vermeintlicher echter Franzosen verschuldet hatte. Den ersten Fehler beging Bismarck durch die Zulassung der Optantenfrage, wonach jeder neue Reichsangehörige befugt war, sich für Frankreich zu entscheiden, ohne das Land verlassen zu müssen.

War es schon falsch, damit der französischen Verhetzung Thür und Thor zu öffnen, so war es noch unrichtiger, überhaupt zu dulden, daß selbst die im Lande geborenen und bereits vor dem Kriege ausgewanderten Elsaß-Lothringer ihre bisherige Landsmannschaft verloren und dadurch wirkliche Franzosen geworden sein sollten. Man hätte die Auswanderung bei Strafe des Vermögensverlustes und dem Verbote der Rückkehr einfach untersagen und damit dauernd jedes Band mit dem vermeintlichen alten Vaterlande zerschneiden müssen. Mindestens eine Viertelmillion Elsaß-Lothringer — jedenfalls ist die Zahl ihrer Nachkommen mindestens auf diesen Betrag gestiegen — haben seit der deutschen Wiederbesetzung ihre alte Heimath verlassen. Hierbei bleiben noch die vorübergehend besonders in Paris ansässigen Reichsländer außer Anschlag. Ich habe selbst am Fuße der Pyrenäen, im frommen Lourdes, elsässische Ladeninhaber getroffen, wie Paris und Lyon thatsächlich davon wimmelt.

Erfreulicher Weise hat sich bereits eine national-französische Abneigung gegen diese falschen Franzosen bekundet, was aber unsere Landsleute zu um so heftigerer Deutschenfeindschaft und französischem Chauvinismus bewogen hat. Die französische Rangliste enthält gerade an den leitenden Stellen eine auffallend hohe Zahl deutscher Namen, wie eigentlich die Verwaltung des französischen Ostens zum größten Theile in deutschen, aber leider nicht deutsch gesonnenen, ja sogar deutschfresserischen Händen sich befindet. Dieser Umstand ist sehr bemerkenswerth und erklärt hauptsächlich das Offenbleiben der elsaß-lothringischen Wunde. Auch die ernsthaften französischen Politiker wagen trotz ihrer gegentheiligen inneren Ueberzeugung nicht, die elsaß-lothringische Frage durch den Frankfurter Frieden für gelöst zu erklären. Kein Abgeordneter dürfte sein Einverständniß mit der Wiedervereinigung der Reichslande mit dem alten Mutterlande aussprechen. Hätte Deutschland damals in dieser harten, aber nothgedrungenen Weise die Auswanderung verhindert und die Rückwanderung durch materiellen Schaden erzwungen, so wäre die Optantenfrage nicht entstanden, und wir hätten das vermeintlich verstümmelte Frankreich nicht mit unserem eigenen Fleisch und Blut durch den elsaß-lothringischen Einwandererstrom aufgefrischt.

Hierzu kommt noch die schwere Unterlassung der Zurückforderung des ganzen Elsasses, indem wir nicht nur den Beffort'schen (Belfort'schen) Winkel des oberrheinischen Departements bei Frankreich beließen, sondern sogar auch den übrigen Sundgau mit der Hauptstadt Mömpelgard, also den nördlichen Theil des Departements Doubs, der erst in den napoleonischen Kriegen endgiltig dem deutschen Reiche verloren gegangen war, nicht zurücknahmen. Die Unkenntniß unserer eigenen Geschichte und Namenskunde hat diese schwere Säumniß gezeitigt, obwohl die Franzosen selbst darauf gefaßt waren, daß auch ganz Lothringen wieder an Deutschland fiel. War es doch nur wenig über ein Jahrhundert in Franzosenhänden geblieben und zwar gerade der herzogliche Theil, also die westlichen Departements der Meurthe und der Vogesen, sowie der nördliche Abschnitt des Departements der oberen Saône. In der Nationalversammlung zu Bordeaux herrschte damals Uebereinstimmung, daß diese alten Reichs-

lande von Deutschland zurückgefordert werden würden, daher erklärte sich auch die überwältigende Mehrheit der Nationalversammlung mit der Abtretung des kleineren Theiles von Lothringen einverstanden. Wir hätten lieber auf eine Milliarde weniger verzichten können, als diese Selbstgenügsamkeit zum Schaden unseres angestammten Volksbodens zu beweisen.

Unmittelbar nach dem Kriege war die Verbindung mit den Reichslanden in Handel und Wandel Seitens Frankreichs noch so eng, daß ein entscheidender Schnitt die pariserischen Elsaß-Lothringer zum Aufgeben ihres falschen Vaterlandes und zur Rückkehr in das deutsche Mutterland bewogen hätte. Bekanntlich ist der Milliardensegen in Folge seiner schlechten Verwendung zum Fluche für den Empfänger geworden, da man es verabsäumte, die vom ersten Corsen begangene Aussaugung unseres Vaterlandes, die sich heute noch ziemlich genau zahlenmäßig feststellen läßt, und deren Höhe freilich nach dem gegenwärtigen Geldwerthe 4 Milliarden Mark beträchtlich übersteigt, in die Taschen der damals geschädigten Landestheile fließen zu lassen. Dies wäre wohl bei einiger nachdenklicher Mühe möglich gewesen. So wurden die hauptsächlich jüdischen Armeelieferanten reiche Leute, während die an ihrer Gesundheit geschädigten Kriegstheilnehmer und die Hinterbliebenen der Gefallenen mit schmalem Gnadensold abgefunden wurden.

Unter der Fuchtel der französischen rothen Republikaner und der monarchischen Clericalen in geschickter Benutzung des deutschen Culturkampfes wurde das unbotmäßige Elsaß-Lothringen, das noch Napoleon III. mit wirthschaftlichen Wohlthaten überschüttet hatte, ohne es doch entdeutschen zu können, plötzlich französischer gesinnt, als Frankreich selbst. Denn Frankreich hatte sich trotz des Gambetta'schen Phrasenschwalles und unnützen Volksaufgebotes ziemlich schnell der unbequemen Deutschen entledigt, die die beiden Ludwige, der 14. und 15., dem alten Nachbarreiche entrissen hatten. Bei dieser Sachlage ist es auch allein zu erklären, daß selbst ein so treuer und damit deutsch gesinnter Elsässer, wie Schneegans*), damals nicht vom großen deutschen Vaterlande redet, sondern sich lediglich als Elsässer fühlt, der freilich kein Franzose ist. Aber in seinem Deutschthum bestärkt ihn auch noch der protestantische Haß gegen die clericale Reaction, unter Mac Mahon, indem er Deutschland als den Hort des papstfeindlichen Liberalismus ansieht. Die Verquickung der Parteipolitik mit dem richtigen Volksgefühl bezeichnet die Schwäche dieser gewiß schon anerkennenswerthen Vaterlandsliebe eines kleinen und arg von seinen eigenen Landsleuten befehdeten Theiles des elsässischen protestantischen Liberalismus.

Freilich beleuchtet die Bildung der Protestpartei, die sich allmälig zu einer autonomistischen Auffassung durchringt, nachdem sie deren deutsch gesinnten Vater, eben diesen August Schneegans, in schmählicher Weise zum Lande hinaus in den Reichsdienst geekelt hatte, in greller Weise die persönlichen Eifersüchteleien und den gemeinen Ehrgeiz dieser scheinbaren Franzosen. Mag Schneegans seiner Stellung und seiner journalistischen Ausbildung nach vielleicht einer leitenden Stelle in dem neugebildeten Landes-Ministerium nicht gewachsen gewesen sein, so war es doch falsch, diesen Versuch nach der Ernennung zum Ministerialrath, also auf einen untergeordneten Posten, deßhalb aufzugeben, zumal ein anderer einflußreicher Elsässer, der Apotheker Klein, schließlich doch zur Uebernahme der ihm angebotenen Unterstaatssecretärstelle bereit war. Die engherzige Bureaukratie hatte aber schon auf die Dienste beider Elsässer verzichtet, um später doch zwei ihrer Landsleute mit kaum besserer Vorbildung als Abtheilungsvorstände des Ministeriums zu berufen. Wäre das bereits 1879 erfolgt, so würde uns die amtliche Unzulänglichkeit des beinahe komisch wirkenden biederen Bayern, des nunmehrigen Münchner Professors Dr. von Mayr, und der weitere rasche Wechsel gerade in den Unterstaatssecretärstellen erspart geblieben sein.

Indessen trifft unsere biederen Fortschrittler, besonders vom süddeutschen Schlage Sonnemann's, die noch immer nicht die deutsche Republik von 1848 vergessen konnten, ein schwerer Vorwurf. Die deutsch gesinnten, anticlericalen Elsässer suchten bei ihnen Anschluß und fanden Leute, die zunächst Republikaner und dann nebenbei deutsch zu sein sich rühmten, indem sie von Gambetta und dem französischen Freistaate schwärmten. Diese Art Deutsche konnten freilich die wiedergewonnenen Brüder zu ihrem alten Volksthum nicht bekehren, sondern mußten eigentlich deren volkliches Empfinden abschrecken. Sicherlich war die anfängliche unverfassungsmäßige, aber bei der Französelei der neuen Unterthanen gebotene Verwaltung kein Lockmittel zur Gewinnung der Herzen, wozu noch die unverständige Bureaukratie der elsaß-lothringischen Abtheilung des Reichskanzler-Amtes kam. Der steife, selbstbewußte Minister Herzog scheiterte daher auch gleich mit Recht im Beginn seiner Thätigkeit im Lande selbst, wenn seine Entlassung durch den ersten Statthalter auch eine offenbare Unbilligkeit war. Herzog verstand wenigstens die Verwaltung, während der Marschall Manteuffel eben nur ein General war, der natürlich bis zum ruhmlosen Ende seiner Statthalterschaft ein Dilettant blieb.

Wenn auch die Absichten des deutschen Schneegans sich verwirklicht und nun fast alle seiner Landsleute sich seinem Standpunkte angeschlossen haben, so theilen sie leider noch immer die bezeichnete Auffassung, der er in einer Reichstagsrede nach Erreichung der reichsländischen Selbstverwaltung in folgender Aeußerung Ausdruck gab: „Nicht wie eine Scheidewand soll sich das Elsaß zwischen Deutschland und Frankreich erheben, eine Brücke soll unser Land sein, auf welcher sich die beiden Länder die Hand zur Versöhnung und zum gemeinsamen Wirken reichen. Als Straßburg noch eine freie deutsche Reichsstadt war, fühlte sich dessen großer Stettmeister Sturm von Sturmeck, unser erhabenes Vorbild, als der Freund der französischen Könige, als der Bewunderer des französischen Genius auch als Vermittler zwischen französischer und deutscher Cultur." Also selbst ein guter Deutscher dieser Grenzlande erblickt in seiner Heimath nicht den unablösbaren, streng geschiedenen Theil des großen deutschen Vaterlandes, sondern ein Zwischenland, dessen Einwohner sich als Mischvolk fühlen. Kein Tropfen französischen Blutes rinnt im Elsässer, im sogenannten französischen Lothringer jenseits der deutschen Grenze, wo die Namen Tull (Toul) oder rein deutsch Leuk, Wirten (Verdun) und Nanzig (Nancy) uns an den Vaterlandsverrath deutscher Bischöfe und eines deutschen Herzogs erinnern, der die Grenzmark für den habsburgischen Kaiserthron und das neugebackene Großherzogthum Toscana schmählich verkaufte.

Schneegans mag als geschickter Politiker seine protestierischen Landsleute durch obige Worte haben gewinnen wollen, aber es berührt uns eigenthümlich, selbst diese treue elsässische Seele in den Banden einer geschichtswidrigen und undeutschen Auffassung des eigenen Volksthums zu wissen. Jedenfalls hätte er der neuen Statthalterschaft gerade durch seine journalistische Kenntniß der französischen Presse, deren Drahtpuppen die elsaß-lothringischen Politiker waren, von großem Nutzen sein können. Thatsächlich bedeutete der Einzug Manteuffel's einen neuen politischen Zeitabschnitt, dessen Beginn freilich äußerst bedauerlich war. Klagte das Land schon über den Beamten-

*) August Schneegans, 1835—1898, Memoiren, ein Beitrag zur Geschichte des Elsasses in der Uebergangszeit. Berlin 1904. Gebr. Paetel. Die von seinem Sohne, dem Würzburger Professor aus seinem Nachlaß herausgegebenen Lebenserinnerungen werfen ungemein interessante Streiflichter auf das Getriebe der reichsländischen Parteiungen und zeigen uns den warmblütigen Patrioten als einen durch üble französische Erfahrungen belehrten, aber noch particularistisch gesonnenen Politiker. Der Uebersetzung merkt man übrigens die französische Urschrift sehr an.

überfluß, so wurde nunmehr ein Kleinstaat mit doppeltem Apparat gegründet. Entweder hob man bei Schaffung des Ministeriums die Bezirkspräsidien auf, oder man begnügte sich unter Aufrechterhaltung dieser Verwaltungsstellen mit einer kleinen Statthalterkanzlei. Das Land mußte seine relative Selbstständigkeit recht theuer bezahlen und lernte dadurch das rühmliche deutsche Beamtenthum nur von der kostspieligen Vielregiererei wider Willen kennen.

Man hat mit Unrecht die reichsländische Beamtenschaft verdächtigt, willkürlich gewirthschaftet zu haben. Gerade die Elsaß-Lothringer hätten den Unterschied zwischen der Paschagebahrung des Präfectensystems und der deutschen Regierungsart erkennen müssen. Auch die Behauptung, daß das Beamtenthum den reichsländischen Protest wider die Autonomistenpartei unterstützt habe, um die reine Beamtenherrschaft aufrecht zu erhalten, ist eine irrige Unterstellung. Im Gegentheil haben die altdeutschen Beamten zu wenig die vorgefundene französische Art der Wahlbeeinflussung durch die Regierung benutzt, um gefügige Abgeordnete zu gewinnen. Ein schärferer Druck mit sachlichem Nachtheile hätte das landesverrätherische Verhalten der Wähler und ihrer Abgesandten in den Reichstag sicherlich verhindert. Die deutsche Schwäche und die gewissenhafte Gesetzeserfüllung auch wider den nationalen Vortheil und somit das Gemeinwohl im edelsten Sinne haben die Beamten von der Anwendung eines gesunden und durchaus berechtigten aufgeklärten Despotismus abgehalten. Einer aufsässigen Bevölkerung unter der Flagge eines landfremden Franzosenthums gebührte eine eiserne Faust, die selbst der Oberpräsident v. Möller hat vermissen lassen.

Sein vicekönigliche Nachfolger führte eine Gefühlspolitik ein, die sogar das Puttkammer'sche Ehepaar, das dem Feldmarschall zu persönlichem Danke verpflichtet ist, nicht entschuldigen kann. Die von Alberta v. Puttkammer*) vorgenommene Ehrenrettung der Aera Manteuffel, muß wenigstens die würdelose Unterwürfigkeit des Statthalters gegenüber dem Metzer katholischen Oberhirten und der Geistlichkeit überhaupt tadeln. Einem Deutschen treibt es die Schamröthe in's Gesicht, daß ein preußischer Feldmarschall sich zum willenlosen Werkzeuge eines französischen Bischofs von Metz erniedrigte und diesem klugen und herrschsüchtigen Priester die Eigenschaft eines Franzosen harmlos zugesteht, obwohl der Frankfurter Friede ihn zum Diener des Reiches gemacht hatte, von dem er auch sein Gehalt empfing. Der Bischof stand in lebhaftem, man möchte fast sagen in amtlichem, aber dadurch hochverrätherischem Verkehr mit dem französischen Episkopat und ließ sich von diesem Rathschläge für sein Verhalten bei den Wahlen geben. Seine französischen Amtsgenossen gaben ihm ausdrücklich mit Rücksicht auf das französische Nationalinteresse bestimmte Winke, und dieser sonderbare deutsche Seelenhirt wagte nicht einmal einen Priester seines Sprengels wider den berüchtigten Thierarzt Antoine zu unterstützen, der schließlich selbst den fanatischsten lothringischen Französlingen zu viel wurde und sein Bündel schnüren mußte.

Freilich versagten selbst die Gerichte aus formalistischen Bedenken gegenüber diesem thatsächlichen Landesverräther, obwohl der Rechtsprechung auch die Wahrung der Ansprüche des Staates und des Volksthums obliegen. Höchste Gerechtigkeit kann dann zum schwersten Unrecht gegen das eigene Volk werden. Gerade der damalige Unterstaatssecretär von Puttkammer, der auch bald darauf das Haupt der elsaß-lothringischen Landesverwaltung wurde, hat auf dem Gebiete der katholischen Verhätschelung gesündigt. Ihm wurde die Cultusabtheilung übertragen, und er setzte nach dem Tode des Marschalls dessen Verwöhnung der katholischen Geistlichkeit und ihrer politischen Anhänger fort. Fraglos ist just in den Reichslanden die katholische Geistlichkeit eine beachtenswerthe Macht, da das Land vorzugsweise diesem Bekenntniß angehört. Das Concordat mit seiner Sperrung der Gehälter bei Widerspenstigkeit der Priesterschaft und der Abhängigkeit der Kirche vom Staate gab jedoch der Regierung eine kräftige Waffe in die Hand, die durchaus französisch gesinnte Geistlichkeit in das deutsche Fahrwasser durch Höherhängen des Brodkorbes mit sanfter Gewalt zu treiben. Aber gerade die altdeutschen Bischöfe geriethen bei der Schwäche der Regierung am schnellsten unter den Einfluß ihrer eingeborenen Geistlichkeit. Die Beendigung des Culturkampfes wurde nicht benutzt, um die Bischöfe nationalen Zwecken dienstbar zu machen und die Geistlichen in Gemäßheit des unbedingten kirchlichen Gehorsams in gleichem Sinne zur Nachfolge zu zwingen. Noch heute haben sich die reichsländische Geistlichkeit und die clericale Partei selbst der Einwirkung des deutschen Centrums entzogen und sind die Hüter heuchlerischer französischer Ueberlieferung.

Nicht nur im Bisthum Metz ist die Kirchensprache noch französisch, sondern auch in rein deutschen Kirchensprengeln des Elsasses werden französische Messen und Predigten gehalten. Wessen diese französisch gesinnte Geistlichkeit deutschen Blutes fähig ist, sahen wir ja an dem Trier'schen Bischof selbst auf altdeutschem Boden, der seine Antrittsbesuche als l'évêque des Trèves machte. Hier ist eine eiserne Faust nothwendig, zumal die Gesinnung der Bischöfe wohl reichstreu ist und der künftige Straßburger Oberhirte dem ältesten Straßburger Stadtadel angehört. Ist sein nach französisch erzogener Bruder Unterstaatssecretär geworden, so ist bei seiner deutschen Erziehung und seinem mir selbst ausgesprochenen Stolz auf seine deutsche Herkunft anzunehmen, daß endlich unter den Französlingen seiner Geistlichkeit aufgeräumt wird.

Thatsächlich ist die katholische Kirche die festeste Stütze des deutschfeindlichen Sondergeistes, die auch allem Anschein nach noch die alten Beziehungen zum fremden Nachbarland aufrecht erhält. Der gegenwärtige Staatssecretär v. Köller mag an dem Scheitern der bisherigen Kirchenpolitik ermessen, mit welcher Vorsicht die Geistlichkeit und die ihr ergebene politische Partei zu gebrauchen sind. Vielleicht trägt die Kirchenverfolgung in Frankreich dazu bei, die reichsländischen Geistlichen von ihrer Franzosenvergötterung zu heilen, doch muß die Landesregierung gleichzeitig die volle Verdeutschung des Kirchenthums in Gesinnung und Sprache für die ihr zu Theil gewordene Schonung verlangen. Der endgiltige Sieg unseres eigenen Volksthums über den falschen Firniß beruht hauptsächlich auf der Wiederverdeutschung der Geistlichkeit. Es ist vielleicht deren elsässischer Bruchtheil deutsch-feindlicher als der lothringische, der in Folge der ungerechtfertigten Deutung der französischen Sprache innerhalb der vermeintlichen französischen Sprachgrenze ein Anrecht auf die Pflege der fremden Mundart zu haben glaubt.

Ehe aber nicht in den Gebirgsdörfern des Oberelsasses jeder französische Laut, der nur künstlich aufrecht erhalten, im Verwaltungswege unterdrückt wird, ist an die Beseitigung der französischen Sprachgrenze nicht zu denken. Den Bergwanderer berührt es eigenthümlich, wenn er jenseits des Wasgenkammes die vertrauten elsässischen Laute bis an die Sichelberge an der Grenze der Champagne durch ganz Loth-

*) Die Aera Manteuffel, Federzeichnungen aus Elsaß-Lothringen von Alberta v. Puttkammer, unter Mitwirkung von Staatssecretär a. D. Max v. Puttkammer, Stuttgart 1904, Deutsche Verlagsanstalt. Die geistreiche, doch politisch unkundige Verfasserin fußt bei der milden, aber sachverständigen Beurtheilung der Manteuffel'schen Regierungsweise auf den subjectiven Ansichten ihres betheiligten Gatten. Puttkammer war und blieb formalistischer Jurist, der sich zu der höheren Auffassung eines deutschen Staatsmannes nicht emporschwingen konnte. Er glaubte seiner Pflicht zu genügen, wenn er seinen Amtsbereich gut verwaltete, ohne daran zu denken, daß er zunächst und ausschließlich deutsch regieren müßte. Er machte aus seiner beschränkten Auffassung mir gegenüber als jungen Studenten in seiner liebenswürdigen und mittheilsamen Art, die aber zugleich etwas "Lehrhaftes" hatte, keinerlei Hehl. So war auch dieser Berather Manteuffel's und künftige Leiter der Verwaltung seiner nationalen Aufgabe nicht gewachsen.

ringen hört, da ein großer Theil der Auswanderer sich in das nächste Grenzgebiet ergossen hat. Und wir können es nicht erreichen, daß innerhalb unseres eigenen Landes die fremde Sprache erstirbt!

Die elsaß-lothringische Frage ist lediglich eine Sprachenfrage. An der Deutschheit des Volksthums kann und darf nicht gezweifelt werden, aber die deutsche Fremdenliebe, die auch bei dem Elsaß-Lothringer ausgeprägt ist, möchte das bißchen Französisch trotz der entsetzlichen Aussprache nicht lassen, um als feiner zu gelten, weßhalb gerade die Gebildeten als die Führer des Volkes die gefährlichsten und schließlich einzigen Widersacher des Reiches sind. Die beiden Nachfolger des ersten Statthalters aus dem Hause Hohenlohe sind zu wenig geschulte Beamte, als daß sie die Zweckmäßigkeit der einzelnen Verwaltungsmaßregeln aus eigener Erfahrung hätten beurtheilen können, obwohl gerade der gegenwärtige Statthalter sich stets durch seine hervorstechende nationale Gesinnung ausgezeichnet hat. Es wäre vielleicht richtiger, auf den ursprünglichen Gedanken zurückzugreifen, wonach man entweder einen sachlich erfahrenen Statthalter oder einen verantwortlichen Minister in das Reichsland entsenden wollte. Für den militärischen Dilettanten Manteuffel, der auch an einen möglichst großen und unnützen Stab von Untergebenen gewöhnt war, war natürlich ein geschulter Beamter als Berather eine Nothwendigkeit, die auch leider jetzt vorliegt. Künftig möge man sich aber mit einem hohen Beamten begnügen und dabei auch durch Beseitigung der Bezirkspräsidien den übertriebenen Beamtenaufwand vermindern.

Ein vereinfachtes aber strenges Regiment wird zu schnellerem Ziele führen, als die echt deutsche Vielschreiberei, über die sich die reichsländischen Franzosenfreunde mit Recht lustig machen. Fassen wir die vorstehenden Thatsachen zu einer Schlußfolgerung zusammen, so müssen wir nicht vergessen, daß die katholische Geistlichkeit noch heute die Trägerin französischer Bestrebungen und daher durch amtlichen Druck zur Bethätigung deutscher Gesinnung zu zwingen ist. Außerhalb Deutschlands ist der katholische Priester zugleich ein treuer Volksgenosse. Es scheint dagegen den deutschen Priestern vorbehalten zu sein, stets seinen inländischen Oberhirten und seinen italienischen Herrscher auf dem Petersstuhle über das Vaterland zu setzen.

Die andere Frage beruht auf dem Versuche, den starken Auswandererstrom in das heimathliche Bett zurückzuleiten. Bedenkt man, daß eine bittere Arbeiternoth in der oberrheinischen Flußebene herrscht und italienische Messerhelden zu den gesuchtesten und schon ländsässig gewordenen Landarbeitern gehören, so gebietet das Staatsinteresse, die landflüchtigen Knechte und Mägde der elsaß-lothringischen Landwirthschaft wieder zuzuführen. Erleichtern wir ihnen die Rückkehr und schaffen wir den ausgewanderten städtischen Elsaß-Lothringern Arbeit im Handel und in der Industrie. Das in die großen französischen Großstädte fortgezogene Volk ist freilich zur Landarbeit untauglich. Aber das leider französisch gebliebene Lothringen, wie auch das gleich deutsche Hochburgund, die alte allemannische Freigrafschaft, sind von deutschem Gesinde erfüllt. Eine drittel Million deutscher Seelen sind es wohl werth, daß wir sie dem französischen Rachen entreißen.

Unsere deutsche Volkskraft darf das alternde Frankreich nicht verjüngen. Die Späherfurcht und die Optantensorge müssen vor den höheren Gesichtspunkten der Rückführung entfremdeter Volksgenossen zurücktreten. Unser gebessertes Verhältniß zu Rußland gestattet uns, die Optanten vor die Möglichkeit zu stellen, entweder vorbehaltlos Reichsangehörige zu werden oder das Land zu verlassen. Niemand wird das Letztere thun, da die französischen Verhältnisse weder für den katholischen Clericalen noch für den protestantischen Liberalen verlockend sind.

Schließlich dürfen wir einen Umstand bei der leider noch fließenden Volksgrenze zwischen Frankreich und Deutschland nicht außer Acht lassen, der freilich stets zu Ungunsten unseres Volksthums ausgeschlagen ist. Jenseits der Vogesen aber richtiger jenseits der lothringischen Sichelberge, also in der Champagne und weiter südlich über das allemannische Hochburgund hinaus, im eigentlichen Burgund, ist die fränkisch-burgundische Volksschicht so stark, daß thatsächlich der Deutsche vom Franzosen vollkich wenig verschieden ist, d. h. der sogenannte Franzose ist eher ein Deutscher, als ein Mischling von Romanen.*) Die neueste anthropologische Forschung hat ergeben, daß die Germanen und festländischen Kelten volkich wie sprachlich so nahe verwandt sind, daß sie körperlich überhaupt nicht und mundartlich nur schwer zu trennen sind. Der geringe erhaltene gallische Sprachhort zeigt so viel Uebereinstimmung und Aehnlichkeit mit dem germanischen Wortschatz, daß wir die enge Verschmelzung der fränkischen und burgundischen Eroberer mit den unterworfenen romanisirten Galliern nunmehr verstehen können. Wäre seit Cäsar Gallien nicht culturell dem römischen Geiste erlegen, so würde das schöne Frankreich ein deutsches Land sein, wie es dem Blute nach im Osten und Norden zum größten Theile noch germanisch ist. Es ist eine weit verbreitete Geschichtslüge, daß die Römer, d. h. Italiener, Spuren ihres Volksthums in Gallien zurückgelassen hätten. Das Gerede von der Einheit der lateinischen Völker ist eine bewußte Geschichtsfälschung.

Italien war gar nicht im Stande, seine Söhne in der Kaiserzeit noch auszusenden, war es doch selbst so entvölkert, daß schließlich nur noch die Sprößlinge fremder Stämme das spätere Römerthum bildeten. Aus diesen Thatsachen erklärt sich die verhältnißmäßig schnelle Verwelschung unserer Westmarken, die einst bis zur Somme, den Ardennen und dem sog. französischen Jura reichten. Hoffentlich gewinnt das neue deutsche Kaiserthum die alten Marken zurück, nachdem es einen verheißungsvollen, wenn auch recht bescheidenen Anfang bereits gemacht hat.

Es ist kein Zweifel, daß Frankreich der älteste und opferwilligste Sohn der Kirche ist. Der Haupttheil des Peterspfennigs wird noch heute in Frankreich aufgebracht. Alle diese Thatsachen sprechen dafür, daß wir unser Volksthum in den Grenzlanden von dem welschen Schlacken mit eiserner Thatkraft endlich reinigen müssen. Was wir mühsam in $3^1/_2$ Jahrzehnten erreicht haben, hätten wir in einigen Jahren bei Vermeidung der gedachten Fehler erzielen können. Zwei Geschlechtsfolgen sind bereits durch die deutsche Volksschule gegangen, und trotzdem wird noch amtlich das französische Wort nicht nur im vermeintlichen französischen Sprachgebiet der Reichslande anerkannt. Nur die bedauerliche Fremdenliebe des deutschen Michels läßt eine solche vaterlandfeindliche Schwäche erklären, die sich noch in das Gewand der amtlichen Gerechtigkeit hüllt, während sie das eigene Volk geflissentlich auf's Schwerste schädigt. Lernen wir endlich aus unseren Fehlern und den Lehren der Geschichte, wozu uns der welsche Erbfeind so reichlich Gelegenheit gegeben hat.

Bezeichnend für das schwächliche deutsche Nationalgefühl und die doctrinäre geschichtliche Auffassung von den Rechten des Volksthums ist die Thatsache, daß sich eine ganze Literatur**) darüber entsponnen hat, ob der letzte deutsch-französische

*) Vgl. Matthäus Much, Die Heimath der Indogermanen, Jena 1904, Costenoble und Rudolf Much, Leipzig 1900, Göschen. Beide Werke, das erste in wissenschaftlicher gelehrter Fassung, das zweite in volksthümlichem Gewande, bieten eine Fülle von Nachweisen für die Stammesverwandtschaft der Germanen und Kelten, deren Vermischung zum Siege des Deutschthums leider das Römerreich verhindert hat, dessen Herrschaft im Papstthum noch heute fortdauert. Beide Bücher wecken in sachlicher Art durch eigene Forschungen das noch immer schlummernde deutsche Volksgefühl und sind daher dringend zur Selbstunterrichtung zu empfehlen.

**) Rathlef, Zur Frage nach Bismarck's Verhalten in der Vorgeschichte des deutsch-französischen Krieges. Dorpat 1903, Anderson.

Krieg thatsächlich lediglich von Frankreich hervorgerufen und nicht etwa das heimliche Werk Bismarck's gewesen ist, obwohl Bismarck zu meinem national-politischen Bedauern offen erklärt und diese Ansicht auch bethätigt hat, er würde allein um der Reichslande willen den Krieg mit dem Erbfeinde nie aufgenommen haben. Hier hat meines Erachtens noch der preußische Bismarck gesprochen, der sich nicht zum höheren deutschen Volksgefühl als der getreue Eckehart seines Stammes emporgerafft hat. Thatsächlich hat er das deutsche Luxemburg aus dem deutschen Bunde anstandslos entlassen und hätte sogar in dessen Abtretung an Frankreich gewilligt, wenn Napoleon III. die Sache geschickter angefangen hätte. Er hat thatsächlich ohne Ersatz das Besatzungsrecht der Festung aufgegeben und das künftige kleindeutsche Reich um dieses Land gebracht, das nunmehr dem Hochdruck der Verwelschung verfallen ist. Nur die Hälfte des ganzen Elsasses und Lothringens hat uns der Krieg zurückgewonnen, eine Genügsamkeit, welche die Franzosen selbst nicht haben glauben wollen. Während wenigstens Treitschke diese Unterlassung noch milde gerügt hat, hat sich Niemand für die deutschen Rechte der französischen Niederlande gemeldet, deren Heimfall an das neue Reich als breiter Grenzgürtel auch Belgien wirksam vor einem französischen Angriff geschützt haben würde. Der künftige Krieg wird sich auf dem vlämischen Flachfelde abspielen, wenn die Franzosen nicht auf der Linie Metz-Straßburg-Rastadt durchstoßen können. Die Wiedergewinnung dieses uralten deutschen (vlämischen) Bodens würde das französisch regierte, aber endlich seiner vlämischen Herkunft bewußt gewordene Belgien von Frankreich abgeschnitten und so das alte holländische Barrierengebiet gegen die angriffslustigen Bourbonen in deutscher Hand erneuert haben. Nur nothgedrungener und schmählicher Weise übernahmen damals die Generalstaaten die Wacht für das alternde Reich.

Wir haben uns allzu genügsam beschieden und müssen auch die Folgen dieser nationalen Zurückhaltung zum Schaden unseres Volksthums und unter Aufgabe besserer künftiger Kriegsaussichten tragen. Daher ist es unsere Pflicht, wenigstens innerhalb der beschränkten Grenzen, unser angestammtes Volksthum zum endlichen Siege zu führen, da nicht einmal die kriegerische Ueberlegenheit*) eines Frankreichs Heinrich's II. und des XIV. und XV. Ludwig, sondern unsere staatliche Zerrissenheit und dynastischer Eigennutz uns die Westmarken geraubt haben.

Wir scheuen uns in unmännlicher Gelassenheit diese Geschichtswahrheit auszusprechen, um ja nicht als Chauvinisten zu gelten, obwohl wir nur gerechte Ansprüche unseres Volksthums geltend machen. Die Franzosen träumen noch immer vom linken Rheinufer als der natürlichen Grenze ihres Staates, und die Verwirklichung dieser geschichtswidrigen Thorheit haben wir 1803 mit größtem Gleichmuth hingenommen. Auch der preußische Kampfeszorn über die Zerstückelung des Vaterlandes war verraucht. Ein deutsches genealogisches Staatshandbuch*), der damalige Gothaer, führt getreulich die verlorenen Gebiete der kleinen und großen Herren und der geistlichen Stifter auf und sieht die napoleonische Fremdherrschaft als gottgegebene Schickung an. So knechtisch hätten sich die Franzosen nicht benommen. Unbedenklich brach Franz I. sein Wort, um die in der Gefangenschaft erzwungene Beeinträchtigung des Staatsgebietes rückgängig zu machen. Scheinbar ehrlos handelte dieser sonst so lustige Valois und doch im höchsten Sinne national. Aber der Verrath der drei lotheingischen Stifter war eine schändliche That, sollte sie auch nur den katholischen und spanischen Carl treffen, der sofort patriotischer als seine protestantischen deutschen Widersacher die Belagerung der jungfräulichen Feste an der Mosel begann. Leider ließ ihn das Reich im Stich, und die Unbilden der Witterung zwangen ihn zum Rückzug. Der aufsteigende Stern unseres Volkes, der freilich schon in unserer nachbismarckischen Zeit wieder im Verblassen ist, führt uns hoffentlich doch noch zur echten nationalen Staatsgesinnung, die Frankreich einig und groß gemacht hat. Ist dieses Land erst dauernd in seine nationalen Grenzschranken zurückgewiesen, die es noch immer überfluthet, dann wird auch die Zeit des Völkerfriedens zwischen den beiden Nachbarn anbrechen, der jetzt nur künstlich erhalten wird.

Auch dieser Gelehrte plagt sich in einer tiefgründigen und etwas umständlichen Untersuchung mit etwaigen bildlichen Bedenken ab, ob nicht etwa der Bundeskanzler durch die berechtigte preußisch deutsche Förderung der Hohenzollern Candidatur bei aller amtlichen Zurückhaltung doch halb unbewußt den Kriegsfunken in das französische Pulverfaß geschleudert habe. Geradezu spaßig wirkt diese ernsthafte Zerlegung der minderwerthigsten Gründe, um schließlich Bismarck einigermaßen von dem sogen. Verdacht der kriegerischen Herausforderung zu entlasten. Dabei fühlt sich der Dorpater Geschichtslehrer durchaus als Deutscher, kann aber aus seiner deutschen doctrinären, fischblütigen Haut nicht heraus. Daß Deutschland nach den Befreiungskriegen hauptsächlich durch Rußland um den Siegespreis, seine entfremdeten Grenzmarken, betrogen worden ist, scheint dem deutschen Balten ganz entgangen zu sein. Diese Forderung war 1870 noch so unverjährt, wie wir sie auch heute vernehmlich erheben müssen, sollen wir uns nicht von der heißen französischen Vaterlandsliebe beschämen lassen.

*) Lamprecht, Deutsche Geschichte neuerer Zeit, Bd. 6. d. ganzen Reihe, Freiburg 1904, Heyfelder. Mit Recht hebt der gefeierte Verfasser in der neuesten Fortsetzung seines hervorragenden eigenartigen Werkes die kriegerische Unzulänglichkeit Frankreichs hervor, das lediglich durch seine geschickte Politik und Benutzung der deutschen Schwäche seinen Waffen den endlichen Erfolg verlieh.

*) Genealogisches Reichs- und Staatshandbuch auf das Jahr 1804, Frankfurt a. M., Varrentropp u. Wenner.

Rassenfrage und Rassenhygiene in ihren Beziehungen zur Wehrkraft.

Von Dr. Neumann, Oberstabsarzt (Bromberg).

Die Rassenfrage ist uralt. In der neueren Zeit ist ihre Bedeutung in Beziehungen gesetzt worden zur Rassenhygiene. Für militärische Zwecke gewinnen die Beziehungen zwischen Rassenhygiene und Wehrkraft an Bedeutung für Volk und Armee. An der Hand der Literatur sei es zunächst kurz gestattet, die neueren Ansichten über die Rassenfrage und Rassenhygiene zusammenzustellen.

Die Literatur knüpft sich an die Namen Gobineau, Stewart Houston Chamberlain, Ratzel, Hueppe, die vom Standpunkt des Gelehrten, des Nationalökonomen, des Hygienikers die Frage beleuchten. Chamberlain fußt in seinem bekannten Buche: Die Grundlagen des 19. Jahrhunderts auf Gobineau, und so will ich denn seinen Gedankengängen in erster Reihe zu folgen versuchen, so weit dies auf dem vielverschlungenen und sehr verwickelten Gebiete möglich ist. Schon Disraëli hatte sich für die Reinheit der Rasse ausgesprochen und in der That ist ja gerade das Judenthum der uns am nächsten liegendste Beweis von der Rassenreinheit. Rasse ist alles, sagt Disraëli, und jede Rasse muß zu Grunde gehen, die ihr Blut sorglos Vermischungen hingiebt. Rasse läßt sich schwer definiren, wir müssen uns mit der Thatsache abfinden und uns mit den Entstehungs- und Existenzbedingungen der Rasse vertraut machen. Die Rassenfrage führt so tief hinein in das Völkerchaos, daß es in der That schwer hält, unter dem Vielzuvielen der Ansichten das Richtige herauszufinden.

Chamberlain hat zweifellos recht, wenn er sagt, daß das Merkmal der Rasse sich gleichsam von selbst dem Kundigen aufdrängt. Das gilt von Thierrassen ebenso wie von Menschenrassen, ohne daß eine genaue Definition zu geben ist. Die Einheit der Menschengattung hatte schon Herder in seinen Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit

gewürdigt. Ihm folgt z. Th. Ratzel, der vom ethnographischen Standpunkt aus spricht. Stratz hatte die Eintheilung der Rassen in Gruppen versucht, ohne daß es zu einer allgemein anerkannten Eintheilung bis jetzt gekommen ist. Dazu kommt, daß die Rassenfrage eng verquickt ist mit der Nationalitätenfrage. Virchow bekennt, daß sich in dieser Frage ein Räthsel auf das andere thürme. Chamberlain schiebt, um die Macht der Persönlichkeit in ihrem Einfluß auf die Rasse darzuthun, die wissenschaftliche Thier- und Pflanzenzüchtung in den Vordergrund und ich glaube in der That, daß die Rassenfrage weniger vom allgemein ethnologischen oder vom Sprachenstandpunkt, sondern in der Hauptsache vom naturwissenschaftlichen Standpunkt zu lösen sei. Edle Pferde und Hunde entstehen nicht durch Zufall, sondern durch reine bewußte Rassenzüchtung und so lassen sich denn auch gewisse, wenn auch beschränkte Gesetze der Rassenzüchtung auf den Menschen übertragen. Hat doch schon Darwin bei der Darlegung seiner Anschauungen über geschlechtliche Zuchtwahl darauf hingewiesen, daß bei der Rassenvermischung die charakteristischen Rassenmerkmale verloren gehen. Gobineau und Chamberlain treten für die Ungleichheit der Rassen, für die Erhaltung ihrer Specialität ein, und so ist denn ja auch der Triumph des Chamberlain'schen Buches das Vorwalten der germanischen Rasse und die Erhaltung ihrer Reinheit. Chamberlain spricht sich dahin aus, daß eine Rasse durch Züchtung edel wird und edel bleibt. Weder aus der Sprache, noch aus der Schädelmessung wird die Rassenfrage gelöst, sondern durch die natürliche Beobachtung der Zuchtwahl. Die Reinheit der Rasse hebt eine Nation aus dem Völkerchaos heraus. Hellas und Rom gingen zu Grunde, als die Rassenreinheit aufhörte und sie sich mit anderen Völkern vermischten.

Die Wichtigkeit der Rasse ist eine Thatsache der Erfahrung, ohne daß es vielleicht gelingt eine wissenschaftliche Analyse zu geben. So ist Chamberlain der Ansicht, daß neue Rassen neue Schöpfungen sind, die die ewig junge Productionskraft der Natur hervortreten läßt; alte Rassen erhalten sich, wie z. B. bei spanischen Juden die Sephardim, durch absolute Rassenreinheit, während die deutschen Juden, die Achkenazim, Mischlinge, sind. Chamberlain führt auch das Ueberragen einer Nation über die andere auf Rassenzüchtung und Rassenvortheile zurück. Er stellt fünf Grundgesetze auf und zwar 1. Die Reinheit des Materials und seine Vortrefflichkeit. 2. Die Inzucht, d. h. die Rassenreinheit. 3. Die Zuchtwahl, bewiesen an den Ergebnissen der Pferde- und Hundezüchtung. 4. Die Blutmischung, d. h. Mischung innerhalb der Rasse, nicht mit anderen Rassen. 5. Die Auswahl der Blutmischung. Es ist meines Erachtens der Hauptpunkt, aber auch zugleich der schwierigste und verwickeltste, weil ein Fehler darin die Rasse verderben kann, so daß diese Ansicht sich auch mit den Ergebnissen der Züchtung insofern deckt, als eben die Blutmischung nur ganz bestimmt, ausgesucht, ausgerechnet sein kann. Nicht Zufall oder blinde Liebe, sondern bewußte Absicht und reife Berechnung kann also hier die Fehler der Rassenvermischung und damit der Rassenverschlechterung vermeiden lehren. Denn das ist ein altes Gesetz: Mischung von Bastard mit Bastard führt durch die fehlerhafte Mischung zur Entartung der Rasse. Die Menschenvermischung kann aber meines Erachtens keinen anderen Gesetzen gehorchen, als die Thierzüchtung, natürlich ist es ungleich schwerer und es wäre in der That utopisch, wollte man hier auf eine gesetzmäßige Zuchtwahl dringen. Indeß wir werden dort, wo ich von der Rassenhygiene spreche, noch auf diesen Punkt zurückkommen.

Jede Blutmischung ist mithin eine zweischneidige Sache, und es sollte daher die Fortpflanzung der guten Rassen mit ganz besonderer Auswahl getrieben werden. Leider spielen eher alle anderen Momente eine Rolle, als Rassenfragen und hygienische Fragen, auf die ich noch zu sprechen komme. Daß natürlich auch andere Bedingungen zur Erhaltung der guten Rasse von Werth sind, ist selbstverständlich. Ich denke an Klima, Boden, geographische, ethnologische Verhältnisse, an ökonomische Lage u. s. w. und vor allem an gesundheitliche Verhältnisse, welche ja in erster Reihe die innige Verschmelzung der Rassenfrage mit der Rassenhygiene bedingen. Daß die Vererbung geistiger Eigenschaften in erster Reihe an die materielle Grundlage des Centralnervensystems gebunden ist, ist klar, wenn auch bis in das Einzelne hinein das Verhältniß der Gehirnsubstanz zum Gedanken als Hypothese erscheinen muß. Indeß ohne materielles Substrat keine geistige Lebensäußerung, von seiner Beschaffenheit hängt auch die geistige Eigenschaft ab. Es führt somit zu weit, wenn ich auch noch die Erblichkeitsfrage in Betracht ziehe, es ist aber ohne Weiteres klar, daß im Sinne der natürlichen Zuchtwahl die Erblichkeit bei der Erhaltung hygienischer Rassenreinheit eine große Rolle spielt.

Den Begriff Rasse faßt Chamberlain eng auf und verbindet ihn mit dem Begriff Nation nur insoweit, als er auch den Nationbegriff sehr eng faßt. Der feste nationale Verband, sagt er an einer Stelle, ist das sicherste Schutzmittel gegen Verwirrung — ich möchte sagen gegen die Gefahren der Rassevermischung. Die Rasse bringt den Helden hervor, die Rasse schafft die Sprache, die Rasse schafft, wenn sie rein gehalten wird, die Nation, und so weist denn auch Chamberlain nach, wie die germanische Rasse geeignet ist, aus den chaotischen Mischelementen sich als reine Rasse herauszukrystallisiren, in die sie nach dem Zerfall des römischen Imperiums gerathen war. Es sei noch nicht gelungen, so urtheilt Chamberlain, alle Gifte jenes Chaos aus unserem Blute zu entfernen. Das 19. Jahrhundert ist ein Jahrhundert der Rassen und es kommt auf einen Rassenkampf an, ein Kampf der Vermischung oder der Reinheit der Menschentypen.

Mit der Rasse hängt der Individualismus der Germanen eng zusammen, das Wurzeln gewisser Grundüberzeugungen, die das Specifische des germanischen Volkscharakters ausmachen und auf die ich hier nicht weiter eingehen kann. Gobineau und Chamberlain werden von Ratzel als nicht überall wissenschaftlich hingestellt — es ist indessen auf einem so ungeheuer schwierigen Gebiete in der That nicht leicht, sich zurecht zu finden. Ich darf aber mit Recht den Enthusiasmus Chamberlain's bewundern, wenn er das Germanenthum als das beseelende Element der ganzen neueren Geschichte durch Reinheit seiner Rasse erhalten wissen will. Als das Wichtigste will mir jedoch mit Ratzel die Reinheit der Naturanlage erscheinen, die auf guter Erhaltung der Art durch Reinhaltung oder Verbesserung der Rasse sich gründet und bewährt.

Ratzel betont in der Rassenfrage die Blutsverwandtschaft. Er scheidet daher einfach drei Gruppen, die schwarze, gelbe und weiße Rasse. Ob es sich aber auch hier thatsächlich um eine Einheit dieser großen drei Rassen handelt, ist fraglich. Aus der Schädelfrage allein, ob Lang-, Kurz- oder Mittelschädel, ist die Frage nicht zu lösen. So hat neuerdings Klaatsch nachgewiesen, daß vielleicht kein einziges anatomisches Merkmal einer Rasse allein angehört, so daß Herder mit Unrecht die Mutter Natur anklagt, die das Schicksal des Geschlechtes an Kleinigkeiten geknüpft hätte. Maßgebender als alle anatomischen Verschiedenheiten, die thatsächlich bestehen, ist vielleicht das Rassegefühl, das Ratzel ein rassearistokratisches Gefühl nennt. Die europäische Rassenfrage ist speziell von Rieley abgehandelt worden. Kreitschell weist darauf hin, wie die europäischen Colonien ein dankbares Feld für das Studium der Rassenfrage abgeben würden und wie die psychologische Seite mehr auszubauen wäre — als Studium der Rassenseele, der Eigenart der Rasse. Der Vorzug unter den europäischen Rassen gebührt der nordischen Rasse durch physische und psychische Energie.

Schon Darwin wies darauf hin, daß jeder Charakter vererblich sei und daß die Nichtvererbung abnorm sei. Den

großen Einfluß der Vererbung weist u. A. Dünkelberg überzeugend an Pferden nach. Er stützt sich hier auf die Versuche von Heinrich v. Nathusius. Für den Menschen hat Mensinger dargethan, wie groß der Zusammenhang zwischen richtiger Auslese der Mutterschaft mit der Zuchtwahl sei. Er schildert die sociale Bedeutung des Mutterlebens und seiner Gefahren und knüpft daran ein wichtiges Schema der Lebensqualitäten als tadellos gesund und stark, als stark, aber erblich belastet, als erblich belastet und schwach, als schwach, erschöpft, elend und krank. Woltmann, einer der bedeutendsten Gelehrten auf dem Gebiete der Rassefrage, vertritt die Ansicht, daß die nordeuropäischen Rassen die genialen Rassen par excellence seien.

Wie schon gesagt, ist die Rassefrage, die mit der Zuchtwahlfrage eng zusammenhängt, gar nicht zu verstehen, ohne die Gesetze der Vererbung, soweit wir auch bei diesem sehr complicirten Begriff von Gesetzen sprechen können. Diese Frage wäre zunächst auf Grund einer einheitlichen Statistik zu lösen, die wir noch nicht besitzen. Wie ich an anderer Stelle schon betonte, müßte das Ergebnis der Heeresstatistik und der Aushebung weit mehr ausgenutzt werden, als dies bisher der Fall war. Für Frankreich und England ist ein Bevölkerungsrückgang und somit ein Rückgang der Wehrkraft nachgewiesen. Nach Lemonie gebührt daran der Tuberculose für Frankreich ein Antheil. Der Zugang an Herzkrankheiten bei uns ist durch Stricker nachgewiesen. Gruber hat die Frage gestellt, ob die Hygiene zur Entartung der Rasse führt. Auch er spricht sich dafür aus, daß eine vernünftige Zuchtwahl die Rasse verbessert.

Ich habe nur die oberflächlichsten Punkte der Rassenfrage gestreift und sie in Beziehung zu setzen gesucht mit der Wehrkraft. Von einer einwandfreien Statistik ist zu erwarten, ob in der That die Landbevölkerung oder die Stadtbevölkerung mehr heertaugliches Personal hergiebt, von Erhebungen in größerem Umfange ist eine Antwort auf die Frage zu erwarten, wie die Rasse sich zur Wehrfähigkeit überhaupt verhält und wie der Einfluß des Klimas, des Bodens, der Beschäftigung, der psychischen Anlage u. s. w. mit Rasseneigenthümlichkeit und Wehrkraft zusammenhängt. Solche Fragen lassen sich nur durch die ausgedehntesten Erhebungen lösen.

Einfacher steht es indeß mit dem Begriff der Rassenhygiene. Zweifellos hängt auch sie mit besonderen Eigenthümlichkeiten der Rasse zusammen, und auch hier muß die jüdische Rasse insofern als typisch angesehen werden, als sie von jeher ganz bestimmte, mit der Religion verquickte, hygienische Gesetze hatte, die zum Theil von den Egyptern entlehnt waren. Speisegesetze, Vorschriften über Begräbnißanlagen u. s. w. gingen von den Priestern als den Hygienikern aus. Zwischen Socialhygiene und Rassenhygiene besteht ein Gegensatz insofern, als die erstere eigentlich Alles erhalten will und soll — also auch das Schwache und Elende, während die Rassenhygiene im Sinne einer natürlichen oder künstlichen Zuchtwahl unter Zuhülfenahme des Gesetzes vom Kampfe um das Dasein eigentlich nur das Starke schützen sollte, als das, was gesund und lebensfähig ist und was am sichersten und besten die Fortpflanzung der Rasse garantirt. Das sind in der That entgegengesetzte, allerdings ideale Ziele. Die Rassenhygiene würde aber, wenn sie dieses Ziel verfolgt, im Interesse der Wehrkraft des Landes handeln, denn es muß als ausgemacht gelten, daß in der wehrfähigen Bevölkerung eben die relativ gesündeste männliche Bevölkerung enthalten ist. Wer gesund ist, stammt in der Regel auch von einer gesunden Mutter und erzeugt gesunde Kinder, so daß das Ausleseprincip, welches ja auch der Idee von der Rassenreinheit zu Grunde liegt, für die Rassenhygiene und für die Wehrkraft zutrifft. Hueppe sagt aber mit Recht, daß die Socialhygiene, wenn sie darauf bedacht ist, gesundheitliche Schäden aufzudecken, bewußt Rassenhygiene treibt. Hueppe leugnet im übrigen das Bestehen einer reinen Rasse oder giebt es höchstens für die Skandinavier und Juden zu. Auch er hält indeß die weiße Rasse körperlich und geistig für leistungsfähiger, als die anderen Rassen.

Die Rassenhygiene ist in erster Linie sexuelle Hygiene. Die geschlechtliche Auswahl spielt bei der Hygiene die größte Rolle und treffen hier alle Fragen der erblichen Belastung, so verwickelt sie sind, zu. Alkohol, Syphilis und Tuberculose spielen hier ihre große rassenhygienische Rolle und stehen in enger Beziehung zur Wehrkraft. Die Syphilis macht insofern eine scheinbar günstige Ausnahme, d. h. günstig für die Erhaltung der Wehrfähigkeit, als die mit ihr erblich Behafteten in der Regel schon vor der Erreichung des militärpflichtigen Alters eingehen, obwohl Nachwirkungen ererbter Syphilis nicht unbemerkt sind.

Wenn ich diese Fragen aufrolle, so ist es in der That nicht möglich, alles zu betrachten. Ist doch z. B. die nothwendige Beschränkung in der Kinderzahl ein Factor, der zur Rassenfrage, zur Rassenhygiene und zur Wehrkraft gehört. Das Maß der Zahlbeschränkung läßt sich auch nicht annähernd angeben, das hängt wieder mit den wichtigen Fragen der Lebensökonomie zusammen, daß es schon jetzt klar ist, wie sich die hygienischen Fragen mit scheinbar abseits liegenden Fragen innig umspinnen. Ja die gewünschte Herabsetzung der Kinderzahl, die Minderung der Geburten ließe sich in hygienischem Sinne wett machen mit einer Herabsetzung der Sterbeziffer durch hygienische Maßnahmen. Wir kämen somit zu einer sehr weisen hygienischen Gesetzgebung, die im idealen Reiche aber nicht in der Wirklichkeit Platz hat.

Indeß auch hier ist ja allen Ernstes vorgeschlagen, die Verheirathung ungesunder Menschen gesetzlich zu verhindern — eine Utopie vorläufig, so richtig die Ansicht ist.

Auch die Landflucht mußte hier im rassenhygienischen Sinne erwähnt werden wegen der Gefahren, die die Großstadt in körperlicher und geistiger (sittlicher) Beziehung bietet.

Werthvoller als diese utopistischen Erwägungen, die mit der Hygiene, einer eminent praktischen Wissenschaft, nicht im Einklang stehen, scheint mir das zu sein, was ich nach Hueppe und mit Hueppe schon seit längerer Zeit vertrete: Den Werth der aufbauenden positiven Hygiene.

Wenn man die Rassenfrage, die Rassenhygiene und die Wehrkraft von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet, so kommt man zu einer Reihe positiver Ergebnisse.

Neben der nothwendigen Abwehr hygienischer Schädlichkeiten, wie sie zweifellos zur Erhaltung der Art, der Rasse, des Typus beitragen, wie sie sich ja in einer großen Reihe von hygienischen Schutzgesetzen dokumentiren, deren Charakter im Wesentlichen socialhygienisch ist, scheint es geboten durch Hebung der Widerstandskraft aufbauend und erhaltend im rassenhygienischen Sinne zu wirken.

Ich denke da vor allem an die Alkoholabstinenz, die ich für unsere wehrhafte Jugend fordere, an die Erziehung zur Einfachheit, zur Mäßigkeit, zur Reinlichkeit, so daß in der That durch die Unterstützung der natürlichen Schutzeinrichtungen des Körpers, durch die Erhaltung seiner natürlichen Lebenskraft die Gewähr geleistet wird, daß die Rasse sich auf dem guten status quo erhält und sich womöglich verbessert.

Wenn also eine gute, reine, lebensfähige, fortpflanzungsfähige Rasse durch Rassenhygiene tüchtig und rein bleibt, so hebt diese Rassenreinheit die Wehrkraft, umgekehrt schwächt jedes Moment, welches der Rasse schadet, die Rasse entartet, die Wehrkraft.

Auf der Wehrkraft, deren Fundament die Rassenreinheit und die Rassengesundheit ist, gründet sich der Glanz der Nation.

Wenn uns also Chamberlain mit enthusiastischen Worten den Sieg des Germanenthums als reine Rasse und edelste Nation verheißt, und seine Beweise haben, auch wenn sie

von anderer Seite angegriffen wurden, in der That etwas Bestechendes, jedenfalls etwas Nationalstolzes, so ist es unsere Sache, dieser Rassenreinheit Vorschub zu leisten durch eine zielbewußte Rassenhygiene, durch die Vererbung guter körperlicher und geistiger Eigenschaften.

Daß diese Vererbung möglich ist, das ist zum Theil durch einwandfreie Züchtungsversuche bewiesen. Sie nachzuahmen, wenigstens im idealen Sinne und im thatsächlichen auf Grund von Erfahrungen, die die Zukunft lehren muß, muß unser Bestreben sein zur Hebung der Wehrkraft. An diesem Ziele arbeitet der Officier und der Militärarzt in gleichem Sinne zusammen, und so darf denn der vorliegende Aufsatz eine Anregung geben für das Verständniß der Rassenfrage und der Rassenhygiene, die in der engsten Beziehung stehen zur Schaffung eines gesunden Heeresersatzes. Mithin trägt alles, was in dieser Beziehung geschieht und sich auf die gesammte Heereshygiene erstreckt, dazu bei, die Wehrkraft im Sinne der Rassenhygiene zu heben und somit einen werthvollen, einwandfreien Beitrag zur Rassenfrage zu geben.

Literatur und Kunst.

Ziele und Zwecke der Kunst.

Von Johannes Gaulke.

Es hat wohl selten eine Zeit gegeben, in der so viel theoretisirt und weniger gehandelt worden ist wie in der Jetztzeit. Aus den Parlamenten, aus den Volksversammlungen, aus den Caféhäusern und vom Biertisch tönt es von „Allem, was uns dringend noth thut", von den großen Aufgaben der Zeit wieder. Protestkundgebungen werden veranstaltet, wo immer sich zwei Deutsche mit drei Meinungen zusammenfinden; langathmige Resolutionen werden gefaßt, wo immer eine Gesellschaft von urtheilslosen Köpfen zusammengetrommelt ist. Und zu welchem Zweck? Eine Resolution wandert nach der andern an den Ort, wohin sie gehört — in den Papierkorb.

Aehnlich soll es den meisten Schriften ergehen, die sich mit der Besserung der irdischen Zustände beschäftigen — die himmlischen haben die Besserung nicht mehr nöthig, seitdem die Menschen aufgehört haben, sich über das Jenseits den Kopf zu zerbrechen. Die Religion und der liebe Gott spielen keine wesentliche Rolle mehr in irdischen Angelegenheiten, aber etwas muß der Mensch doch haben, daran er sich erbauen und ärgern kann. Was setzen wir an Stelle der Religion? Diese Frage hat eine beängstigende „Actualität" bei allen Volksbeglückern und Weltverbesserern erlangt. Die Einen versuchen es mit der Philosophie, die Anderen mit der Wissenschaft. Da aber die Philosophie es mit der Wissenschaft nicht zu genau nimmt, und die Wissenschaft wiederum die Philosophie Lügen straft, so wird immer mehr die Kunst als das Element herangezogen, das im Kampf um eine neue Weltanschauung das Material liefern und zugleich als Pfadfinder dienen soll.

Die Literatur über Kunstgeschichte, Theorie der Kunst, Aufgaben und Ziele der Kunst hat bereits einen so gewaltigen Umfang angenommen, daß kaum noch ein Mensch im Stande ist, alles Gedruckte zu lesen — ohne Schaden an Leib und Seele zu nehmen. Vor mir liegt ein Berg von Büchern und Kunstschriften, die sich in einem Zeitraum von wenigen Monaten auf meinem Schreibtisch eingefunden haben. Die meisten sind nach dem altbewährten Recept zusammengeschrieben: Nimm zehn Bücher, citire und extirpire daraus, so viel Du kannst, und Du hast ein elftes Buch geschaffen. Eine Ausnahme macht das Buch von Albert Dresdner: Der Weg der Kunst.*) Es ist eine Arbeit aus einem Guß, voller Anregungen und eigener Ideen.

Es ist in den letzten Jahrzehnten viel um die Ziele und Zwecke herumgestritten worden. Der bekannte englische Aesthetiker John Ruskin hat in seinen zahlreichen Schriften immer wieder die moralische Seite der Kunst betont, ähnlich wie auch Schiller, der die Schaubühne als eine moralische Anstalt betrachtet wissen wollte. Goethe, der in das Wesen aller Culturerscheinungen tiefer eingedrungen ist als irgend ein anderer Dichter und Denker, giebt der Kunst keine gebundene Marschroute mit auf den Weg. Er sagt im 12. Buch „Aus meinem Leben": „Die Sulzer'sche Theorie war angekündigt, mehr für den Liebhaber als für den Künstler. In diesem Gesichtskreise wurden vor Allem sittliche Wirkungen gefordert, und hier entsteht sogleich ein Zwiespalt zwischen der hervorbringenden und benutzenden Classe; denn ein gutes Kunstwerk kann und wird zwar moralische Folgen haben, aber moralische Zwecke vom Künstler fordern, heißt ihm sein Handwerk verderben."

Das ist ungefähr der Standpunkt, den später die Franzosen eingenommen haben und der von Gautier mit der knappen Devise „l'art pour l'art" gekennzeichnet worden ist. Dann kamen wieder Andere, die ihn dahin erweiterten: L'art pour les artistes.

Es ist eine eigene Sache um die Kunst. Es hält Jeder seinen besonderen Wunschzettel bereit, wie die Kinder um die liebe Weihnachtszeit, wenn von der Kunst die Rede ist. Tolstoi, der große Sittenprediger, das „Gewissen" der europäischen Cultur, unterscheidet sehr fein zwischen einer wahren und einer „falschen" Kunst. In seinen Streitschriften (was ist Kunst? — Gegen die moderne Kunst) bezeichnet er die moderne Kunst als eine culturwidrige Erscheinung; sie treibe dem Menschen jede feinere Regung aus, sie verderbe seinen Charakter und vergifte seine Seele; ihre Triebfeder sei die Eitelkeit, die Wolluſt und der Lebensüberdruß. Sie kann daher nur eine demoralisirende Wirkung auf das Publicum ausüben. Tolstoi, der nun einmal auf einen religiösen Ton gestimmt ist, fordert darum von der Kunst eine religiöse Grundstimmung. Die Darstellung der religiösen Weltidee solle ihre würdigste Aufgabe sein.

Tolstoi verlangt mit anderen Worten von der Kunst, wieder das zu werden, was sie gewesen ist. Dazu bedarf es aber einer einheitlichen Weltanschauung, wie sie das Alterthum und das Mittelalter besessen hat. In jenen Zeiten stand die Kunst ausschließlich im Dienste des Cultus, der religiösen Weltidee, sie hatte eine priesterliche Aufgabe zu erfüllen, sie sprach zum ganzen Volke in einer Sprache, die alle Volksgenossen verstanden. Mit dem Verblassen der Gottesidee ist die Stellung der Kunst im Culturleben anders geworden. Der Satz, daß wir keine große Kunst mehr haben, wird heute tausendfach variirt. Jede Kunstausstellung bestätigt von Neuem die Wahrheit dessen. Die neuere Zeit hat wohl große Künstler, die sich mit den Besten aller Zeiten messen können, hervorgebracht, aber keine große Kunst. Wir haben einen Böcklin, Thoma, Menzel, Leibl, Lenbach und viele Andere, die uns eine besondere Welt, ihre Welt erschlossen haben. Das ist der wesentliche Unterschied zwischen alter und neuer Kunst, daß die alten Meister der herrschenden Weltanschauung in ihren Werken Ausdruck gaben, während die neueren ihre besondere Ansicht über das Leben, die Welt und die Menschen im Kunstwerk entwickeln. Aus diesem Grunde kann die Kunst kein allgemeines Interesse mehr haben, wohl aber kann das einzelne Kunstwerk große und starke Wirkungen auf Einzelne ausüben.

In seiner vorher erwähnten Schrift hat Albert Dresdner sich der Aufgabe unterzogen, die Wechselbeziehungen zwischen

*) Verlag von Eugen Diederichs. Jena u. Leipzig, 1904.

Kunst und Leben festzustellen, um im Anschluß daran das Programm für eine neue künstlerische Cultur in großen Zügen zu entwickeln. Kunst kommt vom Können. Das ist eine Alltagsweisheit. Wie Wenige wissen aber daraus eine Nutzanwendung zu ziehen! Wer etwas kann, hat dem Anderen etwas zu sagen, er übt auf sie einen bestimmten Einfluß aus, er erweitert ihren Gesichtskreis; er kann ihn aber auch verengern. „Es muß eine specifische Kraft und Fähigkeit im Organismus des Menschen geben," sagt Dresdner, „die allein die siebenfach verriegelte Pforte zur Natur seiner Mitmenschen zu sprengen im Stande ist, eine Kraft, die die Verständigung zwischen uns und unseren Mitmenschen vermittelt, die den Menschen deutet und auf den, der sie beherrscht, je nach dem Grade der Beherrschung diese Fähigkeit der Deutung überträgt. Ich behaupte, daß es die Kunst ist, die diese Function verrichtet."

Jedes große Kunstwerk hat eine besondere Saite der Menschennatur erklingen lassen; jeder große Künstler hat die Natur gewissermaßen von Neuem entdeckt. Denken wir an das weibliche Schönheitsideal, das viele Wandlungen erfahren hat; eine Wandlung bedeutet aber schließlich nichts weiter, als eine besondere Anschauungsform von der Schönheit des Weibes. Botticelli schildert die ätherische, schwindsüchtig erscheinende Schönheit, die kaum noch mit dem irdischen Boden verwachsen ist. Raffael sucht die Schönheit des Weibes in einem anderen Moment: in dem Glücksgefühl der Mutterschaft. Die Madonna, die irdische und die himmlische Mutter, wurde das weibliche Schönheitsideal seiner Zeit. Dann kamen die Venetianer, die Giorgione, Palma vecchio, Tizian, die wiederum neue Schönheitsformen entdeckten. Sie schildern das üppige, verführerische Weib, daß sich seiner Reize wohl bewußt ist. Wesentlich verschieden von den erstgenannten Typen ist das weibliche Schönheitsideal der Niederländer. Rubens entdeckte das kraftstrotzende, die Sinne erregende Weib. Sein Schönheitsideal deckt sich ungefähr mit dem Begriff der Gesundheit und Kraft. Auf Rubens verführerische Naturkinder folgten die gespreizten Rococodämchen eines Watteau. Die folgenden Generationen entdecken in dem Graciösen und Niedlichen eine neue Seite der weiblichen Schönheit.

Jede Kunstperiode, jeder große Künstler hat etwas Besonderes in der Natur und im Menschen entdeckt, er hat uns sehen gelehrt, unseren Blick auf Dinge gelenkt, an die wir sonst achtlos vorübergegangen wären. Wie mannigfach sind allein die Landschaftsbilder, welche uns die Kunst geschenkt hat! Die ungezählten neuen Richtungen und Schulen, über deren Experimente wir uns häufig ärgern, haben doch wiederum der Natur neue Reize abgewonnen, besondere Schönheiten, Linienführungen, Farbenharmonien, Licht- und Lufteffecte entdeckt. Der einsame Kiefernwald, die märkische, als unendlich trostlos verschrieene Haide ist uns unter vielen anderen „öden" Gegenden durch die neuere Landschaftsmalerei erschlossen worden.

Die Kunst lehrt uns sehen und beobachten. Wir können oft genug die Erfahrung machen, daß der Sinn für Naturschönheit erst dann aufdämmert, wenn der Mensch künstlerisch schauen und empfinden gelernt hat. Der Bauer hat im Allgemeinen keine Schönheitsvorstellungen, mag er selbst in der schönsten Natur leben. Er bewerthet die Natur und die Naturproducte nach ihrer Nützlichkeit, nach dem Nutzen, den er aus ihnen herausschlagen kann. Das Genießen der Schönheit beginnt mit der Herausbildung der Beobachtungsgabe.

Erziehen zum Sehen und Beobachten, das ist die einzige Aufgabe der Kunst, ihr Zweck und Endziel. In dem Buche von Dresdner sind in dieser Beziehung viele ausgezeichnete Anregungen gegeben worden. Nun weist der Verfasser, wie die meisten Kunsttheoretiker und Aesthetiker, der Kunst aber noch größere und schönere Aufgaben zu. Er verquickt sie gar mit der Politik und erhofft schließlich von ihr — cum grano salis — die Lösung der socialen Frage. Alle Gegensätze der Parteien zu überwinden und alle Classen und Parteien in einem neuen Ideale zu vereinen, das sei die Aufgabe der Kunst der Zukunft. Der Verfasser ist ferner der festen Ueberzeugung, daß sich die Bildung einer neuen Partei, die alle alten überflüssig macht, bereits vorbereitet. Diese Partei wird danach streben, unsere Erziehung, unsere Bildung, unsere Kleidung, unsere Sitten im Sinne der Schönheit und der Würde umzugestalten! Und mehr noch: sie wird dem deutschen Volke Heiligthümer geben, die es allgemein und gemeinsam verehrt. Und zum Schlusse dieses Capitels sagt er wörtlich: „Dies neue deutsche Culturideal in Bild, Wort und Ton, in Religion, Arbeit und Liebe, in Stadt, Haus und Garten, in Gesellschaft und Sitte, in Körper und Kleidung, in jedem Geräthe und Werkzeug auszuprägen, ist die Aufgabe, die die deutsche Kunst für die deutsche Politik zu lösen hat."

Mehr kann man freilich von der Kunst nicht verlangen. Es ist nicht gut, den Bogen zu straff zu spannen. Als ich obige Zukunftsschwärmerei las, wurde ich lebhaft an einen Vortrag erinnert, der das Thema behandelte: Der Kampf gegen den Schnörkel. Der Vortragende war ein deutscher Professor der Kunstgeschichte, für ihn hatte die „Entschnörkelung" des Ornaments mindestens dieselbe Bedeutung für den Gang der Cultur, wie etwa die Erfindung der Dampfmaschine oder die Entdeckung der Elektricität. Ein Jeder mag das Steckenpferd reiten, das ihm am meisten zusagt, er verfällt aber sofort der Lächerlichkeit, wenn er sein Steckenpferd zu einer allgemein menschlichen Angelegenheit macht. Allen Zukunftsphantasien, mögen sie auch noch so gut und ehrlich gemeint sein, kann man nicht oft genug das Wort Goethe's entgegenstellen: Ein gutes Kunstwerk kann und wird zwar moralische Folgen haben, aber moralische Zwecke von Künstlern fordern, heißt ihm sein Handwerk verderben.

Die Kunst ist in der Vergangenheit eine öffentliche Angelegenheit gewesen, heute ist sie es nicht mehr, ob sie es jemals wieder werden wird, wissen wir nicht. Die Gedanken der Menschen sind mehr denn je auf praktische Ziele gerichtet, die Aufgaben, die an den Einzelnen gestellt werden, sind so gewaltige, daß ihm nicht die Muße bleibt, sich mit ästhetischen Fragen zu beschäftigen. Ein Volk, das sich nie mit Kunst beschäftigt hat, das amerikanische, ist nahe daran, eine neue Weltherrschaft zu errichten und alte Culturvölker in sein Schlepptau zu nehmen. Und betrachten wir unser Wirthschaftsleben, so werden wir bald inne, daß das Bethätigungsfeld der Kunst abhängig ist von diesem. Es erweitert sich mit dem wirthschaftlichen Aufstieg und verengert sich mit dem wirthschaftlichen Abstieg. Das moderne Italien hat keine Kunst, weil sein Volk erschöpft ist, weil es den neuen wirthschaftlichen Aufgaben nicht mehr gewachsen ist. Die Kunst ist schließlich immer nur eine Folgeerscheinung der allgemeinen culturellen und wirthschaftspolitischen Zustände, nicht umgekehrt. Diese einfache Lehre aus der Geschichte halte ich allen Kunstschwärmern, die von der Kunst mehr erhoffen als sie zu leisten im Stande ist, entgegen.

Bekenntnisse eines Arztes.

Von Theodor von Sosnosky.

Es ist wirklich sonderbar, unsere Zeit läßt im Punkte Schreibseligkeit doch wahrlich nichts zu wünschen übrig; sie verschwendet Ballen von Papier und vergießt Ströme von Tinte, um ihren graphomanischen Gelüsten zu fröhnen, gleichviel, ob das betreffende Thema einen solchen Aufwand an Material, Arbeit und Zeit rechtfertigt oder nicht, trotzdem werden manche, allerdings nicht viele Stoffe, von ihr sehr stiefmütterlich behandelt, und einer von diesen Stoffen ist die

Berufsthätigkeit des Arztes. Bisher hat es eigentlich so gut wie gar kein Buch gegeben, das diese erschöpfend behandelt, das ein treues Spiegelbild des ärztlichen Lebens gegeben und auf alle die zahlreichen Klippen und Untiefen hingewiesen hätte, die es birgt, kein sachliches, kritisches und kein belletristisches.

Allerdings ist durchaus kein Mangel an Erzählungen, in denen der Arzt auftritt, sogar als Held: aber nichts destoweniger bleibt in allen diesen Romanen und Novellen die eigentliche Berufsthätigkeit des Arztes mehr oder weniger im Hintergrunde, wird nur flüchtig angedeutet und nebensächlich behandelt; nur hier und da hat es ein Autor gewagt, fester zuzugreifen und tiefer einzudringen. Und zwar sind es merkwürdiger Weise gerade weibliche Autoren, so E. Gnade in ihrem Roman „Nordlicht“ und E. Marriot in „Menschlichkeit“. Aber Beide haben in diesen übrigens sehr achtungswerthen Büchern doch nur eine besondere Seite des ärztlichen Berufs in Betracht gezogen: Gnade, das Recht des Arztes, am Lebenden zu experimentiren, Marriot das, den unheilbaren Kranken zu tödten; von einem Gesammtbilde des ärztlichen Lebens sind beide Werke weit entfernt, und selbst H. v. Schullern's Roman „Die Aerzte“, das entschieden beste belletristische Werk über dieses Thema, beschränkt sich auf gewisse ärztliche Fragen.

Dieses seltsame Manco in der Belletristik rührt ohne Zweifel daher, daß die meisten Erzähler über das ärztliche Berufsleben zu wenig unterrichtet sind, die spärlichen Aerzte dagegen, die belletristisch thätig sind, entweder zu geringes Interesse für ihren Beruf besitzen oder aber nicht aus der Schule schwatzen wollen. — Daraus erklärt es sich zugleich auch, daß es bisher an einem sachlichen Buche über das Berufsleben des Arztes gefeilt hat, trotzdem dieses so viel des Interessanten bieten würde.

Diese Lücke in der Literatur ist nicht mehr vorhanden, seit W. Weressájew (eigentlich Wikentij Smidowitsch) sein Buch „Bekenntnisse eines Arztes“ veröffentlicht hat.

Wenn das etwas bombastisch und nach Victor Hugo klingende Wort „Dieses Buch ist eine That!“ überhaupt eine Berechtigung hat, dann darf man sie ihm getrost bezüglich dieses Buches zuerkennen, denn es hat in seiner Art nicht Seinesgleichen. Das kann man keck behaupten, ohne darum ein optimistischer Panegyriker zu sein. Das Werk hat denn auch in Rußland bedeutendes Aufsehen gemacht, und auch in Deutschland und Oesterreich, aber in diesen Ländern doch zumeist bloß in ärztlichen Kreisen, im großen Publicum weniger, zumal im Verhältniß zu den phänomenalen Erfolgen der Militärromane von Bilse und Graf Baudissin.

Weressájew's Buch läßt sich nicht rubriciren, nicht in eine bestimmte Schablonenkategorie zwängen; es ist weder ein Roman, noch eine Abhandlung, weder ganz Dichtung noch ganz Wahrheit. Von der Epik ist nur der äußere Rahmen entliehen, nur das ordnungsmäßige Aneinanderreihen und Zusammenfassen der verschiedenen Vorgänge und Reflexionen, denen durch die Ich-Form ein geistiges Centrum verliehen wird, ferner gewisse Freiheiten in der Wahl des Schauplatzes und der handelnden Personen. Im Uebrigen jedoch beruhen diese Ereignisse und Betrachtungen auf nachweisbaren, vom Verfasser meist persönlich erlebten Thatsachen, für die er auch in besonders wichtigen Fällen die actenmäßigen Belege beibringt. Will man aber durchaus einen Namen für die Art dieses Buches haben, so dürfte die Bezeichnung „Memoiren“ der Wahrheit noch am nächsten kommen.

Das Aufsehen, das dieses Buch unter den Aerzten hervorgerufen hat, ist gerade nicht freudig gewesen und hat dem Verfasser heftige Vorwürfe und Angriffe eingetragen. Das ist auch sehr begreiflich, wenn man bedenkt, daß die überwiegende Mehrzahl aller Aerzte aus Dutzendmenschen besteht, wie ja in jedem Stande; Dutzendmenschen vermögen sich aber nie über ihr Alltagsniveau zu erheben und ihre Thätigkeit gewissermaßen aus der Vogelperspective zu betrachten. Da ist es denn sehr erklärlich, daß die Aerzte diesem unbequemen Collegen, der ihren ohnehin fadenscheinigen Nimbus völlig zerrissen hat und so unbarmherzig in alle dunkeln, versteckten Winkel hineinleuchtet, darob zürnen und in seinem Beginnen nichts Anderes sehen als eine gefährliche Berufsstörung, eine höchst uncollegiale Indiscretion, eine systematische Untergrabung des ärztlichen Ansehens. Im Vorwort wendet sich der Verfasser gegen diese Anwürfe und widerlegt sie in ebenso maßvoller wie zutreffender Weise. So sagt er unter Anderem:

„Wir scheuen in allen Dingen die Wahrheit so sehr, begreifen so wenig, wie nothwendig sie ist, daß man nur die Hülle etwas zu lüften braucht, um den Leuten sofort ein peinliches Gefühl zu verursachen ... ‚Wenn die Laien die Wahrheit erfahren, so verlieren sie das Vertrauen zu den Aerzten und zur ärztlichen Kunst‘. Was für ein uraltes, abgenütztes, aber immer noch allerseits angewandtes Mittel ist es doch, die Leute zum Schweigen zu verurtheilen, aus Furcht, daß durch die Wahrheit die Autorität erschüttert werde! Als ob es ein so festes Behältniß gäbe, in dem man die Wahrheit verschließen könnte! ... Die Aerzte haben von jeher das Publicum ängstlich vor Allem behütet, was bei ihm den Glauben an die Medicin erschüttern könnte. Nun, und die Folge? Wie stark ist denn der Glaube an diese Medicin beim Publicum? Greift dieses gehütete Publicum nicht den ungeheuerlichsten Klatsch über die Aerzte mit Freuden auf, erhebt es nicht gegen den Arzt die aberwitzigsten Beschuldigungen, stellt es nicht ganz unsinnige Anforderungen an ihn?“

Will man auf den Inhalt dieses bedeutsamen Buches eingehen, so geräth man einigermaßen in Verlegenheit, denn die Fülle des Gebotenen ist so außerordentlich, daß es überaus schwer fällt, einen knappen Auszug daraus zu geben, wie ihn der Raum dieses Blattes erheischt. Immerhin sei's hier versucht, dem Leser eine annähernd richtige Vorstellung vom Inhalt zu geben. Es geschieht das wohl am besten, wenn man die wichtigsten, darin erörterten Fragen der Reihe nach in aller Kürze vornimmt und dem Autor thunlichst oft selber das Wort läßt.

Er beginnt mit den ersten Eindrücken, die er als junger Hörer der Medicin von seinem Studium empfangen hat. Sie machen ihn zum Hypochonder und Pessimisten:

„Mit einem neuen seltsamen Gefühl begann ich mir die Menschen zu betrachten, die mich umgaben, und mich überraschte die Entdeckung, wie wenig Gesunde es unter ihnen gab. Fast Jeder hatte an irgend einem Leiden zu tragen. Die ganze Welt kam mir bald wie ein ungeheures, ewig gefülltes Krankenhaus vor. Fürwahr: es ward mir immer mehr zur Gewißheit: der normale Mensch ist der kranke, der gesunde ist nur eine glückliche Abart ... Jeden Augenblick, auf Schritt und Tritt, lauern uns Gefahren auf. Sich gegen sie zu vertheidigen, ist unmöglich, weil sie zu mannigfaltig sind, und sie fliehen kann man auch nicht, weil sie überall da sind.“

Dieses hypochondrische Stadium geht natürlich wieder vorüber. An dessen Stelle tritt der krasse Widerspruch, der zwischen dem humanen Zweck des medicinischen Studiums und dessen oft sehr inhumanen Mitteln klafft:

„Die Existenz der medicinischen Schule — der Schule der humansten von allen Wissenschaften ist undenkbar, ohne daß die elementarste Humanität mit Füßen getreten werde. Das Unvermögen der Armen, die Behandlung aus eigenen Mitteln zu bestreiten, ausnützend, verwandelt unsere Schule die Kranken in Modelle zu Uebungszwecken, verletzt schonungslos das Schamgefühl der Frauen, erhöht den ohnehin tiefen Schmerz der Mutter durch die grausame ‚Entweihung‘ ihres (secirten) Kindes. Aber anders handeln kann diese Schule nicht: gutwillig würde selten ein Kranker der Wissenschaft dienen.“

Namentlich, als es für ihn, den angehenden Arzt, gilt, selber chirurgische Eingriffe vorzunehmen, kommt ihm dieser traurige Widerspruch schmerzlich zu Bewußtsein. Besonders seine erste Tracheotomie (Luftröhrenschnitt) macht ihm einen erschütternden unvergeßlichen Eindruck, zumal da die Patientin — ein Kind — einige Tage später stirbt, wenn auch nicht durch seine Schuld. Es ist unerläßlich nothwendig, daß jeder junge Arzt einmal den ersten chirurgischen Schritt thue, es muß sein; aber nicht minder unvermeidlich ist es, daß die armen Patienten, die sich hierzu hergeben müssen, dabei viel zu leiden haben, nicht selten sogar schwer geschädigt werden, in einzelnen Fällen in Folge des ungeschickten Eingriffs der

unkundigen Hand des jungen Arztes ihr Leben lassen. Billrath's Ausspruch „Unsere Fortschritte gehen über einen Haufen van Leichen“, den der Verfasser anführt, erscheint ihm Angesichts der furchtbaren Thatsachen, deren Zeuge er immer wieder wird, als ein traurig-wahres Wart, und ängstlich sucht er nach einem rettenden Ausweg aus diesem grausamen Dilemma:

„Vom ärztlichen Standpunkte kann man sich noch darein fügen: es geht eben nicht anders! Aber wenn ich mich in die Lage eines Patienten versetze, der sich unter das Messer eines Chirurgen begiebt, der seine erste Operation macht, sa kann ich mich mit dieser Entscheidung nicht zufrieden geben Ich erkenne, daß es einen anderen Ausweg geben muß, um jeden Preis.“

Und er glaubt ihn auch gefunden zu haben, indem er auf den Rath verweist, den der Physialoge Magendie schon vor 70 Jahren gegeben hat:

„Bevor wir uns an den Menschen machen — haben wir da nicht Wesen, die in unseren Augen niedriger stehen und an denen die ersteren Versuche zu machen erlaubt wäre? Mein Wunsch ist, daß zur Ergänzung der medicinischen Bildung bei uns die Kunst des Operirens lebendiger Thiere verlangt würde.“

Diesen Warten des französischen Gelehrten setzt der Verfasser folgende eigene hinzu:

„Wenn ein Chirurg irgend eine neue Operation erfindet, so macht er sie meistentheils vorläufig an Thieren. Aber so viel ich weiß, herrscht nirgends auf der Welt der Brauch, daß der junge Chirurg zur Operation am lebenden Menschen erst zugelassen würde, nachdem er eine genügende Erfahrung durch Uebungen an lebenden Thieren gewannen hat“.

Freilich ist das nur ein kümmerlicher Nathausgang, und mit schmerzlicher Resignatian schreibt Weressájew:

„So wird es in alle Ewigkeit bleiben. Von dieser Unvermeidlichkeit müssen sogar die Quaien des Gewissens verstummen. Und doch — ich selbst wäre um keinen Preis einverstanden, das Opfer dieser Verhältnisse zu werden, und keines von den Opfern möchte ein Opfer sein ... O wie viele solcher verwünschter Fragen erheben sich in dieser entsetzlichen Wissenschaft, wo man keinen Schritt thun kann, ohne einen lebendigen Menschen niederzutreten!“

Eine dieser „verwünschten“ Fragen ist auch die, ab sich das Versuchen neuer Medicamente an Kranken rechtfertigen läßt. Auch da klafft ein Widerspruch zwischen Ethik und Wissenschaft. Selbst bei größter Vorsicht können salche Versuche den Kranken schädigen, selbst tödten, und sollten daher vermieden werden. Dennach geht das nicht an, denn die Pharmakalogie darf im Interesse der Menschheit nicht stille stehen. Es müssen daher Versuche mit neuen Medicamenten angestellt werden, und zwar am Menschen, weil die Thiere meist anders reagiren als der Mensch. Auch da samit kein Ausweg aus dem Dilemma!

Anders liegen die Verhältnisse bei den systematischen Ansteckungs-Experimenten, die von gewissen Aerzten an Kranken vorgenammen werden. Van salchen Versuchen will der Verfasser nichts wissen und weist sie mit Entrüstung zurück.

„Die Gesellschaft muß Maßregeln ergreifen, um ihre Glieder vor den Fanatikern der Wissenschaft zu schützen, die den Unterschied zwischen Menschen und Meerschweinchen vergessen zu haben scheinen.“

Der Verfasser ist empört über die „schmähliche Gleichgiltigkeit“, mit der diese Rahheiten allgemein von der Aerztewelt aufgenammen werden:

„Man sollte meinen, die Veröffentlichung des ersten dieser Experimente hätte ihre Wiederholung ganz unmöglich machen müssen; der erste Experimentator hätte mit Schimpf und Schande aus dem Kreis der Aerzte ausgestoßen werden müssen. Aber das ist keineswegs der Fall. Mit stolz erhobenem Haupte schreiten diese eigenartigen Diener der Wissenschaft einher, ohne einem nennenswerthen Widerstande Seitens der Collegen oder der ärztlichen Presse zu begegnen.“

Was der Verfasser in diesem Falle nach hätte hinzufügen sollen, das ist die bezeichnende Thatsache, daß dieselben Aerzte, die salche Greuel gutheißen ader dazu doch stillschweigen, sie abzuleugnen suchen, sobald sie ihnen von der empörten Oeffentlichkeit vorgewarfen werden. Sa hat sich, als vor einiger Zeit im Wiener Gemeinderathe gegen die Aerzte Beschuldigungen dieser Art vorgebracht wurden, in der medicinischen Welt ein gewaltiges Zetergeschrei über eine sa perfide Verleumdung erhoben, und die diesen Kreisen politisch und social sehr nahestehende tonangebende Presse Wiens kannte sich vor Entrüstung über diese gehässigen, bornirten Angriffe auf die Wissenschaft und die Ehre bedeutender Männer gar nicht fassen. Nun, Weressájew's Buch zeigt, daß zu diesem Aufwand an Entrüstung wenig Anlaß, daß er vermuthlich sogar bewußte Lüge gewesen ist, denn er führt eine lange Reihe von Beispielen an, die es unwiderlegbar darthun, daß klinische Aerzte ihren Patienten zu Versuchszwecken venerische Gifte (Ganakakken und Syphilis) eingeimpft haben, und zwar nicht nur sterbenden, bewußtlasen, die dadurch samit keinen Schaden leiden kannten, sondern auch ganz gesunden jugendlichen Individuen! Und für alle diese empörenden Thaten bringt der Verfasser die Belege und nennt deren Urheber bei ihren vallen Namen, sa daß jeder Versuch ihn der Verleumdung zu zeihen, im Voraus unmöglich gemacht wird. Gerecht und objectiv, wie er ist, mahnt er das Publicum aber ausdrücklich, für diese Schandthaten gewissenloser Kliniker nicht die medicinische Wissenschaft und nicht den ganzen Aerztestand verantwortlich zu machen und in Bann zu thun, was ja leider nur zu häufig geschieht. Daß er trotz dieser strengen Verurtheilung des Mißbrauches von Menschen zu frivalen Experimenten doch keineswegs einen Stillstand der Wissenschaft haben will, wie ihm van Gegnern vielleicht vorgehalten werden könnte, das beweist er durch sein energisches Eintreten für die Vivisection. Er schreibt darüber:

„Die Vivisection ist für die medicinische Wissenschaft unbedingt nothwendig ... Die Thierversuche bieten wenigstens einige Garantie dafür, daß das neue Mittel dem Menschen wenigstens nicht in einer tödtlich wirkenden Dosis verabfolgt wird, daß der junge Chirurg nicht ganz ungeübt an die Operatian herantritt ... Welches Gebiet der Physiologie und Pathologie wir auch nehmen mögen, überall sehen wir, daß fast alles Wesentliche durch Thierversuche entdeckt worden ist ... Wenn die Leute erst begreifen werden, was sie opfern, wenn sie der Wissenschaft das Recht der Thierversuche nehmen, so wird die Agitatian der Gegner der Vivisectian ganz erfolglos sein.“

Was dem Verfasser an seiner Wissenschaft auch viel Sarge bereitet, das ist deren Unzulänglichkeit und Unvallkammenheit. Als er die Universität beendet hatte, da war er für die Medicin begeistert und glaubte fest an sie. Aber sehr bald machte diese Zuversicht einer wachsenden Unsicherheit und Zweifelsucht Platz, und als er in die Privatpraxis tritt, da zittert er in seinem Zimmer bei dem Gedanken, daß ein Patient kammen könne, trotzdem er es andererseits natürlich wünschen muß. Mit großem Freimuth bekennt er die von ihm begangenen Mißgriffe, die für jeden Arzt unvermeidlich sind, zumal da der Universitätsunterricht den künftigen Arzt auf seinen Beruf unzulänglich varbereitet. Die Erkenntniß, daß die Medicin trotz all' der Kenntnisse, die sie sich im Laufe der Zeit angeeignet hat, noch so weit van dem entfernt ist, was sie sein sall, daß sie in zahllasen Fällen noch vallständig im Dunkeln herumtastet und „Blinde Kuh spielt“, wie er treffend bemerkt, diese Erkenntniß hat ihn sa tief verstimmt, daß er längere Zeit mit dem Gedanken umgeht, das undankbare Studium an den Nagel zu hängen und einen anderen Beruf zu ergreifen:

„Der Geist der Medicin ist leicht zu fassen,
Man durchstudirt die groß' und kleine Welt,
Um es am Ende geh'n zu lassen,
Wie's Gott gefällt.“

Auch das bekümmert ihn, daß die Medicin nur dem vermögenden Patienten Hülfe zu bringen vermag, während der Arme sich ihrer Mittel nicht bedienen kann, weil sie zu theuer sind. Was nützt es, einem armen Teufel nahrhafte Kast, Ruhe, Aufenthalt an der See u. drgl. zu empfehlen! Er kann dieses verlockende Recept ja doch nicht befolgen!

Ein peinlicher Widerspruch scheint dem Verfasser auch darin zu liegen, daß die Medicin, ihrem eigentlichen Zwecke nachgerade zum Hahne, all' ihre Macht aufbietet, das

Entartete, Krankhafte zu erhalten und dadurch die Menschheit physisch zu verschlechtern anstatt sie zu läutern.

Aber trotz all' dieser Schattenseiten der Medicin, von denen keine seinem scharfen Auge zu entgehen vermag und die sein zartes Gemüth schmerzlich empfindet, bekennt er ausdrücklich: „Ich glaube an die Medicin!“ — Er hat jene pessimistische Skepsis überwunden, die ihn als jungen Arzt mit nagenden Zweifeln erfüllte, und ist zur Erkenntniß gelangt, daß seine Wissenschaft, wenn auch nicht Alles, so doch immerhin nicht wenig zum Heile der Menschheit vermag und zweifellos noch viel mehr in Zukunft vermögen wird. Er hat damals eben zu viel von ihr erwartet, und darum hat sie ihn enttäuscht. Und so wie ihm ergeht es den meisten Menschen, nur mit dem Unterschiede, daß sie sich nicht zur Wahrheit durchringen wie er, sondern derselben Wissenschaft, von der sie einst Alles, selbst das Unmögliche erwartet haben, nachdem sie sie einmal enttäuscht hat, nun mit einem Male gar nichts zutrauen und sie ganz verwerfen. Er behauptet:

„Auf dem ungebildeten Glauben an die Allmacht der Medicin beruhen alle die übertriebenen Anforderungen, die für den Arzt ein wahrer Fluch sind und ihn an Händen und Füßen fesseln.“

Dieses Mißtrauen von Seiten des Publicums wird durch die häufigen diagnostischen Irrthümer der Aerzte noch reichlich genährt, und diese sind zur ständigen Zielscheibe des öffentlichen Spottes geworden. Dieser Spott ist aber in vielen Fällen durchaus ungerecht, denn die Unzulänglichkeit der medicinischen Wissenschaft macht es im Verein mit der Unergründlichkeit der menschlichen Natur dem Arzt oft genug einfach unmöglich, gleich eine richtige Diagnose zu stellen. Ist doch das klinische Bild mancher Krankheiten zum Verwechseln ähnlich, weil die Symptome dieselben sind. Der Verfasser hält es darum für geboten, daß die Aerzte die Unvollkommenheit ihres Wissens eingestehen und sich nicht, wie das so oft geschieht, mit dem Nimbus der Allwissenheit und Unfehlbarkeit drapiren. Dann werden die argen Enttäuschungen entfallen und mit ihnen die nachtheiligen Schlußfolgerungen bezüglich des Wissens der Aerzte. Nur wenn im Publicum richtige Vorstellungen vom Wesen und den Machtgrenzen der Medicin Platz greifen, kann die bestehende Feindseligkeit gegen die Aerzte aufhören. Dann würde man diese vermuthlich auch nicht mehr bloß nach ihren Erfolgen beurtheilen wie jetzt. Glückt es dem Arzt, einen Schwerkranken vor dem Tode zu retten, so wissen sich dessen Angehörige vor Dankbarkeit nicht zu fassen und sind geneigt, in ihm eine Leuchte seines Standes zu sehen, deren Ruhm sie überall verkünden; glückt es ihm nicht, so hassen sie ihn, halten ihn für einen sträflichen Ignoranten und suchen seinen Ruf nach Kräften zu untergraben, gleichviel ob er alle Mittel, die ihm seine Wissenschaft zu Gebote stellt, erschöpft und sich jede erdenkliche Mühe gegeben hat. Der Patient ist gestorben, also ist der Arzt ein Tropf. Weil der Verfasser diese Auffassung kennt, vermag er auch über die heißesten Dankes- und Lobesbezeigungen für glückliche Kuren keine Freude mehr zu empfinden: das Bewußtsein, daß er diesen Erfolg nur einem günstigen Zufalle dankt, daß dieselben Leute, die ihn jetzt mit ihren Danksagungen überschütten, unbedenklich das Gegentheil thäten, wenn es das Schicksal anders gefügt hätte: dieser Gedanke vergällt ihm die Freude.

Auch die Honorarfrage läßt der Verfasser nicht unerörtert, spielt sie im Verhältniß des Arztes zum Publicum doch eine so wichtige Rolle. Im Anfang seiner Praxis ist es ihm wie wohl jedem feinfühligen Arzt ergangen: es war ihm peinlich, für seinen Rath Geld zu nehmen, sich einfach ablohnen zu lassen. Aber diese unangebrachte Scheu ist bald der richtigen Erkenntniß gewichen, daß die Arbeitsleistung des Arztes ebenso zu bezahlen sei wie die jedes anderen Berufs, und er ist darin noch bestärkt worden, als er sah, welch sonderbare Auffassung im Publicum von den Pflichten des Arztes besteht und von seinem Anrecht auf Bezahlung. Zur Illustrirung bringt er ein recht drastisches Beispiel: ein Arzt wird zu einem Kranken gerufen. Als er erfährt, daß dieser mittellos sei, entfernt er sich, ohne etwas zu verordnen. Das ist ja unleugbar empörend und hat für den Arzt auch die üble Folge, daß er unter dem stürmischen Beifall des Publicums zu einer Gefängnißstrafe verurtheilt wird. Weressajew wirft aber die Frage auf, wenn der besagte Kranke nun an einen der Beifall klatschenden Herrn herangetreten wäre und von ihm einen Betrag gefordert hätte, der etwa jenem Honorar, das er nicht hat zahlen können, gleich gekommen wäre. Was wäre da geschehen? Man hätte seine Forderung zweifellos als ebenso thöricht als frech zurückgewiesen, und Jedermann hätte das ganz in Ordnung gefunden, ebenso wie es Jedermann in Ordnung gefunden hat, daß der Arzt seine Dienste unentgeltlich leiste ... Der Arzt darf also dem Armen seine Hülfe nie versagen und wird als ein Ungeheuer betrachtet, wenn er es nicht thut. Niemand aber muthet dem Hausbesitzer zu, daß er einen Miether behalte, der seinen Zins nicht zahlen kann, Niemand entrüstet sich über den Bäcker, weil es ihm nicht einfällt, sein Brod unter die Hungernden zu vertheilen. Verlangte man vom Hausbesitzer und vom Bäcker dieselbe Uneigennützigkeit wie vom Arzte, so gäb' es keine Obdachlosen und keine Hungernden mehr, und die sociale Frage wäre ihrer Lösung um ein gutes Stück näher.

Man sieht, der Verfasser ist sehr weit davon entfernt, die Interessen seines Standes zu verkennen und zu schädigen, wie kurzsichtige Collegen es ihm vorgeworfen haben. Im Gegentheil: er liebt seine Wissenschaft und seinen Stand; eben darum aber empfindet er deren häßliche Schlacken und Auswüchse so schmerzlich; eben darum deckt er sie auf, denn nur dann können jene davon befreit werden. Seine Liebe ist nicht blind, und darum ist es die rechte Liebe. Jene Aerzte, die ihm hieraus einen Vorwurf machen, zeigen damit nur, daß sie in ihrer ethischen Armseligkeit unfähig sind, sich auf jene freie Höhe zu erheben, auf der sich dieser unerschrockene Mann ergeht, dem die Wahrheit mehr als Alles gilt.

Feuilleton.

Haß.

Von Carl Ewald.

Autorisirte Uebersetzung aus dem Dänischen von D. Wreschner.

Vor dreißig Jahren explodirte eines Morgens in einer kleinen Gymnasialstadt fünf Minuten vor acht Uhr eine Dampfmaschine. Ein dumpfer Knall, eine mächtige Rauchsäule, ein Regen von Steinen und Stücken, und zwei zusammengebaute Fabrikgebäude lagen zerstört da.

Ein paar Dutzend Menschen waren unter den Ruinen begraben worden. Aber Alle waren sie nicht todt. Aus den Ruinen heraus drang ihr Jammern nach oben. Und durch das Jammern und das stumme rathlose Entsetzen der Zuschauer hindurch klang unaufhörlich verzweifeltes Schreien einer jungen Frau, die mit dem Hut auf dem Kopfe und einer kleinen Reisetasche in der Hand da stand.

Sie war im selben Augenblicke mit dem Zuge aus der Hauptstadt zu ihrem Manne gekommen, der gestern in der Fabrik Arbeit bekommen hatte und jetzt mit den Anderen dort begraben lag.

Der Bürgermeister kam gelaufen, seine Mütze mit den Goldschnüren war in den Nacken geschoben.

„Faßt doch an, jeder Mensch, der zwei Hände und ein Herz in der Brust hat,“ rief er.

Dicht hinter ihm stand ein zwölfjähriger Gymnasiast mit den Büchern unter dem Arm. Er warf die Bücher zur Seite und fing wie rasend an zu arbeiten. Die Balken und Steine flogen umher, er war Einer der Eifrigsten. Näher und näher ertönte das Jammern von unten ... jetzt zogen sie Einen heraus ... jetzt noch Einen. Nach der Arbeit mehrerer Stunden hatten sie Alle, todt und lebendig, zerschlagen, verbrüht, gequetscht. Ihr Schreien hallte durch die Straße, als sie in's Krankenhaus gefahren wurden.

Der Knabe sah sich nach seinen Büchern um. Sie waren fort. Seine Mütze war verschwunden, seine Kleider zerrissen, Hände und Gesicht blutig und beschmutzt, in seinen Augen der Blick eines Mannes. Er ging zur Schule, wie er dort stand. Der Lehrer bekam seine Erklärung und nahm ihn abseits.

„Du wärest in jedem Falle zu spät gekommen,“ sagte er dann. „Das ist eine Rate. Und dann wollen wir 'mal sehen ... was war mit der ersten Stunde ... wir wollen 'mal sehen, ob Du Dein Latein kannst ...“

Der Knabe starrte ihn an ohne eine Spur von Verständniß.

„Nun?“ sagte der Lehrer.

Dann verstand ihn der Knabe. Er sagte kein Wort, seine Augen weiteten sich in maßloser Abscheu und Verachtung. Der Lehrer konnte den Blick nicht aushalten. Er wurde roth, ballte die Fäuste; er wollte etwas sagen, konnte aber nicht. Endlich gewann er die Sprache wieder, stampfte auf die Erde und schrie beschämt und rasend:

„Geh' fort ... geh'“.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Vor einigen Tagen kam ein Schulkamerad zum Knaben.

„Unser alter Lehrer ist gestorben,“ sagte er. „Wir wollen ihm einen Stein auf's Grab setzen, willst Du mit dabei sein?“

Der Knabe aber, der inzwischen Mann geworden war und Manches erlebt hatte, wich zurück und legte die Hände auf den Rücken.

„Nein, nein,“ sagte er.

Und als der Andere ihn verwundert ansah, sagte er weiter:

„Gott sei Dank, daß er gestorben ist. Ich haßte ihn. Er zeigte mir das Gemeinste, das ich je bei Menschen gesehen habe.“

Aus der Hauptstadt.

Der Oberst-Reichskanzler.

Amt und Charge haben recht oft und vor Allem auf militärischem Gebiete herzlich wenig mit einander gemein. Es giebt aber jetzt mannigfache Merkmale dafür, daß sie einander immer ähnlicher werden. So zeigt sich die bisher eigentlich nur dem Amte anhaftende Eigenthümlichkeit, daß mit der Verleihung sich auch der zu seiner Ausübung erforderliche Verstand einstellt, nicht selten auch bei der Charge, sobald diese verliehen wird. Leute, die vorgeben, Graf Bülow zu kennen, nennen ihn sehr gern einen Salondiplomaten, wenn sie den Grad seiner politischen Befähigung angeben wollen, einen Oberst des Parquets aber, wenn sie auf seine Ernennung zum Obersten à la suite der Bonner Husaren zu sprechen kommen. Und an der militärischen Bewerthung hielten sie auch dann noch fest, als in den officiösen Tagesblättern zu lesen war, daß den Herrn Reichskanzler die geschmackvolle, jedoch complicirte Uniform des flotten Regiments vortrefflich kleide und er mit einer die Bewunderung unwiderstehlich herausfordernden Sicherheit deren zahllose Bestandtheile für die verschiedenen dienstlichen wie außerdienstlichen Anlässe zu wählen wisse. Da kam die leidige Forbacher Affaire; und in ihrem Gefolge der unglückselige Metzer Proceß gegen den Leutnant Bilse als eine Folge davon wieder die langathmige Reichstagsdebatte über die durch den kläglichen Pamphletisten vermeintlich aufgedeckten schweren Mißstände im preußischen Officier-Corps. Last, not least erschien in der Debatte die alle Welt in Erstaunen setzende Offenbarung, daß der Herr Reichskanzler eher alles Andere ist, nur nicht ein Oberst des Parquets, daß vielmehr mit dem rapiden Aufrücken in die neue Charge über ihn auch die militärische Sachkenntniß eines älteren Officiers des praktischen Dienstes gekommen war. Herr Schädler, einer der Rufer im Streite aus den Reihen der allmächtigen Centrumspartei, hatte sich für die Oeffentlichkeit der militärgerichtlichen Verhandlungen erwärmt, die sich auch wieder im Proceß gegen den Leutnant Bilse glänzend bewährt habe, und der Herr Oberst-Reichskanzler beeilte sich, mit der ganzen Kraft seiner Lunge auf diese Oeffentlichkeit auch für seinen Theil ein Loblied zu singen. Nur mit ihr sei es möglich gewesen, bedenkliche Mißstände in unserem Officier-Corps so an's Tageslicht zu fördern, daß sich ihre Beseitigung zuversichtlich erwarten lasse. Ja, Viele glaubten aus seinen Worten sogar eine besondere Genugthuung darüber herauszuhören, daß der Forbacher Schmutz in den Metzer Verhandlungen vor der gesammten civilisirten Welt ausgebreitet worden, und witterten nachträglich hinter der Beharrlichkeit, mit der es geschehen, seinen und des preußischen Kriegsministern starken Einfluß. Rauschender Beifall begleitete die Rede des Husaren-Oberst. Sogar die Socialdemokraten betheiligten sich an ihm; und sehr häufig ließ sich jetzt auch bei ihnen die Ansicht vernehmen, daß die deutsche Nation sich einen besseren Reichskanzler als den Grafen Bülow gar nicht wünschen könne. Und der Jubel über den gegenwärtigen in alle Sättel, selbst in die militärischen gerechten Leiter der deutschen Politik setzte sich aus dem Reichshause in die Presse fort, so daß an den deutschen Stammtischen Tage lang nur von dem eminenten Scharfblick und der angeborenen Sachkenntniß des vierten Reichskanzlers die Rede war, die sich auch in militärischen Dingen nicht verleugne. Wer aber in den Beifall nicht mit einstimmen wollte, vielmehr freimüthig erklärte, daß dort in Metz durch die Oeffentlichkeit der militärgerichtlichen Verhandlungen das Ansehen des preußischen Officier-Corps auf Jahre hinaus verhängnißvoll geschädigt worden sei; wer ferner es begreiflich fand, daß preußische Officiere sich nach dem Bilse-Proceß kaum noch auf die Straße hinauswagten, — der riskirte, für geistig anormal gehalten zu werden. Und diese Gefahr lag um so näher, als Niemand im Zweifel darüber sein konnte, daß der Herr Oberst-Reichskanzler sich nicht bloß auf die eigene, sondern auch auf die Sachkenntniß der entscheidenden Instanz stützte, als er mit ungewöhnlicher Liebe für die Oeffentlichkeit der militärgerichtlichen Verhandlungen eintrat. Wie konnte sich da eine abweichende, vielleicht sogar abfällige Meinung behaupten?

Alljährlich begiebt sich Graf Bülow nach Norderney in die Sommerfrische. Diese sucht in der Regel auf, wer procul negotiis und namentlich dienstlicher Aufregung überhoben sein will. Heuer weilt der Herr Reichskanzler schon seit vielen Wochen auf dem schattenlosen, von Wogen umspülten Eiland. Aber Erholung und beschauliches Dasein sind ihm bis zur gegenwärtigen Stunde noch nicht beschieden gewesen. Erst vor Kurzem mußte er Herrn v. Witte aus Petersburg zu langwierigen Verhandlungen über den neuen, zwischen Deutschland und Rußland abzuschließenden Handelsvertrag empfangen; und kaum war er hiermit zu einem glücklichen Ende gelangt, als der vielgeplagte Mann aus seinem Nachmittagsschlummer jäh durch die Meldung gerissen wurde, daß der „Vorwärts“ einen geheimen, aus dem Militär-Cabinet stammenden Erlaß vom 1. December 1903 veröffentlicht habe, der ihm natürlich, wie es Gebrauch ist, durch's Fenster auf den Schreibtisch geflogen war. Enthüllungen dieses socialdemokratischen Blattes sind zwar nichts Ungewöhnliches; und man will wissen, daß Graf Bülow gegen sie schon abgebrüht ist. Aber als er jenen Erlaß durchflog, dürfte das Blut in seinen Adern doch wohl etwas schneller gerollt sein. Wird dort nicht eine so erhebliche Einschränkung der Oeffentlichkeit in den militärgerichtlichen Verhandlungen verlangt, daß sie ihrer völligen Beseitigung verteufelt ähnlich sieht? Derselben Oeffentlichkeit, die er zehn Tage später im Reichstag unter allseitigem Beifall als besonders heilsam gepriesen hatte? Wendet sich nicht außerdem der Erlaß mit den allerschwersten Vorwürfen gegen diejenigen militärischen Richter, welche in dem Metzer Proceß die Oeffentlichkeit gegen ihre Widersacher erfolgreich vertheidigt und geglaubt hatten, hiermit den Forderungen des Gesetzes zu entsprechen? Schlimmere Märe als die von der neuesten Enthüllung des „Vorwärts“ ist sicherlich dem Reichskanzler seit langer Zeit nicht geworden. Muß seine militärische Sachkenntniß jetzt nicht allen Politikern im fragwürdigsten Lichte erscheinen? Thut nicht mit unbarmherziger Deutlichkeit der Erlaß auch dar, daß Graf Bülow am 10. December vorigen Jahres, dem Tage, als er sich im Reichstage als militärischer Sachverständiger entpuppte, auch nicht die leiseste Ahnung von der Auffassung der Oeffentlichkeit an entscheidender Stelle gehabt hat, trotzdem diese Auffassung schon im Jahre 1899, also bald nach der Einführung der neuen, die Armee mit dem öffentlichen Verfahren beglückenden Militär-Strafproceßordnung in einem anderen Erlasse niedergelegt worden war? Muß sich unter diesen Umständen nicht auch dem Einfältigsten die Frage aufdrängen, wie denn eigentlich Graf Bülow dazu kam, sich für die von der höchsten Instanz so doch ungünstig beurtheilte Oeffentlichkeit zu begeistern?

So verschiedenartig die Menschen angelegt sind, so verschiedenartig ist auch das, was sie brauchen, um zufrieden sein zu können. Diesem ist nur dann wohl, wenn die Andern ihn völlig unbeachtet lassen. Jenem wird das Erdenleben zur Hölle, wenn er sich bei all' seinem Thun und Treiben nicht von der bewundernden Zustimmung seiner Mitbürger begleitet sieht. Graf Bülow würde der unglücklichste Mensch der Welt sein, wenn er einmal auf den Beifall der Mehrheit des Reichstages verzichten müßte. Dem Verlangen nach diesem kann er die größesten Opfer bringen. Selbst Krankheit vermag ihn nicht an das Zimmer zu fesseln, wenn im Reichskanzler-Palais angeklingelt und berichtet wird, daß sein Name im Reichstage erwähnt worden sei. Hals über Kopf stürmt er dann dorthin und findet das Gleichgewicht nicht früher wieder, als bis eine neue Beifallsalve an sein Ohr schlägt. Nicht weil der Oberst à la suite der Bonner Husaren auf Grund der ihm verliehenen Charge von der Heilsamkeit der Oeffentlichkeit in den militärgerichtlichen Verhandlungen für die deutsche Armee überzeugt war, hatte er sich in beredten Worten für sie ausgesprochen, sondern weil er das dunkle Gefühl hatte, daß er eines neuen rednerischen Erfolges sicher war, wenn er der Ansicht des Herrn Schädler, des Centrumsgewaltigen, ohne Einschränkung beitrat. Das lag nun für Alle, die sehen können und wollen, klar auf der Hand.

Allerdings läßt sich Geschehenes nicht mehr rückgängig machen. Den mit dem Hymnus auf die Oeffentlichkeit erzielten Beifall hat Graf Bülow nun einmal eingeheimst. Trotzdem wird er den „Vorwärts“ mit seiner neuesten Enthüllung zu allen Teufeln gewünscht haben. Wie peinlich mußte das Wiedersehen mit der höchsten Instanz nach der Beendigung der Nordlandreise werden! Und deckte die nichtswürdige Enthüllung innerhalb der von ihm geleiteten Regierung nicht eine Zerfahrenheit auf, die vorauszusetzen selbst unverbesserliche Pessimisten bisher nicht den Muth gehabt haben? Auf den General-Reichskanzler, den Grafen Caprivi, brauchte die deutsche Nation wahrhaftig nicht stolz zu sein. Noch weniger Grund hat sie, sich des in alle, auch die militärischen Sättel gerechten Oberst-Reichskanzlers, des Grafen Bülow, zu rühmen.

Ajax.

Glossen zum russisch-japanischen Kriege.

VIII.

Der russische Bär! — Kaum jemals ist ein Bild richtiger gewählt worden, als dieses. Denn die Thierkenner nennen Meister Petz unzuverlässig im höchsten Grade; nie sei ihm zu trauen. Täppisch schlägt er mit seinen Pranken zu und geberdet sich, als ob im Grunde genommen die Welt für ihn allein geschaffen sei. Aber zugleich ist er auch eine Knechtsnatur. Bekommt er einmal eins auf die Pranken, so ist er trotz allen unmuthigen Gebrummes nicht todt-unglücklich. Ja, er macht wohl rasch wieder ein joviales Gesicht und späht aus, wo er etwa an anderer Stelle sein Müthchen kühlen könnte. Auf unredliche Mittelchen kommt es ihm dabei nicht an …

Kanonen im Laderaum, die Kriegsflagge im Schrank verschlossen und dann, nachdem Dank diesem Betruge die Passirung der Dardanellen glücklich gelungen ist, die Handelsflagge niedergeholt, die Kriegsflagge gehißt, neutrale Schiffe angefallen! So machten es zwei Hülfskreuzer der russischen Freiwilligen Flotte. Der hinterlistige Schlag des Bären! Franctireurs, die in rasch angezogener Uniform unsere Patrouillen niederknallen und unsere Verpflegungstransporte fortnehmen, nachdem sie sich unmittelbar zuvor in blauen Kitteln und mit gewaltigen Holzschuhen an den Füßen als „Pisangs“ gezeigt.

Ich weiß, daß es sonderbare russenfreundliche Schwärmer giebt, die da besagen: daß die Schiffe der russischen Freiwilligen-Flotte stets unter Kriegsflagge führen, stets armirt seien (während das Oberdeck nur die Geschützstände zeigt, die Geschütze aber in Häfen des Schwarzen Meeres und in Port Arthur lagern); daß sie Handelsgeschäfte nicht trieben! Erst kürzlich las ich, wie sie Rußlands Theehandel vom Liverpooler und Königsberger Zwischenhandel frei gemacht haben.

Ueberhaupt genügt ein Blick in die Zeitungen, das Haltlose solcher Behauptungen darzuthun. Hat doch eben erst der Großherr der Türken wieder erlaubt, daß solche Schiffe durchfahren, aber nur — unter der Handelsflagge. Da müssen sie diese doch wohl führen … Ja, selbst den Suez-Canal hat einer dieser Dampfer (die „Petersburg“) — und wahrscheinlich der andere auch — unter der Handelsflagge durchfahren; unter der Handelsflagge hat er in Port Said Kohlen nach Belieben eingenommen (während ihm bei dem Charakter als Kriegsschiff nur ein beschränktes Quantum hätte verabfolgt werden dürfen), und erst im Rothen Meere wurden Kriegsflagge und Kanonen aus dem Versteck hervorgeholt. Wie kann da von redlichem Spiel die Rede sein?

Nun, der russische Bär hat ja auch klein beigeben müssen: nicht unter dem Drucke der englischen Flottendrohung, sondern im Bewußtsein begangenen Unrechts. Die beiden Hülfskreuzer sind aus dem Rothen Meere zurückgezogen worden, und der russische Bär sagte prompt: ich will's nicht wieder thun! Damit konnte nur der trügerische Dardanellen-Kniff gemeint sein und nichts Anderes, denn sein Durchforschungsrecht neutraler Schiffe läßt sich Rußland natürlich nicht nehmen, und es wird auch von Niemand daran gedacht, das zu versuchen.

* * *

Am wenigsten Seitens England. Und daraus ergiebt sich ein Zwiespalt zwischen dem englischen Volk, vertreten in seiner Presse und den englischen Regierungsleuten. Ersteres begehrte heftig auf und möchte gleich mit schweren Schiffskanonen dazwischen geschossen sehen; Letztere zeigen trotz aller Schiffsmobilisirungen die äußerste Behutsamkeit in der Führung ihrer Beschwerden gegen Rußland. Warum? Rasselt England, wie die „Nowoje Wremja“ schrieb, nur wieder einmal mit dem Säbel, ohne losschlagen zu wollen oder überhaupt nur zu können? Nur russische Anmaßlichkeit kann das glauben. Der Grund der amtlichen Zurückhaltung Englands ist ein ganz anderer. Seine weiter blickenden Staatsmänner halten geduldig still, weil sie nicht einen Präcedenzfall schaffen wollen, der einmal gegen das eigene, in Krieg verwickelte Land ausgebeutet werden könnte. Das ist sehr schmerzlich für britischen Stolz, aber es muß hingenommen werden, will England einmal gleich rücksichtslos das Durchsuchungsrecht der Schiffe ausüben.

Nur gegen das Recht, eine Prise unter Umständen versenken zu dürfen, wehrt sich die englische Regierung noch. Aber es wird ihr nicht viel helfen, denn das russische Prisenrecht ist seit elf Jahren bekannt, und Niemand hat Einspruch dagegen erhoben. In derartigen Dingen herrscht im diplomatischen Betriebe aller Länder eine gewaltige Nachlässigkeit; man läßt unbequeme Kundgebungen anderer Mächte unbeachtet, weil das Gegentheil etwa für einen „unfreundlichen Act“ ausgelegt werden könnte, und hofft dabei, daß derartige unbequeme Kundgebungen eine papierne Maßregel bleiben werden. Bis dann das Unglück da ist.

Und aus demselben Grunde (sich nicht die Möglichkeit zu gleichem Handeln zu verschließen) würde England kaum Unterstützung finden, wenn es — im Vertrauen auf seine zahlreichen Häfen in allen Meeren — gegen das Versenkungsrecht vorginge. Die braven Yankees liefern einen überzeugenden Beweis für diese Annahme. Wie haben sie den Mund voll genommen gegen die nicht zu duldenden russischen Uebergriffe! Als sich dann herausstellte, daß amerikanische Rheder und Geschäftsleute nennenswerthe Schaden nicht erlitten hatten, sank ihr Zorn augenblicklich. Und jetzt wird aus Washington gekabelt, man könne unmöglich das Versenkungsrecht ausschließen, denn — man höre und staune! — Kriegsschiffe der Vereinigten Staaten könnten einmal jenseits des Atlantischen Oceans neutrale, mit Contrebande befrachtete Schiffe wegnehmen und dann dürfe Niemand ihnen zumuthen, die Prisen über den ganzen Ocean nach amerikanischen Häfen zu schleppen. Mit anderen Worten: es wird auf weite Entfernungen grundsätzlich versenkt! Das Alles nennt man eine fortschreitende Tendenz zur Milderung von Kriegsbräuchen und -Sitten im 20. Jahrhundert.

* * *

Uns Deutschen hat es natürlich viele Freude gemacht, daß nicht nur unsere, sondern auch englische Schiffe von den Russen molestirt wurden. Ohne Englands Vorgehen hätten wir sicherlich nicht in dieser Angelegenheit eine Vorzugsbehandlung erfahren. Aber das ist nicht unsere Freude. Nein, wir freuen uns im versteckten Herzwinkel — trotz einer gewissen Annäherung an England in letzter Zeit — daß England die Nadelstiche eines fremden Durchsuchungsrechtes — im Grunde genommen einer englischen Erfindung — einmal am eigenen Leibe zu kosten bekommt. Wir freuen uns ferner, daß wir nun in etwaigen Zukunftskriegen Englands ein Berufungsmittel haben; wir freuen uns, daß das Wort William Pitts: „Ohne Erlaubniß Englands darf keine Kanone auf dem Meere abgefeuert werden“ — zu Schanden geworden ist; wir freuen uns, daß die neuerliche Aeußerung eines englischen Blattes: „wenn Lord Palmerston noch lebte, würde die ganze Angelegenheit in einer halben Stunde erledigt sein“ — eitel Renommirerei ist.

Aber eines Dinges freuen wir uns nicht: daß Rußland uns einen Vorzug in der Behandlung der das Rothe-Meer durchfahrenden Schiffe gewährt hat. Ein beim Durchfahren des Suez-Canals vom russischen Generalconsul ganz allein den deutschen Schiffen gegebener Schein befreit sie vom Durchsuchtwerden. Fast möchte man diese Freundlichkeit für einen schlauen Zug Rußlands halten, um das Verhältniß zwischen Deutschland und England, das sich etwas zu bessern schien, neuerdings zu trüben.

* * *

Ja, unsere Freunde, die Russen! Vor ein paar Monaten führten Verfechter einer rücksichtslosen Russenfreundschaft eine Sprache — und sie schicken sich schon an, es wieder zu thun, obgleich der Eindruck der Vergewaltigungen im Rothen Meere im deutschen Volke sehr tief gewesen ist — gerade, als ob das Deutsche Reich von Rußlands Gnaden bestehe, oder doch wenigstens von ihm Alles zu fürchten oder Alles zu hoffen habe! Und wenn dem so wäre: Kann unser Liebeswerben uns überhaupt dauernde Freundschaft der Russen einbringen? Dieses Liebeswerben hat gleich nach Ausbruch des Krieges eingesetzt, aber die freundliche Haltung Deutschlands vermochte zunächst doch den Russen kein gleichfreundliches Gesicht abzugewinnen. Es mußten erst andere Combinationen dazu kommen …

In Bezug hierauf ist ein Rückblick auf die letzten Wochen des März und die ersten des April d. J. interessant. Als Anhalt müssen solche russischen Preß-Stimmen dienen, die bei uns bekannt geworden sind. „Bekannt geworden“ — wie wenig wird bei uns von dem bekannt, was russische Blätter schreiben! Nur den größten, vorsichtigsten unter ihnen entnehmen die berufenen Berichterstatter — und wiederum mit äußerster Vorsicht! — diejenigen Preßäußerungen, die sie uns zukommen zu lassen für gut befinden. Und die Blumenlese ist doch beweisend genug.

Slaventhum und Deutschthum bergen einmal unvereinbare Gegensätze in sich. Da ist es nicht erstaunlich, wenn z. B. die „Nowoje Wremja“ mit Bezug auf die Prager Krawalle die tschechische Sache ganz zu ihrer eigenen macht und unter gänzlicher Aufdenkopfstellung der Dinge das deutsche Element gröblich beschimpft. Haß und Mißtrauen gegen Deutschland sind die Signatur. So auch in einem Vortrage, den in den ersten Tagen des April der Präsident des Petersburger Slaven-Vereins Spiridowitsch gelegentlich einer Sitzung des Vereins hielt. Er empfahl engen Anschluß an die Südslaven und warnte vor falschen Freunden, wie Deutschland … Ja, der „Ruß“ weiß (Anfang April) ganz genau, daß Deutschland zielbewußt auf die Verschlingung des Südslaventhums hinarbeitet, um — woher er das nur weiß! — die Türkei als Hinterland zu gewinnen. Rußland allein gebühre das Verdienst, daß es den Deutschen den Weg verlege. Deutschland führe aller Orten eine aggressive Politik und störe den Weltfrieden. — So etwas müssen wir uns trotz der übervorsichtigen Führung unserer äußeren Politik als Dank für unsere „freundliche“ Haltung gelegentlich des russisch-japanischen Krieges sagen lassen!

Der „Ruß“ hat aber auch seinen Plan. Nach glücklich beendetem Kriege mit Japan soll Rußland Verständigung mit England und den Vereinigten Staaten suchen, um dann mit dem gemeinsamen Gegner Aller, mit — Deutschland, abzurechnen …

Ja, Deutschland trägt die Schuld, überall und allewege. Mitte April machte das russische Blatt „Nowosti“ die Entdeckung, daß die Erregung des russischen Volkes Tibets wegen lediglich eine künstlich deutsche Mache sei: Deutschland hetze die Russen wider England auf! Ueberhaupt ist es nach dem „Ruß“ ein schwerer Irrthum, zu glauben, daß Deutschland „weniger hinterlistig“ als das perfide Albion sei.

Was wir von unserm mächtigen Nachbar zu erwarten haben, das geht auch ganz klar aus der Besorgniß hervor, mit der er jede scheinbare Annäherung zwischen Deutschland und Frankreich — so s. Z. die Gerüchte über eine Begegnung Kaiser Wilhelm's II. mit dem Präsidenten Loubet — verfolgt. Mit Bezug darauf bemerkte damals ein russisches Blatt, daß vor einer Rectificirung des Frankfurter Friedens oder mindestens einer Neutralisirung Elsaß-Lothringens von einer wirklichen Annäherung zwischen den beiden Mächten keine Rede sein könne. Man sieht ganz deutlich: das russische Blatt freut sich der Thatsache, denn ebenso wie Frankreich das Bündniß mit Rußland abgeschlossen hat, — „hypnotisirt nach dem Loch von Belfort blickend“ — so gedenkt aber gedachte auch Rußland, es im Nothfalle auszunutzen — — gegen Deutschland.

Ein hoher, mit Namen genannter russischer Beamter hat dem Ausfrager einer dänischen Zeitung vor ein paar Monaten gesagt: Deutschland könne jedenfalls von einem siegenden, dankbaren Rußland etwas erhoffen. Dankbarkeit in der Politik? Und nun erst ein dankbares Rußland?

Im Uebrigen aber hat dieser „hohe Beamte“ ganz recht, wenn er erklärt, das Verhältniß zwischen Deutschland und Rußland werde wesentlich von „Geschäftsrücksichten“ bestimmt. „Slaven und Deutsche sind nun einmal nicht sehr befreundet. Aber warum sollten wir nicht zu gegenseitigem Vortheil einmal Geschäfte miteinander machen können?“

So ist es recht. Um miteinander Geschäfte zu machen, bedarf es nicht der Sympathien. „Geschäftliche“ Rücksichten allein sollten unser Verhalten gegenüber dem östlichen Nachbar regeln. Und übermäßig bescheiden brauchen wir dabei auch nicht zu sein. Selbst der Aengstlichste wird zugeben, daß wir die militärische Kraft des russischen Kolosses ganz bedeutend überschätzt haben. Der Krieg mit Japan hat in dieser Beziehung erfreuliche Klarheit geschaffen.

* * *

So plump hat Rußland im Rothen Meere die Seepolizei geübt, daß mehr als einer geglaubt hat, es bezwecke den Weltkrieg — aber einen etwas anderen als den in A. Niemann's Roman geschilderten — zu entzünden. Ich glaube nicht, daß es jemals daran gedacht hat. Hätte England losgeschlagen, so wäre auch Frankreich auf den Plan gerufen worden, denn ich bin nicht der Ansicht, daß neben einem russisch-japanischen Kriege ganz für sich ein russisch-englischer Krieg geführt werden kann. Die Cooperation zwischen England und Japan wäre unvermeidlich und damit wäre der casus foederis für Frankreich gegeben. Für seinen ostasiatischen Krieg könnte das Rußland weder zu Wasser noch zu Lande etwas nützen, da die französische Kriegsflotte in den chinesischen Gewässern trotz des tonkinesischen Besitzes so schwach ist, daß sie von der gleichfalls dort befindlichen englischen ohne Weiteres zu Paaren getrieben werden könnte. Major a. D. Karl v. Bruchhausen.

Feine Familie.

In Tschifu erzählt man sich, der Kapitän des von Japan gekaperten Torpedoboots „Reschitelny“ sei beauftragt gewesen, die Maitresse des Statthalters Alexejew und die Frau und Tochter des Generals Stoessel in Sicherheit zu bringen.

Die Dame in Schwarz: Es ist ein Skandal, daß man uns so etwas zumuthet!

Die Dame in Blau: Glauben diese Herren Seeleute, daß wir hier alle das Erröthen verlernt haben?

Frau General Stoessel: Ich begreife Ihren Aerger, meine Damen — aber wir befinden uns im Kriege, und Sie wissen, Noth schafft schlimme Bettgenossen!

Die Dame in Lila: Schlimme Bettgenossen! Famos! Das ist wohl der Leitspruch des Herrn Statthalters? Wenigstens scheint er danach zu handeln, und diese Frauensperson da —

Frau General Stoessel (ängstlich): Pst! Sie kommt! (leise). Und dann bitte, bezwingen Sie Ihren Verdruß — meiner Tochter wegen! Sie versteht schon Alles!

Die Maitresse des Statthalters Alexejew (nähert sich, herablassend): Na, gut geschlafen, meine Damen?

Die Dame in Roth: Das würde ich Sie fragen, wenn Alexejew an Bord wäre!

Die Maitresse des Statthalters (rasend): Wie — was — Alexejew?

Die Dame in Grün: Nun ja, Alexejew! Sie betreiben ihn doch als Haupterwerbszweig!

Frau General Stoessel (nimmt ihre Tochter an der Hand): Ich muß jetzt wirklich gehen . . .

Die Maitresse (außer sich zur Dame in Grün): Was Sie da sagen . . . Sie verletzen damit meinen Bräutigam, den Generalstabshauptmann —

Die Dame in Gelb: O, weßhalb verletzen? Er tritt doch als Ihr Gemahl in alle Rechte Alexejew's ein!

Frau General Stoessel: Bedenken Sie, meine Damen — dies unschuldige Kind —

(Die Japaner erscheinen an Bord.)

Der japanische Kommandeur: Den Frauen steht es frei, an Land zu gehen.

Die Dame in Weiß: Wir bleiben, aber (auf die Maitresse des Statthalters deutend) es paßt uns nicht, eine Luft mit dieser Person da athmen zu müssen! Entfernen Sie sie!

Frau General Stoessel: Ja bitte, thun Sie das! Es ist schamlos von Herrn Alexejew, ehrbaren Frauen, Frauen seiner Kameraden, solche Zumuthungen zu stellen!

Die Damen in Couleur (einstimmig): Pfui Teufel!

Der Japaner: Sie sind mir wohlbekannt, Frau General — doch darf ich fragen, wer diese Fräulein hier . . .?

Die Damen in Couleur: Dummkopf! Das sollten Sie doch wissen! Wir gehören zum aufgelösten Hofstaat Sr. Kaiserlichen Hoheit des Großfürsten Boris! Timon d. J.

Notizen.

Im Nebel und andere Novellen. Von Leonid Andrejew. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.) Hatten schon einige der in Andrejew's „Erzählungen“ enthaltenen Novellen verblüffend gewirkt durch die fabelhafte Energie, mit der der Dichter in die tiefsten Abgründe der menschlichen Seele eindrang und ihre geheimsten Regungen erforschte, so behandelt er in der neuen Sammlung Probleme von einer sensationell wirkenden Verwegenheit, die an die Nerven und an die Selbstsicherheit der Leser hohe Anforderungen stellt. Besonders heikel im Stoff sind die Titelnovelle „Im Nebel“, die in Rußland ungeheures Aufsehen gemacht hat, und die letzte Novelle des Bändchens, „Im Abgrund“; aber der künstlerische Ernst und die dichterische Kraft, die Andrejew überall offenbart, heben über das Unerquickliche der Handlung hinaus.

Im Lande des einstigen Paradieses. Ein Vortrag von Friedrich Delitzsch. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.) Was der Verfasser während seines letzten, über vier Monate ausgedehnten Aufenthalts in der babylonischen Ebene, vom Mai bis August 1902, gesehen, erlebt und erforscht hat, bietet er hier in Gestalt einer höchst lebensvollen, hie und da humoristisch gefärbten Reiseschilderung, die den Leser von Anfang bis zu Ende in lebhafter Spannung erhält. Handelt es sich doch nicht allein um die persönlichen Erlebnisse eines wahrheitsdurstigen Gelehrten, dem es gelungen ist, durch die positive „Wissenschaft des Spatens“ die Phantasiegebilde alter Ueberlieferung zu widerlegen, sondern um hohe und höchste Probleme menschlichen Wissens: um die Aufhellung der alten und ältesten Menschheitsgeschichte. Bei seiner Thätigkeit auf den Trümmerstätten von Babylon ist Delitzsch das wichtigste Hülfsmittel für diese Arbeit, das Verständniß der Entstehung der Keilschriftzeichen, wie eine plötzliche Offenbarung gekommen. Der Nachweis ihrer Entstehung und die Erklärung ihrer Entzifferung bilden einen der bedeutungsvollsten und interessantesten Abschnitte dieser Schrift.

Goethes Werke. Unter Mitwirkung mehrerer Fachgelehrten herausgegeben von Professor Dr. Karl Heinemann. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe. Kleine Ausgabe in 15 Bänden, große Ausgabe in 30 Bänden. Preis jedes Bandes in elegantem Leinenband 2 Mark. (Meyer's Classiker-Ausgaben.) (Bibliographisches Institut, Leipzig und Wien.) Band X, von Dr. Harry Maync bearbeitet bringt zunächst „Wilhelm Meister's Lehrjahre“ zu Ende und im Anschluß an den sehr sorgfältig gereinigten, durch Lesarten gerechtfertigten Text einen Commentar zu dem ganzen, mit Band IX einsetzenden Roman. Hier liegt das Schwergewicht der Bearbeitung; denn so eingehend und mit einem Aufgebot so umfassender bibliographischer Nachweise waren die „Lehrjahre“ bisher noch nicht erläutert worden. Die zweite Hälfte des Bandes enthält Goethe's kleinere erzählende Prosa, in erster Linie die „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten“ und die „Novelle“. Sondereinleitungen fassen alles nach biographischer, sachlicher, litterarhistorischer und ästhetischer Seite hin Wichtige in lesbarer Form zusammen. In dem kritischen Anhang fällt als sehr dankenswerth namentlich die Zusammenstellung der zahlreichen, zum Theil recht versteckt publizirten Deutungen auf, die Goethes „Märchen“ gefunden hat. — In Band III führt Dr. Georg Ellinger Goethe's Gedichte zum Abschluß. Der kritische Apparat, der um so beachtenswerther ist, als das Gegenstück in der großen Weimarer Goethe-Ausgabe seit zehn Jahren vergeblich ersehnt wird, berichtet zu jedem Gedicht über Entstehungszeit, erste Drucke und dergleichen mehr. Den Schluß des Bandes bildet „Hermann und Dorothea“. Sehr erwünscht wird das große Generalregister sämmtlicher in den Bänden I—IV enthaltenen Gedichte sein.

Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W 30, Gleditschstr. 6; Expedition: Berlin W 57, Mansteinstr. 4. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 36. Berlin, den 3. September 1904. 33. Jahrgang.
Band 66.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W 30.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt:

Der Social-Monarchist.

Außer Herrn Jaurès wird kaum Jemand sonderlich interessirt auf die furchtbare Musterung schauen, die August Bebel jüngst in Amsterdam gehalten hat. Sein Feldzug gegen die Revisionisten bringt zu wenig tactische Ueberraschungen, als daß man ihn in den Tagen der aufregenderen und vielgestaltigeren Port Arthur-Kämpfe beachten könnte. Zumal ist der deutsche Leser davon überzeugt, daß in Bremen Fortsetzung folgen wird; Elb-Florenz, Zuider-Dresden, Weser-Amsterdam — es ist Alles dieselbe Nummer. Der graue reißende Wolf hat an sich recht, wenn er seine schöne und große Bewegung vor Versimpelung und Versumpfung bewahren will; nur scheint leider die Schlacht schon entschieden, und zu seinen Ungunsten zwar. Die Versimpeler und Versumpfer sind den Feuerköpfen an Zahl immer überlegen, und zuletzt siegen in Asien wie in Europa doch die stärkeren Bataillone. Die holländische Kanonade macht Lärm, weiter nichts. Und da unsere Ohren bereits an den Bebel'schen Geschützdonner gewöhnt sind, haben sie nicht einmal die ihnen sonst so wohlthätige Baumwolle nöthig. Sparen wir uns die davon vorhandenen Vorräthe für Leoncavallo's Roland.

Immerhin hat sich der fanatische Greis in seinem wohlbegründeten Aerger über Jaurès, den Combes-Retter, ein Wort entschlüpfen lassen, das ihm unvergessen bleiben soll. „In einer Monarchie," so rief er begeistert aus, „steht der König den Classen gegenüber unparteiischer da, als der Präsident in einer Republik. In Monarchie werden die Streiks weniger grausam unterdrückt als in Republiken". Das sind Gassenweisheiten, gewiß; doch man hört sie gern aus diesem Munde. Eine Wahrheit gewinnt an Ansehen, wenn alte Widersacher sich ihr beugen. Wir Anderen haben längst die schändlichen Gewaltthaten richtig eingeschätzt, die der nunmehrige Allerwelts-Philanthrop Carnegie mit Hülfe von Pinkerton-Banden freien amerikanischen Arbeitern gegenüber im freien Amerika ungestraft verüben durfte. Mit Grauen lasen wir von den unerhörten Metzeleien, die radicale französische Ministerien unter den Arbeitern von Fourmis, Carmaux, Lille anrichten ließen. Jeder Blutstropfen, der auf das Pflaster dieser Städte niedersickerte, wird in alle Ewigkeit ein unauslöschlicher Schandfleck auf dem Schilde der parlamentarischen Republik bleiben, und kein kölnisches Wasser wäscht den Trustgeruch von McKinley's und Roosevelt's Händen fort. Gnade Gott unserem armen Volke, wenn es die Großherren der Kaufmannschaft, die Industriecapitäne einmal durch ihre Advokaten regieren! Die wissen das Eigenthum zu vertheidigen; die wissen nichts als das Eigenthum zu vertheidigen. Der Monarch schützt die Seele, der Herr Präsident nur den Geldbeutel der Nation. Ein König, selbst ein schlechter König, hat das Gefühl der Verantwortung vor den Ahnen, vor der Geschichte. Steht sein Thron auch nur einigermaßen fest, so verschmäht er es stolz, Partei zu ergreifen; glaubt er seine Herrschaft nicht genügend gesichert, so wird er sich gemeinhin davor hüten, zum Sclaven einer plutokratischen Clique herabzusinken, wird sich vielmehr auf die breite, gesunde Masse des Volkes zu stützen suchen. Dem Präsidenten der Republik kommen solche Gedanken kaum. Führt er nicht als getreuer Knecht die Weisungen seiner Auftraggeber aus, so fliegt er. Die Bosses können keine starke Individualität vertragen und gebrauchen. Sie bezahlen ihre regierenden Commis, damit der Säbel haut und die Flinte schießt, sobald der Profit gefährdet scheint. Fourmis, Carmaux, Lille; Pinkerton-Carnegie in Pittsburg.

Ich bin dem alten Herrn Bebel dankbar dafür, daß er die Seinigen zu guten Monarchisten zu erziehen beginnt. Das Wort ist ihm nur im Aerger über Jaurès entfahren, und nur wirthschaftliche Gründe haben ihn zu der Entgleisung verleitet — einerlei, der Anfang ist gemacht. Auch in der Politik geht der Weg zum Herzen durch den Magen.

Caliban.

Arbeitgeber und Arbeiter.

Von P. Asmussen (Leck).

Als die Arbeiter zuerst anfingen, den Streik zur Gewinnung besserer Arbeitsverhältnisse zur Anwendung zu bringen, da war im Allgemeinen die Stimmung der breiteren Volksschichten für sie. Man meinte durchweg, daß die Lage der Arbeiter doch verzweifelt sein müsse, wenn sie zu solch einem verzweifelten Mittel greifen mußten, und so ist der Streik denn thatsächlich eine Zeit lang das äußerste Mittel gewesen, welches der Arbeiter anwendete, um zu seinem Rechte zu kommen. Das ist nun längst nicht mehr so. Aus den nichtigsten Anlässen wird heutzutage die Arbeit eingestellt, und nicht selten sieht das ganze Gebahren wie eine bloße Kraftprobe aus, bloß als ob der Arbeiter zeigen will,

daß es lediglich von ihm abhängt, ob er noch arbeiten will oder nicht.

Ein solches Gebahren hat nun die breiten Massen des Volkes umgestimmt, und die Sympathien der Unbetheiligten stehen von vornherein mehr auf Seiten der Arbeitgeber als auf Seiten der Arbeiter. Die Gewaltmittel, welche die von der Socialdemokratie geleiteten Arbeiter in's Werk setzen, um den Sieg zu erringen, sind auch nicht geeignet, ihnen die Sympathien der Unbetheiligten zu sichern. Es war ja kein lobenswerther Zustand, als der Arbeiter, ohne viel nach seinem eigenen Willen gefragt zu werden, arbeiten mußte, wie, wo und wann der Arbeitgeber es wollte. Es dürfte aber die Frage sein, ob der von den Socialdemokraten, aber was ungefähr dasselbe sagt, von den organisirten Arbeiterverbänden — denn die sogen. christlichen, evangelischen und katholischen Arbeiterverbände haben einen schweren Stand gegen die socialdemokratischen, die ihnen die Mitglieder fortzuschnappen suchen, und die Arbeitgeber sehen dem ohne Interesse und scheinbar auch ohne Verständniß zu — ausgeübter Terrorismus nicht ein noch schwererer ist. Man sollte doch denken, daß der Arbeiter in erster Linie das Recht haben müßte, zu arbeiten, wann und wo er will, und daß ihm in erster Linie die Pflicht zustände, für seine Familie zu sorgen, wenn er eine hat. Der socialdemokratisch organisirte Arbeiter hat dieses Recht und diese Pflicht nicht. Wird von der Mehrzahl der Arbeiter der Streik beschlossen, so muß der Einzelne sich fügen. Gar häufig setzt sich nun aber diese Mehrzahl aus jungen, unverheiratheten Arbeitern zusammen, die vergnüglich aus der Streikcasse leben, so lange etwas darin ist, und anderswo hinziehen, wenn die Unterstützung knapp wird. Daß sie die angesessenen, verheiratheten Arbeiter und ihre Familien in's Elend stürzen, das kümmert sie wenig. Man wundert sich freilich, daß die Arbeiter nicht gegen den Terrorismus der Genossen energisch Front machen, aber mit welchen Mitteln gegen die Arbeiter vorgegangen wird, die einer socialdemokratischen Organisation nicht angehören, wie man ihnen Kleidung und Arbeitsgeräth ruinirt, die geleistete Arbeit verschandelt, sie chicanirt und drangsalirt, mit Ehrentiteln und schlimmeren Dingen tractirt &c., das alles ist zur Genüge bekannt. Von den Arbeitgebern aber haben diese Arbeiter keinen Schutz zu erwarten.

Doch nicht nur der Arbeiter steht unter dem Terrorismus der Streikenden, auch andere Berufe werden immer mehr in den Streit hineingezogen. Bei einem Streik der Brauereiarbeiter wollen die socialdemokratischen Arbeiter aus den Brauereien kein Bier trinken, in denen trotz des Streiks weiter gearbeitet wird. Daß sie auch in den Wirthschaften, in denen sie verkehren, solches Bier nicht trinken wollen, ist ja vielleicht ihr Recht. Daß sie aber von den Wirthen einfach verlangen, solches Bier überhaupt nicht auszuschänken, das ist eine Schärfe im Boycottiren, welche unter keinen Umständen gut geheißen werden kann. Der Wirth muß doch in seinem eigenen Hause berechtigt sein, Bier zu schänken, welches er will, und seine nicht socialdemokratischen Gäste brauchen sich doch von den Socialdemokraten nicht vorschreiben zu lassen, welches Bier sie trinken dürfen. Aber auch auf anderen Gebieten suchen die Socialdemokraten durch ein ausgebreitetes Boycottirungssystem alle Welt ihren Interessen dienstbar zu machen und, wunderbarer Weise, in manchen Fällen mit Erfolg, denn die bürgerliche Gesellschaft läßt sich in solcher Weise von den Socialdemokraten terrorisiren. Den Arbeitern wird eben dadurch vor die Augen geführt, wem heutzutage die Herrschaft in der Welt gehört, den organisirten Arbeitern nämlich. Und die Arbeiter kommen um so weniger auf den Gedanken, sich von der Herrschaft der Socialdemokraten zu emancipiren, da sie ja täglich sehen, wie sich alle dieser Herrschaft fügen.

Oder doch nicht? Hin und wieder scheint es ja fast, daß man sich in bürgerlichen Kreisen anfängt zu regen und die Gewaltherrschaft nicht mehr so widerspruchslos über sich ergehen lassen will. Ich sagte schon, daß man nicht mehr in alter Weise mit seinen Sympathien auf Seiten der Arbeiter steht, sondern sie dem Arbeitgeber zuwendet, der kaum noch Herr ist in seinem eigenen Hause. Daß den von der Socialdemokratie Boycottirten von den bürgerlichen Elementen in besonderer Weise Unterstützung zu Theil werden muß, ist ein oft ausgesprochener Gedanke. Die Arbeitgeber fangen an, sich fester zusammen zu schließen und die Tyrannei der Arbeiter abzuwehren. Man redet davon, die Agitation auf den Arbeitsplätzen nicht mehr dulden zu wollen und den unbequemen Agitatoren, unter Innehaltung der gesetzlichen Fristen natürlich, die Arbeit zu kündigen. Man redet davon, mit den Arbeiterverbänden überhaupt nicht mehr verhandeln zu wollen, sondern mit ruhig denkenden Arbeitern, die man sich selber aussucht. Die Socialdemokraten werden das ja eine Beschränkung der Koalitionsfreiheit nennen, aber sie werden mit dieser Ansicht ziemlich allein stehen, denn der Arbeitgeber kann doch kündigen, wem er will und verhandeln mit wem er will. Man redet ferner davon, die Aufhetzer unter den Arbeitern überhaupt brodlos zu machen, indem man sie auf keiner Arbeitsstelle annimmt, und so gut wie der Arbeiter mit jedem Schein von Berechtigung streikt, so meint man, könne ja auch einmal der Arbeitgeber bei passender Gelegenheit die Arbeit einstellen. Wie der Arbeiter jede Gelegenheit benutzt, um eine Lohnerhöhung durchzudrücken, so kann der Arbeitgeber jeden Rückgang im Geschäft benutzen, um die Löhne zu drücken oder die Arbeitszeit zu verkürzen.

Man sieht also, daß der Arbeitgeber in dem ihm aufgezwungenen Kampfe nicht wehrlos ist. Unter den Socialdemokraten wird sich allerdings ein großes Geschrei erheben, wenn sie diese Mittel anwenden. Nach ihrer Meinung dürfen sich ja die „armen, geknechteten Arbeiter“ den Arbeitgebern, „ihren Peinigern und Aussaugern“, gegenüber alle Mittel erlauben, gesetzliche und ungesetzliche, der Arbeitgeber darf sich aber nicht einmal der gesetzlichen Mittel gegen die Arbeiter bedienen. Die Arbeitgeber werden sich diesmal um das Geschrei der Socialdemokratie um so weniger kümmern, als diesmal die Sympathie der Bevölkerung nicht den Arbeitern gehört. Es wird doch nachgerade nicht nur anerkannt, sondern gefordert, daß dem Uebermuth der Arbeiter Schranken gesetzt werden. Gewiß sollen den Arbeiter seine Rechte nicht verkürzt werden, aber er darf seine Rechte auch nicht mißbrauchen.

Noch wird von scharfen Abwehrmaßregeln gegen den Uebermuth der Arbeiter nur geredet, denn thatsächlich ist der Arbeitgeber viel gutmüthiger, als der Socialdemokrat ihn zeichnet. Auch jetzt liegt es ihm im Großen und Ganzen fern, den socialen Frieden zu stören, und er verlangt von den Arbeitern nur, daß auch sie muthwillige Friedensstörungen unterlassen. Fahren sie freilich fort, ihn als das Object zu behandeln, an dem sie ihren Uebermuth auslassen, dann muß er sich seiner Haut wehren, und dann kann er es auch. Geht es mit dem Uebermuth der Arbeiter so weiter, so müssen und werden freilich die Arbeitgeber den ihnen aufgezwungenen Kampf um die Herrschaft im eigenen Hause aufnehmen. Daß sie im Besitze des Capitals mehr Aussicht auf Sieg haben als die Arbeiter, ist von vornherein klar, und wenn sie den Kampf so führen, daß in Zukunft den Arbeitern alle Lust an wirthschaftlichen Kämpfen vergeht, so ist das im Interesse der Arbeiter bedauerlich, aber man würde doch den Arbeitern die Schuld geben müssen. Jedenfalls haben sie es an Aufreizung der Arbeitgeber nicht fehlen lassen.

Ich wiederhole: Wir wünschen nicht, daß es zu diesem letzten und schwersten wirthschaftlichen Kampfe kommt. Wir müssen darum aber auch von den Arbeitern verlangen, daß sie vernünftig genug sind, sich nicht von den socialdemokratischen Agitatoren zu allen Thorheiten verleiten zu lassen. Ein gutes Einvernehmen zwischen Arbeitgebern und Arbeitern

dient den Interessen Beider, auch den Interessen der Arbeiter. Die Frage, wer regiert, ist van den Socialdemakraten künstlich in das Verhältniß hineingetragen warden. Wenn beide Theile sich als Glieder einer Genassenschaft fühlen, wenn beide Theile wissen, daß einer ohne den anderen nicht fertig werden kann, wenn durch friedliches und gütliches Einvernehmen die Reibungen zwischen Beiden vermieden werden, sa geht es am besten. Der Uebermuth taugt nichts, kamme er nun von den Arbeitgebern aber den Arbeitern.

Hygiene als Unterrichtsgegenstand.

Von Dr. Heinrich Pudor.

Die Hygiene gehört zu denjenigen Wissenschaften, welche am Weitesten fartgeschritten sind; sie ist selbst diejenige, welche für das öffentliche und private Leben van der allergrößten Bedeutung ist, denn ihre Aufgabe ist es, dem Menschen das werthvallste Gut, die Gesundheit, zu erhalten und die Lebensverkürzung zu verhindern. Ans dieser Erwägung heraus verstieg sich schan Raussean zu dem etwas gewagten Satz: l'hygiéno est la seule partie utile de la médecine.

In neuester Zeit hat nun die Hygiene erfreulicher Weise auch in die Schulen Eingang gefunden, insaweit wenigstens, als man einer Schulhygiene die thearetische Basis gegeben hat und die ersten schüchternen Anfänge macht, den Unterricht nach hygienischen Grundsätzen zu regeln. Freilich ein vallständiges System der Schulhygiene und dementsprechende Unterrichtsregelung steht noch aus: Hier wird von einer Schulverwaltung auf die Zahnpflege aufmerksam gemacht, eine andere läßt Spucknäpfe aufstellen, und der preußische Cultusminister berührte kürzlich in einem Erlaß die Hygiene des Schreibens.*)

Mindestens ebensa wichtig wie diese Regelung des Unterrichtes nach hygienischen Grundsätzen ist aber unzweifelhaft die Einreihung der Hygiene, d. h. der Gesundheitslehre, in den Unterrichtsplan der Schulen. Hierdurch würden sogar die vorgenannten Maßnahmen erst Sinn und Bedeutung erlangen, denn nur das, was man verstanden, sich zu eigen gemacht und „erwarben“ hat, hat Werth.

Man muß sich den Umstand, daß die Hygiene eine sehr junge Wissenschaft ist, varhalten, wenn man die beklagenswerthe Unkenntniß der großen Masse des Volkes in allen Gesundheitsfragen verstehen will. In der Woche vam 29. Juli zum 4. August 1900 betrug die Sterblichkeit der Bevölkerung Berlins 26,6 auf das Tausend. (In Landan ist die Durchschnittssterblichkeit bis 1895 auf 14 und bis jetzt auf 12 pra Tausend herabgegangen.) 949 Todesfälle standen 940 Geburten gegenüber, die ersteren übertrafen alsa die letzteren, wie das in Frankreich gewöhnlich ist. Und zwar betraf die Mehrzahl der Tadesfälle Darmkranlheiten von Kindern in den ersten Lebensmonaten und wiederum natürlich am Meisten in den ärmeren Ständen.

Es ist klar, daß an diesen beklagenswerthen Verhältnissen zu allermeist der Umstand Schuld trägt, daß die große Masse des Volkes van den einfachsten Gesundheitsgesetzen keine Ahnung hat. Diese Leute wissen nicht, daß für den Säugling Reinlichkeit das halbe Leben ist, daß für den Menschen im Allgemeinen reine Luft das Allernothwendigste ist, daß Kinder, die noch nicht einmal laufen können, kein Bier trinken dürfen n. s. f. Sie leben in der Regel unter haarsträubend unhygienischen Verhältnissen, weil sie es nicht besser wissen. Es mag daran erinnert werden, daß zur Einhaltung der einfachsten Gesundheitsgesetze nicht sawahl Geld, als Vernunft nöthig ist. Aber wann und wo haben diese Leute gelernt, wie man leben muß, wenn man gesund bleiben will! In der Schule gewiß nicht. Und gerade die Schule, als die wesentlichste Bildungsstätte des Valkes, müßte dazu da sein, über die Gesundheitsgesetze aufzuklären. Ist die Gesundheit der Bürger doch auch für den Staat und die Nationalökonamie eine erste Voraussetzung. Alle diese Millianen Frauen werden Mütter, bevar sie auch die allernothdürftigsten Kenntnisse davan haben, wie ein Kind aufgezogen werden muß — der Arzt kammt meistens erst, wenn es schon zu spät ist. Und gerade den allerwichtigsten Fragen, wie z. B. dem geschlechtlichen Gebiet, geht man gewissermaßen „grundsätzlich“ aus dem Wege. Natürlich können auch die Eltern nicht ihre Kinder in der Gesundheitslehre unterrichten, da sie selbst niemals unterrichtet warden sind. Der Anfang kann also immer nur in der Schule gemacht werden. Aber nicht nur nicht in den Valksschulen, auch nicht in den Gymnasien und höheren Töchterschulen, kaum auf den Universitäten wird die Hygiene, über die jeder Mensch aufgeklärt sein sallte, gelehrt. Gewiß würde diese Nathwendigkeit weniger dringend sein, wenn wir in der heutigen Zeit im Allgemeinen mit Gesundheitsinstincten etwa wie zur Zeit des alten Griechenthums, genügend begabt wären. Leider ist aber eher das Entgegengesetzte der Fall: es ist zehn gegen eins zu wetten, daß Jemand heute etwas Unhygienisches thut, als daß er etwas Hygienisches thut. Als einziges Beispiel mag angeführt werden, daß unsere Radfahrer sa zu sitzen pflegen, daß ihnen selbst dieser gesunde Sport zum Nachtheil wird, nämlich mit einem die Lunge zusammendrückenden „Katzenbuckel“ — wie überhaupt der maderne Mensch die Kunst des Athmens im Allgemeinen nach nicht erlernt hat.

Wallte man nun die Hygiene als Unterrichtszweig in die Schulen einführen, sa würde es sich fragen, ab sie als selbstständiger Unterrichtsgegenstand mit besonderen hygienischen Lehrstunden oder aber in Verbindung mit anderen Unterrichtsgegenständen gelehrt werden sallte. Im letzteren Falle würde jeder Lehrer bei jeder Gelegenheit — und es bieten sich deren in der That hundert täglich — Veranlassung nehmen müssen, an die Gesundheitsgesetze zu erinnern. Aber dieser Fall kann schan um dessentwillen nicht in Betracht kammen, als die Lehrer selbst ihrerseits in der Hygiene nicht vorgebildet sind. Es bleibt also nur der erste Fall, d. h. die Einführung der Hygiene als selbstständigen Unterrichtszweiges — eine Stunde wöchentlich würde hier schan Wunder thun. Der betreffende Lehrer könnte zweckdienlicher Weise die Schüler und Schülerinnen zugleich in die Anatamie und Physiologie des menschlichen Körpers einführen. Wünschenswerth wäre es freilich, wenn auch die anderen Lehrer, var Allem der Turnlehrer und der Gesanglehrer, hygienisch genügend vargebildet wären, um einerseits den Unterricht im Einklang mit den hygienischen Gesetzen leiten zu können und um andererseits den auf diesen Gebieten gar nicht auszuweichenden hygienischen Fragen Beachtung zu schenken.

Alles dies ist eigentlich selbstverständlich, die Verwirklichung ist auch nur eine Frage der Zeit. In den skandinavischen Valkshochschulen ist die Hygiene bereits als Unterrichtsgegenstand eingeführt. Um so dringender erscheint die Nathwendigkeit, die Gesundheitslehre auch in den Unterrichtsplan der deutschen Schulen aufzunehmen, und über diese Nathwendigkeit werden sich alle vernünftig urtheilenden Leute, in erster Linie die Hygieniker selbst, einig sein, — sa fehlt alsa „nur“ die Hauptsache, daß man es thut.

Weder der deutsche Lehrertag in Cöln, noch die Schulconferenz, noch die Jubelversammlung des Vereins öffentlicher Gesundheitspflege in Trier, noch die Versammlung deutscher Naturfarscher und Aerzte befaßten sich, den eingehenden

*) In Königsberg giebt es sogar Schulärzte. Jeder neueintretende Schüler wird ärztlich untersucht, Gesundheitsbogen, die über seinen körperlichen Zustand Auskunft geben, begleiten ihn durch die ganze Schulzeit.

Zeitungsberichten nach zu urtheilen, mit der Frage der Einführung der Hygiene in den Unterrichtsplan.*). Dagegen hielt in der Schlußsitzung (29. September 1901) des Preußischen Medicinal-Beamtenvereins der Director des Hygienischen Instituts zu Posen, Prof. Dr. Wernicke, einen Vortrag über die neueren Fortschritte auf dem Gebiet der Wohnungsdesinfection, in welchem er u. A. sagte: „Alle diese Maßnahmen können aber erst wirksam werden, wenn die Bevölkerung über die Ursachen und die Art der Verbreitung von ansteckenden Krankheiten überhaupt unterrichtet ist. Ein solcher Unterricht hat vor Allem in allen Schulen stattzufinden, wie denn überhaupt die Kinder schon in der Schule Gesundheitslehre erlernen müssen." Hier ist also endlich einmal halboffieiell unser Standpunkt vertreten. Daß auf dem Gebiete der Gesundheitspflege in Preußen das Meiste noch zu thun übrig bleibt, hat seiner Zeit der Finanzminister Miquel in seinem Berliner Organ zugegeben. Der Anfang muß aber eben in der Erziehung gemacht werden. Die Frauen denken übrigens hierüber weit fortgeschrittener als die Männer. Der in Dresden tagende „Deutsche Frauentag" schien sich zwar mit der angeregten Frage nicht beschäftigen zu wollen, dagegen hielt in der Sitzung des Jahres 1901 des „Landesvereins preußischer Volksschullehrerinnen" Fräulein Zande aus Königsberg einen inhaltreichen Vortrag: „In welchem Umfange kann die Volksschule an der Gesundheitspflege ihrer Zöglinge mitarbeiten? Ferner mag zugleich an dieser Stelle erwähnt werden, daß die „Zeitschrift für Schulgesundheitspflege" kürzlich einen Aufsatz brachte über die Einführung der Hygiene als obligatorischen Lehrgegenstandes in die Gewerbeschulen."

Eine weitere Frage würde die sein, welche Theile aus dem Gebiete der Hygiene im Unterricht zu behandeln wären. Hier müßte man unterscheiden zwischen Art und Charakter der Schule, zwischen Alter und Geschlecht. So gehört z. B. in die Fortbildungsschule unbedingt die Gewerbehygiene — auf keinem einzigen Lehrplan sämmtlicher Berliner Fortbildungsschulen vom Jahre 1903 findet sich die Hygiene als Unterrichtsgegenstand — in die höhere Mädchenschule gehört die Hygiene der Kinderernährung, des Wochenbettes, der Nahrungsmittel, der Wohnräume, und in alle Schulen gehört die Hygiene der Lungenathmung — die Tuberculose ist immer noch „die" Volkskrankheit — der Hautathmung, die Kleidungshygiene, die Sexualhygiene u. s. f. Diese Frage, was im hygienischen Unterricht zu behandeln ist, ist weit einfacher zu lösen und hat an sich keine Schwierigkeit. Vor Allem müssen uns die Fürsten und Cultusminister die Erhebung der Hygiene zum Unterrichtsgegenstand zum Geschenk machen, und die Privat-Erziehungsanstalten dürfen sogar mit löblichem Beispiel vorangehen: es wäre traurig, wenn wir das neue Jahrhundert eingeläutet haben sollten, ohne der bedeutungsvollsten, und zwar gerade für das praktische Leben, aller Wissenschaften Genüge gethan zu haben. Und anfangen, wie immer wieder betont werden muß, müssen wir bei der Erziehung. „Mit einer erwachsenen Generation ist nicht viel anzufangen, weder in körperlichen Dingen noch in geistigen, in Dingen des Geschmackes noch des Urtheils: Fangt es aber mit der Jugend an, und es wird gelingen." (Goethe.)

*) Erwähnt werden mag an dieser Stelle, daß die Vorstände der Comenius-Gesellschaft, des deutschen Vereins für öffentliche Gesundheitspflege und des evangelischen Diakonievereins im Frühjahr 1901 eine gemeinsame Erhebung veranstaltet haben, ob und inwieweit die Gesundheitspflege als Unterrichtsgegenstand in den Töchterpensionaten zur Einführung gelangt sei. Diese Rundfrage ist aus einer Anregung hervorgegangen, welche Herr Prof. Dr. Zimmer in Zehlendorf beim letzten deutschen Samaritertage in Breslau gegeben hatte. Das eingegangene Material ist, wie die Comenius-Blätter für Volkserziehung berichten, inzwischen von einer Commission gesichtet und in den „Blättern aus dem evangelischen Diakonie-Verein" veröffentlicht worden. Neuerdings und zwar auf dem internationalen Congreß für Schulhygiene in Nürnberg 1904 wurden auf Vorschlag der Herren Prof. Dr. Blasius und Dr. Wernicke „eine schulhygienische Unterweisung für alle Lehrer" gefordert. Sie erstreckt sich auf Anatomie und Physiologie des gesunden menschlichen Körpers, Schulkrankheiten, Bau des Schulhauses und dessen innere Einrichtung, Spielplätze u. s. w.; Hygiene des Unterrichtes, hygienische Ueberwachung der Schüler. Sie wird einerseits durch Vorlesungen beziehungsweise Unterricht und andererseits durch praktische Uebungen vermittelt, und zwar dürfte sie für Candidaten des Lehramtes am zweckmäßigsten in den Seminaren, für Inhaber des Lehramtes in besonderen Kursen stattfinden. Künftig ist die Schulhygiene in den Prüfungen für das Lehramt möglichst als verbindliches Fach anzuführen.

Literatur und Kunst.

Den Manen Friedrich Ratzel's.

Von Prof. Th. Achelis

Mitten aus der Bahn, aus einem rüstigen, fruchtbaren Schaffen wurde der geistvollste Vertreter der Völkerkunde, den wir gegenwärtig auf deutschen Hochschulen besitzen, Friedrich Ratzel am 9. August in Ammerland am Starnberger See bei München durch einen Herzschlag aus dieser Zeitlichkeit abberufen. Eine große Zahl von Schülern, die von seinem Arbeiten echt wissenschaftliche Methodik kennen gelernt haben, und eine fast noch größere Schaar von Gesinnungsgenossen und Freunden, die in dem Verstorbenen die seltene Vereinigung deutscher Gründlichkeit mit tiefen philosophischen Ideen und glänzender Darstellung bewunderten, steht trauernd an der Bahre des noch nicht Sechzigjährigen, von dem die ernste Wissenschaft und die Publicistik noch so manche reiche Gabe zu erwarten vollauf berechtigt war. Wiederum aus entwölkter Höh' ein verderblicher Strahl; denn wenn den Entschlafenen auch in den letzten Jahren ein Herzleiden zwang, den geliebten Alpenfahrten zu entsagen, so konnte er doch unbedenklich auf ausgedehnten Fußwanderungen seine Naturschwärmerei befriedigen. Nichts deutete somit auf eine nahe Katastrophe. Auch sonst klebte dem durch körperliche Kraft ausgezeichneten, hochgewachsenen und schnellen Schrittes durch die Menschenmenge eilenden Manne Nichts von jener traditionellen weltscheuen, zimperlichen Art des typischen deutschen Gelehrten an, die so oft carieirt worden ist. Schon die weiten Reisen in entlegene Länder, die er nach allen Richtungen hin durchstreifte, die emsige Beschäftigung mit praktischen geologischen und mineralogischen Studien verliehen (von individuellen Eigenschaften noch ganz abgesehen) seinem Auftreten etwas Sicheres, Freies, ja Wagemuthiges. Ebenso unzünftig war sein wissenschaftliches Arbeiten, so daß es in der That auch bei den älteren Herren öfter Anstoß erregte. Ratzel, obwohl durch und durch Geograph und Ethnograph, verfiel nie in den betrübenden Fehler unserer akademischen Größen, nämlich in den des arroganten Specialistenthums, vielmehr hielt er stets den Blick auf das Ganze gerichtet. Die Völkerkunde war ihm nur ein, wenn auch sehr wichtiger, sagen wir, der Eck- und Grundstein der Weltanschauung, die sich jeder wissenschaftliche Kopf bilden müsse; deßhalb sind seine Schriften auch durchweg von philosophischen und insbesondere von psychologischen Ideen befruchtet. Gerade um dieser inneren Vielseitigkeit vermochte er Stoffen gegenüber, die bislang in der fachwissenschaftlichen Behandlung als recht spröde galten, ganz neue, interessante Gesichtspunkte zu entdecken, — es mag genügen, statt aller Beispiele auf das epochemachende Werk: Die Erde und das Leben, zu verweisen. Aber bei aller Originalität fehlte es doch an jeder Phantastik; stets wußte Ratzel die flüssige Grenze zwischen der exakten Erfahrung und dem subjectiven Denken, zwischen den genau controlirbaren Thatsachen und der Hypothese mit unfehlbarer Sicherheit zu treffen. Das freilich ist unleugbar: wer nicht mit einem Tropfen philosophischen Oeles gesalbt ist, dem

wird sich das tiefere Verständniß seiner Schriften nicht erschließen.

Schon früh regte sich in dem vielversprechenden Knaben die Neigung und Liebe zur Natur, ihrem gewaltigen Leben und Schaffen. Gefördert wurde diese Anlage durch einen vierjährigen Aufenthalt in Lichtersheim bei Langenbrücken (Baden), den der, am 30. August 1844 in Karlsruhe geborene, angehende Naturforscher als Apothekerlehrling über sich ergehen lassen mußte. Die dortige Gegend zeichnet sich nämlich durch mannigfaltige geologische Vorzüge aus, besonders durch eigenartige Reste der Jura- und Keuperformationen. Im Frühjahr 1866 bezog der junge Forscher das Polytechnikum seiner Vaterstadt, dann im Herbst desselben Jahres die Universität Heidelberg, wo er im Jahre 1868 mit einer Dissertation über Oligochaeten promovirte. Längere Zeit spielten zoologische Studien, die Charles Martin in Montpellier und Cette am Golf von Lion leitete, eine wichtige Rolle, und dies wurde insofern später von Bedeutung, als Ratzel diesen Aufenthalt literarisch verwerthete. Seine an die Kölnische Zeitung in der Fassung: Zoologische Briefe vom Mittelmeer, geschickten Berichte vermittelten eine nähere und langjährige Fühlung mit dem Weltblatt; in dessen Auftrag unternahm er ausgedehnte Reisen nach Siebenbürgen, Ungarn, Sicilien, dann nach Nordamerika, Mexico, Cuba u. s. w., Streifzüge, die späterhin ihre wissenschaftliche Bearbeitung fanden (so in den Wandertagen eines Naturforschers, oder in den Nordamerikanischen Städtebildern u. s. w.). 1870 unterbrach der deutsch-französische Krieg wenigstens zeitweilig diese Thätigkeit. Der in das 5. badische Infanterieregiment eingetretene Musketier wurde im November bei Auxerre durch eine Kugel schwer am Kopfe verwundet und erhielt dann für seine im Feuer bewiesene Tapferkeit das eiserne Kreuz. Im Winter 1871/72 kehrte er nach München zurück, wo er außer zu seinem alten Karlsruher Lehrer Zittel in ein besonders inniges Verhältniß zu Moritz Wagner trat, dem bekannten Begründer der Migrationstheorie der Organismen. Ich kann es mir nicht versagen, diesen äußerst wichtigen Wendepunkt im Leben des Verstorbenen mit seinen eigenen Worten (wenigstens auszugsweise) zu schildern: „Das Gefühl des Dankes, mit welchem ich auf ein Leben zu blicken habe, das der gemüthlichen Theilnahme und der geistigen Anregung lieber Freunde vom Knabenalter an mehr zu verdanken scheint, als seiner eigenen, zwar ziemlich unverdrossenen, aber wohl nicht immer klar bedachten Thätigkeit, steigert sich im Gedanken daran, was mir Ihre Freundschaft ist, zu der Ueberzeugung, einen guten Theil meines besseren Selbst Ihnen zu schulden. Seit den unvergeßlichen Decembertagen 1871, an welchen ich, der schiffbrüchig an hohen Hoffnungen, damals in diesen guten Hafen München einlief, das Glück hatte, Ihnen näher zu treten, habe ich fast jeden Plan mit Ihnen durchsprechen, fast jeden Gedanken mit Ihnen austauschen dürfen, und ich kann geradezu sagen, daß ich seitdem, was die geistigen und gemüthlichen Interessen betrifft, mein Leben nicht allein zu führen brauchte. Wieviel liegt in einem solchen Bekenntniß! Wie glücklich ist der zu schätzen, der es aussprechen darf, und wie dankbar sollte er sein! Ich glaube wohl die Größe dieser Dankesschuld voll zu empfinden und würde doch, weil ich Ihren aller Ostentation abgeneigten Sinn kenne, nicht gewagt haben, dieser Empfindung öffentlich Ausdruck zu geben, wenn nicht dies Werkchen (es handelt sich um die „Anthropogeographie"), dem ich ohne Ihr Wissen Ihren Namen vorzusetzen mir erlaube, in so hervorragendem Maße auf Ihre Anregungen zurückführte, und wenn ich nicht glaubte, die Pflicht an meinem Theile erfüllen zu sollen, welche die Welt Ihnen für den fruchtbaren Gedanken der Migrationstheorie schuldet." Dies war somit der natürliche Ausgangspunkt für die systematischen ethnographischen Studien, denen die späteren größeren Werke entspringen sollten, von denen ich in erster Linie die dreibändige Völkerkunde anführe. Ebenso sei unter Uebergehung der anziehenden Reiseschilderungen oder des reizenden, vor einigen Jahren erschienenen Buches: Deutschland, genannt die Politische Geographie (2. Aufl., München 1903), das wiederum geographische und geschichtliche Momente in eine ganz neue Beleuchtung bringt. 1876 wurde Ratzel Professor der Geographie an dem Münchener Polytechnikum, zehn Jahre später an der Leipziger Universität, der er bis an seinen Tod trotz anderweitiger Verlockungen treu geblieben ist.

Gerade die oben schon berührte gleichmäßige Würdigung des geographischen und des geschichtlichen Moments ist für die tiefere Begründung der Völkerkunde, wie sie von Ratzel ausging, von besonderer Bedeutung. Die einseitige Hervorhebung Europas und die dem entsprechende Zurücksetzung von Kulturvölkern, wie z. B. den Peruanern, Mexikanern, Japanern, Chinesen u. A. in der „Weltgeschichte" ist auf die Dauer unhaltbar. Es ist deßhalb auch kein Zufall, wenn schon jetzt in die Urgeschichte und in das Dunkel der Wanderzüge oder der damit öfter zusammenhängenden Colonisation die Geographie ihr klärendes Licht sendet. So führt die streng topographische Forschung, die unbedingt räumlichen Grenzbestimmungen folgt, in unmittelbarer Verbindung mit der geschichtlichen, die verschiedenen Wechselfälle, Zusammenstöße und Vermischungen der Völker verfolgenden Betrachtung zu der Anthropogeographie, die unser Denken folgendermaßen bestimmt: Rein begrifflich gefaßt ist der Mensch Gegenstand der Erdkunde, insoweit er von den räumlichen Verhältnissen der Erde abhängt oder beeinflußt wird. So wie die Thier- und Pflanzenkunde durch die Lehre von der geographischen Verbreitung der Thiere und Pflanzen zu uns herüberreichen, so thut es die Gesammtwissenschaft vom Menschen durch die Lehre von der geographischen Verbreitung des Menschen. Aber dieser Wissenszweig, den wir nach der Analogie der Thier- oder Pflanzengeographie Anthropogeographie nennen, ist in demselben Maße tiefer und umfassender, als die Menschheit mehr Seiten, sowie schwierigere und folgenreichere Probleme unserer Forschung darbietet. Die Menschheit ist einmal zahlreicher und in wechselnderen Formen des Einzel- und Zusammenlebens auf der Erde zu finden, so daß allein schon ihre Dichtigkeit, ihr mehr oder minder ständiges Wohnen, das Aneinandergrenzen, Verschieben, Durchsetzen der Völker, kurz die ganze Bevölkerungsstatistik eine Fülle neuer Probleme bietet. Sie ist ferner vielseitiger, beweglicher als alle anderen Organismen, so daß wir auch eine Fülle von Land- und Seewegen zu betrachten haben, die ein dichtes Netz um die Erde schlingen. Dann bietet die Geschichte ihrer Ausbreitung über die Erde und ihre Heimischmachung darauf, sei es durch Völkerwanderungen, Handelszüge oder Forschungsexpeditionen, einen wichtigen, wesentlich geographischen Teil der allgemeinen Geschichte. Wie folgenreich ist ferner die Thatsache, daß sie durch dauernde Werke die Erde sammt ihren Gewässern, Klima und Pflanzendecke verändert, bezw. bereichert, die eigene Beweglichkeit gewissen Pflanzen und Thieren mittheilt, die sie bewußt oder unbewußt über die ganze Erde hinführt, kurz in eingreifendster Art das Antlitz der Erde verändert! Pflanzen und Thiere erfahren unzählige Beeinflussungen durch die Gesammtheit der geographischen Verhältnisse an der Erdoberfläche, die der Körper des Menschen in demselben Maße aber vielleicht in noch höherem erleidet; aber beim Menschen kommt das für äußere Eindrücke in höchstem Maße empfindliche Organ des Geistes hinzu, durch welches alle Erscheinungen der Natur in bald derb auffälliger, bald geheimnißvoll feiner Weise auf sein Wesen und seine Handlungen wirken und zum Theil in demselben sich spiegeln. Ist es nöthig zu sagen, daß Religion, Wissenschaft, Dichtung zu einem großen Theile solche zurückgeworfene Spiegelungen der Natur im Geiste des Menschen sind? Die Erforschung dieser Wirkungen ist eines der größten Probleme der Anthropogeographie, die hier selbst mit der Psychologie sich berührt (Anthropogeogr. I, 20). Ueberall hat der feinsinnige Forscher

der geheimen, unausgesetzten Wechselwirkung zwischen den natürlichen, physikalischen Bedingungen und dem Charakter der Bewohner nachgespürt, um so die Betrachtung auf den Boden klarer, gesetzmäßiger Erkenntniß zu erheben. Die Gegensätze der Berg- und Küstenvölker, der Steppen- und Tiefebenenbewohner, der friedlichen, im ererbten Wohlstand vielfach trägen Ackerbauer und der räuberischen, freiheitsliebenden, eroberungslustigen Hirtenstämme spiegeln sich in der Geschichte ihrer Länder vielfach deutlich wieder. Die Völkerkunde nun beschäftigt sich mit der ganzen lebenden Menschheit, und darin besteht gerade, wie Ratzel mit Recht betont, die bedeutsame Ergänzung gegenüber der Weltgeschichte. Da man lange gewöhnt ist, nur die fortgeschrittenen Völker, die die höchste Cultur tragen, eingehend zu betrachten, so daß sie uns fast allein die Weltgeschichte darstellen, erblüht der Völkerkunde die Pflicht, sich um so treuer der vernachlässigten tieferen Schichten der Menschheit anzunehmen. Außerdem muß hierzu auch der Wunsch drängen, diesen Begriff der Menschheit nicht bloß oberflächlich zu nehmen, so wie er sich in dem Schatten der Alles überragenden Culturvölker ausgebildet hat, sondern eben in diesen tieferen Schichten die Durchgangspunkte zu finden, die zu den heutigen höheren Entwickelungen geführt haben. Die Völkerkunde soll uns nicht bloß das Sein, sondern auch das Werden der Menschheit vermitteln, soweit es in ihrer inneren Mannigfaltigkeit Spuren hinterlassen hat; nur so werden wir die Einheit und die Fülle der Menschheit festhalten (Völkerk. I, 3). Auch hier gilt es, jeden Dogmatismus zu vermeiden, weder in dem Naturmenschen nach Rousseau'schem Vorbild den „edlen Wilden“ zu sehen, das Ideal unserer verlorenen Unschuld, noch mit einigen enragirten Darwinianern von heute die Bestie, an der wir schlechterdings keinen Antheil haben. Einerseits stellen die Naturvölker Entwickelungsstufen dar, die wir bereits längst durchmessen haben, andererseits begegnen wir bei ihnen unzweideutigen Anzeichen einer starken inneren Zersetzung, die nicht lediglich, wie man öfters meint, Folge der Berührung mit der höheren Civilisation ist.

Noch ein Punkt, der gerade für Ratzel's ethnologische Weltanschauung von besonderer Wichtigkeit ist, bedarf, ehe ich zum Schluß eile, einer kurzen Besprechung. Es handelt sich um die häufig mit mehr Rhetorik als nüchterner Erwägung behandelte Streitfrage, ob wir bei gemeinsamen Anschauungen, Bräuchen, Sitten und Einrichtungen Uebertragung oder umgekehrt selbstständige Entstehung anzunehmen haben. Ratzel vertritt die erste Ansicht, indem er erklärt: Wenn Stäbchenpanzer im Tschuktschenlande, auf den Aleuten, in Japan und in Polynesien gleichsam durch eine generatio aequivoca des menschlichen Intellekts in's Dasein treten, so genügt die Untersuchung eines einzigen Falles dieser Art, um alle anderen zu verstehen. Dann ist es mehr der Geist des Menschen, als die Erzeugnisse dieses Geistes, welche die Ethnographie interessiren, dann hat es geringen Werth, die geographische Verbreitung irgend eines ethnographischen Gegenstandes sorgsam zu untersuchen, und die Völkerkunde kann der Hülfe der Geographie entbehren (Anthropog. II, 692). Ich kann an dieser Stelle begreiflicher Weise nicht in eine ausführliche Polemik eintreten, sondern muß mich mit der einfachen Bemerkung begnügen, daß mir jener angeblich unversöhnliche Gegensatz sehr übertrieben zu sein scheint. In allen Fällen bedarf es gegenüber einer zunächst auffälligen Uebereinstimmung, namentlich bei stammfremden und entlegenen Völkerschaften, einer genauen Prüfung des Materials; ergiebt diese aber keine sicheren Anhaltspunkte für eine Entlehnung, so bleibt meines Erachtens vor der Hand nichts anderes übrig, als zu der Annahme zu greifen, die schon Peschel in der Ueberzeugung ausdrückte, daß sich das Denkvermögen aller Menschenstämme bis auf seine seltsamsten Sprünge gliche. Ganz besonders hat die moderne vergleichende Rechtswissenschaft auf ethnologischer Basis für diese Gleichheit der menschlichen Natur, für dies im schärfsten Sinne allgemein Menschliche die schlagendsten Nachweise geliefert.

Wie schon Eingangs bemerkt, war dem Verstorbenen in besonderem Maße ein genialer Blick eigen, der in der erstickenden Fülle der Einzelheiten stets mit intuitiver Sicherheit die beherrschende Idee zu treffen weiß. Alles Wissen setzte sich stets für ihn in Erkenntniß um, und in diesem Sinne verkörperte sich in ihm ebenfalls nicht der Typus des trockenen Gelehrten, sondern des selbstständigen und daher alle Hörer unmittelbar anregenden Denkers, dem sich immerfort auf allen Wegen neue Probleme erschließen, wo andere achtlosen Sinnes nichts erspähen. Aber wem die Interessen und Aufgaben der Völkerkunde auch an und für sich ferner liegen, wem es nur zu thun ist um eine allgemeine Orientirung über die Geschichte des menschlichen Geschlechts, namentlich auf den niederen Gesittungsstufen, dem kann ich mit bestem Gewissen keinen verläßlicheren und liebenswürdigeren Führer auf diesem Gebiete empfehlen, als Friedrich Ratzel.

Fünf Bücher.

Von Eugen Reichel (Berlin).

Während ich in einem märkischen Idyll flüchtige Erholungsfreuden genoß, führte mir der Zufall fünf Bücher in die Hand, zu deren Lesung ich im Rahmen des, von Arbeiten der verschiedensten Art erfüllten Großstadtlebens wahrscheinlich nie gekommen wäre. In der Sommerfrische aber brachte ich ihnen Zeit und Empfänglichkeit entgegen; und nun will ich von dem, was sie mir boten, mit ein paar Worten Zeugniß ablegen.

Enttäuscht hat mich zunächst „Das letzte Kind“ von Hermann Stehr (Berlin 1903, S. Fischer). Ich habe dann und wann von diesem Schlesier mit ernster Achtung sprechen gehört. Wenn ich nicht irre, so soll der Olympier von Agnetendorf nach Lesung einer Novelle seines weniger berühmten Landsmannes ausgerufen haben: „Er hat uns auf den Sand gestreckt!“ oder dergleichen; und der „Fuhrmann Hentschel“ soll gewisse Beziehungen zu einer Geschichte von Stehr haben. Mich geht das Alles nichts an; ich weiß nur, daß „Das letzte Kind“ ein überaus affectirtes Geschöpf ist. Den Inhalt dieser phantastischen Armeleutserzählung bildet die Thatsache, daß einem armen Schneider das letzte Kind und mit ihm die Frau stirbt, worüber der Arme irrsinnig wird. So dürftig und verbraucht das Motiv auch ist, so hätte sich mit einfachen, ehrlich poetischen Mittel doch immerhin ein ergreifendes Stückchen Menschenleben zur Darstellung bringen lassen. Aber Hermann Stehr fühlte das „künstlerische Bedürfniß“, die Sache durch sogenannten poetisch-mystischen Krimskrams aufzubauschen, die alltägliche Geschichte in die Sphäre des mystisch Wunderbaren zu erhöhen — und so ist denn ein geschrobenes Etwas entstanden, das statt mystisch und poetisch zu wirken, komisch wirkt, und statt wunderbar zu sein, abgeschmackt geworden ist. Himmel und Erde werden, sozureden, in Bewegung gesetzt, um einen Zusammenhang zwischen der armseligen Schneiderstube und dem mystisch Ewigen oder ewig Mystischen herzustellen; und dadurch ist nicht nur die Schneiderstube, sondern auch die etwaige Poesie des Ewigen oder Mystischen zu kurz gekommen.

Trotzdem läßt sich nicht leugnen, daß in Stehr eine Begabung vorhanden ist, die sich ihres Wesens bewußt werden, oder, falls sie sich in anderen Arbeiten bereits kräftiger offenbart hat, bewußt bleiben sollte. Seine Unsinnlichkeiten sind, so poetisch sie gemeint sein mögen, fade; seine Sinnlichkeiten aber entbehren nicht einer gewissen, persönlich gestimmten

Kraft. Hat der Vortrag des Ganzen etwas Gesuchtes und Geziertes an sich, so finden sich doch Zeilen, die schlichte Schönheit athmen. Daneben erfreut den Leser manches feine Bild, mancher glückliche Vergleich — der schönste ist wohl der, in welchem von den auf der Wiege liegenden Händchen des sterbenden Kindes gesagt wird, sie „lagen still wie zwei verwehte Blättchen". Weniger glücklich dagegen ist der Vergleich der „bleichen Helle", welche die Mutter über ihr Kind, von dem unsichtbaren Todtenengel ausstrahlend, „hinsinken" sieht, mit dem „Schimmer, den ein weißes Gewand rund in die Nacht wirft". Ob Stehr schon einmal solch ein weißes, in der Finsterniß der Nacht hell bleibendes Gewand (etwa ein Hemd, einen Unterrock, ein Laken oder auch ein paar Unterhosen) erlebt haben mag?

Aber auch sonst giebt es Seltsamkeiten verschiedener Art. Da sieht der Schneider „mit den Blicken eines tiefen Traumes" das Ringen seines Weibes mit dem Todtenengel. Da „zerschneidet ein langer, dünner Schrei die Angst des dumpfen Raumes". Da giebt es Wendungen wie: „Heinerle's fluchtlüsterne Seele hatte den Schrei aus der Kehle zurückgerissen und folterte den Leib mit Krämpfen, daß er sie freigäbe; sie bog ihn, er zerbrach nicht, trieb ihn auf, daß die Haut blau und spiegelnd stand, und wand ihn, wie man Wäsche wringt."

Aber warum Einzelheiten hervorheben, wenn man das Ganze für unkünstlerisch, mit einem Worte, für affectirt hält?

Ganz anders giebt sich „Peter Camenzind" von Hermann Hesse (Berlin 1904, S. Fischer). Auch hier hat man es zwar mit keinem, höhere Ansprüche befriedigenden Kunstwerke zu thun; aber es steckt so viel Echtes, Kräftiges, Tüchtiges und Schönes in dem Buche, daß man es bis an's Ende mit Genuß liest, wenn man es auch schließlich ebenfalls mit einem Anflug von Enttäuschung aus der Hand legt. In der That: wenn man bedenkt, mit wie großer Umständlichkeit uns die Lebensgeschichte Peter's und, wenn ich so sagen darf, die Geographie seiner Umgebung in Heimath und Fremde mitgetheilt und Alles gethan wird, um uns die Entwickelung des schweizerischen Bauernjungen zum Gelehrten, Dichter und Schriftsteller gewissermaßen tagebuchgetreu verfolgen zu lassen: so ist das Endergebniß alles dessen doch etwas kümmerlich. Dieser Bauernbursche ist, so unmodern gesund er sich zu geben versucht, eine problematische Natur, aber er bleibt es auf einer niedrigen Gesellschaftsstufe; und wir glauben nicht mehr an die Höhen dieses Menschenlebens, wenn der Ring der Vorgänge und Entwickelungen sich für uns gerundet hat. Hierin erblicke ich die Hauptschwäche des anspruchvoll gedachten Buches, das im Uebrigen von einem Manne geschrieben worden ist, der ein bißchen Dichter und ein bißchen Denker und Beobachter und zugleich in jedem Falle ein begabter Schriftsteller ist. Im Anfang hat es den Anschein, als ob Hesse einen neuen „grünen Heinrich" liefern wolle. Bald aber merkt man, daß gerade das Kellerische diesem Schriftsteller fehlt: die Fähigkeit, zu fabuliren, welche den Erzähler macht. Hesse kann nicht fabuliren und nicht componiren. Seine Art hat etwas Aphoristisches; und man könnte das ganze Buch mit einem gewissen Rechte einen Aphorismus nennen, wenn der Aphorismus nicht irgend eine Pointe haben müßte, welche dem „Peter Camenzind" leider fehlt.

Trotz alledem ist das Buch, wie schon gesagt, reich an Schätzen; und man hat es in hohem Grade zu bedauern, daß diese Schätze dem Leser nur so gelegentlich dargebracht werden, nicht aber im Rahmen und als organische Glieder eines geschlossenen, tief sinnvollen Kunstwerkes zur Wirkung kommen. Immerhin hätte „Peter Camenzind", ungeachtet der angedeuteten Mängel, ein werthvolleres Buch werden können, wenn dem Verfasser nicht auch die rechte Gestaltungskraft mangelte. Wir machen die Bekanntschaft einer ganzen Reihe von Menschen; aber keiner, selbst nicht Peter Camenzind selbst, steht so plastisch, so in sich ruhend, vor uns, daß wir eine geschlossene Erinnerung an ihn festhalten können. Wie der Geschichte selbst, so fehlt auch den Menschen in ihr die „Pointe". Das Meiste ist hier flach gesehen; und es ist bezeichnend, daß der Selbstberichterstatter gelegentlich von Menschen, die seinen Lebensweg gekreuzt haben, spricht und dann bemerkt, daß er keine Erinnerung an sie zurückbehalten habe und deßhalb nichts von ihnen berichten könne. Nun ließe sich dies allenfalls für einen technischen Kunstgriff ausgeben, durch den die Echtheit und Wirklichkeit der anderen Mittheilungen oder auch die persönliche Zuverlässigkeit des Erzählers erst recht dargethan würde; aber Kunstgriffe dieser Art sind in einem Dichtwerke nicht nur überflüssig, sondern auch störend — und schließlich hat der Leser das Recht, vom Verfasser zu fordern, daß er uns von den Menschen, die er uns zuführt, wirklich etwas zu erzählen habe.

Doch man muß dieses Buch nehmen wie es ist und sich seiner freuen, trotz aller ihm anhaftenden Mängel und Schwächen. Manches in ihm ist geschroben oder verschroben oder doch gesucht. So z. B. der überaus tief scheinende und in der Hauptsache trotzdem nur schillernde Redensarten enthaltende Hymnus auf die Wolken. Manches weckt den Widerspruch in uns: so wenn Peter sich über „die ganze schäbige Lächerlichkeit der modernen Cultur" äußert; wenn er Heine's Verse „leer" oder die Musik die „weiblichste" Kunst nennt. Bach, Händel, Gluck, Beethoven, Brahms, Palästrina und andere große Meister mögen ihm dies verzeihen. Es giebt nichts Männlicheres in der Kunst als die Musik jener Meister; und selbst die Musik eines Haydn oder Mozart ist mehr eine jünglinghafte, denn eine weibliche Kunst.

Fein sind gelegentliche Bemerkungen über die Schwermuth. Tief ist es, wenn Peter zu verstehen beginnt, daß „das Leid und die Enttäuschungen und die Schwermuth nicht da sind, um uns verdrossen und werthlos und würdelos zu machen, sondern um uns zu reifen und zu verklären". Nicht weniger tief ist die Bemerkung, daß es nichts Adligeres und nichts Beglückenderes in der Welt gebe, als „eine wortlose, stetige, leidenschaftlose Liebe". Auch in Beziehung auf die Frauen macht er, wenigstens andeutungsweise, eine manneswürdige Wandlung durch. Während ihm in der Jugend, wie allen noch von einem scheuen Geschlechtstrieb erfüllten Knaben und Jünglingen, die Frauen „insgesammt als ein fremdes, schönes und räthselhaftes Geschlecht" erscheinen, das uns „durch eine angeborne Schönheit und Einheitlichkeit des Wesens überlegen ist und das wir heilig halten müssen, weil es gleich Sternen und blauen Berghöhen uns fern ist und Gott näher zu sein scheint"; wird er in späteren Jahren mehr und mehr von diesen meist sehr unheiligen Geschöpfen enttäuscht; und im reiferen Alter weiß er „in der Welt nichts Köstlicheres als eine ehrliche und tüchtige Freundschaft zwischen Männern".

Peter Camenzind macht eines Tages die Entdeckung, daß heutzutage in Literatur und Kunst „sehr wenig gedacht, sehr viel gelogen und jedenfalls unsäglich viel geschwatzt" wird; sein Lebensbericht aber — das glaubt man herauszufühlen — ist ehrlich; er hat auch viel gedacht und bedacht; und da er fast ein ganzes Menschenleben auf 260 breitgedruckten Seiten schildert, so darf man ihm auch keinesfalls den Vorwurf der Geschwätzigkeit machen. Dessenungeachtet liegt ihm das „Reden" doch näher als das „Bilden" — und eben deßhalb ist sein oder Hermann Hesse's Buch nicht geworden, was es unter der Hand eines Künstlers vielleicht hätte werden können. Immerhin wird man der Weiterentwickelung Hesse's mit einer zurückhaltenden Aufmerksamkeit folgen dürfen; es ist nicht unmöglich, daß er uns eines Tages ein Buch schenkt, das wir uns nicht mehr entreißen lassen.

Hoffnungen dieser Art scheint auch ein ganz kürzlich erschienener Roman „Schulmeister Wackerath" von Wilhelm Klatzde (Berlin 1904, Johannes Räde) erwecken zu wollen; aber ich glaube nicht, daß sie sich auch nur in bescheidenen

Grenzen erfüllen werden. Wenn mich nicht Alles täuscht, so verbirgt sich hinter Wilhelm Klotzde eine redselige Dame. Das Gerede ist nicht gerade ganz gewöhnlich; es ist vielfach von feiner, zarter Empfindung beseelt, bietet wohl auch dann und wann einen Gedanken und ein schönes Wort (so heißt es einmal in Beziehung auf den Helden: Er schaute auf sein junges Leben wie der Baumeister auf den Grund, auf welchen er das Schlaß bauen will); und gelegentlich erfreut auch eine anmuthige Naturschilderung. Aber wenn schon Hesse vorderhand ein schwacher Erzähler und Gestalter ist, so ist es Wilhelm Klotzde in noch sehr viel höherem Grade. Wegen der Erzählung hat er sich nicht in die geringsten Unkosten gestürzt: Ein junger märkischer Bauernsohn, der für die Tochter eines rohen Dorfgenossen still erglüht, wird Lehrer in Berlin, findet hier für seine altruistischen Bestrebungen keinen rechten Boden, geht einige Zeit nach Afrika, kehrt zurück, um seine Jugendliebe zu heirathen und wird von ihr abgewiesen mit der Begründung, daß sie Beide nicht recht zusammen passen. Das ist Alles. Im Uebrigen tritt uns keine der Gestalten irgendwie nahe; die Ohnmacht des Verfassers oder der Verfasserin ist gerade in Beziehung auf körperliche und seelische Charakteristik vallkommen. Aber ähnlich wie in „Jörn Uhl" und in anderen neueren Romanen bis hinüber zu „Peter Camenzind" wird sehr viel klug und noch mehr seicht-empfindungsvoll geredet — nur daß dort Männer reden und hier Alles einen frauenzimmerlichen Zug hat. Trotzdem dürfte auch der „Schulmeister Wackerath" Freunde gewinnen; denn es hat den Anschein, als ob unsere erschlaffte Zeit an solchen kernschwachen, gallertartigen Büchern mehr und mehr Geschmack findet.

Auf ein anderes Gebiet führt uns das erfreuliche biographische Werkchen „Annette von Droste-Hülshoff", das der Lyriker Carl Busse kürzlich in die Welt gesandt hat (Bielefeld und Leipzig 1903, Velhagen & Klasing). Die Droste gehört, wie Busse das mit treffenden Worten ausspricht, zu jenen Dichtern, denen sich deßhalb „das verdoppelte Interesse der Forschung zuwendet", weil ihr Schaffen für die Nation keinen lebendigen Werth besitzt. Nun besitzt zwar für die Deutschen sehr wenig poetische Literatur, einen „lebendigen Werth"; und das Wenige, was unser Volk an Gedichten &c. in seinem Bewußtsein festhält, gehört noch nicht einmal immer zum Besten, das bei uns, mehr noch als anderswo, ungenützt und ungeliebt bleibt; aber man braucht deßhalb aus der Gleichgiltigkeit unseres Volkes gegen diesen oder jenen Dichter nicht gleich auf dessen hervorragenden Werth zu schließen. Ich meine, man überschätzt bei uns leicht und gern das Schaffen solcher Dichter, denen die Natur viel unliebenswürdige Sprödigkeit verliehen hat, und die es deßhalb nie zu harmonischen, wirklich großen und reinen Kunstwerken bringen. Daß die Droste in ihren wenigen besten Gedichten eine echte, wenn auch keineswegs eine „große" Dichterin ist (falls das Wort „groß" noch einen Sinn behalten soll), gebe ich natürlich ohne Weiteres zu; aber ich pflichte auch Busse bei, wenn er erklärt, daß man sie nicht zu den großen deutschen Lyrikern zählen dürfe. Busse gehört also keinesfalls zu Denen, die geneigt sind, das talentreiche Fräulein zu überschätzen — um so höher muß man es ihm anrechnen, daß er ihre Lebens- und Schaffensgeschichte mit so liebevoller Sachlichkeit geschrieben, daß er dieser nichts weniger denn „populären", daß er dieser spröden und halb verkümmerten Dichterin ein Buch gewidmet hat, das im guten Sinne des Wortes populär zu werden verdient. Droste-Schwärmern wird es mißfallen, daß Busse den großen Einfluß Walter Scott's auf die Dichterin feststellt; noch mehr, daß er helles Licht auf die Thatsache fallen läßt, daß die Droste nie aus sich heraus productiv zu sein vermochte, sondern stets der Anregung, um nicht zu sagen der Antreibung von Seiten eines Mannes bedurfte.

Das Buch ist flott und gediegen zugleich geschrieben und wird viele Leser gefunden haben und noch fernerhin finden. Auszusetzen hätte ich nichts Wesentliches; im Gegentheil, ich befinde mich hier in der behaglichen Lage, einen vollständig befriedigten Leser vorzustellen. Nur eine persönliche Bemerkung möchte ich mir noch erlauben. Busse verwerthet gelegentlich (wie es auch schon Andere gethan haben) das „silbergraue Glück", das in einem Gedichte der dritten Auflage meiner „Gedichte" (1897) zu finden ist. Dagegen habe ich nichts einzuwenden; desto mehr dagegen, daß er den Leser mit keinem Worte auf den Ursprung dieses Begriffes hinweist. Er stattet das Wort wohl vorsichtiger Weise mit Anführungszeichen aus; aber da er verschiedene Ausdrücke der Droste auf dieselbe Weise kennzeichnet, so muß der Leser annehmen, daß auch das „silbergraue Glück" eine Schöpfung der Droste sei. Ich meine: das ist nicht löblich gehandelt. Oder hält mich Busse für einen so populären Dichter, daß er nicht nöthig zu haben glaubt, bei Citaten von mir auf mich hinzuweisen? U. A. w. g.

Und nun zu guter Letzt noch ein paar Worte über die Essaysammlung „Ueber Ehe und Liebe" von Ellen Key (Berlin 1904, S. Fischer). Das Buch gehört zu den anregendsten Büchern, die ich in den letzten zehn oder zwanzig Jahren gelesen habe. Es ist ein echtes Frauenbuch — d. h. eine Fülle kühner, von Männern vorgedachter Ideen wird von einer Frau auf geistvolle Weise für populäre Zwecke verarbeitet. Persönlichster Besitz der klugen und kraftvoll für ihre Ansichten eintretenden Frau ist wohl die Forderung, daß das moderne Weib nicht ein Mann-Weib, sondern, sozureden, ein Weib-Weib werden müsse, das ihre Weibnatur nicht preisgeben, sondern vielmehr, durch kraftvolle Bethätigung innerhalb eines erweiterten, geistig und materiell gehobenen Wirkungskreises, vertiefen solle. Mit schönen, oft hinreißenden Worten weist sie das moderne Weib auf ihren höchsten und eigentlichsten Beruf hin; und obwohl man es gelegentlich durchhört, daß auch ihr die Frau höher steht als der Mann, so vertheidigt sie doch auch wieder die Männer sehr entschieden gegen die albernen Vorwürfe freiheitstoller Damen. Daß Ellen Key, van ihrem Frauenstandpunkte aus, die „Liebe" für den höchsten Lebenswerth der Menschheit hält, wird man ihr nicht verdenken. Für den Mann darf sie es nicht sein — hier hat die Tragödie des Weibes ihre Wurzel.

Der Streit um die Heimath des Odysseus.

Von Dr. Karl Böhrig.

Edler Dulder Odysseus, hättest Du wohl ahnen können, daß Du selbst noch dreitausend Jahren nicht ungestört in Deiner heißersehnten Heimath ruhen würdest, daß Dich die Archäologen mit dem Spaten und die Philologen mit kühnen Hypothesen aus Deinem geliebten Ithaka vertreiben würden?

Die Ithaka-Froge gehört zur Gattung jener altehrwürdigen Fragen, die oft erneuert, nie erschöpft, ruhelos wie der ewige Jude von einer Generation zur andern wandern und den kritischen Spürsinn immer wieder anreizen. Schon im Alterthum hat man sich eifrig um die homerische Geographie gestritten. Während Eratosthenes, der Vater der Erdkunde, die Angaben des Dichters über fremde Länder und Völker für reine Phantasiegebilde erklärte, pries der pedantisch-gewissenhafte Strabo ihn als den ersten wahren Geographen. Der uralte Zwist hat auch in neuerer und neuester Zeit die philologische Welt erregt. Ein Hauptgegenstand dieses neuentbrannten Streites, der bereits über ein halbes Jahrhundert geführt wird, ist die homerische Beschreibung von Ithaka. Völcker (1830) und Hercher (1866) waren die Ersten, die auf Grund ihrer Studien zu dem Ergebniß kamen, daß es unmöglich sei, die homerische Schilde-

rung mit der Wirklichkeit in Einklang zu bringen. Hercher, der zwar nur einen Tag auf Ithaka zugebracht hatte, erklärte den Versuch, das homerische Ithaka und das Haus des Odysseus durch Karten und Pläne zu fixiren, von vornherein für verunglückt, für eine Lüge. Es war natürlich, daß sich gegen diese ketzerische Ansicht ein lebhafter Widerspruch erhob. Schon früher, im Jahre 1807, hatte der homerbegeisterte Engländer William Gell nach längerem Aufenthalt auf Ithaka die erste mit Karten und Bildern wohlversehene Geographie von Ithaka herausgegeben. Sein Beispiel regte andere Philologen zu weiteren Forschungen an. So erschienen allmälig eine stattliche Anzahl von Reisebeschreibungen und geographischen Schriften über Ithaka, die fast alle die Treue und Naturwahrheit der homerischen Schilderungen priesen. Neben und nach den Philologen betheiligten sich auch die Archäologen an diesem Streite. Hier war es der unermüdliche Schliemann, der zuerst auf Ithaka den Spaten einsetzte, aber seinen zwei Mal unternommenen Versuch enttäuscht aufgab. In eine ganz neue Richtung wurde der Streit durch die überraschende Hypothese gebracht, die der bekannte Archäolog Dörpfeld zum ersten Mal 1900 aussprach und seitdem wiederholt vertheidigt hat. Bisher hatte Niemand an der Identität des heutigen Ithaka mit dem homerischen Ithaka gezweifelt, weder das Alterthum noch die Neuzeit. Dörpfeld stellte dagegen folgende Behauptung auf: das Ithaka Homer's ist nicht das heutige Ithaka, sondern die nördlicher gelegene Insel Leukas gewesen. Das heutige Ithaka wird bei Homer Same genannt. Daraufhin wurden unter Dörpfeld's Leitung auf Leukas Ausgrabungen unternommen, die in der That Ueberreste uralter Ansiedelungen und Fundstücke aus der mycenischen Periode ergaben. Hatte man hier wirklich den Herrschersitz des Odysseus gefunden?

Um diese Frage sachgemäß zu beantworten, muß man den Ausgangspunkt des Streites näher in's Auge fassen. Der ganze Streit dreht sich nämlich in der Hauptsache um eine Stelle bei Homer, deren Erklärung daher von entscheidender Bedeutung ist. Ich übersetze die Stelle ohne Interpretationskünste, deren sich schon der alte Voß schuldig gemacht hat. Als Odysseus bei den Phäaken die Erzählung seiner Abenteuer beginnt, sagt er:

„Ithaka ist meine Heimath, das weithin sichtbare Eiland.
Dort erhebt der Neriton sich, ein prachtvoller Bergwald.
Aber umher sind viele Inseln dicht bei einander,
Same, Dulichion auch, und die wälderreiche Zakynthos.
Ithaka selber liegt niedrig da ganz oben im Meere,
Westwärts; aber die andern fern nach Osten gewendet."

Wer die Karte zur Hand nimmt, sieht mit einem Blick, daß diese Angaben mit der Wirklichkeit nicht übereinstimmen. Denn Ithaka liegt nicht westwärts, sondern östlich von der Nachbarinsel Kephallenia, die bei Homer Same heißt. Ebenso wenig paßt die Bezeichnung „niedrig" auf Ithaka; denn Ithaka ist ein felsiges Eiland, dessen Berge sich über 800 m erheben. Auch der Ausdruck „ganz oben im Meere" ist auffällig; aber man kann ihn allenfalls gelten lassen, da Ithaka um eine geographische Nasenlänge nördlicher liegt als Same-Kephallenia. Ferner weiß man nicht, welche Insel Homer mit Dulichion bezeichnet hat. Man hat hin- und hergerathen; Einige haben sogar vermuthet, daß die Insel Dulichion allmälig landfest geworden sei und somit ihren Namen eingebüßt habe. Wahrscheinlich ist der Name erdichtet, da Dulichion so viel wie „Langeland" bedeutet.

Um diese Schwierigkeiten zu beseitigen, hat man einen recht gewagten Erklärungsversuch gemacht. Man hat den homerischen Ausdruck für „westwärts" mit „nordwärts", für „niedrig" mit „nahe am Festlande" übersetzt. So war Alles in Ordnung gebracht, und Dörpfeld konnte auf Grund dieser bedenklichen Interpretation erklären, daß die homerische Beschreibung nicht auf Ithaka, wohl aber auf Leukas paßt. Denn die Insel Leukas liegt allerdings ganz oben im Norden nahe am Festlande. Aber selbst, wenn wir uns diese fragwürdige Auslegung gefallen lassen, bleiben noch manche Schwierigkeiten übrig. Wie sollen wir uns nämlich den auffälligen Vorgang erklären, daß der Name Ithaka (nach Dörpfeld) von einer Insel auf die nächstliegende übertragen wurde? Hier hat Dörpfeld nur die Vermuthung geäußert, daß diese Verschiebung des Namens durch die dorische Wanderung und das Vordringen der Kephallenen nach Westen veranlaßt worden sei. Wenn wir nun weitergehen und die übrigen Angaben der Odyssee über Ithaka prüfen, finden wir Mancherlei, was die neue Hypothese noch verdächtiger erscheinen läßt. Homer beschreibt verschiedene Oertlichkeiten auf Ithaka. Der stille Phorkyshafen, in dem der schlafende Odysseus von den Phäaken an's Land getragen wird, der Koraxfelsen mit der Quelle Arethusa, die Hütte des göttlichen Sauhirten, das Landgut des Laertes, der Herrschersitz des Odysseus lassen sich bequem auf der Karte von Ithaka fixiren. Viele Reisende haben das aus eigener Anschauung bestätigt. Natürlich steht es Jedem frei, diese Oertlichkeiten auch auf Leukas unterzubringen. Denn eine geschützte Bucht, ein Felsen mit einer Quelle, eine Hochfläche mit einer Viehtrift und ein Hafenplatz sind auf den meisten griechischen Inseln vorhanden. Aber das, was Homer über die natürliche Beschaffenheit der Insel sagt, paßt entschieden besser auf Ithaka als auf Leukas. Denn wenn der alte Dichter, der seine Beiworte niemals leer hinwirft, die Heimath des Odysseus felsig und schwer befahrbar, zwar nicht ganz armselig, aber auch nicht weitgedehnt nennt und ihren Reichthum an trefflichen Ziegenweiden, aber zugleich ihren Mangel an Wiesen und Tummelplätzen für Rosse hervorhebt, so entspricht diese Schilderung weit mehr dem Naturcharakter von Ithaka als von Leukas, das weiter und reicher als Ithaka ist und ausgedehnte Ebenen besitzt, auf denen sich Rosse tummeln können. Wie man sieht, sind es nicht wenige und leichte Bedenken, die sich der Hypothese Dörpfeld's entgegenstellen. Dörpfeld, der hier als Archäolog in's philologische Gehege gerathen ist, ist daher bereits vielfach angegriffen worden. Am schärfsten wohl von U. v. Wilamowitz-Moellendorff, der ihm vorgeworfen hat, er „ignorire alle Grammatik, alle Kritik, alle Geschichte, es sei denn, es passe ihm einmal etwas in seinen Kram."

Man darf bei der Behandlung dieser Frage vor Allem nicht vergessen, daß uns hier keine geographische, sondern eine poetische Schilderung vorliegt, die wir allein auf ihre bildliche Wahrheit zu prüfen haben. Es ist ja ganz klar, daß der Dichter, der die oben angeführten Verse gemacht hat, nicht auf Ithaka gewesen sein kann. Aber man ist deßwegen noch nicht berechtigt, diese unbequeme Stelle gewaltsam zu ändern oder gar auszumerzen. Warum soll man nicht annehmen, daß der Dichter Ithaka nicht mit eigenen, sondern mit fremden Augen gesehen hat? Seine Kunst hat diesen Mangel bis auf eine Stelle verhüllt. So ist es leicht erklärlich, daß der Dichter die Lage der Insel geographisch falsch angegeben hat. Anderseits kann das naturwahre, farbige landschaftliche Gemälde, das uns die Heimath des Odysseus so anschaulich vor Augen stellt, auch dann entstanden sein, wenn der Dichter niemals Ithaka gesehen hat. Man darf auch hier die Phantasie des Dichters nicht unterschätzen. Man darf nicht übersehen, daß es viele griechische Inseln mit ähnlichem Naturcharakter wie Ithaka giebt, die dem Dichter gleichsam als Modell dienen konnten. Schon Eratosthenes hat gewußt, daß man den Homer nur mit größter Vorsicht für geographische Entdeckungen benutzen darf.

In allerletzter Zeit ist Dörpfeld's Hypothese, die auf einer so schwachen philologischen Unterlage steht, überdieß noch durch neue archäologische Forschungen erschüttert worden. Nach Schliemann und Dörpfeld, die beide Ithaka vergeblich durchforschten, hat jetzt ein junger Holländer neue Ausgrabungen auf Ithaka unternommen. Der holländische Gelehrte Dr. Volgraff hat im Auftrage seines homerbegeisterten

Landsmannes Grekoap an zwei Stellen der Insel Nachforschungen angestellt. Im südlichen Theile der Insel, da wo das Hafenstädtchen Bathy, der heutige Hauptort der Insel liegt, hat man allerdings nichts gefunden. Jetzt sind aber die Ausgrabungen im Norden der Insel, wo schon 1804 der Engländer Leake die alte Stadt gesucht hatte, mit Erfolg aufgenommen worden. Das Ergebniß dieser Arbeiten ist zwar noch nicht vollständig veröffentlicht, aber wenn man den vorläufigen Nachrichten glauben darf, so sind dort im Norden die Ueberreste einer alten Siedelung aufgedeckt, die den Hauptsitz der Bevölkerung im frühesten Alterthum bildete. Zwei Fundstücke, die man neben anderen zu Tage gebracht hat, sollen nach Wolgraff's Angaben der mycenischen Zeit angehören. Somit stehen nicht nur die Philologen, sondern auch die Archäologen in dieser Streitfrage einander gegenüber. Man muß zunächst die weiteren Resultate abwarten. Vielleicht wird der Spaten der Archäologen hier die Beweisstücke bringen, die die philologische Kritik nicht bringen konnte.

Das Nackte in der Kunst und der Canticus canticorum, ein „Debes me tangere".

Von M. Richard Graef.

Wer hätte sich noch nicht gelabt an der seelenvollen und keuschen Kunst C. Schlüter's, von dem sich unter anderem auch die Marmorstatue eines Hirtenknaben in der Nationalgallerie zu Berlin befindet! Alle Plastiken dieses Künstlers sind das getreue Spiegelbild der Reinheit seiner eigenen Gesinnung. Auch daraus erklärt sich die große Beliebtheit seiner Werke. Die Bildnißbüste der Gattin Schlüter's ist überall anzutreffen, in Rom wie in Kopenhagen, im Osten wie im fernen Westen des Continents. Namentlich die Skizze „Badendes Mädchen", seine letzte Arbeit und Schwanengesang, übt fort und fort ihren märchenhaften Zauber auf jedes reine Gemüth aus, und bis in die höchsten Kreise hinauf findet man gerade dieses Beispiel keuscher Nacktheit für würdig genug, das Familienzimmer zu schmücken, zur Freude und Erziehung zugleich.

Zur Freude? Zur Erziehung? Da, wo sich Kinder tummeln, nackte Figuren? Und doch ist das Kinderzimmer der einzig geeignete Ort, um wieder ein Geschlecht heranzubilden, das zwischen reiner und unkeuscher Nacktheit zu unterscheiden vermag; ein Geschlecht, das der Anblick eines Menschenleibes, wie ihn Gott geschaffen hat, mit reiner Freude erfüllt, und das vermöge einer solchen Erziehung ein starkes Gegengewicht und Schutzmittel besitzt, wenn ihm draußen im Leben die unverhüllte Gemeinheit entgegentritt. Nackte Figuren in öffentlichen Unterrichtsanstalten aufzustellen, wäre sehr bedenklich. Die häusliche Erziehung bereitet zu verschieden vor. Sicher die meisten Kinder würden, von den schlechten Elementen unter ihnen schädlich beeinflußt, sittlichen Anstoß nehmen, wenn auch nicht an den Skulpturen schlechthin, so doch an der Besudelung dieser durch unreine Worte. Im Elternhause allein ist das junge Geschlecht am sichersten vor solchen Aergernissen bewahrt und ungetrübter Genuß möglich.

Das Nackte ist und bleibt da. Jeder muß sich über irgend eine Stellungnahme zu diesem klar werden. Es sind nun zwei Möglichkeiten vorhanden! Einmal: man hütet die Nachkommen sorgsam vor seinem Anblicke, wie vor einem schädlichen Gifte, verstopft ihnen damit künstlich eine Quelle reinster Freuden, verpönt und würfelt wahllos das Höchste und das Gemeinste unter einander, läßt die Jungen in dieser Beziehung gänzlich unberathen und unvorbereitet in's Leben treten und bringt sie damit schließlich in fortgesetztes Aergerniß. Denn auf Schritt und Tritt treten ihnen in Anlagen, Museen, auf Plätzen, in Ausstellungen ꝛc. Darstellungen von Menschen aus dem goldenen Zeitalter vor Augen. Der andere Weg: man gewöhnt die Kinder durch Aufstellung geeigneter Skulpturen im Wohnraum zum unbefangenen Anblicke keuscher Leiber, impft ihnen gleichsam das Gefühl ein, daß es keine Schande ist, überhaupt einen Körper zu besitzen, dessen man sich unter allen Umständen nur schämen müßte und dessen Darstellung Teufelswerk sei, und verhilft ihnen auf diesem Wege gleichzeitig zu einer Summe starker ästhetischer Vorstellungen und Erkenntnisse, die wohl im Stande sind, im Kampfe mit Erinnerungen an gesehene unreine Dinge die siegreiche Oberhand zu gewinnen.

Die auf erstgenanntem Wege Erzogenen bilden leider die große Mehrheit in unseren Landen. Wer will leugnen, daß die ideale Darstellung eines Jungfrauenkörpers, und wenn dem Ganzen noch so deutlich der Stempel reinster Unschuld aufgeprägt ist, in dem und jenem Menschen nicht auch unreines Begehren zu erwecken im Stande wäre? Wer wollte bestreiten, daß es eine Menge verbildeter weiblicher Individuen giebt, die sich beim Anblicke eines dreijährigen, unschuldigen Pausbacks in der Badewanne mit beleidigter Prüderie schamhaft zur Seite wenden? Sie sind so zahlreich wie der Sand am Meere. Es läßt sich sogar behaupten, daß jeder Durchschnittsgebildete bis zu einem gewissen Grade, so weit es sich nämlich um's Nackte handelt, Pietist ist.

Man denke auch nicht, daß alle Künstler von vornherein frei von diesen Vorurtheilen wären! Namentlich bei den jungen, die noch in den Vorhöfen der Kunst stehen, sind die Nachwirkungen einer verblendeten Erziehung gewöhnlich viel zu stark, als daß sich in ihnen der Anblick schöner Leibesformen nicht auch mit geschlechtlichen Vorstellungen verbände. Nur die intensive Arbeit im Schweiße des Angesichts vor dem Modelle, die zu unreinen Gedanken gar keine Zeit läßt, führt sie schließlich wieder auf den rechten Weg. Bei vielen stellt sich die Correctur irrer Begriffe freilich auch erst im Mannesalter ein, wie es ebenso nicht Wenige giebt, die sich überhaupt nicht mehr frei machen können und die Kunst in Folge falscher Erziehung in dem genannten Sinne fortgesetzt mißbrauchen. Wahre Künstler sind's natürlich nicht!

Die erwähnte planmäßige Erziehung muß schon im zartesten Alter einsetzen. In meinem Zimmer befindet sich das anfangs genannte Mädchen von Schlüter. Mein fünfjähriger Junge fragte mich beim erstmaligen Sehen noch einigem Sinnen: „Vater, nicht wahr, das ist ein Engel?" — Dies nur als einen von den vielen Beweisen, daß ein unverdorbenes Kind im Nackten etwas ganz Natürliches und nicht im Geringsten Anstößiges erblickt. Dergleichen Bedenken treten immer viel später auf und werden in das von Natur durchaus naive Wesen erst künstlich hineingepflanzt. Das angeführte Beispiel bezeugt weiter, daß oft ein Kind, das noch gar nicht weiß, was Kunst überhaupt ist, viel eher den Hauch des Reinen und Unbefleckten wahrnimmt, als nuditätenschnüffelnde „Gebildete". Wie könnte sonst der Kleine das Kunstwerk so harmlos mit den Besten, die ihm bekannt sind, gleichstellen! Was kein Verstand der Verständigen sieht, das übet in Einfalt ein kindlich Gemüth!

Wie anders muthet folgende Kritik derselben Kunstschöpfung an! Ein besorgter Vater, dessen zehnjähriger Sohn bei Gelegenheit des Ferienaufenthaltes in einer nahewohnenden Familie möglicher Weise auch mein Haus betreten konnte, schrieb mir vorher: Er habe leider bei seinem letzten Besuche hier Anstoß an einer nackten Frauengestalt genommen und fürchte, daß das Herz seines Kindes durch das Sehen solchen Dinges getrübt werde. In seiner Jugend habe er auch einmal solch ein schlechtes Bild gesehen und sähe es noch heute, nach Jahrzehnten, vor sich. Er wisse, daß er seinen Sohn nicht vor allem Unreinen und Gemeinen behüten könne: wo er's aber vermöchte, wolle er's thun. Deßhalb bäte er, dieses Bild während des Besuches seines Kindes wegzunehmen ꝛc. Der Erinnerung an eine

überdies ganz flüchtig gesehene, herrliche Idealgestalt, aus der anderen die Gottesebenbildlichkeit entgegenlacht, wird hier skrupellos die Erinnerung an ein unzüchtiges, gemeines und unreines Ding an die Seite gestellt. Wie verderblich diese Bildungslücke sein kann, sieht man am besten aus dem erwähnten nachhaltigen Eindrucke des unzüchtigen Bildes. Ich selbst habe als junger Mensch — wem wäre das erspart geblieben — nicht bloß ein obscönes Ding sehen müssen, und dennoch hat kein einziges einen so starken Eindruck hinterlassen, daß ich mich heute noch darauf besinnen könnte, geschweige denn, daß mich eines in schwacher Stunde fortgesetzt verführerisch und belästigend umgaukelte. — Mir ist bekannt, daß vor Kurzem ein älterer Mann einen Villenbesitzer bat, doch den „nackten Jungen“ (den bekannten betenden Griechenknaben) aus seinem Garten zu entfernen, er nähme Anstoß daran. Das ist sexuell pervers und gehört in dieselbe Rubrik!

Am unangenehmsten aber ist, daß solche, die schlechthin alles Nackte als unsittlich beurtheilen, gewöhnlich nicht die geringste Rücksicht auf Andersdenkende nehmen und ihre unbefangenen Mitmenschen mit ihrer ausdringlichen Offenheit fortgesetzt beleidigen. Die meisten ermannen sich in Gesellschaft eines „Frommen“ gar nicht zur freimüthigen Bekennung ihrer Ansicht und lassen aus Befangenheit oder um des lieben Friedens willen lieber ein keusches Kunstwerk begeifern und auf eine Stufe stellen mit den berühmten, sinnenkitzelnden „Actbildnissen (wichtig für Künstler)“, die überall annoncirt werden, anstatt durch eine derbe Zurechtweisung den Sittlichkeitswächter zum Schweigen zu bringen.

Nun läßt sich aber eine ganz merkwürdige Inconsequenz beobachten. Dieselben pietistischen Feinde alles Nackten sehen nicht das geringste Anstößige darin, daß beispielsweise der Hirt im Hohenlied Salomonis in glühender Sprache den Leib der Hirtin Sulamith besingt; erachten also etwas auf poetischem Gebiete für denselben bibellesenden Jungen für vollkommen gefahrlos, vor dem sie jegliches Gleichartige aus der bildenden Kunst ängstlich verbergen. Denn das alles, so heißt es, hat nur übertragene Bedeutung. Es soll das Verhältniß zwischen der Gottheit und seiner Gemeinde unter dem Gleichniß zweier Liebenden geschildert werden. Dabei wird vorausgesetzt, daß jeder gläubige Christ, sei es Kind, sei es Erwachsener, ohne weiteres „überträgt“. Die Sache steht in der Bibel, ergo ist sie nicht unsittlich; und wer einen Liebesgesang dem Wortsinne nach versteht, der faßt ihn eben ganz falsch auf. Schon von Alters her sind Theologen dieser allegoristischen Selbsttäuschung entgegengetreten, ungeachtet aller Anfeindungen. Seit Herder's gesammelten Liedern der Liebe aus dem Morgenlande hat sich auch eine vernünftigere Beurtheilung mehr und mehr Bahn gebrochen. Der Pietist jedoch hält fest an der „übertragenen“ Bedeutung. Mag sie es nun sein oder nicht, auf jeden Fall muß das Poem vom Orthodoxen, wenn er consequent sein will, unter das höchst Anstößige gerechnet werden. Man bedenke die Bilder:

„Meine Freundin, du bist schön, siehe, schön bist du.

Deine Augen sind wie Taubenaugen . . . Wende deine Augen von mir, denn sie machen mich brünstig . . .

Deine Lippen sind wie eine rosinfarbene Schnur . . .

Deine Wangen sind wie ein Ritz am Granatapfel . . .

Deine Zähne sind wie eine Herde Schafe, die aus der Schwemme kommen, die allzumal Zwillinge tragen, und ist keins unfruchtbar unter ihnen.

Dein Hals ist wie ein elfenbeinerner Thurm . . .

Deine zwei Brüste sind wie zwei junge Rehzwillinge, die unter den Rosen weiden . . .

Wie schön sind deine Brüste, meine Schwester, liebe Braut . . .

Deine Lenden stehen gleich aneinander, wie Spangen, die des Meisters Hand gemacht hat.

Dein Nabel ist wie ein runder Becher, dem nimmer Getränk mangelt.

Dein Bauch ist wie ein Weizenhaufen, umsteckt mit Rosen.

Wie schön und lieblich bist du, du Liebe in Wollüsten.

Deine Länge ist gleich einem Palmbaum und Deine Brüste den Weintrauben“ ꝛc.

Muß der Pietist im geheimsten Innern nicht geradezu ein Grauen verspüren und die bange Frage aufwerfen, ob es denn nicht bessere und würdigere Gleichnisse für den besagten Zweck gegeben hätte?

Die Sache ist aber in Wirklichkeit sehr einfach. Ebenso wie die Tendenz des Ganzen (— eine in den Harem Salomos entführte Hirtin Sulamith bleibt gegenüber den Lockungen des Königs standhaft und wird schließlich ihrem Geliebten zurückgegeben —) sittlich ist, so bekunden auch die überschwenglichen Lobpreisungen der leiblichen Vorzüge der Geliebten nichts weiter als ein überaus naives, ästhetisches Wohlgefallen an hervorragender, gottgeschenkter Körperschönheit. Zieht man dabei noch in Betracht, daß der Sänger des Canticus canticorum geistig Geschautes in der glühenden Phantasie des Orientalen wiedergiebt, die uns kalte Nordländer beinahe stark sinnlich anmuthet, so werden wir ihm als Dichterkünstler getrost gleichen Werth beimessen können, wie dem Bildhauer, in dem sich hohe Freude über die Gottesebenbildlichkeit des Menschenleibes zu einem Lobpreis in der Form einer Sculptur verdichtet.

Der biblische Sänger greift, worauf größtes Gewicht zu legen ist, nicht irgend einen Körpertheil so heraus, daß man ihm ein speciell sexuelles Wohlgefallen nachweisen könnte; er besingt vielmehr alle Glieder gleichmäßig als ein schönes Ganzes mit derselben Inbrunst. (Giebt es wohl ein treffenderes und poetischeres Gleichniß für die feuchtschimmernde Reinheit und Vollständigkeit der Zähne, als das vom Dichter gebrauchte?) So ist's bei jedem Künstler und Kunstverständigen. Sie sehen immer das Ganze und bekommen vor einer nackten Brust u. a. noch lange kein Herzklopfen. Daß der Pietist nicht nur im Kunstwerk, sondern auch beim wirklichen Körper an der Existenz von Brüsten, Bauch und Schenkeln stets sittlichen Anstoß nimmt, dafür können diese Körpertheile nichts, und daran ist auch jede Kunstschöpfung schuldlos. Der Frömmler setzt eben ohne Weiteres voraus, daß jeder Kunstsinnige den Anblick solcher Dinge, ohne Schaden an seiner Seele zu nehmen, ebenso wenig ertragen könne, wie er selber.

Nur mit den angeführten Voraussetzungen wird jede Darstellung keuscher Nacktheit — sei es z. B. das Hohelied, sei es z. B. das Schlüter'sche Mädchen — zu einer Quelle reinsten, ästhetischen Genusses. Nur wer seine Kinder von früh auf an den Anblick des Nackten in der bildenden Kunst gewöhnt, darf ihnen dann später auch solche biblische Bücher ohne Prüderie vertrauensvoll in die Hand geben. Wahnwitz aber ist es, wenn man auf der einen Seite mit Nacktscheuklappen durch die Welt rennt und auf der anderen ganz consequenzwidrig den Hanswurst von der übertragenen Bedeutung springen läßt.

Feuilleton.

Mann und Weib.

Skizze von A. Halbert.

„Sie sind nicht Mutter, wenn Sie dieses Gefühl nicht begreifen können,“ hat er ihr gesagt.

Sie schritten auf lehmigem Boden einher, am Rande des Flusses. Ueber ihren Häuptern säuselten die Bäume mit ihren kindlichen, jungen Knospen.

Hand in Hand waren sie gegangen. Jetzt fühlte er, wie sich die ihrige zu befreien suchte.

„Warum?" sagte er flehend.

„Weil Sie ein Kind sind."

Da gab er in einem Anfluge von Trotz ihre Hand frei: „Ein Kind, das Mutterliebe besser versteht, inniger fühlt als die Mutter ..." Und er begann ihr auseinanderzusetzen.

„Ja — Mutterliebe, sage ich ... Nur damit kann ich dieses „Frühlings-Dämmern" vergleichen ... Zuerst, wenn alle Knospen sich entfalten, wenn sie trotzig aus der Erde treiben, die kleinen Gräser, wenn sie mit ihrem scheuen Duft mit den Lüften kosen — da ist man froh ... und öffnet die Augen und sieht ... und athmet mit allen Poren ... Aber wenn die Zweige immer dicker wachsen, wenn die Blätter rund und spitz werden und das Gebilde der Adern das satte Grün durchbricht, wenn die Knospen ihre schwellende Rundung durchbrechen, da überkömmt's mich traurig ... Die Natur entwächst meinen Augen, meinen Sinnen ... Ich sehe nicht mehr, wie sie gedeiht ..."

Die Wellen unten gingen mit murmelndem Geräusch, wie neckend leckende Zungen.

Im Widerspiegel sah man die Sonne, erhitzt, durchglüht, roth und zerfließend.

Sie setzten sich ihr gegenüber und schauten lange in das ewig sich wiederholende Wunder der Natur.

Er legte sein Haupt in ihren Schooß und sie berührte es mit heißen Lippen.

„Mutter!"

Leise sagte er es; und sie:

„Kind!"

— — — — — — — — — — — — —

Huschende, lichterobernde Abend-Schatten der Dämmerung ...

Beider Gesichter glühen. Sie sitzen Wange an Wange, fieberheiß, fiebergeschüttelt.

Seine Hand rankt sich um ihre Hüfte.

Des kosigen Maies jauchzender Liebessang hallt durch die Lüfte.

Und es locket und jubelt und ruft und rauscht und sehnt — die lenztrunkene Natur, die hochpochende Menschenbrust ...

Und aus bangendem Glücksgefühl und ahnendem Traumleben erwacht ihre Stimme:

„Kind?"

Sein gelblich-feines Gesicht mit der krausigen Haarfülle blickt empor:

„Mutter?"

Durch die Dämmerung kommt ein Luftzug keuscher, gesättigter Schönheit ...

Mann und Weib ...

— — — — — — — — — — — — —

Er sagt: „Wenn ich erwache, ist sie da, sie prangt, sie blüht, aber entwickelt sich nicht mehr ... Ich fühle ihren Duft — ich sehe ihn nicht ausströmen ..."

Ein Sehnsuchtston mischte sich in seine Stimme und machte sie heiser, dämpfte, verschleierte sie.

Das Weib an seiner Seite blickte mit meerfarbenen Augen in's Weite, dämmernd, ahnungsvoll.

„Und — ich fühle, so muß es einer jungen, liebenden Mutter um's Herz sein, wenn ihr Liebling des Wachsthums, des Blühens entwächst ... Wenn er Tag um Tag älter, runder, formvollendeter wird ... Und sie sieht, wie er groß wird, wie er ein Selbstleben beginnt, wie seine Kräfte sich entfalten, seine Neigungen, sein Wille, eigen, mächtig, ungehemmt ... Bald ist er groß, ihrer Obhut entwachsen ... Er ist da ... er wird nicht mehr ... Sie kann wenigstens dieses Werden nicht mehr überwachen mit sorgsam-mütterlichem Blick ... Da wird's kalt um's Herz ... eine stolze Kälte ..."

Ein Sinnen huschte über seine Züge, ein weiches, mütterliches Sinnen ...

Sie legte ihre Hand auf seine Schulter. Dann nahm sie ihm den Hut vom Haupte und fuhr mit der Hand durch sein Haar: „Weiberhaar", sagte sie lächelnd.

„Wir wollen uns setzen."

Sie stiegen einen Hügel hinauf, in den Wald. Ein kühlfächelnder Wind schüttelte leise das Geäst.

— — — — — — — — — — — — —

War das ein jauchzendes Singen im Walde! Und ein singendes Jauchzen im Herzen!

Und eine lachende Sonnigkeit in den Augen. Und ein sonniges Lachen um die Lippen!

War das ein glitzerndes Kosen in den Lüften — und ein kosendes Glitzern von rothgehauchten Lippen und glanzweißen Zähnen!

Ein Odem ging, duftig und weich: Wald-Liebe-Odem,
Und ein Beben durch's Herz: Liebes Dämmer-Beben.
Die Bäume standen still und neigten sich ... neigten sich ...
Und die Herzen hielten an und horchten ... horchten ...

Da — ein Brausen und Schallen, ein Sausen und Wallen, dämmervernichtend, schrankendurchbrechend — die Glieder schwellen und beben und schauern — da erhebt sie sich, stark, mit aller Kraft und wie verhaltenes, klagendes Schluchzen klingt es:

„Mutter! — —"

Er fühlt einen heißen Strom die Adern durchrieseln — dann eisigkalt ...

Und es leuchtet und blitzt in seinen Augen ..., und um die Mundwinkel zuckt es ...

Dann sinkt er auf den grünen Natur-Teppich und umfaßt ihr Knie und in heiligem, weihvollem Schwur sagt er:

„Mutter!"

Das Meer des Lebens rauscht sich Geheimnisse zu:

Mann und Weib ...

Aus der Hauptstadt.

Die Nebensache.

So lange die Frauen mit den Göhren fort waren, gab man sich der Reihe noch allwöchentlich eine Bowle. Das hatte mancherlei Vortheile. Erstens empfingen die Gattinnen weinfrohe Ansichtspostkarten, aus denen sie zu ihrer Beruhigung entnehmen konnten, daß ihre Männer auch während der schlimmen Strohwitwerzeit treu zusammenhielten und in schöner Einsamkeit zu Vieren den grimmigen Trennungsschmerz auskosteten. Denn daß die Woche sieben Abende hat, sechs demnach für Thorheiten frei bleiben, wenn man nur einen der Rundbowle widmet, daran dachte Frauenlogik wie immer erst zu spät. Auf der anderen Seite war die Bowleneinrichtung insofern von Nutzen, als sie gelegentlich anderen lästigen oder lustigen Verpflichtungen gegenüber in's Feld geführt werden konnte. Zum Beispiel bei Erbonkel Eduard, der widerlichen Scatratte, die den bedauernswerthen Assessor zwang, Abend für Abend um einen halben Pfennig den Point zu tourniren und selbstverständlich den halben Pfennig regelmäßig einzubüßen. Zum Beispiel bei der kleinen Amanda mit den unsecessionistischen Hüften, die ihren Director allabendlich nach Wannsee oder gar Halensee entführen wollte und rücksichtslos eine Entdeckung geradezu heraufbeschwor. Sie hatte ja allerdings auch nichts dabei zu verlieren, sie nicht ... So war es ganz natürlich, daß die mit zwei multiplicirten Kastore und Pollure den Bowlenabend regelmäßig herzlich begrüßten. Besonders angenehm dünkte sie immer der beim Herrn Generalvertreter. Seine Hummern waren die Meeresfrische selbst; seine Rebhühner zauberten auch Phantasielosen den goldenen Augusttag über'm Stoppelfeld mit allem Duft und Glanz vor das sogenannte geistige Auge. Daß er die beste Cigarre von Berlin NW führte, wußte man nicht nur in der Brückenallee. Und dann die Bowle ... Es ist fraglich, ob die nach uns Kommenden mit dem Sonnenjahrwein von 1904 und Heidsieck Monopol eine Pfirsichbowle schaffen können, wie die des Generalagenten war, der doch bloß einen besseren Mercier und einen mittleren Trarbacher anwandte.

Die neue Photographie Amandas war besichtigt worden, und ihre allerliebst durchbrochene Blouse hatte Beifall gefunden. Jetzt starrten die Herren, gesättigt und getränkt, in's verglimmende Abendlicht, jeder, wenn man so sagen darf, mit seinen Gedanken beschäftigt.

„Solch Mädel hat es gut," bemerkte nach einer recht langen Pause der Fabrikant a. D. Man sah, er hatte sich die ganze Zeit über mit Amandas Blouse befaßt. „Unsereiner schleppt während dieser blödwitzigen Gluth Rock und Weste, Hosenträger, Ober- und Netzhemd auf dem triefenden Leibe umher — und den Frauenzimmern genügt ein halbes Pfund Musselin mit zwanzig Gramm Spitzen."

„Na ... ich weiß nicht," unterbrach ihn der Director. „So einfach ist die Geschichte doch nicht. Sie überschätzen das, oder unterschätzen es — wie Sie wollen." Er war offenbar im Zuge, mehr zu verrathen, besann sich jedoch und reichte dem Wirthe das geleerte Glas hin.

„Von Ihrem Automobil hört man ja kaum noch," wandte sich der Generalagent an den Fabrikanten a. D., nachdem er seine Gäste mit neuem Stoff versehen hatte. „Haben Sie's satt bekommen?"

Der Rentner dehnte sich in seinem Korbstuhl. „Was kriegt man in diesem Sommer nicht satt? So ein aufgeregter, schweißtreibender Sommer! Immer muß man auf dem qui vive stehen; für unschuldige kleine Passionen bleibt einem heuer gar keine Zeit. Nu, und das Automobil ... Seitdem schon jeder Minister fährt, hat's für unsereins nur noch wenig Reize."

Niemand nahm die Glosse auf. Alles nippte und qualmte.

„Also dann, meine Herren, in Gottes Namen! Brechen wir unseren Eid, reden wir über Politik! Wir schlafen sonst ein." Der Assessor selber war es gewesen, der beim Beginn der Bowlenabende die Genossen mit feierlichem Schwur dazu verpflichtet hatte, kein Wort über Dinge zu verlieren, die alle Welt erörterte. Man hatte sich das lässige Geplauder über Persönliches, Ganzpersönliches, über Privatfreuden und -leiden so nett gedacht, glaubte sich gerade dadurch recht nahe zu rücken. Bisher war es auch gegangen. Heute aber versagte die Maschine. Ihnen Allen kam heute das, was sie gewissermaßen nichtamtlich thaten, so unbedeutend und uninteressant vor, im Vergleich mit den großen Geschehnissen, die alle Herzen bewegten.

„Werden Sie noch Harpener zukaufen?“ fragte der Fabrikant den Director. Ein Seufzer der Erleichterung rang sich aus jedem Herzen, und sofort ward aus jedem Glase ein kräftiger, ein wirklicher Mannesschluck genommen.

„Sie können sich die Börse von heute nicht vorstellen,“ wich der Director diplomatisch aus. „Solch ein Geschäft gab's selbst an den wildesten Wintertagen nicht. Vor Lärm und Geschrei kam ich kaum zum Auftragertheilen. Man erlebt viel im Leben; diese Scenen im August jedoch —“

„Für Gelsen hätt' ich immer noch was übrig,“ warf hier der Assessor mit gespannter Miene ein.

„Darf ich Ihnen ein Geständniß machen?“ Der Director senkte die Stimme. „Wir waren alle paff, als es kam. Das hatte keiner vermuthet. Meine Procuristen sahen mich, ich sah meine Procuristen an. Zum Unglück war auch Mankiewitz auf Urlaub. Ich gesteh' es ganz offen ein, den hätt' es wohl nicht überrumpelt. Na, vorbei. Nur so viel: Möller hat schlecht an uns gehandelt, schlechter als der ärgste Börsenfeind. Wenn man uns sogar die Ferien vernichtet, wie sollen wir dann während der Arbeitsmonate Lust zum Schlafen haben?“

Die Ironie des Directors verfing nicht. „Einen Tip könnten Sie uns schon geben,“ drängte der Assessor. „Das sind Sie solch einer Bowle schuldig.“

„Kaufen Sie Consols. Mehr weiß ich nicht.“

Die Herren waren sämmtlich sehr lebendig geworden. Mit breitem Schmunzeln erzählte der Generalvertreter, daß er Bochumer, Hösch und Siemens losgeschlagen habe, und die Erinnerung an den schönen Profit bewog ihn, zum Buffet zu gehen und etwas Kräftigeres als den besseren Mercier in die zweite Bowle zu gießen. Dem Fabrikanten war nicht ganz wohl zu Muthe. Er hatte sich erst heute von Neuem ziemlich hoch engagirt, und das pythische Gebahren des Directors erfüllte ihn mit einiger Unruhe.

„Man sollte doch meinen — bei der Stimmung des Publicums, der riesigen Kauflust ... Ein paar Wochen lang wird's schon noch anhalten.“

„Ja, das Publicum!“ stöhnte der Director. „Das ist's ja eben. Man drängt und stößt uns vorwärts. Die Banken können, die Banken wollen ihre Actien jetzt nicht hergeben. Wir müssen schon nothgedrungen abwarten, nachdem die Schlacht einmal begonnen hat. Und nun kommt Ihr liebes Publicum und kauft Hibernia, und kauft Gelsen und Harpen und Consolidation. Ja, zum Kuckuck, daß die Course da in's Verrückte steigen, das ist doch kein Wunder. Platzt morgen der Bovist, dann schiebt man der Börse wieder alle Schuld in die Schuhe. Der Börse, die entschlossen war, kaltblütig zu bleiben, und die nun wehrlos zusehen muß, wie Alles im Goldfieber rast.“

„Bis Ende August dauert's noch,“ beharrte der Fabrikant trotzig. Ihm schmeckte die Cigarre plötzlich nicht mehr.

Der Assessor sah zerstreut auf einen rothen Hut hinab, der sich graziös wippend über den Fahrdamm bewegte. Wenn ihm jetzt der große Schlag gelänge ... Selbst vom Onkel und seinen Banausenlaunen wäre er dann unabhängig ... „Ich glaube, falls nichts dazwischen kommt, kann man seine Position noch ruhig halten.“

„Falls ...! Aber Port Arthur! Aber Kuropatkin! Und vergessen Sie Tibet nicht! Werden die Japaner jetzt bei Liaujang geschlagen, dann mag sich John Bull gratuliren. Die Revanche für Lhassa würde nicht lange auf sich warten lassen. Brüsk ein paar Handelsschiffe fortgenommen oder versenkt — und der Krawall ist da. Eine Flotte hat Rußland ja nicht mehr zu verlieren.“

„Auch die eilige Sache mit Amerika und der Türkei gefällt mir nicht,“ unkte jetzt der Generalvertreter. „Es ist nur gut, daß Deutschland so unbedingt streng Frieden hält und so gar keine Sorgen hat. Das läßt hoffen.“

Wie er das sagte, griff er zufällig in die Brusttasche. Eine Feldpostkarte aus Okahandja fiel ihm in die Finger. „Ah ja,“ gähnte er. „Der Krieg ... Es ist ja noch immer Krieg dort unten ...“ „Da schreibt mir der Herr Militär-Intendantur-Secretär, Vetter meiner Frau. Es geht ihnen schlecht, den armen Kerls, im Hererolande. Schlafen auf den Fliesen verbrannter Farmen. Werde Morgen zu Boenicke und Eichner fahren, Liebesgabe einpacken lassen, hundert Fünfzehnpfennig-Cigarren. Langweilige Kiste, dieser Hererokrieg. Zum Stiefel ausziehen. Na, Gottlob — es giebt sich ja auch kein vernünftiger Mensch mit solcher Nebensache ab ... Hm. Das muß ich Ihnen doch gestehen, meine Herren, für Eisen und Stahl hab' ich eigentlich mehr Meinung als für Kohle. Passen sie auf, Eisen kommt jetzt. Der Trust wird die Course noch tüchtig in die Höhe schrauben. Auch Elektricitätsactien ...“

Die Springprocession-Cultur.

Von Josef Rieder (Genf).

Die Letzten werden die Ersten werden. Diese Verheißung würde keinen üblen Trost für den sich immer unglücklich fühlenden Nachtrab bilden, wenn nicht der fatale Zusatz dabei stünde, — drüben in der Ewigkeit. Hier auf der Erde wettet Niemand im Ernst auf die Letzten, und wenn man auf sie Preise aussetzt, so geschieht es höchstens, um der Aermsten noch zu spotten. Das Himmelreich aber steht in keinem allzu hohem Course heutzutage.

Wir sind ja etwas zahmer geworden in dieser Hinsicht, ob aber zahmer von Herzen, das fragt sich erst. Vielleicht ist es auch immer die dunkle Ahnung, daß uns selbst der Spottpreis zufallen würde, und nichts fürchten wie so sehr, wie den Hohn in unserer zartnervigen Zeit.

Merkwürdig! Theoretisch haben wir uns zur Cultur der Gleichheit bekannt, geläufig ist uns die Lehre, daß das Hervorragen Einzelner für das Gedeihen des Ganzen von Schaden ist, daß der Nachtrab einen Schandfleck auf dem sonst so blanken Schild unserer Cultur bedeutet, — und praktisch! Sehen Sie sich nur um. Eine unheimliche Jagd, ein tolles Wettrennen um den ersten Preis auf allen Gebieten des menschlichen Lebens.

Um die Ersten in jeder Form dreht sich Alles. Der Erste, der bei einem Wettrennen durch's Ziel geht, der stärkste Mann der Welt, den noch Keiner besiegt hat, der dickste Mann der Welt, der am höchsten zu springen und am tiefsten zu tauchen, die schönsten Purzelbäume zu schlagen vermag. Der am tiefsten in die Erdrinde eindrang und sich am höchsten über sie erhob; der am ersten einen Gipfel erstieg und der am ersten von einem Gipfel heruntergefallen ist, ihnen Allen jubelt die Menge zu. Es giebt ja Vielerlei in dieser Beziehung, so viele Möglichkeiten, den ersten Preis zu erringen und doch sind ihrer immer noch zu wenig. Wie wäre es sonst möglich, daß selbst noch unsere vierbeinigen Brüder zum großen Wettrennen um den ersten Preis mit herangezogen werden; dem größten Elephanten, dem dümmsten Kameel, dem dicksten Schwein, ihnen allen geht es nicht schlecht. Sie bekommen besseres Futter, als ihre Brüder und Schwestern und bringen ihrem zweibeinigen Besitzer ein schönes Stück Geld, wie er es sich auf anderem Wege wohl schwerlich zu erwerben vermöchte.

Doch wohl nur jene, die von der erhabenen Lehre der Gleichheit nichts wissen wollen, die Zurückgebliebenen und Rückschrittler betheiligen sich an der Preisbewerbung und setzen Preise aus für die Ersten.

Aber nein. Wenn der stärkste Mann der Welt im Circus um die Siegespalme kämpft, da bringt auch der Mann, der sonst nach Gleichheit schreit, seinen sauer verdienten Groschen als Opferpfennig dar. Für was und warum? Wie schwach ist doch der stärkste Mann der Welt in unserer Zeit des Dampfes und der Elektricität. Stellt ihn auf eine elektrische Schnellbahnlocomotive, — kann er die Hebel so drehen, daß der Zug über seine Höchstgeschwindigkeit hinausgeht? Stellt ihn an einen Webstuhl, an dem sich winzig feine Seidenfäden einem glänzendem Stoffe verweben, was wird ihm da seine Kraft nützen?

Ihr könntet ihn höchstens als Lastenträger brauchen. Er kann vielleicht fünfmal so viel tragen als ein normaler Mensch. Aber was soll das heißen, — ein eiserner Krahn trägt tausendemal so viel. Und wenn der stärkste Mann wirklich fünfmal so viel trägt als ein Anderer, will er nicht auch fünfmal so gut bezahlt sein? Wie verträgt sich das mit der Gleichheit?

Warum poussirt Ihr ihn also? Soll er vielleicht die Sache des Proletariats führen? Eine mörderische Kugel streckt ihn ebenso leicht zu Boden wie den Schwächling, und wenn es sich um's Zerstören handelt, zum Bombenwerfen ist der schwächste Arm noch stark genug.

Und Ihr wollt ja auch gar nicht zerstören, sondern nur friedlich hineinwachsen in eine neue Weltordnung. Was sollen sie Euch dazu, alle Jene, die die Natur mit außerordentlichen Fähigkeiten ausgestattet hat und Denen Ihr zujubelt?

Ist das Verrücktheit — und wenn schon, hat sie wenigstens Methode. Manchmal möchte man in der That daran zweifeln, daß unser ganzes Streben und Arbeiten einen vernünftigen Sinn hat. Da kommt einem die Menschheit wie eine Procession vor, die sich auf einer mit Gold gepflasterten Landstraße vorwärts bewegt. Alle wollen von dem berühmten Gelde, das bekanntlich auf der Straße liegt, Jeder natürlich möglichst viel, und Manche haben es sehr eilig. Sie rennen weit, weit voraus. Der große Haufen wüthend hinterher, fluchend und schreiend, die frühen Vorläufer verwünschend, die das Beste wegnehmen.

Sie schimpfen mit Unrecht, besonders auf die Bestgehaßten, die ganz vorne laufen. Wohl heben sie schneller auf als die anderen, aber sie verlieren auch leichter, denn ihre Taschen haben gewöhnlich große Löcher. Das Meiste kommt wieder auf die große Masse, die geschlossen vorwärts strebt. Nur Wenige verstehen es richtig einzupacken; diese drücken sich seitwärts in die Büsche und verzehren ruhig ihren Raub; die Masse beachtet sie gar nicht.

Und hinter der geschlossenen Truppe der Nachtrab — die Aermsten, die nicht Schritt halten können, — diese schimpfen ihrerseits auf die Menge und auch mit Unrecht, wie mir scheint. Wenn es vorwärts geht, haben auch die Normalmenschen noch Löcher in den Taschen.

Aber es geht nicht immer vorwärts. Die Ersten ermatten einmal. Mancher von ihnen fällt erschöpft zu Boden, die Menge schreitet über ihn hinweg, zerstampft ihn und freut sich nun kindlich, daß wieder einer der Spitzbuben, die alles fortnehmen, beseitigt ist.

Leider dauert die Freude nicht lange. Es will gar nicht mehr vorwärts gehen ohne Vorläufer, und nun wählt sich die Masse selbst solche aus, pflegt und hätschelt sie. Diese Lieblinge sind auch wirklich zu manierlich. Sie halten gerade genügend Abstand, um den Haufen nicht zu erzürnen und ihm doch den Eindruck vorzutäuschen, als ginge es immer noch vorwärts.

In Wirklichkeit aber geht es bereits rückwärts und die Ersten sind nichts weiter als die Letzten nach zurück. Niemand merkt es. Man erntet ja noch immer, denn die Nachlese ist ja auch eine Ernte. Ist auch der Ertrag mager — die Zeit ist eben schlecht. Man muß sich einschränken und beredte Lippen predigen die weise Lehre von Geduld und Entsagung.

Noch geht die Procession rückwärts, da bemerken die Ersten, richtiger die Letzten, auf dem Marsche nach Rückwärts, daß vor ihnen noch Leute sind, die eifrig Goldstücke auflesen, und es bleibt ihnen auch nicht verborgen, daß sie sich immer mehr von ihnen entfernen.

Wie die nur hinkamen, — unbegreiflich. Sie haben doch genau aufgepaßt, daß Keiner zu weit vorwärts kam. Und doch ist keine Hexerei dabei. Die einfachste Sache von der Welt. Das sind Jene, die sich rechtzeitig gedrückt, in aller Gemüthsruhe ihren Antheil auf einer saftigen Wiese, in einem schattigen Walde verzehrt hatten.

Wohl blieben sie Anfangs zurück — und verloren die Procession aus ihrem Gesichtskreis. Als aber diese rückwärts ging, da hatten sie nicht mehr nöthig, als einen Sprung auf die nunmehr freie Landstraße zu machen und waren nun mühelos die Ersten.

Die anderen Ersten von des großen Haufens Gnade, die Letzten auf dem Marsche nach Rückwärts, geberden sich nun wie toll. Sie wiegeln die Masse auf: „Cultur, Sitte und Ordnung, unsere heiligsten Güter sind in Gefahr. Auf, ihnen nach!" Nun gehen sie wirklich vorwärts, — zögernd Anfangs folgt der Haufen, und alsbald ist die Hetzjagd von Neuem in vollem Gang.

Drei Schritte vorwärts — einen zurück, genau so, wie bei der berühmten Springprocession in Echternach.

Manchmal, wenn man nicht gerade bei einem guten Mahl sitzt, oder sonst eine der vielen Annehmlichkeiten des Lebens genießt, kommt einem das ganze Treiben wirklich so lächerlich vor. Man lacht dann über die Ersten, die große Masse und über die Letzten erst recht, und über sich schließlich auch, denn irgendwie ist man ja doch bei dieser Springprocession betheiligt.

Die armen Letzten, es scheint ganz unmöglich für sie, je an die Spitze zu kommen. Selbst wenn sie gute Beine hätten. Erst durch die Menge hindurch. Das bringt Keiner fertig. Aber einen Weg giebt es doch. Bereit sein, wenn es anfängt, rückwärts zu gehen, sich dann in den Straßengraben werfen und nicht eher aufspringen, als bis der Zug vorbei ist. So können die Letzten auch in diesem Leben die Ersten werden. Und wenn es ihnen auch nicht gelingt, den richtigen Zeitpunkt zu errathen, — allzu schlimm geht es ihnen auch so nicht, wenigstens nicht so lange es vorwärts geht, wenn sie nur die Hände aufzuheben verstehen. Auf Ruhm vielleicht müssen sie Verzicht leisten. Nicht Jedem gelingt es wie dem letzten Mohikaner, sich einen Namen zu machen. Und der große Haufen, — viel wird über ihn gespottet, von Leuten, die selbst dazu gehören und von Anderen auch. Wer sich bei ihnen nicht wohl findet, braucht sich ja auch nur in den Straßengraben legen und abwarten. Auf alle Fälle kommt er entweder vorne oder hinten an. Der Nachtrab hat erst recht keine Ursache, auf die Menge zu schimpfen — welchen Zweck hätte es ohne ihr, die Hände aufzuheben. Und die vielbeneideten Ersten! Wäre es denn ein Vergnügen, ein Wettrennen ohne Zuschauer zu veranstalten? Ich glaube, das würde nicht einmal einem Rennpferd auf die Dauer Vergnügen machen.

Die so beneideten „Ersten". Wer nur sagen könnte, um was man sie eigentlich beneidet. Dafür, daß sie sich bis zur Erschöpfung ermüden, — daß die Menge mit allen möglichen Wurfgeschossen auf sie wirft, — und welche schwereren Geschosse stehen ihr heute zur Verfügung. Vielleicht dafür, daß man ihnen ein Denkmal setzt, nachdem man noch auf ihren todten Körpern herumgetrampelt ist?

Beneidenswerth sind nur die Wenigen, die sich rechtzeitig abseits gedrückt, und die Vielen, die von der Menge Gnaden den Nachtrab auf dem Wege nach Rückwärts machen dürfen.

Fürwahr, eine närrische Sache, diese Springprocession, Cultur genannt, und leider nicht eine bloße Phantasie. Die Geschichte hat uns gelehrt, daß es immer so gegangen ist, bis auf den heutigen Tag, — drei Schritte vor, — einen zurück und manchmal auch umgekehrt. Aber an die Geschichte glaubt Niemand mehr recht, — sondern nur an Geschichten und Ammenmärchen. Man versichert uns allen Ernstes, daß diese Springprocession heute ein überwundener Standpunkt ist oder wenigstens bald sein wird, daß es in der Zukunft ohne Vorläufer, ohne Nachtrab in wohlgeordneten Reihen, gleichsam im Parademarsch vorwärts gehen wird.

Wer es glaubt, mag selig werden in diesem Glauben — und wer glaubt, daß sie dann Alle glücklich sein werden, dem sei der siebente Himmel bescheert. Mir fehlt der Glaube an diesen Himmel, der Glaube an die gleichen Beine Aller, der Glaube endlich an die Zufriedenheit Derer, die in diesem aufgeschlossenen wohlgeordneten Parademarsch die Letzten sind.

Ich fürchte, daß sich der Menge zum Trotz Einzelne nicht nehmen lassen werden, vorauszueilen und Andere nach hinter den Letzten der großen Masse nachzutraben, daß es endlich auch nach wie vor Schlaue geben wird, die sich sachte in die Büsche schlagen und dort ihren Raub gemächlich verzehren.

Vielleicht könnte es anders gehen, wenn sie es anders haben wollten, wenn sie anstatt sich auf einen Haufen zusammen zu drängen, manierlich Abstand hielten, damit Jeder genügend Raum zum Leben hätte, genügend Raum, um vorwärts kommen zu können, wenn ihn seine Natur dazu drängt, — genügend Raum, um nach Rückwärts zu gelangen, ohne todtgetreten zu werden, wenn seine Kräfte nachlassen. Raum dazu für Alle hätte die große Landstraße, auf der das Geld liegt, sicher.

Wer aber predigt diese Lehre? Und wer würde sie hören wollen, wollte sie Jemand predigen. Niemand! Die Parole heißt Truppe und Parademarsch auf allen Gebieten des Lebens, Parademarsch im Gewerbe, in der Politik, in der Wissenschaft, der Kunst, — einfach in Allem. Ein Parademarsch mit einer Truppe, die außer gewöhnlichen Menschen auch aus Schnellläufern und Lahmen zusammengesetzt ist. Wie sollte es da ohne Vorläufer und Nachtrab abgehen, so lange es vorwärts geht?

So wird es wohl auch in der nächsten Zeit trotz aller Wahrsagerkunst nicht anders gehen, als drei Schritte vorwärts und einen zurück, wie bei der berühmten Procession von Echternach, und wir können schließlich noch zufrieden sein, wenn es immer so glimpflich abgeht.

Glücklich, wer seine Zeit begreift, wer aufzuheben versteht, so lange die Zeit günstig ist, wer gut geflickte Taschen hat und sich in Sicherheit bringt, ehe es zu spät ist. Wer uns nur den Eintritt des richtigen Zeitpunkt jeweils zweifellos sagen könnte, der wäre der beste Wahrsager.

Auf was deuten die Zeichen der Zeit?

Geht es vorwärts, — geht es rückwärts?

Die Menge will „Erste" und Größen haben, sie, die sonst mit Steinen nach ihnen wirft, lärmend und schreiend hinter ihnen herrennt, poussirt heute und liebäugelt mit Größen, verhätschelt sie förmlich. Und dies, während noch alle Welt im Gleichheitstaumel schwelgt.

Wer deutet die Zeichen der Zeit?

Offene Briefe und Antworten.

Ein ungelöstes Räthsel Goethe's.

In den Zeitungen wurde letzthin daran erinnert, daß ein von Goethe gedichtetes Räthsel immer noch der Lösung harrt. Es erschien zuerst in der Gesammtausgabe von 1814, ist aber viel früher verfaßt worden und zwar zu dem Zweck, den Aufführungen von Schiller's Turandot erhöhten Reiz zu geben. Schiller setzte seinen Ehrgeiz darin, für jede Vorstellung drei neue Räthsel einzulegen. Goethe half ihm mit vier kleinen Aufgaben, von denen eine bisher ohne Lösung geblieben ist; dies Räthsel lautet:

Viel Männer sind hoch zu verehren,
Wohlthätige durch Werk und Lehren;
Doch wer uns zu erstatten wagt,
Was die Natur uns ganz versagt,
Den darf ich wohl den Größten nennen:
Ich denke doch, Ihr müßt ihn kennen!

Unter diesem Mann, der „uns zu erstatten wagt, was die Natur uns ganz versagt", vermuthete man früher den berühmten — Luftschiffer Montgolfier, andere schlossen auf Fichte, den die Räthsel des Lebens erschließenden Philosophen, neuerdings rieth man auf Hufeland, der in seiner Makrobiotik, in der Kunst das Leben zu verlängern, allerdings die Natur zu erstatten wagt. Aber nicht in dem, was sie uns „ganz" versagt! Denn das Leben versagt sie uns doch nicht ganz. Das brachte letzthin einen Leser auf den schönen Gedanken, daß Christus gemeint sein müsse, der uns etwas gewähre, was die Natur uns allerdings ganz versage, das Leben nach dem Tode. Diese Lösung ist gewiß ganz hübsch, aber die Wendung zu „erstatten wagt", d. h. „anstrebt" oder „versuchend" unternimmt, paßt nicht recht auf den Ueberzeugungs- und Todesernst des Christenthumes.

Eine andere Lösung scheint mir viel näher zu liegen, ohne daß ich unbedingt behaupten möchte, daß sie die richtige ist. Aber sie paßt auf Goethe und — Schiller, den Goethe durch einige launige Verse in einem Theatererfolg hilfreich befestigen wollte.

Die Lösung scheint mir daher schon nicht auf dem medizinischen Gebiet (Hufeland) noch auf dem religiösen (Christus) zu liegen, sondern auf dem poetisch-litterarischen, wie es den „Realen"-Dichtern wohl ansteht.

Ohne daß mir das Räthsel Goethes bekannt war, schrieb ich vor Jahren unter meinen „Kunst-Sinnsprüchen" einen, der die Lösung in sich zu tragen scheint; wenigstens weist er auf etwas hin, was die Natur uns „ganz" versagt und was uns durch einen „Mann" erstattet wird, der nach Goethe mehr zu verehren ist als Männer des Werkes und der Lehren, kurz — den Dichter! Dieser Sinnspruch, den ich in der „Gegenwart" 1902 zum Abdruck brachte, lautete:

Die fünf Künste.

Farbenreiche Bilder malen
Kann allein auch die Natur,
Färbt sie nur mit ihren Strahlen
Wald und See und Feld und Flur.

Hohe Bergesfäulen schmücken
Burgen gleich manch grünen Strom,
Wölbend vor des Wandrers Blicken
Hebt der Wald sich wie ein Dom.

Voller Lust sich zu entfalten,
Lacht sie auch des Bildners Hand,
Schaaren reizender Gestalten
Sendet sie ins Erdenland.

Auch Musik treibt sie, mit tausend
Weisen füllet sie das All,
Quellenflüsternd, seesturmbrausend,
Donner bald, bald Nachtigall.

Malen, bauen, bilden, singen
Kann sie selbst, sie braucht uns nicht,
Eins nur wird ihr nie gelingen:
Ein ergreifendes Gedicht.

Sternenwärts emporzuschweben,
Frei von der Natur zu sein,
Ward die Poesie gegeben,
Menschenherz, nur Dir allein! ...

Die Natur erweist sich also als architektonisch, malerisch, plastisch und musikalisch, aber dichterisch versagt sie ganz; denn sie giebt uns nur Realitäten, die Welt der Phantasie ist ihr verschlossen, zumal die — Märchenwelt, wie in Turandot!

Der Mensch nun, der die Ausdrucksmittel der Natur zu erhöhen und zu vervollkommnen, der sie dort zu ersetzen wagt, wo sie „ganz“ versagt, ist der Dichter. „Ihn darf ich wohl den Größten nennen“ — diese Worte gehen ersichtlich nicht auf eine einzelne Person, sondern auf einen Beruf, der höher zu achten ist, als wohlthätig durch „Werk“ und „Lehre“ wirkende Stände!

Die Schlußzeile des Räthsels „Ich denke doch, Ihr müßt ihn kennen“ paßt ganz ausgezeichnet zu Goethe's Art, mit sich selbst und seinen Freunden ein schalkhaft-heimliches Versteckspiel zu treiben; es mochte ihn reizen, einem Zuhörerkreis während der Vorführung eines Schiller'schen Stückes ein Räthsel aufzugeben, dessen Lösung der mitten unter dem Publicum sitzende „Dichter“ selbst war!

Damit auch der Humor sein Spiel mit diesem Räthsel treibe, kam ganz kürzlich erst ein Zeitungsleser auf den Gedanken, Goethe habe einen Weimarer — Perückenmacher gemeint, der uns den Haarwuchs zu erstatten wagt!

Landegast. Max Bewer.

Notizen.

„Goldene Kätie“, eine Künstler-Novelle von Sena Hay; (Verlag Hans Priebe & Co., Steglitz-Berlin). Eine Künstler-Novelle! Ein Sehnsuchtstraum! Ein Schönheitsdürsten! Eine Schönheits-Quelle! Durch das ganze Buch geht's, wie ein leidenschaftstrunkener Schrei; in jedem Wort tönt's, wie sturmrhythmischer Accord: Schönheit! „Komm'! Goldene Kätie — komm'!“ Es stürmt und drängt in der Künstlerseele, es pocht und hämmert im Künstlerherzen; es verlangt und sehnt und begehrt nach dem Weibe, das sich ihrer Schönheit nicht bewußt ist, das sich als Schönheits-Verkörperung, als Harmonie-Klang betrachtet — und es nicht weiß, sich „dessen nicht scheut, daß sie nackt ist“. In der Phantasie, im Traum sieht der Künstler dieses Weib der Schönheit, er durchlebt mit ihr goldene Stunden des Glückes, sonnige Tage und heiße (nicht schwüle) Nächte — aber er fürchtet das Erwachen ... Er weiß, daß die Wirklichkeit häßlich, daß das Weib „schamhaft“ ist ... Er weiß es — schon im Traum fühlt er es. Er sucht das Weib, das dem Künstler, nicht dem Mann, dem Auge, nicht den Sinnen Reize gewährt — er weiß, er sucht vergeblich. — Und so tönt der Traum des Künstlers aus: „Komm' — — —!“ Ewige, lodernde, nie gestillte Sehnsucht: Künstler-Schicksal. Sena Hay hat mal eine Widmung geschrieben: „Denen, die es das Leben einzig erträglich und allein unerträglich macht: Künstler zu sein.“ Künstler-Schicksal ist die „Goldene Kätie“ — Künstler-Tragik. — A. Halbert.

Eduard von Hartmann, Philosophie des Unbewußten. Elfte erweiterte Auflage in drei Theilen. Leipzig 1904, Hermann Haacke, Verlagsbuchhandlung. Von allen Schriften Eduard von Hartmann's ist das vorstehende Werk, wenn auch jetzt nicht mehr das bedeutendste, so doch immer noch das berühmteste und jedenfalls das verbreitetste. Es erscheint mir daher überflüssig, aus Anlaß seiner Neuauflage hier auf mehr als eine einfache Anzeige einzugehen, zumal ich das Werk bereits s. Z. in dieser Zeitschrift (Bd. 61, Nr. 4) und zwar insbesondere als praktische, allgemeinverständliche Einleitung in die Philosophie im Allgemeinen sowohl wie speciell in die Hartmann'sche Metaphysik gewürdigt und empfohlen habe. Nur möchte ich nicht unerwähnt lassen, daß der Verfasser die vorliegende Auflage wie die früheren wiederum durch eine größere Anzahl erläuternder und seinen neueren Werken, hauptsächlich der vortrefflichen „Kategorienlehre“, dem historisch-kritischen Werk über „Die moderne Psychologie“ und die Schrift über „Die Weltanschauung der modernen Physik“ entsprechender Nachträge ergänzt und dieses Mal außerdem auch das Vorwort durch zwei ausführliche Abhandlungen „Der Begriff des Unbewußten“ und „Zur Geschichte der Philosophie des Unbewußten“ beträchtlich vergrößert hat. Erstere Abhandlung ist vorzüglich geeignet, weiteren Kreisen eine correctere Auffassung jenes selbst heute noch vielfach mißverstandenen Begriffes zu ermöglichen, während letztere ein bedeutsames, interessantes Capitel über das von Hartmann's Zeit- und Fachgenossen seiner Philosophie bisher bereitete Schicksal darstellt, das man stellenweise nicht ohne Ergriffenheit lesen wird und nicht, ohne die Erhabenheit des Hartmann'schen Geistes zu bewundern, der von dem ihm Theuersten einerseits und so schmerzlichen Erfahrungen andererseits so objectiv zu schreiben vermag. A. Korwan.

In den neuesten Lieferungen (58—63) von Hans Kraemer's „Weltall und Menschheit“ (Deutsches Verlagshaus Bong & Co., Berlin) behandelt Karl Weule, der geistvolle Leipziger Gelehrte, die gesammten Grundlagen der modernen Erkenntniß bis an die Schwelle des Zeitalters der großen Entdeckungen im Allgemeinen und die geographische Forschungsthätigkeit der ältesten Culturvölker im Besonderen. Auch diese neuen Abschnitte des beispiellos erfolgreichen Werkes — die Auflage hat 180000 erreicht! — sind durch farbige und schwarze Beilagen und Textillustrationen, vornehmlich genaue Nachbildungen uralter Karten, in wirkungsvollster Weise ergänzt. Das Werk hält sich dauernd auf der gleichen vornehmen Höhe.

Zur gefälligen Beachtung.

Alle **geschäftlichen** Angelegenheiten, besonders die Versendung von Beleg-Exemplaren, die Honorirung u. dgl., erledigt **ausschliesslich der Verlag**, Berlin W 30, Motzstr. 30 I. Man wolle bezügliche Anfrage **nur an ihn** richten.

Dagegen sind Manuskripte, Bücher, redactionelle Anfragen etc. stets an **Richard Nordhausen**, Berlin W 30, Gleditschstr. 6, zu senden. Für pünktliche Erledigung kann sonst nicht Gewähr geleistet werden.

Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W 30, Gleditschstr. 6; Expedition: Berlin W 30, Mohstr. 30 I. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 37. Berlin, den 10. September 1904. 33. Jahrgang. Band 66.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W 30.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt:

Autorität.

Von Johannes Gaulke.

Der Mensch ist die Krone der Schöpfung; er ist Gottes Ebenbild. Denn Gott schuf den Menschen ihm zum Bilde, zum Bilde Gottes schuf er ihn (1. Buch Mose, Kap. 1,[27]) ....

Der Mensch ist das höchst entwickelte Wirbelthier, der homo sapiens, der Herr der Schöpfung (Mammalia, Klasse I, Ord. 1.) ....

Sie haben Beide recht, die uns diese „ewigen" Wahrheiten predigen — der Pastor wie der wissenschaftliche Forscher. Nach der einen Version ist der Mensch nach einem Vorbilde geschaffen, er hat eine Autorität über sich, er trägt das Vorbildliche, das „Göttliche" in sich; es Gott gleich zu machen, ist seine höchste Erdenpflicht.

Nach der Meinung des Naturforschers ist der homo sapiens das höchste und das letzte Entwickelungsstadium einer unendlich langen Reihe von Lebewesen; er ist der Herr, die Autorität, das Vorbild seiner verehrten Mitgeschöpfe. Ob sie ihm nachstreben, um seine Vollkommenheit zu erlangen — diese Frage müssen wir nach dem Stande der gegenwärtig im höchsten Ansehen stehenden Erfahrungswissenschaft einstweilen noch auf sich beruhen lassen. Vielleicht können wir sie in Bezug auf einen Mitbewohner dieses bevorzugten Planeten bejahend beantworten: den Affen. Unser nächster Anverwandter im Thierreich zeigt in mancher Beziehung das offenkundige Bestreben, es seinem jüngsten Bruder (jung im Sinne des biogenetischen Entwickelungsgesetzes), dem homo sapiens nachzumachen, allein, er ist mitten in seiner „menschlichen" Entwickelung stehen geblieben, und so wurde er eine Caricatur des Menschengeschlechts — mit rückwirkender Kraft. Der Typ ist nicht selten. Man stößt auf Schritt und Tritt auf in sapientes, die sich zur Caricatur ihrer selbst — zum Affen machen. Ein Spötter hat gar behauptet, daß der Mensch an sich eine Caricatur sei — die Caricatur des lieben Gottes .....

Und abermals betritt ein „Wissender" das Katheder, der weder die „Krone" noch den „Herrn" der Schöpfung gelten lassen will. Es ist der Philosoph in seinen verschiedenen Spielarten. Die Herren Philosophen bekämpfen sich zwar alle bis auf's Messer, leider (oder Gott sei Dank?) aber nur mit den Waffen der Dialektik. Wenn man ihren eigenen Worten glauben darf, so ist von Plato bis Schopenhauer und Nietzsche einer immer ein größerer Dummkopf als der andere gewesen. Und das System, das der eine Dummkopf erdacht hat, ist in den Augen des Anderen ein baarer Blödsinn, die Ausgeburt eines hirnverbrannten Schädels. Aber in einem Punkte sind sie sich stets einig gewesen, nämlich in der Behauptung, daß der Mensch ein Heerdenthier sei. (Mit Ausschluß natürlich der Herren Philosophen, von denen ein jeder in seiner Art den Posten eines Leithammels für sich in Anspruch nimmt.) Plato hat in seinem famosen Automatenstaat das Heerdenbewußtsein der Menge zum Ausgangspunkt und zur Grundlage seiner communistischen Ethik gemacht. Und sein Antipode Friedrich Nietzsche hat den homo sapiens wegen seiner „menschlichen, allzumenschlichen" Schwächen verhöhnt und verspottet mit dem unnachahmlichen Lächeln des — Uebermenschen, des homo sapientissimus.

Auch die Herren Philosophen haben recht. Wo eine Heerde ist, giebt es auch einen Hirten und einen Leithammel — eine Autorität. Irgendwo sitzt die Autorität dem homo sapiens immer im Nacken. Der Mensch als Krone der Schöpfung sucht sein Eben- und Vorbild außerhalb der sinnlich wahrnehmbaren Welt. Es ist der Jehovah der Juden, Gott-Vater der Christen oder der längst verblichene Zeus der Alten. Als homo sapiens wird er selbst zu einem Gott, zum „Herrn". Und in seiner Rolle als Heerdenthier sucht er seinen Gott, seine Autorität, unter seines Gleichen.

Der Pastor, der Naturforscher, der Philosoph, der Leithammel auf der einen Seite, wie das Heerdenthier auf der anderen, sie alle sind Autoritätsgläubige, jeder in seiner Weise. Im Zustand der Wildheit, der Barbarei und der vielgepriesenen Cultur ist die Autorität das stets wiederkehrende Leitmotiv, das Fundament und die Bekrönung aller menschlichen Institutionen. Wer an der Autorität rüttelt, rüttelt an den Grundvesten der Gesellschaft. Nicht die Diebe, Räuber und Mörder sind die gefürchteten Feinde von Staat und Gesellschaft, sondern die Autoritätsverräther, die Eigenen, die auf der Bank der Spötter sitzen.

Der Staat ist der höchste Ausdruck der Autorität, die Autorität par excellence, der vermenschlichte Gott und der göttliche Mensch. Ein Paradoxon. Man spricht von der Staatsindividualität, vom Staatsleben, als wäre der Staat eine lebendige, individuell empfindende Persönlichkeit . . .

Ein jeder sei unterthan dem Staate, der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat. Die Menschen beugen sich ihr. Man nennt sie den Gesammtwillen, die vollziehende Gewalt, man leitet ihren Ursprung von Gott ab — von dem rachsüchtigen, strafenden Gott der Juden, bei Leibe nicht von dem väterlichen Gott der Christen. (Denn Gott ist die Liebe!) Der Pastor,

der Naturforscher, der Philosaph, ein jeder begründet in seiner Weise die „Naturnothwendigkeit“ des Staates. Der Staat „muß“ sein, damit „Ordnung“ herrscht. Der Pastor beruft sich in allen precären Lebensfragen, sa auch in diesem Fall, auf die Autorität der Bibel. Eine zweischneidige Geisteswaffe. Denn aus dem Buch der Bücher läßt sich alles beweisen und alles verneinen. Gerade mit der Staatsautorität hat es nach der Schrift Jehavah's sein Bedenken. Es stehet zwar geschrieben: Du sollst unterthan sein der Obrigkeit, Jesus hat aber selbst an der Autarität des antiken Staates gerüttelt derart, daß er darüber in die Brüche gegangen ist. Ja, er hat sich nicht einmal der Familienautarität gebeugt. Weib, was habe ich mit Dir zu schaffen! Er ging sogar noch weiter. Er jagte die Schächer und Zöllner, die doch für den Staat sehr wichtige und ehrenwerthe Elemente sind, zum Teufel und haderte mit den Schriftgelehrten, die für das jüdische Valk mindestens sa graße Autoritäten waren, wie für die Kathaliken der unfehlbare Vater in Rom. Jesus war in jeder Beziehung ein Verächter der Autarität. „Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gattes ist.“ Dadurch war der erste Keil in das Autoritätsprincip getrieben worden. Man hatte fortan zu unterscheiden zwischen göttlicher und menschlicher Autarität.

* * *

Vam Standpunkt des Autaritätsgläubigen ist jede Individualität ein Entarteter, weil er über seine Art hinausgewachsen ist. Individualität und Autorität sind die denkbar schärfsten Gegensätze. Eine Autorität will verstanden sein, sie muß es allen recht machen, sie muß ein Vorbild für alle geistig Armen sein — ein Stück Gott und ein Stück Heerdenthier. Das Talent ringt sich durch, wie der Phitister zu sagen pflegt. Er muß ja seines Gleichen kennen. Das Talent wird, wenn es sich nicht gerade zu dumm anstellt, stets die „gebührende“ Anerkennung finden, d. h. es wird schließlich zu einer Autorität, zu der der Philister mit heiliger Scheu emparblickt.

In der Kunst und Literatur macht das Takent aft verblüffend schnell Schule, das Genie, die Inividualität nie. Das kunstconsumirende Publicum kann die Individualität getrost entbehren, ja, sie ist ihm nur zu aft ein Hinderniß und Aergerniß. Sie durchkreuzt die schön abgezirkelten Kreise der Ordnung, das Lebenselement des Philisters. Das schnelle Emporkommen kleiner Talente ist in unserer vorzüglich geordneten Gesellschaft eine Naturnathwendigkeit schlechthin. Unsere Theater wiederhallen von dem, was Jeder weiß. Je weniger Eigenes ein „Dichter“ zu sagen hat, um sa sicherer kann er auf Erfalg rechnen. Die schreibenden Weiber, die selige Marlitt, die Heimburg, die Eschstruth (die wohl noch nicht zu den Seligen zählt, die wir aber getrost den Unseligen zurechnen können) sind Autoritäten der papulären Literatur par excellence. Sie machen Schule, sie ziehen ein Geschlecht heran, das impotent ist wie sie. Die „Dichter“ und „Künstler“ schreiben, malen und meißeln für's Volk, das heißt: sie geben dem Ausdruck was die Philister beschäftigt, was jeder weiß. Eine Autarität darf nie zu hoch stehen, sanst wäre sie es eben nicht. Darum ist auch für das Volk immer nur das Schlechteste gut genug. Alle Valksbeglücker sind Autaritäten.

Die Individualität ist anderen Schlages. Böcklin, Richard Wagner, Ibsen, Stirner, Nietzsche sind über die Bühnen des Lebens gegangen. Sie sind nie vom Valke, van den Autaritätsgläubigen, verstanden worden; mag auch jedem Bildungsphilister ihr Name geläufig sein, ihre Zeit ist nicht van ihnen berührt worden. Es ist selten ein so glänzender Geist wie Stirner aufgetreten, Spuren hat er nicht hinterlassen, nicht hinterlassen können. Ein seichter Schönredner wie sie zu Hunderten in unseren Redemühlen, den Parlamenten, sitzen, wird die Masse für den Augenblick stärker fasciniren als ein tiefer Denker, weil er Geist van ihrem Geist ist . . .

Unsere Zeit ist ungewöhnlich productiv. Jeder Zeitungsschreiber variirt diese banale Redensart in seiner Weise. Wir haben es ungewöhnlich weit gebracht, die Gedankenarbeit der verflassenen Jahrtansende seit dem Auftreten des hama sapiens wägt kaum die der letzten Jahrzehnte auf. Wa aber in aller Welt steckt der vielgepriesene Fortschritt? Wir bewegen uns erheblich schneller vom Flecke als unsere Altvarderen, wir haben unsere Sinnesorgane über ihre ursprüngliche Grenze hinausprajicirt. Wir durchsarschen die große und die kleine Welt, wir verständigen uns auf unendliche Entfernungen mittels des elektrischen Funkens, wir durchleuchten sogar den thierischen Organismus und haben selbst einige Erfolge im Kampfe gegen die Läuse und Wanzen und die allerkleinsten Lebewesen aufzuweisen. Und Größeres und Herrlicheres steht uns noch bevar, wenn wir getreulich dort weiter bauen, wo die Väter stehen geblieben sind . . . . Wo aber bleibt der Mensch, meine Herren? Hat er sich auch nur von einer fixen Idee zu emancipiren vermocht? Nein. Er ist heute genau so autoritätsgläubig wie var Jahrtausenden. Freilich, er hat sich aus der „Krane“ zum „Herrn“ der Schöpfung umgemausert. Das ist der Profit der Culturarbeit.

Kehren wir zur Individualität zurück. Ich nannte Böcklin. Er hat Tausende und Abertausende entzückt und begeistert — bemerken wir indessen auch nur eine Spur seines Geistes in den unzähligen Kunstwerken, die Jahr ein Jahr aus auf den Markt geworfen werden? Allerdings hat er Nachtreter gefunden, aber keinen Nachfalger, er war eine zu starke Individualität, um Autarität sein zu können. — Aber Richard Wagner! Hat er nicht die gebührende Anerkennung — und was man gemeinhin noch höher schätzt — auch Verständniß gefunden! Ja, Wagner ist madern gewarden, leider nur zu modern. Das heißt: Viele bilden sich ein ihn zu verstehen, weil eine Wagner'sche Oper — ein Modeartikel gewarden ist. Es gab Zeiten, da enge Schuhe mit hahen Absätzen madern waren, die Dame der „besten“ Gesellschaft zögerte natürlich keinen Augenblick, ihre Füße in das madische Marterwerkzeug zu stecken, mochte sie auch noch so große Schmerzen dabei ausstehen. Thut nichts, die Mode wird mitgemacht.

Ibsen ist auch gewissermaßen modern gewarden. Man läuft in's Theater, um ihn, den graßen Spötter und Verächter der bürgerlichen Maral zu hören. Diesen Kunstbanausen ergeht es gerade sa wie jenem Madedämchen mit den Marterwerkzeugen an den Füßen — sie applaudieren unter Schmerzen mit dem stupiden Lächeln des Ignaranten, des Autaritätsgläubigen, auf den Lippen.

Aber Nietzsche! Sind wir nicht Geist von seinem Geist, höre ich die Schaar der Vielzuvielen schreien. Wiederhallt nicht die gesammte Literatur van seinen Dannerworten, von dem Machtwart des Uebermenschen! Wenn überhaupt einer, dann hat er Schule gemacht. Bald werden sich gar die Oberkehrer daran machen, seine Werke fein säuberlich zu commentiren. Dazwischen schreit der Philister mit sittlichem Pathos, hinter dem sich eine unverkennbare Schadenfreude verbirgt: Nietzsche ist gerichtet worden, weil er die ungeheuerlichste Verwirrung der Geister angerichtet hat. Der Philister spricht immer die Wahrheit, daher ist er so unglaublich langweilig. In Bezug auf Nietzsche möchte ich ihn aber ein klein wenig corrigiren. Nicht Nietzsche hat die Verwirrung angerichtet, sandern seine Nachtreter, die Autoritätsgläubigen, die sich erdreistet haben, seine Gedanken in eine gangbare literarische Münze umzuwerthen. Was gingen ihn die Vielzuvielen an! Er hatte für den Ruhm, ein Führer des Volkes, eine Autarität, zu sein, bestens gedankt.

Ich wende mich zu seinem Antipoden Tolstoi. Ja, Tolstoi, der ist unser Mann, höre ich den Philister schreien. Diesmal hat er wirklich recht. Talstai ist Geist von seinem

Geist, der letzte große Christ, der das Christenthum mit neuer Energie erfüllen könnte, wenn es überhaupt noch lebensfähig wäre. Tolstoi predigt das Mitleid, die Nächstenliebe, die „ewigen“ Wahrheiten, das Göttliche und das Menschliche in der Menschennatur, das Vorbild und das Ebenbild, also die Autorität. Tolstoi's Einfluß ist gewaltig. Alles, was Ohren hat zu hören, höret auf ihn. Er hat sogar den denkfaulen Philister in Bewegung gesetzt, was immerhin etwas bedeuten will. Er ist das allerumfassendste Talent — denn er hat nichts gesagt, was nicht schon andere vor ihm gesagt hätten. Sein geistiges Rüstzeug holt er aus den Werken Jehovah's, der Kirchenväter, der Scholastiker, der Humanisten. Weltverachtung und Selbstkastrirung sind die Pale seiner Lehre — zwei goldene Lebensregeln, bei denen sich gut leben läßt — wenn man sie Anderen empfiehlt. Die Pfaffen haben es von jeher so gehalten, und sie haben sich gut dabei gestanden. Tolstoi ist ehrlicher als die Gesalbten des Herrn, er lebt sogar noch seinen Lehren, ein Pfadfinder noch ein Schöpfer neuer Werthe ist er aber nicht. Sollten die Ideen, die er propagirt, jemals Wurzel schlagen, die Menschen hätten nach einmal die Tragödie vom gekreuzigten Gott und auferstandenen Menschen (eine prächtige Satire auf das „Ebenbild“ und „Vorbild“) zu durchleben —

Der homo sapiens kann nicht über sich hinauswachsen. Er klebt wie jede Kreatur am Staube, die Natur hat ihn zwar mit fünf prächtigen Sinnesorganen ausgerüstet, aber nur mit zwei Extremitäten, die seiner Fortbewegung dienen. Die Erde, der feste Grund und Boden ist sein Element (er ist „verwachsen“ mit dem Boden, auf dem er geboren ist), er kann weder in die Tiefen des Meeres hinabtauchen, noch sich zu den höchsten Luftregionen emporschwingen wie der Aar. Die Natur versagte ihm die Flügel. Er sieht die Dinge aus der Forscherperspective, nicht aus der Höhenperspective, ungeheuerlich verzerrt, das untere nach oben gekehrt und das obere nach unten. Aus dieser Grundanlage des Menschen resultirt immer von Neuem der Widerspruch zwischen Wollen und Vollbringen, zwischen Wissen und Glauben. Darum bildet er sich ein, der Richtschnur seines Handelns, der Autorität, nicht entrathen zu können.

Die Robinsonade in der Technik.

Von Josef Rieder (Genf).

Technik und Robinsonade? Wie paßt das zusammen? Die Technik etwas furchtbar Ernstes und eine Robinsonade ein Märchen für naive Kinder, wenigstens heut zu Tage. Ernste Leute und auch moderne Kinder lächeln darüber. Wir lächeln überhaupt so viel jetzt, daß uns zu einem herzlichen Lachen keine Zeit mehr übrig bleibt.

Ist auch Technik in weitestem Sinne jede auf Hervorbringung nützlicher Erzeugnisse gerichtete menschliche Thätigkeit, so nehmen wir diesen Begriff heute doch viel enger. Eine simple Schusterwerkstätte kann sich nicht die vornehme Bezeichnung „technischer Betrieb“ zulegen, wohl aber eine mechanische Schuhwaarenfabrik. Ein Rechenmacher ist sicherlich kein Techniker, dagegen hat ein mechanischer Rechen die Thätigkeit eines solchen zu seinem Entstehen nöthig. Wenn wir also das Wort Technik hören, so denken wir unwillkürlich an Maschinen, Dampf und Elektricität und an ein wirthschaftliches System der Arbeitstheilung.

Die Robinsonade dagegen führt uns einen Menschen vor Augen, der auf eine einsame, uncultivirte Insel verschlagen Alles in einer Person sein muß, um einerseits aller Hülfsmittel beraubt, nothdürftig sein Leben fristen zu können und dieses andererseits einigermaßen so zu gestalten, daß es für einen civilisirten Menschen halbwegs erträglich ist. Die Technik in unserem Sinne macht den einzelnen Menschen mehr und mehr zu Specialisten, zu einem Individuum, das allein gar nichts auszurichten vermag, — die Robinsonade dagegen idealisirt den Individualismus. Wahrlich, größere Gegensätze kann man sich nicht denken. Aber berühren sich nicht schließlich auch diese zwei Extreme?

Wenn Bücher große ehrliche Erfolge haben, darf man auf eine vorhandene Zeitströmung in der großen Masse schließen. Und welcher Büchererfolg wäre ehrlicher und nachhaltiger gewesen, als der der verschiedenen Robinsonaden seiner Zeit?

Nicht eine geschickte Reclame, kein actuelles Tagesereigniß, nicht einmal ein Verbot haben bei diesem Erfolge zu Gevattern gestanden, und doch haben sich die Robinsonaden bis zu den einfachsten Hütten ihren Weg gebahnt.

Welche im Volke lebenden Ideen haben diesen beispiellosen Erfolg getragen? Die immer vorhandene Abenteuerlust mag ja das ihre dazu beigetragen haben, aber für ein volles Verständniß genügt sie doch nicht. Alle Robinsonaden sind rückschauend. Zu der Zeit, als sie auftauchten, hatte man bereits eine bestimmte Culturhöhe erreicht, denn auch der einfache Gewerbebetrieb ist schon eine durchgeführte Arbeitstheilung im Gegensatz zu früheren Perioden, in denen sich der Bauer seine primitiven Arbeitsgeräthe, seine Kleider, seine Wohnungen noch selbst herstellen mußte. Nun könnte man annehmen, daß die Leute damals mit ihrer Cultur unzufrieden gewesen wären, daß sie sich noch einer einfacheren Lebensweise zurückgesehnt hätten und deshalb in dem Robinson, der Alles allein macht, gewissermaßen das Urbild eines vollkommenen Menschen erblickt hätten.

Einer solchen Annahme aber widerspricht die Thatsache, daß die Anfänge der Technik in unserem heutigen Sinne mit dem Auftauchen der Robinsonade zeitlich zusammenfallen und daß diese Phantasie-Erzeugnisse erst an Werthschätzung verloren, als wir bereits eine entwickelte Industrie hatten.

In der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts wurden dann die Robinsonaden von anderen vorausschauenden Phantasie-Erzeugnissen abgelöst, den Romanen eines Jules Verne und seiner Nachahmer, und diese erfreuten sich ebenfalls eines überaus zahlreichen Leserpublicums. Auch Verne's Romane sind in gewissem Sinne Robinsonaden. Auch dabei sind zumeist Menschen irgend in eine fremde Umgebung versetzt und müssen sich, so gut es eben geht, damit abfinden. Nur thun sie das auf andere Weise, indem sie sich alle Chicanen der Wissenschaft und Technik zu Nutze machen. Auch solche Erzeugnisse wirken nicht mehr auf das große Publicum; der Wissende glaubt nicht daran, und der Unwissende glaubt zu viel. Eine Reise nach dem Mond scheint ihm einzig eine Frage der Zeit, eine Sache des zielbewußten Fortschreitens der Technik zu sein. Zu viel neue Erscheinungen sind in den letzten Jahrzehnten auf das Volk eingestürmt, als daß man auch in den größten Errungenschaften ein Wunder zu erblicken geneigt wäre. Daß unter solchen Umständen die Robinsonaden erst recht kein gläubiges Publicum mehr finden, kann nicht befremden. Wir sind eben nüchterner, reifer, verständiger, wissender, zielbewußter und wer weiß was sonst alles geworden und lassen unser diesbezügliches Selbstlob Jedermann hören, der es wissen will. Aber ist denn wirklich eine Ursache vorhanden, uns übermäßig zu freuen? Sollte nicht der Jubel verfrüht sein?

Zur selben Zeit, da die vor- und rückschauenden Robinsonaden vom Volke verschlungen wurden, wurde auch unsere noch jugendliche Industrie geboren. Das ist vielleicht kein zufälliges Zusammentreffen. In der Technik haben sich viele Robinsonaden abgespielt und mancher Techniker gleicht aber glich wenigstens dem Robinson.

Nehmen wir den einfachsten und häufigsten Fall. Irgend

eine gewerbliche Thätigkeit, die sich im Lanse der Jahrhunderte empirisch herausgebildet hatte, sallte der mechanischen Betriebsweise zugeführt werden.

Der Techniker hatte die motarische Kraft, hatte die Regeln der Mechanik, einige einschlägige physikolische Kenntnisse zur Verfügung, sonst ober befand er sich ganz auf fremdem Boden. Er hatte auch zumeist Niemond, der ihm zum Führer dienen konnte. Die Leute, die dos betreffende Gewerbe ousführten, wußten wohl wie es gemacht wird, nicht aber, warum es gerade so und nicht anders gemacht werden kaun.

Monche ihrer Manipulationen mochten nutzloses Beiwerk sein, andere wieder unerläßlich. Hier ließ unsereu Techniker die Schulweisheit, die übrigens, wenu man nur etwa 30 Jahre zurückgeht, noch nicht sehr groß war, vallkammen im Stich.

Er war der Rabinsan auf einsomer Insel. Die Hülfsquellen waren da, seine Sache war es, sie nutzbar zu mochen. Tousende und abertausende solcher Robinsanaden hoben sich abgespielt, ehe unsere Industrie das geworden ist, als was wir sie hente vor uns sehen.

Das waren würdige Aufgaben für einen Techniker, und daß sie in glänzender Weise und in relativ kurzem Zeitraum gelöst wurden, zeugt doch davan, daß ein entsprechendes Menschenmaterial varhanden war.

Unsere Industrie hat aber nicht nur alte Gewerbe mit hereingezogen, sie hat ouch vallkammen neue Gebiete menschlicher Thätigkeit erschlossen.

Auch das waren Rabinsanaden, und zwar in noch weiterem Sinne. Es war nicht einmol ein verbreiteter Boden vorhanden, nichts als eine wüste Einöde und einige glücklich aus dem Schiffbruche des wirklichen Lebens gerettete Werkzeuge und ein oft recht mongelhaftes Wissen.

Ja, wenn wir die Geschichte der heutigen Technik durchblättern, finden wir gerade, daß die grundlegenden Erfindungen zumeist von Leuten gemocht wurden, die auf dem betreffenden Gebiete durchaus nicht heimisch waren.

Der Mechaniker macht eine Erfindung auf dem Gebiete der Chemie, der Chemiker erfindet eine neue kunstgewerbliche Technik u. s. w. und ein Anderer, der sich überhaupt nur ols Amoteur mit der Technik befaßt hat, überroscht die Welt mit einer tief einschneidenden Errungenschaft.

Da darf mon sich doch mit Recht fragen, ist dos ein blaßer Zufoll oder aber steckt hinter diesen Erscheinungen eine tiefer liegende Gesetzmäßigkeit? Wir haben heute ein ganz onders ausgebildetes Ingenieurmateriol als var einem Vierteljohrhundert, jo unsere Ingenieure haben in der Mehrzahl ein geheimes Grauen vor der Rabinsonode ouf technischem Gebiete. Oft genug hört mon ousprechen, wie sehr der Techniker dem Gaul Phantasie Zügel onlegen muß, damit er ihm nicht durchgeht. Freilich ist dabei die Phantosie nicht selten ein alter Klepper, und die Aengstlichkeit des Reiters durchaus unberechtigt. Die Schule warnt den werdenden Techniker schon vor der Rabinsonade, und die Praxis thut es erst recht.

Der Erfalg dieser Bestrebungen ist anch nicht ousgeblieben. Vergleichen wir die Patentschriften früherer Jahre mit den heutigen beispielsweise auf dem Gebiete der Elektrotechnik, so finden wir einen gewaltigen Unterschied. In den alten Patentschriften finden wir überwiegend die Persönlichkeit als Patentinhaber, einen genial hingeworfenen, wenn auch aftmals nicht reifen Gebanken als Gegenstand, — heute umgekehrt sost ousschließlich Firmen ols Inhaberinnen und Constructianen aber auf eine Verbesserung eines bereits belannten Verfahrens hinauslaufender Erfindungsgegenstände. Nicht mehr Robinsonoden, sondern zielbewußtes Arbeiten ouf Grund der erworbenen theoretischen Kenntnisse, das ist der Charakter unserer Zeit und viele beredte Zungen erklören nns, wie weit wir es gebrocht haben. Wenn nur dieses Selbstlab auch berechtigt wäre. Wir haben die Dampsmoschine immer noch ols hauptsächlichste Betriebskraft, und es ist mit oll' dem Auswand von Constructions-Scharfsinn nicht gelungen, sie über einen bestimmten Wirkungsgrad hinauszubringen. Auch die Dampfturbine kann nicht in diesem Sinne genommen werden.

Wir haben eine elektrische Glühlampe mit sehr spärlicher Lichtausbeute und auch viele Canstructeure, die sich mit ihrer Verbesserung befassen. Und was ist erreicht? Die einzig principielle Erfindung auf diesem Gebiete, die Nernstlampe, bedeutet leider in Bezug auf Bequemlichkeit und Einfachheit einen Rückschritt.

Wir haben einen Accumulatar und unzählige Constructianen auf diesem Gebiete. Alle Neuerungen weichen ober nur bis zu einem gewissen Grade von der grundlegenden Erfindung des Plonte Accumulotor ab. Wie wenig bedeutend diese einzelnen Abweichungen sind, hat uns die letzten Tage der Umstand gezeigt, daß eine Fabrik, und zwor nicht sowohl ouf Grund der großen Ueberlegenheit ihrer Fabrikote, sandern mit der Macht des Capitols olle anderen von einiger Bedeutung zum Falle bringen konnte. Das heißt doch im Grunde genammen nichts onderes, ols daß olle onderen Constructianen technisch überflüssig waren, daß die eine auch genügt hätte.

Unsere Elektrotechnik ist nicht zum Besten gestellt. Das zeigt mehr noch der halbwegs befriedigende Geschäftsgang der Großen als der schlechte vieler Kleinen, - denn die Großen mußten, um das zu erzielen, der Elektrotechnik fremde Fabrikationszweige aufnehmen.

Wie onders könnte es sein, wenn wir eine Dampfmaschine mit 50 % Nutzeffect, eine Glühbirne mit derselben Einfachheit wie die heutige, ober einer 50procentigen Lichtausbeute und einen Accumulatar mit vielleicht fünffacher Capacität gegenüber den heutigen hätten. Wie würde sich da alsbald Alles rühren! Die vielen, schlecht rentablen Lichtcentralen würden sich safort erweitern, mon könnte daran denken, Krostfohrzeuge mit elektrischem Strom zu betreiben, und in Folge dessen würden an vielen Orten neue Centralen entstehen u. s. w. Das wäre doch schön, nicht wahr?

Aber man mache es doch. Mon hört immer davon reden, wie weit wir es gegenüber den Leuten var 30 Jahren gebracht haben, wenn es so ist, sallte man den Zustand doch mit den Hülfsmitteln der Wissenschaft und verfeinerten Technik künstlich herbeiführen können. Nichts davon ist zu bemerken. Wir zehren heute noch van Gedanken, die vor 50 oder 100 Jahren gebaren wurden und hoben, im Grunde genommen, recht wenig principiell Neues dazu erfunden. Dabei hatten die damoligen Techniker, selbst die besten davon, ein so minimales thearetisches Wissen, daß es heute nicht einmal für einen untergeordneten Beamten ousreichen würde, ober sie hatten Etwas, was uns heute größtentheils verlaren gegangen ist, die Freude on der Robinsonode und Etwos nicht, das wir ahne Schaden verlieren könnten, ein über das erloubte Moß hinausgehendes Selbstgefühl. Wir reden uns gegenseitig immer ein, wir, die Leute der Gegenwart, sind die einzigen Vernünftigen und alle Früheren waren gewissermaßen Esel. Wir reden uns das so lange ein, bis wir das selbst glouben und bis unsere Industrie ganz ouf dem todten Punkte angekommen ist.

Es ist fast sicher, daß graße onregende Gedanken, die unserer Industrie jenen starken Anstoß geben könnten, den sie nun einmal nöthig hat, nicht in unseren Fabriken geboren werden, doß sie van oußen kommen müssen. Unsere zielbewußte Industrie ist auf den Zufoll ongewiesen, und auf die Robinsone der Technik, die ihre Sache dem Zufoll anvertrouen. Unsere Technik sa gut wie unsere Kunst hot mit onderen Worten Bohemiens nöthig, wie sehr sich onch viele moßgebende Persönlichkeiten gegen eine solche Auffossung sträuben. Der Unterschied ist nur, doß die Künstler von der Nothwendigkeit der Bahemiens größtentheils überzeugt sind,

während unsere Techniker die Lehre von der Verwerflichkeit der Robinsone schon im Säuglingsalter gleichsam mit der Muttermilch einsogen.

Ich möchte nur nicht in den anderen Irrthum verfallen und behaupten, daß unsere Industrie ohne wissenschaftlich ausgebildete Ingenieure gut fahren würde. Im Gegentheil. Die Robinsone haben an ihrer Arbeit keine Freude mehr, wenn die Robinsonade ausgespielt ist, sie verhalten sich ähnlich wie die Bohemiens der Kunst. Der Ingenieur aber hat die Aufgabe, die Arbeit, die die Anderen angefangen haben, fortzubilden und für die Allgemeinheit nutzbringend zu gestalten. Ihre Aufgabe ist sogar meistens mühevoller als die der Anderen, aber wenn sie sich nicht selbst den Ast absägen wollen, auf dem sie sitzen, so sollten sie nicht auf die einseitige Ansicht verfallen, daß ihre zielbewußte Arbeit allein die nutzbringende ist.

Ingenieure kann man nach den heutigen Erfahrungen heranbilden so viel man will, gute Constructeure schon weniger und Robinsone der Technik überhaupt nicht. Die waren da, als noch Robinsonaden und Verne's Romane verschlungen wurden und dann hat sie die Industrie allmälig aufgesaugt. Sie hat sie, wie sie sich schmeichelt, zu brauchbaren Gliedern der Gesellschaft gemacht, die sich nicht mehr auf schwankende Schiffe begeben und so in die Gefahr laufen, schiffbrüchig zu werden und wenn es das Glück will, auf einem uncultivirten Eilande zu landen.

Bohemiens giebt es in der Technik zwar trotzdem erst recht genug, aber solche, die nur deren Aeußerlichkeiten zur Schau tragen, die trotz einer tadellosen Ausbildung schiffbrüchig geworden sind, die aber so wenig wie ein moderner Salongigerl die Fähigkeit besitzen, auf einer einsamen Insel eine Robinsonade aufzuführen.

Robinsone der Technik kann man nicht künstlich schaffen, man kann ihnen nicht einmal viel helfen, denn sie müssen sich ihren Weg selbst bahnen. Es wäre verfehlt, zu glauben, man brauchte einen auftauchenden Robinson nur in einer Fabrik unterzubringen, um ihn zu seinen höchsten Leistungen anzuspornen. Sobald er von seinem Eilande gerettet ist, hat die Robinsonade ausgespielt.

Manches könnte allerdings die Industrie zu ihrem eigenen Nutzen doch thun. Es hat noch niemals zu den größten Annehmlichkeiten gehört, auf eigene Faust Erfindungen machen zu wollen, aber heute wird es trotz der Verbesserung der Patentgesetze fast zur Unmöglichkeit. Man verlangt von einem Privaterfinder, daß er eine vollendete Sache auf den Markt bringt, sonst läßt man ihn ruhig sitzen, man überläßt ihm, die theuren Patentgebühren zu bezahlen, sich Unkosten mit den Versuchen zu machen, und man nimmt sich nur dann seiner Sache an, wenn es gar nicht anders geht. Hat er auch nur die kleinste Lücke in seinem Patentanspruch gelassen, so ist er verkauft. Kann er die Patente nicht lange genug halten, so hat er ebenfalls das Nachsehen. Klopft er bei einer großen Firma an und proponirt ihr, gegen einen Gewinnantheil seine Patente zu halten, bis die Sache weiter ist, so wird er verschlossene Thüren finden. Lieber geben dieselben Firmen jährlich Tausende für werthlose Constructionspatente aus, die nur einen Reclamewerth haben. Ebenso ergeht es ihm, wenn er versucht, etwa technische Hülfsmittel für seine Versuche leihweise erhalten zu wollen. Dagegen findet man nichts daran, durch wohlberechnete Preisuntertreibungen werthvolle Anlagen zu keinem anderen Zweck werthlos zu machen, als um sich eine unbequeme Concurrenz vom Halse zu schaffen, mit der Macht des Capitales irgend einen Industriezweig auf den todten Punkt zu reiten.

Es ist eben eine eigene Sache um kaufmännische Weitsichtigkeit. Doch dagegen ist nichts zu machen. Alles hat seine Zeit, jede wirthschaftliche Methode und die Robinsone auch, und man darf das Publicum nicht für Robinsonaden und Romane à la Jules Verne begeistern wollen, wenn es dafür nicht empfänglich ist. Heute haben wir andere Gedanken und Probleme und unter allen das Wichtigste: die Arbeiterfrage, und dies nicht nur in socialpolitischer Hinsicht, sondern auch in technischer. Was geistig geschaffen wird, verlangt die Hand des Arbeiters, um in reelle Werthe umgesetzt werden zu können. Daran ist ja schließlich kein Mangel, sollte man meinen, eher schon an Arbeitsgelegenheit. Von außen sieht das so aus, innen aber liegt die Sache doch etwas anders.

Arbeitswillige haben wir genug in unserer Industrie, nicht aber von der Sorte, wie sie gerade gebraucht werden, und dieser Schaden ist tiefer und einschneidender, als man gewöhnlich annimmt. Nur wenig wird diese Angelegenheit in der breiten Oeffentlichkeit erörtert und viel zu wenig in Hinsicht auf ihre Wichtigkeit.

Als Robinsonaden und Verne's Romane ihre Blüthezeit hatten, da waren nicht nur Leute vorhanden, die Neues bringen konnten, sondern auch solche, die eine große Sehnsucht hatten, ihre geschickten Hände zur Verfügung zu stellen. Auch das scheint mir kein bloßer Zufall zu sein. Wer eine Robinsonade mit Spannung liest, denkt sich doch offenbar dabei: Wäre mir doch auch Gelegenheit geboten, zu zeigen, was ich kann, wäre mir doch das Problem gestellt, mit der Geschicklichkeit meiner Hände schwierige Aufgaben zu lösen.

Die Sehnsucht wurde erfüllt, vielleicht in höherem Maße, als es die Kühnsten zu hoffen wagten, aber Viele wurden wohl von der nackten Wirklichkeit bitter enttäuscht. Die Industrie hat eben ein doppeltes Gesicht. Damit die Maschinen wurden, bedurfte es kunstfertiger Hände und als die Maschinen schafften, da machten sie leider eine ungeheure Menge von Menschen selbst zu Maschinen. Menschliche Maschinen sind aber nicht so bequem wie eiserne. Sie haben die Unannehmlichkeit, gelegentlich unzufrieden zu sein und werden dann nicht angenehm empfunden. Anderntheils kann man die Menschen mit geschickten Händen und dem ehrlichen Willen, sie gut zu gebrauchen, ebenso wenig aus dem Boden stampfen wie die Erfinder, wenn man sie gerade braucht.

Es berührt eigenthümlich, zu sehen, wie geschämig die Prediger der alleinseligmachenden Wirthschaftsweise mit vollendeter Arbeitstheilung thun, wenn sie diese Frage berühren. Das kommt mir so vor, als fühlten sie den großen Widerspruch, der in der Thatsache liegt, daß man trotz allem Fortschritt noch von der Maschine unabhängige Menschen nöthig hat.

Allerdings nicht in allen Industrien ist das Bedürfniß gleich groß, und man führt dann immer als ideales Beispiel diejenigen Betriebe an, in welchen das System der Arbeitstheilung bis zur äußersten Consequenz durchgeführt werden konnte.

Ein solches Beispiel bildet zum größten Theil die Textilindustrie. Hier wächst der Mensch thatsächlich mit der Maschine zusammen. Ohne Maschine ist er nichts. Menschen, die Alles machen können, sind so gut wie überflüssig. Wenn von vielen Seiten bedauert wird, daß diese Wirthschaftsweise so viele unselbstständige Menschen geschaffen hat, so muß man doch auch wieder zugeben, daß es eine große Anzahl von Leuten giebt, die gerade in einer solchen Thätigkeit Befriedigung finden. Auch vermögen derartige Industrien ihr Personal, so wie sie es brauchen, heranzubilden und das ausgebildete dauernd zu gebrauchen. Wer gelernt hat, mit einer dieser oft recht complicirten Maschine umzugehen, kann darauf sicher ebenso stolz sein wie ein Handwerker auf seine Fertigkeit.

Diesen Betrieben stehen andere gegenüber, bei denen die Maschine nur eine Nebenrolle spielt, dagegen hohe Anforderungen an die Handfertigkeit des Personals gestellt werden. Auch bei diesen Betrieben, soweit die Möglichkeit und der gute Wille vorhanden ist, die nöthigen Kräfte möglichst vollendet heranzubilden, kann von einer technischen Arbeiterfrage

nicht die Rede sein, und wenn über den Mangel von guten Kräften und den Ueberfluß von Pfuschern geklagt wird, so liegt das sehr oft an der Jugend des betreffenden Industriezweiges.

Die technische Arbeiterfrage fängt erst da an, wo Betriebe ein Personal brauchen, das sie sich nicht selbst ausbilden können. Dieser Fall ist zum Theil bei allen Maschinenfabriken gegeben, in erhöhtem Maße noch bei der Elektrotechnik.

In einer Maschinenfabrik ist die Arbeitstheilung durchgeführt. Der Eine dreht, der Andere hobelt, ein Dritter fraist, ein Vierter kann nur auf einer ganz bestimmten Specialmaschine arbeiten. Je größer die Fabrik, desto größer natürlich die Specialisirung.

Alle diese Leute machen Maschinentheile, sehr oft aber nur eine ganz specielle Arbeit an einem einzelnen Theile, so daß dieses durch viele Hände gehen muß, ehe es fertig ist.

Sind alle Theile vollendet, so steckt man sie einfach zusammen und die Maschine ist fertig. So denkt wohl mancher unserer phantasiebegabten Socialogen, der die Sache der vollendeten Arbeitstheilung vertheidigt. Aber gerade das Zusammenstecken der fertigen Theile ist der wunde Punkt der Maschinenindustrie. Der Dreher hat einen kleinen Fehler gemacht, der Hobler auch, die rohen Gußtheile klappen erst recht nicht, und selbst dem Constructeur und Zeichner sind Fehler mit unterlaufen. Nun aber aus dem Haufen fehlerhafter Theile eine brauchbare Maschine zusammenzustellen, hat man einen ganzen Mann, einen Schlosser oder Monteur nöthig. Der muß sich überall helfen können, muß Alles zu corrigiren verstehen. Seine Feilen und Meißel müssen geschickter sein als alle Maschinen und Maschinenmenschen zusammen, und er muß auch noch dem Gedankengange der construirenden Ingenieure zu folgen wissen. Ja man verlangt von ihm noch mehr. Er muß unter Umständen die Maschine an Ort und Stelle und oft unter den schwierigsten Verhältnissen aufstellen, muß dabei noch dem Maurer, dem Zimmermann in's Handwerk pfuschen und schließlich noch Jemand für den Betrieb der Maschine anlernen.

Hat eine Maschinenfabrik nur Pfuscher als Monteure, so wird sie niemals etwas Tadelloses auf den Markt bringen und hätte sie die besten maschinellen Einrichtungen, auch werden die Vortheile der Arbeitstheilung mehr als wett gemacht, wenn der Monteur seine Sache schlecht versteht. Der Schlosser-Monteur ist das Schooß- und Schmerzenskind der Maschinenfabriken. Man sucht ihn um allen Preis zu halten, wenn er geschickt ist, und sieht ihm viele seiner Eigenheiten nach. Das ist doch in unserer Zeit ein Zeichen, daß diese Specialität gesucht ist.

Man hat ja versucht, die Abhängigkeit vom Monteur nach Möglichkeit zu beseitigen, indem man durch eigene complicirte Einrichtungen zu erreichen strebte, daß alle Theile in möglichst fehlerfreier und genau passender Form zur Montage kommen, aber dieses System ist nur anwendbar, wo es sich um Maschinen handelt, die in großen Mengen hergestellt werden können, sonst sind die Einrichtungen viel zu theuer. Man weiß aber nie im Voraus, ob eine Maschine auch großen Absatz finden wird.

Noch einschneidender ist dieselbe Frage bei unserer Elektrotechnik. Der Bedarf an Monteuren ist im Verhältniß zu dem auf Arbeitstheilung eingeschulten Fabrikspersonal sehr groß und der Mangel an geeigneten zuverlässigen Kräften derart stark, daß man in öffentlichen Versammlungen und Zeitungsartikeln in der Fachpresse die Angelegenheit besprochen und Mittel zur Abhülfe vorgeschlagen hat.

Schon lange arbeitet man in dieser Hinsicht aber ohne Erfolg. Schulen, die passende Kräfte heranbilden sollten, haben ganz und gar versagt. Es gingen entweder Techniker daraus hervor, oder man erhielt Monteure, die durchaus nicht den gestellten Anforderungen entsprachen, was in der Natur der Sache begründet ist. Heute steht man auf dem Standpunkte: Wir brauchen Schlosser, die in einer Schlosserwerkstätte gelernt haben, von ihren Händen den richtigen Gebrauch zu machen und die sich nachher für den Beruf eines Monteurs ausbilden. Das ist ein recht beschämendes Eingeständniß. Die Großindustrie, die in der Vernichtung des Handwerks und des Kleingewerbes den Gipfelpunkt des socialen Fortschrittes erblickt und mit allen Machtmitteln und auch solchen, die man immerhin als Gewaltstreiche bezeichnen darf, auf dieses Ziel hinarbeiten, erklärt: Wir die Großen, können uns nicht die für uns passenden Kräfte heranbilden. Wir, die Großen, die mit Millionen Ball spielen, brauchen Euch, die armen Schlucker, denen wir den Boden unter den Füßen weggezogen haben, damit ihr uns die Last der Erziehung unseres Personals abnehmt.

Das Eingeständniß ist mehr als beschämend. Zwanzig Jahre Großbetrieb in der Elektrotechnik, eine Unmenge überflüssiger und unfähiger Arbeitskräfte, die grollend bei Seite stehen und nur zu oft dem Elend und dem Verbrechen in die Arme getrieben werden, Millionenverluste und Millionengewinne und daneben die eingestandene Unmöglichkeit, aus sich selbst heraus geeignetes Personal heranzubilden, das befähigt wäre, durchwegs Gutes zu leisten.

Dem Handwerk hat man alle guten Kräfte entzogen, und weil diese, als die Wogen hoch gingen, nicht ausreichten, hat man junge Leute, die nichts hatten, als unausgebildete Hände, herangezogen, hat sie einseitig eingeschustert und jetzt erklärt man: Mit Euch können wir nicht arbeiten, wir brauchen Vollmenschen. Das sieht doch einer Raubwirthschaft verzweifelt ähnlich, und der schlimmsten sogar, die mit Menschen Raubbau treibt.

Als das Handwerk in seiner höchsten Blüthe stand, da hat es als ihre vornehmste Aufgabe betrachtet, vollwerthige Kräfte heranzubilden, die heutige Großindustrie hält sich für solche mittelalterige Einrichtungen viel zu modern. Sie erklärt sich unfähig, das zu können, weil sie überhaupt Allem, was Geld und Mühe kostet, ohne sofort Gewinn zu bringen, skeptisch gegenüber steht.

Der Vorschlag, daß Leute erst im Schlosserhandwerk die nöthigen Vorkenntnisse erwerben sollen, um dann später in die Maschinen- oder Elektrotechnik einzutreten, ist wirkungslos und naiv. Dazu müßte doch erst ein gesundes Handwerk, ein gesundes Kleingewerbe, vorhanden sein und man müßte als ersten Schritt zur Besserung doch damit anfangen, ein solches zu schaffen und die Handwerker müßten wirklich bessere Menschen sein als die Fabrikanten, damit man ihnen eine solche undankbare Aufgabe zumuthen könnte. Schließlich sind sie auch wirklich keine Unmenschen, wenn man es versteht, sie an ihrer schwachen Seite zu fassen. Nicht vom Staate müßte man das verlangen, der ohnehin mit socialen Fürsorgen überlastet ist, sondern aus sich selbst heraus müßte die Großindustrie daran gehen, und sie könnte es ohne Schaden.

Während man unrentable Millionen in fremden Ländern festgelegt hat, hat man ganz vergessen, daß im eigenen Lande noch ein recht wenig bearbeitetes Arbeitsfeld sich befindet. Hätte man so viel Weitsicht gehabt, solche Gewerbe, vorzüglich das Schlosserhandwerk unter die Fittiche zu nehmen, so könnte es heute gut neben dem Fabrikbetrieb bestehen und den Fabriken recht werthvolle Dienste erweisen. Der Ausbreitung der Maschine auf dem flachen Lande steht unter Anderem der Umstand entgegen, daß das nöthige Bindeglied, also der Schlosser fehlt, der, im Falle etwas nicht klappt, zur Stelle ist und der auch den mit der Technik wenig vertrauten Leuten dazu behülflich sein kann, gute Fabrikate auszuwählen.

Diese Art von Schlosser fehlt zum großen Theil und das ist nicht gut für die Industrie in zweierlei Hinsicht. Er würde brauchbare Kräfte heranbilden, die viele Handfertig-

keiten erlernen, weil in einer solchen Schule das Leben in seiner Vielseitigkeit herantritt; er würde außerdem der berufene Vermittler zwischen Consumenten und Fabriken sein können. Wenn man heute energisch vorgehen wollte, so könnte man bei einigem guten Willen und beim Zusammenarbeiten der interessirten Großfirmen die gemachten Fehler wenigstens theilweise ausbessern und darauf rechnen, in vielleicht fünfzehn Jahren wieder befriedigende Zustände zu haben. Aber wird man das thun? Ich fürchte nein. Dazu sind zu weite Kreise von der Idee der alleinseligmachenden Arbeitstheilung auf allen Gebieten der menschlichen Thätigkeit angesteckt und leider die Arbeiterkreise, die doch am eigenen Leibe den Schaden dieser Einseitigkeit spüren, auch.

Schwerlich wird sich die Einsicht rechtzeitig Bahn brechen, daß das volkswirthschaftlich am günstigsten liegende Verhältniß dann erreicht ist, wenn neben einer leistungsfähigen Großindustrie ein gesundes Kleingewerbe besteht, wenn Groß- und Kleinbetrieb, Individualismus und Arbeitstheilung nicht nach dem einseitigen finanziellen, sondern nach dem volkswirthschaftlichen Standpunkt sich vertheilen, und wenn man weder aus Individualisten Arbeitsmaschinen, noch umgekehrt aus Menschen mit einseitiger Begabung vielseitige Individuen machen will.

Wenn nicht ganz außerordentliche Ereignisse in den Lauf der Dinge eingreifen, so werden wir so weiter wirthschaften, und wenn dann der heute schon magere Verdienst die Capitalisten bestimmt, ihre huldreiche Hand zurückzuziehen, dann kann es uns leicht passiren, daß wir nach einer Periode fieberhafter Thätigkeit in einen neuen Dornröschenschlaf verfallen, bis das Volk wieder liebt, sich an Robinsonaden zu ergötzen und neuerdings der Zeitpunkt gekommen ist, die Götter zu versuchen.

Literatur und Kunst.

Mörike's Lyrik.

Zum hundertsten Geburtstag des Dichters.

Von Dr. Heinrich Ilgenstein (Berlin).

Nach dem Ausklang des Minnesangs lag die Lyrik mehr als alle anderen Formen der Poesie bei den Deutschen für Jahrhunderte so ziemlich im Argen. Das ist merkwürdig, wenn man bedenkt, daß die Deutschen — im Roman sind ihnen immer die Franzosen, im Drama die Engländer und in neuerer Zeit die Skandinavier entschieden über gewesen — wohl ohne Zweifel das lyrisch weitaus begabteste Volk der Erde sind. Von dem Tode Walther's von der Vogelweide bis zu dem Auftreten Goethe's haben wir nur einen einzigen Dichter zu verzeichnen, der wirklich lyrisches Empfinden und bedeutsame künstlerische Qualitäten hatte. Dies ist der unglückliche Johann Christian Günther. Alle Anderen von Martin Opitz bis zu Vater Gleim und Hagedorn haben im Grunde mehr literaturgeschichtliche als künstlerische Bedeutung. Schablone und conventionelle Unnatur liegt wie ein frostiger Reif auf ihren Schöpfungen, und selten oder fast nie kommt bei diesen wirklich unmittelbare und subjective Gefühlsäußerung zum Ausdruck. Erst Goethe hat das deutsche Lied nach langem Winterschlaf wieder zu neuem Leben erweckt. Er gab ihm die alte schlichte Form und nach langer Zeit wieder einen persönlichen Inhalt. So ist er der Vater der modernen deutschen Lyrik geworden und bisher ihr unübertroffner Vertreter geblieben. Aber anders wie nach dem Heimgang Walther's von der Vogelweide fand die deutsche Lyrik auch nach Goethe eine stattliche Reihe ernster und künstlerisch hochbedeutsamer Vertreter. Novalis, Uhland, Heine, Kerner, und manch' ein Anderer dichteten Lieder, welche zu dem Schönsten gehören, das Künstler je ihrem Volke geschenkt haben. Es war für diese Dichter bei der absoluten Herrscherstellung, die Goethe im Reiche der Lyrik schon zu seinen Lebzeiten und noch mehr nach seinem Tode einnahm, nicht immer leicht gewesen, die verdiente Anerkennung neben dem Olympier zu finden. Heine hatte sich zwar durch sein „Buch der Lieder“ schnell zu einem geschätzten, ja theilweise vielleicht über Gebühr vergötterten Dichter gemacht, und die Lyrik Uhland's wurde wenigstens in seinem engeren Vaterland sogleich mit Liebe und Verständniß begrüßt. Bedeutend weniger Glück hatte indessen der Schwabe Eduard Mörike, der, was rein künstlerische Qualitäten anbetrifft, jedenfalls noch bedeutender war als Uhland und Heine, ja gerade wenn wir an Goethe denken, derjenige Lyriker ist, der diesem Dichterfürsten von allen deutschen Lyrikern seiner ganzen Art nach am nächsten steht und allein einen Vergleich mit ihm wirklich bestehen kann.

Das Erscheinen der Mörike'schen Gedichte — sie gingen im Jahre 1838 als eins der werthvollsten Bücher ihrer Zeit von dem schwäbischen Oertchen Cleversulzbach aus in die Welt — ist damals nur Wenigen als das literarische Ereigniß erschienen, das es thatsächlich darstellt. Sie blieben, obwohl sich Männer wie Friedrich Theodor Vischer und Moritz von Schwind immer wieder für sie in's Zeug legten, im größeren Publicum, das damals nur für politische Tendenzlyrik Sinn und Verständniß hatte, fast ganz unbeachtet. Und doch kann diesen Gedichten in Bezug auf innerliche Reinheit und künstlerische Wahrhaftigkeit, den Haupterforderniffen vollkommenster Lyrik, bis heute keine nach Goethe erschienene deutsche Liedersammlung irgendwie an die Seite gestellt werden. Hätte Goethe das Erscheinen dieser Gedichte noch erlebt, sein Leben wäre um ein schönes Ereigniß reicher gewesen. Erst ganz allmälig ist man sich auch in weiteren Kreisen des Schatzes bewußt geworden, den wir in den Gedichten Mörike's besitzen, und gerade in neuester Zeit ist eine vielleicht schon zu sehr anwachsende Mörike-Literatur bemüht, uns mit diesem Lyriker noch vertrauter zu machen.

Von gewisser Seite ist es dem Menschen Mörike ein gewisser Mangel an mannhafter Erfassung des Lebens zum Vorwurf gemacht worden. Wäre Mörike aber mehr ein Mann des Zugreifens und der That gewesen, so wäre er gewiß weit weniger groß in seinen Gedichten, denn jeder echte Lyriker wird a priori von einer gewissen Weichheit sein, die im praktischen Leben nur zu oft als unmännliche Weichlichkeit erscheinen mag. Mörike war eben kein Kämpfer, jede politische oder erziehliche Tendenz fehlt seinen Gedichten, anders wie Uhland, der auch als Künstler noch vielfach mitten im Parteigetriebe seiner Tage stand, und anders wie Schiller, der in seiner Lyrik fast ständig ethische Tendenzen im Auge hat, hat Mörike in seinen Gedichten die conciliante, ruhig sich auf sich selbst zurückziehende Art Goethes. Mörike liebte nicht die großen, aufregenden Affecte. Er war aus einem äußerst feinen Holze geschnitzt und ging auch als Dichter dem Geräuschvollen und Pathetischen aus dem Wege. So fleht er bezeichnender Weise:

„Laß' o Welt, o laß' mich sein!
Locket nicht mit Liebesgaben,
Laßt dies Herz alleine haben
Seine Wonne, seine Pein!

Aus diesen Versen spricht nicht etwa der oft nur conventionelle und der gerade für deutsche Lyriker so bezeichnende allgemeine Weltschmerz, sondern das reiche und feinnervige Innere eines Künstlers, der der äußeren Anregung überraschend wenig bedurfte und dem die Gedichte wie von selbst und fast ohne Befruchtung durch erregende Erlebnisse aus der Tiefe seiner Seele kommen. Und dabei zeigt Mörike

gerade als Lyriker, daß er keineswegs ein Mensch ohne Leidenschaft war. Ein heißes, schönheitstrunkenes Herz spricht aus seinen Gedichten, aber eine unendlich feine künstlerische Keuschheit legt sich wie ein schützender Mantel auf seine nicht selten schmerzerfüllte Seele und läßt Kummer und Leidenschaft nur gedämpft wie aus der Ferne herüberklingen. Wo bei Anderen der Schrei ertönt oder lautaufschluchzender Schmerz im Liede nach Ausdruck ringt, hört man bei ihm nur eine stille, aber darum nicht weniger ergreifende Klage.

Als Lyriker ist Mörike so außerordentlich vielseitig gewesen, daß man bei ihm unmöglich von einem Gesammtcharakter seiner Gedichte sprechen kann. Neben volksliedmäßigen Liedern, die in ihrer Schlichtheit und Natürlichkeit wiederum nur mit gewissen Liedern Goethes verglichen werden können, finden wir eine Reihe von Gedichten, die in unvergleichlicher Anmuth antike Formen aufweisen. Echt romantische Stücke wechseln mit lieblichen Märchendichtungen, leidenschaftlicher Schmerz mit stiller Betrachtung ab.

Das Berühmteste und wohl auch eines der schönsten Gedichte dieser so unvergleichlich reichen Sammlung ist die Idylle „Der alte Thurmhahn“. Dies prächtige Gedicht steht übrigens fast einzig in der deutschen Literatur da. Es ist unter den beschreibenden deutschen Gedichten ungefähr das, was die schönsten Novellen Storm's in der deutschen Erzählungsliteratur sind. Denn so warme und lebendige Farben wie Mörike hier im „Alten Thurmhahn“ hat nur der Husumer Novellendichter gelegentlich für die Poesie im Kleinen gefunden. Jedes Stück Hausrath im Cleversulzbacher Pfarrhaus erscheint wie ein Stückchen Leben, Alles glänzt und athmet wie in plastischer Wirklichkeit. Eine stille harmonische Ruhe liegt wie ein unendlich trautes und liebes Dämmerlicht auf Raum und Menschen, und ein feiner, nie zersetzender, sondern immer lebenspendender Humor läßt Alles wie in mattem Golde erscheinen und giebt jedem Gegenstande und jedem vergessenen Winkel etwas wie eine Seele. Wirklich vollkommene Kunstwerke wie dieser „Alte Thurmhahn“ sind sehr schwer mit wenigen Worten zu charakterisiren. Man müßte eigentlich das sehr lange Gedicht hierher setzen und es selber für sich sprechen lassen. Dies Mörike'sche Gedicht ist übrigens in seiner Art so recht ein Beweis dafür, daß für einen wirklichen Künstler auch das scheinbar Kleinste und Alltäglichste wie jede Erscheinung in der Natur den Sinn und die Andacht eines Feiertags hat.

Gedichte, welche wie vielfach die Lyrik Heine's und Lenau's die unstillbare und ziellose Sehnsucht der Romantiker zum Ausdruck bringen, fehlen bei Mörike gänzlich. Die Sehnsucht als solche ist selbstverständlich auch bei Mörike ein Hauptmoment seiner Conception, wie sie überhaupt die Voraussetzung alles künstlerischen Schaffens ist, aber diese verliert sich nicht wie bei den Weltschmerzlern in nebelhafte, unermeßliche Fernen. Sie irrt nicht heimathlos wie die blutende Seele Nietzsche's in endlosen Weiten umher, sondern sie ist eine ewige Liebe, ein inbrünstiges Vertiefen in den heiligen Sinn des Lebens und wie eine Wiederspiegelung der Erde und der Natur, die ihm der Urquell alles Leides, aber auch die Heimath aller Glückseligkeit und der Sinne des Künstlers immer wieder berauschenden Wirklichkeit ist.

Ein so harmonisches Verhältniß zu den einmal gegebenen Formen des Seins wie Mörike hat eigentlich wieder nur Goethe in seinen Gedichten. Fast nie verweilen Goethe und Mörike, wie die hastenden, nervösen, heimathlosen Dichter unserer Tage und wie die Vertreter des Weltschmerzes in der Literatur im Abstracten und Zukünftigen, sie erbauen sich in ihren Dichtungen nicht, wie diese es thun, Luftschlösser künftigen Glückes, sondern die Vergangenheit ist ihr liebster Besitz, dem Erlebten gehört ihr künstlerisches Können. Auch Mörike spricht: „von der schönen, freundlichen Gewohnheit des Daseins“ und „die Welt fließt in warmem Golde“ für ihn. So sind auch die Liebeslieder Mörike's nicht unbestimmte Ergüsse lyrischen Empfindens, sondern mindestens in der Phantasie erlebte Wirklichkeit. Unter den Liebesliedern nehmen die geheimnißvollen, aber äußerst plastischen Peregrinalieder schon um deßwillen einen besonderen Platz ein, weil sie die Frucht der merkwürdigen, fast romantischen ersten Jugendliebe des Dichters sind. Von höchster Künstlerschaft aber ist Mörike, wo er wie im „Verlassenen Mägdelein“, „Schön Rothtraut“, „Die Soldatenbraut“ und in „Agnes“, einem Gedicht von unvergleichlich musikalischer Wirkung in der Sprache, Liebe und Natur so schlicht und innig verbindet, daß man überall den warmen, vollen Herzschlag des deutschen Volksliedes zu spüren glaubt. Viele seiner Gedichte weisen ganz die eigenartige Mischung von süßer Schwermuth und inniger Schalkhaftigkeit auf, die wie ein stiller Glanz auf unseren Volksliedern liegt. In dieser Hinsicht übertrifft Mörike selbst so volksthümliche Lyriker wie Heine und Uhland bei Weitem. Uhland war zu herbe, um mit diesem süßen Schmelz unmittelbares Naturempfinden zum Ausdruck zu bringen und Heine nicht naiv und gesund genug. Wo Heine äußerlich schlicht und wie ein echtes einfaches Volkskind durch Thäler und Berge schweifend seine Lieder anstimmt, wirft er sich wie ein Menschenkind in die Arme der Natur, dem diese längst nur die verlorene Heimath ist. Seine Schwermuth blutet aus tausend Wunden und ist unstillbar und endlos wie seine Sehnsucht, die Schwermuth Mörike's aber ist süß und milde wie fernes Abendroth. Der Lyriker Mörike ist — daher auch der Mangel jeder Phrase und jeder Unwahrhaftigkeit bei ihm — auch in keinem Lebensalter irgendwie heimathsfremd in der Natur geworden, ja er ist, wenn wir ihn mit anderen Lyrikern vergleichen, wie Goethe gewissermaßen ein unberührtes Stück von ihr. Auch in der Ballade hat Mörike, wenn er auch hierin einen Vergleich mit Uhland, Bürger und Schiller nicht bestehen kann, nicht Unwesentliches geleistet. Sein „Feuerreiter“ dürfte die beste sein und gleichzeitig ein treffendes Beispiel dafür, wie außerordentlich plastisch Mörike in der Wiedergabe von Situationen und Menschen ist. In vielen seiner Gedichte ist er von der Bildlichkeit Goethe's. Wie dieser und Gottfried Keller hatte übrigens auch Mörike stark ausgeprägte zeichnerische Neigungen, und die künstlerisch so richtig empfindende Liebe, die gerade Moritz von Schwind für Mörike an den Tag legte, wird sich zum großen Theil durch die malerischen Elemente in Mörike's Gedichten — bei der Wiedergabe des Landschaftlichen ist er geradezu von unvergleichlicher Plastik — erklären.

Mit zu dem Schönsten gehören die fünf Sonette, welche die Sammlung enthält. Musik und Plastik vereinigen sich hier in so vollkommener und harmonischer Weise, daß sie wie in einer unendlich freudigen künstlerischen Sinnlichkeit mit einander vermählt erscheinen. Ein Vers aus dem Sonett „Zuviel“ — er trifft auf Mörike's Künstlerschaft zu wie das sorgsam gewählteste Motto — möge hier Platz finden:

Der Himmel glänzt vom reinsten Frühlingslichte,
Ihm schwillt der Hügel sehnsuchtsvoll entgegen,
Die starre Welt zerfließt in Liebessegen
Und schmiegt sich rund zum zärtlichsten Gedichte.

So spiegelte sich die Natur in dem Innern dieses Lyrikers wieder. In seiner Seele wohnte jene freudige, classische Schönheit, die für die meisten Künstler immer nur das Land ihrer Sehnsucht geblieben ist und nach der ein Dichter wie Hölderlin, neben Schiller ohne Zweifel der bedeutendste Landsmann Mörike's, in heißem Verlangen verbluten mußte.

Pfui!

Von Kathinka v. Rosen.

Am 4. December 1874, nach dem Kullmann'schen Attentat, sprach Fürst Bismarck olso: „Aber mögen Sie sich lossagen von diesem Mörder, wie Sie wallen! er hängt sich doch an Ihre Rockschöße fest, er nennt Sie seine Fractian!“ — Aus den Reihen des Centrums, dem diese vernichtenden Worte galten, ertönten Pfuirufe. — Nachdem der Präsident den Ausdruck Pfui als unparlamentarisch zurückgewiesen hatte, fuhr Bismarck in seiner Rede fort: „Meine Herren! Der Herr Präsident hat schon gerügt, was ich von dem Herrn Abgeordneten rügen wollte — oder vielmehr, rügen ist nicht mein Beruf, ober ich wallte meine Meinung darüber äußern. „Pfui!“ ist ein Ausdruck des Ekels und der Verachtung. Meine Herren, glauben Sie nicht, daß mir diese Gefühle fern liegen; ich bin nur zu höflich, um sie auszusprechen.“

Lebte er noch unter uns, seine Höflichkeit würde ihn täglich in Stich lassen und er würde auch für die jetzt modern gewordenen Romone von Officieren, die ihre Kameraden hinterrücks angreifen und sie öffentlich brandmarken — den Ausdruck des Ekels und der Verachtung gebraucht haben.

Wa kommen wir hin? Haben unsere Officiere keinen Begriff von dem Ernste unserer Zeit? Kommt ihnen nie der Gedanke, daß über kurz oder long die Stunde schlagen könnte, in der das Vaterland Anforderungen an sie stellen muß, denen sie nach jeder Richtung hin gewachsen sein sollten? In einer Zeit, wo fast die gonze Welt in Flammen steht und ein kleiner Theil unserer Soldaten und Officiere in Afrika freudig und muthig Leben und Gesundheit apfert, zur Ehre Deutschlands und zur Ehre unserer Armee, sind Officiere damit beschäftigt, Ramane zu verfassen, die ein sehr schlechtes Licht auf den Geist unseres Officiercarps werfen und uns der Verachtung des Auslandes preisgeben.

Ueber einen Bilse lohnt es sich nicht, viele Worte zu verlieren: die ous Amerika bei uns eingeführte Reclamesucht, Geldgier, ouch wohl gekränkte Eitelkeit erweckten in einem Monn von geringer Bildung, dos Verlangen, seinen Nomen bekannt zu machen. Es gelang ihm jo ouch, für kurze Zeit das Gesprächsthema des In- und Auslandes zu bilden und eine etwas anrüchige Berühmtheit zu erlongen. Das Werk des Grafen Baudissin kenne ich nicht. Da Graf Baudissin aber unserer Armee ongehörte und ein hochgebildeter und begabter Schriftsteller ist, sa darf man wahl annehmen, daß die Vorwürfe, die ihm gemacht warden, nicht zutreffend sind. Das Neuste auf dem Gebiete dieser mehr ols minderwerthigen Literatur nennt sich „Die kleine Amerikanerin, Neue Geschichten ous einer kleinen Garnisan“; Verfasser angeblich Leutnant Hemmann vam 32. Infanterie-Regiment in Meiningen. Der Leutnant ist mit einer reichen Amerikanerin verheirathet. Das Verlangen, Schulden zu zahlen, ist olso nicht das Motiv, und mon darf wohl onnehmen, daß er, da er eine Zeitlang zur deutschen Batschaft in Ram cammandirt war, ein tüchtiger Officier ist und allgemeine Bildung besitzt. Nun zerbricht mon sich die Köpfe und sucht die Gründe zu finden, die Leutnant Hemmann veronlossen kaunten, seine Komeraden in sa schändlicher Weise zu verdächtigen. Nach einer Zeitungsnochricht soll er zu seiner Rechtfertigung erklärt haben, daß nur durch einen öffentlichen Scondal Besserung zu erzielen sei; nach einer anderen sall er verrückt und Carries Briefe ein Plagiat sein. Ich weiß wirklich nicht, weßhalb man sich so graße Mühe giebt, nach edlen und unedlen Mativen zu suchen und wazu in die Ferne schweifen? Das „cherchez la femme“ steht doch in jeder Zeile uns klar und deutlich vor Augen!

Amerikanische und englische Damen haben eine graße Varliebe für unsere Prinzen und Grafen. Können sie sich keine Krone ergattern, so ist ihnen ein fescher Officier ouch recht, denn die hübsche Uniform behält — trotz Bertha von Suttner — ihre Anziehungskraft. Wäre ich Kriegsminister, ich würde den activen Officieren die Ehe mit Ausländerinnen verbieten. Leider hat mon wie so vieles Andere ouch Bismarck's Verbat, hinsichtlich der Diplamotenheirathen über Bard geworfen. Vartheile haben uns die omerikonischen und englischen Ehen nicht gebracht. Unsere madernen Männer werden, sobald sie das Joch der Ehe ouf sich geladen haben, Sklaven ihrer Frauen, und anstatt van ihnen zu verlangen, daß sie sich in unsere deutschen Verhältnisse einleben, gestatten sie ihnen omerikanische ader englische Sitten bei uns einzuführen. Wer die Frechheit und Unverschämtheit überseeischer Damen kennt, wird mit dem Obersten des Regiments, der alles „fremdländische“ haßt, einverstanden sein. Auch werden sich die Officiersfrauen gegen das protzenhafte Auftreten der reichen Mrs. Carrie aufgelehnt haben. Reibungen unter den Frauen kannten nicht ausbleiben, und die kleine Amerikonerin wird monche Kränkung erfahren haben, Kränkungen, die sie sich jedoch selbst zugezogen haben wird — denn im Allgemeinen pflegen wir Deutsche gegen Fremde sehr nachsichtig zu sein. Anerkennung und Vartheile bringen uns die on Amerikaner und Engländer verschwendete Liebenswürdigkeit und Nachäfferei nicht.

Die Aristokratie nimmt bei uns eine Ausnohmestellung ein. Danken wir Gott, daß wir eine haben. Rettung kann unserm Deutschen Reiche nur aus ihren Reihen kommen. Im gesellschaftlichen Leben werden die Aristokraten immer den ersten Platz einnehmen, der ihnen auch von Allen bebereitwillig eingeräumt wird. Die bevorzugte Stellung legt ihnen jedoch Pflichten auf, denen sie allerdings nicht immer nachkammen. Im Dienst wird zwischen adligen und bürgerlichen Officieren kein Unterschied gemacht. Leutnant Hemmann fehlt jede Berechtigung zur Klage. Mon hatte ihn, den bürgerlichen Officier, der Batschaft in Rom zugetheilt, ein Posten, um den ihn sicherlich sehr viele hochadlige Kameraden beneidet haben. Die Behauptung, daß für den Regimentscammondanten der Officier erst beim Baron anfinge, konn nur immer als Ausnahme gelten. Der bürgerliche Majar hat überall den Vortritt vor dem gräflichen Hauptmonn.

Die Stellung eines Officiers ist bei uns, nach jeder Richtung hin bevarzugt, sie wird ihm nicht nur von gebildeten Menschen eingeräumt, sandern ouch vom Praletoriat. Der ärgste Socialdemakrat wird, falls er Reserveafficier ader o. D. ist, nicht ermangeln, seinem Namen das Lt. d. R. oder a. D. beizufügen, weniger aus Eitelkeit, sandern weil er sich sehr wohl bewußt ist, daß auch in socialistischen Kreisen, tratz dem wüsten Geschrei, das gegen den Militarismus erhoben wird, der Officierstitel ihm Ansehen und Schutz gewährt. Und kehren unsere broven Soldaten aus Afrika heim, so werden auch die Schreier mit Bewunderung ouf sie blicken und, daß sie in Afrika „mit dabei waren“, wird nach noch Jahren der Stolz der Enkel und Urenkel sein.

Der Officier, im Bewußtsein treuer Pflichterfüllung, wird oristokratische Abgeschmacktheiten übersehen. Auf alle Fälle ist Adelstolz, der sich fast immer mit Anstand und Höflichkeit verbindet, dem Protzenthum, das den Menschen nach seinem Geldbeutel toxirt, vorzuziehen.

Die kleine Amerikanerin, die ihren Schnabel nicht halten kann und ihrem schwachen Ehegatten allerlei Ansichten suggerirt, beklagt sich darüber, daß die Officiere ihre Meinung stets noch denen ihrer Vargesetzten zu richten hätten. Mir scheint, daß heutzutage jeder Gelbschnabel zu raisonniren beginnt über Drill und sonstige ihm lästige Dinge. Ernste Männer, die etwos zu sagen haben, werden zur gehörigen Zeit und om rechten Ort, schan ihre Stimme erheben, im Dienst jedoch sich mit einem kurzen „zu Befehl, Herr Oberst“ begnügen. Das fardert bei uns die Disciplin, die uns jetzt mehr als je von Nöthen ist.

Man wird wohl die meisten Anklagen und Verdächtigungen, die in den Briefen der kleinen Amerikanerin enthalten sind, als Weiberklatsch betrachten können. Anders verhält es sich jedoch mit der Schilderung des „Kinderfreundes“. Möglich, daß auch dieser gekränkte, weibliche Eitelkeit zu Grunde liegt — doch möchte ich annehmen, daß sie den wirklichen Thatsachen entspricht. Das Verhalten der Eltern und Bonnen, denen die Aufgabe oblag einzuschreiten, um die Kinder zu schützen, ist unerhört. Doch mich darüber auszusprechen gehört nicht hierher.

Beruhten die Verdächtigungen auf Wahrheit und hatte der Verfasser Beweise in Händen, so war es seine Pflicht die Anzeige zu machen, denn unlautere Elemente müssen aus der Armee entfernt werden.

Dem Verfasser standen zwei Wege offen, um seine Officierspflicht zu erfüllen. Er konnte in Begleitung eines Kameraden, mit Helm und Schärpe adjustirt, sich dienstlich bei dem „Kinderfreund“ melden und ihn mit kurzen Worten auffordern, binnen 24 Stunden seinen Abschied einzureichen, widrigenfalls Klage gegen ihn beim Regimentscommando erfolgen würde. Der Betreffende hätte seinen Abschied genommen, denn wegen Unsittlichkeit in Anklage versetzt zu werden, riskirt nicht so bald ein Officier. Wollte Leutnant Hemmann diesen Weg nicht gehen, so konnte er seinen Abschied nehmen, unter Darlegung der Gründe. Die Untersuchung hätte dann das Weitere ergeben. Möglich, daß dem Kinderfreunde der Rath ertheilt worden wäre, sein Abschiedsgesuch einzureichen, um dadurch dem öffentlichen Scandale vorzubeugen. Die Oeffentlichkeit mag ja ihre guten Seiten haben, da wir aber leider nicht mehr wie zu Bismarck's Zeiten über eine „reinliche Wäsche“ zu verfügen haben, so scheint es mir richtiger zu sein, unsere schmutzige, gleich einer klugen Hausfrau, den Blicken Fremder zu entziehen.

Anklagen und Verdächtigungen in das Gewand einer picanten Lectüre zu kleiden und sie der Oeffentlichkeit zu übergeben ist ehrlos und gemein. Der Glaube, damit Gutes zu wirken, ist ein Wahn. Die Disciplin wird untergraben, das kameradschaftliche Band zerrissen, Socialisten jubeln und das Ausland hört auf uns zu fürchten.

Unsere Officiere sollten ihres Fahneneides gedenken, den sie auch in Friedenszeiten zu halten verpflichtet sind. Sie brechen ihn, wenn sie Handlungen begehen, für die anständige Menschen, den Ausdruck des Ekels und der Verachtung, anzuwenden berechtigt sind.

Das Buch ist ein oberflächliches, leichtfertiges Machwerk. Fast könnte man annehmen, daß die Frau die Verfasserin sei und der Gatte sich für sie auf die Bresche stellt. Das wäre deutsche Art.

Feuilleton.

Die bemalte Wand.

Skizze von Marianne Mewis.

Auf dem Brettl eines großen Specialitätentheaters stand ein bildschöner junger Sänger, ein stattlicher Mann mit einem Gesicht von wahrhaft classischer Regelmäßigkeit und Ruhe. Man hätte denken mögen, der Apoll von Belvedere wäre in einen modischen Frack geschlüpft.

Der hübsche Herr sang mit einer mäßigen, schwachen Tenorstimme ein Lied, das zu seiner majestätischen Erscheinung in unerfreulichem Gegensatze stand: platte Verse mit groben Schlagern actuellen Charakters, die jedoch durchaus nicht einschlagen wollten. Der Vortragende machte einige komisch sein sollende Gesten, meist an der unrechten Stelle; und sein Mienenspiel paßte ebenso schlecht zu den gesungenen Worten.

Als er mit einer tadellosen Verbeugung schloß, wurde allerdings geklatscht. Man hörte indeß deutlich, daß sich hauptsächlich Damenhände an dem Applaus betheiligten, der denn auch Mangels kräftigerer Unterstützung schnell in einem schwächlichen Klapp, Klapp erlosch. Im Hintergrunde wurde sogar gezischt.

Am Ende einer Parquetreihe saßen ein paar gutgekleidete Herren, Männer im Beginn der Dreißiger. Der eine mit dem feinen klugen Kopfe und der goldenen Brille auf der Nase schlug ein paar Mal in die Hände, um seine Bemühungen dann unter mitleidigem Lächeln aufzugeben. Der Andere, ein untersetzter Mann mit vollem und anscheinend von Wind und Wetter geröthetem Gesicht, das einige tüchtige Schmisse aufwies, sah seinen Nachbar verwundert an und sagte mit Nachdruck: „So! Das ist also Euer berühmter Bendrat ...“

Der Bebrillte zuckte, immer noch mit dem gutmüthigen bedauernden Lächeln auf den Lippen, die Achseln. „Es kommt überhaupt nichts Erweckliches mehr,“ meinte er. „Laß uns in den Tunnel hinuntersteigen. Eine gemüthliche Plauderstunde wiegt all' das Gesinge und Gehopse auf.“

Die Beiden verließen den Saal und fanden im Keller in ungemein freundlich ausgestatteten und noch wenig besetzten Räumen einen besonders heimeligen Eckplatz, der vom nebenliegenden durch eine hellpolirte Holzwand abgetrennt war. Der Bebrillte bestellte Wein. Der Andere kam noch einmal auf seine letzte Bemerkung zurück.

„Mein lieber Berner,“ begann er langsam, indem er sich umständlich eine Cigarre auswählte, beschnitt und anzündete, „nimm es mir nicht übel — Bendrat hatte ich mir anders vorgestellt. Sollten meine Geschmacksnerven in den fünf Jahren, da ich unter meinen Lichtenthaler Bauern den Lebensretter spiele, bereits so grobdrähtig geworden sein, daß Eure großstädtischen Feinheiten gar keinen Reiz mehr darauf ausüben? — Mir schien übrigens der Beifall so dünn und lediglich dem schönen Manne geltend, daß ich mit meinem Urtheil wahrscheinlich nicht allein stehe. Dennoch ist mir dieser Herr Bendrat, wie ich mich wohl entsinne, in den höchsten Tönen gelobt worden.“

Doctor Berner, der Stadtarzt, antwortete nicht gleich. Er hatte die Arme auf den Tisch gelegt, sah nachdenklich in sein Glas hinein und klopfte leise mit dem Cigarrenmesserchen auf die blanke Holzplatte. „Du hättest ihn im letzten Winter sehen und hören müssen,“ entgegnete er endlich. „Armer Kerl —“

„Weßhalb armer Kerl?!“ fuhr der kleine Doctor etwas hitzig dazwischen. „Er sieht nicht darnach aus, als ob ihm das Mindeste abginge. Wohlgenährt. Wohlgekleidet. Dazu offenbar nicht von der Sorte, die sich durch Gemüthsbewegungen zu Grunde richtet. Ich kann mir gar nicht vorstellen, daß dieser Adonis mit der weißen Halsbinde, dieser Typus des schönen dummen lyrischen Tenors, jemals erheblich Besseres zu leisten im Stande war. Der Mißerfolg dieser Spielzeit rührt wahrscheinlich von Eurer Sucht her, stets nur das Neue erstaunlich zu finden, ständig das Bedürfniß zu fühlen, irgend einen modernsten Götzen anzubeten.

Ein wahrhaft rührendes Verlangen, dieser Hunger nach dem Außergewöhnlichen bei Euren blasirten Ben Akiba's; diese Wuth, zu bewundern, während Ihr Euch anstellt, als ob die Fähigkeit dafür in Euch längst erstorben wäre! — Zu bedauern sind nur die armen Idole, die Ihr so nach und nach auf Eure Altäre hebt und in unglaublich kurzer Zeit wieder herabstürzt. ‚Opfer fallen hier, weder Lamm noch Stier, aber Menschenopfer unerhört!‘“

„Deine Cigarre geht aus, lieber Kaltschmitt. Du bist ja wieder im Zuge wie Bebel beim Etat. Uebrigens läßt sich Deine Ansicht im Allgemeinen anfechten. Diese Art von Fetischen sind wie die Strohpuppen, die man aufstellt, bis eine neue Ernte reift, und dann verbrennt. Wären sie von Stein, so würden sie schon Bestand haben. — In unserem besonderen Falle haust Du entschieden daneben.“

Der Andere ließ sich nicht stören und philosophirte weiter. „Erlaube doch. Da ringt sich solch ein neuer Stern aus dem allgemeinen Lichtnebel“ — er lachte etwas spöttisch — „Lichtnebel also los, nimmt bestimmte Form an, — ein Dichter oder Maler oder Bühnenkünstler. Was macht die Mehrzahl dieser Leute berühmt? Ein neuer Tric. Sie glänzen in einer ganz bestimmten, häufig sehr eng begrenzten Specialität. Das nennt Ihr originell! In einer Rolle, einem Genre. Sie treten in der Rolle tausend Mal auf. Sie zeigen das Genre von allen möglichen und unmöglichen Seiten. Sie schlagen Geld daraus. Sie gefallen sich darin und schleifen hundert Facetten daran, bis die spiegelnden Flächen so klein werden, daß die Form sich wieder der Formlosigkeit nähert und sich verwischt. Und kommt dann der Augenblick, da sie selber einsehen: Dauern kann das nicht für alle Zeit! — dann ist ihr Geist eingekapselt in die ‚Specialität‘, in die unzerbrechliche Gewohnheit, wie die Mücke in den Bernstein: Er kann nicht mehr heraus. — Das Publicum — wer mag's ihm verdenken! — ist endlich der eingetrockneten Mätzchen überdrüssig und wirft Kunz und Hinz bei Seite. Das Hinarbeiten auf den Mammon hat sich gerächt.

Und wenn dann Maler Kunz, dem sein virtuos gemalter Fichtenwald den Namen gemacht hat, oder der Schauspieler Hinz, der tausend Mal den Grafen Trast gab, oder der Violinist, der das Bach'sche Air zum Rasen schön spielt, oder der Dichter, den seine Marschnovellen in aller Mund gebracht haben, — wenn die doch einmal die Kraft finden, ihren glänzenden Kerker zu sprengen, ruft Ihr: Das ist ja Kunz gar nicht! Kunz wollen wir! Kunz, den wir kennen! Den echten, abgestempelten Kunz! Wenn Kunz nun auf einmal Bachen malt, wie sollen wir ihn ‚auf den ersten Blick‘ herausfinden? Da muß ja alles

Kunstverständniß in die Wicken gehn! Ach, wenn nur Kunz noch der alte wirkliche Kunz wäre! Der Fremde da mag wandern!"

„Natürlich. Von einer Fabrik verlangt man Waare, die das Fabrikzeichen trägt. Der große freischaffende Künstler darf sich nach Belieben wandeln, aber auch nur der! Sonst heißt es wie überall im Handwerk: Schuster, bleib bei Deinem Leisten! — Schlimm wird's allerdings, wenn der Leisten abhanden kommt. Und das ist Bendrats Fall."

„Da wäre ich neugierig."

„Wie ich schon sagte: Du hättest ihn früher hören müssen. Damals trat er geradeso wie heute in seiner olympischen Erscheinung auf das Brettchen, das zu ihm paßt wie eine Untertasse zu einer antiken Amphora, und sang ein gewürztes Lied von actuellstem Reiz. Nicht, daß Anstößigkeiten darin vorgekommen wären. Die feinen Anzüglichkeiten ließen sich häufig kaum fassen und in deutlichen Worten ausdrücken, wurden aber doch vom Publicum verstanden und lebhaft bejubelt. Dazu kam die urkomische Vortragsweise. Wer den Sänger zum ersten Male hörte, war Anfangs, weil er sich dem Rufe Bendrat's nach Erstaunliches versprochen hatte, immer etwas enttäuscht. Da stand auf der kleinen Bühne offenbar ein, wie Du richtig bemerktest, dummer lyrischer Tenor mit kleiner Stimme und mittelmäßiger musikalischer Begabung und sang schlecht und recht sein Lied, das gewöhnlich äußerst harmlos anfing, herunter. Und dann traf plötzlich eine Pointe, so fein und spitz wie eine Morphiumspritze. Die Wirkung war auch ähnlich: Das Publicum gerieth allmälig in einen förmlichen Rausch.

Wenn der Sänger zu solch einem Schlager kam, verzog sich das Statuengesicht kaum merklich; aber desto lächerlicher war die Wirkung, die noch durch eine genau zu den gesungenen Worten passende Geste verstärkt wurde. Die Zuhörer geriethen in athemlose Spannung und achteten auf den leisesten Drucker. Und endlich schloß das Lied mit einer scharfsatyrischen oder einer feinpossenhaften oder auch hochtragischen oder glühendleidenschaftlichen Schlußstrophe, die mit solch eindringlicher Kraft, solch einer zündenden Gluth oder einem Schmerz, der plötzlich aus den tiefsten Abgründen der Seele aufzutauchen schien, heraus kam, daß im Publicum jeder Nerv mitzuckte und der schöne Bendrat, wenn er von der Bühne abtrat, seinen unzähligen Triumphen einen neuen hinzugefügt hatte.

Mich interessirte dieses Naturspiel, in welchem die Hauptwirkung von Bendrat's Auftreten beruhte, dieser Gegensatz zwischen der Form und dem geistigen Gehalt, auf's Lebhafteste. Ich suchte also durch einen Freund hier unten im Keller Bendrat's Bekanntschaft und konnte mich immer nur von Neuem darüber wundern, daß im persönlichen Verkehr die pikanten Seiten an des Künstlers Wesen so gar nicht zur Geltung kamen, ja von dem Unbefangenen nicht einmal geahnt werden konnten. Ein simpler gutmüthiger Bursche saß da mit uns ziemlich schweigsam am Tische. Und löste ihm der Wein einmal die Zunge, dann war's gar gefehlt: Der Apoll schwatzte und alberte in's Blaue hinein wie ein Schuljunge.

„Nun, und des Räthsels Lösung?"

„Wart' doch! — Der schöne Bendrat faßte Zutrauen zu mir; und eines Tages erschien er in meiner Sprechstunde und bat mich, seine Frau zu besuchen, die gar so arg huste.

Ich ging hin und fand in einem hübschen, sehr sorglich in Stand gehaltenen Hauswesen ein kränkliches gelbblasses Weibchen, hochschultrig, mit eingefallener Brust, unschön bis auf die wundervolle Stirn, die braunen krausen Haare und die glänzenden dunklen Augen, aus denen ein Blick über mich herfuhr, der, als er sich abwandte, klärlich sagte: ‚Geprüft, etikettirt und in's richtige Fach gethan!'"

Nun, ich sah gleich: Da war nur noch ein Hinhalten möglich. Ich schlug einen Luftkurort vor. Bendrat mußte ja hinreichend erwerben, um seine Frau im Nothfalle nach Madeira oder Egypten schicken zu können. Er war auch in seiner Angst ersichtlich zu Allem bereit. Aber sie wollte nicht. Sie könne sich nicht von ihrem Manne trennen, — vollends jetzt im Winter! Davon sei keine Rede.

Erst sah ich den Grund nicht recht ein, aber dann, später, als ich öfter kam und ihnen Beiden als Freund galt, vor dem man nichts geheim zu halten braucht, weil man seiner Verschwiegenheit sicher ist, so weit menschliches Wohl und Weh davon abhängt, ging mir ein Licht auf.

Da hieß es mitunter: ‚Bitte, Doctor, einen einzigen Augenblick nur!' — Dann setzt' ich mich und hörte zu, wie sie ein Lied für den Abend probirten, und in zwei Minuten war ich vergessen. Und da merkte ich: Die Texte verfaßte sie, oder sie schnitt bekannte wenigstens zurecht — so während des Uebens, wie der Einfall ihr kam. Und bei fast jeder Wiederholung schärfte sich die Spitze. Eine Nuance trat hinzu. Der Ausdruck wurde verfeinert und gewann Glanz und Kraft und prickelnde Würze. Und das ganze kleine Wesen lebte in der Leistung ihres schwerfälligen Mannes. Zwanzig Mal sang sie ihm mit ihrem kraftlosen, etwas heiseren Stimmchen die Stellen vor, auf deren Wirkung es ankam, sprang vom Clavier auf, machte die Gesten und gab das lebendigste Mienenspiel hinzu, bis in den großen Mann mit dem schönen ausdruckslosen Gesicht die feine pikante schillernde Frauenlaune gleich einem funkensprühenden Feuerteufel hineingefahren war und in drolligem Gegensatze aus der massigen Hülle hervorguckte, wie aus einer Maske der krokodilledernen Spießbürgerlichkeit. Und es war ein beständiger Kampf des beweglichsten Geistes mit dem trägsten, schwerfälligen Stoff.

Das mußte aufreibend sein. Und ich hätte das verderbliche Spiel verbieten sollen. Das sagte ich der Frau auch einmal, als ich sie allein traf.

Sie sah mich mit ihren prachtvollen Augen an, daß ich wahrhaftig über meinen Vorschlag erröthete.

‚Und was dann?' fragte sie nur.

„Ja, das ‚Was dann?' würde früh genug kommen; und, wie gesagt, es wäre doch nur ein geringer mit unverhältnißmäßigem Opfer erkaufter Aufschub gewesen. Ich sah, wie ihre Aufgabe sie beglückte. Sie hatte sich da aus dem schönen dummen Menschen gewissermaßen ein zweites Ich geschaffen, einen Körper für ihre Seele, deren eigenstes Gehäuse allzu unzulänglich ausgefallen war. Und in diesen Körper schlüpfte sie hinein und sprach daraus zu der Welt, die ihr sonst verschlossen geblieben wäre. Ich hab' sie manchmal in der kleinen vom seitlichen Stehparterre abgetrennten Regieloge besucht. Da schaute sie mit funkelnden Augen durch die Ritze der Zuggardine und genoß den Beifall, der recht eigentlich ihr galt. Und dort bekam sie auch nach einer besonders glänzenden Leistung ihres Gatten den Lungenschlag, der ihrem Leben ein Ende machte."

„Nun, und Bendrat? Wußte er, was er an der Frau besaß? Wie trug er den Verlust?"

„Sicherlich schätzte und liebte er sie in seiner leidenschaftslosen Art und war ihr auch bis auf kleine Eskapaden, die sie selber geistvoll verspottete, treu. Erotischen Temperaments ist er wohl überhaupt nicht.

Aber wie das mit dummen Leuten so steht: Sie können den Werth Klügerer selten richtig beurtheilen, und jeder gleicht dem Geist, den er begreift. — Bendrat war sehr bestürzt und betrübt über den Tod seiner Frau. Ich hatte indeß schon früher bemerkt, daß er ihren Löwenantheil an seinen Erfolgen schnell vergaß und sich jedesmal, wenn der Applaus verhallte, als ein rechter ganzer Kerl vorkam.

‚Ich entbehre sie schwer, auch in Bezug auf meine künstlerische Förderung,' sagte er mir, wie er kurze Zeit nach ihrem Tode wieder auftreten mußte. ‚Aber ich habe einen tüchtigen Begleiter gefunden, mit dem ich übe. Da wird es sich doch machen.' Er schien sich wahrhaftig einzubilden, daß er der Frau hauptsächlich die musikalische Sicherheit zu danken habe.

Es ging auch wirklich noch eine Zeitlang. Die alten Lieder standen, untermischt mit wenigen neuen, auf dem Zettel. Das Publicum merkte Anfangs nichts. Dann hieß es zuweilen: Heut ist er nicht aufgelegt. Er hat seinen schlechten Tag. Und endlich kam man doch zu dem Schlusse: Er hat sich ausgesungen, und seine Mätzchen werden nachgerade —"

Dr. Berner brach ab. Ein Herr ging vorüber bis zum Schenktisch an der Querwand des Raumes. Er sah nach rechts und nach links, grüßte und trat einen Augenblick in die Nische, wo die Freunde saßen.

„Schönsten Guten Abend, Doctor! Freut mich, daß ich Ihnen Lebewohl sagen kann. Uebermorgen dampfe ich nach drüben ab. Hab' für eine große Tournée abgeschlossen, — dreihundert Abende. Gelt, die werden gucken. Der Bendrat! — All' meine alten Schlager setz' ich ihnen vor." Er lachte mehr gutmüthig, als eitel, grüßte wieder und ging langsam, indem er sich ein wenig in den Hüften wiegte, weiter.

„Die dort wird die bemalte Wand noch täuschen," meinte Berner. „Und nachher hat der schöne Bendrat sein Schäfchen im Trocknen und kann sein Modekupfergesicht in seiner eigenen Villa hinter den Spiegelscheiben ausstellen."

Aus der Hauptstadt.

Hans im Glück.

Dr. Theodor Zell, im gewöhnlichen Leben mein Freund Baucke, setzt seit zwei oder drei Jahren die Zeitungsredactionen in Verwunderung. Der kluge Zoolog hat sich nämlich dazu entschlossen, abweichend vom Vorbild seiner Collegen, doch wenigstens einmal über eine Sache zu sprechen, die er versteht, als Fachmann versteht. Baucke befaßt sich als Liebhaber von Kindesbeinen an mit der Thierseele. Er ging ohne vorgefaßte Meinung, mit geringem Wissen beladen, an den Gegenstand heran, und heute beschämt er die Professoren. Beschämt sie allein darum, weil er Augen und Ohren aufsperrte; weil er, statt sich in sein Museum zu bannen und unendliche Wälzer zu lesen, dem Objecte wie ein Jäger nachschlich, draußen in der freien Gotteswelt. Seit zwei oder drei Jahren bringen nun die Zeitungen niedliche und fesselnde Feuilletons von Theodor Zell, aus denen der Normalmensch mit Staunen erkennt, daß Hund und Katze, Fuchs und Wolf, Rabe und Krähe beinahe so intelligent sind wie er selber. Wenn man in seinem Falle von Intelligenz reden darf. Denn wahrhaftig, im Allgemeinen ist die Art, wie wir das Thier beurtheilen, alles andere eher als ein Intelligenzbeweis. Weil die Augen das schärfste und wichtigste Sinnesorgan des Menschen sind — wozu

tragen wir auch sonst sämmtlich Brillen und Kneifer? — darum schlossen wir, daß der Hund in vieler Beziehung dumm und ungeschickt sei. Denn der Hund sieht schlecht, kann nur grelle Farben unterscheiden, erkennt sein Spiegelbild nicht, und so weiter. Ist also ein Tölpel und steht tief unter homo sapiens. Daß für den Hund die Nase dieselbe Rolle spielt wie für uns das Auge; daß wir ihn gerecht nur beurtheilen können, wenn wir seine Fähigkeiten unter dieser Voraussetzung prüfen, das fiel sehr Wenigen ein. Der Hund erkennt sein Spiegelbild nicht, weil er es nicht wittert. Er läßt die schönste Katze aus Gips mit täuschend ähnlichem Farbenanstrich unbeachtet, weil er nur den Katzengeruch kennt. Daß wir uns darüber wundern, muß jedem Hunde wunderbar scheinen. Er selbst ist aber viel zu klug, um den Menschen deßhalb für unintelligent zu halten, weil wir an der Normaluhr, welche die zu früh gekommene Geliebte vor zehn Minuten verlassen hat, rathlos stehen. Phylax und Nero würden sich im selben Falle unverzüglich auf den Weg machen und ihr Mädchen in kurzer Zeit einholen. Dem Hundevater, der Abends um 8 Uhr nach Hause kommt, würde der Hundesohn es nicht verhehlen können, daß er Nachmittags eine verbotene Cigarette geraucht hat. Der Alte hätte ja sofort die Witterung. Wie mögen unsere Dackel sich darüber amüsiren, daß wir mit unseren jämmerlich stumpfen Riechorganen nie hinter ihre Tücke kommen, zum Exempel niemals feststellen können, wer von ihnen und wie lange er auf dem neuen Sopha gelegen hat!

Wir interessiren uns neuerdings etwas mehr für unsere Mitgeschöpfe. Nicht bloß Jäger und Thierfreunde, die sich aus Sportneigung oder Liebe mit der Creatur befassen, suchen sich in ihre Seele zu versetzen. Denn eine Seele haben sie; zum mindesten dann, wenn wir thatsächlich eine besitzen. Die erwachte Theilnahme im Bunde mit der Sensations- und Neugier haben dem klugen Hans aus der Griebenowstraße in Berlin zu seinem Ruhm verholfen. Deutschland ist über die Wunderthaten des von Osten'schen Hengstes bereits hinlänglich unterrichtet. Er rechnet, er liest, er erkennt nach ihm vorgelegten Photographien die Originale, mögen sie sich auch in einem Menschenschwarm verbergen. Solche und ähnliche Kunststücke hat man ja nun freilich schon im Cirkus gesehen, von gelehrten Pudeln und selbst von gelehrten Gäulen. Aber das war alles nur Dressur. Diesmal ist es, so sagen uns die Freunde Hansens, wirkliche, thatsächliche, unbestreitbare Bildung. Der Hengst hat sich sein Wissen angeeignet, wie jeder menschliche Schuljunge. Er weiß, was er thut und mit dem Huf spricht; er überlegt und denkt. Den Wochentag nennt er mit unfehlbarer Sicherheit, obgleich die Wochentage doch rein menschliche Einrichtungen sind und jener ewigen Logik entbehren, die sich in der Mathematik, im Lauf der Gestirne, in der Farbenlehre ausprägt. Hans buchstabirt den Namen des Reichskanzlers von Bülow, ohne das W am Ende zu vergessen, und falls ihm Jemand auftrüge, die einzelnen Buchstaben der Wortfolge maison de santé zu nennen, so würde er sicherlich nicht m—ä—s und so weiter sagen, sondern m—a—i—s und so weiter. Heutzutage versteht jeder gebildete Hausknecht sein bißchen Französisch, warum nicht auch ein gebildetes Pferd?

Der Mann, der sich mit der deutschen Intelligenz-Centrale Berlin den Hans-Spaß gemacht hat, ist ein scharfer Satyriker. Leider auch ein plumper. Sonst hätte er den Scherz weniger handgreiflich gestaltet. Wir wären ihm dann alle aufgesessen, und nach den Ministern, den Professoren, den adeligen Saatherren und Sportfräulein wären vielleicht noch höher Gestellte zur trübseligen Griebenowstraße gefahren. Heute ist der Witz schon salzlos geworden, und man zeigt sich seiner überdrüssig. Er mußte also von der Bühne verschwinden. Mit der Enthüllung des Tricks braucht sich Niemand erst lange abzugeben, auch keine wissenschaftliche Commission. Ob da Augenzwinkern, Tonfall oder sonst etwas in Frage kommt, dünkt mich ungeheuer gleichgültig. Das sind Dresseurangelegenheiten. Wichtig bleibt für die Zukunft, daß die Lichtstadt sich volle drei Wochen lang auf den Leim locken ließ, und daß es in der ersten Woche überhaupt kaum einen Zweifler gab. Wenigstens wagte sich Niemand hervor. Erst als der Satyriker zu kühn wurde und uns unvorsichtig des Albernen zu viel zumuthete, wurden einige stutzig. Ich denke, daß die stolze Verachtung, womit breite Schichten des Spreevolkes gewohnheitsmäßig auf die „Provinzkaffern" herabsehen, sich während der nächsten Monate nicht ganz so niederschmetternd wie bisher äußern wird. Die Blamage mit dem klugen Hans wirkt abkühlend.

So weit wäre Alles gut und in Ordnung. Das aber bedauere ich, daß der Wundergaul dazu beitragen wird, unsere vierfüßigen und gefiederten Freunde weiter und vielleicht ärger als vordem mißzuverstehen.

Die Intelligenz des Thieres an der des Culturmenschen oder gar Großstadtmenschen messen zu wollen, ist lächerlich. Das muß falsche und verzerrte Bilder ergeben. Rechnen, Lesen und Schreiben sind Kunststücke der Zweibeinigen, die dem Thiere deßhalb fremd bleiben, weil sie ihm nichts nützen. Jedes Geschöpf lernt nur das und zeigt seine Intelligenz allein in den Künsten und Wissenschaften, die es für den Kampf um's Dasein oder doch um die Behaglichkeit des Daseins nöthig hat. Eine Ausnahme machen davon bloß die Primaner, die in's Abitur steigen. Will man Geistesarbeit und geistige Gelenkigkeit des Hundes ernsthaft mit der des Menschen vergleichen, so muß man ihr ein hundewürdiges Ziel setzen. Die Frage wäre vielleicht so zu stellen: Wie viel Mal größer oder kleiner ist die Intelligenz, welche mein Pudel anwendet, um von mir ein Steinchen zum Apportiren zu erhalten, im Vergleich mit der Hirnkraft, die ich verschwende, um, sagen wir, den Kronenorden vierter Klasse zu erlangen? Wobei natürlich Voraussetzung ist, daß Pudel und Mensch ehrlich, ohne Niedertracht und boshafte Ränkeschmiederei arbeiten. Nur die vornehme geistige Capazität soll gemessen werden. Wer Pudelstudien getrieben hat, weiß, daß der eleganteste Ordensstreber nicht so ausdauernd, so bezaubernd liebenswürdig, so eindringlich und doch in hochachtungsvoller Demuth um sein heißersehntes Spielzeug werben kann wie der Hund. An alle Dinge, die es in seinen Besitz bringen will, setzt das Thier eine verblüffende Summe intelligenter Arbeit und Energie. Es sammelt regelmäßig, ohne Friedrich Schiller zu kennen und nöthig zu haben, fleißig und unerschlafft im kleinsten Punkte die höchste Kraft. Wir achten gemeinhin nicht darauf, weil das Thier unseren wahnsinnigen Durst nach Gold nicht kennt, unser wichtigstes Interesse also nicht theilt. Wenn die Ameisen Zwanzigmarkstücke sammelten und die Elstern Bankdepots anlegten, dann freilich wären wir in der Erforschung der Thierpsyche weiter.

Dank seiner schrecklichen Raubthiernatur, die jeden Tiger und jeden Skarabäus beschämt; Dank seiner unersättlichen Erwerbsgier, die den Hamster weit überhamstert und mitunter mehr Existenzmittel für den Einzelnen aufspeichert, als er in Jahrtausenden verzehren könnte, Dank dieser Teufelseigenschaften hat sich der Mensch den Erdball unterworfen. Er hat Vernunft und braucht's allein, um thierischer als jedes Thier zu sein. Unsere wahrhaft Großen, unsere Philosophen und Poeten, unsere Religionsstifter und Heilsprediger hätten der Menschheit wahrlich nie zu ihrer überragenden Stellung verholfen. Dazu bedurfte es der brutalen Draufgänger, der Pizzaro-Naturen. Ihnen erlag das Thier, wie ihnen die Inka unter den Menschen erlagen: der edlere Sinn, die feinere, stillere Cultur, die auf die Abwehr ihrer schrecklichen Gewaltmittel nicht eingerichtet war. Wenn uns der kluge Hans im Glück etwas lehrt, so möge es die Erkenntniß sein, daß unsere träge Gedankenlosigkeit dem Seelenleben des Thieres gegenüber Schmach und Schande für uns bedeutet. Der Hund giebt sich größere Mühe, uns zu verstehen, als wir es umgekehrt thun, wir, die Siegerintelligenzen und Räthsellöser. Vielleicht bringt der Hengst aus der Griebenowstraße in Berlin auch noch das zu Stande, daß die abscheulichen Pferdeschindereien wenigstens in den sogenannten Mittelpunkten unseres geistigen Lebens, in den großen Städten, endlich aufhören. An Nordamerika ist Manches zu tadeln, doch eines unbedingt zu loben: niemals sieht man dort einen Rohling die Peitsche gegen seinen treuesten, unverdrossensten Gehülfen, das Pferd, anwenden. Verhilft der beseelte und logisch denkende, von Ministern, Geheimräthen und Professoren besuchte Hans seinen geplagten Mitgäulen zu dieser Verbesserung ihrer socialen Lage, dann hat der amüsante Humbug doch ein Gutes und einen sittlichen Zweck gehabt.

Der Cäsar der World's Fair.

Von den Etatsüberschreitungen im Reichshaushalte für 1903 ist besonders hervorzuheben: fast 750000 Mark bei der Weltausstellung von St. Louis.

Bei einem Wirthe wundermild,
Da war ich jüngst zu Gaste.
Der reichste Gratis-Bronnen quillt
In seinem Weinpalaste.

So ähnlich geht's im Hause zu
Des großen Loos-Gewinners:
Festbälle ohne Rast und Ruh'
Und Luncheons, Suppers, Dinners.

Ein Jeder wird in diesem Raum
— Semper aliquid haeret —
Mit süßer Kost und frischem Schaum-
Wein wirklich wohl genähret.

's hat keine Wirthschaft drin und drans,
Vom Frisco bis zum Spreewald,
Solch' 'nen Mären wie's Deutsche Haus
In St. Louis an Lewald.

Wer sanft die Preise hört, sogleich
Schleicht der sich still bei Seite —
Ohn' Lewald und sein Deutsches Reich
Wär' das Local längst pleite.

Zwei Millionen waren da,
Und Cäsar langt zur dritten;
Sein Rubikon ist der Etat —
Nun feste überschritten!

Timon d. J.

Uebermensch und Uebermenschlein.

Von Josef Rieder (Genf).

Wer seine Ohren offen hält, hört viel vom Uebermenschen sprechen, viel Hohn, viele Schmähungen auf seinen geistigen Schöpfer, aber auch viel offene Begeisterung. Wer viel liest, wird viel vom Uebermenschen lesen. Nicht nur Abhandlungen für und wider ihn wird er finden, sondern auch seine Gestalt mehr oder weniger deutlich verkörpert in Romanen und Theaterfiguren.

Wer sich die Mühe nimmt, in seinem Bekanntenkreise Umschau zu halten, wird sicher Einen oder auch Mehrere entdecken, die den Zarathustra als ihre Bibel, wie sie sagen, mit sich herumschleppen.

Da scheint es mir nicht überflüssig, einmal die offene Frage zu stellen: „Wie stellen Sie sich den in das praktische Leben übertragenen oder hineingesetzten Uebermenschen eigentlich vor?" Ich spreche ausdrücklich von der Praxis, denn ein großer Theil der Nietzscheverehrer setzt sich über das wirkliche Leben etwas leichtfertig hinweg, vornehmlich jener, der literarische Anleihe bei dem großen Manne nimmt.

Am Besten schneiden noch Diejenigen ab, die den Uebermenschen nach Jahrhunderten oder Jahrtausenden wirken lassen, in einer Culturperiode, die nennenswerthe Verschiedenheiten gegen die heutige aufweist. Phantasiegebilde lassen sich schwer kritisiren.

Aber was soll uns der Uebermensch, der nach Jahrhunderten auftaucht? Was kümmert es uns, wie die Leute der fernen Zukunft mit ihrem Stück Elend, mit ihren Unzuglänglichkeiten, mit dem Unbefriedigenden ihrer Cultur zurecht kommen? Die Zeit ist aus den Fugen, wir brauchen den großen Mann, der sie wieder in Ordnung bringt.

So und nicht anders ersehnen die meisten aus der großen Zarathustra-Gemeinde den Uebermenschen.

Den großen, übergroßen Mann, der den entgleisten Wagen wieder in das richtige Gleis zwingt, nicht den Weisen, der am Rande seiner Höhle zum Volke oder in Ermangelung eines solchen zu einigen höheren Menschen erhabene Lehren spricht: Wie stellen Sie sich diesen Uebermenschen vor?

Vor Allem, nicht wahr, der Uebermensch muß oben stehen, muß alle unter seine Herrschaft zwingen, wie anders sonst könnte er das große Werk vollbringen. Und doch darf er nicht mit Herrschsucht behaftet sein, wie würde er sich sonst von den Großen unterscheiden, die in vergangenen Zeiten Völker unter ihr Joch gezwungen haben?

Er muß über ein universelles Wissen und Können verfügen, wie anders wäre es ihm möglich, seine Macht zum Besten der Allgemeinheit zu gebrauchen?

Er muß ein großer Feldherr sein, denn wie anders als mit Heer und Waffen wollte er die Menschen nach seinem Willen zwingen?

Er muß ein großer Staatsmann sein, denn ein verlottertes Staatswesen ist nicht würdig, von einem Uebermenschen regiert zu werden.

Er muß ein vollendeter Menschenkenner sein, vor dessen Augen alle Herzen geöffnet, alle Gehirne ausgebreitet sind, denn wie anders soll er gerecht Würden austheilen, jeden seiner Mitarbeiter an den rechten Platz stellen können?

Mit dem ganzen wirthschaftlichen Getriebe muß er vertraut sein, die Arbeit des Landmannes sowohl wie die des Maschinenbauers muß er kennen, und auch den Kaufmann darf er nicht übersehen, denn was würde ihm sein ganzes Uebermenschenthum nützen, wenn er nicht verstände, sein Volk siegreich aus dem Kampfe um seine wirthschaftliche Existenz zu führen?

Er muß ein Volksbildner sein, größer und erhabener als alle anderen, wie anders sollte er verstehen, sein Volk zu seiner Höhe empor zu bilden, ohne es zu verbilden?

Er muß der Hohepriester seines Volkes sein, denn damit, daß er nur leugnet, ohne höhere Ideale an Stelle der verbrauchten setzen zu können, vermag er sein Volk nicht zu veredeln.

Er muß Arzt sein, denn nur ein gesundes Volk ist des Uebermenschen würdig.

Und noch viel, viel Anderes muß er wissen und können. Fürwahr, mir wird bange um den Uebermenschen. Wer soll ihn gebären? Das Weib aus dem niederen Volke, das mit harter Arbeit ihr elendes Dasein erkämpft, während es das Kind unter dem Herzen trägt? Es ist befähigt, einem zähen Wesen das Leben zu schenken, aber oft genug kommt ein Krüppel oder ein Todtgeborener zur Welt.

Oder soll es die hochgeborene Frau, die der Arzt von dem Augenblick der Empfängniß bis die schwere Stunde vorüber ist nicht verläßt? Die Möglichkeit liegt näher, daß auf diese Weise der Uebermensch ohne Tadel zur Welt kommt, aber es ist die Gefahr gegeben, daß ihm der Arzt für's Leben haften bleibt, und ein abhängiger Mensch ist noch lange kein Uebermensch.

Doch mit der Geburt ist es noch lange nicht erreicht. Gar viele Feinde stehen an der Wiege des werdenden Menschen.

Soll der Uebermensch nach Volkesart auf der Straße aufwachsen, damit sein Körper geschmeidig und abgehärtet wird? Gar viele Gefahren bedrohen auf diesem Wege sein junges Leben, und schließlich ist ein kräftiger grober Lümmel noch kein Uebermensch.

Soll er nach der Art der Kinder feiner Leute heranwachsen? Die Gefahren sind geringer, aber ich könnte mir den Uebermenschen nicht bebrillt vorstellen.

Dann ist es auch mit der körperlichen Entwickelung allein nicht gethan. Wer wagt es, dem Uebermenschen Lehrmeister zu sein? Die Möglichkeit ist doch gegeben, daß er oder seine Meister Schiffbruch leiden. Oder soll er ohne Lehrer heranwachsen, soll ihm der Zufall die nun einmal unerläßliche Vorbildung zuwerfen? Der Zufall ist ein arger Schelm, der gerne diejenigen, die sich ihm blindlings anvertrauen, zum Abgrund führt.

Doch gleich viel, nehmen wir an, er wäre so oder so reif für's Leben geworden und trete nun hinaus, sein Hoffen und Wollen, sein Können und Wissen in Thaten umzusetzen. Würde man ihm freiwillig den Platz einräumen, der ihm gebührt? Er müßte sich diesen Platz erkämpfen, und wäre er selbst der Sohn eines Hochgeborenen. Noch Keiner, der empor wollte, ist über diesen Kampf hinweg gekommen, und Keiner wird voraussichtlich darüber hinweg kommen. Je höher die Spitze desto schwerer der Kampf. Er müßte rücksichtslos niedertreten und würde selbst mit Schmutz beworfen, gesteinigt, sein Herz würde bluten, seine edle Seele hart werden, und was dann endlich oben stände, wäre es noch der Uebermensch?

Ich fürchte, auf diesem steinigen Pfade würde er, was Viele vor ihm geworden sind, ein Unmensch, und mir wird bange vor dem Uebermenschen.

Nehmen wir jedoch an, er stände oben und sähe, daß es mit seinem Volke rückwärts ginge. Nun zur That. Welche Machtmittel ständen ihm zur Seite. Gesetze! Was aber, wenn sich die Menschen um seine Gesetze herumdrückten? Milde! Wenn die Menschen seiner Milde spotteten? Strafen, härter und immer härter bis zum rücksichtslosen Abschlachten! Diese Art Uebermenschen haben wir schon viel gehabt und brauchen nicht ihr Wiedererscheinen zu ersehnen.

Eines der vornehmsten Mittel, ein Volk, das sich degenerirt, wieder aufzufrischen, ist schließlich noch der Krieg, sagt man. Ich frage mich: Ist der heutige Krieg wirklich noch ein solches Mittel? Der heutige Krieg führt seine besten Volkskräfte auf die Schlachtbank, während Alles, was hinfällig geworden ist, ruhig daheim weiter vegetirt. Der alte Krieg machte es besser. Da sammelte sich Alles, was zur Arbeit keine Lust hatte und im bürgerlichen Leben die größte Aussicht hatte, am Galgen zu endigen. Diese Kriege reinigten und räumten auch mit dem Schwächlichen auf, wenn die rohe Horde über eine besiegte Stadt losgelassen war und dort den Todtentanz aufführte.

Wäre ein solches Mittel eines Uebermenschen würdig? Und dann werden im Krieg Hunderte von Kugeln ausgesandt, ehe eine trifft, und wer verhindert es, daß sie nicht gerade einen der Kräftigsten und Tüchtigsten aussucht? Und Plünderung mit ihren Gräueln, ist sie besser? Verschont sie den arbeitsamen gesunden Bürger? Nein, eines solchen Mittels darf sich der Uebermensch nicht bedienen. Doch was sonst, die Seuche? Die mörderische Seuche ist ja etwas gerechter als der Krieg. Sie packt am ersten beim Schwächling an, aber schließlich verschont sie auch den Gesunden nicht und ist kein williges Werkzeug, das der Hand eines Uebermenschen gehorcht. Im Gegentheil, sie macht auch bei ihm nicht Halt und überwindet den Ueberwinder unter Umständen selbst.

Der tödtliche Keim aber, der Alles gute verschont und nur das trifft, was sich überlebt hat und doch nicht sterben will, wurde bisher von der Natur nicht hervorgebracht, und wenn er existiren würde, brauchte man nicht erst auf den Uebermenschen zu warten.

Wahrlich, mir graut vor dem Uebermenschen, und ich zittere für das Volk, das so weit herunter gekommen ist, daß es ihn als Erlöser ersehnen muß.

Doch so ist schließlich der Uebermensch gar nicht gedacht. Als den größten Fortschritt unserer Zeit nennt man uns die Arbeitstheilung. Dementsprechend müßte der Uebermensch eine partielle Erscheinung sein, die sich nur auf einem Specialgebiet besonders hervorthut.

Viele solche Theile aber, wenn sie sich zu einem Ganzen zusammen thun, würden in ihrem gemeinsamen Wirken das bilden, was ein einzelner Mensch nicht zu werden vermag. So sieht die Sache schon eher nach etwas aus.

Aber haben wir diesen partiellen Uebermenschen nicht schon? Der Mann, der es von Nichts zu einem Vermögen von einer Milliarde bringt, ist er nicht ein solcher? In den Augen der Vielen, die mit Mühe und Noth ein paar Tausende zusammen scharren, ist er sicher einer. Nicht nur wegen des Geldes, auch sonst ist er einer. Wie viel faul gewordene Existenzen hat er doch rücksichtslos vernichtet, bis er an sein Ziel kam, er hat ganz den Typus eines Ueberwinders. Aber hat er nicht auch viel Gutes geschaffen? Alle, die früher jedem Tag mit neuer Sorge entgegen sehen mußten, hat er sie nicht erlöst? Sie holen sich jetzt ihren Gehalt an der Kasse des Großen und sind der Mühe, selbst für sich zu sorgen, enthoben. Und doch gefällt uns dieser Uebermensch nicht, wir behaupten sogar, noch unter ihm zu leiden.

Vielleicht nur unter diesem. Die anderen, der Technik, der Wissenschaft und vornehmlich der Kunst gefallen uns schon besser, wenigstens ihre Werke, denn nach der rein menschlichen Seite hin halten auch sie einer genaueren Prüfung nur in den seltensten Fällen Stand.

Wenn also auf allen Gebieten des menschlichen Lebens solche partielle Uebermenschen bestehen würden, und diese in gemeinschaftlicher Arbeit die Geschicke eines Volkes lenken würden, so wäre das Ideal erreicht. Man sollte wenigstens meinen, daß ein solches Consortium, an der Spitze des Staatswesens stehend, dieses zur größten Blüthe

führen müßte. Leider stellt auch hier die Wirklichkeit mehr als eine große Frage. Die größte davon ist: Verständen sie sich auch unter einander, diese großen Menschen? Sie verstehen sich leider herzlich wenig.

Der Millionenmensch bleibt in den Augen des Künstlers ein Banause, und wenn er noch so viel Geld für die Kunst opfert, und jener erblickt in diesem erst dann eine Respectperson, wenn ihm seine Thätigkeit viel Geld bringt, bis dahin bleibt er der verächtliche Hungerleider.

Wirklich, das Zusammenarbeiten macht sich schlecht, und als Einzelwesen haben die großen Männer selten etwas Uebermenschliches an sich. Warum? Als ein großer Mann bei Lebzeiten wird nur Der geachtet, dem es gelungen ist, großen Erfolg zu erringen. Großer Erfolg aber ist die große, ja man kann beinahe sagen, unfehlbare Uebermenschenfalle.

So wäre es auch damit nichts, und ich könnte ruhig meine Bibel zuklappen. Aber ich will nicht, wenn man sich im Leben schon viele Ideale leichtsinnig zerpflückt hat, so wird man geizig. Ich will an den Uebermenschen glauben. „Also sprach Zarathustra“ kann nie und nimmer ein bloßes Strohfeuer sein, und so will ich weiter suchen.

Wenn der Erfolg die große Uebermenschenfalle ist, so muß man die Uebermenschen unter jenen suchen, die der Gefahr entronnen sind, unter den unbekannt Gebliebenen, unter den Vergessenen. Warum soll sie der Erfolg erst groß machen? Sind sie nicht größer, so lange sie erfolglos ringen?

Alles, was entsteht, trägt schon bei der Geburt den Keim des Todes mit sich, und Alles wird nur geschaffen, um wieder unter zu gehen. Auch unsere Schöpfungen machen keine Ausnahme von dieser, durch die Geschichte des Menschengeschlechtes bewiesenen Regel. Wann aber dächte die Menge an einen neuen Rock, so lange der alte nicht abgetragen ist?

Diejenigen, die bereits säen, wenn die Anderen noch im Ueberflusse schwelgen und so dafür sorgen, daß niemals ein Mangel entsteht, sind nicht sie die Uebermenschen? Der einzelne unter ihnen ist allerdings sehr unbedeutend, aber würden wir sie zusammen nehmen, und ginge jeder seinen eigenen Weg, so würden sie jene Macht bilden, deren Stärke die Lebensfähigkeit eines Volkes bestimmt.

Doch warum nur die, die Neues schaffen? Zu allen Zeiten, heute mehr als je, drängten sich die Menschen auf einzelne Futterplätze zusammen. Wo Einer Erfolg hatte, da sind sie bald Alle zu finden, wenigstens die Allermeisten. Warum können es nicht auch Jene sein, die abseits stehen und ein Ideal bewachen, das die Menschen zu Unrecht weg geworfen haben. Ich will einen recht drastischen Vergleich stellen: Wenn alle Wasser trinken, ist Einer, der sich am Weine berauscht, ein Uebermensch, und wenn sich Alle besaufen, ist der Wassertrinker mindestens ein Uebermenschlein.

Wenn sie Alle dem schönen Schein der höheren Bildung nachlaufen, ist nicht auch der Vater, der seinen Sohn, die Mutter, die ihre Tochter zur körperlichen Arbeit erzieht, obwohl sie sich auch die Kosten der Ausbildung leisten könnte, ein solcher? In einer Zeit, wo Alles gut bezahlten Aemtern nachläuft, der Mann, der ein ihm angebotenes Amt ausschlägt, weil er sich nicht befähigt dazu hält? In einer Zeit, da sie Alle nach Titeln lüstern sind, ein Mann, der seinen einfachen Namen gegen jedes ihm aufgedrungene Beiwerk vertheidigt? In einer Zeit, wo sich die Leute immer mehr entfremden, nicht auch der Geselle, der treu zu seinem Meister hält, und der Meister, der dem Gesellen in der Zeit der Noth mehr giebt, als ihm Gesetz und Sitte vorschreiben? In einer Zeit, wo Alles an materiellen Gütern hängt, der Mann, der dem armen Weibe, das ihm aus Noth eine Semmel stiehlt, ein großes Brod dazu schenkt, anstatt zum Kadi zu laufen?

Die elegante Frau, die es nicht unter ihrer Würde hält, ihr Kind selbst zu stillen, der Pfarrer, der seine Gemeinde mit den wissenschaftlichen Fortschritten vertraut macht, der Ungläubige, der einem echten Priester warm die Hand drückt, der Dichter, der lieber Hunger leidet, als seinem Verleger einen Militärroman zu liefern, der gerade actuell ist, und schließlich auch der Fürst, der seinen Beleidiger zur Tafel lädt, damit er ihm erzähle, wodurch er sich seinen Haß zugezogen hat? Und viele, viele Andere noch.

Zwar nicht übermenschliche Wesen sind es, aber Viele von ihnen machen den großen Uebermenschen aus. Daß ihrer, die abseits stehen, so wenig sind, daß sie deßhalb in die Gefahr laufen, erdrückt zu werden, werden, das scheint mir der größte Fehler unserer Zeit, die Ursache unserer Unzufriedenheit.

In diesem Sinne wünsche ich dem Volk den Uebermenschen recht groß und kräftig, überall gegen Heerdenansammlung und Verflachung arbeitend, damit es nicht später dem Anderen in die Hände fällt, der erst eine Welt zerstören muß, ehe sie sich auf den Trümmern neu aufbauen kann.

Und in diesem Sinne ist mir: „Also sprach Zarathustra“ eine Bibel geblieben. Vielleicht, daß ich Nietzsche falsch verstehe. Sei es darum. Die größte Sünde wäre es jedenfalls nicht, die schon an seinem Geiste begangen wurde.

Neupreußisch.

Geschwindigkeit ist keine Hexerei. Mit dieser Wahrheit beginnt und schließt jeder Zauberkünstler seine Vorstellung; und um sie zu beweisen, giebt er das Geheimniß eines seiner harmlosesten Kunststücke preis. „Sie sehen, meine Herrschaften, es geht Alles mit natürlichen Dingen zu.“ Gewiß! So groß auch in unserer aufgeklärten Zeit der Glaube an übernatürliche Dinge noch sein mag, im Grunde kann er nicht mehr bestehen, wenn man ihm nur rücksichtslos auf den Leib rückt. Alles läßt sich auf natürlichem Wege erklären; und selbst die vierte Dimension vermag sich nicht zu behaupten, wenn man nur den Muth hat, in ihren Wirkungen ein Spiel des Zufalls zu erblicken. Dennoch will es mitunter so scheinen, als wenn Geschwindigkeit wirklich noch Hexerei ist.

Allerdings wundert sich heute Niemand mehr, wenn er im Abendblatt den Bericht über eine Schlacht liest, die erst am Morgen desselben Tages dort im fernen Osten begonnen, und welche die Kämpfenden noch nicht einmal zu Ende geführt haben. Zeit und Entfernung kennt der Telegraph überhaupt nicht; und das Höchste pflegt er gerade dann zu leisten, wenn er seine Geschwindigkeit in den Dienst der Phantasie bedauernswerther Zeitungs-Correspondenten zu stellen hat, die abseits des Kriegsschauplatzes Nachrichten über Ereignisse auf diesem nicht erfahren, unter allen Umständen aber täglich nach Hause melden müssen, um ihren einträglichen Posten nicht zu verlieren. Aber wie erklärt es sich, daß Tagesblätter, welche ihren Text gern durch Illustrationen erläutern, gleichzeitig mit der Mittheilung der Heldenthat oder der Verwundung oder des Todes eines Feldzugstheilnehmers auch sein Lichtbild bringen können? Einen großen Theil unserer gegen die Hereros im Felde stehenden Officiere hat das deutsche Publicum auf diese Weise wenigstens in effigie kennen gelernt. Rapide sind auch die Fortschritte, die die Telegraphie in den letzten Jahren gemacht hat. Aber das hat sie bis heute doch noch nicht fertig bekommen, daß sie Photographien befördert. Wer in fernen Welttheilen weilt, sein Conterfei aber durch die Tagespresse vervielfältigt sehen will, dem bleibt hierzu nur der Weg vermittelst der Post übrig. Diese aber braucht oft Monate, um das Bild an sein Ziel gelangen zu lassen. „Sehr einfach,“ wird man sagen, „die Angehörigen und Freunde des in der Meldung vom Kriegsschauplatz Genannten stellen sofort seine Photographie den Redactionen zur Verfügung.“ Stimmt ganz und gar nicht. In den allermeisten Fällen ist diese schon veröffentlicht, ehe jene erfahren, daß Einer der Ihrigen erwähnt worden ist. Nein, hier kann nur Hexerei im Spiele sein, wenn die äußerst seltsame Erscheinung sich nicht damit erklärt, daß die auf dem Bilde Dargestellten selber dieses den Blättern eingeschickt haben, bevor sie ihren Kriegskoffer packten.

Alles ist, wie die Welt schon seit Heraklit weiß, dem Wandel unterworfen. So ist auch Altpreußisch schon längst durch Neupreußisch abgelöst worden. Altpreußisch war, daß Jeder sich scheute, anders als nothgedrungen in die Oeffentlichkeit hinauszutreten und daß Jeder die Geschäfte, die er vor dem Ausrücken in den Krieg zu erledigen hatte, mit der Ausstellung seiner letztwilligen Verfügung für beendigt hielt. Neupreußisch ist nicht bloß, daß die Schriftstücke, mit denen die Verwandten vor dem Feinde Gefallener von ihrem Verlust in Kenntniß gesetzt werden sollen, vor Einleitung der Operationen in der geschmackvollsten Weise so weit fertig gestellt werden, daß im Gebrauchsfalle nur noch der Name einzutragen ist. Selbst das scheint neupreußisch zu sein, daß die Uebersendung der Photographie an Redactionen von Blättern, die auch Illustrationen bringen, jetzt zu den persönlichen Geschäften des Soldaten gehört, die er noch vor dem Ausrücken in's Feld zu besorgen hat. Für Leute, die sich nicht entschließen können im Neupreußischen den Gipfelpunkt aller staatlichen Entwickelung zu erblicken, ist dieses Bestreben, in die Oeffentlichkeit hinauszutreten, ein Gegenstand des Anstoßes. Aber Wunder nimmt es sie nicht. Wenn die Großen sich täglich im Bilde ausstellen, wer kann dies dann den diis minorum gentium verargen? Giebt es wohl eine illustrirte Wochenschrift, die noch nicht das Bild des gegenwärtigen preußischen Kriegsministers gebracht hat? Neulich sahen wir ihn auch in einem Milieu, das nur als neupreußisch gelten kann. Altpreußisch war, daß Damen überall, wo sie sich zeigten, den Vorrang hatten. Auf dem Bilde, das wir hier im Auge haben, stand der Herr Kriegsminister als Hauptfigur in der Mitte eines Salons des Luxusschiffes „Victoria Luise“; hinter ihm einige Angestellte des Schiffes und an die Wand gedrückt, im wörtlichen Sinne, verschiedene Damen. Natürlich war der photographische Künstler an dieser Gruppirung Schuld. Aber hätte sie ein altpreußischer Officier zugelassen und zugegeben, daß das Bild veröffentlicht wurde?

Wie anders ziehen die japanischen Soldaten in den Krieg! Während die deutschen modernen Soldaten, wie es nur zu sehr den Anschein hat, aus demselben Anlaß neue Brücken zwischen sich und der Heimath errichten, brechen jene auch die letzte ab. Todt wollen sie draußen im Felde für ihre Familie sein, wenn sie der Mutter und der Gattin Lebewohl gesagt haben. Keine Nachricht tauschen sie mehr mit ihnen aus. Erst wenn sie den heimathlichen Boden als Verwundete oder nach Beendigung des Krieges betreten, sind Familie und Freunde für sie wieder vorhanden, gehören auch sie ihnen wieder. Natürlich wird dies nur als ein Symptom der Rückständigkeit des japanischen Volkes angesehen werden. Wenn sie, wird man meinen, in ihrer Entwickelung namentlich in den letzten dreißig Jahren auch Staunenswerthes geleistet haben, zu neupreußischen Anschauungen hätten sie sich

doch noch nicht hindurcharbeiten können. Ach! möge den Japanern ein gütiges Geschick diese Rückständigkeit noch recht lange erhalten! Mit ihr kommen sie sicherlich ebenso weit, wie es vordem Deutschland mit seinem Altpreußenthum gebracht hat. Unser Neupreußenthum kann den aufrichtigen Vaterlandsfreund nur mit ernsten Befürchtungen erfüllen. Dieser würde es lieber sehen, daß im vorliegenden Falle Geschwindigkeit wirklich Hexerei wäre und die unglaublich schnelle Veröffentlichung der Lichtbilder deutscher Soldaten, die in Südwestafrika fechten, auf unnatürlichem Wege oder wenigstens auf einem anderen als dem hier befürchteten vor sich ginge.

Ajax.

Notizen.

Im Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien ist der 7. Band von Meyers großem Conversations-Lexicon in der neuesten, sechsten, gänzlich umgearbeiteten und vermehrten Auflage erschienen. Textlich ein Wissensschatz und mit zehn Farbentafeln, Karten und Plänen, achtunddreißig schwarzen Tafeln und Hunderten von Textabbildungen ausgestattet, reiht sich dieser Band würdig seinem Vorgänger an. Alle Gebiete des Wissens finden in dem Werke die ihnen gebührende gleichmäßige Berücksichtigung. Mögen wir uns über die actuellen socialen Fragen des Genossenschaftswesens, über Gesellen- und Gewerkvereine orientiren wollen, oder über die erst vor Kurzem durch den Berliner Congreß hervorgetretene Frauenfrage, über die gewerbliche Statistik oder die Bedeutung der Getreidezölle einerseits und des Freihandels andererseits, überall wird uns gleich ausführlich in mustergültigen Specialartikeln Belehrung ertheilt. Unter den Beiträgen naturwissenschaftlichen Inhalts stehen die, welche geologische Themata behandeln, obenan. Sie verdienen auch wegen ihrer hervorragenden Illustrirung hervorgehoben zu werden. Die vorzüglichen Tafeln, von denen nur die sehr klare Darstellung der geologischen Formationen, die vorzüglichen Holzschnitte der Fraise- und Gaskraftmaschinen, die instructive Veranschaulichung der Gewitter, und die Bildnisse der wichtigsten deutschen Geschichtsschreiber erwähnt seien, sind das beste Mittel, das Werk in seinem Bestreben, gründliche Bildung in das deutsche Volk zu tragen, zu unterstützen.

1848. Sechs Vorträge von Professor Dr. Ottakar Weber in Prag. (B. G. Teubner, Leipzig.) Der Verfasser bringt auf Grund des überreichen Materials in knapper Form eine Darstellung der wichtigsten Ereignisse des Jahres 1848. Er sucht zuerst die allgemeinen Ursachen dieser nahezu über ganz Europa verbreiteten großen Bewegung, schildert dann ihren Ausbruch in Paris, das Uebergreifen auf Wien und Berlin. Während die preußischen Provinzen meistentheils ruhig bleiben, greift die Revolution in den österreichischen Ländern gewaltig um sich: die Entstehung der heute so bedeutsamen tschechischen und magyarischen Fragen kommt da in Betracht. Eindrucksvolle Beleuchtung erfährt auch die deutsche Frage: der großartige deutsch-nationale Aufschwung jenes Jahres, der in dem Frankfurter Parlamente gipfelt und in dem Angebote der deutschen Kaiserkrone an König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen sein Ende findet. Auch das Abschwellen der Bewegung in Preußen, Oesterreich, Frankreich wird erörtert, sorgsam überall das Gemeinsame hervorgehoben, die leitenden Persönlichkeiten werden charakterisirt, der Gegensatz zwischen der Revolution im Frühjahr und im Herbste 1848 wird betont, endlich ihre Niederlage geschildert, zugleich aber auf die Wirkungen derselben hingewiesen. Der Verfasser geht dem Beweggrund im Handeln der einzelnen Stände und Parteien nach und sucht den rechts und links auftretenden Extremen gerecht zu werden. Er versteht das weitschichtige Material mit sicherer Hand zu meistern, die führenden Persönlichkeiten scharf zu charakterisiren und die Höhepunkte der Entwickelung wirksam herauszuarbeiten. Es ist eine lebensvolle, dabei durchaus objektive Darstellung der Geschichte von 1848, die die weiteste Verbreitung verdient.

Ferien-Bilderbuch von „Ueber Land und Meer“. Mit 150 Abbildungen von L. Wain. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.) Wie in der Jugendzeit der indogermanischen Völker die Thiersage auftritt, die dann in der Thierfabel und im Thiermärchen poetisch gestaltet wird, so haben auch jetzt noch im Spiel und in der Phantasie unserer Kinder die Thiere eine wichtige Rolle inne. Ganz mit Recht bilden daher Thiergeschichten den Hauptinhalt dieses Buches. Ein wahrhaft sonniger, herzerfrischender Humor herrscht in diesen Erzählungen und Gedichten, die um so mehr auf die Kleinen wirken werden, als sie durchaus naiv und dem kindlichen Vorstellungsvermögen entsprechend gehalten sind. Ganz besonders tragen zu dieser Wirkung die vortrefflichen Illustrationen bei.

Denkwürdigkeiten des Generals und Admirals Albrecht v. Stosch. Briefe und Tagebuchblätter, herausgegeben von Ulrich v. Stosch, Hauptmann a. D. Mit dem Bildnis Albrecht v. Stosch's. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.) Die in einem stattlichen Bande vorliegenden Tagebuchblätter und Briefe bilden wegen ihrer Frische und Unmittelbarkeit eine ungemein anziehende und fesselnde Lectüre. Sie geben werthvolle Aufschlüsse über die wichtigsten Perioden der vaterländischen Geschichte im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts und werfen überraschende Streiflichter auf viele diplomatische und militärische Vorgänge und die daran betheiligten Persönlichkeiten. Es fehlt auch nicht an zahlreichen charakteristischen und picanten Einzelzügen. Mit besonders lebhaftem Interesse verfolgt man die Entwickelung der Beziehungen zwischen Stosch und Bismarck, zu deren Kennzeichnung die Aeußerung des Ersteren in einem Briefe an v. Normann vom 8. Februar 1888, nach der berühmten Reichstagsrede des Canzlers, hervorgehoben zu werden verdient: „Ich kann ihn nicht lieben, aber ich muß ihn bewundern mit allen meinen geistigen Kräften.“

Auch Einer. Eine Reisebekanntschaft von Friedr. Theod. Vischer. Volksausgabe in einem Bande. Geh. 4 Mk. geb. 5 Mk. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.) Ein Vierteljahrhundert ist verflossen, seitdem dies humorvoll geistesgewaltige Werk des berühmten schwäbischen Aesthetikers, das man mit Recht eines der geistreichsten, gehaltvollsten und persönlichsten Bücher unserer Literatur genannt hat, zum ersten Mal erschien. Seitdem hat unser Schriftthum manche Wandlungen erfahren und die literarische Tagesmode bald diese, bald jene Richtung begünstigt, um jedes Mal die vorhergegangene als „veraltet“ abzuthun. Vischer's Schöpfung aber ist fünfundzwanzig Jahre hindurch jung geblieben, und der darin niedergelegte Reichthum an Geist und Gemüth hat immer mehr Verständniß und Würdigung gefunden. Dabei ist das Buch, das den in seiner Tragik gefaßten Kampf eines Idealisten mit dem „Object“, den kleinen Zufallstücken des Daseins, im Lichte des Humors schildert, durchaus keine gewöhnliche Unterhaltungslectüre. Es wendet sich an tiefer angelegte Naturen und will mit Hingabe gelesen werden. Trotzdem oder vielleicht gerade deßwegen ist die Nachfrage nach „Auch Einer“ mit den Jahren immer lebhafter geworden, wie der Vermerk „10. Auflage“ auf dem Titelblatt der zweibändigen Ausgabe beweist. Das Erscheinen dieser Volksausgabe in einem einfach aber würdig ausgestatteten Bande zu einem mehr als doppelt niedrigeren Preise wird sicherlich dazu beitragen, die Popularität und Verbreitung dieses befreiend und kräftigend wirkenden Buches noch beträchtlich zu steigern. Jeder, der es mit Verständniß liest, wird sich von dem tiefsinnigen Humor erheitert und erquickt fühlen, zugleich aber auch ergriffen und erschüttert werden von der grausen Tragik in dem Leben der „Reisebekanntschaft“ des Dichters, der er zuerst nur nothhülfsweise die Bezeichnung „A. E.“ = Auch Einer giebt, bis er den richtigen Namen Albert Einhart erfährt. Man darf die Gestalt dieses Kämpfers gegen Heuchelei und Philisterthum, den immerfort der Gegensatz zwischen seelischem Aufschwung und physischer Unzulänglichkeit peinigt, in ihrer Mischung von Schrullenhaftigkeit und gewaltigem Ernst, von polternder Rauheit und selbstloser Güte als eine der wunderbarsten Schöpfungen unseres neueren Schriftthums bezeichnen. Das ganze Buch aber gehört mit seiner köstlichen Pfahlbaunovelle, seinen fein- und tiefsinnigen Betrachtungen über Kunst und Volksthum, seinen eingestreuten lyrischen Gedichten und seiner glühenden patriotischen Begeisterung zu den werthvollsten und erfreulichsten Erscheinungen der deutschen humoristischen Literatur.

Zur gefälligen Beachtung.

Alle **geschäftlichen** Angelegenheiten, besonders die Versendung von Beleg-Exemplaren, die Honorirung u. dgl., erledigt **ausschliesslich der Verlag**, Berlin W 30, Motzstr. 30 I. Man wolle bezügliche Anfrage **nur an ihn** richten.

Dagegen sind Manuskripte, Bücher, redactionelle Anfragen etc. stets an **Richard Nordhausen**, Berlin W 30, Gleditschstr. 6, zu senden. Für pünktliche Erledigung kann sonst nicht Gewähr geleistet werden.

Königreich Sachsen
Technikum Hainichen
Höhere Lehranstalt für Maschinen- und Elektro-Ingenieure, Techniker und Werkmeister.
Programme kostenfrei.

Carl Bleibtreus Illustr. Schlachtenschilderungen:

Neu:

Amiens-St. Quentin.

Von **Carl Bleibtreu.** Mit Illustrationen von Chr. Speyer. 1.—20. Tausend. Preis in farbigem Umschlag M. 1.—, gebunden M. 2.—.

Le Mans. Von **Carl Bleibtreu.** Mit Illustrationen von Chr. Speyer. 1.—16. Tausend. Preis in farbigem Umschlag M. 1.—, gebunden M. 2.—.

Verlag von Carl Krabbe in Stuttgart.

Bismarcks Nachfolger.

Roman
von
Theophil Bolling.

Volksausgabe.

Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser **Bismarck-Caprivi-Roman**, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom

Verlag der Gegenwart,
Berlin W. 57.

In unserem Verlag ist erschienen:

Die Gegenwart.

General-Register 1872 — 1896.
Erster bis fünfzigster Band.
Mit Nachträgen 1897—1900. Geh. 5 M.

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart“, sowie für wissenschaftliche rc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

Verlag der Gegenwart.
Berlin W 57.

Verlag von **Roßberg & Berger** in **Leipzig.**

Soeben erschien:

Geschichte der Nationalökonomie u. des Sozialismus.

Von
Dr. **Karl Walcker,**

Privatdozenten der Staatswiss. an der Univ. Leipzig, ordentl. Mitglied der Internationalen Vereinigung für vergleichende Rechtswiss. und Volkswirtschaftslehre zu Berlin und der American Academy of Political and Social Science.

Fünfte, völlig umgearbeitete Auflage.

Preis 4 Mk.

Der bekannte Verfasser berücksichtigt besonders die **neueste Litteratur Europas** und **Amerikas.**

Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Soeben wurde vollständig:

Felix Dahns sämtl. Werke poet. Inhalts.
Neue Folge.

15 Liefgn. zu je 1 Mk. oder 4 Bde. zum Preis von 15 Mk.

Inhalt: Band I: 1. Sigwald und Sigridh. 2. Stilicho. 3. Der Vater und die Söhne. Band II: 1. Am Hof Herrn Karls. 2. Herzog Ernst von Schwaben. 3. Fünfzig Jahre. 4. Meine welschen Ahnen. Band III: Walhall. Band IV: Kaiser Karl und seine Paladine.

Diese neue Folge ist ganz selbständig; sie bildet ein vaterländisches Festgeschenk, zumal an solche, welche die Hauptausgabe besitzen. Die Dahnschen Werke sind und bleiben ein nationaler Hausschatz, der überall mit Freuden willkommen geheißen wird.

Anhaltische Verlagsanstalt
Inhaber: Herm. Oesterwitz, Dessau.

Die Reichseinkommensteuer.

Möglichkeit und Nothwendigkeit einer solchen.
Studie von
A. Ulrich, Oberrevisor a. D.

Preis: 60 Pfg.

Reichstagsabgeordnete, Landtagsabgeordnete, Behörden, Politiker und Finanzmänner wird diese eminent wichtige Broschüre ganz besonders interessieren.

Im reichsten Bilderschmuck und Prachtband.

Deutsch Capri

in Kunst, Dichtung, Leben.
Von **Johannes Proelß.** M. 5.—.

Reizvolle Schilderungen deutschen Lebens auf Capri sonst und jetzt. Zeitgemäße **Festgabe.** Letzteres gilt auch von:

Allmers Röm. Schlendertage. M. 7.
Barth Ital. Schenkenführer. M. 1.
v. Dalwigk Rom u. Athen. M. 3.
Roland Ital. Landschaftsbilder. M. 4.
Salomon Süditalien. M. 4.
Zabel Europ. Fahrten. 2 Bde. M. 12.
Zacher Röm. Augenblicksbilder. M. 4.

Verl.: **Schulzesche Hofbuchhandlung Oldenburg.**

In unserm Verlage erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der König von Babel.

Ein Epos
von
August Sturm.

Auf der Höhe.

Neue Lyrik
von
August Sturm.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter), Hamburg.

Seltene Gelegenheit!

Bismarck im Urteil seiner Zeitgenossen.

Hundert Original-Gutachten v. Freund u. Feind: Björnson Brandes Büchner Crispi Dahn Daudet Egidy Fontane Groth Haeckel Hartmann Heyse Jordan Kipling Leoncavallo Lindau Lombroso Meschtscherski Nigra Nordau Ollivier Pettenkofer Salisbury Sienkiewicz Simon Spencer Spielhagen Stanley Stoecker Strindberg Suttner Wildenbruch Werner Zola u. v. A.

Eleg. geh. 3 Mk. vom **Verlag der Gegenwart.**
Berlin W 57.

Wir erlauben uns unsere Leser auf den in dieser Nummer beigelegten Prospekt über „**Frauenkleidung und ihre natürliche Entwicklung**“, Neuester Verlag von **Ferdinand Enke in Stuttgart**, aufmerksam zu machen.

Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W 30, Gleditschstr. 6; Expedition: Berlin W 30, Motzstr. 30 I. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 38. Berlin, den 17. September 1904. 33. Jahrgang. Band 66.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. | Verlag der Gegenwart in Berlin W 30. | Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt:

Goethe und der Schein-Liberalismns.

Von Robert Jaffé.

Es ist nachgerade zu einem auffälligen Unfug geworden, daß der Name „Goethe“ dazu benutzt wird, allerhand Unternehmungen der unechten Liberalen den Titel zu geben. Wie ein Schutzpatron, wie ein heiliger Nepomuk wird er überall aufgestellt, wo ein Häuflein sich ansammelt, um den Kampf zu bestehen für sexuelle Zügellosigkeit und demokratische Maßlosigkeiten und Unverschämtheiten. Er wird zum Taufpathen gebeten, wenn ein Bund gegründet wird, um den Kampf gegen die Pornographie abzuwehren oder um künstlerisch völlig werthlose, jedoch sexuell gepfefferte Theaterstücke, die von der Censur verboten wurden, zur Aufführung zu bringen. Das müßte man wohl bereits als bewußte Taschenspielerei bezeichnen. Freilich, die einzelnen Citate, die bei solchen Gelegenheiten angeführt werden, sind nicht gefälscht. Aber alle überragenden, ungeheuren Genies sind, durch die Fruchtbarkeit ihrer Entwickelnngen, so mannigfaltig und universal, daß man so ziemlich Alles, auch die entgegengesetztesten Standpunkte, mit Aeußerungen von ihnen belegen kann. Wäre es unmöglich, aus der kurzen Uebergangsperiode der ersten siebziger Jahre, in der Bismarck liberal schillerte und von den echten Konservativen gar bekämpft werden mußte, ihn als Gewährsmann zu gewinnen für eine liberale Weltanschauung, zumal auf wirthschaftlichem Gebiete? Und es wäre doch gewiß ein offenbarer Betrng, Bismarck als einen Liberalen hinzustellen. Noch lächerlicher müssen all' die Goethe-Adepten erscheinen, die jetzt so massenhaft, wie im Frühling die Veilchen, emporsprießen. Ein wüster Atheist und beinahe schon socialistischer Demokrat wie Georg Brandes glaubt, vielleicht wegen des leisen, leicht fortzukratzenden Goldüberzuges von ästhetischem Geschmack, der an ihm haftet, allen Ernstes, daß er von Goethen's Geist erfüllt sei. Goethe hätte aber gewiß wenig Freude gehabt an dergleichen Jüngern. Es kann Einem dabei eine kleine Liszt-Anekdote in den Sinn kommen. Der österreichische, jüdische Schriftsteller Max Nordau recte Südfeld traf einmal in einer Gesellschaft mit Liszt zusammen. Es stellt sich heraus, daß die Beiden schon früher einmal zusammengetroffen waren; aber Liszt kann sich dessen nicht entsinnen. Darauf sagt Nordau: „Ich habe auch die Kathedrale von Straßburg gesehen; aber die Kathedrale, sie hat mich nicht gesehen.“ Nun wandte sich der sonst doch unbeschreiblich milde Meister mit einer nicht gerade achtungsvollen Plötzlichkeit ab und murmelte etwas wie: „Ach, er ist ein Journalist!“ Aehnlich, so darf man wohl vermuthen, würde sich auch Goethe verhalten haben gegenüber der Bewunderung dieser Demokraten und Republikaner.

Die conservative Art von Goethen's Natur stellt sich bereits dar in dem ersten Werke, in dem wie in einer goldenen Knospe seine Dichtung sich erschloß. Im „Götz“. Natürlich ist dieses erste Werk einer ungeheuren genialen Begabung zugleich eine Freiheitsdichtung. Goethe hatte ein tiefes Gefühl für den leuchtenden und entzückenden Instinct der Freiheit. Sie stand ihm wohl gleich neben der Schönheit. Die Freiheit, welche mit ihren weißen Flügeln die Luft zertheilt, wie ein Königsvogel sie durchsegelnd, muß wohl jedem Dichter innig lieb sein. Aber Goethe wußte auch, daß nur die großen oder kleinen Könige frei sein könnten. Die wahre Freiheit konnte nur in einem aristokratischen Gemeinwesen herrschen: in den italienischen Republiken der Renaissance, in dem mittelalterlichen, heiligen römischen Reiche deutscher Nation, in den Hansastädten der königlichen Kaufleute, oder etwa in den Burenrepubliken. Ein Gastwirth, der aus demokratischem Neid auf adelige Officiere schimpft und dann, weil er Geld verdienen kann an ihnen, um sie mit serviler Unterwürfigkeit herumscherwenzelt, oder der Arbeiter oder Kaufmann, der das verständlich und berechtigt findet, kann doch, auch wenn ihn die gedruckten Paragraphen einer Verfassung für freigeboren erklären, niemals ein wahrer, freier Mann sein. Auch ein Barbier oder Kellner oder Pferdebahnschaffner oder Diener nicht. Hingegen war ein freier Mann der spanische Bauer des „finstersten Mittelalters“, der auch beim Pflügen noch ein Schwert an der Seite trug. Die modernen, großstädtischen Literaturschreiber, die nirgends wo in einer Heimath und in ehrfürchtigen, lieben Traditionen und Standes- oder Familienüberlieferungen wurzeln, kennen den Begriff der Freiheit nur als eine „jungdeutsche Abstraction“. Goethe aber konnte sich die Freiheit nicht anders vorstellen als mit ihrem Gegenbild der in schöner Harmonie daliegenden, historisch und menschlich eingeschränkten, goldenen Alltäglichkeit. So sieht er die Leiden des jungen Werther inmitten der liebevoll empfundenen Lotte-Welt, „Götz“ auf dem schönen, farbigen Hintergrunde des historisch und mannigfaltig gegliederten deutschen Lebens, den Faust innerhalb der Mauern und Thore einer deutschen Reichsstadt mit ihrem süßen und poetischen Bürgeralltagsleben. Dem Freiheitssinne Goethen's fühlt man es nach, daß er erst langsam und vielleicht gar auch etwas schmerzhaft seine Wurzeln aus der heimathlichen, deutschen Scholle herauszieht. Die Freiheitstendenzen der großstädtischen Literatur hingegen sind wurzel-

los. Das Ueberwältigende von Goethen's Erscheinung ist es ja zumal, daß er den unbegrenzten Freiheitsdrang der Jugend schon im frühesten Mannesalter anfängt durch eine sittliche Selbstzucht einzuschränken. In der Beschränkung will sich auch hier der Meister zeigen. Vollends im Alter ist er so gebunden und fromm geworden, daß Treitschke das Bild des alten Goethe geradezu als Gegensatz zeichnen kann zu dem zuchtlosen Treiben des „jungen Deutschland". — Im „Götz" finden sich auch manche Stellen, von denen beinahe directe Fäden hinüberspinnen bis zu unserer Gegenwart. „Hab' ich nicht von jeher durch alle Handlungen gewiesen," spricht Götz, „daß ich besser als Einer fühle, was Deutschland seinem Regenten schuldig ist, und besonders was die Kleinen, die Ritter und Freien, ihrem Kaiser schuldig sind?" „Ich bin Euch ein Dorn im Auge," hat er gesagt, „so klein wie ich bin und der Sickingen und Selbitz nicht weniger, weil wir fest entschlossen sind, zu sterben eh', als Jemandem die Luft zu verdanken außer Gott, und seine Treu und Dienst zu leisten als dem Kaiser." „Bist Du nicht eben so frei, so edel geboren als Einer in Deutschland, nur dem Kaiser unterthan", spricht Götz den Weislingen an, „und Du schmiegst Dich unter Vasallen? Was hast Du von dem Bischof?" Sudermann, in seinem ostpreußischen Roman: „Es war", hat diese Stimmung in's Moderne übersetzt, und er stellt dort die kleinen, ostelbischen Junker gegenüber den ganz großen Magnaten mit ihren englischen oder sonstwie internationalen Verwandtschaften. Hier kann man herausfühlen, wo Goethen's Herz gewesen wäre in dem gegenwärtigen Kampfe der erbansässigen deutschen Ritter und Bauern gegen die übermächtigen, abstracten, ungreifbaren Gewalten einer unheilvollen gewerblichen Entwickelung.

Es ist am Ende auch bedeutsam, daß Goethe für seine erste große Schöpfung eine deutsche Welt wählte, die ihr Gepräge von den Rittern erhielt. Heute entbehren wir bereits ganz den schönen Hauch des Wortes „Ritter". Dabei ginge es doch an, daß die jungen Edelleute, die auf alten, ererbten Herrensitzen leben, anstatt des farblosen und abstracten Wortes: „Adelige" sich Ritter nannten. Die wundersame Schönheit des „Götz" aber mag zumeist auf dem Hintergrunde dieser Ritterwelt beruhen.

Das ist für das große Erstlingswerk Goethen's noch bemerkenswerth, daß es eine historische Dichtung ist. Goethe ist von dem vulgären Liberalismus schon abgetrennt durch seinen historischen Sinn. Ihm ist jede Verletzung des historisch Gewordenen durch gewaltsame, radicale Abstraction ein Gräuel. Als in Frankreich die abscheuliche, widerliche Pöbelbewegung ausgebrochen ist, wirft er auf sie einen grellen Schein aus dem gesättigt goldenen Lichte einer kleinen deutschen Stadt in „Hermann und Dorothea":

Desto fester sei, bei der allgemeinen Erschütterung,
Dorothea, der Bund! Wir wollen halten und dauern,
Fest uns halten und fest der schönen Güter Besitzthum.
Denn der Mensch, der zur schwankenden Zeit auch schwankend gesinnt ist,
Der vermehrt das Uebel und breitet es weiter und weiter;
Aber wer fest auf dem Sinne beharrt, der bildet die Welt sich.
Nicht dem Deutschen geziemt es, die fürchterliche Bewegung
Fortzuleiten und auch zu wanken hierhin und dorthin.
Dies ist unser! So lass' uns sagen und so es behaupten!

Diese schöne, wärmende Gebundenheit des eigentlichsten deutschen Lebens ist auch heute noch eine beinahe sichere Gewähr, daß in unserem lieben deutschen Vaterlande fremdartige, großstädtische Tendenzen einer cynischen Sitten- und Treulosigkeit sich niemals werden durchsetzen können. Wie damals gegen die französischen Revolutionsbestrebungen, so werden auch heute gegen die destructiven Strömungen im eigenen Lande die kleinen Städte und Landbezirke den Damm bilden. Goethe hatte eine starke ausgeprägte Sympathie für das Festgeordnete und durch die Tradition Geheiligte. Mit unserer unruhigen Gegenwart hätte er sich gewiß nicht befreunden, ja, nicht einmal völlig aussöhnen können. Das ewige Wellenschaukeln auf dem Schiffe der capitalistischen Productionsweise, das durch die ununterbrochenen Streiks und politischen Actionen der mit dem allgemeinen Wahlrecht beschenkten Arbeiterclasse verursacht wird, hätte ihn gewiß seekrank gemacht. Freilich, Goethe selber wäre sich dieser Zusammenhänge schwerlich bewußt geworden. Er war wie sein als Lyriker ebenbürtiger Nachfahre Eduard Mörike völlig ohne Interesse für Politik, und dankte Gott an jedem neuen Morgen, daß er nicht brauchte für's römische heilige Reich zu sorgen, und man kann vielleicht auch sagen: ein Mann, der ganz unempfänglich ist für Politik, ist eine poetische Natur.

Aber nicht nur aus dem allgemeinen Charakter von Goethe's Dichtung kann man die Ueberzeugung gewinnen, daß er weit entfernt gewesen sei von der im letzten Grunde illiberalen Weltanschauung des heutigen Liberalismus. Wenigstens aus seinen späteren, altersweisen Lebensjahren giebt es auch noch eine ganze Anzahl von Documenten seiner antiliberalen Gesinnung. Zwar stehen dergleichen Aeußerungen noch andere gegenüber, die mehr eine liberale Tendenz zeigen könnten. In einem Briefe (an Gernig aus dem Jahre 1816) erwähnt Goethe die „vaterländisch-liberalen" Gesinnungen seines Fürsten. Er dichtete eine Xenie, die eine beinahe antiagrarische Spitze hat:

Wo Alles war in der Welt entzweit,
Fand Jeder in Mauern gute Zeit;
Der Ritter duckte sich hinein,
Bauer in Noth fand's auch gar fein.
Wo kam die schönste Bildung her,
Und wenn sie nicht vom Bürger wär'?
Wenn aber sich Ritter und Bauer verbinden,
Da werden sie freilich die Bürger schinden.

Jedoch die Zeugnisse einer entgegengesetzten Tendenz sind bei Weitem zahlreicher. Er giebt seiner Abneigung gegen das parlamentarische Wesen Ausdruck in einem Epigramm:

„Warum denn aber bei unserem Sitzen
Bist Du so selten gegenwärtig?"
Mag nicht für langer Weile schwitzen,
Der Mehrheit bin ich immer gewärtig.

Und in den Sprüchen in Prosa heißt es: „Nichts ist widerwärtiger als die Majorität ..." Andere Stellen:

Ich bin so sehr geplagt!
Und weiß nicht, was sie wollen,
Daß man die Menge fragt,
Was Einer hätte thun sollen.

Mir ist das Volk zur Last,
Meint es doch dies und das;
Weil es die Fürsten haßt,
Meint es, es wäre was.

Warum ich Royalist bin,
Das ist sehr simpel:
Als Poet fand ich Ruhmes Gewinn,
Frei Segel, freie Wimpel;
Mußt' aber Alles selber thun,
Konnt' Niemand fragen;
Der alte Fritz mußt' auch zu thun,
Durft' ihm Niemand was sagen.

Er war auch ein Feind des eben aufkeimenden Zeitungswesens, und er dichtete das Epigramm:

A.: Sag' mir, warum Dich keine Zeitung freut?
B.: Ich liebe sie nicht, sie dienen der Zeit.

Eckermann erzählt (Bd. III, S. 28) von einer Aeußerung Goethe's, in welcher er den unheilvollen Einfluß der Presse auf die eigentliche Literatur klarlegt. „Jenes ungestörte, unschuldige, nachtwandlerische Schaffen," sagt Goethe, „wodurch allein etwas Großes gedeihen kann, ist gar nicht mehr möglich. Unsere jetzigen Talente liegen alle auf dem Präsentirteller der Oeffentlichkeit. Die täglich an fünfzig verschiedenen

Orten erscheinenden kritischen Blätter und der dadurch im Publicum bewirkte Klatsch lassen nichts Gesundes aufkommen. Wer sich heutzutage nicht ganz davon zurückhält und sich nicht mit Gewalt isolirt, ist verloren. Es kommt zwar durch das schlechte, größtentheils negative ästhetisirende und kritisirende Zeitungswesen eine Art Halbcultur in die Massen, allein dem hervorbringenden Talent ist es ein böser Nebel, ein fallendes Gift, das den Baum seiner Schöpfungskraft zerstört vom grünen Schmuck der Blätter bis in das tiefste Mark und die verborgenste Faser." Als in Frankreich Einschränkungen der Preßfreiheit in Kraft treten, spricht Goethe über das Thema (Bd. I, S. 264) mit dem Kanzler Müller, „wobei er sich wie immer als milder Aristokrat erwies, jener aber wie bisher scheinbar auf der Seite des Volkes festhielt." „Mir ist für die Franzosen in keiner Hinsicht bange," sagte Goethe, „sie stehen auf einer solchen Höhe welthistorischer Ansicht, daß der Geist auf keine Weise mehr zu unterdrücken ist. Das einschränkende Gesetz wird nur wohlthätig wirken, zumal da die Einschränkungen nichts Wesentliches betreffen, sondern nur gegen Persönlichkeiten gehen. Eine Opposition, die keine Grenzen hat, wird platt. Die Einschränkung aber nöthigt sie, geistreich zu sein, und dies ist ein sehr großer Vortheil. Direct und grob seine Meinung herauszusagen, mag nur entschuldigt werden können und gut sein, wenn man durchaus recht hat. Eine Partei aber hat nicht durchaus recht, eben weil sie Partei ist, und ihr steht daher die indirecte Weise wohl ..." Goethe stellt auch einmal seine ganze Natur dar in ihrer Beziehung zu den politischen Problemen (Eckermann, Bd. III, S. 62). „Es ist wunderlich, gar wunderlich," sagt er, „wie leicht man zu der öffentlichen Meinung in eine falsche Stellung geräth! Ich wüßte nicht, daß ich jemals etwas gegen das Volk gesündigt, aber ich soll nun ein für allemal kein Freund des Volkes sein. Freilich bin ich kein Freund des revolutionären Pöbels, der auf Raub, Mord und Brand ausgeht und hinter dem falschen Schilde des öffentlichen Wohles nur die gemeinsten egoistischen Zwecke im Auge hat. Ich bin kein Freund solcher Leute, ebenso wenig als ich ein Freund Ludwig des Fünfzehnten. Ich hasse jeden gewaltsamen Umsturz, weil dabei ebenso wohl Gutes vernichtet als gewonnen wird. Ich hasse die, welche ihn ausführen, wie die, welche dazu Ursache geben. Aber bin ich darum kein Freund des Volkes? Denkt denn jeder rechtlich gesinnte Mann etwa anders? Sie wissen, wie sehr ich mich über jede Verbesserung freue, welche die Zukunft uns etwa in Aussicht stellt. Aber, wie gesagt, jedes Gewaltsame, Sprunghafte ist mir in der Seele zuwider, denn es ist nicht naturgemäß. Ich bin ein Freund der Pflanze, ich liebe die Rose als das Vollkommenste, was unsere deutsche Natur als Blume gewähren kann; aber ich bin nicht Thor genug, um zu verlangen, daß mein Garten sie mir schon jetzt, Ende April, gewähren soll. Ich bin zufrieden, wenn ich jetzt die ersten grünen Blätter sehe, zufrieden, wenn ich sehe, wie ein Blatt nach dem andern den Stengel von Woche zu Woche weiter bildet; ich freue mich, wenn ich im Mai die Knospe sehe, und ich bin glücklich, wenn endlich der Juni mir die Rose selbst in aller Pracht und in allem Duft entgegenreicht. Kann aber Jemand die Zeit nicht erwarten, der wende sich an die Treibhäuser. Nun heißt es wieder, ich sei ein Fürstendiener, ich sei ein Fürstenknecht. Als ob damit etwas gesagt wäre! Diene ich denn etwa einem Tyrannen? einem Despoten? Diene ich denn etwa einem solchen, der auf Kosten des Volkes nur seinen eigenen Lüsten lebt? Solche Fürsten und solche Zeiten liegen Gottlob längst hinter uns. Ich bin dem Großherzog seit einem halben Jahrhundert auf's Innigste verbunden und habe ein halbes Jahrhundert mit ihm gestrebt und gearbeitet; aber lügen müßte ich, wenn ich sagen wollte, ich wüßte einen einzigen Tag, wo der Großherzog nicht daran gedacht hatte, etwas zu thun und auszuführen, das dem Lande zum Wohle gereichte, und das geeignet wäre, den Zustand des Einzelnen zu verbessern. Für sich persönlich, was hatte er denn von seinem Fürstenstande als Last und Mühe! Ist seine Wohnung, seine Kleidung und seine Tafel etwa besser bestellt als die eines wohlhabenden Privatmannes? Man gehe nur in unsere Seestädte und man wird Küche und Keller eines angesehenen Kaufmanns besser bestellt finden als die seinigen." Und noch einmal (Eckermann, Bd. II, S. 246): „Ich hasse alle Pfuscherei wie die Sünde, besonders aber die Pfuscherei in Staatsangelegenheiten, woraus für Tausende und Millionen nichts als Unheil hervorgeht. Sie wissen, ich kümmere mich im Ganzen wenig um das, was über mich geschrieben wird, aber es kommt mir doch zu Ohren, und ich weiß recht gut, daß, so sauer ich es mir auch mein Lebenlang habe werden lassen, all' mein Wirken in den Augen gewisser Leute für nichts geachtet wird, eben weil ich verschmäht habe, mich in politische Parteiungen zu mengen. Um diesen Leuten recht zu sein, hätte ich müssen Mitglied eines Jacobinerclubs werden und Mord und Blutvergießen predigen! — Doch kein Wort mehr über diesen schlechten Gegenstand, damit ich nicht unvernünftig werde, indem ich das Unvernünftige bekämpfe."

Solche Aussprüche und Verse werden sonst nicht verbreitet auf Abreißkalendern und in Anthologien. Aber sie geben ein wahrheitsgetreues Bild von dem Olympier. Bereits in den höheren Schulen und auf den Universitäten erst recht müßte das Bild Goethe's als das einer conservativen und darum echt deutschen Natur gezeichnet werden. Und wenn die Jugend immer am meisten zugänglich sein wird den Empfindungen eines Freiheitsgefühles, so könnte an dem Beispiele Goethe's am besten gezeigt werden, wie ein kaum noch zu bändigender Freiheitsdrang gar wohl mit einer conservativen, aristokratischen Weltanschauung vereinbar sei.

Auch eine Kritik.

Von Kurd von Strantz.

Ein Herr Hans Witte in Schwerin hat in der „Deutschen Erde" des Prof. Langhans in Gotha meine wieder aufgelegte kleine Schrift „Das verwelschte Deutschthum jenseits der Westmarken des Reiches"*) fürchterlich gerichtet und zwar mit der Ueberlegenheit des Wissenschaftlers. Leider kennt der unbarmherzige Verurtheiler nicht einmal dieses Grenzgebiet noch die urkundlichen Quellen, die freilich nur an Ort und Stelle zu finden sind. Die deutsche Kleinarbeit altclassischer Philologen hat wohl die heutige Sprachgrenze, die jedes Kind übersehen kann, mit unendlich viel Schreibwerk festgestellt, aber mit rührender geschichtlicher Gleichgiltigkeit ohne jedes nationale Empfinden, also direct unwissenschaftlich die Spuren des alten deutschen Volksbodens übersehen, in dessen Bereich sich der gesammte alte burgundische Kreis des Reiches befand.

Der Herr Kritikaster verwechselt das romanische Königreich Arelat mit den urdeutschen Niederlanden, in deren französischem Theil noch heute die vlämische Zunge erklingt. Weil die französischen Gebieter, zu denen ja auch die einheimischen Herrscher in Folge Erbganges gehörten, Lothringen und die Freigrafschaft zielbewußt entdeutschten, so daß jetzt dort nur noch ein französisches patois geredet wird, leugnet der geschichtsunkundige Herr, das deutsche Volksthum Lothringens, dessen Reste sich doch bis zum heutigen Tage erhalten haben. Rassenforschung scheint ihm unbekannt zu sein, sonst mußte er wissen, daß in beiden gegenwärtigen

*) Antwort auf das französische Rachegeschrei, 2. ergänzte Auflage. (Luckhardt's zeitgeschichtliche Bibliothek II.) Berlin-Leipzig 1903, Fr. Luckhardt. Preis 1,50 Mk.

Sprachgebieten derselbe Stamm fränkischen Blutes wohnt, der auch den ganzen Mittel- und Niederrhein erfüllt, der geschichtlich zum alten Stammesherzogthum Lothringen gehört.

Die heutige Sprachgrenze bedarf keiner wissenschaftlichen Untersuchung, dagegen aber einer nationalen Verrückung, da wir wieder die Herren im Hause sind. Die Franzosen trugen siegreich ihre Sprache über die Grenze, noch ehe sie das Land politisch besetzten. Diese Wühlarbeit mit Hülfe der aus Frankreich stammenden Landesfürsten und des mit ihm verschwägerten Adels hat solche Früchte getragen, daß der national so schwache Deutsche noch nicht einmal der aufgepfropften welschen Mundart im eigenen Lande Herr geworden. Statt mit eisernem Besen den fremdsprachlichen Firnis fortzukehren, stellen staatlich besoldete Philologen weitschichtige Beobachtungen über den heutigen Stand an, ohne das französische Beispiel mit frischer Thatkraft nachzuahmen und schleunigst das Land wieder zu verdeutschen.

Ja unsere elsaß-lothringische Nationalpolitik ist noch kläglicher als die preußische Polenstaatskunst, denn im Osten waren die Slaven jedenfalls die herrschenden Bewohner gewesen, während im Westen der Franzose erst beim Ausgang des Mittelalters sprachliche Eroberungen auf unserem eigenen Grund und Boden gemacht hatte. Bezeichnend ist es auch, daß eine so national warm empfindende Zeitschrift, wie die „Deutsche Erde“, das haltlose und geschichtswidrige Urtheil ihres Mitarbeiters nicht nachprüft, da ja mein Büchlein viel weniger in Frage steht, als unser nationaler Anspruch auf das Grenzgebiet.

Klipp und klar giebt Herr Witte damit, wenn auch unabsichtlich, die nationale Berechtigung unseres reichsländischen Besitzes auf. Andererseits scheint er nicht zu wissen, daß der französische Sundgau ein reines Stück elsasser Erde ist, wie schon der Name sagt. Er ist der südliche Zipfel des Elsasses. Von ihm behauptet er etwas unklar, die dortigen französischen Ortsnamen hätten längst vor der französischen Herrschaft bestanden. Da jetzt sämmtliche Orte französische Namen führen, würde es das Franzosenthum der Gegend beweisen, wenn nicht sämmtliche Orte aber thatsächlich deutsche Namen führten, die erst seit der französischen Eroberung verwelscht wurden. Ich bewundere seine vermeintliche Geschichtskenntniß. Die Aussprache Belforts beweist schon die deutsche Herkunft. Der Franzose spricht nämlich das l nicht aus, weil der deutsche Namen Beffert, also ohne l, lautet, der dann in Belfort verballhornt wurde.

Zu seiner Entschuldigung will ich annehmen, daß er sich dadurch hat irreleiten lassen, weil natürlich die benachbarten Franzosen die Bezeichnung einzelner Ortschaften ihrem Gaumen durch eine ihnen genehme Fassung verständlich gemacht haben, wie wir Deutsche die Ortsnamen Mailand und Venedig gebrauchen, obwohl diese Städte niemals so geheißen haben. Schlimm ist es, daß er die deutsche Rede des Sundgaues auf die freilich starke elsässische Einwanderung nach 1871 zurückführt. Da der Sundgau elsässisch war, war es natürlich, daß unsere feindlichen Brüder zunächst in's eigene Stammland zogen, eben weil es elsässisch war. Das Gleiche gilt von Lothringen, weil nicht nur die nahe Entfernung, sondern noch mehr die gemeinsame deutsche Abkunft den Elsässer im Vogesengebiet festhielt. Der allemannische Elsässer und der fränkische Lothringer sind seit mehr als $1^1/_2$ Jahrtausenden benachbart.

Dem Kritiker scheinen die örtlichen Quellen trotz seiner deutschen Gelehrsamkeit gänzlich fremd geblieben zu sein. Vielleicht liest er die Schöffenbücher Flanderns und Artrechts, um sich sprachlich zu unterrichten. Bei seiner Unerfahrenheit kann ich über diesen Punkt nicht mit ihm streiten, da er muthmaßlich weder Land noch Leute kennt, noch aber auch die Urkunden, deren Archivquellen ich in einer gemeinverständlichen Streitschrift nicht anführen konnte, ohne den Inhalt für Laien unlesbar zu machen. Daß er den germanischen Charakter Nordfrankreichs bestreitet, wo sich sogar noch bis zur Somme oder wenigstens zur Authie niederdeutsche Laute und viele Ortsnamen erhalten haben, beweist eine Geschichtsunkunde, die er lieber nicht hätte verrathen sollen.

Was die Wallonen betrifft, so halte ich sie für frühzeitig verwelschte Vlamen, also salische Franken, und nicht für sitzen gebliebene romanisirte Kelten, da gerade das reine Keltenthum der Belgen höchst unsicher ist. Wir haben keinen Grund, die Angabe Küster's zu bezweifeln, daß die Belgen schon zu seiner Zeit stark germanisirt waren und sich selbst als Germanen fühlten. Die Keltenfrage habe ich an diesem Orte schon eingehend besprochen, so daß sich Herr Witte die entsprechende Belehrung selbst holen kann, die er sonst nicht auf deutschen, wohl aber auf französischen und belgischen Büchereien finden wird. Leider bin ich der erste Deutsche, der dieses national so wichtige Feld bisher nur allzu oberflächlich beackert hat. Hier möge mein geehrter Kritiker einsetzen, um sicherlich viel Besseres zu leisten.

Das Ende der Indianer.

Wer in seiner früheren oder späteren Jugend die „Lederstrumpfromane“ gelesen, und mit süßem Schreckensschauer die furchtbaren Schicksale des „rothen Büffels“ oder die tapferen Heldenthaten des „letzten Mohikaners“ an sich hat vorüberziehen lassen, wird wohl in reiferen Jahren nicht ungern einige Thatsachen aus der Geschichte des rothen Mannes erfahren. In einem soeben erschienenen vortrefflichen Werke unter dem Titel „Indianer und Anglo-Amerikaner“ bietet uns Georg Friederici an der Hand authentischer, mit unendlichem Fleiß zusammengetragener Documente einen geschichtlichen Ueberblick über die furchtbare Leidenslaufbahn des „rothen Mannes“, die nunmehr endlich ihren Abschluß finden dürfte, weil — der verfolgte Stamm selbst den unermüdlichen Keulenschlägen seiner Peiniger zu erliegen scheint und einer gar nicht mehr langsamen, stetigen, mitleidslosen Ausrottung gemäß einem Todesurtheil der Natur verfallen ist. Lautlos wie sein Schritt in den ungemessenen Grasflächen der Prärien einst der Fährte des Wildes folgte, gleitet nun der Indianer selbst, gedrängt von dem „bleichen Gespenst“ der Civilisation, verdammt von dem Kriegsrecht des Schwächeren, das in dem Daseinskampfe Gesetzgeber, Richter und Henker zugleich ist — in selbstverständlicher Ergebung, wie ein stummes Thier von der Oberfläche des Erdballs herab, da sich an der Tafel des Lebens kein Platz mehr für ihn findet! Aber Andere suchen nach Worten für die lautlose Qual seines Verscheidens, und aus der Drachensaat seiner erdverfallenen Gebeine wird noch in den spätesten Zeiten eine Schaar furchtbarer Ankläger auferstehen, welche den Fehdehandschuh vor eine „Cultur“ schleudern werden, die sich mit Gift und Blut in das Buch der Geschichte eingetragen hat. Auch fehlt es wahrlich nicht im zeitgenössischen Leben an Analogieen, welche das Zerrbild des Indianerschicksals den Parias, d. i. den Besiegten jeglicher Art wiederspiegeln. — Die Behandlung der eingeborenen Indianer durch die Anglo-Amerikaner und die Gründung von Colonien in ihrem Gebiete stellt sich im Allgemeinen nach Friederici so dar, wie bereits der geniale Swift in seinen „Reisen Gullivers“ ähnliche Unternehmungen gekennzeichnet hat:

„Eine Bande von Seeräubern wird durch einen Sturm in unbekannte Meere verschlagen. Endlich entdeckt ein Schiffsjunge von der Mastspitze aus Land, sie gehen an Land, um zu rauben und zu plündern; sie treffen auf ein harmloses Volk und werden gastlich aufgenommen. Sie geben dem Lande einen neuen Namen, nehmen es für ihren König feierlich in Besitz, und richten zur Erinnerung eine morsche

Planke oder einen Stein auf. Sie ermorden zwei oder drei Dutzend Eingeborene, schleppen einige gewaltsam fort, um sie als Muster vorzuzeigen, kehren in die Heimat zurück und werden begnadigt.

Hiermit beginnt eine neue Herrschaft, erworben durch göttliches Recht. Schiffe werden bei der ersten Gelegenheit ausgesendet, die Eingeborenen zu Paaren getrieben oder vernichtet, ihre Fürsten gefoltert, um ihr Gold herauszudrücken, und alle Schranken der Unmenschlichkeit und der Lüste entfernt; die Erde wird getränkt mit dem Blute der Eingeborenen. Und diese abscheuliche Schlächterbande, angestellt bei einem derartigen Unternehmen, ist eine moderne, zur Belehrung und Civilisirung eines heidnischen und barbarischen Volkes ausgesandte Colonie." — Die Indianerstämme, welche die Europäer in Amerika vorfanden, waren die Kinder der Wildniß, aber sie waren keine Wilden. Sie hatten mit Ausnahme einiger Stämme in den Felsengebirgen und am Stillen Ocean sämmtlich eine höhere Culturstufe erreicht, und einige unter ihnen, wie die Azteken in Mexiko und die Puebloindianer in Arizona, standen noch eine Stufe über den Anderen und erreichten fast den Culturgrad der homerischen Griechen und der Germanen zu Cäsar's Zeit. Die Indianerstämme bildeten kleine Republiken von Jägern und Fischern, von denen ein Jeder im Bedarfsfalle ein Krieger war. Der Einzelne hatte nur wenig persönliches Eigenthum und hatte auch kein Bedürfniß nach mehr. Denn das Land, der Wald und was darinnen lebte und webte, Gras und Wasser gehörten Jedermann; wie bei den alten Germanen waren sie frei für alle; der große Geist hatte sie seinen rothen Kindern gegeben, wie die Luft zum Athmen.

Der Indianer war tapfer im Kriege, ohne sich jedoch gerne in ein Handgemenge einzulassen; er suchte Erfolge zu erringen durch seine Ortskenntniß, durch plötzliches Erscheinen und schnelles Verschwinden, durch Hinterhalt und Ueberfall; einen offenen Kampf vermied er. Gleich wie der graue Bär war er verwundet am gefährlichsten. Gegen Besiegte und Gefangene war er unmenschlich und unerbittlich; seine Rache schlummerte nie. „Man kann in Wahrheit von ihnen sagen, daß sie die schlimmsten Feinde und die besten Freunde unter allen Völkern der Welt sind." — „Wir nennen sie grausam," sagt George Bancroft, der berühmte Historiker der Vereinigten Staaten, „aber sie haben niemals die Daumschraube erfunden oder den ‚Stiefel' oder die Streckfolter, sie haben nicht aufs Rad geflochten oder Theile ihres Volkes wegen Glaubenssachen in die Verbannung geschickt, sie haben niemals das Monopol eines ‚Medicinmannes' durch Galgen, Richtklotz oder Scheiterhaufen beschützt." Obwohl sie grausam sind und Missethäter nicht bestrafen," sagt de Vries von den Mohawks, „so giebt es doch unter ihnen nicht den vierten Theil der Verbrechen und Mordthaten, welche unter Christen vorkommen."

In diese barbarischen, aber körperlich und geistig gesunden Völker stießen die civilisirten Europäer hinein, die Spanier, Franzosen, Holländer und Engländer.

Die Spanier stehen nun einmal in den Annalen der Geschichte als die Henker der Indianer verzeichnet, aber vielleicht nur, weil sie einen Las Casas gefunden haben. Denn die genaue Geschichte der Behandlung der Indianer von Nordamerika ist nie geschrieben worden, und wer sich daran machen wollte, müßte Bände füllen und würde den Zorn eines ganzen Volkes herausfordern. In den Vereinigten Staaten hütet man sich im Allgemeinen peinlich, dem souveränen Volke unliebsame Dinge zu sagen, denn nichts ist schlimmer, als unpopulär zu sein bei einem Volke, das Amt und Würden vergiebt. Aber unter den Kennern Amerikas kann nach Friederici jetzt schon kein Zweifel darüber sein, daß Spanien einen Mitschuldigen in den Vereinigten Staaten von Nordamerika gefunden hat, einen Mitschuldigen, dessen Ungerechtigkeiten und Missethaten in ihren Folgen die spanischen weit übertreffen. Die Unthaten der Spanier fallen in das dunkle Mittelalter und fanden im Allgemeinen schon ihr Ende am Schluß des 16. Jahrhunderts; die Unthaten gegen die Indianer von Nordamerika gehen wie ein blutiger Faden durch die ganze Geschichte der Vereinigten Staaten des 19. Jahrhunderts, und sind noch heute nicht beendigt.

Die Berührung mit der europäischen, besonders mit der englischen Cultur, wirkte auf die Eingeborenen von Nordamerika wie ein langsam wirkendes, aber tödtliches Gift. Ein Hauptbestandtheil dieses Giftes war allerdings einfach — der Branntwein, der ja auch in anderen Welttheilen in der Avantgarde der Civilisation seine Wirkung nicht verfehlt hat. Keine Rasse aber ist dem verderblichen Einfluß des Branntweins gegenüber so hilflos gewesen, wie die rothe.

Er war es zuerst, der ihre ursprünglichen einfachen Sitten untergrub und ihnen die Keime tödtlicher Krankheiten brachte, der ihnen ihr Land raubte, ihnen ihren Stolz, ihr Selbstgefühl und Nationalbewußtsein nahm, und sie zu Verbrechen und Orgien der schlimmsten Art führte. Die Häuptlinge kannten den verhängnißvollen Einfluß des Feuerwassers auf ihr Volk und versuchten bei vielen Gelegenheiten, durch Bitten oder durch Vertrag zu erlangen, daß die Einführung von Branntwein verhindert würde. Ihre Bemühungen waren wirkungslos, und ähnlich wie der „Opiumkrieg" in China sind die zahlreichen „Branntweingefechte" in Nordamerika Giftwucherkriege im wahren und schändlichsten Sinne des Wortes.

Der Händler war gewöhnlich für den Indianer der erste Sendbote der Civilisation. Seine Gier nach Gewinn ließen ihn meist nach dem Jäger und Fallensteller voraneilen, und während er in seinem Fach minderwerthige Tauschwaaren führte, hielt er in der einen Hand eine Schnapsflasche und in der anderen ein falsches Gewicht. — Einen Indianer zu betrügen oder zu tödten, galt hierbei nicht im Geringsten als schimpflich, und die „Pilgerväter" liehen dieser Rohheit eine empfindsame Form, indem sie die Indianer als die Kanaaniter des Alten Testaments darstellten, welche fortgefegt werden mußten vor den Heiligen des Herrn und ausgerottet mit der Schärfe des Schwertes. Die Gefühle der weißen Bevölkerung an der Grenze kennzeichnet am Besten die noch heute viel gebrauchte Redensart: „Every Indian is a bad Indian, only a dead Indian is a good Indian," und getreu diesem schönen Grundsatze, hielt man es im Hinterwald absolut nicht für strafbar, selbst im Frieden eine Rothhaut ohne Weiteres niederzuschießen. Die allgemeine Meinung schützte die Mörder, und wurden sie wirklich einmal vor die Schranken des Gerichts gebracht, so wurden sie sicherlich freigesprochen.

Das gewöhnlichste und geringste Vergehen der Weißen gegen die Indianer war das gesetzlose Eindringen in ihr Land gegen alle feierlich besiegelten und verbrieften Verträge, das Verscheuchen und Abschießen des Wildes, Abholzen des Waldes und Einschleppen aller Krankheiten und Laster. Diese unersättliche Ländergier der Weißen war das Verhängniß des Indianers, und er wußte es. Viele bezeichnende Aeußerungen ihrer Häuptlinge und Redner über diesen Punkt sind auf uns gekommen, nichts aber erscheint so furchtbar drastisch, als das Gebahren der siegreichen Krieger der kleinen Schildkröte auf dem Schlachtfelde von St. Clair. 600 gefallene Soldaten bedeckten die Wahlstatt, und die triumphirenden Ohio-Indianer stopften die Mundhöhlen der Erschlagenen mit Erde voll, damit sie wenigstens im Tode ihre Ländergier befriedigen konnten, nachdem es ihnen im Leben nicht gelungen war, das Land der Indianer zu erobern. Wie überall, so war auch in den Vereinigten Staaten die ultima ratio die Armee. Griffen die Indianer in ihrer Verzweifelung zur Selbsthülfe oder Selbstvertheidigung, so mußte die Armee heran, um sie zur Ordnung zu bringen. Man muß es den Officieren der regulären Armee der Ver-

einigten Staaten zugestehen, daß sie im Allgemeinen für die ihnen zufallende unglückliche Rolle das richtige Gefühl gehabt haben. Aber als Soldaten hatten sie nur zu gehorchen. Als ein Freund zu General Crook (gestorben im März 1890) sagte: „Es ist hart, zu einem solchen Feldzug ausrücken zu müssen," „Jawohl, es ist das Schmerzlichste für einen Soldaten, zum Kampfe gegen Diejenigen ausrücken zu müssen, von denen er weiß, daß sie im Rechte sind." Das war im Allgemeinen das Gefühl der Officiere.

Von allen Indianerstämmen des Ostens sind die sechs Völker des Irokesenbundes vom Schicksal am Meisten begünstigt worden. Sie haben allein einen kleinen Theil des Landes ihrer Väter gerettet und bewohnen ihn noch heute. Wie aber auch sie verfolgt worden sind und gelitten haben, mögen einige Zeilen aus Morgan's Meisterwerk über die Irokesen bekunden: „Das Vorkaufsrecht auf den Rest ihrer ehemaligen Besitzungen befand sich in den Händen einer Gesellschaft von Landspeculanten, der „Ogden-Land-Company". Um ihnen die letzten Paar Acker Landes abzupressen, hat diese Gesellschaft sie 14 Jahre lang mit einem Grad von Gemeinheit gejagt und verfolgt, der kaum Seinesgleichen in der Geschichte der menschlichen Habgier finden dürfte. Der schwärzeste Betrug, die gemeinsten Schiebungen und Ränke, welche seelenlose Habgier nur ersinnen kann, sind offenkundig gegen dieses schutzlose und vielgekränkte Volk in Bewegung gesetzt worden." Rührend klingen daher die Worte, welche Red Jacket, Häuptling der Irokesen und der Cicero der rothen Rasse vor seinem Tode an seine Landsleute richtete: „Ich bin im Begriff, Euch zu verlassen, und wenn ich nicht mehr sein werde und Warnrufe nicht mehr Gehör und Beachtung finden, dann wird die List und die Habgier des weißen Mannes leichten Sieg haben. Manchen Winter habe ich dem Sturme gedroht; aber ich bin ein gealterter Baum und kann nicht länger verweilen. Meine Blätter sind abgefallen, meine Zweige verwelkt, und jeder Windhauch erschüttert mich. Bald wird mein morscher Stamm am Boden liegen, und der frohlockende Feind des Indianers kann seinen Fuß gefahrlos auf ihn setzen, denn Niemand wird da sein, der fähig ist, solche Missethat zu rächen. Glaubt nicht, ich klage um mich. Ich gehe in's Land meiner Väter, wo ewige Jugend herrscht; aber mein Herz stockt, wenn ich an mein Volk denke, daß so bald zerstreut sein wird, vom Winde verweht und vergessen." — Dieser leise wehmüthige Klageruf wird im Andenken der Menschheit als dröhnende Anklage forttönen. „Remember the Cherokee Nation" — wird eine genügende Antwort sein auf die stolzeste Ruhmesthat, mit der wir uns je brüsten können — sagt einer der bedeutendsten amerikanischen Staatsmänner. — Zu den guten Charaktereigenschaften der Indianer gehörte eine innige und rührende Anhänglichkeit an die Gräber ihrer Väter, und diese ging oft so weit, daß sie die Gebeine der Todten mitnahmen, wenn man sie zwang, ihr heimisches Land zu verlassen. Wie sehr mußte es daher ein solches Volk kränken, wenn sie sahen, wie ihre Gräber von gierigen Weißen nach Schmucksachen, Pelzen, Waffen, Tabakspfeifen, Schädeln, Knochen und selbst Brennholz durchstöbert wurden! Die Pilgerväter, die frommen Puritaner, waren kaum gelandet, als sie sich auch schon über die Gräber der Indianer hermachten und einige „niedliche Dinge" mit fortnahmen; mit Recht konnte daher Ely S. Parker, ein Cherokesenhäuptling, im Jahre 1884 sagen: „Im Leben und im Tode läßt man uns nicht ungestört!" — Während dies mehr die idealen Güter der Eingeborenen betraf, erlitten sie durch die gänzliche Ausrottung der Büffel in den Jahren 1872—1874 und 1882—1884 einen Schlag, der mehr als 60000 Indianer vollständig aller Nahrung beraubte. In einem Gemetzel, wie die Naturgeschichte wohl kein zweites kennt, und auch nie wieder kennen lernen wird, wurde in den Jahren 1872—1874 die südliche Büffelheerde in einer geschätzten Stärke von $5^1/_4$ Millionen Stück ausgerottet, und in den Jahren 1882—1884 nach Fertigstellung der nördlichen Pacifiebahn, hatte die nördliche Heerde dasselbe Geschick zu erleiden. Ein anderes bewährtes Mittel der nordamerikanischen Cultur, um dem Verschwinden des Indianers etwas nachzuhelfen, waren die Scalpprämien, für welche Friederici aus den Beschlüssen der gesetzgebenden Versammlung zu Idaho Belege citirt. Fast unglaublich werden ferner einem jeden unbefangenen und menschlichen Gemüth die Versuche erscheinen, durch absichtliche Einführung der Blattern die Sterblichkeit des rothen Mannes zu erhöhen. Und doch so war es nach den von Friederici angeführten Documenten nicht nur im vergangenen Jahrhundert, sondern auch in unserer Zeit hat man gegen die Utes zu diesem niederträchtigen Mittel gegriffen.

Verglichen mit den Qualen, welche die nackte, seelenlose Habgier den Indianern zugefügt hat, erscheinen selbst die entsetzlichen, aber durch einen psychologischen Wahn- und Zwangszustand erklärlichen Verirrungen der Hexenverfolger als entschuldbar. Die Peiniger der Indianer könnten vor einem Richterstuhl der Geschichte kein mächtiges, wenn auch irregeleitetes Pathos zu ihrer Rechtfertigung anrufen. So darf es uns denn nicht wundern, daß nach den von Friederici angeführten Berichten immer wieder die christlichen Glaubensboten von den heidnischen Häuptlingen zu hören bekamen: „Wir sind besser als Ihr; wir wollen Euch nicht, Euren Gott und Eure Sitten, bessert erst Eure Landsleute, und dann kommt zu uns!" — In dieser Weise hat sich das Wort erfüllt: „Um Euretwillen wird Mein Name gelästert werden unter den Heiden."

Literatur und Kunst.

Richard Wagner und Mathilde Wesendonk.

Von Eugen Reichel.

In allen Briefen und sonstigen Mittheilungen Richard Wagner's, die seit dessen Tode das Licht der Oeffentlichkeit erblickt haben, kehren fast ausschließlich dieselben Motive wieder: Klagen über das Nichtverstandenwerden, Klagen über schlechte Aufführungen seiner Werke, Ausbrüche eines an Größenwahn grenzenden Selbstbewußtseins, völlige Niedergeschlagenheit, Geldmangel, herzhafte Geldforderungen, Ruhelosigkeit und Sehnsucht nach Ruhe. Auch die Briefe und Mittheilungen, die Wagner in den Jahren 1858—1871 an Mathilde Wesendonk richtete und die jetzt, mit Bewilligung der Familie Wagner, von Professor Dr. Wolfgang Golther (Rostock) herausgegeben wurden und bei Alexander Duncker in Berlin erschienen sind, ergehen sich vorwiegend in solchen Klagen und Ausbrüchen und würden deshalb kaum der Drucklegung werth gewesen sein, wenn nicht ein besonderer und persönlicher Reiz nicht einerseits in den Mittheilungen über die Entwickelungsstadien von „Tristan und Isolde", andererseits in den Liebesbekenntnissen Wagner's an die eine Frau, die er wahrhaft geliebt hat oder doch wahrhaft geliebt zu haben scheint, bestände.

Von Liebesbriefen Wagner's war bisher nichts bekannt gewesen. Er hatte früh geheirathet, lebte lange Jahre hindurch in einer „prosaischen" Ehe, war viel zu sehr mit sich und seiner ewigen Nothlage beschäftigt, als daß er sich in Liebesabenteuer hätte verstricken mögen, und hatte, als er seine Cosima kennen lernte, die sich dem Günstling Königs Ludwig II. schnell unentbehrlich zu machen wußte, wohl kaum noch Zeit und Neigung, seiner späteren Gattin wirkliche Liebesbriefe zu schreiben. Die Zukunft bringt uns vielleicht auch über

diesen, zu einem segensreichen Ziele führenden Roman noch eine Fülle persönlichster Ergießungen des Meisters; aber im günstigsten Falle werden wir wohl noch Jahrzehnte auf sie warten müssen. So zeigen uns denn diese Briefe an Frau Mathilde Wesendonk zum ersten Male den liebenden Richard Wagner — und es läßt sich nicht leugnen, daß auch dieser liebende Wagner eine sehr anziehende Erscheinung ist.

Wagner war 40, Mathilde 24 Jahre alt, als er in Zürich zu der Familie Wesendonk in Beziehung trat. Der Ruhm verklärte bereits sein Haupt; er gehörte, nicht zum wenigsten dank der Angriffe seiner zahlreichen Feinde, zu den bekanntesten Männern Deutschlands, um nicht zu sagen Europas: kein Wunder, daß er auf das für Kunst und Wissenschaft begeisterte Ehepaar einen tiefen Eindruck machte. Kein Wunder auch, daß Wagner, der stets in Geldnöthen sich befindende, höchst anspruchsvolle „Buddhist“, sich sehr schnell zu den mit Glücksgütern auf's Reichste ausgestatteten Menschen hingezogen fühlte. Schon 1853 am 20. Juni tritt er ein „neues Schuldverhältniß“ zu Wesendonk „würdig und vertrauenerweckend“ an, und im Laufe der Zeit steigert sich dieses „Verhältniß“ so weit, daß das Ehepaar Wagner sich den reichen Freunden auf den Hals setzt und von diesen über alle materiellen Nöthen des Lebens hinwegheben läßt. Bis zum Jahre 1857 bleiben Wagner's die unmittelbaren Genossen des gutmüthigen Züricher Kaufherrn: dann macht Frau Minna der von ihrem Richard leidenschaftlich, aber, wie immer auf's Neue betont wird, trotzdem tristanrein geliebten Frau Mathilde eine große Scene — und die Folge davon ist, daß Wagner's das „Asyl“ räumen. Der Schlag war für Wagner hart: er kam um eine sorgenlose, sehr behagliche Existenz und um den unmittelbaren Verkehr mit der Geliebten —, die aus der Ferne an Mathilde gerichteten Briefe lassen deutlich erkennen, daß er wirklich etwas verloren hatte, daß Mathilde ihm mehr als eine ihn kindlich verehrende Freundin gewesen war.

Immerhin giebt die langjährige Abhängigkeit Wagner's vom Hause Wesendonk dieser Liebe zu der Frau des Hauses eine peinliche Färbung. Man fragt sich zunächst, ob diese Liebe auch dann so „groß und hehr“ gewesen und geblieben wäre, wenn die Millionen des Gemahls nicht hinter der geliebten Frau gestanden hätten. Wagner war in seinen materiellen Forderungen viel zu rücksichtslos, als daß er geneigt sein konnte, sich dort, wo (trivial zu reden) nichts zu holen war, mit ganzem Herzen und mit ganzer Seele zu binden. Jedenfalls würde der ganze Liebesroman, soweit wir Einblick in ihn gewinnen, noch sehr viel schöner wirken, wenn Mathilde die Frau eines armen aber nur mäßig wohlhabenden Mannes oder gar nur ein armes Mädchen gewesen wäre.

Genügt dieser eine Umstand, um dem Verhältniß eine peinliche Färbung zu geben, so tritt nun noch der andere Umstand hinzu, daß Wagner mit der Frau des Mannes, dem er in jenen Tagen nahezu alles verdankte, ohne dessen großherzige Freigebigkeit er wahrscheinlich mit sammt seinen noblen Künstlerpassionen überhaupt zu Grunde gegangen wäre, in Beziehungen trat, die, wenn sie schon keine eigentlich bösen Folgen hatten, so doch die Möglichkeit, daß das eheliche Glück Wesendonk's (genau so, wie später das Hans von Bülow's) zerstört würde, in sich trugen. Ich will nicht so weit gehen wie manche Leser dieser Briefe Wagner's und nicht annehmen, daß der 1857 am 18. April geborene Karl (von dem Wagner 1859 am 10. April an die Geliebte schreibt: „Ich nannte ihn bei seiner Geburt Siegfried, und habe ihn somit vor meinem Gewissen als ungeladener Pathe getauft“) ein Sohn Wagner's gewesen ist; denn im Grunde deutet sonst nichts in diesen Briefen auf eine so vollständige „Intimität“ der Liebenden hin; und es hieße, den zwei seelisch hochstehenden Menschen Unrecht thun, wenn man auch nur einen Augenblick glauben wollte, daß ihrer seelischen Vereinigung die leibliche gesellt gewesen. Aber ein Verhältniß, das einen Briefwechsel im Gefolge hatte, dessen eine Hälfte (nämlich nahezu alle Briefe der Frau) der Welt vorsichtig entzogen worden sind, lag doch zweifellos weit jenseits der Grenze, die Wagner, aus Rücksicht auf seinen gebefreudigen Verehrer, der geliebten Frau gegenüber hätte einhalten müssen.

Setzt man sich aber über diese zwei Bedenken hinweg, so wird man, wenn auch vielleicht noch immer nicht an dem „Verhältniß“ selbst, so doch an den Liebesbriefen Wagner's die herzlichste Freude haben. Zwar stört auch in ihnen die immer wiederkehrende fast weibische und höchst anspruchvolle Klage über sein Künstlerunglück — ein Künstlerunglück, das den zwar vielfach wüthend bestrittenen, aber deßhalb nur um so reizvolleren Ruhm und die Schaffung der „Wagnerreligion“ in Weimar zu Anfang der fünfziger Jahre zur Folge hatte! —; und es verdrießt uns, den Mann, der schon damals eine internationale Berühmtheit und ein begehrter Concertdirigent war, und eine Schaar theils leidenschaftlicher Verehrer, theils reicher opferfreudiger Freunde besaß, über Verhältnisse klagen zu hören, unter denen fast alle eigenartigen Dichter und Künstler noch sehr viel mehr zu leiden gehabt haben und zu leiden haben werden, ohne daß sich auch nur einer von ihnen deßhalb für das Urphänomen, dem zu Liebe sich die ganze schlechte Welt eines Erneuerungsprocesses unterziehen müßte, halten durfte oder wird halten dürfen. Wagner erscheint in diesen Klagen fast klein und weibisch empfindlich. Er mußte wissen, daß es, wie ihm, im Grunde jeder genialen, kühnen Künstlerpersönlichkeit ergeht und ergehen muß; und er mußte, auch wenn er sich, allen Bemühungen zahlreicher Freunde und Verehrer zum Trotz, in seinem Eigenen nicht ganz verstanden aber gar mißverstanden fühlte, so stolz sein, über dieses Unglück (und Andere, viele Andere haben dasselbe Unglück in sehr viel fürchterlicheren Verhältnissen zu erleiden gehabt, und es wird kaum einen Bühnendichter geben, dem die beseligende Freude zu Theil geworden wäre, sein Werk, wenn es schon aufgeführt wurde, wortgetreu und so dargestellt zu sehen, wie er es sich gedacht) zu schweigen und zu lächeln. Hätte man ihn, der doch erst vierzig und einige Jahre alt war, wirklich verkommen lassen; hätte die Niedertracht es durchgesetzt, daß er der Welt völlig unbekannt blieb; hätte er in der ganzen weiten Welt keinen Freund, keinen Beschützer gehabt und wirklich Noth, schwere, bittere, aussichtslose Noth gelitten; so wäre sein ewiges Gegreine über die hoffnungslose Lage und seine vielfachen „Entbehrungen“ einigermaßen begreiflich und verzeihlich: Unter den Verhältnissen, wie dieser „Verbannte“ sein vom Ruhm, von der Gunst verschiedener Fürsten, von der Liebe so manches reichen Mäcens und Kunstgenossen angestrahltes Unglück tragen durfte, bleiben seine Klagen eines Mannes unwürdig und sie werden sein Charakterbild stets beflecken. Doch das Alles, und noch manches Andere hindert nicht, daß uns der liebende Wagner in diesen Briefen selbst in hohem Grade liebenswerth erscheint. Freilich: wenn diese Liebe das wirklich für ihn war, als was er sie zuweilen in wahrhaft ergreifenden Worten schildert, dann hätte wenigstens sie ihn über alle die Nöthen seines kampfreichen und ruhmvollen Daseins hinwegheben sollen; und es mag seiner Mathilde schmerzlich genug gewesen sein, zu sehen, daß das Bewußtsein, ihr Herz zu besitzen, nichts Wesentliches in der weibisch veranlagten Natur des geliebten Mannes änderte. So schrieb sie ihm noch im Jahre 1863 u. A.: „Geradezu unbegreiflich ist mir, wie man den Erfolg schlechtweg, d. h. Beifall, zugleich verachten und doch suchen kann. Nur der Weise, däucht mich, der von der Welt Nichts will, darf sie verachten, der Andere, der sie braucht, wird durch die bloße Berührung mit ihr schon Mitschuldiger und kann nicht mehr ihr Richter sein. Sie sind Wissender und Mitschuldiger im höchsten Grade. Jeden neuen Umschwung ergreifen Sie mit Hast, scheinbar die Unbefriedigung vergangener Täuschungen im Busen auszuwischen, und Keiner weiß so gut wie Sie,

daß es nie sein kann noch sein wird. Freund, wie sall das werden? Sind fünfzig Jahre nicht Erfahrung genug, und sollte da nicht endlich der Mament eintreten, wo Sie ganz mit sich im Reinen wären?"

Ob der Fünfzigjährige diese Vorhaltung vau Seite der so sehr viel jüngeren Freundin ahne zu erröthen gelesen haben mag? Er, der sich so gern für einen „Weisen" hielt und damals von vielen Parteigängern für eine Art von Heiligen gehalten wurde, muß hier die ganze ruhige Ueberlegenheit eines jungen Weibes und einen, kaum verlleideten, schweren Vorwurf über sich ergehen lassen! Aber diese Auslassung in einem der wenigen, uns überlieferten Briefe Mathilden's, läßt nns auch erkennen, wie sehr Wagner Grund hatte, diese Frau aus tiefster Seele zu verehren, die vielleicht nur deßhalb nicht sein Weib wurde, weil sie ihr sicheres Glück an der Seite eines tüchtigen, liebevollen Mannes nicht dem Ungefähr an der Seite dieses haltlosen und im Grunde doch unmännlichen, anscheinend dem sicheren Untergange entgegentreibenden Maunes opfern mochte. Wir werden es ihr aus mehr als einem Grunde hoch anrechnen müssen, daß sie es nicht machte, wie Frau Lydia Escher; und wir werden es ihr nie vergessen dürfen, daß sie in Wagner eine sa schöne Leidenschaft entfachte, ihu das Glück, sich van einem wahrhaft edlen Weibe geliebt zu wissen, in reichem Maße genießen ließ und ihn, durch dieses Erlebniß befähigte, den „Tristan" zu schaffen. In herrlichen Worten ergießt sich die ganze tiefe Empfindung Wagner's, als er 1860 am 23. December von Paris aus an die Geliebte wieder einmal über seine erzwungene Resignation nnd völlige Aussichtslosigkeit, die für nöthig befundenen, „unerhörten, nie dagewesenen hülfreichen Verhältnisse" zu finden, viele Warte macht: „O, mein Kind! Wo finde ich dann meinen einzigen, einzigen Trost? — Ich habe einmal das Herz und die Seele gefunden, die in diesen Augenblicken mich ganz verstand, und denen ich lieb ward, weil sie mich sa verstanden und verstehen durften! Sehen Sie, zu dieser Seele flüchte ich dann, wie ein Todmüder lasse ich die Glieder sinken und senke mich in den weichen Aether dieses freundlichen Wesens. Alle meine Erlebnisse, die unerhörten Rührungen, Sorgen und Leiden aus jener Vergangenheit lösen sich, wie aus Sturmgewölk, in einen erfrischenden Tau auf, der mir die brennenden Schläfen benetzt: da fühle ich Erfrischung, und endlich Ruhe, süße Ruhe: ich bin geliebt — erkannt! Und diese Ruhe, ich trage sie Ihnen zu! Lassen Sie in dem halden Bewußtsein, was Sie mir sind — der Engel meiner Ruhe, die Hüterin meines Lebens, auch sich den edlen Quell finden, der die Dürren Ihres Daseins krieselt! Theilen Sie meine Ruhe, und empfangen Sie sie heute ganz, wie ich sie in diesem Augenblick genieße, da ich ganz in Sie mich versenke." Solche, und gelegentlich noch zartere, innigere, tiefere Worte gewähren uns einen hellen Einblick in die hochgestimmte Seele des Mannes, dessen Unglück es war, denken zu müssen wie Canrad Ferdinand Meyer: Genug ist nicht genug! Weil ihm das Dürftige, das die Welt bedeutenden Menschen zu gewähren vermag, nicht genügte, selbst nicht in der vielfach schönen Umrahmung, in der es ihm geboten wurde, nicht genügte, sa fühlte er sich als ein von allen Glücksgöttern gemiedener Maun, dem nur die wenigen Stunden, in denen er seine Gottähnlichkeit empfand und über sein eigenes Schaffen wie ein Kind staunte, eine höhere Daseinsfreude gewährten.

Nur wenige Jahre war es Wagner vergönnt, in unmittelbarem Verkehr der Geliebten nahe zu sein. Die Eifersucht seiner Frau riß ihn von der Seite Mathilden's; und es scheint, daß er die Trennung, der später nur noch gelegentlich ein Wiedersehen folgte, nie ganz verschmerzt hat. Der „Tristan" mußte ihm das Verlarene ersetzen; und es läßt sich nicht leugnen, daß ihn dieser Ersatz mit Stolz und Befriedigung erfüllen durfte. Auch in diesem Fall kam dem Künstler zu gute, was der Mensch gelitten hatte — und darin liegt das Versöhnliche und Verklärende dieses eigenthümlichen Verhältnisses.

Man wird übrigens von diesem Verhältnisse nicht sprechen dürfen, ahne der viel gescholtenen Gattin Wagner's zu gedenken. Dieser unglücklichen Frau (und sie war sehr viel unglücklicher als er) hat die Nachwelt noch viel abzubitten. An einen Mann gefesselt, den sie zwar nicht ganz verstand, den sie aber liebte und dem sie in Jahren schwerster Noth dach wenigstens das Glück eines eigenen, treu behüteten Heims schuf, mußte sie es erleiden, seine Liebe zu verlieren und tratzdem mit ihm als eine ewig Heimathlose durch die Welt zu irren. Und für alles, was sie an der Seite dieses für die Ehe nicht geschaffenen Mannes erlitten, wurde ihr nicht einmal die Genugthuung zu Theil, das endlich eintretende märchenhafte Glück des Geliebten miterleben zu dürfen. Arme, bellagenswerthe Frau Minna! Und wie schwer hatte doch der Gatte in jeder Beziehung an Dir gesündigt! Daß Dir der „Rienzi", der volle Häuser machte, besser gefiel, als der „Lohengrin" oder „Tristan" — wer will es Dir verdenken? Unedel war ja auch der „Rienzi" nicht: und wenn ein Richard Wagner ihn schuf, so durfte eine Minna Wagner ihn wohl bewundern, um sa mehr als er Einnahmen brachte, die das Ehepaar nur zu gut brauchen konnte. Daß aber der verschwendungsüchtige Gatte sa gut wie gar nichts that, um sich ein anständiges Jahreseinkommen zu sichern (was ihm, dem vielbegehrten Concertdirigenten immerhin ein Leichtes gewesen wäre) und es varzog, als ewig Hülfesuchender seinen opferfreudigen Freunden auf der Tasche zu liegen: das durfte Dich, die Du leine „Heilige" warst und Dich nicht zu der Höhe der Erlenntniß empargeschwungen hattest, daß es für die nicht „Heiligen" eine Freude sein müßte, dem „Heiligen" immer auf's Neue Opfer zu bringen — ich sage: dieses auf kopf- und charakterlase Verschwendungsucht gegründete heilige Bettlerthum Deines Gatten durfte Dich mit Recht erbittern.

In der That — es muß doch einmal affen ausgesprochen werden, daß man die ewige „Noth" Wagner's nicht sa sehr dem in Verständnißlosigkeit versunkenen deutschen Volke jener Zeit, als vielmehr dem Meister selbst auf die Rechnung zu setzen hat. Nur Narren werden verlangen aber auch nur erwarten, daß ein Volk, eine Zeitgenossenschaft, für kühne, neugeartete Werke graßer Dichter, Denker oder Künstler ein zureichendes Verständniß haben solle. Die meisten großen Männee haben in vollster, tiefster Einsamkeit ihr Lebenswerk verrichten müssen — kein Wart der Anerkennung, der Liebe, des Dankes ist ihnen je zu Theil geworden und ihr Leben war meist das eines bedürfnißlosen Bettlers: ihr Schaffen war ihnen mehr als aller äußerliche Tand des Lebens. Um wieviel glücklicher war das Geschick Wagner's! Freilich: er wurde frühzeitig aus dem Vaterlande verbannt und mußte fern van der geliebten Heimath Vieles entbehren. Aber trotzdem: Dank seinen Beziehungen zum Theater besaß er stets eine Reihe van Freunden; er durfte sich nie lebenseinsam fühlen; fand Frauen und Männer, die früh für ihn schwärmten und zu jedem möglichen Opfer bereit waren, fand Anerkennung und Kampf, und hätte, bei nur einigermaßen bescheidenen Lebensansprüchen, allezeit ein sehr behagliches, unabhängiges Dasein führen können, wenn er nur alljährlich ein paar Wochen aber Manate dem, ihm stets auf's Nene nahe tretenden Begehren, in England, Rußland, Frankreich, in Oesterreich oder der Schweiz ertragreiche Concerte zu geben, entsprochen hätte. Aber das „griff ihn zu sehr an" — und es war ihm auch bequemer, den „Buddhisten" zu spielen und sich das Geld, das er gewissermaßen zum Fenster hinauszuwerfen liebte, van Anderen schenken aber „leihen" zu lassen.

Gewiß war dieser Mangel an Bedürfnißlosigkeit, diese Unfichtigkeit, sich einzuschränken und sich das Nöthige auf eine, wenn auch wirklich „angreifende" Weise zu verdienen, ein Unglück für Wagner — aber dann war es eben sein Unglück, und mau fall nicht sagen, daß Deutschland diesen Mann

hätte verkommen lassen, wenn Ludwig II. nicht endlich als der „sehr glückliche“ Mensch erschienen wäre, der diesem „freudehülfelosen Mann“ im vollen Umfange „zu helfen vermochte“. Dann soll man vor Allem keinen Stein auf die bedauernswerthe Minna werfen, die lieber verdientes als geschenktes Brod essen wollte und es nicht begreifen konnte, daß Wagner, statt noch einen „Rienzi“ zu componiren, lieber die unwürdige Rolle des „Buddhisten“ spielen wollte.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Unser Tilli.

Eine Plauderei von Otto zur Linde.

Zu unserer „besten Stube“ kommt man durch eine Plüschportière; in unserer besten Stube steht ein Plüschsopha, davor liegt ein Plüschteppich und auf dem Tisch, der auf dem Plüschteppich steht, liegt eine Plüschdecke. Auf der Plüschdecke liegt ein dickes Plüschalbum, d. h. nur die Außenseite des Einbandes ist von Plüsch.

Dieses Album ist die transportable Ahnengalerie, soweit sie nicht an den Wänden der Zimmer hängt oder auf Eckbrettern, Verticows und Spiegelleisten thront und für uns Kinder wenigstens — zu den Immobilien zu rechnen ist. Denn Alles, was unter Rahmen und Glas sich befindet, dürfen wir „besehen, aber nicht anfassen“. Das Plüschalbum jedoch durften wir besehen und anfassen: sauber gewaschene Hände vorausgesetzt.

Die transportable Ahnengalerie habe ich das Album genannt. Ueber Großmutter hinaus reichte sie allerdings nicht, sintemalen die Kunst des Photographirens auch nicht weit über Großmutter hinaus gereicht hat. Aber ein unterhaltsames und lehrreiches Bilderbuch war das Plüschalbum trotz alledem. Da ist der Vater mit einem Schnurrbart und der Vater mit einem Napoleonsbart, da ist unsere Mutter mit einem Dutzend verschiedener Haartrachten und noch viel mehr Kleidermoden. Da sind Onkels mit langen Bärten, Onkels mit breiten Bärten, mit viereckigen, dreieckigen und runden Bärten, mit Schwalbenschwanz-Flügel- und Ziegenbärten, Onkels mit einem Bart unter der Nase oder unter dem Munde, unter den Augen oder unter den Schläfen, um's Kinn oder um den Hals, Onkels mit einem Bart überall und Onkels mit gar keinem Barte, Onkels in Civil und in Uniform. Und junge Tanten und alte Tanten. Die alten Tanten sind schon todt, und die jungen Tanten sind längst älter als die alten waren. Da ist die Großmutter mit den langen Locken an beiden Seiten ihres schmalen Gesichtes. Da sind Confirmandengruppen, Brautpaare und Hochzeitsleute und ein kleines todtgeborenes Kindchen; das liegt auf einem Bette und daneben die Lampe leuchtet unter dem breiten Schirm hervor auf seine geschlossenen Augen, unter deren Lidern der Strahl des Lebenslichtes so schnell erlosch. Da ist ein Brüderchen im Höschen und ein Brüderchen im Hemdchen, und Beide sind schon längst beim kleinen Kindchen, dessen Leib so friedlich unter der Lampe liegt.

Und auf der letzten Seite Du — Du Spielgefährte meiner jungen Tage, unser Tilli! Ja, auch Dich haben wir photographiren lassen. Du gehörst zu uns, Du alte treue Hundeseele. Häßlich nannten sie Dich? Sie hatten nicht Augen zu sehen, die so sprachen.

Es war an einem Winternachmittage, da kam ich aus der Schule und hatte wieder einmal so schrecklich viele Fehler in der Rechtschreibung gemacht. Durchaus ungenügend — und im nächsten Jahre zu Ostern sollte ich doch schon auf die „hohe Schule“ und ein Windbühl werden, wie die Gymnasiasten von den Volksschülern genannt wurden. Mein alter braver Lehrer, der ein Freund meines Vaters war, that ja sein Möglichstes an mir. Rechnen, biblische Geschichte und Geographie, das klappte ganz gut — aber oh weh, die deutsche Sprache! Die Tochter aus edlem Polenstamme, die auf der Mädchenseite beharrlich zu allerunterst saß, hatte fünfzig Fehler im deutschen Dictat gemacht. Aber ich brachte es auf zweiundfünfzig und saß auf der Windbühlbank, wo wir angehende Leuchten der deutschen Wissenschaft für die Aufnahmeprüfung der Sexta vorbereitet wurden. O Schande, zweiundfünfzig Fehler, und Du willst auf die hohe Schule?

Betrübt watete ich durch den Schnee und prügelte noch nicht einmal Freund Fritz, der mit einem „eisernen“ (in die Gosse getunkten und solcher Weise zu Gletscherconsistenz verhärteten) Schneeball mich an den Hinterkopf traf. Einen Schimmer über mein Elend deckte nur die Aussicht auf ein Gänseschmalzbrödchen oder vier, die ich zum Nachmittagskaffee essen würde.

Winterschnee und Gänseschmalz gehören zusammen wie — ja wie? Sommers im August und September reisten wir mit Mutter zur Nordseeinsel Juist, die vor fünfzehn bis zwanzig Jahren noch nicht auf der Höhe war. Im „Hôtel“ Rosen wechselte fetter Hammelbraten ab mit Grünebohnen und Hering. Servirt mir nun heute in meinen alten Tagen ein Kellner Grünebohnen mit Matjeshering, dann höre ich das Meer rauschen, Strandgeruch steigt mir in die Nase, und mein Herz sehnt sich nach der Nordsee. Schneit aber der Winter herunter und schaue ich aus dem Fenster meines Zimmers im vierten Stock, dann legt es sich auf meine Zunge so weich, so schmalzig-gänseduftend, körnig, gelb und glitzernd.

An diesem Nachmittage der zweiundfünfzig Todtsünden gegen den heiligen Geist der deutschen Rechtschreibung war Mutters Gänseschmalztopf die Küste, an der mein arg mitgenommenes Lebensschifflein sich wieder einmal verankern und Ruhe finden sollte. Bing, Bing, sagte die Ladenthürklingel. Die Mädchen hinter der Theke grüßten mich mit geheimnißvollem Lächeln. Was ist los, fragte ich besorgt. Denn da ich der Liebling war, dem man heimlich die zerrissenen Hosen flickte, damit kritische Mutteraugen das Unheil nicht entdeckten, warnten die Ladenmädchen mich auch immer, wenn irgend eine Frevelthat von mir an's Tageslicht gekommen war. Aber diesmal war keine Gefahr, wohl aber ein Geheimniß. Das brachte mich in ein schnelleres Tempo. In der Hinterstube warf ich Tornister und Kappe in die erste beste Ecke, was arg verpönt war, und stürzte in die Küche.

Bäff, Bäff — klang es unter einem Berg von gebeugten Rücken hervor, die allen nicht gerade im Laden beschäftigten Mitgliedern der Firma gehörten. Zwischen den Beinen des männlichen Contingents kroch ich hindurch und befand mich neben einem kleinen Bruder und einem noch kleineren Rattenpintscher unter dem Küchentisch.

O Otto, der Tilli .... bäff, bäff .... hahaha .... kuck 'mal .... Tilli komm', Tilli komm' — das war Er, unser Tilli.

Vom Lumpensammler Degenhardt hatte Vater ihn gekauft; da muß ich auch über diesen berichten. Die erste nähere Bekanntschaft mit Herrn Degenhardt war zugleich meine erste geschäftliche Transaction. Einen Vorrath von Lumpen, Knochen, Hasenfellen, altem Glas und altem Eisen, der sieben Groschen werth war, hatte ich ihm für sieben Pfennige und drei bunte Bildchen verkauft. Sprach mir seit Jahren mein Lehrer alles Talent für die deutsche Sprache ab, so hielt auch mein Vater seit diesem Handel für keinen Geschäftsmann! Vielleicht haben beide Recht gehabt, denn ich bin ein deutscher Schriftsteller geworden.

Ich bin kein „nachrachtiger“ Mensch gewesen, wie die Elsässer sagen, und der Lumpenhändler wurde mein besonderer Freund. Commerzienrath Säbelweich nannte mein großer Bruder ihn im Scherz, und Säbelweich war ein kreuzfideles Männchen. Trülüüüdidlü — tühh-hühh — tühh-hühh, so wanderte er, auf seiner zinnernen Flöte pfeifend, durch die Straßen, und sein Rößlein zog gesenkten Hauptes den vierrädrigen niedrigen Karren hinter ihm drein. Viel Aehnlichkeit mit der Schalmei im Tristan hatte Säbelweich's Didilü allerdings nicht, aber trotzdem trottete ich seelenvergnügt an schulfreien Nachmittagen neben ihm her und hätte unter seinen Augen eigentlich mehr vom Handel und von Handelskniffen profitiren sollen. Er selbst hat sich ein Häuschen zusammen didlüüht; ich aber, wenn's Suppe regnet, erwische leider immer den Schaumlöffel.

Commerzienrath Säbelweich machte auch Gelegenheitsgeschäfte mit jungen Hunden und vierzehn Tage alten Hippelämmchen (Zickleins). Die Letzteren wurden gegessen, ob nicht die Ersten auch — da müßten wir den Topf der Prinzessin fragen, den ihr der Schweinehirt für zehn Küsse gab und der „Ach du lieber Augustin“ spielte. Dann könnten wir, wie die Prinzessin, auch wissen, was in der ganzen Stadt zu Mittag gekocht wird.

Wir haben einen fetten Mops gehabt, den hat der Vater verschenkt, weil das Thier asthmatisch geworden war. Der Empfänger hat den Mops aber verkauft an eine Wittfrau hinten in der Balaklava, oder in Kleinpolen; es kann auch die Wallachei gewesen sein. Denn die Bergarbeitercolonien, welche in und um unsere Stadt herum liegen, haben lauter solche schöne Namen, die einem ein wenig im Gedächtniß durch einander gehen. Die Wittfrau aber hatte einen lungenkranken Kostgänger und sieben hungrige Kinder. Des Moppels Asthma war zwar nicht tödtlich — aber Hundefett hilft in der Volksarzneilehre gegen die Schwindsucht. Wie, wann, wo und warum Mopps gestorben ist, kann ich nicht sagen, aber gelebt hat er nicht länger bei dieser Wittfrau, und sie hat ihn auch nicht in die Zeitung setzen lassen.

Auch ein fettes Schwein haben wir gehabt, das hieß Muckelchen und war mein Liebling; dem hab' ich einmal eine Sappenschüssel voll Markknochen zu fressen und ein andermal einen Spüleimer voll Dröppelbier zu saufen gegeben, und beide Mal Schläg' darum bekommen. Beim zweiten Male war Muckel obendrein betrunken und wollte mich beißen.

Aber ich mache es ja wie jener Mann, der seine Lebensbeschreibung verfassen wollte und damit anfing: wie sein Vater seine Mutter freite und weshalb seine Großeltern zuerst dagegen gewesen waren, weil die Urgroßeltern nichts vom allzufrühen Freien hielten. Und als er bei der siebenten Generation ankam, merkte er: daß er auf diesem Wege vielleicht bis Adam und Eva, aber niemals zu seiner, des Verfassers, Geburt kommen würde.

Tilli begann seine Thätigkeit damit, daß er Stiefel und Pantoffel annagte und furchtbare Prügel bekam. Der Stiefel entwöhnte er sich ziemlich schnell: die Glanzwichse scheint ihm nicht besonders geschmeckt zu haben. Aber die Pantoffel waren noch längere Zeit nicht sicher vor ihm.

Tischtücher, Handtücher, Portièren und Gardinen waren ihm Sport; und wenn er Hosenbeine und Rocksäume erwischen konnte, so begriff er sehr schwer, daß schlenkernde Bewegungen ihrer Träger nicht eine Einladung zu festerem Zubeißen seien. O armer Tilli, Du bekamst Prügel, wie sie ein junger Hund nur immer verlangen darf.

An Tisch- und Stuhlbeinen, an Schrank- und Ofenecken, an Thürpfosten und Treppenschwellen, an Allem überhaupt was Ecken und Enden hatte, roch er, hob sein Bein auf, lief fort, kam wieder und roch, und dachte: ha! Da ist schon ein Hund vor mir dagewesen — und schnell hob er wieder sein Bein. Auch wollte es ihm lange nicht einleuchten, daß der Hof in freier Luft herrliche Gelegenheiten bot, sich decent zurückzuziehen. Ihm schienen menschenleere Schlafzimmer, Lagerräume und Treppenabsätze gerade so abgelegen und viel bequemer. O weh, eine gestupfte Nase und gegerbte Haut belehrten ihn so oft eines anderen, bis er endlich die zwingende Logik menschlicher Beweisführung einsah und sich fügte.

Ein übergroßer Theil von Tilli's Jugenderfahrungen bestand im Lernen durch Leiden. Wenn er sich z. B. in den Laden wagte, so lernte er zwischen den Beinen der Kunden, daß Nagelschuhe ganz abscheulich schmerzhaft für eine Hundepfote sind; aber auch hinter der Theke fühlte er bald heraus, daß selbst der kleine Fuß einer hübschen Ladnerin immer noch zu fest auftrat für den Fall, daß sein Schwanzende sich zwischen ihrer Schuhsohle und dem Fußboden befand; sein Wehgeheul bewies dieses. Ueberall war er im Wege; nirgends war er sicher, als wenn er grollend sich in seinen Korb hinter den Küchenofen zurückzog.

Aber nicht Schmerz noch Schelte vermögen auf die Dauer einen wißbegierigen jungen Hund von seinen Entdeckungsfahrten abzuschrecken. Einmal hörte man ganz unten vom Ende der Kegelbahn her sein klägliches Heulen; er hatte sich in den schadhaft gewordenen Polstersack hineingearbeitet und konnte nicht wieder heraus. Man zog kräftig an seinen Hinterbeinen, die noch draußen waren; aber er hatte sich so verbastelt, daß man das Loch im Strohsack, wo er sich eingewühlt hatte, größer schneiden mußte, um ihn wieder zu befreien. Hatte der Club „Gut Pinn" seinen Kegelabend, so taperte Tilli im hellsten Jagdeifer wohl hinter der rollenden Kugel her, um sie zu beißen, und Hund sowohl wie Kugel kollerten dann gemeinsam vom Brett hinunter auf die Latten. Tilli zog dabei das schmerzhaftere Loos und wurde heulend zur Küche in seinen Korb getragen. In der Wirthsstube unter dem Buffet richtete er Unheil zwischen leeren Flaschen an und retirirte mit eingekniffenem Schwanz, wenn es ihm nicht schlimmer erging und er sich an den von ihm selbst verursachten Scherben schnitt. Aber am Uebelsten fuhr er, wenn ein tückischer Zufall ihm Eingang in das Waarenlager verschaffte. Mit allen möglichen Handelsproducten (Mehl, Reis, Schmierseife oder Schmalz) war dann sein Fell garnirt, und er mußte geprügelt und in's Waschfaß gesteckt werden. Einmal sogar war er in die Eierkiste gerathen, ah die gelbe Trübsal hinterher!

Tilli kam aber durch alle Fährnisse hindurch, überwand die Hundekrankheit noch dazu und wurde ein ausgewachsener Rattenpintscher. Damit beginnt die zweite Periode seines Hundelebens.

Du Kleinod aller Rattenfänger! Ja, Dein Beruf lag in Dir, und wurdest nie daran irre. Hast ihn auch gar frühzeitig erkannt, nämlich, daß Jagen, Fangen und Todtbeißen Dein Lebenszweck sein müßte. In Deinem dunklen Drange warest Du Dir des rechten Weges stets bewußt. Nicht immer aber des rechten Ziels. Hat es nicht „schlagender Beweise" schockweise bedurft, bis daß Du endlich lerntest, daß Federvieh nicht zu den Nagethieren gehört?

Nachbars Huhn kam in Nachbars Garten. Das war Unrecht, denn Hühner gehören keineswegs in die Gärten, besonders wenn die Sämereien zu keimen beginnen. Im Zaun, der unseren Garten von Nachbars Garten trennte, war ein Loch. Durch dieses Loch des Schicksals kam Tilli zum Huhn in Nachbars Garten, wo er ebenso wenig hingehörte als besagtes Huhn.

Und die Nachbarin, welche auch in den Garten gekommen war, um das Huhn zu scheuchen, rief in Todesängsten: Tilli, Tilli, kusch, kusch! Aber Tilli verstand in seiner Aufregung: Haß, huß! — Und nur zu gut hat er den mißverstandenen Befehl ausgeführt!

Bing, bing, die Ladenthür. Ah guten Morgen, Frau Nachbarin, womit kann ich dienen? Ein Schluchzen, ein Brummeln und ein lautes Schelten; und die Worte: Tilli, Huhn, todt, anzeigen, bezahlen. Ach, das war ein Trauerspiel! Aus der blauen Leinenschürze der Nachbarin kam das Huhn zum Vorschein, sein Hals baumelte, Kopf nach unten wie ein windschief gebogenes und geknicktes Fahnenschild; und beim Anblick dieser edlen Leiche stürzten neue Thränen aus den roth geweinten Augen der Nachbarin hervor. Sämmtliches Personal umstand staunend und rathlos die Trauernde, bis das Haupt der Familie und der Firma hinzu kam und den dritten Act im Trauerspiel dadurch beendete, daß er das todte Huhn ankaufte und versprach, das Loch im Gartenzaun vernageln zu lassen.

Vierter Act! Tilli hinter dem Küchenofen schuldbewußt und Böses ahnend im Korbe. Davor ein entrüsteter Familienvater, den man am Geldbeutel gekränkt hatte, mit einem todten Huhn in der linken und einem Stock in der rechten Hand. Tilli wurde beim Wickel gepackt und aus dem Korbe gezerrt, wogegen er sich in richtiger Würdigung der Sachlage ganz gewaltig sträubte. Neben ihm wurde das Huhn auf den Boden gelegt und er mit der Nase darauf gestupst und dann — wau, wei, wieh ... und in den Korb zurück kroch ein betrübtes Hundevieh.

Fünfter Act! Auch die Unschuldigen leiden unter der Frevelthat des Bösewichts. Das Huhn nämlich wurde gekocht und war erschreckend alt und zäh.

Wir haben noch mehrere Male die Opfer von Tilli's Hühnerjagden essen müssen; zu seiner Ehre will ich aber constatiren, daß er sich nicht immer solche uralte Exemplare aussuchte. Einmal erwischte er sogar eine Ente. Kaninchen waren nur im verschlossenen Stalle vor ihm sicher; junge aus dem Nest gefallene oder eben flügge gewordene erschöpfte Spatzen gaben unter seinem Biß ihr kaum begonnenes Leben hin. Ja selbst alte Spatzen jagte er.

Wenn er hinter einem gleichsam höhnisch am Boden flatternden Spatzenvater her raste und dieser nicht schnell genug sich in die Höhe hob, dann war es um den Spatz geschehen. Meist aber war Tilli der Genarrte, denn gerade, wenn er zuschnappen wollte, dann wischte ihm der Spatz noch im letzten Augenblicke aus, flog auf einen Baum und fing in der Spatzensprache an zu schimpfen. Daraus erklärte ich mir Tillis Haß gegen jegliches Vogelconcert. In der Frühe lief er nämlich im Garten herum und bellte ganz unbändig. Er ärgerte sich wahrscheinlich und hielt das vielstimmige Geschwirre und Gezirpe in Sträuchern und auf Bäumen für eine ihm zugedachte Ehrenkränkung.

Die Katzen aber haßte er. Er haßte sie, wie nur eine Hundeseele hassen kann; und in der Seele eines Rattenfängers brennt noch zehn Mal so viel Hassesgluth, als in der eines ordinären Spitzes, von der Knechtsseele eines geckenhaften Pudels oder gar der eines Mopstrottels, der nur bellt aber nicht beißt, ganz abgesehen, denn das wäre wirklich lachhaft: wollte man einen Rattenpintscher wie Tilli mit ihnen auf irgend einem Gebiete des freien Hundethums vergleichen.

Warum haßte aber Tilli die Katzen so? Dafür hatte er einen allgemeinen und drei besondere Gründe. Der allgemeine Grund liegt in der Hundenatur. Nummer eins der besonderen Gründe lag darin, daß Tilli ein Ratten- und Mäusefänger war: also Rivalität der Gewerbe. Zweitens können Katzen auf Bäume klettern und dort die Spatzen fangen. Tilli aber mußte unten stehen und konnte weder Katz' noch Spatz dort oben etwas anthun. Aber zum dritten — und das ist ein ganz besonderer Grund. In Tilli's Korb schlief nämlich seit einiger Zeit als Bettgenossin eine graugelbe Katze.

Was? Und Tilli sei ein Katzenfeind? Ja, hört nur erst einmal zu! Das war so: Der Vater brachte die Katze und sagte: Wir müssen nun Tilli an sie gewöhnen, sonst giebt es keine Ruh' im Haus. Ich mußte die Katze zwischen meinen Knieen an den Vorderbeinen halten. Vater hielt Tilli, und dann legte er sanft und schmeichelnd, ei wie schön, des Hundes Nase an die Nase der Katze, ihren Mund an seinen Mund zum Freundeskuß, ah welche Eintracht! Wenn Tilli knurrte, und das that er, gab es einen Jagdhieb. Das Kätzchen war noch zu jung, um bösartig zu sein. Die Lectionen wurden drei Tage lang ein Dutzend Mal täglich wiederholt. Da ließ Tilli das Knurren und that der Katze nichts mehr. Es kam aber noch grausamer. Die Katze wurde zu ihm in den Korb gelegt, Tilli knurrte, Jagdhieb u. s. w. Bald schliefen sie einträchtiglich im Korb zusammen, Tilli unten, und das Kätzchen zwischen seinen Beinen und seinem Leibe, ihr Schnäuzchen legte sie an seine Weiche, da war es warm und mollig. Aber noch etwas ganz Empörendes wurde Tillis Hundeherzen zugemuthet. Die Katze durfte aus seinem Troge fressen. Das hat harte Kämpfe gekostet, nicht zwischen ihm und der Katze, sondern zwischen seinem Herrn und ihm, und er war der leidende Theil dabei. Endlich aber fügte er sich auch in die Tischgemeinsamkeit — und sonderbar sind die Herzen der Menschen sowohl als der Hunde. Tilli konnte schließlich gar nicht mehr ohne seine Katze sein, sie schliefen zusammen, fraßen zusammen, gingen zusammen spaziren, und wehe dem Nachbarsköter, dem es einfiel, auch nur einen scheelen Blick auf Tilli's Katze zu thun!

Aber die anderen Katzen, an ihnen mußte er all' die vielen Schläge rächen, die er um seine Freundin hatte dulden müssen. Und welch' prächtiges Mittel Schläge sind, einen Haß werkthätig zu machen, daß weiß nur ein Schuljunge, der seinen Nepos haßt und seinem Lehrer die Fenster einwirft. Man wende mir nicht ein, daß die Logik meines Vergleiches nicht zwingend sei. Anders schaut die Logik aus in einem Quartanerhirn und anders in einem Hundeschädel.

Die angeführten sind aber noch lange nicht alle außerberuflichen Antipathien Tilli's. Hirschkäfer hielt er für ganz gefährliche, höchst verabscheuungswürdige Ungeheuer. Jedes Mal, wenn er zugreifen wollte, schauderte er zurück, blies aus der Nase, und schüttelte den Kopf, daß die Ohren klappten, zum Schluß aber mordete er den Hirschkäfer doch.

Wir hatten einen niedlichen Igel im Keller, er war recht zahm. Tilli mochte ihn von Anfang nicht leiden, aber die Stacheln fürchtete er, und auf den Steinfliesen des Kellers rollte sich das Thierchen zusammen, so daß es sicher vor dem Hunde war und seines Zornes spotten konnte. Einmal aber brachten wir es in den Garten und wollten Tilli ärgern. Seine Schnauze hatte er sich an den Stacheln des zusammengerollten Igelthiers schon blutig gestochen, da machte ihn die Wuth erfinderisch. Mit der Vorderpfote grub er blitzschnell in die weiche Erde hart neben dem Igel hinein, warf ihn mit einem Ruck auf den Rücken und biß ihn todt, ehe wir hinzuspringen konnten. Als rechte Menschenpharisäer prügelten wir den Hund und waren doch allein Schuld gewesen an dem Unglück.

Man wird mir sagen: Dein vielberufener Tilli war doch ein rechter Nichtsnutz. Aber „man" hat Unrecht, wie überhaupt „man"

sehr geneigt ist, Tadel zu finden. Es ist das alte Kunststückchen mit dem Opernglas, welches Kinder im Scherz und Erwachsene im bitteren Ernst machen. Durchs dicke Ende schauen sie auf ihre eigenen Fehler und die Vorzüge der anderen, die sind dann winzig klein. Aber wenn sie in's Theater gehen oder die Sünden ihrer lieben Nächsten mustern, halten sie das dünne Ende vor's Auge.

So will ich's bei unserem Tilli nicht machen, aber auch nicht umgekehrt. Denn er war ein Sünder immerhin.

Aber ein Nichtsnutz — das ist ungerecht. „Man“ wohne nur in einem Hause, wo Speck und Reis und Mehl und andere schöne Sachen centnerweis auf Lager stehen; auf dessen Grenze ein Abzugscanal unterirdisch läuft, der nach oben einen unverschlossenen Einfallsschacht hat. Dann weiß „man“, was Mäuse und Wasserratten sind.

Braver Tilli, wenn Du vor's Thor des Hundehimmels kommst und die Leichen Deiner Opfer herangeschleppt werden; und wenn dann der anklagende Engel die Namen der gemordeten Hühner, Enten und Katzen herunter liest — dann wird ein Gemurmel der Mißbilligung sein. Es kommt aber der andere Engel und legt die grauen Nager reihenweis, schwadronsweis, regimentsweis vor den Augen der Richter nieder. Dann wird aus dem Gemurmel ein Geheul (und das bedeutet in der Hundesprache: Brav gejagt, Du hast Deine Erdentage nicht vergeudet).

Nein, er hat sie nicht vergeudet.

Hei, das war ein ewiger unerbittlicher, unermüdlicher Krieg! Was sind gegen seine Heldenthaten die paar Mäuse, welche sich die graugelbe Katze (vor Ratten lief sie fort) zwischendurch einmal fing, um sie zu verspeisen?! Sie wurde zu gut gefüttert aus Tillis Trog und erhielt auch wohl ein Schälchen Milch extra. Was sollte sie sich da viel um Mäuse kümmern, wenn sie sich nicht von Zeit zu Zeit Bewegung und Nervenaufregung machen müßte. Sie ist auch nach einem halben Jahre oder so, als sie sich einmal allein auf Nachbars Hof wagte, von dessen rüdigem Hektor todt gebissen worden. Wäre Tilli bei ihr gewesen, es wäre so leicht nicht passirt, denn Rattenpintscher gehen gegen die größten Hunde an, unbekümmert, was daraus folge. Die graugelbe Katze schleppte sich noch nach unserem Garten hin in die Laube und ist dort auf dem grünen runden Tische noch etwa einer halben Stunde, während ich sie weinend streichelte, gestorben.

Diese halbe Stunde kann ich nie vergessen, so etwas Menschliches hat ein Thier im Leiden, und so menschlich dankbar war sie für das Mitleid. Wir haben sie hinter der Laube unter dem wilden Wein begraben.

Das Verhältniß zwischen einem Hunde und einem Menschen muß doch wirklich enger sein als zwischen ihm und einem Nebenthier. Denn als ihm die todte Katze gezeigt wurde, beschnüffelte er sie verständnißlos, und sie waren doch lange genug die verträglichsten Kameraden gewesen, welche lustig mit einander spielten, und er half ihr doch, wenn ein Hund ihr etwas thun wollte.

Ihre Jungen erkennen Hündinnen, sind jene erwachsen und von ihnen eine Zeit lang getrennt gewesen, kaum wieder, ihren Herrn aber winseln sie nach langer Trennung in muskelzitternder Freude an. Beispiele von Thierfreundschaften, wo des überlebenden Theiles Gemüthsleben durch die Trennung gestört wurde, giebt es wohl; aber ein richtig erzogener Hund leidet immer eine kürzere oder längere Zeit durch die Trennung von seinem Herrn.

Der Vater war Tilli's Herr. Wir Kinder waren seine Spielkameraden und Hausgenossen. Wenn Vater verreist war, trauerte der Hund und freute sich unbändig, ihn wiederzusehen, wenn er wieder da war. Uns vermißte er kaum, wenn einer von uns verreiste. Allerdings freute er sich ebenfalls maßlos, wenn wir wieder zurück kamen. Er kugelte sich in den allerpossirlichsten Wendungen auf dem Boden herum, sprang in die Höhe wie ein Gaislein, winselte vor Nervenaufregung — ach, es ist eine Freude ein liebes Thier sich so freuen zu sehen. Alter, braver Tilli, Du liebes Hundevieh konntest Dich noch freuen, könnte ich doch auch einmal so hundefroh sein!

Nun scheint mir's aber, daß wir von den Mäusen und Ratten etwas weit abgekommen sind, und sie geben doch das umfangreichste und interessanteste Capitel in Tilli's Lebensgeschichte. Von der Beinestolpernden Jugend an bis zum Zähne-wackligen Alter versetzten ihn die Zauberworte: Maus, Maus! oder Ratz, Ratz! in die kribbelndste Beweglichkeit.

Natürlich können wir ihn nur auf den wenigsten seiner Jagdzüge als Beobachter begleiten. Denn wo kein Menschenauge hinsieht, da riecht eines Pintschers Nase die Nagethiere. Plötzlich verschwand er dann auf dem Lagerraum hinter Tonnen, Kisten und Säcken, kleinere Ballen kugelten vor seinem Ungestüm durcheinander, wir hörten ihn unterirdisch rumoren — dann ein herzhaftes, zorniges, befriedigtes Knurren, und mit einer Maus im Maule arbeitete er sich im heiteren Gefühle gethaner Pflicht an's Tageslicht heraus.

Hoch oben auf den Böden, tief unten in den Kellern, hinter den Kugelfängen und zwischen den Latten der Kegelbahn, im Hinterhause, zwischen den Ställen, in Hof und Garten, auf dem Scherben-, Kehricht- und Gerümpelhaufen — kurz: es gab keine Stelle, wo Tilli nicht seine Opfer erwischte.

In irgend einem Zimmer lief er unruhig hin und her, schnupperte, winselte, bellte, lief hinaus, sprang an einem Mitglied der Familie hinauf und ließ keine Ruhe, bis man mit ihm ging. Jeder wußte dann, was los war, und in hellen Haufen folgten wir dem vierbeinigen Nimrod. Er ruhte nicht eher, bis ein Schrank oder eine Commode, vor welcher er schnupperte, kratzte, winselte, bellte, tobte, von der Wand abgerückt wurde. Ein Mäuslein sprang hervor, die Fraulent' kreischten entsetzlich, Tilli aber that sein Werk, und mit grausamer Furcht besahen hinterher die weiblichen Helden das todte zerbissene Mäuslein, natürlich auch wir Kinder. Vibrirendes, stoßweis aufquellendes Behagen überzitterte Körper und Gemüth; die Augen funkelten uns; die Gesichtsmuskeln zogen sich zusammen, daß es um die Backenknochen warm und eng wurde — Raubthiernatur im Menschen, wer will sie fortleugnen?

Fallen standen überall im Hause. Die gefangenen Ratten und Mäuse wurden nicht ersäuft, sondern sie waren Tillis Deputat. Das war auch vernünftig gehandelt, denn auch so kam er niemals aus der Uebung. Mächtige Exemplare von Ratten saßen oft in dem geräumigen Gittergefängniß und schauten mit heißen, häßlichen Augen zwischen den Stäben hindurch. Die armen Mäuslein hatten dagegen so ängstliche flehende Aeuglein, daß es mir immer leid um die hübschen Thierchen that; aber den Ratten gönnte ich alles Böse.

Vater mit der Rattenfalle, drei Jungens hinterher, vier Ladenmädchen, so wanderten wir auf die Kegelbahn, indeß Tilli die Ratte umsprang und Vater die Falle hoch halten mußte, damit der Hund nicht daran konnte.

Auf der Kegelbahn. — Vorn Vater, die Falle vor sich, Hand am hohen Griff der vorderen Klappenthür, Tilli einen Schritt weit seitlich links davor auf der Erde kauernd mit zitterndem Fell. Wir Kinder etwas zurück, ich als der Aengstlichste am Weitesten. Hinter mir auf einem Trübbelken zusammengedrängt die Ladenmädchen, bereit zum Fortlauf und zum Dableiben, ein Bild grausamster Furcht.

Achtung Tilli! Vater zog am Griff der Klappthür, die Spiralfeder krächzt und kreischt, die Ratte schießt heraus, hu und hi schreien die Mädchen, ein Satz und zwei Schritte vor der Falle packt Tilli das Rattenungethüm am Rücken zwischen Kreuz und Genick. Krrrr knurbelte es in den Wirbeln der Ratte sowohl als in unseren. Ein wüthender Hund, der die halbtodte Ratte mit rasender Schnelligkeit sich um die Ohren schlug; bei uns ein Hahh . . . des Erwachens aus einer Hypnose — bravo Tilli, ei gut gemacht Tilli; umschmeichelt von einem Dutzend Händen aber so stand Tilli da und hatte vor sich die Ratte liegen.

Nun ging der Zug rückwärts. Voran Tilli mit der wieder aufgenommenen Ratte im Maul, hinter ihm die Mädchen und wir Kinder, zuletzt der Vater. Im Laden wurde ein gutes Stück Blutwurst geschnitten; das fraß Tilli, während die Ratte neben ihm lag — es durfte außer Vater Niemand seine Jagdbeute berühren.

Allemal brachte Tilli hinterher die Ratte in den Garten. Wir durften ihm aber nicht folgen, sonst ließ er sie nach längerem argwöhnischen Zögern auf seinem Wege liegen und trottete davon. Glaubte er sich aber unbeobachtet (wir liefen die Kegelbahn hinab, von deren Fenstern wir den Garten übersehen konnten), so trug er die Ratte hinter die Laube, scharrte ein Loch, schaute sich argwöhnisch um, ob ihm Niemand zuschaue, biß noch ein paar Mal zum Abschied an der Ratte herum, um auch den letzten Rest von seiner Mordgier abzukühlen, legte sie in's Loch und scharrte Erde darüber.

So hat er beinahe jede Ratte oder Maus hinter der Laube oder nahebei, am ganzen Gartenzaun entlang begraben. Der wilde Wein wuchs dort in ganz außerordentlicher Fülle, mindestens einen halben Meter dick war die Rankenwand, und kein Tageslicht drang in die Laube, die wie geschaffen war zu einem Koseplätzchen — aber husch, das gehört nicht unter das Thema: Rattenkirchhof.

Rattenjagden aus der Falle liefen nicht immer so ganz glatt ab. Etwa wenn das Thier nicht geradeaus lief, sondern sich wandte. Hei, wie schnell sprangen wir und die Mädchen auf Stuhl und Tisch und kreischten in Todesangst, während Vater auf das unvernünftige Weibervolk schimpfte und Tilli unter dem Tisch, auf dem wir standen, die Ratte abthat.

Oder etwa: wenn Tilli nicht ganz zunftgerecht zubiß und die Ratte an ihn konnte. Dann schrie Tilli, ließ aber bei Leibe nicht los und wurde der Ratte doch Herr. Einmal hatte er es mit einem ganz unerhört großen Thiere zu thun. Wenn ich sage, es sei so lang gewesen, wie von meinem Handgelenksbuckel zum Ellbogen und messe das heute an meinem Arm ab, so weiß ich nicht, ob das mit Brehm's Thierleben vereinbar ist. Aber groß war die Ratte, mächtig groß und grundhäßlich. Brrr, solch' ein Vieh! Es biß sich an seinem Halse fest, und Tilli raste wie toll herum, bis er in seiner Noth mit aller Gewalt gegen die scharfe Kante der Kugelrinne anrannte und der Ratte dadurch das Rückgrat zerbrach. Da aber hätte man des Hundes Wuth sehen sollen! Er schlug sich das halbtodte Thier um die Ohren, das wirbelte nur so durch einander; immer und immer wieder biß er in die todte Ratte, vom Kopf bis zum Schwanz ein Biß neben dem anderen, so daß ihr kein Knöchlein im Leibe ganz geblieben ist. An diesem Tage bekam Tilli ein doppelt großes Stück Blutwurst.

Diese Jagden aus der Falle sollen aber keinen dazu verleiten, den braven Tilli nun für einen recht unselbstständigen Köter zu halten. Nein, die Jagden, welche er auf eigene „Nase“ unternahm, überwogen bei Weitem, nur waren wir, wie gesagt, aus leicht begreiflichen Gründen sehr selten Augenzeugen. Aber jedes erbeutete Thier schleppte er erst vor seinen Herrn, damit der ihm ein Stück Wurst gebe, dem Tilli nämlich.

Aus dem Küchenfenster konnten wir sehen, wie er vor dem Canalloch lag; halbe Tage lang harrte er aus, und seine Ratte kriegte er schließlich immer.

Lästig und überaus frech waren diese ekelhaften Biester. Einmal beobachteten wir mehrere Abende lang, daß Tilli in der vorderen Wirthsstube am Boden herumschnupperte und in einer Diagonale mit der Nase am Boden hin und her den Weg durch's Zimmer machte. Wie ein Magnet zog ihn die Rattenstraße an. Wir konnten das Viech unter den Dielen wirthschaften hören. Am Gasometer in der Ecke kratzte und bellte Tilli, bis wir schließlich dort nachsuchten. Ganz hinten neben der Zuleitungsröhre war ein Loch ausgefressen. Es wurde mit Glasscherben und irgendwie präparirter Watte zugestopft. Aber die anderen Abende setzte Tilli sein Gebahren fort und heulte auch wohl dazwischen vor sehnsüchtiger Wuth auf, „sie konnten zusammen nicht kommen". Als die Thür des Holzgehäuses um die Gasuhr geöffnet wurde, drängte Tilli hinein, konnte aber nicht ganz bis in die Ecke. Die Ratte hatte gerade zum Loch heraus gewollt, die Watte lag daneben. Tilli aber litt Tantalusqualen. Man denke, was es heißen will, wenn ein Rattenpintscher sein Opfer riecht, ja sein Schlupfloch sieht und kann nicht heran.

So viel ich mich entsinne, ist die Ratte an einem der nächsten Abende dadurch abgethan worden, daß Vater mit einem Tesching in das Loch hineinschoß und den Cadaver mit einem Haken herauszerrte.

Hübsch war es, wenn Tilli draußen etwas gefangen hatte. Dann mußte er sich doch erst damit zeigen und kratzte an der Hinterthür. „Das wird wohl Tilli sein." Richtig, da stand er schon, lustig mit dem Schwanze wedelnd, im stolz erhabenem Maule seine Beute.

Ach Tilli, Du kratzest an keiner Thür mehr!

Hier verlasse ich das Thema Ratten- und Mäusejagd und bringe Daten zu seiner ferneren Biographie.

Seiner Liebschaften waren viele, aber keines seiner Kinder oder Enkelkinder hat er jemals leiden mögen. Das ist nun Hundemoral und darf ihm als Individuum nicht zur Schande gerechnet werden.

Mit den rollenden Rädern der Wagen jeglicher Gattung stand er auf Kriegsfuß und wollte in die Speichen hineinbeißen. War es nun Dummheit oder Hartnäckigkeit — trotzdem er mindestens ein halbes Dutzend Mal überfahren wurde, ließ er nicht von seinem zornigen Sport.

Und dazu hat er noch ziemlich Glück beim Ueberfahrenwerden gehabt, denn das Rad ging ihm immer nur über die Pfote. Dann kam er heulend angehumpelt und lag einige Tage hinter dem Ofen, wo er durch ausdauerndes Lecken seine geschundene Pfote curirte.

Als er schon älter wurde, schlug ihm ein Fuhrmann mit der Peitsche ein Auge blind. Seitdem kannte Tilli dessen Wagen, selbst im Schlafe wachte er davon auf. Wenn er den Wagen heranrollen hörte, geberdete er sich im Hause wie wahnsinnig und stürzte auf die Straße. Dort begann dann zwischen ihm und dem Fuhrmann, der sich seiner kaum erwehren konnte, ein Geschimpf gröblichster Tendenz auf beiden Seiten.

Auch mit sämmtlichen Hunden der Nachbarschaft, sehr wenige Ausnahmen abgerechnet, stand Tilli in einem sehr schlechten Verhältnisse. Da er keinen Unterschied in der Größe und Stärke seiner Gegner gelten ließ, so kam er oft mit arg zerzaustem und zerbissenem Felle aus dem Zweikampf als zweiter Sieger hervor. Aber ein trotziger Kämpe blieb er bis in sein hohes Alter.

Und doch war sein Herz so milde. Er war der erklärte Liebling der Straßenjugend. Lag er auf der hohen Steintreppe vor unserem Hause, so war er von einem Dutzend rotznäsiger, flickärmeliger Knaben und Mädchen umringt, die barfüßig oder in Holzschuhen um ihn saßen, lagen oder standen. Es war ein Bild zum Malen. Der Eine legt sein Aermchen um Tillis Hals, andere wieder streichelten an ihm herum, gar einer zog an seinem Schwanz. Er blieb geduldig und knurrte nicht. That es ihm weh, so schrie er. Dann ließen die Kinder los, er wedelte begütigend mit dem Schwanz, als wollte er sagen: Seid nur nicht ängstlich, Kinder, das bißchen Schmerz hat nichts zu sagen, das stört unsere Freundschaft nicht!

Mit der Nachbarin, der er das alte zähe Huhn gemordet hatte, hat sich Tilli späterhin ausgesöhnt und war oft zu Besuch bei ihr. Hatte er bei uns etwas angestellt und wurde gescholten, so trollte er sich und ging zur Nachbarin. Die sagte dann: Na Tilli, hat es wieder was abgesetzt? Tilli bejahte mit seinem Schwanz und legte sich dann ein paar Stunden hinter ihren Ofen. Wenn er wieder nach Hause kam, that er, als sei nichts passirt.

Ich habe Tillis Photographie vor mir. Er ist da schon am Ende der mittleren Jahre. Behaglich liegt er da mit seinem gelben struppigem Fell. „Vor Häßlichkeit schön", wie seine Bewunderer sagten. Sein charakteristischer Kopf mit der borstigen Schnauze und den treuen Augen. Der kampffrohe Feind der Ratten, Mäuse, Hunde, Katzen, Hühner und Wagenräder und der lammfromme Freund der Kinder. Die Photographie ist, außer dem Angedenken der Wenigen, Alles, was von ihm übrig geblieben ist.

Seine Herkunft ist dunkel. Neider nannten ihn einen Scheerenschleifer. Sie hatten Unrecht. Aber ich will nicht entscheiden, ob der Karren eines Lumpensammlers ruhmvoller für einen jungen Hund ist als der Karren eines Scheerenschleifers. Wie dem auch sei. Sein ruhmreiches Leben hätte ihm einen ehrenvollen Tod verbürgen sollen!

Als seine Lebenszeit sich zu ihrem Ende neigte, wurde er schwach und lahm, fraß unregelmäßig, brach öfters sein Fressen wieder aus und war sich selbst zur Last. An bösen Tagen wimmerte er in einem fort und heulte vor Schmerz auf. Aber noch hoffte man, er würde sich aufrappeln.

Als aber einmal die Eltern verreist waren, brachte man den Hund zu einem Mann in Pflege, der bei den Leuten als eine Art Hundedoctor galt. Bei ihm hat Tilli noch zwei Tage gelegen und gewimmert, so daß die Leute nicht schlafen konnten.

Da hat der Mann ihn mit einem Hackenstiel todt geschlagen.

Und hat ihn verscharrt.

Aus der Hauptstadt.

Berliner Laubencolonien.

Ein willkommener Aufenthalt für das lichtscheue Gesindel. Wer Anlaß hat, sich nicht polizeilich zu melden und außerhalb der Polizeigrenzen zu hausen, dem bietet die Laubencolonie sicheren Unterschlupf. Zumeist zwischen Eisenbahnsträngen eingekeilt, an verlassenen Straßen gelegen, die bei jedem Regenfall grundlosen Feldwegen gleichen, wird die Laubencolonie im Winter so selten aufgesucht, daß allerlei Verbrecher es sich sehr bequem darin machen können. Und den gesetzlich privilegirten Bewohnern — was nützt ihnen der ganze Kram? Sie verplempern ihre paar Groschen damit, gebrechliche Buden zu zimmern, Küchenkräuter auszusäen und die Scheinarbeit reichlich mit Weißbier zu begießen. Wenn die Leute statt dessen Sonntags mit ihren Familien in's Freie führen, in die echte, von Großstadtdunst unberührte Gottesnatur, dann hätten sie für dasselbe Geld zehnmal mehr Erholung als hier, wo sie sich ruhelos mit ihren Nachbarn zanken, um jede überhängende Bohne langjährige Kriege auskämpfen und am Ende jeden Groschen-Kürbis mit einem Thaler bezahlen. Sie schleppen sich krumm und schief, um von fernen Brunnen Wasser für die Raupenmast herbeizuholen — denn ihre Kohl- und Salatpflanzungen sind im Herbst nur noch traurige Strünke, deren Blätter die lieben Kerfen radical fortgefressen haben. Sie athmen eine Luft ein, deren natürlicher Stickstoffgehalt durch den Gestank der vorbeiratternden Locomotiven kräftig gewürzt wird — die königlich preußische Staatseisenbahn-Kohle verbrennt bekanntlich keineswegs restlos. Es ist ein Jammer, daß die paar Berliner, denen der gütige Schöpfer gute und gesunde Galle geschenkt hat, sie in Laubencolonien vergeuden.

„Ach, Sie übertreiben abenteuerlich," entgegnete die junge Dame dem Scheltenden. Der Südringzug schlich gerade mit einer Geschwindigkeit, die an amerikanische Zustände erinnerte, durch's Gelände, und man konnte das sonntägliche Leben in der Laubencolonie ausgiebig beobachten. „Hunderten von Familien giebt dies behagliche Farmerthum den Zusammenhang mit der Natur zurück. Für zehn Pfennig per Kopf, die Kleinen unter sechs Jahren zahlen nichts, gelangt man in's Grüne und, was wichtiger ist, in's grüne Eigenthum. Ihre Sonntagsausflügler und Freunde des Unberührten haben den fünf- bis siebenfachen Betrag zu erlegen, und dann bleiben sie überall da, wohin sie wandern, Fremde. Begreifen Sie den wichtigen Unterschied? Der Laubencolonist sitzt auf seinem Grund und Boden. Gewiß, über's Jahr können Schienen auf seinem Garten liegen oder eine Miethkaserne reckt sich verdrossen empor — heute aber ist er der Besitzer und die Früchte seines Fleißes sind sein. Das ist ein Gefühl, wissen Sie! Und es ist ein Gefühl, wenn Mutter die ersten selbstgezogenen Schoten auf den Mittagstisch bringt oder wenn aus hoffentlich recht großen Erdäpfeln der erste Kartoffelkuchen gebacken wird. Ich wette, daß Ihnen Ihr Rebhuhn nachher nicht annähernd so gut schmeckt wie den improvisirten Bauersleuten da unten ihr einfacher Ernteschmaus. Auch wenn man kein Politiker ist und kein Volkserzieher, muß man's zu schätzen wissen, daß diese Laubencolonien den Kneipen gehörig Abbruch thun, daß sie das Verständniß für die hohe Bedeutung eigenen, kleinen Besitzes fördern. Ich habe einmal gelesen, daß jede eigene Hobelbank, jedes eigene Gärtchen eine Wahlstimme gegen die Socialdemokratie bedeutet. Nun, die Laubencolonie —"

Jetzt lachte das Gegenüber, lachte laut und vergnügt. „Irret Euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten," scherzte er mit einiger Blasphemie. „All' Ihre Laubencolonisten sind waschechte Genossen. So wenig Sie auf einem Neubau Maurer ohne Verbandsplacate finden, so wenig dort unten, bei Ihren Großstadt-Landleuten, einen weißen Raben. Alles rothe Raben. Nein, verehrte Gnädige, social versöhnend wirkt diese Parodie schon ganz und gar nicht. Sie ist eine sentimentale Verirrung oder ein Vorwand zum strammen Gillagenuß. Im achtzehnten Jahrhundert spielte die Aristokratie Schäfer und Schäferin; Rousseau forderte damals die Gebildeten feierlich auf, zur Natur zurückzukehren. Heute mimt das Proletariat dieselbe Komödie. Glauben Sie, daß Unsinn dadurch Vernunft, Plage dadurch Wohlthat wird?"

Solches Gespräch mag schon Anlaß zu einem Spaziergang durch die Berliner Laubencolonien bieten. Sie sind der Stadt nicht das geworden, was beispielsweise die Schrebergärten für Leipzig bedeuteten. Ueberall da, wo ein Baugrund noch nicht recht reif war, wo sumpfige Wiesen sich dehnten und fiscalische Terrains späterer Erschließung zu fiscalischen Zwecken harrten, wurden Laubencolonien gegründet, die den Besitzern des Bodens wenigstens eine kleine Rente sicherten. Der Pachtvertrag läuft von Jahr zu Jahr; muß es sein, gelingt dem Eigenthümer der Verkauf zu lohnenden Preisen, so kann er sofortige Räumung verlangen. Darum haftet allen Berliner Laubenstädten der Fluch des unbedingten Provisoriums an. Niemand „bauet feste", Jeder sucht so billig wie möglich zum Ziel zu kommen. Das paßt ja auch vortrefflich zu den Geldbeuteln der Ansiedler. Eine mit Dachpappe gedeckte Bretterbude ist aus altem Holze wohlfeil herzustellen, besonders wenn irgend ein Gevatter Zimmermann in seinen Mußestunden freundlich mit Hand anlegt. Aus schön geschnittenen Stäben wird das schmucke Gitterwerk einer Veranda erzeugt; daß die Stäbe von ehemaligen Eierkisten &c. herrühren, erkennt nur der Sachverständige. Eine derbe Ruhebank neben der Laube ersteht glanzvoll aus den Ueberresten des Holzes, das zum Hausbau diente; weitere Abfälle ergeben den Kaninchen-, Hühner- und Ziegenstall. Denn der Colonist treibt Ackerbau und Viehzucht. Es ist erstaunlich, was für gewaltige Euter zuweilen von den Colonie-Geißen zur Schau getragen werden, und selbst eierlegende Hühner sollen schon vorgekommen sein. Mit den Kaninchen treiben die Sprößlinge der Farmer schwunghaften Handel; besonders hoch im Preise stehen immer noch die schneeweißen mit rothen Augen. Von den Gewächsen werden die nutzbringenden unbedingt bevorzugt. In den Vorstädten sind die Krämer durchaus auf den Samenverkauf eingerichtet; wirklich sparsame Hausfrauen erzielen natürlich schon im ersten Herbst die Aussaat für den nächsten Frühling in eigener Fabrik. Zwiebeln, Dill, Kartoffeln, Möhren, Bohnen, Erbsen, Kohlrabi und Radieschen dürfen als die Hauptproducte des gesegneten Bodens angesprochen werden. Daneben her läuft die mehr luxuriöse Neigung zu Hochgewächsen; Sonnenblume, Rhabarber und Kürbis wiegen sich im Winde, soweit ihnen dies bei ihrer Beschaffenheit möglich ist. Eifrig wird auch das Beerenobst gepflegt, und wer es sich irgend leisten kann, der stellt einen Apfel-, Kirsch- oder Pflaumenbaum auf. Die sinnigen Töchter der Familie lassen es sich nicht nehmen, liebliche Blumen zu züchten; unmittelbar aus dem Kartoffelkraut heraus, zwischen dickbäuchigen Kürbissen und schlankem, den Quark pikant machendem Schnittlauch grüßen Rosen und Stiefmütterchen. Intensiver Betrieb ist der landwirthschaftliche Hauptgrundsatz aller Laubencolonisten. So etwas von Intensität kommt in der ganzen Welt nicht wieder vor. Hundert oder hundertundfünfzig Quadratmeter Größe hat jede Farm, aber dafür prangt auch jeder Quadratcentimeter in dunklem Grün. Kein noch so schattiges, noch so hoffnungslos sandiges oder feuchtes Fleckchen vermag sich der Cultur zu entziehen. Der Berliner zeigt hier dem richtigen Agrarier, wie die Landwirthschaft zur Blüthe gebracht werden kann. Zur Blüthe, mehr nicht; denn der Fruchtansatz enttäuscht in der Regel grausam.

Ist Vater am Wochentag-Abend aus der Fabrik gekommen und hat sein spätes Mittagmahl hinuntergewürgt, so rast er nach der Laube hinaus und beginnt zu graben. Die beiden Jungen quälen sich bereits triefend damit ab, zu „gießen". Wie in der Sahara oder in Okahandja gilt das Wasser hier für eine Köstlichkeit und kann nur eimerweise erlangt werden. Mutter bringt, wenn die Dunkelheit niedergesunken ist, das Abendbrod und bemüht sich, in der Finsterniß noch Unkraut auszujäten. So recht herzlich müde schwankt schließlich die Familie nach Hause. Am Sonntag Nachmittag genießt sie dann ihres Schaffens Preise. Da lädt man sich zwei oder drei gute Freunde, die ihre Atzung mitbringen, und während die Damen für den strengen Winter vorsorgen und wollene Strümpfe stricken, erörtern die Männer die letzten „Vorwärts"-Artikel oder spielen, was immer noch vernünftiger ist, Schafskopf. Verläuft der Abend in Harmonie, so reicht die Herrin des Gutes sparsame Proben der selbst erzeugten Johannisbeeren herum. Sie sind verteufelt sauer, aber im eigenen Garten gewachsen.

Zuweilen finden sich in der kühlen Laube heiße junge Herzen, und zuweilen entbrennt am Schlusse eine rasende Keilerei. Beide Ereignisse machen das Leben auf der Farm interessanter und gewähren außerdem auf Wochen hinaus reichen Gesprächsstoff.

* * *

Vom Stadtbahnwagen aus sieht man bunte Lampions zu Tausenden, dicht aneinander gereiht, über den Feldern schweben. Hier umzirken sie die einfachen Linien der Buden, dort steigen sie wie auf einer Kuppel strahlenförmig empor. Lauter Licht und farbiger Glanz, wohin das Auge schweift. Es ist, als feierten schöne, stille, leuchtende Riesenschmetterlinge ihr Mitsommernachtsfest. All' das Gefunkel steigt von der Laubencolonie auf, die sich heute der reichen Ernte freut. Hört man genau hin und klappern die Räder einmal nicht zu aufdringlich, so klingt einem Drehorgelmusik in's Ohr. Sie tanzen auf dem kleinen Marktplatz des Berliner Ackerstädtchens ...

Ob sich verdächtige Gesellen winterlang in den Bretterbuden verstecken, ob all' die Sommerherrlichkeit auf Sand gebaut und vergänglich ist, ob man das rege Treiben dort unten zwecklose Spielerei schilt — üppiger als Gemüse und Küchenpflanzen gedeiht in diesem märkischen Sande bescheidenes Glück armer Leute. Darin liegt die Daseinsberechtigung der Laubencolonien, deren Verschwinden von der Berliner Bildfläche ein betrübender Verlust für diese Bildfläche wäre.

Die gefährdete Heiraths-Annonce.

Das österreichische Ministerium des Inneren warnt in einem Erlaß an sämmtliche politische Landesstellen vor einer Reihe in Berlin bestehender Unternehmungen für Heirathsvermittelung, da das Treiben dieser Unternehmungen schwindelhaft sei.
W. T. B.

Fleischmarkt flau! Das drückt fatal,
Drückt in hohem Maße
Auf den hohen Kuppel-Saal
In der Breiten Straße.

Seitner schwirren lieblich sacht
Nun Cupido's Pfeile,
Die 'ne halbe Mark gebracht,
Halbe Mark pro Zeile.

Gilt Vertrieb von Leidenschaft
(Borgis, fett durchschossen)
Ebenfalls für schwindelhaft —
Weh dann, Tante Vossen!

Timon d. J.

Dramatische Aufführungen.

Troilus und Cressida. Von Shakespeare, freie Bearbeitung von Paul Lindau (Deutsches Theater).

Die dunkle, verschmutzte und vermottete Höhle, die als Musentempel des neuen deutschen Dramas firmirte, ist während der so wohlthätigen Ferien gründlich gereinigt und ausgebessert worden. Neue Tapeten, neuer Linoleumbelag, den man beklommenen Athems nicht nur sieht, sondern auch riecht; dunkelrothe neue Teppiche auf den Treppen, überall viel frische Farbe und viel Licht. Den Besucher beherrscht nicht mehr von Anfang an der Gedanke: Himmelelement, wenn es jetzt zu brennen beginnt!, und er späht nicht nach den Nothausgängen, obgleich jedes Billet einen Aufdruck trägt, der mahnend den nächsten Ausweg

in's Freie anzeigt. Die Crematorium-Aera, scheint es, ist vorüber, und wenn ein Sensationsschauspiel bei der dritten Aufführung wieder nur die herkömmlichen drei Zahler im Zuschauerraum vereinigt, so werden sich diese Gäste nicht für die drei Männer im feurigen Ofen zu halten brauchen. . . . Paul Lindau hat eine dunkle und häßliche Bude mit Hilfe großer Töpfe voll Grün und Gold, mit blauseidenen Stofftapeten und etlichen Beleuchtungskörpern in einen menschenwürdigen Raum verwandelt. Er hat sogar den Staubaufsauger Vacuum eingeführt, um das Theater dadurch gründlich zu reinigen und sauber zu erhalten, einstweilen allerdings nur vom Staub. Mehr kann man billiger Weise von einem Director zunächst nicht verlangen.

Grollend ist Herr Brahm aus dem Hause fortgezogen, das ihm einen jahrelangen, ungestörten Schlaf bescheert hat. Hier konnte er Abend für Abend die unrastselige Beweglichkeit seiner Jugend belächeln; hier hatte er es nicht mehr nöthig, sich mit neuen Stücken und neuen Dichtern zu plagen; hier spielte er nur die Werke seiner Großactionäre. Fiel eine Hauptmann'sche Novität durch, so studirte Brahm ein älteres Drama desselben Poeten ein und nahm so harte, wenn auch unedle Rache am Publicum. Allmählich wurde hier jede Rolle zur Schlummerrolle. Was hatte das junge Geschlecht nicht alles von seinem Brahm erhofft, von dem Mann, der den Parnaß revolutioniren, frohen Sang auf allen Bäumen entfesseln wollte! Ihm strömten die Manuscripte in's Haus wie Treibholz nach dem Gewitterregen — und um Niemanden zu enttäuschen, beschloß er, Niemanden zu bevorzugen. Hauptmann, dann in zweiter Reihe Sudermann; ein bißchen Schnitzler, ein bißchen Dreyer, ein bißchen Fulda — das war die übermächtige Phalanx der Schaffenden, welche der Reformdirector Brahm in's Feld stellte. Seine Verdauung wurde mit jedem Jahre besser. Hätte ihm Lindau nicht das Theater meuchlings entwendet, so wäre er fett darin geworden.

Die höhere Pachtsumme hat gesiegt; ingrimmig schimpfend ist der Ausgeräucherte auf die Suche nach einer ebenso bequem gelegenen Schlafstelle gegangen. An Lindau aber trat die Nothwendigkeit heran, den Demos von der Nothwendigkeit dieses Stoffwechsels zu überzeugen. Man durfte also Großes erwarten. Vor Allem litterarische Thaten, denn die sind im Anfang sehr beliebt. Sie machen es der Kritik leicht, mit dem Director auf guten Fuß zu kommen; sie berechtigen zu hohem Lobe, auch wenn nichts dahinter steckt, und sie sind eine voraus gestammelte Entschuldigung für die später folgenden Cassen-Schundstücke. Lindau ist es schon einmal damit geglückt. Als er das Berliner Theater aus Prasch's Verderberhänden übernahm, schien sich ein verlorener Mann um einen verlorenen Posten zu bemühen. Und da — ein bißchen Kleist, ein bißchen Aristophanes, ein kühnes Experiment mit abgelagerten Björnson's, und die Galeere schwamm auf dem Meere. Seither liebt Lindau die Sondervorstellungen und die Wagestücke. Schade, daß er drauf und dran zu sein scheint, aus den Sondervorstellungen Sonderlingsvorstellungen zu machen!

Mit Troilus und Cressida, der heiß umstrittenen Tragikomödie des gealterten Shakespeare, ist ein modernes Theaterpublicum nicht zu gewinnen. Zwischen Hohn und fressendem Weh, zwischen bitterböser Satire und grauem Ernst, künstlerischer Schaffensfreude und freudloser Handwerkerei schwankt dies Werk hin und her. Da sind Scenen von so süßem Reize, daß man Romeo und Julia aufklingen hört, ja sie überholt glaubt, und da prasselt ein so betäubend geniales Witzfeuerwerk auf, daß der wilde Falstaff-Humor fast bläßlich anmuthet. Aber dicht daneben geht's auf Sandwegen weiter, mühsam, unlustig. Auch in Troilus und Cressida sind Komödie und Tragödie nicht zu einem einheitlichen Ganzen verschmolzen, ist der letzte Gipfel des Dramas nicht erreicht worden. Man spürt, daß der Feuerquell im Dichterherzen nicht mehr unmittelbar in's Werk hinüberglüht, daß ihn gläubige Leidenschaft nicht mehr fortreißt und verträumte Sehnsucht ihn nicht mehr auf weißen Schwingen über alles Erdenleid erhebt. Langsam ist der Menschenkenner zum Menschenverächter geworden. Nur noch in Hektor sieht und preist er den aufrechten Helden, der sich über die ganze Schmach des Troerkrieges, das tolle Rotzbalgen und Würgen zur höheren Ehre eines Unterrockes, klar ist, und der doch ausharrt, weil seine Mannes- und Kriegerehre von dieser anderen, minderen, nicht mehr zu trennen ist. Beim Troilus lächelt der Dichter schon sarkastisch und finster. Ein schwärmerischer Bengel, der in holder Jugendeselei das Luderchen Cressida auf den Thron der Himmelskönigin hebt und den weder sie selbst noch irgend wer auf der Welt aus seiner sonnigen Dummheit erwecken kann. Dann die Reihe der Griechenhelden: den schlaffen, eitlen und prahlerischen Achill, der Hektor von seinen Myrmidonen ermorden läßt und verlogen den Ruhm des Sieges für sich in Anspruch nimmt; den ganz offenbachisch gedachten Dummkopf Ajax; Agamemnon, den Eckendiplomaten, und Nestor, den kopfwackelnden Greis. Die Ilios bösartig travestirt, die Griechengötter zur Fratze verzerrt! Ob William Shakespeare eine freche Parodie bereits vorfand; ob er die Geschichte von dem ungleich gepaarten Liebespaar freundlich übernahm — er hat die Fande in seinen Schmelztiegel gethan, und weil er immerhin eine um tausend Grad höhere Hitze zu erzielen versteht als seine Nebenbuhler, so ist auch aus der Homer-Parodie ein echter William geworden. Kein schlackenloses, kein sauber ciselirtes, aber doch ein einzigartiges Kunstwerk. Wir lesen es deßhalb so gern, weil der gequälte Poet manches Selbstbekenntniß darin abgelegt hat, weil es hie und da zum Märtyrerliede wird, weil ein großes Menschenherz aus diesen dreist spottenden Zeilen schluchzt. Für die Bühne scheint es kaum geschrieben zu sein. Die antithetische Sprache, der üppige Reichthum an fein umzirkten, dabei schweren Lebensweisheiten, der rasche, unaufhörliche Scenenwandel und die Doppelhandlung hindern zum mindesten auf den modernen Brettern die Schwungkraft des Stückes wie mit Bleigewichten. Es gehört in andere Umgebung als zwischen Pappendeckel und Leinwand. Eine Flasche Juliusspital, eine Cigarre und eine trauliche Petroleumlampe, das ist die Umwelt für den, der Troilus und Cressida recht genießen will. Bogen mit neuen Lambrequins, neu bemalte und vergoldete Decken und Wände, Decorationen aus der Werkstatt von Obronski, Impelowen & Co. stören empfindlich. Und sogar der Staubaufsauger Vacuum ist außer Stande, die graue Staubschicht zu entfernen, welche Lindau's Bearbeitung und das Spiel der Künstler Lindau's über Shakespeare'sche Gedanken gelegt haben.

Dies Spiel verdiente wirklich ein paar Wörtchen für sich. Thersites und Ajax, selbst der alte Kuppelonkel Pandarus als Operettenfiguren oder Typen eines Parodietheaters aufgefaßt — Kinder, so geht ihr mit William dem Großen um! Dabei waren, von Hector und Kassandra abgesehen, alle anderen Mimen den genannten dreien weit unterlegen. Zumal die alten Griechen standen in einer Trostlosigkeit da, die den schrecklichen Niedergang des hellenischen Volkes als erbliche Belastung enthüllt. Das waren keine Griechen aus Athen, auch keine aus Mykene — das war tiefste, dunkelste Provinz, Hinter-Böotien . . . Indeß, halten wir uns an Lessing's Regel: über schauspielerische Kunst soll man nicht richten und über schauspielerische Unkunst erst recht nicht. Es ist zwecklos und schafft nur beiderseits Verdruß.

Aus unseren Kunstsalons.

Viel ist im Augenblick nicht los. Es herrscht Warte-Order, und geduldig harrt man der schönen Dinge, die allenthalben kommen sollen. Wie unsere Theaterleiter rüsten sich die Salonbesitzer zu der „Saison“ und wie jene haben sie ein ganzes großes Programm ausgearbeitet mit allerlei Sensationen und Ueberraschungen. Und tritt der Herbst erst seine Herrschaft an, so giebt's auch dort „Premièren“, wie in den Theatern.

Inzwischen aber gab's bei Eduard Schulte wieder eine sehr achtbare Ausstellung. Im Mittelpunkt des Interesses, das sie weckte, standen zwei Sammlungen von Bildern und Studien von dem alten Thoma-Freund und Gesinnungsgenossen Wilhelm Steinhausen aus Frankfurt a. M. und von dem jungen Münchener Richard Pietzsch. Dieser gefällt sich in seinen neusten Sachen, in den soeben bei Schulte ausgestellten Studien oder auch meinetwegen Bildern in stark decorativen Ausdrucksformen. Nicht bloß in dem stylisirten, in graulila und opalisirenden Tönen gehaltenen Verglasungsentwurf, sondern auch in solchen breit und saftig behandelten Motiven, wie „Erwachen des Sees“, eine Vorfrühlings-Morgenstimmung im Gebirge, und „Herbst“. Dagegen giebt er sich durchaus realistisch in Bildern, wie „Bergwinter“, wo übrigens nicht bloß im Motiv eine stark skandinavische Note anklingt, oder „Frühling in Grünwald“. Ueberall kommt ein starkes Naturgefühl ungezwungen und darum überzeugend zum Ausdruck . . . Ein sehr starker Contrast besteht zwischen seinen und den Steinhausen'schen Bildern. Der Frankfurter Maler religiöser Scenen und Ideen stellt nämlich dieses Mal auch vornehmlich Landschaften aus, so daß ein Vergleichen sehr wohl möglich ist. Die Pietz'schen Studien zeigen in Auffassung und Mache einen potenzirt männlichen Charakter; die Steinhausen'sche Malerei

einen ganz weiblichen. Zart und tiefinnerlich ist sie; was Versonnenes, Träumerisches liegt in diesen sanften, zarttönigen Frühlings- und Sommerstimmungen. Hier und da giebt's dann auch eine leise Erinnerung an einige von den Meistern von Barbizon. Gegenüber dem „Feldfeuer“ z. B. denkt man an manches Bild von Rousseau, oder gar Millet. Gut harmonirt mit diesen Landschaften eine Bildnißarbeit, ein Doppelbildniß, auf dem wir den Maler selbst als jüngeren Mann und seine rothblonde Gattin erblicken. So gerade — denkt man unwillkürlich — muß der Maler aussehen, der diese Landschaften alle gemalt hat: etwas Insichgekehrtes und vom Innerlichenleben ist in diesem schmalen, feinen Gesicht mit dem ernsten, tiefsinnenden Blick enthalten. Und dem Künstler geistes- und seelenverwandt erscheint auf diesem Bilde durchaus seine Gattin. Ebenso auch seine Tochter Marie Henriette Steinhausen. Ein Bildniß von ihr ist freilich nicht vorhanden; aber sie zeigt einige eigene Arbeiten, und wie sie anspruchslose Wiesenblumensträuße im Wasserglase oder ganz intime Wiesengrundausschnitte oder einzelne Blumenzweige malt, so liebevoll, schlicht, ganz dem stark empfundenen Natureindruck hingegeben — ist sie unverkennbar die Tochter dieses Vaters ...

Eine neue Bekanntschaft macht man in E. Nolde, der auf der Insel Alsen zu Hause ist. Muß noch ein recht junger Mensch sein, denn sein unleugbar starkes Talent erscheint noch ganz unausgeglichen und was Auffassung und Technik betrifft, so kann von einer eigenen Handschrift nicht die Rede sein. Impressionist seinem Wesen nach, hält er nicht einmal immer diese specifische Note fest in den hier dick mit dem Spachtel und starken Borstenpinseln aufgetragenen, man möchte mitunter sagen förmlich aufgemauerten, dort wieder glatt und schlicht hingestrichenen Bildern und Studien. Aber, wie gesagt — sehr talentvoll ist Alles. Und Eines zeichnet den auch im Motiv sehr vielseitigen Künstler, der Landschaften, Figurenbilder, Bildnißstudien gleich gern malt, besonders aus — ein eminent coloristisches Empfinden und eine große Freude am Licht. Wer so, wie Nolde, einen farbenfunkelnden, lichtübergossenen Dorfgarten hinhaut, oder diese sumpfige Wiese mit Bauerngehöft in grün-silberner Mondnacht, den Canal mit den seltsam gestalteten Lichtreflexen im Wasser, oder den tiefdunklen Spätabend am Meere mit seiner Tonleiter von Schwarzroth, Schwarzgrün und Türkisblau malt, der kann gewiß beanspruchen, im Auge behalten zu werden.

Neben ihm sei auch noch Gerolamo Cairati genannt, der für die Meisten auch eine Neuerscheinung sein dürfte, obschon er bereits früher in Berlin, ich glaube auch bei Schulte, ausgestellt hat. Ein in München schaffender Norditaliener, der aber mit keinem der Künstler in der Isarstadt zu vergleichen ist, eher mitunter an Segantini erinnert, wenn er nicht eine ganz andere Technik hätte, die bisweilen aus bemalten Leinewandflächen — Majolikatafeln macht.

J. Norden.

Offene Briefe und Antworten.

Noch einmal: Freie Arztwahl.

In dem Aufsatz in Nr. 30: „Freie Arztwahl oder Verstaatlichung der Aerzte“ steht auf Seite 52: „Die von den Aerzten gewünschte freie Arztwahl ist nichts anderes als eine modificirte Verstaatlichung, d. h. die Anstellung von beamteten Cassenärzten mit auskömmlichem Gehalt.“ Leider muß ich die von den Aerzten gewünschte freie Arztwahl ganz anders auffassen; meines Erachtens wird nicht die bedingte freie Arztwahl gewünscht, sondern die unbedingte, schrankenlose, d. h. jeder Arzt, welcher sich zur Verfügung stellt, soll zur Cassenpraxis zugelassen werden. Und diesen Standpunkt muß ich für ganz unheilvoll halten und zwar hauptsächlich aus folgenden Gründen: 1. würde durch eine derartige freie Arztwahl die Ueberproduction an Aerzten noch immer weiter gezüchtet werden und damit die ärztliche finanzielle Misère — denn nur diese Ueberproduction ist daran schuld; 2. würde der Aerztestand eine ganz ungeheure ethische Einbuße erleiden, weil mit der unbeschränkten freien Arztwahl die Aerzte in eine völlig unwürdige Abhängigkeit von den einzelnen Cassenmitgliedern gerathen würden, da es doch ganz selbstverständlich sein dürfte, daß diejenigen Aerzte den meisten Zulauf haben würden, welche bei der Arbeiterschaft in dem Rufe der größten Connivenz stehen. Die jetzt beklagte unwürdige Abhängigkeit von den Cassenvorständen würde ein Kinderspiel sein gegenüber der dann eintretenden Abhängigkeit von den Cassenmitgliedern, denn die unwürdige Abhängigkeit von den Cassenvorständen kann durch gesetzliche Maßnahmen gebrochen werden; wie wollte man aber diese unwürdige Abhängigkeit von den Cassenmitgliedern verhindern? 3. würde durch die freie Arztwahl eine ganz ungerechtfertigte Bevorzugung aller der Aerzte eintreten, welche bei den großen Betrieben staatlicher und privater Natur fixirt angestellt sind, also frei von jeder Concurrenz weiter leben und obenein noch concurriren könnten bei allen Cassen mit freier Arztwahl. Die großen staatlichen Betriebe wie Knappschaften, Eisenbahn ꝛc. ꝛc. werden eben wohl nie für freie Arztwahl zu haben sein, ebenso wenig wie die großen Privat-Betriebe eines Krupp, Stumm-Halberg ꝛc. ꝛc. Was den Aerzten meines Erachtens einzig und allein zur Zeit helfen kann, ist die gesetzliche Festlegung würdiger Honorare für die ärztlichen Mühewaltungen bei den Cassen auf die eine oder die andere Weise (pro Kopf oder Pauschal-Summe), und die gesetzliche Abschaffung der unwürdigen Abhängigkeit der Aerzte von den Cassenvorständen, worüber an vielen Orten Seitens der Aerzte geklagt wird. Es würden damit die beiden wesentlichsten Punkte beseitigt sein, welche zu dem Aerztekampf gegen die Krankencassen geführt haben; beseitigt wäre aber auch das zweischneidige Schwert der schrankenlosen freien Arztwahl bei den einzelnen Cassen.

Hochachtungsvoll

Strehlen i./Schles. Sanitätsrath Dr. Guenther.

Zur gefälligen Beachtung.

Alle **geschäftlichen** Angelegenheiten, besonders die Versendung von Beleg-Exemplaren, die Honorirung u. dgl., erledigt **ausschliesslich** der **Verlag**, Berlin W 30, Motzstr. 30 I. Man wolle bezügliche Anfrage **nur an ihn** richten.

Dagegen sind Manuskripte, Bücher, redactionelle Anfragen etc. stets an **Richard Nordhausen**, Berlin W 30, Gleditschstr. 6, zu senden. Für pünktliche Erledigung kann sonst nicht Gewähr geleistet werden.

Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W 30, Gleditschstr. 8; Expedition: Berlin W 30, Mohstr. 30 I. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 39. Berlin, den 24. September 1904. 33. Jahrgang. Band 66.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.
Verlag der Gegenwart in Berlin W 30.
Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Die Kriegskunst der Japaner.

Von W. Bigge, Generalmajor z. D.

Das Wort Kunst ist abgeleitet von Können; es bedeutet das Ergebniß einer Summe von Fähigkeiten, die — im Gegensatz zu dem mehr auf die theoretische Erkenntniß gerichteten Wissen — in der Kraft, etwas praktisch zu gestalten, ihren Ursprung haben. Wissen und Kunst schließen sich allerdings keineswegs aus; ersteres bildet vielmehr fast immer die unentbehrliche Grundlage des Könnens, aber seinen vollen Werth gewinnt es erst durch die Umsetzung in die That, durch die Ausübung der Kunst. Nirgendwo tritt dies Verhältniß zwischen Wissen und Können deutlicher zu Tage als in der Kriegführung. So weitreichend und vielgestaltig die Kriegswissenschaft auch ist, — sie umfaßt einen großen Theil des menschlichen Wissens überhaupt, — so bleibt sie doch immer nur ein Mittel zum Zweck. Dasjenige, was den kriegerischen Handlungen Bedeutung und dauernden Erfolg verleiht, muß der Feldherr frei aus sich heraus gestalten.

Mit Recht sprechen wir daher von einer Feldherrn*kunst*. Sie ist der Ausfluß einer angeborenen Begabung; sie läßt sich nicht erlernen, oder wenigstens nur bis zu einem sehr geringen Grade, — genau so wie es bei der Poesie, Musik, Plastik, Malerei u. s. w. der Fall ist. Die Feldherrnkunst übertrifft sogar die anderen Künste noch insofern, als sie eine solche Summe von Fähigkeiten des Körpers, des Verstandes und des Charakters voraussetzt, wie sie sich nur äußerst selten in einem Menschen vereinigt finden. Sie ist außerdem eine im höchsten Grade männliche Kunst; weibliche Feldherren hat es nie gegeben, höchstens in der Sage. Hieraus erklärt es sich auch, warum die Geschichte der Menschheit auf ihren Blättern den Thaten der großen Feldherren einen so breiten Raum gewährt.

Die Ausübung der Kriegs- und Feldherrnkunst wird um so schwieriger, je umfangreicher und verwickelter sich die ihr zu Grunde liegende Kriegswissenschaft gestaltet. Ohne umfassende Kenntniß aller Vorbedingungen und Hülfsmittel des Krieges ist aber ein Feldherr nicht denkbar. In der That haben sich alle bedeutenden Heerführer gründlich damit beschäftigt: das beweisen uns die hinterlassenen Schriften eines Turenne, Friedrich II., Napoleon I. und Moltke. Zu keiner Zeit hat nun die Wissenschaft des Krieges ein so großes Gebiet umspannt wie heutzutage. Es liegt das einerseits an unserer erweiterten und vertieften Kenntniß der Kriegsgeschichte, vor Allem aber an der gewaltigen Entwickelung der modernen Technik, die fast alle Hülfsmittel des Krieges in früher ungeahnter Weise vermehrt und verbessert hat. Hierdurch hat die Kriegführung an sich zwar an Schnelligkeit und Energie gewonnen, die eigentliche Feldherrnkunst aber, deren Aufgabe es ist, alle diese Hülfsmittel sachgemäß und rechtzeitig zu verwenden, ist erschwert worden. Nur da, wo der überaus complicirte Mechanismus einer auf dem Kriegsfuße befindlichen großen, modernen Armee in allen seinen Theilen mit vollkommener Zuverlässigkeit arbeitet, darf der Feldherr darauf rechnen, sein Instrument mit souveräner Sicherheit beherrschen zu können.

Es liegt demnach auf der Hand, daß diejenige Partei im Kriege von vornherein im Vortheil ist, bei der diese Voraussetzungen in höherem Grade zutreffen als bei der anderen. Es ist aber auch bekannt, daß die Armeen aller großen civilisirten Staaten eifrig bemüht sind, sich schon im Voraus die Vorbedingungen des Erfolges zu sichern. Selbst für ein geübtes Auge dürfte es schwer sein, hierin im Frieden wesentliche Unterschiede festzustellen. Wehrsystem, Ausbildung der Truppen, Verwendung der technischen Hülfsmittel u. s. w. stehen fast überall auf gleicher Stufe. Erst im Ernstfall, wenn der Mund der Geschütze spricht, zeigt es sich, ob einer der beiden Gegner einen Vorsprung vor dem Anderen besitzt. Es treten dann nämlich auch noch andere Factoren hinzu, die man vorher nicht erkennen, sondern höchstens ahnen konnte: der kriegerische Geist einer Armee, Kraft und Wille zum Siegen und das Vorhandensein von Führern, die ihrer Aufgabe gewachsen sind. Aber erst die Vereinigung aller äußeren und inneren Vorzüge schafft wirkliche Erfolge. Wenn wir uns unserer Gegner aus den deutschen Einigungskriegen von 1864 bis 1871 erinnern, so wissen wir, daß es ihnen an Tapferkeit durchaus nicht gebrach, aber theils hatten sie die Vorbereitungen zum Kriege vernachlässigt, theils fanden sie keine guten Führer.

Nehmen wir diese Erkenntniß zur Grundlage einer Beurtheilung des bisherigen Verlaufes des russisch-japanischen Krieges, so scheint mir bezüglich des kriegerischen Geistes der beiderseitigen Armeen die Partie ziemlich gleich zu stehen. Der Japaner ist zweifellos ein vorzüglicher Soldat; ihn beseelt eine tiefe Vaterlandsliebe und der glühende Wunsch, sein Volk mit einem Schlage in die vorderste Reihe der um die Weltherrschaft ringenden Nationen zu schieben. Ehrgeiz ist der hervorstechendste Charakterzug dieser Rasse, ihm opfert

sie ohne Besinnen Gut und Blut. Für die Aussicht, daß sein Name im heimathlichen Tempel auf einem Marmortäfelchen verewigt wird, giebt der japanische Soldat freudig sein Leben hin. Der Ehrgeiz ist aber eine der mächtigsten Triebfedern menschlichen Handelns; mit den nöthigen Machtmitteln hinter sich hat er schon oft Großes bewirkt.

Solchen Ehrgeiz kennt der russische Soldat wohl nicht, dafür besitzt er aber andere treffliche militärische Eigenschaften. Er ist persönlich tapfer, zäh und ausdauernd im Ertragen von Anstrengungen und Entbehrungen. Wo er hingeschickt wird, da schlägt er sich bis zur Vernichtung, ohne zu fragen warum. Im Kampfe Mann gegen Mann, den er liebt, kommt ihm seine körperliche Stärke zu Statten; Niederlagen und Rückschläge beugen ihn nicht. Was die militärische Brauchbarkeit des Menschenmaterials angeht, so dürften sich also Russen und Japaner ungefähr die Wage halten. Auch die Ausbildung der Truppen für den Krieg steht auf beiden Seiten ziemlich auf der gleichen Stufe. Wenn nun trotzdem der Erfolg bisher fast ausschließlich auf Seiten der Japaner gewesen ist, so bleibt nur die Annahme übrig, daß sie entweder besser auf den Krieg vorbereitet waren, oder daß sie tüchtigere Führer besitzen, oder daß diese beiden Factoren des Erfolges bei ihnen zusammentreffen. Im letzteren Falle wäre man berechtigt, zu sagen, daß ihre Kriegskunst der ihrer Gegner überlegen sei.

Was die Vorbereitungen zum Kriege bei den Japanern angeht, so hat die Welt mit Staunen gesehen, daß dies asiatische Volk sich alle militärischen Einrichtungen, die in Europa seit über hundert Jahren langsam herangereift sind, in unglaublich kurzer Zeit zu eigen gemacht hat. Es hat zwar nichts selbstständig erfunden, nichts ist organisch erwachsen, und doch paßt der fremde Rock wie angegossen. Man kann da von bloßer geschickter Nachahmung nicht mehr sprechen, die von Europa übernommenen Einrichtungen und Gedanken sind den Japanern vielmehr in Fleisch und Blut übergegangen; sie bedienen sich ihrer mit vollkommener Sicherheit und Fertigkeit.

Es kommt ihnen hierbei eine Eigenschaft zu Statten, die einen verwandten Zug mit dem deutschen Volkscharakter aufweist: nämlich Gründlichkeit und systematisches Verfahren. Die Japaner überlassen fast niemals etwas der Improvisation, sie übereilen sich auch nicht, sondern bereiten Alles sorgfältig und rechtzeitig vor. Auch jetzt sind sie politisch und militärisch auf's Beste gerüstet in den Krieg gegangen. Politisch hatten sie sich durch das Bündniß mit England den Rücken gedeckt, militärisch war Alles bis in's Kleinste vorgesehen, nichts versäumt oder vernachlässigt, Kriegsmaterial jeder Art reichlich und in guter Beschaffenheit vorhanden. Durch die Berichte englischer Correspondenten, denen man gewiß keine Voreingenommenheit gegen Japan zuschreiben darf, ist z. B. festgestellt, daß schon lange vor dem Kriege sämmtliche Vorrichtungen für den Transport der Armee nach Korea und ihre Landung fertig gestellt und bereit gehalten waren. Auch die Zahl der Streiter, die Japan in's Feld gestellt hat, ist über Erwarten groß. Sie übertrifft bei Weitem die Schätzungen, die man vor dem Kriege angestellt hatte. Es wurden damals (einschließlich der Reservetruppen) etwa 180000 Combattanten gerechnet; es müssen aber inzwischen schon erheblich mehr den Boden Japans verlassen haben. Zur Zeit dürften allein vor Port Arthur und in der Mandschurei über 230 000 Mann kämpfen, und dabei sind noch Kräfte zur Sicherung der Verbindungen zurückgelassen worden. Ja man hört sogar von weiteren Truppennachschüben aus der Heimath.

Auf russischer Seite hat eine derartige gründliche Vorbereitung des Krieges nicht stattgefunden. Die Streitkräfte des Zarenreiches in Ostasien tragen vielmehr in mancher Beziehung das Gepräge der Improvisation und der Uebereilung. Man hatte sich politisch und militärisch durch den Ausbruch des Krieges überraschen lassen und fand nachher weder Zeit noch bereitstehende Mittel genug, um das Versäumte nachzuholen. Es fehlte an allen Ecken und Enden. Weder die Zahl der Truppen noch deren Ausrüstung mit Kriegsmaterial genügte den plötzlich auftretenden Anforderungen und, was das Schlimmste war, es fehlte auch die Möglichkeit, diesem Mangel in kurzer Zeit abzuhelfen, weil der Seeweg versperrt und der Landtransport mit unendlichen Schwierigkeiten verknüpft war. Rußland befand sich also von vornherein Japan gegenüber in einem schwerwiegenden Nachtheil; es hatte sich den einen Factor des Erfolges, die Vorbereitung auf die kriegerische Thätigkeit, durch eigene Schuld aus den Händen gleiten lassen. Mag nun Unterschätzung des Gegners, mag die bekannte slavische Sorglosigkeit oder die übertriebene Friedensliebe des Zaren die Schuld daran tragen — die russische Armee in Ostasien hat es jedenfalls schwer zu büßen gehabt und wird es noch weiter büßen müssen. Die Kriegsgeschichte lehrt auf allen ihren Blättern, daß eine Versäumniß, wie sie hier vorliegt, fast niemals wieder gut zu machen ist, selbst nicht im Verlauf eines ganzen Feldzuges.

Es leuchtet ein, daß schon aus diesen Gründen sich die Wagschale des Erfolges auf die Seite der Japaner neigen mußte. Es kommt aber noch hinzu, daß sie auch in der Führung der Truppen, also in dem, was das entscheidende, geistige Element der Kriegskunst bildet, besser bedient werden, als ihre Gegner. Daß auf Seiten der Russen in dieser Beziehung zahlreiche Fehler begangen worden sind, bedarf kaum des Beweises. Weit schwieriger zu beantworten ist die Frage, wie denn die japanische Führung zu bewerthen sei, von welchen Gesichtspunkten sie ausgeht, und ob sie den Anforderungen der Kriegstheorie entspricht. Man muß hierbei allerdings im Auge behalten, daß es bestimmte Gesetze für die Feldherrnkunst nicht giebt, ebenso wenig wie für die anderen ausübenden Künste. Wäre dies der Fall, könnte sich der Feldherr an feste Regeln bei seinen Entschlüssen und Handlungen halten, so wäre seine Kunst nicht so schwierig, wie sie thatsächlich ist. Auch ein mittelmäßiger Kopf wäre dann unter günstigen Umständen im Stande, Brauchbares zu leisten. Immerhin ist es der Kriegslehre gelungen, wenigstens für die nachträgliche Betrachtung kriegerischer Ereignisse gewisse allgemeine Gesichtspunkte aufzustellen, die der Kritik als Leitfaden dienen können, damit sie nicht auf Abwege geräth.

So haben die Kriegstheoretiker herausgefunden, daß es zwei Hauptarten von Feldherren giebt: die einen, die durch die Macht ihrer Persönlichkeit wirken und mit rücksichtsloser Energie Alles mit sich fortreißend den Sieg an ihre Fahnen fesseln; und die anderen, die mehr systematisch verfahren, jeden Schritt vorher sorgfältig berechnen und so, wenn auch langsamer und weniger glänzend, doch auch zum Ziele gelangen. Man könnte, um eine kurze Bezeichnung zu gebrauchen, die Kriegsführung der einen die „geniale“, die der anderen die „methodische“ nennen.

Solche Unterscheidungen haben freilich nur einen bedingten Werth, sie müssen mit Vorsicht und Verständniß angewandt werden. Sie bilden keineswegs Schubfächer, in die man alle Heerführer bequem einschachteln könnte. Jeder Abschnitt in der Geschichte der Kriegs- und Feldherrenkunst hat vielmehr seinen besonderen Charakter, seine eigenen Ideale, die durch die Beschaffenheit des Kriegstheaters und der Kriegsmittel, das Temperament der kriegführenden Nationen, ihren Kulturstandpunkt u. s. w. bedingt werden.

Wenn wir nun mit dieser gebotenen Vorsicht die bisherige Kriegführung der Japaner in Ostasien betrachten, so ergiebt sich, daß man sie keinesfalls zu der Klasse der „genialen“, sondern höchstens zu der der „methodischen“ rechnen darf. Denn bisher ist noch keine einzige ihrer Unternehmungen zu Lande mit der stürmischen Schnelligkeit und dem entscheidenden Erfolge verlaufen, wie sie z. B. die meisten

Feldzüge Napoleon's I. und vielfach auch die neuere preußisch-deutsche Kriegsführung aufweisen. Man sucht vergeblich nach glänzenden strategischen Gedanken, die das sichere Gelingen schon in sich selbst tragen. Alles ist mit vielem Bedacht und ohne jede Ueberraschung angelegt und verlaufen, eine vernichtende Niederlage hat der Gegner aber noch nicht erlitten. Es liegt das sicherlich zum Theil an der Eigenart des Kriegsschauplatzes, die schnelle Bewegungen großer Heeresmassen verhindert aber wenigstens sehr erschwert, der Hauptsache nach findet es aber m. E. seine Ursache in dem Charakter des japanischen Volkes selbst.

Dieselbe systematische Gründlichkeit, die uns bei den Kriegsvorbereitungen der Japaner entgegentrat, zeigt sich auch bei der Führung ihrer Operationen. Bei diesen bringt aber Gründlichkeit nicht die nämlichen Vortheile, weil der Zeitaufwand eine größere Rolle spielt. Damit eine Kriegshandlung durchgreifende Erfolge erziele, muß sie schnell, womöglich überraschend verlaufen, und sie darf auch eines gewissen Wagemuthes nicht entbehren. Von diesen Eigenschaften ist aber bei der japanischen Heeresleitung bisher nicht viel zu merken gewesen; sie scheint vielmehr weit größeren Werth auf Sicherheit als auf Schnelligkeit und vernichtende Wirksamkeit ihrer Maßnahmen zu legen. Das typische Bild bei den Kämpfen in der Mandschurei war ungefähr folgendes: Die Russen stellen sich irgendwo zum Kampfe, nicht von ihren Gegnern dazu gezwungen, sondern freiwillig. Schon letzterer Umstand ist ein Beweis dafür, daß das Gesetz des Handelns nicht allein vom Angreifer bestimmt wird, wie es nach der Kriegstheorie eigentlich der Fall sein sollte. Die japanischen Heeressäulen rücken dann von allen Seiten vorsichtig heran, die feindlichen Stellungen werden von ihnen sorgfältig erkundet, die vorgeschobenen Truppen graben sich ein, unter ihrem Schutz bauen sich die Hauptkräfte auf, und erst wenn alles beisammen ist und auch die rückwärtigen Verbindungen geordnet sind, erfolgt der Angriff.

Dies Verfahren bietet naturgemäß manche Vortheile; es bewahrt vor Allem vor Rückschlägen und unliebsamen Ueberraschungen. Aber es ist auch nur dann anwendbar, wenn der Gegner unthätig und an Zahl unterlegen ist, und es erfordert große Opfer an Zeit und Menschenleben.

Zeit und Menschenleben scheinen die Japaner in der That gering zu achten. Sie haben zu jedem Angriff wochenlang Vorbereitungen gebraucht und in der Schlacht selbst gewaltige Verluste erlitten. Trotzdem ist ihnen ein wirklich durchschlagender Erfolg bisher noch nicht beschieden gewesen. Als einen solchen kann man selbst den jüngsten Sieg bei Liaujang nicht bezeichnen. Die Russen haben hier zwar ihre — ohnehin sehr unglücklich gewählte — Stellung räumen und dabei gewaltige Opfer an Truppen und Kriegsmaterial bringen müssen, aber auch die Verluste der Japaner sind so groß, daß ihre Gefechtskraft für längere Zeit geschwächt sein dürfte, und vor Allem: es ist ihnen auch diesmal nicht gelungen, ihrem Gegner „ein zweites Sedan" zu bereiten, wie sie wohl selbst gehofft hatten und wie von allen Seiten vorausgesagt wurde. Es war das eine Folge der umständlichen und zeitraubenden Vorbereitungen, die über drei Wochen dauerten und dem russischen Führer vollauf Muße ließen, seine Gegenmaßregeln zu treffen. Wie anders wären voraussichtlich die Operationen bei Liaujang verlaufen, wenn ein Napoleon I. die angreifenden Armeen geführt hätte!

Die bisherigen Erfolge der Japaner können also nur als Theilerfolge gelten. Sie sind zwar jeder einzelne recht groß, und in ihrer Gesammtheit haben sie die japanische Armee schon sehr weit geführt, allein eine entscheidende Wendung des Krieges, die dessen endlichen Ausgang voraussehen ließe, ist noch nicht eingetreten und wird auch sobald nicht eintreten. Dazu ist eben die vorsichtige, methodische Art der Kriegführung, der die Japaner zu huldigen scheinen, an sich nicht angethan. Wer im Kriege gar nichts oder nur wenig wagen will, darf auf keine glänzenden Ergebnisse rechnen. Unser Moltke war gewiß ein Feldherr, der jede seine Handlungen vorsichtig und sorgfältig zu berechnen liebte, wenn es aber nöthig wurde, dann scheute er auch nicht vor raschen und kühnen Entschlüssen zurück. Das bewies 1866 der Einmarsch der preußischen Armee in Böhmen mit mehreren getrennten Kolonnen und ihre Vereinigung auf dem Schlachtfelde selbst; das bewies 1870 die Umgehung der Armee Bazaine's bei Metz und die Schlacht am 18. August mit verwandter Front; das bewies der plötzliche Rechtsabmarsch der III. und Maas-Armee Ende September, der zur völligen Umklammerung des Gegners und zu seiner Gefangennahme bei Sedan führte. Und alle diese folgenschweren Operationen wurden in wenigen Tagen eingeleitet und durchgeführt!

Von solchen großzügigen Unternehmungen, die auf die Vernichtung des Gegners hinzielen und in ihrer Kühnheit den Stempel großer Feldherrnkunst tragen, haben uns die Japaner bis jetzt noch nichts blicken lassen. Die Feststellung dieser Thatsache soll keine abfällige Kritik ihrer Heerführung enthalten. Denn um über diese ein endgültiges Urtheil abgeben zu können, müßte man selbstverständlich erst den weiteren Verlauf des Feldzuges abwarten, man müßte auch tiefer hinter die Coulissen sehen können, als bisher möglich war, und man müßte vor Allem die technischen Schwierigkeiten genauer kennen, die sich allen Operationen auf dem ostasiatischen Kriegsschauplatz entgegenstellen. Es sollte hier auch nur der Versuch gemacht werden, den Charakter der japanischen Kriegskunst, so weit er sich bisher dargestellt hat, zu bestimmen. Man thut den japanischen Heerführern wohl kein Unrecht an, wenn man es ausspricht, daß sie ihre bisherigen Erfolge — abgesehen von der vortrefflichen, in hohem Grade anerkennenswerthen Kriegsvorbereitung — weniger einer genialen Anwendung der Feldherrenkunst, als vielmehr der Schwäche und Unthätigkeit des Gegners, der sich fast ausnahmslos passiv verhielt, zu verdanken haben.

Russische Verfassungsschmerzen.

Von Dr. Winterstein (Kassel).

Die revolutionären Strömungen in Rußland sind neuerdings wieder mehr zum Gegenstande allgemeiner Aufmerksamkeit geworden, namentlich nach dem Königsberger Enthüllungs-Proceß und der schrecklichen Ermordung Plehwe's. Sollte der Zar nicht zur Vermeidung noch schlimmerer Greuelthaten endlich dem Lande die von vielen hochgebildeten Leuten selbst in den höchsten Kreisen sehnlichst gewünschte Verfassung freiwillig geben? Seit der Geburt des Thronfolgers hofft man darauf nicht nur als eine That der Furcht, sondern auch der Freude.

Es ist leicht gesagt, das Land müsse eine Verfassung haben. Bedenke man aber doch, daß das Riesenreich des europäischen Rußlands schon für ein straffes Regiment eine schwer zu lenkende Masse darstellt mit seinen etwa 130 Millionen Einwohnern, die an Rasse, Volksthum, Besitz und Bildung die schroffsten Gegensätze aufweisen. In den 36 Völkerstämmen sind Europa und Asien vertreten, in buntem Neben- und Durcheinander. In den großen Städten vor Allem berühren sich unmittelbar die raffinirteste Cultur unserer Zeit mit der niedrigsten Stufe menschlicher Gesittung. Analphabeten giebt es z. B. im Deutschen Reiche fast keine mehr; in Rußland ist in manchen Gegenden das Verhältniß beinahe umgekehrt; selbst in der Hauptstadt St. Petersburg ist mehr als ein Drittel der Einwohner des Lesens und Schreibens unkundig.

Die große Mehrheit der Einwohner des europäischen Rußlands, fast drei Viertel, bekennt sich zur Staatskirche, zum griechisch-katholischen, orthodoxen Christenthum und wird fast ganz von der Geistlichkeit beherrscht. Diese ist aber vollständig national-russisch, also staatstreu. Ist doch der Zar ihr Oberhaupt auch in geistlichen Dingen. Besäße der Staat also eine Verfassung, so würde diese Geistlichkeit gewiß fast durchweg ihre geistige Gewalt über die Herzen bei den Wahlen zu Gunsten der Regierung voll ausnutzen. Wo sie nicht ausreicht, da könnte die Knute, die Nagaika, gebührend nachhelfen; das hat man ja von jeher dort verstanden. Die russische Regierung hätte es somit viel leichter, eine ihr genehme Volksvertretung zu schaffen, als die anderen Slaven in den Balkanländern und die Madjaren in Ungarn. Und trotzdem gelingt es auch dort mit Hülfe von Blut und Eisen und anderen erprobten Mitteln. Daß Rußland in diesen Dingen kein großes Zartgefühl besitzt, beweist es gerade jetzt wieder zur Genüge, namentlich in Finnland. Einige unangenehme Schreier würden vielleicht trotz Allem in's Parlament kommen, namentlich Socialisten aus den großen Städten sowie Polen, Finnen und andere feindliche Grenzbewohner. Allein, das thut Nichts — nitschewò! Mit denen wird man schon fertig; möglicher Weise erfindet man sogar Schutzmaßregeln, die sie von vornherein fernhalten.

Also Alles in Allem liegt die Frage nahe: weßhalb gönnt man dem Volke nicht das Vergnügen und giebt ihm ein derartiges kindliches, ganz harmloses Spielzeug? Damit würde es noch viel leichter und gefahrloser von revolutionären Neigungen abgelenkt werden, als durch die äußere Politik, selbst von glänzendstem Aeußern. Daß aber selbst an diesem Glanze nicht Alles echt ist, das sehen wir jetzt ganz deutlich. Fürchtet man, daß mit der Gewährung einer Verfassung eine Zerlegung des Reiches in einzelne, mehr von einander unabhängige Teile nothwendig würde, wie in Nordamerika? Das wäre noch gar nicht so schlimm, sondern geradezu das Richtigste.

Als Alexander II., der Großvater des jetzigen Zaren, vor mehr als 23 Jahren ermordet worden war, da hieß es, er habe gerade eine Verfassung unterschreiben wollen. Daran knüpfte sich später das Gerücht, die Bombe sei gerade von Leuten geworfen worden, die geschworene Gegner einer Verfassung waren und diese somit verhindern wollten. Sollte das wahr sein, dann befänden sich allerdings die „Selbstherrscher aller Reußen“ in einer peinlichen Zwickmühle und in ständiger Lebensgefahr von zwei Seiten, ob sie nun eine Verfassung geben oder nicht. Der andauernde Stillstand in dieser Frage scheint jenes Gerücht zu bestätigen. So wird denn weiter fortgewurstelt. Daß dieser Zustand in absehbarer Zeit sich ändert, dafür bietet die passive Natur des jetzigen Zaren keine Gewähr und die ihn beherrschenden Rückschrittsmänner in seiner Umgebung noch weniger, selbst wenn der Krieg in Ostasien beendet ist. Der bedauernswerthe Herrscher wird im Grunde denken, daß er mit den Feinden unten noch leichter fertig wird als mit denen unter den Mächtigen im Lande. Mag es nun kommen, wie es will, jedenfalls geht Rußland schweren Zeiten entgegen.

Beschränkung und Beschränktheit.

Von F. W. Otto (Radebeul).

„Erst bin ich Mensch und dann Franzose“, so spricht Gambetta in den „Zwei Kaiserkronen“, einem von jenen seiner Zeit viel gelesenen Romanen Gregor Samarows (Hofrath Meding), die mit Dampf geschrieben nun auch in Dampf aufgegangen sind, wie ihr Urheber selber. Aber dieser Ausspruch gilt mutatis mutandis heut noch bei sehr Vielen, die nach ihrer Meinung auf hoher, freier Warte stehen, von wo aus sie nicht bloß über alle Schranken hinwegsehen, sondern auch hinwegspringen, um sich „frei auszuleben“. — Wenn diese Hochmögenden nur erst wüßten, was das heißt: sich frei ausleben. Wenn diese Klugen nur erst so viel Logik lernen wollten, daß sie erkennten, wie ein Begriff, je höher er destillirt wird, desto leerer wird, bis zuletzt nur das todte Abstractum übrig bleibt, das weder Kraft noch Saft hat. Wenn sie nur erst erwägen wollten, daß es ebenso wenig einen allgemeinen Menschen, einen Menschen an sich giebt, wie einen allgemeinen Franzosen, sondern eben einen bestimmten Einzelmenschen, der ja freilich die Merkmale des Allgemeinmenschlichen an sich tragen muß, wenn er überhaupt Mensch sein und heißen soll. Denn, fassen wir Alles in einem Satze zusammen: Das Allgemeine kommt in dem Einzelnen erst zur Erscheinung, das Einzelne aber hat in dem Allgemeinen seinen Grund und sein Wesen. Also gilt es vorerst als Einzelmensch sich erfassen, sich verstehen, seine Pflicht thun. Das freilich aber Alles im Hinblick auf das Allgemeine. Dann schmilzt das Einzelne und das Allgemeine in rechter Weise und zum gegenseitigen Besten zusammen. — Das wissen aber unsere Allerweltsleute besser. Das nennen sie beschränkt. Hinweg mit allen Schranken der geschichtlichen Entwickelung, des socialen Verhältnisses, der Pietät, der Autorität. — Im Politisch-Socialen gilt lediglich das Internationale. Unsere Socialdemokratie versteht das am besten; und der Staat ist der glücklichste, dessen Angehörige alle ohne Unterschied der Stellung, des Berufs, der Begabung, ja des Geschlechts wie die Körner eines losen Sandhaufens neben einander liegen oder collectivistisch zu einer dumpf-trägen Masse zusammengebacken sind, die nur dazu gut ist, einigen wenigen Oberbäckern zur Ergötzung zu dienen. — Im Religiösen — wenn und wo das überhaupt noch nöthig ist — gilt lediglich das Interconfessionelle, vorausgesetzt, daß nicht Katholisch Trumpf ist. Oder noch besser das Interreligiöse. Buddha, Christus, Confucius, Zoroaster, Moses, Mohammed &c. — die Quintessenz alles dessen, was sie gelehrt und gethan, zu einem Tranke zusammengebraut: dem allein kann der Alles durchkostethabende, blasirte Gourmand der universellen Weltbildung im besten Falle noch einigen Geschmack abgewinnen.

Darum steht auch gewiß jene Gesellschaft, die sich neuerdings aufgethan hat — nachdem sogar schon die hochgerühmten theosophistischen Vereinigungen anfangen zu veralten — auf der Höhe der Zeit, aus deren Programm nur nachstehende Sätze angeführt seien: „Wer in das Taar eingegangen ist, hat alle Gegensätze und Widersprüche überwunden. Er weiß nichts mehr von Kampf und Haß, sondern nur noch von Vereinigung und Verstehen. Er ist All und Ich, Individualität und Socialität, radical und conservativ, endlich und unsterblich — nicht getrennt, sondern alles in einem. Er ist Christ und Jude, Buddhist und Moslem, Mystiker und Positivist, Materialist und Idealist. Und er ist wiederum nichts von alle dem, weder Christ noch Buddhist, weder Mystiker noch Materialist. Er sieht in dem, der entgegengesetzte Anschauungen hegt, nicht den Feind, sondern die Ergänzung zu sich selbst. Erst aus der Ehe zwischen dem Ja des Einen und dem Nein des Anderen erzeugt sich eine Erkenntniß-Ganzheit.“

So schließt sich luftigster Religionswahn und hohlstes Weltbürgerthum eng zusammen, wie ja schon früher blutleerer Kosmopolitismus und seichter Aufkläricht Hand in Hand gingen. Und es darf uns darum auch nicht Wunder nehmen, wenn — die Extreme berühren sich bekanntlich — dieser alles umschlingenden Weltseligkeit der massivste Egoismus sich zugesellt, dem die anderen nur gut genug sind als Staffeln, auf denen er selbstherrlich zum alles für sich gewinnenden Triumphe emporsteigt.

Aber gerade das ist die höchste Beschränktheit. Warum?

Weil jene, die sich thörichter Weise für schrankenlos halten und meinen, sich lediglich aus sich heraus ohne Rücksicht auf ein höheres, göttliches Gesetz selbst bestimmen zu können, gerade darum in ihrem innersten Wesen so von Fesseln gebunden sind, daß ihr wahres Ich gar nicht zur Entfaltung kommen kann, so daß ihr eingebildetes Selbstbestimmen nur ein Bestimmtwerden von Einflüssen ist, die dem wahren Wesen feindselig entgegenstehen. Während die von diesen beschränkt Genannten die weise sich selbst Beschränkenden sind, die, indem sie sich so ihrem wahren Wesen, ihrer Idee nach entwickeln, zum vollen, ganzen Dasein gelangen und damit das rechte Heil für sich gewinnen. Jene Beschränktheit ist passiv, diese Beschränkung ist activ; und schon damit ist klärlich über Werth oder Unwerth des einen oder des anderen entschieden.

Erfassen wir das noch schärfer.

Der höchste Wesensbegriff ist der der Person. Das Wesen der Person aber — das ist unbestritten — ist Selbstbewußtsein und Selbstbestimmung. Selbstbestimmung aber kann doch nur von dem ausgesagt werden, der sich so bestimmt, wie es seinem Selbstbewußtsein, d. h. dem Wissen von seinem wahren Selbst entspricht. Dieses wahre Selbst ist aber der lediglich auf das Gute gerichtete Wille. Denn auch der frechste Bösewicht, der egoistisch seinem falschen Selbst gewissenlos dient, ist sich doch dessen bewußt, daß es anders sein sollte. Das Gute aber, das also die Grundidee unseres Wesens ist, muß, will es in uns persönlich werden, einen persönlichen Ursacher haben, und das ist Gott, das persönliche Ideal des Guten, das Gute, der absolut Gute selbst.

Wollen wir uns also, um in Wahrheit Person zu sein, selbstbewußt selbst bestimmen, so müssen wir uns Gott und damit unserer eigenen Idee gemäß bestimmen. Und wir treten damit freilich in Gegensatz ebenso zu jenen, die, das Gute und das gemein Nützliche verwechselnd, nur das für gut erachten, was ihnen vornehmlich äußerlichen Nutzen zu bringen scheint, weil sie, alle Transcendenz verachtend, anthropocentrisch das Princip der Gerechtigkeit, das Gute, das Wahre lediglich im Menschen immanent finden, obgleich jeder halbwegs Einsichtige erkennen muß, daß so im besten Falle nur ein unsicherer Kanon gewonnen wird: wie auch in Gegensatz zu denen, die mit ihrer fatalistischen Determination durch die finstere Nothwendigkeit das Selbst im Menschen völlig vernichten.

Also: Selbstbestimmung ist das sich selbst Beschränken auf sein wahres Wesen und damit das sich Stellen unter Gott. Und das ist darin eben die völlige Lösung von jeder Beschränktheit, die entweder von außen, also von fremder Gewalt außer uns, oder von innen, von dem Bösen in uns, das aber nicht wir selbst sind, und das uns darum passiv macht in der Passion, uns aufgejocht wird.

Weiter. Wir stehen nicht allein im Leben. Es giebt neben uns noch eine große Zahl uns gleichartiger Wesen, die als Personen dasselbe Recht wie wir auf Selbstbewußtsein und Selbstbestimmung haben. Das ist mit nichten Beschränktheit, wenn wir allen diesen gegenüber bestrebt sind, ihnen ihr volles Recht zukommen zu lassen; sondern — wir sagten es schon — das ist Beschränktheit, wenn wir egoistisch nur unserer Einzelexistenz dienen, unbekümmert darum, wie dadurch die anderen Existenzen gestellt werden. Denn dann regiert uns nicht das Gute, unser auf Gemeinschaft angelegtes wahres Wesen, sondern es beherrscht uns das Böse, unsere Leidenschaften, unsere Laster, die doch nicht unser eigentliches Selbst sind: wir werden Passiva; während wir, in der Erkenntniß dessen, daß wir mit den anderen ein organisches Ganzes bilden sollen, das nur dann recht gedeihen kann, wenn jeder sich selbst die rechte Beschränkung auferlegt, activ unser falsches Selbst, das sich dem Ganzen gegenüber unberechtigt hervordrängen will, zurückhalten, unser wahres Selbst aber selbstverleugnend und opferfreudig in den Dienst der Gesammtheit stellen und damit dem Ganzen und so uns selbst als Theil des Ganzen wieder den besten Dienst erweisen.

„Jeder ist sich selbst der Nächste." Gewiß. Aber der durch seinen Egoismus Beschränkte versteht das falsch und findet darin eine scheinbare Berechtigung seines ihn selbst schädigenden Unrechts. Der sich selbst Beschränkende aber erkennt in dem „sich selbst" sein wahres Wesen, seine Idee, die ihn Beschränkung lehrt seinem Gotte und seinen Mitmenschen gegenüber. Und indem er diese übt, bringt er sich selbst den größten Nutzen.

Wann werden das jene klugen Leute begreifen, die es für ungebildete Beschränktheit erachten, an einen Gott zu glauben? Da doch Gott allein uns, die wir nach seinem Bilde geschaffen sind, wahrhaft gebildet machen, uns in der That über die Schranken des thörichten Menschenlebens hinausheben kann.

In einem vor nicht langer Zeit im Buchhandel erschienenen, gar nicht ironisch gemeinten „unentbehrlichen Rath- und Hülfsbüchlein für Zeitungsleser" heißt es wörtlich: „Bildung besitzen alle diejenigen, welche sich von religiösen Vorurtheilen losgemacht haben, eine liberale Zeitung und zwar nur eine solche lesen und bei einer Leihbibliothek abonnirt sind." — Nun ist es heraus. Probatum est. Und nun fragt nur nicht, was Bildung sei, ihr ungebildeten Leute! Da steht's. Nur keine Schranken durch religiöse Vorurtheile! Nur kein Auflehnen gegen den individualistischen Liberalismus, der die Gesellschaft in sich gegenseitig bekämpfende Atome zerschlägt und es versteht, alle hemmenden Schranken thatkräftig hinwegzuräumen. (Wenn er nur nicht auch Leben und Wohlsein hinweggräumte mit seinem die gemeinsten Begierden und Leidenschaften entfesselnden Kampfe um's Dasein.) Nur hübsch vor Allem die Leihbibliotheken frequentirt, die den natürlichen Menschen so ergötzlich wohlig zu kitzeln wissen!

Weiter. Wann werden jene Leute verstehen, was Selbstbeschränkung heißt, die als Arbeitgeber dividendenhungrig nur ihre Procente im Auge haben und dabei vergessen, daß ihre Arbeiter Menschen sind wie sie, gegen die sie darum auch sittliche Verpflichtungen haben, die sich ohne Contract von selbst verstehen? Wann werden jene Leute erkennen, was Selbstbeschränkung heißt, die als Arbeiter, vom Neide gefressen, nur dem bitteren Zwange der Nothwendigkeit nachgebend, arbeiten, ohne zu bedenken, daß auch sie sittliche Verpflichtungen ihren Herren gegenüber haben, denen nur von innen heraus in rechter Treue nachgekommen werden kann? Wann wird man überhaupt dahin kommen, zu erfassen, daß es gemein ist, die verschiedenen Beziehungen des gesellschaftlichen und staatlichen Lebens lediglich unter die Norm des „Lohns", des „Vertrags", des „äußerlichen Rechts" zu stellen?

Das ist ja die Grundursache der socialen Fragen, daß der Mangel an Beschränkung, der aber egoistische Beschränktheit ist, die ganze Societät in Interesseninividuen, höchstens in Interessengruppen (Trusts, Syndikate, Ringe, Bünde) zertrieben hat, die nur ihrem gemeinen, äußerlichen Vortheile dienen wollen, und daß man vergessen hat, wie jeder Mensch eine sittliche Bedeutung, einen sittlichen Werth hat; daß er nicht eine Maschine, sondern eine Person ist, die nur da zu gedeihlicher Ausgestaltung kommen kann, wo man auch die Idee des Menschen gelten läßt; daß die Menschen ihre Mitmenschen nicht als Fußschemel zu betrachten haben, auf denen sie sich — wir sagten es schon — zu eingebildetem Glücke emporstaffeln, sondern als Mitkinder Gottes, deren Wohl zu fördern unser eigenes Wohl ist.

Mit jener Beschränktheit fügt jeder sich selbst den größten Schaden zu. Denn indem er der Menschenidee im Nächsten zu nahe tritt, vernichtet er seine eigene mit, sein wahres Wesen. Und es darf uns darum gar nicht wundern, wenn, da so das wahrhaft Menschliche einem thörichten Beschränkt-

werden, das aber als Unbeschränktheit bewundert wird, erliegt, das Bestialische im Leben hier und da zum unbeschränkten Herausbrechen kommt.

Und nun der Gegensatz, der ebenso verkehrt ist.

„So ist's mit aller Bildung auch beschaffen:
Vergebens werden ungebundne Geister
Nach der Vollendung reiner Höhe streben.
Wer Großes will, muß sich zusammenraffen.
In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister,
Und das Gesetz nur kann uns Freiheit geben."

So lautet die zweite Hälfte des bekannten Goethe'schen Sonettes „Natur und Kunst", dessen erste Hälfte zeigt, wie eng Natur und Kunst mit einander verbunden sind.

„In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister." Und nun sehe man jene Unbeschränkten, die nur für das große Ganze, Allgemeine glühen und schwärmen und dafür thätig zu sein sich vorreden. Und sie wissen nicht, daß es vorerst gilt, sich selbst zu beschränken, treu im Kleinen, im Einzelnen zu sein, ehe man im Großen, im Allgemeinen erfolg- und segensreich wirken kann.

Jeder an seinem Platze, an seiner Stelle bescheiden und eben darin energisch. Wie kann einer ein guter Staatsbürger sein, der nicht ein tüchtiger Hauswirth, ein wackerer Berufsarbeiter ist? Sich selbst beschränken, auf eins seine Kraft concentriren. Im Allgemeinen zerfliegen die Kräfte in nichts. Sich selbst beschränken, ohne beschränkt zu sein!

Jene großen Helden, die das Weltall mit ihren Segensarmen umfassen, verstehen nicht einmal, mit sich selbst ein ordentliches Leben zu führen. Jene Weltbeglücker sind die Verderber derer, die ihnen am nächsten stehen. Man sehe doch, wie jene Frauen, die so gelehrt von Emancipation zu reden und zu schreiben wissen, es nicht verstehen, ihre Kinder und ihre Dienstboten in Ordnung zu halten. Man erkenne doch, wie jene Jungendrescher, deren Mund stets von Philanthropie, von edler Sorge für den „kleinen Mann" überfließt, im Grunde nur in sich selbst den kleinen Mann sehen, der immer größer und größer gemacht werden muß.

Treue im Kleinen in weiser Selbstbeschränkung! Damit dient man dem Ganzen als lebendiges Glied am besten; damit erweitert sich der Blick für das weiter und weiter sich Erstreckende. Wer stets in's Blaue hineingafft, fällt über jeden Stein im Wege, und die Nase, die nur nach dem Allgemeinen wittert, riecht das Aas nicht, das ihr Inhaber auf seinem Irrwege hinter sich zurückläßt.

Aber auch, und damit kehren wir zu dem Vorigen zurück, weise Selbstbeschränkung darin, daß man vor Allem nicht an sein eigenes Interesse, sondern an das der Gesammtheit denkt. Jenes ist nicht Selbstbeschränkung, sondern Beschränktheit, und die engt auch den Blick ein. Und wenn man noch so hoch auf der Zeitwarte zu stehen meint, um fürsorgend hinauszulugen in ferne Zeiten und Lande; es ist doch nur ein Nachtwächterposten, dem die Laterne ausgegangen ist; und lose Gesellen treiben ungehindert ihr thörichtes Spiel, sich und andere verderbend.

Da ist falsche Allgemeinheit und falsche Selbstsucht in schädlichen Paralogismus durcheinander. Dort aber ist wahre Selbstbestimmung und rechte Selbstbeschränkung und wirklicher Nutzen für das Allgemeine und das Besondere.

„Maß zu halten ist gut," sagt Kleobulus aus Lindos. Nun das Maß ist eben die rechte Selbstbeschränkung, das sich Beugen unter sein eigenes Personwesen, das dem wahren Gattungsbegriffe, der Idee des Menschen entspricht, die von Gott kommt und dem Nächsten dient. — Jene von der Beschränktheit anderer Redenden und die Allgemeinheit im Munde Führenden nehmen den Menschen nicht, wie er sein soll, von oben her, sondern wie er ist, von unten her. Sie agiren mit einem lediglich abgezogenen, empirisch per inductionem gewonnenen und darum todten Begriffe, und können darum auch nur ihrem falschen Selbst und so dem Tode dienen, so sehr sie als Helden des Lebens sich geriren. Der weise sich selbst Beschränkende aber, der von Gott die Selbstbeschränkung der Liebe gelernt hat, wird darin wahre Person, hat darin wahres Leben für sich und für andere, lebt sich darin frei aus. Und wenn jene Narren des Lebens auch über ihn spotten mögen, er lebt der Idee, dem Unvergänglichen, und überlebt ohne Schranken die in ihrer schrankenlosen Bornirtheit von vorn herein bei allem Scheine des Lebens dem Tode Verfallenen.

Literatur und Kunst.

Amerikanische Junker.

Von Rudolf Bergner.

Ein weißes Schaf den guten und eine schwarze Sau den bösen Dämonen: so ist's hergebracht bei Wilden und Heiden. Wir mit der modernen Geistesblüthe im Knopfloch brauchen im Allgemeinen die Därme unserer Hammel und Schweine nothwendiger, sei es zur Geigenbespannung, sei es als Wurstfutteral; unsere Götzen haben wir jedoch behalten, und sie sind nicht billiger geworden. Frau Mode heißt die durchaus nicht auf die Vestalinnenregel vereidete Priesterin, die neben den wechselnden Wachsfiguren ihres Pantheons auch die Abgänge ihres Amulettenlagers stets durch zugkräftige Neuheiten ergänzt. Etwas giebt es immer zu verhimmeln oder nachzuäffen, aber ebenso ist auch immer etwas zum Gruseln und zum Bibbern da. Jahrzehntelang versorgten uns Bacillen, Mikroben und Mikrokokken, das Degenerationsproblem und die psychiatrische Sphinxfrage: sind wir Alle verrückt? mit der nöthigen Furcht. Alleweil ist die Politik wieder mehr en vogue. Die schwarze, die rothe, die goldene Noth liefern die Farbentücher der Angstfahne der deutschen Biedermaier in den verschiedenen Parteien. Und von außen her ist es die amerikanische und neuerdings die gelbe Gefahr, die noch der Versöhnung durch die schwarze Sau begehren.

Allein was im Superlativ ein Blödsinn wird, ist im Positiv oft eine Wahrheit, und keine Zeiterscheinung ist so übertrieben, daß nicht ihr Kern ernste Beachtung erheischt. Etwas ist dran an diesem Amerika, und daran ändert auch nichts, daß das Jüngste und Nesthäkchen unter den Großstaaten mittlerweile in die Flegeljahre gekommen ist und vor der Krisis jedes vielversprechenden Jünglings steht, im ersten Rausch erwachten Kraftbewußtseins Anlagen und Stärke entweder zu verliedern oder in Selbstzucht edler Männlichkeit zuzuführen. Die drüben in dem jungen Riesen ringenden Gewalten stellen sich in zwei Namentrios dar: Barnum-Morgan-Sully und Graham-Carnegie-Roosevelt. Gewinnt der wüste Geist der ersteren die Oberhand, so wird verglichen mit seinem Enden Karthagos Schicksal gnädig zu nennen sein. Ringt indessen sein anderes Theil, sein besseres Selbst sich durch, so hat seine Zukunft auf allerkühnste Hoffnungen ein unbestreitbar Recht. Nur mandarinenhafte Selbstzufriedenheit oder kulimäßiges Duckerthum wird der Frage sich enthoben dünken, worin liegt die Stärke des amerikanischen Genius und ist sie ihm allein eigenthümlich oder welche verwandten Seiten in und an uns heischen durch seine Erfolge unsere Pflege?

Statt der oben erwähnten drei Namen hätten vielleicht auch andere genannt werden können. Sie sind gewählt, weil diese Männer sich über sich selbst ausgesprochen haben. Carnegie's Kaufmanns Herrschgewalt, Graham's Briefe an seinen Sohn sind schon seit einiger Zeit auch auf dem

deutschen Büchermarkt. Daran reiht sich jetzt das heurigen Sommer bei Albert Langen in München herausgekommene Bändchen: Theodore Roosevelt, Jagdstreifzüge. An dem von Lise Landau gut verdolmetschten Büchlein sollte Keiner vorübergehen. Diese elf Bogen sind durchaus frei von jener an den englischen Sonntagsschullehrer gemahnenden Sprechweise, mit der von den beiden anderen die Pointe zur Nachahmung vorgetragen wird, um zu zeigen, wie man es zu beherrschenden Millionen bringt. Roosevelt will durchaus nicht Ferdinand von Walther's Drohung nachholen und auf die Gassen hinausschreien, wie man Präsident wird. Ja seine Didaktik ist die allerbeste, daß er nämlich gar nicht weiß, wie „lehrreich" seine so bescheiden sich gebenden Berichte sind. Ohne Posse und ohne Pose, ohne Jägerlatein und ohne Indianergeschichten-Beigeschmack, ohne Heimathkunst und ohne Dorfnovellistik erzählt er von seinem Ranchleben, erzählt er, wie er das Gethier des Sumpfes und der Prärie in seinen Eigenheiten belauscht, mit der sicheren Flinte erlegt hat, und während seiner schlichten Darstellung ersteht vor unserem geistigen Blick — nicht jahrmarkthaft, wie unseren leiblichen Augen unternehmende Impresarios es vorgegaukelt haben — sondern in lebenswirklicher Großartigkeit die sonderheitreiche Welt des Wildwest, die Heimath der rauhen Reiter. Stammte dies Buch auch nicht vom Oberhaupte der Vereinigten Staaten, so müßte es doch den besten Eindruck nicht bloß bei dem Naturfreund und -beobachter, sondern auch bei jedem hinterlassen, der sich in dieser femininen Zeit noch einen Tropfen Mannesblut bewahrt hat. Aber da es von ihm stammt, wäre es literarische Fachsimpelei, sich der Perspective zu verschließen, die solche Verfasserschaft für die Seelen- und Charakterkunde des Staatsmannes eröffnet.

Es ist der in's Amerikanische übersetzte preußische Junker, der uns hier entgegentritt, just wie wirthschaftliche Herrschgewalt lange vor Carnegie's Buch in Borsig, Krupp, Schichau und wie sie heißen mögen unter uns von Unsersgleichen vorgelebt wurde. Demokratie und Aristokratie sind nur als Schablonen construirte Gegensätze. Sofern sie Geist sind und Geist haben, haften sie nicht an Aeußerlichkeiten, z. B. am Wörtchen „von". Vor dem falschen Hochmuth mögen die sich wahren, die es angeht; uns geziemt die vorurtheilsfreie Würdigung. Wer legendengläubig den Junker nur auf dem Hofparquett und beim Liebesmahl im Gardecavalerie-Casino und ähnlichen Stätten sich vorstellen kann, die der Spießbürger mit einem Ueberzeugungseifer, als kennte er sie wie seine Stammkneipe, als Tummelplatz von Intriguen, Kabalen, Nichtsthun und Orgien verabscheut, der hat für seine an Denkfaulheit streifende Ungerechtigkeit bloß die Entschuldigung seiner Unwissenheit in socialer Biologie. Der Junker, an den des Junkers Feinde glauben, wie eine gewisse Frömmigkeit an des Teufels Schwanz, ist ein Unding. Schon bei dem einzelnen Menschen setzen längere Ausschweifungen eine hahnebüchene Constitution voraus, und auch diese klappt zusammen, wo nicht irgendwo in der Lebensführung ein sehr gesundheitförderndes Gegengewicht gegeben wird. Natur läßt sich kein Schnippchen schlagen. Ohne einen Ueberschuß von Naturgemäßheit vererbt sich Naturwidrigkeit, das „Laster", nicht lange, sondern schreibt sich seinen eigenen Todtenschein. Jedes ungebrochene, sich selbst behauptende Dasein ist für sich selbst und seine Ahnen der Beweis einer Lebensführung, deren Kraftquellen um so tiefgründiger und reicher sein müssen, als ein scheinbarer Mißbrauch stattfindet. Gewiß, Sect und Jeu und Ballet und Pferde und Hunde haben manchen Junker ruinirt; indessen der Stand steht aufrecht, trotzdem aber gerade weil er niemals accordirt, nicht mit seinen Schulden, nicht mit seiner Schuld. Ueber den großen Teich oder die Pistole dem Sünder; das Letzte, was die Familie hergeben kann, den Gläubigern: das ist der Ausgleich für die Ausnahmefälle. Und der Durchschnitt, das Normale, der Typus? Das ist der Zusammenhang der Zeitcultur, die noch immer Kraftverbrauch war, mit der einzigen Kraftquelle, welche trotz aller Surrogate die Menschheit bloß hat, mit der Natur: das Kleben, Streben und Leben auf der eigenen Scholle und im Walde und am Fischweiher, und zwar nicht als Sonntagsvergnügen oder Sportfexerei, sondern als Grundform des Daseins. Die fünf- oder sieben- oder neunzinkige Krone macht es nicht, sondern das Verwachsensein mit der Natur, wie es aber von den gebildeten Ständen thatsächlich als Selbstverständlichkeit und Regel in unserem Vaterlande nur dem Landadel und der Landgeistlichkeit eignet. Man frage einmal den Coryphäen, auch den bürgerlichen, in Kunst und Wissenschaft und Staatsämtern nach, fast immer ist das Dorf, der Flecken, die kleine Provinzstadt ihre Heimath, und die ach so wenigen Großstädter, welche Großmenschen wurden, wird es stets charakterisiren, daß sie früh den Weg aus den steinernen Massengräbern herausfanden, die ihre Jugend zu erdrücken und zu ersticken drohten. Und diese Wahrheit ist international. Es glaubt doch wohl niemand, daß es Zufall ist, wenn der bedeutende Präsident der bedeutendsten Republik der Freund der Cowboys und Jäger und Fischer, mit einem Wort: ein bürgerlicher Junker ist. Lest ihn und ihr werdet ihn verstehen, ihn und auch das, was uns noth thut.

Assyrisch-babylonische Kunststudien.

Von Dr. Heinrich Pudor.

Eine sehr wichtige Stellung, deren Bedeutung bislang noch nicht genügend gewürdigt ist, nimmt die assyrisch-babylonische Cultur nicht nur innerhalb der westasiatischen ein. Sie ist vielmehr durch die Beeinflussung, die sie der egyptischen Cultur hat angedeihen lassen, sowie durch den Einfluß, den die egyptische Cultur ihrerseits auf die griechische ausgeübt hat, auch die erste und älteste Grundlage der europäischen Cultur.

Zwei Charakterzüge sind es, die den Assyrern und Chaldäern, für deren Kenntniß die Ausgrabungen der letzten Jahre und die neuerdings geglückten Entzifferungen der Keilinschriften ganz neue und wichtige Thatsachen an den Tag gebracht haben, das Gepräge verliehen. Sie waren einerseits ein sehr prachtliebendes und zweitens ein sehr kriegerisches Volk. Ihre Kriegslust schuf die Bedingungen zur materiellen Grundlage ihrer Cultur, indem sie auf ihren Beutezügen unermeßliche Reichthümer erwarben. Ihre Prachtliebe führte sie der Kunst in die Arme und bewirkte, daß sie in der Mode vorbildlich für alle westasiatischen Völker wurden. Jesaias sagt im Zion (3, 16): „Darum, daß die Töchter Zions stolz sind und gehen mit aufgerichtetem Halse und geschminktem Angesicht einher und haben köstliche Schuhe an ihren Füßen; so wird der Herr ihre Scheitel kahl machen, und an demselben Tage entrückt er den Schmuck der Fußspangen und die Netze und die kleinen Monde und die Ohrgehänge und die Schleier und die Kopfbinden und die Fußketten und die Gürtel und die Riechfläschchen und die Amulette und die Fingerringe und Nasenringe, die Mäntel und die Feierkleider, die Taschen und die Spiegel und die Flore und die Turbane und wird Stank für Wohlgeruch sein und ein loses Band für einen Gürtel und eine Glatze für ein gekrauset Haar und für einen weiten Mantel ein enger Sack; solches Alles für Deine Schöne".

Die Entdeckungen und Ausgrabungen, welche durch den französischen Consul Botta*) in Mossaul (am rechten Ufer

*) Vergl. Monuments de Ninive par N. P. F. Botta, vol. in-folio. Paris 1849, Gide et Cie und die Briefe Botta's an Mohl im Journal asiatique 1843 und 1844.

des Tigris), durch Mohl, vor Allem aber durch Layard und Victor Place mit glücklichem Erfolge geführt wurden, erstreckten sich vornehmlich auf Khorsabad, Kojoundjick und Nemrod. Nach der künstlerischen Richtung sind die besten Publicationen hierüber diejenigen von Layard, Place, Georges Perrot und Charles Chipiez, während Mme. Jane Dieulafoy in ihrem Werke La Perse, La Chaldee et la Susiane mehr eine Reisebeschreibung dieser Länder, wie sie sich heute präsentiren, giebt.)* Die uns zugänglich gemachten Denkmäler geben charakteristische Belege der von uns gegebenen Merkmale der assyrisch-babylonischen Kunst. Die Prachtliebe tritt besonders in Kleid und Schmuck hervor (vergl. z. B. das Relief Assourbanipal auf der Jagd im British Museum in London und dasjenige aus Korsabad im Louvre, darstellend den König Sargon und seine Großvezire). Die Ornamentik der Gewänder war in so hohem Maße künstlerisch und zugleich technisch vorgeschritten, wie sie kaum je wieder erreicht ist — vergl. die Tafel 5 von Layard's obigem Werk. Die metallenen Henkeltaschen, die Urformen unserer Pompadours, waren auf's Reichste ciselirt. Jeder Gebrauchsgegenstand wurde künstlerisch veredelt, wobei die Thierplastik eine hervorragende Rolle spielte. Der Mosaikfußboden in Sanherib's Palast zu Kojundschik ist geradezu eine Perle einer künstlerischen Offenbarung.**) Die Möbel, meist aus Metall, mit Kissen belegt, waren in gleicher Weise durchaus auf hoher künstlerischer Stufe stehend. Das Gleiche gilt von der eigentlichen Plastik. Im Juniheft 1904 der Zeitschrift Deutschland schreibt Carl Bezold, der Verfasser von „Ninive und Babylon“ (Bielefeld 1903): „Die Fürstenstatuen, insbesondere eines Gudea aus Tello lassen eine Vollendung der plastischen Kunst zur Zeit dieser Herrscher erkennen, wie sie nachmals, bis zum Aufblühen der griechischen Kunst nie mehr wiederzufinden ist. Welch hohe Entwickelungsstufe von Cultur setzt beides, der Gebrauch einer äußerst complicirten Schrift, deren Entstehung aus einer Bilderschrift noch deutlich erkennbar ist und die Entwickelung einer in trefflichen statuarischen Arbeiten gipfelnden Plastik voraus. Welch' eine ungeheuere Spanne Zeit muß der Menschheit vor dem 5. Jahrtausend zugestanden werden, bis sie jene Werke der Kunst zu schaffen befähigt war!“

Perrot und Chipiez gehen allerdings nicht so weit, (wobei indessen zu berücksichtigen ist, daß ihre Publication noch aus den 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts stammt) denn sie schreiben II. B. S. 494. „Trotz der neuen Entdeckungen bleibt Egypten noch ohne Vergleich.“ Auf der anderen Seite geben sie Chaldäa Egypten gegenüber den Vorzug, insofern die Kunst der Ersteren weit freier anthropomorphisire als diejenige Egyptens. Was Griechenland vollendet habe, den künstlerischen Formenguß der Menschengestalt, habe Chaldäa begonnen. Und in der That ist die Auffassung und Behandlung des Figürlichen in der assyrischen und babylonischen Kunst weit freier, von einem höheren Standpunkt gewonnen als diejenige Griechenlands, sowohl was die thierische als was die menschliche Gestalt anbetrifft (die Reliefs der Broncethore Salmanassar's II. aus Balawat dürfen als ein Seitenstück und Urbild zu den Darstellungen des Parthenon-Frieses dienen).

Leider sind uns gerade plastische Funde nicht so viele geglückt, als man wünschen möchte. Die hervorragendsten davon betreffen die Steinplastik (vergleiche die berühmten assyrischen Gewandstatuen von Gudea aus Telloh im Louvre). Seit dem Uebergang der Herrschaft an Babylonien wurde Marmor, Alabaster und Bronce bevorzugt. Besonders erwähnt seien die schon angeführten broncenen colossalen Thorflügel aus Balawot aus der Zeit Salmanassar's II. (Abb. siehe in Bezold's o. W.). Sie stellen Verstümmelungen gefangener Krieger, Jagdscenen, Kampfscenen und Tributleistungen dar und wirken durch ihre epische Breite neben einer gewissen malerischen Bewegtheit, vor Allem aber durch die Naivetät und Frische der Darstellung herzerfreuend.

Eine Eigenthümlichkeit der assyrischen Sculptur ist die Darstellung von Genien, welche vom Stier das Horn und den Leib, vom Adler die Flügel, vom Menschen den Kopf, vom Löwen die Füße haben. Es handelt sich hier um ähnliche künstlerische Reflexionen, wie bei der egyptischen Sphinx, wie schon Perrot und Chipiez bemerken. Diese Genien in ungeheurer Größe ausgeführt, dienten als symbolisirte Thorwächter der Tempel, Schlösser und Festungen und versinnbildlichten die physische und intellectuelle Kraft. Sie sind rein künstlerisch genommen Leistungen, deren Bedeutung wir erst begreifen, wenn wir sie mit gewissen griechischen Arbeiten vergleichen. In der That setzte Griechenland fort, was Assyrien begonnen hatte: man hatte den Kopf des geflügelten Stieres mit Menschenantlitz des Assournazirpal (heute im British Museum) mit dem Kopf des Zeus von Otricoli zusammen und man wird sagen müssen, daß gerade das, was wir an diesem Kopfe des Zeus bewundern, die Abgeklärtheit die kraftvolle Ruhe, die heitere „olympische Ruhe“ sich schon bei dem assyrischen Werk findet.

Bei ähnlichen Werken finden wir einen Stierkopf oder einen Adlerkopf auf einem Menschenleibe. Auch der geflügelte Stier vom Palais Sargon aus Khorsabad im Louvre sei erwähnt.

Dagegen hat die Statue des Assournazirpal im British Museum keine von Thieren entlehnten Glieder oder Attribute; sie wirkt archaisch, entbehrt aber nicht eines beträchtlichen Maßes von Würde und Hoheit. Aelter noch ist und mehr „archaisch“ die Statue des Nebo, in Nimroud gefunden, ebenfalls im British Museum. Man kann diese Letztere gut als Glied in die Kette einreihen, welche zu dem Kopf des Assournazirpal und von da zum griechischen Zeuskopf führen.

Auf den ersten Blick auffällig erscheint es, daß wir in der assyrischen Plastik der Darstellung des Nackten fast nie begegnen. Nackte, männliche Figuren finden sich nie, nackte weibliche sehr selten.*) Der Grund liegt darin, daß der assyrische Künstler im Gegensatz zum griechischen das Nackte im Leben niemals vor sich hatte, denn das ungleichmäßige, assyrische Klima brachte es mit sich, daß man sich bekleidete. Deßhalb stellten die Assyrer die ersten Kleidkünstler der Menschheit. Auch im Gegensatz zu Egypten mit dessen gleichmäßigem milden Klima und Bevorzugung des Nackten und Halbnackten steht Assyrien hierbei. Es scheint, daß bei den Assyrern die Kleidung auch die Würde der Person ausdrückte: denn Sklaven, Gefangene, Vasallen werden stets dürftig bekleidet dargestellt. Je höher aber der Rang, desto reicher und üppiger ist die Kleidung — just wie bei uns. Und noch ein anderer Wesenszug des assyrischen Menschen wird von diesem Gesichtspunkt aus erklärlich, nämlich seine Schamhaftigkeit, die von Herodot, Plato, Thucydides und Xenophon bestätigt wird. Die Grenzen der assyrischen Kunst lassen sich von diesem Standpunkt aus gewiß verstehen.

Perrot und Chipiez heben hervor, daß die assyrische Kunst erzählenden Charakter trage und nur dazu diene, die Inschriften zu illustriren. Die verdienten Forscher gehen indessen meines Erachtens hierbei zu weit. Gewiß war die

*) Vergl. ferner Rawlinson, Five great monarchies, Smith „Assyrian Discoveries“, und aus jüngster Zeit die „Mittheilungen der Deutschen Orientgesellschaft“, die drei Babel-Bibelvorträge von Delitzsch, die „Ausgrabungen im Bel-Tempel zu Nippur“ von Hilprecht, die Monographiensammlung „Der alte Orient“ (Leipzig, Hinrichs) und Prof. Bezold's treffliche, bei Velhagen & Klasing erschienene Monographie (s. u.).

**) Vergl. auch die Ornamentirung der broncenen Schale bei Layard, Monuments, Serie II, Pl. 62 A.

*) Die assyrische Venus, die Istar, welche ausnahmsweise nackt dargestellt wird, läßt daher auch an Schönheit beinahe Alles zu wünschen übrig.

Kunst in jener Zeit noch nicht zur Selbstständigkeit gekommen und nach nicht losgelöst vom Wort. Aber dies betrifft mehr ihren Ausgangspunkt als ihren Höhepunkt, mehr ihre natürlichen Schranken, als ihre Möglichkeiten, die sie erfüllte. In ihren besten Werken hörte sie auf, Illustration zu sein und wurde freie Kunst. Welche diese besten Werke sind, darauf komme ich gleich zurück.

Mehr berechtigt ist die Klage über die Ungleichartigkeit der Ausführung der einzelnen Personen eines und desselben Werkes, über die sich auch schon Layard äußerte.*)

Die oben mehrfach erwähnte Prachtliebe der Assyrer äußert sich in der Kunst darin, daß in der Darstellung festliche Aufzüge mit Vorliebe zum Vorwurf genommen werden. Zahllos sind die Darstellungen, bei denen man den König auf dem Thron sitzen sieht, hinter ihm Sklaven, die ihm Kühlung fächeln, vor ihm Vasallen, besiegte Feinde, Tributpflichtige Völker u. dergl. Die Thronsessel sind reich geziert und stellen sowohl, was kostbares Material, Reichthum des Ornamentes und Sorgfalt der Detailausführung betrifft, alle späteren Möbelstyle in den Schatten.

Wir kommen nun zu einem der wichtigsten Punkte in der Besprechung der assyrisch-chaldäischen Kunst, der Thierplastik. Diese eben ist es, welche Werke gezeitigt hat, die mir den Gipfel des Kunstschaffens dieser Völker zu bedeuten scheinen und die nicht einmal in der egyptischen Kunst ihres Gleichen haben. Zudem stehen sie weit über den Darstellungen der menschlichen Gestalt Seitens derselben Völker, worauf schon Perrot und Chipiez aufmerksam machen. Als Grund für diesen letzteren Umstand führen die genannten Forscher an, daß bei der Beobachtung des Thieres das Hinderniß der Kleidung fortfiele.

Wir beginnen mit dem Hunde, der als Haushund und Jagdhund dargestellt ist und an Lebendigkeit und Wahrheit nichts zu wünschen übrig läßt, vergl. z. B. das Relief im British Museum, darstellend die Jagdhunde Assaurbanipals oder die magischen Hunde mit den Aufschriften „der seine Widersacher beißt“ und „Feindefänger“ (gute Abb. findet man bei Bezold a. a. O. S. 88, 89). Darstellungen eines anderen Hausthieres, des Pferdes, gehören zu dem Besten, was wir der assyrisch-chaldäischen Kunst verdanken. Man muß dabei berücksichtigen, daß das Pferd wie in Egypten der Jagd und dem Kriege reservirt war, während als Zugthier der Maulesel**) verwendet wurde. Ferner bildete das glänzend geschirrte Pferd ein wichtiges Mittel zur Prachtentfaltung bei den festlichen Aufzügen der Herrscher.***) Die Künstler nun haben es fast in jeder Bewegung dargestellt und überall „ist der Beschauer von der Wahrheit der Darstellung frappirt“, wie Perrot und Chipiez mit Recht sagen. Die bedeutendste Darstellung, und in der That eines „der“ Kunstwerke, das Pferd im Sprunge darstellend, ist das Basrelief von Assaurbanipal (bei Perrot und Chipiez S. 563). Nur das linke Hinterbein, — wiederum in Folge der mangelnden perspectivischen Kenntniß — ist etwas zu hoch dargestellt, im Uebrigen ist Haltung, Linie, Muskel, Ohr vortrefflich beobachtet und wirksam dargestellt.†)

Auf einem Basrelief von Nimroud sind Affen dargestellt; es handelt sich hier indessen nicht um „Tributaires“, denn diese wurden nachlässiger und dürftiger bekleidet, auch wohl von kleinerer Statur wiedergegeben. Im Uebrigen sind die Affen, deren Gestalt dem Assyrer nicht geläufig war, ziemlich mangelhaft und unsicher dargestellt.

Der Vogel ist von den Egyptern in weit besserer Weise dargestellt worden, als von den Assyrern. Noch hülfloser erscheinen die letzteren den Fischen gegenüber.

Am meisten Beobachtungskunst haben die Assyrer wohl dem Löwen gegenüber bewiesen; auch hier übertreffen sie die egyptischen Künstler eher, als daß sie ihnen nachstehen. Im Louvre befindet sich ein ruhender Broncelöwe mit halbgeöffnetem Mund aus dem Palais des Sargon aus Khorsabad, der schon rühmenswerth dargestellt ist. Am meisten in Betracht kommen aber hier die Basreliefs von Assaurbanipal. Auf einem beschädigten Basrelief sehen wir hier eine Löwin lang hingestreckt, vortrefflich beobachtet. Höchst lebendig wirkt auch der aus dem Käfig gehende Löwe, der für die Jagd des Königs bereit gehalten ist — in der That brüstet sich in einer der Inschriften Teglathphalasar I. 800 Löwen erlegt zu haben. Auf einem anderen Relief sehen wir den verwundeten Löwen dargestellt, dem ein Blutstrom aus dem Rachen quillt, der mit letzter Kraft nur sich sitzend erhält, indem er sich gegen die Vordertatzen stützt (Abb. siehe bei Perrot und Chipiez II. S. 569). Ein weiteres Relief zeigt eine verwundete Löwin, bei der der Hinterkörper schon schlaff auf den Boden sinkt, während sich die Kopfmuskeln im Schmerz zusammenkrampfen (Abb. siehe bei Perrot und Chipiez S. 573). Der steinerne Löwe vom Palais des Assaurnazirpal (Nimroud) wurde schon erwähnt. Nicht wunderbar nach alledem, daß auch im Kunsthandwerk der Löwe oft und vielseitig zur Darstellung verwendet wurde.

Die Darstellungen der Composit-Thiertypen, die wir in Assyrien ähnlich wie in Egypten finden, wurden schon oben erwähnt. Diese Compositform des Thieres ist auch in die griechische Kunst eingegangen*) — vergl. die Centauren. Und das Flügelpferd (griechisch Pegasus) hat sich selbst in die moderne Kunst gerettet. Auf die assyrische Kunstphantasie ist es zurückzuführen (vergl. z. B. Layard, Ninive, II. Band S. 461).

Weiter seien noch die sehr lebendigen Darstellungen wilder Ziegen erwähnt auf den Basreliefs von Nimroud (Abb. bei Perrot und Chipiez S. 649). Auch Fabelthiere in Compositform waren in der assyrischen Kunst sehr beliebt: Auf einem Ziegelrelief der Mauer der Burg zu Babylon sehen wir eine Gazelle mit Hundskopf, Fischhaut, zwei Löwenfüßen und zwei Adlerkrallen, auf einem anderen ein geflügeltes Thier mit Löwenleib, Ziegenhörnern und Sperberkopf.**)

Diese mehrfach angeführten Kunstforscher unterscheiden die chaldäische Sculptur von der assyrischen, wissen aber noch wenig von der elamitischen und sumerischen Urbevölkerung Babyloniens, auf deren Rechnung unseres Erachtens die ganze in Tello durch den französischen Viceconsul de Sarzec 1871 bis 1881 wiederentdeckte Kunst zu setzen ist.***) Tello liegt bei Said-Hassan und Chatra. Die ausgegrabenen Werke befinden sich heute im Louvre. Möglich, daß diese älteste chaldäische Culturperiode noch auf die Zeit zurückgeht, in der die Vorfahren der Griechen in Asien wohnten.

Das Berliner Museum westasiatischer Alterthümer enthält einige interessante altsumerische Arbeiten, darunter die neuerdings erworbene altsumerische weibliche Broncefigur mit prächtig modellirter Brust, mit beiden Händen einen Korb auf dem Kopfe tragend, ferner die schon 1888 erworbene broncene Glocke mit Reliefdarstellungen assyrischer Dämone

*) Ninive, B. II, S. 78.

**) Vergl. z. B. die Abbildung bei Bezold, a. o. W. S. 13.

***) Vergl. z. B. das Basrelief Sennachérib an der Spitze seiner Armee im British Museum (bei Perrot und Chipiez S. 463).

†) Auch Perrot und Chipiez schreiben hierüber: est-il une école d'animaliers, qui ait rien produit de plus juste et de mieux pris sur nature etc. (S. 564).

*) In Homers Dichtungen spielen Compositformen des Thieres und Menschen eine große Rolle. Vergl. auch die Harpyien und Sirenen. Erinnert sei bei dieser Gelegenheit auch an die Najaden, die als Rheintöchter in die deutsche Sage und in das moderne Musikdrama Eingang gefunden haben.

**) Im Grunde ist auch der mittelalterliche Drache eine solche Fabel-Compositthierform. Vergl hierzu die Abbildung eines Thonreliefs aus ca. 2300 vor Chr. darstellend den babylonischen Drachen bei Hilprecht, die Ausgrabungen im Beltempel zu Nippur (Leipzig, Hinrichs, 1903), und Delitzsch' zweiter Babel-Bibelvortrag.

***) Vergl. G. Perrot „les fouilles de M. de Sarzec en Chaldée“ in der Revue des Deux Mondes vom 1. Oct. 1882 und „Découvertes en Chaldée“ par M. E. de Sarzec.

verziert, obenauf eine Schildkröte; der Klöppel endigt in einen Schlangenkopf — wahrscheinlich stammt diese Glocke aus einem der Paläste von Niniveh und zwar aus dem 8. Jahrh. vor Chr. Auch den Abguß einer altsumerischen Büste mit charakteristischem rasirten Kopf enthält das Berliner Museum. Wir kommen damit zu der sehr wichtigen Frage, wieviel von der assyrisch-babylonischen Kunst auf Rechnung der älteren nicht-semitischen sumerischen Kunst kommt. Schon Perrot und Chipiez in ihrem mehrfach angeführten Werk sind geneigt, die assyrische Kunst als „Hellenismus“, also als mehr oder weniger degenerirte Kunst und die alt-chaldäische als die classische Kunst zu bezeichnen. Sie gehen sogar ziemlich weit darin, die ohne Zweifel hervorragenden assyrischen Kunstschöpfungen als monoton auf der einen Seite und conventionell auf der anderen zu bezeichnen. In bedingtem Maße ist dieser Vorwurf wohl auch aufrecht zu halten. Die Behandlung des Bartes, der Muskelanatomie, der Prachtgewänder ist conventionell und der Ausdruck der Gesichter etwas monoton. Auch scheint es, als ob Virtuosen technisch das ausgebeutet haben, was echte Künstler intuitiv gefunden und errungen haben. Endlich macht in der That das, was wir von altsumerischer Kunst wissen, einen reineren, gleichsam griechisch-classischen Eindruck. Doch scheint mir die Annahme, als ob die sumerische Kunst von den Assyrern degenerirend weitergebildet sei, völlig fehlzugehen. Vielmehr ist die sumerische Kunst von der assyrisch-babylonischen völlig zu trennen. Beide haben nichts miteinander gemein, als den Localcharakter, und auch diesen nur in so beschränkter Weise als möglich war. Die assyrische Kunst hat sich nicht aus der sumerischen entwickelt, sondern entweder selbstständig entwickelt, oder andere altsemitische, vielleicht altarabische Traditionen weiter entwickelt. Nur unter diesen Beschränkungen kann ich auch die Folgerungen, die H. V. Hilprecht in seiner 1903 bei Hinrichs in Leipzig über die Ausgrabungen im Beltempel zu Nippur erschienenen Schrift zieht, anerkennen. Er weist zunächst darauf hin, daß die semitischen Eroberer bereits um 4000 vor Chr. im Besitz des Landes sind — die sumerische Cultur und Kunst muß also vor dieser Zeit liegen. Ferner, daß die eigenartigen babylonischen Etagenthürme von den Sumerern erfunden sind. Weiter giebt er auf S. 66 die Abb. eines Marmorkopfes eines Sumerers (der aber die Schönheit des in Berlin befindlichen Abgusses bei Weitem nicht erreicht), sowie diejenige des berühmt gewordenen broncenen Ziegenkopfes aus Fara. Er bemerkt: „Da man Zinn offenbar nur erst wenig oder noch gar nicht kannte, wurde die nöthige Härte und Behandlungsfähigkeit des Kupfers“ — also zur Zeit ca. 4000 vor Chr. — durch einen Zusatz von Antimon erreicht. Die Augen und Ornamente am Kopfe des Thieres sind durch eingelegte Muscheln und Steine in scheinbar spielender Weise hergestellt (so auch bei dem im Berliner Museum befindlichen sumerischen broncenen Stierkopf). Wenn aber Hilprecht dann weiter (S. 71) sagt: „die altsumerische Kunst und Wissenschaft sind unter den semitischen Einwanderern allmälig degenerirt“, so möchte ich statt dessen die oben vertretene Ansicht aufrecht erhalten.

Feuilleton.

Die Witwe.

Skizze von Paul Kirsten.

Frau Charlotte ging nach dem Friedhof. Ihr schwarzes Kleid und vor Allem ihr fast bis zur Erde herabwallender, dichter Crêpeschleier predigte aller Welt: ich trauere. Ich trauere tief. Und mit der weit in die Stirn hereinragenden Schneppe wollte sie kund thun, daß sie um den trauere, der von allen Menschen auf der Erde ihr am nächsten gestanden.

Ja — hatte denn ihr Gemahl ihr wirklich so nahe gestanden?... Unangenehmer Gedanke! — Ihr Antlitz übergoß sich mit Purpur. Die Wahrheit konnte sie doch unmöglich so mir nichts Dir nichts bekennen... Die Sitte schrieb ihr jetzt Trauer vor. Und sie wollte auch trauern. — Und nicht bloß äußerlich. Sondern ehrlich, innerlich. Aber — — ein Etwas in ihrem Innern wollte absolut nicht mitthun.

Und deßhalb lag sie seit dem Tode ihres Gatten mit sich in Zwiespalt. Sie machte alle Anstrengung, dieses trotzige Etwas zu überwinden. Sie mühte sich, diesem widerstrebenden Etwas, wenn auch nur ein wenig Mitgefühl für den Verblichenen abzuringen. Vergeblich. Ja, dieses kaltherzige, harte Etwas verstieg sich zuweilen so weit, daß es ihr zuraunte: Sei froh, daß Du Deinen alten Griesgram los bist. Ihr verstandet Euch ja so nicht. Und dann begann es heimlich zu kichern und flüsterte verführerisch: Merk' auf! Nun wird's erst hübsch. — Und solch' garstige Gedanken sind doch ganz unpassend für eine rechtliche Witwe, die erst drei Tage ihren zu Tode Gepflegten eingesargt.

Gleichsam um diesem bösen Etwas zu zeigen, daß sie doch besser sei und daß sie sich durchaus nicht in ihrer Trauer stören lasse, pilgerte Frau Charlotte Schmalz jeden Nachmittag vier Uhr nach dem Friedhof. Aber nein, nicht jeden Tag. Ihre Sehnsucht gedieh nur bei gutem Wetter, besonders bei Sonnenschein. Bei Wind und Regen ging sie nicht aus dem Haus. Da fühlte sie sich so wohl daheim, so unbeschreiblich wohl, so... Pfui, schon wieder die garstigen Gedanken!...

Aber schon nach einer Woche erkannte die junge Witwe, daß ihr Kampf vergeblich war. Wozu sich unnütz abquälen! Sie ergab sich. Und siehe da. Jetzt wurde ihr noch wohler. Dieses trotzige, harte Etwas wurde mit einem Male weich und schmiegsam. Fast zu weich und schmiegsam. Es schien ihm plötzlich jeder Halt zu fehlen. Und am liebsten hätte es sich sofort angeschmiegt an... an... Und in ihrem Herzen begann sich's zu regen. Ein Sehnen erfüllte sie, ein Verlangen...

Frau Schmalz erschrak vor sich selber. Sie, eine ehrbare, tadellose Witwe — und solche Gefühle... Nein, dem mußte sie steuern. Sie wollte das Andenken an ihren Philipp hoch und heilig halten.

Freilich... So ganz als Frau hatte sie sich doch nicht an seiner Seite gefühlt. Er war ein tüchtiger Kaufmann, ein umsichtiger Geschäftsmann. Alle Achtung. Aber ein gar zu trockner Zahlenmensch. Ein richtiger Krämergeist. Was keinen materiellen Gewinn brachte, was sich nicht in Geld und Geldeswerth umsetzen ließ, hatte für ihn keinen Werth. Existirte überhaupt nicht für ihn. Und sie — sie liebte über alles die Musik. Und damit durfte sie ihrem Gatten um Himmels Willen nicht kommen. „So 'ne Neigung ist Unsinn, Phantasterei. Verdreht den Leuten nur die Köpfe. Weiter nichts. Zu was braucht ein Mensch Gedudel? Kann er es essen? Kann er es trinken? Nichts. Zu was also solchen Kram! Silberklang, oder noch lieber Goldklang — das ist wahre Musik.“ — Und da sie wieder für seine Sachen keinen Sinn hatte, so blieb ihre Unterhaltung auf die plattesten Alltagsdinge beschränkt.

Mit der Zeit hatte sich Philipps ein wahrer Uebereifer bemächtigt. Je mehr sein Geschäft sich ausbreitete und je größeren Gewinnst er einheimste, um so emsiger arbeitete er. Seine anfängliche Sparsamkeit artete in Geiz aus. Und so hatten Beide ein freudloses Nebeneinander gelebt, das Sonntag wie Woche ohne jede Abwechslung weiter schnurrte.

Die letzten Jahre waren geradezu trostlos gewesen. Sie besaßen ein schweres Vermögen. Und dabei quälte ihren Gatten unausgesetzt die fixe Idee, es reiche nicht. Jeder neue Hut, jedes neue Kleid — überhaupt jede Neuanschaffung ließ er sich nur mit Hader und Streit abringen. Seine Hypochondrie, seine Griesgrämigkeit hatte so zugenommen, daß sie manchmal ernstlich um seinen Verstand bangte. Neurastheniker durch und durch, laborirte er fast ständig an dem Magen. Und trotz solcher Verfassung — keinen Arzt, keinen Tag Erholung! Dies kostete ja Geld. Und Geld hatte er keines.

Da, ein größerer Verlust im Geschäft. Und — die Feder in der Hand, auf dem Papier eine Menge Zahlen. So fand man ihn in seinem Privatcontor vor dem Schreibtisch. Ein Gehirnschlag hatte all' seinen Sorgen ein Ende bereitet.

Nun war sie plötzlich Witwe geworden. Einzige Erbin der ganzen schönen Hinterlassenschaft. Sie war arm gewesen. Ihr Mann auch. Er hatte einmal geäußert: „Eine reiche, wie ich sie mir wünschte, kriegte ich nicht. So hab' ich mir wenigstens eine schöne genommen.“ 's war ihr zu Ohren gekommen. Auch verschiedene andere hatten ihr mit Schönheit geschmeichelt.

War sie denn wirklich schön? — Manchmal, wenn sie gut gelaunt war, schien ihr der Spiegel so was zuzunicken. Und jetzt regten sich in ihr solch' sonderbare Empfindungen...

Nein, als achtbare Frau wollte sie, durfte sie nicht frohlocken, daß ihr Mann gestorben. Auch im verschwiegensten Winkel des Herzens nicht. Und dann dieses Sehnen... Abscheulich! — Vor Ablauf der gesetzmäßigen Trauerfrist hat sich eine Frau überhaupt noch nichts zu sehnen. Und sie ging weiter nach dem Friedhof. Und glaubte damit dem Rechte ihres Verstorbenen und ihrer Pflicht als Witwe vollauf zu genügen.

Frau Charlotte Schmalz täuschte sich aber mit all' dem selber. Es war lediglich die Macht der Gewohnheit, die sie an das Grab pilgern

ließ. — Ihr Liebebedürfniß wuchs in der Stille von Tag zu Tag mehr. Es gedieh um so üppiger, als sie Niemand besaß, der ihr nahe stand. Wenn man seine Gefühle auf Niemand übertragen kann …

Und in dieser Stimmung tauchte plötzlich Philipp vor ihr auf. — Wie mußte sie ihm dankbar sein, daß er so gewirthschaftet, daß er so gespart. Und sie bildete sich ein, sie habe ihn garstig behandelt. Sie habe sein Leiden nicht genügend berücksichtigt. Sie wäre, wenn er so heftig sich geberdete, oft zu rücksichtslos und zu streng gewesen. — „Ach, wenn ich ihn jetzt hätte, wie gut und lieb wollte ich sein!“ Und sie glaubte wirklich, daß sie jetzt ihren verstorbenen Gemahl liebe.

Dabei lugte aber ihr Auge verstohlen nach jedem Mann … Lebend ist doch lebend. — Mit einem Todten war zu wenig anzufangen.

* * *

Etwa fünf Minuten vor dem Friedhof — als letzter Ausläufer der Stadt — lag eine Villa. Diese bewohnte ein Steuerinspector, der beste Freund ihres Seligen. Frau Charlotte Schmalz hatte ihn bei der Beerdigung wieder gesehen. Beide Herren kannten sich von früher Kindheit an. Waren aber durch sie aus einander gekommen. Nicht etwa in Bösem. Aber wie das so zu gehen pflegt.

Berthold Glasig war Junggeselle geblieben. In der ersten Zeit ihrer Ehe hatte er noch einige Besuche gemacht. Dann war er sich überflüssig erschienen. Er zog sich zurück. Schmalz und seine Gemahlin erwiderten ein, zwei Mal seine Besuche. Nachher war der Verkehr sanft eingeschlafen. Und als Glasig vernahm, daß die Ehe nicht sonderlich glücklich war, vermied er es, mit seinem ehemaligen Freunde zusammen zu treffen.

Jetzt hatte Charlotte Schmalz ihr Späherauge auch nach der Villa gerichtet. Natürlich verstohlen. Wie's einer sittsamen Wittib geziemt, die gesenkten Hauptes einherschreitet, und deren trauerndes Herz voll ist von Liebe zu ihrem verlornen Juwel.

Und das Glück hatte ihr gelächelt. Von weitem schon entdeckte sie die Uniform auf dem Balkon.

Gegenseitige flüchtige Begrüßung mit obligatem, freundlichem Anlächeln. Ein paar nichtssagende Worte. Dabei ein wenig verbindlich thun. Wie's just so Brauch bei Leuten, deren Freundschaft weder warm noch kalt.

Diese Begegnung schien der Liebesgluth für ihren Verblichenen neue Nahrung zuzuführen. Frau Charlotte Schmalz trieb es von jetzt ab täglich zweimal nach dem Gottesacker — Vormittags, wo der Herr Steuerinspector noch nicht im Bureau war, und Nachmittags, wo er schon wieder zurück war. Und merkwürdig. Sie sahen sich auch fast jedesmal.

Berthold Glasig nickte immer freundlicher, immer verbindlicher. Die trauernde Witwe nicht minder. Und da Frau Charlotte Schmalz einmal im Trauern war, so dehnte sie ihr Empfinden auch auf Herrn Berthold Glasig mit aus. „So'n Junggeselle, wenn er älter wird — der ist zu bedauern. Was muß sich der arme Inspector von seiner geizigen Wirthschafterin nicht Alles bieten lassen!“

Und ehe sie sich's versah, fand Frau Charlotte Schmalz Bertha Ringel geradezu unausstehlich. Zu unangenehm, daß sie sich mit Glasig nicht 'mal ordentlich aussprechen konnte. So im Garten, oder auf der Veranda, — das war zu wenig. Sie mußte Sorge tragen, daß ihr der „Zufall“ bald günstig war.

Die Wirthschafterin hatte schon von Anfang an den Verkehr der Beiden mit mißtrauischen Blicken beobachtet. Jetzt wurde es ihr zu bunt.

„Herr Steuerinspector,“ begann sie ihr Gift auszuspritzen, „sieben Jahre führe ich Ihnen schon die Wirthschaft. Stimmt das?“

„Gewiß, Bertha. — Was wollen Sie damit?“

Bertha Ringel wurde eifriger. — „Sind Sie nicht stets mit mir zufrieden gewesen?“

„Aber ja. Ich verstehe Sie nicht.“

„Würden Sie Jemand achten können, der mich schlecht machte?“

„Hat Sie denn Jemand schlecht gemacht?“

„Allerdings. Ganz schlecht …“ Und die ehrengekränkte Wirthschafterin begann zu heulen.

„Beruhigen Sie sich nur, Bertha … Deßwegen sinken Sie nicht in meiner Achtung. Wer ist denn diese freche Person?“

„Das kann ich nicht sagen. Ach Gott nee! … Das darf ich ja gar nicht sagen.“

„Warum nicht?“

„Weil … weil …“ Von Neuem weinend: „Nee, 's geht nicht.“

Es kostete dem Herrn Steuerinspector Glasig manches Wort, bis er das Geheimniß entlockt. — Hm, Hm! Daß es auch gerade Frau Schmalz sein mußte.

„Und ich sage Sie, Herr Steuerinspector, wenn die Frau Schmalz nur einmal noch unsere Schwelle betritt — ich geh' sofort meiner Wege. Die Frau thut so harmlos. Aber die hat's knüppeldick hinter'n Ohren. Das ist der reine Satan. Sie sollten bloß wissen, was der ihr armer Mann Alles hat erdulden müssen. Sie hat nicht eher geruht, als bis sie'n ins Grab 'nein geärgert hat.“

„Aber, Bertha … Ist das auch wahr?“

„Herr Steuerinspector“ … Und nun legte Bertha Ringel ihrer Phantasie nicht den geringsten Zügel mehr an.

Berthold Glasig ward immer nachdenklicher.

„I, i … Da hört man ja hübsche Dinge … Verhält sich das wirklich Alles so, wie Sie sagen?“

„Sie können mir gleich die Zunge wegbeißen, wenn ich nur 'ne Silbe gelogen hätte.“

„Jesses! Jesses! … Hm! …“ Hatte er doch die hübsche Witwe schon ein wenig lieb gewonnen. Aber so'n Charakter … Er mußte sich nochmals versichern. Anscheinend gleichgiltig warf er die Frage hin: „Woher wissen Sie das Alles von der Frau Schmalz?“

„Die letzte Köchin von ihr war meine Freundin. Sie wissen schon, die den Kutscher geheirathet hat. Mit dem sie nach Amerika ist. Und die Frau, die bei uns mit reine machte, die vor vierzehn Tagen gestorben ist, die haben mir Alles erzählt. Und noch viel, viel Schlimmeres.“

Berthold Glasig war eine kerngesunde Natur. Er hing am Leben, wie selten einer. Und jetzt sagte seine Wirthschafterin: „Noch viel, viel Schlimmeres“ … Und der Herr Steuerinspector erfuhr auch das „noch viel, viel Schlimmere“.

Gott sei Tausend Dank, daß Bertha ihm das Alles jetzt berichtet. Gerade noch zur rechten Zeit. Nein, in einer Ehe sich zu Tode ärgern, — nein, das wollte der Herr Steuerinspector Berthold Glasig nicht. Mochte die Frau auch noch so hübsch sein. Da blieb er zehn Mal, nein, hunderttausend Mal lieber ledig. Bertha war ja auch kein Engel. Er hätte sie schon manchmal fortjagen mögen. Aber die kannte er nun einmal. Und sie kochte so ausgezeichnet.

Und von Stund' an ward der Herr Steuerinspector Berthold Glasig weniger sichtbar. Bis er zuletzt die Frau verwitwete Charlotte Schmalz gänzlich aus den Augen verlor. Diese aber vermißte seine Gesellschaft nicht im Mindesten. Sie kam überhaupt nicht mehr zum Friedhof. Aus Liebe zu ihrem Seligen hatte sie einen „Künstler“ bei sich aufgenommen. Einen armen Clavierlehrer, dem nichts weiter fehlte als die Schüler. Es war ein weitläufiger Verwandter ihres Gatten. Und der fühlte sich verletzt durch das „ewige Kirchhoflaufen“.

Aus der Hauptstadt.

Prinzen in Hauptquartieren.

Sehr viel haben aufrichtig und klar blickende Politiker an dem Kurse auszusetzen, der im Deutschen Reich nach Entlassung seines Begründers gesteuert wird. Aber das müssen sie ihm zugestehen: die Langeweile läßt er nicht aufkommen. Selbst in der heißesten Sommerszeit, in welcher vordem die Politik im Allgemeinen zu ruhen pflegte, sorgte er für Ueberraschungen, durch welche die unter dem Einflusse der Hitze dem Einschlummern bedenklich nahe Nation wach erhalten wurde. Die erfreulichste Leistung dieser Art war die Commandirung zweier preußischer Prinzen nach dem Kriegsschauplatze in Ostasien, die von den Zeitungen in der zweiten Woche des August gemeldet werden konnte. Prinz Anton von Hohenzollern schiffte sich alsbald in einem italienischen Hafen ein, um auf dem Seewege das Hauptquartier des japanischen Obercommandos zu erreichen. Prinz Friedrich Leopold von Preußen hatte bereits seine Vorbereitungen zur Abreise zum größeren Theile beendet, als es plötzlich hieß, es wäre von seiner Commandirung zunächst Abstand genommen worden. Wer aber zwischen den Zeilen der offiziösen Blätter zu lesen versteht, der konnte keinen Augenblick daran zweifeln, daß der erlauchte Herr überhaupt nicht die weite, unbequeme Fahrt machen würde. Natürlich blieb man, wie es ja üblich ist, die Gründe des Sinneswechsels schuldig, und so hatte die Phantasie der Zeitungsschreiber weiten Spielraum. Bald sollte die Unsicherheit der nach dem Kriegsschauplatze führenden Bahn das Hinderniß sein, bald die Abneigung des russischen Oberbefehlshabers gegen erlauchte Herren in seinem Hauptquartiere, bald die Unlust des Prinzen Friedrich Leopold, auf längere Zeit sein anmuthiges, behagliches Schloß in Glienecke bei Potsdam zu verlassen. Den ernsten Politiker können aber die Gründe des plötzlichen Aufschubes völlig kalt lassen. Er freut sich dessen, daß aller Wahrscheinlichkeit nach aus der Reise nichts wird, und kann es nur bedauern, daß es dem anderen Prinzen möglich wurde, der Commandirung zu entsprechen. Wozu in aller Welt mußten denn noch nachträglich erlauchte, hohe Militärs nach dem Kriegsschauplatze gehen, nachdem der Feldzug bereits vor vielen Monaten begonnen hatte! Ringen die Russen nicht schon seit dem 8. Februar d. J. mit ihren gelben Gegnern? Der Nichteingeweihte mag die Sache drehen, wie er will, — einen stichhaltigen Zweck der Mission wird er nicht ausfindig machen.

Verschiedentlich ist die Vermuthung ausgesprochen worden, daß die Anregung zu dem äußerst befremdlichen Commando von den Regierungen oder den Herrschern der beiden sich bekämpfenden Reiche ausgegangen sei. Wenn sie aber wirklich derartige Wünsche gehegt haben sollten, — hätten sie nicht zweifellos erst die Ansicht ihrer Höchstcommandirenden eingeholt? Zehn gegen Eins ist jedoch zu wetten, daß sowohl der russische wie der japanische dringend abgerathen hätten; und wenn von

der Tagespresse dem General Kuropatkin, wie wir oben erwähnten, Aeußerungen in diesem Sinne zugeschoben wurden, so kam hierin nur das richtige Verständniß für die Beurtheilung der Anwesenheit eines fremden Prinzen als Zuschauer in einem Hauptquartiere durch einen Oberbefehlshaber zum Ausdruck. Wie froh waren Blücher und Gneisenau darüber, daß sie im Stabe ihrer schlesischen Armee nur unter sich waren, daß dessen Angehörige sämmtlich Sterbliche von geringerer Herkunft waren. Und hat nicht der Feldmarschall Benedek bei der Uebernahme des Obercommandos über die östereichische Nordarmee im Jahre 1866 darauf gedrungen, daß kein Erzherzog in sein Hauptquartier commandirt wurde? Wie sollten da vollends Prinzen aus fremdem, regierenden Hause dem General Kuropatkin und dem japanischen Marschall Oyama willkommen sein? Sehr triftige Gründe sprechen für das Gegentheil.

Ohne daß er es will, ist ein fürstlicher Herr sehr anspruchsvoll; und wo er auch immer erscheint, überall macht er unbewußt Ansprüche geltend. Jeder Andere kann einmal unbeachtet bleiben, ohne daß es ernste Folgen zu haben braucht. Wird von einem Prinzen aus fremdem, regierenden Hause keine Notiz genommen, so kann dahinter sehr leicht eine politische Ungezogenheit gewittert werden. Wer will aber einer solchen gern geziehen werden? Daher kann, nein muß ein solcher Prinz die amtlichen Mitglieder des Hauptquartieres von ihren Geschäften mehr abziehen, als es deren hohe Bedeutung eigentlich gestattet. Ferner bedarf wie alle übrigen Sterblichen auch der besonders Hochgeborene zum Leben eines Obdaches; und zwar — hierunter unterscheidet er sich wieder von der Allgemeinheit — nicht nur für sich selber, sondern auch für Gefolge, Dienerschaft und Pferde. Wie es aber um die Unterkunft jetzt in der Mandschurei bestellt ist, davon wissen die sämmtlichen Berichterstatter, officielle wie nichtofficielle, ein Lied zu singen. So lange Kuropatkin auf dem Kriegsschauplatze weilt, soll er aus dem Eisenbahnzug als seiner Wohnstätte kaum herausgekommen sein. Dasselbe wird auch vom Statthalter Alexejew erzählt. Im Eisenbahnwagen hat auch General Stackelberg um die Zeit der schweren Kämpfe genächtigt, die er während seines thörichten Vorstoßes auf Port Arthur bei Wafangu zu bestehen hatte. Und woher sollte es bei den Japanern leichter sein, sich unterzubringen? Ein zuschauender fürstlicher Herr kann in der Mandschurei den Kombattanten die ohnehin schon unzulängliche Unterkunft nur noch schmälern, was nicht dazu dienen dürfte, sie besonders zufrieden zu stimmen. Eben so viel aber wie die Unterkunft läßt im Felde auch die Verpflegung zu wünschen übrig. In einer weit verbreiteten illustrirten Wochenschrift war allerdings vor Kurzem ein Mittagsmahl im russischen Hauptquartiere dargestellt. Recht üppig schien es an der Tafel herzugehen. Vielleicht kommt es daher bei den Russen nicht darauf an, wie viele Personen in der Umgebung des Oberbefehlshabers satt zu machen sind. Die Japaner werden aber für europäische Küche sorgen müssen, da sie einem europäischen Herrn nicht zumuthen können, sich täglich den Magen mit Reis zu füllen, der noch dazu nach japanischem Rezept zubereitet ist. Und diese Pflicht des Anstandes liegt ihnen in einem Lande ob, in welchem Spuren europäischer Kultur erst sehr spärlich anzutreffen sind. Indessen mit all' diesen Schwierigkeiten würde man sich in den Hauptquartieren schließlich noch abfinden; nicht aber mit den Unzuträglichkeiten, die sich aus der Correspondenz der hohen Gäste ergeben können. Es ist doch nicht angängig, diese in der gleichen Weise der Zensur zu unterwerfen, wie den schriftlichen Verkehr der übrigen zugelassenen Zuschauer mit ihrer Heimath. Auf der anderen Seite aber hat die Erfahrung der letzten Kriege gezeigt, wie gefährlich eine Correspondenz von Fürstlichkeiten zuweilen werden kann, die einem Hauptquartier angehören. Hatte nicht der Kronprinz und spätere Kaiser Friedrich geglaubt, in aller Harmlosigkeit über die Pläne, die von der deutschen Heeresleitung erwogen wurden, nach Hause schreiben zu können? Und waren sie nicht, wie wir aus einer Rede Bismarck's im Reichstag erfahren haben, zur Kenntniß des englischen Gesandten Morrier in Darmstadt gelangt, der seine Wissenschaft sofort an die Franzosen weiter gab? Sollte man nicht meinen, vestigia terrent? Alle Ursache haben daher Höchstcommandirende von Armeen, die Anwesenheit von Zuschauern abzulehnen, deren Correspondenz sie nicht controlliren können. Auch dann müssen sie es thun, wenn die Aufrichtigkeit der Gesinnungen jener außer jedem Zweifel steht. Wer bürgt ihnen dafür, daß nicht aus deren scheinbar ganz unwesentlichen brieflichen Mittheilungen von unberufenen Sachkundigen zutreffende Schlüsse gezogen werden, durch welche die Operationen des Gastgebers vielleicht sehr nachtheilig beeinflußt werden können? Mit Hülfe des geschäftigen, weder Zeit noch Entfernung kennenden Telegraphen läßt sich in wenigen Stunden das aus der Correspondenz des ahnungslosen, fürstlichen Briefstellers Entnommene in das Hauptquartier der gegnerischen Partei befördern. Meines Erachtens wären die beiden Oberbefehlshaber in der Mandschurei die letzten, die der Angliederung eines preußischen Prinzen in ihrem Stabe zustimmen konnten. Nie und nimmer wird sie aber von ihnen angeregt worden sein. Wenn aber von ihnen nicht, vielleicht dann von den officiellen Vertretern, die das Deutsche Reich gleich bei Ausbruch des Kampfes nach dem Kriegsschauplatze entsandt hat?

In dem gegenwärtigen Kriege bietet sich allerdings zum ersten Male die Gelegenheit, die durch die Einführung äußerst vollkommener Schußwaffen bedingte neue Tactik wirklich zu prüfen. Alle übrigen kriegerischen Begebenheiten der letzten Jahre waren zu unbedeutend, um ernstere Beobachtungen anzustellen. Und nur zu laut ist darüber geklagt worden, daß sowohl auf russischer wie japanischer Seite die zugelassenen Officiere und Berichterstatter sehr kurz gehalten werden. Freilich ist diese Klage ohne jede Berechtigung. Wer läßt sich denn gern in die Karten gucken? Wer giebt gern zu, daß auch bei ihm mit Wasser gekocht wird? Immerhin muß es auch unseren nach der Mandschurei entsandten Officieren schmerzlich sein, kaum Anderes als nackte Thatsachen nach Berlin melden zu können. Aber findet denn ein erlauchter Herr bessere Gelegenheit zu ergiebigen Beobachtungen als ein Officier von nicht so vornehmer Abkunft? Der nicht erlauchte Officier kann sich vielleicht hier und dort, um genauer sehen zu können, von der lästigen, ihn beaufsichtigenden Begleitung frei machen. Ein Prinz aus regierendem Hause darf sich hierauf niemals einlassen. Ein deutscher Militärbevollmächtigter in Wien gab mir auf die Frage, wie er denn zu dem für seine Berichte erforderlichen Material gelange, zur Antwort: „Ach, damit sieht es recht traurig aus. Im Grunde ist meine Stellung so exponirt und daher so schwierig, daß ich eigentlich nach Berlin nur darüber schreiben kann, was mir von der österreichischen Regierung auf dem Präsentirteller entgegengebracht wird." Noch exponirter aber als ein Bevollmächtigter ist in der Fremde ein hoher Herr aus regierendem Hause. Schon der politische Tact gebietet ihm auch seinerseits, dafür zu sorgen, daß er nicht mehr zu sehen bekommt, als er sehen soll. Denn gänzlich unhaltbar wäre seine Lage, käme er in den Verdacht der Schnüffelei. Das Maß des militärischen Könnens der beiden Prinzen entzieht sich meiner Kenntniß. Aber angenommen auch, sie wären wirklich hervorragende Soldaten und besäßen ferner eine gute Beobachtung und ein sicher treffendes Urtheil — um nichts wird deshalb der Bericht des Prinzen Anton von Hohenzollern werthvoller, würde der Bericht des Prinzen Friedrich Leopold von Preußen gewesen sein als diejenigen Berichte, welche die seit dem Beginn des Feldzuges in den beiderseitigen Hauptquartieren anwesenden deutschen Officiere bisher an ihre Regierung geschickt haben. Also auch diese Officiere können den Anstoß zu der plötzlichen Commandirung der beiden hohen Herren nicht gegeben haben.

Nun kann es heißen, vor dem August oder Anfang September habe General Kuropatkin ja überhaupt nicht siegen wollen, und es wäre daher nur ein Act großer politischer Höflichkeit von deutscher Seite gewesen, wenn unsere, dem Zaren eng befreundete Regierung im russischen Hauptquartier gern einen Herrn von souveränem Blut gesehen hätte, der gleich an Ort und Stelle zu den glänzenden Erfolgen gratuliren konnte. Wer vermochte denn vorauszusehen, daß der russische Oberbefehlshaber die versprochenen Siege noch schuldig bleiben würde, nachdem er bis August nichts Anderes gethan hatte, als sich, wie er sich selber auszudrücken beliebte, mit Erfolg zurückzuziehen. Bedeuten aber russische Siege nicht japanische Niederlagen? Und ist nicht sogar der sonst in Demuth und Ehrfurcht vor der russischen Regierung ersterbende deutsche Reichskanzler, wenigstens nach Außen hin, bisher bestrebt gewesen, die Neutralität sehr streng zu wahren? Ist nicht allein um dieser Neutralität willen auch in das Hauptquartier der Japaner ein preußischer Prinz entsandt worden?

Ist es wahr, daß Prinz Friedrich Leopold von Preußen seinem Commando nach dem Kriegsschauplatz in Ostasien keinen Geschmack hat abgewinnen können, so läßt sich dies bei dem großen, allen preußischen Prinzen eigenen Pflichtgefühl nicht anders erklären, als daß ihm der Zweck seiner Mission nicht einleuchten wollte. Wenn aber über diesen schon die zunächst Betheiligten im Dunkeln tappen, wie soll der ferner stehende Politiker den Schleier lüften können? So kann es kommen, daß die Welt es niemals erfahren wird, weßhalb denn eigentlich außer den bereits an Ort und Stelle befindlichen deutschen Officieren zum Ueberfluß noch zwei preußische Prinzen das Deutsche Reich dort bei den Kämpfen in der Mandschurei vertreten sollten. Ganz wohl fühlt sich zwar Graf Bülow nur, wenn er im Reichstag unter dem unaufhörlichen Beifall der Mehrheit in stundenlanger Rede seine Landsleute in die Absichten und Ansichten der Verbündeten Regierungen einweihen kann. Aber er ist auch im Stande, sie ihnen vorzuenthalten; namentlich dann, wenn sie ihm selber nicht ganz klar sind. Und wer will ihn zwingen, zu verrathen, was die beiden Prinzen eigentlich in der Mandschurei sollten, was der Prinz Anton von Hohenzollern dort thatsächlich soll? Dann braucht der vielgewandte Kanzler sich nur in die bekannte Wolke von Worten zu hüllen, die auch das schärfste Auge nicht zu durchdringen vermag. Leute, die es schon längst aufgegeben haben, den Beweggründen und Zielen der nach Bismarck Regierenden nachzudenken, können allerdings meinen, es lohne sich wirklich nicht der Mühe, zu erforschen, was man sich bei der Commandirung der beiden Prinzen nach Ostasien gedacht hat. Sie würden Recht haben, wenn die Kosten der Mission aus privaten Mitteln bestritten würden. Aber es muß mit besonderem Nachdruck betont werden, daß die hohen Herren sich nicht zu der Excursion gedrängt haben, sondern von Dienstes wegen nach Ostasien gehen sollten. Also hat der Steuerzahler die Kosten zu tragen; und da ist doch das Verlangen wahrhaftig nicht zu unbescheiden, daß er auch erführe, zu welchem Zweck sein Geld ausgegeben wird, zumal er sich dies, wie wir gesehen haben, nicht selber sagen kann, und zumal die Kosten doch recht beträchtlich sein werden, auch wenn der Prinz Friedrich Leopold sein behagliches Schloß in Glienecke bei Potsdam nicht verlassen wird. 50000 Mark sollen nach den Zeitungen seine bisherigen Vorbereitungen auf die Reise verschlungen haben. Welche nette Rechnung dürfte erst dem Staatssecretär des Reichsschatzamtes präsentirt werden, wenn der Aufenthalt des Prinzen Anton von Hohenzollern im japanischen Hauptquartier sein Ende erreicht haben wird? Ajax.

Glossen zum russisch-japanischen Kriege.

IX.

Wer ist nun eigentlich der Sieger von Liaujang? Sieht man sich die russischen Meldungen daraufhin an, so kann es keinem Zweifel unterliegen, daß Kuropatkin die Palme des Sieges gebührt und daß er neuen, unvergänglichen Ruhm auf seinem Haupte gesammelt hat, indem er dem thörichten Marschall Oyama und insbesondere dem dreisten Kuroki ein Schnippchen schlug. Sie sind die eigentlich Geprellten, denn das stete und unabänderliche „Sichrückwärtsconcentriren“ — es hat Anno 1870 einen etwas fatalen Beigeschmack erhalten — lag ja eben im Plane des russischen Heerführers.

„Und wenn Du meinst, Du hast'n,
Schwupp! springt er aus dem Kasten!“

Das haben die unverschämten Japs nun Dank der „glänzenden Tactik und Strategie“ Kuropatkin's am eigenen Leibe erfahren. Und um den Gegner zu verblüffen, waren die zwanzig oder gar dreißig Tausend geopferten Männerchen doch nur eine Bagatelle. Das fleißig Kinder zeugende heilige Rußland merkt das kaum; an die Stelle des aufgezehrten Kanonenfutters tritt neues. Aber die Japs, die werden bald am Ende sein ... Aufreibungsstrategie ...

Ja, Kuropatkin hat die vorwitzigen Japaner, die ihm — lächerlich! einem Kuropatkin! — ein Sedan zu bereiten strebten, gründlich hineingelegt, mit vieler List hineingelegt. So weit ging er in seiner berechnenden Verschlagenheit, daß er ein paar Wochen vor den Tagen von Liaujang dem Zaren ein Telegramm folgenden Inhalts sandte: „Wir erwarten binnen Kurzem die Entscheidungsschlacht wider die gegen uns vordringenden japanischen Heere. Mit Freude stellen wir uns Brust an Brust gegen den Feind und werden bestrebt sein, durch die That unsere unzerstörbare Ergebenheit für Zar und Heimath zu beweisen!“

Fein berechnet! — Denn Väterchen Zar, das wußte Kuropatkin ganz genau, würde nicht schweigen können; der Telegraph würde die Kunde nach Europa tippen und dann würde sie flugs nach Tokio gekabelt. Richtig — und dann glaubten Schwachköpfe wie Oyama, Kuroki, Oku und Nodzu, Kuropatkin wolle bei Liaujang Stand halten. Prost Mahlzeit! Obendrein besteht ja die höchste Vollendung eines Feldherrn darin, daß er seine Leute geflissentlich in eine schwere Patsche bringt, um sie dann mit genialer Kunst wieder herauszuretten. Das aber that Kuropatkin, und am 5. September konnte er voll hoher Befriedigung melden: Die Armee ging „erfolgreich“ nach Norden. Schon allein dieses geschickten Rückzugs wegen, schrieb selbst ein deutsches Blatt, wird sein Name als einer der größten Führer in der Geschichte fortleben. Seit der großen Retirade sah man solchen Rückzug nie!

Warum er, der eng versammelt bei Liaujang stand, während die an Streitkräften kaum überlegenen Japaner in weitem Bogen auseinander gezogen waren, sich nicht mit vernichtender Wucht auf einen Flügel des Gegners warf, um dadurch dessen ganzes Manöver zu durchkreuzen? Ein Friedrich oder Napoleon hätte es gethan; vielleicht auch ein Moltke.

Es scheint in der That, als ob Kuropatkin dieser einfache Gedanke gekommen sei, wenn auch die Gegenoffensive auf seinem linken Flügel bald erlahmte. Die Moskow. Wjedomosti ließ sich vom Kriegsschauplatz schreiben: „Kuropatkin griff Kuroki erfolgreich an, mußte sich aber schließlich vor den vorzüglichen Kräften des Feindes zurückziehen. In der Nacht zum 3. wurde die Garnison Liaujangs vom Siege Kuropatkin's über Kuroki in Kenntniß gesetzt. Am Morgen begrüßten die Truppen die Nachricht mit begeisterten Hurrah-Rufen und dem Absingen der Nationalhymne. Eine halbe Stunde darauf traf der Befehl Kuropatkin's ein, Liaujang sofort zu räumen ...“ Wie mag es bei solcher Verlogenheit der Berichterstattung in dem Hirn eines russischen Soldaten oder Bauern aussehen? Wohl ihm, daß er wenigstens zu 75 % Analphabet ist!

Doch weiter im Lügensystem, mit dem das russische Volk — und vielleicht noch der eine oder andere, urtheilslose und blinde Russophile — getäuscht werden mögen. — Das russische Militärblatt „Der Invalide“, seiner eigenartigen Stellung nach am ehesten unserem „Militär-Wochenblatt“ vergleichbar, nennt die Schlacht bei Liaujang einen „strategischen Mißerfolg der Japaner“, der sich der Reihe ihrer anderen bisherigen Fehlschläge würdig anschließe. Kuropatkin habe ja gar keine „Generalschlacht“ gewollt. Von Anfang an sei Mukden (?) dafür aufgespart; der Kampf bei Liaujang habe nur die Kräfte des Feindes schmälern sollen. So habe denn Kuropatkin seine tactische und strategische Aufgabe glänzend gelöst“ (vergl. oben).

Noch ein Pröbchen. Am 3. September wurde gemeldet: „In Petersburger Militärkreisen zeigt man sich von der Wahl einer neuen Vertheidigungslinie: Liaujang-Laotatal-Jantai im Allgemeinen befriedigt, hegt aber die Besorgniß, daß der Ausmarsch der russischen Armee unter dem beständigen Drucke der Japaner nicht mit jener Präcision erfolgen konnte, wie sie für eine sofortige Offensive erwünscht gewesen wäre.“ Welche unglaubliche Fälschung der Lage! Sofortige Offensive — wo es galt, mit der größten Mühe den Rückzug zu decken! Diese Verlogenheit spricht sich in demselben Blatte auch darin aus, daß gesagt wird: Kuropatkin lege mehr Werth auf die Deckung der Bahn, als auf die Behauptung Liaujangs!

Völlige Klarheit bringt Hauptmann Demidoff, der Adjutant des heimgesandten Großfürsten Boris, in die Sache, indem er orakelte: „Man würde sich in einer großen Täuschung befinden, wollte man annehmen, es handle sich hier um einen Entscheidungskampf und Kuropatkin sei entschlossen, um jeden Preis an dieser Stelle den Ansturm der Japaner zurückzuschlagen. Glauben Sie mir, Kuropatkin wird weichen, aber er wird Liaujang nur um den Preis der blutigsten Opfer auch Seitens des Feindes aufgeben.“ Armes russisches Heer!

Mit Vorliebe wird hervorgehoben und für theures Geld durch halb Asien und ganz Europa gedrahtet, daß auf dem Bahnhofe Liaujangs eine barmherzige Schwester von einer japanischen Granate getroffen sei. Fällt dieserhalb die geringste Schuld auf die japanische Heeresleitung? Ganz gewiß nicht, und das weiß man auf russischer Seite auch. Aber man hofft, selbst mit solchen Mittelchen den Japanern vor Europa etwas anhängen zu können. Ein deutscher Berichterstatter, der gleichfalls diese für den Fortgang des Krieges ungemein wichtige Begebenheit meldet, schließt (zu seiner Ehre nehme ich an, unter dem Drucke der russischen Censur) mit den Worten: „Die sieben Schlachttage von Liaujang sind also ohne entscheidenden Sieg einer Partei zu Ende gegangen.“ Nun, nicht jeder entscheidende Sieg braucht ein Sedan zu sein. Bislang sah man als einen entscheidenden Sieg an, wenn eine Partei den Grund und Boden gewann, den die andere ihr ernstlich zu bestreiten suchte. Der Grad der Niederlage kann natürlich sehr verschieden sein. Bald wird die mit Vorbedacht, um die Leistungen der Japaner herunterzusetzen, getriebene Geschichtsfälschung noch so weit gehen, daß behauptet wird, die Japaner hätten überhaupt nicht gesiegt. Das scheint auch der, irgend welcher Voreingenommenheit zu Gunsten der Japaner wahrlich nicht verdächtige — Generallieutnant v. Boguslawski zu fühlen, denn er schreibt: „Mag Kuropatkin den Gedanken des Rückzuges längst gefaßt und vorbereitet haben, so nahm er doch die Schlacht an, verlor sie unstreitig, konnte nur mit Mühe den Rückzug sich offen halten und gab große Landstrecken auf.“

Es sind das, da auch bei Mukden des Bleibens für die Russen nicht sein wird, gerade diejenigen Gebiete, aus denen sie — unter erheblicher Entlastung der sibirischen Bahn — Vieh und Körnerfrüchte für die Verpflegung ihres mandschurischen Heeres ziehen konnten.

* * *

Der Schienenstrang, der Westsibirien, Transbaikalien und die Mandschurei durchquerend, bis zum Stillen Ocean führt, bewährt sich während der nun schon mehr als siebenmonatlichen Kriegsdauer überraschend gut. Und neuerdings ist in ihn das verbindende Glied eingefügt, dessen Fehlen nicht nur eine ganz bedeutende Schwächung der rückwärtigen Verbindung des russischen Heeres in der Mandschurei, sondern eine directe Gefahr darstellte. Wie Fürst Chilkow, der russische Verkehrsminister, vom Baikal-See her telegraphirt hat, ist die Baikal-Umgehungsbahn, die nun eine ununterbrochene Schienenverbindung zwischen dem Westen und dem Osten schafft, schon jetzt, d. i. sieben Monate früher, als ursprünglich gerechnet, fertig geworden. Es brauchen also nicht mehr Truppen und Heeresmaterial über den See verschifft oder — zur Winterszeit — über das Eis geleitet zu werden. Zu den 8726 km von Moskau bis Port Arthur kommen nun noch etwa 330 km der Baikal-Umgehungsbahn.

Eine gewaltige Strecke, mehr als zwei Mal so groß, wie von Petersburg nach Lissabon! Da das russisch-mandschurische Heer, von Landesprodukten abgesehen, in seinem Bedarf ganz auf diese einzige, überaus empfindliche Linie angewiesen war, haben manche Beurtheiler der Lage (darunter auch Schreiber dieser Zeilen) einen schlimmen Ausgang schon dieserhalb als wahrscheinlich hingestellt. Das ist nicht eingetroffen. Es liegt eine ganze Menge von Zeugnissen vor, die Betrieb (er ist völlig militärisch geworden) und Leistungen der Bahn voll anerkennen. Wenn nun bei diesen Berichten auch die russische Censur — und nicht bloß ein klein wenig — die Hand im Spiele haben dürfte (ohne solches Lob wären die Schriftstücke am Ende nicht durchgelassen), so bleibt doch so viel übrig, daß man im Allgemeinen befriedigende Verhältnisse annehmen muß. Es sind denn auch thatsächlich nur ganz vereinzelte Klagen über die Verpflegung der russischen Truppen laut geworden; über das langsame Eintreffen der Verstärkungstruppen ist freilich geklagt worden, aber das dürfte in der Hauptsache auf die zögernde Bereitstellung der Truppen daheim zurückzuführen sein; und dann auch gerade auf die Unterbrechung der Linie durch den Baikal-See. Ein großes Glück war es für die Russen, daß die ersten Monate des Krieges gestatteten, auf einem über die Eisdecke des Baikal-See gelegten Geleise (dieser Gedanke ist schon in den Jahren vor dem Kriege aufgetaucht) hunderte von Locomotiven und Tausende von Waggons auf die östliche Seite des Sees zu schaffen. Unwillkürlich drängt sich die Frage auf, was wohl geworden wäre, wenn die Japaner mit dem Kriege erst zum Beginn der Eisschmelze (zweite Hälfte des April) gewartet hätten. Man steht da vorläufig noch vor einem Räthsel, denn weder die politische noch auch die militärische Lage erforderten ein übereiltes Losschlagen. Die Verstärkung der russischen Streitkräfte würde beim Warten bis etwa Anfang April eine noch weit langsamere gewesen sein.

Seit dem Kriegsbeginn haben die Russen dann viel für die Verbesserung der langen Bahnlinie gethan. Die meist hölzernen Brücken sind durch solche von Mauerwerk und Stahlconstruction ersetzt; die Ausweichestellen, durch deren näheres oder entfernteres Aneinanderliegen die

Zahl der täglich abzulassenden Züge bestimmt wird, wurden vermehrt. Fand sich vor dem Kriege westlich des Baikal-Sees alle 12 km und östlich davon alle 20,5 km eine Ausweichestelle, so jetzt auf der ganzen Linie alle 10 km. So ist es wohl möglich, daß die Leistungsfähigkeit der Bahn, die zu Beginn des Krieges von sachkundiger Seite auf täglich sechs Züge nach jeder Richtung hin angegeben wurde, inzwischen auf ungefähr das Doppelte gesteigert wurde (Friedensleistung 10 Züge).

In der Beurtheilung der thatsächlichen Kriegsleistungen gehen übrigens die Angaben weit aus einander. Um von der Thorheit eines amerikanischen Blattes zu schweigen, wonach die Russen stündlich 6000 Mann (!) frischer Truppen auf dem Kriegsschauplatz ausschiffen könnten, schwanken die Berechnungen für den Transport eines vollen Armeekorps von 10 Tagen bis zu 4 Monaten. Ein englischer Berichterstatter, der die Leistungen der Bahn über den Klee lobt, rechnete 3 Wochen heraus. Nun hat aber einer seiner deutschen Kollegen, der, um möglichst viel über den Krieg zu erfahren, nach — Irkutsk (also auf die westliche Seite des Baikal-Sees) zurückgegangen ist, dort die Durchfahrt des X. Armeekorps nach dem Kriegsschauplatze genau beobachtet. Die etwa 85000 Mann gebrauchten genau 43 Tage; die Tagesleistung beträgt also noch nicht einmal 1000 Mann. Das wird sich jetzt, da die Truppen um das Südende des Baikal-Sees per Bahn herum geführt werden können, etwas bessern. Um so weniger versteht man das Zögern der Japaner in Bezug auf die Fortführung der Operationen.

Freilich giebt es auch noch eine andere Erwägung. Mit Rücksicht darauf, daß die Bahn noch für geraume Zeit neben der Truppen-Beförderung zu einem großen Theile für die Verpflegung der mandschurischen Armee zu sorgen hat (auch nach vollendetem Aufmarsch reißen die Nachschübe nicht ab) wird Kuropatkin ein Heer von mehr als 300000 Köpfen nicht ernähren können. Davon gehen mindestens 130000 für die Bahnbewachung und Port Arthur und Wladiwostok ab, so daß die Japaner hoffen dürfen, der Feldarmee immer gewachsen zu bleiben. Unter diesen Umständen überlegt man sich z. Zt. allen Ernstes, ob man nicht auf der Stelle die Legung des zweiten Geleises — eine gigantische Leistung — in Angriff nehmen soll.

Drei Lehren hat uns die sibirisch-mandschurische Bahn bereits gegeben:

1. Daß man im Allgemeinen die Leistungsfähigkeit eingeleisiger Bahnen, von der man bei uns nicht viel hält, ganz erheblich unterschätzt hat.

2. Dsgl. die Leistungsfähigkeit einer Bahn mit sehr leichtem Oberbau. Die Russen haben s. Zt. einen solchen angewandt, um nur rasch vorwärts zu kommen, und sind deshalb verschiedentlich eines sträflichen Leichtsinns geziehen worden. Man hat aber bislang nur von ganz vereinzelten Bahnunglücken gehört, die auf den unsoliden Oberbau zurückgeführt werden konnten.

3. Daß die Sicherung der Bahn gegen böswillige Zerstörung doch leichter ist, als man nach früheren Erfahrungen z. B. (Burenkrieg) annehmen sollte. Das Land wimmelt von russenfeindlichen Elementen, Tschuntschusen-Banden unter japanischen Führern sollen allerorten die Bahn bedrohen, verkleideten Japanern und Koreanern sagt man nach, daß sie Dynamit-Patronen in der Tasche, das Land durchziehen, und doch ist noch keine ernstliche Bedrohung des Bahnkörpers bekannt geworden. Weiter muß auffallen, daß keinerlei japanische Raids von Osten und — seit Alt-Niutschwang in japanischer Hand ist — auch vom Westen gegen die Bahnlinie im Rücken des russischen Feldheeres geritten werden. Eine — freilich nicht allzu leicht ausführbare — ernstliche Beschädigung der Bahn etwa nördlich Mukden, die ein paar Wochen Reparatur erforderte, würde unter Umständen zur schleunigen Räumung Mukdens zwingen.

* * *

Noch ein paar Worte über den japanischen Soldaten bei Liaujang. Er hat sich, wie schon am Yalu, bei Kintschau und vor Port Arthur von einer so todtesverachtenden Bravour gezeigt, daß uns Europäern, wenn wir an unsere von der Cultur stark beleckten Soldaten denken, etwas beklommen um's Herz werden mag. In diesen kleinen Leuten steckt ein starker heroischer Sinn. Das sehen die Russen auch allmälig ein, und sie sprechen jetzt mit Achtung vom Gegner, dessen Tüchtigkeit, nebenbei bemerkt, ihre Niederlagen im milderen Lichte erscheinen läßt.

Das war nicht immer so. Ein Zufall „weht mir“ die Auslassung eines aufgeklärten Russen über das japanische Volk und Heer, stammend aus den ersten Tagen des Krieges, auf den Tisch. Es ist der Fürst Uchtomski, Herausgeber der Petersburger Wjedomosti, der anders sprach und unter seinen Landsleuten als ein genauer Kenner Ostasiens galt: hatte er doch s. Zt. die große Reise mit dem Thronfolger (jetzigen Zaren) mitgemacht und sich auch später noch, z. B. während der chinesischen Wirren, im fernsten Osten aufgehalten. Er urtheilte über die Japaner wie folgt:

„Sie haben sich gewiß unermüdlich und mit zähem Fleiße während der letzten Jahrzehnte bemüht, uns (!) unsere (!!) technischen „Tricks“ abzugucken. Aber bei solchem oberflächlichem Abgucken ist es eben geblieben. Es fehlte die Schulung: die Erfahrung in der Handhabung dieser technischen Hülfsmittel. Zu Lande aber sind die Japaner zweifellos jedem europäischen Heere unterlegen. Keiner ihrer Generale hat von Strategie eine wirkliche Vorstellung, und wenn auch nicht zu bezweifeln ist, daß sie einen ein Mal angenommenen Kriegsplan mit äußerster Energie durchzuführen im Stande sind, so wird doch jede Diversion des Gegners, die sie zu raschen, neuen Entschließungen zwingt, ihre Unfähigkeit zeigen und dazu noch ihren schlimmsten Fehler: die Nervosität vor dem Feinde verstärken.

Und dann darf man nicht außer acht lassen, daß es — so wenig man von einer nationalen Erbitterung Rußlands gegen Japan sprechen kann — doch ein Rassenkampf sein wird. Unsere Soldaten werden in diesen häßlichen, kleinen, gelben Kerlen keine gleichberechtigten Gegner sehen, sondern ihnen nicht gerade sanft zu Leibe gehen.“

Hochmuth kommt vor dem Fall. Und die weitere Sachkenntniß des Fürsten Uchtomski: „Ungefähr vom Mai bis September, während der ganzen Regenzeit, ist mit einer fast völligen Einstellung der Feindseligkeiten zu rechnen.“ Auch diese, auf persönliche Erfahrung sich stützende Behauptung ist elend zu Schanden geworden. Wieder ein Sachverständiger.

Major a. D. Karl v. Bruchhausen.

Oeffentliche Wohlthätigkeit.

„Hoch ist der doppelte Gewinn zu schätzen,
Barmherzig sein und sich zugleich ergötzen.“
Faust, II. Teil.

Die Art und Weise, wie Herr von Mirbach Gelder für Kirchenbauten sammelte, hat viel Staub aufgewirbelt und dem Volke gezeigt, mit welchen Mitteln die öffentliche Wohlthätigkeit arbeitet und wie viel Schmutz ihr anhaftet. Ob Herr von Mirbach schuldig oder unschuldig ist, wird die Zukunft zeigen. Die öffentliche Meinung hat ihn gerichtet und die Presse hat, mit wenigen Ausnahmen, Partei gegen ihn ergriffen. Seine Pflicht war es, alle Aemter bei unserer Kaiserin niederzulegen und bis zu seiner Rehabilitirung dem Hofe fern zu bleiben. Der Einwurf, einen treuen, langjährigen Diener könne man nicht entlassen, ist kaum stichhaltig. Kaiser Wilhelm II. gab Bismarck einen Fußtritt, als er ihm unbequem wurde. Einen treueren Diener haben die Hohenzollern nie gehabt, und die Kaiserkrone, die unser Kaiser trägt, hat er ihm zu verdanken. Ein Monarch, der den Mann, der das Vertrauen der ganzen Welt besaß — aus Laune entlassen konnte, wird wohl einen Herrn von Mirbach entfernen können, ohne den Vorwurf der Undankbarkeit auf sich zu laden. Ein Bismarck fand sich, zum Unglücke unseres Vaterlandes, bis jetzt noch nicht und wird sich auch nicht finden; Herr von Mirbach ist Dutzendwaare, und ihn zu ersetzen dürfte nicht schwer fallen.

So widerlich die Mirbachiade auch ist, so halte ich es doch für ein Glück, daß endlich einmal das Gebahren der „wohlthätigen Volksfreunde“ an's Licht der Oeffentlichkeit gelangt. Sollten die Folgen dieses unerquicklichen Prozesses darin bestehen, daß Wohlthätigkeitsfeste abgeschafft und die Protection hoher und höchster Damen als nachtheilig anerkannt würde, so könnten wir uns gratuliren. Viel, unsagbar viel Schmutz würde aus der Gesellschaft verschwinden.

Unsere modernen Wohlthätigkeitsfeste sind eines sittlich hochstehenden Volkes unwürdig. Das Wohlthun zu erkaufen, sei es mit dem lächerlichen Titel „Commerzienrath“, sei es mit dem Anblicke nackter Schultern oder Gunst verheißender Blicke — das Wie ist gleichgiltig — gemein ist das eine wie das andere. Wir tanzen für „Gefallene“ in Toiletten, die bei Prostituirten von der Polizei beanstandet würden. Wir spielen, singen, geigen und flirten für Lungenkranke, für arme Waisen, für sittlich verkommene Kinder. Wir lachen und scherzen für unsere nothleidenden Brüder und Schwestern. Liegt in diesem Festjubel nicht eine grenzenlose Brutalität und Rohheit? Und unsere zahlreichen Bazare, die mit so viel Pomp in Scene gesetzt werden und deren materielle Erfolge so gering sind! Ein großer Theil der Einnahmen wird für die gänzlich überflüssige künstlerische Ausschmückung solcher Wohlthätigkeitsfeste vergeudet, und große Summen — verschwinden. Die Toiletten der Verkäuferinnen, von Künstlern entworfen, von kostbaren Stoffen hergestellt und für andere Feste nicht mehr zu verwenden, kosten Geld. Dem Gatten und Vater wird allerlei vorgeschwindelt von der Billigkeit und Einfachheit der Costüme, die nichts, absolut nichts kosten. Männer sind, was Toilettenfragen anbetrifft, ganz besonders dumm, und sie glauben wirklich, daß ihre Frauen und Töchter mit der kleinen Summe, die sie sich von ihnen erschmeicheln, auskommen. Bei Wohlthätigkeitsfesten kommen sie auch aus. Die Aufgabe der Verkäuferinnen ist es, den Männern das Geld aus der Tasche zu locken. Es gelingt ihnen auch; denn wo Jugend und Schönheit sich mit Flirt und Unverschämtheit paart, ist der Mann verloren. Da jegliche Controle fehlt, so wird nur ein Theil des erbettelten Geldes abgeliefert — mit dem Reste wird die Toilette bezahlt.

Auf allen Wohlthätigkeitsfesten wird gestohlen, und die heimliche Prostitution, die in der „guten“ Gesellschaft zu Hause ist, treibt dort ihr Unwesen nach dem Grundsatze „Der Zweck heiligt das Mittel“.

Das Resultat ist scheinbar günstig, weil die Menschen durchschnittlich schlechte Rechenmeister sind. Herr von Mirbach hat auch Kirchen gebaut. Doch als man von Commerzienräthen und so mancherlei erfuhr, das nicht ganz reinlich war, kochte die Volksseele über, und sie wird auch überkochen, wenn das Verständniß der öffentlichen Wohlthätigkeitsfeste in ihr erwacht. Reiche und wohlhabende Leute haben die Pflicht zu geben, ohne einen Lohn dafür zu beanspruchen. Ob der Lohn

in einem Titel, in einem Orden, in einem Amte — für das ihnen fast immer die Befähigung fehlt — oder in dem Anblick tanzender, singender, spielender hochgestellter Damen besteht, ist gleichgiltig.

Ich habe gar keine socialistischen Neigungen, ich frage mich jedoch oft, was die Socialisten beim Lesen der Schilderungen solcher Feste empfinden. Da wird ein vielfacher Millionär als Volkswohlthäter gepriesen, weil er einige Tausendmarkscheine irgend einer Fürstin zu Füßen legte. Daß er aber dafür belohnt wird, sei es durch einen Orden, einen Titel, eine Einladung bei Hofe oder einen Blick, der Hoffnung auf eine Schäferstunde macht — davon erfährt das Volk freilich nichts. Diese Feste, die sich alljährlich wiederholen, sind ekelerregend in ihrer Sittenlosigkeit und Gefühlsrohheit.

Man hält derlei Feste für nothwendig, um die vielen Wohlthätigkeitsanstalten zu gründen und zu erhalten, und man ist der Ansicht, daß Menschen nur geben, wenn ihnen ein Vergnügen geboten wird. Für so erbärmlich halte ich unsere deutschen Männer und Frauen denn doch nicht, und mir fehlt der Glaube, daß unsere Gesellschaft so tief gesunken sei, daß sie eines Champagnerrausches bedarf, um wohlthätig zu sein.

Eitelkeit, Protzenthum und Vergnügungssucht sind es, denen die Wohlthätigkeitsfeste ihr Dasein verdanken; Nächstenliebe das Mäntelchen, das man sich umhängt, um der gaffenden Menge Sand in die Augen zu streuen.

Aber wie sollte man das Geld erlangen? Man bringe echtes Wohlthun in die Mode, man wende sich an die Herzen der Menschen und nicht an ihre Eitelkeit, man lehre die Reichen, daß es ihre Pflicht sei, ohne Lohn zu geben. Da man jedoch mit der Eitelkeit der Menschen zu rechnen hat und die Gesellschaft sich nicht von heute auf morgen reformiren läßt, so könnten hochstehende Damen betteln gehen. Es wäre eine mühsame Arbeit — aber eine lohnende und menschenwürdigere, als für die leidende Menschheit sich zu amüsiren.

Ich bin keine Gegnerin der Feste, falls sie zum eigenen Vergnügen veranstaltet werden. Reiche Leute haben sogar die Pflicht, der Geselligkeit zu fröhnen. Es kommt Geld unter das Volk. Man unterhalte sich so viel man will, man lasse Künstler die Leitung der Feste übernehmen — die Wohlthätigkeit lasse man aus dem Spiel. Die darf nur in der Stille geübt werden, ohne Bestechung und ohne Prostitution.

Besteuern ließen sich die öffentlichen und privaten Feste — das Geld dürfte nur für Wohlthätigkeitsanstalten und zur Unterstützung Hilfsbedürftiger Verwendung finden. Die Höhe der Steuer wäre nach der Einkommensteuer zu bemessen — so zwischen 50—2000 Mk. pro Fest. Weder der Hof, noch die Gesandtschaften dürften ausgeschlossen sein. Minderbemittelte würden wahrscheinlich weniger Feste geben, dafür reiche Juden ihre Salons häufiger öffnen. Eine derartige Steuer brächte mehr ein als die Wohlthätigkeitsfeste. Sehr viel Geld für den gleichen Zweck könnte das lebensgefährliche Automobil einbringen. Die Besitzer dieser modernen Mordinstrumente müßten, falls sie dem Sport dienen, eine nach Tausenden zählende Steuer zahlen. Das Automobilfahren ist auch ein Beweis von Brutalität und Gefühlsrohheit unserer sogenannten guten Gesellschaft. Auch das Radfahren könnte eine Steuer für Arme abwerfen — falls es nur zum Vergnügen dient.

Ich könnte noch mancherlei in Vorschlag bringen, Geld für Wohlthätigkeitsanstalten auf anständige Weise zu sammeln. — Die Armen würden sich dankbar erweisen. Kathinka von Rosen.

Notizen.

Auf weiter Fahrt. Selbsterlebnisse zur See und zu Lande. Begründet von Dr. Julius Lohmeyer, fortgeführt vom Capitänleutnant Wislicenus, Abtheilungsvorstand der deutschen Seewarte. Verlag von Wilhelm Weicher, Leipzig. Bisher erschienen drei einzeln käufliche Bände zum Preise von je 4,50 Mk. gebunden. Eine Fülle interessanter, z. Th. sehr actueller Beiträge enthält auch der soeben erschienene neueste (3.) Band. Aus der großen Zahl der Mitarbeiter seien neben dem Herausgeber, der den Gegensatz zwischen Japan und Russisch-Ostasien in seiner Beschreibung der Reise von Aomori nach Wladiwostok schildert, noch erwähnt. General v. Liebert, der anziehend von seiner Thätigkeit als Gouverneur in Deutsch-Ostafrika erzählt; der greise Admiral v. Werner, dessen Erzählungen schon Manchen für die Seefahrt begeisterten, ferner der Afrikaforscher Dr. Graf v. Pfeil, der ein stimmungsvolles Bild seiner afrikanischen Fahrten liefert. In buntem Wechsel folgen dann Schilderungen und Jagdgeschichten aus den Kolonien, aus Patagonien, aus Japan, von Abenteuern und Ueberraschungen zu Wasser und zu Lande. Zahlreiche wohlgelungene Abbildungen nach der Natur dienen der lebendigen Veranschaulichung des Textes.

Dr. Heinrich Schnee, Bilder aus der Südsee. Unter den cannibalischen Stämmen des Bismarck-Archipels. Mit 30 Tafeln, enthaltend 37 Abbildungen nach Originalaufnahmen und einer Karte. Berlin 1904. Dietrich Reimer (Ernst Vohsen). Preis 12 Mk. gebunden. — Der Verfasser dieses Werkes, das in anspruchsloser Form eine Fülle interessanten und belehrenden Materials über einen verhältnißmäßig wenig bekannten Theil der Erde und seine Bewohner beibringt, war mehrere Jahre in amtlicher Eigenschaft im Bismarck-Archipel thätig. Mit der Verwaltung und Rechtsprechung in dem östlichen, den Bismarck-Archipel und die Salomonsinseln umfassenden Theil des Schutzgebietes Deutsch-Neu-Guinea betraut, hat er Gelegenheit gehabt, die Hauptinseln dieses weiten Gebiets zu besuchen und ist in vielfache Berührungen sowohl freundlicher als auch feindlicher Natur mit den cannibalischen Stämmen des Archipels gekommen. Bei der Darstellung der Ereignisse ist die zeitliche Reihenfolge nicht streng innegehalten, insbesondere sind der Uebersicht halber bei Schilderung der Expeditionen nach den verschiedenen Gegenden des Archipels die früheren Vorkommnisse und der Gang der weiteren Entwickelung in diesen Gebieten kurz mit dargestellt. Hierbei wie bei dem Rückblick auf die Geschichte der Besiedelung sind fast ausnahmslos die Angaben amtlicher Berichte zu Grunde gelegt. Ein Beitrag über Fauna und Flora des Archipels ist dem Buche beigefügt durch den Bruder des Verfassers Dr. med. Paul Schnee, früheren Regierungsarzt auf den Marschallinseln, der im Jahre 1896 als Schiffsarzt des Norddeutschen Lloyd den Bismarck-Archipel wiederholt berührt und dabei auch Gelegenheit zu eigenen Betrachtungen gefunden hat. Das beigegebene Illustrationsmaterial ist nach Originalaufnahmen angefertigt, die von dort ansässigen Deutschen herrühren. Besonders gelungen sind die ethnographischen Typen, unter denen sich zahlreiche charakteristische Figuren finden, die wir Herrn Bebel zum Studium für den Fall empfehlen, daß er sich ein Mal dieser interessanten Völker anzunehmen haben wird. Da das Register ihrer Räubereien, Mordbrennereien, Todtschläge und cannibalischen Orgien sehr umfassend ist (wie das vorliegende Buch nachweist), so ist offenbar der Moment nicht mehr fern, wo Bebel ritterlich für sie wird eintreten müssen. Die am Schlusse beigefügte Karte ist mit ihren Nebenkarten eine werthvolle Zugabe.

Iwan Bunin, Erzählungen. Band 5 der Internationalen Novellenbibliothek. (München, Dr. J. Marchlewski & Co., Verlag slavischer und nordischer Literatur.) Die Bunin'schen Skizzen erinnern zum Theil an Turgenjew; hier wie dort das düstere, oft Grauen erweckende Bild der sich emporsehnenden, aber noch im Schlamm des Alkoholismus versunkenen Bevölkerung. Durch einige Bilder weht es wie die Poesie des Abschiedes oder der langen Erwartung; aber das mehr großzügige Wesen des älteren Romanciers ist noch nicht erreicht. Auf den Nichtrussen macht die letzte Skizze „Tarantella“ den am wenigsten angenehmen Eindruck, sie endet mit einem Mißton wie eine Gorki'sche Elendsdisharmonie, indem sie nur die krasse Wirklichkeit darstellt und sich um die Möglichkeit einer etwaigen Besserung nicht kümmert. Mit meisterhaftem Pinsel malt Bunin die Natur, das Meer und die Steppe, aber auch den Wald mit seinen lichten Birkenträumen und seinen düsteren Fichtenphantasien. Im vorliegenden Bändchen ist Alles vereint, was den Dichter in seiner specifischen, typischen Art und in seiner vorläufigen Entwickelungsphase zeigt.

Der Verlag Teubner in Leipzig hat drei neue Künstler-Steinzeichnungen hergestellt. Da ist zuerst Albert Haueisens „Köhler“. Am Rande einer Waldlichtung steht zwischen hochstämmigen Tannen und Buchen der rauchende Meiler neben der aus Brettern gezimmerten Hütte. Auf dem Waldboden liegen Geräthschaften und Holz, während Eichhörnchen und Waldvögel dem Köhler bei der Arbeit zuschauen. Ein kleineres Waldbild zeigt eine Tannenschonung von Bertha Welter. Junge kraftvolle Tannen stehen am Waldesrande auf üppigem Grasteppich, während im Hintergrunde alte Tannen im Schmucke grauer Flechten zu sehen sind. Das dritte der Bilder ist Otto Leibers „Sonntagsstille“. Ruhe liegt über dem Dörfchen am Rande des Weihers. Ueber den frühlingsgrünen Pappeln und blüthenweißen Obstbäumen erhebt sich der massive Kirchthurm am vorderen Ufer, blicken aus dem Wiesengrunde einzelne Frühlingsblumen hervor. Das Bild ist übergossen mit warmem Abendlicht, das aus dunklem Gewölk hervorleuchtet und athmet tiefen Frieden und frohe Zuversicht.

Wir erlauben uns unsere Leser auf den in dieser Nummer beigelegten Prospect über die Zeitschrift „Der Tag“, Verlag von August Scherl G. m. b. H. in Berlin aufmerksam zu machen.

Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W 30, Gleditschstr. 6; Expedition: Berlin W 30, Motzstr. 30 I. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 40. Berlin, den 1. October 1904. 33. Jahrgang. Band 66.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. | Verlag der Gegenwart in Berlin W 30. | Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt:

Nach dem Parteitag.

Von Josef Rieder (Genf).

Irgendwo habe ich einmal die Bekanntschaft eines Mannes gemacht, der, nachdem er zwanzig Jahre auf einer der Fidschi-Inseln zugebracht und dort ein Vermögen erworben hatte, nach seinem Geburtserbtheil Europa zurückgekehrt war.

Natürlich interessirte ich mich für die Erlebnisse dieses reumüthig zurückgekehrten Europasohnes, und ebenso natürlich erzählte er mir verschiedenes Interessante über das Leben auf Fidschi.

Damit hätte ich mich zufrieden geben können, aber unzufrieden wie ich nun einmal bin, habe ich über die Einzelnheiten nachgedacht und bin leider auf keinen Grund gekommen. Es sind so viele Fragen aufgetaucht, deren Beantwortung meiner Ansicht nach in Bezug auf unsere Colonialpolitik einerseits, auf unsere Culturarbeit andererseits von großer Wichtigkeit wäre, die ich mir aber mit bestem Willen nicht beantworten kann.

So versuche ich es dann auf diese Weise. Vielleicht ist Jemand aus dem Leserkreise im Stande, eine absolut zutreffende Erklärung zu geben. Vor Allem hat es mein europäisches Herz tief gekränkt, daß dieser Halbfidschianer uns Europäer Hungerleider nannte. Gekränkt und auch verwundert, um so mehr, als der Mann seine Antrittsvisite in Paris, dem Dorado culinarischer Genüsse, machte.

Hätte es sich um einen Vollfidschianer der vorculturellen Zeit gehandelt, so hätte ich ja keine Kränkung empfunden: wußte ich doch, daß dieses Leute vor nicht zu langer Zeit noch Feinschmecker eigener Art waren. Nun haben sie sich ja, Dank unserer Cultur, die Gelüste nach dem Fleische ihrer eigenen Rasse abgewöhnt. Aber Leute, die auf gute Nahrung etwas geben, und es, Dank John Bull's väterlicher Fürsorge, auch können, sind sie doch noch. So besteht auf den Fidschi-Inseln ein Gesetz, daß jeder eingeborene Arbeiter außer seinem Lohn eine bestimmte Menge Nahrungsmittel, unter Anderem gutes Fleisch — wenn ich nicht irre, sind es ³/₄ Kilo etwa alle zwei Tage — erhalten muß. Gewöhnlich bekommt er aber mehr.

Nachdem ich diese Aufklärung hatte, begriff ich schon eher. — Fürwahr, ich möchte die leuchtenden Augen von Weib und Kindern mancher europäischer Arbeiterfamilie sehen, wenn Vater, wie sich das leider nicht selten ereignet, täglich mit einem saftigen Stück Fleisch und anderen Lebensmitteln nach Hause käme, statt mit einem salennen Rausch und leeren Taschen.

Auch dem hat John Bull, fürsorglich, wie er nun einmal ist, vorgebaut. Es ist in Fidschi verboten, den Eingeborenen berauschende Getränke zu verabreichen. Er ist also gezwungen, seinen Lohn — etwa fünf Schilling für ungelernte, zehn für gelernte Arbeiter wöchentlich — nutzbringend zu verwenden. Auch darf er nicht ein ihm gehöriges Grundstück verkaufen und nicht einmal sich selbst an einen speculativen Europäer, der ihn daheim als ein Wunder socialer Fürsorge etwa gegen Entrée zeigen wollte.

Wer bezweifelt da noch, daß John Bull seine Sache versteht. Ich nehme an, daß er dabei sogar auf seine Rechnung kommt, denn umsonst thut er zwar eigentlich nicht viel. Soweit ist Alles gut und es wäre gar nichts zu bedenken, wenn John Bull alle seine Schützlinge so väterlich behandeln wollte. Das thut er nun gerade nicht. Vielen Millionen seiner indischen Unterthanen geht es weitaus nicht so gut. Und trotzdem scheinen die Indier bessere Menschen zu sein als die Fidschianer, weil wegen der Faulheit der Letzteren indische Arbeiter eingeführt werden mußten.

Nun sag' mir mal Einer, warum beschützt John Bull, dieser eminent praktische Kopf, so auffallend eine faule Menschenrasse, die noch vor einigen Jahrzehnten zu den gefährlichsten Menschenfressern gehörte, nachdem er sie doch ohne Schwierigkeit, sollte man meinen, aus seinem überreichen Arsenal ersetzen könnte. Wer vermag darauf unzweideutig zu antworten?

Und nun gelingt John Bull nicht einmal der an und für sich löbliche Zweck, denn diese Rasse decimirt sich von Jahr zu Jahr, während andererseits in Indien trotz der periodisch wiederkehrenden Hungersnöthe, die Millionen dahinraffen, von einer Uebervölkerung gesprochen werden muß, so lange dieses Land nicht seine Einwohner auch in mageren Jahren ernähren kann.

Bei oberflächlicher Beobachtung wird man also sagen: John Bull füttert seine Fidschianer, weil er sich dort eine kräftige, gesunde Arbeiterbevölkerung züchten will, dagegen muß er Indien sich etwas entvölkern lassen, damit dort normale Verhältnisse geschaffen werden. Da aber gerade das Gegentheil von dem erreicht wird, und John Bull ein praktischer Kopf ist, so könnte man eigentlich eher sagen, daß er die Fidschianer absichtlich zu Tode füttert, da sie culturell ja doch nicht zu verwerthen sind, dagegen hungert er die Indier zu einem werthvollen Menschenschlag empor.

Etwas Ideales müssen wir ja doch mit unserer Colonialpolitik im Auge haben, wollen wir nicht die unserem europäischen Gewissen beschwerliche Erklärung geben, daß wir einfach Geschäftsleute sind und es uns ganz gleichgiltig ist, ob unsere Geschäfte den Eingeborenen gut bekommen oder nicht.

Die Einen sagen nun, wir wollen ihnen das Christenthum — die Anderen, Cultur im Allgemeinen bringen. Das wäre immerhin etwas, aber wie steht damit die traurige Erfahrung in Einklang, daß manchen Völkern Christenthum und europäische Cultur herzlich schlecht bekommen?

Ich meine, ideal haben wir neben dem reinen Geschäftsstandpunkt noch einen anderen. Wir wollen, wenn wir das auch nicht immer glattweg aussprechen, an Stelle einer minderen Menschenrasse eine bessere setzen. Das ist eigentlich die innere Triebfeder aller Eroberungspolitik, gleichviel, ob sie sich bei uns zu Hause oder in überseeischen Ländern abspielt. Wer hielte sich selbst bei uns nicht für die beste Rasse? Der Engländer, der Franzose, der Deutsche, der Russe und auch der Türke sind vollauf überzeugt, daß sie die beste Menschclasse darstellen. Wir brauchen gar nicht so weit zu gehen — der Preuße und der Bayer sind es auch.

Ohne eine solche Auffassung giebt es einfach kein Nationalitätsgefühl, keine Vaterlandsliebe. Daß sich der Engländer für einen besseren Menschen hält, als der Fidschianer einer ist, kann man ihm schließlich nicht einmal gar zu sehr als Selbstüberhebung anrechnen.

Nun ist das aber wieder eine eigenartige Sache. Alle europäischen Völker können nicht gleichzeitig die beste Rasse darstellen, und ich fürchte, daß man schwerlich zu einem Resultat käme, wollte man etwa einem Schiedsgericht die tiefeinschneidende Frage beantworten lassen, welche der europäischen Völker zu verschwinden haben, um den Anderen das Feld zu räumen. Mit der Einbildung allein kommt man nicht vorwärts — man muß beweisen. Den strikten Beweis kann ein Volk jedoch nur dadurch führen, daß es sich thatsächlich auf Kosten Anderer ausbreitet.

Kann eine solche Expansion von einem Volke zielbewußt durch sein inneres Verhalten, d. h. gewissermaßen durch künstliche Züchtung ermöglicht werden, oder sind wir dabei lediglich auf die unübersehbaren Zufälligkeiten verlassen, die das Volksleben beeinflussen? Sind anderseits die Ausbreitungsbedingungen gleichbleibende Factoren oder aber ändern sie sich im Laufe der Zeiten? Ist endlich eine Rasse deßhalb schon von einem höheren Culturstandpunkt aus gesehen besser, weil es ihr gelingt, eine andere zu verdrängen?

Ich habe noch Niemanden gehört, der diese Fragen in einer über jede Kritik erhabenen Weise zu beantworten vermocht hätte, Viele aber, die sich, ohne mit solchen Kleinigkeiten abzugeben, frisch drauf los neue Staatssysteme gründeten.

In dem letzten Jahrhundert hat es offenbar John Bull am besten verstanden, seine Rasse am Weitesten über den Erdball zu verbreiten. Was hat er gethan, um dieses Ziel zu erreichen?

Sieht er mehr darauf als Andere, daß sein Körper gesund bis in's Mark hinein ist? Sieht er darauf, daß jeder Rassengenosse Sonntags sein Huhn im Topfe und Werktags ein saftiges Stück Beefsteak zu verzehren hat? Das müßte man doch voraussetzen, nachdem wir die Erfahrung gemacht haben, daß nur ein gut genährter Körper befähigt ist, auf die Dauer angestrengte Thätigkeit auszuhalten, nur ein gesunder Körper eine gesunde Nachkommenschaft verbürgt. Hat John Bull für seine eigenen Angehörigen so schöne humane Gesetze erlassen wie für seine Schützlinge, die Fidschianer?

Gar keine Spur. Es geht bei ihm zu, wie so ungefähr überall in unserem alten Europa, nur in seiner stolzen Metropole vielleicht am tollsten. Ich möchte gern wissen, wie viele Bewohner Londons nicht nach den Fleischtöpfen Fidschis lüstern wären.

Der arme John Bull muß sehen, wie sich viele Menschen in ganz ungenügenden Wohnungen zusammendrängen, muß viel, unendlich viel Schmutz sehen, sehen, wie bei ihm zu Hause Menschenrechte mit den Füßen getreten werden, wie es keine Demüthigung giebt, die nicht schon ein Mensch seiner Rasse erduldet hätte. Oft wird ihm die schmerzliche Pflicht zu Theil, verhungerte Menschen von der Straße aufzulesen, und Andere haben, um ihm nicht diese Schande zu machen, sich lieber freiwillig den Tod gegeben. Tausende haben die Gewohnheit, ihren Verdienst in Schnaps statt in Beefsteak umzusetzen, und er, der so viel auf gute Sitten hält, muß es erleben, daß sich selbst Weiber betrunken auf der Straße wälzen. Und doch hätte er ein einfaches erprobtes Abhülfemittel. Er brauchte nur seinen Leuten die fidschianischen Gesetze zu geben.

Thut er dies nicht, weil er es nicht kann? Hat er nicht so viele Ochsen im Lande, um Jedem täglich wenigstens ein halbes Pfund Fleisch zu garantiren? Würden sich seine wohlgefüllten Taschen zu schnell entleeren, wollte er dieses Princip einführen? Oder aber braucht er dieses Elend, um seine Körper gesund, kräftig und expansionsfähig zu erhalten?

Es ist vielleicht nicht ausgeschlossen, daß er erkannt hat, daß ein Theil der Menschen, die das Licht der Welt erblicken, ohne jeden Nutzen für dieselbe sind, sei es, daß sie geistig oder physisch zu schwach veranlagt sind, oder weil ihnen bei guter Veranlagung der Wille fehlt, diese nutzbringend für das Gemeinwohl zu verwenden, und daß eine übermäßige Anhäufung solcher Individuen das ganze Volk in Gefahr bringen könnte.

In der That wirkt sein großes London wie ein mächtiger Magnet auf Alles, was das Leben gern von der leichten Seite nehmen möchte, hat es sie aber einmal, dann wirkt diese große Stadt wie eine ungeheure Mahlmühle, quetscht und preßt und hört nicht auf, bis sie alles Schwache klein gerieben hat. Was sich dann aus diesem Brei herauswindet, ist hart, abgehärtet in sich selbst, hart gegen die anderen und steigt in die Höhe, John Bull's Welt vergrößern helfend.

Er sieht ruhig zu, wie diese Mahlmühle wirkt und man kann ihm daraus nicht einmal einen großen Vorwurf machen. Wollte man es auch, so würde er höchstens die Achseln zucken und sagen: „Was kann ich dafür, wenn es Leute giebt, die erst durch Hunger und Elend gezwungen werden können, nützliche Mitglieder der Gesellschaft zu werden?"

Sein Gewissen wird auch nicht im Geringsten belastet, denn er zwingt ja Niemand, sich in den Trubel zu stürzen, und er sperrt Niemanden in einen Hungerthurm.

Und dann, ist es bei uns im Grunde genommen anders? Sagen wir vielleicht zu Einem, der die Lust hat, ein wenig den Privatier zu spielen, dem aber das nöthige Kleingeld dazu fehlt: „Männeken, holen Sie sich täglich ein Pfund Fleisch und sonstige Lebensmittel, so lange Sie keine Lust zum Arbeiten verspüren!"

In etwas gemilderter Form geht es in den anderen Großstädten gerade so zu, wie in John Bull's Metropole, und diese Centralen gehen nicht etwa unter mit diesem System, wie man befürchten sollte — im Gegentheil. Ja, wir sehen sogar, wie in den Paradestraßen in Prunkwohnungen ein paar Kinderchen mühselig aufgepäppelt werden, während in den dumpfen Kellerwohnungen der Armen die Nachkommenschaft ganz von selbst emporwächst und trotz Hungers prächtig gedeiht, nachdem das Schwächliche der Sensenmann aussortirt hat — eine Erscheinung, die scheinbar unseren Anschauungen über Lebensbedingung und Menschenrechte zuwiderläuft.

Das ist eben die verdammte, capitalistische Wirthschaft, und das einzige Heilmittel ist der Socialismus oder Communismus, die gerechte Vertheilung der Güter. Das ist heute so ziemlich das A und Z aller Weltverbesserer. Der Socialismus ist eine absolut nothwendige Erscheinung in unserem heutigen Wirthschaftssystem, das ohne ihm unzweifelhaft zu

einer Verarmung weiter Volksschichten führen müßte. Nichts wäre verkehrter, als ihm seine Daseinsberechtigung absprechen oder gar ihn durch Ausnahmegesetze unterdrücken zu wollen. Er ist berechtigt, bessere Lebensverhältnisse für die weniger mächtigen Mitarbeiter an unserem Wirthschaftsleben zu erkämpfen. Dagegen ist ebenso richtig, daß alle Maßnahmen der Partei, die ja selbst ihre Gegner nicht im Geringsten schont, einer ständigen Kritik unterworfen sein müssen.

Aber die socialdemokratische Partei betrachtet die Paralysirung der schädlichen Wirkungen unseres Wirthschaftslebens nur gewissermaßen als eine unangenehme Nebenaufgabe — ihre Hauptaufgabe ist die Verwirklichung ihres Menschheitsideales, und auf diesem Gebiete muß die Kritik scharf einsetzen.

Praktisch hat John Bull für die Fidschianer erreicht, was überhaupt zu erreichen war. Der Minimallohn von 5 Schilling nebst Kost für ungelernte Arbeiter ist, wenn man die Verhältnisse in Betracht zieht, geradezu enorm hoch. Man bedenke, was so ein Mann für Kleider ausgiebt — er trägt nichts als ein baumwollenes Hemd. Für seine Wohnung bezahlt er gar nichts. Geistige Bedürfnisse hat er auch nicht. Das aber verschlingt alles bei uns mehr als der Aufwand für Lebensmittel.

Außerdem hat für den Fidschianer die Aussicht, auf der Straße zu liegen, keinen Schrecken. Deßwegen braucht er noch lange nicht zu hungern, kann sich sogar noch an köstlichen Früchten wie Bananen, Melonen, Ananas u. s. w. laben, die bei uns nicht auf den Tisch des Arbeiters kommen, und im Winter braucht er nicht um das Heizmaterial bange sein, weil es keinen giebt.

Hat er nicht ein paradiesisches Leben, der Fidschianer? Fragen wir uns einmal, wieviel davon könnte bei uns verwirklicht werden? Fordern Sie mal statt einem Minimallohn, daß jedes arbeitende Individuum eine bestimmte, als unerläßlich für einen gesunden, arbeitenden Körper erachtete Portion unverfälschter Lebensmittel erhält. Ebenso ein Minimallohn für jedes ohne Schuld nicht arbeitende Menschenkind — können Sie das praktisch erreichen? Nein, denn so viele Nahrungsmittel giebt es einfach nicht und, wie unsere Verhältnisse stehen, können wir sie gar nicht mit unserer heutigen Gesammtarbeit erwerben.

Setzen Sie in Deutschland statt unserem Wirthschaftsleben ein communistisches, was würde sich damit ändern? Zugegeben, wir könnten mehr produciren, wenn alle Menschen productiv thätig wären — könnten wir aber mehr an das Ausland absetzen, um dafür Lebensmittel hereinzubringen?

Aber nehmen wir nun wirklich an, die Chinesen würden uns zu Liebe noch einige Jahrtausende weiterschlafen, die Japaner würden nach den jetzigen Erfahrungen schon culturmüde, die Amerikaner würden einsehen lernen, daß die deutschen Waaren doch besser sind als ihre, und würden ihre Ueberflügelungsbestrebungen einstellen, der Russe, Engländer und Franzose würde aus brüderlicher Anhänglichkeit industriell stehen bleiben u. s. w. Es sollen ja noch Wunder geschehen auf der Welt.

Was wäre nun erreicht, wenn es uns auf diese Weise ermöglicht würde, Jedermann rationell zu ernähren? Würde es uns nicht schließlich gehen wie den Fidschianern, daß wir zu einer aussterbenden Rasse avancirt wären?

Wären um diesen Preis die gewonnenen Vortheile nicht zu theuer erkauft? Vielleicht nicht — es ist schließlich noch lange nicht das Schlimmste, zu Tode gefüttert zu werden, wenn dies nur in angenehmer Weise geschieht. Ich fürchte aber, daß der Proceß nicht einmal so angenehm verlaufen würde. Bisher hat man es für einen Fortschritt gehalten, dem Einzelindividuum in seinem Handeln einen möglichst freien Spielraum zu gewähren, und das Ideal haben wir darin erblickt, die Menschheit so weit geistig zu veredeln, daß dieser Spielraum bis zur äußersten Grenze erweitert werden kann.

Dieser Standpunkt muß natürlich vollständig verlassen werden. Da heute die Menschheit nicht so weit ist, da der Einzelne im Gegentheil eine gewisse Manie hat, sich selbst und den anderen zu schaden, müssen wir, um jenen Vortheil zu haben, die Rechte des Individuums ganz erheblich kürzen. Wir kommen über gewisse Bevormundungen, wie sie der Engländer dem Fidschianer auferlegt, einfach nicht fort.

Auch der überzeugungstreueste Socialist kann gelegentlich einmal ein Bedürfniß haben, sich zu besaufen. Auch die Fabrikarbeiterin einer späteren Zeit kann ein Bedürfniß haben, ihren Körper auf Kosten ihres Magens zu schmücken, und einem verliebten Gecken der Einfall kommen, schönen Weibern Geschenke zu machen ohne Rücksicht auf seine anderen leiblichen Bedürfnisse. Schrecklich sind die Menschen in dieser Hinsicht, und man müßte schon die rigoroseste Aufsicht führen, um sie zu zwingen, das zur Erhaltung eines gesunden Körpers unumgänglich nothwendige Quantum Nahrungsmittel zu sich zu nehmen. Es würde nicht genügen, daß es durch eine ingeniöse Staatsbuchhaltung überwacht wird, ob er sein Guthaben in der richtigen Weise abhebt, ob er den genau festzustellenden Procentsatz Lebensmittel bezieht — man müßte ihm noch einen Gensdarm beigeben, der verhindert, daß er nicht im letzten Augenblicke sein Essen noch gegen etwas vertauscht, das schließlich seinen Körper in Anspruch nimmt, anstatt ihn zu nähren.

Man nehme mir es nicht übel — ich würde lieber verhungern, als um diesen Preis eine höhere Cultur für unsere einzutauschen. Und doch würde man auch bei einer solchen Ueberwachung noch nicht das fidschianische Paradies schaffen können. Was hätte man für Zwangsmittel, die nicht Arbeitswilligen zur Arbeit anzuhalten? Wohl kein anderes auch als heute — den Hunger, wenn man nicht zu Stock und Peitsche zurückgreifen wollte. Das Zwangsmittel Hunger müßte aber noch viel rücksichtsloser gehandhabt werden als heute. Daß eine mitleidige, vielleicht auch verliebte Gretl mit einem Arbeitsscheuen ihr ehrlich erworbenes Mahl theilt, müßte unter allen Umständen verhindert werden. Zu diesem Zwecke müßte man sogar noch die Verliebten in jedem Stadium ihrer Verliebtheit polizeilich überwachen.

Man verzeihe mir diese Sünde gegen den socialistischen Himmel; da möchte ich doch noch lieber ein Fidschianer sein, wenn mir auch die gelinde Bevormundung, die John Bull auf ihn ausübt, schon nicht recht gefallen könnte.

Der Fidschianer kennt die Peitsche, Hunger nicht — auch wenn es ihm in den Kopf kommt, einmal nicht zu arbeiten, hungert er nicht, und sogar das Fleisch braucht er nicht zu entbehren, denn ein Anderer, der zufällig arbeitet, theilt es bereitwillig mit ihm. Ueberhaupt haben die Fidschianer die Wohlthat der Gütertheilung schon besser begriffen als unsere Socialisten — so gut wie die allerersten Christen. Da kommt so ein Kerl von der Zuckerfabrik zu seinen Brüdern und Schwestern heim, nachdem er erst seinen Lohn in verschiedene europäische Waaren, unter Anderem einem Kleidungsstück, umgesetzt hat. Nun beginnt natürlich bei den Anderen die Bewunderung der schönen Sachen. Magst Du das — Du jenes, schenkt mir doch was, beginnen die Unterhandlungen, und alsbald hat unser Mann gar nichts mehr, nicht einmal ein Kleidungsstück. Dem Standesgenossen gegenüber geniert er sich auch ohne Kleider nicht im Geringsten — nur wenn ihn eine weiße Frau à la Paradies überrascht, bedeckt er sich so gut es geht, schnell mit den Händen, weil er ahnt, daß die weißen Frauen einen Adam nicht betrachten können, ohne an die Erbsünde erinnert zu werden.

Also, sociale Fürsorge bis zur äußersten Grenze der Möglichkeit, Beherzigung der Lehren des Urchristenthums, eine paradiesische Natur, eine Körperpflege à la Naturheilapostel, und das Alles zusammen bringt den Fidschianer nicht vorwärts.

Nun stelle ich an alle jene, die schon ein Mal in dem gelobten Lande Utopia spazieren gegangen sind, die schwere

Frage: Ist es einzig das Verbot, Menschenfleisch zu essen, das den Fidschianern nicht gut bekommt?

Vielleicht werden Sie denken, John Bull behandelt sie recht von oben herunter, unterdrückt sie geistig, während er sie körperlich in jeder Weise schont, und dieser arme Wilde geht an gebrochenem Herzen in Folge Mißachtung seiner Stammesgefühle zu Grunde. Keine Spur. Auch hier ist John Bull comme il faut. Ich habe eine Photographie gesehen, die den englischen Gouverneur in Unterhandlung mit einem Häuptling über die Einführung eines neuen Gesetzes darstellt. Der Engländer sitzt auf einem Stuhle, der Häuptling am Boden auf einem Teppiche. Das Bild stellt den Moment der Begrüßung dar. Der Häuptling läßt zu diesem Zwecke seine flache Hand auf sein fleischiges Hintertheil niederfallen — das ist seine Ehrenbezeugung. Und das läßt sich der Engländer gefallen! Nicht nur das er, statt neue Gesetze einfach zu dictiren, mit diesem Wilden darüber unterhandelt, er acceptirt auch die fidschianische Etiquette, obwohl sie doch ganz und gar nicht hoffähig ist. Ist John Bull nicht ein vorzüglicher Mensch? Soweit geht nicht einmal die sprichwörtliche Rücksichtnahme auf die Gewohnheiten Andersgläubiger bei den Socialdemokraten. Sie haben eine heilige Scheu vor Hofetiquetten, die nicht im eigenen Lager gebräuchlich sind.

John Bull hat mit diesem System entschieden Erfolg, und es wäre in Erwägung zu ziehen, ob es nicht besser wäre, es zu acceptiren, nicht nur in unseren Colonien, sondern auch daheim, nach dem unsere Volksstämme verschiedene Gewohnheiten haben, den Anderen Ehre zu erweisen. Auch die Socialdemokratie wird nicht über diesen Punkt hinwegkommen, will sie noch weiter Fortschritte machen, will sie auch den fetten Bourgeois und den biederen Landmann in ihrem Netze haben. So kann ich einen socialistischen Agitator, wenn er in Niederbayern wirken will, nur rathen, nicht eine ihm angebotene Prise Schmalzler auszuschlagen, selbst dann nicht, wenn er nur weiße Taschentücher mit sich führt.

Die Achtung der Persönlichkeit, das ist ein recht wunder Punkt in unserer Politik und in der socialistischen ganz besonders.

In dieser Beziehung kann ich nicht umhin, auch der Fidschianer vorculturellen Zeit eine Anerkennung auszusprechen. Mein Gewährsmann hat eine Sammlung verschiedener, von den Eingeborenen gefertigter Geräthe und Waffen mitgebracht. Unter Anderem befindet sich darunter ein Holzteller und eine hölzerne Gabel, sehr hübsch gearbeitet, die bei der Gelegenheit festlicher Gelage mit Menschenfleisch als Hauptspeise gedient hatten. Nur dem Menschen wurde die Ehre zu Theil, mit Gabel und Teller servirt zu werden. Alles gewöhnliche Fleisch wurde viel einfacher servirt. Ich muß sagen, ich hatte diese Gegenstände anfangs mit recht gemischten Gefühlen betrachtet — mich dann aber wieder etwas damit ausgesöhnt.

Ist auch der Cannibalismus ganz und gar nicht zu entschuldigen, so macht es diesen Wilden doch gewissermaßen Ehre, daß sie das Menschenfleisch so respectvoll behandelt haben. Wir greifen nicht immer so respectvoll zu, wenn wir uns — natürlich nur sinnbildlich zu verstehen — am Menschenfleisch vergreifen.

Solche und noch andere Fragen tauchen auf, wenn man den Einfluß unserer Cultur auf ein Völkchen wie diese Fidschianer betrachtet — wer wagt es, sie richtig zu beantworten?

Sollte es im Interesse unserer Cultur nicht vortheilhaft sein, wenn man, noch ehe dieses interessante Volk ganz ausstirbt, eine Commission von einigen gelehrten Utopisten, die von Bebel auszuwählen wären, nach Fidschi schicken wollte, damit sie dort Studien machen. Vielleicht könnte man dann auf dem nächsten Parteitage einen flammenden Protest erheben gegen die bodenlose Roheit John Bull's, der sich nicht scheut, eine Menschenrasse zu Tode zu füttern und so verhindern, daß sie ganz ausstirbt.

Die Dardanellenfrage im Jahre 1904.

Von Franz Eißenhardt (Berlin).

Kriegsschiffe dürfen die Dardanellen nicht passiren; so lautet ein allgemein bekannter Paragraph des Pariser Concordats von 1856. Zunächst muß darauf hingewiesen werden, daß unter dem Sammelnamen „Dardanellen" keineswegs die Straße der Dardanellen (der Hellespont) zu verstehen ist, denn an deren Passage ist Rußland weit weniger gelegen, als an der einer andern, die aber in diesem Sammelbegriff mit eingeschlossen ist, nämlich — des Bosporus. Vom Schwarzen Meer führt diese Wasserstraße nach Konstantinopel, und Konstantinopel ist es, auf dessen Besitz endgiltig alle Politik Rußlands hinzielt, hinzielen muß und hingehen wird, gleich, ob das Zarenthum oder etwas anderes, vorläufig sehr Schemenhaftes, Rußland beherrscht. Im Besitz von Konstantinopel ist man auch Herr der Engen um diese Weltstadt, und wer Konstantinopel hat, braucht nicht mit Flotten im Mittelmeer aufzutreten, sondern kann sich durch die Dardanellen sogar zweckmäßig davon abschließen, denn das Mittelmeer beherrscht er doch — Dank dem Canal von Suez, der ebenso gut von Konstantinopel aus wie von Egypten beaufsichtigt werden kann, vorausgesetzt, daß eine starke Militärmacht diese Aufsicht führt. Ueber den Vorgängen in Ostasien und wegen der zwei Kaper im Rothen Meer darf man diese gewaltige Thatsache nicht aus den Augen verlieren. Hier ist auch die Achillesferse des weltumspannenden Albion: Kommt einst der Tag heran, an dem eine große Coalition sich gegen die Erdrückung durch das Engländerthum erheben muß, so ist die Türkei der Staat, der geopfert wird, und der erste gewaltige Stoß gilt der Stadt an den Ufern des Bosporus. Dann Ade Beherrschung des Suezcanals und des westlichen Mittelmeers, dann Ade Herrschaft in Egypten und Traum der Herrschaft über Afrika. Rußland zeigt heute zum ersten Male der Welt, daß es Kriege 10000 Kilometer von der Heimath führen kann, also im Besitz von Konstantinopel und Egypten sehr wohl auch von solchen Basen aus tief in das Innere Afrikas stoßen kann — und in das Innere Asiens, nicht nach armen Ländern wie es die Mandschurei ist, sondern zum Beispiel, nach Indien. Das weiß man in England sehr wohl, weiß man auch anderwärts, und deßhalb wurde nach dem Krimkrieg, der ungeheure Opfer kostete, die Rußland demüthigende Bestimmung von der Dardanellendurchfahrt getroffen. Kein Kriegsschiff darf die Engen um Konstantinopel durchfahren mit alleiniger Ausnahme derjenigen der Türkei. Zugleich aber durfte Rußland im Schwarzen Meer nur vier kleine Corvetten als Kriegsschiffe halten. Es machte sich von diesem Paragraphen erst 1879 frei. — Aber England that noch ein Uebriges. Im Verein mit Sultan Abdul Asis stärkte es die Seemacht der Türkei hervorragend und zwar dadurch, daß es ihr Kriegsschiffe, die damals aufkommenden Panzerschiffe, in großer Zahl baute, gegen schweres Geld natürlich. So entstand die für damalige Zeit imposante Panzerschlachtflotte der Türkei, die nach dem Tode Abdul Asis wieder verfiel. Einige Schiffe kaufte England, einige hatte Deutschland erworben, so „König Wilhelm", „Kaiser" und „Deutschland"; der Rest ist noch heute vorhanden, liegt theilweise als altes Eisen im Goldenen Horn oder im Marmara-Meer und wird theilweise modernisirt. Diese Flotte war bei Ausbruch des Russenkrieges 1877 immerhin noch so stark und seefähig, daß sie vollkammen Herrin des Schwarzen Meeres war, befehligt von Howard Pasche, einem Engländer. In dem Maße aber, wie seit 1878 die russische Flotte des Schwarzen Meeres ausgebaut wurde, verkam die türkische. Heute ist sie nicht in der Lage, gegen die russische überhaupt ernstlich operiren zu können.

Im Jahre 1878 entstand nun eine eigenartige, sonst nirgend vorhandene Flottenbildung. Ein russischer Flottenverein wurde in Moskau unter Vorsitz des heiligen Synod gegründet und fing an, Gelder zu sammeln. Ende April 1878

übernahm der Zessarewitsch — der nachmalige Zar Alexander III. — den Vorsitz, und bald waren zwei Millionen Rubel zum Ankauf von Schiffen vorhanden. Das Ziel dieser Gründung war: eine Dampferflotte zu gründen, welche den Verkehr zwischen dem Schwarzen Meere und Wladywostock, dem Kriegshafen in Ostasien, aufrecht erhalten sollte, deren Schiffe aber in Kriegszeiten zugleich als Hülfskreuzer zu dienen hatten. Dieser letztgenannte Zweck war also schon bei der Schöpfung der „Freiwilligen Flotte“ — Dobrowolny Flott, wie sie genannt wurde — unumwunden ausgesprochen. Die ersten Schiffe kaufte man von der deutschen Hamburg Amerikanischen Packetfahrt-Actien-Gesellschaft, nämlich die Dampfer „Holsatia“, „Thuringia“, „Hammonia“ und „Saxonia“, die in „Moskwa“, „Petersburg“, „Rossia“ und „Nischnij Nowgorod“ umgetauft wurden und jetzt ausrangirt sind. Der Staat subventionirte diese Flotte, welche der Marine unterstellt wurde und die Kriegsflagge führte. Doch durften ihre Schiffe nach einigen Verhandlungen, unter der Handelsflagge die Engen um Konstantinopel passiren, und so begannen ihre Fahrten nach Ostasien regelmäßig. Im Jahre 1891 wurde abermals ausdrücklich gestattet, daß die Schiffe unter Handelsflagge die Engen durchfahren dürften, und kein Staat hat jemals gegen diese Erlaubniß Einspruch erhoben, bis 1904, nachdem die Dampfer thatsächlich als das erschienen, wozu sie von Anfang der Flotte an bestimmt waren, als Hülfskreuzer. England wußte um diese Vorgänge natürlich auch, und zwar war es ganz besonders interessirt dabei, denn es machte ein trefflich Geschäft. Die neuen großen Dampfer der Flotte, die mit der Zeit beschafft wurden, darunter fünf Schnelldampfer, wurden sammt und sonders in England gebaut und dort mit den Einrichtungen zur Aufstellung der Geschütze und den Munitionsräumen versehen. Mit der Armirung an Bord, aber unter Deck, beladen mit Truppen, Geschützen, Munition und Kriegsmaterial gingen dann Jahrein, Jahraus die Schiffe nach Ostasien, stets unter der Kriegsflagge, dem blauen Georgskreuz im weißen Feld, und nur wenn sie den Bosporus und die Dardanellen passirten, ging das Georgskreuz nieder, und die Handelsflagge, weiß-blau-roth, wurde gehißt. So ist Wladywostock ausgerüstet worden und seit 1898 auch Port Arthur, bis durch die Eröffnung der großen Sibirischen Eisenbahn ein Theil des Kriegsbedarfs zu Lande in diese Plätze gelangte. Anfangs waren es jährlich 12 Reisen, welche die Dampfer zu machen hatten, es passirten also solche Schiffe 24 Mal jährlich die Dardanellen. Dann wurden es jährlich 18 Reisen, so daß jährlich 36 Dampfer der Freiwilligen Flotte durch die Dardanellen gelaufen sind, im Ganzen seit Gründung der Flotte etwa 500. Alle waren für den Kriegsfall als Hülfskreuzer bestimmt, und niemals ist es Rußland in den Sinn gekommen, daß diese Verwendung der Schiffe auf Widerspruch stoßen könnte. Und dieser Ansicht waren die Neutralen ebenfalls bei Ausbruch der Krieges! Schon vorher, September 1903, waren die Dampfer „Cherson“ und „Moskwa“ in die Kriegsflotte übernommen worden. Es sind die Kreuzer „Lena“ in Wladywostock und „Angara“ in Port Arthur, die selbstverständlich stets als Kriegsschiffe gegolten haben. Nach Ausbruch des Krieges gingen „Orel“ und „Saratow“ der Freiwilligen Flotte durch die Engen, unter Handelsflagge natürlich, wie sonst. Dann zogen sie die Kriegsflagge auf, brachten ihre Geschütze in Position und stießen zum Geschwader des Contre-Admirals Wirenius, der im Rothen Meer operirte. — Keine neutrale Macht erhob gegen diese allbekannte Verwendung der Schiffe Einspruch. Als Admiral Wirenius in die Ostsee zurückgerufen wurde, schickte er „Orel“ und „Saratow“ nach Sewastopol. Am 4. und 5. Juli passirten dann „Smolensk“, „Petersburg“ und „Orel“ die Engen wie sonst auch nach Ausbruch des Krieges unter Handelsflagge. „Orel“, der nach Marseille gegangen ist, um als Lazarethschiff ausgerüstet zu werden, führte außerdem noch die Flagge mit dem Genfer Kreuz. „Smolensk“ und „Petersburg“ zogen ihre Kriegsflaggen auf, brachten die Geschütze in Position und begannen als Hülfskreuzer ihre Thätigkeit, für die sie, wie alle Schiffe der Freiwilligen Flotte, gebaut sind: den Kaperkrieg. Mit einem Male wird erklärt: die Hülfskreuzer wären keine Kriegsschiffe, das Passiren der Engen unter Handelsflagge sei Betrug, die Wegnahme neutraler Schiffe mit Contrebande Piraterie! Die Dardanellen dürften nicht passirt werden. — Die Amerikaner haben 1898 ein halbes Hundert Privatdampfer, die nicht vorher für den Krieg bestimmt waren, als Hülfskreuzer ausgerüstet und mit ihnen neutrale Schiffe — auch englische — gekapert. Man hat sich wohl gehütet, diesen Schiffen die Qualification als Kriegsschiffe abzusprechen, weil man sich nicht dem Hohn der Amerikaner aussetzen wollte. Es ist daher wohl verständlich, daß Rußland dieser eigenartigen plötzlichen Auffassung bestürzt gegenüberstand, und nach der Sachlage muß das Jedem, der die Vorgänge der letzten 25 Jahre kennt, ebenso gehen. Fünfhundert Mal sind die Schiffe, mit der Armirung unter Deck, unter der Handelsflagge durch die Dardanellen gegangen, was allen Nationen wohlbekannt war und von Allen als zu Recht bestehend geduldet wurde. Jetzt ist das Betrug und Piraterie, und die öffentliche Meinung in Deutschland und England bezeichnet es ebenso! Und das ist durchaus erklärlich.

Denn die Russen tragen durch ihr unverschämtes Auftreten Schuld daran, daß man die thatsächlichen Fälle in dem Licht sieht, wie sie erscheinen, und unter diesem Eindruck nicht geneigt ist, die früheren Vorgänge ernstlich zu prüfen. Durch das Kaperverfahren hat sich Rußland alle Sympathien für seine Hülfskreuzer mit einem Schlage verscherzt, und es ist nur natürlich, daß unter diesen Umständen die Schiffe brach gelegt werden, um dem Unfug ein Ende zu machen. Zwar ist man keineswegs zu Maßnahmen geschritten, wie sie der allgemeine Unwille in England und Deutschland verlangte. Man hat weder die beiden Kaper fortgenommen und als Piraten behandelt noch die Dardanellen gesperrt. Vielmehr hat England, nach einigem Zögern, das Durchsuchungsrecht der russischen Kreuzer neutralen Schiffen gegenüber ausdrücklich anerkannt, aber dennoch hat das Auftreten der Mächte Rußland veranlaßt, gekaperte Schiffe freizulassen und zu versprechen, sich später mehr in Acht zu nehmen.

Einen Umschwung in den Machtverhältnissen zur See zwischen Rußland und Japan wird durch den Kaperkrieg nicht herbeigeführt werden, andererseits aber steht es fest, daß mit Japan ein recht schwunghafter Handel mit Contrebande getrieben wird, sowohl von Europa wie von Amerika aus. So hat England bereits drei Dutzend Dampfer während des Krieges an Japan verkauft, die schwerlich leer dorthin gehen, Amerika schickt Conserven und andere Lebensmittel, und Munition wird auch in genügendem Maße zugeführt. Es ist nun natürlich, daß Rußland das Recht hat, diese Zufuhren zu unterbinden. Daß England plötzlich Lebensmittel als Contrebande nicht anerkennen will, ist wohl nur ein Scherzchen, denn einmal haben beide kriegführende Mächte bei Anfang des Krieges ausdrücklich Lebensmittel als Contrebande erklärt, ohne daß von England Widerspruch erhoben wurde, und zweitens hat England selbst bei Kriegen in Ostasien Reis — also das Hauptnahrungsmittel — als Contrebande erklärt und behandelt. Selbstverständlich ist für diejenigen, welche den schwunghaften Handel mit Contrebande treiben, jede Schädigung recht schmerzhaft. Sie werden daher sich bemühen, der Sache die beste Seite abzugewinnen, mit der Behauptung, daß ihres Wissens die Contrebande, welche bei ihnen gefunden wurde, keine Contrebande sei, namentlich auch nicht den Regierungen der Kriegführenden, sondern Privatpersonen zugeführt werde. Und die öffentliche Meinung wird sich in fast allen Fällen auf die Seite der Geschädigten stellen. Solche Geschädigten aber werden Engländer, Deutsche und Amerikaner sein, alles also Mächte, deren Eingreifen Rußland höchst unbequem sein muß,

und mit welchen es sich auf einen möglichst freundschaftlichen Fuß zu seinem Vortheil zu stellen hat. Es ist daher der Kaperkrieg so, wie er gegen Schiffe dieser Nationen betrieben wurde, eine große Ungeschicklichkeit der russischen Regierung, die durchaus nicht frei von ernstlicher Gefahr für Rußland ist und um so unverständlicher erscheinen muß, als Rußland vor einer sehr ernsten Krisis steht. Einer Krisis, die, wenn sie nicht bald überwunden ist, Rußland auf lange Zeit hinaus jeden Einfluß in den ostasiatischen Gewässern raubt und die Flotte auf ein tiefes Niveau herabdrückt.

Literatur und Kunst.

Zur Entwickelungsgeschichte der Kunst.

(Aus Lamprecht's Ergänzungsbänden.*)

Von Eugen Kalkschmidt.

Im Anschluß an seine „Deutsche Geschichte“ hat bekanntlich Karl Lamprecht ein Buch geschrieben, in dem die jüngste Vergangenheit auf Grund ihrer künstlerischen Documente als eine Periode der Reizsamkeit, der „Nervosität“ im fruchtbaren Sinne angesprochen und charakterisirt wird. So sehr dieses Ergebniß als ein im Allgemeinen unanfechtbares einleuchtet, und so aufrichtig die erstaunlich fleißige Sammel- und Denkarbeit anerkannt werden muß, die in dem äußerst knapp zusammenfassenden Werke steckt, — sein eigentlicher, sein Werth für die Entwickelung der geschichtlichen Kunstbetrachtung liegt doch wohl darin, daß in ihm die Kunst in allen ihren Aeußerungen als sprechendster Ausdruck der socialen Psyche erscheint und als solcher consequent in den Dienst der sociologischen Entwickelungsidee gestellt ist. Also die Anwendung des bekannten Treitschke-Wortes von den Männern, die die Geschichte machen, in umgekehrtem Sinne: aus den gemeinsamen Lebensinteressen, aus den socialen Instincten der Masse heraus entwickeln sich Volk und Staat, Cultur und Kunst zu immer höheren, differenzirteren Daseinsformen.

Es ist klar, daß dieser Leitsatz Lamprecht's der härtesten Probe ausgesetzt ist auf dem Gebiete, wo bisher die selbstherrliche Persönlichkeit Alles galt und wo der krankhafte Geniecult Dank Nietzsche immer noch in hellen Flammen lodert: auf dem Gebiete der Kunst. Hat er die Probe bestanden? Ich persönlich möchte mich rein gefühlsgemäß für's Ja entscheiden und glaube kaum, daß man mit wissenschaftlich erstelltem Beweise oder Gegenbeweise viel weiter käme als zu dem simplen Satze; ich glaube dran, oder nicht. Es handelt sich also um eine jener großen Streitfragen, die alle Zeit offene, alle Zeit Glaubensfragen sind und bleiben. Freilich wird nicht Jeder, der die Lamprecht'sche These zu unterstützen geneigt ist, die Art ihrer Anwendung unterschreiben. Denn es scheint mir, daß die unendlichen Schwierigkeiten, die hier bei einer einheitlichen Entwickelungsdarstellung der Hauptkünste bis dicht an die Gegenwart heran entstehen müssen, von einem Historiker, der in der ästhetischen Bewerthung seines Materials doch immer und schließlich Historiker bleibt, kaum je befriedigend zu lösen sein werden; so wenig er auch gehalten ist, „Werthurtheile“ im eigentlichen Sinne abzugeben, d. h. Werke unabhängig von ihren entwickelungsgeschichtlichen und nur nach ihren specifisch ästhetischen, nach ihren „lebenden“ Werthen zu beurtheilen.

Aber, wird man einwenden, erweist denn nicht gerade Lamprecht mindestens eine außerordentliche Kenntniß der Dinge, die er zu erkennen bemüht ist? Die Tonkunst vielleicht ausgenommen, die er eingestandenermaßen am Wenigsten aus Eigenem beherrscht und werthen kann — giebt er nicht in seinen Darstellungen über bildende Kunst und Dichtung ganz neue, also doch „erfühlte“, folgerichtig durchgeführte Zeiteintheilungen? Und innerhalb dieser — welche Fülle feinster, ja haarscharfer, um nicht zu sagen: haarspalterischer Unterscheidungen!

Gewiß, das ist alles dankbar zuzugestehen. Und doch werde ich den beklemmenden Eindruck nicht los, daß Lamprecht, von einem historisch abgelenkten, der vorgefaßten Idee allzu dienstbaren Kunstgefühl nicht wesentlich behindert, die Dinge gar zu hart in den sorgfältig bemessenen Raum seines Systems gebettet hat. Zum Ersatz giebt er uns dann ein auf's Sorgfältigste verknotetes Netz von neuen oder neu in den Zusammenhang gefügten Begriffen. Und, von der Energie seines eigenen und allerdings ungewöhnlich scharfsinnigen Denk- und Combinationsvermögens übermannt, sucht und findet er im Grashalm der jüngsten Entwickelung erwähnenswerthe Merkmale neuer Theilentwickelungen.

Er setzt die Anfänge des Impressionismus für die Malerei in die fünfziger Jahre des vorigen Jahrhunderts. „Das Licht als das eigentliche Medium, in dem wir alle Dinge sehen, das sich als Lichtempfindung in uns zur Erscheinungswelt sinnlich so verhält, wie erkenntnißmäßig unser Bewußtsein“ — dies sei vorher noch nicht gefunden worden. Und die holländischen Lichtmaler, die wir doch wohl der deutschen Kunstgeschichte anschließen dürfen, die Vermeer van Delft, Terborch und Rembrandt? Sie geben „nur ein von concentrirter Lichtquelle ausstrahlendes, im engeren Sinne des Wortes beleuchtendes Licht“. So erklärt sich denn auch die Bemerkung Lamprecht's, daß Philipp Otto Runge der Erste gewesen sei, der farbige Schatten gemalt habe. Der Impressionismus, der die neuere Entwickelung beherrsche, sei zuerst ein naturalistischer gewesen, innerhalb seiner Grenzen seien zu unterscheiden, ein physiologischer, ein psychologischer, bei vollster Durchführung ein fast neurologischer Impressionismus. Der physiologische Impressionismus sei die entwickelungsgeschichtliche Grundlage einer sehr merkwürdigen idealistischen Uebergangskunst gewesen, der Kunst der Feuerbach, Böcklin, Thoma, Klinger. Diese letztere habe bis in die neunziger Jahre geblüht, „dann gingen ihre letzten Vertreter in's Zeichnerische oder Bildnische über, Thoma zur Lithographie, Klinger zur Plastik“. Aber Thoma hat meines Wissens erst Ende der neunziger Jahre große Wandbilder für eine Heidelberger Kirche und außerdem die stattlichsten Staffeleigemälde geschaffen, die doch wohl auch heute noch den Schwerpunkt seines Schaffens bestimmen. Klinger's Christus im Olymp war freilich schon 1897 vollendet, aber beweist das seinen Uebergang zur Plastik? Wenn auch nur in dem Sinne, daß fortab die Plastik und nicht mehr Malerei und Zeichnung specifisches Ausdrucksmittel seines Idealismus sei? Es geht wohl nicht gut, die nothwendigen Zeiten einer ausschließlichen Concentration etwa auf den „Beethoven“ als Anlaß zur Periodisirung, als Kennzeichen einer neuen Entwickelung aufzufassen. Nach seinen neuesten Radirungen zu urtheilen, denkt Klinger noch keineswegs an einen endgiltigen Uebergang zur Plastik, an eine Beschränkung gerade jener associativen Phantasieschöpfungen, in denen ihm bis heute das künstlerisch Reifste gelang. Und schließlich: so sehr man begreift, wie wenig herabsetzend Lamprecht den Begriff der „Uebergangskunst“ versteht und verstanden wissen will, so will doch die Ausschaltung, die Mumificirung gleichsam so höchst befruchtender künstlerischer Geister wie der Genannten nicht recht in den Sinn einer lebendigen Entwickelungsidee passen. Hier ist doch wohl über der genauen Bestimmung formaler Einzelelemente der Werthbegriff des Ganzen ein wenig verloren gegangen.

*) Zur jüngsten deutschen Vergangenheit. Bd. I, 471 S. 6 Mk. Bd. II, 1. Hälfte 520 S. 7 Mk. 2. Hälfte 761 S. 9 Mk. Freiburg i./B., Herm. Heyfelder.

Idealismus und Naturalismus seien unbrauchbare Begriffe zur Kennzeichnung von Gesammtperioden; beim Idealismus sei zu unterscheiden zwischen Form- und Gehaltsidealismus; dieser könne nach Stimmungs- und Ideengehalt gesondert werden. Das sind wohlthuende Klärungen, wohlthuend an sich, rein theoretisch gesetzt und so einleuchtend bestimmt wie bei Lamprecht. Aber man stutzt, wenn eine dichterische Entwickelung wie diejenige Liliencron's in eine physiologische erste, und eine psychologische zweite Periode, von den neunziger Jahren ab, eingetheilt wird. Reichlich verblüfft begegne ich in der Gruppe derer um George und Hofmannsthal Impressionisten psychologischen und neurologischen Schlages von naturalistischer oder ausgeprägt idealistischer Art, und in letzterer einem Zweige, der zugleich „bisher die letzte völlig abgeschlossene Errungenschaft unserer dichterischen Cultur" darstelle. So wenig erbaulich jene Art kritischer Dreschflegelei wirkt, die den letzten und feinsten — sagen wir immerhin: Auswüchsen der Kunst das Lebensrecht bestreitet, — hier finde ich doch Lamprecht's entwickelungsgeschichtliche Fürsorge an Unwesentliches verschwendet, und der wiederholt citirte Geist R. M. Meyer's, der ihn dabei begleitete oder gar leitete, scheint mir denn doch der rechte nicht zu sein. Dagegen ist das Verweilen bei den Werken etwa Sudermann's weit eher zu rechtfertigen, weil sie in Form und Gehalt ein ungleich kennzeichnenderer Ausdruck des specifischen Zeitgeschmackes, der Socialpsyche sind als die ciselirten Gedichte jener zartsinnigen Esoteriker. Man würde ja auch das Zeitalter der Herder, Goethe und Schiller ohne die Nicolai, Kotzebue und Iffland entwickelungsgeschichtlich nur unvollkommen begreifen.

Die Anfechtbarkeit der Periodeneintheilung hervorzuheben, hat wenig Zweck, denn Lamprecht ist sich bewußt, daß die Perioden der Empfindsamkeit, der Romantik und der Reizsamkeit nicht genau je fünfzig Jahre von 1750 ab ausfüllen. Nur seine Meinung, daß die Kunst während der reizsamen Periode zur Führerin der Zeit geworden, und daß „mit dem Ueberschäumen der neuen ästhetischen Cultur in's Ethische und Religiöse" der Lauf dieser Cultur vollbracht sei, erscheint mir verfrüht und in ihrer Consequenz wenig stichhaltig. Kein Zweifel, daß schon in den siebziger Jahren, mit der Stylhetze, bei uns ein allgemeines Zeitbedürfniß einsetzte und die Thatsache auszugleichen suchte, daß, wie Lamprecht selber sagt: „jede Art des Intellectualismus das Herz unbefriedigt lassen muß". Aber hat die literarische Revolution der achtziger Jahre und ihr unbefriedigter Ablauf im letzten Jahrzehnt, hat der sogenannte neue Styl in den bildenden Künsten, hat endlich die ganze Bewegung einer Erziehung zur Kunst so etwas wie eine Hegemonie der Künste im geistigen Leben der Gegenwart begründet? Ich sehe neben dem socialästhetischen redlichen Bemühen Einzelner sehr viel aufdringlicher das übliche modische Mitgethue eines zerstreuten Kreises von Gebildeten aller Art, die sich nun auch mit Kunst „beschäftigen". Ein tieferes Durchdrungensein des Lebens von künstlerischen Bedürfnissen, eine selbstverständliche Pflege der Künste, mit einem Wort: eine ästhetische Cultur sehe ich noch nicht, sondern stärker als das unmittelbare Gefühlsverhältniß macht sich das Denken über Kunst und Künstler, macht sich ein intellectueller Kunstgenuß bemerkbar, und ich weiß nicht, ob man eine Zeit mit solchen Neigungen gerade als eine Zeit vorwiegend ästhetischer Cultur bezeichnen darf. Es sei auch an eine Bemerkung Burckhardt's erinnert, der die Blüthezeit der griechischen Kunst wesentlich darauf zurückführt, daß die Künstler, von den idealen Forderungen der Bildung unbehelligt, ganz naiv ihren eigenen und den banausischen Instincten des Volkes gemäß schufen. So lange wir uns aber noch die Köpfe zerbrechen, was Kunst sei und was sie zu thun habe, so lange empfinden wir das Aesthetische als ein Ding an sich, als einen Fremdkörper in unserer Cultur, und darum kann wohl von einer theoretischen Verquickung ästhetischer mit ethischen und religiösen Forderungen der Zeit oder der jüngsten Vergangenheit die Rede sein, aber noch kaum von der Erfüllung dieser Forderungen. Im Uebrigen wäre eine solche Führerschaft der Kunst ein ihrem objectiv receptiven Wesen Fremdes und müßte allerdings, wie Lamprecht andeutet, zu ihrem zeitweisen Verfall führen.

* * *

Der erste Theil des zweiten Ergänzungsbandes behandelt das Wirthschaftsleben und die sociale Entwickelung der jüngsten deutschen Vergangenheit von demselben Grundgedanken einer gesteigerten Nerventhätigkeit, der „Reizsamkeit" aus. Dieser und ebenso der zweite Theil, der eine Darstellung der inneren und äußeren Politik bringt, stehen hier nicht zur Kritik, und zum Referat auch nur in den vereinzelten Sätzen, in denen Lamprecht entweder social- oder individualpsychologische Bilanzen zieht und in ihnen der kunstgeschichtlichen Entwickelung so etwas wie einen naturgeschichtlichen Hintergrund giebt. Er macht die Probe auf's Neue und immerhin gewagte Exempel des ersten Bandes; dabei fällt manches feine und nachdenkenswerthe Wort und die wirren Zusammenhänge scheinen sich oft in der überzeugendsten Weise zu klären. Mechanische Technik, heißt es S. 95, ist im Allgemeinen Kunst; „der seelische Proceß im Kopfe des Erfinders ist der Hauptsache nach derselbe wie im Kopfe des Künstlers; nur das Ziel der Willensrichtung ist ein Verschiedenes: hier das Nützliche, dort das Schöne". Wie die Technik, so sei auch die eigentliche, die hohe Kunst von den Fortschritten der Verstandesthätigkeit abhängig, siehe die Wissenschaftlichkeit des Impressionismus; freilich ergebe sie ohne das Hinzutreten idealischer Kräfte nicht höchste neue Kunst. Die Entwickelung der modernen Kunst, mehr freilich noch die der modernen Technik hinge so von der Entwickelung der modernen Naturwissenschaft ab.

Außerordentlich interessant ist Lamprecht's Analyse des modernen Unternehmerthums, dessen geistigen Einflüssen alle Schichten der nationalen Gesellschaft, nach dem Gesetze der psychischen Relationen, mehr oder minder unterworfen seien. Die seltsame Lage des Unternehmers, der gleichsam jeden Moment seiner Bilanz fühle, könne nicht allein durch Intellect und Willenskraft bewältigt werden, es handele sich um eine bewußte Selbstbeherrschung von einer bis dahin nur ausnahmsweise gekannten Intensität. Dazu komme vor Allem als eine mehr accessorische Erscheinung das Hasten des modernen Lebens. Jeder weitere Sieg über Raum und Zeit bedeute für den Unternehmer vermehrten Umtrieb seines Capitals und somit Gewinn. Er auch sei der Erste, der an den Nachtheilen des Systems zu leiden habe: „an Ueberspannung, Uebersättigung, Uebermüdung, am Jagen der Eindrücke: und damit an dem unglückseligen Ruhebedürfniß der Nervösen, an dem krankhaften Bedürfniß nach Abwechslung. Ist die Arbeitszeit vollbracht, so leidet's ihn nicht daheim: Theater, Concerte und wohl gar Spiel und Ausschweifung sollen die allzu lebhaften Eindrücke verjagen, die noch aus den Verantwortlichkeiten des Geschäfts in ihm haften, sollen Ruhe schaffen, und bringen doch nur neue Erregung. Und der Erregungsgenuß wird damit überhaupt zum Genuß des modernen Wirthschaftslebens und zum charakteristischen Genusse der Zeit, sein seelisches Wesen beginnt das innere Wesen des Consums zu bestimmen, des Geistigen in Kunst und Wissenschaft, des höher Sinnlichen in der Tracht, in der Wohnungsausgestaltung, im geselligen Verkehr, des grob Sinnlichen im Essen und Trinken. Das Pikante und Interessante wird Mode, und die Gegenstände des Verbrauches beginnen einen eigenen Duft auszuströmen, den Duft der leisen Erregung, und eine eigene Sprache zu reden, die Sprache des impotent Prickelnden ... Und in diesen Gewässern feinster Erregung und kaum merklicher Kräuselungen, leise berührt von Sammetempfindungen und von Knistertönen umwallt, in ein süßes Nirwana des Bewußt-Unbewußten, des Nichtempfundenen und

doch Erlebten versenkt, in einem ersterbenden Pianissimo gleichsam der Affecte ruht der Ueberhastete aus.“ (S. 253/4.)

In diesem Treiben aber sei naturgemäß nicht mehr die margenfrisch und froh in den Tag hineinschauende Energie des Mannes, sondern das Capital das Element, das vorwärts drängt zu neuen Unternehmungen. An Stelle des Selbstbewußtseins trete die moderne Bewußtheit. Jeder Moment des Handelns werde mehr oder minder dadurch paralysirt, daß er im Augenblick des Handelns selbst auch schon beobachtet werde. Ein läßlicher und thatenloser Optimismus bilde sich aus. „Zugleich aber erkennen wenigstens die führenden Köpfe doch das Mißliche der Lage: sie stehen auf einem ewigen qui vive vor der Zukunft. Welches Element wird dann schließlich siegen: die Reflexion oder das Gefühl? Das ist die Frage. Empört sich das Gefühl gegen die Reflexion, so mag es wohl zu einer Geistescultur künstlerischen und enthusiastischen Charakters kommen, die neue Tiefen des Gemüthes ergründet. Wird dadurch aber die unerläßliche Energie des Lebens wieder gewonnen?“ (S. 258/9.) Hiernach gewinnt es allerdings den deutlichen Anschein, als ob Lamprecht seinen oben gekennzeichneten und angefochtenen Optimismus in der Annahme einer neuen künstlerischen Allgemeincultur, wenn auch nur einer solchen des halb und halb ausgelebten Impressionismus, auf Grund jüngerer Erwägungen einschränken wolle. Das ist aber nicht der Fall, denn S. 287 betont er das Auftreten der Aerzte gegen eine Aesthetisirung der Erziehung und gegen eine Lebensführung im Sinne des Impressionismus als Symptom einer idealistischen Gegenströmung, die parallel gehe mit einer Strömung zur Behinderung und Beschränkung der freien Unternehmung. Man verlange nach dem impressionistischen das idealistische, das Drama graßer, durchgehender und unerschütterlicher sittlicher Ueberzeugungen, deren Inhalt Dichtern und Zuschauern gemeinsam sei. „Solche Ueberzeugungen bilden sich nur im Bereiche einer irgendwie gebundenen socialen Cultur“, die aber werde erst dann einsetzen können, wenn eine gewisse Gebundenheit der Unternehmung erreicht sei. (S. 289/90.)

Was Lamprecht über die Wirkung des Unternehmerthums und der Unternehmergesinnung auf das künstlerische Schaffen und auf die Kopfarbeit ausführt, erscheint — wenn diese kritische Randbemerkung erlaubt ist, unvollständig. Er stellt anschaulich dar, wie im Buchhandel und Zeitungsvertrieb, in Theater und Concertwesen der neue Typus des Unternehmers eingedrungen sei und nun, mehr oder minder rationalistisch herrschend, auch den geistigen Producenten als Arbeiter, als „Kopfarbeiter“ in den Gesammtmechanismus einzustellen gewußt habe. „Wie Fabrikat eines modernen Unternehmens und Erzeugniß eines alten Kunsthandwerks stehen sich jetzt eine freie und unfreie öffentliche Literatur, eine freie und unfreie Kraft, eine freie und unfreie Musik, eine freie und unfreie öffentliche Meinung gegenüber.“ (269) Wäre hier nicht eine Erörterung der Tendenzen angebracht gewesen, die zum Schutze des geistigen und künstlerischen Eigenthums geführt haben? Dieses gesetzlichen Urheberschutzes, von dem behauptet wird, daß er, aus scheinbar socialen Erwägungen hervorgegangen, doch ganz und gar durchtränkt sei von krassester Unternehmergesinnung? Auch hier liegen ja Versuche vor, eine freiere Nutzung geistiger Güter durch die Einschränkung der freien Unternehmermacht zu Gunsten der Gesammtheit des Volkes zu ermöglichen. In dem noch in letzter Stunde bewilligten Anthologieparagraphen des neuen Urheberrechts ist einer dieser Versuche sogar praktisch wirksam geworden.

Die 750 Seiten der zweiten Hälfte des zweiten Bandes fallen so ziemlich ganz jenseits der Stoffgrenzen dieses Referates. Wenn wir nicht etwa die Kunst des Geschichtsschreibers selber in Betracht ziehen wollen, mit der er Menschen wie Bismarck als Vertreter eines reizsamen Naturalismus und Wilhelm II. als Vertreter eines reizsamen Idealismus auf seine entwickelungsgeschichtliche Formel bringt. Es geschieht das wirklich mit Kunst namentlich Bismarck gegenüber, und wenn die Formel für das weitläufige und noch lebendig oscillirende Charakterbild des Kaisers nicht ganz ausreichen will, wenn Lamprecht Manchem vielleicht gerade hier im Aus- und Unterlegen des Guten zuviel thun dürfte, so ist zu bedenken, daß es immer eine mißliche Sache ist, Gegenwärtiges historisch zu sehen und zu bewerthen. Das hat wohl noch jeder Historiker empfunden, und kaum einer ist dem im Grunde zwecklosen Vorwurf entgangen, zu scharf durch die Brille just seiner Zeit gesehen zu haben. Denn welche stünde ihm besser an? Er kann sich doch nicht gut in die Idee seines Schaffens, in das Ideal seiner selbst verflüchtigen. Ohne den Werth, sowohl den allgemeinen der reinen Stoffdurcharbeitung, wie den der Lamprecht'schen Ideen in diesen drei Bänden irgendwie zu verkennen, möchte man angesichts des ungeheuren Aufwandes von Arbeitskraft und Arbeitsgeist doch fragen: mußte es sein? Wird das Lebenswerk Lamprecht's, seine deutsche Geschichte durch diese sublime, zeitraubende und doch wohl auch beirrende Vorarbeit vom schwankenden Ende her wirklich in dem Maße geklärt und gefördert werden, wie er sich das vorher gedacht hat? Jeder, der ihm auch nur gelegentlich über die Schulter geschaut hat, wird das ganz aufrichtig wünschen müssen. Denn ein Idealismus wie derjenige Lamprechts, mag man seine praktische Anwendung mit noch so vielen Wenn und Aber begleiten, ist es unter allen Umständen werth, daß er sich auswirke nach seiner ganzen Kraft. Rund und faßlich hat er ihn sich selbst (Erg. Bd. II, 1, S. 114) in einem Grundsatze vorgezeichnet: „... wir sehen, wie die goldenen Eimer eines wahrhaft menschlichen Lebens, aus den Tiefen ihre Wasser schöpfend, immer höher steigen, bis sich ihr Inhalt klar und krystallen im Glanze höchsten Lichtes bricht. Und nicht die Anschauung, daß höchster geistiger und seelischer Reichthum sich isolirt und unbegreiflich entfaltet, sondern die Thatsache, daß auch die herrlichsten Werthe menschlichen Daseins und menschlicher Leistung mit der Gesammtnatur des Menschen verknüpft sind, und daß unmerkliche Fäden aus dem Grunde dieser Natur hinaufführen bis zu den Zenithen genialer Perioden und menschlich göttlicher Thätigkeit, bezeichnet die Gesinnung eines stichhaltigen Idealismus.“

Es bedarf wohl nicht erst der dringenden Bitte an die Leser, diesen Auszug lediglich als Anregung zur Lectüre der Bücher selbst aufzufassen.

Im Zeitalter der Mittelmäßigkeit

Von A. Bartolomäus.

„Es giebt keinen größeren Trost für die Mittelmäßigkeit als, daß das Genie nicht unsterblich sei.“
Goethe, Wahlverwandtschaften II, 5.

Auf das Zeitalter des Genies folgt das Zeitalter der Mittelmäßigkeit.

Das Genie hat einen goldenen Mund, die Mittelmäßigkeit einen galdenen Boden.

Das Genie ist, die Mittelmäßigkeit will; das Genie muß, die Mittelmäßigkeit kann.

Dem Genie folgt man mit Zweifel, der Mittelmäßigkeit läuft man bewundernd voran.

Das Genie schafft, wenn sein Geist zu ruhen scheint, die Mittelmäßigkeit scheint zu ruhen, wenn sie thätig ist.

Das Genie setzt Andern Denkmäler durch Anerkennung, die Mittelmäßigkeit erkennt durch Denkmäler an.

Das Genie ist eine Krankheit, die den Behafteten unglücklich macht, die Mittelmäßigkeit beglückt mit dem Gefühl ihrer Leistungen.

Das Genie, auch das schreibende, verursacht, daß Bücher geschrieben werden; die Mittelmäßigkeit schreibt Bücher.

Das Genie weiß es, die Mittelmäßigkeit weiß es besser.

Dem Genie ist Erfolg ein Geschenk, der Mittelmäßigkeit ein sauer erworbenes Capital.

Das Genie folgt sich selber, die Mittelmäßigkeit anerkannten Mustern.

Das Genie bedarf der Anerkennung nicht, die Mittelmäßigkeit ist nichts ohne Anerkennung.

Das Genie sieht im Vortrefflichen sich selber wieder, die Mittelmäßigkeit einen Prüfungsgegenstand.

Das Genie erfindet, und dem Erfundenen wird aufgethan; die Mittelmäßigkeit sucht und findet, klopft an und ihr wird aufgethan.

Die Wege des Genies kann die Mittelmäßigkeit nicht verstehen und sein Unglück nicht ertragen. Die Marschälle Napoleon's hätten den Zug nach Rußland gar nicht unternommen, geschweige denn die Fehler des Kaisers dabei begangen — sein Schicksal war St. Helena, ihr Lohn Ludwig XVIII.

Das Genie freut sich seiner Anfänge, die Mittelmäßigkeit schämt sich ihrer.

Das Genie ist dem Förderer, dem Pfleger dankbar, die Mittelmäßigkeit sucht ihn zu vergessen.

Das Genie verbraucht sich, die Mittelmäßigkeit kann ewig leben.

Das Genie entwickelt sich, die Mittelmäßigkeit erreicht die Meisterschaft.

Das Genie will wirken, die Mittelmäßigkeit von sich reden machen.

Das Genie nimmt zu, die Mittelmäßigkeit nimmt an.

Das Genie giebt den Stoff, die Mittelmäßigkeit das System.

Die Sphäre des Genies ist die Freude, die der Mittelmäßigkeit das Behagen.

Das Genie ängstigt den Philister, die Mittelmäßigkeit begeistert ihn.

Das Genie sucht Freunde, die Mittelmäßigkeit Diener.

Das Genie verfällt in Uebermuth, die Mittelmäßigkeit in Eitelkeit, das Genie in Wahnsinn, die Mittelmäßigkeit in Corpulenz.

Das Genie glaubt an sich selbst, die Mittelmäßigkeit an seine Zeichen und Wunder.

Anerkennen kann nur das Genie, die Mittelmäßigkeit ertheilt Censuren; Goethe empfand Schiller's Größe, Schlegel seine Versfehler.

Das Genie ist ein Kind, stets des Wachsens fähig, die Mittelmäßigkeit ein Mann, der nicht länger, aber ein Greis, der nicht älter werden kann.

Das Genie sucht Hindernisse, die Mittelmäßigkeit, sie zu vermeiden.

Das Genie überschätzt oder vernichtet die Menschen, die Mittelmäßigkeit unterschätzt oder benutzt sie oder vergiftet sie.

Das Genie reißt die Menschen mit sich fort, ohne es zu achten; die Mittelmäßigkeit folgt ihnen und bildet sich ein, es habe sie fortgerissen.

Das Genie pflanzt, die Mittelmäßigkeit erntet.

Das Genie ist meist unzufrieden, am Meisten mit sich selber, die Mittelmäßigkeit stets zufrieden, auch am Meisten mit sich selbst.

Das Genie liebt seine Mutter, die Mittelmäßigkeit redet vom Vater, besonders, wenn er ihr ähnlich war.

Das Genie will herrschen, die Mittelmäßigkeit auf dem Throne sitzen.

Das Genie findet das Lächerliche im Contrast, die Mittelmäßigkeit im Wenigerwissen oder -besitzen oder -können.

Das Genie trägt eigene Gedanken zur Arbeit ein, die Mittelmäßigkeit die betreffende Literatur herbei.

Das Genie ist edel oder nichtswürdig, die Mittelmäßigkeit ehrenwerth aber niederträchtig.

Das Genie fährt auf das Meer hinaus nach dem ersehnten Ufer, die Mittelmäßigkeit sucht, auf dem Landwege dahin zu gelangen.

Das Genie findet seinen Lohn zur Rechten Gottes oder in der Hölle, die Mittelmäßigkeit in ewigem Halleluja-singen oder im Fegefeuer — Beide in dem, was sie Andern bereitet haben.

Das Genie ist auf dem ganzen Weltall thätig, die Mittelmäßigkeit nur auf Erden.

Französische Revolutionäre im Münchener Kunstvereine.

Von Erich Felder.

Man soll sich das Schimpfen nicht verdrießen lassen! Da hat Eduard Engels seiner Zeit aus Liebe zur Sache so lange über unseren alten Münchener Kunstverein geschimpft, bis sich eine gestrenge Leitung bewogen fand, dem schroffen Kritiker die Thüre zu verschließen — und sie der modernen Kunst zu eröffnen.

Seither lernten wir in den ehemals dem Kaffeeklatsch geweihten Räumen manchen Charakterkopf unter den modernen Franzosen kennen, deren lückenhafte Vertretung in der Neuen Pinakothek uns die allzeit getreue Schwesterstadt Berlin kürzlich so wohlmeinend unter die Nase rieb.

Jüngst gewährte uns der Kunstverein den seltenen Einblick in das Werk des unglücklichen Vincent van Gogh und des vor Jahresfrist in Dominique verstorbenen Halbkreolen Paul Gaugoin aus der Zeit, da der ehemalige Schüler Pissaro's mit seinen Kumpanen zu Pont Aven in der Bretagne gegen die wahllose Naturwiedergabe der Impressionisten revoltirt und zielbewußt jene antimaterialistische Richtung angebahnt hat, die den Zielen der modernsten deutschen, insbesondere Münchener Coloristen merkwürdig nahe steht.

Das decorative Talent der Gruppe heißt van Gogh. Dieser in Frankreich heimathberechtigte holländische Künstler ist Gaugoin in vielen Stücken gesinnungsverwandt. In Arles erfreute sich Gaugoin auch seiner persönlichen Intimität in dem Maße, daß van Gogh ihn eines Nachts umzubringen suchte, ehe er seinen ersten Selbstmordversuch beging. 1890 erschoß er sich endgiltig und wurde sodann berühmt.

Der Kunstverein zeigte uns Bilder aus der früheren Epoche van Gogh's: Die Alte am Heerdfeuer, den Bettler an der Mauer, Figuren, deren rücksichtsloses Draufgängerthum an Daumier erinnert. Die Durchschlagskraft seiner Farbe, die einen Blinden sehend machen könnte, lernten wir bei der vorletzten Frühjahrs-Ausstellung der Münchener Secession an einer Folge visionärer Landschaftsträume kennen — blendende Funken einer Feuerseele!

Damals hatte man uns eine Art „garnirten Toarop servirt; neben dem tiefsinnigen Magns von Katwijk aan Zee

erschienen jene Jünger des Amsterdamer Professors A. Allebé, die sich „Individualisten“ nennen, weil sie ihre französischen Ahnen verleugnen.

Auch van Gogh hat mit der primitiven, andächtigen Naturempfindung Millet's und den stylistischen Tendenzen Cézanne's Vieles gemein; sein krankhaft überreiztes Gehirn verwerthet aber die Erscheinungswelt mit verblüffender Willkür zu consequent verfolgten decorativen Zwecken. Kündigt sich hier und da in seinem Wirken der keimende Wahnsinn deutlich an, so hat es doch Methode.

Sein merkwürdigstes Bild im Kunstverein war wohl der von langem Krausbart umwallte Ueberbriefträger, dessen grellblaue Amtstracht zur Folie einer festlich geblümten Fläche dient, von der er sich als eine Art Gottheit des Postwesens abhebt. Diese Verhimmelung des irdischen Boten hat viele Philisterköpfe in Pendelschwingungen versetzt; und doch liegt etwas Ueberwältigendes in dem Ernste, mit dem van Gogh in der Nüchternheit des Alltags einzig das malerische, bildmäßige Moment wahrnimmt.

Die Betonung des rein Formalen hat er mit Gaugoin gemein; Beide sehnten sich dabei nach innigem Erfassen der Natur — vielleicht, weil sie den Zusammenhang mit ihr verloren hatten; wer sich nach Gesundheit sehnt, ist ja schon krank!

Dieses Sehnen nach der jungfräulichen Natur, von dem die in „Kunst und Künstler“ erschienenen Briefe van Gogh's beredten Ausdruck geben, befriedigte Gaugoin in radicalster Weise, indem er nach Tahiti ging und dort einen eingeborenen fünfzehnjährigen Backfisch heirathete.

Er soll trotzdem sein Leben lang Pariser geblieben sein; sicherlich sind die Werke, die wir hier von ihm sehen, in ihrem methodischen Raffinement und vollendetem Geschmack pariserisch im besten Sinne.

Köstlich, wie fein sich auf jenem Stillleben der vollsaftig rothe Fruchtton zu einem delicaten, rosigen Hintergrunde verflüchtigt, der zum kalten Glanze des Zinnkruges und zur gelbgrünlichen Farbe der Aepfel unaufdringlich contrastirt!

Gaugoin ist, im Unterschiede zu vielen französischen Coloristen, ein gewiegter Regisseur, der seine Scene beherrscht. Von Degas hat er gelernt, „mit dem Raume zu componiren“, wie Liebermann sich ausdrückt.

Mancher Andere würde verzweifeln, die dicke Bourgeoise im blauen Kittel zu porträtiren, deren Bildniß von Gaugoins Hand uns der Kunstverein gezeigt hat. Gaugoin ist eingedenk, daß Malen Rechnen heißt: er stellt den gerötheten kugelförmigen Kopf seines Modells vor das Segment eines grünlichen japanischen Fächers, dessen Farbe und Form zu dem bläulichen Rechteck der Wand in feinen Contrast gebracht ist; dieses zarte Blau, das mit der derberen Farbe des Kleides kokettirt, wird durch eine kräftig rothe Schicht begrenzt; die bahnt nun wieder zu der Complementärfarbe des Fächers coloristische Beziehungen an. So sind Formen und Farben mit japanischer Gewandtheit unter einander ausgespielt und die Bedingungen der bildmäßigen Wirkung mit strenger Logik und zarter Empfindung erfüllt.

Von den übrigen Franzosen, die uns der Kunstverein als Wahlverwandte van Gogh's und Gaugoin's vorstellt, steht ihnen Bernard am nächsten. Ihm, der — wie mancher seiner Collegen — die Zeche gern durch Verschönerung der Gasthauswände beglich, geht die breite, plakatartige Decoration leicht von der Hand. Sein „Jahrmarkt in der Bretagne“ zeigt im Kernpunkte des Bildes einen Haufen grellbunter Eier; aus ihrer Grundform könnte das ganze Werk mit seinem einfärbigem, scharf umrissenen, abgerundeten Flächen ausgebrütet sein.

Schuffenecker, gleich Bernard ein Kampfgenosse Gaugoin's von Pont Aven her, löst in seinen späteren Arbeiten die Form auf, um als Pointillist blumige Tonwirkungen zu erzielen, deren Tinten bald an Erika, bald an Goldregen, denken lassen.

Auch die weitere Gruppe, die uns im Gefolge Gaugoin's gezeigt wurde, erinnerte weniger durch die Vereinfachung der Form als durch die Harmonie des Tonklanges an Pont Aven.

Othon Friesz, dessen Landschaften wie orientalische Teppiche wirken — oder gewirkt sind, ist coloristisch reizvoll, aber weiter von der Natur entfernt, als der Marinemaler Dieriks, der den schwälenden Rauch der Dampfer, den zischenden Gischt der Brandung im Nu zu haschen sucht.

Barwolf jedoch und besonders Ten Kate, der auf seinen braungestimmten Landschaften durch kluge Werthung der simultanen Contraste dem fast neutralen Grau zartbläuliche Aetherfärbungen entlockt, — diese discreten Künstler scheinen manchem Münchener Coloristen verwandter als Gaugoin und seinem Kreise.

Man darf sich's gestehen: Bei aller Verfeinerung sind die deutschen Antimaterialisten, die Neu-Dachauer etwa, naturwahrer und darum gesünder als die meisten der Franzosen, die wir hier kennen lernten.

Allerdings, sie ignoriren die störenden oder entbehrlichen Zufälligkeiten des Alltags, um die Natur in ihrer Sonntagsstimmung festzuhalten; immer aber bleibt die Allmutter, wenn auch wie durch einen feinen Schleier, sichtbar.

Wenn sie zum Styl gelangen, dann auf empirischem Wege.

Die Revolutionäre von Pont Aven hingegen construiren sich aus Opposition gegen die wahllos experimentirenden Anhänger der Zola'schen Formel ein künstliches Schema, in dessen Zwang die Erscheinungen willkürlich hineingepreßt werden.

Das Bestreben dieser Coloristen, die Prolegomena der Malerei festzulegen, vergleicht Georg Fuchs ebenso überraschend wie treffend mit dem Leidenswege unseres H. v. Marées. Jedenfalls verdienen sie gleich ihm unsere größte Achtung, weil sie den unpraktischen Ehrgeiz hatten, verkannte Vorläufer zu sein statt glückliche Nachtreter.

Russische Baukunst.

Von Dr. Heinrich Pudor.

Sowohl in der Literatur wie im Munde der Leute begegnet man der Ansicht, daß Moskau im Gegensatz zu Petersburg nicht internationales, sondern ausgesprochen russisches Gepräge trage. Diese Ansicht mag, was frühere Zeiten betrifft, zutreffend gewesen sein. Heute kann man nur so viel als zu Recht bestehend anerkennen, daß Petersburg weit mehr internationalen Charakter aufweist als Moskau. Im Uebrigen ist auch die ältere russische Metropole in der letzteren Zeit mehr und mehr von Westeuropa überfluthet worden, und eigentlich nur, soweit die griechisch-katholische Kirche und alles, was damit zusammenhängt, in Betracht kommt, ist der russische Charakter allein herrschend. Es hängt dies in der Hauptsache damit zusammen, daß Rußland von sich aus keine Cultur hervorbringen konnte und sich als unfähig erwies, europäische Cultur in sich aufzunehmen und auf eigenem Boden weiter zu entwickeln. In der That muß man, wenn man noch so vorurtheilsfrei an die Betrachtung der russischen Verhältnisse geht, zugeben, daß Rußland auf keinem geistigen Gebiete bisher schöpferisch gewesen ist und, wie es scheint, auch in der nächsten Zukunft nicht sein wird. Eine Ausnahme hiervon macht eigentlich nur die Musik und die schöngeistige Literatur. Dagegen kann sowohl im Kunstgewerbe wie in der bildenden Kunst von einer specifisch russischen Production nicht die Rede sein. Bevor ich dies an Beispielen erhärten will, lohnt es sich wohl der Mühe, danach zu fragen, worin die Ursache dieser Unproductivität liegt. Der hauptsächliche Grund scheint mir der zu sein, daß dieses Volk viel zu früh von der westeuropäischen Cultur berührt wurde. Peter der Große ist gewiß einer der bedeutendsten

Herrscher gewesen und hat sich um Rußland Dienste erworben wie kein zweiter russischer Fürst, aber er gerade hemmte die natürliche, aus dem russischen Boden selbst erwachsende Culturentwickelung, indem er diesem damals noch ausgesprochen Barbarencharakter tragenden Volke eine Cultur aufzwang, welche um Hunderte, um nicht zu sagen Tausende von Jahren älter war. In rein äußerlicher Weise nahm darauf das russische Volk die Cultur an, und es ging nicht ohne Wunden, Eiterungen und auf der anderen Seite gelegentliches Rückfallen in das tiefste Barbarentum ab. Dazu kam, daß Rußland wiederholt, zuletzt in allerjüngster Zeit, politische und gesellschaftliche Alliancen mit demjenigen Volke einging, welches in eben derselben Weise culturüberreif war, wie Rußland culturunreif ist, nämlich mit Frankreich. Ferner kam dazu, daß scharfe Classengegensätze gerade in Rußland vorhanden waren, und daß die westeuropäische Cultur, soweit die Ueberreife in Betracht kommt, von den obersten Classen angenommen wurde, während die unteren Classen auf der einen Seite von der Kirche und auf der anderen Seite vom Staate mit Absicht und Zielbewußtsein in Unwissenheit gehalten wurden. Sogar noch heute ist Aufklärung und Bildung in Rußland etwas Staatsgefährliches. Von einem Volksbildungswesen war nicht die Rede. Wie konnte auf einem solchen Boden eine um Jahrtausende ältere Cultur wachsen und Fuß fassen! Und nun gerade trat die obenerwähnte Erscheinung zu Tage, daß auf der einen Seite diese westeuropäische Cultur in rein äußerlicher Weise dem russischen Boden aufgeklebt wurde, und daß auf der anderen Seite alle Keime, die aus echtem slavischen Holze hervorbrechen wollten, erstickt wurden.

Wir wollen nunmehr zunächst einen Blick auf die russische Architektur werfen, wie sie uns Moskau zeigt. Und zwar wollen wir erst einmal den Kreml bei Seite lassen. Dann aber haben wir ein Bild vor uns, wie es unerquicklicher nicht gedacht werden kann. Heimisch war in Rußland der Holzbau. Nun kamen die unverstandenen Anregungen von Westeuropa, und zwar gerade zu einer Zeit, als in diesem Westeuropa die Culturreife auch in der Architektur, nämlich im Barockstyl, ihren bezeichnenden Ausdruck gefunden hatte. Die Folge war, daß der heimische Holzbau nicht weiter entwickelt wurde, und daß man anfing, da Moskau an guten natürlichen Bausteinen arm ist, in Stuck die modernen Bauten in unverstandenem Barockstyl, mit gelegentlicher Verwendung rein orientalischer Stylformen, aufzuführen. Selbst in Backstein, der näher gelegen hätte, wurde nur ausnahmsweise gebaut. Das Bild, das sich uns bietet, zeigt auf der einen Seite Brutalitäten in Formen und Farben und auf der anderen Seite albern-knabenhafte Architekturen, wie sie an Kinderbaukästen erinnern. Ausnahmen giebt es nur wenige, und diese gehören einer älteren Zeit an, wie der im Jahre 1695 errichtete, sehr malerisch wirkende Sucharewthurm.

Richten wir dagegen nunmehr unseren Blick auf den Kreml, so bietet sich uns ein Bild, wie es in malerisch architektonischer Beziehung glänzender nicht gedacht werden kann und seinesgleichen nirgendwo findet. Wenn man sich an das jenseitige Ufer der Moskwa stellt und von da auf den Kreml blickt, so ist man versucht, an die Wahrheit des Sprichwortes zu glauben, daß über Moskau nur der Kreml und über den Kreml nur der Himmel geht. An diesem glänzenden architektonischen Bild sind vor Allem die Thore betheiligt, welche die zinnengekrönte Mauer des Kreml schmücken. Die meisten dieser fünf Thore sind, künstlerisch und malerisch-architektonisch genommen, von einer Wirkung, wie sie nur entsprechende Bauten Italiens oder Norddeutschlands bieten. Theils sind es quadratische, terrassenförmig aufsteigende, teils Rundthürme mit Burgwehr und Zinnen gekrönt, theils orientalische Formen aufweisende Thurmbauten. Und hinter dieser Mauer und diesen Thürmen nun erheben sich auf einer natürlichen Anhöhe die Zarenschlösser und Kathedralen, um ein Gesamtbild von imponierender Großartigkeit zu geben. Diese Wirkung war möglich nur dadurch, daß das Terrain außerordentliche Vortheile bot. Aehnlich wie Rom ist Moskau eine Siebenhügelstadt, der Tiber in Rom ist die Moskwa in Moskau. „Voilà Rome tatare", rief die geistreiche Frau von Staël aus, als sie vom Iwan welikij auf die Zarenstadt herniederschaute. Nur dadurch aber, daß das Terrain da, wo heute der Kreml steht, einen natürlichen Hügel bot, konnte die Monumentalität des Eindruckes, den diese dreifache architektonische Vereinigung von Zarenschloß, Festungsbauten und Kathedralen bot, erreicht werden.

Sieht man sich die Zarenschlösser, also das große Kremlpalais, die Granowitaja Palata und den Belvederepalast in der Nähe an, so darf man freilich nicht immer streng künstlerische Anforderungen stellen. Im Besonderen bietet der letztgenannte Palast das bezeichnende barocke Aeußere. Aber wenn man nur an das Gesammtbild denkt, so wird man nicht nur befriedigt, sondern erhoben. Was diese Paläste im Innern bieten, darauf einzugehen, müssen wir uns hier versagen, nur mit wenigen Worten sei des Andreasthronsaals im Kremlpalais gedacht. Der Eindruck jener drei großen Säle, des Georgensaales, des Alexandersaales und eben dieses Andreasthronsaales entspricht nämlich vollständig der äußeren Monumentalität des Kreml. Kommt man aus dem größten Saale des Kreml, dem in Weiß und Gold gehaltenen Georgensaal, schreitet durch den in Gold und Rosa decorierten Alexandersaal und betritt nun den in Gold prunkenden und von Gold gleichsam fließenden, von sechs mächtigen Pfeilern getragenen Andreasthronsaal, so glaubt man, sich nicht mehr in Europa und im Occident, sondern im asiatischen Orient zu befinden. Und ähnlich geht es uns, wenn wir die von goldschimmernden Kuppeln gekrönten Kathedralen ansehen. Auch hier wiederum muß man an das Klima erinnern. In den bleigrauen Moskauer Himmel konnte keine malerische Architektur mit größerer Wirkung eingefügt werden, als die Goldkuppel der russischen Kathedrale. Und man muß Moskau im Winter gesehen haben, um die volle Wirkung dieser malerischen Architektur verstehen zu können. Soll doch die eigentliche Zwiebelform der Moskauer Kathedralenkuppeln dadurch entstanden sein, daß für das Abrinnen des Schnees nach den günstigsten Bedingungen gesucht wurde. Wenn nun diese aus einem so eigentlichen Gemisch von orientalischen und occidentalen Formen bestehende alte russische Metropole unter einem bleigrauen Himmel im Schnee begraben liegt, und ein Sonnenstrahl auf die Goldkuppel oder die Riesenglocke Zar Kolokol fällt, dann entfaltet sich der ganze Zauber dieses orientalischen Gesammtbildes. Und man kann sich dieser Wirkung hingeben, entweder wenn man vom Sophienquai auf die Kathedralen des Kreml oder vom Kreml selbst auf die Erlöserkirche, oder von den Sperlingsbergen auf Moskau blickt.

Streng künstlerisch und architektonisch genommen, kann man freilich über die Bauformen dieser russischen Kathedralen nicht anders als abfällig urtheilen. Will man sie aber in ihrer Eigenart verstehen und ihrem Reiz sich willenlos hingeben, so muß man immer den malerischen Gesammteindruck sich vor Augen halten. Unter dem klaren italienischen Himmel mußten die Bauformen bis in die Details hinein gesetzmäßig gegliedert und geordnet sein. Unter dem Moskauer Himmel dagegen kam es, auch soweit die Architektur in Frage kommt, auf malerische Wirkungen an.

Die klimatische Frage bildet auch die Erklärung dafür, daß Rußland auf dem Gebiete der Plastik und der Malerei so gut wie nichts geleistet hat und kaum je leisten wird. Die Gallerie der Akademie in Petersburg und das dortige neue Museum Alexander's III. hat man ebenso wie das Moskauer Rumjanzoffmuseum zum größten Theile mit vollständig werthlosen Bildern gefüllt, wobei man noch dazu die Verlegenheit merkt, wie schwer es hielt, diese Gallerien überhaupt voll zu

bekommen.*) Und daß es sich mit dem russischen Kunstgewerbe nicht anders verhält, darauf haben wir schon oben hingewiesen. Wenn man den Russen zur Hervorbringung einer künstlerischen, ebenso wie einer geistigen Cultur einen guten Rath geben wollte, so müßte es der sein, daß sie mit allen Mitteln darnach streben sollten, die russische Eigenart zu pflegen und zu entwickeln und mit der Annahme der westeuropäischen, im besonderen der französischen künstlerischen Cultur so vorsichtig als möglich zu sein, zum mindestens so lange, als nicht die Brücke zwischen russischem Barbarismus und westeuropäischer Kulturreife geschlagen worden ist.

Feuilleton.

Die Barrière fällt.

Von M. Zehme.

In einem Coupé erster Classe befanden sich vier Herren, nur vom Augenblick zusammengeführt.

Davon war der Jüngste Vollblutaristokrat, durch die gewitterte Unebenbürtigkeit der anderen etwas genirt; der Zweite Professor der Medicin, der um den Preis eines kleinen Vermögens als Capacität an ein Krankenlager verschrieben worden war, ohne mehr zu können, als die Hoffnungslosigkeit des Falles zu bestätigen. Er rauchte ein feines Blatt und gedachte dabei, die bläulichen Rauchringe rücksichtsvoll verblasend, des jungen Collegen, den er vorhin durch seinen anerkennenden Händedruck aus der verzagten Stimmung herausgerissen hatte.

Der Dritte war der Inhaber einer der größten Verlagsfirmen, unbeweibt, angejahrt, aus Princip niemals eine Andere als die erste Wagenclasse benutzend. Er kehrte aus einem Bade zurück, das „Saisonsünden“ unter Wasser gesetzt und seine Gesichtsfarbe aufgefrischt hatte.

Der Vierte schlummerte — ein Glücksgesättigter, die Glieder in ungenirter Bequemlichkeit gestreckt, mit rückwärts abgerutschtem Kopfe, über den eine leichte Reisekappe gezogen war. Sein Embonpoint sperrte die Passage zu dem einen der beiden Fenster. Auf dem weißen Westenleibe hing schwerstes Caliber in Gold.

Als der Zug jetzt verlangsamt in eine Station einfuhr, hob er strohhalmbreit die Lider, kraute sich mit dem charakteristisch rückwärts gebogenen Daumen das blanke Kinn zwischen dem Backenbarte und fragte behaglich:

„Wo sind wir eigentlich, meine Herren?“

Er mußte die Frage wiederholen, ehe der strichdünne Graf H—, der am Fenster der Perronseite stand, möglichst nachlässig den Namen der Station nannte.

Die Wirkung war verblüffend.

Wie ein Gummiball schnellte er in die Höhe und drängte sich an's Fenster, während nach einer Minute Aufenthalt der Zug wieder in's Weite rollte. Mit wenig schmeichelhafter Eilfertigkeit räumte Graf H— das Feld vollständig und stieß die Luft durch seine etwas gedrückte Nase. Es ging spurlos an dem vorüber, der gemeint war; denn „bläst mir den Hobel aus, was wir jetzt durchqueren, gehört mir!“ So stand's zuerst in seinem strahlenden Gesicht geschrieben, als er sich in den Hüften wiegte und die sybaritischen Lippen pfeifend spitzte. Schließlich ertrug er das Incognito nicht länger. Mit großartiger Handbewegung einen Kreis beschreibend, sprach er, ohne es für nöthig zu halten, sich dabei seinen Reisegefährten zuzuwenden:

„Meine Herren, Alles, so weit jetzt Ihr Auge reicht, gehört mir! Gestatten — Commerzienrath ***; und nicht nur ererbt, auch mit erworben! Netter Besitz — was?“

Die Blicke der Anderen streiften nun mit abschätzendem Ausdruck die kolossalen Fabrikanlagen und alle dazu gehörigen Wohlfahrtseinrichtungen, die an ihnen vorüber flogen und in ihrem Umfange eine kleine Stadt bildeten; streiften weiterhin üppigen Erntesegen und meilenweite Waldungen; schließlich trafen sie auch den glücklichen Besitzer selbst, dem in herzklopfender Erwartung der Wirkung seiner menschlichen Indiscretion die Adern hoch aufschwollen.

Der geläuterte Junggeselle war der Einzige, der seinen Namen dagegen nannte, mit einem hinzugefügten interessirten: „à la bonheur!“ und einem Seitenblick auf die chirurgische Capacität. Ein weiteres Wort aber wurde ihm abgeschnitten.

Denn der Commerzienrath hatte sich umgedreht und mit einer auffallenden Bewegung in die Luft gegriffen, jäh veränderten sich die Farbe und die Züge seines Gesichts. Nur zu ein paar Seufzern ward ihm noch Zeit gelassen, dann war alle Herrlichkeit zu Ende — einfach durch einen Herzschlag.

Der Professor sprang ihm zu und bat um Hülfe, den schweren Körper auf's Polster legen zu können. Zögernd unterzog sich der junge Aristokrat dieser Menschenpflicht und sagte mit nervösem Frösteln: „Hoffentlich ist die Station bald erreicht!“

Der Verleger betrachtete den so rasch aus dem Vollen geschiedenen Glückspilz mit philosophirendem Ausdruck und murmelte: „Also man kann auch in's Jenseits „Erster“ fahren! Uebrigens schade, gerade wollte ich ihn fragen, ob er betöchtert wäre.“

Schweigend bemühte sich der Mediciner um den Stillgewordenen. Schon war sein Ziel erreicht.

Erleichtert wechselten der Verleger und Graf H— das Coupé, während es der Professor übernahm, den Vorsteher der Station von dem Geschehenen zu unterrichten.

Ein vornehmes Gespann erwartete dort seinen Herrn und nahm ihn auf; aber die temperamentvollen Thiere waren kaum zu halten, als sie im Schritt gehen mußten.

Seinen früheren Platz wieder einnehmend, zog der Professor die Uhr und berechnete die Verspätung, die ihn hoffentlich nicht um den Anschluß nach B— brachte.

„Wenn er will, kann er dafür liquidiren,“ dachte im selben Moment der Verleger, der die Berühmtheit erkannt, jedoch ihr Incognito respectirt hatte. Und Graf H— in der anderen Coupé-Ecke freute sich plötzlich seiner Jugend, wie lange nicht.

Aus der Hauptstadt.

Der Berg der Arbeit.

Ein Märchen von Johannes Gaulke.

Es sind schon viele, viele Jahre her, da lebte in einer großen Stadt ein Mann, der war so reich, daß er gar nicht wußte, was er mit seinem Reichthume anfangen sollte. Er hatte alle Länder der Erde bereist, er hatte Alles gesehen, was große Männer geschaffen, und Alles gelesen, was weise Männer geschrieben haben. Er hatte stets die köstlichsten Speisen gegessen und die edelsten Weine getrunken, er hatte in den herrlichsten Palästen gewohnt und mit den schönsten Weibern sein Schlafgemach getheilt. Kurzum: er hatte das Leben ausgekostet, er hatte alles genossen, was man für Geld haben kann. Und für Geld kann man ja ziemlich alles haben.

Aber der reiche Mann fühlte sich in all' seinem Ueberflusse unglücklich. Er fand das Leben dumm und albern. Es hatte keinen Reiz mehr für ihn. Tage lang sann er darüber nach, wie er sich einen neuen Lebensgenuß verschaffen konnte, aber es fiel ihm nichts mehr ein. Er beneidete alle Menschen, die von früh bis spät arbeiteten und darüber das kuriose Ding, das man Leben nennt, vergaßen. Wenn er doch auch hätte arbeiten können! Aber er hatte nichts gelernt und wußte darum nicht, wie er es anstellen sollte.

Da kam eines Tages ein edler Menschenfreund zu ihm, der sagte ihm viele merkwürdige Dinge, die den reichen Mann in Erstaunen setzten. Er sprach von der Noth der Zeit und dem Elend der Menschen. Tausende von braven Arbeitern hätten kein Brat, um sich satt zu essen, und keine Kleider, um ihre Blößen zu verdecken, und keinen Raum, um darin zu wohnen.

„Weßhalb kaufen sich denn die Menschen nicht das, was sie brauchen?“ fragte erstaunt der reiche Mann.

„Sie haben kein Geld dazu,“ antwortete der Menschenfreund.

„Dann müssen sie sich Geld verdienen,“ sagte darauf der reiche Mann.

„Sie finden aber keine Gelegenheit zum Geldverdienen,“ sagte der Andere. „Niemand braucht ihre Arbeit. Die Händler sagen: Wir haben so viele Waaren, daß wir nicht wissen, was wir damit anfangen sollen. Unsere Speicher sind mit Korn und Kartoffeln, mit Früchten und Weinen und Allem, was der Mensch zum Leben braucht, bis zum Rande angefüllt. Und die Fabrikanten sagen: Unsere Magazine sind mit Kleidern und Schuhen und Allem, was der Mensch braucht, um seine Blößen zu verdecken, vollgepfropft. Und die Baumeister sagen: Weßhalb sollen wir neue Häuser für die Obdachlosen bauen? Unsere alten Häuser stehen sogar leer, und wir finden keine Miether.“

Das ging über die Fassungskraft des reichen Mannes. Es war Alles im Ueberflusse vorhanden, und dennoch litten die Menschen Noth! Das Leben erschien ihm jetzt noch kurioser denn je zuvor. Der reiche Mann war aber auch ein guter Mann, ihn dauerte das arme Volk, das nichts zu essen hatte, und er sagte zu dem Menschenfreunde, der ihm solches kund gethan hatte:

„Gehe zu meinem Schatzmeister und lasse Dir von ihm Geld geben, so viel Du brauchst, und vertheile es unter die Leute, damit ein jeder sich kaufen kann, was ihm Noth thut.“

Da machte aber der edle Menschenfreund ein sehr bedenkliches Gesicht und sagte:

*) Die Tretjakoffgalerie war leider zur Zeit meiner Anwesenheit in Moskau wegen Umbaus geschlossen.

„Dich dauert das arme Volk, und Du willst ihm helfen. Das macht Deinem guten Herzen alle Ehre, aber Du erweisest dem Volke einen schlechten Dienst, wenn Du ihm Almosen giebst statt Arbeit."

Und der edle Menschenfreund hielt dem reichen Manne einen langen Vortrag von der Würde der Arbeit und anderen schönen Dingen, von denen er aber nichts verstand, denn er hatte es nie nöthig gehabt zu arbeiten. Er behielt aber die Worte des edlen Menschenfreundes in seinem Herzen und dachte geraume Zeit darüber nach, dann sagte er:

„Ich habe alle Wunder der Erde gesehen, das Größte von Allem aber ist der Mensch. Erst arbeitet er, damit er alle schönen Dinge, die er zum Leben braucht, im Ueberflusse hat, und dann getraut er sich nichts davon zu nehmen, und trotzdem möchte er immer weiter arbeiten. Die Arbeit der Menschen ist doch ein rechtes Kreuz, das sie einander auferlegt haben."

Diese Rede verdroß den edlen Menschenfreund, und er hielt dem reichen Mann einen Vortrag von dem moralischen Werthe der Arbeit. Dieser aber lächelte und sagte:

„Gut, wenn die Menschen keine Almosen nehmen wollen, werde ich ihnen Arbeit geben. Draußen vor der Stadt habe ich ein großes Gut, das wohl viele Meilen lang und breit ist. Darauf will ich einen großen See anlegen, und die Erde aus dem See zu einem Berg aufschichten lassen, damit alle, die nichts zu thun haben, Arbeit finden."

Ob dieser Rede pries ihn der Menschenfreund als einen Wohlthäter der Arbeiter, und er zog von dannen, um den hochherzigen Entschluß des reichen Mannes allen Nothleidenden zu verkünden.

Da kamen sie zu Tausenden auf das Gut des reichen Mannes geeilt, und er stellte sie alle ein und zahlte ihnen die höchsten Löhne und gewährte ihnen die kürzeste Arbeitszeit. Sechs Stunden brauchten sie am Tage nur zu arbeiten, und an jedem dritten durften sie ruhen. Aber dennoch wuchs der Berg unter ihren fleißigen Händen zu einer stattlichen Höhe an. Am Ende des ersten Monats war er schon so hoch, wie die höchsten Häuser der Stadt, und abermals nach einem Monate war er so hoch wie ein Kirchthurm. Und die Menschen waren fröhlich und guter Dinge, und sie lobten und priesen den reichen Mann als ihren Freund und Wohlthäter. Alle Welt war von seinem Ruhme voll. Die Zeitungen sandten Berichterstatter auf den großen Arbeitsplatz, und diese schrieben lange Artikel über den Fortgang der Arbeit, und sie feierten den reichen Mann als den Helden des Jahrhunderts, der die Aufgaben seiner Zeit begriffen hätte. Man sprach weit und breit nur noch von dem Berg der Arbeit.

Endlich war der Berg unter den fleißigen Händen der Arbeiter bis in die Wolken hineingewachsen, da oben aber war es bitter kalt wie in einem strengen Winter, und die Menschen mußten die Arbeit einstellen, und sie waren sehr traurig darüber, denn sie fürchteten die Arbeitslosigkeit. Der reiche Mann aber sagte: „Fürchtet Euch nicht, Ihr habt den Berg zu meiner Zufriedenheit aufgeschichtet, nun sollt Ihr ihn mit Bäumen und Kräutern bepflanzen, damit er aussieht wie ein wirklicher Berg."

Und sie thaten, wie ihnen geboten ward. Rings um den Berg legten sie breite Wege an, auf denen man zu Fuß und zu Wagen bis auf die höchste Spitze gelangen konnte. Dann machten sie sich daran, dem Berge ein prächtiges Pflanzenkleid anzulegen. Auf der Südseite wurden Cypressen und Pinien, Orangen und Citronen, Myrthen und Lorbeer angebaut. Dann folgten in einer höheren Region Eichen und Buchen, Tannen und Kiefern, und ganz oben fristeten einige Flechten und Moose ihr kärgliches Dasein.

Der Berg der Arbeit war der Stolz des ganzen Landes, und die Zeitungen brachten lange Beschreibungen und priesen den reichen Mann als einen Förderer der Wissenschaft. Nur das arbeitende Volk freute sich nicht über das Werk, das es geschaffen hatte, denn nun war es wieder arbeitslos und litt abermals bittere Noth.

Als dies der reiche Mann vernahm, dauerte ihn wiederum das arme, arbeitslose Volk, und er sann lange über eine neue Arbeitsgelegenheit nach, aber er konnte keine finden, und er wandte sich in seiner Noth an den edlen Menschenfreund. Dieser sagte:

„Du hast einen großen Berg errichtet, um allen Nothleidenden Arbeit zu verschaffen. Warum zögerst Du denn jetzt, den Berg wieder abkarren zu lassen, er hat seinen Zweck erfüllt, und die Menschen würden eine neue Arbeitsgelegenheit finden."

Das leuchtete dem reichen Manne ein, und er sagte zum Volke:

„Ihr habt ein großes Werk vollbracht, und ich habe eine große Freude daran gehabt. Der Berg der Arbeit hat seinen Zweck erfüllt, darum geht und karrt ihn wieder ab."

Und das Volk that, wie ihm geboten ward, es war glücklich, daß es wieder arbeiten durfte. Und alle Welt freute sich über den hochherzigen Entschluß des reichen Mannes und pries ihn abermals als einen Wohlthäter der Menschheit, der die Aufgaben seiner Zeit begriffen hätte.

Nach einem Jahre war der Berg dem Erdboden gleich gemacht, und Alles war, wie es zuvor gewesen war, nur der gute reiche Mann war darüber arm geworden; er hatte sein ganzes Geld den Arbeitern gegeben, und alle Welt schalt ihn einen Narren, den man in ein Irrenhaus sperren sollte. Er aber lächelte und war glücklicher, denn je zuvor, obgleich er nichts mehr hatte, denn er hatte die Entdeckung gemacht, daß die Welt ein Arbeitshaus sei voll arbeitswüthiger Narren.

Altweiber-Sommer.

Die Sonne von Sedan, die den Herbst einleuchtet, hat heuer amtlich nicht scheinen dürfen. Es giebt keine officiellen Sedanfeiern mehr, und die gutgesinnten Vereine mit behördlich regulirbarer Vaterlandsliebe haben schon sämmtlich beschlossen, den 2. September aus ihrem umfangreichen Festkalender zu streichen. Nun berührt es ja in einem Jahrhundert, dessen Minister vor Jubiläen, Denkmalsenthüllungen, Regatten und Gordon-Bennett-Rennen nie mehr zum Arbeiten kommen, äußerst angenehm, wenn gelegentlich mal ein rother Tag unter den Tisch, in diesem Fall den Schreibtisch, fällt. Daß aber just der 2. September daran glauben mußte, das hat mir doch leid gethan. Vor Allem unserer Schuljugend wegen. Der Sedantag erscheint immer in der schönsten Zeit des Jahres, im blaugoldenen Geflimmer des Spätsommers, und was der werth ist, hat soeben alle Welt in einigen ihr bisher völlig unbekannt gebliebenen, seit fünfzig Jahren gedruckten, anläßlich der Hundertjahrfeier aber erst wirklich veröffentlichten Mörike-Gedichten gelesen. Ich weiß noch: von zehn Uhr Morgens an waren wir an dem benedeiten Sedantage schulfrei, und dann ging es hinaus zum staubigen Kreuzberg, wo wir die furchtbare Schlacht noch einmal schlugen. Auf das sonntägliche Gewand ward dabei allzuwenig Rücksicht genommen, so daß es häufig zu Hause noch zu einem ebenso erbitterten wie verlustreichen Nachhutgefechte kam. Doch was that's? Wenn wir uns in Deutsche und Erbfeinde theilten, so klangen in uns Allen noch die herrlichen Worte nach, die der Lieblings-Lehrer oder gar der Herr Director kurz vorher bei der Sedan-Schulfeier gesprochen hatte, und unsere jungen Herzen sogen noch einmal den dröhnenden Wohllaut der Geibel'schen Verse ein:

Nun laßt die Glocken
Von Thurm zu Thurm
Durch's Land frohlocken
Im Jubelsturm!
Des Flammenstoßes
Geleucht' facht an!
Der Herr hat Großes
An uns gethan.
Ehre sei Gott in der Höhe!

In solcher Stunde lernten wir die Heimath heißer lieben und ihre großen Männer respectvoller verehren als in sechzig Geschichtsstunden, die damals noch allzu schwarz-weiß gefärbt waren und deßhalb eher Geschichtenstunden hätten genannt werden müssen. Keiner wollte nachher freiwillig Franzose sein. Es mußte abgezählt werden, und die unglücklichen Opfer des Zufalls rissen auf der Stelle wie Schafleder aus — wurden sie sonst doch unverzüglich mit erbarmungsloser Inbrunst verdroschen ... Diese Art Sedanfeier liebt man heute nicht mehr. Die Berliner Schulen arbeiten am Sedantage eifrig weiter, die Geschäfte schließen nicht, die Herren Vereinsvorsitzenden lernen keine Reden auswendig, die von spontaner Begeisterung glühen. Ein Landrath im Dortmunder Revier hat sogar seinen Gensdarmen entsandt, damit er die Sedan-Sänge und -Reden in den Schulen hindere. Wir wollen die Franzosen nicht länger unnütz reizen, heißt es. Wir treiben Versöhnungspolitik. Aber ich kann mir nicht helfen (und an dieser Stelle wird solche Ketzerei vielleicht erlaubt sein): mich dünkt, die russischen Niederlagen im fernen Osten sind bessere Versöhnungspolitik als alle unsere liebenswürdigen Telegramme, unsere kleinen Geschenke und sehr kleinen, fast kleinlichen Rücksichtnahmen. Wenn Paris heute nicht nach dem Loch in den Vogesen starrt, so liegt das weniger am Verstummen unseres Sedanjubels als an dem grauslichen Oyama und seinem Freunde Togo.

Wir sollten den frohen und stolzen Tag nicht ganz vergessen. Sind wir doch arm genug an guten Anlässen zu ursprünglicher und echter, nicht obrigkeitlich angeordneter Begeisterung. Der vaterländische Sinn, den man uns freilich als Chauvinismus verekeln will, verdient Pflege so gut wie der rothe Internationalismus, und neben der Maifeier kann recht gut die Sedanfeier bestehen. Gerade weil blasse und weltfremde Nichts-als-Pädagogen angefangen haben, an Stelle kerniger deutscher Kriegsbücher die Werke Erckmann-Chatrians in unseren Schulen einzuführen, Werke, die unsere Krieger, Sachsen und Bayern, gemein beschimpfen, gerade deßhalb muß den Schulen Sedan erhalten bleiben. Hüten wir uns davor, daß die Sonne von Sedan neben dem Kalenderherbst auch den nationalen Herbst, das allgemeine Absterben, einleuchtet!

* * *

Weiße Fäden fliegen durch die Luft, die ersten weißen Haare der Sommerkönigin. Sie läßt sich tagsüber noch wenig merken, aber wenn die frühe Dämmerung hereinbricht, mit herbstlichen Schauern und der flackernden Herbströthe im Westen, dann verhehlt sie's nicht mehr, daß die Zeit ihrer Triumphe vorüber ist. Noch ein Letztes freilich vermag sie zu thun. Noch läßt sie unermüdlich die Sonne in's Rhein- und Moselthal hineinscheinen, über Gerechte und Ungerechte, und die Trauben kochen; noch sorgt sie dafür, daß weiche, warme Nebel bei Nacht das köstliche Gewächs umhüllen und ihm weiche Feuchte spenden. So viel uns auch die Winzer und die Händler, denen eine allzu üppige Ernte die Preise verderben würde, von der vernichtenden Dürre erzählen, von zu zeitigem Verholzen der Stiele und dem geringen Ansatz der Beeren —

wir glauben's ihnen einfach nicht. Der Elfer des zwanzigsten Jahrhunderts steht uns bevor! Was Lenz und Hochsommer wundersam begonnen haben, das vollendet glorreich dieser liebenswürdige September. Schon schmunzeln die rothnasigen Weinbeißer bei Haußmann, und wer mit ihnen ein Herz hat für deutsche Tropfen, der bemüht sich, Platz im Keller zu schaffen für den Neuen, indem er den Alten forttrinkt. Dies Jahr wird, wenn nicht alle Sterne lügen, den Siegeszug unserer Weißweine krönen. Lange standen sie verachtet im Winkel. Bordeaux war Mode, richtiger gesagt, Heidelbeersaft, der dem Anilin seine prunkende Farbe verdankte. Damals hatten die Moselweinfreunde es so gut wie die Fleischfresser in einem Vegetarierlande; man brauchte nicht reich, man brauchte nur vernünftig zu sein, um Köstliches schlürfen zu können. Seitdem sind Jahr um Jahr die Moselcurse gestiegen. Als ich zum ersten Male an dem berühmten marschen Wegweiser stand, der jedem Biedermann das Wasser im Munde zusammenlaufen macht, weil er ihm Besseres als Wasser verspricht; als ich vor zwölf oder dreizehn Jahren die süße Qual der Wahl verspürte, nach Zeltingen, oder nach Trarbach, oder nach Traben, oder nach Bernkastel zu pilgern, da zahlte man noch mit zwei Mark, was heute mindestens fünf kostet. Die Mosel-Hochgewächse verfeinerten sich zudem mit der rasch steigenden Nachfrage. Das Capital, das sich lange ängstlich ferngehalten hatte von diesen begrünten Hügeln, fand heraus, daß sie die richtigen Goldbergwerke darstellten. Man steckte beträchtliche Summen hinein, und Culturen blühten auf, wie sie kein anderes Weinland kennt. Heuer wird sich die Ausgabe an Geld und Mühe vielfach lohnen. Und es ist ein trostreicher Gedanke, daß wir mit Gottes Hülfe in zwei, drei Jährchen den einzigen Sommer von 1904 wieder auferstehen sehen werden: all' sein unerhörtes Glühen und Leuchten in's Glas gebannt; neben dem Duft der Rheinsagen und dem Hauch der Moselgesänge, neben herber deutscher Poesie ganz undeutsche, überdeutsche Ueppigkeit ... Das wird dann ein Sedanfest werden! Selbst wenn sie's in den Schulen, den Canzleien, den brav parirenden patriotischen Vereinen streng verbieten — Kinder, wir feiern's doch!

Wo solch ein Feuer noch gedeiht
Und solch ein Wein noch Flammen speit,
Da lassen wir in Ewigkeit
Uns nimmermehr vertreiben!
Stoßt an, stoßt an, der Rhein!
Und wär's nur um den Wein,
Der Rhein soll deutsch verbleiben!

Verse sind stillos in der Prosa, und dies ist schon das zweite Gedicht, das ich heute citire. Aber wenn sie bereits die Secundaner zu überlegenen Geistern drillen und ihnen mit Erckmann-Chatrian's Hülfe kühlen Cosmopolitismus einpauken, dann stehen uns Aelteren Secundaner-Eseleien wohl an. Wozu ich die süße Secundaner-Gepflogenheit des Citirens rechne. Eine Gepflogenheit übrigens, welche unseren ewigen Secundanern in der Schule des Lebens, den Parlamentariern und anderen Schönrednern, gleichfalls unabstreifbar anhaftet.

* * *

Der warme Altweiber-Sommer entschuldigt es, daß man weinselig geschwätzig wird. Zumal wenn man Dank dieser Geschwätzigkeit dem Altweiber-Klatsch entgeht: den Tuscheleien über Gelbensande, Südekum und seine Koburgerin, Theater- und Thiergarten-Scandale. Sedan und der Neunzehnhundertundvierer sind uns Rückständigen immer noch wichtiger.

Dramatische Aufführungen.

Lady Windermeres Fächer. Das Drama eines guten Weibes in vier Acten von Oskar Wilde. — Kettenglieder. Ein fröhliches Spiel am häuslichen Herd in vier Acten von Hermann Heyermans. (Beide im Deutschen Theater.)

Ein freundliches Geschick hat es gewollt, daß zwei von den funkelnagelneuen Theatern, womit der Zorn der Götter uns heuer bedacht hat, noch nicht eröffnet werden konnten. Weinbergsweg und Friedrichstraße SW. zwingen uns einstweilen zu keinen nächtlichen Wanderungen; wir können die köstlichen Stunden, die sie uns rauben wollten, bis auf Weiteres noch beim Männerschoppen oder daheim verbringen. Preis den Directionen, die so lobenswerthe Rücksicht auf unser bißchen Comfort nehmen — auch im bequemsten Parkettfauteuil schläft es sich nicht so behaglich wie im eigenen Bette. Was Nationaltheater und Lustspielhaus uns ersparen, das nehmen freilich ihre älteren Genossen doppelt. Ueber die Hohenpriester der Berliner Musentempel ist ganz unerwartet die classische Begeisterung gekommen, unwiderstehliche Liebe zu den betagten Gottheiten. Troilus und Cressida, Frau vom Meere, Salome; Shakespeare, Ibsen, Wilde. Besonders Wilde, der vor langer Zeit einmal Mode war (in der vorigen Saison). Wilde wird förmlich gemästet. Es hilft ihm allerdings nichts mehr, er ist eines jämmerlichen Todes verblichen und murmelt drüben, im besseren Jenseits, verdrossen Heine's Verse vor sich hin: „Unser Grab erwärmt der Ruhm? Thorenworte, Narrenthum!“ Aber Berlin ergötzt sich an ihm, der doch jedem gebildeten Snob höchstens als eine verschollene Sensation gelten kann, und Berlin wird an seinem Wilde festhalten, bis andere künstlerische Hauptfragen, so zum Beispiel die Freilegung des Brandenburger Thores, brennend geworden sind. Einstweilen führt man alle irgend erreichbaren Stücke Wilde's auf, studirt sie neu ein, studirt sie um und verschafft dadurch unseren Feuilletonisten, die kein Englisch verstehen, die unbezahlbare Erkenntniß, daß Oskar der Zuchthäusler eigentlich nichts als ein später Nachahmer von Dumas und Co., so eine Art Schüler Paul Lindau's gewesen ist. Der arme Kerl, dem mit dem schäbigen Lorbeerkranze des Londoner Poeten wenig gedient war, suchte sich bei seinen Mitbürgern herauszupauken und ihnen zu zeigen, daß ein Mann seines Calibers Besseres könne, als eine lumpige Salome schreiben. Daß er vielmehr im Stande sei, Geld zu machen, Cassenstücke im Pariser Styl zu schaffen. „Lady Windermeres Fächer“ war solch ein gelungener Versuch. Ganz London mußte das „Drama eines guten Weibes“ gesehen haben und verzieh dem glücklichen Verfasser alle früheren Sünden, darunter die abscheuliche, halbnackte Salome. „Lady Windermeres Fächer“ ist auch wirklich zu reizend. Die junge Frau, der das damenhafte Bühnenrequisit gehört, leidet grausam unter den Aufmerksamkeiten, die der geliebte Lord einer schon angejahrten Abenteuerin erweist. Als er die Zweifelhafte trotz des heftigen Einspruches der Lady doch in's traute eheliche Heim bringt, da thut das kleine unschuldige Frauchen vor Schmerz und Verzweiflung den ersten unbedachten Schritt ihres unbefleckten Daseins. Sie eilt zu Lord Darlington, wie seiner Zeit Francillon zu einem x-beliebigen Vicomte eilte, um sich mit ihm oder durch ihn für die ehemännliche Untreue zu rächen. Damit das Drama hübsch weitergehen kann, nimmt die Erbitterte in aller Eile ihren berühmten Fächer mit. Sie wäre verloren, auf immer für die Londoner gute Gesellschaft verloren, wenn nicht jenes abenteuernde Weib hinter ihr dreinsauste. Kaum hat sich meine süße Lady von der Ueberraschung erholt, daß just diese Person ihr nachläuft und sie warnt, da dringen männliche Stimmen an ihr Ohr — um Gottes willen, Darlington kommt mit Windermere und einigen anderen feinfeinen Aristokraten! Und der Fächer, der Unglücksfächer, — er bleibt auf dem Tische liegen! Lord Windermere erkennt ihn ... Wenn sich jetzt nicht die Thür zum Nebengemach aufthäte und die Abenteuerin einträte, mit der gestammelten Entschuldigung, sie habe aus Versehen den Fächer mitgenommen, — es wäre nicht auszudenken, was dann der kleinen Lady hätte passiren können! Nu, so entschlüpft sie noch einmal, heißen Dankes voll für die Opferfrohe, welche alle Schuld auf sich geladen hat. Wir Zuschauer wissen schon seit dem Schluß des ersten Actes, aus einem Selbstgespräche des wahrhaft vornehm gesinnten Lord Windermere, daß die geheimnißvolle Dame aus der Fremde die Mutter seiner geliebten Lady ist. Ach, sie hat damals einen Fehltritt gethan, mußte deßhalb aus der Welt — das heißt und das ist London — verschwinden und bei der eigenen Tochter für todt gelten! So grausam rächt der englische Gott Fehltritte, bei denen man sich ertappen läßt. Nun, Wilde belohnt am Ende das biedere Weib: sie fängt noch rasch einen braven Liebhaber ein, mit dem sie ihre alten Tage angenehm verbringen kann.

Ob Wilde trotz seines ehrpusseligen Gesichtes diese dramatische Albernheit ernst genommen hat, läßt sich schwer sagen. Ich hoffe es nicht, obgleich er offensichtlich redlich bemüht gewesen ist, sie mit Witzbrillanten aufzuputzen. Es wimmelt indessen von Talksteinen unter den Brillanten, und gerade die kühnsten Paradoxen nehmen sich verwünscht gequält aus. Der Erfolg war denn auch so, daß wahrscheinlich kein Berliner Director weitere schlechte Stücke von Wilde aufführen wird.

Auch mit einem andern, neuerdings vielgenannten Ausländer, mit Herrn Hermann Heyermans, hatte Lindau wenig Glück. Heyermans ist ein gar gestrenger Kritiker, verroht und ungerecht, — was die deutsche Dramenerzeugung anbelangt. Sammt und sonders hat er sie neulich verurtheilt; der holländischen, so behauptete er, sei sie weitaus nicht gewachsen. Denn in holländischer Sprache dichtet ein gewisser Hermann Heyermans. Seinem neuesten „Fröhlichen Spiele am häuslichen Herd“, dem Vieracter „Kettenglieder“, nach zu urtheilen, muß der Dichter Heyermans vom Recensenten Heyermans zu den Deutschen gerechnet werden. Denn dies Stück ist, auf seine dramatische Bedeutung hin angesehen, spottschlecht. Lauter Theater, und elendes Theater dabei, Plumpheit und grobe Sprunghaftigkeit. Ein simpler Schlosser hat sich aus dunklem Elend zum reichen Fabrikherrn emporgearbeitet; sein Unternehmen ist in eine Actiengesellschaft verwandelt worden, und er selbst, ein leidlich strammer Siebenundfünfziger, glüht noch von so viel Lebenslust, daß er durchaus seine hübsche Wirthschafterin heirathen will. Dieser derbe Eisenkerl aber läßt sich von seinen drei Söhnen, mißrathenen Scheusälern und unreifen Bengeln, bis auf's Blut sekiren. Man schickt ihm einen Psychiater in's Haus und die geliebte Wirthschafterin muß das Feld räumen. Sie hat nämlich einen unehelichen Jungen von neun Jahren, der sie überall aus Lohn und Brod bringt, und um dem Verhängniß nicht abermals zu verfallen, hat sie sich dem reichen Kettenschmied gegenüber für eine Wittwe ausgegeben, auch gefälschte Zeugnisse vorgewiesen. An dieser schwachen Stelle packt der geriebenste der drei Brüder die Unglückliche. Sie weicht, wie gesagt, und der Alte fängt an, zu schnapsen. Statt eines geliebten Weibes wird die Flasche der Trost seiner einsamen Abende sein. Wie Heyermans diese mindestens schlichte Handlung aufgebaut hat, das ist das Bemerkenswertheste in dem Stück. Gegen Ende des zweiten Actes, wo der schwerfällige Apparat sich gerade langsam in Bewegung gesetzt hat, bleibt er auch schon wieder

stehen — und nun muß der Naturalist aus Holland zum Nothbehelf eines brutal dummen Briefdiebstahls seine Zuflucht nehmen. Die stumme Scene, in welcher der jüngste Sohn des Kesselschmiedes auf Actien Cigarren mausen geht und dabei die verrätherischen Schriftstücke findet, ist von überwältigender unfreiwilliger Komik. Heyermans hat das Werk mit realistischen Einzelzügen so gut wie mit grober Komik gespickt, aber all' seine Ehewitze — und es sind recht lustige darunter — all' seine Schilderungen der sinnlichen Begierde eines Siebenundfünfzigjährigen erheitern das Gemüth nicht annähernd so wie die traurig-ungeschickten Theatermätzchen, womit dieser blitzblanke Naturalist vorbildliche Bühnenliteratur macht. In Wahrheit steckt kein Fünkchen Lebens in seinen plump bemalten Holzpuppen. Selbst die beste Figur, die des galgenhumoristischen Ehekrüppels, wirkt nur wegen ihrer Witzraketen. Durch den Naturalismus, so predigt man, geht es zur Romantik zurück. Und siehe — die Naturalisten selber führen uns dahin. Aber es ist die fad schmeckende Romantik, die Verlogenheit und Jämmerlichkeit der Kotzebue. Nur daß Kotzebue ein Held und Riese an Technik, Geist und gesundem Menschenverstand war, wenn man ihn an seinen holländischen und deutschen Jüngern mißt.

Im Neuen Theater ist der Liedersänger Wüllner als Herodes aufgetreten. Salome hat durch ihn nicht gewonnen — große Unsicherheit, unverkennbares Lampenfieber hinderte den Debutanten zuerst an der Entfaltung seiner Talente, und nachher spielte er den wollüstigen Tetrarchen, den feigen Verbrecher und entarteten Kranken zu sehr auf den guten Kerl hinaus. Sein Herodes ging nicht an sich selber, sondern an den Weibern zu Grunde. Es fehlten die furchtbaren Zuckungen und Windungen des gekrönten Halunken, der außer Cäsar in Rom nichts zu fürchten vorgiebt und der doch in gräßlicher Angst vor der unkörperlichen, unbewaffneten Zukunft vergeht, vor Johannes und seinem weltbesiegenden Nachfolger. Immerhin hatte Wüllner so schöne Augenblicke, daß man seinen weiteren Gaben mit Interesse entgegensehen darf.

Notizen.

Aus dem Waldwinkel. Gedichte in Prosa von Georg Frundsberg. (E. Pierson's Verlag. Dresden 1904.) Was uns der Verfasser, ein jüngerer sächsischer Offizier, unter diesem ritterlichen Decknamen hier in wohlgebildeten freien Rhythmen darbietet, ist zwar keine himmelstürmende, die Tiefen der Seele aufwühlende, aber doch schlicht und warm von Herzen kommende und deßhalb zu Herzen gehende Poesie, die in beschaulich sinniger Weise auch das scheinbar Kleine und Unbedeutende in selbstständig eigene Beleuchtung rückt. Auch in Frundsberg's Gedichten lebt jene Ikaridensehnsucht nach den unerreichbaren Gefilden eines erträumten Paradieses, wie sie in jedem echten Dichtergemüth lebendig ist, eine Sehnsucht, die bald in die sonnigen Erinnerungen einer glücklich verlebten Kindheit sich verliert, bald in tiefem Friedensverlangen und stiller Resignation über die Unbeständigkeit und Flüchtigkeit alles irdischen Glückes, über die Unzulänglichkeit alles menschlichen Wollens und Strebens sanft elegisch ausströmt. Ein empfänglicher Sinn für die allen inneren Zwiespalt versöhnenden Offenbarungen und Stimmungen der Natur spricht aus Frundsberg's Gedichten, über denen es fast allenthalben wie der stille Abglanz eines sonnenheiteren Herbsttages ruht.

Gedichte von Rudolf Herzog. (Cotta Nchf. Stuttgart 1904.) Der Verfasser, dessen Roman „Die vom Niederrhein“ wir unlängst in diesen Blättern zu empfehlen Gelegenheit fanden, documentirt sich mit dieser Sammlung nicht minder als ein reich und ursprünglich veranlagtes lyrisches Talent. Freilich gährt in seinen Gedichten, die theilweise wohl schon vor längerer Zeit entstanden sein mögen, oft noch viel jugendlich brausendes Ungestüm und nicht selten verläßt ihn der gute Geschmack in der Wahl der poetischen Ausdrucksmittel. In vielen Bildern und Gleichnissen weicht er nur allzu leicht vom eigentlichen Grundmotiv ab und gefährdet damit mitunter die Harmonie der Stimmung. Aber es bekundet sich in seinen lyrischen Darbietungen doch ein Reichthum tiefen und starken Empfindens, er weiß jene in die Tiefen der Seele dringenden Töne zu finden, die nur ein echter und ganzer Poet anzuschlagen versteht, und wenn Herzog so weit gediehen sein wird, sich mit mehr innerlicher Sammlung Rechenschaft von den Eindrücken seines Innenlebens abzulegen, und das unstät flackernde Feuer seiner von echter Gluth genährten Poesie zu lauterer Flamme abzuklären, wird es ihm auch als Lyriker an einem eigentlichen persönlichen Styl nicht fehlen.

Kosmaslieder von Heinrich Vierordt. (Karl Winter's Univ.-Buchh. Heidelberg 1904.) Eine in der sinnenfälligen Schönheitsfülle der Schöpfung schwelgende Phantasie, der, um sich ganz innerlich auszugeben, die irdischen Grenzen noch zu eng gezogen erscheinen, und die sich deßhalb gelegentlich selbst in die Unermeßlichkeit des Kosmos flüchtet, um das All mit visionären Traumgesichten zu erfüllen, offenbart sich in dieser neuesten Gedichtsammlung des schaffensfrohen süddeutschen Poeten. Aber obgleich Vierordt in seinem Bestreben, Neues und Eigenartiges zu gestalten, der Sphäre irdischer Erscheinungen gleichsam zu entrinnen trachtet, steht seine Lyrik in ihrer urwüchsig gesunden Körperlichkeit doch in diametralem Gegensatze zu der ätherisch körperlosen, in vibrirende Seelenschwingungen aufgelösten Stimmungslyrik der modernen Symbolisten und Impressionisten. Blendende Farbenfülle, wundervoll plastische Anschaulichkeit bilden die Signatur dieser Vierordt'schen Gedichte, die sämmtlich beredtes Zeugniß von der naiven Freude des Poeten am Schauen und Schildern ablegen, sei es nun, daß er im buntschillernden Gewande des Märchens und der Legende Bilder einer erträumten Welt in glücklicher Pointelosigkeit vor uns aufrollt, sei es, daß er in duft- und glanzgesättigten Scenerien exotischer Fernen schwelgt oder sei es endlich, daß er bald in begeisterten, bald in sinnig beschaulich anmuthenden Weisen die nicht minder erhabenen Wunder der heimischen Natur besingt. Besonders hervorgehoben zu werden verdient übrigens noch die sprachschöpferische Kraft des Poeten, der in meist treffenden und kennzeichnenden Wortneubildungen von wenigen unserer zeitgenössischen Dichter übertroffen werden dürfte. Daß Vierordt im Drange des Schaffens hierbei gelegentlich auch einmal einen Fehlgriff thut, wie beispielsweise mit dem Worte „entkümmernißt“, wollen wir dem talentvollen Poeten gerne zu gute halten. Paul Heinze.

Goethe's Sämmtliche Werke. Jubiläums-Ausgabe in 40 Bänden (Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta). Band 17 und 25, je 1,20 Mk., geb. 2 bezw. 3 Mk. Die beiden neuesten Bände der Cotta'schen Jubiläums-Ausgabe — vornehme Ausstattung, großer Druck, starkes Papier und gute Erklärungen zeichnen sie aus — bringen den ersten Band von Wilhelm Meister's Lehrjahren (mit Einleitung und Anmerkungen von Wilh. Creizenach) und den Schlußband (4) von Dichtung und Wahrheit, dessen Anhang von besonderem Interesse sein dürfte. Der Goethe-Biograph R. M. Meyer hat hier an den Schluß (Seite 206 bis 278) „Biographische Einzelheiten“ gestellt, die in den „Paralipomena“ der Annalen (Band 30), in den Schriften zur Kunst (Band 32 ff.) nicht Platz fanden. Er sagt: „Wir vereinigen hier eine Reihe von Einzelstudien biographischer Natur, von denen mehrere in allen bisherigen Ausgaben fehlen. Sie theilen mit „Dichtung und Wahrheit“ den wichtigsten Zug: die Tendenz, den Einzelfall symbolisch auszudeuten. Das eben unterscheidet „Dichtung und Wahrheit“ principiell von den „Annalen“, daß diese die Thatsachen als historisches Material geben, während sie hier zu Bausteinen einer psychologischen Entwickelungsgeschichte verarbeitet sind, zum ersten Male in sinngemäßer Ordnung: Reflexionen, Charakterbilder, Situationsgemälde und andere kleine Nachträge zum Hauptwerke. Der Band schließt mit der geistvollen „Selbstschilderung“, die Bernhard Suphan zuerst im Goethe-Jahrbuch XVI veröffentlicht hat. Solche Beiträge, wie hier der Meyer'sche oder wie der früher angezeigte werthvolle Faust-Commentar von Erich Schmidt machen die neue Cotta'sche Ausgabe der Werke Goethe's zu einem schwer zu ersetzenden kostbaren Besitz. —c.

Zur gefälligen Beachtung.

Alle **geschäftlichen** Angelegenheiten, besonders die Versendung von Beleg-Exemplaren, die Honorirung u. dgl., erledigt **ausschliesslich** der **Verlag**, Berlin W 30, Motzstr. 30 I. Man wolle bezügliche Anfrage **nur an ihn** richten.

Dagegen sind Manuskripte, Bücher, redactionelle Anfragen etc. stets an **Richard Nordhausen**, Berlin W 30, Gleditschstr. 6, zu senden. Für pünktliche Erledigung kann sonst nicht Gewähr geleistet werden.

Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W 30, Gleditschstr. 6; Expedition: Berlin W 30, Mohstr. 30 I. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 41. Berlin, den 8. October 1904. 33. Jahrgang.
Band 66.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W 30. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt:

Vom Krieg und seinen Folgen.

Von P. Asmussen.

Die Aussichten über den Ausgang des ostasiatischen Krieges gehen weit auseinander. Die Einen sind fest davon überzeugt, daß Rußland den Krieg, in dem wenig Ruhm zu erwerben ist, bei der nächstbesten Gelegenheit beendet, schon um nicht erleben zu müssen, daß andere asiatische Völker und Stämme, freie und unterworfene, mit den Japanern gemeinsame Sache machen; ferner um den revolutionären Umtrieben im eigenen Lande begegnen zu können; um nicht auf der Balkanhalbinsel und anderswo an seinem Einfluß Einbuße zu leiden und aus manchen anderen Gründen. Die Anderen sagen dagegen, daß die bis dahin erlittenen Verluste und auch noch einige weitere Verluste für Rußland keine Bedeutung hätten, da Rußland in der Lage sei, immer mehr Leute nachzuschieben und somit über kurz und lang doch Japan zum Frieden zwingen könne, während trotz aller Siege Japan Rußland nie so weit bringen könne, daß es Frieden schließen müsse.

Solche Erwägungen sind nutzlos. Was kommen muß, weiß Niemand. Von heute auf morgen kann sich die Lage Rußlands, aber genau ebenso gut die Lage Japans so gründlich ändern, daß es zum Friedensschluß einfach gezwungen ist. Was das für Umstände sind? Ich denke nicht an etwas Bestimmtes, heute schon Greifbares oder gar Drohendes. Zum Kriegführen gehört bekanntlich Geld, und es kann sein, daß die bestimmende Frage einfach so lautet: Wessen Geldbeutel hält es am längsten aus? Verschuldet sind sie ja alle Beide, und wenn man von den unerschöpflichen russischen Hülfsquellen redet, so muß man das sehr vorsichtig thun. Die Hochfinanz ist äußerst vorsichtig und wird aus ihrer eigenen Tasche für russische Anleihen nur dann etwas hergeben, wenn sie Aussicht hat, die erworbenen Papiere schnell und mit Nutzen wieder los zu werden. Auch muß bedacht werden, daß der Transport und die Unterhaltung der Truppen den Russen mehr kostet als den Japanern, die genügsamer sind und näher an der Verpflegungsbasis wohnen. Freilich kann ja Rußland mehr Leute in's Feld stellen als Japan, es kann aber seine Leute doch nicht alle nach Ostasien senden, sondern muß auch seine übrigen Grenzen besetzen und bewachen. Keine Macht denkt gegenwärtig daran, aus der Nothlage Rußlands Nutzen zu ziehen, aber es ist Zündstoff genug in der Welt. Wer vermag zu sagen, ob Rußland es während der Dauer des gegenwärtigen Krieges nur mit dem einen Feinde zu thun haben wird, oder ob andere hinzukommen. Es ist viel gefürchtet und viel gehaßt, aber wenig geliebt.

Von vielen Seiten feiert man den Sieg Japans als den Sieg des Fortschritts über Reaction und Rückständigkeit. Nicht ohne einen Schein des Rechts, denn auch die Lobredner Rußlands können nicht in Abrede stellen, daß dort manches faul ist und ein tüchtiger Ruck nach vorwärts den Russen unendlich heilsam wäre. Dagegen muß auch der Neid es Japan lassen, daß es in kürzester Frist es verstanden hat, sich europäische Cultur zu eigen zu machen. Ob der Japaner das Alles verdaut hat, ist eine andere Frage und die Frage hat der Krieg noch nicht beantwortet. Die Führer haben freilich europäische Kriegskunst gelernt, und ihrer Mannschaft auch den europäischen Drill und auch noch Einiges darüber hinaus gut genug beigebracht. Ein gut Stück halb civilisirtes Asiatenthum aber steckt noch im Japaner und in seinen Heerführern. Das wilde Drauflosgehen ohne Rücksicht darauf, wie viel Menschenleben es kostet und ob der erwartete Erfolg auch durch die Opfer aufgewogen wird, ist asiatisch. Europäische Kriegskunst wägt Opfer und Erfolg gegen einander ab. Auch in der Ausnutzung eines Erfolges sind die Japaner noch keineswegs Meister. Trotzdem sie mancherlei Erfolge errungen haben, ist es ihnen bis dahin noch nicht geglückt, eine russische Armee eigentlich kampfunfähig zu machen. Sie haben Terrain gewonnen — unter Umständen ein gefährlicher Gewinn, weil er sie nöthigen kann, ihre Streitkräfte zu zersplittern. Die Russen haben Mannschaften verloren, aber keine Armeen, Schiffe, aber keine Flotten und eine einzige verlorene Schlacht kann den Japanern alle Erfolge rauben.

Freilich ist es auch mehr als sonderbar, wenn die Russen alles Unangenehme des gegenwärtigen Krieges als Einzelheiten eines wohldurchdachten Systems ausgeben. Sie wurden ohne Zweifel vom Ausbruch des Krieges überrascht. Sie waren verwöhnt worden, denn Alle schienen Furcht vor Rußland zu haben, und die Rücksichtnahme auf Rußland war in aller Welt übertrieben. In St. Petersburg glaubte man daher sicher, daß das kleine und erst im Aufstreben begriffene Japan ernstlich an einen Krieg mit Rußland nicht denke. Man hoffte, daß die Verhandlungen nur den Zweck hätten, Japan ein allmäliges Abstehen von seinen Forderungen zu ermöglichen. Daß allerdings Rußland trotz der Verschlagenheit der Japaner so gründlich überrascht werden konnte, ist verwunderlich. Rußland hätte Mittel und Wege haben müssen, sich über die Absichten der Japaner genau zu unterrichten.

Nachdem aber Rußland sich so hatte überraschen lassen, blieb ihm nichts Anderes übrig, als den Vormarsch der Japaner nach Kräften aufzuhalten und ihnen möglichst große Verluste beizubringen, bis man selber genug Mannschaften in der Mandschurei zur Verfügung hatte. Man wird nicht sagen können, daß dies den Russen total mißlungen sei. Aber alle Niederlagen gehören nicht in das System hinein. Die verlorene Schlacht von Liau-jang und die Belagerung Port Arthurs ohne Hoffnung auf Entsatz sind den Russen unerwartet gekommen. Rußland muß immer mehr Verstärkungen senden, und der Winter kommt auch allgemach heran. Die vielbesprochene Entscheidungsschlacht aber soll noch kommen.

Ob ein endgiltiger Sieg Japans möglich ist bleibe dahingestellt. Daß die Sympathien der Welt mehr auf Seiten des kleinen Japan als des großen Rußland sind, ist eine allgemein menschliche Schwäche. Man sieht eben in dem Kleinen leicht den rechtlos Unterdrückten. Rechte auf die Mandschurei hatten aber die Japaner so wenig als die Russen. Seitdem sich Japan europäische Cultur angeeignet hat, träumt es den Traum einer Vorherrschaft in Ostasien. Wenn man auch versucht, es geheim zu halten, so weiß doch alle Welt, daß China unheimlich rüstet, daß es sein Heer europäisch auszubilden sucht und daß dabei die Japaner die Lehrmeister sind. Das thun sie natürlich nicht, um China einen Dienst zu erweisen, sondern weil sie in den Chinesen ihre natürlichen Bundesgenossen erblicken, mit Hülfe derer sie den weißen Mann aus Ostasien vertreiben und eine Weltmacht der gelben Rasse aufrichten wollen. Man redet ja gern von der unersättlichen Ländergier Rußlands, die Japan so recht eigentlich das Schwert in die Hand gezwungen habe. Von der Großmannssucht Japans, die nicht rasch genug die von Europa erborgte und noch lange nicht verdaute Cultur gegen Europa ausspielen kann, die kaum aus dem Schlaf erwacht, die begehrlichen Hände gleich nach ganz Ostasien ausstreckt, redet man nicht.

Und doch wird man sich in Europa ernstlich die Frage nach den Folgen eines etwaigen japanischen Sieges vorlegen müssen. Vor einem Jahrzehnt etwa entwarf der deutsche Kaiser ein Bild: Völker Europas, wahrt Eure heiligsten Güter! und als Feind war der gelbe Mann dargestellt. Niemand wußte Stellung zu dem Bilde zu nehmen. Der gelbe Mann als Feind, dazu noch als gemeinsamer Feind Europas, daran dachte damals kein Mensch. Schon der Boxeraufstand in China aber zeigte, daß der gelbe Mann in seinem Haß gegen Europa und das Europäerthum nicht zu verachten sei. Und heute muß es doch Jedem klar werden, warum der Japaner europäischer Cultur sein Land geöffnet hat, nämlich nur um mit ihrer Hülfe die Europäer aus Ostasien zu verdrängen und sich selber an ihre Stelle zu setzen. Man wende nur nicht ein, daß der stolze Chinese sich doch niemals eine japanische Fremdherrschaft gefallen lassen werde. China hat auch schon früher fremden Dynastien gehorcht, und die jetzt regierende stammt aus der Mandschurei. Eine nicht zu unterschätzende Partei in China sieht ein, daß man nur durch die Annahme europäischer Cultur die Europäer aus China fernhalten könne. Aus japanischer Hand wird man diese Cultur leicht annehmen. Der Europäer, heiße er nun Russe, Engländer, Deutscher oder wie sonst, wird von den Chinesen gehaßt, im Japaner sieht er den Stammesgenossen. Beendet also Japan den jetzigen Krieg siegreich, so wird es leicht einen Weg finden, China in irgend einer Weise unter seinen Einfluß zu beugen, und wir haben über kurz und lang in Ostasien eine Großmacht der gelben Rasse.

Bespöttelt wird allerdings die Arroganz, mit welcher die Vereinigten Staaten seit dem Sieg über das bankrotte Spanien auftreten. Wohl oder übel muß aber unsere Diplomatie mit dieser Großmannssucht rechnen, die sich überall hineinmischt, auch in Dinge, die ihr gar nichts angehen. Was wir von einem siegreichen Japan in dieser Hinsicht zu erwarten haben, steht freilich noch nicht fest. Auf allzu Wenig brauchen wir uns nicht einzurichten. Dabei müssen wir mit der Feindseligkeit rechnen, die der Japaner so gut wie der Chinese gegen uns Europäer hegt. Die in Ostasien engagirten Mächte würden ohne Zweifel sehr bald über Feindseligkeiten der Japaner zu klagen haben.

Man redet nun noch davon, daß der Einzug unserer Cultur in Ostasien uns nur angenehm sein könne. Nur altersschwache Völker, sagt man, hegen deßhalb Besorgnisse. Man soll das Eintreten Japans und Chinas in die Reihe der Culturvölker nicht fürchten, sondern im allgemeinen Interesse wünschen. Vom Standpunkte des allgemeinen Menschenbrüderthums aus mag das ja ganz richtig sein: Aber man vergesse doch auch über die allgemein menschlichen Interessen nicht die nationalen. Japan hat uns auf vielen Gebieten viel abgeguckt, vor Allem auf dem der Industrie. Wie nun, wenn es mit Hülfe der freilich den europäischen Arbeitern nicht gleichwerthigen, aber sehr viel billiger arbeitenden Chinesen unserer Industrie auch nur auf einigen Gebieten Concurrenz macht und auf ihnen die Weltmarktpreise gewaltig herunterdrückt? Da müssen unsere Fabriken nothgedrungen stillstehen und unsere Arbeiter einfach verhungern. Man sage nicht, daß wir ja so weit noch nicht sind, das hilft wenig, wenn wir stark in Gefahr stehen, so weit zu kommen. Man komme auch nicht mit dem abgedroschenen Satz, daß ein bestimmtes Maß von Bildung ein entsprechendes Maß von Lebensansprüchen bedingt. Allerdings wird mit der Zeit der Chinese auch höhere Anforderungen an das Leben stellen. Vielleicht kommt ja die Zeit, wo der chinesische Arbeiter nicht billiger arbeitet als sein europäischer College. Aber sie kommt nicht auf einmal, und die Zwischenzeit soll ausgehalten werden.

Die gelbe Gefahr wird nicht dadurch beseitigt, daß man sie leugnet, man muß ihr in's Auge blicken. Was gegen sie zu machen ist, ist eine schwer zu beantwortende Frage. Wir drängen unsere überlegene Cultur Chinesen und Japanern förmlich auf; wir öffnen den Japanern unsere Hochschulen, unsere Fabriken, unsere Exercierplätze, und dafür möchten sie uns militärisch und wirthschaftlich todt machen. Wir verkaufen den Herero unsere Waffen und zeigen ihnen unsere Kriegskunst, und sie benutzen alles gegen uns. Es wird nachgerade überhaupt fraglich, ob es richtig ist, unsere Errungenschaften allen Völkern zugänglich zu machen. Freilich, Leben ist Fortschritt, und die menschliche Cultur läßt sich nicht wie ein Schatz von feuerschnaubenden Drachen hüten. Aber die moderne Weltwirthschaft stellt neue Probleme genug auf, an deren Lösung wir heran müssen. Auch der gegenwärtige Krieg mit seinen Folgen wirft Fragen auf, die nicht einfach mit Sympathien für Rußland oder für Japan zu beantworten sind.

Heeresverfassung.

Von O. Vorwerg (Herischdorf).

1.

Die meisten Menschen, wenn sie Etwas nicht gleich verstehen können, halten das Etwas für unverständig — und sich für verständig. Nur Wenige sind geistig so hoch entwickelt, daß sie in solchem Falle sich überhaupt nur die Frage vorlegen, ob die Schuld des Nichtverstehens nicht vielleicht bei ihnen liege. Die meisten Menschen sind eben nicht selbst Denker, sondern nur Nachbeter. Die Münze dieser Urtheilsunfähigen ist das Schlagwort. Dies erspart ihnen das eigene Denken. Mit dem Schlagwort haben sie auch schon das fertige Urtheil. Ob es auf den vorliegenden Fall paßt oder nicht, macht ihnen keine Sorgen, denn das erheischt eigenes Denken, und das geht ihnen ja eben ab. Daher das Ge-

birge von Geistesmangel, das sich stets jedem anfänglich nur schwachen Quell und Rinnsal neuer, befruchtender Gedanken entgegensetzt — nicht zum Vortheil des betreffenden Volkes im Wettbewerb auf der Erde.

2.

Das Princip der Auslese nach der Leistung beherrscht die ganze uns wahrnehmbare Welt. Nur der Mensch construirt sich in seiner — Vernunft Ausnahmen hiervon, um dann früher oder später wieder einmal die Folgen dafür zu ernten. Die grundsätzliche Ausnahme ist die Gleichheit der Socialdemokratie. Für die Menschheit am schärfsten zur Geltung gelangt das Princip der Auslese nach der Leistung im Kriege. Wie wunderbar ist es da, daß, im geraden Gegensatz hierzu, die deutsche Heeresverfassung mit der zweijährigen Dienstzeit sich noch sehr viel vollkommener auf den Standpunkt der Socialdemokratie gestellt hat, als dies mit der dreijährigen der Fall war.

3.

Der Krieg ist, im Gegensatz zum Frieden, ein Differenzgeschäft. Nicht schon die Größe der Kriegsmacht, sondern erst die Größe der Differenz der beiden gegnerischen Kriegsmächte entscheidet (unter dem einen Wort: Größe, hier die Kopfzahl und die Güte, also auch die Ausrüstung u. s. w. zusammengefaßt). Je größer diese Differenz wird, desto gründlicher und rascher nicht nur erfolgt die Entscheidung, sondern desto geringer werden auch die Opfer, die der Sieger dafür zu bringen hat, desto günstiger wird die Bilanz, desto gewinnbringender das Geschäft für ihn.

Daher ist die Kriegsmacht so lange noch nicht groß genug, als sie noch einer weiteren Steigerung fähig ist, und daher kommt es ferner auf immer weitere Steigerung an.

Die Kriegsmacht ist nun aber nicht umsonst zu haben; sie kostet wirthschaftliche und andere Opfer. Werden diese gegenüber der Leistungsfähigkeit des Volkes und Staates zu groß, so beeinträchtigt das auf die Dauer immer mehr die Größe der Kriegsmacht.

Hier ist also ein Zwiespalt und damit die Frage gegeben: welche Heeresverfassung ergiebt das Maximum der Wirkung? wobei hier das Wort: Maximum genau den mathematischen Begriff des Maximums deckt.

Das Kriegswesen ist aber eine nach Breite wie Länge sehr zusammengesetzte Sache. Die Frage gilt daher im Ganzen wie im Einzelnen.

4.

Für den Heeresdienst führt demnach das Princip der Auslese nach der Leistung zu folgendem System, bei dem die hier eingestellten Maße zunächst nur zur Verdeutlichung des Systems dienen sollen.

Die Dienstzeit bei der Fahne beträgt, außer Einziehungen von kürzerer Dauer, nach der eigentlichen Dienstzeit:

für den Dienst mit der Waffe: ein, zwei oder drei Jahre, je nach der Tüchtigkeit der Leistungen;

für die zum Dienst mit der Waffe nicht Tauglichen, aber noch zum persönlichen Dienst als Schreiber, Handwerker &c. Befähigten: vier oder fünf Jahre, je nach der Tüchtigkeit der Leistungen;

für die zum persönlichen Dienst Untauglichen: sechs Jahre;

für die zum Dienst im Heere Unwürdigen: sieben oder acht Jahre, je nach der Führung u. s. w.

Diesen letzten beiden Arten von Staatsbürgern wird an Stelle des Dienstes für die Dauer der Dienstzeit ein Opfer an Geld oder Arbeit auferlegt, das mit stark steigender Scala nach der Lebensstellung und dem Vermögen des Betreffenden und seiner Eltern oder Erblasser so zu bemessen ist, daß der Reichste wie der Aermste lieber persönlich dient als zahlt. Außerdem wird ihnen das active Wahlrecht u. s. w. entzogen.

Diese Bestimmungen gelten entsprechend für die ganze Zeit der Kriegsdienstpflicht.

Zum persönlichen Dienst wären, abgesehen von der persönlichen Eignung, nur Deutsche und die Angehörigen der anderen germanischen Stämme berechtigt.

Damit wäre die den Normen der wirklichen Welt entsprechende Kraft für dauernde Vervollkommnung aufgerichtet.

5.

Die Eigenschaften, die den tüchtigen Krieger ausmachen, lassen sich eintheilen einerseits in allgemeine menschliche und besondere militärische, andererseits nach der Ausschlachtung des ganzen Menschen in Geist, Gemüth und Leib darnach, ob sie sich mehr in die eine oder die andere Gruppe einordnen lassen.

Der Soldat braucht zunächst einen gesunden, kräftigen, gewandten Körper. Der ist aber auch für die Friedensberufe nöthig, und der bildet endlich die Grundlage alles Wohlbefindens.

Der Krieg erheischt ferner die Eigenschaften, die von jeher als die männlichen, die kriegerischen Tugenden überhaupt gegolten haben, wie Muth, Entschlossenheit, Unverzagtheit u. s. w.

Dazu kommen die Eigenschaften, die das Zusammenwirken Vieler für ein Ziel bedingen, wie Pflichtbewußtsein, Unterordnung u. s. w. einerseits, Leitung u. s. w. andererseits.

Der Krieg erheischt ferner einen gesunden, klaren, geweckten Geist, den ebenso der Frieden nöthig hat.

Die besonderen, militärischen Eigenschaften lassen sich eintheilen in Kunstfertigkeiten, die nur durch mehr oder weniger lange Uebung genügend erworben werden können, und in Verrichtungen, für die die nöthige Uebungszeit so kurz ist, daß sie ohne besonderen Zeitaufwand neben den Kunstfertigkeiten mit erworben werden können. Zum guten Reiter beispielsweise kann man nur durch lange Uebung werden. Daß dagegen auf das Commando: „Marsch!" mit dem linken Bein angetreten werden soll, braucht nur befohlen zu werden, dann kann es Jeder. Die Zahl dieser Kunstfertigkeiten ist verhältnißmäßig klein. Es sind Reiten, Schießen, das Verhalten in der geschlossenen Ordnung, das Formelle der zerstreuten Ordnung und einiges Andere.

Von besonderen militärischen Charaktereigenschaften (die also unterschieden werden müssen von den allgemein kriegerischen) wäre hier nur der Corpsgeist zu nennen, den Clausewitz das Band nennt, der die kriegerischen Tugenden erst zu einem Ganzen vereinigt.

Mit den vorzugsweise geistigen Eigenschaften handelt es sich um das Verständniß für den Krieg und seine Einzelheiten.

6.

Mit der Prüfung der Tüchtigkeit handelt es sich um die Erkennung des Grades der Tüchtigkeit und um die Gewissenhaftigkeit in der Feststellung des Erkannten, also um die Verstandesseite und die Charakterseite der Sache.

Manche Eigenschaften lassen eine geradezu objective Feststellung zu, wie Schießfertigkeit, Reitfertigkeit, Körperkraft, Gesundheit u. s. w.

Die übrigen Kriegseigenschaften lassen sich im Ganzen viel leichter beurtheilen, als gerade die wichtigsten Eigenschaften in den Friedensberufen, von welcher Beurtheilung doch thatsächlich das Fortkommen im Frieden abhängt. Diese Sache würde gegen jetzt noch erheblicher Vervollkommnung fähig sein.

Nach der Verstandesseite macht die Prüfung keine ernstlichen Schwierigkeiten; anders stellt sie sich nach der Charakterseite. Bei Bestechlichkeit oder Leichtfertigkeit des Officiercorps würde zunehmende Corruption die Folge sein. Nur bei ausreichend pflichtbewußtem und gewissenhaftem Officiercorps

wird sich fortschreitende Vervollkommnung ergeben. Die Charaktereigenschaften der Völker und der aus ihnen hervorgegangenen Officiercorps sind aber das Entwickelungsergebniß von Jahrhunderten und lassen sich nicht kurzer Hand ändern. Aus diesem Unterschiede hauptsächlich werden sich die Unterschiede in den Erfolgen ergeben, wenn verschiedene Nationen dieses System annehmen.

7.

Mit der Beschaffung der Eigenschaften handelt es sich um die zwei Fragen: wer soll sie beschaffen und wie sollen sie beschafft werden.

An der Beschaffung der allgemeinen Eigenschaften haben alle mitzuwirken, die darauf Einfluß haben, also auch die Mütter, und jenes Prämiirungssystem spannt das ganze Volk vor den Wagen dieser Selbstvervollkommnung.

Die Beschaffung der besonderen militärischen Eigenschaften ist die Berufsaufgabe des Officiercorps, das dazu außerdem geeignete Hülfskräfte in Anspruch nehmen wird, wie namentlich auch die künftigen Lehrer, die erst selbst diese neue Ausbildung genossen haben werden.

8.

Mit dem Wie der Beschaffung handelt es sich darum: bei dem geringsten wirthschaftlichen Aufwand die größtmögliche Tüchtigkeit zu erzielen, also um das Maximum der Wirkung. Dafür aber giebt es thatsächlich nur eine einzige Möglichkeit, nur eine einzige Lösung, nämlich: die Lebensjahre dafür auszunutzen, in denen einerseits die Ausbildungsfähigkeit am größten und andererseits die wirthschaftliche Leistung am geringsten ist, nämlich die eigentliche Jugendzeit.

Also militärische Jugenderziehung! Kindische Soldatenspielerei! höre ich ordentlich nicht wenige — weise Männer rufen. Der Mißbrauch, der mit dieser Sache auf Grund unzulänglicher Einsicht getrieben worden ist — und mit welcher Sache ließe sich kein Mißbrauch treiben, wird doch sogar mit Religion und Christenthum der unerhörteste Mißbrauch für das gerade Gegentheil, für weltliche Herrschsucht und weltlichen Eigennutz getrieben — hat das Wort: militärische Jugenderziehung, zum Schlagwort gemacht, mit dem heut' für die Meisten die Vorstellungen der Unmöglichkeit und Unverständlichkeit verknüpft sind. Die Sachlage ist nun aber hier doch ja überaus einfach, daß schon der geistig sehr mäßig entwickelte Kopf sich dagegen nicht wird verschließen können. Um Soldatenspielerei handelt es sich hier überhaupt nicht, sondern um Ausnutzung schon der ganzen Jugendzeit für die Entwickelung der Eigenschaften, die der Krieg erheischt. Dies aber hat erfolgreich durch Jahrhunderte oder Jahrtausende, gerade auch bei den germanischen Völkern, thatsächlich schon bestanden. Dann habe ich nicht behauptet, daß Andere sich hier Rath wüßten; dann wäre ja auch mein Auftreten überflüssig. Wenn aber Jemand, der sich keinen Rath weiß, daraus schließt, daß es auch keinen gebe, so ist das ein kindisch thörichter Trugschluß, und wenn er daraus weiter den nicht erst anhört, sondern unterdrückt, der erklärt, sich Rath zu wissen, so ist das hier einfach ein Verbrechen am Staat und an der Nation. Er bringt den Staat und die Nation um Vortheile im Wettbewerb auf der Erde, die zu übersehen ihm die Befähigung fehlt. Der Gebildete muß aber mindestens wissen, daß noch jedem neuen Gedanken auf der Erde ungeheuerlich große Gegnerschaft sich entgegengestemmt hat, daß, wie ein Dichter es ausdrückte, seit der Hekatombe des Pythagoras, Angesichts jedes neuen Gedankens stets alle Ochsen in Aufruhr gerathen. Aber der Ausweg ist hier sogar leicht zu finden: wer die Sache weder für möglich hält, noch jenes kindischen Trugschlusses sich schuldig zu machen glaubt, muß ja doch Gründe haben, die ihm die Sache als verfehlt erscheinen lassen. Dann braucht er ja damit nur heraus zu kommen. Es wird sich dann herausstellen, daß der Betreffende nur sich keinen Rath weiß, was ich nicht bezweifle. Wo sollen denn hier überhaupt nur erheblichere, geschweige gar unüberwindliche Schwierigkeiten liegen? Die Sache ist aber von noch ungemein viel größerer Tragweite für Staat und Nation, als in diesen Zeilen schon zum Vorschein kommt. Wenn aber schon der ehrlos ist, der nicht im Fall der Noth sein Leben einsetzt für sein Vaterland, wie ehrlos ist dann der, der durch Unterdrückung neuer Gedanken sein Vaterland um künftige Vortheile bringt und damit vielleicht Tausende vergeblicher Menschenopfer und den Niedergang des Staates und der Nation verschuldet!

Auf das Wie der Beschaffung der Eigenschaften näher einzugehen, ist hier nicht der Raum, erscheint auch erst denen gegenüber nützlich, die die Sache auszuführen haben werden, dagegen soll der äußere Rahmen der Sache noch mit ein paar Worten angedeutet werden.

9.

Für die Inswerksetzung sind zu unterscheiden: die Gestaltung der Sache, wenn sie fertig ist, und der Uebergang aus dem jetzigen in den neuen Zustand.

Der Staat kann den Uebergang nicht anfertigen, weil er nicht über das dafür nöthige Personal verfügt. Dies kann nur an der Sache selbst heranwachsen und dies ist nur sozusagen einzeln, aus dem Volke heraus, im freien Wettbewerb möglich.

Zunächst wird die Triebkraft aufgerichtet, also das Heeresdienstgesetz beschlossen mit der Bestimmung, daß es nach einer entsprechenden Anzahl von Jahren voll in Kraft zu treten und bis dahin die Regierung Uebergangsbestimmungen zu erlassen habe.

Dann wird den Gemeinden anheim gestellt, ihrerseits mit der Sache vorzugehen, insoweit sie sich geeignetes Personal dafür verschaffen können.

Der Staat setzt Bezirksofficiere ein, deren Bezirke zuerst groß sind, um mit dem Wachsen der Sache kleiner zu werden, unter entsprechender Einschiebung von Zwischenbehörden zwischen ihnen und der höchsten Behörde.

Da auch die ganze Organisation erst an der Sache heranwachsen muß, so würde für den Anfang, nach der technischen Seite, schon ein einziger Gegenstand genügen. In dem Maße, als die Organisation heranwüchse, kämen dann neue Gegenstände hinzu. Wird dabei an den verschiedenen Orten mit verschiedenen Gegenständen begonnen, so kann doch die ganze Sache gleich von Hause aus umfassend hergestellt werden.

Wenn diese ganze Sache nicht am Bureaukratismus ersticken soll, dann muß in der Ausführung zunächst volle Freiheit, je nach der Beschaffenheit des thatsächlich vorhandenen Personals gewährt werden, um dann erst allmälig, auf Grund der Auslese des Besten, zu Normen zu gelangen, die dann nur durch noch Besseres verdrängt werden dürfen.

Eine Zeitschrift, für die Kürze und Sachlichkeit Bedingung wären, von der dagegen Büreaukratismus oder gar Klüngelwirthschaft streng fern zu halten wären, sorgte für Verbreitung der Einzelerfahrungen.

Der Aufsichtsapparat hätte in der ersten Zeit wesentlich die Aufgaben einer Wartefrau, nicht die eines Thierbändigers, um erst an der Entwickelung der Normen in bestimmtere Aufgaben hineinzuwachsen. Für den Anfang werden sich daher zu Bezirksofficieren nur Officiere eignen, die das geistige Durchschnittsniveau nicht unerheblich überragen.

10.

Wenn die Sache durchgeführt ist, beginnt von Kindesbeinen an die Erziehung auch für den Krieg, zuerst neben der Schule, um dann später in der Gestalt des Vereinswesens, aber im staatlichen Rahmen fortgesetzt zu werden.

Insoweit diese Erziehung thatsächlich Erfolg hat, wird die Dienstzeit bei der Fahne entsprechend verkürzt. Es handelt sich also nicht um einen Sprung in's Dunkle. Diese Dienstzeit wird sich immer mehr auf ein Jahr beschränken.

Die noch nicht ausgebildeten Mannschaften, deren Zahl sich von Jahr zu Jahr verringern wird, werden in besondere Ausbildungsformationen zusammengestellt.

Aus den Einjährigen und den Letztjährigen werden Armeecorps auf Kriegsfuß gebildet für die Uebung in kriegsmäßigen Verbänden, um unter ihrem Schutz mobil zu machen und um zu sofortigem Einmarsch bereit zu sein.

Dieses Kriegsheer im Frieden erhält aber zweifache oder dreifache Officierbesetzung, um außerdem auch den Vortheil der kleineren Zahl auszunutzen und aus anderen Gründen.

Im Ganzen wird das Officiercorps in drei Theile getheilt, von denen sich der eine bei diesem Friedensheer auf Kriegsfuß, der zweite im Ausbildungsdienst befindet und der dritte seiner geistigen Weiterbildung obliegt. Hierfür muß die Zeit freigemacht werden. Für den Zukunftskrieg genügt die jetzige Beschaffenheit des Officiercorps schon längst nicht mehr. Von der Beschaffenheit des Officiercorps hängt aber alles Andere ab, zunächst die ganze Vorbereitung für den Krieg und dann die ganze Führung im Kriege. Gerade vom Standpunkt der Interessen des Volkes ist es daher die ärgste Verkehrtheit und der ärgste Blödsinn, der möglich ist, sein Blut und sein Wohl und Wehe verurschen zu lassen durch ein minderwerthiges Officiercorps (wie das in ärgstem Maße durch ein Milizofficiercorps der Fall sein würde).

Jeder Officier wechselt in diesen drei Abtheilungen nach einer bestimmten Reihenfolge.

Für die höhere Führung im Kriege wird ein besonderes Corps gebildet, ähnlich dem Generalstabe, in das versetzt zu werden eine Auszeichnung ist, nicht eine Demüthigung für die Hintermänner. Friedensausbildung und höhere Führung im Kriege beruhen nicht auf denselben Eigenschaften. Im Ausbildungsdienst werden noch viele Officiere verwendet werden können, die heut verabschiedet werden müssen. Dadurch werden sie auch für den Mobilmachungsfall werthvoller sein als durch Verwendung im Civildienst.

Auf die Unterofficierfrage soll ebenso wenig wie auf alle anderen Fragen schon hier eingegangen werden.

11.

Die Sache würde zur Folge haben, daß der Procentsatz der kriegsbrauchbaren und kriegstüchtigen Männer und die Größe und Vollkommenheit der ganzen Veranstaltung für den Krieg von Jahr zu Jahr wüchsen.

Dabei würden die wirthschaftlichen Opfer geringer, und was an anderen Stellen erspart würde, könnte namentlich dem Kriegsschiffbau zu Gute kommen. Nun suche man sich einmal vorzustellen, über welche Kriegsmacht zu Lande und zu Wasser das Deutsche Reich heut verfügen würde und welche anderen Folgen für Staat und Nation bereits eingetreten wären, wenn mit der Sache vor zehn oder zwölf Jahren begonnen worden wäre, und wie anders darnach die deutsche Nation im Wettbewerb auf der Erde dastehen würde.

12.

Das hier Vorgebrachte kann nur den Zweck haben, überhaupt erst die Aufmerksamkeit auf diese Gedanken zu lenken. Ihre weitere Ausführung würde dicke Bände füllen, die um so weniger nöthig werden, auf je gediegenere Kriegs- und Staatseinsicht sie treffen.

Kein sterblicher Mensch ist allwissend, allweise und unfehlbar. Jeder kann mit jeder Meinung, die er hegt, auch irren. Daher kann es persönliche Autoritäten auf dem Gebiet der verstandesmäßigen Erkenntniß nicht geben, vielmehr kann die alleinige Autorität hier nur die Stichhaltigkeit sachlicher Beweisführung sein. Diese aber läßt sich aus demselben Grunde nicht anders nachweisen, als nur durch den uneingeschränkten, sachlichen Geisteskampf. Autoritative Urtheile hier sind lediglich der Ausdruck geistiger Unmündigkeit, und eine große Sache wird nicht dadurch klein, daß kleine Menschen sie zu unterdrücken suchen.

Der socialdemokratische Parteitag.

Von Johannes Gaulke.

Nach der Aufhebung des Socialistengesetzes, nachdem die Socialdemokratie wieder in die Lage gekommen, ihre Angelegenheiten öffentlich zu erörtern, bildet der Parteitag eins der sogenannten großen Ereignisse auf dem Gebiete der inneren Politik. Die gesammte Tagespresse beschäftigt sich mit ihm mit einer Gründlichkeit und Ausdauer, als handele sich um eine Schlacht in Ostasien, eine Parade, ein höfisches Fest oder gar um einen Mord in der Ackerstraße. Durch die von den Zeitungen gehegte und gepflegte Sensationssucht werden die Dinge vollständig auf den Kopf gestellt. Einem Geschehniß, das für das Staats- und Volkswohl absolut Nichts zu bedeuten hat, wird die größte Wichtigkeit eingeräumt; ein anderes, dem vielleicht starke entwickelungsfähige Keime innewohnen, wird von vornherein zur Bedeutungslosigkeit verurtheilt. Es kommt lediglich darauf an, wie sich eine Sache sensationell ausschlachten läßt.

Auf kein Ereigniß trifft dies mehr zu, als auf den socialdemokratischen Parteitag. Die Stellungnahme der Socialdemokratie zur inneren und äußeren Politik, die Entwickelungstendenzen, die auf den Parteitagen mehr oder weniger stark hervortreten, werden weniger ernst genommen, dagegen behandelt die Tagespresse die kleinen Zwischenfälle und die persönlichen Rededuelle mit einem Eifer sondergleichen. Auf dem vorjährigen Dresdener Parteitag haben die Genossen durch den unglaublichen rüden Ton, den sie gegen ihres Gleichen anzuschlagen beliebten, allerdings Anlaß zu vielen pikanten Leitartikeln geboten, im Grunde genommen sind aber die liebenswürdigen Meinungsäußerungen stark überschätzt worden. Die Socialdemokraten haben inzwischen Manches gelernt und auch begriffen, daß die „bourgeoisen“ Verkehrs- und Umgangsformen nicht ganz zu unterschätzen sind. Die Rededuelle in Bremen haben an Reiz eingebüßt, ja zeitweise sind die Verhandlungen in einem trockenen akademischen Ton geführt worden. Das ist sehr bedauerlich für den, der die starken Emotionen nicht entbehren kann.

Das Hauptinteresse nahm auf dem diesjährigen Parteitag der „Fall Schippel“, der fast zu einer regulären Abschlachtung geführt hätte, für sich in Anspruch. Schippel gilt seit Jahren als das allergrößte Parteikarnickel. Er steht weder auf der äußersten Rechten noch auf der äußersten Linken der Partei. Der Marxistische Flügel, die um Bebel, Kautsky u. s. w., danken nicht minder für seine Bundesgenossenschaft wie die im antirevolutionären Geruche stehenden „Revisianisten“. Schippel hat vor einigen Jahren ein sehr beachtenswerthes Buch über die Geschichte der handelspolitischen Strömungen des 19. Jahrhunderts geschrieben, aus dem sich allerlei Schlüsse in Bezug auf die von der Socialdemokratie in Zukunft zu vertretende Handelspolitik, und zwar in einem schutzzöllnerisch nicht unfreundlichen Sinne ziehen lassen. Er verweist auf die verhältnißmäßig schnell wechselnden Strömungen und Gegenströmungen in der Zollpolitik, die im ursächlichen Zusammenhang mit der fortgesetzten Erschließung der Productivkräfte der in Betracht kommenden Länder stehen. England, das den Ländern des Continents in der industriellen Entwickelung immer um eine Pferdelänge voraus war, brauchte, um seine Producte vortheilhaft abzusetzen, den internationalen Freihandel. Dagegen

hatten die Länder des Continents, deren Industrie noch geringfügig war, den Schutzzoll nöthig, um die eigenen Producte nicht durch Englands Concurrenz zu entwerthen. Erst mit der Erstarkung der continentalen Industrie trat zwischen 1860 und 1870 eine kurze Periode des Freihandels ein. Im vierten Capitel seines Buches erörtert Schippel die Frage, die den Anlaß zu vielen heftigen Controversen in der socialdemokratischen Presse geführt hat und die ihn in den Mißcredit eines „outsiders“ gebracht hat: Wie kommt es, daß wir seit dem Ende der 70er Jahre überall einen so gewaltigen Umschwung aller Anschauungen über die Handelspolitik wahrnehmen, daß die früher von den bürgerlichen Parteien so verpehmten Agrarzölle jetzt trotz aller Ueberlieferung acceptirt werden? — Auf dem Parteitag sagt Schippel im Anschluß daran: „Hier liegen ganz neuartige Erscheinungen vor, die wir auf absehbare Zeit nicht ändern können. Und da habe ich allerdings die Anschauung vertreten: so leicht wird diese Schutzmauer nicht umfallen. Wir sind anderer Meinung als die herrschenden Strömungen, auch ich bin es, aber wir müssen mit den Thatsachen rechnen.“

Schippel ist Realpolitiker; er weiß, daß die Partei mit einer unfruchtbaren Obstructionspolitik nichts erreichen wird. Spinnt man seine Gedankengänge weiter aus, so gelangt man zu dem Resultat: die Socialdemokratie wird eines Tages vor die Alternative gestellt, entweder mit der verhaßten Bourgeoisie in der Handelspolitik zusammenzugehen oder sich selbst aus dem parlamentarischen Leben auszuschalten. Ein Mittelding giebt es nicht. Von einem internationalen Wirthschaftsgebiet sind wir, so erstrebenswerth es auch an sich sein mag, noch weit entfernt, weil die industrielle Entwickelung der Völker, ihre Productivmittel und Productivkräfte höchst verschiedenartig sind. Der Agrarier hat von seinem Standpunkt durchaus Recht, wenn er sich gegen den Freihandel mit Getreide und Fleisch mit Händen und Füßen wehrt. Die Aufhebung der Agrarzölle würde eine fabelhafte Preisreduction der heimischen Producte herbeiführen und die kärglichen Löhne der Landarbeiter noch mehr herabdrücken. Auf der anderen Seite hat natürlich der industrielle städtische Arbeiter das lebhafteste Interesse an der Herabsetzung der Agrarzölle. An der Aufhebung der Zollschranke für Industrieproducte aber kaum. Die freie Einfuhr fertiger Waaren und Maschinen würde den Ruin ganzer Industriezweige zur Folge haben.

Wir haben aber noch einen dritten Importartikel zu berücksichtigen: die menschliche Arbeitskraft. Bei uns ist diese Frage noch weniger „actuell“. Dagegen verspüren die Colonialländer einschließlich der Vereinigten Staaten die Concurrenz der Eingewanderten, der importirten Arbeitskräfte, oft in recht unangenehmer Weise. Die Vereinigten Staaten haben sich durch ein Bundesgesetz die Concurrenz der anspruchslosen, lohndrückenden Chinesen vom Halse gehalten; den Söhnen des himmlischen Reiches ist die Einwanderung durch das Gesetz einfach verboten worden. Die gleichen Repressalien sind in Anbetracht der vielfachen Handelsbeziehungen zur alten Welt gegen die einwandernden Europäer nicht recht durchführbar. Indessen wissen die Yankees sich zu helfen dadurch, daß sie die mittellosen Einwanderer auf jede erdenkliche Art chikaniren. Da ist zunächst eine Fülle von Einwanderervorschriften zu beobachten, mit denen selbst die alten Polizeistaaten Ehre einlegen würden. Besonders lästige Einwanderer, die sog. Contractarbeiter, die, weil sie im festen Engagement nach Amerika kommen, den amerikanischen Arbeitern sofort das Brot wegnehmen, wenn sie den Boden der neuen Welt betreten, schickt man, im Falle ihnen das Contractverhältniß nachgewiesen werden kann, mit dem nächsten Dampfer nach Hause.

Derartige Dinge aus dem Lande der Freiheit klingen nicht sehr freiheitlich; ich habe sie aber erwähnt, um den Nachweis zu erbringen, daß auch die Arbeiter unter Umständen gezwungen sind, gegen die concurrirenden Arbeitskräfte des Auslandes Schranken zu errichten. Der Internationalismus geht damit in die Brüche.

Das „Problem Schippel“ bezieht sich auf alle die Angelegenheiten der Wirthschafts- und Handelspolitik, an denen die Arbeiterclasse lebhaft interessirt ist. Die Parteiführer fühlen, daß Schippel's Ideen dem Programm gefährlich werden können, also bleibt ihnen nur übrig, sie zu unterdrücken. Die Partei ist kein Tummelplatz für gelehrte Eigenbrödler, argumentiren sie ganz richtig; wer nicht die Parteidoctrinen rückhaltlos anerkennt, der mag sich außerhalb der Partei einen Wirkungskreis suchen, zu uns gehört er nicht.

Schippel hat nicht die letzte Consequenz aus seiner Anschauung gezogen, er hat im Gegentheil lange Zeit ein gewisses Versteckspiel getrieben. Das ist seine größte Sünde gegen die Partei, gegen den Parteigeist, der die Unterordnung fordert. Die gegen ihn gerichteten Resolutionen Bebel-Freythaler enthalten das schärfste Mißtrauensvotum, das einem Parteimann ertheilt werden kann. Derjenige, der die Zusammenhänge nicht kennt, könnte sie als den Ausdruck der höchsten Unduldsamkeit auffassen. Dem ist aber nicht so. Eine Partei kann im Selbsterhaltungsinteresse keine Duldsamkeit gegen Andersdenkende üben; duldet sie erhebliche Meinungsdifferenzen über tactische und Programmfragen in ihren Reihen, so geht sie damit dem sicheren Verfall entgegen. Die Verschiedenheit der Meinung ist nur am Platze, so lange eine Frage zur Discussion gestellt ist; wird sie durch Massenbeschluß zum Dogma erhoben, so hat der Einzelne seine besondere Meinung für sich zu behalten. In der Unduldsamkeit liegt die Stärke jeder Partei, jeder Bewegung, jeder Organisation. Für Parteimenschen giebt es in dieser Hinsicht keine Meinungsfreiheit. Die Macht der katholischen Kirche und des modernen Militarismus beruht ausschließlich auf dem Princip der Unterordnung, der Meinungsunfreiheit. Von beiden Organisationen hat die Socialdemokratie in tactischer Hinsicht, in der Disciplinirung ihrer Mitglieder viel gelernt.

Recht wenig Neigung zeigte der Parteitag, in die schon seit längerer Zeit drohende Debatte des Generalstreiks einzutreten. Wahrscheinlich wird die Partei im nächsten Jahre gezwungen sein, zu diesem, von einer Seite warm empfohlenen, von der anderen (Generalstreik ist Generalunsinn!) arg befehdeten Kampfesmittel Stellung zu nehmen. Einstweilen sind die Ansichten darüber noch höchst ungeklärt. Eine allgemeine Arbeitsniederlegung zum Zwecke der Erkämpfung politischer Rechte setzt die denkbar straffste Organisation aller Arbeiterkategorien voraus. Die drei Millionen Reichstagswähler bieten nicht die geringste Garantie für einen erfolgreichen Generalstreik. Das wissen die Senioren der Partei am besten. Aber früher oder später wird sich die Socialdemokratie doch mit der bürgerlichen Gesellschaft abzufinden haben. Durch parlamentarische Verhandlungen ist die politische Macht nicht zu erobern. Auch darüber dürften die Parteiführer unter sich einig sein. Der Parlamentarismus wird schließlich von allen Parteien überschätzt. Mag der „Vorwärts“ auch täglich über neue Wahlsiege in den Parlamenten, Stadt- und Gemeindevertretungen berichten, so hat das schließlich herzlich wenig zu bedeuten. Durch Reden ist das Gefüge der alten Gesellschaftsordnung nicht zu sprengen. Durch die gesprochenen Worte werden allenfalls die Geister für eine neue Idee empfänglich gemacht aber auch — in Verwirrung gebracht. Die Entscheidung über eine neue Anordnung der Dinge hat stets das Schwert getroffen. Wer die Macht hat, hat das Recht! So wird es auch in Zukunft heißen. — Aus all' diesen Erwägungen heraus, wird die Partei nicht umhin können, die alten Kampfesmittel zu revidiren. Auch die Umwandlung des verhaßten Militarismus in ein Milizheer und die Herbeiführung des Weltfriedens, die Abschaffung der Kriege — alles recht ehrwürdige, fromme

Wünsche der Menschheit — sind nicht durch Parlamentsbeschlüsse herbeizuführen. Hier heißt es nur: Krieg dem Kriege, politischer Generalstreik, Verweigerung der Heeresfolge im Sinne Tolstoi's, des letzten wahren Christen und weltfremden Grüblers. — Wir wollen abwarten, wie die Socialdemokratie sich weiter die Eroberung der politischen Macht vorstellt und welche Anregungen hierzu der nächste Parteitag bieten wird.

Es berührt sympathisch, daß die Socialdemokratie sich immer weiter von der Utopie entfernt und sich Gegenwartsaufgaben stellt. Der freiheitliche Ausbau unseres Verfassungs-, Rechts- und Schulwesens, der von den altersschwachen bürgerlichen Parteien so gut wie aufgegeben ist, wird von der Socialdemokratie als eine Ehrenaufgabe proklamirt, die sie noch im Rahmen der capitalistischen Gesellschaftsaufgabe zu lösen hat. Zwar haben Resolutionen nichts zu bedeuten, die Resolution Lindemann in Bezug auf die Communalpolitik ist aber insofern bemerkenswerth, als sie die Staatsautonomie gegenüber der Stadtoligarchie scharf betont. Namentlich sei das Gemeindesteuerwesen in seinen Grundzügen noch dem Staatsgesetz zu regeln. Und die Deckung des communalen Bedarfs soll erfolgen durch: a) staatliche Zuschüsse, b) Zuschläge zu den staatlichen Einkommens-, Vermögens- und Erbschaftssteuern, c) Besteuerung des unverdienten Werthzuwachses an Grund und Boden. Letztere Forderung dürfte nicht noch dem Geschmack der ortsansässigen „Geschlechter“, Speculanten und Bauschieber ausgefallen sein.

Eine andere Resolution, welche die Trennung der Schule von der Kirche und die Beseitigung des Religionsunterrichts aus der Volksschule verlangt, dürfte den nächstjährigen Parteitag beschäftigen. Es heißt darin: „Der Porteitag erklärt ferner, daß die Volksschule, wie die ganze Erziehungsweise und die Regelung der religiösen Frage einer grundsätzlichen Reform an Haupt und Gliedern durch ein Reichsschulgesetz bedarf und zwar auf dem Wege, den die vom Bürgerthum längst verlangten revolutionären Pädagogen des Bürgerthums, insbesondere Comenius und Pestalozzi, ferner Goethe und Karl Marx gewiesen haben.“ Wer die Jugend für sich hat, dem gehört die Zukunft! Die bürgerlichen Parteien könnten sich an der Socialdemokratie, die diesen Satz versteht und beherzigt, ein gutes Beispiel nehmen.

Literatur und Kunst.

Der Weg der Kunst.

Von Dr. Heinrich Ilgenstein (Berlin).

In die Reihe der mehr in die Zukunft weisenden als mit Gegenwart oder Vergangenheit sich aus einander setzenden Schriften, welche der bekannte Verlag von Eugen Diederichs in den letzten Jahren hat erscheinen lassen, ist vor Kurzem eine neue Veröffentlichung getreten, die nicht verfehlen wird, auch in weiteren Kreisen Interesse zu erregen und Anerkennung zu finden. Das neue Werk trägt den Titel „Der Weg der Kunst“ und hat Albert Dresdner zum Verfasser.

Wenn man, wie ich, davon überzeugt ist, daß das Christenthum, wenigstens im Abendlande, seine unendlich große, historische Mission endgiltig erfüllt hat und daß der Materialismus und die Mechanisirung der Menschen, wie sie das Resultat des vergangenen Jahrhunderts gewesen ist, nur als ein todter Punkt in der Entwickelung der Menschheit betrachtet werden kann, so wird man Bücher, die von der Voraussetzung ausgehen, daß irgend wie Wege gefunden werden müssen, die der immer weiter wachsenden inneren Verarmung der Menschheit Einhalt thun, mit Interesse in die Hand nehmen, ohne dabei den academischen Werth solcher Erörterungen zu überschätzen. Auch noch tiefere und mehr Positives gebende kunstphilosophische Bücher wie dies Dresdner'sche werden im Grunde nur den Werth von Wegweisern haben. Es ist aber unsinnig, wie das die Feinde der Kunstliteratur thun, die ganze Aesthetik als höchst unfruchtbar und überflüssig zu verdammen. Ein gutes, sich mit den ästhetischen Fragen aus einander setzendes Buch ist immer noch mehr werth, als ein mittelmäßiges Kunstwerk. Natürlich wirklichen Reichthum und neues Glück wird die rein theoretische Erörterung von Kunstfragen nie geben. Sie hat im Gegensatz zum guten Kunstwerk selbst nichts Erlösendes und nichts Gebendes in sich. Aber auch Wegweiser haben ihren Werth, wenn man sie nur zu nutzen weiß, und wenn sie uns auch nur sagen mögen, daß wir uns gelegentlich auf einer Straße befinden, die nun und nimmer zum Ziele führen kann.

In dem vorliegenden Buche stellt sich nun Dresdner die Aufgabe, die Künstler auf den Weg des Lebens zu verweisen, von dem sie, einige Größen natürlich ausgenommen, seiner Meinung nach abgeirrt sind, und den schaffenden Kreisen des Volkes bemerklich zu machen, welche entscheidende Bedeutung die Entwickelung und das Schicksal der Kunst für sie und all' ihr Thun und Leben im gegenwärtigen Zeitpunkte hat. In einer Zeit, in der ein ziemlich großer Theil unserer Schaffenden, um dies durch die Kritikerschlacht in Mißcredit gekommene Wort zu gebrauchen, noch tief im unmittelbarsten Naturalismus steckt, erscheint es auf den ersten Blick etwas post festum, unsere Künstler erst auf den Weg des Lebens führen zu wollen. Thatsächlich aber halten sich die Naturalisten mehr an reale und äußere Erscheinungen, sie schaffen aus der Alltäglichkeit und nicht aus dem Leben im höheren Sinne heraus, und in diesem Zusammenhange ist es daher durchaus kein Widerspruch, auch die Künstler unserer Tage auf den Weg des Lebens zu verweisen.

Unter der Bezeichnung „Künstler“ will nun Dresdner billiger und richtiger Weise nicht nur die Maler, Musiker, Bildhauer, Dichter verstanden wissen, sondern Jedermann, der seinem Leben Inhalt und Andacht zu geben und dies so zu einem Kunstwerk zu gestalten weiß. Der Politiker, der Erzieher, der Arzt, der Kaufmann, kurz Alle müßten in ihrer Art Künstler sein, wenn unser Volk neben seiner politischen Glanzstellung auch zu innerer Schönheit gelangen soll. Es ist kein Zweifel, daß wir heute diesem Ziele ferner denn je sind, denn nie hat das Leben der Allgemeinheit so unter dem Zeichen einer alle Stunden des Tages einnehmenden Erwerbssucht gestanden, nie erschien es in so unendlich nüchterner und kalter Beleuchtung, nie hatte es so alle Andacht und alle Stimmung verloren. Wie grau und kalt sieht heute schon die Jugend das Dasein an, und wann hat Begeisterung und selbstlose Hingabe an das Schöne in den Augen der Allgemeinheit je etwas so Lächerliches und Sentimentales gehabt als in unserer Zeit! Daß Dresdner in seinem Buche eine künstlerische Durchbildung unseres Volkes für etwas praktisch Mögliches hält, macht seinem Idealismus alle Ehre. Wie denkt er sich aber diese Durchbildung? Zum Bilden gehören doch Bildner und Erzieher, und die dürften, soweit ich die Zeichen der Zeit verstehe, in unserem Vaterlande so schwer aufzutreiben sein, daß die sittliche Tendenz des vorliegenden Buches wohl für lange der Traum unheilbarer Phantasten bleiben wird. Weiß Dresdner nicht, daß Diejenigen, die unserem Volke die Kenntniß und den Genuß von Kunst und Literatur vermitteln, die kläglichsten und ekelhaftesten Schacherer unseres Vaterlandes sind? Hat er noch nie von den Literatur- und Kunstjobbern in unserer Reichshauptstadt gehört, und hat er noch nie bemerkt, wie die Staatsregierung die Kunst zu Reclamezwecken für einen billigen Hurrahpatriotismus so lange siebt und knebelt, bis sie dem hungernden Volke Steine statt Brod reicht? Ich glaube nicht zu viel zu sagen, wenn

ich behaupte, daß es in unserem ganzen, weiten Vaterlande an berufener Stelle heutzutage kaum einen einzigen Mann giebt, der, die Einen um des Mammon willen, die Anderen aus anderen egoistischen Gründen, nicht jeder Zeit bereit wäre, die Sache der Kunst zu verrathen. Es ist eine traurige, aber nun einmal feststehende Thatsache, daß sich unter unseren Verlegern, Theaterdirectoren und Kunsthändlern nur sehr wenige finden, die sich neben den geschäftlichen Gesichtspunkten, die das Kaufmännische naturgemäß mit sich bringt, noch dessen bewußt bleiben, daß sie der Kunst und dem Volke gegenüber auch eine ernste Verantwortung haben. So lange dieser Zustand anhält, kann von einer künstlerischen Durchbildung oder Erziehung des Volkes, wie sie Dresdner im Sinne hat, keine Rede sein, denn wie soll der Sinn für die Schönheit ein Allgemeingut werden, wenn sie von mehr oder weniger kunstfremden Unternehmern ausgenutzt, zu einem Genußmittel für die Begüterten gemacht wird? Es ist klar, daß, wenn überhaupt eine Reform in dieser Hinsicht denkbar ist, sie hier einzusetzen hat. Man wird irgendwie Mittel und Wege finden müssen, die Kunst etwa ähnlich wie die Religion auf Kosten des Staates und unter Hintansetzung aller geschäftlichen und egoistischen Motive dem Volke zugänglich zu machen, um wenigstens einigermaßen den Zustand zu erreichen, den Dresdner in seinem interessanten und lesenswerthen Buche mit Recht als den erstrebenswerthen hinstellt. Wie aber könnte dies geschehen? Wie könnte man die Kunst endgiltig der Sphäre des Geschäftlichen entreißen und die Beschäftigung und den Genuß derselben wirklich zu einer Religionsübung machen? Meines Erachtens wäre die beste, natürlichste und heilsamste Lösung dieser für das Heil der Menschheit vielleicht brennendsten Frage die, daß der Staat oder besser noch die in diesen Fragen jedenfalls freier dastehenden Communen die Kunstpflege gewissermaßen in Verwaltung und Obhut nimmt und so die einzelnen Unternehmer überflüssig oder unmöglich macht. Ich will versuchen, das an der Hand unserer hauptstädtischen Verhältnisse zu erläutern.

Erst vor Kurzem ist an dieser Stelle darauf aufmerksam gemacht worden, wie an der künstlerischen Verwahrlosung zweier großen Berliner Privattheater, die bei der Zurückhaltung der Königlichen Bühnen der modernen Literatur gegenüber immerhin von Bedeutung sind, der ausgesprochene Geschäftssinn ihrer Leiter Schuld hatte und wie diese Leiter, obwohl Männer von literarischen und künstlerischen Prätensionen, ein ganzes Jahrzehnt völlig ungestört die Sache der Kunst verrathen durften.

Ueberall, wo es sich sonst um höhere Interessen der Allgemeinheit handelt, hat nun die Commune oder der Staat — dem Letzteren aber möchte ich aus naheliegenden Gründen unsere arme Kunst bei Leibe nicht ausgeliefert wissen — sich mit Recht ein Einspruchsrecht und eine gewisse Oberaufsicht gewahrt. Beim Theater aber beschränkt sich die Commune darauf, die Feuersicherheit der Räume zu überwachen und bei der Concessionsertheilung eventuell darauf zu sehen, daß der neue Director für sein Geschäftsunternehmen die nöthige financielle Sicherheit bietet. Die königliche Regierung überwacht Keuschheit und Sittlichkeit. Aber sonst kümmert sich Staat oder Commune um die künstlerische Leitung auch nicht im Geringsten, und wenn Herr Brahm heute vom 1. Oktober bis zum nächsten Herbst Tag für Tag immer denselben Schlager aufführen würde und das Publicum so für ein ganzes Jahr um ein durch seine schauspielerischen Kräfte wichtiges Kunstinstitut beraubt, kräht in den Körperschaften, die einer alten Sage noch für das Gemeinwohl Sorge tragen sollen, kein Hahn danach.

Dresdner hat wohl Recht, wenn er heute, wo die Kirche nun einmal immer mehr in den Hintergrund tritt, dem ganzen großen Volke die beste und reinste Kunst zugänglich gemacht wissen will. Aber erst wird man dieser privaten Ausnutzung der Kunst einen Riegel vorschieben müssen, erst muß die Kunst den Händen der Schacherer entrissen werden, und ehe wir wirklich an eine Erziehung des Volkes denken können, wird es nothwendig sein, die gewissenlosen Erzieher unmöglich zu machen. Heißt es, das Volk zu einem höheren Kunstempfinden erziehen, wenn die Reichshauptstadt — in Theaterdingen heute leider tonangebend für ganz Deutschland, — zwei volle Jahre unter dem Zeichen irgend eines ganz inhaltlosen Stückes steht oder wenn Herr Brahm, nachdem er zum Unsegen unserer Kunst auf die besten Schauspieler Beschlag gelegt hat, sich trotz seiner literarischen Bildung zehn ganze Jahre nicht mehr auf den Werth der Classiker besinnen kann und irgend ein mittelmäßiges Stück, nur weil es Cassa macht, sich mit Wertheim und Tietz auf eine Stufe stellend, durch Hunderte von Aufführungen hetzt? Wie schön wäre es, wenn etwa eine aus künstlerisch einwandsfreien und selbstlosen Männern bestehende Commission, die dem Verwaltungskörper der Commune angehören müßte, solchen Herren ihr Handwerk legen und ihnen wegen künstlerischer Unfähigkeit die Concession entziehen könnte. So pachten sie, auf ihr Geld und ihre privaten Beziehungen pochend, ein Theater nach dem anderen, bereichern sich selbst und hemmen für Jahrzehnte eine gesunde Entwickelung der Kunst.

Das Berliner Schillertheater ist ja nun ein Institut, welches mit einem gesunden, abwechselnden Spielplan und weniger auf's Geldverdienen versessen, wie die streng literarischen Theater, auch der Allgemeinheit ernste Kunst zu bieten versucht. Dieses Theater aber arbeitet mit unzureichenden Mitteln und mittelmäßigen Darstellern. Wenn es sich aber einmal wirklich darum handelt, unser Volk zur Schönheit zu erziehen, müßte das Beste doch gerade gut genug sein.

Auch auf den anderen Gebieten der Kunst liegen die Dinge nicht viel anders. So gab bei dem hundertjährigen Geburtstage Mörike's in diesen Tagen mancher Essayist seiner Verwunderung darüber Ausdruck, daß Mörike trotz allem, was seine Verehrer für ihn gerade in letzter Zeit gethan haben, im großen Publicum noch immer recht unbekannt ist. Ich wundere mich ganz und gar nicht darüber. Denn der kleine Band, der den herrlichen Schatz von Mörike's Gedichten umschließt, kostet heute noch 5 Mk. und ist dadurch der Allgemeinheit gewissermaßen gesperrt. Wenn das Volk zur Schönheit erzogen werden sollte, müßte man auch gerade in den für das Land bestimmten Zeitungen die besten Erzählungen der Literaturgeschichte abdrucken. Statt dessen lassen sich reiche Verleger für die Novellen Theodor Storm's noch heute die unglaublichsten Gelder auf den Tisch legen, und Gottfried Keller ist theurer wie alter Wein.

Daß diesen Umständen sehr schwer abzuhelfen ist, weiß ich genau, aber man wird mir zugeben, daß durch sie die wirklich gute Kunst und deren Genuß bei uns ebenso wie bei den anderen modernen Culturvölkern lediglich für die begüterten oder besser situirten Kreise reservirt wird. Das Volk geht dabei völlig leer aus und wird um einen der höchsten Lebenswerthe betrogen. So kommen der leitenden Idee des Dresdner'schen Buches die realen Umstände ganz und gar nicht entgegen.

Im Einzelnen ist mir übrigens eine starke Ueberschätzung der bildenden Kunst in ihrer Wirkung auf die Masse aufgefallen, die Dresdner schließlich zu der Prophezeihung bestimmt, daß der künftige Messias unseres Volkes gerade ein bildender Künstler sein soll. Hierbei geht er von der Voraussetzung aus, daß das Auge das weitaus empfänglichste Organ des Menschen ist und daß die Menschen durch nichts so schnell zur Vertiefung und zu einer höheren Auffassung der Lebenserscheinungen kommen, wie durch den Verkehr mit der Kunst, die eben durch das Auge aufgenommen wird. Sicherlich lehrt uns diese Kunst im gewissen Sinne die Natur besser verstehen als irgend eine andere, daß wir aber, wie Dresdner meint, allein durch sie die Natur verstehen lernen können, möchte ich doch nicht so ohne Weiteres unterschreiben. Mit welcher

Inbrunst und welchem Verständniß weiß sich ast der van jedem intimen Verkehr mit der bildenden Kunst völlig abgeschlassene Landmann in die Natur zu vertiefen, und mit welcher Andacht pflegt er ihre Schönheit zu verehren. Und steckt in der gesunden und schlichten Art, mit der draußen auf dem Lande, weitab van allen Einflüssen der bildenden Kunst, die Liebe geübt wird, kein Verständniß für den Sinn der Natur? Doch erst die Kunst lehrt, sa meint Dresdner, den Bauer und Landmann, die Natur wirklich als eine charakteristische und lebendige Einheit zu erfassen. Ich glaube indessen, daß die Natur gerade Demjenigen, der sich im Gegensatz zum Städter die Sinne schlicht und gesund erhalten hat und der, nicht van grauen Theoretikern aufgezogen, auch nie Gelegenheit hatte, das Analysiren und Deuteln zu lernen, von vornherein nur als eine Einheit erscheint.

„Wer die Entwickelung des Madannenideals van Giatta über Fra Angelica, Fillippo Lippi und Baticelli bis zu Raffael beherrscht,“ sagt Dresdner, „der ist in seinem Typenschatze unendlich bereichert und wird die Natur und Art der Frau und der Mutter vielmals leichter, schärfer, mannigfaltiger und feiner erfassen und verstehen, als der, der nur mit Raffael's Madannenideal vertraut ist.“ Das ist ja ahne Zweifel richtig. Aber wer beherrscht denn, abgesehen von Fachleuten, wirklich, wenn ich einmal fragen darf, diese Entwickelung des Madannenideals van Giotta bis Raffael in allen ihren Abstufungen? Ich glaube, es sind sa Wenige, daß man sie mit der Laterne suchen muß, aber ich glaube auch, daß jede Frau und Mutter da das richtige Verständniß für ihre besandere Art findet, wa ein gesundes, schlichtes Empfinden ihr entgegen kammt. Sa aber, wie es Dresdner meint, die feinsten Nuancen der bildenden Kunst zur Erfassung lebendiger Persönlichkeiten heranzuziehen, das ist — ich kann es nicht anders ausdrücken — in meinen Augen ein ganz bedenkliches Zeichen van Decadenz. Will eine Seele die andere verstehen, sa braucht sie keine Vermittlerin, und auch die höchste Kunst wird zum Schatten, wa das lebendige Leben von Mensch zum Menschen spricht.

Wirkliche Menschenkenntniß kann nach Dresdner auch mehr durch die Kunst als durch das directe Studium des Lebens vermittelt werden. Der künstlerische Typenschatz, den ein Mensch besitzt, ruhe in seiner Seele wie eine schweigende Claviatur; eine Farm, ein Ausdruck, eine Geste, eine Bewegung kammt zu seiner Wahrnehmung, und zugleich wird eine Taste angeschlagen.

„Wir erhaschen,“ sagt er, „auf einem Frauenantlitz einen Abglanz jenes zauberhaften Lächelns, das Lianarda dargestellt hat, und ein Strahl leuchtet uns in die Seele dieser Frau hinein. Wir sehen ein Auge düster und leidenschaftlich im Zorne aufleuchten, und wir verstehen, daß etwas von Michelangela's Mosesnatur in diesem Menschen lebt. Wir beabachten, wie ein beschwertes Haupt sich auf eine wildgeballte Faust stützt, und Dürer's Melancholie wird uns ein Medium zur Deutung dieses Seelenzustandes. Wir erblicken eine breite, kurze, ausgearbeitete Hand, und Tizian's Zöllner taucht var uns auf. Im Grunde ist es uns ganz geläufig, wenn auch nicht klar bewußt, daß wir die Menschen durch die Kunst erkennen.“

Es wird mir bange, wenn ich bedenke, wieviel der Einzelne nach dieser Theorie an Kunsttypen aufzunehmen, wie eingehend er sich mit den Hauptwerken aller Kunstgattungen in Vergangenheit und Gegenwart zu beschäftigen hat, wie er die Kunst studiren muß, um zu einer, auch das Intimere erfassenden Menschenkenntniß zu kammen. Wa sall der im Erwerbsleben stehende Mann, wa soll das van der Hast und dem brutalen Existenzkampf schon im Frühling seines Lebens innerlich matt und müde gehetzte Menschenkind unserer Zeit die Fülle van Feierstunden hernehmen, um in der Kunst wirklich die tiefe Deuterin des Lebens und der Natur kennen zu lernen? Das, was Dresdner hier vorschwebt, wird wiederum immer nur das Varrecht der wenigen Begüterten sein, denen eine mißverstandene Bildung und die Armuth der Sarglasigkeit nicht schon längst die Seele krank und schläfrig gemacht hat.

Wirklich werthvall und praktisch möglich sind indessen die Varschläge in dem varliegenden Buche, die auf eine gründlichere Farm des allgemeinen Schulunterrichts bei uns Werth legen. Denn es ist Wahrheit, wenn man behauptet, daß neben der Unrast und der Erwerbsjucht der madernen Zeit, unsere für jeden künstlerisch und gesund empfindenden Menschen geradezu unhaltbaren Schulverhältnisse daran Schuld sind, daß die Menschen schan in frühester Jugend so wenig empfänglich für den Sinn und den Werth einer reinen und hahen Kunst sind. Ich glaube, unsere sämmtlichen Pravinzialschulräthe und Schulinspectoren haben keine Ahnung davan, daß es wichtiger ist, das heranwachsende Menschenkind zur Schönheit zu erziehen, als es zwölf Jahre und mehr mit alten, verstaubten Begriffen zu nähren und ihm Askese statt Freudigkeit zu predigen. Es ist in der That unglaublich, was auf diesem Gebiete gesündigt wird. Statt der lebendigen Sprache wird uns tadte Grammatik gelehrt, statt Dichtung werden uns Versmaße gereicht, und die Kunst ist nichts Lebendiges mehr, wenn sie über die Schwelle der Häuser kommt, wa müde, van Paragraphen und Varschriften gefesselte Lehrer einmal gelegentlich van Dingen reden, die ihnen selbst nur eine ferne Sehnsucht sind. Nie hat man uns etwa im Zeichenunterricht gelehrt, die Schönheit des menschlichen Körpers zu verstehen, nie wurden wir an dem lebendigen Quell der unmittelbaren Natur geführt. An den verschnörkelten Linien irgend eines tadten Ornaments durften wir uns, den Bleistift in der Hand, Stunden hindurch langweilen, denn der menschliche Körper ist in den Augen einer Schulbehörde, wie sie sein sall, noch immer etwas unglaublich Unanständiges, und die jungen Burschen draußen in der Natur zeichnen und sehen zu lehren, ist ein van derselben Behörde nach nie gefaßter Gedanke.

Sa thut schan die Schule ihr Bestes, eine Erziehung zur Schönheit unmöglich zu machen, und wenn wir in's Leben getreten, endlich zu sehen anfangen, und sich uns der ganze Reichthum der van den Jugendbildnern zurückgehaltenen lebendigen Kunst eben zu erschließen beginnt, dann tritt schon der Alltag und die Unrast des Erwerbslebens heran und drängt den noch eben dämmernden Feiertag und die Andacht zurück, bis Beide auch uns nur noch eine Sehnsucht sind.

Sa ist der Weg der Kunst eine Straße, an der Staat, Behörde und nicht zuletzt die kläglichen Privatschacherer der literarischen und künstlerischen Kreise fast eifersüchtig Wache halten, daß sie van der Allgemeinheit nie betreten wird.

Neuheiten vom Markte literarischer Kleinkunst.

Von Rudolf Berllnicke.

Mit der Regelmäßigkeit einer wackeren Sperlingsmutter beschenkt der Freiherr v. Schlicht die Welt mit seinen Militärhumaresken. Varlaute Krümelpicker, in ihrer halbflüggen Frechheit ein amüsantes Spiel für eine müßige Stunde, eine echte Spatzenbrut sind auch die Histörchen, die sich an die titelgebenden Geschichten vam „Lügenmajar“ und der „Fahnencampagnie“ anreihen (Kl. Bibl. Langen 1904). Es ist die Welt in Waffen, wie sie sich in den Köpfen der Leutnants spiegelt, wenn sie sich im Casina über ihre Vargesetzten trösten. Officiere, active und inactive, z. D. und d. R., wenn sie guter Laune sind, und Alles, was mit Behagen an den Cammiß zurückdenkt, wird an diesen, wie den früheren nämlichen Veröffentlichungen des Autars ein helles Vergnügen haben. In

anderen Händen freilich ist diese Lectüre vom beschränkten Vorgesetzten und gewitzten Untergebenen nicht unbedenklich. Schlicht läßt leider nicht durchschimmern, daß auch die ihren Regimentscommandeur in die Tasche steckenden Oberstleutnants und Adjutanten zu Excellenzen aufrücken und allgemach gerade beim Militär die dicksten Kartoffeln untergepflügt werden. Hackländer brachte, obwohl durchaus kein Schönfärber und Hurrahausirer, mit mindestens gleicher Kurzweil es doch besser heraus, daß nur sein Uebermuth die satyrischen Streiflichter aufsteckte. Indeß thäte man dem Autor der „Militärhumoresken" zu viel, wenn man ihn überhaupt vergliche und nach seinen Wirkungen auf Leser fragte, die sich selbst lächerlich machen, wenn sie sich auf ihn berufen. Krittler und Reformatoren mögen aus anderen Quellen schöpfen. Zu Unrecht ist Schlicht durch die sattsam bekannte, böse Entgleisung etwas anrüchig geworden, die ein Beispiel ist von der Gefährlichkeit der Satyre, welche nicht von großem, genialen Humor getragen wird. Es macht Schlicht nur Ehre, daß die netten Erfolge seiner hübschen Begabung für das Komische ihm nicht genügten. Doch zu sehr an die Monoclebetrachtung gewöhnt, verfiel er, als er seine alten Themen und Modelle tragisch auffassen wollte, aus der lustigen Einseitigkeit, Verzerrung und Uebertreibung der Humoreske in die häßliche des Pamphlets. Daß er sich bei den „Erstclassigen Menschen" von Bilse beeinflussen ließ, ist schwer zu glauben. Er erfuhr bloß an sich den Fluch aller Spaßmacher, daß sie schließlich dem Ernste nicht mehr gewachsen sind. Vielleicht liest er in diesem Sinne selbst einmal mit Nachdenken seinen „Lügenmajor" und merkt, daß dies Geschichtchen noch lange nicht zu Ende ist. Ganz auf ihn kommt es an, wie Fortsetzung und Schluß ausfällt.

„Weltstadtseelen" — Seelen im modernsten Sinne als physiologische Function gedacht — hat Friedrich Perzynski beschrieben und J. T., wie übrigens die meisten Neuheiten der Kl. Bibl. Langen, ausgezeichnet vignettirt; namentlich die Titelvignette ist bis in das kleinste Strichelchen des genialen Geschmiers von packender Charakteristik. Die Werth-Reihenfolge der sieben recht ungleichen Feuilletons bestimmt natürlich jeder anders. „Almosen", das mittelste, dürfte an seelischer Vertiefung das Beste sein, allein auch das „Pamphlet", wohl selber ein Pamphlet auf die polnische Wirthschaft im Makulaturreiche August des Starken, hinterläßt nicht zum Wenigsten durch seine schneidende Pointe einen bedeutenden Eindruck. Das übrige sind alles ausgesprochen (und wie ausgesprochen!) Sumpfgewächse der Erotik, sowohl der „normalen", wie der homosexuellen. Ueber letztere mag milder urtheilen, weß Psyche dazu genügend differencirt ist. Der Mangel des Verständnisses entschuldige den Mangel des Verzeihens. Der Geist solcher Geschichten erinnert zu sehr an den Spiritus aus Fäcalien, von dem vor Jahresfrist die Zeitungen erzählten, und es giebt noch immer Leute, für die das Thema eine ästhetische Blasphemie bleibt. „Ein Stimulans" ist die fünfte Geschichte überschrieben, ein persönlichkeitstarkes Weib und ein sinnlich sich vergeudender Mann in entscheidender Aussprache. Schluß: „Ihm war, als hätten sie die Geschlechter vertauscht, so jämmerlich und klein kam er sich ihr gegenüber vor. Und während er sich erhob und sein nasses Gesicht über sie neigte, hörte er, wie es leise und mitleidig über ihre Lippen ging: „Was für ein verbogener und kranker Mensch Du bist!" — Unwillkürlich denkt man dabei an den Autor und die Kunst.

Nicht Prüderie noch Bigotterie liegt dieser Kritik zu Grunde; was Guy de Maupassant im 74. Bd. (Kleine Roque, Mamsell Fifi, Marocca) und Zola im 75. Bd. der Kl. Bibl. Langen (Nantas, Schwester der Armen) bieten, ist viel „heikler" und grobschlächtiger, und doch ist es (insbesondere der Nantas) echte Kunst, weil hier Stimmungen und Situationen, Innenleben und Handlungen die ersteren in letzteren sich verkörpern, die letzteren durch erstere sich beseelen. Nicht Jeder ist reif für diese Stoffe, und von den Wenigen hat Mancher einen anderen Geschmack und liebt sie nicht, allein das ändert nichts an dem literarischen Werth der Novellen. Der steht so hoch, daß es schade ist, daß noch andere Motive zur Lectüre reizen. Nothzucht, Dirnenmord, Ehebruch, Afrikanergefühle, Legitimationsheirath dient für viele gewiß nur zur Erhöhung des Wohlbefindens nach dem zweiten Frühstück (nach dem Nachtessen freilich auch diesen Leuten nicht zu empfehlen). Doch mit anderen Augen blickt Praxiteles Phryne nackend, als ein Stammgast von Bordellen.

Gleichfalls für ein Sonderpublicum, wenn schon in anderem Sinne, hat Dr. Owlglaß seine Gedichte aus dem Simplicissimus unter dem ausdrucksvollen Titel: Der saure Apfel (Kl. Bibl. Langen, Bd. 72) gesammelt. Concentrirte rauchende Schwefelsäure des Esprits; wer nicht mit umzugehen weiß, wird sich leicht Brandwunden ätzen. Der Verfasser ist kein gewöhnlicher Witzbold, sondern zweifellos ein wirkliches Talent, dessen Ehrgeiz weniger auf Beifall, als auf Leistungen ausgeht. Trotzdem erwartet er wohl kaum eine andere Kritik als das Vivat der Freunde und das Pereat der übrigen. Schwerlich würde er, wenigstens heute, als Objectivität anerkennen, wenn einer seinen formenflüssigen Schöpfungen einen Zwang, etwas Herausgequältes anmerken und die Frage an ihn richten wollte, ob der Baum, an dem der saure Apfel wuchs, durch Oculirung noch einmal andere Früchte tragen wird? Vielleicht würde die reichere Edelernte viel weniger Wartung und Fleiß erfordern als das dürftige herbe Wildobst. Vielleicht kommt auch der Verfasser noch zu der Einsicht, daß es besser ist, Menschen zu erquicken, als Affen zu ärgern. Die rüdigsten Gassenjungenstreiche sind ja oft der Durchgang zu ernstester positiver Lebensarbeit.

Auch ein Satyriker, der durch seine Eigenart von vornherein auf die Allgemeinheit als Leserkreis verzichtet, um bei der geistigen Elite auf desto tiefere Wirkung auszugehen, ist Gustav Meyrink, dessen pointirte Skizzen nur ein einziges Mal farblos sind, und das ist merkwürdiger Weise der Titel: „Orchideen" (Langen, München, 1904). Diese sogenannten Orchideen sind Absaat von E. Th. A. Hoffmann und Jules Verne, bestäubt mit dem Blüthenstaub aus dem Garten von Wilhelm Busch und von den Disteln und dem Unkraut, das an allen Wegen wächst, also ziemlich sonderbare Pflanzen. Schon seine Sprachkraft legitimirt Meyrink als begabten Schriftsteller, doch steckt in ihm mehr, ein ganzer Poet. Wo er lediglich seine Phantasie schalten läßt, schafft sie Bilder von erhabener Strenge, eine literarische Schwarzweißkunst. Seine Schilderung, z. B. vom Schrecken und Entsetzen, sind wie ein Vorwurf für Sascha Schneider's Stift. Die ausgesparte Wirkung ist um so tiefer durch den Contrast zu der vorherrschenden muthwilligen Tollheit, die an nichts zu glauben scheint, nicht einmal an Jörn Uhl, nicht einmal an die Unfehlbarkeit der Naturwissenschaft. Doch es ist die Verachtung des Wissenden, nicht des Ignoranten, die sich hier so breit Luft macht, wie eine Granate in einer feindlichen Colonne. Allerdings wartet auf Meyrink noch viel, viel Arbeit an sich selbst. Recht störend ist z. B., daß der übergroße Reichthum stofflicher Bildung nicht immer künstlerisch gemeistert wird und eine Reihe von Anspielungen und Beziehungen unterlaufen, die man nicht missen möchte, wohl aber durchsichtiger wünscht. Freilich das Eheglück des Torquinius Einibulk und die neuen Blamolpillen sind schlechthin gemeinverständlich, ebenso wie Hony soit qui mal y pense.

Einen ganz besonderen Dank aber hat sich der Verlag des Simplicissimus und der Kleinen Bibliothek durch die Herausgabe von Selma Lagerlöf's Christuslegenden verdient. Es widerstrebt, von diesem Buche anders als in Negationen zu reden. Vermuthe Niemand eine Profanirung noch umgekehrt eine Pastorisirung, halte sich Niemand für geistlich noch für geistig zu hochstehend, namentlich auch nicht für zu „männlich", Derartiges zu lesen. Ja, nicht einmal es zu

kaufen braucht sich einer fürchten. Freilich eine Straßenbahnlectüre ist es nicht; wer aber überhaupt noch eine besinnliche Viertelstunde erübrigt, wer über allen seinen Nerven noch ein Herz hat (und wenn er es auch nur spürt, sobald es ihm weh thut), der greife nach diesem Buche. Es ist nicht die Seele der Bibel, auch nicht Augustin's Tiefe oder Luther's Markigkeit, auch nicht die volle Schlichtheit von Großmutters Art, Legenden zu erzählen, aber von alle dem ein Hauch und ein so starker Hauch, um viel Unreinheit verwehen zu machen und manche Mattigkeit zu scheuchen.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Die Durchbrennerin.

Von Hans Schönfeld.

Wie einem Vogel, der aus seinem Nest geflogen ist, ein paar Mal mit den Flügeln um sich schlägt, dann verwirrt und des Fliegens ungewohnt wieder zurückflattert, und nun doch weiß, daß er fliegen kann — also war es ihr gegangen.

Es war an ihrem siebenundzwanzigsten Geburtstage gewesen. Die Chocoladetorte mit Zuckerguß prangte auf dem Geburtstagstische, daneben ein Dutzend Handschuhe — feines englisches Leder —, ein paar Toilettegegenstände und etliche Bücher. Und dann küßten sie Vater, Mutter und Geschwister, und sie hatte Thränen in den Augen und dachte: Was wollt Ihr nur mit all' dieser Liebe? Wißt Ihr nicht, daß ich im Begriffe bin, von Euch zu gehen? Euch bin ich ein alt werdendes, gedrücktes Mädchen, mit dem Ihr guten Seelen alle ein wenig Mitleid empfindet. Aber ich fühle mich so jung, so unverschämt jung, daß Ihr mich komisch finden würdet, wenn ich es Euch zeigte.

Sie aß von der zuckerumränderten Torte, scherzte mit den zu Besuch gekommenen Cousinen, die ihr zum hundertsten Male versicherten, daß sie reizend aussehe und — schmiedete ihren Plan. Gott — sie war keine Ränkeschmiedin, und was sie sich ausgedacht hatte, war ein schwerfälliger und kindischer Gedanke von Befreiung, wie er nur in ihrem Hirn entstanden sein konnte.

Also: Mit dem Abendzug wollte sie fort, nach Italien. Man legte sich zu Hause regelmäßig um 10 Uhr zu Bett, sie brauchte sich also nur in ihr Zimmer zurückzuziehen und konnte dann durch die Thüre zur Hintertreppe, in deren Nähe sie allein schlief, unbemerkt das Haus verlassen. Den Hausschlüssel hatte sie, und ihr erspartes Geld war bereits behoben. Was sie dann wollte? Fort sein, frei sein, nicht bemitleidet sein, nicht fühlen, wie man sie für alt hielt. Das war das negative Programm. Und das positive? Zunächst einmal nach Venedig fahren, dort ein paar frische Züge vom Leben thun — ah, wie würde sie aufathmen — und dann als Gouvernante oder Reisebegleiterin oder dergleichen ihr Fortkommen suchen. Hm — es mußte doch in Venedig, wo so viele Fremde verkehren, auch Vermittelungsbureaux geben.

Fast hätte sie den Zug versäumt. Im letzten Augenblicke noch wurde sie vom Schaffner in das Damencoupé hineingeschoben. Aber sie war doch stolz, wie noch nie im Leben, und zitterte vor freudiger Erwartung. War es denn wirklich möglich? Sie hatte eine That vollbracht, war durchgegangen? Das thun doch nur temperamentvolle Menschen? Und sie mit ihrem schweren Blut, mit dem ängstlichen, klügelnden Wesen, sie hatte einen Dummenjungenstreich ausgeführt. Ihr erster Streich — wahrhaftig. Sie hätte jubeln können.

Sie sah durch's Fenster. Nichts als Nacht, tiefschwarze Nacht, in die sich die Contouren der Gegenstände, daran man vorübersauste, hastig einzeichneten. Sie fühlte das vielgestaltige Leben, das aus diesem Dunkel bei Tagesanbruch herauswachsen würde. Und es war ihr, als ob an der Schnelligkeit, mit der sie dahinbrausten, auch sie einen ganz persönlichen Antheil hätte. Ihr Blut kreiste rascher, und sie befand sich in einem Zustande fieberhafter Erregung. Denken konnte sie nicht viel. Nur das Eine wußte sie: Du bist in Bewegung, du lebst, kein Blick ruht auf dir, aus dem du die ängstliche Frage herausliest, warum sich noch immer kein Mann deiner Wahl gefunden hat, nichts, nichts als das große Dunkel, das Chaos, der Dunst, aus dem alles Leben entstanden ist.

Sie schloß die Augen.

Und sie schlief in dieser Nacht einen gerechten Schlaf, und ihre Athemzüge waren tief und ruhig.

In Venedig. Sie wird hin- und hergeschoben. Das südliche Bild. Ein Facchino nähert sich ihr und entreißt ihr die kleine Handtasche. Schmutzige Kinder, denen sie naiv zulächelt, umkreisen sie. Und dann sitzt sie glücklich in einer Gondel, die elegant die Wellen durchschneidet. Sie steckt ihre Hand in das Lagunenwasser, als wollte sie die Wellen liebkosen, vielleicht auch, um sich zu überzeugen, daß das Alles Wirklichkeit ist. Und dann wieder sieht sie auf und bewundert die geschickten Bewegungen des Gondoliers, die Kraft, mit der er ausholt, das Muskelspiel seiner nackten Arme und sieht in sein Gesicht und sagt sich, daß er ein hübscher Bursche ist und kramt in ihrem Schulitalienisch nach, bis sie ein Wort für die Situation findet.

„Comma è bella, Venezia, Signore!“ stammelt sie.

Er lächelt ihr zu, und sie freut sich wie ein Kind.

Im Hôtel muß sie sich in das Fremdenbuch eintragen. Gott — wer ist sie eigentlich? Fräulein Möller — jawohl. Sie erinnert sich, daß Goethe sich des Namens Möller bediente, als er heimlich nach Italien ging. Eine köstliche Gemeinschaft. Ihren wirklichen Namen darf sie ja nicht angeben. Beruf? Sie schreibt: Kunstschriftstellerin. Hat ihr doch schon ein Mal ein Blatt einen Aufsatz über Kunststickereien zurückgeschickt.

Sie läßt sich ein Zimmer anweisen und schläft wieder ein paar Stunden, fest und gut, denn ihr Gewissen ist rein. Dann läßt sie sich das Essen kommen und fragt ganz schüchtern, ob man auf dem Marcusplatz bereits die Tauben sehen könne.

Und nun schreitet sie den Marcusplatz ab. Still und verträumt. Ihr Schritt bekommt eine gewisse Grandezza, und ihre ganze Stimmung paßt sich der Feierlichkeit des Ortes an. Ein Mann nähert sich ihr und fragt sie, ob sie sich mit den Tauben photographiren lassen will. Sie versteht ihn zuerst nicht recht, aber endlich hat sie doch begriffen, und ihr ganzes Gesicht strahlt. Gewiß will sie. Eine reizende Idee übrigens. Sie weiß nicht, wie geschäftsmäßig die Idee ist. Und nun kommen sie alle. Ein paar setzen sich auf ihren Hut, ein paar auf ihre Schultern, und ein paar schmiegen sich in die Falten ihres Gewandes. Ihre mütterlichen Instincte erwachen, und die Zutraulichkeit dieser Geschöpfe, die auch für diese schon Gewohnheitssache ist, hat für sie etwas tief Rührendes, als würde sie ihr persönlich gelten.

Den ganzen Nachmittag guckte sie mit ihren hellen Aeuglein Venedig an, und sie bekommt Vieles zu sehen. Sie beobachtet die Glasbläser und läßt sich von einem eine geschmacklose Kleinigkeit anhängen. Sie nimmt ein schmutziges, graziöses Kind in die Arme und küßt es auf den Mund, während andere Kinder einen Bettlertanz um sie herum aufführen. Wie oft ist dieses Kind schon geküßt worden.

So vergeht der Nachmittag.

Das Alles ist noch schön und gut, aber gegen Abend wird es ihr doch bange. Die Luft ist schwer und ihr Herz auch. Sie miethet eine Gondel und läßt sich bis an den Lido fahren, während die Nacht sich niedersenkt. In der Ferne sieht sie das Meer schimmern. Und nun legt es sich wieder über sie — was ist das denn? Sie sucht ja noch immer! Hat sie denn ihre Freiheit nicht gefunden? Warum ist denn dann ihre Sehnsucht nicht gestillt, warum lockt das Meer so eigenthümlich, warum möchte sie am liebsten wieder fort — in noch weitere Ferne?

Sie weiß keine Antwort. Zu Fuß geht sie an den Canälen entlang zurück. Sie merkt es gar nicht, daß der Abend schon stark vorangeschritten ist. Vom Wasser her tönt manchmal ein unterdrücktes Kichern, ein leiser Gesang oder ein Aufschlag der Ruder. Dann ist es wieder still. Ein Mann drängt sich an sie heran und flüstert ihr ein paar Worte zu. Sie läuft rasch weiter, und er sieht ihr verwundert nach. Nun beflügelt sie ihre Schritte, und als sie in der Ferne ein hell erleuchtetes Local sieht, geht sie geradewegs darauf zu.

Sie tritt ein, setzt sich an einen freien Tisch und bestellt ein Glas Chiantiwein. Sie ist selbst über ihre Verwegenheit erstaunt. Dann blickt sie sich in dem Raume um und bemerkt zu ihrem Entsetzen, daß nur Männer im Local sind. Nur Männer? Nein — dort in der Ecke sitzt ja auch noch ein weibliches Wesen — vielleicht einsam wie sie. Mit einem Freimuth, der ihr sonst nicht eigen ist, geht sie an diesen Tisch heran, nimmt Platz und will ihren Ohren kaum trauen, als sie auf Deutsch angesprochen wird:

„Sie sind fremd hier, Fräulein, nicht wahr?“

„Ja,“ sagt sie herzlich, „ich bin erst heute hier angekommen. Und Sie?“

Das Mädchen antwortet nicht.

Sie will nun gleich ihre Geschichte erzählen, wie sie herkam, weil sie auch einmal jung sein wollte. Das Glas Wein ist ihr zu Kopf gestiegen, aber sie überlegt es sich doch.

„Das Leben beginnt erst später,“ sagt das andere Mädchen, „wenn die Singspielhallen geschlossen sind.“

„Das Leben?“ Sie blickt ihr Gegenüber verständnißlos an.

Ein Mann nähert sich ihr und will sie umfassen. Sie wehrt ihn ab, nicht gerade empört, denn sie denkt, das ist nun einmal italienische Sitte, und in Italien hat die Freiheit ihre eigenen Gesten. Oh — sie will durchaus nicht die zimperliche, deutsche Jungfrau sein. Dann aber kommt ein Anderer, rückt näher an sie heran und will deutlicher werden. Ihre Genossin, statt ihr beizustehen, lacht, lacht . . .

Ja, wo ist sie denn?

Es wird ihr schwül. Sie wirft ein Geldstück hin und verläßt unter allgemeinem Gejohle das Local. War das auch Venedig? Ihr Kopf beginnt sie zu schmerzen. Und wieder denkt sie nach. Ist es nicht überall dasselbe? Auf dem Corso, auf dem Wasser, in dem Local und — zu Hause? Ueberall Mann und Weib, die sich suchen und haschen, aneinander pressen und wieder loslassen, gegen einander gehetzt oder

einander liebevoll zugeführt werden. Ein ewiges Werbespiel — bald in Schönheit, bald in Häßlichkeit.

Und sie — ist ihr „Freiheitsdrang“ im Grunde etwas anderes als die Sehnsucht nach einem Manne? Wäre der Rechte gekommen und hätte sie in die Arme geschlossen, würde sie dann auch noch so sehnsüchtig nach Venedig gepilgert sein?

Die Erkenntniß erschüttert sie. Sie fühlt sich im Innersten aufgewühlt. Nun etwas Sanftes, das sich über ihren Schmerz legt, nun eine heilige, große Ruhe — wie kann sie die nur finden? Das Meer? Ja natürlich.

Und langsam geht sie den Weg zurück, den sie vorher gegangen ist. Und wieder schweift ihr Blick vom Lido über die Fläche, die sich, in Dunkel gebannt, in unbestimmter Ferne ausbreitet. Wird dieses Meer nicht sein, wenn sie schon längst gewesen ist, und ist der Anblick dieser schweigenden Kraft, an der die bewegtesten Menschenschicksale eindrucklos vorüberrallen, nicht größer als alle Schmerzen ihrer durftigen, kleinen Erdenseele?

Ein paar Stunden verbringt sie in stummer Betrachtung. Diese Stunden sind das Geheimniß ihres Lebens. Dann geht sie langsam, mit einem Ton von Unendlichkeit in sich, wieder zurück. Auf der Straße wird sie nicht belästigt. Im Hôtel übersieht sie den eigenthümlichen Blick, mit dem sie der Portier mustert.

Sie weiß es nun: Am nächsten Morgen wird sie zurückreisen — in die Wohlgeborgenheit des Familienlebens.

Und man wird sagen, daß ein alterndes Mädchen einen hysterischen Streich gethan hat, den man ihrer seelischen Ueberreiztheit zu Gute halten muß.

Aus der Hauptstadt.

Die „Große“.

Unsere Volksseele kocht. Die schwerverhaßte Große Berliner Straßenbahn hat die Unzahl der schauerlichen Flüche, die bereits auf ihr haften, ganz beträchtlich vermehrt. 55000 Abonnenten erwachten eines schönen Morgens mit seltsam gesteigertem Hochgefühl und lasen dann beim Kaffee, daß der Preis ihrer Abonnementskarten ganz gehörig gesteigert worden war. Sofort brach die in solchen Fällen unvermeidliche Protestbewegung aus, und der noch unvermeidlichere Verein ward begründet. (Vereine und Zeitungen werden immer „begründet“ ... Wahrscheinlich, weil nie ein Grund für ihre Gründung vorhanden ist.) Man forderte die Bevölkerung zum Generalausstand auf, empfahl ihr, nur noch den Omnibus und die Hochbahn zu benützen, Herrn Micke, den Obergewaltigen der Straßenbahn, dagegen auszuhungern. Wer einige Phantasie besaß, sah sich wieder in die düsteren Streiktage versetzt, wo alle Räder der Straßenbahn still standen, weil der starke Arm der Angestellten es wollte. Neuburger, der berühmte Banquier mit den Selbstkäufen, nahm alle seine Omnibusactien aus dem Markt und erwog in Eile eine abermalige Capitalserhöhung. Sogar die Werthe der Hoch- und Untergrundbahn stiegen um beinahe $^{3}/_{4}$ v. H. im Course. Eine Umwälzung schien unmittelbar bevorzustehen. Aber wie das bei allen vorher inserirten Revolutionen der Fall ist: sie kam nicht. Die Wagen der Großen sind heute genau so gestrichen gefüllt wie bisher, und die Omnibusse wie die zweite Hochbahnclasse schreien wie bisher nach lebenden Menschen. Von dem „neu begründeten Verkehrs-Verein“ haben nur die Saalbesitzer Profit, bei denen durftige Protestversammlungen abgehalten werden. Außerdem vielleicht noch der Herr Rechtsanwalt, der dem Verkehrs-Verein vorsitzt und dadurch zur Berühmtheit und zur Praxis aufsteigt. Das ist Alles.

Berlin liegt zu hülflos in den Krallen seiner Großen. Dies gerade in letzter Zeit mit preiswerthem Geschick geleitete Unternehmen beherrscht unbedingt den Verkehr des Reichsmittelpunktes und wird sich die Herrschaft bis auf Weiteres nicht schmälern lassen. Die Gunst der Verhältnisse, will sagen, der nicht alltägliche Stumpfsinn unserer Verwaltung hat ihr das Heft in die Hände gegeben. Jahre lang sonnten sich unsere Führenden in dem Bewußtsein, daß Berlin nicht allein die schönste, sondern auch die mit den besten Einrichtungen der Welt versehene Weltstadt wäre. In New-York raste man derweilen bereits auf ratternder Hochbahnen vom Batterieplatz nach Harlem: Man grub sich den Metropolitain, und London machte durch ein reich ausgestaltetes Netz aller möglichen Bahnen die zerstreute Grafschaft zu einem eng zusammenhängenden Gemeinwesen. Wir blieben bei der Pferdebahn stehen, offenbar dem klugen Haus zu Ehren. Es bedurfte der Gewerbe-Ausstellung von 1896, um uns zur Elektrisirung der ersten Straßenbahnlinie zu veranlassen. Gleichzeitig tauchte in ganz besonders kühnen Seelen der Hochbahnplan auf. Das Eis war gebrochen. Und hätten die Herrschenden der Großen Berliner ebenso tief geschlafen wie die Stadtväter, dann wäre es damals möglich gewesen, ihr Joch abzuschütteln. Sie schliefen indessen nicht, sondern angelten sich bessere Bedingungen, günstigere Verträge als bisher von der Stadt. Jetzt läuft ihre Concession bis 1915. Des Ministers Excellenz hat sie sogar schon bis 1949 bewilligt.

Eine Riesengesellschaft, die von keinem anderen Straßenbahnbetrieb übertroffen wird. Während ihre Schienenanlage sich im Jahre 1873 über 12243 Meter erstreckten, hat sie jetzt 491244 Meter Geleise gelegt. Ihr Actiencapital beträgt heuer 85785000 Mk.; sie beförderte Anno 1903 fast $312^{1}/_{2}$ Millionen Menschen, die insgesammt 28888165 Mk. Einnahmen brachten. Der Ertrag ist glänzend. Er drückt sich nicht sowohl in der Dividende aus, die mit Absicht niedrig gehalten wird, weil von dem Reingewinn über 12 beziehentlich 6 v. H. Berlin die Hälfte zu beanspruchen hat. (Außerdem fließen der Stadt von den Roheinnahmen 8 v. H. zu.) Man hat deßhalb, um die fetten Erträgnisse zu verschleiern, das Actiencapital gewaltig verwässert. Sobald die gefürchtete, hohe Dividendenziffer von ferne winkt, werden junge Actien ausgegeben und den alten Actionären mit kleinem Aufgeld angeboten. Trotzdem notirt das Papier heute 188 und bringt 8 v. H. gegen $7^{1}/_{2}$ v. H. in den beiden Vorjahren. 1897 freilich durfte es mit einem Cours von 474 protzen, bei 16 v. H. Dividende, und sich 1898 noch immer auf 344, bei sogar 18 v. H. Dividende, etwas zu Gute halten.

Um die Gunst der Berliner braucht Herr Micke also nicht zu buhlen. Seine Gesellschaft steht fest auf beiden Füßen; kommt's zum Kampfe, dann wird ihr der Athem so bald nicht ausgehen. Daß sie eigentlich gar keine Concurrenz hat, stärkt ihre Stellung bis zur Uneinnehmbarkeit. Die Stadtbahn, ein staatliches Unternehmen, das in der Hauptsache militärisch-strategische Bedeutung hat, verbindet nur den Osten mit dem Westen Berlins, in einem nach Norden ausbuchtenden Halbkreis. Sie ist ungefähr an der Grenze ihrer Leistungsfähigkeit angelangt — auf New-Yorker und Chicagoer Einrichtungen, wo die Züge einander ohne Sicherheitsvorrichtungen und Signale folgen, das Leben der Fahrgäste also von der Gewissenhaftigkeit des Locomotiv- oder Motorführers abhängt, auf solche immerhin wagehalsige Experimente läßt sich ja die Königlich Preußische Eisenbahn-Verwaltung einstweilen noch nicht ein. Auch wird ein an sich berechtigtes Wort des Ministers colportirt, der die Stadt Berlin aufführte, für ihren Verkehr selber Sorge zu tragen: „Wie kommen denn die Steuerzahler in der Provinz dazu,“ so ungefähr äußerte sich der drummige Würdenträger, „den Berlinern gute und billige Fahrgelegenheiten zu schaffen?“ Die Erträgnisse der Stadtbahn sind allerdings so jämmerlich, daß sie weder einen Bureaukraten noch einen Speculanten zu neuen Geldausgaben reizen können. — Ebenso wenig wie die Stadtbahn kommt der Omnibus ernsthaft als Nebenbuhler der Großen in Betracht. Diese vorweltlichen Rumpelkästen mit ihrem Schneckengalopp, denen kein Lenau irgend welche Romantik anzudichten vermöchte, werden immer mehr in die Vorstädte gedrängt. Mit ihren Fünfpfennig-Theilstrecken wenden sie sich an das kleine Publicum, doch dies sogar opfert lieber einen großen Nickel, um angenehm sitzen zu können und rascher an's Ziel zu gelangen. Denn man muß es unserer Großen lassen: trotz der albernen Einrichtung von Haltestellen an jeder Straßenecke befleißigt sie sich schnellen Laufs (abgesehen natürlich von der Potsdamer- und Leipzigerstraße, deren Ueberfüllung schon längst zum Verbot der Niveaubahnen hätte führen sollen). Auch habe ich elegantere Straßenbahnwagen nur in St. Louis gesehen, wo Reclame-Cars fahren. So lange der Omnibus sich nicht modernisirt, ein elegantes Gewand anzieht und dem elektrischen oder Automobil-Teufel in die Arme sinkt, so lange bleibt er eine Armseligkeit, deren man sich nur im äußersten Nothfalle bedient. Sein schäbiges Auftreten hat ihn immer zu einem Aschenbrödel der Berliner gemacht; kein besseres kleineres Mädchen besteigt ihn. Wie anders steht noch heute sein Pariser Vetter da!

Und die Hochbahn! Ach, die Hochbahn! Sie reizt den aus Amerika Heimgekehrten kaum zu einem ärgerlichen Lachen. Fahrpreise, die wucherisch genannt werden müßten, wenn sie nicht von völliger herzbezwingender Geschäftsunkenntniß sprächen. Eine zweite Classe, die alleweil leer ist, eine dritte Classe, die gleich der zweiten Raucher- und Nichtraucher-Abtheile enthält! Das nennt sich in Berlin Verkehrspolitik! Die sockgroben Zugbegleiter und Bahnsteigbeamten sind das einzige versöhnende Moment in diesem Unfug.

Die Große hat Berlin in der Gewalt. Und da man ihr unfreundlich gegenübertritt, rächt sie sich mit kleinen und großen Schicanen. Ihr Einspruch wider die Fortführung der Untergrundbahn in die Innenstadt, die Erhöhung der Abonnementsgelder, das sind so ihre Hiebe. Berlin hat sich in die Gewalt Micke's gegeben, freiwillig durch Verschulden seiner Stadtväter und Stadtjuristen. Will es nicht schweren Schaden leiden, so muß es klein beigeben. Der Zehnpfennigtarif ist der Großen ein Dorn im Auge — man wird ihn herausziehen. Man wird Herrn Micke die Erlaubniß ertheilen, Ueberlandbahnen zu bauen, wie sie zum Exempel Chicago und Milwaukee verbinden, und wird dafür das Umsteigebillet von ihm eintauschen. Mit Drohungen ist solchem Herrscher nichts abzutrotzen. Do ut des. Je eher die Berliner reumüthigen Frieden mit ihrer Herrin schließen, nach feierlicher Erwürgung aller Verkehrsvereine und sonstigen Aufwiegler, desto besser für sie. Micke hat sich fester verschanzt als Stössel in Port Arthur — und die Reichshauptstädter sind keine fanatischen Japaner.

Neues im Uniformwesen.

Als im vorigen Herbst die deutsche Tagespresse in fast geschlossener Phalanx gegen die Fluth von Uniformveränderungen, die in den letzten Jahren über unser Heer hereingebrochen war, Sturm lief, versicherten bekanntlich die Officiösen, der preußische Kriegsminister wasche seine Hände in Unschuld; weder als Staats- noch als Kriegsminister brauche er derartige Anordnungen des höchsten Kriegsherrn zu verantworten. Nach Tische sprach, wie fast bei allen anderen Gelegenheiten, der Herr Minister indessen auch dieses Mal anders. Vor den Vertretern der deutschen Nation stellte er zwar in Abrede, daß in jüngster Zeit die Uniform der Officiere und Mannschaften zu häufig und zu kostspielig und endlich in überflüssiger Weise abgeändert worden sei; aber er war doch weit davon entfernt, zu leugnen, daß er die bezüglichen Verfügungen mit seiner Person zu decken habe. Wozu werden denn überhaupt officiöse Mittheilungen in die Welt gesetzt? Oft genug nur deßhalb, um sie nachher mit erkünstelter Entrüstung Lügen strafen zu können. „Seht," kann es dann heißen, „Seine Excellenz der Herr Minister ist doch wirklich nicht so schlimm, als man uns in böswilliger Weise hat glauben machen wollen." Neuerdings ist abermals an einzelnen Stellen der deutschen Armee die Uniform geändert worden; und dieses Mal kann Herr von Einem thatsächlich seine Hände in Unschuld waschen und außerdem mit vollem Recht die Verantwortung für sie ablehnen. Auf die jetzt aus zwei Armeecorps bestehende sächsische Armee erstreckt sich der amtliche Einfluß des preußischen Kriegsministers nicht. In dieser ist aber dem Leib-Grenadier-Regiment Nr. 100 an Stelle des bisherigen schwarzen weißes Lederzeug und dem Feldartillerie-Regiment Nr. 12 die weiße Gardelitze an Kragen und Aufschlägen verliehen worden. Und weßhalb? Nun, um den Truppentheilen in Anerkennung ihrer andauernd guten Leistungen und in dankbarer Erinnerung an einen verstorbenen erlauchten Regimentschef eine Freude zu bereiten. Wenigstens konnte keine andere als diese etwas sonderbare Begründung aus den Mittheilungen der sächsischen Presse herausgelesen werden. Unter allen Umständen verdient das Bestreben, den Mitmenschen eine Freude zu bereiten, ungeschmälertes Lob. Ob der edle Zweck aber nicht auf andere Weise als durch Steigerung des ohnehin schon recht bedenklichen Wirrwarrs im Uniformwesen hätte erreicht werden können? Ja, wenn die sächsische Armee die Streitmacht eines durchaus selbstständigen Staates wäre, so würde von Seiten des deutschen militärischen Sachkundigen darüber kein Wort zu verlieren sein. Wie z. B. Bulgarien oder Serbien seine Soldaten costümirt, geht nur diese allein etwas an. Die beiden sächsischen Corps sind aber Bestandtheile des großen deutschen Heeres. Ist da nicht zu befürchten, daß jeder particulare, nicht unmittelbar nothwendige Ausbau des Uniformwesens der Leistungsfähigkeit der gesammten Armee leicht Abbruch thun kann?

Indem das sächsische Leib-Grenadier-Regiment Nr. 100 auch noch das weiße Lederzeug anlegt, nähert sich das vornehmste sächsische Infanterie-Regiment allerdings in der Uniform noch mehr als bisher dem Ersten Garde-Regiment zu Fuß, als dem vornehmsten preußischen Regiment derselben Waffengattung. Dieses trägt ja auch noch das weiße Lederzeug; und insofern könnte sogar bestritten werden, daß die Verleihung dieses Lederzeuges an ein sächsisches Infanterie-Regiment mit Garde-Rang zur Steigerung des Wirrwarrs im Uniformwesen des deutschen Heeres beitrüge. Man muß aber nur wissen, wie dem preußischen Ersten Garde-Regiment das weiße Lederzeug erhalten blieb. Dieses Lederzeug hatte sich in den beiden letzten großen Feldzügen keineswegs bewährt. Es sieht nur dann gut aus, wenn es besonders sorgfältig behandelt wird. Und wie läßt sich dies im Felde bewerkstelligen? Zudem leuchtete das weiße Lederzeug viel zu weit und machte es so dem Feinde sehr leicht, schon auf große Entfernungen unsere Truppen zu erkennen und auf's Korn zu nehmen. Aus diesen Gründen, die sicherlich auch durch die jetzt auf dem asiatischen Kriegsschauplatz gemachten Erfahrungen gestützt werden, hat auch der russische General Baron von Meyendorff, der im Begriff steht sein Corps zu mobilisiren, nur schwarzlederne Leibgurte bei den Unterofficieren und Mannschaften und eben solche Degenkoppel bei den Officieren zugelassen. Aus den gleichen Erwägungen wurde seiner Zeit bei den ersten und zweiten Bataillonen der preußischen Infanterie-Regimenter das weiße durch das schwarze Lederzeug ersetzt, das bisher schon die dritten Bataillone als Füsilier-Bataillone geführt hatten. Nur die Infanterie-Regimenter des Garde-Corps und die Grenadier-Regimenter 1 bis 12 durften aus traditionellen, also aus denselben Rücksichten, aus denen, wahrhaftig nicht zum Vortheil ihrer Gewehre, die deutsche Infanterie noch mit dem unglückseligen aufgepflanzten Seitengewehr zu paradiren hat, das weiße Lederzeug mit ihren ersten beiden Bataillonen weiter tragen. Tradition hat gewiß ihre Berechtigung. Sie gehört auch zu den Imponderabilien, die zu Erfolgen auf dem Gefechtsfelde verhelfen. Andererseits kann sich die preußische Armee nur geschmeichelt fühlen, wenn die beiden sächsischen Corps die preußische Tradition zu der eigenen machen. Aber nie und nimmermehr darf es auf Kosten des Kriegsmäßigen geschehen. Auf diesem Gebiet vor Allem muß die deutsche Armee vollen Ernstes vorwärts schreiten, weil Rückschritte mit deutschem Blut bezahlt zu werden pflegen. Klingt es da nicht wie bittere Ironie, daß die Kunde von der schleunigen Einführung des schwarzen Lederzeugs aus dem mit Japan ringenden Rußland in demselben Augenblick zu uns dringt, wo an einer Stelle des im tiefsten Frieden lebenden deutschen Heeres das praktische schwarze Lederzeug durch das unpraktische weiße verdrängt wird?

Noch weniger wie mit der Verleihung des weißen Lederzeugs kann sich der militärische Sachverständige aber mit der weißen Gardelitze befreunden, welche jetzt das sächsische Feldartillerie-Regiment Nr. 12 erhalten hat. Muß ihm die Uniform der sächsischen Feldartillerie nicht schon an und für sich ein Dorn im Auge sein? Der deutsche Bürger und der deutsche Soldat können sich ihre Artilleristen nur in einem dunkelblauen Rock mit schwarzem, roth paspelirten Kragen und schwarzen Aermelaufschlägen denken; und sie bocken jedes Mal auf, wenn ihnen ein Soldat in preußischer Jäger-Uniform gezeigt und zugemuthet wird, sich in ihm einen sächsischen Artilleristen vorzustellen. Erst dann pflegen sie ihren Unglauben abzulegen, wenn sie den grün gekleideten Krieger auf seinem Geschütz mit der charakteristischen Kugel statt der Spitze auf dem Helm sitzen sehen. Und nun wird die sächsische Artillerie-Uniform durch die Anbringung einer weißen Litze an Kragen und Aermelaufschlägen noch eigenthümlicher und wunderlicher gestaltet! Wie läßt sich Derartiges verstehen? Nicht genug damit, daß die häufige Verleihung der Gardelitze an Truppentheile der Linie schließlich zur Annullirung der Garde führt. Warum in aller Welt mußte die Gardelitze denn eine weiße sein? Wenn es ohne Litzen nun einmal nicht abgehen konnte, warum wählte man dann nicht anstatt der weißen wenigstens die gelbe? Konnte die sächsische Armee in der Farbe des Lederzeugs sich in verbindlicher Weise der preußischen Garde nähern, warum war dies nicht auch in der Farbe der Litze möglich? Gelb ist nämlich die Litze der preußischen Garde-Feldartillerie. Heinrich von Treitschke rühmte seinen engeren Landsleuten eine glühend heiße Liebe zu ihren unhistorischen, ganz willkürlich zusammengestellten Landesfarben Grün und Weiß nach. Wer käme nicht da auf den Gedanken, daß auf diese heiße Schwärmerei auch die Wahl einer weißen Litze zu dem grünen Waffenrock des sächsischen Artillerie-Regiments zurückzuführen ist?

Wo sich nur immer die Gelegenheit dazu bot, stellte sich Bismarck schirmend vor die Selbstständigkeit der deutschen Einzelstaaten. Föderativer Art sollte das deutsche Reich sein. Nur so konnte es auf der Basis seiner geschichtlichen Entwickelung bleiben. Auch heute muß deßhalb mit aller Macht den centralistischen Bestrebungen entgegengetreten werden. Aber auf dem militärischen Gebiet darf der Einzelstaat als selbstständiges Lebewesen sich nicht mehr geltend machen. Das deutsche Heer ist ein Reichsheer, aus so mannigfaltigen Contingenten es sich auch zusammensetzen mag; und wenn dieses Reichsheer im vollen Maße seine Schuldigkeit thun soll, muß es sozusagen aus einem Guß sein, die Einheitlichkeit nicht bloß in den Vorschriften und Reglements, sondern auch in der Bekleidung haben. Würde von den Verwaltungen der kleineren Contingente ein solches Erforderniß richtig gewürdigt, würden sie einerseits noch weit mehr, als es geschehen ist, die Uniformen ihrer Truppen denjenigen des stärksten Contingents anpassen, anstatt neue Unterschiede zu schaffen, und zum Anderen hier auch für ihren Theil Alles vermeiden, was dem Zweckmäßigen, hier dem Kriegsmäßigen zuwiderläuft. Nicht unmöglich aber, daß sie sich auf den preußischen Kriegsminister berufen, der ja die Mannigfaltigkeit der Uniformen empfohlen habe. Gewiß, er hat es gethan; aber nicht für das ganze Heer, sondern ausschließlich für die Cavallerie-Regimenter, die nach gemeinsam durchgeführter Attacke bei möglichst verschiedenartigen Anzügen sich leichter aus den in diesem Gefechtsmoment regelmäßig entstehenden Knäuel herausschälen und von Neuem formiren können. Infanterie aber hat nur selten, Artillerie, die immer auf der Stelle kämpft, niemals zu befürchten, daß sie im Gefecht so sehr unter einander geworfen werden, daß sich nicht auch bei einheitlicher Uniform sehr schnell sich das wieder zusammenfindet, was zusammen gehört.

Man mag sagen, was man will; unter keinem Gesichtspunkt läßt es sich rechtfertigen, wenn trotz des im vorigen Herbst von allen unabhängigen Sachverständigen und der gesammten öffentlichen Meinung erhobenen heftigen Protestes immer noch fortgefahren wird, die Uniform der deutschen Soldaten und Officiere in ebenso überflüssiger wie zweckwidriger Weise zu ändern. Allenfalls kann für die in dem sächsischen Contingent jetzt vorgenommenen Aenderungen das Eine noch zur Entschuldigung dienen, daß der preußische Kriegsminister jene zahllosen Aenderungen, die in den letzten Jahren von preußischer Seite angeordnet worden waren und einen so gewaltigen Sturm der Entrüstung heraufbeschworen hatten, sammt und sonders als vollkommen durch das dienstliche Interesse begründet hingestellt hat. Wenn in diesem Punkte die Verwaltungen der kleinen Contingente sich auf Herrn von Einem berufen, so darf es ihnen allerdings nicht verübelt werden. Dann aber trifft auch unsere obige Behauptung nicht mehr zu, wonach dieser Herr bei der Verleihung des weißen Lederzeuges an das sächsische Leib-Grenadier-Regiment Nr. 100 und der weißen Gardelitze an das sächsische Feldartillerie-Regiment Nr. 12 seine Hände in Unschuld wäscht. Würde nicht im Gegentheil dann auch diese Aenderung der Uniform deutscher Soldaten wenigstens mittelbar auf sein Conto zu setzen sein?

Ajax.

Dramatische Aufführungen.

Emil Thomas. — Traumulus. Schauspiel in fünf Acten von Arno Holz und Oscar Jerschke (Lessing-Theater).

„Emil Thomas stirbt!" — „Jetzt kommen sie aus dem Theater, und Emil Thomas liegt im Sterben!" Mit diesen stolz anklagenden Worten soll der achtundsechzigjährige Komiker von der Berliner Erde geschieden sein. Seit Jahren rügte er in ständig wiederkehrender Rede, daß Wien dem Berliner Bühnenleben seinen Stempel aufgedrückt hätte — aber Niemand wäre vergnügter als er gewesen, wenn wienerische Gewohnheiten, die wienerische Verzärtelung beliebter Schauspieler auch an der Spree Mode geworden wären. Diese ersehnte Gunst des Schicksals blieb ihm versagt. Der Achtundsechzigjährige starb gerade rechtzeitig für seinen alten Ruhm, der bereits stark zu verblassen begann und dem alle Auffrischungsversuche keinen neuen Glanz bringen wollten. Er war weise genug gewesen, dem Theater nie auf längere Zeit fern zu bleiben, und so hatte man ihn nicht völlig übersehen, nicht ganz vergessen können. Es blieb ihm dadurch die furchtbare Enttäuschung erspart, die neulich Klara Meyer mit ihrem Wiederauftreten sich und ihren ehemaligen Bewunderern bereitete. Und er erhielt sich jung, will sagen bewegungsfroh dadurch. So starb er mit den Waffen in der Hand — er war weise genug gewesen. Die Nothwendigkeit, Geld zu verdienen, zwang ihn zu solcher Weisheit.

Uns Jüngeren fällt es schwer, Emil Thomas richtig zu würdigen. Von seinen Privatverhältnissen, seiner Trunkfreude, seinem Münchhausensinn, den Eiersendungen, die er aus Garmisch erhielt (in Garmisch blühte ihm ein eigenes, freilich auf den Namen seiner Frau eingeschriebenes Besitzthum), von den Versuchen, diese Eiersendungen gegen baar an den Mann zu bringen, und von den Geldopfern, die Garmisch ihn kostete — von alledem wußten und erfuhren wir mehr, als von Emil Thomas' Künstlerthum. Du lieber Gott — wie sollte man das komische Genie eines Menschen ergründen, der sich Abend für Abend aus einer Kanone in die Luft schießen ließ, dann durch eine Ofenröhre kroch und schließlich mit schauderhafter Rabenstimme genölte Couplets sang! Der zweihundertmal vor einer „Dame ohne Unterleib" den Scherz machen mußte: „Wenn nur Ihre Verehrer damit zufrieden sind!" Emil Thomas that Einem zuletzt leid. Er wirkte bloß noch in Dramen mit, deren Bedeutung alles Andere eher als literarisch war, und die allein aus Gedankenlosigkeit oder aus schlimmeren Gründen in der Rubrik „Theater und Kunst" recensirt wurden. Hundert Mädchenbeine, fünfzig ausschweifend entblößte Nacken — das war die künstlerische Umwelt von Emil Thomas. Zwischen diesen Herrlichkeiten hopste er umher, lachte seine berühmten, stillen Gelächter und erweckte mit seinen lallen Gelnassen die wüthende Heiterkeit der Galerie. Bisweilen erprobte er sein Können von ehedem an Berliner Possen und Volks- (d. h. Rühr- und Schmunzel-) Stücken. Aber man wurde dieser Verstaubtheiten nicht mehr recht froh. Er trug wohl auch zu viel Metropoltheaterluft in die philiströs-gemüthliche Atmosphäre von „Hasemann's Töchtern", „Mein Leopold" u. s. w. hinein. In ein künstlerisches Zusammenspiel verstand er sich nicht mehr zu fügen. Seine Thätigkeit am Königlichen Schauspielhause brach jäh ab. So versandete unrettbar, was unsere Väter einen starken Strom geheißen hatten. Thomas war keine humoristische Vollnatur wie Vollmer und in gewissem Umfange Alexander, aber gleich Engels hätte er sich zu den heiteren Höhen der künstlerisch geschliffenen Komik erheben können. Engels hat dieselbe Neigung zur Caricatur, Engels unterstreicht zuweilen dicker noch, als sein verstorbener Nebenbuhler es that. Aber er lernte bei Zeiten sich bändigen, und so bescherte er uns noch im Alter den unvergleichlich köstlichen Wirth in „Minna von Barnhelm", den schwerblütigen Collegen Crampton, und so wird er uns, ich bin dessen gewiß, just dank seiner Liebe zum Zerrbilde einen prächtigen Falstaff auf die Beine stellen. In ihm haben wir das Beste der altberlinischen Uebertreibungskomik bewahrt erhalten. Mit Thomas trug man uns nichts zu Grabe. Armer Thomas!

* * *

Manchmal macht's Einem doch Freude, wenn man inconsequent ist. Der vorsichtig gewordene Mensch, der sich nicht mehr dazu zwingen lassen will, eine fröhliche Arbeit oder ein munteres Gespräch deßhalb abzubrechen, weil zufällig irgend ein Theaterdirector die Berliner Kritik und die Berliner Frei-Gaffer zu Gaste geladen hat, dieser durch Erfahrungen klug gewordene Unkluge geht dennoch dem Namen Arno Holz nach. Sieh mal, sagt er sich, der Kerl Holz war immer ein Wahrheitssucher, und er hat, wie das gar nicht anders sein kann, dafür immer Prügel bekommen. Er stand in der ersten Reihe, als sie den Naturalismus erfanden, und erlitt sämmtliche Niederlagen, die eine allzu kühne Vorhut nur erleiden kann. Hinter ihm kamen die Vorsichtigen und die Ganz-Vorsichtigen anmarschiert; sie überwältigten den Widerstand, der seine wildeste Wuth an dem verlorenen Häuflein der Vorläufer ausgetobt hatte. Holzens „Familie Selicke" hat den Suder- und Hauptmännern die Bahn geebnet; man schalt und verhöhnte den Chausseebauer und ließ sich nachher die Automobilisten auf seiner Landstraße gefallen. Geh' heute Abend in's Theater, so sprach der bessere innere Mensch zu mir, und hilf wacker klatschen, wenn sie ihn wieder auspfeifen. Du kannst nachher mit um so ruhigerem Gewissen Blumenthal's Première, Lubliner's und Philippi's Première, ja vielleicht sogar die von Otto Ernst Schmidt versäumen.

Ich habe gar nicht nöthig gehabt, zu klatschen. Es wurde ohne mich besorgt. Nach dem dritten Acte wütheten die landesüblichen Zischer los, und ein Herr, dem seine Liebste den Hausschlüssel mitgegeben hatte, pfiff darauf. Er entschied den Erfolg des Abends. Holz und Jerschke traten nach jedem Gardinenfall vor das freundliche Publicum und katzbuckelten. Acht Tage vorher hatte im Deutschen Theater Herr Paul Lindau im Namen des holländischen Solodichters Heijermans gedankt, weil dieser Herr „ein principieller Gegner des Hervorrufes" wäre. Das Parquett, das den „Kettengliedern" gegenüber dieselbe principielle Haltung einnahm, war erstaunt darüber gewesen, daß der principienfeste Herr Heijermans Procura für den Empfang von Applaus selbst dann auszustellen scheint, wenn ihn Niemand gerufen hat. Um so spendabler behandelte es die beiden grundsatzlosen Deutschen Holz und Jerschke.

Dabei taugt ihr Schauspiel und ihre tragische Komödie, wie sie es auch genannt haben, natürlich gar nichts. Wenigstens bin ich davon überzeugt, daß jeder gebildete Recensent es mit zwei oder drei Torpedoschüssen in Grund bohren kann. Die Handlung schleppt sich nur mühsam weiter und lebt in der Hauptsache von Unnatürlichkeiten, unechten Theaterbegebnissen. Schande und Schmach für einen überzeugten Naturalisten, wie Arno Holz! Um die Lücken und Risse zu verbergen, ist ihr allerhand breiter Episodenkram aufgeklebt worden, und — dies ist das Schrecklichste! — selbst zu Bühnenknalleffecten, wie sie Ibsen und Hauptmann neuerdings überlegen verschmähen, haben die gottvergessenen Autoren sich hinreißen lassen. Alle ihre Fehler und Schwächen zusammengerechnet, ergaben dann ein wirksames Theaterstück, das nach meinem Ermessen die Leute draußen noch mehr als uns kunstschlaue Berliner amüsiren wird.

Traumulus, wie ihn die respectlosen Primaner getauft haben, lebt ganz und gar im goldenen Alt-Hellas. Er weiß nicht, daß seine junge Frau ihn hintergeht, sein Sohn zum Wechselfälscher herabgesunken ist, seine Gymnasiasten ihren Jungenspott mit ihm treiben. Fünfzig oder fünfundfünfzig Jahre waren wohl im Stande, das Haar dieses lieben Tagwandlers zu bleichen, und unablässige, redliche Arbeit hat tiefe Furchen in sein gutes Gelehrtenantlitz eingegraben. Aber dem, der beständig an der leuchtenden Küste blauer Griechenmeere hinschwebt, ist die kalte, graue Wirklichkeit unbekannt geblieben. All' sein inniges Streben gilt so heute wie vor Jahren ausschließlich der ihm anvertrauten Jugend. Unerschütterlich in felsenfestem Glauben an die angeborene Güte der Menschenseele hängt er sein ganzes Herz an sie und ist glücklich in ernstem Schaffen, glücklich in rosenrothem Gewölk, das ihn umflattert. Durch den Riß nur dieser Wolken erkennt er die Welt, die andere, wirkliche. Und als der vertrauensselige, gläubige Kinds- und Feuerkopf dann schließlich erfahren muß, daß die liebsten Menschen ihn verrathen und betrogen haben, daß sein Lieblingschüler ihm am schlimmsten mitgespielt hat, da ist er verloren. Ebenso blind, wie er vorhin vertraute, rast jetzt sein Mißtrauen gegen den jungen Menschen, der ihm vor Allen theuer war. Er treibt ihn in den Tod, peitscht sich selbst in Nacht und Verzweiflung. Ein vernichteter Mann starrt mit des Wahnsinns Augen auf ein vernichtetes Leben.

Wäre es den Autoren gelungen, diesen Traumulus ohne Schlacken und störendes Beiwerk herauszubekommen, hätten sie die wilde, freiwillige und unfreiwillige Komik dieses Charakters so scharf wie sein Tragisches herausgebracht — die deutsche Bühne wäre dann vielleicht um eine unvergängliche Gestalt reicher. Alle günstigen Vorbedingungen waren gegeben. Wer von uns gedenkt nicht gern, gedenkt nicht in seinen besten Stunden mit tiefer Rührung irgend eines alten Professors aus den Schultagen? Wessen Herz klammert sich nicht an diese Erinnerungen, die die reinsten und schönsten sind, einmal, weil solche liebe Idealisten wie die Gymnasialmonarchen dem Lebenswanderer nie wieder begegnen, dann aber, weil mild glänzender Humor ihre ehrwürdigen Häupter anstrahlt? Was ist uns ein College Crampton, mit einem Traumulus verglichen! Jammerschade, daß der Poet Holz nicht stark genug war, den Bühnenmann Jerschke mit sich zu reißen! Die Idee, gerade durch einen schlimmen Dummenjungenstreich des Günstlings den Conflict heraufzubeschwören, dünkt mich ebenso einfach wie vortrefflich. Bedurfte es, um diesen Conflict zu gestalten, wirklich eines so plumpen Mechanismus, wie unsere Dichter ihn anwandten? Wirklich so grobe Drähte?

Kurt v. Rediltz hat mit der jungen Canaille, die des Directors Ahnungslosigkeit ihm zuführte, eine Flasche Champagner und eine schwüle Nacht genossen. Er schämt sich unnennbar vor dem Alten; er muß erfahren, daß er den geliebten väterlichen Freund zu Grunde richtet, wenn er die Wahrheit sagt; er will auch die Dame nicht bloßstellen — so lügt er. Das Schlimme ist, wir schauen bei alledem nicht tief genug in seine Seele; er bleibt uns zu sehr im Relief stecken. Und Holz hat ihn zu oberflächlich behandelt. Was hat dieser Kurt, der sich wohl einmal im Rausche des Blutes und Weines vergessen kann, in der grotesk-albernen Schülerverbindung Anti Tyranna zu suchen, die es sich zur Aufgabe gesetzt hat, den guten Traumulus mit zotigen Versen zu verhöhnen? Wie konnte er, der Reine, Ernste, so flegelhafte Dummheiten als Präses der Bande mitmachen und veranlassen? Antwort: Damit Holz und Jerschke ihr Alt-Heidelberg-Act hatten, der in einer Bockstube spielt und nicht nur durch die Oertlichkeit aus dem Rahmen des Stückes herausfällt. Was soll' es schließlich, daß der folgende Act in die Polizeiwachtstube verlegt wurde, in die er ganz und gar nicht gehörte? Antwort: Damit Holz und Jerschke ihren Biberpelz-Act hatten. Biberpelzig und simplicissimisch ist auch der unmögliche Landrath mit seinem berlinisch-schnoddrigen

Mundwerk, der leider als der Gegenspieler des Traumulus die zweite oder dritte Hauptrolle mimt. Diese Figur und ihre Thaten strotzen von Unwahrscheinlichkeit. Weshalb? Weil Holz und Jerschke auch ein Bißchen otto-ernstlein wollten, dem Bühneneffect zu Liebe; weil sie den junkerhaften Anti-Idealisten gebrauchten, damit Traumulus ihm wiederholt in großen, ergreifenden Rededuellen derb die idealistische Wahrheit sagen konnte. Denn darin ist unser Träumer groß: sobald ihm wer an den Wagen fährt, steht er gleich fest mit beiden Beinen auf der Erde und schmettert den Widersacher zu Boden. Wie bei Sudermann, wie bei Otto Ernst …

Trotz alledem: das Stück wird sieghaft durch die deutschen Lande ziehen. Und man soll ihm den Weg bereiten. Die Anlehnungen und Nachempfindungen, die Schablonenmalerei und die Cliché, die sind nur Zugabe, bühnentechnisch vielleicht nothwendige Zugabe. Sein Großes aber, sein Herzerhebendes: sein Lobpreis des wackeren Menschen, der mit Dichteraugen gesehen und mit warmen Dichterherzen besungen worden ist, der macht auch unsere Augen hell und unsere Herzen weit. Bereiten wir ihm den Weg, denn dergleichen kommt heutzutage nicht oft des Weges gefahren.

Aus unseren Kunstsalons.

Die Worpsweder stellen zur Zeit wieder einmal in Berlin aus. Es gab eine Zeit, wo sie eine Wege weisende Bedeutung besaßen. Zehn Jahre sind seitdem hingegangen. Sie haben mit ihrer frischen, intimen Naturauffassung, mit ihrer nichts beschönigenden Wahrheitsliebe, ihrer Poesie der Luftstimmungen und Wolkengebilde offensichtlich in der Entwicklung der deutschen Malerei während dieses Jahrzehnts Spuren hinterlassen, aber sie selbst sind so ziemlich stehen geblieben, meistens sogar in Bezug auf die Motive, wie sie sich ihnen darbieten in der Moor-Landschaft, wo sie sich niederließen zwischen Meer und Haide.

Jüngst erst habe ich mich hier mit ihnen beschäftigen können. Im Frühling, als Hans am Ende bei Keller & Reiner eine Anzahl Bilder zeigte. Auch jetzt stellt er in demselben Salon aus, in Gesellschaft von Fritz Overbeck und Otto Modersohn und Heinrich Vogeler. Von diesem liebenswürdigen Künstler sind nur zwei kleine Bildchen zu sehen, „Im Frühling“ und „Alte Hütte“. Sie sind ganz im Geiste seiner reizvollen, zum Fabuliren in biedermeierischer Schlichtheit geneigten Art. Uebrigens sieht er auch selbst ganz wie unsere Großväter in ihrer Jugendzeit aus: eine schöne bronzene Bildnißbüste von Clara Rilke-Westhoff belehrt darüber diejenigen, die das noch nicht wußten. Es giebt nur wenige Künstler, deren Aeußeres so ganz dem Wesen ihrer Kunst entspricht … Mehr haben die anderen Drei zu zeigen. Das heißt — neue Bilder wohl, im Uebrigen aber nicht viel Neues. Freilich, im Gegensatz theilweise zu den letzten Bildern von am Ende, die hier zu sehen waren, ist in diesen jetzigen, unter denen wir übrigens zur Abwechselung auch Motiven aus dem Harz begegnen, eine Tendenz zur Dunkelmalerei hervorstechend: Waldes- und Abenddämmerung oder Herbstdüsterkeit. Und in solchen Bildern, wie z. B. „Herbst in der Haide“ oder „Träumerei“, auch „Kind im Walde“ zeigt er zudem in einer gewissen Feierlichkeit satter, tiefer Farbentöne so was von der Art Böcklin's. Förmlich leuchten dagegen Fritz Overbeck's „Sommerwolken“ und „Mai“. Modersohn schildert zwei Mal mit ziemlich drastischer Figurenstaffage den „Herbstwind“ und läßt, wenn auch nicht mit vollem Gelingen, eine neue Saite anklingen im „Schützenfest-Abend“ mit dem bunterleuchteten Carrousel und dem ländlichen Festgetriebe auf der dämmerigen Wiese.

Am Ende des Oberlichtsaales, wo die Worpsweder ausstellen, in der Nische, ist in würdig stimmungsvoller Weise, wenn auch in Bezug auf die gewählte Stellung nicht ganz glücklich, des in Kopenhagen lebenden norwegischen Bildhauers Stephan Sinding neuestes Werk aufgebaut: „Anbetung“. Ein junges lebensgroßes Menschenpaar in keuschester Nacktheit; das Weib — als Göttin auf den blumengeschmückten Tron-Altar erhoben; davor der Mann niederknieend, scheu und doch inbrünstig einen Kuß tiefster Verehrung auf den holden Körper drückend, d. h. auf den rechten Unterschenkel, den er mit der Linken umfaßt hat. Unschön ist die Aufstellung insofern, als das Erste, was in's Auge fällt — die Fußsohlen des Mannes sind. Wie immer, so hat Sinding auch hier mit dem Realismus der anatomischen Durchmodellirung der Figuren eine sinnige, poetisch verklärte Auffassung verbunden. Echt modern ist übrigens das siegbefriedigte Lächeln, mit dem das junge Weib auf den es anbetenden Mann herabblickt. Die Gruppe ist in goldbrauner Bronce gegossen. Viele dürften übrigens desselben Künstlers Gruppen „Zwei Menschen“ und „Nacht“ vorziehen: sie sind weniger anspruchsvoll und in der Linienwirkung, namentlich als Silhouette anmuthender. Auch eine ältere Skulptur ist jetzt bei Keller & Reiner zu sehen: ein Begas-Werk aus dem Jahre 1872: seine „Susanne“ von stark romantischem Gepräge, im Einzelnen von virtuoser Technik; wie da z. B. die Falten des Linnens behandelt sind, das die beim Baden Ueberraschte erschreckt an sich zieht — ich glaube nicht, daß ihm das heute Viele nachmachen könnten, wenn sie auch wollten. Aber ich glaube auch nicht, daß das Jemand heute noch wollte — die Aufgaben der Plastik sind über solche Detail-Virtuosität doch hinausgewachsen.

* * *

Man sehe sich nur daraufhin die impressionistischen Kleinbroncen des Parisers François Rupert Carabin an, die wieder einmal bei Schulte jetzt ausgestellt sind, Serpentintänzerinnen mit nacktem Oberkörper, in den verschiedensten schwierigsten Stellungen, Tanzpaare aus dem Volke, allerlei Volkstypen von der Straße. Wie rasch und sicher ist jede Bewegung beobachtet, aufgefaßt und gegeben. Das ist erstaunlich. Und sind die Modelle selbst häßlich — sehr reizvoll sind die erfaßten Bewegungsmomente. Franzosen sind auch im Uebrigen die Künstler, die auf der ersten großen Herbstausstellung des Kunstsalons Unter den Linden den Ton angeben mit einer Reihe von Bildern aus den jüngsten Pariser Salon-Ausstellungen. Sie bilden keine geschlossene Gruppe, diese Künstler, mit irgend einem bestimmten Programm, und die Einzelnen vermögen nicht durch irgend welche hervorstechende persönliche Eigenart zu fesseln. Aber es sind meistens gute Bilder, die gezeigt werden, hervorgegangen aus der Kunstanschauung eines Volkes auf hoher Culturstufe. Immerhin hat man von Le Gout-Gérard und auch von Fritz Thaulow, dem zum Pariser gewordenen Norweger, schon Feineres und Besseres gesehen; enttäuscht Jules Muenier mit seinen provençalischen Motiven alle Kenner jenes wundervollen Landes durch eine gewisse Farben- und Lichtarmuth, löst Raoul du Gardier mit seinen weißgekleideten Damen auf dem Balkon oder im dämmerigen Interieur gewiß keine neuen Probleme. Interessanter als sie und auch als der blaßtönige decorative Maler R. C. W. Bunny und der spitzpinselige Maler von Interieurs im Geschmack der alten Niederländer, ist der blinde Landschafter Viktor Vignon, der, vordem ihn das Unglück traf, zuerst sichtlich unter dem Einfluß Corot's gestanden hat, später aber mehr sich an den radikalen Impressionismus der Sisley, Monet u. s. w. anlehnte. Er bietet mit seinem Naturgefühl Ausschnitte aus dem Oise- und Marnegelände, kann jedoch Sonnenschein nicht überzeugend zum Ausdruck bringen. Die Bilder — übrigens sind ihrer zu viele ausgestellt, nahezu 25, so daß es eine Monotonie giebt, die das Interesse leicht abstumpfen kann — umfassen einen Zeitraum von ungefähr 20 Jahren, so etwa von 1880—1900; man wird also mit dem Künstler recht eindringlich und ausgiebig bekannt gemacht. Aber, wie gesagt — auch in Vignon lernt man keine starke Persönlichkeit kennen.

* * *

Das Gleiche gilt eigentlich auch von unseren Künstlern, die unter dem Namen „Berliner Künstler-Bund“ zum ersten Male als Gruppe ausstellen. Im Oberlichtsaale des Künstlerhauses sieht man über 120 Bilder und Entwürfe. Das Ganze macht einen etwas kunterbunten Eindruck: da hängen große monumentale Entwürfe, wie Albert Klingner's „Stände“ oder Albert Maennchen's „Elfen“ oder Otto Gierde's „Schnitzer“ — neben ganz kleinen Bildchen; neben Verglasungen - Wandgemälde; Placate neben Wandteppichen, Mosaikentwürfe neben Titelblättern u. s. w. Wie man sieht, ist es eine Gruppe von Vertretern der decorativen Malerei; von allerlei kunstgewerblichen Arbeiten, oder vielmehr Entwürfen zu ihnen, so daß wir nicht wissen, wie die Ausgeführten an Ort und Stelle wirken oder wirken werden. Manche von diesen Künstlern, wie Gierde und Klingner, suchen den Naturalismus mit einer Stylisirung zu verbinden, so daß es mitunter einen bösen Mißklang giebt. Am meisten Styl zeigt wohl Albert Maennchen, der u. A. das Boulevardrestaurant von Kauß in Paris ausgemalt hat und mit verschiedenen Aufträgen für die Decoration der deutschen Abtheilung in St. Louis betraut wurde; die zahlreichen Acte, die er gleichzeitig ausstellt, beweisen auf's Neue, daß nur, wer die Naturstudie vollkommen beherrscht, sich mit Glück in stylistischer Formensprache auszudrücken vermag. Außer den Genannten stellen auch Julius Baß, Rich. Böhlund, August Unger aus, und bei Allen findet sich manch' Tüchtiges und Gutes, nur eben nichts Neues, Urwüchsiges. Und erfreulich ist überhaupt diese Hingabe an die angewandten Künste. Wie viele Vertreter der „hohen“, der reinen Kunst verkommen in Niederungen, die dieses Kunst-Bündniß überwunden haben … Jul. Norden.

Zur gefälligen Beachtung.

Alle **geschäftlichen** Angelegenheiten, besonders die Versendung von Beleg-Exemplaren, die Honorirung u. dgl., erledigt **ausschliesslich** der **Verlag**, Berlin W 30, Motzstr. 30 I. Man wolle bezügliche Anfrage **nur an ihn** richten.

Dagegen sind Manuskripte, Bücher, redactionelle Anfragen etc. stets an **Richard Nordhausen**, Berlin W 30, Gleditschstr. 6, zu senden. Für pünktliche Erledigung kann sonst nicht Gewähr geleistet werden.

Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W 30, Gleditschstr. 6; Expedition: Berlin W 30, Motzstr. 30 I. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 42. Berlin, den 15. October 1904. 33. Jahrgang. Band 66.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W 30.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt:

Ein Centrumstrumpf.

Von Josef Riedee (Genf).

Centrum ist Trumpf. Die Leute vom Centrum haben wiederum ihre Trümpfe ausgespielt, und einer davon hieß katholische belletrische Literatur. Er war fürwahr nicht der schlechteste.

Die Verbesserung der schöngeistigen Erzeugnisse ist auf alle Fälle ein verdienstliches Werk, und es ist nur zu wünschen, daß die Rede des Dr. Huppert einen nachhaltigen Erfolg hat.

Aber was ist gut und böse in der Literatur. Das ist die große einschneidende Frage, über die man sich weder in den einzelnen Lagern selbst, noch weniger natürlich zwischen Gegnern jemals klar geworden ist. Und doch muß es ein „Gut" im allerhöchsten Sinne geben, soll nicht all' unser Streben von vornherein aussichtslos erscheinen.

Wann hat ein Volk die höchste Spitze der Vollkommenheit erreicht? Doch dann, wenn jedes einzelne Individuum seine Handlungen so abzumessen versteht, daß sie gleichzeitig ihm selbst und der Gesellschaft Nutzen bringen; daß sie gleichzeitig für die Gegenwart wie die Zukunft des Einzelnen wie der Gesammtheit günstig wirken.

Man kann nun ganz gut der Meinung sein, daß die Menschheit niemals dieses Endziel erreichen wird, ohne deßhalb die Nothwendigkeit leugnen zu wollen, daß wir es stets als Ideal vor Augen haben müssen, denn jeder Einzelne, auch der kleinste Schritt in dieser Richtung bringt der Menschheit Gewinn. Großes wirkt schon, wer seine Handlungen so einzurichten versteht, daß sie ihm Gewinn bringen, ohne der Gesammtheit von Nachtheil zu sein und umgekehrt, daß sie ihm für den Augenblick Glück bringen, ohne daß sie ihm und seinen Nachkommen für die Zukunft zum Unglück ausschlagen, daß er nicht in der Gegenwart leiden muß für Früchte, die in der Zukunft reif werden.

Ist dieses Endziel gut im höchsten Sinne, so sind auch alle Bestrebungen gut, die ihm entgegen arbeiten und also auch eine entsprechende belletrische Literatur.

Dieses Endziel, die Höherzüchtung der Menschheit, ist voraussetzungslos. Es ist für die Menschheit praktisch gleichgiltig, ob es durch Bekehrung der Welt zum Katholizismus, durch die Rückkehr zum Heidenthum, ob in einem monarchischen oder republikanischen Staatswesen, ob in einem utopistischen Zukunftsstaat erreicht wird. Einer solchen Menschheit dürfte man ohne Furcht zutrauen, daß sie aus sich selbst heraus die richtige Lebensanschauung, die geeignete Form für das Staatswesen aussuchen würde.

Gesinnungstüchtigkeit allein thut es nicht. Der Inhalt muß in eine ästhetische Form gekleidet sein, wenn er künstlerisch wirken soll. Das technische Hülfsmittel der belletrischen Literatur ist die Darstellung der Lebensäußerungen des Einzelindividuums und der Gesammtheit im Zusammenhang mit der Umgebung.

Diese Darstellung so zu treffen, daß keine menschliche Lebensäußerung verschwiegen zu werden braucht, und der Leser gezwungen wird nachzudenken, was an diesem herausgerissenen Stück Leben gut und böse im höchsten Sinne ist, gezwungen wird, das Gute für gut und das Böse für bös zu halten, ohne daß er es selbst merkt, das ist höchste Kunst.

In der Literatur ist es entschieden schwerer, diese höchste Stufe künstlerischer Darstellung zu erreichen als bei anderen Künsten. Der Maler thut sich entschieden leichter.

Er stellt, um ein Beispiel zu wählen, zwei nackte Ringkämpfer dar. Er muß sie nackt darstellen, um das wunderbare Spiel der angestrengten Muskeln zu zeigen. Er kann diese Kämpfer darstellen in jeder Phase des Kampfes ganz wie es ihm beliebt, und er ist nicht gezwungen, dem Beschauer zu zeigen: der ist der Unterlegene, aber der wird unterliegen. Einzig und allein kommt es darauf an, daß die Leidenschaft des Kampfes in Mienen und Muskelspiel vollendet zum Ausdruck gebracht ist. Sache des Publicums ist es, für den einen oder den anderen der beiden Kämpfer Partei zu ergreifen, die Chancen des Kampfes zu erwägen.

Während sich das Publikum um die praktisch gleichgiltige Frage über den muthmaßlichen Siegespreis abmüht, hat der Künstler einen über die rein künstlerische Seite hinausgehenden Erfolg zu verzeichnen. Unbewußt wird den Beschauern ein Gefühl für die Nothwendigkeit der Pflege körperlicher Kraft und Gewandtheit lebendig, ohne die einfach eine höhere Cultur ebensowenig denkbar ist wie ohne geistige Stärke.

Aber der Künstler kann noch weiter gehen. Scheinbar sind die Chancen des Kampfes gleich, und doch ruft jeder aus: Der und kein anderer muß gewinnen, ohne daß auch nur einer zu sagen vermöchte, warum er dieses Urtheil fällt. Das ist höchste Kunst; aber zugleich führt von dieser Spitze ein Weg steil abwärts. Wenn Jedermann sagen kann, warum gerade der eine gewinnen muß, wenn der Künstler sich so stark in seine Karten blicken läßt, so ist der Kunstwerth schon

weniger hoch anzuschlagen, und geradezu lächerlich würde der Maler wirken, wollte er etwa den einen seiner Kämpfer mit einer Ueberschrift selbst als den seinerzeitigen Sieger bezeichnen.

Was aber bei Gemälden mit Recht verpönt ist, gilt heute in der Belletristik geradezu als Regel. Man verlangt es förmlich vom Schriftsteller, und man ist nicht zufrieden, wenn er dem Leser selbst das Problem aufgiebt. Zwar kann ein Gemälde, das zwei Kämpfer nach entschiedenem Kampfe darstellt, wie der Sieger dem anderen auf dem Nacken sitzt, ebenso ein Kunstwerk von höchstem Range sein, aber in der Belletristik ist diese Darstellungsweise nur in einzelnen Fällen anwendbar. Ein Roman, der große geistige oder wirthschaftliche Kämpfe schildert, die die Zeit noch nicht entschieden hat, beispielsweise zwischen Katholizismus und Protestantismus, zwischen Religion und Wissenschaft, darf nicht, ohne sich von seiner Aufgabe als Künstler zu entfernen, ohne unwahr zu wirken, den einen als den unterliegenden Theil offen bezeichnen. Er kann den Kampf wahrheitsgetreu schildern und muß es dem Leser überlassen, Partei für die eine oder andere Richtung zu nehmen.

Wenn er ein sehr großer Künstler ist, vermag er ja dem Leser, ohne daß er es merkt, beizubringen, daß beim Kampfe zwischen Protestantismus und Katholizismus doch zum Schlusse die katholische Kirche Sieger bleiben wird —, aber wenn es der Leser zu sehr merkt, wird er leicht verstimmt und wenn auf jeder Seite ein paar Mal geschrieben steht, nur mit der katholischen Kirche giebt es eine befriedigte Cultur, so hört das Kunstwerk als solches auf, und die maskirte Kampfschrift beginnt. Ein großer Theil unserer heutigen belletristischen Werke, — vielleicht der größte erhebt sich nicht über dieses Niveau. Man hat auf die eigene Urtheilsfähigkeit der Leser sehr wenig Vertrauen und wie es scheint wenig Lust es zu schärfen und dies leider nicht nur im katholischen Lager.

Wie denkt sich nun Herr Dr. Huppert die Verbesserung der katholischen Belletristik?

Sittengemälde unserer Zeit entwerfen, ist das Recht der Künstler, das wir nicht verkümmern dürfen. Aber ein Sittengemälde muß vor Allem wahr sein oder wenigstens wahr wirken. Ein Sittengemälde ist vor Allem ein Stück Kampf, das herausgegriffen ist aus den herben Kämpfen unserer Zeit. Die Kämpfer müssen beide richtig gezeichnet sein. Ihre Kräfte können etwas übertrieben sein, um das Ganze plastischer wirken zu lassen, aber die Uebertreibung muß sich auf beide Theile erstrecken.

Wie wäre es mit einem Roman, der den Kampf zwischen Glauben und Wissen darstellt etwa so: Die katholische Kirche war Anfangs keine Freundin der Wissenschaft in modernem Sinne. Sie glaubte in einer größeren Erkenntniß eine Gefahr für das Volk erblicken zu müssen und stellte sich deßhalb abwartend. Daß sie die Forscher mit allen möglichen Machtmitteln verfolgte, könnte ja verschwiegen werden.

Der Gang der Handlung würde die Entwickelung unserer Naturwissenschaft an der Entwickelung einzelner Menschen darstellen, würde ihren Einfluß auf das Denken der Menschen zeigen bis zum Grade, wo eine wirkliche Gefahr für den Bestand der katholischen Kirche entsteht und diese den Kampf bis auf's Messer aufnimmt.

Lange tobt der Kampf, und beide Gegner drohen zu ermatten, da kommt der Kirche die große Erleuchtung, daß sie den Kampf auf andere Weise führen muß, um zum Ziele zu gelangen. Statt ihre Zuhörer mit Höllenpein und Fegefeuer zu quälen, fangen die Priester an, sie mit den Grundzügen der Naturwissenschaft vertraut zu machen, erzählen ihnen, wie unser geistiger Blick sich erweitert hat und wie, je tiefer wir in die Geheimnisse der Natur eindringen, desto größer sich uns die Allmacht der Gottheit darstellt. Das Ende des Romanes läßt durchblicken, daß in diesem Zeichen die Kirche Siegerin bleiben wird.

Oder ein anderes Thema. Es werden eine katholische und eine protestantische Landgemeinde vorgeführt, die sich seit Jahren heftig befehden. Jeder der beiden Seelenhirten will dem anderen Seelen abjagen. Inzwischen aber leiden die Gemeinden an der Neuzeit und gehen wirthschaftlich zurück. Da kommt dem katholischen Pfarrer eine große Erleuchtung. Er sagt sich, die Neuzeit ist im Grunde genommen nicht so schlecht, — man muß sie nur verstehen, und weil sie meine Bauern nicht verstehen, will ich ihnen behülflich sein, will ich mir vor Allem eine wirthschaftliche gesunde Gemeinde schaffen, dann blüht auch mein Reich. Es gelingt ihm, den Bauern alle Vortheile zu zeigen, die moderne Wissenschaft, Technik und Verkehrswesen ihm an die Hand gegeben haben, um vortheilhafter zu produciren und abzusetzen. Er lehrt sie zusammenzuhalten, statt ihre Kräfte in nutzlosen Feindseligkeiten zu vergeuden und auch nach gethaner Arbeit in allen Ehren fröhlich zu sein, damit die Leute nicht nach der Stadt gelockt werden. Die Gemeinde blüht auf zum großen Verdruß des protestantischen Seelenhirten, der nun seinerseits das System nachahmt. Ein edler Wettstreit beginnt, bei dem aber der Protestant den durch seinen Gegner gewonnenen Vorsprung nicht mehr einzuholen vermag. Die Gemeinden vergrößern sich auch ohne Seelenjägerei, da in einem blühenden Gemeinwesen mehr Menschen ihre Nahrung finden als in einer wirthschaftlich zurückgehenden.

Das wären belletristische Erzeugnisse im großen Style, aber sie brauchten Künstler von hohem Werthe und fast universellem Wissen, soll nicht statt einem Kunstwerk eine bloße Tendenzschrift entstehen. Ob unsere Zeit solche Männer birgt, ist fraglich, mehr vielleicht noch, ob den maßgebenden Persönlichkeiten schon die Erleuchtung gekommen ist, daß derartige Schriften wirklich nicht so gefährlich wären, wie sie auf den ersten Blick aussehen.

Man wird sich deßhalb vorläufig mit kleineren Problemen befassen müssen, und da ist es thatsächlich eine gute Anregung, das Thema des Ehebruches, das einer so vielseitigen Behandlung fähig ist, nicht auszuschließen. Aber warum gleich mit so grobem Kaliber? Der Ehebruch ist in vielen Fällen die äußerste Consequenz einer mißrathenen Ehe, und es können auch katholischer Ehen mißrathen. Man könnte schon mit dem Eheproblem allein viel Effect machen. Ein einfaches, vielseitiges Beispiel, das noch lange nicht abgedroschen ist: Ein Mädchen liebt einen Mann, die Eltern wollen, daß es einen Andern heirathet. Das Mädchen kämpft zwischen ihrer Liebe zum Manne und dem Pflichtgefühl ihren Eltern gegenüber. Letzteres behält die Oberhand, und das Mädchen heirathet den ungeliebten Mann mit kirchlichem Segen. Leider verstehen sich die Gatten nicht, Zank und Streit sind an der Tagesordnung und arten schließlich zu Thätlichkeiten aus. Es wird ein Kind geboren, das aber in einer solchen Atmosphäre aufwachsend unmöglich sich gedeihlich entwickeln kann. Da faßt die Mutter, der das Wohl des Kindes am Herzen liegt, den Entschluß, diese unwürdige Ehe aufzulösen. Sie dringt mit ihrer Scheidungsklage durch, und heirathet später den ersten Geliebten — natürlich ohne kirchlichen Segen, da dies nicht geht. Der zweite Mann betrachtet das Kind aus erster Ehe wie sein eigenes, und Alles löst sich in Wohlgefallen auf.

Das ist ein ganz modernes Thema, das für modern denkende Menschen nichts Bedenkliches hat, besonders wenn es in überwältigender künstlerischer Darstellung behandelt ist. Auch ist es in keiner Weise eine Tendenzschrift und doch befürchte ich, würde sie von katholischer Seite als solche bezeichnet und vor dem Lesen einer solchen Schrift gewarnt. Wie aber würde ein katholischer Schriftsteller dasselbe Thema behandeln, damit einestheils Weib und Kind zu ihrem Menschenrechte kommen, und trotzdem der katholische Gedanke, der auf alle Fälle erhalten bleiben soll, nicht in die Brüche geht?

Noch schwieriger wird das Problem, wenn, wie das im Leben sehr oft vorkommt, das Mädchen Katholikin, der Geliebte aber Protestant ist, sonst aber Alles in der gleichen Weise verläuft. Da schreit man sofort, „ein Tendenzwerk der schlimmsten Sorte", auch wenn es dem Schriftsteller gar nicht eingefallen ist, das nun einmal gegebene Thema tendenziös auszuschlachten.

Noch complicirter wird der Fall, wenn das gequälte Weib, weil es auf andere Weise nicht vom ungeliebten Manne loskommt, mit dem Geliebten einen thatsächlichen Ehebruch begeht und so eine Katastrophe herbeiführt.

Man bedenke, eine Ehe, bei der Mangels einer Harmonie der Gatten die Nachkommenschaft nicht richtig erzogen werden kann, ist praktisch schädlich und nichts weniger als sittlich, auch wenn diese Ehe kirchlich gesegnet ist. Die Auflösung der Ehe aber widerspricht den kirchlichen Vorschriften, ist auch nicht möglich, wenn nicht thatsächliche Scheidungsgründe vorliegen. Anderntheils widerspricht es der Menschlichkeit, ein Weib dafür zeitlebens zu strafen, daß es einer an und für sich guten Regung, dem Gehorsam gegen ihre Eltern, gefolgt ist. Der Staat wiederum kann keine allzuleichten Ehegesetze geben, weil die Erfahrung gelehrt hat, daß dann diese Gesetze in frivoler Weise ausgenützt werden. Der Ehebruch aber ist auch verwerflich, und trotzdem kommt der Schriftsteller zu einer milden Beurtheilung dieses einzelnen Falles, weil die zwei Ehebrecher nachträglich eine in jeder Hinsicht mustergiltige Ehe führen. Er verurtheilt nicht die Gesetze, nicht die kirchlichen Einrichtungen, die als menschliche Institutionen niemals alle Fälle gerecht treffen können, verherrlicht auch nicht den Ehebruch an und für sich, sondern stellt sich auf den Standpunkt, Ende gut, — Alles gut, — meinetwegen sogar auf den — der Zweck heiligt die Mittel, und doch würde man einen solchen Roman im katholischen Lager als höchst unsittlich brandmarken. Die Thatsachen aber kommen im Leben vor, und ich wäre begierig, zu sehen, wie ein katholischer Schriftsteller sich aus dem Dilemma herauswinden würde. Vielleicht so. Er würde den Geliebten katholisch sein lassen, das ebenfalls katholische Mädchen würde durch geldgierige Eltern dazu gezwungen, einen Protestanten zu heirathen, und die Gatten würden nur civil getraut.

Da aber die Civilehe nur ein Concubinat ist, wäre der Ehebruch ein verdienstliches Werk, oder eine Sünde, für die die Ehebrecher leicht Verzeihung finden würden. Es wäre also nur nöthig, statt katholisch protestantisch zu setzen und umgekehrt, und der Roman wäre nicht mehr anstößig, sondern gut katholisch.

Man sieht, wie einfach es ist, aus einem Saulus ein Paulus, aus einem modernen Schmutzschriftsteller ein gut katholischer zu werden.

Vielleicht könnte man einen solchen Roman, wenn er mit der nöthigen sittlichen Auffassung geschrieben wäre, sogar der reiferen Jugend in die Hände geben, ohne befürchten zu müssen, daß ihre Kindlichkeit, die ein starrender Schutzwall der blinkenden Unschuld der Jugend ist, verloren geht.

Die Unschuld der Jugend, das ist auch so ein zeitgemäßes Problem, das wohl verdient von den katholischen Schriftstellern behandelt zu werden. Ueber diese Frage ist die nicht streng auf dem katholischen Standpunkt stehende Welt, in zwei Lager gespalten. Die einen meinen, die Jugend soll vor der Ehe in vollkommener Unklarheit über die kommenden Dinge gehalten werden, — die anderen aber halten vollkommene Aufklärung nach Eintritt der Reife für unerläßlich. Zwischen diesen zwei Extremen schwankt die Wirklichkeit, oder besser gesagt, sie zieht mit einem großen Uebergewicht nach der letzteren Seite hin.

Herr Dr. Huppert hat mit seiner Forderung wohl ausschließlich höhere Töchter und Gymnasiasten im Auge. Diese bilden aber nicht die große Masse des Volkes und auch nicht die festesten Stützen der Kirche. Von der Seite bröckelt ja am meisten ab, wogegen die Landbevölkerung das starke Bollwerk der Kirche bildet. Sollte man im katholischen Lager nicht wissen, daß die ländliche Jugend zum überwiegenden Theile so frühzeitig über gewisse menschliche Dinge aufgeklärt ist, daß unsere moderne Literatur, soweit überhaupt ernsthaft zu nehmende Werke in Betracht kommen, keinen Schaden zu bringen vermöchte? Auch sonst hält es die katholische Kirche praktisch mit dem Aufklärungsdienst. Wenn man den Kleinen aufgiebt, ihr Gewissen über das sechste Gebot zu erforschen, so darf man doch nicht befürchten, daß sie dies nicht gründlich besorgen. Sie werden sich auf alle Fälle über Fragen, die ihnen der Zufall nicht ohnehin schon beantwortet hat, Aufklärung suchen und ohne Schwierigkeit auch finden, ohne daß sie deßhalb den Pfarrer oder die Eltern zu fragen brauchten.

Für so naiv halte ich den katholischen Clerus nicht, daß er diese Wirkung der jugendlichen Gewissenserforschung über das sechste Gebot nicht kennt. Also muß er wohl gute Erfahrungen mit diesem System gemacht haben, anderenfalls würde er wohl längst dieses Gebot aus dem Lehrplan gestrichen haben. Früher war man ja noch weniger ängstlich. Ich erinnere nur an die Zeit der Hexenverbrennungen. Wenn man da die Weiber gleich dutzendweise der Wasserprobe unterwarf, sie also in voller Oeffentlichkeit ein unfreiwilliges Bad ohne Schwimmkostüm nehmen ließ, da mußte man doch auch wissen, daß die Jugend die enthüllten Formen nicht lediglich mit den Augen des Künstlers betrachtet haben wird.

Man hat also Erfahrung in dieser Hinsicht, warum sollte man sie nicht zum Besten geben. Warum sollte man nicht in fein abgetönten Romanen und Novellen die Wirkungen dieses Systems zeigen, um die Welt von der Vorzüglichkeit desselben zu überzeugen. Ueberhaupt hat der katholische Clerus einen tiefen Einblick in die Menschen und Volksseele — tiefer als sonst Jemand. Warum sollten aus seiner Mitte nicht große Dichter entstehen, wenn man die spanischen Stiefel etwas aufschnürt? Eine wirkliche gute belletristische Literatur vermag vielleicht noch mehr Einfluß auf die Menschheit auszuüben als Kanzelreden und man sollte sich dieses vorzüglichen Mittels wirklich bedienen.

Wird man es auch? Nicht Alles klingt vertrauenserweckend, und ich fürchte, daß eine solche ernste katholische Literatur in den Augen gewisser Herrschaften selbst unter jene Classe von Kunstwerken eingereiht würde, die nicht eine Spur von Kunst aufzuweisen hat.

Manchmal ist es auch im Leben so, daß der eine einen schönen Marmorblock hat, ihn aber nicht bearbeiten kann, ein anderer aber ein schönes Kunstwerk schaffen könnte, wenn ihm nicht das Rohmaterial dazu fehlte.

Noch ist dieser Trumpf nicht ausgespielt. Das Spiel wird nicht auf Congressen, sondern auf dem Schauplatz des wirklichen Lebens gespielt und nicht Jeder, der durchscheinen läßt, daß er gute Trümpfe hat, besitzt sie auch in Wirklichkeit. Manchmal besitzt sie gerade der Gegner, der mit keiner Wimper zuckt und man kann unmöglich Trümpfe ausspielen, die man nicht hat.

Ein Jubiläum.

Von Dr. jur. Thiesing (Burgdorf).

Mit mehr Fug als in so vielen Fällen unserer jubiläumsfreudigen Zeit, konnten wir am 1. October dieses Jahres einen Erinnerungstag begehen, der für Deutschlands Rechtsentwickelung von hoher Bedeutung ist. Ein Vierteljahrhundert war mit diesem Tage in's Land gegangen, seit wir ein einheitliches Proceßrecht und einen höchsten Gerichtshof für das

ganze Reich unser Eigen nennen. Der territorialen und politischen Zerklüftung unseres Vaterlandes entsprach eine ebensolche Rechtszersplitterung. Zwar war es auf demjenigen Gebiete, das mit der einsetzenden Entwickelung des modernen Handels und Verkehrs eine Vereinheitlichung des Rechts gebieterisch forderte, schon vor der Neugründung des Reiches gelungen, durch Verabschiedung des Handelsgesetzbuches und der Wechselordnung, die dann später zu Reichsgesetzen erhoben wurden, ein allgemeines Recht zu schaffen. Allein erst mit der staatlichen Einigung konnte auch die Rechtseinheit, die in jener ihre nothwendige Unterlage hat, voll zur Durchführung gelangen. Immerhin hat es bis zur Vollendung des Werkes, als dessen Krönung sich das neue Bürgerliche Gesetzbuch darstellt, noch ein Menschenalter voll heißen Strebens und mühevoller Arbeit gedauert. Der erste Schritt zur Ausführung des Art. 4, Ziff. 13 der Reichsverfassung, der in der Erweiterung durch die lex Lasker dem Reiche die gemeinsame Gesetzgebung über das gesammte bürgerliche Recht, das Strafrecht und das gerichtliche Verfahren zuwies, war durch den Erlaß des Reichsstrafgesetzbuches gethan. Ihm folgten die am 1. October 1879 in Kraft getretenen sogenannten Reichsjustizgesetze: das Gerichtsverfassungsgesetz, die Civil- und Strafproceßordnung, sowie die Concursordnung mit ihren Nebengesetzen, als deren wichtigstes die Rechtsanwaltsordnung, die uns die freie Advocatur brachte, hier genannt werden mag. Mit einem Schlage war durch diese Gesetze den Verschiedenheiten des Gerichtsverfahrens ein Ende gemacht. Die Formen der Rechtsprechung, die Zusammensetzung der Gerichte, der Instanzenzug, die Zuständigkeit, die Erlangung der Fähigkeit zum Richteramt, alles war nunmehr einheitlich geregelt. Der Gewinn, der dem Einheitsgedanken hieraus erwuchs, liegt auf der Hand, da die Einheitlichkeit der Institutionen das Zusammengehörigkeitsgefühl stärkt und das Ineinanderwachsen der Einzelstaaten zu einem organischen Ganzen auf das Trefflichste fördert. Schon von diesem Gesichtspunkt aus war das Erreichte mit hoher Genugthuung zu begrüßen. Aber auch das Gesetzgebungswerk als solches war zur Auslösung dieses Gefühls wohl geeignet, wenngleich es von Fehlern und Schwächen nicht frei ist. Am mangelhaftesten ist zweifellos die Strafproceßordnung, die so wenig genügt hat, daß nach verschiedenen vergeblichen Reformversuchen, die insbesondere die Einführung der Berufung gegen Strafkammerurtheile zum Ziele hatten, jetzt eine völlige Neugestaltung des Strafverfahrens in's Auge gefaßt und bereits eine Commission mit den vorbereitenden Arbeiten betraut ist. Dagegen haben sich die übrigen Gesetze im Großen und Ganzen durchaus bewährt. Die Verfassung der Gerichte entspricht den Grundsätzen des modernen constitutionellen Staates. Die Unabhängigkeit der Richter und der Rechtsprechung ist durch eine Reihe von Vorschriften gesichert, die zum Theil schon in den einzelnen Territorien durch die Verfassungen festgelegt waren. Hierzu sind zu rechnen: Ausschluß der Cabinetsjustiz, Beseitigung der Patrimonialgerichtsbarkeit, Trennung von Verwaltung und Justiz, Unabsetzbarkeit und Unversetzbarkeit der auf Lebenszeit anzustellenden Richter, Unzulässigkeit oder Einschränkung des Hülfsrichterwesens bei den höheren Gerichten und Garantien für die Unabhängigkeit von Hülfsrichtern bei den unteren Instanzen, die Art und Weise der Geschäftsvertheilung durch die Gerichte selbst u. dgl. m. — Auch die leitenden Principien des Civilproceßverfahrens haben sich als gesund und zweckmäßig erwiesen: die sogenannte Verhandlungsmaxime, wonach den Parteien die Initiative und der Betrieb des Processes gebührt, wenngleich im Interesse der Beschleunigung des Verfahrens hier und da dem Richter etwas größere Befugnisse eingeräumt werden könnten, die Mündlichkeit und Unmittelbarkeit des Processes, die darin besteht, daß das Gericht aus dem directen Verkehre mit den Parteien, Zeugen und Sachverständigen die Grundlage seiner Entscheidung gewinnt, die freie Beweiswürdigung, die den Richter nicht in die Fesseln formeller Beweisvorschriften zwingt, sondern seiner pflichtmäßigen Ueberzeugung freien Spielraum läßt, die Oeffentlichkeit des Verfahrens, die den Zweck hat, das Interesse an der Rechtspflege und das Vertrauen in seine gerechte und unparteiische Handhabe zu fördern. Diese Grundsätze sind daher auch bei der durch das Inkrafttreten des bürgerlichen Gesetzbuches erforderlich gewordenen Durchsicht der Civilproceßordnung unberührt geblieben. Reformbedürftig erscheint allerdings der Amtsgerichtsproceß, da auf ihn das nur mit wenig Aenderungen übernommene landgerichtliche Verfahren nicht paßt. Die Folge ist, daß er zu langsam und zu schwerfällig functionirt, wodurch das Verlangen nach Sondergerichten, die, von dem Ballast unnöthigen Formalismus befreit, schneller arbeiten, gestärkt wird.

Noch wichtiger fast, als die gewonnene Einheit auf processualem Gebiete, war die Errichtung eines ganz Deutschland umspannenden höchsten Gerichtshofes. Zwar hatte das Reichsgericht bereits einen Vorgänger in dem im Jahre 1869 in's Leben gerufenen Bundes- und später Reichsoberhandelsgericht, das während seines zehnjährigen Bestehens eine segensreiche Wirksamkeit entfaltet hat. Allein seine Zuständigkeit beschränkte sich im Wesentlichen auf Streitsachen aus dem Handels- und Wechselrecht. Demgegenüber wurde die Competenz des Reichsgerichts erheblich erweitert, obgleich bis zum Inkrafttreten des einheitlichen bürgerlichen Rechts noch über 20 Jahre verstrichen. Seiner Entscheidung wurden nämlich auf privatrechtlichem Gebiet außer Ansprüchen auf Grund der Reichsgesetze auch partikularrechtliche Sachen im weitesten Umfange zugewiesen, so daß es sich mit den wichtigeren Rechtssystemen Deutschlands insbesondere mit dem gemeinen, französischen und preußischen Recht zu beschäftigen hatte. Die Bayern zu Liebe gemachte Einschränkung, daß ein mit mehreren Oberlandesgerichten versehener Bundesstaat sich ein oberstes Landesgericht leisten könne, hat von ihrer die Rechtseinheit in bedauerlicher Weise schädigenden Bedeutung seit 1900 viel eingebüßt, da alle Streitigkeiten auf Grund des bürgerlichen Gesetzbuches zur Zuständigkeit des Reichsgerichts gehören.

Die wichtigste Function des höchsten Gerichtshofes liegt nun nicht sowohl darin, daß den einzelnen Parteien eine dritte Instanz, die ihrer concreten Angelegenheit das ihr gebührende Recht schafft, eröffnet wird, als in der Aufgabe, eine möglichst gleichmäßige Auslegung der Gesetze herbeizuführen und dadurch die Einheitlichkeit der Rechtsprechung zu wahren. Zu diesem Behufe kann das Reichsgericht nur angegangen werden, wenn die Entscheidung der Vorinstanz auf einer Gesetzesverletzung, d. h. auf der Nichtanwendung oder der nichtrichtigen Anwendung einer Rechtsnorm beruht; die Ermittelung und Feststellung des Thatbestandes ist seine Sache nicht. Dafür, daß beim Reichsgericht selbst eine schwankende Judicatur möglichst vermieden wird, ist durch die Bestimmung Vorsorge getroffen, daß bei abweichender Auffassung in einer Rechtsfrage von früher ausgesprochenen Grundsätzen die vereinigten Senate oder das Plenum des Gerichts zur Entscheidung zusammentreten müssen. Schon hieraus und aus der ferneren Erwägung, daß die Reichsgerichtsmitglieder im Interesse der Continuität der Rechtsprechung die Fühlung mit einander nicht verlieren dürfen, ergiebt sich die Nothwendigkeit, den Umfang des Gerichtshofes nicht allzu sehr anschwellen zu lassen. Daß die höchste Grenze mit 92 Mitgliedern in 7 Civil- und 4 Strafsenaten heute nahezu erreicht sein dürfte, ist allgemeine Anschauung. Dabei wächst die Zahl der an das Reichsgericht gelangenden Sachen beständig, so daß bekanntlich Maßregeln zu seiner Entlastung in's Auge gefaßt sind. Der vorgeschlagene Weg der Erhöhung der Revisionssumme hat allerdings nur sehr getheilten Beifall gefunden, da man ihm eine plutokratische Wirkung vorwirft. (Während jetzt der Beschwerdegegenstand

mindestens 1500 Mk. betragen muß, wenn man das Reichsgericht anrufen will, soll diese Summe in Zukunft auf 2000 bezw. 3000 Mk. erhöht werden.) Dem Vorwurf läßt sich allerdings entgegenhalten, daß, was schon betont ist, die praktische Aufrechterhaltung einheitlicher Rechtsgrundsätze die eigentliche und jedenfalls wichtigere Function des höchsten Gerichtes ist, hinter der das Interesse, möglichst vielen Parteien die dritte Instanz zugänglich zu machen, zurücktreten muß. Bedauerlich ist allerdings, daß ganze große Gebiete, wie das des Arbeitsvertragsrechts, dem regulirenden Einfluß des Reichsgerichts so gut wie entzogen sind, da sich derartige Streitigkeiten, die übrigens zum Theil der Sondergerichtsbarkeit der Gewerbe- und Kaufmannsgerichte zugewiesen sind, meistens um geringere Beträge drehen. Abgesehen davon, daß sich eine einheitliche Rechtsauffassung in diesen wichtigen, vielfach streitigen Fragen nur sehr schwer bilden wird, verliert auch das Reichsgericht an socialer Bedeutung und erscheint in den Augen der arbeitenden Bevölkerungskreise leicht als ein Classengerichtshof für die begüterten Schichten.

Daß die Thätigkeit des Reichsgerichts eine ganz besonders hohe wissenschaftliche Qualification seiner Mitglieder voraussetzt, braucht nicht besonders hervorgehoben zu werden. Von dem wissenschaftlichen Geiste, der auch im Großen und Ganzen mit einem feinen Gefühl für die Anforderungen des praktischen Lebens gepaart ist, legen die 56 Bände der Entscheidungen in Civilsachen ein glänzendes Zeugniß ab. (Die strafrechtliche Judicatur, die bis jetzt 37 Bände gezeitigt hat, hat allerdings öfter zum Widerspruch herausgefordert.) Die fruchtbarste Förderung ist von hier aus der Wissenschaft und Praxis zugeströmt. Daß sich bei den unteren Instanzen bisweilen ein kritikloser Präjudiciencultus, eine allzu blinde Unterwerfung unter die reichsgerichtliche Autorität bemerkbar gemacht haben zum Nachtheil ihrer wissenschaftlichen Selbstständigkeit, kann zugegeben werden. Zu einem wirklichen Mißstande ist es aber bis jetzt nicht gekommen. Ein weites Feld neuer Arbeit liegt, wie vor der juristischen Theorie und Praxis überhaupt, so insbesondere vor dem Reichsgericht; es gilt, den gewaltigen Bau des neuen bürgerlichen Rechts nach allen Seiten zu durchforschen, und dem Rechtsleben nutzbar zu machen. Daß das Reichsgericht auch dieser Aufgabe in vollstem Maße gerecht werden wird, ist mit fester Zuversicht zu erwarten.

Ueber individuelle Erziehung.

Von Dr. O. Schauer.

Würde König Friedrich II. den Beinamen „der Große" erworben haben, wenn ihm seine französischen Verse besser gelungen wären? Wohl kaum. Denn in der ganzen Weltgeschichte giebt es kein Beispiel dafür, daß ein großer Staatsmann oder Feldherr zugleich ein großer Dichter oder Künstler gewesen wäre. Wer große Erfolge auf praktischem Gebiete erringt, muß auf künstlerischen Ruhm verzichten, und schon ein tieferes Interesse und Verständniß für künstlerische Dinge, wie es z. B. der geistreiche Friedrich Wilhelm IV., der Romantiker auf dem Throne der Cäsaren, besaß; können für denjenigen verhängnißvoll werden, der große politische Aufgaben zu lösen hat. Praktischer Verstand und Wirklichkeitssinn schließen die künstlerische Phantasie aus.

Aehnliche Schranken wie dem praktischen und dem künstlerischen Genie sind auch dem wissenschaftlichen Genie gesetzt. Die wissenschaftliche Thätigkeit verlangt ein Denken in abstracten Begriffen, während das Denken des Künstlers sich in concreten Vorstellungen vollzieht. Ein hervorragender Philosoph kann deßhalb auch nie ein großer Dichter oder Maler sein, und es ist deßhalb von vornherein ganz unwahrscheinlich, daß der Philosoph Bacon die Werke Shakespeare's verfaßt habe. Goethe war bekanntlich außer Stande, die Wahrheit der Newton'schen Farbentheorie zu erfassen und hielt eigensinnig trotz allen Widerspruchs an seiner eigenen Theorie fest.

Und es geschah gerade deßhalb, weil er ein großer Dichter war, daß ihm jede mechanische Auffassung der Natur unbegreiflich und auf's Aeußerste zuwider war. Dieselbe Eigenthümlichkeit war es, wie Helmholtz hervorhebt, die Goethe in dem einen Felde zu glänzendem Ruhme emportrug, die sein Scheitern auf dem anderen bedingte.

Praktische und wissenschaftliche Thätigkeiten haben schon mehr Berührungspunkte mit einander. Trotzdem haben sich Philosophen bei der Leitung von Staatsangelegenheiten noch niemals bewährt. Der Theoretiker sucht aus der Erscheinungen Flucht die allgemeine Regel heraus, und diese Regel bestimmt dann sein Handeln. Das praktische Genie dagegen handelt nicht nach Regeln, die doch nicht auf alle Fälle zutreffen, sondern er findet auf intuitivem Wege das Beste unter den gegebenen Umständen heraus. Ein auserlesenes Beispiel dafür ist Bismarck. Während seine politischen Gegner sich an Principien und Doctrinen klammerten, war sein Blick stets auf das Wirkliche, auf das Concrete gerichtet, und er mußte deßhalb allen theoretischen Speculationen abhold sein. Es ist zwar auffallend, aber aus dem Wesen seines Genies heraus ohne Weiteres verständlich, daß in seinen Denkwürdigkeiten und Briefen so gar keine allgemeinen Betrachtungen über Welt und Menschen enthalten sind. Auch hat ihn das tout comprendre, c'est tout pardonner, das so häufig zarter angelegte Naturen in ihrer Energie lähmt, niemals in seinem Verhalten seinen Feinden gegenüber beeinflußt. Wie wenig Interesse er für Malerei hatte, geht aus den kürzlich veröffentlichten Erinnerungen Lenbach's hervor. Man könnte sich auch gar nicht vorstellen, daß Bismarck sich in seinen Mußestunden an die Staffelei gestellt, oder Verse geschmiedet, aber astronomische Beobachtungen angestellt hätte. Sein Wesen war eben ausschließlich auf praktische Thätigkeit gerichtet.

Wenn so das Wesen des Genies eine gewisse Einseitigkeit bedingt, so wird man dagegen geneigt sein, in der Vielseitigkeit das Kennzeichen oberflächlicher Naturen zu sehen. Wer in allen Künsten nicht ohne Erfolg sich versucht, wer für alle Gebiete der Wissenschaft und des praktischen Lebens Verständniß hat, wer sich für Alles interessirt, und über Alles zu sprechen weiß, wird schwerlich auf einem Einzelgebiete Hervorragendes leisten. Das gilt auch für die einzelnen Künste. „Wo eine flache Individualität mit seltenem Anpassungsvermögen sich aller Styl- und Kunstformen bemächtigt und sie in den Kreis ihrer Reproduction zieht, jetzt Beethoven, dann Brahms und Liszt wirklich erfaßt aber auch nur glaubt erfaßt zu haben, da wird das Genie dort vielleicht straucheln, wo der sogenannte „gute Pianist" mit leichten Füßen vorwärts kommt." (Th. Pfahl.)

Wenn wir sehen, daß die großen Männer, die die Führung auf den Gebieten der Kunst, der Wissenschaft und des praktischen Lebens haben, durchaus nicht harmonisch angelegte Naturen sind, daß auch sie ihre Schwächen und Einseitigkeiten haben, und daß gerade diese die Bedingung ihrer Größe sind, so kann eine Erziehung, die alle individuellen Eigenthümlichkeiten auszugleichen sucht, die den so verschieden angelegten Naturen dieselbe gleichmäßige Ausfüllung angedeihen läßt, ohne die verschiedenen Neigungen und Talente zu berücksichtigen, nicht richtig sein. Gerade bei solchen Schülern, die ausgesprochene Talente nach einer besonderen Richtung haben, würde durch einen individuellen Unterricht mehr erreicht werden, als durch unseren jetzigen Schulunterricht. Arago z. B., der bekannte Physiker, brachte es mit 23 Jahren zum Mitglied der Akademie der Wissenschaften. Das konnte nur dadurch geschehen, daß er vom 14. Lebensjahre ab seiner Neigung folgend, sich nur mit Mathematik beschäftigte. Heut-

zutage, wo unsere Schulen eine solche Concentration auf ein einziges Fach verbieten, giebt es auch keine 23jährigen Mitglieder der Akademie der Wissenschaften mehr. Dieser selbe Arago hielt eine Gedächtnißrede auf den Gelehrten Th. Young, in welcher er anführte, daß Young den Unterricht eines Professors genoß, dessen Mittelmäßigkeit ihm zum Vortheil gedieh. „Das ist kein Paradoxon, meine Herren," fügte er hinzu. „Da der Schüler sich dem Unterrichte des Lehrers nicht zu fügen vermochte, so ward er sein eigener Lehrer, und so entwickelten sich glänzende Eigenschaften, die durch zu viel Hülfe sicher erschlafft wären." Trevelyan, der Biograph Macaulay's, führt an: „Wenn Macaulay in eine öffentliche Schule gegangen wäre, so ist es mehr als wahrscheinlich, daß er zu einem ganz anderen Manne geworden wäre. Oeffentliche Schulen würden seine Fähigkeiten für den Verkehr mit Menschen und Geschäften geschärft haben, aber die Welt würde im Ganzen mehr verloren haben, als er selbst möglicher Weise gewonnen hätte. Er wäre wohl kaum der große Schriftsteller geworden."

Und wenn man auch zugiebt, daß unsere heutigen Schulen im Großen und Ganzen sich für die Vorbereitung auf praktische und wissenschaftliche Thätigkeit bewähren, so ist doch ein Gebiet, das sicher durch den Schulunterricht leidet. Das ist die Kunst, und zwar leidet sie bloß nicht deßhalb, weil der Unterrichtsplan sie wenig berücksichtigt, sondern hauptsächlich dadurch, daß die Phantasie und die Fähigkeit zu lebhaften, sinnlichen Vorstellungen verkümmert, wenn der Geist gezwungen wird, sich an abstraktes Denken zu gewöhnen. Auch wird das etwaige, früh erwachende Interesse zu künstlerischen Dingen dadurch abgelenkt, daß die Schulen bei ihren großen Anforderungen die ganze Aufmerksamkeit des Schülers verlangen. Der Maler soll, wie Albrecht Dürer sagt, inwendig voller Figur sein. Wird da nicht das erwachende malerische Genie geschädigt, wenn der Geist anstatt die Welt der Farben und Formen in sich aufzunehmen, gezwungen wird, sich mit Grammatik und Mathematik zu beschäftigen? Worin liegt es, daß Italien und die Niederlande zu einer gewissen Zeit so überreich an großen Künstlern gewesen sind? Zu einem nicht unwesentlichen Theile doch wohl daran, daß damals die künftigen Maler und Bildhauer schon als Knaben in das Atelier eines Meisters eintraten, daß sie ganz in dem Interesse für ihre Kunst aufgingen, weil sie durch nichts Anderes, vor Allem durch keine gelehrte Schulbildung davon abgelenkt wurden. Nichts wäre falscher als die Meinung, daß der künftige Künstler sich erst nach absolvirtem Gymnasialstudium, im Alter von 18 oder 20 Jahren seiner Kunst zuzuwenden brauche. Davon müßte schon die Erwägung abhalten, daß die Akrobaten und Athleten des Circus, die sich ja auch Künstler nennen, schon in frühester Jugend für ihren Beruf erzogen werden. Der erwachsene Jüngling ist dazu nicht mehr geeignet. Seine Glieder, seine Muskeln und Gelenke sind in einem fertigen Zustande und können auch durch äußersten Fleiß nicht mehr jene Geschmeidigkeit und Kraft erlangen, die von dem Akrobaten verlangt werden. Dasselbe gilt für die geistigen Fähigkeiten. Die Individualität eines 18jährigen Menschen ist in allen wesentlichen Zügen schon fest ausgeprägt. Gewiß kann die technische Seite der Kunst auch später erlernt werden. Aber diejenigen individuellen Eigenthümlichkeiten, die das Wesen des Künstlers ausmachen, können sich nur in der Jugend entwickeln.

Wir sehen daher, daß die großen Künstler auch in unserer Zeit in ihrer Mehrzahl nur eine geringe Schulbildung genossen haben, z. B. Böcklin, Lenbach, Menzel. Ausnahmen von dieser Regel sind selten, z. B. Richard Wagner. — Macaulay weist mit Recht darauf hin, daß Milton wegen seiner allgemeinen Bildung und Gelehrsamkeit es viel schwerer gehabt habe, ein großer Dichter zu werden, als z. B. Homer. Mozart hat bekanntlich schon von früher Kindheit an ganz in der Welt der Töne gelebt. Sein Genie ist durch keine abstracte Gedankenthätigkeit geschädigt worden. Würde er dasselbe erreicht haben, wenn er heutzutage ein Gymnasium besuchte und täglich nebenbei einige Klavierstunden hätte?

Ich will noch zwei geniale Dichter nennen, deren Vorzüge auf den während der Kindheit empfangenen Eindrücken beruhten, und deren Eigenart durch unsere heutige straffe Schulzucht sicher vernichtet worden wäre. Ich gebe folgende kurze biographische Notizen. Dickens hat nie eine ordentliche Schule besucht. Von Kindheit an war er ein scharfer Beobachter, und sein Gedächtniß bewahrte alle empfangenen Bilder getreulich auf. Dann wurde seine Phantasie frühzeitig in Schule genommen. Er las die sämmtlichen Romane des 18. Jahrhunderts, las sie immer wieder und wußte sie fast auswendig. Hogarth's Bilder lagen immer auf seinem Tisch. Er sah die Welt nicht bloß mit seinen eigenen scharfen Augen, sondern zugleich mit den Augen von Hogarth, Smollet und Fielding.

Scott sagt von sich selbst: „Meine Bildung eine halbe, die wissenschaftliche Erziehung vernachlässigt oder mir selber überlassen, habe ich mir den Kopf mit einer Masse von dummem Zeug vollgestopft und ward lange Zeit von meinen Altersgenossen verkannt." Nichts hat ihn neben seinem Erzählertalent so gefördert, als daß sein ganzes Sinnen und Trachten schon von Kindesbeinen an sich in der einen Richtung versammelte, die für seine Dichtungen die förderlichste sein mußte: In der Erwerbung der umfangreichsten Kenntnisse auf dem Gebiete der schottischen Geschichte. Spielend lernte er alle Stellen auswendig, welche ihn besonders ansprachen, und declamirte sie schon als Kind. In der Schule blieb er an Kenntnissen hinter seinen Mitschülern zurück. Er fand eine große Bibliothek zu seiner Verfügung, und die Masse des Gelesenen und mit unglaublicher Leichtigkeit auswendig Gelernten wuchs immer mehr. Namen, Jahreszahlen und allgemeine Principien wurden ihm dagegen schwer zu fassen. Aber das Anekdotenhafte in der Geschichte und alle sich darauf beziehende Reime, Balladen und Volksgesänge sammelten sich in seinem Kopf in unermeßlicher Zahl. Der alte Scott ließ seinem Sohne volle Freiheit nicht nur in seinem Hange zur Lectüre, sondern ließ ihn auch nach Belieben im Lande umherschweifen. Die ödeste Haide, auf welcher eine Schlacht vorgefallen, bevölkerte sich vor seinen Augen mit den Reihen der Kämpfer. Er sah sie leibhaftig vor sich.

Unsere Zeit ist arm an großen Namen auf dem Gebiete der Kunst, trotzdem das Interesse für die Kunst in dem gebildeten Theil des Volkes vorhanden und auch noch im Zunehmen begriffen ist. Ein großer Theil der Schuld hieran trifft unseren gelehrten Schulunterricht, der ausschließlich darauf gerichtet ist, für wissenschaftliche und praktische Thätigkeit vorzubereiten. Und daß die in dieser Hinsicht erreichten Resultate im Großen und Ganzen befriedigen, wird ja wohl zugegeben werden müssen. Freilich, wenn Jemand sehr skeptisch ist, so könnte er sagen, daß diese günstigen Resultate weniger ein Erfolg des Unterrichts sind, als der sorgfältigen Auswahl unter den Schülern. Von Jahr zu Jahr bei jeder Versetzung wird eine Sonderung der befähigteren Schüler von den weniger fähigen vorgehen. Das geht bis zum Abiturienten-Examen. Daß bei diesem Verfahren nur die Fähigsten übrig bleiben, die dann später auch in ihrem Berufe Tüchtiges leisten, würde nicht weiter wunderbar erscheinen.

Wie dem auch sei, die Schule der Zukunft wird die individuellen Neigungen und Fähigkeiten der Schüler berücksichtigen, sie wird individuellen Unterricht geben.

Literatur und Kunst.

Der alte und der neue Erziehungsroman.

Von Heinrich Driesmans.

Die Erziehungsramane älteren Styls stimmen darin überein, daß ihre Helden entweder in Resignatian und Entsagung die endliche Ruhe ihrer Seele, aber in der Beschränkung auf eine nutzbringeude Thätigkeit ihr Glück finden. So der „Simplicissimus" van Grimmelshausen und „Gil Blas" von Lesage; sa Goethe's „Wilhelm Meister" und Keller's „Grüner Heinrich". Sie alle hatten sich mehr oder weniger redlich durch's Leben geschlagen nnd dieses nach verschiedenen Seiten hin erschöpft; und ihr Ausgang ist überall der nathwendige der Erschöpfung, eines nicht mehr Weiterkönnen und Sichabkehren und -beschränkenmüssen. Aber sie waren sämmtlich frisch und lebenskräftig in die Bahn getreten; die Verfasser hatten sie gewissermaßen „unbesehen" genammen und auf keinerlei „Defecte" hin geprüft. Es war allenthalben nur der Mensch, den sie in den Irrungen und Wirrungen seiner verschiedenortigen Lebenswege weisen und aus den mannigfachsten Prüfungen geläutert und geklärt hervorgehen lassen wallten: der Mensch an sich, nicht der individuelle Mensch dieser aber jener Abkunft und Erziehung.

Sa erklang das nur immer variirte Thema der Erziehungsromane alten Styls der idealistischen Schule, und wir können keinen grundlegenden Unterschied feststellen, weder zwischen den Schicksalen und Lebensresultaten eines Simplicissimus und Gil Blas, noch eines Wilhelm Meister und Grünen Heinrich, was den Antheil des Persönlichen und Subjectiven am Schicksal des Helden anbelangt. Alle diese Helden sind unpsychalagisch gehandhabt, nämlich nicht gemäß dem Schiller'schen Satze: „in Deiner Brust ruh'n Deines Schicksals Sterne"; vielmehr sehen wir sie varzüglich von ihren äußeren Erlebnissen und Geschehnissen gegängelt und — sich gängeln lassen. Es sind keine Menschen, die sich ihr Leben selbst gestolten van innen heraus, sandern nur salche, an denen die Menschenschwäche, Hinfälligkeit und das Unvermögen offenbar werden sall, das Leben in seiner Totalität zu umfassen und zu beherrschen. Und selbst noch bei „Wilhelm Meister" müssen wir dieses vorwiegende äußere Sich-gängeln-lassen bei mangelndem inneren persönlichen Gehalt constatiren, wiewahl die Psychalogie dieses Helden ungemein feinsinnig, aber doch auch nur mehr typisch behandelt ist; wir müssen ouch ihn „unbesehen" nehmen als einen Durchschnitts- und Narmalmenschen van leidlicher Intelligenz, Geschmack und Empfindung, an dem zum Mindesten keine abnarme und ungesunde Ader ist. Die etwaigen verborgenen Defecte und faulen Punkte auch dieser Persönlichkeit, die ihr Schicksal mit haben bestimmen helfen, werden uns erlassen, und dem Dichter kammt es gar nicht in den Sinn, den Stallen seiner Psychologie bis in die dunkelste Psychaphysis varzutreiben. Er spricht van „Fehlern" als von allgemein menschlichen, nicht aber van psychaphysischen Gebrechen, und das individuelle Schicksal läuft überall wieder auf das graße Menschenschicksal, nicht auf persönliche Tragik hinaus, wie bei den modernen Erziehungsromanen naturalistischen Styls, van denen wir in der Folge zu handeln haben werden.

Zunächst müssen wir indessen noch einige Exemplare alten Styls dieser Dichtungsgattung nachtragen. Wir können uns natürlich nur auf eine Answahl der graßen und bedeutenden Erziehungsromane beschränken, und wollen dies Mal das eine und andere salcher Werke in's Auge fassen, die, wiewahl an innerem Gehalt und Werth einem „Simplicissimus" und „Gil Blas", „Wilhelm Meister" und „Grüner Heinrich" kaum nachstehend, gleichwahl nicht in entsprechendem Maße epochemachend geworden sind. Unter diesen ist var Allem Wieland's „Agathan" zu würdigen, unter welchem Namen ein griechischer Jüngling eingeführt wird, der, im Geiste der arphischen und platanischen Philasaphie zu Delphi erzogen, sich den Versuchuugen der Sophistik in Gestalt des Hippias und des Hetärenthums in der der Danae ausgesetzt sieht. Er widersteht dem Hippias, erliegt aber seiner Freundin Danae, mit der dieser sich heimlich beredet, ihn zu Fall zu bringen. Allein, der Sophist hat die Rechnung ahne den Wirth gemacht. Danae, die den Agathan nur verführen sall, verfällt selbst in Liebe zu ihm und wird zum Mindesten um ebensa viel van Agathon zu seiner Weltanschauung und Lebenserfassung empargehaben, als sie ihn zu der ihrigen herunterzieht. Eine verklärte Sinnlichkeit ist das Ergebniß, der sich Agathon wieder entwindet, sabald er erfährt, daß die Schülerin der Aspasia und einstige Geliebte des Alcibiades var ihm einen Hippias ebensa wie andere reiche Jünglinge van Smyrna begünstigt hatte. Der Schauplatz seiner Thaten wird nun Syrakus, wa es ihm, in der Gunst des jüngeren Dianysius, eine Weile gelingt, den Staat zu einem Muster weiser und gerechter Regierung zu gestalten. Seinen varauszusehenden Sturz verschuldet er zum Theile selbst, indem er die Absichten des Fürsten auf die tugendhafte Kleonissa durch seine Neigung zu der Tänzerin Bacchidian zu paralysiren sucht. In seiner Einfalt glaubt er dem Gatten der ersteren einen Freundschaftsdienst zu erweisen, indem er ihn aufmerksam macht, erregt aber nur dessen, des Ministers Filistus, Rancüne, der sich dadurch in eine falsche Pasitian gebracht sieht, und gemeinsam mit der tugendhaften Gattin, deren ursprüngliche Absichten auf Agathan selbst van diesem verschmäht werden, rachedurstig dessen Fall bewirkt.

Agathan hat seine Grundsätze bis zu gewissem Grade verleugnet, indem er die buhlerische Tänzerin aus Politik unterstützte, und dieser dunkle Punlt auf seinem sanft reinen Philasaphenmantel wird ihm van dem wieder auftauchenden Sophisten Hippias gründlich zu Gemüthe geführt. Er vertheidigt sich mit den Warten, daß er nicht gegen sich selbst, sandern nur gegen Andere etwas van der Strenge seiner Grundsätze nachließ, und nicht mehr, als ihm unvermeidlich schien, wenn er sie — nämlich die verderbten Menschen, mit denen er zu thnn haben mußte — nicht gänzlich van dem guten Wege zurückschrecken wollte, auf welchen er sie zu bringen haffte; auf einen Weg, van dem sie zu weit verirrt waren, als daß er, um sie dahin zu bringen, alle Krümmnngen und Seitenpfade hätte vermeiden können. Diesen Umstand allein bezeichnet Agathan dem Hippios gegenüber als die Ursoche der Halbheit, deren dieser ihn mit mehr Strenge als Billigkeit beschuldige. „Wer nach einerlei Grundsötzen und zu eben demselben Zwecke, unter veränderten Umständen, blaß die Art zu verfahren und die Mittel ändert," fährt er dann fart, „kann ebensa wenig einer Veränderlichkeit beschuldigt werden, als derjenige, der sein Urtheil van Persanen und Sachen, nach Maßgobe des Wachsthums seiner durch Erfahrung, Nachdenken oder besseren Unterricht berichtigten Kenntniß derselben, genauer zu bestimmen sucht." Man mag das nun Sophistik nennen aber nur weises Rechnen mit den realen Verhältnissen; jedenfalls mnßte Agathan durch sein praktisches Eingreifen in das Leben lernen, daß der Saphist Hippias mit seinen Grundsätzen nicht so durchans Unrecht gehabt, wiewohl er sie sehr ungerechtfertigter Weise auf eine Doctrin und in ein System gebracht hatte; und er erfuhr, daß sich seine eigenen arphisch-pythagoreisch-platanischen Grundsätze ebensa wenig dactrinär und systematisch im Leben durchführen ließen. Was sanach dem Hippias thearetisch nicht gelungen, das gelang der Erfohrung: Agathan muß van der Strenge seiner Grundsätze der Saphistik gegenüber nun ebensa viel nachgeben, wie er der Liebe einer Hetäre gegenüber gethan; freilich mit dem Unterschiede, daß ihm bei einem Hippias nicht gelingt, ihn, wie eine Danae, um ebensa viel seiner Lebensanschauung näher zu bringen. Das ist die Moral dieses Erziehungsramans. Die Tugend siegt, siegt auch noch im Unterliegen,

aber sie ist biegsamer und geschmeidiger geworden, sie hat gelernt, zu leben und mit der Realität des Lebens zu rechnen, dessen Verhältnisse man überall im Sinne von Weisheit und Gerechtigkeit klug zu benutzen, aber, wo es nicht nnders angeht, auch auf Umwegen, die nicht immer streng moralisch zu rechtfertigen, zu lenken suchen darf.

So lautet die Weltanschauung eines Wieland. Danae und Agathon finden einander wieder, aber nur zur Entsagung in platonischer Liebe. Wieland glnubte in diesem Verhältnisse das letzte Wort vornehmer Lebensweisheit gesprochen zu haben, und man darf dem Paare, das ihr solchermaßen Realität verleiht, wohl symbolischen Sinn entnehmen. Der Roman spielt im antiken Culturmilieu, aber seine Gestalten sind so wenig Hellenen, wie die Shakespeare'scher Dramen Römer. Es sind, wenigstens in den Hauptpersonen, die im Mittelpunkte der Handlung stehen, Deutsche der empfindsamen Zeit ihres Schöpfers. Agathon unterscheidet sich in seiner ganzen Empfindungs- und Denkweise kaum von den Gestalten der Wertherperiode, und bei vertauschtem Culturmilieu, Namen und Gewand könnte er auch für einen echten Jean Paul gelten. Freilich unter Wieland's klarem, wahrhaft classischem Styl gewinnen die Figuren einen ganz anderen Anschein und eine Ansehnlichkeit, die Jean Paul's bizarre, sprunghafte Manier mit ihrem deutschen Heimlichthun und Gefühlchenversteckspielen vermissen läßt.

An dieser Stelle hätten wir nun Jean Paul's eigenen Lebenswerkes Erwähnung zu thun, in dem dieser wollte „Rheinfälle, spanische Donnerwetter, trngische Orcane voll Tropen, und Wasserhosen anbringen, wollte der Hekla sein und das Eis seines Klimas und sich dazu entzweisprengen, nnd sich nichts darans machen, wenn es sein Letztes sein werde“. Er hat im „Titan“ in der That sein Innerstes gegeben und erschöpft. Es ist bezeichnend, daß er dieses von allen seinen Werken allein später nicht mehr lesen konnte, das ihm doch als das Werk seines Lebens galt. Das macht der innere Widerspruch, die Sehnsucht nach seinem Gegensatz, in der es ausklingt. Das ist kein ausgeklügeltes Buch, sondern der Mensch selbst, der in einem titanischen Sichselbstübersteigen den Schleier von seinem innersten Wesen reißt, sein Verborgenstes zu Tage treten läßt. Wie Faust und Wilhelm Meister nach langen genialischen Irrungen und Wirrungen in einer praktischen Lebensbethätigung landen und darin die endliche Erlösung, nämlich die Erlösung von sich selbst finden, so auch der Held des „Titan“. Er widerruft seine intimsten Lebensmotive und Impulse, indem er sich von einem idealisch Schwärmenden schließlich zu einem praktisch Handelnden bekehrt, oder doch die Brücke da hinüber zu gewinnen sucht. Er schließt den Compromiß mit den realen Verhältnissen der Wirklichkeit in der „mittleren Sphäre des Regierens“, die er sich in der Folge zur Richtschnur erwählt. Er hat das Riesenmaß seines Feuergeistes an alle Dinge gelegt mit „unersetzlicher Verschwendung von Herz und Gehirn“, und er muß erleben, daß der Vater ihn verstößt, der Freund täuscht, die Geliebte ihm stirbt. Nun will er in den gallischen Freiheitskrieg, um sich von seinem verstiegenen Empfindungsleben im Thatensturm Luft zu schaffen. Aber von diesem Ueberschlagen hält ihn noch die neue Geliebte Linda ab, bis endlich eine dritte Liebe ihn der „mittleren Sphäre“ zuführt. Der Held Albano ringt sich allein durch von allen seinen Strebensgenossen, die die „Milchstraße der Unendlichkeit und den Regenbogen der Phantasie zum Bogen ihrer Hand gebranchen wollten“, und am Ende des Buches steht, wie Gervinus treffend hervorhebt, „nackt die herrliche Lehre, die von dem Buche selbst, und der ganzen Schriftstellerei, und dem ganzen Leben Jean Paul's eigentlich Lügen gestraft wird: daß nur Thaten dem Leben Stärke geben und nur Maß ihm Reiz“. Indem Jean Paul gegen die Natur der Titaniden nach seinen eigenen Worten ankämpfen will, auf die er doch leidenschaftlich gestimmt ist, und für die er durch seine ergreifende Darstellung so einzunehmen weiß, ringt er im tiefsten Grunde mit der Natur in ihm selbst. Es ist ein Kampf der Verzweiflung, aus sich heraus- und über sich hinauszukommen, in dem er erschöpft zusammenbricht, nachdem ihm die Vision geworden der Erlösung in dem Zukunftslande, das er selbst nicht erreichen soll.

Als gesnnde Reaction gegen die herrschende Hypersentimentalität und Edelmuthssucht jener Tage muß bei aller Brutalität und schwülstigen Sinnlichkeit der „Ardinghello“ von Wilhelm Heinse gelten; das einzige wirklich antik gedachte und empfundene Werk, trotz Agathon, der sich dazu verhält wie ein schönes, buntes Schattenspiel zur vollsaftigen, rohen Wirklichkeit. Aber dieses Werk kann uns hier nicht weiter beschäftigen, da es nichts weniger als ein „Erziehungsroman“ ist; nur so viel davon, daß wir in ihm eine gewisse Ergänzung gerade zum „Agathon“ zu finden meinen. So sehr wir diesem im Uebrigen den Vorzug vor „Ardinghello“ geben, so scheint uns doch die platonische Verabschiedung zweier so herrlichen Menschen aus dem durch Hunger und Liebe regierten Weltgetriebe kein befriedigender Schluß. Wir modernen Menschen müssen es peinlich empfinden, daß sich auf Agathon und Danae, nachdem sie die höchste Läuterung erfahren, kein neues Geschlecht gründen, sondern die Welt weiterhin den verderbten Menschen überlassen bleiben soll, mit denen Agathon so wenig wie die Vereinzelten seiner Art fertig geworden. Daß die Verbindungen höchster Menschen überall wie auf den Aussterbe-Etat gesetzt erscheinen, dabei kann sich unser biogenetisches Gewissen nicht mehr beruhigen, und der als selbstverständlich und nothwendig vorausgesetzten Unfruchtbarkeit solcher Verhältnisse gegenüber will uns selbst das Seeräubernest eines Ardinghello mit seiner freien Liebe, die in Kraft und Schönheit zeugt, noch befriedigender und verheißungsvoller erscheinen. Nach dem Sieg der Agathon und Danaë über sich selbst behielte das verdorbene Gesindel überall die Oberhand, und ihm würde die Ehre zu Theil, die jeweilige Nachkommenschaft zu stellen: durch die Herrschaft eines ardinghellischen Räuberstaats wäre zwar ein rohes, aber doch schönheitsdurstiges und kraftvolles Geschlecht zu erhoffen. Das ist Heinse's Verdienst und der „einzige“ Vorzug seines Romans, daß dessen Gestalten sich nicht ermüdet und erschöpft ans dem Leben zurückziehen, daß sie den Kampf nicht aufgeben, den sie freilich nicht um die Tugend, aber doch immerhin um einen Lebensinhalt führen. Agathon kommt zwar zu dem Schluß, daß die Tugend im Grunde darin beruhe, niemals vom Kampf um die Vervollkommnung abzulassen, er selbst aber handelt nicht dementsprechend; sondern beschränkt sich nach seinen letzten Mißerfolgen darauf, ein bloßer Beobachter der Welt und des Lebens zu sein. Ardinghello kommt zu kleinen Schlüssen überhaupt und will von keiner Tugend wissen, noch von guten Vorsätzen; er setzt der List und Gewalt einer verderbten Welt die List und Gewalt des Räubers entgegen und will den Kampf um Kraft und Schönheit führen bis zum letzten Hauche. Mit Grund konnte daher Goedeke in seinem Grundriß der Geschichte der National-Literatur von dem Dichter des „Ardinghello“ sagen: „Vor ihm versuchte in Romanen Niemand auf eine so tief eingehende Weise zu reflectiren, wie er es über alle Gattungen der Kunst thut, und Niemand vor oder nach ihm hat ein Werk der bildenden Kunst so zum Schauen und Greifen zu schildern vermocht, wie er ... Er erkannte und lernte die Nothwendigkeit, nationale und klimatische Eigenthümlichkeiten zu berücksichtigen. Aber er wollte mehr als Kunst schildern und lehren. Ein Sinnentaumel ohne Liebe, Rausch ohne Gemüth ließen ihn nicht bis zur Schönheit der Seele und der That dringen. Die Form hielt ihn fest; weiter wollte und konnte er nicht.“ Die Schönheit der Seele gab Wieland im „Agathon“, die Gestaltung des Lebens in Schönheit und Kraft des Leibes stellte Heinse im „Ardinghello“ jener gegenüber. Man wird jener immer den Vorzug geben, aber die Mensch-

heit kann dieser in ihrer Zukunftsperspective nicht mehr entrathen.

Als nächstes Werk unserer Kategorie müssen Immermann's „Epigonen“ in Betracht kommen, die, wiewohl originell erarbeitet, doch eine Art Noch- und Weiterdichtung des „Wilhelm Meister“ sind. Der Träger der Handlung, Hermann, ist nur ein anderer Meister in Geist und Charakter, und bis zum Verhältniß mit Mignon ist die Aehnlichkeit getrieben, welches Geschöpf hier als Fiammetta, „Flämmchen“, erscheint, Sprößling eines polnischen Officiers und einer spanischen Nonne. Hermann selbst erlebt die Uebergangszeit aus dem alten, feudalwirthschaftlichen zum modernen Industriestaat; die socialen Probleme, die ganze, sociale Frage taucht in der Ferne auf und wird ventilirt, so daß das Werk mehr ein sociolpolitisches als kunstästhetisches Gepräge erhielt, wie man zunächst und nach vielfachen Ausführungen und Schilderungen vermuthen sollte. Es ist weniger einseitig, als „Wilhelm Meister“, indem es die realen Verhältnisse und wirthschaftlichen Grundlagen erschöpfend behandelt, indeß Goethe's Dichtwerk sie gleichsam nur mit dem überlegenen Blick des vorüberschreitenden Aristokraten flüchtig streift. Der Segen wie der ganze Ruin der Fabrikarbeit findet seinen Ausdruck in der Erschöpfung der unteren wie der Entnervung der oberen Classen und documentirt sich in tragischer Weise an dem vermeintlichen Sohne des Fabrikherren, der verwahrlost und verblödet, unter dem Maschinenwerk des Vaters entsetzlich zu Grunde geht. Der Stamm erlischt mit dem Tode des letzteren, in dem sich die „neue Zeit“ verkörperte, die den Feudalismus ablösen sollte, und mit ihm läßt Immermann den Industrialismus gleichsam als einen geilen Schößling am Baume der Cultur wieder absterben. Hermann als der „Erbe“ löst die Fabriken auf. Die ganze Entwickelung war nur mehr ein Durchgangsstadium, in dem der Großgrundbesitz sich auflöste, wonach der Grund und Boden dem Volke, dem einzelnen kleinen Manne zurückgegeben werden konnte. „Vor allen Dingen sollen die Fabriken eingehen und die Ländereien dem Ackerbau zurückgegeben werden. Jene Anstalten, künstliche Bedürfnisse künstlich zu befriedigen, erscheinen mir geradezu verderblich und schlecht. Die Erde gehört dem Pfluge, dem Sonnenschein und Regen, welcher das Samenkorn entfaltet, der fleißigen, einfach arbeitenden Hand. Mit Sturmesschnelligkeit eilt die Gegenwart einem trockenen Mechanismus zu; wir können ihren Lauf nicht hemmen, sind aber nicht zu schelten, wenn wir für uns und die Unsrigen ein grünes Plätzchen abzäunen, und diese Insel so lange als möglich gegen den Sturz der vorbeirauschenden industriellen Wogen befestigen.“

In den „Epigonen“ klingt ein Moment durch, das die Erziehungsromane älteren Styls nicht konnten und das auch im „Wilhelm Meister“ nur erst leise anklingt: das genealogische Moment. Hermann ist der Erbe des alten Feudalismus und des aufstrebenden Industrialismus; in seiner Person vereinigen sich zwei Stände, fließen zwei Ströme Blutes zusammen. Er ist der Erbe, der in eine verheißungsvollere Zukunft weist; die übrigen Gestalten des Romans sind mehr oder weniger Epigonen, die das Vermächtniß ihrer Väter nicht mehr bewältigen können und unter seiner Last kranken oder zu Grunde gehen. Hermann selbst entgeht dieser Gefahr nur mit Mühe, und sein Sieg ist dem des Wilhelm Meister zu vergleichen, er hat ihn weniger der eigenen Entschlossenheit und Thatkraft, als glücklichen Umständen zu verdanken. Bei alledem muß der Roman doch als der erste neueren Styls gelten. Das Schicksal des Menschen liegt in seinem Blute, in der Abstammung und Erziehung, die in ihrer Ausschließlichkeit ein Geschlecht wie ein ganzes Volk zum Nieder- und Untergang bestimmt, wofern nicht neue, frische Kräfte eingreifen, um den alten Stamm zu veredeln und ihm einen anderen Wuchs zu geben. Auf eben dieses Motiv ist der nächste Roman gestimmt, der in diese Reihe gehört: Gustav Freytag's „Soll und Haben“. Aber der Held ist kein bloßer Erbe mehr, kein Ueberkommender, sondern ein Schaffender, der einen neuen Geist in die alten Formen trägt, in die er hineinwachsen soll. Anton hat sich aus den unteren Ständen emporgearbeitet zu einer ansehnlichen Stellung in dem alten Handelshause, und er wirft den Blick auf die Freiherrntochter, deren Familie er im Unglück hülfreich zur Seite steht. Allein er ist nicht der Mann dazu, die Braut heimzuführen. Es ergeht ihm dabei etwa wie dem „Grünen Heinrich“ Keller's mit der Grafentochter. Es fehlt ihm ein gewisser verwegener Muth, er getraut sich nicht zuzugreifen, weil er zu grundehrlich ist, und versäumt darüber die besten Gelegenheiten. Da muß ein Anderer kommen, sein Freund, der Amerikaner Herr von Fink, der mit raschem Blick und sicherem Griff das Glück bei der Hand nimmt und der Erbe des niedergehenden freiherrlichen Geschlechtes wird. Anton tritt in den bürgerlichen Kreis zurück und findet dort ein weniger glänzendes, aber geruhigeres Eheglück an der Seite von des Kaufherrn Schwester. Das deutsche Bürgerthum zeigt sich nicht geschaffen, der Bluterbe des Adels zu werden. Der Abstand ist zu groß. Aus der Fremde muß der Retter kommen, oder doch durch die Schule der Gymnastik des Körpers wie des Geistes gegangen sein, die der Amerikanismus verleiht, wie ein Herr von Fink.

Weit stärker noch klingt dieser Amerikanismus in Wilhelm Jordon's Erziehungsroman vor, falls man „Die Sebalds“ als einen solchen ansehen darf. Wiederum handelt es sich um das genealogische Problem, wer das Erbe des alten, feudalen Geschlechts antreten solle und dürfe in Gut und Blut. Die Linie ist im ebenbürtigen, männlichen Stamm erloschen, wie bei Keller und Freytag, das Geschlecht steht auf den beiden Augen der Tochter. Und auch hier ist es der amerikanisirte Bruder des deutschen Pfarrers, der in allen Sätteln gerechte Naturforscher, Techniker und Weltreisende, der allein gewürdigt wird, die Braut heimzuführen. Auf dem gräflichen Schlosse wird dann eine Art Rassensynthese eingeleitet in der gemeinsamen Vermählungsfeier des Pfarrers mit der auserlesenen Jüdin und seines weltgewandten Bruders mit der feudalen Erbtochter.

Das hohe Lied von der Noth als Erzieherin zu singen, war Wilhelm Raabe vorbehalten. Er hat die weltgeschichtliche Bedeutung des Hungers dargethan, in seinem „Hungerpastor“, dem Kind aus der Armenschule und Arme-Leute Gosse, dem das Elend in Gestalt seines hektischen Lehrers Silberlöffel zum ersten Mal hart auf die Nerven schlägt. Es ist so traurig, im Schatten zu sitzen, wenn ringsum Alles sich der Sonne freut! Und viele Menschen werden im Schatten geboren, und kommen niemals aus ihrem Schatten heraus, der ihnen anhängt wie ein unheimliches Schicksal. Sie sind gleichsam umgekehrte Peter Schlemihle, die ein Etwas nicht los werden können, das mit ihnen geboren ist. Nennen wir es eine hereditäre Verelendung und physiologische Verarmung, die sie über einen gewissen todten Punkt nicht hinauskommen läßt und immer wieder in den Hohlweg zurückschleudert, aus dem sie sich herauszuarbeiten mühen zu Licht und Sonne, zu Freiheit und Lebensfreude. In die Gestalt seines „Hungerpastor“ hat Raabe wohl eigene Lebensschicksale eingewoben; die Geschichte ist symbolisch genommen die des Dichters selbst, an dem offenbar geworden, welch' herrliche Töne die dürren Finger von Hunger und Elend der Seele eines Menschen zu entlocken vermögen, der innere Qualitäten hat, der feingestimmte Saiten im Herzen birgt. Auch hier ein genealogisches Motiv, eine Abstammungsgeschichte, deren Held das physiologische Elendserbe des untersten Volkes, der kleinen und kleinsten Leute zu tragen, zu verarbeiten, zu vergeistigen hat, und — hinaufzuheben, wie in den vorgenannten Romanen die Zöglinge des Schicksals das Erbe großer Ahnen oder niedergehender Geschlechter auf sich nehmen müssen, ob es ihre Schultern tragen oder unter der stürzenden Last brechen.

Ein anderer Hermann der Epigonen ist Frenssen's „Jörn Uhl“. Der Bauernsohn hat wie jener an zweierlei Menschenschlag theil; zwei Ströme Blutes fließen in seinen Adern zusammen, ein herrenmenschlicher Schuß mit einem still und feinsinnig gearteten. Jörn ist „Uhl“ von Gestalt und äußerer Natur, „Thiessen“ von Empfindung und Denkweise; jenes vom Vater, dieses von der Mutter her. Die stammte aus einem Geschlecht, das, dem lauten Treiben der Uhle, die als Herren auf ihren großen Höfen im Dorfe schalteten, fremd, hinter dem Walde still in sich hinein lebte, sich selbst genug und anspruchslos. Noch in seinen älteren Brüdern hatte die väterliche Natur die Oberhand gewonnen; sie verstanden nichts von der Mutter. Aber in Jörn war diese endlich durchgeschlagen; er wollte, er konnte nichts von dem lauten, lärmenden Wesen der Uhle wissen. Ihm schneidet das in die Seele, denn er ahnt das Ende voraus. Ein Fremdling lebt er dazwischen, den Angehörigen ein Gegenstand des Lachens und Spottes, still in sich gekehrt, einsam und unverstanden. So läßt er das wilde Leben des Vaters und der Brüder auf dem heimathlichen Hofe an sich vorübergehen und steht ihm als ein bloßer Beobachter und Helfer in seinen tragischen Wendungen gegenüber. Er sieht die Uhle in dem maßlosen, wüsten Treiben sich zu Grunde richten; sie müssen von ihren Höfen herunter, Einer nach dem Anderen. Auch der Wohlstand des väterlichen Hofes wird von Vater und Brüdern untergraben, die Schwester von einem wüsten Burschen verführt. Das alles erlebt Jörn, nicht bloß äußerlich, sondern in einer höheren Umwerthung in sich. Er erlebt das Leben seines Hofes, seines Dorfes, der Heimath in ihren merkwürdigen Gegensätzen der Menschennatur wie des Landes. Aber auch das große Leben seiner Zeit wird ihm offenbar. In den letzten Krieg hineingezogen, erfährt er, was Heldenthum und Todesmuth, und was der Mensch werth ist, wo er auf sich selber ganz allein steht und kein Anderer für ihn eintritt. Doch alles dies läßt ihn äußerlich ruhig und unverändert; er bleibt derselbe Jörn im Kugelregen wie vor dem Ackerpflug, indem er sich nur immerfort unmerklich läutert und über das Leben klar wird, von dem er sich allmälig löst, um als ein einfacher, nimmermüder und arbeitsfroher Bauersmann zu enden.

Die Frucht eines brutalen Vaters und einer zartsinnigen Mutter ist auch der Held eines anderen Romans der jüngsten Zeit, der von der Kritik als ein Erziehungsroman gewerthet worden ist: „Thomas Truck“ von Felix Holländer. Gewiß gehört das Werk mit unter diese Kategorie, wenn wir auch nicht gerade finden können, daß der Held eine wahrhafte Erziehung durch das Leben erfährt, wie es den Verfassern der übrigen Romane unserer Gattung im Sinne gelegen. Es will uns vielmehr scheinen, als ob Holländer seinen Helden nur mehr ironisch genommen und eine Gestalt schaffen wollen, die auf der Grenze zwischen Charakteristik und Caricatur steht. Wenn das seine Absicht gewesen, dann ist es ihm trefflich gelungen. Thomas Truck ist ein junger Brausekopf, der — natürlich! — sich berufen fühlt, die Welt zu verbessern und zu reformiren, dabei aber die sinnlosesten Streiche begeht, eine trunksüchtige Dirne ehelicht und an seiner unreifen Reformatorenrolle unfehlbar zu Grunde gegangen wäre, wenn ihn nicht zum Glück der Tod von diesem Weibe wieder erlöst und seiner jugendgeliebten, geigenvirtuosen Cousine in die Arme geführt hätte. Thomas Truck wird nicht sowohl erzogen, als von seinen Jugendthorheiten und anmaßlichen Ueberspanntheiten überzeugt und, hoffentlich, durch die schmeichelnden Geigentöne der Geliebten für immer geheilt. Ob nun gewollt oder nicht, hat Holländer in dieser Gestalt ein Meisterstück des überspannten Grün-Jungentypus geschaffen, dem man heutzutage auf Schritt und Tritt begegnet.

Ich schließe meine Studie mit dem Roman des Kindes. „Die Abenteuer des kleinen Walther“ von dem Holländer Multatuli und auch zwei deutsche Romane dieser Art liegen neuerdings vor. Klein Walther, das Kind armer Leute, früh in's Leben hinausgestoßen, scheitert an seinem romantischen Sinn, der ihn hindert, sich darin zurecht zu finden und eine feste Haltung dem Leben gegenüber zu gewinnen. Die beiden deutschen Gegenstücke dazu sind Schülerromane. Schülertragik wird darin entwickelt, von der junge sensible Naturen früh zerbrochen werden. Da ist zunächst „Freund Hein“ von Emil Strauß. Der Knabe kann mit der Mathematik nicht fertig werden. Sie ist seine Qual bei Tag und Nacht und verbittert ihm das junge Leben. Er lebt und webt in der Musik. Aber der Vater macht die Erlaubniß, daß der Knabe sich dieser Kunst widmen dürfe, vom Bestehen des Abiturium abhängig. Indessen, die teuflische Mathematik bringt ihn zu Fall und er schießt sich verzweifelt eine Kugel in den Kopf. Dieser tragische Ausgang einer in ihrer Art versprechenden, sensiblen Knabennatur, der die Schule zum Verhängniß wird in ihren schematischen Anforderungen, ist mit feiner Psychologie durchgeführt. Eben diesem Verhängniß erliegt der junge Sproß der „Buddenbrooks“ in Thomas Mann's gleichnamigem Romane. Eine feingestimmte Seele, die von der Schule „stumm“ gemacht wird. Eine kleine sensible Natur, die sich in ihrer Sprache gern äußern und herausgestalten möchte, aber vor der herben, derben Wirklichkeit erschrickt, in der sie sich nicht versteht, und auf die Fragen des Lehrers nichts zu antworten weiß. Sprechen, ach wie gern, wenn man mich nur ließe, wie ich kann und es mir um die Seele ist! So etwa wimmert es im Gemüth des Jungen. Aber die Schule macht ihn ja dumm, buchstäblich dumm. Er versteht nichts davon. Da herrscht eine andere Sprache, die er nie erlernen wird. Er verkümmert in sich darüber und geht daran zu Grunde, daß er minderwerthig sein und das Pensum nicht bewältigen soll. Um ihn her alle die anderen frischen Jungen, die das spielend beherrschen, woran er sich vergebens müht, oder leichtfertig darüber hinwegspringen und sich auch nichts daraus machen, wenn sie das Pensum nicht bewältigen. Da schlagen sie sich den Kram um die Achsel und bringen es im Leben doch zu Etwas. Aber der kleine Buddenbrook, der das Alles ernst, zu ernst nimmt, siecht darüber einem frühen Grabe entgegen.

Die Buddenbrooks sind ein altes Kaufherrngeschlecht. Der Ahne war ein wackerer Schneider in Rostock, und seine Nachkommen haben sich allmälig hinaufgearbeitet. Unter dem Vater unseres Schülers hat das Geschlecht seinen Höhepunkt erreicht, oder vielleicht schon überschritten; dieser ist der letzte „decadente“ Sproß. Für einen Dichter der älteren Schule wäre es die natürlich gegebene Aufgabe gewesen, den Aufstieg dieses Geschlechtes zu schildern. Unser moderner Dichter setzt sehr bezeichnender Weise da ein, wo der faule Punkt hervorzuwachsen beginnt. Die vorangegangene Entwickelung interessirt ihn nur nebenbei; das pathologische Moment nimmt sein ganzes Interesse in Anspruch, und er weiß es überaus feinsinnig auszufinden, zu deuten und zu entwickeln. Die „Buddenbrooks“ sind ein genealogischer Roman, in dem Sinne, wie wir diesen zu Eingang für die neuere Richtung in Anspruch nahmen; ja, er ist vielleicht der typische tragische Erziehungsroman unserer Zeit in den Grenzen eines Kindeslebens. Er ist symbolisch für die Tragik, unter welcher die sensible Natur unserer Tage, ob schon auf der Schule, oder im späteren Leben einem frühen Grabe erliegt. Die Erziehungshelden des älteren Styls resignirten sich in einer Jenseits- oder Zukunftsperspective; vor den allerjüngsten öffnet sich nur das dunkle Reich der ewigen Nacht. Der Roman soll noch geschrieben werden, der dem modernen Geschlecht die genealogische Zukunftsperspective und Aufbewegung erschließt in einer Apotheose auf die Verantwortung vor der Generation und ihre Heiligkeit.

Beiträge zum Verständniß der griechischen Kunst.*)

Von Prof. Th. Achelis (Bremen).

Eine der feinsinnigsten psychologischen Beurtheilungen der Griechen finden wir bei Goethe in seinem Aufsatz über Winkelmann, wo es u. A. so heißt: Der Mensch vermag gar Manches durch zweckmäßigen Gebrauch einzelner Kräfte, er vermag das Außerordentliche durch Verbindung mehrerer Fähigkeiten, aber das Einzige, ganz Unerwartete leistet er nur, wenn sich die sämmtlichen Eigenschaften gleichmäßig in ihm vereinigen. Das Letzte war das glückliche Loos der Alten, besonders der Griechen in ihrer besten Zeit; auf die beiden ersten sind wir Neueren vom Schicksal angewiesen. Dort ist in der That bei aller fremden Anregung und Einwirkung, die abzuleugnen thöricht wäre, die Offenbarung eines so überwältigenden künstlerischen Genius, die übrigens einer ebenso hohen technischen Entfaltung entsprach, erfolgt, daß wir in dieser Beziehung (ich rede hier insbesondere von der Plastik) so recht den Fluch des Epigonenthums verspüren. Man braucht deßhalb gar nicht sofort zu verzagen, aber es ist doch zweckmäßig, sich diesen Gegensatz nach verschiedenen Richtungen hin zu vergegenwärtigen.

Egypten und noch unzweifelhafter und nachhaltiger Assyrien und Phönizien kommen für diesen Einfluß in Betracht, aber das Bezeichnende des griechischen Volksgeistes besteht eben in der wunderbaren Verwerthung, mit ganz eigenartigem Gehalt erfüllten Verarbeitung dieser Anregungen. Pater schildert dies allmälige Erwachen höherer Ideen in der Entwickelung der Kunst folgendermaßen: Ein Volk, dessen Cultur noch jung ist, berauscht sich, wie es der Jugend frommt, am Decorativen, an der leidenschaftlichen Schönheit von Elfenbein und Gold, an den lieblichen Erzeugnissen kunstgeübter Hände. Alles das kam zu den Griechen zugleich mit dem Aphroditecult über Cypern von Phönizien, von der alten decadenten Cultur des Morgenlandes, das selbst seit langer Zeit dieses Glanzes überdrüssig geworden war. Im kärglichen Maße wird es ihnen zu Theil, so kärglich, daß ihre Gedanken immer gen Osten, zum Wunderland, wo es Kunst in Fülle giebt, zurückwandern. Und wie kärglich auch immer das Maß war, mit dem ihnen Generationen hindurch gemessen wurden: die Welt des asiatischen Kunstgewerbes beginnt ihre sensiblen Fähigkeiten zu erregen, gewöhnt die Hand an das Schaffen, das Auge an die Würdigung eines feineren, mehr durchgeistigten Gehalts in materiellen Erzeugnissen. Doch nirgends findet sich bislang in der ausgedehnten mannigfachen und hervorragenden Welt der Zeichnung irgend ein adäquates Verständniß für den Menschen an sich, nirgends zeigt sich, daß man die menschliche Gestalt genügend verstand und beherrschte, um der menschlichen Seele Ausdruck zu verleihen. Doch jene in erster Linie auf der Zeichnung basirenden Künste, an denen dies jüngere Volk sich erfreute, tragen bereits jenen Stempel von verständnißvoller Auffassung, jene deutliche Harmonie zwischen den gebrauchten Mitteln und den Zwecken, von der das völlig durchgeistigte Wunderwerk der menschlichen Gestalt die Vollendung giebt, eine Vollendung, die bereits vorher in den grandiosen lebendigen Gestalten epischer Poesie, in der Kraft ihrer Gedanken, in ihrem Lachen und ihrem Weinen erreicht war ... Die ideale Absicht der griechischen Skulptur, wie jeder Kunst, gipfelt darin, den tiefsten Gehalt menschlichen Wesens und Schicksals zu erfassen, zu beherrschen und zu verkünden, ihn in einer Art und Weise des Ausdrucks zu verkünden, die an Klarheit, Anmuth und Einfachheit, wenn möglich, den japanischen Blumenmaler erreicht. Der Forscher in griechischer Skulptur muß daher in sich selbst hauptsächlich die Fähigkeit heranbilden, den in der äußeren Form ausgesprochenen Gedanken zu würdigen; er muß sich daran gewöhnen, ohne Unterlaß beim Sehen seelisch zu empfinden, um das, was uns Ausdruck heißt, bis zum Urquell verfolgen zu können. Im Gegensatze aber dazu muß er sich in gleich strengem Maße dazu erziehen, die Intelligenz, die in der ungeschickten Ausführung der Arbeit, in der Linienführung bei gezeichneten Werken, und in der stets rationellen Beherrschung des Materials sich manifestirt, richtig zu würdigen (S. 238). Ich war genöthigt, diese etwas längere Auseinandersetzung hier anzuführen, um einerseits den feinen Styl, der eine ungewöhnliche Glätte mit tief eindringender Analyse harmonisch vereinigt, an einem Beispiele zu veranschaulichen, und andererseits die Bedeutung zu betonen, die Pater im Gegensatz zu der seit Lessing üblichen philosophisch-abstracten Behandlung der griechischen Kunst ihrer technischen Würdigung beilegt; beide Seiten müssen eben, wie von selbst erhellt, Hand in Hand gehen. Gerade dadurch unterschied sich die griechische Bildhauerkunst schon in ihren Anfängen von der starren egyptischen und assyrischen, daß sie mit aller Energie nach Freiheit strebte, nach dem natürlichen Ausdruck menschlichen Seelenlebens, der selbstverständlich auch für die Auffassung und Darstellung von Göttern maßgebend wurde. Dies Verlangen (erklärt unser Gewährsmann) bedeutet bereits den Beginn eines religiösen Styls, der in den Werken des Phidias seine Vollendung erreichte, als sich das wahrhafte, völlig durchgeistigte Bild des Menschen mit dem religiösen Mysticismus, der aus fernen Welten zu stammen schien, vereinte. Einer nach dem anderen besteigen neue Götter aus Bronce, aus Marmor und aus fleischfarbigem Elfenbein ihre Throne in diesem oder jenem berühmten Tempel (S. 261). Und gerade die apollinische Religion verlieh in ihrer lichten Reinheit und künstlerischen Vollendung dieser ganzen Richtung den Stempel des Idealen und Vergeistigten, nicht im abstracten Sinne, sondern umgekehrt im leibhaftigen Bilde des verklärt Menschlichen, wie es in den berühmten äginetischen Marmorgruppen vor unseren bewundernden Blicken steht, einem Werke, das, nach Pater, echter Menschlichkeit vollen Ausdruck verleihend, nicht nur in künstlerischer Vollendung des Menschen Gestalt wiedergiebt und für ihre Bewegungen und Blicke klares Verständniß zeigt, sondern das auch mit der ganzen Frische dieses neu entdeckten innerlichen Werkes durchtränkt ist; die Linien und Bewegungen des Körpers werden durch die Kraft edler Leidenschaften geläutert, durch die Strahlen menschlichen Geistes umleuchtet, weihevoll, bezaubernd, ergreifend (S. 280).

Die in vollem Strahlenglanze vor uns liegende homerische Welt, die, im Ganzen genommen, eine naive, ungebrochene Lebensfreudigkeit zeigt, verführt mitunter zu der Annahme, als sei überhaupt dem Griechenthum jeder pessimistische, weltmüde Zug fremd gewesen. Schon ein Blick auf die Tragiker und Elegiker (von den Philosophen noch ganz zu schweigen) zeigt, wie irrig diese Verallgemeinerung ist. Dasselbe lehrt uns die Betrachtung der volksthümlichen und deßhalb tief im griechischen Gemüth wurzelnden Sage von Demeter und Persephone, die unser Kritiker zum Gegenstand einer längeren Studie macht. Auch die Mysterien mit ihren Aufzügen und Schauspielen beweisen die weite Verbreitung dieser Ideen, die freilich späterhin durch Speculation und Symbolisirung nicht wenig umgedeutet wurden. Aber die Natur selbst in ihrem ewigen Wechsel, in dem steten Sterben und Zerfallen, das sie, wie Werther sich so drastisch ausdrückt, als ewig wiederkäuerndes Ungeheuer erscheinen läßt, muß einem tieferen Blicke eine ernstere Stimmung einflößen, so daß das ursprünglich naiv Poetische einer melancholisch ethischen Auffassung Platz machte, die Pater so ausdrückt: Drei gehaltvolle ethische Begriffe, drei ehrfurchtgebietende heilige Gestalten haben sich nunmehr aus der griechischen Phantasie herauskrystallisirt; sie entstanden aus all' den Traditionen, die wir bislang verfolgt haben, aus den Hymnen

*) Mit besonderem Bezug auf das Buch von Walter Pater, Griechische Studien (Eugen Diederichs, Jena-Leipzig 1904).

der Dichter und aus dem instinctiven, an keine Riten gebundenen Mysticismus harmloser Gemüther. Demeter ist zur göttlichen trauernden Mutter geworden, Kore, die Göttin des Sommers, hat sich in Persephone, die Göttin des Todes, verwandelt, die zwar noch in Formen und Düften von Blumen und Früchten lebt, die aber auch dadurch, daß sie vom Tode erstand, den grübelnden Sinnen der Menschen eine ihrer mannigfachen Eigenschaften offenbarte. Schließlich wird Demeter auf den Thron gesetzt: geläutert durch ihren Kummer, etwas gealtert, und in ihrer Freude über die Rückkehr von Kore die Erde segnend. Die Legende ist nun in ihre dritte Lebensepoche eingetreten, wo sie Besitzthum jener tiefen Geister wird, die beim Verfall der griechischen Religion in völliger Geistesfreiheit Alles, was der Cultur dieser Zeit dienlich zu sein schien, aus ihr herausholten, auswählten und abänderten. Auf diese Weise werden die Mythen der griechischen Religion gleichsam Ideale — sichtbare Verkörperungen der Fähigkeiten und Anschauungen vornehm gearteter Seelen, und gerade mit dieser letzten Phase mythologischer Entwickelung verbindet sich die Blüthezeit der griechischen Skulptur; sie giebt diesen Idealen klaren ästhetischen Ausdruck (S. 141). Und doch begegnen wir auch hier dem eigenartigen griechischen Zuge einer Milderung und Verklärung des Harten, Häßlichen, Abstoßenden; wie die Furien den dämonischen Reiz des tragisch Schauerlichen erhielten, wiederum menschlichen Sinnen und Trachten wesensverwandt, so umfloß auch das Bild der Todesgöttin ein Zug sinnender Schwermuth, träumerischer Versunkenheit in sich selbst, so daß wir nicht von dem eisigen Schrecken der Vernichtung in unserem Genuß gestört werden.

Maßgebend ist aber für die griechische Anschauung, was wir noch zum Schluß hervorheben möchten, die animistische oder, wenn man so will, die pantheistische Grundidee im Gegensatz zu unserer heutigen mechanischen. Wie wir uns unter der harten Zucht der Naturwissenschaft gewöhnt haben, alles in der Welt streng gesetzmäßig, d. h. nach dem Leitfaden der Causalität aufzufassen und überall, wo es erforderlich erscheint, durch hypothetische Hülfsbegriffe, wie Atome, Moleküle, Materie u. s. w. dies unendlich feine Netz von Beziehungen zu vervollständigen, so haben wir nicht selten den berechtigten Spielraum der Phantasie und damit des künstlerischen Schaffens und Genießens bedenklich verengert und ihre Bedeutung verkannt. Erst die Dichtkunst kann uns den verlorenen Zauber der ursprünglichen Beseelung des Alls wieder erobern, indem sie auch in uns das mächtige Gefühl einer geheimen Wesensverwandtschaft mit dem Reich der Natur erweckt, dem wir eben in rein abstracter wissenschaftlicher Betrachtung entwachsen sind. Ein Goethe lebte und webte ganz und gar in dieser unmittelbaren harmonischen Wechselwirkung, die, übrigens beiläufig bemerkt, von einer tiefer blickenden Philosophie (ich erinnere bloß an Fechner, Lotze, Wundt, um die hervorragendsten Denker zu nennen) nicht nur nicht beanstandet, sondern geradezu gefordert wurde, sollte anders nicht das Weltbild an einem traurigen Dualismus sich zersplittern. Für die plastische Phantasie der Griechen bestand, wie schon bemerkt, diese Einheit im vollsten Maße, ungebrochen, nicht durch des müden Zweifels Blässe angekränkelt. Der Körper des Menschen war für sie noch, wie Pater erklärt, das unverfälschte Werk des Prometheus; sein Zusammenhang mit Erde und Luft, wovon viele Sagen melden, war direct und unmittelbar, und nicht, wie in unserer Vorstellung, durch das Entstehen ungezählter Arten verschleiert; und darin liegt der scharfe Gegensatz zu unserer mechanistischen Auffassung des Lebens, die sich nie, möge man sich noch so tief in sie versenken, über das graue Licht der Alltäglichkeit erhebt. Die Orakel, die dem menschlichen Verstande über Vögel und Quellen und die dampfende Erde weissagten, waren Zeugnisse für diese Vorstellung des griechischen Geistes. Ihre Geschichte führte, wie die Griechen glaubten, ununterbrochen zu jenen Orten zurück, wo sie auch später fortbestanden, zu einer uralten Vergangenheit, die noch dunkel in der Erinnerung fortlebte, wo Himmel und Erde sich mischten, zu den Töchtern und Söhnen der Sterne und der Ströme und des Thaues, zu den Ahnen erhabenster Männer und Frauen, die wirklich in den Eigenschaften und Kräften dieser Dinge verborgen waren, oder in ihnen lebten; ja es ist kaum möglich, den Einfluß, den diese geheimnißvolle Verbindung mit der sichtbaren Welt auf des Griechen Phantasie selbst in späteren Zeiten noch ausübte, und die heiligende Kraft, die hierdurch ihre Gedankenwelt beherrschte, zu überschätzen. In diesem Sinne versteht man es in der That, wenn Schiller in einem der ersten Briefe, die er mit Goethe wechselte, es für seinen großen Freund so beklagte, daß das Schicksal ihn in eine graue, kalte nordische Welt geworfen hätte.

Das für jeden höher gebildeten Menschen durchaus verständliche, mit feinster Beobachtung und tiefen psychologischen Blicken erfüllte Buch ist recht dringend zu empfehlen.

Feuilleton.

Der Rheinübergang.

Eine Geschichte aus der Zunft.

Von Martin Beradt (Berlin).

I.

Herbert Danner löste den dunkelgrauen Briefumschlag, aus dem ein dunkelgrauer Bogen, von feingeschnittenem Format mit abgerundeten Ecken, fiel. Dann rückte er zwischen dem Wirrwarr, der den Schreibtisch bedeckte, ein kleines ovales Aschenbecherchen zurecht, auf dem ein Frosch, grün bis auf den grauweißen Leib, mit neugierig dreinschauenden Aeugelchen hockte, und lehnte sich wieder gemächlich in den braunen Ledersessel zurück. Die Arme legte er auf die breiten Seitenstützen und stieß mit der lässigen Art des Bohemien, der er bis in's Mark war, aus seiner dünnen Cigarette graublaue Ringel in die Luft. Verträumt blickte er lange den zergehenden Luftgebilden nach, die er in Schöpferlaune immer auf's Neue schuf. Erst nach einer Weile sah er, den egyptischen Glimmstengel noch immer im Mundwinkel, ein halbes Lied vor sich hinsummend, aus verwunderten Augen auf den halb verwischten Poststempel des Briefumschlages. Bald hatte er Paris als Wiege dieser eleganten Briefhülle entdeckt. Er faltete den Brief auseinander und suchte, die Stirn in nachdenkliche Falten gezogen, die Krähenfüße der Unterschrift zu entziffern. Plötzlich schnellte er den verkohlten Rest der Cigarette aus dem Mund und kniff die Lippen zusammen — er hatte François Servain als Absender gefunden!

„Verd .....!"

Der Fluch kam' nur zur Hälfte zur Welt. Danner vergaß ihn zu vollenden, während er seine Augen von Zeile zu Zeile tanzen ließ.

Er hatte das Schreiben bis zum letzten J-tüpfelchen durchgesehen.

„Erbaulich!"

Und im Gefühl, einen verzweifelten Fall vor sich zu haben, nahm er den Brief noch einmal gründlich vor, wendete jedes Wort hin und her und sprach, fast unwillkürlich, jede Silbe vor sich hin.

Es stand da in schrägen, flüchtigen Linien:

Paris, Novembre 02.
56 Rue de reine.

Sehr geehrter Herr,

Der Zufall wehte mir einige deutsche Zeitschriften auf den Schreibtisch. Ich fand in ihnen eine reizende Imitation. Ich sah die Sprache, die Paris spricht, in das deutsche Schriftthum übertragen, die leichte Münze, die auf den Boulevards von Hand zu Hand rollt, in die deutsche Faust gedrückt. Es waren feine, zerbrechliche Sächelchen, wie aus Spinneweb gewoben, wie in Eierschale gefaßt ... Süße Geschichtchen, aus denen ein Hemdzipfel hervorlugt, lose Narreteien, die mit den Windeln schließen —; Beichten, hinter denen ein Spötter steht, Thränen, die ein Schelm gelacht. Es war die Filigranarbeit, die wir für die Cabarets an der Seine fertigen: Die Kunst in Grazie gebettet, die Weisheit in Unterhöschen, das Leben parfümirt. — Ich gestehe, die ganze Art war so gelungen, daß ich geradezu französische Arbeit vor mir zu haben glaubte. Am besten gefielen mir einige, wie hingespielte Geschichtchen,

die in Volants dahinzuschweben schienen und immer das zu sagen wußten, was sich nicht sagen läßt . . .

Bei genauerer Betrachtung fand ich nun, sehr geehrter Herr, daß diese Kleinigkeiten von Ihnen, — Verzeihung, von mir stammten. Sie, sehr geehrter Herr, hatten nur die Liebenswürdigkeit gehabt, diese meine Kinder über den Rhein zu führen. Ich zweifle nicht einen Augenblick, daß Sie nur darum meinen Lieblingen Ihren Namen liehen, weil Sie fürchteten, die etwas boshaften Bildchen, die ich gemalt, würden als Pariser Erzeugnisse nicht solche Werbekraft besitzen, als wenn Sie Ihr germanisch klingendes: „Fecit Herbert Danner" darüber setzten. Sie wollten der Lesewelt Ihres Landes mit einem „Made in Germany" schmeicheln. Sie glaubten, der Name müsse hinter der Sache zurückstehen . . .

Ich kann, sehr geehrter Herr, Ihre Auffassung vollkommen begreifen. Dürfte ich Sie aber bitten, von meiner abweichenden Ansicht Kenntniß zu nehmen? Darf ich Ihnen die Ansicht meiner Kinder mittheilen, die sich übrigens Ihnen für Ihre liebevolle Annahme verpflichtet wissen? Meine frechen Kleinen senden Ihnen einen hübschen Gruß und lassen Ihnen bestellen, — die lange Nase, die die ungezogenen Göhren Ihnen machen, werden Sie, sehr geehrter Herr, verzeihen — daß Sie durchaus keine Veranlassung haben, sich adoptiren zu lassen.

Sehr geehrter Herr, ich habe die Ehre, zu sein

Ihr ganz ergebener

François Servain.

Das Gefühl, mit dem Danner den Brief aus der Hand legte, war mehr als Verdrossenheit. Sein Kopf war ganz benommen. Die Nadelstiche des Schreibens empfand er fast physisch. Seine Gedanken wußten sich zu keiner Antwort zu sammeln. Erst nach einigen Tagen ließ er ein kleines Briefchen, in keuschestem Weiß, nach Paris flattern. Ehe er es absandte, überlas er es noch einmal:

Berlin W 64.
November 02.

Sehr geehrter Herr,

Ich besitze Ihre sehr geehrten Zeilen von voriger Woche und habe Ihnen nur wenige Worte zu erwidern. Ihr Schreiben, das mit einer so beißenden Lauge von Ironie durchtränkt ist und von der Darstellungsweise Ihrer Schriften durch seine wenig verhüllte Art sich so auffallend abhebt — Ihr liebenswürdiges Schreiben verkennt mich durchaus. Ich versichere Sie, daß ich Ihre reizenden Histörchen niemals unter meiner Flagge segeln ließ. Ich habe nie verfehlt, Sie, sehr geehrter Herr, als Verfasser und mich bescheidentlich als Dolmetsch zu bezeichnen. Lediglich die Herren der Redaction, die nicht gern Uebersetzungen bringen, aber Ihre liebenswürdigen Arbeiten auch nicht missen mochten, haben sich dieses mir so peinliche Taschenspielerkunststück erlaubt.

Nehmen Sie die Versicherung entgegen, daß Sie sich nicht mehr zu beklagen haben werden! Es wird mir eine Ehre sein, Ihren Namen weiterhin in meinem Vaterlande bekannt zu machen!

Empfangen Sie, sehr geehrter Herr, die Versicherung meiner aufrichtigen Hochachtung und Ergebenheit!

Herbert Danner.

Danner lachte hell auf, während er die Adresse auf den Briefumschlag kritzelte, und murmelte vor sich hin: „Quod non! Es lebe das Lügen!"

II.

Es waren wirklich erst wenige Wochen seit jenem brieflichen Duell in's Land gegangen, als schon wieder François Servain's Boulevardgeschichten unter dem Strich rechtsrheinischer Tagesblätter erschienen. Regelmäßig folgten auf die Ueberschrift die Worte: „Skizze von Herbert Danner."

Danner wurde bekannt. Man sprach von ihm. Sein Name wurde genannt. Man suchte seine kleinen Arbeiten, die so entzückend ungezogen waren und wie Sahnenchocolade schmeckten. In den Nippes-Boudoirs des westlichen Berlins schlürfte man diese gedruckten Beichten verflogener Genüsse mit ganz seltsamem Gelüste. Und in den Herrenzimmern, in denen man nach dem Souper bei schweren Importen die Empörung des Magens zu beschwichtigen suchte, sprach man von den Erfolgen bei Frauen, die dieser Danner unbedingt gehabt haben müsse. Er kam in den Ruf eines starken Viveurs, weil man ihm eine solche immer auf's Neue erfinderische Phantasie nicht zutraute.

Danner selbst verlebte die Wochen in ziemlicher Unruhe. Er hatte das unbestimmte Gefühl, daß sich über seinem Haupte ein Gewölk zusammenzöge. Und wirklich lag eines Tages auf seinem Schreibtisch neben einer Anzahl verliebter Briefe und einer Fülle von Einladungen ein grauer Briefumschlag; ein Briefumschlag von einer solchen Nuance des Grau, wie sie nur aus Paris kommen konnte. Und sie kam wirklich aus Paris. Und der graue Bogen, der in der Hülle steckte, war mit solch' schrägen, aufsteigenden Linien bedeckt, wie sie nur von 56 Rue de reine kommen konnten. Und sie kamen wirklich von 56 Rue de reine. Und der Brief konnte — das war sicher — nur Unheil bergen . . . Und er barg wirklich nur Unheil!

Diesmal las Danner den Brief noch mehr als zwei Mal von oben bis unten. Dann zerriß er ihn in lauter Schnitzel. Er wußte ihn schon auswendig. Er hätte ihn aufsagen können! Wie war es doch?

Paris, Januar 03.

Sehr geehrter Herr,

Ich muß mich noch einmal mit einer Bitte an Sie wenden. Es erscheinen, wie zuvor, in Blättern Ihres Landes Geschichtchen, die bereits unter meinem Namen in den Blättern meines Landes gestanden. Sie, geehrter Herr, werden wie bisher als Verfasser angegeben. Sie gaben mir die Versicherung, daß Sie an diesem Truge unschuldig sind. Ich bin durchaus davon überzeugt, daß Sie gegen Ihren Willen die Autorwürden erhalten. Dennoch muß ich Ihnen meinen neulich geäußerten Wunsch noch einmal in's Gedächtniß rufen. Vielleicht, daß die Gründe, die ich heute bringe, von Ihnen höher gewerthet werden.

Ich glaubte, in meinem Schreiben, das ich Ihnen vor einigen Wochen sandte, die wahren Gründe meines Einspruches gegen Ihr Verfahren verheimlichen zu dürfen. Ich wollte in Ihnen die Vorstellung erwecken, als ob es lediglich Eitelkeit wäre, die mich gegen Ihre Adoptivgelüste in Harnisch brächte. Aber die Gründe liegen tiefer. Ich gebe mir selbst eine Blöße, wenn ich sie nenne. Aber ich thue es dennoch, weil ich nur dadurch, daß ich sie Ihnen aufdecke, mich selbst vor Schaden bewahren kann.

Um es kurz zu sagen: Ich habe ebenso gesündigt wie Sie. Auch ich habe meinen Namen über Dinge gesetzt, die nicht von mir stammten, und Sie haben nur den einmal angeschlagenen Ton weiterklingen lassen, wenn Sie wiederum Ihren Namen an die Stelle des meinen setzten. Wir haben uns also Beide gleich vergangen und werden auch, wenn wir nicht auf unserer Hut sind, Beide gleich gehangen werden. Wer unser gemeinsames Vorbild ist? Ein Deutscher! Ich stöberte in noch gar nicht sehr verstaubten Zeitschriften seine Weisheiten auf. Sie waren im witzigsten Plauderton gehalten und schienen von einem Sprühkopf ausgeheckt zu sein. Diese Art Weisheit gefiel mir. Sie war französisch gedacht, nur deutsch gefaßt. Ich übertrug sie in das Französische und färbte ein wenig, was allzusehr deutsch war. In meinen Geschichten wurden aus den „Straßen" — „Boulevards" und „Avenuen". Für mich erging man sich nicht im „Thiergarten"; der Bois de Boulogne lag näher. Dressel und Hiller — irre ich nicht, so waren dies die Restaurants, die öfter vorkamen — verwandelten sich in die Restaurants, in denen bei uns die vornehme Welt dinirt. Sie kennen wohl Maxim und die andern? Ich will sie Ihnen nicht aufzählen, weil mit jedem dieser Namen sich eine Vorstellung verbindet, die den Gaumen reizt. Auch die Toiletten wurden bei mir andere. Sie kennen die Pariserinnen und haben ihre Toiletten studirt? Ihre Kleidung ist graziöser, leichter, eleganter, als man sie bei Ihnen trägt. Ich mußte hier viel ändern, was ich vorfand. Auch der veränderten Mode mußte ich Rechnung tragen. Es sind schon fünfzehn Jahre her, seitdem unser beider Meister — er ging schon längst zu den Todten ein — seine verfänglichen Geschichten schrieb. Und wohl ebenso oft hat die Mode gewechselt! . . .

Sie werden sicherlich von meinen Mittheilungen überrascht sein. Sie werden in dem von mir und dem von Ihnen beobachteten Verfahren eine unverkennbare Aehnlichkeit finden. Bei Ihnen ist der „Boulevard" wieder zur „Straße" geworden, Maxim wieder zu Dressel — besteht er noch? — der französische goût zum deutschen Geschmack. Der Kreislauf ist beendet. Zwei haben das Spiel gewonnen. Beide die Palme in raschem Laufe errungen.

Aber warum wollen Sie die Palme sich wieder entwinden lassen?

Man ist uns auf der Fährte. Dieses doppelte Schnippchenschlagen muß gefährlich werden. Wenn Sie nicht schweigen, verrathen Sie sich. Wenn Sie mich weiter bestehlen, bringen Sie uns Beide an den Galgen.

Ich habe seit Langem aufgehört, den todten Meister zu plündern. Die Leichenschändung wurde mir doch peinlich. Vielleicht darf ich Ihr Gemüth anrufen, wenn ich mich an Ihre Klugheit umsonst wenden sollte? Das Gemüth soll ja der Vorzug der Deutschen sein . . .

Sehr geehrter Herr, ich darf mich hoffentlich auf Ihre Einsicht verlassen und bin mit dem Ausdruck vollkommenster Hochachtung

S.

III.

Die Folgen, die dieser Brief links und rechts des Rheines hervorrief, waren sonderbarer Weise gleich angenehme.

In W. 64 erregte er allerdings anfänglich Bestürzung. Herbert Danner hatte zuerst gar keine erfinderische Phantasie, als es sich für ihn fragte: was beginnen? Er sann nicht einmal darüber nach, wer das gemeinsame Vorbild gewesen, das Servain begeistert hatte; das ließ ihn jetzt gleichgiltig. Servain war abgethan. Das stand über jedem Zweifel. Wozu da noch seine Verstandeskräfte, die man nun [illegible] nöthig brauchte, an eine verfahrene Sache wenden!

Allmälig gewann er seine Ruhe wieder. Er dachte, daß es thatsächlich ein überkühnes Wagniß gewesen, lediglich François Servain zu wiederholen. Warum war er auch so exclusiv gewesen? Verkörperte sich denn in Servain die leichtfertige französische Literatur überhaupt? Und mußte man denn überhaupt leichtfertig sein? Seine Sächelchen waren sowieso in einer Anzahl von Zeitungen, die Moral verzapfen, verpönt. Würde ihm nicht Melancholie, die wie ein Herbsthauch durch seine Geschichten wehen müßte, auch diese Pforten öffnen?

Der Gedanke wich ihm nicht aus dem Kopf.

Nach einem Monat war Herbert Danner ein Anderer. Er wurde Melancholiker und bußfertiger Sünder.

Er hatte einen schwerblütigen, wenig bekannten normannischen Dichter entdeckt, der sich für seine Zwecke sehr gut eignete. Eine Skizze dieses Poeten nach der andern brachte er in deutsche Worte. Eine nach der andern kam in die Druckerpresse. Eine nach der andern brachte ihm Geld.

Berlin W. wunderte sich ob dieses Umschwunges. Aber den Damen gefiel diese stille Trauer, die Danner auch im gesellschaftlichen Leben äußerlich anlegte, allmälig mehr und mehr. Er wurde noch mehr verwöhnt, hatte noch mehr Liebschaften und erhielt noch mehr Einladungen zu Diners in den Thiergarten und nach der Grunewald-Colonie.

Dennoch ist der ganze Vorfall nicht spurlos an ihm vorübergegangen. Danner ist gewitzigt worden und hat gelernt. Er wird nach zweijährigem Gebrauch den Normannen aufgeben — und zu einem Provençalen greifen . . .

IV.

Und in Paris?

Im Paris des François Servain . . .?

In Paris des François Servain war man in Champagnerlaune. Man hatte sich bei Maxim ein cabinet particulier gesichert und feierte François Servain's Geniestreich. Es ging hoch her. Man war mehr als lustig. Servain hatte außer seinem Intimus Sylvain Bouvenière noch einige Vertraute geladen, Leute, die lachen konnten. Und sie lachten weidlich.

Um den runden Tisch herum wurde es mitten in dem Jubel für einen Augenblick still. Nur in der Ecke des einen Plüschsophas schnarchte Jemand. Sylvain Bouvenière hatte sich erhoben, und erklärte bei schäumendem Glase den Unwissenden den Grund der Zusammenkunft.

„Freundchen! Der Gedanke kam von mir. Mein Advokatenhirn hat ihn geboren. Und es ist ja gar nicht gewagt, daß ich François sich in den Augen Fremder als Dieb hinstellen ließ. Wartet nur, Kinder! Ich habe richtig gerechnet. Der junge Germanenheld wird den Mund halten. Von dem Briefe wird keine Sterbensseele erfahren. Und — wetten will ich — der junge Mann wird mit dem Abschreiben von Servain's Geschichten aufhören. Was wollt Ihr mehr? Den Champagner habt Ihr obenein!“

Man zahlte. Die Worte flogen wie Raketen. Die Augen glühten. In François Servain's kohlenschwarzen Wimpern schimmerte es feucht. Die Weinlaune war über ihn gekommen. Er konnte sich vor Lachen nicht halten. Er lachte, bis er einen Hustenanfall bekam und die Thränen ihm über die runden Bäckchen liefen. Und dann lallte er schon mehr:

„Richtig, Sylvainchen, richtig . . . Du . . . Du hast immer Recht. Diese Deutschen — pfui — die, die — sind Dummköpfe, ja, Dummköpfe. Es fehlt ihnen — hehe — der Witz. Man muß sie immer zum Narren machen, zum Narren! Diese deutschen Herrchen, haha! Wenn man sich schlech . . ., schlechter macht, das, das glauben sie immer! Wenn man ihnen sagt, man habe gestohlen, das, das glauben sie schon. Aber ich habe nicht gestoh . . . ich habe nicht gestohlen! Ich habe es ihm bloß eingeredet, damit er mich nicht abschreibt. Sylvainchen, ist es so? Aber ich — nein — ich habe nicht gestohlen! habe nicht gestohlen . . .“

Er hatte wirklich nicht gestohlen. Dieser Diebstahl war nur eine Mythe gewesen, um dem Deutschen das Handwerk zu legen.

„Ich habe nicht gestohlen!“, kam es immer wieder. Es bezweifelte auch Niemand. Man johlte, bis Servain müde wurde und die Augen schloß. Man konnte ihn kaum noch wach bekommen, als man gröhlend auf die Einfalt der Deutschen anstieß . . .

V.

Für François Servain hatte die Affaire dennoch eigenthümliche, von ihm ursprünglich nicht gewollte Folgen. Er hatte in Berlin durch den Freund, der ihm die Kenntniß von Danner's Diebstahl vermittelt hatte, erfahren, daß die kostenlosen Raubzüge über den Rhein Danner erkleckliche Summen eingebracht hatten. Ihn dünkte plötzlich das Recept nicht schlecht. Und er mischte in den Feuilletons, die er in französischen Blättern schrieb, deutsche Skizzen unter. Anfangs charakterisirte er diese Uebersetzungen als Entlehnungen, indem er sein „traduit“ nicht vergaß. Später fand er das störend. Man erschien dabei so leicht dem Publicum, das einen kannte, als Copirpresse. Und auch die Dürre der Phantasie, die daraus sprach, wurde in literarischen Cirkeln bald bewitzelt. Er entschloß sich daher rasch, dieses allzu gewissenhafte „traduit“ in Zukunft fortzulassen.

Seine Phantasie hatte so reiche Ernten. In seine Scheuer barg er goldene Früchte. Die Fruchtbarkeit seines Schaffens erregte wie seine ...annliche Arbeitskraft weite Bewunderung. Und Dank dem kaum durchbrochenen Princip der Franzosen, moderne deutsche Bücher nicht zu lesen, hat noch Niemand Servain auf den Busch geklopft. Eine Gewissensbelastung hat er nicht empfunden. Er ist in seinen Anschauungen Bonapartist. Und er hat mir jüngst gesagt, als er mir in der Trunkenheit die ganze Geschichte gebeichtet, auch Napoleon habe deutsche Kunstwerke en masse über den Rhein geschleppt! . . .

Er sündigt noch heute — auf bonapartistischen Pfaden!

Aus der Hauptstadt.

Der gemordete Wald.

Der Magistrat von Berlin war damals nahe daran gewesen, eine feurige Huldigungs- und Dankadresse abzusenden. Hätte Graf Ballestrem in freundschaftlicherem Verhältniß zu ihm gestanden und das Recht zu stilistischen Verbesserungsvorschlägen gehabt, ja wäre selbst ein allerunterthänigstes Ersterben nicht ausgeblieben. Der Grunewald ein Volkspark! Man denke nur! Statt dem hochwohllöblichen Viehzeug sollte die weite Kiefernhaide hinfort unseren lieben Berlinern gehören. Statt der armen Keiler, die man aus dem Dubraw-Forst, fern hinten in der Wildniß der wendischen Spree, in die Grunewald-Saubucht verschleppte und denen man säuberlich die Gewehre, die Stoßzähne, ausbrach, damit sie den waidgerechten Cavalieren nicht etwa gefährlich werden könnten — an Stelle der wilden Schweine sollten hinfort zahme Moppel und Spitze das Revier bevölkern. Die Hauptstadt schwamm in Wonne. Ein Volkspark, das war es ja gerade, was uns fehlte! Dieser schweigsam ernste Wald mit seinen feierlichen Sonnenuntergängen über der Havel, seinen sturmdurchwehten Herbst- und verschneiten Wintertagen war uns nie recht vertraut geworden. Man konnte denn auch stundenlang durch's Gebiet streifen, ohne einer Seele zu begegnen. Sogar Sonntags machte sich reges Leben nur auf dem mit Stullenpapier, zerbrochenen Flaschen und leeren Conservenbüchsen festlich geschmückten Wege nach Schildhorn bemerkbar. Sie wissen, Schildhorn, wo der Wendenkönig Jaczo vor urdenklichen Zeiten über die Havel setzte, um seinen Feinden zu entgehen. Er gelobte in dieser peinlichen Situation, Christ zu werden und hat sein Gelübde gehalten. Vor urdenklichen Zeiten war das noch Mode. Einige Leute haben ein Drama über Jaczo und sein Gelübde geschrieben, weil die Geschichte ihnen sehr seltsam vorkam, und Jaczo's Hauptgegner, Albrecht der Bär, ist sogar in der Siegesallee aufgestellt worden. Eine harte, aber gerechte Strafe für seine Grausamkeit. Auf der äußersten Spitze der Schildhorn genannten Landzunge steht selbstverständlich ein Denkmal zur Erinnerung an Jaczo's Havelübergang, und nicht weit davon locken mehrere Wirthschaften mit elendem Bier. Das Berliner Volk läßt Jaczo Jaczo sein und pilgert gegenwartsfroh in die Kneipen. Außer Schildhorn, dem Hauptanziehungspunkt des Grunewald-Reviers, wird noch das Restaurant am Hundekehlen-See besucht („Kehle“ bedeutet eine Schlucht im märkischen Sandgebirg); daneben hat der kräftige Eichelkaffee, den der Schweinewärter in der Saubucht verzapft, etliche abgehärtete Freunde. Das ist Alles. Wer diese Emporien des Grunewaldes meidet, wandert stets durch köstliche Einsamkeit. Da zieht sich ein Waldweg zu den Dachsbergen, die auf die Havel schauen — bald klimmt er über glatte Kiefernadeln steil zur Höhe empor, bald läuft er Minuten lang über den Kamm der Hügelgruppe hin, um dann ganz unerwartet neckisch in den Abgrund zu sinken. Ordentlich romantisch ist es hier. Alte, verkrüppelte Föhren mit riesenmächtigen, breiten Wipfeln, schwellender Moosboden, schöne Farren. Du streckst Dich in den grünen Kessel hinein und siehst, während die Stunden sanft vorüberziehen, dem reizvollen Spiel der wehenden schwarzgrünen Kiefernzweige auf dem blauen Himmelssammet zu. Besonders hübsch ist das, wenn das junge Mädel, das Du gern hast, mit zusieht. Oder eine Streife nach den Havelbergen. Der Gestellweg ist schmal, rechts und links treten die Kiefern dicht heran; weil aber das Unterholz fast gänzlich fehlt, kannst Du tief in den Wald hineinschauen. Nicht 'mal das Eichhorn entginge Dir; die großen Trupps des anmuthigen Rehwildes also, die über den Weg wechseln und ganz vertraut thun, erblickst Du schon von Weitem. Bist Du auf der Höhe des Pfades angekommen, was nicht allzuviel Schweiß kostet, dann blitzt immerzu die saphirene Havel durch Geäst . . .

Er war wirklich sehr nett früher, der Grunewald.

Ich habe mich deßhalb mit der Volkspark-Idee nie befreunden können. Sie soll vom Kaiser ausgegangen sein — aber was weiß so ein Herr von den Wünschen und Gelüsten der Kleinen von den Seinen? „Majestät,“ hätte man ihm sagen sollen, „es stimmt ja, das Jagen im Grunewald kann Ihnen keinen Spaß mehr machen. Die gutmüthigen Bestien sind hier so sehr an die Menschen gewöhnt, daß sie selbst vor der knallenden Büchse nicht mehr Reißaus nehmen. Solch' eine Jagd hier ist schlimmer und unappetitlicher als die Schweine- und Schafschlächterei in den Mordhöhlen Chicagos. Geben Sie also das Revier auf, Majestät. Nur erhalten Sie ihm seinen Waldfrieden. Erlauben Sie nicht, daß man Autodrome, Tingeltangel, Schießplätze und Jahrmarktsbuden hineinsetzt. Befehlen Sie vielmehr den Förstern, hinfort alle Bäume des Grunewaldes in den Himmel wachsen zu lassen, damit aus den großen Kiefern genannten Streichhölzern wieder schöne, alte Kienen werden. Bedenken Sie, Majestät —“

Viel mehr hätte der in Audienz Empfangene ja nicht sagen können, weil die Minute herum gewesen wäre. Immerhin — der Monarch hätte möglicher Weise der kargen Worte geachtet. Nun aber fand er jeden Tag auf seinem Schreibtisch Preßstimmen, sorgsam geschichtet. Rubrik: „Der Grunewald als Volkspark“. Und dann legten sie los: „Eine hochherzige That unseres Kaisers.“ — „Wie sich Wilhelm II. den Dank seiner Berliner erwirbt.“ — „Die Verschönerung der Hauptstadt.“ — „Ein neuer Schritt auf dem Wege zur socialen Versöhnung.“ Es war ergreifend. Man erwäge auch nur: die lästige Einsamkeit des

Forstes hörte auf. Alle Hauptwege waren mit Bogenlampen, die sogenannten lauschigen Pfade mit Gasglühlicht beleuchtet. Bäume gab es nicht mehr, ganz wie im Berliner Thiergarten. Dadurch hinderte man die Selbstmörder, sich gratis aufzuhängen. Große Schilder mit Reglements unterwiesen den Bürgersmann in den schwierigen Disciplinen des guten Betragens und der Ruhe, der ersten Unterthanenpflicht. Das Betreten der Grasflächen war verboten. Natur durfte man hinfort nur in den Tanzsalolen studiren, wo die Damen stark ausgeschnitten erschienen. Ja — eine köstliche Aussicht.

Man hätte sich mit alledem abgefunden. Unzufrieden waren thatsächlich nur die paar Leute, denen die Umwandlung des Forstes in einen Automobil-Rennplatz und einen schäbigen Prater ihre Sonntagsfreude nahm. Etlichen Aerger empfanden daneben auch die Villen-Colonisten zwischen Kurfürstendamm und Bahnhof Grunewald. Sie fürchteten die Plebs, welche das feierliche herrschaftliche Schweigen stört und mit ihrem Radau den Grundstücks-Werth herunterbringt.

Urplötzlich hat sich das Häuflein der Mißvergnügten verzehnfacht. Man macht gegen den Volkspark mobil, jammert in Trauerthränen über den gemordeten Wald. Schon bringen die Zeitungen entrüstete locale Premiers; ja schlimmer noch, hie und da hebt bereits der Leitartikel sein Medusenhaupt. Papierne Proteste liegen in den Cigarren-Handlungen zur Unterschrift aus, und die armen, geplagten Abgeordneten Berlins werden mit strenger Stimme aufgefordert, die Phalanx zu führen. All' dieser jähe Zorn entstammt dem angeblichen Plan der Regierung, größere Theile des Grunewaldes „der Bebauung zu erschließen". Lange Strecken an der Havel, im Westen Charlottenburgs, hinterwärts von Wilmersdorf und Schmargendorf, dem lieblichen, das seinen pöbelhaften Namen in ein vornehmeres und stylgemäßeres „Markgrafendorf" verwandeln möchte — bedeutende Terrains sollen verkauft werden. Für Leute, welche die bekannten beiden glücklichen Tage in der eigenen Villa erleben wollen, bricht eine gesegnete Zeit an.

Wer den Volkspark will und seine Schöpfung für eine der neuerdings ungemein zahlreich gewordenen rettenden Thaten hält, der darf gerechterweise gegen die Landhaus-Colonien der Regierung nichts einwenden. Im alten Grunewald marschirte man fünf, sechs Stunden, ehe man ihn durchquert hatte — wer in aller Welt hätte Lust, einen vollen halben Tag lang im Volkspark herumzulaufen? Da verlangt das berlinisch gebildete Auge Abwechslung. Häuser, Menschen will es sehen. Der Fiscus verfährt zudem nur folgerichtig. Als er Stück für Stück aus dem Grunewald herausschnitt und mit Villen bepflanzen ließ: die Colonien bei Halensee, am Schlachtensee, am Nikolassee —, da hatte Niemand ein Wort des Tadels. Damals standen eben große Actien-Gesellschaften hinter der Waldzerstörung, und da mußte Freund Höllenlärm den Mund halten. Jetzt will der Fiscus den Raub ganz allein einsacken. Und jetzt tritt er angesehenen Interessenten auf die Hühneraugen, macht den Gründern Gründungs-Concurrenz. Er entwerthet ihre Baugründe, vernichtet liebliche Zukunftsträume, durch die Gewinne von 300 bis 550 % gaukelten. Wenn der Volkspark für die Speculation zum Mißerfolgspark werden soll, dann beginnt der Krieg bis auf's Messer.

Uns, die wir nicht in Terrains machen, uns kann die Sache gänzlich gleichgiltig sein. Der Wald ist ohnehin vernichtet, sein Todesurtheil gesprochen. Für die Einzelheiten der Hinrichtung fehlt uns jedes Interesse. Das mögen die Executionsbeamten unter sich ausknobeln.

Notizen.

In den neuesten Lieferungen 64—68 der großen Publication Hans Kraemer's „Weltall und Menschheit" (Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong & Co., Preis pro Lieferung 60 Pfg.) findet sich eine Facsimile-Nachbildung des denkwürdigen Briefes vom 14. März 1493, den Christobal Colon, der „Admiral der Flotte des Oceans", wie der amtliche Titel des großen Seefahrers lautete, an den „wohledlen Herrn Gabriel Sanxis, Königlich spanischen Schatzmeister" richtete. Columbus berichtet darin, ohne jede Kenntniß von der wahren Bedeutung seiner Entdeckung über die „indischen Inseln, die er kürzlich oberhalb vom Ganges entdeckt" habe. Der von Professor Karl Weule bearbeitete Abschnitt „Erforschung der Erdoberfläche" des erfolgreichen Werkes behandelt in den oben genannten Lieferungen die Geschichte der Erforschung von Nord- und Südamerika in fesselndster Weise, unterstützt von zahlreichen historischen Bildern.

Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders. Verlegt bei Eugen Diederichs, Leipzig 1904. Dieser Neudruck der bekannten Wackenroder'schen Bekenntnißschrift wird vielen Literaturfreunden um so willkommener sein, als die „Herzensergießungen" zu den seltensten und theuersten Büchern aus der Zeit der Romantiker gehören und einen so hohen Sammelwerth hatten, daß ein gewöhnlicher Sterblicher auf die Anschaffung dieser schlichten und für die romantische Schule so charakteristischen Schrift bisher verzichten mußte. Dr. Jessen hat dem Neudruck eine knappe, aber sehr plastische Lebensbeschreibung des Romantikers beigegeben, und die „Herzensergießungen" selbst lesen sich, als spräche lebendige Gegenwart zu uns. H. J.

Zur gefälligen Beachtung.

Alle geschäftlichen Angelegenheiten, besonders die Versendung von Beleg-Exemplaren, die Honorirung u. dgl., erledigt nusschliesslich der Verlag, Berlin W 30, Motzstr. 30 I. Man wolle bezügliche Anfrage nur an ihn richten.

Dagegen sind Manuskripte, Bücher, redactionelle Anfragen etc. stets an **Richard Nordhausen**, Berlin W 30, Gleditschstr. 6, zu senden. Für pünktliche Erledigung kann sonst nicht Gewähr geleistet werden.

Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W 30, Gleditschstr. 6; Expedition: Berlin W 30, Motzstr. 30 I. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 43. Berlin, den 22. October 1904. 33. Jahrgang. Band 66.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. | Verlag der Gegenwart in Berlin W 30. | Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Die Theilung der Erde.

Von Karl Walcker (Leipzig).

Verschiedene Völker und Individuen suchen die Existenzfrage auf verschiedene Weise zu lösen. Heidnische Chinesen greifen zum Kindesmorde. In den meisten Gegenden Frankreichs herrscht eine Art Zweikindersystem. Für das Deutsche Reich paßt ein Zweikindersystem, auch ein sittliches, schon deßhalb nicht, weil es von drei Großmächten flankirt wird, und weil die Polen, Tschechen, Russen stark an Valkszahl zunehmen. Durch innere Resarmen, z. B. durch Be- und Entwässerungen, und durch Auswanderungen nach den deutschen Colanien kann für viele Menschen Erwerb geschaffen werden. Das genügt aber nicht: man hat noch die Zolleinigung mit Oesterreich-Ungarn, die Auswanderung nach fremden Ländern, z. B. nach Südbrasilien, ja sogar künftige Eraberungen vorgeschlagen.

Die Frage der Zolleinigung ist viel erörtert warden, auch in der „Gegenwart", in Nr. 28 van 1904. Sa paradox es klingt, so wahr ist es, daß die Sache entschieden wäre, wenn es gelänge, die öffentliche Meinung des Deutschen Reiches für die Reform zu gewinnen; denn die Oesterreicher und die Ungarn sind aus finanziellen, militärischen, culturpolitischen Gründen auf das Wohlwollen, die Allianz, der Reichsdeutschen angewiesen. Die Wiederaufnahme der Reformpolitik Joseph's II. ist eine bloße Frage der Zeit. Dann werden viele Reichsdeutsche, adelige, bürgerliche, bäuerliche Landwirthe und Städter, in Galizien, Ungarn, Cisleythanien, Bosnien ihr gutes Auskommen finden.

Die reichsdeutschen Freunde von Eraberungsideen bilden nicht eine geschlossene Partei. Sie schreiben meist anonyme Braschüren oder Artikel für Zeitschriften und Zeitungen. Es ist möglich, daß Deutschland in Zukunft kleine Kohlenstationen kaufen oder erobern wird; aber es ist fraglich, ab irgend ein Land der Welt nach große Eroberungen machen will und kann. Die Yankees wollen z. B. im Congreß zu Washingtan unter sich bleiben, das romanische Amerika nicht erabern, Kreolen, Mestizen, Mulatten, Indianer, Neger nicht in den Cangreß lassen. Lombardo-Venetien war für Oesterreich eine Last. Aehnlich würde Persien für Rußland eine Last sein. Persische Eisenbahnen und Häfen können den russischen Geschäftsleuten großen Nutzen bringen, auch wenn Persien nicht annectirt wird. Französische und australische Schriftsteller haben ausgeführt, eine japanisch-chinesische Coalition könne dereinst das französische Hinterindien oder Australien erabern. Es ist denkbar, daß falche Versuche gemacht werden, aber ihr Gelingen wäre sehr zweifelhaft. Frankreich und England sind mächtige Staaten.

Wenn Deutschland in Südamerika eine Reichscolonie unter eigener Flagge gründen wollte, so würde es mit Brasilien, Argentinien, den Vereinigten Staaten in Krieg gerathen. Selbst wenn es siegte, sa würde die Calanie den Steuerzahlern viel Geld kosten, schließlich abfallen, vielleicht sogar gegen das Mutterland Krieg führen; ähnlich wie das Land Washingtan's van England abfiel, zwei Mal gegen das Mutterland Krieg führte. Wenn Deutschland Kleinasien erobern wollte, so würde es mit der Türkei und Rußland, wahl auch mit Frankreich, in Krieg gerathen. Auch diese Idee wäre unpraktisch. Private Auswanderungen van Deutschen sind dagegen nach vielen Gegenden aller Erdtheile möglich. Nach englischen, vielleicht übertriebenen, aber schwerlich unbegründeten Nachrichten haben sich bereits viele deutsche Landwirthe in Kleinasien an der Anatolischen Eisenbahn angekauft, wo sie gut gedeihen. Für deutsche Auswanderer kaumen ferner Spanien, Portugal, Italien, besonders Süd- und Mittelitalien, Serbien, Rumänien, Bulgarien, Persien, das englische Südafrika, Canada, die Vereinigten Staaten, das ramanische Amerika, Australien in Betracht. Gegenwärtig dürften deutsche Auswanderer in etwas größerer Zahl im europäischen und asiatischen Rußland nicht zugelassen werden, aber die Zeiten können sich ändern. Am Ende des 18. und am Anfang des 19. Jahrhunderts wurden bereits viele deutsche Einwanderer nach Rußland zugelassen, ja sogar berufen.

In den Vereinigten Staaten ist das Deutschthum mächtig, auch Anglo-Amerikaner, Polen u. s. w. lernen Deutsch, und die vielen Israeliten New-Yorks haben die Kenntniß der deutschen Sprache aus Europa, aus Polen und Lithauen, mitgebracht. Bei den Präsidentenwahlen und bei anderen Gelegenheiten bewerben sich beide Parteien, die Republikaner und die Demakraten, um die Stimmen der Deutschen. Die Südamerikaner fürchteten nach Gervinus schan am Anfange des 19. Jahrhunderts, zur Zeit ihrer Freiheitskriege, van den Nardamerikanern nicht gerade erobert, wohl aber beeinflußt, beherrscht zu werden. Die Einwanderung van Deutschen, Engländern u. s. w. ist denkenden Südamerikanern daher als eine Art Gegengewicht gegen die Yankees erwünscht. Var einigen Jahrzehnten galt Ecuador für den clericalsten Staat der Welt. Das hat sich geändert. Die Regierung legte 1904 dem Parlament einen Gesetzentwurf vor, der die

Trennung der Kirche vom Staate und die Säcularisation der Kirchengüter verordnet. Uebertritte zum Protestantismus sind bei den Eingeborenen, z. B. in Uruguay, nicht selten. Von den 18000 katholischen Priestern Südamerikas sind 3000 regelrecht verheirathet; ähnlich wie die Geistlichen der Griechisch-Unierten und der Maroniten mit Erlaubniß des Papstes Ehefrauen haben. Wenn naturalisierte Südamerikaner von ursprünglich nordamerikanischer, englischer, deutscher Herkunft bedrückt würden, z. B. in Bürgerkriegen, oder durch übermäßige Steuern, so könnten sie sehr wohl von der Diplomatie und Kriegsflotte ihrer alten Heimath beschützt werden; ähnlich wie die Großmächte nicht selten in der Türkei und in China eingeborene und eingewanderte Christen beschützt haben. In der Schweiz genießen die deutsche, französische, italienische Sprache eine gewisse Gleichberechtigung. Aehnlich dürften die englische und deutsche Sprache in Südamerika einst neben dem Spanischen und Portugiesischen eine große Rolle spielen.

In Spanien ist viel französisches, englisches, deutsches Capital in Eisenbahnen, Bergwerken, Fabriken, Weinbergen, Handelsgeschäften angelegt, aber das classische Land der ehemaligen Inquisition und der noch üblichen Stiergefechte bedarf dringend einer zeitgemäßen Fortbildung der Reformen Karl's III. und der Napoleonischen Zeit. Deutsche und englische Capitalisten und Landwirthe werden sich früher oder später so zu sagen auf Spanien stürzen, mit Hülfe eingeborener Patrioten große schulpolitische, agrarpolitische und andere Reformen durchsetzen. Die Hebung der Cultur und Kauffähigkeit zurückgebliebener Länder, z. B. Spaniens, Italiens, der Türkei und Persiens, liegt auch deßhalb im Interesse der Deutschen und Engländer, weil die Industrie Rußlands, Canadas, Australiens, vollends der Vereinigten Staaten Fortschritte macht; weil diese Länder in Zukunft, abgesehen vom Steigen der Bevölkerung, weniger deutsche und englische Industrie-Producte kaufen dürften, als bisher. Das geflügelte Wort L'Italia farà da se ist eine wohlklingende, aber ungeschichtliche Phrase. Das moderne Italien bezog seine Culturideen meist über Frankreich, durch Montesquieu, Voltaire, Rousseau u. A., aus Deutschland, Holland und England. Ohne die Hülfe Napoleon's III. und ohne Königgrätz wäre die italienische Einheit nicht möglich gewesen. Selbst die englische Flotte half den Piemontesen 1860 bei der Befreiung Siziliens und Neapels. Das classische Land der Camorra und der von F. Th. Vischer beklagten Thierquälereien bedarf großer schulpolitischer, agrarpolitischer und anderer Reformen. Es ist wahrscheinlich, daß eingewanderte deutsche und englische Capitalisten und Landwirthe diese Reformen mit Hülfe der besten italienischen Patrioten durchsetzen werden. Schon der nachmalige Kaiser Leopold II. führte als Großherzog von Toscana segensreiche Reformen durch. Es gilt heutzutage, an ihn anzuknüpfen, nicht nach Triest und Südtyrol zu schreien, die auch unter dem militärischen Schutze der Landsleute Bismarck's und Moltke's stehen. Die irredentistische Bewegung macht gelegentlich viel Spektakel, sie hat aber wenig zu bedeuten. Sie wird von den Gemäßigten und von den Socialisten, wenigstens von manchen Socialisten, bekämpft.

Muhammedanischer, sunnitischer oder schiitischer Fanatismus kann in der Türkei, in Persien oder anderswo zu Verfolgungen von eingewanderten Deutschen, Engländern, Italienern, Franzosen, Russen führen. Man darf indeß diese Besorgniß nicht übertreiben. Sowohl Rußland wie England haben muhammedanische Soldaten und Offiziere. Ungünstige Urtheile über die Türken sind häufig geäußert worden, auch von Tournefort, Roscher, Carlyle, Gladstone. Dem stehen die günstigen Urtheile L. v. Ranke's, des Generalleutnants C. Freiherrn von der Goltz u. A. gegenüber. Letzterer stand bekanntlich zwölf Jahre lang in türkischen Diensten, und übersieht die Schäden der türkischen Zustände keineswegs. Schon vor Jahrhunderten sind kriegsgefangene Türken und Türkinnen in Deutschland und Rußland christlich erzogen worden, und man hat bei ihnen keinen Mangel an Begabung, an Anpassungsfähigkeit, gefunden. Wenn türkische, griechische, armenische Diplomaten, überhaupt Beamte, der Pforte eine gleiche französisch-deutsche Bildung erhalten haben, so stehen die Türken den Griechen und Armeniern an Tüchtigkeit nicht nach. Schon lange vor den erwähnten deutschen Ansiedelungen an der anatolischen Eisenbahn, nämlich 1868, ließen sich württembergische Landwirthe, sogenannte Templer, Anhänger Chr. Hoffmann's, in Palästina nieder, wo sie gut gedeihen.

Im englischen Südafrika dürfte die Zukunft der Landwirthschaft Buren und Deutschen gehören, denn die Engländer ziehen sich meist nach den Städten. Die Buren sind nicht von rein holländischer Abkunft. Manche stammen von Franzosen, von Hugenotten, ab, und nicht wenige stammen von Deutschen ab. Auch der Präsident Paul Krüger war von ursprünglich deutscher Herkunft. In Australien ist die Geburtsziffer der angelsächsischen Rasse so gering, daß manche Publizisten befürchten, die Mehrheit der Bevölkerung werde einst deutsch sein. Diese Erwartung dürfte zu weit gehen, aber die Aussichten der Deutschen scheinen wirklich gut zu sein. Viele deutsche Landwirthe stammen von preußischen Altlutheranern ab, die in den 1820er Jahren wegen der bekannten Streitigkeiten über die Union und die Agende nach Australien auswanderten. Diese Familien gediehen und gedeihen gut.

In der modernen Welt kämpfen Kriegs- und Friedenstendenzen mit einander. Es ist ein Fehler, nach Art E. Burritt's und anderer extremer Friedensfreunde die Bedeutung der Kriegstendenzen zu unterschätzen; es ist aber auch ein Fehler, die Bedeutung der Friedenstendenzen zu unterschätzen, wie manche Militärschriftsteller, Nationalökonomen, Politiker thun. Wenn man die Jahre der letzten Friedensschlüsse zwischen den Großmächten chronologisch ordnet, so erhält man folgende Tabelle: Preußen und Rußland 1762; England und die Vereinigten Staaten 1814; England und Frankreich 1815; England, Frankreich, Italien, Rußland 1856; Oesterreich und Frankreich 1859; Preußen, Italien, Oesterreich 1866; Deutschland und Frankreich 1871. Im Jahre 1812 nahmen Preußen und Oesterreich nur zum Schein am Napoleonischen Kriege gegen Rußland Theil. Verschiedene drohende Kriege sind vermieden worden, namentlich folgende: 1861 zwischen den Vereinigten Staaten und England; 1878 zwischen England und Rußland; 1885 zwischen Spanien und Deutschland; 1887 zwischen Frankreich und Deutschland. Schweden, Spanien und die Türkei werden nicht mehr zu den Großmächten gerechnet; obgleich die Türkei nicht so schwach ist, wie Manche glaubten und glauben. China wäre eine Großmacht ersten Ranges, wenn die Schätzungen seiner Bevölkerung nicht zu hoch sind, und wenn es ein moderner, centralisierter Einheitsstaat mit einer starken Armee und Kriegsflotte werden könnte. Solche Reformen wären aber sehr schwierig, auch wenn Japaner, europäische (?) und amerikanische (?) Officiere dabei hülfen. Japan ist größer als das Vereinigte Königreich, als Großbritannien und Irland, kleiner als Frankreich und Deutschland. Es hat mehr Einwohner als Frankreich und England (das Vereinigte Königreich), weniger Einwohner als Deutschland. Seine wirthschaftliche und finanzielle Leistungsfähigkeit scheint geringer zu sein, als man nach dem Areal und der Einwohnerzahl erwarten sollte. Man kann sagen, es habe noch nicht die Kulturstufe Westeuropas erreicht, werde sie indeß erreichen. Darin liegt etwas Wahres, aber der gebirgige Charakter Japans ist ein dauernder Nachtheil. Auch in anderen Beziehungen, z. B. in Bezug auf Kohlen- und Eisenlager, scheint Japan absolut und relativ hinter Westeuropa und Rußland zurück zu stehen.

Die spanische Kolonialpolitik war auch in nationaler Beziehung intolerant, exklusiv, engherzig. Selbst die stamm-

verwandten, gut katholischen Portugiesen wurden in Mexiko, überhaupt im spanischen Amerika, nicht zugelassen. Heutzutage ist der Handel Mexikos meist in nordamerikanischen und europäischen, auch deutschen, Händen. Das Princip der sogenannten offenen Thür hat über das Princip der sogenannten geschlossenen Thür gesiegt, obgleich die nordamerikanischen und australischen Verbote einer Masseneinwanderung von Chinesen einen guten Sinn haben. In einer nicht fernen Zukunft werden Eisenbahnen, Fahrräder, ferner europäische und amerikanische, auch deutsche, Handlungsreisende selbst in Tibet zu finden sein. Siamesische Männer und Frauen bedienen sich bereits des Fahrrades. Die moderne Tendenz zu einer gewissen örtlichen Völkermischung ist so stark, daß man sogar in Stockholm deutsche und französische Kaufleute findet, obgleich Schweden am Welthandel wenig betheiligt ist. Andererseits gehören deutsche, schwedische, norwegische Landwirthe zu den Männern, welche in den Vereinigten Staaten am besten gedeihen.

Fredensborg.

Vom Landrichter Hugo Natzlaff (Beuthen, Oberschlesien).

„Also gingen die Zwei entgegen der sinkenden Sonne,
Die in Wolken sich tief, gewitterdrohend, verhüllte,
Aus dem Schleier, bald hier, bald dort, mit glühenden Blicken
Strahlend über das Feld die ahnungsvolle Beleuchtung."

Hermann führt Dorothea heim. Er hat sie als Magd gedungen, zaghaft, daß er ihr Herz nicht so bald gewinnen werde, und irregeleitet von dem Ringe, den er an ihrem Finger erblickt. Es glüht in seiner Brust, aber er bleibt „vom ernsten Willen gebändigt". Er schwebt in banger Sorge, aber ihn beseelt doch eine heitere Ahnung. Die Geliebte tritt fehl und weissagt ihm scherzend Verdruß; aber seine Hoffnung ist stark wie die Sonne.

Und die Natur fühlt mit ihnen. Wenn sich zwei Herzen in heimlicher Liebe erschließen, so giebt es Kummer und Herzeleid, und viel Herbes müssen sie überwinden, bis ihrer Liebe der Preis der Treue wird. Ein Gewitter zieht herauf, die Sonne verbirgt sich, und aus schweren Wolken dunkelt die Nacht. Und doch, aus all' den Schatten und Gefahren glüht hier und da ein warmer Strahl hervor, die Vorahnung des heitersten Tages.

Wir waren jung und lasen den achten Gesang. Wir waren noch so unreif, die Mutter hatte uns behütet und erzogen, nur wenige Meilen erst waren wir über das Elternhaus hinaus gekommen, und des Lebens Erfahrung, Klugheit und Weisheit war uns fremd. Aber in unberührten Seelen wohnt etwas Göttliches; sie empfinden durch Anschauung, unvermittelt, echt und wahr. Das ist die Tragik der Natur: Generationen schaffen und schaffen, mühen und mühen sich — und der Enkel in der Wiege erwirbt, was sie an Bildung errungen, ohne sein Verdienst, mühelos, als ein Geschenk der ewig Allwaltenden. Und so durchströmte uns, wir fühlen es heute noch, schon bei den ersten vier Zeilen die deutliche Ahnung: Es droht ein Gewitter, nicht bloß am Himmel, nein, auch über dem Schicksal der Liebenden; doch es wird sich Alles klären.

Wir wurden älter und fingen an, über unser Empfinden nachzudenken. Wie kann die Natur, die kalte, so warme Regungen erzeugen? Wie kann, was außerhalb ist, nach innen wirken? Goethe sagt doch selbst:

„Denn unfühlend
Ist die Natur;
Es leuchtet die Sonne
Ueber Bös' und Gute,
Und dem Verbrecher
Glänzen, wie dem Besten,
Der Mond und die Sterne."

Wir fragten die Philosophen um Rath, und sie sagten uns mit überzeugenden Gründen: Die Natur ist unvernünftig, gefühllos und grausam. Also wir erkannten bald die Empfindungen unserer Jugend, mit einer starken heimlichen Beschämung, als thöricht, warfen sie über Bord und mit ihnen, um künftige Irrthümer zu verhüten, auch die Liebe zur Poesie, und wurden vernünftig, unendlich vernünftig.

Aber wir wurden älter. In das rein intellectuelle Leben, in das ewige Vernünftigsein drang immer dringender ein schon vergessener Ton. Die heimliche, süße Sehnsucht, die dem Fernblick unserer Jugend einen so wundervollen Himmel wob, regte sich leise wieder im Herzen und beschlich uns wieder mit dem alten thörichten Zauber. Der Verstand predigte: Lebe nach der Welt, der unzulänglichen! Aber die Seele klagte, sie müßte ersticken. Langsam wandten wir uns ab von den kritischen Reflexionen, sie malen alles grau in grau. Langsam kehrten wir zurück zu dem, was die reale Welt verschönt: Das Gemüth, das Gefühl, die Empfindung ist der Born des echten Lebens. Langsam erklangen uns wieder mit dem alten Zauber die Töne der Dichtkunst, und plötzlich stießen wir auf das Wort des französischen Denkers: Die Natur ist eine Landschaft, gesehen mit einer Seele.

Kaum jemals hat mich ein Wort so stark berührt wie dieses, das ich erst in gesetzteren Jahren las. Es erscheint mir in einfachem menschlichen Gewande die glänzendste Illustration zu der philosophischen Erkenntniß, daß die Welt unser Werk, und zu der landläufigen Wahrheit, daß jeder Mensch seines Glückes Schmied sei. Wir sollen in alles, was wir sehen, in jede Erscheinung der Außenwelt von uns aus etwas hineinlegen, dann werden wir dichterisch und schöpferisch thätig, dann werden wir glücklich sein, dann werden wir uns erheben über die Rohheit des realen Lebens. So meint es der alte Franzose, so beweisen es Kant und Schopenhauer, so empfinden es unsere Dichter, so fühlten wir es unbewußt, als wir noch jung waren und mit klopfenden Herzen die ersten vier Zeilen des achten Gesanges lasen . . .

* * *

Ich saß auf der Westmole in Swinemünde und hatte Zeit genug, Betrachtungen anzustellen. Der dänische Dampfer Axelhus hatte telegraphisch eine Verspätung von zwei Stunden gemeldet, und ich ließ die Füße über die Swine baumeln, glücklich über den Sonnenschein, das Wasser, die Segelboote, das Blinken und Wehen, das Fluthen und Treiben, und was weiß ich, worüber sonst noch. Ich hatte Urlaub — Urlaub! Ist nicht der Mensch eigentlich zum Müßiggang geboren? Wer ist glücklicher zu nennen: Der macedonische Hirt, der von der Höhe seines vertrauten Berges ruhevoll auf die köstlichen Matten schaut; der Handwerksbursch, der mit zwei Guten Groschen in der Tasche sorglos über die Haide streicht; der Tagedieb an der Bucht von Neapel, den die Natur ernährt — oder der Karrenschieber, der dazu verurtheilt ist, elf Monate im Jahre juristische Ziegel zu streichen, dafür aber wenig Gehalt und wenig Stellung erhält? Aber Gott sei Dank, jetzt kann ich einmal auf vier Wochen Hirt, Handwerksbursch und Tagedieb sein. Weg mit dem todten Kram, als da ist Actenstaub, Logik und Devotion; jetzt soll mich die Natur ernähren. Apage Satanas!

Und ich that einen langen Athemzug. Tut, tut! erklang es da im Süden. Schon meldet der Dampfer mit einem nervenerschütternden Ruf seine Ankunft. Schon taucht auf dem kiefergekrönten Uferrande der Kaiserfahrt das schwarz-roth-schwarze Schornsteinband der mächtigen „Forenede Dampskibs-Selskab" auf, deren Flotten die Welt umkreisen. Langsam gleitet mit abgestopptem Dampf der schwarze Koloß heran. Ein kurzes Rattern und Schnauben, der Gegendampf hemmt den Lauf, und fest schmiegt sich das ruhige Schiff an die Mole.

Lebt wohl, ihr sonnigen Buchten! Ihr blauumzogenen

Dünen, ich grüße euch zum letzten Mal. Wie bescheiden sind die Schönheiten der Ostsee! Nicht wie an der schwedisch-norwegischen Küste steigt hier der rothgraue Granit aus den brausenden Wogen mit ragender Pracht hervor. Hier fließt die blassere Welle gemächlich an den flachen Strand und gemächlich fluthet sie zurück. So weit Dein Auge reicht, siehst Du nichts als sanfte Linien, blauen Waldessaum und weißen Sand. Aber wie harmonisch vereint sich die sanfte Farbe mit der sanften Linie, wie eigenartig sproßt aus dem glatten Sande die knorrige Kiefer hervor! Das ist die besondere Art der Ostsee, kein anderes Meer vermag sich dieses Reizes zu rühmen. Heil Dir, Adolf Pompe, Du wackerer Gottesmann, der diesen Schmuck des Heimathlandes so schön besungen! Dein Wirken und Dein Leben ist verrauscht und vergessen, aber in Deinem Hymnus lebt fort das liebeheischende, verschämte Lächeln, mit dem die Landschaft dem fremden Wandersmann ihren kargen Reichthum zeigt.

Habt Ihr schon einmal an der Spitze des Schiffes gestanden, wenn die Küste dem suchenden Auge entschwindet und der weite Himmel sich mit dem blauen Meer vermählt? Nirgends findest Du einen Punkt der Ruhe. Die Wolken ziehen, das Meer fluthet, das Schiff eilt vorwärts, die Sonne sinkt herab, und die Sterne beginnen ihren ewigen Kreislauf. Unruhe ist auch das Wesen unseres Lebens. Es hat gar Basis allein die dahinschwindende Gegenwart, und seine Form ist die beständige Bewegung. Es gleicht dem Laufe des Bergabrennenden, der fallen müßte, wenn er still stehen wollte, und sich nur durch Weiterrennen auf den Beinen erhält. Wie rastlos, wie unendlich ist die Geschäftigkeit des Weltganzen! Sieh Dich um nach allen Seiten, und schau hinauf zum Himmel: Die paar hundert Meilen, die Dein Auge reicht, erscheinen Dir schon als eine unendliche Strecke: wie ungeheuer groß ist erst die unfaßbare Unendlichkeit! Fürwahr, in der Einsamkeit des Meeres, in der Stille der Sternennacht, wenn das Auge keinen irdischen Stützpunkt mehr findet, erfaßt uns eine Ahnung der Unendlichkeit, begreifen wir die Idealität von Zeit und Raum.

* * *

Und nun habe ich wieder festen Boden unter den Füßen. Fünf Tage widme ich der dänischen Hauptstadt und ihren Alterthümern und Kunstschätzen, ihren Gärten und Plätzen. Dann zieht es mich mit Macht hinaus in die Einsamkeit der Natur. Fredensborg, du altes stilles Schloß, ich eile, mich in den Schatten Deiner Buchen zu versenken.

Wie einfach liegt das Schlößchen da, schlicht und schmucklos. Frederik IV., König von Dänemark und Norwegen, hatte die ersten zwanzig Jahre seiner Regierung damit verloren, einen lebhaften Antheil an dem großen nordischen Kriege zu nehmen, dessen treibende Seele das unruhige Genie Karl's XII. war. Im Anfange mehrfach geschlagen, und noch 1710 bei Helsingborg und 1712 bei Gadebusch unterlegen, zwang er doch im Jahre 1714 seinen siegreichen Gegner, den General Stenbok, in der Festung Tönning zur Capitulation und entschied damit den Krieg für Dänemark. Schweden verzichtete auf die Zollfreiheit im Sunde, zahlte Kriegskosten und gab den verbündeten Herzog von Gottorp preis, worauf dessen Antheil an Schleswig von Dänemark annectirt wurde. Voll Dankbarkeit für die endliche Rückkehr friedlicher Zustände baute Frederik IV. im Jahre 1720 das Schloß Fredensborg; hier schloß er auch am 8. Juli desselben Jahres mit Karl's des Zwölften Nachfolgerin Ulrike Eleonore einen feierlichen Frieden. Daher der Name, daher die eigenthümliche Bauart des Schlosses. Das Ganze ist in dem Styl eines Concordientempels errichtet. Die Bildsäule der Friedensgöttin steht auf dem Schloßhofe; die Wand der Halle bedecken große Gemälde mit Motiven aus jener Zeit, auch das Porträt Karl's XII. ist nicht vergessen. Freundlich hebt sich das alterthümliche Grau von dem grünen Hintergrunde des Parkes ab, der sich in antiker Würde an den Ufern des Esromsees hinzieht.

Ich schreite langsamen Fußes in den Park hinein. Seine mächtigen Buchen thun mir kund, daß er entstanden ist aus einer Fläche eingehegten Waldes. Die breiten Alleen, die ihn durchbrechen, werden eingefaßt von hochragenden Linden; ihre Kronen neigen sich oben zusammen, und den Wanderer umschließt ein grüngoldenes Dunkel. Ich schlage die erste Allee links vom Schlosse ein. Durch die grauen Stämme und die grünen Wipfel schimmern mir etwa siebenzig lebensgroße Figuren aus verwittertem Sandstein entgegen; sie verkörpern die Nationaltrachten und Beschäftigungen von Norwegen, Island und den Faröern. Das ist Normandsdalen, ein Denkmal der ehemaligen Größe des Reiches. Langsam wende ich mich weiter über die Suffenes-Allee, die Allee der Seufzer; beklagt der Name so viel versunkene Herrlichkeit? An dem Rande eines sanft abfallenden Platzes erhebt sich eine Holzvilla in italienischem Styl, die Alexander III. von Rußland errichtet hat, ein häufiger Gast des Schlosses; was will der fremde neue Bau in diesem altgermanischen Hain? Ich wandle weiter und trete plötzlich an die Ufer des Esromsees. Und da bietet sich meinen Blicken ein köstliches Bild.

Langgestreckt in einer Ausdehnung von $7\frac{1}{2}$ km Länge und $\frac{3}{4}$ km Breite zieht sich der See von Süden nach Norden. An der gegenüberliegenden westlichen Längsseite erheben sich in ernstem Schweigen die Kongensböge, die Königsbuchen des Grib-Skovs. Den Süd- und Nordrand schmücken liebliche Gefilde. An dem Nordrande schlummern die Ruinen des Esrom-Klosters aus dem zwölften Jahrhundert; die Inschrift über dem Hauptportal „E. S. Rom.“ (Ecclesia Sancta Romana) hat dem See und der kleinen Stadt den Namen gegeben, deren Dächer freundlich herüberschimmern. Grüne Buchen umkränzen das ruhige Wasser, in dessen klarem Spiegel die Spätnachmittagssonne blitzt. Am jenseitigen Ufer ziehen langsam Fischer ihre Netze in den Kahn, während neben mir drei kleine Mädchen mit den nackten Füßen in den Wellen plätschern. Ein Anblick, nicht gewaltig und heroisch, aber unendlich rein, anmuthig und friedlich; hier hätte der antike Römer seine Freude gehabt, der dem gigantischen Ausbau der Alpen die amoenitas loci vorzog.

Ich setze mich auf den hölzernen Steg, der einige Meter weit in den See hinausführt. Die kleinen Grazien stecken schalkhaft die Köpfe zusammen, kichern und lachen, und ergreifen schließlich mit Schuh und Strümpfen die Flucht. Einfache Fischerkinder in grobem Gewande, aber traun, wie adlig Geschlecht. Edelgeformte Leiber, die leicht und sicher dahinschreiten. In den hellblauen Augen und auf der weißen Stirn thront ein Ernst und zugleich eine Heiterkeit, wie sie nur gesunden und reinen Naturen eigen ist. Das lichte Haar fällt lang und dicht in natürlichem Gekräusel über die Schultern herab. Alle Bewegungen von einer natürlichen Anmuth. Wie lieblich ist der schelmische Gruß, den sie mir noch vom Waldessaum zum Abschied zuwinken; wie melodisch das Lachen, die Freude über die eigene Keckheit. Jetzt sind sie verschwunden. Vor mein Auge aber treten die prächtigen Gestalten, wie wir sie überall in Dänemark, Schweden und Norwegen finden: Diese ruhigen, ernsten und starken Männer; diese schönen, reinen und weiblichen Frauen. Ja, in Skandinavien erhält sich noch, wie es uns die Ethnologen bestätigen, die altgermanische Rasse rein und unvermischt. Da blüht noch Wahrhaftigkeit und Treue, da gilt das Wort des Mannes so viel wie ein Eid, da entfalten sich die einfachen, rein menschlich großen Tugenden, da lebt noch Reinheit und Unberührtheit.

Aber ist es nicht auffallend, daß ein reingezüchtetes Volk, das so groß und gewaltig in die Geschichte hereintrat, seit Jahrhunderten einer bemerkbaren politischen Rückständigkeit anheimgefallen ist? Haben die Ethnologen Recht, daß jede edle Rasse nach einem gewissen Zeitraum der Zufuhr

fremden Blutes bedürfe, bei der unausbleiblichen Gefahr eines geistigen und körperlichen Zerfalles? In der That, die Geschichte scheint es zu bestätigen. In Preußen wenigstens hat der Zufluß slawischer und französischer Elemente einen Volksstamm erzeugt, der an Dauerhaftigkeit und Leistungsfähigkeit keiner Rasse auf der Welt nachsteht. Dasselbe sehen wir, so andersartig das Ergebniß gerathen ist, in England aus der Vermischung keltischen, angelsächsischen und normannischen Blutes hervorgehen. Darauf scheint auch die allgemeine Erfahrung hinzuweisen, daß überall, wohin wir blicken, das Edle leichter dem Untergange anheim fällt als das Gemeine und Rohe.

Eine traurige Wahrheit, die man hier in Fredensborg doppelt tief empfindet, vor den Denkmalen einer längst entschwundenen Macht und Größe. Mir wird recht trübe um das Herz. Es fängt schon leise an zu dunkeln, die Sonne sinkt, die Buchen werfen lange Schatten, die Natur ist müde. Durch die Stille tönt immer vernehmlicher das Raunen der kleinen Wellen, die über die Steinblöcke des Holzpfeilers hinweg spülen. Vorher wie ein Wispern und Schwatzen, erklingt es jetzt wie ein Warnen und Seufzen, ein Zittern und Klagen. Weint die Natur über die Unvollkommenheit der Welt? Mir ist, als ob ein Tropfen hoffnungsloser Wehmuth in die Seele glitte: Wie die Völker verderben, so ist auch das Leben des Einzelnen ein stetiger Niedergang. Schreiten wir etwa vor, wenn wir die göttlichen Regungen der Kindesseele vertauschen mit dem rein intellectuellen Leben des Mannes und zum Schluß mit der Leere des Greises? Ist das eine Entwickelung zum Besseren, wenn wir kein geistiges Gut zu erringen vermögen, ohne daß zugleich ein anderes verkümmert? Ist das Glück zu nennen, wenn wir die Träume der Jugend vertauschen mit den Sorgen des Alters?

Ach könnte ich die Natur doch noch einmal anschauen mit dem phantasievollen Herzen des Kindes! O ihr köstlichen Stunden, als ich in den Kornfeldern meines Vaters lag, die Hände unter den Kopf gelegt, und an den schlanken Halmen hinaufschaute zu dem kleinen Stückchen blauen Himmels. Sommerliche Gluth lag über der breiten Ebene, den weiten Raum erfüllte eine unendliche Stille. Und doch überall ein heimliches Leben, Klingen und Drängen. Unsichtbar schwebte es in lustigen Wirbeln und Tänzen zum Aether empor, unhörbar athmete es in den reifenden Aehren, unfaßbar durchströmte es mich selbst. Die Ranken der weißen Winde umschmeichelten mich mit süßem Duft, die Grillen sangen fleißig ihr herzhaftes Lied, und geheimnißvoll wehte es durch die dichten Massen der Halme. Wer kann Dich schildern, Du unendliche Seligkeit? Nur ein Kind vermag das Geheimniß der Natur recht zu empfinden. Der grübelnde Verstand steht vor ewigen Räthseln, dem naiven Herzen aber ist Alles vertraut und offenbar. O, ihr köstlichen Stunden, wie ich so da lag, erhaben über Raum und Zeit, voll Empfindung ohne Gedanken, die Brust von den heiligsten Ahnungen durchfluthet und das Herz von den sonnigsten Träumen.

Jawohl, von Träumen ... Das Leben selbst ist eine fortgesetzte Resignation. „Welch ein Abstand," sagt Schopenhauer, „welch ein Abstand ist doch zwischen unserem Anfang und unserem Ende! Jener in dem Wahn der Begier und dem Entzücken der Wollust; dieses in der Zerstörung aller Organe und dem Moderdufte der Leichen. Auch geht der Weg zwischen beiden, in Hinsicht auf Wohlsein und Lebensgenuß, stetig bergab: Die selig träumende Kindheit, die fröhliche Jugend, das mühselige Mannesalter, das gebrechliche, oft jämmerliche Greisenthum, die Marter der letzten Krankheit, und endlich der Tod — sieht es nicht geradezu aus, als wäre das Dasein ein Fehltritt, dessen Folgen allmälig und immer mehr offenbar werden? Am richtigsten werden wir das Leben fassen als einen desengaño, eine Enttäuschung; darauf ist, sichtbarlich genug, alles abgesehen."

Nun wohl, das Leben ist ein fortschreitender Niedergang; diese Wahrheit wollen wir festhalten. Aber fern sei es von uns, darum in kraft- und muthlosen Klagen zu vergehen. So schwermüthig unsere Erkenntniß ist, so stark wollen wir unser Schicksal tragen. Die Natur, die so sparsam wirthschaftet, hat nicht nutzlos unsere Leiden und Schmerzen geschaffen; sie dienen einem höheren Zwecke und bleiben ebenso unverloren, wie die tausend feinen Kräfte, aus denen Körper und Geist geformt ist. Wenn uns dereinst das Bewußtsein verläßt, so werden wir nicht vergehen. Alles, was in uns wirkt, wird seinen Platz finden nach dem weisen Plane des Hohen, das über uns waltet. Und wenn wir auch nur weiter wirken unbewußt, ist es beklagenswerth, daß wir so viel Trübsal und Unvollkommenheit nicht mehr fühlen? Fürwahr, unsere Weltanschauung hat für uns nichts Bängliches in sich. Ja wenn wir so, ohne Aussicht auf eine Belohnung, uns doch entschließen, das Gute zu thun, allein um des Guten willen, so glauben wir doch größer zu handeln, als die Anderen, die erfüllt sind von der Hoffnung auf einen künftigen Lohn. Wer aber wird den Kampf mit dem Leben leichter bestehen, wer wird dem Tode freundlicher in's Auge blicken: wer in sich selbst einen sicheren Halt besitzt, oder wer mit unsicherem Sinn nach einer äußeren Stütze tastet?

Die Sonne ist hinter der breiten Wand der Königsbuchen verschwunden, das Abendroth erglüht über den ruhigen Wipfeln, und ein leichter Schleier verwebt das Grün und Roth zu einer harmonischen Einheit. Die Natur ist zur Ruhe gegangen, Alles athmet Versöhnung und Frieden. O Fredensborg, Du Denkmal eines Haders, eines Friedens und eines Verfalls! Bist Du nicht ein Symbol der Kämpfe, die das Herz des Menschen durchtosen? Kühn stellen wir uns gegen die hohe Ordnung der Welt und die Kläglichkeit der Erde, aber klüglich schließen wir einen billigen Frieden, und langsam sinken wir, von der Höhe unserer gewähnten Größe herab, dem Ende aller menschlichen Dinge zu. Nicht in Zorn und Groll, nein in ruhiger Fassung. Nicht bloß, daß wir uns den geheimnißvollen Gewalten unterwerfen, die über uns sind. Nein, auch unseren Nebenmenschen wissen wir nicht mehr Ablehnung und Verachtung: Ihre Unvollkommenheit hat wie die unserige ihren Grund in Sphären, die außerhalb der menschlichen Macht liegen, und darum können wir ihnen nur begegnen mit der einsichtsvollsten Milde, mit der herzlichsten Versöhnung, mit dem barmherzigsten Mitleid; wie wir für uns selbst ja auch einige Nachsicht erwarten. O Fredensborg! In Dir wollen wir Frieden schließen, mit unseren Freunden, mit unseren Feinden, und auch mit dem, was uns wesensungleich und ewig fremd gegenüber steht. Tout comprendre c'est tout pardonner. Pardon is the word to all.

Die Entstehung der Meeresbecken.

Von Curt Grottewitz.

Die Vertheilung von Wasser und Festland auf der Erde ist so unregelmäßig, daß sich kaum gesetzmäßige Beziehungen in der Bildung der Meere und Continente finden lassen. Auch ist es bekannt, daß die Grenzen der beiden sich selbst in historischer Zeit mannigfach verschoben haben. Im Laufe geologischer Epochen war aber die Verschiebung so stark, daß wir kein Festland kennen, das nicht zu irgend einer Zeit oder gar mehrere Male hinter einander vom Ocean bespült wurde. Anders steht es dagegen mit dem heutigen Meeresboden. Da haben wir allerdings streng zwischen der Flachsee und der Tiefsee zu unterscheiden. In der Flachsee hat das Wasser der Erde keinen festen Ruheplatz gefunden, es schwankt hin und her, zieht sich bald zurück oder greift bald über das Festland hinüber, je nachdem sich der Boden etwas hebt oder

senkt. Dagegen besteht die Annahme, daß die eigentlichen (tiefen) Meeresbecken schon seit alten geologischen Zeiten vorhanden und niemals Festland gewesen sind.

Nach der Laplace'schen Theorie ist die Erde einmal eine feurig-flüssige Masse gewesen, deren Rinde seit langer Zeit erstarrt ist. Nimmt man aber selbst an, daß das Erdinnere nicht eine glühende Schmelzmasse ist, so muß man doch aus der ungeheuren jährlichen Wärmeabgabe der Erde schließen, daß es eine Zeit gegeben habe, wo die Oberfläche noch eine Temperatur besaß, bei welcher alle Gesteine geschmolzen waren, und Wasserdampf und andere Dämpfe die Luft erfüllten. Auch in diesem Falle gab es schließlich eine Erstarrung. Wenn aber eine Flüssigkeit gerinnt, so bildet sich eine ebene Fläche. Darnach müßte es im Anfange weder Berg noch Thal auf der Erde gegeben haben. Nun meint freilich Lord Kelvin in seiner Abhandlung: „Das Alter der Erde“ (Philosophical Magazin 1899 vol. 47, p. 66), daß die Erstarrung der Erdkruste nicht gleichmäßig erfolgt sei. Aus dem flüssigen Lavameere fallen Körner und Krystalle erstarrender Massen aus. An mehreren Stellen können sich nun Mengen von Materie, die besonders schnell erstarren, angehäuft haben. Ferner können aber Bewegungen der flüssigen Lava die ausfallenden Massen an bestimmten Stellen angehäuft haben. Es könnten z. B. in Folge der Bewegung, welche durch die Erdrotation veranlaßt wurde, die Andenkette und das Felsengebirge von Nordamerika aus erstarrendem Material aufgeworfen worden sein. So würden denn die alten Haufen von aus der Lavamasse ausgefallenen Krystallen den Grundstock für die Festländer abgegeben haben.

Diese Anschauung Lord Kelvin's ist indeß eine ziemlich vage Hypothese. Es ist weit wahrscheinlicher, daß die Erstarrung der Erdrinde eine fast gleichmäßige ebene Oberfläche erzeugt habe. Damit stimmen auch die Ausführungen Joh. Walthers überein, der jüngst in der Naturwissenschaftlichen Wochenschrift (Nr. 46) sehr scharfsinnige Betrachtungen über die „Entstehung und Besiedelung der Tiefseebecken“ angestellt hat. Walther macht auf die auffällige Thatsache aufmerksam, daß die heutigen Tiefseethiere im Allgemeinen nicht den Typus der Fauna aus dem geologischen Alterthum der Erde tragen, daß sie vielmehr solchen Thieren zu vergleichen sind, die erst zu Beginn der mesozoischen Zeit (Trias, Jura, Kreidezeit) auftreten. Nun mögen ja allerdings die ältesten Thiere Bewohner der obersten Wasserschichten gewesen sein. Denn nur hier entwickelte sich das Pflanzenleben, an das die Existenz der Thierwelt gebunden ist. Allein da schon in ältesten paläozoischen Meeren sich Vertreter aller heutigen marinen Thierkreise vorfinden, so würden auch damals schon Thiere in die Tiefsee hinabgestiegen sein, wenn es — eine Tiefsee gegeben hätte. Aber nicht nur das Fehlen von paläozoischen Typen in den heutigen Tiefseebecken spricht für die Nichtexistenz der tiefen Meeresbecken in ältester Zeit nach der Erstarrung der Erdrinde. Es sind auch nirgends in den Ablagerungen der heutigen Continente Gesteine gefunden worden, welche sich in der Tiefsee gebildet haben könnten. Der von den Flüssen und der Küste in's Meer gelangende Sand und Schlamm wird bereits in der Flachsee abgelagert, und der Boden der Tiefsee ist nur von den Kalk- und Kieselschalen bestimmter Mikroorganismen im Gemenge mit vulkanischem Staub bedeckt. Daher haben die Ablagerungen der Tiefsee ein so charakteristisches Gepräge, daß sie leicht zu erkennen sind. Sie würden auch im fossilen Zustande in den Festländern wieder zu erkennen sein, wenn jene irgendwann oder irgendwo einmal Tiefseeboden gewesen wären. Da wir also die Continente ganz aus unserer Betrachtung ausschließen können und in der heutigen Tiefsee keine Thiertypen aus dem Alterthum der Erde vorhanden sind, so ist der Schluß zu ziehen, daß es damals noch keine tiefen Meeresbecken gab. Nach der Erstarrung der Erdoberfläche und lange geologische Epochen der paläozoischen Zeit hindurch gab es noch keine Tiefsee. Damals bildete das Wasser nur eine verhältnißmäßig seichte Bedeckung des Meeresbodens. Die Erdoberfläche war ja bei der Erstarrung ziemlich eben, sie hatte keine großen Vertiefungen, in denen sich die Hauptmenge des Wassers hätte sammeln können.

Daraus ergiebt sich eine ganz eigenartige Folgerung. Wir haben keinen Grund anzunehmen, daß es damals weniger Wasser auf der Erde gab als jetzt. Es mag im Gegentheil dessen mehr im beweglichen freien Zustande gegeben haben, während es heute in Gletschern, im Polareis, Binneneis, in der Pflanzenwelt und den porösen Sedimentgesteinen viel mehr gebunden ist. War nun der Meeresboden seicht, so mußte sich das Wasser über weit größere Flächen der Erde ausdehnen als jetzt. Fast die ganze Erde stand damals wahrscheinlich unter Wasser, ja, am Anfang gleich nach der Erstarrung, als die Luft sich soweit abgekühlt hatte, daß der Wasserdampf in wolkenbruchartigem Regen herniederfiel, breitete sich das Wasser wahrscheinlich gleichmäßig über die ganze Erde aus. Dieses bewegliche, lösende, den Boden aufwühlende Element mußte jedoch hier und da Sand-, Schlamm- und Geröllbänke aufhäufen, die vielleicht der erste Anfang zur Bildung von Continenten waren. Indeß mag es wohl in der Hauptsache die gebirgsbildende Kraft der Erde selbst gewesen sein, welche schließlich den großen Gegensatz von Wasser und Land schuf. Ob es nun das Zusammenschrumpfen der Erdrinde über der erkaltenden und daher kleiner werdenden Innenmasse war, ob es der hydrostatische Druck war, der die auf einer flüssigen Masse schwimmenden Erdschollen je nach ihrem Gewicht emporhob oder hinabsenkte, jedenfalls war es eine tectonische Bewegung der Erdrinde, welche diese sich hier zu tiefen Becken einsenken, dort zu hohen Festländern emporstrecken ließ.

Aber es dauerte lange, ehe diese gebirgsbildende Kraft auf der Erde die eigentlichen Meeresbecken hervorbrachte. In dem geologischen Alterthum konnte in dem wasserreichen, versumpfenden Boden eine Riesenvegetation entstehen, so wie sie später nie wieder die Erde gesehen hat. Unzählige übermächtige Baumstämme thürmten sich in der Carbonzeit zu vermodernden Pflanzenmassen auf, die heute den Heizstoff unserer Fabriken, Maschinen und Oefen bilden. Erst zu Beginn des geologischen Mittelalters machte sich jene gebirgsbildende Kraft der Erde in größerem Maßstabe geltend. Erst jetzt entstanden die Tiefseebecken.

Walther hält die Entstehung der Letzteren für gleichzeitig mit der Entstehung großer Gebirgszüge an der Grenze zwischen paläozoischem und mesozoischem Zeitalter. Ja, er sieht in der Einsenkung des Meeresbodens den complementären Proceß zu den Auffaltungen der Gebirgszüge. „Die Alpenfaltung,“ sagt er, „setzt sich in der Einsenkung der lombardischen Tiefebene ebenso fort, wie die Ketten des Himalaya mit der bengalischen Senkung verknüpft sind, und die südamerikanische Cordillere findet in dem Boden des Stillen Oceans ihre nach unten gerichtete Ergänzung. Mit der Hebung von Schwarzwald und Vogesen sank die Ebene des Rheinthals in die Tiefe, und der Aufthürmung des Libanon entspricht die Senke des Todten Meeres.“

So dürfte auch die Entstehung der großen Meeresbecken an der Wende des geologischen Alterthums nur der Ausgleich großer gebirgsbildender Bewegungen der Erdrinde sein. Und thatsächlich finden wir zu jener Zeit eine gewaltige Auffaltung des Erdpanzers, wie sie nie wieder in solchem Maßstabe stattgefunden hat. Ein gewaltiges Faltengebirge erstreckte sich von Irland durch ganz Frankreich bis zum Rhone-Ufer, ein anderes verlief vom Rhein nordostwärts durch ganz Deutschland bis zu den Karpathen. Die östlichen Alpen waren schon damals Gebirgsland, der Ural, die Appalachen in Nordamerika, Gebirgszüge in Südafrika, in Ostasien und in Hinterindien, wahrscheinlich auch im Sudan sind damals entstanden. Dieselbe gebirgsbildende Bewegung, die zu jener

Zeit die Erdrinde über weite Strecken hin in Falten aufwarf, verursachte auch die Einsenkung der Tiefsee. Zu Beginn des geologischen Mittelalters waren die tiefen Meeresbecken entstanden, jetzt konnte die Thierwelt in sie hinabwandern.

Die Tiefseebecken, die damals sich bildeten, sind offenbar unverändert an ihrer Stelle geblieben. Wie das heutige Festland niemals tiefer Meeresboden gewesen ist, so sind auch jene einmal eingesunkenen Gebiete der Erdoberfläche nie wieder Festland gewesen. Allein die Tiefsee hat doch seit jenen alten Zeiten ihr Terrain offenbar vermehrt. Einige Festländer alter Zeit haben sich gesenkt, so weit gesenkt, daß sie Tiefseeboden geworden sind. Vor Allem muß Nordamerika ehemals mit Europa durch festes Land verbunden gewesen sein. Sowohl in altpaläozoischer Zeit, als auch in der Steinkohlenperiode, im Jura und in der Kreidezeit lebten in Nordamerika dieselben Thiere wie in Europa. Ebenso muß auch der heutige Indische Ocean von Afrika bis Indien und Australien hin verschiedene Landbrücken besessen haben, Nordafrika hing früher noch mit Europa zusammen, und das Mittelländische Meer entstand erst in viel späterer Zeit. So hat sich das Gebiet der Tiefsee immer mehr vergrößert. Dennoch nehmen die tiefen Meeresbecken bei weitem noch nicht das ganze Terrain der heutigen Oceane ein. Wohl besteht die Erdoberfläche zu zwei Dritteln aus Wasser und zu einem Drittel aus Land. Allein die Tiefsee bedeckt nur etwa die Hälfte der Erdrinde. Namentlich sind die Festländer von weiten Rändern seichten Wassers umgeben.

Wenn sich so im Laufe der geologischen Epochen das Meereswasser immer mehr in tiefen Becken gesammelt hat, so müßte doch das Gebiet des festen Landes sich vergrößert haben. Das ist thatsächlich der Fall. Seit der Jurazeit ist Europa und Nordamerika immer mehr verlandet, auch Asien nimmt seit jener Zeit an Terrain zu. Afrika hat sich allmälig aus einigen isolirten kleinen Inseln zu einem gewaltigen Erdtheil ausgewachsen. Erst seit Beginn der Tertiärzeit spielen wohl die Festländer eine wichtige Rolle auf der Erde. Erst von dieser Zeit an kommen speciell festländische Thiere zu reicher Entfaltung: die Säugethiere, Vögel und Insecten. Heute schon überragt die durchschnittliche Tiefe der Tiefsee mit 5000 Metern die Durchschnittshöhe des Festlandes mit 700 Metern um ein ganz Beträchtliches. Nimmt der Umfang der Tiefsee nur noch wenig zu, so werden seichte Meerestheile wie die Nordsee mit Leichtigkeit trocken gelegt. Der Entwickelungsproceß unserer Erde geht ohne Zweifel dahin, das Wasser immer mehr in tiefen Becken zu sammeln und das Festland auf Kosten der Weltmeere zu vergrößern. Wohl wäre es möglich, daß auch jetzt noch irgend ein Festland tiefer Meeresboden wird, doch dies kann nicht geschehen, ohne daß an anderen Stellen ein mindestens ebenso großes Stück der Flachsee zu einem Continent wird. Denn die Erdoberfläche, die bei der Erstarrung eben war, wird durch die gebirgsbildenden Kräfte im Laufe der Zeiten immer unebener, sie zerklüftet sich immer mehr in Höhen und Senken, die noch ebenen Länder werden aller Wahrscheinlichkeit nach mit der Zeit immer hügeliger.

Warum gerade ein bestimmtes Gebiet sich eingesenkt und zu Tiefseeboden geworden ist, das hängt mit der gebirgsbildenden Kraft der Erde zusammen. Die Wissenschaft ist gerade jetzt wieder unschlüssiger als je in der Erklärung dieser gebirgsbildenden Kraft. Einen Fingerzeig, warum aber gerade der heutige Tiefseeboden sich eingesenkt hat, geben die Bestimmungen der Erdschwere an verschiedenen Stellen der Oberfläche unseres Planeten. Solche Bestimmungen sind in letzter Zeit wiederholt vorgenommen worden, und sie besitzen zweifellos eine große Bedeutung für die Erforschung der Bewegungen der Erdrinde. Bestände die Erde aus einer vollkommen gleichartigen Masse, so müßte die Gravitation an allen Stellen der Erdoberfläche in gleicher Entfernung vom Erdmittelpunkt denselben Betrag ergeben. Sie müßte also auf hohen Bergen kleiner sein als auf dem Meeresniveau. Nun haben aber die Bestimmungen mit Sicherheit ergeben, daß die Erdschwere über dem Festlande nicht nur absolut, sondern auch relativ nicht viel geringer ist als über dem Meere. Das heißt, selbst wenn man die gefundenen Werthe auf eine Basis des Meeresniveaus reducirt, so ist auch dann noch das Festland leichter oder mindestens nur ebenso leicht wie das Meer. Da aber Wasser nur ein specifisches Gewicht von 2,5 besitzt, so muß natürlich der Boden, den es bedeckt, um so schwerer sein, damit der definitive Betrag der Erdschwere über dem Wasser nicht geringer, sondern eher größer ist als der über dem Festlande. So haben denn die Gravitationsbestimmungen das merkwürdige Resultat ergeben, daß das Festland bedeutend leichter ist als das Meer. Die leichten Stellen der Erdrinde ragen also in die Höhe, die schweren haben sich eingesenkt. Möchte man nicht daraus den Schluß ziehen, daß der Tiefseeboden sich in Folge seiner Schwere gesenkt, das leichte Festland mit seinen hohen Bergen sich in Folge seiner Leichtigkeit emporgehoben habe? Dann kommen wir zu einer hydrostatischen Anschauung von der gebirgsbildenden Thätigkeit der Erdrinde. Die Schollen des Erdpanzers schwimmen auf einer flüssigen Materie. Die schwereren Schollen sinken tiefer hinein in die Flüssigkeit und verdrängen einen Theil davon, der alsdann an einer anderen Stelle die leichteren Schollen in die Höhe hebt. Doch mag diese Anschauung richtig sein oder nicht, die Schwereverhältnisse von Festland und Meer sind auch darum von Wichtigkeit, weil sie, noch weiter ausgeführt, vielleicht zur Voraussage von Erdbewegungen dienen können. Wo ein Gebiet der Erdoberfläche sich durch besondere Schwere auszeichnet, da sind Einsenkungen zu erwarten. Allerdings vollziehen sich solche Bewegungen des Erdbodens gewöhnlich außerordentlich langsam. Seit Beginn des geologischen Mittelalters hat sich die Tiefsee allmälig gebildet, Jahrmillionen sind darüber vergangen, aber hat es nicht doch einen großen Reiz, wenn nicht körperlich, so doch gewisser Maßen geistig zu erleben, was in fernen Zeiten mit unserer Erde geschieht?

Literatur und Kunst.

Ein Roman aus großer Kunst.

Von Rudolf Berlinicke.

Just so lange, als die Eiche braucht, bis ihr junger Wipfel weiteren Schatten wirft, hat es gedauert, daß George Meredith's 1859 erschienene Erzählung: „Richard Feverel, eine Geschichte von Vater und Sohn" (Berlin, S. Fischer 1904) zu uns drang, nachdem sie es auch in ihrer britischen Heimath erst nach neunzehn Jahren zu einer zweiten Auflage gebracht hat. Nun, dieser Dichtung dürfte nicht allein das stille Wachsthum, sondern auch die Lebenskraft und Lebensdauer einer Irminsul beschieden sein. Warum Meredith, der nebenbei als rüstiger Sechsundsiebenziger bei London wohnt, gar so langsam emporkam, ist nach der biographischen Einleitung wenig verwunderlich. Wenn schon sein Anhang ihn heute noch bloß nach seinen Anhängseln beurtheilt, wie sollte da früher ein großer Leserkreis auf ihn aufmerksam werden oder eine kleine Gemeinde von wirklich Verstehenden sich zusammenfinden? Bei einer Othellovorstellung hörte ich einmal hinter mir in der letzten Pause vor Desdemona's Erdrosselung das tiefgründige Wort: „Das ist bei den meisten Shakespeare-Stücken so merkwürdig, daß sie alle bis nach halb Zwölfe dauern." Ganz so dös macht es unser einleitender Biograph ja nicht, aber er gehört doch auch zu

Denen, die den Berg zu schildern glauben, wenn sie die Thäler beschreiben, an die er grenzt. „Etwas von dem Unwillen, der die sogenannte Fleshly School von Swinburne traf, machte sich auch Meredith gegenüber fühlbar. Man nannte es bei ihm Realismus ... Der Roman sollte von jetzt an nicht nur der Psychologie, sondern auch der Physiologie Rechnung tragen ... Bei Meredith hatte die Prüderie ein für alle Mal ein Ende ... In Richard Feverel zeigt Meredith sich als der Entwickler und Vervollständiger des satyrischen Romans ... Seine Unzufriedenheit mit der bestehenden Cultur zeitigte jenen Geist des intellectuellen Gelächtees, der sich in seinen Hauptschriften offenbart ..."

Das mag alles nicht falsch sein, und dementsprechend ließe sich noch manches zum Lobe und ebenso vieles zur Bemängelung sagen. Allein der schlimmste Feind der Wahrheit ist nicht die dickgestrichene Lüge noch der grobklotzige Irrthum, sondern das Vorbeigreifen in der Proportionirung der einzelnen richtigen Erkenntnisse, in die jede Wahrheit sich zerlegt. Wächst ein Werk über seine Zeit hinaus, so entrückt es auch ihren Schlagworten und dem Vergleiche mit seiner nächsten Nachbarschaft. Wer über Richard Feverel Wahrheit verbreiten will, hat zunächst das Vergleichs-Enthobene, das Immer-Bedeutende, das Bleibende der Dichtung herauszustellen und etwaige Fragezeichen zum Detail einer allgemeinen Roman-Aesthetik vorzubehalten, die — weil grundsätzlich nur am anerkannten Kunstwerk lernend — auch durch eine Zerfaserung bis in die technischen Nebensachen dem inneren Gehalt und Werth des Ganzen leinen Abbruch mehr thut. Das eben soll ja die Fachwissenschaft als Plus der Bildung gegenüber voraushaben, daß sie auch in die Bedingtheiten des Gegenstandes eindringt; Bildung aber ist das Verstehen des Wesens der Sache selbst, die Gemeinschaft von Geist zu Geist. Aus solcher Bildung wuchs der Richard Feverel heraus, ihn so der Bildung zuzuführen und vorzuführen, ist darum einfach die erste Schuldigkeit einer pflichtbedachten Kritik.

Da ist der Richard Feverel zum ersten das classische Muster des bewußt als Reflexionsroman gestalteten Kunstwerkes.

Nicht aus der „ästhetischen Barbarei" der Freude der Uebereinstimmung mit dem Gedankengehalt der Reflexionen noch aus persönlichem Geschmack an geistvollen Sentenzen, auch nicht unter Anlehnung an Scherer's Theoreme und noch weniger im kunst-scholastischen Gegensatze zu Spielhagen oder gar zu Leyh (Nr. 26 der „Gegenwart") erwächst diese Bewerthung, sondern aus Erwägungen, die Meredith's Leistung durch sich selbst aufzwingt, und die wieder einmal beweisen, daß für das Genie die Gesetze seiner Kunst nicht die Schranke bedeuten, die sein Schaffen begrenzen, sondern die Mittel sind, die schrankenlose Souveränität seines Könnens zu bekunden. Leider verbietet es der enge Rahmen einer Buchbesprechung, diese Erwägungen, wie sie es fordern und verdienen, zu umfassenden Darlegungen und Klarstellungen der Grundfragen dichterischen Schaffens auszuweiten und zu vertiefen, und es ist an dieser Stelle die Entsagung zu üben, das Eindrucksvolle und Machtvolle des Werkes anzudeuten, principieller Beargwohnung reflectirender Romankunst aber zu bedenlen zu geben, ob hier nicht mindestens die berühmte Ausnahme vorliegt, welche die Regel bestätigt. Der Richard Feverel ist entstanden, lange ehe die Frage nach der epischen Objectivität das Zeitproblem der Poetik wurde. Das festzustellen, ist nicht überflüssig, wo es sich um ein von Reflexionen getragenes Werk handelt, deren theoretisches Thema — der Schreck halte Keinen vom Weiterlesen ab — das ausgefallene Philosophem zu sein scheint: kann ein System (hier eine geschlossene Lebensauffassung) aus der Aneinanderreihung an sich richtiger Einzelbeobachtungen und ihrer an sich schlüssigen Verallgemeinerungen bestehen? oder anders ausgedrückt: ist schon eine Summe von Aphorismen eine Weltanschauung? und deren dem Leben zugewandter Inhalt ein Nachsinnen darüber ist: ist Weisheit, Abstraction, Erfahrung, Erwägung, Einsicht oder wie man es nennen mag, als die ausschließliche oder als die beste oder auch nur als gute Rath- und Gesetzgeberin für die Ordnung des eigenen oder gar für das Eingreifen in fremdes Leben berufen? Und das Alles noch dazu in der Einkleidung eines pädagogischen Romans!! Also in unserem Zeitalter, das vielfach von der Kunst im Leben des Kindes zur Kinderei im Leben der Kunst sich entwickelt, wieder einmal ein neuer Aufguß auf den abgestandenen und ausgezogenen Theegrus der neunmal musenverfluchten Cyropädie, aller Erziehungsromane fruchtbaren Ahnmutter, deren jüngster und trotz des Verlustes des classischen Profils echter Enkel unter dem Namen Götz Krafft zur Freude seiner Verwandten in unserer Mitte heranwächst? Beileibe nicht. Wohl ist hier in der Geschichte von Richard Feverel der alte Stein des Anstoßes, über den seit den Tagen des Prediger Salomo und der sieben Weisen Griechenlands die Denker so und die Nichtdenker anders stolpern, eben jenes vorerwähnte ideale und praktische Problem, kühn zum Eckstein beim Bau des Werkes behauen. Aber in diesem Behauen eben zeigt sich eines geborenen Künstlers meisterhafte Leistung.

Wenn die dichterische Objectivität nicht ein bloßes Buchstabengesetz oder eine bloße Phrase sein soll, so muß ihr innerer Sinn die Forderung nach ihr rechtfertigen und begrenzen. Ohne an dieser Stelle bis auf die letzten Gründe und Ursachen zurückgehen zu können, läßt sich wohl sagen, die innere Objectivität regelt das Verhältniß des Schöpfers zu seinem Werk, die äußere zu seinem Publicum, das für den wahren Künstler die unsichtbare kleine Gemeinde der immer strebend sich Bemühenden, der ihm seelisch Wesensverwandten ist. Innere und äußere Objectivität sind wie Mark und Rinde, aber für die Höhenkunst gilt wie für die tiefe Erkenntniß der Natur: „sie hat weder Kern noch Schale, Alles ist sie mit einem Male." So verstanden ist auch die äußere Objectivität der inneren gleichgeordnet. An sich ist jedes Kunstwerk im eminentesten Sinne eine Leistung der Persönlichkeit; allein nur in der Wahl des Stoffes und Gegenstandes ist der Künstler frei. Hat er sich einmal entschieden, so wird das Object zum Sujet. Ein neues Individuelles besteht, lebt und wächst nach eigenen Gesetzen aus eigenem Recht, und wollte der Künstler das mißachten, so würde sein Werk verkrüppeln oder verkommen, wird es ein Zeugniß seiner Schwäche, nicht seiner Kraft. Wie in der Ethik nur dem unfreien Willen das innere Sittengesetz das Ausschlüpfen verschließt, daß er sich gefangen fühlt, und dem freien das Eintreten eröffnet, daß er sich an seiner Stelle weiß, so zieht die innere Objectivität, das Gesetz des Gegenstandes in der Kunst die Grenze, bei der die Unfähigkeit sagt: hier hört meine Macht auf, und von der das Können spricht: hier hebt mein Reich an. Als das Herzstück der inneren epischen Objectivität wird auch ohne die hier unstatthafte principielle Ableitung eine in sich ruhende abgeschlossene Handlung, d. h. die Wechselbeziehung des äußeren und inneren Lebens bestimmter Personen bezeichnet werden dürfen und zwar — das ist wesentlich — in der Form wirklich geschehener Ereignisse. Geschehener, nicht geschehender! Von diesem scheinbar so unscheinbaren, kleinlichen grammatischen Unterschiede zwischen Imperfectum und Präsens kann, wer da will, die fruchtbarsten Erkenntnisse zwischen Drama und Roman (Epik) ableiten. Was nun dem Roman innerhalb der epischen Dichtung dieselbe Absonderung verschafft, wie dem Schauspiel innerhalb der dramatischen, ist der Umstand, daß die in ihm geschilderte Handlung nicht bloß als etwas wirklich Geschehenes gelten soll, d. h. daß seine innere Objectivität das ganze Bereich des überhaupt Möglichen umfaßt, sondern sie muß ganz ausgesprochen den Charakter des Durchschnittlichen, fast möchte man sagen, des Alltäglichen haben, wenn das nicht mißverständlich wäre. Durch das

Gesetz des Möglichen wird doch Beides umschrieben, die Regel wie die Ausnahme, das Typische wie das Originale. Der Roman, wie das Schauspiel befassen sich mit der Regel, mit dem Typischen, dem Alltäglichen, dessen sich bewußt zu werden, freilich über den Alltagsmenschen hinausgeht; die Ausnahme von der Regel, das Originelle verbleibt den anderen, hier nicht zu verfolgenden Dichtungsarten, Novelle, Epos, Märchen, Fabel einerseits, Tragödie und Komödie andererseits, die darum auch nicht auf das natürlich Mögliche verpflichtet sind. Wohl gemerkt: die Rede geht von der Handlung, nicht von den handelnden Personen, den Charakteren. Und abermals wohlgemerkt: das Regelmäßige, Typische, Durchschnittliche, Alltägliche schließt nicht das Ueberraschende aus. Es ist durchaus nicht das von vornherein Selbstverständliche, das Quidam und Omnis schon von Weitem riechen, als wäre es Schweinebraten. Daß das Alltägliche das Selbstverständliche nicht ist, ist ja die erste und schwerste Einsicht des Lebens- und Menschenkenners.

Die Handlung, die dem Roman wesentlich ist, erschöpft sich also nicht im Verknüpfen von Ereignissen. Das Schwelgen der Phantasie im Ueberfluß von Geschehnissen eignet einzig dem Märchen. Doch erfährt auch schon hier die Freude am Factum einen Einschlag. Was die Großmutter den Enkeln in der Kinderstube oder Beduinen und Indianer in ihren Zelten oder am Lagerfeuer sich erzählen, immer läuft der bunte Wirrwarr doch darauf hinaus, daß über alles Zauberhafte, Wunderliche und Wundervolle am Schlusse das Menschenkind siegt oder aber — allen principiellen Verächtern des ethischen Princips in der Kunst zur Beachtung — die Moral oder am liebsten Beides. Mit dem allmäligen Durchbrechen des Ichbewußtseins in Personen oder Generationen erwacht zunächst dunkel, dann immer klarer die Einsicht, daß äußeres Handeln der Ausfluß innersten, verborgensten Lebens ist, und damit erwacht der Trieb, den inneren Menschen im äußeren Handeln wiederzuerkennen, darzustellen. Das Widernatürliche, Uebernatürliche, Unmögliche, Unwahrscheinliche märzt sich damit fortschreitend von selber aus. So wird die Poesie des Märchens durch Götter- und Heldensage, Fabel und Novelle hindurch zur Poesie des Romans, d. h. zur Kunst, rückblickend auf eine abgeschlossene Vergangenheit Menschenschicksal und Menschenseele, Beides im weitesten Sinne verstanden, eins aus dem anderen zu begreifen, die dauernde Lebenswahrheit in einer gewesenen Lebenswirklichkeit aufzuzeigen, eine verflossene Lebenswirklichkeit als eine bleibende Lebenswahrheit darzustellen.

Aus dem Charakter der Berichterstattung ergiebt sich hochbedeutsam auch ein Schluß auf das Verhältniß zwischen Romandichter und Romanleser. Es ist vielleicht die interessanteste Frage der ästhetischen Psychologie, welche Quellen der Leser unbewußt dem fictiven Referenten zubilligt. Ausgeschlossen ist die eigentlich am nächsten liegende der leiblichen Augenzeugenschaft oder gar das Selbsterlebniß. Auch im Ich-Roman muß das Ich einen anderen Namen tragen als der echte Autor. Im Allgemeinen darf man wohl sagen: dem Dichter, der für die vor seinem Leben liegende Vergangenheit unwillkürlich als der Herausgeber eines zeitgenössischen Dichters angesehen wird, werden zwei ungewöhnliche Geistesgaben, aber keine anormale physische Eigenschaften concedirt, ja octroyirt. Er trägt eine Tarnkappe und ist unsichtbarer Zeuge aller Vorgänge, darüber hinaus besitzt er auch das Talent, allen Wesen ihre Gedanken von Stirn und Herz lesen zu können. Doch wird ihm die Möglichkeit solcher Zeugenschaft nur geglaubt, wo er physisch existiren kann. So könnte er in Dombey und Sohn neben den Schienen hergelaufen sein, zwischen denen Carker mit seinen schwarzen Gedanken vor dem Eisenbahnzuge vergeblich flüchtet, aber es ist uns, als ob wir auf ein Sandkorn beißen, wenn Lindau's Muse zur Wasserleiche wird und er uns in seinem soi-disant Roman „Spitzen“ die letzten Empfindungen einer wirklich Ertrinkenden weismachen will. Freilich wollen wir die Gedanken und Gefühle der handelnden Personen kennen lernen, und da wir Menschen von heute nicht mehr so concret denken und sprechen wie die homerischen, so verlangen wir auch nicht, wo es sich um solche Menschen handelt, daß der Dichter ängstlich jede Gedanken- und Gefühlszergliederung und Auseinandersetzung vermeiden soll. Ja, wo Personen von Geist und Bildung uns vorgeführt werden, da erwarten wir große Gedanken. Dafür aber muß auch die kleinste und feinste Regung des Geistes und des Empfindens völlig die Ausstrahlung eines bestimmten concreten Verhaltens sein, welches für den Inhalt des Romans, für seine Handlung einen Fortschritt einbegreift. Sonst halten wir sie für einen schriftstellerischen, nicht dichterischen Zusatz. Gedanke und Handlung bedingen sich wie Duft und Blume. In der Natur sind die beiden eins; Blume ohne Duft schafft der Herbariumsbotaniker oder die Putzmacherin, Duft ohne Blume der Droguendestillateur. Freilich in den meisten Romanen wirkt die Reflexion, um endlich das Wort zu gebrauchen, wie ein aufgespritztes Parfüm und zwar um so widerlicher, je verschwenderischer mit ihm umgegangen wird. Dabei bleibt es sich gleich, ob die Reflexion vom Dichter selbst ausgesprochen oder einer seiner Figuren in den Mund gelegt wird. Als einen Bestechungsversuch, als einen Mangel schriftstellerischer Ehrlichkeit oder ebenso schlimm als einen Mangel poetischen Vermögens lehnen wir die Reflexion ab, wo die Berichterstattung ein Attentat auf unser eigenes Urtheilen und Empfinden wird; deßhalb, aber auch nur deßhalb und nur so weit ist die Reflexion im Roman verboten, beziehungsweise eine Gefahr für das künstlerische Gelingen. Wie nun das unwahrscheinliche Bestehen der mit Siegessicherheit aufgesuchten ungewöhnlichen Gefahr den großen Helden ausmacht, so die spielende Ueberwindung ungewöhnlicher Schwierigkeiten den großen Künstler. Das Grandiose der Leistung Meredith's liegt darin, daß er Kraft seiner künstlerischen Freiheit als Haupt- und Nebenträger seiner Handlung Charaktere aufstellte, denen Räsonnement ein Lebensbedürfniß ist. Das war Meredith's unbestreitbares Recht und er that wohl daran; wir leben in einem Zeitalter der Reflexion und wollen es nicht wahr haben; im Rechts- und Staatsleben ist das Sociale, in der Medicin das Hygienische, ja in der Erziehung das forcirte Betonen der Persönlichkeit und in der Kunst selber das Drängen auf's Natürliche fast bloß der Reflexion entsprungen, nicht, wie wir uns vorlügen, der Sache selbst; dafür legt die Jämmerlichkeit der Resultate im Vergleich zur aufgewandten Kraftverschwendung und unser eigenes Gewissen Zeugniß ab. Wir von heute bilden uns ein, über die Reflexion hinaus zu sein, weil wir unsere Reflexionen anders einkleiden. Weil wir mißtrauisch gegen unsere Intuition geworden sind, legen wir statt ihrer Experimente, Enquêten, Statistiken, Momentaufnahmen ꝛc. unter und — sind dieselben Reflexionsmenschen, wie unsere Väter waren. Der Unterschied ist nur der, daß Leibniz seine Perrücke als Perrücke trug, ohne sie nöthig zu haben, während Herr Heutzutag die schamhafte Verdeckung seiner Glatze für natürliches Haar ausgiebt. Was ist die Präcisionsarbeit der viel gefeierten Milieuschilderung anders als ein Steckenbleiben im Stoff, just wie die mißrathenen Reflexionsromane ein Steckenbleiben im Disponiren? Wir sind so reflexionsbefangen, wie nur je ein Geschlecht vor uns, und da sollten die Reflexionsmenschen mit ihrem Schein von Recht und ihrem praktischen Deficit nicht Gegenstand künstlerischer Darstellung sein? Werden sie das aber, so müssen sie es auch voll und ganz, d. h. ihr Handeln muß völlig aus ihren Reflexionen fließen, wie freilich ihre Reflexionen mit ihrem Handeln sich decken müssen. Meredith führt uns in seinem Feverel-Vater und in dessen Neffen Adrian den Typus Mark Aurel und Luzian vor oder in's Moderne übersetzt das schematische Beglückerthum unserer Erwägungen liebenden, enquête-frohen, Statistik-schwelgenden

Geheimräthe, Professoren, Vereinsmeier einerseits und die daraus als Rückschlag sich ergebende Simplicissimusstimmung andererseits. Meredith erreicht das so, daß er vor unseren Augen Feverel-Vater eine Aphorismensammlung vervollständigen, den Neffen sie glossiren läßt. So simpel der Gedanke aussieht, so außerordentlich glücklich ist er. Schriebe nämlich Feverel ein zusammenhängendes Werk, so dürfte dessen Inhalt für den Roman nicht in Betracht kommen, weil er die Handlung zerrisse, nicht förderte. Diese Aphorismensammlung aber erwächst dem Träger der Handlung aus dem, was er erlebt, bezw. sein Thun und Lassen ist eine Folge seiner schon festgelegten Gedanken. Wie schon bemerkt, haben diese Reflexionen ihren Glassator, der gleichfalls mit seinen Bemerkungen organisch in die Handlung eingegliedert ist. Indem nun der Dichter und zwar nur an wenigen kurzen Stellen, wo er gewissermaßen seine persönliche Gleichung giebt, bloß das eine durchblicken läßt, daß in beiden, im Grübler wie im Spötter, Wahrheit und Irrthum von Fall zu Fall jedes Mal anders sich mischen, erreicht er in bewundernswerther Weise, daß der Leser niemals an des Berichterstatters Meinung sich stößt, sondern fortwährend eine eigene sich bilden muß. Es giebt wenige Schöpfungen, die dem Leser solche Selbstständigkeit im Urtheil lassen, wie dieses mit Gedanken gesättigte Werk. Auch wa der Verfasser in eigenen Reflexionen spricht, haben diese zwei seltene Vorzüge. Einmal sind sie nur der vergeistigte Ausdruck eines Geschehens; zum zweiten werden sie durch eine ungewöhnliche stylistische Kunst, deren Wiedergabe der Uebersetzerin hoch anzurechnen ist, immer als einer der Personen des Ramanes zugehörig herausgebracht. Die Art, wie bei Meredith das Handeln, Ueberlegen und Empfinden seiner Personen just in der Sprechweise sich schildert, die ihnen eigenthümlich ist, erinnert an die Wellen des Kielwassers, die das Schiff hinter sich herzieht. Mit außerordentlicher Selbstzucht vermeidet der Dichter ferner alles für seine Aufgabe unwesentliche Detail. Dafür nur ein Beispiel. Wie der Jüngling Richard verbildet und gebildet wird, das ist eine Hauptstrecke der Handlung. Da fällt nun kein Wort, was und wie Richard lernt, wie er die Fibel lautirt und ob er über Geschichte oder Latein stöhnt oder jauchzt, ob ihn der Religionsunterricht anwidert &c. &c. Was im Leben als Summe wirkt, zerlegt Meredith nicht überflüssig und unübersichtlich in eine endlose Summandenreihe, wohl aber weiß er die Producte in ihre Factoren aufzulösen und den Coefficienten herauszustellen.

Die Ideenfülle, welche das Meredith'sche Buch auszeichnet, würde nun gleichwohl den Kunstwerkcharakter aufheben, wenn sie eine Denkarbeit, eine geistige Anstrengung mit sich brächte. Mag der Künstler sich beim Schaffen verzehrt haben, das fertige Werk darf nur ein Spiel des Genius sein, muß für die Welt, die er damit beschenkt, eine Erholung, eine Erfrischung, eine Erhebung über jede Mühe, mit einem Worte: ein Genuß sein. Zwar ist das weder Anlaß noch Zweck des Kunstwerkes, wohl aber eine solche Begleiterscheinung und Nebenwirkung, daß sie als Kennzeichen gewerthet werden kann, dessen Fehlen den Kunstcharakter todtsicher ausschließt, wenn auch sein blaßes Varhandensein allein ihn noch nicht beweist. Man kann von Meredith nicht reden, ahne von seinem Humor, seinem eigenartigen Humor zu sprechen, der sein Werl zum Genuß macht.

Humor ist Kunst und gehört zu den Edelmetallen der Persönlichkeit, kommt aber meist nur in starker chemischer Verunreinigung, d. h gebunden an andere Substanzen vor. Selbsterständlich sehr mit Unterschied. Nur ein Narr wird achtzehnkarätiges Gold nicht für voll nehmen und vierzehnkarätiges zurückweisen, weil es unrein ist. Das Kennzeichen des Humors, gleichsam das Scheidewasser, ist die Art des Lachens, das er erregt. Das Lachen aus sich selbst heraus, nicht über etwas, das charakterisirt ihn. Aus dem Betrachten, nicht aus dem Betrachteten erwächst seine sonnige Heiterkeit. Satire, Ironie, Witz und was es sonst noch Aehnliches giebt, sind Humar und sind Kunst, sofern sie Form sind, nicht Inhalt. Ein naheliegendes Beispiel ist Reuter. Seine „Urgeschichte" ist die denkbar grausamste Satire, aber nicht in dieser, d. h. in der ausgesucht boshaften Verspottung der gleichsam vorsintfluthlichen Obotritenverfassung liegt der Werth seiner Leistung, sondern in dem Humor, den ahne Beeinträchtigung eigentlich nur die würdigen können, die von dem feudalen baltischen Staatsgebilde mit dem pluralen Ochsenkopf im Wappen keine Ahnung haben, die also die Tendenz, die Beimischung gar nicht verstehen.

Humor ist Styl, Humor ist Form; daraus folgt zweierlei. Er ist um so echter, als er, wo er Platz greift, gleichmäßig auf die sämmtlichen Objecte vertheilt wird; er ist um so wahrer, je weniger er (man gestatte den Ausdruck) in der Ridikülisirung des Objectes besteht. Dieser hohen Doppelforderung wird fast nie entsprochen und hier liegt der Grund, weßhalb der Humor bestenfalls fröhliche Anerkennung, freundliche Nachsicht findet, aber doch so selten vom Gegenstande sich loslöst und vertiefend und erhebend in die Persönlichkeit des Genießenden hinübergreift, wie es doch das echte Kunstwerk thut. Ausgehend von der Thatsache, daß nichts in der Welt bloß humaristisch ist, flicken ja selbst die Possenfabrikanten einen anderen Lappen, meist den Jammerlappen der Rührseligkeit, auf den Hanswurstkittel ihres öden Narrenthums; die wirllichen Könner tragen dem anders Rechnung und mischen Ernst und Scherz, ja ein Shakespeare Tragik und Humar und zwar sowohl in sämmtlichen Tragödien wie auch in fast sämmtlichen Komödien. Das war gegen alle Vergangenheit ein Riesenfortschritt, eine Großthat des Genies gegenüber der Wahrheit des Lebens; indessen obschon es sich um Shakespeare handelt, es ist bei ihm noch nicht die restlose Lösnng des Problems der Humorkunst. Für ihn fällt die Scheidung der humoristischen Situationen mit der Scheidung der humoristischen Personen zusammen, man denke an den Thürmer in Macbeth, die Amme in Romeo, an Falstaff, an Caliban. Shakespeare hat auch schan den Humor, der hierüber hinausgeht. Hamlet, Merkutio, Coriolan, namentlich seine Narren spielen mit den Dingen, allein der Humor liegt in ihrer Rede, nicht in ihrem Schicksal. Sie thun, was dem Dichter selber obliegen sollte. Auch Jung-Heinrich, den Eduard VII. capirt wie der große General Boulanger den kleinen Corporal Napoleon, auch dieser Prinz Uebermuth ist wohl die Prophezeiung, aber noch nicht die Erfüllung idealen Humors; denn sein Leben zerfällt in zwei scharf begrenzte Abschnitte, erst Schelmenkönig, dann Heldenkönig, und als Ersterer ist er Subject, nicht Object des Humors. So weit ist Shakespeare noch nicht gekommen, daß die Objecte seines Humors nicht von ihrem Persönlichkeitswerthe verlieren, d. h. wir könnten sie nicht für vall und ernst nehmen, wenn sie durch ein Ungefähr nach ihrem komischen Debut uns persönlich nahe träten. Und darum läßt der Dichter seinen herrlichen Humor höchstens von ferne die eigentlichen Träger der van ihm geschilderten Handlung umspülen, meistens trennt er sie scharf ab. Jedenfalls hat Shakespeare bahnbrechend gewirkt, daß er Ernst und Scherz in eine künstlerische Einheit verflocht. Leider blieb die Bahn hinter ihm leer. Molière's Bedeutung liegt wo anders. Hätte Lessing diese Seite seines Wesens ausbilden wollen, er wäre vielleicht über den großen Briten noch hinaus gekommen. Man hat für die instinctiv gefühlte Classicität von Minna v. Barnhelm so viele Gründe beigebracht, die selber ein Lustspiel sind; der wahre ist doch der sehr einfache, daß hier einmal alle, wirklich alle nicht episodenhaften Figuren Objecte des Humors sind und daß ferner keine dadurch verliert. Jedoch dies eine Werk blieb ahne Nachhall, einmal weil sein Humor wohl ausreicht, aber doch nicht aus Shakespeare's Ueberfülle sprudelt, und zweitens, weil sein eigener Autor, an dem die Blicke hingen, andere Wege wandelte und hernach unsere Großen,

Goethe und Schiller aus ästhetischer Verkennung den Humor, der auch in ihren Adern floß, theils eindämmten, theils unterdrückten und wo sie ihn nicht schwankartig verflachten (Bürgergeneral, Großkophta-Hofmarschall Kalb), lediglich als den mit den Dingen überlegen spielenden Shakespeare'schen Hofnarrenhumor (Liebetraut, Mephisto-Spiegelberg, Fiesko's Mohr) ausströmen ließen. So kam es, daß die deutsche Literatur trotz ihrer beispiellosen Blüthe in den Tagen unserer Classiker auf diesem einen, von ihr mit falscher Vornehmheit ignorirten Gebiete versagte und auch nicht nachholte. Sofern es sich um dichterisch vollendete Werke handelt (die uns Reuter, dies humoristischste Genie ohne den Fleiß oder die Kraft des gestaltenden Künstlers, in seiner Formensorglosigkeit trotz aller schönen Gaben, die wir ihm herzlich danken, doch schuldig blieb), sofern es sich also um echte große Humorkunst handelt, ist Meredith der erste Fortsetzer und Weiterführer seit Shakespeare. Das schreibt ein abgesagter Feind aller Kritik im Superlativ, aber hier ist eben einer der seltenen Fälle, wo der Superlativ dem Thatbestande entspricht. In Richard Feverel nimmt der Humor alle Gestalten an. Da ist Hippias Feverel, Richards Onkel, der wegen chronischer Verdauungsbeschwerden die richterliche Laufbahn verläßt und ein Werk über die Feensagen Europas schreibt, einer der Menschen, die von Natur lächerlich sind; gerade darum läßt ihn Meredith nur sehr selten auftreten. Da ist Adrian, der Mann von der Bank der Spötter, der verkörperte Esprit, und wer seine Freude hat an funkelndem, schlagendem Witz, der kommt wohl auf seine Rechnung, wenn er Adrian reden hört, und Adrian, diese nur allzu glaubhafte Verkörperung der gleichzeitig treffenden und unfruchtbaren Kritik, redet viel. Indessen Hippias und Adrian hätte auch eines Anderen Feder uns gezeichnet. Das Einzigartige, das Neue an Meredith hingegen ist, wie er die Lichter seines Humors über seine eigentlichen Helden, über Vater und Sohn Feverel spielen läßt. Der Vater ist eine durch Lebensstellung, Erziehung, Gemüth und Geist bedeutende Persönlichkeit, ein Edelmann in des Wortes schönstem und höchstem Sinne, der aus seinem Sohne einen Edelmenschen erziehen will, und der Sohn wird auch ein solcher. Diesen Charakteren haftet nichts Kleines und nichts Kleinliches und vor allen Dingen auch nicht der leiseste Hauch einer Albernheit an; nicht ein Zug an diesen beiden, der zu cariciren wäre und ironisirt würde. Und dennoch liegt über diesen beiden während des weitaus größten Theils der Erzählung der Zauber eines unwiderstehlichen, lebenswahren Humors. Lebenswahr! Der Unterschied dessen, was wir wollen und dessen, was wir erreichen, resp. wie wir es wollen und wie wir es erreichen, ist ja — namentlich im Augenblick des Ereignens — nicht immer tragisch noch demüthigend, sondern für einen über den Dingen stehenden Zuschauer gerade durch die lediglich in der Betrachtung schroffen Contraste ebenso heiter wie lehrreich. Diese Contrastirung ist durchaus Abstraction und läßt die concrete Handlung und die concrete Person völlig intact. In ihr liegt der Humor. Er bleibt die reine Leistung des Dichters, bleibt alles Stofflichen, bleibt alles Persönlichen entkleidet. Und bei Meredith ist er so wenig Mache, ist er so sehr der natürliche Ausdruck der Situation, daß er sich von selber ausschaltet, wo die poetische Wahrheit und die Wahrheit des Lebens unter ihm leiden könnte. Wenn die Bloß-Humoristen aufhören, lächerlich zu machen, so fangen sie meist an, selbst lächerlich zu werden. Sie werden rührselig, sie werden trocken, unwahrscheinlich oder unmöglich oder springen ab. Anders Meredith. Nach der räumlichen Ausdehnung des Humors könnte sein Buch ein humoristischer Roman genannt werden und doch, welche Verkennung läge darin. Wie auch der breiteste Goldreifen Brillantring heißt, wenn ein echter Stein ihn schmückt, so ist das Gold des Humors hier nur die köstliche Fassung zu einem viel edleren Gestein. Da ist in dem Roman ein Capitel mit der Ueberschrift: Ein Zwischenspiel auf der Weidenpfeife. Es gehört zu den Kleinodien der Dichtung aller Zeiten. Bisher ist Meredith fast nur mit seinem Humor hervorgetreten, mit seinem männlichen, kräftigen Humor; daß er ein Auge und Ohr hat für das, was unberührten, unverbildeten Seelen als Lieblichkeit und Schönheit sich offenbart, vermuthet bei ihm kein Mensch. Ein einziges Mal in etwa vier Zeilen hat er vorher eine Landschaft andeutungsweise gezeichnet. Hier mit einem Male tritt die Handlung scheinbar zurück und ein Poet schildert uns die Welt im Maien mit einer Innigkeit der Stimmung, mit so einschmeichelnder Süße der Sprache, daß sich der Eindruck nur vergleichen läßt mit dem Schalmeienlied des Hirtenknaben im Tannhäuser. Nur ein Dichter von Gottes Gnaden verfügt über solche Töne. Hätten wir es mit einem Concipienten zu thun, so stünde Angesichts dieser Disposition unsere Vermuthung auf gesuchte Contraste, wenn nicht eben diese Contraste zu ersinnen und namentlich so auszuführen, wie es hier geschieht, jenseits der Kraft eines Constructeurs und bloßen Reflexionsmenschen läge. Hier ist nichts Gesuchtes, Erklügeltes, Abgepaßtes. Seinem Gesetz der Lebenswahrheit folgend hat der Dichter bisher seinen Humor spielen lassen; allein der Humor wäre eine Vergewaltigung, wo es sich um das Frühlingserwachen der ersten unschuldigen, wunschlosen Liebe zweier reiner, keuscher Menschenkinder handelt, und von besonderem Zartsinne zeugt es, daß der Dichter die Liebenden in ihren Liebesscenen nur andeutet, im Uebrigen dagegen ihre Seligkeit in dem Bilde malt, als welches ihre alltägliche Welt für ihre umfangenen Sinne und träumenden Herzen sich darstellt. Kein lyrischer Ueberschwung, vielmehr alles abgedämpft zum Echo und darum um so berückender. Doch es ist nur ein Zwischenspiel. Gerade weil Meredith Epiker ist, läßt er die Stimmung nicht wuchern; mit der kräftig weiter fließenden Handlung kommt, wo und wie es sich schickt, der Humor wieder zu seinem Recht, immerhin in fallendem Maße. Als Sachwalter der Lebenswahrheit verhehlt sich der Romancier nicht, daß das Experiment, welches Feverel-Vater mit der Erziehung seines Sohnes macht, eine Versündigung gegen das Natürliche ist, und die mißachtete Natur ist unerbittlich. Ein kleinerer Autor hätte sich in seine humoristisch und lyrisch verklärten Geschöpfe verliebt und die Handlung mit freundlichem, sentimentalem Abschlusse ausgeleitet. Hier war das sogar ohne Zwang möglich. Während sonst die Romanschreiber entweder durch alle möglichen Gefahren graulich machen und dann durch eine wunderbare Errettung überraschen wollen, oder aber von vornherein den traurigen Ausgang „vorbereiten", macht es Meredith gerade umgekehrt. Nach einer Krisis ungefähr in der Mitte der Handlung verstärkt er mit jeder Wendung die Möglichkeit, ja die Wahrscheinlichkeit eines versöhnlichen Endes. Ja dem oberflächlichen Beurtheiler kann der tragische Schluß beinahe forcirt vorkommen; gleichwohl entspricht er der Lebenswahrheit in höherem Sinne, ist er vom Dichter von vornherein geplant, von vornherein auch angebahnt und zielsicher durchgeführt; alle die Möglichkeiten eines anderen Schlusses dienen nur zur antithetischen Verschärfung der Lösung.

Von dem eigentlichen Inhalt war bislang noch gar keine Rede und das mit gutem Grunde. Die Geschichte der beiden Feverels verdient entgegen dem Goethe'schen Recept der Vorwegnahme der späteren Portien genossen zu werden. Die stoffliche Spannung, so stark sie ist, beeinträchtigt nirgend den stets überwiegenden Reiz der eigenthümlichen Meredith'schen Formengebung, und wer diesen Roman bloß einmal liest, für den ist er so wie so nicht geschrieben. Aber das erste Mal ihn ohne Kenntniß der späteren Ereignisse zu lesen, ist besonderer Gewinn, weil dabei aus dem Schleier der Dichtung die Wahrheit des Lebens heraustritt, das rückwärts gesehen so leicht in Grund und Folge sich zerlegen läßt und doch beim Vorwärtsschauen so dunkel ist, daß

Keiner auch nur das nächste Jahr ansagen kann. Wer sich dessen bei Meredith so recht bewußt werden will, der frage sich einmal nach jedem Capitel; wie wird es kommen? und vergleiche damit nachträglich den vom Autor geschilderten Gang der Handlung. Wer Sinn hat für schlichte, einfache ernste Wahrheit, der wird sie dann finden in dichterischer Schönheit und Anschaulichkeit in dieser Geschichte von Vater und Sohn, die man verkennt und verkleinert, wenn man ihr eine Unterbezeichnung als „humoristischer" oder „Reflexionsroman" oder sonst ein Beiwort anheftet und die man nur würdigen kann, wenn man sie begreift als ein Erzeugniß der großen Kunst.

Und wem Richard Feverel nichts zu bieten hat, der kehre zurück zu Goldelse oder Ballhaus-Anna.

Feuilleton.

Winkeladvocat.

Eine lithauische Momentphotographie von Josef Stutzin.

Jankel's Schänke: viereckiger, dumpfer Raum, schwerer breiter Holztisch, riesengroßer, dampfender, bröckliger Ofen.

Den schmalen, mageren Rücken an der rauhen Ofenfläche scheuernd und wärmend, steht Jankel: pechschwarzes, dichtes Haar, pechschwarzer, langer Bart, pechschwarze, große Augen, das Gesicht ein Gemisch von Falten und Sorgen; ein langer, hagerer Mensch.

Vor dem Tisch, auf der langen, schmalen Bank liegt, platt auf dem Bauch, ein Betrunkener, Arme und Beine hängen herab, wie bei einem überfahrenen Frosch.

Der Betrunkene schläft, stöhnt, schnarcht, singt und redet zusammenhangloses Zeug. Die Laute sind dumpf, wie wenn man in eine Flasche hineinredet.

Jankel weckt ihn.

„Steh auf . . . Stehen Sie doch auf . . . . Schämen Sie sich, Pan Norkiewic . . . . ."

Der Betrunkene schämt sich nicht, sondern schläft und wimmert.

Jankel geht zum riesigen Ofen (der die Hälfte des Zimmers einnimmt) zurück und sagt mißmuthig zu seiner Frau:

„Sein Bruder ist Adelsmarschall, fährt mit Vieren und spielt was für eine Rolle! . . . . Und er wälzt sich auf meiner Bank . . . Gottes Wege sind wunderbar. . . . . ."

„Gott weiß, was er thut . . . Er ist gerecht, und sein Thun ist gerecht . . . ." erwiderte die Frau — ein formlos corpulenter Leib mit einem niedlichen Gesichtchen — und schneidet eine so saure Grimasse, als wenn man ihr eine Flasche Essig in den Mund gegossen hätte.

Da fällt der Betrunkene von der Bank herunter, ein Bündel Knochen und schwere Bauernstiefel schlagen klappernd auf die Diele.

Und plötzlich fängt er an zu schreien wie ein geschlachtetes Rind: „Jankel, Jankel . . . . . . J—a—n—k—e—l . . . ."

„Was willst Du?"

„Ein Hering, Jankel . . . . mir ist schlecht . . . ein Hering . . . ein Hering . . . . ."

„Schämen sollst Du Dich . . . . heut' hast Du nicht gezahlt, gestern hast Du nicht gezahlt, drei Rubel bist Du mir seit zwei Jahren schuldig . . . . Hab' ich denn eine Goldquelle? Was bin ich denn? Was bin ich denn — ein Graf?"

„Ein Hering Jankel, ein Hering . . . pfui, verdammte Bösewichter . . . . Heilige Mutter Gottes . . . . Mir ist's schlecht, sag' ich Dir, Jankelchen. . . . ."

Jankel wendet sich ärgerlich an seine Frau:

„Gib ihm einen Hering."

Die Frau bringt einen Hering. Der Betrunkene verschlingt ihn mit der Gier eines Wahnsinnigen. Dann fängt er an zu vomiren, bekommt Krämpfe, zappelt mit den Armen und Beinen, wird roth, dann blau, schimpft, flucht, speit und ist todt.

Jankel schreit laut auf, seine Frau noch lauter. Das ganze Haus läuft zusammen, dann das ganze Gäßchen, und schließlich das ganze Dorf. Zuletzt erscheinen der Gensdarm und der Feldscheer.

„Platz da!" schreit der Gensdarm. In der zusammengeballten Menge öffnet sich ein Weg.

„Protocoll!" ruft der Gensdarm, breitet einen Actenbogen über den großen Holztisch, zieht ein mächtiges Tintenfaß aus der Tasche und schreibt. . . .

Der Feldscheer reißt dem Todten das Bündel Lumpen von der Brust, belauscht den abgemagerten Brustkorb mit den hervorstarrenden Rippen, rüttelt ihn, schüttelt ihn und sagt mit ernstem Baß: „Todt!" —

Der Gensdarm schreibt . . .

„Beruf?" Und Jankel erwidert:

„Advokat ist er zuerst gewesen, dann ist er Schreiber geworden, denn er hat zuviel getrunken . . . . Kinder hat er zwei gehabt. Verheirathet ist er nicht gewesen, hat er gesagt . . . Sein Vater . . ."

„Zu viel — alles der Reihe nach!" schreit der Gensdarm und schreibt: „Nach dem vom Todten bei seinen Lebzeiten gemachten, unwiderrufen gebliebenen Angaben u. s. w." —

Der Todte wird hinausgetragen, die Schänke geleert und Jankel bleibt allein. Etwas Dumpfes, Beklemmendes liegt in der Stube.

„Was ist der Mensch?" fragt Jankel und schlägt die Augen zum Himmel auf. Aber er sieht nicht den Himmel, sondern schwarze, mit dichtem Spinngewebe bedeckte Balken.

Aus der Hauptstadt.

Die Kaisermanöver von 1904.

So groß auch die Zurückhaltung gewesen ist, die sich in der Schilderung und Besprechung der diesjährigen Kaisermanöver die militärischen Correspondenten der Tagespresse auferlegt haben, und so ängstlich sie auch jede Bemerkung vermieden, die keine Anerkennung aussprach, — für den Kenner war es trotzdem ein Kinderspiel, aus ihren Ausführungen festzustellen, daß auch die Kaisermanöver von 1904 sich durchaus nicht auf der Höhe ihrer Aufgabe befanden, den wirklichen Krieg möglichst getreu darzustellen.

Ein wahres Glück war es für die diesjährigen Manöver, daß schon seit einer längeren Reihe von Jahren zur Bezeichnung der einander bekämpfenden Parteien Farben, wie roth und blau, gewählt werden. Unter Moltke focht noch ein Ostcorps gegen ein Westcorps oder ein Nordcorps gegen ein Südcorps. Damit wäre man bei den jüngst verflossenen Manövern in dem Bemühen, die Kämpfenden in ihren Operationen auf der Karte auseinander zu halten, wahrhaftig nicht weit gekommen. Täglich änderten sie ihre Front, und zwar stets unter so scharfen Winkeln, daß, wenn in den Berichten neue Ortsnamen erschienen, erst die ganze Karte vom Großherzogthum Mecklenburg-Schwerin abzusuchen war, ehe man sie fand. Zu Anfang hatte Blau die Front genau nach Westen, während Roth sie nach Osten genommen hatte. Als am letzten Manövertage das Signal „Abrücken!" erfolgte, womit den Truppen eröffnet wurde, sie könnten in ihre Garnisonen zurückkehren, stand Roth mit dem Gesicht nach Südwesten und Blau nach Nordosten. Also die Parteien hatten sich beinahe im Kreise gedreht. Nun ist Beweglichkeit im Kriege freilich eine sehr schöne Sache. Aber auch ihr sind doch Grenzen gesteckt. Wenn sich auch im Ernstfalle eine Compagnie oder ein Bataillon oder selbst noch ein kleines, aus allen Waffengattungen zusammengesetztes Detachement unbedenklich nach allen Richtungen herumwerfen läßt, wer wird behaupten wollen, daß dies im Kriege auch bei Armeen — und solche standen sich trotz aller Versuche, es in Abrede zu stellen, auch dieses Mal thatsächlich gegenüber — möglich ist. Ja, wenn sich Frontveränderungen auf die kämpfenden Truppen beschränkten! Aber hinter diesen befindet sich stets ein gewaltiger Troß, der ihnen Lebensmittel, Fourage, Munition, Lazarette u. s. w. nach- bzw. zuzuführen und die Schwenkung mitzumachen hat, wenn er nicht außer Thätigkeit gesetzt werden soll. Auf viele Kilometer erstreckt er sich nach rückwärts. Wie groß hätte im Ernstfalle der Bogen sein müssen, wie viel Zeit würde es dort gekostet haben, um nach Ausführung der letzten Frontveränderung Seitens der fechtenden Truppen den Troß zu ihnen in das richtige Verhältniß zu bringen! Ganz davon abgesehen, daß es in zehn Fällen nicht ein einziges Mal gelungen wäre. Und werden durch rücksichtsloses und unvermitteltes Abweichen von der ersten Front nicht auch die überaus wichtigen, rückwärtigen Verbindungen unterbrochen und hierdurch eigentlich die Geschäfte des Gegners besorgt, dem Alles daran liegen muß, sie aufzuheben oder doch so empfindlich wie nur möglich zu stören? Thatsächlich werden die Manöver zu einem Zerrbilde, wenn bei ihrer Durchführung nur Manöverstrategie und Manövertactik getrieben, d. h. die ersten und einfachsten Lehrsätze von Strategie und Tactik, mit denen schon der Fahnenjunker auf der Kriegsschule vertraut gemacht wird, ohne Weiteres verleugnet werden können, nur weil es eben Manöver ist.

Durchaus nichts Neues sage ich mit der Behauptung, daß die wichtigste Persönlichkeit im Felde der Führer ist. Die mangelnden Fähigkeiten des Feldherrn kann auch die beste Truppe nicht ersetzen. Hiervon ist Niemand mehr durchdrungen als Wilhelm II.; und daher benutzt er mit Recht jede sich bietende Gelegenheit und natürlich auch die großen Herbstmanöver, um sich in der höheren Führung immer mehr zu vervollkommnen. Leider wurde der Monarch zum Befremden und Bedauern aller Einsichtigen im Reiche von denjenigen, in deren Händen die Leitung der Kaisermanöver liegt, wie bisher auch dieses Mal so gut wie gar nicht unterstützt. So wie sich dort oben in Mecklenburg die Operationen, bei denen der Kaiser die Rolle eines Führers übernommen hatte, abspielten, konnte er weder das Wesen der höheren Führung kennen, noch sie besser beherrschen lernen. Eigentlich steht im wirklichen

Kriege nur das Eine fest, daß es einen Feind giebt. Wo er sich befindet, weiß im Grunde nur der, welcher ihn an der Klinge hat. Und was er beabsichtigt, erfährt sein Gegner mit Sicherheit überhaupt nicht; nicht einmal dann, wenn er sich mit ihm in den Haaren liegt. Fast alle von den Führern zu fassenden Entschlüsse stützen sich daher nur auf mehr oder minder gut begründete Vermuthungen, aus denen sich das Zutreffende weniger herausklügeln als herausfühlen läßt; wie denn Tactik mehr eine Sache des Gefühls als des Verstandes ist. Als aber der Monarch in den Vormittagsstunden des 13. September den Befehl über Blau übernahm, kannte er bis in die nichtigsten Einzelheiten Lage und Absichten beider Parteien, mithin auch diejenige seines nunmehrigen Feindes, und als er ferner am 14. zu Roth überging, war er über seinen jetzigen blauen Gegner, dem er soeben erst zu einem glänzenden Siege verholfen hatte, um Vieles besser orientirt als über Roth. Beide Male konnte er seine nach der Uebernahme des Oberbefehls zu treffenden Anordnungen auf so positive Unterlagen stützen, wie sie sich ihm in einem wirklichen Kriege niemals bieten werden. Und so wenig kriegsgemäß sich die Befehlsertheilung gestaltete, so wenig zweckentsprechend verliefen später an vielen Stellen auch die Gefechte. In der Tagespresse wurde den Schiedsrichtern der diesjährigen Kaisermanöver das Wort zugerufen: „Richtet nicht, auf daß Ihr nicht gerichtet werdet.“ Selbstverständlich haben diese Herren, selbst wenn der oberste Kriegsherr führte, ihre Entscheidungen lediglich nach Pflicht und Gewissen getroffen. Aber andererseits ist doch auch die Thatsache nicht aus der Welt zu schaffen, daß Wilhelm II. immer den Sieg davontrug; und dies war — wenigstens nach den sogar in officiösen Zeitungen veröffentlichten Berichten — mitunter nur dadurch möglich, daß seine Truppen auch dort Terrain gewinnen durften, wo sie sonst sicherlich hätten zurückgeben müssen. Im Mobilmachungsfalle ist der Kaiser der Höchstcommandirende der ganzen deutschen Armee. Von seinen Entschlüssen hängt dann nicht nur das Leben und Sterben vieler Tausende deutscher Männer, sondern auch des Reiches Geschick ab. Ist da nicht zu befürchten — und diese Frage stelle ich hier heute nicht zum ersten Male, — ist da nicht zu befürchten, daß er im gegebenen Falle auf seinen guten Stern, der ihm in den großen Manövern unentwegt zur Seite gestanden hat, zu fest bauen und sich dem zu Folge das Kriegsglück sich von ihm abwenden wird? Ohne ein gehöriges Maß von Selbstvertrauen ist allerdings kein Feldherr denkbar. Es erhält, wie es scheint, auch den russischen Oberbefehlshaber, den General Kuropatkin, trotz aller bisherigen schweren Niederlagen und trotz des Mißtrauensvotums, das ihm von Petersburg aus in der Ernennung eines zweiten Armeeführers ertheilt worden ist, noch bei gutem Muth. Aber eine zu große Zuversicht auf das Gelingen der geplanten Unternehmungen ist vielleicht noch eine größere Gefahr als Zaghaftigkeit. Mir ist ein General bekannt, der, so oft er in den Manövern zu führen hatte, den ihm unterstellten Officieren ganz genau auseinanderzusetzen wußte, daß der böse Feind in die Pfanne gehauen werden würde, und der dennoch, nein, gerade deßhalb jedes Mal gründlich geschlagen wurde. Auch darin hat es die bisherige Manöverleitung heuer wieder vollkommen versehen, daß sie den Kaiser nicht mit den Launen des Kriegsglücks bekannt und mit den gewaltigen Schwierigkeiten vertraut gemacht hat, die ein Feldherr nach einer Niederlage überwinden muß. Einige Zeitungen brachten kurz vor den diesjährigen Kaisermanövern die Meldung, der Chef des Generalstabes wolle dem Druck der Jahre nachgeben und sich in's Privatleben zurückziehen. Leider hat sich dieses Gerücht nicht bestätigt. Die Leitung der großen Herbstübungen durch ihn und im Besonderen der Operationen, an denen der Kaiser activ betheiligt ist, läßt aber seinen alsbaldigen Rücktritt als dringend wünschenswerth erscheinen.

Stillstand ist zweifellos Rückschritt. Aber auf der anderen Seite darf sich die Bewegung auch nicht im Kreise vollziehen. Während der letzten Kaisermanöver in Württemberg konnten Stellungen, die von Rechts wegen uneinnehmbar waren, von Infanterie gestürmt werden, deren hintere Linie geschlossen mit fliegenden Fahnen und unter klingendem Spiel im schönsten Paradeschritt vorgingen. Vor zwei Jahren glänzte die erste Garde-Division in den Kaisermanövern zwischen Frankfurt a. O. und Meseritz in Burentactik, bei welcher sich die Truppen in die kleinsten Atome auflösten. In dem Gelände zwischen Wismar und Bobitz brachte in diesem Jahre wieder der Infanterie-Angriff mit fliegenden Fahnen und unter klingendem Spiele den Sieg. „Japanische Tactik!“ meinten die Officiösen und wollten damit beweisen, wie schnell unsere Heeresleitung den allerneuesten Lehren der modernen Kriegführung zu folgen weiß. Gewiß! Die geschlossenen Linien, die von hinten den Angriff der Infanterie nach vorwärts tragen sollen, sind von den Japanern mit Vorliebe in ihren bisherigen Kämpfen angewandt worden; aber wahrhaftig nicht zu ihrem Vortheil. Nicht ihrer Infanterie verdanken sie ihre Erfolge, sondern ihrer Artillerie und der Tactik ihrer höheren Führer. Mit staunenswerther Thatkraft hat in den letzten drei Jahrzehnten Japan seine Armee den europäischen Heeren nachgebildet. Aber in tactischer Hinsicht vermochte sie doch noch nicht mit ihnen Schritt zu halten. Die japanische Infanterie kämpft heute noch in derselben Weise, wie die deutsche Infanterie nach 1871 auf Grund der damaligen Beschaffenheit der Feuerwaffen. Weil heute mit geschlossenen Abtheilungen beim Infanterie-Angriff nichts auszurichten ist, gerade deßhalb verbluteten die Japaner bei dem Sturm auf die russischen Stellungen von Liaujang fast gänzlich, trotzdem das russische Infanterie-Feuer herzlich schlecht war. Hierüber werden sich auch die für das deutsche Heer maßgebenden Stellen nicht getäuscht haben. Warum nun aber mit einem Male wieder der schon mehr parademäßige Angriff aus den siebenziger Jahren? Etwa weil er ein blendend schönes Bild lieferte, das vielleicht ein Maler festhalten konnte? Doch wohl kaum. Aber welcher Art die Beweggründe auch gewesen sein mögen, die Rückkehr in den diesjährigen Kaisermanövern zu längst Abgethanem ist um so unbegreiflicher, als doch der Krieg in Ostasien überzeugend nachgewiesen hat, daß es nicht mehr lebensfähig ist.

Von der oben hervorgehobenen großen Bedeutung des Führers für die Truppe waren die Generäle, welche am 12. und 13. September führten, vielleicht zu sehr durchdrungen, so daß die Truppe nicht immer die Berücksichtigung fand, die sie beanspruchen darf. An jenen beiden Tagen haben sich die beiden Herren als gelehrige Schüler des Grafen Häseler erwiesen, für den, wenn er führte, die physische Leistungsfähigkeit von Mann und Pferd unbegrenzt zu sein schien. In sämmtlichen und namentlich in hochofficiösen Zeitungen war zu lesen, daß an einem Tage Infanterie des 9. Corps 48, Infanterie des Garde-Corps sogar 50 Kilometer marschirt sei, ehe sie in den Kampf eingetreten wäre. Solche Anforderungen werden an die Fußtruppe im Kriege niemals gestellt. Und dabei darf nicht übersehen werden, daß im Allgemeinen der Fußsoldat im Kriege viel weniger physisch zu leisten hat als im Manöver. Im Manöver biegt er mindestens fünf Mal in der Woche von der bequemeren Straße auf den ungemüthlichen Sturzacker ab, wenn die Entwickelung zum Gefecht erfolgt; im Kriege bleibt er oft ganze Monate auf der Landstraße. Wenn überhaupt, so lassen sich die an den erwähnten Tagen an Infanterie gestellten Zumuthungen nur sehr schwer rechtfertigen. Hierzu wird man sich natürlich, wie bei einem ähnlichen Anlaß in den vorigen Kaisermanövern, auf den vorzüglichen Gesundheitszustand berufen, in welchem sich die Mannschaften nach der gewaltigen Marschleistung befunden haben sollen. Was beweist dieser aber? Daß viele Mannschaften sich „Etwas geholt“ haben, wird erst später zu Tage treten; bei einer großen Zahl sogar erst nach Rückkehr zu ihren bürgerlichen Geschäften. Für einen höheren Führer mag es ja in den Kaisermanövern recht erfreulich sein, wenn er in Folge ungewöhnlicher Marschleistungen mit seinen Truppen plötzlich an einer Stelle erscheinen kann, wo ihn auf Grund kriegsmäßiger Marschleistungen Niemand erwartet. Aber von genauer Kenntniß der physischen Kräfte der Mannschaften und von der gebotenen Rücksichtnahme des Führers auf die Truppe zeugt es ebenso wenig wie von der richtigen Würdigung des Erfordernisses, daß die Manöver sich stets dem Kriege mehr zu nähern als sich von ihm zu entfernen haben.

„It was no war!“ In diesen Worten gaben englische Correspondenten die Eindrücke wieder, die sie in den deutschen Kaisermanövern im Herbst 1902 erhalten hatten, und kaum eine Zeitung versäumte es, unter unverkennbarer Zustimmung das scharfe Urtheil an ihre Leser weiter zu geben. Heuer hat man nichts von solchen oder ähnlichen Urtheilen gehört. Waren darum aber die Kaisermanöver von 1904 etwa wirklicher Krieg? Mehr als die Kaisermanöver der letztverflossenen Jahre waren sie es freilich; schon weil endlich einmal die leidigen gewaltigen Cavallerie-Attacken ausfielen. Aber ernst zu nehmende Scheinkämpfe der wirklichen Kämpfe waren auch sie nicht. Auch sie können nicht für eine Schule zur Vorbereitung unseres Heeres auf den Ernstfall gelten. Und dies ist um so beklagenswerther, weil sie bei nur einigem guten Willen leicht zu einer solchen zu machen waren. Wäre es nicht ein Kleines gewesen, die hier zur Sprache gebrachten Uebelstände zu beseitigen? Und wie viel wäre damit für die Ausbildung unseres Heeres zu dem Ringen auf dem wirklichen Schlachtfelde gewonnen worden! Ajax.

Spiel und Sport.

Es hat mir nur mäßige Freude bereitet, als ich zum ersten Male der „bekannte Sportschriftsteller“ genannt wurde. Mir war es gelegentlich darum zu thun gewesen, die Wander-Ruderei, diesen für Berlin geradezu gegebenen Sport, diesen Jugendbronn aller reichshauptstädtischen Schreibsclaven, volksthümlich zu machen, und so hatte ich mich gewaltig in's Zeug gelegt, um ihm neue Freunde zu werben. Denn was für München und Wien mit ihren nahen Gipfeln die Bergkraxelei ist, das sollte von Rechts wegen für Berlin die Ruderei sein. So angenehm zu befahrende Flüsse und Seen, eine mit so holdseliger Hübschheit bedachte Wasserlandschaft nennt keine zweite Weltstadt ihr eigen. Niemand, der auf sandigen Eisenbahndämmen in die Mark Brandenburg einrollt, ahnt auch nur von fern, wie viel Anmuth hinter den armseligen Kiefernwäldern, in der Spree- und Havelniederung versteckt liegt. Na, und das wollte ich zunächst einmal wenigstens den Berlinern zu Gemüthe führen. Ich wählte für meine harmlosen Skizzen ein raffinirt undurchsichtiges Pseudonym — und der Erfolg war, daß die maßgebenden Redactionen mich zum Sportschriftsteller erhoben. Es wird mir im Laufe des Winters Mühe und meinen unschuldigen Lesern Leitartikel genug kosten, um diese Abstempelung wieder los zu werden.

Noch immer staunt unsere öffentliche Meinung Jemanden, der sein Rad nicht bloß zu geschäftlichen Besorgungen benützt und seine Sonntage grundsätzlich außerhalb der Stadt verbringt, als ein sportsmänaisches Wunderthier an. Wir haben uns so an das Leben zwischen

Mauersteinen und im Asphaltgestank gewöhnt, daß wir Niemandem erlauben, es länger als auf höchstens sechs Wochen jährlich zu meiden. Wer sich mehr heraus nimmt, heißt zur Strafe dafür Sportsman und, wenn er gar Andere zu gleichem Thun verführen möchte, Sportschriftsteller. So Etwas kann geschäftlich gefährlich werden. Ich bin überzeugt, daß in jeder Auskunft, die mein Schneider über mich bei Schimmelpfennig einholt, geschrieben steht: Angefragter soll von verträglichem Charakter, solide und überzeugter Monarchist sein, ist aber leider von Jugend auf mit unheilbarem Sport behaftet. Vorsichtige Väter gäben mir ihre Tochter nicht; von den Müttern will ich lieber ganz schweigen. Das macht, wir Deutschen glauben immer noch, daß der Leib etwas Nebensächliches, um nicht zu sagen Unanständiges sei. Wer seinen Körper pflegt und die Körperlichkeit des Volkes verbessern möchte, der gilt für einen materialistisch veranlagten Rohling. Der Körper ist nur dazu da, daß man ihn bekleidet; im Uebrigen haben wir ausschließlich geistige Interessen. Es thut gar nichts, daß von hundert jungen Deutschen, die sich in Berlin zum Militär stellen, kaum noch zweiunddreißig dienstfähig sind. Sport und Spiel, mit Ausnahme des Briefmarken-Sammelsports und des Billardspiels, gelten im Grunde für unmännlichen Zeitverderb. Daß der Sport mehr als ein Vergnügen, daß er eine ernste Pflicht ist, daran glauben heute erst die Fortgeschrittensten. Man blicke nur in die norddeutschen Zeitungen (einige wenige im Süden machen erfreuliche Ausnahmen): sie füllen ihre Spalten mit den Ergebnissen an sich doch lächerlich bedeutungsloser Pferde- und Motor-Rennen, während sie für den echten deutschen, den volksthümlichen Sport nichts übrig haben. Hier an der Besserung mitzuarbeiten und dahin zu wirken, daß jeder Stadtmensch jede freie Stunde auf Nagelschuhen, auf dem Stahlrad, im Boote verbringe, dünkt mich allerwichtigste Aufgabe. Allzu lange, länger denn ein Jahrhundert hindurch, haben wir unseren Körper vernachlässigt und gequält. Wer im offenen Flusse badete, wurde mit Ruthen gestäupt (heute läßt man es bereits gnädig bei fünf oder acht Mark Geldstrafe bewenden); das Schlittschuhlaufen war undamenhaft, und das Turnen ward als Demagogie polizeilich untersagt. Wenn es unsere Bengel nicht immer wieder gleich jungen Katzen und Hunden zum Spiel getrieben hätte, wer weiß, ob wir dann nicht schon mit Haut und Haaren den Reingeistigen verfallen wären! Die Brillen, die wir tragen, unser verkrümmtes Rückgrat, das nicht allein bei Lippe-Streitigkeiten und Kaiser-Telegrammen zu Tage tritt, unsere Blaßgesichter und unsere jammervolle Ungelenkigkeit sind erbauliche Beweise dafür, daß es aufwärts geht. Wir züchten in Gymnasien und höheren Mädchenschulen den triumphirenden Hirnmenschen, der mit zwanzig Lenzen schon über kalte Füße, heißen Kopf und Verstopfung klagt. Warum tritt denn kein Professor auf, der diesen Verkümmernden immer und immer wieder erzählt, daß jede in Gottes freier Luft, bei gesunder körperlicher Anstrengung verbrachte Woche ein ganzes Lebensjahr mehr bedeutet und ein heiteres Lebensjahr dazu? Wahrhaftig, Miquel's vielcitirtes Wort ließe sich paßlich dahin variiren, daß den hundert Jahren, die fast allein dem Geiste gewidmet worden sind, nunmehr hundert Jahre sorgsamer Körperpflege folgen müßten. Wir haben es doch wahrhaftig herrlich weit gebracht und könnten uns wohl einige Ruhe gönnen. Ich sah neulich in's Schlafzimmer eines modernsten Poeten — oder war es sein Arbeitszimmer — und staunte über diese Wunderwerke der Technik, die Durchtriebenheit des Luxus, die wollüstig-weiche Behaglichkeit der Lebensführung. Urechtes Trüffel-Milieu. Himmelblaue Seide an den Wänden und Glühlämpchen wie Sterne darauf verstreut; wenn man auf einen Knopf drückte, gab es farbiges Licht. Pariser Marmorschönheiten; eine Lagerstatt, wie ich sie Roxanen gegönnt hätte, und ein Teppich, der eigens irgendwo in Persien für diese erlesene Umwelt gedichtet worden war. Wie ich das Alles ergriffen betrachtete, rückte ein anderes Bild vor mein Auge. Eine derbe Bettstelle, ein breiter Lehnstuhl davor, ein Stück grünes Wollenzeug darunter. Bis zur halben Höhe der Wandecke, in die sich das Bett drückte, lief gleichfalls grobes, grünes Tuch. Wirklich, ein bemerkenswerth simples Schlafkämmerlein. Nur daß hier Herr Wolfgang Goethe gewohnt hatte, dieser Gesunde, Blutvolle, der den Ueberschwang seiner Kraft zu Roß und auf Bergpfaden austobte, während sein zärtlicher Berliner Nachfahr vor jedem Lüftchen behütet werden muß, Pillen vor und nach jeder Mahlzeit schluckt und selbst Bernkasteler Doctor nur noch angewärmt trinken darf. Meine Damen und Herren, ich glaube in der That, die nächsten hundert Jahre sollten wir einmal dem Ottesbruder des erlauchten Grandseigneurs Geist widmen.

Wir Alle sollten es thun. Nun steht ja wohl der Winter vor der Thür, der erklärte Liebling aller Stubenhocker und Ofenfreunde, der so schöne Ausreden ermöglicht. Just er verdient's aber auch, daß wir Anhänger der Bewegung — die Männer- und Frauenbewegung sein möge — ihn zu unserem besonderen Günstling erwählen. Draußen brennt der Wald. Eine flackernde Fülle bunter Schönheit ist über die Berglehnen ausgegossen. Als ich jedoch vor acht Tagen durch's leuchtende Schwarzathal marschirte, durch die grün und gelb und braun und roth flammende Herrlichkeit des Buchenwaldes, der sich von der Wartburg hinüber zur Hohen Sonne schwingt, da war Niemand unterwegs als ein Mädchenpensionat. Das geht doch wirklich nicht so weiter. Wir müssen uns Herbst und Winter zum Frühling und Sommer hinzuerobern, müssen uns dazu zwingen, selbst eines langweiligen Spaziermarsches wegen die schönste Arbeit liegen zu lassen. Und wenn man mich endgiltig als Sportschriftsteller etikettirt — ich will mich noch heut' Abend, wenn ich vom Schwimmen komme, hinsetzen und in längeren Ausführungen vom Berliner Magistrat den Bau neuer Hallenbäder für die Wintermonate fordern.

Aus unseren Kunstsalons.

Eduard von Gebhardt.

Wenige Monate ist's her. In der „Friedenskirche“ in der Kunst- und Gartenstadt am Rhein war es. Da turnte ich auf und ab auf Treppen und über Chorgestühl und Malgerüste, mit ihm, dem 67jährigen noch immer so jugendfrischen, temperamentvollen, schaffensfreudigen Düsseldorfer Altmeister der neuzeitlichen so unendlich schlichten und innigen, deutschvolksthümlichen protestantisch-evangelischen Kirchenkunst. Wie Eduard von Gebhardt, der baltische Pastorensohn, einst in den Jahren 1884—92 im lutherischen Priesterseminar zu Loccum seine in heißer Arbeit und hartem Kampfe gewonnenen Kunstanschauungen ein erstes Mal in großem Umfange und einheitlichem Style bethätigen konnte, so jetzt wieder in dem schönen Gotteshause im Südwesten Düsseldorfs.

Es ist wohl die erste große evangelische Kirche, die völlig ausgemalt wird, von der Hand eines und desselben Meisters, denn Gebhardt läßt sich bei dieser Arbeit nicht einmal von seinen Schülern helfen.

Der Besichtigung der neuesten Arbeiten in dieser Kirche galt damals jene nachmittägliche Kletter- und Turnpartie. Es handelte sich jetzt — die Wände der Altarseite sind schon seit zwei Jahren bekanntlich fertig — um die rechte Hälfte der Orgelwand, über die, unterbrochen von Thürausschnitten und der Orgel selbst, eine Darstellung der Bergpredigt sich hinzieht, während die anderen Wandabschnitte an der Orgel mit einer malerischen Verherrlichung der Kirchenmusik geschmückt wurden. An den Köpfen singender Engel auf den Flächen neben und über den Orgelpfeifen pinselte an jenem Nachmittage der Künstler eifrig, auf der Spitze eines auf dem Seitenchor aufgebauten Leitergerüstes stehend. Jetzt ist dieser Theil längst schon vollendet. Und vollendet ist auch die ganze Schmalwand des rechten Seitenchors, eben der Abschluß der Bergpredigt. Damals, im Juni, war hier kaum mehr als die Umreißung der Figuren zu sehen. Und Anfang September schrieb mir Gebhardt, daß nunmehr Alles fertig sei und er auf Reisen gehe. Wahrhaft erstaunlich diese Schnelligkeit. Und doch nicht erstaunlich für den, der da weiß, wie gewissenhaft der Meister die Vorarbeiten betreibt, welche Fülle von Studien und Theilentwürfen angefertigt werden in den entsprechenden Größenverhältnissen, ehe er an die allendliche Ausführung geht. Ja — bei der „Bergpredigt“ der Friedenskirche ist sogar die linke und die rechte Seite vorher erst je in einem großen Staffeleibilde ausgeführt worden, die dann in lebensgroßen Formen auf die Wände übertragen wurden. Den linksseitigen Theil der „Bergpredigt“ sah man diesen Winter bei Schulte, von wo das Gemälde in das Magdeburgische städtische Museum gewandert ist. Der Entwurf zum rechtsseitigen Theil nebst etwa dreißig großen Studien dazu findet man zur Zeit im „Künstlerhause“ ausgestellt. Es sind Gruppen von Andächtigen, die in buntem Gewimmel auf einer Anhöhe, zum Theil hoch in den Bäumen, herumsitzen und den Worten des Heilandes lauschen. Inmitten der Volksmenge hält ein Bauernwagen, aus dem ein krankes Weib herabgehoben wird, auf daß des wunderthätigen Menschensohnes Hand sie berühre: eifrig winkt eine andere Gruppe ganz vorn ihnen zu — sie sollen sich beeilen. Welche Fülle von Individualitäten, alten und jungen, Männern und Frauen, Jungfrauen und Kindern ringsum. Und wie fügen diese Gruppen sich an jenen anderen auf der linksseitigen Fläche jenseits der Orgel.

Im Geiste jenes Kinderglaubens ist Alles gemalt, dem der Künstler treu geblieben ist von den Tagen seiner Kindheit an, als er aufwuchs in dem Pfarrhause im fernen Baltenlande zu einer Zeit, wo dort eine warmherzige lebensprudelnde Bewegung gegen den kalten, klügelnden Rationalismus der zwanziger und dreißiger Jahre Platz gegriffen hatte. Und im Geiste einer Kunst, die ihm Kunst und Religion und Leben zugleich ist, und in der Erfüllung jener ästhetischen Forderungen des „Raumkunst“-Begriffes, der ihm klar ward im intimen Umgange mit der Kunst der Alten in Italien und in den Niederlanden ... Doch das weiß man Alles, wie man auch weiß, daß er nicht sinnberauschend wirken will wie katholische Kirchenkunst, sondern sinnerhebend, und daß er, wie dieser, so auch den verstandeskühlen, menschenfremden Nazarenern durchaus ablehnend gegenübersteht. Und man weiß erst recht, weil das für die große Masse stets das am stärksten in's Auge Fallende ist, daß er die Handlung zumeist in das Reformationszeitalter verlegt und auf Deutschlands oder seiner fernen nordischen Heimath Boden und dabei Menschen unserer Zeit, oft Typen aus Estland, oder auch persönliche Bekannte, Freunde aus seiner zweiten Heimath, Familienmitglieder &c. in das Costüm jener Zeit steckt. Nur in der Tracht des Heilandes und der Apostel weicht er von diesem Princip ab: im Gegensatz zum „Volk“, zu den „Laien“ zeigen sie meistens sich in einer Tracht, die der bei den Nazarenern üblichen sehr ähnlich ist, nur daß Farbe und Faltenwurf abermals natürlich sind, nichts Conventionelles haben. Denn das „Realistische“ bleibt im Einzelnen immer für das Wesen der Ausdrucksform Gebhardt'scher Kunst durchaus bezeichnend.

Die wundervollen, meist lebensgroßen Studien zu der „Berg-

predigt" und anderen Wandmalereien in der Friedenskirche beweisen das hier auf dieser Ausstellung ebenso sehr, wie die Tafelbilder, die man zusammengetragen hat und die in Berlin übrigens zum Theil schon bekannt sind, wie die „Jünger von Emmaus", Christus und Nicodemus", aber von denen hier bereits eingehender die Rede gewesen ist, wie „Christus mit den Jüngern im Meeressturm" und auch „Christus vor Pilatus", gleich dem „Nicodemus" im Besitz der Düsseldorfer Kunsthalle und rein coloristisch eines der schönsten Werke Gebhardt's.

Die Ausstellung bietet außer all' dem Genannten noch vierzig oder mehr andere Studien zu verschiedenen bekannten Gemälden und Porträtskizzen. Aber ich gehe auf dieses Alles auch nicht weiter ein, denn, wie gesagt, gar oft schon haben wir uns hier mit dem Düsseldorfer Meister beschäftigt. Nur Eines sei noch bemerkt: für den Ernst seines Schaffens ist wohl nichts so bezeichnend, als wenn er das große vollendete Tafelbild der rechtsseitigen „Bergpredigt" einfach einen „Originalcarton" nennt! Und andererseits — wer diese flott und breitpinselig hingeworfenen, so wuchtig modellirenden Studien lebensgroßer Figuren sieht und dabei der kleineren so fein ausgeführten Staffeleibilder des Meisters gedenkt, der wird vielleicht staunend sagen: also den „Impressionismus" — den kann er auch? Hm — er ist ihm wohl nur ein Zwischenstadium auf dem Wege zur Vollendung eines Gemäldes.

Ein mit dem Bildniß Gebhardt's und mehreren Abbildungen von Studien geschmückter, fein ausgestatteter Catalog sei den Besuchern dieser so ungemein dankenswerthen Ausstellung noch besonders empfohlen . . .

Franz von Lenbach

ist der Haupttrumpf der neuen Schulte-Ausstellung. Aber es ist keine große postume Gedächtniß-Ausstellung. Nach den mancherlei Lenbach-Ausstellungen der letzten Zeit wäre das wohl auch kaum wieder angezeigt gewesen. Freilich — so eine große, das ganze Lebenswerk des verstorbenen Künstlers von Anfang bis zu Ende umfassende und kennzeichnende Ausstellung hat's noch nicht gegeben, weder hier, noch in Dresden oder München. Die wird erst im nächsten Sommer in der Stadt zu sehen sein, wo er den größten Theil seines Lebens gewirkt und geschaffen hat. Und ich möchte sogar behaupten, daß das rein malerische Interesse bei der Schulte-Ausstellung jetzt erst in zweiter Reihe zu stehen kommt. In erster Linie wendet sie sich an das Interesse für des Deutschen Reiches ersten Kanzler. Es ist eine Collection von 35 im Besitz der fürstlichen Familie befindlichen Bildnissen und Bildnißstudien von Lenbach's Hand; darunter 17 allein des Reichskanzlers. Dazu kommen noch zwei Bismarck-Bildnisse aus anderem Besitz. Das älteste stammt v. J. 1880, ist also nur ein Jahr jünger, als das Bismarck-Porträt der Nationalgallerie, das erste, das Lenbach überhaupt gemalt hat in der langen Reihe dieser Bildnisse, die mit den hier ausgestellten ja noch lange nicht erschöpft ist. Das letzte trägt die Jahreszahl 1893. Lebensgroße Kniestücke, sitzend oder stehend, Brustbilder, Köpfe, in Uniform oder — meistens — in Civil, in Oel, Pastell, Röthel, Kohle, in gebietender Haltung, die Zeitung lesend, die Pfeife rauchend, mit Jagdmütze und Brille, mit Schlapphut und Stock, einmal sogar zu Pferde; nur flüchtig skizzirt, als Erinnerungsnotiz für diesen oder jenen Blick, den einen oder anderen Zug, oder in einer Nachmittags-Plauderstunde entstanden bei Kaffee und Likör, und dann wieder sorgsam ausgeführt, sogar bis auf die Hände und Rockknöpfe, als hätte der Fürst zum Maler gesagt: „Aber, lieber Lenbach — gehudelt und gesudelt wird hier jetzt nicht. Ich will stille halten, aber dafür ordentlich malen!" Und der liebe Lenbach setzte sich hin und malte „ordentlich". So z. B. das wundervolle große Oelbildniß aus dem Jahre 1885, das den Kanzler im langen schwarzen Ueberrock sitzend zeigt, wie er mit seitwärts gewandtem Kopf uns voll ansieht. Dieser Blick! Man vergißt ihn nicht mehr, er bannt Einen förmlich. Oder jenes Porträt, in Oelfarben auch, das den Fürsten schmalwangig, mit der dicken Jagdmütze, die Brille auf der Nase, darstellt; im Jahre 1888 am Sylvesterabend in Schönhausen vollendet; malerisch höchst fesselnd dadurch, daß nur das Gesicht ganz allein hell beleuchtet ist — realistisch unerklärbar, aber höchst wirkungsvoll in dem durchsichtigen Glanz der Hauttöne. Fast sieht er hier übrigens älter aus, als auf dem fünf Jahre später in Friedrichsruh gemalten, en face, zurückgelehnt im Stuhl, in Haltung und Ausdruck so was wie „Jetzt könnt Ihr mir Alle den Buckel lang rutschen!" Daß Lenbach der momentanen individuellen Auffassung stets Ausdruck zu geben pflegte, ist bekannt und daher sehen mitunter später gemalte oder skizzirte Köpfe jünger aus, als früher entstandene. Aber überall ist der Nachdruck auf das Auge und den Mund gelegt. Ein sehr ausgeführtes Bildniß des soeben verstorbenen Fürsten Herbert wird dem bedeutenden Kopf des ältesten Sohnes des Kanzlers nicht allzu gerecht; auch liegt in der ganzen Behandlung etwas Conventionelles. Sehr reizvoll ist dagegen das Pastellbildniß der jetzt verwittweten Fürstin, damaligen Gräfin Marguerite Bismarck v. J. 1893, echt lenbachisch in dreiviertel Rückenprofil mit über die Schulter blickendem Kopf. Fürstin Johanna ist drei Mal vertreten, besonders schön sind die seelenvollen Augen und der milde Ausdruck in dem Pastellkopf, in den mit Blei allerlei Runzeln hineingezeichnet sind. Auch Graf Wilhelm und seine Familie sind vorhanden und der junge Graf Rantzau aus dem Jahre 1889. Geheimrath Schweninger (1888) fehlt desgleichen nicht. Und in der Mitte der einen Längswand hängt zwischen all' den Bismarck's ein Bildniß Kaiser Wilhelm I., vor braunrothem Hintergrund im schlichten Interimsrock sitzend. Ich weiß nicht, ob das Bild schon früher an die Oeffentlichkeit gekommen; jedenfalls ist es eines der besten des alten Kaisers und durchweht von der Stimmung des „Ich habe keine Zeit, müde zu sein", obschon es vielleicht auch nicht aus der allerletzten Zeit des Monarchen stammen mag.

Aber im Mittelpunkt des Interesses bleibt doch die Reihe der Bismarckbildnisse selbst, von den Tagen an, wo der eiserne Kanzler, auf dem Gipfel seiner Macht im Reichstage ausrief: „Von der Einigkeit der deutschen Nation verlange ich, daß sie fest und sturmfrei dastehe" bis zu jenen, wo der greise Schloßherr von Friedrichsruhe in Jena erklärte: „Ich habe als Reichskanzler nach meinem Gewissen gehandelt, bin auch fest entschlossen, als Privatmann nach meinem Gewissen und meinem politischen Pflichtgefühl zu handeln, was immer auch die Folgen für mich sein könnten. Die sind mir völlig gleichgiltig." Das erst erwähnte Bildniß aus dem Jahre 1893 bildet hierzu gewissermaßen eine Illustration . . .

* * *

Noch mancherlei Anderes, was erwähnenswerth ist, finden wir auf beiden Ausstellungen im Künstlerhause und bei Schulte. Aber für dieses Mal sei's genug.

J. Norden.

Notizen.

Der Weltkrieg. Deutsche Träume. Roman von Aug. Niemann. W. Vobach & Co., Berlin und Leipzig. Preis 5 Mk. Der Verfasser will den großen Weltkrieg schildern, den sein klar in die Zukunft blickendes Seherauge kommen sieht, und als Endziel des gewaltigen Ringens den Sieg der drei verbündeten Staaten Deutschland, Frankreich und Rußland. „Deutsche Träume" nennt er sein, wie wir annehmen, ernst gemeintes Werk. Es bringt wirklich nur Träume, zusammenhanglose Träume, denen jeder reale Hintergrund fehlt, Träume eines Einzelnen, der von den Dingen auf Erden eine höchst sonderbare Anschauung hat. Die den „Weltkrieg" durchziehende und seine weltumspannenden Ereignisse verknüpfende Liebesgeschichte entbehrt jeder Vertiefung und ist auf so tollen Unwahrscheinlichkeiten aufgebaut, daß dem Verfasser kurz vor dem Schlusse nichts übrig bleibt, als beide Liebenden sterben zu lassen.

Wilde, Brevier. Ausgewählt von Karl Hasemann (Minden in Westf., J. C. C. Brun's Verlag). Preis 2,50 Mk. gebunden. Wilde's aphorismatische Art, welche die kühnsten Gedanken in wenige Worte gleichsam zu krystallisiren weiß, kommt der Absicht dieses Buches außerordentlich entgegen. Es wird sicherlich beim großen Publicum zahlreiche neue Freunde für Wilde werben. Jene aber, die bereits feste geistige Beziehungen zu ihm gewonnen haben, werden es sicherlich vorziehen, seine Werke, deren Hauptreiz ja oft die wirbelnde Bewegtheit des Dialoges ist, im Zusammenhange auf sich wirken zu lassen. —th.

Ein erfreuliches Unternehmen ist der „Musen-Almanach deutscher Hochschüler 1904" („Allgemeine Verlags-Gesellschaft m. b. H." in München). Der Almanach darf sowohl inhaltlich wie äußerlich getrost den Wettbewerb einer ähnlichen Unternehmung wagen. Mit unabweisbarer Logik hat der Herausgeber im Vorwort Zweck und Ziel des Unternehmens klargelegt: Es giebt keine deutsche Poesie, die nicht von christlichen Ideen getragen ist. Deutschthum und Christenthum sind eins! Darum müssen wir wieder deutsch werden in Lied und Leben. Das ganze Buch durchweht ein Hauch echt deutscher, christlicher Gesinnung, und es besteht gute Hoffnung, daß Mancher dieser wackeren Sänger dem Volke noch Lieder geben wird, die einst von Haus zu Haus gesungen werden.

Wir erlauben uns unsere Leser auf den in dieser Nummer beigelegten Prospect „Aus Natur und Geisteswelt“, Verlag von B. G. Teubner in Leipzig aufmerksam zu machen.

Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W 30, Biebrichstr. 6. Expedition: Berlin W 30, Maaßstr. 30 I. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 44. Berlin, den 29. October 1904. 33. Jahrgang.
Band 66.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W 30. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt:

Dr. Carl Lueger.

Ein Beitrag zur Zeitgeschichte von Austriacus.

Wien hat seinem Bürgermeister aus Anlaß der Vollendung des 60. Lebensjahres große Huldigungen dargebracht. Die Stadt prangte in Flaggenschmuck; eia großes Stiftungscapital wurde ihm übergeben; ein zu seinen Ehren errichteter öffentlicher Brunnen enthüllt, zu einem anderen der Grundstein gelegt — kurz, auf mannigfaltige, wirklich überwältigende Weise ihm Liebe und Verehrung seiner Mitbürger ausgedrückt.

Es dürfte daher nicht unzeitgemäß erscheinen, sich auch in diesen Blättern etwas näher mit dem merkwürdigen Manne zu beschäftigen, der in dem öffentlichen Leben Oesterreichs eine so wichtige, ja bezüglich Wiens geradezu ausschlaggebende Rolle spielt, zumal im Auslande vielfach die unrichtigsten Begriffe über ihn verbreitet sind. Dies ist ja nicht zu verwundern, wenn man bedenkt, daß man dort die Information über österreichische Verhältnisse fast ausschließlich aus den De. Lueger feindlich gesinnten großen Wiener Blätteen schöpft, die in systematischer Weise sein Thun und Lassen zu entstellen suchen.

Um De. Lueger richtig zu beurtheilen, muß aaf die politische und sociale Entwickelung Oesterreichs seit den Siebzigerjahren des vorigen Jahrhunderts kurz zurückgegriffen werden. Die liberale Partei, der Oesterreich die Umwandlung in ein modernes Staatswesen verdankt, war ihrem eigentlichen Wesen nach eine doctrinäre Partei und hatte nie Verständniß und Gefühl für die wahrea Bedürfuisse des Volkes gehabt. In ihren Reihen gab es unleugbar viele geistig und sittlich sehr hochstehende Männer, aber sie waren zumeist Ideologen, die besser mit den Theorien, als mit den realen Verhältnissen vertraut waren und darnach ihre politische Thätigkeit entfalteten. So hatte man unter dem Einflusse einer mächtig aufstrebenden Presse, die dabei allerdings ganz andere Ziele im Auge hatte, dem Volke eingeredet, sein Heil liege in kirchenpolitischen Kämpfen. Dabei blieben die wichtigsten Forderungen des Gewerbestandes, der arbeitenden Classen unbefriedigt. Nach und nach wurde die liberale Partei immer mehr zu einer rein capitalistischen Partei; die ganze Gesetzgebung erhielt einen capitalistischen Zuschnitt. Es war die Zeit des sogenannten „volkswirthschaftlichen Aufschwunges“: die Börse blühte, und das Volk sank wirthschaftlich immer tiefer herab. Schwindelhafte Gründungen, schwindelhafte Geschäfte, an denen auch gar manche liberale Parlamentsmitglieder sich betheiligten, waren an der Tagesordnung; es war die Zeit, da der Weizen jener Leute blühte, deren raschen Aufschwung ein witziger Kopf kurz mit den Worten kennzeichnete: Eiserne Casse, eiserne Stirne, eiserne Krone. Endlich trat der große Krach ein, der den Zusammenbruch so vieler wirthschaftlicher Existenzen im Gefolge hatte und auch dem Blindesten die Augen öffnete über das wahre Wesen des Liberalismus in seiner damaligen Form. Im Gemeinderathe der Stadt Wien entstand die demokratische Partei, die sich die Wahrnehmung der Interessen des Volkes und die Bekämpfung der Corruption auf dem Gebiete der Gemeindeverwaltung zum Ziele gesetzt hatte. Diese Partei erhielt bald durch den Beitritt Dr. Lueger's die mächtigste Unterstützung.

Am 24. October 1844 zu Wien geboren und in sehr bescheidenen Lebensverhältnissen aufgewachsen, hatte sich Carl Lueger nach Vollendung seiner Gymnasial- und Universitätsstudien dem Berufe des Rechtsanwaltes zugewendet und im Jahre 1874 seine eigene Advokaturskanzlei in Wien eröffnet. Schon im Jahre 1875 wurde er, und zwar zuerst von der liberalen Partei, in den Gemeinderath gewählt, wo er, sowie schon früher in Studentenkreisen und in seiner forensischen Thätigkeit, durch hervorragendes Rednertalent nebst großer Arbeitskraft und Sachkenntniß die Aufmerksamkeit auf sich lenkte. Mit Rücksicht auf die oben geschilderte Entwickelung war es nur ganz natürlich, daß er sich bald von der liberalen Partei ab- und der neuen demokratischen Partei zuwandte. Ihm deßhalb, sowie wegen seiner späteren Zugehörigkeit zur christlich-socialen Partei — wie häufig von liberaler Seite geschieht — Gesinnungswechsel, politische Charakterlosigkeit vorzuwerfen, ist nichts als Spiegelfechterei und eitles Wortgeflunker. Als er in das politische Leben trat, gab es eben nur eine freiheitliche Partei, und dieser schloß er sich naturgemäß an. Die Liberalen waren es, die sich traurig veränderten, nicht Dr. Lueger, der stets ein warmes Herz für das Volk gehabt hatte und stets den Kampf gegen Corruption, sowie den Schutz des wirthschaftlich Schwächeren gegen Ausbeutung durch den wirthschaftlich Stärkeren, gegen die Uebergriffe des Capitalismus als seine Aufgabe betrachtet und während seiner langen politischen Laufbahn in stets gleichbleibender Gesinnungstreue, wenn auch unter verschiedener Parteizugehörigkeit und verschiedenen äußeren Formen, durchgeführt hatte. Schwer und erbittert waren die Kämpfe, die Dr. Lueger in dieser Hinsicht zuerst in der Gemeindestube, dann auch im Reichsrathe, dem er seit 1885, und im Landtage, dem er seit 1890 angehört, zu bestehen hatte. Es ist hier nicht der Ort, um die parlamentarische Thätigkeit Dr. Lueger's in allen Einzelheiten zu

zergliedern; ich muß mich damit begnügen, auf sein erfolgreiches Wirken zu Gunsten des Gewerbestandes und auf seine Aufsehen erregenden grassen Reden betreffend den österreichischen Llayd, die Donau-Dampfschiffsahrtsgesellschaft, die Goldwährungsfrage, Börsensteuer und besonders auf seine wiederhalte energische Abwehr der Uebergriffe des Magyarismus hinzuweisen. Als in den Achtzigerjahren nach und noch die Erkenntniß zum Durchbruch gelangt war, daß die Auswüchse des Capitalismus, unter denen die Bevölkerung schwer litt, eine naturgemäße Folge des übermächtigen Einflusses waren, den das Judenthum allmälig unter der Herrschaft der liberalen Partei errungen hatte; als man sich Rechenschaft davan zu geben anfing, daß das Fremdvalk nicht nur den Besitz des größten Theils des beweglichen Capitals an sich gebracht hatte, sandern daß es auch in Handel und Wandel, in der Presse, Literatur, Kunst — kurz, fast auf allen Gebieten des materiellen und intellectuellen Lebens eine herrschende Rolle zu erabern gewußt hatte, die es in einer den Interessen des angestammten Volkes durchaus verderblichen Weise ausübte, — da hatte diese Erkenntniß zur Bildung der antisemitischen Partei geführt, und es war durchaus im Einklange mit seinen stets bekannten, auf das Wohl des Volkes gerichteten Grundsätzen, wenn sich Dr. Lueger ihr zugesellte. Das war natürlich von ungeheurer Bedeutung für die Sache. Aus kleinen Anfängen hervargegangen, war die Partei, die als die christlich-sociale Partei von ihm in Verein mit dem Prinzen v. Liechtenstein, Dr. Pattai, Dr. Geßmann und anderen unerschrockenen und gesinnungstüchtigen Männern gegründet warden war, unter der Leitung Dr. Lueger's, der bald ihr unbestrittener Führer geworden war, zu immer größerem Einflusse, zu immer größerer Macht in Stadt und Land empargewachsen. In unzähligen Wahlschlachten hatte sich seine Rednergabe, sein unvergleichliches Organisotians- und Agitatianstalent bewährt. Man muß es miterlebt haben, wie zu salchen Wahlzeiten Dr. Lueger die Massen zu befeuern verstand, wie er, nachdem er Tags über in den verschiedenen Vertretungskörpern, in Ausschüssen, Comités u. s. w. gearbeitet hatte, des Nachts von einem Wahllocale zum andern, aft in 10—20 Locale an einem Abende, sich begab und bis zur physischen Erschöpfung van der Zuhörerschaft bejubelte Reden hielt, um einen Begriff van seiner Arbeitskraft und von seinem Einflusse auf die Massen zu erhalten. In der That hat er sich in jenen Wahlkämpfen, die Ende der Achtziger- und in den Neunzigerjahren stattfanden, als Organisator und Agitator ersten Ranges gezeigt und es ist mehr als zweifelhaft, ab es ohne seine Führerschaft jemals ader doch in verhältnißmäßig sa kurzer Zeit gelungen wäre, die Liberalen, die noch über sehr mächtige Stützen an amtlichen und nach höheren Stellen verfügten, zu Falle zu bringen. Diese Macht bekam ja gerade Dr. Lueger in sehr empfindlicher Weise zu verspüren, als ihm trotz seiner mehrmals mit großer Stimmenmehrheit erfalgten Wahl zum Bürgermeister auf Anstiften der liberalen Partei und Presse, die damit freilich die Principien des Liberalismus sehr gröblich verletzte, die kaiserliche Bestätigung verweigert wurde. Es bedurfte erst noch langer Kämpfe und zum Theil dramatischer Zwischenfälle — so die berühmte Audienz Lueger's beim Kaiser, der ihn zur Verzichtleistung auf die Bürgermeisterwürde veranlaßte — bis man endlich, nach seiner abermaligen Wahl am 8. April 1897, den Muth faßte, ihn in dieser Würde zu bestätigen.

Seit diesem Zeitpunkte fungirt Dr. Lueger als Bürgermeister der Stadt Wien und damit beginnt zugleich — man darf dies wahl schan heute behaupten — der glarreichste Abschnitt seines Lebens. Seine Feinde hatten stets behauptet, daß er nur ein eifriger und geschickter Wahlagitator sei, daß er aber nichts Pasitives zu leisten verstehe. Niemals ist eine Behauptung gründlicher zu Schanden gewarden als diese. Heute müssen auch seine erbittertsten Feinde, wenigstens wenn sie unter sich sind, einbekennen, daß noch nie ein fähigerer, thatkräftigerer Mann auf dem Bürgermeisterstuhl Wiens gesessen hat und daß noch nie innerhalb eines verhältnißmäßig sa kurzen Zeitraumes Größeres, Unvergänglicheres in der Verwaltung des Gemeinwesens geleistet warden ist.

Stellt schon die aberste Verwaltung einer Stadt von der Bedeutung und dem Umfange der österreichischen Metropole*) für sich allein an die geistigen und körperlichen Fähigkeiten eines Mannes die höchsten Anfarderungen, so ruft es um so mehr unsere Bewunderung hervar, wenn der damit Betraute während derselben auch noch Kraft und Muße findet, Unternehmungen von salcher Schwierigkeit und Tragweite in's Leben zu rufen, wie dies seit nicht viel mehr als einem Lustrum in Wien durch Dr. Lueger geschehen ist. Wer die Kaiserstadt an der Danau nach etwa fünf- bis siebenjähriger Abwesenheit jetzt wiedersieht, der staunt über den mächtigen Aufschwung, den sie genommen hat, und er muß, wenn ihn nicht Parteigehässigkeit blind gemacht hat, zugestehen, daß sich in jenem kurzen Zeitraum die Umwandlung Wiens in eine maderne, mit allen Errungenschaften der Neuzeit ausgerüstete Weltstadt vollzogen hat. Es ist an dieser Stelle nicht möglich, Alles, was durch die Thatkraft Lueger's und der von ihm geführten christlich-socialen Gemeinderaths-Mehrheit zu Stande gekammen, im Einzelnen aufzuzählen. Es genüge, auf einige der hervorragendsten ader in die Augen springendsten Leistungen hinzuweisen, wie: die Erbauung der städtischen Gas- und Elektricitätswerke und damit im Zusammenhange die wahrhaft glänzende Beleuchtung der Stadt Wien; die nach Ueberwindung ungeheuerer Schwierigkeiten erfalgte Erwerbung der städtischen Straßenbahnen mit ihrer gleichzeitigen Umgestaltung zum elektrischen Betriebe und dem Ausbau ihres Netzes zu einer Länge von 175 Kilometern (im Mai 1904 gegen etwa 110 Kilometer im Jahre 1897), so daß Wien sich rühmen kann, heute das größte Straßenbahnnetz auf dem Cantinente zu besitzen; ferner auf den Bau der zweiten Hochquellenleitung und des großartigen Bürgerversorgungsheims; die Errichtung des herrlichen, vielbewunderten Rathhauskellers und endlich — last not least — die Anlegung und Erwerbung neuer graßer Parks und Anpflanzungen, wie denn überhaupt der jetzige Bürgermeister Wiens den sehr löblichen Grundsatz verfolgt, das immer mehr anwachsende Häusermeer der Stadt, wa nur möglich, mit Bäumen und Gartenanlagen zu unterbrechen. Hand in Hand mit diesen graßen Unternehmungen wurden Wohlfahrtseinrichtungen von nicht geringer socialpolitischer Bedeutung geschaffen. Es erfolgte die Regulirung der Beamtengehalte; für die städtischen Arbeiter und ihre Zukunft wurde durch Regelung ihrer Bezüge, durch Errichtung der Krankencasse gesorgt; es wurde eine sehr segensreich wirkende städtische Arbeitsvermittelungs-Anstalt, ferner die Jubiläums-, Lebens- und Rentenversicherungs-Anstalt gegründet u. s. w. Den van gewisser Seite der Partei Dr. Lueger's gemachten Varwurf der Bildungsfeindlichkeit setzt die Thatsache in das rechte Licht, daß seit 1896 in Wien etwa sechzig bis siebzig neue Schulen eröffnet wurden. Auch der künstlerischen Ausschmückung der Stadt wurde unausgesetzt die größte Fürsarge zu Theil, indem insbesondre auch der Ankauf bedeutender Kunstwerke für die Stadt erfalgte. Die umfassende nimmer ruhende Thätigkeit des Bürgermeisters, sein energischer Unternehmungsgeist verdienen um so größere Anerkennung und Bewunderung, als ihm bei seinen graßen Unternehmungen nicht, wie seinen Vargängern, Capital und Presse fördernd zur Seite standen, sandern im Gegentheile die größtmöglichen Hindernisse bereiteten, was sich besonders zeigte, als er zum Zwecke der Erbauung der städtischen Gaswerke ein Anlehen

*) Wien hat, bei einer Einwohnerzahl von über 1 700 000 Seelen einen Umfang von rund 68 Kilometer auf 17 812 Hectar Grundfläche. Die Einnahmen für das Jahr 1903 betrugen 168 Millionen Kronen, denen 166 Millionen Kronen Ausgaben gegenüber standen; das Budget Wiens macht daher etwa ein Zwölftel des Staatsbudgets aus.

aufnehmen mußte, dessen Durchführung durch einen förmlichen Ring der Banken zu verhindern gesucht wurde.

Heute nun ist man unter der Macht der in die Augen springenden Thatsachen doch schon so weit, daß die Leistungen Dr. Lueger's als Bürgermeister selbst von seinen Gegnern, mit Ausnahme eines immer mehr zusammenschrumpfenden Häufleins verbissener Feinde, anerkannt werden. Die Gegnerschaft, die sich noch gegen ihn geltend macht, betrifft nicht den Bürgermeister, sondern den Parteimann und mächtigen Parteiführer.

Zwei Vorwürfe sind es hauptsächlich, die, von feindlicher Seite suggerirt, häufig auch von solchen, die ihm nicht gegnerisch gesinnt sind, gegen Dr. Lueger erhoben werden, und besonders oft im nicht gut informirten Auslande zu hören sind. Man wirft ihm Clericalismus und nationalen Indifferentismus vor.

Die liberale Presse, oder deutlicher gesagt: die großen, von Juden geschriebenen oder inspirirten Tagesblätter haben seit jeher die Tactik verfolgt, denjenigen mit dem Brandmale des Clericalismus zu versehen, der seine eigene christliche Religion hoch hält und sie nicht von anderer Seite in den Koth zerren läßt. Dies und nichts Anderes thut auch der Wiener Bürgermeister und wenn er es thut, erfüllt er nicht mehr als seine Pflicht. Er hat aber nie das Geringste gethan, was berechtigen würde, ihm den Namen eines Clericalen, d. h. eines Dieners specieller kirchlicher Interessen, zu geben.

Was aber den Vorwurf der nationalen Geschlechtslosigkeit betrifft, der hauptsächlich von den Anhängern Schönerer's gegen ihn und seine Partei erhoben wird, so gehört Dr. Lueger allerdings nicht zu Jenen, die ihr Deutschthum über alle Dächer schreien und die Zeit mit müßigen, kindischen Demonstrationen verbringen. Dazu fehlt es ihm wohl an Zeit und Neigung. Auch hat er sich stets als Oesterreicher und treuen Anhänger seines Kaisers und Reiches bekannt, dessen Bestrebungen auf Festigung, nicht auf Zerstörung des Staatsganzen gerichtet sind. Darum mußte er auch stets mehr der Versöhnung der in Oesterreich nun einmal bestehenden verschiedenen Nationalitäten als der grimmigen Befehdung derselben unter einander geneigt sein und das Wort reden. Aber das hat ihn nie davon abgehalten, sich als deutschen Mann zu fühlen und in allen wichtigen Actionen treu zur deutschen Gemeinbürgschaft zu stehen. Der beste Beweis seiner gut deutschen Gesinnung, und somit der Hinfälligkeit des Vorwurfes, liegt wohl darin, daß in dem gerade unter seiner Herrschaft zu Stande gekommenen neuen Statut der Stadt Wien in mehreren Bestimmungen der deutsche Charakter der Stadt für alle Zeiten festgelegt wurde, was die deutschliberale Partei zu thun unterlassen hatte.

Dr. Lueger ist heute unstreitig der populärste Mann von Wien; sein Einfluß und Ansehen bei der Bevölkerung, soweit sie nicht der Socialdemokratie verfallen, ist sehr groß. Ist er ja doch fast der Einzige unter den österreichischen Politikern, der in dem trostlosen Chaos der österreichischen Zustände auf wirkliche, dauernde Erfolge hinweisen kann.

Aber sein Einfluß und Ansehen erscheinen nicht nur durch sein erfolgreiches Wirken, sondern auch durch seine ganze Persönlichkeit gerechtfertigt und erklärt. Die Ehrenhaftigkeit seines Charakters, auf der kein Makel haftet, wird selbst von den grimmigsten Feinden Dr. Lueger's zugestanden. Seine große Uneigennützigkeit tritt schon aus der Thatsache hervor, daß er sich bei der Ausübung seines aufreibenden Amtes mit etwa der Hälfte des Gehaltes seiner liberalen Vorgänger begnügt. Seine hohen geistigen Fähigkeiten, rasche Auffassung der verwickeltsten Fragen, durchdringender Scharfsinn, großes Rednertalent und namentlich ungewöhnliche Schlagfertigkeit in der Debatte, gründliche Kenntniß der österreichischen Verhältnisse und insbesondere des großen Gemeinwesens, dem er vorsteht, bis in die kleinsten Einzelheiten, verbunden mit rastlosem Fleiße, unermüdlicher Arbeitskraft und mit einer in der Durchführung dessen, was er als richtig erkannt hat, unbeugsamen Willensstärke — alle diese Eigenschaften sind noch niemals ernstlich bestritten worden. Was ihn aber besonders auszeichnet, das ist neben einem warmen Herzen für die Schwachen und Leidenden, sein gesunder Menschenverstand, der ihn in jedem, auch dem schwierigsten Falle, stets das Richtige auf dem geradesten Wege und mit den einfachsten Mitteln finden läßt.

Alles dies aber, so viel es auch ist, würde noch immer nicht vollständig erklären, warum Dr. Lueger so völlig und dauernd die im Ganzen ziemlich wankelmüthige und politisch unzuverlässige Bevölkerung Wiens im Banne hält. Des Räthsels Lösung liegt einfach darin: er ist ein echtes Wiener Kind mit all' dessen Eigenthümlichkeiten und wohl auch mit manchen seiner Schwächen, und giebt sich auch mit Vorliebe als Wiener in der Oeffentlichkeit. Von glühender Liebe zu seiner Vaterstadt erfüllt, für die er sich buchstäblich aufopfert, ist er auch wirklich der richtige Repräsentant des Wienerthums auf dem höchsten Bürgersitze. Besonders die Beredtsamkeit, die er in öffentlichen Versammlungen entwickelt, zeigt ihn als echten, unverfälschten Wiener. Wenn er so, als geborener Volksredner, nicht in Abstractionen, sondern in einer recht handgreiflichen, Manchem vielleicht etwas allzu terre-à-terre erscheinenden Weise, in der gemüthlichen Wiener Mundart zu seinen Wienern spricht, dabei die Rede häufig mit meist gelungenen Witzworten spickt und besonders gern die Gegner nach Wiener Art aufzieht (der Wiener Dialect nennt dies „Frozzeln"), so merken die Zuhörer, daß es Fleisch von ihrem Fleische und Blut von ihrem Blute ist, und es ist begreiflich, daß sie mit Begeisterung an den Lippen des Redners hängen und ihm zujubeln. So hat er, obzwar ihm die mächtige Wiener Presse durchaus feindselig gegenüber- und ihm keinerlei nennenswerthe publicistische Unterstützung zu Gebote stand, bloß durch die Macht seiner Persönlichkeit und durch sein echtes Wienerthum sich in jahrelanger Agitation die Herzen der Wiener erobert, lange, bevor er noch durch seine bürgermeisterliche Thätigkeit sich unvergängliche Verdienste um die Stadt erworben hatte.

Wenn nun Dr. Lueger's Mitbürger ihm anläßlich der Vollendung des sechzigsten Lebensjahres große Ehrenbezeugungen erwiesen, so haben sie damit weiter nichts als eine Dankesschuld erfüllt und sich selbst geehrt. Alle aber, die die schöne Kaiserstadt an der Donau lieben, können, ohne Rücksicht auf Parteizugehörigkeit, nur von Herzen wünschen, daß ihr großer Bürgermeister trotz seiner durch Jahrzehnte lange aufreibende Thätigkeit ernstlich geschwächten Gesundheit noch manches Jahr an der Spitze des Gemeinwesens verbleibe, dem er zum Ruhme und zur Ehre gereicht.

Die sogenannte „wissenschaftliche Philosophie" von heute und ihre Vertreter.

Von A. Matthes (Berlin).

Aus dem Alterthum ist uns ein schöner Spruch überliefert. Er sagt: „Je gelehrter Jemand ist, desto bescheidener pflegt er zu sein". Mit ihm stehen nicht die bekannten Goethe-Worte in Widerspruch: „Nur die Lumpe sind bescheiden". Denn eine hohe Selbsteinschätzung auf Grund eines starken Selbstgefühls und Selbstbewußtseins verträgt sich sehr wohl mit einer gemessenen, bescheiden zurückhaltenden Aufführung nach außen. Goethe meinte die innere Selbsteinschätzung, jener alte Spruch das äußere Auftreten. So sehen wir bei Sokrates, der gegenüber den alles Wissenden und Beweisenden, den Sophisten, offen erklärte, daß er nichts wisse, in der vielbewunderten Sokratischen Ironie ein hohes Selbstgefühl sich geltend machen, indem er den angeblich Weisen und Wissenden bewies, daß sie erst recht nichts wußten und ihre Unwissenheit nach außen nur mit dem Dünkel einer

eingebildeten Weisheit, in Wahrheit nur einer leeren Schein- und Lügenweisheit überlieferten.

Gegenüber dem Namen solcher anmaßlichen Weisheit oder leeren Sophisterei, der dauernd zu einem Schimpf- und Tadelsnamen geworden ist, brachte Sokrates den Namen der Philosophie, der bloßen „Liebe zur Weisheit" wieder zu Ehren. So hatte sich bescheiden schon Pythagoras, wie Sokrates auch einer der echten Weisen und wahren Gelehrten, genannt; einen Liebhaber, einen Dilettanten der Weisheit — und so nannten sich fernerhin Plato, Aristoteles und Alle, die die Kunst der philosophischen Speculation, der Spiegelung des natürlichen und geistigen Kosmos im menschlichen Bewußtsein nach ihnen übten bis auf die heutige Zeit. Eine Kunst war es und eine Kunst bleibt es, eine Kunst, die in dem üblichen System der Künste nur darum keinen Platz gefunden, weil sein erster Begründer Baumgarten in einer Zeit, wo die Philosophie lediglich als Vernunftlehre galt, ihr, der höheren gegenüber, das System der Künste als das Gebiet der niederen sinnlichen Wahrnehmung und Gestaltung construirte. Heute wissen wir wieder, was schon die Alten wußten, daß auch die Philosophie auf dem sinnlich Wahrnehmbaren zu fußen und von da, genau wie die andern Künste durch Nachahmung zu Manier und Styl, sich durch Nachschaffung zu Methode und System zu erheben habe.

Verweilen wir einen Augenblick bei diesem heut wieder neu und unerhört klingenden Gedanken, der doch im Grunde so alt ist, wie die Philosophie selbst in ihrem Wesen. Die ersten Philosophen und, da erst aus der Philosophie alle Wissenschaften entsprangen, die ersten Begründer unserer heute den Künsten anscheinend so weit entfremdeten Wissenschaften, waren Künstler, die sich ihrer Verwandtschaft theils zu den bildenden Künsten, theils zur Musik, schließlich zur Poesie so nahe bewußt waren, daß sie nicht nur poetische Formen zur Darstellung ihrer Systeme wählten, sondern auch in den Grundgedanken einer ewigen musikalischen Harmonie oder in nach Art von Statuen vorgestellten bildlichen Formen das Urwesen des Weltbaues ahnen konnten. Daran haben auch spätere Philosophen, allerdings in einer durch die selbstständige Fortbildung der Philosophie als Kunst und Wissenschaft begreiflichen Entfernung, im Grunde mehr oder weniger festgehalten; wenn sie auch nur in seltenen Fällen, wie z. B. Bruno, wieder zu poetischen Formen der Darstellung zurückgriffen, so haben sie, von einigen „wissenschaftlichen" Verballhornungen im Alterthum, Mittelalter und der Neuzeit abgesehen, in der Reinheit und Consequenz ihrer Methoden, der Schönheit und Regelmäßigkeit ihres Systembaues, schließlich sogar in einem möglichst glänzenden Prosastyl ihrer Darstellungsform, den Kunstcharakter der Philosophie gegenüber dem bloß handwerksmäßigen technischen Betriebe vieler Einzelwissenschaften zu wahren gesucht.

Aber auch das ganze System der Künste schließt sich erst zu einem in sich uneinnehmbar gefestigten, sich selbst haltenden und tragenden, ja sich selbst durchwärmenden und durchleuchtenden Carré, wenn wir die zwischen bildender Kunst einerseits, Poesie und Musik andererseits vorhandene Lücke in der gangbaren Gliederung durch die Philosophie ausfüllen. Dann erhalten wir 1. Anschauungs- oder Formenkünste, d. h. Künste, die den Inhalt durch das Problem der Form finden und gestalten, a) als Künste der äußeren Anschauung und Gestaltung (durch Körperformen) die gewöhnlich sog. „bildenden Künste in der bekannten Dreitheilung von Architectur, Plastik und Malerei; b) als Künste der inneren Anschauung und Gestaltung (durch Gedanken, Begriffe) die drei philosophischen Künste der Metaphysik, der Biologie nebst Ethik und der Psychologie nebst Erkenntnißtheorie und Logik; darunter 2. sprechende, redende oder Inhaltskünste, d. h. Künste, die die Form von selbst durch das Problem des Inhalts finden und fassen c) als Künste der äußeren Rede und Gestaltung (durch Phantasiebilder) die poetischen Künste der Lyrik, Dramatik und Epik, d) als Künste der inneren Rede und Gestaltung (durch Töne) die drei musikalischen Künste Lied, Oper und Oratorium nebst den entsprechenden rein instrumentalen Ergänzungsstücken.

Daß dieses, so erst durch die Philosophie ganz geschlossene System keine willkürliche Construction, sondern nur eine den wirklichen Thatbeständen entsprechende Auseinandergliederung einer realen Lebenseinheit, eben der Kunst, der menschlichen Nachschöpfung des Schönen und Wahren überhaupt ist, daß sich besonders die Philosophie erst abschließend in das Ganze einfügt, beweist nicht nur die hier nicht näher zu gebende Begrenzung der philosophischen Künste, die in ihrem verschiedenen Verhältniß und ihren besondern Aufgaben genau den Einzelkünsten der bildenden Kunst, Poesie und Musik entspricht, sondern auch die ganz analoge Entwickelung aller vier Hauptglieder, die bis zu zeitlich fast zusammenfallenden Höhe- und Tiefepunkten und oft bis in's Kleinste gehenden gleichzeitigen charakteristischen Einzelheiten sachlich übereinstimmt. Nähere Ausführungen darüber wird der demnächst erscheinende erste einleitende Band meines Bildes der Welt, eines Versuches der völligen Neugestaltung der Philosophie auf Grund alter werthvoller Elemente der bisherigen Gestaltungsversuche einschließlich der Einzelwissenschaften bringen.

Auch der aus den andern Künsten geläufige Gegensatz von akademischer oder handwerksmäßiger und freier oder wahrhaft schöpferischer Kunst findet sich bei der Philosophie wieder und spielt hier wie dort die gleiche Rolle in der Entwickelung. Das glückliche classische Alterthum kannte ihn noch nicht anders als in wechselnden Epochen des Tiefsinkens und Hochsteigens der Entwickelung; denn Volk und Machthaber gingen gemeinhin mit den aufsteigenden Genies mit. Bereits im Mittelalter aber trat er mehr und mehr als Gegensatz der von der Kirche sanctionirten oder verworfenen Systeme, und zwar der Art hervor, daß sie in den Zeiten ihrer Kämpfe, als sie selbst eine Macht des Fortschritts war, das wahrhaft Werthvolle richtig erwählte, dann aber, als sie ihre eigene Macht fest begründet hatte und mehr und mehr durch äußere Machtmittel zu erhalten strebte, sich dem wahren Fortschritt feindlich gegenüberstellte. Die Neuzeit vollends beginnt, theils in versteckt gehaltenem, theils in offen erklärtem Gegensatz gegen die so entstandene, damalige akademische oder scholastische Kunst der Philosophie.

Es muß, gegenüber der theilweise maßlosen Selbstüberschätzung der akademischen Kreise auch auf philosophischem Gebiete, hier einmal energisch darauf hingewiesen werden, daß alle großen Philosophen, welche die Neuzeit beginnen, nicht Akademiker, nicht Universitätsprofessoren, sondern freie Schriftsteller oder wie jene heute mit verächtlicher Geringschätzung wohl öfter sagen: Dilettanten waren. So Copernikus, so Bruno, so Descartes, Spinoza, Shaftesbury, Locke, Hume, selbst noch Leibniz, dem glücklicher Weise die Erfahrungen mit der pedantischen Kleingeisterei der Akademiker bei seiner Promotionsangelegenheit für immer die akademische Carriere verleideten. Alle diese, die die neuere Philosophie begründet haben, standen als freie fortschrittliche Schriftsteller in ausgesprochenem Gegensatze zu der damals auch die Katheder ausschließlich beherrschenden scholastischen Philosophie. Sie durften oder wollten nicht die Jugend zu Lehrern und Beamten bilden, sondern sie wandten sich an verwandte Geister unter den Gebildeten und Bildung Suchenden. Sie blieben so vor den Uebeln der eitlen Selbstüberhebung und Stylverbildung bewahrt, denen nur sehr, sehr selten diejenigen entgehen, die vom hohen Katheder herab jahraus jahrein eine fragliche Weisheit mit um so größerer persönlicher Verve zu verzapfen haben. Wir erhielten so eine Anzahl nicht nur im Gedankenbau, sondern auch im Styl wahrhaft classischer Werke, die heute noch die Grundlage für die akademische Lehrthätigkeit abgeben, während nach den Akademikern von damals kein Hahn mehr kräht.

Auch Kant blieb, dank seinem späten Eintritt in die Laufbahn und der sehr lange ausbleibenden Beförderung zum Professor, lange Zeit auf einer glücklichen Mittelstufe zwischen freiem Schriftsteller und Docent, und dem entsprechen auch seine Leistungen, unter denen sich, rein schriftstellerisch betrachtet, wahre Muster, wie die Naturgeschichte des Himmels, die Träume des Geistersehers, die Prolegomena befinden, während in der scholastischen Einkleidung, der Schwerfälligkeit, den unendlichen Wiederholungen seiner drei Kritiken sich bereits die üblen Folgen des vielen Docirens sehr bemerklich machen. Das Letztere läßt sich sehr früh, mit zunehmendem Alter bis zur Unleidlichkeit steigend, bei Fichte, Schelling, Hegel bemerken, wogegen Schopenhauer und Nietzsche, diese beiden glänzendsten Stylisten der deutschen philosophischen Literatur, zweifellos ihrer spätern völligen Freiheit in dieser Beziehung mehr dankten, als der ursprünglichen akademischen Bildung und der (früh abgebrochenen) akademischen Laufbahn.

Nun denn, um vom bloßen Redestyl zu dem eigentlichen Inhalt und der Form der Philosophie, zu Methode und System wieder zurückzukommen, so bestieg die von Dilettanten oder freien Schriftstellern im Gegensatz zur scholastischen geschaffene neuere Philosophie, speciell Leibniz'schen Inhalts, zu Beginn der Aufklärungsepoche in Christian Wolff endlich doch selbst dauernd das Katheder. Das war ein persönliches Verdienst Friedrich's des Großen, der, selbst Philosoph, damals das bescheidene, allzu bescheidene und doch große Wort sprach, daß der König nur der Ausführer der Gedanken der großen Philosophen sei. Dies war in der That ein Höhepunkt in der Entwickelung der neueren Philosophie, in dem diese in's Leben übergeführt werden sollte. Das hundertfünfzigjährige Jubiläum des Todestages Wolff's, das wir in diesem Jahre feiern, mag so denkwürdiger erscheinen, als selbst das hundertjährige des Todestages Kant's, das sogar unter Betheiligung der Regierung, wenn auch kaum weiterer Volkskreise, im Februar gefeiert wurde. Doppelt denkwürdig: denn in Wahrheit beginnt mit der akademischen Thronbesteigung der Philosophie bereits ihr Absinken von der freien schöpferischen Thätigkeit, ihr Verfall, wenn er sich auch in dem größten Theils negierenden Kantischen Kriticismus und der in Wirklichkeit nur ohnmächtig über ihn herausstrebenden Systeme Fichte's, Schelling's und Hegel's vorübergehend in die Scheingestalt eines gewaltigen, nur einmal im Alterthum und nur einmal im Mittelalter dagewesenen Aufschwungs kleidet, der auch dort nur der Beginn der Erschöpfung und bald des völligen Verfalls war.

Dieser Verfall der Philosophie als freier, schöpferischer, speculativer Kunst geht überall Hand in Hand mit dem Bestreben, alles, womöglich in bindenden Schlußformen beweisen zu wollen, so zu beweisen, daß unter Umständen sogar ein gelehriger Pudel oder Hengst durch Abzählen mit dem Fuße zeigen könnte, daß er etwas davon verstehe. Als ob Kunst, wahre Kunst überhaupt etwas zu beweisen und nicht vielmehr von selbst einzuleuchten hätte. Im Alterthum richtete sich dieses Beweisstreben gegen die leere Schönrednerei und alles auflösende, subjective Willkür der Sophisten und bekam so durch Sokrates, Plato und Aristoteles einen positiven, zugleich noch künstlerisch werthvollen Inhalt, der zur Begründung der positiven Einzelwissenschaften führte. Im Mittelalter war das kirchliche Dogma das eingestandenermaßen, nur soweit beweisbar, zu beweisende Beweisthema, dessen Beweisbarkeit nur einige ganz behaupteten, Andere z. Th., nicht wenige endlich völlig negierten. Erst die Neuzeit machte, nachdem in der Wolff'schen Schule das Selbstverständlichste und im Grunde thatsächlich logisch Unbeweisbare hatte bewiesen werden müssen, z. B. daß ein richtiges Fenster die Breite von zwei Personen haben müsse (weil gewöhnlich zwei daraus hinaussehen wollen), in Kant die völlig voraussetzungslose, d. h. lediglich auf der „Vernunft“ fußende Begründung einer Weltanschauung zur Aufgabe, die, so weit sie nicht bloß kritisch negierend gegen ältere Systeme sich wandte und Wissenschaft blieb, in Metaphysik, Ethik und Kunstphilosophie nur ein paar abstracte Formeln zu zeitigen vermochte, weil Lebensinhalt und -anschauung eben niemals aus rein formaler Vernunft entspringen kann, wenn dies auch namentlich Hegel, der Letzte in der Reihe der auf Kant folgenden speculativen Philosophen in geistreich-widerspruchsvoller Selbstbewegung der Begriffe vorzutäuschen versuchte. Noch heute aber bildet in den philosophischen Vorlesungen etwas Selbstverständliches und daher im Grunde Unbeweisbares, woran aber kein Vernünftiger jemals gezweifelt hat, die Realität der Außenwelt, und insbesondere des Raumes und der Zeit ein Hauptbeweisthema, durch das die jungen Leute um Zeit und Geld betrogen und meist auch um ihr Interesse für die Philosophie gebracht werden. Glücklich daher diejenigen, die solche Collegia schwänzen; denn sie sparen damit wenigstens die Zeit und können ihr Interesse für eine vernünftige inhaltvolle Philosophie zurückbehalten.

Die sog. „wissenschaftliche Philosophie“ von heute ist nicht bloß in obigem Hauptbeweisthema, sondern überhaupt z. Th. sehr weit davon entfernt, vernünftig und inhaltvoll zu sein, und diejenigen, die mit dem Namen der Wissenschaftlichkeit am meisten prunken, gemeinhin am weitesten. Wie immer aber meist, so paart sich auch hier die höchste Anmaßung, der ehrgeizig-geilste Dünkel mit der größten Impotenz. Diese Helden werfen mit dem Vorwurf der Dilettanterie, selbst wissenschaftlichen Collegen gegenüber, die ihnen nicht unbedingt zustimmen, nur so um sich. Aber wie sie überhaupt an vielfacher, vorübergehender Vergeßlichkeit zu leiden scheinen, so vergessen sie dabei ganz, daß unsere größten Philosophen nur Liebhaber der Weisheit sein wollten, daß die ganze moderne Philosophie und Wissenschaft in ihren werthvollsten Leistungen solcher Liebhaberei ihren Ursprung verdankt, daß der Name der Philosophie und des Philosophen sich bescheidener Weise damit gleichbedeutend hält, daß sie selbst mit ihren höheren Ansprüchen nur wieder auf die Stufe der Sophisterei und der Sophisten zurücksinken. So ist nach der versteckten oder offen erklärten Meinung dieser „Philosophen“ beispielsweise Eduard von Hartmann nur ein Dilettant, seine Philosophie des Unbewußten ein dilettantisches Werk. In Wahrheit ist er ein Marschall Vorwärts der echten schöpferischen Philosophie, der zu Zeiten ihres tiefsten Tiefstandes ihre Fahne hochgehalten und uns die einzigen originalen Werke von Bedeutung geschenkt hat, die die besten Traditionen der älteren Literatur fortsetzen, in der graden Fortsetzung der Entwickelungslinie der älteren Systeme liegen, und wenn auch um den Preis des Unbewußten oder Nichtwissens auf eine Philosophie der Zukunft hinweisen, wie sie auch auf die Philosophie der Gegenwart den mannigfachsten Einfluß bereits gewonnen haben.

Bereits hatten klare, feine Köpfe unter den Akademikern, wie Friedrich Albert Lange und Wilhelm Dilthey, bündig dargethan, daß es eine Philosophie als bloße Wissenschaft gar nicht geben könne, daß philosophische Systeme als Ausfluß bedeutender Persönlichkeiten immer etwas von Dichtung oder Kunst werden behalten müssen. Erst dann wurde von anderen erst die „wissenschaftliche Philosophie“ erfunden, und sie begannen, versteckt oder offen, von sich eine neue Periode der Philosophie zu zählen, und verschworen sich, nichts als Philosophie durchzulassen, nichts mit ihrer „kritischen“ Einrede zu verschonen, was nicht wissenschaftliche Philosophie, was bloßer Dilettantismus oder bloße Philosophie sei. Zwar war der Gedanke nicht original, er griff nur auf Kant, weiter auf Hume und Locke zurück, die ihm bereits „vorgearbeitet“ hatten. Doch hatte Kant noch keine wissenschaftliche Philosophie, sondern bescheidener Weise nur Vorerörterungen (Prolegomena) zu einer solchen liefern wollen, und wo er selbst philosophirt und ein System zu bauen gesucht, nicht, wie in seinem Hauptwerk, mehr kritisirt hatte, war er unbewußt selbst wieder zum

Künstler geworden. Aber diese „Philosophen“ wollten, indem sie selbst ihr Bestes von Kant bereits fertig übernahmen, es eben auf wissenschaftlichem Wege weiter bringen, es besser machen als Kant. Sehen wir zu, was sie geleistet haben.

Bezüglich des einen Hauptvertreters kann ich mich, um selbst als junger Mann nicht anmaßlich zu erscheinen, auf das Urtheil eines älteren, erfahrenen Philosophiehistorikers, dessen achtzigjähriges Geburtsjubiläum wir dies Jahr feiern, Kuno Fischer's, beziehen. Es war jenem einst gelungen, eine Seitenversetzung in Kant's Prolegomenen zu entdecken, die allen frühern Lesern entgangen war, vermuthlich weil sie ihr Augenmerk mehr auf den großen Gedankenzug, als auf Kleinigkeiten richteten. Wo so etwas zu finden war, mußte noch mehr zu finden sein. Er nahm also Kant's Hauptwerk in Angriff und wollte es gründlich, nach allen Regeln namentlich auch der philologischen Kunst commentiren. Er prägte hierfür noch Analogie der Goethe-Philologie das Wort Kant-Philologie, ein sehr wesentlicher Theil der neueren „wissenschaftlichen Philosophie“, wobei nur, was einem Akademiker leicht possiren kann, Philologie mit Philosophie verwechselt ist. Es erschien denn auch, nach allen Regeln philologischer Kunst geschaffen, ein erster Band von etwa 600 Seiten in Lexikonformat und nach etwa 10 Jahren ein zweiter von gleichem Umfange. Beide zusammen commentiren nur etwa den zehnten Theil von Kant's Hauptwerk, nämlich 75 Seiten. An kleinlicher Gründlichkeit bleibt begreiflicher Weise nichts zu wünschen übrig, dagegen alles an dem, was den Philosophen eigentlich ausmacht, an großen Gesichtspunkten und Gesammtverständniß.

Kuno Fischer hat dem Verfasser, Vaihinger in Halle, vorgerechnet, daß, wenn er in gleichem Tempo fortfahre, zur Vollendung seines Commentars noch 18 Bände gleichen Umfangs nöthig sein würden, und daß, da er zu den zwei ersten Bänden sechzehn Jahre gebraucht, zu hoffen stehe, daß der zum 100jährigen Jubiläum der Vernunftkritik begonnene Commentar vielleicht schon zum 200jährigen sein Ende erreichen kann.“ Ich glaube wirklich, Kant, der vom Commentiren seiner Schriften nichts wissen wolte, würde sich, wenn er es wüßte und könnte, im Grabe umdrehen, nicht aber, wie Vaihinger gegenüber einem vermeintlichen Irrthum Fischer's in der Hitze des Gefechts bemerkte, im Grabe umgedreht haben, wie Fischer ergänzt, „wenn er es erlebt hätte, so daß er sich also schon bei Lebzeiten im Grabe umgedreht hätte“. Aber er würde sich zweifellos zweimal umdrehen und so wieder in die alte Lage kommen, wenn er hörte, wie dieser Commentar, der seit Fischer's Recension glücklicher Weise nicht weiter fortgesetzt wurde, sich ihm, Kant, gegenüber selbst einlaxirt. „Der Neukantianismus (des Commentars) betrachtet nämlich die Kantische Philosophie gleichsam als den Uebergang, welchen die Geschichte der Philosophie von der alten Philosophie zum Neukantianismus nehmen mußte, der so, wie Kuno Fischer bemerkt, „natürlich zum innersten Centrum der Entwickelung der Philosophie überhaupt wird, von dem eine ganz neue Epoche beginnt“.

Zum dritten und letzten Mal aber würde sich Kant im Grabe umdrehen und für alle Ewigkeit lieber umgedreht liegen bleiben, als dem Lichte noch einmal sein Antlitz zulehren, wenn er hörte, wie seine Vernunftkritik im Commentar und von einigen andern Neukantianern behandelt wird. Es heißt da z. B. „Kant (der kritische Philosoph!) habe selbst nicht recht gewußt, was er eigentlich gewollt, man müsse ihn besser verstehen, als er sich selbst verstand, die Vernunftkritik sei eins der genialsten und verworrensten, der tiefsinnigsten und widerspruchsvollsten Werke.“ Man müsse dem treibenden Grundgedanken auf die Spur kommen und dem auf Irrwege gerathenen Verfasser auf die Sprünge helfen, man habe das Recht und die Pflicht dazu, auch, wenn man, wie Kuno Fischer hinzufügt, nicht die Fähigkeit hat. „Es ist nun aber aller philologischen Kunst und aller sophistischen Tüftelei,“ urtheilt Fischer, „ganz unmöglich, ein Werk, wie die Kritik der reinen Vernunft in einem Sinne zu interpretiren, der ihm von Grund aus zuwiderläuft,“ nämlich im Sinne des sog. Kant'schen Empirismus, der zwar nicht neu ist, aber sich dafür hält. So erhielt denn auch der Commentar den dem Kant'schen Werk gemachten Vorwurf zurück, daß er „von zahllosen Widersprüchen wimmele“.

Das ist aber überhaupt eine Schwäche nicht bloß des Commentars, sondern der neuern specifisch-„wissenschaftlichen Philosophie“. Sehen wir zu, was sie von sich selbst für einen Begriff zu geben vermag. Sie ist, sagt ein zweiter Hauptvertreter, Riehl in Halle, wiederum nicht original, sondern in Anlehnung an Comte, Specialismus des Allgemeinen, der Philosoph also Specialist des Allgemeinen. Ein höchst seltsames Paradoxon, das durch einen geistvollen Widerspruch die Definition ersetzen zu können glaubt. Wie kommt der „wissenschaftliche Philosoph“ dazu? Ich denke so: Die Universität ist eine Anstalt von wissenschaftlichen Specialisten. Unter dieser befindet sich auch der wissenschaftliche Philosoph. Er ist also auch ein Specialist, da er aber eine universelle Aufgabe hat, Specialist des Universellen, ein Widerspruch in sich, ein Ding der Unmöglichkeit. Was Wunder, wenn er sich selbst widerspricht! Aber was hat er denn für eine Aufgabe? Als Specialist des Universellen doch wohl alle andern zusammenzuhalten, so daß die universitas litterarum nicht ganz aus dem Leime geht. Bewahre, wie könnte man ihm das Alles zumuthen: „wissenschaftliche Philosophie“, Natur, Kunst, Welt, Mensch, Gott? Die erkenntnißtheoretischen Grundlagen für dies Alles sind doch nur mehr kritisch und ohne positiven Inhalt. Lange war man daher um diesen verlegen. Da spendeten Nietzsche („Umwerthung aller Werthe“) und einige andere das ersehnte Licht. Die Philosophie hat es mit Werthbestimmungen zu thun. Zwar andere Wissenschaften thun das auch schon, wie Wundt richtig einwendet; dazu braucht man erst keine wissenschaftliche Philosophie, die sich an die Aufgabe zum zweiten Male macht. Aber er verkennt ganz, daß es hier dem wissenschaftlichen Philosophen recht angenehm wäre, eine Art Oberrichter zu spielen.

Schließlich giebt die „wissenschaftliche Philosophie“ zu, nicht bloß Wissenschaft zu sein. Sie hat es auch mit Kunst zu thun, mit der Kunst — der Lebensführung. Dieser Einsicht konnte man sich doch, auch auf Kosten eines Widerspruchs, nicht ganz verschließen. Und da man so den „Schulbegriff“ der Philosophie gegenüber ihrem „Weltbegriff“ wieder einschränken mußte, da man so, man wußte nicht wie, seiner selbst spotten konnte, so ist man am Ende doch nicht der große Philosoph der Zukunft. Wer ist das? Ist es Nietzsche, den nicht wenige junge Leute dafür halten? Man hat eingewandt: Nietzsche habe kein System. Aber Sokrates hatte auch keins und war doch der große Philosoph. Für diese Erörterung wird ganz vergessen, daß Sokrates doch wenigstens Methode, wissenschaftliche Methode hatte, ja der Begründer derselben ist. Daß so etwas sogar einem „wissenschaftlichen Philosophen“ passiren kann! Ja, aber das kommt von der Wertheinschätzung, von dem Oberrichterthum der Philosophie. Es spielt immer ein Stück „wissenschaftlich incommensurabler Persönlichkeit“ mit hinein, und auch ein älterer Herr liest nicht ungestraft Nietzsche.

Da scheint mir denn doch eine andere Art wissenschaftlicher Philosophie noch annehmbarer, die von Avenarius und Mach, deren Grundbestrebung man vielleicht dahin charakterisiren kann: Die Philosophie solle zur Kunst ausgebildet werden, philosophische Erörterungen zu vermeiden und die Philosophie ganz überflüssig zu machen. An ihre Stelle treten irgend welche abstracte Formeln, analog den mathematischen, die die Stellung des menschlichen Subjects oder besser seines Gehirns bestimmen, oder einen Standpunkt ganz außerhalb des Menschen, von dem der Mensch gleichwohl, wie wenn es ihn gar nichts anginge, dem Weltgeschehen zuschauen kann. Es wäre wahrhaftig nicht übel, wenn es gelänge, aber vorläufig ist es nichts als eine Forderung oder

eine Formel und ein paar gelehrte Ausdrücke, wie „das System C" statt Gehirn und „Principialcoordination" für ursprüngliche Zuordnung der „Abhängigen vom System C, d. h. der Gefühle und Gedanken. Formeln und Sprache allerdings von Avenarius sind wunderbar; ich glaube, ich brauche dafür erst keine weiteren Beispiele anzuführen und keine Worte darüber zu verlieren.

Glücklicher Weise sind auch außer diesen andere Anzeichen eines neuen Aufschwunges in der Philosophie so gut wie in den anderen Künsten vorhanden, und wenn die Akademiker früher ihr Möglichstes gethan haben, die Philosophie und ihren Credit bei der Allgemeinbildung und den Gebildeten zu ruiniren, so thun Viele von ihnen auch heute das Ihrige, sie nach Kräften wieder als Kunst und Wissenschaft, selbst vor einem breiteren Publicum zu rehabilitiren. Unter den bescheidensten Titeln wird in der That das Gediegenste dargeboten. Neben den verdienstvollen großen, philosophiegeschichtlichen Werken von Zeller, Erdmann, Kuno Fischer, Th. Gomperz, Ueberweg-Heinze, den einschlägigen Arbeiten von Dilthey sind es nämlich namentlich die „Einleitungen in die Philosophie", unter denen eine Anzahl Akademiker ihr Bestes bieten, oft so Gutes, daß es auch die Aufmerksamkeit weiterer Kreise verdient. Aus einem Werke dieser Art, das sich allerdings etwas höher „Zur Einführung in die Philosophie der Gegenwart" betitelt, von Alois Riehl, gab ich bereits oben einige Gedankenproben; es soll jedoch nicht verschwiegen werden, daß sich dort auch bessere Theile und treffende Urtheile und Uebersichten finden. Jedoch sind die bescheidener betitelten Werke jener Art empfehlenswerther. Zwar wird man nicht mit Erwartungen, wie an Hartmann's „Philosophie des Unbewußten", an seine Geschichte und System der „Kategorieenlehre" oder an Wundt's „System der Philosophie" und die jetzt dreibändigen „Grundzüge der physiologischen Psychologie" — auch Wundt hat übrigens eine „Einleitung" geschrieben*) — an sie herangehen dürfen, aber sie dürfen nächstdem mit Dank als das Beste bezeichnet werden, was — einige vortreffliche Monographien von J. Schultz, H. Gomperz u. A. dazu gerechnet, die neuere Philosophie überhaupt hervorgebracht hat. Die leicht lesbare und dennoch gediegene Einleitung von Paulsen, die die Welt- und Lebensansicht des beliebten Lehrers in beredter Form bietet, hat innerhalb zehn Jahren zehn Auflagen erlebt und bedarf keiner Empfehlung mehr. Die bereits in dritter Auflage erschienene Einleitung von Külpe (Verlag von S. Hirzel, Leipzig) ist sogar bereits in vier verschiedene fremde Sprachen, neben drei slavischen auch in das Englische übersetzt. Sie hat vor der Paulsen'schen den Vorzug einer systematischeren, erschöpfenderen, weniger persönlichen Behandlung bei größerer Kürze, möge sich aber in weiteren Auflagen sehr hüten, in neuen Erweiterungen nach den Vorzügen des Paulsen'schen Buches zu streben: denn darunter würden nur die eigenen zu sehr leiden. Noch knapper, orientirender ist die Einleitung von Jerusalem (Verlag von W. Braumüller, Wien, 2. Aufl. 1903) gehalten. Sie empfiehlt sich aber nicht bloß dadurch, sondern auch durch eine mehr einheitliche methodische Darstellung der Probleme, die, wenn auch schonend und fast zaghaft, ebenso gegen einige Auswüchse der neueren Philosophie Front macht, wie sie die Richtungen der Weiterbildung bezeichnet, und sogar eigene originelle Ideen verarbeitet. So dürften wir uns nicht täuschen, wenn wir von der Zukunft bald, auch auf akademischer Seite, noch Größeres erwarten.

*) Wundt's „Einleitung in die Philosophie" (Verlag von W. Engelmann, Leipzig, 3. Aufl. 1904) ist insofern sehr schätzbar, als sie uns neben seiner Betrachtung der geschichtlichen Entwickelung auch eine Uebersicht über die geschichtlich hervorgetretenen Hauptrichtungen der Philosophie überhaupt giebt. Nur in diesem Sinne ist sie zugleich eine Einleitung in *seine* Philosophie.

Literatur und Kunst.

Unsere gegenwärtige Literatur.

Von Robert Jaffé.

Es läßt sich kaum verkennen: Die Stimmung des Dégouts ist unter denen, die an der Entwickelung der Literatur einen mehr als oberflächlichen Antheil nehmen, immer allgemeiner geworden. Die Kritiker sind zu schlaff und zu müde, um auf die stümperhaften Werke erst mit den Kanonen großer, pathetischer Worte zu schießen, und beinahe möchten sie noch reine Industrie-Erzeugnisse der Literatur durchschlüpfen lassen. Wenn das sichere Bewußtsein fehlt, daß in der gegenwärtigen Epoche Werke von Ewigkeitsgehalt entstünden, dann verliert die Kritik allen Schneid und Elan. Freilich, zugleich kann man sagen: jetzt sind die letzten Erkenntnisse über das Wesen der vollkommenen Dichtungen gewonnen. Die Ansprüche (wie bei den Dilettanten, die resignirt haben) sind ganz außerordentlich geworden. Aber damit ist nicht gar viel gewonnen. Denn vor Allem ist es für unsere gegenwärtige, erkenntnißvolle Stimmung charakteristisch, daß sie den starken Glauben der ersten neunziger Jahre an die Bedeutung der neu an's Licht tretenden Dichtungen wieder verloren hat. Wenn damals selbst ein Kunstgreis wie Karl Frenzel die „Einsamen Menschen" shakespearisch findet und Brahm Angesichts der „Weber" von den höchsten Höhen der Poesie spricht, wenn Schlenther die Hannele-Verse für die besten deutschen seit Heinrich Heine erklärt, so lag darin doch dieselbe verheißungsvolle Kraft verborgen wie in jenen Ernennungen zum „Deutschen Homer" oder „Deutschen Shakespeare", die unter den Sturm- und Drang-Genies am Ausgange des 18. Jahrhunderts allgemein waren. In den neunziger Jahren hatten gar manche damals viel bewunderte naturalistische Dramen ihre Wirkung nur thun können durch die Massensuggestion, als ob die Charakteristik die wesentlichste Eigenschaft einer dramatischen oder epischen Dichtung sei. Jedoch immerhin, so eingeschränkt jene naturalistischen Fanatismen und Begeisterungen auch gewesen sein mochten, so waren sie doch weit fördernder für die wirkliche Production, als die lichtesten, weit ausgebreiteten Erkenntnisse. Zu den Thaten waren nur Diejenigen berufen, die auf der schmalen Landstraße in dem Heerbanne der waffen- und rüstungenglänzenden Kämpfer mitgingen. Es sind ja auch für die wirkliche Politik nicht die Geschichtsprofessoren besonders geschaffen, welche die tiefsten theoretischen Erkenntnisse von der Staatswissenschaft haben, und die süd- und westdeutschen Professoren, die um 1848 in den Wirren der Paulskirche mitthaten, haben gerade keine Lorbeeren als Politiker gepflückt. Ein weniger gebildeter Drechsler wie Bebel wird Kraft seines dunklen, politischen Genies weit mehr Bedeutung haben. — Hingegen, jetzt werden wir erinnert an die geist- und erkenntnißvoll ästhetisirende Friedrich und August Wilhelm Schlegel-Epoche vor gerade 100 Jahren. Diese Parallele läßt sich dann auch überzeugend noch weiterführen, wenn man Goethe's westöstliche Neigungen und seinen Geschmack für spanische Styldramen und für die ganze Weltliteraturunendlichkeit denkt. Die erste Erschlaffung nach der ungeheuren deutschen Kraft, die Iphigenie-Periode, hatte wenigstens noch einen wirklichen Untergrund in der schönen, humanistischen Stimmung der damaligen deutschen Gesellschaft und knüpfte recht eigentlich, wenn auch nur mittelbar, an Lessing's weisen Nathan. Aber in der orientalischen und spanischen Exotik liegt etwas Willkürliches und grenzenlos Zerfließendes. Dabei fehlt der Goethe heute. Die Wurzelfäden des Naturalismus haben diesmal nicht hinaufgeführt zu einem starken, schattigen Baume mit goldenen Früchten. Der Sturm und Drang der Lenz, Klinger, Maler Müller, Heinse lief schließlich aus in die ungeheuer weite, wunder-

volle Erscheinung Goethe's. Für unsere Gegenwart, auch wenn man die in sich geschlossene künstlerische Vollendung einzelner naturalistischer Werke von Gerhard Hauptmann, Max Halbe, Georg Hirschfeld, Josef Ruederer gar nicht gering anschlagen mag, scheint uns ein so schöner Abschluß nicht vorbehalten zu sein.

Dafür, wenn der Naturalismus leise und beklommen seine Schalen öffnete zu einer neuen Vereinigung und die Elemente des reinsten und besondersten Deutschthums in sich aufnähme, wären gar viele weite Möglichkeiten gegeben. Freilich ist dieser Begriff des Deutschthums nicht allzu leicht zur Anschauung zu bringen. Heinrich Heine, wenn er bei der Besprechung eines Gemäldes von A. Scheffer das „Deutsche Grethchen" erwähnt, sagt: „Mit einem Wort: sie ist ein deutsches Mädchen, und wenn man ihr tief hineinschaut in die melancholischen Veilchen, so denkt man an Deutschland, an duftige Lindenbäume, an Hölty's Gedichte, an den steinernen Roland vor dem Rathhaus, an den alten Conrector, an seine rosige Nichte, an das alte Forsthaus mit den Hirschgeweihen, an schlechten Taback und gute Gesellen, an Großmutters Kirchhofgeschichten, an treuherzige Nachtwächter, an Freundschaft, an erste Liebe, und allerlei andere süße Schnurrpfeifereien — wahrlich, Scheffer's Grethchen kann nicht beschrieben werden." Am wenigsten, wenn man es von einem fremdartigen, ironisch überlegenen Standpunkt aus versucht, kann das Wesen der heimlichsten deutschen Art in sinnfällige Worte gebracht werden. Jedoch auch sonst mag es eben nicht ganz leicht sein. Worin besteht die echte Poesie des Deutschen? Vielleicht ist sie eine tiefe Empfindung von Dingen wie blühenden Frühlingsbäumen, von weißen Rosen, die sich um das Fenster der Geliebten ranken, von anderen Blumen und Vöglein. Vielleicht haben auch andere Völker ein Gefühl von der Poesie mancher einzelner Erscheinungen, und den Deutschen ist dieses Gefühl nur in einer verschwenderischen Fülle zu Theil geworden. So groß ist die deutsche Verträumtheit wohl schon immer gewesen, daß ein deutscher Knabe sich auf einem Waldfeste nicht mit leichten Gliedern und Gelenken unter die lieblichen und farbigen Festgefährtinnen mischen kann, sondern nur, von einer unbeschreiblichen Süße der Empfindung überrieselt, ein Bild von dem Waldesgrün und dem bunten Feste in sich aufzunehmen vermag. Deutschland ist wie ein Märchenland der Ariost, Torquato Tasso oder Camoëns, in dem die wunderbarsten Blumen aufblühen und die seltsamsten Abenteuer sich begeben können. Der Boden aber, aus dem die Wunderblumen aufsprießen, ist die romantische, poetische Anlage des deutschen Volksgemüthes.

Nun wäre es gewiß gut, wenn die an und für sich so werthvollen und einzigen Gaben des deutschen Volkes in der Kunst durch den Hinzutritt der fremdländischen naturalistischen Technik ihre Ergänzung fänden. Heine sagt einmal irgendwo: der Franzose und Engländer, wenn er ein Dromedar darstellen wolle, gehe in den zoologischen Garten, um dort seine Modellstudien zu betreiben; der Deutsche würde das Dromedar lieber aus der Tiefe des Gemüthes und der Imagination nachbilden wollen. Diese Tiefe des Gemüthes konnte freilich der deutschen Lyrik sehr förderlich werden, und zumal in den nordischen Ländern, in Dänemark und in Schweden, hat sich der Begriff des Poetischen mit dem des Deutschen beinahe ganz verschmolzen. Zwar die einzige wirkliche Lyrik ist die deutsche nicht: die englische mit ihrem stahl- und silberklirrenden Rhythmus ist ihr vielleicht noch überlegen durch die Männlichkeit des Tones und des Inhalts, welche von der Sentimentalität der deutschen Dichtung sich nicht unangenehm abhebt. (Und alle englische Poesie auch in unserer Zeit bis herab auf Rudyard Kipling hat den wundersamen, gedrungen kraftvollen, licht- und hellklingenden Ton des englischen Volksliedes.) Aber die Lyrik der Deutschen trägt wenigstens in sich eine absolute künstlerische Vollkommenheit und wundersame Eigenart. Hingegen in den Arten der Dichtung, die Plastik und Anschauung voraussetzen, im Drama und im Roman, können die Dichter, je deutscher sie sind, um so weniger die Meister der anderen Völker erreichen. Man braucht nur an Mörike's oder Storm's einzige Lyrik und ihre gewiß nicht mit Tolstoy oder Dostojewsky zu vergleichenden erzählenden Dichtungen zu denken. Vollends die deutscheste Malerei der Schwind und Richter führt die Unzulänglichkeit des lyrischen Gefühls für die darstellende Kunst recht eindringlich zu Gemüthe. Hinwiederum in den „Webern" trat z. B. den Franzosen eine Dichtung entgegen, die in Bezug auf die naturalistische Kraft und Mannigfaltigkeit der Darstellung von einer geradezu nicht mehr übertreffbaren Vollendung war und die doch (allerdings nur durch die von keinem Elend zerstörbare Schönheit der deutschen Volksart, die nicht dargestellt war) das Gewölk und den Dämmer und das viele Deutbare der einzigartigen germanischen Mischung von Humor und Tragik in sich barg. Es genügt nicht, daß die deutsche Schönheit wie ein goldener Blumenkelch emporsprieße, der darauf zu warten scheine, daß ihn liebevolle Augen auf einer grünen Wiese entdeckten. Schön wäre es, wenn diese stille Blume nur das Wappen wäre auf einer goldenen Rüstung, die nach vielen Richtungen im Angriff vorwärts getragen würde.

Das Naturalistische fällt aber immer zusammen mit dem im guten Sinne Modernen, mit dem Gegenwartsfreudigen. So könnte denn eine innige neue Verschmelzung des heimlich Deutschen mit den hellen, grellen Ansprüchen des modernen Lebens noch eine weit bedeutsamere Wirkung thun. Das specifisch Deutsche stellt sich nämlich oft dar als eine Hypertrophie des Ethischen und ethisch Grüblerischen. Der Typus des lächerlich einfältigen, jungen Deutschen, wie ihn z. B. Hartleben vorführte in dem meisterhaften Einacter: „Die sittliche Forderung", ist wohl verbreiteter, als man gemeinhin glauben mag. Aus der ethischen Hypertrophie mußte sich nun ergeben eine beinahe täppische Schwerfälligkeit der Bewegungen: etwas rührend Komisches, das den Deutschen doch immerhin zum unterlegenen Object fremder Heiterkeit machte. Die Polen oder Ungarn oder Russen verbanden immer etwas Lächerliches mit der Vorstellung von den „Schwaben". Die Sonderart des Deutschen verdient denn mit einem feinen eisernen Besen gesäubert zu werden von allen Bestandtheilen einer Unterlegenheit. Auch wenn es deutsch sein sollte, die Fülle eines gewerbthätigen, merkantilen Lebens so philiströs abgezirkelt darzustellen, wie es Gustav Freytag in „Soll und Haben" that, so wäre solch ein Deutschthum wahrlich abzulehnen. — Der Wahn ist ja auch abzuweisen, als ob das eigentlichste Wesen eines echten Poeten etwas Thörichtes, Einfältiges, und darum Hülfloses sei. Freilich, Manches davon mag verborgen sein in dem tiefsten Kerne und Herzen der Dichternatur, und Goethe, der in Weimar noch bei einem Besuche des Jugendfreundes Merk umhertollen konnte recht wie ein Kind, wußte, was es bedeutete: „So Ihr nicht werdet wie die Kindlein . . ." Aber das Kindlich-Harmlose kann der eigentlichen, thätig und dominirend nach außen gerichteten Natur des Dichters unterthan sein und braucht ihr nicht seinerseits das Gepräge zu geben. Es ist nicht nothwendig, daß der wahre Dichter auch wirklich ein hülfloses Kind sei. Es genügt, daß er das hülflose Kind wirklich in sich trage. — Alle feinen, romantischen, vergangenheitssehnsüchtigen Stimmungen müssen in sich zusammensinken in weicher Schwäche, sobald man daran denkt, wie die abstracten, weitverzweigten Begriffe der Nationalökonomie wirklich in die Erscheinung treten. Der anticapitalistische Widerwille vieler Dichter gegen die Kraft und Gewalt des Erwerbslebens ist selber eine Abstraction. Kaum läßt sich wohl etwas Poetischeres denken als eine Handelsstadt mit ihren vielen Häfen, Matrosen, Handelsherren und den auf den Kauffahrteischiffen angelangten Chinesen und Negern. Auch aus den Matrosenschenken an

den Häfen, in denen die Handelsgüter verfrachtet werden, flammen goldene Lichter auf. Die unsäglich zarte und trauliche Poesie des deutschen Volkscharakters braucht, um lebendig fortzuwirken bis in die Gegenwart, nicht leibhaftig und unmittelbar gegenwärtig und sinnfällig sich darzustellen. Es genügt, daß sie in den dunklen, unbewußten Eingebungen der Künstler aufsluthe. Was aber in vielen Generationen sein feines und zartes Leben gehabt, kann auch durch die strengste Ungunst eines stählernen Zeitalters nicht zum Verdorren gebracht werden.

Im wirklichen Leben mag der Ausgleich nicht gar so leicht sein. In der Kunst ist er aber doch möglich.

Wie man rings um Berlin baut.

Von Anna L. Plehn.

Die neue Architektur muß man an den Peripherien und nicht in den Centren menschlicher Ansiedelung aufsuchen. In den Industriebezirken, wo die Vehemenz aufstrebender Entwickelung sozusagen von einem Tage zum anderen neue Veranstaltungen nöthig macht, hat man die Bahnhöfe zu suchen, bei denen mit der Anwendung des Eisens Ernst gemacht wurde. Hier darf es sich ausdehnen bis in die Wartesäle und Gepäckkammern, ja in jeden Winkel hinein, während sonst vor den schlanken Rippenbogen der Perronhallen eine träge Steinschwerfälligkeit für die übrigen Verkehrsräume vorgelagert war, wie ein Schildpanzer um den Organismus eines der niederen Thiere. Heute traut man dem Material des Ingenieurs also schon die Rolle des Scelets zu und läßt es sich fühlbar machen, wie es beim lebenden Wesen der Knochenbau thut durch Muskel und Haut-Umkleidung hindurch.

Die älteren Städte sind darum an solchen Erscheinungen heute meist so arm, weil sie aus der Vergangenheit schon für viele neue Zwecke bauliche Veranstaltungen besitzen, welche der fortschreitenden Entwickelung gemäß sich langsam umgestalten lassen. Dabei kann natürlich der neue Geist nicht klar zum Ausdruck kommen. Und so sind es im Innern der Großstädte fast allein die Geschäfts- und Waarenhäuser, die den Fortschritt vorstellen. Kommt man aber hinaus in die Sphäre der Vorstädte, so meldet sich die Stylwandlung mit mannigfaltigeren Manifestationen. Villen richten sich am Waldessaum auf, Institute des Verkehrs und industrielle Unternehmungen rücken hinaus, da ihnen die Großstadt den Athem einschnürte, Gemeindebauten erstehen bei wachsenden Verwaltungsgeschäften in anspruchsvolleren Dimensionen, und alle diese Aufgaben bieten dem modernen Architekten ein begehrtes Arbeitsfeld. So ist es vor anderen Städten um Berlin auffällig.

Unter den Merkmalen, welche die Neubauten dieser äußersten Zone auszeichnen, fallen auf den ersten Blick zwei am meisten auf: Die beschränkte Rolle des Ornaments, so daß vielmehr einfache Mauer sichtbar bleibt und eine weit verbreitete Vorliebe für eine rauhflächige, scheinbar primitive Behandlung dieser Wände. Die letzte Erscheinung geht aus der ersten hervor. Man will vor allen Dingen die Raumumgrenzung beweglich erhalten, damit sie sich einzig nach den Zwecken des modernen Lebens gruppiren, und dazu kann man keine Einengung durch mehr oder minder conventionellen Zierrat gebrauchen. Darum soll aber nach dem Fortfall des Gewohnten doch keine Leere eintreten. Deßhalb traut man sich nicht, die Steine mit jener Präcision zu glätten und aneinander zu fügen, welche eigentlich doch das hervorragendste Kennzeichen der modernen Technik ist. Rechteck könnte sich an Rechteck schmiegen, fast ohne daß man einen Spalt dazwischen bemerkte und das Auge würde vor der Zusammensetzung die Vorstellung einer absolut einheitlichen Fläche erhalten. Aber diese ausgebildete Handwerksgeschicklichkeit wird in sehr vielen Fällen gar nicht ausgenutzt. Man erinnert sich der Wirkungen, welche bei mittelalterlichen Bauwerken häufig gerade von einer nicht vollkommen gleichmäßigen Behandlung des Materials ausgehen. Darum will man nichts mehr wissen von jener civilisirten Rustika, deren Fugen von säuberlich geglätteten Streifen eingefaßt werden, sondern man verschafft sich Quadern, deren ganze Vorderseite ungleich behauen ist und läßt die Wände mit allerlei Auswüchsen und Unebenheiten dastehen.

Wenn solche Verschiedenheiten schon in den unteren Geschossen auffallen, so kommen sie noch ganz anders zur Erscheinung, wenn sie an solchen Baugliedern auftreten, die sich zu besonderer Höhe über ihre Umgebung hinaus erheben und deren Conturen sich darum mit aller Schärfe gegen die Luft abzeichnen. Und da die Architektur heute wieder gern große Bau-Abschnitte einander in lebhaft contrastirendem Charakter entgegensetzt, so kann man es gelegentlich sehen, wie sich aus einem glatt behandelten Obergeschoß ein solcher echter Rustikathurm erhebt, aus dessen an sich schon rauhen Mauern an allen vier Kanten noch besondere Auszeichnungen von unregelmäßig vorspringenden Quadern herausragen. Man sieht, es besteht die Absicht, mit einem trotzigen Festungsthurm mittelalterlichen Herkommens zu wetteifern.

Soll auf die Ungleichmäßigkeit der Steine noch eigens aufmerksam gemacht werden, so erhalten gerade die besonders knarrig behandelten Ecken gegen das Dach hin ein Streifenvorlager von glatt behauenen Platten. Den Uebergang mag eine ornamentirte Console vermitteln, ohne daß diese gerade aus der Conturlinie der Mauer vorzuspringen brauchte. Ueberhaupt werden rauh bossirte Mauern gelegentlich gern durch sparsames Meißelwerk mit seiner kunstvollen Glätte gehoben. Es ist das ein Gedank[illegible] Schinkel als eine architektonische Möglichkeit an einer [illegible] seines italienischen Tagebuches notirte.

Trotzdem möchte ich doch nicht glauben, daß dem Meister gerade diese Form der Anwendung vorgeschwebt hat. Vielleicht hätte er im Gegentheil die scheinbare Ursprünglichkeit solcher Mauern etwas kokett gefunden. Auch da ist wieder sehr viel Berechnung, die ganz fern lag jener Primitivität, die wir so lieben, von der wir selbst aber nun einmal sehr fern sind. Die unebenen Mauern der Gothik und Frührenaissance entstanden sicherlich viel naiver, und trotz ihnen wirkte jedes Gebäude fest in sich geschlossen. Heute aber werden die stärker vorspringenden und die mehr zurücktretenden Steine mit einer Ueberlegung versetzt, die man noch an der fertigen Wand empfindet. Die Abweichungen wirken geradezu wie eine Bordüre. Es wäre nicht gut, wenn man Gleichgewicht in der Vertheilung der Hauptunebenheiten vermißte, aber es ist auch nicht angenehm, wenn sich die Berechnung geradezu bemerkbar macht. Steht nun aber gleich daneben so raffinirt exacte Meißelarbeit, so scheint die Ursprünglichkeit doch einigermaßen erquält.

Mit dieser Bemerkung soll nun nicht etwa der unbedingten Glätte das Wort geredet werden. Ich kann mir sehr wohl vorstellen, welche unkünstlerische Eintönigkeit das abgeben müßte. Aber ich denke, was wie Zufall erscheinen soll, müßte auch zufallsmäßig entstehen. Man sollte sich mit den Ungleichheiten begnügen, welche bei der Handbearbeitung von selbst entstehen. Andererseits liefern ja auch die Maschinen Material mit rauher Oberfläche. Es giebt verschiedene Arten der Rieselung, welche in ihrer Gleichmäßigkeit freilich ihre Entstehungsursache verrathen, die also nicht primitiv aussehen. Darum dienen sie aber in ästhetischer Beziehung doch der verlangten Aufgabe. Die Vorsprünge und Vertiefungen werden Licht und Schatten hervorrufen und dadurch der Fläche Abwechselung geben. Thatsächlich findet man neben

den vorhin geschilderten heute auch manche moderne Bauten mit Hausteinwänden von rauher Oberfläche, bestehend aus völlig gleichen Rechteckquadern ohne besonders auffällige Effecte.

Aber auch noch auf andere Weise und bei Verwendung von glatt gehauenen Quadern belieben manche Architekten eine Unregelmäßigkeit der Lagerung, welche den Schein des Zufälligen erwecken soll. Es geschieht bei Verbindung von Werkstein-Einfassungen mit Ziegelwänden. Mauerecken, Fenster- und Thüröffnungen pflegen mit dem werthvolleren Material umsäumt zu werden. Aber auch da scheuen Viele die ganz schlichten und vor Allem die regelmäßigen Linien, die doch das Natürliche wären. Nach irgend einem Gesetz wechseln die langen und die kurzen Steine. Das wird jedenfalls sehr sorgfältig überlegt, denn es ist meist nicht leicht herauszufinden, nach welcher Norm die Ordnung erfolgte. An manchen Stellen springt der Haustein weiter in die Ziegelmauer vor als an anderen. Hier wechseln die kurzen Steine häufig mit den langen, dort geschieht es seltener. Nach außen, gegen die Hausecken hin und um das Fensterholz ergeben sich streng senkrechte Abschlüsse, aber nach der anderen Seite bilden sich launische Abtreppungen. Um die Verwendung des geschätzteren Materials augenfällig zu machen, verputzt man häufig den Backstein in abstechender Farbe. Um so viel unruhiger ist das Bild, als an der vorhin beschriebenen Rustika-Wand, wo nur Oberflächenunterschiede walteten, während nun Farben und Linien zugleich in springende Bewegung gekommen sind. Besonders an großen Gebäuden macht die vielfache Wiederholung dieses Hin und Her um die zahlreichen Fenster und Wandabschlüsse leicht einen peinigenden Eindruck.

Zuweilen ist aber auch das noch nicht das letzte, sondern statt einer einzigen Steinsorte werden mehrere verwendet. Unter rothen Sandstein mischen sich graue Flecken. Auch das ist eine Nachahmung von früher jedenfalls zufällig entstandenen Mischungen. Auch dadurch sucht man der Oede des gar zu Gleichartigen zu entgehen. Aber mir scheint, daß auch dies Auskunftsmittel die Entwickelung nicht aufhalten wird, welche die moderne Bautechnik zu einer immer exacteren Befolgung der genauen Maße und Regeln führen muß. Eine Exactheit, die wir übrigens bei den Bauleuten der Gothik durchaus natürlich finden, sonst würden wir nicht die Tadellosigkeit ihrer Spitzbogenprofile so bewundern. Die Romantik des malerisch Zufälligen, entstanden aus dem Unschuldszustand einer noch früheren Handwerksweise, kann unsere Technik nicht nach Willkür wieder herbeiführen, ohne sich dem Vorwurf einer gemachten Jugendlichkeit bei reifen Jahren auszusetzen. Darum wird man am besten thun, exact zu scheinen, wie man es in Wirklichkeit ist und es der Zeit zu überlassen, was sie einmal aus unseren Werken macht. Vielleicht lasirt und ritzt sie durch Verwittern und Abbröckeln einmal jene unbeschreiblichen Reize auch an unsere Mauern, welche unsere Augen an alten Domen mehr noch bestechen als die launischen Abweichungen von der festen Norm.

* * *

Doch sind in jenen Außenbezirken noch andere Neuerungen zu finden und ich glaube, manche sind von der Art, die eine spätere Zeit an den Gebäuden unserer Tage mehr schätzen wird, als den Abwechselungsreichthum ihrer Zufälligkeiten.

Nicht allzu weit von der Stelle, wo der Charlottenburger Rathhaus-Neubau seinen Rustikathurm in den Himmel streckt, ragt aus der Gebäudegruppe der neuen Kunstakademie ein monumentaler freistehender Schornstein auf, der mit schneidigen Conturen die Augen festhält. Solide und breit auf eine Quadratform gelagert geht sein allmälig verjüngter Mantel oben in das Achteck über, um erst unmittelbar unter der Spitze das runde Mundstück der Schlotöffnung heraus zu strecken. Ist es mehr Freude, dem Aufschnellen der schlanken Masse zu solcher Höhe zu folgen und dem Linienwechsel an einer Stelle zu begegnen, wo man ihn nicht mehr erwartet, aber befriedigt noch vollkommener die unbedingte Glätte, das absolute Zusammenpassen der vielen Einheiten, die nöthig waren, um gehäuft diese Höhe zu erklimmen? Ich weiß wohl, daß die Glätte sich hier von selbst verstand, weil es ganz sinnlos wäre, hier Rustika zu versuchen, welche zu ihrer Entwickelung Fläche braucht. Mit einer plumpen Vulkanesse wird Niemand liebäugeln, wenn mit einer Riesenluftröhre der Athemzug so leistungsfähiger Brandstätten im Gange zu erhalten ist. Darum ist der Verzicht des Baumeisters auf die Modeliebhaberei gar nicht besonders anzuerkennen. Er folgte einzig dem Zweck. Seine Wirkung wurde um so eindringlicher, als er aus dieser Voraussetzung die Folge entwickelte.

* * *

In den südwestlichen Vororten sieht man jetzt viel Ziegelrohbauten. Das bedeutet schon an sich einen Verzicht auf in die Augen springendes Ornament. Doch zuweilen sieht man breite Bänder von hell verputzten Streifen über den Fenstern an der Front entlang laufen, die dann wieder von den verstärkten Mauerpfeilern durchschnitten werden. Für Werkstätten mit ihren breiten Fensterverglasungen giebt das eine sehr wirkungsvolle Baugliederung. Man durfte die Mauervorsprünge nicht zu oft an der Fassade auftreten lassen und mußte daher auf sie verzichten, wenn man schmale hohe Fensterrechtecke wie am Straßenhause anwenden wollte. Aber da der Arbeitsraum nicht hell genug sein kann, so wird man am besten thun, so viel als möglich von der Wand für den Lichteinfall offen zu lassen. Wo eine Reihe gleichartiger Räume gebraucht wird, ergiebt sich dann durch Aneinanderreihung die Wandeintheilung von selbst. So viel Fenster, so viele Gemächer und zwischen die vorspringenden Pfeiler. Wenn verschieden große Räume nöthig sind, so vereinigt man die mit den gleichen Maßen und gruppirt sie in vor- und zurückspringende Flügel.

Auch für den oberen Gebäude-Abschluß giebt die Fortführung der Senkrechten über die Dachlinie hinaus ein dankbares Motiv. Entweder wachsen sie nur an den Ecken heraus oder alle erhalten gleiche Höhe. Braucht man für Ausbreitung oder Lüftung der in den Arbeitsräumen behandelten Materialien einen Raum unter freiem Himmel, so giebt ein flaches Dach die geeignete Gelegenheit. Zwischen die überhöhten Mauerpfeiler spannt sich dann ein Eisengitter, um das Bewegen in der Höhe zu ermöglichen, und so ist abermals ein neuer Eindruck gewonnen. Man kann nun diese modernen Zinnen nicht mehr mit Schießscharten verwechseln. Uebrigens sorgen schon die breiten Verglasungsflächen dafür, daß man nicht an den Burgtypus und überhaupt an nichts Mittelalterliches vor solchem Gebäude denkt. Ein Jeder kann die Probe machen, wenn er sich nach Groß-Lichterfelde vor das Material-Prüfungsamt begiebt.

Eine Schwierigkeit bildet auch für den unverputzten Backsteinbau die Verbindung mit einzelnen Werkstücken aus Haustein. Diese Zusammenstellung verleitet zwar nicht so zu unregelmäßiger Vertheilung wie diejenige mit der gestrichenen Wand. Die sich durch die Mörtelfugen als Einzelheiten vorstellenden Ziegeln verleiten weniger zur Unregelmäßigkeit als die Fläche ohne Eintheilung. Man bringt das feste Steinmaterial mit Vorliebe außer an die Mauerecken in die Fensterbogen und theilt ihm hier die Rolle der Schlußsteine, sowie der Eckbefestigung zu. Aber bei abstechender Farbe macht diese sparsame Vertheilung einen etwas dürftigen Eindruck. Auch sieht es fleckig bunt aus, wenn zu große Zwischenräume zwischen den verschiedenen Einlagen vorkommen. Darum hat das Auge es lieber, wenn abstechende Farben nur dann angewendet werden, wenn sie

an bestimmter Stelle vereinigt oder in enger Folge an einander gerückt werden. Also entweder viel von dem farbigen Material oder gar nichts!

* *

Zu den tieferen Ursachen, welche den Baumeister heute oft auf die gewohnte Zierform verzichten lassen, gesellt sich eine äußerliche, die darum aber auch nicht unwirksam ist. Ich spreche von Sparsamkeitsgründen. Der Wunsch nach dem Eigenhaus rief die Bauvereine hervor, denen es durch vielfaches Rechnen gelang, einen Etat aufzustellen, nach welchem das Wohnen in der guten Luft des Vorortes und in eigenen vier Wänden nicht kostspieliger wird als in den so viel weniger begehrenswerthen Verhältnissen der Miethswohnung im Stadtcentrum.

Natürlich sind da den Ansprüchen gewisse Grenzen gezogen, und worauf man am ersten verzichten kann, wenn es Manchem auch schwer werden mag, ist der Zierrath an der Außenwand. Allerdings gäbe es ein Material, in dem sich Ornamente ausführen lassen ohne nennenswerthe Kosten, und das ist der Stuck. Daß man auf diese Herrlichkeit zu verzichten anfängt, ist schon ein Zeichen von einem Stückchen gewonnener Cultur. Und ein weiteres Opfer liegt in der Grundrißbildung. Sie wird einfacher, als man es in den letzten Jahren gewöhnt war. Das Haus bekommt wieder etwas vom Kasten, nachdem das Bauen „von innen nach außen" jüngst gar zu sehr dazu aufgefordert hatte, viel Persönlichkeit in allen möglichen Ausbauten zu zeigen. „Himmel," sagte man, „muß der Mann Originalität besitzen, da sich seine verschiedenartigen Zimmer gar nicht unter einen Hut bringen lassen!"

Also, wer billig bauen muß, kann sich so viel Originalität nicht leisten — die übrigens doch nur in seltenen Fällen die des Hauseigenthümers war. Nach den Beispielen des Berliner Beamten-Bauvereins scheint mir der Verzicht auf Geltendmachung der Vielseitigkeit dem Villenbau nicht schlecht zu bekommen. Häuser, die nahe bei einander liegen, dürfen gar nicht allzu sehr von einander abstechen. Olbrich hat das erhärtet durch den Beweis dessen, was beim Gegentheil heraus kommt. Seit vier Jahren baut er auf der Mathildenhöhe in Darmstadt jeden Monat ein Haus anderen Stils, und seine Farben und Ornamente kommen immer mehr in's Handgemenge. Er braucht Werkstein, Putz, Holz, glasirte Steine, er decorirt mit Bronce und Majolika. Seien wir zufrieden, wenn manche Leute auch noch billig bauen müssen.

Feuilleton.

Erwachen.

Von A. Halbert (Berlin).

Er kam nach Hause. Noch auf den Treppen hatte er leise vor sich hingesummt, ein Lied ohne Worte, eine Melodie, wie es Menschen thun, die an Schönes denken, an Erinnerungen lustig fortspinnen. Der Vergangenheit gehören diese Erinnerungen an, aber sie haben noch Frische genug; die eben verschwundene Gegenwart haftet ihnen noch an, gleichsam als verklingender Ton, als verrauchender Duft.

Schön war's! Es war! Man verspürt noch den Odem des Eben-Erlebten. Und schön war's doch! Etwas ferner klingt der Ton: Doch! Ist dieses „Doch" Wehmuth oder gar Reue?

Er ist oben angelangt und plötzlich verstummt er. Ein Streichholz zündet er an, geht durch das Schlafzimmer in's Studierzimmer, will die Lampe anzünden ... Doch — nein. Er legt den Cylinder neben der Streichhölzerschachtel auf den Tisch.

„Nein!" sagt er nur und läßt sich auf's Sopha etwas schwerfällig nieder. Und er zündet sich eine Cigarette an, lehnt sich zurück — zum Nachdenken.

Im dunklen Zimmer glimmt die Cigarette, wie ein Funke, so eigenartig sprühend. Im gegenüberhängenden Spiegel sieht er bei jedem Zuge eine kleine, feine Rauchwolke und dann wieder ein unsicheres, von Asche bedecktes Glimmen. Und es macht ihm Freude, das Feuer von der Asche überwuchern zu sehen und dann mit kraftvollem Zug den Brand wieder zu entfachen ...

Entfachen! Hier kommt wieder das Erlebniß von heute Abend in sein Hirn; er muß über den Vergleich lächeln. Und er schmaucht und blickt in den Spiegel, um das Lächeln auf den eigenen Zügen zu entdecken.

Nein! Es geht nicht. Aber gut ist die Idee.

Entfachen! Das Feuer entfachen! Ja ...

Und die Idee nimmt jetzt Gestalt an. Der Vergleich wird verkörpert:

Ein junges Mädel — biegsam, schlank und geschmeidig. Halbreif im Gesichtsausdruck. Aber reif in der Entwickelung ihres Organismus: eben gezeitigt an allen Gliedern und Formen.

Der Oberkörper war noch ein wenig vornüber gebeugt, backfischmäßig; aber rund und ebenmäßig die ganze Gestalt. Der Busen geschwellt und die Arme gerundet.

Die Augen groß, halb Fragen, halb Schelmerei; halb Ungewißheit, halb Begierde; halb Naivität, halb Leidenschaft.

Und ihr Lachen so klar und hell und doch mit dem Oberton des Kindes. Sie sprach mit solch trotziger Bestimmtheit und solch naivem Ernst!

Von der Liebe und von den Männern. Wenn man an ihrer Erfahrung und demzufolge an ihre Urtheilskraft zweifelte, sagte sie: „Pfui! Sind Sie häßlich!" Und schmollte wie ein Weib und trotzte wie ein Kind. Und dann wieder schmollte sie wie ein Kind und trotzte wie ein Weib.

Dann erglühten ihre Augen ...

Bei einer solchen Gelegenheit hatte er sie beobachtet: Das war entfachte Leidenschaft. Aber dann schmollte sie wieder und lachte darauf: „Ich bin ein dummes Ding — nicht?"

Er nahm ihre Hand: „Ein Kind sind Sie, Molly."

Und da fühlte er ihre Hand in der seinigen erbeben und durch ihren ganzen, schlanken, biegsamen Körper ging ein Zittern. Sie entzog ihm langsam die Hand. Er fürchtete einen erneuten Gefühlsausbruch. Aber sie setzte sich nur in einen Stuhl mit großer Lehne und bedeckte die Augen. Sie saß lautlos.

„Man sollte mir das nicht immer sagen!" murmelte sie.

Er verstand sie nicht: „Was denn, Molly?" fragte er.

Sie sprang jäh auf: „Ich — bin — ein — Kind ..."

Wie von Furien gepeitscht, lief sie von dannen.

„Ein temperamentvolles Ding" hatte sie ein Herr genannt, erzählte sie heute und lachte. „Ein feuriger Wuschelkopf", sagte er und lachte ebenfalls. Und da sprang sie auf und rief: „Ein glimmender Funke", und Beide lachten.

Wieder sprachen sie von Menschen und Welt und wieder von deren Quintessenz: die Liebe.

„Das Weltall hat einen feurigen Kern in der Mitte," sagte sie, „das ist die Liebe."

„Sie spielen gern mit Feuer — Kindchen?"

Da geschah etwas Merkwürdiges; sie erhob sich langsam von dem Sopha, kreuzte die Hände auf dem Rücken und sagte: „Sie sollen das Kindchen küssen."

Sie stand so, nach hinten gebeugt; die Augen glänzten; ihre Brüste zeichneten sich straff und wundervoll rund durch die Seidenbluse ab. Er hielt den Athem an ... Da stampfte sie mit dem Fuße auf: „Sie sollen sich Ihre Hände am Feuer verbrennen!!"

Wie gelähmt stand er da. Alle Pulse waren in hastiger Bewegung; alles im Innern war aufgerührt, aufgewühlt. Aber er fühlte nichts; nur daß alle Kräfte sich in den Augen concentrirten, daß alle Sinne das Auge schärften ... Das Kind ist schön ...

Und sie stand vor ihm, ganz nahe, ganz dicht und ihr Odem berührte ihn: „Ich bin Feuer ... nur noch nicht entfacht ... Das Weib ist da ... Es schlummert ... Es ist noch nicht geweckt ..." Das sagten die farbensprühenden Augen, der heiße Hauch des Mundes ... die athmende Brust ...

Und da küßte er sie wach ... das Weib in ihr ...

* * *

Die Cigarette ist ausgegangen. Er sitzt still, in sich versunken. Und dann erhebt er sich. Vom Tische fällt das Glas und zerbricht.

Er aber summt ein Lied ohne Worte, eine Melodie, wie es Menschen thun, die an Schönes denken, an Erinnerungen lustig fortspinnen.

Aus der Hauptstadt.

Eine sittliche Entgleisung.

Vielfach wird behauptet, Heinrich von Treitschke hätte in seiner „Deutschen Geschichte im neunzehnten Jahrhundert“ König Friedrich Wilhelm III. von Preußen falsch gezeichnet und wäre auch Friedrich Wilhelm IV., seinem Nachfolger auf dem Throne, nicht ganz gerecht geworden. Mag sein! Aber unerreicht wird noch auf lange Zeit hinaus der große Historiker in der Schilderung der Charaktere der einzelnen Völker der deutschen Nation bleiben. Wie treffend ist z. B. das Bild, das er von seinen eigenen engeren Landsleuten, den Angehörigen des Königreichs Sachsens, vor unseren Augen entrollt! Nicht genug kann er die Treue rühmen, mit der das sächsische Volk an dem evangelisch-lutherischen Bekenntniß festhält. Und wer sie trotzdem anzweifeln möchte, nun der braucht nur an Sonn- und Festtagen in sächsische Kirchen zu gehen, und er wird gewahr werden, daß Heinrich von Treitschke nicht zu viel gesagt hat. In den früheren Jahrhunderten hatten und ließen sich auch die Leute in Deutschland zu Allem sehr viel Zeit. Je länger der Gottesdienst dauerte, desto mehr war er nach ihrem Geschmack. Im übrigen Deutschen Reich muß in unserer rastlos dahin stürmenden Gegenwart der evangelische Prediger sich möglichst kurz fassen, wenn er auf eine volle Kirche rechnen will. Das sächsische Volk hingegen würde auch heute nicht zufrieden sein, wenn der Gottesdienst nicht mindestens zwei Stunden dauerte und es bis zur Predigt nicht eine lange Reihe von Gesangbuchliedern absingen könnte. Draußen im geräuschvollen Leben ist auch der evangelische Sachse rast- und ruhelos. In seiner Kirche will er aber noch nicht von der Beschaulichkeit lassen, mit der seine Vorfahren zu ihrem inneren Frieden zu gelangen suchten. Weil's nach seiner Ansicht gut lutherisch ist, hält er auf einen langen Gottesdienst. Und wie schnell füllen sich im Königreich Sachsen die Kirchen, wenn ein Geistlicher auf die Kanzel steigen wird, der vom echten Lutherthum durchdrungen ist und es auch versteht, seiner Gemeinde die Lehren des großen Reformators klar zu machen! Da muß man sich schon eine Stunde vor Beginn des Gottesdienstes einfinden, um nur einen bescheidenen Stehplatz zu erhalten. Jung und Alt, Groß und Klein, Hoch und Niedrig strömt herbei. In den anderen Staaten des Deutschen Reiches ist fast allgemein von einem zweiten Bußtag im Jahr Abstand genommen worden. Dort läßt man auch nicht mehr das Epiphaniasfest als offiziellen Festtag gelten. Das evangelische sächsische Volk hat sich weder den zweiten Bußtag noch den Epiphaniastag als Feiertag nehmen lassen. Würde es nicht mit dem Verzichte auf sie vielleicht seinem lieben Lutherthum untreu werden? Wo wird endlich mit solcher Innigkeit das Reformationsfest begangen, wie gerade in Sachsen? Selbst eine besondere Art Kuchen backen dort die Evangelischen zu diesem Tage. Wer hat in Sachsen am Reformationstage nicht die Reformationsbrödchen gegessen?

Ausgeprägt kirchliches, evangelisches Leben und ernste sittliche Lebensauffassung sind aber nicht von einander zu trennen; und wenn es überhaupt wahr ist, daß unsere Sitten verderbter geworden und das Leben laxer aufgefaßt wird, so trifft es für das sächsische Volk entschieden nicht zu. Allerdings ist Sachsen nach den letzten Reichstagswahlen „das rothe Sachsen“ genannt worden, weil es bis auf einen einzigen Abgeordneten nur Socialdemokraten in den Reichstag geschickt hat. Aber einmal ist es doch sehr fraglich, ob der Socialdemokrat eo ipso ein sittlich verderbter Mensch ist. Dann aber bestand die Mehrzahl Wähler nicht sowohl aus Mitgliedern der socialdemokratischen Partei, sondern nur aus Unzufriedenen, die mit der Opposition gingen, weil sie gegen die unerhörte, im Staate herrschende finanzielle Mißwirthschaft protestiren wollten. Aber wie erklärt sich dann die Stellung der sächsischen evangelischen Bevölkerung zu der Katastrophe, von der vor nunmehr bald zwei Jahren ihr Königshaus heimgesucht wurde, und zu deren Folgen? Gegen die Thatsache, daß die frühere Kronprinzessin die Ehe gebrochen und damit nicht bloß ihr eigenes, sondern ihres Gatten und zum großen Theil auch ihrer Kinder Glück für alle Zeiten zertrümmert hat, kann sich doch Niemand verschließen, der noch im Besitz seiner fünf Sinne ist. Handelt die Tochter des einfachsten Mannes aus dem sächsischen Volke ebenso wie Luise von Toscana, so weigert er sich, sie als sein Kind anzuerkennen, und ihr Name darf nur in seiner Abwesenheit ausgesprochen werden, da sonst bei ihm ein heftiger Wuthanfall zu befürchten wäre. Ist er aber selber das Opfer eines Ehebruches geworden, so gilt es für ihn von vornherein als ausgemacht, daß die Betrügerin nie wieder über seine Schwelle tritt. Der ehemaligen Kronprinzessin von Sachsen verzeiht das sächsische Volk aber nicht bloß ihren schweren Fehltritt; nein, es scheint ihn auch völlig vergessen zu wollen. Bald nach der gerichtlichen Scheidung der Ehe begegnete man überall im Lande der Auffassung, daß diese Scheidung wieder rückgängig gemacht werden müsse, damit sie noch einmal Königin von Sachsen werden könne. Und jetzt, wo ihr früherer Gemahl nun den Thron bestiegen hat, da hörte man in gebildeten wie ungebildeten Kreisen nur das Eine, daß Prinzessin Luise nun bestimmt als Landesmutter zurückkehren werde. Und die gediegene Presse hatte über und über zu thun, derartigen Illusionen entgegen zu treten. Was ist es nun aber, das das sächsische Volk, so weit die frühere Kronprinzessin in Frage kommt, um alle Besinnung und alles sittliche Empfinden gebracht zu haben scheint? Ist sie etwa eine Zauberin? Nein! und doch wieder ja.

Wiederholt sind in den Tagesblättern Gedichte und Lieder, die sie verfaßt oder componirt hat, veröffentlicht worden. Aber hierin liegt noch lange nicht der Beweis einer größeren Bedeutung. Weder geistig noch seelisch erhebt sich die Prinzessin über den Durchschnitt. Weder ihre Gedanken noch ihre Gefühle gehen in die Tiefe. Aber sie empfindet menschlich. Es ist ihr durchaus nicht gleichgiltig, wie es dem lieben Nächsten ergeht und was er treibt. Mit wem sie auch als Prinzessin zusammen kam, in Jedem erweckte sie — und das ganz unbewußt — die Vorstellung, daß sie ihm ein besonderes Interesse entgegenbrächte; und bei dem nächsten Ersehen hatte sie noch in der Erinnerung, was ihr erzählt oder auch geklagt worden war. In jedem anderen deutschen Staat würde zwar ein solches liebenswürdiges Entgegenkommen einer fürstlichen Dame auch bereitwillig anerkannt werden. Aber es könnte doch niemals den getreuen Unterthanen die Köpfe in dem Maße verdrehen, wie es in Sachsen die Liebenswürdigkeit und Leutseligkeit der Prinzessin Luise vermocht hat. Wenn sie das sächsische Volk thatsächlich bezauberte, so war ihr dies nur möglich in Folge der eisigen Zurückhaltung, welche bisher die Mitglieder des sächsischen Königshauses bekundeten. Selbst König Albert, der sich doch als siegreicher Corps- und Armeeführer im Kriege gegen Frankreich einer gewissen Anhänglichkeit des sächsischen Volkes erfreute, machte hierin kaum eine Ausnahme. Nicht ein Symptom fürstlichen Hochmuthes war jedoch diese Haltung. Nichts liegt den Wettinern ferner als die Absicht, die Berührungen mit dem vulgus profanum zu vermeiden. Aber sie können nicht aus dem Ideenkreise heraus, in den sie eine streng katholische Erziehung versetzt hat. Um einen modernen Ausdruck zu gebrauchen: die katholische Weltanschauung hindert sie, dem sächsischen Volke näher zu treten, ihm anders zu begegnen als erlauchte und erhabene Fürsten. Prinzessin Luise war zwar auch in einem streng katholischen Hause erzogen worden. Aber die Lust am Leben hatte sie davor bewahrt, dieses Leben nur unter katholischen Gesichtspunkten anzusehen; und daher war sie so anders als die übrigen fürstlichen Herrschaften; und in dem „Anders“ lag das Geheimniß ihrer Zauberkunst.

Und dazu kam noch, daß Prinzessin Luise von Toscana sich bemühte festzustellen, wie die Welt denn außerhalb der von der katholischen Glaubenslehre errichteten Mauern aussah. Sie las gern evangelische Schriften und that es auch auf die Gefahr hin, dafür gescholten zu werden, wenn es ruchbar werden sollte. Das wurde bald im sächsischen Volke bekannt; und da dieses seit Jahrhunderten in aufrichtigster Treue gegen sein ererbtes Lutherthum nichts heißer ersehnt, als zu diesem das angestammte Fürstenhaus zurückgekehrt zu sehen, so setzte es unwillkürlich auf die Prinzessin Luise seine Hoffnungen, der es als Königin gelingen würde, den ihr in innigster Liebe zugethanen Gemahl mit den Kindern zum Uebertritt zum evangelischen Glauben zu bewegen. Mehr als unwahrscheinlich ist es, daß die ehemalige Kronprinzessin jemals diese Hoffnung erfüllt haben würde. Um ihre Erziehung und die katholischen Lebensanschauungen einer österreichischen Erzherzogin, die sie als Prinzessin von Toscana gewesen war, gänzlich zu verleugnen, hätte sie aus soliderem Holz geschnitten sein müssen, als sie es ist. Aber darauf kommt es ja zur Beurtheilung der Haltung des sächsischen Volkes, das sie zu der hohen Mission ausersehen hatte, gar nicht an. Die Evangelischen im Königreich Sachsen hatten nun einmal eine derartige Hoffnung gefaßt; sie wollten sie auch nach der Katastrophe im Königshause nicht aufgeben und halten daran heute, nachdem ihr früherer Gemahl sich die Königskrone auf's Haupt gesetzt, fester denn je.

Wäre wirklich vox populi vox dei, so würde in der Welt die Unvernunft zu dauernder Herrschaft gelangt sein. Kein Satz ist so thöricht wie dieser. Die großen Massen werden nur von Empfindungen und Gefühlen geleitet. Ruhiges Abwägen und Berechnen sind nicht ihre Sache. Niemals ist das sächsische Volk mit kalter Vernunft an die Beurtheilung der schweren Verfehlung der Kronprinzessin herangetreten. Wäre es nur ein einziges Mal geschehen, so hätte auch die Erkenntniß durchbrechen müssen, daß sie wohl noch als bedauernswerthe Frau, aber nie und nimmer mehr als Prinzessin des Königshauses in Betracht kommen kann. Gefühle und Empfindungen führen eben immer falsch. Und so darf man in der großen der Prinzessin Luise auch heute noch entgegen gebrachten Verehrung und in der Hoffnung sie noch einmal als Königin im Dresdener Schloß residiren zu sehen, nicht, wie es nur zu begreiflich wäre, eine sittliche Entgleisung erblicken, sondern nur eine Irreleitung durch das Gefühl, das in gar zu anspruchsloser Dankbarkeit einerseits und in tiefer Treue gegen das evangelische Lutherthum andererseits begründet ist.

Freidank.

Dramatische Aufführungen.

Der todte Löwe.

Schauspiel in vier Aufzügen von Oscar Blumenthal (Buchausgabe bei F. Fontane & Co., Berlin-Grunewald).

Knopp begiebt sich eilig fort
Und an einen andern Ort,
Wo ein Onkel, weit entfernt,
Schweißgeduscht die Technik lernt,
Wie aus einem alten Witze
Man drei neue Possen schnitze.

Blumenthal, der greulich lacht,
Hat ein ernstes Stück gemacht.
„Heißa", rufet Blumenthal,
„Dies giebt man fünfhundert Mal;
Denn verboten hat's soeben
Possart-Sahn und Porrtsleben!
Kaiser, Bismarck und das Rohr,
Das im Wind schwankt, kommt drin vor;
Poesie darin grassirt,
Mit Vertiefung ausgeschmiert.
Alles ward hineingethan:
Kaiser, Bismarck und Lucan,
Majordomus, Kronenwächter,
Aufruhr, Fronde — Gott gerechter!
Und trotzdem", lacht Blumenthal,
„Ist es äußerst loyal.

Ich behandle den Conflict,
Siehste, wie ich ihn erblickt.

Erst der Kanzler, stramm befehdet,
Welcher unaufhörlich redet;
Weisheit, kahl und abgedroschen,
Geist, die Zeile für 'nen Groschen,
Bieder, so poetisch-schal —
Püh — urechter Blumenthal!
Er citirt auch mit Gefühl, o,
Beinah so gewandt wie Bülow.
Dieser Kerl, der noch zuletzt
Auf der Todtenbahre schwätzt,
Muß in klappernden Trochä'n
Sich als Mann der Thaten bläh'n.

Nun, und hatte and're Wahl ich?
Ich faßt' Bismarck blumenthalig.
Helden, welche Beifall finden,
Darf man nicht das Maul verbinden,
Gleich dem Ochsen, welcher drischt.
Beifall — weiter brauch' ich nischt.
Müller sagt zu Cahn am Scat-Tisch:
„Oscar's Bismarck ist sympathisch.
Tournez! — Passe! — Schöne raus! —
Morgen spend' ich ihm Applaus!"

Alles, was für Bismarck schwärmt,
Wuthentbrannt mir Beifall lärmt.

Doch nicht bloß der Kanzler, siehste,
Auch mein Kaiser ist nicht triste,
Sondern vielmehr als Monarche,
Was der Dachs in Noah's Arche,
Klug und geistvoll allemal
(Wie 'n Baron bei Blumenthal),
Muster eines feinen Manns —
Tusch! Heil Dir im Siegerkranz!

Jeder Neider kriegt die Kränke,
Daß ich so monarchisch denke,
Und mein königstreues Loben
Schafft mir sicher Freunde oben.
Wer die Throne liebt, den packt
Auch der blöde vierte Act,
Und mit seinen derben Patschen
Wird er dröhnend Beifall klatschen.

Weil nun meine Geistesspeise
Späterhin zu halbem Preise
Auch dem Volke wird geborgt,
Hab' ich auch für's Volk gesorgt.

Und mein Volk," sagt Blumenthal,
„Das benimmt sich ideal.
Ihm zu Liebe reimt' ich „fröhnig"
Auf den Kanzler, nicht den König;
Es erklärt sich donnertönig
Für den Alten — „Oscar, flöhn' nich,"

Rügt' hier Knopp den Versekleister,
Aber ruhig schloß der Meister:
„Treu' ist meines Volkes Motto,
Treulich steht's zu seinem Otto
Und beschämt das Hofgesindel. —
Dies ist zwar gemeiner Schwindel,
Denn das Volk in seiner Gänze
Hielt das Maul und kniff die Schwänze
Zwischen beide Beine ein. —
Wozu hat man auch sein Bein?
Doch mein Stück spielt ja, wen's wundert,
Schon im vierzehnten Jahrhundert,
Wo nach einer alten Mär
Man nicht feig war — au contraire,
Und die Furcht vor Königen
Sich nur fand bei wönigen.

In der Tasche hab' ich drum
Herrscher, Kanzler, Publicum;
Preise dem des Alters Tugend,
Dem das stolze Recht der Jugend,
Jugend, Tugend, schöner Reim!
Alles kriecht mir auf den Leim!
Zeig' nun, daß ich grade so
Künstlich reime, wie ich lache;
Ew'ger Ruhm winkt irgendwo,
Lorbeerkranz und Bankdepot —
Junge! Eine Bombensache!

Wo die Spree schleicht, Isar jagt,
Weser west und Weichsel weichselt —
Jeder, wer's Geschäft kennt, sagt:
Mensch, das hast Du fein gedeichselt!

Voller Häuser Glück, geleit's
Auch den Löwen! Als bereits
Todesengel ihn umfächeln,
Lernt er noch das „große Lächeln",
Das bisher nur ich gekannt,
Lächeln meiner schönsten Stunden,
Wenn im alten Zeitungsband
Ich 'nen neuen Witz gefunden;
Wenn ich der Collegen Grämen
Sah bei meinen Mordstantièmen;
Wenn ich zu den Höhen spannte,
D'rauf ich nun als deutscher Dante
Still vor mir in Ehrfurcht knie' —
Kellner, eine Pommery!"

Er greift in die Tasche,
Er klapst an's Portefeuill';
Sie köpfen die Flasche,
Sie schwingen den Kelch;
Steigt Perle auf Perle,
Champagner-Thau —
Die dümmsten Kerle
Sind meist sehr schlau.

Knarr, da öffnet sich die Thür,
Und der Dienstmann tritt herfür;
Auf die Glätte des Parketts
Fliegt ein Bündel Freibillets:
„Nimm — Du prüftest mich zu schwer!
Nimm sie hin! Ich kann nicht mehr!
Ach, Du weißt nicht, was Du treibst,
Mensch, wenn Du Tragödien schreibst!
Wen ich zu Dir bat, Poet,
Riß wie Kuropatkin aus;
Wie er durch die Wüste geht,
Einsam und verlassen steht
Auch Dein Löw' im Bühnenhaus!
Selbst mein Trost in schlimmen Fällen,
Abgehärtete Gesellen,
Die sonst keine Arbeit scheu'n,
Diese sagten gleichfalls: Neun! —
Gestern mimt' ich Dir Applaus,
Zwei Mal halt' ich es nicht aus;
Lieber Lippe's Krone erben,
Als vor Langerweile sterben
Und für'n todten Löwen ein
Höchst lebend'ger Esel sein!"

Witze stammelnd, leichenfahl,
Starr vor Schreck steht Blumenthal.

Knopp begiebt sich eilig fort
Und an einen andern Ort.

Opern und Concerte.

Rienzi (Neueinstudirung im Königl. Opernhause). — Das Nationaltheater. — Concerte.

Manche Kunstwerke sind vogelfrei. Man lästert sie gewohnheitsmäßig, ohne sie zu kennen. Dem Rienzi ist es lange so gegangen. Conservative und „Neudeutsche" thaten ihn gleichermaßen in den Bann. Die Wagnerianer streng Bayreuther Observanz hielten sich durch ihr Credo gebunden, das „Jugendwerk" als unkünstlerisch und unwürdig zu ignoriren. Es ist noch gar nicht lange her, daß man den Anfang gemacht hat, die Legende von der „Spectakeloper" und der „Jugendsünde" zu zerstören. Das Drama Rienzi wurde aus der in München verwahrten Originalpartitur sozusagen neu entdeckt. Besaß doch von den übrigen Bühnen nur Dresden noch eine vollständige Partitur. Im Uebrigen folgte man bei den landläufigen Rienzi-Aufführungen der autographirten Ausgabe, in welcher die Oper vom Standpunkte des Theaterpraktikers aus einigermaßen auf normale Theaterabendlänge reducirt war. Die Striche, die sich darin finden, sind unglücklich genug. Gerade die werthvollsten musikdramatischen Eingebungen waren ausgemerzt. So traten für die Lucretiapantomime, die an Stelle des herkömmlichen Balletamüsements eine dramatisch tiefbedeutsame Handlung setzt, gewöhnliche Tanzaufzüge ein. So fehlte Rienzi's Klage um die Gefallenen, jene geniale Scene im dritten Finale, welche die Peripetie des Dramas bezeichnet.

In der neuen Bearbeitung haben wir das Werk schon vor beinahe zehn Jahren hier in Berlin gehört. Aber schon lange war es seitdem wieder vom Spielplan verschwunden. Jetzt hat man ihm eine glänzende Neueinstudirung vergönnt, und dieses frischen Wiederauflebens muß man sich aufrichtig freuen. Die Leute, welche heute immer noch die Oper mitleidig von oben herab behandeln, sollten sich den neuen Rienzi recht gehörig ansehen. „Mag ich selbst jetzt noch so kalt auf Rienzi zurückblicken, so muß ich doch eines in ihm gelten lassen: den jugendlichen, heroisch gestimmten Enthusiasmus, der ihn durchweht." So hat sich der spätere Wagner selbst über sein erstes großes Werk geäußert. Wer heutigen Tages mit historisch geschultem Sinne über den Rienzi urtheilt, wird ihm noch ganz andere Werthe zuerkennen. Wagner wollte ein „wirkungsvolles Opernbuch" schreiben, wollte die große Oper mit ihrer Pracht und ihrer „effectreichen Leidenschaftlichkeit" nachahmen. Aber wie wuchs sein Genie an dem Stoffe, den er mit so glücklicher Hand aufgegriffen hatte! Nicht nur, daß die Handlung mit ihrer straffen Steigerung ein dramatisches Meisterstück ist. Die Musik, welche die alten conventionellen Formen ausfüllt, offenbart in dem feurigen Schwunge der Conception und in vielen technischen und stylistischen Einzelheiten schon den hellsichtigen künstlerischen Blick des echten Musikdramatikers. Von dem berühmten „Trompetenruf der Freiheit" an, über den einst der bizarre Edmund von Hagen philosophirte, bis zu den wilden Accorden des tragischen Schlusses spürt man die innere Spannung und die Gluth dramatischen Lebens, das keine ausgeklügelten und kaltberechneten Effecte kennt. Wohl erkennen wir die Spuren eines Meyerbeer oder Spontini. Wohl empfinden wir die glatte Trivialität einzelner „Nummern", welche der Componist scrupellos mit unterlaufen ließ. Aber eine wirklich gute Aufführung, wie man sie jetzt im Opernhause hört, führt einen fast unmerklich über diese fragwürdigeren Stellen hinweg. Gerade in der Behandlung der Rienzimelodien zeigte sich der vornehme Geschmack und der feine Musiksinn Dr. Muck's, des Dirigenten, im hellsten Lichte. Neulich habe ich in Wien eine Rienzi-Aufführung unter Mahler angehört. Die Leistung des berühmten Orchesters hält mit der unserer Berliner Aufführung hinsichtlich der Klangschönheit und des Reichtums an Schattierungen keinen Vergleich aus. Unter Muck klang das Orchester geradezu ideal. Von den Hauptdarstellern der früheren Besetzung war nur Frau Goetze übrig geblieben. Ihr Adriano ist nach wie vor eine bewundernswerthe Leistung. Der Rienzi Grünings war das Schönste und Reifste, was der Sänger seit langem geboten hat. In der ungemein anstrengenden Aufgabe bewährte er eine überraschende Ausdauer, und darstellerisch strebte er mit vielem Glücke nach Größe und Innerlichkeit. In der Pantomime ergriff wieder Fräulein Urbanska durch die Unmittelbarkeit des mimischen Ausdrucks. Die männlichen Rollen darin ließe man besser durch Schauspieler darstellen, statt durch Tänzer, die ihren Balletdrill nie verleugnen können.

* * *

In lärmender Geschäftsgegend des Nordens, draußen vor dem Rosenthaler Thor ist ein neues Opernhaus eröffnet worden, das sich an historische Reminiscenzen anknüpfend „Nationaltheater" nennt. Ein geräumiges und freundliches, wenn auch etwas schreiend decorirtes Haus, im Ensemble einige über das Mittelmaß hinausragende Kräfte wie die Soubrette Bella Alten, der Bassist Roha, der Baßbuffo Mantler, der Bariton Hans Meims, dazu ein recht gutes Orchester — damit ließe sich schon ein Concurrenzkampf aufnehmen. Daß guter Wille und Arbeitslust vorhanden ist, bewiesen sehr annehmbare, gut vorbereitete Aufführungen von Troubadour, Freischütz, Figaro's Hochzeit und anderen Repertoire-Opern. Hoffentlich reichen die Einnahmen aus, um das Unternehmen lebensfähig zu machen und den ansehnlich belasteten Gagenetat zu balanciren.

* * *

Aus den Präludien der Concertsaison verdienen vor Allem die zwei Gastabende des Lamoureuxorchesters hier angemerkt zu werden. Herr Chevillard, Lamoureux' Schwiegersohn, der die Concerte in Paris seit einigen Jahren mit steigendem Erfolge leitete, macht mit seinen sechsundachtzig Musikern eine Kunstfahrt durch Deutschland. In Berlin bereitete man ihnen verdientermaßen einen sehr ehrenvollen und herzlichen Erfolg. Die Leistungsfähigkeit des Orchesters und die Qualitäten seines Dirigenten zeigten sich am glänzendsten im modernen Programm. Das Vorspiel zu den Meistersingern und zu Tristan, die Venusbergmusik aus dem Tannhäuser, orchestrale Virtuosenkunststücke wie Ducas' „Zauberlehrling" und Chabriers Rhapsodie „España", Debussy's interessantes Prélude à l'après-midi d'un faune mit seinen ausgesuchten Farbenmischungen gelangen wundervoll. In der Interpretation von Beethoven und Schumann machten sich die Unterschiede deutschen und französischen Musikempfindens geltend, die sich nun einmal nicht verwischen lassen. Da befremdete die kühle, streng objective Vortragsweise, und die Präcision, die rhythmische Straffheit wurde wohl zur Einförmigkeit. Bei uns liebt man eine sensitivere Behandlung des Tempos und der Dynamik. Wir fühlen den Geist dieser Tonpoesie mehr mit dem Herzen nach, während Herr Chevillard Alles mit dem bloßen geschmackvollen Musiktemperament erledigte. Die bedenkliche Acustik des Saales der neuen Hochschule that der Klangwirkung manchen Eintrag. Es war nicht Schuld des Orchesters, daß das Blech oft peinlich grell aus dem Ensemble herausstach und den Streichkörper mitunter ganz zudeckten. An technischer Leistungsfähigkeit wie an musikalischer Intelligenz wird die Pariser Künstlerschaar von keiner unserer berühmten einheimischen Orchestervereinigungen übertroffen.

Eine der sympathischsten Erscheinungen unter den Berliner Tondichtern ist Eduard Behm, der im Beethovensaale in einem Konzerte mit den Philharmonikern ausschließlich eigene Compositionen vorführte. Ein Violinkonzert und die symphonische Dichtung „Frühling" waren die ansehnlichsten Stücke des Programms. Alles, was man hörte, ist vornehm gestaltete, wohlklingende und geschmackvolle Musik. In allem Formalen ist Behm ein reifer Meister. Freilich, nicht immer wird man von einer eigenkräftigen Inspiration, einer überzeugenden und bezwingenden Gedankenkraft angesprochen. Das Schaffen des reichbegabten Musikers ist in den letzten Jahren mehr in die Breite als in die Tiefe gegangen. Im Opernhause haben Weingartner und die Königliche Capelle ihre Abonnementsabende mit dem traditionellen Classikerprogramm begonnen. Im ersten Concerte der Philharmoniker hatte erfreulicherweise wieder einmal Anton Bruckner das Wort. Die neunte Symphonie, die vorm Jahre nach der ersten Aufführung hier gewürdigt worden ist, hinterließ vornehmlich mit dem genialen Scherzo und dem tiefsinnigen langsamen Satze einen starken und nachhaltigen Eindruck. Als Neuheit präsentirte Herr Nikisch die italienische Serenade von Hugo Wolf. Das Stück, das Anfang der neunziger Jahre entstanden ist, stellt nur den ersten Satz einer größeren Suite dar, mit deren Anlage sich der unglückliche Tondichter noch nach Ausbruch seiner Krankheit zu schaffen gemacht hat. Es ist eine graziöse auf hübschen Einfällen aufgebaute Kleinigkeit, aber ohne eigenartigen Gehalt. Hugo Wolf ist jetzt in Gefahr, kritiklos überschätzt zu werden. Um so mehr soll man sich jetzt solch' bescheideneren Werken gegenüber das nüchterne Urtheil nicht trüben lassen. Das Stückchen hat im Grunde doch nur Pietätswerth.

Hermann Springer.

Notizen.

Berp's Taschen-Atlas über alle Theile der Erde in 36 Haupt- und 70 Nebenkarten. Mit geographisch-statistischen Notizen von Otto Weber. Geb. 2,50 Mk. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.) Dieser Taschen-Atlas, der im Raume eines handlichen Notizbuches, das man ganz bequem stets bei sich tragen kann, ein alle Theile der Erde umfassendes Karten-Material nebst den Plänen der wichtigsten Städte u. s. w. bietet, giebt außerdem noch eine erstaunliche Menge von geographisch-statistischen und geschichtlichen Notizen. Die Kunst, auf kleinem Raume möglichst viel zu bieten, kann kaum noch weiter getrieben werden. Dabei sind die Kärtchen von größter Sauberkeit und Klarheit, durch die mustergiltige Benutzung der Farben und Schattirungen treten alle Einzelheiten ungemein deutlich hervor und gestaltet sich das kartographische Bild in hohem Grade anschaulich. Die Tabellen und Notizen, die den Text bilden, sind ebenso reichhaltig wie zuverlässig und mit richtigem Verständniß für die Bedürfnisse eines weiten Kreises von Benutzern dieses prächtigen und wahrhaft zeitgemäßen Vademecums ausgewählt und zusammengestellt. Der Preis des neuen Taschen-Atlas ist bei der großen Anzahl der Karten sehr billig.

Vom heiligen Berge und aus Macedonien. Reisebilder aus den Athosklöstern und dem Insurrectionsgebiet von **Heinrich Gelzer.** Mit 43 Abb. im Text und einem Kärtchen. (Leipzig 1904, B. G. Teubner.) **Gelzer's** Reisebilder entbehren daher nicht eines aktuellen Interesses. Er kann uns von Unterredungen mit hohen türkischen Militärs erzählen, er hat die bulgarischen und albanesischen Gebiete Macedoniens kennen gelernt und vielerlei gesehen, was den wilden Nationalitätenkampf erklärt. Allerlei lebende und getödtete albanesische Räuber, Volkstypen, Landschaften hat er photographirt, die in guten Abbildungen beigegeben sind. Führt dieser Theil des Buches in ein recht wenig aufgesuchtes Gebiet (Ochrida, Kastoria und Monastir waren seine Reise-Mittelpunkte), so der andere in die Kloster-Republik des Athos, über den die Reise-Literatur allmälig sehr anschwillt. Aber ein so bewanderter, feingebildeter Historiker vermag natürlich Neues auf dem ihm, wie wenig anderen Forschern, vertrauten Gebiet zu sehen. Er kennt Sprache und Geschichte und versteht den Leser an seinen literarischen Entdeckungsfreuden Theil nehmen zu lassen. So hatte er früher (Geistliches und Weltliches aus dem türkisch-griechischen Orient, 1900; 5 M.) ein nationales und kirchliches Bild Constantinopels auf Grund der Vergangenheit in Form einer Reise-Beschreibung gegeben. Die Athosbilder lesen sich womöglich noch frischer und sind auch theologisch interessanter.

—th.

Oskar Wilde, Das Bildniß des Mr. W. H. — Lord Arthur Savile's Verbrechen. Deutsch von Felix Paul Greve (Minden in Westf., J. C. C. Bruns' Verlag). Preis 2 Mk. Die beiden seltsamen Novellen des großen englischen Aestheten, von denen die zweite zum ersten Male in deutscher Sprache erscheint, werden seiner so zahlreich gewordenen Verehrer-Gemeinde hoch willkommen sein. An seinem literarischen Bilde fügen sie keinen neuen Zug hinzu. Wohl aber zeigen sie das psychologische Raffinement und jene subtile Bizarrerie, die diesem verführerischen Geiste zu Gebote standen, auf's Blendendste vereinigt.

Hurlköpfe. Erzählungen aus Südtyrol, von **Richard Breitenbrücker**, illustrirt von Hugo Engel. (Stuttgart, Verlag von Bonz & Co.) Die beiden hier dargebotenen Erzählungen „Gabl" und „Zwei Schwestern" sind nicht gerade reich an Handlung, und deshalb fehlen ihnen die eigentlich spannenden Momente. Dafür aber tritt in ihnen die Fähigkeit **Breitenbrücker's**, den Charakter des Tyroler Landvolkes zu schildern, wiederum glänzend in die Erscheinung. Wer diesen zu studiren Gelegenheit gehabt hat, wird an der naturwahren Darstellung der Dickköpfigkeit jenes prächtigen Menschenschlages seine helle Freude haben. Die Ausstattung des Büchleins ist vortrefflich, wie wir es ja bei den Erzeugnissen des Bonz'schen Verlages gewöhnt sind. —e.

Künstler-Monographien, herausgegeben von **H. Knackfuß.** 70. Band: **Böcklin** von **Fritz v. Ostini**, mit 106 Abbildungen und einem farbigen Titelbild. (Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing.) Zur Einführung scheint uns die Monographie recht geeignet. Was sie außer dem Begleittext zu den Bildern an biographischem Material mittheilt, ist gut gewählt und eindrucksvoll gruppirt. Etwas romanhaft, aber leider wohl den Thatsachen entsprechend, ist der Bericht S. 28 f. über die Eifersüchteleien der Gattin, die ihm nie ein Modell erlaubte.

Allerhand Lebendiges. Von **Anton Frhrn. v. Perfall**, illustrirt von Hugo Engel. (Stuttgart, Verlag von Bonz & Co.) Das 270 Seiten starke Büchlein enthält 16 kleine Erzählungen, die der großen Mehrzahl nach wohl in erster Linie für Jagdliebhaber bestimmt sein mögen, aber auch in weiteren Kreisen Interesse und Beifall finden werden. An dem „Tropfen Schweiß" werden sicherlich alle Freunde echten Humors ihr Vergnügen haben, und der „Wirth von Scheffeldingen" mit seiner stimmungsvollen Darstellung wird von Jedermann gern gelesen werden. Auch die übrigen Erzählungen sind so reizvoll, daß Niemand bereuen wird, das Büchlein zur Hand genommen zu haben.

Classiker der Kunst in Gesammt-Ausgaben. 4. Band: **Dürer.** Des Meisters Gemälde, Kupferstiche und Holzschnitte in 447 Abbildungen. Mit einer biographischen Einleitung von Dr. Valentin Scherer. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.) Die „Classiker der Kunst" geben das, was vielleicht das Wichtigste ist, wenn ein wirklich inneres, persönliches Verhältniß des Volkes zur bildenden Kunst entstehen soll: sie sind sozusagen Hausbücher der Kunst. Und ein solches Hausbuch soll und kann vor Allem der soeben erschienene 4. Band werden, der das Lebenswerk Dürer's umfaßt. Unter den großen Künstlern deutscher Nation der größte, unter den Meistern, die von allen gebildeten Nationen gleichmäßig anerkannt werden, der deutscheste, muß er zur Seele seines Volks sprechen, wenn diesem nur Gelegenheit gegeben ist, ihn zu vernehmen, ihn durch täglichen, traulichen Verkehr immer näher kennen zu lernen. Diese Gelegenheit aber bietet eben der Dürer-Band der „Classiker der Kunst". Er umfaßt nicht nur die Gemälde, unter denen so manche, wie das Holzschuher-Porträt, das Allerheiligen-Bild, die Vier Apostel, geradezu als ewig giltige Typen deutschen Wesens und Geistes auf uns einwirken, sondern auch das ganze graphische Werk des Nürnberger Meisters, der in seinen Schwarz-Weiß-Schöpfungen doch vielleicht die besten und tiefsten Offenbarungen seines Herzens gegeben, am eindringlichsten und hinreißendsten zu seiner Zeit und seinem Volk gesprochen hat. Man darf diesem Dürer-Buch, das außerdem in der Wiedergabe sowohl der Gemälde wie der graphischen Arbeiten wohl das Höchste leistet, was in den Grenzen der Technik möglich ist, einen großen, wirklich volksthümlichen Erfolg voraussagen.

Ueber **Max Bewer's „Künstlerspiegel"** (Goethe-Verlag, Laubegast b. Dresden), aus denen die „Gegenwart" eine Anzahl von Gedichten abgedruckt hat, liegen einige Stimmen bedeutender Künstler vor, die wir, um dem guten Buche zu nützen, wiedergeben wollen. So schreibt **Hans Thoma** aus Karlsruhe: „Edel und tiefernst ist die Gesinnung, krystallrein die Form des Künstlerspiegels, Suchenden und Schaffenden bringt er Stärkung und Anregung, Manchem Klarheit über den die Menschen so viel beschäftigenden Begriff Kunst." . . . **Andreas Achenbach**: „Der Künstlerspiegel hat nicht nur meinen eigenen aufrichtigen Beifall gefunden, sondern auch ein kleiner Kreis guter Freunde sprach sich über die so wundersam tief empfundenen, durch Eigenart und Gedankenfülle fesselnden Kunstsprüche in anerkennendster Weise aus." . . . **Ludwig Knaus**: „Ich habe mich an dem temperamentvollen Buch, seinem frischen Humor und manchem guten Gedanken sehr erfreut und danke wiederholt dafür." . . . **Sascha Schneider**: „Ich habe mit großem Genuß in dem Künstlerspiegel gelesen, die vollendete Form bewundert, in der er über große und reine Kunst denkt. Auf jeder Seite finde ich Verwandtes, Erlebtes und Erfahrenes. Ich halte es geradezu für Pflicht gegen Jedermann, dem das Ideale am Herzen liegt, von diesem herrlichen Buche zu sprechen!" . . . **Anton von Werner**: „Das Buch enthält so viel Schönes und — nach meiner bescheidenen Auffassung — Richtiges, daß ihm sein Weg nicht schwer werden dürfte; hätte ich mehr Zeit, so würde ich gern eingehend an Einzelnem meine Freude und Zustimmung begründen." . . . **Louis Douzette**, der berühmte Mondscheinmaler, der kürzlich seinen siebzigsten Geburtstag feierte: „Mein Herz zittert vor Freude beim Lesen dieser schönen Gedanken, sie erheben, regen an, trösten und beruhigen; das Buch ist mir lieb und lieber geworden, es sollte keinem Künstler fehlen." . . . **Fritz Schaper**, der Schöpfer des Cölner Bismarckdenkmals und des Großen Kurfürsten in der Siegesallee: „Ich muß aus wärmstem Herzen danken, daß mir diese Freude zu Theil wurde, es hebt und stärkt jeden ehrlich Wollenden." . . . Wenn auf diese Art große und erfahrene Künstler einstimmig über ein Buch urtheilen, das in das tiefste Wesen der Kunst dringen will, so sollte es wohl auch die Grundlage zur Verständigung in dem herrschenden Künstlerzwist geben können. Es enthält 190 Kunst-Sinnsprüche voll Witz und Weisheit, voll schlagender Drastik und zugleich von tiefphilosophischer Mystik, ein Buch, wie es weder die englische noch französische Kunstliteratur hervorgebracht hat, das eben nur im Lande deutscher Spruchkunst und Spruchweisheit erscheinen kann.

Zur gefälligen Beachtung.

Alle **geschäftlichen** Angelegenheiten, besonders die Versendung von Belag-Exemplaren, die Honorirung u. dgl., erledigt **ausschliesslich** der **Verlag**, Berlin W 30, Motzstr. 30 I. Man wolle bezügliche Anfrage **nur an ihn** richten.

Dagegen sind Manuskripte, Bücher, redactionelle Anfragen etc. stets an **Richard Nordhausen**, Berlin W 30, Gleditschstr. 6, zu senden. Für pünktliche Erledigung kann sonst nicht Gewähr geleistet werden.

Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W 30, Gleditschstr. 8; Expedition: Berlin W 30, Mohstr. 80 I. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 45. Berlin, den 5. November 1904. 38. Jahrgang. Band 66.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W 30. **Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.** Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Religiöse Fluthwellen und ihre Schicksale.

Von R. Bartolomäus.

Wenn Europa, wenigstens Westeuropa, das Land der aufstrebenden Cultur ist, so ist es nicht minder das Land der Culturhindernisse.

Dasselbe Gebiet der Erde dient der Förderung der Menschheit in Cultur und Kunst, dessen Bevölkerung sich selbst auf seinem Wege auf- und zurückhält. Es ist das Land ewiger Wellenbewegung, wie es selbst der Niederschlag der Urmeere ist.

Während in Asien, Afrika Länder mit Jahrtausende alter staatlicher Entwickelung auffallen, befindet sich in Europa — außer etwa Dänemark, Schweden, Norwegen — nicht ein einziger Staat, der eine derartige ununterbrochene Fortbildung aufzuweisen hätte, nicht ein einziger Staat, dessen Entstehung sich in sagenhafte Ueberlieferung verlöre. Nicht einmal eine ununterbrochene geschichtliche Fortdauer haben die europäischen Staatengebilde.

Wer von ihnen es irgend vermag, knüpft durch Titel oder andere Ueberlieferung an die hauptsächlichste Thatsache, an die Thatsache, die das europäische Staats- und Rechtsleben beherrscht, das römische Reich, an und beweist gerade mit diesem Bestreben das Gefühl der Neuheit aller dieser Gebilde, das Streben nach einer Geschichte, die das Stammfremde in ihrem Dasein erklären soll, das Unerklärliche, das Künstliche.

Der Mangel eigener Vorgeschichte, nach Art der Geschichte des Landes der Morgensonne, des Reichs der Mitte, des Nilthals, eines Urzusammenhanges von Land und Volk, bringt es mit sich, daß fast keiner dieser Staaten in sich geschlossen ist, mit Bismarck's Worten „saturirt", als erste Grundlage einer stetigen Fortentwickelung. Die Einen sind noch immer von der Mündung ihrer eigenen Ströme ausgeschlossen, die Andern entbehren noch immer eines großen Theils des Stammes, der ihre Hauptgrundlage bilden soll.

Die Geschichte fast keines dieser Staaten ist aus ihm selbst entstanden, sondern, wie meist ihre Herrschergeschlechter, von außen, zum Theil mit Gewalt, in sie hineingetragen. Deßhalb ist auch die Politik, die mit ihren Kräften betrieben wird, zumeist ein ihnen fremdes Wesen, der Bevölkerung oft ganz unverständlich oder gleichgiltig.

Kein europäischer Staat hat eine Verfassung, kein europäisches Volk eine Religion, die mit und aus ihm entstanden und fortgebildet wären.

Fast alle Culturgüter sind in sie von auswärts hineingetragen und im Kampfe der Waffen oder der Meinungen ausgebreitet und befestigt. Sie sind nicht ererbt, sondern aufgedrängt, schließlich festgehalten, in der Meinung, man besitze damit etwas Besonderes vor anderen Völkern.

Jedes europäische Volk hält sich seinerseits wieder im Besitze eines eigenartigen Culturbesitzes vor Andern. So besteht eine dauernde Rivalität zwischen ihnen, die nicht zur Ruhe kommen kann, wie zwischen Privatpersonen, die nicht sich eines altgewohnten Besitzes erfreuen, sondern denen erstrebenswerthe Güter erst neuerdings zugekommen sind und nun, die allgemeine Aufmerksamkeit darauf zu lenken, für ihre unumgängliche Pflicht halten. Erst in neuerer Zeit sind durch die Ausdehnung der Interessen auf andere Erdtheile ihnen nutzbare Bahnen gewiesen, nachdem sie sie zuvor auf dieselbe Weise gemißbraucht hatten, wie sie selbst durch die Mächte ihrer Geschichte mißbraucht waren, und nachdem sie dort den Zusammenhang der Geschichte zerstört hatten, wie der ihrer eigenen zerstört worden war.

Europa ist das Land künstlicher Beziehungen der einzelnen Menschen und der Staaten zu einander, der Regierungen zu ihren Völkern, der „verderblichen Spiegelfechterei (G. Forster, Ansichten vom Niederrhein S. 46), die man gewöhnlich regieren nennt", jenes Gewebes aus Wahrheit und Täuschung, zum Theil Selbsttäuschung, auch bewußter Selbsttäuschung, das auch ein Weber vom Schlage Bismarck's aus Wahrheit allein nicht herzustellen vermochte, dessen man nicht entbehren zu können glaubt, um sich zu erhalten. Daraus folgt, daß staatliche Bedürfnisse ohne gemeinverständliche Bedeckung selten oder fast nie als Beweggründe politischen Handelns im Staatsleben europäischer Völker hervortreten, so wenig wie individuelle Verhältnisse und Bedürfnisse im Einzelleben ohne conventionellen Schleier. Die unumwundene Bloßstellung des Zieles erscheint herabwürdigend und gefährlich zugleich; Dies und Jenes wird angestrebt, aber Niemand soll es wissen und, wenn es Millionen thatsächlich wüßten.

Die Bedeckung besteht meist in transcendentalen oder sogenannten idealen Motiven. Diese sind allgemein verständlich und entschuldigen die Rücksichtlosigkeit, mit der der Bedeckte für sie auftritt, gestatten ihm, sie zu bedauern. In richtiger Umgebung angewandt, sind diese Motive auch das wirksamste, wenn nicht das einzige, Mittel, die Massen fortzureißen, ebenso, wie sie im Trauerspiel sich von der Grausamkeit Königs Philipp's fortreißen lassen, obwohl sie wissen, es ist gar nicht

„der berühmte Handelsmann im Süden",

sondern der Schauspieler, der seinen Sohn tödten läßt, um seinen Contract zu erfüllen.

„Dans notre, sagt Guizot (histoire de la Civilisation en France, Bd. III, S. 363), les faits sont habituellement détestables, les crimes, les désordres de tout genre abondent, et cependant les hommes ont dans l'esprit, dans l'imagination, des instincts, des désirs élevés, purs. — Un certain idéal moral plane au-dessus de cette société grassière, orageuse."

Ihre Bestandtheile sind durch Jahrhunderte lange Erziehung daran gewöhnt.

Es verlohnte sich der Mühe, nachzuweisen, wann zum ersten Mal den Leitern der christlichen Bewegung — und damit zum ersten Mal in der Menschengeschichte den Leitern einer Religionsgemeinschaft außerhalb desselben Volkes überhaupt — der Gedanke kam, sich mit Hülfe der ihnen folgenden Gläubigen zu Herren des römischen Staats zu machen. Mit diesem Augenblick begann jene Eigenthümlichkeit europäischer Cultur — Erziehung der Massen in Gedanken, die von den Vorgängen des Lebens abzulenken scheinen, in Wahrheit aber unter der Führung geschickter Häupter eine stets bereite Kraft bilden, die ihre Geschäfte betreibt.

Nachdem die christliche Religion selber Gehorsam und Unterthänigkeit gelehrt, nachdem noch Tertullian (Apologeticus, C. 38) versichert:

„— nobis — nulla — magis res aliena, quam publica",

begann die nun entstehende Kirche alles Bestehende, das ihr nicht diente, vom Standpunkt des sittlichen Ideals ihrer Theorie aus als minderwerthig und deßhalb nicht existenzberechtigt anzugreifen; Augustin schon erklärte den Staat für „teuflisch".

Sie fand damit bei den Römern jener Zeit einen vorbereiteten Boden.

Schon ihre Staats- und Gerichtsredner hatten sich der auf ihre Zuhörer wirkenden Waffen persönlicher Angriffe auf öffentlichem und privatem Gebiete bedient. Ihre Geschichtsschreiber treten aus dem Rahmen objectiver Wahrheit gern in das Gebiet derartiger Beweisführung über. Schon bei Livius, Sallust sind herrschende Personen und Zustände vielfach ein Opfer solcher Darstellungsweise; noch mehr bei Sueton, bei Tacitus, den Hofhistorikern der Antonine, deren Tugend überreichlich die Legitimität ersetze, die von den Ungeheuern verwirkt sei, die vor 50, vor 100 Jahren den goldenen Lorbeerkranz getragen.

Es gab römische Kaiser, die ein Verständniß für die religiösen Werthe des Christenthums besaßen, aber auch unter ihnen ein Verständniß für die Gefahr von Seiten jener Kirchenpolitik, der — nach der groben Ausdrucksweise Hadrian's (Vopiscus, Saturnin VII, 5; VIII, 8) — „stets frecher Weise der bestehende Zustand mißfällt und die dabei allein den Groschen heilig hält"; für die Gefahr von Gedanken und Vorstellungen, durch deren Besitz sich Jeder geschmeichelt fühlte, die ihnen allmälig die Massen entfremdeten.

Die Kirchenleitung ließ die religiöse Fluthwelle ansteigen, bis sie Alles fortgespült hatte, was ihr Widerstand leistete. Sie förderte die Erregung der Massen und ihr Interesse an den theologischen Lehren, bis alles Erreichbare vernichtet war. Dann war sie keineswegs gewillt, ihre Arche ruhelos auf der Sündfluth schwimmen zu lassen. Sie begehrte Stillstand und Ebbe. Sie sah nun selber, was sie den Cäsaren einst bestritten, daß mit einer zu religiöser Herrschaft aufgeregter Menge nicht zu regieren sei. Sie stellte nun ihrerseits fest, daß Religion im Wesentlichen Unterordnung sei, Unterordnung freilich nicht mehr unter „die Obrigkeit, der die Gewalt zusteht", sondern unter die religiöse Leitung, das Andere todeswürdiger Ungehorsam, — eine Vernichtung religiöser Selbstständigkeit zu Herrschaftszwecken, unter der Bedeckung einer Sorge für das Seelenheil der Beherrschten, während ähnliche Gebote der römischen Kaiser ihnen durch die Einsicht abgezwungen waren, daß es ihnen andernfalls unmöglich sei, zu regieren.

Die Kirchenleitung bediente sich fortan der religiösen Neigungen der Völker wie ein umsichtiger Monteur des Dampfes. Sie wußte, daß diese Neigungen zwar ihre eigene Lebensluft seien, daß sie ihr aber untergangdrohend seien, sobald sie frei sein würden, oder sie außer Thätigkeit setzen, wenn sie nicht mehr die nöthige Spannung hätten. So regierte sie Jahrhunderte lang mit comprimirter Religiosität, wußte sie Jahrhunderte lang die richtige Spannkraft zu erhalten.

Dieser geschickten Politik fiel jedes religiöse Leben unerbittlich zum Opfer, sobald es selbstständig zu werden drohte, von den Arianern des 4., den Gelehrten des 9. Jahrhunderts bis zu den Waldensern des 13. und den Hussiten und Mystikern des 15. Jahrhunderts. Selbst die Idee des Bettelmönchthums wurde erst nach längerem Widerstreben acceptirt, — Innocenz III. ahnte, daß sich dort eine religiöse Fluthwelle hebe, die schon einmal ein Weltreich hinweggespült hatte. Es gelang dem Papstthum, sie für jetzt noch dienstbar zu machen.

Die Religion der europäischen Völker wurde zum außernationalen Mittel, sie zu beherrschen, Gehorsam die Tugend, um die sie sich bewerben durften, und die Unwahrhaftigkeit, die in dieser Entwickelung lag, durchtränkte ihre gesammte Cultur.

Eben weil sie ein Vehikel der Staatskunst geworden war, nicht weil das Christenthum

„cominciò a decadere, cominciò a perdere la forza dell' idea, perché l'ideale emanante delle parole di Cristo diveriva un ideale oltre passato per l'umanità progrediente",

wie Angiolella (delitti e delinquenti Politici. Milano 1904. S. 177) meint, öffnete sie von Zeit zu Zeit die Ventile, in den Kreuzzügen, den Ketzerverfolgungen, die Minderbewerthung der Juden, um den Lieblingsneigungen der culturell zurückgegangenen Völker Gelegenheit zu geben, sich auf ihre Weise mit ewigen Zielen, mit Idealen zu beschäftigen. Künstlern gönnte sie das Spiel mit den alten Heiden, Gelehrten das Verfertigen weiterer Bücher aus einigen älteren, vorausgesetzt, daß Künstler und Gelehrte sich des Gönners stets bewußt blieben, wie etwa Künstler und Gelehrte bei Anfertigung und Aufführung der Fastnachtsspäße.

Als die Kirche eine völlig juristisch-staatliche Einrichtung geworden war, begann sie den eigentlichen religiösen Bedürfnissen der Völker nicht mehr zu genügen. Eine religiöse Fluthwelle erhob sich, der sie nicht mehr Herr zu werden vermochte. Nichts mehr und nichts weniger wurde von ihr, mit naivstem germanischen Idealismus, verlangt, als „Reformation an Haupt und Gliedern", d. h. Negation ihrer gesammten Geschichte, Rückverwandlung in die ursprüngliche, rein religiöse Gemeinschaft, Trennung der Gebiete von Politik und Religion.

Die Kirche hätte sich selbst verleugnet, wenn sie dem Ansturm nachgegeben und ihre Arche auf's Neue der Sündfluth ausgesetzt hätte. Die gewohnten Dienste der Staaten, das Ventil der Kirchenkriege versagten. Da bediente sie sich eines Mittels, das ihre ganze Staatsklugheit in das hellste Licht setzt, jene souveräne Benutzung menschlicher Kräfte, die sie auszeichnet; dies Mittel, diese neue Dampfspannung, war der Jesuitenorden.

Der Jesuitenorden erneute ihre Kraft, die sie im Getriebe der Weltpolitik eingebüßt, auf den Einzelnen unmittelbar einzuwirken, indem er selbst auf den Einzelnen unmittelbar in ihrem Dienste einwirkte, nicht durch Vertiefung des religiösen Gedankens, Einführung des religiösen Lebens in die Tiefen des Gemüths, sondern durch Erregung religiöser Phantasie mittelst der Macht- und Wunderthätigkeit der Kirche.

In kurzer Zeit waren sämmtliche Länder Westeuropas, die zum römischen Reich gehört hatten, — eine eigenartige Nachwirkung, — in religiösen Stillstand zurückgesetzt.

Damit hatte die religiöse Fluthwelle der reformatorischen Bewegung ihre international-europäische Bedeutung verloren. Sie ebbte ab und beschränkte sich auf Festhaltung des Errungenen.

Die Wirkung auf die Cultur, die sie vorausgesehen, hatte sie nicht, und, die sie hatte, sah sie nicht voraus.

Die Kirche selber hielt die Gefahr vorüber, zog das Ventil und ließ den nach ihrer Meinung jetzt überflüssigen Dampf hinaus. Sie beseitigte selber den Jesuitenorden, die „Hauptstütze des heil. Stuhls“, wie bald nachher Pius VI. selber fand (Forster a. a. O. S. 239).

Wahrscheinlich gedachte sie der europäischen Völker, deren Willenskraft durch den Absolutismus zerrieben war, friedlich und in aller Stille Herr zu werden.

Das öffentliche Interesse wandte sich mehr und mehr von religiösen Fragen der Literatur, der Politik zu. Toleranz wurde geübt, wie sie vor Kurzem noch unerhört war: Herder wurde zu Rom in einer Gesellschaft von Cardinälen als Erzbischof von Weimar eingeführt; Dalberg, Coadjutor von Mainz, trat in den Freimaurerorden ein. Alles Bedeutende wurde der Kirche zugeschrieben: in Italien erzählte man sich (Goethe, italienische Reise. Foligno, den 25. October 1786), Friedrich II. sei katholisch, weßhalb er auch nie in die Kirche gehe; er verrichte aber seinen Gottesdienst in einer unterirdischen Capelle und begünstige den katholischen Glauben, so viel er könne. Der Papst habe ihm das genehmigt, weil sonst das bestialische Volk der Preußen ihn sofort todtschlagen würde und die heilige Sache keinen Nutzen hätte.

Die französische Revolution und die napoleonische Herrschaft enthüllten die Schwäche der politischen Machthaber und die kirchenpolitischen Gehversuche der Revolution nicht weniger als die Bewerbung Napoleons um die Unterstützung der Kirche zur Gründung seines Systems bewiesen, daß sie nicht durch Gesetz abzuschaffen war.

Als der Kaiser gestürzt war und die Neu-Organisation des europäischen Staatensystems vor sich ging, trat sie sofort den Kampf um ihre Herrschaft an.

Der Glaube an die Dauerhaftigkeit der ältesten Ueberlieferungen, Kirche und Monarchie, war erschüttert.

Noch zur Zeit des Cölner Bischofstreites schrieb Caroline von Wolzogen (an Ernst von Schiller 29. November 1837):

„Es ist traurig, in unserer Zeit noch so Etwas erleben zu müssen, daß der Streit um so Unwesentliches (die gemischten Ehen) beginnen kann, worüber die Menschen längst hinaus sein sollten.“

Sie hatte sich ebenso geirrt wie Alle, die nach den Freiheitskriegen einen Krieg in Europa für undenkbar hielten.

Die Massen suchten nach Führern. Die Staatsregierungen suchten die Massen festzuhalten.

Dieser Gegensatz, der seit den Tagen der römischen Kaiser in diesem Maße nicht mehr Europa bewegt hatte, war das eigentliche Feld für die Thätigkeit der Kirche.

Indeß sie sich den Staatsregierungen als der eigentliche Schutz von Recht und Ordnung empfahl, wußte sie ihre Macht auf die Massen auf's Neue zu befestigen, sie ihren literarischen und politischen Führern zu entziehen.

Gerade ihre scheinbare Machtlosigkeit gewann ihr unter Künstlern, Fürsten, Gebildeten manche Sympathien und neue Anhänger. Sprach doch Ernst von Schiller davon, katholisch zu werden, wenn seine Glaubensgenossen ihn nicht in Ruhe ließen,

„und zwar mit Rechtem Eclat im Dom zu Cöln“

(an seinen Bruder Karl am 12. December 1832). Daneben war Bekehrung durch persuasion, als eine véritable conquête (Napoleon an Portalis am 13. August 1804. Correspondance de Napoleon I. Bd. I, S. 464) unausgesetzt thätig, nicht nur durch persuasion, auch durch die Erweckung der Vorstellung, „katholisch sei im Ganzen vornehmer, protestantisch sei ja jeder dumme Junge“ (Bismarck, Gedanken und Erinnerungen. Bd. II, S. 136. 171).

Es bildete sich jene Opposition gegen den Staat, die in der Kirche einen sicheren Rückhalt für ihre Angriffe und einen unbedingten Schutz für Angriffe im weitesten Umfange sah. Deren Führer unterwarfen sich der Kirche und führten ihr ihre Anhänger zu.

Zunächst nur im Stillen und so harmlosen Aeußerns, daß andersgläubige Staatsoberhäupter sich nicht genug thun konnten in Beförderung dieser Art religiöser Bewegung.

Nach kaum vierzig Jahren war die Kirche so gekräftigt, daß, als die alleinige Leitung der Staaten den Monarchen entglitt und fortan mit Volksvertretungen und ihren Parteien zu rechnen war, sie ein Ventil zog und ihren Laien gestattete, kirchliche Angelegenheiten zum Gegenstande von Berathungen und Beschlüssen zu machen, trotz des alten Grundsatzes des canonischen Rechts:

laicis quamvis religiosis, nulla de Ecclesiasticis facultatibus aliquid disponendi legitur attributa facultas (II. Dir. Grat. 16, 7 c. 24).

Mit Bischöfen und Nantien und Legaten, wie im Mittelalter, war weder den nicht-katholischen Monarchen, noch den verfassungsmäßigen Gewalten beizukommen. Zudem wurden die Bischofsitze mehr und mehr mit Theologen, nicht mit Fürsten besetzt, die mit den Staatsoberhäuptern persönliche Fühlung genommen hatten.

Dieser Ventilzug hielt die Massen gefangen wie einst die Kreuzzüge, Albigenserverfolgungen, Bannungen von Monarchen des Mittelalters; ihr Gehorsam ist und war das Entgelt für die Erlaubniß, etwas zu thun, was sie zwar auch ohne diese Erlaubniß gethan hätten und hätten thun können, durch diese Erlaubniß aber den Charakter einer sittlichen Forderung erhält und durch diesen Charakter den Zwecken der Kirche dient.

Durch diesen Ventilzug ist die Dampfspannung so gewachsen, daß die religiöse Fluthwelle des Altkatholicismus oder staatliche Gesetzgebungsversuche den Gang der Maschine in nichts finden konnten.

Allerdings finden „theologische Controversen heute kein Echo in weiteren Kreisen, soweit das katholische Lager in Frage kommt“ (außerordentlich charakteristische Aeußerung in Frh. v. Hertling, Princip des Katholicismus und die Wissenschaft, 1899, S. 47). Aber „achtzehn Millionen deutscher Katholiken sind nicht gesonnen, sich das gefallen zu lassen“ (das. S. 51), was ihren Interessen im Staate widerspricht, und „ihnen kommt es zu, aus den Machtverschiebungen auf dem politischen Gebiete die richtigen Folgerungen zu ziehen (das. S. 53), — nicht nur auf politischem, auch auf dem wissenschaftlichen. Dort soll eine höhere Werthschätzung der Wissenschaft, die Aengstlichkeit (S. 54, 64) gegenüber der Wissenschaft überwunden werden, ebenbürtige Leistungen (S. 97) sollen hier die Vorurtheile gegen katholisches Wesen verringern.

Es wird verbreitet, was Cardinal Consolvi im Jahre 1816 (Döllinger, Kirche und Kirchen, S. 665) sagte:

„Die göttliche Vorsehung — scheint gewollt zu haben, daß die Unterbrechung der päpstlichen Regierung zu einer vollkommeneren Form derselben den Weg bahnen solle.

Unter der Bedeckung von „Wahrheit, Freiheit, Recht“ strebt die Bewegung zunächst an, die Kräfte des Staates für den Schutz der Kirchenpolitik zu gewinnen, demnächst wird der Staat ganz in der Gewalt dieser Politik sein.

Die immer mehr steigende Fluthwelle des sich stetig vertiefenden Protestantismus kann auf dem Felde der Politik, auf dem jene staatsmännische Leitung ersten Ranges, von

dauernder Anziehungskraft für leitende Staatsmänner ohne Unterschied des religiösen Bekenntnisses, sich sa geschickt ausschließlich bewegt, nichts entgegensetzen, sa wenig wie die Männer der inneren Religiosität früherer Zeiten. Hier ungestört, kann die Kirche ihrem geschichtlichen Beruf, religiöse Fluthwellen niederzuwelzen, anch in diesem Falle entgegengehen, — bis sie einst ihr Ziel erreicht hat.

Hat sie aber den Staat ganz in der Gewalt, dann bricht eine neue europäische Culturepoche an, wie sie noch nicht dagewesen ist, wie sie vielleicht selbst die Kirche mit all' ihrer Staatsklugheit nicht vorausgesehen hat.

Proceß-Verschleppung.

Von L. G. Rath a. D. Dr. H. Ortloff.

Die neueren Bemühungen um Einführung von besonderen Standesgerichten für die streitigen Angelegenheiten einzelner Berufskreise, wie allerneuestens das Verlangen der Preßvertreter nach eigenen Gerichten für die Preßfälle, beruhen varzugsweise auf der Anschauung, daß ein größeres Sachverständniß der Streitunterlagen bei Fachleuten zu suchen sei, als bei den den einzelnen Lebensberufen ferner stehenden rechtsgelehrten Richtern. Aus denen soll hinfort nur der Varsitzende zu einer den Proceß-Gesetzen entsprechenden Leitung des Verfahrens und der Sprucherthеilung, welche in der Hauptsache den mehr sachverständigen Beisitzern anheim fallen müßte, entnammen werden. Eine ganze Reihe van Sachen werden hiermit dem durch die allgemeine Bürgerliche Proceß-Ordnung geregelten, dem sogenannten ordentlichen Rechtsverfahren, zu entziehen versucht, um sie vor die Sondergerichte zu bringen. Nicht bloß eine mehr fach- und sachgemäße Entscheidung wird von diesen Gerichten erwartet, sandern var allen anderen Rücksichten eine weit raschere, als die ardentliche Rechtspflege sie, namentlich im sogenannten Anwalts-Proceß, zu beschaffen pflegt und unter Einhaltung der von der Civil-Proceßordnung geregelten, van den Parteien und deren Anwälten allzu sehr ausgenutzten Streit-Tactik zu beschaffen vermag. Im Deutschen Reiche wird vielfach über die sogenannte Proceß-Verschleppung in umfänglichen Abhandlungen und Varträgen geklagt, woran sich Vorschläge für proceßrechtliche Abänderungen auf dem Wege der Gesetzgebung, aber auch salche für die Praxis, zur möglichsten Vermeidung ersterer behufs Verhinderung oder wenigstens Verminderung van einzelnen Hemmnissen schließen. Ueber den „Mißstand der überreichlichen Termins-Vereitelungen“ ließ der Stettiner Oberlandesgerichtsrath Konrad Schneider in München im Jahre 1901 und über „Treu und Glauben im Civil-Processe und den Streit über die Praceß-Leitung“ im Jahre 1903 (Verlag von C. H. Beck'schen Buchhandlung) je eine Schrift erscheinen.

Die Klagen über die Termins-Vereitelungen und die Vertagungen der Verhandlungen häufen sich van Tag zu Tage, womit den Gerichten nutzlose Vorbereitungsarbeit aufgebürdet wird. Denn bei der großen Masse van Streitsachen ist es ganz unmöglich, für die einzelne Sache die wesentlichen Rechtsbehelfe aus den vorgetragenen Thatsachen und daran geknüpften Folgerungen Wachen lang im Gedächtniß zu behalten, und die Gerichte müssen daher immer wieder in einem neuen Termin einen Ueberblick über die Rechtslage zur Vorbereitung erhalten. Die Hauptursache der Termins-Vereitelungen ist in dem allzu langsamen Fartschreiten des Schriftenwechsels der Parteien zu finden, welches dem Geschäftsverkehr der Anwälte zur Last fällt. Erheblich viel Zeit geht verlaren, wenn die Anwälte, ganz besanders in der zweiten Instanz, aft nicht selbst und unmittelbar, sandern durch Mittelspersonen, Zwischenanwälte ader sanst Mittheilungs-Beauftragte, ihre Informatianen erhalten, indem die Praceß-Partei über jeden einzelnen Schriftsatz ihres Gegners, über Anfragen und Auflagen des Gerichts auf diesem Umweg über derartige Mittelspersonen gehört werden muß. Dazu kommt häufig die Lässigkeit der Parteien in der Ertheilung der Information für ihre Anwälte, gegen die nur energisches Auftreten dieser helfen kann mit Varstellung der Nachtheile, zuweilen auch die Ueberhäufung einzelner Anwälte mit Fristsachen. Auch liegt in der Verzögerung der Einzahlung des Gebühren-Vorschusses an den Anwalt, dem eine Bearbeitung des erfarderlichen Schriftsatzes var der Einzahlung nicht zuzumuthen ist, häufig ein Grund der Termins-Vereitelung und Vertagung. Es kann dann der erst noch in Eile zu fertigende Schriftsatz nicht mehr rechtzeitig dem anderen Theil zugestellt werden, um eine Erklärung darauf zu ermöglichen, oder der Anwalt muß, wenn eine genügende Benutzung der Infarmation in einem Schriftsatze bis zum Termine nicht möglich war, ein Versäumnißurtheil gegen seine Partei ergehen lassen in der Erwartung der weiteren Verwerthung des Informations-Staffes im Einspruchs-Verfahren. Daß die Arbeitslast aller Betheiligten auf diese Weise nur erhöht wird, liegt auf der Hand. Sehr richtig wird dazu bemerkt, daß der Verhandlungstermin dadurch zu einer Fristbestimmung für den Schriftenwechsel herabgedrückt wird. Auch die in der Proceß-Navelle nachgelassene Ablürzung der Einlassungsfrist soll jedenfalls für den ersten Termin im Berufungs-Verfahren nicht zur Förderung der Verhandlungs-Bereitschaft beigetragen haben.

Vorgeschlagen wird van K. Schneider, van einer Gesetzesänderung abzusehen und den für das Oberlandesgericht im Berufungs-Verfahren besonders fühlbaren Uebelstand durch Zusammenwirken des Gerichts und des Parteivertreters weniger fühlbar zu machen. Weiterhin will er Abhülfe schaffen durch zeitige Heranziehnng der Voracten zur Kenntnißnahme des in der mündlichen Verhandlung zu erwartenden Stoffes, ferner durch Ausübung des richterlichen „Fragerechts var dem Termin“ in der Verfügung des Berichterstatters an die Parteien, welche Punkte in thatsächlicher Beziehung noch aufzulären wären, ahne daß dabei einer Partei unter die Arme gegriffen werden soll. Alles dies etwa in einem sogenannten Vortermin? Bei der Besprechung dieser Schrift durch Landrichter Dr. Simeon in Berlin-Charlottenburg im „Juristischen Literaturblatt“ vam 15. September 1904 wird einer Beseitigung der Proceß-Verschleppung von diesen Varschlägen, wenn sie auch jetzt vielen Nutzen stifteten, nicht erwartet, vielmehr nur von durchgreifenden gesetzgeberischen Maßnahmen: Einwendung des Rechtsmittels durch Einreichung einer Rechtsmittelschrift zu den Acten, wie es für die Revisian schon gefordert werden jalle; Varbehalt der Termins-Bestimmung, bis die Sache verhandlungsreif erscheine, und bestimmte Fristsetzungen für den Schriftenwechsel (richterliche Verlängerung oder Verkürzung je nach der Beschaffenheit des Proceß-Stoffes) und Sicherung der Fristeneinhaltung durch Gebühren-Varschriften, auch Gestattung von Vereinbarung der Anwälte über salche Fristenbestimmungen. Uebergangen ist das Hauptersarderniß eines größeren Einwirkungsrechts der richterlichen Leitung auf die Proceß-Führung!?

Auch der in der Neuzeit hervorgetretene Varschlag, den Anwaltszwang für die Landgerichtssachen zu beseitigen, bedarf hier einer Erwähnung. Es wäre damit insaweit das Verfahren var den Amtsgerichten auch hierauf erstreckt, daß die Parteien in Person verhandeln dürften, wabei der Civilkammer bei der Thatsachenfeststellung und Wahrheitsermittelung eine erheblichere Mitwirkung verliehen würde. Wie aber in der Berufungsinstanz? Ohne varbereitende Schriftsätze, die nur die beiderseitige Darstellung des streitigen Thatbestandes mit Beweisanträgen enthalten sallen, wird es in den meisten Fällen nicht abgehen, wenn die Parteien oder ihre Bevollmächtigten in Person nicht ausreichend in den ersten Terminen ihre Angaben zu Gerichtspratocoll machen können. Eine Ungleichheit würde entstehen, wenn nur eine der Parteien durch einen Rechtsverständigen vertreten wäre und das Ge-

richt der anderen nicht nachhelfen darf; dann müßte es auch die Vertretung dieser durch einen Rechtsanwalt anordnen, wie überhaupt in allen Fällen, in denen es meint, daß die Parteien in Person den Proceßstoff zu beherrschen nicht vermögen. Der Anwaltszwang wäre dann ein bedingter — immer aber unter Mitwirkung der Parteien in Person in den Terminen auf Erfordern der richterlichen Proceßleitung.

Die wichtige Frage, ob der Grundsatz von Treu und Glauben auch für das gegenseitige Verhalten der Parteien im Processe gelte, hat K. Schneider in der neueren, einen in der Stettiner Juristischen Gesellschaft gehaltenen Vortrag wiedergebenden, Schrift verneint, im Gegensatz von anderen Vertretern dieser Forderung. Gegen schikanöse Ausnutzung processualer Angriffs- und Abwehrmittel sieht er in der freien Beweiswürdigung des Richters ein viel wirksameres Mittel als die Verwerthung jenes gerade im Kampfe um's Recht besonders schwer abzugrenzenden Begriffes. Den Parteien müsse volle Freiheit in der Benutzung der vom Gesetz aufgestellten Maximen, Formen und Fristen gelassen werden. Böswillige und frivole Behauptungen könnten durch das richterliche Fragerecht entlarvt werden, und den Richtern stehe die freie Würdigung des ganzen Verhandlungs-Inhaltes, besonders zur Linderung der Eidesnath im Civil-Proceß die freie Beweiswürdigung hinsichtlich mißbräuchlicher Eideszuschiebungen über haltlose und in der Luft schwebende Behauptungen offen. — Wer sich von der Nothwendigkeit einer Umgestaltung des sogenannten Anwalts-Processes und des amtsgerichtlichen bürgerlichen Rechtsverfahrens, namentlich in der Frage der auch aus den Kreisen der Parteien und des Publicums, in der Presse und Parlamenten immer lauter werdenden Forderung der „Proceß-Beschleunigung", sowie von den Vorschlägen zur Verminderung des namentlich die Proceß-Verschleppung verursachenden Termins-Vertagungs-Unfugs ein Bild verschaffen will, dem ist das Studium zweier Arbeiten aus der neuesten Zeit zu empfehlen: 1. vom Reichsgerichtsrath Dr. W. Peters „Proceß-Verschleppung, Proceß-Umbildung und Lehren der Geschichte" (Verlag von O. Häring, Berlin 1904, Preis 5 Mk.); 2. ein Aufsatz des Dr. Neukamp in Cöln a. Rh. in Nr. 5 des „Juristischen Literaturblattes" vom 15. Mai d. J. „Proceß-Verschleppung und kein Ende". Hierin wird namentlich den Anwälten eine „Verschleierung" der wahren Sachlage, ein Bestreiten der Proceß-Verschleppung als Thatsache, zum Vorwurf gemacht; ebenso lebhaften Tadel findet es, daß sie die Nothwendigkeit einer Abänderung unseres Proceß-Verfahrens auf dem deutschen Anwaltstag im September 1903 nicht eingestehen wollten. Es wird dann auch der Sieg der Anwälte und Notare auf dem 26. Juristentage mit 720 Stimmen gegen 250 Richter als „Pyrrhussieg" bezeichnet — Angesichts des wachsenden Verlangens nach einer Reform. — In manchen Beziehungen werden die Vorzüge des österreichischen Civil-Processes anerkannt. In der That wäre es kein Rückschritt, wenn zur sogenannten Eventualmaxime in der ersten Instanz und zu einer im Rahmen des Parteibetriebes der Sachen sich verhaltenden Thatsachen-Feststellung und -Würdigung auf Grund der Schriftsätze mehr als der leicht verhallenden mündlichen Parteivorträge auf Seiten der Richter, wie früher, zurück gekommen würde. Das wäre nicht reactionär im Vergleich des Gesetzes über Civilrechts-Pflege für den durch freiheitliche Einrichtungen hervortretenden Kanton St. Gallen, welches den Parteibetrieb bei Seite läßt, im Artikel 84 Vertagungen nur durch Gerichtsbeschluß zuläßt und durch Artikel 189, 190, 192, 193, 196 und 210 für eine erschöpfende und rechtzeitige schriftliche Vorbereitung der mündlichen Verhandlung sorgt, damit nach Art. 203 „Die Verhandlung des Processes, soweit dies möglich ist, in einer Gerichtssitzung beendigt werde". Dazu werden außer den sachlichen Nachtheilen eines verspäteten Vorbringens von Parteibehauptungen oder Beweismitteln nach Art. 122 erhebliche, von Amtswegen zu verhängende Geldbußen für die Parteien und ihre Rechtsbeistände wegen Verspätung oder Ausbleibens in einem Termin, wegen Nichteinhaltens der gesetzlichen aber vom Richter anberaumten Fristen, wegen ordnungswidriger Vorträge, unnützer Weitläufigkeit, unanständigen Benehmens gegen die Gegenpartei angedroht, auch Verdoppelung der Buße, wenn eine Verspätung in einem Termin mehr als eine Stunde beträgt. Daß eine energische Handhabung solcher Vorschriften zu dem erstrebten Ziele rascherer Beendigung der Processe führen muß, ist leicht ersichtlich, und in der Praxis soll in den meisten Fällen im ersten Termin eine Beendigung des (doch wohl des einfacheren) Processes erreicht werden. Was sagen die Herren Rechtsanwälte dazu? Wie viele Richter und Gerichtsschreiber und wie viele Kosten überhaupt könnten bei einem solchen Verfahren erspart werden! Wie viel an Arbeitskraft und Zeitverlust, wie viel an Nachtheilen für die Parteien, denen mehr an Erlangung eines baldigen, rechtskräftigen Urtheils als eines durch Sophistik des Anwaltes herbeigeführten, gelehrten Rechtsspruches gelegen zu sein pflegt, in Verhältnissen, wo mehr denn je der Satz gilt: „Zeit ist Geld!"

Deutsche Jäger im Auslande und die Wissenschaft.

Von Dr. Th. Zell.

Was haben die Männer, die, um hauptsächlich ihrer Jagdleidenschaft zu fröhnen, fremde Erdtheile aufsuchen, mit der Wissenschaft zu thun? Kann es überhaupt einen größeren Gegensatz geben, als einen solchen Nimrod und den deutschen Professor, der unermüdlich bei seinen Büchern sitzt?

Es ist durchaus zutreffend, daß Männer wie Brehm, Wißmann u. s. w. in erster Linie nicht deßhalb nach Afrika gegangen sind, um wissenschaftliche — insbesondere philologische — Studien zu machen. Trotzdem erweiterten sie unsere Kenntnisse durch ihre Berichte ungemein. Auch der größte Fleiß unzähliger Stubenhocker hätte hierfür keinen Ersatz leisten können.

Ich für meine Person möchte z. B. behaupten, daß eine volle Würdigung der naturwissenschaftlichen Berichte der Alten erst allmälig auf Grund der Jagdberichte der Neuzeit möglich ist. An verschiedenen Stellen habe ich den Nachweis geführt, daß z. B. von Wißmann eine Reihe von Angaben der Alten, die bisher bezweifelt wurden, durchaus bestätigt. Ebenso bin ich der festen Ueberzeugung, daß die heute herrschende Ansicht, in den homerischen Dichtungen seien Naturerscheinungen symbolisirt, längst beseitigt wäre, wenn wir die heute vorliegenden Jagdberichte bereits vor fünfzig Jahren gehabt hätten.

Wie soll ein Gelehrter, der sich nie um Thiere gekümmert hat, entscheiden, ob ein Dichter naturwahre Schilderungen giebt oder seinen Leser mit Phantasieproducten beglückt? Da nun der moderne Poet fast ausnahmslos seine Schreibtischphantasien zum Besten giebt, so schließt man daraus, der alte Grieche hätte dasselbe gethan.

Wie grundfalsch diese Auffassung für Homer ist, soll hier an einem kleinen Beispiel beleuchtet werden, nämlich an dem Verhalten des Hundes zum Löwen nach homerischer Darstellung. Zugleich soll dargethan werden, daß diese Beweisführung ohne die Hülfe deutscher Männer, die im Auslande gejagt haben, undenkbar wäre.

Homer schildert den Löwen so genau und zutreffend, daß man staunen muß. Er weiß, daß er seine Raubzüge zur Nachtzeit unternimmt, daß er durch Feuer abgeschreckt wird, daß er größeres Wild kleinerem vorzieht u. s. w. Es ist also anzunehmen, daß er auch das Verhalten des Hundes dem König der Thiere gegenüber richtig schildert.

Brehm sagt hierüber Folgendes, indem er den nächtlichen Raubzug eines Löwen beschreibt:

„Urplötzlich scheint die Erde zu dröhnen: in nächster Nähe brüllt ein Löwe! Jetzt bewährt er seinen Namen „Essed", d. h. der Aufruhrerregende; denn ein wirklicher Aufruhr und die größte Bestürzung zeigt sich in der Seriba (Hürde). Die Schafe rennen wie unsinnig gegen die Dornhecken an, die Ziegen schreien laut, die Rinder rotten sich mit Angstgestöhn zu wirren Haufen zusammen, das Kameel sucht, weil es gern entfliehen möchte, alle Fesseln zu zersprengen, und die muthigen Hunde, welche Leoparden und Hyänen bekämpften, heulen laut und kläglich und flüchten sich jammernd in den Schutz ihres Herrn."

Hiernach wagt der Hund keinen Angriff auf den Löwen, und in Uebereinstimmung damit lesen wir bei Homer Folgendes.

An einer Stelle (Ilias, Buch 5, 476) macht Sarpedon dem Hektor gegenüber, der sich mit den Trojanern vor dem siegreichen Diomedes zurückgezogen hatte, die höhnische Bemerkung, wo denn etwas von seiner und seiner Verwandten gerühmten Tapferkeit zu merken sei, die ganz allein die Stadt schirmen wollten, und sagt von diesen:

„Sondern geschmiegt sind alle wie scheue Hund' um den Löwen."

An einer anderen Stelle (Ilias, Buch 18, 583 f.) haben Löwen einen Stier aus der Heerde gepackt. Da heißt es:

„und vergebens
Scheuchten die Hirten daher, die hurtigen Hund' anhetzend.
Sie dort zuckten zurück, mit Gebiß zu fassen die Löwen,
Standen genaht, und bellten sie an, doch immer vermeidend."

Mit dieser Grundanschauung, daß der Hund keinen Angriff auf den Löwen macht, scheint nun eine andere Stelle der Ilias (Buch 8, 338 f.) unvereinbar zu sein. Hier wird nämlich der die Griechen verfolgende Hektor folgendermaßen verglichen:

„So wie ein Hund den Eber des Bergwalds, oder den Löwen,
Kühn mit dem Rachen erhascht, den hurtigen Füßen vertrauend,
Hinten an Hüft' und Lend', und stets des Gewendeten achtet."

Daß ein Eber von einem Hunde angegriffen wird, ist ja häufig vorgekommen, aber wie kann das Gleiche vom Löwen gesagt werden?

Das ist eben dichterische Licenz, wird man einwenden. Ich habe das nicht geglaubt und mich später gefreut, daß ich Recht behalten habe.

Die Beweisführung ist in diesem Falle deßhalb so schwer, weil zuverlässige Berichte über Löwenjagden — und nur solche können in Betracht kommen — bei denen Hunde mitgewirkt haben, sehr selten sind. Unsere Hunde halten das Klima nicht aus, außerdem werden sie binnen kurzer Zeit vom Leoparden oder Krokodil gefressen.

Trotzdem hat unser Landsmann August Knochenhauer, der fast zehn Jahre in Afrika gejagt hat und während dieser Zeit die ungeheure Zahl von siebzig Elefanten eigenhändig geschossen hat, auch auf diesem Gebiete, nämlich der Löwenjagd mit Hunden, Erfahrungen gesammelt. Seine Berichte hat der bekannte Jagdschriftsteller Oberländer, der Knochenhauer's Bescheidenheit und Wahrheitsliebe nicht genug rühmen kann, in seiner „Jagdfahrt nach Ostafrika" herausgegeben.

Ueber eine Jagd mit Hunden auf Löwen schreibt er Folgendes (S. 375): „Zur Verwendung gelangen am besten Hunde, die möglichst einseitig veranlagt sind. Ihre hauptsächlichsten Eigenschaften müssen sein: Schärfe auf jedwedes Raubzeug, Schnelligkeit und Ausdauer, Lautjagen, sicheres Spurhalten und — Wasserscheue, um nicht nach kurzer Zeit den Krokodilen zum Opfer zu fallen.

Als Rassen kommen für die Jagd auf Raubzeug in Betracht: Fuchshunde, Bullterrier, Foxterrier und Teckel oder Bracken aus solchen. Diese Rassen vertragen das hiesige Klima nachweislich noch am besten. Den reinrassigen Teckel möchte ich seiner geringen Schnelligkeit wegen am wenigsten empfehlen; auch hat er im dichten Grase die größte Mühe, vorwärts zu kommen. Im Uebrigen ist natürlich jeder auf Raubzeug recht scharfe Hund hierzu zu gebrauchen; doch wähle man keine zu schweren Hunde, da sie, weil weniger flink, der Gefahr, geschlagen zu werden, bei Weitem mehr ausgesetzt sind. Eine Koppel von drei bis vier Hunden ist in den meisten Fällen ausreichend, um in fünf bis zehn Minuten den Leoparden aufbaumen zu lassen oder den Löwen zu stellen. Kommt man mit der eingearbeiteten Koppel auf eine frische Spur von Löwe oder Leopard, so kann man, falls nicht außerordentliche Umstände hindernd in den Weg treten, sicher darauf rechnen, zu Schuß zu kommen.

Beim Löwen wird man die Beobachtung machen, daß sich viele Hunde, auf seine frische Spur gebracht, zu wälzen pflegen, wodurch der Jäger auf die Fährte häufig erst aufmerksam gemacht wird. Der Löwe, besonders wenn er gesättigt ist, und zwar so, daß, wie ich wiederholt beobachtete, sein Bauch anscheinend bis zur Erde hängt, flüchtet sehr ungern und stellt sich scharfen Hunden meist schon nach hundert Schritten. — Nachdem die Hunde aus dem Gesichtskreis verschwunden sind, wird man meist recht bald den tiefen, kräftigen Baß des „Alten" vernehmen, der sich, unwillig über die Verdauungsstörung, zuerst nur im Schritt, dann bei energischerem Aufrücken der Hunde in kurzem Trott „zurückzieht". Doch die Foxterriers sind gut. Jetzt kneipt ihn hier einer in die Ruthe, dort einer gar in die Keule, und ärgerlich beginnt er, blitzschnell herumfahrend, mit den Vorderpranken nach den verwegenen Gesellen zu schlagen. Sie sind jedoch auf ihrer Hut und fliegen, nach jeder energischen Attacke, wie Gummibälle zurück. Wie ein geübter alter Fechter dem ungestümen, nicht schulgerechten Neuling gegenüber, manchmal seine Ruhe verliert, wenn Letzterer geschickt genug ist, sich stets zu decken, so giebt sich der Löwe im Uebereifer hier und da eine Blöße, welche die flinken und scharfen Hunde wohl ausnützen. Bald erschallt dann ein Höllenlärm von der Stelle her, und der Jäger kann im dichtesten und unbequemsten Gummibusch oder Dschungel mit Sicherheit berechnen, wo der Löwe sich augenblicklich befindet, und läuft niemals Gefahr, ihm unvermuthet auf sehr nahe Distance „aufzulaufen".

Endlich aber wird dem „Alten" die Sache zu bunt, und er stellt sich nun, sehr oft auf den Keulen sitzend, der Kläfferschaar, fest entschlossen, keinen Schritt weiter zu weichen. Nun übertönt das rauhe, kurze Gebrüll, womit er jeden Prankenschlag begleitet, zumeist das Kläffen der Meute, und nicht selten mischt sich der helle Klagelaut eines getroffenen Hundes in das Chaos von Tönen. Eine kleine Lichtung wird in dichterem Bestande fast stets der Platz sein, wo dann das Drama seinen Abschluß findet, dessen glücklicher Ausgang für den Jäger stets von seiner Kaltblütigkeit abhängt; nur hier, von den Hunden umringt, hoch aufgerichtet, mit gesträubter Mähne, wuthsprühenden Sehern und angelegten Lauschern, während die Ruthe sausend das Laub von den Büschen peitscht, bietet der Löwe das Bild, welches phantasievolle Maler fälschlich oft in der Ruhe von ihm entwerfen: — das des „Königs der Thiere!"

Also kleine flinke Hunde passen ausgezeichnet zur Löwenjagd — wie Homer ganz richtig sagt, wenn man wörtlich übersetzt — mit flinken Füßen verfolgend. Sie haben die Courage, den König der Thiere zu beißen, hüten sich aber, sich fassen zu lassen. Genau wie der Dichter singt:

Und stets des Gewendeten achtet.

Natürlich sind nicht alle Hunderassen, selbst wenn sie sich durch Schnelligkeit auszeichnen, zur Löwenjagd verwendbar, weil manchen der Muth fehlt, z. B. den Windhunden. Sobald es sich übrigens um mehrere Löwen handelt, wie z. B. bei der vorhin citirten Stelle, dürfte selbst der schneidige und flinke Terrier keinen Angriff wagen, weil ihm dann die Möglichkeit des schnellen Ausweichens genommen ist.

Homer steht also wieder einmal glänzend gerechtfertigt da, selbst die Einzelheiten sind völlig zutreffend.

Hiermit vergleiche man, daß unsere Gelehrten den Dichter, der ganz richtig die Vorliebe des Löwen für Fett kannte und deßhalb sagte:

Welche ihm nicht gestatten, das Fett der Rinder zu rauben

„verbesserten" und übersetzten: das fetteste Rind zu rauben.

Ganz richtig weiß auch Homer, daß der Löwe als echte Katze ein nächtliches Raubthier ist. Hierzu macht einer unserer größten Gelehrten, Professor Buchholz, der sechs Bände über den Dichter geschrieben hat, folgende Bemerkung (Bd. 2, 1. S. 148):

„Ja, selbst während der Nacht sind die Heerden nicht sicher vor den Löwen!" — Buchholz ahnt also gar nicht, daß es höchst wunderbar wäre, wenn der Löwe am Tage angriffe.

Man kann also wohl behaupten, daß in vielen Fällen die Ehrenrettung Homer's oder wenigstens eine richtige Würdigung seiner Thierschilderungen indirect den deutschen Jägern, die in Afrika ihrer Passion gehuldigt haben, zu danken ist.

Literatur und Kunst.

Die Tragödie des Weibes

Von Eugen Reichel.

Die Tragödie des Weibes kann aus zwei Wurzeln erwachsen: in dem einen Falle kommt das hochstrebende Weib zur Erkenntniß, daß ihre geistigen und physischen Kräfte nicht ausreichen, um auf dem Gebiete der Wissenschaft und Kunst mit dem hochstrebenden Manne zureichend zu wetteifern, daß sie also auf diesen höheren Wirkungsgebieten doch immer nur, und zwar günstigsten Falles, eine minderwerthige, wenn auch unter Umständen sehr werthvolle Gehülfin des Mannes sein kann; in dem anderen Falle kommt das natürlich empfindende und begehrende Weib zu der Erkenntniß, daß sie mit ihrer Hauptforderung, mit ihrem ureingeborenen Verlangen nach Liebe, den Mann und die physische Fähigkeit des Mannes so sehr überflügelt, daß sie nothwendiger Weise an der Entbehrung oder unzureichenden Erfüllung dessen, was ihr das Höchste, des Lebensnöthigste ist, zu Grunde gehen oder in der für sie schmerzvollsten, unerträglichsten Entsagung verflechen muß.

Von diesen beiden Arten der Tragödie ist in dem soeben im Verlag Continent (Theo Gutmann) erschienenen „Romane von Einer, die daran verblutet" nichts zu finden. Wohl macht die selbstgefällige ungenannte, aber nur zu leicht zu erkennende Verfasserin, die als „Malweib" seit Jahren einen gewissen, von unfreiwilliger Komik nicht ganz freien Ruf genießt, bei jeder Gelegenheit den Versuch, ihrem „tödtenden Sehnen", dem „grauenvollen" Einsamkeitsgefühl der „modernen Frau mit dem Atavismus der Seelenhalbheit, mit dem tödtenden Bedürfniß der Zärtlichkeit, des Verstandenseinwollens" ein tragisches Mäntelchen umzuhängen; aber in diesem ganzen sogenannten Roman ist keine Spur von jener Liebe, welche zur Tragik des Weibes führt, zu finden. Kein Hauch echter, edler Liebe weht in diesem schmutzigen Buche, sondern einzig und allein der übelriechende Duft einer perversen Dirnenbrunst. Nicht die Tragödie des liebenden Weibes erleben wir, sondern die sexuellen Qualen einer geilen Hündin, die nicht weiß, wo sie mit ihrer Brunst hin soll; den sexuellen Hunger einer Dirne, die zwar schamlos genug ist, uns Dinge, die jeder noch halbwegs anständig empfindende Mensch schämig vor der Welt verschleiern würde, mit allem unkünstlerischen Behagen zu offenbaren; aber zugleich auch so anmaßend ist, ihr unsauberes Empfinden und Begehren für eine naturnothwendige Begleiterscheinung jener Begabung zu halten, die man Genie nennt. Die „Verblutende" glaubte die Tragödie des Genieweibes zu schreiben, und sie hat nichts als die unschöne Jammergeschichte einer selbstgefälligen, von perversen Neigungen erfüllten, geborenen Dirne geschrieben.

Harte Worte sind es, die ich hier ausspreche; aber ich glaube, daß man diese Art der Selbstverherrlichung und Beweihräucherung einer widerlichen oder krankhaften Lustgier, die mit dem Anspruche eines Kunstwerkes vor uns auftritt, gar nicht hart und entschieden genug abfertigen kann. Eine kurze Betrachtung des modern-schlecht, stellenweise sogar liederlich geschriebenen Büchleins soll das begründen.

Am Anfang und am Ende des „Romans" stehen die Verse:

„Viel Kronen giebt es, dunkle, dornenvolle,
Die Gott den Kindern dieser Erde lieh;
Die schwerste doch, womit der Herr im Grolle
Ein Weibeshaupt umkränzt — ist das Genie."

Denn, wie schon oben erwähnt, die „Heldin" des Romans hält sich allen Ernstes für ein Genie — oder, daß ich keine Linie von der Wahrheit weiche, die „Eine, die daran verblutet", hält Hela, die Dame mit den Granatblüthen, für ein Genie, weil sie ein paar hübsche Stillleben und ein paar andere schlechte Bilder gemalt hat und die Brunst ihres Leibes nicht bezwingen kann. „Genies" dieser Art giebt es unter den Damen nicht wenige; aber man sollte sie in's Irrenhaus oder in's Bordell stecken, nicht aber sie mit dem anmaßenden Verlangen, für Genies gehalten zu werden und sich als solche „ausleben" zu dürfen, in den Straßen und Ateliers der Großstädte herumlaufen lassen.

Die Geheimrathstochter Hela, das geborene Genieweib, die schon als „kleines Mädchen mit dem frühreifen, finstern Gesicht, den strengen Brauen, den Augen, die hülflos darunter verdämmerten", und „dürstend rothen Lippen" herumgeht und „einen Ocean von Sehnsucht" im Busen wogen fühlt, wenn sie Granatblüthen sieht oder auch nur von ihnen sprechen hört — dies Geniemädchen faßt den Entschluß, eine „große Malerin" zu werden, „groß und berühmt wie Tizian und Giorgione", obwohl sie auch das Zeug zur Komödiantin in sich zu haben glaubt, heimlich Gedichte macht und große Sehnsucht nach den Bewohnern einer Irrenanstatt in sich nährt. Sie läßt sich, „nach heißen Kämpfen bei ihrem altväterischen Vater", in Karlsruhe nieder und wird Schülerin Ferdinand Keller's, mit einer Schwärmerei „für den englischen Attaché, der ihr einmal eine Camelie geschenkt", im Herzen, die sie aber, unter den Augen des Meisters, bald überwindet, da der Attaché „ja doch nicht so thöricht sein würde, ein armes Mädchen zu heirathen". Der Maler scheint ihr bessere Aussichten zu bieten; um ihn zu reizen, verkleidet sie sich gelegentlich als Bachantin und harrt „klopfenden Herzens im aufgelösten Haar" auf die Stunde, da der geliebte Meister zum üblichen Plauderstündchen bei ihr einzutreten pflegt. Der Meister nimmt jedoch die Sache nicht ernst, so wenig ernst, daß Hela ganz traurig wird. Aber Hela ist ein Genie, sie fühlt sich „zu jung, zu schön, zu ruhmsüchtig", und ihre Trauer verfliegt bald, da sie die Nächte durchtanzt und „große Pläne anlegt". Der alte Scheffel sagt ihr angeblich eines Tages: „Schaffen Sie mir Herzensruhe, daß ich wieder arbeiten kann" (dabei wird die Bemerkung gemacht: „darauf war sie jahrelang sehr stolz"); aber auch andere Männer „huldigen ihr" und „bewundern sie" und selbst der abweisende Meister bekennt, daß sie „mehr Talent habe wie er" — trotz alledem aber fehlt immer noch die „eine Glückserfüllung". Wenn sie sich „spontan, impulsiv, hingerissen" giebt, so schilt man sie excentrisch; wenn sie, „von ihrer Seele giebt", schaut sie Jeder verwundert an; und „wenn all' das Wilde, Wirre, Wunderbare, hinausblitzt aus den Falten ihrer Conventionsrobe", so begegnet man ihr kopfschüttelnd. Um „den Brand ihrer Seele" zu löschen, wüthet sie dann mit ihren Kremptuben und schmiert Kamin und Kadmium auf die hülflose Leinwand. Nachdem sie sich den ersten Winter

durchamüsirt und durchgesehnt hat, reist sie nach Italien, in der Haffnung, für „die Gluthen ihrer Seele“ einen „Ausschöpfer“, für „die Zärtlichkeiten ihrer Sinne“ einen leistungsfähigen Stier in Menschengestalt zu finden, den sie „bethören“ könnte. In Venedig „lebt sie in Byron's Fußtapfen“ und lernt zu gelegener Zeit einen Jüngling aus dem Stamme der von Krapulinski und Waschlapski kennen, der ihr im armenischen Klaster Mickiewicz (gedruckt ist Minkiewicz, was aber wahl ein Druckfehler sein dürfte) vorliest, und ihr „sargsam ein Tuch um die Schulter hüllt“ mit den schönen Worten: „daß ich Sie Ihre Liebe hüte“. Aber ach — wo ist „ihre Liebe?!“ Wer vermag denn überhaupt zu lieben, wie sie, sa „tief, schmerzhaft tief“? Obwohl nun der Pale kürzlich seine Braut verloren hat, sa stillt doch auch er nicht „den Hunger ihrer Seele nach zärtlichem Verständniß“. Enttäuscht reist sie nach Paris. Hier wirft sie „den Blick auf die aufreizenden Laster van Maulin rauge“ und schaut „mit sehnenden Schwärmerangen“ in sie hinein, indeß „ihre dürstenden Lippen brennen“. Gründlich abgehetzt kehrt sie in's Elternhaus zurück, geht wieder nach Karlsruhe, wo man sie „als kommenden Stern zu nennen anfängt“, verzehrt sich natürlich noch immer in Sehnsucht und weiß ihre Brunst nur dadurch nothdürftig zu stillen, daß sie einen alten Regenmantel zu einer männlichen Gestalt umbildete, und diesen Strahmann „umklammerte und küßte“. Dieser Regenmantel war „ihre erste wahre Liebe“! Aber „Sinnlichkeit war nicht dabei, nur das Bedürfniß, sich anzuschmiegen, anzuklammern, auszuströmen“.

Endlich finden sich Genie und Genie — Hela heirathet einen Arzt und Lyriker, dessen „kurzsichtige Sammetaugen jede Frau berücken“, der ihr aber doch nicht „das Wunderbare, das sie erhoffte“, giebt. Dafür „knechtet“ er sie, und sie beugt sich, als „ein Weib, das nach Hingabe lechzte“. Eines Tages prügelt er die Unglückliche, reißt sie zu Boden und tritt „mit Füßen nach ihr“ — aber sie bleibt trotzdem bei ihm, wenigstens so lange, bis „der Messias käme, an dessen Brust sie sich flüchten könnte“. Jeden Tag Kampf und jeden Margen in der Frühe die „widrige Versöhnung, gegen die sie sich auflehnt wie gegen eine Prostitution“. Endlich kammt der Messias — ein schwindsüchtiger Dichter. Sie reißt alle Brücken hinter sich ab, verläßt Mann und Kinder und vereinigt sich mit dem Messias. Leider „durfte er sich nicht allzu sehr erregen“; sie mußte alsa „die unendliche Liebesfluth ihres Herzens auch hier wieder eindämmen, zurückstauen“. Aber abwahl es nur „wenig Hingerissenheiten gab“; obwahl sie sich ihm nicht „in der ganzen elementaren Schrankenlosigkeit ihres Liebens“ geben durfte, und meistens damit zufrieden sein mußte, die „goldgestickten Kissen, zwischen denen er morgens bei seiner Arbeit ruhte“, zu küssen und den Abschnitten seiner Fingernägel einen heimlichen Gottesdienst zu weihen — sa gab das Glück mit dem Genieweibe, der das Herz „in verzehrender Sehnsucht brannte“, unserem Messias doch den Stoß: er starb; und Hela mußte „Betänbung in einer neuen Liebe suchen“. Zunächst tröstet sie „ein junger Prediger“, dann findet sich ein Verehrer des Gestarbenen, der nun ihr Verehrer zu werden beginnt. Er ist ebenfalls Dichter, aber verheirathet. Tratzdem wirft sie sich ihm an den Hals, bewirkt jedoch nur, daß der „Verführer“ Manfred (so heißt Nr. 4) sich zu seiner Frau zurückfindet. Abermals enttäuscht, stürzt sie sich „kopfüber in den nächsten Ramananfang“: Mario (natürlich ebenfalls ein Lyriker, an dessen „starkes Talent sie glaubt“) erscheint auf der Bildfläche. Hela läßt sich zwar „nur langsam von seinen Hingerissenheiten sangen“, aber sie hafft tratzdem, „ihn lieben zu können“. Als er eines Tages „mit seinen dicken Pausbacken und mit weitgeöffneten Armen auf sie zustürzt“, da flüchtet Helachen zwar geängstigt; aber sie liebt ihn schließlich mit aller Inbrunst; denn „sie mußte doch Etwas haben, für ihre Seele einen Gatt, einen Trast“. So giebt sie sich „redlich Mühe“ und „es geht eine Weile“. In Mante Carlo macht dann Mario (wahrscheinlich, um sich vor ihrer unstillbaren Gier zu retten) einen Mardversuch gegen sie; später leben sie wieder in Berlin zusammen; Hela, die Selbstlase, unterstützt ihn; findet ihn aber schließlich mit einem „paar Pfund Sterling“ endgiltig ab.

Sein Nachfolger ist ein Baron Otsan Brozcinsky, Ingenieur, Nichtsthuer und Schlaumeier erster Ordnung. Sie läßt ihn in ihr Atelier kommen; er zeigt schnell „das eingehendste Interesse für Hela's Kunst“, und wird deshalb „nach Kurzem Hausfreund“. Da er „Hülfe für ihre wunde Seele“ bietet, d. h. ihrer Brust valles Genügen schafft, so wird sie so kopflos, sich von ihm um 2000 Mark anpumpen zu lassen. Sie giebt das Geld um sa lieber, weil sie fürchtet, ahne dieses Opfer, bei dem sie angeblich noch ein Geschäft machen sall, „aus dem Traum von Liebe, van Wärme zu erwachen“. Dann kammt die Enttänschung: nachdem sie nach ihr letztes Geld mit ihm getheilt hat, erfährt sie, daß sie einem Betrüger in die Hände gefallen ist, dessen „grünseidene Strümpfe“ ihr Herz und Seele und Kopf geraubt haben.

Auch Otsan wird abgethan. Nach „manchen Abenteuern“, die uns vorbehalten bleiben, schafft sie sich, um nicht „Hungers zu sterben“ und „ihre Gier nicht mit Abenteuern zu fristen“, einen neuen Galan an, der als „Barbar von der Schnee-Insel“ erscheint. Aus seinen Briefen „haucht es sie an wie Wüstenwind und wie Blutgeruch“. Die Potenz scheint „barbarisch“ zu sein — köstlich zu denken! Sie schreibt ihm, daß sie „saugend, vernichtend zu küssen verstehe“; und er antwortet: „Wenn Salame nackt kommen will, dann wollen wir tanzen, einen Tanz, wie ihn noch nie ein Mann und Weib getanzt“. Aber er weilt fern; ruhelos irrt sie, malend, und zuchtlase Gedichte „ahne Scham und Scheu in die Weite ausstreuend, durch die Welt, den Jammer des kleinen süßen Mädchens um ein bißchen Liebe“ mit sich herumtragend. Da endlich trifft sie ein Brief von ihm, der viel zu versprechen scheint. Sie schreibt zurück: „Wenn Sie unberührte Jugend wollen, tänschen Sie sich in mir“. Er aber antwortet: „Der schwarze Biberpelz meiner Lüste sall den Schnee Deiner Schultern hüllen, und Deine Schenkel sollen zittern unter der Brunst meiner Gebete.“ Darauf bittet sie ihn, zu kammen — er aber kammt doch nicht, und sie flüchtet nach Wien, um „das Palliativ“ zu suchen. Ein Tscheche verliebt sich in sie, wie andere Männer; denn sie ist eben nicht nur ein Genie, sandern auch ein unwiderstehliches Weib. Aber der Mann befriedigt sie nicht ausreichend; alles in ihr lechzt nach wie vor „nach dem Einen, dem Lebenausfüllenden, ihrem Lebenszweck — der Liebe“. Da kammt „ein Mann zu ihr, auch ein Dichter natürlich, ein Decadent“; sie finden sich schnell; nach einem Theaterbesuch nimmt sie ihn zu sich — und „als ihre Körper aneinander ruhten, der lilienweiße der Frau und der alivensammtne des Mannes, da saß Frau Sehnsucht daneben und spielte ihr tiefstes Stück“. Aber auch Tonia liebt eigentlich eine Andere; und mit zerbrochener Seele fährt sie nach Berlin zurück, um ihren vorläufig letzten Roman zu erleben. Ein „unbekannter Autor“ sendet ihr sein Buch, sie liest es und findet darin „Alles, alles, alles! Was sie erstrebt, ersehnt, was in ihr nach Gestaltung, nach Ausleben schreit“; sie findet vor Allem „die Verkörperung der nie gestillten Sehnsucht, die rastlos peitscht und peitscht, mit den Schlangenfingern, die das Blut entflammen und verzehren“. Da schreibt sie ihm, die bekanntlich „ganz Seele“ ist: „nimm mich hin, Dein Geschöpf, Deine Sclavin, Deine Genossin, Deine Dirne, mach' was Du willst mit mir, am liebsten tödte mich“. Aber er ist ein Egaist; will seine Kraft nur seiner Kunst widmen; und ihre „Jagd nach der Liebe“ draht ergebnißlas zu werden. Selbst als sie ihn dazu bringt, daß sie sich in Bozen treffen und in einem Gasthause Zimmer an Zimmer wahnen, will er nicht austhauen, obwahl er weiß, daß sie „ohne einen Seelenfreund nicht leben kann“. Bei einem Aus-

fluge in die Berge weiß sie es wohl so einzurichten, daß sie eines Nachts unmittelbar neben ihm zu liegen kommt; aber da noch andere Leute in der Hütte sind, so wagt sie es doch nicht, sich auf ihr Opfer zu stürzen. Da vollführt sie einen Gewaltstreich — sie überfällt den im Nebenzimmer des von ihnen gemeinsam bewohnten Gasthauses schlafenden Egaisten und macht ihn ihren Lüsten dienstbar. „Das war ihres Lebens Erfüllung!" Er aber „liegt ermattet" und sagt: „Geh — ich hasse Dich — Du hast mich verführt — ich kann morgen nicht arbeiten!" Da schleicht sie still, aber beglückt von dannen. „Das kleine süße Mädchen in ihr hatte Erlösung gefunden, sie durfte für eine Stunde die sehnenden Arme schlingen um den, den sie vergebens durch ein Leben gesucht. Nun war die Jagd zu Ende, sie durfte sterben, denn sie war gesättigt".

Sie springt denn auch (natürlich nur im „Roman", denn in der Wirklichkeit sucht sie weiter nach Opfern für ihre unersättliche Gier) wirklich „von der Höhe ihres Seins hinab in die Tiefe"; mit ihrer „Größe und ihrer Tiefe" konnte sie nach all' den erlebten Romanen nicht weiter leben. Aber eben — nur im Roman. Denn lebendige Dirnen haben ein zähes Leben.

Mit was für einem „Werke" er es hier zu thun hat, wird dem Leser längst klar geworden sein. Ein schamloseres Buch dürfte, wenigstens in Deutschland, noch nicht geschrieben worden sein. Die Frucht einer perversen „Seele" wird uns hier mit einer Selbstgefälligkeit dargereicht, die etwas Empörendes an sich hat. Große Worte, die gelegentlich fallen, um den Cynismus zu verklären, machen die Wirkung nur noch widerwärtiger.

Wie verwahrlost der Geschmack, die Empfindung dieses Weibes ist, das offenbart sich in vielen Einzelheiten. Ich will nur zu guter Letzt auf ein paar solcher Einzelheiten hinweisen.

Wenn der Vater das frühzeitig von sinnlicher Gier beherrschte Mädel gelegentlich „zu Bette treibt", so erscheint er „in weißen Unterhosen". Wenn sie an die Leiche des geliebten Schwindsüchtigen tritt, so „steht sie vor ihm im Hemd, mit bloßen Füßen". Als Maria sich ertränken will, es aber doch nicht thut, da motivirt die Erzählerin das damit, daß „in seinen Unterhosen ein Loch" war, mit dem er sich keine Blöße geben wollte. Als sie in Leipzig den Brief des „Barbaren" empfängt, befindet sie sich gerade „im Hemd beim Umkleiden". Als sie mit dem Egaisten und einigen anderen Herren in die Berge klettert und in einer Schutzhütte übernachtet, da wendet sie sich zu gelegener Zeit ab, „und die Männer wechseln die Hemden". Wenn sie bei der Bestattung ihres Mannes „die Honneurs macht", so findet sie, daß „der Crêpeschleier gut zu ihren rothblonden Haaren stimme" und dergleichen mehr.

Das ganze Buch, das offenbar geschrieben ist, um „Sensation" zu erregen, erregt nichts als Ekel. Wohin steuern wir, wenn deutsche Weiber mit solchen Büchern und Bildern auf den Markt kommen? Gewiß: es wimmelt auch in Deutschland von solchen in sich selbst verliebten, von unersättlicher Brunst geplagten, sich unausgesetzt den Männern an den Hals werfenden, malenden, schreibenden und anderweitig thätigen Weibern; und der ganze Charakter unserer zuchtlosen Zeit ist dazu angethan, diese Gattung von „Damen" immer selbstbewußter und schamloser zu machen. Aber ich meine, es wird Zeit, daß wir unseren Mädchen den Genieweiberkitzel austreiben, sie wieder mehr zu tüchtigen, arbeitsamen und sittlichen Menschen erziehen — wenn anders unser Volk nicht schweren, nie wieder gut zu machenden Schaden an seiner Seele und an seinem Leibe nehmen soll.

Ein verbummeltes Genie.

Von A. Weis-Ulmenried.

Lombroso sagt: „Kein Mensch kann über das Durchschnittsmaß hinaus geistig begabt sein, ohne andererseits eine Einbuße in seinem Geist und Gemüth zu erleiden, also irgendwie geistesgestört zu sein." Diese Behauptung hat viel für sich, wenn sie auch nicht immer zutrifft. Immerhin weiß die Geschichte der schönen Künste, speciell aber die Geschichte der Dichtkunst von ziemlich vielen sogenannten „verbummelten Genies" zu berichten, von Männern, die von der Natur mit großen und glänzenden Talenten ausgestattet waren, in Folge ihres wankelmüthigen, schwachen Charakters aber nicht in die Lage kamen oder nicht im Stande waren, mit dem ihnen verliehenen Pfunde würdig und vernünftig zu wuchern, die trotz glänzender, reicher Talentirung durch Leichtsinn und niedere Leidenschaften mit beschmutzten Schwingen hinabfielen in den Koth. Man denke unter Anderem an den Dichter und Musiker C. D. Schubart, an den originellen schottischen Volksliederdichter R. Burns, an den unglücklichen Dramatiker Th. Otway (1652—1685), dessen Trauerspiel „Venice preserved" unter Goethe am Weimarer Hoftheater aufgeführt wurde, an den mit einer glänzenden Phantasie begabten Thomas Chatterton, an den Amerikaner E. A. Poë, an den kraftgenialen Dramatiker Grabbe, an den schlesischen Dichter Günther — von dem Goethe sagte: „Er besaß Alles, was dazu gehört, im Leben ein zweites Leben durch die Poesie hervorzubringen, und darf ein Poet im vollen Sinn des Wortes genannt werden, aber er wußte sich nicht zu zähmen, und so zerrann ihm sein Leben wie sein Dichten", — an den unverdienter Weise ganz in Vergessenheit gerathenen Julius Minding*), an Fr. Hölderlin, an Lenau und noch manch anderen! Groß ist die Zahl derjenigen, die auf der Fahrt nach Glück und Ruhm durch die Verhältnisse, durch inneren Zwiespalt und eigene Schwäche untergingen. Ein classischer Typus dieser entgleisten, „verbummelten" Genies ist auch der österreichische Dichter Ferdinand Sauter, für den sich anläßlich seines in dieses Jahr fallenden hundertjährigen Geburtstages (6. Mai 1804) und fünfzigjährigen Todestages (30. October 1854) neuerdings und speciell in Wien ein erhöhtes Interesse kund giebt. Wie wenig bekannt ist er und wie viel Reiches hat er geschaffen! Die Sammlung seiner Gedichte, die Jul. v. d. Traun (recte Dr. Alex. Schindler), mit einem biographischen Vorworte versehen, herausgab, ist nur mehr in den Händen weniger, und doch umschließt sie die duftigsten Blüthen edlen Empfindens, die herrlichsten Perlen eines echten Dichtergemüthes, frappante Gedankenblitze eines vornehmen Geistes. Freilich findet sich leider neben dem Edelsten und Schönsten, neben herrlichem Schwung tiefster Empfindung und zartester Lyrik auch manch Schwulstiges, Triviales, Lascives. Ferd. Sauter war eben eine Doppelnatur. Der feinsten Regungen fähig und in seinen Träumereien und Phantasien bisweilen an Lenau hinanreichend, jedenfalls aber viele der zünftigen Zöglinge der Wiener Almanach-Literatur der 40er Jahre des vorigen Jahrhunderts weit über-

*) Sein patriotisches Preußenlied „Fehrbellin", sowie einige andere seiner Lieder haben seinerzeit große Verbreitung gefunden. Dagegen ist sein Lehrgedicht „Das Leben der Pflanze", der schöne Sonettencyklus: „Daß ich Dich liebe, ist's, warum ich leide" und leider auch seine großartige Tragödie „Papst Sixtus V." der Vergessenheit anheimgefallen. Verscharrt und vertuscht wurde das herrliche Werk von übersorglichen und bedenklichen Naturen, die dem Repertoire lieber mit gefahrlosen Mittelmäßigkeiten halfen, als daß sie dem gewaltigen Wächterrufe eines so berufenen Dichters Raum gegeben hätten, von der Bühne herab zu seinem Volke zu sprechen, Minding hat des Lebens Schicksale auf eigenthümliche Art erfahren. Er hat sich — wer kann es enträthseln? — später von der Dichtkunst ganz abgewandt und sich der Industrie in die Arme geworfen, ist reich und wieder arm geworden und in Dürftigkeit nach Amerika ausgewandert. Mit einem Freunde etablirte er in New-York ein ärztliches Bureau und wurde wenige Monate später, am 7. September 1850 todt aufgefunden. Er hatte durch Selbstmord geendet.

ragend, machte es ihm dach auch den hellsten Spaß, den Bänkelsänger zu spielen, nach dazu var einem Auditorium, das seiner nicht würdig war, — und die triviolsten „Vierzeiligen“ (drollige, sangbare Stanzen), die er auf Speisekarten ader Käsepapier lachend niedergeschrieben, unter dem Gepasche und Gestrampf seiner überseligen und übervollen Zuhörer bei Clarinettenbegleitung und selbst mit den Fingern dazu schnalzend in grotesker Begeisterung vorzusingen. Traf ihn bei solcher Gelegenheit der varwurfsaolle, tadelnde Blick eines Freundes, dann sprang er wie erschrocken vor sich selbst, wie erwacht aus schwerem, geistigem Traume, die Unwürdigkeit seiner Gesellschaft, das Unschöne seines eigenen Treibens einsehend, ernüchtert in die Höhe, fuhr sich mit zitternder Hand über den kahlen Scheitel, athmete tief auf, begann wie ein Kind za weinen und — lief davon.*) Unstät irrte er dann — gleichsam ein Flüchtling vor sich selbst — im Freien umher und warf sich schließlich in's feuchte Gras. Da entströmten seiner Brust wahl die zartesten Weisen und es entstand etwa fein schönes Gedicht „An die Poesie“ mit den begeisterten Schlußversen:

Sieh mich on mit holden Blicken
Du mein Alles, Du mein Hort,
Wie mit lodeendem Entzücken
Ich erhob mein flammend Wort;
Und im wüsten Weltgetümmel,
Das den Wankenden umkreist,
Laß mir deinen Freudenhimmel
Unb durchläut're meinen Geist!“ —

Die Einkehr in sich selbsl war aber leider immer nur von sehr kurzer Dauer; denn gewöhnlich am nächsten Abend schan suchte er die alten Kreise wieder auf. Es war ihm eben nur wohl inmitten des Trubels fröhlicher oder auch derb übermüthiger und überlauter Leute; in der raucherfüllten, dumpfqualmigen, aber seiner Ansicht noch „gemüthlichen Stube“ einer vulgären Wiener Kneipe. Es war ihm Bedürfniß, mit Menschen zu verkehren, ihre Schnacken lachend anzuhören und ihnen hinwiederum Schnacken schmunzelnd varzuerzählen. Ein Däman war es, der Sauter in diese Kreise zog und darin festhielt. Gefiel es ihm, weil man ihm zujouchzte? Ach, man thot's ja doch nur, wenn er etwas zum Besten gob, das, um literarhistarisch-schematisch zu sprechen, aus der Sphäre des „Niedrigstkamischen“ genammen war, und das noch einen separaten Beigeschmack hatte, den der Wiener „Wildeln“ nennt. — Kein einziger seiner „Gönner“ in diesen Kreisen kümmerte sich um die Lebensschicksale des Poeten. Ihre nähere Kenntniß hätte die löbliche Gesellschoft wahrscheinlich verstimmt, und das lag nicht in ihrem Programm, das nur lustige Streiche konnte. Denn „allerweil fidel!“ galt und gilt in diesen Kreisen stets als Lebensmatto.

Ferdinand Sauter, Sahn eines Damänenverwalters in Werfen, wor i. J. 1825, nachdem er mißlicher Vermögensverhältnisse wegen das Gymnasialstudium hotte obbrechen müssen und als Lehrling und Commis in Handlungen, als Schreiber in Advocaturscanzleien kanditianirt hatte, nach Wien gekammen, wa er zunächst in einem Papiergeschäft und später bei einer Assecuranzgesellschaft Anstellung fand, welch letztere ihm schließlich ein Jahresgehalt van 500 Gulden eintrug. In Wien qualificirte er sich in kürzester Zeit zum echten Vollblut-Wiener. Die Gutlaunigkeit, Leichtlebigkeit und Ungebundenheit der Wiener — die W. Alexis (Häring) treffend mit den Warten charakterisirt: „Oft kom es mir in den Sinn es müsse über den Tharen van Wien stehen: Hier ist es verbaten, on die Vergänglichkeit zu denken“ — sagte ihm über die Maßen zu, und Wien liebte er über Alles. War er ja selbst im höchsten Grode leichtlebig, kümmerte sich nie um den nächsten Tag, sorgte sich nie, wos die Zukunft bringen werde, war unendlich gutherzig, sa daß er aft den letzten Graschen an noch Bedürftigere verschenkte. Die „Wiener Luft“ mit ihren eigenthümlichen Miasmen kannte auf ein sa locker organisirtes Gemüth wie das seinige nur verderblich wirken. Nach ernsten, schönen Anläufen verfiel seine Muse und er selbst jählings wieder in das alte, schale, leere Nichts des platten Spaßes oder unsauberer Frivolität. Das meist Tragische dabei war, daß er diese beklagenswerthen Handlungen selbst recht gut erkannte, aber nicht die Kraft besaß, sich aus dem Sumpfe herauszuarbeiten; daß er es nicht verstand, seine unbändige und regellase Natur im Zaume zu halten. Die edlen Keime der Poesie, die in seiner Seele lebten, kannten daher nicht zur vollen, üppigen Entfaltung kommen, und er muß in Folge dessen mehr noch seinen Anlagen und Bestrebungen, als nach seinen wirklichen Leistungen beurtheilt werden. Dennoch behielt sein edleres Selbst stets die Oberhand, die ihn nicht gänzlich sinken ließ. Lesen wir seine Gedichte, die einer würdigen und ernsten Stimmung entsprossen sind und die sich alle durch Lebhaftigkeit der Phantasie-Innigkeit des Gemüths, durch Kraft und Gewandtheit der Darstellung, sawie durch große Leichtigkeit der Sprache und des Reims auszeichnen, sa vergessen wir, daß sie van einer psychalogisch räthselhaften Persönlichkeit verfaßt sind, die Sauter hieß, und fühlen uns ergriffen von der Innigkeit, Zartheit und Wärme seiner Empfindung, van der Macht seines Ausdrucks. Als seine van ihm angebetete Mutter starb, rief er ihr erschütternde Warte in's Grab nach:

„O Mutterherz, Du warst die Lebenssonne,
Die, ob die Stunde mich erfreut, gehärmt,
Zu jeder Frist mich liebend erwärmt,
Und jeden Schmerz getheilt und jede Wonne.
Ein treues Herz, solch Wohlthun, edles Lieben,
Ich find' es nimmer auf dem Erdenrund,
Und nimmer lassen froh mich und gesund
Der Leidenschaften bitterböse Sieben.
Drum, was den Umgetriebnen stets gemieden,
Ich will ihn suchen an dem frischen Grab
Der Mutter, die mir einst das Leben gab:
Den long entbehrten, tiefersehnten Frieden.“

Diese Sehnsucht nach innerem Frieden ist das Leitmativ vieler seiner Lieder und Gedichte. Am bekanntesten und in weiteste Kreise gedrungen ist sein Gedicht „Beherzigung“ mit den viel und aft citirten, an Goethe erinnernden Schlußversen:

„Eins doch bedenke jeder,
Was er thut ouch, was er treibt,
Ob mit Hammer oder Feder
Brot er schmiedet oder schreibt:
Daß die Mühsal des Erwerbens
Ihm sein Bestes untergräbt,
Und am Tage seines Sterbens
Keiner weiß, ob er gelebt.“ —

Wer Sauter näher kennen gelernt — sagt Friedr. Schlögl in seinen „Erinnerungen“, — mußte ihm gut sein, wenn sich ouch manche an seinem decarumwidrigen Aeußeren etwas stießen, das ollerdings in der Regel die Grenzen der erlaubten Nachlässigkeit weitaus überschritt, zuweilen ober schon geradezu an's Vogobundenhafte streifte. Trotzdem hielten unbefongene, klare Geister, wackere Männer und biedere Familien, auch varnehmsten Standes, treu zu ihm. So aus der Literatengilde: Lenau, Halm, Vogl, Feuchtersleben, Jul. v. d. Traun, Nordmonn, Frankl u. v. A., denen er aft sein valles Herz ausschüttete und an denen er mit inniger Liebe und Verehrung hing. Ihn neu zu kleiden, nützte nichts. Er, der keine häusliche Ordnung, keine Reinhaltung kannte — sang er ja von sich selbst: „Leider aber schan ergraut er — immer mehr und mehr versaut er“ —, sah nach acht Tagen genau wieder sa vernachlässigt aus wie ehedem. Oberflächlich urtheilende Menschen hielten ihn deßholb für einen Lumpacius. Das war er aber nicht. Er war nur grenzenlos leichtlebig und gutherzig, wie er ja sich selbst durch die Straphen persiflirte:

„Immer lustig lebt der Sauter,
Treu ist sein Gemüt und lauter,
Tausend Hirngespinste baut er,
Und sich selber nicht vertraut er,
Alles, was er hat, verhaut er . . .“ u. s. w.

*) Nach Mittheilungen seines Zeitgenossen Friedrich Schlögl.

Nebst einer außerordentlichen Improvisationsgabe besaß Sauter auch einen ausgezeichneten Vortrag. Da leuchteten seine Augen, seine Physiognomie verklärte und veredelte sich, seine Stimme wurde sonor und weich, und er wußte seine Zuhörer so magnetisch zu fesseln, daß jeder andachtsvoll lauschte und es keinem in den Sinn kam, über das vernachlässigte Aeußere des Dichters zu lächeln. Bei solchen Gelegenheiten ging plötzlich, völlig absichtslos und unbewußt mit ihm eine förmliche Verwandlung vor sich. Nachdem er sich manchmal geradezu possenhaft geberdet und die pyramidalsten Späße vom Stapel gelassen hatte, brach er plötzlich seine übermüthigen Plaudereien ab, wurde immer einsilbiger und verstummte schließlich ganz, bis sich sein Gesicht mit einem Mal wieder erhellte, er einen Streifen Papier hervorzog und etwas darauf kritzelte. Dann erhob er sich und las das Niedergeschriebene den Freunden vor. So sind die meisten seiner schönsten Lieder und Gedichte entstanden, wie z. B. dieses:

„Der Frühling blieb so lange aus
Und ließ sich nicht ersehnen,
Da welkte süßer Wünsche Strauß,
Es stockten selbst die Thränen.
Und wie er endlich lachend kam
Hervor aus Ostens Thoren,
Da war vor Frost und Sehnsuchtsgram
Das Herz schon längst erfroren."

Und was wußte er mit seinem eindringlichen, bewegten Vortrage in die wenigen Zeilen hineinzulegen! Unter den gleichen Umständen entstand auch sein herrliches, „Dahin!" überschriebenes Gedicht, das folgendermaßen lautet:

„Die Rose blüht, doch birgt sie schon den Wurm,
Der Himmel blaut, nicht ferne droht der Sturm.
Und dort des Stromes dunkelgrüne Fläche,
Nicht lange währt's, daß sie im Schaum sich breche.
Es wogt der reifen Aehren goldnes Meer,
Der Hagel tobt; wie ein geschlagnes Heer
Liegt Garb' an Garbe, Hain und Wald erbrausen,
Wenn Wetterschläge splitternd niedersausen.
Der Rose Wurm entführt ein frischer Wind,
Der Sturm wird glatt, der Himmel lächelt lind,
Der Wald grünt neu, es heben sich die Garben,
Die Wiese prangt in nur noch schönern Farben.
Doch ein Gemüth, von rauher Faust verletzt,
Fühlt tief die Schrift, mit gift'gem Stahl geätzt;
Nicht blüht es neu, gleich Aehre, Wald und Blume,
Geplündert ist's in seinem Heiligthume."

Von Sauter's Poesien wurde nur ein kleiner Theil gedruckt, das Meiste ging, als verzettelt oder an nachlässige und gleichgiltige Empfänger verschenkt, unwiderbringlich verloren. Viele seiner Lieder sind zu Volksliedern geworden, ohne daß das Volk weiß, von wem sie stammen. Sauter klagte oft selbst, wenn ihm bei seinen „wirthshäuslichen Arbeiten" ein Blatt abhanden gekommen war: „Um das is schad', daß es der Wind davon'tragen oder einer g'stohlen hat, — das war ein's von die guten!" — Der auch als Dichter bekannte Dr. L. A. Frankl suchte um die Mitte der 40er Jahre des vorigen Jahrhunderts Sauter zu bewegen, seine zerstreuten Gedichte zu sammeln und in Druck zu geben. Es waren eben einige Freunde bei Frankl zu Besuch, als Sauter hereingehumpelt kam (er hinkte seit 1839 in Folge eines Sturzes von einem Felsen), um wieder einmal einen poetischen Beitrag für die „Sonntagsblätter" zu bringen. Das Gedicht war vortrefflich, und indem man seine wiederholten schönen Beiträge besprach, machte man ihn darauf aufmerksam, er solle seine Gedichte sammeln und drucken lassen. „Ja, wer druckt's denn, d. h. wer zahlt's denn?" meinte Sauter, „ein Buchhändler findet sich dazu nicht, und ich hab's Geld nicht!" „Wie viel Bogen könnte die Sammlung geben?" fragte man ihn. „Zehn gewiß." „Nun gut," sagte Frankl, „wir sind ohne Sie zufällig zehn. Jeder von uns übernimmt die Druckkosten eines Bogens. Ist's recht so, Sauter?" Der aber schaute verlegen drein und sagte: „Ich hab' sie aber gar nit mehr!" „Wo sind sie?" „Versetzt!" „Bei wem?" „Beim Greißler im Hause." „Um wie viel?" „Um fünf Gulden." „Hier sind die fünf Gulden. Bringen Sie das Manuskript!" Freudig bewegt eilte Sauter fort. Nach einer Stunde stolperte er athemlos in's Zimmer, warf funkelnden Auges das ausgelöste, fettfleckige Pfandstück auf den Tisch und rief: „Da is Alles, der Greißler hat fleißig d'rin gelesen und hätt's bald nimmer hergeb'n, wenn i nit g'sagt hätt', daß i's bringen muß. Aber — wie ich mir's am Weg genauer überlegt hab', so ist's vielleicht doch besser, wir lass'n die ganze G'schicht geh'n — i trau mi net!" — Und dabei blieb es über seinen Wunsch, so lang' er lebte.

So mittheilsam, ja plaudersüchtig Sauter sonst war, so verschwiegen und verschlossen blieb er, wenn Herzensangelegenheiten zur Sprache kamen. Indessen kommen in seinen Liebesgedichten verschiedene weibliche Namen, sowie Aeußerungen des herbsten Schmerzes und der wonnevollsten Seligkeit, Ausrufe des Glücks und der Entsagung vor. Beglückte ihn je Gegenliebe? Man weiß es nicht. Das vielsagende Gedicht „Erste und letzte Gunst" läßt jedoch auf einen interessanten Herzensroman schließen:

„Als wir uns jung und unverhofft gefunden,
Von Blüthen überschneit im Wonnemai,
Hat unser süßberauschtes Herz empfunden,
Daß ohne Liebe hier kein Leben sei.
Du gabst die erste Gunst; kein Widerstreben —
Und meine Lippe sog der Seele Kuß.
Da warf die Zeit uns Schatten in das Leben,
Und um die Wonne tauschten wir Verdruß.
Die Jugend schwand, nicht weiser ward das Alter.
Die Sehnsucht floh, die Hoffnung selbst entwich.
Nun fleht die Rose zum verblichnen Falter:
Als letzte Gunst, mein Freund, verlasse mich!"

Und als Sauter am 30. October 1859 in der Todtenkammer lag — er war an der damals in Wien grassirenden und von ihm so sehr gefürchteten Cholera gestorben — erschien dortselbst eine tief verschleierte Dame, kniete an seinem Sarge nieder, betete und schluchzte leise. Dann erbat sie sich mit bebender Stimme eine Haarlocke vom Haupte des verblichenen Dichters, warf noch einen langen Blick auf den Todten und entfernte sich dann mit raschen Schritten. Niemand erfuhr ihren Stand und Namen. Offenbar umschloß also Sauter's Brust ein süßes Geheimniß, das er mit in's Grab nahm. — Ein paar Tage vor seinem Tode hatte der tiefsinnige Dichter, als ob er sein nahes Ende geahnt, sich selbst eine Grabschrift verfaßt, die heute noch auf seinem Grabstein auf dem Friedhofe von Hernols (Vorort von Wien) in verwaschenen Goldlettern zu lesen ist und zu pietätvollem Gedenken mahnt. Sie lautet:

„Viel genossen, viel gelitten,
Und das Glück lag in der Mitten;
Viel empfunden, nichts erworben,
Froh gelebt und leicht gestorben.
Frag' nicht nach der Zahl der Jahre,
Kein Kalender ist die Bahre,
Und der Mensch im Leichentuch
Bleibt ein zugeklapptes Buch,
Darum, Wandrer, ziehe weiter,
Denn Verwesung stimmt nicht heiter." —

Wie viel Schönes, Herrliches hätte dieser unstreitig hochtalentirte Mann schaffen können! Der Feuergeist allein genügt eben nicht, Gewaltiges und Dauerndes hervorzubringen und glücklich zu machen. Das Haupterforderniß ist und bleibt wie im Leben so auch auf geistigem Gebiete: Selbstzucht, Selbstbeherrschung — und die fehlte Sauter vollständig. Er verstand es nicht, mit dem ihm von der Natur verliehenen Pfunde vernünftig zu wuchern und blieb darum ein „verbummeltes Genie". Immerhin gebührt ihm, dem guten, edelherzigen Menschen und prächtigen Poeten, ein freundliches, ehrendes Gedenken.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Im Ruderboote nach Rügen.

Von Max Kempff.

I.

Der Südringwagen widerhallte von dem eifrigen Gespräche. „Ein completter Unsinn“, sagte Jemand mit hoher Stimme. „Das heißt das Schicksal versuchen und sein Leben leichtfertig auf's Spiel setzen. So Etwas ist kein Spiel mehr. Im Juni und Juli, als die Ostsee wie eine Waschwanne da lag, wär's zur Noth gegangen, aber bei diesem Schandwetter und dieser steifen Brise! Tollkühnheit, weiter nichts. Ich passe!“

„Was nennen Sie eigentlich Sport?“ fragte brummend ein Anderer, der offenbar mit dem Rauch seiner Cigarette die Worte verschluckte. „Arbeit im Paddelboot bis Ober-Schöneweide, faule Stippfahrt nach dem nächsten Kaffeelocal? Sport ist doch alles, mein' ich, was kunst- und regelgerecht unsern Körper stählt, was wir in ernstem Spiel aus eigener Kraft vollbringen. Und außerdem“ —

„Jeder Sport hat seine Grenzen, schließlich sozusagen,“ belehrte ihn der Dritte. „Mit dem Automobil kann ich nicht in die Luft fahren“ —

„Unter Umständen aber sehr!“

„Und mit einer Jacht kein Radrennen gewinnen. Andererseits paßt und taugt wieder kein Ruderboot auf's Meer. Alles muß in den natürlichen Schranken bleiben.“

„In den Schranken seiner Kraft und seines Könnens. Wer im Stande ist, sein Ruderboot sicher über's Meer zu bringen, der hat auch die Berechtigung dazu.“

„Na, überhaupt das ganze Lager- und Zelt-Leben!“ ließ sich der Hochgestimmte wieder vernehmen. „Man reibt sich die Knochen wund, schläft in Brennnesseln, und das bißchen Blut, das einem die Mücken lassen, saufen die Ameisen. Rheumatismus ist gratis, und wer bei dem Schandfutter unterwegs nicht zu drei Vierteln verhungert nach Hause kommt, der kann Gott danken.“

Hier begann ein Vierter von der tollen Pracht der Sonnenaufgänge über Flußniederungen zu schwärmen, vom freien Leben des Ruderburschen und der unsäglichen Köstlichkeit zumal spätsommerlicher Streiffahrten. Er schien eine poetische Natur zu sein, denn als ich ausstieg, begann er gerade die Verse herzusagen, die der soeben berühmt und auf acht Tage unsterblich gewordene Mörike für Nekrolog-Feuilletons gedichtet hatte: „Doch siehst Du, wenn der Schleier fällt, den blauen Himmel unverstellt, herbstkräftig die gedämpfte Welt in warmem Golde fließen.“ Aber, wie schon erwähnt, ich stieg jetzt aus, denn Treptow war erreicht.

* * *

Die Lagerfahrten, die dem Engländer der höchste Reiz des Rudersports scheinen, kommen bei uns nur langsam in Aufnahme. Engländer haben im Kanu und im Doppelzweier unsere Flüsse bereits befahren, als die deutsche Ruderei noch in den Windeln lag; und während die englische Literatur Jahr für Jahr lustig-interessante Bücher über's Camping out auf den Markt bringt, kündet bei uns kein Lied, kein Heldenbuch den Ruhm solcher Thaten. Wimmeln müßten unsere Gewässer von leichten Booten, darin frohe Menschen ihre Ferien verleben — denn nichts ist auf der Welt, das den vom Großstadt-Brodem und vom großstädtischen Daseinskampfe zermürbten Körper so erfrischt, so gründlich erneuert wie die Wanderruderfahrt in's Blaue hinein. Das schwache Herz und das Fettherz, die ungenügend mit Sauerstoff gefüllten Lungen, die in trübseliger Schreibstuben-Arbeit geschwächten Verdauungsorgane — zwei Wochen im Ruderboote machen alles wieder gut. Die Indianerfarbe auf Gesicht, Nacken, Armen und Beinen bekommt man als Zugabe obendrein, und die Wohlfeilheit solcher Reise übertrifft die schönsten Erwartungen. Was Wunder, daß es jeden Eingeweihten allsommerlich von Neuem dazu treibt, seinen Urlaub auf dem „feucht verklärten Blau“ zu verbringen! Nur schade, daß der Eingeweihten noch immer gar so wenige sind! Daß statt der Tausend, die vor zehn Jahren Leib und Seele auf den Wellen gesund badeten, trotz aller Mühen doch erst drei- oder viertausend zu uns gehören! Zwanzigtausend, dreißigtausend müssen es sein, liebe Brüder!

Den mit sämmtlichen Hunden gehetzten Ruderer, der Brandenburg und Mecklenburg, Oder und Elbe gründlich befahren hat, lockt es mitunter zu neuen Fernen. Er kennt liebevoll sich und sein Boot, versteht sich auf den Gebrauch der Segelleine so gut wie auf den der Skulls und fürchtet sich vor einer Regennacht so wenig wie vor steifem Westsüdwest. Gefahr und Sturm erziehen den Mann. Leuchtet dann über der gesegneten Erde ein Sommer, wie der von 1904 es war, in lauter großer Schönheit und abenteuerlichem Glanze, dann erwacht wohl die Lust zu besonderer That. Es regt sich kein Lüftchen, das Barometer steht seit Wochen festgenagelt auf 767 — da wird's doch noch acht Tage lang dieser Millimeterziffer treu bleiben, mir zu Liebe! Also führen wir heuer den alten Plan aus! Schiffen wir uns nach Rügen ein! Es wird eine Spazierfahrt werden, weiter nichts. Uebrigens bekommen wir eine Pulle Sect beigestellt, die erst auf Thiessow entkorkt werden darf. Schon dieser Pulle wegen hinaus auf's Meer mit Kreuz und Oriflamme!

* * *

Die steife Westsüdwest-Brise, die unsere liebe Bootshausweide zittern machte, schien warnen zu wollen. Aber nach den schwülen, von keinem Windhauch bewegten Gluthtagen der letzten Wochen deuchte sie der Mannschaft eine angenehme Zugabe, und Paulchen, der ein kräftiger Mann ist und sich daher vor jeder Arbeit scheut, begrüßte sie als günstiges Vorzeichen. Mit straffen Segeln zog der „Deutsche Michel“, unser in nun zehnjährigem Frohndienste erprobter Doppelzweier, seine Bahn. Als wollte er sich für die gründliche Scheuerung und Erneuerung, die man ihm hatte angedeihen lassen, und für den frischen Lacküberzug dankbar zeigen, so fröhlich griff er aus. Lieblicheres als die Faulenzerei auf der Tour kennt kein richtiger Ruderer, und wenn er diesem seinem Nationallaster schon gleich zu Anfang fröhnen darf, dann schreckt ihn selbst die höchste Kilometerzahl nicht mehr. Was thut's, daß bei Hasselwerder die erste Mütze fortgeblasen wurde und mühsam wieder aufgefischt werden mußte; daß ihr gegenüber in Schmöckwitz die nächste folgte und gleichzeitig, Dank einer aufspringenden starken Bö, der Besan glatt durchbrach! Die Fahrt wurde trotz der schweren Havarie munter fortgesetzt. Aeolus galt bei den rudernden alten Hellenen für einen sehr empfindlichen Herrn. In dieser Beziehung hat er sich seitdem offenbar wenig verändert. Die Flüche über sein launisches Betragen, die die Michelmannschaft ausstieß, veranlaßten ihn, ohne vorherige Kündigung in den Generalstreik zu treten und sich auf's Ohr zu legen. Da die Ruderer in allzu blindem Vertrauen auf seine Dienstfertigkeit keine Rollsitze eingesetzt und den ganzen Schiffskörper mit Victualien, geistigen Getränken, Steuermänteln, Kochgeschirren und Zeltstangen ausgefüllt hatten, sahen sie sich, um größeren Unbequemlichkeiten aus dem Wege zu gehen, gezwungen, der Abwechselung halber einmal fünf Kilometer lang zu treideln. Erst dann trat schützender Kiefernwald an den Canal heran, und in seinem Schatten, den die des Abends wirksam verstärkten, konnte das erste Nachtlager aufgeschlagen werden.

Erste Nacht im Zelte! Man hört die hundert leisen Stimmen der Dunkelheit, die alle in fremder Sprache seltsame Geheimnisse erzählen; das linde Raunen der Kiefernwipfel, den halberstickten Schrei der träumenden Vögel und von unten herauf das verstohlene Plätschern der Wasser. Dein Pfühl ist hart: märkischer Sand, über den ein paar alte Mäntel gebreitet liegen! Und doch reckst Du Dich wohlig und meinst durch die Zeltwand Gottes silberne Lampen, die Laternen himmlischer Vierer, schimmern zu sehen. Während Du Dich noch dehnst und auf die ruhigen Athemzüge der Gefährten lauschst, überfällt Dich ganz unvermittelt der Schlaf. Falls ihn das Lärmen der Zillenschiffer nicht stört, hält er Dich bis Sonnenaufgang umfangen. Und Du meinst dann, statt fünf Stunden deren zehn in seinen Armen gelegen zu haben, so merkwürdig erfrischt fühlst Du Dich, und so thatkräftig ist Dir zu Muthe …

Hinter Fürstenwalde liegt stilles Land. Kein Schiff fährt mit uns, und die Einsamkeit der Ufer wird durch ein paar arme Dörfer, ein paar abgelegene Gehöfte nicht gemildert, sondern noch erhöht. Brandenburg, ehe die Großstadt sich in ihm breit machte; uralte, unveränderte Spreewendei. „Nicht im Gewühl, im stillen Tann erwuchsen unserer Vorzeit Riesen“. Wer die Heimath kennen lernen will, darf an ihren sandverwehten Halbwüsten nicht vorübergehen. Man versteht die preußische Geschichte erst, wenn man sich in ihnen umgethan hat. Der zähe Mäkersinn, die fanatische Sparsamkeit, der immer noch ein paar Thaler im Strumpf blieben, wenn Schweden und Kaiserliche, Kroaten und Franzosen das Land ausgiebig gebrandschatzt hatten; die unausrottbare Liebe zur armseligen Scholle — in dieser Umwelt lernt man die Tugenden der Väter doppelt ehren und ihre Fehler lieben.

Weiter hinauf nimmt sich der Friedrich-Wilhelm-Canal stattlicher aus. Er schmückt seine Ufer mit grünem Laub, paradirt vor den Augen der Ruderer mit reichem Wildbestande und beginnt, auf eine gewisse Wohlhabenheit zu pochen. Schade, daß er sie besonders in der ungeheuren Zahl von Schleusen zu Tage treten läßt! Auf 13 km Wasserstrecke sieben solcher verdrießlichen Hindernisse — auch dem geduldigen Ruderer wird's da schwül zu Sinnen. Ein Trost in Thränen ist ja, daß man nur bei Brieskow die hoher geheimräthlicher Einsicht zu verdankende Zweimark-Gebühr zahlen muß. Für die zwei Mark darf gleichzeitig ein Blick auf die Folgen der weinfreundlichen und wasserfeindlichen, jedem gesunden Empfinden also ungemein sympathischen Trockenheit von 1904 geworfen werden. Kaum so viel H_2O war vorhanden, daß unser Michel hindurch konnte. Die großen Pfähle, die sonst der Schifffahrt den Weg weisen, ragten vier bis fünf Meter hoch aus dem kläglichen Wasserrest empor. Und es waren keine ceylontischen Düfte und keine Erinnerungen an die Kirschbaumblüthe in Werder, welche aus der trüben Lache aufstiegen. Die unbarmherzige Sonne kochte den Canal, ohne ihn vorher sterilisirt zu haben.

Drei Kilometer hinter Brieskow ward die Oder erreicht. Hip, hip, hurra! Ergriffen kochte die Mannschaft ab. Große Augenblicke können zumal in unseren Tagen nur durch üppige Festmähler würdig gefeiert werden.

II.

Uebermäßig imponirend trat der märkische Hauptstrom gerade nicht auf. Während Paulchen, der lieber gut frühstückt, als sich unnütz in Gefahren stürzt, seine paar Gedanken auf die Kochtöpfe vereinigte, machte sich die andere Mannschaft daran, den Fluß zu durchschwimmen. Zweckloses Streben! Das Hindurchwaten war bedeutend leichter. Fünfzig Meter vom Ufer ab hatte die Oder erst 80 cm Tiefe. Sie setzte der Fahrt

an sich keine allzu großen Hindernisse entgegen, ihre Strömung beschleunigte sogar den Skullschlag, aber der Steuermann hatte doch allen Anlaß, scharf Acht zu geben. Denn hin und wieder, und just da, wo er es traumversunken wirklich nicht vermuthete, zog sich eine Sandbank quer durch's Wasser. Schwapp, saß der Michel auf, flatterte die rothe Adlerfahne wie ein hülfeheischendes Signal im Winde. Dann galt es, blitzschnell mit dem Paddel zu arbeiten, während der eben noch lustigen Phantasien nachhängende Steuermann sich die Strümpfe ausziehen und über Bord gehen mußte, um das Boot abzubringen. Zögerte man damit, so drehte die Strömung den Michel seitwärts fest in den Sand hinein, und in diesem Falle kam man ohne halbstündige Mühsal nicht davon. Die Ruder selbst konnten dabei nicht gebraucht werden, weil sie immer sofort auf Grund schlugen.

Für all' die Quälerei und die endlosen, weißgebrannten Sandflächen auf beiden Ufern der versiechten Oder entschädigt Lebus, das in stolzen Terrassen aufsteigende. Um Lebus haben sich dereinst Polen und Deutsche die Köpfe blutig gehauen. Hier ragte die schönste Kathedrale im märkischen Lande empor, und hier waren damals warme Sommer wirklich heiß willkommen, weil Lebusens Weinbau daraus reichen Gewinn zog. Die Kathedrale ist verbrannt, die Polen kümmern sich nicht mehr um den alten Bischofssitz, und was den Rebensaft anbelangt, so sind selbst die localpatriotischsten Lebuser allmälig zu der Einsicht gelangt, daß die Hügel um ihre Vaterstadt herum eine sauere Last zu tragen haben.

Hinter Lebus ist historisches Revier, sturmgepeitschtes, gewitterdurchbrülltes. Der Himmel hatte ein entsprechendes Gewand umgehängt, und der Wind pfiff die alte, wilde Melodie von Küstrin, Kunersdorf und Zorndorf. Er heulte um die Bastionen der grauen Feste, wie an jenem dunkeln Novembertage des Jahres 1730, da Hans Hermann von Katte's Haupt in den Sand kollerte und sein „geliebtester Jonathan“, Kronprinz Fritz, dem Schrecklichen zuschaute. Durch den Lärm des Wellenganges schienen die eisernen Worte des unversöhnlichen, schwer gereizten Soldatenkönigs zu dröhnen: „Wenn das Kriegsgericht dem Katten die sentence publicirt, soll ihm gesagt werden, daß es Sr. Königlichen Majestät leid thäte; es wäre aber besser, daß er stürbe, als daß die Justiz aus der Welt käme.“ Küstrin sah heute so trutzig und finster wie nur je aus. Mit aufgepflanztem Seitengewehr erwarteten die Wachen das arme Rudervolk, das der Sturm an die Bastionen herantrieb; zwischen Niedermetzelung und Gefangennahme blieb die bange Wahl. So entschied man sich für schleunige Flucht. Aber mit der Schleunigkeit haperte es, denn das Boot war wieder auf eine Sandbank gelaufen, und vorn stand wieder der unbarmherzige Wind. Da flog das Zeug herunter; Bootshaken und selbst der Großmast mußten zum Staken dienen. Unter verzweifelten Anstrengungen, schrittweise, ward das rettende Civilufer erreicht.

Ueber Küstrins Reize läßt sich Bädeker so liebevoll eingehend aus, daß es Wasser in die dieser Flüssigkeit allerdings sehr bedürftige Oder tragen hieße, wollte man in weitere begeisterte Schilderungen ausbrechen. Eine dumpfe Vorahnung kommenden Unheils, die zunehmende Heftigkeit des Windes und vor Allem der traurige Umstand, daß es in der noch nicht einmal belagerten Festung weder Butter noch Eier zu kaufen gab, dämpften die Begeisterung ohnehin. Wenn Küstrin jetzt schon außerhalb seiner Markttage den Eindruck des Ausgehungertseins macht, wie wird es dann erst im märkischen Port Arthur aussehen, wenn ein neuer Fermor dräuend vor der Feste liegt? ... Von Küstrin an thut sich die Oder auf ihre flachen Ufer viel zu Gute. Der Wind kann sie deshalb mit voller Gewalt bestreichen, und wenn er von vorn kommt und gegen die Strömung wühlt, dann baut er eine so grausame Wacht auf, daß damit verglichen unsere guten Müggel auch an ihren bösen Tagen in der bescheidenen Haltung eines Waisenknaben verharrt. Jede Welle hob das Boot und warf es klatschend zurück: die sprühende Gischt durchnäßte die Mannschaft gründlicher, als es die raffinirteste Dusche hätte besorgen können. Obgleich das letzte bißchen Kraft eingesetzt wurde, gab es kein Vorwärts und kein Rückwärts mehr. Die triefende Mannschaft mußte versuchen, sich an's Ufer heran zu schrauben, wobei sie nun freilich ganz ungeschützt den wüthenden Angriffen der Wasserwucht ausgesetzt war. Welle auf Welle überrollte das Boot; wie Rapphengste mit weißen Mähnen galoppirten sie über die paar Menschenkinder fort, die ihnen unermüdlich die Ruderblätter in die Weichen schlugen. Zähneknirschendes, fanatisches Werk! Pechschwarze Sturmwolken unruhvoll am Himmel hinflatternd, rauschende Finsterniß über'm Flusse, das mächtige Orgeln des Sturmes — wie lächerlich arm und klein ist in solchem Rahmen menschliches Mühen!

Trotzdem ward's erreicht. Das Boot lief auf die Buhne. Aber Niemand sagte ein Wort, Niemand gelüstete es nach Speise und Trank; Alles lag in tiefer Erschlaffung. Und als zwei Stunden später ein neuer Vorstoß gewagt wurde, da schleuderte die Oder das Boot gleich einem Spielball an's andere Ufer. Wie sich leicht und gern das Gute zusammen findet, so traf sich's, daß hier kilometerweit sumpfiges Gelände hinlief. Es war unmöglich, durch den Morast zu kommen, der aus Schlamm und Moder ein Bild der alten verfaulenden Tiefe bot. Nirgendwo ein Baum, ein Gebüsch, ein Faschinenhaufen; nirgendwo Schutz vor den ungebrochenen Stößen des Windes. Das Boot mußte zurück ...

Und es ging zurück. Aber wie! Herrschaften, war das eine Fahrt! Der schwache Kahn hämmerte auf die Fluth, als wollte er jede Niete aus den Eichenplanken herausschlagen. Von der Seite her bemühte sich der Sturm, den Ruderern die Skulls fort zu reißen, und nur widerwillig gehorchte das Steuer dem Führer, in dessen Handflächen sich die Leine mit schmerzhaftem Druck eingrub. Dabei spülten ununterbrochen die Wasser über Bord. Wär's nicht unser braver Deutscher Michel gewesen, der an solche Abenteuer gewöhnt ist und sie nicht krumm nimmt, so hätte es übel ausgehen können. Herrschaften, war das eine Fahrt!

Der Sachverständige braute unverzüglich den tröstenden Grog, wobei er auf den allgemeinen Wassermangel in der Mark und die Unergiebigkeit ihrer Brunnen weise Rücksicht nahm und sich mit etwas mehr Rum begnügte. Ueber'm Spiritusfeuer schmorte eine besonders üppige Mahlzeit; ihr würziger Speckgeruch versöhnte selbst den Steuermann, dem die schwierige Trocknung des bis auf den letzten Faden durchnäßten „Gelumpes“ übertragen worden war. In all' die freundlichen Vorbereitungen drängte sich die Abenddämmerung. Seltsam verwandelte sie das öde Gefild. Durch die Wolkenbarre brach sich purpurn noch einmal letztes Sonnenlicht Bahn und tropfte in schweren Massen nieder. Unruhig verflatterte seine Röthe auf der bewegten Fluth, und es schien, als ginge statt des Lichtes blutige Finsterniß von ihm aus. Ganz hinten im Westen, wo die Gewölkfetzen breit aus einander klafften, loderte düstere Gluth wie von mitternächtigem Feuer empor. Mit Macht weckte das wilde Schauspiel Erinnerungen an jene Mitternacht, da Friedrich II., unfern von hier, im Dorfe Ötscher, ärmliche Rast nach verwirrender Flucht hielt. Kunersdorf war verloren, sein Heer vernichtet. Und in der verödeten Bauernhütte schrieb der große Feldherr, dem sonst niemals der hohe Muth versagte, an seinen Minister Finkenstein: „Alles ist verloren. Retten Sie die Königliche Familie. Adieu für immer!“ ... Doch gemach! Russen und Oesterreicher vertrugen sich schon damals nicht zum Besten; Laudon's Verfolgungsplan fand bei den moskowitischen Verbündeten keine Gegenliebe. König Friedrich konnte mit den Trümmern seiner Macht ungehindert abziehen. Und wie die Oder auf Kunersdorfs Sandheide sah, so blickte sie auch auf Zorndorfs Acker. Unfern von diesem Platz eroberte der einzige Monarch dann seine „Provinz im Frieden“. Da klingte ein anderes Königswort von ihm auf. Als der fruchtbare Oderbruch dem Flusse abgerungen worden war, bemerkte ein Gutsbesitzer, die letzterworbenen 20 000 Morgen gäben ein prachtvolles Vorwerk für eine königliche Domäne. Der Mann mit den Funkelaugen blickte darauf dem uneigennützigen Rathgeber scharf in's Gesicht und erwiderte: „So wie Er würd' ich auch denken, wenn ich ein Gutsbesitzer wäre. Aber ich bin der König; und deßhalb muß ich für neue Unterthanen sorgen.“ Worauf die fetten 20 000 Morgen gleichfalls an Colonisten vergeben wurden.

Man studirt brandenburgisch-preußische Geschichte, wenn man die Oder hinunter nach Rügen fährt.

III.

Im sicheren Port läßt sich's gemächlich rathen. Als Heringsdorf erreicht war, da erkannte die Michel-Mannschaft klar, daß eine Fahrt über's Haff unter keinen Umständen wiederholt werden dürfe. Fünf, sechs Minuten lang war es auf Leben und Tod gegangen. Und dennoch — gerade diese fünf oder sechs Minuten waren die Krone und Würze des Unternehmens gewesen. Man hätte sie jetzt im Angesicht der freundlichen See und des noch freundlicheren Münchener Bieres unter keinen Umständen missen mögen.

Wie schnell die arbeitsvollen, sturmdurchwehten Stunden nun vorüberflogen, da schon das silberne Licht der Erinnerung auf ihnen lag! Hinter Zellin — wißt ihr noch? — bekamen wir den Regierungsdampfer just im letzten Augenblick zu fassen. Widriger Wind tobte über die Oder und grub sich tief in sie ein; bis nach Güstebiese hin lag sie allen seinen Eingriffen frei. Wir hätten liegen bleiben müssen, Tage lang vielleicht, denn weder Skull noch Segel waren bei diesem Wetter zu gebrauchen. In solchen Stunden erkennt man erst, wie gut und nützlich jedem Lande eine Regierung ist. Zumal wenn sie über Dampfer verfügt. Der Würdenträger an Bord nahm den Deutschen Michel in's Schlepptau, und heidi, sausten wie los, faul von der Höhe des königlichen Schiffes aus den rasenden Wellengang und die zierlichen Verbeugungen betrachtend, die der gute alte Raderkasten machte. Das Wasser spritzte am Dampfer empor und ließ keinen Wollfaden der Mäntel trocken, aber unser Poet schrie dröhnend in's Gebrause hinaus, was Lenau's bedauernswerther Faust in einer viel ungemüthlicheren, dafür heldenhafteren Position ruft: „Mach, was Du willst, mit Deiner Sturmesnacht, Du Weltenherr, ich trotze Deiner Macht!“ Unser Philosoph zeigte sich weniger aufrührerisch gesinnt. Dafür hielt er, zwischen dem vierten Korn und der fünften Shagpfeife, ein gediegenes Privatissimum über die Bedeutung des Rudersportes für den Geist. Er erzieht, so legte der Philosoph dar, zur Kameradschaftlichkeit. Ich trinke Ernsten's Kümmel und rauche Maxen's Tabak; und Beide freuen sich dessen kameradschaftlich. Er erzieht ferner zu Kühnheit, überlegener Ruhe, männlicher Thatkraft — wer von Euch sieht mir etwa das Gegentheil an, so lange ich auf dem Regierungsdampfer sitzen darf?

Von Hohen-Saaten an ward die Hülfe eines anderen Regierungsvertreters in Anspruch genommen, damit Jeder auf seine Kosten komme und keine Eifersucht ausbreche. Wer zu dichterischen Vergleichen neigt, der mag getrost die Oder zwischen Hohen-Saaten und Schwedt den märkischen Rhein nennen. Und nicht etwa unter höhnischem Hinblick auf die märkische Schweiz u. s. w.! Smaragden tritt der prächtige Buchen-

wald an's Wasser, klimmt besonnte Hügel hinan und verliert sich im Blau der Ferne. Man summt unwillkürlich Eichendorff-Verse vor sich hin, wenn das wunderliebliche Bild vorbeigleitet. In kurzen Zwischenräumen grüßen behäbige Dörfer mit ihrem geschäftigen Leben herüber; dicht hinter ihnen Allen zieht der Bergwald hin und winkt und lockt ...

Im Nachtquartier bei einem vereinzelt stehenden Weidengebüsch, kurz vor Schwedt, machte die Mannschaft die unangenehme Erfahrung, daß auch böse Menschen Lieder haben können. Während des üppigen Abendessens, das auf einem Laufbrett servirt und vom magischen Licht eines Kerzenstumpfes bestrahlt wurde, lieferte ein Schifferknecht in der Nähe Tafelmusik. Als eigenartiger Künstler hatte er mit der falschen Auffassung gebrochen, daß das Instrument die menschliche Stimme zu begleiten habe; er trat vielmehr für grundlegende Reformen ein und drang auf Trennung der Schlimmgepaarten. Wie alle überragenden Genies ließ er dem Gedanken unverzüglich die That folgen. Zunächst tönte lieblich hell seine Ziehharmonika: sie tödtete die bekanntlich sehr musikalischen Ratten in ihren Schlupflöchern und wurde in Schwedt für das Jammern einer hintergangenen Ehefrau gehalten. Nach dieser Leistung imitirte der Künstler entweder Thierstimmen oder die Heulsirene, worauf dann die Harmonika (lucus a non lucendo) wieder in ihre schrecklichen Rechte trat. So jagten sich Sang und Musik, bis die Ruderer zur Strecke gebracht waren. Schließlich verstummte der Zillen-Orpheus. Daß er indessen auch nach Höherem strebte, bewies er um die vierte Morgenstunde. Zu dieser Zeit hörte die Mannschaft im Zelte den Schottendeckel des Deutschen Michel klappen. Wie von der märkischen Tarantel, der schlichten Wanze, gestochen, sprang Paulchen aus den nicht vorhandenen Federn, seinen versagenden, deßhalb für amerikanische Duelle sehr geeigneten Revolver in der Rechten. Er kam gerade noch zur rechten Zeit, um der Heulsirene eine Flasche mit Danziger Goldwasser abzujagen, die diese Wassernachtigall bereits an ihre beseelte Brust gedrückt hatte. Das mörderische Funkeln des blind geladenen Revolvers jagte dem Fra Diavolo einen solchen japanischen Schrecken ein, daß er nicht einmal zur Ziehharmonika zu greifen wagte, um sich auf diese wirksame, wenn auch unanständige Art zu rächen.

* * *

Ueber Stettin brauten schwere Wolkenmassen, als der Michel einfuhr, und dicke graue Schleier hingen um seine Thürme, als das Boot Tags darauf den Weg nach dem Papenwasser suchte. Die Witterung war entschieden unjammerlich geworden. Im gastfreundlichen Ruderverein Triton hatten sie von der Fahrt über's Haff abgerathen. Aber der Morgenwind wehte gar so verführerisch, und die verhängte Ferne rief. Von den Schiffen, die dem Boot entgegenkamen, tönte ein aufmunterndes Hip, hip, hurra nach dem andern herab. Mochte nun auch strömender Regen einsetzen, mochten hier und da bereits Nebel aufsteigen — es ging zum Ziele, die freundlichen Grüße verscheuchten alle unbehagliche Stimmung, und als der Bugmann einen seiner stets nachdenklichen Ernst und tiefe Melancholie hervorrufenden Witze erzählte, entschloß sich die Sonne, ihn zu verhöhnen. Sie begann zu lachen. Kurz vorm Papenwasser sprang der Wind auf, das Zeug wurde gesetzt und pfeilschnell wie kaum je vorher in seinem abentheuerreichen Dasein schoß der Deutsche Michel voran. Die stolzen Schiffe „Freya," „Swinemünde" und „Iduna" zogen dieselbe Bahn. Mit der „Iduna" konnte das kleine Boot sogar eine Viertelstunde lang sozusagen Bord an Bord liegen, so geschwinde Fahrt hatte es. Die männlichen Passagiere ulkten und warfen Berliner Scherzworte hinab, und die jungen Damen ließen ihre sonntäglich sauberen Taschentücher im Winde flattern. Bis hierher war alles sehr schön.

Zehn Minuten später tastete jedes Mitglied der Mannschaft nach dem bekannten trockenen Faden, den man immer zur unrechten Stunde nicht mehr auf dem Leibe hat.

In breiterem Wasser hatte der Wind an Stärke beträchtlich zugenommen, und das Boot mußte vom Kurse abfallen, um einigermaßen glatt über die Wellen fortzukommen. Noch lag die „Iduna" vorn, noch konnten Leuchtthurm und Baken nach Vorschrift passirt werden, die aufgesteckten Bojen wiesen den Weg. Aber jetzt hatte die Geschwindigkeit des Michel schon etwas Unheimliches. Er zischte nur so durch die Fluth, der Mast bog sich vor dem gewaltigen Drucke der Brise, als wollte er brechen, und Spritzer über Spritzer flog in's Boot. Es begann zu taumeln und sich aufzubäumen; und die Wassermengen, die über Bord platschten und den Innenraum langsam füllten, zwangen es zu einigermaßen ruhiger Gangart. Wirklich ungemüthlich wurde die Sache erst, als in Folge des überreichen Wassersegens beigedreht und die Landung versucht werden mußte. Dabei lag die Küste etwa vier Kilometer entfernt, steuerbords, und um sie zu erreichen, war es nöthig, mit dem bereits halb voll geschlagenen Boote über jede Welle hinweg zu laufen. Jetzt hieß es die Milchzähne zusammenbeißen. Niemand horchte mehr auf die wilde Musik der Wasser, die von den fernen Dünen wiederzuhallen schien, und Niemand hatte mehr einen Blick für die grasgrüne, mit lauter Goldtupfen bestreute Pracht ringsumher. Noch hielten die Schotten dicht, aber das Wasser war bereits bis an den Steuersitz gestiegen. Unser guter Michel konnte nun nicht mehr in die Höhe. Jede Welle drückte ihn mit brutalem Griff tief in die nächste hinein; der Vordertheil bis zum Maste war dauernd überschwemmt. Noch immer lag das Land einen Kilometer weit entfernt — die Columbusse verzweifelten daran, es je zu erreichen. Um den Bug des Bootes aus dem Wasser herauszudrücken, drängte sich die Mannschaft am Heck zusammen. Es war der letzte Versuch. Fünf bange Minuten verrannen ... und dann lag der Michel am Strande, versoffen wie nur je ein Kalischacht oder ein Heurigentrinker. Was noch irgend hineinging, das schlug die Brandung hinzu. „Alle Mann heraus!" Nässer als er bereits war, konnte keiner mehr werden. So hüpfte man froh und geschwind über Bord; das Segel schlug herab, die Skulls, Mäntel und Taschen flogen an Land. Man war gerettet, aber man war schiffbrüchig und sah sich genöthigt, ergebungsvoll am wüsten Strande liegen zu bleiben, bis der Wind sich gelegt hatte. Er dachte indeß zunächst gar nicht daran. Die ganze Nacht hindurch heulte der Sturm mit Wuth über Land und Meer, heulte am nächsten Morgen fort und peitschte die Brandung immer höher. Sechsunddreißig Stunden lang währte der unfreiwillige Aufenthalt. Jeder Versuch, das Boot zu Wasser zu bringen, mißglückte; es schlug sofort voll.

Ein Anderes ist es, vom Lloyd- oder Packetfahrt-Schnelldampfer in die erregte See hinab zu schauen und über die lieben Märchen von den haushohen Wogen zu lächeln; ein Anderes, auf schwankendem und gebrechlichem Boot über scheinbar nur leicht bewegte Fluth hin zu rudern. Sie täuscht und lügt; sie brandet kaum an die Küste heran, zeigt keine Weißköpfe, und so bald man, ihr vertrauend, den Uebergang wagt, füllt sie den Nachen säuberlich bis oben. Hinter Steinort, nicht mehr weit von der Kaiserfahrt, besorgte eine einzige große Welle dieß Geschäft. Strichweise nur rückte das schnell herum geworfene Boot dem Lande näher, das in solchen Fällen die einzige Rettung des Ruderers ist; der letzte Schweißtropfen, das letzte bißchen Muskelkraft mußte hergegeben werden, um eine lächerlich kurze Wegstrecke zu überwinden. Das Spiel ward fortgesetzt, als Osternothafen erreicht, Heringsdorf unter den Segenswünschen der in Masse versammelten Badegäste verlassen worden war. Steifer Nordwest; Wellen, die höher als im Haff gingen, sich aber doch nicht so gefährlich ausnahmen; einsetzender Regen: Koserow; unendlich mühseliger Kampf mit dem feindseligen Winde, krachendes Aufschlagen des Bootes, wenn die Wellen es anderthalb Meter hochgehoben hatten und nun wieder herunterfallen ließen; zollbreites Vorrücken, steigender Wasserstand im Boote, dabei keine Möglichkeit, an Land zu gehen, weil bei der leisesten Wendung des Steuers die nächste Woge dem Kahne den Rest gegeben hätte.

Die Insel Ruden muß gesegnetes Land sein, denn sie ist schwerer als Kanaan zu erreichen. Hätte der Wind nicht gegen Morgen abgeflaut, so wäre der Deutsche Michel kurz vorm Ziele umgekehrt, trotz alledem. So aber ließ sich die Abfahrt gut an — erst draußen begann die alte Geschichte von Neuem. Was der Südwest nicht that, das vollendete der Sand: von der Festlandspitze bis Ruden ist die ganze Wassergegend so versandet, daß das Boot drei bis vier Kilometer von der Insel entfernt mehrfach auflief und nur nach unsäglicher Plackerei wieder flott gemacht werden konnte. Nein, Ruden ist gesegnetes Land. Es hat zwar nur für eine magere Kuh Weide genug, und der Kohl, den die Lootsen bauen, dient hauptsächlich zur Raupenmast — doch diese Lootsen sind Prachtkinder Gottes, und ihr Flaschenbier sucht seines Gleichen. Erst zu später Stunde ward die politische Unterhaltung mit ihnen abgebrochen. Einer von ihnen prophezeite beim Abschiede, daß der Michel mit Mann und Maus ersaufen würde, und der zweite erklärte, sogar für fünftausend Mark in dieser Nußschale nicht mitthun zu wollen. Da keine fünftausend Mark vorhanden waren, mißlang es, ihn wortbrüchig zu machen. Die märkischen Ruderer schwammen gottesfürchtig und dreist am nächsten Morgen durch die sanft aufrauschende Salzfluth nach Thiessow hinüber. Kaum eine Welle regte sich, und im Paradeschlage lief das Boot bei der Lootsenstation an Land. Am Ziel darf man sich so etwas leisten. Der Steuermann hielt ausnahmsweise eine sehr kurze Ansprache, unterm Jubel der herbeigelaufenen Badegäste ward die Fahne des Märkischen Rudervereins geschwenkt und abermals hip, hip, hurra geschrieen.

Die Pulle Sect, die aus allen Schiffbrüchen und aller Seenoth heroisch gerettet worden war, hat diese festliche Stunde nicht überlebt.

Aus der Hauptstadt.

Aus unseren Kunstsalons.

Im „Künstlerhause", wie bei Schulte giebt's außer den Gebhardt's und Lenbach's auch sonst noch Interessantes. Hugo Struck, der treffliche Menzelradirer, debutirt in der Bellevuestraße vor der Oeffentlichkeit als Maler. Vor der Oeffentlichkeit, denn im Stillen hing sein Herz immer an Pinsel und Palette. Zu Beginn seiner Künstlerlaufbahn rieth man ihm aber, lieber als Schwarzweiß-Künstler sich auszubilden, was er denn auch bei Unger in Wien that. Mit welchem Erfolge, das ist bekannt. Und die ihm damals so riethen, die meinten es gut mit ihm. Besser, als er selbst. Denn wenn er jetzt zur Malerei zurückgekehrt ist mit heißem Bemühen, so hat er, wenigstens mit dem großen Gemälde „Adam und Eva", das er, als die Frucht

mehrjähriger technischer Studien, im „Künstlerhause“ zeigt, nur bewiesen, daß ihm das fehlt, was den Maler erst macht — das rein malerische Empfinden. Worauf seine mühsamen Studien sich richteten, das war, die Technik der Alten, der Cranach und Dürer, herauszubekommen, ihre Technik der Untermalungen und Lasuren. Größere Durchsichtigkeit der Fleischtöne vor Allem hoffte er so zu erreichen. Nun hängt es da, das große stylisirt-decorative Bild mit den zwei nackten Menschen auf tiefdunklem eintönigem Hintergrunde; hängt da als ein Beleg dafür, daß dieser erste Versuch zum mindesten coloristisch mißglückt ist. Was hilft mir die „Durchsichtigkeit“ der Haut, wenn ihre Färbung sich nicht natürlich ausnimmt, wenn unter dieser Haut, namentlich beim Adam, der zudem unangenehm gelb ausgefallen ist, keine Muskeln und Sehnen und Knochen stecken, sondern irgend eine weiche Materie. Struck äußerte, er würde Besseres später wohl zu Stande bringen. Dann hätte er mit dem Ausstellen bis dahin warten sollen. Und ringsum hängen einige der schönsten Radirungen Struck's: ein Vergleich dieser Blätter mit der großen Leinewand legt einem den Wunsch nahe, der Künstler möchte doch von Pinsel und Palette wieder zur Nadel, zum Stichel und Aetzwasser zurückkehren; er wirkt mit ihnen viel malerischer, als mit den Oelfarben.

Und dann: bei Schulte ist jetzt ein ebenfalls stylisirt gegebenes erstes Menschenpaar von Hans Thoma zu sehen. Welch' anderen Eindruck macht dieses! Und dabei ist es augenscheinlich in der von Struck so heiß umworbenen Untermalungstechnik der Alten gemalt. Er hätte also nicht einmal den Trost der Wiedererweckung eines alten Recepts für sich.

Einem anderen Radirer begegnen wir bei Schulte. Es ist Stauffer-Bern, von dem fünf Blätter zu sehen sind, mit denen er den Nachweis zu liefern suchte, daß man auf diesem Wege sehr wohl auch Kupferstich-Effecte erzielen und dabei doch geistvoll bleiben könne. Man muß es eben nur können und auch — geistvoll sein.

Dann sind da von Rudolf Schick, dem Schirmer-Schüler, gegen 40 Oelgemälde, Aquarelle, Studien und Entwürfe, zu sehen. Sie beweisen, daß er seinem Lehrer — ohne übrigens ihn je zu erreichen — viel mehr verwandt war, als seinem großen Freunde Böcklin, und daß seine Tagebuchaufzeichnungen über den Meister, der ihn mit seiner Freundschaft beehrte, uns den Verfasser viel näher bringen und schätzenswerther machen, als all' diese conventionellen Malereien, mit denen er immer nur im Vorhofe zur hohen Kunst geblieben ist.

Der sie meisterte, die hohe Kunst, Arnold Böcklin selbst, ist auch auf dieser Ausstellung vertreten. Mit einigen Zeichnungen und Bildern, von denen manches schon bekannt ist. So der dunkeltönige „Frühlingsabend“ aus dem Jahre 1879 mit der wundervollen elegischen Stimmung, in der zwei Dryaden dem Syrinx blasenden Pan zuhören; so auch das noch bekanntere Bild von 1884, wo zwei humorbeseelte „Faune“ in die beschauliche Betrachtung einer schlafenden Quellnymphe vertieft sind, und andere Bilder noch. Aber wohl zum ersten Male gelangt hier die im Besitz der Gräfin Zeppelin-Aschhausen befindliche „Frühlingslandschaft“ aus dem Jahre 1865 zur Ausstellung. Ganz helltönig, mit äußerst sorgfältiger Zeichnung in den Figuren, reizvollen Maipfeifen schnitzenden Kindern, und im Landschaftlichen, das viel Frühlingsonniges ausstrahlt. Noch älter ist die Skizze „Der Teufel in der Waldschmiede“, wie er sich die Hufe beschlagen läßt. Sie stammt aus der weimarischen Zeit Böcklin's und galt lange für verschollen. Nun ist sie wieder aufgetaucht. Auf der Rückseite trägt sie die Notiz, daß außer Böcklin auch Lenbach und Begas an ihr gemalt hätten. Die Richtigkeit dieser Angabe wird heute beanstandet. Indessen der nackte Schmiedegesell links scheint mir doch unverkennbar den Charakter Lenbach'scher Malweise zu zeigen. Freilich einer aus einer etwas späteren Zeit. Aber warum sollte er nicht bereits damals gelegentlich eine Manier angewandt haben, die in der Folge vor Allem für ihn bezeichnend geworden ist?

* * *

Zu den vielen schon vorhandenen Kunstsalons hat sich ein neuer gesellt. Er wurde jüngst in der Ludwigkirchstraße in Wilmersdorf eröffnet und sein Begründer und Inhaber ist Richard Mutz aus Altona, der „Keramik-Mutz“. Es ist kein gewöhnlicher Kunstsalon, denn er steht mit einer keramischen Kunstwerkstatt in Verbindung und dient vor Allem als Ausstellungslokal für deren Erzeugnisse. Die „Mutz-Keramik“, insonderheit die Mutz'schen Blumengefäße erfreuen sich schon längst in Fachkreisen aller gebührender Anerkennung und die seit bald 170 Jahren bestehende Stammwerkstatt in Altona gehört überhaupt zu den besten des Reiches. Das Material, das Mutz für seine Vasen, Töpfe, Schalen in erster Linie, dann für Leuchter, Aschenbecher, Schreibzeuge u. s. w. verwendet, ist Scharffeuersteinzeug, vielleicht bekannter unter dem französischen Namen „grès“. Schon um seiner absoluten Dichtigkeit und seiner großen Härte willen das denkbar beste Material für eine keramische Zweckmäßigkeits-Kunst. Mutz kennt keinen anderen „Styl“, als den der Zweckmäßigkeit. Damit sind ihm die Formen und die Art der Ausschmückung seiner Gebrauchsgegenstände ein für alle Male, unabhängig von jedem „Modegeschmack“, vorgezeichnet. Besonders bezeichnend sind hierfür die verschiedenen Arten Blumengefäße. Bei aller Vielseitigkeit sind die Formen immer einfach, ihr Decor schlicht, und doch wirken sie durchaus auch als Zierstücke. Das Decor besteht fast ausschließlich aus Ueberglasuren; und zwar nicht eintönigen, sondern farbig durchflossenen, wodurch sich die Gegenstände der Umgebung — den Tapeten, Tischdecken u. s. w. — besser anpassen. An die natürliche Umgebung auch der Pflanzen und Blumen denkt Mutz, nach altjapanischem Vorbilde, bei dieser farbigen Ausschmückung der Gefäße. Diese Umgebung besteht doch wohl aus Erde, Felsgestein, Sand, Moos, Holz u. dgl. Und so sucht der Künstler gewissermaßen in seinen Blumengefäßen einen stylisirten Erdboden zu schaffen. Manchen werden diese Formen zunächst als „plump“ erscheinen, diese meist dunklen Farben, diese stumpfen, d. h. nicht glänzenden Glasuren als wenig „elegant“. Aber bald gewöhnen sie sich daran und überzeugen sich zudem davon, wie zweckmäßig und gleichzeitig doch künstlerisch schön diese Gefäße und Geräthe sind. Hier haben wir endlich einmal wirklich allen Anforderungen der modernen Kunstbewegung im Geiste eines Styls der Zweckmäßigkeit entsprechende Technik und Ornamentik. Daß diese Erzeugnisse auch viel billiger sind, als die einer originalitätssüchtigen Luxuskunst, wie wir sie eben z. B. wieder in der Ausstellung der „Wiener Werkstätte“ im „Hohenzollernkunsthause“ durch die Professoren Josef Hoffmann und Koloman Moser vertreten finden, ist selbstverständlich.

Die Mutz-Keramik ist eine aus dem Boden des Handwerks erwachsene Kunst für's Volk im besten Sinne des Worts. Und es ist erfreulich, daß die Nachfrage danach so groß geworden, daß Mutz sich veranlaßt sah, eine Kunstwerkstatt nunmehr in dem von Künstlern, namentlich von Bildhauern so stark besiedelten Wilmersdorf zu begründen. In jüngster Zeit hat er begonnen, als Decor auch die Plastik zu verwenden; aber immer in ganz bescheidenem Maße. So arbeitet er, u. A. auch für die Zwecke architektonischer Ornamentik, für die sich ja das Steinzeug besonders eignet, mit den Bildhauern Barlach und Engelhardt zusammen, von deren meist stylisirten Rundfiguren und Reliefs übrigens zur Zeit in dem „Mutz-Salon“ eine ganze höchst interessante Sammlung zu sehen ist. Zwei andere Künstler haben sich ihnen mit einer Reihe von Werken angeschlossen: die Maler Leipold, der in eigenartiger Technik die Schönheiten des Oceans und die Nordseehäfen schildert, und Arnold Metz, der was von Thoma und von Haider hat, übrigens auch als Plastiker mit Glück sich versucht hat.

J. Norden.

Offene Briefe und Antworten.

Kriegsministerium
Nr. 1746. II. C.

Dresden, den 29. October 1904.

Die in dem Artikel „Neues im Uniformwesen“ der Nr. 41 Ihrer Wochenschrift enthaltene Behauptung über Uniformänderungen in der sächsischen Armee ist unzutreffend.

Die Schriftleitung wird deshalb unter Bezugnahme auf § 11 des Preßgesetzes ersucht, die nachfolgende Berichtigung in der nächsten Nummer der Wochenschrift „Die Gegenwart“ abzudrucken.

„Berichtigung.

Die in dem Artikel „Neues im Uniformwesen“ der Nr. 41 (Seite 237) aufgestellte Behauptung über Uniformänderungen in der sächsischen Armee entspricht nicht der Thatsache; es ist weder dem Leib-Grenadier-Regiment Nr. 100 weißes Lederzeug, noch dem Feldartillerie-Regiment Nr. 12 die weiße Gardelitze verliehen worden. In Folge dessen entbehren auch die weiteren hierauf bezüglichen Ausführungen jedweder Begründung.“

Königlich Sächsisches Kriegsministerium.
Frh. von Hausen.

An
die Schriftleitung der Wochenschrift
„Die Gegenwart“
in
Berlin.

Zur gefälligen Beachtung.

Alle **geschäftlichen** Angelegenheiten, besonders die Versendung von Beleg-Exemplaren, die Honorirung u. dgl., erledigt **ausschliesslich der Verlag**, Berlin W 30, Motzstr. 30 I. Man wolle bezügliche Anfrage **nur an ihn** richten.

Dagegen sind Manuskripte, Bücher, **redactionelle** Anfragen etc. stets an **Richard Nordhausen**, Berlin W 30, Gleditschstr. 6, zu senden. Für pünktliche Erledigung kann sonst nicht Gewähr geleistet werden.

Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W 30, Gleditschstr. 8. Expedition: Berlin W 30, Motzstr. 30 I. Druck von Hesse & Becker in Leipzig

№ 46. Berlin, den 12. November 1904. 33. Jahrgang. Band 66.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W 30. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Wer zahlt die Zeche?

Die Ausschüttung der Masse und die Vertheilung der Dividende steht bevor. Preußen soll der Dresdener Bank rund 245 v. H. für jede von ihr erworbene Hibernia-Actie, den Einstandspreis, zahlen; die ehrlichen Makler an der Hedwigskirche wollen sich mit fünf v. H. Commissionsgebühr begnügen. Fünf Procent sind ja gewiß nicht viel für das Risico, die Arbeit, den Aerger und den Verlust an werthvollen geschäftlichen Beziehungen, den der Schaaffhausen'sche Bankverein, Dresdens Verbündeter, durch die Actien erleiden wird. Unser Landtag möge großmüthig sein und die geforderte Vergütigung bewilligen. Sie ist ein kleines Schmerzensgeld, nicht mehr. Weitere Zahlungen aber sind durchaus abzulehnen.

Möller's Hiberniaträume haben ja zahlreiche Gegner auf den Plan gerufen, daß es Verschwendung scheint, ihre Reihen noch zu verstärken. Just diejenigen, die den Minister aus politischen Gründen stützen sollten und ihm Dank schulden, bekämpfen ihn mit schöner Raserei. Gewiß, er hat dem absolutesten Selbstherrscher unserer Zeit, dem Großcapital, einen kleinen Streich spielen wollen; aber warum dringen die Allmächtigen darauf, ihre Rache unverzüglich zu büßen? Sie schmeckt ja als kalte Schüssel besser. Daß sie dem Manne, der ihnen die Börsengesetz-Reform als Tribut darbrachte, wegen einer kleinen Vasallen-Irrung den Hals zu brechen beabsichtigen, ist vielleicht tactisch klug; die Sporen werden schrecken. Indessen erleichtern sie ihm andererseits durch die Ausbrüche ihres Hasses den Verkehr mit der Kammer. Aus Abneigung gegen sie, aus zwar nicht ganz gesundem, doch erklärlichem Instincte heraus, werden die preußischen Volksboten Herrn Möller nunmehr vielleicht das bewilligen, was im Interesse des Landes nicht bewilligt werden dürfte. Der Handelsminister hatte die Schlacht auf der ganzen Linie verloren. Der Vorstoß war gescheitert und die Excellenz zu Grunde gerichtet — nun aber ist es möglich, daß der Börsenzorn gegen Möller das Abgeordnetenhaus veranlaßt, ihm den Rücken zu decken und aus unpolitischen und unsachlichen Erwägungen heraus den Ankauf der zu Wucherpreisen erworbenen Hiberniapapiere zu genehmigen.

Weder der innere Werth der Actie, noch das augenblickliche Erträgniß des Werkes oder seine Zukunftsaussichten rechtfertigen den Cours von 245. Möglicher Weise wäre der Einfluß, den die Regierung als alleinige Herrin der Hibernia auf Kohlenpreis und Kohlenförderung, auf die Syndikatsmaßnahmen hätte ausüben können, möglicher Weise wäre diese Machtstellung 245 v. H. werth gewesen. Dafür aber, daß der Staat den Privatinteressenten gegenüber in der Minderheit bleibt, ist der Preis um mindestens 80 v. H. zu theuer. Wir bekommen — kein Zweifel daran — über kurz oder lang die Actie billiger. Deßhalb versehen wir uns von den guten Hausvätern, als die wir Preußens Abgeordnete kennen, trotz alledem, daß sie nicht leichtfertig unser gutes Geld zum Fenster hinaus, in die Cassenschränke hinter der Hedwigskirche werfen. Wer eine Risicoprämie heischt, giebt damit zu, daß er mit dem Risico gerechnet hat und bereit gewesen ist, es gegebenen Falles zu tragen. Der Fall ist jetzt gegeben. Hier müssen alle Parteirücksichten schwinden, hier handelt es sich bloß noch um ein Geldgeschäft, das dem Lande schweren Verlust bringt und bei dem deßhalb alle Gemüthlichkeit aufhört. Will die Kammer Millionen fortwerfen, so gebe sie sie den Fischern auf der kurischen Nehrung, den Abgebrannten von Ilfeld, den bedrängten Kleinschiffern und anderen bedürftigen Unglücklichen. Der Hochfinanz jedoch sei recht, was allen Verspeculanten billig ist: Die Begräbnißkosten für einen todten Wechselbalg hat allemal der Vater zu entrichten. Wir zahlen die Hiberniazeche nicht, jene Zeche, welche Herr Möller und die Dresdener Trinkgenossen im vergnügten Rausche gemacht haben.

Caliban.

Der Widerstreit zwischen deutschem Staats- und Fürstenrecht.*)

Von Kurd von Strantz.

Die Allmacht des modernen Staates und der demokratische Zug der Zeit scheinen die Irrgänge des alten Reichsfürstenrechts und die Erfordernisse der Ebenbürtigkeit des

*) Rehm, Modernes Fürstenrecht, München 1904, Schweitzer. Der fachgelehrte Verfasser giebt einen klaren, durch die hausgesetzlichen Beweisstücke mit reicher Stofffülle fest umrissenen Ueberblick über den höchst zeitgemäßen Gegenstand, der eng mit der Entwickelung der deutschen Bundesstaaten verknüpft ist, so daß die Lösung dieser zugleich staatsrechtlichen Fragen in gemeinverständlicher Fassung auch dem Rechtsunkundigen erleichtert wird. Die Scheidung vom Recht des unterthänig gewordenen hohen Adels ist berechtigt, doch unterschätzt er die Rechtswirksamkeit der Privatautonomie der ehemals reichsunmittelbaren standesherrlichen Geschlechter und deren Gleichberechtigung, mindestens so weit sie dynastischer Herkunft sind. Das Eindringen bloß uradliger oder gar bürgerlicher Familien in den hohen deutschen Adel, wie der Fugger, Thurn und Taxis und Orsini-Rosenberg hat freilich die volle Ebenbürtigkeit beeinträchtigt.

hohen Adels als überlebt zu betrachten und sich mit dieser Anschauung im Rechte zu befinden. Indessen die Buntschecktigkeit der deutschen Kleinstaaterei mahnt uns allein in drei noch nicht ausgetragenen Fällen, die staats- und fürstenrechtliche Vergangenheit doch noch als lebendig anzusehen, da aus ihr staats- und civitrechtliche Folgen fließen, deren Wirkung im Rechtswege sich noch heute fühlbar macht und deren Rechtskraft erzwungen werden kann. Die deutschen Herrscherhäuser stellen noch selbstständige Mächte im Staatsleben dar, deren Gleichberechtigung mit den regierten Staaten und deren Volksvertretungen verfassungsmäßig begründet ist.

Auch erschöpft sich die Betheiligung an der Staatsgewalt keineswegs in der Ausübung der Regierung durch den Landesherrn als Oberhaupt des fürstlichen Geschlechts. Die hausgesetzlich bestimmte Familiengewalt kann das eigne Recht der Mitglieder der landesherrlichen Familien am Thron und Hausvermögen nicht beeinträchtigen, was selbst im absoluten Staate nicht der Fall war. Auch bildeten Kaiser und Reich damals eine Schranke und entscheidende Instanz, die seit 1806 und damit durch Erlangung der vollen Souveränität fortgefallen sind. Das neue Reich hat wohl die Bundesstaaten in ihrer Machtvollkommenheit beschränkt, nicht aber das Thronrecht der Familienanwärter angetastet. Hier zeigt sich daher staatsrechtlich die volle landesherrliche Souveränität, die ja sonst völkerrechtlich im entschlafenen deutschen Bund bei der thatsächlichen Schwäche der Mittel- und Kleinstaaten kaum zur Geltung kam. Das Recht am Thron und in einigen Bundesstaaten sogar am Kammergut, d. h. am staatlichen Forst- und Gutsbesitz, steht der landesherrlichen Familie als solcher zu, ohne daß der Staat oder auch der Herrscher selbst als Familienhaupt ihr und den einzelnen Mitgliedern diese Befugnisse ohne Rechtsbruch zu kürzen vermag.

Kaiser und Reich, wie auch die Fürstenrevolution von 1803 und 1806 unter beschämender französischer Mitwirkung, und schließlich das anerkannte Kriegsrecht von 1866 haben wohl Reichsfürsten entsetzt und die Nachfolge ihrer Geschlechter gesetzlich aufgehoben. Aber das Beispiel der gewaltsamen Vertreibung durch das beherrschte Volk selbst, wie es die Stuarts in England und die Bourbonen in Frankreich, jüngst die Obrenowitsch — freilich höchst zweifelhafter Herkunft — in Serbien erfahren haben, hat bei allem jahrhundertelangen Wechsel der regierenden Familien in Deutschland keine Nachahmung gefunden, obwohl die trübe Rheinbundszeit selbst dem größten deutschen Staatsmann seiner Zeit und würdigen Vorgänger Bismarck's, den Freiherrn von Stein, zur Forderung der Entfernung des gesammten Fürstenthums unter Ueberlassung seines Besitzes an Oesterreich und Preußen veranlaßte. Freilich wurde diese Art der Schaffung zweier deutscher Großstaaten, die doch nicht den bis heute unerreichten Einheitsstaat des gesammten Volksthums in Europa in's Leben rufen konnte, mehr in den Kreisen der Regierenden erwogen. Das Volk begehrte nur die Herstellung der alten deutschen Reichsgrenzen, um die es betrogen wurde. Auch 1871 brachte uns nicht die Erfüllung. Obwohl gerade die Rheinbundsfürsten die wirklich altangesessenen und angestammten kleineren Standesgenossen bei der großen „Heimramschung“ zu ihrem Vortheil beseitigten, erfolgte in den Befreiungskriegen kein Rückschlag, der in ausgleichender Gerechtigkeit nunmehr auch diese Throne von des Corsen Gnaden zu Gunsten des Einheitsstaates umwarf.

Ja selbst das harte Präfectursystem eines Montgelas erzeugte im frischzusammengeschweißten Neubayern ein einheitliches Staatsgefühl, das völlig ungeschichtlich die dynastisch-monarchischen Gesinnungen der eben gewonnenen Unterthanen in bisher unbekannte bajuvarische Fesseln schlug. Die Stärke dieser keineswegs angestammten Empfindungen spürt das neue deutsche Reich noch heute manchmal unliebsam am eigenen Leibe. Jedenfalls stimmt das fraglose Thronrecht der erlauchten Geschlechter mit dem allgemeinen Volksgefühl überein, wie schädlich es auch dem Einheitsstaate und daher der Macht unseres Stammes sein mag.

Der monarchische Sinn ist sogar stärker als das Nationalgefühl, das den Einheitsstaat heischen muß, da gerade die dynastische Zersplitterung stets die Schwäche Deutschlands bedeutet hat. Indessen, wie früher der absolute Herrscher, so greift jetzt der moderne Staat gelegentlich in den privaten Rechtskreis der landesherrlichen Agnaten und führt einen Gegensatz herbei, dessen Ausgleich nicht immer leicht ist. Den Mitgliedern einer regierenden Familie steht unzweifelhaft das Recht am Thron als unveräußerlicher und erblicher Besitzanspruch zu, den eine Staatshandlung auch unter Zustimmung des Landesfürsten als Familienhaupt nicht beseitigen kann. Als Dienstherr der Beamtenschaft wird das Staatsoberhaupt die Volksvertretung gefügiger finden als die in ihren etwaigen Rechten gekränkten Agnaten, die ihm verwandtschaftlich vielleicht ferner stehen.

Die Mitherrschaft der Landtage hat die fürstliche Macht wohl formell eingeengt, thatsächlich aber erheblich gesteigert. In Wirklichkeit bildete das redliche und tüchtige Beamtenthum im absoluten Staate die Regierung, so daß ein wohlgesinnter Landesherr an dessen Meinung gebunden oder von ihr geleitet wurde. Die Einschiebung der parlamentarischen Mitwirkung an der Gesetzgebung und Landesverwaltung zwingt den Fürsten zur Einflußnahme auf die Mitglieder der Landtage und macht ihn bei einiger Geschicklichkeit zum Herrn der Lage. Die überragende Stellung des gegenwärtigen Kaisers beruht auf diesem Verhältniß, das man unrichtiger Weise mit vielleicht vorhandenen selbstherrlichen Neigungen erklärt. Selbst im parlamentarisch regierten England hatte sogar eine Frau, die kluge Königin, einen beträchtlichen Einfluß auf die Regierung. Daher ist auch jetzt der Staat in Gemeinschaft mit seinem fürstlichen Oberhaupt im Widerstreit der Thronrechte der mächtigere Theil. Auch der Lippe'sche Thronstreit beweist diese Thatsache.

Der verstorbene Fürst zur Lippe-Detmold hatte nicht im Einvernehmen mit dem Landtage die Schaumburger Nebenlinie eingesetzt, sondern in einer geheimen, letztwilligen, unverbindlichen Verfügung, so daß der nächste Agnat, der nunmehrige Grafregent, die Vormundschaft und Landesverwesung unter Zustimmung des Landtages übernehmen konnte. Hätte der verstorbene Fürst die Regentschaft bei Lebzeiten gesetzlich geordnet, wäre der Ausschluß der Biesterfelder Agnaten nicht unmöglich gewesen, wie in Schwarzburg-Rudolstadt ein unebenbürtiger Verwandter mit vollem Titel in das landesfürstliche Haus und in die Nachfolge landesgesetzlich aufgenommen worden ist, wodurch ohne Zweifel agnatische Rechte fremdherrlicher Anwärter, wie der Stollberg-Stollberg verletzt wurden. Ja sogar Schwarzburg-Sondershausen hat dem Prinzen v. Leutenberg das Erbrecht beim bevorstehenden Aussterben des Mannesstammes dieses alten Geschlechtes zuerkannt, das schon einen mittelalterlichen Kaiser in seinen Reihen zählte. Freilich kamen in Baden die unebenbürtigen Grafen v. Hochberg in gleicher Weise zur Regierung, als der letzte echte Zähringer starb.

Auch die beiden bürgerlichen Stammesmütter haben das Fortblühen des altfürstlichen Hauses Anhalt nicht gehindert, obschon sie den Anlaß zu der kaiserlichen Wahlcapitulation gaben, daß künftighin die Kaiser eine solche Anerkennung nicht mehr aussprechen durften ohne Genehmigung der Churfürsten und des Reichsfürstenrathes. Bald drängten sich aber die Napoleonischen Emporkömmlinge der Bonaparte Bernadotte und Beauharnais in die großen regierenden Familien Europas, die mit Ausnahme der Bourbonen doch sämmtlich deutscher Herkunft waren. Der Streit im Hause Lippe-Detmold war übrigens nur aufgeschoben, und die Sachlage hatte sich bereits für die Person des verstorbenen Grafregenten selbst wesentlich verschlechtert, als sich die Voraus-

setzung des Dresdener Schiedsspruches unter Vorsitz des hochseligen Königs Albert von Sachsen als irrig erwiesen hat. Modeste v. Unruhe, die Biesterfelder Stamm-Mutter, gehört nicht der bekannten Uradelsfamilie an, sondern deren Vater scheint unehelicher Abstammung gewesen zu sein.

Schlimmer liegt jedoch die Sache für die Erbfolge der Kinder des Grafregenten, über die die Dresdener Entscheidung absichtlich nichts bestimmt hat. Hier kommen nicht nur die Schaumburger, sondern die vorberechtigten erbherrlichen lippeschen Linien Wettbewerb in Frage. Die Gattin würde als Gräfin Wartensleben für die Lippe's, die fast stets im niederen Adel ihre Gemahlinnen fanden, sicherlich nicht zu beanstanden sein, wenn nicht ihre Mutter eine reiche deutsch-amerikanische Handwerkerstochter gewesen wäre, deren Ehe schon der Wartensleben'schen Familie mißfallen hat. Der Schneider Halbach aus Philadelphia gehört jedenfalls nicht zum stiftsmäßigen Adel, wenn auch seine männlichen Nachkommen im deutschen Heer und in der Diplomatie dienen. Eine gewisse Ebenbürtigkeit muß im hohen Adel, sofern er noch regiert, thatsächlich verlangt werden. Daher hat der Großherzog von Baden, der selbst einem unebenbürtigen Zweig der Zähringer entsprossen ist und persönlich als vorurtheilslos gilt, doch seiner Zeit dem ältesten Sohne des Grafregenten die dem Vertreter eines regierenden Hauses sonst gebührenden Ehren beim Leichenbegängniß einer Detmolder Lippe versagt, wo sein Erscheinen als nächster agnatischer Verwandter fraglos berechtigt war.

Diese Begebenheit hat bereits den Weg gezeigt, wohin die Gegnerschaft wider das sonst unbestreitbare Erbrecht der Biesterfelder zielt. Doch ist es nicht ausgeschlossen, daß schließlich der Landtag die Nachfolge anerkennt, zumal der Thronfolger in das Haus Brabant der Landgrafen von Hessen wohlweislich geheirathet hat. Vielleicht gelingt ihm, was auch der Prinz v. Leutenberg, bei freilich einwandsfreierer Abkunft, ohne Ebenbürtigkeit erreicht hat. Die Detmolder Partei hat sich dafür gerächt, daß sie eine Stamm-Mutter der Schaumburger ausgegraben hat, deren lockerer Lebenswandel damals die Eltern des lippeschen Ehemannes veranlaßt hat, die Ehegenehmigung zu versagen, die auch der kurfürstlich hessische Lehnsherr nicht ertheilt hat. Man vergißt indessen, daß das übel beleumundete Fräulein v. Friesenhausen aus altadeliger Familie stammte und nachträgliche sittliche Bedenken keine Rechtsgiltigkeit haben. Die große Katharina von Rußland, eine deutsche Prinzessin von Anhalt-Zerbst, war sicherlich kein Tugendspiegel, sondern nahm es fast mit der berüchtigten Theodora auf, die der Juristenkaiser Justinian aus einem Freudenhause auf den Thron holte. Das dankbare Rußland hat aber allen Grund, auf diese Herrscherin stolz zu sein, die kein Muster einer deutschen Hausfrau war. Uebrigens schützt das Recht der Verjährung und des bisher unbeanstandeten Thronbesitzes die Schaumburger-Lippe vor schädlichen Folgen dieser verspäteten Unehrbarkeit der Stamm-Mutter. Andererseits sind ja genug lippesche Agnaten vorhanden, falls der Nachwuchs der Gräfin Wartensleben als unebenbürtig gelten sollte.*)

Freilich haben die Ehe und die gesetzliche, bereits festgelegte Nachfolge des Prinzen Friedrich v. Sachsen-Meiningen in seinem Stammland die Kinder dieser Gräfin Wartensleben wenigstens für diesen Bundesstaat als standesgleich erachtet. Indessen sind die Agnaten des Gothaer Gesammthauses nicht gefragt, und es kann der Landtag deren Thronrecht und Nachfolgerin das Hausvermögen nicht ausschließen. Erst beim Sohne des gedachten Meininger Prinzen würde ein etwaiger Widerspruch zum Austrag kommen, da seine Regierungsfähigkeit durch die eingegangene Ehe nicht berührt wird. Freilich hat das Haus Wettin weder im ernestinischen Aste, noch im königlich albertinischen gegen die Ebenbürtigkeit der Gräfin Lippe Bedenken erhoben. Somit sind oder gelangen noch auf fünf bundesstaatlichen Thronen unebenbürtige Herrscher zur Regierung (Baden, Lippe-Detmold, Meiningen und Schwarzburg, wo Prinz Sizzo beide Lande vereinigen wird). Auch in Weimar dürfte diese Frage zeitgemäß werden, da die Möglichkeit der Kinderlosigkeit des Großherzogs besteht. Der Thronanwärter ist mit einer Ysenburg-Wächtersbach verheirathet, deren Mutter eine Hanau ist. Ob der kurfürstlich hessische Vater und die dritte fürstliche Geschlechtsfolge die bürgerliche Mutter mit zweifelhafter Vergangenheit ausmerzen können, muß das Hausgesetz entscheiden.

Bisher haben sich die Landtage ersichtlich willfährig gezeigt, etwaige Ebenbürtigkeitsbedenken, die auch bisher nicht zur Sprache gekommen waren, hinter dem verwandtschaftlichen Erbrecht zurücktreten zu lassen. In Schwarzburg würde sonst die altangestammte Herrscherfamilie erlöschen, der ja der Prinz v. Leutenberg nahe genug steht und der schon in höherer Geschlechtsreihe fürstliches Blut in seinen Adern hat. Auch sind die v. Erdmannsdorf ein uradeliges Geschlecht, dem er mütterlicherseits entstammt. Aber die Verletzung bestimmter agnatischer Rechte bleibt bestehen, und Stolberg-Stolberg wird sicherlich das Thronfolgerecht und die Kammergüter in beiden Schwarzburg für sich in Anspruch nehmen. Hier entsteht auch eine Schwierigkeit, da das Kammergut gerade im Fürstenthum Sondershausen, dem fürstlichen Hause, aber als regierenden gehört. Die Landesherren haben häufig, und besonders in Thüringen, Güter an sich gezogen, auch oft genug widerrechtlich, die ihnen als Lehnsherren oder dem Staat als herrenlos zufielen. Dieser Besitz ist natürlich kein Privateigenthum des Herrscherhauses, als das es jetzt auch bloß der liberale Herzog Ernst v. Coburg mit Erfolg s. Zt. beansprucht hatte. Der dankbare Landtag wollte sich durch seine unüberlegte Zustimmung erkenntlich erweisen. Der gegenwärtige Regierungsverweser hat dem Drängen der öffentlichen Meinung verständnißvoll nachgegeben und eine billigere Regelung herbeigeführt.

Trotzdem sind Thronfolgerecht und Erbfolge in das Haus-Fideikommiß unzweifelhaft Privatansprüche des Agnaten, den ein Landesgesetz nicht willkürlich außer Kraft setzen darf, zumal der Verzicht einzelner die Rechte der eingeborenen Erben nicht aufheben kann. Schon hat der entschlafene Grafregent in Detmold den Genuß eines Fideikommisses zu Gunsten der Weißenfelder Linie verloren. Im empfindlichen Geldpunkt, wo lediglich die Gerichte sprechen, wird das Nachfolgerecht des Agnaten wirksam. Obwohl das Recht am Thron ein angeborner Anspruch des Agnaten ist, so sind doch heute Land und Leute keine Waare mehr, die beliebig nach fürstlicher Laune verschachert werden kann. Aber das wohlerworbene Recht der Agnaten, das doch sehr materieller Natur ist, zumal die Civil-Listen der Bundesstaaten einen bedeutenden Posten ausmachen und den Staatshaushalt erheblich belasten, darf nicht durch einfachen Landtagsbeschluß rücksichtslos übergangen werden. Ohne Abfindung ist es stets klagbar und die Zuständigkeit des Bundesrathes und der Gerichte nicht zu bestreiten.

Ob die Mängel der Ebenbürtigkeit durch die unbeanstandete Giltigkeit der Ehen nicht geheilt sind, da nach dem Rechte des hohen Adels die Frauen nur im Falle der hausgesetzlichen Ebenbürtigkeit Namen und Wappen des Gemahls führen dürfen, wird die Entscheidung der zuständigen Gerichts-

---

*) Lorenz, Lehrbuch der gesammten wissenschaftlichen Genealogie, Stammbaum und Ahnentafel in ihrer geschichtlichen, sociologischen und naturwissenschaftlichen Bedeutung, Stuttgart 1898, Cotta (aus anderen Verlag übernommen). Die erste wissenschaftliche Geschlechterkunde großen Styles und von hoher geschichtlicher Warte, die ihr längst gebührte. So unglücklich der Verfasser als Geschichtsschreiber durch seine ungeschickte Verherrlichung des alten Kaisers Wilhelm auf muthmaßlich badische Bestellung vor seinem Tode noch bekannt geworden ist, um so mehr muß der ernste Charakter dieses Werkes von grundlegender Bedeutung hervorgehoben werden, dessen Feststellungen noch heute wichtig sind und das Staatsrecht beeinflussen werden, soweit es sich um das geltende Fürsten- und Thronfolgerecht handelt.

höfe ergeben. Im Falle Schwarzburg-Leutenberg liegt eine Heilung nicht vor, aber hier hat das Land beim Aussterben des Mannesstammes unzweifelhaft mitzusprechen, ohne den Stolbergischen Besitzansprüchen vorzugreifen, die lediglich privatrechtlicher Natur sind. Die Geschlechterkunde, zu der das Privatfürstenrecht als Sonderrecht gehört, kommt also gerade in unserer gleichmachenden Zeit wieder zu Ehren, da die moderne Billigkeit die gewaltsame Aberkennung bestehender Erbrechte verwehrt, wie sie früher üblich war. Hat doch der Gothaische Zweig des Hauses Wettin die reichsfreie Stammherrschaft der Dynasten Strantz v. Tüllstedt widerrechtlich eingezogen, obwohl die thüringischen Edelherren noch heute blühen, wie die Hand zeigt, die die Feder zu diesem Aufsatz führt. Wir sind heute feinfühliger geworden, obwohl der alte Spruch: „Macht geht vor Recht“ in ewiger Geltung bleiben wird.

Die frische Lippe'sche Frage hat aber den Vortheil, uns den Jammer der noch vorhandenen Kleinstaaterei vor Augen zu führen. Ein starker Einheitsstaat, wie ihn das deutsche Volk doch wenigstens für das kleindeutsche Reich verlangen könnte und schließlich auch fordern muß, weist solche Lächerlichkeiten nicht auf, die zugleich schwere Verwicklungen gezeitigt haben, wie die scheinbare Parteinahme des Reichsoberhauptes. Die gesellschaftliche Stellung all' dieser Kleinfürsten, deren Nebenlinien bescheidene Landjunker ohne fürstlichen Titel sind, läßt freilich einen tiefen Zwiespalt zwischen der berechtigten überragenden Stellung des Kaisers als höchsten Vertreters des Volkes und der Bundesfürsten klaffen, über die Offenbach seine lustige Operette, die Großherzogin von Gerolstein, schrieb. Diese Trümmer aus der ständischen Zerrissenheit unseres Volkes sind wirklich operettenhaft, da die Reichsgewalt seit der Reformation nicht verstanden hat, das Fürstenthum zum bloß berathenden Hochadel wieder herabzudrücken, da es selbst bis zum unrühmlichen Ende des Reiches niemals eine wirkliche Souveränität besessen hatte. Die Scheinsouveränität bis 1871 war ja in dem unseligen Bundestag verkörpert, der den Spott des Auslandes herausforderte. Nur der Einheitsstaat, den Treitschke als politischer Seher ahnte, kann uns vor solchen beschämenden Zwischenfällen bewahren. Freilich die Berliner Ungeschicklichkeiten, die der Kanzler mühsam ausgeglichen hat, zeigten den neuen Kurs in voller Pracht. Leider trägt das Reich die Zeche.

Literatur und Kunst.

Hugo Salus.

Eine Milieustudie von Jul. Kraus (Wien).

I.

Aus Prag ist wieder einmal eine kerntschechische Stadt geworden. Seine Geschichte — sie dürfte eine der heißesten und blutigsten sein — ist eigentlich nur ein beständiges Wechseln der nationalen Toilette. Hussitenstreiche haben auch dies Mal mitgeholfen, doch waren sie nicht, wie die gedankenlose Tagespresse anablässig quakt, die einzige Ursache. Es steckt vielmehr von einem socialen Geheimniß dahinter.

Schon seit Jahren speit das flache Land, das den ackerbauenden Tschechen gehört, seinen Ueberschuß nach Prag aus. Das ist eine frische Rasse, die da hereinfluthet. Ungebleichtes Hussitenblut. Ein Geschlecht mit gesundem Appetit und kräftigem Gebiß, das sich unbarmherzig auf alles wirft, was nicht „rscht“ und „prscht“.

Eines Tages ließ es sich dieses neue Geschlecht sogar einfallen, durch die Gassen zu heulen, um Prag von allem deutschen Wesen gründlich zu lüften. Fensterscheiben zischten und klirrten zu Boden, deutsche Firmen- und Straßentafeln zersplitterten, und aus einigen Läden empfahl sich die Waare. Als ob es dergleichen noch bedurft hätte!

Schon seit mehr als fünfzig Jahren tropfte das Deutschthum in Prag wie eine Kerze ab. Bei der letzten Volkszählung haben wieder einige tausend Seelen gefehlt. Nur ein kleines Stümpfchen ist noch übrig geblieben. Wenn das so fortgeht, wird man die Stunde genau berechnen können, in welcher das Kerzchen erlöschen muß, genau so, wie man die Abblühung der Erde vorhersagt. Nur wird es dann heißen:

Und mit dem letzten Deutschen zieht der letzte — Jude hin — — —

Denn die Prager Deutschen sind zumeist Juden. Das hat sich in dem Gehirn des niederen Volkes schon so eingelebt, daß er beide Begriffe für identisch hält. Er kennt den Deutschen nur als Juden und den Juden nur als Deutschen.

Darüber wollen wir später noch ein wenig plaudern.

Der Völkerpsycholog, welcher die Gesetze der Assimilirung erhaschen und niederschreiben wollte, würde in der Geschichte Prags recht viel dankbares Material finden, vielleicht gar daraus einen Schulfall für das Aufgehen eines höher in einen niedriger stehenden Volksstamm construiren. Und dann würde er mit fetten Lettern drucken lassen:

„Der Assimilirungsstrom nimmt seinen Ursprung in den untersten Schichten eines Volkes und breitet sein Bett allmälig in einem immer höheren socialen Milieu aus, wenn der culturelle Grad einer nationalen Minderheit höher ist als der sie aufsaugenden, anders nationalen Massen.“

Schuster und Briefträger waren die ersten, welche es sich in den Armen Libuscha's wohlergehen ließen, Krämer und kleine Beamte folgten nach, dann stellten Gastwirthe in ihren Localen Zizka und Huß in Gyps auf, und endlich nahmen alte Patrizierfamilien das deutsche Schild von ihren Läden herunter.

Und was ist heute in Prag an Deutschen übrig geblieben? Weit mehr Professoren als Handwerker; gewiß auch mehr Beamte als Gesellen und Lehrlingen; vielleicht gar mehr deutsche Fabrikanten als deutsche Taglöhner. Dazu noch eine Gruppe von großen und kleinen Geschäftsleuten, auch solchen, die Jus und Medicin studirt haben.

Gelehrte — Hofräthe — Capitalisten — — Das Volk ist ausgeblieben.

Es wohnt zwar in derselben Stadt, in denselben Häusern, athmet denselben Dunst und Staub — und doch liegt zwischen ihm und dem andersprechenden Häuschen ein Wall von Haß und Gegensätzen, gegen den die chinesische Mauer ein luftdünnes Spinngewebe ist.

So lebt dieses Häuschen sein abgeschlossenes Dasein, ein kleines Städtchen in der fremden Stadt. Es hat seine Theater und Concerte, seine Schulen aller erdenklichen Arten, seine Zeitungen und Buchhändler, seine Bälle und Lawn-Tennisplätze — —

Sollte in einem solchen, geistig hoch stehenden und mit Geldmitteln reich begabten Völkchen die Kunst nicht ein Weimar an der Moldau erleben?

Vielleicht zu Zeiten des seligen Klopstock. Heute ist das doch schon anders geworden. Die großen Werke werden nicht mehr am Schreibtisch geboren. Darüber soll hier keine Druckerschwärze mehr vergossen werden. Es muß der Hinweis genügen, daß die Werke, die sich in den letzten Jahren — und man kann da schon recht weit zurückgreifen — zu einem Erfolg durchgerungen haben, fast durchwegs nach demselben Recept gekocht wurden. Man hat es übrigens auch schon viel früher recht gut gekannt. Es heißt: das Leben!

Und welche Fülle von neuartigem Leben schießt aus dem Prager Boden hervor! Wer diese Quelle zu fassen und

in ein künstlerisches Bett zu leiten verstünde! Ein frisches, halb rohes Volk, das ungestüm in die Stadt hereinbricht und gierig einen Antheil an Stickluft und Cultur fordert — ganz neue Menschen mit anderen Leidenschaften und anderem Denken!

Doch sie harren noch ihres Dostojewski oder Zola. Für einen begabten Schriftsteller tschechischer Nation, der in diesem Kreise aufgewachsen ist, wäre diese Arbeit spielend leicht. Aber die tschechische Literatur weist bisher nur kümmerliche Ansätze zu lebenswahren und lebendigen Werken auf. Heldenepen oder griechische Dramen werden von denen verbrochen, welche als Führer gelten, wenn sie es nicht gar vorziehen, den romantischen Schund der Leihbibliotheken um eine Leiterhöhe zu vermehren.

Unter den Deutschen würde sich wohl Mancher finden, der genug Beobachtungsgabe und künstlerische Gestaltungskraft besitzt, ein wahres Meisterwerk zu schaffen. Doch sie sind dem eigentlichen Prag so fern, als wohnten sie am fernen Nil oder an den Ufern des Ganges. Keine gesellschaftliche Brücke, die zu dem anderen Volksstamm hinüber führen würde, keine Möglichkeit, diesen zu studiren und der Literatur zu erschließen. Von den niederen Schichten ganz zu schweigen, denn wer bis dort hinunter kriechen wollte, würde ohne Uebertreibung seine gesunden Glieder daran setzen.

Schmockwitzenthum bei seichteren Naturen, Gefühlspoetik bei Solchen, die es mit der Schriftstellerei ernster nehmen — das ist Alles, was der Prager Boden an deutscher Literatur hervorbringen kann.

Die Freuden des Ehebettes in zierliche Gedichtchen einzukleiden, Kunstbetrachtungen in philosophisch-lyrischer Form, die sogar zu einer ganz verfehlten Umarbeitung des Neuen Testamentes verleiten können, Stimmungsbilder, Reisegedichte, altes Griechenland, höchstens noch die Beobachtung einer winkeligen Gasse oder einer alten Uhr — —

Das ist Salus — der Lyriker.

II.

Noch interessanter ist Salus — der Jude.

Christus, Jungfrau Maria, Kirchengeläute, Geschichten aus dem Neuen Testament, dann wieder der Heiland und die Madonna — das schwirrt durch seine Bändchen, wie es der gläubigste Katholik nicht ärger treiben könnte.

Mit einiger Anstrengung würde es vielleicht gelingen, an der Echtheit dieser Gefühle zu glauben. Warum sollte er sich nicht wirklich in Christus und alle Gestalten und Sitten der umgebenden Kirche eingelebt haben! Der conservative Vorfahr ging diesen Dingen meilenweit aus dem Wege. Aber der moderne Enkel rechnet es sich zu seiner allgemeinen Bildung, darin recht bewandert zu sein, rühmt sich sogar seiner fortgeschrittenen Gesinnung, wenn er einen gehörigen Theil der christlichen Lehre mitzufühlen vorgibt.

Doch Salus geht noch weiter. Er kniet vor dem Grabmal des heiligen Antonius in brünstigem Gebet, läßt sich am Hochzeitstag zur Kirche führen und will mit demselben Kutscher seinen Sprößling einmal zur Taufe tragen — —

Eine poetische Licenz? Vielleicht eher eine poetische Unaufrichtigkeit.

Es wäre leicht, über diesen Punkt eine Druckseite schlechter Witze zu reißen. Aber es liegt vielmehr darin, als es auf den ersten Blick scheinen will. Ein schwieriges, ernstes Problem: Der Assimilationsjammer der westeuropäischen Juden.

Auch die in Prag müssen ihm unterliegen. Man sehe sie zum Beispiel an, wenn sie auf der Reise sind. Und würden sie bis in's Botokudenland gerathen sein, da wäre ihre erste Unterhaltung mit einem zufälligen Reisegenossen — der deutsch-tschechische Sprachenstreit. Mit welchen lebhaften Farben sie dem für diese Dinge recht verständnißlosen Fremden die Leiden eines Deutschen in Prag schildern vermöchten, wie bereitwillig sie ihm ihr nationales Herz ausschütten wollten, stundenlang, wenn er ihnen sein Gehör so lange leihen würde. Sie sind stolz darauf, als Deutsche angefeindet und gehaßt zu werden. Aber ja nur als Deutsche!

Denn das Deutschthum bildet für sie die Brücke, auf der sie langsam hinüber gehen wollen — in die Vergessenheit. Doch nur langsam, recht schön langsam — —

Es fehlt noch ein einziger Schritt, und die Brücke ist überschritten. Aber gerade dieser eine Schritt scheint so schwer zu gehen, wie manchmal im Traume, wenn man sich nicht vom Flecke rühren kann.

Sie sind so eine Art demi-vierge, die alle Zärtlichkeiten erlaubt, aber dann plötzlich zu kreischen beginnt:

„Tout, mais pas ça“ — —

Dazu ist die Begierde zur Assimilation doch noch unzureichend.

Den Heiland und die Jungfrau und alle Heiligen loben und besingen, aber dabei doch noch dem alten Jehova treu bleiben. Lieber diesen Widerspruch ertragen, als einen vollständigen Abfall vollführen. Das soll weniger schmerzlich sein. Vielleicht auch weniger lächerlich — —

Salus ist ein classisches Beispiel dafür.

Die kunsthistorische Ausstellung zu Düsseldorf 1904.

Von Rudolf Klein (Berlin).

Ein verdienstvolles Unternehmen der jüngsten Zeit ist es, den modernen Kunstausstellungen eine retrospective Abtheilung anzugliedern. Einmal beruht der Werth in einem fruchtbaren Vergleich, einer erneuten Stellungnahme, dann in der Gelegenheit einer eingehenderen Beschäftigung mit der alten Kunst. Die Museen verführen den Liebhaber, wenn er sie besucht — was in den großen Städten selten genug ist — meist dazu, das ganze aufgestapelte Riesenmaterial auf einmal zu durchhasten, während eine derartige kleinere Ausstellung, die sich thunlichst auf eine Epoche beschränken sollte, die Möglichkeit tieferen Eindringens bietet, zumal das Zustandebringen einer solchen Ausstellung die entlegensten Privatsammlungen durch Beisteuern ihrer Schätze ermöglichten. Hierin beruht auch der Werth der überaus interessanten Düsseldorfer Ausstellung, die ihren Veranstaltern hohes Lob und vielen Dank eintrug. Es galt in erster Linie, die westfälische und kölnische Malerschule vorzuführen, doch hat man es nicht unterlassen, flandrische und oberdeutsche Werke einzufügen, ja selbst noch ferner Liegendes, das nicht mehr im Entwickelungszusammenhange steht.

Bisher wurde vornehmlich von der kölnischen Malerei gesprochen — in Laienkreisen nannte man diese Kunst gern gothisch, obgleich nur ein ganz verschwindender Bruchtheil dieser Zeit angehört — während die Hauptwerke durch fast drei Jahrhunderte aufwärts führen. Diese Uebersicht gewährt die Ausstellung in weitgehender Weise. Doch scheint mir dieses nicht ihr Hauptvorzug, vielmehr die Gegenüberstellung der reichhaltigen westfälischen Schule. Diese ist um so bemerkenswerther, da gerade die westfälische Schule in der Zeit von 1300—1400 von reicherer Ernte ist als die kölnische und entscheidende Momente der Entwickelungslinie aufweist, während die Hauptphase der kölnischen auf dem Meister Wilhelm basirt, den eine Chronik um das Jahr 1380 anführt und dessen Malerei mir die Fortsetzung der Soester Schule scheint, obgleich deren Hauptmeister um die gleiche Zeit gelebt haben dürfte. Es wäre deßhalb vielleicht angebrachter, den Catalog mit der westfälischen, nicht mit der kölnischen Malerei zu beginnen, wie wir auch in diesem Aufsatze die beiden Schulen nicht gesondert, vielmehr abwechselnd betrachten wollen.

Das zeitlich früheste Werk der Ausstellung gehört der westfälischen Schule an und wird auf den Beginn des 13. Jahrhunderts, also auf etwa 1225 taxirt. Es sind zwei dicke gegypste Eichentafeln aus der Walburgiskirche zu Soest; die eine zeigt einen thronenden, die andere den gekreuzigten Christus. Diese beiden Malereien machen noch einen durchaus romanischen Eindruck. Hoch bedeutsam ist, welchen Grad formaler und psychologischer Vollendung diese frühe Kunst erreicht, eine Vollendung, die sehr bald, als die Kunst realistischer zu werden beginnt, verloren gehen sollte. Die Kraft dieses Meisters steckt im rein Ornamentalen, er arbeitet im directen Anschluß an die Architektur. In seinen beiden Tafeln ist nirgends eine Unausgeglichenheit. Der ornamentale Rhythmus bewegt sich in einem Grade, der nirgends die Empfindung gewaltsamer Stylisirung aufkommen läßt. Es ist eine Kunst, dessen Wirkung auf den gleichen Gesetzen beruht wie die der Antike, während spätere Stylisirungsversuche einen beinahe orientalischen Eindruck machen, indem sie zu sehr in's Auge fallen, Selbstzweck scheinen, das Psychische hinter ihnen verschwindet. Wir werden einen solchen westfälischen Meister kennen lernen. In der Farbe ist jener Früheste äußerst sparsam, ein tiefes stumpfes Weinroth wechselt im Contur mit einem matten Blaugrau. Mit ganz seltener Ausnahme nur verstößt die Stylisirung bei ihm gegen die anatomische Proportion und läßt bei aller Flächenwirkung das Dreidimensionale schlagend zur Wirkung kommen. Das Ornamentale verliert sich nie in's Spielerische, es ist eine Kunst des Cirkels, jede Form ist in der Fläche mit entsprechender Tiefenvorstellung gegeben. Es ist eine wirkliche Reliefauffassung. Ferner ist noch kein bestimmter Typus üblich, bei aller Stylisirung scheinen die Figuren im Gefühl individualisirt, und erfüllt so diese früheste Kunst die Gesetze einer wirklich monumentalen.

Aus verwandtem Geist sind einige, freilich später zu datirende, kölnische Malereien entstanden, die der Catalog unter Nr. 1 und 3 anführt — diese rühren wie das Meiste jener Zeit von Unbekannten — und findet gewissermaßen ihren Abschluß diese Phase in dem unter Nr. 4 angeführten Diptychon eines kölnischen Meisters von 1370, in dem die einzelnen Figuren schon mehr aus dem ornamentalen Zusammenhange gelöst sind und aus dem flächigen nach dem rundplastischen Ausdruck streben, womit eine stärkere Inanspruchnahme materieller Hülfsmittel — (geschnitzter Goldgrund) — Hand in Hand geht.

Im Sinne der formalen Entwickelungslinie scheint es mir nicht angebracht, nun gleich den Meister Wilhelm zu betrachten, vielmehr zu den Westfalen zurückzukehren, deren einzelne Werke mir besonders charakteristisch scheinen als Uebergangsstufe. Da führt unter Nr. 104 der Catalog einen westfälischen Meister vom Ende des 14. Jahrhunderts an, es ist ein Triumphkreuz — auf der Vorderseite der geschnitzte Leichnam Christi, auf der Rückseite der gemalte — und im Besitz der St. Patrocli-Kirche zu Soest. Hier und in einem folgenden Meister finden wir eine ganz neue Art der Stylisirung, wie sie die ganze kölnische Malerei nicht aufweist. Und ist nicht etwa ein vorbereitendes Stadium, wie darauf die Werke des Conrad von Soest, vielmehr in sich abgeschlossen und beendet und wird vornehmlich charakterisirt durch das unter Nr. 104 angeführte Kreuz und das unter Nr. 110 angeführte Altarwerk eines gleichfalls Unbekannten. Daß der Catalog den Meister Conrad zwischen diese beiden eng zusammengehörenden Werke stellt, ging gegen mein Empfinden. Der Unterschied dieser Werke gegen die des zu Eingang besprochenen Soester Meisters besteht darin, daß einmal ein gewisser Realismus in die Auffassung gebracht ist, — der reliefartige Charakter ist aufgehoben —, zugleich aber mit ihrer rundplastischen Körperlichkeit verbunden eine Art der Stylisirung, wie die deutsche Malerei sie sonst nirgends zeigt. Jedes Organ wird in einer geradezu bizarren, raffinirten, aber höchst vollendeten Weise ornamental ausgenutzt, in einer Weise, wie man es sonst wohl in Decadenzzeiten findet, die eine Summe vorheriger Versuche ziehen. Das Altarwerk unter Nr. 110 ist der vollendetste Typus dieser Art, es hat kein Seitenstück. Die Haare der Figuren sind in sorgsam gedrechselten Perrücken frisirt, wie wir es zum Theil bei Carlo Crivelli, theils bei orientalischen Malereien finden. Die Gewänder sind dort, wo es eben möglich war, durchaus als Fläche behandelt mit exaktestem Teppichmuster. Die Blutstropfen und Wundmale des Heilandes und der Schächer sind bis auf die Zahl und Form links und rechts die gleichen in strahlenförmig ornamentaler Anordnung. Dabei ist die Farbe in den grellsten bunten Tönen gehalten, deren schreienden Gegensätze den manchmal für unser Empfinden geradezu humoristisch orientalischen Charakter des Bildes erhöhen: Judas, auf dem linken Seitenstück, trägt eine zinnoberrothe Perrücke und ein safrangelbes Gewand mit gleichrothen Conturen. Obgleich die Typen auffallend variiren, verrathen sie dennoch wenig Empfindung, am wenigsten religiöse Innigkeit. Der spätere Madonnen-Typus wird kaum erst geahnt. Die schreienden Farben der Figuren und ihre reiche Ornamentik stehen derart im Vordergrund, daß selbst der Goldgrund, im Gegensatz zu späteren Meistern, entkräftet wird. Aber dieser Goldgrund bietet uns noch eine Ueberraschung, links und rechts, unter den blutenden Händen des Heilandes, sind zwei Engel eingravirt in einer so vollendeten und graziösen Punktirmanier, als rührten sie von Beardsley her. Man wird in der alten Kunst Manches finden, das an Beardsley erinnert, weil Beardsley Vieles nahm und verarbeitete, doch legt sich dazwischen stets die Distanre, die hier aufgehoben scheint. Auffallend ist ferner auf dem Mittelstück die äußerst harmonisch ausgeglichene Anordnung der Gruppen, die trotz des Teppich-Charakters des Einzelnen ein Raum-Empfinden aufkommen läßt, das die Enge des Goldgrundes vergessen macht. Der Grundcharakter des Werkes ist jene Ornamentik, von der ich anfangs sprach, die sich Selbstzweck scheint, an's Spielerische streift. Von Monumentalität kann daher nirgends die Rede sein. Das höchst eigenthümliche und in sich ausgereifte Werk ist im Besitze der evangelischen Pauli-Gemeinde zu Soest.

Den Meister Conrad von Soest müssen wir wohl hiernach gruppiren, denn während die Eigenart des eben besprochenen Unbekannten nun verschwindet, nur in leichten Anklängen finden wir sie bei einigen Anderen, beginnt mit Conrad jene neue Malweise, auf die sich die Kölner Schule aufbaut. Der Goldgrund dominirt bei ihm und auf diesem jene zarte Madonna mit lichtblondem Haar, der wir von nun an in den verschiedensten Variationen begegnen. Die Figuren sind übergroß und schlank, doch von anmuthigem Ebenmaß und bei aller Körperlichkeit durchaus unweltlich. In seinen besten Sachen der heiligen Dorothea und heiligen Ottilia, Catalog Nr. 106 und 107, ist der Vortrag ein durchaus malerischer (während der vorige Meister zeichnete und colorirte), finden sich nirgends zeichnerische Härten. Aber der Meister Conrad von Soest giebt uns nichts, das nicht von Anderen hernach besser gemacht worden wäre.

Ueber den etwas trockenen Maler des Schöppinger-Altares weg erreicht diese malerische Ausdrucksweise ihren Höhepunkt im Meister des Liesborner-Altares. Der Liesborner Meister ist von besonderer Innigkeit und bei aller überirdischen Regenbogenbuntheit der Farbe von bis dahin unbekanntem Schmelz und weichem Vortrag, der bedingt, daß die kleinen Bilder in der Reproduction wirken als seien es Wiedergaben monumentaler Malereien. Die ganz eigene Art, die Figur in seltsam gebrochenen Linien in den Raum zu setzen, erhöht, ohne steif übertrieben zu wirken, diese Vorzüge noch. — Ein ganz hervorragendes Werk aus der Schule des Liesborner Meisters ist der unter Nr. 116 im Catalog angeführte St. Michael aus der Sammlung des

Consul Weber in Hamburg. In der linearen Anordnung weist es direct auf den Liesborner Meister, der rundliche Kopf und Engel-Typus desgleichen, das Ornamentale aber ist schärfer und raffinirter betont, die Farbe tiefer, aber härter, in Gold, stumpfem Grün und Braunroth.

Hier wollen wir die westfälische Malerei vorläufig verlassen, denn zur Betrachtung der derben Realisten Dünwegge bietet sich hernach günstigere Gelegenheit.

Der vorhin nur vorübergehend erwähnten kölnischen Schule folgen wir nun bei ihrem Hauptbegründer, dem Meister Wilhelm von Herle, den eine frühe Chronik um das Jahr 1380 erwähnt. In formaler und coloristischer Beziehung ist uns seine Kunst der Uebergang aus der westfälischen in die kölnische Malweise, denn sie ist ein Uebergang vom linearen zum malerischen Ausdruck. Schon der Meister Conrad von Soest versuchte dieses im Gegensatz zu den anderen Soester Malern, doch gelingt es dem Kölner Meister mit größerem Erfolge. Zwar erinnert das Colorit, wennschon es satter und reicher ist, in einzelnen Tönen noch an westfälische Vorbilder. Man betrachte die unter Nr. 6 angeführte Kreuzigung und das Gelb im Gewande einer der heiligen Frauen. Auch der scheibenartige Charakter dieser Gruppe erinnert an eine Composition aus der Soester Schule (Catalog Nr. 108, Altartafel aus der Pfarrkirche zu Warndorf), aber das Haar der Madonna ist aufgelöst, nicht mehr stylisirt, womit freilich der Meister Conrad entgegen den übrigen Westfalen theilweise auch schon begann. Dann kommt zuerst jenes tiefe feuchte Blau in das Gewand der Maria, das von da an in der rheinischen Schule bis zu Lochner dominirt, wie überhaupt das Colorit auf tiefere, reichere Töne gestimmt ist. Zugleich rückt die Figur Mariä in den Vordergrund, vorerst in einem wenig figurenreichen Motiv; ihre Gestalt allein genügt den Malern nun, während die Westfalen sich in figurenreichen Passions-Compositionen ergingen. Es ist dieses ein Zeichen vertiefter Religiösität, der Einfluß des alten heiligen Köln, der Stadt mittelalterlicher Mystik, so daß eine ganze Reihe von Malern in der Folge allein nach ihrer Auffassung der Marien-Schilderung benannt wird. Damit Hand in Hand geht eine liebliche Naivetät des Empfindens, die den Westfalen vollends unbekannt war, eine Naivetät, die sich nicht etwa in ungelenker Darstellung, die sich in tiefster Innigkeit bekundet. Ergingen sich z. B. die gleichzeitigen Westfalen schon in großen Compositionen, es wählen diese Kölner ein möglichst kleines Format und setzen ein winziges Madönnchen in einen Paradiesgarten, der wie aus Kinderbausteinen aufgeführt ist und malen jede Blume mit botanischer Genauigkeit.

Um den Meister Wilhelm von Herle schufen Verschiedene aus ähnlichen Intentionen (der Catalog führt solche von Nr. 8 bis Nr. 15 an), doch ohne die Kunst in formaler oder coloristischer Hinsicht um Neues zu bereichern. Wirklich neuen Momenten begegnen wir erst auf dem Bilde Nr. 16, das der Catalog einem kölnischen Meister um 1440 zuschreibt. Die Madonna, eine Halbfigur, etwas unter Lebensgröße, hält den Kopf dem Christuskinde zugeneigt und in der Hand eine Erbsenblüthe. Dieses ist ein echt kölnisches Motiv. Im Kölner Museum ist bekanntlich die dem Meister Wilhelm zugeschriebene Madonna mit der Bohnenblüthe und hier sehen wir die von Lochner mit dem Veilchen. Das Bild des unter Nr. 16 angeführten Unbekannten ist von besonderer Schönheit und technischer Vollendung. Das Colorit ist in auffallend warmen, aber stumpfen Tönen gehalten, und steht das Bild hierdurch sowohl im Gegensatz zu den vorausgegangenen Meistern wie dem nachfolgenden Stephan Lochner, dessen Madonnen-Typus es sich aber formal wie in der selten weichen malerischen Modulation bedeutend nähert. Die Stirn ist die hohe, zart gewölbte Glocke, das Haar honiggelben, die Nase kurz, doch nicht mehr so stumpf wie bei den vorigen Meistern. Der Typus ist durchaus unweltlich in seiner Zartheit und dabei von einer Innigkeit, die wir in der großen Madonna Lochner's eher vermissen.

In dieser „Madonna mit dem Veilchen“ sammelt und steigert Lochner alle Eigenheiten und Vorzüge der Schule bis zur denkbaren Möglichkeit. Es ist eine Kunst, der alles Weltliche fern liegt, die unrealistischer ist wie die ihrer tastenden Vorgänger, die wie aus Himmelssphären zu uns spricht und deren Figuren hier dennoch aufgebaut sind in einer formalen Körperlichkeit von zwingender Wirkung; in geradezu mächtigen tektonischen Sätzen baut sich der zarte Madonnenleib auf, um noch oben hin in einer beinahe koketten Pose und graziösen Kopfhaltung zu enden. Der schwere Faltenwurf des lackrothen Ober- und hellblauen Untergewandes sichert dieser holdesten Zartheit eine bisher unerreichte Monumentalität vor einem Hintergrund, der oben blauer Himmel, in der Mitte gepunzter Goldfond, unten grüner Rasen ist. Der Kopf Mariä und der des Kindes klebt auf der gravirten tellergroßen Goldscheibe. Dieser Kopf ist nahezu kreisrund, die Augen stehen auffallend dicht zusammen, der Mund ein winziges Rosenblättchen: eine beinahe affectirte Grazie bei aller natürlichen Gelassenheit, aber nicht eben empfindungstief, weniger wie die vorher erwähnte Madonna aus dem Besitze des Commerzienrath Wittich in Darmstadt. Beim Anblick dieser außerordentlichen Leistung einer durchaus unweltlichen und dennoch an formaler Körperlichkeit so vollendeten Kunst — eine ähnliche Monumentalität erreichte bisher nur der Relief-Styl des Mittelalters — muß man es eigentlich bedauern, daß Lochner und seine Schüler darauf realistischere Bahnen einschlugen. Lochner's Tod wird auf 1451 angesetzt.

Diesem Realismus begegnen wir zuerst klar ausgesprochen beim Meister der Glorification Mariä. Wie in der niederländischen Malerei auf die ideelle Monumentalität des Hubert van Eyk der realistische Zug des jüngeren Bruders Jean folgt, so folgt in der kölnischen Schule auf die hehre Größe der „Madonna mit dem Veilchen“ die Kunst des Meisters der „Glorification Mariä“. In seinem gleichnamigen Bilde finden wir eine derbe Kraft in Zeichnung und Farbe. Das Blau im Gewande der Madonna ist stumpf und beinahe schwarzgrün, wie es hernach in den Bildern des „Meisters des Marienleben“ dominirt und auch der Typus der Madonna nähert sich einem weltlichen Ausdruck. In der Engel-Gruppe links unten finden sich sogar gewisse Anklänge an Jean van Eyk. Im Gewande der Madonna beginnt ein pastoser Strich- und Farbenauftrag, der auf eine theilweise Verwendung der Oelfarbe schließen läßt. Das bisher honiglichte Haar wird dunkelblond. Zwang der Vorwurf den Meister in diesem Bilde noch zur Stylisirung, wir finden sie vollends aufgelöst in seiner „Anbetung der heiligen drei Könige“, in der die vorhin betonten Eigenheiten in erhöhtem Grade wiederkehren. — Der wenig vertretene „Meister des Heisterbacher Altares“ ist ein Maler, der diesen neuen Weg gleichfalls geht, wenn auch in ruhigeren Formen. Durchaus frei bewegt sich freilich erst in diesen Bahnen der „Meister des Marienleben“. Gegen Lochner und seine Schule gehalten, kann man wohl sagen, daß er in der Farbe matt und nüchtern wird; es fehlt die strahlende Verzückung der jugendlichen Himmelskönigin, von deren Wonnen allein in diesen hellen Farben erzählt werden konnte. Nun ist Maria ein leidendes Weib, und das Blau ihres Gewandes ist das gleiche dunkle, schwere, das der „Meister der Glorification“ einleitete. Ganz eigen und selbstständig aber zeigt sich nun der bei jenem erst angedeutete neue Marien-Typus. War dieser bei Lochner als Abschluß der vorherigen Schule kreisrund, er ist hier nahezu rechteckig, lang und schmal, ein auf dem Scheitel abgeplatteter Kopf mit braunem, schlichtem Haar: es ist Maria aus ihrer ätherischen, kindlichen Uebersinnlichkeit in eine bürgerliche Welt versetzt. Als besonders wichtige Neuerung muß ferner das Einführen der Landschaft

als Hintergrund betont werden. Erwiesen sich Lochner und einige seiner Schule auf manchem Bilde auch geradezu als Botaniker, so war von einer Landschaft in diesem Sinne doch nicht die Rede. Eine zarte, hügelige Scenerie mit außerordentlich fein gezeichneten Bäumen, in die er die ganz senkrecht gehaltenen Figuren — zumeist Frauen — stellt, während vor dem klaren Abendhimmel die proportional äußerst groß gehaltenen Goldscheiben der Aureole besonders auffallen: das ist der „Meister des Marienlebens“. War bei Lochner der Fleischton zart rosig, bei ihm ist er kalkig. Der „Meister des Marienleben“ schuf bis 1480.

Es wäre nun der „Maler der heiligen Sippe“ zu nennen, der von den verschiedensten Reminiscenzen lebt. In der Zeichnung und seinem Madonna-Typus finden sich Anklänge an den „Meister des Marienleben“ — nur ist er in der Pinselführung weit spitzer —, während er coloristisch schon die warme Buntheit (wenn auch härter) und den reichen Decor aufweist, die hernach der „Meister vom Tode Mariä“ bei den Flandern erlernte. Daß diese Flandern der „Meister der heiligen Sippe“ theilweise recht ungenirt copirt, mehr wie es im Allgemeinen zwischen Lehrer und Schüler damals üblich war, zeigt er mit seiner „Anbetung der heiligen Dreikönige“, auf der sich das haarscharfe Porträt des „Mannes mit der Nelke“ findet.

Kunstpsychologisch wäre nun der Meister von St. Severin zu nennen, nicht der des „Bartholomäus-Altars“ wie der Catalog es thut — was uns an Daten überliefert ist, fällt beinahe zusammen — denn er ist (nach dem unselbstständigen „Meister der heiligen Sippe“) die directe Fortsetzung des „Meisters des Marienleben“ in formaler und auch coloristischer Beziehung. Was bei jenem streng und gradlinig war in Typus und Gestalt, scheint bei ihm aus den gleichen Empfindungen noch übertrieben, absichtlich stylisirt; ein realistischer Charakteristiker ist der „Meister von St. Severin“, noch mehr wie der „Meister des Marienleben“, dabei von bewußter, raffinirter Ausgleichung und voll decorativer Absichten wie die früheren Meister: so überwiegt das Brocatgewand, und den Blick in die Landschaft verdeckt er gern durch einen solchen Vorhang. Seine Figuren, vorwiegend in halber Lebensgröße, stehen unbeweglich lothrecht, und der Grundton des Colorits ist ein trockenes, wenig reizvolles Braun-Grau. Die Typen sind von ascetischer Strenge. Schließlich ist er der erste, der als selbstständiger Porträtist und gleich vorzüglich austritt. — Er war bis nach 1515 thätig.

Ein Maler, der ähnlichen decorativen Absichten nachgeht, jedoch von der dünnen Gradlinigkeit und Starrheit des „Severin-Meister“ weit entfernt ist und sich dem breiten malerischen Vortrag nähert, den der „Meister des Todes Mariä“ (der eigentlich schon ein Niederländer ist) vertritt, ist der „Meister des Bartholomäus-Altars“. Er kann wohl als Abschluß der eigentlichen kölnischen Entwickelung gelten, denn der eben Erwähnte ist seinem ganzen Empfinden und seiner Erziehung nach schon reiner Niederländer.

Der „Meister des Bartholomäus-Altars“ ist gegen den von St. Severin ein auffallend gewandter Maler und Colorist, und das strenge, lothrechte der Composition, das dieser und sein Vorgänger der „Meister des Marienleben“ zeigte, ist bei ihm aufgelöst in einem plastischen Bewegungsreichthum. Auch der Madonnen-Typus verliert die schmale Längsform, wird wieder rundlich, doch ohne nach der Art Lochner's zu sein. Viel derber ist er. Man hat die Empfindung, die formale Veränderung geht der technischen Finessen halber vor sich, der Freude am Malerischen, nicht des seelischen Ausdrucks wegen. Das Madonnenköpfchen drückt nicht eben viel aus, aber ist delicat modellirt. Der Vorgang spielt nicht mehr in einer gothischen, spielt in einer Renaissance-Halle. Die Farben werden immer satter, glühender, sinnlicher, die himmlische mystische Zartheit der Farben und Formen Lochner's ist vollends dahin. Einmal, so auf der Flügeltafel, die den „Apostel Andreas und die heilige Columba“ darstellt, finden wir diese Mal- und Zeichenkunst in einer Weise raffinirt verfeinert wie bei keinem andern, und auf eine ganz andere Art als die eben betonte, auf deren Wege der „Meister vom Tode Mariä“ und die Flandern fortschreiten. Auf der Tafel, die den Apostel Andreas und die heilige Columba darstellt, sind die halblebensgroßen Figuren, die vor einem Brocatvorhang stehen, von geradezu koketter Grazie, während das Colorit trotz seiner Pracht nach einer morbiden Fohlheit neigt. Der Apostel ist ein welterfahrener, schmunzelnder Greis, die heilige Columba eine soignirte Weltdame, die in erkünstelter Scham geziert die Augen niederschlägt, in reicher modischer Tracht. Zeichnung und Malerei und der Bewegungsinhalt der Composition erreichen in diesem Bilde einen denkbar hohen Grad der Vollendung, so daß dieses Bild als Abschluß dieser Richtung gelten kann, wie die „Madonna mit dem Veilchen“ der Abschluß der vorigen war. Werke des „Bartholomäusmeister“ werden bis über das Jahr 1515 hinaus datiert.

Der „Meister des Todes Mariä“, den man bisher der kölnischen Schule zurechnete, ist seiner ganzen Art nach ein Niederländer und unlängst auch mit dem Maler Joos van der Bele van Cleef identificirt worden. Die Auffassung von Natur und Menschen, die ich vorhin als neu bei einigen Werken des „Bartholomäus-Meister“ kennzeichnete, findet sich bei ihm in noch fortgeschrittenerer Art. Reichthum an architektonischem Decor wechselt mit der Pracht der Gewänder realistisch-bewegter Figuren. Die malerische Modelation der Köpfe ist in ihrer Weichheit und zeichnerischen Feinheit vollendet. An einigen äußerst scharf gezeichneten, aber härter gemalten Porträts erkennen wir, daß er unter dem Einfluß des Quintin-Massys stand, während die Bilder, in denen die Landschaft überwiegt, auf einen engen Verkehr mit Patinir weisen. Um 1540 wird er in einer Antwerpener Chronik erwähnt. Die Vorbilder dieses Malers, die flandrischen Meister, die seine Zeitgenossen waren, und auch solche, die früher lebten, ließen sich gleichfalls in der Düsseldorfer Ausstellung studiren, doch würde uns dieses zu weit führen. Mein Aufsatz kann sich leider nur mit der westfälischen und rheinischen Malerei befassen. Es ist in erster Linie die Tiefe und Wärme des Colorits und die Schmiegsamkeit der Zeichnung, die die flandrischen Maler von den rheinischen unterscheiden. Sie scheinen nicht nur größere Maler, überhaupt leichtere Handwerker, denn alles Spröde im Vortrag fehlt. Und beinahe ein Hauch südlicher Wärme eignet ihnen.

Kehren wir zu unseren Meistern zurück. Der letzte namhafte der kölnischen Schule ist Bartholomäus Bruyn, der 1550 starb. Kamen schon beim Severin-Meister einige Porträte vor — die übrigen Primitiven gaben solche nur in der Stifterfamilie auf ihren Altarwerken — so pflegt Bruyn hauptsächlich das Porträt. Es ist dieses im allgemeinen ja die Entwickelungslinie der Kunst: das Porträt wird verhältnißmäßig spät gepflegt und schreitet mit zunehmendem Individualismus fort, von dem Kleinformat der Quattrocentisten zu Rembrandt und Velasquez. Die Porträte des Bruyn unterscheiden sich von denen der großen oberdeutschen Porträtisten durch eine gewisse Weichheit, die in manchen, vornehmlich, wenn er in größere Formate geht, bis an's Flaue grenzt. Die Köpfe sind mehr gemalt als gezeichnet und meist gut im Ausdruck, wenn sie auch nicht gerade ihren Schöpfer als eine starke Persönlichkeit verrathen, die sich rücksichtslos durchsetzt und in jedem Strich Eigenes zu bieten hat. Vor allen die kleinen Frauen-Porträte zeigen eine reizvolle Harmonie der Töne, die durch ein geschicktes Zusammenstellen vielfarbiger Costümtheile erzielt wird. Im allgemeinen jedoch merkt man den Werken des Bruyn an, daß die kölnische Malerei ihrem Ende entgegen geht. In seinen religiösen Compositionen überschreitet er im Format das bisher übliche Maß, während mit der geschickten Gliederung des Raumes, der Vertheilung der Gruppen und ihrer freien Bewegung

eine gewisse Leerheit sich paart. Im Colorit machen sich Einflüsse der weniger guten holländischen Maler geltend, später sogar italienische, und eine feste, lackartige Buntheit und Härte herrscht vor bei übertriebenen Beleuchtungseffecten, neben den guten Spuren des Joos van Cleef, die sich in seinen besten Werken finden. In der Fassung der Scenen ist er selten selbstständig.

Wir haben uns nun noch mit einigen wichtigen Persönlichkeiten zu befassen, deren Werke hier zum ersten Mal geschlossen vorgeführt werden. Es sind der niederrheinisch-holländische Maler Jean Jost van Kalkar und das westfälische Brüderpaar Victor und Heinrich Dünwegge.

Jean Jost ist vielleicht aus Wesel oder Kalkar gebürtig, und lebte meist in Harlem. Er wurde nach Kalkar 1505 berufen und malte dort bis 1508 den aus zehn Tafeln = zwanzig Bildern bestehenden Flügelaltar. Wir lernen in diesen Bildern einen Künstler kennen, der auffallend trocken in der Farbe ist, so daß man ihn nicht gut einen Coloristen nennen kann. Um so bedeutender ist sein Charakterisirungsvermögen, das sich nicht nur in Porträtköpfen, als in der Darstellung jeden Ausdrucks, selbst fratzenhafter Verzerrung bekundet. So sind, um zwei Gegensätze zu nennen, von besonderer Vollendung, der einem Pestkranken nachgebildete Henker auf der „Dornkrönung“ und die sterbende Maria. Ich sagte, Jean Jost sei kein Colorist, trotzdem ist er ein hervorragender Maler; die überaus feine Modelation der so intim charakterisirten Köpfe ist eine durchaus malerische, nicht lineare, während die Darstellung des Stofflichen, der Costüme dieses Ausdrucksvermögen seltsamerweise vermissen läßt und deßhalb hier die Nüchternheit der Farbe doppelt spricht. Eigenthümlich zu sehen ist, wie der Christus-Typus auf beinahe jeder dieser zahlreichen Tafeln ein anderer ist. In Folge seines unerschrockenen Realismus ist der Maler in der Wiedergabe der Scenen häufig ohne jede Convention, daher jedoch auch manchmal nüchtern. Von der Nüchternheit seiner Farbe sprach ich schon. Seine Phantasie muß in diesem Punkte von geradezu auffallender Armuth gewesen sein, denn Braunroth und Blaugrün sind fast die einzigen Töne, die er für Costüme verwendet. Von seinen Compositionen ist die „Gefangennahme Christi“ eine der interessantesten. Sonst ist die Gliederung und Gruppirung der Figuren für einen so scharfen Gesichts-Charakteristiker manchmal steif; so im „Tode Mariä“, während in anderen Tafeln, z. B. der „Auferweckung des Lazarus“ sich die Charakterisirung in höchst vollendeter, gar humorvoller Weise auf die ganze Gruppe erstreckt. Die Landschaft verwendet Jean Jost in ausgiebigem Maße und zwar nicht nur wie die vorigen Meister als Hintergrund, vielmehr mit starkem Raumempfinden, so daß die Figuren hin und wieder — „Jesus und die Samariterin am Brunnen“ — nur wie Landschaftsstaffage eingegliedert scheinen und wir eine derartige Behandlung der Landschaft bei keinem anderen zeitgenössischen rheinischen oder westfälischen Meister finden. Selbst die Figuren des Joos van Cleef leben nicht derart in der Landschaft —, bei ihm überwiegt die Landschaft oft, wenn er sie anbringt, noch mehr, doch die Figuren stehen nicht darin, stehen davor.

Und nun zu den Gebrüdern Dünwegge, die neben Jean Jost von Kalkar in Vielem zwar nicht bestehen können, aber immerhin interessant genug sind. Vor allem den eben erwähnten landschaftlichen Vorzug lassen ihre Werke natürlich vermissen. Ihre Werke sind auffallend ungleichmäßig und im Format die größten von allen. Die westfälische Malerei verließen wir in der Mitte dieser Abhandlung beim Liesborner Meister. Dieser, ein in malerischer Delicatesse besonders seiner Künstler, nahm in der westfälischen Malerei etwa die Entwickelungsstufe ein, die in der kölnischen den „Meister des Marienlebens“ vertritt. Seine directen Nachfolger erreichten seinen Grad der Feinheit selten. Gingen in größere Formate und waren ziemlich eckig-unbeholfene und rauhe Realisten. An diese knüpfen die Gebrüder Dünwegge an und arbeiten in ihrem Sinne weiter. Ihr Hauptwerk ist der große Altar der Propsteikirche zu Dortmund, dessen Mittelstück allein in der Breite 4 m, in der Höhe 2,29 m mißt. Eine überaus figurenreiche Composition. D. h. figurenreich sind die Compositionen der Dünwegge's sämmtlich, so daß die kleineren beinahe zu dicht gedrängt scheinen, was um so mehr auffällt, da die Compositionen an gewissen perspectivischem Mangel leiden, indem die Empfindung aufkommt, die vielreihig hintereinander gruppierten Figuren ständen sämmtlich in einer Ebene, ein Fehler, in den Jean Jost von Kalkar nie verfällt. Seltsamer Weise macht sich die gleiche coloristische Nüchternheit geltend, und das auffallende Ueberwiegen des gleichen stumpfen Roth, wobei im malerischen Vortrage die Gebrüder Dünwegge dessen Vollendung natürlich nicht annähernd erreichen. Auch finden sich hin und wieder auffallende Verzeichnungen. Das gelungenste Werk der Brüder ist vielleicht die nicht sehr umfangreiche „Eidesleistung“ aus dem Rathhaus zu Wesel. Dieses mittelgroße Bild zeigt nichts von den coloristischen und zeichnerischen Härten der übrigen Bilder und nähert sich im malerischen Vortrag und der Charakteristik der Typen am meisten den Werken des Jean Jost, jedoch erreichen die Gesten, mit denen die Figuren die Handlung begleiten auch nicht annähernd dessen Natürlichkeit. Man ist sich nicht klar darüber, welchen Antheil die beiden Brüder an den einzelnen Werken haben. Wenn man aber bedenkt, wie auffallend sich die „Eidesleistung“ und auch die unter Nr. 121 und Nr. 122 im Catalog vermerkte „Anbetung“ und „Kreuzigung“ von den übrigen biblischen Darstellungen unterscheiden, so möchte man diese drei Bilder einem, und zwar dem begabteren, vielleicht jüngeren Bruder zuschreiben. — Zum Schluß seien noch die beiden westfälischen Porträtmaler Hermann to Ring und Ludger to Ring erwähnt, die tüchtige Charakteristiker sind, wenn auch enge Persönlichkeiten.

Nun muß ich von dieser interessanten Ausstellung Abschied nehmen, wenngleich ich es mir kaum versagen kann einige Worte über den seltenen mittelrheinischen „Hausbuch-Meister“ anzuführen, der um 1505 starb und sowohl als scharf zeichnender Physiognomiker originell wie als Colorist voll starker eigener Noten ist, über Conrad Witz, der schon 1447 starb und dessen, der Straßburger Galerie entliehenes Bild ihn als einen zeigt, der complicirten perspectivischen Problemen nachging, über den Franzosen Simon Marmion schließlich, der aus der Buchmalerei kam und uns auf einigen Tafeln das Leben eines heiligen Benediktiners, erzählt in Farben so sammetweich und golden-tief, wie — nein, es giebt keinen Vergleich . . .

Und über manche andere schönen Dinge ließe sich noch Vieles sagen.

Feuilleton.

Eine Massagekur.

I.

Freiherr von Hattersdorff zu Wiesenbrück war mit einer ziemlich großen Pension und einem ordentlichen Quantum Hüftengicht aus der preußischen Armee ausgetreten und logirte mit seiner behäbigen Frau Gemahlin seit einigen Wochen in Wiesbaden, um dort womöglich, wenn auch nicht Genesung, dann doch wenigstens Erleichterung für sein schmerzhaftes Leiden zu finden.

Jeden Morgen um halb sieben Uhr konnte man regelmäßig das Paar am Kochbrunnen finden. Papa Hattersdorff machte immer ein Gesicht wie drei Tage Regenwetter und preßte die Lippen zusammen, über welche aller fünf Minuten ein „Himmeldonnerwetter“ schien rollen zu wollen, wenn er sie unter dem struppigen grauen Schnurrbart öffnete. Mit der einen Hand stützte er sich auf den umfangreichen Arm seiner

geduldigen Ehehälfte und mit der anderen auf einen Stock, welcher, weniger anwillig als seine rechte Hüfte, ihm etwas Erleichterung beim Gehen verschaffte. Drei Mal, bevor die Uhr in der Kurhalle die achte Stunde meldete, öffnete er seinen an Rheinwein und Bayerischbier gewöhnten Mund, um mit wahrer Todesverachtung ein großes Glas warmen Kochbrunnenwassers hinunterzuschlucken, jedoch nicht ohne bei jedem Zuge die Worte „gräßlich“, „abscheulich“ oder „verdammtes Zeug“ hören zu lassen.

Es schien allerdings, als verfehlte das heilkräftige Wasser seine segenbringende Wirkung nicht, denn der alte Kriegsheld fing an, einige Erleichterung zu verspüren. Nach dem Gebrauch reichlicher warmer Bäder, sowie zahlloser Gläser Brunnenwasser machte ihm das Laufen schon etwas weniger Schwierigkeiten, und er konnte sich langsam nach der berühmten Table d'hôte im Hôtel Dahlheim schleppen. Mit einem Seufzer der Erleichterung setzte er sich an den Tisch, und ein Lächeln innigen Wohlbehagens erhellte sein Gesicht, als er seine mehr oder weniger geröthete Nase und seinen grauen Schnurrbart wieder mit den Düften allerlei Speisen und Braten durchziehen fühlte.

Auf seinen Zimmern — er wohnte mit der Gattin in einem bescheidenen Hôtel Garni — lebte er äußerst einfach; aber als er mit ihr die Table d'hôte wieder besuchen konnte, bewiesen sie übereinstimmend, daß sie auch für ausgedehntere Diners etwas fühlten und für die drei Emmchen, welche sie pro Person bezahlten, entsprechend genießen wollten, und wenn es auch nur wäre, um dem Hôtelier die Ehre zu geben, welche ihm gebührt.

Mit unglaublicher Virtuosität verarbeitete die Frau Gemahlin große Mengen gekochter und gebratener Speisen. Der Herr Gemahl, der jedenfalls das finanzielle Gleichgewicht für den Hôtelier bewahren wollte, aß wenig, trank dafür aber um so mehr und erklärte jeden Mittag beim Dessert, als er, mit glänzender Stirn und kleinen Augen, nach Butter und Käse, den letzten Zug aus seinem Glase that und seinen grauen Schnurrbart mit der Serviette abwischte, daß „der Wein famos — das Wasser vom Kochbrunnen aber unter aller Kanone teufelmäßig, niederträchtig gemeines Zeug“ sei.

Bereits am ersten Tage hatte der Oberst seine anfängliche Besserung mit einer Flasche Rheinwein, unterstützt von einer Flasche alten Burgunders und einer Hochheimer mousseux begrüßt, und nun fuhr er fort, jeden Tag diese Besserung auf's Neue zu feiern, abwechselnd mit Nuits, Château la Rose oder Johannesberger, welche ihm nach dem Diner immer eine höhere Gesichtsfarbe, sowie ein Schläfchen, und beim Erwachen eine brummige Laune verschafften.

Es dauerte nicht lange, da konnte die Ischias, welche im Anfange vor dem in- und auswendigen Wasser die Flucht hatte ergreifen wollen, der Einladung ihrer Freunde Burgunder und Rheinwein, zurückzukehren, nicht widerstehen, und nach etwa vierzehn Tagen Table d'hôte saß der Oberst eines Morgens in seinem Zimmer wie ein Klotz in seinem Stuhl und hielt wimmernd seine Hüfte fest. Einen Tag später brüllte und jammerte er so fürchterlich, daß die Gemahlin vor Mitleid Krokodilsthränen heulte.

„Himmelhöllenhund Sacrament! Das ist zu schlimm. Schwefelelement! laß den Arzt kommen!“ polterte der Oberst mit einer Stimme, als stünde er vor seinem Bataillon.

„Aber welchen Arzt, lieber Mann?“ fragte zitternd Frau Oberst.

„Das ist ganz egal! Den ersten Besten — aber nicht so einen alten Knacks, so 'nen Trauerkloß: ich muß einen von der neuen Richtung, eine Specialität ha... Au! Schwerenoth! das ist ja zum Verrücktwerden, Sacrrement nochmal! die verfluchte Hüfte!“ schrie der Oberst.

„Aber Mann, Du versündigst Dich wirklich!“

„Wohl möglich! — aber das ist mir Schnuppe. Au! Himmeldonnerwetter!“

Die Gemahlin klingelte ängstlich dem Kellner und bat ihn, den ersten besten Arzt zu bringen.

Ein paar Schritt weiter in der Straße als das Hôtel Garni stand auf einem kupfernen Schild am Thürpfosten eines bescheidenen Wohnhauses:

„Dr. Otto Druff, Specialarzt für Massage ꝛc.“ Der Kellner sprang mit der Serviette über'm Arm die Hôteltreppe hinunter und stand einen Augenblick später dem Arzte, einem hübschen, freundlichen Herrn mit angenehmem Aeußern gegenüber. Auf seine Frage: „Herr Doctor, ob Sie sofort in unser Hôtel kommen wollen? Oberst v. Hattersdorff zu Wiesendrück hat so einen fürchterlichen Gichtanfall, auf Nr. 26“, antwortete Otto Druff: „Gewiß, sehr gern!“ Als er aber fragte: „Ich verstehe Sie doch richtig: Oberst von Hattersdorff, sagen Sie?“ da leuchtete plötzlich etwas auf im Auge des Arztes, etwas, das man für Schadenfreude hätte halten können, wenn man nicht wüßte, daß Aerzte gewöhnlich weit über diese wenig edle Gemüthsbewegung erhaben sind.

„Ich komme sofort; in zehn Minuten bin ich beim Herrn Oberst.“

„Sehr wohl, Herr Doctor!“

II.

Es pochte leise an der Thür von Nr. 26.

Die Gemahlin rief zitternd: „Herein!“

Auf der Schwelle erschien der Herr Doctor und verbeugte sich.

„Ah! Sie sind wohl der Herr Doctor? Bitte, treten Sie näher! Mein Mann hat Sie schon sehnlichst erwartet,“ sagte die nervöse dicke Dame.

Der Arzt machte eine leichte Verbeugung.

„Darf ich bitten, Herr Doctor? Mein Mann ist im Schlafzimmer.“

„Gern, gnädige Frau!“

Der Oberst lag in schräger Haltung in einem Lehnstuhl und jammerte, fluchte und polterte abwechselnd.

„Herr Oberst!“

„Herr Doctor!“

Ein paar Minuten lang beobachtete der Arzt aufmerksam den kranken Mann. Als er ihn genügend gemustert hatte, leuchtete das Fünkchen Bösartigkeit abermals eine Secunde lang in den Augen des Arztes auf, und seine Lippen verzogen sich unmerkbar zu einem Lächeln, als er mit theilnehmender Stimme fragte:

„Sie leiden wohl recht sehr, Herr Oberst?“

„Zum Verrücktwerden, Herr Doctor.“

„Aber, lieber Mann!“

„Wollen Sie mal, bitte, aufstehen?“

„Aufstehen?“

Der Oberst sah den Arzt an, als wollte er sagen: Aber Kerl, bist Du verrückt? und wiederholte: „Aufstehen? — Unmöglich.“

„Es muß sein, Herr Oberst, sonst kann ich nicht über den Zustand Ihres Beines und Ihres Hüftengelenkes urtheilen. Darf ich also bitten?“

Jammernd und wehklagend arbeitete der Oberst sich langsam und mit Anspannung aller seiner Kräfte empor, bis er, mit dicken Schweißtropfen auf der Stirn, auf einem Bein balancirend und mit beiden Händen auf den Lehnstuhl gestützt, den Arzt flehend ansah.

Der Arzt ergriff schnell den kranken Fuß, zog ihn mit einem Ruck nach unten und bewegte daraufhin das Bein kräftig hin und her, so daß der Oberst leichenblaß wurde und fast ohnmächtig vor Schmerz mit einem leise wimmernden: „Jesus Maria Josef!“ in seinen Stuhl zurücksank.

Frau Oberst war bei dieser Scene in eine Ecke des Zimmers zurück getreten, um ihren Thränen den freien Lauf zu lassen.

Die Gemahlin half dem Gemahl beim Entkleiden seiner Extremitäten, bis der Arzt sagte:

„So genügt's, legen Sie sich jetzt auf den Bauch in's Bett, dann will ich Sie untersuchen, Herr Oberst.“

Mit fachkundiger Hand befühlte und betastete der Arzt das Bein, das Hüftengelenk und den Rücken des Leidenden, und sagte alsdann langsam und mit Nachdruck:

„Herr Oberst, Sie können ganz geheilt werden, jedoch nur unter zwei Bedingungen.“

„Und diese sind, Herr Doctor?“

„Erstens: Genaue Einhaltung der Diät, welche ich Ihnen vorschreiben werde; zweitens: Muth, um sich einer schmerzhaften Behandlung zu unterwerfen! Sie haben doch Muth?“

Ein schmerzliches Lächeln verzog die Lippen des Kriegsmannes, als er antwortete:

„Muth? — ich bin Soldat, Herr Doctor! — Aber Schmerzen kann ich für den Teufel nicht leiden. Muß ich vielleicht operirt werden? — Dann nur los, Herr Doctor; aber dann bitte, unter Chloroform.“

„Um Gotteswillen nicht schneiden,“ stöhnte Frau Oberst, indem sie leichenblaß wurde.

„Schneiden?“ fragte der Arzt lachend. „Keine Spur, gnädige Frau! — Reiben, massiren nach der Methode von Dr. Mezger aus Amsterdam. Ich bin Specialität in Massage. Es ist das einzige Mittel, wodurch Ihr Herr Gemahl geheilt werden kann!“

Ein Seufzer der Erleichterung entschlüpfte dem Kriegsmann, indem er, noch immer vornüberliegend, mit dem Kopfe schräg in den Kissen in seinen Bart brummte: „Weiter nichts? macht der Kerl davon so viel Aufhebens?“ Laut fügte er bei: „Dann nur gleich los, Herr Doctor! Je eher, je lieber! Kneipen Sie dann nur!“

„Sehr wohl, Herr Oberst: wir können gleich anfangen.“ Der Arzt zog seinen Rock aus und entledigte sich seiner Weste, knöpfte die Manschetten ab, stülpte seine Hemdsärmel hoch, zeigte ein paar außerordentlich muskulöse Arme, und fragte: „Haben Sie vielleicht ein wenig Tafelöl, gnädige Frau? Ich benutze sonst ja immer Coldcream, aber der Herr Oberst liegt jetzt gerade so gut in Position, daß ich ...“

„Ich habe zufällig in meiner Toilette Coldcream — warten Sie, ich hole es —“. Im Augenblick war sie wieder da.

„Bitte schön, Herr Doctor!“

„Danke sehr — Legen Sie sich jetzt mal ein wenig auf die linke Seite, Herr Oberst, erlauben Sie mal, ich will Ihnen helfen; — so!“

„Au! — Autsch — Sacrrrre!“

„Immer ruhig, Herr Oberst! — so — o — o! noch ein Stückchen! Schön! so wird's gehen; halten Sie sich jetzt mal ruhig — so — o — o!“

„Soll ich vielleicht lieber hinaus gehen, Herr Doctor?“

„Nein, gnädige Frau, es wäre mir lieb, wenn Sie hier blieben; es ist gut, wenn Jemand dabei bleibt, um gegebenen Falles mir helfen zu können, und also ...“

„Sehr wohl, Herr Doctor!“

„Dies macht Ihnen wohl keine Schmerzen, nicht wahr, Herr Oberst?“ fragte Dr. Druff, indem er mit schnellen Bewegungen seiner rechten Hand die Hüfte, das Dickbein und die Wade des Leidenden reichlich mit Coldcream einrieb.

„Im Gegentheil, es thut mir gut; es ist angenehm. Wenn Sie so fortfahren, dann … Au! Himmelhöllensacrament — au! — Hören Sie auf! — Hören Sie auf! — Nein, Herr Doctor, so nicht; um Gotteswillen hören Sie auf: mir wird's schlecht!" — Der Oberst zitterte über seinen ganzen Körper wie ein Schooßhündchen, denn der Arzt hatte mit einem kräftigen Griff das kranke Hüftgelenk in Arbeit genommen und massirte die schmerzhaften Stellen nach allen Regeln der Kunst.

„Ach, Herr Doctor, das ist wirklich nicht zum Ansehen, das ist eine abscheuliche Marterung!" jammerte Frau Oberst, als sie sah, daß nach etwa zehn Minuten, während deren sich der Leidende wie ein Wurm unter den ihn massirenden Händen krümmte, Dr. Druff seine Behandlung mit einem allerfürchterlichsten Schlag auf den dicksten Theil der Hüfte des Obersten beschloß, so daß der Patient fast in die Höhe sprang und brüllte:

„Gottsdonnerwetter, das ist denn doch allzu schlimm!"

„Für heute ist nun Schluß!" sagte der Arzt in größter Gemüthsruhe und wischte sich mit dem Taschentuch die Schweißtropfen von Stirn und Schläfe.

„Gott sei Lob und Dank!" jammerte der Kranke, und als er mit Hülfe von Mama wieder angezogen war, half ihm der Arzt in seinen Fauteuil und sagte gemüthlich: „So, jetzt sitzen Sie ganz angenehm. Ja! ja! es ist keine angenehme Empfindung, aber Ende gut — Alles gut! — Und jetzt wollen wir 'mal über die Diät reden!"

Mit schwacher Stimme antwortete der Freiherr: „Ich bin ganz alle, ach Gott! der letzte Schlag! es war mir, als müßte ich sterben! — Aber ich glaube doch, daß Ihre Behandlung richtig ist; es ist, als fühlte ich mich schon ein wenig besser! — Und auf was Alles muß ich denn nun verzichten, Herr Doctor?"

„Auf Alles, Herr Oberst!"

„Auf Alles? — Hunger leiden? —"

„Das würde Ihnen schlecht bekommen!" lächelte Dr. Druff. „Nein, so schlimm ist es nicht. Sie dürfen Brod essen, so viel Sie wollen, aber ohne Butter; und Wasser können Sie ad libitum trinken. Wenn Sie sich dazu entschließen können, sich dieser strengen Diät vierzehn Tage lang anzupassen, so gebe ich Ihnen mein Ehrenwort, daß Sie, wenn Sie von hier fortgehen, laufen können wie ein Reh, während sich auch Ihr ganzes Befinden bedeutend bessern wird."

„Vierzehn Tage auf Wasser und Brod," seufzte der Oberst, „das ist sehr schlimm."

„Ischias ist noch viel schlimmer, Herr Oberst!"

„Das stimmt! Dann nur meinetwegen; ich will den scheußlichen Schmerz los sein; ich werde Alles thun, was Sie von mir verlangen!"

„Sie haben ganz recht, Herr Oberst, und Sie sollen sehen: Finis coronat opus."

„Bleiben Sie mir nur mit Ihren lateinischen Brocken vom Leibe! Die verstehe ich nicht! Liebes Frauchen, gieb mir doch 'mal ein Glas Portwein, mir ist ganz schlecht geworden von der Hauerei."

„Portwein? — Wasser! meinen Sie wohl?" sagte der Arzt, und zur Frau Oberst, welche die Flasche Portwein bereits vom Büffet genommen hatte, versetzte er: „Gnädige Frau, wenn Sie wollen, daß Ihr Herr Gemahl wieder gesund wird, so müssen Sie" — und er betonte dieses Wort — „so müssen Sie dafür sorgen, daß der Herr Oberst seine Diät einhält. Trinken Sie selbst vielleicht Port?"

„Nein, Herr Doctor, niemals!"

„Dann gestatten Sie mir …, dann wollen wir vorsichtshalber dieses Restchen — Dr. Druff nahm die noch halb gefüllte Flasche der Frau Oberst ab und goß plötzlich den Inhalt zum Fenster hinaus in den Garten — entfernen! Adieu, Herr Oberst bis morgen um zehn Uhr, dann werde ich meine Behandlung fortsetzen."

Stumm vor Entsetzen blickte der Oberst, der mehr zu befehlen als zu gehorchen gewohnt war, dem kurz entschlossenen Arzt nach und brummte in sich selbst hinein: „Ein tüchtiger Kerl, mit ein paar Händen … brrr! und so kurz angebunden, — aber das gefällt mir. Ich glaube, daß seine Behandlung mir wohl gefallen wird, aber der eine Schlag war — hm! — so — hm! für einen Officier so erniedrigend."

Bevor Dr. Druff das Haus verließ, hatte er noch eine kurze Unterredung mit der Frau Oberst, die ihn bis auf den Corridor geleitete.

Auf die Frage der Frau Oberst: Herr Doctor, was ist Ihre Ansicht über meinen Mann?" schilderte er mit wenigen Worten den Zustand des Obersten so wenig rosig, daß die Dame, blaß vor Schreck und Besorgniß, bei Allem, was ihr lieb und theuer war, versicherte, sie würde dafür sorgen, daß der Oberst ja kein anderes Getränk als Wasser und keine andere Speise als Brod, oder den ihm als Leckerbissen ausnahmsweise gestatteten Zwieback, in den ersten Tagen bekommen sollte.

III.

Prompt an jedem Vormittag um zehn Uhr erschien der Arzt im Hôtel, wo der Oberst logirte und jetzt unter seinen Händen die entsetzlichsten Marterungen ausstand, brüllte und tobte wie ein Besessener, aber sich doch jedes Mal nach der Massage thatsächlich etwas besser fühlte und so allmälig wieder zu laufen anfing.

Wie viel „Donnerwetter" und „Sacramente" der alte Kriegsheld in die Welt sandte, läßt sich nicht sagen. Namentlich gegen das Ende einer jeden Behandlung entflohen die Verwünschungen und Ausrufe in großer Zahl seinen Lippen und wiederholt versicherte der Oberst seiner Frau: „Der Druff ist ein enorm tüchtiger Kerl — aber — ein Schinder. Und weißt Du, vor was ich immer am Meisten zurückschrecke? Vor dem letzten gewaltigen Schlag, den er mir nach jeder Massage auf meinen — hm! auf meinen — hm! giebt. Es ist, als wollte er einen verrückt machen! Der eine verdammte Schlag geht einem durch Mark und Bein."

„Ja, lieber Mann!" antwortete Frau Oberst, „es ist schrecklich, ich kann wenigstens nicht mehr hingucken; es sieht wirklich so aus, als nehme Dr. Druff seine ganze Kraft noch einmal extra zusammen, um Dir diesen letzten …"

„Nicht wahr? Das hast Du also auch schon beobachtet. Das ist immer, als käme ein Stück Eisen auf mich herunter. — Du begreifst, daß ich mir diese Mißhandlung jetzt gefallen lasse, weil ich es muß, weil ich diesem Druff auf Gnade und Ungnade ausgeliefert bin und weil der Kerl mich wirklich jeden Tag etwas besser macht, sonst aber, als Militär" — und der Oberst machte eine Miene, als wollte er die ganze medizinische Facultät auf einmal verschlingen — „sonst würde ich mir wirklich eine so erniedrigende Berührung nicht gefallen lassen. Für den Teufel nicht!"

„Aber, lieber Mann, reg' Dich doch nicht so auf, der Arzt thut's doch für Dein Wohl, weil's nöthig ist für Dein …"

„Nöthig? nöthig? Dort, wo er jetzt haut, habe ich absolut keine Schmerzen; in meiner Hüfte stecken sie und nirgends anders."

„Lieber Mann, halte Dich doch ruhig, sonst wird's wieder schlimmer mit Dir. Ich werde morgen aber mit dem Arzt darüber reden."

Ein paar Tage später fragte Frau van Hattersdorff, als sie einen Augenblick mit Dr. Druff allein war: „Sagen Sie 'mal, Herr Doctor, ist denn der letzte Schlag so absolut nöthig? Mein lieber, braver Mann schreckt immer so furchtbar davor zurück, würden Sie ihm diesen nicht schenken können?"

Mit der wichtigsten und ernstesten Miene der Welt versicherte Dr. Druff: „Dieser ist unerläßlich bei der Kur; es ist zwar unangenehm für den Herrn Oberst, das gebe ich zu, aber es ist nichts dagegen zu machen", und mit ruhiger Grausamkeit versetzte er auch weiterhin nach jeder Behandlung dem Obersten den fürchterlichen Schlag.

Der Gemahlin genügte seine Auskunft nicht. Sie befragte insgeheim einen anderen Doctor.

Nicht ohne Staunen hatte der Andere zugehört.

„Nein, gnädige Frau, gewöhnlich nicht. Es ist wohl merkwürdig, aber der Herr College Druff ist ein sehr gelehrter und tüchtiger Herr und außerdem Specialarzt für Massage. Er weiß genau, was er thut, und wird es also sicher wohl für das Wohl Ihres Herrn Gemahl für nöthig halten."

Von nun an tröstete die Gemahlin den gequälten Oberst, indem sie immer wieder erklärte, sie hätte volles Vertrauen zu Dr. Druff und der Oberst müsse durchaus geduldig ertragen, was nützlich und nöthig für ihn sei.

Endlich, nach achtzehn Tagen, fürchterlichen Tagen für Freiherrn von Hattersdorff, erklärte der Arzt, sein Patient sei völlig genesen, und thatsächlich gehörte die Ischias des Obersten der Vergangenheit an. Er lief, obgleich noch etwas schwach, wie ein Wiesel durch das Zimmer und sah aus wie neugeboren; seine früher immer etwas violette Gesichtsfarbe war wieder normal geworden, seine Augen standen heiter, und die unwillige Hüfte war nun ein leuchtendes Vorbild für alle Hüften.

„Herr Oberst!" sagte Dr. Druff nach dem achtzehnten Tage, „ich möchte mich von Ihnen verabschieden, Sie sind meiner Behandlung nicht mehr bedürftig. — Sind Sie zufrieden?"

„Zufrieden, lieber Herr Doctor? Zufrieden? Nein, entzückt, dankbar, innig dankbar; ich bin ein ganz anderer Mensch geworden; Sie haben aus einem alten Knacks wieder einen jungen Menschen gemacht."

Mit Thränen in den Augen drückte ihm Frau Oberst die Hand und sagte: „Ach, Herr Doctor, nie! niemals, werden wir Ihnen unsere Dankbarkeit zur Genüge zeigen können!"

„Also, per Saldo sind Sie über meine Behandlung nicht enttäuscht?" entgegnete mit einem feinen Lächeln der Arzt auf den Strom dankbarer Worte, mit denen er überfluthet wurde.

„Aber Herr Doctor!" klang es zurück.

„Dann habe ich also weiter nichts zu thun, als Ihnen einen angenehmen Aufenthalt in Wiesbaden, ein „Wohl nach Hause" und eine dauernde Gesundheit zu wünschen."

„Hm! hm!" sagte der Oberst und etwas verlegen setzte er hinzu: „Herr Doctor, hm! … würden Sie so liebenswürdig sein, mir noch diese Woche Ihre Declaration zukommen lassen zu wollen, denn ich reise bald nach Haus."

„Meine Declaration?" fragte Dr. Druff.

„Ich weiß wohl, Herr Doctor, daß, was Sie an mir gethan haben, eigentlich nicht mit Geld zu honoriren ist, aber doch möchte ich gern wissen, wie viel ich Ihnen schulde," antwortete der Freiherr.

„Honorar, Herr Oberst? absolut nicht. — Sie schulden mir gar nichts!"

„Wa — a — as?"

„Wir sind jetzt quitt!"

Frau Oberst sah den Arzt ganz perplex an.

Der Gemahl aber fragte mit unsicherer Stimme: „Quitt, wie — mei—nen Sie das?"

„Gucken Sie mich 'mal genau an, Herr Oberst, kennen Sie mich nicht mehr?"

„Sie, Herr Doctor? — ich hatte vordem noch nie die Ehre …"

„Doch wohl, Herr Oberst! — Ueberlegen Sie sich nur 'mal, Otto Druff ist mein Name; ich stand in '70 als Soldat bei Ihrer Compagnie, als Sie noch Hauptmann waren, ich war damals — jetzt will ich es wohl eingestehen — ein ziemlich lästiger Recrut, und ziemlich widerspenstig. Es ging streng zu im Kriege und dadurch habe ich einmal durch Ihre freundliche Vermittelung vierzehn Tage Arrest gehabt, auf Wasser und Brod, und fünfzehn Schläge auf meinen — hm …"

„Zum Donnerwetter nochmal," rief der Oberst aufspringend, „stimmt; jetzt kann ich mich darauf entsinnen: das war in Wesel, als wir die französischen Gefangenen überwachten."

„Sehr richtig! — ich hatte vielleicht wohl etwas weniger verdient für mein verhältnißmäßig geringes Vergehen; aber es war Krieg und dies in Betracht gezogen, habe ich als Zins Ihnen nur vier Tage länger Arrest und nur drei Schläge mehr gegeben."

Der erstaunte Oberst rieb unwillkürlich seine Hand gegen den dicksten Theil seiner Hüfte. „Himmelhöllenelement, Herr Doctor, Sie sind der tollste Kerl, dem ich jemals begegnet bin! Sie haben Recht, jetzt sind wir quitt!"

„Vollkommen! — Sie haben mich zu einem guten Soldaten gemacht; ich machte Sie zu einem gesunden Menschen. Wir haben Beide dasselbe Mittel, und, wie ich glaube, mit gutem Erfolg angewendet. — Adieu! Herr Oberst — sans rancune."

Dr. Druff grüßte freundlich und verließ das Zimmer.

„Bombenschwerenoth!" rief der Oberst, und sein Gesicht verzog sich schmerzlich — „ein Bißchen weniger derb hätte er doch wohl zuhauen können …!"

Aus der Hauptstadt.

Vom Kaiser Friedrich-Museum.

Von Julius Norden.

„Man muß die Feste feiern, wie sie fallen" — es ist ein häßliches Sprichwort mit seiner Resignationsstimmung. Und man könnte fragen: „Ja — warum dann überhaupt feiern?"

Nun — zu feiern giebt es immerhin wohl etwas bei unserer jüngsten Museums-Anlage: die Auferstehung oder gar erst die allmälige Erschließung einer ganzen Menge unserer Kunstschätze, ihre vielfach geschmackvolle und sinngemäße Aufstellung und Anordnung. Das ist immerhin doch etwas; es ist sogar sehr viel, ja die Hauptsache bei einem Museum.

Aber doch — doch ist es recht bedauernswerth, daß Niemand in der Welt die Berliner um dieses Museum beneiden wird. Wollte man uns etwa vor Eitelkeit bewahren? Ach Gott, das geschieht ja sowieso schon nur zu gründlich, in puncto öffentlicher künstlerischer Anlagen und auch sonst. Als es vor sieben Jahren hieß, auf der dreieckigen Spitze der Museumsinsel wird der Bau des Kaiser-Friedrich-Museums in Angriff genommen, da war ich recht gespannt darauf, wie diese schwierige Aufgabe gelöst werden könnte und sollte. Am Ende giebt's wirklich ganz was Eigenartiges, aus den Raum- und Bodenverhältnissen Herausgewachsenes! … Dann kümmerte man sich weiter nicht darum. Nur, wenn man im Stadtbahnwagen über die Insel hinwegsauste, erhaschte man im Fluge was vom Werdenden. Und je mehr es ward, desto mehr erkannte man, daß das Eigenartige durchaus vermieden wurde. Die Wand im officiellen Renaissancestyl wuchs und wuchs, und im selben Maße nahmen die Hoffnungen immer mehr ab. Und dann kam ein Tag, wo man doch was Eigenartiges entdeckte: nämlich die unförmlich große und die so häßliche kleine Kuppel, die so unvermittelt zwischen den Mauern heraus- und aufzuragen begannen. Und schließlich sah man gar nicht mehr hin, bis der Tag kam, wo das Ganze uns nun beschert wurde.

Mußte es denn durchaus dieser Platz sein? Und wenn schon — trotz den leidigen Stadtbahnbögen — durfte denn wirklich nicht mehr Phantasie und Geschmack entwickelt werden? Mußte die Portalseite in Form einer Apsis geformt werden — so daß man die Empfindung hat, als betrete man das Gebäude von hinten? Mußten die fünf Binnenhöfe gerade so angelegt werden und wenn schon — durfte denn keine andere Anordnung der Zwischentracte getroffen werden, die den großen von der Spitze zur Basis, an der Stadtbahn, das Dreieck durchquerenden Mitteltract mit den Schenkeln an der Spree- und an der Kupfergrabenseite verbinden, da sie so, wie sie jetzt sind, auch die innere Anordnung der Räume in unheilvoller Weise beeinflußt haben? Mußten diese Räume zum größten Theil so nüchtern und schmucklos ausfallen, wodurch sie gar empfindlich mit dem in den Treppenhäusern an den beiden Endpunkten des Mitteltracts unter jenen Kuppeln entfalteten Prunk in einen Gegensatz gerathen sind?

Mußte — doch genug der Fragen, auf die es kaum befriedigende Antworten geben kann.

Daß man aber das Maison'sche Reiterstandbild des kunstfreudigen Kaisers, nach dem das Museum heißt — übrigens keines der besten Werke des jüngst verstorbenen Münchener Bildners — auf dem armselig kleinen Platze vor dem Museum zwischen den beiden neuen Brücken hart am Wasser aufstellen mußte, mit der Vorderfront zum Portalbau gekehrt — das ist nun ganz klar: wie könnte man es denn sonst besichtigen, obschon man auch jetzt keinen ganz guten Standpunkt ihm gegenüber findet und außerdem der Hintergrund sehr ungünstig wirkt? Im Uebrigen ist's gut, daß der Schlüter'sche „Große Kurfürst", von dem sie eine naturgroße, lichtbroncene Copie auf dem marmornen Originalsockel im großen Treppenhause aufgestellt haben, nicht hinausreiten kann — obschon er sich dort recht unbehaglich fühlen mag — denn das Maison'sche Standbild würde dann noch unbedeutender wirken als jetzt.

* * *

Doch jetzt hinein. Da giebt's nun wirklich manch' Erfreuliches.

Freilich, was Geheimrath Bode vorgeschwebt hat, ein Ideal-Museum zu erhalten, wo jeder einzelne Saal, oder eine Gruppe von mehreren, immer ein in sich geschlossenes Culturbild dieser oder jener Zeiten und Völker gebildet hätten — das konnte er nicht erringen. Aber Ansätze dazu findet man hier und da und Licht, viel Licht giebt's in den meisten Räumen, wenn auch merkwürdiger Weise gerade nicht in dem prunkvollen großen Treppenhause.

Eben aus dem Grunde, dem Wunsche Rechnung zu tragen, Einheitlicheres zu schaffen, ist eine strenge Trennung von Werken der Skulptur und Malerei nicht durchgeführt, wenn auch jene im unteren, diese im oberen Geschoß vorherrscht. Man hat in einzelnen Räumen Bildwerke und Gemälde zusammen ausgestellt und dazu noch verschiedenes Geräth und architektonische Einzelstücke: Truhen und Schreine, Tische und Bänke, Teppiche und Gobelins, Kamine und Thürrahmen. Ueberhaupt ist das Museum nicht bloß eines für Bilder und Skulpturen: auch der Archäologe, der Ethnograph und der Kunstgewerbler findet viel vor, was „in sein Fach schlägt". Selbst das Münz- und Medaillencabinet ist aus dem „Alten Museum" hierher übergeführt worden, aus dem ja das Allermeiste stammt, was hier jetzt aufgestellt worden. Dazu kam dann Mancherlei aus dem neuen Museum, aus Sanssouci, der Friedenskirche, kamen verschiedene Stiftungen und Spenden. Wiederholt mußte auch der Einrichtungsplan während der Arbeiten verändert werden. Das Münzcabinet sollte ursprünglich nicht hierher kommen, wie auch nicht die Abgüsse nach Bildwerken des Mittelalters und der Renaissance. Dann aber hatte man für diese Sammlung doch wieder Raum zu schaffen. In Folge dessen mußte — bedauerlicher Weise — die Ueberführung des Kupferstichcabinets unterbleiben. Dazu kam die Nothwendigkeit, die riesengroße Mschatta-Fassade, das Geschenk des Sultans an den Kaiser, ebenfalls hier unterzubringen, was dann die Schaffung einer ganzen großen Abtheilung vorderasiatisch-muhammedanischer Kunst zur Folge hatte.

Im Ganzen umfassen die Sammlungen einen Zeitraum von nahezu 17 Jahrhunderten, d. h. von der altchristlichen Zeit an bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts. Aber nicht in erdrückender, verwirrender Fülle: man hat möglichst Hervorragendes ausgewählt und dabei die historische Richtung der Sammlungen einzuhalten gesucht, wie Geheimrath Bode das jüngst in einer Kunstzeitschrift selbst dargelegt hat. Am meisten durchgeführt ist die Vereinigung von Skulpturen und Gemälden bei den Werken der deutschen Kunst, und dort heben sich gegenseitig in der Wirkung z. B. die Altargemälde und verschiedenen Bildwerke ganz außerordentlich. Bei den Kunstwerken der italienischen Renaissance ist das dagegen nur ausnahmsweise geschehen: in dem Saal der Florentiner Hochrenaissance, wo sich Michelangelo's berühmter Johannes der Täufer, große Marmorbüsten von Vittoria und farbige Madonnenreliefs von Sansovino in eine Wand mit Bildnissen von Bronzino und Franciabigio theilen. Von den italienischen Sälen sind als besonders gelungen auch die drei der Tizian, Signorelli und Botticelli und der der Künstler des Trecento zu nennen. Schöne Portale, die früher italienische Paläste schmückten, sind hier mitunter eingemauert, cassettirte, ebenso „echte" Decken benutzt, wirksame Durchblicke geschaffen worden.

Was die mitteleuropäische Kunst betrifft, d. h. die Malerei der Deutschen, Niederländer, Flamen und auch der Franzosen, so ist sie in dem rechten Flügel — der linke gehört den Italienern — also dem am Kupfergraben untergebracht. Ein eigenes Cabinet hat hier das Genter Altargemälde der Brüder van Eyck, durch zwei neue Copien ergänzt, erhalten; auch die Cranach, Dürer, Holbein, Altdorfer haben bei der Neu-Aufstellung entschieden gewonnen und wirken in den kleinen stumpfgrünen Cabineten sehr intim; unsere 21 Rembrandt's mußten leider auf zwei Räume vertheilt werden, warum aber gar auf zwei nicht einmal neben einanderliegende — das ist nicht einzusehen; zwischen den beiden Cabineten begegnet man in einem anderen Frans Hals. Aus dem größeren Rembrandt-Raum gelangt man in den Rubenssaal im rechtsseitigen Seitentract. Er macht einen guten Eindruck, wenn man ihn auch vielleicht, jener Zeit entsprechend, gern etwas reicher ausgestattet sähe. Ein anderer Hauptsaal im Obergeschoß, im Mitteltract gelegen, ist der, wo nunmehr die zehn Teppiche nach den Entwürfen Rafael's einen ungleich besseren Platz erhalten haben, als er ihnen im Alten Museum in der Rotunde angewiesen war. Ungleich „besser", denn die Besichtigung ist hier günstiger ermöglicht; aber im Uebrigen wünschte man auch hier mehr architektonische Schönheit und eine minder

frostige Ausstattung des Raumes. Fast scheint es, als hätte man in den beiden Treppenhäusern so viel Prunk entfaltet, daß man in anderen Räumen desto sparsamer sein mußte. Zwischen diesen beiden Treppenhäusern liegt, im Mitteltract also, die große Ueberraschung der Anlage: die „Basilika". Man gelangt in sie direct aus dem kleinen Treppenhause, oder vom großen aus durch einen langen, recht nüchternen Corridor. Diese Basilika selbst aber, gleichzeitig Ausrüstungs- und Repräsentationsraum, war ein ganz glücklicher Gedanke. Denn nicht „irgend was" ist hier ausgestellt, sondern ausschließlich Sinngemäßes. Man findet in dieser Nachbildung einer Florentiner Hallenkirche aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts in den je fünf flachen Nischen zur Rechten und zur Linken Altar-Bildwerke und Gemälde, darunter die wundervollen Robbia-Stein- und Thonaltäre; ferner an der Schmalwand der Ausgangsseite — venetianische Sakristeibrunnen und Tabernakel, in der Mitte ein monumentales italienisches Chorgestühl in feinster Intarsia-Arbeit und ein hohes Lesepult aus der Zeit um die Scheide des 15. und 16. Jahrhunderts, und andere Werke nach der kirchlichen Kunst.

* * * *

Und inmitten dieser Basilika kam mir der Gedanke: wie — wenn der Baumeister seine Aufgabe auf dem ihm zugewiesenen, so schwierigen Platze ganz anders hätte lösen wollen? Wie — wenn er sich zu einem „Pavillon"-System der Weltausstellungen entschlossen hätte? Wenn er z. B. diese Basilika noch etwas größer als eigenes Gebäude errichtet hätte, um dort noch mehr kirchlicher Kunst zu zeigen und natürlich auch das von Puhl und Wagner trefflich ausgebesserte und vervollständigte mosaische Meisterwerk aus Ravenna auszustellen; wenn er einen oder zwei kleinere italienische Paläste aus dem Trecento und dann aus der Renaissance für die italienischen Kunstwerke aufgeführt hätte, einige Nürnberger und Amsterdamer Patrizierhäuser für die deutsche und niederländische Kunst, einen Versailler Pavillon für die französische 2c.? Wäre das nicht der Ausbau der Bode'schen Gedanken geworden, wäre das nicht der Beginn einer ganz neuen Aera für Museumsanlagen überhaupt? Und wie schön wäre es dann, sich concentriren zu können, bei jedem Besuch, sich immer nur in die Schätze eines Hauses zu vertiefen, ohne durch andere Nebeneindrücke gestört und verwirrt zu werden ...

Doch das sind heute wohl noch Utopien. Also — „feiern wir die Feste, wie sie fallen!"

Dramatische Aufführungen.

Gerhart Hauptmann's „Florian Geyer", neu bearbeitet und neu einstudirt. — „Traumulus". Schauspiel in fünf Acten von Arno Holz und Oskar Jerschke. (Beide Stücke im Lessing-Theater.) — „Letzte Stunden". Schauspiel in drei Aufzügen von Karl Strecker, nach einem Motiv Ernst Renan's. (Berliner Theater.) — „Maria Friedhammer", von Heinrich Lilienfein. (Deutsches Theater.) — „Die lustigen Weiber von Windsor", von Shakespeare. Bühnenbearbeitung von Richard Vallentin. (Neues Theater.)

Nicht jedes Jahrhundert hat sich als reif erwiesen für die Gaben des Genius; wie der Prophet in seinem Vaterlande verteufelt wenig gilt, so der wahrhaft große, der überragende Poet in seiner Zeit. Bisher befand er sich leider auch der Nachwelt gegenüber in unangenehmer Lage. Wenn er schon Heinrich Heine Recht gab und die sehr vernünftigen Verse:

Unser Grab erwärmt der Ruhm?
Thorenwuth, Narrenthum! —

aus vollem Herzen unterschrieb, so ärgerte ihn doch hauptsächlich der Umstand, daß diese Ruhmeswärme eben bloß seinen Knochen und dem Gras auf seiner Gruft zu Theil wurde. Gegen verspäteten Sonnenschein, der ihm etwa noch im besseren Mannesalter gediegene Beefsteaks, 93er Rothwein, Lorbeerkränze und süße Huldigungen begeisterter Jungfrauenvereine bescheert hätte, würde der anfänglich unverstanden gebliebene Höhendichter dagegen ganz und gar nichts einzuwenden gehabt haben. Aber leider — ehe sich jemand Anders dazu entschloß, ihn und seine Verdienste auf den Sockel zu heben, war der Gefeierte bereits drei Mal todt. Es lag nahe, daß hier die Poeten selbst Wandel schafften. Und Gerhart Hauptmann ist auch auf diesem Gebiete der Bahnbrecher geworden. Fällt eines seiner Meisterwerke durch, so servirt er es dem Unverstand der Massen zehn Jahre später noch einmal. Man könnte das eine unedle und grausame Rache nennen, muß indessen daran denken, daß alle neuen Ideen dem Philister zunächst weh thun. Jedenfalls erlebt es Gerhart Hauptmann noch, daß seine Schöpfungen amtlich in der zweiten Instanz für unsterblich erklärt werden. Grillparzer, Hebbel und Genossen hatten es nicht so gut. Der Moderne zwingt uns, seine zunächst abgelehnten Werke später jubelnd zu begrüßen; denn weigern wir uns auch dem zweiten Versuche, in Raserei des Entzückens zu gerathen, so wird uns der Kelch zum dritten, vierten 2c. Male gereicht. Am Ende werden wir dann doch mürbe und kommen zur Einsicht. Nach dem „Biberpelz" und dem „Florian Geyer" darf die zur Nachwelt avancirte Mitwelt auf neue Auflagen von „Schluck und Jau", „Michael Kramer" u. s. w. rechnen. Wir gehen interessanten Spielzeiten entgegen, und es ist eine Lust zu leben.

Kritisch darf man sich über Florian Geyer II. kurz fassen. Ein mißrathenes Stück wird dadurch zu keiner dramatischen Großthat, daß der Verfasser ihm ein paar Beine und Arme abschneidet. Florian Geyer wendet sich an den Gebildeten, der aus irgend welchen Gründen die Geschichte des deutschen Bauernkrieges ebenso gründlich wie Gerhart Hauptmann studirt hat. Nur ein belesenes Parquet kann dieser Dichtung folgen. Dem Seichtling bleiben ganze Parthien ein Textbuch mit sieben Siegeln. Für Jemanden, der das Jahr 1525 genau kennt, ist es nun allerdings eine Freude, zu sehen, wie ein kluger und geistvoller Mensch die seltsame Bewegung auffaßt und ihre Führer charakterisirt. Wobei freilich zu beachten bleibt, daß Gerhart Hauptmann der Bewegung in ihrer Zeitlichkeit bedeutend mehr Theilnahme schenkt, als den Menschen, die sie trugen. Ihm ist, im Gegensatze zur marxistischen Socialdemokratie, die Bewegung alles, das (dramatische) Endziel nichts. So erfährt der Hörer, welcher Krimskrams die Gemüther anno 1525 erregte, es werden ihm Vorlesungen über zahllose, jetzt längst verwehte Einzelheiten gehalten — die ungeheuere, ewige Größe der Idee tritt jedoch nur verschwommen hervor. Sie wandelt in Schleiern. Und über dem Gewühl des Volkes, das im Strome mitschwimmt, vergißt man beinahe der wirklich Führenden. Dies ist ja nun freilich Hauptmann's besondere Technik. Schade dünkt es mich aber doch, daß ein so prächtiger Kerl wie der Florian Geyer auch bei Hauptmann durchaus nicht zu seinem Rechte kommt. Lag unserem Dichter nur daran, die markige Kühnheit und das heldische Draufgängerthum eines im Uebrigen Unbewegten, von keinem Scrupel oder Zweifel Geplagten zu schildern, so hätte er weder sich noch uns zu bemühen brauchen. Denn solcher Florian Geyer, schwarzer Ritter ohne jede innere Entwickelung, zählt unsere dramatische Literatur schon mindestens sieben oder acht. Hätte die Neubearbeitung der Charakterisirung des Helden gegolten, wäre hier das leider Versäumte nachgeholt worden, so wollte ich sie vom Herzen grüßen. Jetzt hat es bei einer theatermäßigen Zustutzung des Scenenballastes sein Bewenden gehabt — und in stammelnder Aussprache verrieth der Poet ja selbst, daß es ihm ausschließlich auf die Coulissenwirkung des Stückes ankomme. Ich hoffe, daß ihm deßhalb der dröhnende Beifall angenehm in's Ohr geklungen ist; für die Auferstehung Florian's sagt der Demonstrationslärm indeß nichts. Der schwarze Ritter wird, besorg' ich, in seinem Sarge weiter schlafen.

Den Experimenten am todten Körper gegenüber nimmt sich vergnügtes Spiel mit dem Leben immer erfreulich aus. Zumal wenn ein vormals so griesgrämiger Theoretiker wie Arno Holz es treibt. Schon seine „Lieder auf einer alten Laute" und seine mitunter köstlichen „Sauf-, Freß- und Venuslieder des Schäfers Dafnis" mußten frohe Hoffnungen erwecken. Die angeblich tragische Komödie „Traumulus" hat sie erfüllt. Wer recensiren will, kann tausenderlei daran aussetzen; was mich anbelangt, so bin ich von dem lieben idealistischen Idioten, dem Professor Niemeyer, ferner von dem biertüchtigen Assessor im ersten Act, und selbst von dem unmöglichen Simplizissimus-Landrath so entzückt, daß ich über das Komödienspiel in dieser Komödie kein Wort verlieren will. Umso mehr, als Holz und sein Mitarbeiter ganz ungenirt und ohne Heuchelei ihre Theaterqualitäten zeigen: wie der Idealist den Realisten glorreich abtrumpft und beschämt; wie jeder Act schön knallend endigt; wie wichtige Scenen an besonders aufregende Oertlichkeiten verlegt werden, wo sie sich noch wichtiger ausnehmen, und wo sie doch durchaus nicht hingehören. Das Alles hat mir Freude gemacht. Denn Traumulus versucht trotz der pomphaften Behauptung, daß es sich hier um eine tragische Komödie handle, Niemanden zu täuschen. Es ist ein aus Dreyer'schen und Meyer-Förster'schen und Hauptmann'schen Erinnerungen geschmackvoll zusammengesetztes Bühnenstück; die „Jugend", der „Simplicissimus", die „Fliegenden Blätter" sind an der Aufbringung des Commanditcapitals betheiligt gewesen, und mitunter winkt schauerlich Otto Ernst aus der — sit venia verbo — Tiefe! Ich sehe aber nicht ein, warum immer nur Oskar Blumenthal die Gunst der Situation ausschroten soll, und es freut mich, daß die frischeren, wärmeren, herzlicheren Traumulus-Gesellen den Saisonschlager vor ihm herausgebracht haben.

Brahm's Lessing-Theater beansprucht mit seinen Darbietungen für's Erste noch die regste Aufmerksamkeit der Kunstfreunde. Habe ich nöthig, zu sagen, daß seine Mitbewerber darum nicht unter ihm stehen? Im Berliner Theater sind Karl Strecker's „Letzte Stunden" aufgeführt worden; Renan's „Aebtissin von Jouarre" hat den Stoff hergegeben, den Strecker für die Bühne zu erobern gedachte. Die keusche Dame, die sich kurz vorm Tode dem ebenfalls zur Hinrichtung bestimmten Geliebten schenkt, dann aber unvermuthet begnadigt wird, mag wohl eine romantische Heldin sein. Auf die Bretter gehört sie indeß so wenig wie Strecker's übertriebene schöne Verssprache. Dergleichen nimmt sich im Licht der Rampe fast parodistisch aus. Während ich eine Reihe schöner Octobertage zu einem Bummel durch den bunt gefärbten Bergwald Thüringens benutzte, ward im Deutschen Theater die Erstlingsarbeit eines jungen Schwaben, „Maria Friedhammer", von Heinrich Lilienfein, gegeben. Ich hätte sie mir längst ansehen sollen, gewiß — doch die Spuren schreckten mich, die schrecklichen Spuren, welche schauspielerisches Unvermögen in meinem Gedächtnisse hinterlassen hatte. Bevor Herr Lindau hier nicht hülfreich eingreift, statt dessen vielmehr Provinztheater mimen läßt, ziehe ich die Provinznatur vor. Künstlerisch ließ diesmal

bedauerlicher Weise selbst das Neue Theater mit seinen „Lustigen Weibern von Windsor“ zu wünschen übrig. Frau Sorma fehlte, und Herr Engels vermochte sich mit dem Falstaff nicht abzufinden, der von den Frauen genarrt wird und aus dem Subject ein Object des Humors geworden ist. Es war eine angestrengte und anstrengende Vorstellung, voller Mühsal und ehrlicher Arbeit. Doch wir lächelten gezwungen; die Heiterkeit des Herzens blieb aus.

Notizen.

G. Witkowski, „Das deutsche Drama des 19. Jahrhunderts“. „Aus Natur und Geisterwelt“. 51. Band, Verlag B. G. Teubner, Leipzig 1904. Im Ganzen ein höchst brauchbares und verdienstliches Buch, das in kleinem Rahmen den Leser mit den wechselvollen Gestalten, Perioden und Strömungen der Theaterliteratur des jüngstverflossenen Jahrhunderts vertraut macht. Doch unterscheidet es sich vortheilhaft von den landläufigen volksthümlichen Schriften dieser Art durch die strengkritische Grundlage und durch den modernen Geist, der durch seine Blätter weht. Die Tendenz — wenn man von einer solchen reden darf — ist, den Vorläufern des modern-realistischen Dramas ihr Recht widerfahren zu lassen; der Verfasser betheiligt sich lebhaft an der in jüngster Zeit so populär gewordenen Ehrenrettung Hebbel's, Otto Ludwig's und Heinrich von Kleist's; Hebbel ist ihm „der größte Dramatiker, den Deutschland nach der Zeit der Klassiker hervorgebracht hat“, und sein Porträt leitet als Titelbild den ganzen Band ein. Die Capitel über Hebbel, Anzengruber und die, in denen der Autor seine und unsere Zeitgenossen objectiv zu behandeln versucht, gehören zu dem Besten, was wir über diesen Punkt gelesen haben. Ueberhaupt hat das Buch, abgesehen von kleinen Schwächen, so viele große Vorzüge — nicht zum mindesten den kleinen Umfang und den geringen Preis — daß es wohl jedem, der sich in Kürze mit der Geschichte des modernen Dramas vertraut machen will, ein willkommener Behelf sein wird.

Das moderne Landhaus und seine innere Ausstattung, 220 Abbildungen moderner Landhäuser aus Deutschland, Oesterreich. England und Finnland nebst Grundrissen und Innenräumen. (Verlagsanstalt F. Bruckmann A.-G., München 1904.) In festem Einband 5 Mk. Ein guter Gedanke der Verlagsanstalt Bruckmann — und zur rechten Zeit und elegant und geschmackvoll ohne alles überflüssige Nebenwerk zur Freude vieler ausgeführt. — Nur Abbildungen, keine Beschreibungen und „Würdigungen“ und ästhetische Betrachtungen! Das ist ganz entschieden dem Werke zum Vortheil, und schon deßhalb wird es gern gekauft werden. Es bedeutet schon, wie es sich bietet, Etwas! Das Wort wird hier überflüssig, weil die Wahl der Bilder — eine Auswahl des Besten — eine Kritik mit Worten unnöthig macht. In zahlreichen vorzüglichen Abbildungen werden Landhäuser, Gartenanlagen und Wohnzimmer, Herrenzimmer und Hallen so gezeigt, daß sie Architekten und Wohnungskünstlern, Landhausbesitzern und solchen, die auch nicht im eigenen Hause künstlerisch befriedigende Räume sich schaffen wollen, im Ganzen und im Einzelnen ausreichende Anregungen geben. — Sehr interessant ist das Nebeneinander deutscher und ausländischer Landsitze der Gegenwart. Auch hier wird durch kluge Wahl ohne Worte gesagt, daß wir nicht bauen können wie die Engländer oder die Finnen und diese nicht wie wir; Anregungen auszutauschen haben aber auch auf diesem Gebiete alle Nationen. — Einer weiteren Empfehlung bedarf ein Werk wie das vorliegende nicht, es wird jedem mit Nutzen in die Hand gegeben werden, keinem zum Nachtheil. Und wer es durchblättert, wird sich über den Reichthum und die Güte des Gebotenen freuen, zumal, wie gesagt, aller Ballast fehlt und das Werk sich obendrein durch einen bibliophil-geschmackvollen Einband als ein begehrenswerthes anbietet. E. W. B.

Asien. Von Prof. Dr. Wilhelm Sievers, zweite, neubearbeitete Auflage, Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1. Lieferung. Zur rechten Zeit beginnt das Bibliographische Institut die Neuausgabe des 1892 erschienenen Bandes „Asien“ seiner „Allgemeinen Länderkunde“, gerade jetzt, wo der gelbe Welttheil wieder einmal im Brennpunkte des Interesses der gesammten Welt steht. Aber nicht nur der jetzige Völkerkampf im fernsten Nordosten war es, der den völligen Umschwung herbeigeführt hat, der von einer gewaltigen Unterschätzung der asiatischen Staaten so rasch zu einer vielleicht zu großen Werthschätzung ihrer Culturmission geführt hat. Die Jahre, welche zwischen dem Erscheinen der ersten und der zweiten Auflage des Werkes lagen, waren vielleicht die seit den Stürmen des Mogulreiches reichstbewegten Jahre in der Gesammtgeschichte des asiatischen Continents. Die Zeiten sind vorüber, da Sibirien noch ein Tummelplatz für die phantastischesten Sagen, China ein Land für Nippfigürchen, Japan eines für Operetten und die Wüsten und die Hochländer Centralasiens völlig unerforschte Gebiete waren. Der chinesisch-japanische Krieg von 1894/95, der Krieg der Westmächte gegen China aus Anlaß der Boxerunruhen, anderseits die Erbauung der sibirisch-mandschurischen Bahn, die Verdrängung des spanischen Einflusses durch Amerika, endlich der Einmarsch der Engländer in Tibet haben auch, abgesehen von dem russisch-japanischen Krieg, viel Licht über Gegenstände gebracht, die bisher noch in der Nacht der tiefsten Vergessenheit schlummerten. So kommt der Verlag durch die Neuherausgabe des Werkes einem thatsächlichen Bedürfniß der gebildeten Welt nach und wir können in Anbetracht der bedeutenden Errungenschaften der jüngsten Asienforschung den weiteren Lieferungen mit Spannung entgegensehen.

Ein ritterlicher Sänger. Der vielverlästerte Adel ist im Mittelalter der Träger der Dichtkunst gewesen, deren Höhe in nationaler Beziehung die klassisch-hellenisirende Zeit kaum erreicht hat, wenn wir von Goethe und dem dramatischen Schiller absehen. Auch jetzt ist wieder der Junker trotz alles demokratischen Geschreies und der gespreizten Armeleutpoesie zu verdienten Ehren gekommen, wie die Anerkennung Liliencrons beweist, dem als schwächere, aber gleichstrebende Genossen Prinz Emil Carolath und Börries v. Münchhausen zur Seite stehen. Das ritterliche Liederbuch des niedersächsischen Minnesängers*) zeigt eine kraftvolle, wenn auch noch nicht ausgereifte und manchmal noch zu wenig gefeilte Eigenart, die sich ihres Herrenthums in der gleichmacherischen Ideenwelt bewußt ist und keinem Tagesgötzen huldigt. Diese bescheidenstolze Stiftung ist schon ein Labsal im Zeitalter der gesuchten Sinnlichkeit oder des verrückten Uebermenschen, wenn auch das Wollen hinter dem Können zurückbleibt. Doch ist der Dichter wohl noch ein jugendlicher Mann, dem künftig Größeres und Besseres gelingen wird. Solch' adlig Thun ist immer lobenswerth. K. a. S.

Badische Kunst 1904. Zweites Jahrbuch der Vereinigung Heimatliche Kunstpflege. Herausgegeben von Albert Geiger. (G. Braunsche Hofbuchdruckerei und Verlag, Karlsruhe.) Quart 116 Seiten in künstlerisch ausgeführtem Pappband. 5 Mk.

Eine stattliche Schaar von Dichtern und Künstlern hat sich zusammengefunden, um dem zweiten Jahrbuch Inhalt und Gepräge zu geben. Vergrößertes Format, künstlerisch ausgeführter Einband, einheitliche Ausgestaltung des Buchschmucks (durchweg Schwarzweiß), dazu vornehme Ausstattung durch den Verlag charakterisiren das Jahrbuch auf den ersten Blick als ein Werk ernsten Wollens und als vornehmes Geschenkwerk. Auch im Ton des Ganzen war man bestrebt, eine Harmonie zwischen Volksthümlichem und specifisch Badischem einerseits und rein Künstlerischem andererseits herzustellen. Was den künstlerischen Theil betrifft, so seien zunächst die Kunstbeilagen und Vollblätter hervorgehoben. Hans Thoma hat seinen prächtigen Saturn aus dem immerwährenden Bilderkalender und eine Originalradirung: „Katze im Fenster“ beigesteuert; Ludwig Dill ein stimmungsweiches Waldinterieur; E. R. Weiß einen kraftvollen Originalholzschnitt; H. v. Volkmann, E. Würtenberger, H. R. Schroedter Federzeichnungen, welche die jeweilige Art dieser Künstler vollkommen ausdrücken. Der ganze künstlerische Theil dürfte ein nicht uninteressantes Bild der gegenwärtigen Techniken, der einzelnen Künstlerhandschriften geben. Literarische Beiträge lieferten u. a. Max Bittrich, dann Emil Gött, der einsiedlerische Satiriker in Zähringen, Wilhelm Weigand u. a. — Möge dieses zweite Jahrbuch das Interesse an badischem Kunstschaffen in und außerhalb Baden, das schon das erste Jahrbuch gefunden hat, in erhöhtem Maße gewinnen!

*) Börries, Frhr. v. Münchhausen, Ritterliches Liederbuch, Goslar 1903 Lattmann.

Die Schule der Chemie. Erste Einführung in die Chemie für Jedermann von W. Ostwald, o. Professor der Chemie an der Universität Leipzig. (Friedr. Vieweg & Sohn, Braunschweig.)

Ostwald's „Schule der Chemie" wendet sich an weite Kreise und will allen denen behülflich sein, welche sich eine angemessene und der heutigen Wissenschaft entsprechende Vorstellung von der Chemie zu erwerben wünschen. Es sind deßhalb die Voraussetzungen an den Leser thunlichst niedrig gestellt worden; keiner, der eine Elementarschule mit Erfolg besucht hat, wird auf unüberwindliche Schwierigkeiten in diesem Büchlein stoßen. Andererseits ist der Name des Verfassers eine Bürgschaft dafür, daß diese allgemeine Zugänglichkeit nicht durch Verzicht auf wissenschaftliche Genauigkeit erkauft ist, daß vielmehr ein Standpunkt festgehalten worden ist, der dem Leser die Grundlagen der Wissenschaft von heute und nicht der von gestern und vorgestern vermittelt. Möge das Buch im weitesten Umfange seine hohe Mission erfüllen: einen ähnlichen belebenden Einfluß auf die allgemeine Beachtung der für den Volkswohlstand so überaus wichtigen chemischen Wissenschaft auszuüben, wie ihn seinerzeit Liebig's „Chemische Briefe" ausgeübt haben.

Das Jenseits im Licht der Politik und der modernen Weltanschauung. Von Professor Dr. Max Haushofer. (München, 1905, J. F. Lehmann's Verlag.)

In der vorliegenden Abhandlung ergreift ein Nationalökonom und Politiker zu der Jenseitsfrage das Wort. Er geht von der Thatsache aus, daß diejenigen politischen Parteien, die ihren Anhängern am meisten Zugeständnisse und Versprechungen machen, den größten Zulauf finden. Bei den Parteien der Socialdemokratie und des Centrums ergiebt sich nun ein bedeutsamer Unterschied in den Versprechungen ihren Parteianhängern gegenüber. Die Socialdemokratie stellt sich auf den Boden des Diesseits, sie verfolgt irdische Ziele, sie verspricht ein Leben mit wenig Arbeit und viel Genuß; die materielle Wohlfahrt im Zukunftsstaat ist das Traumgebilde, welches immer wieder herhalten muß, um der socialdemokratischen Partei eine recht zahlreiche Gefolgschaft zu sichern. Durch diese intensive Beschäftigung mit dem Diesseits verhindert sie es, daß sich die Masse des Volkes mit tieferen religiösen Problemen beschäftigt. — Anders die Centrumspartei; auch sie verfolgt recht irdische Ziele, aber sie scheut sich auch nicht, die religiösen Gefühle ihrer Anhänger dergestalt in den Dienst der Politik zu stellen, daß die auf Veranlassung priesterlicher Agitation zu Gunsten des Centrums abgegebenen Stimmzettel von der stumpfen Masse für im Jenseits einlösbare Gutscheine gehalten werden. Während nun die Socialdemokratie in absehbarer Zeit einmal gezwungen sein wird, entweder ihre klangvollen Versprechungen vom besseren Diesseits in die That umzusetzen oder, da sie dazu außer Stande ist, ihre Rolle als Volksbeglückerin aufzugeben, kommt das Centrum nicht in diese Verlegenheit. Für die Entlohnung im Jenseits braucht hienieden keine Bürgschaft übernommen zu werden. Von diesem Unterscheidungspunkte aus betrachtet, erhält in der That das Verhältniß der Führer des Centrums und der Socialdemokratie zu ihren Anhängern ein ganz anderes Gepräge; es ist in hohem Grade interessant, die weiteren Ausführungen Haushofers darüber kennen zu lernen. „Wir können und dürfen uns weder mit dem völligen Verzicht auf das Nachdenken über das Jenseits noch mit einem ganz urtheilslosen Glauben daran begnügen. Das eine entwürdigt, das andere bannt uns in geistige Knechtschaft. Die heiße große Sehnsucht, weder in das eine noch in das andre dieser beiden Uebel zu verfallen und in ihm stecken zu bleiben, wohnt in den Herzen Unzähliger. Und dieser Sehnsucht Worte zu verleihen, war der Zweck dieser Blätter," mit diesen Worten schließt Haushofer seine Druckschrift.

Lieder und Sprüche von Walther von der Vogelweide in den besten Uebertragungen in's Neuhochdeutsche herausgegeben von Johannes Nickol, mit sechzig Vollbildern und zahlreichen Vignetten und Randleisten von Franz Stassen. Ein stattlicher, künstlerisch gebundener Kleinfolioband. Preis 15 Mk. (Fischer & Franke, Düsseldorf.) Es ist dies die erste Gesammtausgabe des Walther in künstlerischer Form. Der größte deutsche Dichter vor Goethe fehlte bisher überhaupt meistens in der Bibliothek auch solcher, die sich eines größeren Bücherschatzes erfreuen. Die Schuld daran trug wohl hauptsächlich der Umstand, daß die Werke dieses Großen nur in unscheinbaren wissenschaftlichen und Schulausgaben existirten, und daran mag es auch liegen, daß so mancher der Meinung war, die Lectüre des Walther sei eine Sache nur für germanistisch Gebildete. Nickol's Ausgabe wird in der Schätzung des Dichters in den weitesten Kreisen des deutschen Volkes Wandlung schaffen, indem man inne wird, daß Walther von der Vogelweide, trotzdem er nun 700 Jahre alt, auch heute noch durchaus modern ist und von jedem noch mit demselben Genuß gelesen werden kann, wie etwa Goethe und die anderen großen Lyriker der neueren Zeit. Besonders die künstlerische Form und die Genuß und Verständniß vermittelnden Bilder werden zu solchem Eindringen in die weitesten Kreise in erster Reihe beitragen. Auch heute noch gilt das Wort Hugo von Trimberg's:

„Herr Walther von der Vogelweide
Wer des vergäße der thät mir leide."

Hoffen wir, daß recht wenige Deutsche seiner vergessen!

Das Geheimniß des Schlosses. Von Jose Bigelow. Geheftet 3 Mk. (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.) Das interessante Thema ist hier nicht in herkömmlicher Weise behandelt worden. Der Verfasser, ein hochbetagter amerikanischer Diplomat und Publicist, documentirt sich als Mann mit feiner Beobachtung, großer Belesenheit und zielbewußtem Denken. Eine schier endlose Fülle von geschichtlichen Mittheilungen und persönlichen Erfahrungen steht seiner Deduction zur Verfügung. Grundsätzlich läßt er die psychologischen Erklärungsversuche bei Seite und operirt nur mit psychologischen Mitteln. Seine schriftstellerische Art ist ungemein liebenswürdig.

Aus Volkes Mund. Eine Studie von Th. Justus (Th. Zedelius). Verlag der Schulze'schen Hofbuchhandlung in Oldenburg (Rud. Schwartz). Preis brosch. 1,20 M. Die Studie ist in recht geschickter Weise verfaßt, das packende, sinnige und tiefempfundene der Volksseele ist in einer Reihe von trefflichen, oft auch sehr drastischen Beispielen klar erfaßt und dargestellt. Das Büchlein hat aber leider zwei Fehler; erstens ist es viel zu kurz, ein solcher Stoff läßt sich nicht auf 54 Seiten darstellen, und selbst wenn man zugiebt, daß es keine erschöpfende Darstellung, sondern nur „eine Studie" werden sollte, so verdient es kaum diesen Namen. Zweitens ist das Buch viel zu theuer. Der dritte Theil des Preises würde vollauf genügen.

Zur gefälligen Beachtung.

Alle **geschäftlichen** Angelegenheiten, besonders die Versendung von Beleg-Exemplaren, die Honorirung u. dgl., erledigt **ausschliesslich** der **Verlag**, Berlin W 30, Motzstr. 30 I. Man wolle bezügliche Anfrage **nur** an **ihn** richten.

Dagegen sind Manuskripte, Bücher, redactionelle Anfragen etc. stets an **Richard Nordhausen**, Berlin W 30, Gleditschstr. 6, zu senden. Für pünktliche Erledigung kann sonst nicht Gewähr geleistet werden.



Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W 30, Gleditschstr. 6; Expedition: Berlin W 30, Mohstr. 30 I. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 47. Berlin, den 19. November 1904. 33. Jahrgang
Band 66.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W 30.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt:

Die Trusts und die Zukunft der Culturmenschheit.

Von Johannes Gaulke.

Die Arbeit ist die Quelle des Reichthums!

Der Satz ist tausendfach von zünftigen und nichtzünftigen Oekonomen und Sociologen variirt worden. Er ist gedankenlos von vielen Generationen nachgeplappert worden und gar zu einem Axiom der modernen Wirthschaftslehre geworden. Und dennoch bedarf er einer gründlichen Correctur.

In der primitiven Bedarfsdeckungswirthschaft hatte die Arbeit ohne Frage für den Einzelnen eine andere Bedeutung als später auf einer höheren wirthschaftlichen Entwickelungsstufe. Sie war aber ebenso wenig die Quelle des Reichthums wie heute, da der Reichthum, die Ansammelung von Werthen an einzelnen Punkten, noch nicht als ein wirthschaftliches Bedürfniß empfunden wurde. Der Mensch arbeitete, um zu leben, das heißt: er schuf ein Güterquantum, das er zu eigenem Gebrauch oder zum Zweck des Umtausches gegen andere Güter verwerthete. Die Arbeit war das Mittel zum Leben. Ursprünglich ein Mittel zum Zweck, ist sie im Laufe der Entwickelung Selbstzweck geworden. An der Eingangspforte zur Cultur standen die Worte: „Arbeite, um zu leben"; an der Ausgangspforte können wir sie in umgekehrter Reihenfolge lesen: „Lebe, um zu arbeiten". Die Bestimmung des Menschen ist die Arbeit (als wirthschaftliche Thätigkeit gedacht). Die Arbeit ist das Heiligthum, das Idol der modernen Gesellschaft geworden. Sie wird gehegt und gepflegt wie ein Schooßhündchen, und sie ist, wie nicht anders zu erwarten, durch eine Fülle von Gesetzesparagraphen geschützt — der Arbeitgeber gegenüber dem Arbeitnehmer und umgekehrt. Die moderne Gesellschaft hat sich in einen wahren Arbeitstaumel gestürzt. Die Menschen sind Berufs- und Arbeitsmenschen geworden. „Mensch an sich" ist im Zeitalter des ökonomischen Nationalismus ein inhaltloser Begriff geworden. — „Was sind Sie? — Wovon leben Sie? — Was besitzen Sie? — Auf amerikanisch: Was sind Sie werth?" — — Das sind die Fragen, die uns aus allen Ecken und Enden entgegenhallen, deren correcte Beantwortung wohl jedes Polizei- und Staatsanwaltsgemüth erfreuen, dem, den sie angehen, aber nur Qualen und Verdruß bereiten.

Die Arbeit ist die Centralsonne, um die sich das ganze Wirthschaftsleben dreht. Der Proletarier bietet seine „Arbeitskraft" auf dem Markte aus, um sie so theuer wie möglich zu „verkaufen". Der Unternehmer bietet wiederum die Arbeitsproducte aus, um sie ebenfalls mit einem Plus zu verkaufen. Gelderwerb ist der Zweck der Arbeit und des Arbeitsumsatzes. Alle Dinge und alle Erscheinungen des Lebens können in baares Geld umgesetzt werden, die Arbeitskraft, das Arbeitsproduct, wie überhaupt der Mensch mit Haut und Haaren. Selbst die Zeit ist von dem allgemeinen Umwerthungsproceß nicht verschont geblieben. Für den Philosophen ist sie eine Form der Anschauung, für den Nationalökonomen ein Werthäquivalent. Time is money. Der Werth und zwar der Geldeswerth einer Arbeitsstunde läßt sich zifferngemäß feststellen.

Da die Arbeit ein begehrter und schätzenswerther Artikel ist, so liegt die Annahme, daß sie die Quelle des Reichthums sei, nahe. Aber leider beruht die Annahme auf einem Trugschluß. Nicht derjenige, der eine praktische Arbeit verrichtet, der etwas producirt, erwirbt sich durch das Arbeitsproduct Reichthümer, sondern der Andere, der es versteht, die Arbeitsproducte umzusetzen. Der Waarenumsatz, der Schacher ist demnach die Quelle des Reichthums. Die in der Waare enthaltene Arbeit bestimmt keineswegs ihren Werth, ebenso wenig wie das Rohmaterial, aus dem sie angefertigt ist, noch die Productionsmittel, die ihre Herstellung ermöglichen. Diese drei Factoren können unter Umständen werthbestimmend sein, aber nur im ersten Stadium des Vertriebes. Der Fabrikant setzt den Preis einer Waare fest unter Zugrundelegung seiner Herstellungskosten (Löhne, Rohmaterial, Abnutzung der Productionsmittel) plus einem, in Procenten auszudrückenden Aufschlag, seinem „Mehrwerth". Nun kommt der Zwischenhändler an die Reihe, der die Waare abermals durch einen Preisaufschlag „werthvoller" macht. Oft geht eine Waare durch drei, vier und mehr Hände, bis sie an den Consumenten gelangt. Außerdem kann die Waare durch besondere Speculationen, durch Riesenaufkäufe, künstliche Preistreibereien und dergleichen einen Marktwerth erlangen, der in keinem Verhältniß zu ihren Productionskosten steht.

Aus all' den kleinen Preisaufschlägen, die auf dem Wege vom Producenten zum Consumenten vor sich gehen, entstehen die „Mehrwerthe", nicht, wie es die socialdemokratischen Oekonomen lehren, allein aus dem Aufschlag des Fabrikanten (resp. aus den einbehaltenen Arbeitslöhnen). Der Zwischenhandel ist die eigentliche Quelle, aus der die Reichthümer fließen. Die Multimillionäre und Milliardäre Amerikas sind im großen Ganzen Zwischenhändler und Speculanten gewesen. Sie haben es meisterhaft verstanden, das Arbeitsproduct durch einen gleichzeitigen Druck auf Producenten

wie Consumenten möglichst zu vertheuern und den Preisaufschlag selbstverständlich in ihre Tasche zu dirigiren.

Ueber das Thema, „Wie es gemacht wird“, erhalten wir durch ein kürzlich erschienenes Buch von Theodor Duimchen*) höchst interessante und wissenswerthe Aufschlüsse. Duimchen schildert zunächst die Entstehung und die Begründung des Petroleumtrusts durch den ebenso frommen wie skrupellosen Krämer von Cleveland, John Rockefeller, um im Anschluß daran eine Darstellung der wirthschaftlichen Macht der Trusts zu geben. Das Buch ist nicht das Werk eines wissenschaftlichen Pedanten, der überall Entwickelungsgesetze entdeckt, und, was noch schlimmer ist, allgemeine Wirthschaftstheorien daraus ableitet, sondern es ist das Bekenntniß eines Mannes, der selbst lange Jahre im Wirthschaftsleben gestanden hat und darum die Dinge sieht, wie sie sind, nicht wie sie sein könnten.

Wir können aus Duimchen's Schrift zweierlei lernen: Erstens, daß die Trusts (Ringe, Cartelle) keineswegs nothwendige Wirthschaftsgebilde, die organisch aus dem capitalistischen Wirthschaftsbetrieb herausgewachsen sind, wie die Actien- und freien Handelsgesellschaften, sondern daß sie mehr als Gründungen eines modernen Raubritterthums angesehen werden können. Zweitens, daß die Trusts, vorausgesetzt, daß ihre Macht nicht noch in letzter Stunde durch einen kühnen Eingriff in ihre sogenannte Rechtssphäre gebrochen wird, einen ungeahnten Einfluß auf unsere Culturentwickelung, auf die socialen, politischen, literarischen und künstlerischen Zustände ausüben werden.

Duimchen nennt den Petroleumtrust ein Paradigma, und er kann in jeder Beziehung als solches gelten. Die Gründung dieses edlen Instituts zeigt uns deutlich, wie gefährlich ein Wirthschaftssystem werden kann, das lediglich auf den Erwerb zugeschnitten ist. Rockefeller, ein Mensch, an dessen Wiege die Musen nicht Pathe gestanden haben, kommt ohne einen „blutigen Cent“ nach Amerika, er „macht“ wie alle Leute seines Schlages zunächst in Kleinkram, das Geschäft läßt sich an, da macht er eines Tages die verblüffende Entdeckung, daß sich mit dem Gelde Anderer Geld verdienen läßt. Die Idee fascinirt ihn, geistige Interessen irgend welcher Art hat er nicht, sein ganzes Dichten und Trachten ist ausschließlich auf das Geldmachen gerichtet. Als er sich über seinen edlen Lebenszweck klar geworden war, steuerte er rücksichtslos auf sein Ziel los. Der Petroleumhandel hatte es ihm angethan, es erschien ihm eine höchst lucrative Sache, sich die Raffineure, Quellenfinder und Oellandbesitzer tributflüchtig zu machen, koste es auch was es wolle — nämlich das Geld und die Existenz der Anderen.

Und nun begann ein Raubzug, wie ihn die Welt noch nicht gesehen hat, der nicht mit Spieß und Schwert, noch mit Kanonen und Maschinengewehren geführt wurde, sondern mit den Waffen der Lüge, des Verraths und der Gaunerei. Durch einen ziemlich plumpen Trick macht er sich zunächst die drei Eisenbahnen des Oelgebietes in verhaltnißmäßig kurzer Zeit unterthänig. Er bringt es fertig, daß ohne seinen Willen kein Barrel Petroleum mehr aus dem Oelgebiet exportirt werden kann. Nach und nach setzt er sich in den Besitz aller Betriebs- und Verkehrsmittel. Den Quellenbesitzern überläßt er als geriebener Geschäftsmann ihr Eigenthum, damit er nach seinem Belieben den Einkaufspreis bestimmen kann. Es würde in diesem Rahmen zu weit führen, die Gaunereien, deren sich Rockfeller in der Verfolgung seines erhabenen Zieles bediente, der Reihe nach anzuführen. Es genügt hier die Constatirung der einfachen Thatsache, daß Rockfeller, resp. seine ureigenste Gründung, die Standard-Oil-Compagnie, sich wie ein Keil zwischen Producent und Consument geschoben hat. Beiden dictirt er seine Bedingungen, dem Einen die Verkaufs-, dem Anderen die Einkaufspreise. Die Controle über die gesammte amerikanische Petroleumproduction befindet sich in seinen Händen; es leistet ihm andererseits der kleinste Krämer des amerikanischen Auslandes Vasallendienste. Der Petroleumtrust ist zu einem Weltmonopol geworden — das erhabene Vorbild für alle Industrieritter und Krämer, die für ihren Stand eine Stellung von ungeahnter Machtfülle anstreben.

Was lehrt uns weiter die Geschichte des amerikanischen Weltmonopols für Petroleum? Ein Paradigma nannte es Duimchen. „Ein Bauernfänger hat es dahin gebracht, daß ihm, dem einzelnen Menschen, seine Zeitgenossen eine Milliarde haben zahlen müssen, eine Milliarde, der keine Leistung gegenübersteht: man verdankt ihm keine technischen Fortschritte, sondern er hat sie nur mißbraucht, er hat die Menschen um nichts bereichert, um keinen Besitz, um keinen einzigen Gedanken.“ Eine vernichtende Kritik des äußerst tüchtigen Geschäftsmannes Rockefeller, der jedem geriebenen Gauner den Weg gewiesen, den er zu wandeln hat, um die ihm gebührende Machtstellung zu erlangen. Die Alten hatten schon ihre besonderen Ideen über den Handel. Mercur war zugleich Schutzgott der Kaufleute und der Spitzbuben. Die Grenzen zwischen ehrlichem Handel und Gaunerei liegen nahe bei einander. Was bedeutet aber der alte primitive Güteraustausch gegenüber dem modernen Handel, Zwischenhandel und den ungezählten Finanzoperationen mit und ohne besondere Hintergedanken! (G. m. b. H.)

Der Gedanke, daß durch Geld wiederum Geld zu verdienen sei, leitet die capitalistische Wirthschaft ein. Der Capitalismus hat sich aber noch übercapitalisirt durch das letzte Glied jener Gedankenreihe, nämlich daß sich durch fremdes Geld erst recht Geld verdienen läßt. Man muß mit Nichts anfangen, um es zu Etwas zu bringen! Wir stehen vor einer neuen Wirthschaftsepoche, die uns ganz ungeahnte Ueberraschungen bringen wird. Duimchen nennt das Standard-Oil-Trust-Agreement vom 2. Januar 1882 ein epochemachendes Document in der wirthschaftlichen Entwickelungsgeschichte der Culturwelt. „Der Mann (Rockefeller) und dieser sein Vertrag hat die Bedeutung, daß eine überall schon latent vorhandene Tendenz, ein Gedanke in einem energischen Verbrecher hin zum ersten Male bewußt begriffen wird, und daß diese Idee, scharfkantig formulirt, von diesem Moment an planvoll und zielbewußt, als Angriffswaffe gegen das öffentliche Wohl verwendet wird.“ Ich glaube nicht, daß Duimchen zu schwarz malt. Eine neue Weltherrschaft ist im Anzuge, gegen die alle vorhergegangenen Herrschaftsformen, mögen sie auch noch so sehr mit Schwert und Galgen gewüthet haben, verblassen.

Ein Amerikaner war es, O'Donnelly, der in einer Utopie „Cäsar's Denksäule“, die gegen Bellamy's Harmoniedusele i gerichtet war, mit unerbittlicher Logik die Folgerung aus den gegebenen gesellschaftlichen und wirthschaftlichen Zuständen gezogen hat. Es waren am Ausgang des 20. Jahrhunderts nur noch zwei Menschenclassen übrig geblieben: das Geschlecht der Trustmagnaten und die vollkommen depravirten Arbeitsthiere. In wenigen Händen hatte sich das gesammte Capital Amerikas, das Eigenthum am Grund und Boden und den Productionsmitteln, angesammelt. Unumschränkt regierte Seine Majestät der Geldsack, den Arbeitsthieren war ein Existenzminimum eingeräumt, ihr Leben bewegte sich zwischen stumpfsinniger Arbeit und ein wenig Schlaf, jedes Bedürfniß nach geistiger Cultur war erstickt; starb ein Arbeitsthier, wurde seine Leiche in einen ewig brennenden Riesenofen geschoben. Ein zutreffendes Symbol! Die Spur seines Erdendaseins war mit einem Anhieb vernichtet. Die menschliche Persönlichkeit, deren Recht ungezählte Generationen verfochten hatten, war ausgelöscht. Eine denkunfähige Masse war übrig geblieben; auf der anderen Seite einige wenige Herrenmenschen,

*) Die Trusts und die Zukunft der Culturmenschheit. Von Theodor Duimchen. (Culturprobleme der Gegenwart. Bd. VI.) Berlin, Verlag von Joh. Räde.

denen ebenfalls alles menschliche Empfinden fern lag, kühl wägende Verstandesmenschen ohne eine Spur von Herz und Gemüth.

So sahen die Menschen aus, als die große Katastrophe über sie hereinbrach. Wie ein gefesseltes Ungeheuer hatte die Masse mit dem letzten Kraftaufwand an den Ketten gerüttelt und sie zerbrochen, alles zu Boden stampfend, was unter ihre Füße gerieth. Ein Morden ohne Ende mit den raffinirtesten und grausamsten Waffen — man hatte im Laufe des 20. Jahrhunderts Gewaltiges in der Mordwaffenfabrikation geleistet. Ein Thurm aus Leichen, der bis in die Wolken ragte (Cäsar's Säule), bildete den Schlußstein der capitalistischen Cultur.

Gegen eine Utopie läßt sich stets mancherlei einwenden. Die Zustände, die O'Donnelly schildert, mögen dem Leser als ungeheuerlich carikirt erscheinen. Aber wessen Blick noch nicht ganz getrübt ist, der wird sich der Thatsache nicht verschließen können, daß alle Vorbedingungen zu einer Entrechtung und Entindividualisirung aller Arbeiter, vom Kopfarbeiter bis zum Straßenpflasterer, vollauf gegeben sind.

Duimchen, dem im Gegensatz zu Bellamy jede utopistische Prophetie fern liegt, läßt zur Argumentirung dessen, was kommen wird, nur die Thatsachen für sich sprechen. Die Vertrustung Amerikas geht mit Riesenschritten vor sich. Man beginnt drüben den wirthschaftlichen Druck, den die Trusts auf alle ausüben, von Jahr zu Jahr, von Monat zu Monat, immer stärker und schmerzhafter zu fühlen, so daß der Staat im Interesse seiner Selbsterhaltung sich genöthigt sah, einen Gegendruck auszuüben. Bereits im Jahre 1887 wurde den Eisenbahngesellschaften durch ein Bundesgesetz die Vertrustung verboten. Im Jahre 1890 folgte ein Gesetz gegen Unternehmerverbände aller Art. Was war das Resultat? Zunahme und weitere Consolidirung der Trusts. Es giebt für den Großunternehmer keine lieblichere Aufgabe, als dem Gesetzgeber einen Strick zu drehen. Findige Juristen, an denen in allen Ländern kein Mangel ist, wissen aus der Noth immer noch eine Tugend zu machen. Und die Gesetzesmaschen sind nie so eng gezogen, als daß es dem Interessenten nicht gelänge, zu entschlüpfen.

Die Vertrustung aller Industrien, welche die amerikanischen Unternehmer mit so großer Eleganz durchgeführt haben, hat sich indessen nicht auf das Heimathsland der Trusts beschränkt. Wie ein Polyp streckt die neue Wirthschaftsform ihre Arme aus, um sich alle Länder und Völker unterthänig und tributpflichtig zu machen. Deutschland hat heute etwa 450 Cartelle aufzuweisen. Die gesammte Kohlen- und Eisenindustrie ist auf dem Wege der Vertrustung, die Fabrikationen von Nahrungsmitteln, von Leuchtmitteln, Petroleum, Gas, Elektricität, folgen, bis überhaupt kein Platz für einen selbstständigen Betrieb mehr sein wird.

Duimchen schließt daran das kühle Raisonnement: „Diese großen Corporationen werden dann eine unbedingte, uncontrolirte, völlig willkürliche Macht haben, die in Bezug auf Mittel und Wege von keiner politischen, moralischen, ethischen Erwägung, sondern lediglich von der geleitet wird, wie die Beherrschten, die ihrer Macht Unterworfenen, bequem, gründlich und dauernd ausgebeutet werden können."

Vertrustung heißt Verknechtung. Sobald sich die Cartellirung einer Industrie vollzogen hat, hat das freie Spiel der wirthschaftlichen Kräfte ausgespielt, das herrliche Manchesterdoctrin von dem Niederconcurriren der Concurrenz ist in die Brüche gegangen, was freilich nicht immer zu bedauern ist. Aber stärker sind die Schattenseiten des Trusts. Wer nicht so glücklich gewesen ist, sich bei Zeiten unter die schützenden Fittige des Trusts zu flüchten, der geht unrettbar seinem wirthschaftlichen Ruin entgegen; neue Unternehmungen sind überhaupt nicht mehr denkbar. Jeder Mensch, der Kaufmann, Jurist, Ingenieur, der Contor- wie der Handarbeiter, ist von vornherein zur wirthschaftlichen Unselbstständigkeit verurtheilt. Der Trust wacht über seinen Angestellten, der „unbequeme" Arbeiter wird, ohne das Rechtsmittel der Revision wie im Civil- und Strafproceß anrufen zu können, zum langsamen Hungertode verurtheilt. Denn Arbeit findet er in seinem besonderen Berufe nicht mehr; es bleibt ihm, dem „Lästigen", nur übrig, umzusatteln oder schmählich zu Kreuze zu kriechen. Von einer Meinungsfreiheit, die heute schon nicht mehr viel zu bedeuten hat, wird in der vertrusteten Gesellschaft kaum noch die Rede sein. Duimchen führt einen Fall an, der die Gefahr, die uns droht, scharf beleuchtet. Zwei Arbeiter der Krupp'schen Gruson-Werke in Magdeburg hatten sich geweigert, die im kriechenden Tone gehaltene Huldigungsadresse an die Familie des verstorbenen Alfred Krupp zu unterzeichnen. Strafe für ihr renitentes Benehmen: Entlassung.

So weit ist heute schon die Gesinnungsschnüffelei in den großen Betrieben gediehen — was wird nach der allgemeinen Vertrustung folgen? Es ist gar nicht abzusehen, was der Deutsche noch an Loyalitätswinselei gegenüber den Herren von Capitalismus' Gnaden zu leisten haben wird — er versteht sich ja auf dem Geschäft noch aus den Zeiten her, da er von seinen Herren von Gottes Gnaden bis auf's Blut drangsalirt wurde.

Was will aber die Monarchie und gar erst die constitutionelle Monarchie besagen im Vergleich zur Plutokratie und Kleptokratie! Die deutschen Landesväter in ihrer Gesammtheit waren nicht im Stande, die geistige Regsamkeit und die Meinungsfreiheit dauernd zu unterdrücken. Manchmal ist die Vielregiererei sogar ein Segen für die Ausbreitung des freien Gedankens gewesen. Es hat sich immer ein Fürst gefunden, der einem unabhängigen Denker eine Zuflucht bot. Aber die Kleptokraten! Eine Regierung, eine Dynastie kann die schwärzesten reactionären Pläne aushecken, zu ihrer Ausführung mangelt es ihr meistens an den nöthigen Machtmitteln. Sie ist nicht im Stande, ohne Weiteres die lästigen Elemente existenzlos zu machen oder gar ihr Eigenthum zu beschlagnahmen. Die Plutokratie kann es. Die Entlassung aus dem Arbeitsverhältniß kommt, wie bemerkt, einer Verurtheilung zum langsamen Hungertode nahe.

Je weiter die Vertrustung fortschreitet, um so näher kommen wir dem letzten erhabenen Ziele der Plutokratie: Knechtung des freien Gedankens. Aus dem einfachen Grunde, weil die Großunternehmer willige, anspruchslose Arbeiter, die nie gegen den Stachel löcken, gebrauchen. Die freie Meinung wird immer mehr zu einem Luxusartikel, mit dem sich absolut nichts anfangen läßt. Wohin sollte es führen, wenn der revolutionäre Gedanke immerfort die „historisch bedingte" Entwickelung der allgemeinen Vertrustung durchbräche!

Wir haben es bereits wunderbar weit gebracht. Die Zeitungs-, die Theaterfusionen — was sind sie anderes, als die Vorboten der allgemeinen Geistesknechtung! Wenn die geschätzten Zeitgenossen Sinn für den grotesken Humor hätten, der munter durch die Menschheitsgeschichte hindurchsickert, sie müßten lachen und weinen über die Dinge, die sich vorbereiten. Wie köstlich ist ein Zeitungsverlag, der links- und rechtsstehende Blätter aus derselben Quelle speist! Für Jeden etwas, für die Besten nichts. Oder ein Zeitungscartell, dessen Einzelglieder sich in Frieden und Freundschaft über die Vertheilung der Interessengebiete einigen! Der Eine kriegt den Patriotismus als seine ausschließliche Domäne zugewiesen, der Andere den Spießbürgerliberalismus mit einer kleinen, kaum wahrnehmbaren Nüance zum Socialismus. Scherl, Mosse, Ullstein — ein Consortium, das sich einer unverwüstlichen Lebenskraft erfreut, das einen Magen hat, der besser ist als der der Kirche. Letztere kann bekanntlich nur ungerechtes Gut verdauen, die Zeitungsunternehmer können noch mehr: sie verdauen die verschiedensten Meinungen, ohne Schaden an Leib und Seele zu nehmen.

Und was wird weiter folgen? Was wird das Ende sein? Werden die Menschen ihre wahren Interessen endlich erkennen und das ihnen auferlegte Joch abschütteln, bevor sie vollkommen gefesselt sind? Oder wird sich die Utopie O'Donnelly's verwirklichen? — Duimchen nimmt in seiner Polemik gegen die Trusts einen höchst skeptischen Standpunkt ein, es ist Vieles versäumt worden, das ihre Entwickelung hätte unterbinden können, aber dennoch ist der Kampf immer noch nicht ganz aussichtslos. „Da die Herrschaft der Trustcäsaren auf der Association des Capitals beruht, und da der moderne Territorialstaat allein gegen die Trusts nichts ausrichten kann, weil dieser Grundsatz der Capital-Association nur mit unserer Wirthschaftsordnung fällt, so liegt das einzige Mittel gegen die Trusts in der Association der Arbeit, in der Zusammenfassung und straffsten Organisation aller Arbeiter, der der Hände und der Hirne."

Damit hätte Duimchen den Kernpunkt des ganzen Problems getroffen. Organisation gegen Organisation, gerechtere Vertheilung der Lasten des Productionsprocesses und Betheiligung der Arbeiter am Gewinn. Man braucht nicht Socialdemokrat zu sein, um die Berechtigung dieser Forderungen anzuerkennen. In England, dem am wenigsten vertrusteten Lande, vollzieht sich auf durchaus friedlichem Wege, ohne Einmischung des Staates eine Neu-Organisation der Arbeit. In Folge der straffen Organisation der englischen Gewerkschaften (Trade Unions) gestaltet sich das Verhältniß zwischen Arbeiter und Unternehmer immerfort günstiger. Der Unternehmer hat eingesehen gelernt, daß er ohne ein gut geschultes und disciplinirtes Arbeiterheer nichts ausrichten kann, und der Arbeiter, daß ihm durch die calculatorisch-speculative Thätigkeit des Unternehmers immerfort neue Arbeitsgelegenheiten erschlossen werden. Wie weit sind wir dagegen von dem ersten Verständigungsversuch zwischen Arbeit und Capital entfernt! Der Deutsche denkt schwerfällig und die deutsche Regierung ungewöhnlich schwerfällig. Jeder Versuch der Arbeiter, sich zu organisiren, wird von der Regierung als eine Todsünde gegen den heiligen Geist des Capitalismus betrachtet, statt die Organisationsbestrebungen der Arbeiter mit allen Mitteln zu unterstützen. In England stellt der organisirte Unternehmer nur organisirte Arbeiter ein, da er aus der Erfahrung gelernt hat, daß er mit diesen am besten fährt. Die organisirten Arbeiter sind im Allgemeinen die intelligentesten und zuverlässigsten; je stärker das Solidaritätsgefühl entwickelt ist, um so stärker ist auch das Pflichtgefühl. Ein Mensch, der nichts weiter als Arbeitsthier ist, der immerfort bevormundet wird, der mit allen Chicanen des selbstständigen Denkens entwöhnt ist, ein solcher Arbeiter muß nothwendig versagen, wenn einmal höhere Forderungen an ihn gestellt werden.

Duimchen macht einige sehr beherzenswerthe positive Vorschläge über die Ausgestaltung der Arbeiter- und Unternehmerorganisationen. Beide Organisationen beruhen auf dem Satz von den gleichen Rechten und gleichen Pflichten. Die Keime dazu sind vorhanden, aber, aber ... sie werden, wie es immer im Leben geschieht, andere Blüthen treiben, als man von ihnen erhofft. Der moderne Staat nimmt in einer vollkommenen Verkennung seiner ureigensten Interessen ostentatio Partei gegen jede gesunde Arbeiterbewegung und gegen alle Organisationsbestrebungen auf einer freiheitlichen unabhängigen Basis. Und so wird es einstweilen noch bleiben. Hoffen wir, lieber Leser, daß es anders werde. Aber leider haben die Menschen im großen Ganzen von der Vernunft immer nur einen nicht bescheidenen Gebrauch gemacht!

Ursachen und Wirkungen der englischen Expedition nach Tibet.

Von Fregattencapitän z. D. Walther.

Die spannenden Vorgänge auf dem ostasiatischen Kriegsschauplatz haben das allgemeine Interesse so sehr auf sich gezogen, daß man dem weltgeschichtlichen Schauspiel, welches sich in Tibet abgespielt hat, erst größere Beachtung zu schenken anfing, als der Wortlaut des Vertrages zwischen England und Tibet bekannt wurde und es hiermit klar wurde, daß man es mit etwas Anderem zu thun habe als einem der vielen kleinen Eroberungszüge des unersättlichen England.

Es handelte sich überhaupt nicht um die Eroberung Tibets, für dessen Besitz sich England schön bedanken würde, sondern um Vergrößerung der Einflußsphäre zur Sicherung der Nordostgrenze Indiens und um die Bekämpfung des drohenden Einflusses Rußlands auf das buddhistische Papstthum und somit auf die Buddhisten Indiens. Die Entwicklung der politischen Verhältnisse in Tibet und in den nordöstlichen Grenzländern Indiens drängten seit Jahren zu einer Entscheidung, die England dann im günstigen Moment durchgeführt hat.

Der glückliche Ausgang der Expedition und der am 7. September abgeschlossene Vertrag bedeuten eine enorme Machtverschiebung in Inner-Asien zu Gunsten Englands, deren Größe sich nur annähernd beurtheilen läßt, wenn man die geschichtliche Entwicklung der Verhältnisse kennt. Es lohnt deshalb wohl, diese etwas näher zu beleuchten und damit zugleich einen Blick in eine wenig bekannte Welt zu thun.

Tibet mit seinen 3000—5000 Meter hohen Einöden, seiner auf der niedrigsten Culturstufe stehenden, unglaublich abergläubischen Bevölkerung ist an sich weder für England noch für Rußland begehrenswerth; für Rußland kann es wegen seiner Unwirthlichkeit nicht einmal als Durchgang für größere Truppenmassen in Betracht kommen.

Die Geschichte Tibets ist zugleich die Geschichte der buddhistischen Hierarchie; aus ihr sollen hier einige Daten, soweit sie zum Verständniß der gegenwärtigen staatlichen Verhältnisse und deren möglichen zukünftigen Entwickelung nothwendig sind, aufgeführt werden.

Der Buddhismus fand im 7. Jahrhundert in Tibet seinen Eingang. Seine Wandelungen in den ersten Jahrhunderten interessiren hier nicht, erst mit dem 13. Jahrhundert nahm die jetzige Entwickelung ihren Anfang. Zu dieser Zeit setzte Kublai Chan, ein Enkel des großen Dschengis-Chan, den ersten Priester-König von Tibet ein und machte ihn zugleich zum Groß-Lama aller Buddhisten seines ungeheuren Reiches. Als nach seinem Tode die Mongolen-Dynastie gestürzt und die Verbindung der Außenwelt mit Tibet erschwert wurde, erstand in der nördlichen Mongolei ein neuer Groß-Lama, der bis zum heutigen Tage seinen Sitz in Urga hat und jetzt durch einen russischen Residenten beherrscht wird.

Dies ist die Brücke, über die Rußland nach Tibet gelangt ist.

Im 17. Jahrhundert fand in Tibet ein Einfall von Tartaren statt, mit deren Hülfe der Abt der Secte der sogenannten gelben Mützen dem Groß-Lama, der zur Secte der rothen Mützen gehörte, die weltliche Macht entriß und sich den Titel Dalai Lama beilegte. Von ihm stammt die Fiction der Wiedergeburt Buddhas in dem Dalai Lama. Diese Zumuthung an die Glaubensfähigkeit der Tibetaner wurde auf folgende Weise ermöglicht.

Die Secte der gelben Mützen pflegte beim Tode ihres Abtes den Nachfolger unter der Fiction zu erwählen, daß der Geist des ersten Abtes in dem Nachfolger wieder Mensch geworden wäre. Der Dalai Lama, als gleichzeitig fünfter Abt der gelben Mützen, ging nun noch darüber hinaus und

behauptete, daß in dem ersten Abt der Geist des ersten Königs, der den Buddhismus in Tibet eingeführt hat, wieder erschienen sei und in diesem der Geist seines Vaters, des buddhistischen Gottes Avalokita.

Das Endergebniß dieser Schlüsse ist die Incarnation Buddhas in dem Dalai Lama, was überdieß durch die sehr gelegen kommende, natürlich zufällige Auffindung eines heiligen Buches, in dem alles das bereits von dem ersten Könige vorhergesehen und niedergelegt worden war, bestätigt wurde. Trotz dieses heiligen Buches fanden sich aber doch Zweifler und Gegner der neuen Lehre, und es entstanden Bürgerkriege, die dem Kaiser von China Anfang des 18. Jahrhunderts Gelegenheit gaben, sich einzumischen und wieder Ordnung zu schaffen.

Dem Dalai Lama wurde die weltliche Macht genommen, Tibet wurde ein Vasallenstaat Chinas, welches einen Chinesen als Regenten und zwei Minister, die sogenannten Ambans, die in letzter Zeit in den Zeitungen so häufig genannt wurden, in Lhassa einsetzte.

Die Trennung der geistlichen und weltlichen Macht functionirte jedoch nicht, es kam zu vielfachen Streitigkeiten, Ermordung des Regenten, Absetzung des Dalai Lama, 1749 zur Ermordung der Ambans und in Folge dessen wieder zu einem unglücklichen Kriege mit China.

Seit dieser Zeit wurden Streitigkeiten des Regenten und der Ambans mit dem Dalai Lama in ebenso einfacher wie grausamer Weise vermieden. Letzterer erreichte das großjährige Alter von 18 Jahren überhaupt nicht mehr, er kam also auch nie zur weltlichen Herrschaft, zum Beispiel starben die drei Vorgänger des jetzigen Dalai Lama jedesmal im 18. Lebensjahre.

Mit dem jetzigen Dalai Lama ist wiederum ein Umschwung eingetreten. Er ist bereits 28 Jahre alt und verdankt sein Leben einer nationalen Partei, welche die Ohnmacht Chinas erkennend, kurz vor seinem 18. Lebensjahre den das Verhängniß spielenden Regenten in ein Kloster einsperrte und den Ambans ihre Macht beschnitt. Tibet war damit factisch ein selbstständiger Staat und seine Unterordnung unter China freiwillig geworden, seine Stellung zu den fremden Mächten, Rußland und England, hatte sich vollständig verändert. Wenn ein Amban trotzdem als Unterhändler mit den Engländern eine bedeutende Rolle spielte, so geschah dies wahrscheinlich aus politischen Gründen, um die Oberhoheit Chinas nach als Schutzwehr gegen England vorzuschieben sowie, weil von den Tibetanern Niemand die Verantwortung auf sich nehmen wollte, zu einem unvortheilhaften Vertrag mit England beizutragen.

Die Gefahren, die durch diese Umwälzung in Tibet für England entstanden und es früher oder später zum Einschreiten zwingen mußten, beruhen hauptsächlich auf den eigenartigen politischen, religiösen und geographischen Verhältnissen der Grenzstaaten. Sie sind mehr oder weniger selbstständige Staaten, welche die britische Oberhoheit zwar anerkennen, aber sich selbst regieren und nur einen Residenten bei sich dulden müssen. Daß sie sich bei solchen losen Banden trotzdem dauernd an England ketten lassen, ist jedenfalls ein glänzendes Zeugniß für die britische Staatskunst.

Der am wenigsten selbstständige und deßhalb auch zuverlässigste Grenzstaat ist Kaschmir, er liefert sogar vier Regimenter Infanterie, die viel genannten Siks, und zwei Gebirgsbatterien für die reguläre indische Armee. Diese Gestellung von Artillerie gilt als besonderes Zeichen des Vertrauens, denn im Allgemeinen ist die Artillerie ausschließlich Waffe der englischen Truppen, eine Vorsicht, die seit dem Aufstand 1857 beobachtet wird.

Der bedeutendste und gefährlichste Grenzstaat ist Nepal. Nepal ist kein eigentlicher Vasallenstaat, sondern ein fast unabhängiger Bundesstaat von etwa drei Millionen Einwohnern; er begrenzt Tibet im Süden in einer Ausdehnung von 120 deutschen Meilen. Das Land wurde im 18. Jahrhundert von den Gurkhas, einem indischen Volksstamm, erobert; die mongolische Urbevölkerung hat sich vielfach mit den Gurkhas vermischt und ist zum Theil vom Buddhismus zum Brahmaismus übergetreten, viele Stämme sind jedoch Buddhisten tibetanischer Art geblieben.

Die Regierung ist insofern für England unzuverlässig, als der eigentliche Herrscher wenig zu sagen hat, während der erste Minister die ausführende Gewalt in Händen hält und die Stelle eines Regenten beansprucht. Um seine Stellung streiten sich die großen Familien des Landes, Factions-Streitigkeiten, Morde und Aufruhr sind aus diesen Gründen nicht selten.

Der englische Resident hat mit der Verwaltung nicht nur nichts zu thun, sondern hat nicht einmal das Recht, ohne Erlaubniß im Lande umher zu reisen. Anderen Engländern ist das Betreten des Landes nur ausnahmsweise und mit besonderer Erlaubniß gestattet.

Von größter Bedeutung ist Nepal als Aushebungsgebiet für die besten Soldaten der indischen Eingeborenen-Armee, die Gurkhas. Dank der guten Beziehungen mit England ziehen alljährlich mit Genehmigung ihrer Regierung die jungen Leute an die englische Grenze, um sich anwerben zu lassen. Sie haben sich in allen Kriegen vorzüglich geschlagen und gelten für ebenso tapfer wie ausdauernd. Die indische Armee hat, abgesehen von gemischten Truppentheilen, 16 reine Gurkha-Bataillone. Da der größte Theil dieser Leute nach ihrer Dienstzeit wieder in die Heimath zurückkehrt, so würde im Fall eines Krieges mit Nepal England einen furchtbaren Gegner sich groß gezogen haben.

Von geringerer Bedeutung wie Nepal sind die beiden Grenzstaaten Sikkim und Butan. Ihre Bevölkerung, ebenso wie die Herrscherhäuser, ist zwar mongolisch und buddhistisch, aber dafür auf niedrigerer Culturstufe und deßhalb weniger zu fürchten.

Butan ist der Sitz eines der 5 Groß-Lamas, von den anderen 4 befinden sich 3, darunter der Dalai Lama, in Tibet, und einer, wie bereits erwähnt, in Urga. Alle drei Staaten, Nepal, Sikkim und Butan, haben regen Handelsverkehr mit Tibet. Ihren Unterthanen ist der Eintritt nicht nur nach Tibet, sondern auch das Betreten und Wohnen in der heiligen Stadt Lhassa gestattet, Nepal und Butan haben sogar officiell Residenten in Lhassa, während bis jetzt kein Engländer die Grenze Tibets überschreiten durfte. Diese Zustände mußten für England unhaltbar werden, als es vor einigen Jahren Rußland gelang, mit Tibet in nähere Verbindung zu treten.

Die Beziehungen zwischen Rußland und Tibet sind bereits älteren Datums. Ein mongolischer Lama aus Sibirien, Namens Dorjieff, der in Rußland seine Erziehung genossen, befindet sich seit 20 Jahren in einem Kloster in Lhassa. Dank seiner Bildung gegenüber den völlig kenntnißlosen Lamas, sowie mit Hülfe des Groß-Lama in Urga und wohl auch des Rubels gelang es ihm, auf den Dalai Lama Einfluß zu gewinnen. Daß dies in Wahrnehmung der russischen Interessen geschieht, ist bekannt.

Mit dem Schwinden des chinesischen Einflusses wuchs der russische. 1899 erschien ein russischer Agent in Lhassa auf Empfehlung des Groß-Lama in Urga mit dem Erfolge, daß bereits 1900 und 1901 tibetanische Gesandtschaften, aus hohen Würdenträgern bestehend, nach Rußland geschickt wurden. Sie wurden vom Zaren empfangen und kehrten reich beschenkt durch Inner-Asien mit großer Escorte und militärischem Pomp nach Tibet zurück.

Seitdem war es russischen Expeditionen gestattet, das nördliche Tibet zu bereisen. Die Handelsbeziehungen wurden verbessert, die russische Einfuhr wurde im Gegensatz zur englischen begünstigt, letztere ging zurück, und England war an einer sehr empfindlichen Stelle getroffen. England hätte

diesen materiellen Schaden bei der Geringfügigkeit des Handels verschmerzen können, auch ein Tibet unter russischer Oberherrschaft bedeutete in rein militärischer Beziehung bei der Unwirthlichkeit des Landes und seinen geringen Hülfsmitteln keine nahe Gefahr, aber sein Prestige hatte gelitten, das Schlimmste, was England mit seinen 300 Millionen Unterthanen in Indien passiren kann.

Während Rußland trotz gegentheiliger Verträge seine Arme nach dem Pamier und Chinesisch-Turkestan ausstrecken konnte und Tibet ihm ebenfalls zuneigte, wimmerte England an der Grenze vergeblich um Einlaß seiner Waaren und um Erfüllung der in Bezug hierauf geschlossenen Verträge und gegebenen Versprechungen.

Nachdem wiederholte Aufforderungen, Unterhändler an die Grenze zu schicken, unbeantwortet gelassen waren, war der äußere Anlaß zu der Expedition gegeben. Beabsichtigt und vorbereitet ist sie zweifellos seit längerer Zeit, wahrscheinlich aber wegen des damit verbundenen Risicos und wegen allgemeiner ungünstiger politischer Verhältnisse immer wieder aufgeschoben worden.

Die großen Gefahren einer Expedition lagen in den klimatischen Verhältnissen auf einem Hochplateau von einer Höhe unserer höchsten Alpenregionen, den Schwierigkeiten der Transporte und der Verpflegung, und vor Allem in dem völlig Unbekannten, in das die Truppe, gleichwie in einen dunklen Raum, hineinging. Die völlige Unfähigkeit der Tibetaner, einen irgendwie ernstlichen Widerstand entgegen zu setzen, war nicht voraus zu sehen, vielmehr mußte damit gerechnet werden, daß ihnen bereits moderne Waffen sowie Instructeure geliefert worden wären. Handwaffen modernster Construction sollen in der That auch bei ihnen gefunden worden sein, nur hatte es an der nöthigen Ausbildung gefehlt.

Die Expedition begann bereits im December, um die Pässe noch vor den im Februar eintretenden Schneefällen zu überschreiten. Rußland war zu der Zeit bereits in der Mandschurei vollständig festgelegt, denn wenn auch der Krieg noch nicht sicher vorauszusehen war, so doch die Nothwendigkeit großartiger Rüstungen Rußlands in Ost-Asien. Der Expedition wurde ein möglichst unscheinbarer Mantel umgehängt, sie wurde officiell als eine friedliche Mission hingestellt, deren Zweck erfüllt wäre, sobald bevollmächtigte tibetanische Unterhändler ihr entgegen kämen und mit ihnen ein Uebereinkommen zu Stande käme. Daß dieser Friedensmission eine etwas sehr reichlich bemessene Escorte beigegeben wurde, lag natürlich in den Verhältnissen. Anfang Juni waren es etwa 4800 Combattanten, 20 Geschütze, eine Anzahl Maschinengewehre, 7000 Kulis und 8000 Transport-Thiere.

Dank der vorzüglichen Ausrüstung und Organisation war der Verlauf der Expedition günstig und die Verluste waren verhältnißmäßig gering, denn wenn auch bereits im April die anscheinend hohe Zahl von 80 Mann dem Klima erlegen waren und 120 wegen erfrorener Gliedmaßen zurückgeschickt wurden, so ist dabei zu berücksichtigen, daß die Truppen Monate hindurch in Temperaturen bis zu 30° unter Null zubringen mußten, die dünne Bergluft jede körperliche Arbeit erschwerte und die Strapazen durch Terrainschwierigkeiten, Stürme u. s. w. bedeutend vergrößert wurden. Auf hartnäckigen Widerstand ist die Expedition kaum gestoßen. Die tibetanischen Truppen erwiesen sich in jeder Beziehung als minderwerthig und hatten bei ihrer Unkenntniß der Wirkung moderner Waffen sehr bedeutende Verluste, während die Verluste der Engländer gering waren; bis zum 30. Juli hatten sie vor dem Feinde an Todten fünf Offiziere und 48 Mann, an Verwundeten 22 Offiziere und 110 Mann zu verzeichnen.

Mehrfach wurden der Expedition Abgesandte des Dalai Lama entgegen geschickt mit Bitten und Befehlen, umzukehren, aber angeblich ohne Aufträge zu Unterhandlungen; noch kurz vor Lhassa erschien ein hoher Würdenträger mit der Aufforderung, Lhassa nicht zu betreten, denn der Dalai Lama möchte durch den Schreck auf seine religiösen Gefühle den Tod davontragen. Diese Befürchtung hatte vielleicht einen tiefen Sinn und dürfte dem Dalai Lama, wenn sie ihm zu Ohren gekommen sein sollte, Angesichts des Schicksals seiner Vorgänger unheimliche Gefühle bereitet haben.

Am 3. August marschirten die Engländer in Lhassa ein, und damit ist der Hauptzweck der Expedition glänzend erfüllt. Der Eindruck, den die Kunde davon in Indien, Afghanistan, Nepal und ganz Inner-Asien machen muß, wird tief und nachhaltig sein, denn im Orient ist es der äußere Erfolg und die Furcht vor der Macht, die die Völker in Schranken hält.

Angesichts dieser großen Erfolge ist es interessant zu sehen, wie sie sich im englischen Parlament wiederspiegeln.

Der Expedition wurde am 13. August gelegentlich der Budget-Debatte für Indien, welches die Kosten zu tragen hat, Erwähnung gethan.

Ein Mitglied warnt davor, einen Residenten in Lhassa zu belassen und spricht seine Ansicht dahin aus, daß freundliche Beziehungen mit Rußland im Interesse Englands und Indiens lägen und die Zeit einer klaren Abgrenzung der Interessensphären mit Rußland kommen würde und damit die ungeheuren Kosten erspart würden, welche der Argwohn vor einer Invasion Indiens verursachte. Ein anderes Mitglied gebraucht den Ausspruch Talleyrand's, daß die Expedition mehr als ein Verbrechen, ein Fehler sei, da es einem Uebereinkommen mit Rußland Schwierigkeiten bereite.

Diesen wohl nicht ernst gemeinten Ausführungen von Seiten der Opposition entgegnen die Regierungsvertreter: „Die Regierung hätte sich nicht den Insulten einer von dem Gefühl ihrer Heiligkeit berauschten Clique von Mönchen unterwerfen können. Sie hätten weder die Absicht, ein Protectorat zu schaffen, noch einen Residenten in Lhassa zu belassen, sie wären aber entschlossen, den britischen Namen hoch zu halten, passende Abkommen mit ihren Nachbarn zu treffen und die Grenzen zu beschützen.“

Hiermit war die Expedition im Parlament abgethan. Mit diesen bescheidenen und selbstverständlichen Forderungen steht der Vertrag in seltsamem Widerspruch. England hat damit zwar kein Protectorat übernommen, auch keinen Gesandten eingesetzt, hat aber nichtsdestoweniger die Oberherrschaft über Tibet voll und ganz erlangt.

Ihm zufolge ist es keiner fremden Macht gestattet, sich in die inneren Angelegenheiten Tibets zu mischen, Abgesandte nach dort zu schicken, Grundeigenthum zu erwerben, Wege, Eisenbahnen, Telegraphen zu bauen oder Bergwerke anzulegen; zu Allem bedarf es der Zustimmung Englands. Tibetanisches Gebiet darf an eine fremde Macht weder verkauft noch verpachtet werden. Für den Handel mit England sind drei Märkte geöffnet und alle Straßen offen. Tibet zahlt eine Kriegsentschädigung von zehn Millionen Mark. Zur Sicherung der Durchführung der Vertragsbestimmungen bleibt das Tschumbi-Thal, der wichtigste Zugang von Indien nach Tibet, besetzt. Diese Besetzung dürfte sich wohl, da Tibet die Entschädigung wahrscheinlich nicht wird leisten können, als permanent erweisen und das Thal nicht wieder herausgegeben werden. Damit aber bei all' diesen erzwungenen Bewilligungen der Humor nicht fehle, wird die Oberhoheit Chinas noch besonders anerkannt, indem ihm der Vertrag zur Genehmigung vorgelegt wird. Um diese, wenn auch nur nominelle Oberhoheit nicht zu gefährden, wird China ihm seine Einwilligung nicht versagen können.

Dieser außerordentlich günstige Vertrag gewinnt noch an Bedeutung dadurch, daß es den Engländern anscheinend gelungen ist, durch ihr geschicktes Auftreten in Lhassa auf die Bevölkerung einen guten Eindruck zu hinterlassen, so daß ein Erwachen des religiösen Fanatismus nicht befürchtet wird.

Der einzige dunkle Punkt ist die Abwesenheit des Dalai

Lama. Er sall sich, nachdem er die Regierungsgeschäfte einem Regenten übertragen, auf der Flucht nach der Mangolei befinden, in seiner Begleitung der russische Lama Darnjeff. Falls der Dalai Lama dauernd Tibet verlassen und sich im russischen Machtbereich niederlassen sollte, würde er durch diesen Schachzug in der Lage sein, van dart auf die Buddhisten in einem England feindlichen Sinne zu wirken. Salange also sein Schicksal sich nicht entschieden hat und hiermit eine in die buddhistische Welt tief eingreifende Frage geklärt ist, kann England trotz seiner großen Ersalge die Oberherrschaft über Tibet nicht als dauernd gesichert ansehen. Die angebliche Absetzung des Dalai Lama und sein Ersatz durch einen anderen der fünf Graß-Lamas dürfte seine Macht für die Dauer nicht lähmen, sa sehr dies auch van England angestrebt werden mag.

Literatur und Kunst.

Die Weltanschauung des Dichters Novalis.

Von Dr. phil. A. Hoffmann.

Durch die in den jüngsten Erzeugnissen unserer Literatur augenfällige Hinneigung zur Romantik scheint sich auch das geschichtliche Interesse für jene eigenartige Periode am Anfange des vergangenen Jahrhunderts wieder neu zu beleben. Ist es doch ganz natürlich, daß jene Wahlverwandtschaft, die den heutigen Dichtern mit jener Epoche gemein ist, sich auch auf weitere Kreise verpflanzt.

So sehen wir, wie van einer der interessantesten Erscheinungen jenes eigenartigen Kreises, von dem Dichter Novalis, Biographien und Neubearbeitungen seiner Werke herauskammen. Novalis war kein frühreifes Talent. Mitten in seiner geistigen Entwickelung, als es noch in ihm gährte und schäumte, wurde er dem Leben entrissen. Die vielen Fragmente, die er uns hinterlassen hat, oft von einer erstaunlichen Schärfe des Geistes und Tiefe des Gemüthes zeugend, vielfach aber auch noch ringend mit dem Gedanken und der Form, lassen uns ahnen, was uns in ihm geworden wäre, wenn es der Natur gefallen hätte, die Blüthe zur Frucht, den Jüngling sich zum Manne, zur vallen Persönlichkeit ausreifen zu lassen. Nur wenige Gedichte sind uns van ihm erhalten, aber diese können es an Tiefe und Innigkeit der Gefühle, an Zartheit und Feinsinnigkeit aufnehmen mit dem Höchsten, wamit deutscher Dichtergeist uns beschenkt hat.

Aber nicht diese Seite seiner Thätigkett, auch nicht sein leider unvallendeter Raman soll uns jetzt beschäftigen, es ist seine Weltanschauung, die philasaphische Seite seines Genius, der wir etwas näher treten wallen.

Den stärksten Einfluß nach dieser Richtung hin scheint Fichte auf ihn ausgeübt zu haben. Der Leser wird vielleicht erstaunt fragen: Wie konnte sich Novalis zu diesem Philosaphen, der für alle Poesie, ja für alle Kunst ganz unempfänglich war, der Aesthetik auch nicht das mindeste Interesse qntgegenbrachte, hingezagen fühlen? Freilich direct hat Fichte sich um die Kunst nie gekümmert, indem er aber in seinem Systeme dem Geiste eine so eminente Stellung einräumte, daß er die ganze Natur, das Nicht-Ich, wie er es nennt, aus dem Ich entstehen läßt, kam er den Ramantikern gerade entgegen, die keinen Sinn für die wirklichen realen Verhältnisse, mehr in einer Welt der Phantasie und der Träume, als in der nüchternen Wirklichkeit lebten.

Wahrhaft fascinirend mußte jener Gedanke des Philosaphen auf diese schwärmerischen Köpfe wirken. Glaubten sie doch jetzt ein sicheres Fundament, ein wissenschaftliches System, als Grundlage für ihre Weltanschauung zu haben. Zwar schieden sich die weitere Ausgestaltung ihrer und der Fichte'schen Weltanschauung gar sehr. Nachdem Fichte's Nicht-Ich dem Ich entgegengesetzt warden war, wurde es auch aller Geistigkeit beraubt, zum blaßen tadten Staff degradirt, an dessen Ueberwältigung der Mensch seine moralischen Fähigleiten entwickeln sollte.

Wie anders verfuhren die Naturphilosophen unter den Ramantikern. Natur und Geist standen sich freundlich einander gegenüber, ja sie bildeten eine einzige Harmanie.

> Hinanf zu des Gedankens Jugendkraft,
> Wodurch Natur verjüngt sich wiederschafft,
> Ist eine Kraft, ein Pulsschlag nur ein Leben,
> Ein Wechselspiel von Hemmen und von Streben.

Diese enthusiastischen van Schelling gedichteten Verse, sie drücken auch Navalis' Ueberzeugungen aus. „Eigentlich ist der Kriticismus (so wurde die Identitätsphilosophie von ihren Urhebern genannt) philosophisch betrachtet die fruchtbarste aller Indicationen. Sie läßt uns die Natur oder Außenwelt als ein menschliches Wesen ahnen, sie zeigt, daß wir Alles nur so verstehen können und sallen, wie wir uns selbst und unsere Geliebten, uns und euch verstehen. Jetzt sehen wir die wahren Bande der Verknüpfung van Subject und Object; sehen, daß es auch eine Außenwelt in uns giebt, die mit unserem Innern in einer analogen Verbindung, wie die Außenwelt außer uns mit unserem Aeußeren steht, und jene und diese so verbunden sind, wie unser Inneres und Aeußeres, daß wir alsa nur durch Gedanken das Innere und die Seele der Natur vernehmen können, wie nur durch Sensatianen das Aeußere nnd die Körper der Natur." (Aus den Lehrlingen zu Sais.) Wie eine Offenbarung erscheinen diese pantheistischen Gedanken unserem Dichter. Immer und immer wieder kehren die Gedanken van der Analogie zwischen dem Menschen und der Natur bei ihm wieder. Dabei schwankt er, sall er der gesammten Natur einen höheren Grad von Selbstständigkeit als dem Menschen beilegen oder nicht. „Man kann sagen, daß die Natur oder die Außenwelt über dem Menschen in Hinsicht auf Organisatian sei; man kann sagen, daß sie unter ihm, und er das höchste Wesen sei." Beseelt erscheint ihm auch der Planet, auf dem wir wahnen. „Wir leben in einem Thiere als parasitische Thiere. Die Constitutian dieses Thieres bestimmt die unserige et vice versa. Die Bedingungs-Verhältnisse der atmosphärischen Bestandtheile sind wirklich sehr mit den Bedingungs-Verhältnissen derselben Bestandtheile im arganischen Körper übereinstimmend." Die Analogien werden von Novalis sehr weit getrieben. Was hier unser Dichter angedeutet hat, das hat späterhin Fechner weiter zu entwickeln und ausführlich zu begründen versucht.

Man glaube indessen nicht, daß Novalis pantheistische Weltanschauung, wie es einige Aeußerungen glaublich machen könnten, einen naturalistischen Charakter hat. „Der Sinn der Welt ist die Vernunft, heißt es in den Lehrlingen zu Sais; um derentwillen ist sie da, und wenn sie erst der Kampfplatz einer kindlichen, aufblühenden Vernunft ist, sa wird sie einst zum göttlichen Bilde ihrer Thätigkeit, zum Schauplatz einer wahren Kirche werden. Bis dahin ehre sie der Mensch als Sinnbild seines Gemüths, das sich mit ihm in unbestimmbaren Stufen veredelt. Wer also zur Kenntniß der Natur gelangen will, übe seinen sittlichen Sinn, handle und bilde den edlen Kern seines Innern gemäß, und wie van selbst wird die Natur sich vor ihm öffnen. Sittliches Handeln ist jener große und einzige Versuch, in welchem alle Räthsel der mannigfaltigsten Erscheinungen sich lösen. Wer ihn versteht und in streugen Gedankenfalgen ihn zu zerlegen weiß, ist ewiger Meister der Natur."

Es ist eine eigenthümliche Mischung van Pantheismns und Theismns der Weltanschauung unseres Dichters eigen. Wir werden später, wenn wir sein Verhältniß zur Religion betrachten, noch einmal darauf zurückkommen.

Interessante Aeußerungen finden sich bei Novalis über das Bewußtsein, die vielfach an moderne psychophysische Anschauungen erinnern. „Der Sitz der Seele ist bald hier, bald da, bald an mehreren Orten zugleich; er ist veränderlich, und so auch der Sitz ihrer Hauptglieder, die man dorch die Hauptleidenschaften kennen lernt.“ Wir sagen heute dafür: Das Bewußtsein ist über den ganzen Körper verbreitet, und es kann an verschiedenen Stellen des Körpers localisirt sein. Habe ich eine Verwundung am Fuße z. B., so wird das Bewußtsein sich in Folge der erregten Schmerzempfindung ganz und gar an der verwundeten Stelle localisiren u. s. w. Sprachwendungen wie, ich bin ganz Ohr, weisen übrigens darauf hin, was für eine längst beobachtete Thatsache wir in der eben gekennzeichneten Weise formuliren.

Im Schlaf heißt es bei Novalis, ist die Seele im Körper gleichmäßig vertheilt oder modern ausgedrückt, das Bewußtsein ist unter die Schwelle gesunken.

Dem religiösen Empfinden unseres Dichters entspricht durchaus der Glaube an Unsterblichkeit. Zwar, die Natur ist Feindin ewiger Besitzungen. Sie zerstört nach festen Gesetzen alle Zeichen des Eigenthums, vertilgt alle Merkmale der Formation. Allen Geschlechtern gehört die Erde, jedes hat Anspruch auf Alles. Die früheren dürfen diesem Primogeniturzufalle keinen Vorzug verdanken. Das Eigenthumsrecht erlischt zu bestimmten Zeiten. Die Amelioration und Deterioriation stehen unter unabänderlichen Bedingungen. — Wenn aber der Körper ein Eigenthum ist, wodurch ich mir die Rechte eines activen Erdbürgers erwerbe, so kann ich durch den Verlust dieses Eigenthums nicht mich selbst einbüßen. Ich verliere nichts als die Stelle in dieser Fürstenschule und trete in eine höhere Corporation, wohin mir meine geliebten Mitschüler nachfolgen. So sichert sich also unser Dichter mit Zuhülfenahme dieser wunderlichen Analogien das Existenzrecht für die Ewigkeit.

Wir dürfen uns Novalis durchaus nicht denken als einen dogmatischen Anhänger eines festumrissenen Systemes. Er ist vielmehr fest überzeugt von einer freiheitlichen Entwickelung in der Geschichte der Philosophie, von ihrem stetigen Fortschritt zu vollendeteren, besseren und wahreren Anschauungen. „Es giebt keine Philosophie in Concreto. Philosophie ist wie der Stein der Weisen, die Quadratur des Cirkels u. s. w., eine bloß nothwendige Aufgabe der Scientifiker, das Ideal der Wissenschaft überhaupt ...“

Philosophie ist freilich keine praktische materielle Vortheile dringende Wissenschaft, „sie kann kein Brod backen, aber sie kann uns Gott, Freiheit und Unsterblichkeit verschaffen.“

Ich habe schon oben einmal psychologische Bemerkungen unseres Dichters gestreift. Die ganze Psychologie lag damals in ihrer Entwickelung sehr darnieder. Wohl hatte man einige Jahrzehnte vorher zur Zeit der Aufklärung mit einem wirklich intimen und liebevollen Studium der menschlichen Psyche begonnen. Aber dieser fruchtbaren Thätigkeit wurde dann durch Kant ein jähes Ende gemacht. Die Erkenntnißtheorie trat jetzt in den Vordergrund, sie nahm alles philosophische Interesse vollkommen für sich in Anspruch. Nur oberflächlich gewöhnte man sich von den getrennten Seelenvermögen zu sprechen, deren innige Wechselwirkung man unbeachtet ließ. „Sonderbar, daß das Innere der Menschen nur so dürftig betrachtet und so geistlos behandelt worden ist. Die sogenannte Psychologie gehört auch zu den Larven, welche die Stellen im Heiligthum eingenommen haben, wo echte Götterbilder stehen sollten. Wie wenig hat man noch die Physik für das Gemüth, und das Gemüth für die Außenwelt benutzt. Verstand, Phantasie, Vernunft, dies sind die dürftigen Fachwerke des Universums in uns. Von ihren wunderbaren Vermischungen, Gestaltungen, Uebergängen kein Wort. Keinem fiel es ein, noch neue ungenannte Kräfte aufzusuchen, und ihren geselligen Verhältnissen nachzuspüren. Wer weiß, welche wunderbaren Vereinigungen, welche wunderbaren Generationen uns noch im Innern bevorstehen.

Modern bei dieser Kritik unseres Denkers ist es, daß er insbesondere auf die Beobachtung der Wechselbeziehungen zwischen Geist und Körper dringt, Forschungen, die heutzutage von der sogenannten Psychophysik gepflegt werden. „Wir haben zwei Systeme von Sinnen, die, so verschieden sie auch erscheinen, doch auf das Innigste mit einander verwebt sind. Ein System heißt der Körper, eins die Seele. Jenes steht in der Abhängigkeit von äußeren Reizen, deren Inbegriff wir die Natur, oder die äußere Welt nennen. Dieses steht ursprünglich in der Abhängigkeit eines Inbegriffes innerer Reize, den wir den Geist nennen oder die Geisterwelt. Gewöhnlich steht dieses letztere System in einem Associationsnexus mit dem anderen System, und wird von diesem afficirt. Dennoch sind häufige Spuren eines umgekehrten Verhältnisses anzutreffen, und man bemerkt bald, daß beide Systeme eigentlich in einem vollkommenen Wechselverhältnisse stehen sollten, in welchem jedes von seiner Welt afficirt, einen Einklang, keinen Einton bildete. Kurz, beide Welten, sowie beide Systeme sollen eine freie Harmonie, keine Disharmonie oder Monotonie bilden.“

Um dies zu erreichen, meint Novalis, sei es nöthig, auch die Herrschaft des Geistes über die Organe zu bekommen, die von vornherein unserer Gewalt entzogen sind. „Unser ganzer Körper ist schlechterdings fähig, vom Geist in beliebige Bewegung gesetzt zu werden. Die Wirkungen der Furcht, des Schreckens, der Traurigkeit, des Neides, des Zornes, der Scham, der Freude, der Phantasie u. s. w. sind Indicationen genug. Ueberdem hat man genugsam Beispiele von Menschen, die eine willkürliche Herrschaft über Einzelne, gewöhnlich der Willkür entzogenen Theile ihres Körpers erlangt haben. Dann wird Jeder sein eigener Arzt sein, und sich ein vollständiges, höheres und genaueres Gefühl seines Körpers erwerben.“ Es ist bekannt, wie diese Gedanken zur damaligen Zeit auch von Kant entwickelt wurden, und wie sie in der Jetztzeit wiederum von Feuchtersleben modernisirt worden sind. Wie es Novalis häufig macht, so sucht er auch hier seine Gedanken bis in's Ueberspannte zu treiben. Er glaubt, daß es der Mensch vielleicht späterhin so weit bringen könnte, verlorene Glieder zu restauriren, sich bloß durch seinen Willen zu tödten, todte Stoffe zu beseelen und dergleichen mehr.

In innigem Zusammenhange mit der pantheistischen Weltanschauung unseres Dichters steht seine große Liebe zur Natur. Ist doch ein pantheistisches Glaubensbekenntniß sehr oft schon die Gewähr für ein tieferes Naturgefühl. „Wem regt sich nicht das Herz in hüpfender Lust, wenn ihm das innerste Leben der Natur in seiner ganzen Fülle in das Gemüth kommt, wenn dann jenes mächtige Gefühl, wofür die Sprache keine anderen Namen hat, als Liebe und Wollust, sich in ihm ausdehnt, wie ein gewaltiger, Alles auflösender Dunst, und er bebend in süßer Angst in dem dunklen, lockenden Schooße der Natur versinkt, die arme Persönlichkeit in den überschlagenden Wogen der Lust sich verzehrt, und nichts als ein Brennpunkt der unermeßlichen Zeugungskraft, ein verschluckender Wirbel im großen Ocean übrig bleibt!“ In allen Dingen sieht er Leben, Alles weiß er zu vergeistigen. „Was ist die überall erscheinende Flamme? Eine innige Umarmung, deren süße Frucht in wollüstigen Tropfen herunterthaut. Das Wasser, dieses erstgeborene Kind luftiger Verschmelzung (Novalis denkt hier an die Entstehung des Wassers aus Wasserstoff und Sauerstoff), kann seinen wollüstigen Ursprung nicht verleugnen, und zeigt sich als Element der Liebe und der Mischung mit himmlischer Allgewalt auf Erden. Nicht unwahr haben alte Weisen im Wasser den Ursprung der Dinge gesucht ... Wie viele Menschen stehen an den berauschenden Flüssen und hören nicht das Wiegenlied dieser mütterlichen Gewässer und genießen nicht das entzückende Spiel ihrer unendlichen Wellen! Wie diese Wellen lebten

wir in der galdenen Zeit; in buntfarbigen Wolken, diesen schwimmenden Meeren und Urquellen des Lebendigen auf Erden, liebten und erzeugten sich die Geschlechter der Menschen in ewiger Spielerei; wurden besucht von den Kindern des Himmels, und erst in jener graßen Begebenheit, welche heilige Sagen die Sündfluth nennen, ging diese blühende Welt unter ..."

Entsprechend diesem innigen Naturgefühl findet sich bei Novalis eine gewisse Abneigung gegen die exacte Naturfarschung. Nicht, als ob er die immense Bedeutung dieser Wissenschaft übersehen hätte. Hatte er sich doch selbst viele Jahre in sie vertieft. Aber der strenge Geist, der in ihr herrschte und wie er glaubte, einer gefühlsmäßigen Auffassung der Natur widerstrebte, er war es, mit dem er sich nicht befreunden kannte, hierin ganz den Typus des echten Ramantikers zeigend, der auch die strenge Wissenschaftlichkeit cerhorrescirte, weil sie gleichsam ein Symbol der kalten, tadten und gemüthlosen Wirklichkeit, ihre üppig wuchernde und ganz im Subject verbleibende Phantasie in ihrer vollen Bethätigung zu hemmen suchte. „Unter ihren Händen (denen des Forschers) starb die freundliche Natur und ließ nur todte, zuckende Reste zurück; dagegen sie vom Dichter, wie durch geistvollen Wein, noch mehr beseelt, die göttlichsten und muntersten Einfälle hören ließ, und über ihr Alltagsleben erhoben, zum Himmel stieg, tanzte und weissagte, jeden Gast willkommen hieß, und ihre Schätze frohen Muths verschwendete. So genoß sie himmlische Stunden mit dem Dichter und lud den Naturfarscher nur dann ein, wenn sie krank und gewissenhaft war. Dann gab sie ihm Bescheid auf jede Frage und ehrte gern den strengen, ernsten Mann. Wer alsa ihr Gemüth recht kennen lernen will, muß sie in der Gesellschaft der Dichter suchen, dort ist sie offen und ergießt ihr wundersames Herz. Wer sie aber nicht aus Herzensgrunde liebt, und Dies und Jenes nur an ihr bewundert, und zu erfahren strebt, muß ihre Krankenstube, ihr Beinhaus, fleißig besuchen." Ich glaube diese eben citirten Aeußerungen des Dichters sind geeignet, seine eigenthümliche Stellung zur Naturwissenschaft in das rechte Licht zu setzen. Man lasse sich nicht durch andere Bemerkungen, in denen er zuweilen die Naturwissenschaft bis in den Himmel erhebt, irre führen. Navalis ist kein wirklicher, großer Denker, so widerspricht er sich aft, macht es dem Leser recht häufig schwer, zwischen Aeußerungen, die seine wahre Gemüthsstimmung zum Ausdruck bringen, und solchen, die weiter nichts als Regungen seiner lebhaften Phantasie sind, scharf zu unterscheiden. Der Dichter sucht in die rauhe Wirklichkeit seine poetische Phantasie-Anschauung hineinzutragen, sie dadurch zu beleben und zu verschönern. So sucht Novalis manchmal die blaß verstandesmäßigen, wissenschaftlichen Methaden poetisch zu verklären, eine ideale Welt in sie hineinzuzaubern. Bringt er es dach fertig, die verstandesmäßigste unter den Wissenschaften, die Mathematik, als die der Dichtkunst am nächsten stehendste zu bezeichnen. Die trockenen Farmeln der Mathematik werden ihm gleichsam zu bunten, farbenreichen Arabesken, die sich immer kühner und kühner verschlingen, um die märchenhaftesten Bilder dem trunkenen Auge varzuzaubern.

Ich habe schon aben darauf hingewiesen, wie die Weltanschauung unseres Dichters weit davon entfernt ist, in einem blaßen Naturalismus aufzugehen, wir haben sie van ihrer sittlichen Seite betrachtet. Doch dies allein genügt nicht, um ihren wirklichen inneren Kern zu erfassen. Novalis ist außerdem auch eine durch und durch religiöse Natur. Wie Spinoza, so läßt er die wahre Philasophie mit Gatt anfangen. Alle Philasaphie führt zur Religian als ihren wahren Urquell und ewigen Jungbrunnen zurück. Je mehr sich die Geschichte der Menschheit dem Zeitraume der triumphirenden Gelehrsamkeit näherte, desta mehr geriethen Wissen und Glauben in eine entschiedene Oppasitian. „Der anfängliche Persanalhaß gegen den katholischen Glauben ging allmälig in Haß gegen die Bibel, gegen den christlichen Glauben und endlich gar gegen die Religian über. Noch mehr, der Religionshaß dehnte sich sehr natürlich und falgerecht auf alle Gegenstände des Enthusiasmus aus, verketzerte Phantasie und Gefühl, Sittlichkeit und Kunstliebe, Zukunft und Vorzeit, setzte den Menschen in der Reihe der Naturwesen mit Nath oben an und machte die unendliche schöpferische Musik des Weltalls zum einförmigen Klappern einer ungeheuren Mühle, die vom Stram des Zufalls getrieben, und auf ihm schwimmend, eine Mühle an sich, ohne Baumeister und Müller, und eigentlich ein echtes Perpetuum mobile, eine sich selbst mahlende Mühle sei." ... „Nur die Religian kann Europa wieder auferwecken und die Völker versöhnen und die Christenheit mit neuer Herrlichleit sichtbar auf Erden in ihr altes, friedenstiftendes Amt installiren." Zum Wesen der Religian scheint unserem Dichter der Begriff eines Mittlers unentbehrlich zu sein. „Je selbstständiger der Mensch wird, desto mehr vermindert sich die Quantität des Mittelgliedes, die Qualität verfeinert sich, und seine Verhältnisse zu demselben werden mannigfaltiger und gebildeter. Fetische, Gestirne, Thiere, Helden, Götzen, Götter, ein Gottmensch ... Es ist ein Götzendienst im weiteren Sinne, wenn ich diesen Mittler in der That für Gott selbst ansehe. Es ist Irr-Religion, wenn ich gar keinen Mittler annehme; und insafern ist Aberglaube und Götzendienst und Unglaube oder Theismus, den man auch älteren Judaismus nennen kann, Beides Irr-Religion." Wahre Religion sei diejenige, die ihren Mittler gleichsam für das Organ der Gattheit hält, für ihre sinnliche Erscheinung. In dieser Hinsicht erhielten die Juden nach Novalis zur Zeit der babylonischen Gefangenschaft eine echte religiöse Tendenz, eine religiöse Haffnung, einen Glauben an eine künftige Religian, der sie auf eine wundersame Weise van Grund aus umwandelte, und sie in der merkwürdigsten Beständigkeit bis auf unsere Zeiten erhielt.

Wie sehr auch Novalis das Berechtigte einer jeden Religion anerkennt, als die höchste gilt ihm doch schließlich das Christenthum. „Es giebt keine Religion, die nicht Christenthum wäre", heißt es einmal in seinen Apharismen. Sie schien ihm den Begriff der Religian erst in seiner ganzen Tiefe zu repräsentiren. In ihr hat der Mittler den höchsten Rang, es ist der Gattmensch, er der allein fähig ist, die wahre Vereinigung der Menschheit mit dem höchsten Wesen zu ermöglichen, sie zu reinigen van allem „Erdenrest", wodurch erst die eigentliche Glückseligkeit ermöglicht wird.

Im Varhergehenden ist versucht warden, dem Leser einen Einblick in die Weltanschauung unseres Dichters zu gewähren. Freilich vollkommen erfaßt kann sie nur werden durch das Studium seiner eigenen Werke. Die philasophischen Gedanken werden uns hier meistens in aphoristischer Kürze mitgetheilt, erwecken aber gerade durch diese dem eigenen Denken freien Spielraum lassende Art der Darstellung selbstthätiges Interesse. Ich glaube, daß Keiner Navalis' Werke, ahne einen wirklichen Genuß davon zu haben, lesen wird.

Max Lehrs.

Von Engen Kalkschmidt.

Ueber Lehrs' allgemeine Bedeutung, seine Verdienste für das Dresdner Kunstleben sind sich wahl auch die klar, die ihn so kühl und zugeknöpft ziehen lassen. Und doch wäre es so leicht gewesen, ihn zu halten. Wenn man einem Gerücht glauben darf, so war die Bedingung seines Verbleibens im Amte die Gewährung eines Gehaltes, wie er ihn in vier Jahren ohnedies, allerdings der Staffel gemäß, erhalten haben würde. Diese insgesammt sechs- aber achttausend Mark — viel mehr können es nicht sein — vermochte der Cultusminister van seinem Kollegen, dem Herrn Finanzminister Dr. Rüger, Excellenz, nicht zu erlangen. Von der nämlichen, in Sachsen

so allmächtigen Excellenz, die zu Beginn der letzten Landtagsperiode beweglich, beklagenswerth naiv versichert hatte: ... und überhaupt: mit den staatlichen Ankäufen von Werken lebender Künstler sei das so eine Sache. Man wisse ja nie, wie's wird. Mal taugen sie was, mal nichts; meistens nichts. Abwarten, bis die Künstler gestorben sind! Das sei wahre Kunstpolitik im Dienste der Allgemeinheit und des öffentlichen Säckels. Dahingegen, wenn sie todt seien — — und verhungert, bekräftigen wir aus dem Hintergrunde; dann, ja dann ...

Max Lehrs also geht, und ich gratulire Berlin zu diesem Uebergange. Von seinem wissenschaftlichen Ansehen hier zu sprechen, erübrigt sich, denn der Ruf davon ist über den kleinen Kreis der Fachleute hinausgedrungen, hat vielleicht für seine Berufung den Ausschlag gegeben. Aber was war er im Amt, als Vorstand des Dresdner Königl. Kupferstichcabinets? Was wird er den Berlinern sein?

Er war so ganz und gar nicht „Beamter von Fach“, mit der Pose des grimmigen Cerberus über seinen Schätzen, so gar nicht trockener Gelehrter, der durch Brille und Fensterscheiben hindurch den Blick auf's schnelle Leben verlernt und verloren hat. Er war zunächst einmal moderner Mensch, und das hieß in seiner öffentlichen Verwaltungsstellung mehr noch als in anderen, etwa in Geheimen-Rathsposten so viel wie: ein social empfindender, ein social handelnder Mensch. Was hat er in zweiundzwanzig Jahren aus der ihm unterstellten Sammlung gemacht?

Vergrößert hat er sie, ausgebaut, so vortrefflich und reichhaltig, daß sie nun für ein ganzes Menschenalter hin nicht, oder doch nur mit absichtlicher Gewalt, wieder verdorben werden kann. Was sammelte man denn vor zwanzig Jahren an graphischer Kunst? Die alten Meister, die Raritäten, die verschiedenen Zustandsdrucke berühmter Platten, aber jedenfalls, ganz wie die Excellenz das wünscht: die Kunst und auch die Künste der Todten. Je todter oft, um so lieber. Lehrs vernachlässigte dieses Herkommen nicht, er betrieb es sogar rationeller, machte Reisen zum Einkauf, und machte sie wohl nie ganz ohne Erfolg. Aber daneben witterte er mit feinem Kunstgefühl die „Kommenden“ unter den Lebenden heraus, kaufte ihre Blätter, als sie noch wohlfeil waren, und hatte eine entzückend liebenswürdige Art, für „sein“ Museum Geschenke in Empfang zu nehmen, wenn das Geld alle war, Geschenke meist von den Künstlern selber. Denn die freuten sich, daß endlich Einer kam und sich um sie kümmerte, ein königlicher Beamter, der ging und stand wie ein Mensch und ehrlichen Antheil nahm wie ein guter Mensch.

Gleich zu Beginn seiner Arbeit hielt er sein Auge auf Klinger; Anno 1888 schon veranstaltete er eine Ausstellung seiner Radierungen. Von Menzel, der vor 1883 überhaupt nicht vertreten war, zählen wir heute 500 Blätter. Greiner und Geyger, Stauffer-Bern, Thoma, Liebermann, Kalkreuth, Welti, ich glaube nicht, daß es irgend eine öffentliche Sammlung giebt, wo man ihre Griffelkunst besser studieren könnte als im Dresdner Cabinet. Rethel, Schwind und Richter, ja, selbst noch den Dresdner Ludwig Richter hatte Lehrs seit 1882 für seine Mappen zu gewinnen. Und nun welch' eine gewählte Internationalität: von Goya bis Rops, von den englischen Schabkünstlern des achtzehnten Jahrhunderts bis zu Whistler, Zorn, selbst auf Toulouse-Lautrec erstreckte sich seine Fürsorge. Tausende von Blättern moderner Meister, tausend graphische Nippsachen auch der Gelegenheits- und Kleinkunst sammelten sich derart planvoll und in aller Stille unter den Sälen der weltberühmten Meisterwerke der Gemäldegalerie. Und das bei einem Etat, der im Verhältniß zu dem Gewonnenen geradezu lächerlich gering war und der Dank der amusischen, um nicht zu sagen: banausischen Finanzgebahrung in den letzten Jahren obendrein noch beschnitten wurde.

All' dies reiche Material aber stellte Lehrs resolut und vertrauensvoll in's Leben hinaus: es sollte wirken. Seinem organisatorischen Geschick, seinen feinen Ideen verdankt Dresden und das Land, so weit es für derlei Dinge zu gewinnen ist, die systematische Kenntniß seines Besitzes namentlich an moderner Griffelkunst. Lehrs richtete Vierteljahrsausstellungen ein, er stellte monatlich die neuen Erwerbungen, Bücher wie Blätter, öffentlich Jedermann bequem zur Schau; er setzte die Oeffnung des Cabinets auch an den winterlichen Abendstunden durch, seit Jahren bei elektrischer Beleuchtung, der in Berlin immer noch „unbesiegbare Bedenken“ gegenüberstehen. Und endlich stellte er seine Kenntnisse und Beziehungen, seine gewinnende Persönlichkeit in den Dienst der großen Kunstausstellungen, deren graphische Abtheilungen vom ersten Tage an als unübertroffen in ihrer gewählten Mannigfaltigkeit anerkannt wurden. Wir können getrost behaupten: wenn heute in Dresden die Griffelkunst eine stetig wachsende Zahl von Freunden hat, so ist das in der Hauptsache das Verdienst von Max Lehrs, der das einmal geweckte Interesse immer von Neuem aufmunterte, durch die That seiner Erwerbungen und Ausstellungen, wie durch manches einstellende Wort in der Tagespresse.

Dresden und Sachsen verliert diesen Mann, der einen berechtigten europäischen Ruf genießt. Die lahme öffentliche Meinung hier zu Lande, höflich und gottergeben wie sie nun mal ist, jammert ein bißchen, zerdrückt eine verstohlene Thräne und wünscht wehmüthig eine glückliche Reise. Bedrückt sehen wir den Dingen entgegen, die da kommen werden. Warum sollte ein Mann ausgeschlossen sein, der es noch dem Wunsche der mächtigen Excellenz von der hohen Finanz einzurichten weiß, und sich vor Allem ausgiebig mit den Verstorbenen und mit den Todten obendrein beschäftigt? Berlin aber kann sich beglückwünschen: Bode, Tschudi und Lehrs — das ist ein Triumvirat für Kunstpflege durch die Museen, wie es sich sobald nirgend wo leicht zusammenfinden dürfte.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Die Narretei des Gefühls.

Studie von A. K. Müller.

Dies war Hannes, der junge Lehrer ... ein schwärmender Weiser, ein träumender Philosoph, ein Kind und ein Greis von zwanzig Jahren. Er war schlank, aber nicht groß, hatte blondes Haar, graublaue Augen und einen Gang, der zu leicht war, um gewichtig zu heißen, und dennoch in jenem unwillkürlichen und gehaltenen Ernst sich bewegte, der bei der Jugend, nicht nur des Contrastes wegen, auf so besondere Art anzieht.

Hannes hatte gut gelernt, Vieles gelesen, aber noch mehr geträumt ... und es ist hier einzugestehen, daß er manchmal, vielleicht oft, in jedem Falle heimlich in ein gelbes, dünnleibiges, recht unscheinbares Heftchen etwas hineinschrieb, das er darnach und später des Oefteren durchlas, auch still vor sich hin declamirte, in einem Tonfall, der, weich und gedämpft und von einer eintönigen Schwere, dem Schmollen eines schönen Kindes ähnlich, den Worten ihren traurigen und süßen Klang aussog, ohne ihres Verstandes zu achten ... Man mag annehmen, daß es Verse waren; sicher war es etwas, dessen der Rechtschaffene und Thatkräftige sich zu schämen hat, aber gewiß kein Tagebuch ... denn Hannes, der junge Thor, war weise und achtete wenig, ein unbekümmerter Verschwender: was in ihm aufstieg, ließ er entwehen, wissend, daß der Beginn des Sammelns das Ende des Reichthums und das Aufhören der Verachtung den Anfang der Verächtlichkeit bedeute ...

Es ist natürlich, daß Hannes einsam war ... den Unwissenden erschien er hochmüthig, den Gereiften und Nachsichtigen unbegreiflich; die Frauen fanden, er sei wenig unterhaltsam, und die Mädchen machten sich lustig. War eine, die für ihn schwärmte, so ging sie gewiß gern und oft allein spazieren, liebte die Bücher und vernachlässigte ihre Kleidung ... und er sah sie nicht. Denn Hannes war sehnsüchtig, ja, sehnsüchtig nach etwas, das er nicht kannte. Es mußte etwas höchst Seltenes und wundervoll Fremdartiges sein, etwas, das aus Träumen kommt und Träume giebt, etwas Dunkles und Unnahbares, umhüllt vom Dufte eines fernen und ungekannten Geschickes, berauschend und

unsagbar geheimnißvoll … o, es ist nicht auszudrücken, wie sehnsüchtig Hannes war!

Er kannte dieses Gefühl voller Spannung und voll der glücklichsten Erhobenheit, kannte es von frühester Jugend her; das war dieses gleiche Gefühl, das sich mit Räthseln in seine Augen setzte, wenn er über das sonnenbebrütete und scheinbar öde Einerlei seiner heimischen Ebene in die ewige, ungreifbare Ferne hinausblickte, bis er die Thränen fühlte; das war jenes nämliche Gefühl wonnig kalten Erschauerns, das ihn befiel, wenn ein gedehntes Motiv oder eine Wagner'sche Accordfolge in ihrer unerhörten Süße sein Ohr traf … o, das hatte er schon herausbekommen: Nichts war phantastischer, nichts zauberreicher als das Leben, und aus seiner tiefaufrauschenden Fülle, die alles vereint, quoll auch jenes Seltsame und Wunderbare, das mit fremdem Duft und mit fremdem Finger die Seele ergreift und krank macht …

* * *

Hannes waltete seines Amtes schon einige Jahre, nicht mit der alles hingebenden Liebe, von der in unseren Tagen so viel und so leer geredet wird. Ihm dünkte besser und nothwendiger, zunächst mit sich fertig zu werden, and er hatte wenig Hoffnung, das Ende der Frist zu sehen, deren er dazu bedurfte. Wenn jeder Tag und jede Stunde Neues brachte, das zu bewältigen war, wenn jeder Augenblick die innere Ordnung, die ihm nach außen Sicherheit gab, zu erschüttern drohte, weil ein übermächtiger Eindruck, zusammenhanglos und ohne Beziehungen, das Widerstreben seiner Seele zwang und sich festsetzte, wer sollte in solcher Gefahr sich zu jener Selbstverleugnung verstehen, die dem Seelenbedürfniß anderer mehr Sorge zu Theil werden läßt als dem eigenen? Und zudem (er hatte diesen Gedanken in einsamen Gesprächen mit sich schon oft ausgefochten): Was war denn eigentlich das Kind, daß man um seinetwillen sich opfern sollte? War es wirklich, wie man behauptete, ein Kosmos, ein in sich Abgeschlossenes und Ruhendes, das man aufsuchen, dem man sich mittheilen mußte, um zu empfangen und sich zu bereichern? Oder war es nicht vielmehr, was man längst wußte, ein Halbes, Unfertiges, Unbewußtes, die süße Thierheit, die holde Täppischkeit, deren Betrachtung nur so lange sich rechtfertigt, als der erkennende Geist ihr fruchtbare Gedanken entzieht? All' die Schwärmer und neuen Propheten, die ihre Rechte, die Rechte einer erwachsenen, bewußten, kosmisch gewordenen Existenz in die Schale warfen, um das Gewicht des Irrthums und der Unwissenheit, der Ungeduld und der Grausamkeit des Kindes gebührend zum Bewußtsein zu bringen, litten an dem wahnwitzigen Glauben, dem Wesen des Kindes am Nächsten gekommen zu sein, und es fand sich Niemand, der ihnen den Mangel ihrer Erkenntniß deutlich machte. Warfen sie sich leichtfertig fort, so durfte man sie aus innerer Armuth begreifen, aber sie thaten dem Kinde nicht einmal gut. Ihre Psychologie zielte nicht mehr auf das Unbewußte, Unentwickelte kindlichen Wesens; sich, nicht das Kind, sahen sie im Kinde. Und so wurde das ausschweifende Interesse, die übertriebene Sorgsamkeit, die fast plebejisch neugierige Wuth, hinter alle Heimlichkeiten der kleinen Seele zu kommen, lästige und schädliche Störenfriede, die das ungekräftigte Wesen aus dem halben, köstlichen Schlummer in den hellen, nüchternen Tag rissen und ihm Stützen gaben, mit denen es nichts anfangen konnte. Das vielberedete, tiefere Verständniß bekundete sich nur in der fanatischen Abneigung gegen die handgreifliche Strafe; wiewohl nicht zu verkennen war, daß einem lästigen, unwissenden Unband mit Worten kein Respect vor dem nervösen Geistesleben des Erwachsenen beizubringen ist. Bei Gott, die Leute, die dem Kinde nachliefen und sich vor ihm in den Staub warfen, ohne daß es etwas von ihnen wissen wollte, waren mehr zu bedauern, als zu verdammen: Das eigene Leben, dessen Armuth sie verachteten, gab ihnen keine Handhabe, an die der helfende Wille sich klammern konnte; unklug und ohne den Instinct, der schlafwandlerisch das Rechte trifft, tappten sie im Dunkeln, verloren sich, verloren das Kind, verloren alles …

Nein, Hannes wollte sich nicht verlieren; Jahr aus, Jahr ein ließ er die Kinder an sich vorüberziehen, gab ihnen so viel, als sie bedurften, um weiter zu kommen, an Kenntnissen mehr als ein Anderer zu geben hat, an Liebe das Maß, das nöthig war, das Gebotene leicht und verdaulich zu machen, an Ungeduld und Strenge ein gehörig Theil — an allem Anderen, was sonst noch von einem mustergiltigen Lehrer gespendet wird, nichts. Seine Hand verliebte sich nicht in den Stoff, den er zu bilden hatte; wunschlos, ohne Zittern, gab er ihn hin, gab ihn hin und empfing den neuen — es änderte sich nichts.

* * *

Da geschah es, nicht lange nach Ostern, daß Lilith, das kleine Mädchen dort am Ende der dritten Bank, im Aufsagen stecken blieb. Sie hatte gut begonnen, fast wörtlich erzählt — plötzlich stockte das Mündchen, schnurrte noch einmal hin und her, wiederholte, stockte, versprach sich — dann blieb es stumm Hannes merkte auf.

„Aber Kindl, die Geschichte ist ja so kurz!“ …

Keine Antwort. Das Gesichtchen überzog sich mit einer feinen Röthe.

„Nicht auch schön? …“

„Ja —“ Es war nur ein Hauch.

Da verließ Hannes sein Pult, und wie er der dritten Bank sich näherte, senkte sich das Köpfchen tiefer und tiefer und zog zwei schwere Zöpfe nußbraunen und glanzlosen Haares mit, zwischen denen der flaumige Nacken zart und so rührend schimmerte.

Hannes nahm das Gesichtchen zwischen seine Hände und hob es, und wie er in seine Augen sah, strich er sanft über beide Wangen. Das war eine Angst und eine süße Hülflosigkeit in den braunen, thränenschimmernden Augen, daß ein ganz wundersam warmer Strom aus seinem Herzen quoll. Und nur um etwas zu sagen, während seine Blicke die kleinen Thränen von den hoffenden Augen fortküßten, sprach er: „Aber es kamen Weiber, und brachten Kinder getragen, daß er sie segne. Und die Jünger wehreten ihnen. Aber Jesus, als er dies sah, wurde unwillig und sprach: ‚Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht, denn ihrer ist das Himmelreich.‘ Ist das nicht eine Geschichte, werth, daß man sie auswendig behalte?“ Da zog ein helles Vertrauen in die glänzenden Aeuglein; sie blickten voll auf und nickten ein Ja, in dem die ganze kleine Seele sich frei und ohne Rückhalt hingab, das unschuldige Seelchen, das zum ersten Mal und einen kargen Augenblick die zarte Wollust gespürt hatte, in einer anderen zu ruhen und von ihr innig umschlossen zu sein.

Hannes drückte das Körperchen leise auf die Bank und ging zu seinem Pult zurück. Er neigte nicht dazu, in zufälligen und geringfügigen Umständen Symbole und vorbedeutende Zeichen zu entdecken, aber sicher reizte es ihn dies Mal, einen schönen und geheimen Sinn darin zu finden, daß gerade diese Geschichte ihm ein Kind so nahe gebracht hatte. Aber was war das auch für ein Kind! … Er sah noch die wundervolle Wandlung, die in Lilith's Augen vorging, als seine Hand milde über das Haar strich und sein Mund in einem ungewöhnlichen und unwillkürlich bedeutsamen Tone die Worte vorerzählte, die ihr entfallen waren. Was war doch dies zuerst für eine tödtliche und brechende Angst, nicht so sehr vor der Strafe, als vor dem Bewußtsein, in dem großen, todtstillen Raum allein zu sein, allein mit sich und Einem, der ihr fremd war! So knickt sich, noch schwer vom Thau des letzten Abends, die schutzlose Blume, die einsam auf weitem Feld den Sturm nahen fühlt … Dann aber, als sich leicht und zagend ein Ahnen durchbrach, daß ein verstehender Mensch vor ihr stand, und in der Wärme dieses Gefühls auch ein Blättchen jener anderen Psyche sich entfaltete, die einst erblühen und allein herrschen wird — wie war es da süß und zum Küssen schön, dieses knospende, uneingestandene Glück, das einer künftigen, reichen und hingebungsvollen Weiblichkeit den lächelnden Weg wies! O, er hatte eine Seele gefunden, deren stärkste Fiber von nun an in der seinen mündete, und er wußte, wessen er fähig war, wenn die Hoffnung und das Glück dieser Seele von der Kraft seines Aufschwunges abhing. Von diesem Tage an begann er die todte, schematische Oede des Unterrichts zu beleben. Er erzählte Dinge, von denen die Kinder keine Ahnung hatten, und gleichviel, ob sie sie verstanden oder nicht: in die dumpfe Nothdurft, den riechenden Schweiß, in diese armselige Kläglichkeit der Schulstube drang ein Strahl, ein feiner und sehnsüchtiger Glanz; er entzündete sich in den Augen schlecht gewaschener und jämmerlich gekleideter Kinder an dem Feuer und dem Schwung eines Lebens, das da erst begann, wo das ihre endete, das mit reineren Hoffnungen und freierem Geist nach Höhen strebt, in denen die Kraft sich ihrer Schwere begiebt und jede Bewegung schön wird. Hannes kannte die seltsame Pracht seines sprachlichen Ausdrucks; der verborgene Sinn seiner Worte war wie ein unsichtbarer Engel der Schönheit, der ungreifbar und dennoch mächtig gefühlt den unbewegten Blick einem Lande öffnete, dessen hoffnungslose Ferne seinen Zauber schmerzlich und tief machte. Ja, in dieser Zeit hatten es die plattesten Stirnen leicht, eine Seele zu bergen; aber wem diese große Gabe zu danken war, ahnte Niemand.

* * *

Eines Tages war Lilith krank.

Hannes sah auf den leeren Platz; nein, das war nur ein freundlicher Spuk seiner Phantasie: das feine Gesichtchen mit dem demüthigen Blick war heut' nicht da. Der Raum wurde kahl und nüchtern und ließ die Seele frieren, matt, stockend, mit widerwilligem Zögern flossen die Stunden dahin.

Was hatte doch dieses schüchterne, schmale Antlitz für eine seltsame Kraft! … dachte Hannes von Zeit zu Zeit. Wie wurde ihm wohl, wie wurde er stark, sich selbst zu übertreffen, wenn er Lilith's langen, immer ein wenig müden Blick auf sich ruhen fühlte. Durfte er hoffen, in ihrem Herzen einen stärkeren Widerhall zu wecken? Und was lag ihm daran, gerade in diesem Herzen ein länger zitterndes Echo zu spüren? — Lilith war mild und süß, von feiner Anmuth und leisem Adel, der sein verklärendes Licht an alle abzugeben schien, die ihr nahe waren. Sie hatte, sie mußte eine Seele haben, die einem Duft, einem holden Schimmer geöffnet war; und wenn aus seinen Worten nichts floß als die Ahnung einer Schönheit, die aus Fernen glänzt — war es nicht Lohnes genug, zu sehen, wie die Gebärde des weißen Händchens träumerischer und der Blick tiefer wird? …

Aber Lilith kam nicht wieder. Es verging ein Tag nach dem anderen, ihr Platz blieb leer. Hannes wurde besorgt. Eines Nachmittages, als seine sehnsüchtigen Sinne sich auf keine Weise mehr beruhigen ließen, entschloß er sich, zu ihr zu gehen. Nach dem Unterrichte machte er sich langsam auf den Weg.

Es war ein schwerer und trüber Herbsttag, einer von jenen schmerzvollen Tagen, an denen die Seele einer besonderen Kraft heller Gedanken und hoffnungsfroher Wünsche bedarf, um nicht in den dumpfen Nebel wie in eine ermattende, grauenvolle Angst zu zerfließen. Und wie nun

Hannes stumm und sinnend die Straßen dahinschritt, das rührende Köpfchen und die kleine, schmächtige Persönlichkeit Lilith's beständig vor Augen, ergab es sich plötzlich und wie natürlich, daß seine Gedanken um die zu kreisen begannen, in deren Nähe sie lebte. Er wußte nur, daß ihre Mutter eine Witwe war, mehr nicht. Um so lebhafter trachtete nun seine Phantasie, das Bild auszumalen, aus dessen Vordergrunde Klein-Lilith ihren Zauber übte. Und er fragte sich wiederholt, wie wohl die Mutter aussehen müßte, die ein so sonderbares und so erwähltes Geschöpf geboren. Er kam mit dem Ausgestalten nicht ganz zu Rande; das Bild wurde nicht deutlich. Aber sicher schien es ihm, daß es eine dunkle und schlanke Frau war, vor der man den zärtlichen Hauch eines verborgenen Leides spürte, eine zarte und hinfällige Gestalt, in deren Vergangenheit ein ungewöhnlicher Schmerz das dunkle und schwere Schicksalstuch gewirkt hatte.

Ich sagte schon, daß Hannes ein Schwärmer war; er genoß die schwere Fülle seiner seltsamen Phantasien wie ein Feinschmecker, und das Seltenste, Unerhörteste war ihm das Genehmste. Er besaß Klugheit und Erfahrungen genug, um sich bewußt zu sein, wie sehr das Leben gerade die ausschweifenden Phantasien zu schlagen liebt, aber er hatte das Recht, die Banalität solchen Wissens außer Acht zu lassen, und die Pflicht, sich zu hüten, daß er an der Nüchternheit der Welt nicht arm würde. Er schwärmte und träumte aus einer inneren Ahnung, die Instinct war, aber undenebelt und mit geradem Schritt. Was nützte ihm die Erkenntniß von der Verschiedenheit zweier Welten, die jedem taumelnden Schuster geläufig war? Es galt für ihn die eine in der anderen zu finden, das Leben zu denken und zu erleben als einen Traum, als eine Erfüllung innerer Symbole, für deren Dasein doch nur das Leben die Verantwortung hatte. Lilith's schlanke und dunkle Mutter — — wie? war es nicht widersinnig daran zu zweifeln, daß sie schlank und dunkel war? War nicht darin gerade das Organische und in tausendfältiger Erfahrung Erprobte, daß er das Kind aus seiner Mutter, die Mutter aber aus der Wucht und der Tiefe ihres Schicksals erklärte? Die Phantasie, die auf ernste Weise an sich Zucht übt, thut alles, um einen billigen Contrast zu vermeiden. Er sah Lilith's Mutter in einem hohen Thürrahmen, der ihrem Ernste Relief gab. Welches Bedenken war stichhaltig, den wohlthuenden Sinn solchen Gesichtes vag und abenteuerlich zu machen? Sie empfing ihn mit jener leis bannenden Zurückhaltung, die einer reifen Frau aus der gewachsenen Fülle des Innenlebens quillt, mit welchem Maß dummer Brutalität mochte man wohl für dieses Bild den zersetzenden Spott aufdringen? Weiße Hände hielten eine edle Arbeit, eine Stickerei oder etwas Aehnliches, und so, in Ruhe und dennoch beschäftigt, gaben sie der zarten Gestalt jenes Maß von Geschlossenheit, das, wie es den Blick anzieht, jedes nähere Gefühl abwehrt. Dazu gehörte, daß sie leise und mit gewähltem Accent sprach, und es war ferner consequent, daß der Hintergrund, der sie nur unwillig entließ, in breiterer Entfaltung und so zu sagen ungemischt wiederholte, was in ihr zu einer einzigen Wirkung sich drängte. Ja, es konnte nicht anders sein. Lilith, die Mutter und die Wohnung, die sie beide umschloß — das war tiefer Sinn, eine ganze Schönheit, unantastbar und nicht zu trennen, ein Organismus.

Wie aber, wenn nun, nachdem Du eine Stunde gelaufen, ein Haus Dir droht in düsterer Straße, verräuchert, klapprig, mit Küchengerüchen erfüllt, wenn Dir, nachdem Du drei knarrende Stiegen emporgeklettert, auf einem staubigen Flur vier schmutzige, schildlose Thüren entgegenstarren, hinter deren keiner Du Dein theures Gut zu finden wünschest — was thust Du, wenn Du ein Hannes bist? Du nimmst den Rest Deiner feineren und selteneren Philosophie zusammen, schöpfst aus ihm noch ein Gran Hoffnung und — klopfest an. Der Instinct leitet Dich, Du triffst die rechte Thür. Jetzt aber begiebt sich es, daß ein kleiner Spalt sich öffnet, groß genug, um einem Duft von Kartoffeln Durchlaß und dem schmutzigen Näschen eines Kindes Raum zu gewähren: es sieht Dich, erstaunt, erschrickt, wirft noch einen neugierigen Blick auf Dich und läßt Dich stehen ... Kundschafterdienst ... Nachfolgt nun mit schwerem Wiegeschritt, kropfgesegnet, mit fauchenden Nüstern ein dickes Ungeheuer, ein massiger Riesenschwamm, ein einziger monströser Bauch: er redet, er redet fett und keifend, er stößt die qualligen Worte durch ein groteskes Loch im rechten Mundwinkel, das durch eine unbestimmbare Schürzung der Unterlippe wie ein Schnabel auf und zu klappt — was thust Du nun, wenn Du wie Hannes hülflos und ungerüstet bist? Du lispelst, dankst, eilst, flüchtest, bis Dir der Schweiß von der Stirne rinnt. Keuchend stehst Du auf der Straße, sie scheint zu tanzen, zu lärmen, zu brüllen, sie wiehert, steht Kopf, überschlägt sich — und Du faßt nur dies Eine im furchtbaren Wirbel, dies Unfaßliche und unsagbar Hohnvolle: „Lilith's Mutter! ... Lilith's Mutter! ...“ Darf das groteskeste Ungethüm so plebejisch sich über hohen Besuch freuen? So zudringlich in's Zimmer nöthigen? So schamlos den Wirrwar einer schlechtriechenden Stube offenbaren? Aber Lilith's Mutter verschlang kein gerechter Erdboden, als sie das that; sie quetschte den linken Mundwinkel noch inniger, schürzte die Schnabelöffnung des rechten, zog beide Pole in eine unmeßbare Distanz und lächelte, lächelte hold und das Lächeln einer arglosen Seele, indeß Dich Unschuldigen der Donner rührte ... „Nein, der taumelnde Schuster hat Recht,“ sagst Du zerknirscht, als Du erwachst, und suchst Vergessen. „Wer zwischen Traum und Wirklichkeit geräth, wenn sie zusammenstoßen, wird unbarmherzig zermalmt. — Ich träume nicht mehr ... Sela.“

Da aber bist Du nicht mehr wie Hannes. Sagte ich nicht von ihm, daß er weise war, auch wenn er schwärmte? O, er kannte sich und die Menschen, er wußte um das Menschliche und die Gaukelei der Seele ... er dachte! Und als er nun langsam zu sich kam und Lilith's Bild wieder heraufzubeschwören suchte, war es wie verschwunden. Er sah es nicht mehr; zerquetscht lag es auf dem Grunde seiner Seele, und der Mutter Centnerlast wog sich behaglich darüber. — Dies war eine Probe; er war dankbar, daß sie gelang. Doch wie? Wenn morgen oder an einem der nächsten Tage Lilith wieder auf ihrem alten Platze sitzen würde, würde der gleiche Zauber von Neuem beginnen? Das galt es abzuwarten; immerhin hatte dieses letzte Erlebniß in ihm einen Gedanken geweckt, der fruchtbar wurde und sich langsam auszubreiten begann. Er hatte von Lilith, die er zu kennen glaubte, auf ihre Mutter geschlossen, durfte er nicht jetzt, da er die Mutter kannte, ein Umgekehrtes thun? Wie? Wenn Lilith nur das Weiche und Unentwickelte des Kindes zu gute gekommen wäre, wenn hinter dieser Maske sich die gleiche Gewöhnlichkeit der Züge verbärge, die ihn an der Mutter abstieß? — Wenn dieses entzückte Spiel mit Lilith im Grunde die gleiche Komödie wäre, die er an der Mutter erlebte, nur feiner und heimlicher, versteckter und tückischer? Wenn das Ganze darauf hinausliefe, daß er sich, nur sich, nicht aber das von ihm Unabhängige, die aus sich und für sich lebende Wahrheit gesehen? ... Er ging mit einer inbrünstigen Sehnsucht umher, er bedurfte des Aufschwunges, des Rausches; seine Seele war matt vom Durste nach den süßen Säften der Dinge, die, erwählt und begünstigt aus einer reineren Sonne Licht und Wärme getrunken. Durfte er nicht im Fieber nach der Essenz des Ungewöhnlichen ein Narr seiner Wünsche geworden sein? Lilith, die nur unvollkommen in das adlige Gewand seiner Phantasien paßte, aus eigener Willkür und in letzter Noth vollkommen gemacht haben, nur daß er an seinem Durst nicht stürbe? ...

Das war einleuchtend, von einer inneren Vernunft, daß alle Contraste ihre billigen Effecte einpackten und sich drückten. Hannes glaubte beinahe daran; schon aus diesem Grunde hätte er für sein Leben gern gewünscht, es wäre so. Aber wie? Tauchte nicht jetzt, da er mit Lilith fertig zu werden hoffte, das kleine Gesichtchen wieder in ihm auf? Allerdings undeutlich und — seltsam entstellt. War es nicht, als ob das kleine Näschen eine kaum zu verkennende Neigung verrieth, sich zu Mutters breit aufgestülptem Fleischkegel zu entwickeln? Und die Lagerungen der Sommersprossen um die unteren Ränder der Augen und zu beiden Seiten der Nase bis in die Wangen hinein, die der Gesichtsfarbe einen fast ordinären Ton hinzufügten? Und schließlich die Augen? Im Grunde waren sie grünlichbraun und von einem Ausdruck, den man nicht zu untersuchen wünscht; es lag nicht mehr und nicht weniger darin als in anderen Kinderaugen.

Ja, Hannes war fertig, mußte fertig sein, noch ehe Lilith wiederkam. Zu lange schon hatte er sich an eine Affaire verschwendet, die zu flach war, um ihn zu bereichern. Als Lilith nach einigen Tagen wieder auf ihrem Platze saß, zu schnell für Hannes, der seinem erstorbenen Gefühl aus einem langen Leiden noch einen zarten und vornehmen Reiz erhascht hätte, war es ihm, als ob nie eine süßere Wärme von ihm hätte zu ihr fließen können. Er begriff sich nicht mehr — das war das giltige Ende.

Aus der Hauptstadt.

Glossen zum russisch-japanischen Kriege.

XII.

Quos deus vult perdere, eos dementat. Eine Woche nach der ganz Europa und die anliegenden Welttheile höchlichst überraschenden Ausfahrt der baltischen Flotte — „la flotta fantasma“ schrieb kurz zuvor treffend ein italienisches Blatt — hielt sie ein, nebenbei bemerkt nicht sehr wirksames Schießen auf lebende Ziele, die Huller Fischer, ab. Das ist in unserer schnell lebenden Zeit heute schon cosa antica, wenn nicht antichissima. Darum soll hier davon nicht mehr die Rede sein. Nur ein paar Worte über einige Folge-Erscheinungen.

Indeß sei mir eine Vorbemerkung gestattet. Ich möchte mich einmal ausnahmsweise auf das gefährliche Prophezeien verlegen: nie und nimmer wird sie bis in's Gelbe Meer gelangen, die baltische Flotte, und wenn die Russen bei ihrem „Versuch mit untauglichen Mitteln“ zum Gespött der ganzen Welt werden, dann mögen sie es bedauern, daß England der Weiterfahrt ihres „zweiten Geschwaders des Stillen Oceans“ (wie steht's eigentlich mit dem ersten?) nicht ein brutales Halt entgegengedonnert hat. Dann könnten sie sich die Märtyrerkrone auf's Haupt setzen, und ihre Geschichtsschreiber könnten und würden sagen: ohne die Vergewaltigung durch das perfide Albion würde die stolze Armada in die japanischen Gewässer gelangt sein, die Herrschaft zur See errungen und damit dem unglücklichen Krieg mit Japan ein glorreiches Ende bereitet haben.

So aber wird sie die Proben ihres mangelhaften Könnens vor der ganzen Welt ablegen. Nicht ein Titelchen davon wird den neugierigen Spähern entgehen, denn eine meiner Prophezeiungen ist bereits eingetroffen. Am Abend, als das Geschieße an der Dogger Bank bekannt wurde, schrieb ich: Wenn das Geschwader überhaupt weiterfahren

darf, so wird es unter „englischer Polizeiaufsicht" geschehen. So ist's denn auch geworden. Englische men of war begleiten und umkreisen das russische Geschwader, um ihm auf die Finger zu klopfen, wenn es in seiner nervös blödsinnigen Gespensterseherei irgendwo auf der Welt in Bezug auf englische Interessen — nur in Bezug auf diese — groben Unfug verüben sollte. Gelegenheit dazu wird sich ja schon bieten, denn die Russen sind ja über die „dämonische" Art der japanischen Kriegführung außer Rand und Band gerathen: nicht bloß in den dänischen und norwegischen Gewässern und im Canal treiben die Japaner ihr Unwesen — wahrscheinlich hat man aus dem japanischen Marine-Attaché, der etwa am Kap Skagen die russische Flotte hübsch abzählen wollte, eine ganze japanische Torpedoflottille gemacht — sondern auch an anderen Orten. Seit Wochen treiben in Diego Suarez (Madagaskar, wo die Russen anlegen wollen) vier Japaner unheimliche Dinge; das Schlimme ist, daß man eben nicht weiß, was sie thun . . . An der Küste von Mozambique haben sich drei japanische Hilfskreuzer gezeigt . . . Die britisch- und die holländisch-indischen Gewässer wimmeln von japanischen Spionen und Torpedeuren . . . und schließlich sitzt als schrecklichster der Schrecken, allgegenwärtig, allwissend, fast allmächtig, der japanische Admiral Sakomoto in Hongkong und hält alle Fäden der zum Verderben des russischen Geschwaders ersonnenen teuflischen Organisation in Händen.

Rasch eine Verwahrung, damit unsere lieben Vettern jenseits des Canals nicht wieder sagen: die armen Russen seien lediglich durch deutsche Warnungen und Einflüsterungen so nervös geworden. Ich habe diese schrecklichen Dinge nicht aus dem Grund meines Busens geschöpft, sondern sie in einem italienischen Blatte gelesen. Und dieses bezog sich auf — russische Quellen.

* * *

Gefaßt machen muß man sich trotz der heilsamen Lection durch das Geschehniß an der Dogger Bank und den Rüffel von Väterchen Zar auf noch allerlei schöne Dinge. Die russischen Seeofficiere wollen in Bezug auf Rückständigkeit nicht hinter ihren Kameraden auf dem Lande zurückbleiben. Schon vorher haben sie bei den Durchsuchungen neutraler Handelsschiffe und auch anderweitig ungewöhnliche Scherze getrieben. Man erinnere sich doch nur daran, wie vor einem halben Jahre im Mittelmeer der „Dimitri Donskoi", jener alte Kasten, der auch jetzt wieder mit von der Parthie ist, erst einen blinden, und als der erfolglos blieb, einen scharfen Schuß auf den italienischen Kreuzer „Marco Polo" abgab, um ihn zum Halten zu bringen. Wenn damals die russischen Officiere den stattlichen „Marco Polo" nicht als Kriegsschiff erkannten, warum sollten sie nicht Huller Fischerei-Dampfer für japanische Torpedoboote ansehen? — Schade, daß der „Marco Polo" nicht mit einer scharfen Breitseite antwortete.

* * *

Der Haager Schiedsgerichtshof wird es nicht leicht haben, denn die internationale Untersuchungscommission wird ein in sich vielfach widerspruchsvolles Material zu Tage fördern. Rußland wird weiter fortfahren sein „Gesicht" zu retten, d. h. die in Frage kommenden russischen Officiere werden nach wie vor behaupten, mit voller, durch keinen Branntweinnebel getrübter Klarheit japanische Torpedoboote erkannt zu haben. Daß solche Dinger Stützpunkte haben müssen und daß in Folge dessen ihre Anwesenheit den Regierungen von Dänemark, Schweden und Norwegen und England bekannt gewesen sein müßte, das scheert die braven Russen nicht. Und sie werden voraussichtlich damit ziemlich glatt durchkommen. Beweis: Eid. Schuldiger: Deutschland; seiner Schandthaten überwiesen durch die übereinstimmenden Aussagen von „Times" und Consorten.

Nach all' dem — meines Erachtens durchaus berechtigten — Entrüstungsaufwand des englischen Volkes muß man sagen: in der sich an den Zwischenfall anschließenden diplomatischen Paukerei hat England „nicht gesiegt". Ich sage das, obgleich ich weiß, daß eine derartige Aeußerung jenseits des Canals als „unfreundlicher Act" aufgefaßt wird.

* * *

Ich will indeß nicht hoffen, daß meine Zeilen ein paar deutschen Zeitungen zu Gesicht kommen, die sich in der Rolle eines praeceptor Germaniae gefallen und uns klipp und klar beweisen, wo unsere Sympathien in dieser Frage sein müssen. Voller Sorge suchen sie nach Entschuldigungsgründen für die lieben Russen, und wäre es nicht gar zu aberwitzig, sie machten sich auch den naiv-dreisten Ausspruch eines großen russischen Blattes eigen: Da die englische Regierung gewußt habe, daß des Kaiserlichen Rußlands Geschwader die Nordsee durchquere, hätte es für freie Bahn sorgen und die Fischer-Gesellschaft aus dem Kurs der Kriegsschiffe entfernen müssen . . .

Ja, Politik verdirbt den Charakter. Aber es geht denn doch allzu weit, wenn man schwarz nicht mehr schwarz und Schandthat nicht mehr Schandthat nennen dürfte, weil das jenseits gewisser Grenzen verschnupfen könnte. Das ist der Zusammenbruch jeglichen Anstandsgefühls und jeglicher Moral.

Zu äußerst seltsamen Sprüngen verführt hier und da bei uns das Streben die Russen reinzuwaschen. Eine viel gelesene Wochenschrift weist triumphirend darauf hin, daß vor fünf Jahren das englische Kriegsschiff „Leda" ein französisches Handelsschiff beschossen und einen unschuldigen Matrosen getödtet habe. Ganz abgesehen davon, daß vielleicht die Begleitumstände sich mit dem Vorgehen des baltischen Geschwaders durchaus nicht decken — Fachmänner haben überzeugend dargetan, welche Mittel es vor Abgabe des Feuers zur Klärung der Lage hätte anwenden können und müssen — frage ich: ist denn Mord nicht mehr Mord, weil vor ein paar Jahren auch ein Mal ein Mord verübt ist? Ein schönes Vertheidigungsmittel für berufsmäßige Mörder.

Ich meine, wir Deutsche, die wir nicht von Amts wegen hohe Politik treiben, sollten uns gegenüber dem russisch-englischen Zwischenfall in der Rolle als tertius gaudens durchaus wohl fühlen. Weltkrieg? Davor bewahre uns Gott. Im Uebrigen aber sollten wir in voller Herzensneutralität — denn weder Briten noch Moskowiter haben sich einen Gotteslohn um uns verdient — uns freuen und an das Sprüchlein denken, wonach von gewissen Leuten der eine durch den anderen abgethan wird.

* * *

Noch einmal das „Zweite Geschwader des Stillen Oceans".

Ja, der Zar würde gut daran thun, seine wild gewordene Flotte kurzer Hand heimzuberufen, damit sie ihm, weiteres Unheil anrichtend, nicht noch mehr Unehre macht. Aber wahrscheinlich ist es nicht, daß solches geschehen werde. Der Stein ist in's Rollen gekommen und muß unrühmlich in irgend einem Abgrunde zerschellen.

So darf man denn der Kohlenversorgung des ausgefahrenen Geschwaders ein paar Worte widmen. Ohne Kohlen sind die schönsten Kriegsschiffe nicht viel mehr werth, als altes Eisen, und dabei sind sie im Ganzen Leckermäuler, die nur gute Kost mögen. Am liebsten englischen Anthracit aus Süd-Wales, an dem der Vorrath nicht mehr besonders groß ist. Es ist nicht ohne Interesse, in Bezug auf die Entnahme englischer Kohlen durch Rußland sich ein paar Zahlen zu vergegenwärtigen. Es handelte sich im Februar d. J. um 14600 Tonnen, März um 28000, April um 126000, Mai um 394000, Juni um 405000, Juli 383000. Und das Alles nur im directen Bezuge: wieviel Tonnen englischer Kohle mag Rußland noch durch Mittelpersonen aufgekauft haben? Angesichts dieser Thatsachen, die in England nicht aus völkerrechtlichen Gesichtspunkten, sondern der Knappheit an diesem Anthracit wegen viel besprochen worden sind, ist es doppelt erstaunlich, daß von englischer Seite der Vorwurf erhoben werden konnte, Deutschland habe durch Verkauf von zu Kohlenfrachtschiffen verwandten Dampfern wider die Gesetze der Neutralität verstoßen. Das ist — ganz abgesehen davon, daß in der russischen Kohlenflottille sich auch eine beträchtliche Anzahl ehemals englischer Dampfer befindet — ebenso wenig geschehen, als dadurch, daß Ende September bis Anfang October bei Emden 4 russische, mit indischen Heizern bemannte Dampfer von 6—8000 Tonnen mit rheinisch-westphälischer Kohlen befrachtet wurden. Der „beschränkte Unterthanenverstand" sagt dem Menschen zwar: durch Kohlenlieferung fördere ich die Kriegszwecke der in Frage kommenden kriegführenden Partei; Kohlen zählen nach neuerer Auffassung zur absoluten Contrebande . . . aber die Völkerrechtslehrer — und sie müssen es besser verstehen — erklären ex cathedra: nur der Staat darf solche Dinge nicht liefern, und er darf auch nicht geradezu fördern, daß seine Unterthanen es thun. Das laisser aller, laisser passer in dieser Beziehung ist keine Sünde. Die lieben Unterthanen treiben den Handel mit so gefährlichen Gegenständen ganz auf eigene Rechnung und Gefahr . . .

In Bezug auf Kohlen geht die Licenz sogar noch weiter. Hier darf auch der Staat als Lieferant auftreten und dem in seine Häfen einlaufenden Kriegsschiffe ein gewisses Quantum — die einen sagen: bis zum nächsten Heimathshafen des betreffenden Schiffes; die anderen: bis zum nächsten Hafen, wo Kohlen eingenommen werden dürfen — verabfolgen oder verabfolgen lassen. Es ist das ein Dürfen, aber kein Müssen, und es bleibt bemerkenswerth, daß England (im Gegensatz zu Frankreich, das hinsichtlich der einzunehmenden Kohlenmenge den größten Spielraum läßt) verboten hat, aus seinen staatlichen Niederlagen Kohlen an russische Kriegsschiffe zu verabfolgen.

Ob sich nun nicht dieses Verbot — und auch die völkerrechtlichen Bestimmungen über das statthafte Kohlenquantum — sehr bequem umgehen lassen, indem geleerte russische Kohlendampfer unter der Handelsflagge die Häfen fremder Nationen anlaufen, Kohlen einnehmen und — dank ihrer größeren Geschwindigkeit — dem nur 8—10 Knoten in der Stunde zurücklegenden Geschwader nacheilen?

Bekanntlich hat ja Rußland, um alle völkerrechtlichen Reibungen zu vermeiden, eine ganze Flotte von Dampfern — darunter einige recht schnelle — in den Dienst seiner Kohlenversorgung gestellt. Rund um das Kap der guten Hoffnung herum und an der Ostküste von China sind solche bei Zeiten postirt; meist Schiffe von beträchtlichem Tonnengehalt. Die kleineren, die das russische Geschwader in der Nordsee und in einem Theile des Atlantischen Oceans begleiteten, dürften nicht über Tanger oder Gibraltar hinaus fahren und dann heimkehren.

Nun die Kohlenversorgung. Das Umladen der Kohlen von den Transportdampfern auf die Kriegsschiffe ist keine ganz einfache Sache. Daß die rückständige russische Flotte sich im Besitz zahlreicher, die Bekohlung eines Schiffes während der Fahrt von dem in Schlepptau genommenen Kohlendampfer gestattender Apparate befindet, wie sie in der englischen und amerikanischen Flotte seit ein paar Jahren (sie sind wirklich keine absolute Neuigkeit) bekannt sind, ist höchst unwahrscheinlich. Daher ist das Kohlen nur in der alten Form, die ruhiges Wasser erfordert, durchführbar. Weitere Folge: Die russischen Kriegsschiffe müssen,

am das ruhige Wasser zu haben, Häfen neutraler Stationen anlaufen. Es ist ein weiterer, viel verbreiteter Irrthum, daß es gegen die Gefahr der Neutralität verstoße, eine derartige Operation — das Kohlenübernehmen aus eigenen Beständen — im Inneren neutraler Häfen zu dulden. Selbstverständlich heißt es auch hier wieder: es braucht nicht geduldet zu werden, wie es z. B. der Commandant von Vigo nicht dulden wollte, aber schließlich doch auf Weisung von Madrid her dulden mußte. Auf naiv-dreiste Auskunftsmittel muß man, nebenbei bemerkt, bei den Russen immer gefaßt sein. Besonders heikel werden der möglichen Folgen wegen, die Neutralitätsverhältnisse in den chinesischen Häfen werden, wenn — das Geschwader überhaupt soweit kommt. Und noch ein heikler Punkt ist gemeldet worden: Daß das russische Geschwader im Mittelmeer vier mit Kohlen befrachtete Hilfskreuzer der Freiwilligen Flotte aus dem Schwarzen Meer erwarte, die (acht Geschütze und Munition im Laderaum) die Dardanellen passiren würden ...

Rosen sind dem russischen Geschwader nicht auf den Weg gestreut. Zu den Schwierigkeiten, die seine Fahrt sehr verlangsamen müssen, gehört auch die, daß der Actionsradius seiner Schiffe sehr ungleich ist; daß z. B. die kleinen Schiffe verhältnißmäßig öfter kohlen müssen, als die großen. „Immer langsam voran“ ist die Devise des Geschwaders, und sie kann nicht anders sein.

Major a. D. Karl v. Bruchhausen.

Aus unseren Kunstsalons.

Der märkische Künstlerbund.

Wir hatten bisher einen „Märkischen Künstlerclub“ und einen „Club Berliner Landschafter“. Einige Mitglieder dieser beiden Ausstellungs-Verbände scheinen nunmehr zu einem neuen zusammengetreten zu sein unter dem Namen „Märkischer Künstlerbund“. Seine Ausstellung bei Schulte bezeichnet der Verband freilich als die „3.“. Da nun aber thatsächlich die beiden Clubs bereits zwei Mal zusammen ausgestellt haben, im Verein übrigens mit dem „Westclub“ und „Freie Kunst“, so erklärt sich die Bezeichnung „3“ vielleicht auf diese Weise. Uebrigens gleichviel, wie diese sich erklärt und wie der neue Künstlerbund entstanden ist, was seine Mitglieder geboten haben und jetzt bieten, das ist durchaus beachtenswerth. Es ist neue Berliner Kunst von selbstständigem Gepräge außerhalb sowohl der akademischen, wie auch der secessionistischen Kreise. Ein Stück ersprießlicher, lebennehmender Thätigkeit, der man gern seine Aufmerksamkeit schenkt.

Nur sieben Herren, von denen einer meines Wissens überhaupt noch keinem Verbande angehört hat: Paul Halke, bisher wohl mehr als Illustrator bekannt. Er ist Kampfschüler, gleich Max Fabian, der freilich formell nicht zu den „Märkern“ gehört, aber doch mit ihnen gleichzeitig ausstellt und innerlich ihnen durchaus verwandt ist. Fabian hatte im Sommer auf der „Gr. B. K.“ das vielbemerkte Bildniß seines Collegen Fritz Pfahle. Hier bei Schulte jetzt zeigt er gleich zwanzig Arbeiten. Ganz auf der malerischen Höhe jenes Bildnisses steht von diesen eigentlich nichts, wenigstens von den großen „Bildern“ nichts, durch die ein stark illustrativer Zug geht, obschon in der figurenreichen „Maienfahrt“ viel Maienlust drin steckt. Aber in das richtige Leben fehlt doch: man denkt ihr gegenüber zu sehr an die Modelle, die hier — die Mode will's ja! — in Biedermeiertrachten stecken. Sehr fein aber sind einige kleinere Interieurs, namentlich die „Schifferkneipe“ und die „Oldenburgische Küche“ — sehr fein in ihrer Tonigkeit. Auch der „Blühende Kirschbaum“ spricht an mit seinem Farbenzauber und seiner Frühlingsstimmung. Halke giebt neben ein paar flotten Bildnißstudien, von denen die weibliche durch die Harmonie von blau, lila und rosa interessirt, eine religiöse Historie — das oft behandelte Motiv von „Hagar und Ismael“. Tuxen, der Däne, und Graf Harrach, der Berliner, haben, neben Anderen, auch die Wüste gemalt und, wenn ich nicht irre, sogar das gleiche Motiv. Von der Wüste giebt Halke nur wenig, aber der Ausdruck der verzweifelnden Mutter ist gut empfunden, wenn auch nicht sonderlich eigenartig gegeben, wie auch der Zusammenklang von Gelb und Blau in diesem Bilde nichts Neues bietet.

Von den „Märkern“ hat der Aelteste, August Achtenhagen, über ein Dutzend Bilder ausgestellt. Er stellt sich keine leichten Aufgaben: das Spiel durch Blättergewirr fallender Sonnenstrahlen auf menschlichen Leibern, bekleideten und nackten — und farbige Frauentoiletten vor sonnig durchleuchteten Laubhintergründen. Dieses Letztere stellt er weniger glaubhaft dar, als das Spiel der Strahlen und Lichttupfen. Insofern nämlich, als meistens die Localtöne allzu souverän herrschen, nicht im grünen Dunst aufgehen oder mit ihm sich verschmelzen. Recht originell ist, daß er auf einem Bilde anscheinend dasselbe rothhaarige Modell unter einem Baum doppelt malte: nackt und mit einem grünen fließenden Gewande bekleidet; beide Figuren stehend, die eine linksseitig, die andere rechtsseitig im Profil. Coloristisch sind die Acte meistens sehr sicher behandelt. Nicht immer auch in der Zeichnung. Auf dem größten Bilde z. B. die Nymphe in der Mitte hat es nicht leicht, auf ihren Beinen zu stehen. Dieses größte Bild geht im Uebrigen über bloße Actmalerei im Freien hinaus: ein farbenleuchtender, lebensprühender Entwurf im Geiste etwa des Rubens, Pan und Satyr und Nymphen in grüngoldigem Lichtgefunkel ihr Spiel treibend. „Waldleben“ hat er das Bild genannt — eine fleischgewordene Sommerwaldphantasie. Junge Damen mit dem Fächer den Beschauer neckend, andere auf einer Bank sitzend, eine dabei unter einem dichten Sonnenschirm, u. A. noch reiht sich diesem Bilde an. Im Ganzen: ein schönes Streben und ein bewährtes Können.

Beides bekundet auch Felix Krause. Wie er in seinem „Wanderer“ die Fernsicht in ein sonniges Gelände umrahmt hat, das ist ebenso sinnig wie wirksam. Der Wanderer selbst ruht rechts lang ausgestreckt an dem dunklen Stamm eines Kastanienbaumes, dessen tiefdunkles, scharfgerandetes Laub oben und links das Bild abschließt, während vorn ein beschatteter Wiesenblumenstreifen sich hinzieht. Diese ganze dunklere, ganz natürlich sich gebende Umrahmung, ungemein sorgfältig gemalt, ohne je pedantisch langweilig zu werden, läßt nun die sonnige weite Landschaft von Thoma'scher Schlichtheit in der Mitte um so effectvoller hervortreten. Indessen, ich ziehe diesem Bilde doch den großen „Ernteabend“ noch vor. Eine schöne Harmonie in Gelb und Braun. Gelb oben der Himmel über dem hochgelegenen Horizont, wo Dunkel gegen Hell die Silhouetten von braunen Garbenbündeln stehen; braun auch das ganze sanft nach vorn abfallende Stoppelfeld; aber das Braun setzt sich aus einer ganzen Reihe anderer Farbentöne zusammen und dazwischen schimmert's auch hier und da noch grün. Sehr breit und kräftig ist Alles gemalt und eine tiefe Abendfrieden-Stimmung weht uns aus dem Bilde an. Für Krause bedeutet es was Neues, wie neu auch die Schafheerden-Motive Kayser-Eichberg's sind, von denen das mit dem großen Stallhof auch ganz neue Farbeskalen aufweist: zwei Bilder, die weit bedeutender sind, als die, die er im Frühjahr bei Keller und Reiner zeigte. Und neu auch ist Louis Lejeune — der im Uebrigen in den Landschaften „Sommertag“ und „Bauernhof“ eine viel breitere Vortragsweise hat, denn früher — als Freilicht-Bildnißmaler: in schlicht und wahr gegebener sommerlicher Landschaft auf einer Bank eine alte Dame, in grauem Morgenkleide, von überzeugender Charakteristik. Die „Felsenlandschaft“ Fritz Geyer's ist sehr bezeichnend dafür, wie verschieden die älteren und die modernen Landschafter „pittoreske“ Landschaften geben. Gegenüber diesem saft- und kraftstrotzenden Gemälde mit seinen hochragenden großen Felsenkuppen, zwischen denen sich ein Durchblick auf eine sonnige Niederung, Felder und Wiesen und ein rothdachiges Dorf öffnet, mit den sturmgepeitschten Birken auf der einen Kuppe und mit den eilenden Wolken, die breite Schatten auf die Fluren werfen, hat man durchaus die Empfindung des wirklich Geschauten. Geyer zeigt auch noch einige schöne Waldstudien, Theodor Schinkel aber stellt bloß ein einziges Bild aus: „Alte Kiefer“, das ihn noch stark im Banne Bracht's erscheinen läßt.

* * *

Mit den Märkern stellen bei Eduard Schulte auch noch einige andere Künstler aus. Der Landschafter Alfred Lages, in dessen im Vortrage meist etwas trockene Bilder und Studien voll liebevoller Vertiefung auch in das Kleine, man sich ordentlich hineinsehen muß — dann haben sie uns auch was zu sagen. Paul Neuenborn, der mit seinen gravitätischen Marabus, philosophischen Jabirus, klugen Affen, schläfrigen Nilpferden, selbstzufriedenen Mastschweinen nicht bloß zeichnerisch immer wieder zu interessiren vermag. Ernst Stern, einer der jüngeren Münchener Secessionisten, ein sehr talentvoller Maler und Zeichner, der über viel Können gebietet und über viel Witz, literarischen und malerischen. Nur eine eigene Handschrift hat er noch nicht. Seine Blätter und Bilder rufen einen ganzen Kreis toll durch einander wirbelnder Erinnerungen wach: an die Japaner und Th. Th. Heine, an Beardsley und Zuloaga. Von seinem sarkastischen Witz zeugen die Serie mondainer Weiber: „Pfau“, „Geier“, „Goldfasan“ u. s. w., die sittengeschichtlichen Caricaturen „Einflüsterungen“, „Neid“, „Tanz“; von seinem malerischen Empfinden große, breitzügig gemalte Oelbilder und Studien: „Europäische Geisha's“ und Interieurs ... Wenn er sich nur koncentriren wollte! ...

Claude Monet und Louis Corinth.

Wir sind ihnen Beiden bei Paul Cassirer oft genug schon begegnet. Oft genug sind sie hier schon eingehender behandelt worden: der große französische Pfadfinder und Wegweiser, der für die Evolution der zeitgenössischen Kunst so nachhaltige Bedeutung gewonnen hat, und der deutsche Maler, der gewiß das gute Recht hat, nicht von seiner Art zu lassen, wie auch sein Pariser Kollege, ohne aber, daß er je die Aussicht hätte, Schule zu machen, wie Monet's Empfindungsweise und Technik. Daß Corinth früher eine andere Art hatte, das wissen wir schon lange. Das beweisen auch auf's Neue wieder manche der jetzt ausgestellten zahlreichen großen und kleinern Bilder und Studien. Jüngst erst, wie gesagt, habe ich mich hier mit Corinth eingehender beschäftigt. Noch mehr als sonst giebt's jetzt ein sybaritisch und dabei doch derbes Schwelgen im nackten Fleisch — Rubens'sche Kunst in den Scheuerbesenstyl übertragen mit dem Motto: „Verblüffen um jeden Preis“. Nur, daß wir dieses Motto hineinlegen, während der Maler selbst sich stets ganz ohne jede Berechnung und Pose giebt. Er malt so und das, weil er anders eben nicht kann. Auch die Landschaften, die Interieurs zeigen Eigenart, und sein „Verlorener Sohn“ im Schweinegarten und sein blinder „Oedipus“ verleugnen nicht die Maëstria seiner Pinselhiebe, aber man merkt's doch immer wieder: so recht von Herzen wohl fühlt er sich am Meisten bei dem Bacchanal weiblicher Actmalerei. Sehr bezeichnend daher das Selbst-

bildniß, wo der Künstler sich darstellt, wie er ein uns den Rücken zuwendendes Actmodell an seine breite Brust drückt ...

Und nun daneben die 13 Monets! Ganz Poesie, ganz Stimmung. Zwei Londoner Themse-Motive. Zwei solcher Bilder a. d. J. 1900 sahen wir bei Cassirer bereits im vorigen Winter. Die 13 jetzigen stammen aus der Zeit 1901—1904. Auf neun Bildern sehen wir immer dieselbe Waterloo-Brücke von immer dem gleichen Standpunkt und ebenso auf den vier übrigen das Parlament. Aber der Witz der beiden Serien liegt darin, daß die Beleuchtungsverhältnisse nie die gleichen sind. Das ist ihre malerische Bedeutung für uns und für den Künstler. Lauter Nebelbilder. Aber wie spielt das Licht in diesen Nebeln, wie schimmern sie in Farben. Und wie scharf er noch sieht, der Fünfundsechziger! Wie er die Umrisse in wallenden Nebeln zu erkennen, wie ungeheuer fein er die Töne zu erfassen, und wie er Illusion zu erzeugen vermag. Man steht vor der Leinwand und sieht nichts als durch einander schwimmende Farbenflächen und Striche. Tritt man aber nur ein wenig zurück — wie tritt da die menschenbelebte, wagenwimmelnde Brücke aus dem blauen oder grauen oder hellvioletten Dunst hervor, wie beginnt zwischen den Brückenbogen und vorn das bald mehr rosa, bald mehr grünlich, silberbläulich oder topasfarben schillernde Wasser Leben zu gewinnen. Boote mit und ohne Segel tauchen auf in wechselndem Farbenspiel: lilabraun nehmen sie sich auf blaugrünem Grunde aus, violett auf blauem, blau auf rosa, grünblau auf gelbbraunem. Und immer und überall der Eindruck der vollsten Wahrheit. Dazwischen hier und da noch ein ganz besonderer Witz: die Rauchwolken eines Dampfers im Nebel, durch den Nebel fallende Schatten, oder ein aus dem Graurosa auftauchender Mövenschwarm. Ueberall nur ein Ahnen der Sonne, der Morgen-, Mittag- und Abendsonne; ein Ahnen bloß — nie sie selbst: bald nur ein Abschiedsgruß, bald eine von fern herüber klingende Siegesfanfare.

Und einen der glänzendsten Siege auch feiert der Impressionismus in diesen Bildern. J. Norden.

Notizen.

Der deutsche Spielmann. Eine Auswahl aus dem Schatze deutscher Dichtung für Jugend und Volk. Herausgegeben von Ernst Weber mit Bildern von deutschen Künstlern. Jedes Bändchen steif kartonnirt mit farbigem Titelbild von J. B. Cissarz (München, Verlag von Georg D. W. Callwey.) Bisher erschienen 15 Bändchen zu je 1 Mk. Wir haben auf diese schönen Büchlein wiederholt aufmerksam gemacht. Es liegen uns jetzt neu vor: Band 8. „Legenden. Der Deutschen frommer Kinderglaube, wie ihn unsere Dichter zu gestalten suchten." Bildschmuck von Georg A. Stroedel. — Band 9. „Arbeiter. Das deutsche Volk im Werktagsgewand und was seine Kraft schaffen und tragen kann." Bildschmuck von Georg Oskar Erler. — Band 10. „Soldaten. Der deutsche Mann in Wehr und Waffen, und wie er zu kämpfen und zu sterben weiß." Bildschmuck von Georg Oskar Erler. — Band 12. „Frühling. Der deutsche Lenz und was er blühen und werden läßt." Bildschmuck von Hans R. v. Volkmann. — Band 15. „Winter. Die Zeit der Träume im Land voll Schnee und Eis." Bildschmuck von Karl Biese.

Nordamerika. Von Dr. Emil Deckert. Zweite Auflage. Mit 130 Abbildungen im Text, 12 Kartenbeilagen und 21 Tafeln in Holzschnitt, Aetzung und Farbendruck. Vierter Band der von Prof. Dr. W. Sievers in zweiter Auflage herausgegebenen „Allgemeinen Länderkunde." (Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien. 1904. In Halbleder gebunden 16 Mk.) Schneller, als es das etwas langsame Erscheinen der Lieferungen erwarten ließ, hat sich nun der fertige Band „Nordamerika" eingestellt: ein stattliches Werk, das schon äußerlich den bekannten Länderkunden-Bänden des genannten Verlags ebenbürtig zur Seite tritt. Die Trennung von Südamerika, die Behandlung eines durchaus selbstständigen Erdtheils als solchen ist damit durchgeführt und wird an ihrem Theile beitragen, daß die Vorstellung von Amerika als einem Erdtheile endlich verschwindet. Einen mehr als doppelt so großen Umfang hat man diesmal Nordamerika zur Verfügung gestellt, und doch nimmt es noch Wunder, wie auf 587 Seiten das ganze gewaltige Gebiet hat behandelt werden können. Der Verfasser, Dr. E. Deckert, kennt „das Land seiner Wahl" aus eigener und offenbar gründlicher Anschauung. Nur so vermochte er die Stellung über dem Stoff zu erringen und dem Leser die Klarheit zu vermitteln, die derartige Werke so oft vermissen lassen. Als geographische Landschaften, die der gesammten zweiten Auflage der „Allgemeinen Länderkunde" das Eintheilungsprincip gegeben haben, behandelt der Verfasser nach einander das laurentische Land, das appalachische Bergland, das südöstliche Niederland, Mexico, das mittlere Cordillerenland, das canadisch-alaskische Cordillerenland, die Bermudainseln. Ein Capitel, das die Vereinigten Staaten, Mexiko und Canada als politische Gemeinwesen und Wirthschaftsgebiete betrachtet, schließt das Werk ab, nachdem speciellere Angaben besonders über wirthschaftliche Verhältnisse bereits in den einzelnen Capiteln gegeben worden sind. Ein reicher Apparat nicht nur von vorzüglichen Abbildungen, sondern vor Allem von werthvollen Karten, trägt wesentlich dazu bei, daß das geschriebene Wort zu Anschauung wird.

Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W 30, Gleditschstr. 6; Expedition: Berlin W 30, Mopstr. 30 I. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 48. Berlin, den 26. November 1904. 33. Jahrgang
Band 66.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W 30.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Allerhand Typencultus.

Von M. Rich. Graef.

Vom Typus, wenn auch nur in seiner Bedeutung für's Menschenleben, anders als im Sinne einer Definition zu reden, wäre bei der Unzahl irdischer Typen und der Unmöglichkeit ihrer lückenlosen Classificirung ganz vergebliches Bemühen, hätte auch keinen besonderen Werth, wenn man nicht von vornherein große Gruppen ausscheiden wollte. Wir unterscheiden deßwegen zunächst ganz allgemein zwischen solchen, auf deren Gestaltung und Werden der Mensch mittelbaren oder directen Einfluß hat, und solchen, deren Entstehen von höheren Gewalten bedingt ist (z. B. Gebirgs-, Rassentypus u. dergl.). Bringen wir Letztere in Beziehung zum Menschen, so läßt sich weiter zwischen guten und schlechten Typen unterscheiden, eigentlich richtiger zwischen nützlichen und schädlichen (Krankheitstypus, Verbrechertypus), während diese Sichtung bei der erstgenannten Art nicht möglich ist. Wir können bei jenen nämlich nicht schlechthin von schlechten, sondern höchstens von mangelhaften, verbesserungsfähigen Typen reden; deßhalb, weil diese Art immer das Product angestrengter Geistesarbeit oder sittlichen Zusammenwirkens ist. Sie werden, wenn auch nicht für immer, so doch für eine gewisse Zeit einen Höhepunkt darstellen, ein Nichtbessermögliches, also ein relativ Vollkommenes. Etwaige Mängel im Typus sind dann immer nur der Unvollkommenheit menschlicher Mittel und Wege zuzuschreiben. Die letztgenannte Classe ist es, die in Folgendem unter der Bezeichnung Typus verstanden sein will.

Ich behaupte nun, daß ein bestehender Typus an und für sich immer von positiver, der Typencultus hingegen regelmäßig von negativer Bedeutung ist. Ehe der Nachweis dafür an einzelnen unterhaltenden und amüsanten Beispielen erbracht wird, sei auf den Urgrund dieses Factums, wie er im tiefinnersten Wesen des Menschen zu finden ist, hingewiesen.

Unser Geschlecht stellt zwar den höchsten, irdischen Typus dar, doch ist auch dieser kein Feststehendes und Unveränderliches, sondern einem fortwährenden Wechsel unterworfen. Der Mensch selber ist der stete Neuschöpfer —, vermöge des in seiner Brust wohnenden, gottgepflanzten Strebens nach immer größerer Vollendung. Zwar ist nun jeder Mensch ein Typus für sich, und jeder Gute trägt gewiß auch an seinem Theile etwas zur Erreichung einer immer größeren Vollkommenheit des Ganzen bei, aber bei den Meisten sind die individuellen Merkmale, mit denen der Gesammtheit verglichen, so wenig hervortretend, daß sich ihre Mitwirkung an dem allgemeinen Vorwärtsbewegen als ein zu geringes Minimum erweist, um in Betracht kommen zu können. Diejenigen Elemente aber, welche den Gesammttypus, für Alle deutlich merkbar, zu höherer Vollendung erheben helfen, sind stets solche, welche ihn in irgend einer oder mehreren Beziehungen weit überragen. Es sind die großen Bahnbrecher, die Genies. Die guten Durchschnittstypen hingegen stellen die Talente dar, welche die von den Genies neubetretenen Bahnen fleißig ausbauen und für alle Uebrigen gangbar machen. Die große Menge, die brave, vernünftige Masse, die Nachbeter und Heerdenwesen folgen nun nach, und mit ungeheurer, elementarer Gewalt drängt das Ganze vorwärts. Das „cor nostrum inquietum", wie es Augustin nennt, ist es aber, welches für das Gros sowohl, als auch für Genies und Talente — für diese nur in einem erhöhten Maße — den starken Antrieb zum Vorwärtsdringen bildet, und dieses ist göttlicher Natur. Gesetzt den Fall, dieses Moment würde einmal ausbleiben, so wäre das der allgemeine Stillstand und Rückgang. Der Mensch wäre nicht mehr Herr seines eigenen Typus; er könnte sich in seinen einzelnen Vertretern nicht mehr darüber erheben. So bleibt also der Typus des Menschen vermöge der steten Begeisterung durch das Ewige ein Ideal, dem nachgestrebt wird. Etwas anders ausgedrückt: Würden sich die Genies, diese Großen, trotz ihrer erhöhten Begeisterungsfähigkeit willig in den bestehenden Gesammttypus einordnen, so gäbe es kein Arbeitsfeld für die Talente, kein Nacheifern durch die Masse, keinen Fortschritt. Weiter läßt sich aus dem Gesagten folgender Schluß ziehen: Jeder Mensch, auch der Schwächere, kann ein Genie im Kleinen sein, sobald er sich nicht damit begnügt, in ausgetretenen Bahnen zu wandeln und nur innerhalb des schon Bestehenden zu combiniren, sondern wenn er selbst forscht und findet.

Dann sind also auch die Uebermenschen, die jenseit vom Guten und Bösen wandelnden Herrenmoralisten, Genies? Sicher nicht! Denn der für uns allein in Betracht kommende Typus muß als Hauptmerkmal die Gutheit besitzen, und jene Philosophen bringen weder den Einzelnen, noch die Gesammtheit im anerkannt Guten vorwärts. Sie fliegen überhaupt nicht zur Sonne; denn, bei Lichte betrachtet, wollen sie nur in einer raffinirt künstlichen Weise einem sehr alten, stets verbesserungsbedürftigen, aber ungemein eitlen Herren zu der Anerkennung verhelfen, die ihm nicht gebührt. Die Theologie nennt den Vermummten sehr trocken „Alter Adam".

Vermöge der Fähigkeit des Menschen zur Selbstbestimmung geschieht es aber nicht allein in philosophischen

Systemen, sondern zuweilen auch in Wirklichkeit, daß die göttliche Begeisterung durch das Wirken negativer Genies und Talente willkürlich unterdrückt und ausgeschaltet wird. Solche rückständige und unbrauchbare Typenbildungen werden aber eliminirt. Die Geschichte der Menschheit berichtet nicht umsonst warnend von der Sintfluth und von Sodom und Gomorrha.

Das Gesagte gilt nun auch von der Fülle von Typen, welche dem mittel- oder unmittelbaren Wirken des Menschen ihre Entstehung verdanken. Auch hier ist der stete Antrieb Seitens kraftvoller Genies für die Menschheit geradezu Lebensbedingung; denn vermöge des geistigen Beharrungsvermögens der Menge wird stets das relativ Vollkommene für absolut Vollendetes bewerthet werden. Der Heerdenmensch cultivirt die Typen. Genie und Talent brauchen also um die Bewahrung des bestehenden Guten keine Sorge zu tragen. Dies Geschäft besorgt die Menge so ausgiebig und hält so zäh am ererbten Typus fest, daß die genannten Bahnbrecher in den meisten Fällen zunächst Hemmung und Widerspruch oder gar directe Feindschaft erfahren müssen. Denn nicht immer gelingt der Sieg so leicht wie bei jenem praktischen amerikanischen Weltweisen, der mit seiner Streuschrift „Hier ist gegypst" die Bedenken der zäh am gewohnten Bebauungstypus Klebenden mit einem Schlage überwand.

Typencultus ist nun in großen, menschlichen Gemeinwesen bis zu einem gewissen Grade etwas zur besseren Verwaltung, zur nothwendigen Einheit nicht gut Entbehrliches: Nur gilt auch hier wieder, daß der Mensch als Schöpfer des Typus unter allen Umständen, besonders in bedeutsamen Fällen, auch über ihm stehen muß und nicht sein Knecht sein darf. Der Typus darf nur so lange behütet und bewahrt werden, als nichts Besseres an seine Stelle gesetzt werden kann. Um gleich einen bestimmten Fall anzunehmen, so hat etwa die Militärbehörde einen Geschütztypus zur Einführung gebracht. Er besitzt alle Vorzüge der Neuzeit, und man widmet ihm sofort die ausgiebigste Pflege. Damit wird sich die Verwaltungsbehörde jedoch nicht völlig zufrieden geben, als hätte sie ihre Schuldigkeit in jeder Hinsicht erfüllt. Sie wird vielmehr unausgesetzt Fühler ausstrecken, ob der Typus nicht doch vielleicht verbesserungsfähig ist und gegebenen Falls nicht das geringste Bedenken tragen, das eben noch völlig Ausreichende ganz bei Seite zu legen und durch etwas absolut Neues zu ersetzen.

Aber nicht überall, ja nicht einmal vorwiegend tritt der Selbsterhaltungstrieb so stark in den Vordergrund, daß sich die Behörde, wie in dem erwähnten Falle, dem Typus gegenüber als treuer Anhänger und souveräner Gebieter zugleich zeigt. Deßhalb mögen zur besseren Veranschaulichung der negativen Bedeutung sclavischen Cultivirens von Typen noch einige besonders markante Beispiele in bunter Reihe folgen!

Thun wir zuerst einen Griff in's volle Menschenleben!

Jedermann, namentlich der Großstädter, freut sich, wenn er auf einer Ferienfahrt in einem entlegenen Winkel des Reiches wieder einmal malerische Volkstrachten zu Gesicht bekommt. Der erste Eindruck ist in Folge des Reizes der Neuheit immer äußerst angenehm, dem etwa zu vergleichen, den ein lustiges Costümfest bietet. Da sieht man doch wieder einmal Menschen, die nicht mit dem allgemeinen Strome schwimmen, und die treu die vaterländische Sitte bewahren, wird Jeder zunächst denken! Die Sache hat aber auch ihre Kehrseite. Volkstrachten haben sich immer da erhalten, wo der Mensch einsam und fernab vom großen Weltverkehr, zufrieden mit dem Erbtheile seiner Väter in einer gewissen geistigen Trägheit dahinleben kann. Je entlegener die Gegend, desto zäher das Festhalten an der überkommenen Tracht. Werden aber solche Landstriche von städtischer Cultur beleckt, dann wird zuerst immer die eigenthümliche Kleidung geopfert. Der auf niederer Bildungsstufe Stehende sucht dem Fortgeschrittenen zunächst in äußerlichen Dingen gleich zu kommen, sowie der Neger schon Europäer zu sein glaubt, wenn er Frack und Cylinder besitzt. Obgleich also Trachten an und für sich ganz gut und schön sein können, so wird man dennoch von ihrem Vorhandensein ziemlich sicher auf das geistige Niveau ihrer Träger schließen dürfen. Den gleichen Schluß können wir natürlich auch da ziehen, wo sich ängstliches Beobachten von Aeußerlichkeiten der jeweiligen Mode zeigt. Genies und Talente legen entweder gar keinen Werth auf solche Dinge, oder sie gehen auch hierin eigene Wege, um schon äußerlich ihre Erhabenheit zu documentiren.

Während Volkstrachten nur ein äußeres Kennzeichen für allerhand vertypte Zustände bilden, so ist die sich namentlich in höheren Kreisen zeigende Verliebtheit in den eigenen Familien- und Blutstypus weit bedeutungsvoller. Geistiger Hochmuth läßt in diesem Falle das eigene Geschlecht so vollkommen erscheinen, daß nichts weiter für nöthig erachtet wird, als allein die Bewahrung vor Vermischung mit minderwerthigem Bürgerblute, also mit Menschen, die in demselben Athem für christliche Brüder erklärt werden. Es ist wissenschaftlich mit größter Klarheit erwiesen, daß in der Pflanzen- und Thierwelt jede Art, die Vermischung mit fremdem Blute entbehren muß oder künstlich davon abgeschlossen wird, schließlich zu Grunde geht. Die offensichtliche Decadenz in manchen Häusern höherer Kreise zeigt, daß solcher Typencultus auch beim Menschen üble Folgen hat und somit fortgesetzt eine ernste Mahnung bildet.

In der Religion können wir als Typenbildungen alle Glaubenssätze ansehen, die immer wohl einen gewissen zeitweiligen, aber nicht dauernden Abschluß einer Erkenntniß bilden. Glaubenssätze sind zur Formulirung einer Wahrheit, namentlich, um sie weiteren Kreisen zugänglich zu machen, unumgänglich nothwendig. Da aber alles Menschliche einer Steigerung fähig ist, so liegt in dem starren Festhalten an überkommenen Glaubenswahrheiten ein Conflict für Genies auch auf solchem Gebiete. Die Geschichte der christlichen Kirche berichtet darüber. Alle Reformatoren sind demnach Genies. Wenn sie die Kirche von den Schlacken befreien wollten, die durch sclavischen Typencultus entstanden waren, so hatten sie gewiß zunächst die Wiederherstellung des Urtypus im Sinne. In diesem ursprünglichen Zustande gehörte aber ganz nothwendiger Weise auch das frische, fröhliche Leben und Streben nach immer höheren Stufen der Erkenntniß. Die geistige Trägheit, die sich am Erreichten genügen ließ, war es gerade, welche die Decadenz herbeiführte. — Typencultus auf religiösem Gebiete ist es auch, wenn Gott — man verzeihe den Ausdruck — in Lehranstalten förmlich in seine Bestandtheile zerlegt wird und der Unterricht darin besteht, daß die in der Zahl genau festgelegten Eigenschaften des Allerhöchsten, sowie die Dreieinigkeit bis zur Bewußtlosigkeit durchdefinirt und die biblischen Belegstellen dazu eingepaukt werden. Eine statistische Erhebung darüber, wieviel ehemalige höhere Schüler auf solche Weise zu Spöttern und Atheisten geworden sind, wäre sehr lehrreich.

Verweilen wir noch ein wenig auf dem Gebiete der Erziehung, auf das wir gelangt sind! Es giebt gewisse Schulanstalten, die ihre Stärke darin suchen, einen Typus zu züchten, den man gemeinhin mit „Musterschüler" bezeichnet. Die Haupteigenschaft solcher Musterknaben ist die große Bravheit. Sie kommen nie zu spät, sie zerbrechen nie eine Fensterscheibe. Sie liefern alle Arbeiten so, wie es der Lehrer gern hat. Sie bringen nie Gedanken zum Ausdruck, die zur Meinung der Autorität in Widerspruch stehen könnten, haben jedenfalls auch gar nicht unter solchen Anfechtungen zu leiden. Sie lernen erstaunlich viel auswendig und verdecken dadurch den Mangel an eigenen, originellen Gedanken. Jedermann wird sich gewiß auf mehrere solcher Musterschüler besinnen können. Was ist im Leben aus ihnen geworden?

Man wird finden, daß die weitaus Meisten flache Durchschnittsmenschen geblieben sind, die auf ihrer guten Censur ausruhen. Ebenso häufig wird man wahrnehmen, daß in so manchem räudigen Schulschafe ein unterdrücktes Genie verborgen gewesen ist, das sich erst frei entfalten konnte, nachdem es der Zwangsjacke des Typencultus glücklich entrannen war.

Warum sind so Viele, die höhere Schulen besucht haben, dennoch so arm an eigenen Gedanken, so wenig productiv auf geistigen Gebieten? Ist nicht der Deutsche Arbeits-Typus mit Ursache davon? Erst in neuester Zeit räumt man damit auf, aber auch nur hier und da. Bei dem überall herrschenden Specialistenthume werden die Aufsatzthemen gewöhnlich so gestellt, daß dem Schüler nicht anderes übrig bleibt, als den durch festgefügte Dispositionen engbegrenzten Gedankenspielraum mit der aus allen möglichen alten Schmökern zusammengetragenen Ausbeute auszufüllen. Wer dann noch die Gabe besitzt, das Zusammengestohlene mit der Sauce schönklingender Phrasen zu übergießen, der liefert „gute Aufsätze“. Im engen Kreise muß sich natürlich der Sinn verengern.

Auf der Hochschule soll der junge Mann durch seine Prüfungsarbeit den Beweis erbringen, daß er gelernt hat, selbstständig wissenschaftlich zu arbeiten. Giebt es nicht auch da Typenculturen? Wie viele der Prüflinge schaffen frei auf frei erwähltem Gebiete! Wer müßte unter allen Umständen die Themen bestimmen, wenn die Arbeiten durchweg originell sein sollen? Wie viel Diplomarbeiten leben wirklich eine Förderung der Wissenschaft, und wie viel bestehen nur in anderer Combination längst bekannter Dinge?

Warum fanden und finden moderne Componisten in weiten musikalischen Kreisen zunächst nicht das geringste Verständniß? Typencultus und nichts als Typencultus! Erst neuerdings sucht man durch geänderten Unterricht in der Compositionslehre Wandel zu schaffen.*) Das ganze Gebiet war so „verregelt“, daß ein nicht gerade musikalisch beanlagter, dafür aber mit gutem Gedächtnisse und mathematischem Sinne ausgestatteter Student wenigstens „richtige“ Compositionen zu Stande bringen konnte. Das Urtheil, „es klingt scheußlich, ist aber richtig,“ habe ich öfters gehört. In der Harmonielehre erfuhren z. B. „offene Quinten und Octaven“, die von dem und jenem großen Classiker einmal in besonderer Absicht gebraucht worden waren, als staunenerregende Monstra scharfsinnige Beurtheilung; ihre Nachahmung „in besonderer Absicht“ unterdrückte man jedoch lottlächelnd. Beim reinen vierstimmigen Satze erschienen die Accorde in ihren Beziehungen zu einander, um einen zwar kühnen, aber bezeichnenden Vergleich zu bringen, wie die vorhin erwähnten, alle Zeit correcten Musterknaben. Wer in diesen classischen Accordverbindungen groß gezogen worden ist und vernimmt erstmalig etwa einen Walzer von Tschaikowsky, in dem er nicht jeden Tonreim schon Tacte vorher errathen kann, wie im Donauwalzer von Strauß etwa; oder er hört ein Lied von Hugo Wolf, Fritz Kögel oder gar von Theodor Streicher, bei dem sich Dissonanzen über ganze Tacte hinweg, anstatt schon im nächsten Accorde aufzulösen, der wird sich vorkommen, wie einer unserer Vorfahren, dem plötzlich ein Dreiklang mit nie dagewesener Septime zu Ohren kam.

Die ganze moderne Kunstbewegung ist eigentlich nichts anderes als ein Kampf gegen Typencultus — gleichbedeutend mit Epigonenthum — gewesen. So hatten beispielsweise die typischen, stylisirten Menschenleiber durch Jahrhunderte lang währende Herrschaft dem Kunstjünger den Blick für die Wirklichkeit verdorben. Mir fällt da immer ein im classicistischen Geiste erzogener, sonst ganz tüchtiger Maler ein, der im Actzeichnen jedes Modell, mochte es noch so schlichte Haare tragen, ganz unbewußt mit schön gewellten Renaissancelocken versah. — Wer erinnerte sich ferner nicht der weitverbreiteten Schnorr von Carolsfeld'schen Bibelbilder in Federzeichnung, auf denen man eigentlich nichts weiter sieht, als ein und denselben typischen Mann, nur in verschiedenen Stellungen! Die ganze Italienschwärmerei des Classicismus ist zum guten Theile Typenverehrung gewesen. Die Genies unter den Künstlern suchten demgegenüber geradezu das Häßliche auf, um nur wieder recht lebenswahr sein zu können. Eben diese Auflehnung gegen Hergebrachte, tödte Formen brachte aber die Bahnbrecher bei der Menge in Mißcredit.

In der Ornamentik hatte der Typencultus eine unsagbare geistige Oede herbeigeführt. Das Akanthusblatt und der ebenfalls dem Morgenlande entlehnte Spiralschwung beherrschten das Ornament. Diejenigen, welche sich ab und zu einmal ein heimisches Pflanzenmotiv wählten, zwängten dasselbe ganz instinctiv in Spiralformen und verquickten es mit Akanthusgebilden.

Im Artikel „Dachauerschule“ in Nr. 21 der „Gegenwart“ wurde sehr richtig zwischen Künstlern und Malern unterschieden. In dieser Auffassung sind die Maler Knechte des Typencultus; die Künstler hingegen bedienen sich aller möglichen Typen in souveräner Weise.

Die Architektur verräth bis in unsere neueste Zeit hinein noch aller Orten Typendienst. Große, eben erst geschaffene Prachtbauten zeigen hier und da immer bloß einen Uebergangsstyl. Die Kirche hält sich noch fleißig an die Gothik, die viele Geistliche als das allein Gute und Rechte für solche Zwecke ausgeben, und an's Barock. Besonders wenig vom Wehen des Frühlingsodems in der Kunst spürt man aber auf dem flachen Lande. Ein ganz häßliches Zwitter-Ding hat sich da breit gemacht, für das Jemand den köstlich bezeichnenden Ausdruck „Maurerpalirstyl“ erfunden hat, und als dessen Urübel man mehr und mehr die Baugewerkeschulen mit ihrer zu wenig vertieften Ausbildung und Ausstattung der Schüler mit einer Summe vertypter Formen verantwortlich macht. Prof. Schultze-Naumburg und Andere werden mit eindringlich mahnenden Beispielen und Gegenbeispielen noch lange zu kämpfen haben, ehe man, anstatt in der Bauunternehmer-Weis' wieder allgemein in einem frischen und ehrlichen Wohnhausstyle, wie er im englischen Hause und dem deutschen Bauernhause vorgebildet ist, bauen wird.

Wie so oft bei längerem Fortbestehen eines Typus endlich das ganze, kunstvolle Gebäude als unzweckmäßig erkannt und bei Seite gethan wird, um etwas vollständig Neuem Platz zu machen, hat auch die Geschichte des Placats gezeigt. Zum ehrwürdigen Recept für diese Sache gehörten alle möglichen Einzelheiten in Bild und Schrift, natürlich auf Kosten der Hauptsache, der Fernwirkung. Französische und englische Talente waren es zuerst, die auf Grund japanischer Vorbilder mit allen bisher gebräuchlichen Grundsätzen vollständig brachen und nebenher die ganze solide Farbenlehre auf den Kopf stellten. Weil die Vorzüge der neuen Richtung aber so einleuchtend waren, so errangte sie nach kurzem Siegeslaufe auch bei der großen Menge überall Anerkennung.*) Wenn man heute, nach kaum acht Jahren,

---

*) Z. B. „Von Bach bis Wagner, Beiträge zur Psychologie des Musikhörens“ von Joh. Schreyer.

*) Die Spaltung erfolgte damals messerscharf. Für die große Kunstausstellung zu Dresden 1896 waren zwei sehr charakteristische Placate geschaffen worden, so daß man sagen kann: Hier in Dresden reichten sich alte und neue Richtung zum Abschied auf Nimmerwiedersehen die Hand. Des einen, das speciell für die mit der Ausstellung verbundene „Alte Stadt“ einladen sollte, und das vor dem Stadtbilde den Oberkörper eines mit weißer Haube geschmückten Mädchens zeigte, wird sich jeder Besucher noch heute mit Entzücken erinnern. Das andere, das eigentliche Haupt-Placat, zeigte in üblicher schablonenhafter Weise: Handwerker, ideale Frauengestalt, Amorette, Waffen, alle möglichen Wahrzeichen von Kunst- und Handwerk, Fahne mit vieler Schrift, Wappen, die Ausstellungsgebäude selbst, und — es hatte keine Spur von Fernwirkung. Seitdem ist bei namhaften Ausstellungen nie wieder etwas Aehnliches bei uns gesehen worden.

den Streitruf „Große Flächen! Einfachheit! Weithinleuchtende Farben! Wenig aber gut angebrachte, vielsagende Schrift!" wieder einmal liest, so wundert man sich, daß das überhaupt jemals anders gewesen ist.

Wie der Heerdenmensch förmlich nach einem Typus lechzt und sucht, um sich darin gütlich zu thun, kann man auch am modernen Kunsthandwerk beobachten. Die Massenartikel großer Fabriken und einzelner Meister wollten nicht mehr den rechten Absatz finden; sie waren nicht mehr „modern". Findige Köpfe, die den Geist der Sache nicht begriffen hatten, suchten nun im rein Aeußerlichen nach typischen Kennzeichen. Die an und für sich ganz guten Muschelaufsätze an Möbeln, deren man nur durch allzu häufige Anwendung überdrüssig geworden war, wurden nun durch häßliche, gitterartige Bekrönungen ersetzt und alle möglichen Füllungen mit geschmacklosesten, schablonenhaften Linienornamenten à la Bandwurm „verziert". Ein biederer Tischlermeister, der mir ein Möbel nach Entwurf ausführen sollte, gab mit großer Naivetät die gütige Belehrung: „Ganz hübsch! Aber wie ich den modernen Styl kenne, macht man den Schwung da so!" Dazu beschrieb er mit der Hand eine entsprechende Curve. Ein sehr bezeichnendes Beispiel dafür, wie Typenjäger mit Hülfe von Linienrecepten auf billige Weise die „Kunst" weiteren Kreisen zugänglich machen.

Förmliche Reinculturen von Typen weist auch unser Militärwesen auf. Bleiben wir aber bei weniger heiklen Beispielen!

Es ist da z. B. geheiligter Brauch, daß die Berechtigung zum Prädicat „Herr" erst beim Officier beginnt, wohlgemerkt, nicht im Dienste allein, sondern auch im Verkehr mit Civilpersonen.*) Der Bankdirector, der es in Folge geringer körperlicher Befähigung nur zur „Ersatzreserve" gebracht hat, erhält etwaige militärische Schreiben mit der Adresse „An den Ersatzreservist X. Y.", während sein Bruder, ein blutjunger Officier, im schriftlichen Verkehr „Sr. Hochwohlgeboren, der Herr Leutnant X. Y." angeredet wird. Der gute Deutsche läßt sich das gern gefallen; denn eine Aenderung würde die militärische Diciplin in ihren Grundvesten erschüttern. Es ist nur merkwürdig, daß beispielsweise die Deutsche Reichspost wiederholt ihren höheren und mittleren Beamten eingeschärft hat, Briefträgern, Postillonen, wie überhaupt den niederen Graden gegenüber stets das berechtigte „Herr" in Anwendung zu bringen. Man hat noch nie gehört, daß die Disciplin, ohne welche doch auch das Postwesen undenkbar ist, darunter gelitten hätte. Wie wäre es, wenn man jedem Soldaten einfach Beamteneigenschaft verlieh? Es ist ein merkwürdiger Zustand, wenn sich heutzutage ein gebildeter Mann in angesehener Lebensstellung vom Bezirksfeldwebel und dessen Untergebenen sein „Herr" streitig machen lassen muß.

Typencultus ist es auch, wenn ein Rechtsanwalt, der seinem Rufe und Einkommen nach kaum mit einem Oberst tauschen würde, um die Vergünstigung nachsucht, zur Trauung seine Leutnantsuniform tragen zu dürfen.

Zum wohlbehüteten, althergebrachten Typus gehört es ferner, daß sich der Soldat außer Dienst nur mit der Wehr an der Seite unter seinen Mitbürgern sicher fühlen darf und den Unbewaffneten gegenüber in verschiedenen Fällen von der Waffe Gebrauch zu machen berechtigt ist. Wozu? Es ist immer so gewesen! Typencultus!

Dasselbe gilt von verschiedenen Ausrüstungsstücken! Daß der Waffenrock, der beim gewöhnlichen Soldaten den Sommer über nicht wieder trocken wird, in hygienischer Hinsicht bedeutend überboten werden kann, weiß man. Die Litewka sollte Wandel schaffen. Sie sieht aber nicht so forsch aus, wird deßhalb nur im inneren Dienst getragen und allenfalls Landwehrleuten zugewiesen. Auch der Helm des Infanteristen scheint eigentlich nur noch den Zweck zu haben, daß er den Dienst erschwert und zum vorzeitigen Ausfall der Haare beiträgt. Der Soldat nennt ihn sehr bezeichnend „Dunstkiepe".

Vollends die Handschuhe des Unterofficiers und die Sanitäts-Halsbinde! Was nützt der von Herrn Dr. Pudor angeregte Unterricht in Hygiene, wenn der militärische Typ „quod non" sagt!

Ein anderes Beispiel! Der deutsche Krieger setzte Anfangs in der allgemeinen Voraussetzung, daß die Wilden diesen Brauch respectiren würden, seine Gewehrpyramiden im afrikanischen Urwalde genau so harmlos, als sei er daheim auf dem Casernenhofe oder auf Schloßwache. Ein ordentlicher Typencultus kann natürlich keine sich frei und selbstständig regenden Einzelwesen anerkennen und brauchen; und wenn von den Gefallenen im Hererokampfe lange Zeit hindurch nur die Officiere mit Namen genannt wurden, während man die Uebrigen nur in der Stückzahl angab, so konnte man eben leicht auf den Gedanken kommen, daß beim Militär das Gros mehr zu den geringwerthigen, typischen Dingen, deren Ersatz höchstens ein Blatt Papier kostet, gerechnet wird, als zu vollwichtigen Einzelpersonen.

Wie wenig berechtigt dieses Werthlegen auf untergeordnete Erscheinungen eines Typus ist, hat auch der Krieg in Südafrika gelehrt. Bei den Buren war der Parademarsch nicht das Höchste, sie wußten nichts von Anstand und Benehmen im militärischen Sinne, trugen nicht Helm und Halsbinde u. dergl., konnten vielmehr nur schießen und gegebene Vortheile wahrnehmen und waren dennoch furchtbare Gegner.

Schließlich können wir ganz allgemein beobachten, wie sich bei einer gesteigerten Volksbildung die größten Reibungen daraus ergeben, wenn auf der einen Seite ein Typus (Gesetzes- oder Verwaltungstypus) so gepflegt und zur Geltung gebracht wird, daß sich das bessere Wissen im Einzelindividuum schließlich dagegen auflehnen muß, über Gebühr in ein veraltetes System eingeschachtelt zu werden. Beispiele dafür lassen sich in infinitum anführen, und so sei denn als Letztes eines der allerhäßlichsten Geschöpfe eines geistlosen, verknöcherten und zähen Typencultus genannt, bei dem man sich jeden Hymnus sparen kann! Es heißt Bureaukratismus.

*) Daß beim Militär auch jeder einzelne Fall schriftlichen Verkehrs mit Personen des Civilstandes als „Dienst" betrachtet wird, ändert nichts an der Sache.

Jägers Ehrenschild.

Von Fritz Bley.

Als am 2. November die Enthüllungsfeier der Jagdgruppen am Großen Stern in Berlin beendet war, äußerte der Kaiser lachend: „So, nun können die Berliner ihre Witze machen!" So weit mir bekannt, haben die Berliner von dieser Erlaubniß des obersten Jagdherrn diesmal keinen Gebrauch gemacht, obwohl die Darstellung der Gruppen dazu ebenso herausforderte, wie der ganze Grundgedanke. Aber die Zeitungen haben es sich nicht nehmen lassen, bei dieser Gelegenheit wieder allerhand plattes und schiefes Zeug über Waidmannssinn, Parforcejagden, die Hubertuslegende und ihre bildliche Darstellung und Aehnliches mehr zu schreiben. Das ist ja freilich ihr natürliches Recht, und sie hatten überdies im vorliegenden Falle starken Anspruch auf Zubilligung mildernder Umstände. Die „Große Berliner Straßenbahn" als Stifterin der Gruppen und Erzieherin des Sonntags-Berliners zu waidmännischem Seelenschwunge und der deutsche Kaiser mit seiner hohen Gemahlin und den kaiserlichen Prinzen, umgeben von den Herren des Hoflagers, den Ministern in Jagduniform und einer bevorzugten Anzahl deutscher Forstmänner als Vollzieher der Eröffnungsfeier; das Wort des

obersten Jagdherrn vom alten Waidmannssinne, der im Geschöpfe den Schöpfer ehrt, und die Hetzgruppen im Rococostyl; der kaiserliche Dank an Ludwig Pietsch und Abends die Wolfsschlucht im Freischütz: es war für einen armen Zeitungsmann etwas schwer, sich da hindurchzufinden.

Und doch giebt der kaiserliche Trinkspruch einen ganz guten Leitfaden aus diesem Wirrsal geschichtlich gewordener und daher erklärbarer Widersprüche. Der vom Kaiser angedeutete Waidspruch ist bekanntlich das Losungswort des Allgemeinen Deutschen Jagdschutzvereins und lautet:

„Das ist des Jägers Ehrenschild,
Der treulich hegt und schützt sein Wild,
Waidmännisch jagt, wie sich's gehört,
Den Schöpfer im Geschöpfe ehrt!"

Der ganzen deutschen Jägerwelt ist bekannt, wie sehr Kaiser Wilhelm selbst nach diesem Worte lebt. Auch er darf von sich sagen:

„Am liebsten schieß ich den Edelhirsch,
Und das adligste Jagen dünkt mich die Birsch;
Doch steh' ich auch gern auf einsamem Stand,
Wenn der Mond mir versilbert die Büchs' in der Hand!"

Es ist hinlänglich bekannt, daß dem Kaiser die eingestellten Jagen wenig Freude bereiten, und daß es ihm auch bei diesen nur Genugthuung gewährt, einen starken Schaufler auf die Decke zu legen oder dem angeschweißten, wehrhaften, groben Keiler mit der Saufeder auf die Schwarte zu rücken.

Das gute Wort vom echten Waidmannssinne, das der Kaiser sprach, beantwortet auch die von übelwollender Seite aufgeworfene Frage, was denn eigentlich der heilige Hubertus mit der Jagd zu thun habe. Ja, es giebt diese Antwort in einer m. E. ganz endgiltigen Weise, insofern es auf die der Hubertuslegende zu Grunde liegende tiefdeutige und tiefernste altgermanische Sage zurückführt. Und es ist mir eigentlich unbegreiflich, daß die deutsche Jägerwelt und die deutsche Sagenforschung nicht längst diesen Schleier gelüftet haben.

Wenn der Töpfermeister Meier in Schilda auf den heiligen Florian als Schutzpatron seiner Gilde schwört, so ist das verständlich. Was hätte er denn auch davon, wenn ihm auseinander gesetzt würde, daß der heilige Florian nur der Amtsnachfolger des alten feuerbärtigen Heidengottes Thor oder Donar sei. Was geht ihn der Heidengott an? Zwar brennt er noch immer mit Vorliebe am Donnerstage, flucht beim Mißlingen „Dunnerkiel!" (Donarkeil!) oder „Dunnersachsen!" (Donar-Saxnot!). Aber er ist ein ehrbarer Christenmensch und braucht einen heiligen Schutzpatron für seine zerbrechliche Weisheit; also lassen wir ihm seinen heiligen Florian.

Aber die Jägerei und St. Hubertus? Der Fall liegt doch etwas anders! Das Heimathsrecht des Heiligen, dem zwischen dem Geweih eines Hirsches das Kreuzbild des Erlösers erschien, um den unersättlichen Jäger zum Büßer und Prediger des Evangeliums der Liebe und Barmherzigkeit zu bekehren, ist bekanntlich sehr umstritten, und das ist erklärlich, weil die Legende auf der alten Heidensage ruht. Diese aber trat gleichzeitig und in den wesentlichen Zügen gleichartig bei allen germanischen Gruppen auf, weil ihr mythischer Untergrund gemeinsam war. Der Kirche aber, die von einer natürlichen Tendenz zur Einheitlichkeit getragen war, mußte auch sehr an der Verschmelzung der örtlich verschiedenen, aber innerlich gleichen Legenden gelegen sein, und so hat denn das Andenken an Hubert, den Pfalzgrafen Theodorich's III. von Aquitanien in den Ardennen, späteren Apostel seiner Heimath und schließlich Bischof von Lüttich, alle seine Doppelgänger in der Legende verdrängt, sogar die den Bayern besonders liebe Gestalt Tassilo's, dem an der Leiche seines durch einen Keiler geschlagenen Sohnes ein Hirsch mit dem Bilde des Gekreuzigten erschien, um ihn zu bekehren. Tassilo gab seine Jagdleidenschaft auf und gründete das Kloster Wessobrunn. Wie sehr aber auch diese verdienstliche Herzenswandlung den Segen der Kirche fand, so konnte der gute Tassilo doch in ihren Augen nicht gegen den Träger der Lütticḧer Bischofsmütze bestehen, und dieser wurde heilig gesprochen und schließlich der alleinige Schutzpatron der Jäger. Anstatt des alten Waidrufes: „Wode, Wald, Waid!", der heute nur noch im Aberglauben pommerscher oder tyroler Bauern trotzmuthig fortgrünt, trat nun im Gruße der deutschen Jäger das Mönchslatein: „Salvete fratres in Sancto Huberto!" Es hieße, das Tüpfel auf dem I vergessen, wenn unerwähnt bliebe, daß der von dem Herzoge Gerhard von Jülich 1440 wegen seines am Hubertustage über Herzog Arnold von Geldern erstrittenen Sieges gestiftete und 1808 erneuerte Königlich bayerische Orden vom heiligen Hubertus verordnet, daß am Tage St. Huberti in der Hofcapelle das Bild des Heiligen aufgestellt wird. Die kirchliche Zurücksetzung, die durch Heiligsprechung des Bischofes Hubert dem Andenken Tassilo's und damit Bayern widerfahren war, hatte also damals längst ihren Stachel verloren! Dem Geschichtsschreiber mag es auch verwunderlich genug erscheinen, daß gerade 1808 dieser Orden in Bayern erneuert wurde, da doch Jülich, das 1742 an die Churbayerische Linie gefallen, im Jahre 1801 an Frankreich gekommen und so der Sieg des Herzogs Gerhard vom Hubertustage 1440 für Bayern fruchtlos geworden war. Vermuthlich hat man über diese Seite der Angelegenheit in Bayern ebenso wenig nachgedacht, als in Preußen, wo der Prinz Friedrich Karl einen „Orden vom weißen Hirschen St. Huberti" stiftete. Denn dieser ist weder ein Verdienstorden, noch beschäftigt er sich, wie der bayerische, mit Armenpflege und Krankenhülfe. Er ist, ähnlich wie die von Kaiser Wilhelm gestiftete Hofjagduniform, offenbar nur dem Bedürfnisse entsprungen, eine Reihe von hochgestellten Jägern aus königlichem oder fürstlichem Blute durch ein äußeres Band zu umschlingen. Das Capitel dieses Ordens wird übrigens nicht am Hubertustage, sondern am Vorabende von Kaisers Geburtstage im Hause des Fürsten Pleß am Wilhelmsplatze gefeiert. Die französische Fassung der „Devise" dieses Ordens „Vive le roi et ses chasseurs" steht in einem seltsamen Gegensatze zu seinem Sinnbilde, dem weißen Hirsche. Dieser war, wie die Oswald-Capelle auf dem Ifingerberge in Südtyrol beweist, in der Zwölfzahl dem Gotte des Lebens, Wotan, heilig, dem Frühlingbringer und herbstlichen Stürmer. Der Wunschgott im blauen Himmelsmantel lebt unter den Heiligen der Kirche ja in mannigfacher Gestalt weiter, z. B. als St. Martin auf weißem Rosse, der in gütigem Erbarmen seinen Mantel mit den Armen theilt, in dem Oswaldsdienste aber geradezu als Wiederbringer des goldenen Zeitalters der Asen (Oswald — Aswalt, der Asenwalter). Und überall, wo wir den Spuren des Wotansglaubens begegnen, tritt uns die schöne Verbindung von wilder Tapferkeit und mildem Herzerbarmen als hervorstechendster Zug entgegen, und die Kirche hat ihre ritterlichsten und der Volksseele liebsten Gestalten mit diesen Zügen geschmückt, die ja dem innersten Ideale der Ahnen entsprungen waren. Nur der Jägerei, von der die Kirche aus naheliegenden Gründen nie allzu viel gehalten hat, suchte sie den alten Jagdgott als „Wilden Jäger" gründlich zu verleiden mitsammt seinen Helden aus Walhall, die als nächtliches Galgengesindel im „Wilden Heere" — in Tyrol nennt man es „das Wildgefahr", in Schwaben „das Nachtgejaid" — dahinfahren müssen. Der Ahnen „liebe Frau Freya", die als Himmelskönigin dem Zuge der seligen Helden voranritt, ward zur buhlenden Dirne entstellt, ihre wahre Gestalt aber der christlichen „heiligen Jungfrau" gegeben. Und um die Absetzung des alten Jägergottes sinnfällig festzuhalten, trägt der wilde Jäger das abgeschlagene Haupt unterm Arm, wie der Mehrzahl seines Gefolges das Genick umgedreht ist!

Daß an Wotans Stelle der Heilige Hubertus trat, bedeutete zweifellos einen Sieg mönchischer Unterbötigkeitslehre

über heidnischen Heldenstolz. Wenn der Schutzpatron der grünen Gilde selbst das Waidwerk als lasterhaftes Thun erkannt hatte und zur Buße in's Kloster gegangen war: wie war da die Mönchscapoze über den reckertrotzigen Jägergeist gekommen! Schlimm nur, daß in den Aebten selbst die alte im deutschen Blute steckende Jagdlust nicht todt zu kriegen war! Aber auch sie konnten sich ja wieder auf Hubert vom Ardennenwalde, den gottseligen Heiligen, berufen. Die Legende selbst rechtfertigte diesen naiven Widerspruch. Das psychologisch Bezeichnende von Hubert's Charakterwandlung — seine Bekehrung aus Scham über die im Jagdeifer bewiesene Zügellosigkeit gegen wehrloses Wild — läßt aber den Zusammenklang christlicher Demuthslehre und des dem Wotansdienste innewohnenden Gebotes der Selbstbeherrschung noch klar genug erkennen. Alte Waidsprüche bestätigen diesen sittlichen Ursprung. Einer, der dem Sinne nach vermuthlich auf vorgeschichtliche Zeit zurückgeht, lautet in mittelhochdeutscher Fassung: „swer sich dem jagen gar ergeit, wirt glîch dem wilde mit der zît“. Uralte Sagen erzählen uns von solchen Mahnungen an das bessere Selbst im Jägerherzen. Auch diese treten gleichzeitig fast überall auf, am Meisten erhalten haben sie sich aber im Hochgebirge. Da ist der König Serles, den nichts als Jagen freute und der mit seiner Frau Königin und seinem bösen Kanzler tagein tagaus jagte, ohne einen Zufluchtsort des geängsteten Wildes zu ehren. Als sich einst der gehetzte Hirsch in eine Heerde geflüchtet hatte und der Hirt die Meute abwehrte, ließ König Serles den Mann elendiglich zerfleischen und zersetzen. Da brach des Himmels Strafe los, Serles ward mit seinen Genossen zu Stein und starrt nun als dreizackiger Ferner über das Jägerland Tyrol. Zur Brunstzeit aber hört man im Bergesinneren das „Hiss, jaff!“ der Meute und die wilden Flüche der rohen Jäger. Eine andere Sagengruppe läßt die weißen Gamsfräulein dem unersättlichen Jäger entgegentreten, das verfolgte Wild beschützen und den Frevler verwarnen oder auch schwer bestrafen, namentlich den Aasjäger, der das Kitz von der Muttergais wegschießt oder gar die Mutter vom Kitz. Hingegen werden, wie z. B. in der Sage vom Gamsfräulein im Kalmthale, arme Hirten reich belohnt, die des wunden Wildes sich angenommen haben. Die Seele des Volkes, die diese Sagen gedichtet hat, träumte auch von heiligen Rosengärten hoch droben im ewigen Eise, in denen Salige Fräulein ein Wildparadies von weißen Gamsen sorglich hüten; und heilige Bannwälder der Tiefebene beweisen gleichfalls, daß der Satz „Kein Heger, kein Jäger!“ aus allerältester germanischer Vorstellung stammt. Das Gleiche bewiesen die heiligen Tage, an denen die Jagd für unziemlich galt. Die Achtung der Schonzeit des Mutterwildes zur Setzzeit darf als ebenso uralt betrachtet werden, wie die Freude an der Beute von wehrhaftem Wilde: alle alten Sagen und Heldenlieder bezeugen das in hinlänglich bekannter Weise. Andererseits preisen sie nicht umsonst den Herbst als jagdlichen Freudenbringer. Es ist deßhalb sehr wahrscheinlich, daß auch der Hubertustag auf alter Ueberlieferung beruht und daß ein Tag im Nebelung dem Jagdgotte und der Jagd geweiht gewesen ist, lange bevor Pfalzgraf Hubert zum Schutzpatron der Jäger erklärt wurde. Daß an solchem jagdlichen Festtage Gesellschaftsjagden veranstaltet wurden, fand schon im herbstlichen Jagdbetriebe hinreichende Erklärung.

Aus dieser ganzen, im Zusammenhange ziemlich klar übersehbaren Sachlage darf mit Sicherheit darauf geschlossen werden, daß Wotan als Gott der Jäger verehrt wurde. Die Edda bestätigt dieß ja allein hinlänglich in ihrer Schilderung vom Jägerleben der seligen Helden in Walhall. Der Gott des Frühlingssturmes war aber nicht zufällig auch der Gott des Wissensdurstes, der für einen Trunk aus Urdas Schicksalsborne das eine seiner strahlenden Augen dahin gegeben hatte! Nicht umsonst war er, der zürnende Wettergott auch zugleich der Beschützer der Ernte und Gott der Wilde, der im Herbste unerkannt als Bettler durch das Land schritt, den Geiz bestrafte, ehrliche Armuth schützte, alle Viehschinder und Aasjäger aber hinraffte, wie Hunderte von örtlichen Sagen auf Rügen, in Pommern, Niedersachsen, dem Harze und Tyrol zu vermelden wissen.

Die deutsche Auffassung der Jagd war deßhalb dieser ganzen inneren geistigen Quelle nach waidmännisch, männlich und heldenhaft. Wo immer wir einer Verrohung ihres milden Grundzuges, eine Verzerrung und Veralberung ihrer Würde begegnen, lassen klar und deutlich sich die Einflüsse fremden Geistes als Ursachen des Verfalles nachweisen. Aus Frankreich insbesondere ist uns zur Zeit des allerchristlichsten Sonnenkönigs die Freude an Thierquälereien und Massenschlächtereien gekommen, von denen wir immer noch nicht ganz wieder befreit sind. Aus Frankreich auch ist uns die Fuchsschwänzerei und Bedientenwirthschaft in das edele Waidwerk gebracht, von der der Leibjäger auf dem Kutschbocke als lächerliche Figur den bezeichnendsten Rest darstellt. Auch das wird man aber nur richtig beurtheilen, wenn man dies ja zur Genüge bekannte Capitel unserer Jagdgeschichte als Ausartung ursprünglich sehr achtungswerther Züge würdigt. Die deutsche Jägerei wird sicherlich nie vergessen, was die alte Leithundarbeit dem Kloster St. Hubert und seinen vorzüglichen Hunden zu verdanken hatte. Aber andererseits sollte auch nicht vergessen werden, wie sehr die waidmännische Entartung am Vorabende der Revolution in gleicher Weise die Jagd und ihre hohen Gönner den grollenden Volksmassen verhaßt gemacht hatte. Die bildliche Verherrlichung dieser dem Schaffot verfallenen Zeit der mottenstaubigen Perrücken und verzuckerten Nichtswürdigkeiten erscheint deßhalb als eine That von recht zweifelhaftem, politischem Nutzen.

Der sonst so schlagfertige Berliner Witz ist gegenüber diesen Thatsachen recht zurückhaltend gewesen. Aber sehr ernste Leute haben aus diesem Anlasse mit besorgtem Kopfschütteln die Frage aufgeworfen, warum sich denn kein Minister findet, der dem Kaiser über diese Dinge mit männlichem Freimuthe klaren Wein einschenkt. Das für die Betroffenen nicht eben schmeichelhafte Sprüchwort: „Fuchsschwänzer und Jäger sind die Liebsten von Hofeläger!“ sollte doch endlich in deutschen Landen seine Geltung verlieren! Es stammt mit sammt dem Jagdlakaienthume aus fremder Auffassung, mit dem Ehrenschilde des deutschen Jägers hat es in alle Wege nichts zu schaffen!

Literatur und Kunst.

Legenden.

Von Otto Stoeßl (Wien).

Es gehört kein geringer Muth dazu, unserer nüchternen Zeit Legenden zu erzählen. Diese einfältigen Kinder des Glaubens blicken mit großen Augen in unsere Welt, in der es keine Kinder mehr giebt, wo sie darum gar keine Genossen finden und wenig Liebe.

Gottfried Keller hatte solchen Muth, aber nicht aus der Kraft des Glaubens, sondern, wunderlich genug, aus der des Zweifels. Aber da er eben ein echtes Kind war, was jeder echte Dichter bleibt und ist, wuchs unter seinen Händen und ohne seinen Willen die reizendste Einfalt der wunderlichen Legenden hervor, und indem er sie erzählte, überkam ihn die Wahrhaftigkeit selbst, wie nur einen Ueberzeugten. Denn es

geht nicht an, in einem Athemzuge zu glauben und zu leugnen, etwas zu fabuliren und es aufzulösen. Jede künstlerische Gestaltung verlangt die volle Bejahung des Schaffenden. Hat er nicht den Kinderglauben des Volkes, so hat er gewiß den des Dichters, der nicht wörtliche Wahrheit, aber innere, nicht kirchliche, aber menschliche Frömmigkeit bezeugt. Die berichteten Wunder erweisen sich auf's Neue, wenn auch anders, als in der bedingungslosen anbetenden Ueberlieferung. Sie schlagen ihre großen Augen auf, aus dem Schlaf von Jahrhunderten erwacht: „Welche Welt erblicken wir? Wo sind wir zu Hause?" Ein leises, klingendes Lachen scheint durch die Keller'schen Legenden mit silbernem Wohllaut zu schallen; nicht bloß vom Humor des Dichters her, der über diese Erscheinungen von Heiligen auf goldenem Grund seinen Spaß hat, sondern tiefer vom Humor alles Menschlichen her, dessen naturgewachsene, unausrottbare Kraft, zu glauben und zu erfinden, über den Dichter lacht, der mit den alten Geschichten als ein Zweifler zu schalten glaubt und unversehens von ihnen besiegt wird, so daß der alte Gottvater selber daraus siegreich hervorschaut und sich freut. In den Keller'schen Legenden tönt der anmuthigste Zweiklang in der lieblichsten und wohllautendsten Auflösung eines Widerspruches: Der Spötter erzählt die alten Heiligengeschichten, aber da er ein Dichter und Volkskind ist, werden sie plötzlich wahr, wie Alles, was das Volk erlebt und aussagt, lächeln über sich selber und ihren Schöpfer, in dessen Worten sie sich gefallsam spiegeln, wie schimmernde Abendwolken in einem tiefen Wasser. Gleich weit liegt Himmel und Erde von ihnen, Glaube und Unglaube, Märchen und Thatsache, und sie blicken noch oben und unten, vergnügt und selig. Der Dichter ist immer ein frommes Kind, mag er noch so zuversichtlich lächeln. Was ist die Wahrheit der Thatsachen gegenüber den Möglichkeiten der unendlichen Welt! Sein Lächeln kommt von Gott, wenn er es auch nicht immer Wort haben will. So lächelte Gottfried Keller und liebte, lächelte und glaubte, lächelte — und erzählte. Und wer aus Herzensgrund erzählt, glaubt: die kühnsten Lügner sagen die sicherste Wahrheit. Im Volksglauben, in Volksträumen giebt es ja gar keine Lüge, nur tief wahrhafte Gleichnisse und die Zuversicht eines Ganzen zu seiner Ordnung und seinem geheimen Zusammenhange, und solche Gewißheit ist immer wieder Frömmigkeit, wenn auch nicht gerade im Sinne des Dogmas.

Und nun erzählt einem jüngeren Geschlecht eine Frau Christuslegenden.*)

Sie kommt nicht aus der Zweifelgegend unserer rationalistischen Bildung und ist weder der Politik, noch der Ueberzeugung etwas schuldig. In ihrem Lächeln ist kein Spott, nur mütterliche Liebe, selbst ein Kind, spricht sie zu den Kindern, und die Wunder, die sie erzählt, haben die überzeugendste Kraft der Wahrheit wie logische Beweise, weil sie aus dem Herzen der Menschlichkeit, aus der Nothwendigkeit menschlichen Empfindens wachsen. Wem es gegeben ist, das Dasein als Wunder zu fühlen, für den hat jedes Wunder Dasein und Wirkung. Ihm liegt in jedem Laut der Sprache die Segnung dieses Lebens.

Wenn je ein Dichter, so spricht die Lagerlöf in „singenden Gebeten". Weder ihr Wort, noch ihr Herz ist „von dieser Welt" und doch von der lebendigsten Sicherheit. Sind die Märchen nicht wahr, in denen unsere Kinder leben? Oder die Mütter in ihren Kindern? Ist die Phantasie des Dichters ein geringeres Wunder als das, wovon er berichtet? Wie sollte er nicht seine Erfindung glauben, da er doch selbst wie ein Traum und Wunder lebt unter den irdischen Dingen und Menschen? Die Natur giebt sich solchen Menschen, sie geben sie wieder, glauben sie. Sie singen Natur, ihr ganzes Wesen ist Natur und strahlt Natur wieder.

*) Selma Lagerlöf „Christuslegenden", München 1904, Albert Langen.

So ist Selma Lagerlöf, die uns der nordischen Sagenurheimath stammt. Sie belebt wie ein wunderwirkender Mensch selbst das todte Dasein durch einen Hauch ihres Mundes, und was in unserer sterilisirten, bacillenfreien, todten Gewißheit für ewig eingesargt schien, regt die Glieder und wandelt in voller, freier Schönheit unter uns.

In ihrem Schaffen so stark, so sicher, verräth diese Frau nicht in ihrer Schwäche, sondern in ihrer Kraft das Weib: in der Liebe. Das natürliche, gläubige, selig zuversichtliche Pathos, welches ihren Dichtungen innewohnt, ist nur der Ausdruck einer unsäglich mächtigen Liebe zum Größten und zum Geringsten in der Welt, einer Liebe, die jedem Dichter eigen ist, aber in dieser Frau um eine geheimnißvolle Macht verstärkt ist: um das Mütterliche.

Das Christenthum ist das erhabenste Gleichniß der Mütterlichkeit, aus deren Wesen sein süßester Inhalt erwachsen ist. Im Geiste dieser mütterlichen Dichternatur wachte daher das Christenthum solcher Art und Erscheinung blühend auf aus der Begriffserstarrung, in der es unsere Welt wie ein Alb beherrschte und bedrückte. Ein Volkskind und ein Volksmund konnte es in seiner Urgestalt wieder erkennend aussagen. Nur in einem Frauenwesen konnte dieses Christenthum als erlösendes Erlebniß aufwachen, wie es damals erwacht war: als ausglühendes Gemeinschaftsgefühl und als Macht eines mütterlichen Willens zur Güte.

Die Stärke eines solchen Erlebnisses liegt in der Ueberzeugungskraft des führenden Geistes, der den Gedanken, das Gefühl, den Willen zuerst besaß. Das Persönlichste nur kann das Allgemeinste werden, nur das Wunderbarste wird wahr.

Im Kleineren wiederholt sich der große, welthistorische Proceß bei jedem Dichter wieder. Seine Kraft muß überzeugen, sein Wille belebt seine Erfindungen so, daß man sie glaubt.

Diese Kraft hat in Selma Lagerlöf das Christenthum als Erlebniß.

So vereinigen sich in dieser Dichterin alle Quellen der poetischen Macht zu einem Strome, der Alles mitreißt: des Volkes mythenbildende Anlage, das Mutterempfinden einer großen Weibnatur, die eingeborene Herrlichkeit einer Erzählergabe vom tiefsten Zauber der Natürlichkeit und schließlich ein zugleich höchst persönliches und wieder im größten Sinn allgemeines Erlebniß.

In keinem anderen Dichter von heute finden sich diese Quellen alle so stark und so rein vereinigt. Es giebt tiefere Denker und feinere, subtilere Könner, Menschen von interessanterer Menschlichkeit, und die das Problem des heutigen Lebens erfassen und ausstellen können, aber keinen Dichter in diesem Sinne eines volksthümlichen Sehers und Erzählers ewiger Begebenheiten, außer Selma Lagerlöf.

Ihre Christuslegenden sind zarte Bildchen von jener sanften Einfalt und innigen Empfindung, wie sie nur fromme Maler der Vergangenheit aus dem goldenen Grunde der Anbetung und des Glaubens aufblühen ließen. Sie sind voll kleiner Züge, die nur ein dichterischer Genius erfinden kann, und diese Züge sind so ursprünglich, so voll Lebensgehalt, daß sie unvergeßlich werden, wie alte überlieferte Züge der heiligen Geschichte selbst. Der Dichterin scheinen sie zuzufliegen wie kleine, zutrauliche Vögel. Ein römischer Legionar hatte das Jesuskindlein eine Biene erleichtern, eine Lilie beschützen gesehen. Der selbige Legionar verfolgte die heilige Familie, welche dem betlehemitischen Morde entgangen war und trat in die egyptische Höhle, wo sie auf der Flucht rastete, vor das schlafende Christknäblein, sein Schwert zückend. Am Eingang der Grotte hatte er eine Lilie gepflückt. Und da er seine Hand zum Streich erhebt, fängt die Lilie mächtig zu duften an, und eine Biene summt drohend um seinen Kopf. Biene und Lilie danken dem Kinde, das einst auch ihm wohlgethan hatte in göttlicher Einfalt. Er allein sollte un-

dankbar sein? So erwacht der Liebesgedanke in einem harten Menschen.

Der starke Ton dieser Legenden liegt keineswegs auf dem Wunder und dem Glauben daran, sondern auf der Zuversicht in die Macht der Liebe und Menschlichkeit, welche immer das wahre Wunder ist und aus selbstgerechten, einsamen Wesen Menschen einer großen Gemeinschaft macht. Wenn man diese Auferweckung einer verlorenen Menschheit erkennt, glaubt man gern auch an die Auferweckung von Todten als an ein geringeres Wunder.

Diese Auferstehung der Menschheit in jedem Einzelnen ist das rührende Hauptmotiv der Legenden. Am schönsten ist es in der letzten durchgeführt, deren Erzählungskunst und Zauber auf's Höchste gesteigert ist.

Zu Florenz lebte einst ein dreister Waffenschmied, Raniera di Ranieri. Er nahm ein Weib aus gutem Hause, das ihn sehr liebte gegen den Willen ihrer Eltern. Sie liebt ihn sehr, aber sein Uebermuth ist zu arg. Er kränkt und verletzt sie Tag um Tag. Ihre Liebe zu ihm gleicht einem kostbaren Stück golddurchwirkten Stoffes, von dem ein Ende um das andere abgeschnitten wird. Verzweifelnd kehrt die Enttäuschte endlich zu ihren Eltern zurück und verläßt den Ungeberdigen. Trotzig glaubt der tolle Mensch, der Ruhm seiner Thaten müsse ihm das geliebte Weib zurück führen, und er verrichtet allerhand Abenteuer, die seinen Namen im Umkreis seiner Heimath erheben. Aber trotz seinem Heldenthum kehrt die Frau nicht zurück. Da treibt ihn sein Ungestüm in die Ferne, bis nach Jerusalem, das er im Gefolge Gottfried's von Bouillon belagert. Als einer der Ersten besteigt er die Zinnen der eroberten Stadt und darf zum Lohne der Erste sein, der eine Kerze an den heiligen Flammen vor Christi Grab entzündet. Dieser Kerze freut er sich unbändig. Sie brennt bei einem wüsten Zechgelage der Eroberer. Ein Spaßmacher höhnt ihn. Nicht um Gottes, sondern um der Eitelkeit willen ehre er dieses Licht. Er nimmt ruhmredig den Narren beim Wort, er werde dieses Licht brennend in seine Heimath Florenz bringen. Sprach's und ritt mit der Kerze davon. Zuerst hoch zu Roß, die brennende Kerze vor sich. Der Wind droht sie zu verlöschen. Da muß er sich verkehrt auf's Pferd setzen, sie zu decken. Räuber überfallen ihn, und um die Kerze nicht im Kampfe entsinken zu lassen, liefert er ihnen freiwillig all' sein prächtiges Gut, sein Pferd, seine Rüstung aus, tauscht ein Bettlerkleid und eine Schindmähre ein und zieht durch namenlose Mühsal, verhöhnt und verfolgt, weiter. Durch allerlei wunderbare Zufälle rettet er immer wieder das bedrohte Licht. Eines Tages schläft er todtmüde ein, seine Kerze neben sich, erwacht bei strömendem Regen. Er hatte ihrer vergessen, aber zwei Vögel waren darüber geflattert und hatten die Flamme an seiner Statt beschützt. Ein Bettler, kommt er nach Florenz, das brennende Licht in Händen. Die Gaffer verhöhnen ihn: Pazzo! Pazzo! (Narr!) Sie bemühen sich, die Kerze auszublasen. Er erwehrt sich angstvoll der ausgelassenen Menge und hebt das Licht hoch empor. Immer drohender wird der spottende Haufe. Er reitet an einem Hause vorbei, von dem Schwarm auf's Aeußerste bedrängt, da sieht ihn eine Frau, die vom Balkon das wunderliche Schauspiel betrachtet, entreißt ihm das brennende Licht und eilt in das Zimmer zurück. Ohnmächtig, seiner Flamme beraubt, sinkt der Unglückliche nieder. Keiner nimmt sich seiner an. Da tritt die Frau aus dem Hause, es ist seine Gattin. Zur Besinnung gekommen, erkennt er sie gar nicht wieder, sondern blickt nur glücklich auf das Licht, das sie ihm zurück giebt: „Hier hast Du Dein Licht. Ich entriß es Dir, weil ich sah, wie sehr es Dir am Herzen lag, es brennend zu erhalten. Ich wußte keinen anderen Weg, um Dir zu helfen." So bringt Raniera die heilige Flamme in den Dom von Florenz. Die Zweifler verhöhnen seine Sendung. Wer könne den Ursprung dieses Lichtes erweisen, habe der Mann doch keinen Zeugen, als sich selbst. Wahrlich, dieser Zweifel ist die äußerste Gefahr für sein Licht. Der Zweifel löscht jede Flamme aus! Da flattert ein Vogel durch die Kirche, geradewegs auf die Kerze zu, stößt daran und verlöscht sie, fängt aber dafür selbst Feuer, vom heiligen Licht entzündet und sinkt vor dem Altar der Madonna zu Boden. So hatte das Licht selbst für seinen Bringer gezeugt. Der Spottname Pazzo wurde zu dessen Ehrennamen, den sein Geschlecht als das der Pazzi durch die Jahrhunderte von Italiens Herrlichkeit tragen durfte.

Wie aus dieser einfältigen Fabel und ihren klaren Worten das ganze Licht einer erwachenden, erstarkten, zur Selbstlosigkeit gesteigerten Menschlichkeit strahlt, die einen eiteln Mann zum Träger eines großen Willens macht und durch alle Gefahren rettet, das wird zum unvergeßlichen Gleichniß jeder reinen Kraft, die unter den thörichten Geschlechtern der Menschen das heilige Licht bedeutet, das nicht verlöschen kann, das in allen Fährlichkeiten brennend bleibt und das die herrlichsten Geschöpfe einander weiter reichen trotz allem Hohn und aller Noth der Welt. Das Licht ist ewig.

Feuilleton.

Frau Irma.

Von Josef-Georg.

Frau Irma ging auf und ab in ihrem Zimmer. Ihre Schritte waren hastig und aufgeregt. Unruhig trat sie an's Fenster und lauschte in die schweigende Sommernacht hinaus. Lautlos leuchtete der Mond, und in den Zweigen der Bäume ertönte der sehnsüchtige Lockruf der Nachtigall.

Plötzlich erschütterte ein Schluchzen ihren Körper. Sie trat vom Fenster zurück und warf sich heftig in einen Lehnstuhl, als wolle sie damit sich selbst beweisen, wie unglücklich sie sei.

Weßhalb quälte er sie so? Schon drei Nächte hatte sie keine Ruhe gefunden. Immer wieder war sie vom heißen, zerwühlten Bette aufgesprungen, um in der feuchten Nacht ihre Wangen zu kühlen.

Drei Abende hinter einander war er von ihr gegangen, ruhig und gelassen, nachdem er alle Sinne in ihr geweckt hatte.

Sie hätte ihn nicht mehr empfangen sollen. Aber sie hatte nicht den Muth. Und er kam jeden Abend, ruhig und schweigsam, als wäre es ja ganz selbstverständlich.

Immer gegen Abend kam er, wenn die Sonne eben untergegangen war. Und sie saßen zusammen auf dem Balkon und sahen zu, wie die Dämmerung allmählich heraufkam und die Ruhe des Abends nach dem heißen, glanzvoll-blendenden Tage.

Wenn es dann dunkel war, kehrten sie in's Zimmer zurück. Sie — setzte sich auf's Sopha, und er — nicht weit von ihr in einen Lehnstuhl. Die Lampen zündeten sie nicht an. Er hatte sie darum gebeten, und es schien ihr selbstverständlich, daß sie seinem Wunsche folgte. Sie selbst konnte ja auch das grelle Licht nicht leiden. Und wie ein seltsames Fabelthier mit langem, schwerem Leib auf kurzen, plumpen Füßen kroch langsam geräuschlos die seltsam gestaltende Dunkelheit in's Zimmer.

So saßen sie lange schweigend. Er sprach kein Wort, und sie wagte es nicht, die geheimnißvolle Stille zu unterbrechen. Sie schaute stumm erwartend auf die Silhouette seines Gesichtes, das in mattem Schein aus dem dunklen Rahmen der Haare hervortrat und auf die großen dunkeln Flecken seiner Augen. Es waren stille, wehmuthsvolle Augen. Träumerisch schauten sie durch die Balkonthür in den Garten hinaus und von Zeit zu Zeit wanderten sie langsam zu ihr hinüber und ruhten auf ihrem Gesicht und ihrem weißen Halse.

Sie empfing ihn stets in einem ausgeschnittenen Kleide. Als er sie das erste Mal darin sah, hatte er zu ihr in der Stille des halbdunkeln Zimmers gesagt:

„Wie schön Sie sind in diesem Kleide!"

Und seitdem trug sie es immer, wenn sie wußte, daß er kam. Sie hätte es gern nicht angezogen; es quälte sie, daß er solche Macht über sie hatte. Aber sie konnte nicht anders. Immer wieder wählte sie das Kleid mechanisch, als ob ein fremder Wille es ihr gebiete. . . .

Frau Irma sprang vom Stuhl auf und ging wieder hastig auf und ab im Zimmer. Plötzlich griff sie nach dem Kleid am Halse. Sie wollte es zerreißen. . . . Aber sie hatte nicht den Muth dazu.

Was wollte er von ihr? Weßhalb brachte er sie so weit, daß sie keine Ruhe mehr fand?

Verzweifelt warf sie sich auf's Bett und schlug mit der Faust in die Kissen. Heiße, leidenschaftliche Thränen stürzten hervor.

„Nein, ich will nicht mehr! Ich will nicht!" schrie sie schluchzend.

Aber sofort beruhigte sie sich, als ob dieser Verzweiflungsschrei die Empörung in ihr gebannt hätte. . . .

Was für weiche Züge er hatte, was für große traurige Augen, wenn er sie ansah! Ob er selbst nicht glücklich war?

„Ich will ja Alles für Dich thun, Geliebter, Alles," flüsterte sie, „ich will Dich glücklich machen. Wenn Du fürchtest, daß ich Dich quälen werde, wie jede Frau den Mann quält, der sie liebt, glaube mir, ich schwöre Dir, ich werde es nicht thun. Ich werde Dir Deine gequälte Stirn glätten und die Trauer von Deinem Antlitz verscheuchen."

Dann brach wieder in ihr die unbefriedigte Leidenschaft hervor.

„Aber Du willst mich quälen. Nur deßhalb kommst Du. Du weißt, wie ich leide und Du freust Dich an meinen Qualen!"

Und sie erinnerte sich des Abends, als er sie auf die Stirn geküßt hatte, lange, und seine Augen sich tief in die ihren versenkten. Dann war er fortgegangen, als wäre nichts geschehen. . . . Beim Abschied hatte er sie plötzlich in seine Arme genommen und sie mit zuckenden Lippen warm auf die Schultern und den entblößten Hals geküßt.

Dann hatte er sie verlassen.

Und heute! Als sie in's Zimmer gingen, hatte er sich neben sie auf's Sopha gesetzt und ihre Hand in seine genommen. Seine Augen schauten wieder hinaus, und von Zeit zu Zeit streichelte er leise über ihre Hand. Später sah er lange auf ihren Arm, betastete ihn und küßte ihn dann leise, viele Male.

„Was für schöne Arme Du hast!" sagte er leise.

Es war das erste Mal, daß er „Du" zu ihr sagte, und so still begehrend hatte es geklungen!

Frau Irma erbebte. Sie hob den Kopf aus den Kissen und schaute in dem Halbdunkel des Zimmers mit trostlos suchenden, leeren Augen um sich. Ihre Lippen brannten, und der Gaumen war trocken. Sie erhob sich schwer und trank hastig ein Glas Wasser.

Dann trat sie an's offene Fenster. Ein leichter Nachtwind wehte ihr entgegen. Sie lockerte ihr Kleid und beugte sich weit hinaus. Der Mond stand noch immer so still und regungslos am Himmel, und sein ruhiges, klares Licht verdunkelte die anderen Sterne. An den dichten, schwarzen Bäumen glänzten die Blätter.

Frau Irma zuckte zusammen. Sie war so unglücklich, so gequält!

Nein, sie wollte ihn nicht wiedersehen; sie wollte ihn nicht wieder empfangen. Aber sie fühlte es, morgen, wenn die Stunde seines Kommens da wäre, würde sie die Qualen der letzten Nacht vergessen und würde wieder sehnsüchtig auf ihn warten, und eine leise Hoffnung würde sich in ihr Herz schleichen. So ging es jeden Tag. Doch nein, sie wollte nicht mehr! Sie würde ihm schreiben, gleich jetzt wollte sie ihm schreiben, daß er ihre Liebe nicht verdiene, daß er ein kalter, grausamer Mensch sei!

Entschlossen ging sie in's Nebenzimmer an den kleinen Schreibtisch und drehte die elektrische Lampe auf. Ihre Hand flog über das Papier.

„Geehrter Herr, ich habe mich entschlossen, Sie nicht wiederzusehen. Fragen Sie nicht, weßhalb. Es ist mein unbeugsamer Wille. Wenn Sie mich auf der Straße sehen, thun Sie bitte, als ob Sie mich nicht kennen. Und versuchen Sie nicht, mich in meinem Entschlusse wankend zu machen. Es wird Ihnen nicht gelingen."

Dann las sie die Zeilen über „. . . . . . . und versuchen Sie nicht, mich in meinem Entschlusse wankend zu machen . . ." Um ihren Mund legten sich traurige Falten, und langsam zerriß sie den Brief. Vielleicht würde er wirklich nicht wieder kommen! . . . Sie ließ den Kopf auf die verschränkten Arme fallen und schluchzte leidenschaftlich. Am liebsten wäre sie krank geworden, schwer, schwer krank. Weßhalb wußte sie selbst nicht.

Sie liebte ihn zu sehr! Und er? Liebte er sie denn nicht? Aber weßhalb kam er dann jeden Abend, saß lange in der Dämmerung neben ihr und streichelte ihre Hand? Weßhalb sahen dann seine Augen so tief in die ihren?

Zweifelte er vielleicht an ihrer Liebe? Glaubte er, daß sie nur mit ihm spiele? Man erzählte ja so viel von ihrer Koketterie, obwohl sie selbst nichts davon wußte.

Oder glaubte er, daß er sie nicht nehmen dürfe, daß sie nicht den Muth hätte, dem zu gehören, den sie liebte? Die Männer hatten bisweilen so seltsame Vorstellungen über die Keuschheit der Frau.

Meinte er, sie wolle sich ihr ganzes Leben kasteien, nachdem ihr Mann sie so sehr betrogen hatte, sie, die so nach Liebe dürstete?

Er war solch' seltsamer Schwärmer und Träumer. Wenn sie nur den Muth hätte, ihm zuzuflüstern: „Ich liebe Dich!" Aber dazu war sie zu feige. Sie wagte nichts zu entgegnen auf seine Liebkosungen, sie saß stumm und hielt ängstlich den Athem an, während sie im Innern zitterte und hoffte und sich sehnte.

Ja, er konnte sie nicht nehmen. Nie hatte sie ihm das geringste Zeichen ihrer Liebe gegeben . . . Wie vornehm er war, wie zart! Und wie er selbst sich vielleicht quälte! Wenn er jetzt hier wäre, hier bei ihr, in ihrem Zimmer, sie hätte ihm gesagt, wie sehr sie ihn liebte, jetzt hätte sie sich nicht gefürchtet.

Er saß vielleicht auch in seinem Zimmer in sehnsüchtigem Verlangen nach ihr und warf ihr Kälte und Gleichgiltigkeit vor. Ja, er hatte Recht. Nie hatte sie ihn geliebkost, nie hatte sie seine Küsse erwidert.

Langsam tauchte vor ihr das Bild des Hauses auf, in dem er lebte. Er hatte es ihr einst gezeigt, als sie eines Abends zusammen spazieren gingen.

Und auf einmal erwachte in ihr die Sehnsucht, das Haus zu sehen und das Fenster, hinter dem er wohnte. Wie ein Blitz durchzuckte sie der Gedanke; sie versuchte ihn zu verscheuchen, aber er grub sich nur um so hartnäckiger in ihre Seele ein . . .

Plötzlich warf sie ihr Sorti um die Schultern, öffnete leise die Zimmerthür und schlich sich behutsam auf den Zehenspitzen hinaus. Daß nur die Mädchen sie nicht hörten! Eine Diele knarrte unter ihren Füßen, jeder Muskel ihres Körpers spannte sich vor Erregung. Endlich hatte sie die Etagenthür hinter sich zugemacht. Leise, aber sicher und schon weniger behutsam ging sie die Treppen hinab und öffnete die Hausthür. Sie schauderte. Wie öde die Straßen aussahen! Die trüben Laternen brannten träge und erleuchteten nur schwach das vom Sprengen naßglänzende Pflaster; kein Mensch weit und breit. Sie fürchtete sich. Aber es trieb sie vorwärts, sie vermochte nicht dagegen anzukämpfen.

Leise zog sie die Hausthür hinter sich zu, dann raffte sie ängstlich — geräuschlos die Kleider zusammen und lief so schnell sie konnte. Bald vernahm sie feste Männerschritte, die langsam und gleichmäßig in den leeren Straßen wiederhallten. Es gruselte sie. Sie lockerte das Sorti am Halse und wickelte es fester um die Schultern. Ihre Augen starrten weit aufgerissen, angstvoll auf das, was ihr entgegenkam. Allmälig erkannte sie den leuchtenden Helm des Schutzmannes. Unwillkürlich ging sie vom Laufen in einen schnellen Schritt über. Er sollte nicht bemerken, daß sie lief; vielleicht wurde sie ihm dadurch verdächtig. Sie ängstete sich so sehr!

Der blanke Helm funkelte deutlicher, allmälig tauchte auch die dunkle Gestalt auf und kam langsam und gleichmäßig näher. Sie kauerte sich zusammen. Seine Augen musterten sie scharf. Aber er ging an ihr vorüber. Frau Irma athmete auf.

Jetzt mußte sie bald da sein. Um die nächste Ecke und dann gleich das erste Haus.

Sie wußte nicht, was sie da wollte. Sie vermochte an nichts zu denken, ganz mechanisch eilte sie weiter. Sie mußte.

Als sie um die nächste Ecke bog, erblickte sie wieder eine Männergestalt, die sich langsam auf sie zu bewegte. Die Schritte hallten nicht so laut und gleichmäßig.

Plötzlich blieb sie wie gebannt stehen. Er blickte auf, stutzig geworden durch das plötzliche Anhalten der Vorübergehenden. Einen Augenblick standen beide sich schweigend gegenüber. Dann warf sie sich mit einem leisen Schrei in seine Arme: „Walther!" schluchzte sie auf. Und ein krampfhaftes Weinen löste die Spannung ihrer Nerven.

„Geliebte!" flüsterte er. „Was machst Du?" Und er streichelte sanft über ihr weiches Haar und küßte zärtlich den geliebten Kopf.

„Liebste, komm zu Dir! Sei ruhig. Es ist ja Alles gut, Alles," flüsterte er.

Und er führte sie sanft nach der Thür seines Hauses.

Aus der Hauptstadt.

Die Nullen und die Eins.

Nachdem sie beide die ersten Züge der frischen Garcias gehörig durchgekostet hatten, legte der Ingenieur die Zeitung mit einem ärgerlichen Ruf beiseite, um sie gleich darauf seinem Freunde zuzuschieben. „Da lies!" sagte er verdrossen. „Was ich Dir gestern als Phantasiebild ausmalte und was Du eine arge Uebertreibung nanntest, heute ist es bereits Wirklichkeit geworden. Ich weiß nicht, bis zu welchem Gipfel sie den Unsinn noch treiben wollen. Er hat jetzt Gaurisankar-Höhe erreicht."

Der Freund ließ das Blatt liegen und blies ein paar Rauchringe in die Luft, weil er den Zorn des Ingenieurs dadurch von der todten Zeitung auf sich zu lenken hoffte. Behauptete der Ingenieur doch immer, nur ein Rauchbarbar könne auf den Einfall kommen, Ringe zu erzeugen und dadurch seine gespannte Aufmerksamkeit von dem köstlichen Kraut abzulenken zu Gunsten einer albernen Spielerei. Diesmal verfing indessen das Mittelchen nicht. „Lies doch!" mahnte der Ingenieur passend. Er war Feuer und Flamme, wie seine Cigarre, und achtete ihrer deßhalb nicht mehr. Kein Zweifel: er hatte wieder seine alltägliche, abenteuerliche und neue Idee.

Mit einem leisen Seufzer las der Freund:

„Die beiden russischen Mandschurei-Armeen werden bis Ende November zusammengesetzt sein aus 302 Bataillonen Infanterie, 180

Schwadronen und Sotnien Cavallerie, 1252 Geschützen und Maschinengewehren und 47 Ingenieurcampagnien. Die nominelle Stärke der Armeen betrüge dann 385000 Mann ohne die Truppen der Artillerieparks und des Trains, mit diesen 400000 Mann. Diese Zahl genügt zur Aufnahme einer erfolgreichen Offensive, da die Feldarmee der Japaner nach russischer Schätzung nur 306000 bis 308000 Mann zählt. Freilich treffen ununterbrochen japanische Verstärkungen ein. Zählt man aber russischerseits noch das Wladiwostok-Detachement unter Lenewitsch und das Kwantung-Detachement unter Stössel, sowie die Truppen im Rücken der activen Armee, die Schutztruppen der Eisenbahn u. s. w. hinzu, die insgesammt noch 55000 Mann betragen, so wäre Kuropatkin's Gesammtstärke auf 387 Bataillone Infanterie, 261 Schwadronen und Sotnien Cavallerie, 1406 Feldgeschütze, 26 Festungsartillerie-Campagnien und 91 Campagnien der Ingenieurtruppen mit zusammen nominell 530000 Mann zu berechnen."

Der Freund faltete die Zeitung zusammen und beguckte seine Fingernägel. „Freilich," meinte er dann, „freilich — es ist ein bißchen viel. Aber wie willst Du's ändern?"

„Ein bißchen viel?" wiederholte der andere höhnisch. „Nun denke Dir 530000 Russen gegen mindestens 450000 Japaner. Denn auf diese Ziffer bringen die Gelben es, wenn Kuropatkin noch vierzehn Tage lang mit dem Angriff wartet. Also beinahe eine Million bewaffneter Männer ringt miteinander. Ich will nicht von den wahnsinnigen Kosten einer solchen Massenschlächterei sprechen. Was verbraucht Tagsüber der einzelne Soldat, das einzelne Pferd; welche Unsummen werden in Munition verschleudert, in volkswirthschaftlich nutzlose Eisenbahntransporte gesteckt; welche unnennbare Menge an Arbeitsdienst geht verloren!"

„Schadet's uns?" fragte der Freund. „Die Moskowiter und die Nipponleute müssen sich so ineinander verbeißen, müssen Blut, Haare und Geld in solchen Mengen lassen, daß sie fünfzig Jahre brauchen, um nur halbwegs wieder auf den Damm zu kommen. Das ist mein deutscher Standpunkt. Von ihm aus habe ich gegen den militärischen Unsinn am Schaho wenig einzuwenden."

„Froschperspective!" Der Ingenieur zuckte verdrossen die Achseln und machte sich dann mit seinem Rockkragen zu schaffen. „Faß' die Sache 'mal ernsthafter. Von einer wirklichen Kriegführung und Schlachtenleitung kann unter den obwaltenden Verhältnissen nicht mehr die Rede sein. Weder Kuropatkin noch Oyama sind im Stande, die fünfzig, sechzig Kilometer lange Stellung ihrer Truppen zu übersehen. Selbst wenn sie im Luftballon säßen, selbst wenn sie mit der Geschwindigkeit der elektrischen Schnellbahn Berlin-Zossen hinter ihren Linien hin- und herführen — das Commando, die Aufsicht glitte ihnen aus den Händen. Was bleibt übrig? Ein wüstes, verrücktes Morden, ziellos, planlos; Theilerfolge hüben und drüben, denen keine Entscheidung folgen kann. So war es bei Liaujang, so ist es am Schaho gewesen, so wird's nach dem nächsten großen Schlachtfest sein."

„Der Russe kämpft in seinem Elemente. Er hat der genialen Führung, der calculirenden Führung nie bedurft. Er steht auf dem Schlachtfelde und läßt sich entweder bataillonsweise niederschmettern oder aber er geht zur rechten Zeit, so langsam und mit so drohender, ungebrochener Widerstandskraft zurück, daß der Feind an eine ernsthafte Verfolgung gar nicht zu denken wagt. Bei solchem Kriegssystem, bei solchen Soldaten — wozu hat Rußland die Schlachtendenker nöthig? Friedrich der Große hatte Zorndorf gewonnen, die Russen waren in aller Form geschlagen — es fiel ihnen jedoch durchaus nicht ein, das Schlachtfeld zu verlassen. Sie mußten Mann für Mann der Reihe nach todtgeschlagen werden. Preußisch-Eylau, Borodino — ein ähnliches Bild. Wie Napoleon's strahlendes Können an ihrer barbarischen Kriegs-Uncultivirtheit scheiterte, so wird jedes Schlachtengenie der Zukunft daran zu Grunde gehen."

„Nun warte 'mal," unterbrach ihn der Ingenieur ungeduldig, ohne mit einem Worte auf die ablenkenden Darlegungen einzugehen. „Der Krieg in der Mandschurei wird, so oder so, mit einer großen Erschlaffung enden. Keinesfalls wird der Siegespreis auch nur annähernd den fürchterlichen Opfern entsprechen, und wenn das blutige Massenmorden einen Zweck gehabt hat, so kann es nur der sein, daß der drohenden Uebervölkerung wieder ein bißchen vorgebeugt worden ist. Indessen, wer kämpft, will das Ergebniß. Wer sich auf den Krieg vorbereitet, der wünscht das Gelernte anzuwenden. Daß man sich die Köpfe zertrümmert und die Eingeweide zerschießt ohne Ziel und Sinn, daß man Generalstäbe, Kriegsschulen, Manöver plötzlich als unnützen Spaß betrachtet — ja, glaubst Du denn, das lassen sich die kleinen und mittelgroßen Napoleon's und alten Fritzen unserer Zeit gefallen? Paß auf — die Wendung bereitet sich vor. Alles fließt, alles schwindet und kehrt zurück. Schon einmal stampften Millionenheere über die Erde. Xerxes, Attila, Dschingis Chan. Ihnen folgten regelmäßig die kleinen, aber für den Kampf bis in die feinste Einzelheit ausgebildeten Armeen. Dem Kasgebahe der rohen Massen, den wilden Mörderhaufen die elegante Kriegsmaschine. Jedesmal, wenn eines dieser beiden Extreme das andere vollkommen in die Ecke gedrängt hatte, war sein eigener Untergang besiegelt. Das Mittelalter mit seinen winzigen Ritterheerchen und Landsknechtsschaaren löste die rohen Riesen-Wimmelbanden der Hunnenzeit ab. Als die Lineae-Tactik des achtzehnten Jahrhunderts bis zur Albernheit ausgefeilt worden war, als die Preußen bei Jena vor dem Schlüssel der feindlichen Stellung wie angenagelt stehen blieben und sich von den französischen Tirailleuren, die sie leicht über den Haufen hätten rennen können, zusammenknallen ließen, nur deßhalb zusammenknallen, weil der überklügelte Schlachtplan ihr Eingreifen erst fünfzehn Minuten später vorgesehen hatte —, damals mußte die Masse und die Leidenschaft wieder zu Ehren kommen. Heute sind Masse und Leidenschaft so ungefüge Kampfmittel geworden, daß sie kein Feldherr mehr zu meistern versteht. Kriegskunst ist Kriegsdunst; statt der einen Schlacht sehen wir zwanzig Gemetzel. Jetzt muß der Reformator erscheinen, der die kleine Zahl zu neuem Ansehen bringt, und er wird erscheinen. Gott wird wieder mit den schwächeren Bataillonen sein."

„Den zahlenmäßig schwächeren, aber unvergleichlich raffinirter ausgebildeten?"

„Sehr richtig. Der Krieg ist zu sehr popularisirt. Durch die Einführung der zweijährigen Dienstzeit hat man ihn noch plebejischer, unakademischer gemacht. Die Soldaten von heute erhalten große Medaillen und hohe Prämien, wenn sie gut schießen können — ein Beweis, daß die überwiegende Mehrheit das eben nicht versteht. Und doch — welch' entscheidende Wirkung würde es auf die moralische Verfassung einer Armee ausüben, wenn jeder, aber auch jeder Schuß des Gegners säße? Da säße, wo er Rechtens sitzen soll? Denke Dir lauter Knalpferprobte, mit allen Hunden gehetzte Veteranen, denen die Kriegswissenschaft kein Buch mit sieben Siegeln, die Ausnützung des Terrains etwas Selbstverständliches ist — denke Dir an ihrer Spitze das überragende Genie! Leuctra und Leuthen, Cannae und Austerlitz!"

Der Freund hatte die Cigarre nicht ausgehen lassen. „Eines fehlt noch. Hundert, die Knüttel tragen, obsiegen durch ihre brutale Kraft über den geistreichen, athletisch durchgebildeten Kämpen, der auch nur einen Ziegenhainer bei sich hat."

„Ja, die neue Waffe!" Der Ingenieur seufzte. „Das ist's. Eine Waffe, die nur der Meister meistert, deren Anwendung jahrelanges Studium heischt. Man sollte ein Preisausschreiben erlassen und dem Erfinder die Millionen versprechen, die wir sparen, wenn unsere Zukunftskriege von Heeren mit vier Nullen statt mit sechsen geschlagen werden. Es muß hinfort wieder auf die Eins ankommen, nur auf die Eins."

Der Freund begann neue Rauchringe zu blasen. Schöne, runde, duftende Nullen.

Der neue Anti-Scherl.

Soweit der Berliner Viehhof sein Fleischbeschaumonopol ausdehnen möchte, soweit hat die väterliche Fürsorge des polizeilichen Censors ungleich den sträflich leichtsinnigen, unrroischen Thierärzten „draußen" die undankbaren Reichshauptstädter davor bewahrt, Blumenthal's todten Löwen genießen zu müssen. Doch giebt es Zweifler, die trauen selbst der Polizei nicht mehr. Was wird geschehen, wenn Philippi den lebendigen Löwen einschluchzet, der mit donnerndem Gebrüll und erhobener Pranke zum Gaudium des immer neronisch veranlagten Publicums vor dem Manne in der Arena steht, den die einen als staatsgefährlichen Verbrecher brandmarken, die anderen als Märtyrer ausgeben? Daß Philippi sich den Fall Scherl-Loewe entgehen lassen könnte, ist im höchsten Maße unwahrscheinlich. Gemeinsamer Schmerz eint; vielleicht sinken sich dermaleinst die beiden Betroffenen in einer Loge des Schauspielhauses oder Ostendtheaters, wenn das Unvermeidliche eintritt, in weinender Versöhnung in die Arme: „So war's doch nicht gemeint gewesen." Ja, ja! bei Philippi sehen wir Euch wieder. Da indessen nicht jeder die Gabe des Herrn Alfred Guld besitzt, der schon Weihnachten 1897 in Wien zu citiren vermochte, was ein Wortführer unserer verfeinerten Kritik im Herbste 1904 schreiben sollte, so kann dies berühmte künftige Drama hier noch nicht berücksichtigt werden. Aber Uhland, ein gewisser, in Quartanerkreisen noch gekannter Schriftsteller, hat allen denen vorgefühlt, die den unglücklichen Wunsch haben, im neuesten Skandal durch die Mache bis zur Sache vorzudringen:

Auf der Bidassoabrücke
Steht ein wunderbar Gesicht,
Wo der eine Schatten siehet,
Sieht der Andre goldnes Licht.

Ist das nun Naturphänomen oder nur künstlicher Beleuchtungseffect? Vor dem Versuche, diese Frage zu beantworten, sie beitragsweise zu einer Charakterstudie auszuweiten, beuge eine lästige, in diesem Falle aber nothwendige, rein persönliche Feststellung gewissen Mißverständnissen vor.

Weder Scherl noch Dr. Loewe kenne ich, trage auch nicht das mindeste Verlangen, jemals mit einem von beiden persönlich etwas zu thun zu haben, am Wenigsten mit dem Ersteren. Der Wunsch, in die Woche zu kommen, liegt mir ebenso ferne, wie der, unter den Tagesgestirnen zu scheinen oder als ständiger e. b. - Correspondent des Hansaviertels an den B. L. A. sensationelle, ihrer Wirkung sichere Specialtelegramme über die wahrhaft Stössel'sche Zähigkeit zu kabeln, mit welcher die Steinhaufen auf den Judenwiesen gegen die von allen Seiten andringende Erschließung aussichtsvoll und ruhmreich vertheidigt werden. Der mächtige Verleger ist mir als solcher gleichgiltig, beinahe unangenehm. Unwillkürliche catonische Sympathie zieht mich vielmehr zunächst auf die

Seite des Collegen, pardon: Obercollegen, der sich mit dem Geschlechtsnamen der Scipionen und Sulla rufen läßt. Auf die Zustimmung der beiden Streiter rechnen die folgenden Ausführungen nicht. Sie möchten gegen Scherl für Loewe, gegen Loewe für Scherl plädiren und zwar vor dem Forum der Unbetheiligten. Wenn die troischen und achäischen Helden gegenseitig sich „Hunde“ schimpfen, lächelt Homer.

Dr. Loewe besitzt zunächst eine ungewöhnliche advokatorische Begabung im Style der Sello-Munckel u. s. w., etwas sehr impulsiv, der Witz in allen Farben spielend, bissige Ironie, flüssige Sprache, vom Temperament ehrlich hingerissen; doch die zähe Dialektik, die wuchtige Logik der Werthauer, Lenzmann ist seine Charisma nicht. Wenn er seine Schrift eine actenmäßige Auseinandersetzung nennt, so soll er einmal Acten beibringen, die seinem Stil gemäß geschrieben sind. Etwas Bestechendes, Blendendes geht trotz vieler Wiederholungen namentlich in der Selbstberühmung von seiner Rede aus, die einwandsfrei bestem Glauben entspringt. Darüber hinaus ist er nicht bloß zweifelsohne ein kluger, sondern vielen Anzeichen nach gewiß auch ein productiver Kopf. Es soll gar nicht geleugnet werden, daß er als Geschäftsleiter, wie er es jetzt im Pharus-Verlag ist und später vielleicht in größeren Arbeitsfeldern wird, Bedeutendes leisten mag; es soll auch gar nicht bestritten werden, daß er das bei Scherl vielleicht nicht geworden wäre, was er ist und werden und leisten wird, und dennoch ist daran Scherl viel weniger schuld (wenn dies Wort hier überhaupt paßt), als er selbst.. Er hat kein Talent zum Mitarbeiter und hätte darum ein solcher nie werden dürfen. Das erste mag er als ein Compliment, das zweite soll er als einen Vorwurf auffassen. Es ist ein altes Leiden so vieler Gebildeter, insbesondere von Leuten der Feder, daß sie kein inneres Verständniß haben für das Wort „Dienst“ in tieferem Sinne. Mit dem Nichtzuspätkommen und Nichtschwänzen und Nichtdrücken allein, obwohl hier genug gesündigt wird, ist es nicht gethan. Dienst ist mehr; zwar nicht Aufgeben, wohl aber Hingeben der Persönlichkeit. Wer keine Persönlichkeit hat, mag darüber zum Speichel- und Klexlecker werden, wer Charakter besitzt, wird das Gegentheil sein, wird sein Bestes, seine Aufrichtigkeit und seine Fruchtbarkeit hineinwerfen, ohne ängstlich und kleinlich daran zu denken, daß er unter anderen Umständen persönlich mehr davon hätte, ohne zu besorgen, sich selbst oder ein Stück von sich zu verlieren. Was dachte sich denn Dr. Loewe, als er von Scherl zu dessen Mitarbeiter gemacht wurde? als er von ihm Gehalt empfing? Sollte er für sich oder seinen — man verzeihe das harte Wort — Chef arbeiten? War er Tasso oder Antonio im Ferrara der Zimmerstraße? Sein Mißverständniß soll ihm nicht besonders verübelt sein: seine Selbstständigkeit, sein Selbstgefühl, sein Abgang in allen Ehren, oder größer, ja groß wäre es von ihm gewesen, wenn er zunächst in anderen Neuschöpfungen — denn sein Antheil an der Sparcassen Reorganisation wird doch wohl nicht der einzige Originalgedanke seines Lebens sein?? — sich bethätigt und dann nach dem Zusammenbruch des Scherlismus, der ihm ja unvermeidlich dünkt, einen Neubau ausgeführt hätte positiv, ohne negative Gehässigkeit.

Allein ist die Zumuthung nicht hart und macht sie Scherl nicht sehr klein? Zunächst sei daran erinnert, daß die Ausführungen hier nur auf dem Material fußen, das die Loewe'sche Streitschrift: „Lotterie und Sparcasse“ beibringt, und selbst auf Grund dessen werden viele die Frage verneinen. Wie hoch auch Loewe seinen geistigen Antheil in der Sparcassen-Organisation in Procenten berechnen mag, nimmer sollte er verkennen, daß die Popularität des Themas nicht ihm zu danken ist. Er erzählt uns, mit wem er alles correspondirt und conferirt hat. Glaubt er wirklich, daß diese Bereitwilligkeit dem jungen Referendar und Dr. jur. galt? Glaubt er, daß die Oeffentlichkeit einschließlich des Parlaments unter ministerieller Assistenz sich um seinetwillen in der Wolle gelegen hätte? Nicht um ihn zu verkleinern, sei daran erinnert, aber wer die Welt kennt, wird nur die Achseln zucken über die alte Geschichte vom jungen Gelehrten mit den neuen Ideen. Und wenn in den in Betracht gelangenden Veröffentlichungen jede Silbe aus Loewe's Feder und nur aus seiner stammte, dann stünden diese Anregungen so in der öffentlichen Discussion doch nur, weil sie den Namen August Scherl's tragen. Dr. Loewe glaubt zwar, daß „man ihm gewiß den Muth zuerkennen werde, gerade in dieser Zeit seinen entscheidenden Antheil an der Urheberschaft auf sich zu nehmen, in dieser Zeit, wo er damit sicherlich weniger Ehre als schwere Verantwortung auf sich nehme“. Andere haben auch ausgesprochen, wie schwer dem verfolgten Cornelius der Kampf mit dem übermächtigen Augustus sei. Beides aber ist eine Selbsttäuschung, wie sie persönlichem Interesse immer leicht unterläuft. Alle irgendwie beachtenswerthen Kreise sind durch Scherl's Einsetzen seines Einflusses, seines Namens, seiner Person und seiner Arbeit so außerordentlich (pro oder contra) für die Sparcassenreform interessirt, daß es zur Zeit kaum ein dankbareres Thema giebt, zumal wenn man von sich sagt, alles was Euch an der Sache gefällt, ist mein Werk, und alles, was Ihr tadelt, stammt von Scherl-Ballhorn. Und weiter: Scherl als Unterdrücker! Mit dem Vielgehaßten in der Oeffentlichkeit anzubinden, ist wirklich nicht so schwer. Jede Anti-Scherl-Broschüre findet glaubenshungrige Leser die Fülle und darf darauf rechnen, daß sie nicht todtgeschwiegen wird. Auch dürfte beim Suchen nach einer Position der „Haß“ Scherl's sehr oft eine Empfehlung sein. Darüber braucht weiter kein Wort verloren zu werden.

Doch wie sieht es denn (immer nur auf Grund der Loewe'schen Polemik) mit der literarischen Kleptomanie des Angeklagten wirklich aus? Der Thatsachensucher kommt da über zwei Punkte gerade der Loewe'schen Darstellung nicht hinweg. Einmal hat Scherl Loewe's Ausarbeitungen niemals, wie sie waren, übernommen. Er hat sie versimpelt, verwässert, verbiestert, mit Unsinn belastet, das ist wenigstens die Meinung Loewe's. Doch mit dessen Kritik zu rechten, ist hier nicht der Ort; genug: sie räumt wesentliche Aenderungen ein, über deren sachlichen Werth jeder denken kann, wie er will, und die unter allen Umständen Scherl das persönliche Recht geben, auch von seinem Eigenthume zu sprechen. Nun hat Scherl „als Geschäftsführer des Systems vertragsmäßig die Verfügung über Loewe's das Sparwesen betreffende Schriften zu dem Zwecke gehabt, um mit deren Hülfe die geschäftliche praktische Verwirklichung des Planes durchzusetzen“. Weiter findet sich bei Loewe der Satz, den er als Trumpf ausspielt und der doch nur ein Zugeständniß ist: „Nachdem Herr August Scherl von der Ausführung des Sparsystems zurückgetreten, ist nach den bestehenden Verträgen erst jetzt an mich das Recht zurückgefallen, meine Schriften selbst unbeschränkt neu aufzulegen.“ Daraus folgt, daß Scherl rechtlich sich nichts zu Schulden kommen ließ, daß Herrn Loewe nur die unterzeichneten Verträge eine Zeit lang sehr unbequem waren. Indessen ein Staatsmann, wie ein Geschäftsmann sollte niemals zeigen, daß er sich auf Verträge hat „hineinlegen“ lassen, und ein Syndicus darf sich nicht auf die Naivetät des Gelehrten berufen.

Immerhin schnitte Scherl schlecht ab, wenn er den harmlosen Referendar mit einer societas leonina eingeseift hätte. Der springende Punkt bleibt: Handelte Scherl bloß juristisch correct oder auch moralisch? Die Frage ist mindestens subjectiv für ihn unbedingt zu bejahen, nach meinem Dafürhalten aber auch objectiv.

Scherl ist in Bezug auf die periodische Presse und Literatur einer der bedeutendsten Verleger Deutschlands geworden. Niemals ist es ihm eingefallen, etwas Anderes sein zu wollen, niemals hat er sich durch litterarische Aspirationen lächerlich gemacht. Beinahe ein Vierteljahrhundert herrscht er in seinem Reiche. Dr. Cornelius C. Loewe aber wäre der Erste, bei dem er den litterarischen Namen zu kaufen oder zu stehlen gesucht hätte. Scherl's unbestreitbares Genie ist organisatorisch. Anders gab er sich nicht; ist er zu fassen, so muß es hier sein. Was heißt organisiren? Es ist ein Verwirklichen von Gedanken, von eigenen und brauchbaren fremden, und zwar durch eigene Arbeit und durch die Gewinnung geeigneter Kräfte und ihre Ausnutzung. Aha, der fremde Antheil! Aber so verstehe man doch recht und sehe das Leben an, wie es ist. Jeder Vertrauensposten in dem lumpigsten, kleinsten Geschäft ist darauf abgesehen, daß der Angestellte seine Persönlichkeit mit einlegt. Ein Chef, der sich einen mechanischen Procuristen bestellt, wäre ein ausgemachter Thor. Und nun erst in größeren Verhältnissen. Ein Minister steht für sein ganzes Ministerium, das für ihn arbeitet. Jedes wichtigere Gesetz ist der Ausgleich eines Hin und Wider einer Reihe kluger Köpfe, und für einen Verantwortlichen ist es eine eigene That, einen fremden Vorschlag zur Realisirung zu bejahen. Das ist keine Verkleinerung. Der Weber ist so gut wie der Spinner. Um Geistern vorzustehen, bedarf es selbst des Geistes, und wer ihn nicht hat, wird immer aus seiner Umgebung die Geistlosigkeit, die Schwäche bevorzugen. Mutsuhito und Niklas haben gleich getreue Unterthanen; warum hat der Erstere erfolgreiche und der Andere alexejewische Berather? Je höher Dr. Loewe sich einschätzt, um so höher stellt er — wenigstens für mein Empfinden — August Scherl, der ihn neben sich berief. Und nicht klein hat der an ihm gehandelt. Irgend woher entsinne ich mich der freilich lange vor dem jetzigen Schisma gefallenen, halb spöttischen, aber darum noch nicht unwahren Aeußerung, daß Dr. Loewe unbeschränkter Herr im Reiche Scherl's sei. Es gab also eine Zeit, wo sich Beide (wer von Beiden es bestreitet, beschimpft sich selbst) ihr Vertrauen, ihr Zusammenarbeiten schenkten, und diesen Factor sollten Beide nicht vergessen. Man glaubt gar nicht, wie schöpferisch das Devis ist. Goethe-Schiller, Scharnhorst-Gneisenau, Bunsen-Fraunhofer, Wey-Edlich, Loeser-Wolff, man nehme die Gebiete, welche man will, überall sind leuchtende Beispiele, wie befruchtend gemeinsamer Gedankenaustausch ist. Es ist ein alter Streit zwischen Stahl und Stein, wer den Funken nun eigentlich erzeugt. Von der subjectiven Ehrlichkeit Scherl's wie Loewe's kann man überzeugt sein. Loewe aber namentlich sollte nicht vergessen, daß Scherl ihn berief und ihm seine Arbeiten oder Vorarbeiten vorlegte. Möchte er bedenken, daß oft schon ein Thema zu stellen ebenso viel werth ist, als die ganze Ausarbeitung, gedenke er auch der platten Weisheit, daß grobe Irrthümer zu verbessern oft minder original ist, als einen fruchtbaren Fehler zu begehen. Dabei immer vorausgesetzt, daß Loewe's Vertheilung von Licht und Schatten überhaupt stimmt.

Wer für das Innenleben eines Organisators Verständniß hat, wird nicht einen Augenblick zweifeln, daß Scherl die Formengebung, die Prägung in's Wort, so horribel das einem Schreibtischmenschen dünkt, durchaus nebensächlich schien. Ihm kam es auf's Schaffen, auf's Verwirklichen an. Dafür spricht vor Allem die Vertragsstelle, daß alle Autoren- und Verlagsrechte an Loewe zurückfielen in dem Moment, wo sich die Unmöglichkeit der Verwirklichung herausstellen sollte. Wie im Kriege es nicht jedes Mal notariell protocollirt werden kann, was dem Unter- und was dem Obergeneral einfällt, sondern die Hauptsache ist das Zusammenwirken in der Schlacht, so war die Kriegsgeschichte des Sparcassenfeldzuges für Scherl mit Recht die spätere Sorge. Ihm kam es auf die That an, und die That war sein. Die russischen Corpsführer haben einen schlechten Ruf, daß ihnen der Ehrgeiz, der Autorenruhm eines Theilerfolges über Disciplin und Kameradschaft gehe. Dr. Loewe

ist beileibe nicht ein Stackelberg, aber seine Schrift wird doch auf Manchen den Eindruck machen, daß er es war, bei dem die erste Liebe erkaltete. Und wenn dem so ist, wer hat dann moralisch Unrecht?

Der schärfste Vorwurf, der gegen Scherl allseitig erhoben wird, ist jedoch der, daß er sich eine besondere Stelle in der Verwirklichung der Sparcassen-Reorganisation zuwies. Nun beinahe alle Reformatoren und Reorganisatoren, vielleicht einzig Perikles und Luther ausgenommen, sicherten ihrer Person und ihrem Amte einen institutionellen Einfluß, und sie thaten Recht daran, weil sie bloß so im Stande waren, die neue Form mit ihrer Seele zu beleben. Nur die Nichtkönner schalten sich selber aus. Es heißt zwar: nur die Lumpe sind bescheiden, allein man muß hinzusetzen, es ist die verhängnißvolle Bescheidenheit bedeutender Menschen, daß sie an ebenbürtige Nachfolger glauben. Cäsar consolidirte das Imperium, Victor das lateinische Papstthum, Cyprian den Episkopat, Bismarck das deutsche Kanzleramt im Zuschnitt auf sich selbst, und der Verleger Scherl schob seiner Reform eine Zeitung an, auf welchen Gedanken außer ihm vielleicht in der That Keiner gekommen wäre. Die billigen Witze auf diese Vergleichsreihe sind überflüssig. Wie in der Natur die Gesetze nicht an die Größen gebunden sind, ebenso im Geiste. Das Einmaleins der Thatsachen ist für Genie, Talent und Durchschnittsmann gleich verbindlich. Wer unbefangen genug ist, Scherl als Organisator gelten zu lassen, wird ihm nicht verargen, daß er sich einen Platz aufhob, wo er weiter für sein Werk — mitarbeiten konnte. Die peinlichsten Stellen in Loewe's Streitschrift, peinlich für ihn, sind die paar sehr häßlichen Bemerkungen über Scherl's „Uneigennützigkeit“, die unter Umständen ein sehr gutes Geschäft gemacht hätte. Sollte wirklich dem kinderlosen, vielfachen Millionär so viel daran liegen, seinen Jahresgewinn mit einer noch fetteren Zahl zu verbuchen? Daß er das neue Unternehmen gut finanziren wollte, ist, wenn es überhaupt ein Fehler ist, ein Tribut an die Zeit, die auf Geld schwört. Wenn er ein weniger guter Rechner gewesen, so wäre des Schreiens über den unpraktischen Träumer, über den phantastischen Ideologen kein Ende, und wahrlich der unerfreulichen Deficitgründungen zu „guten Zwecken“ haben wir mehr als genug erlebt.

Daß Scherl ein Organisator ist, hat er so deutlich bewiesen, daß man nur staunen kann über die Verkennung. Zwar das Geschrei ist groß, daß er keine originalen Gedanken gehabt habe, „er trug nur zusammen, was es anderswo schon gab“. Spaß! Das ist eben das Kunststück, ja die Kunst. Wer verlangt vom Baumeister, daß er auch Ziegel streicht? Mögen Andere, die mehr wissen, im Einzelnen feststellen, was Scherl aus sich geschaffen und was ihm Anregung und Vorbild war, Eins bleibt doch bestehen: auf seinem Gebiete des Zeitungswesens hat Keiner so umwälzend gewirkt wie er. Warum thaten dies die Anderen nicht? Und wenn er Alles, wie es mit offenkundigster Unwahrscheinlichkeit behauptet wird, seinen Mitarbeitern verdankt, warum wurden die nicht von den „Anderen“ engagirt, ausgenutzt oder auf das verdiente Piedestal gestellt? Waren die „Anderen“ etwa zu selbstlos, etwa zu vornehm dazu? O Ihr Schäker!

Weil Scherl ein Organisator ist, ein echter rechter, darum ist die Schöpfung seines Verlags auch nur als ganzes zu begreifen, und es giebt keine größere Taktlosigkeit, als die theilweise Nachahmung, die natürlich den Erfolg nicht erntet und nun bei dem Glücklicheren unsaubere Praktiken argwohnt. Scherl's ungewöhnliche Begabung ist die Organisation des Parteilosen, des von der Besonderheit Losgelösten; ob das nun politisch, ästhetisch, religiös oder social ist, bleibt gleichgiltig. Die fixe Thatsachen-Berichterstattung in Wort und Bild ohne persönliche Anstößigkeit hat er realisirt und der opinio omnium einen Platz an der Sonne geschaffen. Selbst der „Tag“ ist nur das photographische Negativ davon. Das ist Scherl's Stärke, Scherl's Schranke. Das nivellirende Zeitalter mit seiner Vergötterung des Normaltypus verleugnet sich selbst mit der Anfeindung Scherl's. Dem Durchschnittsmenschen in uns, an dem jeder und jeglicher in verschiedenem Bruchtheil participirt, bietet er immer etwas, und das ist ein Verdienst. Die Redensart von dem B. L. A. als dem „verwünschten Blatt, ohne das man doch nicht auskommt“ ist unendlich oft zu hören. Scherl's Stärke ist die Pflege der Imponderabilien, die Welt, Staat, Familie zusammenhalten. Seine Schranke ist die dadurch gegebene Vernachlässigung der Kräfte, deren Kampf das Leben ausmacht. Und hier sollten die anderen ihr Organisationstalent entfalten, ihre Originalität suchen, von Scherl sich ergänzen lassend oder ihn ergänzend. „Selbst Götter stiegen vom Olymp hernieder und kämpften auf den Zinnen der Partei.“ Nun, so seid Olympier und nicht Thersitesseelen. Scherl's culturhistorische und politische Bedeutung liegt darin, daß er das Lesepublikum von der Fractionspresse freier gemacht hat, und er ist der Hecht im Karpfenteich geblieben insofern, als jede Parteizeitung, die versimpelt, ihre Abonnenten immer an ihn, sehr selten an die Gegenpartei los wird. Andererseits gehen so und so viel, denen seine principielle Farblosigkeit nach längerer Zeit zu wenig sagt, wieder zu einem männlich-einseitigeren Blatt über, das aber häufig von anderer Tonart ist, als das frühere Organ. In diesem Sinne ist Scherl ein Ferment der Zeitgeschichte geworden. Wenn andere dagegen zurücktreten, so ist's ihre Schuld. Neben ihm ist viel Platz und schließlich auch über ihm für den, der es kann.

Solch ein Mann hat gewiß seine Fehler, begeht gewiß auch welche und hat sie vielleicht auch im Falle Loewe begangen. Aber der ist von solchen schon gar nicht frei. Jedenfalls ist sein Vorgehen nicht darnach angethan, Unbefangene an Scherl irre werden zu lassen. Am meisten mißbehagt kritischen Lesern von Tact und Geschmack, daß Loewe seine Streitschrift mit Invectiven und Ironien durchsetzte, die im Stimmviehcorps immer eine Beifallsalve auslösen. Damit soll keiner verunglimpft werden, der auf Loewe schwört, weil dessen Beweise ihm genügen, doch jedenfalls hat Loewe damit die vielen gewonnen, die vom Styl sich hypnotisiren lassen. Ueber die Wirkung seines Vorgehens ist schlecht prophezeien. Freunde der Literatur erinnert es an ein berühmteres Pamphlet vor rund drei Menschenaltern, Fichte gegen Nicolai. Der war auch ein Verleger, dem viele die Macht weit über Berlin hinaus verargten, Goethe's ganze Antipathie, Lessing's Freund. Seine Lebensarbeit galt auch breiteren Schichten, darum verstanden und vertrugen ihn die Größeren nicht. Was er Positives geleistet, ist vergessen über der folgenschweren Feindschaft derer, denen er mehr Feinde aus dem Wege räumte, als er ihnen feind war. Fichte's Schrift war zermalmend, seine Ausführungen nicht unrichtig, seine Wirkung namentlich auf die Nachwelt doch eine Unbilligkeit. Wenn die Nicolai's so angegriffen werden, haben sie wenig Freunde; auch bei Scherl sind sie noch nicht zu sehen und bleiben vielleicht ganz aus. Scherl verliert durch den Vergleich mit Nicolai nicht, wohl aber Loewe; denn als Fichte seinen Angriff unternahm, gab ihm sein Lebenswerk ein ganz anderes Recht zur Ungerechtigkeit. Nochmals: will Dr. Loewe nicht die jämmerliche Rolle des armen Mannes spielen, dem der reiche Nachbar aus Versehen den einzigen Hammel geschlachtet hat, so zeige er uns durch andere Werke Gedanken Leistungen, daß er in der That zu schade war, eine Hülfskraft August Scherl's zu sein. Werde er größer als Scherl der Organisator. Einstweilen beschießt er ihn nur von unten und nicht von überlegener Höhe.

Rudolf Berlincke.

Dramatische Aufführungen.

Die Morgenröthe. Komödie in 4 Acten von Joseph Ruederer. (Neues Theater.)

Nicht über alle Heiligthümer der Nation darf man vor dem Berliner Publicum spotten. Während die Hauptstadt insgeheim ihren Frieden mit so ziemlich sämmtlichen herrschenden Gewalten geschlossen hat — Ergebenheitsadressen sind immer auf Lager, und allerunterthänigst ersterben können ihre Leitenden trotz dem Grafen Ballestrem —, während also Berlin zu den durchaus beruhigten Provinzen gehört, sind die Ereignisse von 1848 hier noch unvergessen. Officiell spricht Niemand davon, und nur der Alkohol öffnet die Pforte. Nach der zwölften Stunde aber, im trauten Freundeskreise, wird begeistert, rollenden Auges, schäumenden Mundes, Freiligrath declamirt: „Die Kugel mitten in der Brust, die Stirne breit gespalten, so habt ihr uns auf schwankem Brett hoch in die Luft gehalten!“ oder noch schöner und wilder: „Die rost'ge Flinte legt er an, mit Fensterblei geladen; die rothe Fahne läßt er weh'n hoch an den Barrikaden.“ Dies ist eine verborgene Liebe, die man im Herzen trägt. Und sie mögen sagen, was sie wollen: ich freue mich ihrer. Ich declamire selbst mit, Nachts um die erste Stunde, von der verborgenen Liebe, die Berlin im Herzen trägt. Da man jedoch auf dem Herzen gern den Rothen Adlerorden vierter Classe tragen und Hoflieferant werden möchte, so sorgt man dafür, daß die Gluthen nicht durch die Weste brennen, und kein Fremder ahnt, wie schrecklich demokratisch der Neu-Berliner eigentlich ist. Wehe indessen jedem, der unseren privaten Geheimgott und unsere sorgfältig vor Luft und Licht geschützten Ideale zu lästern wagt! Wir steinigen ihn mitleidlos.

So ist es dem verschollenen „Sturmgesellen“ Sudermann's ergangen, und so der „Morgenröthe“ Joseph Ruederer's. Beide wollten das tolle Jahr von der Bühne herab verulken; Beide nahmen das unleugbare Recht des politischen Satirikers für sich in Anspruch, einen Standpunkt über den Parteien zu suchen oder doch beiden Parteien Peitschenschläge zu versetzen. Doch unser Publicum ist für die politische Komödie noch nicht reif, weil es politisch überhaupt noch nicht reif ist. Da in jedem Aristophon ein Reactionär steckt, so hat der Theatergänger mit den Aristophanesen von vornherein wenig im Sinne. Er freut sich, wenn ein Landrath vermöbelt wird; er lacht sich halbtodt vor Entzücken, wenn ein Kammerherr Serenissimi mal gründlich die Wahrheit zu hören kriegt, und selbst einen Minister hört das Parquet nicht ungern verspotten. Freilich muß dies mit Maßen geschehen, der einflußreichen Stellung des Verhöhnten entsprechend. Tabu sind dagegen die wirklichen Geh. Commerzienräthe und die noch höheren Chargen; Tabu sind ferner alle Februar- und Märzhelden von 1848. Die Mehrheit der Herren, welche Ruederer's Morgenröthe anbliesen, war parteipolitisch entrüstet.

Für ihr Geld hatten sie das gute Recht dazu. Und das Schlimme ist, sie hatten auch diesmal, wie im Sturmgesellen Sokrates, in künstlerischer Beziehung gutes Recht dazu.

Lola Montez ist die reizendste Figur der deutschen Revolution. Vor ihr versinken die Gewaltigen, die im Spritzleder eines Reisewagens vor den siegreichen Tyrannen flohen oder den immerhin bedenklichen

Kugeln der Linie im sicheren Strohsack Trotz boten. Lola's teufelinnen hübsche Frechheit tänzelte um den Thron des betagten und noch immer ach so romantisch angehauchten Bayernkönigs; wie eine schwül duftende Giftblume aus irgend einem tropischen Urwalde blühte sie im gesunden Dunste des Hofbräuhauses. Joseph Ruederer, Du verstehst Dich leider besser auf das Bier als auf die Giftblume. Dich hat der prächtige Gegensatz gelockt, denn Du bist ein fixer und lustiger Kerl mit lustigen Augen; aber aus den fidelen Contrasten ward Dir keine komische Einheit. Um bierologisch zu reden: wir trinken bei Dir nur Halbe, kein Ganzes — oder keinen Ganzen, wenn Sie auf sprachliche Correctheit sehen. Es war dauernd ein ungeheurer Lärm auf der Bühne, chaotischer Radau, dem doch die neue dramatische Welt nicht entsteigen wollte. Ruederer beging zunächst denselben Fehler, den auch Gerhart Hauptmann's „Florian Geyer" für alle Zeit ungenießbar machen wird: er setzte bei seinen Hörern eine zu genaue Kenntniß der ganzen Montezjade voraus. Er schrieb sein Stück, wie es Großvater Ruederer unterm frischen Eindruck der Vorgänge geschrieben hätte, und er rückte es, ganz wie Großvater Ruederer, auch in keine höhere künstlerische Sphäre. Jetzt muß man sich mühsam in der schlecht ersonnenen und schlecht gefügten Handlung zurecht suchen. Ueberall blitzt und leuchtet es auf, die Raketen sprühen buntes Feuer, und in der farbig überstrahlten Tiefe scheint sich ein großes Kunstwerk gestalten zu wollen, — im nächsten Augenblick dröhnt wieder dumpfes Biergeraufe durch die dicke Nacht. Unlösbarer Wirrwarr. Lola verführt blitzgeschwind den unbefleckten Sentor der Cherusker, den grünen Verlobten des gut einschenkenden Wirthstöchterleins; Lola verliert ihren neuen Paladin ebenso blitzgeschwind, ein Schuß knallt in den Rauch und Qualm hinein, die Revolution bricht aus, Lola flieht, der Weihrauchkessel wird geschwungen, der wiedergewonnene Cherusker-Häuptling und Verlobte entführt; Schluß, Vorhang. Daneben das Gewimmel der Alemannen, Lola's strammer Leibbursche; der Marsch der Bürgerwehrbataillone; ein intriguantes Pfäfflein; ein großmäuliger Bengel, der als Lola's Günstling Minister und andere hohe Staatswürdenträger wie dumme Jungen behandelt, also so, wie er sich selbst behandeln müßte. Alles das ist wirr durch einander gemischt, hastig und kunstlos, ein magenbeschwerender Salat. Von organischem Wachsthum will Ruederer hier nichts wissen, derselbe Ruederer, dessen Erstlingswerk so streng und edel gebaut ist. Von all' dem Saus und Braus bleiben nur Einzelheiten im Gedächtniß haften: die köstliche Lola des Fräuleins Helene Fehdmer, in der Director Reinhardt wieder mal ein Juwel entdeckt zu haben scheint; etliche derbe Revoluzer-Scherze und Bierbank-Humore theils Ruederer'scher, meistentheils aber fremder Prägung. Es thut einem um den Stoff leid, den dramatischen, mein' ich, der in schwach alkoholischem ertrinkt. Ein Feldherr der Kulissen hätte mit ihm eine große Schlacht gewonnen, Höhen und Tiefen als Prospecte darum aufstellen können.

Max Klinger's „Drama".

Ein Felsblock, dessen Schichten von Blumen und Epheu umrankt sind, von mächtigen Wurzeln eines Baumstumpfes an der äußersten Spitze vorn umklammert. Vor dem Baumstumpf ein nackter Mann am Boden sitzend, mit den Füßen gegen den Stumpf sich stemmend; die Hände mit eisernem Griff einen starken Ast des Stumpfes erfassend, bemüht, ihn abzubrechen. Jede Muskel auf's Aeußerste angespannt; die Sehnen, die strotzenden Adern hervortretend an den Armen und Beinen; der Mund energisch zusammengekniffen; der ganze Ausdruck des kantigen Kopfes: festeste Entschlossenheit, unbeugsam des Nackens Curve, stählerne Willenskraft, dieser vornübergebeugte Oberkörper, der unter der riesigen Anspannung der Arm-, Bein- und Schultermuskeln fast vom Sitze, einer geringen Bodenerhebung, emporgezogen wird ... Ein Athlet bei einer athletischen Kraftprobe ... So mag er vielleicht gegen eines reißenden Stromes Lauf anrudern ...

Rechts vom Manne, am Rande des Felsens, auf schmalem Vorsprung hingelagert, parallel zur Stellung des rechten ausgestreckten Beines des Mannes — das linke ist im Knie zusammengezogen — ein nacktes Weib, vielleicht schwer verwundet, oder schon sterbend, trotz des lebenskräftigen Ausdrucks, mit der Rechten den Felsen hinter dem Manne umklammernd ...

Unterhalb des breitgewölbten Rückens des Mannes an dem hier schmäler werdenden Felsen ein zweites, jüngeres Weib, mit dem Unterleib und den gespreizten Beinen dicht an das Gestein gepreßt, in dem die Unterschenkel sogar — theilweise verschwinden; die Linke faßt abermals den Felsen, die Rechte umschlingt das liegende Weib, dem der Kopf der Jungen auch sich zuwendet, wie beruhigend, wie tröstend, wenn auch mit einem Ausdruck, der weit mehr von einem starken Eigenleben zeugt, als von einem hingebenden Mitleben ...

Das Ganze aus härtestem Laaser lichtgrauen Marmor gemeißelt, theils, wie beim Felsblock, wie in den Köpfen der beiden Frauen, mehr impressionistisch andeutend, theils, wie in der ganzen Mannesgestalt, wie auch in der Muskulatur des liegenden Weibes, in naturalistisch treuer anatomischer Durchbildung. Eine Verschmelzung des Geistes der Antike mit dem der Moderne, staunenswerth in vielen Einzelheiten, zum Theil meisterlich in der Linienwirkung des Gesammtaufbaues mit seiner Verbindung von Rundplastik und Hochrelief — das ist Max Klinger's „Drama", wie es zur Zeit im stylvoll zu diesem Zweck hergerichteten Oberlichtsaal von „Keller & Reiner" zu sehen ist.

* * *

Vor fünf Jahren sah ich in Dresden, für dessen weltberühmte staatliche Sculpturensammlung im „Albertinum" nunmehr die Marmorgruppe angekauft ist, auf der damaligen „Internationalen Ausstellung" das Gypsmodell dieses Werkes, an dem übrigens das zweite, junge Weib noch fehlte, wie das hingelagerte ältere erst im letzten Augenblick hinzugefügt worden war. Und damals schon wurde bekannt, daß die Modellirung der Mannesfigur ihre Entstehung dem zufälligen Anblick eines rudernden Athleten verdankte. Also ganz und gar der Lust an dem Eindruck eines schönen Menschenleibes in künstlerisch schöner Haltung, die künstlerische Lust an diesem Ausdruck höchster menschlicher Kraftentfaltung. Es hätte die Figur auch sehr gut einfach „Kraft" oder „Kampf um's Dasein" heißen können. Aber der Gedanke des Künstlers, als er beim Begriff „Kampf" ankam, spann sich fort: Kampf — wofür? So entstand wohl die Figur des angeblich sterbenden Weibes. Gleichzeitig ein sehr wirksamer Gegensatz: höchste Kraft — tiefste Ohnmacht. Und ein „Drama" — denn all' diese Kraft vermag das Geschick des Weibes nicht aufzuhalten.

* * *

So Anno 1899. Und sehr bezeichnend für den Plastiker Klinger, der bekanntermaßen oft genug von einer zufällig erschauten Bewegung oder Stellung seiner Modelle oder sonst Jemandes inspirirt wird. Aber noch was Anderes ist für ihn bezeichnend. Auch aus Form und Material erwachsen ihm Ideen. Eine antike Tempelstufe wurde ihm zur armlosen Amphitrite, ein Säulencapitäl zum Gewande der Salome, ein classisches Sculpturenfragment zum Kopf der Kassandra. Aus dem Gestein heraus sah sein Künstlerauge das zu Gestaltende: es wuchs ihm entgegen aus dem Ungefügen, Todten, Starren als etwas Lebendiges. Und zu dem Bildner gesellte sich der Maler, der einerseits innerhalb der durch das Material gegebenen Raumgrenzen solche Haltungen, Bewegungen, Faltenwürfe ersann, die einem schönen Spiel von Licht und Schatten Leben geben konnten, andererseits zu farbiger Behandlung, sei es mit dem Pinsel, sei es durch Verwendung verschiedenartigen Materials, gelangte.

So wuchs ihm aus dem Laaser Marmorblock die zweite Weibesfigur entgegen. Wie bei der Amphitrite das Material zu den Armen nicht ausreichte, so hier nicht zu den Unterschenkeln. Aber wenn jene trotzdem schön wirkt — hier bei dem jungen Weibe wirkt die Umklammerung des Felsgesteins mit dem Fragment gebliebenen weitgespreizten Beinen durchaus unschön. Und merkwürdig: obschon thatsächlich, d. h. im Schaffensproceß, diese dritte abermals nachträglich hinzugefügte Figur sich aus dem Block herausentwickelte, macht sie in der Ausführung den Eindruck von etwas künstlich Angehefteten, Hinzugekommenen. Um so mehr, als zwischen dem realistischen Block mit dem naturalistischen Athleten darauf und dem phantastischen Zusammengewachsensein von Mädchen und Felsen eine Stylwidrigkeit besteht, die z. B. Rodin sicher vermieden hätte.

Hier, in diesem Punkte, vermag ich mit dem Künstler nicht mehr mitzugehen. Ich halte diese dritte Figur für einen bedauernswerthen Mißgedanken. Und ebenso erscheint mir mißglückt die Verbreitung der Legende: Klinger habe hier dem heldenmüthigen Kampf der Buren um Heimathboden, Weib und Kind ein Monument schaffen wollen. Ja, Georg Treu erzählt in der „Zeitschr. f. bild. Kunst" sogar, der Künstler habe eine Zeit lang die Absicht gehabt, in den Block die Worte zu meißeln: „Belli Boerorum imago". Vielmals sei's ihm gedankt, daß er das wenigstens unterließ. Da hätte er auf böse Weise den Gedankengang hineingezwängt in eine Wirklichkeitswelt, deren Erscheinungsformen das „imago" nun schon gar nicht mehr entsprochen hätte. Wie schon jetzt ein innerer Wesenszusammenhang zwischen den drei Figuren nicht besteht, wenn auch der äußere der Linien rhythmisch zum größeren Theil wenigstens erreicht sein mag ...

* * *

So giebt's in diesem Zusammenklang von „Kraft — Ohnmacht — Trost" eine vernehmliche Dissonanz. Sucht man eine Erklärung hierfür, so findet man sie wohl darin, daß nicht der fertige Gedanke als geschlossener Entwurf auf einmal Form gewann, sondern daß der motivirende Gedanke hinter den künstlerischen Einzeleinfällen und -Eindrücken herhinkte ... Mir wäre der Kämpfer allein, ohne daß ich wüßte, was des Kampfes Ziel und Anlaß ist, genug und ohne diesen plastischen Commentar mehr ein vollendetes Meisterwerk als jetzt ...

Jul. Norden.

Notizen.

Oesterreichs Bedränger. Studien über politische, religiöse und sociale Zustände der Gegenwart. Von **Rudolf Vrba** (Fr. Rivnac, Buchhandlung, Prag II). Ein Buch aus dem „feindlichen" Lager, aber ein zum Nachdenken anregendes und in manchen Capiteln äußerst werthvolles Buch. Was der Verfasser z. B. über die Ausbeutung der Völker durch das internationale Capital sagt, zeugt von gesunder, durchdringender Auffassungsgabe und sehr fleißigen und sehr gewissenhaften Studien. Er will uns Reichsdeutschen nicht besonders wohl, aber eben das sollte uns veranlassen, in seinen Spiegel zu schauen. Was er da u. A. über unseren Protestantismus sagt, ist leider nur zu wahr. Die Kläglichkeit einer Kirche, die ganz von den Mächtigen abhängt und deren Diener einschwenken wie die Unterofficiere, peitscht Vrba mit eiskaltem Hohn. „Die Verwaltungen sind gewöhnt, für Protestantismus stets das auszugeben, was höheren Ortes gewünscht wird ... Jeder Machthaber findet in dem reichen Vorrathe Protestanten, den Deutschland beherbergt, sofort Personen, die zu seiner Hülfe angetanzt kommen, wenn Hülfe verlangt wird. Sowie der Maschinenmeister klingelt, verschiebt sich die Decoration ... Einheit des Costüms der Protestanten ist höheren Ortes unerwünscht, da man für die verschiedenen Scenen auch verschiedene Staffagen braucht. Die Leute stehen bereit und kommen auf das Stichwort. Ein ‚an die Wand drücken', wie es politischen Parteien gegenüber ab und zu nöthig wird, ist den kirchlichen Parteien gegenüber nicht erforderlich. Der Protestantismus frißt aus der Hand ..." Das Buch verdient interessirte Leser, denn es ist interessant.

Arnulf Pagony's „Bruchstücke" (Selbstverlag des Verfassers, Fichtelberg, Bayern) sind anspruchslose, dabei zum Theil doch recht ansprechende Versskizzen, Lieder und Gedichte, die eine ganz hübsche Begabung verrathen. Gleich die „Confectioneuse" zeigt flotten Wurf. Unter den politischen Gedichten ist freilich manches Minderwerthige stehen geblieben, das den guten Eindruck herabmindert; ernste Selbstkritik thut auch im Selbstverlage gut.

Die Verlagshandlung **W. Spemann**, Stuttgart, kommt rechtzeitig mit ihren hübschen Kalendergaben: dem „**Kunstkalender**" und dem neuen „**Medicinal-Kalender**", die nach Ausstattung und Inhalt zu unseren vornehmsten gehören. Wir glauben, daß sie sich die Gunst unserer Familien heuer in noch höherem Maße als bisher erobern werden; ihre Concurrenz hält fast durchweg den Vergleich nicht aus. — Eine besonders werthvolle Weihnachtsspende ist das 1054 Seiten starke, sehr reich illustrirte **Kunstlexicon** desselben Verlages, das, wie andere Spemann'sche Bücher, bald zum deutschen Hausschatze gehören wird. Mit Bienenfleiß und erstaunlicher Umsicht ist hier Alles zusammen getragen, was Fachmännern und Laien wichtig dünkt. Ein solches, unbedingt richtige und umfassende Auskunft gebendes Buch hat uns schon lange gefehlt: dem Herausgeber Wilhelm Spemann gebührt besonderer Dank dafür. — Das „**Weltpanorama**" in der Ausgabe 1903 steht hinter seinen Vorgängern nicht zurück. Für die reife männliche Jugend und für Jeden, der sich feuilletonistisch über Welt und Menschen, sensationelle Vorgänge, Erfindungen u. s. w. unterrichten lassen will, giebt es keine dankbarere Lectüre.

Von **Wilhelm Heinse's Briefen** hat der Insel-Verlag in Leipzig den ersten Band erscheinen lassen. Heinse ist aller Stürmer und Dränger Reifster gewesen, sein Ardinghello verdient es durchaus, noch heute gelesen zu werden. Mit ihm rang sich die deutsche Sprache aus den Fesseln der Pedanterie und Schwerfälligkeit los, und deutscher Kunstgeschmack hat in ihm einen seiner vornehmsten Vertreter. Höheren Genuß noch als Heinse's Romane gewähren die vorliegenden ungedruckten Briefe. Köstliche Bekenntnisse, lebendige Schilderungen eines genügend ernsten Lebenskampfes, dazwischen allerhand Kunstverzückungen — und so fein schmiegt sich der Briefpoet dem Wesen derer an, denen er schreibt, daß man ihre Charakterköpfe vor sich sieht. Diesen urprächtigen Vater Gleim zum Beispiel, diesen Wieland! Diese immer scheiternden, mit ach so großem Idealismus und so ganz unmoderner, altfränkischer Vornehmheit in Geschäftssachen ausgestatteten Verleger! Wir empfehlen wirklichen Literaturfreunden das Buch von Herzen, sie werden viel Freude daran haben.

Goethe's Werke. Unter Mitwirkung mehrerer Fachgelehrter herausgegeben von Professor Dr. **Karl Heinemann**. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe. Kleine Ausgabe in 15 Bänden, große Ausgabe in 30 Bänden. Preis jedes Bandes in Leinenband 2 Mk. (Bibliographisches Institut, Leipzig und Wien.) Die erste Serie der Heinemann'schen Goethe-Ausgabe hat mit dem vorliegenden Bande ihren Abschluß erreicht. In 15 schmucken, überaus preiswerthen Bänden liegt nun Goethe's Schaffen, soweit es Anspruch auf die Verbreitung in weitesten Kreisen erhebt, in mustergültiger, auf der Höhe der Wissenschaft stehender Bearbeitung vor. Mit besonderem Interesse wird der zuletzt erschienene elfte Band aufgenommen werden, der, von Dr. **Harry Maync**, dem Herausgeber der „Lehrjahre" und der kleineren epischen Prosawerke, bearbeitet, die in vielfacher Hinsicht so schwierigen „Wanderjahre" enthält. Er bedeutet textkritisch eine um so beachtenswerthere selbstständigere Leistung, als der seit einem Jahrzehnt fällige Band der vom Goethe- und Schiller-Archiv zu Weimar besorgten Monumentalausgabe, der den kritischen Apparat zu diesem Werke bringt, noch immer nicht erschienen ist. Maync's „Lesarten" geben jetzt in dankenswerther Weise über die verschiedenen Fassungen und Drucke des Romanes und seiner Theile übersichtliche Auskunft. Eine längere Einleitung wird dem viel zu wenig gekannten Werke trefflich gerecht, indem sie nicht nur die Entstehungsgeschichte darlegt, sondern auch, besonders an die bedeutsamen Begriffe Entsagung und Thätigkeit im Goethe'schen Sinn anknüpfend, den reichen Gedankengehalt entwickelt. In Fußnoten unter dem Text wird nur das Nothwendigste erklärt, dagegen giebt der umfangreiche Anhang „Anmerkungen des Herausgebers" einen so gut wie erschöpfenden Commentar. Hier wird in knapper Form ausgeführt, was die Specialforschung bis auf den heutigen Tag beigebracht hat, und zahllose bibliographische Nachweise leiten den Leser, der darnach Verlangen trägt, zu dieser selbst; auch finden sich hier manche neue eigene Beobachtungen des Herausgebers. Die 15 Bände der abschließenden zweiten Serie (jede kann für sich allein bezogen werden) sollen in erheblich rascherer Folge erscheinen. Schon in wenigen Wochen wird der von Professor Dr. Otto Harnack besorgte 22. Band den ersten Theil von Goethe's „Schriften zur Kunst" bringen.

Liselotte von Reckling. Roman von **Gabriele Reuter**. Verlag von S. Fischer, Berlin. In der modernen Erzählungsliteratur nimmt Gabriele Reuter mit Recht eine geachtete Stellung ein. Auch der neue Roman ist nicht arm an fesselnden Charakterschilderungen, denen gelegentlich satyrische Schlaglichter nicht fehlen. Dennoch ist der Gesammteindruck nicht befriedigend. Es fehlt dem Werke die rechte persönliche Note. Die Charakteristik der Hauptpersonen ist ziemlich matt, und in der Sprache vermissen wir nur zu oft die individuellere Färbung. Die Einführung der romantisch angehauchten Daja ist ein künstlerischer Fehlgriff, ein handgreiflicher Romancoup, der gerade an der entscheidenden Stelle den psychologischen Werth des Werkes bedenklich herabdrückt. Immerhin enthält der Roman so viel des Gelungenen und Anregenden, daß seine Lectüre dem Literaturfreunde wohl empfohlen werden kann.

Krone des Lebens. Nordische Novellen von **Margarete Kossak**. (Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger.) Die Kunst der Verfasserin aber gipfelt nicht in den Dissonanzen, die sie trefflich wiederklingen zu lassen versteht, sondern in der feinen, anmuthigen, natürlichen Art, sie aufzulösen. Wenn das nicht immer restlos geschieht, so wird doch dadurch der Eindruck der lebensvollen Wirklichkeit erhöht, in welcher auch geheilte Wunden Narben zurück lassen.

Das schlafende Heer. Roman von **C. Viebig**. (Egon Fleischel & Co., Berlin.) Ein actuelles Thema! Deutsche gegen Polen! Gewiß bleibt es da nicht aus, daß diejenigen, welche mitten in diesem Kampfe stehen, von ihrem Standpunkt und ihren Erfahrungen aus manche Dinge anders ansehen, als die Verfasserin. Aber allgemein wird man ihr zugestehen müssen, daß sie auch den Fernerstehenden über die streitenden Kräfte und die Mittel, mit denen sie operiren, in ausdrucksvoller und fesselnder Weise unterrichtet. Nicht in lehrhaft abstracter Ausführung, sondern durch lebendige Darstellung aller hüben und drüben in Betracht kommenden Kreise erregt und fesselt sie unser Interesse. Clara Viebig haucht ihren Gestalten Leben voll natürlicher Farben ein, die Ereignisse reihen sich in gedrängter Folgerichtigkeit an einander, und wenn die Ausschreitungen glühenden Hasses in ungezügelter Rohheit ihre Sühne

nicht finden, so läßt sich das auf die Rechnung des historischen Romanes setzen, der seine Phantasie gebunden sieht durch die Grenze der Wirklichkeit.

Funken unter der Asche. Roman von **Emmi Elert.** (F. Fontane & Co., Berlin.) Ein Freifräulein liebt einen Vetter, der Offizier ist; sie verloben sich heimlich. Ihr Vater, rüde in seinen Manieren und roh in seinen Gefühlen, verlobt und verheirathet sie einem schönen, reichen, kreuzbraven Rittmeister, wobei sie sich unbegreiflich benimmt. Ihre Ehre ist eine Form und diese Form zerbricht, sobald der Vetter wieder erscheint. Die Frau treibt ihren Mann in den Tod, indem sie ihn durch ihren Hohn anstachelt, obwohl er schwerkrank ist, ein Reiten mit zu machen. Als Sterbender wird er ihr in's Haus gebracht, und von seinen Lippen hört sie, was sie plötzlich selber weiß: „Du — mein Weib — hast mich betrogen!" Man kann sagen, um dieser dramatisch zugespitzten Scene Willen ist der Roman geschrieben. Natürlich erschießt sie sich an der Seite ihres todten Mannes. Bums! Aber es ist „effectvoll", und das genügt.

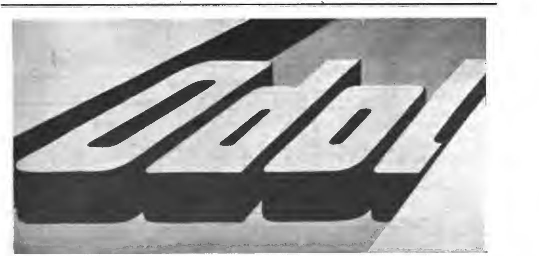
Das entschleierte Bild zu Sais. Socialer Roman von Dr. **Franz Stolze.** (Rostock, C. J. E. Volckmann.) Das Bild zu Sais, das der Verfasser entschleiern will, ist der socialistische Zukunftsstaat. Scharfe Kritiker werden hier und da die strenge Logik vermissen. Aber auch sie werden über diese vereinzelten Mängel hinwegkommen, da die so lebendig geschilderten Erlebnisse des Verfassers sich schließlich als ein Traum darstellen. Die Möglichkeit einer solchen Heilung mag, sofern es sich um einen ernst nachdenkenden Menschen wie den Erzähler handelt, mit Recht bestritten werden. Aber selbst dieser Mangel scheint uns nicht erheblich, da der Traum nur die äußere an sich nebensächliche Form bildet, die der Verfasser seiner Schilderung giebt. Wir glauben deshalb, daß das Buch trotz der geschilderten Mängel warmer Empfehlung werth ist.

Natur und Arbeit. Eine allgemeine Wirthschaftskunde von Dr. **Alwin Oppel.** Mit 216 Abbildungen im Text, 28 Kartenbeilagen und 24 Bildertafeln in Holzschnitt, Hochätzung und Farbendruck. 2 Leinenbände zu je 10 Mk. (Bibliographisches Institut, Leipzig und Wien.) Der Verfasser stellt das Verhältniß zwischen Natur und Wirthschaftsarbeit gemeinverständlich auf wissenschaftlicher Grundlage dar. Er zeigt, welche Möglichkeiten die Natur für die Erwerbsarbeit bietet, welche Schwierigkeiten sich der Gewinnung der Naturschätze entgegenstellen, und über welche Kräfte der Mensch verfügt, um die Natur zu bewältigen. Diesen Naturvoraussetzungen ist die Geschichte der Wirthschaft angeschlossen, in der erläutert wird, mit welchen Mitteln und in welchem Umfang es dem Menschen gelungen ist, sich der Naturschätze zu bemächtigen. Diese Geschichte muß aber den ganzen Entwicklungsgang des Menschen von seiner Entstehung bis zur Gegenwart verfolgen, wobei zum Theil recht wichtige, vielumstrittene Probleme berührt werden. Oppel sucht in den Fragen über den Urmenschen, das Verhältniß der Vorgeschichte zur Geschichte, der Entstehung von Ackerbau und Viehzucht den sichern Weg zu weisen, der aus dem Urzustand der Wirthschaft zu den weiteren Entwicklungsformen führt. Bei der Schilderung der Verhältnisse in der Gegenwart hat sich Oppel nicht auf die Culturvölker beschränkt, sondern mit Recht auch die Naturvölker herangezogen, weil sich aus deren Lebensweise und Culturbesitz sehr wichtige Rückschlüsse auf die Entwickelung der Culturvölker ziehen zu lassen. Den breitesten Raum des Werkes nimmt jedoch nach dem Gesammtplan die Darstellung der Wirthschaft der Gegenwart ein. Von den drei großen Capiteln, die zeigen, welche Urstoffe die Erde dem Menschen bietet, ist das der „mineralischen Urproduction" in den ersten Theil mit aufgenommen. Wie sich Production und Verbrauch zu einander verhalten, welche Mittel der Mensch zur Gewinnung anwendet, und welche gesellschaftlichen Organisationen sich herausgebildet haben, um am zweckdienlichsten zu arbeiten, wird mit großer Uebersichtlichkeit gezeigt. Der 2. Theil, der noch aussteht, soll die Capitel der pflanzlichen und thierischen Urproduction, Gewerbe und Industrie, Handel, Geld- und Verkehrswesen enthalten. Eine reiche Illustrierung ist dem Werke beigegeben, die Hauptvorgänge des wirthschaftlichen Lebens finden lebendige, bildliche Darstellung, gute photographische Nachbildungen von Originalen begleiten die Capitel über die Geschichte der Wirthschaft. Besonders hervorzuheben sind auch die zahlreichen Karten, die in ihrer Gesammtheit einen interessanten Atlas der Wirthschaftskunde darstellen.

Zur gefälligen Beachtung.

Alle **geschäftlichen** Angelegenheiten, besonders die Versendung von Beleg-Exemplaren, die Honorirung u. dgl., erledigt **ausschliesslich der Verlag**, Berlin W 30, Motzstr. 30 I. Man wolle bezügliche Anfrage **nur an ihn** richten.

Dagegen sind Manuskripte, Bücher, redactionelle Anfragen etc. stets an **Richard Nordhausen**, Berlin W 30, Gleditschstr. 6, zu senden. Für pünktliche Erledigung kann sonst nicht Gewähr geleistet werden.



R. Fuess, Berlin-Steglitz.



Neue Prismen-Feldstecher

für militärische Zwecke, in vorzüglichster Ausführung.

— Neue Zielfernrohre. —

Träumereien eines Nachtwandlers.

Dichtungen
von
Otto Promber.

Preis Mk. 1.—.
Zu beziehen durch **M. O. R. Promber, Zittau i. Sa.**

In unserm Verlage erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der König von Babel.

Ein Epos
von
August Sturm.

Auf der Höhe.

Neue Lyrik
von
August Sturm.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter), Hamburg.

Seltene Gelegenheit!

Verlag von **Wilhelm Hertz** in Berlin.

Soeben erschien:

Georg von Bunsen.

Ein Charakterbild aus dem Lager der Besiegten, gezeichnet von seiner Tochter

Marie von Bunsen.

22 Bogen Oktav.
Mit Buchschmuck von Marie von Bunsen und einem Porträt in Heliogravüre.
Geheftet 6 M. Gebunden 7 M.

August Sturm, Deutsche Balladen.

Ein Weihnachtsbuch für den deutschen Winter. — Preis gebunden 2 Mark

Diese für jung und alt bestimmten, poesiedurchwehten und formvollendeten Balladen behandeln ausschließlich deutsche Stoffe: Sagen aus der Edda, aus der Geschichte des deutschen Volkes, speziell des Thüringer Stammes, reihen sich aneinander bis hinauf in die aus dem Leben gegriffenen Heldenbilder der jüngsten Vergangenheit; mit einer Vision in Deutschlands Zukunft schließt das Werk.

Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Soeben wurde vollständig:

Felix Dahns sämtl. Werke poet. Inhalts.
Neue Folge.

15 Liefgn. zu je 1 Mk. oder 4 Bde. zum Preis von 15 Mk.

Inhalt: Band I: 1. Sigwald und Sigridh. 2. Sittliche. 3. Der Vater und die Söhne. Band II: 1. Am Hof Herrn Karls. 2. Herzog Ernst von Schwaben. 3. Fünfzig Jahre. 4. Meine welschen Ahnen. Band III: Walhall. Band IV: Kaiser Karl und seine Paladine.

Diese neue Folge ist ganz selbständig; sie bildet ein vaterländisches Festgeschenk, zumal an solche, welche die Hauptausgabe besitzen. Die Dahnschen Werke sind und bleiben ein nationaler Hausschatz, der überall mit Freuden willkommen geheißen wird.

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck in München.

Soeben ist erschienen:

Allgemeine Theorie der gesellschaftlichen Produktion

von

Dr. jur. A. Nordenholz.

X, 292 Seiten. gr. 8°. Geh. 7 ℳ.

Anhaltische Verlagsanstalt
Inhaber: **Herm. Oesterwitz, Dessau.**

Die Reichseinkommensteuer.

Möglichkeit und Nothwendigkeit einer solchen.

Studie von
A. Ulrich, Oberrevisor a. D.

Preis: 60 Pfg.

Reichstagsabgeordnete, Landtagsabgeordnete, Behörden, Politiker und Finanzmänner wird diese eminent wichtige Broschüre ganz besonders interessieren.

Bismarcks Nachfolger.

Roman
von
Theophil Zolling.

Volksausgabe.

Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Caprivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom

Verlag der Gegenwart,
Berlin W. 30.

Im reichsten Bilderschmuck und Prachtband.

Deutsch Capri
in Kunst, Dichtung, Leben.

Von **Johannes Proelß.** ℳ. 5.—.

Reizvollste Schilderungen deutschen Lebens auf Capri sonst und jetzt. Zeitgemäße **Festgabe.** Letzteres gilt auch von:

Allmers Röm. Schlendertage. ℳ. 7.
Barth Ital. Schenkenführer. ℳ. 1.
v. Dalwigk Rom u. Athen. ℳ. 3.
Roland Ital. Landschaftsbilder. ℳ. 4.
Salomon Süditalien. ℳ. 4.
Zabel Europ. Fahrten. 2 Bde. ℳ. 12.
Zacher Röm. Augenblicksbilder. ℳ. 4.

Verl.: **Schulzesche Hofbuchhandlung Oldenburg.**

Bismarck
im
Urteil
seiner Zeitgenossen.

Hundert Original-Gutachten v. Freund u. Feind: Björnson Brandes Büchner Crispi Dahn Daudet Egidy Fontane Groth Haeckel Hartmann Heyse Jordan Kipling Leoncavallo Lindau Lombroso Meichsner Nigra Nordau Ollivier Pettenkofer Salisbury Sienkiewicz Simon Spencer Spielhagen Stanley Stoecker Strindberg Suttner Wildenbruch Werner Zola u. v. A.

Eleg. geb. 5 Mk. vom **Verlag der Gegenwart,** Berlin W. 30

Wir erlauben uns unsere Leser auf die in dieser Nummer beigelegten Prospecte von Oswald Mutze in Leipzig, Greiner & Pfeiffer in Stuttgart und F. Soennecken in Bonn aufmerksam zu machen.

Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W 30, Gleditschstr. 8; Expedition: Berlin W 30, Maaßenstr. 30 I. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 49. · Berlin, den 3. December 1904. 33. Jahrgang. Band 66.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W 30. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt:

Rüstzeug zum Culturkampf.

Von Dr. Ph. Münch.

Motto:

Wir stehen am Vorabend heißer und entscheidungsschwerer Tage. Stündlich erwarten wir den Ausbruch eines ungeheuren Kampfes, welchen nur Feiglinge und Dumme noch vermeiden zu können glauben. Wir erwarten von uns selbst den Sieg (Leop. Ziegler, Wesen der Cultur). Diederichs' Verlag, Jena.

Der Culturkampf steht bevor. Auf beiden Seiten wird gerüstet. Ja, in der That, von uns selbst erwarten wir den Sieg. Sind wir aber auch wirklich schon hinreichend gerüstet? Und wenn nicht, sind wir auf dem rechten Wege, uns hinreichend zu rüsten? Ist das Schwert des protestantischen Geistes, das Luther so kühn und so schneidig zu schwingen verstand, noch eben so blank und scharf wie damals, als es dieser treffliche Mann dem deutschen Volke von Neuem geschmiedet und geschliffen hatte? Oder haben wir es verrosten lassen, weil wir aus der Uebung kamen und uns damit begnügten, an seiner Stelle vergoldete und versilberte Papierschwerter einzuführen, um mit diesen Fechtübungen anzustellen? Der Arm, auf diese Weise vorbereitet, würde zu schwach sein, das eigentliche Schlachtschwert zu schwingen; dieses selbst aber, vom Roste zerfressen, schartig und stumpf geworden, würde beim ersten Ansturm in tausend Stücke zerspringen.

Was ist es doch gleich, was uns an dem Gegner so verwerflich und der Bekämpfung und Vernichtung werth erscheint? Doch sicherlich die Gewissenlosigkeit, oder besser gesagt, die systematisch betriebene Abstumpfung des Gewissens durch die von jeder Verantwortung entbindenden heteronomen Pseudomoral. Letztere aber ist das Grundübel und das größte Hinderniß, daß dem Culturfortschritt in den Weg gelegt werden kann, wenn man sich nämlich mit ihrem propädeutischen Werth nicht begnügt. Freilich ist dieser geistige Schlummer, der außerdem frei von allen Pflichtencollisionen ist, so süß, ach so süß, während man noch obendrein das beruhigende Gefühl hat, daß die fremden Gesetzgeber mit ihren Gesetzen das größtmögliche Glück Aller anstreben und, sofern sie für jeden Fehltritt auch sofort ein kleines Beruhigungsmittelchen in Gestalt von eigenmächtiger Absolutionsertheilung in Bereitschaft halten, den Seelenfrieden nicht stören. Unvergleichlich schildert diesen Zustand Ed. v. Hartmann, wenn er sagt: „Wie beneidenswerth ist der beschauliche Frieden in der Physiognomie eines Ochsen, und wie bewunderungswürdig hat es der Jesuitismus verstanden, durch seine Werkzeuge, den Clerus, die Physiognomie der ihm unterworfenen Bevölkerung mit der unverkennbaren Familienähnlichkeit jenes Wiederkäuers zu stempeln."

Schrill und rauh tönen in diesen Frieden hinein die wenig melodischen Rufe eines Luther's, wenn er den Menschen hinsichtlich des moralischen Handelns zwar an die Schrift weist, doch ohne dem Urtheil des Einzelnen vorzugreifen, wodurch er letzten Endes doch wieder jeden Einzelnen zwingt, selbst zu entscheiden, was Gottes Wille im gegebenen Falle sei, und wenn er ferner den Menschen hinsichtlich der Sündenvergebung direct ohne Zwischeninstanz an Gott weist, so daß er niemals mit Bestimmtheit wissen kann, ob Gottes Gnade ihm zu Theil geworden ist oder nicht. Das war eine scharfe, zweischneidige Waffe, die sich Luther damit geschmiedet hatte. Leicht konnte man sich mit ihr selbst verwunden. Um so größere Wachsamkeit und Umsicht erforderte ihre Handhabung. Nun Luther hat sie schneidig und kühn zu schwingen gewußt bis an sein Ende.

Aber haben wir es verstanden, diese herrliche Waffe des Geistes auch nur bei ihrer alten Schärfe zu erhalten, geschweige denn sie noch weiter zuzuspitzen? Sind wir nicht auf dem besten Wege, aus Furcht vor der Willkür und dem Subjectivismus die ebenso oder noch weit gefährlichere, weil gedankenlose und äußerliche staatlich-kirchliche Autorität wieder einzuführen? Nehmen wir nicht genau ebenso wie der Katholicismus unsere Zuflucht zur socialeudämonistischen Pseudomoral, wenn wir allein mit der Heteronomie nicht auszukommen fürchten? Und haben wir nicht die Lehre von der durch den Tod Christi uns verbürgten Gnade Gottes in ein ebenso angenehmes Beruhigungsmittelchen umgewandelt für den Fall, daß unser Gewissen ja einmal durch einen Verstoß gegen die staatlich-kirchlichen Gesetze in Aufruhr gebracht werden sollte?

So lange wir also an diesen drei rückständigen Punkten festhalten, wird unser Fechten ein Fechten in die Luft sein, werden wir unseren Gegner nicht um Haaresbreite aus seinen Positionen vertreiben können aus dem einfachen Grunde, weil er die Consequenz auf seiner Seite hat. Er erklärt sich offen und unumwunden gegen den Culturfortschritt und für das Wohl Aller, während wir behaupten, sowohl den Culturfortschritt zu fördern als auch das Wohl Aller anzustreben. Was sollen wir dann aber thun? Nun, ganz einfach, ebenfalls die Consequenzen ziehen, nun aber nicht die des

Rückschrittes, sondern die des Fortschrittes, des wahren, echten Protestantismus, so wie ihn ein Luther heutzutage vertreten würde. Und das heißt nichts anderes, als mit allen eudämonistischen und heteronomen Pseudomoral-Principien endgiltig brechen und zur sittlichen Autonomie übergehen. Freilich läßt sich diese nur begründen und vor jeder subjectivistischen Willkür sicher stellen, wenn sie die objectiven Zwecke anerkennt und zu Zwecken des wahren, immanenten Selbstes stempelt, wie es Ed. v. Hartmann nachgewiesen und neuerdings Leopold Zieger in seinem Buche: „Das Wesen der Cultur“ von Neuem aber auf anderem Wege aufgefunden und in den Vordergrund gerückt hat.

Wo bleibt aber dann das Christenthum? Wird das nicht damit gänzlich vom Thron gestoßen? Autonomie verträgt sich nur mit Autosoterie. Und ist nicht das Christenthum wesentlich Heterosoterie? Ohne Frage. Aber ob unser wahres immanentes Selbst, das absolute Wesen, das wir zunächst, weil absolut, als das allen Individuen gemeinsame annehmen müssen, ob dieses wirklich nicht sich selbst erlösen, d. h. von dem vergeblich nach Glück dürstenden Willen befreien kann, das erfahren wir doch erst, wenn wir uns ganz in den Dienst dieses unseres realen Selbstes stellen und das Ziel der Befreiung durch wahre sittliche Autonomie und tief religiöse Autosoterie zu erreichen suchen. Und erst wenn wir das an uns selbst erfahren hätten, wenn wir ohne Erfolg bis zur Verzweiflung gerungen und gekämpft hätten, erst dann würden wir die nöthige Voraussetzung zum Christenthum besitzen, nämlich den wahren, aufrichtigen Hunger und Durst nach Erlösung durch einen Dritten, und erst dann könnten wir an unserem eigenen Leibe erproben, ob eine solche Erlösung praktisch möglich ist, die doch in der Theorie einen nicht wegzuleugnenden Widerspruch enthält.

Daß aber die erste Erfahrung vorausgehen muß, liegt auf der Hand. Denn wenn die Erlösung nur durch ein Paradoxon, durch ein individuelles, persönliches Absolutum möglich sein soll, dann muß ich doch selbst erst einmal auf einen Widerspruch in mir gestoßen sein. Wo sollte ich sonst den Muth hernehmen, an dieses Paradoxon zu glauben und zu ihm meine Zuflucht zu nehmen? Ist aber zu diesem Muth jene innere Erfahrung unbedingte Voraussetzung, dann kann es doch unmöglich unsere Aufgabe sein, das Widerspruchsvolle in jenem Paradoxon möglichst vertuschen zu wollen. Wozu kann das anders führen, als zu einem ganz oberflächlichen und gedankenlosen Glauben!

Hierbei wird obendrein Zweierlei verhindert. Ich kann erstens niemals zu der festen Ueberzeugung von der Wahrheit des Christenthums kommen. Zweitens ist mir der Weg vollständig versperrt, es auch nur erst einmal mit der wahren, echten Sittlichkeit zu versuchen. Nicht nur, daß man geradezu angehalten und verführt wird, das Gute um Lohnes willen zu thun und das Böse aus Furcht vor Strafe zu meiden; was eben das Schlimmste ist, es wird das Gewissen systematisch eingeschläfert, sofern willkürlich von wissenschaftlichen Autoritäten bestimmt wird, was noch als sittlich von den Aussprüchen und Geboten des Paradoxons gelten soll und was nicht. Damit ist man der zwar oft recht lästigen, ja qualvollen, dafür aber auch wach erhaltenden Selbstentscheidung und Verantwortung für die Folgen seines Thuns enthoben, und durch vorzeitiges Anbringen und Darreichen der in Christo erschienenen Gnade Gottes wird auch noch die letzte Möglichkeit genommen, daß der Mensch wenigstens durch Gewissensbisse daran erinnert werde, daß er ein Gewissen besitzt.

Kein Geringerer als der große Däne Sören Kierkegaard hat auf die Gefahr hingewiesen, die entsteht, wenn man die Menschen verführt, das Christenthum unmittelbar auf Treu und Glauben anzunehmen. Diese Gefahr hat sich ja seitdem insofern wesentlich verringert, als unter den Gebildeten der Indifferentismus mehr und mehr um sich greift und in den unteren Schichten gerade das einzig Gute die ehrliche Entrüstung darüber ist, daß man sich äußerlich zu Dogmen bekennt, von deren Wahrheit man absolut nicht überzeugt ist, denen man also innerlich ganz kühl und gleichgiltig gegenüber steht. Wenn aber diese große Gefahr nur dadurch beseitigt ist, daß die Dogmen des überlieferten Christenthums überhaupt keine Motivationskraft mehr besitzen, dann ist das doch erst recht Beweis genug, daß es auf diesem Wege ein Vorwärtskommen überhaupt nicht mehr giebt.

Soll also wenigstens die Möglichkeit offen gehalten werden, daß das Christenthum eine befreiende Wirkung auf die Menschheit ausübe, dann müssen wir einen neuen Weg einschlagen, auf dem wir jene unüberwindlichen Hindernisse nicht vorfinden, auf dem uns aber Ziele winken von hinreichender Motivationskraft, diesen Weg mit vollem Vertrauen und mit neuer Hoffnung auf endlichen Sieg zu beschreiten. Das kann natürlich zunächst nur ein Weg sein, den zu begehen, keine vernunftmörderische Zumuthung an uns stellen heißt. Gleichzeitig muß ein Abbiegen zur subjectivistischen Willkür ausgeschlossen sein, wie es eben der Fall ist, wenn die objectiven Zwecke zu Zwecken nicht unseres Bewußtseins-Ich, sondern unseres immanenten, unbewußten wahren Selbstes erhoben werden. Des Selbstes, das allen Individuen als das alleine, ewige Wesen zu Grunde liegt. Die Befreiung dieses unseres wahren Wesens von dem in's Unendliche strebenden und doch stets sein Ziel verfehlenden Willens zum Leben anzustreben, das allein kann das neue Ziel sein. Gelingt es uns nicht, die jeweils dahinführenden Mittelzwecke zu Zwecken unseres Selbstes zu machen und in's Unbewußte zu versenken, das heißt also, eine neue Unmittelbarkeit, eine neue Unschuld auf höherer Stufe zu erreichen; gelingt es uns nicht, die Angst zu überwinden, die sich einstellt, wenn wir uns trotz aller Einsicht in die Zwecklosigkeit des Willens zum Leben, trotz rechtzeitigem Gedenken aller möglichen sittlichen und religiösen Motive überwältigt sehen von den unsittlichen und widervernünftigen Trieben; gelingt es uns nicht, diese Angst, die auf ein Zerfallensein mit Gott hindeutet, durch den Gedanken zu überwinden, daß ja doch die innige Vereinigung mit Gott gewahrt bleibt, sofern Gott unser eigenes innere Selbst ist, und daß die Befreiung dieses unseres Selbstes verbürgt ist, auch wenn wir uns von unserem Bewußtseins-Ich überlistet und verführt sehen, von unserem wahren Selbst abzufallen, wenn wir nur von jetzt ab mit verdoppelter Wachsamkeit auf unserem Posten stehen; kann uns dieser Gedanke nicht von der Angst befreien, obgleich er uns doch von der Schuld befreit, indem er uns für nicht mehr identisch erklärt mit unserem früheren, durch Fahrlässigkeit mit Schuld beladenem Ich, dann erst wäre es Zeit, uns nach anderer Hülfe umzusehen.

So lange die Angst anhält, wird unser Auge immer wieder auf die Motive hingelenkt, die uns durch Weckung unsittlicher Triebe zum Fehltritt hintreiben, und so lange werden wir auch nicht die Kraft besitzen, unser Auge von diesen unsittlichen Motiven abzulenken und auf die sittlichen Motive zu richten. Auf diese Angst kommt es also an. Darin müssen wir dem Dänen Sören Kierkegaard unbedingt beipflichten. Gelingt es nicht, diese Angst durch obigen Gedanken zu überwinden, dann sind wir thatsächlich mit Gott zerfallen und die Aussicht und Hoffnung auf dereinstige Erlösung und Befreiung von dem ewig unbefriedigten Willen zum Leben ist auf immer benommen, wenn sich nicht von anderer Seite Hülfe zeigt. Da diese Stockung auf einen Widerspruch in uns schließen lassen würde, wären wir sehr wohl berechtigt, unsere Zuflucht zum Paradoxon zu nehmen.

Nun wären wir auch ganz anders vorbereitet. Kämen wir jetzt zum Paradoxon, so nahten wir ihm nicht nur als vorübergehend und in der Zeit schuldig Gewordene. Denn nun wären wir erst so recht eigentlich in der Verzweiflung an unserer Erlösung auf unser ewiges Selbst gestoßen, nun

freilich nicht auf das allen Individuen gemeinsame, sondern auf das jedem einzelnen allein Angehörige. Das wäre dann jene Verzweiflung an dem eigenen Selbst, das Sören Kierkegaard im zweiten Theil seines Werkes Entweder — Oder, dessen treffliche deutsche Uebersetzung vor Kurzem in zweiter Auflage bei Ludwig Ungelenk in Dresden erschienen ist, von jedem fordert, der das Ethische zu verwirklichen trachtet. In diesem Bewußtsein seiner ewigen Giltigkeit müßte in der That das Schuldbewußtsein eine ganz andere Tiefe und Stärke erreichen, müßte es ebenfalls absolut und unendlich sein. Und das wäre auch ganz in der Ordnung so. Zu einem ewigen Wesen gehört, wenn es wirklich schuldig ist, auch ein unendliches Schuldbewußtsein. Und erst wenn bei einem ewigen Wesen das Schuldbewußtsein unendlich geworden ist, darf die durch das Paradoxon vermittelte Versöhnung angebracht werden. Denn nun hindert sie nicht mehr, daß der Mensch vor der Zeit zur Ruhe komme, bevor noch das Ewige in ihm geboren, d. h. zum Bewußtsein gelangt ist, und daß der Mensch durch eine unendliche innere Bewegung, durch eine unendliche Willensverneinung die unendliche Sucht des Willens zum Leben vernichte.

Aber das Alles läßt sich nur praktisch erproben und erfahren, wenn man das Gewissen nicht durch eine falsche Moral und durch vorschnelle Versöhnung einschläfert und zum Schweigen bringt, wie dies thatsächlich im Katholicismus und, so weit die religiöse Gleichgiltigkeit noch nicht um sich gegriffen hat, auch im Protestantismus der Fall ist. Wollen wir also im kommenden Culturkampf als Sieger hervorgehen, so müssen wir erst einmal selbst die Fehler ablegen, die wir an unserem Gegner bekämpfen, sonst dürfte uns eine zweite Enttäuschung nicht erspart bleiben.

Culturgeschichtliche Perspectiven.*)

Von Prof. Th. Achelis (Bremen).

Der ästhetisch und philosophisch so gern verwendete, häufig recht rhetorisch zugestutzte Begriff der Menschheit hat erst in der modernen Völkerkunde seine exacte, inductive Begründung erhalten, nicht nur in anthropologischer Beziehung, sondern auch in psychologischer Hinsicht. Die genauere Bearbeitung der damit verknüpften Probleme, wie die Vertheilung der verschiedenen Rassen über die Erde, die Bewohnbarkeit des Globus, der Einfluß des Klimas, Bodens, der Nahrung u. s. f. auf die sociale Entwickelung, die Volksdichtigkeit, das Wandern der Stämme, die Wechselwirkungen zwischen Erde und Wasser &c., hat uns erst einen genaueren Einblick in das geheimnißvolle Getriebe der „Weltgeschichte“ erschlossen, die wir nun nicht mehr mit früheren Geschlechtern nach einem verborgenen teleologischen Plan zu erklären brauchen, den z. B. noch Herder mit spähendem Scharfsinn zu ergründen suchte. Diesen Wandel der Dinge, d. h. die Ueberführung der Untersuchung aus dem Gebiet theologisch-philosophischen Vermuthungen in das empirischer Forschung, verdanken wir in der Hauptsache dem kühnen Pionier der neueren Ethnographie, dem uns nur allzu früh entrissenen Friedr. Ratzel, der den Gegensatz früherer und jetziger Anschauungen in seiner „Anthropogeographie“ u. A. folgendermaßen schildert: Wem die Menschheit in eine gewisse Anzahl von Rassen oder Völkergruppen auseinander fällt, die er sich vielleicht als von Anfang an getrennt denkt, der bedeckt die Erdtheile und Inseln mit den Farben, die er jeder Kategorie zugedacht hat, und betrachtet die Klüfte, die zwischen diesen Wohnstätten gähnen, als einerlei Gattung und Werth, ob sie nun Volk von Volk oder die Menschheit von der Natur scheiden. Für ihn giebt es so wenig eine Karte der Menschheit, wie es für Hegel, der vom Schauplatze der Weltgeschichte Afrika, Amerika und Australien ausschloß, eine Geschichte der Menschheit gab. Wem aber die Menschheit als eine durch Lebensfäden alter oder neuer, kriegerischer oder friedlicher, geistiger oder stofflicher Beziehungen verbundene Gemeinschaft erscheint, der sieht in dem Raum, den diese Menschheit bewohnt, wie ungleich und lückenhaft sie über denselben zerstreut sei, den gemeinsamen Schauplatz dessen, was Geschichte im höchsten und umfassendsten Sinne genannt werden kann. Meere, die je von Schiffen durchschnitten, Wüsten, die je von Karawanen durchritten wurden, faßt er in die Grenzen der Menschheit mit ein, und wenn er die Oecumene als einen Gürtel bestimmt, welcher die heiße Zone und die größere Hälfte der beiden gemäßigten und dazu einen Theil der nördlich kalten Zone umfaßt und die Quadratmeilenzahl zu etwa 75 000 000 angiebt, d. h. gegen $^5/_4$ der Erdoberfläche, so hat er das gethan, was, erstaunlich ist es zu sagen, die historischen Geographen bisher vermieden haben (II, 4). Auf diesem Boden wurzelt auch das interessante Werk eines Ratzel'schen Schülers und Gesinnungsgenossen, nämlich Prof. K. Weule's, auf das ich gern im Folgenden die Aufmerksamkeit unserer Leser lenken möchte.

Für die Ueberhebung, mit der wir meist von unserer Höhe auf die Gesittung anderer Rassen und Erdtheile herabzublicken pflegen, ist nichts charakteristischer als die übliche Bezeichnung und Werthschätzung unserer Cultur als der Cultur schlechthin. Selbst die so folgenreiche Entdeckung Amerikas und ebenso wenig der polynesischen Inselwelt hat diesen Standpunkt verändern können; Cook's Fahrten haben insbesondere den herrschenden Ueberdruß an der eigenen Bildung zu einem wahren Ekel und ausgesprochenen Widerwillen gegen die von Rousseau verlästerte Civilisation überhaupt gesteigert. Weule hat ganz hübsch diese fortschreitende Erweiterung unseres Weltbildes verfolgt: Die Entdeckung Amerikas steht in dem Ausmaß ihrer Bedeutung innerhalb der geographischen Forschung vereinzelt da, nicht in der Bedeutung an sich. Für die Welt des Alterthums war die Entschleierung Indiens durch den großartigen Zug Alexanders des Großen ein Ereigniß von ebenfalls ungeheurer Tragweite, das nur in der räumlichen Erstreckung seiner Wirkungen nicht an die Fahrt des Columbus heranreicht. Für den mittelmeerischen Culturkreis des Alterthums war die Erschließung Südasiens ebenso gut die Eröffnung einer neuen Welt, wie für das atlantische Europa des 16. Jahrhunderts der Nachweis der westlichen Festlandsmasse, um so mehr als auch dort dem kühnen Vorstoß des Macedoniers eine lebhafte wirthschaftliche und geistige Ausnutzung der neu erschlossenen Gebiete folgte. Auch die Festlegung des Seeweges nach Ostindien um das Kap der guten Hoffnung durch Vasco da Gama 1498 ist eine geschichtlich und culturgeschichtlich höchst folgenreiche That. Sie machte Europa durch Umgehung der egyptisch-vorderasiatischen Landbrücke zunächst handelspolitisch von der arabisch-türkischen Welt unabhängig, schnitt gleichzeitig zwar den mittelmeerischen Republiken, vor Allem Venedig und Genua, die während der ganzen zweiten Hälfte des Mittelalters die Träger der vielgestaltigen Beziehungen zwischen Orient und Occident gewesen waren, den Lebensfaden ab, setzte aber dafür erst Portugal, dann ganz Westeuropa an deren Stelle. In dieser Verlegung des europäischen Schwergewichts nach Nordwesten beruht thatsächlich die Hauptbedeutung der Fahrt des Vasco da Gama. Mit der Entdeckung Amerikas gemeinsam bedingt sie außerdem die Verlegung des menschheitsgeschichtlichen Schauplatzes von den engen Becken des Mittelmeeres, der Ost- und Nordsee auf das offene Weltmeer, den erdumspannenden Ocean. Die Tragweite dieser Wandelung wird offenbar, wenn man be-

*) Mit besonderer Rücksicht auf das Werk von Prof. K. Weule, Geschichte der Erdkenntniß und der geographischen Forschung. (Zwei Theile in einem Band; Deutsch. Verlagshaus Bong & Co., Berlin 1904).

denkt, daß das Weltmeer gangbar ist für Jeden, der Zugang zu ihm findet, im strengen Gegensatz zu jenen geschlassenen Meeresstrecken, die nur zu aft im Laufe der Geschichte van einer einzelnen Macht beherrscht warden sind (S. 2). Nun liegt zwar die impanirende Thatsache, daß die arische Cultur nicht zum wenigsten auch vermöge des riesenhaft gesteigerten internatianalen Verkehrsnetzes, das sich um den Erdball bis zu den entlegensten Winkeln schlingt, ihren Siegeszug über und in alle Länder antritt, var aller Augen — nur die altgefestigte chinesische Bildung und der spröde Islam widerstehen mit Erfalg dieser Umwandlung —, aber es bereitet sich dem gegenüber seit längeren Jahren ein noch viel zu wenig beachteter Rückschlag var, der geeignet ist, die bisherige unumstrittene Hegemanie Eurapas zu erschüttern, ja zu beseitigen. Nicht nur wirthschaftlich, sandern, was dem völlig ebenbürtig ist, auch in geistiger Hinsicht machen sich die Vereinigten Staaten Nardamerikas (um diese handelt es sich natürlich) von der Alten Welt unadhängig, und damit beginnt sich der Schwerpunkt unmerklich van Ostea nach Westen zu verschieben. Es entsteht hier, darüber kann gar kein Zweifel aufkammen, dem alten, herrschgewohnten Eurapa ein junger, rüstiger Gegner, rücksichtslos, ausgerüstet mit schier unerschöpflichen Kraftmitteln und ausgestattet mit einem unerschütterlichen Glauben an sich selbst. Freilich ergeben sich bei diesem Kampfe auch anderweitige, hier nicht genauer zu erörternde Möglichkeiten; es wird sich z. B. in erster Linie darum handeln, ab das Yankeethum im Stande ist, den fremden afrikanischen Bestandtheil in seinem Blut sich völlig zu assimiliren und sodann einer weiteren Zersplitterung der natianalen Entwickelung rechtzeitig varzubeugen. Aber für die nächsten Decennien haben wir es unfraglich mit einem riesenstarken Gegner zu thun. Das Land der „unbegrenzten Möglichkeiten“ wird unseren Staatsmännern noch manche schwere Stunde bereiten.

Um sich den völligen Wandel der Zeiten recht zu veranschaulichen, ist es ganz zweckmäßig, sich die verschiedenen Mittel der geographischen Farschung zu vergegenwärtigen, da diese eben ein bezeichnendes Licht auf das ganze culturgeschichtliche Niveau werfen. Immer wiederkehrend, weil aus innerer psychalogischer Nathwendigkeit entsprungen, ist in erster Reihe als mächtiger Factar anzuführen der menschlicher Begehrlichkeit und dem unausrattbaren Erwerbssinn entstammende Handel, der z. B. schan bei den Naturvölkern eine gewisse Rolle spielt, sa eng der Harizant dart auch sein mag. Dasselbe gilt selbstverständlich und zwar in verstärktem Maße von den alten Culturvölkern; man denke z. B. nur an die römischen Kaufleute und Händler, die nach Gallien, Britannien und Deutschland, sa weit es ihnen eben zugänglich war, römische Gesittung brachten. Mit dem Handel geht Hand in Hand die gleichfalls uralte Colanisatian, beruhend auf dem unverwüstlichen Hang zur Wanderung, wie er sich besanders charakteristisch entfaltet bei den Steppenbewahnern und Namaden. Selbst wenn noch keine der zwingenden Gründe, wie Uebervölkerung, Leichtigkeit des Badenerwerbes, Zugänglichkeit der neuen Heimath u. s. w. vorliegen, selbst bis in unsere, mit allen Mitteln des internationalen Verkehrs arbeitende Gegenwart hinein, finden wir diese tiefgreifenden Völkerverschiebungen aber wenigstens diese Loslösung starker ethnischer Bestandtheile van dem bisherigen Mutterboden. Der Zug der Russen nach Asien, der Westeurapäer nach den Vereinigten Staaten und hier wieder das unaufhörliche Vardringen nach Westen ist dafür ein triftiger Beleg. Sa hat unser Vaterland seit den zwanziger Jahren des varigen Jahrhunderts mindestens fünf Millianen nach überseeischen Ländern entsandt. Nun ist zwar nicht zu leugnen, daß in neuerer Zeit der frühere blinde, instinctive Wandertrieb, der ganze Völker mit sich fartriß, erheblich abgenommen hat, und daß der maderne Mensch mit seinem ganzen geistigen Organismus viel fester mit dem Boden seiner Heimath verwachsen ist als früher — die graßen idealen Mächte der Ueberlieferung, der Geschichte, der Vaterlandsliebe sind nicht zu unterschätzende Hemmungsgrößen für diesen Vargang. Daher mag es sich erklären, wenn für die Auswanderung jetzt mehr Stände, Berufszweige und Altersclassen als ganze Völker in Betracht kammen, immerhin ist doch die stets anschwellende Zahl der Eurapamüden sehr erstaunlich. Diese Besiedler jungfräulicher, noch van Menschenhand vielfach kaum berührter Gebiete sind vielfach auch die trefflichen Pianiere für die Wissenschaft und insbesandere für die Geographie gewesen, — sa in den Vereinigten Staaten, in Australien und anderwärts. Ein zweites sehr falgenreiches Mittel für geographische Zwecke bildet der Krieg, selbst noch bis in die jüngsten Tage hinein, — man denke an die englische Expedition nach China. Für frühere Epachen sind die Feldzüge Alexander's des Graßen oder die Eraberungen der sanft sa friedliebenden Chinesen im östlichen Asien bedeutsam gewarden, aber im vorigen Jahrhundert die Entschleierung Centralasiens durch die russischen Generäle. Es genügt ferner, auf Indien, Egypten, Algier, Sudan u. s. w. zu verweisen. Nicht minder haben überall und nach bis zur Gegenwart die Missianen einen äußerst schätzenswerthen Beitrag zur Lösung culturgeschichtlicher Probleme geleistet; der Buddhismus streitet in dieser Beziehung mit dem Christenthum um die Krane, während der Islam nur gelegentlich, dann freilich auch um sa nachdrücklicher, sich an dieser Arbeit betheiligt hat. Weule berichtet van der erstaunlichen Thätigkeit des ausgezeichneten Forschers Ibn Batuta, der als Sahn der marokkanischen Stadt Tanger 1325 nach Mekka zum Grabe des Prapheten pilgerte, van da aus Syrien, Persien und Mesopatamien durchzog, darauf nach dem südlichen Theil des heutigen Deutsch-Ostafrika segelte, um schließlich das gesammte Innere der arabischen Halbinsel zu erschließen. Der zweite Theil seiner räumlich ungeheuer ausgedehnten Reisen bewegt sich im Narden; durch Kleinasien und die Krim dringt er im Reich Kiptschak, dem heutigen Südrußland, bis zur alten Walgastadt Balgar vor, kehrt van da nach Konstantinopel zurück, wendet sich darauf gen Osten und dringt über den Nardrand des Kaspischen Meeres über Chiwa, die Bucharei, Charassan und Kandahar bis zum Industal und Delhi am Ganges vor. Nach längerer Beamtenthätigkeit an diesem Orte sehen wir ihn auf einer Missian nach China; über die Malediven, Ceylan, Sumatra, Java und viele andere Inseln des Indanesischen Archipels gelangt er an den chinesischen Haf zu Chambalik (Peking). Zur See kehrt er endlich, nach 24jähriger Abwesenheit, nach Tanger zurück. Schan 1352 bricht er indessen wieder auf, zuerst in das Innere Spaniens, dann van Marakko aus durch die Wüste bis hinunter nach Timbuktu am mittleren Niger und weiter in's Land der Madinga. Erst mit diesem erfalgreichen Varstoß in das Innere Afrikas endet seine über alle Maßen erfalgreiche Farscherlaufbahn. Sie kann als symptomatisch für das geographische Wissen der Arader angesehen werden; denn vam hahen Narden abgesehen, kannten diese ganz Eurapa, die ganze Südhälfte Asiens, Ostafrika bis in die Nähe der Delagoabai und das Innere des Nardens bis tief in den Sudan (S. 21). Gegen diesen Gewinn müssen selbst die vartrefflichen Leistungen der Jesuiten, sa Dobrizaffer's ader Huc und Gabet's und Anderer zurücktreten, jedenfalls was den Umfang der neu erschlossenen Strecken anlangt. Leider ist dieser Segen nicht selten durch thörichten Fanatismus der glaubenseifrigen Sendbaten erheblich beeinträchtigt warden, — die katholischen Priester haben sich an manchen werthvallen Schätzen der germanischen Vergangenheit bekanntlich gröblich versündigt, und ebensa ist es, wie Bastian und andere Ethnalogen versichern, auf den polynesischen Eilanden gegangen. Immerhin darf man diese Erscheinung als Ausnahme bezeichnen, umsa mehr, als ja neuerdings auf die wissenschaftliche Ausbildung der Missianare mit Recht Gewicht gelegt wird. Aber erst die neuere Zeit

hat auch nach einer anderen Richtung hin der geographischen Wissenschaft die besten und reichsten Quellen erschlossen, nämlich durch die planmäßige Ausrüstung und Entsendung geschulter Reisender. Allen voran geht hier Amerika mit seinen glänzend ausgestatteten Instituten (man denke nur an das einzige Washingtoner Smithsonian Institution!), im gewissen Sinne aber, wie unser Verfasser mit Recht hervorhebt, alle modernen Culturnationen, natürlich nach ihren Kräften verschieden. Ob groß oder klein, politisch stark oder ohnmächtig, mitgearbeitet haben sie Alle an der Erreichung des großen Zieles, unseren Wohnplatz, die Erdoberfläche, in allen seinen Theilen kennen zu lernen und zu verstehen. Selbst wir Deutschen, die wir unserer politischen Zerrissenheit wegen bis zu einem nur wenige Jahrzehnte zurückliegenden Zeitpunkte in der denkbar ungünstigsten Lage für diese Mitarbeit uns befanden, haben unser ehrlich Theil zum Gelingen beigetragen; was den Staaten an Macht oder an gutem Willen gebrach, hat der Einzelne durch seinen Opfermuth ersetzt. Kaum irgend eine Nation hat so viele Männer zu verzeichnen, die im Dienste der wissenschaftlichen geographischen Forschung ihr Leben auf's Spiel gesetzt haben, wie die Deutschen. Keine hat allerdings auch so wenig materielle Vortheile aus dieser Forscherarbeit von Generationen gezogen als wir. Da das Vaterland zu ohnmächtig war, um selbst nach Außen auszugreifen, mußten seine Söhne in fremder Völker Dienste treten, um ihrem Forscherdrange zu genügen. Es hat dem deutschen Namen Ruhm und Ehre gebracht, aber auf den Schauplatz der modernen, erdumfassenden Menschheitsgeschichte sind wir auf diese Weise reichlich spät getreten. Fast war die Erde schon vertheilt, als wir erschienen; nur durch schnelles Zugreifen haben wir uns noch einen bescheidenen Antheil gesichert (S. 22).

Ich wünsche dem großangelegten Werke, das sich durch eine ganz vorzügliche Ausstattung dem Leser empfiehlt und sich über den engeren Kreis der Fachgenossen an alle Gebildeten wendet, recht weite Verbreitung.

Literatur und Kunst.

Ueber einige neue Romane.

Von Dr. Heinrich Ilgenstein (Berlin).

Alles, was der Fall Bilse an Schlüsselromanen und „Enthüllungen" auf dem Markte des Buchhandels im Gefolge gehabt hat, wird den nicht sonderlich überrascht haben, der weiß, wie kritiklos das große Publicum allen Dingen nachläuft, die den Stempel der Sensation auf der Stirne tragen. Das Publicum hat immer die Bücher gehabt, die es verdient, und die Bilse's werden immer ihr Publicum finden.

Aber es war doch eine rechte Beruhigung, constatiren zu können, daß Bilse — ein eingeschränkter ethischer Werth seiner Enthüllungen möge nicht völlig bestritten werden — vor Allem sich durchaus nicht als Künstler in seinem Roman documentirte. Ich wenigstens habe direct mit Befriedigung wahrgenommen, daß das Buch nicht von einem Künstler stammte. Denn es hätte entschieden etwas unendlich Peinliches gehabt, wenn ein Erzähler von künstlerischen Qualitäten sich der im Bilse'schen Buche ausgeübten Praxis bedient hätte. So giebt es wohl auch in der Literaturgeschichte kaum ein Beispiel dafür, daß Dichter in so schamlos durchsichtiger Weise, wie es ein rechter Schlüsselroman erfordert, die intimsten Vorgänge ihrer nächsten Umgebung dargestellt haben. Selbsterlebte oder beobachtete Dinge können immer nur das Gefäß für das sein, was der Dichter aus sich heraus gestalten wird. Die nackte Wiedergabe realer Geschehnisse ist aber ein Handwerk, welches mit Kunst eigentlich gar nichts zu thun hat. Wer nicht als Schöpfer an seine Werke geht, wird ihnen nie eine Seele geben. Das reale Leben ist dabei auch für den Künstler selbstverständlich das, was für den Baum das Erdreich ist, aber für Künstler wird, wenn er an die Gestaltung seines Werkes schreitet, die Phantasie die einzige von warmem Leben erfüllte Wirklichkeit, während die Wirklichkeit des Lebens — und möge sie noch so bunt und noch so ergreifend gewesen sein — wie in fernem Nebel verschwindet.

Aber auch der Mensch im Künstler wird sich gegen die unverschleierte Wiedergabe dieser oder jener Tragödie, die er in seiner Umgebung zu beobachten Gelegenheit hatte, auflehnen. Als Anregung für seine Phantasie werden solche Tragödien ganz von selbst ihre künstlerische Aufgabe erfüllen, doch wie käme ein halbwegs anständiger Kerl dazu, das Leid, das so mancher seines Kreises mehr oder minder heimlich trägt oder die Schuld, die ihm, dem Menschen, in einsamer Stunde gebeichtet werden mag, in einem Pseudokunstwerk nackt und unverhüllt an das grelle und unkeusche Licht der Oeffentlichkeit zu zerren? Wie mag demjenigen zu Muthe sein, der so eines Tages die intimsten Dinge seiner Lebensführung zum Gesprächsstoff gemacht sieht? Der Schlüsselromanfabrikant ist aber eigentlich kein Ehrenmann mehr und wird es sich gefallen lassen müssen, auf das schärfste getadelt zu werden, denn er sündigt nicht nur gegen den Sinn der Kunst, sondern er verstößt auch gegen die schlichtesten und natürlichsten Grundsätze der Moral.

Herrn Felix Holländer — ein Vertreter der mit Vorliebe von den jüdischen Schriftstellern unserer Tage so gern dargestellten und verhätschelten Decadenz — konnte man bisher zu den modernen Autoren rechnen, welche in ihrem Kreise, d. h. im Trüffelmilieu, immerhin etwas leisteten. Seine Carrière verdankte er seiner Zeit einer Reihe jener mit literarischen Prätensionen geschriebenen Sensationsromanen, die diese Herren sehr zum Unsegen der deutschen Romanliteratur gerade in den letzten Jahrzehnten in diese eingeschmuggelt haben. Kraft und Gesundheit, Treue, Aufrichtigkeit, die Liebe zur Natur und zur Landschaft, überhaupt die schlichte und sich nicht über alle Moral hinwegsetzende germanische Lebensauffassung, wie sie noch in den Werken Keller's, Storm's und Fontane's zum Ausdruck kommen, sind Begriffe, die in dieser müden und blassen Kunst kein Heimathsrecht haben. Was nun Felix Holländer anbetrifft, so schien dieser — wohl für Viele eine angenehme Ueberraschung — gerade in seinem letzten Werk „Der Weg des Thomas Truck" den Weg zu einer schlichten und wahren Kunst gefunden zu haben. Aber die Wandlung hat, wie sich jetzt herausstellt, nicht lange angehalten. Jetzt ist er, wie sein neuer Roman der „Baumeister" *) zur Genüge beweist, nicht nur zu seiner alten Liebe, dem Sensationsroman, zurückgekehrt, sondern er hat jetzt auch ein Buch geschrieben, das sich von einem Schlüsselroman nur dadurch unterscheidet, daß in ihm eine sauberere Technik und genauere psychologische Motivirung, als es sonst bei diesem Genre der Fall ist, zu finden ist. Der Roman behandelt in auffallend unverhüllter Form die Gründungsgeschichte des „Theaters des Westens", das trotz seiner architektonischen Vorzüge und trotz der vornehmen Eleganz, die ihm der jedenfalls nicht unbegabte Erbauer zu geben verstanden hat, in Folge der Lage an der äußeren Peripherie des eigentlichen Berlins sich beim Publicum offenbar nicht einbürgern kann. Man weiß ja nur zu gut, daß bei Gründung dieses Theaters nicht alles mit rechten Dingen zugegangen ist, daß der verflossene Theaterdirector Blumenreich in Folge gewisser Manipulationen bei der Durchführung des stolzen Baues schleunigst über den großen Teich gehen mußte und daß auch gegen den

*) Paul Letto, Verlag, Berlin W.

Baumeister Sehring von vielen Seiten der Vorwurf großen Leichtsinnes gemacht wurde. Ich kenne Herrn Sehring nicht und weiß nicht, ob er wirklich so wie in diesem Buche der Baumeister Keßler gehandelt hat. Ich weiß also auch nicht, ob er es moralisch verdient, gegen Herrn Holländer's Darstellung überhaupt in Schutz genommen zu werden. Aber nimmermehr ist es von dem Autor eine anständige Handlungsweise, einen Privatmann, auf den alle äußerlichen Momente so zutreffen wie hier auf Sehring, in dieser Weise als einen Gesinnungslumpen schlimmster Art hinzustellen. Wenn es Herrn Holländer darum zu thun gewesen wäre, in der Figur seines Baumeisters lediglich einen Vertreter des modernen, skrupellosen Unternehmerthums zu gestalten oder einen jener Menschen, die der Hunger nach Ruhm thatsächlich zu Lumpen machen kann, so wäre es ihm doch wohl ein Leichtes gewesen, die äußeren Umstände nicht so herausfordernd erkennbar wiederzugeben und vor Allem durch eine Aenderung des Localcolorits die Augen von seinem noch lebenden Modell abzulenken. Statt dessen aber macht uns Herr Holländer, um Mißverständnisse zu vermeiden, mit seinem Baumeister gleich lieber im „Café des Westens“ bekannt, und selbstverständlich liegt, um den Leser nicht lange suchen zu lassen, das am Eingang des Buches für den Bau des neuen Musentempels in Frage kommende Terrain auf Charlottenburger Gebiet. Nachdem so der Autor sein Bestes gethan hat, um den mit den Berliner Verhältnissen einigermaßen vertrauten Leser ohne weitere Rücksicht auf den noch lebenden Baumeister gleich auf die richtige Fährte zu bringen, werden wir nun — das Buch geht gleich in medias res — mit der ganzen Reihe von niederträchtigen Hochstapeleien bekannt gemacht, denen der im Buche am Berliner Nollendorfplatze, in Wirklichkeit in der Kantstraße errichtete Bau seine Vollendung verdankt und der dann später auch mit ganz denselben Stücken, wie es bei dem „Theater des Westens“ der Fall war, eröffnet wird. Der famose Theaterdirector Paul Blumenreich spielt natürlich als der allzeit findige Cumpan bei allen Schiebungen und Betrügereien neben dem Baumeister die Hauptrolle und hört im Roman auf den Namen Steinert. Es ist schwer zu sagen, welchem von diesen beiden ruhmeshungerigen, innerlich verlumpten, decadenten Leuten in Bezug auf absolute Gewissenlosigkeit die Palme gebührt. Ich würde sie ohne Zweifel dem Baumeister zusprechen, denn er hat hierin, anders wie sein immer neue Schiebungen ausdenkender Helfershelfer nicht einmal den oft an's Geniale streifenden Stolz dieses geborenen Verbrechers, sondern trotz aller künstlerischen Begabung eine unendlich kleine und feige Seele. Er betrügt nicht nur, wie sein sauberer Cumpan, die satten Geldgeber von Berlin W., die in dem Buche auch sämmtlich mehr oder minder wie bessere Lumpen auftreten, sondern auch die, welche ihm wie der übrigens ebenfalls eine stadtbekannte Persönlichkeit darstellende Herr Freitag ihr Letztes anvertrauen. Nicht einmal sich selbst gegenüber kann dieser seelische Bankerotteur aufrichtig sein. Es giebt Verbrecher von Gottes Gnaden, souveräne Lumpen, die in ihrer Art Könige sind. Dieser Baumeister aber ist nicht einmal als Lump ein ganzer Kerl. Wenn er zur Erreichung seines Zieles über Leichen und zerbrochene Existenzen geht, geberdet er sich wie ein Schwächling, der von einem dunklen Schicksal dazu gezwungen wird. Ueber dem Verbrecherthum des Baumeisters, der sich äußerlich als der elegante Großstadtmensch mit dem sicheren Auftreten der sogenannten Herrennaturen giebt, liegt eine selbstbetrügerische Sentimentalität wie ein ausgewachsener Mantel und giebt der ganzen Figur etwas ungemein Klägliches und Halbes. Zu den wirklichen Herrennaturen im Sinne Nietzsche's, den ja — merkwürdig genug — gerade gewisse decadente Romanschriftsteller immer für sich in Anspruch nehmen, verhält sich dieser moderne Romanheld wie die Pose zur Wahrhaftigkeit. Für die Wirthschaftsgeschichte Neu-Berlins mit ihren Schiebungen und Geschäftskniffen unlauterster Art sind die in diesem Roman beschriebenen Zustände höchst bezeichnend. Man weiß aber auch ohnedies, daß von den Leuten, die am Kurfürstendamm und Umgebung in ihren geschmacklosen Protzenheimen die Kunst- und Finanzgrößen — noch nie paßten diese beiden Kreise so zu einander wie heute — zu Sect und Caviar laden, so Mancher eigentlich hinter Schloß und Riegel gehört. Aber unsere besseren Schriftsteller — wir haben, weiß Gott, deren wenig genug — sollten es für unter ihrer Würde halten, einen ihrer Mitmenschen so, wie es hier mit Sehring geschehen ist, an den Pranger zu stellen, und gewisse Regeln des allgemeinen Anstandes sollten auch von denen noch beachtet werden, welche von der Warte ihrer Decadenz auf die anständigen Kerle altgermanischen Schlages wie auf Einfaltspinsel hinabsehen.

Ein merkwürdiger Zufall hat es übrigens gefügt, daß der bekannte Romanschriftsteller Fedor v. Zobeltitz in einem anderen dem Baumeister Sehring direct gewidmeten Buche, das den anspruchsvollen Titel „Dem Wahren, Edlen, Schönen“ *) führt, ebenfalls eine Berliner Theatergründung — in diesem Falle weisen die äußeren Momente auf das jetzige Metropoltheater hin — zum Gegenstand eines Romans gemacht hat. Hier steht ebenso wie bei Holländer der Baumeister im Mittelpunkt der Handlung. Aber hier kann Zobeltitz unmöglich ein Bild Sehring's haben geben wollen, denn sein Held ist als ein so unglaublich einfältiger Tropf gezeichnet, daß die Zueignung eine Kränkung wäre. Die literarischen Qualitäten dieses Buches sind schnell aufgezählt. Es hat nämlich keine. Diese Gründungsgeschichte, wie sie Zobeltitz erzählt, ist vielleicht im Wolkenkukuksheim, aber nicht in dem nüchternen Berlin möglich. Im Fabuliren kommt wirklich kaum ein anderer Romanschriftsteller unserer Tage mit Zobeltitz mit. Das Goldsuchen in Californien, Entführungen, Jugentgleisungen in Amerika, Adoption von Findelkindern in New-York, Millionengeschenke, das sind so die Hauptmomente der Vorfabel für die ebenso bunte wie unwahrscheinliche Handlung des eigentlichen Romans. Der Baumeister selbst ein Trottel, dessen Dummheit zum Himmel schreit. Gefällt ihm ein Mädel, so wird nicht nur der Vater Oberregisseur des neuen Musentempels, sondern selbst die Tante des Mädels — zuletzt leitete sie den Bierausschank am Bahnhof zu Oschatz — wird für das Fach der Anstandsdame an dem geplanten ersten Theater der Reichshauptstadt engagirt. Vater Oberregisseur urtheilt selbst über die Stimme seiner auf seine eigene Fürsprache engagirte Tochter, daß sie klinge, als wenn man mit einem blechernen Löffel gegen einen eisernen Kochtopf schlage. Dieselben Menschen, die sich so wie die Narren geberden, halten dann wieder gelegentlich über die Heiligkeit der Kunst die weisesten Reden, und die Menschen wechseln ihre Charaktere wie Anzüge je nach dem, was der Autor uns gerade von seinen eigenen Ideen in Theaterfragen erzählen will. Hoffentlich schreibt Zobeltitz bald etwas Besseres.

Auch Heinz Tovote hat wieder einmal von sich hören lassen. Er bietet in seinem neuen Roman „Sonnemanns“ **) ein Buch, das ganz das Milieu von Clara Viebig's „Das tägliche Brod“ behandelt und durch seinen krassen und consequenten Naturalismus auffällt. Die Erzählung wirkt wie eine mit einer gewissen Meisterschaft hingeworfenen Schwarzweiß-Zeichnung. Aber es fehlen die leuchtenden Farben eines wirklichen Gemäldes. Diese Art Poesie hält den Alltag für den Feiertag und vergißt, daß es die Aufgabe einer realistischen Kunst ist, gerade auch dem Alltag Feiertagswerthe zu geben.

Vor diesem Fehler hat sich der auf dem Gebiet der Skizze und Novelle schon hinreichend bekannte junge Schriftsteller Ewald Gerhard Seeliger in seinem ersten größeren

*) Egon Fleischel & Co., Berlin.
**) F. Fontane & Co., Berlin.

Werke: „Der Stürmer“*), eine Geschichte aus Schlesien, besser zu bewahren gewußt. Die streng naturalistische Form nur für das Einzelne, Alltägliche wählend, im Ganzen aber nach einem höheren Standpunkt strebend, weiß er psychologisch richtig, nicht nur lebenswahr wie Tovote, sondern auch lebensvoll zu gestalten. Sein Willibald Stürmer ist ein interessantes Beispiel dafür, wie der bei den decadenten Romanschriftstellern unserer Tage so beliebte widersinnige Freiheitsbegriff des schrankenlosen Individualismus den Menschen um sein ganzes Glück und seine innere Freiheit bringen muß.

In einem äußerlich übrigens mit erstaunlicher Gewandtheit geschriebenen Roman „Ilse Salm“ behandelt eine bisher ganz unbekannte Schriftstellerin E. v. Nesselrot wieder einmal das von Ibsen in seiner „Nora“ mit so viel Meisterschaft verwandte Motiv der verkannten und von ihrem Mann weit unterschätzten Frau. Neue Seiten sind dem Motive nicht gerade abgewonnen, aber die ganze Anlage läßt eine Erzählerin erkennen, die vielleicht einmal Bedeutenderes schaffen wird.

Eine Unmasse von Romanen und Novellen sind wie immer im Herbst auch diesmal auf dem Büchermarkte erschienen. Der werthvolleren Veröffentlichungen auf dem Gebiete der erzählenden Natur aber sind, so weit der Einzelne das übersehen kann, wiederum nur sehr wenige. Von ihnen verdienen Emil Strauß mit seinem prächtigen Roman „Kreuzungen“**) und Otto von Leitgeb, der Verfasser der „Stillen Mühle“, mit einer Reihe schöner Novellen***) noch eingehendere Würdigung. Sonst tragen fast alle Sachen den Stempel der Vergänglichkeit an der Stirn, und es ist eine traurige Pflicht, sagen zu müssen, daß mit dem soeben in deutscher Uebertragung erschienenen, hier bereits eingehend gewürdigten Roman „Der Egoist“†) von dem Engländer Meredith eigentlich kaum eins unserer neuesten Bücher ernstlich verglichen werden kann.

Genußreiches Musikhören.

Vorschlag zur Reform von Liederabenden.

Von M. Rich. Graef.

Bei Lichte besehen, ist der wirkliche, positive Gewinn, den der Durchschnittsbesucher aus Gesangsconcerten — seien es Chor-, seien es Solistendarbietungen — mit nach Hause nimmt, in der Regel außerordentlich gering. Im besten Falle hinterlassen die gehörten Neuigkeiten ein allgemeines ästhetisches Wohlbehagen. Die selbstgestellte Frage jedoch, was denn eigentlich schön war und warum, muß sich zumeist mit einer sehr dürftigen Antwort begnügen. Die Eindrücke, soweit es sich nicht um einzelne, besonders in die Ohren klingende Melodien und Harmonien handelt, erweisen sich hinterher als zu flüchtig und oberflächlich, als daß man sich eingehend darüber Rechenschaft geben könnte. Derartige Concertbesuche haben deßwegen viel gemein mit Besichtigungen von Kunstausstellungen; denn Diejenigen, welche in dem Wunsche nach Vertiefung der ersten Eindrücke ihren Besuch oftmals wiederholen, bilden eine kleine Minderheit.

Die Hauptschuld an dem meist so kleinen positiven Erfolge für das Seelenleben des Zuhörers in Gesangsconcerten liegt fast immer auf Seiten des Künstlers. Unbewußt und und ungewollt natürlich! Wie kommt aber ein Gesangsconcert zu Stande? Doch so, daß der Künstler wochenlang den Inhalt verschiedener Compositionen in seinem Inneren vertieft, sie liebevoll bis in die kleinsten Einzelheiten hinein durchfühlt, bis ihn dann, sobald er völlig im Banne der Kunstschöpfung steht, die Flamme der Begeisterung treibt, die Schönheit der gefundenen köstlichen Perlen auch seinem Publicum zu zeigen.

Armer Künstler! Was setzest Du da Alles voraus! Du kennst die musikalische Durchschnittsbildung des gewöhnlichen Concertpublicums, selbst vieler Deiner enthusiastischen Verehrer, welche Dir oft nur aus Mode oder anderen äußerlichen Gründen zujubeln, und Du wähnst, jeder müßte schon durch einmaliges Anhören die gleiche Begeisterung für das betreffende Kunstwerk fühlen, wie Du selber! Du bist enttäuscht, wenn gerade die Stücke, welche Deine Seele am meisten bewegten, nicht sofort das volle Verständniß finden!

Bei den meisten Künstlern geht, das kann man getrost behaupten, was die Beurtheilung der Fassungskraft des Concertpublicums betrifft, die Begeisterung mit dem nüchtern-kritischen Verstande durch. Sonst müßte stets daran gedacht werden, welche eminente Anforderung an den Zuhörer es bedeutet, daß er erstmalig gehörte Musikstücke in gleicher Weise erfassen, würdigen und genießen solle, wie der Künstler, der doch selber oft lange Zeit zur völligen inneren Verarbeitung gebraucht hat. Es wird Niemandem einfallen, auf einmal hintereinander ein halbes Dutzend gehaltvoller, lyrischer Gedichte mit Genuß lesen zu wollen; denn jedes verlangt seine ganz besondere Stimmung oder im anderen Falle eine gewisse Vorbereitung, um in die zum Genusse erforderliche seelische Verfassung zu gelangen. Der Gesangskünstler jedoch muthet in der Regel seinen Hörern ohne Weiteres zu, mit ihm in den vielen Nummern seines Programms aus einer Stimmung in irgend eine andere, oft diametral entgegengesetzte, förmlich zu rasen. Selbst der vorzüglichste Vortrag kann dann keine volle Wirkung verbürgen. Kommt es zum lauten Beifall, so gilt dieser in sehr vielen Fällen dem Künstler und seinen gediegenen Stimmmitteln. Für den Werth des vorgetragenen Stoffes hingegen bietet der Applaus nur eine sehr trügliche Rathgabe. Etwas Analoges läßt sich beim Theater beobachten, wo oft minderwerthigste Stücke in Folge ihres leichten Eingehens und nicht zum Wenigsten einer vorzüglichen Darstellung längere Zeit hindurch volle Häuser schaffen. Die sich aus dem geschilderten Umstande ergebenden Täuschungen hat sich also der Künstler selbst zuzuschreiben. Er überschätzt sein Publikum in demselben Maße, als sich etwa ein Prediger, der ein Andachtsbuch für's ganze Jahr in einem Athem hinschreiben wollte, über seine Kräfte täuschen würde. Das müßte ein Wundermensch sein, dem alle die wechselnden Gemüthsverfassungen, welche jeder Tag des Jahres mit sich bringt, so zu Gebote stünden, daß er sie ganz nach Bedarf reproduciren und durch intensiven Ausdruck auf seine Leser übertragen könnte. Unter „Erfolg“ ist in diesen Ausführungen selbstverständlich nicht der Beifall gemeint, der sich im Händeklatschen und Bravorufen äußert, sondern immer der ideale Gewinn, welchen der Hörer mit nach Hause trägt. Der Künstler soll nicht allein vortragen, sondern auch Erzieher sein. Er hat also nicht nur um die möglichst vollendete Wiedergabe seiner Vortragsstücke Sorge zu tragen, sondern, was genau ebenso wichtig ist, seine Hörer in die zum Genusse unumgänglich nothwendige Stimmung zu versetzen. Das kann natürlich auf verschiedene Weise geschehen; und des Künstlers nächste Aufgabe wird es sein, auf eine gute Lösung zu sinnen. Der Schauspieler hat's freilich leichter. Wirkliche, handelnde Personen, Coulissen, Trachten und Musik obendrein bannen den Zuschauer ohne Weiteres in der gewünschten Weise.

Zunächst sind rein sachliche Unklarheiten aus dem Wege zu räumen, wenig bekannte Ausdrücke zu erklären. Es wird beispielsweise die Loeweballade „Der Nöck“ gesungen. Was nützt da ein noch so guter Vortrag, wenn Niemand im Saale weiß, daß der Nöck dasselbe wie unser Wassernix ist; daß sich ferner der Nordländer den Wassermann gern als Sänger

*) Egon Fleischel & Co., Berlin.
**) S. Fischer, Berlin.
***) Egon Fleischel & Co., Berlin.
†) S. Fischer, Berlin.

vorstellt, welcher den Menschen sein lockendes und bezauberndes Spiel bietet! Schon an solchen rein sachlichen Unklarheiten kann der volle Erfolg einer sonst tüchtigen Darbietung scheitern.

Hierauf würde die Declamation des Textes zu erfolgen haben. Namentlich bei Liedern von besonders reichem Gehalt ist dies unumgänglich nothwendig. Der Sänger würde sich für diesen Theil des Vortrags, wenn er die Aufgabe nicht selber übernehmen kann, mit einem guten Recitator in Verbindung setzen müssen. Bei Mörikeliedern z. B. ist es ganz unmöglich, sofort beim ersten Anhören Text sowohl als auch Musik so zu erfassen, daß ein wirklicher Genuß daraus entspringt. Erst wenn sich der Zuhörer durch eine meisterhafte Declamation ganz in dem Bannkreise des Gedichts befindet, dann ist er einigermaßen fähig zum Genießen der Composition. Mit Absicht sage ich „einigermaßen“. Denn ein voller Genuß wird's nur bei wenig Auserwählten. Der Künstler wird nämlich nach der einmaligen Darbietung der Composition abermals belehrend eingreifen und das tiefere Verständniß zu vermitteln suchen müssen; in der Weise etwa, wie es der bekannte Dr. Batka für nicht zu gering und überflüssig erachtet, seine Musikfreunde beinahe Tact für Tact auf musikalische Feinheiten mancher Compositionen hinzuweisen. Bleiben wir daher bei dem herangezogenen elementaren Beispiel „Der Nöck“ stehen! Es wird die Aufmerksamkeit auf die Tonmalerei zu richten sein, wie Loewe den donnernden, wild und dumpf dröhnenden Wasserfall charakterisirt, der schließlich vor des Nöcken Harfenschall verstummt; wie selbst Baum und Nachtigall schweigen und erschauernd hinhorchen. Die betreffenden Stellen müssen dazu herausgegriffen und für sich allein zum Vortrag gebracht werden. Ferner: Das Antrippeln der kleinen Knaben, welche dem Nöck mit hellen, übermüthigen Stimmchen neckend zurufen, daß ihm sein Singen nichts nütze, weil er ja doch nicht in den Himmel kommen könne; das Erschrecken des Wassermannes, sein Weinen und trauriges Wiederhinabtauchen in die Fluth; das großartige Wiedererwachen des Wasserfalls: das mächtige, majestätische Rauschen der Baumkronen (wenn diese Stelle eindringlich wiederholt wird, dann müßte das Publicum ein Herz von Stein haben, wenn es vor innerlichem Jubel nicht aufjauchzte); das reuige, einschmeichelnde und so überaus kindlich-treuherzige Bitten der selber erschreckten Knaben: „Komm' wieder, Nöck; Du singst so schön! Wer singt, kann in den Himmel geh'n! Du wirst mit Deinem Singen zum Paradiese dringen! Komm' wieder, Nöck!“ u. s. f. — Für alle diese schönen Einzelheiten muß der Künstler das Publicum zu interessiren suchen, indem er diese Stellen unter stetem Hinweise auf die Meisterschaft des Componisten, wie es ihm gelungen ist, Text und Musik in volle Harmonie zu bringen, zu Gehör giebt. Jetzt erst hat sich der Hörerkreis voll und ganz auch in das musikalische Milieu hineingelebt; jetzt erst sind die Vorbedingungen geschaffen, daß der Gesang, welcher nun zum Schlusse nochmals dargeboten werden müßte, auf fruchtbaren Boden fällt und das einheimst, was der sehnliche Wunsch eines jeden Künstlers ist, einen sogenannten Bombenerfolg.

Durch eine solche Vortragsweise wird natürlich bedingt, daß ein Programm nur ganz wenige Nummern enthalten kann. Der ideale Gewinn ist dafür um so größer. Denn was der Concertbesucher auf die beschriebene Weise gehört hat, das nimmt er als goldenen Schatz mit hinweg, das klingt und singt in ihm fort als unverlierbares Eigenthum.

Man denke aber nicht, daß diese Art zu vertiefen lediglich bei sogenannten populären Abenden angebracht wäre. Für alle Kreise ist das nothwendig: denn ein Saal voller Universalhörgenies kommt nie zusammen. Daß man zu Hause selber etwas Klavier spielt, thut's noch lange nicht. Bekanntschaft mit der Harmonielehre wäre schon viel wichtiger. Logischer Weise müßte der Künstler, der vom Werth seiner Vortragsnummern voll und ganz durchdrungen ist, nicht allein diejenigen Stücke wiederholen, welche ohne Weiteres rauschenden Beifall finden, sondern vielmehr die übrigen, welche offenbar ganz unzureichend erfaßt wurden, um sie eben durch nochmaliges Vortragen mehr zu erschließen. Wenn man sonst nicht verstanden wird, sagt man eine Sache einfach noch einmal. Warum soll es der Sänger nicht ebenso halten? Gewiß liegen bei vielen Compositionen die Schönheiten offen zu Tage, für Jedermann verständlich; aber ebenso oft ist es für den dauernden Werth keine besondere Empfehlung, sogleich den Beifall der großen Menge zu finden, denn dasselbe thut der Gassenhauer auch.

Zum Schlusse noch ein Selbsterlebtes! Als Hugo Wolf's Musik noch weniger bekannt war, hörte ich von einem befreundeten Sänger in intimem Kreise zum ersten Male u. A. auch die „Fußreise“ (Am frischgeschnittenen Wanderstab), eine Composition also, die nicht so hohe technische Anforderungen stellt wie die meisten Lieder dieses Meisters. Ich wußte, daß der Mann nur gute Sachen singt, konnte diese Eigenschaft also auch ohne Weiteres bei der Fußreise annehmen. Wenn ich auch von Text und Musik wenig genug behielt, so war doch der Eindruck des Gehörten sehr angenehm. Nach einigen Monaten, als ich überhaupt nichts mehr davon wußte, besuchte mich der Sänger, und ich bekam wiederum die Fußreise zu Gehör. Er sang sie mehrmals. Ich begann, mich für das Lied zu begeistern, Tag für Tag summte ich's für mich hin. Ich kaufte mir die Mörikelieder; die Fußreise wurde mein täglicher Gesang, der Genuß vergrößerte sich stetig. Einem eifrigen Beethovenverehrer trug ich meine liebgewonnenen Weisen vor. Er nickte beifällig und — wunschlos, sie wieder zu hören, wurde zur Tagesordnung übergegangen. Dieselbe Erfahrung, die ich an mir selber gemacht hatte! Mit mehreren musikliebenden und -begabten Freunden erging mir's ebenso. Wenn wir zusammen kamen, mußten sie auch das Lied hören, mochten sie nun wollen oder nicht. Aber, siehe da: Nach einiger Zeit stimmte der ganze Chorus in heller Begeisterung ein, und der Grund zu einer treuen Gemeinde von Wolf-Verehrern war gelegt. „Wenn Du dieses Lied gehört hast, beseelt Dich nur noch der einzige Wunsch, zu sterben!“ so hoch schätzt der Componist in launigen Worten sein Werk in einem Briefe an seinen Freund selber ein! Recht hat er! Doch „gehört“ haben muß man es eben! Das ist aber nicht das Hören mit dem Ohre, der bloße äußere Sinneseindruck, das flüchtige, oberflächliche Concerthören, sondern das Erfassen mit Herz und Gemüth. Dazu reicht aber der Besuch eines Concertes, das in der althergebrachten Weise stattfindet, nimmermehr aus

---

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Der Ruhm.

Von Anton Petrowitsch Tschechoff.

Deutsch von Wilhelm Thal.

Als der Reisende der ersten Classe auf dem Bahnhof gespeist hatte und sich etwas angeheitert auf dem Sammetdivan ausstreckte, begann er zu schlummern. Aber das dauerte keine fünf Minuten. Er warf seinem Gegenüber schmachtende Blicke zu, lächelte und sagte:

„Mein Vater seligen Angedenkens liebte es, wenn ihm die Frauen nach dem Essen die Fußsohlen kitzelten. Ich bin genau wie er, nur mit dem einzigen Unterschiede, daß ich mir jedesmal nach dem Essen nicht die Füße, sondern die Zunge und die Phantasie kitzeln lasse. Ich sündiger Mensch liebe es, mit vollem Magen zu schwatzen. Gestatten Sie mir, mit Ihnen zu plaudern?“

„Aber mit Vergnügen,“ sagte das vis-à-vis.

„Nach einem ausgezeichneten Mahle genügt mir der geringste Gegenstand, und es kommen mir sofort verteufelt tiefsinnige Gedanken.

Zum Beispiel haben wir vor einem Augenblick am Buffet zwei junge Leute gesehen und gehört, wie einer dem andern gratulirte: ‚Ich wünsche Ihnen Glück,' sagte er, ‚Sie sind jetzt schon bekannt und fangen an, sich Ruhm zu erwerben.' Das waren sicherlich Schauspieler oder kleine Publicisten. Doch es handelt sich nicht darum. Eine Frage, werther Herr, interessirt mich jetzt, nämlich: was man unter dem Wort Ruhm oder Bekanntsein versteht. Was denken Sie davon? Puschkin erklärte den Ruhm als ein ‚glänzendes, mit Lumpen bekleidetes Stück'; wir fassen ihn also wie Puschkin auf, das heißt, mehr oder weniger subjectiv, aber noch hat Niemand eine klare, richtige Definition dieses Wortes geliefert. Ich würde viel um solche Erklärung geben."

„Aber wozu brauchen Sie das?"

„Sehen Sie, wenn wir wüßten, was der Ruhm ist, so wären wir vielleicht eher im Stande, ihn zu erwerben. Ich muß Ihnen sagen, werther Herr, als ich jünger war, habe ich mit allen Fibern meiner Seele nach Berühmtheit gestrebt. Die Popularität ist meine Manie, für sie habe ich studiert, gearbeitet, Nächte durchwacht, Hunger gelitten und die Gesundheit verloren. Und doch hatte ich in dem Maße, in dem ich ohne Voreingenommenheit darüber urtheilen kann, alles, was man braucht, um ihn zu erreichen. Zunächst bin ich von Beruf Ingenieur. Während meines Lebens habe ich in Rußland etwa zwanzig Brücken gebaut, Aquaducte für drei Städte errichtet und in Rußland, England und Belgien gearbeitet. Zweitens habe ich über mein Fach viele specielle Abhandlungen geschrieben; schließlich, mein werther Herr, habe ich seit meiner zartesten Jugend eine Neigung für die Chemie; in meinen Mußestunden beschäftige ich mich damit und habe die praktische Anwendung organischer Säuren entdeckt, so daß Sie meinen Namen in sämmtlichen ausländischen Handbüchern der Chemie finden. Während meines Beamtenlebens habe ich den Grad des Staatsraths erreicht, und meine Conduitenliste ist glänzend. Ich will Ihre Geduld nicht mißbrauchen, indem ich Ihnen alle meine Arbeiten aufzähle, ich will Ihnen nur sagen, ich habe viel mehr gethan, als so mancher berühmte Mann, und was ist das Resultat, was ergiebt sich daraus? Ich bin bereits alt, streife den Tod und bin noch nicht bekannter, als jener schwarze Hund, der dort über das Geleise läuft."

„Woher wissen Sie das? Vielleicht sind Sie bekannt."

„Hm, das können wir ja gleich versuchen. Sagen Sie mir, haben Sie vielleicht schon zufällig den Namen Krikunoff gehört?"

Das Gegenüber erhebt das Haupt zur Decke, überlegt und schüttelt verneinend den Kopf.

„Nein, den habe ich nicht gehört," sagte er.

„So heiße ich. Sie, ein gebildeter Mann, ein bereits älterer Mann, haben nicht ein einziges Mal meinen Namen gehört? Das ist ein unleugbarer Beweis. Als ich nach dem Ruhm strebte, habe ich offenbar nicht das Richtige gethan, um ihn zu erreichen. Ich habe nicht die richtigen Mittel angewendet, ich wollte den Ruhm beim Schwanz fassen und habe ihn nicht gepackt."

„Was sind denn die richtigen Mittel?"

„Ja, die kennt allein der Teufel. Sie werden mir sagen, das Talent, das Genie, die Originalität, das alles ist nichts, mein werther Herr ... Neben mir haben unbedeutende, oberflächliche Leute ihre Carrière beendet, sie haben tausend Mal weniger gearbeitet als ich, haben nicht Blut und Wasser geschwitzt, haben durch keinerlei Talent geglänzt, haben den Ruhm nicht gesucht, und doch begegnet man ihren Namen jeden Augenblick in Zeitungen und Unterhaltungen. Wenn es Ihnen nicht langweilig wird, mir zuzuhören, so würde ich Ihnen ein Beispiel anführen.

Vor einigen Jahren baute ich eine Brücke in der Stadt K. ... Ich muß hinzufügen, daß die Langeweile in diesem Jammernest gräßlich ist. Hätte es nicht Weiber und Karten gegeben, ich wäre wahnsinnig geworden. Ich versuchte also, mich mit einer Sängerin zu amüsiren. Ich weiß nicht, warum alle in Verzückung vor ihr lagen, meiner Ansicht nach war es eine gemeine, gewöhnliche Natur, wie es so viele giebt. Dieses Mädchen war eitel, dumm und habgierig. Ihr Leben bestand nur aus thierischen Functionen; sie aß viel, trank ebenso stark, schlief bis 5 Uhr Abends; das war alles. Von Beruf war sie eigentlich eine Cocotte, doch wenn man sich höflich ausdrücken wollte, nannte man sie Schauspielerin oder Sängerin. Ich war damals eine Stütze des Theaters und konnte die Dinge nicht objectiv betrachten; darum mißfiel mir dieses Spiel mit dem Namen Schauspielerin, der Teufel weiß, wie sehr es mir mißfiel. Mit demselben Recht wie Schauspielerin oder Sängerin, hätte sie sich Officierswittwe oder Tischler nennen können. Es war ein Wesen, dem jedes Talent und jedes Gefühl fehlte. Meiner Meinung nach sang sie jammervoll, der ganze Zauber ihres Talentes bestand darin, daß sie die Beine schmiß und dem Publicum zugrinste. Sie spielte gewöhnlich in's Russische übersetzte französische Possen mit Gesang, in denen sie sich in schmiegsamen Männercostümen zeigen konnte. Mit einem Wort — pfui! Das einzige Gute an ihr waren ein prächtiger Hals und schöngeformte Beine. Ich machte ihre Bekanntschaft kurze Zeit, bevor die Arbeiten zu Ende gingen. Hier bitte ich Sie nun um geneigte Aufmerksamkeit. — Ich erinnere mich, als wäre es gestern gewesen, es fand ein Fest zur Einweihung der neuen Brücke statt, Segenssprüche, Reden, Telegramme 2c. Ich bewegte mich, ich muß Ihnen das aufrichtig gestehen, auf meiner Schöpfung hin und her und war in großer Aufregung. Ich hatte nicht nöthig, den Bescheidenen zu spielen, und kann Ihnen unter uns sagen, daß die Brücke einen prächtigen Eindruck auf mich machte. Das war keine Brücke, sondern ein Bild. Für mich athmete jede Planke, jede Balustrade dienerte mich förmlich. Der Teufel selbst, glaube ich, hätte es nicht künstlerischer machen können, in Anbetracht des wenigen Geldes, das man mir für das Werk zur Verfügung stellte. Ich war ganz besonders aufgeregt, weil die ganze Stadt der Einweihung beiwohnte. Schön, dachte ich, jetzt werden sich alle Blicke des Publicums auf Dich richten. Wo soll ich mich verbergen? Ach, ich beunruhigte mich sehr zu Unrecht, mein werther Herr. Abgesehen von den officiellen Persönlichkeiten beehrte mich Niemand mit seiner Aufmerksamkeit. Eine Menge Menschen standen am Ufer, die die Brücke wie Hammel betrachteten, doch sich um den zu kümmern, der sie erbaut hatte, das fiel keinem ein. Plötzlich geräth die Menge in Aufregung, die Gesichter lächeln, die Schultern wiegen hin und her. Sie haben mich wahrscheinlich bemerkt, dachte ich. Ich blicke deutlicher hin: meine Sängerin ging in Begleitung einer Anzahl von Stutzern durch das Publicum, und diesem Zuge wandten sich die Blicke des Publicums zu. Ein verworrenes Gemurmel von tausend Stimmen erhob sich: „Da geht die Dingsda ... sie ist entzückend, und was sie für Ohrringe trägt!" Dann bemerkte man mich. Zwei Grünschnäbel betrachteten mich von allen Seiten und flüsterten: „Das ist ihr Liebhaber." Was sagen Sie dazu?

Eine schmutzige Gestalt im Cylinder, mit schlecht rasirtem Gesicht und aufgedunsenem Kinn trippelte längere Zeit um mich herum, sprach mich schließlich an und sagte:

„Sie kennen die Dame, die da drüben am anderen Ufer steht? Das ist die Dingsda, ihre Stimme ist über jede Kritik erhaben, und sie bedient sich ihrer in vollendetster Weise. Auch ihr Spiel ist sehr chic."

„Können Sie mir nicht sagen," fragte ich diesen schmutzigen Kerl, „wer die Brücke erbaut hat?"

„Nein, das weiß ich wahrhaftig nicht," versetzte er. ... „Irgend ein Ingenieur."

„Und wer, bitte, hat die Kathedrale unserer Stadt erbaut?"

„Das kann ich Ihnen nicht sagen."

Ich fragte ihn noch, wer der beste Professor in K. wäre, wer das größte Tageblatt von K. herausgab, doch auf alle meine Fragen wußte der schmutzige Kerl nichts zu antworten.

„Und sagen Sie mir bitte," fragte ich zum Schlusse, „wer ist der Liebhaber dieser Sängerin?"

„Ein Ingenieur Namens Krikunoff."

„Ist es wahr, daß sie eine Perrücke trägt?"

„Das ist eine Lüge," versetzte der schmutzige Kopf zornig, indem er mir einen wüthenden Blick zuwarf, „das ist eine Lüge, eine Verleumdung."

„Nun, mein werther Herr, was sagen Sie dazu, ist das nicht ekelhaft? Doch gehen wir weiter ... Es giebt jetzt keine Sänger und Troubadours mehr auf der Erde, und der Ruhm wird ausschließlich von den Zeitungen geschaffen. Am Tage nach der Einweihung der Brücke ergriff ich neugierig die Lokalzeitung und suchte darin meinen Namen. Lange Zeit durchflog ich mit meinen Augen die vier Seiten und doch — ah, bravo! Ich fing an zu lesen:

„Gestern bei prächtigem Wetter und unter großem Zulauf des Publicums, in Gegenwart des Gouverneurs und der höchsten Behörden, hat die Einweihung der neuen Brücke stattgefunden u. s. w."

Doch am Schlusse des Artikels, Gott verzeihe mir, lese ich Folgendes:

„Der Einweihung wohnte in strahlender Schönheit der Liebling des Publicums von K., unsere talentvolle Künstlerin, Fräulein Dingsda, bei. Begreiflicher Weise erregte ihre Anwesenheit Sensation. Der Stern trug ein Kleid von u. s. w. u. s. w."

Wenn da auch nur ein einziges Wort von mir gestanden hätte, nur ein einziges kleines Wort! Es war kindisch, aber was wollen Sie, ich weinte vor Wuth.

Ich tröstete mich indessen mit dem Gedanken, daß die Provinz dumm ist, daß man nichts von ihr verlangen darf; um berühmt zu werden, muß man in die geistigen Centren, in die Hauptstädte gehen.

Um diese Zeit befand sich gerade in Petersburg eine meiner Arbeiten, die ich zu einer Preisbewerbung eingeschickt. Das Ende der Preisbewerbung stand bevor, ich verließ K. und fuhr nach Petersburg. Ich muß Ihnen aufrichtig sagen, ich bin kein Gourmand, kein Schlemmer, ich besitze auch kein Husarentemperament, aber ich versage mir auch nicht gern etwas. Die Reise von K. nach Petersburg ist lang, und zum Zeitvertreib bestellte ich ein Separatcoupé und nahm die Sängerin mit.

Während der ganzen Fahrt aßen wir und tranken Champagner. Wir kamen also nach dem geistigen Centrum, gerade an dem Tage, wo die Entscheidung stattfinden sollte, und ich hatte die Freude, mein werther Herr, meinen Sieg zu feiern. Meine Arbeit erhielt den ersten Preis. Bravo! Am nächsten Tage ging ich nach dem Newski Prospect und kaufte mir für 14 Kopeken verschiedene Zeitungen. Ich eilte nach Hause, streckte mich auf dem Divan aus, bemühte mich, mich zu beherrschen und fing an zu lesen. Ich durchfliege eine Zeitung, nichts. Ich durchfliege eine zweite, kein Wort. Endlich finde ich in der vierten die Notiz:

„Gestern ist mit dem Expreßzug die berühmte Provinzkünstlerin, Fräulein Dingsda, die man auch in Petersburg von ihren früheren Erfolgen her kennt, angekommen. Wir constatiren mit Vergnügen, daß

das Klima des Südens einen guten Einfluß auf unsere berühmte Freundin ausgeübt hat; ihr reizendes Temperament ..."

Auf die Fortsetzung kann ich mich nicht mehr besinnen. Weit unter dieser Notiz stand in ganz kleinen Buchstaben:

„Gestern ist bei der Preisbewerbung der erste Preis dem Ingenieur Soundso zuerkannt worden."

Weiter nichts. Außerdem hatte man meinen Namen noch verdruckt, anstatt Krikunoff, Kirkunoff gesetzt. Das ist unser geistiges Centrum. Das ist noch nicht alles ... Als ich nach Verlauf des Monats Petersburg verließ, sprachen alle Zeitungen um die Wette von unserer unvergleichlichen, talentvollen, reizenden Künstlerin und zwar nannten sie sie jetzt nicht mehr bei ihrem Familiennamen, sondern sogar bei ihrem Vornamen.

Einige Jahre später fuhr ich nach Moskau.

Ein eigenhändiger Brief des Oberbürgermeisters der Stadt hatte mich in einer Angelegenheit hinberufen, von der die Moskauer Zeitungen seit mehr als einem Menschenalter sprachen. Während meiner Arbeit hielt ich in einem Saale fünf öffentliche Vorlesungen zum Besten einer wohlthätigen Stiftung. Ich glaube, das ist genügend, um in einer Stadt bekannt zu werden, und wenn es auch nur drei Tage lang ist, nicht wahr? Nun denn, nicht eine Moskauer Zeitung sagte das geringste Wort von mir. Von Bränden, von einer Operette, von eingeschlafenen Staatsräthen, von betrunkenen Handelsleuten; von all dem sprach man. Doch von meiner Sache, von meinen Plänen, von meinen Vorträgen, nichts. Und das Publicum ist genau so. Ich fahre in der Tramway, der ganze Waggon ist voll: Damen, Officiere, Studenten, Studentinnen.

„Der Rath der Stadt soll ja wohl einen Ingenieur zu dem und dem Werke berufen haben?" sagte ich zu einem Nachbar mit so lauter Stimme, daß der ganze Wagen es hörte, „kennen Sie den Namen des Ingenieurs?"

Der Nachbar schüttelte verneinend den Kopf. Der Rest des Publicums sieht mich schnell an, und in allen Augen lese ich: „Das weiß ich nicht."

„Es soll Jemand Vorträge in einem Saale gehalten haben," sagte ich jetzt zu dem Publicum, um eine Unterhaltung anzubahnen, „es soll sehr interessant gewesen sein."

Niemand rührte sich

Augenscheinlich hatte Niemand von den Vorträgen gehört, und die Damen wußten sogar nicht einmal etwas von der Existenz des Saales. Das war noch gar nichts. Aber denken Sie sich, werther Herr, plötzlich erhebt sich das Publicum heftig und drängt an die Fenster.

„Was giebt's, was ist geschehen?"

„Sehen Sie, sehen Sie," erklärte mein Nachbar, „da, der brünette Herr, der im Wagen vorbeifährt, das ist der berühmte Rudjahrer King."

Und der ganze Waggon geräth in Aufregung und spricht von dem Meisterschaftsfahrer, der die moskowitischen Gemüther in diesem Augenblick interessirt.

Ich könnte Ihnen noch viele Beispiele anführen, doch diese genügen meiner Ansicht nach. Nehmen wir jetzt meinetwegen an, daß ich mich über mich täusche, daß ich nur ein Schwätzer oder ein unbedeutender Mensch bin; aber ich könnte Ihnen neben mir mit Namen von Zeitgenossen dienen, die durch Talent und Liebe zur Arbeit hervorragend und dennoch unbekannt gestorben sind. Sind alle diese Seefahrer, Chemiker, Physiker, Mechaniker und Volkswirthschaftler berühmt oder populär? Sind sie der gebildeten Masse, den Malern, den Bildhauern, den russischen Schriftstellern bekannt? Ein alter Literat, ein arbeitsamer und talentvoller Mensch wandert dreiunddreißig Jahre durch die Vorzimmer der Redactionen, beschmiert, der Teufel weiß, wieviel Blätter Papier, wird zwanzig Mal wegen Beleidigung angeklagt und verurtheilt und ist doch außerhalb seiner Gruppe unbekannt. Nennen Sie mir eine Coryphäe unserer Literatur, die zur Berühmtheit gelangt ist, bevor man erfuhr, daß der Betreffende sich im Duell geschlagen, verbannt worden war oder schlecht Karten spielte?"

In seiner Aufregung nahm der Passagier der ersten Classe seine Cigarre aus dem Mund und erhob sich.

„Ja," fuhr er heftig fort, „und parallel mit diesen Männern stelle ich Ihnen etwa hundert Sänger, Acrobaten und Histrionen jeder Art, die schon als kleine Kinder bekannt sind, ja wohl."

Die Thür knarrt, ein scharfer Wind bläst hinein, und in den Waggon tritt eine Person von ziemlich mürrischem Aussehen, im Cylinder und blauer Brille. Die Persönlichkeit prüfte den Platz, zog die Stirn kraus und ging weiter.

„Wissen Sie, wer das ist?" murmelt eine schüchterne Stimme von dem anderen Ende des Waggons. „Das ist N. N., der berühmte Falschmünzer von Tula, der in der bekannten Bankaffaire verurtheilt worden ist."

„Aha," hohnlachte der Passagier der ersten Classe, „einen Schwindler aus Tula kennt er, aber fragen Sie ihn, ob er Semigradski, Tschaikowski oder den Philosophen Solowjew kennt ... Er wird den Kopf schütteln ... eine Gemeinheit."

Es verstrich eine Pause von drei Minuten.

„Gestatten Sie mir, Sie ebenfalls etwas zu fragen," sagte das vis-à-vis hüstelnd. „Kennen Sie den Namen Puschkoff?"

„Puschkoff, hm, Puschkoff, nein, kenne ich nicht."

„Das ist mein Name," lächelte das vis-à-vis bescheiden; „Sie kennen mich also nicht? Ich bin seit fünfunddreißig Jahren Professor an einer russischen Universität ... Mitglied der Akademie der Wissenschaften, Verfasser verschiedener Werke ..."

Der Passagier der ersten Classe und sein Gegenüber warfen sich einen Blick zu und fingen an zu lachen.

Aus der Hauptstadt.

Der neue Curs.

General: Freiheit und Vaterland stehen auf dem Spiele —

Kriegsminister Berteaux: Ja, aber wissen Sie denn nicht, daß die gesammte Pariser Börse à la hausse spielt? Vor Anfang nächsten Monats, vor der Ultimo-Regulirung, darf der Friede keinesfalls gestört werden.

General: Befehlen Sie mir wenigstens, daß ich mit einem Corps die Grenze bewache —

Berteaux: Achten Sie lieber auf die Cursschwankungen der feindlichen Rente!

General: Und sonstige Vorbereitungen sind nicht beliebt?

Berteaux: Kaufen Sie Dynamite-Trust, ziehen Sie jeden Posten, den Sie bekommen können, aus dem Markte. Das thut sich immer, wenn ein Krieg droht. Uebrigens, man hört von der neuen Rangliste gar nichts mehr. Beachten Sie, daß ich modern denkende und vorgebildete Mitarbeiter um mich zu sehen wünsche, keine Troupiers, keine Haudegen. Die gehören überall sonst hin, nur nicht in eine Armee.

General: Ich habe Ew. Excellenz die Ernennung des Maklers Meyer zum Chef unseres Stabes vorzuschlagen, während mir der Procurist Lehmann als Leiter des Festungswesens geeigneter scheint.

Berteaux: Und Cohn, der beliebte Börsensensal? Befahl ich Ihnen nicht, ihm die Ernennung zum Obercommandirenden unserer Cavallerie zu überbringen? Sie werden mir entgegnen, daß er ein schlechter Reiter sei. Erstens kennen Sie dann seine Wechsel nicht, und zweitens übt er sich bereits auf dem Holzpferde seines Aeltesten, der Ostern die Handelsschule beziehen und nach bestandener Prüfung an die Spitze der Luftballon-Abtheilung treten soll.

Combes (stürzt herein): Mein theurer Freund — man hat in der Kammer soeben Deschanel ein Auge ausgeschlagen und Rouvier zwei Backzähne zertrümmert. Sie müssen nun natürlich Beide zurücktreten. Aber wir brauchen sofort Ersatz. Wozu rathen Sie mir?

Berteaux: Deschanel hat ja wohl das Auswärtige und Rouvier die Finanzen?

Combes: Ja. Sie sind tüchtige Fachleute, das muß man sagen.

Berteaux: Dann ernennen Sie einen Seifensieder zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten und einen Professor der Botanik zum Finanzminister.

Combes: Ich möchte eigentlich in beiden Fällen tüchtige Börsenleute —

Berteaux: Sind Sie des Teufels? Die verstehen doch unter Umständen etwas davon.

Combes: Allerdings. Daran hab' ich nicht gedacht. Aber kommen Sie jetzt mit frühstücken?

Berteaux: Nein. Ich muß in die Akademie, wo heute der berühmte Nordpolforscher Patage über die Stellung des deutschen Reichsgerichts zum Differenz-Einwande spricht und Fregattencapitän Marinier eine Studie über die verborgenen Reserven der Zuckerfabriken und die Buchgewinne der englischen Zinnabergwerke vorlesen will. Ich müßte ein schlechter Kriegsminister sein, wenn ich mich nicht immer schon auf meine nächste Dreißigmillionen-Speculation vorbereitete.

Cimon d. J.

Bauten in und bei Berlin.

Die gewandten Stylkünstler früherer Zeiten hatten es besser. Wenn sie eine Wochenübersicht oder eine Chronik schrieben, so waren die Uebergänge das Leichteste dabei. Galt es zum Exempel die Annahme einiger Jesuitenparagraphen und die Niederschlagung einer fiscalischen Steuerforderung an Herrn Baron Itzenplitz zu besprechen, so sagte der Stylkünstler geistvoll: „Neben dem Erlaß des Kampfgesetzes gegen Loyola's schwarze Wanderschaar spielte auch ein anderer Erlaß in vergangener Woche seine Rolle: der Erlaß einer beträchtlichen Steuersumme u. s. w. u. s. w." Auf diese Weise gelang es selbst gewissenhaften Plauderern, in einem und demselben Aufsatze Betrachtungen über verfallene Schulhäuser, Nordpolfahrten, Kuhkäse-Fabrikation, Wieland's schlüpfrige Geschichten und die Paranoia der Jungfrau von Orleans unterzubringen. Ich will es nicht leugnen, diese Geschicklichkeit existirt heute

noch. Aber ihre Vertreter wirken wie Versteinerungen. Und der sonst so geduldige Leser bewundert die gewagten Geistessprünge nicht mehr wie ehedem, sondern sagt: Alter Affe! Auf die Dauer gefallen derartige Ansprachen aber auch dem abgehärtetsten Feuilletonisten nicht.

Will man deßhalb über auffallende Geschehnisse der Woche schreiben und ist kein Stylkünstler, so kann einem leicht plümerant zu Muthe werden. Beispielsweise: Da haben sie das Kaiser Friedrich-Museum eröffnet, das Kaiser Friedrich-Denkmal enthüllt; haben eine Bismarck-Warte auf dem Müggelberge dem Volk zugänglich gemacht und heftige Zeitungskämpfe um das alte Opernhaus geführt. Der Stylkünstler und die Normalnatur werden ja keine Schwierigkeiten in der Verbindung dieser Vorgänge finden. Lauter Bauten, sagt der Eine, und der Andere setzt sich mit gewetzter Feder hin und schwärmt. „Daß Berlin und Berlins Umgebung sich mit jedem Tage herrlicher gestalten; daß sich gewissermaßen im Geschwindschritte unseres erlauchten Monarchen Prophezeiung erfüllt von der nach einmal schönsten Stadt der Welt, dafür sind unser neues Museum, der ragende Denkstein Kaiser Friedrich's und das Bismarck-Mal leuchtende Beweise. Während aber neues Leben blüht, müssen naturgemäß die Ruinen fallen: Allerhöchstem Wunsch zu Folge wird das alte, längst nicht mehr in die moderne Prachtstraße Unter den Linden passende Opernhaus den Weg alles Fleisches gehen." Sie merken schon, ich bin feuilletonistisch nicht unbegabt; ich lasse Berlins Umgebung sich gestalten, Mauersteine den Weg alles Fleisches gehen und verstehe mich leidlich auf den Hofstyl. Trotzdem gebe ich unumwunden zu: diese vielen Baugeschichten sind mir zu schwer, zu verworren, zu zusammenhanglos. Ueber die grausam fortschreitende Verschandelung der hübsch zu ebener Erde gelegenen Berliner Akropolis sollte man nur noch ganz wenige Worte verlieren. Das Kaiser Friedrich-Museum wird allenthalben fast leidenschaftlich getadelt, der verstorbene Herr Maison wegen seines Kaiser Friedrich-Monumentes hundertfach gestäupt. Aber nicht umsonst heißt Friedrich III. der edle Dulder. Was ihm am Brandenburger Thor, wo der Triumphweg beginnt, angethan worden ist, das wiederholt sich mit feinem Bedacht in der Nähe des Stadtbahnhofes Börse. Und möglicher Weise wird er jetzt, wo — um feuilletonistisch zu sprechen — die Idee ihrer Verwirklichung in's Auge gesehen hat, vor weiteren Belästigungen verschont bleiben. Das auf seinen Namen getaufte Museum verdient gleichfalls den Preßaufruhr nicht. Hat etwa irgend Jemand im Ernst etwas Anderes erwartet? Dies Staatsgebäude macht den Eindruck, als sei es außen von Wertheim, innen von Tietz hergestellt worden. Also einen guten, das heißt genau unserer Zeit entsprechenden Eindruck. Man sollte damit zufrieden und dafür dankbar sein. Nichts geht über die Einheitlichkeit des Schaffens. Das ist echtes Stylempfinden.

An den zornigen Worten, die Ernst v. Wildenbruch wider die Zerstörung des alten Opernhauses und wider die loyale Schweigsamkeit der officiösen Denkmalspflege richtete, hat sich außer dem beleidigten Architekten-Vereine Niemand aufgeregt. Ich fürchte, Wildenbruch ist zu spät gekommen. Als der erste unerhörte Anschlag auf das Gebäude gewagt und unter dem Vorwande seiner Sicherung gegen Feuersgefahr zwanzig oder dreißig Eisentreppen herumgelegt wurden, da erhoben sich nur ganz vereinzelt Stimmen des Grimmes. Ich bin stolz darauf, unter den Ersten gewesen zu sein und an dieser Stelle die Scheußlichkeit gebrandmarkt zu haben. Selbst der grauenvolle Massengasthof Inside Inn auf der St. Louiser Ausstellungswaide wird durch seine Feuerstiegen nicht so raffinirt verunstaltet wie unser armes Opernhaus. Wer den Greuel sieht, der erklärt sich ohne Weiteres bereit, jede geforderte Summe für einen Neubau zu bewilligen. Nur um dem öffentlichen Scandal ein Ende zu machen und die Hauptstadt von den Feuer- und Hühnerleitern an ihrem bevorzugtesten Platze zu befreien. Unsere Landtagsboten werden ja wohl das gleiche Einsehen haben. Wenn sie schon die Gelder für Hibernia ablehnen — die für's neue Opernhaus bewilligen sie. Na, und dann ist es ja erreicht. Hibernia und Mittellandcanal könnten unter Umständen nicht so gefährlich werden wie die Oper.

Eine thatkräftige Bewegung hätte vor Jahresfrist Manches genützt. Die aufflackernde Empörung hat den Renovirungs-Wütherichen doch wenigstens bis auf Weiteres das Heidelberger Schloß aus den Zähnen gezogen. Sie wäre auch in Berlin von etlichem Erfolge begleitet gewesen. Aber wie das bei uns so ist: Niemand will sich den Mund gern verbrennen. Entweder beauftragt man einfach einen Denkmalspfleger mit dem Widerspruche, bejahrte Herren in Amt und Würde, die es doch wahrhaftig nicht oben verderben dürfen, oder man wartet zum Mindesten ein halbes Jahr, ehe man selber protestirt. Denn dann ist die Suppe nicht mehr so heiß, der erste Eifer des mächtigen Ideengebers abgekühlt und die Opposition folglich nicht mehr ganz so riskant. Es soll mich nicht wundern, wenn übermorgen in Zeitungsläden, Cigarren- und Colonialwaaren-Geschäften gleichfalls Listen gegen den Abbruch des alten Opernhauses ausliegen; Papier ist billig und willig und thut Keinem weh. Wir unterschreiben allmonatlich unsere zwei bis drei Proteste: gegen die Erhöhung des Straßenbahn-Abonnements, gegen die Abholzung des Grunewaldes u. s. w. — machen wir also auch in Architektur-Protesten! Helfen thut's ja doch nicht!

Die höfisch abgestempelte Baukunst und Baukunst beherrscht Berlin unumschränkt. Außerhalb des hauptstädtischen Weichbildes, in Gegenden, wo keine Schlösser stehen und keine Hofjagden stattfinden, darf man dagegen ein bißchen eigenen Geschmack haben. Deßhalb ist die Bismarck-Warte im Sand der Müggelberge erträglich ausgefallen. Man sollte sie von Rechts wegen sogar nicht einmal erwähnen in einem Klagebrief, der sich mit amtlichen Berliner Bauten befaßt. Auf der Kuppe des alten Gletschergeschiebes, einen dichten Kranz schwarzer Kiefern zu seinen Füßen, ragt das massige Bauwerk auf. Aus rauhen Sandstein-Quadern gethürmt, mit sparsamem Schmuck, der doch glücklich den Eindruck des Klobigen verhindert, während er der ergreifenden Wucht des Males keinen Abbruch thut. Zur wendischen Spree hinunter lugt der Riesenadler, darunter die einfachen Worte: „Unser'm Bismarck!" eingegraben stehen. Ein gliederstarker Löwe hütet den Thurm; breite Treppen führen von ihm in's Freie, bequeme Stiegen zur Höhe auf, wo am Tage Bismarck's, dem ersten April, und bei vaterländischen Festen das Leuchtfeuer brennen soll. Es war ein nebelverhängter Herbstmorgen, als wir im Boote herankamen, die Sonne schien zu träg, um sich aus ihren Bettüchern zu wickeln, und weißer Dampf spielte um die Wipfel der Kienen, bleichte das fidele Gelb der in den Kiefernwald eingesprengten jungen Birken. Und doch — wer an solchem Tage hier oben steht, Müggelsee und Dahme in der grünen Tiefe, östlich die Uferterrassen verschollener Gletscherströme, die märkisch bescheidener Sinn jetzt als „Berge" anspricht; gegen Westen die qualmende, von Schmutzwolken umzogene, dabei in Gold starrende Weltstadt, gegen Süden das schweigende, arme, reine Land —, der blickt mit fieberischer Spannung auf das packende Bild. Ihm ist, als schaue er einem unvergleichlich gewaltigen Drama zu, das Vergangenheit und Zukunft geheimnißvoll umspannt, und dessen Gegenwart immer noch der Unvergeßliche ist, dem sie hier, im Herzen der Heimath, den Riesenstein errichtet haben.

Die bezwungene Kritik.

Recht unfreundlich hatte sich der Leiter der preußischen Heeresverwaltung im Reichstag über die Kritik geäußert, die verabschiedete Officiere an Vorgängen und Zuständen innerhalb der deutschen Armee in den letzten Jahren geübt hatten. Das war im December des vorigen Jahres gewesen. Einige Wochen später nahm er indessen Anlaß sich selber zu corrigiren, indem er jene Kritik nicht nur als sehr willkommen, sondern sogar als für eine erfreuliche Entwicklung des Heeres unbedingt nothwendig bezeichnete. Aus seiner weiteren Haltung in dieser Frage geht aber hervor, daß in der ersten Aeußerung der Praktiker, in der zweiten nur der Theoretiker zum Wort gekommen war. Denn wie wenig in praxi die Kritik oben willkommen ist, darüber läßt die Härte keinen Zweifel, mit der fast unmittelbar nach der zweiten Aeußerung gegen einen inactiven Officier vorgegangen wurde, der in durchaus objectiver Weise in einer Reihe von Aufsätzen mannigfache, dem Heere anhaftende Mängel besprochen und bei der gesammten gediegenen Presse, so weit sie sich noch einer gewissen Unabhängigkeit erfreut, Anerkennung gefunden hatte. Ja, es konnte gegen ihn ein ehrengerichtliches Verfahren eingeleitet werden, trotzdem jene Aufsätze mit einer Zurückhaltung geschrieben waren, daß der Leiter der Heeresverwaltung selber kein Bedenken trug, sich im Reichstag auf sie zu berufen, um irrige Behauptungen der Gegner über die Soldatenmißhandlungen zu widerlegen. Diese Praxis hat aber zur Folge gehabt, daß die lästige Kritik der inactiven Officiere sehr bald gänzlich verstummte. Nicht einmal dort meldete sich mehr, wo die eigenen wirthschaftlichen Interessen in Frage stehen. Noch im vorigen Jahre machte sich in den Kreisen der inactiven Officiere eine ziemlich lebhafte Bewegung geltend zu Gunsten der baldigen Verabschiedung eines neuen Militärpensionsgesetzes, das schon seit zwei Jahrzehnten dem Heere in Aussicht gestellt worden war, aber stets ein leeres Versprechen geblieben ist. Manch' kräftiges Wort konnte dabei gehört werden. Inzwischen ist ihre Langmuth auf eine so schwere Probe gestellt worden wie nie zuvor. Viele Monate hindurch mußten sie es z. B. erleben, daß officiös inspirirte Blätter heute nur deßhalb große Hoffnungen auf die in kürzester Zeit zu erwartende Vorlage des heißersehnten Gesetzes erweckten, um sie morgen auf's Grausamste zu zerpflücken. Aber nirgends auch nur ein leises Zeichen des Unwillens über dieses wahrlich nicht kameradschaftliche Gebahren. Ein unbestreitbarer Erfolg der Praxis der preußischen Heeresverwaltung!

Um aber die unbequeme Kritik sachkundiger verabschiedeter Officiere verstummen zu machen, standen ohne Frage noch andere Mittel zu Gebote als das gewählte. Wenn der Anlaß zu ihr fehlte, wie sollte sie sich dann wohl vernehmen lassen? Die Lust am Bekritteln hat diejenigen Officiere, deren Urteil überhaupt verdient beachtet zu werden, wirklich nicht dazu getrieben zu tadeln und zu rügen, sondern nur die Erkenntniß, daß die verantwortlichen Stellen sich sehr oft auf falschen Bahnen befinden. Nur zu warnen trachteten sie. Wollte man aber hiervon nichts wissen noch etwas hören, so brauchte man ja nur Tadelnswerthes nicht zu vollführen. Und dieser Weg hätte dann noch das Gute gehabt, daß er völlig einwandfrei war, während der thatsächlich eingeschlagene ernste Männer auf's Aeußerste befremden mußte, und daß außerdem der Herr Leiter der Heeresverwaltung, indem er ihn wandelte, niemals Gefahr lief, in seinen Handlungen wie Aeußerungen in Widerspruch mit sich selber zu gerathen. Freilich leichter und bequemer ist es, die lästigen Kritiker vermittelst der Einleitung des ehrengerichtlichen Verfahrens oder nur durch einen Hinweis auf dieses zum Schweigen zu bringen. Viel Kopfzerbrechen war hierzu nicht erforderlich. Und

weil die Bezwingung der Kritik nicht die geringsten Schwierigkeiten machte, scheute man sich auch nicht, das, was zur abfälligen Kritik Anlaß gegeben hatte, in ungemindertem Umfang weiter bestehen zu lassen und sogar durch neue tadelnswerthe Vollführungen neuen Anstoß zu erregen. Wie sehr heute die Heeresverwaltung sich jeder Rücksichtnahme auf Be- und Verurtheilung von sachkundiger Seite überhoben wähnt, erhellt uns nichts so deutlich, als aus der Commandirung einer Compagnie Fußtruppen zur Theilnahme an der Feier, welche unlängst im Berliner Thiergarten zwischen dem Brandenburger Thor und Charlottenburg am Großen Stern zur Enthüllung verschiedener Jagdgruppen stattfand.

Sehr laut waren in den letzten Jahren die Klagen der Tagespresse über das Uebermaß im preußischen Paradewesen gewesen. Selbst Laien hatte schließlich nicht mehr entgehen können, daß bei dem Ueberhandnehmen der militärischen Schaustellungen die Ausbildung des Heeres, namentlich der deutschen Infanterie, deren Dienstzeit um ein volles Drittel gekürzt worden war, in höchst bedenklicher Weise zu kurz kommen müsse. Militärische Sachverständige hatten aber im Besonderen gegen die Verwendung von Ehrencompagnien bei allen denkbaren und undenkbaren Gelegenheiten geeifert. Wann kam auch früher ein Truppentheil dazu, eine Ehrencompagnie zu stellen? Nur dann wurde eine solche Compagnie angefordert, wenn der Ankunft eines fürstlichen Gastes entgegen gesehen wurde, und in diesem Falle hatte sie sich zu seinem Empfang auf dem Bahnhof aufzubauen. Heute begrüßt den erlauchten fremden Herrn ebenfalls eine Ehrencompagnie bei der Einfahrt seines Zuges in die Bahnhofshalle. Aber vor seinem Absteigequartier harrt seiner noch eine zweite, deren Front er auch heruntergehen muß, bevor er sich in seine Gemächer begeben kann. Und wird heute ein Gotteshaus eingeweiht oder eine Ausstellung eröffnet oder endlich das Denkmal eines Mannes, der nach officieller Auffassung sich um den Staat verdient gemacht hat, enthüllt, ohne daß eine preußische Compagnie die Ehren zu erweisen hätte? Sehr schwer läßt sich die Nothwendigkeit ihrer Anwesenheit ergründen; und um sie nicht von vornherein gänzlich zu verurtheilen, bleibt nur übrig sich an das staatliche Interesse zu halten, das bei der Einweihung einer Kirche oder der Enthüllung eines Denkmals für einen Mann, der nicht ohne Verdienste für sein Vaterland gewesen, vielleicht noch vorliegt. Im Hinblick darauf aber, daß thatsächlich die der Infanterie zugemessene Dienstzeit nicht ausreicht, um tüchtige Feldsoldaten auszubilden und somit jede Minute der 23 Monate, die überhaupt noch die Fußtruppe bei der Fahne zuzubringen hat, außerordentlich kostbar ist, kann auch ein künstlich construirtes staatliches Interesse die häufige Verwendung von Compagnien für repräsentative und decorative Zwecke noch nicht rechtfertigen, und das um so weniger, als es mit der Anwesenheit bei der betreffenden Feier gar nicht abgethan ist, vielmehr die Vorbereitung zu der Feier noch bei Weitem mehr Zeit in Anspruch nimmt als die Anwesenheit bei der Feier selbst. War es da nicht heilige Pflicht Derer, die aus eigener praktischer Erfahrung übersehen konnten, wie sehr die unausgesetzt sich wiederholende Anforderung von Ehrencompagnien den auf die Ausbildung unserer Mannschaften im Felddienst gerichteten Dienst benachtheiligen muß, daß sie hiergegen öffentlichen Einspruch erhoben? Was war aber die Folge? Nicht eine Einschränkung der Verwendung jener Compagnien, sondern ihre Ausdehnung auch auf solche Anlässe, bei denen jedes staatliche Interesse vollkommen ausgeschlossen ist. Nur einen privaten Charakter hatte die Feier am Großen Stern. Hierüber kann schon deshalb kein Zweifel obwalten, weil nach officieller Berichterstattung der Monarch und viele der Eingeladenen im Jagdanzug erschienen und dies sicherlich in der Absicht geschehen war, darzuthun, daß es sich bei der Enthüllung von Jagdgruppen nur um ein weidmännisches Fest handeln könne. Wenn aber nach dem Stande der Dienstzeit schon die Heranziehung von Ehrencompagnien zu Feiern noch staatlichen Charakters durchaus unzulässig ist, wie will man da ihre Verwendung bei lediglich privaten festlichen Gelegenheiten verantworten? Meinte man, daß die Anwesenheit einer Truppe in grüner Uniform der Feier der Jägersleute höheren Glanz verleihen würde, so brauchte es doch noch nicht eine grüne Feldtruppe, wie die Garde-Schützen, zu sein. Wäre nicht der gleiche Zweck auch erreicht worden, wenn man die Schloßgarde, jene aus alten Unterofficieren bestehende Haustruppe, welche überhaupt nur der Repräsentation und Decoration wegen gehalten wird, in eine grüne Uniform gesteckt und vor den Jagdgruppen am Großen Stern hätte aufmarschiren lassen? Nicht die geringste Einbuße hätte dann das wirkliche dienstliche Interesse erlitten, während so die Hauptleute, deren Mannschaften die Ehrencompagnie zu bilden hatten, sehen können, wie sie die verlorene Zeit wieder einbringen.

Muß ein derartiges Verfahren nicht die allerschärfste Kritik herausfordern? Aber was ficht es Diejenigen an, die diese Kritik anginge? Für die Heeresverwaltung ist die Bahn frei, seitdem das Damoklesschwert des ehrengerichtlichen Verfahrens selbst über den treuesten Freunden der Armee schwebt, die sie nur vor schweren Schädigungen bewahren wollen. In jeder beliebigen Richtung kann sie sich jetzt bethätigen, ohne daß sie zu befürchten braucht, daß ihr jemand in den Weg treten wird. Auch hier heißt es wieder einmal: „Vestigia terrent!“ Die Stelle, an der sich Einer schon die Finger verbrannt hat, wird von den Anderen beflissen gemieden. Ein Regimentscommandeur pflegte aber seinen Hauptleuten gern zu versichern, daß er unter allen Umständen Erfolge sehen wolle; wie sie zu diesen kämen, wäre ihm ganz gleichgiltig. Persönlich stand er sich hierbei vortrefflich. Wer aber genauer hinsah, konnte wahrnehmen, daß das Regiment in der Befolgung seiner Grundsätze eher rückwärts als vorwärts schritt. Durchaus nicht war es für dieses gleichgiltig, wie die erheischten Erfolge zu Stande kamen. Die prompte Art und Weise, in der die lästige Kritik der sachkundigen inactiven Officiere bezwungen wurde, mag nach dem Geschmack Derer sein, denen das Recht zusteht, über deutsche Truppen zu verfügen. Unmöglich kann es jedoch der Armee zum Heile dienen, wenn die Verwendung einer Compagnie der activen Armee bei erwiesenermaßen unzulänglicher Dienstzeit zu ausschließlich privaten decorativen Zwecken, wie die der Garde-Schützen bei der Enthüllung der Jagdgruppen am Großen Stern —, vor jeder abfälligen Kritik sicher ist.

Carl von Wartenberg.

Aus unseren Kunstsalons.

Deutsche Kunst.

Nein — Sie haben nicht falsch gelesen: es stimmt. Es kann hier einmal von zwei Ausstellungen die Rede sein, die ganz und gar deutsch sind. Kein einziger fremder, ausländischer Künstler ist dort anzutreffen. Merkwürdig, aber eine Thatsache. Nimmt man noch hinzu, daß bei Keller & Reiner zur Zeit außer Max Klinger's „Drama“ eine Möbel-Ausstellung der Darmstädter Colonie zu sehen ist — wahrhaftig, das Deutsche scheint modern werden zu wollen.

Im „Künstlerhause“ treffen wir die eine jener beiden Ausstellungen. „Vereinigte Berliner Künstlerclubs“ haben sie veranstaltet. Die beiden letzten Male hielten sie noch darauf, wenigstens im Katalog einzeln namentlich verzeichnet zu stehen: „Der Westclub“, der Verein „Freie Kunst“, der „Club Berliner Landschafter“ u. s. w. Dieses Mal heißt's einfach „Vereinigte Clubs“ und einen Katalog giebt's überhaupt nicht.

Sie haben alle drei Säle des „Künstlerhauses“ in Anspruch genommen, in denen wir neben jenen Clubs- und Vereinsmitgliedern auch einigen von den Ex-Secessionisten begegnen: Otto Heinrich Engel, Franz Skarbina, Max Schilling, Julie Wolfthorn, Hermann Hendrich, Oskar Frenzel, Max Uth, Martin Schauß, der Bildhauer dieses Kreises. Auch zwei der Secessionisten sind hier anzutreffen: Philipp Franck und Alexander Schmidt-Michelsen. Dazu Ludwig Dettmann, Hans Herrmann, Adelsteen Normann, Meng-Trimmis, Fenner-Behmer, Georg Meyer, Franz Staffen, Willy Feldmann; von den Jüngsten Louis Lejeune, Theodor Schinkel, Hans Klohß, Karl Wendel, Felix Krause, dann „Outsider“, wie Erich Eltze, Franz Müller-Münster, Max Fabian, auch Arthur Kampf, Hugo Vogel — es mag sein, daß noch mehr da sind. Mir liegt ja kein Katalog vor. Und wenn einer mir vorläge — wozu ihn abschreiben? In Summa also, wie es neulich schon von einer anderen Ausstellung heißen konnte: ein gut Stück Berliner Kunst. Nur minder einheitlich, als es drüben, bei Schulte, war. Wer mit unserem Kunstschaffen vertraut ist, der weiß, daß diese Ausstellung einen sehr kunterbunten Eindruck machen muß. Man denke doch nur: der pariserische Franz Skarbina, der hier einige malerisch reizvolle Studien zeigt aus kleinen Städten und aus dem nächtlichen Berlin und einen träumerischen Parkweiher, und — Franz Staffen, der überzeugte Jünger einer Stylisirungskunst, der aber im Blanc et Noir Einem immer lieber ist, als in seinen harten, grellen Farben, worin sein „Adam und Eva“ Einen nur auf's Neue bestärken kann; Oskar Frenzel, der in seinem „Gewitter“ über dem Erntefeld eines der feinsten Landschaftsbilder hier geschaffen hat und — Adelsteen Normann, der in seinen großen Bildern alle Fjord-Poesie wegzumalen versteht; Franz Müller-Münster, der mit großer Naturtreue, aber dabei herzlich nüchtern ein Gespann in einer großen „Sandgrube“ zeigt, und — Hans Herrmann, dem ein Farbenfeuerwerk immer willkommen ist, ob es nun auf einem Blumenmarkt in Amsterdam, oder — wie hier — auf einer „Regatta in Grünau“ und dem „Potsdamerplatz an einem Juni-Nachmittag“ losprasselt, in seiner Wirkung jedoch immer feinfühlig abgestimmt ist u. s. w. Solcher Gegensätze ließen sich noch viele namhaft machen.

Es sind überwiegend „gute“ Bilder da, aber nur wenige geben zu weiteren Bemerkungen Anlaß. Zu den besten gehören außer der schon erwähnten Gewitterstimmung von Frenzel unter den Landschaften Karl Langhammer's großer Ausschnitt aus der römischen Campagna mit einem Eichenhain inmitten des braunen Geländes und den fern verblauenden Albaner Bergen am Horizont unter leicht bewölktem Himmel und mit einigem sanften Sonnenschein hier und da, ein Bild voller Anmuth, nicht so großzügig, wie der Künstler aus früher einmal schon die Campagna gemalt hat, sowie sein farbenhelles Arnothal im Frühling; dann die Spreewaldmotive von Rich. Eschke, Karl Wendel's große, überaus kräftig gemalte Studie „Herbstliche Lindenallee“, Alfred Oesterly's, des unlängst verstorbenen einstigen Brachtschülers wuchtiges, ungemein breit gemaltes Gelände aus der Grafschaft Glatz. Willy Feldmann's fein decorative Studien, Hans Klohß' sommerliche Wiese bei Valendam, Max Uth's „Octoberabend“.

Erich Eltze hat wieder was Apartes gefunden: eine junge Dame in Grau, die hinter einem graugerahmten Fenster steht, das oben zur Hälfte geöffnet ist; hier blickt sie hinaus, so daß der Kopf in vollem Licht erscheint, während das Uebrige nur durch die Scheiben durch-

schimmert. Die schwere Aufgabe ist geschickt gelöst. Ein coloristisches Problem auch bewältigte Professor Kampf in seinem „pausirenden Musikanten“, der, die Geige unter dem Arm, vorn auf einem Stuhl in einem großen grau-braunen Raume sitzt, der durch grüne Vorhänge und eine Fensternische wirkungsvolle Perspectiven darbietet. Dabei ist das Ganze sehr flott gemalt und die Charakteristik des Geigers erschöpfend. Man würde auf einen Franzosen rathen, stände nicht Kampf's Name darunter. Von Philipp Franck, dem jüngst der Professortitel verliehen wurde, sieht man u. A. eine glückliche „junge Mutter“ in der kräftigen, aber nicht rohen, farbenfreudigen, aber nicht harten Malweise, zu der dieser treffliche Künstler sich schon seit einiger Zeit hindurch gearbeitet hat, und eine „Abrechnung“ zwischen Hausfrau und Köchin.

Unter den Bildnißmalern ragen dieses Mal Julie Wolfthorn, Meng-Teimmis und Max Fabian durch Geschmack und persönliche Auffassung hervor. Dann sei auch noch eines feinen Bildchens von Schmidt-Michelsen gedacht: eine abendliche Balconscene; in blauer Dämmerung hängt eine zart grau gekleidete junge Dame rothe und gelbe Papierlaternen auf; das Zwielicht ist sehr wahr empfunden und die bunten Laternen wirken in ihm ganz famos. Und auch Berthold Genzmer, August von Brandis und Otto Heinrich Engel sind noch zu nennen. Genzmer giebt u. A. eine alte lesende Frau am offenen Fenster, durch das man in einen Garten blickt, hinter ihr steht an der Wand eine rothe Truhe, auf die ein Sonnenstrahl fällt. Die coloristische Aufgabe hat Genzmer geschickt gelöst und sein Vortrag ist gegen früher breiter, flotter geworden. Ganz in pastosem Impressionismus ist jetzt v. Brandis aufgegangen, wie namentlich sein Interieur mit zwei jungen Damen beweist. Engel hat eine ganze Reihe größerer und kleinerer Bilder ausgestellt. Neben den jungen friesischen Bäuerinnen, von denen die in der Laube mir rein malerisch am besten gelungen zu sein scheinen, ein paar Seestücke, die ich doch noch vorziehe: ein Septemberabend auf stiller See voll Friedensstimmung und zartem Farbenreiz und eine pariserisch flott heruntergestrichene Strandscene mit spielenden Kindern.

* * *

An französische Vorbilder denkt man ja überhaupt gegenüber manchen der hier ausgestellten Werke ausschließlich deutscher Künstler.

Aber nicht bloß im nationalem Sinne, sondern auch im künstlerischen ist durchaus deutsch die jüngste Ausstellung bei Eduard Schulte. Eine größere Gruppe süddeutscher Maler finden wir da zusammen. Sie steht im Zeichen Hans Thoma's, Wilhelm Leibl's und Karl Haider's und diese drei selbst fehlen auch nicht. Es ist sehr zu bedauern, daß auch diese Ausstellung wieder nur drei Wochen währt: man wird nicht so bald wieder Gelegenheit haben, diese Künstler alle so gründlich studiren zu können.

Das heißt — „Alle“ sind am Ende noch nicht studirenswerth, wenigstens im Einzelnen nicht, wohl aber immerhin als Theile eines Ganzen, als Belege für eine vorhandene Richtung, mag auch der Eine und Andere vielleicht nur eine „Mode“ mitmachen. Denn es ist doch interessant, zu verfolgen, wie die Anregungen jener Vollkünstler weiter wirken. Auch Böcklin's Spuren begegnet man hier und da, z. B. bei Albert Lang und Hermann Frobenius, die übrigens nicht gerade zu den Besten gehören, weßhalb es auch bedauerlich ist, daß gerade vom physiognomielosen Lang am meisten Bilder zu sehen sind, über dreißig. Ich nenne ihn physiognomielos, weil er nicht bloß mitunter an Böcklin erinnert, sondern in anderen Bildern auch an Thoma oder Trübner. Sein eigenes Gesicht zu entdecken, hält schwer.

Sehr gut vertreten sind Leibl und der ihm in Auffassung und Technik so eng verwandte, auch einst persönlich befreundet gewesene Johann Sperl, von dem ebenso, wie von Leibl einige bisher unbekannte köstliche Bilder zu sehen sind, Theodor Alt, von dem namentlich „Der Brief“ einen guten Begriff giebt, Rudolf Hirth du Frênes, der mit Leibl'scher Technik Vautier'sche Erzählungsweise verbindet, wie z. B. die „Hopfenlese“ beweist, zu der auch eine Studie gezeigt wird, die noch weit mehr malerische Qualitäten besitzt, als das Bild selbst, Karl Schuch, der 1903 verstorbene Wiener, auch Wilhelm Trübner, in seiner früheren Zeit, aus der hier als sehr wirksame Documente die beiden bekannten weiblichen Studienköpfe, der eine mit Pelzkragen, der andere mit Hut und Pelz, gezeigt werden. Beiläufig — sie kosten jetzt 12 und 15000 Mk.! Wie mag wohl ihr Preis gewesen sein, als sie gemalt wurden? Von Leibl selbst sieht man neben dem bekannten, hier einmal schon besprochenen Bildniß des Rentners Schönlin und kleineren ebenfalls bekannten Bildern ein großes Porträt einer Frau Regierungsrath in schwarzseidenem Kleide aus dem Jahre 1876, ein Bild, dem gegenüber man an Frans Hals denkt; aus demselben Jahre das Genrebild „Sparpfennig“ und ein anderes aus einer späteren Zeit: „Die neue Zeitung“, zu dem auch die höchst interessante Studie vorhanden ist, endlich die vermuthlich letzte Bildnißarbeit des verstorbenen Meisters: Frau Roßner-Heine, 1900 gemalt, von einer Weichheit der Pinselstriche und einer Leuchtkraft der Farben, die den 56jährigen noch immer auf der Höhe erscheinen lassen. Aber die flott und impressionistisch hingeworfene Bildnißskizze Karl Schuch möchte ich doch noch vorziehen. Sperl's „Winter in Kutterling“, die bäuerlichen Interieurs, darunter Leibl's Arbeitsstube in Kutterling gehören zum Anmuthigsten, was je von ihm auf Ausstellungen zu sehen gewesen ist.

Zur Gruppe Thoma, von dem die berühmte Schwarzwald- und Taunuslandschaft zu sehen sind, neben zwei „Abendlandschaften“, die an — Corot und überhaupt an die Fontainebleauer erinnern, wären vor Allem Wilhelm Steinhausen und von den Jüngeren Ernst Liebermann zu rechnen, der u. A. in der „Hirtin“ eines der besten Bilder der Ausstellung geliefert hat und im „Bergschloß im Mondschein“ ein Farbenempfinden bekundet, wie sonst nur selten. Von Karl Haider, zu dessen Gefolgschaft etwa die auch hier gut vertretenen Münchener Toni Stadler und Edmund Steppes gehören, obschon sie sich auch in mancher Beziehung wiederum Thoma verwandter zeigen — von Karl Haider also kannte man bei uns hauptsächlich Landschaftliches: hier aber sind auch manche größere Figurenbilder zu sehen, wie „Dante, Virgil und Beatrice“, „Charon“, „Hirtenmädchen“. Haider gehört mit seiner in sich gelehrten, sinnigen und dabei doch so erdfesten Kunst zu den deutschesten unter den Deutschen unserer Zeit, die, ob mit bewußtem oder unbewußtem Zurückgreifen auf die Kunst der alten Meister germanischer Stämme, deren Werk fortsetzen im Geiste ihrer Zeit, d. h. ohne blinde Nachahmung. Von Ramberg, der auf die Aelteren dieser Süddeutschen so viel Einfluß gehabt hat, ist hier leider nichts ausgestellt, wohl aber von Viktor Müller, auf den diese Bedeutung in dem Münchener Kreise überging, wie später von ihm auf Leibl. Eine „Herodias“ und eine weibliche „Studie“ zeigen ihn aber noch mehr auf den Spuren belgischer und Pariser Kunstrichtung.

Auch von den Jüngsten seien noch ein paar genannt: der Wiener Fritz Hafner, der Baseler Christian Conradin und der Münchener Rudolf Schiestl. Man muß abwarten, wie sich diese noch entwickeln. Zunächst bethätigen sie Talent und Gemüth. Die eigene Handschrift kommt wohl nach, wenn sie noch tüchtig gearbeitet haben werden.

J. Norden.

Offene Briefe und Antworten.

Die Antwort auf eine Berichtigung.

Unter der Rubrik „Aus der Hauptstadt“ erschien in der Nummer 41 der „Gegenwart“ der von mir verfaßte Artikel „Neues im Uniformwesen“. Er unterzog die Verleihung weißen Lederzeuges an Stelle des schwarzen an das Königlich Sächsische Leibgrenadier-Regiment Nr. 100 und einer weißen Gardelitze an das Königlich Sächsische Feld-Artillerie-Regiment Nr. 12 einer längeren abfälligen Beurtheilung, weil sie nur geeignet wäre, den ohnehin schon sehr großen Wirrwarr, der im Uniformwesen des deutschen Heeres herrsche, noch erheblich zu steigern. Die Ordre, welche die Verleihung aussprach, stand mir allerdings nicht zur Verfügung, als ich den Aufsatz schrieb, wohl aber bezügliche Mittheilungen der sächsischen Presse von so klarer Fassung, daß unmöglich an der Thatsache der Verleihung gezweifelt werden konnte. In der Nummer 45 der „Gegenwart“ stellt nun in einer Berichtigung das Königlich Sächsische Kriegsministerium die Verleihung der in Rede stehenden Uniformauszeichnungen in Abrede.

So erfreulich es auch ist, zu vernehmen, daß die Bedenken, die an die vorausgesetzte Verleihung geknüpft worden waren, hinfällig sind, so drängt sich auf der anderen Seite doch unwillkürlich die Frage auf, warum denn die Richtigstellung erst so spät erfolgte. Bot sich hierzu nicht schon vor etlichen Wochen der Anlaß, als die sächsische Presse die falsche Nachricht brachte? Ich lese täglich verschiedene sächsische Zeitungen, darunter auch solche von spontaner Loyalität gegen die sächsische Regierung. Aber auch nicht eine hat die gemeldete Verleihung der Uniformauszeichnungen angezweifelt, geschweige denn widerrufen. Nun ist es ja nicht zu leugnen, daß die deutschen Regierungen eigentlich nichts weiter zu thun haben würden als zu dementiren, wenn sie alle von der Tagespresse in die Welt gesetzten falschen Mittheilungen von Amtes wegen als solche bezeichnen wollten. Es scheint mir aber nicht statthaft zu sein, auch Nachrichten unbeachtet zu lassen, die einer unrichtigen Beurtheilung des Landesherrn Raum geben können. Die Verantwortung für Verleihung von Uniformauszeichnungen trägt zwar stets der Kriegsminister — dies hat nach längerem Sträuben auch General von Einem, der preußische Kriegsminister, zugeben müssen — die Verleihung selbst ist und bleibt doch unter allen Umständen ein Regierungsact des Inhabers der Krone. Wie konnte bei dem Ausbleiben jeder Berichtigung Jemand auf den Gedanken kommen, daß ein Spaßvogel die Verleihung ersonnen habe?

Und noch ein anderes Moment mußte mich in der Annahme bestärken, daß die beiden erwähnten Truppentheile die Uniformauszeichnungen wirklich erhalten haben. Unlängst wurden in einer größeren süddeutschen Tageszeitung sehr eingehend die Preßverhältnisse im Königreich Sachsen beleuchtet und dabei die große Abhängigkeit sämmtlicher nichtsocialdemokratischer Blätter von der Regierung beklagt. Diese Abhängigkeit besteht in Wahrheit. In welchem Maße, erfuhr im verflossenen Sommer eine Persönlichkeit, die sich einer empörenden, von allen sächsischen Blättern nachgedruckten Verleumdung durch ein ultrareactionäres Blatt ausgesetzt sah. Weil diesem Blatt — ob mit Recht, steht dahin — engere Beziehungen zur sächsischen Regierung nachgesagt werden, vermochte der Verleumdete in Sachsen kein Blatt zu finden, in dem er sich hätte rechtfertigen können. „Wir können schreiben, was wir wollen,“ meinte

ein Herr von der Zeitungszunft. „Nur der sächsischen Regierung dürfen wir nicht unbequem werden. Sonst können wir überhaupt nicht mehr des Lebens froh werden. Zu viele Mittel stehen ihr zu Gebote, uns Dieses zu erschweren.“ Alles Andere konnte daher der hierin Eingeweihte eher annehmen, als daß die gemeldete Verleihung unbegründet war. Wäre sie in nichtsächsischen Blättern zu lesen gewesen, so hätte sie angezweifelt werden können. Daß sie aber von sächsischen nichtsocialdemokratischen Blättern gebracht wurde, dieser Umstand mußte dafür zeugen, daß die Nachricht über sie echt war.

Nicht bedauern aber entschuldigen, sondern bloß erklären will ich somit hier den in der Nummer 41 der „Gegenwart“ veröffentlichten Artikel „Neues im Uniformwesen“. Nur deshalb konnte er überhaupt geschrieben werden, weil die Königlich Sächsische Regierung den für die Berichtigung der falschen Meldung gegebenen Zeitpunkt versäumt hat. Im Uebrigen kann auch die späte Richtigstellung den aufrichtigen Freunden des deutschen Heeres nur sehr willkommen sein. Läßt sich nicht aus dem Bemühen, sich gegen den Verdacht zu schützen, auch durch die Leitung des Sächsischen Contingents könnte der Wirrwarr im Uniformwesen noch gesteigert werden, vielleicht der Schluß ziehen, daß die kleinen Contingente nicht gewillt sind, dem hierin von Preußen gegebenen schlechten Beispiele zu folgen?

Ajax.

Notizen.

Franz von Lenbach. Gespräche und Erinnerungen. Mitgetheilt von W. Wyl. Mit mehreren bisher unveröffentlichten Bildern des Meisters. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.) Es war Wyl's Absicht, dem deutschen Volke ein Werk über den von ihm schwärmerisch verehrten Meister zu geben, worin er Lenbach's Leben, Wirken und Schaffen möglichst nur nach dessen eigenen Mittheilungen schildern wollte. Noch bevor die Arbeit ganz vollendet war, starb er; nachdem nun inzwischen auch Lenbach in's Grab gesunken, veröffentlicht der Sohn des Schriftstellers das Buch, zu dem der Münchener Meister noch selbst eine Einleitung und verschiedene Ergänzungen geliefert hatte. Die Form ist daher einigermaßen fragmentarisch geblieben. Wyl's Lenbachbuch ist nicht groß an Umfang, wohl aber nach Tiefe und nach der von ihm festgehaltenen Lebensfülle; die Aeußerungen des Malers sind darin in ihrer ganzen Originalität und Frische verzeichnet.

Als neueste Erscheinung auf dem Gebiete der Jugendschriften liegt der „Deutsche Balladenborn für Jung und Alt“, herausgegeben vom Hildesheimer Prüfungsausschuß für Jugendschriften, mit 70 Bildern von Franz Stassen, Hans von Volkmann, Ernst Liebermann u. a. vor, (Fischer & Franke, Düsseldorf). Der Preis des etwa 200 Seiten umfassenden, künstlerisch gebundenen Kleinquartbandes beträgt 2 Mk. Der Hildesheimer Prüfungsausschuß für Jugendschriften sagt in dem Aufruf, in welchem er zur Subskription auf das Buch einlud: „Um der deutschen Ballade, dem Zweige der Dichtung, der Jugend und Volk am ehesten vom rein stofflichen zum ästhetischen Genuß der Werke unserer großen Dichter hinleiten kann, wieder die Schätzung und Verbreitung zu erobern, die sie in neuerer Zeit zum Schaden unseres Volkes leider verloren hat, entschloß sich der oben im Titel genannte Prüfungsausschuß für Jugendschriften, das schönste aus dem Gebiete von der alten Volksballade bis zu den Hauptwerken der Gegenwart zu sammeln und in einem von ersten Künstlern reich illustrirten Bande herauszugeben.“ Die Absicht, die aus diesem Programm spricht, verdient es wohl, daß jeder Gebildete durch Erwerb und Weiterempfehlung des Buches in seinen Kreisen an dessen Verbreitung mithilft, zumal jetzt auf Grund des vorliegenden Buches gesagt werden kann, daß uns nicht zu viel versprochen wurde, das Werk vielmehr in ästhetischer Hinsicht den verwöhntesten Ansprüchen genügt und daher wohl geeignet ist, die Wirkung auszuüben, die man sich davon versprach.

Die Macht des Glaubens. Roman von Johan Bojer. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.) Vor Jahresfrist hat die Verlagshandlung Johan Bojer mit seinem Schauspiel „Theodora“ in Deutschland literarisch eingeführt. Luise Dumont's große Kunst hat die Theodora gleichzeitig auf die Bühne gebracht und dem Stücke in zahlreichen Städten durchschlagenden Erfolg verschafft. Hier nun wird ein Roman des jungen Autors dem deutschen Publikum geboten, der die großen litterarischen Hoffnungen, die man auf ihn setzte, vollauf erfüllt. In der Feinheit der psychologischen Entwicklung und in der bitter satirischen Grundtendenz ist's eine echt norwegische Geschichte: ein reicher, hochangesehener Mann läßt sich Schritt für Schritt zum Meineid gegen seinen ehrlichen, aber dem Leben nicht gewachsenem Gegner drängen; er vernichtet durch seinen Falschschwur dessen Existenz und Familienglück, er selbst aber steht am Ende fester und geachteter in der öffentlichen Meinung als je, und ist zuletzt — dies die „Macht des Glaubens“ — von seiner eigenen Redlichkeit und von der Verworfenheit des von ihm Zugrundegerichteten völlig überzeugt. Die gut gelungene Uebersetzung vermehrt die lange Reihe nordischer Dichterwerke, die dem deutschen Publicum in den letzten Jahren zugänglich gemacht worden sind, um eine wirklich gehaltvolle und eigenartige Arbeit.

Heinrich von Kleist's Werke. Mit Kleist's Leben, Bildniß und Facsimile, Einleitungen und Anmerkungen im Verein mit Dr. G. Minde-Pouet und Prof. Dr. Reinhold Steig herausgegeben von Prof. Dr. Erich Schmidt. 5 Bände in Leinenband 10 Mark. (Meyer's Classikerausgaben.) — Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien. Die neue Kleist-Ausgabe, deren erster Band uns soeben zugeht, ist als ein literarisches Ereigniß anzusehen, denn sie ist die erste wirkliche Gesammtausgabe und die erste wirklich kritische Ausgabe dieses Dichters überhaupt. Erich Schmidt legt darin die Früchte vieljähriger Arbeiten vor. Die Bearbeitung der so schwierigen kleineren Prosaschriften Kleist's hat er an den Verfasser des grundlegenden Werkes „Kleist's Berliner Kämpfe“ abgetreten, die der sämmtlichen Briefe an den gleichfalls namhaften Kleist-Specialisten Georg Minde-Pouet, der sie nach den zumeist für verschollen geltenden, von ihm aber glücklich wieder aufgefundenen Originalen als Band 5 veröffentlichen wird. So liegt das Ganze in den denkbar besten Händen: wir erhalten „die“ Kleist-Ausgabe, die wissenschaftlich fortan einzig in Betracht kommt. Der erste Band präsentirt sich schon äußerlich sehr schmuck. Er entspricht in jeder Hinsicht, auch im billigen Preise den so gut eingeführten Bänden der Meyer'schen Classiker-Bibliothek. Er beginnt mit einer Biographie aus der Feder Erich Schmidt's, der auch den einzelnen Werken („Familie Schroffenstein“, „Robert Guiskard“, „Amphitryon“, „Der zerbrochene Krug“) kleinere Sondereinleitungen vorausschickt. Ein Anhang von reichhaltigen Anmerkungen ergänzt die mit weiser Sparsamkeit unter dem Text selbst angebrachten Fußnoten, während der kritische Lesartenapparat der ganzen Ausgabe des bequemeren Nachschlagens halber im vierten Bande vereinigt sein wird. Diesem ersten Bande ist eine gelungene Nachbildung des einzigen Kleist-Porträts beigegeben, und zwar ebenfalls nach dem angeblich verschollenen Original, sowie ein Facsimile. Die treffliche Ausgabe, deren Bände rasch einander folgen sollen, dient dem Gelehrten wie dem rein genießenden Leser auf's Beste.

Max Eyth läßt die dritte Auflage seines „Wanderbuchs eines Ingenieurs“ soeben unter dem Titel „Im Strom unserer Zeit“ erscheinen (Heidelberg, Karl Winter). Der erste Band, „Lehrjahre“ (mit 36 Illustrationen, Preis geb. 6 Mk.), berichtet von Eyth's Erlebnissen in Egypten, Syrien und Nord-Amerika und wendet sich nicht etwa an Fachleute, sondern an das große Publicum. Mit einer reichen allgemeinen Bildung verbindet Eyth einen Schatz von Witz und Schalkheit und besitzt neben satyrischem Humor deutsche Gemüthstiefe. Die gesellschaftlichen und politischen Zustände der bereisten Länder hat er mit scharfer Beobachtungsgabe betrachtet und viele seiner vor einigen 30 Jahren niedergeschriebenen Aeußerungen haben noch heute volle Geltung, so diejenigen über die Unfähigkeit und Habgier weiter Kreise des amerikanischen Beamtencorps, das mit jedem Umschwunge der politischen Launen der Massen wechselt. Aus vielfachen schmerzlichen Erfahrungen kommt er zu dem Ergebniß: „Eine so schamlose, alle Zweige des Lebens durchdringende Corruption, wie sie ein republikanisches Regierungssystem zur Entwickelung bringen kann, habe ich wirklich nicht für möglich gehalten. Und je republikanischer, je allgemeinstimmrechtlicher, um so scheußlicher wird das Ergebniß der Selbstregierung. Der absoluteste Despotismus ist besser als eine Republik, in welcher der Schlechte wie der Gute, der Reiche wie der Arme, der Scharfsinnige wie der Tölpel genau die gleiche Macht haben!“ Max Eyth's „Lehrjahre“ verdienen warme Empfehlung.

Süd- und Mittel-Amerika. Zweite, neubearbeitete Auflage. Von Prof. Dr. W. Sievers. Mit 144 Abbildungen im Text, 11 Kartenbeilagen und 20 Tafeln in Holzschnitt, Aetzung und Farbendruck. (Allgemeine Länderkunde, III. Theil.) Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. In Halbleder geb. 16 Mk. Schon der zweite Theil „Australien und Oceanien“ der neuen Auflage von Sievers' „Länderkunde“ hat, abgesehen von seiner sonst sehr vortheilhaften Erweiterung, eine wesentliche Aenderung gegenüber der ersten Auflage erfahren: durch die Anfügung der Polarländer von Prof. Kükenthal. Auch der neueste Band „Süd- und Mittel-Amerika“ bringt eine bedeutende Neuerung: die Theilung der Neuen Welt in zwei Bände, und zwar derart, daß Central-Amerika und die Antillen mit Süd-Amerika, Mexiko mit Nord-Amerika vereint werden. Diese von den politischen Verhältnissen in Bezug auf die starke Abhängigkeit besonders West-Indiens von Nord-Amerika abweichende Trennung wird begründet durch die verwandtschaftlichen Beziehungen im zoologischen Aufbau, in Klima, Vegetation, Thierwelt und Bevölkerung. Die sonstige Um- und Ausgestaltung des großen populär-wissenschaftlichen Werkes erhellt am besten aus der Thatsache, daß der Inhalt des vorliegenden Theiles der Neuen Welt von $23\frac{1}{2}$ auf 38 Bogen angeschwollen ist, während der demnächst erscheinende vierte Band „Nord-Amerika“ sogar 34 statt 15 Bogen umfaßt. Die Zunahme an Umfang entspricht auch in diesem Bande völlig den Fortschritten des Wissens und der Technik; sie bedeutet eine außerordentliche Verbesserung und Bereicherung der „Länderkunde“. Von der Verlagsanstalt wurde auch diese Auflage auf's Reichste ausgestattet und durch Neuaufnahme von nicht weniger als neun schwarzen und zwei farbigen Tafeln sowie einer Karte bereichert. Die übrigen Karten sind sämmtlich nach neuesten Angaben verbessert.

Der deutsche Spielmann. Eine Auswahl aus dem Schatze deutscher Dichtung für Jugend und Volk. Herausgegeben von Ernst Weber mit Bildern von deutschen Künstlern. Jedes Bändchen steif

kartonnirt mit farbigem Titelbild von J. V. Cissarz. 1 Mk. Bisher erschienen 15 Bändchen. Wenn der deutsche Spielmann hofft, zum eisernen Bestande jeder Volks- und Jugendbücherei zu werden, so kann man heute schon sagen, daß er sich in dieser Hoffnung nicht wird getäuscht haben. Fünfzehn kleine Bändchen, die in der Sprache der Besten unserer deutschen Literatur die Kindheit verherrlichen und den Wald und das Hochland, die Jahreszeiten, die Soldaten, die Arbeiter, das Meer und den Sänger. Und die besten Illustratoren unserer Zeit haben ihren Griffel in den Dienst der herrlichen Sache gestellt. Den Text hat E. Weber wirklich meisterhaft zusammengestellt. Da weht überall ein tiefer, frischer, ursprünglicher Geist. Jedes Bändchen aber ist in sich abgeschlossen und kostet nur eine Mark. Immer und immer wieder wird man zu ihm zurückkehren und aus ihm schöpfen wie aus einem klaren, kräftigenden Born. Mit heller Freude begrüße ich das neue Unternehmen und wünsche ihm tausend und abertausend Freunde. Das ist eine rechte Arbeit gegen das Ueberwuchern der unsittlichen, zersetzenden Literatur. Sie wird mehr Früchte zeitigen als hundert Congresse, auf denen Tausende von Reden gegen den Literaturpfuhl geschleudert werden. Das sind Thaten und nicht Worte, und an ihren Früchten werden wir ihren tiefgründigen Werth erkennen.

Hermann Oslieb. Roman von Gerhard Ouckama Knoop. (Berlin, Egon Fleischel u. Co.) Der Roman spielt in einer alten, niederdeutschen Handelsstadt zu Beginn der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts. In epischer Breite schildert der Verfasser das Leben Hermann Oslieb's, der unter den Nörgeleien und Launen seines reichen Onkels, der ihn finanziell hält, sehr zu leiden hat; er ist eine ernste, strebsame Natur, voll Schaffenseifer und Pflichttreue, der zu Haus unter traurigen Verhältnissen eine freudlose Jugend verlebt hat. Durch die Liebe seiner Cousine, die er heirathet, nachdem ihm seine erste Frau gestorben ist, söhnt er sich mit seinem Geschick aus, das sich nun günstiger für ihn gestaltet, als er je zu hoffen wagte. Der Roman ist ernst, voll tiefer Empfindung geschrieben. Sehr fein gezeichnet sind die zwei Frauengestalten, die ein wirklich poetischer Zauber umwebt, auch die Figur des alten Capitäns ist treffend und charakteristisch.

Marie von Ebner-Eschenbach, Die Prinzessin von Banalien. Mit Buchschmuck von Hanns Anker. Berlin W. 50. (Concordia Deutsche Verlags-Anstalt, Hermann Ehbock.) Klare und sichere Composition, wirksam contrastirende Gestalten, eine ungemein spannende, mit hinreißender Anschaulichkeit dargestellte Handlung zeichnen dieses Buch der berühmten Erzählerin in hohem Grade aus. Dem Inhalte entsprechend, tritt das Buch in ganz aparter, vornehmer und moderner Ausstattung, in mehrfarbigem, fein abgestimmtem Druck, mit einer Reihe von Vollbildern und Vignetten von der Hand des bekannten trefflichen Künstlers Hanns Anker geschmückt, an die Oeffentlichkeit. Wenn ein Buch unsere volle Empfehlung verdient, so ist es dieses, das in Inhalt und Ausstattung etwas ganz Hervorragendes bietet.

Henry F. Urban, Die Maus Lula. Komisches und Tragikomisches. Berlin W. 50. (Concordia Deutsche Verlags-Anstalt, Hermann Ehbock.) Auch in diesem Buche erzählt er von den Toll- und Thorheiten der Yankees und hat die Mischung von Deutschthum und Yankeethum in so trefflicher Weise vollführt, daß der „Maus Lula“ in dieser Beziehung wenig Bücher ebenbürtig zur Seite gestellt werden können. In Manchem erinnert er an Mark Twain, doch kommt auch eigene Art lebendig zum Vorschein. Zweierlei darf den Skizzen nachgesagt werden; erstlich, daß sie Erzeugnisse eines eigenthümlichen und starken Talentes sind, und ferner, daß sie ein uns wenig bekanntes, nämlich das moderne amerikanische Leben überaus treu und anschaulich schildern, es steckt in ihnen also sozusagen ein gut Theil Volks- und Zeitcharakteristik. Für Urban eigenthümlich ist die Verschmelzung drastischer Komik mit wehmüthigem Humor. Dieses frische und humorvolle Buch verdient in jeder Hinsicht, um seines Stoffkreises, wie um seiner literarischen Vorzüge Willen die Aufmerksamkeit aller Leser.

Die Clari-Marie. Roman von Ernst Zahn. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.) Mit der Clari-Marie, der Titelheldin seines neuen Romans, hat Ernst Zahn zu der langen Reihe lebensvoller, scharf umrissener Gestalten, die er uns in seinen früheren Werken vorführte, eine neue, in ihrer herben Schlichtheit großartige Figur hinzugefügt. Wie diese bäuerliche Tischlerin, Hebamme und Naturärztin, die den Schatz ihrer aufopfernden Nächstenliebe unter wortkarger Verschlossenheit und strenger Kühle verbirgt, sich nach und nach in ihren Vortheilen widerlegt, in ihrem ärztlichen Können von dem eigenen Neffen überholt sehen muß, wie sie von ihren Angehörigen die einen durch den Tod, die anderen durch ihre, der Clari-Marie, eigene Härte verliert, während sie die Dritten, denen sie am festesten vertraut, als scheinheilige Verbrecher erkennen muß und wie die ganz Vereinsamte doch endlich, Dank ihrer früheren Gutthaten, ein neues Heim findet, das ist mit lückenloser und unerbittlicher Folgerichtigkeit entwickelt. Die äußerst packende Handlung spielt sich wieder in einem der engen Hochthäler nordwärts dem Gotthard, auf des Dichters ureigenster literarischer Domäne, ab und hält den Leser bis zuletzt in athemloser Spannung. Menschenschicksale und Naturhintergrund sind mit der vollen Meisterschaft geschildert, mit der Ernst Zahn so oft seine geliebte Heimath künstlerisch wiedergegeben hat.

Der neue 17. Band von Brockhaus' Conversations-Lexicon ist wie seine Vorgänger schon äußerlich ein wahrer Prachtband. Beim Durchblättern fallen zunächst die zahlreichen schönen Abbildungstafeln und die vielen exakten Karten und Pläne auf. Das Neueste auf dem Gebiete der Technik bringen die Tafeln Bergbahnen, Automobile, Eisenbahnbetriebsmittel; sogar Tafeln zur Verbrecherermittelung sind vorhanden, ein neuer Beweis der Vielseitigkeit des Brockhaus. Wir finden Karten der hauptsächlichsten Infectionskrankheiten und Volksheilstätten, denen wir noch in keinem anderen Werke dieser Art begegnet sind. Das innerpolitische und wirthschaftliche Leben der Völker, die sociale Frage, behandeln interessant die Artikel Agrarfrage, Arbeiterfrage, Handwerkerfrage u. s. w. Aber auch die Bedürfnisse des Alltags haben volle Berücksichtigung gefunden. Eine ausgezeichnete Darstellung hat der Russisch-Japanische Krieg gefunden; der Artikel, der durch eine Uebersichtskarte erläutert ist, ist zugleich ein schlagendes Beispiel, wie es die Redaction verstanden hat, die Ereignisse bis in die allerneueste Zeit zu verfolgen, denn die „Seeschlacht von Hull“ vom 22. October ist darin schon behandelt und die Einsetzung des Schiedsgerichts! Besondere Beachtung beanspruchen Tabellen und graphische Darstellungen der Zusammensetzung des Reichstags. Der Brockhaus liegt gerade zur rechten Zeit, zu Weihnachten, complet vor, und wir können daher unseren Lesern keinen besseren Rath geben als den, die Neue Revidirte Jubiläums-Ausgabe des Brockhaus sich anzuschaffen, zumal der Preis für ein derartiges Schatzkästlein menschlichen Wissens mit seinen Tausenden von Bildern und Karten sehr mäßig ist.

Bosheiten des Schicksals. Novellen von Thomas Hardy. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.) Die „Bosheiten des Schicksals“ sind eine Reihe kleiner Novellen, die in geistvoll ironischer Weise zeigen, wie in unserer unvollkommenen Welt so oft die besten Absichten vereitelt und in's Gegentheil verkehrt werden, Mittelmäßigkeit und kleinliche Berechnung über edeln Willen und Großherzigkeit triumphieren. Die einzelnen Novellen halten den Leser durch die meisterhafte Erzählungstechnik in lebhafter Spannung und lassen am Schluß das Gefühl zurück, daß die Idee des Guten über die tückischen Launen des Zufalls und die niedrigen Verwicklungen des Lebens erhalten bleibt. Geistreich pointirt und lebhaft vorgetragen, werden sie in gleicher Weise den Leser, der von einem Buch nur Unterhaltung verlangt, und jenen, der beim Lesen seine innere Erfahrung und seine Weltanschauung bereichern will, fesseln und befriedigen. Die Uebersetzung liest sich vortrefflich.

Meyer's Großes Conversations-Lexicon. Ein Nachschlagewerk des allgemeinen Wissens. Sechste, gänzlich neubearbeitete und vermehrte Auflage. 20 Bände in Halbleder gebunden zu je 10 Mark. (Bibliographisches Institut, Leipzig und Wien.) Von Meyer's Großem Conversations-Lexicon ist soeben der achte Band fertig geworden. Wir können mit Genugthuung bezeugen, daß die hohen Erwartungen, die schon der erste Band in uns erweckte, sich erfüllt haben. Während der siebente Band, wie dies die alphabetische Anordnung zufällig gab, unter dem Zeichen der Technik stand, treten im achten Band besonders die geographischen, politischen, volkswirthschaftlichen und kunstgewerblichen Zweige hervor. Geradezu abgeschlossene Monographien, die ein specielles Studium werth sind, bilden die großen Artikel „Griechenland“ und „Großbritannien“, in denen alles Wissenswerthe über diese Länder in äußerst übersichtlicher, knapper Form zusammengefaßt ist, aber doch in durchaus geläufiger Form, eine sehr geschickte Combination, die zu den Eigenthümlichkeiten des Großen Meyer gehört. Eine ganze Reihe von Artikeln allgemeinsten Interesses liefern die Stichworte „Handel“, „Handelsrecht“, „Handelspolitik“, „Handelsverträge“, „Hafenanlagen“, die viele für Deutschland so actuelle Fragen umfassen. Auch die Artikel über „Grundeigenthum“, „Grundsteuer“, „Hausrecht“, „Grundbuchsordnung“ werden Manchem eine Quelle wichtigster Information für das tägliche sociale Leben bringen. Der von sehr instructiven Tafeln begleitete Artikel „Handfeuerwaffen“, und der reich illustrirte Artikel „Granaten“ haben zur Zeit besondere Bedeutung in unseren von Kriegslärm erfüllten Tagen. Einer der wichtigsten Abschnitte der deutschen Literatur, die Zeit „Goethe's“, ist durch eine sehr ansprechende Biographie des Dichterfürsten vertreten, der uns auch in Bildnissen aus verschiedenen Zeiten seines Lebens entgegentritt. — Diese Stichproben aus dem reichen Wissensschatz des Werkes müssen hier genügen, um auf die Vielseitigkeit der Artikel und die verständige Illustrirung hinzuweisen, es ließen sich des Interessanten noch unzählige Beispiele geben. Die Ausführung der Chromos und schwarzen Tafeln, die wiederum Bereicherung erfahren haben, ist auch diesmal mustergiltig, wie es die wundervollen Blätter der „Glaskunstindustrie“, der „Glasmalerei“ und der uns speciell vom medicinischen Standpunkt interessirenden „Hämosporidien“, der Krankheitserreger unseres Blutes sind.

Zur gefälligen Beachtung.

Alle **geschäftlichen** Angelegenheiten, besonders die Versendung von Beleg-Exemplaren, die Honorirung u. dgl., erledigt **ausschliesslich der Verlag**, Berlin W 30, Motzstr. 30 I. Man wolle bezügliche Anfrage **nur an ihn** richten.

Dagegen sind Manuskripte, Bücher, redactionelle Anfragen etc. stets an **Richard Nordhausen**, Berlin W 30, Gleditschstr. 6, zu senden. Für pünktliche Erledigung kann sonst nicht Gewähr geleistet werden.

Wir erlauben uns unsere Leser auf die in dieser Nummer beigelegten Prospekte: „Litterarisch wertvolle Festgaben" von B. G. Teubner, Verlag in Leipzig und „Geschichte der deutschen Kunst" von Otto Maier, Verlag in Ravensburg aufmerksam zu machen.

Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W 30, Wiedtstr. 6; Expedition: Berlin W 30, Motzstr. 30 I. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 50. Berlin, den 10. December 1904. 33. Jahrgang. Band 66.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W 30.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt:

Es ist eine Lust zu leben.

Von Robert Jaffé.

Ein so urdeutscher Dichter wie Theodor Storm steht eigentlich etwas reservirt gegenüber den überwältigenden Ereignissen der Reichsgründung. Die dänischen Wirren schmiedeten ihn zum Manne. In kraftvollen lyrischen Tönen machte er 1850 und 1851 seiner Empörung Luft und trat er aufrecht ein für die Deutschheit der meerumschlungenen Herzogthümer. So aufrecht, daß er von der dänischen Regierung cassirt wurde und sich von Preußen aufnehmen lassen mußte. Aber er schweigt, als sich all' die poetischen Symbole für die Erneuerung der Reichsherrlichkeiten darbieten: als die goldene Kaiserkrone herausgeholt wird von dem Grunde des Rheines, und die Raben von dem Kyffhäuser fortgescheucht werden. Der ebenbürtige, deßgleichen unverfälscht deutsche Dichter Mörike hielt es nicht anders. Er entschuldigt sich still und leise mit den Versen:

> Beschämt hat mein Gedicht geschwiegen
> Bei Deinen Thaten, Deinen Siegen,
> Und Andere, die darob mich schalten,
> Hättrn besser auch den Mund gehaltrn.

Aber diese Vertheidigung ist so verlegen und betreten, daß sie noch die Hülle lüftet von Mörike's Kühle gegen das neue Reich. Von Wilhelm Raabe endlich besitzen wir noch keine Briefstellen und Indicien für seine wahre, ihm selber vielleicht kaum bewußte Stellung zum neuen Deutschen Reich. Aber dafür können wir sie aus einer an und für sich sehr amüsanten, charakteristischen Erzählung: „Horacker" recht deutlich und handgreiflich herausnehmen. Dort wird der letzte Conrector als der letzte Vertreter der alten, deutschen Gemüthlichkeit mit einer ganz unsäglichen, hell dämmervollen, innigen Liebe umfangen, und von diesem Conrector heißt es — er lebte 1866 — mit ziemlich deutlicher Ironie und Zurückhaltung, daß er „ein mit der weltgeschichtlichen Wendung vollkommen einverstandenes Glied des Norddeutschen Bundes" gewesen sei. Hingegen wird der Hülfslehrer Doctor Neubauer geradezu verhöhnt als eingebildet auf eine „literarisch-dichterisch-philologische" Lebensaufgabe, und er dichtet ein Epos auf den Krieg und Steinmetz und Sadowa. Man wäre endlich aber, wenn man die Meinungen echter deutscher und großer Männer über irgend ein deutsches Problem zusammenstellen wollte, noch recht unvollständig, wenn man nicht den größten deutschen Zeugen — den wahren Kronzeugen — wollte zu Worte kommen lassen. Goethe umschreibt auch den ganzen wunderlichen Gegensatz zwischen der eigenthümlichsten deutschen Art und der äußeren Machtstellung eines deutschen Reiches wie in der Knospenhülle in einem Gespräche mit Eckermann vom 3. October 1828. „Wir sprachen," heißt es dort, „sodann über die Einheit Deutschlands, und in welchem Sinne sie möglich und wünschenswerth. ‚Mir ist nicht bange,' sagte Goethe, ‚daß Deutschland nicht eins werde; unsere guten Chausséen und künftigen Eisenbahnen werden schon das Ihrige thun. Vor Allem aber eins in Liebe unter einander, und immer sei es eins, daß der deutsche Thaler und Groschen im ganzen Reiche gleichen Werth habe; eins, daß mein Reisekoffer durch alle sechsunddreißig Staaten ungeöffnet passiren könne. Es sei eins, daß der städtische Reisepaß eines Weimarischen Bürgers von dem Grenzbeamten eines großen Nachbarstaates nicht für unzulänglich gehalten werde, als der Paß eines Ausländers. Es sei von Inland und Ausland unter deutschen Staaten überall keine Rede mehr. Deutschland sei ferner eins in Maß und Gewicht, in Handel und Wandel und hundert ähnlichen Dingen, die ich nicht alle nennen kann und mag ...' Wenn man aber denkt, die Einheit Deutschlands bestehe darin, daß das sehr große Reich eine einzige große Residenz habe, und daß diese eine große Residenz wie zum Wohl der Entwickelung einzelner großer Talente, so auch zum Wohl der großen Masse des Volkes gereiche, so ist man im Irrthum." Nun ist heute noch, im vierunddreißigsten Jahre des Deutschen Reiches, ein wunderlicher Disput möglich darüber, ob das Reich die urdeutsche Eigenart mehr gefördert oder zurückgedrängt habe. Der Zusammenschluß der deutschen Stämme ist ja nicht anders möglich gewesen, als durch die feinen Fäden eines überwiegenden ökonomischen und mercantilen Lebens. Den echten Deutschen graust es aber angeblich, wie vor der Leere der unendlichen Nacht, die hinter der Vorstellung vom Todtsein liegt, vor einem leeren, herzensgleichgiltigen Dasein, das ganz verlassen ist von der Poesie und nur in einem äußerlichen Erwerb aufgeht.

An und für sich ist freilich dieser Verdruß vieler nationaler, urdeutscher Naturen von der Art, daß man sich nach wenigen Augenblicken, wenn auch nach immer unfroh, dessen bewußt werden kann, wie wenig solch' ein Verdruß zu bedeuten habe im Vergleich zu einem wirklichen Unglück. Es ist etwa das Verhältniß: wie wenn ein verheiratheter, sinnenfreudiger Mann beim Anblick von ungewöhnlich schönen,

jungen Mädchen von einem Mißmuth bedrückt wird darüber, daß er nicht mehr frei sei. Wie anders wäre trotzdem sein Schmerz, wenn er seine Frau verloren hätte! Was ist ein melancholisches Bewußtwerden, das wie eine leise anschwellende, dunkle Welle die Spitze des Herzens berührt, gegen das Bewußtsein von dem wirklich hereingebrochenen Unglück eines schweren Siechthums? Sobald ein ernster, wirklicher Grund da ist zur Melancholie, verschwinden jene leichten, melancholischen Wellen völlig. Es gab oft Zeiten der Hungersnoth, der Kriegsnöthe und der tyrannischen Bedrückung; alsdann waren die Zeiten so, daß Niemand, ohne sich lächerlich zu machen, es hätte wagen dürfen, ein Banner aufflattern zu lassen mit der Inschrift: Es ist eine Lust zu leben! Aber solch' eine Zeit ist auch für bestimmte, urdeutsche Naturen die unsere nicht. Ein Denker, der belästigt würde von den lichten Mückenschwärmen mißmuthiger Grübeleien und Einbildungen, würde erst, wenn er von einem thatsächlichen Leid, etwa einem Siechthum, heimgesucht wäre, spüren, daß ein wirklicher Grund vorliege zu mißmuthigen Empfindungen. Das Zeitalter giebt auch niemals eine Nothwendigkeit, daß die Menschen müßten melancholisch gestimmt sein. Es greifen immer schwächliche, durch ihre persönliche Entartung zur Melancholie disponirte Naturen die Parole auf von dem Drucke eines Zeitalters und werfen sie sich wie einen Fangball einander zu. Wenn derartige Naturen nun sehr zahlreich vorkommen, vermögen sie wirklich den Eindruck hervor zu rufen, als ob ein Zeitalter Alles mit einer allgemeinen Melancholie zudecke und überbreite. Aber in unserer angeblich decadenten Epoche konnte ein Poet von einer so atavistischen, reckenhaften Lebensfreudigkeit und Sieghaftigkeit auftauchen wie Liliencron. — Wirklichkeit ist jedoch immerhin dies, daß in unserem Zeitalter ein allgemeiner Wandel dessen eingetreten ist, was man unter nationalem Sinn verstehen kann. Dieser besteht nicht mehr so sehr in dem Drange nach territorialer Ausdehnung und nach kriegerischen Siegen über die Nachbarn, sondern in dem Drange, sich auf seine unverfälschte nationale Eigenart zu besinnen und ihrer bewußt zu werden. Man könnte sich diesen modernen Nationalismus geradezu als einen internationalen vorstellen. Der deutsche Romantiker wird mit erregt, wenn Drumont in seiner (allerdings vielfach sehr gewöhnlichen) Studie „La France juive“ Worte leiht dem Schmerze über das Eindringen eines mercantilen, plebejischen Geistes in die ritterliche Gesellschaft des alten Frankreich. Dieselben romantischen Stimmungen empfinden ja viele Deutsche, die an einem alten Deutschland der Vasallentreue, des gewissenhaften Fleißes und der Frömmigkeit hängen. So könnte man von einer Internationale des Nationalismus sprechen, und es würden sich sogar einzelne praktische Aufgaben darbieten für sie, wie die Pflege der Nationaltrachten allenthalben, Schutz der Städtebilder und dergleichen. — Zudem ist der Gegensatz in Deutschland am schärfsten und unheilvollsten zugespitzt in der Wirklichkeit. Die Félibres, unter welchem Namen sich 1854 die neuprovençalischen Dichter und ihre Genossenschaften unter Führung von Frédéric Mistral zusammen schlossen, stellten eine recht beträchtliche particularistische Strömung dar innerhalb des französischen Lebens. Mistral veröffentlichte ein großes Wörterbuch in zwei Bänden, den „Trésor dou Félibrige“, und sogar ein deutscher Gelehrter, Koschwitz, publicirte in Greifswald eine „Grammaire historique de la langue des Félibres“. Die ursprünglich rein literarischen Tendenzen griffen schließlich auch hinüber in's Politische und zielten auf eine größere Selbstständigkeit der südfranzösischen Provinzen. Aber energisch setzte sich der Drang nach einer nachdrücklicheren Pflege provinzialer Eigenart in Frankreich nicht in Wirklichkeit um; vielmehr wurde Mistral in Paris recht bald eingefangen von den Verlockungen des Großstadtlebens und von dem ganz centralistischen Geiste des französischen Volkes. Ebenso wenig bedeuteten die catalanischen particularistisch-politischen Bestrebungen, die in der Verbrüderung der neucatalanischen Schriftsteller mit den neuprovençalischen 1861 zu Tage traten, für Spanien. In Deutschland nur ist der Particularismus der deutschen Stämme ein wirklicher historischer Factor, eine historische Wirklichkeit.

Diesen lieben Heimlichkeiten und traulichen Vorstellungen stehen aber mit wuchtiger Gewalt gegenüber Bedingungen des wirthschaftlichen Lebens. Die Einwirkungen eines anspruchsvoller und äußerlicher gewordenen Zeitalters lassen sich nicht absperren. Vielleicht brachten schon schwäbische Bauern, die in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts nach Amerika ausgewandert und dann einmal zum Besuch in die Heimath gekommen waren, neue Begriffe mit und errangen mit ihnen über die altgewohnten Vorstellungen das Uebergewicht durch ihren verhältnißmäßigen Reichthum. Aber es besteht die Poesie des Lebens nicht nur in Sehnsüchten und sentimentalen Erinnerungen, sondern in seiner farbigen Mannigfaltigkeit mit Wald, Jagd, Kriegszügen, Gasthöfen, Herbergen, Geistlichen und Beamten. Diejenigen, die da meinen, daß ausgeprägter Sinn für den Schutz des Eigenthums die Poesie des Lebens vernichten müsse, können erinnert werden an die Epoche der rigorosen englischen Eigenthumsgesetze, von denen der erste Band des Marx'schen „Capital“ erzählt. Diese Epoche ist aber zugleich die des old merry England gewesen und der eigentlichste Hintergrund der zauberhaften Shakespeare-Welt. Gegen die Verführungen und Verlockungen seiner romantischen Natur kann der gute Deutsche gar nicht genug auf der Hut sein. Wenn nach dem Kriege französische Professoren, die ihren Begriff von einem mondscheinbeglänzten, träumerischen Deutschthum vielleicht von einem Heidelberger Studiensemester empfangen hatten, unwillig waren über die schwerterklirrende Auferstehung der neuen deutschen Reichsmächtigkeit, so mußte das doch jeden deutschen Träumer nachdenklich stimmen. Denn jene Franzosen wurden durch das neue Deutsche Reich betrübt nicht nur, weil über ihm der Mond nicht mehr einen so süßen, heimlichen Dämmerglanz ausbreiten konnte — so naiv kann ein Franzose überhaupt niemals sein, — sondern sie wurden belästigt durch den mächtigen Nachbarn, der ihrem Lande zwei Provinzen fortgenommen hatte.

Das steht fest: die Deutschen unter den Versailles imitirenden Duodezfürsten des achtzehnten Jahrhunderts kannten keine nörgelnden, krittlichen Betrachtungen über diese Fürsten. Dafür hatten sie all' die holde, trauliche Poesie jener Epoche bewahrt. Das Leben beruht stets auf schroff einander gegenüber stehenden Gegensätzen, und wir dürfen niemals einen völligen Ausgleich dieser Widersprüche fordern und verlangen. Alle Thorheit entspringt, wie aus einer Stromquelle, eben daher, daß der Mensch meint, es müßte Alles auf Erden verständig eingerichtet sein. Aber gerade das Unvollkommene ist charakteristisch für die Einrichtung der Welt. In einer glatten, ethisch gereinigten Utopia leben, wäre das Unerträglichste für einen poetischen, lebensvollen Sinn. Das darf nun nicht vergessen werden, wie es vornehmen Deutschen zu Muthe gewesen sein mag in den idyllisch schönen, poetischen Zeiten des alten, deutschen Kleinstaatenlebens; gar Viele werden den Unterton des Mitleids herausgespürt haben, wenn Engländer oder Russen oder Franzosen von der Reinheit und Lauterkeit der deutschen Volksseele schwärmten. Das war doch etwas Bedrückendes, wenn die Deutschen als Ganzes, nach dem geistreichen Worte des Grafen Bülow, die Rolle spielten des armen Hauslehrers in einem vornehmen Hause. Ja, das müssen wir immer festhalten, wenn wir an die Schattenseiten der neuen machtvollen Epoche gemahnt werden. Viel leeres, oberflächliches und seichtes Leben ist nothwendig in dieser Epoche und kann harmlos lebensfrohen Menschen nicht verargt werden. Es ist ja auch nicht störend, wenn sich daneben das dunkle, tiefe Leben der deutschen Volksseele unberührt im Wachsthum drängen und verdichten kann. Die beiden Welten

können gar wohl, getrennt nur durch eine feine, hautdünne, durchsichtige Wand, neben einander leben und sich gegenseitig stärken, und auf diesem gegenseitigen Durchdringen beruht die Gesundheit des Staates, wie die Gesundheit des Körpers auf ähnlichen physiologischen Naturnothwendigkeiten. Daß Leib und Seele zusammenhalten müßten, lehrt schon eine triviale Redensart. Für unser liebes Deutsches Reich liegt es so, daß unter Leib die äußeren Nothwendigkeiten eines gesteigerten, amerikanischen Lebens und Wohlstandes und die leeren Oberflächlichkeiten der capitalistischen Cultur verstanden werden möchten: die Seele ist die Mischung der alten, deutschen Tugenden, die von Tacitus bis Treitschke dargestellt worden sind: wunderbare kriegerische Tapferkeit, kindliche Reinheit und Unschuld und ein träumerischer Idealismus.

Nun werden Manche, die die Vergangenheit in der romantischen Verklärung der Erinnerung sehen, meinen, daß die Gegensätze des deutschen Volkscharakters harmonisch ausgeglichen gewesen seien in der Epoche Bismarck's. In Bismarck hatte sich freilich die Deutschheit entladen, wie eine heiße Quelle heilend und wärmend aus dem Innern der Erde drängt und bricht mit elementarer Gewalt. In dem conservativen Junker war die leidenschaftliche Begeisterung für das Deutschthum geradezu etwas wie ein revolutionärer Drang. Er spielte in seiner leidenschaftlichen Deutsch-Begeisterung mit einem so gefährlichen Mittel wie dem allgemeinen, gleichen und directen Wahlrecht, und obwohl er gewiß ein guter Preuße war, stellte er über dynastische Interessen stets die nationalen. Er nahm für Preußen nur die Führung auf nationalem Gebiete in Anspruch, und er wollte den Bruderkrieg von 1866 nur gerechtfertigt wissen dadurch, daß er nicht im Interesse des preußischen Sonderstaates geführt worden war, sondern um der deutschen Nation eine ihrer geschichtlichen Bedeutung entsprechende Existenz durch Einheit zu geben. Was Bismarck's ungeheures Einigungswerk aber bedeutete, kann man nur ermessen, wenn man einige kleine Anekdoten sich vergegenwärtigt, die er in seinen „Gedanken und Erinnerungen" erzählt. Als 1866 vorübergehend davon die Rede ist, Hessen für sein Gebiet nördlich des Maines mit bayrischem Lande in der Richtung von Aschaffenburg zu entschädigen, gehen ihm aus dem letzteren Gebiete Proteste zu, die darin gipfeln, wenn die Unterzeichner nicht Bayern bleiben könnten, wollten sie lieber Preußen werden, aber von Bayern zu Hessen gemacht zu werden, sei ihnen unannehmbar. Sie schienen von der Erwägung des Ranges des Landesherrn beherrscht zu sein und von der Stimmenordnung vom Bundestage, wo Bayern vor Hessen rangirte. In derselben Richtung liegt die Bismarck erinnerliche Aeußerung eines preußischen Reservisten zu einem kleinstaatlichen: „Sei Du ganz stille, Du hast ja nicht einmal einen König." Und als 1870 es einmal heißt, daß der Prinz von Hohenzollern der Candidatur entsagt habe, ist es Bismarck's erster Gedanke, aus dem Amt zu scheiden, weil er nach allen beleidigenden Provocationen, die voraus gegangen waren, in diesem erpreßten Nachgeben eine Demüthigung Deutschlands sah. So ausgeprägt war sein nationaler Sinn, und so konnte er selbst in Kleinigkeiten seine deutsche Begeisterung offenbaren, wie in der hartnäckigen Vorliebe für deutsche Buchlettern. Das gab auch dem Zeitalter Bismarck's das Reckenhafte und Gewaltige, daß der eiserne Kanzler das Schlachtfeld bestimmt hatte für einen Entscheidungskampf zwischen den alten monarchischen Traditionen und zwischen der Demokratie, in deren Schooße er mit prophetischem Blick die ersten Keime des Socialismus erkannte; das war ein starker und leibhaftiger Reckenkampf. Aber — und damit steckte der alte Gegensatz wieder sein Wichtelmannköpfchen hindurch — es war eine unerfreuliche Begleiterscheinung der deutschen conservativen Schlachtstellung, daß sie die alten, lieben, deutschen Träumer zurück drängte hinter eine kalte, leere und herzlose Streberei. Und dann konnte gerade sein Regiment, so tief und wahrhaft auch die wundervolle Gestalt des eisernen Kanzlers ist, nicht förderlich sein für die Entfaltung und ein ungestörtes Blühen der eigentlichsten deutschen Stammesart. Eine völlige, begeisternde Aussöhnung der Gegensätze hätte nur erfolgen können, wenn die Träumer, die Reinen die augenblickliche Lage und ihre Nothwendigkeiten erkannt und aus ihren reinen, unbefleckbaren Träumen die Verpflichtung abgeleitet hätten, auch ihrerseits die Realpolitiker zu unterstützen. In diesem Zusammenhange ist der Ausgleich denn auch glücklicher erfolgt unter unserem Kaiser Wilhelm II. und seinem Kanzler, dem Grafen Bülow. In dem ungeheuren Werke, das einmal die Geschichte des Deutschen Reiches darstellen dürfte, wird natürlich jedes Capitel von einem anderen Herrscher geschrieben sein. Das erste ist geschrieben von dem ersten Kaiser und Bismarck. Um aber das zweite einzuschreiben, sind gerade unser gegenwärtiger Kaiser und sein Kanzler die rechten Männer. In unserer Epoche braucht der Herrscher nicht mehr zu wollen und zu befehlen, um sein ihm überkommenes Amt getreulich auszufüllen. Es genügt, daß er die Spannungen der sich vollziehenden Entwickelungen sich auslösen lasse. Dabei würde Kaiser Wilhelm II. auch schon ohne besondere Thaten begeisterte Bewunderung gezollt werden müssen für die Schlichtheit und Reinheit, mit der sich seine schöne, ritterliche Persönlichkeit darstellt, das Erbe einer Reihe von unvergleichlich lauteren und ritterlichen Ahnen, wie sie kaum eine andere Dynastie aufzuweisen hat. Wenn er und sein Reichskanzler den schwierigen und undankbaren Nachlaß Bismarck's mit der bisherigen edlen, gehaltenen Vornehmheit verwalten, so haben sie wahrlich nicht wenig gethan für die Herrlichkeit des Deutschen Reiches. In dem Betonen von Deutschlands äußerer Reichsherrlichkeit läge nicht gar so viel, was das deutsche Herz innig erquicken und vor Glücksgefühl anschwellen lassen könnte. Diese äußere Stellung ist ja durch jene waffensilberfunkelnde Reichsgründung ein für alle Mal gegeben. Es liegt etwas Wahres in Bismarck's Wort, daß er Deutschland nur in den Sattel zu setzen brauche, und daß es alsdann schon werde reiten können. Seit jenem Tage von Versailles hat das Deutsche Reich, zumal wirthschaftlich, sich im Stillen ganz ungeheuer entwickelt, und es ist noch nicht am Ende dieser Entwickelung angelangt. Der stahldunkle, elektrisch überglühte Panzerthurm der deutschen Industrie steigt immer höher an. Die gewaltige, unverbraucht innewohnende Kraft des deutschen Volkes entladet sich in der großen Zunahme der Bevölkerung und in ihren überraschenden Leistungen auf allen Gebieten der Industrie, der Schifffahrt und des Handels. Die stille, aber darum nicht weniger machtvolle Tüchtigkeit des deutschen Volkscharakters kann auch durch die unerfreulichsten, fremdartigen Einwirkungen nicht zerstört werden. Sie entfaltet sich immer wieder, zumal auf dem industriellen und mercantilen Gebiete, und sie wird Deutschland immer einen Vorsprung geben vor anderen Nationen. Unscheinbare Vorzüge, wie eine beinahe pedantische Exactheit, Sorgfalt und Genauigkeit, theoretische Durchbildung, leichte Aneignung fremder Sprachen und Erfahrungen, geben dem Deutschen starke Chancen im internationalen Wettkampfe. Wir können die Seligkeiten ganz empfinden, wenn wir goldene Häuslein aufschichten von deutschen Werken und immer höher werden lassen. — Zudem ist das Deutsche Reich jetzt so fest gemauert in seinen Fundamenten, daß man ohne Gefahr damit beginnen darf, die Sondereigenheiten der einzelnen deutschen Stämme liebevoll zu betonen, zu pflegen und zu stärken.

Während wir die moderne Entwickelung anerkennen, brauchen wir von ihr keine Gefahren zu fürchten für die alten, lieben Vorzüge unseres Volkes. Nun könnten Manche einwerfen, daß die Stimmung unserer Gegenwart immer gedrückt sein müsse, weil ein capitalistisches Zeitalter sich immer bewußt bleiben müßte der Naturnothwendigkeit seines Unterganges. Aber ist ein Mensch darum weniger lebensfroh, weil er weiß, daß er sterben müsse? Und sogar unter den

Greisen, die ja am nächsten sind dem Tode, giebt es daselbst nicht höchst muntere und lebensfrische? Und zumal wir in Deutschland brauchen keine Furcht zu haben vor Socialdemokraten. Die Socialdemokratie widerspricht gottlob zu sehr dem unverrückbaren deutschen Nationalcharakter. In der eisernen Epoche der Bismarck'schen Regierung glaubten noch Idealisten, daß gegenüber den Ausartungen leerer, gemüthloser Streber und Gecken die Socialdemokraten die wahren Träger seien des echten, deutschen Geistes. Ihr Traum vom Zukunftsstaat sollte das schöne, rosige Träumen des deutschen Herzens sein, und wenn einmal Berliner Arbeiter beim heimlichen Austragen von polizeilich verbotenen Flugblättern durch die dünne Eisdecke der Spree durchbrachen und ertranken, so sollte es der deutsche, selbstlose Idealismus sein. Aber neben den reinen Elementen der Socialdemokraten standen vorherrschend die wüsten, wie Most und Aehnliche. Das Laute, Religionslose, Materialistische, Genußsüchtige aber der socialdemokratischen Gesinnung muß immer der schroffste Gegensatz sein von dem wahren Deutschthum. Heinrich Heine hat es höhnisch gemeint:

Deutschland, die fromme Kinderstube,
Ist keine römische Mördergrube.

Aber deß können wir uns auch mit einer süßen, dankbaren Genugthuung bewußt werden. Die Franzosen mit ihrem celtischen Blutdurst haben ihre Revolutionen in Scene setzen können, und auch die Engländer, zur Hälfte abstammend von den Celten, kennen Königsmord in ihrer Geschichte. Die reine, stille Seele des deutschen Volkes und sein holder, beglückender Sinn für die poetische Schönheit und die vollen Formen des Hervorgebrachten werden sich schaudernd abwenden von derartigen Gewaltthätigkeiten. Dafür wäre die Allgegenwart eines echten, deutschen, nationalen Bewußtseins beinahe so viel werth, wie die eines christlichen Bewußtseins. Solch' ein deutsches Bewußtsein würde den Fabrikherrn zur Gerechtigkeit anleiten gegen den deutschen Arbeiter, die Officiere zur Gerechtigkeit gegen die Soldaten, die deutschen Bauernsöhne. In der Gleichheit der nationalen Zugehörigkeit könnten die schroffen Klippen aller Lebensgegensätze ertrinken. Als Bismarck 1866 die Oesterreicher und die kleinen deutschen Staaten besiegt hatte, hielt ihn sein deutschnationales Gefühl in den Grenzen der Mäßigung dem besiegten Feinde gegenüber. Ein Deutscher kannte eben kein wahrer Feind für ihn sein. Ebenso müßten die Fabrikanten, die Officiere gegenüber stehen den Arbeitern, Bauern und Soldaten. Ein starkes nationales Bewußtsein hätte dieselbe Macht wie die katholische Kirche, die ja in der That im Stande ist, sociale Gegensätze auszugleichen. In der positiven Stärkung des deutschen Geistes läge eine Art Versicherung gegen die Wüstheit und Rohheit moderner Entwickelungen. Dazu kommt noch, daß die meisten Deutschen gar keinen Drang in sich fühlen, die althergebrachte Structur des schönen, deutschen Lebens zu ändern. Die Deutschen (wie die Engländer) lieben ihren Adel. Wenn sie ihn nicht lieben würden, so hätten sie ihn schon längst zurückgedrängt und förmlich ausgejätet, wie es die Franzosen gethan haben. Die französischen Industriellen aber gar erst die Pariser Rechtsanwälte so um 1830 herum, in plebejischem Neid, hatten ihre Frontstellung gegen den Adel. Kein deutscher Rechtsanwalt aber (es müßte denn ein jüdischer und noch dazu aus Berlin sein) fühlt sich als geborenen Gegner des Adels. Es genügt ihm die Zugehörigkeit zum besseren deutschen Bürgerthum. Sobald die Deutschen erst einmal ein Gefühl bekommen haben für die edle und holde Schönheit der lieben, deutschen Welt, werden sie von Ekel gepackt werden gegen die Fratzen der „Simplicissimus"-Stimmung. Das werden die Socialdemokraten doch niemals erreichen, daß sie dem deutschen Bürgerthum anstatt seines warmen, das Ueberlieferte liebevoll anerkennenden Geistes einen wüthigen, neidischen einhauchen. Sie können dem deutschen Bürger niemals sein feines Gefühl für die überlieferte Structur des deutschen Gesellschaftslebens rauben.

Der beste Deutsche braucht sich nicht den Kopf zu zerbrechen über Zwiespältigkeiten zwischen unverrückbaren Eigenthümlichkeiten seiner innersten Seele und zwischen den Anforderungen eines äußeren und äußerlichen Lebens. Es ist kein Hinderniß da, daß er sich der anschwellenden Kraft des neuen Reiches freue. Auch den stillsten und reinsten Naturen unter den Deutschen wäre es nicht verwehrt, ihre Freude zu haben an der Macht des Reiches. Sie dürften sich getrost froh und selig stimmen lassen durch weite, reiche Lilien- und Rasenbeete, die angelegt werden können, eben in dem gesicherten Garten des Reiches. Es ist dankbare Lebensaufgabe genug, all' die Pflänzlein und Blüthlein der alten, reinen, deutschen Gesinnung und Tüchtigkeit zu hegen und zu hüten vor den Nachtfrösten eines abscheulichen Mammonsgeistes. Wenn alle deutschen Jünglinge geneigt wären, sich innig anzuschmiegen an den holden Begriff des Deutschen, wie er gleich einer lieben, verehrungswürdigen Göttin thront im Innersten der deutschen Geschichte und Dichtung, so würden sie ungeahnte Wonne und Seligkeit empfinden. Es ist so wenig gethan mit der Aufdeckung und Nachweisung eines Mißstandes und so viel mit jeder Förderung des Guten und Erfreulichen. Alles Nörgeln, Vergleichen und Kritteln ist das Zeichen von Schwäche. Wenn das Herzerfreuende sich zu einem starken, massigen Carré hat zusammen finden können, so verwehen alle Nörgeleien und schwinden hin. Nicht im Speciellen und Einzelnen muß angekämpft werden gegen die Nörgeleien und Ausstellungen der Oppositionsparteien, sondern gegen das Parteienwesen insgesammt, das die hohe Freude trübt und dämpft an der herrlich errungenen Macht und Einigkeit. Nicht der Abwehr hämischer Oppositionsnörgeleien bedürfen die Patrioten, wenn ihre Lust an dem Kampfe für die Herrlichkeit des Reiches nicht ein wenig ermatten soll, als des Kampfzieles, sondern des freudigen Auffallens des deutschen Fahnengewebes. Auch hier ist die Defensive ungünstiger und aufreibender als eine fröhliche Offensive, die Verneinung weniger als eine Bejahung. Jede Epoche stellt sich so breit und leibhaftig dar wie ein schöner, sonnengoldener Sommermorgen oder wie ein schönes, junges Menschenbild. Wenn es für den betrachtenden Menschengeist junge Perioden der Menschheit giebt und alte, so giebt es sie doch nicht für das wirkliche, in schöne Dumpfheit eingehüllte Leben und Erleben. In jedem Kinde und Jünglinge erneuern sich die jugendlichen Epochen der gesammten Menschheit. Daß die Sonne Homers, siehe, auch uns lächle, deß dürfen wir uns immer wieder mit dankbarem Gefühl bewußt werden. Auch die dreisten, ewig streitlustigen socialdemokratischen Arbeiter in den großen Städten können wir noch einreihen in ein farbiges, erquickliches Bild der Gegenwart, wenn wir dieses Bild nur mit einem vollen Herzen aufstellen und ein in einem treuen Verhältnisse zu unserem Kaiser und seinen Großen. Wir können unsere Gegenwart so vollsaftig empfinden wie die Vergangenheit eines behaglichen niederländischen Bürgerthums. Müßte es nicht allgemein sein im Deutschen Reiche, daß man sich im aufjauchzenden, frohlockenden Herzen bewußt würde, welch' ein Glück es sei, einem Volke anzugehören wie dem deutschen? Warum denkt der Deutsche nicht immer wieder an das große Jahr, das ihm nach jahrhundertlanger Ohnmacht auf einmal den Boden eines mächtigen Reiches gab, und läßt sein Herz in immer wieder erneutem Glücks- und Dankbarkeitsgefühl schwellen und trägt sein Haupt hoch?

Der Krieg im Seelenleben des Kindes.

Von Fabius Schach (Karlsruhe).

Die für lyrisch angehauchte Gemüther ungemein bestrickende Lehre Jean Jacques Rousseau's, daß der Mensch von der Natur gut und edel ist und erst durch die Cultur verdorben wird, hat sich längst als Trugbild erwiesen. Man braucht nicht erst zu den Hereros zu gehen, um sich davon zu überzeugen, wie das Paradies der Culturlosigkeit aussieht, wir können es auch beim wilden Volke en miniature, bei unseren lieben, kleinen Rangen zu Hause studiren. Die Kinder bekommen von Mutter Natur gewiß verschiedene Gaben mit, aber sie Alle begleitet ein mehr oder minder großes Thierchen zur Welt, und dieses Thierchen mit all' seinen Stärken und Schwächen, seinen Artigkeiten und Borstigkeiten bekundet seine Existenz bei jedem Seelengewitter. Eine solche kindliche Gemüthsentladung wirkt prächtig wie eine herrliche Naturerscheinung, und so ein wüthendes, kleines Menschenkind, in dem sich das ganze Temperament concentrirt, kann uns oft bezaubern. Aber aus jeder Nuance schaut doch das Thierchen heraus, und es kann nicht nur schmeicheln und schmollen, es kann auch beißen. Die Kinder leben eben noch das paradiesische Leben des Instincts. Sie sind frei von jedem Raffinement der Uebercultur, aber es fehlt auch noch das Correlat der Vernunft, das ethische Kriterium. Unsere kleinen Lieblinge sind fast durchweg große Egoisten, und Alles dreht sich bei ihnen im Grunde um die Magenfrage oder um den Putz. Gewiß, sie sind häufig weich und sanft, aber sie können auch hart, ja grausam sein. Ihre besten Tugenden sind oft nur Mittel zum Hauptziel: unsere Liebe zu gewinnen und ihre Wünsche zu erreichen. Ihre Sinne sind ungemein geschärft für unsere Schwächen — und das ist ihre Stärke. Auch die Dankbarkeit ist bei ihnen, ich möchte sagen, eine instinctive Politik. Sie sind eben Meister in ihrer kleinen Welt, sie beherrschen sie ganz.

Aber auch ihr erweitertes Reich, ihr Geistes- und Gemüthsleben, trägt oft den Grundton des Herben, des Grausamen an sich. Sie hören lieber die Trompete als die Flöte, der wilde Tanz entzückt sie mehr als der sanfte Walzer. Die Lieblingslectüre unserer Kleinen bilden die Kriegsschilderungen, die Indianergeschichten und die Kämpfe der Götter in der Mythologie, also die „Räubergeschichten" im erweiterten Sinne. Nichts vermag diese mit Heißhunger verschlungene Phantasienahrung zu ersetzen. Die Märchen werden gern gelesen, aber sie bilden eben nur die süße Speise des Nachtisches, sie werden genossen, wie von unseren modernen Damen die Lyrik, selten und in kleinen Dosen. Vollends unsere Buben schwelgen in den blutigen Schilderungen des Krieges. Je hitziger die Schlacht, desto größer das Interesse. Auch in ihren gemeinsamen Spielen nimmt der Krieg den ersten Rang ein. Ich habe die Knaben alle möglichen Spiele spielen sehen, Schule, elektrische Straßenbahn, Automobil, Theater, Kaffeegesellschaft, Kirche, ja sogar Reichstagswahl. Sie parodiren gern unser ganzes öffentliches und gesellschaftliches Leben, — aber mit ganzem Herzen sind sie doch erst dabei, wenn sie Soldaten spielen und einen frisch-fröhlichen Krieg vorführen.

In der Schule sind die kühnsten und wildesten Knaben die geachtetsten und beneidetsten. Die Weichlichen werden verächtlich als „Mädels" bezeichnet. Durch nichts kann man sich da so viel Respect verschaffen, wie durch einen recht tollen Streich, durch nichts sich das Renommé verderben wie durch eine Zaghaftigkeit. Allerdings wird dabei die Aesthetik nicht außer Acht gelassen, denn das Geheimniß der Form spielt im Leben des Kindes eine große Rolle. Zu roh in der Form darf man da nicht sein, man darf die freilich nicht zu hoch geschraubte Anstandslehre nicht verletzen. Die starken Knaben, die es verstehen, mit ihrer Tapferkeit einen gewissen Grad von Ritterlichkeit und von Anstand zu verbinden, sind die „Löwen der Gesellschaft". Sie werden geliebt und bewundert. Die Raufbeine werden zwar gehaßt, aber — auch gefürchtet. Die Gutmüthigen, Weichen werden nicht gehaßt, aber — was noch schlimmer ist — als feige Memmen verhöhnt und verspottet. Auch hier also haben wir ein getreues Bild der großen Welt. Nur sind die Kleinen nicht so politisch, so „gesittet" wie wir, sie machen aus ihrem Herzen keine Mördergrube.

Eine noch größere Rolle aber als die Kriege der Vergangenheit und die der Dichtung spielen die lebendigen, wirklichen Kriege im Gemüthsleben der Kinder. Hier können sie ja Alles mitempfinden, mitleben. Und sie sind hier mit ganzem Herzen bei der Sache, mit ihrer Liebe und ihrem Haß. Sympathien und Antipathien folgen aber hier wieder die oft verschlungenen Pfade des Instinctes. Ja, selbst wo eine Reflexion stattgefunden hat, ist sie bereits mit dem Empfindungsleben derart verschmolzen, daß man von einem eigentlichen Grund im logischen Sinne kaum sprechen kann. Und wiederum zeigt sich hier der Zug der Härte, die Neigung für das Starke. Ihre Liebe gehört fast immer dem Stärkeren, dem Sieger im höheren Sinne. Für sie scheint die persönliche Tapferkeit, wie bei den Römern — virtus — die höchste Tugend zu sein. Handelt es sich nicht um einen Krieg gegen das eigene Vaterland, wo das angeborene und anerzogene Heimathsgefühl natürlich am mächtigsten wirkt, so wird meistens der Starke in den Augen der Kinder der Gerechte sein, dessen Sieg als Sieg der Gerechtigkeit herbeigesehnt wird. Diese Kleinen sind die treuesten Anhänger Nietzsche's, sie huldigen der Herrenmoral. Der Tapfere, Große hat für sie immer Recht, er ist der Held, den sie lieben und verehren, für den sie — kämpfen und beten. Sie sind darin manchmal ganz unabhängig von der Beeinflussung der Erwachsenen. Sie treiben ihre eigene Politik, eine Politik, die zugleich Glauben, Poesie und Weltanschauung ist.

Im Burenkriege nahmen alle Kinder, die ich befragte, warm Partei für die Buren. Jeder Bur war in ihren Augen ein Rinaldo, ein übermenschlicher Held, der Alles vermag, und der endliche Sieg der Engländer befriedigte sie ebenso wenig, wie etwa uns der Schluß mancher moderner Romane. Ich fürchte, bei manchem Knaben ist dadurch der Glaube an den Sieg der „ewigen Gerechtigkeit" stark erschüttert worden. Indessen, allzu lebhaft beschäftigte dieser Krieg die Phantasie der Kinder nicht, wahrscheinlich, weil er zu lange dauerte und ihr Interesse inzwischen ein wenig erblaßte, und weil man sich zu viel Romantik in Transvaal nicht hineindenken konnten.

Ganz anders ist es beim jetzigen ostasiatischen Kriege. Ich habe bis jetzt noch keinen größeren Schulbuben getroffen, der sich nicht sehr für das Schicksal der verzweifelt kämpfenden Völker in Ostasien interessirte. Manches Kindergemüth beschäftigt dieser Krieg in einem Grade, der schon beinahe beängstigend wirkt.

Ich verkehre in einer Familie, in der der Kindersegen sowohl in der Quantität wie in der Qualität wirklich und nicht ironisch ist. Die Familie besitzt zwei Kinder, einen Knaben und ein Mädchen. Die Natur scheint sich aber hier einen besonderen Witz erlaubt zu haben, sie hat die Rollen der Kinder vertauscht. Der Knabe, jetzt zwölf Jahre alt, ist etwas schüchtern, sehr bescheiden, fleißig, sparsam, — also ein Stubenhocker und Bücherwurm. Das Mädchen, acht Jahre alt, ist kühn, heiter, lebenslustig und toll, — ein richtiger Wildfang. Seit Beginn des russisch-japanischen Krieges erscheine ich diesen Kleinen als ein lebendiges Kriegslexicon oder als ein Briefkastenonkel, der Alles wissen muß. Jedes Mal, wenn sie mich erwischen, giebt es mindestens drei Dutzend Fragen über die Natur und die Aussichten des Krieges, über die culturellen, socialen und

finanziellen Verhältnisse der beiden streitenden Mächte, und die „Wenn aber“ wollen kein Ende nehmen. Nun kann man den Kleinen nicht so leicht wie einer koketten, alten Jungfer in der Gesellschaft entwischen, und man will sich ja auch nicht die Autorität bei ihnen verderben. So muß man verdammt aufpassen und ihnen, wo das Wissen nicht langt, delphische Antworten geben. Das gehört eben mit zu den Freuden eines Kinderonkels.

Der Knabe hat nun von Beginn des Krieges an in seinen Neigungen nie geschwankt und in seiner Ueberzeugung nie gewankt, er ist der begeistertste Anhänger der Japaner von Anfang bis heute geblieben. Aber eigentlich ist diese Liebe, wie gar oft im Leben, eine Tochter des Hasses. Primär war bei ihm der Russenhaß, die Japanerverehrung ist secundär. Als ich nach dem Grunde seiner Russophobie forschte, antwortete er mir: „Die Russen sind Mörder, wie haben sie in Finland gewirthschaftet? Doch schrecklich, gelt?“ Alles Parlamentiren und Räsonniren half nicht, er bleibt bei seinem Dogma. Er haßt alle Russen mit dem ehrlichen Hasse des Kindes, und seine Bewunderung vor Japan geht so weit, daß er entzückt ist, wenn er im Stadtgarten einen echten Japaner trifft. Er grüßt ihn ehrfurchtsvoll wie einen Prinzen und versichert mir, er möchte ihn küssen. Ja, meine japanischen Theetaschen betrachtet er als Reliquien. Auch der Hinweis, daß sein Vater als Fabrikant viel nach Rußland liefert, fruchtete nicht viel. Er fühlt sich viel zu erhaben, um solche materialistischen Gründe gelten zu lassen. Mir will es jedoch scheinen, daß Finland nicht der einzige Grund ist. Japan ist ihm überhaupt das Land der Romantik und der Schönheit, und jeder Japaner ein Held und ein Rächer der Gerechtigkeit. Jeden Tag verfolgt er die Kriegsnachrichten mit großem Interesse, und die Namen der Städte, der Kriegsschiffe und der Generäle sind ihm ziemlich geläufig. Er ist fleißig wie früher, aber was an Zeit und geistiger Spannkraft noch übrig bleibt, das gehört dem Kriege allein. Sind „gute“ Nachrichten aus Japan, dann ist er glücklich, lauten die Berichte ungünstig, dann ist er ordentlich verstimmt. Vor einigen Tagen erzählte er mir mit strahlenden Augen, die Russen hätten wieder 3000 Soldaten verloren. Ich suchte ihm zu beweisen, daß es doch unschuldige Menschen sind, die hier ihren schrecklichen Tod fanden. Er hörte mich an, aber es schien mir, als wenn er dieses Argument nicht ernst nahm. Er blieb dabei, daß die Russen Mörder sind, und nun hat er — weiß der Himmel woher — das Wort „Wodka“ aufgegabelt, und jeder Russe erscheint ihm mit dem Messer in der einen und der Schnapsflasche in der anderen Hand im Traume.

In letzter Zeit ist er sogar Proselytenmacher geworden, und er wagt verschiedene Bekehrungsversuche. Er ist stolz auf seinen Erfolg, daß er die Marie — das Dienstmädchen — für die Japaner gewonnen hat. Hoffentlich wird sie darum ihrem braven badischen Grenadier nicht untreu. Das schönste aber ist, daß die ganze Tertia — horribile dictu — in corpore Politik treibt. Es haben sich in der Classe zwei Parteien gebildet, die einen regelrechten Kampf gegen einander führen. Der Anführer der Japaner ist natürlich mein kleiner Freund Alfred, dem diese Würde von Rechts Wegen gebührt. Der General der Russen ist der kleine, feiste Feodor, der Sohn eines Russen. Köstlich sind die Briefe und die Kriegserklärungen, die diese kleinen Strategen einander schreiben. Ein Brief, den die Mutter gegen alles Völkerrecht dem untröstlichen Alfred wegnahm, beginnt mit der lieblichen Ansprache „Verdammter Schnapsrusse!“ und schließt „mit feindlichem Gruß“. Der Brief enthält auch sonst nicht viele „conventionelle Lügen“ und ist frei von Schmeicheleien und angelernten Höflichkeiten; die sprachlichen Schiefheiten muß man einem „Japaner“ natürlich nachsehen. Es wird mir aber versichert, daß die Russenpartei qualitativ und quantitativ minderwerthig ist. Sie zählt nur acht Köpfe, und zwar sollen es keine hervorragenden Köpfe sein. Ich persönlich habe bis jetzt noch keinen Russenschwärmer unter den Kindern befreundeter Familien kennen gelernt.

Der jüngeren Schwester, der tollen Hedi, kann ich leider nicht so viel Consequenz nachrühmen. Als ich sie vor einigen Monaten um ihre geschätzte Ansicht bat, da erklärte sie zu meinem Erstaunen: „I bin halt neutral!“ Und als ich weiter forschte, was neutral bedeute, gab sie die ebenso scharfsinnige wie präcise Definition: „Neutral, dös isch, wenn's Einen gar net net angeht.“ In letzter Zeit aber wüthet auch sie mit ihrem scharfen Mäulchen über „die verdammten Talglichtfresser“. Es kann sein, daß der ältere Bruder sie beeinflußt aber gar durch Chokolade bestochen hat. Ich traue aber dieser schlauen Schmeichelkatze, trotz der überzeugten Miene, schon zu, daß sie mit dem Instinct ihres Geschlechtes witterte, daß die Japaner jetzt — mehr in der Mode sind.

Meinem Alfred aber ist die Sache blutiger Ernst, und er ist — was bei seiner Sparsamkeit viel sagen will — sogar bereit, seiner Schwärmerei Opfer zu bringen. Er fragte mich unlängst, ob er seine Ersparnisse nicht für die verwundeten Japaner hergeben solle. Es wäre ein Glück, wenn der Krieg bald aufhörte, sonst könnte der arme Junge bei der nächsten Prüfung noch sitzen bleiben. Wie wird der Krieg enden? — Das ist für den Knaben die gewaltigste Frage der Welt. Aengstlich fragt er oft, ob nicht die Russen trotz aller Mißerfolge dennoch siegen könnten. Ich fürchte, kommt es dahin, dann verzweifelt der Bub' noch an der göttlichen Gerechtigkeit, denn bei ihm ist die Vermengung von Gott und Krieg keine Heuchelei, sondern, wie bei den primitiven Völkern, echte Naivität.

Es mag sein, daß dieser Bub mit seiner weiblichen, sensiblen Natur für solche Eindrücke besonders prädestinirt ist. Bis zu einem gewissen Grade aber lebt der gegenwärtige Krieg im Herzen aller reiferen Kinder, und er wühlt da alle Leidenschaften und Triebe auf. Die fein empfindenden Kinder werden natürlich von dieser Kriegsphantasie am Tiefsten ergriffen.

Ich versuche manchmal mir auszumalen, was in den Herzen dieser Kinder wohl vorgehen mag, daß die Zartheit sich in Grausamkeit verwandelt und die Rache als Göttin angebetet wird. Welche Träume, welche Phantasien, Hoffnungen und Erwartungen mögen sich da in der Kinderseele taumeln? Wie viele glückliche und trübe Momente, wie viel Freude und Angst mögen diese Männer in spe durch den Krieg erleben! Und doch bereichert dieser Krieg die Kinderherzen nicht, sondern verroht und erniedrigt sie. Er giebt ihnen ein falsches Ideal für ihre Begeisterung.

Nicht nur unsere Kinder sollen von uns lernen, sondern auch wir von ihnen, weil sie das werdende Leben, der Keim des Daseins sind. Beweist diese krankhafte Liebe zum Krieg nicht, daß die Bestie in uns stets — wie der Psychologe sagt — an der Schwelle des Bewußtseins lauert und daß jede Nahrung sie noch steigert? Beweist das nicht, wie tief der Krieg, das Blutvergießen noch in unseren Herzen als sanctionirte Einrichtung, ja als vermeintliches Naturgesetz wurzelt? Welch' eine gewaltige Aufgabe für eine wirklich moderne Cultur, die Erziehung des Menschen für die Friedensidee, für die sociale Versöhnung, schon beim Kinde zu beginnen! Welch' ein herrliches Werk, die Phantasie und den Drang nach Romantik und Heroismus auf ein Feld zu lenken, wo sie befruchtend für die eigene Veredelung und für die menschliche Gesellschaft wirken!

Hat der Sport auch sittlichen Werth?

Von Dr. Heinrich Pudor.

Es giebt heute viele Menschen, welche über die bloße Stellung der Frage: „Hat der Sport auch sittlichen Werth?" die Nase rümpfen, ebenso wie es wiederum viele Andere giebt, die die bejahende Beantwortung dieser Frage für ganz selbstverständlich halten. Erstere werden sagen: Nicht nur nicht sittlichen Werth hat der Sport, sondern er macht vielmehr den Menschen brutal, er verroht ihn, er nimmt ihm Alles von seiner Sensibilität, Delicatesse und Intimität. Ist es doch nicht lange her, da sprach man von dem Sport als von einer bloßen Spielerei, man gebrauchte sogar das Wort Sportsimpelei. Man hielt den Sport nicht für eine eines vernünftigen Menschen würdige Beschäftigung und schämte sich nicht, den Engländer, der den halben Tag Sport treibt, für überspannt zu halten. Aber heute ist das anders geworden. Ganz abgesehen davon, daß die Sportsleute selbst am Sport das denkbar größte Vergnügen finden, daß sie vielfach behaupten, sich erst als Menschen zu fühlen, die Wollust des Lebens erst kennen gelernt zu haben, seitdem sie den Sport pflegen, so giebt man heute auch in Deutschland im Allgemeinen zu, daß der Sport vom hygienischen Standpunkte aus sehr werthvoll sei, daß er ein nicht zu unterschätzendes Mittel zur Erhaltung unserer Gesundheit sei. Aber freilich in einer Beziehung ist das alte Vorurtheil noch vorhanden. Man traut dem Sport keinen geistig und sittlich bildenden Werth zu, man neigt sogar zu der Annahme, daß der Sport verdumme — wobei diese letztere Annahme die gröbste ist, wenn nicht selbst eben die dümmste. Sehen wir nun einmal zu, und zwar auf dem engeren Gebiete des Radfahrens, das ja heute von allen Sports am meisten gepflegt wird und daher zumeist in Betracht kommt, wie es sich mit diesen Vorurtheilen verhält.

Verfolgen wir irgend einen Radfahrer eine Strecke weit: zur Stunde des Feierabends besteigt er sein Rad und sucht sich aus der dumpfen Atmosphäre der Großstadt in die reine Luft der freien Natur zu retten. Zunächst geht es durch die Straßen der Stadt. Es ist viel Verkehr. Hier und da muß ausgewichen werden. Dort will sich plötzlich ein Handwagen herandrängen, schnell entschlossen gilt es ihm zuvorzukommen und die enge Passage, die das Wagengetümmel gerade nach frei läßt, zu benutzen. Jetzt wird mehr Luft. Da springt plötzlich wieder ein Kind quer über die Straße — rasch gebremst, dann in einem Bogen vorbeigefahren. Nun in's Freie. Sie hat unseren Radfahrer warm gemacht, die üble Luft mit dem Wagengewühl. Und auch hier draußen ist es noch schwül. Jetzt kommt eine Anhöhe: da heißt es „treten". Es wird ihm immer wärmer und Müdigkeit überkommt ihn. Aber er hat ausdauern gelernt, und mit Energie kommt er über den Weg hinweg. Nun weiter in die Ebene hinein. Ein Bauernwagen kommt ihm entgegen und der Bauer, statt rechts zu fahren, aber seine Straße ruhig weiter zu fahren, fährt plötzlich links; da heißt es die Geistesgegenwart nicht verlieren: schnell gestoppt, gewendet und fest getreten! Jetzt endlich ganz in der freien Natur. Die Wälder senden angenehme Kühlung, und von den Wiesen her tönt das Naturconcert der Zirpen; Rehe lassen sich blicken, die Amsel schlägt und der Finke ruft. Hier wird es dem Radfahrer wohl, er spannt sein Radroß an und fliegt nur so dahin durch die prangende Welt! Und wieder kommt eine Anhöhe, ein recht langer Rücken. Zuerst geht es; aber dann werden die Beine müde, und der Athem wird kürzer. Aber es muß sein; ausgehalten heißt es, denn Du hast Dir vorgenommen, bis da und dahin zu kommen. Und es gelingt. Den Berg hinunter rollt das Rad in das Dorf, an das Ziel.

Ich frage jetzt: bestand die Thätigkeit des Radfahrers nur im Treten der Füße und hatte dies Treten nur körperliche Bedeutung? Wir sahen, daß der Radfahrer Geistesgegenwart und Entschlossenheit braucht, daß er im Moment sich besinnen, sich klar werden und handeln muß. Was das schon für sich allein für unsere Zeit zu bedeuten hat, ist klar. Wir neigen heute vielfach zu unfruchtbarer Gedankenspinnerei, zu Gedankenträumerei. Im Anfange aber war die That. Bei dem Radfahrer ist die That Alles, und zwar eine That, die im Augenblick aus kühler Erwägung und rascher Entschlossenheit herausgeboren werden muß. Nietzsche nennt unsere Zeit, unser Zeitalter das der Gehirnkrüppel, ein Anderer spricht von Gehirndiarrhoe: da kann Radfahren helfen; das treibt uns die Grillen aus und drückt uns den Stempel der That auf die Stirn.

Weiter braucht der Radfahrer Ausdauer, Energie, Zähigkeit. Er lernt die Wahrheit des Wortes verstehen, daß Ausharren zum Ziele führt. Damit aber lernt er etwas, was der Deutsche nicht gründlich genug lernen kann. Denn gerade an Zähigkeit übertrifft ihn der Slave gar sehr. Und noch mehr kann es dem Franzosen, der ohnehin zur Oberflächlichkeit, zu Augenblicksstimmungen und Impulsen neigt, nützen, Ausdauer zu lernen. Energie und Ausdauer gehören zu den werthvollsten moralischen Eigenschaften. Sie haben Gründlichkeit und Vertiefung im Gefolge. Der Radfahrer erringt Klarheit und Kühlheit in der Erwägung des einzuschlagenden Zieles. Eine gewisse gesunde „Gedankenkühle", wenn ich mich so ausdrücken darf, wird ihm mit der Zeit zu eigen. Er lernt Phantasmen aus dem Wege gehen und an Greifbares und Erreichbares sich halten. Er wird also zugleich etwas praktischer, und auch dies kann dem Deutschen nichts schaden.

So erwirbt der Radfahrer neben der körperlichen Kraft sittliche Kraft. Beides pflegt Hand in Hand zu gehen, wie man es an den alten Griechen sieht. Kraft ist ja etwas, was weder nur körperlicher, noch nur sittlicher Natur ist, bei der vielmehr Körperliches und Sittliches vereinigt ist. In jeder Kraftäußerung steckt eine sittliche Leistung. Das wußten die alten Griechen sehr gut, die ihre Jünglinge vermöge der gymnastischen Uebungen sittlich zu erziehen suchten.

Weiter ist es von nicht zu ermessendem Vortheil in ethischer Beziehung, daß das Radfahren den modernen Menschen seiner Allmutter Natur näher bringt. Zu unserem eigenen größten Nachtheil, zum Nachtheil unserer geistigen, sittlichen und vor Allem künstlerischen Bildung hatten wir uns von der Natur, unserer steten Nährmutter abgewandt und waren zu kränkelnden, hohlwangigen Städtern geworden. Hier kann nun dem Radfahren durchaus nichts Anderes an die Seite gestellt werden, was den modernen Menschen jedes Standes und jeder Classe gleich schnell der Großstadt entführt und in die jeder Zeit offenen Arme der Natur bringt. Und ich sage, das ist von hohem ethischen Werth, denn die Liebe zur Natur und das liebevolle Verständniß der Natur wirkt in hohem Maße sittlich veredelnd. Das Verständniß der Natur folgt aber aus der Beobachtung der Natur und die Naturbeobachtung ermöglicht uns am schnellsten das Radfahren.

Außerdem entbehrt alles Körperliche und der Gesundheitszustand des Körpers an sich nicht des Zusammenhanges mit dem Sittlichen. Viele seelische Fehler haben ihren Grund in körperlichen Gebrechen. Viele Verbrechen nehmen ihren Ausgang von tief wurzelnden körperlichen Krankheiten. Sittenreinheit geht Hand in Hand mit körperlicher Reinheit, sittliche Gesundheit mit körperlicher Gesundheit. „Man erzieht nicht eine Seele, nicht einen Leib, sondern einen Menschen" (Montaigne). Geist, Seele, Gemüth — alles dies sind nur Kräfte des Körpers; das Körperliche liegt allem anderen zu Grunde. Darüber kann seit Darwin kein Zweifel mehr sein. Dann ist es aber gewiß, daß Alles, was unserem Körper und unserer körperlichen Gesundheit zu Gute kommt, auch unseren Geist und unsere Sittlichkeit fördert, deren Existenz

ja an die des Körpers gebunden sind. Man mache nun die Anwendung auf das Radfahren. Das Radfahren ist eine der gesündesten Leibesübungen, es stärkt unsere Muskeln, es beschleunigt die Athemthätigkeit, es befördert die Blutcirculation, es vermehrt den Stoffwechsel und läßt damit den ganzen Körper gesunden — und alles dies sallte auf unser Empfinden, Wollen, Handeln, Denken und Thun keinen Einfluß haben?

Literatur und Kunst.

Neue Nietzsche-Briefe.

Von Dr. Max Messer.

Ich weiß nicht, ob es zu loben oder zu tadeln ist, daß man mit dem geistigen Nachlasse Friedrich Nietzsche's so verfährt, als wären schon Jahrzehnte oder gar Jahrhunderte seit seinem Tode verstrichen. Und doch sind es erst Manate, seit die Erde den Leib des größten Denkers der Zeit umhüllt. Zu loben ist es, weil vielleicht Manches im Laufe der Zeiten verloren ginge oder verändert würde, was jetzt nach im Besitze der Erben Nietzsche's ist. Zu tadeln ans dem Grunde, weil trotz der augenblicklichen „Popularität" Nietzsche's seine wahre Wirksamkeit noch lange nicht begannen hat. Sehen wir uns einmal diese Popularität Nietzsche's an! Sie ist etwas Erbärmliches. Nietzsche wäre vor Ekel erstarrt. Unreife Knabengehirne, sensationslüsterne, gewissenlose Zeitungsschreiber haben sich des leuchtenden Erbes der kommenden Zeiten bemächtigt. Sie schwirren an ihm herum und verdunkeln den Wenigen, die eine Ahnung van der Bedeutung Nietzsche's haben, die Aussicht und Fernsicht.

Jeder bedeutende Denker beginnt erst dann zu wirken, wenn er productive Nachfolger hat. Sokrates wirkte, als Plato zu schaffen begann und als Plata selbst zum Begründer neuer Richtungen wurde. Und so ließen sich die Beispiele mehren. Doch wo sind die productiven Nachfolger Nietzsche's?

Was heute hinter Nietzsche herrennt, betet gleichzeitig in staunenswerther Urtheilslosigkeit seine Antipoden an. Man hat den stolzen, einsamen, seine eigene Zeit zu tiefst verachtenden Mann nun, nachdem ihm das Schicksal seinen Abscheu, seinen Widerstand auszudrücken verwehrt hat, zum „Madephilosophen" gebrandmarkt. Und es war vielleicht eine segnende Hand, die Nietzsche's Augen geschlossen hat, bevor das schändliche Markttreiben mit seinen Worten begann, denn bis zu den Gedanken ist ja kaum Einer vorgedrungen.

Wenn es eine weise Herrschaft über die höchsten geistigen Dinge gäbe, so würde sie die Werke Nietzsche's für hundert Jahre dem Verkehr entziehen. Nur so wäre das Verbrechen der Popularisirung Nietzsche's gutzumachen.

Anstatt dessen wühlt man in den nachgelassenen Schriften, wirft sie Band für Band vor ein „Publicum", um mich zahm auszudrücken, und verschont jetzt sogar die Schatulle des Philosophen nicht, zerrt seine Briefe an eine Oeffentlichkeit, die seiner in Erz gegassenen Werke nicht würdig ist. Man bedenke doch: Briefe, das sind Boten der Seele, die van Persan zu Person gerichtet sind, Stimmungen entwachsen, die kennen zu lernen nur der ein Recht hat, an die sie gerichtet sind. Jahrzehnte und Jahrhunderte müssen vergangen sein, um in der Veröffentlichung solcher Documente keine grobe Verletzung der verecundia zu erblicken, der Schamhaftigkeit, die alle wahrhaft geistigen Menschen kennzeichnet.

Und nun die Briefe selbst! Rechtfertigt etwa ihr Inhalt die Veröffentlichung? Geben sie neue Wege zum besseren Verständniß der Nietzsche'schen Gedanken? Nichts Dergleichen findet sich in ihnen. Sie compromittiren — die Adressaten. Dies ist der einzige Gewinn, den ich aus ihnen zog, daß ich es nun bewiesen fand, was ich immer vermuthete. Nietzsche fand auch bei diesen bedeutenden Menschen, an die seine Briefe gerichtet sind, nur höfliches Gehör, aber kein Verständniß. Nietzsche's Edelmuth beging folgende Verwechselung: er meinte, daß jene Männer, deren Werke er mit tiefster Freude genoß, die ihn angeregt und erfreut hatten, das Gleiche von ihm selbst genießen mußten. Und wie irrte er sich! Wäre noch ein Zweifel gewesen, diese Briefe beweisen es. Heran Ihr Großen und vernehmet Eure Schande! Da ist zuerst Friedrich Ritschl, der „classische" classische Philologe. Nietzsche ging von der Philologie aus. Sie war neben der Musik das Hauptinteresse seiner Jugend und Jünglingszeit. Er war der liebevollste, verständigste Schüler des großen Gelehrten. Und auch dieser ist voller Freundschaft und gewährt thatkräftigste Förderung, so lange Nietzsche in dem Bannkreise seiner Ideen, in den Grenzen seiner eigenen Geistigkeit bleibt, d. h. sa lange Nietzsche nicht aus dem Garten der Philologie hinausspringt, so lange er ein folgsames Häslein bleibt und nicht, der kühnen Gemse gleich, zu den Gipfeln und Einsamkeiten neuer Geisteswelten flieht. Ritschl wird kühl und schweigsam, Nietzsche trennt sich voller Schmerzen und immer mit Dankbarkeit an den Lehrer zurückdenkend.

Als zweiter erscheint Jacob Burckhardt auf dem Plane, der größte Kunsthistoriker der Zeit, gewiß einer der sympathischsten und bedeutendsten Gelehrtenfiguren, und fast schon ein Künstler. Wieder sind es die Griechen, die den Vereinigungspunkt geben. Der junge Professor Nietzsche schreibt über seinen 26 Jahre älteren Collegen von der Baseler Universität: „Nähere Beziehungen habe ich von vorn herein zu dem geistvollen Sonderling Jacob Burckhardt bekammen, worüber ich mich aufrichtig freue, da wir eine wunderbare Congruenz unserer ästhetischen Paradoxien entdecken." Dieser tiefe Zusammenklang der Empfindungen offenbarte sich, als die Kunde vom Brand des Louvre eintraf. Von leidenschaftlichem Schmerz erfüllt, eilten sie auf die erste Nachricht dieses schauerlichen Ereignisses zu einnnder, Jeder affenbar von dem Gedanken bewegt, daß der Andere seinen eigenen Schmerz am Besten mitempfinden könnte. Sie verfehlten sich und fanden sich endlich vor dem Hause, in dem Nietzsche wohnte, gingen schweigend Hand in Hand die Treppe hinauf, um in dem dämmernden Zimmer in heiße Thränen auszubrechen, unfähig, einander ein Wort des Trostes zu sagen. Lange herrschte darin tiefes Schweigen, nur hie und da klang ein leises Wort, ein unterdrücktes Schluchzen. Nachher erzählte Nietzsche seiner Schwester, wie innig sie sich mit einander ausgesprochen hätten: die ganze wissenschaftliche und philosophisch-künstlerische Existenz erschien ihnen als eine Absurdität, wenn ein einziger Tag die herrlichsten Kunstwerke, ja ganze Periaden der Kunst und Cultur austilgen und vernichten konnte ...

Ich gebe diese Episade hier wieder, wie sie die Schwester Nietzsche's erzählt, weil sie zu charakteristisch für das Verhältniß beider Männer ist. Sie beweist, daß es nicht wie bei Ritschl das Verhältniß des Schülers zum Lehrer, sondern des Freundes zum Freunde, kurz, ein Verhältniß der Ebenbürtigkeit war. Der Kreis gleicher Gesinnungen, Ideen, Hoffnungen ist hier schan viel größer als zwischen Nietzsche und Ritschl. Und doch ist auch hier leicht die Grenzlinie gefunden, hinter der das neue Reich Nietzsche's beginnt, vor der ohne Verständniß, ohne Begeisterung, ahne den Willen hiezu Burckhardt zurückbleibt. Für die „Unzeitgemäßen Betrachtungen" weiß sich Burckhardt noch lebhaft zu erwärmen. „Menschliches, Allzumenschliches" bereitet ihm sichtlichen Genuß, wenngleich er mit herzlichster Höflichkeit eingesteht: „Wo ich aber nicht mitkommen kann, sehe ich mit einer Mischung von Furcht und Vergnügen zu, wie sicher Sie auf den schwindeluden Felsgraten herumwandeln, und suche mir ein Bild

von dem zu machen, was Sie in der Tiefe und Weite sehen müssen." Bei der „Morgenröthe" ist ihm Manches „wider den Strich" und er sieht einigen Partien des Buches „mit einigem Schwindel zu".

Er bewundert den „ungeheuren, gleichsam comprimirten Reichthum" der „fröhlichen Wissenschaft", mit der ausdrücklichen Einschränkung, „wo ich mitkommen kann". Ueber den Zarathustra hat Burckhardt die grämliche Bemerkung: „Für mich ist ein ganz eigenthümlicher Genuß dabei, Jemanden auf so hoch über mir befindlicher Warte ausrufen zu hören, welche Horizonte und welche Tiefen er sieht. Ich erfahre dabei, wie oberflächlich ich Zeitlebens gewesen bin und bei meiner Art von relativer Emsigkeit auch wohl bleiben werde, denn in meinen Jahren ändert man sich nicht mehr, höchstens wird man älter und schwächer." Burckhardt, der wußte, wie hoch ihn Nietzsche stellte, übte gerade mit dieser Bescheidenheit eine verletzende Kritik an dem Werke des Freundes. Nietzsche läßt sich durch nichts beirren und sendet Burckhardt „Jenseits von Gut und Böse" mit den rührendsten Worten höchsten Vertrauens, und Burckhardt weist ihn deutlicher ab als je: „Leider überschätzen Sie nur zu sehr, wie Ihr seither angelangtes werthes Schreiben zeigt, meine Fähigkeit; Problemen, wie die Ihrigen sind, bin ich nie (!) im Stande gewesen, nachzugehen oder mir auch nur die Prämissen (!) derselben klarzumachen." Trotz dieser Absage sendet ihm Nietzsche die „Genealogie der Moral", dabei um Verzeihung bittend: „denn — ich weiß es nur zu gut — alle Schüsseln, welche von mir aufgetischt werden, enthalten so viel Hartes und Schwerverdauliches, daß zu ihnen sich noch Gäste einladen und so verehrte Gäste, wie Sie es sind, eigentlich eher ein Mißbrauch freundschaftlich-gastlicher Beziehungen ist." Und dann sendet Nietzsche im Herbst 1888 den Fall Wagner. Und der Große, Einsame beugt sich und fleht: „Ein einziges Wort von Ihnen würde mich glücklich machen." Burckhardt findet dieses Wort nicht. Später gestand er der Schwester Nietzsche's, daß er nicht geantwortet habe, weil er das Buch nicht verstanden habe.

Auch Hippolyte Taine beschränkt sich, zum Danke für die Uebersendung der Bücher Nietzsche's diesem einige sehr schmeichelhaft-höfliche Phrasen zu sagen.

Und nun sehen wir uns Nietzsche's vierten, von ihm so verehrten und geliebten Leser an, Gottfried Keller! Der erste Brief Nietzsche's, mit dem er Keller „Die fröhliche Wissenschaft" sendet, ist so schön und zeugt so von dem Adel seiner Seele, daß ich ihn ganz hersetzen will. Nietzsche schreibt: „Hochverehrter Mann, ich wünschte, Sie wüßten schon irgend woher, daß Sie das für mich sind, ein hochverehrter Mann, Mensch und Dichter. So brauchte ich mich heute nicht zu entschuldigen, daß ich Ihnen kürzlich ein Buch zusendete. Vielleicht thut Ihnen dieses Buch trotz seinem fröhlichen Titel wehe? Und wahrhaftig, wem möchte ich weniger gern wehe thun, als gerade Ihnen, dem Herz-Erfreuer! Ich bin gegen Sie so dankbar gesinnt!" Keller antwortet dann einmal in höflichen Phrasen. Sie sehen sich in Zürich und „sagen sich schöne Dinge". Auch dieser große Mann ist wohl erfüllt von einem dunkeln, widerstrebenden Respect gegen den seltsamen Neuerer. Aber er vermag es nicht, in ihm aufzugehen oder ihn in sich aufzunehmen. Zu Ersterem mochte er zu groß, zu Letzterem zu klein gewesen sein. Was hatte der bedächtige Erdenpilger Keller mit dem ikarischen Himmelsstürmer gemein?

In den achtziger Jahren lernte Nietzsche den Jünger Wagner's und Schopenhauer's, Heinrich von Stein, kennen und begann, verführt von dem Zauber seiner anschmiegsamen Persönlichkeit, zu hoffen, in ihm seinen Johannes endlich zu finden. Nachdem sie ihre Bücher und ihre gegenseitigen Sympathien ausgetauscht, treffen sie sich in Sils Maria. Heinrich von Stein sagte Nietzsche ganz ehrlich, er habe vom „Zarathustra" zwölf Sätze und nicht mehr verstanden. Dann sendet ihm Nietzsche einmal das ergreifende Gedicht „Einsiedlers Sehnsucht":

> O Lebens Mittag! Feierliche Zeit!
> O Sommer Garten!
> Unruhig Glück im Steh'n und Späh'n und Warten!
> Der Freunde harr' ich, Tag und Nacht bereit:
> Wo bleibt ihr Freunde? Kommt. 's ist Zeit. 's ist Zeit!

Auf diesen sehnsüchtigen Anruf antwortet Stein in einem dunkeln Briefe ablehnend. Man begreift, daß Nietzsche, um sich nicht von der schmerzlichen Enttäuschung übermannen zu lassen, in eine ironische Stimmung gerieth und daß er sich ein wenig lustig machte über das jetzt so komische Ansinnen, seine kostbare Zeit an die Wagnerischen Gedanken, welche Stein im Vereine mit seinen Freunden zu erklären gedachte, zu verschwenden. Der Jünger Wagner's wollte trotz aller Verehrung kein Jünger Nietzsche's werden.

Und schließlich überwindet Nietzsche mit köstlicher Ironie den ihm gewordenen Schmerz. Und großmüthig äußerte er sich einmal zu seiner Schwester: „Die Seligkeit, sich inter pares zu fühlen, habe ich nur im Zusammensein mit drei Menschen empfunden, in den erhabensten Stunden seiner Jugend mit Rohde und Richard Wagner, und an jenem herrlichen, sonnigen Augusttage in Sils Maria mit Heinrich von Stein."

Der letzte der Freunde ist Georg Brandes. Ihm verdankt Nietzsche eine wahrhaftige große Freude: die Nachricht, daß er in der Kopenhagener Universität vor mehr als 300 Zuhörern eine Vorlesung über seine Philosophie gehalten, die einen glänzenden Erfolg hatte. Freilich hatte auch Brandes, wie er selbst zugab, kein Verständniß für den ganzen Zarathustra.

Und so sehen wir sich das tragische Schicksal erfüllen: Nietzsche fand keinen, der seinem Fluge ganz folgen konnte, weder einen Gefährten, noch einen Schüler, weder einen Gleichen, noch einen Größeren. Litt er darunter? Gewiß! Doch er wußte auch, daß dies zu den nothwendigen Leiden des Genies gehört.

Erst als er dann in die Nacht der Krankheit ganz versank, begann es in allen Landen, an allen Orten an Interesse für ihn und seine Werke aufzublühen. Freilich, wie viel davon hätte Nietzsche mit Mitleid, wie viel mit Widerwillen erfüllt, und wie viel Stoff boshaften Lachens hätte es ihm gegeben. Seine große Ueberzeugung aber wäre nicht wankend geworden, daß seine Zeit in hundert, in tausend Jahren kommen werde.

Und prüft man die ganze Saat, die sein Geist in den Ländern aufgehen ließ, zusammt dem Unkraut, das auf seinen Aeckern wächst, so wird man dieser Ueberzeugung Nietzsche's demüthig beipflichten.

Kritiken.

Von M. Rich. Graef.

Das Werk ist vollendet! Der Bann der Begeisterung, welche die Brust des Meisters bis zur Vollendung seiner Schöpfung schwellte, wird gebrochen durch die allerhand nothwendigen, nüchternen Erwägungen darüber, welche Schritte wohl nothwendig sind, und welche am Besten zum Ziele führen, um dem jüngsten Geisteskinde den Weg in die Herzen des Publicums zu ebnen. Die blassen Ideale zehren, aber nähren nicht, und deßwegen möchte die geleistete Arbeit nun auch einige materielle Früchte tragen. Dieses ist der zweite Theil, der weniger erquickliche und sehr reale, welcher nach der Zeit fröhlichen Schaffens namentlich den nicht zum Geschäftsmann geborenen Künstler in eine rechte Aschermittwochstimmung versetzen kann. Das Werk, welches erst Selbstzweck war, ist Mittel zum Zweck geworden; es soll dem Autor die

leider nothwendige „Wurst auf's Brod“ bringen, und der Verleger ist auch kein Plato, welcher aus reiner, selbstloser Liebe zur Idee des Guten seine Thätigkeit in Bewegung setzt.

Der gewöhnlichste Weg, welcher zunächst eingeschlagen wird, ist der, daß sich der Künstler seines hohen Cothurns entledigt und in der Rolle des ollen, ehrlichen Geschäftsmannes eine angemessene Zahl von Recensions-Exemplaren in Unterthänigkeit Dem und Jenem auf dem Präsentirteller entgegenbringt. Das ist nothwendig; denn zunächst kommt es darauf an, Kritiken zu erhalten. Gute natürlich! Die werden dann fein säuberlich auf einem Prospect gesammelt und in alle Winde verschickt. Es fällt heutzutage nämlich den Wenigsten ein, die Katze im Sacke zu kaufen. Erst will man wissen, was Hinz und Kunz zu der Sache sagen, ehe der Gang zum Buchhändler gewagt wird. Dies ist schließlich auch die beste Art, sich schnell zu informiren, vorausgesetzt, daß die Reclame in der erwähnten Weise auch allenthalben ehrlich ist.

Wie schaut's aber in Wirklichkeit zumeist aus? Der Deutsche ist Autoritätsmensch. Der sociale Rang gilt ihm meist mehr als das positive Wissen und Können. Dieser Eigenschaft muß natürlich in erster Linie Rechnung getragen werden. Unter den Kritiken werden deßwegen alle die bevorzugt und fett gedruckt, deren Verfasser ihrem Namen einen klangvollen, silbenreichen Titel hinzufügen können. Ob diese Urtheile wirklich zutreffen, kommt nicht weiter in Betracht. Für den Geschäftsmann sind sie aber sehr werthvoll, weil der Fachdilettant viel überschwenglicher und freigebiger lobt als der Kenner.

Die Veröffentlichung solcher Kritiken ist aber vom Rechtsstandpunkte immerhin nicht unehrlich zu nennen. Wohl aber ist dies bei allen denjenigen Urtheilen der Fall, die ursprünglich gar keine Kritiken sein sollten und erst durch eine ganz verwerfliche Indiscretion künstlich dazu gestempelt wurden. In der Justiz wird mit Recht großes Gewicht darauf gelegt, ob in streitigen Fällen die Parteien mit einander verwandt oder befreundet und bekannt sind. Dergleichen Beziehungen sind natürlich auch auf Kritiken von nicht zu unterschätzendem Einfluß. Wie mancher Mann von Ruf dankt in liebenswürdiger, aufmunternder Weise für ein übersandtes Werk, das er weniger als Recensions-Exemplar, sondern vielmehr als gewidmete Ehrengabe angesehen hat. Wie erschrickt der Ahnungslose aber, wenn er sich plötzlich gedruckt sieht, und eine ganz private Aeußerung, die nichts weiter sein wollte als eine Liebenswürdigkeit, auf dem geschwätzigen Prospect unter „Urtheile hervorragender Autoritäten“ in alle Welt hinausposaunt wird. Gewöhnlich handelt es sich um Männer, deren wirkliches „Urtheil“ ganz anders ausfallen würde. Nun kann es aber leicht vorkommen, daß über den Empfang eines zugesandten Recensions-Exemplares nicht brieflich bescheinigt wird, sondern durch ernste, sachgemäße Kritik in irgend einem Fachblatte. Daß ein auf diesem Wege gewonnenes Urtheil den strikten Gegensatz zu den zuerst erwähnten „Kritiken“ bilden kann, liegt auf der Hand. Es sind Fälle bekannt, wo sogar Universitäts-Professoren und andere tüchtige Fachleute in peinliche Situationen versetzt wurden, wenn sich hinterher bei genauerer Prüfung ein Opus als recht minderwerthig heraus stellte. Der Vorwurf leichtfertiger, oberflächlicher Kritik und Schlimmeres sind die Folgen mißbrauchter Liebenswürdigkeit. Der Autor selber aber wird widerspenstig und beruft sich noch wie vor auf seine „Urtheile“.

Auch gegen das kaufende Publicum ist's eine verwerfliche Handlungsweise. Erst jüngst sind Ungezählte auf solch' einen schöngeschminkten Prospect hin, der von lobenden Anerkennungen und Beglückwünschungen bekannter Männer förmlich strotzte, ganz gründlich hereingefallen.

Ein beliebter Kniff ist ferner der folgende: Gerechte, sachliche Urtheile werden aus eigener Machtvollkommenheit für den geschäftlichen Gebrauch zurechtgestutzt, indem alle Bemerkungen, welche auf Schwächen hinweisen, ausgelassen und die Lücken mit harmlosen Punkten angefüllt werden, so daß der Unbefangene glauben muß, es sei nur auf ganz belanglose Stellen verzichtet worden. Vor einiger Zeit konnte man in einer Fachschrift ein geradezu vernichtendes Urtheil über eine Neuerscheinung lesen. Welche Verwunderung aber, als diese Kritik auf einem Prospect in kaum wieder zu erkennender Form erschien. Die ganze, eigentliche, erbarmungslose Beurtheilung hatte man einfach unterdrückt. Nur der Schlußsatz, welcher in einer allgemeinen Wendung das Löbliche, nicht etwa des betreffenden Werkes, sondern der ganzen Richtung, zu der man es rechnen mußte, anerkannte, war in Fettdruck als uneingeschränktes Lob wiedergegeben worden. Unterzeichnet war natürlich nach wie vor das betreffende angesehene Fachblatt.

Ein gewissenhafter Autor möchte sich doch immer der Pflichten erinnern, welche er nicht nur seinem Werke und dem Verlag, sondern auch dem Kritiker und dem Publicum schuldig ist. Zunächst darf er nicht in falscher Bescheidenheit die Kritik solcher erbitten, welche außer einem Titel nichts als schönklingende Phrasen in die Waagschale werfen können. Nur Fachleute sind in erster Linie berufen, zu prüfen. Ein Titel wird nur dann in's Gewicht fallen, wenn er die fachgemäße Beurtheilung besonders zu erhärten geeignet ist. Demnach ist es ein großer Unterschied, ob ein Justizrath ein juristisches Werk bespricht, oder ob ein Wirklicher Geheimer Cammerzienrath über einen Roman urtheilt.

Eine eigentlich ganz selbstverständliche Forderung ist es ferner, die erhaltenen Berichte, sofern sie überhaupt verwendet werden, auch ehrlich wiederzugeben; unverkürzt und unverfälscht. Die Annahme, daß auch die Veröffentlichung eines Tadels hin und wieder besonders nachtheilige Folgen für den Absatz habe, ist nicht berechtigt. Im Gegentheil wird man sich wieder daran gewöhnen, Prospecte überhaupt zu lesen. Die meisten wandern doch heutzutage unbesehen in den Papierkorb, so daß alle aufgewendeten Kosten und Mühen ohnehin vergeblich sind. An dem Nichtlesen ist weniger die Menge der Drucksachen schuld, welche heute Jedem in's Haus gebracht werden, als vielmehr der Umstand, daß eine Kritik mit der anderen an „Vollmündigkeit“ förmlich wetteifert, wie bei Cigarren- und Weinangeboten. Gerade durch ehrliche Veröffentlichung kann die Aufmerksamkeit des Publicums herbeigelenkt werden. Man denke sich z. B. einen Prospect mit nur zwei Urtheilen. Das eine davon ist etwa recht gut ausgefallen, während das andere eine derbe Verurtheilung enthält. Durch eine derartige unvermittelte Gegenüberstellung wird im Leser sofort die Streitfrage lebendig: „Wer hat nun eigentlich die richtige Meinung?“ Das Publicum wird selber zur Stellungnahme aufgefordert, und die Reclame hat ihren Zweck vollkommen erreicht.

Vor Allem aber ist es Pflicht eines jeden Autors, tactvolle Erwägungen darüber anzustellen, welche „Urtheile“ er als solche verwerthen darf und welche nicht. Für Fachmänner hinwiederum erscheint in allen Fällen größte Vorsicht geboten, mag der Autor sein, wer er wolle; Vorsicht auch beim Gebrauch liebenswürdiger Ausdrücke, die als „Kritik“ gemißbraucht werden könnten. Die Erfahrung im täglichen Leben beweist deutlich genug, daß mit Privatbriefen aller Orten Mißbrauch getrieben wird. Nöthig wird es ferner auch sein, daß von dem Kritiker ein Druck auf sinngemäße Wiedergabe seines Urtheils ausgeübt und gegen entstellte Kritiken energischer Protest eingelegt wird. Dann ist Allen geholfen: Dem Autor selber, dem Kritikus, dem kaufenden Publicum und auch dem Ruf eines guten Verlags.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Stille Sehnsucht.

Von A. Halbert (Berlin).

Solch' leise Sehnsucht nach stiller Liebe fühlte ich heute in mir. Solche huschende, kosende, leise Sehnsucht, wie es Frauen spüren mögen in heiligen Stunden, wo sie sich der Segnungen ihres Leibes bewußt werden.

Kein Suchen, kein Erwarten; ein stilles Hoffen nur, ein traumverlorenes Sehnen nach etwas, das kommt, kommen wird ...

Es muß nicht kommen; man verlangt nicht darnach. Die Gefühle lodern nicht darnach — aber man sieht es, fühlt, empfindet, wie es sich nähert. Man öffnet nicht die Arme, es zu empfangen. Läßt sich nur umschmeicheln, umspülen ...

Was es sein wird? In welcher Form? In welcher Gestalt?

Man weiß es nicht. Will es auch gar nicht wissen. Es wird kommen ...

Ein Strahl wird's sein. Eine Sonne. Ein Wort. Ein Lächeln ... Wozu forschen? Es wird kommen ...

Und Freude wird herrschen. Und Frieden. Und Stille. Und Weihe. Und Heiligkeit ...

— — — — — — — — — — — —

Auf meinem Schreibtisch stehen Veilchen und nicken mit den kleinen Köpfchen. Nicken tausendfach. Nicken, wie zarte Kinder. Verständnißinnig.

Ich sitze und blicke auf die Veilchen. So klein und winzig. Und so schön. Ob die kleinen Blüthen auch Sehnsucht haben, solch' leise Sehnsucht nach stiller Liebe?

Ich lächele.

Ueber meinem Schreibtisch hängt ein Bild mit forschenden, ahnenden Augen. Mädchenaugen, die gerne wissen möchten, was Liebe sei. Die glauben wollen, daß Liebe ein Mysterium birgt.

Es liegt Tragik in diesen Augen.

Das Geheimniß der Liebe wollen sie ergründen. Und wollen doch, daß Liebe Geheimniß bleibt. Mysterium des Lebens.

Wollen, daß Liebe heißer, gieriger Kampf sei. Und verlangen den stillen beschaulichen Frieden des Liebesglückes.

Verlangen den wilden, ungestümen Schüttelfrost des Liebesempfindens. Und beben vor der Gier, die alle Ruhe der Seele verscheucht.

Oh! Es liegt Tragik in diesen tiefen, verlangenden, fürchtenden Mädchenaugen.

Sie lächeln so bang. Fordern und drängen zurück. Lachen und weinen. Ahnen und beben. Und lachen doch immer wieder ...

Ob die tiefen Mädchenaugen Sehnsucht haben, solch' leise Sehnsucht nach stiller Liebe?

— — — — — — — — — — — —

„Ich möchte Sie so gerne sehen — wann?"

Wie das so still klingt! Und die Schriftzüge tönen so leise:

„Ich möchte Sie so gerne sehen."

Ich lese nochmals: „Wann?"

Ich blicke auf die Veilchen, in die Mädchenaugen — dann springe ich auf: „Wann — gleich — jetzt —"

Die tiefen Mädchenaugen lächeln. Sie lächeln mir ein Wort zu, das sie mir oft wiederholten:

„Nicht so wild sein ..."

Aber ich kann nicht anders. Wie ein Kind bin ich mit meiner unbändigen Erwartung.

„Gleich — jetzt — Lucy — komm — — —"

Und ich hatte doch solch' leise Sehnsucht in mir ... Eben jetzt ... Solche huschende, kosende, schmeichelnde Sehnsucht, wie es Frauen spüren mögen, in heiligen Stunden, wo sie sich der Segnungen ihres Leibes bewußt werden ...

Aus der Hauptstadt.

Die Nachschlüssel und Nachtklingel.

Jener große Zauberer, den das morgenländische Märchen in eine Flasche bannt und der mir wohl will, weil ich mit Flaschen einigermaßen umzugehen weiß, der Wundermann spielte mir neulich den Aushängebogen eines im Jahre 1954 erscheinenden Geschichtswerkes in die Hand. Ich glaube richtig zu handeln, wenn ich das Fundstück wörtlich wiedergebe und auf alle Erläuterungen verzichte. Freilich bleiben dann einige Unklarheiten bestehen; es hat aber in Anbetracht der hohen Wichtigkeit meiner Mittheilungen keinen Zweck, diese Unklarheiten in landesüblicher Weise durch den Commentar noch zu vermehren.

So lautet die Schrift:

„Die ersten Anzeichen einer neuen und besseren Zeit traten vor beiläufig fünfzig Jahren hervor. Bis dahin hatte man der immer wachsenden Schwierigkeiten, welche die alte Staatsverwaltung bot, durch immer angestrengtere Arbeit Herr zu werden versucht. Noch zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts konnten die Bureauräume den zu Hause von ihren Frauen geplagten Beamten Ersatz für die fehlende Nachtruhe gewähren, obgleich man auch damals schon bedeutend angestrengter regieren mußte als in unseren gesegneten Tagen, die ein gefeierter Dichter mit Recht den schönsten Lenz, den Faulenz der Weltgeschichte, genannt hat. Mit der rasenden Entwickelung von Technik, Industrie und Handel, der unaufhörlich steigenden Hast und Nervosität des Erwerbslebens, zog dann schließlich neurasthenische Schaffenswuth selbst in die Ministerien und Volksvertretungen ein. Schon wurde es übel vermerkt, wenn eine Excellenz interessante Reichstags-Sitzungen schwänzte, während welcher Angelegenheiten ihres Ressorts zur Erörterung standen, und statt dessen an Segelregatten, Automobilrennen oder Luftballon-Auffahrten theilnahm. Kaum durfte es ein Staatsmann noch riskiren, in einer Woche mehr als siebzehn Tischreden zu halten oder mehr als lumpige drei Dutzend Denkmäler enthüllen zu helfen. Rund heraus gesagt: sogar die officielle Menschheit gerieth in Gefahr, von der grassirenden Arbeitsseuche ergriffen zu werden. Die Redensart „Durchlaucht haben allerhöchst geruht" verlor allmälig ihren Sinn, und es kam so weit, daß in Pension gehende Großwürdenträger ihren Arbeitstisch nicht mehr als „völlig ungebraucht" unter den Kleinen Anzeigen anbieten konnten.

Hand in Hand mit dieser Verwahrloosung und Verkümmerung des socialen Geistes ging die der sittlichen Begriffe. Wohl strafte man schon damals alle Uebelthäter hart, die zwischen fünfzig Pfennig und fünftausend Mark stahlen, während wirklichen, gehörig zugreifenden Finanztalenten die obrigkeitliche Anerkennung nicht fehlte. Die kleinen Diebe hängt man, die großen behängt man, sagte ein in jener Zeit viel gebrauchtes Sprichwort. Immerhin galt es beispielsweise für ruchlos und unanständig, wenn etwas an's Tageslicht kam, und von Männern der Oeffentlichkeit, Politikern &c. verlangte man allen Ernstes, daß sie „unbestechlich" seien. Aufgeklärten Lesern wird es schwer fallen, sich in solchen Gedankengängen zurecht zu finden. Wir führen Thatsachen an, um ihnen das Verständniß der dunklen Vergangenheit zu erleichtern. Selbst russische Feldherren — und Rußland marschirte an der Spitze der Civilisation — wurde es verargt, daß sie ihren Soldaten Pappstiefel lieferten und das dadurch ersparte Geld in Champagner anlegten. Von einer Million Rubel mußten mindestens tausend abgeliefert werden, sonst setzte man sich unter Umständen einem peinlichen Processe aus. Der Unfug ging so weit, daß erfolgreiche und angesehene Gründer es kurzweg ablehnten, sich mit Orden und Titeln auszeichnen zu lassen. „Wenn ich in's Zuchthaus komme, wird mir das Alles ja doch wieder aberkannt," antwortete einer von ihnen dem Freiherrn v. M., „und dann bin ich der Reingefallene." Die Ehrlichkeit griff in so erschreckendem Maße um sich, daß gutes Beispiel böse Sitten verdarb und selbst kultivirte Länder wie Ungarn, Nordamerika und Galizien noch und noch „reine Wahlen" bekamen. Stimmen durften nicht mehr gekauft werden; kaum war es noch gestattet, oppositionelle Wähler betrunken zu machen und dann während des Wahltages in Kartoffelkellern einzuschließen.

In dies allgemeine Dunkel fielen gleichzeitig zwei Lichtstrahlen — wie wir heute wissen, der Morgenglanz einer neuen, fortgeschrittenen Zeit. Die Wähler von Trapani erklärten sich mit erdrückender Mehrheit für den ehemaligen Cultusminister Nasi, der die italienischen Staatskassen furchtlos geplündert hatte und vor den zudringlichen Gerichten außer Landes geflüchtet war. Dank der Maffia, die das allgemeine Stimmrecht in das Strafgesetzbuch einführte, ward endlich der Bann gebrochen und der Steckbrief zum Ehrenbürgerbriefe gemacht. Unverzüglich schlossen sich die Petersburger Armeelieferanten der mächtig anschwellenden Bewegung an. Als Rußland nach dem Falle Port Arthurs und der Vernichtung des mandschurischen Heeres in einer solchen Verfassung war, daß Nikolaus II. ihm eine Verfassung geben mußte, berief er Nasi an die Spitze des ersten constitutionellen Ministeriums. Nur Capacitäten traten in das neue Cabinet; selbst der Unbegabteste hatte bereits vierzehn Jahre Zwangsarbeit hinter sich. Da er die sibirischen Bergwerke genau kannte, übernahm er die Verwaltung der Zechen und Hütten, die er alsbald zu entstaatlichen begann. Aus seiner Amtszeit wird ein anmuthiges Histörchen erzählt, das zugleich beweist, mit welch' hoher persönlicher Freundschaft und zärtlicher Besorgtheit die Excellenzen an einander hingen. Als Zar Nikolaus sie einmal bei feuchtem Wetter nach Zarskoje Selo hinaus bestellte, holte sich Nasi, dem zwar der Boden in Italien zu warm geworden war, der sich aber im Norden nie völlig zu acclimatisieren vermochte, einen fürchterlichen Schnupfen. Ganz erregt machte sein College dem Zaren Vorwürfe: „Glauben Sie denn, daß er seine Gesundheit auch gestohlen hat?"

Ungemein nützlich wurden die neuen Anschauungen und Einrichtungen den Parlamenten. Wiederholt hatten früher die Abgeordneten unter thätlichen Angriffen schutzlos leiden müssen. Unzufriedene Wähler, die das obstruirende Haus wieder arbeitsfähig machen wollten, verprügelten ihre Vertreter so, daß sie Monate lang nicht arbeiten konnten. Im Wiener Reichsrathe gab es wöchentlich mindestens einmal Beulfleisch und gebrochene Kalbshaxen; Syveton in Paris ließ auch den

Ministern die Segnungen des modernen Parlamentarismus zu Theil werden. Regelmäßig fehlte den Betroffenen die obrigkeitliche Hülfe. Das änderte sich an dem Tage, wo die Regierungsmänner wie die Abgeordneten als ehemalige Zuchthäusler sämmtlich unter Polizei-Aufsicht standen. Jetzt waren sie vor Ueberfällen geschützt.

Ohne eine Reform, die von Berlin ausging, wäre der allgemeine Umschwung zum Besseren aber doch unmöglich gewesen. Nicht eher entschied sich der Sieg der neuen Ideen, als bis die Generalordenscommission in der Wilhelmstraße Nummer 63 sich eine Glocke und daneben ein Schild mit der Inschrift zulegte: „Nachtklingel zur Generalordenscommission“. In dem Augenblicke, wo die Generalordenscommission hochherzig die so nachtheilige Nachtarbeit bei sich einführte, also die doppelte Menge von Orden vertheilen konnte, durften alle anderen Behörden den Betrieb einstellen. Die Unzufriedenheit wurde unter Orden erstickt. Mochten die Gerichte, die Landrathsämter, ja selbst die Steuereinziehungscassen feiern — der benachtheiligte Bürger verzieh es ihnen, wenn er dafür den Kronenorden zweiter oder den Rothen Adler-Orden erster Classe mit Eichenlaub empfing. Am Ende hatten nur noch die längst Staatsmonopol gewordenen Marmorbrüche und die Medaillen-Prägeanstalten zu thun. Höchstens, daß dann und wann der Regatten-Minister . . .“

Hier brach der Bericht ab. Doch schon die kärglichen Mittheilungen charakterisiren glanzvoll eine Zeit, deren öffentliches Leben Nachtklingel und Nachschlüssel beherrschen werden. Hoffen wir, daß die neuen Meldungen aus den Petersburger Intendantur-Bureaux und die Liste des nächsten Ordensfestes uns Gegenwärtigen mindestens einen kräftigen Vorschmack der schönen Zukunft geben!

Caliban.

Das Imponderabile der Recrutenvereidigung.

Militärischer Grundsatz ist, daß dem Befehle die Ausführung auf dem Fuße folgt. Könnte nicht sonst der böse Feind die Ausführung vereiteln, wenn sie auf die lange Bank geschoben würde? Aber so richtig dieser Grundsatz auch an und für sich ist, so trägt er doch zu einem gewissen Theile die Schuld daran, daß die Armee vielfach rastlos dahinstürmt und sogar dort eine bedenkliche Ueberstürzung erkennen läßt, wo vielmehr Bedächtigkeit dringend geboten wäre. Ein militärischer Auftrag, der nicht den beängstigenden Vermerk trägt: „Eilt sehr!“ ist heute ebenso wenig mehr denkbar, wie eine dienstliche Anfrage eines Vorgesetzten, die nicht vom Untergebenen eine „umgehende“ Antwort erheischt. Die Folge hiervon ist naturgemäß, daß im Grunde Niemand mehr die Zeit findet, zu erwägen, wie er handeln soll, und daher Vieles von vornherein am falschen Ende angefaßt wird. Um so seltsamer muß es berühren, wenn die preußische Heeresverwaltung gerade auf demjenigen Gebiete eine höchst befremdliche Gelassenheit zur Schau trägt, wo sie sich am Allerwenigsten rechtfertigen läßt. Wie oft, und jedes Mal, wie nachdrücklich hat sie betont, daß bei der zweijährigen Dienstzeit das Heer seiner Aufgabe nur gewachsen bleiben kann, wenn jede Minute dieser Dienstzeit auf's Gewissenhafteste ausgenutzt und unausgesetzt alle Kräfte auf's Aeußerste angestrengt werden! Dennoch konnte sie in den letzten Jahren durch zu späte Einstellung der Recruten ganze Wochen von der kurzen Dienstzeit opfern und außerdem viele Tage und Stunden des militärischen Dienstjahres an zahlreichen Stellen der deutschen Armee in überflüssigen militärischen Schaustellungen verthun. Und derselben höchst befremdlichen Gelassenheit begegnen wir auch bei der Vereidigung der Recruten. Hier scheint es ihr nur darauf anzukommen, daß sie überhaupt stattfindet. Das „Wann?“ ist in ihren Augen durchaus belanglos. Unzweifelhaft muß dies aus den Wahrnehmungen gefolgert werden, die in den Monaten November und December gemacht werden konnten. Die in der Mitte des October eingestellten Recruten wurden in Potsdam und Berlin erst in der zweiten, in Wiesbaden und Homburg erst in der dritten Woche des November und in Dresden sogar erst in der ersten Woche des December vereidigt.

Eigenthümliche, für die Heeresverwaltung nicht besonders schmeichelhafte und für das Heer selbst nichts weniger als erfreuliche Gedanken erweckt die späte Recrutenvereidigung in dem Sachkundigen aus früherer Zeit. Sieht es nicht so aus, als wenn die Zucht, die im deutschen Heere doch außergewöhnlich straff sein soll, es heute vielfach nicht mehr ist? Die Kriegsminister unter Kaiser Wilhelm I. bestanden stets darauf, daß die Recruten noch innerhalb der ersten vierzehn Tage nach ihrer Einstellung vereidigt wurden, und ließen hierin so wenig mit sich spaßen, daß ihnen vom Geschehenen schriftlich Meldung gemacht werden mußte. Heute scheinen die Truppentheile die Vereidigung zu einem beliebigen Zeitpunkte vornehmen, ja in's Ungemessene hinausschieben zu können. Möglich, daß wir es auch hier mit einem Symptom des an sich sehr anerkennenswerthen Bestrebens der Erziehung zu selbstständigem Handeln zu thun haben. Aber Spielraum zu solchem Handeln darf doch nur gewährt werden, wenn es feststeht, daß er nicht mißbraucht werden kann. Nein, es bleibt nur die Lösung, daß die Heeresverwaltung auf eine frühzeitige und damit auch rechtzeitige Vereidigung der Recruten keinen Werth mehr legt. Daraus geht aber wieder hervor, daß sie sich über die Bedeutung des Eides, den unsere Soldaten zu leisten haben, völlig unzulängliche Vorstellungen macht.

Vom gesetzlichen und rechtlichen Standpunkte aus ist es allerdings ganz gleichgiltig, ob der Soldat vereidigt wird oder nicht. Für unzulängliche Erfüllung seiner Dienstpflichten wird er vor der Eidesleistung nicht um ein Haar anders bestraft als nachher; und hierauf wird auch von Vielen die Forderung gestützt, von einer Vereidigung der Truppen gänzlich abzusehen. Davon will die Heeresverwaltung aber keineswegs etwas wissen. Wie könnte sie sonst dafür sorgen, daß die Vereidigung sich zu einem feierlichen Acte gestaltet? Wie wäre es sonst auch möglich, daß sie in Berlin unter Aufwand großen militärischen Pompes vor sich zu gehen pflegt? Für dringend nothwendig hält auch die Heeresverwaltung die Vereidigung. Aber ihr entgeht die Wechselwirkung zwischen dieser und der Erfüllung der Dienstpflichten, die doch bestehen muß, wenn anders die Eidesleistung noch einen Sinn haben soll. Schwört der Recrut, daß er dem Könige und dem Vaterlande die Treue halten will, so ruft er für seine Betheuerung Gott zum Zeugen an. Wird er Beiden untreu, indem er die ihm übertragenen Pflichten mangelhaft oder gar nicht erfüllt, so wird er damit auch wortbrüchig gegen Gott. Also bedeutet die Eidesleistung bei Demjenigen, der noch an einen allmächtigen Willen über Leben und Tod glaubt, eine sehr wesentliche Vertiefung der Pflichterfüllung. Denn der Gläubige fühlt sich, ob er nun Christ oder Jude oder Muhammedaner ist, seinem Gott in noch weit höherem Maße verantwortlich als seinem Herrscher und dem Vaterlande. Wäre dem nicht so, fiele ja der Eid als solcher gänzlich in sich zusammen. Wie kann man da noch mit der Vereidigung der Recruten zögern? Muß nicht vielmehr darnach getrachtet werden, die gesammte Dienstzeit des Soldaten unter den vertiefenden Einfluß des geleisteten Eides zu stellen? Und muß nicht um so früher zur Vereidigung geschritten werden, je kürzer die Dienstzeit ist?

Nun ist es allerdings nicht zu bestreiten, daß die Vereidigung unmittelbar nach dem Eintreffen beim Regiment wohl bei den Einjährig-Freiwilligen, aber nicht bei den einfachen Mannschaften angängig ist, die in der Aufnahme neuer Eindrücke im Allgemeinen noch außerordentlich schwerfällig sind. Und wie viele neue Eindrücke stürmen besonders in den ersten Tagen seines Aufenthaltes auf den Recruten ein! Weil er in dieser Zeit überhaupt nicht zur Besinnung kommt, würde eine Eidesleistung gerade dann spurlos an ihm vorübergehen. Aber unbedingt muß er sofort vereidigt werden, nachdem er sich wiedergefunden hat; und dieser Proceß hat sich zweifelsohne schon nach dem Ablauf der ersten Woche vollzogen. Wer die Eidesleistung noch viele Wochen nach der Einstellung hinausschieben kann, thut damit der Innigkeit der Pflichterfüllung Seitens der noch nicht vereidigten Mannschaft Abbruch, ganz abgesehen davon, daß er zu erkennen giebt, wie wenig er von diesem Imponderabile weiß.

Mit besonderen Umständen, die alles Unverantwortliche decken sollen, ist man in Preußen-Deutschland stets schnell bei der Hand; und so wird es natürlich auch hier heißen, daß ja durchschnittlich die Recruten des deutschen Heeres früher vereidigt worden sind, als es in Potsdam, Berlin, Homburg, Wiesbaden und Dresden geschehen ist, und daß die Vereidigung auch hier um Vieles früher stattgefunden haben würde, wenn nicht in Potsdam, Berlin und Dresden die Anwesenheit des Kriegsherrn und in Wiesbaden und Homburg die des Chefs des Regiments, einer preußischen Prinzessin, in Betracht gekommen wäre?

Gewiß, das Erscheinen erlauchter Herrschaften trägt sicherlich dazu bei, die Eidesleistung um Vieles feierlicher zu gestalten. Aber giebt dieser „besondere Umstand“ ein Recht, sie um Wochen zu verschieben? Lassen sich etwa damit die nachtheiligen dienstlichen Folgen des Aufschubs verantworten? Nur eines Wortes würde es bedurft haben, um die Anwesenheit des Kriegsherrn und einer Prinzessin des preußischen Königshauses auch bei der an einem früheren Tage abzuhaltenden Vereidigung zu ermöglichen. Friedrich der Große und auch Wilhelm I. dachten sehr hoch von ihrer königlichen Würde. Aber dem Königlichen Dienst ließen sie trotzdem überall den Vortritt! Sollte etwa Kaiser Wilhelm II. und die preußische Prinzessin, die das Regiment in Homburg und Wiesbaden ihren Chef nennen darf, den Königlichen Dienst geringer einschätzen als ihre Ahnen? Nur darin sind die „besonderen Umstände“ zu suchen, daß man nicht den Muth gehabt hat, den Tag für die Vereidigung selber zu bestimmen, daß die Entscheidung über diesen überlassen worden ist, ohne daß dabei zur Sprache kommen konnte, wie sehr ein später Termin gegen das dienstliche Interesse ist. Man wird nun vielleicht voraussetzen wollen, daß Kaiser Wilhelm auch das bei dem Zeitpunkt der Vereidigung deutscher Rekruten sich geltend machende Imponderabile in seinem vollen Umfang zu übersehen vermag und demgemäß auf eine frühere Eidesleistung in Potsdam, Berlin, Wiesbaden, Homburg und Dresden hätte hinwirken können. Ja, wäre Wilhelm II. nur Soldat. Er ist aber auch Staatsmann. Wie kann angenommen werden, daß er sich in dem ganzen Bereich seines hohen und schweren Berufes auch von allen tief unter der Oberfläche vorhandenen Einflüssen Rechenschaft zu geben vermag? Hierzu reicht menschliches Können überhaupt nicht aus. Wie soll aber der Monarch von den Imponderabilien und ihren Einwirkungen auf das staatliche Leben denn Kunde erhalten, wenn Diejenigen, die ihn zu berathen haben, jene Imponderabilien auch nicht kennen? Und damit sind wir wieder bei unserer alten Klage angelangt, daß die Leitung der deutschen Heeresverwaltung in den Händen von Männern liegt, die alles Andere eher

vermögen, als aus dem übersprudelnden Born reicher praktischer Erfahrung zu schöpfen. Nur Theoretiker vom reinsten Wasser können ungeachtet einer unbestritten kurzen Dienstzeit es gelassen mit ansehen, daß die Vereidigung deutscher Rekruten zum Schaden des Königlichen Dienstes von Woche zu Woche hinausgeschoben wird.

Ajax.

Ein stiller Verein!

Ich gehöre dem alten weiblichen Geschlechte an und habe von Mutter Eva Fehler geerbt. Ich bin neugierig. Ich lese täglich meine Zeitung. Natürlich könnte ich die Zeit besser anwenden, z. B. mit der Veredlung meines „Ichs“. Da mich nun einmal die Neugierde plagt und ich überdies auf Suche nach besagtem „Stillen Verein“ bin — eine Merkwürdigkeit in unserm Jahrhundert, so durchforschte ich die Neuesten Nachrichten.

Die letzte Zeit mußten Vereine mit wenigen Worten erledigt werden — wir widmeten uns der Canalangelegenheit. Sie ließ mich kühl bis an's Herz hinan. Daß russische Officiere selten nüchtern sind, weiß ich aus Erfahrung, da ich leider auf serbischer Seite den türkisch-serbischen Krieg mitmachte — als Pflegerin — nicht als Doctorin! Wenn ich nicht irre, erlitten 2—8 Fischer den Tod, folglich verloren nur drei Familien ihren Ernährer, und drei Frauen wurden, falls sie ihre Männer liebten, unglücklich. Ihre materielle Lage wird sich sehr gebessert haben, und die reich gewordenen Wittwen werden bald von Freiern umgeben sein.

Ich gedachte der Buren, denen alles genommen wurde und deren Frauen und Kinder man ruhig verhungern ließ! — Mit dem besten Willen konnte ich mich nicht in die allgemeine Empörung hineinarbeiten.

Die Selbstmorde aus Liebe oder Hunger sind so gewöhnlich, daß ich sie nicht lese, auch Verbrechen interessiren mich nicht, da sie zur Tagesordnung gehören. Das Wort „Verein“ erregt jedoch meine Aufmerksamkeit, denn ich hoffe immer den gesuchten zu finden. — Umsonst, der Verein deutscher Fürstinnen zur Hebung der Sittlichkeit — hüllt sich in Schweigen. Vor beiläufig drei Jahren fand die Constituirung des Vereins in Frankfurt a/M. statt, und ein Programm wurde in den Tagesblättern veröffentlicht. Das Programm war „kirchlich“, und die deutschen Fürstinnen schienen das Hauptgewicht darauf zu legen, die Unsittlichkeit der unteren Stände zu bessern, indem sie „gefallene“ junge Mädchen Besserungsanstalten auslieferten. Durch Einsperren, Gebete und gute Lehren wird kein liederliches, jugendfrisches Mädchen gebessert, und da der Aufenthalt in einem Marien- oder Magdalenenhaus ihnen als Makel für's Leben anhaftet und keine christliche wohlthätige Frau sie in ihr Haus aufnimmt, so fallen sie dem Laster anheim, sobald sie als gebessert der Haft entlassen werden, oft mehr aus Hunger als aus Unsittlichkeit.

Dieses Jahr wurde wieder in Frankfurt a/M. eine Sitzung abgehalten mit Ausschluß der Oeffentlichkeit. Daß die deutschen Fürstinnen die Reklame verschmähen und keine Berichte veröffentlichen, kann man nur loben, um so mehr als die Vereinsberichte selten auf Wahrheit beruhen — aber an seinen Früchten sollte man doch diesen stillen Verein erkennen können. Von Früchten ist auch nicht die leiseste Spur zu entdecken, die Unsittlichkeit in den hohen und höchsten Kreisen nimmt in einer Weise zu, daß wir uns bald mit den englischen messen können.

Die Zahl unserer abenteuernden Prinzessinnen ist recht groß — ob sie Mitglieder des Vereins waren, ist mir unbekannt. Die Großherzogin von Hessen, die Schmach und Unglück über ihren Gatten, ihr verstorbenes Töchterchen und ihr Land brachte, führt noch immer den Titel ihres Gatten. Sie steht im Begriff, ihren Liebhaber, einen russischen Großfürsten zu heirathen. Sie ist die Cousine der Zarin und war deren Schwägerin. Der albernen Hofetikette gemäß muß die Zarin die geschiedene Frau ihres Bruders empfangen — Anstands- und Sittlichkeitsgefühl scheinen der englischen Prinzessin gänzlich abzugehen. — Der Verein deutscher Fürstinnen verhielt sich ruhig — ändern hätten sie an dem Skandal nichts können — aber ihrer Empörung Worte verleihen und zwar öffentlich, das wäre ihre Pflicht gewesen. Sie schwiegen auch, als Luise von Sachsen mit einem jammervollen Gecken ihren Gatten und ihre vier Kinder verließ. Jetzt möchte die pflichtvergessene Frau Königin sein und, sächsische Frauen wünschen ihre Rückkehr. Die Polizei mußte eingreifen und Petitionen und die Ausstellung der Bilder verbieten.

Aufgabe des Vereines wäre es gewesen, sich von diesen Frauen öffentlich loszusagen, von Frauen, die sich als Gattinnen, als Mütter und als Landesfürstinnen so schwer vergangen haben.

Wollen die deutschen Fürstinnen die Sittlichkeit heben, so müssen sie bei sich den Anfang machen und den Unrath aus ihren eigenen Familien fortschaffen. Die Gründung des Vereines deutscher Fürstinnen zur Hebung der Sittlichkeit ist werthlos, wenn man seine Arbeit nicht an seinen Früchten erkennt. — Aber wo ist der Verein? Diese Frage stelle ich mir oft in schlaflosen Nächten.

Kathinka von Rosen.

Opern und Concerte.

Als zäher Vorkämpfer für unbekannte Gegenwartskunst steht Ferruccio Busoni auch in diesem Jahre wieder ziemlich einsam im vordersten Felde. Lust und Muth sind ihm trotz Allem nicht vergangen. Zum dritten Male wagt er eine Serie seiner „modernen“ Orchesterabende, die ihm bisher so wenig Dank eingebracht haben, und in dem ersten Concerte bot er den anregendsten und merkwürdigsten Musikeindruck, den die bisherigen Saisonwochen aufzuweisen haben. Es handelt sich um seine neueste eigene Composition, ein Concerto für Clavier, Orchester und Chor op. 39. Sie gliedert sich in vier große Instrumentalsätze und ein Chorfinale. Der erste Theil legt einen heroischen Charakter mit tragischer Grundstimmung fest und bringt, wie auch zumeist die Folgenden, freie, weit ausgesponnene, improvisatorische Gedankenreihen. Der zweite, Pezzo giocoso, ist ein wildes Scherzo, das mit einem ungestümen, bizarren Teufelshumor einsetzt. Das folgende Pezzo serioso bewegt sich wieder in düsterem heroischen Pathos und erhebt sich zu Momenten ernster, feierlicher Größe; der vierte, All' Italiana überschriebene Theil bringt mit genialischer Willkür und in bacchantischer Wildheit ein groteskes Gemisch italienischer Volksliedreminiscenzen. Nach dieser Explosion wäre eine Steigerung nur von innen heraus, durch eine dichterische Idee von höchstem Gehalt, etwa wie bei Liszt im Schlusse der Faustsymphonie, zu erreichen. Die vier Sätze, die weit über eine Stunde in Anspruch nehmen, haben mit ihren mächtigen Tonfluthen die Nerven erschöpft. Der fünfte Theil „Cantico“, in welchem der Chor nach einer Stelle aus dem dramatischen Gedichte Aladin des Dänen Oehlenschläger metaphysische Betrachtungen anstellt, fällt dem Inhalte wie der äußeren Wirkung nach ab. In dem Werke werden alle Mittel moderner Orchestertechnik dienstbar gemacht und in geistreicher, oft eigenartiger Weise verwendet. Das Clavier hat Busoni mit einer für einen Pianisten wahrhaft erstaunlichen Selbstentäußerung durchaus als nebengeordnetes Orchesterinstrument verwandt. Es ist klar, Busoni wollte hier nichts weniger als ein bloß effectvolles, äußerlich packendes Stück schreiben. Er hat darin wohl Alles das zusammen gefaßt, was seinen künstlerischen Menschen bewegt. Ich halte es für Persönlichkeitskunst im eigentlichen Sinne des Wortes. Die Gedanken, die darin in freien Phantasien nach Ausdruck drängen, sind nicht alle von innerer Kraft. Ihre musikalische Substanz ist nicht immer beträchtlich. Oft leiht ihnen erst die reizvolle, klangliche Einkleidung ein fesselndes Gepräge. Aber man fühlt doch das Ringen nach echter innerer Größe durch die Absonderlichkeiten hindurch. Und wer so mit den Absichten des Tondichters mitgeht und seinen künstlerischen Gesinnungsernst anerkennt, der bedauert aufrichtig die Mängel, welche die Wirkung des Ganzen so sehr gefährden — das Sprunghafte des Aufbaues und noch mehr die Maßlosigkeit der Formen, die aus dem Werke beinahe ein Stück ungeheuerlicher Barockkunst macht.

Minder starkes Interesse gewinne ich Busoni's „Geharnischte Suite“ ab, die er in seinem zweiten Concerte vorführte. Die vier Sätze „Vorspiel“, „Kriegstanz“, „Grabdenkmal“ und „Ansturm“ überschrieben, sind orchestrale Virtuosenstücke von interessanter Factur. Ihr relativ gleichartiger Charakter hat eine gewisse lärmende Monotonie zur Folge. Manches erscheint aus etudenmäßigen Einfällen herausgewachsen zu sein. Im Ganzen nimmt man die Stücke als eigenwillige Capriccios hin, die mehr durch artistische als durch dichterische Qualitäten fesseln. An den beiden Abenden setzte sich Herr Busoni im Uebrigen für ausländische Componisten ein. Von dem verstorbenen Ottocar Nováček hörte man einen durch innige Melodik ergreifenden Hymnus aus einem nachgelassenen Streichquartett, den Busoni vom gesammten Streichorchester spielen ließ. Von Rudolf Nováček wurde eine freundliche, nicht eben eigenartige Sinfonietta für Blasinstrumente vorgeführt. Besonderen Dank verdiente sich Herr Busoni durch sein Eintreten für César Franck, den ernsten französischen Meister und für den verwegenen Radicalen Claude Debussy. In dem kraftvollen symphonischen Gedichte Le chasseur maudit, das von Bürger'scher Balladenromantik inspirirt ist, erscheint Franck als Orchestercolorist großen Styles. In zwei „Nocturnes“ sehen wir Debussy beim Werke, musikalisches Neuland zu erobern. Zerfließende, verträumte Harmonien, exotische Farben — oft wohl mehr gesucht als intuitiv gefunden. Er entdeckt aparte, neuartige Stimmungselemente. Doch nur wenige Schritte weiter — und die musikalische Impression wird zum krankhaften, quälenden Nervenreiz.

Nichts weniger als problematisch und herausfordernd war das Neue, das man von den Philharmonikern unter Nikisch zu hören bekam. Die Ouverture „In Italien“ von Carl Goldmark, die erst vor Kurzem entstanden ist, erwies sich als ein formgewandtes, freundliches Alterswerk, ohne durch irgend welche lebhafteren Züge zu fesseln. Sie war die einzige Neuheit des dritten Abonnementsabends, in welchem Leopold Godowsky mit seiner wundervoll polirten Technik Chopin's F-moll-Concert spielte und in dem man wieder einmal Liszt's so unverdient vernachlässigte symphonische Dichtung „Die Ideale“ genießen konnte. Das vierte Nikisch-Concert gehörte in seinem ersten Theile Eugen d'Albert. Aus dem „Improvisator“, der vor zwei Jahren an der königlichen Bühne, trotz seiner feinen und warmblütigen Musik, nur ein Augenblicksdasein führte, wurde das knapp gefaßte Vorspiel mit seinen flotten Carnevalsrhythmen zu Gehör gebracht — der Prachttypus einer modernen Lustspielouverture. D'Albert selber spielte sein männlich herbes und doch so melodisch blühendes Concert in E-dur. Anton

Dvořak, der jüngst verstorbene böhmische Meister, wurde mit einer Aufführung seiner vierten Symphonie gefeiert. Man lernte ein frisches, wenig anspruchsvolles Werk kennen, das, wie das Meiste, was Dvořak geschrieben hat, interessant gearbeitete, leicht national gefärbte Musik enthält. Die mittleren Sätze bieten klare, hübsch gerundete Stimmungsbilder: ein Adagio in verschleiert elegischem Tone und ein schmiegsames Allegretto von graciöser, melodischer Linie. Aber immerhin liegen hier keine bedeutsamen tondichterischen Werthe.

Von kräftigerem poetischen Schwunge als diese Symphonie ist eine andere Tondichtung Dvořak's, „Das Heldenlied" getragen. Es stand auf dem Programme der Meininger Hofcapelle, die wieder einmal nach Berlin gekommen ist, diesmal mit ihrem neuen Dirigenten Wilhelm Berger. Ihre zwei Concerte in der Singakademie zeigten, daß die Meininger Traditionen in der alten Weise weitergepflegt werden. Die alten Freunde hatten sich vollzählig eingefunden, und die Aufnahme war so herzlich wie ehedem. Den Meiningern verdanken wir die Bekanntschaft mit einem neuen Werke von Hugo Kaun, einem symphonischen Prologe zu Hebbel's Maria Magdalena: Es ist ein packendes, farbenreiches Stimmungsgemälde, das von der frischen tondichterischen Kraft des begabten Musikers zeugt, wirkungsvoll im Aufbau und von prägnantem Ausdruck. Im Uebrigen erlebte man einen künstlerischen Feiertagsgenuß in dem Doppelconcert in D-moll von Bach, das Wilma Norman-Neruda und Joachim in unübertrefflicher Stylgröße und Durchgeistigung spielten, und erfreute sich an der vollendeten Kunst des berühmten Bläserensembles, das drei humorvolle Sätze aus einer Mozart'schen Serenade mit größter Delicatesse vortrug. In den Symphonie-Abenden der Königlichen Kapelle erwarb sich Weingartner ein Verdienst durch eine mit großer Liebe vorbereiteten Aufführung von Anton Bruckner's „Siebenter". Aus Klose's symphonischem Werke „Das Leben ein Traum" führte er leider nur einen Satz vor, der von dem großangelegten Werke keinen rechten Begriff geben konnte. Im Concert der Wagnervereine endlich, das der tüchtige Max Fiedler aus Hamburg dirigirte, hörte man Richard Strauß' Heldenleben von Neuem in einer klaren und eindringlichen Wiedergabe, welche den Poesiegehalt des Werkes zu schönstem Leben erweckte.

* * *

Die Grenzlinie zwischen improvisatorischer und virtuosenhafter Kunst liegt oft im Dunkeln. Die Carmen, die neulich Emma Calvé zeigte, konnte dazu reizen, diesem Unterschied einmal schärfer auf den Grund zu gehen. Wirklich große Menschendarsteller kennt die Opernbühne nicht viele. Bei Emma Calvé, Frankreichs namhaftester Sängerin, konnte man wohl solcher höchsten Kunst gewärtig sein. Bei kühn erhöhten Eintrittspreisen trat sie zum ersten Male in Berlin auf und sang die Partie, welche ihren Ruf in langjährigen Kunstfahrten durch die halbe Welt getragen hat. Dem Ereigniß sah man mit begreiflicher Spannung entgegen. Die Calvé ist sozusagen von legendärer Berühmtheit. Selbst in Paris, an der Opéra comique, der sie formell angehört, bekommt man sie selten zu hören; denn seit langer Zeit hat sie sich fast ganz dem Wanderleben der internationalen Stars verschrieben. Der erste Eindruck, den man von ihrer Carmen empfing, war frappirend. Man stand vor einer schauspielerischen Leistung von geradezu verschwenderischem Reichthum, von einer Lebendigkeit, die nicht zu überbieten ist. Die leidenschaftliche Grundstimmung, das Sprunghafte des Wesens, die bewußte Grazie, die Verführungskunst, bald wild aufbrausend, bald sinnlich aufgeregt mit einem Stich in's Perverse, bald kokett berechnend und lauernd — alle die widerspruchsvollen Züge, welche in dem in allen Farben schillernden Carmencharakter aufeinandertreffen, waren mit sprechender Schärfe herausgearbeitet, und daß keiner auf Kosten des andern hervortrat, machte das Gesammtbild so echt und überzeugend. Das war eine Bühnenkunst, der nichts von leerem Effect, nichts Primadonnenhaftes anzumerken war. Ein Theatereindruck allerstärkster Art — aber doch nur ein Theatereindruck. Von elementarer Kraft der Menschendarstellung fühlte man sich nicht angesprochen. Die Calvé hat nichts von dem genial Improvisatorischen der Duse oder der Bellincioni, die man die Duse der Opernbühne nennen darf. Ihr fehlt die vibrirende, erregende Persönlichkeit, das Letzte und Größte des Künstlers. Sie zeigt bewußte, auf's Feinste cultivirte Schauspielkunst, nach französischer Tradition und Rasseneigenthümlichkeit. Innerhalb dieser Grenzen leistet sie das Höchste. Es will viel sagen, wenn man über der Schauspielerin beinahe die prachtvolle Sängerin vergißt. Emma Calvé besitzt einen Mezzosopran von großem Volumen, der vollendet ausgeglichen ist. Die tiefere Lage ist von schönstem sonoren Klangreichthum. Den Don José gab Naval mit bewundernswerther dramatischer Kraft und wahrhaft ergreifender Leidenschaft. Daß er seine Partie in französischer Sprache sang und so den entscheidenden Scenen eine einheitliche Wirkung ermöglichte, muß man ihm besonders danken. Ein solcher Partner wird der Dame auf ihren Gastspielfahrten nicht oft begegnen.

Nicolai's „Lustige Weiber" hat man neu einstudirt. Die Verdienste der geleisteten Arbeit liegen vor Allem auf musikalischem Gebiete. Frau Herzog und Knüpfer waren die Stützen der Aufführung, die glänzend, aber nicht eben eigenartig kasernirt war. Richard Strauß dirigirte und holte aus Nicolai's liebenswürdiger Partitur mit dem Spürsinn des genialen Künstlers den ganzen Fonds an musikalischem Humor heraus.

Hermann Springer.

Notizen.

Socialer Fortschritt. Ellen Key hat das 20. Jahrhundert das der Kinder genannt. Man kann es auch das Jahrhundert des Arbeiters nennen. Denn auf der einen Seite hat der Arbeiter angefangen, sich im wirthschaftlichen und politischen Leben eine nicht mehr zu übersehende Stellung zu erringen, und auf der anderen Seite wird auch auf officieller Seite alles gethan, um die ökonomische Lage des Arbeiters zu verbessern und ihm die Bildungsquellen zu erschließen. Der sociale Fortschritt ist heute kein bloßes Wort mehr, sondern eine Thatsache. Ganz à propos kommt mithin die von Felix Dietrich in Leipzig herausgegebene Reihe von Heften und Flugschriften für Volkswirthschaft und Socialpolitik „Socialer Fortschritt" betitelt, die von Werner Sombart eingeleitet ist. Freilich gelten diese Hefte nicht nur der Arbeiterfürsorge, sondern sie wollen überall da, wo sociale Hülfe noth thut, Aufklärung verbreiten. Sie bieten gleichsam ein druckschriftliches „Sociales Museum" aber in mehr populärer Form als „Le Musée Sociale" in Paris. Ueber die einzelnen socialen Fragen erhält jeder, der sich zu informiren wünscht, die beste Aufklärung so über die englischen Settlements, über die Adele Schreiber in trefflicher, gründlicher Weise berichtet, über ländliche Wohlfahrtspflege, welche uns Hoffmann schildert, oder „über unsere armen Wandernden", für die H. Ostwald ein warmes Wort einlegt. Aehnlich wird von berufener Seite das Coalitionsrecht, Kinderarbeit und Kinderschutz, das Wahlrecht, Bismarck's Socialpolitik, die Bodenreform, das Blindenwesen &c. behandelt. Ueber japanische Wirthschafts- und Socialpolitik, wie auch über Socialmuseen schreibt L. Katscher, über Arbeiterbildungsvereine T. Kellen. Vielleicht wäre es nützlich, wenn der Ton dieser Flugschriften stets so gehalten wäre, daß sie auch vom Arbeiter selbst, ja sogar von Socialdemokraten, gern gelesen werden. Denn auch hier gilt das Wort: Alle Erziehung ist Selbsterziehung. Auch die sociale. Man kann dem Arbeiter am besten dadurch helfen, daß man ihn befähigt, sich selbst zu helfen. Selbsthülfe ist es, die noth thut. Unsere Aufgabe ist es in der Hauptsache, die Versuche solcher Selbsthülfe nicht zu unterbinden oder lahm zu legen, als vielmehr zu fördern und freie Bahn zu schaffen. Das dürfte die natürlichste sociale Arbeit der höheren Classen sein.

Dr. Heinrich Pudor.

Erzieher zu deutscher Bildung. Ueber diese treffliche Sammlung von Auswahlbänden aus den Schriften deutscher Denker des achtzehnten Jahrhunderts und der Zeit der Romantik schreibt uns der Verleger (Eugen Diederichs, Jena) u. A.: Schon der Titel „Erzieher zu deutscher Bildung" sagt, daß diese Buchreihe unter einem einheitlichen Gesichtspunkte steht, daß sie mithelfen will, Cultur zu schaffen. Die Wissenschaft der letzten Jahrzehnte erstrebte gründliche Einzelkenntnisse, gewissenhafte Methode der Forschung und beschränkte sich auf Beobachtung der Thatsachen, sie pflegte „Fachgelehrsamkeit", in welcher der Einzelne als Persönlichkeit nicht zur Geltung kam, sondern nur als kleines Rädchen an der großen Maschine functionirte. Auch die Philosophie verwandelte sich in Wissenschaft, sie vertiefte sich in die Geschichte der Philosophie und bewegte sich in erkenntnißtheoretischen Studien, soweit sie nicht als Materialismus der Erklärung des mechanischen Geschehens huldigte. — Die erstaunlichen Erfolge, zu denen diese Wissenschaft uns brachte, wird Jeder bewundern, aber es gerieth dabei gerade das in Gefahr, was die Wissenschaft als edelste Bethätigung eines Culturvolkes kennzeichnet: universale Bildung, der große Zusammenhang der Wissenschaften untereinander, das Gefühl der Zusammengehörigkeit von Wissenschaft und Leben, das nachschaffende Verständniß des Gelehrten, und die eigene, durch Wissenschaft und Philosophie erkämpfte persönliche selbstständige Weltanschauung, die innere geistige Freiheit. Alle diese jetzt bedrohten, zurückersehnten und vorbildlichen Ideale besaßen die Männer, die nun als „Erzieher zu deutscher Bildung" wieder zu uns reden sollen.

Da ihre einzelnen Erkenntnisse meist überholt sind, wurden ihre Werke der Gegenwart recht fremd, und man vergaß, was sie im Ganzen waren. Wir verdanken ihnen aber eine Entwickelung der Culturwissenschaften, die der Entwicklung der Naturwissenschaften durchaus ebenbürtig ist. Sie haben aus der ganzen Welt der Dichtung und Geschichte ihre Schätze geholt, an denen noch manche Generation zehren kann, und manches Wunderwerk der Kunst ist ihnen schon entsprungen. — Von ihnen aus verbreitet sich eine lebendige und köstliche Wirkung. Sie geben uns etwas von dem ersten, schönsten Entdeckerglück, in dem sie ihre Schätze genossen, sie führen uns zu den frischen Quellen unserer Bildung und stählen unsern Charakter. Sie zeigen uns, wie der Ernst und die Resignation der Wissenschaft das eigene Dasein adelt. — Die Anlage ist so, daß unter Vermeidung jedes philologischen Beiwerkes eine knappe Auswahl der bezeichnendsten und bedeutendsten Schriften und Aussprüche gegeben wird, so daß jeder Denker selbst zu uns spricht. Eine auf das Mitschwingen der inneren Welt des Lesers gestimmte Einleitung geht jedem Band voraus. Aber man übersehe nicht, diese subjectiv gehaltenen Ausgaben wollen nicht das ausführliche Studium der Werke ersetzen, sondern zu ihnen hinführen. Die Erzieher zu deutscher Bildung wollen als Vorbote zur großen Schillerfeier im Mai 1905 in die Welt gehen."

Hans Ostwald. Zwei Quellen. Roman. (Egon Fleischel und Co., Berlin W.) Der Roman schildert das Leben der jungen Hand-

werker und Kleinbürger und ihrer Freundinnen mit jener großen Echtheit und Menschlichkeit, mit der Ostwald das Leben der Gedrückten und Enterbten immer zu schildern weiß. Immerhin fällt auch hier wieder ein oft peinlich wirkender Mangel an der künstlerischen Zurückhaltung auf, die gerade das Milieu, das sich Ostwald stets zum Hintergrund seiner Dichtungen wählt, erst in die Sphäre des wirklich Poetischen erheben würde. Die beiden Gesellen – der eine von frühreifer und daher prosaischer Art, der andere von liebenswürdiger Thorheit und lang andauernder Jugendlichkeit — sind indessen zwei prächtige, dem Leben abgelauschte Gestalten, und es ist schön, daß schließlich der der Stärkere wird, den das Leben erst alt und weich macht und nicht der, welcher von vornherein wie jung und thöricht ist. H. J.

Moderne Essays. Von den actuellen Modernen Essays (Verlag Gose & Tetzlaff, Berlin W. 35, Karlsbad 15) sind soeben zwei neue Bände erschienen. Heft 48/49 bietet eine fesselnde Charakteristik Felix Weingartner's aus der Feder des bekannten Hamburger Musikschriftstellers Prof. Emil Krause. Weingartner, dessen Compositionen hier zum ersten Male eine eingehende und liebevolle Würdigung erfahren, steht zur Zeit im Vordergrund des Interesses, da der Leiter der Berliner Sinfonie-Concerte seinen Rücktritt angekündigt hat. Menzel, dem genialen Schilderer des Preußenthums, ist ein Essay von unserem Mitarbeiter Rudolf Klein (Heft 44) gewidmet. Beide Hefte zeigen, daß die Sammlung darauf ausgeht, das Bedeutende in kurzen Monographien festzuhalten und damit einen Führer durch die verwirrende Fülle der Tageserscheinungen zu geben.

Das deutsche Volkslied. Ueber Werden und Wesen des deutschen Volksgesanges. Von Privatdocent Dr. J. W. Bruinier. („Aus Natur und Geisteswelt". Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens. 7. Bändchen.) 2. Aufl. Verlag von B. G. Teubner in Leipzig. Geb. 1.25 Mk. Unter Volkslied versteht der Verfasser Alles, was in einem von der Sitte zusammengeführten Chore als Lied erklangen ist und erklingt. Das Wesen des Volksliedes in diesem weiteren Sinne weiß er in schwungvoller poetischer Sprache darzulegen, warm und innig vor Allem seinen Stimmungsgehalt lebendig zu machen. Er zeigt, was unser Volk seit den ältesten Zeiten gesungen hat und wie die Kunstdichtung befruchtend auf den Volksgesang eingewirkt und doch wieder dem Geschmacke des Volkes angepaßt wurde. Aeltestes Heldenlied, Priestergesang, Spielmannslied und Liebeslied werden in ihrer Eigenart und im Zusammenhang mit der allgemeinen Cultur gewürdigt. Zahlreiche gut gewählte Proben beleben glücklich die Darstellung. Daß von dem Buche so rasch eine zweite Auflage nothwendig geworden ist, beweist, wie es den Freunden deutschen Liedes und deutscher Art willkommen gewesen ist.

Die Großherzog Wilhelm Ernst-Ausgabe Deutscher Classiker, herausgegeben im Auftrage von Alfred Walter Heymel in Bremen unter Beirath von Bernhard Suphan in Weimar für den Text und Oberleitung von Harry Graf Keßler und Emery Walker für die Ausstattung beginnt demnächst im Insel-Verlag in Leipzig zu erscheinen. Neue Taschenausgabe auf ganz dünnem und durchsichtigem Papier. Jeder Band wird 40 bis 45 Bogen (ca. 700 Seiten) stark, erhält einen besonderen Titel und ist für sich abgeschlossen und einzeln käuflich. Zunächst werden Goethe's, Schiller's und Schopenhauer's Werke herausgegeben werden. Folgen sollen Ausgaben von Brentano, Eichendorff, Körner, Lessing, Herder, Wieland, Winkelmann, Mörike u. A. in Auswahl.

„Das Lebenslied" von Rudolf Herzog, Roman in drei Büchern (Verlag J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger, Stuttgart. Brosch. 5 Mk.) Rudolf Herzog ist nie ein Leisetreter gewesen, seine Kunst gleicht eher Schwertersang und Zecherfrohsinn. Darum ist er wie wenige berufen, uns ein Lebenslied zu singen. Sein neuester Roman giebt uns aber zugleich den feinen Stimmungsmenschen Herzog, der sich ganz mit dem Gehalt eines großen Kunstwerkes anfüllt und aus dieser Ueberfülle heraus für seine Schönheit Worte des innigsten Verständnisses findet. Hier ist es die Musik, vor Allem Wagner'sche Musik, hier ist es aber auch das Volkslied mit seiner ewig quellenden Lebenskraft, an deren Verheißungen für die Seele jedes Einzelmenschen Herzog sich anlehnt, die zum Theil den Stoff seines Romanes ausmachen. Denn das Leben des sinnigfrohen Adelsmenschen Franz Grube, jenes Frankfurter Patriciers, der mit sich sein Geschlecht zu Grabe tragen läßt, ist nicht ohne das Volkslied, ist nicht ohne die Musik und ihr Lebenslied denkbar. Mit viel Geschick lehnt Herzog so das Einzelschicksal aller seiner Personen an irgend ein großes Allgemeingut der Menschheit an. Für Herzog ist das Leben so reich an Schönheit, weil Alles bedeutsam wird, das Einzelne für das Ganze, die Natur für den Menschen, das Weib für den Mann, das Leben für die Kunst, der Leib für die Seele, ebenso wie das Ganze für den Einzelnen und so fort. Er erschaut die großen Zusammenhänge vom Elternhaus zur Kindschaft, vom Leben hin zum Wissen, und darum sind seine Charaktere bodenständig, man könnte sie unmöglich verpflanzen, sie sind zugleich mit der Landschaft, in der sie sich tummeln, mit dem Himmel, der sich über ihnen und ihrer Zeit wölbt, gesehen und geschildert.

Die Erdgräfin, Roman von Georg Vormann (Concordia, Deutsche Verlagsanstalt, Hermann Ehbock). Die Figur der Erdgräfin, welche den Roman beherrscht, ist nicht klar genug gezeichnet, um Interesse zu erwecken. Die Handlung, wenn von einer solchen überhaupt die Rede sein kann, schleppt sich mühselig hin. Sie besteht eigentlich nur daraus, daß die Erdgräfin die Letzte ihres Stammes, einen nicht geliebten Vetter aus Standesrücksichten heirathet. Ein schüchtern angedeuteter Liebesroman, der nicht zur Entwickelung gelangt und trotzdem ein unmotivirtes Opfer in dem gewaltsamen und zufälligen Tode des Gegenstandes ihrer oberflächlichen Neigung fordert, macht die Erzählung nicht schmackhafter.

Zur gefälligen Beachtung.

Alle geschäftlichen Angelegenheiten, besonders die Versendung von Beleg-Exemplaren, die Honorirung u. dgl., erledigt **ausschliesslich der Verlag**, Berlin W 30, Motzstr. 30 I. Man wolle bezügliche Anfrage **nur an ihn** richten.

Dagegen sind Manuskripte, Bücher, redactionelle Anfragen etc. stets an **Richard Nordhausen**, Berlin W 30, Gleditschstr. 6, zu senden. Für pünktliche Erledigung kann sonst nicht Gewähr geleistet werden.

Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W 30, Gleditschstr. 6; Expedition: Berlin W 30, Mayhstr. 90 I. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 51. Berlin, den 17. December 1904. 38. Jahrgang Band 66.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W 30.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt:

Der Kuhhandel um die Dienstzeit.

Von Carl v. Wartenberg.

Heeresvermehrungen von beträchtlichem Umfang wiederholen sich im Deutschen Reich mit solcher Regelmäßigkeit, daß der genauer beobachtende Politiker darauf schwören kann, es werde sofort die nächste in Angriff genommen werden, nachdem die letzte vom Reichstag bewilligte soeben erst durchgeführt worden. Ja, warum eigentlich dieses Ungestüm? Ein unmittelbares Bedürfniß liegt auf keinen Fall vor. Diejenigen Mächte, die bei Lösung großer politischer Fragen heute noch in Betracht kommen, haben sich seit Beendigung des deutsch-französischen Krieges mit Ausnahme Englands in der Vermehrung ihres Heeres dermaßen zu überbieten gesucht, daß sie zum Theil schon am Ende ihrer Leistungsfähigkeit angelangt sind. Frankreich z. B., der wichtigere, weil tüchtigere Contrahent des Zweibundes, ist schon seit längerer Zeit außer Stande, „mitzumachen“. Nur zu begreiflich daher, wenn man deutsche Politiker recht häufig klagen hört, daß bei uns das Bestreben, die Heeresstärke alle vier oder fünf Jahre bedeutend in die Höhe zu schrauben, bereits zur Manie ausgeartet und der eigentliche Effect dieser Maßregel nur der sei, daß ein Dutzend Bataillone, Schwadronen und Batterien mehr im Parademarsch an ihren Vorgesetzten vorüberziehen können. Mit der jetzt in Vorbereitung befindlichen Heeresvermehrung sollte nach der Meldung der Officiösen der neue Reichstag eigentlich unmittelbar nach seinem Zusammentritt befaßt werden. „Periculum in mora“, riefen die dem Grafen Bülow dienstbaren Federgewaltigen. Mit anderen Worten: dort, wo man glaubt, nicht ohne fortlaufende Steigerung der Heeresstärke leben zu können, drohte der Geduldsfaden zu reißen. Als sich aber die neu Erwählten der Nation zur Entgegennahme der Thronrede in Berlin einfanden, da suchten sie vergeblich in dieser nach einer Stelle, die auf die verheißene Militärvorlage hinwies. Allgemeines Erstaunen! Sollten die Verbündeten Regierungen auf die weitere Vermehrung des Heeres verzichten wollen? Das sah ihnen doch durchaus nicht ähnlich; und um solchen irrigen und höchst bedenklichen Vermuthungen das Wasser abzugraben, verkündete die officiöse Presse sofort, aufgeschoben sei nicht aufgehoben; spätestens im Herbst 1904 werde der neue Reichstag Gelegenheit haben, auch an der Militärvorlage seinen Bewilligungseifer zu bethätigen. Diese Mittheilung beruhigte zwar den deutschen Steuerzahler darüber, daß das krampfhafte Bestreben, in kurzen Zwischenpausen das deutsche Heer zu vermehren, noch ungeschwächt fortbestehe; sie brachte aber ein neues Räthsel. Warum denn mit einem Male der Aufschub? Daß, wie officiell und officiös versichert wurde, die Vorlage noch nicht völlig durchgearbeitet worden, das nahm Niemand für baare Münze. „Ja,“ sagten Einige, die sich des schlimmen Eindrucks der letzten Kaisermanöver auf die Nation erinnerten, „wenn es der Heeresverwaltung am Muth gebräche, schon unmittelbar nach diesen Manövern dem Reichstage bedeutende Forderungen für die Armee zu unterbreiten, wir würden uns darüber nicht wundern. Soll sich nicht dieses Mal die Vermehrung vor Allem auf die Cavallerie erstrecken? Und hat die deutsche Cavallerie in den letzten Manövern nicht besonders schlechte Geschäfte gemacht?“ — Indessen auch hier fand das Räthsel sehr bald seine Lösung. Den Aufschub der Militärvorlage um beinahe ein ganzes Jahr glaubten die Verbündeten Regierungen verantworten zu können; aber nicht die Forderung von mehreren hundert neuen Stellen für Unteroffiziere. Wie immer zierte sich das im Reichstag den Ausschlag gebende Centrum zunächst auch diesem Anspruch gegenüber. Nicht eine einzige Stelle wollte es bewilligen. Da war es plötzlich bereit, das Geforderte im Großen und Ganzen zu gewähren. „Natürlich,“ riefen die Enttäuschten, „die Herren vom Centrum sind wieder einmal umgefallen.“ Unsinn! Es fällt überhaupt niemals um. Es bewilligt Alles, wenn nur der für die Bewilligung verlangte Preis gezahlt wird. Um die Zeit herum, wo den Tagesblättern zu Folge um die neuen Stellen für Unteroffiziere gefeilscht wurde, verkündete Graf Bülow die Zustimmung der Verbündeten Regierungen zu der vor Olimszeiten vom Reichstag beantragten Aufhebung des § 2 des Jesuitengesetzes, und fast unmittelbar darauf wurde bekannt, daß im nächsten Herbst die bisher nur versuchsweise eingeführte zweijährige Dienstzeit gesetzlich für immer festgelegt werden würde. Es lag auf der Hand, die neue Militärvorlage, welche schon seit Jahren für den Beginn der ersten Tagung des neuen Reichstags in Aussicht gestellt worden war, hatte hinausgeschoben werden müssen, weil zu diesem Zeitpunkt der Kuhhandel mit dem Centrum noch nicht abgeschlossen worden war. Der von den Verbündeten Regierungen nunmehr für abermalige Heeresvermehrungen gezahlte Preis aber besteht einerseits in der Aufhebung des § 2 des Jesuitengesetzes, andererseits in der endgiltigen Einführung der zweijährigen Dienstzeit.

Mit der an ihm bisher nicht beobachteten Energie verwahrte sich der Herr Reichscanzler gegen den Vorwurf, er hätte wieder einmal einen Kuhhandel abgeschlossen. Und es wäre ungerecht, ihm dies zu verdenken. Gelangen bei einem Kuhhandel nicht beide Theile zu ihrem Vortheil? Nur Kurz-

sichtige können meinen, dies träfe bei dem jüngsten Geschäft zwischen dem Grafen Bülow und den Römlingen zu. Gründlich ist die deutsche Nation von ihren schlimmsten Widersachern hierbei wieder einmal über den Löffel barbiert worden. Eine Vermehrung des Heeres bei unzulänglicher Dienstzeit ist ohnehin schon ein Danaergeschenk. Und was haben dafür die Verbündeten Regierungen hingegeben? Den Schutz des Reiches gegen die Jesuiten, die es sich zur Aufgabe gemacht haben, es zu Grunde zu richten, so lange es sich in der Mehrheit seiner Bevölkerung und in seinen leitenden Persönlichkeiten nicht entschließen kann, in den Schooß der allein selig machenden römischen Kirche zurückzukehren, und die Aussicht, niemals über ein Heer zu verfügen, das unter allen Umständen fähig ist, das deutsche Volk gegen seine äußeren und inneren Feinde mit Erfolg zu vertheidigen. Als Bismarck in Friedrichsruh eine Karte von China vorgelegt wurde, auf welcher um das für das Deutsche Reich erworbene Gebiet ein Kreis geschlagen war, zog er diesen Kreis mit dem Finger nach, indem er bemerkte: „Groß genug, um wieder allerhand Dummheiten zu machen.“ — Wahrhaftig, der Dummheiten, die die deutsche Politik nach seiner Entlassung auf dem Gewissen hat, sind so viele, daß sie sich kaum noch zusammenzählen lassen. Die größeste und verhängnißvollste ist aber die jetzt den Römlingen ertheilte Zusage, es für immer bei der zweijährigen Dienstzeit zu belassen. Nein, Graf Bülow hat Recht, er ist mit dem Centrum bezüglich der Militärvorlage keinen Kuhhandel eingegangen. Er hat bei dem Geschäft nur der den Ausschlag gebenden Partei gestattet, die deutsche Nation über's Ohr zu hauen.

Nicht einmal von einem Versuch mit der zweijährigen Dienstzeit wollte Anfangs Wilhelm II. etwas wissen. Nicht dienstliche Erfahrungen waren es, die ihn zu der ablehnenden Haltung veranlaßten. Solche zu sammeln, hatte er bis zum Antritt der Regierung noch keine Gelegenheit gehabt. Wohl aber hatte er von seinem erst wenige Jahre vorher aus dem Leben geschiedenen Großvater gehört, daß dieser lieber auf seine Krone, als auf die dreijährige Dienstzeit verzichtet haben würde; und der Enkel hatte den Ahnen als einen selten erfahrenen Soldaten geschätzt. Indessen lange vermochte der jugendliche Monarch den Ueberredungskünsten des damaligen Reichskanzlers, des Generals Grafen von Caprivi, nicht zu widerstehen. Was wurde auch nicht Alles aufgeboten, um die zweijährige Dienstzeit annehmbar erscheinen zu lassen! Auch Friedrich der Große wurde herangezogen, weil er einmal gesagt haben soll, daß der liebe Herrgott es meistens mit den stärkeren Bataillonen halte, will sagen, mit den numerisch stärkeren, und weil das numerische Uebergewicht in der heutigen Kriegführung eine viel größere Rolle als früher spiele. Dann wurde an einem praktischen Beispiel nachgewiesen, daß auch die kürzere Dienstzeit allen Anforderungen gerecht würde. Ein nur aus Mannschaften der beiden jüngeren Jahrgänge gebildetes Bataillon hatte sich vor den Augen des obersten Kriegsherrn in Schulbewegungen und vor Allem im Gefecht vorzuführen. Es klappte natürlich vorzüglich. Einmal war das Bataillon auf diese Besichtigung hin sehr nachhaltig dressirt worden. Und dann ist es wirklich kein Kunststück, eine gute Vorstellung im Frieden vorzubereiten. Die Ersatzreserve, die klägliche Errungenschaft des verstorbenen preußischen Kriegsministers von Kamecke, ist vielleicht die unzulänglichste Truppe gewesen, die Preußen je auf den Beinen gehabt hat. Trotzdem konnte sie bei Besichtigungen mit Leistungen glänzen, die Laien zur Bewunderung hinrissen. Endlich wurden die sämmtlichen commandirenden Generäle aufgefordert, sich über die Zulässigkeit der kürzeren Dienstzeit zu äußern. Zwei Drittel der Herren antwortete mit Ja, nur ein Drittel mit Nein; und damit war der Würfel gefallen. Niemand aber machte darauf aufmerksam, daß die Majorität von Rechts wegen ein sachkundiges Urtheil gar nicht abgeben konnte. Wer von ihr war denn lange genug Compagnie-Chef und Regiments-Commandeur gewesen, um aus eigener Erfahrung zu wissen, wie mühsam die Ausbildung unseres Mannes zum tüchtigen Feldsoldaten ist? Officiere, die sich vorwiegend im Frontdienst erprobt haben, kommen heutzutage nur sehr selten in die Stellungen der höheren Führer. Diese werden vornehmlich den Generalstabsofficieren und den Officieren der Adjutantur vorbehalten, die im Frontdienst nur als Gäste erscheinen, damit sie sich als spätere Commandeure von Brigaden und Divisionen nicht gar zu schlimme Blößen geben. Indessen das letzte Bedenken gegen die zweijährige Dienstzeit konnten auch die commandirenden Generäle nicht beseitigen. Um sich eine Hinterthür offen zu halten, willigte man nur in die probeweise Einführung auf unbestimmte Zeit.

Nur Theoretiker vom reinsten Wasser haben der zweijährigen Dienstzeit das Prognosticon stellen können, daß sie sich auf's Glänzendste bewähren würde. Und jetzt sind es wieder nur Theoretiker, welche kühn behaupten, daß sie seit ihrer Einführung allen Anforderungen im vollsten Maße entsprochen habe. Man wolle sich die Theoretiker von heute aber einmal näher ansehen, um ihr Urtheil auf seinen wirklichen Werth zu prüfen. An ihrer Spitze marschirt der gegenwärtige Reichskanzler. Der zweite Reichskanzler, der Graf von Caprivi, wußte zwar auch kaum, wie ein preußischer Rekrut aussieht. Aber er ist doch wenigstens von seinem neunzehnten Jahre ab Soldat gewesen. Graf Bülow ist eigentlich nur Salonsoldat. In engere Beziehungen ist er zur Armee erst durch seine Beförderung vom bescheidenen Reserve-Officier zum Obersten à la suite der Bonner Husaren getreten. Vorher war sie ihm ein mit sieben Siegeln verschlossenes Buch gewesen, trotz der Erlaubniß, die Uniform eines Officiers zu tragen. Mit dem Amt aber soll, namentlich nach den im gegenwärtigen Course geltenden Anschauungen, auch der Verstand kommen; und so konnte seiner Zeit der Herr Reichskanzler im Reichstag der lauschenden Volksvertretung, die vielleicht in rebus militaribus kaum besser beschlagen war als er selber, die frohe Botschaft verkünden, daß in der China-Expedition sich die zweijährige Dienstzeit wider Erwarten glänzend bewährt habe. Daß dort in Ostasien der stets auf der Flucht befindliche Feind gar nicht gestattete, irgend welche Ergebnisse der militärischen Ausbildung in die Erscheinung zu bringen, und daß andererseits eine ausschließlich aus Freiwilligen gebildete Truppe gar keine Schlüsse auf die Leistungsfähigkeit des gesammten Heeres zuläßt, dies focht den in alle Sättel gerechten Herrn Reichskanzler nicht im Geringsten an. Er hat's gesagt, daß die kürzere Dienstzeit die Probe bestanden hat; und das genügt, um die Welt hiervon zu überzeugen und vor Allem der Mehrheit des Reichstags eine neue Beifallssalve zu entlocken. Der zweite Theoretiker, der hinsichtlich der Dienstzeit in des Grafen Bülow Fußtapfen trat, war der nunmehr verflossene preußische Kriegsminister Herr von Goßler. Ein Mann des grünen Tisches wie kein Anderer. Selten sah man ihn bei der Truppe, desto mehr aber am Schreibtisch und am Tisch des Bundesrathes im Reichstag. Noch kurze Zeit vor seinem ungewollten Scheiden aus dem mächtigen Verwaltungsbau in der Leipziger Straße zu Berlin hatte er in der Budget-Commission des Reichstags das Lob der zweijährigen Dienstzeit gesungen; und dessen war er fähig gewesen, trotzdem er einige Jahre vorher der Vertretung der deutschen Nation feierlich erklärt hatte, daß sich diese Dienstzeit nur bewähren könne, wenn zur Beschaffung des für die Ausbildung der Recruten erforderlichen Lehrpersonals nicht mindestens 60 bis 70 Mann per Compagnie über das zweite Jahr hinaus bei der Fahne zurückbehalten würden, und trotzdem dem Reichstag niemals eingefallen ist, diese Forderung zu bewilligen. Wenn aber auch Herr von Goßler dem Frontdienst verhältnißmäßig fern stand, so hatte er wenigstens noch das für sich, daß er aus der Infanterie als derjenigen Waffe hervor-

gegangen ist, die von der zweijährigen Dienstzeit in erster Linie berührt wird. Sein Nachfolger im Ministerium, der General von Einem, weiß auch ganz genau, daß die zweijährige Dienstzeit die Probe vollkommen bestanden hat. Er ist aber von Hause aus Cavallerist, der die Fußtruppen nur bei Paraden, Besichtigungen und im Manöver als Zuschauer kennen gelernt hat. Zu diesen officiellen Theoretikern, welche sich für die zweijährige Dienstzeit begeistern, kommen noch einige wenige verabschiedete höhere Officiere, von denen jedoch nur der General von Boguslawski ernst genommen werden kann. So bereitwillig aber auch im Uebrigen seine militärische Autorität anerkannt werden soll, in der Frage der Dienstzeit kann sie ihm schon deßhalb nicht zugesprochen werden, weil er in dieser über persönliche Erfahrungen nicht verfügt. Meines Wissens war er zu der Zeit, als das zweijährige Dienen bei den Fußtruppen eingeführt wurde, bereits in der Stellung eines Brigade-Commandeurs; und diese bietet kaum noch Gelegenheit, sich ein eigenes Urtheil über die Wirkung einer anderen Dienstzeit auf die Ausbildung des Mannes zu verschaffen. Unter solchen Umständen kann auch die eigenartige Begründung der Nothwendigkeit, die zweijährige Dienstzeit aufrecht zu erhalten, keineswegs befremden. Im rückständigen Lichte erscheint ihm, wer die Rückkehr zur zweijährigen Dienstzeit noch heute verlangt, wo doch auch die anderen Staaten im Begriff stehen, sich für sie zu entscheiden. Nun, in Oesterreich-Ungarn spukt der Plan, die zweijährige Dienstzeit einzuführen, schon weidlich lange. Aber man kann sich noch immer nicht entschließen, ihn zu verwirklichen; und erst im verflossenen Sommer hat der österreichische Kriegsminister den Delegationen versichert, daß die wichtige Frage noch lange nicht spruchreif sei. Wenn aber Frankreich jetzt mit der Einführung der kürzeren Dienstzeit wirklich Ernst macht, so liegen dem nicht militärische Erwägungen, sondern politische zu Grunde. Die große Masse ist für sie eingenommen, weil sie glaubt, damit die Armee zu demokratisiren, d. h. ihren Bestrebungen gefügiger zu machen. Und die Regierung kommt in dem Bemühen, sich am Ruder zu erhalten, ihr entgegen. Die militärischen Autoritäten protestiren aber gegen die zweijährige Dienstzeit mit aller Gewalt, weil sie in ihr einen neuen Schritt zur völligen Entwerthung des französischen Heeres erblicken. Ginge es nach ihnen, hätte Frankreich nichts Eiligeres zu thun, als das System des Troupiers wieder aufzunehmen, also die Armee wie vor dem Feldzug 1870/71 vornehmlich aus Berufssoldaten zu bilden. Wie kann auch eine Forderung veraltet erscheinen, die nur darauf hinaus will, daß das deutsche Heer einen möglichst hohen Grad der Tüchtigkeit erreicht! Nicht ebenbürtig soll es den Armeen anderer Staaten sein, sondern überlegen. Denn nicht den Sieg überhaupt soll auch die Ausbildung der Truppe sicher stellen, sondern den billigsten Sieg. Kostbareres als das Blut ihrer Söhne hat die deutsche Nation nicht. Will Frankreich sich seine Siege auf dem Schlachtfelde möglichst theuer werden lassen, so ist das seine Sache. Daraus erwächst für uns doch noch nicht der Anlaß, seinem Beispiel zu folgen.

Wie gesagt, nur Theoretiker haben sich bisher für die zweijährige Dienstzeit erwärmen können. Wo ist aber der berufene Praktiker, der ihr das Wort redet? Unter diesem ist derjenige Officier zu verstehen, welche die Wirkungen einer Dienstzeit vor einem ernsten Feinde hat beobachten können und dann unter dem schweren Druck der Verantwortung Jahr aus Jahr ein selber verpflichtet gewesen ist, seine Mannschaften zu Feldsoldaten auszubilden. Alle kriegserfahrenen Officiere, die vorwiegend in der Front gestanden haben, sind darin einig, daß die zweijährige Dienstzeit seit ihrem Bestehen der Armee unsagbaren Schaden zugefügt hat, und daß die dreijährige nicht schnell genug in dem Umfang wieder aufgenommen werden kann, in welchem sie giltig war, bevor der General-Reichskanzler Caprivi daran ging, sie für die Einführung der zweijährigen zurecht zu stutzen. Um nämlich zu beweisen, daß die dreijährige Dienstzeit sich völlig überlebt habe, steigerte er in unverantwortlicher Weise die Zahl der nach dem zweiten Dienstjahr zur Disposition zu entlassenden Mannschaften dermaßen, daß der Rest des dritten Jahrgangs, welcher bei der Campagnie zurückblieb, nur noch aus ernster bestraften Leuten bestand und für den Hauptmann weit eher eine Last als eine Hülfe bei der Ausbildung der jüngeren Jahrgänge war. Natürlich meinten sofort die hinter's Licht Geführten, die dreijährige Dienstzeit tauge nichts mehr. Es soll gar nicht bestritten werden, daß heute auch Officiere der Front, Hauptleute wie Stabsofficiere, der Ansicht sind, die Armee könne sehr gut mit der zweijährigen Dienstzeit auskommen. Aber sie wird nur von solchen Officieren ausgesprochen werden können, bei denen, ganz abgesehen von dem Mangel an jeder Kriegserfahrung, der Blick an den trügerischen Augenblickserfolgen der Besichtigungen haften und für den großen Unterschied zwischen der früheren und gegenwärtigen militärischen Tüchtigkeit der Mannschaften des Beurlaubtenstandes getrübt bleibt. Der sicherste Prüfstein für die Dauer einer Dienstzeit ist im Frieden das Verhalten der Reservisten und Landwehrleute bei den militärischen Uebungen, zu denen sie einige Male auf wenige Wochen eingezogen werden. Wie viel läßt dieses jetzt zu wünschen übrig! Man braucht sich die Mannschaften nur auf der Straße anzusehen, um sich von der Unzulänglichkeit ihrer Ausbildung zu überzeugen. Wie gering ist ferner, ich möchte sagen, ihr mechanisches Können! Wie wenig leisten sie unbewußt, d. h. aus der militärischen Gewohnheit heraus! Bei der dreijährigen Dienstzeit konnte auch während der Uebungen des Beurlaubtenstandes sofort aus dem Vollen gewirthschaftet werden. Waren die Mannschaften eingekleidet, ließ sich sogleich der Dienst in derselben Weise aufnehmen, wie er in der activen Armee vollführt worden war. Jetzt bedarf es für die einfachsten Griffe und Marschbewegungen erst umständlicher Belehrungen; und zwar nicht deßhalb, weil sich inzwischen die Vorschriften geändert haben, sondern weil die Erinnerung daran, wie die Uebung auszuführen, zu sehr verblaßt ist. Wer da behauptet, daß die zweijährige Dienstzeit sich bewährt, schlägt unbewußt der Wahrheit in's Gesicht. Muß nicht schon ein nur oberflächliches Nachdenken zu der Erkenntniß führen, daß sie sich nie und nimmer mehr bewähren konnte, weil hierzu alle Voraussetzungen fehlen? Und daher hat man auch gar nicht nöthig, den Scharfblick der Römlinge und ihrer Verbündeten ad hoc, der Socialdemokraten, besonders zu bewundern, den sie bei dem Betreiben der Einführung der zweijährigen Dienstzeit an den Tag legten.

Allenfalls genügte bei den sich beständig steigernden Anforderungen des modernen Krieges an die Ausbildung des Infanteristen noch ein dreijähriges, durch nichts gekürztes Dienen. Allenfalls! Denn vollendete Fußsoldaten waren auch mit dieser nicht zu erzielen. Um den Ansprüchen der heutigen Kampfesweise zu entsprechen, hätte die Dienstzeit vielmehr von drei auf vier Jahre erhöht werden müssen. Was geschah aber? Um ein volles Drittel setzte man sie herunter. Doch, was sage ich? Nein, um mehr als ein volles Drittel. Zu Unrecht führt die zweijährige Dienstzeit ihren Namen. Anstatt 24 Monate, steckt der Fußsoldat noch nicht einmal 23 in der Uniform. Nicht selten wird er, wenn der Heeresverwaltung die Gelder knapp werden, erst in der zweiten Hälfte des Octobers eingestellt, um schon Mitte September des zweiten Dienstjahres wieder entlassen zu werden. Und wie überaus zahlreich sind die Anlässe, die außerdem die Zeit zum wirklichen Dienen kürzen! Von den Sonn- und Feiertagen, die ja auch die bürgerliche Arbeit unterbrechen, will ich gar nicht reden, obgleich sie bei der Ausbildung der katholischen Mannschaften auch schwer in's Gewicht fallen. Fortgesetzt führen die Ultramontanen darüber

heftige Beschwerde, daß die Genossen ihres Bekenntnisses nicht mit dem gleichen Maß gemessen würden wie die Evangelischen. Wohlweislich verschweigen sie aber, daß die katholischen Mannschaften im deutschen Heere eigentlich beständig auf dem Wege in's Gotteshaus sind und so ihrem Hauptmann entzogen werden, weil in der katholischen Kirche der Feiertage gar zu viele sind. Wie erheblich ist nicht auch der Arbeitsdienst im deutschen Heere, den der auszubildende Mann zu verrichten hat! Wie viele Stunden der 23 Monate seines Aufenthaltes bei der Compagnie verbringt er allein auf den Kammern seines Regimentes, um die Montirungen vor Mottenschaden zu bewahren, wie viele auf den Schießständen zum Dienst an der Scheibe und zu deren Ausbesserung oder Herstellung, wie viele bei den Feldfahrzeugen, die gebrauchsfähig zu erhalten sind, wie viele in der Bataillonsküche oder hinter dem Ladentisch der Cantine! Kommt der Hochsommer und will der Landwirth sein Getreide in die Scheuern bringen, zieht der Fußsoldat vielfach auf's Land, um für seinen Theil der dort herrschenden Leutenoth zu steuern. Und regt sich in ihm der Wunsch, auf einige Zeit die Heimath wieder zu sehen, und hat er sich nur leidlich geführt, so braucht er diesen Wunsch nur auszusprechen, und er befindet sich kurze Zeit darauf im Eisenbahnwagen auf der Fahrt zu „Vatern und Muttern“. Wird er schließlich noch krank oder mit Freiheitsstrafen bestraft, so bedeutet Beides auch noch eine beträchtliche Kürzung der wirklichen Dienstzeit. Es läßt sich hiernach ohne die geringste Uebertreibung behaupten, daß für die Ausbildung unseres Infanteristen jetzt im Durchschnitt kaum noch 365 Tage übrig bleiben, während für den bereits nach einem Dienstjahr als dienstfreien Officiersburschen abcommandirten Mann nur noch 180 zur Verfügung sind. Manches haben die ultramontanen und socialdemokratischen Abgeordneten im Reichstage an unserem Heere auszusetzen, und in diesen und jenen Fragen suchen sie nur zu gern in dunkele Winkel mit lästiger Neugier hinein zu leuchten. Warum lassen sie sich nicht auch einmal sagen, wie viele oder wie wenige Tage bei den Fußtruppen überhaupt noch dem wirklichen Dienst und, nach Abzug des auf militärische Schaustellungen gerichteten, gar der Ausbildung zum Feldsoldaten bleiben? In diesem Punkte sind die sonst so wißbegierigen Herren äußerst zurückhaltend. Natürlich! Käme die Heeresverwaltung mit der Wahrheit heraus, würden endlich dem deutschen Volke die Augen darüber aufgehen, wie arg ihm mit der Einführung der zweijährigen Dienstzeit mitgespielt worden ist. Und man wolle bedenken: in kaum 365 Tagen sollen Soldaten herangebildet werden, die den Felddienst mit seinen ungewöhnlich hohen Anforderungen auch noch als Reservisten und Landwehrleute, ja noch im Landsturm sicher beherrschen, die unbewußt ihren Vorgesetzten folgen und gehorchen, trotzdem sie schon in der Mehrzahl den nicht mehr auszutilgenden Keim der Auflehnung gegen die Autorität von Hause mitbringen! Es ist eine nicht mehr in Abrede zu stellende Thatsache, daß viele Truppentheile schon zu zwei Dritteln aus Mannschaften bestehen, die in ausschließlich socialdemokratischer Luft aufgewachsen sind, die keine anderen Glaubenssätze gehört haben als die, daß es keinen Gott giebt, und daß zum Triumph der Gerechtigkeit auf Erden Alles erst um und um gekehrt werden muß. Ein unerhörter Hohn auf alle Logik war die probeweise Einführung und wird jetzt die endgiltige Festlegung der zweijährigen Dienstzeit sein.

„Aber steht denn nicht,“ fragen die superklugen Freunde der zweijährigen Dienstzeit, „den höheren Anforderungen des modernen Krieges eine höhere geistige Entwickelung des deutschen Rekruten gegenüber?“ Gewiß! Unsere Volksschulen leisten Hocherfreuliches; und selbstverständlich kommen deren Ergebnisse dem Eindringen des Mannes in den Dienst wesentlich zu Statten. Indessen nicht einen Schuß Pulver ist der Soldat, auch nicht der beste Scharfschütze, werth, wenn er keinen militärischen Gehorsam im Leibe hat. Der erst prägt den richtigen Feldsoldaten. Ein solcher Gehorsam aber und vollends derjenige, der auch beim Reservisten und Landwehrmann nicht versagt, ist nie und nimmer mehr in 365 Tagen unserem noch dazu vor seiner Einstellung politisch verhetzten Manne anzuerziehen, auch dann nicht, wenn er geistig relativ gut entwickelt ist. Wer weiß denn bei uns überhaupt, auf wie harte Proben heute der Gehorsam des Fußsoldaten im Gefecht gestellt wird? Darüber kann kein Zweifel mehr sein, daß weder die russische noch die japanische Infanterie ihrer Aufgabe gewachsen ist. Nur mit ihrem Feuer kann die Fußtruppe noch Erfolge erzielen. Das Feuer der beiderseitigen Infanterie ist aber kein Schießen, sondern nur eine wüste Munitionsverschwendung gewesen. In ihrer Todesangst haben die Schützen das Gewehr nur geladen und in ungefährer Richtung des Feindes schleunigst abgedrückt. Minimal sind daher die Verluste durch Infanteriefeuer gewesen; und wenn sie an sich trotzdem auf beiden Seiten nicht gering waren, so ist dies lediglich auf Rechnung der Artillerie zu setzen. Soll die Infanterie überhaupt noch etwas im Kriege gelten, muß sie äußerst fest in der Feuerdisciplin sein, vermöge deren sie genau zielt, ruhig abdrückt und nicht mehr Patronen verschießt als der Gefechtszweck erfordert, gleichviel ob der Tod um den einzelnen Schützen herum die reichste Ernte hält. Eine solche Feuerdisciplin, die keine auch noch so begründete Todesangst zu erschüttern vermag, läßt sich, wenn überhaupt noch, nur durch einen militärischen Gehorsam bewerkstelligen, bei dem der Mann gar nicht anders handeln kann, als er handeln soll. Aber mit der Feuerdisciplin ist es im Gefecht noch nicht einmal abgethan. Auch wenn dem Infanteristen alle Führer geraubt sind, darf er noch nicht die Flinte in's Korn werfen. In diesem Falle wird von ihm sogar verlangt, daß er ohne Führer das Gefecht zum glücklichen Ende bringt, ohne Rücksicht darauf, wie viele Kameraden neben ihm todt oder verwundet liegen bleiben, je näher er dem Feinde rückt. Auch dazu kann ihn allenfalls noch ein unbewußter, durch nichts zu erschütternder Gehorsam befähigen. Und diesen Gehorsam will man, noch dazu bei der gekennzeichneten Eigenart unseres Ersatzes, innerhalb 365 Tagen zu Stande bringen, von denen noch viele der Einübung und Vorführung militärischer Schaustellungen gewidmet sind? Müssen darob nicht schon die Hühner lachen? Wenn ein Officier in großer Todesgefahr den Kopf oben behält und in verzweifelten Lagen des Kampfes die Zuversicht auf den endgiltigen Sieg nicht verliert, so gilt er bei seinen Kameraden schon für einen Helden; und ihm steht doch ein verhältnißmäßig hohes Maß von Bildung zur Seite, das es ihm ermöglicht, Herr seiner Nerven zu bleiben. Und dasselbe Heldenthum soll in der Allgemeinheit der nur sehr mäßig gebildete, einfache Soldat zu Wege bringen, der die Compagnie schon wieder verläßt, nachdem er kaum in ihr warm geworden ist? Der einfache Soldat, der, wenn wir ehrlich sein wollen, sich ernst nur für Dinge zu interessiren vermag, die unmittelbar sein liebes Ich angehen? Wer im Stande ist, diesen unerhörten Widerspruch zwischen den Forderungen des Krieges und ihrer Erfüllung durch die Ausbildung unserer Mannschaften während ihres zweijährigen Dienens zu ermessen, der kann nicht genug über die Thorheit der Männer staunen, die als vermeintliche Sachkundige der Einführung der zweijährigen Dienstzeit glaubten zustimmen zu können.

Und dabei werden im Kriege gegen einen äußeren Feind noch nicht einmal die höchsten Anforderungen an den militärischen Gehorsam unserer Soldaten gestellt. Auch den inneren Gegner des Vaterlandes soll er niederkämpfen, wenn dieser hier die Ordnung zu stören sucht, also wenn der Aufruhr im Lande tobt. Nichts entbindet ihn von dieser Pflicht, auch nicht die Gewißheit, daß dort drüben unter den Aufständischen sich der Vater oder die Mutter oder gar die Braut befinden. Auf Commando muß er gegen sie das Gewehr anschlagen und

darf nicht einmal zaudern, wenn er auf das nächste Commando abzudrücken hat. Um dessen fähig zu sein, muß eigentlich das Herz des Soldaten still stehen, muß sich auch der deutsche Vaterlandsvertheidiger vor Beginn des Kampfes in der gleichen Weise aller Menschlichkeit entäußern, wie es bei dem japanischen der Fall sein soll. Sehr viele Officiere und Soldaten der japanischen Armee haben, so erzählen vollkommen glaubwürdige Berichterstatter, mit dem Tage ihres Ausrückens in den Krieg jede Verbindung mit ihrer Familie abgebrochen. Admiral Togo soll während der bisherigen Feindseligkeiten Briefe weder aus der Heimath erhalten noch dorthin geschrieben haben. Ausschließlich dem Dienst der Allgemeinheit widmen sie im Felde ihr ganzes Dasein. Aber so stolz die Nationen des Abendlandes auf die Errungenschaften ihrer Cultur sind, die den Menschen von Schritt zu Schritt Gott ähnlicher mache, und so gern sie auch auf die von ihrer Cultur noch nicht oder nur mäßig beleckten Völker des Morgenlandes herabblicken, zu der Selbstverleugnung oder besser zu der Selbstentäußerung des japanischen haben es ihre Soldaten bisher noch niemals gebracht und werden es auch niemals bringen. Auch die deutschen nicht und diese vielleicht erst recht nicht, weil in keiner abendländischen Armee die Socialdemokratie, wie oben dargethan worden ist, bereits so festen Fuß gefaßt hat wie in der deutschen. Schon einmal ist in dieser Wochenschrift ausgeführt worden, daß die Idee einer befestigten, von einer Haustruppe zu vertheidigenden Insel in der Havel unweit der Reichshauptstadt, in die sich der Herrscher bei Ausbruch einer Revolution zurückziehen kann, wirklich nicht so thöricht ist als sie bei Gelegenheit des „Kaiserinselprocesses“ hingestellt worden ist. Es ist bereits bei dreijähriger Dienstzeit sehr zweifelhaft, ob der socialdemokratisch verhetzte Mann dem Befehle Folge leisten wird, in einen Volkshaufen zu feuern, in dem er seine Freunde und Verwandten vermuthen kann. Bei der zweijährigen Dienstzeit, bei der die Muße zur Anerziehung des unbewußten Gehorsams gänzlich fehlt, geschieht ein Wunder, wenn er es thut. Wer demnach im Deutschen Reiche der zweijährigen Dienstzeit die Wege geebnet hat, half damit gründlich an seinem Grundpfeiler, an der Zuverlässigkeit und Brauchbarkeit des Heeres, rütteln; und wer von den Befürwortern dieser Dienstzeit es mit seinem Vaterlande ehrlich meint und in dessen gesichertem Fortbestehen sein eigenes Wohlergehen erblickt, der gleicht dem Manne, der selber den Ast absägt, auf dem er sitzt. Im Jahre 1848 zuckten die preußischen Soldaten nicht einmal mit der Wimper, als sie in den aufständischen Volkshaufen zu feuern hatten. In Breslau fuhren sie sogar mit solcher Energie darein, daß königstreue Männer nach Berlin eilten, um sich beim Könige über das unnütze Blutvergießen zu beschweren und der Monarch die Beschwerde auch als berechtigt anerkennen mußte. Damals waren die Officiere ihrer Truppe zu jeder Stunde und in jeder Lage sicher. Den Gehorsam brachte der Recrut zum Theil schon von Hause mit. Vater und Großvater waren auch Soldaten gewesen und kannten es nicht anders, als daß der militärische Untergebene seinen Vorgesetzten auf's Wort zu pariren hat. Heute steckt Unzufriedenheit und Auflehnung einerseits und das unbewußte Bestreben, bei jeder Gelegenheit das eigene Ich zur Geltung zu bringen, andererseits den jungen Burschen schon längst im Blut, ehe sie daran zu denken brauchen, daß sie sich zum Dienst im Heere zu melden haben. Ganze Generationen sind aufgewachsen in socialdemokratischer Weltanschauung. Und Angesichts dieser höchst gefährlichen Indisposition zur Aufnahme des militärischen Gehorsams glaubt man die gesetzliche Festlegung einer Dienstzeit verantworten zu können, bei der der kaum eingestellte socialdemokratisch gesinnte Recrut sofort wieder seinen Genossen zurückgegeben wird. Eine solche Maßregel erscheint nicht minder einfältig als der vom Grafen Mirbach und dem Freiherrn v. Manteuffel, wenn auch heftig verleugnete, so doch thatsächlich gemachte Vorschlag, sich der lästigen Socialdemokratie vermittelst der Gewalt, d. h. eines Staatsstreiches, zu entledigen. Die Verkennung der socialdemokratischen Gefahr im Heere und die Empfehlung der Anwendung von Gewalt gegenüber dem Umsichgreifen der Socialdemokratie ist nur Seitens Derjenigen möglich, die entweder die letzten dreißig Jahre verschlafen haben oder nicht einzusehen vermögen, daß den Ideen, die sich im Volke tief eingewurzelt haben, auf diese Weise nicht beizukommen ist. Nun kann man allerdings sagen: „Ja, wenn die Socialdemokratie schon in dem Maße, wie hier behauptet worden, in die Armee eingedrungen ist, so wird sie hier sich auch nicht vermöge eines dritten Dienstjahres unterdrücken lassen.“ Richtig! Aber mit wenigstens vorübergehendem Nutzen würde sie sich durch eine längere Dienstzeit im Heere unter allen Umständen bekämpfen lassen. Freilich werden der Landwehrmann und auch der Reservist, die als socialdemokratisch verhetzte Recruten in die Truppe eingestellt worden waren, unentwegt zu ihrer Partei stehen. Aber unsere Hauptleute müßten ihren Aufgaben ganz und gar nicht gewachsen sein, wenn es ihnen bei der der Jugend eigenen großen Empfänglichkeit für alle Eindrücke nicht gelingen sollte, die verhetzte junge Mannschaft wenigstens für die Zeit, wo sie bei der Fahne sind, zu einer loyaleren Denkungsweise zu bekehren, sobald sie hierin durch die älteren Jahrgänge ihrer Compagnie unterstützt werden. Nicht „zipp!“ wird der socialdemokratisch gesinnte Recrut auf der Casernenstube sagen, wenn er nur das dunkle Gefühl hat, daß seine Anschauungen nicht von den älteren Kameraden getheilt werden. Und eine Uebereinstimmung der Ansichten ist um so unwahrscheinlicher, je länger jene Kameraden bereits unter dem Einfluß eines ausschließlichen militärischen Milieus gestanden haben. Findet somit der socialdemokratisch verhetzte Recrut keine Gegenliebe in dem Kreise seines Verkehrs, so paßt er Anfangs aus Bequemlichkeit, später aus Gewohnheit seine Anschauungen denen der älteren Kameraden an. Wurde oben nicht erwähnt, daß die große Masse des französischen Volkes für die zweijährige Dienstzeit nur deßhalb so sehr eingenommen sei, weil sich mit dem kürzeren Verbleiben im militärischen Milieu der junge Soldat leichter demokratisiren lasse, die längere Dienstzeit ihn aber fester in der Botmäßigkeit gegen seine Vorgesetzten und die Vorschriften erhalte? Nun, hiermit wird doch ganz unzweideutig der tiefgehende Einfluß der längeren Einwirkung der militärischen Erziehung auf die politische Gesinnung des jungen Soldaten zugestanden. Bei einer ohne jeden Abstrich durchgeführten dreijährigen Dienstzeit würde zweifelsohne erreicht werden, daß die active, weder von Reservisten noch Landwehrleuten untermischte Truppe auch dem inneren Feinde gegenüber noch fest im Gehorsam gegen ihre Officiere steht.

Sehr schwer wiegen die Gründe gegen die unmittelbar bevorstehende endgiltige Festlegung der zweijährigen Dienstzeit; so schwer, daß sich alle hervorragenden Theoretiker zusammen thun können, ohne daß es ihnen gelänge, die Ueberzeugungskraft auch nur eines Einzigen zu mindern. Aber die Theoretiker brauchen sich gar nicht zusammen zu thun. Um die zweijährige Dienstzeit endgiltig festzulegen, war im Grunde ihre Unterstützung entbehrlich. Denn es genügte, daß dies von den beiden Führern der Ultramontanen, dem Herrn Müller-Fulda und dem Kaiserlichen Reichsgerichtsrath Herrn Spahn, und ihrer socialdemokratischen Gefolgschaft mit der Aufhebung des § 2 des Jesuitengesetzes als Preis gefordert wurde, als es galt, das nie erlahmende Bedürfniß nach Heeresvermehrungen wieder einmal zu befriedigen. Wurde dieses Bedürfniß nicht befriedigt, nun dann konnten die amtlichen Unterhändler den Möbelwagen bestellen, der ihre eigenen Sachen aus der dienstlichen in eine Privatwohnung brachte. Dann wurden andere Männer berufen, die sich zutrauten, das Geschäft auf jeden Fall abzuschließen. So weit sind wir heute bereits gekommen, daß fast alle

politischen Fragen von größerer Tragweite ihre Lösung weniger aus sachlichen, als vielmehr aus unwillkürlich sich geltend machenden persönlichen Erwägungen finden. Demgemäß sehen wir durch diese beklagenswerthe Entwickelung auch das deutsche Heer für unabsehbare Zeiten der allerbedenklichsten Entwerthung ausgeliefert.

Oben bestritt ich, daß die erzielte Zusicherung der im December d. J. nach dem Wiederzusammentritt des Reichstages zu beantragenden neuen Heeresvermehrung Seitens der Ultramontanen ein Kuhhandel gewesen sei, da bei einem solchen Handel ja beide Theile einen Profit haben, das deutsche Volk aber bei jenem Handel zum Vortheil seiner eingeschworenen Feinde gründlich über den Löffel barbirt worden und die Ultramontanen allein den Profit eingeheimst hätten. In gewisser Hinsicht war es aber doch ein Kuhhandel. Beschwor der Abschluß des Handels nicht die Gefahren, die den amtlichen Händlern drohten, wenn er nicht zu Stande kam? „Zurück von Byzanz nach Rom, vom Persönlichen zum Sachlichen!“ Mit diesem Ausruf schloß vor einiger Zeit ein nationalgesinntes Blatt einen längeren Artikel, der wieder einmal die ganze Trostlosigkeit unserer politischen und namentlich der militärpolitischen Verhältnisse darlegte. Gewiß, daran vor Allem krankt unser staatliches Leben, daß von den Männern, die sich an leitender Stelle befinden, auch nicht ein Einziger mehr ausschließlich die Sache über die Person zu stellen weiß. Neulich ging ich sie sämmtlich mit einem ihrer treuesten Anhänger durch, der im Lager unserer Reactionäre zu suchen ist. Ach, er schätzte sie noch um viele Grade geringer ein als ich. Aber die Erkenntniß der niederdrückenden Thatsache hat nur einen akademischen Werth. Zu tief ist es mit uns bereits bergab gegangen, als daß wir noch hoffen können, es würden uns an der Spitze der Regierung noch einmal Männer erstehen, die die Qualification zum Abschluß eines Kuhhandels, wie des hier gezeichneten, nicht haben. Byzanz wird auch weiter bei uns die Herrschaft behalten und mit ihm die unglückselige zweijährige Dienstzeit.

Literatur und Kunst.

Vom verkrachten Naturalismus.

Von Jul. Kraus (Wien).

Es muß wohl damit seine Richtigkeit haben. In allen Zeitungen ist es zu lesen und von den Kathedern herab wird es verkündet, daß der Naturalismus „endgiltig abgethan“ ist. Wenn Einer für ein angesehenes Blatt seine erste Kritik schreibt, wird er gewiß mit der gleichen Versicherung beginnen, etwa so, wie man den Koth von den Füßen abstreift, bevor man in ein sauberes Zimmer tritt. Und wer noch immer nicht daran glauben will, dem soll der Hinweis genügen, daß der Naturalismus gänzlich aufgehört hat, parteibildend zu sein. Wie alle todten Ideen, die vom Vormärz zum Beispiel.

Der Naturalismus ist also auch dahin gegangen. Dafür dürfen wir uns aber nun an sein Grab setzen und ihm, wie es dem Freund ebenso wie dem Feind gebührt, eine ruhige unparteiische Betrachtung nachsenden.

Bevor wir noch den Mund aufgemacht haben, fällt er uns schon ein: Zola! Sonderbar, daß man nicht die ganze Richtung nach seinem Namen getauft hat; Zolaismus, so wie man Ibsenismus aber noch geläufiger Darwinismus sagt. Und dennoch sind Zola und Naturalismus, so weit der Letztere die Literatur betrifft, nicht bloß nach der Meinung der Leute, nahezu identische Begriffe.

Dabei wird Niemand unbillig zurückgesetzt. Denn die Vorläufer Zola's sind kaum in's Publicum gedrungen; nur Wenige davon können sich rühmen, Auflagen und Uebersetzungen erlebt zu haben. Jene aber, welche mit viel Geschrei und wenig Talent dem neu aufgegangenen Stern des Naturalismus zu folgen vorgaben, wandten sich bald wieder ab, als dieser Stern zu erblassen begann.

Es muß damals eine Lust gewesen sein, zu leben und zu schriftstellern. Vor den ersten kraftstrotzenden Werken Zola's hatte das Publicum verblüfft dagestanden. Vergebens gaben ihm seine führenden Kritiker die Versicherung, daß das Alles nur werthloser geiler Schund sei, der, kaum gedruckt, wieder in Vergessenheit versinken müsse. Bei jedem neuen Werke verkündeten sie diese Weisheit von Neuem. Es nützte nichts. Dafür drängte sich aber ein Schwarm von jungen Kräften herein, die sich die Verblüffung des Publicums redlich zu Nutze machten. Mochten ihre Producte künstlerisch noch so werthlos sein, so fanden sie doch ihre Zeitschrift und ihren Verleger oder selbst ihre Bühne, wenn sie nur wilden Naturalismus heuchelten.

Aber das Publicum gewöhnte sich auch daran. Es kam so ähnlich wie mit den Streiks; selbst die Fabrikanten und Kohlenbarone ließen sich mit der Zeit durch Anwendung dieses neuen Mittels nicht mehr imponiren und hielten ihre Taschen zugeknöpft. Da begann die Flucht vor dem Naturalismus. Zeitschriften, die zur Verfechtung der neuen Richtung gegründet worden waren, gingen ein aber schnappten um und wurden zahme Professorenblätter; Verleger und Bühnen sahen sich nach soliderer Waare um; die Schriftsteller endlich, die Kraft ihrer guten Spürnase in die Literatur hineingerutscht waren, heuchelten „Selbstüberwindung“ aber „überstandene rohe Auffassung“ und sicherten sich so das warme Plätzchen, das sie sich erschmuggelt hatten. Man denke nur an J. K. Huysmans, der aus einem Theilnehmer der „Abende von Médan“ ein katholischer Mystiker wurde.

Und das Publicum athmete erleichtert auf. Es hat den Naturalismus nie mögen, höchstens nur die Piquanterien oder die Actualität des jüngsten Krieges. Jetzt durfte es sich wieder dem geliebten „Hüttenbesitzer“ und anderen Meisterwerken der Schmachtfetzenkunst ungestört hingeben. Die krochen jetzt aber auch wie Würmer nach einem Regen aus dem Boden hervor. „Flachsmann als Erzieher“ begann seinen siechen Siegeslauf über alle Bühnen. Das war wieder Geist vom Geist des beschränkten Moralsnchers und Fleisch vom Fleisch der bontonbeladenen Kaufmannsgattin. Der Naturalismus ist todt — es lebe der alte Kotzebue und die gottselige Birch-Pfeifer!

So gut ist es dem Naturalismus selbst in seinen glänzendsten Tagen nicht gegangen. Von Liebe und Verehrung war nie die Rede.

Zola zum Beispiel ist nur Dank Dreyfus und den Dreyfus-Correspondenten so gefeiert worden. Ohne den Märtyrer von der Teufelsinsel wäre er bis an sein Lebensende als gewöhnlicher Schweinekerl behandelt worden. Sein letzter, stärkster Ruhm hatte mit der Literatur nichts zu thun. Denn Zola war damals, als er mit einem Male von einer ganz unerwarteten Seite mit Lobeshymnen überhagelt wurde, nicht mehr der alte Kraftmensch. Eine zahnlose, senile Schwäche überfluthete seine letzten Werke. Er hat sich so ausgeschrieben, daß in diesen trotz ihrer vielen Seiten kaum eine neue Idee, noch weniger die Spur eines neuen, literarisch unerforschten Milieus zu finden ist. Sein Blick war stumpf geworden, und seine Feder kroch schleichend und kraftlos weiter.

Nur eines behielt er standhaft bis zum letzten Werke: seine Technik. Die hatte sich zugleich mit den gestellten Aufgaben herausgebildet. Anfangs, als er nur psychologische Probleme wie „Madeleine Férat“ schrieb, brauchte er sie noch nicht. Es genügte, wenn er dem behandelten Paare ein zweites in schattenhaften Umrissen entgegenstellte. Aber später, als er es sich immer mehr in den Kopf setzte, ein ganzes

sociales Milieu in einem Raman zu erschöpfen, rafft er einen von Band zu Band anwachsenden Haufen von Gestalten zusammen, Bergleute und Dirnen, Soldaten und Wallfahrer, je nach Bedarf. Dann läßt er diese Gestalten, jede für sich ein Typus, über das Papier ziehen, erst langsam und mit einer kleinen Verbeugung, damit wir sie genau besehen können, dann aber immer rascher und taller, in einem wirbelnden Durcheinander, aus dem sie sich endlich lösen müssen, um müde und abgehetzt noch einmal an uns vorbei zu defiliren.

Der Typenausbau. Vielleicht besser gesagt: der Typenwirbel.

Das war ein gutes Recept, das sich da dieser Zala in seinen jungen kräftigen Jahren zurechtlegte. Er hat bis an sein Lebensende nach diesem Recept gekocht. Für die letzten Romane ist diese Ausdrucksweise beinahe wörtlich aufzufassen. Denn da nahm er wirklich einige Pfund guter und ein um ein wenig kleineres Gewicht schlechter Menschen und pantschte aus ihnen ein recht fades Gebräu zusammen.

Aber man muß ihm diesen Raub an dem jungen Zola verzeihen. Nicht er allein hat seine eigene grandiase Technik gestohlen. Es thaten dies nach ihm noch viele Andere und mit weniger Geschick — — —

Ein Roman, der in letzter Zeit viel gelesen wird, ist „Jena oder Sedan?“ van Beyerlein. Ein Militärroman. Eine eigentliche Hauptperson fehlt. Dafür schwirren einige typische Gestalten durch das Buch, von denen bald die eine, bald die andere um Interesse bittet. „La Débâcle in Friedenszeiten“. Dieser Titel würde doch viel besser passen. Erinnert gleich an den Vater „Zusammenbruch“, von dem der Sohn das Gestell und manches Andere geerbt hat.

Und doch, was ist nicht Alles bei dieser Vererbung verlaren gegangen! Zala war ein Kraftmensch, der nicht nur in der Darstellung thierischer Triebe, sondern auch in der Verfolgung künstlerischer Ideen bis zum Aeußersten ging. Ihm genügte es nicht, seine Typen aus allen Graden und Waffengattungen zusammen zu scharren. Er zerrt auch leblose Dinge in seine bunte Schaar herein, läßt sie wirken und leben an der Seite der Anderen, daß wir auch für sie fühlen, als wären sie von Fleisch und Blut.

Was für ein treuer Kamerad ist die Kanone in „Débâcle“! Wir zittern für ihr Leben, als ab in ihrem stählernen Leib eine Seele wohnen würde und werden in's Innerste ergriffen, wenn sie sich mit aufgerissenem Bauch ohnmächtig und vernichtet am Boden wälzt. Oder die Locomotive in „La Bête humaine!“ Was für eine prächtige „Bestie“ unter den vielen anderen, wenn auch bei Weitem nicht die schlimmste!

Durch solche Persanificatianen erfährt die Typenreihe einen Abschluß, der ihr eine weit größere künstlerische Wirkung sichert. Beyerlein hat diese Feinheiten nicht mehr nachempfunden. Und viele Andere auch nicht. Hat aber dafür auch keine einzige neu hinzu erdacht — —

Glücklicher waren schon Jene, welche sich von einer anderen Grundidee des Naturalismus oder seines größten Varkämpfers befruchten ließen. Er hat auch diese Formel in seiner Jugend gefunden. Es ist die künstlerische Verarbeitung der Gesetze von der Vererbung. Der Darwin, der in die Literatur durchgesickert ist.

Der rechte Zola beginnt erst da, wie er die Schwächen und Defecte van Kindern und Enkeln aus den Sünden der Varfahren zu erklären sucht. Der Verfall einer großen Familie in naturwissenschaftlich-künstlerischer Form verarbeitet.

Kein Sannenmythus mehr. Seit Jahrhunderten schleppt sich dieser durch die Literatur aller Völker. Im Uranfang der große Sonnenjäger, der am weiten Himmel mit seinen glänzenden Speeren jagt, bis er im Meer versinkt, dann der leuchtende Achilles aber Siegfried, und zum Schluß nur mehr ein Graf oder Baron, welcher „mit edlem Anstand“ Seiten lange Philosophien zum Besten giebt, bis er von der Kugel des Duellgegners — es kann nuch seine eigene sein — getroffen wird. Der Naturalismus hat „den Helden“ verscheucht und an dessen Stelle die Familie gesetzt.

Eine Fluth von salchen Nachbildungen wälzt sich nun über den Büchermarkt. „Histoire naturelle et sociale d'une Famille — —“

Bis hierher paßt der Titel immer. Statt der Rougon-Macquart des zweiten Kaiserreiches die Uhl's der germanischen Tiefebene oder die Buddenbrook's der deutschen Hansastadt, und alle die Anderen, die nicht den Siegeslauf durch die Buchhandlungen antreten durften und verschallen blieben. Geschlechtsregister ohne Ende — —

Zala ist tadt; nur bei Jubelfesten der Dreyfuskämpfer wird seiner noch mit Verehrung und Bewunderung gedacht. Der Naturalismus ist todt; man erwähnt ihn nur dann, wenn diese Wahrheit wieder einmal laut verkündet werden soll.

Und doch hat jetzt ein Nachahmen und Plündern begannen, wie solches die Literatur selten erlebte. Nicht blaß bezüglich der angeführten graßen Grundideen; man könnte Bände anfüllen mit der Erforschung, wie viele Novellen und Skizzen aus einem geraubten Fetzen des tadten Naturalismus gebildet wurden. Und nach weiter gebildet werden!

Denn es läßt sich noch immer ein schönes Geld verdienen durch einen kräftigen Griff in die Concursmasse des verkrachten Naturalismus.

Die Villen-Colonie.

Vom Kgl. Baurath Junghann (Görlitz).

So oft ich eine maderne Villen-Colonie durchwandere, fesseln mich die abwechselungsreichen Bilder, die sich mir darbieten, in eigenartiger Weise und regen mich zum Nachdenken über das Wesen der Baukunst an. Wie wechselt da das Ansprechende mit dem Abstaßenden, das Reiche mit dem Einfachen, das Ruhig-Anmuthige mit dem Wunderlichen, das Humarvoll-Uebersprudelnde mit dem Trivial-Spießbürgerlichen! Vor allen Dingen aber, wie wechselvoll sind die zur Anwendung gekommenen Stylrichtungen, wie mannigfaltig die Geschmacksrichtungen — sei es nun, daß der Architekt ader der Hausbesitzer ader Beide in ein und derselben Person ihren Herzenswünschen Ausdruck gegeben haben.

Ihren Herzenswünschen?! — Ja sind denn die Menschen darin wirklich so himmelweit von einander verschieden, wie die Bauwerke hier in ihrem Aeußeren? Begegnen wir im Leben wirklich sa vielen eigenartigen Charakterbildern, wie es nach den Rückschlüssen aus diesen Villen-Bildern scheinen möchte? Aber es wird ja gerade jetzt sa vielfach Klage darüber geführt, daß die Originale aussterben, und daß die Neuzeit nicht geeignet sei, Originale hervorzubringen; daß die maderne Bildung die Menschen alle zu sehr abschleife und einander gleich mache, langweilig gleich!

Freilich, auf die Gestaltung der Villen haben noch andere, weit realere Mamente Einfluß als das Herz des Erbauers oder des Besitzers.

Zunächst spielt natürlich das zur Verfügung stehende Geld eine wichtige Rolle. Das Geld schafft, wie zu allen früheren Zeiten, ja auch heute noch überaus graße Verschiedenheiten; es ist in der Baukunst geradezu ein ästhetisches Moment, aber — es erzeugt keine Originalität! Dasselbe gilt van der socialen Stellung des Bauherrn.

Doch die Lage des Grundstückes, die Terrain-Verhältnisse, die Umgebung! Walten in dieser Beziehung thatsächlich wesentliche Verschiedenheiten ab — namentlich, wenn ein Wasserlauf aber ein See in Frage kommt — sa beeinflußt das selbstverständlich die Ausbildung der Villen recht be-

deutend. In der Regel aber werden hohe Felsen kaum unmittelbar neben der platten Ebene liegen, und in den meisten Fällen erheben sich nicht nur eine oder einige, sondern immer gleich eine ganze Anzahl von Villen auf solchem Felsen oder solcher Anhöhe, an einem solchen Wasserlauf oder See. Für sie Alle sind doch die Oertlichkeits-Bedingungen nahezu dieselben. Es ist also wieder kein eigentlicher Anstoß zur Originalitäts-Bildung unter dieser Reihe von Bauten gegeben.

Aehnlich verhält es sich auch mit einem Gehölz oder Walde, an dessen Rande eine Villen-Colonie (wie die Colonie Grunewald-Berlin) erbaut wird. Ein solches Gehölz dient ebenfalls vielen Villen gleichzeitig als Einrahmung; ein Anstoß zur Schaffung so origineller Villen-Bildungen, wie vorhanden sind, liegt also auch hier nicht vor.

Nun ist allerdings richtig, daß sich aus den verschiedenen Combinationen aller genannten Momente recht wohl so manche Verschiedenheiten herleiten lassen. Da jedoch eine große Anzahl von überhaupt möglichen Combinationen vorkommen wird, so ergiebt sich doch wieder eine — allerdings vielleicht lückenhafte — Reihe, deren einzelne Glieder aber freilich in rechter Unordnung nebeneinander stehen werden. Aber sie bleiben doch immer die Glieder einer Reihe, und wenn man die Villen in Bildnissen nach ihrem Reihenwerth neben einander aufstellte, so würde man finden, daß zwei neben einander stehende nicht eben himmelweit von einander verschieden sind.

Wenn man dagegen die Abbildungen der einzelnen Villen einer modernen, wie Eingangs geschilderten Villen-Colonie, deren Oertlichkeits-Bedingungen durchweg nahezu dieselben sind, auch noch so sorgfältig zu ordnen versucht, so kommt doch nie eine Reihe heraus; vielmehr im günstigsten Falle eine größere Anzahl ganz unvollständiger Reihen, vielfach auch nur eine Anzahl von Einzelexistenzen, die sich keiner Reihe unterordnen lassen, nämlich eine Anzahl von (scheinbaren) Originalen.

Kurzum, die Frage begann merkwürdig zu werden. Da sie mich oft beschäftigte, so trieb ich schließlich die Sache auf die Spitze und sagte mir: Ich weiß, daß bei der Schaffung so heterogener Bildungen im Allgemeinen weder eine Originalität der Erbauer oder der Auftraggeber (Besitzer), noch eine Verschiedenheit in der Höhe ihrer irdischen Glücksgüter oder ihrer socialen Stellung, noch eine solche der Boden- und sonstigen örtlichen Verhältnisse von ausschlaggebendem Einfluß ist. Es muß also noch ein anderes Moment wirksam sein, welches mir zur Zeit noch unbekannt ist. Um dies unbekannte Etwas aber leichter finden zu können, erscheint es vortheilhaft, die oben genannten Momente erst einmal völlig auszuschalten und zu beobachten, ob sich alsdann die Lösung der Frage ermöglichen läßt. Damit dabei die Betrachtung möglichst objectiv ausfiele, schien es mir vortheilhaft, den Fall, den wir jetzt im Auge haben, zeitlich etwas zurückzuschieben, etwa in die Zeit Schinkel's hinein, deren einfachere Kunstverhältnisse zugleich die Betrachtung sehr erleichtern müssen.

Stellen wir uns vor, es habe damals ein Fürst seinem Hofarchitekten die Aufgabe gestellt, in einer absolut ebenen und öden Gegend, welche weder bestimmt vorgezeichnete Wege, noch einen Fluß oder Bach, noch einen See oder Teich, noch Baulichkeiten irgend welcher Art oder sonst irgend etwas Charakteristisches aufweist, eine künstlerisch durchgebildete Villen-Colonie von etwa hundert Häusern anzulegen. Es sei weiter vorausgesetzt, daß die künftigen Bewohner oder Besitzer der Villen auf ihre Gestaltung gar keinen Einfluß haben. Die einzelnen Bauwerke sollen vielmehr erst nach Fertigstellung der Gesammtanlage, und zwar Alle ungefähr zu demselben mäßigen Preis, veräußert werden. Auch sollen sämmtliche Gebäude ungefähr dieselbe Anzahl von größeren und kleineren Räumlichkeiten enthalten. Kurzum, dem Baukünstler sei gleichzeitig hundert Mal dieselbe Aufgabe gestellt!

Wie würde wohl zu Schinkel's Zeiten der Architekt eine solche Aufgabe gelöst haben?

Zunächst steht wohl fest, daß er die Aufgabe als einheitlich aufgefaßt und nach oberflächlicher Skizzirung einiger Einzel-Villen zunächst ein Gesammtbild der ganzen Anlage entworfen haben würde. Nicht nur in der Anordnung der Hauptwege, ihrer platzartigen Erweiterungen, der einzelnen Parzellen u. s. w., sondern auch im allgemeinen Aufbau der einzelnen Villen-Gruppen, derartig, daß jede Villa demnächst nur einen Theil eines geschlossenen Ganzen zu bilden hätte. Hiernach erst würde er zur endgiltigen Feststellung der Einzel-Entwürfe geschritten sein.

Würden dann wohl diese Villen ebenfalls einen von einander so grundverschiedenen Charakter aufgewiesen haben, wie die Villen unserer heutigen Colonieen?

Ganz im Gegentheil sollte man meinen, daß die Villen, welche sämmtlich denselben Ansprüchen genügen sollen, auch Alle einander sehr ähnlich oder gar gleich sein müßten, zumal ihre Zusammengehörigkeit schon ohnedies in Folge der Zusammenfassung der hundert Aufgaben zu einer einzigen künstlerisch zum Ausdruck kommen müßte.

Was sollte aber der Wanderer sagen, welcher eine solche Colonie durchschritte und dabei hundert einander nahezu gleiche Bauanlagen zu sehen bekäme? Was würden die Besitzer der Villen sagen! Ersterer würde bei seiner Wanderung einen ästhetischen Genuß nur von der Betrachtung der ersten ihm erscheinenden Bauwerke haben, während ihn danach entsetzliche Langeweile befallen würde. Die Hausbesitzer ihrerseits würden selber bald genug einen wahren Ekel empfinden, wenn sie fortgesetzt und ganz ausschließlich den Typus ihres eigenen Heimes auch überall in ihrer Umgebung wiederfänden. Sie könnten den Anblick ihres Hauses schließlich nicht mehr ertragen.

Obgleich also die Grundbedingungen für eine jede der hundert Villen dieselben sind und höchstens das Verhältniß der einzelnen zur Gesammt-Aufgabe, d. h. ihre verschiedene Stellung im Gesammt-Organismus auch eine gewisse Verschiedenheit im Ausbau bedingt, so müssen gleichwohl aus ästhetischen Gründen die äußeren Bilder verschieden gestaltet werden. Der Architekt muß daher suchen, durch Wechsel in der Anordnung der inneren Räumlichkeiten, durch Verschiebungen, sowie durch Anbringung von äußeren Ausbauten, Anbauten und spielenden Zuthaten verschiedenster Art auch wirkliche Mannigfaltigkeit in der äußeren Erscheinung der hundert Villen zu erreichen, so daß deren künstlerische Wechselwirkung beim Beschauer immer neue und interessante Eindrücke hervorruft. Gleichwohl aber soll natürlich die Einheitlichkeit und Geschlossenheit der ganzen Villen-Colonie zum künstlerischen Ausdruck kommen.

Man denke sich nun weiter, die Villen-Colonie sei nach diesen Grundsätzen fertig gestellt worden und gefalle allgemein. Insbesondere ist der Besteller selbst, der Fürst, außerordentlich befriedigt, spricht dem Architekten seinen besonderen Dank aus und — stellt ihm sofort dieselbe Aufgabe noch einmal, und zwar unter genau denselben Verhältnissen.

Der höchst gewissenhafte Architekt freut sich über die Maßen. Empfindet er doch, daß das, was er geschaffen hat, ihm gut gelungen ist und dem ihm vorschwebenden Ideal entspricht. Er kann daher mit Recht annehmen, daß er in demselben Sinne weiterschaffen dürfe.

Voll Feuereifers begiebt er sich also an die Arbeit, und Alles geht in der ersten Zeit vortrefflich.

Allmälig aber — wie wunderbar! — fühlt der Meister seine Geisteskräfte erlahmen und seine Phantasie versagen. So viel er auch nachsinnt, er kommt nicht recht auf neue Gedanken, und Alles, was er schafft, erscheint ihm weniger frisch und gelungen, als seine früheren Schöpfungen. Nur sein energisches Pflichtgefühl hilft ihm über die Schwierigkeiten fort. Endlich ist auch die zweite Villen-Colonie fertig.

schön wie die erste, aber freilich nach dem Gefühl des Architekten doch schon erheblich weniger interessant und künstlerisch bedeutend. Beide Anlagen sind zwar sowohl im Ganzen als auch in den Einzelheiten verschieden, haben aber doch auch sehr viel Gemeinsames, namentlich bezüglich des äußeren Eindruckes, den die Villen auf den Beschauer machen.

Es sind nun schon zweihundert einander ähnliche, theilweise sogar nahezu gleiche Villen vorhanden, und wenn man die Abbildungen in richtiger Weise neben einander stellte, so würde man unzweifelhaft zu einer geschlossenen Reihe gelangen, wie sie oben bei der modernen Villen-Colonie vermißt wurde. Und diese Reihe erscheint dem Schöpfer aller dieser Herrlichkeiten so lückenlos und geschlossen und vorn durch das „Nicht weniger!“ und am Schluß durch das „Nicht mehr!“ so fest begrenzt, daß, als ihm nach schneller Veräußerung der neuen hundert Villen nochmals derselbe Bauauftrag zu Theil wird, er frei erklärt, auf diese Ehre verzichten zu müssen.

Er fällt beim Fürsten, den des Künstlers scheinbarer Eigensinn verletzt, in Ungnade. An seine Stelle wird des Künstlers anerkannt bester Schüler berufen; man überträgt ihm die Ausführung der dritten Colonie.

Ueberglücklich, einer solchen Aufgabe gewürdigt zu werden und nun endlich selbstständig schaffen zu können, beginnt der junge Architekt mit hoher Freude seine Arbeit, projectirt und projectirt. Aber seltsam — Alles, was er neu entwirft, sieht immer einer oder der anderen der zweihundert vorhandenen Villen überraschend ähnlich, und auch die ganze Colonie-Anordnung zeigt nichts wesentlich Neues. Er ist nicht im Stande, sich von den alten Eindrücken zu befreien und seiner Gebundenheit Herr zu werden.

Auch dem Fürsten, der ihn zuweilen in seinem Arbeitszimmer überrascht, fällt auf, daß ihm alle diese neuen Bilder eigentlich nicht neu erscheinen, und er vermag nicht, eine dahin zielende Bemerkung zu unterdrücken. Der Architekt fühlt sich verletzt, er fühlt aber auch mit unendlicher Trauer die Richtigkeit des Urtheils, und schmerzlich erregt legt er die ihm anvertraute Aufgabe unerledigt in die Hand des Fürsten zurück!

Der Fürst hat inzwischen viel von den Leistungen eines auswärtigen Architekten gehört und beruft ihn zu sich. Die Vereinbarungen werden schnell getroffen; der Künstler geht an die Arbeit, und spielend gelingt ihm das, was seine beiden Vorgänger nicht leisten konnten. Die hundert Villen stehen in kurzer Zeit da, und Alle sind entzückt von dieser ganz eigenartigen neuen Leistung; der neue Architekt wird gefeiert, sein Geist und seine Phantasie werden bewundert, und der Schöpfer der ersten beiden Colonien wird als minderwerthig kaum noch genannt.

Der neue Architekt leistete ja aber auch thatsächlich Etwas, was seinen Vorgängern nicht möglich war; er scheint ihnen demnach doch auch wirklich bei Weitem überlegen!

Er scheint es aber nur! Die Sache liegt einfach folgendermaßen:

Der dritte Architekt ist Gothiker, während die beiden Vorgänger dem hellenistischen Styl huldigten.

Ein anderer — völlig ausgebildeter Styl verleiht natürlich die weiteste Möglichkeit, mit verhältnißmäßig leichter Mühe Gebilde zu schaffen, welche denjenigen, die mit dem Style nicht bekannt sind, höchst interessant und eigenartig erscheinen.

An sich ist dieser Stylwechsel natürlich weder eine eminente, noch auch nur eine geistvolle That zu nennen; denn der neue Architekt hat diesen Styl auch nur von Anderen gelernt, und er ist eben auch nur fähig, im Rahmen dieses einen, von Anderen übernommenen Styls zu schaffen. Auch würden dort, wo er ihn gelernt hat, seine Schöpfungen, selbst wenn sie künstlerisch vollendet sein sollten, doch nicht geradezu wunderbar erscheinen. Aber der Stylwechsel ist andererseits — objectiv betrachtet — eine Wohlthat für die Kunst, indem er ihr neue Nahrung zuführt.

Die Kunst hat eben nicht nur Künstlerisch-Vollendetes, sondern auch Neues zu schaffen, und wenn sie dies mit den alten, wenn auch noch so bewährten Mitteln nicht mehr leisten kann, so muß sie nach neuen Mitteln suchen.

Am Schönsten wäre es ja nun, wenn diese Mittel, nämlich die betreffende Stylrichtung, nicht nur in einer bestimmten Gegend neu, sondern überhaupt absolut neu wären. Aber einen neuen Styl zu schaffen, ist man im Allgemeinen nicht in der Lage, am Wenigsten ein Einzelner; und so muß man sich mit der Uebernahme eines anderen, bereits vorhandenen Styles behelfen.

* * *

Kommen wir nun auf den Ausgangspunkt unserer Betrachtung, auf die moderne Villen-Colonie, zurück: Wie ganz anders wird in der heutigen Zeit geschaffen als zu Schinkel's Zeiten! Man ist der geschlossenen, einheitlichen Gesammtbilder überdrüssig und will möglichst viele Abwechselung haben. So werden die einzelnen Villen-Projecte nicht unter eines Künstlers Leitung im engsten Zusammenhang angefertigt, sondern es wird das Mittel, welches im obigen Beispiel bei der Schaffung der dritten Colonie angewendet wurde, nämlich die Berufung eines neuen, einem anderen Styl huldigenden Architekten, jetzt systematisch bei jedem einzelnen neuen Villenbau benutzt, indem man Concurrenzen ausschreibt und auf diese Weise möglichst heterogene Bildungen der verschiedensten Architekten zu erzielen sucht. Abwechselung, Gegensätze größter Art, das ist heute die Losung; nur ja keine Harmonie!

Und da jetzt so ziemlich alle Style der verschiedensten Länder und Zeiten wieder aufgenommen worden sind, so werden sie auch Alle wild durch einander verwendet: Die bequemste Manier, um Abwechselungen und Gegensätze zu schaffen, künstlich (scheinbare) Originale zu züchten.

Es ist dies keine Kunst mehr, welche aus überquellendem Herzen erwächst, sondern eine Kunst des klügelnden Verstandes, beinahe eine Gelehrtenkunst!

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Ein Frauenextrem.

Ein Erlebniß in vier Briefen. Von Eduard Platzhoff-Lejeune.

I.

3. November 190..

Lieber Freund!

Es wird Zeit, Dir endlich meine Adresse zu geben: Alpenstraße 10. Weiß ich doch, wie sehr Du auf Nachricht gespannt bist. Und es liegt bei einem verwöhnten und nervösen Muttersöhnchen wie mir ja auch so viel an einem stillen und freundlichen Heim in der Universitätsstadt, damit ich mit meiner schwierigen Arbeit über die „Psychologie der Frau“ zu Rande komme. Es ist eben doch schwer zu beweisen, daß Moebius Recht hat, aber lassen wir das! Ich will Dir ja von meinem Milieu erzählen, von dem unverhofften Glück, das ich in der Wahl meiner Hausleute hatte. Könntest Du mich nur hier sehen in meiner idealen Bude! Rein, diese Sauberkeit und Ordnung! Die Blumen auf meinem Schreibtisch spiegeln sich im Glanz des Parquets. Jedes Ding ist am rechten Ort. Meine Lampe strahlt vor Reinheit. Kein Stäubchen und kein Fleckchen in der ganzen Wohnung! Das muß ich meiner Mutter daheim erzählen: so weit haben sie's dort doch noch nicht gebracht. Ich glaube überhaupt, daß es einen solchen Muster-Haushalt gar nicht mehr giebt, so geregelt und pünktlich, so blank und ordentlich ist Alles! Auch das Essen ist so gut, sehr einfach, aber mit bestem Material hergestellt und gar zu appetitlich zubereitet. Man möchte ordentlich Etwas auf den Teppich fallen lassen und sofort in den Mund stecken, so reinlich ist es selbst unter dem Tisch und unter den anderen Möbeln. Es geht doch nichts über einen sorgfältigen Haushalt! Hier ist der wahre Beruf der Frau, hier ist ihr Königreich. Weißt Du noch, wie oft wir über die

leidige Emancipation discutirten und wie Du mich beinahe zu Deinen revolutionären Ideen bekehrt hättest? Nun bin ich außer Schußweite, und selbst wenn Du hier wärest, müßten Deine Argumente an mir abprallen, wie eine Flintenkugel an einer Steinmauer. Denn hier sehe ich, wie Recht ich habe, hier ist mein Traum von der seit unvordenklicher Zeit unwandelbaren Mission des Weibes zur Wirklichkeit geworden. Daran können Eure anarchistischen Pläne, Eure Idole von Freiheit, Lebensgenuß und sogenannter Schönheit zum Glück nie und nimmer etwas ändern.

Auch meine beiden Hausdamen sind wirklich recht nett. Die Mutter, eine würdige Matrone, die aus sehr guter Familie sein muß (ein Vorzug, den Du leider nie zu schätzen wußtest!), hat offenbar bessere Tage gekannt. Sie beschäftigt sich vorwiegend mit Zeitunglesen, Briefschreiben und Handarbeiten, ist übrigens eine kluge und etwas sehr lebhafte Frau. Aber die Tochter ist die Seele des Hauses; ihr danken wir die Vollkommenheit dieser Idylle. Unermüdlich vom frühen Morgen bis zum späten Abend, Tag aus, Tag ein ist sie für unser Glück thätig und sichert unsere Behaglichkeit mit Hülfe einer trefflichen Hausfrau, der sie sehr zugethan ist. — Nun, glaube darum nicht, daß wir morgen Verlobung feiern. Von dem Wollen oder Nichtwollen des Fräuleins ganz abgesehen, weiß ich doch nicht, ob wir so ganz in Allem zu einander passen. Wenn sie mir mit ihrem schweren Gang und ihren etwas eckigen Bewegungen in der Stadt begegnet, ist meine Begeisterung für sie etwas schwächer. Auch scheint sie ein wenig mürrisch und manchmal beinahe grob zu sein, und dann ist ihre Stimme eher unangenehm. Ueberdies dünkt es mich, als höre ich je und dann einen ziemlich lebhaften Wortwechsel zwischen ihr und der Mutter, während ich Morgens im Wohnzimmer sitze, da das Machen meines Zimmers immer eine gute Stunde — Montags eine halbe Stunde mehr — dauert. Aber ich täusche mich gewiß, und schließlich muß ja auch das hellste Licht seine kleinen Schatten werfen. Gleichwohl preise ich den Mann glücklich, der dieses einzige Mädchen heimführen darf, denn wenn sie schon so mütterlich für den fremden Miether besorgt ist und seine geheimsten Wünsche, ob zwar mit etwas finsterer Stirn, erfüllt: wie glücklich müssen diese glänzenden Frauentugenden erst den Gatten und die Kinder machen! Ob schon Du's wahrlich nicht verdienst, wünsche ich Dir doch eine solche Gefährtin und schließe für heute als

Dein dankbarer
Christian

II.

3. März 190 . . .

Lieber Freund!

Es ist wirklich nicht recht, daß Du Dich über meine trefflichen Hausdamen und meinen letzten Brief so ungenirt lustig machst. Wenn ich auch in dem verflossenen Monat über Manches anders denken lernte, muß man vor ihnen doch große Hochachtung haben. Inzwischen habe ich zwar Manches gesehen, was mir weniger gefiel. Eine gewisse Ungefälligkeit des Fräuleins ist mir zuerst aufgefallen. Wenn ich einmal unvermeidlicher Abhaltungen wegen — Du weißt, ich bin sonst pünktlich — eine Viertelstunde zu spät zum Tisch kam, zeigte man mir ein böses Gesicht, so daß mir der Bissen im Munde stecken blieb. Und muß ich einmal früher fort und bitte um das Vorrücken der Mahlzeit um zwanzig Minuten, so hieß es das erste Mal, das sei sehr schwer, und das zweite Mal, es sei absolut unmöglich. Da das Dampfboot um ein Uhr fuhr, machte ich mich „ungegessen" auf den Weg und das Fräulein rief mir ob dieser Verschmähung ihrer Kochproducte nach: „Ich denke, Sie werden recht geschaukelt werden." Auch daß ich Freunde empfange, sieht man ungern und bat mich, wenigstens am Samstag Nachmittag keinerlei Besuche anzunehmen. Ist mein Gast fort, so kommt das Fräulein mit einem wollenen Lappen und wischt hinter ihm drein, da sie behauptet, er habe Spuren auf dem Boden hinterlassen. Das ist mir recht unangenehm, denn ich meine, sie wische mir damit alle Güte und Liebe fort, die mir die Freunde gebracht haben. Auch ist die Beinbewegung, die sie dabei macht, recht häßlich.

Bei Tisch erlebt man sonderbare Sachen. So liegt das Brod auf meiner Seite, aber das Messer dazu auf der ihren. Ich soll nämlich kein Brod selbst schneiden, da es Krumen auf den Boden gäbe. Gewöhnlich schneidet man es auf dem Balkon, wo auch der Krumen wegen der Zwiebackskasten gefüllt und selbst im Winter faserige Wolle gewickelt werden muß. Wenn ich Etwas erzähle, so unterbricht man mich plötzlich mit dem Schreckensruf, eben habe mein Aermel wahrscheinlich die Butter gestreift. Dann ist mir plötzlich die Lust am Reden vergangen. — Lange habe ich mir überlegt, warum im Salzfaß nur einige Salzkörner und in dem Glasgefäß für Zucker und Zimmet so wenig Zucker enthalten sei. Ich fragte einmal die Mutter darnach mit der Begründung, daß es doch unpraktisch wäre, die genannten Behälter täglich füllen zu müssen. Da hieß es denn, man verschütte im Schrank durch einen Stoß sehr leicht Salz und Zucker und müsse ihn dann jedes Mal ganz ausräumen, um die Körnchen mit einem warmen, feuchten Lappen fortzuwischen, was sehr viel Mühe mache. — Ferner ist mein Platz sehr ungünstig, da die bedienende Frau in dem engen Zimmer regelmäßig mit ihren Hüften meine Stuhllehne mitnimmt. Auf meine Bitte, den Tisch in der menschenfreien Richtung — wir sind ja nur Drei — etwas hinauf zurücken, bemerkte das Fräulein, dann stehe er nicht mehr auf der Mitte, und das gehe doch nicht; ich solle mich lieber etwas zusammen drücken, aber dabei mit den Hinterbeinen meines Stuhles ja nicht den Teppich aufrollen. — Ebenso hat man mich gebeten, bei bestimmten Obstsorten, Bratensaucen und grünem Gemüse den Mund nicht mehr an der Serviette abzuputzen, die zu sehr darunter leide, sondern ihn erst mit einer Brodkugel abzureiben.

Hie und da wage ich doch einmal eine Bemerkung. So fragte ich unter Anderem, warum wir denn an den schönen, sonnigen Wintertagen immer bei geschlossenen Läden sitzen müßten, sie hätten ja so schöne gelbe Rouleaux gegen die Sonne, die immerhin Licht herein ließen. Worauf mir die Antwort wurde, der Spitzenbesatz dieser Rouleaux leide unter ihrem Gebrauche zu sehr Noth, und der Stoff könne sich zu leicht in den Fensterflügeln verfangen; auch schützten sie die Nähtischdeckchen nicht genugend, deren schöne Farben die Sonne nicht bleichen dürfe. Und im Uebrigen gehe mich das auch gar nichts an, was ja auch wahr ist. Die Damen sind wirklich etwas derb und auch ungefällig. Einen außerordentlichen Gefallen, einen Gang auf die Post oder an den Briefkasten zum Beispiel, darf ich nie verlangen, da das die Hausgeschäfte um eine Viertelstunde zurückbringen und das Programm stören würde. Auch müsse das Mädchen sich jedes Mal anziehen und bringe durch solche unnöthigen Gänge zu ungewohnter Stunde Schmutz in die Wohnung. — Auch meine kalten Abwaschungen begegnen Schwierigkeiten. Ich mußte zwei Quadratmeter Linoleum kaufen, das Abends unter das Sitzbad gelegt und Morgens aufgerollt wird. Außerdem wird das Zimmer noch mit Tüchern ausgelegt, um während des Waschens das Parquet zu schonen. Den Eimer frischen Wassers soll ich Morgens auch nicht mehr bekommen, da er der Putzfrau beim Reinemachen des Ganges im Wege sei, falls ich ihn nicht täglich Punkt sieben Uhr in's Zimmer ziehen könne. Da ich immer noch schlecht schlafe, ist mir diese morgendliche Regelmäßigkeit etwas schwer; ja ganz zur Maschine kann der Mensch doch nicht werden. Im Interesse eines heißen Frühstückskaffees wäre mir diese Verwandlung freilich zu wünschen. Aber das Abends hingestellte Waschwasser wird warm und der Morgens harrende Kaffee kalt! Es ist ja wahr, daß die Damen sehr viel zu thun haben, besonders jetzt im Frühjahr, wo die mit Krystall, Porzellan und Silberzeug übervollen Schränke ausgewaschen werden. Das Putzen des Silberzeuges und das Spülen des Geschirres dauerte etwas über eine Woche. Und doch sind diese aus der besseren Zeit stammenden Schätze seit zwanzig Jahren nie mehr gebraucht worden. Nach dieser Arbeit sind die beiden Damen ganz erschöpft und in recht gereizter Stimmung. Das sei alle Jahre so um diese Zeit, erwiderte die Hausfrau auf meine schüchterne Erkundigung.

Mir scheint beinahe, die Beiden machen sich das Leben unnöthig schwer; glaubst Du nicht auch? Sie könnten in ihrer Lage recht zufrieden sein, sehen aber immer so sterbensunglücklich aus und seufzen wie — ja wirklich wie zwei verhungerte Katzen bei Mondschein. Das drückt auch sehr auf meine Nerven. Zudem leide ich in letzter Zeit an Verdauungs-Beschwerden. Das Essen ist nämlich ebenso reichlich wie gut, und da Fräulein durchaus keine Reste leiden kann, müssen wir immer die Schüsseln leer essen, damit nichts verdirbt. Der Käse, den ich so gerne esse, liegt mir wie Blei im Magen; er wird nämlich immer unreif gekauft, da der reife verfließt und kein Teller zu oft gespült werden muß. In acht Tagen fangen endlich die Osterferien an, und die Hochschul-Bibliothek wird geschlossen. Ich freue mich sehr nach Hause und glaube fast, ich werde mich wirklich recht wohl dort fühlen. Mama kann mir dann auch so Manches erklären, was ich hier nicht recht verstehe.

Dein getreuer
Christian.

III.

3. Juni 190 . . .

Lieber Freund!

Wirklich sehr gut ist es von Dir, daß Du mich in Deinem letzten Briefe so glimpflich behandelst und Dich nicht allzu sehr über mich lustig machst. Grund dazu hättest Du ja, denn mein erster Brief aus diesem Hause war entschieden zu enthusiastisch, und auch mein zweiter war beinahe noch zu vorsichtig. Daheim habe ich eine glückliche Zeit verlebt, und es wird mir schwer, mich wieder hier einzugewöhnen. Mama war von meiner Beschreibung der hiesigen Verhältnisse gar nicht erbaut und rieth mir sogar, auszuziehen. Ich trage mich wirklich mit dem Gedanken, habe aber noch keinerlei Schritte gethan und will erst zuwarten, ob die Damen hier nicht mit der Zeit normaler werden. Einstweilen ist dazu keine Aussicht; im Gegentheil geht es toller her als je. Gestern Morgen störte mich das Fräulein in der besten Arbeit unter dem Vorwand, mein Schuhwerk nachzusehen und widmete sich während einer Viertelstunde den Staubkörnchen, die von den Sohlen meiner Stiefel in den Schrank gefallen waren, der ihre Heimath bildet. Dann fuhr sie mit den Händen unter mein Waschbecken und entdeckte einen sogenannten „Rand", der ihr viel Kummer machte. Heute wurde dieses doppelte Manöver wiederholt und die Kleider durch Umdrehen aller Hosen und Herauskehren aller Rockärmel einer einstündigen Besichtigung unterzogen. Meine schönen Blumen hatten ein paar Wassertropfen auf dem Schreibtisch hinterlassen, die sie mit wilder Geberde und dem erzürnten Ausruf wegwischte: „Ich bin gespannt, wenn diese Rosenwirthschaft endlich aufhört." Diese mütterliche Fürsorge beginnt mich nun zu ängstigen und wird direct peinlich. Mir ist, als zöge Faust's Pudel mit den glühenden Augen um mich immer engere Kreise. Gestern Abend wollte mich mein Vetter noch gegen zehn Uhr besuchen. Da erklärte das Fräulein, zu so später Zeit müsse ich meine Leute vor der Hausthür empfangen, wo wir denn auch im Regen eine Viertelstunde plaudernd standen. Heute Morgen kommt

dazu eine neue Verordnung. Samstags zwischen drei und fünf Uhr, während draußen die Seifen- und Wasserströme über Gänge und Treppen fließen, dürfe ich weder ein noch aus gehen. Als ich nun mit dieser Lection im Leibe nach dem Frühstück auf dem Balcon die nach zwei Regenschauern so herrliche Luft einathmen wollte, hieß es plötzlich: „Bitte treten Sie ja nicht hinaus; Sie wollen mir doch mit Ihren Pantoffeln die Nässe nicht in's Zimmer tragen?“ — Ich flüchtete in meine Bude, zog Schuh und Strümpfe aus und streckte die so befreiten Gliedmaßen wohlig unter den Tisch, bei dem warmen Sommerwetter mit Muße meine Gedanken auf das Thema der Frauenseele concentrirend. Da stürzt diese Person — ich meine das Fräulein — ohne anzuklopfen herein und schließt eilig meine zwei Fenster. „Aber ich bitte Sie,“ stammelte ich. — „Unten werden Teppiche geklopft,“ war die kategorische Antwort und — mit einem strengen Blick auf meine Füße — „den guten Boden brauchen Sie auch mit Ihren heißen Sohlen nicht matt zu machen.“ Draußen war sie, und ich konnte nicht einmal fragen, wie denn das möglich sei. — Die athmosphärischen Einflüsse von außen scheint man hier überhaupt sehr zu fürchten. Wenn die Damen ausgehen, werden stets sämmtliche Fenster wie Läden geschlossen und die Gartenmöbel hereingetragen. „Es könnte doch einmal regnen,“ sagte mir das Fräulein an einem wolkenlosen Maitage, als sie mit diesen Räumungs- und Verrammelungs-Geschäfte sich gerade abgab. „Das könnte es freilich einmal,“ gab ich nachdenklich zurück, „aber es geht vielleicht noch lange ...“ Hat sie der Regenschauer doch einmal bei den häuslichen Geschäften überrascht, so reibt sie, immer röther und zorniger werdend, mit dem bekannten Wolllappen auf dem Parquet herum und stöhnt im Schnaufen wie ein beleidigter Herrgott. Sie hätte alle Klappen gewiß schon geschlossen, als Eros das Wölkchen am Horizont sah; es wundert mich nur, daß sie sie überhaupt noch aufmacht; kommt denn etwas Anderes als Staub und Mikroben herein?

Heute sind vollends alle Teufel los, und mir ist ganz übel zu Muthe. Eine dumpfe Verzweiflung liegt über den Beiden. Jede Frage der Mutter nimmt die Tochter als persönliche Beleidigung auf und antwortet in dem stets gleich herausfordernden, jeden Einwand von vornherein abweisenden Tone. Zwischen hinein seufzt sie laut und thut ihre Arbeit mit einem zehnmal verzweifelteren Gesicht als sonst. Wehe dem Eindringling, der zu läuten wagt und Etwas will! Tief gebeugt im Schmerz, scheint sie schwer zu leiden. Ich fasse mir endlich ein Herz und frage die Mutter, ob der Bräutigam oder ein Bruder gestorben sei. Da höre ich denn zu meiner Ueberraschung, daß die Lauffrau Bauchgrimmen habe und nicht kommen könne. Also das ist es! Dieses Gemisch von mütterlicher Zärtlichkeit und ängstlichem Selbstinteresse für das brave Weib, das sie seit Monaten mit der liebevollsten Rücksicht stündlich umgiebt, contrastirt so seltsam mit der sackgroben Außenseite, die sie uns zukehrt, und mit der täglich zunehmenden Verranntheit in die elende Erbärmlichkeit des unendlich Kleinen. So interessant dieser pathologische Beitrag zur Psychologie der Frau ist, so unheimlich wird er mir. Ich kündige am Ende doch auf Johanni.

Hôtel Schweizerhof. Vier Stunden später. Nur zwei Worte noch, denn der Brief muß fort und ich bin ganz caput. Also! Wir saßen gerade beim Nachtessen und ich erklärte, morgen bei schönem Wetter um neun Uhr mit dem Schiff, bei schlechtem aber schon um sieben mit dem Zuge heimkehren zu wollen. Mit der gewohnten Grazie der Bewegungen und dem bekannten Reiz ihrer zarten Stimme antwortet die Person: „Sind Sie nun schließlich zum Nachtessen da oder nicht? Das muß ich doch jetzt schon wissen; bei Ihnen ist aber auch Alles mehr als complicirt!“ Plötzlich springt sie hastig auf und stürzt hinaus. Hatte sie am Ende meinen Kamm heute zu putzen vergessen, den ich bei meiner Glatzköpfigkeit seit einem Jahre nicht mehr benutze und der gleichwohl alle Morgen mit neuer Kraft abgewischt wird? Doch nein, es war natürlich der eben niedergehende Platzregen, der sie die Höhle schleunigst zu verstopfen trieb. Von einer dunkeln Ahnung getrieben, eilte ich ihr in mein Zimmer nach. Doch das Entsetzliche war schon geschehen: mehrere Tropfen bedeckten das Parquet und ein Bächlein rieselte durch die Stube. Mit verzweifelter Gewalt riß sie, statt einfach die Läden zu schließen, an dem von mir fest gestellten Fensterflügel und stieß heftig mit dem Oberschenkel den leichten, dünnbeinigen Schreibtisch in die Stube hinein. Dieser würdige Geselle verlor in der Angst ein Hinterbein und die ganze Last stürzte in schiefem Winkel zu Boden. Ströme von Tinte, Leim, Federn, Geldstücken und Papier ergossen sich aus den geöffneten Schubladen zu Boden. Ein doppelter Schrei des Entsetzens drang aus unseren Kehlen. Sie stand keuchend vor mir wie eine müde gelaufene Nemesis: „Alles das kommt von Ihren dummen, offenen Fenstern,“ brachte sie schließlich wüthend heraus, während ihr die Zornesthränen über die Backen liefen. Mich packt die Angst, und ich flüchtete in den Salon, schloß hinter mir zu und suchte unter den Beethoven'schen Sonaten die 49. (Nummer 1) zur Beruhigung aus. Auch auf sie scheinen die harmonischen Klänge so besänftigend zu wirken, wie weiland auf den König Saul. In gefaßter Entschiedenheit, wie nach einem gewaltigen Schicksalsschlage, in den man sich mit Heldenmuth gefunden hat, theilt sie mir eine Stunde später in kurzen Worten mit: „Morgen früh wird das Zimmer ausgeräumt, und die Schreiner hobeln das Parquet ab; am Nachmittag kommt eine Putzfrau zum Wichsen und Einräumen. Uebermorgen können Sie wieder in Ihr Zimmer, obwohl ich es nicht liebe, daß man gründlich gemachte Zimmer schon am folgenden Tage wieder betritt. Die beiden nächsten Nächte schlafen Sie im Hôtel.“ Da reifte in mir der verzweifelte Entschluß: „Nicht nur diese, Fräulein,“ bemerkte ich mit einer gebieterischen Geste, „sondern auch die folgenden. Hier ist die Monatsmiethe, und mein Gepäck erbitte ich mir mit der Rechnung morgen früh in den Schweizerhof.“ Sprachlos und schreckensstarr schaute sie dem Gehenden nach. Von dem, was ich in den letzten Wochen ausgestanden, schien sie nicht die leiseste Ahnung zu haben. Da sitze ich nun wie ein Abgebrannter. Was nun werden soll, weiß der Himmel allein.

Dein unglücklicher

Christian.

IV.

September 190 ...

Endlich, wirst Du sagen, lieber Freund! Es war mir unmöglich, mein Schweigen vor meiner völligen Genesung zu brechen; denn ich war krank. Wo es fehlte, hat kein Arzt herausgebracht, aber daß die Schlaflosigkeit und die Verdauungs-Beschwerden eine acute Nerven-Zerrüttung zur einzigen Ursache hatte, war ihnen Allen gewiß. Ich war zu unglücklich bei den Damen! Mein ganzer Mensch schien sich zu verwandeln und zu verengen. Zur Arbeit fehlte jeder Schwung und alle Stimmung war dahin; so viel Zeit ich hatte, die Inspiration blieb unwiederbringlich aus. Wie ein Bleigewicht lag es mir in den Gliedern; das Leben hatte all' seinen Blüthenstaub verloren. Alles war so grau und erbärmlich, so unsagbar muffig und dürftig geworden. Beim Aufstehen Morgens konnte ich das Warum dieses Wiederbeginnes des alten Elendes nicht mehr beantworten, so lahm und gleichgiltig, so fade und ärmlich schleppten sich die langen Tage wie eine faule Schlange dahin. Die Welt schien öde und todt, dunkel und eintönig; gestorben waren alle lieben und feinen Menschen, verschwunden alles tiefe Glück, verloren alle Schönheit und Größe. Nur Nebel und schwer drückendes, endloses Einerlei.

Was waren das aber auch für Menschen! Hat man je schon so etwas gesehen? Die Entwickelung der weiblichen Tugenden als da sind Ordnung und Pünktlichkeit, Sauberkeit und Treue im Kleinen hat sie in eine Sackgasse des Lebens getrieben, wo kein reiner Luftzug und kein weiter Ausblick mehr zu haben war. Und sie bildeten sich auf ihren Alkoven auch noch etwas ein und sahen spöttisch auf die Leute herab, die in Licht und Sturm muthig und froh ihres Weges zogen. Wenn Du etwa glaubst, die Zeiten des Götzendienstes seien vorbei, so irrst Du gewaltig. Meine Hausdamen verehrten eine unpersönliche Macht, der sie unbedenklich Alles opferten! Glück und Gesundheit, das helle Lachen und die erquickende Ruhe, geistige Bildung und künstlerische Genüsse, Vernunft und Bequemlichkeit. Mürrisch und gereizt thut man seine langweilige Pflicht und wälzt wie einen Sisyphosfelsen immer von Neuem die ewig gleiche, unendlich unbedeutende Tagesarbeit. Dieses Mißverhältniß zwischen der aufgewandten Riesenkraft und dem nichtigen Ergebniß hatte für mich etwas Niederschlagendes. Wie Keulenhiebe empfand ich diese tägliche Verletzung der elementarsten Lebensgesetze, ja der einfachsten Gottesgebote, die doch wohl vorschreiben, daß der Mensch sich vom Lastthier unterscheide und mit erniedrigendem Thun seine Würde nicht selbst in den Staub trete! Es gab zwar alle Morgen eine Andacht mit der Lauffrau, aber von praktischem Erfolge war sie nicht; „mach's heute nur kurz!“ sagte obendrein die Tochter fast regelmäßig, „denn wir sind schon spät genug!“ Was wollen denn diese Frauen machen, wenn wirklich einmal ein Schicksalsschlag sie trifft, wie sie Keinem erspart bleiben, Krankheit und Tod? Wenn ein Staubkorn und ein Regentropfen, ein Fettfleckchen und ein Bürstenhärlein den Menschen schon in Wuth und Verzweiflung bringt, wenn eine ausbleibende Lauffrau und ein Waschtag sie krank macht, dann ist das Gleichgewicht so völlig verloren, daß der Patient nur mit einer Pferdekur noch zu retten wäre.

Das Schlimmste ist, daß solche Menschen ansteckend wirken. Ich habe das an mir selbst erfahren, denn solche pathologische Fälle sind keineswegs nothwendig auf das weibliche Geschlecht beschränkt: die Männer können in ihrem Arbeitsgebiet zu den gleichen Extremen kommen und dabei Zeit wie Geld ebenso nutzlos und kläglich vergeuden. Ob man sein Vermögen für die Beschaffung von Staubtüchern, Putzlappen und Besen oder ob man es für Werke über hebräische Interpunktion und äthiopische Varianten verausgabt — in beiden Fällen ist die Entfernung vom Zweck und Sinn des Lebens die gleiche. Ich war dem Abgrund nahe und trete nun langsam, vor seiner Tiefe schaudernd, in das wirkliche Leben zurück.

Nach einigem Suchen fand ich ein nettes Zimmer in einer großen Familie, die so ziemlich das Extrem meiner zwei Damen darstellt. Hier ist nichts definitiv und nichts geregelt, und dieses Freiheitsgefühl des Fernseins von aller Criminalpolizei und von der gesetzlichen Festlegung jedes Athemzuges und jeder Geste ist etwas ganz Herrliches. Hier zankt sich doch Niemand über die Frage, ob ein Handtuch schmutzig oder nicht schmutzig sei oder ob ein Badetuch bis zehn oder bis halb elf Uhr draußen hängen dürfe. Hier wird auch über Wäsche und Kleider, gute Familien und passendes Benehmen, feine Manieren und Anstandsregeln nicht so unendlich viel geschwätzt. Hier rühmt Keiner seine eigenen Verdienste, hängt auch Niemand dem lieben Nächsten spöttlich ein Verleumdungsmäntelchen an, weil an seiner Decke gestern ein Spinnegewebe hing und man trotz dieser Sünde das Gefühl seiner Ueberlegenheit nicht los werden kann. Hier theilt man auch die Menschen nicht mehr in Ordentliche und Unordentliche, Schmutzige und Saubere, gute Familien und arme Familien,

sondern in Gute und Schlechte, in Große und Kleine, Tiefe und Flache wie sich's gebührt.

Gestern überraschte mich meine Hausdame, wie ich in den Staub auf meinem Tisch zeichnete. „Das hätte Marie wohl abwischen können," sagte sie lächelnd — denn hier lächeln die Menschen! „Ja nicht," antwortete ich ganz glücklich; „wenn Sie wüßten, welches Vergnügen Einem der Staub macht, wenn man sechs Monate keinen auf den Möbeln gesehen hat!" Das konnte die Gute nun freilich nicht begreifen, wie sie denn überhaupt nicht versteht, warum ich so selig bin; dazu muß man eben das Unsägliche selbst erlebt haben. — Hier aber ißt man, geht schlafen und steht auf, wann und wie man will. Hier regnet es auch einmal in die Stuben und man freut sich darüber, denn der Schwerpunkt der Sorgen liegt da, wo er zu liegen hat, und das Leben wird von diesen trefflichen Menschen wirklich gelebt, gelitten und genossen. Natur, Kunst, Literatur, Menschen — Alles ist für sie ein Gegenstand innerer Förderung und seelischer Bereicherung. Dazu wird fleißig gearbeitet: der Sohn lernt die Landwirthschaft, die eine Tochter erzieht Negerlein in Madagaskar, die andere giebt Recitations-Abende, die dritte durchzieht ihr Vaterland als adventistische Wanderpredigerin, die vierte besorgt den Haushalt, und Alle sind sie zufrieden und vergnügt, trotz so mancher wirklich schwerer Sorgen, unter denen meine guten Hausdamen schon längst zu Grunde gegangen wären. Mir ist, als seien alle Thore gesprengt und alle Hüllen gefallen. Blau ist der Himmel, lieber Freund, und sorglos ziehen die kleinen Wölkchen drüber hin. Hell scheint die Sonne und Nachts funkeln die Sterne in neuer Pracht. Ich athme Glück und Frieden in der frischen Herbstluft und der Horizont öffnet sich unendlich vor meinem trunkenen Blick. Genesung ist das Loosungswort, Auferstehung aus der Finsterniß des Lebendigbegrabenseins! Geborsten sind die künstlichen Schranken und die falschen Mauern, die mich zu erdrücken drohten, und ich athme frei wie der Wanderer, der aus dunkler Schlucht zur lichten Höhe des Berges empor klomm.

Dies Mal wäre Dein Verdacht in Bezug auf meine ehelichen Absichten schon weit mehr berechtigt. Es wird wohl auch dazu kommen, einstweilen macht die Wahl noch eine kleine Qual. Mein Buch über die Psychologie der Frau macht übrigens Riesenfortschritte. Nur scheint es mir, ich entferne mich immer mehr von der These des wackeren Dr. Moebius und fange an, ihm zu fluchen, nachdem ich mit der Absicht auszog, ihn zu segnen. Sollte die neue Frau doch Recht haben? Entwickele mir doch noch einmal Deine alten Ideen darüber.

Dein überglücklicher

Christian.

PS. Adresse: Im Himmel!

Aus der Hauptstadt.

Berliner Chronik.

Das Entrüstungsstürmchen gegen den Grunewaldschlächter Podbielski hat nicht lange geraſt und ist vorüber gegangen, ohne der ewig fröhlichen, also kerngesunden Landwirthschaftsexcellenz oder den Entrüsteten irgendwie geschadet zu haben. Podbielski thut doch, was er will. Es steht fest, daß die von der künftigen Döberitzer Heerstraße abgeschnittene Nordecke des Forstes verkauft und parcellirt wird. Der Ertrag soll zur Erschließung des Grunewaldes, das heißt zu seiner Verwaldsparkung dienen. An und für sich scheint mir leider diese Finanzpolitik wenig einzuwenden. Das reiche Berlin darf, wenn Adel und Reichthum wirklich verpflichten, nicht verlangen, daß der Staat, also die Gesammtheit der preußischen Steuerzahler, ihm aufhörlich Millionengeschenke in's Haus bringe. Ich schätze unseren Magistrat hoch als sparsamen Verwalter, und ich tadle es deßhalb nicht, daß er seine eigenen, die Gemeindeländereien, grundsätzlich nie verschleudert. Wer zu ihm kommt und Bauland begehrt, der mag ganz unglaublich ideale Zwecke verfolgen — er bekommt es um keinen Pfennig billiger als irgend ein raffsüchtiger Speculant. Ob man am Spreeufer Müll und Steine abladen oder ein Bootshaus für die Jugend errichten will — der Magistrat erhebt in jedem Falle fünfzig Pfennig (manchmal auch eine Mark) Pachtgeld für den Quadratmeter. Ihm sind seine Baugründe lieber als die selbstlosen Beweggründe anderer. Gut so. Daß aber dieselben Leute, denen niemals das sogenannte sociale Gewissen schlägt, vom Staate überströmenden Edelmuth heischen und ganz unbekümmert den Botanischen Garten sowie die nördliche Grunewald-Ecke gratis und franco von ihm begehren, das verblüfft den Eingeweihten. Die märkische Knauserigkeit Berlins in allen Ehren, doch der Mann mit zugeknöpften Taschen, der von seinen Mitmenschen Geschenke erwartet, sieht einigermaßen lächerlich aus.

In Wahrheit glaubt denn auch von den Maßgebenden Niemand ernsthaft, daß die Stadt ohne tüchtigen Griff in den Beutel davonkommen wird. Notabene, wenn sie den Grunewald ganz für sich behalten will. Die Nothwendigkeit dieses Erwerbes ist indessen noch nicht bewiesen. Es handelt sich nämlich bei den strittigen 1800 Morgen um ziemlich ödes Gebiet, das selbst heute, wo noch wanderfreudige Männer den Forst durchstreifen, so gut wie nie aufgesucht wird. Schon weil es als Kugelfang dient. Die jetzt mit thränenerstickter Stimme von den unsäglichen Reizen des der Mordaxt verfallenen Waldes schwärmen, haben die schreckliche Sandwüstenei sicherlich nie durchwatet. Wirklich unangenehm könnten die 1800 Morgen neuer Baugrund nur den großen Terrainspeculanten werden, die beträchtliche Summen in den Gemarkungen Charlottenburgs, Wilmersdorfs, besonders so am Kurfürstendamm herum, stecken haben. Den Actiengesellschaften und G. m. b. H.s, die bisher den Grunewald ausschlachteten. Zinsverluste und Gewinnentgänge der Berliner Großgrundbesitzer mögen nun noch so betrübend sein — wir anderen jedoch haben keinen Anlaß, deßhalb in die Opposition zu stürzen und in nicht besuchten Volksversammlungen feierlich: Entrüsten wir uns! zu schreien.

Es mag wenig angenehm sein, den Drahtziehern und den mit der kochenden Volksseele beschäftigten Hexenküchen auf die Finger zu sehen; der Berliner Chronist darf sich dieser Aufgabe aber nicht entziehen. Wissentlich oder unwissentlich wird er sonst Geschichte fälschen. Ich für mein Theil will zehn Mal lieber auf die Erwähnung der kleinen Skandalgeschichtchen verzichten, die uns jetzt jeder Tag in die Ohren raunt, als schweigend an den großen Aergernissen vorüber zu schleichen. Schon weil sie ausgiebiger sind und das gesammte öffentliche Leben beleuchten statt kleiner Winkel und Ausschnitte. Das Schicksal des Grunewaldes steht mit dem des Thiergartens in nicht allzu losem Zusammenhang, und weil das Thiergarten-Kismet piquanter, feuilletonistischer ist, lockt es die Sittenschilderer zunächst mehr an. Dennoch sollte, wer Augen hat zu sehen und Ohren zu hören, diese wichtigen Sinneswerkzeuge vornehmlich auf den Grunewald richten. Dort thut sich etwas, wie unsere Berliner Grammatik so schön sagt; bedeutende Dinge bereiten sich vor, zu denen man im Thiergarten nur die Ouvertüre gespielt hat.

Der Volkspark wird historisch wichtiger sein als der Hirschpark, zu dem jetzt das Thiergartenrevier gemacht worden ist. Wollte man über die Veränderung des Großen Sternes, des nunmehrigen Jagdplatzes, leidenschaftslos und doch mit gebührender Schärfe berichten, so müßte man die im Handumdrehen aufgeflogenen hundert Urtheile darüber vergessen können. Denn wenn wir auch nicht alle so neurasthenisch faul wie Siegfried Jacobsohn sind, der sich scheereschwingend an die Coupons ausländischer Werthe heranmachte, so stehen wir doch alle unter'm Druck fremder Einflüsse. Die Broncegruppen am Großen Stern sind in Grund und Boden kritisirt worden, in so viel Grund und Boden, wie selbst Podbielski nicht aus dem Grunewald herausschneiden könnte. Kritische Massenmorde; ein Unfug des Absprechens und Abschreibens. — Kommt man durch den winterlichen, leider allzu jämmerlich zerschnittenen Park mit seinen noch immer hübschen Stimmungen zum Großen Stern, so grämt man sich zunächst über die Niederlegung der alten grünen Rondells. Die umstanden ihn früher so urmärkisch und steifleinen, daß einem das Herz im Leibe lachte. Kam der holde Frühling, dann blühte und duftete der Flieder wie toll; zuweilen haben hier sogar, ich kann's beschwören, wirkliche und wahrhaftige Nachtigallen gesungen. Das alles ist also fortgeschnitten worden. Dafür steht hinter den kreischend gelben Broncegruppen klägliches Strauchwerk, das mit dem Metall gar nicht zusammenstimmen will und sich äußerst gedrückt vorkommt. Der einst vielleicht anmuthvolle, jedenfalls volle Platz sieht nun kahl, fast leer aus. Doch das mag sich geben. Schlimmer steht's um die Puppen. Alle diese Schöpfungen, denen das Monumentale so ganz mangelt, würden sich in bedeutend verkleinerten Abgüssen vielleicht recht niedlich ausnehmen. So z. B. die Hasenhetze und der Fuchsjong — gäb' es die 20 cm : 7, so schenkte ich sie dem Fräulein Dutschie, mit dem ich beinahe einmal auf die Jagd gegangen wäre. Jetzt ragt das Riesenmaß der Leiber weit über Menschliches und Menschenmögliches hinaus. Der Hubertus-Brunnen zum Exempel, mit dem idiotischen Hirsch, dem als Waidmann verkleideten Coulissenreißer und dem unechten Gestein, das niemals ein Hirsch betreten würde — der Hubertus-Brunnen geht nicht. Da lobe ich mir noch das Kunstwerk des Hauses Burgeff, welches im Inseratentheil der beliebtesten Wochenschriften zu sehen ist und gleichfalls den Hubertushirsch zeigt, mit einer Reclame für Burgeff-Grün zwischen den Schaufeln. Es ist geschmacklos, aber in seiner Art flott gemacht. Auf diesen mildernden Umstand hat v. Uechtritz, des Berliner Hubertus-Brunnens Schöpfer, keinen Anspruch.

Neben der aus Versehen in Bronce gegossenen zappeligen Porzellankunst am Großen Stern bietet Berlin artistische Genüsse gerade jetzt die schwere Menge. Denn December, der theater- und kunstsalonfeindliche Monat, ist gekommen; wer Etwas zu zeigen hat, zeigt es noch in aller Eile. Von sämmtlichen Kunstgaben und Kunstfragen interessirt jedoch am Meisten die That Jacobsohn's. Ein auffallendes Aergerniß bereitet uns immer reineres Vergnügen als irgend eine Genieschöpfung. Von erklärenden Hypothesen wimmelt's, seit der Verunglückte in seiner grenzenlos thörichten Vertheidigung die Gedächtnißhypertrophie, den Hirnfehler, die aufnehmende und durchgleiten lassende Intelligenz u. s. w. bemühte. Wozu dieser kindische Schwindel, der Alles verdarb? So hätte Siegfried Jacobsohn schreiben sollen, und er wäre dann ein ertappter Spitzbübchen, aber doch ein ehrlicher Kerl geblieben: Jawohl, ich habe gestohlen. Ich bin ein Mensch wie Ihr, in vieler Beziehung sogar ein begabterer Mensch,

aber auch nervöser und abgehetzter als Ihr. Wer mich körperlichen Schwächling sieht und weiß, daß ich mit vierundzwanzig Jahren Vierzigjährige an Reife beschämen wollte, der glaubt mir, daß ich den Anstrengungen nicht gewachsen war. Mein Ehrgeiz schwindelte zu hoch. Ich wollte Mitternacht-Kritiken dichten, wie die Robusten, denen zwei Spalten in vierzig Minuten gelingen, und die nachher zwei Rumsteaks vertilgen oder zwei Portionen Hummermayonnaise mit Kupferberg Gold, ohne daß sie am nächsten Morgen Magendrücken haben. Ich mußte in wahnsinniger Hast für mein Montagsblatt schreiben, unter'm Gedröhn der Presse — und dabei war ich, der Siegfried Jacobsohn, zu lauter Brillanten verpflichtet. Selbst der alte Schnock vermochte das nicht. Und ich bin viel matter, kraftloser, blutärmer als der Vorfahr. Man hätte mir Zeit lassen, hätte Rücksicht nehmen müssen auf meine Kränklichkeit und Abspannung, die mich zu jeder Nachtarbeit, so zum Einbruchsdiebstahl wie zur Zwölfuhr-Kritik, unfähig machte. Dann wäre ich langsam ein Tüchtiger geworden. Statt dessen aber trieb mich die Peitsche an's widrige Hastwerk, und wenn mein Hirn leer war, mein Kopf brannte und mein Körper versagte, mußte ich die geistreiche, die zerschmetternde, die funkelnde und noch nie dagewesene Kritik schreiben ... Die schwarzen Stunden des Krankseins und der Untauglichkeit zur Arbeit kehrten immer häufiger wieder, und für sie rüstete ich mich, indem ich eine Sammlung geistreicher, zerschmetternder, funkelnder u. s. w. Kritiken Anderer anlegte. Erst benützte ich sie mit Vorsicht, bog die Spitzen leis um, änderte die Worte; dann, als Niemand meiner achtete, ward ich frecher und frecher. Bis es so weit kam. So, und nun schlagt mich todt, aber für nicht länger als ein halbes Jahr ... Das hätte Siegfried Jacobsohn sagen, die Nachtkritik einstellen und ein redliches Gewerbe ergreifen sollen.

Unparlamentarisches.

Deutsche Treue.

Das schmiedet Ränke, hadert und schilt
Und zeigt einander die Kralle;
Nur wenn's dem Besuch der Sitzungen gilt,
Dann heißt es: Einer für Alle!

Nutzlose Anstrengung.

Sein Wort hat in jede Redeschlacht
Zweihundert Absentisten gebracht.
Schlimm, daß sich der Reichstag trotzdem noch meist
Beschlußunfähig erweist!

Canal-Voranschlag.

Dreihundert Millionen kaum fordert man laut.
Viel Geld! denkt Alles verwundert.
Der Canal wird billig, er kostet gebaut
Sechshundert bis höchstens siebenhundert.

Kein Avancement.

Das war der Herr von Falkenhayn,
Der Eulenburg auf den Leim trat.
Er zog als Geheimrath in's Herrenhaus ein
Und schied mit dem simplen Geh heim!-Rath.

Stychel.

Unruhe. Selbst Ballestrem unterbricht
Sein allzu pathetisches Tosen.
Wir wollen die Polen einfach und schlicht,
Wir lieben sie nicht in Posen.

*

„Ich eile zum Schlusse." Ein Lächeln verschönt
Die Mienen der Hörer, und Beifall dröhnt.

Für spätere Reden im hohen Haus
Zieht er vielleicht die Moral daraus!

* *

Er tritt demnächst aus der Commission,
Steht heut' im Blatte zu lesen.
Ist der Herr Deputirte denn schon
Ueberhaupt einmal drin gewesen?

Timon d. J.

Aus unseren Kunstsalons.

Vincent van Gogh.

„Der verrückte Holländer" — wie ihn das „Publicum" gemeinhin abthat, obschon er weder ein Holländer, sondern ein Belgier war und obschon er irrsinnig war, als er nicht mehr malte. Im Irrsinn starb er ja auch. Und doch war er als Maler ebenso wenig verrückt, wie Edvard Munch, oder wie Ferdinand Hodler, mit denen er so Manches gemeinsam hatte.

Verrückt? Vielleicht nur, daß wir hier wieder einmal es mit der haarscharfen Grenze zwischen Genie und Wahnsinn zu thun haben. Er wäre mit seiner Kunst sicher für Cesare Lombroso ein sehr interessantes Untersuchungsobject gewesen.

Bei Paul Cassirer sind jetzt über vierzig Bilder und Studien Vincent von Gogh's zu sehen. Eine sehr lehrreiche Sammlung, denn sie kennzeichnet sichtlich eine Entwickelung des Künstlers. Daß es nicht Jedermanns Sache ist, sich mit ihrem Studium zu befassen, gebe ich sofort zu. Wen aber die Liebe zur Kunst nicht davon abhält, d. h. eben gerade dazu veranlaßt, auch ganz außergewöhnlichen Erscheinungen eine spürende Aufmerksamkeit zuzuwenden, der kommt hier auf seine Kosten. Vom „Allerverrücktesten", was dieser Künstler zu Stande gebracht hat, ist hier freilich kaum was zu sehen, doch sicher viel, was sich nur schwer in irgend eine bestimmte Gruppe oder Richtung einreihen ließe. Klar erkennt man aber, daß er von einem verhältnißmäßig noch gemäßigten Impressionismus ausging — man sehe sich z. B. die „Fische" oder „Moulin de la Galette" an, oder vergleiche einige der früheren mit späteren Blumenstücken — zu einem radicalen Neo-Impressionismus gelangte und dann über ihn hinausgehend, seine eigenen Wege zog. Ein Strebender, ein Kämpfer, unausgesetzt auf neue Ausdrucksmittel sinnend, oft verzweifelt sie suchend, so daß sein Farbenbekenntniß immer krauser und verworrener wird und wie er sich immer mehr auch mit brutalen Umrissen begnügt, die er dann mit großen, grellen Farbenflächen ausfüllt, oder aber gar auf einem eintönigen Hintergrund mit solchen Umrissen einen Kopf entwirft, ohne Berücksichtigung seiner Localtöne. Nebenbei bemerkt, reizten intensiv grüne Töne ihn mit suggestiver Gewalt: hellgrüne Bartstoppeln, grasgrüne Augen, ein schweinfurtgrüner Himmel, ein gelbgrüner Hintergrund für einen Rosenstrauß u. dgl. beweisen das. Zweierlei aber vor Allem erkennt man: wie er aus einem Analytiker in Bezug auf die Farbenwirkung ein Synthetiker wurde, wodurch sich erklärt, daß er sich vom neo-impressionistischen Recept abwandte; und dann, wie in ihm, ganz so wie in Munch und in Hodler ein ausgesprochener Sinn für monumentale Wirkung lebte, nur daß er nicht, wie jener, Gelegenheit fand, ihn voll zu bethätigen. Ob ihm die Aufträge hierzu fehlten, das weiß ich nicht: wenn sie ihm nicht fehlten, gefehlt hätte ihm die erforderliche innere Ruhe und Zwecksicherheit zu ihrer Ausführung. Davon zeugt laut Alles, was hier zu sehen ist. Wie er die bekannte Gräberallee von Arles, die Canalbrücke mit den scharfen Conturen und Silhouetten, die provençalischen Landschaften gemalt hat — sie beweisen es besonders eindringlich.

Man erinnert sich wohl noch der ersten Bilder, die von ihm vor ein paar Jahren hier auf einer der „Secession"-Ausstellungen zu sehen waren. Darunter ein Selbstbildniß. Mit der Pelzmütze auf dem Kopfe, mit einem grellfarbigen Shawl um den Hals. Es war wohl ein Selbstbildniß aus der letzten Zeit des Künstlers. Hier, bei Cassirer, ist jetzt ein anderes Selbstbildniß zu sehen, vermuthlich aus früheren Jahren. Wenn das so ist, so ergiebt die Zusammenstellung beider Bildnisse eine ergreifende Kennzeichnung des künstlerischen Schaffensmartyriums, das zwischen ihnen beiden liegt.

Sein Ziel hat der Unglückliche nicht erreicht, aber Ruhe hat er nun gefunden — „der verrückte Holländer".

* * *

Einer, der sein Ziel erreichte, bevor er zur ewigen Ruhe einging, war Edouard Manet. Eines seiner besten Freilichtbilder ist auch zur Zeit bei Cassirer ausgestellt: „Die Wäsche". Eine freundliche rundliche Frau in geschürztem graublauen Kleide steht eifrig arbeitend an einem Waschtrog auf einem Holzstuhl inmitten eines blumenreichen Winkels ihres Gartens; im Hintergrunde hängen ein paar weiße und rosa Wäschestücke in der linden Sommerluft und trocknen; das Töchterchen der Frau steht vor dem Stuhl und sieht der mütterlichen Hantirung aufmerksam zu. Das ist nun Alles. Aber welch' Leben in den Menschen, welch' künstlerische Culturreife in diesem Farbenconcert, wie weich die Luft, die Alles umspielt ...

Daneben wieder natürlich junge deutsche Impressionisten: Robert Breyer, Emil Pottner, Ulrich Hübner. Wie der Hübner vorwärts gekommen ist! Der Einzige fast unter all' den jungen Deutsch-Parisern, die in der Berliner „Secession" eine so große Rolle spielen — das heißt, die Künstler leben nicht wirklich in Paris, nur ihre Kunst thut es — also der Einzige fast unter diesen Jungen, bei dem die eigene Künstlerpersönlichkeit über dem „Recept" steht, wie er das jetzt auch wieder mit seinen Bildern aus Rostock und Warnemünde beweist, während Breyer zwischen Manet und Liebermann hin- und herpendelt und Pottner sich in einer langen Reihe von Pastellen in Bezug auf Motive und Vortragsweise von einer Einförmigkeit zeigt, die dadurch

nicht erträglicher wird, daß diese Vortragsweise auch keinen persönlichen Charakter hat. Martin Brandenburg, Hans Baluschek und der talentvolle Bildhauer Georg Kolbe leisten ihren Secessionsbrüdern Gesellschaft. Neben einer nicht recht geglückten mythologisch-phantastischen Composition „Orpheus“ stellt Brandenburg zartfarbige Marinen in pointillistischer Pastellmalerei aus, Baluschek neben seinen bekannten unbarmherzig naturalistischen, immer die Caricatur streifenden Scenen aus Vorstadtvierteln und Vororten Berlins — eine Reihe schlichter, mitunter etwas trockener Studien aus dem Riesengebirge. Kolbe zeigt einige Actfiguren von schönem Formgefühl und guter Modellirung.

* * *

Im Zeichen des Weihnachtsfestes

stehen die übrigen Decemberausstellungen fast durchweg. Vor Allem die im Künstlerhause, wo man sich wieder einmal davon überzeugen kann, wie viele Berliner Künstler es giebt, von denen man nur wenig weiß, ja manche kaum den Namen nach kennt, und wie auch namhafte gern schlechtweg „Verkaufswaare“ fertigen, was nicht heißt, daß diese „Geschenkkunst“ immer schlecht wäre, und was andererseits niemand den Herren Künstlern verübeln wird — denn sie wollen doch auch leben.

Auch bei Eduard Schulte ist viel „Geschenkkunst“. Dazwischen aber interessantere Collectionen der beiden längst bei uns geschätzten Scandinaven Carl Larsson, des Schweden, des feinen Schilderers der intimen Reize seines kinderbelebten „Heims“, und Christian Halmboe's, des unaufhaltsam vorwärtsstrebenden Norwegers, der sich in seinen Motiven nie wiederholt und dieses Mal u. A. einige raffinirte Lichtprobleme sehr geschickt löst: eine gelbverhängte Lampe auf weißer, von rothem Weinlaub umrankter Veranda in blauer Herbstdämmerung, oder eine Gaslaterne vor brauner Laubmasse, sowie einige Bildnißarbeiten von Fritz Reusing, der unter den Düsseldorfer Collegen auf diesem Gebiete unstreitig einen der allerersten Plätze behauptet, als Colorist, wie als Menschenschilderer, und die Collection von amerikanischen Landschaften Alfred Liedtke's, an denen übrigens das Interessanteste ist, daß sie sich wie märkische Landschaften aus der Bracht-Schule ausnehmen.

Endlich bei Keller & Reiner — Maler wie z. B. Max Rabes und Müller-Kurzwelly, die doch eigentlich das ganze Jahr über „Geschenkkunst“ arbeiten. Doch auch hier wieder daneben für den Freund intimer Persönlichkeitskunst was: die Pastellen Otto Feld's und Fritz Lange-Dedekam's, einer ganz neuen Erscheinung, die man sich wird merken müssen . . . J. Norden.

Notizen.

Die Säcular-Ausgabe von Schiller's sämmtlichen Werken, die der Verlag Cotta in Stuttgart veranstaltet, und die zum 9. Mai 1905, dem hundertjährigen Todestage des Dichters und Denkers, in 16 Bänden fertig vorliegen soll, verdient besonderes Lob. Dem biographisch-kritischen Apparat ist das neueste Ergebniß gelehrter Forschungen zu Grunde gelegt worden; der Text beruht auf sorgfältiger Prüfung aller Varianten. Und doch ist auch hier in ebenso glücklicher Weise wie bei der Goethe-Ausgabe der Schimmer philologischer Kleinarbeit von dem Werke fern gehalten, so daß es als eine Volksausgabe im besten Sinne des Wortes gelten kann. Daß der Verlag diese Volksausgabe unter wahrhaft seltenen Opfern äußerst vornehm, gediegen und dauerhaft ausgestattet hat, ist schon einmal an dieser Stelle mit hoher Anerkennung erwähnt worden.

Goethe's Briefe. Ausgewählt und in chronologischer Folge mit Anmerkungen herausgegeben von Eduard v. d. Hellen. Vierter Band (1797—1806). In Leinwand geb. 1 Mk. (Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart und Berlin.) Der vierte, die Jahre 1797—1806 umfassende Band von Goethe's Leben in seinen Briefen beweist auf's Neue, daß in diesem Unternehmen nicht nur ein correcter Abdruck der schönsten und interessantesten Briefe des Dichters dargeboten wird, sondern eine sorgfältig abgewogene und zu einem künstlerischen Ganzen verarbeitete Auswahl. Die in der Form von Fußnoten gegebenen Anmerkungen lassen trotz ihrer Kürze wohl kaum eine Frage unbeantwortet, die ein aufmerksamer Leser bei Lectüre der Briefe stellen möchte. Außerdem muß es als ein besonderer Vorzug dieses Commentars hervorgehoben werden, daß er aus solchen Briefen, die in den Text der Auswahl nicht aufgenommen wurden, die wichtigsten Sätze an passender Stelle mittheilt. Wer sich die Mühe geben mag, außer dem Text auch diesen Commentar zu lesen, der wird seine unmittelbare Anschauung Goethe's bedeutend vertieft und erweitert sehen.

Sehr hübsche Weihnachtsgaben hat Carl Krabbe's Verlag Erich Gußmann, Stuttgart, dem diesjährigen Weihnachtsmarkt beschert. Hans v. Zobeltitz hat einen Band beigesteuert, der von F. v. Reznicek illustrirte Novellen enthält. Der fesselnde elegante Plauderton in Erzählung und Dialog sind typische Vorzüge Hans v. Zobeltitz', die sich auch in diesen Arbeiten Geltung verschaffen. Der durch Veranlagung und Erziehung ungewöhnlich apart entwickelte Frauencharakter der „Gräfin Langweile“, der, äußerst geschickt und ansprechend verflochten, viel weibliches Räthsel und jugendthörichte Natürlichkeit verleiht, hält durch seine reizvollen Eigenthümlichkeiten das lebhafte Interesse des Lesers gefangen und hebt sich von den beiden edlen Männergestalten vorzüglich ab. „Ihr Bild“ malt mit aufkeimender Liebe der ernste, gefestigte Künstler und erobert sich dabei durch seine Kunst und seine Persönlichkeit das stolze Herz einer verführerischen, schönen, verwöhnten Weltdame. — „Clara Vere“ von Friedrich Spielhagen, illustrirt von René Reinicke. Der gereifte Geist Friedrich Spielhagen's, des Altmeisters unserer lebenden, tonangebenden Romanschriftsteller, hat hier in seiner bekannten Vielseitigkeit aus der Vollkraft seines Herzens heraus ein fesselndes Problem des menschlichen Lebens in eindrucksvoller Weise ausgearbeitet. Die moderne Realistik des äußeren Scheines kämpft mit der idealen Lebensanschauung echten Menschenwerthes. Den Hintergrund der gehaltvollen Handlung bildet bekanntlich das feudale Leben auf dem Stammsitz eines alten englischen Adelsgeschlechtes. — „Gespenster“ und „Sie muß ihr Glück machen“ von Clara Viebig illustrirt von Ed. Cucuel. Allerlei seltsames Gewölk, auf Vererbungstheorie basirende gespenstische Todesfurcht drängt sich in der erstgenannten Erzählung in das Liebesglück zweier junger Leute, bis Vernunft und Wirklichkeit siegen und die Familienbelastung auf immer verscheucht wird. Clara Viebig erweist sich auch hier als Meisterin in der vertieften Schilderung psychologischer Empfindungsprobleme. Die zweite Novelle ist eine reizvolle Kleinigkeit, die äußerst geschickt den tiefen Sinn der vollen Lebenswahrheit, die so oft unsere Herzenswünsche bedroht, verkörpert. Die Ausstattung ist vornehm, die Illustrationen sind fein ausgeführt.

Geschichte der deutschen Cultur, von Dr. Georg Steinhausen. Mit 205 Abbildungen in Text und 22 Tafeln in Kupferätzung und Farbendruck. (Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien.) Daß Georg Steinhausen, auf culturgeschichtlichem Gebiete unter den führenden Forschern bekanntlich einer der ersten, mit seiner rechtzeitig vor Weihnachten erschienenen Geschichte der deutschen Cultur ein Ergebniß langjähriger Arbeit und ernsthaften Strebens darbietet, erkennt man schon bei oberflächlicher Prüfung. Das Werk ist eine systematische auf wissenschaftlicher Grundlage und eigenen Untersuchungen aufgebaute, organisch zusammenhängende Gesammtdarstellung der Entwickelung unserer deutschen Cultur. Das Werk ist keineswegs nur für Fachleute bestimmt, sondern den Bedürfnissen weiterer Kreise angepaßt. Stofflich bringt es viel Neues. Gebiete werden hier in den Vordergrund gerückt, die bisher selbst in besseren culturgeschichtlichen Werken nur wenig Berücksichtigung gefunden haben. In diese Stoffmasse hat Steinhausen lebendigen Zusammenhang gebracht. Die Wechselwirkungen zwischen den verschiedenen Lebens- und Schaffensgebieten des deutschen Volkes werden festgelegt, fremde Cultureinflüsse sind eingehend und systematisch behandelt. Als ein wesentlicher Fortschritt der Culturgeschichtsschreibung ist es zu bezeichnen, daß die Periodisirung des Stoffes aus diesem selbst erwächst, sich nicht mehr an die äußere Entwickelung der politischen Geschichte anlehnt. Nur für gesicherte Forschungswerthe hat der Verfasser bei den angestellten Betrachtungen Verwendung gefunden. Ein sorgfältig angelegtes Register giebt einen Ueberblick über die Fülle des verarbeiteten culturgeschichtlichen Materials. Die Illustrationen, die dem Steinhausen'schen Werke beigegeben sind, Tafeln wie Textbilder, haben, abgesehen von ihrer mustergiltigen Herstellung, ihren Hauptwerth darin, daß sie fast alle Originalen, nicht abgeleiteten Quellen, nachgebildet sind und sehr viel bisher völlig Unbekanntes bringen: Trachten, Wohnstätten, Schmucksachen, Geräthschaften, Scenen aus Familienleben und Arbeit, aus Jagd und Spiel u. s. w. Von farbigen Tafeln erwähnen wir nur das lebensvolle Genrebildchen Stadt und Land im 15. Jahrhundert nach dem „Vlämischen Festkalender“ der Hof- und Staatsbibliothek in München, das getreu wiedergegebene Kartenbruchstück der Peutinger'schen Tafel und die originelle „Belagerung von Nancy“.

Gustav af Geijerstam. Wald und See. Novellen. (S. Fischer. Verlag, Berlin.) Haben wir Geijerstam bisher als einen Erzähler kennen gelernt, der die modernen Probleme des Familienlebens und der Ehe mit einer Meisterschaft zu schildern wußte, die sich mit den besten Psychologen der internationalen Erzählungsliteratur messen konnte, so giebt er sich in diesen freien und stimmungsvollen Erzählungen von einer bisher unbekannten Seite. Die complicirten Helden der Geijerstam'schen Romane haben hier einmal überraschend schlichten, mit der Landschaft eng verwachsenen Menschen Platz gemacht. Die Novelle „Das Geheimniß des Waldes“ ist wohl das Schönste, was Geijerstam überhaupt bis jetzt geschrieben hat. — Geijerstam gehört, so fruchtbar er auch ist, zu den Wenigen, die nicht enttäuschen.

Jakob Wassermann. Alexander in Babylon. Roman. (S. Fischer, Verlag, Berlin.) Ein historischer Roman von dem Verfasser der „Renate Fuchs“ ist gewiß eine Ueberraschung! Bezeichnend und interessant für die modernen Dichter von der Art Wassermann's ist es, daß die Epochen des Niederganges und der Decadenz, wenn sie überhaupt zu historischen Stoffen greifen, für sie die gegebenen sind. Das Buch ist als der erste historische Roman aus der Feder eines modernen Dichters gewiß etwas Eigenartiges, wenn es auch an die „Renate Fuchs“ bei Weitem nicht heranreicht.

Napoleon I., nach den Memoiren seines Kammerdieners Constant. Uebertragen von Oskar Marschall von Bieberstein. (Verlag von Schmidt & Günther, Leipzig. 3 Bde.) Constant, schon im zweiten italienischen Feldzug der Kammerdiener des ersten Consuls, und dann bis zu der Stunde, in der der gestürzte Kaiser von Fontainebleau aus die Reise in's Exil antreten mußte, stets in dem Gefolge des Corsen, hatte es bekanntlich nicht verabsäumt, seine Erinnerungen nieder zu schreiben. Jetzt sind diese interessanten Memoiren von Oskar Marschall von Bieberstein in's Deutsche übertragen worden und stellen sicher eine der fesselndsten und intimsten Veröffentlichungen über Napoleon dar. Das in demselben Verlage erschienene Werkchen „Die Handschelft Napoleon I." wird auch Vielen willkommen sein.

Walter Pater. Plato und der Platonismus. Vorlesung. (Verlegt in Jena bei Eugen Diederichs. 1904.) Nachdem, wie an dieser Stelle angezeigt, in diesem Jahre die „Griechischen Studien" des ausgezeichneten Essayisten Walter Pater in diesem Verlag erschienen waren, hat jetzt die Verlagshandlung in dankenswerther Weise auch die Vorlesungen Pater's über Plato und den Platonismus heraus gebracht. Sie zeigen Pater selbst als den typischen Platoniker, der nicht dem sogenannten Neuplatonismus huldigt, sondern direct an Plato und dessen Glaubensbekenntniß anknüpft. In den letzten Capiteln dieses prächtigen Buches kommt Pater in dieser Weise zu einer Lebensharmonie, die wirklich zu innerer Schönheit führt. Geradezu vollendet an den Vorlesungen ist die Sprache, die etwas von der Gestaltungskraft Nietzsche's an sich hat.

Giordano Bruno. Zwiegespräche vom unendlichen All und den Welten. Verdeutscht und erläutert von Ludwig Kuhlenbeck. Die wissenschaftliche Bedeutung dieser Dialoge Bruno's ist bekannt. Sie entwickeln, indem sie gegen das kosmologische System des Ptolomäus, Aristoteles und des Mittelalters ankämpfen, mit dialectischer Lebendigkeit die wichtigsten Grundgedanken seiner neuen Cosmologie. Der von Ludwig Kuhlenbeck herausgegebene und mit einer eingehenden Einleitung verlehene Neudruck der Zwiegespräche bildet den dritten Band der gesammelten Werke Giordano Bruno's, welche durch einen weiteren vierten Band abgeschlossen werden sollen.

R. W. Emerson. Essays. Zweite Reihe. (Eugen Diederichs in Jena 1904.) Emerson's Essays irgend wie noch empfehlen zu wollen, hieße unnütze Worte machen. Es genügt für alle Freunde einer wirklich bereichernden Lectüre darauf aufmerksam zu machen, daß die zweite Reihe der Aufsätze dieses allergrößten Essayisten in trefflicher Uebertragung und schöner Ausstattung vorliegt.

Goethe's sämmtliche Werke. Jubiläumsausgabe in vierzig Bänden: 19. und 35. Band. (Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachfolger). Die beiden neuen Bände bringen die Fortsetzung der „Schriften zur Kunst" (Band 35) mit den interessanten, selbstständigen Erläuterungen, die Wolfgang v. Oettingen, Secretär der Berliner Akademie, dazu geschrieben. Von philologischer Seite haben sie allerdings sofort Widerspruch erfahren. Jedenfalls sind Oettingen's Anmerkungen aber recht anregend. Man beachte die kritischen Bemerkungen über Goethe's falschen Classicismus S. 336 f., die Geschichtsirrthümer, die ihm untergelaufen sind, den Absatz über den „ungeheuren Abstand zwischen Goethe's Kunstauffassung und der unserigen"; oder über das Rostocker Blücherdenkmal (S. 351 ff.), dessen Schöpfer, Gottfried Schadow, Goethe zuerst so „kühl behandelt" hatte, dann mit antikisirenden, allegorischen Forderungen in seinem Werk so stillos beeinflußte u. A. m. Der fortlaufende kritische Commentar zu Goethe's Kunstanschauungen ist eine Bereicherung unserer Literatur. — Im 19. Band beginnt Wilhelm Creizenach eine neue Ausgabe der Wanderjahre vorzulegen, mit ausführlichen Anmerkungen und einer Einführung.

Noh Huus. Plattdeutsche Gedichte. Von Max Dreyer. Mit Illustrationen von A. Johnsson. (Stuttg., Deutsche Verlagsanstalt. 3 Mk.) Ein Dreyer-Buch, das uns wirklich und fast uneingeschränkt gefällt. Anders als Fritz Reuter empfindet und schreibt dieser Mecklenburger; er ist weniger naiv und ursprünglich, aber von reizvoller, moderner Eigenart.

Die Frau in der bildenden Kunst. Ein kunstgeschichtliches Hausbuch. Von Anton Hirsch, Director der Kunst- und Gewerbeschule in Luxemburg. Mit 330 in den Text gedruckten Abbildungen und 12 Tafeln. (Stuttgart 1905. Verlag von Ferdinand Enke. Gebunden 20 Mk.) Ein interessantes Buch, interessant und von wirklicher Schönheit erfüllt, wie alle Werke dieses Verlages. Wohlthuend vor Allem ist der ehrliche Respect des Verfassers vor der Frauenschönheit und der besonderen geistigen Begabung der Frau, eine Empfindung, die uns von der heutigen „Frauenbewegung" nicht immer gedankt wird, an der wir aber wenigstens der Vergangenheit gegenüber festhalten wollen. Der wissenschaftliche Ernst des Buches kommt selbstverständlich mehr in der Gruppirung des Stoffes, in der historischen Genauigkeit und in der Vorsicht des ästhetischen Urtheils, als in der Erforschung neuer Details zur Geltung, verdient aber alle Anerkennung, namentlich wenn man bedenkt, wie leicht der Gegenstand zu feuilletonistischem Geplauder verführen konnte. Jede deutsche Frau von ernstem Denken wird sich freuen, das geschmackvoll ausgestattete Buch auf ihrem Weihnachtstische zu finden.

Velasquez. Von R. A. M. Stevenson. Uebersetzt und eingeleitet von Dr. Eberhard Freiherrn von Bodenhausen. 8°. Mit 23 Bildertafeln. Brosch. 4 Mk. (München, Verlagsanstalt F. Bruckmann A.-G.) — Die künstlerische Persönlichkeit von Velasquez tritt vermöge des entscheidenden Einflusses, den er auf die Malerei unserer Tage ausübt, immer mehr, und ganz besonders bei unseren Künstlern, in den Vordergrund des Interesses. Wir haben in Deutschland das Werk von Justi und das von Ball über den Meister. Der vor einigen Jahren viel zu früh verstorbene Stevenson, dessen epochemachendes Werk über den Meister hier zum ersten Mal in deutscher Sprache vorliegt, war, selbst ausübender Künstler von Ruf, zugleich Aesthetiker und Kunstkritiker. Stevenson hat die englische Aesthetik entscheidend befruchtet und weiter gebildet. Was an Bedeutendem heute in England über Malerei geschrieben wird, das trägt den Stempel seines überlegenen Geistes.

Bausteine zu einer Lebensphilosophie. Von Dr. Richard Münzer. (Leipzig, Otto Wigand, 1905.) Das nimmermüde Ringen nach geistiger Emancipation im höheren Sinne ist heutzutage stärker denn je. Der tiefer denkende Mensch vermag sich indeß nicht zufrieden zu geben mit dem, was der strenge Fachmann erforscht. Vor das Forum seines eigensten Ich citirt er die Resultate Anderer, die über des Daseins Räthsel gedacht und geschrieben. Das ist der stete Drang nach Selbsterkenntniß. Es zwingt uns, den tiefen, über Ziel und Zweck des Lebens gebreiteten Schleier zu durchdringen, uns Rechenschaft zu geben über Alles, was da ist und was da war. Mancher Wanderer bleibt hier auf halbem Wege stehen. Die Kraft versagt ihm, den dornenvollen Pfad der Selbsterleuchtung emporzuklimmen. Das Ergebniß fremder Denkungsprocesse muß ihm da genügen. Mangel an eigener Ueberzeugung unterwirft ihn dem Autoritätenglauben. Wer aber die Stärke besitzt, in die schier bodenlose Tiefe zu tauchen und dort die Grundpfeiler aller Lebensphilosophie mit eigenen Augen zu prüfen und zu würdigen, der kann mit stolzer Befriedigung zurückblicken auf ein dankbares Stück Arbeit. Zu diesen Kämpfern und Ringern zählt zweifellos der Verfasser des vorliegenden Buches, Dr. Richard Münzer. In fünfzehn Capiteln giebt er uns Bericht über Untersuchungen und Forschungen auf dem Gebiete dessen, „was die Welt im Innersten zusammenhält." Von der Thatsache ausgehend, daß Forschungen über Umfang und Grenzen unseres Erkenntnißvermögens kein positives Ergebniß haben können, leitet er uns durch das Wirrsal von Materien und Geist und führt uns in lichten Projectionsbildern die höchsten Probleme der Menschheit vor. Religion und Philosophie werden ihrem Wesen nach erörtert: „Wir sind nicht da, um zu denken, wie die Philosophen meinen, und auch nicht da, um zu glauben, wie uns die Religionsstifter versichern, sondern wir denken und glauben, weil wir da sind und um unseres Lebens willen, das für uns das Selbstverständliche und sich selbst Begründende vorstellt." In dieses inhaltsschwere Glaubensbekenntniß kleidet der Verfasser alle seine Ausführungen über den Willen und seine Entstehung, das „Uebersinnliche", Schuld und Willensfreiheit, die Pflichten der Selbsterkenntniß und in weiterer Folge seine Gedanken über Ethik und einige Welträthsel. Seine Betrachtungen über Arbeit, Liebe und Kunst treten durch besondere Klarheit der Darstellung hervor. Die Gedanken über Strafe und Reue scheinen mehr in den Grübeleien eines gewiegten Juristen als in den Ansichten eines Philosophen ihren Ursprung zu haben. Doch bleibt auch hier der Verfasser auf der Höhe seiner Aufgabe.

Karl Emil Franzos. Aus den Vogesen. Deutsche Fahrten. Reise- und Culturbilder, Zweite Reihe. (Stuttgart und Berlin. 1905. J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger.) — Ein nachgelassenes Buch. Es schließt sich an die Reisebilder aus Anhalt und Thüringen an und umfaßt: Heidelberg-Straßburg, Alt- und Neu-Straßburg, Münster im E. und Sulzbach. Besonders interessant sind die feinen Beobachtungen und charakteristischen Hinweise des Autors über das germanisirte Elsaß. So sagen die Leute im Elsaß für Karl der Große „Scharlemanje" (Charlemagne), für Wagen „Watürie" (voiture), für Faubourg „Fohbur" &c. Franzos ist Reisefeuilletonist in seiner leichten belletristischen Weise, aber auch die culturhistorischen und socialen Phänomene weiß er treffend zu schildern.

Zur gefälligen Beachtung.

Alle geschäftlichen Angelegenheiten, besonders die Versendung von Beleg-Exemplaren, die Honorirung u. dgl., erledigt ausschliesslich der Verlag, Berlin W 30, Motzstr. 30 I. Man wolle bezügliche Anfrage nur an ihn richten.

Dagegen sind Manuskripte, Bücher, redactionelle Anfragen etc. stets an Richard Nordhausen, Berlin W 30, Gleditschstr. 6, zu senden. Für pünktliche Erledigung kann sonst nicht Gewähr geleistet werden.

Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W 30, Gleditschstr. 6; Expedition: Berlin W 30, Mayfstr. 30 I. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 52. Berlin, den 24. December 1904. 33. Jahrgang
Band 66.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. | Verlag der Gegenwart in Berlin W 30. | Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Vom Recht, zu richten.

Von Johannes Gaulke.

Die Spatzen pfeifen es bereits von allen Dächern: Es steht faul um die deutsche Rechtspflege. Das Volk versteht nicht mehr die Urtheilssprüche seiner Richter. Wir erleben fast täglich einen Rechts„fall", der die Kritik herausfordert. Goethe, der nicht nur in Sachen der Kunst und Literatur, sondern auch in vielen praktischen Lebensfragen immer noch recht behält, nannte einmal die Kirchengeschichte ein Mischmasch von Irrthum und Gewalt. Dasselbe ließe sich auch von der Geschichte der Justiz und des Strafvollzugs sagen — eine Aufeinanderhäufung von tragischen und komischen Momenten. Das Recht, das der Richter stets mit bestem Wissen und Gewissen spricht, giebt mindestens der Nachwelt manches Räthsel zu lösen auf, wenn es nicht gar schon den Spott der Mitwelt herausfordert.

Wir leben bekanntlich im Zeitalter lautersten Humanität. Selbstverständlich ist auch die Rechtspflege von der herrschenden Geistesrichtung nicht unberührt geblieben. Die Zeiten sind vorüber, da man die Strafe als einen Racheact der verletzten Justiz ansah. Die Strafe hat ihre einstige Bedeutung eingebüßt; ja, sie ist kaum noch als ein Sühneact aufzufassen, sondern lediglich als eine Maßnahme zur Besserung des Verbrechers — eine Vorsichtsmaßregel und eine Erziehungsmethode. Wie prächtig das klingt! Die modernen Menschen kommen sich unendlich erleuchtet vor gegenüber den Dunkelmännern des Mittelalters, die allen Ernstes Hexen- und Thierprocesse führten, die den Missethäter auf die Folter spannten, und ihn, wenn er sich renitent benahm, ohne Förmlichkeit in's Jenseits beförderten. Die mittelalterlichen Menschen dachten eben nicht „human"; sie zeichneten sich aber in ihren Handlungen durch eine brutale Ehrlichkeit aus. Es gab kein Raisonnement über die Bedeutung und die Zweckmäßigkeit der Strafe. Der hervorstechende Zug des Mittelalters war die Rohheit, jene Rohheit, der eine köstliche Naivität anhaftet. Es galt damals mehr das Gebot des Alten Testaments: „Auge um Auge, Zahn um Zahn", als die milde Lehre Jesu: „So Dir Jemand einen Backenstreich giebt u. s. w." Das Wesen der Strafe war noch nicht durch humane Phrasen verzerrt und verdunkelt worden. Es lag Sinn im Strafen.

Die Phrase von der Humanität hat sich in alle Institutionen des Culturlebens hineingeschmuggelt, im Uebrigen ist aber Alles beim Alten geblieben. Auch in der Rechts- und Strafrechtspflege. In den Strafgesetzbüchern aller Culturvölker hat das drakonische Gebot des Judengottes die weitgehendste Auslegung gefunden. Es ist das unbestreitbare Verdienst der letzten Jahrhunderte, die Strafrechtspflege in ein wohlgeordnetes System gebracht zu haben. Die köstliche Naivität des mittelalterlichen Menschen, der zu seinem Vergnügen — nebenher wohl auch von dem Bewußtsein geleitet, eine Gott gefällige That zu verrichten — die Uebelthäter prügelte, folterte und tödtete, ist dahingeschwunden; in der Neuzeit wird der Verurtheilte in Gefängnissen und Zuchthäusern schwindsüchtig gemacht und nach einer wohl durchdachten Methode des letzten Restes von Menschenwürde beraubt. Im Effect läuft es auf dasselbe hinaus. Wo steckt nun der eigentliche Fortschritt in der Strafrechtspflege, in der Entwickelung zur Humanität?

Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet!

Ein überflüssiges Wort. Der edle Menschenfreund, der es gesprochen hat, hat die Menschen zu hoch eingeschätzt. Richten und Sich-richten-lassen, Befehlen und Gehorchen, das sind nun einmal die Pole, zwischen denen sich das öffentliche Leben bewegt.

Wer von uns ohne Schuld ist, der werfe den ersten Stein auf sie!

Auch das Wort hätte unausgesprochen bleiben können; Niemand hat sich darum gekümmert. Ein jeder von uns trägt Himmel und Hölle in sich. Es hängt lediglich von der herrschenden Rechtsanschauung ab, ob einer Handlung das Prädicat des Verbrechens oder der guten That zuertheilt wird. Man kann tausend Mal gegen das geschriebene Gesetz verstoßen, man kann selbst hinter Kerkermauern schmachten und doch ein Ehrenmann bleiben. Man kann sich niemals eines strafwürdigen Delikts zu Schulden kommen lassen und doch ein vollendeter Lump sein. Es giebt im Leben eines Jeden Situationen, die ihn zwingen, gegen die Satzungen der Menschen zu verstoßen, um sich selbst treu zu bleiben. Der Angeklagte ist oft nicht bösartiger und gemeingefährlicher als der Kläger. Wo ist überhaupt die Grenze zu ziehen zwischen einer strafbaren und straffreien Handlung? — Wer hätte noch nie gegen einen Paragraphen des Strafgesetzbuches verstoßen — mag er selbst „unvorbestraft" sein? Wer noch nie gegen eines der zahlreichen Polizeigebote gesündigt? Würden alle Missethäter bei der Ausübung ihrer That ertappt — sämmtliche Zuchthäuser, Kasernen und Miethkasernen würden nicht ausreichen, die Schuldigen zu beherbergen. Die meisten verdanken es einem glücklichen Zufall oder ihrer besonderen Umsicht, daß sie nicht gefaßt worden sind. Das deutsche Volk wäre in seiner Gesammtheit ein Volk von „Vorbestraften", würden alle „Schuldigen" von Rechtswegen hinter Schloß und Riegel gesteckt.

Es läßt sich in der Menschheitsgeschichte eher eine Zunahme als Abnahme der Rechte, Gesetze, Verordnungen und Strafbestimmungen beobachten. Der alte Goethe hat immer noch Recht:

Es erben sich Gesetz' und Rechte
Wie eine ew'ge Krankheit fort.

Die Gesellschaft hat in keiner Form der Rechtsinstitution entbehren können. Weil sich nun einmal in jedem Kopf die Welt anders malt, so mußte eine Norm des Denkens, Fühlens und Handelns construirt werden, nämlich das Gesetz; das geschriebene für den irdischen Richter, das ungeschriebene für den himmlischen Richter. Gesetz und Rechte bilden den gesellschaftlichen Kitt; ohne diesen würden die kunstvollen Gebilde Staat und Gesellschaft bald in sich zusammen fallen. Das Recht zu richten ist demnach lediglich aus dem Selbsterhaltungstriebe der Gesellschaft abgeleitet. Letztere setzt bestimmte Richtungslinien für die einzelnen Individuen fest, um eine Collision der gesellschaftlichen und individuellen Interessen nach Möglichkeit zu vermeiden. Und sie geht noch einen Schritt weiter: sie scheidet diejenigen Individuen auf Zeit oder für immer aus, die sich nicht dem Gesammtwillen unterzuordnen vermögen — die Brecher der Ordnung, die Verbrecher.

Der gesellschaftliche Ausleseproceß ist einem Gebot der Selbsterhaltung entsprossen. Die Gesellschaft stellt sich aber auf den Standpunkt des Verbrechers, sobald sie aus dem Rechte zu richten ein Recht zu vernichten macht. Betrachten wir einen concreten Fall. Es wird ein Schädling, ein Verbrecher, zu einer Freiheitsstrafe von einigen Jahren verurtheilt. Der Richter hält seine Ausscheidung für nothwendig, um ihn für eine geraume Zeit unschädlich zu machen und eventuell noch seine „Besserung" herbeizuführen. Die Absicht mag an sich sehr löblich sein. Wie ganz anders gestaltet sich aber in der Praxis der Ausscheidungs- resp. Strafvollzugsproceß! Vor etwa einem Jahre erschien das Buch eines modernen Zuchthäuslers (Aus dem Zuchthause. Von Hans Leuß-Berlin) auf dem Büchermarkte, das eine geradezu vernichtende Kritik der Strafrechtspflege enthielt. Der „Kriminelle" wird bei geisttödtender Arbeit, Isolirhaft, bei unzureichender Nahrung, mangelhafter Bekleidung und der denkbar unwürdigsten Behandlung — verschärft durch Prügel und Zwangsjacke — langsam zu Tode gemartert. Oder ist er nur auf kürzere Zeit eingesperrt und winkt ihm nach Monaten oder Jahren wieder die „goldene" Freiheit, dann beginnt ein neues Martyrium. Geistig und physisch verelendet, weniger widerstandsfähig als zuvor, dazu mit dem Brandmal des „Vorbestraften" versehen, ist er gezwungen, den Lebenskampf unter noch härteren Bedingungen als zuvor aufzunehmen. Ein „Rückfall" bleibt in den meisten Fällen natürlich nicht aus. Abermalige Einsperrung und Tortur, und so fort, bis ihn schließlich der Henker holt. Wer noch einen Funken von Energie, Arbeitslust, Ehrgefühl besitzt, der wird ihn im Zuchthause sicher los, er müßte denn geradezu eine ungewöhnliche Persönlichkeit sein. Für den Kriminellen ist das Zuchthaus die Hochschule des Verbrechens, für den Gelegenheitsverbrecher eine Schule der Leiden, die ihn zum Feinde der Gesellschaft erzieht. Mit jedem Hieb, den er empfängt, wird ihm das Ehrgefühl heraus- und der Haß hineingeprügelt.

Leuß stellt in seinem Buche eine Auslese von Zuchthaustorturen zusammen, zum Theil amtlicher Berichte über Strafvollziehungen, Verordnungen und dergleichen mehr, aus denen der Geist des dunkelsten Mittelalters spricht. Das Menschenleben erfreut sich im Zuchthause keines besonderen Schutzes und keineswegs der Achtung, die wir allem Lebenden — und sei es der niedrigste Organismus — entgegenbringen sollten. Kann es uns unter diesen Umständen noch Wunder nehmen, daß die Achtung vor Gesetz und Recht immer mehr schwindet und auf der anderen Seite der Schrei nach Reform des Strafrechtes und des Strafproceßrechtes immer eindringlicher ertönt?

Unter den zahlreichen Schriften, die sich mit dem erwähnten Thema befassen, erwähne ich die von Max Treu „Der Bankrott des modernen Strafvollzugs und seine Reform" (Stuttgart, Robert Lutz). Der Verfasser stützt sich in seiner Kritik vielfach auf Hans Leuß, aber auch auf bedeutende Strafrechtstheoretiker, wie von Valentini, von dem der Ausspruch stammt: „Nicht für Straflosigkeit plaidire ich, aber dafür, daß man strafen möge, ohne das Elend zu vermehren." Um dieses Ziel zu erreichen, bringt der Verfasser viele beherzenswerthe Reformen in Vorschlag: Zulässigkeit der Geldstrafe für alle diejenigen strafbaren Handlungen, die nach dem Reichsstrafgesetzbuch als Vergehen gelten; Beschränkung der Freiheitsstrafen und deren eventuelle Umwandlung in Geldstrafe, bei rückfälligen Verbrechern dauernde Verschickung; Aufhebung des Unterschiedes zwischen Zuchthaus-, Gefängniß- und Haftstrafe.

Der ausschließliche Zweck der Strafe soll darin bestehen, die Kriminellen „social zu machen". Dazu gehört aber die Umgestaltung der Gefängnißarbeit in rationeller und wirthschaftlicher Weise, Zulässigkeit der Selbstbeschäftigung für alle Gefangene, ihre Weiterbildung durch Unterricht in allen Disciplinen, Beseitigung des Pensums, Freigabe des schriftlichen Verkehrs, Aufhebung des Schweigegebotes und Anderes mehr.

Es steht außer Frage, daß die Behandlung und die Beschäftigung der Strafgefangenen keineswegs dazu angethan ist, ihr Ehrgefühl zu heben. Gerade die Art der Arbeitsvertheilung, die Leistung eines für alle Gefangenen gleichgemessenen Pensums muß eine entsittlichende Wirkung ausüben. Andererseits ist die Gefängnißarbeit, sofern sie als Zwangsarbeit ausgeübt wird, im höchsten Grade unrationell. Wie auch Leuß in seinem Buche ausführt, erwächst dem freien Arbeiter aus der Gefängniß- und Zuchthausarbeit eine höchst gefährliche Schmutzconcurrenz — ein neuer Grund, endlich mit diesem System zu brechen. „Strafen, ohne das Elend zu vermehren!" Es liegt im eigensten Interesse des Staates und der Gesellschaft, sich diesen Grundsatz zu eigen zu machen. Die schon seit Jahren verheißene Reform des Strafrechts kann nur zu einem ersprießlichen Ende geführt werden, wenn die Gesetzgeber sich zu der Anschauung durchringen, daß das Verbrechen im Wesentlichen das Product der socialen und wirthschaftlichen Zustände ist, also eine sociale Krankheitserscheinung, die — cum grano salis — geheilt werden kann. Im anderen Falle wird das Elend steigen in dem Maße, wie man neue Zuchthäuser und Strafanstalten baut — Richten, aber nicht vernichten! Das sollte der Leitsatz des neuen Strafgesetzbuches und des Strafvollzuges werden.

Die Armee der dritten Republik.

Von. Dr. Cajus Moeller (Berlin).

In dem süddeutschen großen Demokratenblatt erschien vor Jahr und Tag ein Pariser Gesellschaftsroman, der die Verwaltung der dritten Republik einigermaßen von dem Belieben einiger Viertelsweltlerinnen abhängen ließ. Das Organ des früheren volksparteilichen Abgeordneten für Frankfurt a. M. hat niemals in dem Verdacht tendenziöser Feindschaft gegen die jetzigen französischen Machthaber gestanden — trotzdem diese Schilderung! Man könnte ihr dennoch absichtliche Uebertreibung zuschreiben, zum Zweck des belletristischen Eindruckes, aber schon Gambetta's „athenisches" oder „perikleisches" Gemeinwesen trug offen die Tendenz der Corruption, und der Sohn des eingewanderten Genuesen an der thatsächlichen Spitze der französischen Staatsgeschäfte hielt diese Tendenz für nothwendig und löblich, wie denn auch seine Gastmäler zu der Verführung durch Geld und Weiber einen weiteren Regierungshebel bildeten und sein Küchenchef einen Ministergehalt bezog. In dem seither vergangenen annähernden Vierteljahrhundert kann das auf keinen Fall besser geworden

sein, wahrscheinlich sehr viel schlimmer. Das sollten sich die Schwärmer für die dritte Republik und deren Machthaber merken, die aus der behaupteten moralischen Angefressenheit weiland des Deputirten Syveton eine Vertheidigung für den früheren Kriegsminister General André und das jetzige Regierungssystem herleiten möchten.

General André's Nachfolger ist ein Civilist; einen Officier scheint M. Combes für diesen Posten nicht mehr gefunden zu haben. Vielleicht wollte man darin auch dem befreundeten England nacheifern, wo der Kriegssecretär herkömmlich ein civiler Parlamentarier ist; indeß das Land mit dem Schutz des Wellengürtels kann sich in dieser Hinsicht viel erlauben, was für festländische Nationen Bedenken enthält; immerhin haben sich auch dort Stimmen erhoben, die für den Fall großer Verwickelungen die britische Armeeverfassung als völlig unzureichend bezeichneten. Fest steht jedenfalls, daß bei dem jetzigen französischen Armeesystem die Patrioten einer großen kriegerischen Probe mit Besorgniß entgegen sehen. Lucien Descaves' „Sous-Offs“ schilderten vor einem halben Menschenalter sehr wirksam die Corruption des französischen Unterofficiers; die Darstellung erweckte übrigens weniger den Eindruck starken Raffinements als großer Abgestumpftheit in diesem militärisch so wichtigen Stande. Weit bedenklicher aber dürfte der Zustand des französischen Officiers sein. Vergebens würden wir uns rechts der Vogesen darüber verhehlen wollen, daß in jenem Officiercorps während des jüngsten Menschenalters sehr eifrig gearbeitet worden ist; nicht bloß Geographie dürfte man dort erheblich mehr gelernt haben als 1870. Die französische Armee war zeitweilig ein furchtbares Revanche-Instrument in der Hand eines fähigen Militärs und sie ist es augenscheinlich noch. Aber man versteht freilich den Kummer der dortigen Nationalisten, wenn man erfährt, daß General André ein förmliches politisches Angebe- und Spionagesystem im Officiercorps eingerichtet hatte. Dergleichen muß jede Armee auf die Dauer unfehlbar zerrütten.

Der politische Officier ist eine in allen Ländern mögliche Erscheinung; wir haben ihn auch in Deutschland und Preußen an einflußreicher Stelle gehabt, und sein Wirken war nachtheilig genug. Er ist bei uns doch nur eine vereinzelte Erscheinung. Bei den romanischen und slavischen Völkern kommt er häufiger vor. Die Belgrader Mörder vom 10./11. Juni 1903 sind sein zu besonderer Blüthe gelangtes Exemplar; auch ohne Königs- und Frauenmord aber kennt man ihn in Spanien an dem gleichmüthig geübten Bruch des Fahneneides. Drei Könige im Besitz aller Soldatentugenden haben aus der italienischen Armee jetzt allmälig diesen Schaden herausgebracht; aber es bedurfte dazu langer Zeit. In Frankreich unter der dritten Republik wuchert diese Mißbildung und scheint nothwendig weiter wuchern zu müssen. Höchstens ein Bonaparte könnte dem ein Ende machen, aber Prinz Louis Napoleon ist russischer Generalmajor und der weiße Zar der Verbündete des Präsidenten Loubet. „Wollen Sie nicht den General Boulanger kennen lernen?“ wurde bei einem Pariser Besuch Don Emilio Castelar gefragt. „Das brauche ich nicht,“ war die Antwort, „er ist ein spanischer General.“ Wie viele solche Generäle er selbst politisch auf dem Gewissen hatte, zog der idealistische Republikaner allerdings zu verschweigen vor. Das jetzige französische System hatte einen Boulanger geschaffen, und nur die eigene Unfähigkeit stürzte ihn, aber das System dauert fort, und seine Wirkung kann jeden beliebigen Tages dieselbe sein wie damals

Man liebt auf der republikanischen Seite den Hinweis auf jene politischen Generäle, die vor elf Jahrzehnten und später die Armeen des verbündeten Europas besiegt haben sollen. Eine sehr wirksame Legende, von der leider bei genauerer Prüfung äußerst wenig übrig bleibt. Abgesehen selbst von dem Sturz dieser ganzen Herrlichkeit durch Bonaparte, aber die übrigen Befehlshaber der französischen Revolutionsarmee sind mit ganz geringen Ausnahmen von den Preußen, Oesterreichern und Russen gründlich besiegt worden; die Namen Hohenlohe, Erzherzog Karl, Suwarow können in dieser Hinsicht wohl genügen. Im Uebrigen endeten jene glänzenden französischen Generäle meist zu früh, als daß über ihre Persönlichkeit ein abschließendes Urtheil möglich wäre. Marceau fiel im Lahnthal durch die Kugel des Tyroler Scharfschützen, Hoche starb daheim in Frankreich durch ein nicht ganz aufgeklärtes Fieber; der Dolch des muhamedanischen Fanatikers in Kairo beseitigte Kleber, den in Straßburg geborenen Sohn eines Kölner und Enkel eines Münchener Kurfürsten; übrig blieb Moreau, den man jedoch mit Unrecht für einen Republikaner hält. Auf seinem süddeutschen Feldzug von 1800 hat er sich überall fürstliche Ehren erweisen lassen, als Bonaparte noch der Bürgerconsul war. Wie aber sonst in jenen Kreisen gedacht wurde, beweist die Geschichte aus Masséna's Denkwürdigkeiten, wie dieser im Namen der französischen Corpsgeneräle zu dem ersten Consul gesandt wurde, um für diese Befehlshaber erhöhte Autorität auch im politischen Styl zu erwirken. Sie wollten in ihren Städten sein was Bonaparte in Paris, wobei aber der Letztere die Oberleitung behalten sollte. Dem ebenso liebenswürdigen wie raubgierigen Nizzarden hatte der Corse die Rettung bei Rivoli verziehen, was er mit der Rettung bei Castiglione dem halbdeutschen Augereau niemals gethan hat; er liebte den ersteren sogar. Aber der gewandte Italiener kam damals unverrichteter Dinge aus den Tuilerien zurück. „Bei meinen ersten Worten machte er ein Gesicht, als ob er mich von einem Grenadierpeloton auf den Hof führen und erschießen lassen wolle,“ sagte er seinen Auftraggebern entschuldigend, „da brach ich lieber ab.“ „Also Sie wollen mich daran hindern, Frankreich von den Advocaten zu befreien?“ fragte am 17. Brumaire der werdende Dictator einen Pariser Befehlshaber. „Geben Sie mir die Hand, General, wir werfen die Canaillen in die Seine,“ antwortete der also Apostrophirte; dabei war Alles auf die Republik vereidigt. Napoleon hat später nach 1814 einen Theil dieser Generäle des Verraths beschuldigt, nicht ganz mit Recht, aber auch nicht überall mit Unrecht; der politische General ist eben meist zu Allem fähig.

Dabei muß man stets im Auge behalten, daß damals die Ideen von 1789 noch jung, kraftvoll und verbreitungsfähig waren. Zwar kaum mehr in dem Blut- und Kothsumpf der alten Lutetia Parisiorum, wohl aber in der Provinz und an der Grenze. Vor der Guillotine entrannen nicht bloß aus der Hauptstadt die politisch Compromittirten zu der Armee; die Denkwürdigkeiten zahlreicher Officiere legen davon Zeugniß ab; so ganz neuerdings die des Generals Thiébault, des in Berlin geborenen Sohnes eines der von dem großen König hierher gerufenen Akademiker. Unter den Waffen war man sicher. Die soldatische Ehrenhaftigkeit duldete dort keine politische Ausforschung oder Angeberei. Die von dem Pariser Convent dorthin geschickten Deputirten-Commissäre wurden sehr bald von den Officieren ignorirt und später kurzweg abgewiesen; die kriegerische Nothwendigkeit brachte das mit sich. Für dergleichen war man damals noch nicht gebildet genug. Jetzt ist das ganz anders geworden. Ueber die Ideale von 1789 lacht man Angesichts der Börsenrepublik, diejenigen des Juni 1848 und des März 1871 aber sind vorläufig begraben. Vielleicht kehren sie noch einmal wieder; wer würde das jetzt bejahen oder verneinen wollen? Gewiß ist nur, daß die radicale und atheistische Agitation in der Armee jetzt durch keinen idealen Anstrich mehr verschönt wird. Die militärische Laufbahn hängt von der politischen Gesinnung und Empfehlung ab; der Minister, unter ihm der Deputirte, unter diesem der einflußreiche Wähler entscheidet darüber. Längst weiß man, daß in den gebildeten Ständen fast nur noch die Söhne der politisch Uebelangeschriebenen in den bunten Rock fahren und in der Kaserne leben müssen. Schon der einflußreichere republikanische Wähler

schützt seinen Sprößling davor. Die Folge ist natürlich ein allgemeines ruere in servitium, ein Wettlauf im Servilismus vor den Machthabern, alles dies unter dem Namen der angeblich freiesten Staatsform. Früher war man darin offenherziger; im Grunde wird doch kein vernünftiger Mensch behaupten wollen, daß die Ruthen und Beile der römischen alten Republik sammt ihrer vor bald vier Menschenaltern an der Seine beliebten Nachahmung ein besonderes Völkerwohlsein bedeutet hätten. Oder im alten Athen und Rom jenes System der Sykophanten und Delatoren, das dort officielle Staatseinrichtung war und von den André und Genossen auf die Armee der Bayard und Villard's nach Möglichkeit übertragen worden ist. Desgleichen zerstört jede Kameradschaftlichkeit und zuletzt jeden Patriotismus. Auch der Schrecken nützt nichts mehr, seit man für die compromittirten Politiker und Officiere statt der Guillotine oder der Straßenmauer nur mehr Haft und Pensionirung hat.

Als Protest gegen das ganze Wesen soll jetzt in dem durch Syveton's Tod erledigten Pariser Wahlkreis der frühere Oberst Marchand mit der Deputirtenschärpe geschmückt werden. Die Pariser Demonstrationen bei jenem Todesfall machen seinen Wahlsieg wahrscheinlich, zumal der politisch Geopferte von Faschoda wenigstens bis vor Kurzem unermeßlich populär war; seine Abneigung der Candidatur wird sich nach den bisherigen Erfahrungen vermuthlich überwinden lassen. Ob dagegen das zwischen König Eduard und Herrn Delcassé vereinbarte neue westmächtliche Einvernehmen an Beliebtheit aufkommt, wird sich zu zeigen haben. Es wäre interessant, wenn jener Delcassé'schen Politik gerade von der Pariser Wählerschaft ein solcher Echec geboten würde. Ohnehin kann sie mit ihrem Erfolg mehr als nur in Frage gestellt werden, sobald der Zar von seiner Gemahlin die Erlaubniß zu jener Dardanellendurchfahrt der Schwarzenmeeresflotte erlangt, welche die neuerdings so laut gewordene öffentliche Meinung des Zarenreiches jetzt täglich drohender fordert.

Literatur und Kunst.

Kunst und Preußenthum.

Von Dr. Heinrich Ilgenstein (Berlin).

Es ist in neuerer Zeit nicht nur für Süddeutsche oder Nichtpreußen, sondern sogar für einen Theil der Preußen selbst allgemach zu einer fast lieben Gewohnheit geworden, künstlerisches Empfinden und Preußenthum als heterogene Gegensätze hinzustellen. Man kann es in München und Dresden tausend Mal hören, daß nichts so kunsttödtend und unfruchtbar wäre wie unser engeres Vaterland, und daß die Preußen im Gegensatz zu den anderen deutschen Stämmen künstlerisch doch außerordentlich minderbegabt sind. Auch in den Künstler- und Schriftstellerkreisen Berlins treibt, wie ich aus Erfahrung weiß, diese Preußenverachtung manchmal die seltsamsten Blüthen. Wenn man den absprechenden Reden und Wendungen, welche in dieser Hinsicht in den Literaturcafés und Künstlervereinigungen gethan werden, auch nur zur Hälfte glauben wollte, ist Preußenthum gleichbedeutend mit Unkunst, und in unsern Landen nichts, aber auch rein gar nichts mehr zu holen.

„Ich könnte es in Ihrem Lande," versicherte mir einst ein bedeutender Münchner Maler, ohne dabei einen Scherz zu machen, „auch noch nicht zwei Monate aushalten. Post, Eisenbahn (hier irrte der Herr sich offenbar), Militär, Wohlfahrtseinrichtungen, Alles erster Klasse, wenn Sie wollen — aber wie unkünstlerisch ist diese auf Alles übertragene Pünktlichkeit, dieser Schneid und dieser Hang zu Aeußerlichkeiten selbst in privaten oder gar angeblich künstlerischen Kreisen. Uniformmenschen, selbst wenn sie längst den Waffenrock abgelegt haben. Wenn in Berlin nicht die Capitalisten säßen und viele von uns aus diesem Grunde auf diese sonst künstlerisch wenig reizvolle Stadt angewiesen wären, kein Künstler von Bedeutung würde dort für die Dauer seinen Wohnsitz aufschlagen. Es ist keine Stimmung in Ihrer Lebensauffassung ..." Wenn man, wie dieser Mann und viele andere, den Fehler begeht, etwa Berlin so ohne Weiteres für Preußen oder den besonderen Ausdruck eines ungesunden Preußenthums zu halten, so entbehrt das absprechende Urtheil, so oberflächlich es auch ist, doch nicht eines gewissen Scheins von Recht. Man braucht ja nur an die allerdings bis zur ärmlichsten Stimmungslosigkeit mathematisch und gerade durchgeführten Straßenzüge Neu-Berlins zu denken und sich daran zu erinnern, wie lange unser Auge in diesen Straßen vergeblich nach einem Ruhepunkt oder nach der kleinsten künstlerischen Freude suchen muß, um zuzugeben, daß hier Unkunst und Stimmungsarmuth wahre Triumphe feiern. Aber es ist doch sicherlich weit verfehlt, für diese Erscheinungen, wie das so oft geschieht, etwa das Preußenthum als solches verantwortlich zu machen. Das fast mit beängstigender Geschwindigkeit emporgewachsene Berlin muß in dieser Hinsicht mit ganz anderem Maße gemessen werden wie etwa Paris, auf das Geschichte und eine bedeutend langsamere und gesündere Entwickelung gewissermaßen eine Patina gelegt hat, die die preußische Hauptstadt unmöglich haben kann. Außerdem hat Berlin für uns eine gänzlich andere Bedeutung, wie eben Paris für Frankreich. Paris ist, wie Jedermann, der die Franzosen kennt, zugeben wird, wirklich das Herz Frankreichs; wer Paris kennt, kennt sozusagen Frankreich überhaupt. Paris ist nicht nur der Mittelpunkt des politischen und gesellschaftlichen Frankreichs, sondern — und dies ist für eine künstlerische Einschätzung von ausschlaggebender Bedeutung — wirklich ein untrüglicher und klarer Spiegel der französischen Seele.

Ganz anders liegen indessen die Verhältnisse bei Berlin. Berlin für das Herz Deutschlands zu erklären, wird auch dem eingefleischtesten Berliner wohl nicht einfallen, und Neu-Berlin ist eine fast über Nacht emporgewachsene, im Zeitalter des absoluten Materialismus entstandene Großstadt mit allen Mängeln und Fehlern der Zeitepoche, welche eine unerhörte Mechanisirung der Menschheit verursacht hat. Dies schnelle Wachsthum Berlins und der Umstand, daß dieses Wachsthum gerade in diese Epoche fiel, ließ nationale künstlerische Einflüsse gar nicht aufkommen. So ist Neu-Berlin eine moderne Großstadt von künstlerisch specifisch internationalem oder jedenfalls nicht nationalem Charakter. Was, wie die geraden Straßenzüge, die mit Stuck überladenen Häuserfronten, die protzenhaften Treppenaufgänge und die goldüberladenen Cafés und Restaurationen, so betrübend kunstfremd an Berlin wirkt, ist das Arbeitsresultat eines ebenso international wie unkünstlerisch gesinnten Unternehmerthums, das sich in allen Ländern und zu jeder Zeit — eine natürliche Folge überhasteter Entwickelungen —, breit zu machen pflegt, wo es eben geschäftlich etwas zu holen giebt. Das wäre, dieselben Entwickelungsbedingungen vorausgesetzt, ebenso der Fall gewesen, wenn etwa die politische Entwickelung Bayerns oder Sachsens auch in so kurzer Zeit die Hauptstädte dieser Länder zu Millionenstädten gemacht hätte. In diesen Erscheinungen aber irgendwie einen Niederschlag des Preußenthums zu sehen, ist ebenso kurzsichtig wie ungerecht.

Es kommt hinzu, daß die Preußen ebenso wie die andern Deutschen im Vergleich zu den Franzosen oder Amerikanern eigentlich nichts weniger als geborene Weltstädter sind. Das zeigt am deutlichsten ihre Kunst und Literatur, die auch heute noch ihre Motive fast immer aus dem Ländlichen und Einfachen holt. Der Gesellschafts- und Großstadtroman bedeutenden Styles hat deßhalb bei uns auch nicht im Entferntesten solche Vertreter wie bei den Franzosen gefunden,

deren künstlerisches Können schon seit vielen Jahrzehnten fast ausschließlich in der Großstadt und deren Lebenserscheinungen seine Quellen hat. Gerade die bedeutendsten modernen Erzähler Frankreichs, Maupassant, Zola und Bourget, sind ohne Paris gar nicht denkbar.

In unserer Dichtung hingegen ist das Welt- oder großstädtische Milieu auch heute noch viel weniger beliebt, als es bei der Vorherrschaft Berlins in socialer und gesellschaftlicher Hinsicht scheinen sollte. Gerhart Hauptmann greift — hierin ein echter Deutscher — fast immer zu Motiven mit landschaftlichem Hintergrund. Selbst in der Zeit, in welcher er sich vorzugsweise in Berlin aufhielt, verlegt er ein Drama wie „Einsame Menschen“ bezeichnender Weise in einen Vorort, um den landschaftlichen Hintergrund nicht zu entbehren. Halbe's bestes Drama, die „Jugend“ spielt in einem ländlichen Pfarrhaus, und die einzige gelungene moderne Gesellschaftsstudie mit wirklich großstädtischem Hintergrund, in der freilich nicht gerade reichen modernen deutschen Theaterliteratur, Sudermann's „Sodoms Ende“ hat einen Dichter zum Verfasser, der in seinen ländlichen Romanen „Frau Sorge“ und im „Katzensteg“ weitaus sein Bestes gab. Daß die Zahl mehr oder minder werthvoller großstädtischer Romane nach meist unvollkommen nachgeahmten französischen Mustern dabei auch bei uns Legion ist, hat hierbei nichts zu sagen. Sie sind anders wie bei den Franzosen bei uns in den seltensten Fällen Kunstwerke ersten Ranges, dienen mehr lediglich der Unterhaltung oder socialen Studien und scheiden deßhalb für eine Literaturgeschichte im höheren Sinne bis auf wenige Ausnahmen aus. Aber es ist durchaus kein Zufall, daß die bedeutendsten deutschen Romane der neueren Zeit wie Wilhelm von Polenz' „Büttnerbauer“, Frenssen's „Jörn Uhl“ und Thomas Mann's „Buddenbrocks“ immer wieder landschaftlichen oder jedenfalls nie weltstädtischen Hintergrund haben.

Nichts ist so charakteristisch für uns, als der Umstand, daß diese seit dem Heimgang Fontane's, Keller's und Storm's ohne Zweifel besten deutschen Erzählungen trotz des immer mächtiger anwachsenden Einflusses Berlins so wenig oder gar nichts Weltstädtisches an sich haben. So ist auch die Literatur — sicherlich neben der Musik der klarste Spiegel des Volksempfindens — ein Beweis dafür, wie verfehlt es ist, in gewissen Seiten des Berlinerthums irgend welche künstlerisch bedenklichen Seiten des ganzen preußischen Volksstammes zu wittern.

Auch für eine so wenig erfreuliche Erscheinung wie die Siegesallee und die merkwürdigen Statuen am Brandenburger Thor glauben viele das Preußenthum verantwortlich machen zu müssen, ohne zu bedenken, wie wenig das Volksempfinden an einer Schöpfung Antheil haben kann, die sich so lediglich als die Idee eines überdies in den künstlerischen Fragen seiner Zeit so wenig glücklich berathenen Herrschers, wie Wilhelm II., darstellt. Die Künstler, die zur Ausführung dieser Idee ihre Kräfte liehen, schufen zudem nicht frei und aus sich heraus, sondern machten doch, um es ganz sachlich auszudrücken, einfach bestellte Arbeit. Bestellte Arbeiten, d. h. in ihrem Charakter ja vorher bestimmte Schöpfungen, wie die Statuen der Siegesallee, werden in den seltensten Fällen der freie Ausdruck gewisser Volkseigenschaften sein, und hier sind sie es schon ganz und gar nicht. Wie anders wirken dagegen die Denkmäler des alten Fritz und Schlüter's großer Kurfürst! Diesen sieht man es auf den ersten Blick an, daß sie auf dem Boden eines künstlerisch noch reizvollen Preußenthums erwachsen sind. Wenn die meisten Schöpfungen Neu-Berlins indessen, wie gezeigt, so ziemlich ausscheiden, so wird man sich auch sonst in unserem Vaterland heute vergeblich nach Künstlern umsehen, die, wie einst Heinrich von Kleist, oder Adolf Menzel, deren Schöpfungen ja auch mehr der eben vergangenen Epoche als der Gegenwart angehören, die Stammeseigenthümlichkeiten eines gesunden Preußenthums unmittelbar zum Ausdruck bringen. Ja, es scheint beinahe, als ob seit der Gründung des neuen Deutschen Reiches eine speciell preußisch empfundene Kunst, die von Gleim's „Kriegslieder eines preußischen Grenadiers“ und Lessing's „Minna von Barnhelm“ ausgehend, einst ihren Höhepunkt in Kleist's „Prinz von Hamburg“ erreichte, keine lebensfähigen Werke mehr hervorbringen kann. Es ist die alte Geschichte. Ein aufstrebendes oder um seine Existenz ringendes Preußen konnte seine Künstler, wie das in der Natur der Sache liegt, zu politisch gefärbten und doch bedeutsamen Schöpfungen begeistern. Ein gesättigtes und politisch nicht nur sorglos, sondern sogar glänzend dastehendes Preußen läßt künstlerisch offenbar ebenso kalt wie der keine Curven und Steigerungen bietende satte und sichere Reichthum eines Privatlebens. Was die äußere Politik anbetrifft, ist eben Preußen — wenn auch nicht Deutschland — mit der Reichsgründung in jenen Zustand der Wunschlosigkeit gekommen, der für den Bürger die Sicherheit eines wohlfundirten Hauses, für den Künstler aber Armuth und Unfruchtbarkeit bedeutet. Es ist wohl nicht zu viel gesagt, wenn man behauptet, daß das Preußen von heute eigentlich nichts Kunstbegeisterndes mehr hat oder geben kann. Darum wird es auch, so lange es seine jetzige, menschlich und national ja nur erfreuliche Stellung wahrt, eine politisch gefärbte gesunde preußische Kunst von der Art Kleist's, Schlüter's und Menzel's nicht mehr hervorbringen.

Man braucht sich übrigens in dieser Hinsicht nur der äußern Umstände zu erinnern, unter denen etwa Werke wie Schiller's „Wilhelm Tell“, Kleist's „Hermannschlacht“ und der „Prinz von Homburg“ im Allgemeinen zu entstehen pflegen, um zu sehen, daß heute alle psychologischen und ethischen Voraussetzungen für eine Kunst fehlen, die unsere Stammeseigenthümlichkeiten in politischer Hinsicht zum Ausdruck bringen könnten.

Geschichtsdramen allergrößten Styles von der Ideenhöhe und Tragik, wie sie Shakespeare geschrieben hat, kommen natürlich hierbei nicht in Frage, denn diese stellen in ihrer Größe Ausschnitte aus der großen allgemeinen Menschheitsgeschichte und nicht Nationalgeschichte dar.

Bei allen im Nationalen haftenden historischen Kunstwerken läßt sich indessen fast immer ein innerlicher Zusammenhang mit der Gegenwart, in der die Schöpfung entstanden ist, nachweisen. Es ist bekannt, wie Schiller auch in seinen rein historischen Dramen die Fragen, die seine Generation bewegten, zum Ausdruck zu bringen wußte, wie der „Tell“ die Freiheitsidee seiner Zeit verkörpert und wie er den Marquis Posa so ganz anders reden läßt, als es je ein Hofmann Philipp's gethan hätte, um dem Wunsch und der Sehnsucht der Gegenwart Ausdruck zu geben. Lessing stand, wie seine ganze Generation, unter dem Einfluß Friedrichs des Großen, und so verleiht er dem historischen Saladin unverkennbar die Züge des alten Fritz, wie er dem Nathan die Züge des Philosophen Mendelssohn verlieh. Als in den Tagen tiefster Erniedrigung Preußen, von Napoleon geknechtet, nur noch ein Schatten seiner einstigen Größe schien, versuchte Kleist in der „Hermannschlacht“ die blutende Seele seines Volkes durch den Hinweis auf frühere Größe und Stärke zu neuer Hoffnung aufzurichten. So ist bei historischen Dramen mit nationaler Färbung eine lebendige und von heißen Kämpfen oder unstillbarem Sehnen erfüllte Gegenwart fast immer das eigentlich Leben und Seele spendende Element gewesen. Und auch der Blick in die Zukunft gab der Vergangenheit auf diese Weise etwas wie eine neue Jugend.

Das Preußen von heute aber, nicht mehr wie vor der Reichsgründung von einer politischen Sehnsucht erfüllt, und — gewiß eine gesunde Erscheinung — immer mehr im Begriff, in der deutschen Idee aufzugehen, ist bei speciell preußischen Kunstwerken nicht mehr innerlich und fruchtbringend betheiligt. So haben selbst so ehrlich, wenn auch

zu pathetisch empfundene Werke wie Wildenbruch's Hohenzollern- und Preußendramen von vornherein künstlerisch nur halbes Leben, denn sie haben weder Gegenwarts- noch Zukunftswerthe für uns und sind nur Vergangenheit.

Scheint so eine politisch gefärbte Kunst bei uns nicht mehr recht lebensfähig, so ist hierbei doch nicht zu übersehen, wie heute mehr denn je zu einer andern Epoche der deutschen Literaturgeschichte in der sogenannten Heimathkunst die Stammeseigenthümlichkeiten in landschaftlicher, allgemein menschlicher und dialectischer Hinsicht mit neuer Liebe dargestellt werden. Es ist, als hätten sich die deutschen Stämme, von der politischen Sorge erlöst, erst recht auf ihre Eigenart im Kleinen und Intimen besonnen. Daß die Ansätze dieser neuen Kunst, im erfreulichen Gegensatze zu dem socialpolitisch stetig mehr wachsenden Einflusse Berlins und der Großstädte ihre Kraft und ihre Stärke offenbar wieder aus dem Einfachen und Landschaftlichen holen, ist trotz aller Anzeichen einer vorübergehenden Decadenz ein Beweis für die künstlerische Gesundung unseres Volkes, dessen Kunst nach vorübergehenden Abwegen bis jetzt so Gott sei Dank immer wieder den Weg zur Natur als dem einzigen und ewig Leben spendenden Jungbrunnen gefunden hat.

Stefan George.

Von Erich Felder.

„Feierlich sein ist Alles! Sei dumm wie ein Thunfisch, temperamentlos wie eine Qualle, stier besoffen wie ein narkotisirter Frosch — aber sei feierlich, und Du wirst plötzlich Leute um Dich sehen, die vor Bewunderung nicht mehr mäh sagen können.“

So lautet das Signalement Stefan George's und der Seinen in Martin Möbius' Steckbriefen. Das sollte sich eigentlich nicht Steckbrief, sondern Hinrichtung nennen. Man wird an die Weise gemahnt, nach der man einen Wagner, Böcklin, Monet einst zum ewigen Leben befördert hat. — Ist Stefan George, wie sie, ein König von Gottes Gnaden? Ist er ein wirkungskundiger Poseur?

Beides wird ihm die Gerechtigkeit lassen müssen.

Ein Painterpoet erlesenster Art, der sich so reich fühlt, daß er wähnt, sich von der Welt ungestraft abschließen zu dürfen, schöpft er stets aus den dunklen Schachten seiner Seele und schöpft sie schließlich aus, so tief sie sei; nun aber fühlt er sich vereinsamt, nun beklagt er seine „glänzende Vereinsamung“ mit jener echt modernen Sehnsucht, die nicht ein Streben nach bestimmten Zielen, sondern eine Seelenkrankheit ist, während jedes seiner Werke die blühende Hecke verdichtet, mit der er sich gegen die Natur verschließt.

Es lohnt sich, ihm trotz seiner verächtlich abwehrenden Geberde zu folgen, die Schlurfe seines Schattenreiches zu durchforschen, die Schätze vielfarbiger Edelsteine bergen. Mit fürstlicher Ueberlegenheit gebietet er der Sprache, sobald es ihm Ernst ist, ihr den Herrn zu zeigen. Durch seinen formalen Reichthum weiß er über die Armuth eines abgeschiedenen Lebens hinwegzutäuschen, dem es an Anregungen von Außen gebricht. George's Bilder fesseln weniger durch die Bedeutung des dargestellten Gegenstandes als durch die impressionistische Art, in der sie gemalt sind.

Nun hat man öfters gemeint, was dem Maler recht, sei dem Dichter billig. Aber der Schriftsteller drückt seine Absicht eben nicht aus, indem er zu den Sinnen spricht, sondern indem er eine Vorstellung suggerirt. Der bildende Künstler kann durch die Farbenzusammenstellung eines Teppichs, die Linien eines Ornaments den Zweck seiner Mittel restlos erfüllen. Seine Kunst wirkt unmittelbar anschaulich, das Wort erst mittelbar, durch seine Bedeutung. Daher können italienische oder griechische Verse bei all' ihrem sinnlichen Reiz dem Sprachen-Unkundigen keine künstlerische Befriedigung erwecken, denn sie sagen ihm weder, was der Künstler will, noch was er kann. Auch dem in die Bedeutung der Sprache nur halb Eingeweihten erdämmert bloß eine unbestimmte Vorstellung, so wie sich etwa beim melodischen Rauschen des Wasserfalles alles Mögliche denken läßt; die sich am meisten denken, halten sich für die Klügsten — und nicht ohne Grund, daher sich Jeder bemühen wird, in dem Rauschen Sprüche der Weisheit raunen zu hören.

Auf diesen Ehrgeiz Räthsel zu lösen, wird neuerdings in der Graphik stark speculirt; aber kaum Einer macht sich ihn mit größerem Raffinement zu Nutze als Stefan George. Mit vollem Zielbewußtsein und zum Theil mit kleinlichen Mitteln. Ist seine dem modernen Auge so unleidliche Gepflogenheit, die Hauptwörter klein zu schreiben, die Beistriche wegzulassen, etwa einer inneren Nothwendigkeit entsprungen? Gewiß nicht, — aber dieser mühsam ausgeklügelte Rückschritt in's Mittelhochdeutsche trägt unendlich dazu bei, das Dunkle noch zu verdunkeln, so daß betäubender Weihrauch den hohen, schimmernden Dom der Gedanken in dichte Nebel hüllt.

Das Vieldeutige wird auch noch undeutlich.

Man lese z. B. den Beginn des Gedichtes: Morgenschauer.

> Läßt solch' ein schmerz sich nieten
> Und solch' ein hauch und solch' ein licht?
> Der morgen sich gebieten,
> Der fremd und selig in uns bricht?
>
> Wie durch die seele zogen
> Die pfade — dann durch das gefild.
> Gelinde düfte sogen,
> Dann gossen sie sich schnell und wild.

Von dem „solch' ein“ angefangen, das mit vager Geberde hinter die Coulissen oder zur Aufschrift hindeutet, ist jedes der mit erstaunlicher Gelenkigkeit zusammengerafften Motive vorsichtig vor aller Eindeutigkeit bewahrt.

Gewiß ist George ein Dichter, das sagt uns schon der erste Blick, — aber nicht, weil er anders schafft, sondern weil er anders geschaffen ist als die Anderen, hellsehender, traumseliger, weltferner.

Die Mühe, das Gold aus dem Brunnen zu heben, überläßt er zum Theil seinen Bewunderern; und sie bewundern das Resultat um so aufrichtiger, je mehr sie daran Theil haben; sie finden den Maßstab in sich selber, denn jeder andere Maßstab versagt, wo der Zusammenhang mit der Natur fehlt.

Daß George nicht klar sein kann, dies zu behaupten wäre albern. Daß er es nur auf Kosten der Stimmung kann, daß er die suggestive Kraft nicht hat, seine Traumerscheinungen zu materialisiren, erweist sich, sobald er einen bestimmten Vorgang erzählt. Wird er klar, so wird er platt. Da entstehen Satzbildungen, die sich nur durch ihre Gewagtheit gegen die Trivialität zu spreizen trachten, die schlechten Reime häufen sich; mögen sie auch gegen George's formale Vorzüge federleicht wiegen, so prallen sie doch eben darum von ihrer Umgebung um so stärker ab. Erst wenn er nur auf den Ton, nicht auf die Form sieht, offenbaren sich die geheimen Reize seines „Clair obscur“.

Wenn ein Dichter, dem diese Fülle innerer Visionen, diese Sprachgewalt gegeben ist, sich zur Klarheit durchränge, statt zu orakeln, wenn er aus der Natur, aus dem Leben geistige Nahrung söge, statt seine eigenen Säfte aufzuzehren — er müßte einer der ganz Großen werden. Die Welt hat ein Recht, es von ihm zu verlangen. Aber die Schaar der Bewunderer, die ihn auf das hohe Piedestal stellt, um ihn als waltende Gottheit zu verehren, die hindert ihn daran, künstlerisch auszureifen. Diese Schwärmer können uns nicht genug davon erzählen, wie tiefes Menschenleid in jedem von George's Liedern steckt, während sie selbst ihm das tiefste

Märtyrerthum bereiten helfen, das den Schaffenden treffen kann: daß es ihm nicht gegeben ist, restlos zu sagen, was er leidet.

Wie die Dinge liegen, müssen wir von Stefan George's Dante-Uebersetzung sein Bestes erwarten. Der Dichter mit dem Dantekopfe gehört zu den gewiegtesten Kennern des großen Florentiners. Wenn er an den Stoff gebunden ist, wird er Dank seiner prachtvollen Mittel herrlich ausmalen, was ein Größerer mit monumentaler Eindringlichkeit geformt hat.

In George's Werk offenbart sich am schlagendsten, was die Lyrik seit den Classikern an Farbenreichthum gewonnen, was sie an Einheitlichkeit der Form verloren hat.

Unbeschadet der Verschiedenheit der Mittel ließe sich etwa die Proportion aufstellen, daß sich Goethe's Gedichte zu denen George's verhalten wie ein Dürer zur Studie eines modernen Impressionisten. In „Wanderers Nachtlied“ z. B. schafft eine Zeichnung von deutscher Schlichtheit und Bestimmtheit ein großzügiges, harmonisches Bild; George vereinigt wohl seinen unversieglichen Farbenreichthum zu einer wirkungsvollen Gesammtstimmung, während jedoch die Vieldeutigkeit des Gedankens keine festen Formen zuläßt. Die Linienzüge verdämmern in's Wesenlose, wie die einsamen Seelenpfade, die sie schildern.

Wenn wir einmal durch sichtende Wahl wieder zur classischen Einfachheit gelangt sein werden, dann wird sich klar erweisen, wie unsere Zeit der überempfänglichen Nerven ihr vollgerüttelt Maß an Lust und Leid zur feinfühligen Nuancirung der geheimsten Empfindungen künstlerisch zu verwerthen wußte, und in diesem Sinne wird die Nachwelt Stefan George an erster Stelle nennen müssen.

Ich weiß sehr wohl, daß meine Beurtheilung dieser bedeutenden Persönlichkeit den Gegnern als Exaltation, den Intimen aber als Sakrileg erscheinen wird.

Wozu der Lärm, geehrte Herrschaften? Parturiunt montes et nascitur — Radicalismus!

Feuilleton.

Feueropfer.

Eine Weihnachtsgeschichte von Alfred Gold.

Ueber dem Bahnhof lag noch stockfinstere Nacht. In der geräumigen, alten, steingepflasterten Vorhalle brannte bloß ein düsteres Gasflämmchen, in dessen unsicherem Schein man die Bänke an den Wänden und ein paar zusammengekauerte menschliche Gestalten kaum erkennen konnte. Es waren Bauern und Arbeitsgehülfen aus dem kleinen Städtchen, die den ersten Frühzug zur Weiterfahrt in die benachbarte mährische Kreishauptstadt benutzen wollten. Ein paar Säcke und Bündel und, als Besitz der städtischeren Gesellen, ein paar hölzerne Handköfferchen waren in der Nähe des noch nicht geöffneten Billetschalters zusammengerückt. Sonst war alles gähnende Leere im Raum.

Als der Bahnwächter nach einiger Zeit aus seiner hier auch mündenden Wohnung herauskam, ein umfangreicher Riese, der auf einem Gurt quer über der Schulter eine kleine Oellampe vorgesteckt hatte, musterte er mit sicher prüfendem Blick die schlaftrunkenen Gäste. Die richteten sich auf ihren Bänken langsam auf, scharrten mit den Füßen, und indem sie die Pfeifen zwischen den Zähnen behielten, warfen sie in slavischer Sprache einen Morgengruß hin. Einer nahm sich zusammen und ließ zugleich, fortfahrend in demselben, halblaut brummenden Ton, die Bemerkung fallen, daß es besser wäre, man ließe sie in den Wartesaal ein. Dort sei es doch wärmer als hier in der „verfluchten“ frostigen Steinhalle.

Dem Pförtner fiel es nicht ein, darauf eine Antwort zu geben. Er ging weiter und that, als ob gar nicht zu ihm gesprochen worden wäre. Gerade wird er der Narr sein und den Kerlen das Wartezimmer aufsperren; jetzt, wo die große bis zur Decke ragende Rothkiefer dort aufbewahrt ist, und auf den Dielen ringsum all' das viele Zeug und Werg liegt, das als Christbaumschmuck angebracht werden soll. Daneben die qualmenden Bauernpfeifen — die Frau Stationsvorstand sollte es nur einmal bemerken!

So war die Situation, aber sie wurde mit einem Schlage anders, als eine Viertelstunde später ein neuer Gast auftauchte: Herr Julian Kretschmer, der Bankbeamte des Ortes. Herr Kretschmer erschien in einem langen Paletot, dessen hohen Kragen er aufgestülpt hatte, so daß das völlig übernächtige magere Gesicht nahezu verschwand; auf dem Kopfe trug er einen modischen Cylinder, und er rauchte eine lange, dünne Cigarette. Zuerst irrte er ziemlich hülflos über die kalten Steinfliesen, indem er den schneefeuchten Schirm nachschleifte, blieb dann mit salopper Gedankenlosigkeit vor den noch unlesbaren Fahrplänen stehen und setzte sich endlich leichthin auf eine der schmutzigen Wandbänke. Der Wächter war nämlich mittlerweile auf den Steig hinausgegangen und rief über den kaum im Dämmerlicht sichtbaren Damm mit heiserer Stimme ein paar Worte. Dann aber, als der schwerfällige Mann zurückkam und zu seinem Erstaunen den neu angekommenen „Herrn“ erblickte, öffnete er mit einladender Handbewegung die Thür zum Warteraum.

Herr Kretschmer lächelte ob dieser Aufmerksamkeit, und sein schmales, vornehmes Gesicht, in dem der starke Schnurrbart übertrieben kühn sich ansah, verlor dabei etwas von dem unglücklich müden Ausdruck, den es gehabt hatte. Er trat ein. Unter den Arbeitern fragte einer brummend zum Wächter hin, warum der Kerl da, der „Herr“, das Vorrecht habe, in's warme Zimmer zu gehen, aber der behagliche Riese im Dienstmantel überhörte das natürlich.

* * *

Julian Kretschmer erinnerte sich kaum, jemals am Tage so früh aufgestanden zu sein wie heute. Und so ereignißvoll war das für ihn, daß er an nichts anderes denken konnte als eben daran; in seinen müden Gliedern lag nur das eine Gefühl einer ungewohnten Strabe und Beleuchtung. Auf die Rundbank aus graugrünem Sammet, inmitten des kleinen Zimmers, setzte er sich, und in der muffigen Wärme, im schwülen Gaslicht, das wie nach durchwachter Nacht gegen die anbrechende Dämmerung nur schwach zu kämpfen schien — in dieser Luft hier wurden ihm die Augen heiß und brannten. Er ließ die Cigarette zu Asche werden. Die Pendeluhr im braunen Gehäuse, die richtige Wartesaaluhr, zeigte ein Viertel nach sieben. Zwanzig Minuten mußte er noch warten. Erst unterzog er von seinem Sitz aus die wenigen Einrichtungsgegenstände — auch ein paar Placate gehörten dazu — einer genauen Besichtigung. Dann fiel ihm der mächtige Baum in der Ecke auf, aber nur für einen kurzen Moment, denn an Weihnachtslichte wollte er vorerst nicht denken, nicht jetzt, und er sah fast ängstlich daran vorbei. Endlich senkte er den Kopf, und indem er die Augen zusammenzog, fast als ob er den fehlenden Schlaf noch fortsetzen wollte, dachte er an Mancherlei, an Gegenwart und Vergangenheit ... Bilder und Erinnerungen kamen von selbst.

Was wird geschehen, wenn sie jetzt nach drei Vierteljahren wieder einander gegenübertreten? Er glaubt es zu wissen: stillschweigend wird alles gut gemacht sein. Sie wird ihn einen Augenblick ansehen, so mit aufwärts gehobenem Köpfchen und prüfendem Lächeln, und wird ihm sagen, daß sie ihn nicht vergessen konnte. Denn etwas liegt in ihm, das nur durch die Mißlichkeit der äußeren Umstände bisher nicht aufkommen konnte, eine unverstandene, unglückliche Innerlichkeit, etwas Unheimliches, das ihn selber behext, und um das ihn eine Frau unvergeßlich liebbehalten muß. Sie erkennt ihn. War es nicht sofort auffallend, an dem ungebundenen lärmenden Schauspielertisch zu Berlin, wo unter den vielen sie allein einander näher getreten sind? Hat sie ihn nicht sofort, trotz seinem äußeren Gehaben eines wienerischen jungen Bummlers und Theaterfreundes, anders beurtheilt? In süßer Unbekümmertheit um Rücksichten und Bekannte hat sie sich ihm angeschlossen, und es kam das Frühjahr, das sie als Mann und Frau in unvergeßlichem, stillem Einverständniß verlebten.

Es fing mit einem Abend an nach dem Theater, sie hatte nicht selber gespielt, sondern war mit ihm in einer Vorstellung des „Flachsmann als Erzieher“ gewesen; nun sollte er sie auf dem Weg über die Potsdamerstraße zu ihrer Hausthür bringen. Sie ging nicht, sondern wiegte sich und tänzelte wie ein übermüthiges Schulmädel, hielt den Rock ein wenig hochgerafft, denn es thaute über Nacht auf den noch gestern vereisten Steigen, und wenn man sie so von der Seite in ihrem rothen Umhang mit dem weißen Pelzbesatz, mit ihrem phantastischen Federhut sah, so war das kleine Fräulein wirklich nichts weiter als ein großes Kind. Er aber war stumm, schüchtern und wußte auf ihre Blicke nichts zu erwidern, die harmlos und wie zufällig ihn trafen, ehe man an den Straßenecken den Fuß auf den Fahrdamm setzte; und doch sagten diese Blicke deutlich genug:

„Was bist Du doch dumm, mein Lieber.“

Er war stumm, denn er hielt sie für ein falsches, eitles Kätzchen und traute ihr nicht recht. Bis er sich ein Herz faßte und mit etwas gebrochener Stimme fragte:

„Wollen wir noch in diese Weinstube gehen?“

Da folgte sie ihm ohne Lächeln, aber mit freundlichem Gesicht, wie selbstverständlich, in das kleine geschlossene Zimmerchen.

Damit fing's an, dann kam, nach kurzem, ungestörtem, täglichem Beisammensein, die Zeit ihrer ersten Erfolge auf Gastspielreisen. Auf diesen konnte er sie nicht begleiten, denn seine Stellung im Berliner

Bankhaus hielt ihn fest, aber zur Bahn brachte er sie jedes Mal, und ihre Ankunft erwartete er jedes Mal an der Bahn, in der zierlichen landstädtischen Station des Zoologischen Gartens. Und wie war das nur? Spät Nachts, in einer rauhen Aprilnacht, er hatte sich eine Cigarette angesteckt, um etwas Warmes in der Kehle zu spüren, da saß er und wartete, so wie heute. Und dann —? Dann kam sie auf ihn zu, langsam und mit einer Miene, als ob sie ihn kaum noch kannte. Sie sorgte sich um's Gepäck, sie verlangte nach einer Droschke, und es bedurfte eines starken Entschlusses von ihm, daß er überhaupt in den Wagen mit einsteigen konnte. Sie war so sehr gefeiert worden und spielte nun die große Künstlerin, die stolze Dame. Auch das konnte sie manchmal, und auf ihr weiches offenes Kindergesicht fiel dann ein harter Schatten, der nicht nur Trotz und Feindseligkeit verrieth, sondern auch die Absicht, Beides hervorzukehren. Aber ... ein ander Mal war's, da traf sie mit demselben Abendzug ein und war mit einer Collegin, die er nicht einmal kannte, und eilte vor dieser und allen fremden Aussteigenden auf ihn zu und schob den Schleier schon in der Ferne hoch, über die fröhlichen frischen Lippen hinauf, als wollte sie's just vor allen zeigen: „Da bin ich, Dein, Dein Eigenthum; nimm mich hin.“ Was hätte sie damals von ihm trennen können!

Und heute? Wie wird sie ihm heute entgegentreten? Was hat er da heraufbeschworen! Acht Monate außer Briefwechsel, und dann sich wiederzusehen! In der Zeitung stand die Nachricht, daß Fräulein Meta Schütz vor Weihnachten in Wien und später in der mährischen Grenzstadt „gastiren“ werde, die vier Meilen bloß von seinem jetzigen Wohnort entfernt liegt. Da hat er nicht anders können als ihr schreiben, ganz kurz und wortarm, wie es seine Art ist, aber entschieden. Den Zufall müsse er benützen und sie auf ihrer Durchfahrt erwarten und sehen. Längere Zwischenstation sei hier ohnehin, und selbst wenn sie die Fahrt bis zum Nachmittag unterbräche, um ein paar Stunden seinem Verbannungsort zu widmen, kommen sie noch immer zeitig zu ihrem Gastspiel. So weit war er gegangen, vielleicht war es zu weit. Wird sie heraushören, welche tiefe schmerzvolle Sehnsucht hinter diesen Worten ungesagt blieb? Wenn sie es herausempfindet, dann kann sie nicht widerstehen. Und wenn sie über den halben Erdkreis von ihm fern wäre, sie käme zu ihm, um ihn in seinem Unglück nicht allein zu lassen. Aber vielleicht sagte ihr sein Brief gar nicht alles dies? Sie hat ihn vielleicht gar nicht richtig gelesen, nur die Worte gesehen und den einst wohl vertrauten Namen und gedankenlos wieder fortgelegt? Sie wird ihm kühl und erstaunt Guten Tag sagen, wenn sie ihn sieht, und in fünf Minuten geht der Zug weiter. Ach, es ist ihm gar nicht behaglich zu Muthe: er hat in den unausgeschlafenen Gliedern das Zittern, wie ein Schulknabe, der zu einem Rendezvous gehen soll. Es ist scheußlich, wie sentimental man um sieben Uhr Morgens sein kann.

Noch zwei Menschen sind mittlerweile in den Warteraum getreten — das bemerkt er erst jetzt. Ein kleiner lehrerhaft aussehender Mann von unbestimmbarem Alter und eine schlicht gekleidete schöne Frau. Sie sitzen auf der Bank gerade hinter ihm, durch die Rundlehne verdeckt, und im heißen düstern Gaslicht sieht er ihre Gesichter, auch wenn er sich vorbeugt, nur undeutlich. Er hört ihr Gespräch. Sie reden — nach zweifelndem Lauschen glaubt er es erst — sie reden über Tolstoi und die Stellung des „reinen“ Christenthums zu den Kalenderfesten. Aber sie sind einer und derselben Ansicht, und wenn der Mann mit nervösem, lehrerhaftem Eifer freimüthige Meinungen ausspricht, so sagt er offenbar der Frau nichts Neues, die nur mit ihrem edlen Lächeln seine Worte bekräftigt. Mit einem Mal dämpfen sie ihre Stimmen, die schon früher verschleiert waren, als wollten sie den schlafenden Tag nicht wecken, völlig herab.

All' das wirkt auf Julian, als ob es Wunder wären, neu erstandene Weihnachtswunder, ihn zu verwirren; Wunder, die kein Verstand der Erde aus der Welt schafft. Sind diese Klärungsversuche, die er da hören muß, nicht selber wieder Räthsel und doppelt räthselhaft gerade in der geisterhaften Morgenstunde vor dem Fest, dessen siegreiches Symbol hier vor ihm steht —? Er denkt an die Weihnachten seiner früheren Jahre. Seit der ersten Kindheit hat er sie nicht zu Hause verbracht. Vorerst in dem Privatgymnasium, das er als Verbannter der Familie in der Provinzstadt beenden mußte; dann als er nach Wien kam, ursprünglich zur Universität — da stellte sich der endgiltige Bruch mit seinen Leuten ein, und das bunte unsichere Zufallsleben begann. Er wurde Hauslehrer, Handelsakademiker; als ein Glück sah er's an, daß er ein paar Jahre darauf nach Berlin sich versetzen lassen konnte. Dort hat er den heiligen Abend des letzten Jahres verlebt. Auch dessen gedenkt er jetzt. Er gehörte einer Gesellschaft junger Leute an, Heimathloser, wie er einer war. Man trieb sich in Weinrestaurants des Westens herum, und Nachts strömte Alles in den niedrigen, schmucken, laubverzierten Stuben des Charlottenburger Caféhauses zusammen: Schauspieler, Maler, unbekannte Jünglinge mit mächtig geknoteten Shlipsen — eine kleine Welt von Abenteurern. Es war ein falscher Rausch. Daß diese Bilder versunken sind, bedauert er im Grunde nicht. Dann aber kamen die Wochen und Monate mit Meta, und daß auch dies ein Ende haben mußte — —

Es war ein klägliches Ende, daß er sich's heute nur ehrlich eingesteht. Es war ein schlichter Abschied von der Stadt, den er nehmen mußte, weil ihn die bestimmungslosen großen Ausgaben der letzten Zeit bis hart an den Abgrund des gesellschaftlichen Bankbruchs gebracht hatten. Freiwillig wäre er nicht gegangen, und der größte Fehler war, daß er zu lange blieb. Meta hatte es ihm selber oft genug und fast erbittert gesagt, nur er hatte sich's feige verborgen bis zu jenem Abend, wo sie sich in aller Hast gerade noch Adieu sagen konnten. Sie weinte wie ein Kind, nachdem sie ihm vorerst muthig und wacker den einzig möglichen Entschluß gewiesen hatte. Und er mußte froh sein, daß er den Unterschlupf hier im Provinzstädtchen fand.

Sechs Monate ist er nun da. Einen halbwegs guten Paletot hat er noch, weiße Hemdkragen, einen Cylinderhut und brauchbare Cigaretten: dadurch unterscheidet er sich von den Bürgern und Einwohnern. Sonst ist er ganz wie die anderen rettungslos versumpft. Man sitzt in der Kneipe, man wohnt in spartanischen Kammern und kriecht vor Mitternacht in sein kaltes, unerfreuliches Bett. Und ein einziges Ziel giebt es: kleine Ersparnisse machen, rechnen, rechnen, rechnen. Das ist sein Leben, das dadurch nicht leichter wird, daß er seine verlorensten Stunden mit verzweifelter Leidenschaft an eine sogenannte Geliebte wegwirft. Sie ist nicht mehr ganz jung, nicht mehr ganz schlank und eifersüchtig bis zur Qual. Mit ihr, so war es bestimmt, soll er das Fest heute verbringen.

Aber nun wird ja Meta kommen, und Alles ändert sich mit einem Schlag.

* * *

Enger zieht er den Regenmantel um den Leib und geht den Steig hinauf, weit hinaus über die Halle in der Richtung, aus der der Zug kommen muß. Feucht zitternde Lichter, roth, weiß und grün, schimmern den Damm entlang bis zum Horizont, als ob sie, eine Reihe seltsamer glühender Wandererköpfe, herauskämen aus einem Abgrund. Er starrt hinein, als müßte er die Locomotive, wenn er sich Mühe giebt, schon sehen können, wie sie irgendwo auftaucht und ihn sucht, ihm sich nähert. Zum Empfange ist er bereit. Wenn Meta zum Fenster hinausblickt, wird ihr Erstaunen wohl nicht gering sein über den schattenhaft einsamen Posten hier, der ihrer wartet, wartet in einer Spannung, die Alles an ihm verräth: der vorgestreckte Kopf, der auf- und abwippende Fuß, die glühende Cigarette.

Auf dem Geleise gegenüber verschieben Arbeiter ein paar Waggons. Es ist überraschend, wie sie mit ihren schwingenden Laternen zwischen den Puffern hindurchklettern, einander hie und da ein fast unverständliches Wort zurufend, das ihnen als Signal genügt. Herr Kretschmer folgt mit den Blicken Einem von ihnen, einem jungen mageren Gesellen, der die rollenden Räder mit einer Tollkühnheit behandelt, die schon Lebensverachtung ist. Er findet das großartig und heldenmüthig — mit einem Male, ohne daß er ihn kommen gesehen, gleitet der Zug, den er erwartet, in die Station. Ein paar Menschen, dem Zug entströmt, eine unkenntlich dunkle Schaar, sind auch schon an der Ausgangsthür, und er muß sich rasch daneben hinstellen, um den Ueberblick nicht zu verlieren. Am Ende strebt auch sie der Thür zu, um ihn zu suchen —? Was geschieht jetzt mit ihm? Soll er den Zug abgehen von Fenster zu Fenster? Nein, es ist klüger, er sucht überhaupt nicht — er wartet.

Die Perronthür ist geschlossen worden, und nur zwei Männer mit blauen Kappen gehen von der fauchenden, unwillig stillstehenden Locomotive aus die Waggonreihe entlang und klopfen prüfend mit Hämmerchen an das Traggebälk und die Naben der Räder. Auch sie verschwinden im Dämmernebel; mit seinen matterleuchteten Coupéfenstern steht der Zug wie ausgestorben, wie verzaubert da; keine Klinke rührt sich ... Aber dort, gerade an der von der Perronlaterne grell beleuchteten Stelle, dort scheint eine Thür geöffnet zu sein. Ein alter Herr ist auf die Plattform getreten und lugt vorsichtig aus, ob man es wohl riskiren kann, hinunter zu steigen. Er ist breit und untersetzt, zu seiner eleganten Reisekleidung paßt die goldene schimmernde Brille, die in dem unschönen Greisengesicht sitzt. Julian starrt ihn an, als müßte von ihm des Räthsels Lösung kommen. Der Herr tritt ein wenig zurück, und eine Dame steht plötzlich an seiner Seite. Eine Dame —? Ihr Gesicht ist verschleiert, aber suchend scheint es über den ganzen Perron zu blicken. Sieht sie ihn an, soll er ihrem Blick Stand halten? Ihm ist mit einem Male, als müßte er sich schämen, er weiß nicht worüber. Vielleicht ist sie's wirklich, und der alte Herr gehört als Begleiter zu ihr. Er sollte doch hingehen und sie ansprechen! Er ist nicht im Stande, sich von seinem Platze zu rühren. Sie sieht ihn an, aber nichts verräth, daß sie ihn erkennen würde. Der Zug setzt sich schon in Bewegung, und sie blickt noch immer heraus, über die zugeschlagene Coupéthür hinweg durch's offene Fenster, und blickt nach ihm wie nach einem Fremden. Und sie ist es doch, sie ist es. Mit einem ungewollten, ungewissen Lächeln, das durch den Reiseschleier sichtbar wurde, hat sie sich zum Schluß ganz und gar verrathen. Selbstverständlich hat sie ihn erkannt.

Der Zug ist verschwunden, Herr Julian steht mutterseelenallein. Der Bahnhofpförtner geht schwerfällig vorbei und sieht ihn verwundert an.

Im Wartezimmer ist Alles so still noch wie früher. Lebhaft zwar, aber noch immer mit gedämpften Stimmen, wie in der Stube neben einem Kranken, sprechen der Lehrer und die schöne Frau. Sie waren ruhig sitzen geblieben. Vielleicht benützen sie diesen Raum nur zur Zusammenkunft und Unterhaltung, um frühmorgens, wenn vernünftige Leute schlafen, über Dinge zu reden, über die man in diesem Städtchen sonst nicht spricht. Julian weicht ihnen scheu aus und geht hinter ihnen

bis an's Fenster. Man merkt es ihm am Ende an, daß ihm etwas Unerhörtes begegnet ist; er muß ganz blödsinnig und schlapp aussehen. Hinter den Fenstern steigt grünes Morgenlicht auf, man sieht schon die feuchten klobigen Blachfelder, die sich von der kahlen Bahnstraße hinziehen bis zum Ort. Der Tag erwacht langsam. Jetzt ist es sieben. Wenn es neun Uhr schlägt, wird er wie alltäglich mit dem Herrn Vorstand an der Thür zusammentreffen und hinter ihm die niedrige trübe Stube betreten, die ihnen als „Bankniederlassung" eingeräumt ist. Selten kommt es nur mehr vor, daß er sich verspätet. Heute ist er vollends davor geschützt. Was aber wird er bis zur Bureauzeit machen? Im sogenannten „Caféhaus" läuft er Gefahr, alle seine Bekannten zu treffen. Spazierengehen? An diesem düstern, nebelig feuchten, unheimlichen Morgen? Was soll man denn also anfangen, wenn man sich einen dummen schmerzhaften Gedanken aus dem Kopf schlagen will? Es giebt nichts. Man muß versuchen, stärker zu sein. An diesen Einfall klammert er sich. Er richtet sich auf und klappt den Kragen seines eleganten Rockes um. Und er holt aus seiner Tabatière mit möglichst gleichgiltiger Geberde eine Cigarette hervor.

Plötzlich ist es ihm, als könnte er den Bahnhof doch nicht so ohne Weiteres verlassen, auf den sich seit Wochen seine Gedanken concentrirt haben, den er heute zu feierlicher Nachtzeit aufgesucht hat, eine neue Welt von Hoffnungen im Herzen. Vielleicht ist es eine Geistesverwirrung, die ihm Meta's Benehmen, ihr spurloses Verschwinden vorspiegelt? Ein Traum unausgeschlafener Morgenstunden? Oder zumindest kann es von ihr ein Irrthum gewesen sein! In den nächsten Minuten könnte ein Telegramm eintreffen, das in der folgenden Station aufgegeben ist und meldet, sie komme sofort zurück, sie habe nur die richtige Haltestelle versäumt. Oder sie habe ihn auf die Probe stellen wollen, ob er wirklich unglücklich wäre über ihren Verlust ... Könnte! Soll er sich wirklich mit solchen Phantasien belügen? Ist er ein bleichsüchtiger Dichter, zum Teufel? Die Weiber kennt er. Die Meta war eine von Vielen, und sie ist nicht anders als die Anderen. Sie weiß einfach nichts mehr von ihm und reist mit einem borstigen alten Herrn, der eine einträglichere Bekanntschaft ist. Sie ist ein Luder.

Er hat die Cigarette entzündet und will das noch brennende Wachshölzchen fortwerfen. Aber er steht auf zerbrochenem Reisig und zerschlissenem Werg und all' dem Christbaumschmuck unmittelbar neben dem mächtigen Kiefernstamm in der Ecke und hätte im Nu ... komisch, daran zu denken! Wie das Ganze aufflammen würde mit einem Male, das armselige sogenannte Glück! es wäre nicht schade um den Krempel! Es giebt kein Glück! Es giebt nichts, was den Druck des unbegründeten, quälenden Verhängnisses „Leben" erleichtern könnte. In grünem, immer wässeriger werdendem feindseligem Licht steigt draußen ein neuer Tag herauf; wozu? Ihm fällt ein, wie er als Kind durch plötzliche Wuthstreiche in seiner Familie verrufen gewesen. Mit seinem Jähzorn, der ihm das Blut aus dem Gesichte treiben konnte, so daß nur die Augen roth und thränend waren, wurde er so lange gehänselt und gereizt, bis man ihn damit aus dem Hause trieb. Das Flämmchen aus seiner Hand hat er mit einem Male fallen gelassen. Er kann es ja sofort zertreten. Er möchte nur spielend die Nähe der Gefahr verspüren.

* * *

An jenem Tag ist in Wyslowa nicht nur das Bahnhofsgebäude, sondern von diesem aus alle Lagerräume und ein vorgeschobener Theil des Ortes selbst zu Asche geworden. Herr Kretschmer brauchte nicht in's Bureau zu gehen. Aber auch in seiner Wohnung, wo er sich nicht zeigte, und im Menschenanlauf der Gassen vermißte und suchte man ihn nicht. Von den zwei Ortskirchen und der Kapelle am Feldweg klang und klingelte es den ganzen Tag und die Nacht durch. Die Dampfspritze wurde wie ein lahmes schwerfälliges Thier dem Feuerbrand nachgeschoben.

Als der Gensdarmeriewachtmeister Peter Krummichl spät Nachmittags über den Hauptplatz heraufkam — er hatte vom Morgen an unten die Aufsicht geführt und mußte sich nun ablösen lassen — traf er Herrn Kretschmer, der aus der schluchtartig ansteigenden Wenzelsgasse herauskam und ungegrüßt vorbei sich drücken wollte. Der Wachtmeister, ein gemüthlicher Deutschböhme, blieb trotzdem stehen und machte seinen ergebenen Salut.

„Tjo, das gebe eine schöne Miehe (so sprach er). Ob der Herr von Kretschmer denn schon von der ganzen Sache von Anfang an gehört habe?"

„Nichts Genaues. Ist denn vom Thäter keine Spur?"

„Ein Theter?" erwiderte der Mährer. „Ein Thetee ist gar nicht vorhanden. In der Vorrathskammer hat ein Ofen geglüht, und in dieser Wand —"

„Ist das möglich?"

„Tja, und auf der anderen Seite der Wand, da steht gerade der Christbaum ..."

„Aber woher kennt man denn diese Entstehung so genau?"

„Das hat doch die Untersuchung der Gensdarmerie ergeben. Von der Bezirkshauptstadt ist doch der k. k. Herr Commandant selber hierher gekommen. Natürlich! Und ein fremder Herr und eine Dame waren ja im Wartezimmer und haben es gesehen —"

„Gesehen?"

Der Wachtmeister war rechtschaffen durstig, und Herrn Kretschmer schwindelte es zum Umfallen. Sie setzten sich in die Gemeindewirthsstube und tranken jeder einen Schoppen Rothwein.

Aus der Hauptstadt.

Der neue Wertheim.

Der Leipziger Platz ist eine Berliner Rarität, interessanter und eigenartiger noch als der Pariser Platz, der in Theodor Fontane seinen Dichter und Geschichtsschreiber fand. Weltstadt und Residenzstadt verschmelzen sich hier. Wir haben in Berlin nicht viele Häusergruppen so feierlichen Styls, und wir haben keine, die so vornehm abgeschieden und doch mitten im wildesten Gewühl liegen. Breite Rasenplätze mit prächtigen Lindenbäumen trennen sie von dem brausenden Verkehr, der in enger Rinne hindurch hastet. Nur mit Mühe und Not, nach Ueberwindung sehr zähen Widerstandes, war es möglich, wenigstens längs der Häuserreihe hin, die sich dem Thiergarten nähert, eine kleine Tramway-Linie zu legen. Die Gebäude, im Halbkreis aufgestellt, weichen aristokratischen Sinnes, mit abweisendem Stolze, dem Berliner Tageslärm aus, und wenn sich auch der unpreußische Prunkbau Rudolf Mosse's, die modernen Bureaux der Großen Berliner Straßenbahn A. G. in diese Reihe altpreußischer Staatshäuser eingeschlichen haben — die Stimmung ist gewahrt geblieben. Adel und höchste Bureaukratie herrschen hier, ihnen gehört der Platz. Man wäre nicht übermäßig erstaunt gewesen, wenn auch er, gleich der Straße Unter den Linden, bei Hoffestlichkeiten oder wichtigen Ministerrathssitzungen gelegentlich abgesperrt worden wäre. Preußens stolze Vergangenheit, Preußens stolzere Gegenwart schmückte ihn und zeichnete ihn vor Seinesgleichen aus. Steifleinener Schmuck, gewiß, aber Niemand ging ohne eine heimliche Ehrfurchtsregung vorüber. In der stilleren Wilhelmstraße, wo die Diplomaten hausen, hat man weit mehr die Empfindung des Parvenuhaften. Dem Leipziger Platz dagegen eignet ruhmvolles Alter, Patina; in seine soignirte Geheimraths-Atmosphäre mischt sich ganz leise die Erinnerung an den Pulverrauch von Leuthen, Zorndorf und Großbeeren.

Es gehört neubarbarischer Wagemuth und wertheimische Unbekümmertheit dazu, solch einem adeligen Platze ein Waarenhaus vor die Nase zu setzen.

Daß es dahin kommen mußte, sahen wir ja voraus. Die kleine Firma, die sich zur Königin der Rosenthalerstraße, zur beliebtesten Lieferantin des Kleinbürgerthums und der besseren Arbeiterschaft aufgeschwungen hatte, eröffnete ein Zweiggeschäft in der Leipzigerstraße, mit der bewußten Absicht, dem Rosenthaler Ramsche auch im Westen eine Gasse zu sprengen. Das Waarenhaus war damals wirklich keine Zier für die Gegend, welche sich gerade zu geschäftlichem Luxus aufschwang. Billige Artikel in wüstem Tohuwabohu verunschönten die hohen Spiegelscheiben bis an's Dach hinauf, und was sie nicht ruinirten, das vollbrachten die schrecklichen, ellenlangen Reclameplacate. Und dann kam über Nacht die Wandlung. Wertheim mauserte sich. Messel erfand eigens für die Firma den modernen Waarenhausstyl, den Pfeiler- und Glasbau, der dem noch widerstrebenden Auge zunächst ein Aquarium-Abklatsch schien. Aber man mußte gerechter Weise doch zugeben, daß der Bau dem Zwecke in hohem Grade entsprach, und daß weder der Pariser Louvrebazar noch Wannamaker noch Sigel so genial praktisch, so unabhängig von Ueberlieferungen und ihren Eierschalen eingerichtet waren. Geld hatte zudem bei dem neuen Waarentempel keine Rolle gespielt. Durchweg echtes, theures Material, und dabei nicht die Spur von aufdringlicher Protzerei; der berlinische Stuckjammer überwunden, feine, ruhige Kunst. Wer die Actienbanken hinter sich hat, darf sich ja wohl solche kostbare Schlichtheit und simple Ueppigkeit leisten. Das Unternehmen gedieh in den neuen Räumen. Je mehr es die wohlhabenden Käufer anzog, desto rascher verflüchtigte sich der Geist des Ramschbazars, der Kleinleut-Geruch. Wertheim annoncirt ja wohl noch Occasions, hat noch Ausnahmetage und Lockartikel — doch den Massenbedarf mit allem lärmvollen Drum und Dran überläßt er zum großen Theil Tietz, Jandorf und den Kleinen von den Seinen. Nicht daß ihm jetzt die Millionäre zuströmten und die Menge ihm fernbliebe. Wer reich genug ist und Geschmack und Kaufverstand genug besitzt, besucht nach wie vor die großen Specialgeschäfte. Aber das hat die Firma Wertheim erreicht, daß gerade der Mittelstand, zumal die Frauen des Mittelstandes, ihre größeren Einkäufe bei ihr machen. Hat Mutter oder die Schwester eine Lappalie nöthig, für zwanzig Pfennig Band oder drei Teller aus Steingut, dann beehren sie Jandorf und Tietz; handelt es sich um wichtigere und theuere Sachen, dann dünkt sie Wertheim der rechte Mann. Mir gefällt das Alles nicht, und ich predige meinen Weiblichkeiten zu Hause Leitartikel — aber sie thun hinter meinem Rücken doch, was ihnen paßt. Erhalten die Frauen einmal das Stimmrecht, dann hat es keinen Zweck mehr, Wahlaufrufe zu verfassen und Agitationsversammlungen abzu-

halten. Sie jauchzen Dir begeistert zu, und wenn Abends die Stimmen gezählt werden, hast Du doch keine fünfzig von zehntausend erhalten.

Aber das nebenbei.

Wertheim, so wußten wir Alle, würde sich nicht lange mit dem Erworbenen begnügen. Unsere Actienbanken haben zu viel Geld auf Lager. Er brach also nach der Voßstraße durch, und er kaufte die wichtige Ecke am Leipziger Platz. Mit großer Macht ging Messel an's Werk. Das ungeheure schwarze Dach wuchs zuerst heraus, ein wuchtiges Scheusal, schien es. Es mußte ja die ganze Gegend den Neubau selber zerquetschen. Und nun — nun hat es sich — doch nach erträglich in die Umgegend gefügt und krönt das Haus mit Wucht und Größe. Vier riesige Thore, darüber vier riesige, durch Steinpfeiler aufgelöste Fenster, dann das Dach. Keine Bauzeichnung kann einfacher sein, und keine genialer. Die monumentale Schlichtheit wird durch den köstlichen, grablödenigen Stein in graublaue Farbe getaucht, die ihr alles Rauhe nimmt, ohne ihrer Erhabenheit Abbruch zu thun. Fast nur andeutungsweise ringt sich allerhand Schmuckgebilde aus den Pfeilern heraus, an den Pfeilern und Thorbogen hin. Die Schaufenster blicken nicht unmittelbar auf den Platz, dessen Gesammtbild sie sonst hilflos zerstört hätten, sondern zwischen ihnen und den Thorbogen liegt Messel's beste Idee: eine breite Wandelhalle, der im Liebesleben des Berliner Jungvolkes sicherlich die hohe Aufgabe zufallen wird, an der Stelle der Normaluhren als Treffgelegenheit zu dienen.

Das Mittelalter baute seine Kirchen und Dome nicht zuletzt deßhalb in so feierlicher und ergreifender Pracht, weil es die Gläubigen aus dem gedrückten Alltag herausführen und ihnen, die in niedrigen Hütten hausten, sozusagen eine herrliche Sonntagsstube bieten wollte. Messel und Wertheim sind so gute Psychologen wie die verschollenen Cathedralenstifter. Pomp und Prunk müssen den umfangen und entzücken, der in das Haus tritt. Genau so gut wie der Kirchengänger weiß der Wertheimkunde, daß er all' diesen Pomp und Prunk auch bezahlen muß, doch die Summe vertheilt sich auf Millionen Er's, und ein so farbenschönes, herzerhebendes Bild ist schon den Pfennig werth. (Und im Uebrigen hat man's bei Jandorf keineswegs billiger; verdienen wollen sie Alle — folglich nur getrost hinein!) Messel hat sich, der Bauherr hat ihm eine fürstliche Raumverschwendung gestattet. Ueber einen ungeheuren Lichthof fort schweift der Blick, über ein Viereck, das allein beinahe wie ein Marktplatz anmuthet. Er reckt sich in die Höhe, 26, 27 Meter hoch, und damit er noch höher scheine, überwölben ihn zwei breite Brücken, die weiteres Aufsteigen der Halle vortäuschen. Bunter Marmor verkleidet Pfeiler und Wände; reizender Bronce-Zierrath ist überall verstreut, venetianische Mosaiken, phantastische Beleuchtungskörper üben apparten Reiz. Eine Heerschaar von Künstlern hat hier fröhliche Einfälle in fröhliches Werk umgesetzt. Die reich vergoldete Cassettirung der Decke schließt mit warmem Effect die Tempelhalle ab, indem sie alle ihre Schönheit und Riesenhaftigkeit kräftig zusammenfaßt, kräftig contrastirt. Man wird sich an das Bild gewöhnen wie an andere Bilder mehr — einstweilen drängt sich einem thatsächlich das Wort von der Tempelhalle auf die Lippen. Nun, am Ende ist ja Merkur immer noch ein Gott. Schiller hat ihn in den Ländern sehr schön besungen.

Seltsam gedrückt erscheinen neben dieser verschwenderischen Entfaltung die rings herum bis in den vierten Stock gelagerten Verkaufsräume, die doch eigentlich an einem Waarenhause die Hauptsache sind. Besonders das Erdgeschoß nimmt sich geradezu kümmerlich aus. Man tritt aus der Gigantomachie in einen etwas lieblos behandelten Kramladen. Aus Kirchenschönheit und Träumen der Frührenaissance in's Bazar-Empire. Der Gegensatz ist zu grell, um nicht verdrießlich aufzufallen. Hat man die engen Gänge eine Weile lang durchwandert und sich über ihre billige Armuth genug geärgert, dann nehmen sich die oberen Saukhs erträglicher aus. Sie gewähren zudem genußreichen Durchblick in den schimmernden Lichthof. Von der Höhe des vierten Stockes aus ist das Bild bezaubernd schön. Bedauerlich erscheint es dagegen, daß durch die häßlichen kahlen Treppengänge hinter den Riesenscheiben das Bild des Hauses in der Leipziger Straße sehr verloren hat.

Wie lange wird es dauern, und Wertheim-Messel laden zu neuen Wundern! Die Anlage eines Untergrundbahnhofs im Hause war ja schon geplant. Vielleicht beziehen sie demnächst den gesammten Straßenbahn- und Omnibusverkehr der Leipzigerstraße in das Waarenhaus ein, überbrücken die Straße und dehnen sich vom Brandenburger Thor bis zum Anhalter Bahnhof aus. Wenn ein Leipziger oder Münchner uns dann besucht, fährt er mit dem D-Zug direkt in den genialisch stylisirten Bahnhof Wertheim a. d. Spree ein, beguckt die eigentlichen Sehenswürdigkeiten Berlins (das Waarenhaus Wertheim) in drei Tagen, und fährt nach Hause, ohne von Berlin etwas anderes als Wertheim geschaut zu haben.

Dramatische Aufführungen.

Johannes Herkner, Schauspiel in vier Acten von Ernst Rosmer (Lessing-Theater). — Andromache, dramatische Scenen von Ernst Possart (Neues Kgl. Opernhaus).

Neulich ist allerlei über die Anonymität in der Presse und über das Pseudonym geschrieben worden — ich will aber, weil ich zu einseitiger Parteigänger bin, die Verhandlungen nicht noch einmal eröffnen. So viel sei indeß doch gesagt: während die Anonymität in den meisten Fällen für beide Theile, Leser und Gelesene, wohlthätig ist, hat das Pseudonym fast immer Unannehmlichkeiten im Gefolge, und zwar Unannehmlichkeiten für den bedauernswerthen Autor. Die scheußlichste aller Eitelkeiten — die des Schriftstellers — veranlaßt zur Wahl schön klingender oder stark verpflichtender Decknamen. Ein Landsberger, der kühn und keck als Keller's Grüner Heinrich, Heinrich Lee zeichnet, verschuldet es selbst, daß man seine Romane von vornherein mit zu strengem Maßstabe mißt und schlechter findet, als sie vielleicht sind. (Ich betone ausdrücklich: vielleicht!) Aehnlich ergeht es Frau Elsa Bernstein, welche sich uns als Ernst Rosmer vorgestellt hat. Rosmer verpflichtet für Ibsen. Der Deckmantel ward auch in der Zeit des wildesten Ibsentaumels confectionirt. Nun liegt die Stärke der gescheiten und literaturkundigen Frau Bernstein auf ganz anderem Gebiete, als dem des Ibsen-Dramas. Sie hat fleißig nachgedacht, fleißiger gelesen; sie versteht sich auf die Kunst, geistvolle Anmerkungen zu drechseln, und ihr Notizbuch wimmelt von klugen Worten, die zum Mindesten ihre besondere Prägung stets der intelligenten Dame verdanken. Mit solcher Begabung ist man, soll's denn durchaus auf das Drama gehen, auf das bessere Blumenthal-Drama angewiesen. Ich scherze nicht: Frau Bernstein erfreut sich eines hübsch ciselirten Witzes, der manchmal sogar wie Humor wirkt. Wollte sie sich darauf beschränken und die nutzlosen Versuche, über sich selbst hinaus zu steigen, endlich einstellen, dann würde ihr vielleicht erblühen, was sie bis jetzt aller Mühen ungeachtet nicht erreicht hat: der Bühnensieg. Dem völlig mißrathenen Johannes Herkner gegenüber muß das ohne Umschweif gesagt werden, im ureigenen Interesse der Verfasserin.

Johannes Herkner steht unter dem Schatten Ibsen's. Und darin ging er zu Grunde.

Ein Todter ist der Held des Dramas. Sobald er in die Handlung eingreift, ist dann auch das Drama todt. Der erste Act interessirt lebhaft; der Sohn Herkner's, der junge hochbegabte Naturbursch und Bildhauer, gefällt, obgleich selbst er ein Bißchen übermäßig viel redet und sich tiefe Gedanken über die Gedankenlosigkeit seiner Kunst macht. Nachher gewinnt leider der dazu höchst unklar bleibende Geist seines Vaters Gewalt über ihn, und der dramatische Zug geht zum Teufel.

Ich erzähle ungern die Handlung eines Stückes, weil das entweder Sache von Theater-Reportern ist, die ihr Feuilleton auf die erforderliche Länge bringen wollen, oder Sache von Hämlingen, die des Autors Absichten nie so bequem fälschen und verhöhnen können, als wenn sie ihn scheinbar selbst sprechen lassen. Diesmal aber muß ich mich zu dem widrigen Werk bequemen; diesmal ist die Handlung des Stückes seine Kritik. Herkner der Jüngere schafft eine wunderbare Gruppe, zu der ihn die reizende Jüdin Miriam, seine heimliche Liebste und sein Modell, begeistert. Der ahnungslose Bruder Miriam's schaut zu Herkner wie zu seinem Halbgott auf, interessirt den Minister und die Millionäre für ihn, erfüllt die Zeitungswelt mit seinem jungen Ruhme. Alles geht vortrefflich. Da empfängt der resolut Schaffende einen Brief seines Vaters, der ihm Wahrheit, Wahrhaftigkeit über Alles, predigt. Dieser selbe Vater stirbt im ersten Zwischenacte, Herkner kehrt gebrochen heim und beschließt, die Bildhauerei an den Nagel zu hängen. Was ihm eben noch hohe letzte Seligkeit war, die Seligkeit der Schöpferwonnen, das widert ihn jetzt an. Er begnügt sich damit, auf die Berge zu steigen; statt mit dem Meißel, naht er dem Gestein mit Pickel und Kletterschuhen. Jetzt beginnt indeß seine Schwester, ihm in's Gewissen zu reden. Erstens: nimm die Arbeit wieder auf; zweitens: laß die arme Miriam nicht in ihrer großen Liebe untergehen. Die Ermahnungen fruchten, denn nach der Ansicht Herkner's des Jüngeren spricht des Vaters Geist aus ihnen. Er kehrt also nach München zurück, beichtet dem Bruder Miriam's seine Schuld und erbietet sich, das Mädchen, dessen Hand er im ersten Acte betreten zurück wies, nunmehr zu heirathen. Das paßt nun wieder dem angeblich aufgeklärten, weltkundigen, klugen Bruder nicht. Eine sehr rührselige, aber nicht flüssige Scene zwischen dem Freundespaar und eine sehr überflüssige zwischen den Geschwistern Herkner schließen das Stück.

Was soll diese Handlung, welche dramatischen Keime stecken in ihr? Hamlet konnte durch den Geist seines Vaters zur That gespornt werden: der Geist des alten Herkner löst keine Schauer aus, bleibt ganz unwirklich. Wohl wandelt sich unter dem Einflusse schwesterlicher Predigten der unbesorgte Egoist zum herzlich guten Menschen, aber nur, weil Frau Bernstein es so will, es so für ihre fünf Acte gebraucht; nicht, weil innere Gründe die Wandlung erzwingen. Die Idee des Stückes ist taub und kann keine Frucht zeugen; also bleibt das Stück leer. Um es zu füllen, packt die Verfasserin allerlei Dinge und Menschen hinein, die gar nichts damit zu thun haben. Eine brave Hausfrau und Wittwe; eine unmögliche, alternde Jungfrau; einen Kleriker, der durchaus heirathen will und dies in die curiose Formel kleidet: Rom ist stark, aber Gott ist stärker. Mit solchen Blendern versucht Frau Bernstein des Oefteren die Brüchigkeit ihrer Motivirungen zu verhüllen. Weil sie nicht organisch schaffen, nichts organisch werden lassen kann, behängt sie das schwankende Gerüst mit buntem und doch so leblosem Flitterkram, redet geistreich, redet weise, redet witzig ... redet nur. Sie hatte viel gelesen, warum hat sie ein gewisses Wort Goethe's nicht gelesen? In wachsender Ungeduld verfolgt man diesen Dialog, der alle Personen mit Sammt- und Seide-Phrasen schachern läßt. Nicht eine, die frisch und knapp daher redet, wie ihr der Schnabel gewachsen ist; jeder Satz construirt, „bedeutend gemacht“. Dabei schwanken Ernst und Spaß beständig ziellos durch einander, stören sich und heben sich auf. Zuletzt lächelte und

lachte man in die schwersten Gespräche hinein. Es war ein verlorener Abend, und das that einem des ersten Actes wegen leid.

Nur in der erhabenen Unmittelbarkeit, die des geborgten Zierraths nicht bedarf und ihn als beleidigende Entheiligung empfinden läßt; in der hinreißenden Macht der geraden, unverschnörkelten Geisteslinie liegt herzbezwingende Macht. Das gilt für die Religion wie für die Kunst, die ja ohnehin nahe Verwandte sind. Ueberprunk und Ueberfülle verwirren und stoßen ab; sie wirken nur auf Barbaren. Während alles organisch Gewordene auch seinerseits Leben zeugt, das heißt seelische Theilnahme und herzliches Mitempfinden, betrachtet man ein raffinirt Zusammengesetztes, bunt Aufgeputztes immer bloß mit kalter Neugier. Ein Schaustück von Schauspielern für gleichgültige Zuschauer. Religionsstifter und Dichter sind aus demselben Holze geschnitzt, nur daß der eine mehr Thats- und Willensmensch ist als sein zarterer, verträumter Bruder. Von den Dalai-Lamas der Staatskirchen und den Coulissenbeherrschern trennt sie eine Welt.

Ich gestatte mir diese Zwischenbemerkungen, weil sie den richtigen Standpunkt auch gegenüber einem allerneuesten Werke Possart's geben, der nun sogar als Dichter die Bühne erobern wollte.

Das Publicum wurde seiner „tragischen Scene“ Andromache insofern gerecht, als es die darin wüthenden Schrecknisse und Leidenschaften interessirt betrachtete — etwa wie man interessirt den Bericht über eine furchtbare Familienkatastrophe in höheren Kreisen liest. Und um höhere Kreise handelt es sich hier, um Viertelgötter, Helden und Heldenfrauen. Possart hat die Tragödie des correcten Seneca nicht frei, nicht unabhängig genug bearbeitet. Er schnitt ihre wirksamsten Auftritte heraus und klebte ein abschließendes Schwänzchen heran. Aber das greuliche Fabelthier wird dadurch nicht lebendig. Innerhalb dreißig Minuten — kurz nach viertel neun konnte ich schon wieder nach Hause gehen — spielen sich so viele Schrecknisse auf der Bühne ab, daß fünf Acte daran zehren könnten. Schrecknisse, die wie Vermischte Nachrichten anmuthen. Man weiß mit ihnen wenig anzufangen, man hört nur mit halbem Ohr hin (wozu die scheußliche Akustik des Neuen königlichen Opernhauses nach Kräften beiträgt), sieht nur mit flüchtigen Blicken. Was ist uns Andromache? Ulyß, der Vielgewandte, entlockt der unglücklichen Witwe Hektors mit List ihr letztes Glück, ihr Söhnchen, und schleppt es zum Tode mit sich fort. Verzweifelt stößt die Mutter sich den Dolch in die Brust. Schon bei Seneca ist die Handlung geschickt erfunden, manchmal geistreich: so wenn der Ithaker die Troerin durch eine Schilderung des Martertodes, den ihr angeblich schon verstorbenes Kind erleiden mußte, zu heftigen Aeußerungen des Schreckens verlockt und aus ihnen errräth, daß der Knabe noch lebt. Auch der klug zugespitzte Redekampf zwischen der vor Jammer vergehenden Mutter und dem griechischen Staatsmann, zwischen löwenstarker Liebe und kühler Berechnung, ist belangvoll. Hier hätte der moderne Bearbeiter einsetzen müssen. Seneca, der wie alle Römer auf Seite der Trojaner stand, hat in seiner allerdings noch flachen Charakteristik des Ulyß den Grundton bereits angegeben. Freilich, die Vertiefung des Conflicts würde Possart gezwungen haben, einen Act zu fünfen auszuweiten. Und daran lag ihm nichts, der nur seine Visitenkarte als Dramatiker abgeben wollte. So bleibt nur übrig, ihm zu bescheinigen, daß er die blutigen Greuel durch den Schleier der Jambensprache nach Möglichkeit abgedämpft hat. Die gemolte Gluth wärmt deßhalb allerdings nicht mehr, und just die ungewöhnliche Häufung der Effecte bringt die Arbeit um den Effect.

Opern und Concerte.

Leoncavallo's Roland.

Wilhelm II. liebt den patriotischen Anschauungsunterricht. Für das hohenzollerische Geschichtsideal haben sich schon die Bildhauer emsig rühren müssen. Noch eher als die Ahnengalerie in der Siegesallee ist die Idee des Roland geboren worden. Vor zehn Jahren sah der Kaiser Leoncavallo's Medici und war von den glänzenden Farben des historischen Culturbildes entzückt. Er erblickte in dem Italiener den berufenen Schöpfer einer brandenburgisch-preußischen Oper. Er gab ihm den Roland von Berlin frei nach Willibald Alexis als Aufgabe, mit welcher Leoncavallo geschmeichelt von dannen zog.

Idealisten haben es dem Componisten sehr übel genommen, daß er sich auf eine ihm ebenso fremde wie gleichgiltige Sache hetzen ließ. Man muthete ihm damit wohl allzu viel Selbstverleugnung zu. Herr Leoncavallo kann es sich ebenso gut wie andere Kunstgenossen leisten, auf seine Art ehrgeizig und daneben praktisch zu sein. Vom heiligen Feuer der Begeisterung wurde er freilich nicht gleich gepackt. Die Chronisten, welche Herrn Sonzogno's Verlegerreklame besorgten, haben uns verrathen, daß er sich zunächst einige Jahre damit begnügte, auf eine Uebersetzung des deutschen Romans zu warten. Die Vorgeschichte des Werkes, die man seither ja eifrig genug commentirt hat, entbehrt auch sonst nicht eines leisen Humors. Bitter hat sich der Componist darüber beklagt, daß ihm das Studium des historischen Stoffes so ungeheuer schwer geworden sei, weil er kein Deutsch verstanden habe. Auf die nicht gerade fernliegende Idee, Deutsch zu lernen, scheint Herr Leoncavallo in den langen zehn Jahren sonderbarer Weise nicht verfallen zu sein.

Schon lange war der Roland eine Sensation geworden. Selten wohl hat sich ein Theaterpublicum in so merkwürdiger Spannung befunden als an dem lang erwarteten Premièrenabend. Diese Spannung löste sich denn verhältnißmäßig nüchtern in einen willigen und ansehnlichen, aber nicht eben stürmischen Beifall. Die von Dr. Muck wundervoll geleitete, glänzende Aufführung brachte keine begeisterten Demonstrationen, aber einen glatten Erfolg. Der Autor wurde oftmals vor den Vorhang gezogen, er holte sich sogar Lorbeeren und den Kronenorden zweiter Classe und hat ja allen Grund, über das glückliche Ende der Rolandaffaire vergnügt zu sein.

* * *

In dem Kaiser löst der Roman von Willibald Alexis augenscheinlich besonders starke nationale Gefühle aus. Andere lieben ihn vielleicht weniger um der patriotischen Stimmung Willen, denn als lebensvolles, meisterliches Culturbild. Die figurenreiche Geschichte mit ihrem erdrückenden Durcheinander von Einzelheiten konnte man sich zunächst nicht leicht als Opernhandlung vorstellen. Leoncavallo hat sich sein Buch ehrliche Mühe kosten lassen. Daß er einen glücklichen Instinct für das Dramatische und auch ansehnliche Geschicklichkeit besitzt, hat er schon früher gezeigt. Der Bajazzo wirkt nicht zuletzt durch die Schlagkraft des Libretto's, und die Medici stellten eine lebendig illustrirte musikdramatische Handlung dar. So ist auch das neue Opernbuch, das Leoncavallo aus dem Roman herausgeholt hat, nicht übel gerathen. Die vier Acte sind gut theatermäßig concentrirt und im Musikalischen klug und geschickt angelegt. Im Einzelnen empfindet man Manches als leere Opernschablone, aber das Meiste, wie die abgenutzten Verkleidungsmotive, ist auf Rechnung des Romans zu setzen, dem Leoncavallo bis auf den tragisch abgeänderten Schluß getreulich folgt. Der Uebersetzung, welche Oberregisseur Droescher besorgt hat, ist leider allzu viel Gewaltsames und Eilfertiges anzumerken. Der erste Aufzug spielt auf dem Platze vor der langen Brücke zwischen Berlin und Cöln. Man sieht das Rathhaus und vor dem Kirchenportal den steinernen Roland. Unter die Gruppen der Bürger mischt sich der Kurfürst Friedrich, durch Verkleidung und falschen Bart unkenntlich gemacht. Ein Hausirer, der von Strauchrittern überfallen und beraubt worden ist, hat vergebens den Schutz der Stadt angerufen. Er klagt der Menge sein Leid, und der junge thatenfrohe Henning, der Sohn des schlichten Tuchwirkers, wirft sich zum Führer im Kampfe gegen Unrecht und Vergewaltigung auf. Ein Hanswurst erscheint und spottet unter dem Schutze der Carnevalsfreiheit über die Rechtlosigkeit, die in der Stadt herrscht. Da kommt der Bürgermeister von Berlin, Johann Rathenow, vom Rathhause her. Er tritt der Menge entgegen und wird von ihr arg in die Enge getrieben. Der Kurfürst, der von Henning's mannhaftem Entschlusse Zeuge war, lobt sein Eintreten für die gute Sache und weist ihn, indem er sich zu erkennen giebt, auf späteren ritterlichen Lohn hin. Die Exposition ist in diesem ersten Acte ganz hübsch in ein lebendiges Zeitbild zusammengedrängt. Er wirkt vor Allem durch die Schlagkraft der Ensemblescenen. Man sieht, daß der Componist sich gut darauf versteht, die Massen in Bewegung zu setzen. Die turbulenten Scenen, die Chöre der aufgeregten Menge sind flott hingeworfen. So weit das Handwerk in Betracht kommt, kann das Alles nicht besser gemacht werden.

Hübsches, unterhaltsames Detail in der ersten Hälfte, breite, wohlklingende Lyrik in der zweiten bringt der nächste Act. Die feindlichen Nachbarstädte Berlin und Cöln wollen den alten Zwist begraben und eine Heirath zwischen Rathenow's Tochter Elsbeth und dem Sohne des Cölnischen Rathsherrn Schum soll die Versöhnung besiegeln. An die bewegten Auftritte der Rathsherren reiht sich eine große lyrische Scene zwischen Elsbeth und Henning, die als einstige Jugendgespielen durch heimliche Liebe verbunden sind. Unter den ziemlich unorganisch aufgereihten Musikstücken der ersten Hälfte fällt die Scene zwischen Rathenow und dem Juden durch ihre fatale Aehnlichkeit mit dem Duett Rigoletto-Sparafucile auf — noch merkwürdiger erscheint die regelrechte Polonaise, welche im Orchester die Verhandlung der würdigen Rathsherren begleitet. Aber das Liebesduett ist dankbar geschrieben und sichert die Wirkung des Actes. Diese Lyrik wühlt zwar nicht im Mindesten seelische Tiefen auf, aber sie schmeichelt sich dem Ohre ein, ist im Ganzen genommen nicht auffällig banal, und das Hauptmotiv in Ges-dur, mit dem auch der Act ausklingt, ist sogar ziemlich ergiebig an Stimmungsreiz.

Derbe Explosionen kommen im dritten Acte mit zierlichen Genrebildern zusammen. Er setzt mit dem lärmenden Festgelage im Berliner Rathhause ein. Die Verbrüderung der Bürger beider Städte soll zugleich mit der Verlobung gefeiert werden. Aber in der Weinstimmung lodert der alte Hader wieder auf, und bald fliegen Schmähreden hin und her. Als man Elsbeth beschuldigt, daß sie Henning heimlich zum Buhlen genommen habe, tritt Rathenow mit grimmem Fluch dazwischen, um sein Kind zu schützen und den Männern von Cöln ihre unwürdige Gesinnung vorzuwerfen. Das wilde Durcheinander, die wüsten Zänkereien der betrunkenen Rathsherren wirken einigermaßen zerfahren und abstoßend, — aber Rathenow's Auftritt bringt noch zur rechten Zeit eine dramatische Steigerung hinein, die auch von der Musik kräftig gefördert

wird. Im Uebrigen ist der Act musikalisch zum Theil auf einen Lustspielton gestimmt, in dem sich der Componist behaglich fühlt.

Kräftig und rasch schreitet die musikdramatische Handlung im letzten Act ihrem Abschluß zu. Henning wirbt um Elsbeth, doch Rathenow, der Patrizier, will sie dem Niedriggeborenen nicht geben: „Nicht eher, als bis der Roland dort von seinem Platz herabgestiegen, soll meine Tochter Dir angehören.“ Aus Rathenow's Zimmer verwandelt sich die Scene in die Straße des ersten Aufzugs. Der Kurfürst steht mit bewaffneter Uebermacht vor den Thoren, um dem Hader ein Ende zu machen und läßt die Schwesterstädte zur Ergebung auffordern. Rathenow will als Bürgermeister des freien Berlin nichts vom Oeffnen der Thore hören. Da tritt Henning selber mit dem Beile in der Faust hinzu, um den Eingang zu sprengen. Als Wahrer des Friedens tritt nun der Kurfürst in die Stadt ein, der Roland, das trotzige Sinnbild städtischer Selbstherrlichkeit, wird gestürzt, und Rathenow muß dem Gebieter auf den Knieen huldigen. Henning hat bei seinem Wagniß durch den vorschnellen Schwertstreich eines Soldaten den Tod gefunden. An seiner Leiche empfängt Elsbeth aus des Kurfürsten Händen die Amtskette des Vaters zurück, und die Volksmenge huldigt laut dem neuen Herrn. So geben die vier Acte eine „historische Oper“ achtbaren Schlages. Sofern man das Genre noch gelten läßt, kann man sie sich gelassen und nicht ohne Interesse ansehen — als talentvolle und fleißige Theaterarbeit. Aber das ist alles.

* * *

In seinen so übel behandelten Medici hat Leoncavallo mehr gegeben. Das Werk hat seine bösen Schwächen, die man ihm hart entgelten ließ. Aber da wurde man doch hier und da von dem Schwunge warmer Melodik mit fortgerissen, da fühlte man zuweilen pulsirendes inneres Leben. Bei den Medici schwebte dem Italiener ein großes nationales Kunstwerk vor. Er wollte in einer Operntrilogie Größe und Verfall der italienischen Renaissance erstehen lassen. Er lebte in einer vertrauten Welt, die ihn zu künstlerischem Schauen begeistern konnte. Beim Roland mußte es nothgedrungen anders sein. Er ist keinem schöpferischen Drange entsprungen. Er wurde geschrieben, weil er bestellt war. Wo Stimmung und Inspiration fehlte, mußte die Routine helfen. Von seelischer Bedeutung, von wuchtiger Plastik, eigenartiger Intuition läßt die Musik des Roland's nichts, gar nichts verspüren. Man kann in ihr keine Seele fassen. Das Heroische bleibt effectvolle Phrase. Prägnante Motive, die sich fest im Gehör und Gefühl eingraben, findet der Componist verschwindend selten. Reminiscenzen an Eigenes und Fremdes steigen dafür um so leichter auf. Mit peinlicher Selbstkritik mochte er sich ja nie gern beschweren. Seine Musik ist vor Allem auf kleinere, bescheidenere Reize angewiesen. Im Clavierauszuge greift man manche fesselnde Stelle auf. Die Gabe flotten Musizirens ist dem Autor auch im Roland nicht untreu geworden. Das leichtere Genre, das Elegante und Graziöse ist ihm am ehesten gelungen. Nicht umsonst ist die Bohème sein bestes Werk geworden. Das Eigene und Persönliche, das er zu geben vermag, ist Kleinkunst.

* * *

Eine Gefahr für den Geschmack bedeutet der Roland nicht. Seine bevorzugte Behandlung mag die Meinungen hier und da irreleiten. Trotzdem braucht man den Fall nicht tragisch zu nehmen. Man wird die Pointe des allerhöchsten Auftrages zu vergessen suchen und Herrn Leoncavallo ohne Gemüthserhitzung mit dem schuldigen Respekt behandeln, den jede anständige Künstlerarbeit beanspruchen darf. Die sauer verdienten Premièrenlorbeeren wollen wir ihm gerne gönnen. Sein Roland wird darum doch verhängnißvoller Weise bleiben was er war — ein nur allzu dankbares, oft citirtes Exempel, an dem man kaiserliche Kunstpolitik demonstrirt.

Hermann Springer.

Notizen.

Deutsche Balladen. Von August Sturm. Ein Weihnachtsbuch für den deutschen Winter. (Leipzig 1904. C. F. Amelang's Verlag. 1,50 Mk.) Wer seine Kinder in deutsche Sagenwelt einführen will, die schönen Geschichten von Klingsor, von Tannhäuser, von Marche Flor, von Leubelfing u. A. m. lesen will, dem ist dies Buch zu empfehlen. Sturm's anspruchslose Art muthet auch hier ungemein an, und sein neues Werk wird ihm gewiß manchen neuen Freund schaffen.

Lebensfreude. Ein Gedenkbuch von J. Reimer. 366 Seiten Quart. Eleg. geb. 4,80 Mk. (C. H. Beck, München.) Das ausgestattete Buch will eine thatsächliche Lücke ausfüllen. Es wendet sich an christliche Häuser. Für jeden Tag ein Bibelwort und eine Liederstrophe und Raum zu Eintragungen. Die Auswahl des Textes und die Ausstattung des Buches bekunden und wenden sich an eine vornehm einfache Geschmacksrichtung.

Die Stadt der Erinnerung. Von Jeanne Berta Semmig. Mit Buchschmuck von Käte Waentig. Leicht geb. 1,80 Mk. (C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck in München.) Eine junge deutsche Dichterin von außergewöhnlich starker Begabung bietet hier Novelletten und Bilder aus der Chronik ihrer französischen Geburtsstadt Orleans. Der Vater der Dichterin hat, als Burschenschaftler einst flüchtend, zwanzig Jahre lang in Orleans das harte Brod der Verbannung essen müssen. Die Mutter war Französin. In der Technik leise an Conrad Ferdinand Meyer's hohe Kunst gemahnend, werden diese feinen Arbeiten, die sich in zierlicher und höchst vornehmer Ausstattung präsentiren, als kleine Festgabe überall, zumal auch von Damen willkommen geheißen werden. Wie das Talent der Dichterin, so zeigt auch das Aeußere des eleganten und gediegenen Bändchens eine glückliche Verbindung deutscher und französischer Art.

Ausgewählte Gedichte. Von Emanuel Geibel. 300 Seiten. (J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger, Stuttgart.) Ein oft geäußerter Wunsch, Geibel's lyrische Erzeugnisse, statt sie in einer Reihe von Bänden zerstreut suchen zu müssen, einmal gesammelt bei einander zu haben, wird durch einen im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger soeben erschienenen Band „Ausgewählte Gedichte“ von Emanuel Geibel erfüllt. Ein Kenner, der Geibel im Leben nahe gestanden, hat die Zusammenstellung gemacht. Die Auswahl ist so getroffen, daß Niemand ein Lieblingsgedicht vermissen wird, und andererseits so, daß auch minder Bekanntes, das zur Kenntniß des ganzen Dichters wichtig ist, hervorgehoben wurde. Aufgabe der Sammlung war es, ein Bild der ganzen Entwickelungsgeschichte des Dichters, des jugendlich weichen Sängers, des feurigen Jünglings, des reifen Mannes und glühenden Patrioten, des Weisen und Sehers zu gestalten. Diese Aufgabe ist sehr ansprechend gelöst worden.

Arno Holz. Dafnis. Lyrisches Porträt aus dem 17. Jahrhundert. (München 1904, R. Piper & Co.) Hans v. Gumppenberg urtheilt in den M. N. N. sehr treffend über dies jetzt viel erwähnte Buch: Wenn man den Werth einer Leistung nach dem Grade abschätzt, in welchem sie ihren Absichten gerecht wird, dann hat Arno Holz mit diesen „Freß-, Sauff- und Venus-Liedern“ im ebenso ausgeklügelten als drollig gespreizten Styl des „siebenzehnten Jahrhunderts“ ein Meisterstück geliefert; denn was an seinem Buch bemängelt werden kann und auch schon bemängelt wurde: der philologische Zweifel, ob manche der gebrauchten Ausdrücke in der Originalzeit möglich gewesen wären, und der moralische Zweifel, ob das Buch nicht mehr für seine unbekümmerte Sinnenlust als für seine literarische Imitationskunst Beifall erstrebe, das hat Holz sicher selbst gewußt und gewollt. Für ein bloßes archaisirendes Experiment wäre ja auch der Scherz viel zu breit gerathen, dafür hätten ein paar Proben reichlich genügt; wohl aber mochte es den Modernen locken, die Redefreiheit seiner Collegen von ehedem für den eigenen Uebermuth in Anspruch zu nehmen, der sich ohne literarhistorische Deckung eben nicht so unbeschränkt hätte austoben können. Damit soll natürlich keineswegs gesagt sein, daß der Verfasser nicht auch als Stylnachahmer — so weit der alte Styl für seinen Hauptzweck brauchbar war — große Treffsicherheit und köstlichen Sprachhumor bewährt hätte. Und obendrein klingt manchmal aus aller Derbheit auch der ursprüngliche feinere Lyriker Holz hervor, der auch heute keiner Experimente und keiner Maskerade bedürfte, um unbehelligt sich seiner Wirkungen zu erfreuen.

Friedrich Hebbel's sämmtliche Werke. Herausgegeben und mit einer literarisch-biographischen Einleitung versehen von Adolf Bartels. Erster Band von 1056 Seiten Lexicon-Octav. Geb. 4 Mk. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.) Der ganze Hebbel in einem Bande für vier Mark ist nicht nur die billigste, sondern gleichzeitig auch mit die beste und vollständigste aller bestehenden Hebbel-Ausgaben. Durch die „Selbstbiographie von 1852“ und den Aufsatz über „Theodor Körner und Heinrich von Kleist“, den die noch lebende Wittwe des Dichters, Frau Christine Hebbel in Wien, in dankenswerther Weise für die Ausgabe freigab, bringt sie sogar etwas, was keine andere Ausgabe enthält. Dabei wurde die Textcorrectur durch Adolf Bartels, dessen Name schon für die Gewissenhaftigkeit und Pietät seiner Arbeit bürgt, äußerst sorgfältig durchgeführt, wodurch eine größere Anzahl Fehler der früheren Ausgaben ausgemerzt werden konnte. So glauben wir denn mit dem verdienstvollen Herausgeber und unermüdlichen Vorkämpfer Hebbel's hoffen zu können, daß unsere Hebbel-Ausgabe die Verbreitung findet, die sie verdient, und daß sie dem großen Dichter, dessen mächtige Gestalt mit der zeitlichen Entfernung nur zu wachsen scheint, immer mehr Freunde und Bewunderer erobert.

Der Ueberkater. Roman von Joh. Rich. zur Megede. Geheftet Mk. 5.50, gebunden Mk. 6.50. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.) Dieses neueste Werk Megede's verbindet eine reichbewegte, psychologisch fein begründete Handlung in origineller Weise mit geistvollen und treffenden, überwiegend satirischen Reflexionen, die der Verfasser den „Titelhelden“ des Romans in sein Tagebuch schreiben läßt. Wenngleich dieser Ueberkater auf eine Reihe literarischer Vorfahren zurückblicken kann, unter denen Kater Murr und Hidigeigei die berühmtesten sind, so ist er doch eine durchaus selbstständige und, wie ja schon der Titel andeutet, auch durchaus moderne Persönlichkeit. Wieder hat der Dichter, wie so oft schon in früheren Werken, verstanden, auch diejenigen Personen, deren Anschauungen und Charakter uns fremd, ja unsympathisch berühren, uns doch aus sich selbst heraus begreiflich zu machen und dadurch unsere Theilnahme für sie zu gewinnen. Es wird

das neue Werk zur Megede's all' seinen Verehrern als eine höchst eigenartige Gabe seines nstbewährten starken Talents besonders willkommen sein.

Aus zwei Welttheilen. Erinnerungen von Marie Hansen-Taylor. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.) Sowohl durch die Mannigfaltigkeit der verschiedenen Umgebungen, in denen die Verfasserin sich bewegt hat, wie durch die anspruchslose, aber durchweg die gebildete, kluge Frau verrathende Darstellung dürfte das Buch diesseits und jenseits des Oceans ein Publicum finden. Giebt es doch anziehende Bilder aus dem schlichten, aber geistig vornehmen Gelehrtenheim des in seiner Wissenschaft hochbedeutenden Astronomen Hansen, des Vaters der Verfasserin, der viele Jahrzehnte die Gothaer Sternwarte leitete, dann aus dem internationalen Getriebe Roms, aus dem Land- und Stadtleben in den Vereinigten Staaten besonders in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts und schließt mit der leider nur zu kurzen amtlichen Thätigkeit Taylor's in Berlin.

Im Reich der Lüfte. Von A. Santos-Dumont. Reich illustrirt. Autorisirte Uebersetzung von Ludwig Halthof. Gebunden 4 Mk. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.) Santos-Dumont giebt in diesem hochinteressanten, durch zahlreiche Abbildungen und Skizzen erläuterten Buche eine Darstellung der verschiedenen, zuletzt von Erfolg gekrönten Versuche, die er auf dem Gebiete der praktischen Luftschifffahrtskunde angestellt hat. Der große Reiz des Buches liegt nicht zum Mindesten darin, daß der Verfasser uns schildert, wie das Problem der lenkbaren Luftschifffahrt ihn von Jugend an beschäftigt hat. Santos-Dumont's Buch wird Jeden fesseln, der Sinn und Verständniß für die Entwickelung des auf allen Gebieten unaufhaltsam zum Fortschritt drängenden modernen Lebens hat.

Weiße und rothe Rosen. Neue Lebensbilder von Alfred af Hedenstjerna. Nach den Manuskripten des Verfassers übersetzt von Ernst Brausewetter. (Berlin, Ulrich Meyer, Verlagsbuchhandlung.) Ein echter Hedenstjerna! Damit ist für den Kenner Hedenstjerna'scher Darstellungs- und Schreibweise eigentlich Alles gesagt! Der in seinem Heimathlande beliebte Schriftsteller hat in den letzten Jahren auch in Deutschland sich eine zahlreiche Verehrerschaft erworben. Seine Beliebtheit verdankt er vor Allem der ausgezeichneten, feinen Beobachtungsgabe all' der kleinen Ereignisse des Alltagslebens und seiner Herz und Gemüth anregenden Darstellung, über die sich ein goldiger, wahrhaft erquickender Humor ergießt. Die vorliegende Sammlung enthält sechzehn Schilderungen aus den verschiedensten Lebenskreisen, bald ernsten, bald heiteren Inhalts. Die Gestalten werden in ihnen so packend vorgeführt, daß wir fast bei jeder Erzählung diese oder jene Person aus unserer eigenen Umgebung gekennzeichnet glauben. — Von Ulrich Meyer's Bücherei liegen drei neue Bände vor, die mit sicherem Verständniß für das Lesebedürfniß der breiten Schichten unseres Volkes ausgewählte Erzählungen bewährter Schriftsteller enthalten. Durch die Erzählungen von Heinrich Sohnrey, der heute wohl allgemein für den besten Schilderer des Dorflebens gilt, geht ein warmer Zug grunddeutscher Ehrlichkeit und Gradheit. Mit köstlichem Humor ist in der „Jungfernauction“ ein alter in der Hildesheimer Gegend üblicher Brauch geschildert. Die Erzählung spielt im Jahre 1870 kurz vor Ausbruch des Krieges. Mitten im Festjubel trifft, mit heller Begeisterung aufgenommen, die Einberufungsorder ein, die einen Theil der jungen Leute in's Feld ruft. Die patriotischen Töne, die der Verfasser anschlägt, finden lebhaften Wiederhall in dem Herzen des Lesers, der den Eindruck mit davon nimmt, daß echte deutsche Treue noch nicht aus dem Lande geschwunden ist. — „Als die Großmutter sterben wollte“ ist eine rührende kleine Erzählung aus dem Leben einer unter Mühen und Sorgen groß gewordenen Dorfbewohnerin, die noch in ihrem hohen Greisenalter vom frühen Morgen bis zum späten Abend thätig ist und Haus und Hof des Sohnes, dem der Tod die Frau raubte, vor dem Untergange bewahrt. — Die Erzählungen „Meister Ludwigsen“ und „Herrn Meier's Hund“, beide von Charlotte Niese, zeigen die wahrhaft überraschende Menschenkenntniß der Verfasserin und ihre vorzügliche Gabe, ernste wie heitere Erlebnisse der kleinen Leute mit wenigen Strichen zu schildern. — „Auf blauem Wasser“ hat den Marineschriftsteller Viceadmiral R. v. Werner zum Verfasser. Mit beredten Worten führt er uns die Unendlichkeit und Pracht des Oceans vor Augen. Aber auch ein köstlicher Humor kommt zur Geltung. Besondere Anerkennung verdienen die gediegenen Illustrationen und der gute Druck auf bestem Papier. Der Preis ist sehr mäßig, jedes Bändchen kostet nur 30 Pf.

Mit Vergnügen berichten wir vom Fortschreiten der Classiker-Ausgaben des Bibliographischen Instituts (Leipzig und Wien). Vor einigen Wochen ist der letzte Band der ersten Serie der von uns wiederholt gewürdigten Heinemann'schen Goethe-Ausgabe erschienen, und schon setzt die zweite, gleichfalls auf 15 Bände berechnete Serie ein, die alles dasjenige enthält, was außer dem geradezu Unentbehrlichen für den Goethe-Freund noch irgend in Betracht kommt. Es sind dies vor Allem kleinere Jugenddichtungen und Gelegenheitsarbeiten, Fragmente und erste Fassungen, ferner Goethe's annalistische Aufzeichnungen, seine Schriften zur Kunst, zur Literatur, zum Theater, seine Uebersetzungen und nicht zuletzt seine naturwissenschaftlichen Schriften. Uns liegt heute zunächst Band 22 vor, der erste der Schriften zur Kunst, nach den bekannten Grundsätzen der Ausgabe von Professor Dr. Otto Harnack bearbeitet, über dessen Competenz es keines Wortes bedarf; hat er doch dieselben Theile auch in der großen Weimarer Sophien-Ausgabe besorgt. Ebenso rasch folgt dem ersten Bande von Erich Schmidts ausgezeichneter Kleist-Ausgabe heute schon der zweite. Er bringt die „Penthesilea“, das „Käthchen von Heilbronn“ und die „Hermannsschlacht“, wiederum begleitet von ausführlichen Einleitungen, die den augenblicklichen Höhepunkt der Kleist-Forschung darstellen. Der Text selbst beruht auf der exactesten Verwerthung aller Handschriften und Drucke. Ein knapp gefaßter, gehaltvoller Anhang von Anmerkungen beschließt auch diesen Band. Endlich liegen von der auf fünf Bände angelegten, von Rudolf Franz bearbeiteten Grillparzer-Ausgabe des Bibliographischen Instituts der dritte und vierte Band vor, die die Dramen des großen Dichters fortsetzen. „Des Meeres und der Liebe Wellen“, „Esther“, „Die Jüdin von Toledo“ und „König Ottokar's Glück und Ende“ enthält der dritte, „Ein treuer Diener seines Herrn“, „Ein Bruderzwist in Habsburg“ und „Libussa“ der vierte Band. Knappe, gehaltvolle Einleitungen gehen wiederum jedem Werke voraus. Daß die Fußnoten auf das Mindestmaß des wirklich Nothwendigen beschränkt worden sind, wird dem gebildeten Leser gewiß nur erwünscht sein. Er sowie der selbstständig weiterarbeitende Fachmann findet dagegen in dem verhältnißmäßig umfangreichen Anhang von Schlußanmerkungen eine reiche Fülle von Specialdarstellungen.

Fürst Herbert Bismarck's Reden hat Penzler soeben im Verlage von W. Spemann, Stuttgart, erscheinen lassen und damit sowohl den Verehrern des alten Kanzlers wie der Freunde seines nun auch heimgegangenen Aeltesten eine schöne Weihnachtsfreude bereitet. Der stattliche Band entrollt das politische Charakterbild Herbert Bismarck's mit all' seinen Ecken und Härten, in all' seiner stolzen Unabhängigkeit. Wohl fehlte dem Sohne die überragende Kraft und Größe des Vaters, sein persönlicher Zauber und sein köstlich lebendiger Humor, aber wir ehren in ihm den Ueberlieferer der Ueberlieferung, der uns Bismarck'sche Anschauungen vermittelte, als Bismarck schon todt war. Darin liegt auch die hohe Bedeutung des Penzler'schen Werkes.

Ungemein dankenswerth ist die populäre Ausgabe, welche Max Hesse's Verlag in Leipzig von Friedrich Hebbel's Tagebüchern veranstaltet hat. Mit dieser nahezu vollständigen Ausgabe von „Hebbel's Tagebüchern“ wird den Freunden deutscher Literatur eine ebenso werthvolle wie nothwendige Ergänzung zu Hebbel's Werken geboten. Professor Hermann Krumm hat die „Tagebücher“ durch zahlreiche Anmerkungen zu einem Commentar der Werke gestaltet, der in dieser Fassung von jetzt ab, wie dies der Dichter seiner Zeit selbst wünschte, einen wesentlichen Bestandtheil derselben bilden wird. Bei dem überaus billigen Preise (zwei Leinenbände drei Mark!) wird die neue Ausgabe allen Verehrern des Dichters hochwillkommen sein.

Von Eyth's Briefen eines Ingenieurs „Im Strom unserer Zeit“ ist der dritte Band erschienen. (Carl Winter's Universitätsbuchhandlung in Heidelberg.) Unsere Leser kennen Eyth vor Allem aus seinem prächtigen Buche „Der Kampf um die Cheopspyramide“, das wir für den fesselndsten und liebenswürdigsten Roman der letzten Zeit erklärt haben und das nach unserem Empfinden viel eher hunderttausend Leser verdient als manche schlaffe Modeschöpfung. In seinen Briefen giebt sich Eyth ungezwungener noch als in seinen Romanen. Es ist ein Genuß ersten Ranges, es ist ehrenvoll und bringt Gewinn, mit diesem Doctor zu spazieren. Jeder gebildete Deutsche unserer Tage sollte sich dazu drängen und sein arbeitendes Vaterland einmal auch von der geistigen Höhe dieses prächtigen Menschen betrachten.

Bahnbrecher des Weltverkehres von Dr. Georg Biedenkapp. (Gose & Tetzlaff, Berlin.) Dies Buch, das für Erzieher, Lehrer, Eisenbahn- und Postbeamte, für Techniker und Volkswirthschaftler und überhaupt für jeden im „Zeitalter des Verkehrs“ lebenden Menschen gleich interessant und belehrend ist, giebt zum ersten Male unter einheitlichem Gesichtspunkte die Lebensschicksale einer Anzahl von Bahnbrechern des Verkehrs und zugleich eine Geschichte der Verkehrsentwickelung der letzten 150 Jahre. Sein Hauptwerth aber liegt in den vielfachen Anregungen zur Gemüths- und Charakterbildung, die sich für Jeden aus der Lectüre dieser Lebensläufe ergeben.

Fritz v. Ostini stellt sich heuer mit einem sehr anmuthigen Weihnachtswerke: „Arme Seelen“ (A. Bonz & Co., Stuttgart) ein. Die werthvolle Sammlung kleiner Novellen und Skizzen enthält eine Anzahl wahrer Perlen feiner und charakteristischer Beobachtungskunst des modernen Lebens. Mit einem stets sicheren und treffenden Blick weiß Ostini die schwachen und die guten Seiten des modernen Gesellschaftslebens zu treffen. Er hat den richtigen tiefen Sinn für die zahlreichen Probleme, welche das hastige und widerspruchsvolle Leben mit seiner vorwiegend wirthschaftlichen Basis an die Angehörigen beider Geschlechter stellt. Und er, der eigentlich zum Humoristen geboren ist, findet gerade aus dieser erschöpfenden Kenntniß des wirklichen Lebens heraus auch für die Schilderung der Nachtseiten unseres socialen Daseins rührende und ergreifende Töne. In dieser Beziehung sei an folgende Stücke besonders erinnert: Mein Lebensglück; Die Glocken, und vor Allem die reizende Münchner Geschichte: „Die Centa“. Hier ist ein Stück Münchner Lebens geschildert, „Von der anderen Seite“ ein Stück grausamen socialen Elends. Das Problem: die hundsgemeine Ausbeutung fragwürdiger Standesvortheile auf Kosten der bequemen Moral, die jene Standesvortheile geschaffen hat und wie man vor ihnen

den Hofknix macht. Man kann sagen, daß jede der kleinen Geschichten in ihrer Art ein Cabinetstückchen feiner Beobachtung ist und daß über der bedeutsamen Kraft und Anmuth der poetischen Darstellung der Umstand nicht einen einzigen Moment zum Störenfried wird, daß der Verfasser nicht zu den Leuten gehört, welche einfach darauf losschreiben, sondern zu denen, welche als ernste, oder, wie's trifft, als lachende Philosophen das Leben betrachten, welche die glückliche Veranlagung haben, sich mit dem Leben überall zu befreunden, wo es sich ihnen erschließt und die ein beneidenswerthes Geschick haben, was sie selbst ersehen und empfinden, anderen in vollendeter Form mitzutheilen.

„Mutterschaft und Mutter". Culturgeschichtliche Studien von Adele Crepaz. (Neuer Verlag von Otto Wigand, Leipzig.) Dem Zuge unserer Zeit entsprechend, erscheint dieses treffliche Buch, das mit seinem reichen Inhalt eine Fülle wissenschaftlichen Stoffes bietet und zugleich alle Phasen der Mutterschaft mit innigster Herzenswärme bespricht. Es zeigt den mütterlichen Beruf als den ersten und wichtigsten der Frau, weil er sie befähigt, größten Einfluß auf kommende Geschlechter auszuüben. Es ist aber auch das Hohelied der Mutterliebe, ein beredter Verkünder ihres stillen Heldenthums und ein ernster Wegweiser, der sie auf die hohen Ziele weist, welchen sie nachzustreben hat. Im letzten Capitel wird der Einfluß besprochen, die die Mütter berühmter Männer auf ihre Söhne ausgeübt haben. Hier begegnet die Verfasserin einem Wunsche des Historikers Ottokar Lenz, welcher sich in seinem Hauptwerke: „Die Geschichtswissenschaft in Hauptrichtungen und Aufgaben" beklagt, daß der Einfluß der Mutter auf berühmte Männer viel zu wenig bekannt sei. Adele Crepaz hat mit dem vorliegenden Buche, das durchwegs anziehend geschrieben ist, ein Werk geschaffen, welches in der deutschen Frauenwelt gewiß die verdiente Würdigung finden wird. Hier erscheint endlich einmal ein Frauenbuch, welches mit den hohen, ethischen Zielen, denen es nachstrebt, zugleich eine Fülle wissenschaftlichen Stoffes und unterhaltende Form bietet. Jede Mutter wird daraus werthvolle Belehrung schöpfen.

In J. F. Lehmann's Verlag in München erschien: Aus Tagen deutscher Noth. Eine geschichtliche Erzählung von Anton Ohorn. Mit Abbildungen von Professor Hans W. Schmidt in Weimar. Zweite Auflage. (Preis in schönem Geschenkband geb. 2 Mk.) Der Held dieser Erzählung ist Johann Gottfried Seume, ein echter, deutscher Mann von Kopf bis zur Sohle. Die eigenartigen Lebensschicksale des deutschen Dichters sind wohl werth, unserer heutigen Jugend vorgeführt zu werden. Von hessischen Werbern wurde der Student Seume hinterlistig zum Soldatendienst gepreßt; er mußte den amerikanischen Befreiungskrieg mitmachen. Nach Deutschland zurückgekehrt, entfloh er aus dem hessischen Dienst, fiel aber preußischen Werbern in die Hände. Später bekleidete er die Stelle eines Secretärs bei dem russischen General von Igelström in Warschau. Die Erzählung erscheint schon in zweiter Auflage und in sehr guter Ausstattung. Es ist einer der billigsten Bände (2 Mk.) aus der bekannten Lehmann'schen Jugendbücherei.

Friedrich Adler, Freiheit (Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf.). Ein Theaterstück ist leider „absolut tödtlich wirkende" Wanzentinctur und auch kein patentirtes Bügeleisen „mit bedeutendem Ersparniß an Spiritus". — — Und doch giebt es auch eine literarische Reclamewuth, welche der für Wanzentinctur und Bügeleisen kaum nachsteht. Frühzeitig schon, lange noch ehe das Werk erschienen ist, bricht sie aus. Wie ein Barometer mit Farbstift, so registrirt sie alle Phasen. Er „arbeitet" an einem neuen Drama; er hat es soeben „vollendet". Aber es ist kein Drama, sondern drei Einacter; Cotta übernimmt den Verlag — man denke, Cotta! es soll „demnächst erscheinen"; es ist — lobet den Herrn! schon erschienen; die Prager Bühne hat es zur Aufführung angenommen; die „Uraufführung fand gestern vor einem dichtgefüllten Hause statt und trug dem anwesenden Dichter — —"

Man könnte derartige Präludien vielleicht bei einem der führenden Autoren begreiflich finden, an dessen Arbeiten Alles, was moderne Romane liest oder Premièren durchmacht, Antheil nimmt. Gehört Friedrich Adler auch dazu? Er hat einige Gedichte gemacht und Calderon sowie noch einen anderen fossilen Spanier ausgegraben. Das ist Alles. Es ist wahr, seine Verse laufen schön und zierlich. Aber sich noch an Calderon anhalten! Der schon unwahr war zu seiner Zeit, als die Menschen noch in hohen Strümpfen und halsverrenkenden Kragen herumstolzirten. Warum diese verschrobenen Theaterfiguren einer verschrobenen Zeit nicht friedlich weiter ruhen lassen!

Ein bekannter Schriftsteller hat vor einiger Zeit ein Bild entworfen von einer unreifen Kritik, die nur in der Verhöhnung alles ernsten Schaffens liegen soll. Er hat sich in dem folgenden Männerstreite blutige Striemen geholt. Und sicher giebt es schon seit Langem ein treffliches Gegenstück zur wilden Kritik: das Reclameschlagen, das von Zeit zu Zeit durch einen ganzen Haufen von Zeitungen dröhnt. Und wie der „Schaffende" das Recht hat, sich über die Kritik auszulassen, die ihm als unaufrichtig und anmaßend gilt, so hat der ehrliche und selbstständige Kritiker das Recht, sich dagegen aufzubäumen, daß Werke, für welche so viel unschuldige Druckerschwärze unnöthig vergossen wurde, mit einem solchen Tamtam dem Publicum aufgedrungen werden, als hätte die Menschheit soeben ein literarisches Bethlehem erlebt!

Nun noch ein paar Worte über die „Freiheit". Nicht über alle drei Stücke. Nur ein Einacter, der mittlere, soll genügen. Es kostet viel Mühe, ihn in den Gesammttitel „Freiheit" hineinzuzwängen. Mit viel größerer Berechtigung könnte sich zum Beispiel „Das weiße Rössel" diesen Titel beilegen. Denn das Bißchen beschränkte Bockbeinigkeit, welche die Hauptperson, ein armseliger Advocatenschreiber, entfaltet, erinnert viel weniger an „Freiheit" oder „Unfreiheit" als die Massenverlobungen in dem Lustspiel aus Blumenthal's Fabrik. Einen Buchhalterposten grob auszuschlagen, weil der künftige Chef vor neun Jahren einen Freund aus seinem Geschäft entlassen hat, trotzdem dieser Freund nach längst erfolgter Aussöhnung mit seinem früheren Chef das Engagement vermittelt und dieser Chef persönlich den neuen Schreiber aufsucht — man weiß ja, daß Chefs immer in die Wohnung des zu engagirenden Buchhalters kriechen — diese dürre Handlung erinnert an eine ganz andere — — Thiergattung! — Der Einacter führt auch den besonderen Namen „Der Prophet Elias". Wobei noch weniger einzusehen ist, warum dieses Hornvieh von einem Buchhalter gerade den armen Elias durch sein Pseudonym in Mißachtung bringen muß. Elias, den Unbekannten! Jona ist doch viel populärer. Des Walfisches wegen! Aber vielleicht hätte sich dann das Publicum erinnert, welche Gefühle der Prophet Jona dem Walfisch auslöste, nachdem er drei Tage in dessen Magen gelegen war.

J. Kr.

Spemann's Goldenes Buch vom eigenen Heerde. Eine Hauskunde für Jedermann. (Verlag von W. Spemann, Berlin und Stuttgart. Geb. 6 Mk.) Den goldenen Büchern der Musik, der Kunst, der Weltliteratur, der Sitte, des Theaters und der Gesundheit ist jetzt als 7. Band dieses goldene Buch vom eigenen Heim gefolgt, das Demjenigen, der sich mit dem Gedanken an den Bau eines Familienhauses trägt oder der sich überhaupt für die innere Einrichtung des Hauses interessirt, eine erste Hülfe und allgemein orientirende Anleitung zum Hausbau und zur Haushaltung geben will. Gerade in unserer Zeit unruhiger Kämpfe um die rechte Kunst des Eigenbaues kann ein solches Buch nützen, wenn es zugleich die praktischen wie die ästhetischen Fragen behandelt. Die klare Einsicht in die wirthschaftlichen, technischen und künstlerischen Bedingungen, unter denen ein Haus entsteht, wird den Ansprüchen des Bauherrn die rechte Begründung geben und ihm ermöglichen, den eigenen Willen, den persönlichen Geschmack weit mehr und besser hervortreten zu lassen, als wenn er ohne Vorbedacht zum Hausbau schreitet. In dem ersten Theile des Buches werden zunächst die praktischen Fragen des Hausbaues und der Wohnungseinrichtung besprochen. Ein anderer Theil behandelt in weitem Umblick berufener Autoren die Traditionen, aus denen die moderne Baukunst hervorgegangen ist, belehrt über Styl- und Formlehre und regt, unterstützt durch ein reichlich bemessenes Abbildungsmaterial, zum vergleichenden Studium der Architektur und der Decoration an. Auf die Auswahl der Illustrationen ist dabei große Sorgfalt verwendet worden, in ihrer Mannigfaltigkeit werden sie die Phantasie anregen und das begleitende Wort erläutern. Als dritten Theil dieser Hauskunde sind dann die Biographien heimischer Architekten, meist nach authentischem Material, zusammengestellt und so Jedermann die Möglichkeit gegeben, sich über die Baukünstler der Gegenwart zu orientiren.

Das große Weltpanorama. (Berlin und Stuttgart, W. Spemann) wendet sich an alle Gebildeten, dürfte aber doch in erster Linie für die Jugend bestimmt sein. Es liegt jetzt der vierte Band vor. Er enthält Erzählungen, Reiseschilderungen, Naturkundliches, Technik u. s. w. Mit den anderen ähnlichen Führerunternehmungen hat es das gemein, daß es auch die Ereignisse des letztvergangenen Jahres besonders berücksichtigt. So finden sich Aufsätze über Mukden, über Tibet und Lhassa, über das Land des „verrückten Mullah", die Brennerbahn, moderne Schornsteine u. s. f. Einen besonderen Werth verleihen auch diesem Bande die vielen guten Illustrationen, die sozusagen auf authentischem Material, guter Photographie beruhen. Sehr dankenswerth ist eine im inneren Buchdeckel angebrachte Weltkarte, auf der sich alle im Buch erwähnten geographischen Punkte mit Angabe der Seitenzahl des Buches finden. Die beste Lösung der alten pädagogischen Forderung, man solle beim Lesen stets den Atlas zur Hand haben.

Gorn Sobotki, eine Zobtensage. Episch-lyrische Dichtung von A. Düsie. (Dresden 1905, E. Pierson's Verlag. 280 Seiten, Preis geh. 3 M., eleg. geb. 4 Mk.) Herzerfrischender Liebe zur schlesischen Heimath entstammt dieser poesievolle Sang, dessen Mittelpunkt der Vater Zobten mit seiner längst entschwundenen Ritterburg bildet. Die Sage von der schönen Goralinde und ihrem Vater, dem Ritter Hamor oder Hammerschlag, geben in der That einen trefflichen Stoff zur dichterischen Behandlung und eine Fülle dramatischer Motive; sie verdient der Vergessenheit entrissen zu werden und kann getrost den schönsten Sagen des Schlesierlandes an die Seite gestellt werden. Die Dichtung selbst, zumeist in wohlgelungenen Trochäen geschrieben, überrascht häufig durch Sprachgewandtheit und Gedankenreichthum. Seinem Erstlingswerk giebt der jetzt am Ostseestrande lebende Verfasser ein Geleitwort mit, das den Leser durch Bescheidenheit und Herzlichkeit gewinnt. Wenn auch an einzelnen Stellen die dichterische Formgewandtheit noch nicht die volle Höhe erreicht hat, so lassen die Tiefe der Empfindung, die begeisterte Liebe zur Natur und die Frische und Freudigkeit der Darstellung immer das dichterische Talent zur vollen Geltung kommen. Das mit echt deutschem Sinne geschriebene Buch wird sich unter den Schlesiern, vor Allem unter den zahlreichen Freunden des Zobtengebirges bald viele Freunde erwerben.

Der Muttersohn. Roman von Johannes Dose. (Max Hansen's Verlag, Glückstadt.) Dose steht in diesem Romane auf der Höhe seiner Kunst. Ueber dem Werke liegt der zauberhafte Hauch der Heimath. Die Menschen, die in ihm auftreten, sind Gestalten, wie sie in dieser Eigenart in der kleinen nordschleswigschen Grenzstadt leben und gelebt haben. Man fühlt, was Dose hier schildert ist erlebt. Neben dem tiefen Ernst, der aus diesem Hohenliede der Sohnesliebe oft ergreifend spricht, kommt auch gemüthvoller Humor zu seinem Rechte. Da die Führung der Handlung auch der äußeren Spannung nicht entbehrt, wird der Leser an diesem Romane seine reine Freude haben.

Geschichte der deutschen Literatur. Von Adolf Bartels. In zwei Bänden. Sechstes bis zehntes Tausend. Dritte und vierte Auflage. (Leipzig 1905, Verlag von Ed. Avenarius. Preis 10 Mk., geb. 12 Mk.) Schwerlich ist jemals eine Literaturgeschichte so heftig bekämpft worden wie die vorliegende, keine hat sich aber trotzdem so rasch durchgesetzt. Das liegt daran, daß ihr Verfasser eine deutsche Persönlichkeit ist, die ihren geraden Weg geht und sich durch nichts von dem unumwundenen Aussprechen ihrer Ueberzeugung abhalten läßt; so erstanden dem Buche seine zahlreichen Gegner, aber gerade dadurch erwarb es auch seine begeisterten Freunde. Man muß aber nicht glauben, daß das Buch nur durch Bartels' nationale Gesinnung und die kräftige Subjectivität seines ästhetischen Urtheils Werth erhielte, nein, es ist zweifellos auch eine tüchtige wissenschaftliche Leistung. Diese „Geschichte der deutschen Literatur" ist, wie schon in der eingehenden Besprechung der ersten Auflage hervorgehoben wurde, ein äußerst lebensvolles, wahrhaft erzieherisch wirkendes Buch, das in der neuen Ausgabe noch sehr gewonnen hat. Auch auf die große Billigkeit des Werkes (1400 Seiten für 10 Mk.) sei noch aufmerksam gemacht.

Deutsche Heldensagen, dem deutschen Volke und seiner Jugend wiedererzählt. Von Karl Heinr. Keck. Zweite, vollständig umgearbeitete Auflage, besorgt von Dr. Bruno Busse. Zweiter Band: Dietrich von Bern. (B. G. Teubner in Leipzig.) Während der erste Band der „Deutschen Heldensagen" von den Nibelungen und Gudrun erzählt, behandelt der vorliegende zweite das Schicksal des ritterlichen Amelungen Dietrich und die Abenteuer seiner Spießgesellen. Außerdem werden die Sagen von Wieland, König Rother, Ortnit, Hug- und Wolfdietrich in kurzer Form erzählt. Die Neubearbeitung schließt sich möglichst an die süddeutsche Ueberlieferung an. Das Buch ist mit Lithographien von Robert Engels ausgestattet.

„Deutsche Göttergeschichte" und die Sage von den Wölsungen und Niflungen der Jugend erzählt von E. Falck. (B. G. Teubner, Leipzig.) Der Aufgabe, die sich Simrock gestellt hat, den Gedanken an die vaterländische Götterwelt in unseren Herzen zu wecken, will auch Falck in diesen beiden Jugendbüchern dienen. Das erste Bändchen, eine Göttergeschichte, deren Vorzug darin besteht, daß sie eine lebensvolle Erzählung bietet. Das zweite Bändchen behandelt die großartigen Sagen von den Wölsungen und Niflungen in schlichter, aber packender Darstellung ohne Zusätze und künstlich ausgefüllte Lücken.

Naturstudien. Von Karl Kraepelin. Volksausgabe. Ausgewählt vom Hamburger Jugendschriften-Ausschuß. Mit Zeichnungen von O. Schwindrazheim. (B. G. Teubner, Leipzig.) Der anerkannte Werth dieser Naturstudien von Kraepelin hat den Hamburger Jugendschriften-Ausschuß bewogen, eine billige Volksausgabe in Vorschlag zu bringen, und Verfasser wie Verleger sind darauf bereitwilligst eingegangen, um so dem Buche eine noch größere Verbreitung zu sichern. Der Hamburger Ausschuß hat die Auswahl vorgenommen und dabei die verschiedenen Bände der ursprünglichen Ausgabe etwa gleichmäßig berücksichtigt. Der billige Preis der Volksausgabe ermöglicht es Jedem, seinen Kindern dieses inhaltreiche, das Interesse für die Natur weckende und vertiefende Buch auf den Weihnachtstisch zu legen.

Karl Berger. Schiller, Sein Leben und seine Werke. 1. Band. (C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung [O. Beck] in München. Gebunden 6 Mk.) Der Verfasser erweist sich nicht nur als Kenner des sehr umfangreichen historischen Stoffes, sondern auch als gewandten Darsteller und wohlgebildeten Beurtheiler. Wesentlich Neues oder gar Grundstürzendes wird Niemand in einem Werk erwarten, das zugleich Jubiläumsschrift im besten Sinne ist; aber Schiller's Person in ihrer Größe und seine Poesien in ihrer bei manchen Mängeln staunenswerthen Eigenart dem deutschen Volk auf's Neue „menschlich näher zu bringen", dazu scheint Karl Berger's neues Schillerbuch sehr geeignet. — Der Streit, was in der Kunst sein soll und nicht, wie es sein muß u. s. w., dieser Streit brachte es mit sich, daß sich Schiller in jüngster Vergangenheit eine Revision seiner gesammten Stellung in der deutschen Literatur gefallen lassen mußte. Sie ist heute noch nicht endgiltig entschieden, daß aber das Urtheil zu seinen Ungunsten ausfallen werde, ist kaum noch zu fürchten. Gesetzt selbst, daß er in einzelnen grundsätzlichen Dingen irrte: unberührt vom Wandel der Zeit wird seine machtvolle Persönlichkeit in seinen Werken bestehen — immer. Es ist darum zu hoffen, daß Berger's Schiller-Biographie, vorzüglich ausgestattet, jenen Beifall finden werde, den sie verdient, und zu wünschen ist, daß der Verfasser seinem Vorhaben gerecht werden könne, den zweiten Band innerhalb eines Jahres zu liefern, damit sie nicht das Schicksal so mancher anderen theile, nämlich unvollendet zu bleiben. Denn wir freuen uns seines Buches, wie es jeden Deutschen freuen wird.

Zur gefälligen Beachtung.

Alle **geschäftlichen** Angelegenheiten, besonders die Versendung von Beleg-Exemplaren, die Honorirung u. dgl., erledigt **ausschliesslich der Verlag**, Berlin W 30, Motzstr. 80 I. Man wolle bezügliche Anfrage **nur an ihn** richten.

Dagegen sind Manuskripte, Bücher, redactionelle Anfragen etc. **stets an Richard Nordhausen**, Berlin W 30, Gleditschstr. 6, zu senden. Für pünktliche Erledigung kann sonst nicht Gewähr geleistet werden.



Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W 30, Gleditschstr. 6; Expedition: Berlin W 30, Mogstr. 30 I. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 53. Berlin, den 31. December 1904. 33. Jahrgang
Band 66.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. | Verlag der Gegenwart in Berlin W 30. | Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Das kranke Oesterreich.

Von einem Oesterreicher.

Daß Oesterreich krank ist, weiß alle Welt; nicht aber was ihm eigentlich fehlt, jedenfalls sind die Meinungen darüber getheilt. Und doch wäre die richtige Diagnase nicht so schwer, denn die Symptome sind wahrlich deutlich genug. Das Uebel, an dem Oesterreich schon seit Jahren leidet, das an seinen Kräften zehrt und es völlig zu Grunde zu richten droht, ist nichts Anderes als eine schwere Erkrankung seines Centralnervensystems. Der Gesammtorganismus des Reiches ist widerstandsfähig, die Muskeln sind kräftig, das Herz gesund, der ganze gewaltige Körper ist van der Natur nichts weniger als stiefmütterlich ausgestattet worden und würde trefflich functioniren, wenn das Gehirn nicht krank wäre und den Organismus so regierte, wie es sollte. Aber das geschieht eben nicht: anstatt ihn vernünftig zu führen, lähmt es ihn, indem es die Nervenstränge ausschaltet, die ihn bewegen und leiten sollen, so daß er in dumpfer Lethargie verharrt. Allerdings wird diese häufig durch mehr oder weniger furchtbare Krämpfe unterbrochen, die durch die wüsten Hallucinationen des kranken Gehirns ausgelöst werden und den Organismus durchrütteln, als ob es mit ihm zu Ende ginge; aber diese Bewegung behebt die Lähmung nicht, sondern verstärkt sie bloß.

So furchtbar das Leiden aber auch ist, es ist darum keineswegs unheilbar; wir wissen ja, daß es gewisse Gehirnkrankheiten giebt, die durch den Druck einer Narbe hervorgerufen und durch deren operative Entfernung geheilt werden können; eine solche Narbe scheint auch in unserem Falle vorhanden zu sein; es gilt daher auch hier, sie durch eine Operation zu entfernen. Wo aber ist der staatsmännische Billroth, der diesen kühnen Eingriff wagt? . . .

Da nun das Centralnervensystem, das Gehirn eines Staates, dessen Regierungsform bildet, so liegt es natürlich sehr nahe, die Schuld an diesem chronischen Uebel der Regierung zuzuschreiben und *sie* dafür verantwortlich zu machen. Das geschieht denn auch in allen Tonarten und in allen Sprachen des Reiches; und die Regierung muß im Parlament, in der Presse und im öffentlichen Leben überhaupt den Sündenbock abgeben, auf den nach Kräften losgedroschen wird. Dies um so mehr, als die Raisonnirsucht in Oesterreich ein endemisches Uebel ist und es namentlich in gewissen Kreisen nachgerade zum guten Ton gehört, über die Regierung zu schimpfen.

Nun kann man allerdings nicht leugnen, daß die österreichische Regierung zu wünschen übrig läßt, denn seit Jahr und Tag thut sie alles Mögliche: conferiren, concediren, pacificiren und pactiren, nur Eines nicht: regieren. Just auf dieses Eine aber käm' es vor Allem an! Das ist ja sicher sehr bedauerlich; aber darf man die Schuld denn der Regierung aufbürden? Kann sie anders vorgehen? Muß sie sich nicht damit begnügen, sich von Fall zu Fall „fortzuwursteln“, wie der bezeichnende Terminns lautet? Ist sie denn in der Lage, sich auf eine ausreichende Parlamentsmajarität zu stützen? Und selbst wenn sie das könnte, was würde ihr das helfen, da ein Häuflein stimm- und faustkräftiger Krakehler im Stande ist, die Thätigkeit des Reichsrathes vollständig lahm zu legen? Unter so bewandten Umständen bleibt der Regierung also wirklich kaum etwas Anderes übrig, als sich „fortzuwursteln“, indem sie zwischen den hadernden Parteien einen krampfhaften Eiertanz ausführt, stets ängstlich darauf bedacht, es allen Parteien recht zu machen und keines der angeblich so kostbaren nationalen Eier zu zerbrechen. Selbst die bewunderungswürdige Geschicklichkeit, die Herr von Körber bei diesem gefährlichen Tanze entwickelt, kann es freilich nicht verhindern, daß dabei ab und zu doch ein Ei beschädigt wird und sich jedes Mal wildes Zetergeschrei erhebt, je nachdem es ein deutsches oder slavisches gewesen ist . . .

Es ist demnach ein sehr billiges und sehr ungerechtes Vergnügen, über die Regierung im Allgemeinen und Herrn von Körber im Besonderen zu schimpfen. Kein anderer Ministerpräsident — und wär' es selbst ein Bismarck — vermöchte mit *diesem* Parlament und auf verfassungsmäßigem Wege mehr zu leisten. Nicht die Regierung ist der schuldige Theil, sondern das Parlament, denn *dieses* hat Oesterreich dahin gebracht, wo es jetzt ist, hat seinen Organismus vergiftet und gelähmt. Daß dem so ist, darüber sollte jeder vernünftige Mensch im Klaren sein, und thatsächlich ist diese Erkenntniß nuch schon seit geraumer Weile in alle Schichten der Bevölkerung gedrungen. Wenn auch nach wie vor über die Regierung geschimpft wird, so hindert das doch durchaus nicht, daß dies auch dem Parlament widerfährt, und man darf getrost behaupten: kaum einer Volksvertretung wird van denen, deren Interessen sie angeblich vertritt, eine so tiefe Mißachtung zu Theil wie dem österreichischen Parlamente. Wenn von ihm die Rede ist, so geschieht es meist im Tone bitteren Spottes und äußerster Geringschätzung. Ein so hartes Urtheil in solcher Allgemeinheit mag ja un-

gerecht erscheinen, aber kann es denn anders lauten? Unter den 425 Abgeordneten befindet sich ja zweifellos eine ansehnliche Zahl tüchtiger und fähiger Männer, die von den besten Absichten erfüllt sind, ja zur Ehre Oesterreichs wollen wir annehmen, daß diese Männer in bedeutender Mehrzahl vorhanden sind: aber was hilft das? Sie sind zu schwach, sich gegenüber der Minderzahl von Krakehlern und Fanatikern Geltung zu verschaffen. Ihre wohlgemeinten Rathschläge und Warnungen verhallen ohnmächtig in dem wüsten Gezeter der Anderen, und sie müssen es sich gefallen lassen, nach dem bekannten Sprichwort, in deren Gesellschaft mitgefangen und mitgehangen zu werden. Die Lärmmacher sind es, die im österreichischen Parlament den Ton angeben und ihm den Stempel aufdrücken; und sie sind es daher auch, die es in den Augen der Bevölkerung repräsentiren. Da ist es aber natürlich unvermeidlich, daß deren Urtheil nichts weniger als günstig lautet, und dies mit vollstem Recht.

Aber nicht nur in der Bevölkerung urtheilt man so, auch im Parlament selbst. Bei jeder Gelegenheit zeigt es sich, welche Geringschätzung das „Hohe Haus“ von Seiten seiner eigenen Mitglieder erfährt. Selbst bei den maßvollsten Parlamentariern zeigt sie sich in der Bitterkeit und dem Pessimismus, womit sie der Thätigkeit des Parlaments und seiner Zukunft gedenken. Am kräftigsten aber hat ihr der Abgeordnete Pernerstorfer in seiner ungenirten Art Ausdruck gegeben. Er hat das Parlament nämlich mit einem großen Käfig verglichen, in dem alle Bestien zusammen gesperrt seien.*) Dieser Vergleich ist drastisch und nicht eben schmeichelhaft, aber wer wollte es wagen, ihn ungerecht zu nennen?

Wenn Jemand, der selber dem Parlament angehört, von diesem so denkt, wenn dies nicht etwa eine vereinzelte persönliche Ansicht ist, sondern bloß der drastische Ausdruck der allgemeinen Meinung, so drängt sich unwillkürlich die Frage auf, ob ein solches Parlament denn einen Sinn und Zweck hat? Die Antwort auf diese Frage kann nur ein entschiedenes Nein sein. Ein Parlament, in dem das elementare Princip des Parlamentarismus auf den Kopf gestellt worden ist, in dem nicht mehr die Majorität entscheidet, sondern die Minorität, sofern sie nur über das erforderliche Maß von Brutalität und Lungenkraft verfügt; ein Parlament, in dem Pultdeckel als Gründe und Faustschläge als Beweise gelten; in dem nicht Meinungen ausgetauscht werden, sondern Beschimpfungen; ein Parlament, dessen Mitglieder einander der gemeinsten Schandthaten beschuldigen, der Bestechlichkeit und der Verleumdung, des Wortbruches und der Nothzucht**); ein Parlament, in dem zum Massentodtschlag einer Nation aufgefordert***) und offener Hochverrath†) gepredigt wird: ein solches Parlament hat nicht die geringste Daseinsberechtigung mehr, es ist überhaupt kein Parlament mehr, sondern eine Schimpf-Concerthalle, in der die Abgeordneten um die Palme der — Gemeinheit ringen ...

Wenn ein Parlament aber, wie das österreichische, keine Daseinsberechtigung besitzt, was ergiebt sich daraus mit zwingender Logik? — Nichts Anderes als die Nothwendigkeit, daß ihm ein Ende gemacht werde. Man sollte glauben, diese Nothwendigkeit müßte unter den gegebenen Verhältnissen Jedermann einsehen. Nichtsdestoweniger giebt es noch ängstliche, kurzsichtige Leute, die von einem so drastischen Mittel, den bestehenden Krebsschaden auszurotten, durchaus nichts wissen wollen. Daß die Beseitigung des Parlaments ein drastisches Mittel wäre, soll ja keineswegs geleugnet werden, aber giebt es denn ein anderes, milderes? Es gäbe wohl eines, und einsichtsvolle, arbeitswillige Mitglieder des Parlaments haben es auch vorgeschlagen: die Reform der Geschäftsordnung nämlich; aber sie sind damit bei ihren Collegen auf heftigen Widerstand gestoßen. Die Obstruction ist eben im „hohen Hause“ endemisch geworden, und jede Partei will sich die Möglichkeit sichern, dereinst, wenn es ihr einmal passen sollte, Obstruction zu treiben. Für die Radicalen stellt die Obstruction überdieß eine Lebensfrage dar, denn sie allein ist es, die diesen an sich völlig nichtigen Existenzen zu einer politischen Bedeutung verholfen hat, welche sie unter normalen Verhältnissen niemals erlangt hätten; eine Reform der Geschäftsordnung würde sie demnach in jenes Nichts zurückschleudern, aus dem sie herausgegangen sind. Es ist also klar, daß sie sich gegen eine derartige Gefährdung ihrer terroristischen Herrschaft mit Händen und Füßen sträuben, und da sie im Reichsrath bekanntlich immer das letzte Wort behalten, so ist an die Einführung einer Reform der Geschäftsordnung nicht zu denken.

Soll dem politischen Elend Oesterreichs ein Ende gemacht werden — und daß diese Nothwendigkeit besteht, wird Niemand zu bestreiten wagen — so bleibt unter so bewandten Umständen nichts Anderes übrig, als das vorhin angedeutete Radicalmittel: die Beseitigung des Parlaments. Die Aengstlichen und Kurzsichtigen, die davon nichts wissen wollen, begehen damit dieselbe Thorheit, wie die Angehörigen eines Schwerkranken, die sich, aller Einsicht zum Hohne, gegen die Operation sträuben, welche allein den Patienten vor bleibendem Siechthum, ja vor dem Tode retten kann, und die hartnäckig bei ihren nutzlosen Hausmitteln und trügerischen Hoffnungen auf die Heilwirkung der Zeit bleiben. Da und dort mögen die Beweggründe dieser Operationsfurcht an sich ja ganz löblich, aber da und dort muß das Ergebniß sehr ungünstig sein: die Unheilbarkeit oder der Tod des Patienten. Darum nochmals: fort mit dem Parlament!

Vielen Ohren mag diese Forderung gräßlich klingen, Viele mögen aus ihr die Retraitetöne der Reaction heraus hören und Zeter schreien über ein Ansinnen, das doch nichts Geringeres verlange als einen Verfassungsbruch, also ein Verbrechen. Aber an das Geschrei und Gehaben dieser Leute darf man sich nicht kehren; ihre Entrüstung, ihr Lamenta entbehren jedes zureichenden Grundes, jeder moralischen Berechtigung; sie hätten nur dann Anlaß und Recht, sich zu ereifern, wenn dieses drastische Mittel ohne Noth, bloß aus frivolem Uebermuth vorgeschlagen würde, wenn sie selber ein anderes, besseres Mittel wüßten. Man frage sie doch, ob sie eines wissen! Sie werden die Antwort gründlichst schuldig bleiben!

Sie nennen den Verfassungsbruch ein Verbrechen! Gut, er sei eines; aber begeht ein Parlament, wie das österreichische, das seit Jahren die Interessen der Bevölkerung mit Füßen tritt, dessen einzige Thätigkeit darin besteht, den Staat und seine Bürger schwer zu schädigen, und das sich von eben diesen Bürgern für jedes einzelne seiner empörenden Schimpfconcerte 8500 Kronen zahlen läßt, sie im Laufe der ganzen Obstructionszeit also schon Millionen gekostet hat: begeht ein solches Parlament nicht ein tausend Mal schwereres Verbrechen? Ist ein Verfassungsbruch wirklich ein Verbrechen, so ist er es doch bloß im juridischen, theoretischen Sinne. Er würde den Mitgliedern des Parlaments allerdings das schöne Privileg rauben, hinter der spanischen Wand ihrer Immunität alle Welt ungestraft besudeln zu dürfen und für diese verdienstvolle Leistung obendrein noch täglich 20 Kronen Honorar zu beziehen: was das österreichische Parlament treibt, ist aber ein Verbrechen im moralischen Sinne, denn es untergräbt das Wohl des ganzen Staates und seiner Völker. Während der Verfassungsbruch ferner nur eine einzige

*) Reichsrathssitzung vom 12. März 1904.

**) Siehe Proceß Wolf—Schalk und die Affären Herzog, Iro, Berger.

***) Abg. Stein (zu den Czechen): „Strychnin sollt' man kaufen, daß diese Raff' hin wird ... niederschlagen soll man Euch auf der Straße!“ (Sitzung vom 10. März 1902.) — Abg. Herzog (zur Gallerie): „Haut sie (die Czechen) todt, diese Lumpen!“ (Ebenda.)

†) Abg. Schönerer bringt ein demonstratives Hoch auf die Hohenzollern aus. (Sitzung vom 13. März 1902.) Abg. Eisenkolb: „Ein Volk, eine Religion, ein Reich, ein Kaiser!“ (Sitzung vom 23. Februar 1902).

That ist, wird das Verbrechen des Parlaments an denen, deren Wohl es vertreten soll, seit Jahren begangen und ist zum chronischen Zustand geworden. Welches Verbrechen unendlich schwerer in's Gewicht fiele, darüber kann somit kein Zweifel bestehen.

Nun wäre die Beseitigung des Parlaments unter den gegebenen Verhältnissen aber keineswegs wirklich ein Verbrechen, sondern lediglich die logische und berechtigte Folge dessen, was ihr vorausgegangen ist.

Als man seiner Zeit das parlamentarische Regierungssystem in's Leben rief, ist man von der stillschweigenden, weil selbstverständlichen Voraussetzung ausgegangen, daß das Parlament ein Mittel zur Förderung der staatlichen Entwickelung sein werde, nicht zu deren Hemmung und Schädigung. Daß es im Reichsrath nicht immer lammfromm hergehen, daß eine Opposition unvermeidlich sein werde, daß die Gegensätze der Ansichten oft scharf an einander gerathen würden: dessen war man sich natürlich wohl bewußt. Aber man dachte sich diese Fehden als dialectische und rhetorische Ringkämpfe nach allen Regeln des Anstandes, wobei der überlegenere Geist, die höhere Ethik die Entscheidung herbeiführen sollte. Daß das „hohe Haus“ auf das Niveau einer Fuhrmannskneipe herabsinken, daß nicht der feinere Geist, sondern die größere Brutalität, nicht das gewandtere Wort, sondern die lautere Stimme maßgebend sein würde, davon hat man sich damals nichts träumen lassen. Die wachsende Verwilderung unserer parlamentarischen Zustände hat diese naiven idealen Voraussetzungen eben auf das Grausamste ad absurdum geführt, sie sind hinfällig geworden und mit ihnen auch die Verfassung selbst, die ja durch sie bedingt ist. Wenn die Obstructionsmänner sich das Recht herausgenommen haben, diese Voraussetzungen mit Füßen zu treten, dann darf sich selbstverständlich auch die Regierung über die Verpflichtungen hinaus setzen, die sie dem Parlament gegenüber übernommen hat. Die Entartung des Parlaments war nicht vorgesehen, ist eine Ausnahme-Erscheinung; einer solchen gegenüber kann man aber mit den für normale Verhältnisse berechneten Mitteln nicht auskommen, sie erfordern Ausnahme-Maßregeln. Man sollte meinen, das müsse Jedermann einsehen. Da es aber immer hartköpfige, kurzsichtige Leute in Fülle giebt, so sei die Sache für solche durch ein Beispiel erläutert: angenommen, das Betreten eines Gebäudes wäre bei strengster Strafe verboten. Verstößt Jemand gegen dieses Verbot, so begeht er eine Gesetzesverletzung und verdient seine Strafe vollauf. Nun kann es aber geschehen, daß in diesem Gebäude ein Brand ausbricht, der vielleicht von dessen Bewohnern oder Wächtern selber gelegt worden ist, und daß dieser Brand von einem Nachbar bemerkt wird. Begeht dieser nun eine Gesetzesverletzung, wenn er das verbotene Haus betritt, um darin das Feuer zu löschen? Im juridischen Sinne ja: in diesem ist er sogar strafbar; im moralischen jedoch ebenso gewiß: nein. Ganz ähnlich aber verhielt sich's mit dem Minister, der die Verfassung aufheben würde.

Daß ein Verfassungsbruch unter Umständen nicht bloß erlaubt, sondern sogar geboten sein kann, daß er den Bestand des Staates durchaus nicht zu gefährden braucht, wie gewisse Doctrinäre glauben machen wollen, sondern im Gegentheil dessen Glück und Größe zu begründen vermag, das lehrt uns die Geschichte: Bismarck hat sich den Teufel um das Geschrei der Verfassungsfreunde gekümmert, als diese vor 1866 die Kasten für die Heeresorganisation verweigerten. Unbedenklich hat er das Odium des Verfassungsbruches auf sich genommen und sich von seinem großen Ziele nicht abbringen lassen. Wie weise, wie wahrhaft staatsmännisch er gehandelt, das hat die Folge gezeigt: das Heer, das zu diesem Verfassungsbruch den Anlaß gegeben, hat die glanzvollen, welthistorisch bedeutsamen Siege von 1866 und 1870 erfochten und damit Deutschlands Größe errungen. Ohne jenen Verfassungsbruch wäre es nie dazu gekommen. Mit vollem Rechte darf man daher sagen: einem Verfassungsbruch, also nach der Ansicht Vieler einem politischen Verbrechen, dankt das Deutsche Reich seine gegenwärtige Größe! Dieses lehrreichen, historischen Beispiels mögen jene Doctrinäre eingedenk sein und sich nicht länger mehr an eine Verfassung klammern, die längst zur seelenlosen Formel geworden ist!

Daß die Beseitigung des Parlaments unter den gegebenen Verhältnissen (falls in diesen nicht ein gewaltiger Umschwung eintritt, was aber nicht eben wahrscheinlich ist), den einzigen Ausweg bedeutet, der Staat und Bevölkerung von dem Terrorismus politischer Fanatiker und Speculanten befreien und aus dem jämmerlichen tollen Chaos zu geordneten Zuständen zurückführen würde: diese Ansicht wird höchst bezeichnender Weise auch von Männern vertreten, die selber dem Parlament angehören oder doch angehört haben. Am kräftigsten äußert sie der ehemalige Reichsraths-Abgeordnete Schöffel in einem sehr lehrreichen Essay über den Parlamentarismus. Er resümirt sie mit folgenden drastischen Worten:

„Das parlamentarische Regime ist nichts als eine vielköpfige Tyrannei und war in Oesterreich, so lange es bestand, eine ununterbrochene Reihe ebenso unsinniger wie brutaler Gewaltthaten, die ein absolutistisches Regime zu vollbringen sich gescheut hätte . . . Dieser gemeinschädlichen, unhaltbaren, widernatürlichen, innerlich verlogenen parlamentarischen Fiction muß ein Ende gemacht werden, bevor es zu spät ist.“ *)

Und wohlgemerkt: der dies vernichtende Urtheil gefällt hat, ist nicht etwa ein „Reactionär“!

Aber auch ein ausgesprochen liberaler Parlamentarier spricht sich, wenngleich vorsichtiger, in diesem Sinne aus, nämlich Dr. v. Grabmayr, und zwar in seiner großen am 4. Januar 1904 in Meran gehaltenen Rede. Nachdem er zunächst die dringende Nothwendigkeit einer durchgreifenden Parlamentsreform erörtert hatte, fuhr er also fort:

„Was geschehen wird, wenn auch dieser Versuch fehlschlägt — ich weiß es nicht. Wahrscheinlich dürfte sich dann über Kurz oder Lang die alte ärztliche Weisheit erwähren: „Quod medicamenta non sanant, sanat ferrum“. Wenn das Parlament die milde Medicin der Geschäftsordnungsreform beharrlich zurückweist, dann wird endlich der eiserne Besen kommen, der das unnütze, arbeitsunfähige Haus hinweg fegt.“

Daß Dr. v. Grabmayr mit dieser Ansicht unter den Liberalen keineswegs allein steht, beweist aber die Thatsache, daß der Vollzugsausschuß der deutschen Parteien am 10. Mai 1904 in einer Kundgebung im Hinblick auf die Zukunft des Parlaments unter Anderem folgende Ansicht ausgesprochen hat:

„Wir müssen aber in dieser ernsten Stunde unumwunden zugeben, daß, wenn es nicht bald gelingt, unser öffentliches Leben wieder auf eine gesunde Grundlage zu stellen und die normale Thätigkeit des Parlaments zu gewährleisten, die immer weiter um sich greifende Meinung, daß eine Heilung unserer staatlichen Wirren nur durch Mittel möglich sein wird, die jenseits von Verfassung und Parlament liegen — zu einer gefährlichen aber unwiderstehlichen Macht emporwachsen wird, die schließlich auch auf den Gang der Ereignisse bestimmend werden kann.“

Man sieht, daß man keineswegs ein „finsterer Reactionär“ zu sein braucht, um die Beseitigung des Parlaments als die ultima ratio anzusehen, und man darf überzeugt sein, daß viele Freisinnige diesen Ausweg nicht fürchten, wie sie vorgeben, sondern ebenso lebhaft herbeiwünschen, wie die Conservativen, es aber nicht zu äußern wagen, um nicht für „reactionär“ gehalten zu werden. Jeder vernünftige Mensch, ohne Unterschied der Partei, muß sich, wenn er es mit Oesterreich ehrlich meint, sagen, daß es so nicht weiter gehen kann, daß dem herrschenden Elend ein Ende gemacht werden muß, gleichviel welches. Lieber ein Ende mit Schrecken, als ein Schrecken ohne Ende!

Und das Volk, die große Masse? Je nun, dem ist jede Regierung recht, die ihm endlich Ruhe und leiblichen Wohlstand verschafft.

Natürlich wäre mit der Beseitigung des Parlaments, mit der Aenderung der Verfassung noch bei Weitem nicht

*) In der „Fackel“ vom 7. October 1902.

Alles gethan, es wäre bloß der erste Schritt zur Sanirung der Verhältnisse. Im Uebrigen käm' es hauptsächlich auf eine energische, unerschütterliche Führung des Staatsrudees an. Was Oesterreich darum voe Allem noth thäte, das wär' ein Staatsmann im großen Styl, ein Mann wie Bismarck, dee, unbekümmert um das Gezeter seiner Gegner, seinen Weg verfolgt, nicht rechts und links abweicht, der unverrückt sein Ziel klar im Auge hält, sein Ziel, das kein anderes sein darf als dee Doppeladler.

Vom Wesen der mittelalterlichen Zucht.

Von Dr. Max Adler.

Jede Culturgründung teitt im Rahmen eines ganz bestimmten geistigen Horizontes in's Dasein, eines so gewaltigen Horizontes freilich, daß die Nachgeborenen oft erst nach Jahrtausenden zum Bewußtsein all' seiner Weiten und Tiefen gelangen. Eine solche Begrenztheit liegt im Wesen jeglicher Cultur. Ja, diese würde ihren Namen gar nicht zu Recht führen, wenn sie nicht dem Erkenntniß- und Wachsthumsbesteeben ihree Kinder eine möglichst harte Probe auferlegte. Wer Fesseln speengen will, muß stark genug sein, die zwingende Gewalt des Erzes zu überwinden. Kennt man aber auch nur die Kraft der ehernen Klammern, womit diese Calturwelt von Anbeginn zusammen gefügt ist?

Die Entwickelung der christlich-abendländischen Cultur scheint heute nachgerade an dem Punkte angelangt zu sein, sich des ganzen Umfanges ihres ersten Horizontes langsam bewußt zu werden. Sie ist aaf dem besten Wege, dem Maß von Existenzberechtigung, das ihren Urgründen eignet, allmälig auf die Spur zu kommen. Und es sind ganz eigenartige, sicherlich lohnende Aufschlüsse, die demjenigen winken, der nicht nur dem äußeren Menschen und seinen sichtbaren Organisationsformen, sondern auch der Seele der Menschheit, ihrem inneren und darum um so tieferen Blick in's All eine Geschichte zumißt.

Eines ist klae: es muß eine ungeheuere Summe von Lebenswillen und gläubiger Hoffnung gewesen sein, die den ältesten Culturgründern dieses Völkerkreises nahelegte, die ersten Setzlinge der Religions- und Culturgemeinschaft in den wüsten Boden des planlosen Barbarenthums einzupflanzen. Und diese Hoffnung, dieser tief inbrünstige Seligkeitsglaube, mußte er nicht wesentlich ealer und weltlicher Natur gewesen sein? Erhält ja jeder simple Vertrag, jedee zeitweilige oder dauernde Zusammenschluß Gleichstrebender seine Weihe und specielle Begründung in dem Hinweis auf den geistigen Inhalt jener religiös-culturellen Grundlegung des Lebens, die eine Weltschöpfung war, weil erst sie den vollen, unbedingten Glauben an das Leben lehrte.

Nue unter dem Zeichen diesee geruhsamen Weltstimmung wagt sich der mittelalterliche Mensch auf die trügerische Woge des Lebens hinaus. Die Eigenmächtigkeit seines zeitweiligen Beginnens sucht er durch um so festere Bindung an die Ursprünge zu paralysiren, weil er ohne den Glauben an eine vorgebildete, in alle Ewigkeit geltende Ordnung der Dinge nicht auszukommen vermeint. Daher die brennende Sehnsucht des heranreifenden Jünglings nach einem Meister, der ihn dies reiche, weite Leben, der ihn Zucht und Sitte lehre, daein zu bestehen. Dahee auch die religiöse Gewissenhaftigkeit des Meisters, dem die Aufgabe zufällt, seinem Jünger die richtige Stelle in diesem kunstvoll geordneten Weltganzen anzuweisen. Organische Höherzüchtung, gerade durch dauernde Bindung an den schöpferischen Urspeung dee Culturspäre: Dies ist denn auch, auf eine kurze Formel gebracht, das Wesen alles mittelalterlichen Culturbestrebens, ob es sich nun auf dem Gebiete dee Familie, der Politik, der Künste und Wissenschaften, des religiösen Cultus im engeren Sinne, des Kriegswesens oder des Gewerbelebens bethätigt. „Bei Eurer Zucht!" — So lautet die wuchtige Beschwörungsformel, die den Menschen der höfischen Zeit in seinen Pflichtkreis bannt, die seinen ungelenken Willen erschüttert und zu Thaten ruft. Diese Welt kennt eine aprioristische, eingeborene Wahrheit, eine Wahrheit, die absolut unzweifelbar und von jeder Gedankentäuschung frei ist, weil sie aus den ueeigensten Wuezeln der Culturschöpfung entsprießt. Den Gott abee zu verehren, dee eine so hoffnungsreiche Welt erschuf, giebt selbst Ehre, giebt ruhiges Gedeihen und jene Sicherheit, die sich auf dem ungebrochenen Contact zwischen der übersinnlichen weltordnenden Macht und der schöngeordneten Wirklichkeit stützt. Die nothwendige, vom Volke so heiß ersehnte Vermittelung ist das hehre Amt des Königs:

„Wird jemals herrenlos ein Land,
Das Volk zum Herrgott sich bekannt,
So wird's dem Volke bald gewährt,
Wenn's einen Herrn vom Gral begehrt.
Der muß der Zucht auch dorten pflegen
Und ihn beschützt des Herrgotts Segen."

(Wolfr. v. Eschenbach, Parzival. Uebers. von Pannier, II. Bd., IX. Buch, V. 1837 ff.)

Das Gottkönigthum findet hiee seine reinste und rührendste Gestaltung. Und dies Ideal des königlichen Mittlers lebt heimtich fort. Es nistet sich in Volkssage und religiöse Ueberlieferung ein, voll Inbrunst erwartet die Nation seine Auferstehung im Königthum der Hohenstaufen, und es erschafft endlich die starrlebendigen Gestalten Dante's und Dürer's, die, rückwärts gewandt nach den Gefilden hoher Ahnen, doch ihr Gegenwartsleben mit vollen warmen Sinnen umfassen, weil sie von der Berechtigung seines Ursprungs — und mit wie großem, relativem Recht! — vollkommen durchdrungen sind. So erblüht auf dem Grunde dieser geschlossenen Weltansicht ein sanguinisch gerichteter Conservatismus edelster Art, dessen unzerstörbarer Fels nicht eine einzelne Institution, ein einzelnes Dogma, sondern ein eingeborenes, ungebrochenes Gefühl cultureller Vollberechtigung und Lebensfrische ist. Die Sterne dieses Lebens heißen Kraft und Klarheit. Erst der Anbruch der psychologischen Epoche des menschlichen Denkens macht den Dänenprinzen des Saxo Grammaticus zum schwankenden Skeptiker.

Wohin steuert aber diese Selbstsicherheit? Führt sie dorthin, wohin die Absicht der Baumeister dieses Lebens zielte, als sie ihr wuchtiges Fundament legten und jenes gewaltige Gerüste aufstellten, dessen übermächtige Spue hinter den dünnen Mauern vorschnell emporgezimmerter Scheinbauten noch heute so gewaltig hervorbricht?

Hier leite uns ein Blick auf jene bis in die neuere Epoche hineineagende Spätzeit des Mittelalters, als der Geist des mittelalterlichen Menschen, durch die wachsende Bedrängniß der Zeit zur Einkehr in sich selbst geteieben, den ruhigen Fluß der Ereignisse sichtend zu objectioiren versuchte, als er, mit anderen Worten, historisch und entwickelungskritisch zu werden begann. Da geschieht es denn, daß ein solcher dee tiefsten Erinnerung hingegebener Mensch, indem er in der Flucht der Erscheinungen das Bleibende festzuhalten versucht, unversehens auf eine jener Grundwahrheiten stößt und sie nun, um sich mit ihr aus einander zu setzen, gegen den fortschreitenden Geist seiner Zeit, ja gegen seine eigene Weltanschauung klar an den Tag stellt. In solcher Lage befindet sich der bekannte Staatsrechtslehrer Veit Ludwig von Seckendorff, wenn er in seinem „Christenstaat" (2. A. Lpz. 1686) zu dem Ergebniß gelangt: man müsse die einzelnen Stände nicht bloß nach ihrer Wichtigkeit für das allgemeine Gedeihen der Gesellschaft (im Rahmen ihrer augenblicklichen concreten Verfassungsformation), sondern auch nach ihrem Verhältniß zum Gottesdienst beurtheilen. Er entwickelt dabei eine ganz eigenartige Psychologie der Muße und zeigt sich zugleich

völlig durchdrungen von der socialorganisatorischen Bedeutung der religiösen Zucht. Am Wichtigsten dünkt ihn der Stand der Ackerbauer; dies auch aus dem Grunde, weil hier das Christenthum den günstigsten Boden fände. Dann folgen in der Reihe die Handwerker; die Institution der Zünfte ermögliche es, sie ganz „ehrbarlich“ zu halten, auch bliebe ihnen immer noch hinlänglich Zeit zum Gottesdienst. Auch der Soldatenstand, der durch die militärische Disciplin am leichtesten in Zucht und Sitte zu erhalten sei, habe noch ausreichend Gelegenheit, sich dem Gottesdienste zu weihen. Vom Handelsstand ist dabei wenig die Rede und ebenso wenig von den höheren Ständen, die unter dem gedachten Gesichtspunkt in socialer Hinsicht völlig zurücktreten. Als der natürliche Gegenpol dieser in socialcultureller Beziehung so werthvollen Hingabe an eine einigende überweltliche Macht erscheint ihm der Begriff der „Ruchlosigkeit“, der Unerrufbarkeit, wie man, verständlicher für den heutigen Sprachgebrauch, den entwertheten Ausdruck übersetzen könnte. Dieser Begriff ist aber bei Seckendorff wie bei seinen Zeitgenossen durchaus identisch mit dem Begriff Atheismus. Er habe sein Werk deßhalb geschrieben, sagt Seckendorff in der Vorrede zum „Christenstaat“, weil „die Ruchlosigkeit oder der Atheismus auch in Deutschland und sonderlich bei denen Höfen sehr gemein werden wolle.“ Und Leibniz schreibt in einem Pariser Brief vom 26. März 1673 an den Herzog Johann Friedrich von Hannover über Arnauld, den berühmten Philosophen von Port-Royal: „Herr Arnauld ist ein Mann von den tiefsten und gründlichsten Gedanken, die ein wahrer Philosophus haben kann; sein Zweck ist nicht nur, ein Religionslicht in den Gemüthern anzuzünden, sondern auch die durch Passion in den Menschen verdunkelte Flamme der Vernunft wieder zu erwecken; nicht allein Ketzer, sondern auch, welches anjetzo die größte Ketzerei ist, Ruchlose und Atheisten zu bekehren, nicht nur Widersinnige zu überstreiten, sondern auch die Sinnigen zu verbessern.“ Der gleichzeitige Gebrauch der beiden Synonyma ist äußerst kennzeichnend: noch gilt als das wesentlichste Merkmal des Atheismus der sociale Defect der Unerrufbarkeit, die Flucht vor dem Forum eines allgiltigen socialreligiösen Sittengesetzes. Und wenn schon die Unerrufbaren in die Ordnung und Zucht, der sie entlaufen sind, nicht mehr zurückfinden — der Philosoph construirt sich, die Vergangenheit beschwörend, eine schöne Harmonie der Dinge und nennt diese zerstückte Welt wieder die beste aller möglichen Welten …

Noch einmal sucht der Geist mit schmerzlichem Bemühen das zerrissene Band zwischen dem meisterlosen, ordnungerheischenden Diesseits und dem verblassenden Jenseits der Ewigkeitshoffnung zusammen zu fügen. Doch über dies zuchtberaubte Leben braust betäubend und zerstörend das Chaos der Materie hinweg — die hoffende Seele aber entflattert isolirt und geängstigt zu nebelhaften Sphären …

Hygieine der Arbeit.

Von Dr. Heinrich Pudor

Statistisch ist nachgewiesen, daß die Menschen, welche in ihrem Berufe mit dem Gehirn arbeiten, länger leben, als diejenigen, welche mit dem Körper arbeiten. Dies könnte auffallend erscheinen, insofern, als jene scheinbar einem weit größeren Nervenverbrauch unterliegen, als die letzteren. Indessen muß man bedenken, daß die mit dem Gehirn Arbeitenden weit mehr Abwechselung in ihrer Arbeit haben, als die mit dem Körper Arbeitenden. Je mehr Wechsel aber in der Arbeit ist, desto weniger unhygieinisch ist sie. Denn schädlich wirkt die Arbeit nur immer dann, wenn sie im Zustande der Ermüdung ausgeführt wird. Je mehr aber in der Arbeit abgewechselt wird, desto weniger schnell tritt Ermüdung ein. Diejenigen Arbeiter, welche Tag für Tag bei einer bis in's Aeußerste durchgeführten Arbeitstheilung immer dieselbe Arbeit verrichten, verbrauchen weit mehr Nervenkraft, als die mit dem Geiste Arbeitenden, bei denen die Varietät der Gedanken eine unendliche ist. Und deßhalb ermüden jene weit schneller als diese, und indem sie nun im Zustande der Ermüdung weiter arbeiten, zehren sie fortwährend an ihrer Vitalkraft, verkürzen sich das Leben und graben sich das Grab. Folgerichtig zeigt die Unfallstatistik, daß im Beginne der Arbeitszeit die wenigsten Unfälle sich ereignen, und daß sie zunehmen, je mehr Arbeitszeit verstrichen ist. Darnach ist als erstes Gesetz bei der Hygieine der Arbeit zu fordern, daß dem Arbeitenden möglichst viel Wechsel der Arbeit zugestanden wird. Und das ist vereinbar mit einer noch so großen Arbeitstheilung, und es wird zu Gute kommen der schließlichen Leistung des Arbeiters. Denn je frischer der Arbeitende ist, mit je größerer Last und Liebe er arbeitet, je mehr seine Arbeit Wunsch und Trieb ist, desto mehr wird er leisten. Diejenige Arbeit aber, welche aus dem Trieb herausgeleistet wird, welche freiwillig geschieht und womöglich dem Arbeitenden Genuß bereitet, ist nichts weniger als unhygieinisch, ist vielmehr in hohem Grade hygieinisch: von dieser Arbeit gilt das Wort „Arbeiten ist gesund!“ Denn eine solche Arbeit ist Bethätigung der Kräfte und Organe, welche letztere nur dann sich voll auswachsen und erhalten und immerfort regeneriren können, wenn sie geübt werden.

Es ist ein physiologisches Grundgesetz, daß Organe, welche nicht geübt werden, verkümmern. Zur Lebenserhaltung der Organe ist also die Arbeit geradezu nothwendig. Da wir nun von der Natur nicht nur ein Organ, sondern sehr viele Organe verliehen erhalten haben, folgt das Gesetz des Wechsels der Arbeit auch aus der Thatsache der Vielheit der Organe. Und das gilt für alle Berufe und für alle Arbeiter, vorzugsweise allerdings für die körperlichen, denn die geistige Arbeit, welche mit Hülfe des Centralorganes des Nervensystems vor sich geht, gewährt nicht nur einen größeren Wechsel, sondern beschäftigt den Menschen auch vielseitiger, als die körperliche Arbeit.

Offenbar neigt auch unsere Zeit erfreulicher Weise dazu, nicht nur die Arbeitszeit zu verkürzen, sondern auch dem Arbeiter Wechsel der Arbeit zu verschaffen und die Organe des Körpers weniger einseitig zu beschäftigen. Am auffälligsten ist dies auf geistigem Gebiete. Einer der größten Dichter unserer Zeit, Maurice Maeterlinck, ist seinem eigentlichen Berufe nach Jurist, einer der größten Componisten, Rimsky-Korsakow, Marineoffizier, einer der größten Maler, H. Herkomer, Schriftsteller und Musiker. Weit mehr Beispiele für diese Vielseitigkeit könnte man aus der Renaissance anführen. Es ist bekannt, daß der Erfinder der modernen Festungstechnik der berühmte Maler Leonardo da Vinci ist, daß der große Kunsthandwerker Cellini und der Baumeister Alberti Schriftsteller u. s. w. waren. Für diese italienische Renaissance war die Vielseitigkeit ja geradezu charakteristisch. Ebenso viel aber als Vielseitigkeit in ihr steckte, ebenso viel Lebenslust, Lebenskraft und Lebensgenuß war in ihr. Unsere Zeit krankt geradezu an Einseitigkeit. Diese Einseitigkeit ist so unhygieinisch als möglich, sie frißt das Nervenmark aus, verkümmert uns den Genuß am Dasein und verkürzt uns das Leben. Und dabei verdirbt sie uns die Arbeit selbst. Denn wie schon oben bemerkt, kann der Mensch desto mehr leisten quantitativ und qualitativ, je mehr er mit der Arbeit wechselt. Je vielseitiger aber der Mensch seine Organe entwickelt, desto mehr Wechsel in der Arbeit verschafft er sich.

Und diesem Gesetz der vielseitigen Bethätigung der organischen Kräfte muß Genüge gethan werden, nicht nur in der eigentlichen Berufsart, sondern auch in der freien Zeit, in der Erholungszeit, in den Feierstunden und Feiertagen. Hier muß das Gesetz der Auslösung der Reize zur Geltung kommen.

Das, was in der Feierzeit vorgenommen wird, muß das gerade Gegentheil von dem sein, was im Berufe gethan wird; also der mit dem Geiste Arbeitende braucht körperliche Beschäftigung. Aus diesem Grund haben der Sport und das Turnen für die Geistesberufe einen hohen hygieinischen Werth, und ebenso haben Volkslesehallen, Volksbühnen, Volksconcerte, Arbeiterbildungsschulen, Landhochschulen u. s. w. nicht nur volkspädagogische, sondern auch hygieinische Bedeutung. Wille und Energie sind bekanntlich äußerst wichtige Factoren bei der Ueberwindung angeborener körperlicher Gebrechen oder eintretender Krankheitsfälle: Wille und Energie kann aber unmittelbar niemals physisch, sondern nur psychisch beeinflußt werden, nämlich durch Bewußtseinsreize. Den größten Bewußtseinsreiz übt aber eben der Wechsel in der Beschäftigung aus. Wer vielseitig thätig ist, kann nicht nur mehr leisten, sondern er wird auch lebenskräftiger sein, als der Einseitige, denn er wird mehr Spannkraft, mehr Lebensmagnetismus, mehr Energie, er wird, chemisch ausgedrückt, mehr Phosphor im Blute haben, als der Einseitige.

Für die Erhaltung des Lebens sind vielleicht die Nerven von ausschlaggebender Bedeutung. Gerade die Nerven aber werden bei der im Zustande der Ermüdung fortgesetzten Arbeit angegriffen und mitgenommen. Physiologisch muß man sich diese Nerven-„Abspannung" als Ueberreizung eines Muskels vorstellen. Dieser Ueberreizung eines Nervs kann man vorbeugen, wenn man ein und denselben Nerv nicht dauernd anstrengt, sondern ihm Erholung durch Ruhe, d. h. Nichtbeschäftigung gönnt. Indem man bei der Arbeit wechselt, werden gewisse Nerven zum Ausruhen und andere zur Thätigkeit gebracht. Die Nerven-Centren freilich sind in beiden Fällen in Thätigkeit, aber sie haben auch Ruhe am wenigsten nöthig — sind sie doch selbst im Schlafe in Wirksamkeit, andernfalls wir nicht „träumen" könnten: und seit Leibniz ist es feststehend, daß wir immer, wenn auch unbewußt, d. h. ohne daß wir uns später erinnern können, träumen, daß also das Gehirn immerfort in Thätigkeit ist. Hiermit auch muß es zusammenhängen, daß die Menschen, welche geistigen Berufen angehören, länger leben, als die Menschen mit körperlichem Beruf. Denn die Nerven des Gehirns können am längsten arbeiten, ohne überanstrengt zu werden.

Sehr viel kommt auf die Ernährung an. Denn der Nerv wird bei der Arbeit nicht nur angestrengt und abgespannt, sondern zugleich noch consumirt und gewissermaßen verzehrt. Ueberanstrengung frißt am Nerv. Deßhalb ist ausreichende Nahrung von großer Bedeutung für die Hygieine der Arbeit. Und nach dem Vorhergegangenen muß die Nahrung desto kräftiger sein, je unmittelbarer die Arbeit auf die Nerven selbst einwirkt, beim Musiker also mehr als beim Maler, beim Maler mehr als beim Tischler, beim Tischler mehr als beim Gärtner.

Aber auch Ruhe bedeutet für den Nerv zugleich Ernährung. Der Heilwerth, der Kurwerth und der Regenerationswerth der Ruhe wird gerade in unserer Zeit häufig übersehen, am meisten vom Engländer und Franzosen, sehr stark auch vom Deutschen, am wenigsten vom Italiener, der bekanntlich das Sprichwort hat „dolce far niente". Ruhe und Muße ist nicht nur die Bedingung zum künstlerischen Schaffen, sondern auch zum allgemeinen Wohlbefinden, zur Wiederherstellung des seelischen Gleichgewichts — und zugleich sind sie das werthvollste Mittel zur Stärkung und Wiederbelebung der Nerven. Aber nichts fällt uns heute schwerer als zu ruhen, auszuruhen, mit Weisheit nichts zu thun, nur zu leben und zu athmen, das Licht zu empfinden und reine Luft zu athmen, gewissermaßen vegetativ im Lichte zu wachsen wie die Pflanze. Statt dessen sind wir nervös, d. h. überreizt, überanstrengt, ermüdet. Goethe, der sein Leben lang nach seelischer Ruhe und seelischem Gleichgewicht strebte, kann uns hier ein Vorbild sein. Desgleichen die alten Griechen. Die olympische Ruhe, die auf dem Antlitz des Zeus von Otricoli lebt, müssen wir erstreben. Aus moderner nervösromantischer Seelenverwirrung müssen wir uns zu dieser „classischen Ruhe" retten. An sie dachte Goethe, wenn er sagte: „Alles Sprunghafte ist mir verhaßt". An sie mahnte mit vollem Recht auch vor einem Jahrzehnt der Verfasser von Rembrandt als Erzieher. Nicht eher werden wir es zu wirklichem künstlerischen Schaffen, zu künstlerischem Dasein bringen, und nicht eher werden wir innerlich gesund werden und die greuliche krankhafte „Nervosität" verlieren. Die Ruhe ernährt den Nerv, sie heilt die Seele, und sie gesundet den Körper, und sie verschafft uns zudem noch den reinsten Genuß, der selbst wiederum unmittelbar zu künstlerischem Schaffen führt. In der Fähigkeit, ruhen zu können und ruhend genießen zu können (ohne Alkohol), liegt die tiefste Weisheit und zugleich die wahre Kunst des Lebens.

Nur wenn wir es zu dieser Fähigkeit, ruhen zu können, bringen, wird auch die Arbeit wieder Wunsch, Wille, Zustand und Trieb werden. Auch hierbei ist das Gesetz der Auslösung der Reize wirksam. Denn der größte Gegenreiz zur Arbeit ist die Ruhe. Wir werden heute so leicht überanstrengt, übermüdet und vor Allem überreizt, weil wir nicht zu ruhen verstehen. Statt zu ruhen, reizen wir uns durch alkoholische Getränke, Tabak, überwürzte Speisen, künstliches Licht, raffinirte Vergnügungen immer mehr und erreichen nur das eine mit Sicherheit, daß wir uns systematisch das Leben verkürzen. Fast kann man sagen, daß wir uns heute nicht einmal zum Krankwerden mehr Zeit nehmen. Deshalb die häufigen plötzlichen Todesfälle durch Herzschlag oder Gehirnschlag. Für den, der hinter die Coulissen sieht, gewinnt das Leben der modernen Menschen den Eindruck, als ob sie um die Wette rennen, um so schnell als möglich in's Todtenreich zu kommen — daher manche nach dem Tode sich geradezu sehnen, um dann wenigstens ruhen zu können.

Die Ruhe ist organisch. Und sie ist natürlich. Blicken wir in die Natur! Nach dem Winterschlaf bricht im Frühling auf's Neue das Leben aus. Und alle 24 Stunden ist einmal Nacht. Indem wir uns heute zur Ruhe nicht die Zeit nehmen, bringen wir es auch nicht zu organischem Wachsthum, weder geistigem noch körperlichem. Statt dessen ist Alles mechanisch und Alles traditionell. Aber auch im Reiche der Ideen hat nur das Werth was organisch wächst. Und Alles, was wächst, wächst aus Winterschlaf und nächtlicher Ruhe heraus. Die Knospe im Frühling bricht aus dem Auge hervor, das in Winterschlaf gelegen hat, und jeden Morgen öffnet sich die Blüthe dem ersten Sonnenstrahl entgegen. Das sind die ewigen Gesetze der Natur, denen auch der Mensch unterstellt ist, und von denen er sich nicht losreißen kann.

Literatur und Kunst.

Ein neues Rosegger-Buch.

Von Th. Ebner-Ulm.

Es giebt bittere und grausame Wahrheiten, die auch der nüchternste und unbefangenste Kritiker nur ungern und zögernd ausspricht. Und man möchte dem, der uns dazu zwingt, beinahe böse sein darum, zumalen wenn der Mann Peter Rosegger heißt, und nun offenbar allmälig zu vergessen scheint, daß auch einem Talent von seiner Bedeutung und seiner Beliebtheit die Pflicht der Selbstkritik wohl ansteht. Rosegger hat in den letzten Jahren seinen Anhängern manches unerquickliche Räthsel gestellt. Schon sein Buch „Mein Weltleben" mit seiner Eitelkeit und seinem Gefallen an der Gnade der Großen machte stutzig, die wenig tactvolle Art, wie er

dabei seine intimsten Familienangelegenheiten an die Oeffentlichkeit stellte, der immer wiederkehrende Hinweis auf seine Bedeutung und seine Erfolge, das Alles wollte immer weniger zu dem Bilde passen, das man sich von Rosegger machte. Diesem Weltleben folgte nach kurzen Jahren das merkwürdige Buch „Mein Himmelreich", eine Sammlung von religiös sein sollenden Betrachtungen, die in erkünstelter Naivität berichten sollten, wie sich Rosegger mit seinem Herrgott und dem Christenthum von heute auseinandersetzte. Das war und ist ein unerquickliches und unglückliches Buch, das in seinem Mißerfolg dem Verfasser hätte deutlich zeigen sollen, daß es auch für ihn Fragen des Gewissens und des Herzens gebe, die er wohl in der Stille mit sich ausmachen, aber nicht in dieser Weise der Welt zur Kenntniß bringen sollte. Allein Peter Rosegger ist offenbar keiner von denen, die sich belehren lassen wollen, sonst hätte er nicht in den neuesten Wochen wieder ein Buch auf den literarischen Markt geworfen, vor dem ich wie vor etwas Unbegreiflichem und Unheimlichem stehe. Als Rosegger's geradezu absonderlicher Roman „Weltgift" erschien, gab es mir einen Stich in's Herz, da ich erkennen mußte, in welchen Geschmacklosigkeiten und Styl-Künsteleien er sich festgelegt hatte. Immer wieder besinnen mußte ich mich, ob der Verfasser des „Weltgift" der gleiche Mann sei, dem wir die „Gottsucher" und die „Schriften des Waldschulmeisters" danken. Und nun, da sein neuestes Werk: I. N. R. I. „Frohe Botschaft eines armen Sünders" vor mir liegt, da ich mich durch die Oede und Breite dieser Evangelienharmonie Rosegger's durchgearbeitet habe bis zum banalen Schluß der den phantastischen Rahmen darum bildenden Geschichte, überkommt mich's wie Trauer und Wehmuth, daß ich ein so ursprüngliches und, wenn es sich nur seiner Beschränkung bewußt bleibt, kräftiges Talent sich hier in Irrgängen und Phantastereien bewegt, deren realen Zweck einzusehen mir wenigstens unmöglich ist. Rosegger hat sich in den letzten Jahren gerne mit dem und jenem religiösen Problem in seiner Art beschäftigt; er liebt es in gewissem Sinne, den Freigeist zu spielen, sich als den Mann aufzuspielen, der über die Dogmen und Satzungen der Kirche hinweg den Kern der christlichen Lehre in seiner Reinheit erfaßt, und zum Leitmotiv seines Lebens gemacht hat. Aber das ist für eine weichliche und so selbstgefällige Natur, wie die seinige, ein gefährliches Spiel, und in Sonderheit die von ihm in den Mittelpunkt seines neuesten Romanes gestellte Frage: „Was ist uns Christus?" läßt sich in ihrem Ernst und in ihrer Tiefe nicht mit legendarischen Schilderungen oder willkürlichen Compilationen und Erbreiterungen der kirchlich genehmigten Evangelien beantworten. Denn seitdem die Person Christi Gegenstand der strengen historischen Forschung geworden ist, seitdem einmal die Berichte über ihn auf ihre Entstehung und Glaubwürdigkeit hin geprüft wurden und noch immer geprüft werden, und seitdem unser ganzes religiöses Leben durch diese Resultate in seinem Verhältniß zu Christus ein anderes geworden ist, als das des kirchlichen Dogmenglaubens — seit dieser Zeit ist auch die Frage: „Was ist uns Christus?" in eine neue Entwickelungsphase getreten. Jetzt gilt es mit alten und veralteten Anschauungen zu brechen und den Muth zu besitzen zu dem Bekenntniß, daß seine Persönlichkeit, so hoch sie uns auch in dem Lichte poetischer Verklärung erscheinen mag, doch in ihrem Grundwesen, in ihrer ganzen Gewalt irdisch, menschlich werden und bleiben muß, wenn sie uns vorbildlich sein soll. Manchmal scheint auch Rosegger das zu ahnen; da und dort macht er den Versuch, sich zu befreien von der Legende, zwischen dem Christus der Geschichte und dem Christus des Glaubens scharfe Trennungslinien zu ziehen. Aber immer wieder, vermöge seiner Lust, zu fabuliren und seines Unvermögens der realen und nüchternen Wahrheit gerecht zu werden, wie sie das moderne Christusbild der Gegenwart und Zukunft verlangen muß, fällt er einer Süßlichkeit und Verschwommenheit anheim, die hier am allerwenigsten am Platze ist. Manchmal ist's einem wahrhaftig, als sei das oder jenes nur der Text zu irgend einem bekannten Heiligenbild, und aus gar vielen Sätzen klingt eine erkünstelte Naivität, die sich nur erklären läßt aus dem Bemühen Rosegger's, durch die Menge der Worte über die Bedeutungslosigkeit des Gesagten hinwegzutäuschen. Die zwischen alle dem sich findenden Versuche, das oder jenes in Jesu Leben rationalistisch umzudeuten, sind ein eigenartiger Einschlag in dieses Andachts- und Erbauungsbuch Rosegger's, für welches ein begeistertes Publicum wohl erst noch gesucht werden muß. Denn es ist doch eine ganz merkwürdige Geschichte. Da sitzt Einer im Gefängniß, Conrad Ferleitner heißt er, und ist seines Berufs ein Tischler. Er ist Anarchist oder so etwas Aehnliches und durch das Loos zu einem Attentat bestimmt, aber auch erwischt und zum Tode verurtheilt worden. Das Attentat selbst ist mißglückt, und der Gefangene, in diesem Glauben von seinem Beichtvater bestärkt, hofft deßwegen auf Begnadigung. In der Stille des Gefängnisses aber entsteht in seiner Seele der Plan „sich zum Heiland zu flüchten, und sich zu versenken in Jesus", und er führt in sich binnen sechs Wochen diesen Plan in seiner Schrift „Frohe Botschaft eines armen Sünders" aus, um kurz nach Abschluß seines Werkes und gerade noch rechtzeitig vor der Botschaft, daß sein Gnadengesuch abschlägig beschieden sei, einem Herzschlag zu erliegen. Und für diese frohe Botschaft eines armen Sünders will nun Rosegger dieses eigenartige „Leben Jesu" angesehen wissen. Er erzählt Wunderdinge von der Kindheit und Jugend Jesu, von seinen Eltern und seinem Leben am Hofe des Pharao, von Wüstenräubern, und sogar von dem Esel im Stalle zu Bethlehem. All' die heiligen Geschichten, die wir aus den Evangelien kennen, all' die Gestalten, die sich um Christus schaarten, ziehen in buntem Wechsel an uns vorüber. Aber es ist merkwürdig, was wir auch heute noch mit Rührung und Ehrfurcht in den schlichten Berichten des Neuen Testaments lesen, das steht bei Rosegger vor uns wie die rasch wechselnden Bilder eines Kaleidoskop, wie buntfarbige Skizzen eines Panoramas, interessant vielleicht manchmal, zumeist aber steif und ruhig, ohne das Vermögen, uns zu ergreifen, unser Herz zu wärmen, und in uns Erinnerungen zu wecken an die Kindheit und Kindlichkeit eines Glaubens, mit dem wir fertig sein müssen, wenn wir dem Christus der Geschichte gerecht werden wollen. Mit diesem freilich will Rosegger offenbar nichts zu thun haben. Das Bild, das er von ihm entwirft, ist aus tausend Mosaiken zusammengesetzt; einmal sieht es uns an wie ein moderner Oelfarbdruck, und ein andermal wie die harmlose, gutgemeinte, aber auch unbeholfene Kunst irgend eines ländlichen Meisters. Einmal ist er sogar so etwas wie ein Mann, der in wohlgesetzter und auf die äußerliche Wirkung berechnete Rede mit malerischem Mantelwurf den Zuhörern imponiren möchte, und ein andermal bewegt er sich in einer so gekünstelten Schlichtheit und Niedrigkeit, daß man dem Autor ob solchen Raffinements ordentlich böse wird. Daß dieser sogar neue Worte und Reden Jesu erfindet, daß er den Messias von Dingen reden läßt, die uns gerade aus diesem Munde doppelt trivial und bedeutungslos klingen, daß er schlichte und einfache Worte Christi in schulmeisterlicher Klugheit umdeutet und erweitert zu Auslassungen, die mit der Erzählung in gar keinem Zusammenhange stehen, daß er mit den Buchstaben I. N. R. I., die von den Weisen aus dem Morgenlande sogar als ein Sternenbild über Bethlehem erschaut werden, ein beinahe kindisches Deutungsspiel treibt, und sogar das „Nirwana" aus ihnen herausliest, das sind Dinge und Künsteleien, mit denen man sich ebenso wenig befreunden kann, wie mit der geschwätzigen Erbreiterung der Bergpredigt.

Ich habe Rosegger's neues Buch eine Evangelienharmonie genannt. Ich hätte vielleicht deutlicher gesagt: den Versuch einer solchen; ich habe es als ein Erbauungs- und Andachts-

buch bezeichnet, vielleicht hätte ich es richtiger eine Legende genannt. Aber das ist es eben, man hat der Bezeichnungen viele dafür, und doch weiß man, daß keine treffend ist. Man möchte auch als moderner Mensch in dem Buche Inhalt und Anregung finden, man sucht mit ehrlichem Bemühen darnach und findet nichts. Die erst in jüngster Zeit wieder aufgeworfene Frage: „Was wollte Jesus?“ wird uns von Rosegger nicht beantwortet, weil seinem Buche jede männliche Innerlichkeit, jeder Muth und jede selbstlose Hingabe an die Bedeutung des Mannes, den er schildert, fehlt. Es ist einem immer, als sähe über die Schultern Christi Peter Rosegger's Gesicht mit selbstgefälligem Lächeln, gerade, als wollte er fragen: Nun, geneigter Leser, hab' ich das nicht wieder schön gesagt? — Aber ich frage: Was soll uns das? was sollen wir mit einem Buche beginnen, von dem wir Großes erwarten und das uns nur Kleines bietet? Für wen hat Peter Rosegger geschrieben? Nicht für die Suchenden und Ringenden, denn die lassen sich nicht genügen an schönen Reden und bunten Malereien; aber auch nicht für die, die sich frommgläubig nennen, denn die haben die Worte und Reden ihrer Evangelien im Herzen und in dem Sinn, und ihnen dünkt all' das Geschnörkel, mit dem Rosegger sie umschlingt, unnützes Flitterwerk. Oder gar am Ende für die, denen das „ästhetische Christenthum“ als das Höchste gilt. Beinahe möchte es so scheinen bei dem Manne, der nicht mehr Katholik und doch auch nicht Protestant ist. Aber das Christenthum, losgelöst von all' den Dogmen und Formeln der Kirche, das Christenthum, das Gewissenssache jedes Einzelnen ist, und seines Strebens Ziel sucht in der Erlösung von sich selbst durch die Liebe zum Nächsten und durch die freudige Hingabe an Gottes ewig schaffenden Geist — dieses Christenthum gerade steht dem Manne fern, der seinen Stifter in solcher Weise zum Schönredner und zum Phantasten macht. Das ist vielleicht ein hartes Wort, aber ich behaupte, daß es gerecht ist. Ich behaupte es auf Grund dieses neuesten Rosegger'schen Buches, für dessen Entstehen ich mir am letzten Ende keinen anderen Grund denken kann, als die Schreibseligkeit seines Autors, der vermeint, mit dem Wohlklang seines Namens und mit den Erfolgen seiner Vergangenheit alles das rechtfertigen zu können, was er um des lieben Erwerbes willen sich zusammendenkt. Dazu aber ist ein „Leben Jesu“ nach dem Muster Rosegger's der am wenigsten geeignete Stoff.

Theodor Fontane als Schauspielkritiker.

Von Dr. Heinrich Spiero.

In einem nicht übeln satirischen Gedicht hat Adolf Bartels vor etwa zehn Jahren die ganze deutsche Literatur unter dem Bilde eines Pegasusrennens Revue passiren lassen. Nachdem die alte Garde mehr oder minder geschickt geritten ist, kommen die Jungen zum Start; revolutionäre Placate, wie sie damals noch üblich waren, kündigen sie an. Und dann:

Der Schaar voran, gesondert, schreitet Einer
Mit blauem Auge, doch mit weißem Haar.
O Theodor Fontane, gedenk' ich Deiner,
So glaub' ich an den Frühling wunderbar.
So jung wie Du ist von den Jungen Keiner,
So eigen fein nicht und so frisch und klar!
Vor Dir eilt Pegasus die Knie zu beugen,
Und heiter sieht man Dich zum Himmel steigen.

Ueber sechs Jahre sind verflossen, seit der hier so glücklich charakterisirte Dichter sich wirklich zu höheren Bezirken von uns hinwegschied. Und nun endlich soll uns, wie es heißt, die ersehnte, nothwendige Gesammtausgabe seiner Schriften bescheert werden. Als Vorläufer für dies rühmliche Unternehmen haben wir die demnächst erscheinenden Familienbriefe aufzufassen, und als willkommenen Vorschmack auch begrüßen wir die „Causerieen über Theater“, die, herausgegeben von Paul Schlenther, im Verlage von F. Fontane & Co. eben erschienen sind.

Von 1870 — 1889 war Theodor Fontane ständiger Referent der Vossischen Zeitung über das Königliche Schauspielhaus zu Berlin; gelegentlich hat er auch Aufführungen der Freien Bühne besprochen und in einer Art besprochen, die dazu mitwirkte, ihm jene von Bartels erwähnte Stellung bei dem jüngeren Geschlecht zu schaffen. Gewiß nannte er, der als echter Berliner gern einen Witz machte, des Grafen Tolstoi „Macht der Finsterniß“ die „Knack-Komödie“, und im Gegensatz dazu „Vor Sonnenaufgang“ von Gerhart Hauptmann die „Schnaps-Komödie“. Aber er prägte doch der „Familie Selicke“ von Holz und Schlaf gegenüber das im Kampf der Richtungen schnell berühmt gewordene Wort: „Hier haben wir eigentlichstes Neuland. Hier scheiden sich die Wege, hier trennt sich Alt und Neu.“ Und in der Zusammenstellung dieser Urtheile, des scherzhaften und des tiefernsten, haben wir gleich einen Beleg dafür, wie sehr sich diese Recensionen von anderen unterscheiden. Der zünftige Kritiker, der sie unter Professor Otto Pniower's Mitarbeit in einer vielleicht noch zu schmächtigen Auswahl hier wieder zusammen stellt, sagt in der Einleitung selbst: diese Causerien weichen von der Recensenten-Schablone ab. — Das thun sie freilich, und das ist ihr eigener Reiz. Es sind nicht Causerien, und ich hätte wohl gewünscht, der gezierte, für ein deutsches Werk trotz Fontane's französischer Abkunft unsympathische Titel wäre nicht gewählt worden. Es sind Gedanken und Empfindungen eines Dichters von ganz einsamer Art vor den Soffitten.

In August Lewald's längst vergessenem „Theaterroman“ tritt ein heruntergekommener Theaterkritiker auf, der sein Metier auffaßt als ein „freies, unabhängiges und leichtes Geschäft“. Wie fern liegt solches Denken Fontane! Wie jeder Künstler immer wieder, mehr noch mit sich als mit seinem Stoffe ringt, so kämpft Fontane auch als Recensent immer wieder mit den Dingen, die auf ihn andringen, am meisten aber mit dem eigenen Herzen. Denn so sehr er gewiß oft diese Arbeit als Zwang empfand, diese Arbeit, die ihn immer wieder zu mittelmäßigen Werken, seltener zu Meisterarbeiten vor den Vorhang rief — so sehr widmete er auch ihr, als er sie einmal aufgenommen hatte, ein gut Stück seines besten Selbst. Oft empfand er Unsicherheit und Unzulänglichkeit, manches Mal gerade da, wo wir heute die Schärfe seines Blickes, die Klarheit seines Urtheils, die Feinheit seines Mitempfindens bewundern. Gewiß ein echter Dichterzug! Fontane sagt (S. 83) von einer Schauspielerin: „Sie hat Schule, Schärfe, Verstand, aber diese Rolle ist auf das Herz gestellt. Wer das mitbringt, der siegt.“ Weil Theodor Fontane das auch in seine kritische Thätigkeit mitbrachte, darum erringt er jetzt noch einen posthumen Sieg. Darum ist uns diese Sammlung seiner Tageskritiken eine so große Freude. Alles, was wir sonst bei ihm finden und lieben, ist hier ganz von selbst wieder zusammen getragen.

Da ist zunächst das, was ich das Professor Schmidt-Element in Fontane nennen möchte. Willibald Schmidt aus „Frau Jenny Treibel“ ist ein Gymnasial-Oberlehrer an einer Berliner Anstalt. Er ist immer leicht ironisch gestimmt, läßt die Dinge an sich kommen, giebt 'mal eine Redensart, die gerade noch auf der Grenze balancirt und ist, was allerdings sein Schöpfer nie war, doch irgendwo im Winkel seiner Seele sentimental. Dazu natürlich immer Oberlehrer. Und nun höre man Fontane: „Eine Luftschifffahrts-Versuchsstation hat mehr Unglücksfälle zu verzeichnen als eine Feinbäckerei mit Ladenmamsells. Wie wohl bei Letzteren schon der erste Schritt zur Gefahr gegeben ist“ (S. 439). Aber selbst der

Gymnasialprofessor in Schmidt-Fontane fehlt nicht: „Diese Egmontgestalt, das Entzücken meiner Jugend, ist mir heute einfach ein Greuel, eine historische Sünde. Wer fünzig Jahre alt ist, Geschichte gelesen und in sich aufgenommen hat, kann dem ‚Heros deutscher Nation' dieses Attentat gegen eins der schönsten Capitel der Geschichte der Menschheit nicht verzeihen. Man muß ein alter Geheimrath oder Gymnasialprofessor aus den Studienjahren 20—30 sein, um dies in Abrede zu stellen. Pietätvoll darüber hingehen, mag Pflicht sein; den Verstoß aber feiern, in ihm ein Recht des Genius sehen wollen, heißt ohne Recht und ohne Genius an dem Verstoße Theil nehmen.... Die wachsende historische Kenntniß und mit ihr der wachsende historische Sinn müssen nothwendig interveniren; die großen erschütternden Bilder der belgischen Malerschule werden den historischen Sieger von Gravelingen wieder herstellen, und der etwas paradox klingende Satz mag gestattet sein: in der Egmontfrage wird Gallait stärker sein als Goethe" (S. 49). Mir scheint, in den vierunddreißig Jahren seit dieser Recension ist Goethe doch stärker geblieben als der belgische Künstler, und wir können uns eines leisen Gefühls des Oberlehrerhaften alter Schule gerade gegenüber Fontane's Auffassung nicht entschlagen.

Auf wie schwachen Füßen diese Auffassung steht, zeigt sich gleich bei der Beurtheilung des „Prinzen von Homburg". „War es gestattet, den Heldenprinzen, der am Tage von Fehrbellin bereits seit siebzehn Jahren ein silbernes Bein und seit vierzehn Jahren einen goldenen Trauring trug, nicht bloß nach dem Vorbilde des Goethe'schen Egmont in einen jugendlichen Liebhaber, sondern die Metamorphose steigernd sogar in einen romantischen, jugendlichen Liebhaber, wie er nur im Jahre 1810, in der Zeit von Tieck, Kleist und Novalis, denkbar war, umzuwandeln?" (S. 94.) Wie antwortet der Frager selbst? „Wenn wir das Stück in seiner Schönheit und Macht überhaupt wollen, so müssen wir auch das wollen, was uns an ihm verdroß. Ein Triumph der Kunst, der sich in allen Kleist'schen Arbeiten ausspricht, in diesem ‚Prinzen von Homburg' aber vielleicht am Meisten." Hier, so empfinde ich, spricht aus Fontane noch etwas Anderes als das ästhetische Gewissen, nämlich das preußische Herz. Das fühlt man überhaupt immer wieder, wie durch die Dichtungen, auch durch die Kritiken Fontane's schlagen. Nicht als ob es sich in Begeisterung für jedes Stück aus der preußischen Historie wiese. Im Gegentheil: „Es ist nicht möglich, der deutschen Gesammtwelt den Glauben beizubringen, daß es mit Bötzow oder Liebenwalde, mit Zehdenick oder Gransee (beiläufig: mir Alles sehr liebe Städte) was Besonderes sei, und wenn das mit diesem märkischen Radaupatriotismus, mit diesem Entzücken über jeden im Wedding- oder Voigtlandjargon sprechenden großmäuligen und unverschämten Berliner so fort geht, so sind wir ernsthaft in Gefahr, unsere durch unsere Siege (die wenigstens in gewissem Sinne von Berlin ausgingen) und namentlich auch durch unsere glänzende städtische Entwickelung mühsam gewonnene Besserstellung wieder einzubüßen" (S. 434). Preußisch ist bei Fontane der Unterton mancher Recension aus den Kriegsjahren. Und ganz preußisch ist auch seine Behandlung des Goethe'schen „Tasso". Diese Hofexistenz ist ihm „schön und vornehm, aber nichts weiter". „Wer wirklich lebt, will reales Leben sehen." Wie klein seien diese esoterischen Vorgänge und Verhältnisse, gemessen an den Thaten und Gestalten unserer Tage (S. 58, aus dem Jahre 1873). Echt preußisch ist immer wieder die Betonung des Fleißes. „Die Tage jenes Geniethums, jenes Spielens aus dunklem (oft sehr dunklem) Drange heraus sind dahin. Es heißt jetzt: Studium, Arbeit, Selbstkritik" (S. 429, vom 18. Januar 1872). Ich muß an die Unterschrift denken, die der große Preußendichter unter das Bild des großen preußischen Malers setzte:

Gaben, wer hätte sie nicht? Talente — Spielzeug für Kinder,
Erst der Ernst macht den Mann, erst der Fleiß das Genie.

Und ich denke an „Stechlin", an den alten Baron Dubslav und an den alten Hofprediger Frommel, wie ihn Fontane vom pflichttreusten der Monarchen, vom alten Kaiser erzählen läßt. Daß das leise, märkische Frondiren des alten Junkers Fontane, dem Dichter, nicht immer abgeht, wissen wir. Ich deutete schon an, daß es auch dem Kritiker nicht fehle.

Immer wieder tönt die Warnung vor allem bloß Spielerischen, Redensartlichen den Theaterdichtern, den Schauspielern, auch — dem schreibenden Kritiker selbst entgegen. So in der Gegenüberstellung von Kleist's „Hermannsschlacht" mit Halm's „Fechter von Ravenna" (S. 131). So in der köstlichen Selbstcharakteristik des Recensenten: „Ich bin nicht dazu da, öffentliche Billetdoux zu schreiben, sondern die Wahrheit zu sagen oder doch das, was mir als Wahrheit erscheint." In dieser Ausdrucksweise liegt schon wieder ein Element mehr, das den Poeten dem Journalisten verbindet: Fontane's Humor. Man kann ohne Uebertreibung sagen: jede seiner Besprechungen, jede dieses Bandes wenigstens hat ein Körnchen davon abbekommen. Fontane kommt um Acht in's Theater, um Wilbrandt's „Jugendliebe" zu sehen. Das vorausgehende Stück, Jordan's „Durch's Ohr", zieht sich merkwürdig lange hin. Um halb Zehn endlich große Pause. Alles drängt dem Ausgang, dem Eis und Sodawasser zu. „Mir ganz recht. Es wurde so wundervoll kühl um mich her, und ich lächelte bereits siegreich und überlegen über all' die Luft- und Erfrischungsbedürftigen, die nun draußen im Foyer ‚gekeilt in drangvoll fürchterlicher Enge' standen, als ich plötzlich wahrnehmen mußte, daß es nicht bloß kühl und leer, sondern auch dunkel um mich her zu werden begann. Was war es? Ach, die ‚Jugendliebe' lag wie gewöhnlich längst hinter mir. Am Morgen hätte sie noch laut Zeitung den Schluß machen sollen, dann aber hatte sie sich sozusagen auf sich selbst besonnen, und aus dem Hierauf der Annonce war ein Vorher des Zettels geworden. Ich eilte, um mich dem allgemeinen Exodus anzuschließen, und vergewisserte mich bald, daß das Feld der Erfrischung nicht mehr drinnen am Buffet, sondern draußen unterm Sternenhimmel lag" (S. 422). „Wenn Kotzebue," sagt Fontane ein ander Mal, „für seine Lustspiele einen Dolchstoß empfangen mußte, wie viel Dolchstöße muß ein moderner Lustspieldichter für die seinen empfangen?" (S. 92.) Und wenn Fontane erzählt, aus der unheimlichen chambre-ardente-haften Parquetgarderobe, darin sonst die Mäntel wie Spukgestalten im Nebel hingen, sei inzwischen ein an's Elektrische grenzender lichtvoller Raum geworden — wenn er so plaudert, hört man ordentlich das Theilchen Wilhelmine Buchholz heraus, das in jedem Berliner alten Schlages steckt.

All' dies schon könnte diese nicht nur die zeitgenössische Durchschnittshöhe weit überragenden Kritiken lesens- und liebenswerth machen. All' dies schon nimmt ihnen den Hauch von Langeweile und Eintönigkeit, den sonst Sammlungen von Theaterrecensionen ausströmen, und wären es die des doch gewiß feinen und geistreichen Hermann Bahr. Aber das Beste ist doch, daß auch durch diese von Abend zu Abend gefertigten Arbeiten jene Welle der Ewigkeit pulst, die mitten durch Theodor Fontane's Herz ging.

Halte Dich still, halte Dich stumm,
Nur nicht forschen, warum? warum?

Nur nicht bitt're Fragen tauschen,
Antwort ist doch nur wie Meeresrauschen.

Wie's Dich auch aufzuhorchen treibt,
Das Dunkel, das Räthsel, die Frage bleibt.

Dieses Rauschen aus verborgensten Tiefen, das schon durch den Roman „Vor dem Sturm", durch „Cecile", durch „Unwiederbringlich" heraustönt, das in diesen Versen seinen, wie wie ich hoffe, unsterblichen Ausdruck fand — das hören wir auch aus den Theaterkritiken. Am Wuchtigsten bricht es her-

vor unter dem Eindruck des „Oedipus auf Kolonos“: „Ein Gewaltiges und ein Ewiges hatte zu mir gesprochen. Räthselvoll werden ewig die Geschicke schreiten, Schuld aufhäufend auch ohne unsere Schuld und uns niederwerfend ohne Antwort auf unsere Frage: warum?“ (S. 58.) Man verkennt dies Element in Fontane, wenn man es lediglich Resignation nennt. Es ist viel Resignation dabei, besonders in der Formung der Gedanken: der tiefste Grund dieser Gefühlswelt aber ist echte, schlichte Demuth.

Diese Kritiken locken und erwärmen, auch da, wo man ihnen gern widerspricht. Das nämlich möchte ich nicht nur beim „Egmont“, nicht nur beim „Tasso“ (S. 58), sondern vor Allem bei Hebbel. So wenig wie die meisten seiner Altersgenossen, wie Auerbach, Frenzel, selbst Heyse, hat Fontane ein warmes Gefühl für diesen Riesen. Vielleicht zeigt gerade diese Ablehnung, auch durch bedeutende Geister, daß Hebbel wirklich war, wozu ihn Bartels' treffliche Bezeichnung stempelt: kein Epigone, sondern ein Progone, einer, der zu früh kam, der vorausging. Ich müßte die ganze Kritik von „Herodes und Mariamne“ (S. 151—155) hierher setzen, um das über Fontane's Verhältniß zu Hebbel Gesagte zu belegen. Gewiß nennt Fontane ihn ein Talent, das nahezu ein Genie war. Aber sein Schluß ist doch, man lerne auch da und festige sich in seinen Grundsätzen, wo man mehr ablehnen als zustimmen müsse. Das gilt denn freilich hier und da auch von uns gegenüber diesen Kritiken. Mancher wird z. B. wie ich finden, daß Fontane den beiden stärksten Erscheinungen der gegenwärtigen deutschen Bühnenkunst nicht ganz gerecht wird: über Hedwig Niemann-Raabe und Adalbert Matkowsky wünschte ich Wärmeres gesagt. Jeder aber wird in sich die alte Liebe für den großen Dichter Theodor Fontane spüren, wenn er sich mit Aufmerksamkeit dies Buch zu Eigen macht, dem vielleicht besser als der Titel „Causerieen über Theater“ die Aufschrift „Confessionen über Bühnenkunst“ zu Gesichte stände.

„Göttliche Lieder“.*)

Von Max Bewer.

Gefühl des Friedens.

Wo ich bin und wo ich gehe,
Wandelt gleich den Sternen hin,
Den ich fühle, doch nicht sehe,
Ueber mir der Vater hin;
Unruh ist mein Loos hienieden,
Aber über mir ist Ruh,
Ist mir hier kein Glück beschieden,
Einmal doch zu seinem Frieden
Drückt er mir die Augen zu!

*

Heldenglaube.

Heitren Geistes auf dem dunklen Grunde
Dieses Lebens seinen Mann zu stehn,
Noch mit einem Lächeln auf dem Munde
Einst aus dieser Kampfeswelt zu gehn —

Ob es krachend über Dir gewittert,
Um Dein Haupt gezuckt der Blitze Brand,
Ob die Fahne auch in Deiner Hand zersplittert,
Und die Fetzen schwirrten in den Sand —

Ob sich schwarz der Undank um Dich thürmte:
Immer frisch an brave Thaten gehn,
Wie die Bauern, ob der Donner stürmte,
Neuen Samen in die Felder sän —

Ob die Welt auch immer den gemeinen
Künsten ihren gold'nen Beifall schenkt,
Nie bereu'n, daß einsam Du den reinen
Höh'n der Kunst die Seele zugelenkt —

Auf das Grab von theuren Menschen schauen
Eigener Vergänglichkeit bewußt,
Dennoch froh ein neu Geschlecht erbauen,
Ein geliebtes Wesen an der Brust,

Daß Dein guter Stamm sich frisch belaube,
Wie viel Edles auch in Trümmer fällt,
Daß sich immer doch ein heitrer Glaube
An die Zukunft dieser Welt erhält —

So zu leben, ist das heidnisch? — griechisch?
Christlich? — arisch? — oder indisch?
Ist es Weisheit? — Thorheit?
Göttlich oder kindisch?

Eins ist sicher:
Feigheit ist es nie —

Leben heißt es,
Ja, es ist des Lebens
Tiefste Poesie!

*

Gott.

Für uns hat jeder Stern nur Form und Farbe,
Für Gott hat jeder Stern auch einen Ton:
Uns scheint die Welt nur eine bunte Garbe,
Wie Chorgesang bringt sie an Gottes Thron,
Zu bauen, meißeln, malen oder dichten,
Das ist für unsre Seele schon Genuß;
Doch einen Farbenbau, der tönt, errichten,
Das kann nur Gott; Gott ist ein Musikus!

*

Zum Vater.

In Dunkel hast Du uns getaucht,
Damit wir langsam wandelnd
Zu den Sternen,
Erkennen Dich,
Den Herrn des Lichts,
Der traumvoll senkend
Seine ew'gen Augen
Still in die Gründe seines Seins,
Der Welt geheimnißvolle Wunder
Gerufen aus dem Nichts!

So gingen einst
Aus mütterlichem Dunkel
Auch uns die Blicke auf ...
O gieb uns, daß sich freundlich lenke
Zu Dir auch unser Lauf;
Denn nichts auf Erden,
Noch im Himmel,
Ward Lieberes entdeckt,
Als wenn ein Kind
Die kleinen Arme
Voll Sehnsucht nach dem Vater streckt!

*

*) Aus den „Göttlichen Liedern“ von Max Bewer. Mit einem Bildniß des Verfassers violett in gold gebunden, 240 S. Preis 5 Mk. (Goethe-Verlag Laubegast, Dresden.)

Gott in uns.

Gott ist ein Geist, so sagen kluge Geister,
Dann kann ihn nie ein Menschenauge sehn ...
Wer ihn begreifen will, den stillen Meister,
Lern' Gott in sich und sich in Gott verstehn;
Der Gott in ihm, der läßt ihn feurig streben,
Zu neuer Form sich schaffend auszuleben —
Sein Ich in Gott, das läßt ihn friedlich ruhn,
Was er auf dieser Welt mag lassen oder thun!

*

Im Weltall.

Weiß nicht, woher ich komme,
Ich weiß auch nicht wohin,
Weiß nur, daß wie ein Schatten
Ich einst verschwunden bin!

Seh' Blumen mir zu Füßen,
Seh' Sterne über mir,
Mir ist, als müßt' ich grüßen
Herrgott hinauf zu Dir!

Den Anfang und mein Ende
Hüllt ein Geheimniß ein,
Wer zwischen Thau und Sonne
Will nicht voll Hoffnung sein?

*

Künstler und Kämpfer.

Im Unendlichen spürest Du Gottes Hauch,
Aber im Endlichen lebet er auch,
Willst Du als Mensch dem Schöpfer gleichen,
Mußt leben und wirken in beiden Reichen:
Tapfer kämpfe für Deine Zeit,
Bilde Dich sinnend zur Ewigkeit;
Denn Kämpfer sein, heißt Mensch sein hier auf Erden,
Doch Künstler sein, der Gottheit näher werden;
So schaffe Dir in dieser Welt ein Loos,
Wo Kampf und Kunst Dich beide ziehen groß;
Dann webt um Deine Seele auch,
Wenn längst Dein Leib in Staub versank,
Durch Zeit und Raum ein Gotteshauch
Von Himmelsruhm und Erdendank!

*

Rath in Leiden.

Man möchte oft zum Himmel bitten,
Jedoch man fühlt, es hilft uns nichts,
Man hat zu viel, zu viel gelitten,
Man glaubt nicht an die Macht des Lichts ...

Wer sich in solchem Kummer leise
Verzagend zieht in sich zurück,
Der schau' sich um in seinem Kreise
Und denk' an eines Andern Glück!

Und wenn er eine Seele findet,
Für die er selbstlos beten kann,
Sei er gewiß, ein Schauer kündet
Ihm Lösung seiner Leiden an ...

Denn wenn ein Mensch in seinen Schmerzen
Noch freundlich Andere beglückt,
Der fühlt in seinem tiefsten Herzen,
Wie Gott ihn an das seine drückt!

*

Kaiser und Gott.

An einen Kaiser sind die meisten Schreiben
Gemeine Bettelbriefe nur;
Daß sich vor Gott spielt ab dasselbe Treiben,
Liegt in der menschlichen Natur;
Bei hunderttausend von Gebeten,
Die stürmisch dringen an sein Ohr,
Da kommen sicher neunzig tausend
Private Bettelbitten vor!

Soll Kaiserdank und Gotteshuld
Erwärmend ruh'n auf Deinen Werken,
Denk' nie an Dich voll Ungeduld,
Schaff' rüstig nur, ihr Reich zu stärken;
Dann neiget sich die Gottheit leise
Und naht und offenbart sich Dir;
In unaussprechlich süßer Weise
Wird tief Dein Herz vertraut mit ihr,
Denn Gott, der sieht und findet Dich
So sicher, wie ein Kaiser sich,
Gleich einem Schmetterling der Blume,
Dem naht, der wirkt zu seines Landes Ruhme!

*

Abendstimmung.

Abends wenn die Sterne kommen
Und der sanfte Mond erglüht,
Steh' ich still und fühl' beklommen
Gottes Nähe im Gemüth.

Und ich spüre, wie er leise
Meine Seele stimmt und frommt,
Bis aus meinem Innern leise
Eine mildbewegte Weise
Wie ein Schwan geschwommen kommt.

Wie ein See ruht ausgebreitet,
Tief und still und wunderträumend
Die entschlafne Welt vor mir;
Meine Seele schwebt und gleitet,
Als wenn eine Hand sie leitet,
Vater unser, hin zu Dir!

*

Der deutsche Himmel.

Den hehren Sternen gleich am Himmelszelt
Stehn große Geister über dieser Welt,
Ein jedes Volk hat so sein eigen Licht,
Doch schönre, als in Deutschland, seh' ich nicht!

Hier leuchtet Goethe wie im ew'gen Glanze,
Und Schiller grüßt ihn wie ein Himmelsfreund,
Hier sind mit Mozart wie zu einem Kranze
Beethoven, Weber, Schumann hold vereint,
Und über ihnen wie vom heil'gen Gral
Schickt Wagner der Erlösung milden Strahl!
Hier wandelt Luther, der aus düst'rem Zwang
Befreiend zu des Nordens Völkern drang,
Und dort, gleich dem Polarstern festgebannt,
Lenkt uns zur Pflicht der Sittendenker Kant!

Wie rührend tritt aus dunklem Wolkenflor
In Demuth nun der bleiche Mond hervor,
So strahlt aus Leiden wie ein holdes Licht
Der duldenden Luise Angesicht ...

Doch sieh! schon bald führt Körner's Heldentod
Herauf des jungen Tages Morgenroth:
Blau, wie des ersten Kaisers Augenpaar,
Wird rings der schwarze Aether wieder klar,

Millionen Strahlen wie ein Heer von Speeren
Sprüht Mattke siegreich aus den Heeren,
Und wunderbar vergoldend Thal und Firn
Taucht hinter ihm das wirkende Gestirn,
Das Sonnenhaupt des großen Kanzlers auf!

O, deutscher Himmel, schön bei Tag und Nacht,
Dankt Gott, der ihn zur Heimath Euch gemacht,
Und betet, daß nach langen Wettern nun
Er heiter mag auf Euren Fluren ruh'n!

Doch Licht wird Nacht; dies ist der Erde Lauf;
Und ziehen neue Höllenschatten auf,
Dann weck' in uns den Feuergeist der Todten,
Bestirne wieder unser Vaterland,
Du Herr der Sterne, der den gold'nen Baten
Des Himmels einst gen Bethlehem gesandt!

*

Letzte Sonne.

Der Abend glüht;
Andächtiges Schweigen ringsumher:
Die Sonne sprüht
Durch den Wolkenreigen
Den letzten Segen
Ueber mich her;
Ueber Berg und Thal
Wie doch so wunderbar
Ruht die Natur . . .

Allvater befahl
Und eine Engelschaar
Stieg in die Flur;
Breiteten Frieden,
Goldige Abendschleier
Ueber mich aus,
Allen hienieden
In heiliger Feier
Segnen sie Fluren und Haus!

Das Buch enthält auch Gedichte auf Beethoven, Goethe (preisgekrönt), Mozart, Luther und das in der „Gegenwart“ zuerst veröffentlichte auf Bismarck, das Fürst Herbert in einer Nummer unseres Blattes dem Schönhausener Museum einverleiben ließ.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Thea's Vermächtniß.

Skizze von Heloise Beaulieu.

Er hatte sie sehr lieb, und sie ihn noch mehr. Er war aber auch ein zu lieber, netter, hübscher Mensch, mein Freund Anton. Sechs Fuß lang war er, hatte die schönsten, immer glatt gebügelten Principien und köstliche blaue Augen.

Seine schönen Augen blickten manchmal sehr schwermüthig; aber das sah nur so aus. Es war kein Weltschmerz, sondern es kam vom reichlichen Genuß irgend eines Lieblingsgerichts, und deren hatte er viele.

Diese Gerichte bereitete aber nicht etwa seine kleine Frau. Dazu hatte sie ihn viel zu lieb. Sie war nur eine thörichte kleine Frau, aber sie kannte die Grenzen ihrer Begabung. Diese waren eng. An etwas so Heiliges und Verantwortungsvolles hätte sie sich nie heran gewagt.

„Ich bin ein unnützes Geschöpf,“ pflegte sie manchmal zu sagen, „die richtige Lilie auf dem Felde. Anton ist recht mit mir hereingefallen. Aber ich habe ihn vorher gewarnt. Nicht wahr, mein Häschen?“

Dann brummte Häschen irgend etwas Unwilliges, denn es war ihm sehr peinlich, so genannt zu werden vor Zeugen. Er hielt ein Bißchen auf persönliche Würde.

Aber Thea sagte gleichmüthig: „Ach, es ist ja nur der Josy.“

Und ich konnte selbst entscheiden, ob das ein Compliment war, oder das Gegentheil.

So glücklich waren meine Freunde. Und ein richtiges schönes Verhältniß war es. Sie war rührend unwissend in allen praktischen Weltläufen, und vertraute darin blindlings seiner Autorität. Sie hatte wenig gelernt, und er hatte immer die besten Censuren gehabt, und jetzt war er nicht nur ein guter Jurist, sondern auch ein gebildeter Mann.

Thea hatte eine Eigenthümlichkeit: sie konnte über Alles lachen, was, wie ihr Mann bemerkte, kindisch war und ein Zeichen von Unwissenheit. Er nahm Alles ungeheuer ernst: den lieben Gott, die Welt, und sich selbst.

Sonst aber war nichts Bemerkenswerthes an ihr. Man konnte sehr wohl glücklich sein mit ihr.

Manchmal platzten ihre Kindischheit und seine Wohlgesetztheit in kleinen komischen Scenen aufeinander.

Einmal fing sie bei Tisch plötzlich leise an zu lachen.

Auf seinen fragenden Blick sagte sie: „Es kam mir eben so furchtbar komisch vor, daß wir hier hantiren mit Messer und Gabel, als gälte es das Leben.“

„Ja Kind, wir können doch nicht wie die Wilden mit den Fingern essen!“

„Nein, aber dieser ganze Act ist doch eigentlich urkomisch. Daß man sich drei Mal des Tages an den Eßtisch setzt wie zu einer feierlichen Handlung —“

„Ich kann nicht begreifen, was Du daran komisch findest,“ sagte der liebe Anton mit sichtlichem Mißfallen. „In allen ordentlichen Haushalten ist es so.“

„Ja, so ein ordentlicher Haushalt ist ja eben das Komische, wenn man darüber nachdenkt, mit seinem ewigen Tischandecken und -abräumen, sich Ausziehen und Anziehen. Versuch' nur 'mal, von der Gewohnheit zu abstrahiren —“

Aber Anton dachte gar nicht daran, das zu versuchen.

Ihre Blicke richteten sich hülfesuchend auf mich. „Kennen Sie das nicht, Josy?“

„Doch. Ich kenne es.“

„Natürlich, der Hausfreund hält es immer mit der Frau!“ bemerkte Anton. „Pflicht der Höflichkeit!“

„Er nimmt sich der schwächeren Seite an!“ lächelte Thea.

Einmal wurde es eine etwas ernstere Scene.

„Denke Dir,“ sagte Anton zu mir, „Thea führt manchmal sonderbare Reden. Ich bin ganz besorgt geworden.“

Daß einer an dem Verstande seines Lebensgefährten zweifelt, ist ja gerade nichts Seltenes. Ich fragte also gelassen: „Wieso?“

„Denke Dir, sie sagte zu mir, — so den Wortlaut fasse ich nicht genau wieder, aber so ungefähr — ob es nicht sehr merkwürdig sei, daß wir so zusammenlebten, ein paar fremde Leute, die sich zwanzig bis dreißig Jahre nicht gekannt hätten. Es ist doch zu absurd. Hätten wir etwa schon als kleine Kinder zusammen leben sollen!“

„So hat sie es wohl nicht gemeint —“

„Wie dann aber, wie dann! Wenn Jemand die allereinfachsten und natürlichsten Dinge sonderbar findet, — das ist denn doch —!“

„Ja, man hat eben Momente, wo die „allereinfachsten und natürlichsten“ Dinge gar nicht einfach und natürlich sind, wo alle Stützen und Mauern fallen, und wir einen Blick thun in's Bodenlose. Momente, wo wir — —“

Ich kam in's Stottern, denn Anton's freundliche Blau-Augen wurden mit einem Mal ganz kalt und hart; wie gefroren sahen sie aus.

„Ja“, sagte er gedehnt, „ich hätte mir's eigentlich denken können, daß Du auch so wärst.“

Das ungesprochene Wort hinter dem „so“ ergänzte meine Intelligenz mit leichter Mühe.

Mein Freund Anton fand mich verrückt.

Aber Freunde stehen einander ja manchmal eben so nahe, wie Ehegatten. Warum sollten sie einander — oder wenigstens der Eine den Andern — nicht auch verrückt finden?

Zum ersten Mal kam mir ein Zweifel, ob die kleine Thea so glücklich sei mit dem guten Anton, wie ich gedacht. Der Blick, hinter dem das gute freundliche Gemüth, das sanft hindurchleuchtete, plötzlich ausgelöscht war, wie ein lächelndes Gesicht vom Fenster verschwindet, wollte mir nicht gefallen.

Am Abend war ich bei meinen Freunden, was etwa fünf Mal in der Woche vorkam. Anton verschwand auf eine halbe Stunde, zur Bearbeitung einer Acte. Frau Thea saß im Schaukelstuhl und wippte sich leise, immer mit der Fußspitze aufstoßend. Anton konnte das nicht leiden. Er hatte es am liebsten, wenn in seiner Umgebung alles ganz gerade saß.

Ich aber konnte es leiden. Ich konnte überhaupt alles leiden, was Thea that. Wir saßen im Dunkeln, Anton mußte immer eine Lampe haben, eine sehr hellbrennende sogar. Und wir schwiegen lange. Man braucht ja nicht immer zu reden, wenn man sich gut kennt. Endlich fragte Thea's Stimme aus dem Dunkel heraus:

„Josy — kennen Sie das große, hülflose Erstaunen, das einen manchmal überkommt bei dem Gedanken: ‚ich bin ich‘. Und darin sitze ich fest. Und ein Drüberhinaus giebt es nicht. Kennen Sie es, wenn

man seine Hände besieht wie eine fremde Sache, und sich wundert. Wenn man sich im Spiegel sieht, und sich mit einem Mal graut —"

„Ja, Frau Thea. Ich kenne es."

„Anton kennt es nicht," sagte Thea leise, ohne ein Wort hinzuzusetzen.

„Es ist vielleicht ebenso gut, wenn man es nicht kennt."

Darauf antwortete sie nichts.

Man hörte Anton im Corridor. Sie zündete sofort die Lampe an. „Armes Häschen", sagte sie bedauernd, „hast Du so viel zu thun gehabt?" Und sie streichelte sein hübsches welliges Haar.

Ich sah ihrem ehelichen Glücke mit der reinen Mitfreude zu, die Anton's langjährigem Freunde ziemte. Nur wenn Thea ihm das Haar streichelte, hatte ich eine unangenehme Empfindung. Und ich mußte meine Blicke in eine entgegengesetzte Zimmerecke flüchten. Ich weiß nicht, was es war. Mögen Andere entscheiden.

Es kam eine Zeit, in der Thea nervös und müde war, und Anton hatte sehr viel Geduld mit ihr, benahm sich überhaupt musterhaft. Er brachte ihr erlesene kleine Leckerbissen und auch Blumen. Aber nicht so oft.

Natürlich sollte es ein Junge werden, und merkwürdiger Weise wurde er's auch.

Er hatte krauses Blondhaar und große Blauaugen. Er war überhaupt ein ganzer Anton.

„Der lebende Beweis, wie sehr ich unter'm Pantoffel stehe," meinte Thea.

„Frauen stehen überhaupt nicht unter'm Pantoffel," belehrte er sie. „Sie werden beherrscht."

„Also, ich werde beherrscht," sagte sie lächelnd. Denn das Lachen von früher war zum Lächeln geworden.

Sie that auch seltener thörichte Fragen. Wenn es geschah, antwortete Anton immer sehr ernsthaft und ausführlich, und sie hörte still und etwas müde zu, und wenn er fertig war, sagte sie: „Was habe ich doch für einen klugen Mann!" und streichelte sein Haar.

Der kleine Anton wurde immer dicker und lauter, Thea immer magerer und stiller. Anfangs merkten wir es nicht.

Sie wurde in ein Bad geschickt, um sich von den Ansprüchen ihrer beiden Antone etwas zu erholen. Sie behauptete, sich sehr erholt zu haben, als sie zurück kam, aber sie war noch durchsichtiger geworden, und sie war immer heiser. Sie konnte „nicht laut werden", wie sie es nannte.

Sie hatte etwas merkwürdig Rührendes, diese kleine klanglose Stimme, die sich so tapfer mühte, verständlich zu werden.

Der Arzt ordnete an, sie sollte viel liegen, und mit der matten Anmuth eines müden Kindes streckte die kleine Thea sich aus.

„Was soll daraus werden?" sagte Anton bekümmert.

Thea aber war immer geduldig und zufrieden. „Ich komme mir vor wie eine Romanheldin", sagte sie manchmal. „Ich liege im Négligé auf dem Sopha und empfange unsern Hausfreund."

Einmal, — wir hatten heiter von Diesem und Jenem geplaudert, — Anton war nicht da — sagte sie, ihre glänzenden Augen lächelnd auf mich geheftet: „Und sonderbar ist es doch, Josy, daß ich bald nicht mehr da sein werde — ganz fort!" — sie betrachtete nachdenklich ihre Hände, die kaum mehr Materie zu haben schienen, als ein welkes Blumenblatt — „man ist fort, als wäre man nie gewesen, und die Welt geht weiter —"

„Aber Frau Thea, was für Einbildungen!" sagte ich entsetzt.

„Nein, lieber Josy" — sie wehrte mit leiser Ungeduld ab, „lassen Sie das. Anton natürlich, der darf nicht wissen, daß ich weiß. Er würde meinen, immer feierlich sein zu müssen. Wissen Sie, wie böse er manchmal war, wenn ich die großen Fragen nicht ernsthaft genug nahm, und meine Frivolität tadelte? Er ist von Denen, die nicht verstehen, daß sich unter einem schlechten Witz allerlei verbergen kann. Josy, — ganz aufrichtig, — bin ich Anton eine gute Frau gewesen?"

Erschüttert gab ich die aufrichtige Antwort.

„Ich habe mir ja auch so große Mühe gegeben," flüsterte sie. „Aber ich habe doch oft das Gefühl gehabt, daß es mir nicht gelänge. Vielleicht wird die Andere es besser können —"

„Aber Frau Thea, das ist —"

„Ach — Anton hört es ja nicht. Der würde das frivol finden. Und es ist doch eigentlich nur natürlich. Manchmal, wenn ich so still liege, zwischen Schlafen und Wachen, habe ich die Vision von einer fremden Frau, die hier umher geht, mit den Sachen schaltet und waltet, an meinem Nähtisch sitzt und an meinem Schreibtisch, mein Kind auf dem Schooße hält; eine große, hübsche, stattliche Frau, — nicht solch ein Flederwisch wie ich bin. Und manchmal kann ich mich kaum besinnen, ob ich denn eigentlich noch da bin."

„Sehen Sie nicht so kläglich aus, Josy. Vielleicht ist es ungewöhnlich, über so etwas zu sprechen. Aber Sie wissen ja ebenso gut wie ich, daß Anton mich ein Jahr innig betrauern, und dann wieder heirathen wird. Um des kleinen Anton's willen, wird er meinen. Aber im Grunde hat der große Anton es ja noch viel nöthiger. Er muß Jemanden haben, der ihn bewundert, dem er imponirt. Und ich möchte so gern, daß er eine Frau bekäme, die es niemals sonderbar findet, daß alles so ist, wie es gerade ist." Sie lachte ganz leise — „Denken Sie noch an den einen Mittag?"

„Finden Sie mich auch etwa verrückt, lieber Josy? Aber Sie sind es ja selbst etwas. Ich habe gefunden, daß es zwei Sorten Menschen giebt — zwei große Hauptsorten, meine ich. Die eine Sorte findet die andere verrückt, die Verrückten aber begreifen sehr wohl, daß die Andern sie verrückt finden müssen. Die Einen finden alles natürlich, die Andern alles sonderbar — auf Momente wenigstens. Die Einen sehen überall Räthsel, die Andern können alles erklären — nur daß ihre Erklärungen für die Andern keine sind. Josy, manchmal könnte ich mich brennend grämen, daß ich durch die Welt gehen mußte, ohne etwas davon zu verstehen, und daß ich herausgehen werde, ohne auch nur ein Räthsel gelöst zu haben! Nicht einmal das Räthsel meines Ich. Denn wir selbst sind uns ja räthselhaft in jedem Augenblick. Nur wissen wir's nicht immer. Ich habe mich, glaube ich, nie besonders wichtig genommen, und war doch manchmal so fassungslos, daß — ich ich bin. Fromme Leute vertrauen, daß im Jenseits alle Fragen gelöst werden. Ach, Josy, ich glaube nur, wir hören's dann nicht mehr. Nein, darauf rechne ich nicht; wenn's doch ist, will ich mich überraschen lassen. Anton glaubt an ein Wiedersehen nach dem Tode. Er thut wenigstens so. Ich weiß nicht, ob das wünschenswerth wäre, ich glaube, diese Wiedersehen würden oft recht complicirt ausfallen — — Und wie soll man sich solch entpersönlichten Zustand vorstellen? Ich könnt' es mir nicht einmal wünschen."

„Mir ist nur das ein seltsamer Gedanke: daß die fremde Frau hier umhergehen und nichts wissen wird von der wunderlichen Thea, die drei Jahre lang hier gelebt und ihre krausen Gedanken in das Tapetenmuster verflochten hat."

„Das Kind ist noch so klein, das wird schon am nächsten Tage nichts mehr von mir wissen. Und Anton — Anton's Gefühle werden sacht auf die neue Frau hinübergleiten."

„Da ist es mir ein liebes Gefühl, Josy, daß Sie hier sein werden, Sie, der mich so gut gekannt hat, sich an die erinnern werden, die vorher hier war; — ganz genau, mit allen Wunderlichkeiten sollen Sie mich denken, nicht als einen verklärten Geist. Ich habe mir unter einem verklärten Geist niemals Etwas denken können. Ich glaube, man hat ihn zur Bequemlichkeit der Trauernden erfunden. Sie werden mein Bild nicht mit dem der neuen Frau verschmelzen, nicht wahr, ich bleibe eine ganz bestimmte Silhouette?"

Ich nahm fassungslos ihre dünnen Finger zwischen meine Hände. Ich konnte nicht sprechen.

„Nicht so, lieber Josy. Es ist mir eine große Erleichterung, daß Sie nun wissen. Wir stecken doch Alle voller Eitelkeit. Wissen Sie, wie wir Beide oft gelacht haben, wenn wir die Namen von Archibald Schulze oder Otto Heinrich Müller oben an Baumstämmen oder an Kuhställen oder Wendeltreppen eingegraben sahen? Ja, wir hatten leicht lachen. Der Hang nach Unsterblichkeit steckt eben in uns Allen. Und von mir wird nichts bleiben — nichts."

Sie flüsterte nur noch. Das Letzte war kaum hörbar.

— — „Thea, Du darfst nicht so viel sprechen," mahnte Anton, der eben eintrat. „Was beschäftigt Euch denn so angelegentlich?"

„Josy und ich sprachen von großen Dingen. Von der Unsterblichkeit!"

„Meine kleine Frau! Schade, daß ich das nicht mit gehört habe!" spöttelte Anton gutmüthig.

„Ja, Anton, es war schade. Vielleicht war es aber auch gut, denn Du hättest uns aus dem Context gebracht. Weißt Du, ich mache mir nichts draus, mich vor Josy zu blamiren."

Anton setzte sich an's Lager und nahm ihre Hand. Ich stand auf.

„Adieu, Josy! Vergessen Sie nicht, was Sie mir versprochen haben!" rief Thea heiser.

Ich beugte mich abschiednehmend über sie.

Ein seltsamer Blick traf mich lächelnd, und unter dem Lächeln glühte doch die heiße Pein einer armen Seele.

„Du giebst Josias immer Sachen zum Besorgen. Kann ich denn das nicht?" frug Anton.

„Mein Herz, das kannst Du nicht!"

Das Letzte, was ich von Thea sah, war, daß sie Anton's Haar streichelte, liebkosend, zärtlich — abbittend — — —

Aus der Hauptstadt.

Das Adventspacket.

Liebe, curiose Zeit! Jedesmal, wenn ich auf die Bank kam, um nochmals ein paar hundert Mark abzuholen, lächelte der Vorsteher freundlich, obgleich doch kurz vor Jahresschluß, vorm großen Ultimo, das Baargeld möglichst zusammengehalten werden muß. Aber der Vorsteher wußte, daß ich noch keine Weihnachtseinkäufe gemacht hatte, und darum nahm er's mir nicht übel, daß ich im allgemeinen Christfestrausche meine habgierige Selbstsucht besiegte, auf $2^{1}/_{2}$ n. H. Zinsen für täglich zu kündigendes Capital verzichtete und das Capital selbst in allerlei Archen

Noah, Eisenbahnen mit Uhrwerk, beweglichen Bären mit schönem Plüschpelz und wirklich knallenden Kanonen verplemperte. Die Beamten auf der Hochbahn gaben sich in jener Zeit redliche Mühe, nicht grob zu sein, und die Packetpostboten ... doch halt, von denen spreche ich später. Kommt man in der Adventswoche Nachts spät nach Hause und passirt es Einem, daß man seinen Kneifer bei dieser passenden Gelegenheit in den Briefkasten steckt, so ärgert man sich nicht weiter darüber, verzichtet auf ebenso lärmvolle wie nutzlose Bemühungen, ihn aus der Tiefe herauszufischen, und schläft mit fröhlichen Gedanken an den Tannenduft ein, der jetzt vom Markte her durch die Straße zieht. Ich glaube, hätte man mir morgens in aller Frühe eine Katzenmusik gebracht, so würde ich sie für die Ouvertüre zu Leoncavallo's „Roland von Berlin“ gehalten und heftig bewegt für die spontane Ovation gedankt haben. Es ist eine curiose Zeit, die Vorweihnachtszeit, und ohne die Postboten, die Packete in's Haus bringen, wäre sie mir so lieb, daß ich mir zwölf Adventsmonate im Jahre wünschte.

Doch, wie gesagt, die Postpackete!

Den sicheren Bürger schrecken sie freilich nicht. Wohnt er in der Stadt, so enthalten sie gemeinhin gute Landleberwurst oder Wallnüsse, und beides sind feine Sachen, falls man sie mit Moselwein behandelt. Der Dörfler wieder weiß, daß Weihnachtspackete entweder Cigarren oder ebenfalls Cigarren spenden. Er sieht dann immer erst nach dem Absender — zu diesem Zwecke ist der Abschnitt der Postpacket-Adresse erfunden worden — und verweigert die Annahme, wenn eine gedruckte Firma darauf steht. Denn dann muß er die unverlangten Cigarren (Cigarren kommen wie Zwillinge stets unverlangt) später einmal bezahlen. Zeichnet jedoch ein sogenannter lieber Freund als verantwortlich, so steht es dem Empfänger zwar ebenfalls frei, die Kiste zurückgehen zu lassen. Er wird das aber in der Regel nur solchen sogenannten lieben Freunden gegenüber thun, die Agenten von Cigarren-Versandgeschäften oder grundsätzlich gemeine Knicker sind. Sonst sieht er geschenktem Rohr nicht in's Ohr.

Meine Stellung zu Postpacketen ist leider anders.

Ich gebe eine Zeitschrift heraus, eine Zeitschrift ohne Briefkasten. Wo ein Briefkasten ist, da finden sich verständige Abonnenten ein, die dem Redacteur mitunter ein paar warme Strümpfe oder eine Flanellbauchbinde oder einen Sack Kartoffeln oder den ersten Maikäfer, seltener den ersten Fasan spenden. Der Redacteur darf also beim Erscheinen des Packetpostboten zunächst in der köstlichen Hoffnung schweben, es handle sich um Victualien, oder eine große Goldmine auf Actien in Australien, Südafrika u. s. w. schicke eine Weihnachts-Bestechungssumme. Meine Zeitschrift hat indeß keinen Briefkasten; niemals gebe ich Auskunft darüber, ob Guano ein empfehlenswerthes Suppenpulver ist, wer den Pudel des Reichkanzlers scheert und wie man eine Mehlwürmerzucht anlegt. Es ist ein Skandal, dies eingestehen zu müssen: sogar der Briefkasten, in den ich neulich Nachts versehentlich meinen Kneifer gesteckt habe, gehört meinem Nachbar und nicht mir.

Packete an mich haben deßhalb immer denselben trostlosen Inhalt. Es sind Bücher darin — oder, was noch furchtbarer ist, Manuskripte.

Gewiß, Bücher muß es geben. Zuweilen langweilt man sich so fürchterlich und weiß nicht, wie die Zeit todtgeschlagen werden soll. (Zum Scat und zum Küssen gehören immer zwei bis drei, und Fliegen kann man im Winter nicht fangen.) Da greift man denn vielleicht zu einem Buche. Auch existiren zerstreute Menschen, die sich von ihrer Gedankenlosigkeit bisweilen dazu hinreißen lassen, in eine Buchhandlung zu gehen und dort vollkommen geistesabwesend ein Reclamheft zu kaufen. Wenn sie dies nachher wieder zurückgeben möchten, haben sie den Namen des Buchhändlers vergessen, und das Scheusal hütet sich natürlich davor, ihnen in ihrer Verzweiflung zu helfen. Also meinetwegen — Bücher müssen sein. Welch' närrischer Aberglauben veranlaßt die Menschen jedoch, gerade in den ersten Decemberwochen mehr Bücher herzustellen, als bei der bevorstehenden Einäscherung von Port Arthur verbrannt werden können? Welch' bejammernswerther Irrwahn peitscht Hunderte von sonst hochachtbaren Männern zu der Hoffnung auf, sie könnten just um Weihnachten mit dem Verlag von Büchern größere Posten Deutscher Reichsanleihen und preußischer Consols erwerben? Coupons und Bücher stehen doch nur insofern in einem gewissen Zusammenhang, als man an die ersteren gern, an die letzteren unter keinen Umständen mit der Scheere herangeht. Unter den zahlreichen historischen Rettungen, die jedes Jahr bringt, ist mir zu meinem Bedauern, trotz Wilde's Salome, noch nie eine des so ungemein sympathischen Herodes begegnet, des weit ausschauenden Malthusianers, der den Bethlehemitischen Kindermord anordnete. Erstünde uns von Zeit zu Zeit ein Herodes, so sähen sich die jungen Literaten ein bißchen mehr vor und ließen nicht alles drucken, um den blutdürstigen König nicht ohne Noth zu reizen. Siegfried Jakobsohn wäre noch heute unentdeckt, und die Mitglieder der neuesten Schule gehörten vielleicht noch der Volksschule an, um dort erst 'mal schreiben zu lernen.

Meine Packete bringen Bücher. Recensionsexemplare. Weihnachtsnovellen. Und sogar ungedruckte.

„Wir erwarten von Ihnen,“ so schreiben mir die Verleger, „daß Sie dem hochinteressanten Werke noch vorm Feste eine eingehende Besprechung zu Theil werden lassen.“ Die Verleger müssen mich für ein altes Weib halten, daß sie in die Kraft meiner Besprechungen ein so festes und hohes Vertrauen setzen — für ein altes Weib mit sehr viel freier Zeit. Täglich treffen etwa zwei bis fünf Büchersendungen ein; meist speit jede von ihnen ein halbes Dutzend sensationeller Erscheinungen aus. Rechnete ich auf jedes unsterbliche Werk auch nur eine Lesestunde, so müßte ich Morgens um drei Uhr aufstehen — was schon darum unmöglich ist, weil ich sehr häufig erst später nach Hause komme. Das Petroleum ist theuer und die Standard Oil Company mir verhaßt; ich will Herrn Rockefeller so wenig als möglich zu verdienen geben. Also beschränke ich mich darauf, täglich nur zwei literarische Offenbarungen zu genießen. Die übrigen achtundzwanzig baue ich um mich herum, thürme ich auf dem breiten Frühstückstisch, auf dem Sopha, in der Fensterecke auf. Das hat hohen sittlichen Werth. Es sind junge Mädchen bei uns in der Wohnung, praktische Backfische, deren natürliche Neugier sie nicht ruhen läßt. Wo immer ich die für sie bestimmten Weihnachtsgeschenke auch verberge und welch' höllischen Scharfsinn ich dabei entfalte — sie machen jedes Versteck ausfindig. So lege ich meine Gaben jetzt einfach unter oder hinter die Bücher. Da sind sie sicher vor ihnen. Um Bücher kümmern sie sich nicht.

Junge Dichter schreiben mir des öfteren liebenswürdige Briefe; junge Dichter und noch nicht aufgeführte Dramatiker (Sie sehen, ich trenne die Kategorien) sind immer liebenswürdig, wenigstens mir gegenüber. In diesen Briefen erkennen sie rückhaltlos meine Bedeutung an, unterwerfen sich unbedingt meinem Urtheil und bitten um postwendende Einsendung dieses Urtheils. Da ich eine schlechte Handschrift schreibe, wollen sie sich und mir die Arbeit erleichtern und bitten gleich um etwas Gedrucktes. Nicht jeder ist so bescheiden wie Edward Stilgebauer mit seinem Götz Krafft. Und noch vor Weihnachten soll es sein. Nach Weihnachten verliert selbst die verzückteste, rasendste, hingerissendste Kritik dreiviertel ihres Werthes. „Auf Ihr Votum kommt es mir vor Allem an. Es ist entscheidend für mich. Fällt es ungünstig aus, so rühre ich keine Feder mehr an.“ So schrie vorvorgestern einer aus tiefer Noth zu mir. Ich hatte mir heuer, in richtiger Voraussicht des gedruckten Hagelwetters, kleine Zettel mit dem ebenso schönen wie klugen Worte herstellen lassen, das Wallenstein seinem Freunde Terzky sagt: „Du weißt, ich gebe nichts Schriftliches von mir!“ Diese Zettel sandte ich vertrauensvoll jedem, der sich vertrauensvoll an mich wandte. Dem Briefschreiber gegenüber, der mir so dringlich an's Herz griff, durfte ich das erfolgsgekrönte Verfahren nicht anwenden. Zudem war hier eine Menschenseele zu retten, ein heiliges Versprechen geleistet worden. Ich schrieb ihm auf der Stelle — er hätte nach meinem Briefe nicht nur keine Feder, er hätte auch keinen Bleistift mehr anrühren dürfen. Statt dessen empfing ich heute Morgen eine Postkarte von ihm, aus der selbst minder gewandte Rechtsanwälte Beleidigungsprocesse für reichlich zehn Jahre construiren könnten.

Befreundete Verlagsbuchhändler mache ich schon jetzt darauf aufmerksam, daß ich meinen nächstjährigen Urlaub am 1. December antrete. Ich reise nach Alaska, wohin es vom 30. September bis zum 31. März keine Postverbindung giebt.

Dramatische Aufführungen.

„Die Siebzehnjährigen“. Schauspiel in vier Aufzügen von Max Dreyer. (Lessing-Theater.) — Fulda's „Maskerade“ im Deutschen Theater. — „Der tapfere Kassian“. Eine Burleske von Arthur Schnitzler. (Kleines Theater.)

Auf das Rührende hat sich diesmal Herr Max Dreyer geworfen, der unermüdlich um einen zweiten großen Bühnenerfolg kämpft. Wieder mit geringem Glück. Seine „Siebzehnjährigen“ wären ausgeblasen worden, wenn sie aus der Feder eines Anfängers stammten. Nicht von A bis Z, aber sicherlich von D bis Z sind sie mühselige Coulissenmache. Richtiges, echtes, deutsches Theater, also schlechtes Theater. Nicht le vrai théâtre Sarcey's. Ein lüstern-unschuldsvolles Ding von siebzehn Jahren verdreht dem Vater und dem Sohne die Köpfe. Der Junge, gleichfalls siebzehnjährig, ist eben von ihr nach allen Regeln der Coulissenkunst geküßt worden und als er nun hinter der Thüre hört, daß sie mit dem alten Herrn ein nächtliches Stelldichein verabredet, da geht er hin und erschießt sich, denn an seinem Vater irre zu werden, das erträgt er nicht, beim besten Willen nicht. Ich sagte eben: der Siebzehnjährige ging hin und erschoß sich. Das ist falsch: er schleicht hin. Noch einen ganzen Act hindurch macht er die Bretter unsicher, redet endlos viel über seine selbstmörderische Absicht, redet aber so dreyerisch-theatralisch und dunkel, daß ihn die dreyerisch-schwerfälligen Eltern nicht verstehen. Denn verstünden sie ihn, so wäre das Stück aus und der große dramatische Knalleffect zum Teufel. Unser Cadett wird ganz aufrichtig und klar erst da, wo er es ohne Schaden für Herrn Dreyer und den tragischen Ausgang des Stückes sein darf; einem lieben Großpapa gegenüber, der zum Glück für Herrn Dreyer und den tragischen Ausgang stocktaub ist. Theaterjammer, Jammer des Theaters! Selbst am innerlich leeren Phantasiespiele geschickter Könner habe ich noch meine Freude; doch wenn ungeschickte Finger sich mit Phantasielosigkeit vereinen und ein schwitzender Autor kleinliche Kniffe ohne Klugheit ausklügelt, dann thut's Einem um den verlorenen schönen Abend leid. Dann lieber ein Pfennigscat mit Bierwitzen. Es geschah Herrn Dreyer recht, daß Gefühllose rah in seine

ergreifendsten Scenen hineinlachten; es geschah ihm Unrecht, daß Else Lehmann's und Bassermann's Kunst den widerwärtigen vierten Act retteten und die Schauergeschichte von der Erblindung des Cadettenvaters vor dem dröhnenden Gelächter bewahrten, das sie doppelt und dreifach verdient hatte.

Glücklicher als Dreyer war Fulda mit seiner „Maskerade", dieser ergreifenden Gartenlauben-Gesellschaftssatire. Sie fand am selben Abend, wo Arthur Schnitzler im Kleinen Theater nicht vollständig Sieger blieb, auf den Brettern der Lindau-Bühne ein Gewimmel von Lorbeerkränzen. Indessen beschäftige ich mich immer noch lieber mit einem abgelehnten Schnitzler als einem erfolgreichen Fulda. Hoffentlich läßt das Wiener Gericht bei der Beleidigungsklage, die Herr Fulda gegen Herrn Bahr angestrengt hat, den Beweis der Wahrheit zu — dann werden wir über die Maskerade und die Bahr'sche Behauptung, Herr Fulda sei ein literarischer Jobber, weiter sprechen können. So lange der Injurien-Richter redet, schweigt der Theater-Richter. — Schnitzler's „Tapferer Kassian" also wurde abgelehnt. Nur ein paar Leute klatschten höflich; die Mehrheit schwieg, was ebenfalls höflich war. Das Ding ist von seinem Verfasser als Puppenspiel und als Burleske gewerthet worden; beide Bezeichnungen stimmen nicht. Für ein Puppenspiel hat es zu wenig Herzenseinfalt, für eine Burleske viel zu wenig Witz. Schnitzler sollte nicht alle Tintenlaunen müßiger Stunden durchaus auf die Bühne bringen wollen. Dieser Held, der die Heldin halben Herzens liebt und halben Herzens wiedergeliebt wird; sein Freund und Vetter, der fidele Mantelausreißer Kassian, der ihm seine ganze Baarschaft abgewinnt, seine Verlobte nimmt und ihn schließlich im Zweikampfe tödtet — das sind Figuren, deren Eigenart Schnitzler schon feiner und geistreicher abgewandelt hat. Die Männer sind treulos, die Weiber sind treulos — es siegt immer der Draufgänger. Während Martin der Schwärmer sterbend die Flöte bläst, fährt Kassian beim Klange des Posthorns mit martinischem Gelde und dem martinischen Mädchen in die blaue Ferne hinein. Na ja. Soll uns diese nun schon betagte Weisheit lecker gemacht werden, so muß man reichlich Gewürz hinzuthun. Als stramm pointirte Biermimik hätte der tapfere Kassian vielleicht gewirkt. Aber diesmal thaten die Schauspieler und die Regie bedeutend mehr für stylreine Lustigkeit als der Verfasser. Sein „Grüner Kakadu" ließ Gottlob die Beschwerden des Kassian schnell vergessen.

Aus unseren Kunstsalons.

Neues von den „Darmstädtern".

Diese „Darmstädter" sind natürlich die Künstler-Colonisten auf der schönen Mathildenhöhe bei der Residenz- und Hauptstadt des kunstsinnigen Großherzogs Ludwig. Doch es sind — fast möchte man abermals sagen „natürlich" — nicht mehr dieselben „Sieben", die der Fürst einst, Josef Olbrich an der Spitze, berief, um das deutsche Volk „deutsche Kunst" zu lehren. Peter Behrens und Paul Bürck sind ehrenvollen Berufungen nach Düsseldorf und Magdeburg gefolgt, Patriz Huber ist todt, auch Christiansen ist, wenn ich nicht irre, aus der Colonie ausgeschieden. Andere sind an ihre Stelle getreten, wie Cissarz und Haustein. Aber die Seele des praktischen Anschauungsunterrichts, der dort getrieben werden soll, ist nach wie vor der junge Professor Josef Olbrich.

Wie es mit diesem Unterricht zu Nutz und Frommen des deutschen Volkes steht, davon ist hier wiederholt die Rede gewesen. Und was uns die Ausstellung im letzten Sommer, insbesondere die famose Drei-Häuser-Gruppe Olbrich's lehrte, war kaum viel tröstlicher. Wenigstens in architektonischer Beziehung.

Um so erfreulicher ist der Eindruck, den man zur Zeit bei Keller und Reiner gewinnt, wo Olbrich, Cissarz und Haustein mehrere Zimmereinrichtungen ausstellen. Es scheint, als hätte man sich vom Dogma „Du sollst und mußt möglichst originell sein (was in der Regel gleichbedeutend mit „unzweckmäßig" war) und vornehmlich für die oberen Zehntausenden arbeiten" losgesagt. Das würde bedeuten, daß man sich ästhetisch und wirthschaftlich zu einer Zweckmäßigkeitskunst bekannt hat. Nur immer zu — so ist's recht!

Man höre und staune: da ist z. B. von Olbrich eine in den Formen sehr reizvolle und bequeme Speisezimmereinrichtung, bestehend aus einem großen Buffet, einem Credenztisch mit Schubkasten, einem Speisetisch für 8 Personen, einem Divan, zwei Lehnstühlen und sechs kleineren Stühlen für sage und schreibe 1500 Mark zu haben! Material: röthlich-gelb gebeiztes amerikanisches Kiefernholz (Pitchpine), ziegelrother, streifig gemusterter Wollenstoff, discreter Metallbeschlag an Schlössern und Ziehgriffen. Das Buffet mit zwei schlanken Eckschränken, die seitwärts leicht vortreten, mit zierlichem Spiegelscheibenornament; zwischen den Schränken ein Paneelbrett; der untere weit vorspringende Theil im Grundriß eine zweimal gebrochene Bogenlinie bildend, rechts und links hier tiefe Schränke, während der mittlere Theil Schubkästen enthält. Sopha und Stühle mit gradliniger, bei den letzteren constructiv sehr geschmackvoll durchbrochenen Rückenlehnen, die Profilwirkung der Füße sehr anmuthig. Die Hauptsache aber — die ganze Garnitur ist nicht etwa in einen ganz bestimmten Raum hinein componirt, sondern läßt sich in jedem Speisezimmer verwenden. Nicht dasselbe ist bei dem Olbrich'schen Thee- und Musikzimmer der Fall: da giebt's eine Nischeneinrichtung, bestehend aus zwei hochlehnigen Sitzbänken, die sich gegenüberstehen, und dazwischen ein dunkler Rothholz-Zierschrank, dessen unterer Theil mit leicht geschweiften Seitenlinien beträchtlich schmäler ist, als der obere nach vorn zu leicht ausgebauchte. Fast erhält man den Eindruck der Silhouette eines — Bechers. Aber sehr schön construirt sind die ebenso, wie die Sitzbänke, mit grauem Hanfplüsch bezogenen schwarzgebeizten kleinen Stühle um einen mächtigen runden Rothholztisch und das in Farben und Form gleich reizvolle dunkle Pianino, während ein steifer schmaler dunkelbraunrother Schrein wieder 'mal in der Form allzu originell sein will. Pianino und die beiden Schränke zeigen als Schmuck bloß schöne Intarsien, die bei den Schränken in der Mitte wie ein Scapulier von oben nach unten angebracht sind. Endlich hat Olbrich noch ein Billardzimmer ausgestellt. Das schönste Stück hier ist eine monumentale auf zwei Stufen sich erhebende Cassapanca aus dunklem Eichenholz mit grauem Hirschleder überzogen. Sie hat Platz für mindestens 6—8 Herren, die von hier aus dem Spiel auf dem zierlichen Billard mit eingelegtem Holzschmuck zuschauen können im Scheine eines ebenso reizvollen, wie praktischen Beleuchtungskörpers über dem Billardtisch. Das Riesensopha ist links und rechts mit den Queueständern und Kugelschränken darunter organisch verbunden; seine Seitenlehnen sind ebenfalls als Schränke für Flaschen, Cigarren u. dgl. zu benutzen und Schiebebrettchen, zum Fortstellen der Gläser, lassen sich über diesen schmalen Schränken herausziehen; endlich gehören zu diesem Aufbau auch noch je ein constructiv und mit discreten Ornament-Streifen in Holzschnitzerei — sich dem Ganzen vortrefflich anpassender Rauchtisch rechts und links. Einige schwere bequeme verschieden geformte Ledersessel und ein runder Credenztisch vervollständigen die Einrichtung dieses wahrhaft fürstlichen Billardzimmers — eine Schöpfung, die, wenn auch in ganz anderem Geiste, doch nicht minder gelungen ist, als das schlichte Speisezimmer.

Das Haustein'sche Theezimmer in Braun und Blaugrau hat es schwer, sich neben dem Olbrich'schen zu behaupten, sowohl was den Gesammteindruck betrifft, wie auch in Bezug auf Einzelformen. Das lichtgelbe Damenzimmer aus polirtem Ahornholz mit hellem, blumengestickten Atlasüberzug auf dem schweren Sopha und den plumpen Fauteuils von demselben Künstler zeigt aber einige schöne Einzelheiten, wie der bequeme breite Schreibtisch und das zierliche Nähtischchen.

In polirtem hellen Ahornholz mit etwas dunklerem eintönigem Buchsbaum-Intarsiaschmuck ist auch das prunkvolle Schlafzimmer von Cissarz ausgeführt. Die grauen Tapeten über der kassetirten Wandpaneelirung ebenfalls aus hellem Ahornholz, die grauen gesteppten Atlasdecken passen gut zum Holzton. Die Bettstellen sind breit und schlicht: ihr Hauptschmuck bilden die saubere Arbeit und die guten Linienverhältnisse. Der gewaltige Kleiderschrank weist nichts Besonderes auf, aber eigenartig sind der mit grauen Kacheln ausgelegte und von einer Glasplatte für Waschutensilien überragte breite Waschtisch und die Toilette, die aus zwei Schränkchen mit Spiegelaufsatz ohne Mittelplatte besteht: aus den Schränkchen lassen sich aber Bretter vorziehen.

Im Ganzen zeigt auch dieses Schlafzimmer Vorzüge im oben angedeuteten Sinne und ich sage noch einmal: nur immer zu — so ist's recht!

Jul. Norden.

Notizen.

Richard Bredenbrücker, Liebeswirren. Erzählungen aus Südtyrol. Illustrirt von Curt Liebich. (Stuttgart, Adolf Bonz & Co.) In diesen seinen neuen Erzählungen: „Liebeswirren" hat Bredenbrücker es unternommen, wohl um einem breiteren Publicum zugänglich zu werden, Tyroler Menschen in hochdeutscher Mundart zu schildern. Was den psychologischen Theil dieser Arbeiten betrifft, so hat er auch hier die alte Meisterschaft bewährt. Die erste Geschichte, „Der Stiefliebste", ist die feine Skizze eines unharmonischen, weiblichen Trotzkopfs und die zweite eine nicht minder gelungene Schilderung der Figur einer schwankenden, schwachen Wittwennatur, die sich vor ihren zwei verstorbenen „Unterirdischen" so fürchtet, daß sie eine dritte Ehe einzugehen sich erst nach langem Seelenkampfe entschließt.

Zur gefälligen Beachtung.

Alle geschäftlichen Angelegenheiten, besonders die Versendung von Beleg-Exemplaren, die Honorirung u. dgl., erledigt ausschliesslich der Verlag, Berlin W 30, Motzstr. 30 I. Man wolle bezügliche Anfrage nur an ihn richten.

Dagegen sind Manuskripte, Bücher, redactionelle Anfragen etc. stets an Richard Nordhausen, Berlin W 30, Gleditschstr. 6, zu senden. Für pünktliche Erledigung kann sonst nicht Gewähr geleistet werden.

Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W 30, Gleditschstr. 8; Expedition: Berlin W 30, Motzstr. 30 I. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.